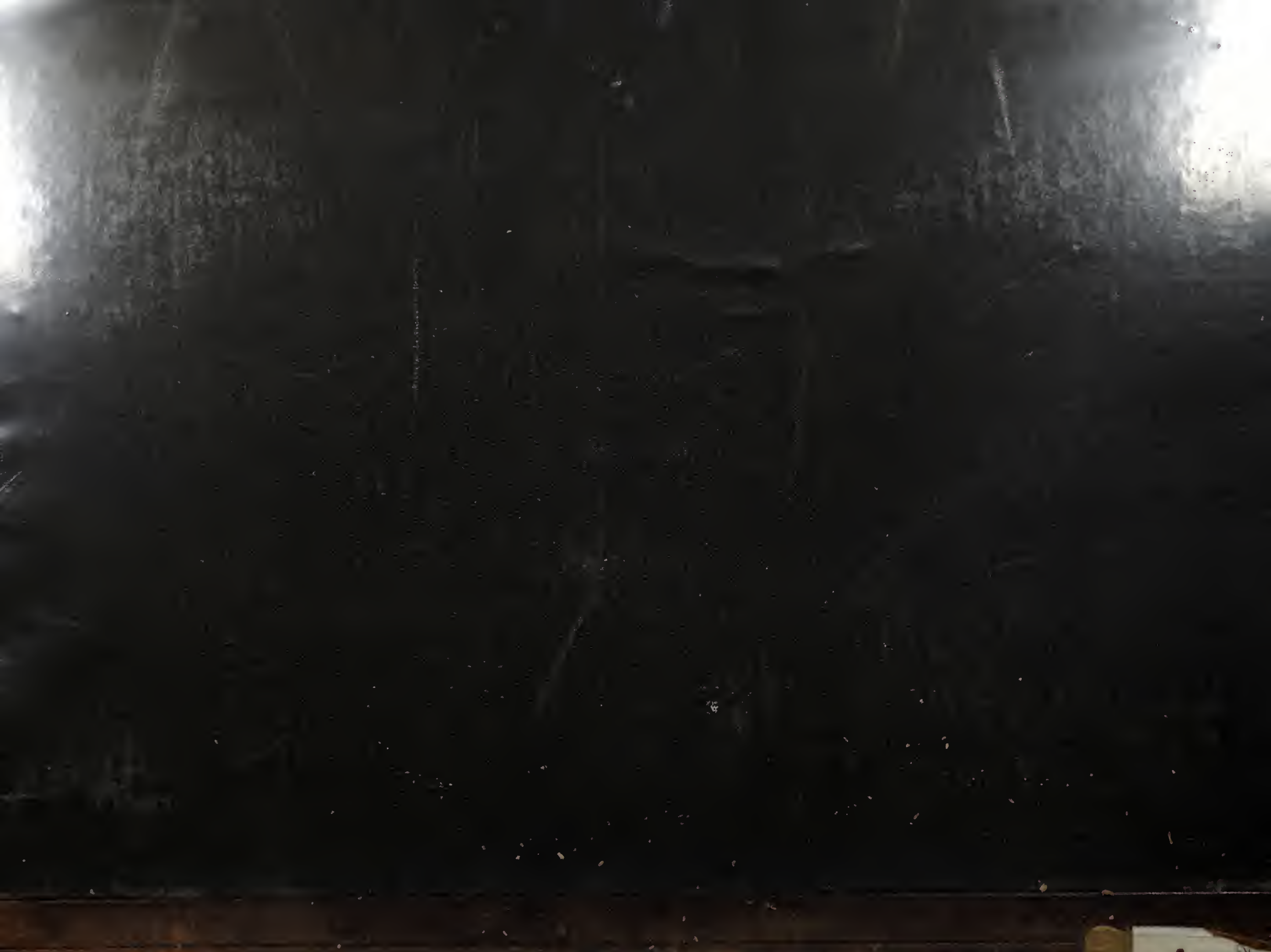


THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
GEG
v. 21-22

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

JUL 30 1956

JUN 17 1972

L161—O-1096

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Einundzwanzigster Band.

(Nr. 1—25.)

Berlin 1882.

Verlag von Georg Stilke.

Königin Augusta-Straße 12.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Register.

Einundzwanzigster Band.

Seite

Al Hasi, Glossen vom Zeitungsrand 13. 141
— Zeilen vom Ganges 77
— Salon-Plaudereien 109
— Nur für Natur 174
— Die Tapezier-Literatur 249
Alsberg, M., Der Erdboden und die menschliche Gesundheit . . 212
— Die Krankheitskeime der Lungenschwindsucht 275
Anzengruber, Ludwig, Der Traum-Talisman 204
— Der Tod auf der Bühne. Eine dramaturgische Studie . . . 277
Baculatus, Auch ein Goethe-Verbesserer 182
Banville, Theodor de, Der falsche Paganini. Eine phantastische Geschichte 25
Bartsch, Karl, Zur Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts 214
Bauer, A. Ch., Kunst und Kunstgenuß 397
Baumbach, Rudolf, Stelldichein 389
Beheim-Schwarzbach, Bruno, Auf der Insel Wight 377
Beta, Ottomar, Die Schule der Präraphaeliten 373
Blind, Karl, Stuart Mill über Irland 17
— England und „die sociale Revolution" 145
— Schliemanns Entdeckungen und Forschungen 259
— Gladstones neue Stellung gegenüber Irland 305
— Erinnerungen an Garibaldi. 369. 386
Boettcher, Adolf, Ein Blick auf den Reichstag 97
— Das Tabacksmonopol 161. 179
— Zur Eröffnung des Reichstages 257
Braun-Wiesbaden, Karl, Zur Ethnographie der Oestreichisch-ungarischen Monarchie 152
Breitinger, Heinrich, Eine neue Biographie Leopardis . . . 12
— Sicilianische Novellen 172
Brückner, A., Rußlands Werden und Wollen 104
Capitolinus, Italien und das Papstthum 193
— Italien und Nordafrika 321
Carriere, Meine Weltanschauung 164
— Freiheit und Glauben. 264
Dahn, Felix, Hymne für Deutsch-Oesterreich 30
Daudet, Alphonse, Ein Deutscher über Frankreich 201
Doempke, G., Unsere großen Musikerbiographien und Pohls „Haydn" 278. 329
Dornblüth, F., Aerzte und Publicum. 223
Duboc, Julius, Geschichte der Ethik 56
— Max Müller und die Evolutionstheorie. 231
— Moderne Idyllen 342
Ebers, Georg, Ursprung und Entwickelung der altägyptischen Religion 5
Ehrlich, H., Opern und Concerte 28. 46. 60. 124. 189. 253. 318. 349
— „Eingeweihte Correspondenten" 163
Floerke, Gustav, Aus der Campagna 57
Fontane, Theodor, Ein Stück Autokritik 143
Freimut, Paul, Der Reichskanzler und die politischen Parteien 1. 19. 35
Frensdorff, E., Der Orient und Aegypten 273
— Ein Epilog zum Gotthardfest 353
Frohschammer, J., Ueber den Ursprung der Religion 68
Geiger, Ludwig, Caroline von Wolzogen 87
Generalstabsoffizier a. D., östreichischer, Der Aufstand in Süddalmatien und der Herzegowina 81
Goldbaum, Wilhelm, Turgenjew-Studien 21. 71
Greif, Martin, Des Sängers Werbung 261
Groth, Klaus, An den vlaamschen Dichter Paul de Mont . . 53
Hartmann, Eduard von, Lassons Rechtsphilosophie 117
— Religion und Kunst 197

Seite

Hellwald, Friedrich von, Die Regentschaft Tunis 99
— Eine Entdeckungsfahrt in Südamerika 195
Hertz, Wilhelm, Altenglisches Schlummerlied. (Aus dem 14. Jahrhundert) 5
Hevesi, Ludwig, Bekenntnisse eines Bücherkritikers. Eine Satire 91
Holtzendorff, Franz von, An Berthold Auerbach 101
Hosaeus, A., Das Lachgas 131
Jansen, Albert, Ueber Caseïn- oder Käse-Malerei 107
Jensen, Wilhelm, Eine Begegnung 197
Ihering, Rudolf von, Das sociale Motiv der Tracht . . . 3. 36
Kalischer, S., Die Sonne und die Triebkräfte 355
Kinkel, Gottfried, Die Regierung der Königin Victoria . . . 233
Koch, Max, Martin Greif als Lyriker. 138
Kolisch, Sigmund, Talleyrand über Metternich 389
Kompert, Leopold, Ein Gespräch auf dem Monte Pincio 299. 313
Koppel, E., „Entweder — oder" von Heinrich Laube 361
Lammers, A., Sparkassen-Reform 33
— Entschädigung für Betriebsunfälle 129
— Der Zollschutz und seine Zukunft 289
Laistner, Ludwig, Norwegische Göttergeschichtsklitterung . . . 325
Lauser, Wilhelm, Die catalanische Renaissancebewegung . 226. 243
Lazarus, Moritz, Am Sarge Berthold Auerbachs. Rede, gehalten zu Cannes 101
Lector, Schriftstellernde Componisten 296
Legouvé, Ernest, Von meiner Collaboration mit Eugène Scribe 53
Linke, Oskar, Aphrodite Urania. Ein milesisches Märchen . . 267
Lorm, Hieronymus, Oestreichische Literatur-Zustände 245
Luthmer, F., Farbenfreude und Farbenscheu 121
— Einige Gedanken über volksthümliche Kunst 357
Lübke, W., Neue Kunstblätter 40
Meyer, Conrad Ferdinand, Die sterbende Meduse 132
Nachtigal, Gustav, Serpa Pinto 166
Peschkau, Emil, Wie mich der Schriftsteller Luxor kennen lernte 362
Pietsch, Ludwig, Bruno Bauer. Persönliche Erinnerungen an ihn 262
Prel, Carl du, Ein Commentar zu Kants „Kritik der reinen Vernunft" 183
— Schlaf und Tod. 309
Prölß, R., Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen . 169
Prutz, Hans, Zur Universitätsfrage 209
Ranzoni, Em., Selbstbiographie von Anselm Feuerbach . . . 8
— Die Munkacsy-Ausstellung in Wien 89
— Internationale Kunstausstellung in Wien 283. 317. 347
Reguet, Carl Albert, München als deutsche Kunst-Hauptstadt 185
Richter, F., Türkische Reformen 113
Rohlfs, Gerhard, Sahara und Sudan 33
Rosenstein, Immanuel, Zur Geschichte der preußischen Verwaltung 136
Samosch, Gottfried, Lorenzo Stecchetti 102
Schasler, Max, Ueber die dramatische Behandlung historischer Charaktere 228
— Ueber socialpolitische Reformbestrebungen in England 327
Scherr, Johannes, Der Staatsschlaraff. Aus einem satirischen Roman 38
Schippel, Max, Die östreichischen Couponprocesse. 241
Schl., P., Littanische Geschichten von Ernst Wichert 266
Schlaeger, E., Zur Panama-Frage 177
— Memoiren eines Deutschamerikaners 281
Schloßmacher, Joseph, Deutschland im Suezkanal 385
Schmidt, Erich, Diderot und Lessing 133. 153
— Zum 22. März 1882 181
Schmidt, Julian, Herrmann Hettner. 371

Seite

Schricker, A., Adolf Held und seine sociale Geschichte Englands 171
Schwebel, Oskar, Vom Volkshumor in der Mark Brandenburg 371
Siegen, Karl, Heinrich von Kleist und seine Familie 292
Singer, Wilhelm, Die Krisis in Paris 65
— Gambettas Nachfolger 225
Speidel, Ludwig, Ein tolles Modell 157
Steinthal, H., Die Juden und kein Ende 337
Sterne, Carus, Die Rolle der Regenwürmer in der Erdgeschichte 84
Telmann, Konrad, Drei neue Romane 42
Thaler, Carl von, Ostern in Sorrent 219
Thiele, R., Aus Freiligraths Dichterwerkstatt 393
Unruh, G. V. von, Das Beamtenthum im modernen Staat . 49. 66
Vogel, H. W., Ein Wort für unsere Realschulen 114
Vogt, Carl, Aus der Provence 331. 345
Vogt, Felix, Die Musik in Paris 364. 380
Volkelt, Johannes, Das Vermächtniß eines deutschen Philosophen 340
Weil, Julius, Zur neueren Rechtsliteratur 187
Weltrich, Richard, Das Dalberg-Löhle'sche Schillerporträt . . 24
Wernich, A., Die Aufgaben staatlicher Gesundheitsämter . . . 51
Widmann, Joseph Victor, Ein mythologischer Roman . . . 247
Winter, Georg, Talleyrand und Ludwig XVIII. 155
— Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807 285
Zabel, Eugen, Henry Wadsworth Longfellow 216
Zacharias, Otto, Wann concipirte Darwin den Grundgedanken seiner Theorie? 147
— Charles Darwin. Nebst bisher ungedruckten brieflichen Mittheilungen 290
Zernin, Hauptmann, Die Cavallerie und ihre Zukunft 306
Zolling, Theophil, Neues Münchner Dichterbuch. Herausgegeben von Paul Heyse 11
— Kriemhild. Trauerspiel von Adolf Wilbrandt 27
— Die Vergnügungsreise. Lustspiel von Edmond Gondinet und Alexander Brisson 44
— Der Fourfix. Lustspiel von Hugo Bürger 45
— Aus den Gemälde-Ausstellungen 61
— Heinrich Laubes „Erinnerungen" 73
— Odette. Schauspiel von Victorien Sardou 93
— „Ellernklipp" von Theodor Fontane 119
— Kunstausstellungen 140. 287
— Der Roman einer Schauspielerin 149
— Unsere Frauen. Lustspiel von G. v. Moser und F. v. Schönthan 172
— Das Document. Schauspiel von Gräfin Wickenburg-Almásy . 173
— Vischers Lyrische Gänge 202
— Strohhalm. Schauspiel von Franz Hedberg 221
— Die heraldische Ausstellung 235
— Sergius Panin. Schauspiel von Georges Ohnet 250
— Harold. Trauerspiel von Ernst von Wildenbruch 268
— Gastspiel des Herzoglich Meiningischen Hoftheaters 301
— „Fabian und Sebastian" von Wilhelm Raabe 311
— Gesammtgastspiel des Münchener Königl. Theaters am Gärtnerthor 332
— Das Albrecht v. Graefe-Denkmal 350
— Der Todtschläger. (L'Assommoir.) Volksstück nach Emile Zola von William Busnach und Octave Gastineau 366
— Ueber die Anfänge des deutschen Theaters 376
— Die Schriftstellerei der Schauspieler 395

Notizen.

Adami, Architektonik. Von M. Carriere 95. Adels-Almanach 367. Altpreußische Geschichten 15. Bandolerismo. Von F. Eyssenhardt 111. Zum Bau des Reichstagsgebäudes 30. Baumbach, Mein Frühjahr 303. Baumgarten, Amerika 367. Behrendt, Horaz. Von Daniel Sanders 255. Bernhard, Gedichte 126. Bibliothek deutscher Curiosa 47. Bluntschli, Gesammelte Schriften 78. Bluntschli-Stiftung 126. Bodenstedt, Morgenland und Abendland 31. Bornmüller, Schriftsteller-Lexikon 334. Brehms Thierleben 79. Cassel, Symbolik des Blutes 286. Chrusen, Albumblätter 271. Cornaro, Langes Leben 239. Coupey, Fables originales 382. Della Rocca, Skizzen über Heine 334. Deutsche Dichtungen in Ungarn 271. Diercks, Entwicklungsgeschichte 159. Döhn, Nordamerikanische Union 15. Dungers Verdeutschungen 287. Dumas, Catalogue illustré du Salon 191. Ebner-Eschenbach, Neue Erzählungen 382. Ehrlich, Musik-Aesthetik. Von Köstlin 207. Fielitz, Jugendbriefe Goethes 334. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg 31. Friedmann, Gedichte 319. Ganghofer, Fischart 367. Gädertz, Rollenhagen 47. Genée, Poetische Abende 287. Goldschmidt, Ideen 270. Goethe-Jahrbuch 222. Goetze, Galitzin und seine Zeit 79. Greiner, Ungarisches Novellenbuch 303. Günther, Barbablanca 31. Heller, Sänger aus Helvetien 207. Herten, Stilles Haus 239. Hertslet, Der Treppenwitz der Weltgeschichte 367. Hesse-Wartegg, Tunis 15. Heyse, Glück von Rothenburg 287. Hoffmann, Unter blauem Himmel 15. Höniger, Schwarzer Tod 351. Internationale Monatsschrift 159. Jansen, Rousseau 270. Jensen, Vom römischen Reich 222. Kielland, Noveletten 191. Kielland, Garmann und Worse 238. Kiepert-Dörpfeld, Olympia 383. Kletke, Album deutscher Dichter 271. Kompert, Gesammelte Schriften 302. Kremnitz, Rumänische Märchen 287. Kurnik, Theater-Erinnerungen 143. Laboulaye, Vereinigte Staaten 111. Lenaus Werke 383. Lichtenstein-Anageton, den Manen Auerbachs 399. Lilsen, Der Tusker 143. Lorm, Abend zu Hause 190. Löwenich, Märzblumen 287. Meißner, Prinzessin von Portugal 142. Memoiren eines Theekessels 143. Menzels Friedrich der Große. Von L. Pietsch 237. Meyers Jahres-Supplement 126. Meyers Sprachführer 222. Meyers Conversationslexikon 303. Michel, Oupnekhat 126. Moleschott, Nerven 351. Neumann, Geschichte Roms 239. Nonne, Frundsberg 287. Pasqué, Prinzeß Ilse 271. Paulus-Museum zu Worms 79. Peth, Geschichte des Mainzer Theaters 239. Pietschmann, Geschichte der Kunst im Alterthum 399. Pons, Renan 15. Pöstion, Hellas, Rom und Thule 271. Putlitz, Frölenhaus 175. Reich des Ideals 367. Reiseführer 142. Reitzenstein, Armengesetzgebung Frankreichs 79. Revue politique et littéraire 286. Richter, Messias- und Wertherzeit 126. Rigaud, Lieux communs 79. Rosenthal-Bonin, Gold des Orion 302. Roth, Griechische Geschichte 126. Ruge, Geschichte unserer Zeit 78. Rückerts Gesammelte Werke 367. Saar, Gedichte 191. Samhaber, Walther von der Vogelweide 78. Sarcey, Le mot et la chose 47. Schack, Plejaden 238. Seherr-Thoß, Erinnerungen 191. Schlossar, Volkslieder 159. Schober, J. J. W. Heinse 399. Schwarz, Algerien 15. Schweichel, Falkner von St. Vigil. Von Carl du Prel 77. Schweizer, Molière-Museum 335. Stern, Hinter den Gittern 15. Sutermeister, Welt und Geist 383. Sylva, Jehovah 239. Tissot, Un jour à Capernaum 303. Tubino, Murillos Leben 335. Valera, Pepita Jimenez 223. Van Muyden, Erfindungen der neuesten Zeit 382. Voß, Bergasyl 334. Wachenhusen, Was die Straße verschlingt 382. Waldis Esopus 350. Weitbrecht, Verirrte Leute 350. Wellmer, Rose von Jericho 350. Werner, Lessings Emilia Galotti 63. Wilbrandt, Aus der Heimat 303. Zabel, Berthold Auerbach 159. Politischer Wochenbericht 1. 29. 63. 94. 125. 159. 189. 221. 254. 319.

Offene Briefe und Antworten.

Brück, A. T., Goethes Lebensende 223. Cordel, Oskar, Noch einmal die Cavallerie-Frage 383. Krause, Ernst, Zur Genesis des Darwinismus 175. 207. Küchenmeister, Friedrich, Eine Erinnerung an Theodor Drobisch 351. Latendorf, Fr., Eine Tradition des Weimarer Hoftheaters 95. 127. Mensinger, J., Nochmals die moderne Heraldik 335. Weisbrodt, G., Ein Epigramm von Grillparzer 367.

№ 1. Berlin, den 7. Januar 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Der Reichskanzler und die politischen Parteien. Von Paul Freimut. I. — Das sociale Motiv der Tracht. Von Rudolf von Jhering. — **Literatur und Kunst:** Altenglisches Schlummerlied. (Aus dem 14. Jahrhundert.) Von Wilhelm Hertz. — Ursprung und Entwickelung der altägyptischen Religion. Von Georg Ebers. — Selbstbiographie von Anselm Feuerbach. Von Em. Ranzoni. — Neues Münchner Dichterbuch. Herausgegeben von Paul Heyse. Besprochen von Theophil Zolling. — Eine neue Biographie Leopardis. Von Heinrich Breitinger. — **Aus der Hauptstadt:** Glossen vom Zeitungsrand. Von Al Hafi. — Notizen. — Inserate.

Der Reichskanzler und die politischen Parteien.

I.

Wohl noch niemals ist es in Deutschland den Politikern so schwer geworden, über die nächste Entwickelung unserer inneren Verhältnisse eine bestimmte Ansicht zu begründen. Niemand traut es sich, die täglich wiederkehrenden Fragen zu beantworten: Wird der Reichskanzler den Reichstag auflösen oder wird er ihm die dreijährige Lebensdauer vergönnen? — wird er sich mit der Centrumspartei aussöhnen oder wird er sie zersprengen? — wird es ihm gelingen, trotz der lebhaften Opposition der Liberalen, seine politischen und wirthschaftlichen Projecte ganz oder theilweise zur Ausführung zu bringen oder wird er sie vertagen oder gar aufgeben müssen? — wird sich in den gegenwärtigen parlamentarischen Kämpfen eine große liberale Oppositionspartei gegen den Reichskanzler ausbilden oder werden die Nationalliberalen, die Secessionisten (liberale Vereinigung) und die deutsche Fortschrittspartei in ihrer Sonderstellung sein Regiment überdauern?

Die Stellung des Reichskanzlers zu den einzelnen politischen Parteien ist keineswegs leicht zu verstehen; sie gründet sich auf eine Jahrzehnte-lange allmähliche Entwickelung. Um so mehr verlohnt es sich, ihre Wandelungen zu fixiren und deren Ursache und Veranlassung darzustellen.

Als der Rittergutsbesitzer Otto von Bismarck-Schönhausen die diplomatische Laufbahn einschlug, war er der jüngste und begabteste Führer jener extremen preußischen conservativen Partei, die den Liberalismus auch wegen seiner Schwärmerei für ein einiges deutsches Vaterland im Anschluß an das Frankfurter Parlament vom Jahre 1848 haßte und verfolgte und den Deutschen Bundestag unter dem Vorsitz Oestreichs jedenfalls conservirt wissen wollte. Im December 1850 hatte der Abgeordnete von Bismarck die „Schmach von Olmütz" — die deutsche Politik des Ministeriums Manteuffel — vor dem Abgeordnetenhause vertheidigt, im Sommer darauf war er preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. Hier gewann er, wie uns seine in dem bekannten Buche Hesekiels nach 1866 veröffentlichten Briefe an Verwandte und Freunde beweisen, sehr bald die Ueberzeugung, daß „der Zollverein ohne eine Art Zollparlament nicht bestehen könne" (Brief vom 2. April 1858), daß „unser Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens" sei, „welches wir früher oder später ferro et igni wieder heilen müssen" (Brief vom 12. Mai 1859), daß der Bund bisher für Preußen nichts anders gewesen sei als „ein Alp und eine Schlinge um unsern Hals, mit dem Ende in feindlichen Händen, die nur auf Gelegenheit zum Zuschnüren warten" (Brief vom 3. Febr. 1860). In Folge des östreichisch-italienischen Krieges erkannte er, in Uebereinstimmung mit der liberalen Partei, daß wir Preußen uns lediglich „auf die eigene und auf die im Fall des Krieges von uns aufzubietende nationale Kraft Deutschlands verlassen" müssen (Brief vom 22. Aug. 1860).

Schließlich entsprach der bekannte Satz im Programm der deutschen Fortschrittspartei vom Juni 1861, wonach „die Existenz und die Größe Preußens abhängt von einer festen Einigung Deutschlands, die ohne eine starke Centralgewalt in den Händen Preußens und ohne gemeinsame deutsche Volksvertretung nicht gedacht werden kann . . ." im Wesentlichen seinen Anschauungen über die deutsche Frage. Deutlich genug zeigte dies die in seinem Briefe vom 18. Sept. 1861 enthaltene bittere Kritik des Gegenprogramms der Conservativen, des „Preußischen Volksvereins" vom 6. desselben Monats. Damals sagte er seinen alten Parteigenossen voraus, mit der bloßen matten Defensive könne eine politische Partei nicht bestehen, viel weniger Terrain und Anhänger erobern. Als er ein Jahr später selbst das Staatsruder ergriff, war die conservative Partei aus dem preußischen Abgeordnetenhause „bis auf einen fast verschwindenden Bruchtheil wie weggewischt". „Die neue Aera" — sagt Hesekiel*) — „hatte den conservativen Politikern gezeigt, daß eine conservative Partei in Preußen . . im Ganzen und Großen doch nur die Regierungspartei sein kann." Bismarck war ernsthaft gewillt, sich mit der fortschrittlichen Abgeordnetenhaus-Mehrheit auf dem Boden eines gemeinsamen deutschen Programms, dessen Billigung er freilich nur andeuten konnte, zu verständigen, aber jeder Versuch dazu mußte scheitern, weil der conservative Parteimann den Verfassungsconflict als solchen unterschätzte und namentlich für das Pflichtgefühl, mit dem die liberalen Volksvertreter jener Tage in den schweren Kampf um die beschworene Verfassung und um die Rechte und Freiheiten des Landes vollbewußt eintraten, kein rechtes Verständniß besaß. In diesen Jahren der „Conflictszeit" ließ Bismarck sich angelegen sein, die geschlagene Armee der Conservativen zu reorganisiren, aber seine besten Mitkämpfer schlugen sich „schon nicht mehr um den Sieg, sondern nur um ein ritterlich Sterben. Ueberall", bezeugt Hesekiel**), „konnte man damals in conservativen Kreisen hören, daß man sich nur noch stemme, weil's die Pflicht gebiete; der Sieg des Fortschritts und des

*) Hesekiel, Das Buch vom Grafen Bismarck S. 268 u. S. 269.

**) Hesekiel a. a. O. S. 269.

Parlamentarismus über das alte preußische Königthum sei nur noch eine Frage der Zeit, aber man müsse stehend sterben."

Der deutsche Krieg von 1866 beendigte auch den vierjährigen Verfassungskampf. In der Abgeordnetenhauswahl vom 3. Juli 1866, vom Tage der Königgrätzer Schlacht, erlangten die Conservativen, welche die unbedingte Unterstützung der Regierung auf ihre Fahnen geschrieben hatten, an hundert neue Sitze, im Ganzen 142 von 352. Hätten sie auch lieber gesehen, wenn ihr glorreicher Führer, statt für die verfassungswidrige Verausgabung der Staatsgelder Indemnität zu fordern, planmäßig unternommen hätte, die constitutionelle Verfassung Preußens durch eine ständische zu ersetzen, so pflanzten sie dennoch für die Wahlen zum constituirenden Norddeutschen Reichstage nach dem vormals so verhaßten demokratischen allgemeinen gleichen directen Wahlrecht mit geheimer Abstimmung, wiederum nur die Fahne der Unterordnung unter die sieg- und erfolgreiche Regierung auf. Das Glück blieb ihnen hold, — in den alten Provinzen Preußens errangen sie einen glänzenden Wahlsieg. Freilich war dadurch, da in den neuen Provinzen Preußens und in den meisten übrigen Theilen Norddeutschlands Conservative vom Schlage der preußischen nur vereinzelt vorkamen, die Mehrheit im Reichstage noch nicht gewonnen. Inzwischen aber hatte in Preußen innerhalb der dominirenden deutschen Fortschrittspartei die Meinungsverschiedenheit über die gegen das Ministerium Bismarck nach den Kriegserfolgen einzuschlagende Taktik zur Aussonderung der nationalliberalen Partei geführt, der sich bald die meisten Liberalen der neuen Provinzen und der übrigen norddeutschen Bundesstaaten anschlossen. Die Nachgiebigkeit dieser neuen Partei ließ im constituirenden Reichstage, in welcher bei Aufrechthaltung des scharfen Gegensatzes zwischen conservativ und liberal die Polen und Particularisten den Ausschlag gegeben haben würden, Compromisse zu Stande kommen, aus denen die Norddeutsche Bundesverfassung in weit conservativerer Gestalt hervorging, als man nach den Wahlen angenommen hatte. Für die nächsten drei Jahre (1867 bis 1869) war im Norddeutschen Bunde bei der Unfertigkeit der Bundesverhältnisse und in Preußen bei der Verschiedenheit der Einrichtungen und Gesetze in den alten und neuen Provinzen eine lebhafte Anspannung der Gesetzgebungsmaschine so unumgänglich nöthig, daß dadurch das Auftreten des Kanzlers gegen die einzelnen Parteien der beiden parlamentarischen Körperschaften bestimmt wurde. In beiden hatte nach den Wahlen des Sommers 1867 weder die conservative noch die liberale Seite eine Mehrheit; in beiden gelang es der ausgezeichneten Diplomatie des Reichskanzlers fast immer, mit Hülfe der nationalliberalen Partei oder wenigstens eines Theils derselben, auch solchen Gesetzesbestimmungen, die mit den alten Grundprincipien des Liberalismus in unvereinbarem Widerspruch standen, eine Mehrheit zu schaffen. Man gewährte die Aufopferung alter Grundsätze gewissermaßen als Gegenleistung für die gleichzeitigen bedeutenden Fortschritte, die unter Zustimmung auch der Conservativen, Dank Delbrück, in der wirthschaftlichen Gesetzgebung gemacht wurden. Man meinte auch dem Kanzler nachsagen zu dürfen, er habe allmählich von seinen conservativen Grundanschauungen Manches aufgegeben.

Der Krieg von 1870 brachte die Herstellung des Deutschen Reiches und damit eine ungeheure Stärkung der Macht des Kanzlers; man gewöhnte sich allgemein daran, ihn für geradezu unersetzlich zu halten. Nicht der Krieg, sondern das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit bewirkte wichtige Aenderungen im deutschen Parteiwesen. Das katholische Centrum entstand als besondere Fraction und nahm nach und nach die meisten Wahlkreise mit einer in der Mehrheit katholischen Bevölkerung den conservativen und liberalen Parteien fort. Der Kanzler hatte, wie er selbst einräumte, bis dahin Ultramontane und Jesuiten allzu sehr begünstigt. Jetzt nahm er den Kampf gegen sie mit der ihm eigenen Energie und Leidenschaft auf. Der erste heftige Zusamuenstoß mit dem Centrum im Abgeordnetenhause trieb den Kanzler in einen ernsten Conflict mit den Conservativen, mit deren Traditionen die im Schulaufsichtsgesetz angebahnte Loslösung der Kirche von der Schule unvereinbar war. Der hochorthodoxe conservative Mühler mußte dem kirchlich freisinnigen freiconservativen Falk weichen. Die Conservativen verweigerten die Zustimmung zu dem vom Kanzler für unentbehrlich erklärten Gesetze. Nur ein Theil gab seinen Drohungen nach. Er siegte mit Hülfe aller Liberalen, einschließlich der Fortschrittspartei. Die geschlagenen Conservativen stimmten nun auch gegen die mit den Resten der alten Ständeverfassung aufräumenden Kreisordnung; dieselbe war im Herrenhause nur durch einen Pairsschub durchzubringen. Der Kanzler betrieb jetzt die Spaltung der Conservativen des Abgeordnetenhauses. Zu Beginn der Legislaturperiode hatte es zwei conservative Fractionen gegeben, eine freiconservative mit 55, eine conservative mit 116 Mitgliedern. Letztere trennte sich in eine altconservative von 71 und eine neuconservative von 45 Köpfen. Die Neuconservativen, unter dem Vorsitze des älteren Bruders des Kanzlers, verzichteten fortan auf Opposition. Der sogenannte Culturkampf, in welchem die Regierung in der Regel selbst von der Fortschrittspartei unterstützt wurde, führte die nationalliberale Partei dem Kanzler und den Conservativen näher. Man sprach seitdem viel von der Mehrheit der gemäßigten Mittelparteien (der nationalliberalen, freiconservativen und neuconservativen). Die Waffenbrüderschaft derselben gegen die sogenannten „Reichsfeinde" — Centrum, Welfen, Polen, Dänen, Socialdemokraten — wurde enger und setzte sich auch durch die folgende Legislaturperiode fort. Der Kanzler seinerseits war ebenfalls weiter nach links gedrängt, als seinen conservativen Anschauungen entsprach. Erst kürzlich erfuhr man, daß er nur auf einstimmige Aufforderung des inzwischen freisinniger zusammengesetzten Ministeriums seinen Widerspruch gegen die Civilehe aufgegeben habe.

Die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause (Herbst 1873) und zum Reichstage (Januar 1874) bestätigten den Erfahrungssatz, daß in Deutschland die Conservativen nur als Regierungspartei bestehen können. Während das Centrum, dem Kanzler zum Trotz, die alten Sitze behauptete und neue erwarb, rief die Opposition der Altconservativen gegen Schulaufsichtsgesetz und Kreisordnung in den protestantischen Wahlkreisen eine liberale Strömung hervor, die stark genug war, im Abgeordnetenhause wie im Reichstage liberale Mehrheiten zu beschaffen. Im Abgeordnetenhause gab es unter 432 Abgeordneten 250 Liberale (178 Nationalliberale, 72 Fortschrittler), während die Conservativen aller drei Fractionen es nur auf 70 gebracht hatten, die mit dem Centrum (88), mit Polen und Altliberalen noch etwa 34 unter der Mehrheitsziffer blieben. Im Reichstage zählte man unter 397 Abgeordneten 204 Liberale (55 Nationalliberale und 49 Fortschrittler) gegen 58 Conservative beider Richtungen und 135 sogenannte „Reichsfeinde". Der Ausfall der Wahl konnte den Kanzler nicht befriedigen. Und doch verstand er mit diesen Körperschaften gut auszukommen. Die liberalen Mehrheiten traten höchstens in untergeordneten Fragen in Action. Mit den gleichzeitig vorhandenen conservativ-nationalliberalen Mehrheiten hingegen — im Abgeordnetenhause $178 + 70 = 248$, im Reichstage $155 + 58 = 213$ — gelang es ihm, gegen die Fortschrittspartei, im Reichstage das Militärgesetz mit Vermehrung der Militärlast und die Reichsjustizgesetze mit Nichtberücksichtigung vieler alter liberaler Forderungen, im Abgeordnetenhause die Provinzialordnung, die Synodalordnung und das Reichseisenbahngesetz durchzubringen. Und gerade in dieser Legislaturperiode mit den liberalen Mehrheiten, in den Jahren 1874 bis 1876, begann der Reichskanzler, überzeugt, daß das Deutsche Reich nunmehr für lange Zeit von äußeren Gefahren nicht bedroht werde, oder, wie die Thronrede vom 27. October 1875 besagte, als „die dauernde Erhaltung des Friedens nach menschlichem Ermessen gesicherter war, als sie es jemals in den letzten

20 Jahren vor der Herstellung des Deutschen Reiches gewesen ist" — seine ganze Thatkraft dem inneren Ausbau des Reichs zuzuwenden, für welchen zu sorgen er bis dahin Delbrück und andern liberalisirenden Collegen überlassen hatte.

Anfänglich als das Ergebniß des Nachdenkens in schmerzensvollen schlaflosen Nächten, gefördert durch das Studium volkswirthschaftlicher Schriften in den Tagen der durch schweres Siechthum nöthig gewordenen Beurlaubungen der Jahre 1874 und 1875, trat, zuerst noch unvollständig, gleichsam nur in den ersten Umrissen skizzirt, dann aber von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr immer fester, deutlicher und mächtiger ein Plan zur umfassenden Reform unseres gesammten politischen und socialen nationalen Lebens, zur Festigung des Reiches, zur Stärkung der Reichsgewalt und zur Hebung des Wohles aller Volksklassen zu Tage.

Niemand hat das Recht zu bezweifeln, daß die von einander nicht zu trennenden Reformprojecte des Kanzlers, deren Durchführung er sich zur letzten Lebensaufgabe gemacht hat, ihren Ursprung in der reinsten Vaterlandsliebe haben. Seitdem er zur festen Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit gelangte, ist er mit eiserner Consequenz, mit bewundernswürdiger Zähigkeit bestrebt, alle Hindernisse, die sich in den Weg stellen, zu beseitigen. Tüchtige und bewährte Mitarbeiter und Gehülfen müssen unbeschadet früherer Verdienste weichen, sofern sie sich nicht voll und ganz der gleichen Aufgabe widmen wollen oder können. Eulenburg I., Delbrück, Camphausen, Achenbach, Falk, Friedenthal, Hoffmann, Hobrecht, Eulenburg II. — von Ministerialdirectoren und vortragenden Räthen zu schweigen — schieden aus ihren Aemtern. Mag eine politische Partei nach der andern ihre Dienste verweigern, — gleichviel, wenn sich nur demnächst hinreichend starke Parteien oder Theile von Parteien zur Formirung einer Parlamentsmehrheit für das eine oder das andere Stück jener Pläne zusammenbringen lassen. Dazu ist jede Partei zu gebrauchen; es wäre thöricht, die Hülfe der einen oder der andern aus theoretischen Bedenken zu verschmähen.

Paul Freimut.

Das sociale Motiv der Tracht.

Von Rudolf von Jhering.

Der gegenwärtige Artikel bildet ein Stück derselben Untersuchungen, von denen ich ein anderes in dem über das sociale Motiv der Mode (Nr. 34 vom 20. August) mittheilte. Sie hatten zum Gegenstand die Sitte als gesellschaftliche Institution und stellten sich zur Aufgabe, das praktische Motiv derselben an den einzelnen Bildungen der Sitte nachzuweisen. Ich fand hier ein reiches, von der Wissenschaft kaum noch betretenes Gebiet vor, und es traten Erscheinungen des Lebens in meinen Gesichtskreis, denen ich selber bis dahin keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, und die sich mir jetzt erst in ihrem richtigen Licht, d. h. in einer praktischen Bedeutung für das gesellschaftliche Leben erschlossen. Zu ihnen gehörte auch die Tracht, und der Versuch einer genauen Begriffsbestimmung derselben nöthigte mich, sie von der Mode abzuheben, die als solche nicht in den Umkreis meiner Untersuchung fiel. Der Artikel über letztere hat den Lesern der „Gegenwart" die werthvolle Frucht eingetragen, daß eine Autorität ersten Ranges auf diesem Fach: J. von Falke in Wien, sich in dieser Zeitschrift (Nr. 44 und 48) über denselben Gegenstand hat vernehmen lassen und dabei Gelegenheit gehabt hat, aus der Fülle seines Wissens reiche Gaben mitzutheilen. Ob es ihm dadurch gelungen ist, den entscheidenden Punkt meiner Auffassung zu widerlegen, der nicht darin besteht: welche Motive die äußere Gestaltung der Mode bestimmen, sondern worauf es beruht, daß wir uns der Mode selbst da unterwerfen, wo wir sie mißbilligen, mit andern Worten: worin das zwingende Moment der Mode besteht, ist mir zweifelhaft; nach meinen eigenen Beobachtungen im Leben, die ja allerdings trügerisch sein mögen, bin ich stets auf das von mir angegebene Motiv zurückgewiesen worden: man macht die Mode mit, um seine Zugehörigkeit zu denjenigen Gesellschaftskreisen zu documentiren, für die sie einmal Geltung hat, sie dient als sociales Erkennungszeichen, wie das Feldgeschrei beim Militär.

Den Gegensatz der Tracht zur Mode habe ich in dem obigen Artikel bereits angegeben und komme hier nicht weiter darauf zurück. Ich setzte ihn in zwei Momente: in die Dauerhaftigkeit und in die Verschiedenheit des praktischen Motivs. Dasselbe, sagte ich dort, sei bei der Mode (wohlbemerkt so weit es sich um ihre zwingende Macht, nicht blos um die Thatsächlichkeit ihrer äußeren Gestaltung handelt) ein social nicht berechtigtes, d. h. nicht ethischer Art, während sich dies bei der Tracht entgegengesetzt verhalte. Diese letztere Behauptung soll im Folgenden begründet werden.

Die Sitte kennt drei Arten der Tracht.*) Die eine ist die Volkstracht, auf die ich hier, da ich sie bereits in dem obigen Artikel berührt habe, nicht zurückkomme. Die zweite Art knüpft sich an den Gegensatz des Geschlechts (männliche und weibliche Tracht), die dritte an gewisse vorübergehende Anlässe des menschlichen Lebens, nämlich Schmerz und Freude (das Trauer- und das Festkleid).

Bei allen Culturvölkern wird der Unterschied des Geschlechts äußerlich durch eine Verschiedenheit der Kleidung kundgegeben, und dies ist nicht etwa bloßer Brauch, Gewohnheit, sondern Sitte, d. h. eine Einrichtung zwingender Art. Ein Mann darf öffentlich nicht in Weibertracht, ein Weib nicht in Mannestracht erscheinen. Warum? Der ästhetischen Rücksicht wegen? Es ist richtig, daß die Verschiedenheit der anatomischen Structur beider Geschlechter eine Verschiedenheit der Gewandung bedingt, und der ästhetische Gesichtspunkt mag ausreichen, um die Thatsächlichkeit dieser Verschiedenheit zu erklären, aber das zwingende Gebot der Sitte erklärt er uns nicht.**) Das Motiv der Sitte ist nicht ästhetischer, sondern praktischer oder ethischer Art. Wenn ich von mir, dem dasselbe erst bei Gelegenheit der gegenwärtigen Untersuchung klar geworden ist, auf Andere schließen darf, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß die Wenigsten davon eine klare Vorstellung haben, und dieser Fall enthält wiederum einmal einen schlagenden Beweis dafür, wie wenig wir über den Zweck der allereinfachsten Einrichtungen des Lebens, weil wir einmal an sie gewöhnt sind, nachzudenken pflegen. Man male sich einmal einen Zustand der Gesellschaft aus, in dem die Geschlechter an der Tracht nicht zu unterscheiden wären, und man wird über den Sinn einer Einrichtung nicht im Zweifel sein, welche den Gegensatz des Geschlechts sofort äußerlich erkennbar macht. Die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Tracht gehört zu den fundamentalsten und unerläßlichsten Einrichtungen der sittlichen Ordnung der Gesellschaft, denn sie erinnert nicht blos das einzelne Individuum unausgesetzt an die Rücksichten, die es im Verkehr mit dem andern Geschlecht zu beobachten hat, an die Schranken, die ihm gesetzt sind in Wort und Rede und Benehmen, sondern sie gewährt zugleich der Gesellschaft das sicherste und leichteste Mittel der öffentlichen Ueberwachung des Verkehrs der beiden Geschlechter. Wir haben darin ein Stück Sicherheitspolizei des Sittlichen vor uns — ein Gesichtspunkt, auf den ich in meinem Artikel über die Mode die sociale Bedeutung der Sitte zurückgeführt habe —, die Sitte in ihrer sittlich-prophylaktischen Function. Hätte nicht die Sitte selber in richtiger Erkenntniß ihrer Unerläßlichkeit diese zuchtpolizeiliche Sicherungsmaßregel getroffen, die staatliche Polizei müßte es thun, und verlöre jemals die Sitte die Macht sie aufrecht zu erhalten, letztere müßte an ihrer Statt die Sache in die Hand nehmen.***)

---

*) Die staatlich vorgeschriebene Tracht (Amtstracht, Uniform) scheidet von unserer Untersuchung aus, jedoch werde ich am Ende auch über sie noch einige Worte sagen.

**) Es ist dies abermals derselbe Gegensatz, den ich soeben für die Mode betont habe, und den ich bei einer Kritik meiner Ansicht nicht außer Acht zu lassen bitte.

***) Wie dies von Seiten der mosaischen Gesetzgebung ausdrücklich

Bei Kindern in den ersten Lebensjahren pflegt das Geschlecht durch die Tracht noch nicht unterschieden zu werden, aber kaum haben sie die Kinderschuhe ausgetreten, so beginnt bereits der Gegensatz der Tracht. Warum? Von einer sexuellen Gefahr kann hier noch keine Rede sein. Aber die Weisheit der Sitte hat auch hier abermals das Richtige getroffen. Die Einrichtung hat einen ernsten pädagogischen Zweck. Der Gegensatz der Geschlechter gehört zu den frühesten Thatsachen, die das Kind erfahren muß, um sie von allem Anfang an beim ersten Erwachen seines Unterscheidungsvermögens respectiren zu lernen. Schon der Knabe muß wissen, daß er Knabe, das Mädchen, daß es Mädchen ist, denn der künftige Jüngling und Mann, die künftige Jungfrau und Frau müssen schon im Knaben und Mädchen vorgebildet werden, es ist pädagogisch von äußerster Wichtigkeit, daß sie den Gegensatz des Geschlechts kennen, bevor sie ihn merken, wie auch der Soldat die Vorstellung der Gefahren der Schlacht haben soll, bevor die Wirklichkeit sie an ihn heranträgt — die Knaben- und Mädchentracht ist der erste Anfang der sexuellen Zucht.*)

Aus dem Bisherigen ergibt sich, in welchem Sinne wir vom sittlichen Standpunkt aus die Bestrebungen zu beurtheilen haben, den Gegensatz der männlichen und weiblichen Tracht abzuschwächen. Von Seiten des männlichen Geschlechts sind sie nicht zu befürchten, die Annäherungsversuche gehen stets nur vom weiblichen aus, und in der heutigen Zeit haben sie einen Grad erreicht, daß man beim Anblick mancher weiblichen Wesen glauben möchte, sie hätten eine Herrengarderobe geplündert. Nur ein Weib, das das Weib in sich vergißt oder vergessen machen möchte: die feile Dirne oder das emancipirte Frauenzimmer, kann auf den Gedanken gerathen, die Schranken, welche die Sitte mit weisem Vorbedacht zwischen Mann und Weib errichtet hat, niederzureißen, und nur die Dummheit und Urtheilslosigkeit kann sich verleiten lassen, ein solches Beispiel nachzuäffen. In Sodom und Gomorrha mag auch das Mode gewesen sein, in einem Gemeinwesen, wo noch Zucht und Sitte herrscht, sollte man jedes solches Beginnen mit Verachtung strafen — einem Frauenzimmer gegenüber, das äußerlich den Mann imitirt, sollte sich Jeder der Rücksichten, die er dem Weibe schuldet, entschlagen — nur das anständige Weib verdient vom Manne anständig behandelt zu werden.

Die zweite Art der durch die Sitte vorgeschriebenen Tracht ist das Trauerkleid. Worin hat dasselbe seinen Grund? In dem Bedürfniß des Gemüths, der Stimmung des Schmerzes äußern Ausdruck zu geben? So scheint es. Was ist natürlicher, möchte man sagen, als daß die düstere Stimmung zur düstern Farbe greift? Wenn der Sonnenschein des Lebens der Nacht gewichen ist, so kleidet sich das Leben in die Farbe der Nacht: in Schwarz.

Die Auffassung hat etwas Bestechendes, aber sie erweist sich bei näherer Betrachtung als nicht stichhaltig. Ich lege kein Gewicht darauf, daß manche Völker an Stelle der schwarzen Farbe eine andere (z. B. blau, weiß) als Trauerfarbe gewählt haben, daß also der Zusammenhang zwischen der düstern Farbe und der düstern Stimmung kein so zwingender sein muß, wie wir unter dem Einfluß der Gewohnheit voraussetzen. Bei dem Manne bildet das Schwarz: der schwarze Frack, das Gesellschafts- und Festkleid. Aber immerhin zugegeben, daß die schwarze Farbe der Trauer am adäquatesten ist, ist es denn wahr, daß das vom tiefsten Schmerze erfüllte Gemüth ein Bedürfniß empfindet, der Stimmung durch das Kleid Ausdruck zu geben? Ich sollte doch meinen, daß einer Mutter, die am Sarge des Kindes, einer Frau, die an dem des Gatten knieet, jeder andere Gedanke näher läge als der, sich Trauerkleider anmessen zu lassen, oder selber die Nadel zur Hand zu nehmen. In Wirklichkeit entspricht dies so wenig ihrer Stimmung, daß sie im Gegentheil derselben die größte Gewalt anthun muß, um sich dem Zwangsgebot der Sitte zu fügen. Sie thut es nicht, weil sie will, sondern weil sie muß. Ohne das zwingende Gebot der Sitte würden gerade diejenigen, welche den Schmerz am tiefsten empfinden, am wenigsten auf solche Aeußerlichkeiten verfallen. Bestände das Motiv der Anlegung der Trauertracht in dem eigenen Bedürfnisse des Gemüths nach äußerlicher Symbolisirung der Stimmung, warum überläßt die Sitte es nicht Jedem selber, ob er dies Bedürfniß empfindet? Und warum äußert sich dies Bedürfniß, indem es sich zu befriedigen sucht, blos in der Kleidung, warum nicht auch in der häuslichen Einrichtung, warum machen nicht auch hier die hellen Farben den dunklen Platz: die Vorhänge, Gardinen, Ueberzüge der Meubeln, das Tischzeug, Bettzeug? Wer einmal den Reflex seiner Stimmung in der Außenwelt wahrnehmen will, dem steht doch die häusliche Einrichtung, die er jeden Moment vor Augen hat, ebenso nahe, oder richtiger noch näher als das Kleid und der Hut, mit dem er außer dem Hause erscheint. Ein Leinwandfabrikant versuche einmal, darauf hin schwarze Leinwand zu fabriciren, er wird bald inne werden, daß er sich verrechnet hat. Warum also ergreift die schwarze Farbe blos das Kleid und den Hut, warum zieht sie sich von allen andern Gegenständen, die man täglich um sich hat, zurück? Mit dieser Frage treffen wir den entscheidenden Punkt. Das Schwarz ist nicht des Trauernden, sondern der dritten Personen wegen da, mit denen er in Berührung tritt, es ist nicht die Farbe des Hauses, sondern des Verkehrs, darum wiederholt sie sich außer an dem Kleide und dem Hute (beim männlichen Geschlecht als Flor) auch an dem schwarzen Rande der Briefcouverts, des Papiers, Siegellacks, kurz, die schwarze Farbe kehrt ihr Antlitz nicht dem Trauernden, sondern der Außenwelt zu, sie ist eine unablässig in Erinnerung gebrachte Todesanzeige.

Zu welchem Zweck? Er liegt offen vor. Das Schwarz soll eine Scheidewand ziehen zwischen dem Schmerz und dem Scherz, dem Kummer und der Freude, es soll den Trauernden sichern gegen die Heiterkeit der Welt und die Heiterkeit der Welt gegen ihn.

Ihn gegen die Heiterkeit. Das schwarze Gewand ist die symbolische Bitte um Schonung für ein wundes Gemüth. Man kann darauf den bekannten Satz anwenden: hic niger est, hunc tu, Romane, caveto, frei übersetzt: schwarze Tracht, Zung' in Acht. Der bloße Anblick der Trauerkleidung bewirkt in jedem Heitern, der nicht gänzlich roh und gefühllos ist, einen sofortigen Wechsel der Stimmung und eine ihr entsprechende Aenderung des Unterhaltungstons, den Uebergang der Tonart aus Dur in Moll, der Scherz verstummt, die Heiterkeit entflieht, das Lachen erstirbt auf der Lippe, man vernimmt den fernen Klang der Todtenglocke.

Die Heiterkeit der Welt gegen ihn. Das Trauergewand soll ihn ferne halten von den Orten, wo die Freude, die Heiterkeit der Scherz ihren Sitz aufgeschlagen haben. Indem es ihm unausgesetzt sein Leid in Erinnerung bringt, soll es ihm stets die Mahnung gegenwärtig erhalten, daß er der Welt dieselbe Rücksicht schuldet, die er von ihr verlangt, daß er nicht hineingehört in eine Gesellschaft, in der man scherzt, lacht, trinkt, singt, tanzt, kurz, die Trauerkleidung soll wie den Scherz und den Frohsinn von ihm, so auch ihn von ihnen fern halten.

Die Trauerkleidung wird beim Manne regelmäßig durch einen bloßen Flor ersetzt. Warum? Fühlt der Mann den Schmerz weniger? Wäre die oben zurückgewiesene psychologische Deutung der Trauerkleidung, die sie auf das Bedürfniß nach äußerer Symbolisirung der Seelenstimmung zurückführt, die richtige, so

---

geschehen ist, 5. Moses 22, 5: „Ein Weib soll nicht Mannes Geräth tragen, und ein Mann soll nicht Weiberkleider anthun, denn wer solches thut, ist dem Herrn, Deinem Gott, ein Gräuel". Michaelis, Mosaisches Recht IV § 222, verweist bei Besprechung dieser Bestimmung auf einen scandalösen Fall in London, „wo eine Mannsperson sich als Dienstmädchen in eine Boardingschool, darin junge Frauenzimmer erzogen wurden, vermiethet hat. Boccaccio verlegt den Schauplatz einer ähnlichen Verkleidung in ein Nonnenkloster.

*) Auf derselben sexuell-prophylaktischen Fürsorge beruht auch die Trennung der Geschlechter in den Schulen, selbst wenn die Unterrichtsgegenstände für beide noch dieselben sind, wo also diese Trennung durch rein didaktische Zwecke nicht geboten wäre. Auf dem Lande ist dieselbe nicht durchführbar, sie bildet einen Vorzug des Städters, den er alle Ursache hat hoch zu schätzen.

müßten wir die Frage bejahen. Die Trauer des Mannes würde sich dann zu der des Weibes verhalten wie der Flor zum Trauerkleid! Warum entbindet die Sitte den Mann von letzterem? Weil sein Beruf die Anlegung desselben vielfach unmöglich macht. Dem Soldaten und Beamten ist die bestimmte Tracht vorgeschrieben, die er nicht mit dem Tauerkleide vertauschen darf, Arbeitsleute, Tagelöhner, Handwerker können ebenso wenig bei der Arbeit ihr Arbeitskostüm ablegen, und so hat die Sitte aus praktisch zwingenden Rücksichten zunächst sie und dann den Mann überhaupt mit dem bloßen Flor abgefunden. Wenn letzterer auch seinem sinnlichen Eindruck nach hinter dem schwarzen Kleide der Frau weit zurückbleibt, so reicht er doch als Zeichen der Trauer für den Zweck vollkommen aus — ein abermaliges Argument für die von mir vertheidigte Auffassung.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Altenglisches Schlummerlied.

(Aus dem 14. Jahrhundert.)

Lullai, lullo, mein Kind! Was weinst du mir im Schooß?
Ach, weinen mußt du wohl: denn also will's dein Loos,
Daß du in Angst mußt schweben, in Kummer und Gefahren
Wie deine Väter, die vor dir auf Erden waren.
Lullai, mein Kindelein! Mein Kind, lullai, lolln!
In diese fremde Welt wie hülflos kamest du!

Die Vöglein und das Wild, die Fische in der Fluth
Und jegliches Geschöpf geformt aus Bein und Blut,
Sie alle finden selbst, was ihrem Leib zum Frommen,
Nur nicht die Armen, die von Adams Samen kommen.
Lullai, mein Kindelein! Dem Leid bist du gesellt
Und kennst sie nicht, die vor dir liegt, die Wildniß dieser Welt.

Mein Kind, wenn's dir bestimmt, daß du erwachsen magst,
Denk, wie du auf den Knien der Mutter weinend lagst!
Trag tief im Herzensgrund drei Dinge stets auf Erden:
Was bist du und woher und was soll mit dir werden?
Lullai, mein Kindelein! Mein Kind, lullai, lollu!
Mit Schmerzen kommst du in die Welt, mit Schmerzen scheidest du.

Vertrau nicht dieser Welt, willst du nicht Sorg' und Harm!
Den Armen macht sie reich, den Reichen macht sie arm;
Sie kehrt das Glück in Leid und macht den Trüben froh:
Drum ist ihr nicht zu traun; denn Alles kehrt sie so.
Lullai, mein Kindelein! Du mußt im Rade stehn,
Weißt nicht, wird sich's zum Heil, wird sich's zum Unheil dreh'n.

Mein Kind, ein Pilger bist du, geboren nackt und schwach.
Du wanderst durch die falsche Welt; drum sei dein Auge wach.
Aus Moder weht und Finsterniß des Todes kalter Hauch,
Und wie den Ahnherrn er gefällt, fällt er die Enkel auch.
Lullai, mein Kindelein! Dies Weh ward dir bereitet
Durch Adam, den im Paradies des Satans Trug verleitet.

Mein Kind, kein Pilger bist du, — ein pfadlos irrer Gast.
Bestimmt ist deiner Tage Zahl und deine letzte Rast.
Magst du nach Norden hin, magst du nach Osten gehn,
Der Tod ereilt dich doch mit bittern Herzenswehn.
Lullai, mein Kindelein! Dies Leid ist Adams That,
Da er vom Apfel aß auf Evas schlimmen Rath.

Wilhelm Hertz.

Ursprung und Entwickelung der altägyptischen Religion.

Von Georg Ebers.

Die Entzifferung der hieroglyphischen Inschriften jeder Art schreitet rüstig vorwärts. Wir sind so weit gekommen, die älteren von den jüngeren Formen zu unterscheiden, den syntaktischen Bau der Sprache klar zu legen und jeden Text so zu übersetzen, daß die genauen Uebertragungen zweier unabhängig von einander arbeitenden Forscher nur geringe Abweichungen bieten dürfen. Da nun der weitaus größere Theil der gesammten aus dem alten Aegypten bis auf uns gekommenen Literatur aus Texten religiösen Inhalts besteht, so sollte man denken, daß wir über die gesammte Glaubenswelt der Aegypter genau unterrichtet seien. Dies ist indessen keineswegs der Fall, denn wenn sich auch bei der Uebertragung und grammatischen Analyse der zahllosen religiösen Texte, welche sich an den Wänden der Tempel und Gräber, auf Todtenstelen, Papyrus, Sarkophagen, Amuleten ꝛc. gefunden haben, dem Uebersetzer keine besonderen Schwierigkeiten entgegenstellen, so sind doch die entzifferten Schriften so voll von Allegorien, Symbolen und dunklen, nur dem Eingeweihten verständlichen Anspielungen, daß auch die correcteste Uebersetzung das volle Verständniß des Grundtextes nicht immer zu erschließen vermag. Und dies darf uns nicht wundern, ist doch die symbolische Sprache auch in christlichen Glaubensschriften oft so beschaffen, daß ihr ein den Grundlehren unserer Religion fremder Heide gar keinen oder doch leicht einen falschen Sinn abgewinnen kann. Wir erinnern an das Lamm in der Apokalypse mit seinen sieben Hörnern und sieben Augen, das der Herr der Herren und der König der Könige ist, oder an die Böcke, welche von den Schafen gesondert werden sollen, und den Tag, an dem die Posaunen schallen werden. Wenigstens gegenüber den letzten Sätzen weiß jeder Christ auch ohne Commentar, wie er sie zu erklären hat; doch wie weiten Spielraum lassen sie der Deutung eines nur mit seinem Glauben vertrauten Muhammedaners oder Buddhisten! Die religiösen Schriften der Aegypter stehen offen, aber es muß noch manches Siegel gelöst werden, bevor wir sie völlig verstehen. Immerhin haben die letzten Jahre hier viel Dunkles gelichtet. Wir kennen die zahllosen Götter des ägyptischen Pantheon und mehr als eine mythische Erzählung, welche die Natur ihres Waltens dem Verständniß der Laien näher bringt, wir wissen, in welcher Weise sie verehrt worden sind, wir haben Kunde von den ethischen Vorschriften der ägyptischen Religion, wir sind im Stande die eigenartige Natur des Unsterblichkeitsglaubens der Aegypter zu erfassen, und dennoch hat es noch nicht gelingen wollen die Functionen der einzelnen Verehrungswesen und ihr Verhältniß zu einander genau zu präcisiren und dem Entwickelungsgang des Gottesbewußtseins der Aegypter bis zu seinen Ursprüngen zu folgen. Gerade dem an letzter Stelle genannten Unternehmen wälzen sich die größten Schwierigkeiten entgegen, denn wie das übrige Culturleben der Aegypter, so tritt uns auch ihre Religion schon auf den ältesten Denkmälern als etwas in den Grundzügen Fertiges, allerdings gewissen Wandlungen, aber keiner durchgreifenden Neubildung Unterworfenes entgegen, und doch reizt es den Forscher und doch fordert die Methode der Forschung gerade in unserer Zeit nicht nur das Gewordene zu betrachten, sondern dem Gang seines Werdens und Entstehens zu folgen.

Auch P. Le Page Renouf, der Verfasser der Vorlesungen über „Ursprung und Entwickelung der Religion der alten Aegypter" (deutsche Uebersetzung bei Hinrichs in Leipzig) hat, wie schon der Titel seines Werkes anzeigt, dieser Versuchung nicht widerstanden. Er bemüht sich, in zusammenfassender, geschmackvoller und allgemeinverständlicher Weise die Glaubenslehren der alten Aegypter darzustellen und sucht dann die von Max Müller so geistreich vertheidigte Lehre vom „Urmonotheismus" auf die Aegypter anzuwenden. Einige hervorragende französische Fachgenossen waren ihm darin vorangegangen, und er sucht die Ansicht zu vertheidigen, daß sich die Legionen der ägyptischen

Götter nach und nach aus einer einzigen die Welt bewegenden Kraft heraus differenzirt hätten. D. h.: dem ursprünglichen Monotheismus soll erst der Glaube an einige, dann an viele und endlich an schier unzählbare Götter gefolgt sein.

Bevor wir dieser Grundanschauung des gelehrten Verfassers entgegentreten, müssen wir dem Bedenken Ausdruck geben, ob denn überhaupt schon die Zeit gekommen sei eine zusammenfassende Mythologie der Aegypter zu schreiben. Aehnliche Versuche, an denen es nicht gefehlt hat, sind von keinem besonders glücklichen Erfolg gekrönt gewesen, aber sie haben, wenn sie auch als Ganzes von jeder neuen Arbeit auf dem gleichen Gebiete bald überholt werden konnten, dennoch dazu beigetragen, Ungewisses in Wahrscheinliches und Fragliches in Gewisses umzusetzen. Auch Le Page Renoufs Vorlesungen muß dieses Lob zuerkannt werden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß wenige unter den lebenden Fachgenossen berechtigter gewesen wären als er, an die Lösung dieser schwierigen Aufgabe zu treten, denn er ist ein gründlicher Kenner der ägyptischen Sprache und hat durch feine linguistische und grammatische Entdeckungen unsere Wissenschaft wesentlich gefördert; auch ist er, wie das von Max Müllers Nachfolger von vorn herein erwartet werden muß, tief bewandert auf allen Gebieten der vergleichenden Mythologie. Was er als gewiß hinstellt, sind sicher gewonnene Resultate, deren sich der Uneingeweihte unbedenklich für seine Zwecke bedienen darf, was er als Vermuthung gibt, wird zwar mit Geist zu begründen versucht, bleibt aber anfechtbar, und es ist gerade die allen anderen voranstehende Hypothese Le Page Renaufs vom Urmonotheismus der Aegypter, welche unseren Widerspruch herausfordert.

Schon vor mehreren Jahren hat R. Pietschmann in Virchows von Bastian und R. Hartmann herausgegebener Zeitschrift für Ethnologie*) die entgegengesetzte Ansicht zu vertheidigen versucht und den Nachweis zu führen unternommen, daß die fortgeschrittenen Anschauungen der ägyptischen Religion etwas historisch Gewordenes und auf uralte Fetischdienste zurückzuführen seien. Freilich verlangt er, daß man das Wort Fetischismus in höherem als dem landläufigen Sinne auffasse, und es ist auch ein allgemein gedachter Gottesbegriff bei den dem Fetischismus ergebenen Völkern nachweisbar. Dieser wird sich überall zuerst auf die Ursachen einzelner Wirkungen und dann erst auf eine einzige die Gesammtheit des Alls bewegende Kraft bezogen haben. Solcher Ueberzeugung sollte sich Niemand verschließen, welcher weiß, daß sich der zusammenfassende Gattungsbegriff immer erst aus der Wahrnehmung und Beobachtung zusammengehörender Theilvorstellungen ergibt. Ein Primitivvolk, welches den Sperling, die Schwalbe, den Storch und Adler mit besonderen Namen benennt, kommt vielleicht gar nicht so weit für alles Geflügel den Collectivbegriff Vogel zu finden, ein anderes kennt Liebe, Treue, Muth, Fleiß und Ausdauer recht wohl, aber es gelingt ihm nicht ein etwa unserem „Tugend" entsprechendes Sammelwort für diese Eigenschaften zu bilden. Nun haben die religionsgeschichtlichen und psychologischen Studien unserer Zeit festgestellt, daß es kein Volk auf Erden gibt, bei dem sich nicht das religiöse Bedürfniß in irgend einer Form nachweisen ließe und daß das Suchen nach einer außerhalb des menschlichen Individuums wirkenden kosmischen Kraft jedem Sterblichen ebenso gut angeboren sei wie der Geschlechtstrieb oder das Causalitätsbedürfniß. Der Eine läßt den Menschen Gott suchen im Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Kraft und im Verlangen zum Schutze gegen die von seiner eignen Macht unabhängigen Erscheinungen in der Natur und im Leben eine rettende und helfende Kraft außer sich zu finden, der Andere, weil es unserem Geschlechte eigen ist für jede Wirkung nach einer Ursache zu suchen. Das entsetzte Gemüth kann, wenn die Schleusen des Himmels sich öffnen, der Blitzstrahl die Wolken zerreißt, der Donner kracht und der Sturm die Bäume entwurzelt, angstvoll rufen: „Wer rettet mich vor der Gefahr?" oder staunend fragen: „Was geschieht hier, und wer ist es, der so Furchtbares sendet?"

*) X. Jahrgang? Der ägyptische Fetischdienst und der Götterglaube.

Wir möchten uns denen anschließen, welche das Causalitätsbedürfniß für den Urquell der religiösen Empfindungen halten, aber ob wir das Suchen nach Gott so oder so erklären, das scheint uns fest zu stehen, daß der kindliche Geist schlichter Naturvölker, bevor er den Gedanken an eine einzige, das gesammte kosmische Leben leitende Kraft zu concipiren vermochte, einzelne Kräfte ins Auge faßte, von denen er die besonderen Erscheinungen, welche ihm zum Segen oder Verderben gereichten, abhängig machte. Der Schritt, in dem furchtbaren Feinde, welcher das Unwetter sendet, den Tag verdunkelt und die Seuche schickt, dieselbe freundliche Gewalt zu erkennen, welche die Welt beleuchtet, dem Wohlsein und den Geburten vorsteht und die Nacht mit Gestirnen schmückt, setzt schon eine lange Reihe von tastenden Geistesbewegungen voraus. Wenn eine Religion, so muß die ägyptische eine Lokalreligion genannt werden. In all ihren Theilen schließt sie sich eng an die Eigenart der Natur des Nilthals, und es ist gewiß leichter zu glauben, daß man in der Zeit ihrer Entstehung zuerst eine Kraft suchte, die dem Sonnenballe innewohnte, und eine andere, welche den Nil heraufführte zu seiner Zeit, d. h. eine Kraft, welche die regelmäßige Wiederkehr der Ueberschwemmung bewirkte, als eine einzige, das gesammte kosmische und menschliche Leben durchdringende und leitende Energie. Der Sonnendienst der Aegypter zeigt Formen, welche so nur im Nilthal zur Ausbildung gelangt sein können. Hier begrenzen im Osten und Westen zwei ununterbrochene lange Bergketten das Fruchtland. Hinter der einen sah man täglich die junge Sonne geboren werden, hinter der anderen, welche unermeßliche Wüstenstriche von den Aeckern trennte, ging sie zur Rüste, hier heischte ein Strom, von dem das Wohl und Wehe des regenlosen Landes in einer anderwärts unerhörten Ausschließlichkeit abhing, Verehrung und Opfer, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir sehen, daß sich die Gesammtheit der religiösen und mythologischen Anschauungen des ägyptischen Volkes von der frühesten bis in die späteste Zeit an den Cult der ägyptischen Sonne, der Gestirne Aegyptens und des ägyptischen Nils schließen. Der täglich sich wiederholende Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß fällt hier besonders scharf ins Auge, und an ihn und die an diesem Streit betheiligten Mächte hat, wenn wir einige Spuren von mythischen Erzählungen ausnehmen, welche durch die Schnelle des Nils veranlaßt worden sind, die Mythenbildung ausschließlich angeknüpft. Darf man nach dem Gesagten glauben, daß in frühester Zeit im Nilthal ein einiger Gott erkannt und erst später unter verschiedenen Formen und Namen als die die Naturerscheinungen und die Regungen der Menschenseele erzeugende und bedingende Kraft verehrt worden sei, oder wird man nicht dem wahren Sachverhalt näher kommen, wenn man annimmt, es hätten zuerst die auffallendsten und wirkungsvollsten Erscheinungen im kosmischen Leben die Aufmerksamkeit eines kindlichen, Gott suchenden Volkes auf sich gezogen und die ersten Bewohner des ägyptischen Landes veranlaßt, in ihnen die Ursachen zu erkennen, welche den Bedingungen zu Grunde lagen, unter denen es ihnen zu existiren bestimmt war. Diese Erscheinungen, deren freundliches oder schädliches Walten sich zu jeder Zeit fühlbar machte, hat man gewiß eher durch Gebete und Opfer günstig zu stimmen und zu versöhnen versucht als den einigen Gott, von dem La Page Renouf und seine Vorgänger die Vielgötterei der Agypter ableiten.

Zwei Gründe sind es vor allen, durch welche der gelehrte Engländer seine Ansicht zu stützen sucht: In späterer Zeit bevölkert sich das ägyptische Pantheon mit einer Menge von Verehrungswesen, welche in früheren Epochen unbekannt waren, und es wird oft in Inschriften, und auch in Texten aus verhältnißmäßig alter Zeit von Gott (nuter) in der Einzahl gesprochen. Beide Argumente fallen zu Boden, wenn wir unbefangen und ohne Selbsttäuschung die ältesten vorhandenen Denkmäler und die auf ihnen gefundenen Inschriften ins Auge fassen. Sie sind allesammt und ohne Ausnahme Produkte einer hoch entwickelten in sich abgeschlossenen Cultur, und von einem Volke hergestellt worden, welches Ackerbau treibend unter einem vielfach gegliederten Verwaltungsmechanismus an allen Segnungen eines wohl-

geordneten Staatsverbandes Theil nahm. Längst fertig mit dem armseligen Ringen um das nackte Dasein konnten die ältesten Aegypter, von denen wir Kunde besitzen, bereits eine mächtige Fülle von überschüssiger Kraft an die Veredelung und Verschönerung des Lebens wenden. Sie bedienten sich ausgiebig eines eigenen complicirten Schriftsystems, hatten wichtige und schwierige Disciplinen wie die Astronomie, die Kalenderkunde und Geometrie zu unverächtlicher Höhe ausgebildet und rühmten sich bei der Uebung mancher Künste einer in keiner späteren Zeit übertroffenen Vollendung. Dies gilt besonders von der Plastik, aber neben ihr leistete auch die Architektur Außerordentliches und die Musik wurde eifrig gepflegt. Weitaus die meisten unter den großen Göttern trugen schon damals den gleichen Namen und wurden in gleicher Weise dargestellt wie in späterer Zeit, und die Inschriften in den jüngst eröffneten Pyramiden lehren, daß selbst der Unsterblichkeitsglaube in jenen frühen Tagen seiner späteren Form näher stand als bis vor kurzem vermuthet worden ist. Der bloße Umstand, daß ein so wichtiger Theil des Todtenbuches, wie das siebzehnte Kapitel, schon im alten Reiche abgeschlossen und mit verschiedenen Commentaren versehen worden ist, hätte lehren sollen, daß in der historischen d. h. in der durch Inschriften zu uns redenden Zeit von einem Uebergang aus monotheistischen in polytheistische Anschauungen keine Rede sein kann. Wenn die Zahl der Götter und Dämonen sich im neuen Reiche vermehrt, so kommt das einfach daher, daß jeder ägyptische Gau seine lokalen Gottheiten besaß und manche nur im kleinen Kreise ihres Nomos hochangesehene Gottheit im ganzen Lande Verehrung erlangte, sobald aus ihrer Heimat eine mächtige Herrscherfamilie hervorging. Wir erinnern nur an den Amon von Theben, der in keinem älteren Stücke des Todtenbuches auch nur genannt wird, und dem nach der Vertreibung der Hyksos durch ein in der Amonsstadt heimisches Regentenhaus keine geringere Stellung als die eines Königs der Götter eingeräumt ward. Dazu kommt, daß im neuen Reiche das Phantasiegemälde des Lebens der Seele in der Unterwelt mit Vorliebe in seinen einzelnen Theilen ausgeführt und mit früher unbekannten Dämonen ausgestattet worden ist, und daß in Folge der Beziehungen, welche sich unter den erobernden Pharaonen der 17. und 18. Dynastie zwischen Aegypten und Asien zu bilden begannen, auch mancherlei religiöse Anschauungen und Götternamen, besonders von semitischer Herkunft, in das Nilthal eingeführt werden konnten und eingeführt worden sind.

Die Machtstellung der ägyptischen Verehrungswesen ist sich in den verschiedenen Gauen und Zeiten nicht immer gleich geblieben, aber es gibt, wie gesagt, keinen einzigen unter den Hauptgöttern Aegyptens, welcher nicht so alt wäre wie die ältesten Denkmäler; aber es lassen sich auch in sehr frühen Texten Spuren der esoterischen Erkenntniß eines einigen Gottes finden. Das gesammte Culturleben der Aegypter tritt uns eben, und darauf müssen wir den schwersten Nachdruck legen, von vorn herein als etwas in den Umrissen durchaus Fertiges entgegen. Es ist ein Baum, dessen Wurzeln verloren gegangen sind, dessen Stamm und Zweige sich aber trefflich erhalten haben. Das was wir an ihm wachsen sehen sind nur die Blätter, und auch diesen begegnen wir schon in der ältesten der Forschung zugänglichen Epoche als Knospen an wohlausgebildeten Zweigen. Diese Wahrnehmung duldet keinen Einwand; wollen wir aber mit Le Page Renouf den Veränderungen folgen, welche sich im Verlauf der ägyptischen Geschichte im Laubwerk des Baumes der religiösen Anschauungen nachweisen lassen, so werden wir zum Zweck der Lösung unserer Frage die Vermehrung der Zahl einiger Nebengötter und Dämonen, welche den angedeuteten historischen Gründen den Ursprung verdankt, kaum zu berücksichtigen brauchen, wohl aber mit Entschiedenheit hervorheben dürfen und müssen, daß während im alten Reiche die monotheistische Idee nur ganz selten und unbestimmt zum Ausdrucke komut, dieselbe Idee im neuen Reiche aus zahlreichen Texten mit voller Deutlichkeit hervortritt. Nicht nur in dem zu Bulak conservirten Amonshymnus wird der Eine, Alleinige, neben dem kein Zweiter besteht, angerufen, sondern auch in zahlreichen anderen Stücken. Ja, unter den Ramessiden werden Inschriften in die Wände der Königsgräber gemeißelt, welche, und hierauf hat schon der Genfer Naville hingewiesen, den Beweis liefern, daß die ägyptische Priesterschaft aus jener Zeit in ihrem Streben nach einer monistischen Weltanschauung ein pantheistisches System auszubilden begann. Dieses enthielt mehr als einen Gedanken, welcher merkwürdig an manche Lehren des Heraklit, wie dies Teichmüller geistreich nachgewiesen hat, und der ersten Neuplatoniker anklingt.

Von Haus aus scheint der Glaubenslehre der ägyptischen Priester, wie den meisten Naturreligionen, eine dualistische Weltanschauung zu Grunde gelegen zu haben; und aus dieser entwickelten sich wahrscheinlich die fortgeschritteneren monotheistischen und pantheistischen Anschauungen der späteren Zeit. Wir haben uns geflissentlich des Ausdrucks „die Glaubenslehre der ägyptischen Priester" bedient, denn dieser scheint eine andere auf afrikanischem Boden heimische vorangegangen zu sein, und auf sie, welche der späteren ägyptischen Gottesverehrung die eigenthümliche äußere Form verliehen haben wird, würde Pietschmanns Bezeichnung eines ägyptischen Fetischismus Anwendung finden. Zum Verständniß des Gesagten werden wir unsere Ansicht über die Herkunft und Zusammensetzung des ägyptischen Culturvolkes in Kürze darzulegen haben. Wir begeben uns hierbei auf das Gebiet der Hypothese, aber weder die Anthropologie, noch die vergleichende Sprachkunde haben die mitzutheilende und schon anderwärts von uns begründete Anschauung zu erschüttern vermocht.

Die Ureinwohner Aegyptens sind Afrikaner gewesen, aber es hat sich schon in früher Zeit ein asiatischer Völkerstrom in das Nilthal ergossen, sich die autochthone dunkelfarbige Bevölkerung dienstbar gemacht und sie sich bis zu einem gewissen Grade assimilirt. Die Einwanderer fanden in dem eroberten Lande eine der Anbetung von Thierfetischen ergebene Bevölkerung; sie selbst brachten sabäische Culte aus ihrer Heimat an den Nil. Diesen gaben sie nach und nach eine den eigenartigen Bedingungen ihrer neuen Wohnsitze angepaßte Gestalt und zogen auch die Thierfetische der Ureinwohner mit in den Kreis ihrer Verehrung. Gemäß der höheren Begabung ihres Stammes gaben sie diesem kindlichen Dienste einen tieferen geistigen Inhalt und benutzten die Thierform um eins ihrer Verehrungswesen von dem anderen zu unterscheiden. Namentlich die Köpfe der Götter wurden thierförmig gebildet, da ihr künstlerisches Vermögen nicht weit genug reichte, um überall an der anthropomorphen Gestalt der Götterbilder festzuhalten. Was durch den Ausdruck der Gesichter, die Entwickelung und Haltung der Körper noch nicht zur Darstellung zu bringen gelang, das konnte durch thierische Symbole dem allgemeinen Verständniß näher gebracht werden. So wurde den religiösen Gewohnheiten der Ureinwohner Rechnung getragen und zu gleicher Zeit den Einwandrern Gelegenheit geboten, ihr höheres geistiges Vermögen und ihre feinere Auffassungskraft vielfach zu bethätigen. Es gibt keine Religion, welche nicht einzelne Züge der älteren, der sie gefolgt ist, an sich trüge, und wäre es auch nur in der Form des Aberglaubens. Ein begabtes Geschlecht vermochte in dem Lande der regelmäßigen Wiederkehr von mehr als einer Naturerscheinung gerade diese Wiederkehr als eine der hervorragendsten Eigenschaften des Wirkens der Gottheit leicht zu erkennen, und so konnten gerade die Thiere, deren eigenartiges Sein und Wesen sich typisch, unwandelbar und ohne Lehre von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, als passende Symbole für die Wirksamkeit der verschiedenen Aeußerungen der göttlichen Macht angesehen werden. Stier und Widder brachten die befruchtenden Kräfte, der sich aufschwingende Sperber das Wesen der sich erhebenden Sonne, die geduldigste unter den Ammen, die Kuh, das mütterliche Wesen der nährenden Gottheit vortrefflich zum Ausdruck, und es kann wohl sein, daß Plutarch den folgenden Satz, welchen wir seiner Schrift über Isis und Osiris entnehmen, die er zum größten Theil aus guten ägyptischen Quellen schöpfte, einem den Thierdienst seines Volkes vertheidigenden Priester nachsprach:

„Billig ist's, daß nichts Unbeseeltes den Vorzug erhalte vor dem Beseelten, nichts Fühlloses vor dem Fühlenden, möchte man

auch alles Gold und Edelgestein auf einen Haufen zusammenbringen; denn nicht in Farbe, Gestalt und Glanz wohnt das Göttliche, und was nicht Theil hat, noch seiner Natur nach Theil haben kann am Leben, das ist noch geringer zu achten als das Gestorbene. Daher wird das Göttliche in jenen (heiligen Thieren) nicht schlechter dargestellt als in Marmor und steinernen Menschenwerken, die zwar ebenso gut Färbung und Anstrich annehmen, von Natur aber jedes Sinnes und Verstandes ermangeln. Von den Ansichten über die heiligen Thiere billige ich diese am meisten."

Die Anbetung von Thierfetischen scheint uns aus der Mitte eines unentwickelten afrikanischen Stammes hervorgegangen zu sein, aber die feinere Intelligenz der asiatischen Einwanderer hat ihn, und zwar schon in vorhistorischer Zeit, in eine höhere Existenzordnung erhoben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die heilige Thiersymbolik aus demselben Volksgeiste hervorgegangen ist, der die Hieroglyphenschrift und die späteren Lehren von dem Leben der Seele nach dem Tode ersonnen hat.

Die lokalen Culte, d. h. die Verehrung besonderer Thiere in den verschiedenen Gauen des Landes scheint aus sehr früher Zeit zu stammen. Sie wurde beibehalten, aber mehr und mehr durchgeistigt, veredelt und mit dem Gestirndienst der Einwanderer in Zusammenhang gebracht. Diesem war es bestimmt, bald das gesammte Glaubensleben der Aegypter zu beherrschen, und an ihn schloß sich, wie gesagt, die auch noch in historischer Zeit regsame Mythenbildung. So erklärt es sich auch, daß sich manches den asiatischen Völkern Gemeinsame in der ägyptischen Religion findet. Anderes am Nil Entstandene mag durch die von Lepsius erwiesene kuschitische Rückwanderung in das Zweistromland gebracht worden sein.

Die Asiaten konnten ihr Blut nicht rein halten, sondern sahen sich zum Theil genöthigt, mit eingeborenen Weibern Ehen zu schließen. Ihr Führer vertheilte das Land unter seine Getreuen, und jeder Grundherr überließ es den Eingeborenen, seine Aecker zu bestellen, sein Vieh zu hüten, die Schiffe, deren er bedurfte, zu bauen und jedes andere Handwerk für ihn zu üben. Ihm selbst war es in langer Friedenszeit gegeben, seine Kraft an geistigen Aufgaben zu versuchen und sich auch die Seelen des mit den Waffen unterworfenen Volkes unterthänig zu machen. So entstand jene Priesterschaft, welche uns noch auf den früheren historischen Denkmälern keineswegs als eine nur mit den Angelegenheiten des Cultus betraute Hierarchie, sondern vielmehr als eine locker verbundene Genossenschaft entgegentritt, welche sich um die Person des Königs schließt, neben geistlichen Würden auch weltliche und sogar militärische Aemter bekleidet und sich mit Eifer der Verwaltung ihrer Domänen hingibt. Im Kreise dieser bevorzugten Schar, welche, weit entfernt von mißgünstiger Abgeschlossenheit, jedem Aufnahme gewährte, der die Bedingungen erfüllte, welche man an seine Begabung und Kenntnisse stellte, ist Alles ersonnen und mit dem Gemüthe erfaßt, durchgearbeitet und zur Ausführung gebracht worden, was der ägyptischen Weisheit unter den anderen Völkern des Alterthums ein so hohes Ansehen verschaffte. Diese Priesterschaft ist es gewesen, welche die „eine und einzige", das Welten- und Menschenleben bedingende und leitende Kraft erkannte, sie hat für jede Aeußerung der göttlichen Macht und für das sich ewig selbst erneuernde Werden des Alls die sinnreichsten Symbole ersonnen, aber gerade die höchsten Errungenschaften ihres geistigen Strebens glaubte sie der außerhalb ihrer „eingeweihten" Genossenschaft stehenden Menge vorenthalten zu müssen. Die „Götter" konnten ihnen selbst nicht mehr sein als Hieroglyphen, als Namen für einzelne Eigenschaften des erhabenen ewigen Gottes, den sie kannten, aber sie opferten und errichtete ihnen Tempel, weil die alten Theilvorstellungen ihr Recht wohl auch in ihnen neben der großen zusammenfassenden Idee behaupteten und jede Götterdreiheit, an der es in keinem Heiligthum fehlte, das Princip des ewigen Werdens in symbolischer Weise zur Darstellung brachte. Darf es uns nach dem Gesagten wundern, wenn in historischer Zeit in den von Priestern verfaßten moralischen Schriften der Aegypter manchmal statt von „den Göttern" von „Gott" oder (denn auch diese Uebersetzung wäre zulässig) von „einem Gotte" geredet wird?

Dem ägyptischen Worte „nuter", welches wir gewöhnlich „Gott" übertragen, würde nach Le Page Renouf ursprünglich die Bedeutung „Macht" zu Grunde gelegen haben. Wir finden seine Beweisführung überzeugend, und zwar nicht nur weil das Resultat derselben unserer Auffassung noch besser als der seinen zu Gute kommen möchte.

Wir haben der Hypothese des gelehrten Verfassers eine andere gegenüberzustellen versucht und erklären am Schlusse dieser Darlegungen, daß der Leser der Le Page Renouf'schen Vorlesungen in ihnen ein sorgfältig gezeichnetes Bild der ägyptischen Religion finden wird; nur meinen wir die Entstehungsweise derselben anders auffassen zu müssen als unser College. Das gut geschriebene Büchlein desselben gewinnt besonderes Interesse durch die Fülle der correct übersetzten Textstücke aus allen Epochen der ägyptischen Literatur, welche es enthält. Sie tragen auch wesentlich zur Verdeutlichung und zum rechten Verständniß des Gesagten bei.

Selbstbiographie von Anselm Feuerbach.

Nächst den Werken eines hervorragenden Künstlers interessirt uns zumeist seine Entwicklungsgeschichte; wir wollen wissen, wie so er Der wurde, als welcher er die Aufmerksamkeit der Welt auf sich lenkte. Deshalb nehmen wir eigenhändige Aufzeichnungen über das Thema mit so viel Antheilnahme entgegen, auch wenn diese nur einzelne aufhellende Lichtblicke auf das Erden-Wallen und -Ringen des Meisters werfen. Um wie viel intimer aber muß dieses Interesse werden, wenn derartige Aufzeichnungen ein ganzes reiches Leben, nahezu von der Wiege bis zum Grabe, in nicht gewöhnlicher Aufrichtigkeit begleiten, wenn sie uns nicht nur eine detaillirte Darstellung der künstlerischen Bildung, sondern auch eine getreue Wiederspiegelung der ganzen Weltanschauung desjenigen geben, der sich selber schildert. Ein Buch, das vor wenigen Tagen erschien*), vereinigt alle diese Vorzüge in sich, indem es uns das Keimen und die Entfaltung einer der eigenartigsten Künstlernaturen unserer Zeit vollkommen klar legt. Deshalb hat es auch für uns den Werth und die Bedeutung einer Lebensbeschreibung — das Wort im edlen Sinne genommen! — wenngleich der Maler selbst, wie die Vorrede dies ausspricht, sich sehr dagegen verwahrt, daß seine Aufzeichnungen als eine solche aufgefaßt würden. Die Hinweglassung von gleichgültigen und für die Entfaltung der Individualität nichtsbedeutender Daten empfinden wir eben nicht als einen Mangel oder als eine Lücke einer Biographie, sondern begrüßen sie als glückliche Maßhaltung, welche die Eindringlichkeit des Wichtigen ungebrochen wirken läßt.

Wieso diese Aufzeichnungen in die Oeffentlichkeit gekommen? — Die Vorrede gibt theilweise Aufschluß darüber: In dem schriftlichen Nachlasse Anselm Feuerbachs befand sich eine Mappe mit der Ueberschrift: „Aus meinem Leben von Anselm Feuerbach. Heidelberg im Frühjahre 1876." Feuerbach war damals krank von Wien zu seiner Stiefmutter und aufopferungsvollen Freundin Henriette Feuerbach in die alte Universitätsstadt gekommen und hatte dort während der Reconvalescenz die Darlegung seiner künstlerischen Bildung auf einzelne Blätter niedergeschrieben. Außer diesen persönlichen Eröffnungen finden sich in einem besonderen Umschlag eine Anzahl kleiner Aufsätze über Kunstfragen und Aphorismen unter dem Gesammttitel „Anhang". Der Beweis, daß Feuerbach selbst diese Aufzeichnungen zur Veröffentlichung bestimmt hatte, lag in dem Abschnitte vor, der seinem Aufenthalte in Paris gewidmet ist; darin heißt es: „Es ist nicht meine Absicht, die Lesewelt mit Berichten über meine persönlichen Schicksale zu behelligen." Der Wunsch des Heimgegangenen war also ausgesprochen, aber die Erfüllung war schwer; allein — was ist der Liebe unmöglich? Es gab ein

*) Ein Vermächtniß von Anselm Feuerbach. Wien 1882, Druck und Verlag von Gerolds Sohn.

Herz, das sich sagte: „Die begonnene Arbeit im Sinne des geschiedenen Künstlers auszuführen und dieselbe in seinem Namen und Andenken dem Druck zu übergeben, erschien als eine heilige Pflicht, als ein doppeltes Vermächtniß." Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß seine edle Stiefmutter, welche ihm im Leben eine stets hülfsbereite Trösterin und Freundin gewesen, ihm auch den letzten Liebesdienst erwiesen habe, seine hinterlassenen Papiere zu ordnen und in einen übersichtlichen Zusammenhang zu bringen. Das Wagniß ist vollkommen geglückt und es konnte dies nur geschehen, weil alle Briefe Feuerbachs an seine Familie vom Jahre 1845 bis 1879 vorhanden waren und weil eine so feinfühlige Hand das vorliegende Material sichtete und aneinander reihte. Daß dies mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit geschehen, fühlt Jeder, der das Buch durchliest und den Künstler gekannt hat; Jeder, der mit der Person und dem Gegenstand vertraut ist, wird auch den Worten des Geleitschreibens, mit denen das Buch eröffnet wird, unbedingt Glauben schenken, daß in diesem Vermächtniß, die nöthigen Redactionsveränderungen ausgenommen, sich kein Wort findet, welches nicht von dem Künstler herrührt.

Feuerbach ist kein glücklicher Mensch gewesen und nicht etwa deshalb, weil seine Intentionen größer waren als sein Gestaltungsvermögen, denn — es sei dies ohne alle Vergleichung gesagt — bei welchem Künstler wäre dies jemals anders gewesen? sondern weil es ein zu zart besaitetes Gemüth war, um ohne tiefgehende Verstimmung die Gleichgültigkeit, ja Ungerechtigkeit der Welt zu ertragen. Er war ein begeisterter Priester der Kunst, aber er war kein Kämpfer; Niederlagen entmuthigten ihn, statt ihn zu neuem Wettkampf zu reizen; er zweifelte, nachdem er reif geworden, zwar nur in wenigen Momenten an sich, an seinem Talente und an der Richtigkeit seiner Erkenntniß, aber er mißtraute stets der Begabung und dem Verständnisse Anderer, lediglich der Blindheit und Verkehrtheit der Welt schrieb er es zu, wenn nicht alle Blüthen, die in ihm schlummerten, zu Früchten reiften, und wenn er sich schließlich aufgab, so geschah dies nur, weil er an der Welt verzweifelte.

In diesem Sinne stimmen die Sätze, mit denen seine Erinnerungen anheben, auffallend mit jenen zusammen, welche seine letzte in Venedig 1879 geschriebene Aufzeichnung bilden. Die ersten lauten: „Meine Geburt, welche den so und so vielsten in Speyer erfolgte, ist, wie mir scheinen will, für mich als ein vielfaches Unglück zu betrachten. Einmal, daß ich überhaupt geboren wurde und als wahrhaftige Künstlerseele das Licht der Welt erblickte; dann aber weil mein Vater ein deutscher Professor war, dessen Sinn und Geist damals ein klassisches Kunstwerk erfüllte, über welches er seinerseits ein klassisches Buch schrieb; ich meine den „Vaticanischen Apollo". So wurde mir recht eigentlich die Klassicität mit der Muttermilch eingeträukt; eine Klassicität auf menschlich Wahres und Großes gerichtet, die denn auch nicht verfehlte, mein Leben zu einem hoffnungslosen Kampfe gegen meine Zeit zu gestalten." Obwohl nun auf diese Anschauung ein Schimmer jenes Humors fällt, der Feuerbach zuweilen beseelte, so ist sie doch im Kerne ebenso traurig wie jene, welche in der letzten Aufzeichnung also zum Ausdrucke kommt: „Viel heiter Belehrendes habe ich meinem Vaterlande in meiner Kunst geboten. Es hat mich nicht aufgenommen und ist andern Künsten nachgegangen. Nicht meine Schuld ist es, wenn die Blüthe meiner Kunst nicht voll und freudig in das Dasein getreten ist. Was die gütige Natur mir in die Seele legte, das hat die Härte und das Unverständniß meiner Zeitgenossen in seinem Wachsthum aufgehalten und verkümmert. Und ich bin nur Einer von manchen Auserwählten, die ein gleiches Schicksal trifft. Dieses wollte ich sagen, nicht um meiner selbst willen — was würde es mir jetzt noch nützen? aber um der Wahrheit willen und für künftige Zeiten. Denn die Gerechtigkeit wohnt in der Geschichte; nicht im einzelnen Menschenleben."

Die Lichtblicke in dem Buche sind: die Strenge und der ethische Ernst, welche Feuerbach stets der Lösung seiner künstlerischen Aufgaben widmete, die Treue und innige Anhänglichkeit, welche er sein ganzes Leben hindurch den Eltern bewahrte, die lebensfreudige Schilderung der ersten Fahrt nach Italien mit dem ihm befreundeten Dichter Victor Scheffel, die wiederholt ausgesprochene Dankbarkeit, welche er unentwegt gegen den Baron Schack fühlte, und endlich einzelne Aphorismen über die Kunst, die in der That ebenso wie einzelne seiner Bilder für das richtige und feinfühlige Verständniß echter Schönheit, das ihn beseelte, Zeugniß geben. Unerfreulich dagegen ist die Leichtigkeit, mit welcher der Künstler aus einer Stimmung in die entgegengesetzte verfällt. Er vertraut jetzt so blindgläubig auf seinen Stern wie kein Anderer, aber schon im nächsten Augenblicke mißtraut er ihm bis zur Kleinmüthigkeit. „Himmelhoch jauchzen, zu Tode betrübt" ist bei ihm so nahe aneinander wie nur bei irgend einem gefühlsseligen Mädchen; darin ist er wahrhaft frauenartig, und von jener herben Männlichkeit, welche jedem Strebenden nothwendig ist, so sehr entfernt, daß wir ihn darob zwar sehr beklagen, aber gar nicht bewundern können. Diese gefährliche Mimosenhaftigkeit wird er sein ganzes Leben nicht los. Ebenso hat er es niemals so recht über sich gebracht, das fremde Verdienst, in so ferne es wetteifernden Zeitgenossen zuzuerkennen war, gelten zu lassen; er war rücksichtslos und hart in dem Urtheile über Andere.

Immer war Feuerbach bereit, wenn ihm etwas in die Quere kam, die Brücken hinter sich abzubrechen und nach der Eingebung des Augenblicks zu handeln; so vernichtete er sein Gemälde „Die Versuchung", das er stets für eine treffliche Schöpfung hielt, weil es die verdiente Anerkennung nicht gefunden, indem er es in tausend Stücke zerschnitt. So vorschnell wie im Handeln war er aber auch und blieb er immer im Urtheil.

Schon im Jahre 1848, als er zum ersten Male in München die Fresken des Cornelius sieht, „fährt er davor zurück" und schreibt an seinen Vater: „O weh, wie schön hast Du mir die olympischen Götter beschrieben! Ist das Cornelius, der große Cornelius? Bei näherer Betrachtung wird es immer schlimmer; man entdeckt immer mehr mangelhafte Stellen der Zeichnung; grobe Zeichnungsfehler, wenn Du mir erlauben willst, die Wahrheit zu sagen; von Colorit keine Spur. Wo ist denn nun die gepriesene Herrlichkeit des berühmten Künstlers? Die innerliche geistige Auffassung, wenn man sie aus den Arm- und Beinbrüchen und den Körperverrenkungen herausfinden kann?" — Gerade heraus sagt er ein anderes Mal, Cornelius, Kaulbach u. s. w. hätten für das Lob, das ihnen von der Presse gespendet wurde, zuweilen gezahlt. Rahl, der dem achtzehnjährigen Kunstnovizen in München mit Rath und That an die Hand ging, erhält von ihm, als er zum Meister gereift war, nach dreißig Jahren den nachstehenden Dank: „Noch besitze ich eine Zeichnung, Penthesilea's Tod, die mir Rahl durch seine reflectirte Correctur ziemlich verpfuschte." Immer anerkennt Feuerbach, daß er den Franzosen der Gegenwart, darunter namentlich seinem Lehrer Couture, und den alten Italienern Alles zu danken habe. Aber als er in Florenz in die Tribuna trat, da fielen die Schuppen von seinen Augen und die modernen Franzosen sind ihm von nun an nur mehr „Spachtelmaler".

Nach vielen Erfahrungen, nachdem er immer wieder erleben mußte, daß seine Gemälde auf den Ausstellungen nicht günstig genug placirt, von Publicum und Kritik entweder nicht genug anerkannt oder theils übersehen und theils hart getadelt wurden, nach einem siebzehnjährigen Aufenthalte in Rom, wo er Jahre hindurch als künstlerischer Einsiedler in sich versunken geschaffen hatte, traf Feuerbach der Ruf an die Akademie der bildenden Künste in Wien und es geschah dies wahrlich nicht zu seinem Heile. Er kam in eine Stadt, wo sich kein berufsthätiger Mann vor unangenehmen Begegnungen, Berichten und Thatsachen abschließen kann. In Rom konnte sich der in sich gekehrte Meister gegen das ihm Widerwärtige schützen, indem er mit Niemand vertraulich umging als mit den Geschöpfen seiner Phantasie; wann er nicht hören wollte, hatte er nur die Ohren zuzuhalten, was er nicht sehen mochte, existirte einfach nicht für ihn. In Wien stürmte nach und nach Alles auf ihn ein; man

wollte ihn kennen lernen, mit ihm leben und heischte für den Antheil, denn man ihm zeigte, erwiederndes Entgegenkommen. Anfangs ging das ganz gut; alle Welt war liebenswürdig gegen ihn, und der Künstler gefiel allgemein seiner angenehmen Persönlichkeit, seines Geistes und seines feinen Wesens wegen. Freilich war es unbequem, daß er schon bei seiner Einfahrt in Wien durch Riesenaffichen an den Mauern von der Thatsache unterrichtet wurde, daß Makarts „Catharina Cornaro" im Künstlerhause ausgestellt sei. Aber was verschlug ihm das. „Für mich persönlich," meinte er, „waren die Schülerarbeiten an der Akademie das Wichtigste." Bald erkannte er, daß in Wien viel Kunsttalent vorhanden sei, es gelte nur dasselbe zu wecken; er beschäftigte sich eifrig mit den jungen Leuten und diese schwärmten für ihn. Kurz nach seiner Ankunft hatte er Gelegenheit einer sogenannten Schulausstellung in der Akademie beizuwohnen, er fand, daß sie dürftig und kläglich ausgefallen sei und er hoffte nicht viel von seiner Lehrerthätigkeit. Zu seiner großen Befriedigung erkannte er aber schon nach wenigen Monaten, daß er sich geirrt habe, seine Schüler gingen auf seine Lehren mit Begeisterung ein und zeigten bei den nächsten Schulausstellungen solche Fortschritte, daß das Ministerium sich zur freundlichen Anerkennung seines erfolgreichen Wirkens veranlaßt sah.

Das Alles wäre nun freilich gut und schön gewesen, eine Art goldenes Zeitalter, wenn es so fortgegangen wäre, aber in einer Stadt, wo so viele Interessen sich kreuzen, wo so viele Stimmen sich vernehmlich machen und gehört werden wollen, ist dies eben nicht möglich. „Es existirt da neben der Ueberschätzung mancher noch lebender Koriphäen eine veraltete Conventionskunst, die sich in ihrer Unnatur von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, ohne durch die Verbreitung weniger intensiv zu werden. Sie ist zur Zeit vorzugsweise in Wien heimisch, und wie es eine „Grăcomanie" gibt, so möchte ich sie die Rahlomanie nennen. Sie nimmt neben dem Makartismus verhältnißmäßig einen kleinen Raum ein und ist doch, wie ich leider aus Erfahrung weiß, ziemlich einflußreich."

Feuerbachs Iphigenia, welche in der Weltausstellung zu sehen war, wurde, obgleich im „obersten Stockwerk des letzten Saales, neben einer bengalisch-beleuchteten Landschaft aufgehängt", von der ganzen berechtigten Kritik mit der größten Anerkennung begrüßt und als eines der hervorragendsten Gemälde der Ausstellung bezeichnet. Aber im Künstlerhause ist Catarina Cornaro ausgestellt, und die Gefühle, welche ihr Anblick in der Brust des Künstlers erregt, sind in folgender Stelle der Aufzeichnungen festgehalten: „Ich habe mich eines niederschlagenden Eindruckes nicht erwehren können, wenn ich bedachte, daß zwanzigjähriges Kämpfen und Ringen einen Menschen innerlich aufreiben muß, während einem Anderen, mag er mehr oder weniger Talent haben, vergönnt ist, rasch zur runden und vollen Erscheinung zu kommen. Dennoch möchte ich hier nicht auf einen Tausch eingehen. Mit brillanter Farbe die Unkenntniß des menschlichen Körpers bedecken, ist auch keine Freude. Mein bescheidenes Glück ist, daß meine Figuren Füße haben zu stehen und zu gehen und Hände um etwas zu fassen." Auch in der Weltausstellung gefiel ihm nichts und er hielt mit seinem Urtheil, wie Jeder weiß, der das Vergnügen hatte, mit ihm zu verkehren, nicht zurück. Er war wie immer herb, hart, ja rücksichtslos in seinem Urtheile. Es war das nach den Erfahrungen von dreißig Jahren nicht besser geworden. Nun wäre dagegen ja nichts zu sagen: hat es ja immer Künstler gegeben, für welche die Wahrheit, der zufolge verschiedene Wege zur Schönheit führen, nicht bestand; Lionardo und Michel-Angelo wollten sich nicht verstehen, und der letztere anerkannte Tizian und Rafael nur mit einer Art reservatio mentalis. Es mag nur immerhin Jeder denken, daß er allein Recht habe, daß die Anderen doch eigentlich im Vergleich zu ihm nur Stümper seien; wenn er aber klug ist, wird er diese selbstschmeichlerische Wahrheit bei sich behalten, und wenn er stark ist, wird er es sich nicht anfechten lassen, wenn Andere ihm mit gleicher Münze heimzahlen. Ehrliches Streben ist Keiner zu bewundern verpflichtet, aber achten muß er es an jedem Anderen, und ist es so, dann wird er milde gegen fremde Leistungen und nicht nervös eifersüchtig auf die Anerkennung der eigenen sein. Geschmäht und verunglimpft wurde jedes große Talent; man lese doch die zeitgenössischen Kritiken über die unsterblichen Werke von Goethe und Schiller; aber die wahrhaft großen Künstler ließen sich dadurch nicht in ihrer Schaffensfreude stören. Vielfach ist der Wiener Kritik der Vorwurf gemacht worden und wohl auch dem Wiener Publicum, daß sie ungerecht gegen Feuerbach, ja unbillig gewesen seien. Das ist einfach, wenn damit der Vorwurf eines besonderen Unverständnisses oder gehässiger Verkleinerungssucht gemeint sein will, unwahr. Cornelius wurde bei seinem Eintreffen in Berlin weit schlimmer empfangen als Feuerbach in Wien, wie Jeder sich überzeugen kann, der die einschlägigen Berichte in Kuglers „Kleine Schriften" nachliest. Wahr ist freilich, daß das Wiener Publicum durch die Fehler auf des Künstlers Gemälden „Urtheil des Paris", „Amazonenschlacht" u. s. w. viel empfindlicher berührt wurde, als durch diejenigen, welche Makarts „Abundantia", „Catarina Cornaro" u. s. w. verunzieren und welche wohl eben so zahlreich und eben so schwer sein dürften. Das hängt eben mit dem Geschmacke des Wiener Publicums zusammen, welches das herrliche „Gastmahl Platos" zwar sehr zu schätzen, aber doch nicht nach Gebühr zu preisen wußte, weil seine Empfänglichkeit für geistvolle Composition, Wohllaut der Linien und vornehmen Farbenzusammenklang viel weniger bedeutend ist als für verlockenden sinnlichen Reiz und lebhaft bestechenden Farbenzauber. Auch muß man sagen, daß Feuerbach in gewissen Nebendingen sehr eigensinnig war und den Erfolg eines Gemäldes manchmal einer Marotte zu Liebe auf das Spiel setzte. Der weitgehende Realismus beispielsweise, welcher eine der gefallenen Amazonen im Vordergrunde des Schlachtbildes mit einer rücksichtslosen Wirklichkeitstreue malte, vor der selbst ein Guilio Romano zurückgescheut wäre, war eine Marotte, um so mehr, da das Gemälde im Allgemeinen stilistisch gehalten ist; ebenso war es eine Marotte, dem Alkibiades auf dem Gastmahl eine so langgefingerte Hand zu geben, wie sie nie und niemals normal vorgekommen ist, blos weil es ein Axiom der Lehre von den menschlichen Schönheiten zur Zeit der Renaissance war, daß überlange Finger ein besonderer Reiz der Hand seien und Seelenadel verriethen. Derartige Fehler haben aber das Schlimme, daß sie auch derjenige, dessen Auge nichts weniger als gebildet genannt zu werden verdient, sieht und dadurch der Allgemeinheit des Beifalls, den ein Werk durch seine Gesammthaltung erringen sollte, abträglich werden. Gerade aber Fehler dieser Art nahm Feuerbach leicht und meinte, sie bedeuteten überhaupt nichts, weil sie in seinen Augen nichts bedeuteten. Sie haben ihm aber viel mehr geschadet als wichtigere und tiefer sitzende Fehler seiner Schöpfungen

Liest man nun den Bericht über die Erfahrungen, die diesem interessanten Künstler die Freude am Dasein verleideten, so möchte man weinen darüber, daß sein Wesen nicht aus härterem widerstandsfähigerem Stoffe gefügt war, daß er sich gar so unablässig damit beschäftigte, wie die Welt über ihn denke, und daß er jede Unbill derselben gar so schmerzlich empfand. Weil er so leicht zu verletzen war, deshalb handelte er häufig unklug, deshalb machte er sich so viel Feinde und deshalb hat er gar so lange zu ringen gehabt, bis er wirkliche Erfolge zu verzeichnen hatte, die auch in Bezug auf seine materielle Lage ihren wohlthuenden Ausdruck fanden. Das gibt er wiederholt selbst zu, ja sagt es, bei der Gelegenheit, da er die Geschichte erzählt, wie er mit dem Kunstfreunde Herrn von Landsberg in Rom zerfiel, gerade heraus. Er war in seinem Rechte, aber daß er darauf bestand, hatte die unangenehme Folge, Gemäldeliebhaber eine geraume Zeit von seinem Atelier fern zu halten und ihn bei diesen in den Geruch eines eigenwilligen und rücksichtslosen Mannes zu bringen. Wer will heute entscheiden, wie sehr ihn diese zeitweilige Scheu von Auftraggebern, mit ihm sich einzulassen, in seiner künstlerischen Laufbahn aufhielt? Ganz unbegreiflich ist es für Unsereinen, der die hiesigen Verhältnisse kennt, wie es möglich war, daß der Künstler, nach mehrjährigem Aufenthalte in Wien, sich durch eine ungerechtfertigte Anforderung

der Steuerbehörde so sehr verstimmen ließ, daß dies im Zusammentreffen mit anderen wirklichen oder vermeintlichen Kränkungen ihn nicht nur unwillig, sondern sogar krank machte, so daß er Wien den Rücken kehrte und beim Ministerium einen längeren Urlaub ansuchte.

Alle Aphorismen sind lesenswerth, wahrhaft goldene Worte sind aber die nachstehenden in dem Abschnitt „Rom" enthaltenen: „Der wahre Stil kommt dann, wenn der Mensch, selbst groß angelegt, nach Bewältigung der unendlichen Feinheiten der Natur die Sicherheit erlangt hat, in das Große zu gehen; mit einem Worte: Stil ist das richtige Weglassen des Unwesentlichen. Der sogenannte Realist bleibt immer im Detail stecken. Realismus ist die leichteste Kunstart und kennzeichnet stets den Verfall. Wenn die Kunst das Leben nur copirt, dann brauchen wir sie nicht."

Darin ist eine ganze Kunsttheorie enthalten. An Erkenntniß stand Feuerbach den Größten nicht nach, seine Darstellungskraft hielt aber nur in einzelnen Fällen die Probe, nur in seinen vorzüglichsten Schöpfungen deckten sich Wollen und Können, und diese werden seinen Namen auch auf die Nachwelt bringen. Nicht immer konnte er das Gewollte, und sein Unstern war es, daß er dies nur schwer sich, gar nicht aber Anderen zu verzeihen vermochte.

Em. Ranzoni.

Neues Münchner Dichterbuch.*)

Zwanzig Jahre mögen es her sein, daß Emanuel Geibel unter dem Titel: „Ein Münchner Dichterbuch" eine treffliche Anthologie herausgab. Es war vielleicht der beste Musenalmanach seit den von Schiller herausgegebenen. Jeder Mitarbeiter bestrebte sich, etwas Eigenartiges zu haben. Wirklich originell war nur ein Einziger, der oft barocke Hermann Lingg. Allen gemeinsam war aber die Meisterschaft in der Bildlichkeit des Ausdrucks und in der Handhabung der Form — eine Virtuosität, die manchmal bis zur metrischen Künstelei ging und den warmen Schlag des Dichterherzens vermissen ließ. Fragte man, wieso sich diese Autoren zusammengefunden, so erhielt man wohl die erstaunliche Antwort, das seien eben „Krokodile", und nur eine weitschweifige Erklärung beruhigte über den Geisteszustand des Auskunftgebers. Das Krokodil hieß eine Art freien genossenschaftlichen Verbandes in München, eine Gruppe von Poeten, um nicht zu sagen: eine Dichterschule, deren Häupter von Bayerns König Max an seinen Hof berufen worden. Lingg versuchte es sogar, den Ahnherrn oder Schutzpatron dichterisch zu fixiren, und so besang er denn das alte blinde Krokodil vom heilgen Teich bei Singapur, das wie ein kleines Kind schreit und an einem Lotosstiele kaut. Sicher ist, daß die Sänger von der Isar weder die „grämliche Natur" noch die Krokodilsthränen hatten. Sie sangen frisch ihre formschönen Lieder, ohne weltschmerzliche Mißtöne beizumischen, und wenn sie einmal in ihren kleinen Liedern große Schmerzen besangen, so war ihr Leid nicht geheuchelt, sondern gefühlt und erlebt. Auch der Vorwurf des Byzantinerthums war grundlos. Der wackere Geibel wurde sogar ein Opfer des beleidigten Particularismus. Da er sich erlaubt hatte, den König Wilhelm bei dessen Besuch in Lübeck lyrisch zu feiern, so entzog man ihm die bayrische Pension. Die Fanatiker des Raupenhelms freuen sich noch heute darüber.

Und jetzt kommt also das Münchner Dichterbuch zum zweitenmale! Wir heißen es willkommen, aber wir können unser Erstaunen nicht unterdrücken. Wissen wir doch, daß die poetische Tafelrunde vom Krokodil nicht mehr existirt. Die Sänger sind auseinandergestoben. Lübeck, Wien, Berlin, Weimar — wer weiß wie das geschah? — überall finden wir Krokodile. Einige, wie Melchior Meyr, Hermann Schmid und Heinrich Leuthold, sind gestorben. Andere sind den Musen und allen guten Geistern untreu geworden. Von den Alten sind nur Paul Heyse, Lingg, Hertz, Kobell und Schack in der Isarstadt zurückgeblieben. Es würde also ein schwaches Trüppchen sein, das unterm Commando von Paul Heyse aufmarschirte, wenn nicht gewichtiger Succurs eingetroffen wäre. Zuerst von neuen Jüngern und — nicht zu vergessen! — Jüngerinnen und dann von den ehemaligen Mitgliedern, die auch in der Ferne dem symbolischen Reptil treu geblieben sind.

Da ist vor Allem der Alters- und Ehrenpräsident Emanuel Geibel, der mit sechs vorzüglichen Elegien das Buch eröffnet. Es sind Erinnerungen an Hellas und Rom, an seine erste Liebe und sein erstes Gedicht — alle voll Adel der Empfindung und des dichterischen Stils. In einem derselben spricht er sein und seiner Freunde ganzes Programm aus, indem er seines einst zu Athen abgelegten Gelübdes gedenkt:

Muthig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt,
Und was immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.

Herrlich ist auch, wie er sich in „Tagen der Kindheit" seines ersten Liedes erinnert.

... Nimmer vergess' ich des Glücks, das wie ein Rausch mich befing,
Als im erregten Gemüth freiwillig die Reime sich fügten
Und der Gedanke von selbst rhythmisch zu fließen begann.
Nichts war Mühe dabei. Nein, wie wohl Abends der erste
Stern im dunkelnden Bau plötzlich entzündet erglänzt,
Dann sich zu diesem ein zweiter gesellt und ein dritter hervorblitzt,
So in dämmernder Brust tauchten die Verse mir auf.
Zwar einfachsten Gehalts nur waren die Strophen des Knaben,
Der ins ertastete Wort kindlich Empfundenes goß;
Aber dem ahnenden Sinn schon hatte die Form sich erschlossen,
Und ihm glückte das Maß, eh' er die Regel gelernt.

Auch Scheffel, Bodenstedt, Grosse hospitiren nur noch. Bodenstedt hat ein auf seiner amerikanischen Reise gereiftes Gedicht, Julius Grosse einige übrigens ziemlich farblose Lieder und Terzinen, Scheffel drei herzlich unbedeutende Gelegenheitsgedichte beigesteuert, welche leider — und zwar in einem Buche, wo sonst kein einziger unreiner Reim zu finden ist — „scheiden" und „reiten", „frei" und „treu", „üben" und „lieben", „Werder" und „Schwerter" auffallend disharmonisch zusammenklingen lassen.

Am imponirendsten treten die im „Krokodil" Gebliebenen auf. Da merkt man noch so etwas wie Zusammenhang und Tradition. Heyse bietet ein reizendes phantastisches Gedicht: „Der Traumgott", jedenfalls eine seiner besten Novellen in Versen, eine dreiactige Tragödie „Alkibiades", einfach, vornehm, voll edlen Gefühls, und ein halbes Hundert von Goethe'schem Geist getränkte Sprüche.

An einen Erzähler.

Was mußt du stets dein Ich dazwischen schieben
Und deines Helden Mentor sein?
Die Leserin will sich in ihn verlieben,
So laß sie doch mit ihm allein!

Wird den Winden auch zum Raube,
Was ein Staubessohn geschrieben,
Sei es gleich dem Blüthenstaube,
Der befruchtet im Zerstieben.

Hüte dich, wahllos einzustimmen,
Wenn Lästerzungen die Frauen kränken.
Man kann nicht schlimm genug von den schlimmen,
Nicht gut genug von den guten denken.

Im neuen Reich.

Das neue Haus ist fest gefügt; inmitten
Der Stürme steht es hoch und hehr;
Nur die Akustik hat gelitten:
Der Muse Ruf vernimmt man drin nicht mehr.

*) Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart, Kröner.

Besondere Erwähnung verdienen die Beiträge von A. Fr. von Schack und Hermann Lingg. Des Letzteren „Freie Rhythmen" sind im bekannten Lapidarstil mit geschichtsphilosophischer Beleuchtung. Lingg erscheint wieder in seiner alten Rolle als „zürnend rückwärts schauender Bote der Geschichte". Namentlich in dem freskenhaften: „Hohenstaufengrab in Palermos Dom" ist Alles grandiose Perspective und mächtiger Schwung, obgleich noch da und dort der Gedanke nicht Poesie, sondern Rhetorik oder wohl gar Prosa geworden. Zum Schönsten gehören auch die lyrischen Beiträge von Wilhelm Hertz, dem noch immer viel zu wenig anerkannten Dichter von „Hugdietrichs Brautfahrt". Hier geht Alles in tiefpoetischer Stimmung und Empfindung auf. Besonders der Nänien-Cyklus: „Den Manen meines Bruders" zeichnet sich durch ergreifende elegische Färbung aus.

Zum Glück ist aber an der Isar auch noch Humor zu finden. Die Dialekt-Dichter Karl Stieler der Altbayer, Franz von Kobell der Oberbayer und Ludwig Schneegans der Straßburger sorgen nach Kräften dafür. Auch der treffliche Ludwig Laistner producirt in seinen Beiträgen viel schalkhafte Lebenslust. Frisch und burschikos ist die „Pastorelle" und köstlich sind „Die Nachtigallen", welche mit ihrem verliebten Gesang die Insassen eines Frauenklosters zur Flucht verführen. Einen ähnlichen Vorwurf behandelt auch Hertz' fragmentarisches Klostermärchen: „Bruder Rausch", der ein ganzes Stift voll asketischer Bettelmönche zu allen Freuden des Lebens bekehrt. Entzückt uns Hertz durch die neckische Frische des Ausdrucks, so gefällt Laistners epische Dichtung: „Frau Rata", der wohl eine alte Volkssage zu Grunde liegt, durch den ungesucht treuherzigen Ton der Chroniken, durch Gemüthstiefe und Innigkeit.

Von den Jungen hat Max Kalbeck einige sehr ansprechende Gedichte geliefert. Auch zwei weibliche „Krokodile" sind vertreten. Amélie Godin und besonders Frieda Port ergeben sich dem höheren Weltschmerz. Während die Erstere ihre „arme" Seele in Gesang verströmen möchte —

Denn kein Wort erfüllt und stillt
So des Herzens Tiefen,
Wie ein Ton, der voll entquillt —

trauert Frieda Port in wohlgemessenem Silbenfall:

Wird vielleicht ein Freund an die Brust mir sinken,
Der wie ich gelitten? — — Vergebne Hoffnung!
Schweige bis du einen der Retter findest:
Tod oder Wahnsinn!

Wir irren wohl nicht, wenn wir das Motiv dieses gewaltigen Weltschmerzes in ihrer Klage suchen:

Die Schönheit stieß von ihrem Thron
Mich weg, es spottet meiner Thränen
Ihr holder Sohn . . .

Alles in Allem tritt der Münchner Musenalmanach nicht mehr so imponirend auf wie das erstemal. Aber diese neue Folge bringt Beiträge von Geibel, Heyse, Hertz und Laistner, welche zu den besten dichterischen Erzeugnissen unserer Zeit gehören und dem schönen Buche Werth und Erfolg sichern.

Theophil Zolling.

Eine neue Biographie Leopardis.

Vor einigen Wochen erschien bei Gebrüder Dumolard in Mailand ein siebenhundert Seiten starker Band: „Leben und Werke Leopardis von Francesco Montefredini (La vita e le opere di Giácomo Leopardi per Francesco Montefredini). Der Verfasser, ein Neapolitaner, geboren 1830, De Sanctis' Lieblingsschüler, ist den Italienern seit vielen Jahren schon als Publizist, als Historiker und als Philologe, uns Deutschen namentlich seit dem Erscheinen seiner „Kritischen Studien" (1878) bekannt. In seiner Heimat zählt Montefredini viele Widersacher; pflegt er doch weder das nationale Selbstgefühl noch die Person zu schonen, deutsches Wesen und deutsche Wissenschaft rückhaltlos zu preisen, mit bitterer Ironie und leidenschaftlicher Schärfe Italiens heutige Zustände zu geißeln. Mit einem Worte, die Kassandrarolle scheint Montefredini nachgerade Bedürfniß und Lebensaufgabe geworden zu sein. Daher die subjective Färbung seiner Schriften, welche mehr als eine Druckseite zu einer geistreichen Satire stempelt.

Auch die vorliegende Biographie kann diesen herben Charakter nicht verleugnen. Derselbe zeigt sich schon in der Dedication: „Dem Andenken Bettino Ricásolis, würdig besserer Zeiten." Und in der Vorrede heißt es: „Der Erste, der von Leopardi dem Philologen sprach, war Niebuhr; der Erste, der ihn als tiefen Denker pries, war Arthur Schopenhauer; der Erste, der ihn als großen Dichter empfinden ließ, war Francesco De Sanctis. Wie Giordano Bruno hat Leopardi seinem Lande nichts zu danken. Jener starb auf dem Scheiterhaufen, und Leopardis Grab ist unter unsern Augen zur unglaublichen Freude vieler Professoren und Journalisten geschändet worden." (Anspielung auf die Enthüllungen Ranieris von 1880.) Die erste, kleinere Hälfte unseres Buches erzählt uns Leopardis Leben. Der Verfasser hat die bisher im Druck erschienenen Documente, namentlich die 1849 von Viani, 1878 von Piergili herausgegebenen Briefe, sowie die in letzterem Jahre von Cugnoni in Halle publizirten „Opere inedite", so benutzt, daß ein getreues, in seinen Einzelnheiten interessantes, in seiner Ganzheit vollkommen klares Lebensbild vor unserer Seele steht. Keine frühere Biographie macht uns so gründlich mit Leopardis Umgebung bekannt.

Ueber Leopardis erste Jugend hat uns sein Bruder Karl berichtet. Ein gesundes, fröhliches Dasein, früh erwachte Liebe zur Freiheit und zum Ruhme bilden ihren Inhalt. Da überrascht den achtjährigen Knaben der böse Jugendfeind, der seinen Körper auf immer zu Grunde richtet. Leopardis Bruder Karl hat es der Nachwelt überliefert: „Um fünf Jahre überholte eine verfrühte Reizbarkeit die Epoche natürlicher Entwicklung. Daher rührten, wie Giácomo mir später eingestanden, alle physischen Leiden seines Lebens." (Viani, Anhang S. 33.)

Wie die Natur den Körper, so drohte die Erziehung den Geist zu Grunde zu richten. Diese machte aus dem durchaus wissenschaftlich angelegten Knaben einen gelehrten Pedanten und einen Sohn fanatischer Reaction. Der Vater war ein ehrlicher und trefflicher Mensch, ein Edelmann vom echten Schlage, voll Liebe zu seinen Kindern, aber ein bornirter Katholik, ein eigensinniger Kopf, und doch wieder willenlos seiner energischen Gattin gegenüber. Diese dachte nur an die Wiederherstellung des Familiengutes; das Haus Leopardi sollte einst wieder floriren, ihre Kinder unterdessen gottselig leben und sterben. Also nicht der Vater, sondern die Mutter Leopardis verwahrte in letzter Linie die Schlüssel von Leopardis Familienkerker.

Giácomos ganze Jugend verstrich in den verzehrendsten Anstrengungen der Studirstube. Ein brennender Ehrgeiz und ein echter Forschertrieb beseelte ihn, aber, allein und ohne die Leitung eines erfahrenen und überlegenen Mannes, warf sich der junge Hellenist auf die unfruchtbarsten Gebiete, und ward so mit zwanzig Jahren ein Wunder — abstruser Gelehrsamkeit. Jetzt war sein Körper bereits zum Verfalle gereift, und ein langsames Sterben begann in dem Augenblicke, da sein starker Geist sich herrlich entfaltete, sein Urtheil auf immer sich befreite. In diesem entscheidenden Momente (1818) wird ihm zum ersten Male die Wohlthat eines ebenbürtigen Umganges zu Theil (Pietro Giordani). Wie tief tragisch wirken alle diese Momente! Eine geniale Kraft und ein Lebensglück durch die Unerbittlichkeit der Natur und die Verkehrtheit der Menschen in ihrer Blüthe geknickt, in den Verheißungen ihrer Zukunft vernichtet!

Erst mit siebenundzwanzig Jahren entfernte sich Leopardi für immer aus dem Kerker von Recanati, um seine wachsenden Leiden durch verschiedene Hauptstädte Italiens zu schleppen, eine kümmerliche Literatenexistenz zu führen und die letzten vier Jahre seines Lebens in Neapel zu verleben. Montefredini folgt ihm Schritt für Schritt, und es ist nur zu loben, daß er die entscheidenden Briefe und Briefstellen ihrem Wortlaute nach jeweilen einfügt und sich nicht mit bloßer Hinweisung auf schon gedruckte Quellen begnügt.

Ueber die Rolle Ranieris, in dessen Armen Leopardi verschied, entwickelt Montefredini seine eigenen Ansichten.

Antonio Ranieri (Neapolitaner, geb. 1806, also acht Jahre jünger als Leopardi) machte Leopardis Bekanntschaft in Florenz, reiste mit ihm nach Rom, dann nach Neapel, wo er den siechen Freund verpflegte bis

zu dessen Tode (1837). Als Verfasser einer kurzen Biographie und als Herausgeber von Leopardis Werken hat Ranieri seinen Namen mit demjenigen Leopardis auf immer verknüpft. Montefredini nun bemüht sich nachzuweisen, daß Ranieri weder auf den Namen eines Wohlthäters noch auf denjenigen eines aufrichtigen Freundes Ansprüche hat. Wie viel Ranieri für Leopardi geopfert, ob er ihn wirklich Jahre lang aus eigenen Mitteln erhalten, wie man dies aus seinen neulichen Enthüllungen schließen muß, das dürfte schwer zu ermitteln sein. Jedenfalls scheint das von Montefredini beigebrachte Beweismaterial uns kaum genügend, um über diesen Punkt ins Klare zu kommen. Anders verhält es sich mit Ranieris viel gepriesener Freundschaft. Montefredini hat schwerlich Unrecht, wenn er in dem bombastischen Lamento Ranieris über Leopardis Tod (zwei Briefe an Leopardis Vater) mehr Declamation als Empfindung sieht. Und nun vollends das Büchlein von 1880, die „Sette anni di Sodalizio!" deren süßliche, geschmacklose, oft schwerverständliche Rhetorik die Doppelabsicht nicht verschleiern kann, einerseits Leopardis Briefe absichtlicher Entstellung gewisser für den Wohlthäter Ranieri sprechender Thatsachen zu bezüchtigen, andererseits Leopardi den Menschen in der Achtung der Nachwelt möglichst herabzusetzen. Es gereicht Montefredini zur Ehre, Ranieris Buch in der Rivista Minima von 1880 unerschrocken verurtheilt zu haben: ein wahrer Freund Leopardis hätte das ekelhafte Elend des dahinsterbenden Dichters weder *so* erzählt, noch *überhaupt* erzählt.

Die zweite, größere Hälfte unseres Buches ist eine feine, zum Theil auch scharfe Kritik von Leopardis Schriften. Die Entwicklung des Dichters und Denkers wird genau verfolgt, und Montefredini ist dabei weit entfernt, aus seinem Autor einen Helden machen zu wollen. So verdienstlich eine actenmäßige Darstellung des Lebens ist, so erblicken wir doch den Hauptwerth des Buches in diesem zweiten, kritischen Theile.

Diction und Stil sind edel und einfach, frisch und lebhaft in den polemischen Partien. Wir vernehmen, daß eine Uebersetzung des Werkes in Wien vorbereitet wird. In dieser dürften gewisse Längen und einige Wiederholungen gekürzt oder gestrichen werden. Dem deutschen Leser dürfte eine solche Uebertragung auch nach den trefflichen Arbeiten von Gustav Brandes und Paul Heyse willkommen sein.

Zum Schlusse sei an das Wort von De Sanctis erinnert: „So lange in Italien die Monographien fehlen, können wir keine gründliche Literaturgeschichte schreiben." Mit Freuden nimmt man wahr, wie die Lücken sich allmählich ausfüllen. In Rom wird ein Leben Foscolos vorbereitet, eine Publication des rastlosen De Gubernatis hat auf die Entwicklung Manzonis ein helles Licht geworfen, eine große Zahl seiner Skizzen haben die Zeitgenossen behandelt, der erste Band seines Annuario (Barbera 1881) endlich bietet uns die langvermißte Jahresübersicht italienischer Literatur. Möge diese Regsamkeit auch Andere ergreifen; an Baustoff fehlt es auf diesem Gebiete nicht.

Heinrich Breitinger.

Aus der Hauptstadt.

Glossen vom Zeitungsrand.

Berlin läßt sich gern ein Athen an der Spree nennen, obgleich eine besondere Aehnlichkeit des Spreebeckens mit dem Piräus bisher noch Niemandem aufgefallen ist und die Adressen der sieben Weisen auf keinen Fall im Berliner Wohnungsanzeiger gesucht werden dürfen. Eine Zeitungsnachricht indessen, die kürzlich durch alle Blätter ihren Flug genommen hat, weckt in der That athenienſische Erinnerungen. Es soll in Berlin eine *Rednerschule* erstehen, in welcher Meister der Volksrede herangezogen und die technischen Künste des gesprochenen Wortes geübt werden sollen ... Wer erinnert sich hier nicht an die Rhetorschulen Griechenlands! Vor unserem Auge, das über Jahrhunderte zurückfliegt, weitet sich das Bogenrund einer griechischen Paläſtra, in welcher ein Wetteifer in allen Künsten der geistigen Gymnastik entbrennt und der sinnreiche Zweikampf von Gründen gegen Gründe nach allen Fechterregeln der rhetorischen Ringschule ausgekämpft wird. Welcher reizvolle Traum, einen solchen geistbelebten Turnierplatz des Witzes und der Beredtsamkeit an die Gestade der Spree verpflanzt zu sehen!... Die Freude mäßigt sich indessen, wenn wir hören, daß es sich nur um — antiliberale Volksredner handelt, bei welchen es nach dem eigenen Eingeständniß eines Parteiführers vor Allem auf „laute Stimmen", auf die Athletik des Kehlkopfes ankommt.

Nach Leistungen, die von dieser Seite während des letzten Wahlkampfes zu Tage getreten sind, kann man sich den Stundenplan der neuen Rednerschule leichtlich vorstellen. Es wird dabei weniger Gewicht darauf zu legen sein, daß die Zöglinge etwas lernen, als daß sie — viel vergessen. Es könnten manche von den eingetretenen Schülern noch auf gewisse Gesetze der Lebensart, auf gewisse Ammenbegriffe von Duldsamkeit und Freisinn unbequemen Werth legen. Als Mittel dagegen dürfte sich das Auswendiglernen von officiösen Artikeln empfehlen, die zugleich als ein erprobtes geistiges Narcoticum jedes etwa hinderliche Selbstdenken der Schüler schnell beseitigen werden. Die Tageseintheilung ergäbe sich von selbst. Zuerst Unterricht im Verketzern von liberalen Parteiführern; dann Freiübungen im Lösen der socialen Frage — wer zuerst fertig ist, bekommt eine Prämie; cursorische Lectüre von Sardous „Rabagas", Kleons Volksreden und ähnlichen Mustern; endlich Exercitien im Verheißen von Steuererleichterungen und im Versprechen des Blauen vom Himmel herunter. Das für jeden conservativen Volksredner so unerläßliche Depeschensenden an den Reichskanzler wird an geeigneten Probevorlagen beigebracht. Ein Uebungstelegraphiren könnte etwa alle vier Wochen stattfinden; ebenso würde es sich empfehlen, von Zeit zu Zeit ein Wettsprechen in den städtischen Turnhallen und ein Schaureden bei elektrischer Beleuchtung zu veranstalten. Es kann nicht fehlen, daß die Partei nach solchen Vorbereitungen in den nächsten Wahlkampf schon mit geschulten Kräften eintritt und vielleicht versenden demnächst bereits die Zöglinge der Rednerschule geschäftliche Empfehlungskarten, auf welchen zu lesen ist:

„N. N., geprüfter Volksredner. Ist allabendlich nach den Geschäftsstunden zur Volksbeglückung in jedem gewünschten Umfang bereit. Specialität: Versprechen von Patrimonien."

Das neue politisch-rhetorische Unternehmen ist aber um so rühmlicher, weil es in einem Augenblick hervortritt, in welchem die Politik gerade im Inseratentheil aller Blätter ein recht schlimmes Leumundszeugniß erhält. „*Politik verdirbt den Charakter!*" So versichert uns eine unpolitische Zeitung, die in ihrem Titelschild den Namen Friedrich Bodenstedts trägt — und es sollte mich nicht wundern, wenn dieser tiefe psychologische Versuch, die menschlichen Schlechtigkeiten aus der Lectüre von politischen Aufsätzen herzuleiten, bald weitere Kreise zieht. Wie lange wird es dauern und ein Literaturhistoriker wird uns den Nachweis führen, daß Franz Moors Charaktergestaltung vielleicht nur aus geheimen Leitartikeln zu erklären ist, die er in der Jugend gelesen hat. Ein Advocat wird für seinen strafbaren Clienten als mildernden Umstand anführen: „Wohl bekundet seine That eine tiefe Sittenverderbniß, aber bedenken Sie, meine Herren, daß mein Client schon im zartesten Alter Parlamentsreden las!..." Die deutschen Frauen werden mit wachsender Besorgniß sehen, wie ihre Männer sich trotz aller Warnungen es nicht abgewöhnen wollen, an jedem Morgen das politische Gift einzusaugen, und in den brandenburgischen Kinderfreund wird das Dictum übergehen: „Böse Kammerberichte verderben gute Sitten!..." Sicherlich ist noch niemals der deutsche Philister so feierlich bei seinem Seelenheil beschworen worden, auf seine staatsbürgerlichen Mündigkeitsrechte freiwillig zu verzichten und die Nachtkappe der politischen Theilnahmlosigkeit über die langen Ohren zu ziehen. Es fehlte nur noch, daß Meister Bodenstedt die Mahnung in persische Schnadahüpf'l umreimte und uns etwa im Ton Mirza Schaffy's verwarnte:

Magst Du ein Reactionär, ein nackter, sein,
Magst Du ein Demokrat, ein abstracter, sein —
Die Politik, zu der sich Dein Geist bekennt,
Sie wird verderblich für Deinen Charakter sein!

Was sorgst Du um Volksvertretung und Krone Dich?
Was plagst Du in hartem politischem Frohne Dich?
Dem Weisen glaube, der tägliche Rundschau hält:
Die Weltgeschichte geht weiter auch ohne Dich!

Und drohn die Parteien den Staat in Brand zu stecken,
Und den Lärm des Haders im weiten Land zu wecken, —
Dir mag's genügen, in heitrer Seelenruh'
Wie Vogel Strauß den Kopf in den Sand zu stecken!

Es wäre vergnüglich, wenn sich in dieser Weise aus der Quartalsmahnung einer unpolitischen Zeitung ein „Neuer Mirza Schaffy" entwickelte, der die Theorie vom alleinseligmachenden Schlafrock in klingende Reime brächte! . . .

Die Berliner Gesellschaft ist inzwischen in der That sehr wenig zu politischen Grübeleien geneigt, da mitten in die junge Saison eine betrübsame Kunde geflogen ist. Es gibt keine Subscriptionsbälle in dieser Saison . . . und dieser Ausfall ist um so bedenklicher, weil zu einem öffentlichen Rendezvous der guten Gesellschaft in Berlin sonst nur spärliche Gelegenheiten geboten sind. In Paris, in Wien verwandelt sich in der Faschingszeit die ganze Stadt in einen einzigen Ballsaal. Die Zeitungsspalten gehören dem Ballbericht. Zwischen einer Polka und einer Française werden die wichtigen Fragen der europäischen Tagesgeschichte erledigt, und die würdevollen Staatsmänner, die durch den Leitartikel geführt werden, streifen die emsig tanzenden Paare mit dem Aermel, die sich in der Ballchronik tummeln und mit ihren übermüthigen Pirouetten bis unter den Feuilletonstrich hinabreichen. In Berlin gehört eigentlich nur dem Subscriptionsball ein öffentliches Interesse. Er ist längst zu einem großen Bazar der hauptstädtischen Eitelkeiten geworden, zu einem Wettspiel der Toilettenpracht und des weiblichen Chics . . . und nun soll auf die Freude in diesem Jahre verzichtet werden! Wieviel schillernde Phantasien in Brocat, Seide und Moirée-Antique werden jetzt nicht in die Erscheinung treten können! Wieviel sinnreiche Stoff- und Farbencombinationen sind vergeblich entworfen worden! Die schmollende Modedame würde sich noch darein finden, daß sie in Person auf den Ball verzichten muß: Wenn sie nur wenigstens die Robe hinsenden könnte! Und dann . . . daß der Subscriptionsball selbst ausfällt, es mag noch angehen, aber mit ihm fällt auch der Subscriptionsball-Bericht fort . . . und das ist nicht blos für die Zeitungsleser schmerzlich, die so gern durch die Spalten ihrer Blätter in kerzenstrahlende Säle hineinlauschen, sondern ist noch schmerzlicher für die Auserwählten, die ich als die Schaar der „Bemerkten" bezeichnen möchte . . . Es gibt in jeder Hauptstadt eine Reihe von Leuten, die alle Welt kennt. Und doch haben sie weder eine literarische noch eine künstlerische Bedeutung; sie sind weder hervorragende Politiker noch irgend nennenswerthe Wissenschaftler. Aber sie verdanken es persönlichen Beziehungen und einer unermüdlichen Geschäftigkeit, daß sie immer mit in der Reihe erscheinen, wenn ein Berichterstatter einen Satz mit den Worten beginnt:

„Unter den Anwesenden bemerkten wir . . ."

Sie lassen sich ihren Ruhm freilich sauer werden, diese „Bemerkten". Sie fehlen weder bei einer ersten Aufführung noch bei einem Begräbniß — bisweilen kommt bekanntlich Beides auf Eins hinaus. Man sieht sie in den vordersten Reihen sowohl bei den Premièren im Theater wie bei den Dernièren auf dem Friedhof. Sie erscheinen bei Einweihungen von neuen Instituten ebenso regelmäßig wie bei Abschiedsfesten für gefeierte Persönlichkeiten. Bei Jubiläen sieht man sie unter den Glückwünschenden und bei großen Schiffbrüchen, Eisenbahnzusammenstößen oder Feuersbrünsten gehören sie entweder zu den wunderbar Geretteten oder doch ganz gewiß zu den Mitgliedern des ersten Unterstützungscomités. Mit einem Wort, „die Bemerkten" pflegen allüberall ihren Kopf durchs Fenster zu stecken und bei Subscriptionsbällen hatten sie noch den besondern Vorzug, daß von dem Licht ihrer Publicität ein Strahl auf die Gattin fiel, die sonst immer seitab stehen muß. Sie wird in den Zeitungsberichten mit ausgestellt und mit einem epitheton ornans pflegen die liebenswürdigen Ballplauderer niemals zu knausern . . . Und das Alles soll nun diesmal entbehrt werden, falls Excellenz v. Hülsen nicht noch in zwölfter Stunde ein Einsehen hat . . .

Betrübender noch, als das Ereigniß selbst, ist die Ursache, die es herbeigeführt hat: Es ist noch immer das rothe Gespenst der Feuerfurcht, das sich durch keine Sicherheitsmaßregeln, keine behördliche Vorsorge verscheuchen lassen will. Die Theater müssen bereits zu den seltsamsten Beruhigungsmitteln greifen. Um das Publicum anzuziehen, berufen sich seit einiger Zeit die Directoren nicht mehr auf gute Stücke und gute Schauspieler, sondern auf die erprobte Zugkraft ihres eisernen Vorhangs und die mit den bewährtesten Kräften besetzten Nothausgänge. Sie versichern, daß die Oellampen auf dem täglichen Repertoire bleiben werden und lassen den Metallrand der Wellblechcourtine gleich dem Robensaum einer Kokette den ganzen Abend über hervorgucken. An einigen Provinzbühnen hat man sogar die Feuerwehrleute mit Axt und Rettungsseil auf die Bühne geführt und sie unter dem Beifall des Publicums einen ersten theatralischen Versuch machen lassen . . . Es ist dringlich zu wünschen, daß diese Anstrengungen endlich das unheimliche Gespenst von den Orten verscheuchen mögen, wo wir heitern Sorgentrost und liebenswürdige Unterhaltung suchen. Das Gefährlichste an jeder Gefahr ist die Furcht davor: Man möge ihr wie einem Raubthier beherzt ins Auge blicken — und sie duckt sich schmeichlerisch zu unsern Füßen.

Al Hafi.

Notizen.

Die Segenswünsche zur Jahreswende sind verhallt, Rückblicke und Zukunftsträume schon halb wieder vergessen. Die tägliche Arbeit beansprucht nach wie vor ihr Recht, und auch der Reichstag wird bald den Rest seines schmalen Pensums erledigt haben. Interessante Debatten wurden bei der Wiederaufnahme der parlamentarischen Thätigkeit fast nur noch von dem Windthorst'schen Antrag erwartet, der unbotmäßige Geistliche gegen polizeiliche Maßregelung schützen sollte und über dessen eigentliche Zwecke sich viele Leute die Zeit über den Kopf zerbrochen haben. Die Vermuthung lag nahe und ist nicht ausgeblieben, daß der Centrumsführer seine von oben her mit Spaltungsmanövern bedrohte Heerschaar zusammenhalten und möglichst um ein gemeinsames Fähnlein, wenn auch vorerst mit negativer Devise, festhalten wollte. Die Wenigsten bedachten, daß der hannoversche Exminister mit seinem wohlberechneten Schuß in die Maigesetze hinein auch sich selbst wieder in eine bessere Position gebracht hat. Die officiöse Attaque wegen seiner neugierigen Erkundigung in der Hamburger Commission ließ ihn ungeschickt erscheinen. Leichtgläubigen wurde sogar erzählt, daß der Reichskanzler ohne diesen Windthorst'schen Mißgriff dem Lande ein Ministerium Franckenstein zu Weihnachten beschеert hätte. Der ultramontane Fractionschef wurde nahezu ausgelacht und voreilige Stimmen warfen ihn schon zu den Todten. Jetzt spricht wieder alle Welt von ihm. Die Parteien zanken sich, ob man für oder gegen ihn stimmen soll. Seine Aventüre von vor einigen Wochen ist dem Gedächtniß des Publicums entschwunden. Er steht wieder im Vordergrunde der Aufmerksamkeit, wenn auch nicht des Interesses, und damit hat er seinen Zweck erreicht, gleichviel welches Schicksal seinem famosen Antrage beschieden sein mochte. Die kirchenpolitische Frage ist inzwischen dadurch, früher als man glaubte, auf die Tagesordnung gelangt und wird nicht sobald wieder verschwinden. Zum Glück sind wir dagegen theils durch einiges Nachdenken, theils durch bündige Dementis das internationale römische Problem los geworden. Nach allerlei profunden Betrachtungen sind die Staatsweisen zu dem Schlusse gelangt, daß die weltliche Gewalt des Papstes todt ist und nur durch ein Wunder wieder auferweckt werden kann. Für einen Wunderthäter hat sich aber Fürst Bismarck niemals ausgegeben. Auch mit der collectiven europäischen Schutzassociation zu Gunsten des heiligen Stuhles, worauf die hohe journalistische Politik der jüngsten Zeit in Ermangelung anderer Lösungen gefallen war, hatte es seinen Haken. Die Theilnehmer wollten sich nicht entdecken lassen. Auffällig war nur, daß Freunde seltsamer Combinationen nicht mit jenem Gesammtprotectorat, das Italien sammt seinem Garantiegesetze außer Cours setzen sollte, die deutsch-östreichische-türkische Allianz neuester Observanz betraut haben. Eine solche Entdeckung wäre gewiß des Schweißes edler Publicisten werth gewesen. Der Sultan als Dritter im Bunde zur Vertheidigung des unglücklichen Papstes, dessen Lage laut seiner letzten Allocution unerträglich ist, das wäre doch ein Sensationsstück ersten Ranges gewesen. Die Welt hätte dann wenigstens erfahren, was das Project jener von Konstantinopel aus in die Welt gesetzten Tripelallianz eigentlich bezwecken sollte. Daß sie gegen Frankreich gerichtet wäre, wurde zwar versichert, aber Niemand wollte daran glauben. Aristarchi Bey verlor seinerzeit den hiesigen Botschafterposten, weil ihm die Losreißung Deutschlands von dem damaligen Dreikaiserbund im Interesse der Türkei nicht gelungen war, oder vielmehr, weil er von vornherein das Unternehmen als unmöglich erkannt und seiner Regierung kein Hehl daraus gemacht hatte. Damals handelte es sich indessen um eine Abwehr des von Rußland drohenden Krieges, die keine Aussicht hatte, während jetzt statt der französischen Revanche wegen Elsaßlothringen, eine von Deutschland unterstützte türkische wegen Tunis in Scene gesetzt werden soll. Was Wunder,

daß die türkischen Diplomaten in Wien und an anderen Orten, wenn ihre Collegen sie darauf aufmerksam machten, daß ernsthafte Blätter Tage lang mit diesen Enthüllungen wichtig thaten, laut auslachten und solche Phantasien der leichtlebigsten Presse nicht zutrauen mochten. Die Herren wußten nicht, was das tägliche Zeitungsbedürfniß in solchem Falle zu leisten vermag. Mit Frankreich stehen wir übrigens für jetzt gut, vielleicht besser sogar trotz des Augenscheins als mit Rußland. Das französische Volk will keinen Krieg und Gambetta verspricht, wie man weiß, Alles zu vermeiden, was Schwierigkeiten schaffen könnte. Mit Chaudordys Ernennung in Petersburg hat er allerdings, vielleicht aus Unerfahrenheit, einen Fehler gemacht. Man erzählt, daß der friedfertige und in dem conservativen Europa vielgeschätzte Barthelemy St. Hilaire in einem Abschiedsgespräche mit Gambetta diesen gewarnt und seinen Nachfolger mit den Worten verlassen habe: Prenez bien garde! . . . . Gambetta wird es sich gesagt sein lassen, und seine Vorsicht wird um so gewisser die Mutter der Weisheit sein, als ihm Frankreichs Nachbarn dabei gern behülflich sein werden.

* * *

Ernest Renan et les Origines du christianisme par A. J. Pons (Paris, Paul Ollendorff). Dieser biographische Versuch stammt aus der Feder, welche das vielbesprochene Buch über Sainte-Beuve und seine Unbekannten schrieb. Hier fehlt aber jedes pikante und sensationelle Moment. Die ersten Kapitel handeln von Renans Eltern und berühren also seine Jugendjahre im Kreise einer braven bretagnischen Familie, wie sie Renan in seinen Souvenirs d'enfance so liebevoll beschrieben hat. Trefflich ist hier der priesterliche Beruf des jungen Theologen und die Gründe erklärt, die ihn aus der Kutte springen ließen. Pons versteht es, uns für diesen seinen Kopf und dies brave Herz zu erwärmen, obwohl er auch den Tadel nicht unterdrückt. Am wenigsten will uns sein durchaus ernst gemeintes Bedauern gefallen, daß Renans Carrière nicht durch ein Deputirten- oder Senatorenmandat gekrönt werde. Bei diesem gutgemeinten Wunsch des Biographen glauben wir das feine, ironische Lächeln des gefeierten Verfassers von „Jesu Leben" zu sehen.

* * *

Beiträge zur Geschichte der Nordamerikanischen Union betitelt Dr. Rudolf Doehn sein bei Grunow in Leipzig erschienenes Buch, das in Wahrheit als ein unentbehrliches Hülfsmittel für Jeden zu bezeichnen ist, der sich mit den mannichfachen politischen Fragen, die noch immer die große Republik jenseits des Oceans bewegen, genauer vertraut machen will. Die größere Hälfte des Werkes ist der Darlegung der Administration des Präsidenten Ulysses S. Grant gewidmet, welche bekanntlich den Aemterschacher und die betrügerische Geldwirthschaft im großen Maßstabe inaugurirte, und in dieser Hinsicht von dem Verfasser einer scharfen, aber doch stets maßvollen Kritik unterzogen wird. Die Bedeutung des Deutschthums für die Herstellung gedeihlicherer Verhältnisse wird treffend hervorgehoben, wie auch die Persönlichkeit Karl Schurz', des bekanntesten und verdienstvollsten Deutsch-Amerikaners der Neuzeit, oft genug den Mittelpunkt abgibt, um den sich die Darstellung der politischen Wirren gruppirt. P. D.

* * *

Altpreußische Geschichten von dem Einen und dem Andern. (Berlin, W. Hertz.) Zwei Erzählungen, unter denen jedenfalls die von dem „Andern", nämlich die zweite, vorzuziehen ist. Beide spielen in den traurigen Jahren 1807—1813, wo die Provinz Preußen während der Zusammenstöße zwischen Napoleon und Rußland der Schauplatz theils so schmerzlicher und empörender Ereignisse, theils einer Hingebung und Begeisterung des Volkes war, wie die Geschichte nicht viel Gleiches zeigt. In beiden Erzählungen sind sowohl das dem größeren Leserkreis wenig bekannte Terrain an den Küsten Ostpreußens, als die Zustände jener Zeit, anscheinend nach alten Familientraditionen, treffend geschildert. In der ersten werden aber ohne Schwung und Poesie sehr gleichgültige Kleinigkeiten übermäßig breit und farblos erzählt. Die zweite dagegen ist, knapp zusammengehalten und in geschickter Anordnung, ein von freundlichem Humor überglänztes Genrebildchen einer kleinen Liebesgeschichte, die sich unter Kampf und Kanonendonner abspielt. G. v. S.

* * *

„Hinter den Gittern", Studien und Erinnerungen von Josef Stern. Der bekannte Feuilletonist der „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht unter diesem Titel eine sorgfältige Auswahl anregender Essays, welche fernab von dem Treiben der Welt in der Haft für Preßvergehen entstanden sind und bestimmt waren, den Publicisten auch für weitere Kämpfe zu wappnen. Besonders interessant sind die Kapitel: „Gutzkows letzter dramatischer Versuch (Der westfälische Friede)" und die trefflichen Aufsätze über Béranger, Robespierre und den Père Duchesne. Josef Stern gehört in die erste Reihe unserer Feuilletonisten.

* * *

In den Novellen von Hans Hoffmann „Unter blauem Himmel" (Berlin 1881, Gebr. Paetel) spricht uns zunächst das lebendige, satte Lokalcolorit an, in dem all diese Erzählungen gehalten. Es scheint wirklich der Himmel Italiens darein, und wie es unter diesem „glücklichen Himmel" wächst und blüht, wie darunter die Menschen bei einander wohnen, mit ihren lebhaften Impulsen, mit ihren leidenschaftlichen Herzen und ihrer kindlichen Naivetät, das wird uns in anschaulicher, fesselnder Weise kund gethan. Außerdem aber weiß der Dichter seine Handlung immer in ein psychologisches Moment zu vertiefen, es wachsen die Hauptfiguren seiner Erzählungen dadurch zu Charakteren heran, und unser Interesse für sie wird viel weitergehend angeregt, als der Rahmen der Begebenheiten, in dem sie sich bewegen, reicht. Wir haben selten die Bethätigung der Frauenliebe in rührenderem Beweise geschildert gelesen, als in „Der schöne Cheeeo". Carmela, das junge, blühende Weib, das in dem blinden Manne die Einbildung erzeugt, daß er schön und reich sei, während er doch häßlich und arm ist, nur um ihm Trost in seinem Elend zu verschaffen, das den hülflosen Gatten mit der rührendsten Hingabe pflegt, wie eine Mutter ihr Kind, in ruhiger Zärtlichkeit, und dann, als Cheeeo sehend geworden, in ihm erst den Mann erblickt und sich vor ihm schämt in der reinen Keuschheit des Weibes, und zugleich ihn liebt mit dessen heißer Liebe, die, unverstanden und mit Angst um den Geliebten gepaart, ihren Geist verwirrt — Carmela erscheint uns im Zauber echtester Weiblichkeit.

Hans Hoffmann weiß fließend und ungezwungen in schöner Sprache zu erzählen; die satirischen Blitze, die in seinen Novellen manchmal leuchten, geben diesen auch einen gewissen pikanten Reiz, — schade nur, daß ihnen, trotz alledem, jene höhere Temperatur fehlt, die, zu den Lesern hinüberwirkend, deren eigene Herzen schneller schlagen macht. A. W.

* * *

Zwei geographische Novitäten vom Büchermarkte: „Algerien nach fünfzig Jahren französischer Herrschaft von Bernhard Schwarz" (Leipzig, Paul Frohberg) und „Tunis, Land und Leute, geschildert von Ernst von Hesse-Wartegg" (Wien, A. Hartleben) ergänzen sich gegenseitig und sind namentlich in diesem Augenblicke von erhöhtem Interesse. Während Hesse-Wartegg die gegenwärtigen Verhältnisse der Regentschaft, deren Städte, Landgebiete und ihre Bewohner in ansprechender feuilletonistischer Form schildert, gibt uns Bernhard Schwarz in seinem Werk — ebenfalls einer Reisefrucht — eine mehr systematische Geographie, welche man um so willkommener heißen kann, als die Kenntniß jener Gegenden nur wenig verbreitet ist. Aus beiden Büchern geht mit Evidenz hervor, daß Algerien, das sogenannte Land der verunglückten Colonisationsversuche und die fragwürdige Kriegsschule Frankreichs durchaus keine „verfehlte Speculation" ist und zumal nach Erbauung der vielbesprochenen Sahara-Eisenbahn, deren technische Schwierigkeiten Schwarz als leicht überwindlich darstellt, zunächst für das französische Mutterland noch von großer Bedeutung werden muß.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Classische illustrirte Prachtwerke.

Tennyson-Doré,
Die Königsidyllen.
9 Bogen Text mit 37 Stichen von
Gustav Doré.
Reich ornamentirter Prachtband. Preis nur 20 *M.*

Kleist-Menzel,
Der zerbrochene Krug.
Jubiläums-Prachtausgabe.
Mit 30 Illustrationen und 4 Photographien
von **Adolph Menzel.**
Original-Prachteinband. Preis nur 20 *M.*

Immermann-Vautier,
Der Oberhof.
Illustrirt von **Benj. Vautier** in **Düsseldorf.**
Prachtband mit reicher Deckenvergoldung.
Preis 20 *M.*

Tegnér-Malmström,
Die Frithjofssage.
Gekrönte Preisübertragung.
Mit 47 Illustrationen v. Prof. A. Malmström in Stockholm.
Original-Prachtband. Preis 16 *M* 50 ₰.

Löwenstein-Schulz,
Ehret die Frauen.
Ein Gedichtcyclus von **Rudolf Löwenstein.**
Reich illustrirt von E. Schulz in Düsseldorf.
Prachtband mit künstlerisch ausgeführten Decken.
Preis 20 *M.*

Blüthgen-Kleinmichel,
Im Flügelkleide.
Bilder und Reime aus der Kinderwelt.
Mit 40 Farbendruck-Illustrationen
Preis in elegantem Einband 5 *M.*
Verlag von **A. Hofmann & Co.** in **Berlin W.,**
Kronenstraße 17.

In meinem Verlag erscheint:

Centralblatt
für
Nervenheilkunde,
Psychiatrie u. gerichtliche Psychopathologie
unter ständiger Mitwirkung der
bedeutendsten Fachmänner des In- u. Auslandes
herausgegeben und redigirt von
Dr. **Albrecht Erlenmeyer**
in Bendorf bei Coblenz.

Inhalt: Originalien, Referate, Kritiken, Mittheilungen aus Irrenanstalten u. Kliniken; Neueste Literatur; Personalien, Anzeigen ꝛc.

Fünfter Jahrgang.

Alle 14 Tage eine Nummer von 24 Seiten.
Preis pro Quartal *M.* 3.—
Abonnements nimmt Post und Buchhandel an.
Leipzig, Januar 1882.
Georg Böhme.

Collection Spemann Band 14
Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.
enthält: Björnstjerne Björnson, Der Brautmarsch und andere Erzählungen.

MEYERS REISEBÜCHER.

Vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Führer durch den ORIENT.

2 Bände, mit vielen Karten und Plänen, gebunden 20 *M.*

Inhalt: *Triest (Venedig) — Ionische Inseln — Alexandrien — Kairo — Pyramiden — Nilfahrt bis Assuân — Suêskanal — Jerusalem — Durch Palästina nach Damaskus — Baalbek — Bêrût — Cypern — Rhodus — Smyrna — Pergamon — Ephesus — Troja — Athen — Touren in Attika und Peloponnes — Olympia — Nach Konstantinopel — Bosporus — Varna (bez. Adrianopel — Schipkapass) — Bukarest — Donaufahrt Wien — Pest — Rustschuk — Galatz.*

Dazu:

Arabischer Sprachführer, Taschenformat, gebunden 6 *M*
lehrt den syrischen und ägyptischen Vulgärdialekt, soweit der Reisende es nötig hat, ohne weitere Vorstudien in der arabischen Sprache.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Die Papier-Zeitung (erstes Fachorgan der Branche) vom 1. Januar 1880 urteilt über:

In jeder Schreibwarenhandlung vorrätig. Illustrirte Preisliste gratis.

1 Gros 1 M.—3 M. Systematisch geordnete Auswahlsortimente 30 ₰.

„Zuerst das Wesen der Krankheit auf dem Gebiete der Schreibfedern-„fabrikation erkannt zu haben, ist ein Verdienst, das wir unbestritten und „gern dem Herrn F. Soennecken in Bonn zuerkennen."

F. Soennecken's Verlag, **Bonn** und **Leipzig.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verzeichniß im Preise herabgesetzter Bücher
ist für 10 Pfennige durch jede Buchhandlung oder direct von mir (gegen Briefmarke) zu beziehen.
Paul Beyer in **Leipzig.**

In dem Verlage von **Josef Graveur** in **Neisse** ist soeben erschienen:

Dr. **E. Melzer,** historische kritische Beiträge zur Lehre von der Autonomie der Vernunft in den Systemen Kant's und Günther's. 2. verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. Preis *M.* 4.—

Ein besonderes Interesse verleiht dem Werke ein in dasselbe aufgenommener Briefwechsel zwischen dem Verfasser u. Hrn. von Hartmann, dem berühmten Verfasser der Philosophie des Unbewußten.

Von demselben Verfasser:

Die Unsterblichkeitstheorie J. G. Fichte's. Preis 50 ₰. Man vergleiche darüber die Beilage der Nr. 736 der „Schles. Presse" vom 21. Oct. 1881.

Nr. 52

des **„Neuen Finanz- und Verloosungsblattes"** in Frankfurt a. M. (15. Jahrg. Vierteljährl. *M.* 2.—) enthält: Wochenüberschau, Wiener Börsenzustände, Der neue Herr Maier der Deutschen Handelsgesellschaft, Brunswick Albany- (Georgia Aid-) Bonds, Steuer- und Stempelabzüge bei österr. Eisenbahnen, Abstempelung ausländischer Werthpapiere, Dividendenschätzungen, Original-Börsenberichte aus Frankfurt, Berlin und Wien, Finanzielle Nachrichten und Chronik, Verloosungen, Inserate, Coursblatt von Frankfurt, Berlin, München, Stuttgart, Basel etc.

Neu.

Zu beziehen durch alle Musikhandlungen:

Dr. Ihlenburg's
musikalischer Taktmesser.
(Metronom.)

Billig, einfach, deutlich erkennbar, überallhin mitführbar und überall verwendbar, geräuschlos in Grösse einer Taschenuhr. (Rückseite als Metermass zu gebrauchen.)

A. **Kugelmetronom.** Preis 75 ₰.
B/D. **Kapselmetronome.** Preis *B. M.* 2.—, *C. M.* 3.—, *D. M.* 4.—

Durch musikalische Autoritäten approbirt, gegen Nachbildung geschützt.
Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 2. Berlin, den 14. Januar 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: John Stuart Mill über Irland. Von Karl Blind. — Der Reichskanzler und die politischen Parteien. Von Paul Freimut. II. — **Literatur und Kunst:** Turgenjew-Studien. Von Wilhelm Goldbaum. I. Vorläufer und Zeitgenossen. — Sahara und Sudan. Von Gerhard Rohlfs. — Das Dalberg-Löhle'sche Schillerporträt. Von Richard Weltrich. — Der falsche Paganini. Eine phantastische Geschichte. Von Theodor de Banville. — **Aus der Hauptstadt:** Kriemhild. Trauerspiel in drei Acten von Adolf Wilbrandt. Besprochen von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen: Zum Bau des Reichstagsgebäudes. — Hymne für Deutsch-Oesterreich. Von Felix Dahn. — Inserate.

John Stuart Mill über Irland.

Von Karl Blind.

Es ist einige Jahre her, daß an der Tafel eines befreundeten liberalen Unterhausmitgliedes aus Schottland mein Nachbar zur Rechten Sir John Gray war, der jetzt verstorbene „Vater des Home-Rule". So wurde er wenigstens damals oft genannt. Der angeblichen Väter des Home-Rule sind freilich so viele, daß man die Forschung nach der Vaterschaft fast verbieten möchte. Ursprünglich in die „Repeal"-Bewegung verflochten, welche schließlich in den von Smith O'Brien — gewiß einem der edelsten und reinsten Männer — geleiteten, aber nur schwach auflodernden Erhebungsversuch der „Jung-Irländer" auslief, hatte Gray später eine theilweise Umkehr vollzogen und war von der englischen Regierung geadelt worden. An die Stelle der von den „Jung-Irländern" erträumten Unabhängigkeit wollte er dann wenigstens das Sonderparlament zu Dublin gesetzt sehen — und zwar nicht auf Grund der von Daniel O'Connell früher verlangten Wiederabschaffung (Repeal) der Union, sondern unter Beibehaltung des obersten Reichsparlamentes für den Gesammtstaat.

Gleich Smith O'Brien, war Sir John Gray Protestant. Doch eine langjährige Erfahrung hatte mich gelehrt, daß diejenigen irischen „Protestanten", welche als ganze oder halbe Gegner Englands auftreten, eben auch über den vaticanischen Leisten geschlagen sind. Wie sich's bei Tisch gegenüber Fremden geziemt, begrub ich daher gern die politische Streitaxt unter den Eßbestecken und unterhielt mich mit dem Vater des Home-Rule recht gemüthlich über harmlose Dinge; so namentlich über die schönen, gefühlvollen Lieder seiner Heimat, über alt-ersische Literatur u. dgl. m.

Nicht den mindesten Zweifel hege ich, daß Sir John Grays Sohn, der Unterhausabgeordnete und bisherige Bürgermeister von Dublin, der neulich den Antrag auf Zuerkennung des Ehrenbürgerrechtes an Parnell und Dillon stellte, persönlich so angenehm umgänglich ist, wie die meisten seiner Landsleute. Ich habe dies bei einer Reihe ihrer Hauptführer, die ich seit Jahren näher kennen gelernt, stets gefunden. Mit den harten Geboten der Politik hat dies freilich nichts zu schaffen. Da muß die Streitaxt schon vom Leder gezogen werden.

Herr Gray ist, wie gesagt, Protestant. Allein um in der Dubliner Gemeindevertretung seinen Zweck zu erreichen, legte er den Ton darauf, daß dieselbe „die katholische Körperschaft der katholischen Hauptstadt des katholischen Irland" sei. Ja, er rief entrüstet aus: „man habe Herrn Gladstone das Ehrenbürgerrecht zuerkannt, obwohl dieser, das Haupt der Kirche, dem das katholische Irland so tief ergeben ist, in gewaltthätiger, ich könnte sagen schauderhafter, die innersten Gefühle der Iren verletzender Sprache tief beleidigt und den Papst und die vaticanischen Beschlüsse angegriffen hatte!" Ein sonderbarer Vorwurf aus dem Munde eines Protestanten — nicht wahr? Doch das sind vergleichsweise noch höchst milde Worte; spricht ja das Herrn Gray gehörige „Freeman's Journal", welches die Home-Rule-Interessen vertritt, aus ganz anderem vaticanischen Ton!

Als die gesetzwidrigen jesuitischen Brüderschaften unlängst in Frankreich aufgehoben wurden, schrieb das „Freeman's Journal" unter Anderem Folgendes:

„Während die älteste Tochter der großen alten keltischen Mutter, sie, die einst auch die älteste Tochter der Kirche war, im Irrsinn umhertaumelt gleich einer in sonderbaren Wahnsinn Verfallenen, ihre Rechte gegen den Altar erhebend, das Kreuz mit Füßen tretend, den Priester jagend, wie man einst den Wolf jagte — während das katholische Frankreich, sagen wir, so wüthend in wilder Tobsucht ganz besessen rast, kniet ihre Schwester an Abstammung und Glauben, das katholische Irland, nicht blos in Scham und Zähren und Kummer um die Söhne Frankreichs nieder, sondern beeilt sich auch, so weit sie es mit ihren geringen Kräften kann, die schandbaren Thaten wieder gut zu machen, vor denen die Christenheit mit Abschen zurückschrickt, während die Geschichte jene Thaten mit Flammenworten brandmarken wird."

Wir wollen uns diesen, so reichlich mit Tobsucht gespickten Satz grammatikalisch nicht näher ansehen; es wäre eine zu unerfreuliche Aufgabe. Das „Freeman's Journal" aber ist eines der einflußreichsten in Irland; und es gehört, wie gesagt, einem Protestanten! Als Ricasoli starb, schrieb die Redaction:

„Die Bande von Ränkeschmieden und Landsknechten, welche ein bankerottes Italien aus gewissenlosen Beraubungen schuf, verdünnt sich rasch. Nachdem die anderen Gesellen Ricasolis vor den Richterstuhl Gottes gezogen worden, fiel er selbst todt nieder, vom Schlage gerührt, inmitten der Stadt, dessen rechtmäßiger König ein Gefangener im Vatican ist, während die Puppe der Revolution eine ihre Stirn belastende Krone im Quirinal trägt."

Derlei Aeußerungen, auf welche soeben hier in einer Schrift hingewiesen worden ist, erklären es wohl zur Genüge, warum zwischen den freisinnigen Parteien Englands und Schottlands und der Land-Liga kein Einvernehmen möglich war. Wenn der Geist der Bartholomäusnacht selbst im „Freeman's Journal" durchbricht — was ist erst da von dem dürren,

fanatisch zündfähigen Holze derer zu erwarten, die auf die Verfolgung der Träger der Aufklärung pfäffisch förmlich abgerichtet sind?

Niemand, der den Verlauf der neuesten irischen Bewegung beobachtet hat, wird im Zweifel darüber sein, daß die Heftigkeit, mit welcher ein so großer Teil der Priesterschaft für die Lostrennung von England eingetreten ist, sich zum größten Theil aus dem Wunsche erklärt, das irische Volk vor der Ansteckung durch die in England von Jahr zu Jahr stark zunehmende freidenkerische Entwickelung zu retten. Daher diese kaplanhaften Hetzrufe für „Boycottirung des gesammten englischen Schriftthums", für einen „heiligen Kreuzzug gegen die gesammte Sachsenliteratur" — wie dies in Parnells Liga-Blatt wörtlich empfohlen ist. Daher auch die Warnung des Paters Sherhy, des Père Joseph der Liga, gegen die „englische Demokratie" als gegen den „schlimmsten Feind"!

Englische Radicale dazu zu benutzen, um der Regierung ein Bein zu stellen — wohl, das paßt schon in den Sonderbundsplan. Im Uebrigen hütet man sich gern vor allzu engem Bündniß; das begreift sich einerseits aus den gegen den Reichsbestand gerichteten Zwecken der Ligisten, andererseits aus ihrem engen Verhältniß zu den geistlichen Drahtziehern. Um der so wünschenswerthen Vereinigung englischer, schottischer und irischer Grundeigenthums-Reformer willen kann man das nur tief beklagen. Allein die Straußen-Politik, welche die Thatsache nicht sehen will, hat darum doch keinen Verstand.

Hören wir indessen, was der demokratischgesinnte, für die entschiedenste Grundeigenthums-Reform in Irland eintretende Philosoph und Volkswirth John Stuart Mill in einem vor dreizehn Jahren erschienenen Schriftchen sagte. Aus den damaligen fenischen Verwirrnissen heraus gab dasselbe merkwürdig vorschauende Andeutungen. Den heutigen Zuständen ist es wie auf den Leib geschrieben.

„Wäre zwischen Großbritannien und Irland" — so schrieb Mill 1868 — „alle Interessengemeinschaft abgeschnitten, so würde jedes derselben gewöhnlich vorziehen, sich auf eine entgegengesetzte Seite zu schlagen. In allen festländischen Verwickelungen wären die Zuneigungen Englands auf Seiten des Liberalismus, während diejenigen Irlands ganz sicher auf derselben Seite wären, wie des Papstes — das heißt, auf der Seite, welche der modernen Cultur und dem Fortschritt entgegengesetzt ist und die Freiheit Aller verwirft, ausgenommen natürlich die „Freiheit" katholischer Bevölkerungen, welche nicht-katholischen Regierungen unterworfen sind."

Hier beschreibt Mill das innerste Wesen der sogen. „irischen Partei" bis aufs i-Tüpfelchen. Gipfelte doch das höchste Lob, das einmal Herrn Parnell (der äußerlich ebenfalls Protestant ist, aber den Zwecken der Hierarchie dient) von einem ihm befreundeten Blatte gespendet wurde, in dem Ausdruck: „er zeichne sich durch einen sehr feinen Jesuitismus (refined Jesuitry) aus!"

Ueber die kulturfeindlichen Ziele der irischen Actions- oder vielmehr Reactions-Partei täuschte sich Mill also nicht. Einer tiefgreifenden Umwälzung der Grundeigenthumsgesetze, im Sinn des völligen Sturzes der halb feudalen Zustände, und der Schaffung einer freien Bauernschaft in Irland, redete er indessen kräftig und mahnend das Wort, wie noch Keiner vor ihm. Den Engländern, d. h. den herrschenden Ständen — denn die Masse des Volkes ist ja auch diesseits des St. Georgs-Kanals alles Bodenbesitzes enterbt — sagte Mill dabei die unnachsichtlichsten Wahrheiten. Gerade in der Vollständigkeit der Agrar-Revolution erblickte er übrigens das Heil und die beste Sicherheit für den Staat, für das Reich. Indem er sodann des Widerstandes gedenkt, der vielleicht von einer mit staatsgefährlichen Plänen sich tragenden Partei zu gewärtigen sei, sagte er: „Daß die Regierung eine theilweise Empörung niederdrücken würde, um für ein wohlthätiges und dem Volk allgemein annehmbares Regierungssystem die Möglichkeit der Erprobung (a fair trial) zu schaffen, glaube ich gern; auch würde ich die Regierung keineswegs dafür tadeln."

Der Ausdruck: „a fair trial" ist gerade jetzt das vielfach gebrauchte Stichwort. Schon insofern hat Mills Ausführung merkwürdig scharfen Bezug auf die Gegenwart.

Indessen spricht er sich, unter Hinweis auf die für den Reichsbestand drohende Gefahr, die unfehlbar kommen werde, wenn man nicht rechtzeitig die Land-Reform in Angriff nehme, noch viel deutlicher aus. „Glaube man" — schreibt er — „übrigens ja nicht, daß ich eine Scheidung der zwei Reichshälften, sei sie eine unbedingte oder auch eine beschränkte, als irgend etwas Anderes ansehen könnte, denn als ein schweres Unglück für beide.... Die bloße geographische Lage macht die beiden Länder weit geeigneter, als eine Nation zu bestehen, denn als zwei. Nicht blos sind sie stärker zur Vertheidigung gegen einen auswärtigen Feind, wenn sie vereinigt, als wenn sie getrennt sind, sondern sie wären, getrennt, eine ständige Drohung gegen einander. Jetzt, und mit den Gefühlen, von denen sie bewegt sind, von einander geschieden, wären die beiden Eilande unter allen Ländern Europas diejenigen, welche die feindseligste Richtung gegen einander hätten."

England und Irland müßten also, den Fall der Trennung vorausgesetzt, in fortwährender Kriegsbereitschaft wider einander stehen. „Aber der Ire" — fährt Mill fort — „müßte doch eine sehr hohe Meinung von den Hülfsquellen seines Landes haben, welcher etwa dächte, daß die daraus für den irischen Steuerzahler erwachsende Bürde sich leicht trüge. Eine, in Ermangelung anderen steuerbaren Materials, aufgelegte Heeressteuer fräße viel von dem weg, was der Pächter sogar bei gänzlicher Aufhebung des Grundzinses gewänne. Die drückende Aussicht auf die Nothwendigkeit, stets für den Krieg gerüstet sein zu müssen, bildete einen nicht unbedeutenden Beweggrund für die Nordstaaten Amerikas, den sofortigen Krieg vorzuziehen, anstatt dem Süden den Abfall von der Union zu gestatten. Und doch hätte jene drückende Nothwendigkeit nicht so sehr auf den Nordstaaten gelastet, als sie auf Irland lasten würde, weil jene zugleich die mächtigere und die reichere Hälfte der Union waren."

Und weiter: „Irland müßte sich ein Heer und eine Flotte schaffen; und wenn das Alles gethan wäre, würde es sich doch so beängstigt fühlen, daß es wahrscheinlich seine neu errungene Unabhängigkeit dahinzugeben und den Schutz von Bündnissen mit festländischen Mächten zu suchen hätte. Von diesem Augenblicke an wäre es, abgesehen von seinen eigenen Kriegen, in die Theilnahme an ihren Kriegen verwickelt. Wollte es das kleinere Uebel wählen und sich freihalten von allen beständigen Verpflichtungen, so würden gleichwohl sämmtliche Feinde Großbritanniens mit vollem Vertrauen ein Bündniß mit Irland erwarten oder Irland als Angriffsunterlage gegen Großbritannien benutzen wollen. Irland würde vermuthlich, wie einst Belgien, eines der großen Schlachtfelder Europas werden, während es gleichzeitig die nicht unverständliche Befürchtung hegen müßte, England werde der Gefahr zuvorzukommen suchen, indem es Irland bei jedesmaligem Beginn der Feindseligkeiten sofort mit Heeresmacht überzöge."

Auch daß Frankreich sich der grünen Insel würde zu bemächtigen suchen, hält Mill, bei eintretender „Unabhängigkeit", für keineswegs unwahrscheinlich. Er glaubt sogar entschieden diese Aussicht ins Auge fassen zu müssen. In der That darf man sich nur der früheren Verbindung irischer Unzufriedenen mit Sendlingen des zweiten Kaiserreichs, des Vorschlages eines „Ehrenschwertes für Mac Mahon" u. dergl. erinnern, um Mill's damalige Ansicht zu begreifen. Ob aber die Reihe der Umwälzungen in Frankreich schon abgeschlossen ist, kann heute leider Niemand sagen. Alle denkenden und freidenkenden Republikaner Frankreichs fassen freilich gegenwärtig die irische Frage anders auf, als es früher unter königlichen, kaiserlichen und republikanischen Regierungen geschah. Die Meisten wissen jetzt wohl in Frankreich, weß Geistes Kind die irische Masse ist.

Eine Anwendung der Verfassungszustände Oestreich-Ungarns auf England und Irland hält Mill für unmöglich. Geschichtlich liegt in der That die Sache zwischen England und dem seit 700 Jahren zu ihm gehörigen Irland ganz anders, als zwischen dem, trotz aller Vielsprachigkeit, stets ein eigenes

Reich bildenden Ungarn einer- und Deutschland (oder Oestreich) andererseits. Ferner ist nicht zu vergessen, daß das Englische als Volks- und Schriftsprache ebenso durch Irland, wie durch England geht — wogegen die Sprachverhältnisse in Ungarn ganz verschieden liegen.

Zu der Frage über Irlands Zukunft, falls es sich von England trennte, zurückkehrend, bemerkt Mill:

„Bei all diesen Erörterungen nahm ich bisher an, daß es Irland gelänge, eine regelmäßige und geordnete Regierung zu gründen; aber wie, wenn das nicht gelänge? Wie, wenn es zuerst durch einen Zeitraum theilweiser Gesetzlosigkeit zu gehen hätte? Wie, wenn etwa ein Bürgerkrieg zwischen den protestantischen und katholischen Iren ausbräche, oder zwischen Ulster und den anderen Landestheilen? Liegt es in der menschlichen Natur, daß die Zuneigungen Englands nicht wesentlich der protestantischen Ansiedelung gehören sollten? und würde es nicht dieser Seite helfen; oder würde man nicht stets glauben, daß es auf dem Punkt stehe, ihr zu helfen? Auf Geschlechter hinaus müßte man also fürchten, daß die beiden Völker entweder mit einander im Krieg lägen oder sich im dauernden Zustande eines bedrohten und bewaffneten Friedens befänden, indem jedes einen ihm so nahen wahrscheinlichen Feind derart bewachte, daß man sich in einem Augenblick am Halse fassen könnte. Durch diesen Zustand ihrer Beziehungen litte, wie wohl kaum gesagt zu werden braucht, das schwächere der beiden Länder am meisten. Für England wäre die Lage eine Unbequemlichkeit, für Irland ein öffentliches Unglück, nicht allein wegen der unmittelbar zu tragenden Lasten, sondern auch wegen der lähmenden Wirkung, welche das allgemeine Gefühl der Unsicherheit auf die Handels- und Gewerbsthätigkeit ausüben müßte."

Dann faßt Mill seine Ansicht so zusammen:

„Ich sehe nicht, was Irland von der Trennung gewänne, das es nicht durch die Union besitzt — ausgenommen die Befriedigung, die es angeblich hochschätzen soll, nur von Iren regiert zu werden; d. h. fast immer von Männern, die ein tief gehässiges Gefühl gegen einen Theil der irischen Bevölkerung in sich tragen, wenn nicht etwa die stärkere Partei ihre Feiheitslaufbahn damit begänne, die schwächere Partei sammt und sonders übers Meer zu jagen .... Aus diesen Gründen ist es meine Ueberzeugung, daß Irlands Trennung von Großbritannien für beide höchst nachtheilig wäre, und daß der Versuch, sie durch irgend eine blos bündische Form zusammenzuhalten, unbefriedigend wäre, so lange diese Form dauern würde, und entweder mit der Wiedereroberung oder mit der völligen Losreißung enden müßte."

Der Reichskanzler und die politischen Parteien.

II.

Des Reichskanzlers Reformplan ist gerichtet: Auf Sicherstellung der Einheit, Unabhängigkeit und Macht des Deutschen Reichs unter dem kaiserlichen Regiment der Hohenzollern gegen die Gefahren, die ihm die Abneigung deutscher Stämme, Regierungen und Parteien bereiten können.

Die Mittel dieser Sicherstellung sind mannichfaltig:

1) Stärkung und Vermehrung der verfassungsmäßigen Rechte der Reichsregierung gegen die Volksvertretung. — Das Heerwesen wird dem Einflusse des Reichstages möglichst ganz entzogen, dauernde Fixirung einer großen Friedenspräsenzstärke. — Zweijährige Etatperiode und vierjährige Legislaturperiode. — Beschränkung der Redefreiheit der Reichstagsabgeordneten (sogenanntes Maulkorbgesetz). — Nebenparlament des Volkswirthschaftsrathes.

2) Schwächung des Einflusses der Einzelstaaten und des Bundesrathes. — Abschaffung der Matricularbeiträge. — Geschäftsordnung des Bundesrathes. — Thatsächliche Ausübung eines Veto des Kanzlers gegen Bundesrathsbeschlüsse. (Nichtbeförderung vom Bundesrathe angenommener Gesetzentwürfe an den Reichstag.)

3) Finanzielle Unabhängigkeit des Reichs vom Bundesrathe und der Volksvertretung durch die Steuerreform. — Erhöhung der indirecten Einnahmen des Reichs bis zu solcher Höhe, daß das Reich durch Vertheilung baarer Ueberschüsse den Einzelstaaten, womöglich auch den Gemeinden ermöglicht, alle directen, Unzufriedenheit hervorrufenden Steuern abzuschaffen. — Einführung des Tabaksmonopols und vieler neuer Steuern.

4) Uebernahme der Armenlast, der Schullast, der Arbeiterinvaliden-Versorgung auf das Reich. — Die am zahlreichsten vorhandenen, deshalb für directe Wahlen bei allgemein gleichem Wahlrecht am meisten ins Gewicht fallenden unteren Volksklassen (Landleute und Arbeiter) sollen die Reichsregierung als die Wohlthäterin schätzen, der sie alles Gute verdanken.

5) Beförderung des Volkswohls durch Kanäle, durch billige Eisenbahntarife, durch Schutzzölle, Korn- Vieh- und Holzzölle für Industrie und Landwirthschaft. — In Preußen Abschaffung der Grund- und Gebäudesteuer als Staatseinnahmen.

6) Beschränkung der Selbstverwaltung auf das unumgänglich Nothwendige. — Belassung und Vermehrung des unmittelbaren Einflusses des Staats und seiner Beamten. — Daher in Preußen Sistirung der Reform der Städteordnung (Minister Eulenburg I.), Sistirung der Verwaltungsreform überhaupt (Minister Eulenburg II.), keine Landgemeindeordnung.

Der gewiß wohldurchdachte Plan, die Reichsregierung als den allgemeinen materiellen Wohlthäter der Unterthanen und ihrer Corporations-Vereinigungen bis hinauf zu den einzelnen Bundesstaaten erscheinen zu lassen, leidet, ganz abgesehen von seinem socialistischen Charakter, von vornherein an dem unheilbaren Fehler, daß die zu seiner Durchführung jährlich erforderlichen Hunderte, ja Tausende von Millionen Mark durch Verbrauchssteuern, also durch schwere Belastung gerade der unteren Volksklassen aufgebracht werden sollen. Einem „berechtigten Kern" einzelner Theile des Plans nachzuspüren ist nutzlos; der Kanzler stellt ihn als ein untrennbares, wenn auch stückweise nach und nach auszuführendes Ganze hin. Bei den ersten Stücken freilich waren sich die zustimmenden Parteien der Tragweite ihres Beschlusses noch nicht bewußt. Zu jenen gehörten das Militärgesetz im Reichstage und das Reichseisenbahngesetz im Abgeordnetenhause, zwei Vorlagen, die, taktisch betrachtet, gewissermaßen Fühler waren, ausgestreckt, um die Haltung der Parteien zu erforschen. Beide trafen auf hartnäckigen, prinzipiellen Widerstand der Fortschrittspartei, mit der die gesammten sogenannten „Reichsfeinde" stimmten. Für die späteren Stücke war anfänglich nicht einmal die Zustimmung der Conservativen gesichert. Denn die bisherige preußische und deutsche Zollpolitik, deren völlige Umkehrung verlangt wurde, hatte bis dahin auch die Unterstützung der preußischen Conservativen gehabt. Diese waren freilich durch die Mißerfolge bei den Wahlen von 1874 von der Oppositionslust ziemlich kurirt. Der Kanzler, dem Alles daran lag, für die Gesammtheit seiner Projecte sichere Mehrheiten, möglichst durch Reorganisation der bestehenden Parteien, zu gewinnen, benutzte die gehässigen Angriffe der Kreuzzeitung in den Perrot'schen Aera-Artikeln dazu, dieses Blatt öffentlich in heftiger Weise anzuklagen (Februar 1875). Mochte er auch dadurch die Opposition einiger hundert „Declaranten" herausfordern — der beabsichtigte Zweck wurde erreicht. Schon 1876 kam unter seinem Beirath die Umformung der alten „Kreuzzeitungspartei" in die „Deutschconservative Partei" zu Stande. Die Declaranten leisteten Abbitte. Die neue Partei blieb folgsam; auch verhärtete Freihändler, wie von Wedell-Malchow, bekehrten sich zu schutzzöllnerischen Agrariern.

Die freiconservative oder deutsche Reichspartei hatte unter sich Großgrundbesitzer und Großindustrielle, die stets eifrige Vertreter der Schutzzölle gewesen waren; auf sie war mit Sicherheit zu rechnen. Einzelne Unbotmäßige, wie Graf Bethusy-Huc und später der Minister Friedenthal, entsagten der parlamentarischen Thätigkeit freiwillig.

Das Schwergewicht lag in der nationalliberalen Partei.

*

Es galt, diese für die Durchführung des Reformplanes zu engagiren, und zu diesem Behufe den oppositionellen Einfluß, den Lasker und Forckenbeck in rein politischen, Bamberger, Rickert, Braun und Andere in wirthschaftlichen Fragen übten, unschädlich zu machen. Schon 1876 ging der Kanzler mit dem Gedanken um, Rudolf von Bennigsen, den Führer der nationalliberalen Rechten, in die Regierung zu ziehen. Inzwischen kam es in Folge des Compromisses über die Reichsjustizgesetze bei den Reichstagswahlen vom Januar 1877 zwischen den Nationalliberalen und der Fortschrittspartei zu einem feindseligen Zusammenstoß von großer Heftigkeit und Erbitterung. Die in den industriellen Städten auch durch die Socialdemokratie hart bedrängte Fortschrittspartei kämpfte auf Tod und Leben; ihre „Feinde ringsum" rechneten sicher auf ihren Untergang.

Das Wahlergebniß konnte den Reichskanzler durchaus nicht befriedigen: eine geringe Vermehrung der Conservativen auf Kosten der Nationalliberalen, eine knappe conservativ-nationalliberale Majorität, zugleich Wiederkehr der Fortschrittspartei in der bisherigen Zahl und eine kleine Vermehrung der Clerikalen, der Demokraten und der Socialdemokraten. Der neue Reichstag zeigte sich den neuen Plänen gegenüber weniger willfährig als der vorige. Die Nationalliberalen, durch den Wahlkampf mit der Fortschrittspartei förmlich engagirt, erwiesen sich, um den vielfach erhobenen Zweifel an ihrer Unabhängigkeit und an der Echtheit ihres Liberalismus durch die That zu widerlegen, viel oppositioneller als in der vorigen Legislaturperiode. Auch die Verhandlungen mit Bennigsen verliefen resultatlos. Bennigsen war nur geneigt, zugleich mit linksnationalliberalen Führern in die Regierung zu treten und erhob Bedenken gegen wichtige Theile des Reformplanes, wie gegen das Tabaksmonopol.

Der Kanzler gerieth mit seinen Projecten ins Stocken; für neue Steuern war keine Mehrheit aufzutreiben — da, im Frühjahr 1878, geschahen die Attentate von Hödel und Nobiling. Er benutzte die Ablehnung des Socialistengesetzes, um den Reichstag aufzulösen. Die officiöse Presse verrieth den wahren Zweck dieser Maßregel: es galt „die Nationalliberalen an die Wand zu drücken ..."

Diesmal konnte der Reichskanzler mit dem Ausfall der Wahlen zufrieden sein. Die Ereignisse der verhängnißvollen Legislaturperiode von 1878 bis 1881 sind noch in Aller Erinnerung. Durch die Vereinigung der in sämmtlichen Parteien, mit Ausnahme der Fortschrittspartei, vorhandenen Schutzzöllner, mit den Agrariern der conservativen Parteien und des Centrums erhielt der Kanzler die Zustimmung des Reichstags zu einem guten Stück seines Reformplans. Eine conservativ-clerikale Mehrheit bewilligte ihm 140 Millionen Mark neuer Einnahmen, — Schutzzölle, Korn- und Viehzölle, Finanzzölle, Tabakssteuer —, eine conservativ-nationalliberale Mehrheit bewilligte die Ausgaben für Erhöhung des Militäretats unter Verlängerung des Septennats, sowie das Socialistengesetz und dessen Verlängerung. Erst in den letzten Sessionen der Legislaturperiode wurden Centrum und Nationalliberale nach und nach schwieriger. Für weitere Vermehrung der Einnahmen, für Briefsteuer, Tabaksmonopol und für die socialistischen Projecte fand sich bei ihnen wenig Neigung. Das Centrum, wieder zu Gnaden aufgenommen, zeigte sich in wichtigen Abstimmungen stets getheilt, der hohe Adel und die Geistlichkeit gingen mit dem Kanzler, bürgerliche Laien, die sich in bitterer Selbstverspottung die „Plebejer" nannten, mit der Opposition. Doch wurde die äußere Einheit der Partei noch aufrecht erhalten. Anders bei den Nationalliberalen. Sie zerfielen in drei Theile, die schutzzöllnerische „liberale Gruppe", Schauß, Völck und Genossen, nach dem Parlamentskalauer: „die schaußliche Völkerschaft" genannt, wich 15 Mann stark nach rechts; die „Secession" der Lasker, Forckenbeck, Stauffenberg, Rickert, Bamberger und Genossen, etwa 20 Mann stark, nach links. Bennigsen behielt von der großen, einst 155 Köpfe zählenden Fraction, etwa 65, die übrigens unter sich keineswegs einig waren.

Der Kanzler glaubte an die Fortdauer der conservativen Strömung. Bis zum Herbst 1879 hatte sie noch vorgehalten, das bewiesen die preußischen Landtagswahlen, die noch conservativer ausfielen als die zum Reichstage. Sie schufen ein Abgeordnetenhaus, welches die Verstaatlichung der Eisenbahnen, als erste Etappe zu dem vom Bundesrath abgelehnten Reichseisenbahnproject, gewährte.

Wer kann es dem Kanzler verdenken, wenn er — auch körperlich gesunder und kräftiger, wie seit Jahren — aus langer Hand mit voller Sicherheit den Wahlfeldzug für 1881 vorbereitete, zuversichtlich hoffend, nun endlich einen Reichstag zu bekommen, in dem er weder um Centrum, noch um Nationalliberale zu sorgen, weder um Windthorsts noch um Bennigsens Zustimmung zu werben brauchte? Wer konnte ihm widerstehn? Das Centrum war durch kleine Zugeständnisse und die fortgesetzten Verhandlungen mit Rom in eine abwartende Stellung gebracht, die Nationalliberalen zerklüftet und ohnmächtig. Das bischen Fortschritt wurde an seinem Centralpunkt, in Berlin, durch einen planmäßigen gewaltigen Ansturm der großen antifortschrittlichen Vereinigung, durch die Coalition der Deutschconservativen, Freiconservativen, conservativen Clerikalen, Zünftler, Schutzzöllner, der bekehrten und begnadigten Socialdemokraten, der Christlichsocialen und vor Allem der Antisemiten, schwer bedrängt und ausreichend beschäftigt ...

Einen Wahlkampf, wie den von 1881, hat Deutschland noch niemals gesehen. Noch niemals hat eine von der Regierung abhängige, oder mit ihr in Verbindung stehende, oder von ihr bezahlte Presse Aehnliches in Beschuldigungen der oppositionellen Parteien des Landes geleistet. Noch niemals ist bis in die abgelegensten Dörfer hinein mit solcher Erbitterung um den Wahlsieg gerungen worden. Zum ersten Male seit 1863 hat der Reichskanzler in den Wahlen eine schwere Niederlage erlitten. Es nützt nichts, dieselbe zu verschleiern. Der Kanzler steht einem Reichstage gegenüber, mit dem er kein einziges seiner großen Projecte einen Schritt weiter bringen kann, — an dieser Zusammensetzung des Reichstags scheitert seine glänzende diplomatische Kunst:

Die Socialisten haben sich von 9 auf 12, die Dänen von 1 auf 2, die Polen von 14 auf 18, die Welfen von 10 auf 11 vermehrt, Elsaß-Lothringen stellt keinen Autonomisten mehr, sondern nur noch 15 Protestler, die süddeutsche Volkspartei hat sich von 3 auf 8, die deutsche Fortschrittspartei von 28 auf 60, die Secession von 20 auf 46 vermehrt, die „liberale Gruppe" Schauß-Völk, die schutzzöllnerischen früheren Fortschrittler Löwe und Berger und ihre Genossen, diese aufopferndsten Förderer der kanzlerischen Wirthschaftspolitik, sind spurlos verschwunden, — das Centrum stellt, ohne daß in ihm veränderte Zusammensetzung bemerkbar ist, 99 statt 95, die Deutschconservativen sind von 59 auf 49, die deutsche Reichspartei von 51 auf 29 reducirt, beide conservative Parteien haben fast alle ihre Redner verloren. Die Restfraction der Nationalliberalen, die Fraction Bennigsen, ist von 68 auf 46 heruntergegangen. Ein besonderer Uebelstand für die Regierung ist es, daß die Zusammensetzung dieses Reichstags ihr ganz unmöglich macht, in wichtigen Streitfragen im Voraus die Mehrheit für mehr als eine einzelne Abstimmung zu berechnen. Die conservativ-clerikale Reichstagsmehrheit ist fort, — 78 + 99 = 177; die conservativ-clerikale Präsidentenwahl verdankte man den 11 Welfen und 18 Polen. Die conservativ-nationalliberale Mehrheit ist ebenfalls hin und selbst mit Hülfe der 46 Secessionisten nicht zu beschaffen. Würden das Centrum und die „Reichsfeinde" wieder wie 1874 Oppositionsanträge der Fortschrittspartei unterstützen, so erhielten diese auch ohne die Secessionisten eine Mehrheit.

(Schluß folgt.)

Paul Freimut.

Literatur und Kunst.

Turgenjew-Studien.

Von Wilhelm Goldbaum.

I. Vorläufer und Zeitgenossen.

In jüngster Zeit hat Iwan Turgenjew eine kleine novellenartige Dichtung unter dem Titel „Das Triumphlied der Liebe" veröffentlicht, welche ihre Entstehung dem Schmerze über den Tod Gustav Flauberts verdankte. Der Verfasser des Romans „Madame Bovary", als Haupt der modernen realistischen Dichterschule in Frankreich angesehen, war ein Freund Turgenjews. Warum aber gerade das „Triumphlied der Liebe" der Erinnerung an Flaubert gewidmet wurde, ist schwer zu ergründen, denn dieses seltsame Gedicht in Prosa, angeblich aus einer alten italienischen Chronik herausgelesen, hat mit dem Geiste, welcher in Flauberts Romanen lebt, fast gar nichts und mit dem Geiste der übrigen Turgenjew'schen Dichtungen noch weniger, das heißt schlechthin nichts zu schaffen. Derjenige Roman des russischen Schriftstellers, in welchem sich allerdings eine geistige Verwandtschaft mit Flaubert offenbart, ist „Neuland", und da durch die letzte Novelle Turgenjews mein Interesse an dieser Nihilistengeschichte erneuert wurde, so blätterte ich in meinen verjährten Papieren nach, unter denen, da ich mir über die Eindrücke meiner Lectüre stets Notizen zu machen pflege, auch Bemerkungen über „Neuland" sich befinden mußten.

Ich bitte um die Erlaubniß, diese Bemerkungen hier reproduciren zu dürfen, da auch einige über das russische Literaturleben darunter sind, welche vielleicht nicht ohne Interesse sein möchten. Da sind sie:

Iwan Turgenjews jüngster Roman „Neuland" hat eine Reihe von seltsamen Reflexen in meiner Seele hervorgerufen. Der Nihilist Naschkanow, welcher sich betrinken muß, um von den Bauern, denen er seine Doctrinen predigt, nicht massacrirt zu werden; der Staatsrath Sizjagin, welcher tolerant und diplomatisch ist, so lange der famose „Firniß des Tataren" vorhält; der fanatische Markelow, in dessen Hirn das nihilistische Dogma eine bis zur Herausforderung des Todes entwickelte Monomanie gezeitigt hat, und endlich der Dichter selbst, der trotz seiner patriotischen Unantastbarkeit sein Volk das „verlogenste des Erdbodens" nennt, kamen mir allesammt so vertraut und geläufig vor, als hätte ich sie auf meinen Wanderungen im Schatten des Czarenscepters mit eigenen Augen gesehen und beobachtet. Der ästhetische Eindruck, den ich von dem merkwürdigen Buche empfing, trat weit zurück hinter dem Eindruck der Wahrheit, und wo ich mich angeschickt hatte, Kritik zu üben, bemächtigte sich meiner die Reminiscenz. Da ich nun genugsam weiß, daß es eine sehr veraltete kritische Procedur ist, dichterische Compositionen auf ihre Wahrheit anstatt auf ihre Schönheit zu prüfen, so stellte ich sachte den kunstrichterlichen Zollstock in die Ecke, verzichtete darauf, mich mit dem Buche schulgerecht auseinanderzusetzen, und ließ meinen Gedanken, welche ganz spontan auf Art und Wesen des russischen Literaturwesens absprangen, den freiesten Spielraum.

Puschkin tauchte vor mir auf, um dessentwillen Lermontow exilirt worden war, und Gogol, dem hinwiederum Turgenjew seine Verbannung zu danken hatte. Von Lermontow war in einer ergreifenden Nänie der im Duell erschossene Puschkin, von Turgenjew in einem Zeitungsartikel der im Wahnsinn verhungerte Gogol ein „großer Mann" genannt worden. Das hatte in beiden Fällen der Czar Nikolaus als eine Majestätsbeleidigung erachtet, weil er es nicht begriff, wie außer ihm in Rußland noch andere „große Männer" vorhanden sein könnten. Der Nihilismus war damals noch nicht als die Weltanschauung der russischen Jugend proclamirt — das hat erst gegen Ende der fünfziger Jahre Alexander Herzen zu Wege gebracht — aber die russische Muse war damals schon eine Nihilistin. Sie trug einen Knebel im Munde und die Verzweiflung im Herzen; das Exil war ihr Schicksal, Lebensmüdigkeit und Selbstmord ihre Erlösung.

Wäre Turgenjew in seinem Vaterlande geblieben, so hätte er die Höhe, auf welcher er heute unter den Dichtern der Gegenwart steht, ganz sicher nicht erklommen. Plato hat schnödestes Unrecht verübt, indem er begehrte, der Staat solle alle Poeten über seine Schwelle weisen; aber nur als Athener that er dieses Unrecht. Ein Russe, der diese Forderung ausspräche, wäre ein weiser Mann, denn in Rußland wird der Dichter unversehens ein Ankläger des Staates, wenn anders er nicht ein Sklave desselben sein will. Der Despotismus, welcher, um zu bestehen, alle nationale Cultur ersticken und zertreten muß, schafft keine Atmosphäre für die Poesie.

Wenn wir für Turgenjews Romane und Novellen, für „Rauch", „Väter und Söhne", für das „Tagebuch eines Jägers" lebhafte Bewunderung verspüren, so geschieht es, ohne daß wir uns darüber ganz klar werden, in erster Linie deshalb, weil es ein Russe ist, der solches geschaffen. Wir vergessen, daß dieser Russe seit dreißig Jahren seiner Heimat den Rücken gekehrt hat, und fragen, da wir selbst an die Continuität eines mehr als tausendjährigen literarischen Lebens gewöhnt sind, von wem Turgenjew seine Gaben erbte, wo seine Vorläufer und Muster, wo Boden und Aussaat seien, aus denen die wundersame Blüte seines Schaffens ihre Nahrung sog. Wir Deutschen sind eine logische Nation und der Zusammenhang ist uns die Hauptsache aller Entwicklung.

Je nun, gewisse Züge in Turgenjews geistiger Physiognomie sind allerdings ererbt, zum mindesten von Puschkin, dessen Onägin und Lensky in den Dichtungen des großen Novellisten zahlreiche Blutsverwandte wie aus dem Gesichte geschnitten sind. Aber wo Puschkin ganz im Nationalen stecken bleibt, da kommt Turgenjew die abendländische Bildung zu statten, und wo jener in den Fußtapfen Byrons wandelt, ist dieser ganz er selbst, eine durchaus unabhängige dichterische Individualität. Bei Puschkin erscheint uns der Russe als Flüchtling vor der Cultur, wenn nicht als ihr Opfer; bei Turgenjew ist er ihr Gegensatz und Widerpart, nicht erdrückt von ihr, weil er sich an sie auslieferte, sondern von ihr abgekehrt, weil er zögert, sich zu ihr zu bekennen.

Dieser Unterschied ist sehr wichtig, weil er gewissermaßen die Grenze bildet zwischen der Literatur der Nicolaischen und derjenigen der Alexandrinischen Epoche. Ja mehr noch, er ist das Merkmal des Nihilismus. Der Nihilist verabscheut den Einfluß des Auslandes; aber da er demselben nichts entgegenzusetzen hat, so geräth er schließlich ins Leere, in eine wüste Negation, an der er zu Grunde geht.

Turgenjew, dessen Bildung vorwiegend aus Deutschland stammt, ist der Kritiker des Nihilismus, dessen dogmatischen Unwerth er mit anatomischer Genauigkeit bloslegt. Aber seine Sympathien mit den Beweggründen desselben kann er doch nicht verleugnen, und so sind seine Nihilisten zwar sehr problematische Gesellen, aber einer gewissen menschlichen Theilnahme keineswegs unwürdig. Man begreift, daß sie aus dem socialen und politischen Drucke hinausstreben, von dem sie gewaltthätig niedergehalten sind; man möchte auch gern ihren Bestrebungen volles Gelingen gönnen, wenn man nur nicht die theils albernen und kindischen, theils unsittlichen und abschreckenden Mittel, deren sie sich bedienen, so von Herzensgrund aus verabscheuen müßte. Auch die deutschen Burschenschaften wähnten mit thörichten Aeußerlichkeiten die dunklen Mächte, welche das Vaterland bedrückten, austreiben zu können; aber es steckte doch nebenbei ein sittlicher Kern in ihnen.

Es ist noch nicht genügend darauf hingewiesen worden, daß der Nihilismus, der doch fast ausschließlich eine Bewegung der russischen Jugend ist, da, wo er sich zu dichterischem Ausdrucke bringt, durchwegs nur die Form des Dramas, der Novelle und des Romans, niemals diejenige des lyrischen Gedichtes zur Verfügung hat. Die Burschenschaft cultivirte das Lied, in dem auf sehr natürliche Weise der jugendliche Enthusiasmus sich Luft machte. Der Nihilismus wurzelt zu wenig in der Empfindung, ist zu sehr das Produkt einer raffinirten Reflexion, um sich mit den

einfachsten Mitteln des poetischen Ausdruckes zu begnügen. Noch heute wirkt das Bundeslied der Jenenser, das Lied „Wir hatten gebauet", mit ergreifendem Pathos, während die Romane von Alexander Pisemsky und Georg Danilewsky, die Romane der sogenannten „Selbstvernichtungsliteratur", welche im Grunde als die literarischen Glaubensbekenntnisse des Nihilismus zu gelten haben, vielleicht kaum noch eine Generation überdauern werden.

Man hat in Deutschland von Pisemskys Roman „Tausend Seelen" viel Aufhebens gemacht, obwohl derselbe in künstlerischem Betracht nicht über die landläufigste Mittelmäßigkeit hinausragt. Die Neugierigen, welche über russische Verhältnisse unterrichtet sein wollten, waren anscheinend befriedigt, und diese Befriedigung bestimmte das ästhetische Maß. Eines gleichen Vortheils erfreuten sich die in die russische Gesellschaft verlegten Erzählungen einer deutschen Dame, der Schriftstellerin Clara Bauer, die sich den Kriegsnamen Carl Detlef beigelegt hatte, obgleich auch in ihnen mehr romantische Sentimentalität als künstlerische Objectivität sich selbstgefällig zu Markte brachte. Das wahre Bild der russischen Salongesellschaft verträgt sich ebenso wie dasjenige der nihilistischen Propaganda nur mit dem crassesten Realismus der Darstellung, und je brutaler der Griffel des Zeichners ist, desto gewisser verdient er sich das Lob der Lebenswahrheit.

In dieser Hinsicht ist Georg Danilewsky der getreueste und verläßlichste Vermittler zwischen Dichtung und Nihilismus. Zwischen Dichtung? Nein, das ist zuviel gesagt. Diese mehr als häßlichen Scenen, deren Inhalt Meuchelmord und Nothzucht sind, verdienen nicht, Dichtung geheißen zu werden; aber eben deshalb ist es auch klar, daß ein Dichter des Nihilismus ein bares Unding ist. Georg Herwegh verlangte von seinen Landsleuten, sie sollten die Kreuze aus der Erde reißen und als Waffen gegen ihre Tyrannen gebrauchen. Es war ein verzweifeltes Ungestüm in diesem Schlachtrufe, aber er war, poetisch genommen, nicht abstoßend. Der Nihilismus aber zündet nach Bedarf die Häuser der Reichen an, tödtet hinterrücks an der Landstraße, besäuft sich mit Branntwein und prakticirt nebenbei auch etwas Falschmünzerei, wenn es sein muß — wie soll, von dem Lyriker zu schweigen, der Dramatiker oder Novellist an diese Fäulniß heran? Wie soll er sie poetisch verklären, wenn er auch tausendmal überzeugt sein mag, daß der Fluch dieser schreckhaften socialen Erscheinung nicht denjenigen, an denen sie zu Tage tritt, zur Last fällt, sondern den Lenkern des russischen Staates und den herrschenden Klassen in demselben? Das Streben nach Freiheit ist eine natürliche Mitgabe des Menschen; keiner Nation ward es versagt, keinem Stamme vorenthalten. Der Neger sehnt sich nach Freiheit so gut wie die Rothhaut. Aber um mit unserem Dichter zu sprechen:

> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

Hier hat die Cultur ein Wort mitzureden, und sie ist es, welche das Streben regulirt. Der russische Nihilist will die Freiheit nicht im täglichen Kampfe erobern, weil er die damit verbundene Arbeit scheut. Er beginnt mit Phrasen, um mit Freveln zu enden. Es soll dabei gar nicht an jene berühmte Maxime William Penns erinnert werden, daß Freiheit ohne Gehorsam Anarchie, Gehorsam ohne Freiheit Knechtschaft sei. Denn um auf diesen Standpunkt zu gelangen, muß man die constitutionellen Kämpfe der Engländer, das geistige Ringen der Deutschen hinter sich haben. Aber so weit vermag andererseits auch die duldsamste Toleranz nicht zu gehen, daß sie den Wahnwitz gutheiße, mit welchem der Nihilismus sich den Anschein gibt, politische und soziale Ketten zertrümmern zu wollen.

In Rußland drängt sich gegenwärtig dieser Wahnwitz durch alle Ritzen der Literatur. Er schleicht über die Bretter, welche die Welt bedeuten, reißt in den Zeitungen und Büchern seine Grimmassen, bramarbasirt am Schanktische in dem entlegensten Weiler und verirrt sich bisweilen sogar auf die Kanzel. In den Schulen ist er der Herr und Meister und die Gerichtssäle entnehmen von ihm ihre Physiognomie. Aber nirgends tritt er so widerwärtig auf wie in der Dichtung, denn hier beschreitet er ein Terrain, das nie und nimmer geeignet sein kann, ihn zu beherbergen. So unkeusche Gestalten, so schmutzige Leidenschaften, so verwachsene Anlagen und verpestete Empfindungen haben mit der Poesie nichts zu schaffen. Darum ist es aber auch eine Paradoxie, daß man Turgenjew den „Romantiker des Realismus" genannt hat. Turgenjew ist ohne Frage einer der größten Realisten, welche die Weltliteratur hervorgebracht hat. Und über seinen Nihilisten schwebt doch noch eine Art Heiligenschein; er läßt sie fallen, aber er weint dabei. Jedoch von Romantik ist an dem Roman „Neuland" nichts zu spüren, man sähe sie denn darin, daß auch eine Nihilistin sich auf die Dauer der Liebe nicht entziehen, auch ein Nihilist bisweilen Anwandlungen von Edelsinn haben kann. Wer den Nihilisten und die Nihilistin durch Augenschein kennt, weiß doch, daß hier alle dichterische Kunst verloren ist. Einen Baum, an dessen Mark der Wurm nagt, vermag der beste Gärtner nicht zu retten, und Menschen, deren sittlicher Inhalt zerstört ist, kann die Kunst des virtuosesten Seelenmalers nicht verklären.

Die russische Dichtung, ehedem halb national und halb an fremden Mustern genährt, hat sich emancipirt wie die Leibeigenen, welchen das Decret Alexanders II. die Ketten abstreifte. Turgenjew hat dies in der Dichtung vollbracht. Aber wie die Leibeigenen, da sie mit einem einzigen Satze aus der Sklaverei in die Freiheit sprangen, von dem ungewohnten Lichte geblendet wurden, so bezahlt auch die Dichtung ihre Selbstständigkeit mit schweren Irrungen. Sie ist, den einzigen Turgenjew ausgenommen, ein großer Hexensabbath von Wahnwitz und Unlauterkeit, und ein Lessing muß ihr erstehen, um sie zu säubern, wenn anders die unleugbare Begabung des russischen Volkes dereinst noch nutzbar werden soll für die Weltliteratur.

Soweit reichen diese Glossen, die im Jahre 1877 unmittelbar unter dem Eindrucke des Romans „Neuland" niedergeschrieben wurden und in meinem Tagebuche warteten, ob die Zukunft sie ratificiren würde. Seitdem ist Mancherlei in Rußland vorgefallen; im April 1878 verübte Wjera Sassulitsch ihr Attentat auf den Petersburger Stadthauptmann Trepow und von da an steigerte sich die frevelhafte Dreistigkeit der Nihilisten in ungeheurer Progression, bis sie bei der Dynamitexplosion im Winterpalaste und bei der Ermordung des Czars Alexander II. anlangte. Pisemsky ist gestorben und Dostojewsky, ein anderer von den Dichtern der „Selbstvernichtung", ging ihm in der nämlichen Woche nach. Die Poesie aber ist in demselben Maße versumpft, in welchem der Nihilismus sich entmenschte. Turgenjew selbst hat dem Roman „Neuland" keinen weiteren folgen lassen; er gab es auf, den Nihilismus noch ferner im Spiegel der Dichtung zu zeigen, da die Thaten desselben alle Vorstellungen von menschlicher Zügellosigkeit überboten. Der mächtigste Poet wird müde, wenn die Originale, denen er seine besten Gestalten nachgebildet, unaufhaltsam zur Verwilderung und zum Verbrechen hinabsinken.

Sahara und Sudan.*)

Nach kaum zwei Jahren liegt jetzt der zweite Theil des neuen Reisewerkes von Gustav Nachtigal vor uns, dessen erster mit Recht eine so warme und anerkennende Beurtheilung in der ganzen Welt erfahren hat. Der berühmte Reisende hat es nicht nur verstanden, mit Odysseus gleicher Ausdauer und Geduld die große Reise zu Ende zu führen, sondern er verarbeitete auch mit ebenso gewaltigem Fleiße die Ergebnisse. Er nimmt den Leser an die Hand und führt ihn durch fremde Länder, zu unbekannten Völkern. Dr. Nachtigal versteht es wie kein Anderer, den wissenschaftlichen Cicerone zu machen; er belehrt den Leser, ohne daß dieser jemals durch gelehrte Pedanterie ge-

*) Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Gustav Nachtigal. Berlin, Weidmann und Paul Parey.

langweilt wird; er erklärt die fremdartigsten Verhältnisse und Erscheinungen, so daß sie dem Leser unter seiner Leitung als natürliche, von selbst gegebene erscheinen.

Von verschiedenen Seiten wurde in früherer Zeit geklagt, der Verfasser zögere zu sehr mit der wissenschaftlichen Verarbeitung seiner Reise. Seitdem der erste Theil erschienen war, verstummten diese Vorwürfe, und seitdem der jetzige zweite Theil der gebildeten Welt vorliegt, wird vollends wohl Niemand mehr klagen. Dr. Nachtigal hat vollkommen Recht zu sagen, „daß eine derartige Verarbeitung der Forschungsresultate mehr Zeit beansprucht als ein einfach erzählender Reisebericht, und so lange nicht neuere und exactere Beobachtungen aus den von ihm durchreisten Gegenden vorliegen, kann durch die Verzögerung wohl der pecuniäre Erfolg der Arbeit, nicht aber der innere Werth geschädigt werden."

Das ist vollkommen wahr, nur möchten wir glauben, daß auch der pecuniäre Erfolg darunter nicht leiden wird; der erste Theil des Nachtigal'schen Reisewerkes hat einen überraschenden Erfolg gehabt, und wer den ersten besitzt, wird nicht zaudern sich auch den zweiten anzuschaffen. Leider liegen ja in Deutschland die Verhältnisse so traurig, daß unsere Krösusse niemals knausern, leibliche Nahrung der feinsten und theuersten Art anzuschaffen. Aber wenn es sich darum handelt, das geistige Brod zu kaufen, dann wird überlegt. Es gibt gewiß hundert Millionäre in Berlin; aber vielleicht nur drei oder vier davon besitzen eine Bibliothek. Auf diese Sorte von Leuten darf man nicht rechnen. Aber jede öffentliche Bibliothek, jede Universität, jedes Gymnasium — mit einem Worte jede Lehranstalt, muß es als eine Pflicht betrachten, das Nachtigal'sche Werk zu besitzen.

Und noch auf lange Zeit hinaus wird dasselbe, so spät es auch erscheint, für diese Gegenden das Neueste bleiben. Denn wenn auch ein Theil der Länder, welche unser kühner Landsmann durchforschte, später von Anderen bereist wurde, z. B. von Matteucci und Massari, welche For, Wadaï und Bornu durchzogen, so ist nicht zu befürchten, oder vielmehr zu hoffen, daß dadurch unseres Landsmannes Forschungen in den Schatten gestellt werden dürften. Das was Matteucci — welcher ja leider seinem Vaterlande durch frühzeitigen Tod entrissen wurde — zu leisten vermochte, wissen wir aus seinen früher erschienenen Büchern, und bedeutenden Inhaltes sind sie nicht. Das was Massari uns bieten wird, steht noch zu erwarten; neue Forschungen, neue Entdeckungen wird er kaum vorlegen können, denn dies würde die wissenschaftliche Welt jetzt schon wissen.

Der erste Band des Werkes enthielt die wissenschaftliche Verarbeitung der Reise nach Tibesti und Bornu. Die während der Zeit gemachten meteorologischen Beobachtungen und vorzügliche Karten waren demselben beigegeben. Der vorliegende Band ist noch interessanter und reichhaltiger. Der Reisende führt uns durch Kanem und Borku, sowie nach Bagirmi. Abgesehen von der ausführlichen Schilderung dieser Reisen und Länder, enthält das Buch äußerst werthvolle Abhandlungen über die Völkerverhältnisse in der östlichen Sahara. Dem Tsade-Becken sind mehrere Kapitel gewidmet. Mit der Rückkehr nach Bornu, resp. Kuka endet das letzte Kapitel. Wie im ersten Theile, so ist auch im zweiten dem Klima und den Krankheiten eine besondere Berücksichtigung zu Theil geworden, und wir können in dieser Beziehung dem Verfasser, der überdies von Haus aus Arzt ist, nur beipflichten, daß er den Krankheiten dasselbe Interesse zugewandt hat wie den meteorologischen Verarbeitungen, da sie dieselbe Wichtigkeit für die Beurtheilung klimatischer Verhältnisse in Anspruch nehmen dürfen. Dem zweiten Bande sind ebenfalls die während dieser Periode gemachten meteorologischen Aufzeichnungen beigegeben, und verschiedene arabische Briefe, vom Sultan von Bornu und vom Sultan*) Mohammed el Anim (Abu Sekkin) im Faesimile nebst deutscher Uebersetzung. Was aber diesmal den Band in unseren Augen besonders werthvoll macht, sind die beigegebenen Karten. Eine größere allgemeine Uebersichtskarte über die Reisen nach Bornu, Kanem und Bagirmi; eine Völkerkarte von Bornu, eine zweite des Tubu-Gebietes und eine dritte von Kanem, den Inseln des Tsade und des Babar el Ghazal. Diese ethnographischen Karten sind in der That eine äußerst werthvolle Beigabe des Buches, wie denn überhaupt Dr. Nachtigal den verschiedenen Stämmen und Völkern in der Sahara sowohl, wie in den von ihm bereisten nord-centralafricanischen Ländern die eingehendsten Betrachtungen gewidmet hat.

Die oft discutirte Verwandtschaft zwischen den Kanuri und Tubu wird gründlich erörtert, und Jeder, der sich mit afrikanischen Sprachstudien befaßt, wird mit Interesse und Nutzen die Auseinandersetzungen zwischen den Tubu-, Kanuri- und Baele-Sprachen zu den übrigen Sudan-Sprachen lesen.

Dr. Nachtigal berührt in seinen Schilderungen alle Verhältnisse des Lebens der Völker, Statistik, Handelsbeziehungen. Stets weiß er auf seinen Fahrten seine Würde, seine Nationalität, seine Religion zu bewahren. Wie packend malt er uns z. B. den Empfang in Mao, wo etwa 10 Jahre vor ihm unser unglücklicher Landsmann Moritz von Beurmann ermordet worden war:

„Während wenige Jahre zuvor Moritz von Beurmann, trotz seiner dringenden Empfehlungen von Seiten des Bornu-Herrschers, zu Mao einen gewaltsamen Tod erlitten hatte, konnte ich im Vertrauen auf meinen Begleiter Bu Alag in der zuversichtlichsten Weise auftreten, obwohl ich weder Geschenke für den lokalen Machthaber aufzuweisen hatte, noch in meiner zerlumpten Kleidung, ohne Zelt und mit einem abgemagerten Pferde durch ein vornehmes Auftreten imponiren konnte. Als uns der Alifa (Gouverneur von Mao) gastfreundlich aufforderte, doch innerhalb der Mauern seines Hauses unser Nachtlager aufzuschlagen, konnte ich ihm stolz vor seiner ganzen Höflingsschaar erwidern, daß ich es vorziehen würde, draußen in Gottes freier Natur zu lagern, als in der Mitte von Leuten, die vor wenigen Jahren einen einzelnen Fremdling, der zu seinem Schutze nur Gott und das heilige Gesetz der Gastfreundschaft gehabt habe, verrätherischer Weise zu tödten sich nicht geschämt hätten ꝛc. ꝛc." Aber Nachtigal, wohl wissend, daß der Gott der Mohamedaner nach dem Glauben jener unwissenden Neger-Islamiten gar nicht verpflichtet ist, einen ungläubigen Christenhund zu schützen, und sollte derselbe auch mutterseelenallein sein, ist klug genug, gleich darauf einzulenken und — nachdem er seinem Zorn Luft gemacht — in die Wohnung des Alifa zu ziehen.

Und mit welchen Schwierigkeiten hat der Reisende stets zu kämpfen. Bald ist versteckte Feindseligkeit der Eingeborenen, bald offener Widerstand zu besiegen. Hunger und Durst, Krankheit und Ermattung drohen oft unseren Landsmann niederzuwerfen, aber immer siegt zuletzt das moralische Bewußtsein, der Wissenschaft die größten Dienste zu leisten, falls die Reise glücklich zu Ende geführt wird. Und siegreich ist sie ja auch zu Ende geführt worden. Nicht zum Geringsten war es der Geldmangel, mit dem Nachtigal zu kämpfen hatte. Denn wenn man auch im Vaterlande vom besten Willen beseelt war, das Nothwendigste nachzusenden, so war der Reisende zu weit und zu sehr aus dem Bereiche regelmäßiger Verbindung — wenn eine kaufmännische Karavanen-Verbindung einen solchen Namen verdient — als daß man mit Sicherheit auf das glückliche Ankommen der überschickten Geldmittel rechnen konnte. Und, irren wir nicht, so gelangte erst nach erfolgter glücklicher Rückkehr ein Theil der Gelder, welcher für ihn seit langem bestimmt war, in seine Hände.

Zu all den eben genannten Unbilden muß man noch die Qualen zählen, welche der Reisende von den in Sudan land-

*) Bei Uebersetzung des letzten Briefes sagt Dr. Nachtigal: „Das Wort Kuku oder Kaku ist mir unerklärlich ꝛc. ꝛc." — Möge es mir gestattet sein, ohne die Städte und Orte identificiren zu wollen, darauf aufmerksam zu machen, daß das Wort Kuku oder Kaukau sehr häufig in älteren Berichten vorkommt. So sagt Ibn Batutah in seiner Reisebeschreibung vom Sudanischen Lande S. 435, IV. Thl., franz. Uebers. von Defrémery und Sanguinetti: ich brach nach Caoucaou auf, große am Nil (Niger) gelegene Stadt. In Edrisii Africa, curavit Hartmann, ist verschiedene Male von Konkon die Rede.

läufigen Insekten auszustehen hatte. Besonders zur Regenzeit sind es in den feuchteren, sumpfigen Gegenden die Moskiten, in den trockenen Landstrichen die Termiten. Was letztere anbetrifft, so gibt Nachtigal eine Abbildung jener kolossalen Termitenhaufen, wie er sie im Bagirmischen beobachtete. Ist die Zeichnung genau, und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, dann gleichen diese Bauten sehr den Termitenwohnungen im südlichen Abessinien. Was Höhe und Schönheit der Form anbetrifft, stehen diese aber bedeutend zurück hinter den wahrhaft schönen, ich möchte fast sagen, gothischen Bauten, welche die Nupe- und Yoruba-Termiten errichten. Es sei mir hier gestattet eine Thatsache einzuschalten, welche die meisten Reisenden wohl übersehen haben. Nicht die kleinen weißen Termiten, welche jene hohen Bauten errichten, sind gefährlich für den Wanderer, sondern diejenigen, welche auf der ebenen Erde hinarbeiten, ohne Gebäude zu errichten. Und gegen diese hat der Reisende sein Gepäck zu schützen durch Unterlagen von Steinen oder am besten indem alle Kisten aus Eisen hergestellt werden.

Wer sich über Sklaverei, Menschenraub und Kriegführung unterrichten will, findet im sechsten, „Sklavenjagden" überschriebenen Kapitel ausgiebigen Stoff. Gewiß hat die British and foreign Anti-Sclavery Society ausgezeichnete Erfolge aufzuweisen, aber im Herzen von Afrika ist sie vollkommen machtlos. Und Sklaverei sowie Menschenraub wird erst dann vollkommen unterdrückt sein, wenn das Uebel an der Quelle ausgerottet ist. Alles Kriegführen in Centralafrika zwischen den Ländern und Städten, zwischen den Völkern und Stämmen zielt aber immer auf Menschenraub ab. Schließlich ist auch in Afrika der Mensch das brauchbarste Produkt, und um so mehr als hier derselbe, wie in Brasilien und Cuba, wirkliches Geld ist. Wie verthierend aber das Halten von Sklaven auf die menschliche Natur einwirkt, dafür diene die von unserem Reisenden angeführte selbsterlebte Thatsache, daß in rohester Kaltblütigkeit junge Sklaven und Sklavinnen, welche vor Erschöpfung oder aus Krankheit liegen blieben, einfach abgeschlachtet wurden. Mit Recht ruft Dr. Nachtigal aus: „Derartigen Unmenschlichkeiten gegenüber machtlos zu sein, ist wahrlich für einen Reisenden schwerer zu ertragen, als alle physischen Anstrengungen und Gefahren."

Daß aber auch freundliche Episoden vorkommen, und daß der Reisende sie mit warmer Dankbarkeit schildert, versteht sich wohl von selbst. Und glücklicher Weise liegt es ja im Charakter der meisten Menschen, daß in der Erinnerung das Unangenehme und Widerwärtige immer mehr in den Hintergrund tritt, das Angenehme aber desto lebhafter nachempfunden wird. Dr. Nachtigal behält den Kopf in den schwersten Zeiten obenauf und verliert nie den Muth. Sein vortrefflich geschriebenes Buch, von dem wir recht bald den dritten Band zu erhalten hoffen, schließt denn auch mit den charakteristischen Worten:

„Ueber die nächste Zukunft, die bei meiner gänzlichen Mittellosigkeit und dem Mangel aller Nachrichten aus Europa und Tripolitanien keine sehr erfreuliche war, machte ich mir einstweilen noch keine Sorge."

Diese nächste Zukunft, welche der Verfasser uns in einem dritten Bande schildern wird, umfaßt seine epochemachende Reise nach Wadaï.

Daß die Ausstattung des Buches seitens der Verlagshandlung eine in jeder Beziehung vorzügliche ist, braucht kaum gesagt zu werden.

Gerhard Rohlfs.

Das Dalberg-Löhle'sche Schillerporträt.

Wer Marbach und sein Schillerhaus besucht hat, wird sich eines größeren Oelgemäldes erinnern, auf welches der Hauswart pflichtmäßig aufmerksam macht, ohne daß man von der Gewißheit, hier ein Schillerporträt vor Angesicht zu haben, sich recht überzeugen mag. Das Bild hängt im ersten der oberen Zimmer; der röthliche Rock, welchen der etwa 21jährige Dichter trägt, macht es auffallend genug; was uns aber vor Allem stört, unsere Zweifel an der Echtheit hervorruft, sind die entschieden braunen Augen. Das Marbacher Bild ist unter Leitung Ferdinand Pilotys von Hirschfelder in München gemalt; es ist eine Copie, von dem verstorbenen kgl. b. Ingenieurgeographen Peter Löhle an das Schillerhaus geschenkt.

Soviel zur Reminiscenz. Der Leser möge entschuldigen, wenn ich in dem Bericht, der an dieses Bild anknüpfen soll, mich persönlich einführe; die Form der Erzählung wird hier am nächsten liegen. Bekanntlich sind wir sehr arm an beglaubigten Bildnissen aus des Dichters früherer Lebenszeit; und wenn unsere Kenntniß in dieser Richtung eine Bereicherung erfahren kann, so wird dies ja nicht für die Gelehrsamkeit allein, sondern auch für das deutsche Publicum von einigem Interesse sein. Das letztere hat ohnehin von dem Aeußeren des Dichters, dessen Namen es auf seinen Lippen trägt, eine weit vagere Vorstellung, als man erwarten sollte; man höre nur hin, wie Viele wissen, daß Schiller röthliche Haare gehabt hat; nicht „lichtgelbe", wie Karoline von Wolzogen in ihrer biographischen Skizze vom Knaben erzählt, nein, rothes, goldrothes Haupthaar, das, wie mir angesichts mehrfacher Reliquien scheinen wollte, in späteren Jahren eine Nüance zum Röthlich-Gelben erhielt. Und doch ist dieser Umstand charakteristisch genug: die feinen, langen, röthlichen Haare, welche sein bleiches Gesicht umfließen, stimmen zur Zartheit seines Teints und krönen sein schönes Haupt mit einem weichen Glanz. Schiller erröthete leicht; er hatte ein hochsensibles Gefäßsystem. Derber pflegt die mit dunkelbraunen oder schwarzen Haaren verbundene Gesichtshaut zu sein; diese Haare sind auch zumeist von gröberer Textur.

Doch zurück zum Schillerporträt. Als ich im Laufe des vorigen Jahres mit dem Erben des Originals des Marbacher Schillerbildes, dem Besitzer der Kunstanstalt von Piloty und Löhle zu München, Herrn Adolf Löhle zusammentraf, vermochte ich meine Zweifel am Werthe des Marbacher Bildes schlecht zu verhehlen. Eine Einladung, das Original selbst zu besichtigen, erweckte jedoch bald näheres Interesse; das Original, gleichfalls ein Oelgemälde, machte einen besseren Eindruck als die Marbacher Copie; und auffallend wuchs die Aehnlichkeit mit dem Schiller'schen Typus, als eine Photographie aufgenommen wurde, als man das Bild ohne Farben sah. Das Originalporträt ist Brustbild, 53 Centimeter hoch, 43 breit; auf der Rückseite trägt die Leinwand in schwarzer Tinte die Inschrift: „Fridrikus Schiller. 1781. gehörig a Heribert Dallberg. Koflinger pinxit.." So wenigstens lasen wir den etwas undeutlich geschriebenen Namen des Künstlers; er könnte auch Kostinger, Keslinger heißen. Ueber die Herkunft des Bildes existirt von der Hand Peter Löhles lediglich eine kurze Aufzeichnung; demnach hat er dasselbe in einem ziemlich verwahrlosten Zustande um 1850 von dem Käufer des Rücklasses einer zu Augsburg verstorbenen Enkelin Dalbergs erworben. Um dem Schillerhause seine Verehrung zu bezeugen, ließ Peter Löhle eine Copie herstellen; es ist die jetzt in Marbach befindliche. Die Uebereinstimmung derselben mit dem Original ist, vom Technischen abgesehen, insbesondere noch dadurch gestört, daß der Copist seiner Arbeit zugleich die interessante, im Besitz des Königs von Bayern befindliche Zeichnung Schillers, welche Reinhart im Jahre 1787 gemacht hat, zu Grund legen sollte.

Ehe die Copie nach Marbach gestiftet wurde, erhielt sie die Tochter Schillers, Emilie von Gleichen, zugesandt, damit sie, deren treue und thätige Liebe zum Vater der Schillerforschung einen unschätzbaren Anhalt gewährte, ihr Urtheil abgeben möchte. Aus ihrem Erwiderungsbriefe, welchen der Besitzer mir gütigst zur Verfügung stellte, erlaube ich mir die hierher gehörige Stelle zu publiciren. Frau von Gleichen schreibt am 4. Mai 1860 von Schloß Greifenstein an Peter Löhle:

„Kaum war Maler G. A. Amberger mit seinem in Basel aufgefundenen Schillerbild, welches der Großherzog von Sachsen gekauft und dem Schillerhause zu Weimar gestiftet hat, hier gewesen, so kam Ihre Kunde, und seit gestern Abend die Copie des Dalbergischen Schillerbildes in meine Hände.

Diese Copie ist sehr schön gemalt, ein sehr interessantes schönes Bild, macht einen sehr anziehenden Eindruck, hat viel Schillerisches in den Zügen — nur die braunen Augen berühren mich sehr fremdartig, da Schiller entschieden blaue Augen gehabt haben soll. Ich selbst konnte ja leider nie hineinblicken, aber nur eine Stimme ist es von Allen, die ihn gekannt, daß er blaue Augen gehabt, einen Dichterblick, nur einmal so gesehen, und dieser ist in dem Bild aus Basel sehr interessant wiedergegeben.

Schon einmal ist diese Illusion vorgekommen, in einem Oelbild Schillers von Tischbein gemalt, welches ich besitze, mit braunen Augen in einem rothen Mantel."

Also auch sie nahm an den braunen Augen den unüberwindlichsten Anstoß. Ihr wie uns wird die Stelle bei Karoline von Wolzogen bekannt gewesen sein: die Farbe der Augen Schillers „war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun". Möglich, daß die Färbung zuweilen unbestimmter erschien, wie dies bei manchen Augen vorkommt; oder daß das Blau, wie bei vielen Augen dieser Farbe, nicht ein intensiveres war; aber braun durfte man sie gewiß nicht nennen, und niemals waren sie so nußbraun, wie auf dem fraglichen Bilde. Ich darf wohl hinzufügen, was Freifrau Luise von Schiller, die Schwiegertochter des Dichters, mir mittheilte: nach der Erklärung von Schillers Gattin ist von allen Schillerbildnissen das von Ludovike Simanowiz gemalte das ähnlichste. Dieses Bild zeigt blaue Augen; und daran hat die Familientradition festgehalten.

Wiederholte Betrachtung des Löhle'schen Originals ließ uns vor kurzem bemerken, daß das Bild an einigen Stellen übermalt zu sein scheine. Namentlich schien mir, als ob der Rand der Iris ein bläuliches Licht habe. Um Gewißheit zu erlangen, entschloß sich Herr Adolf Löhle, das Porträt in die Hände des trefflichen Restaurateurs der kgl. Pinakothek, Herrn Hofmaler Aloys Hauser, zu geben, damit dasselbe, abgewaschen und von etwa vorhandener Retouche befreit, in seinem ursprünglichen Zustand wieder erscheine. Und wahrhaftig! Kaum hatte der reinigende Schwamm seine Arbeit begonnen, so ergab sich, daß der ganze Hintergrund von einem schweren, jüngeren Farbenauftrag überdeckt war; Flecken des Gesichtes verschwanden, und von den Augen selber löste sich eine braune Lasur, graublaue Augen kamen zu Tage!

Das Gesicht, von aller Retouche frei, hat an Vergeistigung des Ausdrucks gewonnen, und eine große Porträtähnlichkeit wird jetzt Niemand mehr in Abrede stellen. Zwar haben wir — dies sei sogleich bemerkt, damit nicht falsche Illusionen entstehen — keine bedeutendere künstlerische Leistung vor uns; es ist kein hervorragender Maler, dessen Werk hier überliefert ist. Dennoch hat das Bild Charakter, und dieses jugendliche Gesicht ist anziehend genug, um unsere Theilnahme zu erregen, auch wenn es einem Andern gehören würde als Schiller. Die Stirne ist sehr schön, hoch und breit, dem Schiller'schen Typus ganz gemäß; ganz charakteristisch für Schiller ist ferner der Mund mit seinen Mundwinkeln und der leicht vortretenden Unterlippe, sowie das kräftige Kinn und der lange Hals. Im Blick des Auges, der gegen den Beschauer gerichtet ist, liegt etwas Jugendlich-Frisches, Offenes, Decidirtes. Die Nase ist lang, zwar nahe der Wurzel gekrümmt, doch unter der Mitte ein wenig eingebogen. Wenn diese Form von dem bekannten Typus abweicht, so ist daran zu erinnern, daß nach mehrfachen Zeugnissen die Schiller'sche Nase ihre Adlerform ursprünglich nicht gehabt hat. Nach Petersen war sie noch im Jahre 1781 eingedrückt; bekanntlich pflegte Schiller zu scherzen, daß er seine Nase sich selbst gemacht habe, und es läßt sich denken, daß er mit seinen Bemühungen, die Spitze kühner nach unten zu biegen, dem Bildungstriebe der Natur einigermaßen zu Hülfe kam. Das Haar ist gepudert und fällt in einem Haarbeutel über den Rücken hinab. Die Schultern sind schmal. Der Dichter trägt einen rothbraunen Rock mit übergeschlagenem Hemdkragen, der den Hals ziemlich frei läßt, und Hemdkrause; die Arme sind über der Brust gekreuzt.

Daß das Bild dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts entstammt, das wird unverkennbar durch Maltechnik und Farbenton bezeugt. Nur in der genannten Zeit gab man der Leinwand die Grundirung mit graubraunem Bolus, wie dies hier der Fall ist; nur damals gab man in solcher Weise dem Antlitz braune Schatten mit grauen Uebergangs- oder Mitteltönen. Wenngleich das Dalberg-Löhle'sche Porträt sichtlich eine rasche Arbeit ist, so repräsentirt es doch sehr bestimmt die Malweise des Raphael Mengs. Auch der um hellbraune, klare und ruhige Hintergrund, die Anlage des Porträts als eines Ovals bei viereckiger Grundfläche entsprechen den Gewohnheiten der Zeit. Wie es scheint, war das Bild ursprünglich etwas größer als heute, da bemalte Leinwand noch über den Holzrahmen übergeschlagen ist. Ebenso ist der Ductus der Handschrift auf der Rückseite alt, und das Kostüm ist durchaus echt. Rothbraune Röcke pflegte man damals gerne zu tragen wie zu malen.

Ueber Namen und Persönlichkeit des Künstlers habe ich mit den hier vorhandenen Mitteln nichts Weiteres auffinden können. Da die Jahreszahl auf Stuttgart weist, so wäre vielleicht in Württemberg nachzusehen, ob der bezeichnete Name in der Localkunstgeschichte oder in städtischen Registern oder auf andern Porträts sich findet. Daß der Intendant des Mannheimer Nationaltheaters, Wolfgang Heribert Freiherr von Dalberg, mit dessen allerdings kärglichster Hülfe die Schiller'schen Helden zum erstenmal über die Bühne schritten, ein Schillerporträt in seinen Besitz brachte, läge nahe, wenngleich die Schillerbiographie bis jetzt darüber keinerlei Notiz hat.

Immerhin dürften in Vorstehendem äußere und innere Zeugnisse für die Echtheit des Bildes beigebracht sein; und das Original, nicht die Marbacher Copie, welche letztere am besten vom Schauplatz verschwinden würde, wäre einer Vervielfältigung werth.

Richard Weltrich.

Der falsche Paganini.

Eine phantastische Geschichte.

Der berühmte Paganini war am 21. December 1832 in Paris eingetroffen. Er sollte noch an demselben Abend einem Hofballe beiwohnen und folgenden Tages ein Concert geben. Bevor er sich in Balltoilette warf, trat er mit einigen seiner Freunde in ein Café des Palais-Royal, wo man brennenden Grog kommen ließ. Dem großen Virtuosen gefielen diese leichten, bebenden, luftigen Flämmchen, deren Wiederschein seinen raubvogelähnlichen Kopf, seine tiefen, funkelnden schwarzen Augen, seine entfesselten langen Schlangenhaare und seinen ironischen, gedankenvollen Mund verschönerten, dessen blutrothe Lippen das Licht anzogen und festhielten. Paganini fühlte sich beim Anschauen dieser transparenten Flammen erheitert und empfand zugleich sein Glück, in einer Stadt, wie Paris, verstanden und gewürdigt zu werden. Er ließ also seinem Geiste die Zügel schießen und gefiel sich in einer jener von reinem Esprit gebildeten Plaudereien, wo ein einziges Schöpferwort lange Phrasen ersetzen und der Gedanke, wie das Licht eines Sterns, ohne Hinderniß Millionen von Meilen durchfliegen kann. Aber plötzlich fühlte er sich verwirrt und eisig überschauert durch ein unerwartetes Schauspiel.

Er sah gegenüber, vor einer anderen Bowle und inmitten von Freunden, welche den seinigen ähnlich sein mochten, ein Wesen, das ihm gleichsah und wie er selbst und mit den nämlichen Geberden plauderte. Gleich ihm hatte es funkelnde Augen und frischrothe Lippen, aber sie glänzten viel weniger in genialem Feuer, als in teuflischem Spott. Seine langen und gekrümmten Ringelhaare waren nicht schwarz, sondern eher blau; sein Gesicht schien, ohne Zweifel in Folge seines rasirten starken Bartwuchses, blau angelaufen zu sein, und dieselbe Farbe hatte die ganze Gestalt sammt Fleisch und Kleidern.

Als Paganini seine Gesten, seine Haltung und sogar seine Worte durch diesen frechen Kobold nachgeahmt sah, da ahnte er wohl, daß er mit dem Teufel Eloah zu thun hatte, dessen Functionen gerade darin bestehen, die Menschen und die menschliche Seele zu parodiren.

Dieser Verdacht wurde zur Gewißheit, als der Dämon zu verschiedenen Malen vor Hitze zu verschmachten schien, obgleich es in dem Kaffeehause ziemlich kalt war, und alsdann, ohne daß seine Gefährten in das mindeste Erstaunen geriethen, sein blaues Gesicht in die Punschflamme tauchte, eine Operation, die ihn angenehm zu erleichtern und zu erfrischen schien. Da der Violinist nicht länger die Ungereimtheiten seiner Phantasmagorien erdulden wollte, so verabschiedete er sich von seinen Freunden und verließ eilig das Café, um wieder ins wirkliche Leben zurückzukehren und reine Luft einzuathmen.

Eine Stunde später befand er sich auf dem Ball in den Tuilerien und plauderte mit der Herzogin Blanche de Santus, welcher er durch den östreichischen Gesandten vorgestellt worden war. Er empfand ein unendliches Vergnügen, diese reizende Frau sprechen zu hören, deren feine Grazie so wohl zu der Himmelsreinheit ihres Blickes paßte. Ganz Europa hätte ihm sagen können, daß diese Dame eine bewundernswürdige Musik-

freundin sei, aber er glaubte eher die Musik in Person vor sich zu sehen, als er sich so an ihrem edlen, rhythmischen Gang und dem süßen Wohllaut ihrer Stimme berauschte. Groß, schlank, sehr bleich, mit üppigen schwarzen Haaren, dunkelblauen Augen und engelhaften Gesichtszügen, trug die Herzogin ihren reizenden Kopf auf einem langen und biegsamen Hals, gleich der Récamier, und ihre langen, blassen Hände, wie für Harfensaiten geschaffen, waren die einer heiligen Cäcilia.

Schon nach dem ersten ausgetauschten Worte fühlten sich die beiden Künstlerseelen innig verwandt. In ihrer himmlischen Keuschheit sprachen sie kein Wort von ihrer Kunst, aber sie fühlten, daß sie in derselben leidenschaftlichen Liebe lebten, und daß die Muse, die sie nicht nannten, mitten unter ihnen gegenwärtig war. Um so unbehaglicher fühlte sich Paganini, als er den König Louis Philipp sah, der im Begriffe stand, sich ihm zu nähern und mit ihm zu sprechen. Er begriff, daß er dieser Gunst nicht ausweichen konnte, aber er war bestrebt, sie wenigstens zu verzögern und noch einige Minuten und Sekunden zu gewinnen, um diese wunderbare Stimme ein wenig länger zu hören; denn er verstand wohl, daß die obligaten Complimente über sein Virtuosentalent, selbst wenn sie von königlichen Lippen kommen, den Zauber brechen würden, sowie ein krystallener Kelch im Fallen in tausend Scherben zersplittert. Aber er sollte im gleichen Augenblick einen viel peinlicheren Eindruck erleiden.

Als er nämlich in seiner Nähe einen soeben von ihm ausgesprochenen Satz wiederholen hörte, drehte er sich um und sah den Teufel Eloah, hager wie er selbst, gleich gekleidet, mit den nämlichen Orden, in derselben Stellung und ihm in jeder Beziehung zum Verwechseln ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß er noch immer das bläuliche Gesicht hatte. Der Künstler hätte es am Ende geduldet, daß dieser nervöse, gekrümmte Dämon als sein ausgelassener Doppelgänger und seine Caricatur auftrete, aber es schien ihm ungeheuerlich und unchristlich, daß dieser schlechte Spaßvogel mit einer Frau plauderte oder vielmehr mit einem weiblichen Wesen, das die lebendige Parodie der Herzogin de Santus war. Sie hatte die gleiche Gestalt, das nämliche Haar, dieselben blauen Augen wie ihr liebliches Modell, aber es war die romantische Prätension eines Blaustrumpfes, der den Glanz und die Einfachheit einer begeisterten Seele nachahmen möchte. Paganini wollte nicht länger dieser abscheulichen Verspottung zum Vorwande dienen; mit tiefem Schmerze nahm er von Madame de Santus Abschied und stellte sich auf den Weg des Königs, der die schmeichelhaftesten und geistreichsten Worte an ihn richtete.

Nach dem Könige kam Thiers, der damalige Minister, an die Reihe. Paganini bewunderte die Klarheit und Correctheit des kleinen Männchens, dessen gewundenes und spitzes Haartoupet die Präcision eines guten Bogenstriches hatte. Der schon berühmte Historiker, der gerne einen universellen Geist à la Voltaire zeigte, wendete auch hier wieder seine gewöhnliche Taktik an, welche darin bestand, daß er mit Soldaten über Kriegswesen und mit Krämern über Handel und Gewerbe sprach. Er entwarf dem Meister die Geschichte der Musik bei den verschiedenen Völkern, erzählte ihm von der Erfindung der Instrumente und gab ihm zuletzt praktische Rathschläge über die Kunst des Violinspiels. Um sie nicht befolgen zu müssen, drängte es den großen Künstler nach Hause; aber bevor er den Ball verließ, hatte er die Satisfaction zu sehen, wie Thiers ganz dieselbe Lection auch dem Teufel Eloah ertheilte, der aber so gierig die Worte des Staatsmannes verschlang, als wäre es Johannisberger aus dem Kometenjahre 1811.

Endlich befand sich Paganini in seinem Hotelzimmer. Ohne seinen Frack und seine Orden abzulegen, ergriff er in seinem von den eitlen Fictionen der Gesellschaft geweckten Wahrheitsdurste seine geliebte Geige. Indem er die süße, ätherische, ergreifende Musik weckte, hoffte er ohne Zweifel Madame de Santus im Geiste wiederzufinden. Der Künstler begann seinen berühmten „Carneval von Venedig", den er am folgenden Tage im Concerte spielen sollte, als er plötzlich gegenüber, auf seinem eigenen Bette, den Teufel Eloah kauern sah, der ebenfalls Violin spielte. Dieser niederträchtige Hanswurst hatte alles Schamgefühl verloren und, blau vom Kopfe bis zu den Füßen, erschien er wieder in seiner wahren teuflischen Gestalt. Wohl steckte er noch im Fracke, aber auf seinem Rücken zuckten blaue Fledermausflügel, und sein Fleisch und seine Kleider schienen von der nämlichen seltsamen und schwer zu definirenden Substanz zu sein.

Im nämlichen Augenblicke durchschaute der Meister den gegen ihn geschmiedeten teuflischen Plan. Wenn es ihm nicht gelang, den Dämon zu besiegen, niederzuschmettern und vor Müdigkeit und Schande zu tödten, so lief er Gefahr, daß derselbe Teufel Eloah morgen in den Concertsaal treten und durch eine schändliche Parodie alle verzweifelten Anstrengungen seines Genius verächtlich machen würde. Darum blickte er jetzt seinem Feind starr ins Auge und sagte im Geiste zu ihm (denn was brauchte er seine Worte erst noch zu artikuliren?):

„Wohlan, da Du willst, daß wir zusammen Violin spielen, so sei es drum!"

Paganini spielte. Mit exaltirter Erfindung schmückte, variirte und wiederholte er das originale Thema. Seine Fioriturен sprangen, tanzten, überpurzelten in der bestürzten Luft, stiegen krystallene Treppen auf und nieder, platzten wie Raketen und fielen in Feuergarben herab, brachen die Stille wie ein Blitz, flehten, lachten, sangen mit tausend erhabenen und ausgelassenen Stimmen, und die Finger des Virtuosen betasteten, liebkosten, kniffen, kratzten flink, bebend, fieberhaft und im unglaublichen Taumel vervielfacht die Saiten, während der Fiedelbogen mit meisterlicher Bestimmtheit unter ihrem Dictat das wunderbare Gedicht niederschrieb, das er wüthend, wild, berauschend und göttlich in eilfertigem Rhythmus skandirte. Auch der Teufel spielte und bemühte sich keuchend, mit seinen blauen Fingern dem Fluge von Paganinis Hand zu folgen.

Er glaubte die Schwierigkeit lösen und bewältigen zu können, indem er sie complicirter machte. Er mischte allerlei Kunststücke in sein Spiel. Er sprang in die Lüfte und stürzte auf solche Weise nieder, daß sein blauer Kopf auf einen Leuchter oder den Hals einer Flasche fiel, und dennoch hörte er nicht auf zu spielen und folgte immerfort dem Meister, aber so wie ein wüthender Esel einem Rassenpferde folgt, und wenn seine entzwei geschlagenen, abgenutzten Finger wieder auf das primitive Thema zurückgreifen konnten, dann war es stets mit der frenetischen Freude eines Gescheiterten, der, geschüttelt von unendlichen Wogen, endlich die Erde berührt und mit krampfhafter Hand sich an einen festen Felsen klammert.

Gleichwohl verlor er den Muth nicht. Bei der gebieterischen, einschmeichelnden, tanzenden Stimme von Paganinis Fiedel war das gemeine Hotelzimmer verschwunden und hatte dem rosigen und erröthenden Venedig Platz gemacht, wo Wasser und Luft leben und zittern. Man sah die schneeweißen Marmorbilder, die goldenen Ornamente, das wilde Meer, von schwarzen Gondeln durchfurcht, die gothischen Thürmchen mit ihren Heiligen; auf dem Quai Griechen und Orientalen und die Bettler, die halbnackten Kinder, die Statue von San Teodoro, von der Sonne vergoldet, die Taubenschwärme, die den Himmel weiß färben, — dies Alles strahlte aus dem bebenden Traum der Melodie. Und in dieser Umgebung wogte der Carneval, verliebt, überschäumend, lustig, taumelnd, phantastisch; die kleinfüßigen Colombinen, die breitärmeligen Polichinels, Fracasso und Brighella und Spezzafer, Tartaglia mit seiner Brille, die Doctoren und die Apotheker, die Aegypter und die Mohren und eine ganze blaue, rosenfarbige, grüne, violette, buntscheckige, beschärpte und befiederte Menge mit Dreispitzen und weißen Masken und Zerbinette und Violetta und die tolle Narcissa und die Masken mit Bärten und die Harlekins und Mezzettins und die Scaramouches mit ihrem als schwarzer Strich mitten durchs Gesicht gemalten Schnurrbart und der ganze Wirbel von seidenen Gewändern und Liebschaften, von Geschrei und Guitarren, und das Ganze fortgerissen von einer schimmernden Tonleiter, welche gleich einer Feuerschlange unter Paganinis Fingern erwachte und ihre regelmäßigen Ringe bis in den Himmel rollte.

Der Teufel Eloah mühte sich ab und bewegte seine Finger wie Quecksilber, indem er zugleich seine gefährlichen Purzelbäume und Sprünge verdoppelte. Die keuchende Stimme seiner Geige schuf ebenfalls ein Venedig, aber eine platte, grillenhafte, lärmende, absurde Stadt, vergleichbar einer schlechten Theaterdecoration und bevölkert von Masken ohne Fröhlichkeit und Lächeln, welche die wahren Masken fortrissen, wegschoben, stießen, mit Füßen traten. Die Hände des Teufels bewegten sich, seine Brust keuchte, sein blaues Gesicht verzerrte sich in einer schrecklichen Kraftanstrengung und seine Fiedel röchelte, ächzte, klagte, weinte, aber sang immerfort, indem sie frech der blendenden und fröhlichen Variation des großen Künstlers folgte. Aber endlich ließ der erschöpfte arme Teufel seine blaue Geige sinken und fiel rücklings leblos auf den Teppich, auf welchem sein vom Falle platt gequetschter Körper und seine zermalmten Flügel inmitten der Blumen und Arabesken einen großen blauen Fleck machten.

Paganini war sehr verlegen ob dieser Teufelsleiche, welche, wenn man sie in seinem Zimmer gefunden hätte, den Hotelbesitzer ohne Zweifel in nicht geringes Erstaunen gesetzt hätte. Da er jedoch noch immer hoffte, sein kühner Nebenbuhler sei noch nicht ganz todt, so versuchte er, ihn Riechsalz einathmen zu lassen. Allein plötzlich erhob sich Eloah, schaute den Meister an und ergriff mit einer herausfordernden Miene aufs neue die Geige. Auch Paganini griff nach der seinigen, aber bei den ersten Tönen, die er ihr entlockte, sprangen die Saiten, bis auf die Quinte. Paganini ließ sich darob nicht einschüchtern. Er ergriff seinen Stock und fuhr fort auf dieser höchsten Saite damit zu spielen, während der Teufel auf seiner Violine, deren Saiten desgleichen gesprungen waren, mit der Feuerzange des Kamins kratzte.

Sie spielten noch immer den „Carneval von Venedig", und der blaue Himmel strahlte, die schwarzen Gondeln glitten über die schimmernden Fluthen, die Menge der Masken überströmte das Zimmer in rasenderer Lebendigkeit, als die welken Blätter im herbstlichen Wirbelwinde, und dieser Streit hätte noch lange so fortdauern können, wenn der berühmte Virtuose nicht plötzlich und fast wider Willen einer jähen Inspiration gefolgt wäre. Indem er an Madame de Santus dachte, die er im Geiste wieder wie auf dem Tuilerienballe sah mit ihren blauen Augen, die ihre tiefe und reine Seele widerspiegelten, improvisirte er und schaltete er harmonisch mitten in den „Carneval" einen geistigen, idealen, himmlischen Satz, der das Bild und das lebendige Porträt ihrer Seele war.

„Nein, dies vermag ich nicht!" schien der entmuthigte Teufel pantomimisch zu sagen (denn er durfte nicht mit den Menschen sprechen); er klappte seinen mageren und blauen Körper zusammen, wie ein ordnungsliebender Spießbürger seinen Regenschirm schließt, und verschwand beschämt, kaum noch ein Schatten, zu seiner einfachsten Form reducirt und fast farblos durch den Spalt der Thüre.

Folgenden Tages fühlte Paganini die hinreißendste Empfindung, die er jemals gefühlt, als er einzig für Madame de Santus, die in weißem Kleide und mit bleichen Rosen im Haare vor ihm saß, seinen berühmten „Carneval von Venedig" spielte und auch eine „Idylle", die er während der Nacht componirt hatte. Die Herzogin hörte sie mit Entzücken an, denn sie errieth, daß sie der Traum, das Sujet und die Inspiration gewesen war.

Im Verlaufe seiner glänzenden Carrière hat der Künstler den Teufel Eloah nicht wieder gesehen.

Theodor de Banville.

Aus der Hauptstadt.

Kriemhild.

Trauerspiel in drei Acten von Adolf Wilbrandt.

(Königliches Schauspielhaus.)

Nur ein Stubengelehrter wie der Germanist F. H. von der Hagen konnte 1880 die Hoffnung aussprechen, es möge ein genialer Dramatiker aus unserem mittelhochdeutschen Volksepos ein deutsches Nationaldrama schaffen. Als ob das Nibelungenlied, das Schopenhauer sehr despectirlich „eine Reimerei für Bärenhäuter" nannte, mit seiner fremdartigen, unseren Sitten und Anschauungen widerstrebenden Welt, der Nation vertraut genug wäre, um ein solches Nationaldrama zu ermöglichen!... Gleichwohl fanden sich ein paar kühne Dichter, welche des Germanisten tiefgefühltes Bedürfniß erfüllen wollten. Der Anfang war schlimm, denn Fouqué und Raupach entstellten den Vorwurf durch romantische Alfanzereien. Geibel faßte den Stoff rhetorisch und rückte Brunhild und Siegfried in den Mittelpunkt. Dann versuchte Hebbel, selbst ein Nordlandsrecke, den breiten epischen Stoff dramatisch zu bewältigen. Seine grelle, hyperbolische, knorrige Trilogie gehört trotz aller Mängel zu den großartigsten Werken unserer Literatur. Auch Richard Wagner muß genannt werden. Ihm waren die Nibelungen, die wir ja, nach Wilhelm Grimm, „kaum auf dem Papier", geschweige denn im Herzen haben, noch nicht mythenhaft und fremdartig genug, und darum tauchte er sie in den Nebel der Edda und ließ sie Stabreime singen. Der neueste dramatische Nibelungenzwinger ist Adolf Wilbrandt. Seine „Kriemhild", schon vor vier Jahren gedruckt, entschied 1878 für des Dichters Krönung mit dem Schillerpreis und ist nun auch auf unserer Hofbühne mit einem schönen Achtungserfolg gegeben worden.

Wilbrandt faßt seinen Stoff rein theatralisch, und schon der Personenzettel verkündet sein außerordentliches Bühnengeschick. Die Nibelungen in drei Acten!... Natürlich hat er seinen Stoff in ein Prokrustesbett zwängen müssen, umsomehr als er noch obendrein jeden Decorationswechsel während eines Aufzuges vermied. Wenn es kein Kunstwerk, so ist es doch ein Kunststück. Mit dem richtigen Instinkt eines Theaterpraktikers, der auch ein Dichter ist, hat er Kriemhild zur Hauptperson gemacht und zeigt an ihr die Umwandlung aus einem liebenden Weib in eine rächende Brüdermörderin.

Der erste Act spielt im Wald in der Nähe von Worms. König Etzel erstattet, eigens um in Wilbrandts Stück Einheitlichkeit zu bringen und Kriemhilds spätere zweite Vermählung vorzubereiten, seinem königlichen Vetter Gunther im Burgundenland einen Besuch. Jetzt ist die Stunde des Abschieds gekommen. Burgunden und Hunnen lagern sich im Kreise und lassen den Scheidebecher herumgehen. Etzel hat diesem offenbar etwas zu heftig zugesprochen, denn er gesteht freiwillig, daß er Frau Kriemhild gerade so innig liebe, als er die abwesende Königin Brunhild hasse. Siegfried nennt letztere sogar ein „Kind der Nacht", was aber Gunther, Hagen und die Anderen weniger zu verletzen scheint, als das überschwängliche Loblied, das Etzel auf Siegfried anstimmt.

„Kinder singen ja
Von ihm und Mägde, Luft und Abendwind,
Frühroth und Nachtthau singen ja von Siegfried."

Es kommt zu einem kleinen Wortwechsel, aber bald trennen sich die Könige im Frieden. Doch jetzt bemühen sich Hagen, Volker und Gerenot, den schwachköpfigen Gunther gegen Siegfried aufzustacheln und seinen Tod zu fordern. Hagens Gründe sind unzureichend und matt: erstens, weil er Brunhild heute zum wiederholtenmal beleidigt habe, und dann weil Brunhild seinen Tod fordere. Sie haßt ihn nämlich

„Weil der, dem einst ihr Frauenstolz sich neigte —
Im Nordland war es — nun Kriemhild umarmt!
Und wenn, von seinem Wein zu laut geworden,
Er sie ein Kind der Nacht, ein Unweib nennt —
Wie heute mit Herrn Etzel ihm geschah —
Und sie erfuhr's und lag und flucht' und weinte
Und rief zum Himmel: „Er muß sterben oder ich!""

Jetzt verlangt Gunther von Siegfried, daß er Abbitte thue und Sühne gebe. Doch Siegfried weigert sich, das Schmähwort zurückzunehmen, und als er von dannen gehen will, schleudert ihm Hagen den Speer in den Rücken.

Ein Jahr ist vergangen, wenn der Vorhang zum zweitenmale aufgeht. Kriemhild hat sich an der Stelle der Mordthat ein Waldhaus bauen lassen, wo sie an Siegfrieds Bahre ihre Tage im Gebet verbringt. Da erscheint Markgraf Rüdiger als Freiwerber für König Etzel. Sie heischt Bedenkzeit, und entlockt bald darauf ihrem Bruder Giselher die Bestätigung, daß Hagen der Mörder Siegfrieds sei. Als nun die Burgunden kommen, um an der Bahre des Helden zu beten, da entreißt sie Hagen die Kerze und klagt ihn des Mordes an. Er rühmt sich noch seiner That, und der „gemeine" König weigert sich, sie zu sühnen. Jetzt nimmt sie Etzels Werbung an, nachdem ihr in einer Hallucination Siegfrieds Geist erschienen und seine Zustimmung gegeben. Rüdiger schwört auf ihr Geheiß, sie zu rächen, „geschehʼ ihr Leides je im Hunnenland", und der Act schließt mit Kriemhilds etwas spitzfindigem Schlußwort zu Rüdiger: „Nun bin ich Euer — (nach Siegfrieds Bahre gewendet) Dein!"

Der dritte Act ist Kriemhilds Rache, der theatralisch unbezwingbaren Massenmörderei gewidmet. Sie wird eingeleitet durch die Ankunft der Burgunden auf Etzelburg und Kriemhilds laue Begrüßung der Ihrigen. Hagen, der mit Siegfrieds Schwert prunkt, erschlägt Etzels Bruder. Kriemhild erinnert Rüdiger an seinen Schwur, und das Morden beginnt und endet alsbald mit dem Tod aller Burgunden.

Wie man sieht, hält der Dichter an der trilogischen Form fest. Zwischen den einzelnen Aufzügen liegen Jahre; jeder Act ist in sich abgerundet; es ist eine Trilogie in Einactern. Aber der Stoff bleibt trotz alledem episch, geht im ersten Act in die Breite und zerfasert im dritten. In seinem Bestreben, nur das Nothwendigste anzuführen, geht Wilbrandt so weit, daß sein Stück demjenigen, der das Nibelungenlied nicht kennt, zum guten Theil unverständlich sein muß. Siegfrieds Bedeutung und sein Verhältniß zu Gunther und Hagen versteht man nur durch das Medium des Nibelungenliedes. Wir sind skeptisch, wenn uns so viel von Siegfrieds Heldenmuth erzählt wird, von dem wir so gar nichts zu sehen bekommen. Brunhild glänzt durch ihre Abwesenheit, aber ihre Walkürengestalt wirft einen intensiven Schatten auf den ganzen ersten Act, dessen That sie eigentlich bedingt. Auch alle mythischen und zauberhaften Elemente sind sorgfältig ausgemerzt. Dafür ersetzt der Dichter den Hort, die Tarnkappe, den Drachen, die hörnerne Haut durch etwas modernen Spiritismus in des bedeutsam nickenden Siegfried Geistererscheinung. Und wie die Motive, so werden auch die Personen verständlicht, vermenschlicht, modernisirt. Wilbrandts Recken reden nicht in Alliterationen wie bei Wagner, noch brüsten sie sich mit Hyperbeln, wie bei Hebbel. Sie sprechen ein wohlconditionirtes Neuhochdeutsch, knapp, kräftig, verständlich, ohne imponirende Bilder und knorrige Redensarten; kaum daß da und dort noch ein „Neiding" stehen geblieben. Das Zeitcolorit ist meistens übel gewählt und heidnisch und christlich vermischt, wie z. B. die Minnelieder und Simrocks Edda citirt werden. Siegfried fällt nicht mit der zwingenden Nothwendigkeit und inneren Wahrheit des Nibelungenliedes. Dort hat er Brunhild trügerisch für seinen königlichen Freund bezwungen und hernach das delicate Geheimniß ausgeplaudert, worauf es seine Frau der Betrogenen öffentlich ins Antlitz schleudert. Hier wird Hagen, dessen Treue im Liede uns fast mit Allem versöhnt, blos aus Neid zum feigen Meuchelmörder, der sein Opfer hinterrücks tödtet, was im Epos wenigstens durch die einzige verwundbare Stelle Siegfrieds motivirt und beinahe entschuldigt wird. Im Nibelungenliede und bei Hebbel endet er wie ein Held. Hier verheimlicht er seine Todeswunden und fordert Kriemhild auf, ihn zu erschlagen; noch ehe sie aber den Balmung wider ihn zückt, bricht er zusammen, glücklich, sie noch im Tode überlistet zu haben. Der schon im Liede nicht gut bedachte Gunther ist bei Wilbrandt ein lächerlicher Kartenkönig, und seine Getreuen sind ohne hervorstechende Charakterzüge. Sogar Kriemhild, sonst vom Verfasser mit jener Meisterschaft entworfen, die er stets dämonisch veranlagten Frauencharakteren gegenüber beweist, ist da und dort verzeichnet. Die Aufforderung von Siegfrieds Geist, ihn zu rächen, soll sie ohne Zweifel entschuldigen und vermenschlichen. Als Volker ein Lied aus der Heimat fiedelt, hat sie sentimentale Anwandlungen. Das Schlimmste ist ihr jäher Tod an dem wesentlich modernen oder romantischen Sterben am gebrochenen Herzen. „Doch sage nicht von mir", bittet sie Etzel,

„Doch sage nicht von mir,
Sie hatt' ein wildes Herz, nach Rache lechzend;
Sag', daß sie liebte — und aus Liebe haßte."

Und nun vergegenwärtige man sich ihren Tod von Dietrichs von Bern Hand im Nibelungenliede oder ihr Ende bei Hebbel! „Kommt hier der Teufel doch noch vor dem Tod? Zurück zur Hölle!" und Dietrichs Waffenmeister haut sie mit einem Streiche nieder. Freilich, Wilbrandt konnte das nicht brauchen. Er wollte eben vermenschlichen! ...

Zum Glück ist aber nicht Alles klein und kleinlich geworden. Wohl werden die gewöhnlichsten Mittel zur Erweckung von Stimmung nicht verschmäht: Mondscheine, so magisch blau, wie sie höchstens Mosenthal gleich geschickt vorzuschreiben verstand; ein doppeltes Echo, das auf Commando einsetzt und dem zu Liebe Siegfried noch im Sterben ein Organ wie ein Orkan entwickelt, nur damit der Rächer herbeieilen soll; Geistererscheinungen, von Herrn Director Deetz sehr mangelhaft in Scene gesetzt; Requiems, Hifthörner und sogar ein steinerweichendes Geigensolo — aber wo der Dichter in Wilbrandts heimlicher Ehe mit dem Theaterpraktiker zu Worte kommt, da entstehen ein paar prächtige Liebesscenen, wie die von Siegfried und Kriemhild oder von Giselher und Dietlind, oder ein prägnanter Monolog voll poetischer Schönheiten, wie derjenige Kriemhilds, bevor sie Etzels Werbung annimmt, oder beinahe der ganze erste Act mit der lebendigen Exposition und der packenden Streitscene zwischen Siegfried und Gunther und den Seinigen, oder der meisterhafte Auftritt an Siegfrieds Bahre, wo Kriemhild den Mörder und seine Sippe entlarvt. Hier steht Wilbrandt überall auf der Höhe seiner Kunst und bietet etwas des Vollendetsten, was unsere moderne dramatische Literatur hervorgebracht hat.

Die Aufführung im Schauspielhause war recht mittelmäßig. Nur Fräulein Schwarz (Kriemhild) genügte, zum mindesten in den nicht leidenschaftlichen Scenen. Der Darsteller von Etzels Bruder Blödel war offenbar der Ansicht, daß die heutigen Ungarn die directen Nachkommen der Hunnen seien. Es schien, als wollte er fortwährend den Csardas tanzen und ein melodisches „Bassama teremtete!" fluchen. Von den Uebrigen litt Hagen an chronischer Heiserkeit und „jung Giselher" daran, daß er, wie die Franzosen sagen, zwei linke Hände hatte und auch in der Sprache etwas Linkisches hatte. Z.

Opern und Concerte.

Hans v. Bülow und die Meininger Hofkapelle. Beethoven-Abende. Mendelssohn-Abend. Brahms-Matinée. Signora Albani als „Elsa" im Lohengrin.

Antheil und Neugier des musikfreundlichen Publicums der Reichshauptstadt waren in der letzten Woche aufs Höchste angeregt durch die Concerte, welche Hans v. Bülow mit der unter seiner Leitung stehenden Meininger Hofkapelle gegeben hat; und das Interesse ist in dem Augenblicke, wo dieser Bericht abgeschlossen werden muß, im Wachsen, da noch zwei Brahms-Abende unter Brahms' Leitung und Mitwirkung stattfinden werden.

Als die Kunde in Berlin sich verbreitete, Bülow werde mit der Kapelle hierherkommen, um an sechs aufeinander folgenden Abenden Concerte zu veranstalten, da konnten selbst freundlich Gesinnte nicht das Bedenken gegen ein solches Unternehmen unausgesprochen lassen; an drei Abenden nach einander nur Beethoven zu hören, dann Mendelssohn einen ganzen, endlich Brahms durch zwei Abende, das erschien fast als eine ungeheuerliche Zumuthung; man dachte kaum über das zweite Beethoven-Concert mit frischen Sinnen hinauszukommen. Aber es erging den meisten Hörern, wie es ihnen bei Bülows Vortrage der letzten fünf Beethoven-Sonaten ergangen war; sie hatten nicht geringes Bangen gehegt, daß sie nach der dritten Sonate nicht mehr empfänglich sein würden, daß sie vielleicht gar nicht bis zu Ende ausharren könnten; und nach dem letzten Tone der letzten Sonate waren sie so frisch und munter, daß sie noch Gruppen im Saale bildeten, die ihre Gefühle und Meinungen austauschten. So auch in den Concerten. Nach dem dritten war der Enthusiasmus noch größer als nach den beiden vorhergehenden! Diese Wirkung ist fast noch höher anzuschlagen als die des Sonaten-Vortrages, da hier Jedermann im vorhinein wußte, daß

er einen in seiner Art einzigen Klavierkünstler hören würde, während von der Meininger Hofkapelle selbst wohlwollendes Entgegenkommen nicht mehr erwarten konnte, als sehr tüchtige Orchesterleistungen, wie man sie vordem schon in den Concerten der Königl. Kapelle und in letzterer Zeit in denen der Hochschule vernommen hatte. Aber Bülow bot ganz Neues, Unerwartetes; unter seinem Dirigentenstabe erklangen, wie von einem elektrischen Funken berührt, die Instrumente der Künstler gleich dem Klaviere unter seinen Händen. Wie jeden Takt der fünf Sonaten, so hat er jeden Takt der Symphonien und Ouvertüren künstlerisch zerlegt und studirt, den kleinsten Nebengedanken ergründet, jedes Glied der Tonreihe in seinem organischen Zusammenhange mit dem Ganzen erkannt; keine thematische Andeutung, keine kleine Ton-Arabeske ist seinem Scharfblicke entgangen. Zu gleicher Zeit muß er ein unvermeidliches und mühsamstes sorgfältigstes Studium mit der Kapelle selbst gepflogen haben. Denn bei aller Achtung vor den Künstlern, die so Ausgezeichnetes leisten, läßt sich, ohne Furcht sie zu beleidigen, wohl behaupten, daß sie nicht annähernd Solches leisteten, bevor Bülow an ihre Spitze trat. Reinheit der Tonbildung, Taktfestigkeit und Empfindung sind Eigenschaften des einzelnen Mitgliedes; aber die vollkommene Uebereinstimmung, die Tonfärbungen, das Hervorheben der einzelnen Gedanken, das Rhythmische, die Klangfärbung in allen Abstufungen und das stürmische Feuer bei aller Sicherheit — die gehen nur vom Dirigenten aus. So konnte denn Bülow sich vor sein Dirigentenpult mit dem Bewußtsein stellen, daß, wie immer auch von Einzelnem in der Auffassung und dergleichen geredet werden würde, Eines als unbestreitbar erkannt werden müßte: Was die Kapelle unter ihm in manchen Vorführungen bot, war einzig in seiner Art, immer künstlerisch von hoher Anregung, in einzelnen Fällen vollendet, unerreicht. Gleich die erste Symphonie in C-dur war in einer Weise wiedergegeben, wie sie bisher nicht vernommen ward, das Finale klang geradezu bezaubernd. Gleiches läßt sich vom Scherzo der Siebenten sagen und vom Scherzo und dem Finale der Eroica, in welcher die trefflichen Künstler, namentlich die Bläser, Großartiges leisteten. Wir sind bekanntlich keine Programmisten, aber beim Anhören der prachtvollen und verschiedenartigen Klang- und rhythmischen Wirkungen in diesem Finale konnten wir uns der Vorstellung eines recht bunten Lagerlebens nicht erwehren, hier Zelte, dort Tanz, da Liebesgeflüster, dort Pferdegetrambel! Als die höchste, als die unvergleichlichste Leistung betrachten wir die Aufführung der großen Leonoren-Ouvertüre; hier traten Schönheiten der Instrumentation hervor, die bisher nur vom Kenner der Partitur vorgeahnt, aber nicht vernommen worden waren. Die Wirkung kann nur dem höchsten Kunstgenusse gleichgestellt werden. Daß gegen die Auffassung mancher Stellen, die etwas zu starke Abwechslung in der Zeitmaßbewegung, triftige Bedenken erhoben werden können; daß dies scharfe Hervorheben jeder auch geringen Einzelheit die Aufmerksamkeit in fast zu hohem Maße in Anspruch nimmt und den Gesammteindruck nicht stärkt; daß namentlich die vielen Tonfärbungen und Tempowechsel in den Adagios diese weniger wirken ließen als die anderen Sätze, wollen wir nicht verschweigen. Aber diese nicht leicht wiegenden Bedenken schnellen in die Höhe vor der enormen Kraft und künstlerischen Wirkung, welche in die andere Wagschale des gerecht Beurtheilenden fällt. Der Mendelssohn-Abend gab dem Dirigenten neue Gelegenheit, in der Hebriden-Ouvertüre und der A-moll-Symphonie seine Auffassung und seine Leitungskraft zu zeigen, doch blieb der Eindruck der Beethoven-Concerte vorwiegend, gegen welchen des edlen Mendelssohns Instrumentalwerke bei all ihren vielen Schönheiten nicht mächtig genug vortreten konnten.

Von der Brahms-Matiné, in welcher Herr v. Bülow als Pianist und Alleinwirkender erschien, werden wir im nächsten Artikel berichten, der auch die beiden Orchester-Brahms-Abende besprechen soll.

Signora Albani hat die „Elsa" im Lohengrin mit größtem Erfolge gesungen und dargestellt. Es war entschieden ihre beste Leistung. Obwohl sie der deutschen Sprache gar nicht mächtig ist, die Rolle bisher nur italienisch gesungen und die deutschen Worte so zu sagen mechanisch gelernt hatte, überraschte sie durch ihre reine Aussprache und vortreffliches Spiel. Der Erfolg war ein glänzender, von allen Seiten bereiteter.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die auswärtige Lage ist plötzlich kritisch geworden. Trotz der Neujahrsrede des Kaisers Wilhelm, die unsere Sylvesterbetrachtungen im friedenverheißenden Sinne durchaus bestätigt hatte, sind mit einemmale bedrohliche Wetterzeichen im Orient, in Nordafrika, in Rom, endlich in und um Helgoland aufgestiegen. Das Alles wohlverstanden in den Zeitungen, die es besser wissen als Kaiser, Kanzler und der gesunde Menschenverstand. Das täglich wachsende Sensationsbedürfniß muß um jeden Preis befriedigt werden, gleichviel ob Wahrheit und folgerichtiges Denken dabei in die Brüche gehen. Plötzlich tauchen Fragen empor, die unserer von dem Abschluß der Jahresbilanz ohnehin knapp befriedigten Geschäftswelt den Schlaf rauben, eifrig discutirt werden und nach einiger Zeit verschwinden, das heißt, von anderen gleichmäßig stichhaltigen und begründeten Problemen abgelöst werden. Als die Mitglieder des Berliner Congresses durch den denkwürdigen Tractat von 1878 für eine übersehbare Periode den Frieden Europas garantirt zu haben glaubten; als der Reichskanzler während des darauf folgenden Herbstes wähnte, er habe jenes schwierige Werk mit dem deutsch-östreichischen Bündniß ergänzt und gegen französisch-russische Coalitionen ein für allemal geschützt, da hatten sie alle ohne die Blätter gerechnet. Diese lassen die Welt nicht zur Ruhe kommen. Als ob die verschiedenen Länder des Streites und Haders bei sich zu Hause nicht übergenug hätten, muß auch nach außenhin ganz unnöthigerweise geschürt und gehetzt werden. Zu dieser Nervosität der Presse trägt ein Umstand bei, der für Leute, welche um die fraglichen Dinge etwas Bescheid wissen, eine Quelle unausgesetzter Heiterkeit bieten könnte, würde nur nicht durch die rastlose Beängstigung des Volksgeistes so viel Unheil gestiftet. Es wird nämlich in Paris, London, Rom, Wien und leider auch nicht zum wenigsten in Deutschland dem Staatsmanne an der Spitze unserer Geschäfte fort und fort nachgeforscht, was er wohl plane und vorhabe. Darauf hin wird combinirt und conjecturirt, daß es einen Stein erbarmen möchte. Heute denuncirt er die Türkei bei Gambetta, daß sie Deutschland für eine antifranzösische Allianz gewinnen wollte, morgen jagt er England aus dem Mittelmeere auf und verlegt ihm den Weg nach Aegypten. Dabei ist es ein öffentliches Geheimniß, daß der Reichskanzler, dessen Leidenschaftlichkeit in inneren Fragen oft beklagt wird, gerade die auswärtigen Angelegenheiten mit einer gelassenen Ausdauer und einer abwartenden Mäßigung behandelt, welcher er einen guten Theil seiner unbestrittenen Erfolge verdankt. Wer ihm jeden Augenblick neue zum Theil recht machiavellistische Züge andichtet und diese dann ohne Weiteres in einer für den Panegyriker charakteristischen Weise verherrlicht, mag den Ruhm eines subtilen Geistes beanspruchen, verwechselt aber durchweg seine Phantasiebilder mit den Thatsachen. Der geneigte Leser, wie man früher sagte, der dem Wochenchronisten dieser Blätter seit neun Jahren einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, auch wohl durch die Namensverwechselung Seitens eines großstädtischen Organs nicht beirrt wurde, das uns um Neujahr, allerdings mit ehrenden Worten, zu den verstorbenen Publicisten rechnete und mit einem Nekrolog bedachte, wird diese Klagen über das unruhige Treiben der öffentlichen Stimmführer Europas einer nothgedrungenen Kritik nicht als Ueberhebung anrechnen. Es fehlte neulich nicht viel, daß die bis zur Ermüdung besprochene Abreise des Grafen St. Vallier am Ende gar in Leitartikeln behandelt, angstvoll commentirt und interpretirt wurde. Auch der Verkauf oder Nichtverkauf seiner Möbel und Kunstwerke hätte um ein Haar reichlichen Stoff für mancherlei wechselvolle Betrachtungen geliefert. An irrthümlichen Berichten über die diplomatischen Kreise ist noch immer kein Mangel. Besser orientirt zeigte sich im Ganzen der Berliner Feuilletonist eines großen süddeutschen Blattes, der vor kurzem das hier accreditirte Corps beschrieb, sich nur in einigen Nebenpunkten vergriff und beispielsweise einer schmeichelhaften Schilderung der Lady Ampthill den Ausdruck des Bedauerns hinzufügte, daß sie kein Deutsch spreche, während das Gegentheil notorisch ist. Die Festberichte der Blätter, um das im Vorbeigehen zu erwähnen, haben jetzt wenigstens, wenn es sich um die englische Botschaft handelt, nach Londoner Sitte für die Einladung und den gesellschaftlichen Empfang auch die Gemahlin des Vertreters Großbritanniens genannt und dieser dadurch zahllose Anfragen von jenseits des Kanals erspart, ob sie erkrankt wäre und bei den Diners oder

Soiréen des eigenen Hauses nicht erscheinen könnte. Solche kleine Mißgriffe aus der socialen Welt sind leicht verbessert. Schlimmer soll es mit den kirchenpolitischen Sachen stehen, wo die clerikalen Censoren mit der Correctur landläufiger Schnitzer die Hände voll zu thun haben. Man wird nun wohl nach der Eröffnung der Kammern endlich positiv erfahren, was in Rom besprochen und durchgesetzt wurde. Niemals vielleicht war eine Unterhandlung mit so brennender nachträglicher Neugierde studirt, wie die römische des Unterstaatssecretärs Busch von vor einigen Wochen. Dort war er von Personen, die mit ihm in demselben Hotel gewohnt, kaum gesehen worden. Es muß sich Alles rasch und still erledigt haben. Aber den Kirchenfrieden hat denn auch der Herr Geheimerath vom Ministerium des Auswärtigen in den Falten seiner Reisetoga nicht mitgebracht. Dieser wird, wenn nicht Alles täuscht, noch auf sich warten lassen. Möchte uns nur auch der Frieden im Innern auf anderen Gebieten nicht durch räthselhafte Kundgebungen und Erlasse ohne Noth gefährdet werden.

* * *

Zum Bau des Reichstagsgebäudes.

Durch den in dieser Session des Reichstages gefaßten Beschluß, unwiderruflich das Grundstück des Raczynskischen Hauses am Königsplatz anzukaufen, ist der erste und entscheidende Schritt gethan zur endlichen Ausführung des Bauwerkes, welches nicht nur dem Repräsentativkörper des neuerstandenen deutschen Reiches Raum und Obdach zur Arbeit geben soll, sondern auch imponirend gedacht und gestaltet sein muß, um der Würde, Macht und Größe des Reiches den gebührenden monumentalen Ausdruck zu verleihen.

Die Commission für das Reichstagsgebäude ist bereits zusammengetreten und hat ihre Arbeiten begonnen. Selbstverständlich sind alle Kunstkreise und namentlich ist die Architektenschaft Deutschlands auf das Lebhafteste bei dieser Angelegenheit interessirt und wird den Berathungen der Commission mit größter Spannung entgegengesehen. In erster Linie wird sie sich mit dem „Wie" der Ausführung zu beschäftigen haben.

Allem Anschein nach ist die Befürchtung, das durch die Concurrenz von 1872 beschaffte Material könne einfach den baulichen Organen der Reichsregierung zur Benutzung für eine durch diese zu bewirkende Ausführung übergeben werden, wohl grundlos geworden, wenn es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß auf mancher einflußreichen Seite dieser bequeme und nur dem Nützlichkeitszweck Rechnung tragende Ausweg Sympathien hatte. Es liegt aber auf der Hand, daß keiner derjenigen Persönlichkeiten, welche als den Baubehörden des Reiches angehörig für die Leitung des Baues in Frage kommen, dasjenige künstlerische Gewicht und Ansehen zur Seite steht, um Garantien für eine Ausführung zu bieten, wie sie der größten architektonischen Aufgabe, welche unserer Generation gestellt werden kann, zu Theil werden muß.

Es ist in gewissem Sinne bedauerlich, daß durch den Ausfall der ersten Concurrenz nicht diejenige Kraft endgültig bezeichnet ist, welcher die Ausführung des Baues ohne Weiteres anvertraut werden könnte. Es wäre dadurch eine große Schwierigkeit hinweggeräumt worden, welche jetzt die Inangriffnahme des Baues noch erheblich hinausschieben dürfte.

Daß aber der mit dem ersten Preise ausgezeichnete Entwurf des Professors Bohnstedt in Gotha diesem eine solche Stellung nicht anweist, geht zweifellos schon aus der Art und Weise hervor, wie ihm dieser Sieg zu Theil geworden ist. Der damalige Berichterstatter der Nationalzeitung Herr Professor Julius Lessing theilt den Hergang bei der Abstimmung folgendermaßen mit: „Die beschließende Jury bestand aus 19 Mitgliedern. Bei der Abstimmung für den ersten Preis fielen 9 Stimmen auf Kayser und von Großheim. Unter diesen 9 befanden sich alle eigentlich Sachverständigen, die berufenen Architekten mit Ausnahme des Gothikers Statz. Für Bohnstedt stimmten nur 5, für Mylius und Bluntschli 1, für Scott als den besten gothischen Entwurf 4, darunter Statz. Bei der zweiten Abstimmung ging die Stimme für Mylius zu Bohnstedt über, und als schließlich ein Resultat erzielt werden mußte, wählten die Gothiker, welche beiden Entwürfen gleich fern standen, wenigstens nicht den der Berliner Schule. So sammelte Bohnstedt schließlich 10 Stimmen gegen die 9, welche fest geschlossen bei Kayser und von Großheim blieben." Der Berichterstatter fügt hinzu: „Von einem positiven Ergebniß, das zwingend auf die weiteren Verhandlungen einzuwirken berechtigt wäre, kann hiernach nicht die Rede sein. Ein Entwurf, dem sämmtliche ernannte und anerkannte Sachverständige der Jury ihre Zustimmung versagen, kann trotz der Anerkennung, die er von anderer gewichtiger Seite erfahren, nimmermehr als zwingende Grundlage für den definitiven Bau betrachtet werden."

Es ist nicht zu leugnen, daß die Ausschreibung einer neuen allgemeinen Concurrenz unter den Architekten sich großer Sympathien erfreuen würde. Unzweifelhaft würde eine solche allgemeine Concurrenz höchst interessante Resultate ergeben, manche neuen Ideen zu Tage und manches frische Talent zur Geltung bringen. Da es sich aber vor Allem darum handeln muß, für den Bau des Reichstagsgebäudes einen Architekten zu gewinnen, welcher neben Talent und Gestaltungskraft auch die nöthige Erfahrung besitzt, welche nur durch Uebung und selbstständiges Bauen erworben werden kann, so scheint eine engere Concurrenz unter bekannten und bewährten Architekten den Vorzug zu verdienen, da hierbei ausgeschlossen ist, daß der Sieg unter Umständen einer Kraft zufiele, welche wohl der Erfindung einer glücklichen Idee, nicht aber der späteren Gestaltung des Baues gewachsen wäre. Scheitert die engere Concurrenz aber an der Frage: wer unter den deutschen Architekten ist denn berufen zugezogen zu werden und wer ist es nicht? so beschränke man sich auf die vier in der ersten Concurrenz mit Preisen bedachten Architekten: Bohnstedt, Kayser und von Großheim, Ende und Böckmann, Mylius und Bluntschli, die sicher ein Anrecht sich erworben haben, in erster Linie berücksichtigt zu werden.

Aufgabe der Commission und der ihr beizugebenden Fachmänner würde es alsdann sein, unter Berücksichtigung und strenger Beurtheilung des bis jetzt von ihnen in ihren Bauten wirklich Geschaffenen und Geleisteten denjenigen herauszufinden, welcher nach allen Seiten hin als der Geeignetste erscheint, um ihm die große Aufgabe vertrauensvoll in die Hände zu geben. A. S.

* * *

Bekanntlich hat vor einiger Zeit die in Wien erscheinende „Deutsche Zeitung" ein Preisausschreiben für ein Lied eröffnet, das die Bedeutung einer Hymne für die von Czechen und Polen arg bedrohten Deutschen Oestreichs erlangen soll. Das Votum der Preisrichter krönte mit dem Hauptpreis und zwei Nebenpreisen drei Studenten, welche ihrer Begeisterung für Oestreichs Deutschthum einen angemessenen skandirten Ausdruck zu verleihen gewußt hatten. „Der Osten", singt der Preisrichter Joseph Winter sehr treffend:

„Der Osten kam in unsre Hut,
Darnach thun wir uns schreiben,
Doch deutsch sind wir in Mark und Blut
Und wollen Deutsche bleiben."

Die „Gegenwart" kann nun auch ihrerseits einen Beitrag zu diesem patriotischen Dichterwettkampf geben. Unser Mitarbeiter Felix Dahn übersendet uns die folgende

Hymne für Deutsch-Oesterreich.

Auf, mein Deutsch-Oesterreich!
Rüste, walkürengleich,
Helm, Schild und Speer:
Wie an des Rheines Strand
Glorreich die Wache stand, —
So für dein Donauland,
Schwinge die Wehr!

Du hast jahrhundertlang
Türken- und Slaven-Drang
Sieghaft entschaart:
Was du mit Heldenmuth,
Was du mit edlem Blut
Schufest zu deutschem Gut, —
Halt' es bewahrt.

Treu deinem Kaiserhaus
Breite die Schwingen aus,
Zweiköpf'ger Aar:
Was dir die Stärke schafft,
Was dich macht adlerhaft,
Das ist die deutsche Kraft,
Frei, kühn und wahr.

Ob dich, Deutsch-Oesterreich,
Rudeln von Wölfen gleich
Feindschaft umkreist:
Vorwärts! Durch Wolkendicht
Stralend die Sonne bricht:
Sieg giebt die Menge nicht: —
Sieg giebt der Geist!

Und nicht in Einsamkeit
Kämpfst du den harten Streit, —
Treu dir gesellt,
Schild an Schild, Tritt an Tritt,
Streitet dein Deutschland mit:
Schwestern: — im Siegesschritt
Zwingt ihr die Welt!

Felix Dahn.

* * *

Wanderungen durch die Mark Brandenburg von Theodor Fontane. 4 Bde. Berlin, Wilhelm Hertz.

Vor Kurzem ist der 4. Band obiger Wanderungen, enthaltend „Das Spreeland", erschienen. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen: längsterwartet und mit Freuden begrüßt. Denn hier liegt ein Gesammtwerk vor uns, das einzig in seiner Art ist und eine Fülle des Belehrenden, Erfreuenden und Ermunternden, einen reichen Schatz liebevollen Sammelfleißes, tüchtigen Wissens in sich birgt. Die verschiedenen Theile gleichen sich nicht untereinander, denn während in den ersten beiden mehr das Historische in den Vordergrund gestellt wird, tritt dasselbe in den nächstfolgenden zurück und läßt dem Landschaftlichen und Genrehaften den Vortritt. Ja, was das letztere anbelangt, in einigen Kapiteln unseres Erachtens nach, wohl zu sehr. Doch war vielleicht dies geboten. Denn es bleibt immer ein undankbares, vergebliches Beginnen, nur durch die Landschaft allein wirken zu wollen. Wo die Geschichte uns im Stich läßt, stellt sich das Genrehafte von selbst ein und behauptet siegreich seinen Platz. Sind nun auch die Theile unter sich verschieden, in einem gleichen sie sich alle: in der ungetheilten, treuen Liebe zur freundlichen Heimat des Verfassers, in dem berechtigten Stolze, einem Vaterlande anzugehören, welches aus den bescheidensten Anfängen sich zu ungeahnter Herrlichkeit emporschwang. Und diese Liebe zur Geschichte seiner Heimat fordert er auch von denen, welche sich entschließen, seinen Pfaden nachzuwandeln. Er hat Recht darin. Denn nur wenige Stellen der Mark sind es, welche durch Landschaft allein voll und zu jeder Stunde auf uns einwirken. So Vieles hängt von Beleuchtung, Stimmung des Tages wie des Gemüthes ab; was heute unsere Sinne gefangen nimmt, erscheint schon morgen vielleicht nüchtern und trostlos. Fontane ist ein Märker, jede Zeile verräth uns dies. Und wie sein Charakter, so auch sein Stil. Letzterer ist knapp, schlagend, dabei nicht ohne einen gewissen Bilderreichthum und vor allen Dingen frei von falscher Sentimentalität. Ob wir mit ihm von Edelsitz zu Edelsitz pilgern, um aus verblaßten Ahnenbildern, an modernden Grüften vergangene Geschlechter zu flüchtigem Leben zu erwecken oder am gastlichen Herde weinumrankter Pfarrhäuser halbverklungenen Sagen lauschen, ob wir im behenden Nachen durch knisterndes Schilf über die blitzende Fluth gleiten oder neben ihm langsam durch die träumende Haide fahren, wenn die Räder in dem Sand versinken und der Pfingstvogel im Tannicht nur manchmal die tiefe Stille unterbricht: überall haben wir nur das eine Gefühl des innigsten Behagens, einer reinen, wunschlosen und deshalb so seltenen Freude. Es ist eine Lust, mit Fontane zu wandern. Herz und Verstand kommen zu gleichem Rechte. Unübertrefflich dünkt uns seine Wiedergabe der märkischen Landschaft. Weder ein Ueberfluß von Phantasie noch Mangel an Wärme. Nur wenige Striche, oft noch weniger Farben, und doch wie stimmungsvoll spricht uns Empfundenes und Geschautes zu Gemüthe. Es ist der warme Pulsschlag echter Poesie, den wir vernehmen. Anziehend und überzeugend wirken wiederum seine Sitten- und Charakterschilderungen. Auge und Ohr sind bei ihm gleichmäßig geschärft und geschult für die Denk- und Ausdrucksweise seines Volkes, das er kennt und liebt wie nur Wenige. Da ist nichts Gemachtes noch Ueberflüssiges. Alles Natürlichkeit, Zweck, Selbstbestimmung. Geradezu meisterhaft aber erscheint uns Fontane in den Schilderungen jener Epoche des großen Königs, die mit Neu-Ruppin anhebt und in Sanssouci ausklingt. Mit der Schärfe der Beobachtung, sowie einer überzeugenden historischen Lebenswahrheit verbindet sich zugleich eine Grazie und bei aller Feinheit doch dramatisch wirkende Darstellung, die unwillkürlich oft an Menzels Bilder mahnt. Hier ist er zu Hause, und man fühlt ihm das wohlige Empfinden nach, das nur die Sicherheit des Könnens zu geben vermag.

Bunt und mannichfaltig gestaltet sich der Inhalt der beiden letzten Bände. Wandern wir hier an den lachenden, blühenden Ufern der stolzen Havel entlang, so trägt uns dort der Kahn über die stillen, einsamen Wasserflächen der Spree dahin, über die es oft wie ein halbverwehtes wendisches Volkslied leise klagend zieht. Auf der einen Seite heitere Lebensfülle und historischer Glanz, auf der anderen Abgeschlossenheit, Entsagung und stille Wehmuth. Und versucht auch Fontane hier und da den Humor hineinzutragen, er täuscht uns nicht über die Einförmigkeit und Armuth eines großen Theils der Landschaft hinweg. Ausnahmen wie Friedrichsfelde, Wusterhausen, sowie das originelle und eminent malerische Spreewaldgebiet bleiben eben nur Ausnahmen. Punkte voll festlichem Glanze und Ansehen wie Tegel, Pfaueninsel, Cagut, Lehnin und Paretz und noch vieler anderer hat das Spreeland nimmer aufzuweisen. Hier stimmt Alles elegisch und zur Klage, der schimmernde Farbenreichthum der Havel aber drängt dergleichen Empfinden zurück und gibt nur lebensfroheren Tönen Raum. Freilich liegt ein unendlicher, schwermüthiger Reiz über dem Gebiete zwischen Spree und Dahme, dem aber nachzuempfinden nur Wenige vermögen. — Alle Vorzüge des Verfassers vereinigen sich auch in diesem letzten Bande in glänzendster Weise. Hoffen wir, daß in nicht zu ferner Zeit ein neuer Band sich den bis heute erschienenen anschließt. Wer wie Fontane zu wandern weiß, dem steht noch reiche Ernte in Aussicht. A. Trinius.

* * *

Barbablanca. Eine Rhapsodie von Julius Ernst von Günthert. (Stuttgart, C. Krabbe.) Ein in mehrfacher Beziehung gelungener Versuch, den gewaltigen Stoff episch zu behandeln. Die Sprache ist markig und geschmackvoll und die Bilder vortrefflich wie z. B. das Folgende über den Brand von Speyer:

„Als nun der Regen unaufhaltsam sich ergoß
Verschlang laut zischend ihn die heiße Gluth
Und raste hoch auf gleich dem Fiebernden,
Dem eine kalte Hand die Stirn berührt."

Leider wirken diese nur selten gereimten Blankverse auf die Dauer gerade so einförmig, wie die sich stets wiederholenden Kampfschilderungen, so sehr diese auch in der Ausmalung des Gräßlichen maßvoll bleiben. Zu tadeln ist endlich der Mangel eines concreten Mittelpunktes, da der erhabene Titelheld hier nicht ins Centrum gerückt ist, und das Fehlen einer freundlichen Episode mit lyrischem Element. Im Ganzen aber verdient diese treffliche Rhapsodie Lob und Erfolg.

* * *

Aus Morgenland und Abendland von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, F. A. Brockhaus. Der gefeierte Poet bietet uns eine Sammlung neuer Gedichte und Sprüche als kostbare Weihnachtsgabe. Die Gedichte sind formschöne, geistvolle Improvisationen, die Sprüche glückliche Einfälle voll sinniger Betrachtung und ernster Lebensweisheit. Von neuem Reiz ist besonders das letzte Buch, das der Dichter auf seiner amerikanischen Reise schrieb. Hier zeigt sich in den empfindungsvollen lyrischen Stücken, den prächtigen Naturbildern vom Niagara und Mississippi und aus den Indianerlanden, sowie in dem meisterhaften, an die besten Erzeugnisse Bret Hartes erinnernden Cyclus: Curly Bill von Arizona, der Sänger des Mirza Schaffy wieder in seiner ganzen Jugendfrische.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Barbablanca.

Eine Rhapsodie
von
Julius Ernst von Günthert.

Dem deutschen Volke
gewidmet zur Erinnerung an sein Heer von 1870.

Preis geh. *M* 4.—, eleg. geb. *M* 5.—

Das poetische Werk, das unter dem Titel: „Barbablanca" erscheint, schildert den Krieg von 1870, der so verhängnißvoll auf die Geschicke Europa's, so wunderbar auf jene Deutschlands einwirkte.

Den breiten Spuren von längst Bekanntem ist der Verfasser nicht gefolgt; er stellte den großen, monumentalen Gegenstand eigenartig dar, die einzelnen Siegestage abgeschlossen in sich und das Epische im Einzelnen zusammengehalten durch die tragische Verknüpfung.

Zuerst der Prolog: Der Friede ein Traum. Dann die Exposition: Weißenburg, Spichern. Die Peripetie: Wörth, Mars-la-Tour, St. Privat. Die Katastrophe: Sedan, Paris. Zuletzt der Epilog: Das Fest der Nemesis — Der Aufstand der Commune.

So bietet im Ganzen jeder der blutigen, aber erhebenden Gedächtnißtage ein Besonderes, der Gegenwart zur Erinnerung, der Zukunft zum Beispiel!

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50 ₰** in Freimarken zu beziehen.

Nr. 53

des „**Neuen Finanz- und Verloosungsblattes**" in Frankfurt a. M. (15. Jahrg. Vierteljährl. *M* 2.—) enthält: Wochenüberschau, Rückblicke auf das vergangene und Aussichten auf das neue Börsenjahr, Zur Lage des Kohlen- und Eisenmarktes, Von der Pariser Börse, Finanzielles Arrangement der Türkei, Dividendenschätzungen, Was soll man kaufen, Original-Börsenberichte aus Frankfurt, Berlin und Wien, Finanzielle Nachrichten u. Chronik, Verloosungen, Inserate, Coursblatt von Frankfurt, Berlin, München, Stuttgart, Basel etc.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Geschichte
der
Einwirkung der deutschen Litteratur
auf die Litteraturen der übrigen
europäischen Kulturvölker der Neuzeit.

Von
Dr. **F. H. Otto Weddigen.**

Preis 2 *M* 50 ₰.

Das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" sagt über das Buch: „Eine fleißige und geistvolle Darstellung."

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Für feinere gesellige Kreise.

Das interessanteste und originellste Gesellschaftsspiel ist unstreitig das

Neueste Orakelspiel
von **L. P.**

Preis 50 ₰.

Dieses von einer Oldenburger Dame erfundene Spiel wird zur Erheiterung jeder Gesellschaft reichsten Beitrag liefern. — Bei Einsendung von 50 ₰ in Briefmarken nach Auswärts franco.

Bültmann & Gerriets Nachf. in **Varel.**

Collection Spemann 14

Band

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark. franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: Björnstjerne Björnson, Der Brautmarsch und andere Erzählungen.

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Strassburg.**

Müller, Max, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Vier Vorlesungen nebst zwei Essays „über falsche Analogien in der vergleichenden Theologie" und „über die Philosophie der Mythologie". 2. Auflage. 8. V und 353 S. Mit dem Portrait des Verfassers. Strassburg 1876. *M* 6.—, eleg. Halbfranzband. *M* 8.—.

„Was Max Müller schreibt, enthält immer so viel des Anregenden und Belehrenden, dass man dem rastlosen Arbeiter für jede seiner Gaben zu neuem Danke verpflichtet ist. Dass dies auch von den vorliegenden Vorlesungen über Religionswissenschaft gelte, erhellt schon aus dem äusseren Umstande, dass dieselben seit ihrem ersten Erscheinen überall mit regstem Interesse aufgenommen wurden und zahlreiche Besprechungen veranlasst haben." (Literar. Centralblatt.)

„Die hohe Bedeutung dieses Werkes, das einen Ausblick auf ein neues Gebiet der Wissenschaft eröffnet, ist so unverkennbar, wie der Adel und die Schönheit der sprachlichen Form, in die es gegossen, bewundernswerth ist." (Wiener Abendpost.)

Müller, Max, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens. 8. XVI u. 439 S. Strassburg 1880. brosch. *M* 7.—, eleg. Halbfranzbd. *M* 9.—.

„Max Müller geht von dem echt modernen Grundsatz eines gesunden Realismus aus, dass die Religion als eine in steter Entwickelung begriffene Erscheinung bis zu ihrem Ursprung historisch verfolgt und dann in ihren Entfaltungen begriffen werden müsse. Aber mit diesem historischen Begreifen der Religion hat er ganz anders Ernst gemacht, unvergleichlich gründlicher und besonnener als irgend Einer vor ihm." (Deutsche Literaturztg. 1880, 2.)

Diese beiden Werke des berühmten Sprachforschers eignen sich vorzüglich zu Festgeschenken für Erwachsene. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Neuer Verlag von **A. B. Auerbach** in **Berlin.**

Italienisches Novellenbuch.

22 Bogen Octav.
Elegante Ausstattung.
Preis: Fein gebunden *M* 4.50, geheftet *M* 3.50.

Collection Spemann 15

Band

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: Aug. Silberstein, Hochlandsgeschichten.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nrn. Preis pro Band *M* 12.— Mit der soeben erschienenen Nr. 1 des 41. Bandes beginnt das 1. Semester von 1882, auf welches Abonnements zum Preise von *M* 12.— durch jede Buchhandlung und Postanstalt vermittelt werden.

Probenummern können durch jede Buchhdlg. gratis bezogen werden.

Alle Annoncen

für das „**Berliner Tageblatt**" (die gelesenste deutsche Zeitung), „**Deutsches Montagsblatt**", „**Deutsches Reichs-Blatt**", „**Kladderadatsch**", „**Bazar**", „**Fliegende Blätter**", „**Schalk**", „**Indépendance belge**", „**Wiener Allgemeine Zeitung**", sowie für **alle anderen Zeitungen**, Provinzialblätter, **Fachzeitschriften** befördert ohne Kostenerhöhung am **billigsten** und **promptesten** die

Zeitungs-Annoncen-Expedition von
Rudolf Mosse, Centralbureau Berlin SW.

Zeitungs-Verzeichniß (Insertions-Tarif) sowie Kosten-Anschläge gratis und franco.

Bei größeren Aufträgen höchster Rabatt.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 3. Berlin, den 21. Januar 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Sparkassen-Reform. Von A. Lammers. — Der Reichskanzler und die politischen Parteien. Von Paul Freimut. (Schluß.) — Das sociale Motiv der Tracht. Von Rudolf von Jhering. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der Staatsschlaraff. Ausschnitt aus einem satirischen Roman. Von Johannes Scherr. — Neue Kunstblätter. Von W. Lübke. — Drei neue Romane. Von Konrad Telmann. — **Aus der Hauptstadt:** Die Vergnügungsreise. Lustspiel von Edmond Goudinet und Alexander Brisson. Deutsch von E. Bukowics. Besprochen von Z. — Der Jourfix. Lustspiel in vier Acten von Hugo Bürger. Besprochen von Z. — Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Sparkassen-Reform.

Von A. Lammers.

Unsere alten Sparkassen sind endlich auch von dem vorwärtstreibenden Geiste socialer Reform ergriffen worden, der sie in England, Frankreich, Belgien, Italien, Holland schon länger gepackt hat. Sie vermehren ihre Annahmestellen und Geschäftsstunden, führen Marken und Karten ein, um den stets ebenso schwierigen als wichtigen Beginn des Sparens zu erleichtern, fordern Fabrik- und Schulleiter auf, ihnen bei der Vertheilung derselben zu helfen, kurz thun Alles, was in ihren Kräften steht, um das Sparen allgemein, zu einer wahren Volksgewohnheit zu machen, und damit der nationalen Kapitalbildung neue unendliche Zuflüsse zu werben, unter dem Arbeiterstande eine Tugend zu verbreiten, die die Mutter aller übrigen werden kann.

Nicht überall jedoch finden die deutschen Sparkassen hierbei freien Weg vor sich. In Bremen zwar hat die ältere, aus den zwanziger Jahren stammende Sparkasse, ein der Form nach auf Actien gegründetes gemeinnütziges Institut, das seine Ueberschüsse für öffentliche Zwecke verwendet, die Reform vornehmen können, ohne Jemanden weiter zu fragen. Weniger einfach lag die Sache schon für die communalen Sparkassen sächsischer Städte, als Burgstädt zuerst in Deutschland (Sommer 1881) die Sparmarken einführte, Chemnitz (Herbst 1881) auf Einen Schlag achtundzwanzig Läden mit dem Verkauf derselben beauftragte u. s. f. Indessen hat die königlich sächsische Regierung auf Befragen erklärt, sie werde, solange sich keine Störungen und Uebelstände herausstellten, der Reformentwickelung mit wohlwollender Duldsamkeit zusehen. Ist dies immerhin eine etwas precäre Basis für neue mühevolle Organisationen, so steht es doch noch übler in Preußen, wo die eine Bezirksregierung weitherziger und freundlicher, die andere ängstlich und abgeneigt der Bewegung gegenübersteht, wie in einer zu Berlin gehaltenen Conferenz von Sparkassenfreunden gegen Mitte November auf Grund gemachter Erfahrungen bezeugt wurde. Da kann es sich so treffen, daß gerade in einem Landestheil, wo die Städte und vielleicht auch die Kreise ihr Sparkassenwesen zeitgemäß zu reformiren wünschen, die Staatsbehörde ihre hemmenden Bedenken schroff entgegenstellt, während wo sie günstiger gesinnt ist, die communalen Leitungen sich lässig verhalten, und daß so dieser ganze große Fortschritt im Sumpfe stecken bleibt. Um dies zu verhüten, wird gegenwärtig der Ruf nach einem Sparkassengesetz erhoben.

Bisher gab es ein solches überhaupt nicht. Das preußische öffentliche Sparkassenwesen in den Städten richtet sich nach einem Reglement vom 12. December 1838, welches für jene Zeit gar nicht schlecht abgefaßt war, und im § 12 schon den Keim eines Reformprincips enthält, mit welchem Belgien neuerdings vorangegangen und England nachgefolgt ist, nämlich der Ueberführung von Spareinlagen in Staatsrente bei einer gewissen Höhe des Betrags. Es vermied insbesondere auch seine Zwangsgeltung auf Privatunternehmungen zu erstrecken, da, wie ein Erlaß des Ministers des Innern von 1839 sich ausdrückte: „nur wo ohne die Autorität des Staates ein Institut nicht zur Existenz gelangen kann, er auch berechtigt ist, die Aufsicht zu üben.“ Diese Auffassung bekundet sich gleichfalls noch in Ministerialerlassen aus den Jahren 1856 und 1862. Wo aber nicht eine Commune die Verantwortlichkeit übernehmen wollte, sondern es der Ertheilung eigener Corporationsrechte wie z. B. in dem Falle von Kreissparkassen bedurfte, da gilt für die Gewährung derselben durch königliche Kabinetsordre jetzt das Statut für die Sparkasse des Teltower Kreises als Norm. Jede Statutänderung bemüht dann von Neuem den Landesherrn. Der Oberpräsident muß zustimmen, nicht allein bei den Kreisen, sondern auch bei den Städten, wenn der Ueberschuß der Jahresverwaltung für gemeinnützige Zwecke verwendet werden soll. Dieser verwendbare Ueberschuß entsteht der Regel nach erst, wenn der Reservefonds auf 10 Procent der Passiva angewachsen ist; und Versuche von Communen, diesen schablonenhaft festgehaltenen Satz hinabzudrücken, sind noch in den siebziger Jahren wiederholt abgeschlagen worden, auch als der westfälische und der hannoversche Ständetag sich der Sache annahmen. Ein positive Förderung hat die preußische Staatsregierung seit den fünfziger Jahren, wo (am 14. Juli 1854) ein Ministerialerlaß zur möglichst allgemeinen Hervorrufung von Kreissparkassen aufforderte, und (im Jahre 1856) versucht ward aus den Sparkassen zugleich Darlehnskassen zu machen, d. h. die kommunalen Sparkassen gegen die wild aufschießenden Vorschußvereine nach den Maximen von Schulze-Delitzsch auszuspielen, dem Sparkassenwesen kaum mehr angedeihen lassen. Ihr Reglement und Musterstatut aber enthalten mehr Fesseln der freien Bewegung, als wirkliche Garantien für die Sicherheit des eingelegten Geldes, welche nicht ohnehin schon in der Qualität der Unternehmer lägen. Sie schreiben nur jährliche Nachweise, nur Revisionen ohne Regelmäßigkeit und ohne gesicherte Sachkunde vor.

Da schneidet das englische Sparkassengesetz von 1863 doch wirksamer ein! Es schreibt den Sparkassenverwaltungen wöchentliche kurze, jährliche eingehende Berichterstattung an die Regierung vor; Prüfung des Haushalts durch anerkannt rechnungskundige Revisoren mindestens zwei Mal im Jahre mit schriftlichem Bericht des Befundes an den Vorstand, und gleiche Beglaubigung der Jahresabschlüsse; regelmäßige Sitzungen des Auf-

sichtsraths; Gegenwart eines Beamten und eines Aufsichtsraths-Mitgliedes bei jedem Geschäft; Offenhaltung von Auszügen für jeden Einleger; Vergleichung des Sparbüchleins mit dem Hauptbuch bei jeder Auszahlung, sowie bei der ersten Einlage im Jahre; — es verbietet Geldgeschäfte außerhalb der Dienststunden und des Geschäftslokals, setzt die höchsten annehmbaren Beträge fest (für Individuen 30 Pfd. Sterl. im Jahre und 150 Pfd. Sterl. überhaupt, für Penny-Sparkassen oder Wohlthätigkeits-Vereine 100 und 300 Pfd. Sterl., für Arbeiter-Hülfscassen unbegrenzt), und den Zinsfuß (jetzt $2^3/_4$ Procent). Auf die deutschen Sparkassen, zumal auf die preußischen, welche größtentheils von communalen Verbänden unternommen worden sind, mögen manche dieser Bestimmungen nicht anwendbar sein. Aber eine gleichartige Regelung nach den veränderten Zuständen und Begriffen der Zeit ist dringend erforderlich, damit zeitentsprechende Reformen sich nicht auf Schritt und Tritt an veralteten, werthlos gewordenen Hemmnissen stoßen. Dies muß natürlich eine gesetzliche Regelung sein, da die Sparkassen nicht schlechter behandelt werden dürfen als Hülfscassen, Genossenschaften und Actiengesellschaften; und es sollte eine gesammtdeutsche Regelung sein, denn der kürzlich erfolgte Zusammenbruch der Sparkasse für Hamm und Horn bei Hamburg enthält ein ganz gleichartiges Memento in sich, wie 1857 der verhängnißvolle Bankerott der Sparkasse zu Dublin, der dem Parlament eine außerordentliche Bewilligung von 140,000 Pfd. Sterl. abnöthigte, das neue englische Sparcassengesetz von 1863 nach sich zog, und schon 1861 die Schöpfung der sogenannten Post-Sparkassen hervorrief.

Damals vollzog sich in England ein großer heilsamer Reinigungsproceß. Von den 6—700 alten Sparkassen gingen 200 schlecht fundirte oder schlecht geleitete ein, während jedes Jahr 2—300 Postämter mehr in Sparcassen umgewandelt wurden. Aber diese Concurrenz und jenes neue besser angepaßte Gesetz trieben auch die übrigbleibenden alten Sparkassen auf sicherer Bahn gewaltig vorwärts. Die Post hat ihnen trotz ihrer verhältnißmäßigen Allgegenwart keineswegs den Garaus bereitet oder auch nur dauernd das Wachsthum abgeschnitten. Heute mag die Post etwa 700 Millionen Mark an Spareinlagen haben, die Trustee Savings Banks aber 900 Millionen. In Schottland, wo das Bankwesen freilich dem Volksleben am allerinnigsten sich eingewoben hat, nahmen von 1861 bis 1876 die 559 dazu ermächtigten Postschalter noch keine halbe Million Pfund Sterling an, die 52 alten Sparkassen über drei Millionen. Darunter war freilich die von Glasgow, welche mit ihren vier Nebenstellen, 210 Penny-Banken als Hülfszuleitern, täglichen Geschäftsstunden von 10 bis 3 und dreimal wöchentlichen von 5 bis 8 Uhr allein über hunderttausend Einleger laufend in ihren Büchern hat. Aber auch andere brittische Großstädte thun sich hierin hervor. In Manchester hat die Sparkasse drei, in Liverpool und Edinburgh je zwei Nebenstellen; von 10 bis 3 sind sie alle täglich offen, die zu Manchester außerdem noch einmal, die andern beiden noch zweimal die Woche von 6 bis 8 Uhr Abends. Damit hatten sie es 1877 schon: Liverpool auf 1,782,150 Pfd. Sterl. von 60,072 Kunden, Manchester auf 1,464,900 Pfd. Sterl. von 51,657 Kunden, Edinburgh auf 1,134,128 Pfd. Sterl. von 52,755 Kunden gebracht. Wenn unsere deutschen Großstädte ihre Sparkassen-Abschlüsse mit diesen vergleichen, werden sie sich meistens nicht auf gleicher Höhe finden; und den Grund werden sie erkennen, wenn sie die Beschränkung ihrer Annahmezeit, den Mangel der „Pfennig-Sparkassen" genannten Hülfszubringer in dem unvermeidlichen Einfluß auf die Spargewohnheit sich klar machen.

Interpellationen verschiedener Art an zuständiger Stelle scheinen ergeben zu haben, daß geringere Aussicht als je ist, unsere Reichspost zur Annahme von Spareinlagen übergehen zu sehen. Desto wichtiger und dringender ist energische Förderung der lokalen Sparkassen-Reform. An einzelnen Orten muß man sie vielleicht erst dadurch in Gang bringen, daß man Mieth-Sparkassen errichtet, oder Steuer-Sparkassen, oder Confirmations-Sparkassen u. dgl. m.; aber wo solche Umwege nicht nöthig sind, verzettelt sich in ihnen nur nutzlos die Kraft. Ein wohlgeordnetes örtliches Sparkassenwesen macht alle diese kleinen Zwecksonderungen ziemlich überflüssig. Umgekehrt mag man noch so viele Sparkassen zu bestimmten Zwecken regelmäßig wiederkehrender oder einmaliger größerer Ausgaben stiften, — die Reform des allgemeinen örtlichen Sparkassenwesens verliert dadurch kaum an Nothwendigkeit, weil keine Klassification die vielgestaltigen praktischen Zwecke des Sparens erschöpfen kann.

Eine andere Frage hat das Vorgehen der alten Sparkasse in Bremen (Mitte November) aufgeworfen. Ist es nothwendig, besondere Pfennig-, Fabrik- und Schul-Sparkassen ins Leben zu rufen? oder kann eine umfassend vorgehende Sparkasse mit der Einführung von Marken und Karten das Alles ebenso gut auf einmal thun? In Glasgow sehen wir die Mutter-Sparkasse von mehr als zweihundert Töchter-Kassen umringt, die, während jene nur bei Shillingen nimmt, schon bei einzelnen Pence nehmen, größtentheils aber auf Schulen, Sectenkirchen, Missionsanstalten u. dgl. beruhen. Dagegen gibt in Bremen wie in Chemnitz die große Sparkasse ihre Marken zum Feilhalten für 10 Pf. das Stück, ihre Karten zu unentgeltlicher Aushändigung an alle offenen Ladengeschäfte ab, welche sich ohne weiteren Entgelt damit befassen wollen. Darmstadt, das Herrn Wilhelm Schwab die erste deutsche Pfennig- oder Groschen-Sparkasse verdankt, hat noch das englische Beispiel gesonderter Organisation nachgeahmt, während jetzt Königsberg, Nordhausen, Celle und andere zur Nachfolge bereite Städte mehr aufgelegt scheinen, sich nach dem einfacheren Vorgange von Chemnitz und Bremen zu richten.

Die Originalität des Vorganges in Bremen reicht aber noch etwas weiter. Mit den Läden sind gleichzeitig auch Fabriken und Schulen in Anspruch genommen worden, zwar nicht zum Verkauf von Marken, aber doch zur Abgabe von Karten. Einzelne Fabrikleiter haben sich aus freien Stücken ihrerseits erboten, auch Sparmarken dazu feilzuhalten. Die Vorsteher der städtischen Freischulen sind sämmtlich auf die ihnen angesonnene Vermittelung eingegangen; und so wird geschickt das Vorurtheil umgangen, welches bis zu gemachter praktischer Erfahrung im Lehrerstande wider Schulsparkassen, d. h. wider die Uebung des Sparens im Zusammenhang mit der Schule zu herrschen pflegt.

Von der luftigen Natur dieses Standesvorurtheils hatte man am 12. November in der Jahresversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung auf dem Berliner Rathhaus Gelegenheit sich zu überzeugen. Es war Alles Abstraction, Theorie, Doctrin, was da gegen das neue Erziehungsmittel eingewendet wurde: nur wer es nicht kennt, verwirft es, indem er aus der Natur des Kindes und dem Processe des Sparens Folgerungen ableitet, welche keine Wirklichkeit bestätigen will, in Deutschland sowenig wie in Belgien, Frankreich, England, Italien, Ungarn u. s. f. Um so getroster konnte die deutsche Volksbildungs-Gesellschaft auf den Vorschlag eingehen, ein Agitationscomité für Schulsparkassen niederzusetzen.

Diesem Comité hat sich Tags darauf zu sachgemäßer Ergänzung ein anderes an die Seite gestellt, das die lokale oder communale, decentralisirte Sparkassen-Reform überhaupt betreiben will. Es erwuchs einerseits aus Tendenzen allgemeiner Socialreform, von denen die Einlader ausgegangen waren, andererseits einer Bewegung in Städten des Königreichs Sachsen, deren Wortführer der Bürgermeister Kuntze in Plauen ist, und die zur Abwehr der Concurrenz der Post den Gemeinde-Sparkassen eine allseitige volksthümliche Entwickelung zu geben sucht. An die Oeffentlichkeit ist dieses Comité bis jetzt direct nicht getreten, wird es aber voraussichtlich in einem der nächsten Monate thun, indem es eine neue, erweiterte Reformconferenz nach einem geeigneten Orte beruft.

Die Sparkassen-Reform verspricht so allenthalben durch Deutschland hin in Fluß zu kommen. Es ist aber auch hochnöthig, wenn unser Vaterland nicht arg zurückbleiben soll. Zwar in Sachsen ist schon der dritte bis vierte Mensch durchschnittlich ein Sparkassenkunde, aber in Preußen doch erst der zehnte, in Dänemark hingegen der vierte bis fünfte. Wir haben in Deutschland 400 Schul-Sparkassen, weniger als das soviel kleinere und

sonst soweit zurückstehende Ungarn, — Frankreich aber 14,000. Mit der Annahme von Groschen statt von Mark — in etwas sklavisch übersetztem Deutsch „Pfennig-Sparkassen" genannt — beginnen wir gerade erst. England hat seit 1861, Belgien seit 1870, Italien seit 1875, Holland seit 1880, Frankreich seit 1881 die Postämter in den Dienst der Sparer gestellt, und Oestreich schickt sich an, ihnen nachzufolgen, während das Deutsche Reich seinem Generalpostmeister die ungeduldigen Hände bindet. Da ist es an den Communalverwaltungen und den zum Glück sich täglich mehrenden thätigen Freunden gemeinnütziger Werke, durch wetteifernde kräftige Initiative dem Nationalleben einen Antrieb zu geben, dessen es nicht länger entbehren kann.

Der Reichskanzler und die politischen Parteien.*)

(Schluß.)

Noch niemals hat sich der Kanzler in seinen Combinationen so verrechnet, wie bei den letzten Reichstagswahlen. Aber man würde seine Willenskraft unterschätzen, wenn man für möglich hielte, er könnte darum seine Pläne aufgeben. Im Gegentheil. Schon am 28. November 1881 erklärte er, er werde, so lange er zu wirken noch genöthigt sei (denn freiwillig thue er es nicht) seine Schuldigkeit thun, die bestehenden Reichseinrichtungen zu vollenden und zu befestigen, so viel bei seinen „schwachen und abnehmenden Kräften" er noch die Mittel dazu habe; er habe seine Pläne entworfen, um bei einem demnächst vorauszusehenden Rücktritt oder Aufhören seiner Wirksamkeit das Reich „gefestigter und vollendeter zu verlassen", er werde nach wie vor die verfassungsmäßige Pflicht üben, dem Reichstag Vorlagen nach Ueberzeugung zu machen und ihm anheimstellen, sie anzunehmen oder zu amendiren oder zu verwerfen. Er würde auch einer wirklichen großen Mehrheit von Gegnern dieselben Vorlagen machen und dafür die Quittung der Ablehnung verlangen ... Keinesfalls denkt er daran, den Reichstag in nächster Zeit aufzulösen. Die Erfahrungen von 1862 und 1863 über die Dauer oppositioneller Strömungen wird er gewiß nicht außer Acht lassen. Vorläufig wird er die bevorstehende Landtagssession ausnutzen; das Abgeordnetenhaus mit seinen sicheren conservativ-clerikalen und conservativ-nationalliberalen Mehrheiten bietet ihm Gelegenheit zu weiteren Angriffsplänen. Die preußische Eisenbahnverstaatlichung wird fortgesetzt werden, neue Kirchengesetze werden das Terrain in Ansehung des Centrums klären. Die preußische Landtagswahl im nächsten Herbst wird darthun, ob und wie weit in den östlichen Provinzen, wo stets die Entscheidung zwischen liberal und conservativ zu suchen ist, der Ausschlag gebende Bauer von fortschrittlichen Ideen angesteckt sei, und ob demgemäß eine Verkürzung der Lebensdauer des Reichstags in Aussicht genommen werden kann.

Unterdessen wird der Kanzler nichts verabsäumen, was dazu beitragen könnte, dem nächsten Reichstage ein anderes Gesicht zu geben. Schon jetzt beginnt in allen Provinzen Preußens die große Wahlbeeinflussungs-Maschinerie nach bewährten Mustern in enger Verbindung mit der Neuorganisation der conservativen Partei zu arbeiten. Der Reichstag wird bis zu den nächsten Wahlen mit Vorwürfen überhäuft werden, an allen möglichen und unmöglichen Dingen schuld zu sein. „Sie können ja die Entwickelung der Geschäfte" — sagte der Kanzler bereits am 29. November 1881 — „zur vollständigen Stagnation bringen, Sie brauchen nur zu allem Nein zu sagen; gut, dann wird die Regierung sich auf die Vorlage des Budgets beschränken können, und wenn wir das Budget vereinbart haben, werden wir nicht weiter zusammenkommen und lassen dem Reichstage Ruhe bis zum Februar 1883. Ob das für die Entwickelung des Reichs nützlich ist, das überlasse ich Ihnen!" Damit wären wir also bei dem Heilmittel angelangt, welches 1863 bis 1866 gegen das preußische Abgeordnetenhaus angewendet ist, mit dem einzigen Unterschiede, daß dazumal verfassungswidrig, ohne Budget regiert wurde. Dieses Heilmittel hat vor achtzehn Jahren trotz seiner Verbindung mit dem System der Zurücksetzung und Maßregelung unabhängiger und der Beförderung und Belohnung strebsamer gefügiger Beamten in Preußen nichts geholfen. Im Deutschen Reiche hat es noch weniger Chancen.

Mit der clerikalen Partei wird der Kanzler kaum etwas durchsetzen. Nachdem der feindliche Sturm gegen dieselbe insofern mißlungen war, als die Centrumsfraction seitdem stetig anwuchs, hat er 1879 mit Hülfe dieser Fraction ohne nennenswerthe Gegenleistungen 140 Millionen jährlicher neuer Einnahmen bewilligt bekommen. Mancher Abgeordnete hat dies Votum längst bereut; die Schwierigkeit, es vor den Wählern zu rechtfertigen, wird die Partei nöthigen, bei ferneren Bewilligungen um so vorsichtiger zu sein. Mit kirchenpolitischen Zugeständnissen aber wird der Kanzler bald an die äußerste Grenze des Möglichen anlangen. Auch seine Erklärung vom 30. Nov. 1881: vor die Alternative gestellt, zwischen einer Annäherung an das Centrum und einer Annäherung an den Fortschritt zu optiren, wähle er aus staatsmännischen Gründen als das kleinere Uebel das Centrum! — dürfte ihm beim Centrum nichts nützen. Die unbedingte Unterstützung ist von demselben überhaupt für ihn nicht zu haben, weil es nicht mehr daran glaubt, daß er bei der Volksvertretung Alles durchsetzen könne, und weil es die eigenen Hintermänner fürchtet. Andererseits ist nicht denkbar, daß der Kanzler im Ernst gehofft habe, durch Verhandlungen mit Rom, über die Köpfe der Centrumspartei fort, diese zu zersprengen oder die ihm widerwärtige Führerschaft des Abgeordneten Windthorst zu beseitigen. Eine Abhängigkeit der Centrumspartei von Rom ist weniger vorhanden, als man gemeiniglich annimmt.

Schon jetzt kann man behaupten, daß es wahrscheinlich von dem Verhalten der liberalen Parteien innerhalb und außerhalb der parlamentarischen Körperschaften abhängen werde, ob es dem Reichskanzler überhaupt noch gelingt, seine politischen und wirthschaftlichen Projecte ganz oder theilweise zur Ausführung zu bringen. So lange der Kanzler — um mit seinen eigenen Worten zu reden — „zu wirken noch genöthigt ist", wird er an seinem Reformplan festhalten, und — so lange werden die liberalen Parteien in der Opposition verharren müssen. Das ist vielleicht nicht angenehm, aber keinesfalls zu ändern. Positive Erfolge von Erheblichkeit werden sie bis dahin nicht erringen können, namentlich keine Steuererlasse, keine besseren wirthschaftlichen Gesetze. In Geduld und Entsagung haben sie die Zukunft vorzubereiten. Worin aber werden die Vorbereitungen bestehen? Vornehmlich darin, die eigenen Grundsätze zu klären und zu befestigen, die Wähler von der Nothwendigkeit der Opposition gegen die Kanzlerprojecte und von deren Unausführbarkeit oder Schädlichkeit zu überzeugen, — ihnen Muth einzuflößen, auf daß sie mannhaft den Lockungen und Drohungen mächtiger Gegner widerstehen, — endlich und vor Allem die eigene Organisation zu den noch bevorstehenden Wahlkämpfen zu vervollständigen — und die Kriegskassen zu füllen!

Zu den liberalen Parteien der Opposition können nur Secession und Fortschritt — die Männer der liberalen Vereinigung und der deutschen Fortschrittspartei — gerechnet werden, nicht auch die Nationalliberalen. Die nationalliberale Partei vereinigt in sich bis auf den heutigen Tag, abgesehen von allen Schattirungen des politischen Halbliberalismus, neben entschie-

*

*) Auch dieser letzte Theil des Aufsatzes ist schon vor der Veröffentlichung der kaiserlichen Botschaft, betreffend die Betheiligung der Beamten an den Wahlen, geschrieben und zur Druckerei gesandt. Aber weder diese Botschaft, noch die Verhandlungen des Reichstags über den Antrag Windthorst, noch die Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtags, noch der heute dem Abgeordnetenhause vorgelegte neue kirchenpolitische Gesetzentwurf nöthigten zu irgend einer Ergänzung oder Berichtigung meiner Ansichten über die gegenwärtigen Beziehungen des Reichskanzlers zu den politischen Parteien und über die künftige Entwickelung dieser Verhältnisse.

Berlin, 16. Januar 1882. Der Verfasser.

denen Freihändlern eifrige Verehrer der Bismarck'schen Wirthschaftspolitik. In dieser Zusammensetzung ist sie als Partei unfähig, dem Kanzler gegenüber eine feste und bestimmte Haltung anzunehmen und zu behaupten.

In den Vorbereitungen der Zukunft ist die deutsche Fortschrittspartei der liberalen Vereinigung voraus. Seit jenem schweren Wahlkampfe von 1877 hat sie sich eine centrale Parteiorganisation geschaffen mit einer durch einen allgemeinen Parteitag bestätigten neuen Formulirung des alten Programms. Die Fortschrittspartei hat die Gefahr der Bismarck'schen Wirthschaftspolitik frühzeitig erkannt und ihr bereits in den ersten Anfängen beharrlichen Widerstand geleistet. Sie hat dadurch ihren vermeintlichen Pessimismus gerechtfertigt.

Die liberale Vereinigung besitzt eine tüchtige, weitverbreitete Presse zu ihrer freien Verfügung. Außerdem aber hat sie für sich den großen Vorzug, daß sie den bisher nationalliberalen Wählern den Uebergang in die Opposition erleichtert. Je weiter die Auflösung der nationalliberalen Partei um sich greift, desto leichter wird die liberale Vereinigung unter ihrer Fahne diejenigen bislang nationalliberalen Wähler sammeln, die des Kanzlers schroffes Vorgehen zur Opposition drängt. Innere Festigkeit kann die neue Partei erst dann gewinnen, wenn sich ihre Führer entschließen, ein Programm aufzustellen. Die bisherigen Kundgebungen der Partei können dasselbe nicht ersetzen.

Grundverkehrt und für die liberale Sache schädlich wäre es aber, wenn die secessionistischen Führer dem in der Presse vielfach, aber doch nur in recht oberflächlichen Ausführungen erörterten Gedanken ernsthaft nachgehen und Zeit und Kraft darauf verwenden und verschwenden wollten, eine „große liberale Partei" hervorzurufen. Der Austritt aus der nationalliberalen Partei war in der bekannten Erklärung vom 30. August 1880 damit motivirt, daß die nationalliberale Partei nicht mehr von der Einheit politischer Denkart getragen werde. Was sollte daneben die Versicherung, man wolle keine neue Fraction, sondern nur eine große liberale Partei? Diese Phrase schien nicht ungeeignet, die auffallende Thatsache zu erläutern und gleichsam zu entschuldigen, daß fast alle Führer der noch 1877 in jenem leidenschaftlichen Kampfe gegen die Fortschrittspartei in sich einigen großen nationalliberalen Partei, dieselbe schon nach $2\frac{1}{2}$ Jahren mit nur kleinem Gefolge verließen. Ist die Phrase aber ernsthaft gemeint, so liegt darin eine Bedrohung der andern liberalen Parteien, deren Ausbreitung ja entgegengewirkt, deren Organisation zertrümmert werden muß, damit die große liberale Partei entstehen könne.

Der nationalliberale Wahlaufruf vom 15. September 1881 betont, daß die nationalliberale Partei mit andern liberalen Richtungen fest zusammenstehen wolle in der entschlossenen Abwehr clerikal-conservativer Angriffe auf unsere Verfassung und Gesetzgebung — aber „bei Wahrung ihrer vollen Selbstständigkeit und Unabhängkeit". — Die Fortschrittspartei hat ihre jüngsten Wahlsiege zum großen Theil gegen die nationalliberale Partei erfochten, — jetzt werden ihre Mitglieder von Männern, die aus dieser Partei erst vor Jahresfrist ausschieden, mit der befremdlichen Aufforderung beehrt, die alte wetterfeste, sturmerprobte Fahne einzuziehen, um sich mit ihnen zu vereinigen. Man täusche sich nicht, — nur recht Wenige haben Lust, dieser Zumuthung Beifall zu schenken!

Und dann — die Secessionisten oder einzelne ihrer Führer haben bisher in Fragen, die von der Fortschrittspartei stets als hochwichtige hervorgehoben sind, wie Militärfrage, Eisenbahnfrage (Verstaatlichung und Reichseisenbahnproject), Socialistengesetz, eine der fortschrittlichen entgegengesetzte Haltung eingenommen und, soweit bekannt geworden, sich auch nicht veranlaßt gefunden, sich darüber untereinander zu einigen — geschweige denn mit der Fortschrittspartei. Wo steckt da die nach der Secessionserklärung vom 30. August 1880 für jede politische Partei erforderliche „Einheit der politischen Denkart"? — Sind nun aber zur Zeit liberale Vereinigung und Fortschrittspartei nicht im Stande, eine einzige Partei zu bilden, wie sollten sie es mit der nationaliberalen Partei, die ausdrücklich jedem Mitgliede in den wirthschaftlichen Fragen seine Meinung offen läßt?

Endlich aber — welchen praktischen Nutzen würde jetzt eine Vereinigung der bisher getrennten liberalen Parteien zu einer einzigen großen Partei haben? Zur parlamentarischen Opposition gegen des Reichskanzlers Pläne wäre die Vereinigung, wenn nicht schädlich, so doch total überflüssig. Zu der nächsten Wahlbewegung desgleichen. Coalitionen verwandter Parteien können bei uns in Deutschland nur für einzelne Wahlkreise erfolgen — Verständigungen von Fall zu Fall. Selbst Provinzial-Compromisse haben sich bisher niemals bewährt. Die in der letzten Wahlbewegung so viel angepriesene und zur Nachahmung empfohlene Einigung der westpreußischen Liberalen aller drei Richtungen, war im Grunde genommen — eitel Humbug; denn in keinem einzigen Wahlkreise Westpreußens hat die Fortschrittspartei einen Candidaten aufgestellt oder aufzustellen beabsichtigt.

In die Reichstagsverhandlungen hat den Prospect der großen liberalen Partei bereits der Abg. Lasker — in geschäftigem Uebereifer eingeführt. In verschiedenen Redewendungen hat er in der Sitzung vom 28. November 1881 mehrmals gesprochen von dem „dringenden Wunsch der Nation", ja von dem „Mandat der Nation", eine große liberale Partei zu bilden, welche positive Arbeiten mit schöpferischer Kraft leistet u. s. w. Die dunkle Rede hatte den scharfen Spott, den der Abgeordnete Windthorst gegen sie richtete, wirklich verdient.

Der Zeitpunkt, in welchem eine große liberale Partei nothwendig ist, wird auch eintreten, aber er liegt noch in schwer absehbarer Ferne. Wenn „nach dem Aufhören der Wirksamkeit" des Reichskanzlers eine liberale Regierung im Reiche und in Preußen eingerichtet werden soll, so werden die dann in politischer Action befindlichen liberalen Parteien sich auf Grund eines sachlichen, alle für die Reform der vaterländischen Verhältnisse wichtigen Fragen umfassenden Programms vereinigen müssen, um ein festes, dauerhaftes liberales Regiment zu etabliren. Ein programmloses liberales Ministerium würde auf die Zusage steter Unterstützung — etwa in der verschwommenen Weise, wie solche in der neuen Aera dem preußischen Ministerium Auerswald-Schwerin von 1858 bis 1861 durch die große liberale Partei Vincke bis zur Gründung der deutschen Fortschrittspartei zu Theil wurde — seitens der letzteren wohl nicht zu rechnen haben. Besser noch eine Weile länger conservatives Regiment behalten, als eine Wiederaufwärmung jener neuen liberalen Aera!

Paul Freimut.

Das sociale Motiv der Tracht.

Von Rudolf von Jhering.

(Schluß.)

Das Gegenstück des Tauerkleides bildet das Festkleid. Aeußerlich unterscheiden sich beide dadurch, daß ersteres absolut erkennbar ist, letzteres nicht. Den Trauernden erkennt man sofort an seinem Kleide. Dagegen gibt es weder eine bestimmte Farbe, noch einen bestimmten Schnitt, der das Festkleid von dem gewöhnlichen (Alltagskleide) unterschiede, dasselbe hebt sich von letzterem blos relativ ab, nämlich dadurch, daß es nach den Verhältnissen des Trägers besser, gewählter ist als das Alltagskleid, oft lediglich dadurch, daß es neu ist. Der Bauernbursche und der Handwerker trägt am Sonntag einen bessern Rock als Alltags, vielleicht einen schlechtern, als ihn Andere für gewöhnlich tragen. Das Alltagskleid des Reichen ist für den Armen ein Festtagskleid. Die Firmelung und die Confirmation bringt den Kindern neue Anzüge, die Hochzeit der Braut ein neues, bisher noch nicht getragenes Kleid, in beiden Fällen vielleicht kaum so gut, als das Alltagskleid des vornehmen Kindes oder der vornehmen Frau, das einzige Abzeichen, an dem man hier die Braut erkennt, ist der Kranz. Nur der Mann der höhern Stände darf sich rühmen, eine Form des Kleides zu besitzen, die

schon als solche die Ungewöhnlichkeit der Veranlassung oder der Lage, die den Träger zum Anlegen desselben bestimmt, kundgibt: den schwarzen Frack, aber ein ausschließliches Festkleid bildet auch er nicht — die Sitte kennt keine eigenthümliche Festtracht. Das Festkleid bleibt also hinter dem Trauerkleide in Bezug auf seine Erkennbarkeit zurück, bei diesem ist dieselbe absoluter, bei jenem blos relativer Art.

Ein anderer Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß das Trauerkleid dauernder, das Festkleid vorübergehender Art ist. Letzteres macht sofort mit seiner Veranlassung der Alltagstracht Platz, die Trauerkleidung bleibt — die Freude ist flüchtig, der Schmerz haftet.

Ein dritter Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß das Festkleid den Anlässen gemeinsamer Freude vorbehalten ist. Dies drückt schon der Name Festkleid aus. Ein Fest (ebenso die dies festi der Römer, von denen der Name entlehnt ist) bedeutet ein gemeinsames Feiern (Enthaltung von der Arbeit), Vereinigung zur gemeinsamen Freude. Ein Fest kann Niemand allein begehen, zum Fest gehören die Festgenossen, die Sitte aber verlangt, daß alle Festgenossen das Festkleid anlegen. Das Trauerkleid dagegen erscheint gleichmäßig bei gemeinsamer wie bei individueller Trauer; man trauert nicht blos um den Verlust der Seinigen, sondern auch bei schweren Schlägen, die das Vaterland getroffen haben (Landestrauer).

Den Anlaß zur Anlegung des Festkleides bieten theils die wichtigeren Familienereignisse (Kindtaufe, Confirmation, Firmelung, Hochzeit), theils die kirchlichen und öffentlichen Feste und Feierlichkeiten, für die niederen Klassen und die Kinder selbst der Sonntag (der Sonntagsrock), theils die geselligen Zusammenkünfte. Der Zweck ist überall derselbe: Anregung und Erhaltung der freudigen Stimmung durch Vergegenständlichung der Freude in der äußeren Erscheinung der geputzten Festgenossen. Jeder soll schon durch den Anblick an den Zweck des Zusammenseins erinnert werden, mit dem Alltagsrock soll er auch die Alltagsstimmung aus-, mit dem Festkleide die Festtagsstimmung anziehen. Das ist die Absicht, welche die Sitte dabei im Auge hat. Das Motiv derselben ist also wiederum ein soziales, ganz so wie bei dem Trauerkleide. Auch das Festkleid ist eine Art der Tracht, d. h. der durch die Sitte erforderten Kleidung; man legt dasselbe nicht blos seinetwegen an, weil und insofern man selber die freudige Stimmung empfindet, der es Ausdruck geben soll, sondern man thut es der Andern wegen, um den eigenen Antheil an der gemeinsamen Freude zu bekunden, es ist der Beitrag jedes Einzelnen zur allgemeinen Freude. Auch beim Festkleid ist mithin das Motiv nicht individueller Art, nicht das ästhetische oder psychologische Bedürfniß, der eigenen Stimmung Ausdruck zu geben — wäre dies der Fall, so könnte man es damit halten, wie man wolle, und man würde auch bei Anlässen zu rein individueller Freude, z. B. bei einer Beförderung, beim Gewinn des großen Looses, bei Heimkehr naher Angehöriger, den Festtagsrock anziehen, was bekanntlich nicht geschieht —, sondern das Motiv ist sozial-praktischer Art, es ist die Sitte, die etwas damit für die Gesellschaft erreichen will und die man mitzumachen hat, es mag einem ums Herz sein, wie man will — die Nichtbeachtung derselben enthält einen gesellschaftlichen Verstoß, eine Rücksichtslosigkeit gegen sämmtliche übrigen Theilnehmer.

Daß die Sitte den Zweck, den sie dabei im Auge hat, daß das Kleid nicht blos äußerlich Stimmungsträger, sondern auch innerlich Stimmungswecker sei, nicht durchweg erreicht, steht dem nicht im Wege. Für den blasirten Menschen ist der Rock, den er anzieht, völlig einflußlos, seine Stimmung ist immer dieselbe gleichmäßig gelangweilte — das Festkleid hat über ihn keine Macht. Aber er ist es ja auch nicht, der das Festkleid erfunden hat, sondern das ist gewesen der natürliche, geistig gesunde Mensch, der das Bedürfniß empfindet, die sparsam zugemessenen Anlässe zu erhebender Freude durch Theilnahme Anderer zu steigern, der sich noch wirklich und voll freuen kann, und der, um es zu können, sich mit Anderen freuen muß. Für ihn steckt in der That im Rock die Freude selber, er zieht mit dem Fest- oder Sonntagsrock einen anderen als den Alltagsmenschen an, und dasselbe verlangt er auch von seinen Genossen. Ein Bauernbursch, dem am Sonntag der Sonntagsrock, ein Kind, dem bei der Confirmation der neue Anzug, eine Braut, der bei der Trauung das neue Hochzeitskleid fehlte, würden den Mangel dessen, was, wie die Sprache sich ausdrückt, „einmal mit dazu gehört", bitterlich empfinden, denn wenn sie, was in diesen drei Fällen kaum anzunehmen ist, auch selber über die Sitte erhaben wären und in ihr nur eine werth- und bedeutungslose Aeußerlichkeit erblicken würden, so würden sie doch das Urtheil der Anderen scheuen und derentwegen es vorziehen sich der Sitte zu fügen. Die Macht, welche die Sitte in dieser letzten Richtung ausübt, ist, wie die Erfahrung zeigt, eine unwiderstehliche, sie erinnert an die Tyrannei der Mode. Selbst der Arme erträgt lieber alle Noth und Entbehrung, als daß er bei solchen Gelegenheiten durch den Mangel des Festkleides das öffentliche Zeugniß seiner Armuth ablegt. Das Leihhaus wird nie mehr belagert, als bei Gelegenheiten von öffentlichen Festen und Feierlichkeiten, das Letzte geht darauf, um zu documentiren, daß man „mit dazu gehört", und hinter den Andern nicht zurückzubleiben braucht. Ein wahres Kabinetsstück für diese tyrannische Zwangsgewalt der Sitte über das gemeine Volk hat Jean Paul in seiner Lenette im Siebenkäs geliefert; sie erträgt willig und ohne zu murren die schwersten Entbehrungen, aber in ihrem grillirten Kattunkleide, mit dem sie Sonntags öffentlich erscheint, und in dem Festkuchen zu Ostern und Weihnachten steckt für sie der letzte Rest ihrer socialen Stellung, der Strohhalm, der für sie zum Anker ihrer Selbstachtung wird.

Ich fasse das Gesammtresultat der ganzen bisherigen Ausführung über die Tracht in den Satz zusammen: die Tracht hat ein soziales und zwar praktisches Motiv. Damit haben wir für sie dasselbe Motiv gewonnen, das ich seiner Zeit für die Mode zu begründen suchte, nur freilich mit dem wesentlichen Unterschiede, daß die Accentuirung der gesellschaftlichen Stellung, welche den Zweck der Mode bildet, im eigenen Interesse, die Befolgung der durch die Sitte vorgeschriebenen Tracht dagegen in dem der Gesellschaft geschieht, aber hier wie dort muß die Gesellschaft in Bezug genommen werden, um beide verständlich zu machen, das bloße Individuum mit seinen individuellen Neigungen, Bedürfnissen, Stimmungen reicht dazu nicht aus.

Die hier entwickelte Ansicht über das social-praktische Motiv der Tracht findet eine ganz erhebliche Unterstützung in der staatlich vorgeschriebenen Tracht: der Amtstracht. Die Zurückführung derselben auf ein ästhetisches Motiv, welche bei der durch die Sitte vorgezeichneten wenigstens noch einen gewissen Schein für sich hat, schließt sich hier von selbst aus, die Absicht, die den Staat dabei leitet — und dasselbe gilt von der Kirche in Bezug auf ihre Diener — ist zweifellos nicht darauf gerichtet, dem Schönheitssinn ihrer Träger oder des Publicums Befriedigung zu gewähren, den Richter und den Geistlichen herauszuputzen, damit sie Gegenstand des eigenen und fremden sinnlichen Wohlgefallens seien, sondern die Tracht hat einen ernsten praktischen Zweck, sie soll ihren Träger und die Welt an das erinnern, was der Mann vorstellt, bedeutet. Mit der Privattracht soll er auch den Privatmenschen ablegen und den Diener des Staats oder der Kirche anziehen, er soll sich nicht blos selber als ein anderer fühlen, sondern auch der Welt als solcher erscheinen. Der Richter, der den Talar anlegt, ist — das soll der Talar kundgeben — nicht mehr derselbe Mann, mit dem die Parteien noch kurz vorher beim Glase Wein zusammen gesessen und gescherzt haben: der gute Bekannte, liebenswürdige Gesellschafter, Dutzbruder. Der Mann ist ein anderer geworden, an seiner Person ist so zu sagen ein anderes Register aufgezogen, alle persönlichen Beziehungen sind abgestreift, er ist jetzt der Träger und Vertreter der staatlichen Macht, der persönlich der Partei ebenso fremd gegenübersteht, wie ein völlig Unbekannter, und diese Thatsache soll die Tracht ihr und ihm unausgesetzt gegenwärtig erhalten, kurz, die Amtstracht hat denselben Zweck, wie das Trauer- und das Festkleid: Stimmungswecker und Stimmungsträger zu sein. Da-

durch unterscheidet sich die Amtstracht von der Uniform des Militärs. Letztere hat in erster Linie den Zweck, Unterscheidungsmerkmal zu sein, sowohl in Bezug auf den Gegensatz des Militärs zum Civil als in Bezug auf die militärischen Grade; ob die Uniform nicht abgesehen davon noch ihren hohen Werth hat, steht hier nicht zur Frage. Für den Richter und den Geistlichen bedarf es eines solchen Unterscheidungsmerkmals nicht; der Platz ihrer amtlichen Thätigkeit: die Gerichtsstätte, der Altar, die Kanzel kennzeichnet beide zur Genüge als das, was sie hier vorstellen, für beide bleibt also als Motiv der Amtstracht nur die angegebene Deutung übrig.

Es ist dies wiederum ein neuer Beleg für die hohe gesellschaftliche Bedeutung der Form. Auf der Tracht des Richters und Geistlichen beruht ein gutes Theil ihrer Wirksamkeit. Der Geistliche im Oberrock vor dem Altar, der Richter in demselben Kostüm, in dem er soeben die Weinschenke oder die Bierbank verlassen, würde des Eindruckes verfehlen, er würde die Erinnerungen und Vorstellungen, die daran haften, nicht zu überwinden vermögen. Indem die Tracht ihn derselben entkleidet, leistet sie also seiner Wirksamkeit Vorschub, fördert sie den Zweck des Amts selber. Die Sitte ist nicht Moral, die Tracht nicht das Amt, aber Sitte und Tracht leisten beiden die erheblichsten Dienste.

Und darum soll man die Tracht nicht gering schätzen. Es steckt mehr in ihr, als eine heutzutage viel verbreitete Ansicht, die in ihr nur etwas rein Aeußerliches, innerlich völlig Gleichgültiges und Bedeutungsloses erblickt, annimmt. Es ist dies die Ansicht der seichten, flachen Aufklärung, welche sich den Schein gibt, als erfasse gerade sie das Wesen der Sache, das einmal mit solchen Aeußerlichkeiten nichts gemein habe, der Hochmuth und Dünkel des Flachkopfes, der von dem wahren Wesen der Sache, das auf der innigen Verbindung von Form und Inhalt beruht, gar keine Ahnung hat. Unsere Vorfahren wußten sehr wohl, was die Form bedeute, und haben sie ängstlich, vielleicht im Uebermaß gepflegt, und gerade durch den letzteren Umstand mag die Opposition und Reaction dagegen, welche sich als die Strömung der heutigen Zeit bezeichnen läßt, hervorgerufen sein.*) Aber in ihrer Abneigung gegen das Uebermaß ist sie nicht selten über das richtige Maß hinausgeschossen, und ich glaube nicht als falscher Prophet befunden zu werden, wenn ich prophezeie, daß die Zukunft auf Grund der Erfahrungen, die sie mit der Formlosigkeit machen wird, das ihr abhanden gekommene Verständniß für die Form wiederum gewinnen und zur Einsicht gelangen wird, daß im ungewöhnlichen Kleide ein Stück Stimmung, eine gewisse Garantie des Wesens und Benehmens steckt — der Lümmel im Fracke ist doch nicht ganz derselbe wie im Oberrock, er fühlt sich „genirt", und gerade das soll er.

*) Wer ein aufmerksames Auge für das Leben hat, dem wird es an Belegen für diesen von mir behaupteten Zug unserer Zeit zur Formlosigkeit nicht fehlen. Aus der kurzen Spanne Zeit, die ich persönlich überschaue, könnte ich manche anführen. In Sitzungen, zu denen man sonst im Frack erschien, erscheint man jetzt im Oberrock. Warum auch nicht? Der Mann ist ja derselbe! Mit dem Oberrock hat dann stellenweise auch die Cigarre Zutritt erhalten; ich könnte ein hochangesehenes Collegium nennen, bei dem die ernstesten Fragen gemüthlich bei der Cigarre abgethan werden. Warum auch nicht? Das Rauchen erleichtert das Denken. Ein erbauliches Stück dieser Art spielte neulich bei einem bayerischen Gericht, wo ein Advokat bei der Gerichtssitzung in blauen Beinkleidern erschien, und die blaue Hosenfrage Gegenstand gerichtlicher Entscheidung war.

Literatur und Kunst.

Der Staatsschlaraff.

Ausschnitt aus einem satirischen Roman.

Von Johannes Scherr.

. . . Unser Positivist und Candidat der Sociologie — welchen wohlklingenden Titel er sich neulich zum Geburtstagsgeschenk gemacht hatte — war nach reiflicher Erwägung zu dem Entschlusse gelangt, der von ihm gegründeten Zeitschrift den viel sagenden und noch mehr errathen lassenden Titel „Der Staatsschlaraff" zu geben.

Die Bestimmung dieses neuen, selbstverständlich dem am tiefsten gefühlten aller Zeitschriftenbedürfnisse entgegenkommenden „Organs" war, den berühmten „conservativen Hauch", welchen die Herren Reptilienfoundländer unlängst im deutschen Reiche entdeckt hatten, zu einem den stets verneinenden Liberalismus wie Spreu in alle Winde stäubenden Sturm anschwellen zu machen. Item, als Filtrirmaschine zu dienen, durch welche der Socialismus der Kneipe wie der des Katheders so lange nach obenhin geseiht werden sollte, bis er als hof-, kanzlei- und sakristeifähig herauskäme. Ob die neue Zeitschrift nebenbei auch noch als Glorificationsposaune für das Reich Sem, aus welchem ja hervorgegangen der Verkünder des Evangeliums vom Staatssocialismus, Feist Lasal, der schönen rothen Helena glücklicher und unglücklicher Liebhaber, arbeiten sollte, ist aus den Acten nicht zu ersehen und folglich nur durch nicht allzu kurze Hofderwischohren, welche allenthalben „semitisches Unkraut" wachsen hören, etwann zu vernehmen.

Es gehörte freilich ein Candidat der Sociologie, wie er sein soll, dazu, so grundverschiedene und gegensätzliche Tendenzen unter einen, unter seinen Directionshut zu bringen. Genug, er brachte sie darunter. Das Wie? war seine Sache. Als Gründer und Director des glorioſen Organs für Verwandelung der nicht mehr ganz jungen Germania in eine jugendliche Schlaraffia hatte er sich keine Mühe und auch kein Geld reuen lassen, ein hochgradig leistungsfähiges Redactionspersonal zu beschaffen, und seine Bemühungen waren vom schönsten Erfolge gewesen.

Hatte er es doch erreicht, als Chefredacteur zu gewinnen den weltbekannten Herrn Balduin Zwiebele, genannt Doctor peregrinabalis, sintemal er gar vieler Menschen Städte und gar mancher Herren Länder mit dem Rücken anzusehen mehr oder weniger zwingende Veranlassung gehabt. Herr Doctor Zwiebele konnte für den vielgewandtesten und sinnreichsten Odysseus der deutschen, ja der europäischen Presse gelten. Er war überall zu Hause, obzwar nirgends lange. Er war kein lächerlicher Principienreiter, bewahre! sondern ein schnellster Schnellläufer, im Wechseln der Standpunkte von officiösester Geschwindigkeit. Man konnte ihn unmöglich für ein Reptil halten, denn seine Feder kroch nicht, sondern flog von einer Futterkrippe zur andern. Er kannte ganz genau die Kräfte aller Parteien, namentlich die finanziellen. Unter Umständen, d. h. bei splendider Verköstigung, konnte er ein schwärmerischer deutscher Patriot sein, als welcher er vorkommenden Falles an Deutschthum sogar den Geheimrath Professor Dr. Krei-Sching überkreischingte. Aber das Vaterland war lange nicht groß genug, um seine weltweite Anschauung auszufüllen. Wann die Kosmopolitik ihn erfaßte, blickte er von der Höhe des Menschenthums mit Verachtung auf die „Philisterei" des Patriotismus herab oder vielmehr er fühlte sich dannzumal, natürlich immer „unter Umständen", als ein feuriger französischer, italischer, dänischer, holländischer, walachischer, russischer ꝛc. Patriot. Auf einer seiner vielen Kunstreisen hatte er zu Budapest als im Handumdrehen magyarisirter Zwibenyi Boldvinár den „edlen" Magyaren, welchen das „großmächtige" deutsche Reich mit seinen zwei Millionen Bajonetten gutmüthig lächelnd zusieht, während sie zwei Millionen Deutsche mit den bespornten Stiefeln „einstampfen", tapfer auf Deutschland und alles Deutsche schimpfen

und lästern geholfen. In Prag war er unter die Czechen gegangen, hatte sich, um als richtiger Enkel Czechs auftreten zu können, Wenzel Prdsk genannt und als solcher in den alt- und jungczechischen Blättern alle Furien des böhmischen Stallmägdekrieges gegen die Deutschöstreicher losgelassen. Aehnliche kosmopolitische Gastrollen hatte er auch anderwärts gegeben. Er wußte auch ganz gut, daß man das Alles in Deutschland wüßte. Allein trotzdem kehrte er von seinen publicistischen Razzias heim, als wäre nichts geschehen. Er kannte ja seinen Pappenheimer, den lieben guten alten deutschen Michel, welcher sich auf der Nase herumtanzen läßt und sich dafür noch ergebenst bedankt. Er wußte, daß dieser Culturmichel von allen möglichen ruppigen und struppigen Halb- oder Ganzbarbaren sich hänseln und beschimpfen ließe, ohne zu zucken. Er war ganz sicher, daß er nach seiner Rückkehr ins deutsche Reich daselbst das Maul wieder sehr voll nehmen könnte, ohne entfernt zu riskiren, was ihm gebührte, nämlich daß man ihm tüchtig darauf schlüge, so tüchtig, daß er für immer verstummen müßte. Uebrigens hatte der Doctor peregrinabilis vor Seinesgleichen noch immer etwas voraus: er log wenigstens nur Andere an, nicht aber sich selber. Er liebte es, mit seinem theuren Ich und Selbst lange Dialoge zu halten und dem Balduin den Standpunkt Zwiebeles oder umgekehrt klarzumachen. Ungefähr so: „Wir leben mit Dampf. Das rennt und rast weiter, weiter, weiter. Meinetwegen dem Teufel zu. Ich kann's ja doch nicht aufhalten. Ein Narr, wer in die Speichen der rollenden Dampfräder greift. Wenn sich da drunten an der mehr oder weniger blauen Donau zwei Millionen oder noch mehr Deutsche von den Magyaren einstampfen lassen, je nun, so verdienen sie nichts Besseres. Ihre träge Geduld fordert ja das Einstampfen geradezu heraus. Und überhaupt, was hatte und hat denn der Deutsche von seiner Nationalität? Nichts, als daß er allenthalben geschurigelt wurde und wird. Was Wunder, daß er überall so schnell wie möglich aus der teutonischen Haut zu fahren sich bemühte und bemüht. Nationalgefühl? Nationalstolz? Nationalgeschichte? Bah, nichts als Romantik, die keinen Pfifferling einbringt. Was geht gescheidte Leute das Gestern an? Das Heute ist Alles. Ein Verdienst oder ein Versehen oder auch ein Vergehen von gestern, heute ist dieses wie jenes vergessen. Mit dem alten Ammenmärchendingsda, dem Gewissen, ist zugleich auch das Gedächtniß der modernen Menschheit in Dampf aufgegangen. Was soll sie sich mit dem Geschehenen schleppen? Sie hat genug zu thun mit dem Geschehenden. Vivat die Fixigkeit!"

Durch Vermittelung eines solchen Chefredacteurs wurden die sämmtlichen Redactionsfächer würdig ausgefüllt. Mit lauter Celebritäten oder mindestens mit Notabilitäten. Die Herren waren wahre Prachtexemplare — wenn nicht von Charakteren, so doch von Typen.

Mit in erster Linie stand der große Volkswirthschafter Garrulus Pfluder, welcher das wunderbare Talent hatte, im Laufen zu schreiben und im Schreiben zu laufen. Mit jeder Meile, die er zurücklegte, hatte er einen Druckbogen Nationalökonomie oder 32 Seiten Ethnographie fertig. Von Haus aus zwar ein Manchesterling, wußte er doch zu gut, das ganze Dasein wäre nur eine Reihe von Compromissen, als daß er nicht schwerwiegende volkswirthschaftliche Gründe hätte ausfindig machen können, welche nachdrucksam dafür sprachen, das neue Wirthschaftssystem des leitenden Staatsmannes wäre doch auch nicht ohne. Indessen verursachte es ihm immerhin etzliche Mühe, die große Schwenkung mit Grazie mitzumachen, und es begegnete ihm zuweilen, daß unter seinem neuangethanen Schutzzöllnerrock plötzlich ein freihändlerischer Hemdzipfel hervorsah.

Der Jurist des Blattes war der vielgenannte Dr. j. u. Nathanael Nelkenduft, der philanthropste aller Philanthröpfe. Ein sensitiver Mann, so lang er war, also 4 Fuß 3 Zoll lang, eine schöne Seele vom Scheitel bis zu den Hühneraugen. Er hoffte die Humanisirung der Strafrechtspflege noch soweit gebracht zu sehen, daß jeder Verbrecher, so man ihn einen solchen hieße, auf Berufsehrekränkung klagbar werden müßte, selbstverständlich mit der bestimmten Aussicht, volle Genugthuung zu erhalten. Nur dadurch würde in den „verirrten Brüdern" das „Gefühl der Menschenwürde" wiederhergestellt werden. In einem Jubelhymnus von pindarischem Schwung feierte er jenen Regierungspräsidenten eines schweizerischen Kantons, welcher hohe Magistrat in einer seiner nicht allzu seltenen Stunden höchster Weingeisterung die sublime Aufstellung geleistet hatte, man müßte die Herren Züchtlinge und die Damen Züchtlinginnen vor Allem in gute Gesellschaft bringen, um dieselben mit der so rücksichtslos und unzart gegen sie verfahrenen Menschheit wieder auszusöhnen. Nelkenducts Specialität war jedoch die Wahnsinnwitterung. Nämlich, so oft ein recht raffinirt geplantes und recht brutal verübtes Verbrechen, Mord, Brand, Gewaltanthuung und anderes Schandbare und Scheusälige ruchbar wurde, witterte unser Humanitätssäuseler auf hundert Meilen weit in dem „angeblichen" Verbrecher einen Wahnsinnigen. Sofort trat er mit allen Waffen der Wissenschaft und Dialektik für den „armen verirrten Menschenbruder" ein und zu verschiedenenmalen hatte er es glücklich dahin gebracht, daß „die Opfer einer fehlerhaften Organisation der Gesellschaft", d. h. die Mörder, Räuber, Brenner, Schänder, behufs „wissenschaftlicher Beobachtung" in Irrenanstalten gebracht wurden, woraus sie dann bei der ersten ihnen passenden Gelegenheit sich drückten, um draußen ihren gewohnten räuberischen, mörderischen, brennerischen u. s. w. Lebenswandel menschenbrüderlichst fortzusetzen.

Das Feld der Naturwissenschaften, insbesondere das Gebiet der jetzt so ungeheuer wichtig gewordenen Hygiene beackerte der berühmte Doctor Schwarbelius Magenlob. Das war, wie bekannt, der Finder des ebenso neuen als großen Satzes, daß ein vom richtigen Filet geschnittenes, saftiges, in frischer Butter geschmortes Beefsteak schmackhafter und nahrhafter sei als alte, in ranzigem Schmeer gesottene Kaldaunen. Er hoffte durch seine Mitarbeit am „Staatsschlaraff" zu bewerkstelligen, daß alle Kaldaunen im deutschen Reiche durch Beefsteaks der bezeichneten Art ersetzt würden. Einstweilen sah der Mann die ganze Menschheit für krank, für sehr krank an und sah, roch, schmeckte überall auf der Erde, im Wasser und in der Luft Gifte und Opermente, drachenschwänzige Bakterien und pesthauchende Pilze. Sein hygieneistisches Genie stand übrigens außer Frage. Denn wer seine Darlegungen las, hatte das deutliche Gefühl, dieselben müßten statt mit der Feder mit der Klystierspritze geschrieben sein.

Die belletristische Domäne beherrschte in der neuen Zeitschrift souverän der phänomenale Allwin Schneckenhorn, Erfinder des epochegemachthabenden Genre der Nest-Geschichten. Seine Mitkneipanten hatten ihn unter Propfenknall und Gläserschall zum pyramidalsten Dichter der Gegenwart erklärt und erkoren, auch pompös als solchen ausgerufen. Es war nur billig, diesen Ruf und Ausruf zu rechtfertigen, und so rief Allwin Schneckenhorn den Spiritus in ihm an, setzte sich hin und schrieb für das Feuilleton des Staatsschlaraffen den unerhörten Roman „Die grüne Blaumeise", allworin die Ornithologie mit der Feld-, Wald-, Wiesen-, Dorf-, Stadt- und Landgeschichteschreiberei zu etwas Niedagewesenem und folglich Unbeschreiblichem verschmolz. Des Dichters Leiblobposaunist, das weithin scheinende Katheder-licht Tobias Babbler, richtete einen „dröhnenden" Aufschrei an das Universum, mit geziemender Andacht auf die Erscheinung der grünen Blaumeise sich vorzubereiten, weil es ja gälte, dem grandiosen Schauspiel einer durch besagten Roman zweifelsohne bewerkstelligten weltliterarischen Revolution anzuwohnen.

Als Kunstphilosoph endlich und Verarbeiter von Literatur, Musik, Theater, sowie von allen übrigen möglichen und unmöglichen Künsten war der viel- oder eigentlich allseitige Doctor Ariel Fliegauf gewonnen, welcher in Bayreuth seine Studien gemacht hatte und vom „Meister" mit dem Zeugniß der Apostelweihe in die schnöde Welt entlassen worden war, um die frohe Botschaft der kunstwerklichen Zukunft oder der zukünftigen Kunstwerklichkeit unter den Christen, Juden und Heiden zu verkünden. Mit besonderem Nachdruck, d. h. mit dem lutherisch-grobianischen Flegel des 16. Jahrhunderts unter den Juden. Denn die Erfahrung hatte ja gezeigt, daß aus dem Stroh antisemitischer Gemeinplätze eine Masse von jüdischen „Patronatscheinen" herauszudreschen wäre. Doctor Fliegauf stieß beim Sprechen stark an

mit der Zunge, aber wenn er stotterte, so stotterte er stets nur in Stabreimen. Auf seiner götterdämmerungswild flatternden Genie-Mähne trug er ein dem Modell vom Barett des Meisters Nr. 1 genau nachgebildetes Ding. Auch dem Meister Nr. 2 erwies er pietätvolle Huldigung und zwar dadurch, daß er sich ebenfalls eine Platte scheeren ließ und in einer Soutane herumlief. — —

Umgeben von einem solchen Generalstab durfte der Gründer, Besitzer und Leiter des Staatsschlaraffen sich wohl im Stande fühlen, das Jahrhundert oder wenigstens das letzte Fünftel desselben in die Schranken zu fordern.

Er begnügte sich aber nicht mit den herkömmlichen Apparaten und Mitteln der Publicistik, sondern er traf vielmehr noch allerhand neue und eigenartige Veranstaltungen, um sein „Organ" ganz zu oberst auf die Höhe unserer realistischen Zeit zu stellen. So z. B. warb er zu Mitarbeitern an den Engländer John Canter für das Fach der Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit, den Franzosen Léon Glorieux für das Fach der Bescheidenheit und Oelzweigepflanzung, den Czechen Slavoj Drzwslaus für das Fach der feinen Lebensart, den Schweizer Arnold Käferli für das Fach der Germanophilie, den Russen Kola Dynamitjew für das Fach der Sentimentalität und Minentechnik. Eine Specialität behielt der Gründer sich selber vor, nämlich das Fach der deutschen Musterobjectivität. In Bethätigung derselben und wohl wissend, daß die „dummen Deutschen" sich Alles bieten ließen, machte er förmlich Jagd auf solche ausländische Autoren, welche recht aus Leibeskräften auf Deutschland schimpften. Ueber solche Verunglimpfer seines Vaterlandes schrieb er dann lange lobpreisende Artikel, um, wie er sagte, „seinen Landsleuten die nationale Bornirtheit abzugewöhnen".

Selbstverständlich traf der umsichtige Mann mit den Telegraphenanstalten von Fuchs und Wolf das Abkommen, dem Staatsschlaraffen schleunigst drähtlich zu melden, wann Bismarck sich schneuzte oder der Papst eine Prise nähme oder Gambetta hustete oder diese und jene fahrende Pariser Hetäre den Schnupfen bekäme.

Nach also allseitig getroffenen Vorbereitungen legte „Der Staatsschlaraff" glanzvoll los mit jener berühmten Artikelserie, welche die Einführung des Biermonopols im deutschen Reiche befürwortete und forderte.

„Viribus unitis", nach dem Vorbilde der schönen, bekanntlich so wirksamen und erfolgreichen Staatsdevise Oestreichs, hatte die Redaction diesen großartigen Beitrag zur wirthschaftlichen Reform der Nation geliefert.

Sie hatte aufgestellt, dargethan, klargemacht, begründet und bewiesen, daß aus nationalen, religiösen, politischen, agrarischen, gewerblichen, commerciellen, sanitarischen, militärischen, juristischen, nationalökonomischen, ästhetischen, liberalen und conservativen Gründen und Motiven der Herr Reichskanzler fürohin zugleich der Reichsbraumeister sein müßte. Erst als solchem würde ihm die höchlich zu ersehnende Fülle von Machtvollkommenheit innewohnen, welche die unumgängliche Voraussetzung einer Möglichkeit wäre, die mit Ach und Krach in den Sattel gebrachte Germania reiten zu lehren.

Auf Grund einer unanfechtbaren amtlichen Bierstatistik wurde der Satz gefunden, das Biermonopol würde mit einem Schlag alle Finanznoth zu einer Fabel machen, sobald nur erst das deutsche Reich in ein riesiges Brauhaus verwandelt wäre, in dessen heiligen Hallen alle Parteien, Päpstlinge und Lutherlinge, absolutistische und constitutionelle Monarchisten, geheime, geheimere und geheimste Republikaner, Junker und Pfaffen, Juden und Antijuden, Vorschrittler und Rückwärtser, zahme Particular- und wilde Socialdemokraten unter den herzerhebenden Klängen der zur endlich, und zwar ohne Preisausschreibung, gefundenen Nationalhymne erhobenen bayrisch-patriotischen Tragodia, zu deutsch Bocksode „Hinum — Herum" den Salamander der Eintracht reiben und den Schoppen des Friedens leeren könnten.

Das monopolisirte Bier würde nicht allein als finanzielle, sondern auch und ebensosehr als ethische Macht wirken. Denn aus der Tiefe einer leidigen Gewohnheit würde das Biertrinken auf die Höhe einer vaterländischen Pflichterfüllung gehoben. Je mehr Seidel ein Deutscher leerte, desto wohler thäte er dem geliebten Vaterlande. Denn Biertrinken und Steuerzahlen wären ja dannzumal dasselbe, eine vollständige Verwirklichung des Utile-cum-dulci-Ideals. Seinen Bierbauch würde der richtige Patriot als das Zeugniß seiner Bürgertugend vor sich hertragen. Bei den Nationalfesten müßten darum vorragenden Bierbäuchen Ehrenplätze eingeräumt und müßten die vorragendsten auf Reichskosten durch „Münchener Kindl" als Preisreichsbierbürger mit Hopfenranken bekränzt und durch ein Monopolweihfestspiel, zusammengesetzt aus Hopfenstangen-Rhythmen und Malz-Maisch-Motiveleitungen, verherrlicht werden.

Damit würde aber zugleich noch ein frommer Wunsch erfüllt, welcher sich schon häufig bemerkbar gemacht hätte. Nämlich der Wunsch, den berechtigten Ansprüchen der Süddeutschen innerhalb des Rahmens der Reichsverfassung mehr gerecht zu werden, als bisanhin geschehen wäre. Man hätte ja schon gar häufig, sei es leise, sei es laut, auf die „Inferiorität" der Söhne Süddeutschlands gestichelt, welche sich gegenüber der parlamentarischen „Superiorität" der Söhne Norddeutschlands im Reichstag kundgäbe. Man hätte zwar zu Gunsten der Süddeutschen, welche ihre Reden schwiegen, während die Norddeutschen die ihrigen rednerten, an das alte Sprichwort erinnert: Schweigen ist Gold und Reden ist Blech; allein damit wäre doch kein richtiger Ausgleich zwischen den norddeutschen und den süddeutschen Verdiensten um das Reich hergestellt worden. Zu einem solchen Ausgleiche nun böte das Biermonopol die willkommene Gelegenheit und Handhabe. Möchten die Norddeutschen ihr unendliches Blech auch fernerweit ausgeben, die Süddeutschen ihrerseits würden derweil das flüssige Gold — aurum potabile Gambrini — in Massen einnehmen und also, indem sie mit nationaldeutscher Gründlichkeit an ihrer Entwickelung zu Preisreichsbierbürgern arbeiteten, zugleich die Leere der Reichskasse in überfließende Völle verwandeln . . .

Neue Kunstblätter.

Trotz der vielfachen Aufträge und der allgemeinen Gunst, welche sich der Photographie in unsrer demokratischen Zeit zuwenden, haben die alten vornehmen reproducirenden Künste, deren Glanzzeit das 17. und 18. Jahrhundert waren, keineswegs gänzlich abdicirt, sondern treten zu unsrer Freude immer wieder mit einzelnen gediegenen Leistungen hervor. Kupferstich und Radirung, Grabstichelwerk und Nadelarbeit, können an massenhafter Fülle des Schaffens begreiflicher Weise mit jener modernsten Technik und ihrer gefälligen Tochter, dem Lichtdruck, nicht wetteifern, aber der Reiz künstlerischen Empfindens bleibt doch ihr ausschließliches Erbtheil. Stets wird es für uns wieder von hohem Werthe sein, zu beobachten, wie die Schöpfungen großer Meister sich in der individuellen Auffassung eines feinsinnigen Stechers oder Radirers spiegeln.

Ich habe heute über einige vorzüglich werthvolle Arbeiten aus diesem Gebiete zu berichten und thue es um so lieber, als die Gemeinde für solche Schöpfungen eine zwar kleine, aber besonders erlesene ist. In erster Linie gehören hierher die Fortsetzungen der prächtigen Wiener Publicationen, über welche ich schon früher an dieser Stelle berichtet habe. Wieder ist es die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, der wir eine Reihe vorzüglicher Veröffentlichungen verdanken. Dahin gehört zunächst die Zeitschrift „Die Graphischen Künste", deren dritter Jahrgang mit dem vierten Heft vollständig geworden ist, während vom vierten das erste Heft vor kurzem erschien. Und zwar haben die Herausgeber mit dem neuen Jahrgang das Format etwas vergrößert, was den darin enthaltenen Kunstblättern eine noch würdigere Erscheinung sichert. Ich kann auf den reichen Inhalt dieser von Dr. Berggrün einsichtsvoll geleiteten Publication nicht ausführlicher eingehen; eine kurze Andeutung des Wichtigsten wird genügen. Vor Allem dürfte es die kleine Gemeinde ernsterer Kunstfreunde erfreuen, wenn sie erfahren, daß die schöne Publication der Galerie Schack, welche einen wichtigen Theil dieser Bilderhefte einnimmt, durch weitere treffliche Beiträge fortgesetzt wird. Nachdem in den früheren Lieferungen Feuerbach und Böcklin geschildert waren,

werden nunmehr Lenbach und Genelli behandelt. Doch sind noch mehrere Blätter den Schöpfungen Feuerbachs gewidmet; so namentlich das prächtige Bildniß einer Römerin, von Krauskopf gestochen, und die edle Pietà, die in ihrer tiefen stimmungsvollen Wirkung durch Raab verständnißvoll wiedergegeben ist. Von Lenbach ist außer seinem Selbstporträt das stolze weibliche Bildniß, beide von Hecht wirkungsvoll radirt, beigegeben, außerdem eine reizende landschaftliche Skizze, „Blick von der Alhambra auf die Vega", dem Text eingedruckt. Ebenso ist dem Aufsatz über Genelli das Porträt des Meisters, sehr fein von Jasper gestochen, hinzugefügt; außerdem die wunderliche „Vision Ezechiels", bei der man immer dadurch gestört wird, daß die evangelistischen Symbole in ihrer barocken thiermenschlichen Form in lebhafte Action versetzt sind, während dergleichen monströse Wesen nur in ruhiger Haltung erträglich sind. Ferner finden wir einen feinen Stich nach dem Bühnenvorhang mit dem Heracles Musagetes, ein Werk, das den Geist Genellis in seiner ganzen Eigenthümlichkeit erkennen läßt. Auch die dem Text eingedruckte großartige Gruppe der Nacht mit ihren Anklängen an Carstens gehört zu den tiefsinnigsten Compositionen des Meisters.

Weiter enthält sodann dasselbe Heft in effectvollen Radirungen Krauskopfs noch zwei der schönsten Bilder Feuerbachs: „Das belauschte Kindereoncert" und das „Mutterglück", Idyllen von jener stillen Träumerei und ahnungsvollen Naturempfindung, in denen der Genius jenes ideal gestimmten Künstlers sich am reinsten entfaltet. Wie schneidend contrastirt damit das von Kühn radirte Bild Defreggers „Ein Brief vom Geliebten"! Nicht als ob ich das Gemälde, oder gar den trefflichen Schöpfer desselben, einen unserer gesündesten und urwüchsigsten Künstler, irgend herabsetzen wollte; aber die beiden lachenden bayrischen Schenkmädchen reißen uns zu empfindlich aus der Stimmung, in die uns Feuerbach versetzt, heraus. Es wäre vielleicht künstlerischer gewesen, diese heterogenen Dinge nicht in zu unmittelbare Nachbarschaft zu setzen. Weit besser hätte das zweite Bild Defreggers „Ein Nachmittagsschläfchen" den Uebergang vermittelt. Vortrefflich ist ferner das von Jasper gestochene Porträt Defreggers, und auch das reizende weibliche Porträt von F. A. Kaulbach in einem Stich von Büchel wird Jedermann erfreuen. Nicht minder muß der geistvolle Studienkopf des Grafen Andrassy, von A. von Werner für das bedeutende Congreßbild entworfen und in einer Heliogravüre facsimilirt, als eine vorzügliche Zugabe bezeichnet werden.

Endlich ist im Schluß des dritten Jahrganges ein Aufsatz von W. Bode über Rembrandts Jugendwerke zu verzeichnen. Es ist hier nicht der Ort genauer darauf einzugehen; es genügt zu bemerken, daß grade über die Jugendentwicklung des Meisters bis jetzt zu wenig geforscht worden ist, so daß es nicht Wenige gab, welche eins seiner allerfrühesten Bilder, den Paulus der Stuttgarter Galerie, ihm absprechen wollten. Indem Bode nun eine Reihe verwandter Darstellungen aus den Jahren 1627 bis 1632, also aus der ersten Jugendzeit Rembrandts bespricht und dieselben in guten Abbildungen vorführt, wird in dankenswerther Weise eine feste Basis für die Beurtheilung seines Entwicklungsganges gewonnen. Besonders erkennt man deutlich, wie er schon bei seinen ersten Schritten auf energische und concentrirte Beleuchtungseffecte ausgeht, und wie er die technischen Hülfsmittel zuerst noch überwiegend mühsam, bald aber immer freier verwenden lernt. Wie in jedem Menschenleben die Jugendzeit ein besonderes Interesse erweckt, weil in ihr die Keime aller späteren Entwicklungen zu Tage treten, so gilt dies im höchsten Maße vom Künstlerleben. Man mag daraus den Werth und Reiz solcher Studien erkennen.

Wie immer, so nehmen auch jetzt neben den Heften der graphischen Künste, die an Mannichfaltigkeit des Inhalts und Schönheit der Ausstattung nicht ihres Gleichen finden und daher in keinem kunstsinnigen Hause fehlen sollten, die großen Publicationen der Gesellschaft ungestört ihren Fortgang. Uns liegen neuerdings wieder mehrere treffliche Blätter aus der Publication der Landes-Gemäldegalerie zu Budapest vor, welche die zehnte Lieferung ausmachen. Wir finden zunächst ein von Krauskopf radirtes Madonnenbild von G. Ferrari, ein Werk, aus dem man allerdings diesen bedeutenden Meister nicht zu würdigen vermag. Man hätte dieses Bild in der Publication wohl entbehren können. Ungleich werthvoller sind dagegen die anderen Blätter. Zunächst ein meisterliches männliches Porträt von Philipp de Champaigne, welches in seiner würdevollen Haltung und seiner ausdrucksvollen Feinheit von E. Doby sehr gut wiedergegeben ist. Dann folgt Hagars Verstoßung nach Ph. de Koninck, eine echt niederländische Scene, von Wörnle in ihrer feinen Lichtwirkung lebendig charakterisirt. Am anziehendsten aber ist die Madonna von Murillo, von Ranscher radirt, eins der vorzüglichsten unter den spanischen Bildern, an denen die Galerie Esterhazy so reich ist. Es ist eins jener Werke, in welchen der große spanische Meister seine Kunst nicht zur Darstellung glühender erdvergessener Ekstase verwendet, sondern wo er sich begnügt, einfache Mutterfreude in ihrer schlichten Natürlichkeit zu verherrlichen. Selbst die beigegebenen musicirenden Engel sind nichts Anderes als naive Kinder, die man mit Engelflügeln ausgestattet hat.

In dem außerordentlichen Galeriewerk veröffentlicht die Gesellschaft den schönen, von ihr erworbenen Stich Kräutles nach Feuerbachs Iphigenia aus der Stuttgarter Galerie. Dieses edle, mit Recht schnell beliebt gewordene Blatt wird als eine willkommene Ergänzung zu der Feuerbachpublication aus der Galerie Schack begrüßt werden.

Weiter liegen sodann von der prächtigen Publication der Wiener Belvedere-Galerie in den Radirungen von Unger mit Text von Carl von Lützow, welche wir der Verlagshandlung von H. O. Miethke verdanken, zwei neue Lieferungen 14 und 15 vor. Jede derselben enthält vier große Radirungen und außerdem noch mehrere kleinere im Text. Den Anfang macht van Dyck mit Delilas Verrath, jenes gewaltige Bild, das in der dramatischen Composition, der mächtigen Formgebung und dem kraftvollen Colorit an jene frühe Epoche des Meisters erinnert, wo wir ihn noch ganz unter dem Einfluß seines Lehrers Rubens finden. Und doch tritt auch hier, namentlich in der Gestalt der Delila, van Dycks Eigenart schon unverkennbar hervor. Das zweite Blatt bringt in einer wunderbar zarten Radirung das Porträt der kleinen Infantin Maria Theresia, der späteren Gemahlin Ludwigs XIV., von Velasquez. Hier hat Unger in bewunderungswürdiger Weise den zarten duftigen Fleischton dieses köstlichen Kinderbildnisses in einem wie hingehauchten Vortrage wiedergegeben. Das dritte Blatt bringt nach Tizian das Bildniß des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, während der Gefangenschaft in Augsburg von dem großen venezianischen Meister mit der ganzen Noblesse und Kraft seiner Auffassung gemalt. Dann folgt die Wirthsstube von Jost van Craesbeeck, eine jener echt niederländischen Schilderungen, deren reiche, durch feines Helldunkel harmonisch gestimmte Farbengebung Unger besonders treu nachzubilden weiß. An kleineren Darstellungen im Text finden wir ein männliches Porträt von van Dyck, Tintorettos Kreuztragung und einen ergötzlichen Dudelsackpfeifer von Tilins.

Lieferung 15, wiederum mit 4 großen Radirungen, bringt zunächst das herrliche van Dyck'sche Porträt des jugendlichen Prinzen Ruprecht von der Pfalz, welches um 1630 entstanden ist, und den etwa zwölfjährigen Prinzen mit einem eigenthümlich sinnigen Ernst in dem zarten Kindergesicht vorführt. Wohl ahnt man darin schon den schönen, kühnen Cavalier, dessen Gesicht „den Weibern wie dem Feinde" gleich gefährlich werden sollte.

Das zweite Blatt gibt die schöne Composition Tizians „Diana und Kallisto", deren leuchtende Farbenherrlichkeit die Radirnadel geradezu unübertrefflich nachgebildet hat. Dann folgt Jan van Eycks Cardinal von Sta Croce, in all seiner Häßlichkeit eins der vollendetsten Porträts des flandrischen Meisters. Hier hat Unger die schwierige Aufgabe, das überreiche Detail in diesen verwitterten Zügen nachzubilden ohne darüber die ruhige Gesammtwirkung zu verlieren, meisterlich gelöst. Endlich ist der heilige Sebastian von Mantegna hinzugefügt und darin eine fast noch schwierigere Aufgabe ebenfalls in anerkennenswerther Weise durchgeführt. Von kleineren Radirungen im Text bringt das Heft Luinis Salome mit dem Haupt des Johannes, Tiepolos heilige Clara und ein zweites männliches Porträt von Jan van Eyck, den Canonikus Jan de Leeuw. Ueber die Schönheit und Gediegenheit dieser ganzen noblen Publication ist nur zu sagen, daß sie sich auf derselben Höhe erhält und daß Unger eine immer größere Meisterschaft in seinem Verständniß und treuer Wiedergabe der verschiedenartigsten künstlerischen Richtungen erreicht hat. Auch dem Text von C. von Lützow kann man nur volle Anerkennung zollen.

Wie dies schöne Werk zur Nacheiferung angeregt hat, sieht man am besten aus der eben mit der ersten Lieferung ans Licht getretenen Publication über die Münchener Pinakothek, mit welcher die Verlagshandlung von P. Kaeser in München allen Kunstfreunden einen lange gehegten Wunsch erfüllt. Ein bewährter Meister des Grabstichels und der Radirnadel, J. L. Raab, hat es übernommen, eine Anzahl der

Hauptwerke dieser berühmten Sammlung in großen Radirungen zu vervielfältigen, und der Director der bayrischen Galerien, F. Reber, liefert den erläuternden Text. Die erste eben erschienene Lieferung bringt vier vorzügliche Radirungen nach Murillos schmausenden Betteljungen, Rubens' Kindern, die eine Guirlande tragen, Rembrandts Kreuzabnahme und van Dycks herrlichem Porträt der Gemahlin eines Antwerpener Bürgermeisters. 48 Blätter soll die ganze Publication enthalten. Möchte der Erfolg derselben ein so günstiger sein, daß der Entschluß zu einer zweiten Reihenfolge hervorgerufen würde. Rebers Text gibt eine sachgemäße Erläuterung und in der Einleitung eine fesselnd geschriebene Geschichte der Galerie. Daß Raab mit seinem künstlerischem Verständniß und mit vollkommener technischer Meisterschaft seine Aufgabe lösen wird, beweisen die vorliegenden Proben zur Genüge.

Wer diese beiden Galeriewerke betrachtet, wird den Wunsch nicht unterdrücken können, daß unter den großen Verlegern Berlins sich ein Kunstfreund finden möge, welcher der dortigen königlichen Gemäldesammlung eine ähnliche Publication widme. Die Berliner Galerie ist im letzten Decennium durch eine Reihe glücklicher Erwerbungen zu einer Bedeutung emporgewachsen, welche für den von Zeit zu Zeit die Sammlung Wiedersehenden von wahrhaft frappanter Wirkung ist. Bei den Einheimischen, welche die Sammlung jeden Tag besuchen können, scheint sich diese Wirkung abzustumpfen, wie man denn überhaupt dort geneigt ist, das was man besitzt herabzusetzen und gering zu schätzen. Der frühere unzureichende Zustand der Galerie auf welchen sich die meisten geringschätzigen Urtheile stützen, hat durch die neuere Entwicklung sich aufs Vortheilhafteste geändert. Man darf sagen, daß die schöne einsichtsvoll von der Regierung und der Verwaltung gepflegte Sammlung, wenn sie als eine der jüngsten in der Reihenfolge zwar noch nicht zu den Galerien ersten Ranges zählt, aber doch unter denen des zweiten Ranges vielleicht die hervorragendste ist. Namentlich vertritt sie eine Mannichfaltigkeit der Richtungen und eine Universalität der kunstgeschichtlichen Entwicklung, wie kaum irgend eine andre Sammlung sie bietet. Denn wo findet man die italienischen Quattrocentisten und die Meister der alten flandrischen Schule in solcher Fülle und Herrlichkeit beisammen wie dort? Einen weihevolleren Eindruck, als ihn die beiden neuen Oberlichtsäle links vom Eingang mit den Italienern des 15. Jahrhunderts gewähren, wird man in wenigen Galerien der Welt antreffen. Die Flandrer sind freilich in der jetzigen provisorischen Aufstellung, wie die Direction selbst sehr wohl weiß, zu eng zusammengeschachtelt; aber das wird sich ändern, sobald der Umbau zum Abschluß gekommen ist. Ich wünsche nur, daß man dabei dem Genter Altarwerk der Brüder van Eyck die alte Art der Aufstellung zurückgeben möge, die entschieden vortheilhafter wirkte als die jetzige provisorische. Ueberhaupt ist für das Studium und den Genuß der miniaturhaften Feinheit flandrischer Werke das Oberlicht bei weitem nicht so günstig wie ein gutes Seitenlicht. Aber auch die klassischen Epochen der vollendeten Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts sind in der Berliner Galerie nicht blos würdig, sondern zum Theil auch reichlich vertreten, und namentlich ist eine Fülle der köstlichsten und feinsten Niederländer vorhanden. Fast ohne Ausnahme trifft man Werke erlesenster Art, von trefflicher Erhaltung und von seltener Feinheit malerischer Wirkung.

Möge die Verwaltung fortfahren, in diesem Sinne die Galerie weiter zu entwickeln; ist erst der Umbau und die neue Aufstellung zum Abschluß gelangt, so dürfte Niemand mehr sich dem Eindruck entziehen, daß hier eine sorgfältig gewählte Sammlung in verhältnißmäßig kurzer Zeit entstanden ist, die ein ebenso reiches rein künstlerisches wie kunsthistorisches Interesse bietet. Dann wird es hoffentlich auch nicht lange mehr an einer würdigen Publication derselben fehlen. W. Lübke.

Drei neue Romane.

Wilhelm Jensen rechnet zu jenem kleinen Häuflein moderner Poeten, die sich bei der Abfassung eines neuen Dichtwerks nicht von dem Gedanken leiten lassen: wie wird das Publicum es aufnehmen? wie begegne ich seiner augenblicklichen Geschmacksrichtung am besten? Ihm ist die Poesie noch Selbstzweck; er schreibt, wie er muß, er spinnt sich fest in seine Gedanken und Fabeln ein, ohne daß jemals sein Blick über das vor ihm liegende Blatt auf die vielköpfige Menge da draußen hinabirrte. So schuf er auch seinen neuesten zweibändigen Roman: Versunkene Welten (Breslau, Schottländer), den er einen „historischen Roman" genannt, worüber sich mit ihm rechten ließe. Er behandelt den Untergang des alten Frieslands durch die Sturmfluth des Hochsommers im Jahre 1300 und hat es sich zur Aufgabe gemacht, uns in die kurze Geschichte des Landes von seinen ersten, sich im Dämmer der Sage verlierenden Anfängen an einzuführen. Wir sehen das versunkene Land, die Städte Wendingstadt und Rungholt mit ihren plumpen Häusermassen heraufsteigen, wir hören den Seewind unablässig durch ihre Gassen murren, klimmen zum Kirchthurm hinauf, von dem im Augenblick des Untergangs dieser Welt zum ersten Male die Uhr herabtönt, deren Erfindung den Priester Roluf Ulferts lebenslang beschäftigt hat, und wir lernen begreifen, daß in dieser Welt die Menschen so werden mußten, wie wir sie vor uns erstehen sehen; Natur und Geschöpfe stehen in vollstem Einklang miteinander, die letzteren sind durch die ersteren gleichsam bedingt. Und dieser Natur hat der Dichter eine so liebevolle und eigenartige Behandlung zu Theil werden lassen, daß er uns durch ihre Schilderung gleich von vornherein gefangen nimmt. Hier zeigt er sich auf der vollen Höhe seiner Kraft. Ist der erste Eindruck ein befremdender, so daß man fast zaghaft dem vor den Blicken sich aufrollenden Gemälde gegenübersteht, man wird, je weiter die Handlung sich auf dem immer gleichen Boden entwickelt, immer wärmer, und schließlich hat uns der Dichter so ganz in seiner eigenartigen Welt heimisch gemacht, daß wir bewußt den Zauber auf uns wirken lassen, den er ausübt. Großartig vor Allem ist die Scenerie der letzten Kapitel; hier lag die Gefahr einer Wiederholung, die überhaupt schwer vermeidlich scheint, wenn sich die Handlung, die mit dauernder Naturbeschreibung verflochten ist, immer in der nämlichen Dünen- und Uferwelt bewegt, besonders nahe, aber Jensen ist ihr niemals zum Opfer gefallen, immer neue Wendungen weiß er zu finden, und seine bilderreiche Sprache ermattet nie, borgt nie bei sich selber; er schöpft aus dem unversiegbaren Born eigener Anschauung, die ihm die Nordsee in ewig wechselnden Erscheinungsformen vor der Seele heraufbeschwört. Unter den übrigen Scenen des Buches verdient das letzte Zusammensein Roluf Ulferts' und Wybrigs auf dem Kirchthurm und das Begräbniß Erwähnung, das Jork Gerken dem, von Wodans Blitz getroffenen Urdig Holding bereitet und das dem des Götterlieblings Baldur gleicht; beide legen von der dichterischen Schaffenskraft Jensens leuchtendes Zeugniß ab.

Unter den Charakteren interessirt vornehmlich der Priester Roluf Ulferts, der gegen seine Liebe zu Wybrig Farrings vergeblich ankämpft, der nicht zu begreifen vermag, weshalb der Gott der Liebe einzig dem Priester die Krone seiner Schöpfung versagen sollte, und der endlich an dem inneren Zwiespalt zwischen Menschthum und Priesterthum zu Grunde geht. Ueberaus sympathisch gezeichnet sind die Gestalten der beiden Rathmänner von Wendingstadt und Rungholt. Beide gleich stolz, ernst und edelsinnig, achten sie den Willen ihres Volkes, der sich im Thing ausspricht, als unwandelbar über ihnen stehende Norm, der sie sich beugen; auch wo ihr eigenes Herz dagegen sich aufbäumt, lassen sie ihre Völker das Schwert widereinander ziehn und sterben sie endlich gemeinsam, froh, den Tag nicht überleben zu müssen, wo Friesen durch Friesen fallen. Das Liebespaar, Edouw Holding und Hemmo Hemmen, das sich, trotz der Feindschaft ihrer Heimatstädte gegen einander, findet und aus der großen Götterdämmerung zur Begründung des neuen, edleren Geschlechts gerettet wird, gewinnt mühelos unsere volle Theilnahme; wir träumen mit ihm unter den Laubwipfeln auf der Haide und in der kühlen Grotte des uralten Venustempels, wo sich das große Wunder der Liebe vollzieht, das Roluf Ulferts seiner Schülerin prophezeit hatte. Mit besonderer Vorliebe aber hat der Dichter die Gestalten Urdig Holdings und Erich Menveds behandelt, von denen der erstere an Reinheit und strahlender Schöne Baldur gleicht, während der letztere durch seinen hoffnungsvollen Jugendtraum für Edouw schnell vom Knaben zum Manne heranreift. Auch er wird mit den beiden

Liebenden an die Küste Helgolands gerettet, von wo er geht, seines Vaters Thron einzunehmen.

Mit wenigen, scharf umrissenen Strichen tauchen die Gestalten Herzog Woldemars und die der beiden Kirchenfürsten vor uns auf. Minder glücklich erscheint der Zwerg Peba Thiomken getroffen; daß er seinen Herrn, den Bischof Christiernus verräth, nur weil dieser ihn einmal auspeitschen ließ, ist doch kaum genügend motivirt, und die Rache, die er an der schönen Helge Ebbeson nimmt, hätte mit Rücksicht auf zartnervige Leserinnen viel lieber wegfallen können. Die Figur Jork Gerkens, mit so bewundernswerther, urwüchsiger Gestaltungskraft sie geschaffen ist, ragt in einzelnen Zügen doch wohl zu sehr über Menschenmaß hinaus. Er ist freilich nächst seiner gleichfalls hundertjährigen Geliebten der Letzte eines lange versunkenen Riesengeschlechts, und wir glauben an seine machtvolle, von dünenfarbiger Haar- und Bartwildniß umwucherte Gestalt, wir sehen ihn das gewaltige Boot zimmern, in dem er List und Listhrasir retten wird, und daß er mit geschlendertem Felsblock den Wagen zertrümmert, auf dem die bischöflichen Knechte die Abgaben der Rungholter fortführen, setzt uns nicht in Erstaunen. Wenn er aber den Stock des Vogts mit den Zähnen zerbeißt, wenn er bei der großen Fluth die einzelnen Ertrinkenden mit einer Hand heraushebt und wieder zurückschleudert, wenn er den schwergepanzerten Herzog Woldemar dieserart auf einen Dünenhügel rettet, so geht das doch über unser Begriffsvermögen hinaus, so richtig es auch ist, einen anderen Maßstab an jene Menschen und ihre Körperkräfte zu legen, als er bei dem heutigen Zwergengeschlecht gestattet wäre.

Aber ich will auch noch von zwei andern Romanen reden, die der Zufall gleichzeitig auf meinen Schreibtisch niedergelegt hat. Verfasser der mir vorliegenden sechs stattlichen Bände — „Das Fräulein von St. Amaranthe" (Berlin, Janke) und „Erbschaft des Blutes" (Breslau, Trewendt) — ist Rudolf Gottschall, auch ein echter Dichter, gleich Jensen.

Im „Fräulein von St. Amaranthe" ist es Gottschalls Absicht nicht eigentlich gewesen, ein umfassendes Bild der französischen Revolution, ihrer inneren Gründe, ihrer Vorbereitung oder geschichtlichen Nothwendigkeit zu geben, wie es vor ihm Wilhelm Jensen in seinem großartigen Gemälde „Nirwana" gethan, das er mit Recht „Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs" bezeichnen durfte, vielmehr war es ihm darum zu thun, nur eine einzelne Episode aus jener großen Tragikomödie, und diese gruppirt, um eine einzelne hervorragende Persönlichkeit wiederzugeben, deren Charakter den Dichter vor allen andren fesselte, und der in der That, wie kaum eine andre aus der Gestaltenfülle jener wunderbaren Zeit, die poetische Verwerthung herausforderte. Diese Persönlichkeit ist nicht Maximilian Robespierre selber, sondern sein Freund und begeisterter Anhänger, der geniale St. Just. Er ist der eigentliche Held des Romans, und nach ihm sollte er heißen. Denn das Fräulein von St. Amaranthe selbst ist zwar eine von den wenigen oder vielleicht sogar die einzige Gestalt in der Erzählung, die unsere volle Sympathie gewinnt, und es widerstrebte dem Dichter wahrscheinlich, einen der Bluthunde der Revolution — denn das ist oder wird St. Just — zum Mittelpunkt seines Buches zu machen und es danach zu benennen, aber das Hauptinteresse bleibt doch auf ihm haften, und einzig seine Charakteristik ist mit liebevoller Detaillirung ausgestattet.

Ein wohlthuender Eindruck bleibt dieserart von dem Buche überhaupt nicht wohl zurück. St. Just büßt seine zahllosen Gräuelthaten, vor Allem seinen schnöden Verrath an der untreuen Geliebten und deren Familie auf dem Schaffot, auch sein Haupt fällt unter der Guillotine, „Staub zum Staube" — wie die letzten Worte des Buches lauten, — aber vor ihm sind auch die Besten und Edelsten schon gefallen, und er hat vorerst über sie triumphiren dürfen. So weht es auch hier, wie aus Jensens oben erwähntem Romane, uns entgegen, mit dem Hauch des Nirwana, und nicht einmal, wie dort, bleibt uns hier der tröstliche Ausblick in kommende Zeiten und auf nachwachsende Geschlechter. Das soll kein Vorwurf sein. Als der Dichter sich jenen Stoff wählte, mußte er sich klar darüber sein, daß er durch ihn nicht die Sympathie derer gewinnen könne, die vor Allem einen glücklichen oder doch befriedigenden Ausgang der Erzählung verlangen, für die sie sich interessiren sollen, und um so eher war es seine Aufgabe, um so schwieriger war diese Aufgabe, durch die dichterische Behandlung jenes Stoffes selbst zu fesseln, ihn poetisch befriedigend zu gestalten und uns so eine Schöpfung von bleibendem Werth vorzuführen.

Es mußte ein verführerischer Reiz für ihn darin liegen, durch dramatische Schilderung einzelner Revolutionsscenen zu packen, und Gottschall wäre der Poet dazu gewesen, um große, farbenreiche Gemälde zu entwerfen und die durcheinander wirbelnden Massen sicher zu beherrschen. Aber er hat das fast überall verschmäht. Nur von fern hören wir meistens das dumpfe Dröhnen der Revolution herüberhallen, ja, es spielen sich wahre Idyllen mitten im wildesten Geheul des empörten Volkes ab, und nur ausnahmsweise thun wir einmal einen Blick in das wüste Treiben des Pöbels, wohnen dem Barrikadenbau bei und hören die erregten Stimmführer der großen Massen wider einander eifern. Selten auch ergreift der Dichter selber das Wort, um uns in Kürze die großen Ereignisse draußen vorzuführen, ehe wir wieder im engen Kreise mit seinen Menschen hoffen und zweifeln, sehnen und handeln sollen. Die Charakteristik seiner Gestalten ist ihm überall die Hauptsache; dem fanatischen, genialen, maßlosen, von der Fluth der Tagesbegebnisse immer weiter und weiter fortgerissenen St. Just, der im abgelegenen Erdenwinkel seiner Heimat von zukünftigem Ruhm träumt, vor Wuth knirscht, daß er noch zu jung ist, um an seines Meisters Robespierre Seite den Traum einer neuen Welt zur Wirklichkeit zu machen, der vom lasciven Poeten zum Reformator der Gesellschaft, zum Feldherrn, zum Königsmörder, zum blutdürstigsten unter allen Helden der Revolution wird, steht das eben erst aus dem Kloster in die Welt — und in welche Welt! — hinaustretende Mädchen gegenüber, das schwärmerisch sich an den geistvollen Himmelsstürmer anschließt, dessen neue Ideen von einer besseren, vernunftgemäßeren Welt ihre Seele berauschen, bis sie, die treu am angestammten Königshause hängt, die Kluft gewahr wird, die sie auf immer von dem Manne der Revolution trennen muß, und nun lieber dem ungeliebten, geachteten Manne die Hand reicht, als dem Geliebten, den sie hassen muß, und vor dessen Nähe ihr schaudert, seit Ludwig der Sechzehnte auf dem Schaffot endete. Auch als sie dann sich und die Ihren retten kann, wenn sie sich dem Manne preisgibt, in dessen Armen sie einst gelegen, und der jetzt Macht über Leben und Tod hat, zieht sie das furchtbare Ende der Schande vor, die sie erwarten würde, wenn sie ihn erhörte.

Diese Gegenüberstellung zweier Charaktere, die manches Verwandte mit einander haben, die sich gegenseitig anziehn, weil sie beide über die Masse hinausragen, und die sich doch wieder für immer abstoßen müssen, weil der Gegensatz zwischen ihnen, der durch Zeit, Leben und Erziehung gebildet ist, niemals ausgleichen läßt, gibt von hohem, dichterischem Können des Verfassers Zeugniß und bestimmt den eigentlichen Werth des Buches; die Tragik, die darin liegt, daß zwei solche Gestalten sich gegenseitig unter der Macht der über ihnen stehenden Verhältnisse bekämpfen und zu Grunde richten müssen, ist das Erschütternde der Dichtung. Diesen Conflict lebenswahr geschildert und zu dichterisch befriedigendem Austrag gebracht zu haben, ist Gottschalls hohes Verdienst, und um dieses echt poetischen Vorwurfs halber darf sein Werk auf allseitige Würdigung Anspruch erheben.

Dichterisch bedeutender erscheint mir der andere Roman „Die Erbschaft des Blutes" nicht. Der Grundgedanke des Buches ist die aus der Descendenztheorie geschöpfte Ansicht, daß sich in den Geschlechtern und in den Nationen die Krankheiten forterben, wie die Charaktereigenschaften, daß die freie Selbstbestimmung also nur illusorisch ist und die Menschen so werden, wie sie durch ihre Vorfahren werden müssen, d. h. die Kinder von Trunkenbolden zu Wahnsinnigen, die Söhne aus wild-leidenschaftlichem Geschlecht zu Don Juans oder Revolutionären und so fort. Auf dieser

Tendenz steht aber der Dichter nicht selbst, er läßt uns vielmehr im Unklaren darüber, ob er sie selber verficht oder nicht und, wenn er auch im Ganzen dem „Für" derselben einen größeren Spielraum gönnt, als dem „Wider", so scheinen doch die Schlußworte, die er seinem Grafen Ottomar in den Mund legt und nach den Ereignissen auch legen darf, dieselbe endgültig zu leugnen. Denn dort heißt es: „Es liegt in uns selbst die Kraft der Abwehr und Umkehr . . . und wir können jenes Erbe vernichten. Wohl gehören günstige Sterne dazu, die nicht Allen scheinen: dann aber versinken die Dämonen hinter uns, und das große, gemeinsame Erbe der Menschheit, die Erbschaft des Geistes, besiegt die Erbschaft des Blutes." Und das ist sicherlich ein allseitig befriedigender Schluß des Werkes.

Sehr geschickt gegenübergestellt sind die zwei verschiedenartigen Anwendungen jener, besonders von dem Arzt Doctor Foller verfochtenen Theorie, durch welche dieselbe bestätigt zu werden scheint. Auf der einen Seite stehen die Schicksale der Sprößlinge aus den beiden feindlichen Häusern der Grafen Waldenbach und Greifenberg, auf die sich alle guten und schlechten Eigenschaften ihrer Vorväter vererbt zu haben scheinen, auf der andern stehen die Häupter der Pariser Commune, denen die geistige Erbschaft der Männer aus der großen Revolution zugefallen ist, nach denen sie sich herangebildet haben; hier die Erbschaft des Blutes innerhalb des einzelnen Geschlechts, dort die der Nation auf das ganze nachwachsende Geschlecht, gleichviel, ob inzwischen Generationen übersprungen worden sind oder nicht. Diese beiden Parallelen sind vorzüglich durchgeführt.

Die kurze Schreckensherrschaft der Pariser Commune im Frühling des Jahres 1871 ist ein überaus dankbarer und verlockender Vorwurf für den modernen Romanschriftsteller und Sittenschilderer; es ist sehr verständlich, daß sich gerade Gottschall angezogen fühlte, denselben dichterisch zu verwerthen, nachdem er sein Bild aus der Revolutionszeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts geschaffen und dabei tief in den Charakter des Volks und in die Sittenzustände desselben eingedrungen war. Die Aehnlichkeiten, die Beziehungen zwischen den beiden Zeitabschnitten, ja, zwischen einzelnen hervorragenden Männern aus jener und aus dieser Revolutionsepoche lagen nahe und reizten den Dichter zu dauernden Vergleichen. Er mußte zu dem Schlusse kommen, daß die Pariser Commune nicht viel andres sei, als ein Zerrbild jener großen Revolution, ein Veitstanz, der sich auf die Nachkommen eines gewaltthätigen und blutdürstigen Geschlechts vererbt hatte. Und aus diesem Gesichtspunkt schildert er die Ereignisse und Helden der Commune. Der starke, zweite Band seines Werkes beschäftigt sich ausschließlich damit, und man wird nicht anstehen können, ihn in jeder Beziehung als den hervorragendsten Theil des Buches zu bezeichnen.

Dabei kann man allerdings nicht leugnen, daß der Zusammenhang, in den einzelne seiner Gestalten mit den wechselnden Ereignissen der Commune gebracht werden, etwas gesucht erscheint. Es ist nicht sonderlich glaubwürdig, daß ein deutscher Arzt zur Zeit der Commune-Herrschaft nach Paris geht, um einem deutschen Grafen daselbst ärztliche Hülfe zu bringen, und daß er seine Tochter mitnimmt, um ihr unter solchen Verhältnissen die Sehenswürdigkeiten der Seinestadt zu zeigen. Man begreift auch nicht recht, wie ein deutscher Gesandtschaftsattaché und Offizier, der den Feldzug mitmacht, während eben dieser Zeit — freilich als Reconvalescent nach einer Verwundung — in Paris weilen kann, selbst dann nicht, wenn sein Vater dort heimisch ist und die Belagerung miterlebt hat. Wenn man sich aber über diese Unwahrscheinlichkeiten einmal hinweggesetzt, so muß man zugeben, daß der Verfasser die Verwickelungen vortrefflich geschürzt und wieder gelöst hat. Graf Ottomar geräth in die Gewalt der Commune, weil er bei einem leichtsinnigen Liebesabenteuer auf einen Führer derselben geschossen hat, in dem er seinen verschollenen, einst nach Amerika entflohenen Bruder wiedererkennt. Hedwig, des Doctors Tochter, die längst eine leidenschaftliche Neigung für ihn gefaßt hat, will ihn befreien, und fällt dabei gleichfalls einem Helden der Commune in die Hände. So ist hinreichende Gelegenheit gefunden, um die Zustände während der Commune-Herrschaft, die Belagerung durch die Versailler, die Füsilirung der Generäle, die Ermordung der Geißeln und die Vernichtung der Hauptgebäude von Paris durch Brandstiftung in dramatischer Lebendigkeit dem Leser vor die Augen zu führen. Hier verdient die dichterische Intuition Gottschalls ebenso wie die packende Darstellung hohe Anerkennung. Auch die Charakterbilder, die von den einzelnen Helden der Commune entworfen werden, sind im höchsten Grade interessant. Wir sehen den weggelaufenen Studenten Raoul Rigault, das Polizeigenie, der im Stillen, gerade wie seine großen Vorbilder aus der Revolutionszeit, ein Sybaritenleben führt, den kleinen, blutlechzenden Ferré, den starr-ehernen Delescluze geradezu leibhaft vor uns; die Sitzung im Stadthaus, das Volksfest in den Tuilerien, die Scenen im Gefängniß La Roquette, — das Alles sind meisterhaft entworfene Skizzen voller Leben und Wahrheit. Die Handlung eilt dauernd im Sturmschritt vorwärts, Schlag auf Schlag folgen sich die wechselnden Scenerien, und man vermag kaum Athem zu schöpfen bei dieser jähen Hast, mit der Alles vorüberbraust.

Für die Schilderung der Pariser Commune-Herrschaft war dies Tempo erklärlich, vielleicht sogar nothwendig. Der ganze Taumel jener Tage verflog ja rasch, und die sensationellen Begebnisse jagten einander. So hat sich die Erzählung dem Charakter jener wunderlichen Zeit angepaßt, sie schreitet in dramatischer Steigerung fort, unaufhaltsam, jäh und stürmisch, wie diese. Aber für die beiden anderen Theile des Buches hätten wir ein anderes, gemäßigteres Tempo lieber gesehen; die Wirkung wäre dann gerade im zweiten Bande noch größer gewesen. Und hier hätte Gottschall etwas mehr den Poeten und weniger den Romancier hervorkehren müssen, wenn sein Werk künstlerisch eine höhere Stufe einnehmen sollte. Das ganze Buch ist zu sehr im Stile moderner Sensationsromane geschrieben; die Ereignisse folgen zu stürmisch aufeinander, der Stoff ist überreich, und die Handlung braust oft wie eine wilde Jagd an uns vorüber.

Das große Publicum wird wahrscheinlich damit zufrieden sein, denn es sucht nur Handlung und je mehr Spannung, desto besser, — aber der Dichter schädigt sich damit, er stellt sein Werk dadurch auf eine niedrigere Stufe, als sie ihm eigentlich gebühren würde. Es ist erfreulich, wenn er viel zu sagen hat und wenn er es versteht, ein dauerndes Interesse wachzuhalten, aber die Gefahr, zum Sensationsschriftsteller zu werden und blos auf den Effect vor der Masse hinzuarbeiten, liegt dann auch sehr nahe, und Gottschall ist ein viel zu feinfühliger Kritiker, als daß er dieselbe nicht gleichfalls erkennen sollte, wenn er sein Werk darauf hin noch einmal prüft. Vor dieser Gefahr möchten wir bei aller Anerkennung der großen Vorzüge des Buches den Poeten Gottschall gewarnt haben.

Konrad Telmann.

Aus der Hauptstadt.

Die Vergnügungsreise.

Lustspiel von Edmond Gondinet und Alexander Brisson. Deutsch von E. Bukowics.

Das Residenztheater, das seit geraumer Zeit beim Berliner Publicum in Ungnade gefallen ist, hat sich endlich von der Wahrheit des Satzes überzeugt, daß eine Bühne nur im innigen Contact mit der zeitgenössischen dramatischen Production lebensfähig ist. Statt also wieder ein altersgraues Stück aus dem Staub des Archivs auszugraben, brachte es endlich eine wirkliche und wahrhaftige Novität. Und die Wahl war glücklich. Das neue Lustspiel des fruchtbaren Gondinet, der schon so manche treffliche Komödie geschrieben, ist die in Paris, Wien und allerorten mit Beifall gegebene „Vergnügungsreise".

Fernand de Suzor ist ein „angenehmer Fünfziger", wie man am Rhein sagt, und mit einer schönen und mindestens zwanzig Jahre jüngeren Frau verheirathet. Er liebt sie und wird wieder geliebt.

Unglücklicherweise verreist Angéline auf vierzehn Tage zu ihren Eltern. Während ihrer Abreise läßt sich Fernand durch seinen Freund Brocart verführen, einen Abend in der lockeren Gesellschaft einer gewissen Paquita zu verbringen, wobei ihm diese Dame die Photographie seiner Frau aus der Tasche nimmt. Hierauf zankt er sich mit einem Kutscher und den herbeieilenden Schutzleuten und läßt sich sogar zu Thätlichkeiten hinreißen. Die Folge ist, daß er vor Gericht gestellt und zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt wird.

Das aber ist der Fluch der bösen That! .. Herr de Suzor muß sich gerade an jenem Abend als Gefangener stellen, wo der Heirathscontract seiner Nichte mit einem jungen, schüchternen Architekten unterzeichnet werden soll. Wie kann er seiner Frau die Wahrheit verheimlichen? Aber er verliert den Kopf nicht. Er führt einen Bruch herbei, indem er den unglücklichen Bräutigam als einen unmoralischen Architekten mit ausschließlich halbweltlicher Kundschaft hinstellt. Von seiner Frau unterstützt, erklärt er die Verlobung für aufgelöst. Zugleich theilt er seiner Gemahlin mit, daß eine vierzehntägige Reise nach Italien noththue, um allen Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen. Frau Angéline wirft sich sogleich in ihr bestes Reisecostüm und ist nicht wenig erstaunt und erzürnt, als sie erfährt, daß ihr Herr Gemahl diese dringend nothwendige Vergnügungsreise allein antreten will. Schmollend wünscht sie ihm gute Reise.

Eine nette Vergnügungsreise — ins Gefängniß! Dort, in Sainte-Pélagie, spielt der zweite Act. Fernand de Suzor kommt mit seinem italienischen Reiseführer und Conversationsbuch, welche er eifrigst studirt, um später seiner Frau von all den Herrlichkeiten Italiens vorschwärmen zu können. Jeden Tag lernt er eine neue Stadt. „Wo bin ich heute?" fragt er, sein Buch consultirend. „Ah, in Venedig, Albergo della Luna, eine herrliche Gegend!" So täuscht er sich über das Mißliche seiner Lage hinweg. Glücklicherweise — oder unglücklicherweise, wenn man will — wird seine Nichte Lucile auch von einem jungen Advokaten, Ernest Bristol, geliebt, der mit dem Gefängnißdirector Herrn de la Haudussette befreundet ist. Dieser ist ein ruinirter Lebemann, dem man sonderbarerweise — o Possenvorsehung! — auf diesen wichtigen Posten gesetzt hat. Bristol geht also zu seinem Freunde und bittet ihn, er möge ihn vierzehn Tage mit Fernand zusammen einsperren. Der Gefängnißdirector ist um so eher damit einverstanden, als er erfährt, daß Herr de Suzor der Mann der wunderschönen Frau ist, deren Photographie ihm Paquita geschenkt hat. Jetzt ist der Director voller Aufmerksamkeit für seinen Gefangenen. Er lädt ihn ein, in sein Atelier zu kommen, wo er malt und musicirt — denn seine einzige Sorge ist, den Anderen und namentlich sich selbst sein unangenehmes Amt zu verheimlichen — und bald hat er herausgebracht, daß der saubere Ehemann seiner Frau eine Vergnügungsreise nach Italien vorgeschwindelt hat. Er verspricht ihm, seinen Plan zu fördern, und läßt sich von ihm, seinem angeblichen Reisegefährten, einen aus Venedig datirten Brief an Frau de Suzor mitgeben, den er, um die Strohwittwe zu trösten, sofort bestellt. Da er aber die Dame nicht zu Hause findet, so läßt er nur den Brief und seine Karte zurück, und Frau Angéline kommt nun selbst zu dem Director — natürlich ohne das Gefängniß zu ahnen! — und erkundigt sich über ihren Mann und seine Reise. Bei dieser Gelegenheit erkennt der Director, daß Frau de Suzor keineswegs eine Freundin jener Paquita, sondern eine ehrbare Frau ist. Ebenso erräth Madame sofort, daß kein anderer als ihr Mann ihre Photographie jener leichten Person geben konnte; sie wähnt ihren Gemahl in deren Gesellschaft in Italien und schickt auf der Stelle folgende Depesche an ihn: „Wenn Du in 48 Stunden nicht zu Hause bist, so betrüge ich Dich!" Und jetzt noch ein überraschender Aetschluß! Ein Gefangenwärter meldet den Besuch des Generalinspectors. Der Director eilt ihm entgegen, und Herr de Suzor und Bristol, der freiwillige Gefangene, plaudern lustig weiter über ihr Abenteuer und freuen sich, in dem Director einen so feinen, vernünftigen Weltmann gefunden zu haben. Aber plötzlich geht die Thüre auf, und ein brutaler Herr mit dem Cylinderhut auf dem Kopfe stürmt herein. Es ist der neue Gefängnißdirector, der die erstaunten beiden Gefangenen sofort in scharfe Einzelhaft zu bringen befiehlt.

Der dritte Act macht das Unmögliche möglich: er ist noch lustiger als seine zwei Vorgänger. Zweiundzwanzig Tage sind seit Fernands Abreise vergangen, denn da er mit den Wärtern in Streit gerieth, bekam er noch acht Tage weitere Haft. Er kehrt im Reisekostüm nach Hause zurück und erzählt die erstaunlichsten Dinge von Italien, das er nie gesehen. Was ihn besonders verwirrt, ist der Umstand, daß der galante Gefängnißdirector Bristol und der junge Architekt, der ihm in der That nach Italien nachgereist war, natürlich ohne ihn zu treffen, — daß sie Alle behaupten, ihn in Venedig, Rom, Neapel gesehen und gesprochen zu haben. Erst nachträglich erfährt er, daß sein Freund und böser Genius Brocard diese falschen Zeugnisse veranlaßt hat, die ihn nur noch mehr in Verlegenheit bringen. Am Ende gesteht Fernand seiner Frau Alles ein. Sie verzeiht ihm mit jener echten Lustspielnachsicht, die jede Lösung ermöglicht. Der Architekt, der nur noch Mädchenpensionate zu bauen verspricht, wird wieder als Bräutigam der Nichte acceptirt. Alle Welt auf der Bühne umarmt sich, und im Zuschauerraum ist eitel Fröhlichkeit und Beifall.

Dieses Stück ist unstreitig eines der harmlos-heitersten und feinsten, die wir von Paris bekommen haben. Die Idee mit dem „fidelen Gefängniß" ist nicht neu; wir finden sie schon vor Benedix' „Gefängniß" und Meilhac und Halévys „Reveillon" (Johannes Strauß' „Fledermaus") in mehreren Vaudevilles von Bayard und Scribe, aber die Ausführung war nie heiterer und liebenswürdiger. Die Quiproquos verzehnfachen und verwickeln sich aufs Ergötzlichste, und der Dialog sprudelt von überraschenden Wendungen und glücklichen Witzen über, die alle der Situation entspringen. Freilich haben die meisten und besten Scherzworte schon durch die Uebersetzung ihre Pointe verloren. Andere Anspielungen, die in Paris das ganze Haus elektrisirten, wurden hier unverständlich. So die Unterhaltung des „Italien" studirenden Fernand mit seinem Wärter.

„Ach, Du kennst also Italien auch?"

„Ich war bei Magenta."

„Was hat Dich dort am meisten frappirt?"

„Eine Bombe."

„Und sonst hast Du nichts gesehen?"

„O ja, Mailand."

„Wie ist Mailand?"

„Eine Stadt, in die man durch einen Triumphbogen einzieht. Von den Fenstern wehten französische Fahnen, und schöne Frauen warfen uns Blumen hinab."

„Ei, das muß sich ja sehr verändert haben!"

Es ist unbeschreiblich, welchen Beifallssturm diese der Situation ganz natürlich entspringenden Worte bei der ersten Aufführung im Vaudeville weckten. Man war damals mitten im französisch-italienischen Conflict wegen Tunis.

Gespielt wurde im Allgemeinen befriedigend. Herr und Frau Thomas, die das Stück aus Wien mitgebracht, boten ihr Bestes. Aber wie schade, daß die feine und muntere Hauptrolle nach deutscher Theater-Routine von dem Komiker gegeben wird, statt vom Bonvivant. Wer Dupuis als Fernand de Suzor gesehen hat, so natürlich, fein, komisch ohne Charge, der wird sich mit der gröberen Auffassung des Herrn Thomas und seinen Grimassen nur sehr schwer befreunden können. Es geht mit den französischen Stücken bei uns meistens so: was nicht schon unsere Sprache vergröbert, das ziehen unsere Schauspieler ins Triviale hinab.

Z.

Der Jourfix.

Lustspiel in vier Acten von Hugo Bürger.

(Wallner-Theater.)

Im Frühling des vorigen Jahres wurde im Pariser Théâtre français ein neues Stück des geistvollen Eduard Pailleron: „Le monde où l'on s'ennuie" mit beispiellosem Erfolg gegeben. Die Pointe des Lustspiels war eine witzige Verspottung der schon von Molière unsterblich lächerlich gemachten gelehrten Frauen und im Besonderen eines politisch-literarischen Salons, wo Pedanten, Streber, Moralprediger, Intriganten, précieuses ridicules — es gibt kein deutsches Wort dafür — und die ganze unerquickliche Gesellschaft der modernen Philaminten, Bélisen, Trissotins und Vadinsse sich in ihrem Eigendünkel aufspielen und gegenseitig langweilen.

Nun, ohne Paillerons „Welt, in der man sich langweilt" wäre ohne Zweifel Hugo Bürgers neues Stück nicht entstanden. Die Verwandtschaft ist zu groß, als daß sie eine blos zufällige sein könnte.

Hier wie dort wird die gelehrte Heuchelei des Bildungsphilisters verspottet. Auch im „Fourfix" wie in „Die Welt, in der man sich langweilt" und schon vorher in Molières „Femmes savantes" hat sich die Tochter des Hauses einen gesunden Sinn inmitten dieser Unnatur gewahrt; bei Molière ist es die verständige, maliciöse und sanfte Henriette; bei Pailleron: Suzanne de Villiers, bei Hugo Bürger: Hedwig Buchholz. Bürger folgt Pailleron auch darin, daß er den ganzen zweiten Act der breiten satirischen Schilderung einer solchen verbildeten Geselligkeit widmet. Leider ahmt er auch Paillerons Manier nach, das ganze Stück aus Impromptus und Episodenscenen aufzubauen. Er hätte jedenfalls besser gethan, sich in dieser Beziehung an seinen zweiten Vorgänger Molière zu halten und dessen geschlossene harmonische Composition zum Muster zu nehmen.

Es ist nicht leicht, die Handlung des „Fourfix" zu erzählen. Im ersten Act lernen wir die Familie des eben aus der Provinz nach Berlin gezogenen Arztes Dr. Emil Volkart kennen. Er hat zu den Clubs eine verhängnißvolle Vorliebe gefaßt und sich daselbst auch dem Spiel ergeben. Unterdessen copirt sein vortreffliches junges Weibchen heimlich sein fast vollendetes medicinisches Werk und läßt ihn glauben, daß sie für ihn Pantoffeln, Lampenteller und andere schätzbare Kleinigkeiten sticke, die sie in Wahrheit käuflich ersteht. In diesem Hause machen wir ferner die Bekanntschaft des Naturforschers Dr. Alfred Müller, der den Küen-Lüen zweimal bestieg, und des Rumänen Georgios Botuschann, der von seiner Liebe zum Töchterlein des Rentiers Buchholz spricht, eben als deren Mutter hereintritt. Frau Adele Buchholz ist im Grunde eine herzgute, wenn auch etwas verschrobene Natur. Sie hält einen künstlerischen Salon, wo ihr Sohn seine Compositionen aufführen läßt und alle Berühmtheiten den Thee trinken — sollten. Sie hat in dem kühnen Reisenden ihren star gefunden und ist nun sehr entzückt, daß Dr. Alfred Müller den ersten Thee, den er in Europa nimmt, bei Buchholz zu trinken verspricht.

Auf dem Fourfix im Hause Buchholz macht sich jenes abgeschmackte Salonleben breit, das schon der Herzog von Morny und Offenbach in ihrem „Monsieur Choufleury" („Salon Pitzelberger") verspottet haben. Da findet man vor Allem den Sohn des Hauses, der eine „Symphonie mit zwei Paukenschlägen" aufführen läßt, dann nichtswürdige Virtuosen und eingebildete Stutzer, ein herzlich uninteressantes Menschenkind, das jedes tête-à-tête in der Gesellschaft mit seinem katzbuckelnden „Mein Name ist Schumann!" stört, bornirte Geldprotzen, welche sich an der eröffneten Subscription zu Gunsten von Müllers neuer Reise in schäbigster Weise betheiligen u. s. w. Papa Buchholz und sein kluges Töchterchen vermögen diesem gesellschaftlichen Vergnügen um so weniger Geschmack abzugewinnen, als sie den Spott ihrer Freunde wohl verstehen. Das junge Mädchen findet hier aber auch Gelegenheit, ihr Herz zu entdecken. Sie fühlt sich weniger zu ihrem Anbeter Botuschann hingezogen, als zu Dr. Müller. Die unausweichliche sentimentale Liebesscene mit melodramatischer Streichquartett-Begleitung findet statt. „Othello" bestreitet die Kosten der Unterhaltung.

„Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen."

Dieses Thema, das so gut zu dem kühnen Besteiger des Küen-Lüen paßt, wird nun den zärtlichsten Variationen unterzogen; doch der edle Naturforscher bemeistert sich plötzlich und trifft Vorkehrungen zu seiner sofortigen Abreise, denn er will seinem Freunde Botuschanu nicht die Geliebte rauben.

Dieser zweite Act ist voll Leben und Witz. Hugo Bürger war niemals besser inspirirt. Wie ergötzlich ist das Treiben auf dem Fourfix geschildert, und wie viel Weltkenntniß und Menschenbeobachtung liegt in diesen leichten Scenen! Sobald die Handlung in ihrem ruhig fortschreitenden Gange zu stocken droht, so läßt es uns einer jener echt komischen Einfälle, an denen das Stück so reich ist, gleich wieder vergessen. Prächtig ist der Zug, daß Botuschanu, der die Liebesscene seiner Angebeteten mit seinem Freunde belauscht, nun sogleich die gezeichnete Summe verdoppelt, damit dessen baldigste Abreise ins Pfefferland ermöglicht werde. Oder der erste Paukenschlag der Symphonie, der eine Liebeserklärung brutal unterbricht, oder der Hausherr, der gegen seinen eigenen Fourfix intriguirt oder der Scherz mit dem Herausnehmen der Stühle oder der Gast, den niemand kennt, nicht einmal die Hausfrau . . .

Aus lauter solchen Einfällen bestehen die beiden letzten Acte, deren Handlung gar nicht zu erzählen ist. Es genüge zu wissen, daß Botuschanu, der, wie Vancourtois in Sardous „Alten Junggesellen", nebenbei Opernsängerinnen entdeckt und ausbilden läßt, auf einer harmlosen Spazierfahrt mit einer zukünftigen diva mit dem Kutscher in Streit geräth und vor das Schöffengericht gestellt wird, wo er zu seinem Entsetzen in einem der Richter den Vater seiner Angebeteten entdeckt. Natürlich raubt ihm dieser unangenehme Zwischenfall sehr viel von seinem Prestige, und die Schale seines Nebenbuhlers schnellt mit einemmal hoch empor. Dieser, Dr. Müller, hat plötzlich auch seine Skrupeln verloren und macht Fräulein Hedwig in aller Form den Hof. Manchmal nimmt er es freilich auch weniger förmlich. Ja, der Stolz Deutschlands, der er sein soll, verschmäht auch allerlei Kniffe nicht, um seine Geliebte zu sehen. So correspondirt er mit ihr durch Preiscourante, die er dem Vater ins Haus schickt, und wenn z. B. Chateau Margeau 3 Mark notirt und die 3 unterstrichen ist, so weiß die kleine Sünderin gleich, daß das Rendezvous auf drei Uhr angesetzt ist. Aber der perfide Botuschanu verräth dem Papa Buchholz diese Finesse, und das Gelächter ist sehr groß, als Punkt 3 Uhr das liebende Töchterlein erscheint. Mittlerweile hat der große Reisende auch Herrn und Frau Buchholz zu gesünderen Principien bekehrt, und so erfolgt denn das längsterwartete Ereigniß der Verlobung, zu welcher nur der verschmähte Rumäne den Kopf schüttelt. Natürlich entsagt auch Dr. Volkart dem Clubleben, nachdem durch die Copiaturarbeiten seiner Frau seine Spielschulden gedeckt wurden, und er schließt die Treffliche mit den besten Vorsätzen gerührt ans Herz.

Auch diese zwei letzten Acte sind voll trefflicher Einfälle, aber es ist nicht zu leugnen, daß Handlung und Interesse etwas erlahmen. Vielleicht beeinträchtigt auch die übermüthige Komik des zweiten Actes, die im Wallnertheater wohl angebracht ist, die volle Wirkung der folgenden, die von feinerem Korne sind und eher für das Schauspielhaus passen. Man bewundert Bürgers Kunst, aus einem Nichts von einer Handlung ein im Ganzen so unterhaltendes und fesselndes Stück zu machen, in welchem die Satire stets liebenswürdig bleibt und der Scherz nie in die Charge verfällt, aber der letzte Eindruck dieser jedes inneren Zusammenhangs entbehrenden Scenenfolge bleibt doch kein befriedigender. Es fehlt ein Conflict, eine Grundidee, eine planvolle Handlung, also ziemlich Alles zu einem rechten Theaterstück, und auch der Satiriker bleibt weit hinter Molière, Pailleron und Bauernfeld („Der literarische Salon") auf halbem Wege stehen, greift sein dankbares Thema vorsichtig und zaghaft an, läßt es gleich wieder fallen und kommt nur ganz flüchtig in der letzten Scene noch einmal darauf zurück.

Die Aufführung war zum Theil musterhaft. Die Hauptrollen waren in den besten Händen. Ja, es that einem ordentlich leid, als der treffliche Engels zum letzten mal sein „Servus!" ertönen ließ.

Z.

Concerte.

Bülows Brahms-Morgenconcert und zwei Brahms-Orchesterabende.

Nachdem der edle Joachim sich zwölf Jahre hindurch die Mission gestellt hatte, Brahms, dessen Bedeutung er zu allererst vor neunundzwanzig Jahren erkannte*), in Berlin zur vollen Anerkennung zu bringen, war es dem genialen, großartig thatkräftigen Hans v. Bülow beschieden, jenem begonnenen Werke glänzendsten Abschluß zu verleihen. Er hat binnen 36 Stunden drei Brahms-Concerte gegeben, eines am Sonntag den 8. Januar Morgens 12 Uhr, worin er nur Klavierwerke, eines mit der Meininger Hofkapelle am selben Abende, worin Brahms sein neues Klavierconcert vorführte, und ein anderes solches am Montag Abend, an welchem er das erste Klavierconcert spielte, und Brahms dirigirte. Was Bülow als Klavierspieler leistet, ist ebenso allbekannt, wie sein unvergleichliches Gedächtniß; nachdem er an den drei Beethoven- und dem Mendelssohn-Abend alle Orchesterwerke aus freier Hand ohne Partitur geleitet, dabei aber jeden kleinsten Einsatz,

*) Der Verfasser besitzt einen Brief von Joachim vom 7. Juni 1853. Darin schreibt dieser über Brahms: Es ist ein ganz ausnahmsweises Compositionstalent, und eine Natur, wie sie nur in der verborgensten Zurückgezogenheit in sich vollster Reine entwickeln konnte.

jede Vorzeichnung aufs Genaueste angezeigt hatte, spielte er in der Brahms-Matinée etwa 40 große und kleine Pièeen; und an den beiden folgenden Abenden lag nur ein Mal, während des Manuscript-Concerts von Brahms, eine Partitur auf dem Pulte des Dirigenten! Unter den Stücken am Morgen waren für uns die Balladen die höchst interessantesten, weil Bülow sie dem Verständniß erst so recht offenbarte.

Wir haben uns nunmehr mit Brahms allein zu beschäftigen; denn seinem Ruhme galten die letzten drei Concerte nach Beethoven und Mendelssohn. An neuen hier noch nicht aufgeführten Compositionen hörten wir das zweite Klaviercoucert, die Orchester-Variationen über ein Haydn'sches Thema, und die Serenade für kleines Orchester; an bereits bekannten die „Tragische" und die „Akademische Festouvertüre", die erste Symphonie in Cmoll und das erste Klaviercoucert. Das oben zuerst genannte Werk, in dem sich Brahms auch als Pianist zeigte, ist in großartigem Stile angelegt und ausgeführt. Im ersten Satz und im Scherzo treten die Motive mehr nacheinander auf, bilden nicht ein organisches Gewebe, in welchem die Themata als rother Faden durchgehen, wie sie in den Concerten von Beethoven als zwingende Urkraft erscheinen. Das sehr schöne Andante dagegen und das Finale befriedigen die höchsten Anforderungen. Wenn wir hier noch anführen, daß in diesem Werke und besonders in den ersten Sätzen das Klavier nur eine Mitrolle spielt, daher der Titel „Concert" nicht ganz gerechtfertigt erscheint, so dürfen wir uns auf das Urtheil Hanslicks berufen, des entschiedensten Brahms-Verehrers, der von einer „Symphonie mit obligatem Klavier" spricht. Die Ausführung zeigt Brahms als einen Meister, der große Technik und Kraft, männlichen Anschlag, also alles Rüstzeug besitzt, wenn er es auch nur so nebenbei benutzt. Die Variationen über ein Haydn'sches Thema sind ein höchst interessantes Werk, voll geistreichster Combinationen und mit einer Meisterschaft der Form gearbeitet, die um so höher anzuschlagen ist, als sie nichts Doctrinäres nur Belehrendes, wenig Unterhaltendes, sondern immer Anregendes und Frisches bietet. Die Serenade enthält einige Meisterstücke, unter denen wir das Andante zu den bedeutendsten Schöpfungen Brahms' rechnen. Ueber die erste Symphonie haben wir vor einigen Jahren nach der ersten Aufführung im Hochschulen-Concert sehr ausführlich geschrieben, über die beiden Ouvertüren vor sechs Wochen berichtet, nachdem sie von Bilse und der Königlichen Kapelle zu Gehör gebracht worden. An unserem nach bestem Wissen und Prüfen ausgesprochenen Urtheile über die Symphonie können wir heute, nach der wahrhaft glanzvollen Vorführung durch Bülow, nicht eine Silbe ändern, der 4. Satz ist uns noch großartiger erschienen, der erstere noch düsterer, das Allegretto noch anmuthiger, aber mit dem uns am wenigsten bedeutend geltenden Adagio noch immer so wenig in formalem Verhältnisse zum Ganzen stehend als vor Jahren.

Nachträglich wollen wir nur unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß von manchen Seiten für Brahms die Forderung aufgestellt wird, die noch für keinen großen Componisten je aufgestellt worden ist: die, schon seine erste Symphonie als ein ganz vollendetes Kunstwerk anzuerkennen; daß man sie nur als großartig anerkenne und sich irgend welche Bemerkung erlaube, wird als schlimmer Krokylegmos ausgelegt. Das „en bloc", das schon in der Politik nicht unbedenklich ist, soll jetzt in die Kunstbeurtheilung hinein commandirt werden. Wir lassen uns nichts vorschreiben. Lange bevor noch ein Ton von Brahms in den hiesigen Concertsälen erklang, haben wir in der Bock'schen Musikzeitung unser Entzücken über die „Magellonenlieder", über das „deutsche Requiem", über das Sextett in B kundgegeben, und wir hören heute das „Schicksalslied" und die „Tragische" mit gleichem Entzücken. Im Uebrigen werden wir die Unabhängigkeit unseres Urtheiles nach wie vor entschieden wahren; die verschiedenartigen Flankenbewegungen in den Parteien sind uns der beste Beweis, daß die sehr schwierige Stellung, die wir gewählt, „trotz Alledem" die richtige gewesen ist. Der Erfolg der Concerte war der denkbar glänzendste. Brahms wurde mit Jubel empfangen. Auch Bülow wurden am Schluß Ovationen gebracht. Er hat sie verdient, hat Großartiges geleistet!

H. Ehrlich.

Notizen.

Karl Theodor Gaedertz, durch seine niederdeutschen Dichtungen in weiteren Kreisen bekannt, hat sich durch seine Monographie „Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke" (Leipzig, S. Hirzel) auch auf streng wissenschaftlichem Gebiet als tüchtigen und scharfsinnigen Forscher erwiesen. Es ist ihm durch geschickte Benutzung der zum Theil nur mit großer Mühe erreichbaren Quellen gelungen, so manche Irrthümer selbst bedeutender Kenner zu beseitigen, und so ist sein Buch für die Geschichte der mittelalterlichen Literatur überhaupt, besonders aber für die des älteren deutschen Dramas und der niederdeutschen Dialektdichtung von Werth. Am wichtigsten sind die Untersuchungen über die Komödie: Amantes amentes. Gaedertz zeigt, wie diese den Uebergang von der Schulkomödie zum bühnengerechten Schauspiele bilde, wie sie in der Zeit vom 15. bis 17. Jahrhundert fast das einzige Schauspiel sei, in welchem dialektredenden Personen ein wirklicher Antheil an der Entwickelung des Dramas verstattet werde, wie endlich aus der Tanzweise „Pyramus und Thisbe" hervorgehe, daß der Meistergesang im Anfange des 17. Jahrhunderts in Magdeburg noch nicht ausgestorben sei. Auch von dem Einflusse des Stückes auf Novellensammlungen und Dramen, von Prosabearbeitungen und Aufführungen handelt Gaedertz erschöpfend; im Schlußworte wird die Bedeutung des Dichters zusammenfassend trefflich charakterisirt. p. n.

* * *

Le Mot et la Chose par Francisque Sarcey (Paris, Paul Ollendorff). Der bekannte Pariser Theaterkritiker gibt hier eine neue Ausgabe und Ausarbeitung seiner vor zwanzig Jahren erschienenen philologischen Schrift heraus, welche sich mit gewissen französischen Wörtern beschäftigt, die im Laufe der Zeit ihren Sinn verändert, verbessert oder verschlimmert haben. Diese interessante linguistische Studie ist im pikanten, mit Anekdoten gewürzten Plaudertone geschrieben, den der Verfasser in seinen beliebten Theaterreden anzuschlagen pflegt.

* * *

Einen überaus verdienstlichen Beitrag zur deutschen Cultur- und Rechtsgeschichte bietet Paul Frauenstädt: „Blutrache und Todschlagsühne im deutschen Mittelalter (Leipzig, Duncker und Humblot). Es ist eine nicht nur für Fachgelehrte, sondern klar und fesselnd auch für Laien geschriebene wissenschaftliche Abhandlung. Der Gang, welchen das genannte Rechtsinstitut unterm Einfluß der kirchlichen Disciplin und des katholischen Dogmas genommen hat, ist mit allen treibenden Ursachen und dem Ideengehalt der zur Sprache gebrachten Verhältnisse anschaulich entwickelt. Das sehr zerstreute Quellen- und urkundliche Material ist aus alten Stadtbüchern fleißig zusammengesucht, wobei die preußische Provinz Schlesien besonders vollständige Berücksichtigung findet. Sie liefert einen neuen Beweis, wie treu die deutsche Rechtssitte an dieser Grenzwacht des Reiches gehütet wurde.

* * *

Von der verdienstlichen Bibliothek deutscher Curiosa (A. Hofmann und Comp., Berlin) sind bis jetzt vier Bände erschienen, von denen der zweite und dritte „Nachtwachen von Bonaventura" enthalten, ein äußerst selten gewordener dichterischer Versuch Schellings, welcher darin immer wieder auf seine damaligen Studien und Beschäftigungen zurückkommt, z. B. auf Erasmus Darwin, der in seinem nachgelassenen Lehrgedicht über die Natur den Anstoß zur Theorie gegeben, die sein Enkel erneuert hat. Interessant sind auch die „Briefe eines Frauenzimmers aus dem 15. Jahrhundert", ein Neudruck der in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts erschienenen liebenswürdigen Imitation des Augsburger Patriciers Paul v. Stetten jun., und besonders die vortrefflichen „Skizzen von A. G. Meißner", dem Großvater des Dichters der „Sansara". Das „deutsche Schauspiel in Venedig" ist dieselbe vortreffliche patriotische Erzählung, welche in dem Reichskanzler, der sie in seiner Jugend las, zuerst den Stolz weckte, sich als Deutscher fühlen zu können.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Redaction.

Ein junger **Mann** mit Gymnasialbildung, der den Buchhandel erlernt und im Redactionswesen erfahren ist, der engl., franz. u. italien. Sprache mächtig, Stenograph, **sucht** per 1. April **Stellung** in einer Redaction oder größerem Verlagsinstitut. Offerten unter **G. 1585** an die Annoncen-Expedition von **Ed. Schlotte** in **Bremen** erbeten.

Verlag von **Theodor Hofmann** in **Berlin.**

Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit.

Von

Dr. **Gustav Diercks.**

I. Band: Das Alterthum.

1881. Preis *M* 5.—, elegant gebunden *M* 6.50.

II. Band: Mittelalter und Neuzeit.

1882. Preis *M* 5.—, elegant gebunden *M* 6.50.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg.

Die Historia

von Herrn Hartwig und

der treuen Else.

Von J. von Wildenradt.

Zweite Auflage.

24½ Bogen. 5 *M*, elegant gebunden 6 *M*.

Diese Dichtung steht dem besten, was in der Neuzeit bei uns der kulturgeschichtliche Roman geleistet hat, an innerem Gehalte gleich; sie überragt diese Romane durch die reinere und höhere Kunstform. „Roman-Ztg."

Nr. 1

des „Neuen Finanz- und Verloosungsblattes" in Frankfurt a. M. (16. Jahrg. Vierteljährl. *M* 2.—) enth.: Wochenüberschau, das Börsenjahr 1881, Januarcoupons, Americanische Eisenbahnen, Gotthardbahn, der Türkische Finanz-Ausgleich, Verloosungsliste über alle bis Ende 1881 gezogenen Serien-Loose, Verloosungs-Kalender für das Jahr 1882. Original-Börsenberichte aus Frankfurt, Berlin und Wien, Finanzielle Nachrichten u. Chronik, Verloosungen, Inserate, Coursblatt von Frankfurt, Berlin, München, Stuttgart, Basel etc.

Bei **H. Grüning** in **Hamburg** erschien soeben u. ist durch alle Buchhandlgn. zu haben:

Friedrich Robert, Neue Gedanken über Gott. 50 ₰.

Collection Spemann Band 14

enthält: Björnstjerne Björnson, Der Brautmarsch und andere Erzählungen.

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Allen **neu hinzutretenden** Abonnenten wird gegen Einsendung der Post-Quittung der im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** gegenwärtig erscheinende **neueste Roman** des berühmten Erzählers

Levin Schücking: „Alte Ketten"

gratis und **franco** nachgeliefert.

Für die Monate Februar und März

nehmen Abonnements auf das **täglich zweimal** erscheinende

Berliner Tageblatt

nebst seinen 3 werthvollen Beiblättern

Illustrirtes Witzblatt **„ULK"**,

Illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"**,

„Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"**

alle Postanstalten zum Preise von **3 Mk. 50 Pf.** für alle **vier** Blätter zusammen

jederzeit entgegen. **Probe-Nummern gratis** und **franco.**

Geistige Frische, außerordentlich reicher und gediegener Inhalt und schnellste Mittheilung aller Ereignisse sind die besonderen Vorzüge des „Berliner Tageblatt", denn hierdurch wurde es die

gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Collection Spemann Band 15

enthält: Aug. Silberstein, Hochlandsgeschichten.

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

In meinem Verlag erscheint:

Centralblatt

für

Nervenheilkunde, Psychiatrie u. gerichtliche Psychopathologie

unter ständiger Mitwirkung der bedeutendsten Fachmänner des In- u. Auslandes

herausgegeben und redigirt von

Dr. **Albrecht Erlenmeyer**

in Bendorf bei Coblenz.

Inhalt: Originalien, Referate, Kritiken, Mittheilungen aus Irrenanstalten u. Kliniken; Neueste Literatur; Personalien, Anzeigen 2c.

Fünfter Jahrgang.

Alle 14 Tage eine Nummer von 24 Seiten.

Preis pro Quartal *M* 3.—

Abonnements nimmt Post und Buchhandel an.

Leipzig, Januar 1882.

Georg Böhme.

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. **Josef Wiel** (Verf. des „Diätetischen Kochbuches"). Fünfte verb. und verm. Aufl. Brosch. *M* 4.—, geb. *M* 5.— Das Buch ist ein getreuer Rathgeber, ein ehrlicher und billiger Hausarzt für Jedermann. — Hofrath k. k. Professor Th. Billroth in Wien empfiehlt den „Tisch" im Vorwort seines neuesten Werkes „Die Krankenpflege im Hause und im Hospital" ganz besonders.

K. k. Hofbuchhdlg. **Hans Feller in Karlsbad.**

Verlag von **Moritz Schauenburg** in **Lahr.**

Soeben erscheint und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Buchner, Wilh., Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben. 2 Bde. mit 2 Portraits. 1881. Eleg. brosch. Preis *M* 15.—, eleg. in Leinwand mit reicher Goldpressung gebunden Preis *M* 18.—

Eine hochinteressante, schöne Festgabe für die vielen Verehrer der Freiligrath'schen Muse.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XX. Bande der „Gegenwart",

sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 4. Berlin, den 28. Januar 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Das Beamtenthum im modernen Staat. Von G. V. von Unruh. — Die Aufgaben staatlicher Gesundheitsämter. Von A. Wernich. — **Literatur und Kunst:** An den vlaamschen Dichter Paul de Mont. Von Klaus Groth. — Autokritiken. Von meiner Collaboration mit Eugène Scribe. Von Ernest Legouvé. — Geschichte der Ethik. Von Julius Duboc. — Aus der Campagna. Von Gustav Flocrke. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Aus den Gemälde-Ausstellungen. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Das Beamtenthum im modernen Staat.

Von G. V. von Unruh.

Der Minister von Puttkamer hat sich in der Sitzung des deutschen Reichstages am 15. December 1881 bei der Verhandlung über Wahlbeeinflussungen nach dem stenographischen Bericht dahin ausgesprochen:

„Die Regierung muß erwarten, daß diejenigen Beamten, in deren Händen wesentlich die politivische Vertretung der Staatsgewalt liegt, wenn und insoweit sie überhaupt ihre Rechte als Wähler und Staatsbeamte ausüben, die Regierung unterstützen. Sie erwartet das ganz zuversichtlich von den Beamten, und davon ist sehr wohl zu unterscheiden die unerlaubte Wahlbeeinflussung, die die Regierung ebenso wenig wünscht, wie Sie, d. h. eine Wahlbeeinflussung, die sich darin documentirt, daß das unmittelbare Gewicht des Amts mit in den Wahlkampf hineingeführt wird; davon wird natürlich keine Rede sein. Aber, meine Herren, das wiederhole ich jedoch mit großer Bestimmtheit, die Regierung wünscht, daß innerhalb der Schranken des Gesetzes ihre Beamten sie bei der Wahl nachdrücklich unterstützen, und ich kann hinzufügen, daß diejenigen Beamten, welche das in treuer Hingebung bei den letzten Wahlen gethan haben, des Dankes und der Anerkennung der Regierung sicher sind und, was mehr werth ist, daß sie auch des Dankes ihres kaiserlichen Herrn sicher sind."

In der Abendsitzung an demselben Tage hat der Minister den letzten Theil dieses Ausspruchs wörtlich wiederholt und ausdrücklich erklärt, daß er den von Herrn von Bennigsen ausgesprochenen Satz: die Beamten dürften der Regierung keine directe, tendenziöse Opposition machen, mehr könne dieselbe von den Beamten nicht verlangen, nicht unterschreiben könne; nach seiner Ansicht gehöre es zum Wesen einer monarchischen Staatsordnung, daß das Beamtenthum einen einheitlichen Gesammtorganismus bildet, auch in politischen Dingen.

Es ist nicht die Absicht, hier in eine Polemik gegen den Minister von Puttkamer einzutreten, aber derselbe hat als Commissarius des Bundesraths und als preußischer Minister und Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums, also als Vertreter der Reichs- und der preußischen Regierung gesprochen, die beide mit seinen Aeußerungen einverstanden sein müssen, da er in keiner Weise desavouirt, vielmehr von den officiösen Blättern gerühmt worden ist. Nun handelt es sich um eine Frage von der größten Bedeutung für das innere Staatsleben: von der Stellung der Staatsbeamten im Verfassungsstaat. Es scheint daher jedenfalls zweckmäßig, den Inhalt und die Consequenzen der Aussprüche des Ministers scharf ins Auge zu fassen.

Dem Minister genügt es nicht, daß die Staatsbeamten sich jeder directen, tendenziösen Opposition gegen die Regierung enthalten, sondern er verlangt von ihnen, daß, soweit sie überhaupt ihre Rechte als Wähler und Staatsbürger ausüben, die Regierung auch bei den Wahlen nachdrücklich unterstützen. Das heißt doch nichts Anderes, als daß die Beamten mit ihrer Person und ihrem Einfluß diejenigen Candidaten, welche der Regierung genehm sind, bei den Wahlen fördern und begünstigen, dagegen diejenigen bekämpfen, welche der Regierung nicht passen oder gar zur Oppositon gehören.

Die scheinbare Einschränkung, die der Minister macht, wonach die Beamten das unmittelbare Gewicht des Amtes nicht mit in den Wahlkampf hineinführen sollen, erleichtert keineswegs die Aufgabe der Beamten, sondern erschwert dieselbe. Abgesehen davon, daß ein sehr großer Theil der Wähler, namentlich auf dem Lande, nimmer unterscheiden wird, ob der Landrath als solcher oder als einfacher Wähler spricht und schreibt, so ist klar, daß ein solcher Beamte, je weniger er seine amtliche Stellung geltend macht, desto mehr mit seiner Person eintreten muß, wenn er die Regierung nachdrücklich unterstützen will. Führt ein Landrath, und um diese Kategorie von Beamten handelt es sich hauptsächlich, amtliche Aufträge seiner vorgesetzten Behörde aus, so kommt es bis zu einer gewissen Grenze auf seine persönliche Ueberzeugung nicht an. Greift er aber ohne speciellen Auftrag als Wähler ein, so muß er seine persönliche Ueberzeugung opfern, wenn dieselbe mit der Regierung nicht übereinstimmt, er wird Wahlagent derselben.

Die Ansicht des Ministers, daß im monarchischen Staat das Beamtenthum einen Gesammtorganismus bilden soll, auch in politischen Dingen, hat doch nur Sinn und Bedeutung, wenn dieser Organismus ein bleibender ist, der nur seltenen und geringen Abänderungen unterliegt, wie im absoluten Staat. Aber selbst in diesem treten nach aller geschichtlichen Erfahrung wesentliche Umgestaltungen ein, sogar ein vollständiger Systemwechsel. Noch viel mehr ist dies im Verfassungsstaat der Fall. Auch in Preußen haben seit Einführung der Verfassung Ministerien von ganz verschiedener Farbe und Tendenz an der Spitze gestanden. Im deutschen Reich hat zwar die constante Größe, der Reichskanzler, nicht gewechselt, aber trotz aller Ableugnung hat das Regierungssystem in den letzten vier Jahren doch wesentliche Umgestaltungen erlitten.

Nun denke man sich doch einmal in die Lage der Regierungspräsidenten, Landräthe und Polizeidirectoren bei einem durchgreifenden Wechsel an der Spitze der Regierung und der consequenten Festhaltung des Puttkamer'schen Ausspruchs.

Bei den letzten Wahlen hat der Landrath seinen ganzen persönlichen Einfluß eingesetzt für conservative Candidaten und

gegen liberale. Nach Eintritt eines liberalen Ministeriums soll nun derselbe Landrath diejenigen bekämpfen, die er vorher unterstützt hat, und diejenigen fördern, die er bekämpft hat. Bisher hat er Schutzzöllner und Freunde des Tabaksmonopols begünstigt; jetzt soll er die Wahl von Freihändlern und Gegnern des Monopols durchsetzen. Kann das ehrenwerthen Männern in angesehener Stellung im Ernst zugemuthet werden? — Wie nun, wenn gar nach Andeutungen des Reichskanzlers Herr von Franckenstein Vicekanzler werden und die Begünstigung ultramontaner Candidaten verlangen sollte?

Dazu kommt, daß der Ausspruch des Ministers von Puttkamer bei der jetzigen Lage der Gesetzgebung vollständig nicht durchführbar ist. Die frühere Unabhängigkeit sämmtlicher preußischen Staatsbeamten ist zwar durch eine spätere Bestimmung durchlöchert, nach welcher eine gewisse Kategorie von Beamten, Regierungspräsidenten, Landräthe, Polizeidirectoren, Staatsanwälte ohne Untersuchung und Urtheil zur Disposition gestellt werden dürfen mit Wartegeld. Diese Maßregel, in großem Umfange und bei dem Wechsel von Ministerien öfter angewendet, belastet den Staat mit erheblichen Beträgen und reicht doch nicht zur Durchführung des vom Minister ausgesprochenen Grundsatzes aus, der verlangt, daß das gesammte Beamtenthum einen einheitlichen Gesammtorganismus bilden soll. Die große Mehrzahl der Verwaltungsbeamten kann nicht willkürlich zur Disposition gestellt, sondern nur im Wege der Disciplinaruntersuchung durch den Spruch eines Collegiums entlassen werden, das an die bestehenden Gesetze gebunden ist, die den Beamten keineswegs eine solche Verpflichtung auferlegen, wie der Minister verlangt. Wenn die Beamten sich activer Opposition enthalten, so werden dieselben nicht entfernt werden können, ohne die Gesetze in ganz willkürlicher Weise anzuwenden. Es liegt auch auf der flachen Hand, daß im geordneten Staat kein Gesetz die Entlassung von Beamten vorschreiben kann, einmal weil sie active Agitation für conservative, das andere mal für liberale Candidaten unterlassen.

Der Regierung fehlen also zur Zeit die gesetzlichen Mittel, den Gehorsam sämmtlicher Staatsbeamten nach entgegengesetzter Richtung zu erzwingen. Würde aber der Regierung eine Befugniß gegen die directen Verwaltungsbeamten beigelegt, so blieben immer noch die zahlreichen Communalbeamten übrig, deren Einfluß auf die Wahlen ein ganz erheblicher ist. Nun ist klar, daß der Landrath das, was die Regierung von ihm verlangt, auch von den Amtsvorstehern, sogar von den Gemeindevorstehern verlangen wird, daß aber auch ihm die gesetzlichen Mittel fehlen, Gehorsam in diesen Angelegenheiten zu erzwingen, der überdem, widerwillig und gegen die eigene Ueberzeugung geleistet, von keinem oder sehr geringem Erfolge sein würde.

Alles zusammengenommen ist für Jeden, der den Staatsorganismus kennt und das politische Leben und Treiben beobachtet hat, vollkommen klar, daß die consequente Durchführung des vom Minister von Puttkamer ausgesprochenen Grundsatzes zur Entlastbarkeit sämmtlicher directen und mittelbaren Staats- und Communal-Beamten mit Nothwendigkeit führen muß.

Mit der Anerkennung dieser unzweifelhaften Wahrheit ist die Frage, welche Stellung dem Beamtenthum im Verfassungsstaat zu geben sei, noch keineswegs beantwortet. Es herrschen in den Culturstaaten ganz entgegengesetzte Systeme, die von verschiedenen Seiten lebhaft vertheidigt und angegriffen werden. Man thut jedenfalls wohl, sein Urtheil nicht allein auf staatsrechtliche Theorien zu gründen, sondern die Stellung des Beamtenthums in den einzelnen Staaten und die Wirkung des dort herrschenden Systems in Betracht zu ziehen. Daraus wird sich erst das im eigenen Vaterlande mit Rücksicht auf seine bisherige Entwickelung und seinen Zustand Wünschenswerthe ergeben.

In Frankreich sind bekanntlich sämmtliche Staats- und Communal-Verwaltungsbeamte von oben herunter bis zum Feldhüter ohne Disciplinarverfahren und ohne Anspruch auf Pension oder Wartegeld jederzeit absetzbar.

Die Franzosen vertheidigen diese Befugniß und die straffe Centralisation der gesammten Staats- und Communal-Verwaltung mit dem Hinweise darauf, daß ein neues Ministerium von anderer Tendenz, als das vorhergehende, sein Regierungssystem und seine speciellen Anordnungen unmöglich durchführen könne, wenn ihm nicht das Recht zustünde, die dazu geeigneten Werkzeuge nach eigenem Ermessen auszuwählen und die Gegner und lauen Freunde aus der Verwaltung zu entfernen.

Die Centralisation, die übrigens keineswegs von der ersten großen Revolution herrührt, sondern schon unter dem alten Königthum angefangen, hat dahin geführt, daß auch die Communalbeamten von der Regierung ernannt werden, oder, wenn gewählt, der Bestätigung bedürfen. Wird doch in neuer Zeit auch an der bestehenden Unabsetzbarkeit der Richter gerüttelt.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese großartige Maschine mit großer Präcision arbeitet und dem leitenden Minister eine Stellung gibt, ähnlich der des Souverains im absoluten Staate. Die revolutionären Regierungen und Napoleon I. haben diese Macht bestens acceptirt und weiter ausgebildet. Auch die Restauration hat Gefallen daran gefunden und die damit verbundene große Gefahr verkannt. Dieselbe liegt, wie die Geschichte aller revolutionären Regierungen unverkennbar zeigt, darin, daß jener über ganz Frankreich ausgebreitete Organismus nicht nur einer legitimen oder verfassungsmäßigen Regierung gehorcht, sondern auch den Personen, denen es gelingt, durch eine revolutionäre Bewegung in Paris sich an die Spitze des Staats zu stellen. Daher kommt es, daß eine in Paris gelungene Revolution in ganz Frankreich keinen oder nur sehr geringen Widerstand findet, wie die Ereignisse von 1830, 1848 und 1870 bekunden. Es fehlen selbstständige Provinzial- und Communal-Verwaltungen, die einer Pariser Bewegung entgegentreten könnten. Man kann sagen, die Franzosen haben die Fähigkeit zur Selbstregierung verloren. Frankreich ist das Land der permanenten Revolution geworden, das aber unter den verschiedensten Regierungsformen immer derselbe centralisirte Polizeistaat bleibt. Selbst die mit großen Rechten ausgestatteten Kammern der jetzigen französischen Republik können daran nur wenig ändern, so lange sie die jetzige Organisation der Verwaltung nicht ändern, und dazu werden sich die Franzosen schwerlich entschließen.

Jedenfalls ist klar, daß eine Monarchie, noch dazu eine mit angestammter Dynastie, nicht die mindeste Veranlassung hat, einen Verwaltungsorganismus einzuführen, der theoretisch und erfahrungsmäßig ein höchst wirksames Werkzeug zur Durchführung von Revolutionen ist. Außer dieser Eigenthümlichkeit des französischen Apparats sind mit demselben noch andere bedenkliche Uebelstände verknüpft.

Zunächst springt in die Augen, daß bei dem öfteren Wechsel eines jederzeit entlaßbaren Beamtenthums eine gründliche Vorbildung der Beamten für ihren Stand nicht erwartet und nicht verlangt werden kann. Wem ist zuzumuthen, daß er sich durch jahrelange Studien wissenschaftlich und practisch mit sehr erheblichen Kosten auf die Stellung als Staatsbeamter vorbereiten, schwierige Examina machen soll, um, nachdem er eine gewisse Stufe erreicht hat, bei einem Ministerwechsel plötzlich an die Luft gesetzt und brodlos zu werden?

Es fehlt daher in Frankreich an gehörig vorgebildeten Verwaltungsbeamten, namentlich an solchen, die Fachstudien getrieben haben. Die meiste Geschäftskenntniß findet sich bei den Advocaten, die daher auch in großer Zahl in die Staatsverwaltung eintreten und im Fall ihrer Entlassung in die freie Advocatur zurückkehren. So wichtig nun die juristische Vorbildung für den Verwaltungsbeamten ist, so scheint es doch bedenklich, unter diese eine sehr große Zahl von Advocaten aufzunehmen. Dasselbe gilt von der Menge der Journalisten und Schriftsteller, die plötzlich Verwaltungsbeamte werden und oft bis zu den höchsten Stellen gelangen.

Ein zweiter, schwer wiegender Uebelstand des französischen Systems liegt darin, daß es dem Nepotismus Thor und Thür weit öffnet. Da keinerlei Vorprüfung in Betreff der Qualification stattfindet, so steht es jedem neuen Minister frei, seine Verwandten und Schützlinge zu versorgen. Ein Mann, der nie

mit Forstwirthschaft etwas zu thun gehabt hat, wird Inspecteur des forets, obgleich er Kiefern nicht von Tannen unterscheiden kann, ein Journalist oder Schriftsteller erhält eine der höchsten Stellen in einem Ministerium, ja ein früherer Civilingenieur wird Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen.

Wenn man dessenungeachtet nicht behaupten kann, daß die Verwaltung in Frankreich schlecht sei, vielmehr anerkennen muß, daß dieselbe präcise functionirt, so erklärt sich dies einmal durch die Findigkeit und Gewandtheit der Franzosen, sodann dadurch, daß für jede Stelle sehr specielle Dienstvorschriften vorhanden und, wo irgend thunlich, Schematas vorgeschrieben sind, von denen nicht abgewichen werden darf. Dazu kommt, daß der Geschäftskreis des einzelnen Beamten in der Regel ein beschränkter und jeder Uebergriff in ein anderes Ressort streng verpönt ist, ferner, daß die Autorität des Vorgesetzten gegenüber seinen Untergebenen auf die Spitze getrieben ist. Es wird nicht allein kein Widerspruch, selbst in der bescheidensten Form geduldet, sondern der Untergebene darf sich auch keinerlei Verbesserungsvorschläge, keinerlei Hindeutung auf Mängel in einem benachbarten Geschäftskreise erlauben, sogar nicht in technischen Dingen. Man lernt diesen Mechanismus erst kennen, wenn man in geschäftliche Berührung mit französischen Beamten kommt, und erstaunt, daß ein Volk, das jede Autorität mit Füßen getreten hat, dieselbe im Beamtenthum bereitwillig anerkennt, auf jede Initiative verzichtet.

Fragt man, ob die Beamten in Frankreich in Achtung stehen und großen Einfluß haben, so ist der letztere nicht zu verkennen. Man fürchtet den Beamten, der die ihm von oben ertheilten Aufträge mit großer Energie ausführt. Man weiß, daß hinter ihm die ganze Staatsgewalt steht. Geschmeichelt und Ehre erwiesen wird ihm jedenfalls von denen, die etwas erlangen oder verhüten wollen. Die in der Regel höfliche Form der französischen Beamten macht seine Eingriffe erträglicher. Man weiß, er kann nicht anders handeln, wenn er nicht entlassen sein will. Aber von der Achtung und dem Ansehen, in dem die deutschen, speciell die preußischen Beamten im Allgemeinen stehen, ist in Frankreich nicht die Rede. Man legt dort einen andern Maßstab an, als in Deutschland. Wenn dort Jemand, der bisher zur liberalen oder gar zur radicalen Partei gehörte, plötzlich Beamter wird, so findet man es ganz natürlich, daß er seine politische Farbe wechselt. Hier ist ein solcher Gesinnungswechsel stets mit einem Makel behaftet, wenn derselbe nicht auf Ueberzeugung, sondern auf persönlichen Interessen beruht.

Was die Integrität der Beamten in Frankreich betrifft, so mögen wohl so plumpe Bestechungen, wie in Rußland und theilweise auch in Oestreich stattfinden, nicht leicht vorkommen, aber für unbestechlich gelten die französischen Beamten nicht, nur werden Formen angewendet, die den Beamten nicht compromittiren oder strafbar machen, wie Zuwendungen durch dritte, anscheinend unbetheiligte Personen oder fingirte Betheiligung an gewinnreichen Unternehmungen. Es wäre ja wunderbar, wenn entlaßbare, also auf Zeit angestellte Beamte, ebenso zuverlässig sein sollten, wie wirkliche Berufsbeamte in fester Stellung. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß es in Frankreich unter den Beamten keine ehrenwerthen, unbestechlichen Männer gebe.

So viel steht fest, daß die Anwendung des französischen Systems auf Deutschland, speciell auf Preußen, die größte Unzufriedenheit, sogar lebhaften Widerstand hervorrufen und von keinem Parlament gutgeheißen werden würde. Es läßt sich auch nicht annehmen, daß der Minister von Puttkamer, der selbst ein alter preußischer Beamter ist, einen solchen Wechsel beabsichtige, aber es ist doch zweckmäßig, sich die Consequenzen seines Ausspruchs klar zu machen. So lange noch Personen lebten, welche die französische Verwaltung deutscher Länder kennen gelernt hatten, wie in Westfalen und am Rhein, sprachen sie mit dem größten Widerwillen vom französischen Beamtenthum. Sogar in Belgien wollen Viele von der französischen Präfectenwirthschaft nichts wissen.

(Schluß folgt.)

Die Aufgaben staatlicher Gesundheitsämter.

Von A. Wernich.

Eine mehrmonatliche Reise nach England wird noch lange als nothwendiger Abschluß einer praktischen Ausbildung auf dem Gebiet der Volksgesundheitspflege gelten. Während überall auf dem Continent die auf das öffentliche Wohl abzielenden Gesetze und Einrichtungen den Stempel der Gelegenheitspolizei tragen, erscheint dort das Verhalten der Lokalbehörden als ein planmäßiges, für jeden Kampf mit öffentlichen Uebelständen vorbereitetes. Trotzdem indeß und trotz der Fortschritte, welche in technischer Beziehung auch das letzte Jahrzehnt noch dort ausgeprägt hat, wird weder der heutige noch der künftige Reisende beim Abschluß seiner Studien eine richtige Vorstellung haben von jenem apodiktischen Sicherheitsgefühl, mit welchem man vor etwa zwölf Jahren aus dem Lande der Erbweisheit begeistert heimkehrte. Lediglich der Belebung des guten Willens, der Intuition einer communalen Opferfreudigkeit und allerdings eines gesteigerten Nationalwohlstandes schien es zu bedürfen, um auch im Vaterlande die Sterblichkeitsziffer gewisser Krankheiten herabzumindern, um der Vortheile einer geregelten Städtereinigung, des Schutzes gegen Nahrungsmittelversälschung und so mancher anderweitigen Segnungen des Selfgovernement in aller Eile theilhaftig zu werden.

Die enthusiastische Meinung war gut, sie hat anregend und segensreich bei uns gewirkt, — und doch ist sie sowohl hinsichtlich der Nachahmung, als hinsichtlich des Selfgovernement gerade auf diesem Gebiet schneller und tiefer erschüttert worden als auf irgend einem anderen. Internationale Nachahmungen ergeben niemals auch nur ähnliche Resultate, sie entsprechen in den weitaus meisten Fällen nicht einmal dem Werthe der Pfropfreiser. Wer aber heute mit Ernst der Frage näher tritt, „ob die selbstverwaltende Commune oder der beaufsichtigende Staat die öffentliche Gesundheitspflege in die Hand nehmen müsse?" — der wird nur antworten können: Beide.

Die Schädlichkeiten im eigenen Boden und Grundwasser, im lokalen Gewerbetrieb aufzudecken, vorgeschlagene Verbesserungen bezüglich des unmittelbarsten Nutzens und in ihrer Zweischneidigkeit zu beurtheilen, sowie besonders jener Theil der Volksfürsorge, der mit dem Armen- und Unterstützungswesen directe Fühlung hat, wird stets den lokalen Verwaltungen zufallen, die in diesen Grenzen auch die Befugniß nicht entbehren können, mit Gesetzeskraft bindende Verordnungen zu erlassen. Auf die Dauer ihnen allein anheimgegeben, unterliegen aber selbst diese Theilgebiete einer fortschreitenden Degeneration; das eifrigste und geräuschvollste Fegen vor der eigenen Thür hat oft genug nur dazu gedient, die allgemeine Aufmerksamkeit von den bereits fühlbaren Disharmonien lokal-einseitiger Organisationen abzulenken.

Es war ein höchst dringliches Interesse, welches gerade in England anfangs der siebenziger Jahre das vorher so viel bewunderte System des Selfgovernement in allgemeinen Gesundheitsfragen aufgeben ließ. Jede Gemeinde entledigte sich gewohnheitsmäßig ihrer Unreinigkeiten und Abfälle auf die bequemste Weise, indem sie den nächsten Wasserlauf zu deren Wegschwemmung benutzte. Die hieraus sich ergebende Beschaffenheit der Flüsse wurde zur brennenden Frage, zum Allarmsignal, welches das große sanitarische Reformstatut ins Leben rief. Durch die „Act to amend the law relating to public health" wird 1872 der Widerstand der Communen gegen die Einmischung der Centralgewalt in die öffentlichen Gesundheitsfragen principiell gebrochen; im Verlauf dreier Jahre verschwinden fast vollständig die Ausnahme- und Specialgesetze einzelner Districte, die Armenverwaltungs- und Aufsichtskreise werden zweckmäßig abgegrenzt, dem im Anfange fühlbaren Mangel von Vermittlungsinstanzen zwischen der Centralgesundheitsbehörde und den Communen wird abgeholfen. London allein behält seine Selbstständigkeit.

Hindernisse rein bureaukratischer Natur thürmten sich natürlich überall in Massen auf; aber die als Delegirte des Centralamtes fungirenden sieben ärztlichen Inspectoren schafften sich

schnell ihr Berufsfeld. Regelmäßige Besuche aller Impfdistriete wurden übernommen; durch die persönliche Inaugenscheinnahme der örtlichen Verhältnisse bei außergewöhnlichen epidemischen Vorkommnissen wurde eine raschere und zuverlässigere Information der Centralbehörde erreicht, als sie je auf dem bloßen schriftlichen Berichtswege möglich gewesen wäre. — In überwiegender Häufigkeit dient eine auffallende Sterblichkeitsziffer in den statistischen Berichten zur Anregung der Lokalinspection. Aber auch wo Hospitalvorstände, Ortsbehörden, die lokal angestellten Gesundheitsbeamten Klagen erheben, sei es über mangelhafte Entwässerung und Entfernung der Auswurfstoffe, über unzureichende Wasserversorgungen, Flußverunreinigungen, gesundheitswidrige Gewerbetriebe, über fehlende Reinlichkeit bei Schlächtereien und Bäckereien, über Schulbesuch kranker Kinder und über Menschenanhäufungen in Herbergen und Wohnhäusern, — überall hat das Centralamt mit seinen Hülfskräften die Schädlichkeiten prompt ermittelt und ihre Abstellung bewirkt, — wo nöthig auch zwangsweise. Von wichtigen Speeialgesetzen hat es 1872—1879 die Bestimmungen über den Schutz der Säuglinge und Haltekinder, ein Ergänzungsgesetz betreffend die Ueberwachung chemischer Fabriken, das — Manchen allerdings nicht weit genug gehende — Nahrungs- und Droguen-Verfälschungsgesetz von 1875, das Gesetzesstatut über den Arbeiterschutz in allen Werkstätten und Fabriken, das Gesetz gegen Flußverunreinigungen, die revidirten Bestimmungen über die Anzeigepflicht bei ansteckenden Krankheiten, die Revision der Quarantänegesetze gegen Cholera und Gelbfieber — beim Parlament zur Durchführung gebracht.

Die eigentliche entscheidende That des englischen Centralamtes besteht jedoch in der rücksichtslosen Aufdeckung einer gefährlichen Schwäche des bisherigen öffentlichen Gesundheitsdienstes. Die lokalen Gesundheitsbeamten, jene von den Gemeinden zur Zeit des Selfgovernement nach Belieben angestellten, vielfach nur nach persönlichen und politischen Rücksichten ausgewählten, im Kampfe mit der Privatpraxis und dem corrumpirenden Einfluß, den dieselbe ausübt, schnell verkümmerten „medical officers of health“ erweisen sich absolut untüchtig, den vom Centralamt nothwendig geforderten größeren Pflichten als Träger zu dienen. Man geht mit ihrem Ersatz durch staatlich geprüfte und für diesen Zweck besonders ausgebildete Gesundheitsbeamte um; man wird diesen auf gesetzlichem Wege eine ausreichende Besoldung sichern und sie so dem Pauperismus und den zur Bestechlichkeit führenden Einwirkungen der Existenz durch Privatpraxis entziehen. Kurz — das englische Centralamt bestrebt sich auch in diesem vielleicht wichtigsten Punkte in der öffentlichen Gesundheitspflege der Haltung eines weisen vorsorglichen Generalstabes, der sich wohl bewußt ist, daß er ohne wohlorganisierte Truppen und ohne völlig durchgearbeitete Pläne auf einen Sieg über den Nothstand der einheimischen und vom Auslande hereinbrechenden Seuchen nicht hoffen darf. —

Man begeht nun von vornherein ein Unrecht, wenn man die in Nordamerika, in der Schweiz und in Deutschland unter der Bezeichnung von „Gesundheitsämtern“ während des verflossenen Jahrzehnts ins Leben gerufenen Einrichtungen mit der eben geschilderten Behörde mehr als dem Namen nach vergleicht. Schon daß jene Körperschaften nicht einheitlichen Landesregierungen, sondern Bundesräthen und Bundesregierungen gegenüberstehen, paralysirt nach vielen Seiten ihre Wirksamkeit. Zum anderen Theile stufen sich die Schwierigkeiten in verschiedenem Grade ab je nach der Einfachheit und Aetualität der gestellten Aufgaben. In der Schweiz hat das Gesundheitsamt sich der lebhaften Mitarbeiterschaft auch der nicht beamteten Aerzte zu erfreuen; der Ende 1879 von ihm dem Bundesrathe übergebene Gesetzentwurf „zur Bekämpfung gemeingefährlicher Epidemien“ wird allgemein ganz vorzüglich gefunden. Mannichfaltiger und verwickelter erscheinen schon die Bestrebungen des nordamerikanischen „National board of health“ in Washington, der als Consequenz der entsetzlichen Gelbfieberepidemie von 1878—79 ins Leben trat. Jung wie die Einrichtung noch ist, in vieler Beziehung einen fast privaten Charakter tragend und mit den bedeutend älteren Gesundheitsämtern der großen Städte — so New-Yorks, Bostons, St. Louis', Philadelphias — neben sich, hat sie in gesetzgeberischer Beziehung noch nicht viel Anregung gegeben. Aber sie sammelt in ihren regelmäßigen Veröffentlichungen ein vortreffliches statistisches Material über epidemiologische Begebenheiten besonders an den wichtigeren Hafenplätzen. Auch erfreut sich der nordamerikanische board of health des Vortheils, einen allen Eventualitäten gewachsenen Vorstand, zugleich eine Arbeitskraft ersten Ranges, in der Person des durch seine literarischen Leistungen auch in Europa vortheilhaft bekannten Dr. Billings an seiner Spitze zu haben.

Sehr glücklich wahrt aber diese nordamerikanische Institution ihren rein consultativen Charakter in ihrer bescheidenen Bezeichnung „Board“, einem Ausdruck, der bekanntlich eher „Collegium“, „Commission“, „rathgebende Deputation“ bedeutet als „Amt“. Unserer deutschen Centraleinrichtung für die öffentliche Gesundheitspflege ist gerade die Bezeichnung „Gesundheitsamt“ von jeher ganz besonders nachtheilig gewesen. Denn man hat im früheren Deutsch für Körperschaften ohne klare bestimmte Competenzen, ohne Initiative, ohne alle executiven Hülfskräfte den Ausdruck „Amt“ eben sowenig gekannt, wie man sich an jene Einrichtungen der Neuzeit, die sehr viel bitten und schreiben, ohne daß Jemand auf sie hört, an Staatsinstitute, die eben „kein Amt, sondern nur eine Meinung“ haben, überhaupt bei uns gewöhnen kann.

Bereits im Februar 1870 war bei dem Norddeutschen Bundesrathe eine von mehreren Tausend deutscher Bürgermeister, Aerzte, Techniker ꝛc. unterzeichnete Petition um Errichtung eines centralen Gesundheitsamtes eingegangen; daneben vereinzelte gleichsinnige Petitionen von Städten und Vereinen. Die Aufgaben, auf welche die Petenten besonders hinwiesen, waren: eine neue Baupolizei-Ordnung; Schutz der Schulkinder und Fabrikarbeiter; Wasserversorgung, Reinigung und Entwässerung der Städte; Einrichtnng des hygienischen Unterrichtes an den Universitäten und einige andere. — Die Petitionen lagen der preußischen „Wissenschaftlichen Deputation für das Medieinalwesen“ vor, und diese warnte eindringlich vor dem Wagniß, auf jene Wünsche einzugehen. Es seien einzelne dieser allerdings wichtigen und dringlichen Aufgaben durch Einberufung besonderer Sachverständigen-Commissionen besser zu fördern; eine wissenschaftliche Körperschaft für die Bearbeitung der medicinischen Statistik und der allgemeinen Gesundheitsberichte zu haben sei zwar wünschenswerth, gleichzeitig sei es für eine jeder executiven Gewalt entbehrende Behörde kaum möglich, in Bezug auf Erkrankungs- und Sterbeziffern eine zuverlässige Grundlage zu schaffen. Von den oben berührten Aufgaben heißt es: „Nicht einmal wissenschaftlich sind die einschlagenden Fragen so sehr geklärt, um der fortschreitenden Erfahrung der Einzelstaaten Schranken zu setzen: eine glückliche Erfahrung, die aus einer Gemeinde hervorgeht, wirkt hier mehr als eine Schaar von Verordnungen, zu deren Durchführung es an geeigneten Lokalorganen gebricht.“

Den interessantesten Punkt in der Entwickelungsgeschichte des Gesundheitsamtes bildet das lebhafte Interesse, mit welchem — jener Abmahnungen ungeachtet — der Fürst Reichskanzler gegen Ende 1875 die Position von etwas über 20,000 Mark zur ersten Grundlegung des Amtes (Beamtengehälter) durchsetzte. Es ist bekannt, daß der Socialismus viel von der Aufgabe zu reden pflegt, das „menschenwürdige Dasein“ nach seinen Prineipien zu formuliren und daran Forderungen knüpft, welche im Grunde genau mit Vielem übereinstimmen, was auch die öffentliche Gesundheitspflege vom Staate für den Einzelnen verlangt. Möglich also, daß dem Gesundheitsamte die Aufgabe zugedacht war, mit gewissen Fragen der Armen- und Unterstützungs-Organisation Fühlung zu nehmen.

Es bedurfte jedoch einer so schwierigen Complication nicht, um die Präeisirung der „Ziele und Aufgaben“, welche sich diese Behörde zu stellen hatte, zu einem recht heiklichen Problem zu machen. In einer den entsprechenden Titel tragenden Denkschrift, dem Reichstage vorgelegt im Februar 1878 — also nach zweijährigem Bestehen des Amtes — wurden auf 21 Folioseiten einige dreißig Aufgaben nach Maßgabe ihrer Dringlichkeit und

nach den bereits ermöglichten Vorarbeiten geordnet und ausführlich besprochen. Man konnte mittheilen, daß in den wöchentlichen „Veröffentlichungen" des Gesundheitsamtes systematische Klimabeobachtungen und eine Sammlung von Krankheitsberichten im Gange war, daß man das Trinkwasser einer größeren Anzahl deutscher Städte untersucht habe, daß die Gesetzesvorlagen über die allgemeine obligatorische Impfung, das Reichsgesetz über die Abwehr und Unterdrückung der Viehseuchen, ein Gutachten über die allgemeine Fleischschau sowie der Entwurf des Gesetzes gegen Nahrungsmittel-Verfälschungen fertig gestellt seien.

Leider blieben, wie die beiden letzten auch noch einige andere fertig ausgearbeitete Pläne, — so die neue Prüfungsordnung für Aerzte und Thierärzte, ein Vorschlag zur Errichtung technischer Untersuchungsstationen und mehrere weniger wichtige — im Stadium des Entwurfs stecken oder scheiterten an unüberwindlichen Mächten. Die Berathungen über ein neues deutsches Arzneibuch und über die Maßregeln gegen Petroleum-Explosionen traten vor mehr als Jahresfrist als neue Aufgaben hinzu.

In richtiger Würdigung dieser mißlichen Lage verlegte das kaiserliche Gesundheitsamt den Schwerpunkt seiner Leistungen in die Labatorien, deren Einrichtung ihm der inzwischen auf 125,000 Mark unter vielem Widerstreben erweiterte Etat ermöglicht hatte. Es überraschte die Welt im Herbst des vergangenen Jahres durch ein starkes Heft von „Mittheilungen", welche experimentelle Untersuchungen über organisirte Krankheitsgifte (Bakterien), über Desinfection, über Milch- und Wasserprüfungen enthalten. Mit Recht hat die rein medicinische Presse sich über den größeren Theil dieser Forschungen sehr anerkennend geäußert, nicht allerdings ohne fast ausnahmslos die Frage zu ventiliren, „ob deren Ausführung eigentlich zu den Aufgaben eines staatlichen Gesundheitsamtes gehöre". Diese Frage erklärt sich aber — ebenso wie die unliebsamen Debatten bei den Etatsberathungen im Reichstage, ebenso wie die seitens desselben sogar vorgenommene Streichung und Absetzung nothwendiger Hülfskräfte — aus dem oben mit Absicht stark pointirten Mißverständniß. Ein wirkliches Gesundheitsamt, etwa wie das englische, wird solche Arbeiten natürlich nur gelegentlich und beiläufig bringen; eine Behörde wie die unsrige aber verdient schon unbedingtes Lob, wenn sie sich überhaupt Aufgaben erdenkt und ihre leistungsfähigen Arbeitskräfte nicht brach liegen läßt. — Daß unter der amtlichen Flagge auch einige sehr schwache dilettantische Versuche der sogenannten Hülfsarbeiter gedeckt sind, darf dem Amte selbst nicht zum Vorwurf gemacht werden; auch ist zu hoffen, daß es bei der Widerlegung der vielfachen Angriffe, welche die „Mittheilungen" herausgefordert haben, Zeit erübrigen wird, um sich auf actuellere Aufgaben vorzubereiten.

Literatur und Kunst.

An den vlaamschen Dichter Pol de Mont.*)

Du dütsche Skald, du edle Fründ
Du frie un stolt Gemoth —
Di leev un gröt ik — nimm min Hand:
Bün Kind vun't sülwe Blot!

Pol de Mont.

As drück en Broder mi de Hand,
De wedder kumt int Vaderland,
As wenn en Nawer mi begröt,
So klingt mi, junge Fründ, din Leed.

Weer dat de Ton nich, den ik hör,
As ik to Hus bi Moder weer?
Se wuß to singn ut fram Gemöth
Vun Leid un Lust, vun sur un söt.

Ol Leeder weern dat, de se sung,
En Ton weer't, de to Harten gung,
Un wat ik nöß inn Leben hör —
Nix keem mi an, wat so mi röhr!

Wul hör ik oft en högern Ton,
De grote Welt de klung dervon;
Doch mi weer jümmer so to Sinn,
As fehl, ik weet ni wat, darin.

Do heff ik lurt un horcht un söcht
Na dißen Ton, so wahr un echt,
Un drop ik em — du weerst alleen,
Min Modersprak, du klungst so schön!

Doch leegst du slapen un to dröm',
As Vageln abends in de Böm.
De grote Welt sä rund herum:
Din Mund weer slaten, du weerst stumm.

Doch hör! Wat schallt dar ut de Feern?
Dar is din egen Stimm to hörn! —
De Vlaamschen Sängers de sünd waak —
Dat is se sülbn, uns Modersprak!

Dat is de Ton, wona ik söcht,
Dat sünd de Leeder, tru un echt,
Dat is de Klang, as ik em hör,
Do ik as Kind bi Moder weer.

Uns egen Slach! Uns egen Blot!
Mi is, as war dat Hart mi grot! —
Du, Jüngste, reck mi mal de Hand:
Willkam' int plattdütsch Holstenland!

Klaus Groth.*)

*) Durch die neuplattdeutschen Schriftsteller, besonders durch Klaus Groth, sind die flämischen Belgier sich der Sprach- und Blutsverwandtschaft mit den Niederdeutschen wieder bewußt worden. Seit der Kampf mit dem wallonischen Franzosenthum in Belgien ernsthaft geworden ist, betrachten die flämischen Schriftsteller die zehn Millionen Plattdeutsche wie eine Rückenstärkung. „Dietsche Beweging" ist der Terminus, unter dem seit zwanzig Jahren von namhaften Leuten, wie Dr. Hansen in Antwerpen, Prof. Heremans in Gent u. A. für eine engere Verschmelzung der verwandten Idiome durch eine gemeinsame Orthographie gearbeitet wird. Diesen schließt sich Pol de Mont, dem vor Jahresfrist für seine erste Gedichtsammlung der belgische Königspreis gewährt wurde, begeistert an: Bün Kind vun't sülwe Blot. Wir hoffen nächstens einen speciellen Artikel aus der Feder Klaus Groths über diese „dietsche Beweging" in Belgien bringen zu können. Die Red.

*) Worterklärungen. Nawer Nachbar; to Harten zu Herzen; nöß nachher; lurt gelauert, gewartet; drop traf; slaten geschlossen; waak wach; Slach Geschlecht, Art; reck reiche.

Autokritiken.**)

Von meiner Collaboration mit Eugène Scribe.

Von Ernest Legouvé.

Im Beruf des Dramatikers spielt der Rathgeber eine große Rolle. Wohl schärfen manche Kritiker den jungen Autoren ein: „Fragt nicht zu viel um Rath, denn es schadet Eurer Originalität!" aber man braucht nur an Molière zu erinnern, der

**) Unter diesem Titel eröffnen wir eine Serie in zwangloser Folge erscheinender Aufsätze, in denen gefeierte Politiker, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler in möglichst objectiver Weise ihr eigenes Wirken beurtheilen. Rückblicke auf Wege und Ziele, Erfolge und Niederlagen, Lehr- und

seine Magd consultirte, um die Nützlichkeit einer objectiven und fruchtbaren Kritik zu erkennen. Freilich, die guten dramaturgischen Rathgeber sind selten. Ganz abgesehen davon, daß es hinterlistige gibt, die die Wahrheit verschweigen, schwache, die sie nicht auszusprechen wagen, und blinde, die sie nicht sehen, so wird selbst den aufrichtigsten und gewandtesten die Aufgabe erschwert durch den ganz eigenthümlichen Standpunkt, den man beim Anhören eines werdenden Theaterstückes einnehmen muß. Es handelt sich ja um ein Urtheil nicht über das Stück, so wie es ist, sondern wie es sein wird. Die Bühne wird es verwandeln, also muß man es so sehen, wie es sich auf dem Theater ausnehmen wird, und Alles errathen, was ihm die scenische Perspective nehmen oder verleihen soll. Man muß sich divinatorisch in die vorgefaßten Meinungen, die Empfindlichkeiten jenes nervösen und vielköpfigen Wesens zu versetzen wissen, das man Publicum nennt. Oft ist der Erfolg eines Theaterstückes eine Frage von Zeit und Ort; was in einem bestimmten Theater gefällt, fällt in einem anderen; man muß damit rechnen. Und die Besetzung! und die Zufälligkeiten! und der Wechsel des Urtheils! Ein wahrer Rathgeber muß auch den Erfolg voraussehen, welcher auf eine durchgefallene erste Aufführung folgt, — jene Stücke, welche wie Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" dreihundertmal nacheinander ausgepfiffen werden.

Eugène Scribe und ich selbst, sein treuester Mitarbeiter, wir Beide hatten das Glück, auf unserer Theaterdichter-Laufbahn in dem jungen Mahérault, dem Sohne des Regierungscommissärs vom Théâtre français, und Germain Delavigne, dem Bruder des berühmten Dramatikers, zwei unvergleichliche Rathgeber zu finden. Durch vierzig Jahre hat Scribe kein Lustspiel, kein Vaudeville, keine komische Oper, keinen Roman verfaßt, ohne sein Werk vor der Veröffentlichung einem seiner zwei Freunde gezeigt zu haben.

Germain Delavigne war eine liebenswürdige und originelle Erscheinung. Eine große Zahl reizender Stücke sind von ihm, aber kein einziges hat er allein unterzeichnet. Er war nicht im Stande, ein Stück ohne Mitarbeiter zu machen; nicht aus geistiger Unfruchtbarkeit, denn er besaß einen feinen Witz, aber die liebe Faulheit verhinderte ihn, ganz allein die schwere Arbeit der dramatischen Production auf sich zu nehmen. Er glich nicht im mindesten der Lerche La Fontaines, welche ein Nest baut, ein Ei legt, es ausbrütet und Alles trefflich besorgt. Er baute ein Nest nur unter der Bedingung, daß ein Anderer sein Ei hineinlege und auch ein wenig brüten helfe. Namentlich haßte er jede Eile. Er und sein Bruder Casimir kannten Scribe noch von der Schule her. Später kamen die drei Freunde jeden Donnerstag zusammen und theilten sich nach Tisch ihre Pläne mit. Casimir brachte den Plan einer Tragödie, Scribe den Vorwurf eines Vaudevilles, Germain seinen feinen Geschmack und seinen Theil Erfindungsgabe für die Stücke seiner Freunde. Mit seinem gutmüthigen rothen Gesichte und seinem geistreichen Lächeln saß er stille zwischen den beiden ewig aufgeregten Freunden, um diesem eine Idee zu geben, wenn er einer Idee bedurfte, jenem einen Witz, wenn er einen Witz brauchte, oder einen Rath, wenn ein solcher Noth that, und hielt seine erstaunliche Belesenheit zur Verfügung beider. „Ich will bei Germain nachschlagen", sagte Casimir, wenn er eine historische, anekdotische oder künstlerische Auskunft benöthigte, und sofort antwortete das lebendige Buch und öffnete sich von selbst auf der gewünschten Seite. Der Gegensatz ihres Wesens zeigte sich schon in der Art und Weise, wie sie zu arbeiten pflegten: Casimir dichtete gehend, Scribe sitzend und Germain liegend. Kaum dem Bett entstiegen, warf er sich auf ein Sopha. Er lebte auf dem Rücken wie ein Orientale; aber statt zu rauchen, schnupfte er, und statt zu träumen, las er.

Diese donnerstäglichen Diners waren nicht nur Consultationsstunden. Man tauschte auch dramatische Stoffe aus und lieh sich gegenseitig Verwicklungen und Lösungen. Eines Tages erschien Casimir ganz bestürzt bei seinen Freunden, denn er konnte den fünften Act seiner „Schule der Greise" nicht finden, weil ihm die letzte Situation fehlte. „Warte," sagte Scribe zu ihm, „ich vollende gerade ein Vaudeville unter dem Titel: „Michel und Christine" und ziehe mich auf schlaue Art aus der Verwirrung; diese Lösung paßt vortrefflich für Dein Stück. Ich gebe sie Dir." Es geschah, und weder das Publicum noch die Kritik merkte es, daß die Lösung in beiden Stücken ganz dieselbe war; aber im Vaudeville gefiel sie ausnehmend und im Lustspiel erschien sie schwach. Für die Mache eines Einacters genügt eben ein Faden, der leicht verknüpft wird, während ein größeres Werk mehr Kraft in der Schürzung und Entwirrung des Knotens erfordert.

Diese freundschaftlichen Tausche veranlaßten ein andermal ein merkwürdiges Geschehniß. Casimir wälzte in seinem Gehirn eine lustige und lebendige Komödie, die zum Vorwurf ein diplomatisches Mißverständniß haben sollte: ein junger Edelmann, den man in einen deutschen Kleinstaat entsendet, um dort eine Balltoilette zu holen, wird für einen wichtigen politischen Agenten gehalten. Zur nämlichen Zeit brachten Scribe und Germain zum dramatischen Donnerstagsmenu einen Plan, der sie entzückte: es war die Geschichte einer achtzehnjährigen Prinzessin, welche mit ihrer Grazie, ihrer Koketterie, ihrer Unschuld und einer zärtlichen Leidenschaft im Herzen inmitten aller politischen Intriguen eines kleinen Hofes lebt und allen ihren Bewerbern mit ebenso viel Schlauheit aber mit mehr Humor, als Penelope, entgeht. Die beiden Pläne hatten im Freundeskreise denselben Erfolg und die Autoren glaubten beim Abschiede schon den zukünftigen Beifall zu hören, der ihren beiden Stücken zu Theil werden würde. Aber nach einigen Tagen schrieb Casimir an Scribe: „Mein lieber Freund, mir träumt nur noch von Deiner Prinzessin. Ich bin verliebt in sie. Gieb sie mir. Mein Diplomat schien Dir zu gefallen. Tauschen wir." Scribe willigte ein. Was geschah aber. Aus Casimirs Idee wurde „Der Diplomat" von Scribe und Germain, deren Entwurf in Casimirs Händen „Die Prinzessin Aurélie" wurde, d. h. Casimir hatte einen großen Erfolg gegen einen Durchfall eingetauscht. Scribe äußerte darüber: „Germain und ich hätten den gleichen Erfolg mit der „Prinzessin Aurélie", wie mit dem „Diplomaten" davongetragen, denn wir hätten zwei, nicht aber fünf Acte daraus gemacht und in Prosa, nicht in Versen geschrieben. Das kommt davon, wenn man Poet ist." Dann fügte er lustig bei: „Ja, mir kann so etwas nicht begegnen!" — Die Donnerstagsdiners fanden mit der Verheirathung der Brüder Delavigne ihr Ende. Sie zeigten ihren Standeswechsel dem König Ludwig Philipp an. „Sire, wir heirathen nächsten Donnerstag." — „Ah!" — „Zur nämlichen Zeit." — „Ah!" — „In der nämlichen Kirche." — „Ah, und mit der nämlichen Frau?"

Auch Mahérault war ein trefflicher Rathgeber. Jeden Morgen, bevor er in sein Bureau ging, besuchte er Scribe, den er immer bei der Arbeit fand. Der Besuch dauerte oft nur einige Minuten, blos die Zeit einzutreten, guten Tag zu sagen, einen Blick auf die angefangene Seite zu werfen und zu fragen: „Geht's von der Hand?" Dann verschwand er. Manchmal ließ sich Scribe in seinem Schaffen mit nichten stören und brummte blos, ohne den Kopf von der Arbeit zu erheben: „Ach, Du bist's? Guten Morgen, wie geht's Deiner Frau?" Dann setzte er die angefangene Scene fort. Hie und da jedoch rief er: „Du kommst gerade recht. Erinnerst Du Dich der Scene, die mir gestern so viel Kopfzerbrechens machte? Nun, ich glaube, ich habe sie. Höre mich an." Wenn Mahérault nach der Lectüre nur halbe Zufriedenheit verrieth, antwortete Scribe ganz ruhig: „Nun, so geh nur. Ich will prüfen, welcher von uns Recht hat. Ich lese es Dir heute Abend vor."

Meisterjahre, Plaudereien über ein bestimmtes Werk oder Charakteristik der Intentionen und Präcisirung des subjectiven Standpunkts — Alles, was als wichtiger Beitrag zur Kenntniß bedeutender Individualitäten die Mitwelt interessiren und der zukünftigen Kritik als Fingerzeig dienen kann, soll hier berücksichtigt werden. Wir beginnen die „Autokritiken" mit einer Plauderei des berühmten Akademikers und Verfassers von „Adrienne Lecouvreur", „Damenkrieg", „Feenhände", „Erzählungen der Königin von Navarra" und anderer weltbekannter Theaterstücke.

Die Redaction.

Dies führt uns vom rathgebenden Freunde auf den consultirenden Autor, denn neben der Kunst, Kritik zu üben, gibt es die nicht minder schwere, sie zu empfangen.

Die Autoren, welche um Rath fragen, zerfallen in drei Klassen: die Bescheidenen, die immer selbst an sich zweifeln; die Eiteln, die sich Alles zutrauen, und die wirklich praktischen Leute, die auf Alles hören und Alles benutzen. Bei der ersten kritischen Bemerkung rufen die Bescheidenen: „Wie Recht Sie doch haben! Es taugt wirklich nichts." Die Eiteln sind erstaunt, lächeln geringschätzig oder werden zornig. Ganz anders die Meister. Rathschläge zu fordern, aus einer schlechten Kritik eine gute Lehre zu ziehen, die Vernunft aus scheinbar unvernünftigen Gründen zu finden, das Stillschweigen zu verstehen, auf den Gesichtern zu lesen, den Charakter und Geist jedes Berathers wohl zu kennen, kurz seine Richter zu richten, dies Alles verstand Scribe. Ohne Eitelkeit, ohne Starrsinn, ohne Schwäche, benutzte er jede richtige Kritik, als wäre sie sein Gut, assimilirte sie sich, entwickelte sie, ließ ihr sofort tausend scharfsinnige Bemerkungen entsteigen, welche den Urheber des Grundgedankens selbst am meisten in Erstaunen setzten. Machte man eine falsche oder kindische Bemerkung, so wies er sie mit einer ungeduldigen Hast zurück, der aber nichts Beleidigendes anhaftete, denn man fühlte wohl, daß seine Eigenliebe keinen Antheil an dieser Lebhaftigkeit hatte. „Es genügt mir nicht, daß ein Rath gut sei," pflegte er zu sagen, „er muß gut für mich sein. Man muß nur diejenigen dramaturgischen Räthe annehmen, die man im Stand ist zu befolgen. Ich hatte einen Freund, dessen Urtheil mir zugleich Vertrauen und Mißtrauen einflößte. Niemand war scharfsinniger, wenn es galt, die Fehler eines ihm vorgelesenen Stückes herauszufinden. Er hatte einen unbarmherzig sicheren Blick; er ging geradenwegs auf den verborgenen Fehler los. Aber wenn er nach seiner Kritik zeigen wollte, wie das zu verbessern sei, dann gebot ich ihm Schweigen. Halt, mein Freund, Du demolirst famos, aber aufzubauen vermagst Du nicht. Das Stück, das Du mir vorschlägst, ist vielleicht reizend und ein Erfolg, wenn Du es ausführst, weil es Deiner Geistesbeschaffenheit entspricht. Wenn ich es aber mache, so wird es durchfallen, weil es nicht zu meiner Denkart paßt. Lasse mich mein Haus allein bauen."

Man kann sich denken, mit welchem Scharfsinn Scribe aus den widerstreitendsten Rathschlägen Vortheil zu ziehen verstand. Er vervollständigte Mahérault durch Germain und Germain durch Mahérault. Während das Urtheil von Germain kurz zu sein pflegte, erschien Mahérault ein einziges Anhören nicht für hinreichend, um sich eine Meinung zu bilden, oder ein Wort, um sie auszusprechen. Scribe wußte dies wohl und darum gab er ihm jedes vollendete Stück nach Hause mit. Dann erst begann der wahre Freundesrath mit der Feder in der Hand. Ich besitze einen Stoß von Schriftstücken, welche den Titel tragen: „Meine Bemerkungen über noch nicht aufgeführte Stücke von Scribe." Es sind oft zehn- und zwölfseitige Analysen. Da ist kein Widerspruch, den Mahérault nicht entdeckt, kein Fehler, den er nicht enthüllt. Seine Aufrichtigkeit geht oft bis zur Härte. „Diese Couplets," schrieb er einmal, „sind verzweifelt schwach und haben weder Witz noch Sinn. Die schlechte Prosa, die sie ersetzen, war mehr werth." Kurz, es ist ganz die rauhe Strenge, die Montaigne von der wahren Freundschaft verlangt. Wenn aber Mahérault sich mit bewundernswerther Offenheit ausdrückte, so verstand Scribe, sein Urtheil zu würdigen. „Du hast in jeder Beziehung Recht," schrieb er auf dem Höhepunkt seiner Berühmtheit, als er auf vier Pariser Theatern zugleich regierte, „aber ich weiß nicht, ob ich Dir danken soll, denn jetzt bin ich genöthigt, Deinen Willen zu thun, und das wird eine lange Arbeit sein."

Zwei persönliche Erinnerungen mögen dies Porträt vervollständigen.

Der Gang meiner Studien hatte mich eine liebenswürdige historische Persönlichkeit kennen lernen, welche in der Weltgeschichte in jenem der dramatischen Behandlung so zuträglichen Helldunkel steht: Marguerite von Navarra. Auch die Neuheit ihres Charakters reizte mich, sie zur Heldin einer Komödie zu machen, denn keines der bekannten Stücke hatte bis dahin eine Schwester als Hauptrolle; Marguerite aber, welche ihren königlichen Bruder Franz I. befreit, erinnerte mich an die poesievollen Figuren des Alterthums, an Electra und Antigone. Meine Idee entzückte Scribe, und folgenden Tages wurde der Plan begonnen. Aber mitten in unserer Arbeit stießen wir auf eines jener Hindernisse, welche zu den Unannehmlichkeiten der Collaboration gehören. Scribe wollte nicht, daß Franz I. auftrete, denn das Pikante des Stoffes sollte gerade darin bestehen, daß man sich fortwährend um den Kerker bewege, ohne einzutreten, und den Gefangenen befreie, ohne ihn gesehen zu haben. Und dann mißfiel ihm der langnasige, declamatorische, melodramatische Franz mit seinem ewigen: Tout est perdu, fors l'honneur, halb König, halb Troubadour. Um so besser behagte ihm der schlaue, spöttische Gegner von Marguerite, Karl V., den er im Feuer der Composition, wo er sich einzig und allein um die Situationen kümmerte, statt „Charles Quint" immer „Arlequin" nannte. Aber ich wollte meinen ritterlichen König nicht opfern, denn der Grundgedanke meines Stückes beruhte ja gerade auf dieser starken Schwesterliebe. Alle Rührung, jedes Pathos mußte verschwinden, sobald der Bruder aus dem Stück entfernt würde. „Ich will sie bei einander und zusammen weinen, hoffen, fürchten sehen," rief ich aus. „Wir spielen keine Schachpartie, sondern unser Stück muß lebendig, menschlich sein. Wir brauchen also wahre Menschen. Das sei gemein, sagen Sie? Gewiß, es ist allen liebenden, leidenden und sich hingebenden Menschen gemein, und darum ist es auch dramatisch!" Scribe gab mir Recht, und Franz I. war für das Stück gerettet. Drei Monate später wurde es den rathgebenden Freunden und unseren beiden Familien vorgelesen. Die Lectüre begann um vier Uhr Abends, und um Mitternacht dauerte die Discussion noch fort. Der erste, dritte, vierte und fünfte Act wurden beifällig aufgenommen, aber mein zweiter Act fiel vollkommen durch. Man fand ihn zu pathethisch und im Widerspruche mit dem Rest des Werkes. Schon erhob sich der fast allgemeine Ruf: „Streichen sie ihn!" Nur Scribe und Mahérault hielten zu mir und vertheidigten meinen Act. „Legouvé hat Recht!" rief Mahérault mit jener unbändigen Hartnäckigkeit, die zu seiner Beratherrolle trefflich paßte. „Eure Kritiken sind richtig, aber sie betreffen bloße Detailfragen. Der Untergrund, der Plan ist gut, trotz der etwas schwerfälligen Ausführung und der Verschiedenheit des Tons. Den Act streichen hieße so viel, als ein Bein entzwei hacken, wenn man ein Hühnerauge hat." Schon zur Mittagszeit des folgenden Tages brachte Scribe das fertige Stück mit. Er hatte den zweiten Aufzug etwas leichter, heiterer, ein bischen unpoetischer, aber lebendiger, unterhaltender, kurz so gemacht, wie er geblieben ist, das heißt, vielleicht das Beste des ganzen erfolgreichen Theaterstückes.

Auch bei der Verfassung von „Adrienne Lecouvreur", einem der meistgespielten Stücke des modernen Theaters, hatten die dramaturgischen Rathgeber einen wesentlichen Antheil. Es war im Jahre Neunundvierzig. Eines Morgens gehe ich zu Scribe. „Sie kommen wie gerufen", sagte er, „Sie können mir einen Rath geben." — „Einen dramaturgischen Rath?" — „Ja." — „Ich Ihnen?!" fragte ich ironisch, „aber worum handelt es sich?" — „Das Théâtre français verlangt von mir eine Komödie für die Rachel, aber ich wage es nicht, zu entsprechen." — „Warum nicht?" — „Weil ich mich beinahe für allzu profan halte, um Prosa — und zwar die meinige! — in diesen Mund zu legen, der nur gewohnt ist, Verse von Corneille und Racine wiederzugeben." — „Ei, hat denn Talma nicht auch in Kotzebues „Menschenhaß und Reue" gespielt? Die Sache ist gar nicht so gewagt, als sie aussieht. Man braucht nur alle die gewöhnlichen Vorzüge der Rachel in einen anderen Rahmen zu verlegen. Das Publicum hält alsdann den bloßen Costümwechsel für die neue Offenbarung eines vielseitigen Talents. Der Erfolg ist sicher." — „Gut, wollen Sie mit mir einen Stoff suchen und ihn mit mir bearbeiten?" — „Von ganzem Herzen." — Ich suchte, und der Zufall fand für mich, indem er mir in einem Memoirenwerke des vorigen Jahrhunderts eine Anekdote

der Adrienne Lecouvreur zeigte. Die berühmte Schauspielerin näherte sich einst in einer Vorstellung von Racines „Phädra" der Prosceniumsloge, worin ihre Nebenbuhlerin, die Herzogin de Bouillon, saß und schleuderte ihr folgende Verse ins Antlitz:

. . . Je ne suis point de ces femmes hardies,
Qui, goûtant dans le crime une tranquille paix,
Ont su se faire un front qui ne rougit jamais!

Der Stoff war gefunden, und wir machten uns unverweilt an die Ausführung. Schon in kürzester Frist konnten wir unser Werk Mahérault vorlesen. „Es fehlt eine Person in Eurem Stück," sagte er. „Wo sollen wir sie hineinflicken?" fragte Scribe. — „An die Stelle einer anderen. Euer Herzog d'Aumont spielt eine ziemlich unbedeutende Rolle; macht lieber einen Abbé aus ihm. Das wäre wenigstens eine wahre Originalfigur aus dem 18. Jahrhundert. Eine Schauspielerin, eine Prinzessin, ein Held und ein Abbé, das Bild ist fertig." Wir folgten seinem Rathe und verdanken ihm eine der glücklichsten Figuren unserer Komödie. Nach der Generalprobe stürzte mir Scribe um den Hals und rief: „Hundert Vorstellungen zu sechstausend Francs!" Dieser Enthusiasmus in Zahlen kam nicht aus dem rechnenden Geiste des Speculanten, sondern aus dem Herzen des Künstlers. Das Geld ist das einzige Thermometer des reellen Erfolges und drückt es brutal und präcis aus, was das Publicum von uns denkt.

Geschichte der Ethik.*)

Für das umfassende Gebiet der Ethik liegt mehr wie für jedes andere Gebiet menschlicher Geistesarbeit in der gegenwärtigen Zeitperiode die wissenschaftliche sowohl wie praktische Veranlassung vor mit der Vergangenheit abzurechnen und diese Abrechnung für die Jetztzeit fruchtbar zu gestalten. Jede andere wissenschaftliche Disciplin, die neugestaltend auftritt, namentlich jede naturwissenschaftliche, kann ihre Vergangenheit, das was auf ihrem Gebiet in früheren Zeiten schon geleistet worden ist, eher ignoriren und, wenn unbrauchbar, bei Seite stehen lassen als die ethische. Ich stimme zwar nicht ganz buchstäblich mit dem Verfasser des hier zu besprechenden Werkes, Professor Th. Ziegler, überein, wenn er in der Vorrede zur ersten Abtheilung seiner Geschichte der Ethik sagt, daß eine Sittenlehre der Gegenwart, zu der wir höchstens die ersten Ansätze haben, nur auf und aus den Trümmern der Vergangenheit zu erbauen sei. Namentlich dieser letztere Ausdruck, so allgemein hingestellt, scheint mir der autonomen Stellung eines jeden größeren geschichtlichen Zeitabschnitts und also auch der Gegenwart etwas mehr zu nehmen als ihr genommen werden darf. Aber soviel ist gewiß, daß gerade das ethische Bewußtsein eine in seinem Wesen und in seiner Aufgabe liegende dringende Veranlassung hat, sich das „Gestern klar und offen" vorzulegen, sich in das Ganze des sittlichen Entwicklungsganges der Menschheit hinein zu denken und zu fühlen. Denn in dem Maße als dies geschieht gewinnt der Einzelne ein über die blos subjective Speculation hinausreichendes Verhältniß, in ihm wird die sittliche Gesammtpersönlichkeit der Menschheit, die er in sich aufnimmt, lebendig und daraus erwächst ihm eine unmittelbare Richtschnur, eine so zu sagen intuitive Fühlung für die wirklichen, seiner Zeit entsprechenden, innerlich berechtigten und nicht blos äußerlich angepaßten ethischen Postulate. Abzurechnen mit der Vergangenheit und sie neu befruchtet zu neuem Leben zu erwecken hat aber speciell noch bei der reichen Ethik der Griechen, der der vorliegende Band zum allergrößten Theil gewidmet ist, eine vermehrte innere Bedeutung. Die fruchtbaren Keime des Eudämonismus, die sich in der griechischen Philosophie in so reichem Maße verstreut finden, sind es, welche die Gegenwart besonders nahe angehen. Hier gilt es, an den in aller griechischen ethischen Speculation schließlich festgehaltenen, wenn auch nur von Epikur schärfer formulirten, aber von diesem wieder einseitig aufgefaßten Grundgedanken anzuknüpfen, daß die Lust allen Geschöpfen οἰκεῖον, naturgemäß und angemessen, der Schmerz ἀλλότριον, fremd und naturwidrig, sei. Denn dies ist meines Erachtens die unumgängliche Voraussetzung für jeden Versuch in unserer Zeit eine Ethik zu schaffen, die mit den wissenschaftlichen Resultaten unserer Erkenntniß auf anderen Gebieten in Uebereinstimmung steht. Denn diese Erkenntniß entzieht uns in immer steigendem Maße die Möglichkeit, den Menschen aus der Einheit sämmtlicher Lebewesen, welche unsern Planeten bewohnen, und der sie Alle bindenden Gesetze loszulösen. Ist aber der Mensch dem großen Gesetz, welches alle Wesen bindet: die Lust zu suchen, den Schmerz zu fliehen, unterthan wie sie, so vollzieht er seine Bewegung demgemäß, und jede Möglichkeit seine Bewegung zu verstehen, d. h. sein sittliches Verhalten und daran anknüpfend die sittliche Entwicklung der Menschheit zu begreifen, ist bei Anlegung eines anderen Maßstabes unmöglich. Daß es eine sittliche Bewegung der Menschheit, wenn überhaupt, jedenfalls nur im Luststreben geben kann, da es außerhalb desselben überhaupt keine Bewegung gibt, das ist ein Gesichtspunkt, der schwer wiegt, wenn auch die pessimistischen Spielereien auf diesem Gebiete sehr kurzerhand mit ihm fertig werden.

Was die antike Welt, namentlich die Griechen, auf dem Gebiet der Ethik geleistet, umgibt der volle Reiz frischer Jugendlichkeit. Bei einem Volk von einer so harmonisch in sich ausgeglichenen Naturanlage, von sinnender Empfänglichkeit für alle Sinneseindrücke und von speculativem Hang mußte der ethische Ertrag nothwendigerweise ein sehr großer sein. So finden sich denn in dem Begriff der Kalokagathie, in dem bekannten Wort des Protagoras: der Mensch ist das Maß aller Dinge, in dem Sokratischen: Tugend ist Wissen, in der Platonischen Metaphysik und seiner tiefsinnigen Auffassung des Eros u. s. w. eine Reihe der für alle ethische Speculation wichtigsten und interessantesten Gesichtspunkte für alle Zeiten aufgestellt. Und immer hat sich daher die griechische Philosophie bis auf die jüngste Zeit höchst fruchtbar in der Anregung erwiesen. Lassalle fand, daß schon in der Ethik Heraklits, insofern sie die Hingabe an das Allgemeine fordere, der ewige Grundbegriff des Sittlichen selbst aufgestellt sei und ähnlich urtheilt der Verfasser des vorliegenden Werks, wenn er sagt: „Das Princip der Hingabe an das Allgemeine genügt zur Umfassung und Regelung aller ethischen Verhältnisse." Ich kann dem in diesem Umfang nicht ganz beistimmen und finde mit Zeller bei Heraklit mehr die Unbestimmtheit von allgemeinen Grundsätzen vertreten, die man ähnlich auch außer dem Zusammenhang eines philosophischen Systems findet. Immerhin aber reicht eine solche ethische Reflexion mit ihrem Hinweis auf das die Welt durchwaltende Gesetz, auf die Weltvernunft tief genug, um ihren festen Platz in der philosophischen Gedankenarbeit zu behaupten und neue Keime hervorzutreiben.

Der Fülle, dem Reichthum der griechischen Ethik steht, aus derselben Quelle der Jugendlichkeit fließend, ihre Unzulänglichkeit gegenüber. Vieles ist für uns Ballast geworden, Anderes bleibt werthvolles Material, das sich aber den für uns maßgebenden, veränderten Gesichtspunkten unterordnen muß. Ueber den Aristotelischen „Haufen von Tugenden", der nirgends die Vermuthung für sich habe, das Ganze der sittlichen Gesinnung zu umfassen, hat schon Schleiermacher gemurrt. Vieles, was in die Pädagogik und selbst die Diätetik gehört, drängt sich störend in die griechische ethische Speculation ein. Der Beweis, der für den Eudämonismus nicht zu umgehen ist, daß größte Sittlichkeit größtes Glück bringe, ist nirgends erbracht, da die Beweisführung sich theils nur auf subjective Momente stützt, theils in eine Gleichsetzung der Begriffe sittlich und glücklich verlegt ist, die, an die Spitze gestellt, den zu führenden Beweis nur umgeht. Noch weniger ist für das andere Problem, ob die Welt naturgesetzlich zur Sittlichkeit fortschreitet, und wie dies aufzufassen, eine eingehende Formulirung auf anthropologischer oder psychologischer Basis versucht. Die Psychologie lag zu jener Zeit

*) Geschichte der Ethik. Erste Abtheilung: Die Ethik der Griechen und Römer. Von Theobald Ziegler. Bonn 1882, Strauß.

eben noch in den Windeln, auch stand dieser Aufgabe die den Griechen geläufige Annahme der Willensfreiheit im Wege. Den allgemeinsten Gesichtspunkt hierfür, nur nicht in und aus dem Menschen begründet, hat indessen Aristoteles aufgestellt.

Bei dieser doppelseitigen Natur der griechischen Ethik, ihrer Fülle und ihrer Unzulänglichkeit, ist ein Buch doppelt willkommen zu heißen, welches dem Bedürfniß eines großen gebildeten Leserkreises durch das innegehaltene Maß wie die Form der Darstellung in zweckentsprechender Weise entgegenkommt. Dieser Aufgabe entspricht die Ziegler'sche „Ethik der Griechen und Römer" meines Erachtens in ausgezeichnetem Grade. Ihr ist zunächst die Condensirung des Stoffs nachzurühmen, die in einer Weise vollzogen ist, daß das übersichtliche Gesammtbild die Hauptsache bleibt und die Schilderung der einzelnen Momente und Personen Stütze und Träger desselben wird. Dabei ist aber doch die Vollständigkeit in sehr ausreichendem, selbst für die Zwecke eines tief eindringendem Studiums genügendem Maße gewahrt. Der Verfasser hat seinen umfangreichen Stoff auf 248 Seiten Text, also in knapper Uebersichtlichkeit abgehandelt. Dem Text folgen aber noch beinahe 100 Seiten Anmerkungen und Textbeläge, die einerseits Gewähr für das eingehende Quellenstudium des Verfassers und sein umfangreiches Wissen auf diesem Gebiet geben, andererseits dem, der sich tiefer, kritisch eindringend mit dem Gegenstand befassen will, die erwünschteste Gelegenheit dazu bieten, indem er in den Stand gesetzt wird, die abweichenden Meinungen namhafter Autoren und ihre Motivirung mit den Ansichten des Verfassers zu vergleichen. Bei wichtigeren Punkten findet diese Auseinandersetzung auch in dem Text eine Stelle, und die Anmerkungen liefern alsdann nur einen weiter ins Einzelne führenden erläuternden Commentar. In der geschichtlichen Behandlung seines Stoffes lehnt der Verfasser sich an das berühmte Vorbild von E. Zeller an, indem er der Ansicht ist, daß dessen Methode, die geschichtliche Entwicklung philosophischer Systeme darzustellen, für den Augenblick wenigstens die beste und richtigste ist. Es wird dagegen wenig einzuwenden sein. Die geschichtliche Entwicklung eines philosophischen Systems erfaßt dasselbe als Bodenprodukt im engeren Sinn und fördert dadurch dessen Verständniß, zu dessen weiterem Ausbau dann allerdings noch die Einreihung und Würdigung des in dem System zum Ausdruck gelangten philosophischen Gedankens in dem allgemeinen Entwicklungsproceß des Selbstbewußtseins der Menschheit gehört. Die Anlehnung an Zeller in der Behandlung ist übrigens nicht etwa als ein Aufgeben der Selbstständigkeit im Urtheil von Seiten des Verfassers zu deuten. Er weicht in nicht wenigen Punkten, wie z. B. in der Schätzung der Pythagoräer und Heraklits von Zeller ab und sucht seine abweichende Meinung, die sich bei den Pythagoräern darauf bezieht, daß wir hier bereits die Anfänge einer wissenschaftlichen, echt systematischen Ethik, nicht eine blos religiöse vor uns haben, sachlich zu begründen. Auch gegen Hirzel, Feuerlein u. A. vertritt der Verfasser stets selbstständig seine nicht selten abweichende Auffassung. Was den eigenen Standpunkt des Verfassers zu den Hauptproblemen der Ethik angeht, so scheint derselbe allerdings an vielen Stellen hinlänglich deutlich durch — wie z. B. S. 25, wo er in Betreff der Kalokagathie von einem für den modernen Menschen vorhandenen „Fortschritt der trennenden Einsicht, daß sittlich und schön nicht durchaus und nothwendig zusammenfallen", spricht, oder S. 61, wo er den Tod des Sokrates als im Sinne des Kant'schen Moralprincips gelegen feiert, während seine Lehre im diametralen Gegensatz zu demselben gestanden habe — er ist aber im Ganzen und zwar absichtlich, da der Verfasser sich streng objectiv verhalten wollte, nur in solchen Andeutungen vorhanden. Es ist daher auch keine Veranlassung vorhanden, meinerseits demselben näher zu treten, um so weniger als der Verfasser sich eine systematische Entwicklung seiner eigenen Anschauungen vorbehalten hat und dieselben erst dann beurtheilt haben will, wenn er sie einmal im Zusammenhang dargestellt haben werde. Was endlich die Form der Darstellung anlangt, so blendet die vorliegende Arbeit weder durch den Schein geistreichen Tiefsinns, der oft aber auch nur bloßer Schein ist, hinter dem sich die Unklarheit versteckt, noch gehört sie zu den eloquent-schönrednerischen, sie ist aber ungemein plan und verständlich geschrieben, ungesucht im Ausdruck und klar im Gedanken — und das sind bei einer Arbeit dieser Art und auf diesem Gebiete schwer wiegende, sehr anzuerkennende Vorzüge.

Julius Duboc.

Aus der Campagna.

Da unten der breitgefahrene staubige Haideweg, in dessen Pfützen Schweineheerden schlafen, bis an den Rüssel in Schlammwasser, wo es tief genug ist, das ist der Tiber, an welchem auch Rom liegt.

Auf dem gelben Felsen drüben brennt es wie Roth- und Blaufeuer: Borgo San Cavolino mit seinem hellblau getünchten Palazzo Spinola in schattenlosem Oleandergebüsch; eine Stadt, wie der Arzt Annibale Zoppo, ihr Geschichtsschreiber ausruft, deren uritalischen Adel, deren Macht und stolze Größe — bis auf den Namen! — der Neid des emporgekommenen Rom sich wohl gehütet hat, der Nachwelt zu überliefern. Nur von den scharfsinnigen Bemühungen seines unvergleichlichen Freundes Don Genziano Buonanottes, Pfarrers zu San Cavolino sopra Ginnone, um die Wiedererweckung der etruskischen Sprache, sowie von der ewigen Gerechtigkeit des allmächtigen Gottes hofft der Livius von Borgo San Cavolino, daß dereinst die Steine reden und der Verrath Roms, zugleich mit dem wahrhaft antiken Ruhm seiner Vaterstadt verkünden werden.

Auf der einsamen Haltestelle drunten am Tiber trockneten die Windeln der Stationskinder; denn der Schnellzug der römischen Eisenbahn kümmert sich tröstlicherweise nicht um die alte Königsstadt und der Postbote war bereits abgefertigt, der die Sonntags in der Capitale gezogenen Lottonummern und sonstige unvermeidliche Neuigkeiten hinaufbringt.

Der arme Postino war begreiflicherweise der einzige Christenmensch, der sich zwischen Bahnhof und Stadt die staubigen Meilen hinschleppte; denn es war heute weder Festa oben, noch Gerichtstag. Verrückte Fremde aber, die sich auch ohne diese zwingenden Gründe auf der Landstraße umhertreiben sollen, störten den Sommerschlaf der alten kyklopisch-argivisch-pelasgisch-etrurisch-cisciminischen Königin noch weniger als ihren Winterschlaf.

Der Postino mußte einen weiten und steilen Umweg machen, aber er war ihn gewohnt. Denn die Brücke, welche den Stadtfelsen mit der Hochebene verband, war irgend einmal hinabgestürzt und an ein Wiederaufbauen nicht zu denken. Dazu war die Stadt viel zu clerikal und wollte es bleiben, wie der Herr Parroco sagte. Da hatten natürlich weder er noch die Regierung Veranlassung einzuschreiten.

Der Postino wußte heute kaum woher die Luft nehmen zum Steigen. Selbst ein Postino kann doch kaum in heißem fliegenden Sand und Dampf leben. Und weiter war der Wirbelwind gewiß nichts, der ihn aufwärts trug. Die steinernen Thürme — und Borgo San Cavolino hatte deren noch eine stolze Anzahl — ja ganze Gebirge von Kranzgesimsen, wie das des Palazzo Spinola und selbst die Kyklopenmauern (in der dritten kyklopischen Manier erbaut, wie Sor Annibale sagt) flackerten nur so in der afrikanischen Luft, daß es dem Postino ordentlich ängstlich anzusehen war. Den Monte Sant Oreste unten in der flimmernden Campagna hätte jeder Engländer wehmüthig mit einem Plumpudding in angezündetem Rum verglichen und das Felsentheater der Sabina, der Abruzzi und der fernen Terra di Lavoro schien sich unter dem Wüstenwind in heißen Dampf aufzulösen. Der politisch geschulte Postino mußte bei diesem Anblick seufzend an das Ministerium und die tunesischen Angelegenheiten denken.

Sor Cavolino, der vor seiner Schlosserei auf der „kyklopischen" Mauer lag und auf den Postino wartete, schüttelte bedenklich den Kopf, als er wieder nichts gewonnen hatte.

„Dies Jahr behandelt Er uns schlecht, caro mio postino," sagte er und spuckte nach den ganz verbrannten Maisfeldern in der Tiefe, von denen nur noch kleine gelbe Stummeln zu sehen waren, „schlecht, sehr schlecht behandelt Er uns!" San Cavolino nämlich, sein Namensheiliger, und gegen ihn, gegen Sor Cavolino, war das doppelt Unrecht. War ihm das große Kreuz bei der Prozession dieses Herrn je zu schwer gewesen? Kam er nicht seinem Schutzpatron mindestens halbwegs entgegen, indem er unverdrossen jede Woche dem Glücke die Hand bot und seinen Terno spielte? San Cavolino brauchte nur in diese einzuschlagen, wenn er nun einmal den Mais verbrennen lassen wollte. Hatte Sor Cavolino nicht um San Cavolinos willen schon einmal alle die Scheerereien einer Assisenverhandlung ausgestanden und war sechs Jahre auf den Ponza-Inseln gewesen — da drüben? Und Sor Cavolino wies ohne aufzusehen mit dem Kopf in der Richtung, wo man sie, 500 Fuß höher, auf dem Monte Cimino, hätte sehen können.

Der kleine hungrige Postino starrte nach der angedeuteten Seite und that einen Pfiff, um auszudrücken wie vollständig er sich dieser gewichtigen Leistung Sor Cavolinos entsinne. Er war ja selber mit dabei gewesen und hatte es trotz der rothen Bruderschaftskapuze, die er für den Herrn Marchese (mit dem er von gleicher Statur war) trug, so deutlich gesehen, wie seine beiden Hände jetzt: wie Sor Cavolino das Unglück hatte Tischlers Pepe niederzustechen, der früher aufgestanden war und ihm das Prozessionskreuz streitig machen wollte. Er begriff also Sor Cavolinos Stimmung gegen seinen Heiligen durchaus und als ein dienstfertiger Mensch vergalt er die freundliche Anrede, indem er den Wunsch aussprach, daß den Heiligen dafür der Schlag rühren möge.

Aber auch damit schien es bei Sor Cavolino nicht getroffen zu sein. Wenigstens zuckte dieser die Achseln und schrie zwei Weiber an, die sich in der weiten Stille über den ganzen Abhang hinweg, über den Scirocco, die Arbeit und ihren Hunger in Ritornellen ausklagten: er werde ihnen den Hals umdrehen, falls sie nicht zu glucksen aufhörten. Damit fühlte sich der Postino entlassen und ging seufzend weiter.

Die steilen Gassen der Stadt waren noch ganz blank und glitschig von Wachs; denn die von Borgo hatten ihrem San Cavolino gerade einen Bittgang gethan und ihm, von der Stadtmauer herab, die verbrannten Felder gezeigt. Allerdings nur bei Nacht, denn die Sonne brauchte das nicht gerade zu sehen. Dafür aber war San Cavolino auch in einer Wolke von Licht und Weihrauch, das „Concert" mit der neuen türkischen Trommel voran, außen um seine getreue Stadt getragen, so daß sein Glanz bis weit in die Sabina hinein und über die Campagna hinaus den Neid aller Collegen erregt haben mußte. Und dabei war das Wachs nur so getropft, so daß es heute noch, bei der Hitze, nur immer breiter auseinanderschmolz. Aber das war jetzt schon drei Tage her und noch immer nichts, keinerlei Erkenntlichkeit, keine Spur von Regen. Im Gegentheil!

Kaum hatten sie nämlich den Heiligen sammt Bannern und Kreuzen wieder in seinen Schrein geschlossen, da war es losgegangen. Es rollte und ballte sich in den Bergen. Ueber die aus unzähligen Rissen um Regen schreiende Campagna her kam es auf gewaltigen Schwingen, — der Wind, der luftbewegende, athembringende . .? Jawohl! Es pfiff auch, aber wie aus tausend Dampfventilen, es pfauchte, zischte und schnaufte wie aus dem Rachen eines feuerspeienden Drachen, „boshaft und mitleidlos wie ein Basilisk" — „welcher Wurm, wo er keine Kreatur findet, so er mit seinem Blick vernichten könnte, die Bäume anzischt, daß sie verdorren." So wenigstens citirte der obbemeldete Signor Annibale aus Franco Sacchetti zur Erläuterung über das Wesen des genannten aber in Borgo San Cavolino von Niemandem gekannten Basilisken.

Mit einem Wort, der Scirocco stürzte sich auf die Stadt gleich einem tollgewordenen Feuerwurm, warf dem Herrn Marchese, der nach dem Postino mit den Lottonummern und dem „Osservatore Romano" ausschaute, die Augen voll Sand, den er aus Afrika mitgebracht hatte; blies dem ungeduldig Erwarteten seinen heißen Odem wie Blei bis in die Fußspitzen, so daß es dem Sindaco schien, man werde ihn bald durch einen flinkeren ersetzen müssen; und wirbelte dem Herrn Parroco, der aus der Apotheke trat, den blanken Dreispitz vom Kopf, durchs nächste Haus und Fenster hinaus, durchs Stadtthor wieder herein, über die Mauer — und nun ließ er ihn, dem Adler gleich, in einem einzigen breiten Schwung über das dunstige Thal hinsegeln, um den neuen König der Lüfte drüben mit einem Fußtritt in den Wassertümpel unter die Schweine zu schleudern.

Jedem Einzelnen setzte sich die fliegende sandige Schwüle in den Nacken und ritt ihn. Der Himmel senkte sich auf jede Kreatur, wie eine gewaltige erstickende Last, die weder Hitze noch Qualm hinausläßt . . .

Don Genziano trat ungern wieder in die dunkel gemachte, nach Seifen und Haaröl duftende Pharmacia zurück. Die Apotheker sind in ganz Italien tüchtige Christen und wer die Herrn Pfarrer und die übrigen wohlgesinnten Honoratioren einer Stadt discurirend treffen will, braucht sich nur bei ihnen einen erfrischenden Trank bereiten zu lassen oder eine Schachtel Räucherkerzchen gegen die Zanzaren zu kaufen. Aber heute hatte den Herrn Parroco die Discussion geärgert. Zwar hatte dort soeben, trotz einer stupenden Gegenrede Sor Annibales, und trotzdem Don Genziano halbtodt war vor Scirocco und folglich nur mit seiner halben Energie für ihn eintreten konnte, Cato Recht behalten. Die Zerstörung Karthagos stand glänzend gerechtfertigt da. Alle ehemalige Bundesgenossenschaft zwischen Hannibal und Borgo San Cavolino half nichts. Aber nun verdrehte der Doctor boshaft die Consequenzen und verlangte, daß sein scharfsinniger Freund nunmehr auch das Recht der Italiener auf Tunis und das wünschenswerthe eines siegreichen Krieges, selbst gegen Frankreich, zugeben müsse. Don Genziano war dieser Sorte karthaginiensisch-tunesischer Fragen natürlich entrüstet aus dem Wege gegangen, — um draußen dem karthaginiensisch-tunesischen Winde in die Hände zu fallen.

Richtig. „Die Rache für Karthago!" rief ihm Sor Annibale schadenfroh entgegen, als er barhäuptig wiedereintrat. Aber zum Glück ließ es sich der Apotheker just nicht nehmen, daß die Erde heute, und speciell in diesem Augenblick, durch den Schweif des Kometen gehe, und hinter dem dritten heftig bewegten Fächer im Lokal rief den Wiedereintretenden die Stimme eines andern Benestante zum Zeugen dafür an, daß der alte Aretiner Lionardo Bruni mit seinem Weltuntergang Recht behalten werde. Nur daß die Sache länger dauere als vierzehn Tage und bereits mit dem Mai angefangen habe. Damit war Sor Annibales Schadenfreude übertönt, aber auch die Aretiner Frage machte dem Herrn Pfarrer Unbequemlichkeiten. Denn einerseits haßte er aus irgend einem Grunde Alles, was aus Arezzo kam, andrerseits konnte es ihm nicht passen, irgend einer Prophezeiung vor der Zeit so einfach entgegenzutreten. Jahre, in denen das Volk sich ängstigt, sind niemals schädlich gewesen für die Kirche oder ihre Diener. Dazu kam, wie man sich selbst sagen kann, die Ungewißheit, ob die ausgesandten Jungen seinen neuen Hut wiederfinden würden und in welchem Zustande, die Gewißheit in seinem alten Fuchs zur Marchesa gehen zu müssen und doch auch wieder die Unruhe, daß dieser ihm noch nicht gebracht wurde. Auch die Pfarrer sind Menschen, nur daß sie es nicht so merken lassen; und der unsrige saß wegen der Lottonummern auf Nadeln, gerade wie die übrigen Gäste der Farmacia. Zu alledem litt Don Genziano, dessen körperlicher Umfang dem seiner geistlichen Autorität entsprach nach Gottes ewiger Gerechtigkeit für Zwei beim Scirocco. Als man ihm daher den alten Hut brachte, setzte er ihn fast ingrimmig in den Nacken, kaum bei Gruß und Segen umspielte seinen kräftigen Mund hinlängliche Süße, dann stieg der Herr Pfarrer in das Dampfbad des Corso hinaus, die Stufen hinan, entrüstet alle zehn Schritt seine Sutane bis über die Knie lüftend, daß es ganz anstoßerregend aussah.

Man kann sich denken, wie schlecht der Herr Pfarrer auf seinen San Cavolino zu sprechen war. Die Wahrheit zu sagen traute er ihm schon lange nicht mehr. Wußte doch so recht Niemand, welche Stelle dieser Herr im Paradiese einnahm, selbst

er, der Parroco nicht. Auch seine irdischen Tugenden waren unbekannt wie seine Herkunft, und wer sich dem Heiligen besonders verpflichten wollte schloß daher für alle Fälle dessen Mutter ins Gebet mit ein. Für gewiß galt nur, daß er für Lichter und Weihgeschenke empfänglich und gegen Pest, Plünderung und Zahnschmerzen gut sei. Wie es dagegen mit dem Regenmachen und überhaupt mit der Landwirthschaft (Mais und Haselnüsse) aussah, wußte man noch lange nicht gewiß. Sogar Verständniß und Eifer für diese und andere Bedürfnisse von Borgo San Cavolino war der Herr Parroco heute geneigt, dem Schutzpatron abzusprechen. Schlimmes ahnend hatte Don Genziano sich bis zum Letzten gegen den Bittgang gewehrt. Richtig, nun hatte man die Geschichte. Statt Regen dieses Fegefeuer, als ob Borgo ein Sodom und Gomorrha sei. Nein, was zu arg ist, ist zu arg, und dies war zu dumm! Wußte denn San Cavolino nicht was für Zeiten waren? Uff! Ja, wären diese „Piemontesen" nicht auch mit Blindheit geschlagen, so daß sie sich mit Steuern, Executionen und Aushebung verhaßt machen mußten: die Messen und Lichter könnten leicht dünner werden, mein lieber Cavolino!

Auch die Signora Marchesa, die den Parroco erwartete, war ernstlich böse mit San Cavolino. Sie zuckte gewaltig mit den gewaltigen Schultern, wenn sie, durch ihre dunkelgemachten Säle fächelnd, an seinem Bilde vorüberschritt. Ohne Regen kam sie den Winter nicht nach Rom. Und ferner, wie Don Genziano sagte, und wovor die Madonna ihre Getreuen beschützen möge, kriegten diese verdammten Republikaner und Freidenker Oberwasser, denen nichts heilig war, weder Papst noch Madonna, weder Marchesa noch Parroco.

Richtig. Der Advocat z. B. saß schon gleich in der Tabakstrafik, der gefährlichste Mensch in der ganzen Stadt, der es sogar wagte über das Verhältniß Donna Lauras, der Marchesa, zu Don Genziano seine Glossen zu machen. Heute hatte er den guten San Cavolino vor. Noch dazu, sagte dieser Lästerer zu den Bauern, noch dazu hätten sie ihren braven Heiligen ganz neu anmalen und wohlriechend firnissen lassen. Das sei nun der Dank dafür. San Cavolino sei seit dem frischen Anstrich stolz geworden. Wenn Jemand so lange in fliegenbeschmutzter Armuth gelebt habe, als ein graues bescheidenes Bauernwunderthäterchen, und solle nun plötzlich einen goldenen Mantel und blaue Stiefel tragen, sei das aber auch gerade als wenn der Postino eines Morgens als Cardinal aufwache. Vielleicht auch habe es Gevatter Purgatorio, der Maler, versehen und San Cavolino könne einfach nicht mehr aus den Augen sehen seit dem neuen Ueberzug. Jedenfalls aber allen Respect vor solcher Protection. Ihm persönlich allerdings seien Kanonen sicherer als Heilige und wenn man sich mehr auf jene als auf San Benedetto Cairoli und San Cialdini verlassen hätte ... dio madonna! ...

Daraufhin wollte der Schulmeister, der sonst nie Politik trieb, sofort den Franzosen den Krieg erklären. Ceterum censeo Carthaginem esse delendam, sagte er. Es schien heute überhaupt nur einen Gedankengang, einen Gedankensprung in ganz Borgo zu geben, den vom heiligen Cavolino oder vom Scirocco aus, der von Tunis herweht, auf Tunis selber. Auch das jämmerliche Ministerium wollte der aufgeregte Maëstro wegjagen, Garibaldi in Tunis landen lassen, im Rollstuhl oder auf dem „Duilio" galt ihm ganz gleich, aber losschlagen, losschlagen! Oder wenigstens eine Demonstration machen. Das Land hätten die Franzosen, den Wind sie. Seinetwegen, sagte der Maëstro, könnten sie auch den König wegjagen und den Papst wieder auf den Thron setzen, nur (die eine Bedingung hatte der Maëstro für diesen Fall zu stellen) die verdammten Pfaffen müßten dann vorher todtgeschlagen werden, damit sie den guten Papst nicht wieder verführten. Diese verfluchten Francesi, sagte der Maëstro, sein Messer, mit dem er schon eine Zeit lang fuchtelte, in den Tisch stoßend, — was sind sie überhaupt gegen uns Römer! Bastarde von uns sind sie!

Und zum Glück für Frankreich, Depretis und ganz Europa senkte der Maëstro hier die Nase auf den Ladentisch und schlief neben seinem Messer ein.

Auch zu seinem Glück. Denn es wäre ihm natürlich sehr unangenehm gewesen, wenn der Herr Parroco ihn gehört hätte.

Don Genziano pustete nämlich mittlerweile auf den Laden zu, um die gezogenen Lottonummern einzusehen, die der Tabaccaio längst ausgehängt haben mußte. In diesem eiligen Fall hielt er es für eine leichtverzeihliche Sünde, bei dem „Piemontesen" vorzusprechen. Aber — zur Strafe wahrscheinlich für diese Bequemlichkeitssünde — mußte Don Genziano seinen Augen trauen, er mußte sehen, daß San Cavolino seine Nachlässigkeit gegen die Felder auch nicht durch den kleinsten zugewiesenen Gewinn wieder gut gemacht hatte.

Ich will lieber davon schweigen, was der Herr Pfarrer, der wie ein erhabenes Standbild der Entrüstung dastand, in diesem Augenblick von San Cavolino dachte. Nur soviel will ich erwähnen, daß er beim Umdrehen an den Postino anlief (welcher neben den ausgestellten Nummern wartete, um einen etwaigen Gewinner zu beglückwünschen), und daß er diesen fast mit seiner schweren Schnupftabackdose niedergeschlagen hätte.

Auch im Palazzo hatte der Scirocco arge Verwüstungen angerichtet. Selbst die stolzgefestete Herrlichkeit des Herrn Marchese war inzwischen ausgegangen wie Appretur bei der Wäsche. Er wurde sogar in Hemdsärmeln gesehen, als er nach dem Postino ausschaute, und er schien durchaus keinerlei Verletzung zu empfinden, als er seinen Kutscher in demselben Kostüm am nächsten Fenster bemerken mußte.

Donna Laura freilich brauchte lange nicht soviel Grad, um weiß wie die weiße Frau, nur recht viel körperhafter und unverhüllter durch ihre dunkeln Säle zu schlürfen. Ach, Niemand, der ihr begegnet wäre, hätte noch von Marmor gesprochen, selbst der Herr Parroco konnte sie nicht mehr mit einer Juno vergleichen. Ohne Gürtel, ohne Schleier, sogar ohne Augenbrauen lief sie heute herum, bereits die sechste Virginia rauchend, und den Hausfreund und Beichtiger erwartend. Heißer, fliegender Zug stäubte im ganzen Palazzo umher, und doch dachte man drinnen mit Entsetzen an die Straße, wie an die Schattenlosigkeit des Fegefeuers.

Während sich draußen die Scirocco- oder Karthagofrage immer schärfer in eine Demonstration gegen Frankreich zuspitzte, lud man im Palazzo noch schnell (auf Rath Don Genzianos) die wohlmeinenden Honoratioren zu einem solennen Pranzo, um die Niederlage der königlichen Politik zu feiern.

Als gegen acht Uhr der Herr Pfarrer sich erhob, um die Rede des Abends zu halten, klirrte es draußen vernehmlich. Es war die Kette der neuen Madonnenlaterne, welche das zierliche neue Schutzdach des Portals und das um den Pinsorden vermehrte Wappen des Herrn Marchese auch Abends in so schönes Licht setzte. Eben wurde sie aufgezogen und noch hatte es nicht Ave Maria geläutet! Der Herr Pfarrer nickte dem Herrn Marchese zu für diese Pünktlichkeit, dann konnte er auch schon das Käppchen abnehmen und das Gebet sprechen. Denn von San Cavolino herüber läutete es. Darauf toastete er auf seinen großen Freund, auf diese Säule der streitenden Kirche, den Marchese Spinola, und auf die französische Besetzung des Kirchenstaats glorreichen Andenkens. Er schloß mit dem Wunsche, daß durch diese erleuchteten Söhne der Kirche nunmehr noch eine andere „Revanche für Karthago" über diese römische — Regierung kommen möge. Der politische Scirocco sei schon im Anzuge seit der Tunisaffaire. Einstweilen begrüße er den wirklichen Scirocco da draußen als ein freudiges Symbol der Verheißung.

Indessen war es mit der Freudigkeit ein eigen Ding. Wenigstens schien der Wüstenwind, der den Lärm von der sonst so stillen Straße heraustrug, die Laune der Herren immer wieder zu versanden, und selbst in den Wein des Herrn Marchese war er gefahren, daß auch in ihm kein Trost war.

Aber auch draußen blieb der Scirocco Herr. Lange war der Platz ganz leer, einige arme Teufel ausgenommen, die von der Mauer ins Nichts hinausstarrten. Denn die Männer saßen in den Osterien beim Wein. Endlich kam der erste Betrunkene und schrie: Es lebe die Freiheit (Chorus), die Vittorio uns gebracht hat (Chorus), die mich dieses Jahr siebzig Francs

Steuern gekostet hat (Lachen). Indessen brachte dies Intermezzo die eigentliche Demonstration endlich in Fluß. Jetzt kam sie auf den Platz gezogen, aber ohne die Benestanti, die sie hervorgerufen hatten. Diese zogen es begreiflicherweise vor, standesgemäß aus dem Dunkel der Häuser mitzubrüllen. Der kleine Postino hatte sich an die Spitze stellen müssen und marschirte mit gezücktem Dolch grotesk vorauf. Dann kam — Sor Cavolino, der seinem Heiligen zum Tort eine rothe Mütze aufgesetzt hatte und die dreifarbige Fahne trug. Einen Aufzug bei dem er nichts trug, konnte er sich nicht denken. Hinterdrein neun bis zehn Fackeln. Schließlich der Maëstro di scuola, den Garibaldimarsch geigend, was er andern Tags wahrscheinlich bereute. Eine halbe Stunde lang drängte es sich auf dem Platz und die Rufe „Abasso la Francia", „Morte ai Francesi", „Guerra alla Francia", wechselten mit den ebenso patriotischen „Evviva la camicia rossa", „Evviva Garibaldi", „Abasso i caccialepri" und „Abasso il prete".

Bis der Herr Sindaco sich ein Herz faßte und unter dem Schutze des Parroco, sowie Sor Annibales auf den Balkon des Palozzo trat.

„Mitbürger," rief der gelehrte Doctor und Historiograph, „es lebe Borgo San Cavolino, die einstige von Griechen gegründete Capitale unseres paradiesischen Landes! Es lebe Borgo San Cavolino!"

Und das war eine Einigkeit, eine Begeisterung! Nur Don Genziano schwieg und der Postino schrie: Evviva l' Italia una"! Beide waren keine Particularisten.

Dann rief der Sindaco mit Aufgebot aller seiner Würde: „Basso popolo . . . ora andate a casa!"

Und sie gingen. Hätte er „Signori" gesagt, wie er wollte, sie hätten ihm nach Don Genzianos richtiger Schätzung die Fenster eingeworfen.

Als der Herr Pfarrer um 10 Uhr nach Hause ging, stanken nur noch einige erlöschende Petroleumlampen über die Piazza, mit welchen man den Brunnen beleuchtet hatte. Dort stand ein einsamer Betrunkener, schwankte auf Don Genziano zu und fragte, ohne ihn zu erkennen, mit kleiner trauriger Stimme: wann denn das öffentliche Vergnügen und das Wohlgefallen auf Erden anfange?

Es war der kleine Postino, der den Wein nicht gewohnt war.

„Brutto Crumiro!" fluchte der gestrenge Herr und schlug mit dem „Osservatore Romano" nach dem Lästigen.

Dann verhallte auch sein Schritt. Und da auch San Cavolino nirgends sichtbar wurde, herrschte wieder der sengende Scirocco allein in den beruhigten Straßen der alten Königsstadt mit dem verloren gegangenen Namen.

Gustav Floerke.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Der lustige Krieg", Operette von Strauß, Text von Zell und Genée. „Alarich", Gedicht von Fitger, für Soli, Chor und Orchester componirt von Vierling.

Daß Johann Strauß ein Genie in seiner Art, ein wahrer Tanzdichter ist; daß er den Walzer, den schon sein Vater veredelt hatte, zur Bedeutung des Kunstwerkes erhöhte; daß seine Tanzrhythmen, seine Harmonisation und Instrumentation selbst den Künstler interessiren: haben wir in diesen Blättern oft genug wiederholt. Daß eigentlich „die schöne blaue Donau" und „Wellen und Wogen" seine schönsten Opern sind, glauben wir auch schon einmal angedeutet zu haben. Daß ihm endlich der Dreivierteltakt am besten gelingt, daß die Arien, Couplets und mehrstimmigen Stücke, die er in diesem Takte schreibt, immer am wirksamsten sind, und wenn er einen andern versucht, seine sonst sprudelnde Tonquelle sehr spärlich fließt, sagen wir heute. Das Publicum weiß dies zwar nicht so klar wie der Kenner, aber der Eindruck ist bei beiden der gleiche. Viele Stücke im Dreivierteltakte enthält auch diese neue Operette, und die meisten derselben sind frisch und wirksam.

Wie's mit unseren Operettentexten beschaffen ist, darüber können wir dem geneigten Leser, der unsern Artikel mit seiner Aufmerksamkeit beehrt, auch nichts Neues mehr sagen. Daß die Herren Zell und Genée bei ihrem neuesten Texte eigentlich einen alten französischen von Melesville gedichteten, von Reber componirten: „Les dames capitaines", sehr sehr genau nachgeahmt haben*), können wir ihnen gar nicht verargen angesichts des Selbstständigen, das sie in letzterer Zeit zu Tage förderten. Wenn sie keine Quelle ihres Textes angaben, so haben sie wahrscheinlich die Reichstagsverhandlungen über das geistige Eigenthum gelesen, die vor einigen Jahren stattgefunden und in welchen dasselbe selbst von namhaften Juristen angezweifelt wurde, die vielleicht dem Nachdruck ihrer Werke gegenüber anders denken mögen.

„Der lustige Krieg" spielt im verflossenen Jahrhundert vor dem Kastelle von Massa, das die Genuesen unter dem Commando eines jungen hübschen Obersten Spinola belagern, während die Garnison des Kastells von Damen befehligt wird, welchen der Herzog von Massa, der sein Geld fürs Ballet braucht, die Offiziersstellen übertrug; seine Frau ist die Gouverneurin. Um mehr Truppen für sein Land und mehr Geld für seine Ballete zu erlangen, hat der Landesvater die Hand seiner Nichte, Gräfin Violetta, einem Herzog von Limburg unter der Bedingung zugesagt, daß dieser die beiden obbezeichneten Bedürfnisse aus seinen Mitteln herbeischafft. Durch einen sehr schwatzhaften Verwandten des weiblichen Gouverneurs, der zufällig in die Hände der Genueser fällt, erfährt der Oberst Spinola alle diese Details. Das Glück begünstigt ihn noch weiter; die Gräfin Violetta, die sich als Handwerkersfrau verkleidet durch sein Lager ins Kastell begeben will, wird von ihm erkannt; auch erwischt er den Bevollmächtigten des Herzogs von Limburg, der von diesem abgesendet war, um die Heirath in Vertretung zu vollziehen. Spinola gebraucht nun die (unserer Meinung nach sehr wenig edelmännische) List, in dem Beglaubigungsschreiben, das der Herzog seinem Bevollmächtigten mitgegeben, den Namen des letzteren geschickt auskratzen und seinen hineinschreiben zu lassen, worauf er die Procura-Heirath mit der Gräfin abschließt. Dann zwingt er einen blitzdummen gutmüthigen holländischen Tulpenzwiebelhändler, der auch in seine Gefangenschaft gerathen und dem er droht ihn als Spion zu erschießen, wenn er nicht unbedingt gehorche, bei der Kastellgouverneurin als Herzog von Limburg zu erscheinen, nur holländisch zu sprechen, das kein Mensch versteht, und der Gräfin Violetta fern zu bleiben. Daß diese zuletzt die Gemahlin des unternehmenden hübschen Genuesers wird, ist selbstverständlich.

Die Handlung ist nicht sehr unterhaltend, das viele Gefangennehmen ermüdet; nur der Holländer und seine Frau, die mit ihm nach Italien gekommen, bei der Gefangennahme getrennt worden war, auf dem Castell ihn wieder und als Herzog trifft, und in Schrecken setzt, — er fürchtet die Pistole des Genuesers, wenn er nicht die Rolle weiter fortspielt — wirken wahrhaft komisch.

Die Musik enthält im ersten Acte einige sehr hübsche und zwei ganz reizende Nummern: ein kleines Quintett, das stürmischesten Beifall erregte, und ein vom Publicum unbeachtet gelassenes kleines Duett mit Chor „Dieser Substitut kann mir gefallen", das als ein kleines Geschmeide bezeichnet werden kann. Der zweite Act, der entschieden viel zu lang ist, bietet einen Schluß-Walzer, in welchem die ganze Straußsche Genialität sich wieder in hellem Lichte zeigt. Ist dieser Walzer auch nicht so klassisch schön, wie der im Cagliostro, und nicht so mitreißend, wie der in der „Fledermaus", so ist er doch immer einer, wie ihn eben nur Strauß schaffen konnte, und der überall die Hörer zum Jubel stimmen muß. Der kürzere dritte Act hat einige wirksame hübsche Nummern. Hervorzuheben ist auch, daß Strauß in dieser neuesten Operette der Instrumentation Sorgfalt gewidmet und Manches recht fein und charakteristisch ausgearbeitet hat. So ist denn der Gesammteindruck, den dieser „lustige Krieg" im Publicum zurückläßt, ein sehr angenehmer, der viele Wiederholungen voraussagen läßt. Die Darstellung war ausgezeichnet. Fräulein Kopka, die so' lange Zeit dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater angehörte, die immer gern Gesehene war eigens aus Wien gekommen, um die Rolle der Violetta durchzuführen, sie sang und spielte vortrefflich. Fräulein Erdösy leistete ebenso Treffliches als Holländer-

*) So versicherte uns Herr Prof. Dorn, der diesen selben Stoff theilweise in seiner Oper „Der Botenläufer von Pirna" verwendet hat.

frau, Fräulein Schmidt war urkomisch als Gouvernantin im Offiziers-kostüm und weiblichen Unterkleidern. Die Herren Swoboda (der schwatz-hafte Marchese), Szika (Spinola) und Wellhof (Holländer) trugen das Ihrige bei zum durchschlagenden Erfolge. Chöre und Orchester hielten sich sehr wacker, die Decorationen und Kostüme sind durchaus sehr lobenswerth.

Der geniale Componist, der von Wien gekommen war, um die Operette persönlich durchzuführen, konnte sich überzeugen, welcher allge-meinen Beliebtheit er hier genießt. Er ward glänzend empfangen, nach jedem Acte stürmisch gerufen. Jedes gefällige Stück mußte wieder-holt werden. Auch den Darstellern und dem thätigen Director Fritsche zollte das Publicum Anerkennung durch öftere Hervorrufe. Es war für Alle ein höchst angenehm belebter Abend, der hoffentlich noch viele ähnliche nachbringen wird.

Am Tage nach dieser Operette ward von der Singakademie das neueste oratorische Werk des trefflichen Bierling „Alarich" aufgeführt. Die Bezeichnung „oratorisch" wählen wir; der Componist hat gar keine gegeben; der Titel sagt nur „Alarich von Arthur Fitger für Soli, Chor und Orchester componirt". Es ist auch sehr schwer, für den Stil des sehr interessanten Werkes eine bestimmende Bezeichnung zu finden; der Text, dessen Grundlage der dritte Gothenzug gen Rom bildet, ist fast durchwegs dramatisch gehalten und mit religiösen Zwischenspielen durch-webt; und die einzelnen Theile tragen die ausdrückliche Ueberschrift „Scene". In der ersten versammeln sich die christlichen Römer vor der Sanct Peterskirche und flehen zu Gott um Schutz vor den nahenden grimmen Feinden. Clytia, eine Römerin, Christin aber noch in alt-heidnischer Tradition befangen, fordert den „Sohn Mariä" auf, daß er die Wütheriche zum Tartarus sende. Die zweite Scene zeigt die Gothen auf der Via flaminia; sie begrüßen den Himmel Italiens; Alarich aber stimmt nicht in den Jubel ein; er fühlt sich nur berufen, die lasterhafte Stadt zu bestrafen. Die dritte Scene spielt in der Villa der Clytia; eine lustige Gesellschaft feiert das Bacchusfest und Clytia stimmt mit ein in den heidnischen Dithyrambos; die Tiburtinische Sybille erscheint und singt das Klagelied von Roms naher Zerstörung, und daß es nur im Glauben neu erstehen werde. In der folgenden Scene erstürmen die Gothen Rom. Alarich, vor der Sanct Peterskirche die Plünderung betrachtend, fühlt sich von Mitleid bewegt, daß alle diese Herrlich-keiten der Zerstörung anheimfallen sollen und gebietet den Gothen Schonung, Gnade für Rom. Die Christen singen ein Te Deum; Clytia ist von der hohen Erscheinung des Helden mächtig ergriffen; daß sie ihn in Liebe näher tritt, daß die Beiden sich vereinen, läßt das Gedicht in einer späteren Scene errathen.

Die Gothen geben sich „in den Cäsarenpalästen" der wilden Freude im Weingenusse hin, bis sie zu Boden sinken. Vor den schlafenden Alarich tritt die Sybille und kündet ihm den Tod in den Wellen des Busento, er hört im Traume die Stimmen der Wassergeister, die seiner harren. (Hier hat der Dichter die Sage, nach welcher die Gothen *nach* dem Tode Alarichs den Sarg mit den Schätzen in den Fluß senkten, *mit* dem Tode selbst zusammengebracht; eine sehr wirksame dichterische Willkür) Der Held erwacht, er fühlt, daß er dem Tode entgegen geht, nimmt Abschied von Clytia, der „schönsten Frau", und ruft seine Gothen zur Weiterfahrt. Sie folgen dem Rufe, und ziehen fort mit dem Gesange:

„Der die Weltgeschicke lenkt,
Weiß wohin die Menschheit drängt,
Ob Aufgang oder Niedergang,
Ihm wird Alles Lobgesang."

Daß dieser Text rein dramatisch ist, bedarf wohl keiner besonderen Beweisführung von unserer Seite. Die meisten dieser Scenen be-dürfen, um vollständig zu wirken, der Darstellung. Weder der Dichter noch der Componist können erwarten, daß der Hörer, während er der Musik die nöthige Aufmerksamkeit widmet, zu gleicher Zeit sich Gothen-züge oder eine christliche Procession oder Roms Zerstörung denke. Man halte uns nicht etwa dagegen, daß ja in „Israel in Aegypten" alle Strafen geschildert werden, in den Passionen die Vorgänge vor und bei dem Tode Christi Die Religionstraditionen sind dem Hörer von Kindheit auf in einer Weise eingeprägt, daß er seine Phantasie gar nicht anzuregen braucht; ihm ist jeder geschilderte Vorgang sofort gegenwärtig. Anders aber bei *neuen*, der Geschichte entlehnten Stoffen; hier muß der Hörer *sehen*, soll er ganz begreifen. Der Dichter konnte bei einiger Vereinfachung der örtlichen Vorbedingungen, wenn er die Gothen gleich vor Rom lagern, das Bacchusfest innerhalb der Stadtmauern feiern, den Sturm unmittelbar folgen ließ, ein voll-ständig bühnengerechtes Drama schaffen. Allerdings mußten die oben angeführten theistischen Schlußverse wegbleiben, die im Munde der wilden Gothen gar sonderbar klingen. Oder sollten sie von dem Christenchore ausgeführt werden? dann wären sie zu allgemein gehalten! Der Text im Klavierauszuge läßt auch nur einen Gothenchor errathen. Sei dem nun wie immer, sicher ist das Eine: die Vermengung des Religiösen mit dem Weltlichen ist der Musik im Concertsaale weniger günstig als auf der Bühne, wo die Gegensätze auch zur sichtbaren Darstellung ge-langten. Es bedurfte eines so trefflichen, in allen Formen bewährten Componisten wie Bierling, um die großen Schwierigkeiten, welche dieser Vorwurf ihm bot, zu überwinden. Er ist ein Meister des vielgestaltigen Chorgesanges, und besonders wo er die Stimmung wilden Jubels oder die entgegengesetzte religiöse Erhebung in Tönen wiederzugeben hat, zeigt sich seine künstlerische Individualität am stärksten. Der Bacchuschor in Clytias Villa, das Trinkgelage der Gothen, das großartige Te Deum nach dem Gnadenausspruche Alarichs, in welches die Liebesregungen Clytias besonders glücklich und dramatisch wirksam eingewebt sind, geben die besten Beweise für unsere Behauptung. Andrerseits zeugen die kräf-tige Fuge bei der Erstürmung und die besonders schöne zu den Schluß-worten „Ob Aufgang oder Niedergang", wie sehr Bierling befähigt ist, auch ein einheitlich gestaltetes religiöses Oratorium zu schaffen. Die Einzelarien sind, wie es nach dem Texte nicht anders möglich, ganz im dramatischen Stile componirt, hie und da sogar etwas zu bühnenhaft gehalten. Man begegnet manchmal einer Alltagswendung, die vielleicht vermieden werden konnte. Wir wiederholen, wo Bierling einen großen Aufschwung zu nehmen hat, da ist er in seinem Elemente. Und sein neuestes Werk wird gewiß überall die verdiente Anerkennung der Schön-heiten finden.

Die Ausführung war in den Solis und Chören eine vorzügliche. Die ersteren wurden von Fräulein Breidenstein (Clytia), Fräulein Finkel-stein (Sybille) und Herrn Betz (Alarich) ausgeführt Die Chöre der Singakademie sangen mit Feuer und Präcision. Das Orchester der Berliner Symphoniekapelle ließ viel zu wünschen übrig.

H. Ehrlich.

Aus den Gemälde-Ausstellungen.

Seit Monaten folgen sich die Ausstellungen in besorgnißerregender Weise. Nach der großen Kunstausstellung verging beinahe keine Woche, ohne daß der Kunstfreund zu irgend einer Eröffnung irgend eines „Salon" gelockt wurde; er bewunderte nach einander die neuesten Kolossalgemälde und Sensationsbilder von Makart, de Neuville, Böcklin, Piloty, Papperitz und Faber du Faur, ganz zu geschweigen von den als Folie dienenden Menzels, Achenbachs, Dorés, Grützners, Richters und der Vereschagin-Ausstellung.

Gegenwärtig bietet der Salon des *Berliner Künstlervereins* manches Schöne. Wir sehen da u. A. eine poetisch gedachte und fein und richtig gemalte *Alpenlandschaft von Gustav Doré*, ein neuer Beweis — wenn es noch eines solchen bedarf — für das malerische Talent des berühmten Illustrators; vier meisterhafte Seebilder von *Albert Hertel*, treffliche Landschaften von *Flickel*, *Eschke*, *Pflug-rad*, *Vorgang*, *Leonhard*; dann gute Genrebilder und Porträts von *Chelminski*, *Ernst Hildebrand*, *Breitbach*. Das Sensationsbild ist aber des bekannten Münchner Malers *Faber du Faur* Schlacht-gemälde, das schon letztes Jahr in der württembergischen Landesausstellung verdientes Aufsehen erregte. Es stellt den Kampf der wackeren Schwaben bei Champigny am 2. December 1870 dar. Franzosen und Deutsche stehen sich auf hundert Schritt weit gegenüber, aber nicht in geschlossenen Massen, sondern zur Jägerkette, zum Schützenschwarm aufgelöst. Die Württemberger in ihren flotten Kappen und grauen Mänteln haben sich einer unabsehbaren Parkmauer entlang deployirt und senden nun der rothhosigen Tirailleurkette von gegenüber ihr Schnellfeuer zu. Alles entwickelt sich in packender Lebendigkeit. Der Tod hält reiche Ernte. Die Soldaten werfen sich zum Schusse platt auf den Boden oder suchen sonst Deckung. Nur die Offiziere stehen aufrecht, ein willkommenes

Ziel der Chassepotkugeln. Einzelne Episoden sind von ergreifender Wahrheit. Der Fahnenträger hat das zerschossene Fähnchen furchtlos und treu vor sich hingestellt und kniet daneben; zwei Soldaten, sich vorsichtig duckend, wollen ihren soeben tödtlich getroffenen Hauptmann hinter die Front tragen, links im Vordergrunde stürzt Einer rücklings zu Boden und hält noch im Todeskampfe seine Pfeife fest. Andere scheinen, vom Pulverdampf berauscht, den Kopf verloren zu haben. So der Infanterist, der vor der Feuerlinie hergeht und gewiß von einem seiner Kamaraden getroffen wird. Ein Anderer, ein blutjunges, schwächliches Muttersöhnchen wankt schreckensbleich zurück und wird von seinem wüthend den Säbel schwingenden Lieutenant wieder in Reih und Glied verwiesen. Solche echt menschliche Züge versöhnen mit der etwas prahlerischen Haltung der kleinen Gruppe, die aufrecht und stolz mitten im Kugelregen steht. Der Eine, der Tambour, bearbeitet kaltblütig seine Eselshaut, der Zweite gibt einen wohlgezielten Schuß ab, der Dritte, ein verwundeter Offizier, den Zwicker sattelfest auf der Nase, scheint sich auf sein Gewehr zu stützen. Das ganze packende Bild ist tüchtig entworfen, die winterliche Landschaft hat Stimmung, und der pastöse, kräftige Farbenauftrag verleiht den fast lebensgroßen Figuren beinahe plastische Lebendigkeit.

Die permanente Ausstellung von Fritz Gurlitt enthält u. A. eine ausgezeichnete tiefmelancholische Havellandschaft von Scherres, ein allerliebstes Genrebild von R. v. Voigtländer — eine reizende junge Dame in geschmackvoll eingerichtetem Gemach, versunken in den Anblick eines kleinen Porträts — und je zwei Bilder von Arnold Böcklin und Adolf Menzel, diesen beiden eigenartigsten deutschen Malern unserer Tage In des Ersteren Landschaft thürmt sich ein steiles Felsenthor auf, eine enge Schlucht, von spärlichen hohen Bäumen bewachsen. Jenseits geht die Sonne unter, und ihre letzten Strahlen sickern nun durch die schwarzen Wipfel in die Klamm und kriechen langsam die feuchten, kahlen Stämme der Bäume im Vordergrunde empor, unter denen sich namentlich ein schlanker Riese durch seine saftige Laubkrone sehr bemerkbar macht. Böcklin hat vergessen uns zu erklären, wieso und woher denn dieser einzige Baum seine Beleuchtung herbezieht, während seine ganze Umgebung, die Felsen und die übrigen Gewächse, schon vom nächtlichen Dunkel umfangen sind. Oder war es ihm einfach darum zu thun, einen hellgrünen Fleck in das Grau in Grau zu bekommen? Sieht man von dieser Unbegreiflichkeit ab, so wird man von der packenden Poesie, die diese Abendscenerie erfüllt, unwiderstehlich ergriffen, und das gilt in fast noch erhöhtem Maße von dem Brustbild: Der Frühling. Eine räthselvolle Frauengestalt mit rothem Haar und abgrundtiefen Augen hüllt sich in einen blauen Schleier, den sie vorn mit etwas steif nach oben gerichteter Hand zusammenhält. Neben dieser übrigens entzückend modellirten Hand ist noch die Schmalheit der Schultern und die Länge des Halses zu tadeln. Um so unvergleichlicher ist das ganz Seele gewordene Gesicht, das der Beschauer nicht so leicht vergißt, und die sonnige Landschaft, welche die Staffage bildet.

Ueber Menzels „Steinklopfer" sollte eigentlich die Aesthetik des Häßlichen urtheilen, aber der ganze freudlose Vorgang, wie ein paar in Müh' und Noth verdummte Tagelöhner ihr Werk verrichten, ist aufs Genialste der Natur abgelauscht. Köstlich ist besonders die Bewegung des Mannes, der in stumpfer Gemächlichkeit eine Prise nimmt, während seine Collegen mechanisch weiter klopfen. Da fällt kein Strahl von oben. Das kleine Bild predigt geradezu den Socialismus. Erfreulicher ist das mit Aquarell- und Gouachefarben gemalte ältere Kopfstück: ein Mann mit Barett. Mit welcher Liebe und Sorgfalt ist da jede Einzelheit ausgeführt: der schon vom Schnee des Alters gesprenkelte Bart, der sichere, feste Blick, das kräftige Profil! Natürlich macht uns der große Realist nicht die kleinste Concession. Da wird jede Falte, jede Runzel aufs Unschmeichelhafteste genau wiedergegeben, und nicht einmal die Haare im Ohr erläßt er uns. Ich stehe nicht an, das Porträt für eines von Menzels Meisterthaten zu erklären. Der Gesammteindruck ist harmonisch; er wird auch durch die barocke Arabesken-Bordüre kaum gestört, die, vom Porträt losgelöst, leicht fortgedacht werden kann.

Auch in dem neueingerichteten Kunst-Salon von Emil Ph. Meyer & Cie. sind mehrere bemerkenswerthe Gemälde aufgestellt. So das neueste Bild des in Paris lebenden Czechen V. Brožik: Ein Fest bei Rubens, das in Paris, Wien und London viel Beifall gefunden hat. Der junge Künstler, der bei uns durch sein in der Königl. National-Galerie aufgenommenes Gemälde wohlbekannt ist und auch auf der vorletzten Berliner akademischen Ausstellung durch die große goldene Medaille ausgezeichnet wurde, zeigt uns Rubens überzahlreiche Gäste in dem verhältnißmäßig beschränkten Raume seines Ateliers versammelt. Die Herrschaften haben Platz genommen und scheinen sich nicht sonderlich zu amüsiren. Eben tritt noch der Bürgermeister von Antwerpen mit seiner Frau herein und wird von dem Herrn des Hauses mit liebenswürdiger Grandezza empfangen. Daß die Stoffe fleißig und effectvoll gemalt sind, versteht sich bei einem so talentvollen Zögling Pilotys und der Pariser Schule von selbst. Hier stört auch nicht Brožiks gewöhnliche Sucht, die flimmernde Buntscheckigkeit seines Vorbildes Matejko nachahmen zu wollen. Des Arrangement ist nicht eben geistvoll, wie es denn überhaupt um den gedanklichen Inhalt ziemlich schlecht bestellt ist. Zudem mangelt diesen herrlichen Gewändern oft die Füllung: es stecken keine Körper darin. Um so besser sind die Köpfe, alles Copien nach den Originalien von Rubens und seinen Schülern. Teniers Vater und Sohn, Van Dyk, Franz Hals, Snyders, Jordaens und Rubens mit Frau und Söhnen sind gut getroffen, wenn auch da und dort die steife, gezwungene Haltung zu tadeln ist. Man glaubt die Theilnehmer eines modernen Kostümfestes zu sehen und des Meisters von der Camera obscura liebevolles: „Und jetzt nur ja recht freundlich!" zu hören.

Ueber Carl von Pilotys Gemälde: Die klugen und thörichten Jungfrauen haben wir bei ihrem ersten Erscheinen in München einen Bericht gebracht, worin die zahlreichen Mängel mit Humor aufgezählt waren. Es ist eine kalte, langweilige Allegorie, so correct im Detail und virtuos im Colorit sie auch sein mag. Die naiven, schlichten Gestalten der sinnvollen Parabel sind hier profan und fast trivial geworden. In luxuriösem ägyptischen Kostüm wandeln zehn junge Damen am hellichten Tag mit brennenden Oellampen durch einen Park. Auf einer Marmorestrade macht die Gesellschaft Halt und gruppirt sich möglichst malerisch. Links geben sich die fünf thörichten ihrer Verzweiflung hin, rechts freuen sich die fünf klugen Jungfrauen ihres Lebens. Im Centrum steht eine weißgekleidete kolossale Weiblichkeit, welche ihre brennende Ampel hochhält und eine in herrlichem Sammtmantel vor ihr kniende Thörin, die Reue, hochmütig abweist, während ihre nicht minder tugendhaften Gefährtinnen jubelnd dem unsichtbaren Bräutigam entgegengehen. Interessant ist die kunstvolle Art, wie zwei dieser klugen Jungfrauen ihre brennenden Ampeln hoch in der nach rückwärts gebogenen Handfläche tragen und sich offenbar ihres Kunststücks freuen.

Das zweite Kolossalbild dieser Ausstellung: Georg Papperitz' Ueberfahrt der Abgeschiedenen schildert ebenfalls die Erwartung von Lohn und Strafe und theilt sich auch in zwei contrastirende Hälften, wennschon die Composition geschlossener ist. Hier sind die Guten links, die Bösen rechts — alle in Charons Kahn, der eben ans Land stößt. Die Gehülfen des unterweltlichen Fährmanns löschen zuerst ihre schlechte Ladung. Zwei Insassen sind bereits ausgestiegen, ein Mann und ein Weib, sie vor Angst bebend, er schon von einer grünen Schlange umringelt. Die Zögernden werden hinausgedrängt. So stößt Charon, freilich nicht mit dem grandiosen Ruderschlag wie bei Michel Angelo, ein schuldbewußtes Weib hinaus, während seine Gehülfen zwei andere Passagiere ans Land zerren. Im Vordertheil des Schiffes stehen die Guten: ein junges blondes Brautpaar, zärtlich aneinander geschmiegt und zugleich voll Abscheu vor der Berührung der Bösen, und ein Greis und eine junge Mutter mit ihrem Kinde. Die Zeichnung ist da und dort nicht ganz correct, schwülstig in den Formen und übertrieben im Ausdruck, aber das Ganze hat Stimmung und Schwung und spricht von einem kräftigen Talent, das in den Spuren von Eugène Delacroix zu wandeln versucht.

Sonst bietet der Meyer'sche Kunstsalon noch einige gute Nummern wie Gabriel Max' Gretchenbild in kleinerer Wiederholung, Landschaften von Andreas Achenbach, zwei Aquarellskizzen von Doré, ein Blumenmädchen von Makart, reizende Kinderfiguren von Günther und eine realistisch kräftige Aquarelle: „Eine Dorfschmiede" von Meister Menzel. Köstlich sind die zwei Pendants von Eduard Grützner. In „Vor der Kelter" läßt sich ein Mönch die Traube wohl schmecken. In „Nach der Kelter" prüft er schmunzelnd den neuen Jahrgang. Aus seinen treuherzigen Augen lacht die ganze Herbst- und Weltfreude.

Z.

Notizen.

Die Kammern sind in voller Thätigkeit, und es war durch ihre verfassungsmäßige Einberufung noch vor dem Schluß der Reichstagssession dafür gesorgt, daß die parlamentarische Maschine nicht zum Stillstand kommen, sondern ununterbrochen weiter arbeiten sollte. Im deutschen Volk muß doch trotz aller von Zeit zu Zeit offiziös versuchten Attaquen gegen die gesetzgebenden Körperschaften ein unüberwindliches Interesse an deren Wirken und Schaffen vorhanden sein, sonst wären die Tribünen Jahr aus Jahr ein, selbst bei ruhigen Debatten, nicht so überfüllt, die Blätter mit ihren spaltenlangen Sitzungsberichten nicht so eifrig gelesen. Wir sind allerdings im Vergleich zu anderen Nationen in dem repräsentativen Treiben noch immer etwas jung, daher auch mit theoretischen und doctrinären Untersuchungen über die Prärogativen und Attribute der verschiedenen Staatsgewalten periodisch ohne ersichtlichen Nutzen für das Gemeinwohl sehr eifrig beschäftigt. Welchen Lärm hat nicht der Januarerlaß in Sachen des persönlichen Regiments, der Kronrechte und der Beamtenstellung bei seinem Erscheinen verursacht. Man besann sich alsdann, daß zu einem Streit, oder, wie es technisch heißt, zu einem Conflict Zwei gehören und die Liberalen für die Wahrung ihrer Position sowie für die Vertheidigung der öffentlichen Freiheiten ausreichend gerüstet wären, mithin feierliche demonstrative Proteste entbehren könnten. Eine beredte eindringliche Kritik der trotz aller Commentare der letzten Wochen in ihrer wirklichen Genesis noch immer nicht ganz aufgeklärten Kundgebung vom 4. Januar war ja dadurch Seitens der Parteien oder einzelner Abgeordneten von vornherein nicht ausgeschlossen, vielmehr, während diese Blätter in den Druck gehen, von fortschrittlicher Seite vermittelt. Außerhalb Deutschlands war man über die verhältnißmäßig reservirte Haltung des Reiches diesem unmotivirten Angriff gegenüber um so mehr erstaunt, als man dort mit gewohnter praktischer, aber in politischen Dingen auch oft voreiliger Logik zum mindesten einen im Hintergrunde schwebenden Staatsstreich gewittert hatte. Man las bei uns, was englische und französische Blätter in jener Richtung frischweg prophezeiten, mit einiger Verwunderung, aber mit dem lebhaften Gefühl des Bedauerns, daß dem auf unsere Größe, Machtfülle und geschlossene Einheit neidischen Auslande so viel Stoff zur Nachrede geboten wurde. Schließlich verstand man an der Themse wie in Paris, daß Deutschland stark genug ist, um mancherlei zu vertragen und namentlich die Vorstellung einiger schlecht orientirter Zuschauer, als ob uns hier zu einer angemessenen Replik der Muth fehle, leichtsinniges Gerede war. Kommt die Zeit der Neuwahlen heran, wird der Erlaß der Regierung keine Majorität verschaffen, thatsächlich also wirkungslos bleiben. Der ungünstige Eindruck konnte uns jedoch erspart werden. Wir sind ohnehin verstimmt genug. Auch die kirchenpolitische Vorlage in den Kammern hat Niemandem Freude gemacht. Sonderbarerweise war früher, als der Culturkampf wogte, Mancher mit der Art der Kriegführung und den Mitteln der Abwehr clerikaler Uebergriffe nicht immer ganz einverstanden. Man hatte wie eine Ahnung, daß es einmal plötzlich zu einem Frieden um den Preis sehr wenig kirchlicher, aber sonst kostbarer Dinge kommen werde. Von einem solchen sind wir nun wirklich bedroht, und es hat das zur Folge, daß der Ausgleich unbefangenen Geistern etwa dieselbe Befriedigung gewährt, wie zeitweise der Zwiespalt gethan hatte, nämlich eine sehr geringe. Im Uebrigen sind wir trotz des Reichstagsvotums über den Windthorst'schen Antrag wegen des Ausweisungsgesetzes noch nicht so weit, und bis Staat und Curie sich wieder allen Ernstes discretionär oder sonstwie vertragen, wird Herr v. Schlözer, wenn er sich erst in der Nähe des Vaticans wohnlich eingerichtet hat, noch manche unzufriedene Depesche nach Berlin schicken und eine ähnliche Antwort von hier zurückempfangen. Niemand wird den künftigen Gesandten bei Seiner Heiligkeit trotz des schönen Gehalts von neunzigtausend Mark und des anregenden Aufenthaltes in der Tiberstadt um seine Aufgabe beneiden. Die Diplomatie ist nur auf Rosen gebettet, wo sie wenig zu thun hat. Auch unsere Botschafter und Consuln im Orient wissen davon zu erzählen. Wer hätte ihnen noch vor wenigen Wochen vorhergesagt, daß eine ägyptische Frage über Nacht erstehen und sich im Handumdrehen zuspitzen werde. In den Telegrammen aus Kairo wird allerdings entsetzlich viel gefabelt. Der Untergrund des Interesses, welches die Vorgänge am Nil wachhielten, waren die Fingerzeige, welche sie über Gambettas auswärtige Politik gewähren mußten. Man hält sich überall versichert, daß der einstmalige Dictator in oder außerhalb der Regierung, mit oder ohne Listenscrutinium, in Ost und West noch nicht sein letztes Wort gesprochen hat und das Problem seiner Zukunft die wichtigste Angelegenheit der kommenden Jahre bleibt.

* * *

Lessings Emilia Galotti, nebst einem Anhange: die dreiactige Bearbeitung. Von Richard Maria Werner. Berlin, Herz.

Der Verfasser ist Privatdocent in Graz und hat schon mehrfach Beiträge zur Aufhellung der klassischen Periode unserer Literatur geliefert. Als eine solche verdienstliche Arbeit ist auch diese Schrift zu begrüßen. Der Anhang vor Allem zeigt ihn als einen scharfsinnigen Commentator. Es handelt sich da um die Reconstruction des angeblich ursprünglich auf drei Acte beschränkt gewesenen Werks mit Hinweglassung der Orsina. Durch die Vergleiche mit Lessings Verfahren bei Umarbeitung des Nathan wird manche gewagt scheinende Annahme des Commentators doch ein gut Theil plausibler. — Was Marinelli betrifft, so sagt der Verfasser: „Marinelli hat (am Ende des Stücks) seine Individualität verloren, und ob eine solche Kreatur gehenkt wird oder nicht, ist gleichgültig." Und über den straflos ausgehenden Prinzen: „Er braucht nicht zu sterben, sein Lohn ist Verzweiflung." — Freilich nimmt Werner an, daß der Prinz nicht nur durch „personificirte Liebenswürdigkeit", sondern auch durch „imponirende Männlichkeit" wirke, daß er zwar leichtsinnig, aber voll Güte sei, und daß er sich nicht selbst betrüge, indem er die ihn erfüllende Liebe für Emilia für ein ganz anderes, tieferes Gefühl hält, als die Leidenschaft, welche Orsina ihm einflößte. „Emilia hat den Prinzen wieder zum Menschen gemacht, in ihrer Nähe glaubt er rein zu werden." — Diese Auffassung ist von der herkömmlichen weit verschieden. Sie läßt sich ohne Zweifel, wenn die Rolle in den richtigen Händen ist, durchführen, und nicht zum Schaden des schließlichen Effects; der Prinz ist dann durch den Tod Emiliens in der That genügend bestraft. Aber wäre ein solcher Prinz, der dennoch bisher einen Gelegenheitsmacher Marinelli um sich geduldet hatte, nicht eine so große Ausnahme von der Regel, daß man sich fragen müßte: Wie kommt der freisinnige Lessing dazu, angesichts der allgemeinen höfischen Liederlichkeit seiner Zeit, einen so ganz anders gearteten Prinzen zum Mittelpunkt einer Virginia-Tragödie zu machen? — Auch die Annahme, einen wirklich unverbesserlichen Roué von Prinzen würde Lessing, da einmal der Dolch Odoardos bei der Hand war, nicht mit dem Leben haben davon kommen lassen, möchte doch nicht einzig von dem Standpunkte derer anzufechten sein, welche meinen, einen Prinzen von Geblüt umbringen zu lassen, sei zu Lessings Zeiten nicht bühnenzulässig gewesen. Gewiß wäre das Stück zwar dadurch für manche Bühne unaufführbar geworden, aber diese Rücksicht brauchte Lessing keineswegs zu bestimmen; es genügte, daß bei der Allgemeinheit rechtloser Zustände die Vorführung solcher Stoffe nicht in der Absicht geschehen konnte, zum Fürstenmorde aufzureizen, sondern zur ergreifenden und beschämenden Bloßstellung jener rechtlosen und tief unsittlichen Zustände. Auf deren Abstellung hinzuarbeiten, dazu war der in dieser Tragödie beschrittene Weg gerade durch das straflose Ausgehen des Prinzen ein eminent praktischer, und wenn die erschütterten Zuschauer sich am Schlusse des Stückes nicht gleich über die tragische Schuld klar zu werden vermochten, so führte ihr Nachdenken sie doch bald zu der Erkenntniß: Wer anders als wir selbst sind Schuld, daß so und nicht anders in jener Sphäre die Dinge verlaufen! Und diese Erkenntniß ist fruchtbarer gewesen, als es die Befriedigung hätte sein können über eine ganz dem Herkommen widersprechende Execution, für welche Lessing dann ohnehin einen historischen Anhaltepunkt aus der von ihm geschilderten Zeit gebraucht hätte . . . Wie man sieht, läßt sich an dieses Werk nicht rühren, ohne daß sich eine Fülle von Controversen herandrängt, und da Werners Schrift den denkenden Leser auf solche und andere Weise lebhaft anregen muß, so sei sie hiermit aufs Beste empfohlen. R. W.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Joseph Haydn

von C. F. Pohl.

(Biographie.) II. Band, resp. Band I. 2. Abth. mit Portrait Haydn's. gr. 8. VII, 383 und II, 14 Seiten. Preis *M.* 9.—, eleg. geb. *M.* 10.50.

Portrait von Joseph Haydn. Zeichnung von F. Woska nach einem Original-Miniatur-Portrait, Lichtdruck von J. Löwy. *M.* 1.50.

Portrait von Joseph Haydn. Kupferradirung von W. Krauskopf nach einem Orig.-Min.-Portrait. *M.* 1.50, vor der Schrift *M.* 3.—

Soeben erschien im Verlage von **Gustav Grimm** in **Budapest:**

Madame Vogelleim.

Aus dem Französischen des Jean Richepin übersetzt von

Armin Schwarz.

Mit Titelbild. Preis 3 *M.*

Früher erschien: **Zola, Nana. Illustr.** 2 Bde. 7 *M.* 50 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In **Th. Grieben's** Verlag (L. Fernau) in **Leipzig** erschien soeben:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen über die

geistige Entwickelung des Menschen

in den ersten Lebensjahren

von Professor Dr. W. Preyer.

Preis 8 *M.*

Verzeichniß im Preise herabgesetzter Bücher ist für 10 Pfennige durch jede Buchhandlung oder direct von mir (gegen Briefmarke) zu beziehen.

Paul Beyer in **Leipzig.**

Collection Spemann Band 14

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: Björnstjerne Björnson, Der Brautmarsch und andere Erzählungen.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben:

Geschichte der Ethik.

Erste Abtheilung: **Die Ethik der Griechen und Römer.**

Von **Theobald Ziegler.**

Preis *M.* 8.—

Prof. E. Hermann schreibt im „Mannheimer Journal" über Ziegler's Ethik: „Eine jener gediegenen Leistungen, mit welcher deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit die Wissenschaft von Zeit zu Zeit wahrhaft zu bereichern weiß. Das Werk ist Eduard Zeller gewidmet, diesem lebendigen Musterbild eines ächten, ganzen Gelehrten und wissenschaftlichen Denkers, und in Zellers Geist und Sinn ist es auch geschrieben. Im Gebiet der theologischen und philosophischen Literatur gibt es kein zeitgemäßeres Unternehmen als dieses! Denn das unterliegt keinem Zweifel, die neuere Sittenlehre baut sich nicht auf dem Grunde irgend eines fixirten Glaubens auf, wird auch nicht gewonnen durch geniale Einfälle; ein dauerndes wissenschaftliches System der Ethik, das auch dem Kampf mit der Alles zersetzenden kritischen Richtung unserer Zeit gewachsen ist, kann nur auf dem soliden Unterbau einer Geschichte der Sittenlehre aller Culturvölker ruhen. — — Uns ist die antike Ethik im Grunde verständlicher und verwandter als die mittelalterliche. Wir lernen in diesem ersten Bande die antike Welt von einem bis dahin fremden aber ungemein bedeutenden Standpunkt betrachten, wir werden die höchsten Leistungen, die Blüthe des geistigen Schaffens der Griechen in dem finden, was sie auf dem Gebiete der Ethik geschaffen haben, die ihnen ja mehr oder weniger mit der Aesthetik zusammenfiel. — — Wir empfehlen das eben so gründlich als schön geschriebene Werk dem weitesten Leserkreise."

Vorräthig in allen besseren Buchhandlungen. — Gegen Einsendung des Betrages (*M.* 8.—) sendet Exemplare überall hin franco die

Verlagsbuchhandlung von **Emil Strauß** in **Bonn.**

Collection Spemann Band 15

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: Aug. Silberstein, Hochlandsgeschichten.

Alle Annoncen

für das **„Berliner Tageblatt"** (die gelesenste deutsche Zeitung), **„Deutsches Montagsblatt", „Deutsches Reichs-Blatt", „Kladderadatsch", „Bazar", „Fliegende Blätter", „Schalk", „Indépendance belge", „Wiener Allgemeine Zeitung",** sowie für **alle anderen Zeitungen,** Provinzialblätter, **Fachzeitschriften** befördert ohne Kostenerhöhung am **billigsten** und **promptesten** die

Zeitungs-Annoncen-Expedition von

Rudolf Mosse, Centralbureau **Berlin SW.**

Zeitungs-Verzeichniß (Insertions-Tarif) sowie Kosten-Anschläge gratis und franco.

Bei größeren Aufträgen höchster Rabatt.

Ein Schriftsteller,

von **vielseitiger politischer u. literarischer Bildung** u. langjähr. **redaktion. Erfahrung,** wünscht baldmöglichst in die Redaction einer Zeitschrift oder einer größeren liberalen Zeitung, sei es als Feuilletonredacteur oder als polit. Mitarbeiter, einzutreten. Adr. sub **F. K. Nr. 1017** an **Rudolf Mosse** in **Berlin.**

Allen Bücherliebhabern

empfehlen unsern seit Beginn dieses Jahres monatlich erscheinenden

„Antiquarischen Anzeiger",

welchen auf Verlangen gratis und franco zusenden.

Schletter'sche Buchhdlg. in **Breslau.**

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XX. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 5. Berlin, den 4. Februar 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die Krisis in Paris. Von Wilhelm Singer. — Das Beamtenthum im modernen Staat. Von G. V. von Unruh. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ueber den Ursprung der Religion. Von J. Frohschammer. — Turgenjew-Studien. Von Wilhelm Goldbaum. II. Mitläufer und Kunstgenossen. — Heinrich Laubes „Erinnerungen". Von Theophil Zolling. — Zu den Sculpturen von Pergamon. Von Adolf Boetticher. — Zeilen vom Ganges. Von Al Hafi. — Notizen. — Inserate.

Die Krisis in Paris.

Zwar lag Paris in Finsterniß und Nebel, aber die Erde zitterte wenigstens nicht, als der Erlöser von Cahors von seinem eigenen republikanischen Fleisch und Blut den Intransigenten und dem Volk an der Börse, als Opfer hingeworfen wurde. Das Ministerium Gambetta hat nach kaum dreimonatlichem scheinbaren Bestehen aufgehört zu sein. Da Gambetta darauf beharrte, daß in die Verfassung das Princip der Wahl nach Listen eingeschrieben werde, mußten alle reformatorischen Verheißungen, alle Hoffnungen auf ein neues Paradies in Frankreich, die berauschenden Bilder einer glorioſen Zukunft und „Wiedererhebung des Vaterlandes" in den Portefeuilles der Minister liegen bleiben; der armen Minister, die, Groll im Herzen, das Feld ihrer kurzen und vom Ruhm noch völlig jungfräulich gebliebenen Thätigkeit grämlich verließen. Der Erlkönig hat das Kindlein Listenscrutin zum Tode gebracht — bald kommt nun auch die Kammer daran. Sie, die es gewagt, frevelhaft die Hand zu erheben gegen ihren bisherigen Herrn und Meister, sie ist der baldigen Auflösung verfallen, sofern die allmächtige Mittelmäßigkeit ihr nicht zu Hülfe kommt. Was wir damit sagen wollen? Der entthronte Gambetta, seine Jünger und Apostel werden nun radicale Reformen beantragen und sie mit der Macht ihres Renommés und ihrer Rednergabe vertheidigen. Steht ihnen ein Mann von Talent als Minister gegenüber, der seine eigene Meinung hat, so wird er einzelne dieser Reformen bekämpfen und, wie mehr als wahrscheinlich ist, dann von der Kammer gerade so geopfert werden, wie Gambetta geopfert worden ist. Der Nachfolger dieses Geopferten — wenn er ebenfalls ein Mann von Talent ist — wird dasselbe Schicksal erleben, und wenn einmal einige Ministerien in den parlamentarischen Orkus hinabgesunken sind, dann wird sich ein Zornesschrei gegen diese Kammer im Lande erheben, dem sie nicht wird widerstehen können. Dann werden die Wellen der öffentlichen Meinung den Mann von Cahors in die Höhe tragen, und hat er den festen ministeriellen Boden wieder betreten, so wird sein erster Schritt sein, das Listenscrutin annehmen zu lassen und diese Kammer heimzuschicken zu ihren Wählern. Wenn aber nur Mittelmäßigkeiten die Ministersitze einnehmen wollten, die sich vor dieser Majorität beugen, welche nicht weiß, woher und wohin, die nur den Löwen spielen will, dann kann die „Stabilität" (allerdings um jeden Preis!) zur Thatsache werden und diese Kammer vielleicht am Leben bleiben. Kämpfen doch mit der Mittelmäßigkeit selbst die Götter vergebens!

Wenn die Kammer aber auch ihren Willen immer durchsetzt, dann beginnt das Elend wieder mit dem widerstehenden Senat. Auch die parlamentarische Situation ist nichts weniger als rosig. Welche Rolle wird nun Herr von Freycinet spielen wollen? Die des Mannes von Talent, der er ist, oder die andere? Jedenfalls beneiden wir ihn nicht um seine Lage. Ist schon das Ministerium Gambetta mit zweifelhaftem Vergnügen aufgenommen worden, was wird erst mit dem neuen Ministerium geschehen? Oeffentlich wird es zwar sehr gelobt werden, ja man wird es, um Gambetta zu ärgern, von vielen Seiten besser und den Landeswünschen entsprechender finden, als das Ministerium Gambetta. Allein im Grunde des Herzens wird sich etwas regen und sagen: Es ist doch nur ein Nothministerium, welches wir da haben. Wenn letzteres ein einzigesmal nicht die Situation fest beherrschen sollte, und das ist unausbleiblich, dann werden wieder die Recriminationen anfangen: „Da wäre Gambetta ein anderer Mann gewesen!" wird man ausrufen. „Der hätte uns in dieser Lage anders vertheidigt!" und der Minister, der gefallen ist, ohne daß seine Feinde beurtheilen konnten, welche staatsmännischen Fähigkeiten ihm innewohnen, wird von Neuem und mächtiger als je in die Räume des Quai d'Orsay einziehen. Augenblicklich ist Frankreich durch die Coalition eines tollen Radicalismus, eines bittersüßen Moderantismus, eines lauwarmen Conservatismus mit der republikfeindlichen Rechten zur politischen Unbedeutendheit und Machtlosigkeit verurtheilt. Es ist ein wahrer politischer Krach!

Der Erlöser von Cahors hatte aber einen Concurrenten im Lande, den Actien-Erlöser Eugène Bontoux. Auch er hat zugleich mit dem politischen Heiland den Marterweg antreten müssen, und zwar, wie die clerikalen Franzosen behaupten: geopfert von „Deutschen und Juden", in der That aber ein Opfer des Hungers nach Gold und Gewinn, welcher namentlich jenen Theil der Gesellschaft ergriffen hat, den Noblesse verpflichten sollte, die Börse als etwas den Schild der Ehre Trübendes zu meiden, ferner die Diener Gottes, denen Armuth, Keuschheit und Frömmigkeit unbesiegbare Verachtung vor dem schnöden Mammon einflößen sollten. Die Trägerin eines alten Herzogstitels und den Barfüßermönch in Gemeinschaft mit dem Juden frisch, fromm, fröhlich und frei um das goldene Kalb tanzen zu sehen, das konnte der Himmel doch nicht länger ruhig ansehen. Er schickte also einen wüthenden Mann der Baisse an die Börse, und dieser brachte einen mörderischen Krach in die Schöpfungen des Herrn Bontoux. Statt sich nun zu sagen: wir sind mit einem kühnen Speculanten zu weit vorwärts gegangen, wir haben, anstatt uns mit mäßigen Einkünften zu begnügen, riesige zum Einsatz nicht im Verhält-

niß stehende Gewinne angenommen, wir haben einen finanziellen Carneval durchgemacht, Aschermittwoch ist nun da und nun heißt es mit Würde bereuen, — statt diese der Wahrheit entsprechenden Vorwürfe zu machen, werden die Deutschen und die Juden mit böser Absicht angeklagt, das finanzielle Unglück auf die Börse herabbeschworen zu haben, und der alte Haß bricht von Neuem los. Politisch geschlagen, wollte die monarchisch-clerikale Partei auf finanziellem Gebiete wenigstens die herrschende sein, zumal bekannt ist, daß die Republikaner mehr Gesinnung als Geld haben. In Eugène Bontoux, dem Director der Union générale, wurde der Mann gefunden, der den Kampf mit der „jüdischen und republikanischen" Geldmacht aufnehmen sollte. Die Chatouillen der Schönen des Faubourg-Saint-Germain öffneten sich dem Wundermanne, die Kuttenträger steckten ihm heimlich ihre schwer erworbenen Millionen zu, auf welche Gambetta sein einziges Auge längst gerichtet hatte. Die Phantasie vergrößerte diese Schätze ins Hundertfache. Das katholische Kapital schien unerschöpflich. Bontoux, seine alten östreichischen Verbindungen benutzend, gründete mit Hülfe des Nuntius Jacobini, unter wohlwollender Freundlichkeit des Krakauer Erzbischofs Dunajewski und mit Bewilligung seines verehrten Bruders, des dermaligen östreichischen Finanzministers, die Länderbank, ferner schuf Bontoux die „Alpine" auf Grund von kostspieligen Bergwerken, die er in den Alpen von dem bis dahin unglücklichen Besitzer erworben, und viele Millionen Francs gingen nach Oestreich, in das für die Franzosen „unbekannte Land", von dem kein Heller wiederkehrt. „Il est très fort." Auf diese schmeichelhafte Werthschätzung hin kauften Paris und Lyon die Bontoux-Papiere, die maßlos in die Höhe gingen. Wie lachten damals die katholischen Kunden, als etliche jüdische Banquiers, die, weil sie die Affaire verstanden, an die wahre Prosperität der Bontoux'schen Unternehmungen nicht glauben wollten und konnten, einen starken Aderlaß erhielten! Was vorauszusehen war, trat ein: die Reaction. Rapid stürzten die Course der Union générale nieder. Alles in Paris und Lyon wurde mit fortgerissen und der letztere Platz vollständig vernichtet. Es schien, als wollte die Welt des Geldes in ihren Grundvesten wanken. Was man vor wenigen Wochen im Taumel des Gewinnens in Paris noch für unmöglich hielt, trat mit verblüffender Schnelligkeit ein — ein leibhaftiger finanzieller Krach!

Und das Land hat beide Krache kräftig genug ausgehalten. Der politische wird nicht sobald geheilt werden, wenn es Gambetta nicht gefällt, das künftige Ministerium zu unterstützen, alle persönliche Eitelkeit bei Seite zu lassen und den Landesweisen zu spielen. Für den finanziellen Krach hat man augenblicklich in der kolossalen Kapitalskraft von Paris und in dem exemplarischen Anstand der Pariser in geschäftlichen Dingen eine wirksame Gegenwehr gefunden. Man hat riesige Kapitalien zusammengeschossen, um den Markt aufrecht zu erhalten. Da die Börse gegenüber ihren Clienten die Verpflichtungen erfüllen wird, so dürfte auch das Umgekehrte der Fall sein. Erst wenn die allgemeine gegenseitige Unehrlichkeit einrisse, dann würden auch die besten Papiere entwerthet werden, und das finanzielle Chaos bräche herein. So lange die Franzosen nach Außen hin sich politisch klug verhalten, brauchen sie eine Katastrophe auf finanziellem Gebiete nicht so leicht zu fürchten, weil ihre finanzielle Widerstandskraft groß und dauerhaft ist. Tritt nicht ein außergewöhnlicher Umstand unvorhergesehen ein, so wird Frankreichs Finanzlage im Großen und Ganzen heil aus dieser Krisis hervorgehen. Freilich werden viele Leute ihr Geld verlieren, manche Häuser öffentlich oder geheim dem Ruin anheimfallen. Doch ihre Zahl dürfte nicht so groß sein, daß damit der Finanzmarkt von Paris einen irreparablen Schaden erlitte. Mit dem „katholischen Kapital" aber hat es ein Ende. Denn sieht man, daß seine Geldquellen erschöpft sind und daß Adel und Clerus nicht neue Subsidien holen, so ist es mit der Herrlichkeit ein- für allemal vorbei.

Qui non habet in numis,
Dem nutzt nicht, daß er frumm is.

Bontoux hat seinem Lande genug Unheil zugefügt. Direct oder indirect hat er bewirkt, daß eine Unmasse von Leuten schwere Verluste erlitten und ihm ist auch mit die Schuld an dem Sturze des Ministeriums Gambetta beizumessen. Daß der Finanzminister des „Großen Ministeriums" dem Kapital nicht günstig sei, das wußte alle Welt, und man lachte darüber im Uebermuthe. Im Augenblick der Gefahr schrie man jedoch nach einem der Finanzwelt günstigeren Mann. Die finanzielle Krise hat daher die politische verschärfen, den Sturz Gambettas beschleunigen helfen. Man kann aber nicht behaupten, Gambetta hätte für immer Schaden gelitten. In der Masse des Volkes gewiß nicht. Obendrein zeigt sich in der Haltung der Conservativen eine Neigung, Gambetta zu toleriren. Sie haben gegen ihn gestimmt, aber sie ziehen ihn doch jedem Anderen vor. Er wird sich nun aufs Warten verlegen. Die Zeit, da er als „Retter" wird auftreten müssen, kommt gewiß, und er ist nicht der Mann, alsdann die andere Wange hinzuhalten, nachdem man ihn auf die eine geschlagen. Inzwischen wird Herr von Freycinet sein Glück versuchen. Er ist ein honetter, vernünftiger und vornehmer Mann, beseelt vom besten Willen. Genügt dies wohl unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Frankreich?

Paris. Wilhelm Singer.

Das Beamtenthum im modernen Staat.

Von G. V. von Unruh.

(Schluß.)

In England hat die Frage wegen der Stellung des Beamtenthums sehr viel weniger Bedeutung, als auf dem Continent. Dort ist die Selbstverwaltung in den Grafschaften und Städten so alt und so ausgebildet, daß es ein eigentliches Beamtenthum nur in den Ministerien, in der Zoll- und Marine-Verwaltung gibt. Bei den praktischen Engländern treten nur die Minister und die politischen Unterstaatssecretäre, welche die Regierung im Parlament vertreten, zurück. Die übrigen Ministerialbeamten, welche die Geschäfte genau kennen und bearbeiten, bleiben in der Regel in ihren Stellungen und leisten den neuen Ministern die besten Dienste.

Man hat niemals davon gehört, daß bei einem Ministerwechsel eine größere Zahl von Zoll- oder Marine-Beamten entlassen werden, aber auch nicht davon, daß die Regierung von diesen eine active Unterstützung bei den Wahlen verlangt. Dazu kommt, daß auch in diesen Specialverwaltungen die Zahl der wirklichen, angestellten Beamten nur gering ist; ein großer Theil des Personals besteht aus Clarks (Schreiber), die zum Theil sehr gut bezahlt werden, aber keine politische Rolle spielen.

Wenn es auch in Großbritannien an manchen Stellen in neuerer Zeit knackt, namentlich in den agrarischen Verhältnissen und in Irland, so ist doch nicht zu leugnen, daß die bisherige große Festigkeit in den englischen Zuständen wesentlich auf der Selbstverwaltung beruht, und darauf, daß kein großes Heer von Verwaltungsbeamten vorhanden ist, das im Staatsleben eine Rolle spielt und durch den Befehl der Vorgesetzten gegenüber dem Publicum gedeckt wird.

Das Beamtenthum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist so verrufen und wird so allgemein als ein bestechliches bezeichnet, die Corruption hat einen solchen Umfang angenommen, daß von dort her nur warnende Beispiele genommen werden können. Ist doch höchst wahrscheinlich die Ermordung des Präsidenten Garfield durch sein rühmliches Bestreben, jenen heillosen Zuständen ein Ende zu machen, veranlaßt. Man kann sich damit begnügen, darauf hinzuweisen, daß eine solche Verderbniß nur in einem Lande möglich ist, in welchem es keine Berufsbeamten gibt, und die auf kurze Zeit, ohne jede Sicherstellung für die Zukunft angestellten Beamten die schnell vorübergehende Periode ihrer Thätigkeit, man möchte sagen grundsätzlich zur Ausbeutung des Staats und der Communen benutzen.

Man sollte glauben, daß die Selbstverwaltung und die Föderativverfassung Schutz gewähren, und die Corruption auf die Centralverwaltung beschränken müsse, aber der Pesthauch der diebischen Ausbeutung der Beamtenstellung hat sich auch über die Communen und die Einzelstaaten ausgebreitet, unerachtet der verhältnißmäßig großen Selbstständigkeit derselben, und sogar den Richterstand ergriffen, dessen Mitglieder meistens nur auf vier Jahre gewählt werden.

In Oestreich-Ungarn können die Beamten, soviel hier bekannt, nicht ohne weiteres entlassen werden und haben, im Falle sie nicht mehr dienstfähig sind, Anspruch auf Pension. Mag es nun dort Mittel geben, mißliebige Beamte zu entfernen, so muß denselben doch Pension oder Wartegeld gewährt werden. Von massenhaften Beamtenentlassungen hat man nimmer gehört. Der Unterschied im Vergleich mit dem französischen System liegt daher auf der Hand. Steht dennoch das östreichische Beamtenthum, namentlich in einzelnen Zweigen der Verwaltung, keineswegs in dem Ruf der Unbestechlichkeit, so erklärt sich dies einmal aus den dürftigen Gehältern und dann durch den Umstand, daß sehr viele östreichische Beamte Slaven, namentlich Tschechen sind, unter denen es viele Individuen zu geben scheint, die keinen Abscheu vor Bestechung haben; wenigstens zeigt die Geschichte der meisten slavischen Länder und Staaten, daß in denselben die Bestechung bis in die obersten Schichten eine große Rolle gespielt und manche vortreffliche Eigenschaften paralelisirt hat.

Auch in Rußland, dem größten slavischen Staat, war unter Kaiser Nikolaus I. die Bestechlichkeit sprüchwörtlich geworden, und auch in neuerer Zeit sind Fälle vorgekommen, die das Staunen Europas hervorgerufen haben. Die russischen Beamten sind nicht allein absetzbar, sondern es hat sich unter allen Kaisern gar nicht selten ereignet, daß Beamte in den höchsten Stellungen ohne eigentlichen Proceß auf Befehl des Kaisers nach entfernten Provinzen verbannt oder sogar nach Sibirien geschickt wurden. Aus Rußland können daher so wenig, wie aus Nordamerika Normen für die Stellung der Staatsbeamten entnommen werden.

Es bleibt nur noch übrig von Deutschland, speciell von Preußen zu reden.

In Preußen haben sich schon sehr früh die ehemaligen fürstlichen Diener in Staatsbeamte verwandelt. Friedrich der Große erklärte, daß er der erste Diener des Staats sei und in der That war er sein eigener Premierminister. Er hatte sich auf Befehl seines Vaters Friedrich Wilhelm I. bei einer der damals schon bestehenden collegialisch formirten Kriegs- und Domänen-Kammern mit dem Civildienst bekannt machen müssen. Jene Kriegs- und Domänen-Kammern, die jetzigen Regierungen, verwalteten im Namen des Königs, ihre Verfügungen begannen: „Wir Friedrich, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc.“

Solche Behörden standen in großem Ansehen und waren kein Taubenschlag, der seine Bewohner öfter wechselt. Pensionen waren ursprünglich beim Militär und Civil reine Gnadensache des Königs. Später ist der Anspruch auf Pension gesetzlich festgestellt worden, die Beamten hatten aber Pensionsbeiträge zu zahlen, die erst in neuerer Zeit fortgefallen sind.

Bei der Reorganisation, die auf die Niederlage von 1806 folgte, wurden Bestimmungen erlassen über die Vorbereitung zum Staatsdienst, die Rechte und Pflichten der Beamten und die Fälle unfreiwilliger Entlassung.

Es wurde vorgeschrieben, daß diejenigen, die Mitglieder der Landescollegien werden wollten, sich dazu durch Studium auf einer Universität und durch Arbeiten bei den Behörden wissenschaftlich und praktisch vorbereiten und ihre Qualification durch das Bestehen in zwei Prüfungen nachzuweisen hätten. Aehnliche Vorschriften bestehen auch für die technischen Zweige der Verwaltung. Die unfreiwillige Pensionirung oder Entlassung kann nur im Wege eines geordneten Disciplinarverfahrens durch Spruch erfolgen. Erst in den fünfziger Jahren ist die Stellung zur Disposition mit Wartegeld für gewisse Beamtenkategorien erfunden worden.

Die preußische Organisation stellt nicht nur die Zukunft der Staatsbeamten sicher, sondern sorgt insofern auch für ihre Angehörigen, als die Beamten verpflichtet sind, ihre Frauen in eine vom Staat garantirte Wittwenkasse einzukaufen.

Annähernd herrscht auch in der Communalverwaltung ein ähnliches Princip. Die Städteordnung von 1808 und die späteren ihr nachgebildeten bestimmen, daß die besoldeten Magistratsmitglieder auf mindestens sechs Jahre gewählt werden müssen und nach zwölfjähriger Dienstzeit Anspruch auf Pension haben.

Auf diese Weise ist Preußen zu ehrenwerthen, gut vorgebildeten, wirklichen Berufsbeamten gelangt. Obgleich Preußen in den übrigen deutschen Staaten keineswegs beliebt war, so wurde doch seine Verwaltung als ein Muster von Ordnung, Zuverlässigkeit und Rechtlichkeit allgemein anerkannt, namentlich galt seine Finanzverwaltung für eine vorzügliche. Daher kommt es wohl, daß in den anderen deutschen Staaten die Verwaltung ähnlich wie in Preußen eingerichtet ist. Bei aller Anerkennung der Tüchtigkeit der Beamten hat man mehrfach über die Bureaukratie zum Theil mit Recht geklagt. Man beschuldigt sie, daß sie oft pedantisch und zugleich willkürlich verfahre, daß sie sich in Angelegenheiten des Privatverkehrs mische, zu viel regiere und doch selten positiv fördernd wirke. Solche Klagen sind aber nicht gegen den Organismus der Verwaltung, sondern gegen den Mißbrauch gerichtet, der sich in der Regel leicht aus dem Verhalten der obersten Spitzen und Leiter der Regierung erklärt. Fragt man dieselben Personen, welche sich über die Bureaukratie beklagen, ob sie dem französischen System den Vorzug geben und es bei uns eingeführt sehen möchten, so wird man überall eine entschieden verneinende Antwort erhalten und den Widerwillen gegen die Präfectenwirthschaft am stärksten in den Landstrichen finden, die an Frankreich grenzen. Es darf auch nicht übersehen werden, daß schon seit 1840 die Selbstständigkeit der Provinzial-Verwaltungsbehörden in Preußen herabgemindert und die Stellung der Regierungspräsidenten der der französischen Präfecten angenähert worden ist.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich unzweifelhaft, daß das französische Verwaltungssystem einen ganz entschiedenen Gegensatz zu dem deutschen bildet und dem Charakter, den Anschauungen und mehr als hundertjährigen Gewohnheiten der Deutschen widerspricht. Daraus folgt von selbst die Antwort auf die Frage über die Stellung des Beamtenthums im modernen Staat, wenigstens für Deutschland, einschließlich Preußen, für welches der französische Organismus in keiner Weise paßt.

Man könnte nun sagen, das deutsch-preußische Verwaltungssystem sei ganz zweckmäßig für den absoluten Staat und habe sich in diesem bewährt, aber genüge nicht im constitutionellen Verfassungsstaat, in welchem die Regierung eines viel präciser und schneller wirkenden Mechanismus bedürfe. Dem widerspricht aber die seit Einführung von Verfassungen in Deutschland gemachte Erfahrung. Ministerien von ganz verschiedener Farbe und Tendenz sind mit dem alten Beamtenthum ganz gut ausgekommen und haben doch in ihrem Sinne regiert. Weshalb sollte das in Zukunft nicht mehr thunlich sein? — Es kommt nur auf die oberste Leitung an. Allerdings dürfen an die Beamten nicht Forderungen gestellt werden, die mit ihrer bisherigen, ehrenwerthen und gesicherten Stellung unverträglich sind, das Beamtenthum desorganisiren und dem französischen Systeme annähern.

Zuzugestehen ist, daß keine Regierung systematische Opposition, am wenigsten auf politischem Felde, von Seiten der Beamten dulden und sich dadurch lahm legen lassen kann. Aber das Verlangen, daß die Beamten nicht nur die ihnen ertheilten amtlichen Aufträge pünktlich ausführen, sondern Ministerien der verschiedensten Tendenz auch bei den Wahlen mit ihrem persönlichen Einflusse, abgesehen von ihrer Ueberzeugung, unterstützen, heißt doch nichts Anderes, als die Beamten zu Wahlagenten machen, was mit ihrer bisherigen Stellung offenbar unverträglich ist. Im Gegentheil würde den Beamten, so lange sie ihre amtliche Stellung inne haben, ein solches Eingreifen zu verbieten sein. Dies Opfer am politischen Recht darf den Beamten

*

nicht zugemuthet werden. Gerade dadurch wird denselben ihr bisheriges Ansehen bei ihren Untergebenen und dem Publicum gesichert.

Das Wesen des monarchischen Staats erfordert ein möglichst stabiles, wohl vorbereitetes, angesehenes Beamtenthum, im Gegensatze zum republikanischen, der mit einem Heere absetzbarer Beamten und einem häufigen Wechsel derselben denkbar bleibt.

Wie jeder lebendige Organismus sich fortbildet, so wird auch das Beamtenthum gewisse Wandlungen durchmachen müssen, ohne seinen ursprünglichen Charakter aufzugeben. Plötzliche Sprünge und Umwandlungen führen zur Auflösung, nicht zur Erhaltung, sind also nicht conservativ, sondern das Gegentheil. Eine Fortbildung, auf welche die Zeit hindrängt und die zur wirklichen Durchführung eines wirklichen Verfassungsstaats gehört, ist die Selbstverwaltung, zu der in Preußen schon 1808 durch Erlaß der Städteordnung der Anfang gemacht wurde. Die Einführung der Kreis- und Provinzial-Ordnung in den alten Provinzen bildet die Fortsetzung, die leider wieder ins Stocken gerathen ist.

Städte- und Kreis-Ordnung haben sich vollkommen bewährt und gezeigt, daß die Behauptung, der Staat werde durch solche selbstständige Corporationen in ein Conglomerat kleiner Republiken aufgelöst, irrthümlich ist. Davor schütze die Aufsicht des Staats, der den ganzen Organismus zusammenhält und leitet. Durch die Theilnahme an der Verwaltung und die Ausübung staatlicher Functionen suchten die Mitglieder solcher Körperschaften ihre Zugehörigkeit zum Staat. Sie sind nicht mehr passive, vom Beamtenthum regierte Staatsangehörige, sondern active Theile des Staatsorganismus, sie haben ein lebhaftes Interesse an der Erhaltung und Förderung des Staats, sind daher conservativ im wahren Sinne des Worts. Die Selbstverwaltung ist in der That eine conservative Institution, welche die Staatsbehörden zum Theil entlastet, namentlich von den Details der Verwaltung, die besser lokal als central vom grünen Tische her besorgt werden. In der Selbstverwaltung liegt auch die natürliche Ausgleichung zwischen dem Organismus des absoluten und dem des constitutionellen Staats, die Beseitigung des zwischen beiden bestehenden Gegensatzes. Daß dadurch eine Verminderung der großen Zahl der Staatsbeamten zulässig wird, ist gewiß kein Nachtheil.

Kein Volksstamm ist zur Selbstverwaltung so geeignet, wie der germanische. Wir Deutsche brauchen nicht zu befürchten, daß bei uns revolutionäre, französische Communen entstehen und wenn einzelne Ausschreitungen vorkommen sollten, so wird bei uns die monarchische Staatsgewalt immer stark genug sein, Uebergriffe schnell zu beseitigen.

Wir Deutsche können nur wünschen, daß unsere Staatsbeamten in ihrer gesicherten, angesehenen Stellung erhalten und wir durch Ausbildung der Selbstverwaltung vor französischer Centralisation mit ihrem absetzbaren Beamtenthum geschützt werden.

Literatur und Kunst.

Ueber den Ursprung der Religion.

Von J. Frohschammer.

Die Frage nach dem Ursprung der Religion ist von altersher in der Philosophie und Theologie vielfach erörtert und verschieden beantwortet. Und es ist dies leicht begreiflich, da es sich hierbei nicht blos um ein rein theoretisches Problem, sondern zugleich um eine praktische Grundfrage des menschlichen Daseins handelt, ja geradezu um Grund, Wesen und Bedeutung desselben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß auch in neuester Zeit dies Problem wieder Gegenstand eifriger und eingehender Forschung geworden ist, da jetzt allenthalben die Frage nach Ursprung und Entwicklung der Dinge, der großen wie der kleinen, des Universums, der Erde, der Pflanzen, Thiere und des Menschengeschlechtes selbst gestellt und zu beantworten gesucht wird.

Ein Versuch dieser Art ist von dem Sanskrit-Gelehrten und Sprachforscher Max Müller ausgegangen und zwar in seinen beiden Schriften: Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft (2. Aufl., Straßburg, Trübner) und Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens (Straßburg, Trübner). Der berühmte Verfasser leitet die Religion dem Wesen nach von der Einwirkung des „Unendlichen" auf die Menschennatur ab; dieselbe entsteht nach ihm durch den Druck und das Gefühl des Unendlichen, das zunächst auf die Sinne und dann auf das Bewußtsein des Menschen wirkt. Nicht mit dem „dünnen Begriff" des Unendlichen allerdings hat die Religion begonnen, der schon einen entwickelten Verstand voraussetzt, sondern mit dem gleichsam unbewußten Wahrnehmen, dem gefühlten Druck desselben. Die ganze Natur mit ihren großen und kleinen Gegenständen enthält das Unendliche in sich; sie ist als endliche Erscheinung nur der Schleier desselben. Und wie das Endliche nicht ohne das Unendliche ist, so auch kein Unendliches ohne Endliches. Das Unendliche ist daher in allen Wahrnehmungen des Endlichen da, wenn auch unbewußt. Schon mit den Sinnen des Menschen wird daher dasselbe wahrgenommen und schon durch diese ist Religion sonach unvermeidlich, denn schon sie geben die erste Fühlung mit dem Unendlichen, das der Lebenskeim aller Religon ist. Demnach wird vom Menschen das Unendliche und Uebersinnliche, Göttliche gleichsam „von Angesicht zu Angesicht geschaut" und man kann sagen: „Nihil est in fide quod non ante fuerit in sensu." — Eine besondere menschliche Anlage zur Religion will M. Müller zwar nicht annehmen und er weist auch die Annahme zurück, als ob dieselbe Resultat oder Produkt eines besonderen Instinktes sei; dennoch bezeichnet er den religiösen Glauben als besondere, als „dritte Function des Bewußtseins", da man weder mit den Sinnen, noch mit dem Verstande glauben kann: „Wir können so wenig mit dem Verstande glauben, als mit dem Verstande sehen. Wir können so wenig mit den Sinnen glauben als mit den Sinnen schließen." Das Unendliche ist aber doch ein Unsinnliches, Jenseitiges, hinter dem Endlichen Verborgenes, und „unendlich" ist demnach nicht eigentlich „quantitativ", sondern vielmehr „qualitativ" zu verstehen. Demnach ist auch nicht das mit den Sinnen Wahrnehmbare selbst das Göttliche, sondern dasselbe kann nur als Zeichen, Symbol des Göttlichen, und also nur als Mittel, sich desselben bewußt zu werden, oder es sich zu verdeutlichen, betrachtet werden. M. Müller verwirft daher auch die weitverbreitete Ansicht, als ob Religion mit dem Fetischismus begonnen habe, d. h. mit Verehrung von besonderen Gegenständen, als ob sie das Göttliche selbst wären, nicht blos Zeichen oder Sitz, Werkzeug göttlicher oder zauberischer Macht und Wirksamkeit. Es hat nie eine Religion gegeben, die blos Fetischismus war, sowie es auch kaum eine Religion gibt, die ganz ohne Fetischismus ist, d. h. ganz ohne Verwechslung äußerer Zeichen oder Mittel göttlicher Wirksamkeit mit dem Göttlichen selbst.

Demnach ist auch die Annahme zurückzuweisen, als ob die Religion durch „Vergötterung von Naturgegenständen" ihren Ursprung genommen habe. Eine „Vergötterung" von Naturgegenständen (und Menschen) setzt schon ein Bewußtsein des Göttlichen voraus, das man eben jenen Gegenständen als Eigenschaft oder Wesen, als Prädicat zuschreibt. Die Frage ist also, wie die Menschen dazu kamen, Göttlichkeit als Prädicat gewissen Gegenständen zuzuschreiben, oder vielmehr diese als Zeichen, Symbole des Göttlichen zu betrachten. Es ist dies das Problem, das M. Müller ganz besonders betont, ohne daß dasselbe, wie wir gestehen müssen, von ihm eine sehr bestimmte, klare Lösung gefunden hätte. Wir werden wohl annehmen müssen, daß gerade dieses Prädicat aus der Tiefe des menschlichen Bewußtseins selbst geschöpft, durch die oben erwähnte „dritte Function des

menschlichen Bewußtseins" errungen ward in Folge von Anregungen, die der Geist durch die äußeren Gegenstände mittelst der Sinne empfangen. Dies scheint er selbst anzudeuten, wenn er bemerkt, daß der unbekannte Gegenstand des Gefühls, der Sehnsucht durch Namengebung für das menschliche Bewußtsein geboren worden als Unendliches, als Himmel ꝛc.

Die Religionsgeschichte zeigt demzufolge nichts Anderes als die verschiedenen Versuche, für jenes Göttliche als Prädicat ein entsprechendes Subject zu finden, — besser wohl: das richtige Subject für dieses Prädicat zu finden, d. h. den wirklichen, realen Gott für den zunächst nur im Bewußtsein vorhandenen oder gefühlten und gedachten. Und hier ist dann der Punkt, wo die Symbolik und Mythologie ihren Ursprung nehmen mag. Das Unendliche, Unfaßbare, Göttliche wird nämlich nicht blos in oder hinter und über der Natur überhaupt seiend erblickt, gefühlt, gedacht, sondern insbesondere auch in den einzelnen Naturerscheinungen, die, wenn auch nicht bestimmt als göttliche Subjecte, so doch als Darstellungen, Offenbarungen oder Symbole und Organe des Göttlichen betrachtet wurden. So der Himmel, die Sonne, die Morgenröthe, die Wolken, Stürme, Donner und Blitz, Berge, Bäume u. s. w. M. Müller unterscheidet hier drei Klassen von Gegenständen bei der Versinnlichung oder sinnlichen Offenbarung oder Symbolisirung des Göttlichen: greifbare Gegenstände, halbgreifbare und ungreifbare. Die letzteren sind natürlich am geeignetsten das Göttliche zu symbolisiren oder zum Bewußtsein zu bringen; die ersteren dagegen führen am meisten zu dem, was man den Fetischismus nennen kann, d. h. zur Verendlichung und Veräußerlichung des Göttlichen und zur Verehrung der Gegenstände als solcher, als wären sie das Göttliche selbst, anstatt nur Zeichen oder Sitz und Organ göttlicher Kraft und Thätigkeit zu sein. Dagegen die Sonne als Erscheinung oder Symbol des Unendlichen oder Göttlichen konnte durch ihre Eigenschaften zur Vergeistigung der Auffassung führen. Indem sie z. B. Alles beleuchtet und erhellt, erscheint sie als allwissend, allsehend und erhält so auch geistige Eigenschaften. — Bei dieser Entwickelung des Bewußtseins vom Göttlichen theilt nun M. Müller der Sprache eine besonders wichtige Rolle zu; sie übt eine gewisse Gewalt über das menschliche Bewußtsein aus und führt dazu, ihre Eigenthümlichkeiten, z. B. Geschlechtsverschiedenheit der Worte oder Benennungen, auch den bezeichneten Dingen zuzuschreiben oder als Wirklichkeiten aufzufassen, so daß durch die Phantasie dieselben zu Geschichten, Ereignissen, Verhältnissen ausgesponnen werden, Personification erfahren und nun wie Personen für das gläubige Bewußtsein wirken. So bildete sich die Mythologie. Sonne, Morgenröthe, Mond, Himmel, Feuer u. s. w. erscheinen als Personen und treten so als verschiedene in Verhältnisse zu einander, wodurch die Naturdinge und deren Verhältnisse zu einander anthropomorphisch erscheinen. Allerdings bringt dies auch Gefahren mit sich, insofern dadurch, daß die ursprünglich sinnliche, äußerliche Bedeutung der Worte sich geltend macht, eine Veräußerlichung und Corrumpirung des reineren, geistigeren Glaubens herbeigeführt zu werden pflegt, ein Sach- oder Buchstabendienst, über welchen der Geist verloren geht. Ein Dienst, dem die große Masse sich hingibt und den die Diener oder Priester der Religion ausbeuten, während edlere Geister, die gegen ihn ankämpfen und auf Reform und Vergeistigung dringen, als irreligiöse Neuerer und Aufklärer oder geradezu als Atheisten betrachtet und verfolgt werden.

M. Müller sucht nun speciell an der indischen Religion diese Entwicklung und diesen Verlauf der Sache nachzuweisen. In ihr werden im früheren Stadium der Entwicklung, dem hauptsächlich die Hymnen des Rig-Veda entstammen, die großen Erscheinungen der Natur, der Himmel, die Sonne, das Feuer, der Sturm u. s. w. angerufen in einer Weise, daß sie zugleich wie Personen erscheinen; d. h. die Gebete sind an das Geistige, Göttliche gerichtet, das in diesen Naturgegenständen erscheint und als Macht wirksam ist. Und zwar pflegt die Verehrung dieser Götter so zu geschehen, daß, obwohl davon mehrere unterschieden werden, doch jeder derselben so angerufen wird, als ob er der einzige und höchste Gott wäre. M. Müller führt zur Bezeichnung dieser Eigenthümlichkeit den Ausdruck „Henotheismus" ein im Unterschied von Monotheismus und Polytheismus. Das Göttliche ist Eines, aber sich offenbarend und wirkend in verschiedenen Erscheinungen oder Kräften. Auf sie wurde in den Hymnen das Prädikat „deva" angewendet. Es ist von der Wurzel „dio" „leuchten" abgeleitet und bedeutet, wenn nicht immer, doch gewöhnlich „göttlich" oder Gott (deus), wenigstens in späterer Zeit, wenn auch früher die Bedeutung noch schwankend war. Ursprünglich, d. h. so weit die Ueberlieferung zurückreicht, war es hauptsächlich der hohe glänzende Himmel, der als göttlich oder als Ausdruck des Göttlichen galt und angerufen ward. Die Noth und die Hülfsbedürftigkeit der Menschen veranlaßte sie im göttlichen, übernatürlichen Wesen einen mächtigen Freund und Helfer zu suchen, der als Vater sich gegen sie verhalte. So erhielt der Himmel den Zusatz „Vater" und „Himmel-Vater" (Dyu-patar, Dyaush-pita, Ζεὺς πατήρ, Jupiter), ward so als Bezeichnung des höchsten, besten Gottes eingeführt und zeigt sich noch bei allen arischen Sprachen. In Folge der geistigen Entwicklung des indischen Volkes wurde aber der naive Glaube an die vedischen Götter schwankend, der Skepticismus stellte sich ein, der bisherige Begriff des Göttlichen konnte der Prüfung nicht mehr Stand halten; selbst nicht die Auffassung Gottes als „Himmel-Vater", da man eben die anthropomorphischen Prädicate preisgeben mußte, welche den Begriff „Vater" constituiren. So entstand ein Unglaube, der den am Alten Festhaltenden geradezu als Atheismus erschien, im Grunde aber nur auf den bisher üblichen, nun unhaltbar gewordenen Gottesbegriff sich bezog und das Verlangen in sich schloß nach einer höheren, reineren Idee des Göttlichen; ein Verlangen, das sich in philosophischer Forschung Befriedigung zu erringen suchte. Das Göttliche ward in der That in tieferer, geistigerer Weise aufgefaßt als Atmân, als alldurchdringender geistiger Hauch, als das wahre Wesen und Selbst des Daseins, für die tiefere philosophische Erfassung des „Unendlichen". M. Müller fügt vortreffliche Bemerkungen bei über diese Art von „Atheismus", wie er sich in solchen Zeiten des Zweifels, der Auflösung und des Uebergangs zu höheren Formen des religiösen Bewußtseins einzustellen pflegt. Bemerkungen, die ebenso eine unbefangene, feine Betrachtungsweise beurkunden, wie einen hohen, idealen Sinn, von dem auch sonst allenthalben M. Müllers Schriften Zeugniß geben.

Interessant ist eine Vergleichung dieser Theorie mit derjenigen, welche vor einigen Jahren Herbert Spencer in seinem „System der synthetischen Philosophie" (VI. Band: Die Principien der Sociologie, 1. Bd. Autorisirte Ausgabe. Stuttgart 1877) niedergelegt hat.

Während Max Müllers Auffassung als poetischer und idealer anspricht, mag die von Herbert Spencer durch Nüchternheit und Düsterheit vielfach abstoßen. Indeß darf man sich nicht dem ersten Eindruck hingeben und nicht vorschnell aburtheilen. Bei näherer Betrachtung scheint uns jede der beiden Auffassungen ein wahres Moment bezüglich des Ursprungs und der Entwicklung der Religion zu vertreten und scheinen uns beide sich gegenseitig zu ergänzen, wie es denn auch nicht an manchen Berührungspunkten zwischen beiden fehlt. Wir erlauben uns hierüber einige Bemerkungen beizufügen, indem wir beide Ansichten zugleich kritisch zu beleuchten suchen.

Was zuerst die Annahme Max Müllers betrifft, daß die Religion, das Gottesbewußtsein (und der Cultus) durch das Unendliche, durch den Druck und das Gefühl des Unendlichen bei den primitiven Menschen ihren Ursprung genommen und dieselbe uranfänglich gewissermaßen reiner, edler war als später, so scheint uns dieselbe nicht wohl begründet zu sein. Die primitiven Menschen waren nach ihrer ganzen Geistesbeschaffenheit noch nicht fähig, ein Bewußtsein oder auch nur ein Gefühl des Unendlichen zu haben oder zu erringen, weder des äußerlichen noch des innerlichen (geistigen) Unendlichen. Selbst ihr äußerer Blick konnte nur beschränkt sein und nur das Endliche wahrnehmen, und Phantasie und Denkkraft waren noch zu un-

entwickelt, um ergänzend einzuwirken. Die Welt, die Natur ward keineswegs gleich ursprünglich als unendlich aufgefaßt und Jahrtausende hindurch nicht — wie denn selbst Aristoteles die Welt noch als begrenzt annimmt. Erst die neuere Wissenschaft hat ernstlich den Blick, resp. Phantasie und Denkkraft zum Gedanken des Unendlichen angeregt. Daher konnte der ursprüngliche Mensch auch nicht den Druck des Unendlichen fühlen, da es ihm noch an der Fähigkeit dazu fehlte. Dies gilt um so mehr, da die Natur und ihre großen Gegenstände nicht plötzlich auf die Menschen einwirkten, sondern fortdauernd und von Jugend an gewahrt wurden. Und hätten sie jenen Druck derselben gefühlt, so würde daraus nicht die primitive Religion haben entstehen können, da von diesem drückenden Unendlichen doch nicht wohl Hülfe und Rettung in den einzelnen Nöthen und Gefahren des Lebens erwartet werden konnte. In Wirklichkeit fühlten und sahen sich die primitiven Menschen nicht durch das Unendliche, sondern vielmehr durch das Endliche gedrückt und gefährdet, und dagegen mußten sie nach entsprechender Hülfe und Sicherung sich umsehen. In dieser Beziehung hat, wie uns scheint, Herbert Spencer richtiger geurtheilt, wenn er die Religion, den Cultus mit dem Glauben an Geister oder Gespenster und dem Todtencultus beginnen läßt, also mit dem Glauben an Fortdauer der Gestorbenen, die im Leben mächtig, schützend und wohlthätig waren, und mit der Verehrung der abgeschiedenen Seelen derselben. Eines solchen Glaubens waren auch die primitiven Menschen schon fähig, sobald sie nur einigermaßen zum menschlichen Bewußtsein erwacht waren, und derselbe wurde beständig neu hervorgerufen durch die wechselnden, den Menschen so nahe angehenden Verhältnisse von Geburt und Tod. Denn die Verhältnisse der Menschen zu einander, die durch den Geschlechtsgegensatz und die Familie begründet sind, wirken schon auf den ungebildeten Menschen und bleiben stets neu und anregend, werden nicht durch Gewohnheit gleichgültig, wie die meisten Erscheinungen der Natur. Indem die Religion, wenigstens in ihrer Vorstufe aus diesen Verhältnissen ihren Ursprung nimmt, in der sich unterordnenden Anerkennung und Verehrung der Familienhäupter oder sonstiger hervorragender Männer und Wohlthäter des Gemeinwesens sich zuerst bethätigt, erhält dieselbe als Verehrung der Geister der Väter und Oberhäupter eine ethische Grundlage, wenn auch freilich zunächst mehr von einem gespenstischen als geistigen Charakter. Ist aber der menschliche Geist durch diese primitive Art ethisch-religiöser Verehrung unsichtbar und gewissermaßen übernatürlich gewordener Wesen in Bezug auf alle geistigen Kräfte, Gemüth, Phantasie, Wille und selbst auch einigermaßen in Bezug auf Erkenntnißkraft zu einiger Ausbildung gekommen, dann kann die Verehrung höherer Wesen auch auf Naturgegenstände übertragen und kann durch Erhebung derselben zu Symbolen für das Göttliche ein höheres Bewußtsein desselben errungen und durch das naturalistische und ästhetische Moment erweitert werden. Es heißt keineswegs der Religion einen niedrigen Ursprung zuschreiben, wenn man sie mit Geisterglauben und Ahnencultus beginnen läßt, als wenn man sie aus der Einwirkung äußerer Naturgegenstände auf Gemüth und Phantasie der Menschen ableitet. Vielmehr ist das geistige Wesen, das durch den Glauben an die Fortdauer der Verstorbenen für das Bewußtsein aufdämmert, höher zu achten als die äußeren Naturgegenstände und ist höherer Potenzirung oder Idealisirung fähig als diese. Ja die äußere Natur kann erst in Folge dieses Bewußtseins von noch wenig gebildeten Menschen selbst als begeistet, beseelt gedacht und für das religiöse Bewußtsein verwerthet werden. Allein andererseits ist doch gerade diese Verwendung der Naturgegenstände zur Symbolisirung und Verdeutlichung göttlicher Macht und Wirksamkeit nothwendig, wenn die Religion einen höheren, freieren Charakter erhalten und nicht als bloßer Gespensterglaube und als Zauberwesen beharren und verkümmern soll.

Und hier scheint uns der Punkt zu sein, wo Max Müllers Auffassung in seine volle Berechtigung eintritt. H. Spencer trägt dem ästhetischen und idealistischen Moment zu wenig Rechnung und bestreitet mit Unrecht die große Wirksamkeit der Phantasie in einem gewissen Stadium der noch jugendlichen Entwicklung. Freilich, zur vollen Entfaltung konnte die selbstthätige Phantasie bei den primitiven Menschen noch nicht gekommen sein, wie sie im ersten Lebensalter bei den Kindern noch unentwickelt und bei den jetzigen Wilden vielfach verkümmert ist. Aber Spencer leugnet mit Unrecht, daß in einem gewissen Stadium des jugendlichen Alters die Phantasie durchaus vorherrscht und daß man Aehnliches auch von einem bestimmten Alter der Völker und der Menschheit überhaupt annehmen dürfe. Bei Knaben und Jünglingen herrscht noch größtentheils die Phantasie — bei dem weiblichen Geschlechte ohnehin —, und die Kinder haben hauptsächlich nur Interesse für freie Gebilde der Phantasie, die aller Wirklichkeit mit ihren Gesetzen spotten. Es scheint uns daher, daß sich die beiden in Frage stehenden Theorien wohl vereinbaren lassen, daß jede für sich einseitig ist, indem sie nur Eines der Momente betont, die sich gegenseitig ergänzen — obwohl anzuerkennen, daß Max Müller den Geisterglauben nicht ganz ignorirt, vielmehr auch, obwohl nur nebenbei, von der „Psycholatrie" spricht, und andererseits Herbert Spencer die Entstehung des Geisterglaubens und Todtencultus nicht erklären kann, ohne der Phantasie eine reiche Thätigkeit einzuräumen. Es scheint uns, daß gerade in dem, was Max Müller besonders betont, in dem „Dyaûs pitar", „Himmel-Vater" als ursprüngliche Bezeichnung der Gottheit sich die Verbindung beider Momente am klarsten zeigt. Der Ahnen- oder Geistercultus als solcher verehrt nicht den hohen glänzenden, leuchtenden Himmel, und andererseits kann diesem, wenn er als göttlich oder Gottheit verehrt wird, um seiner erscheinenden Eigenschaften willen nicht ohne weiteres das Prädicat „Vater" beigelegt werden. Wurde der Himmel als „Vater" bezeichnet, so liegt es nahe, dies daraus zu erklären, daß schon vorher dem Verehrungswesen diese Eigenschaft zukam und dieselbe dann auf den Himmel übertragen ward. Im Ahnen- oder Geistercultus war aber in der That das Verehrungswesen vor Allem der Vater, welcher das Oberhaupt der Familie und der Freund und Helfer Aller war und als solcher auch nach seinem Tode verehrt ward. So entstand zuerst ein Bewußtsein von einem höheren, übernatürlichen Wesen im Geisterglauben, und dieses ward dann fortgebildet in immer höherer Idealisirung in ethischer, ästhetischer und rationaler Beziehung, so daß allmählich die Idee einer Gottheit ebenso als ewigen Weltgrundes und idealen Weltzieles, wie als Helfers und Retters in geistiger und leiblicher Noth des Daseins für Gemüth und religiösen Glauben der Menschen errungen ward.

Die Geschichte der Religionen zeigt, wie besonders die höheren Stufen und Formen sich aus diesen zwei Momenten bilden, während die niederen Stufen einen einseitigen, entweder gespenstigen oder naturalistischen und ästhetischen Charaker haben. Und wenn eine höhere Religionsform ihre Kraft verliert und sich auflöst, d. h. keinen Glauben mehr findet und keine Befriedigung des Gemüthes ferner zu gewähren vermag, dann treten wie durch eine Art Atavismus die niederen oder ursprünglichen und einseitigen Momente wieder gesondert hervor. Einerseits nämlich macht sich der Geister- oder Gespensterglaube, der ohnehin gleichsam als dunkler Untergrund in allen Religionen fortdauert, wieder in auffallender Weise geltend, und andererseits der bloße Cultus des Aesthetischen. So geschah es bei dem Zerfall der Religionen des Alterthums in der Zeit, als das Christenthum entstand und sich ausbreitete. Damals ward das ganze römische Reich von Zauberern und Todtenbeschwörern durchzogen; man huldigte allem Aberglauben, wo man der Philosophie nicht fähig war, um Ersatz für die Religion zu finden. Und wiederum in der Gegenwart zeigt sich Aehnliches im sogenannten Spiritismus und andererseits in dem Streben, einen Cultus des Aesthetischen an die Stelle der Religion zu setzen und darin Befriedigung des Gemüthes zu finden. Es kann hier darauf nicht näher eingegangen werden, daß diese beiden Momente des Ursprungs und der Entwicklung der Religion in dem begründet sind, was ich als Phantasie bezeichnet und als Princip des Weltprocesses nachzuweisen gesucht habe, und zwar als objective real wirkende und als subjective, formal und ideal wirksame Phan-

tasie („Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses"). Durch die objective Phantasie, die sich als Generationsmacht im Gebiete des Organischen und Lebendigen bethätigt, wird ein Doppelverhältniß durch den Gegensatz des Geschlechtes und durch die Familie gesetzt, woraus sich zuerst ein ethisches Verhältniß unter den Menschen begründet, ein Verhältniß der Hingebung, Liebe, Vorsorge, Verehrung und Furcht. Indem dieses Verhältniß über das Leben hinaus fortgesetzt gedacht und auf unsichtbare Wesen, die Geister der Verstorbenen, übertragen wird, ist der Grund gelegt zum religiösen Glauben, und zwar mit dem wichtigen ethischen Moment aus dem ursprünglichen ethischen Verhältniß, in welches sich die objective Phantasie in der Familie erschließt. Durch die subjective Phantasie findet dann die weitere Fortbildung statt, insofern das Göttliche immer mehr als Inbegriff alles Idealen aufgefaßt und verehrt wird im Einklang und unter Mitwirkung der sonstigen Culturentwicklung, während ohne diese die ursprünglich ethische Grundlage der Ahnenverehrung vollständig in dunkles Zauberwesen und in phantastischen Gespensterglauben entartet.

Turgenjew-Studien.

Von Wilhelm Goldbaum.

II. Mitläufer und Kunstgenossen.

Von allen Dichtern, welche nach Heinrich Heine einen Platz in der Geschichte der Weltliteratur sich erworben haben, ist keiner mehr als Iwan Turgenjew nachgeahmt und abgeschrieben worden. Novellisten eigneten sich seine Manier an, psychologische Vorgänge an anscheinend adäquaten Naturbildern zu veranschaulichen, Sitten- und Seelenmaler lauschten ihm die Kunst ab, die Landschaft durch geistige Symbolik zu beleben, Culturhistoriker entwendeten ihm die Methode, Erscheinungen und Aeußerungen des Volksthums durch poetische Farbengebung zu individualisiren. Wie man vor vierzig Jahren keinem Lyriker in Deutschland begegnen konnte, der nicht nach Heines Vorbilde auf einen sentimentalen Liedanfang eine cynische Pointe pfropfte, so stieß man vor einem Jahrzehnt jeden Fuß breit auf einen Erzähler, dem der melancholische Hauch der Steppe durch alle Aermellöcher wehte und der sinnliche Naturalismus des aufstrebenden Slaventhums die dürren Adern schwellte.

Turgenjew war Mode und die Mode beherrscht das Trottoir. Man frisirt und decolletirt sich à la Sarah Bernhardt, färbt sich die Haare roth à la Eugenie, schwärmt für altdeutsche Renaissance, je nachdem es die Mode erheischt. Aber daß die Nachahmung an und für sich nichts weiter als ein mechanischer Act ist, daß man ein Genie, gleichviel auf welchem Gebiete, stets nur zu copiren, niemals aber in anderer Gestalt zu erneuern vermag, das sagt sich diese vulgäre Modemittelmäßigkeit zumeist erst dann, wenn eine Mode vorüber ist, um ein Weilchen darauf flugs wieder einer anderen Mode nachzulaufen. [Man hat in Wien einen jüngeren Maler, der absolut Hans Makart in sich reproduciren wollte, ganz treffend „ein Opfer Makarts" genannt — wie viele „Opfer" kommen seit zwanzig Jahren in der deutschen Dichtung auf Scheffels und auf Turgenjews Conto!

Turgenjew erzählte von dem Kampfe der Söhne gegen die Väter, von der Unterdrückung des Schwachen durch den Starken, von dem Ringen des Nihilismus mit der staatlichen Corruption. Seine Helden waren nicht von jenem romantischen Geschlechte, welches, in allen menschlichen Vorzügen strahlend, das Leben meistert, sondern von der zerfahrenen, innerlich und äußerlich vernachlässigten Sorte, die ihre brutale Verzweiflung gegen die wunschlose Gewöhnung einsetzt; seine Heldinnen vollends verachteten die sentimentale Weiblichkeit, die bei jeder rauhen Berührung erröthet, die Augen niederschlägt, zusammenschauert; sie trugen Brillen, kurzgeschnittenes Haar und Ledergurte, und hielten sich berufen, dem Zwange der Sitte das Recht der Persönlichkeit gegenüberzustellen. Und wie in seinen Menschen, so spiegelte die Welt sich auch in seinen Landschaften. Grau war der Ton, düster die Farbe, todeswch die Stimmung; die Grille zirpte, die Nachtigall sang, der Strauch säuselte und der Bach murmelte nichts als Pessimismus, den puren, trotzigen, das Dasein verschleudernden Pessimismus. Das war es, was die Generation brauchte, welcher Arthur Schopenhauer als der Apostel einer neuen Weltanschauung erstanden und die Verneinung des Willens zum Leben als höchste Offenbarung menschlicher Weisheit aufgegangen war. Was bei Turgenjew sich Nihilismus nannte, war das getreue politische und sociale Gegenstück zu dem, was den philosophischen Pessimismus des Frankfurter Weltverächters ausmachte, und da Philosophie und Dichtung einander so völlig zu decken schienen, erhob sich der Triumphgesang vom Realismus in der Kunst, der seitdem zwar erklecklich herabgestimmt, aber bei weitem noch nicht ganz verstummt ist.

Der Realist Schopenhauer und der Realist Turgenjew gingen Arm in Arm durch die Literatur und hinterdrein wälzte sich ein unabsehbarer Schwarm von Korybanten, künstlich erregte Unlust im Auge, kritiklose Begeisterung auf den Lippen und „Stimmung" in allen Gliedmaßen, vom Nasenflügel bis hinab zur Fußspitze.

Jede Zeit hat ihren Wahn und derjenige der letzten Jahrzehnte war der Pessimismus, der im Bereiche der Kunst und Dichtung als Realismus, auf dem Gebiete der Politik und des socialen Lebens als Sceptieismus und Nihilismus das Scepter führte. Zu untersuchen, was Poesie und Kunst, was Staat und Gesellschaft dabei gelitten haben, mag Berufeneren vorbehalten sein, aber sicher ist, daß Schopenhauer weder ganz zu den Philosophen, noch Turgenjew ganz zu den Poeten zu rechnen ist, denn Schopenhauer war mehr als ein Philosoph, Turgenjew ist mehr als ein Poet. Jenem war ein Stück vom Dichter beigemischt, das seine genialsten metaphysischen Conceptionen durchsetzte und sein System zu einem Torso machte, dieser gab der culturgeschichtlichen Tendenz mehr Gewalt über sich als er es gethan hätte, wenn er nur ein Dichter und nichts als ein Dichter wäre. Der Realismus gehört eben als herrschendes Princip weder in die Dichtung noch in die philosophische Speculation; die eine macht er zu einer nackten Dirne, welche mit dem Geschmacke des Publicums buhlt, die andere zu einer widerwärtigen Bettlerin, welche sich von den Brosamen der nüchternsten Wirklichkeit nährt. Und so ist es denn gekommen, daß Schopenhauer mehr die Laien als die Philosophen um sich schaarte, während Turgenjew den vollen Preis künstlerischer Vollendung nur in jenen Novellen zu beanspruchen hat, aus denen der Culturschilderer verbannt ist; so ferner, daß der deutsche Philosoph wie der russische Erzähler einen Troß von Schülern, Nachahmern und Bekennern an sich zogen, von denen keiner ein ganzer Philosoph und keiner ein ganzer Poet genannt zu werden verdient.

In seinem unvergleichlichen Grundrisse der griechischen Literatur unterscheidet Bernhardy zwischen der inneren Literaturgeschichte, welche er als „Biographie des Volksgeistes", und der äußeren, welche er als „Pinakographie" bezeichnet. Bei Turgenjew wird man, so weit seine Romane aus der russischen Gesellschaft in Frage kommen, mitunter Mühe haben, etwas Anderes, als das Wort von der Biographie des Volksgeistes zum Maßstabe zu nehmen, obgleich nicht der russische Volksgeist in dem ganzen Umfange seiner Typen, sondern nur ein Bruchstück desselben zur Erscheinung gelangt. Immer in dem nämlichen Kreise bewegen sich Figuren und Probleme, und stets der nämliche Athem weht über seinen Landschaften, von dem „Tagebuch eines Jägers" bis hinab zur socialen Studie „Neuland". „Wir haben allesammt etwas Zerknittertes an uns", lautet das Motto. Das ist das culturhistorische Moment, dem Turgenjew sich nicht zu entziehen vermag, der Genius loci, der ihn überwindet, anstatt von ihm überwunden zu werden. Ja selbst in seinen Novellen, deren Schauplatz außerhalb der russischen Grenzpfähle liegt, schwebt oft über Menschen und Dingen ausschließlich der slavische Geist. Ein derber Naturalismus lenkt die Handlung, eine mühsam verhaltene Sinnlichkeit, die gelegentlich in ungestüme Begehrlichkeit ausartet, beseelt die Menschen, ein Geruch wie

von Spirituosen schwängert mitunter die Luft und zwar stärker als der angebliche Zwiebelgeruch, der, wie irgendwo bei Turgenjew zu lesen, von jedem altgewordenen Deutschen ausgehen soll. Der Student Bazarow („Väter und Söhne"), der mittelst anatomischer Manipulationen an Froschcadavern den Weltgeist zu ergründen strebt, ist der wahre Repräsentant dieser entgötterten Einöde, in welcher alle Ideale ausgestorben sind außer dem einen der allgemeinen Vernichtung. „Ich gebe keinen Groschen für Rafael", sagt Bazarow.

Es ist wahr, daß eine ähnliche Gabe der Darstellung, ein ähnlicher Instinct für die Mysterien der Volksseele, eine ähnliche Menschenkenntniß sich selten in einem Erzähler vereinigt haben. Bei keinem russischen Historiker der Gegenwart werden künftige Generationen sich über die heutigen Zustände in Rußland besser unterrichten können, als bei dem Dichter Turgenjew. Er hat den Nihilismus, dem er den Namen gab, nicht blos vorausgesagt, sondern, wenn man sich so ausdrücken darf, die Nihilisten gezeichnet, noch ehe sie geboren waren. Aber wenn man schon zugeben möchte, daß der Zeitroman es darauf soll absehen dürfen, für kommende Geschlechter eine culturgeschichtliche Quelle zu sein, so vermag man doch der Novelle ein gleiches Zugeständniß nicht zu machen. Der Novellist ist schlechthin ein Künstler. Und gerade die Novelle ist es, zu deren Meistern Turgenjew gezählt wird, gerade sie, wegen welcher er am meisten nachgeahmt wurde. Der Realismus seiner Psychologie wurde in den Himmel erhoben, obgleich in künstlerischem Betracht nicht die Wirklichkeit, sondern die Wahrheit, nicht die objective Treue, sondern die subjective Wahrhaftigkeit das Wesen des Schaffens ausmacht, und eben dieser Realismus hat die Jünger angelockt, es dem Meister nachzuthun, weil oberflächliche Einsicht noch immer leichter mit der Nachahmung der Wirklichkeit als mit dem Streben nach innerer Wahrheit sich abzufinden pflegte.

Für uns also ist Iwan Turgenjew sozusagen ein doppelter Mann, der Culturschilderer und der Poet. Die Novellisten, welche seinen Spuren folgten, haben sich zu sehr an den Culturschilderer gehalten, die Culturschilderer wollten ihm vergebens das Geheimniß seiner Erzählungskunst ablauschen.

Turgenjews „Faust", seine „Assya", sein „Mumu" und seine „Frühlingsfluthen" können neben Paul Heyses Cabinetsstücken dreist bestehen. Die Fehler darin sind die Fehler seiner Nation, ihre Vorzüge die Vorzüge seines Talentes. Aber weil dem so ist, deswegen eben müssen seine Jünger und Nachahmer darauf verzichten, seinem Werthe jemals nahezukommen. Sie können ihm die Technik seiner Darstellung, seiner Composition ablernen und die äußeren Besonderheiten, wie es Leopold Sacher-Masoch gethan, oder das „Halbasiatische" nachahmen, wie Karl Emil Franzos; aber sie vermögen nicht mit seinen Augen die Natur zu schauen, noch mit seinem Geiste die Menschenseele zu ergründen. Hier ist die unübersteigliche Grenze, an welcher die realistische Manipulation zu Schanden wird; die Wirklichkeit bleibt dieselbe, aber jeder Beobachter ist von dem andern verschieden. Die „Stimmung" kann nur äußerliche Zuthat sein; in sie mag man sich allenfalls bei Turgenjew hineinlesen, um sie dann zu übertragen, aber sie bildet nur ein einziges Merkmal seines Schaffens, und keineswegs das bezeichnendste.

Der Novellist Turgenjew hat ohne Zweifel innerhalb dieser Beschränkung keinen genialeren Schüler gefunden als Leopold v. Sacher-Masoch. Liest man die ersten Dichtungen dieses Erzählers, den „Don Juan von Kolomear", den „Capitulant", die „Mondnacht", ohne sich von späteren Eindrücken beeinflussen zu lassen, so kann man nicht umhin, von dem Ruhme des Meisters einen Theil auf die Kunst des Jüngers zu repartiren, denn dieselbe — man möchte fast sagen — brutale Aufrichtigkeit, derselbe Griff und Gang, die jenen kennzeichnen, finden sich auch bei diesem. Auch in diesen Erstlingsnovellen Sacher-Masochs verhält sich die Natur wie ein Spiegel zur Menschenseele und was diese wonnig oder schmerzhaft durchzittert, lacht oder weint auch in jener. Aber daneben gähnt auch schon die Kluft; dem Jünger fehlt die Weisheit des Meisters. Die egoistische Sinnlichkeit, der Ueberschuß roher Kraft und Genußsucht, die Gewalt des Physischen über das Seelische können den Gestalten Turgenjews nicht erspart sein, weil sie slavisches Erbe sind, sie vollenden die psychologische Wahrheit. Bei Sacher-Masoch aber sind sie Selbstzweck, Verirrung der dichterischen Phantasie, im besten Falle ethnologische Zuthat. Niemals empfindet man bei Turgenjews Figuren ein ästhetisches Unbehagen darüber, daß sie noch inmitten einer elementaren Entwicklungsphase, auf einer primitiven Stufe sich befinden; es ist noch weniger die ausschließliche Betonung des geschlechtlichen Momentes, welche stört, obwohl in „Frühlingsfluthen", in „Helene" dieses Moment eine entscheidende Rolle spielt. Bei Sacher-Masoch hingegen ist, in den ersten Novellen allerdings noch schüchtern, aber dann immer greller sich entfaltend, der sexuelle Trieb der alleinige Beweggrund menschlichen Handelns, Motiv und Schicksal zugleich. Und damit söhnt keine Kraft der Darstellung, keine noch so virtuose Schilderung der äußeren Natur, keine compositorische oder ethnographische Meisterschaft den verständigen Leser aus. Wo kostbares Pelzwerk als psychologischer Factor in das Menschengeschick eingreift und ein nackter Frauenfuß, wäre er auch noch so weiß und wohlgeformt, die Rolle des Liebesgottes übernimmt, da verhüllt die Muse ihr Antlitz.

In anderer Richtung bleibt der zweite nennenswerthe Jünger Turgenjews, Karl Emil Franzos, hinter dem Meister zurück. Franzos, der ein scharfes Auge für das Wesen der Dinge besitzt, hat klug erkannt, worauf — mit Recht oder Unrecht — der ungeheure Beifall sich gründete, mit welchem die Erzählungen Turgenjews von dem deutschen Publicum begrüßt wurden. Die Masse der Leser fand den vornehmlichen Reiz derselben in ihrem culturgeschichtlichen Untergrunde, sie sah eine neue Welt vor sich eröffnet, nach der sie sich zwar nicht hingezogen fühlte, die aber ihre Neugier nicht minder als ihre Wißbegier stachelte. Man ist nicht umsonst der Nachbar eines weiten Reiches, welches die längste Zeit verschlossene Fenster und Thore hatte, und in dem Augenblicke, da durch die Ritzen des Nachbarhauses Feuerschein und Rauch herausdringen, empfindet man instinctiv das Gefühl, daß man nicht gleichgiltig bleiben darf, „paries dum proximus ardet". Darin lag nicht zum geringsten Theile das Geheimniß der ersten Turgenjew'schen Erfolge, daß man an der plastischen Individualisirung des Culturhistorischen, an der Herausgestaltung der Einzelfiguren aus der Volksseele unwiderstehliches Gefallen fand. Franzos ging diesem Beispiele nach und er hat auch das Wort für diese östliche Specialität, wenn nicht geschaffen, doch entdeckt, indem er den Schauplatz derselben „Halb-Asien" nannte. Turgenjew, Sacher-Masoch, Franzos — sie wurzeln allesammt selbst mit ihren Anfängen in Halbasien wie ihre Gestalten. Der Zug der Uncultur zur Cultur, der Proceß der Versöhnung zwischen Ost und West bildet das geistige Merkmal. Allein mehr als bei den beiden Anderen schiebt sich dieser Proceß bei Franzos störend in die Composition, er zerreißt dieselbe in zwei Hälften, in eine culturhistorische und eine poetische. Franzos hat den Muth gehabt, diesen Mangel selbst zu bekennen, indem er ihn gleichsam als sein künstlerisches Programm verkündigte; allein es ist die Frage, ob es künstlerisch genannt werden darf, wenn der Proceß der Versöhnung widerstreitender Elemente in der Seele des Darstellers, anstatt eine Voraussetzung des Schaffens zu sein, zum Mittelpunkte desselben erhoben wird. Ueberträgt der Autor diesen Widerstreit auf seine Gestalten, so muß doch aber er selbst ihn vorher in sich überwunden haben. Turgenjew hat dies nicht überall gekonnt, und man darf sagen, daß derjenige, welcher hier überall die Brücken fände und die Gabe besäße, beides, den Dichter und den Culturhistoriker, so zu verschmelzen, daß nicht der Eine den Andern beeinträchtigte, der klassische Poet unserer Epoche wäre. Auch Ebers und Freytag stehen diesem Problem ohnmächtig gegenüber. Nur hat Turgenjew in den Novellen, wo der culturhistorische Theil nicht das Wesen der Erzählung ausmacht, sich schlechthin als Meister bewährt. Franzos aber bietet immer nur mittelst der Erzählungsform popularisirte Culturgeschichte und dabei nicht einmal durchweg verbürgte Culturgeschichte, denn der germanisirende Eifer des Erzählers läuft nicht selten auf einen

Mangel an Objectivität gegenüber dem mißliebigen Polenthum, dem verhaßten Russenthum hinaus.

Wenn die Zeichen nicht trügen, so ist der Stoffkreis einstweilen erschöpft, welchem Turgenjew und seine Schüler ihre Anregungen entnahmen. Halbasien hat in der Dichtung seine Schuldigkeit gethan. Mehr als einer nachdrücklichen Hinweisung auf die östliche Nachbarschaft bedurfte es nicht für das deutsche Volk, um demselben ein lebhaftes Interesse einzuflößen, und daß die Dichtung sich diesem Geschäfte unterzog, ist immerhin ein bleibendes Verdienst. Man braucht es nicht zu überschätzen, aber man kann es groß genug erachten, um den Jüngern und Kunstgenossen Turgenjews zu wünschen, daß sie im Andenken der Nachwelt mit ihrem Meister fortleben wie — mutatis mutandis — Lenz und Merck und Wagner in der Geschichte der deutschen Dichtung mit Goethe weiterleben.

Heinrich Laubes „Erinnerungen".

Wenn die Franzosen jene schon von Buffon formulirte Uebereinstimmung zwischen dem Menschen und seinem Stil in dem äußeren Ich eines Schriftstellers und seinen Werken wiederfinden, so pflegen sie zu sagen: „Il est le fils de ses oeuvres." In diesem Sinne ist gewiß keiner unserer zeitgenössischen Autoren in höherem Maße der „Sohn seiner Werke" als Heinrich Laube. Man braucht nur in seinen bei Braumüller in Wien erschienenen „Erinnerungen" zu lesen und dann einen Blick auf das dem zweiten Bande beigegebene Porträt des Verfassers zu werfen, um diese frappante Uebereinstimmung wiederzufinden. Zu diesem stämmigen Greise von unverwüstlicher Jugendfrische und mit der phänomenalen Stirne, der breiten Nase und dem befehlerischen, brummigen Zug um den Mund paßt freilich dieser kurzangebundene, verstandesklare, phrasenlose, schneidige Stil. Und wenn nun das Glück wollte, daß man diesem außerordentlichen Menschen in persönlichem Umgange näher treten durfte, so erinnert man sich wohl seiner rauhen, knurrigen Stimme, die doch wieder so weich, so gütig klingen kann, und dem strengen, eisigen Blick aus den grauen Augen, die einen wieder mit so mildem, freundlichem Glanze zu überstrahlen wissen. Wer Laube persönlich kennt, der versteht dieses Buch mit seinem Grollen und Leuchten besser. Und je weiter er sich in die beiden merkwürdigen Bände hineinliest, um so klarer sieht er den großen Autor, hört er seine Stimme und fühlt er das Feuer seines Blickes.

Vergleicht man Laubes neueste Schrift mit seinen früheren, so findet man sie gleich klar, lebendig, knapp und geistvoll. Der Realist guckt aus jedem Wort, und ein jedes athmet die alte Frische. Man spürt noch da und dort den ehemaligen Klopffechter von Halle und Breslau, der beinahe als Paukmeister angestellt worden wäre. Aber im Ganzen ist er doch milder geworden. Er urtheilt urbaner als früher. Er nennt seine Gegner nicht mehr bei Namen, er stellt sie nicht mehr an den Pranger. Des Alters versöhnliche Weisheit bricht hervor. „Man bekämpft sich auf Leben und Tod," schreibt er einmal, „und die mit dem Leben davonkommen, umarmen einander hinterher, wenn sie sich achten." Er ergibt sich niemals greisenhaft breiter Geschwätzigkeit, wohl aber hier und da der Resignation, der elegischen Stimmung über den Wandel des Irdischen. Dann brummt er: „Alles wird abgenützt!" oder: „Futter für Pulver, ob wir Geist haben oder nicht." Oder er denkt über sein Leben und Wirken nach und macht das bescheidene Geständniß: „Ich bin immer erstaunt gewesen, so viel Verschiedenartiges aus mir herauspumpen zu können und Ziele zu erreichen, welche weit über mein Verdienst hinausreichten." Aber wenn er sich fragt, ob er wieder anfangen möchte, wenn ihm fröhliche Götter eine neue Jugend schenkten, dann antwortet er mit strahlendem Blick: „O ja!"

Was er uns da bietet, sind Memoiren seiner selbst und seiner Zeit. Seine Lebensschicksale sind nur der Leitfaden, um die Mitwelt und die Mitmenschen zu charakterisiren. Er zeigt uns ein Stück Welt- und Theatergeschichte, wie es sich in seinem Geiste wiederspiegelte und wie er auch ein bischen daran mitgeholfen. Manche Wiederholung erklärt sich aus der Entstehungsart des Buches, das zu verschiedenen Perioden niedergeschrieben — der erste Band ist 1875 erschienen — und zum Theil in der „Neuen Freien Presse" zuerst veröffentlicht wurde. Jedes Kapitel ist ein Feuilleton. Künstlerisch abgerundet und kunstlos erzählt. Doch nicht ganz kunstlos. Diese anscheinend leicht und flüchtig hingeworfenen Kapitel sind, gleich Heines Liedern, oft aufs Feinste zugespitzt und gefeilt, und manches hört sich an wie ein Fragment aus dem Dialog eines Theaterstücks. So z. B. folgende Stelle aus der prächtigen Charakteristik des geistvollen Lebensvirtuosen Pückler-Muskau:

„Und so fand er seine Frau bei tausend Gelegenheiten egoistisch, verlangsam, ihn hemmend, ihn schwer beeinträchtigend. Dennoch gab er immer nach — aus Güte. Den Verkauf von Muskau, den er so sehnlich und aus so guten Gründen wünschte, hat er mehrmals mit den günstigsten Bestimmungen bis zum Abschluß vorbereitet gehabt, und er hat ihn mehrmals ihretwegen aufgegeben — aus Güte für sie. Und als er ihn endlich doch abgeschlossen, da hat er bitterlichst gelitten von ihren Klagen und Vorwürfen, und hat diese Klagen und Vorwürfe geduldig ertragen — aus Güte für sie."

Man glaubt bei dieser kunstvoll gesteigerten Rede das sentimentale Tremolo im Orchester zu hören und die bedeutsame Geste des Vortragsmeisters Strakosch zu schauen nebst einem Zipfel von Laubes grauem Rock und Lodenhütchen, wie sie beide in den Proben im Stadttheater hinter der bekannten spanischen Wand zu sehen waren.

Wir erfahren zuerst, wie sich in dem ehemaligen Candidaten der Theologie und wilden Burschenschafter der Schriftsteller und zugleich der Politiker entwickelte. Als „Reichsfeind", wie man heute gerne zu sagen pflegt, büßte er für seine Schriften und das Junge Deutschland in der Berliner Stadtvogtei. Dann kam er zweimal nach Paris (1840 und 1847). Es zog ihn fort aus dem traurigen Staate, welcher die Demagogen erfunden hatte und so sorgfältig bewahrte. Frankreich war damals die Zuflucht aller Ungeduldigen, Paris war das Lager der unzufriedenen Deutschen. Des erst verstorbenen Börne „Briefe aus Paris" waren lange die Kriegsrufe für alle Freisinnigen Deutschlands gewesen, und Heine ließ seine prächtigen Feuerwerke von da aufsteigen. Freilich, der Saint-Simonismus war verschwunden, ohne eine neue Religion zurückzulassen, und auch die Freiheitsfrage hatte keine dem „eingefargten Jungdeutschen" genehme Lösung gefunden: es herrschte ein Orleans mit gemäßigtem Constitutionalismus und Regenschirm. Die Kapitel über Paris gehören zum Besten des ganzen Buches. Lustig sind namentlich Laubes Klagen über sein mangelhaftes Französisch. Theoretisch hatte er es leidlich aus der Grammatik gelernt, praktisch von Gouvernanten und Bonnen. „Worte wie „l'homme" brachten zuweilen bedenkliche Mißverständnisse zu Wege. Für mich war l'homme „der Mensch", für die Gouvernante bedeutete er „der Mann", und da hörte sie oft Liebeserklärungen, wo ich philosophische Betrachtungen entwickelt zu haben glaubte." Aber gar bald kommt er zur Erkenntniß, daß das fließende Französischsprechen gefährlich würde. Das klingt paradox, aber Jeder, der lange jenseits der Vogesen gelebt und dabei deutsch geschriftstellert hat, wird ihm Recht geben müssen. Gallicismen heißen die Erinnyen des deutschen Publicisten in Frankreich. „Man wird unsicher über kleine Wendungen der Muttersprache," sagt Laube sehr zutreffend, „man vermischt deutsche und französische Wendungen. Heines Schriften aus Paris strotzen davon. Das ist doch am Ende für einen deutschen Schriftsteller ein gefährlicher Uebelstand. Seine Macht, wenn er eine besitzt, ruht doch in der Sicherheit, welche er dem Leser einflößt, daß er die echte heimatliche Seele ausathme in jeder Kleinigkeit der Rede. Ueberrascht er mit fremden Wendungen — nicht mit Ausdrücken, die verzeiht man — welche der Muttersprache widerstreben, dann verliert er das Zutrauen."

Laube kam damals und sieben Jahre später viel leichter in die französische „Gesellschaft" als es heute nach dem Großen Jahre möglich wäre. Er speiste bei Thiers, plauderte mit Musset, Balzac, Lamartine, Girardin und Frau, Sue, Mignet, Dumas père, Janin, Chopin, Lamennais und der Sand, besuchte die Vorlesungen von Michelet und die Theater, wo er sich mehr für die Ristori und die Mars als für die Rachel erwärmte. Eines der besten Kapitel ist ohne Zweifel dasjenige, das einen Besuch bei Thiers erzählt. Er charakterisirt mit sparsam sicheren Zügen den Hausherrn und „ses dames", wie Louis Philipp malitiös Madame Thiers und deren Schwester zu nennen pflegte, sowie die Gäste, berichtet die Tischunterhaltung über die constitutionelle Wendung in Deutschland und das preußische Verbot: die Ahnherren des regierenden Hauses auf die Bühne zu bringen, worin Thiers ein unkluges Depopularisiren der Dynastie erblickt. Zum Schluß läßt sich das geniale Männchen, der verkörperte bon sens in der Politik, noch zu einer theoretischen Theilung des Continentes herbei, sprach einer Verbindung mit einem Deutschen Reiche das Wort, verlangte Belgien und Mainz und nannte das Donauthal eine Wiege deutscher Macht. Als aber der herzhafte Laube den Landschafter Claude Lorrain einen Lothringer und Lothringen als ehemals deutsches Land in Anspruch nahm, da lachten ihn die französischen Herren und Damen aus. Sie würden heute nicht mehr lachen . . . In diesem Kapitel kann man auch dem Feuilletonisten über die Schulter sehen. Er bringt Spannung, einen gewissen geheimnißvollen Reiz in seine Schilderung, indem er eines unbekannten Tischgenossen erwähnt, der wie Bertram und alle dämonischen Theater-Intriganten schwarz gekleidet ist. „Ich wollte eben um Auskunft bitten, wer ein junger, schwarzgekleideter Tischgenosse sei, welcher unbemerkt von mir angekommen war und zwischen den jungen Damen uns gegenüber Platz genommen hatte" — aber Thiers kommt und er vergißt die Auskunft. Das Tischgespräch beginnt. Der geheimnißvolle Schwarze wirft sein Wort in die Unterhaltung. Immer sehr oppositionell. „So wird's nicht," ruft er einmal, als die Rede auf preußische Verhältnisse kommt, „ich kenne Deutschland und ich sage: ein gerades, logisches Handeln ist den Herren dort zu einfach. Sie sind in sogenannter Romantik und philosophischer Aberweisheit aufgewachsen, daraus können sie nicht heraus . . ." Jetzt mischt sich Laube in die Discussion, aber der Schwarze läßt noch immer seine hämischen Bemerkungen einfließen. Wir sind aufs Höchste gespannt, wer wohl in dieser illustren Gesellschaft der giftige Unbekannte gewesen, der Deutschland so genau kennt und die Intentionen des romantischen Königs nicht minder, wir lesen athemlos weiter und freuen uns schon auf die wichtige Enthüllung, allein am Ende steht die kleine, verschämte Parenthese: „der Schwarze, — dessen Namen ich nicht erfahren konnte . . ." Wir sind grimmig getäuscht, aber lachen gleichwohl über diesen feuilletonistischen Kniff, der uns so leicht über diese seit 1870 zwar veralteten, jedoch eigentlich bemerkenswerthen Unterredungen hinüber gebracht hat. Denselben Kunstgriff wendet übrigens Laube noch ein zweites Mal an, als er die Barrikadenkämpfe in Frankfurt schildert. Da ist es die Sorge der Mutter und des Stiefvaters um den verschwundenen jungen „Albert" — der zum Glück nicht erschossen wurde, sondern heute ein allgemein geachteter Führer der Fortschrittspartei ist.

Eine Pariser Specialität bildete damals die starke deutsche Kolonie mit ihren freiwilligen und gezwungenen Flüchtlingen. Zuerst begegnete er Meyerbeer, dann wurde er mit Heine sehr intim, dem er zwei meisterhafte Kapitel voll feiner und liebevoller Charakteristik widmet. Auch die Flüchtlinge suchte er auf. 1847 kann sich aber Laube doch nicht enthalten, als er Jacob Venedey auf dem Boulevard trifft, halb ärgerlich auszurufen: „Immer noch Flüchtling! Wie thöricht! Ein idealistischer Politiker, ein redlicher Patriot, der Niemandem schaden wird. Auch keiner Regierung, welche er bekämpft." Damals wimmelte Paris noch von Flüchtlingen, die mit Franzosen fraternisirten und dabei auf Deutschland schimpften. Heute sind sie ausgestorben, seitdem die letzten Helden der hannöverschen Legion unseligen Andenkens verschwunden sind. Ich habe aber doch noch einen solchen Vormärzler gekannt, dem Laube nicht begegnet zu sein scheint. Es ist der vor ein paar Wochen in einem Brüsseler Spital verstorbene Freund Heines: Ludwig Wihl. Im letzten Decennium war er nicht mehr in Paris ansässig, doch entstieg er alljährlich seinem unbekannten Schlupfwinkel, um in der Seinestadt zu erscheinen. Dann pflegten die Journale mit schlecht verhehlter Ironie zu verkünden, daß Louis Wihl, der berühmte Dichter der „Hyrondelles", wieder in „unseren Mauern" weile und noch immer ein treuer Freund Frankreichs sei. Als man mir in einem Salon zuerst seinen Namen nannte, wußte ich offen gesagt nicht das Mindeste von dem wackeren Achtundvierziger, der wegen seines jüdischen Glaubens keine deutsche Professur bekommen, dann kurze Zeit mit Gutzkow den „Phönix" und den „Telegraphen" redigirt hatte und 1848 wegen eines Artikels zu einem Jahr Festungsstrafe verurtheilt worden und ihr durch Flucht entgangen war; auch sein 1839 in Hamburg erschienener „Englischer Novellenkranz" war mir gerade so unbekannt geblieben, wie seine 1847 herausgegebenen „Westöstlichen Schwalben", von denen er eine französische Ausgabe veranstaltet hatte. Meine Pariser Freunde erzählten von ihm viele schnurrige Anekdoten. So soll er, der lange Jahre irgendwo in einem Departement eine Professur bekleidet, noch immer ein grauenhaftes Französisch mit deutschem Accent sprechen. Einmal feierte er in einem Toast Victor Hugo als grand poëte, aber in seiner Sprache klang es, als ob er eine große Schachtel (boîte) begrüßte, und das Gelächter seiner Freunde wollte kein Ende nehmen. „Hugo et moi," sagte er auch bei jener Gelegenheit, „nous sommes décorés en dedans", ein geflügeltes Wort, das bald durch ganz Paris ging. Ich sah ihn zuerst auf den Boulevards, wo alle Leute dem seltsamen Greise mit dem langhinwallenden Prophetenbarte, dem demokratischen Calabreser und dem wuchtigen Ziegenhainer verwundert nachblickten. Er stellte sich mit kühngeschwungenem Knotenstocke breit vor meinen Begleiter, Alphonse Daudet, hin und schrie mit der Stimme eines Clubredners: „Ah, vous ne me gonnaisez bas, mais moi che vous gonnais!" Eine seltsame Erscheinung, dieses Gespenst aus dem „tollen Jahr", mitten im Treiben des modernen Boulevards! Der Ahasver der Demokratie ist da gleichsam zur komischen Figur herabgesunken, obwohl der unerschütterliche Glaube an sein Märtyrerthum eigentlich etwas Rührendes hatte. Der arme Flüchtling von Beruf ist im Elend gestorben, wie er im Elend gelebt hat.

Im zweiten Theile des zweiten Bandes spricht der Director des Burgtheaters, des Leipziger und des Wiener Stadttheaters. Der Kenner seiner Bücher über seine Wirksamkeit an diesen Bühnen erfährt hier zwar wenig Neues, denn Manches wird nur der Vollständigkeit halber wieder erzählt. Aber bei diesem Anlasse entwickelt Laube mit vollster Autorität die allgemeinen Grundsätze seiner Bühnentheorie. Sehr lehrreich sind in diesem Bezuge seine scharfsinnigen Bemerkungen über Goethe als Theaterdirector und dessen Sucht, in erster Linie auf das Bild, auf kunstvolle Stellungen und Gruppen und auf „sublime" Verse auszugehen. Erst durch Schiller entstand der Schwung der Rede, der declamatorische Vortrag, während die Schröder'sche Schule vor Allem die charakteristische Wahrheit selbst auf Kosten der poetischen Schönheit suchte. Es ist Laubes Verdienst, zwischen diesen beiden Extremen eine vermittelnde Stellung eingenommen zu haben. Er ließ den declamatorischen, aber immer dramatischen Schiller'schen Vers realistisch charakterisiren, ohne den poetischen Schmelz anzutasten. Schröder war dieser Versuch mißlungen. Treffend ist auch die Polemik gegen die „Tapezierdramaturgen" und den Luxus der Ausstattung, sowie seine Gedanken über die Zukunft des deutschen Theaters. Laube ist voll der besten Hoffnungen und schöpft diese geradezu aus der Gegenwart. Er leugnet den Niedergang des deutschen Schauspiels. Die Production sei geistig inhaltvoller als früher und auch an jungen Schauspieltalenten sei kein Mangel, denn er habe immer solche gefunden. Wohl aber fehle es an lehrenden Directoren und einem Mittelpunkte, der uns das wäre, was den Franzosen das artistische Paris ist. Wenn dieser in Berlin gefunden werden könnte, brauchte man ohne Sorge zu sein. Vielleicht sorgt das von L'Arronge geplante Deutsche Theater dafür. .

Den ganzen Laube haben wir wieder in seinen Herzensergüssen über das Theaterhandwerk. Man erinnert sich noch seiner gewagten Behauptung: „Die Theaterpassion habe ich nun zufällig nicht, obwohl mein Leben seit 30 Jahren danach aussieht." In seinem neuesten Buche bestätigt er aber, daß er „von früher Jugend an dem Theaterspiel aufmerksam zugeschaut". Ja, er gesteht offen: „Es mag eben wohl ein Theaterkeim in mir geruht haben, den ich selbst nicht kannte." Nun, so nennen wir also Theaterkeim, was Andere eben die richtige Theaterpassion, den Theatertenfel heißen. Und wie Laube über die Freuden des Bühnenlenkers zu schwärmen weiß! Das muß man selbst von ihm hören, denn jede Umschreibung würde den Eindruck abschwächen.

„Für mich waren die Proben ein Genuß. Ein Dichter mit seinem Stücke ist mir täglich anvertraut, ich dichte mit ihm, ich dichte nach, wo eine scenische Ergänzung nothwendig, ich bin fortwährend in dichterischer Beschäftigung — ist das nicht ein täglicher Lebensreiz, welchen ich vor Millionen voraus habe? Dazu bilde ich und erziehe ich Schauspieler. Die alle undankbar sind! ruft man. Nicht doch! das sind nicht alle. Und die es sind, brauchen sie mich durch ihre Undankbarkeit zu stören? Ich finde das nicht. Indem ich bilde und erziehe, entwickle ich auch für mich Grundsätze und Regeln, größere und kleinere Gedanken. Dafür bedarf ich keiner Bezahlung; die Lehre selbst, welche ich gefunden, hat mich bezahlt. Die Last eines Theaterregiments beginnt allerdings auch für mich, wenn die Probe zu Ende ist und die Streitigkeiten und ökonomischen Sorgen an mich herantreten. Aber gibt es denn einen Beruf ohne Sorgen? Und dann kommen zur Entschädigung die Abende: Ich sehe zu und genieße, was wir auf der Probe zu Stande gebracht, oder ich sitze daheim vor dem Haufen neuer Stücke, welche geprüft sein sollen. Eine furchtbare Last, besonders wenn's schlecht geschriebne Manuscripte sind, ja! aber doch auch eine ganz neue Welt! Was da Alles neu erdacht, neu componirt worden ist, das liegt vor mir, ich kann wählen. Den Ballast, welcher nichts taugt, erkennt man rasch und schiebt ihn beiseite. Zuweilen kann man auch lachen über curiose Waare in diesem Ballaste. Und das Mittelgut! Nun, das Mittelgut beschäftigt mich mit Gedanken der Verbesserung. Man läßt diese Gedanken fallen, wenn das Stück gar zu gering ist, aber man hat diese Gedanken doch gefunden und wird sie anwenden können bei Stücken, welchen nur wenig fehlt. Da componirt man nach, man macht dem Autor Vorschläge und bringt auf diesem Wege manchmal doch ein brauchbares Stück zu Stande. Und plötzlich kommt aus dem Haufen vor uns ein Stück hervor, welches sofort anspricht und Act für Act die Theilnahme, das Vergnügen steigert und am Schlusse uns vom Sessel aufschnellt mit dem Ausrufe: Bravo! Gut und schön! Gefunden! — O, das ist ein sehr glücklicher Augenblick! — Mit einem Worte: man ist als Theaterdirector fortwährend in der Lage, schöpferisch zu wirken, und zwar in hohem Bereiche, im Bereiche der höchsten dichterischen Kunst, der dramatischen. Man soll, darf und kann das Drama in sinnliche Erscheinung führen. Und die hierauf verwendete Zeit sollte verschwendet sein? Gewiß nicht."

Und gewiß hat der zugleich gefürchtete und geliebte Schauspielertyrann von Wien und Leipzig seine Zeit nicht verschwendet. Unser ganzes modernes Theater steht unterm Einfluß seiner kraftvollen, anregenden Persönlichkeit. Er hat Schule gemacht. Allerorten wirken Directoren und Menschendarsteller nach seinen Principien. Seine Dramaturgie wird wohl auch länger am Leben bleiben, als seine dramatischen Werke. Die Theaterstücke veralten rasch, und unsere Nachfahren werden vielleicht seinen „Karlsschülern" und dem „Essex" keinen Geschmack abgewinnen. Weil alsdann der Messias des deutschen Dramas gekommen sein und die Geister nur an das Höchste gewöhnt haben wird? ... Kleist hat diesen Gottgesandten geahnt und sich im voraus vor seinem Genius gebeugt. Jedenfalls hat Laube ihm redlich die Wege geebnet. Er hat das Schauspiel gefördert, mit der Tragödie gegen den Geschmack der Menge angekämpft, und wenn wir ein Lustspiel zu besitzen anfangen, so verdanken wir es zum guten Theil dem Manne, gegen den stets der alberne Vorwurf der Bevorzugung des französischen Conversationsstückes erhoben wurde. Auf alle Fälle, in Größe oder Verfall, wird ein Hauch seines Geistes erfrischend auch durch das deutsche Theater der Zukunft wehen.

Theophil Zolling.

Zu den Sculpturen von Pergamon.

Die lebendige Theilnahme an den Funden von Pergamon ist, seit die überraschende Kunde von ihrer glücklichen Erwerbung in weitere Kreise drang und dichte Schaaren von Neu- und Wißbegierigen in das Berliner Museum lockte, kaum geringer geworden, ja sie hat sich in letzter Zeit noch gesteigert, seit ein Theil der im vergangenen Jahre durch eine zweite Campagne eroberten Funde neuerdings dem Publicum zugänglich gemacht worden ist.

Unter diesen Funden kann keiner auch nur annähernd den Werth beanspruchen, welchen eine einfache Inschriftzeile auf einem Basisblock des großen Altares für die Kunstgeschichte besitzt.

Für die Charakteristik der pergamenischen Kunstschule hatte der bahnbrechende Kunstforscher, welcher diese Schule und ihre Schöpfungen zuerst entdeckte, Heinrich Brunn, bereits eine Reihe subjectiver Eigenthümlichkeiten festgestellt. Die neuen Funde konnten die Richtigkeit jener Beobachtungen nicht allein in erwünschter Weise bestätigen, sondern sie vermochten dieselben auch wesentlich zu vervollständigen und zu erweitern.

Mehr als das, gaben sie unerwartete Ausschlüsse von hoher Bedeutung über eine Anzahl längstbekannter Kunstwerke, deren Einreihung in das bisher erkannte Gefüge der Kunstgeschichte eine lebhafte Controverse unter den Gelehrten und Freunden des Alterthums bildete, und deren Werthschätzung — oft eben deswegen — eine sehr verschiedene war. Zu diesen Kunstwerken gehört in erster Linie eines der populärsten Werke aus dem Alterthum, die Laokoongruppe, das Entzücken eines Winckelmann und Lessing, von Goethe (der Sammler und die Seinigen) bereits in seinen Bedenklichkeiten gekennzeichnet, und mit der steigenden Vorliebe für die Werke der griechischen Kunstblüthe mit extremer Härte verurtheilt. Trotzdem die Namen der drei Künstler, welche sich an der Herstellung der Gruppe betheiligten, und ihr Vaterland Rhodos durch eine Notiz des Plinius bekannt waren, ließ sich doch eine sichere Feststellung der Entstehungszeit dieses hervorragenden Kunstwerks nicht ermöglichen; zwischen den Tagen Alexanders und denen des Kaisers Titus schwankten die Annahmen der Kunstgelehrten, um mehr denn drei Jahrhunderte. Und dieser Streit, welcher seit einem Jahrhundert die Archäologen in zwei Heerlager geschieden hat, er ist für die Geschichte der Kunst deswegen von so hoher Bedeutung, weil thatsächlich von seiner Entscheidung die Gesammtansicht über den Entwickelungsgang der antiken Kunst von Alexander bis zu den Antoninen unmittelbar abhängt.

In dieses Dunkel fällt ein heller Lichtstrahl durch die Auffindung des pergamenischen Altarfrieses: der Gigant, welchen die hülfreiche Schlange der Athena mit ihren Windungen umstrickt hält, zeigt sich auf den ersten Blick als ein nächster Verwandter des Laokoon. Wer in der großen Rotunde des Berliner Museums, wo seit geraumer Zeit beide Kunstwerke neben einander aufgestellt sind, den durch diese dankenswerthe Anordnung sehr erleichterten Vergleich anstellt, wird keinen Augenblick mehr in Zweifel sein können, daß das eine direct von dem anderen abhängt. Aber auch darüber, glaube ich, wird man nicht lange unschlüssig bleiben, wo hier das Original zu suchen ist und wo die Copie. Daß der Gigant eine weit höhere künstlerische Leistung ist, daß in ihm ein ungleich frischeres Leben pulsirt, kann Niemand verborgen bleiben. Ist also der Laokoon unter dem Einflusse des pergamenischen Bildwerkes entstanden, so ist für seine Datirung ein sicherer terminus post quem gesichert, nämlich die Zeit des Eumenes II. (197—152 v. Chr.), welcher den Altar zu Pergamon errichtete.

Noch einem anderen weitbekannten Kunstwerke stehen die pergamenischen Reliefs in künstlerischer Auffassung und technischen Eigenthümlichkeiten sehr nahe, dem sogenannten Farnesischen Stiere. Auch von diesem Werke, welches früher in Rhodos stand und von dort aus in den Besitz des Pollio Asinius zu Rom kam, wissen wir die Künstler. Es waren zwei Brüder, Apollonios und Tauriskos aus dem kleinasiatischen Tralles, die Adoptiv-

söhne des Menekrates. Schon vor mehr als einem Jahrzehnt hat Overbeck in seiner Geschichte der Plastik die Vermuthung ausgesprochen, daß, nachdem unter Attalos II. (154—136 v. Chr.) die Stadt Tralles in den Besitz der Fürsten von Pergamon übergegangen war, und als sie mit einem von Attalos erbauten Palast geschmückt wurde, mit dem Könige auch Künstler von Pergamon nach Tralles gekommen sind, und daß so die pergamenische Schule die Mutter derjenigen von Tralles sei. Diese Vermuthung erhebt sich nahezu zur Gewißheit durch die Eingangs erwähnte Inschriftzeile, welche die letzte Campagne in Pergamon zu Tage gefördert hat. Der große Fries zierte bekanntlich die Außenseite eines mächtigen nahezu quadratischen Unterbaues für den eigentlichen Altar. Ueber den Platten des Frieses lief ein kräftiges Gesims, in dessen Hohlkehle die Namen der bei dem Kampfe betheiligten Gottheiten über den Figuren der letzteren eingegraben waren. Ebenso enthielt das Sockelglied unter den Platten die Namen der Giganten, und endlich unter diesen die Namen der Künstler, welche das Werk geschaffen hatten. Leider sind diese Namen, welche gerade das höchste Interesse beanspruchten, nur in Fragmenten erhalten, die zu unbedeutend sind, um aus ihnen die vollen Namen ergänzen zu können; wir sehen nur, daß es ihrer viele waren. Aber ein gütiges Geschick hat im vergangenen Jahre unter diesen fragmentirten Inschriften ein Stück finden lassen, welches feststellt, daß ein Sohn des Menekrates, ja wenn, wie hoch wahrscheinlich, die Bruchstellen zweier Platten auf einander passen, mehr als einer, bei dem Denkmal beschäftigt war, daß mit anderen Worten dieselben Künstler, welche den Farnesischen Stier schufen, Apollonios und Tauriskos aus Tralles, oder, wie wir nun wissen, aus Pergamon, auch an dem pergamenischen Friese mitgearbeitet haben. Für den letzteren gewinnen wir, wenn Overbecks Annahme eine richtige ist, eine begrenztere Zeit, innerhalb der er geschaffen sein muß. Wenn Apollonios und Tauriskos erst unter Attalos II. nach Tralles übersiedelten und hier noch in voller Schaffenskraft standen, so muß das Kunstwerk, an dem sie in Pergamon mitwirkten, in die letzten Regierungsjahre des zweiten Eumenes fallen, etwa in die sechziger Jahre des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts. Also auch der Laokoon kann nicht wohl vor Mitte dieses Jahrhunderts entstanden sein. — Mit Recht ist demnach gleich nach Auffindung der pergamenischen Reliefs die Erwartung ausgesprochen worden, daß sie den Grundstein bilden würden für den Aufbau der Kunstgeschichte hellenistischer Zeit: schneller, als man damals ahnen konnte, haben sich diesem Grundsteine die nächsthin zugehörigen Fundamentblöcke zugesellt.

Solche Ergebnisse bilden keineswegs nur für den kleinen Kreis der wissenschaftlichen Forscher einen Gewinn, sondern sie beanspruchen ein allgemeineres Interesse aller derjenigen, denen die allmähliche Entwickelung bestimmter, geistiger und ethischer Richtungen ein Object scheint, das zu verfolgen der Mühe lohnt.

Je angelegentlicher man sich aber der Vergleichung der pergamenischen Sculpturen mit den beiden genannten Kunstwerken rhodischer und kleinasiatischer Herkunft hingibt, je reiner man die Quintessenz ihres specifischen Wesens auszuziehen bemüht ist, desto klarer erkennt man zu seinem Leidwesen, daß dieses letztere kaum in etwas Andrem zu suchen ist, als in der äußersten Anstrengung auf Effect hin. Das Gemeinsame ist die Virtuosität der Darstellung, die Bravour des Vortrags, die Meisterschaft der äußeren Technik, die glückliche Wahl des prägnanten Momentes, die Lebendigkeit der vorgeführten Handlung. Das Gemeinsame ist aber ebenso sehr der Mangel an tieferem geistigen Gehalte des Vorwurfs und der Ersatz solchen Gehaltes durch einen Appell an Gefühle und Leidenschaften, die mit der Kunst nichts gemein haben sollten. Vielleicht wird man sich jetzt jener wuchtigen Worte erinnern, die vor einem Jahrzehnt Karl Boetticher in seiner Erklärung der antiken Gipse des Berliner Museums ausgesprochen hat: „Wie Sophokles", sagt er, „in einer Tragödie den Laokoon aufgefaßt und welchen versöhnenden Zug er derselben eingewebt hatte, wissen wir nicht; gegenüber dem Bildwerke aber kann man gewiß fragen, auf welche Stufe sittlicher Gefühlsabstumpfung schon das ganze zeitige Geschlecht herabgesunken sein mußte, wenn es die Kunstleistung drängen konnte, ihm eine solche Scene widriger Marter zur Augenweide zu erschaffen? In Wahrheit ist hier an Stelle des Ethos der alten hellenischen Kunst schon vollständig das grobe sinnliche Pathos der römischen Kaiserzeit in seiner blos aufstachelnden Erregung getreten."

Minder brutal ist das Thema des Farnesischen Stieres entwickelt; wenigstens wird uns doch der directe Anblick der Qual erspart, dem das unglückliche, dem gräßlichsten Tode geweihte Weib entgegengeht. Aber doch sehen wir mit unserm geistigen Auge die schauerliche Scene schon klar vor uns, und darauf ist von den Künstlern mit Bewußtsein hingearbeitet. „Die Seele der Erfindung," urtheilt Welcker in seinem ausgezeichneten Aufsatz über den Farnesischen Stier, „die Seele der Erfindung in diesem Werke der höchsten Virtuosität ist in der Wahl des prägnanten Moments, der den nächstfolgenden unmittelbar hervorruft und fast mit Nothwendigkeit denken läßt, einen Moment, der für sich der Darstellung sich entzieht, aber schon in der unwillkürlich in dem Beschauer hervorgerufenen Vorstellung die Wirkung des äußersten Darstellbaren mächtig verstärkt." „Zu leugnen ist dabei nicht," sagt er an einer andern Stelle, „daß die Kunst, nachdem einmal durch die Tragödie die Schreckbilder der alten Sage hervorgerufen waren, ihr Augenmerk nicht auf die Größe und Tiefe der Ideen, sondern auf das Außerordentliche der Erscheinung richtete, und daß man in ihren Werken nicht das Philosophische (d. h. den ethischen Gehalt), sondern das Künstlerische aufzusuchen hat." Das Künstlerische in dem Sinne des von dem äußern Können Abhängigen.

Ohne Kürzung oder Modification wird man dieses Urtheil auch auf den Fries von Pergamon ausdehnen können. Auch hier wird man sich mit dem Gedanken des Dargestellten nicht befreunden. Das bloße Hinmorden mächtiger, kraftvoller, wenn auch barbarischer Geschöpfe durch eine überlegene Schaar göttlicher, unverletzlicher Wesen ist ein Schauspiel, von welchem, in der hier gewählten Vortragsweise aufgeführt, das klassische Alterthum sich mit Abscheu abgewendet haben würde, das dem feiner empfindenden Theile auch unserer heutigen Gesellschaft unmöglich behagen kann. Mit ganz anderem Interesse schauen wir dem Kampfe zwischen den Lapithen und Kentauren zu, wo gleichwerthige Kräfte sich messen, und wo es gilt, den halbthierischen Unholden die brutal geraubte schöne Beute wieder zu entreißen. So ist es auch bei der großen Menge schwerlich der künstlerische Gedanke des Bildwerks, der zu Staunen und Bewunderung hinreißt, sondern eben jene äußere Vollendung, jene an sich vollberechtigte Seite des künstlerischen Schaffens, welche auch unsere Zeit mit Vorliebe, ja mit einer gewissen Ausschließlichkeit pflegt. Wer in der ersten Zeit, nachdem die pergamenischen Sculpturen zugänglich wurden, zu sagen wagte, daß er in der Betrachtung der formell so mangelhaften Giebelfeldgruppen aus Olympia einen höhern Genuß und eine tiefere Anregung finde, als in den glänzenden Reliefs aus Pergamon, die ihre Geistesarmuth durch Maßlosigkeit der Form und durch eine mit äußerster Bravour vorgetragene Technik zu bemänteln suchen, der begegnete im besten Falle einem mitleidigen Lächeln. Heute dürfte Mancher schon anderer Meinung geworden sein.

Den Reliefs von Pergamon wird so wenig wie dem Laokoon und dem Farnesischen Stier durch solche klarere Erkenntniß ihres Wesens etwas von dem ihnen eigenen, sehr hohen objectiven Werthe genommen, so wenig wie es gerechtfertigt wäre, die Kunstthätigkeit der Gegenwart herabzusetzen, weil sie ihr Interesse mehr der äußeren Erscheinung als dem inneren Gehalte ihrer Werke zuwendet. Solche Zeitströmungen sind keine willkürlichen: die Richtung unserer Künstler bildet eine nur natürliche Reaction gegen die kaum mehr in unsere Tage hineinragende anmaßende Befangenheit, die über dem inneren Gehalt — oft über einem vermeintlichen — die äußere Form und die Technik vernachlässigen zu sollen glaubte. Wir werden uns des heut Gewonnenen rückhaltslos freuen dürfen, freilich in der Hoffnung, daß ein künftiges Geschlecht glücklich genug sein werde, mit den Er-

rungenschaften der Technik, mit dem für die Empfindung von Form und Farbe geschulten Auge wiederum an große inhaltreiche Aufgaben heranzutreten.

Die Epoche, welche auf die Blüthezeit der pergamenischen Kunst folgte, ist so glücklich nicht gewesen. Sie hat ihren Schöpfungen weder neuen Gehalt zu verleihen vermocht, noch wußte sie die technischen Vorzüge ihrer Erblasser festzuhalten. Das Mittelalter, reich an Gedanken, vertieft in Speculation und Mystik, gelangt trotz aller naiver Naturnachahmung nicht zur Beherrschung der Form; erst jenem glücklichen Zeitalter, wo ein Hutten ausrufen durfte: „Oh Jahrhundert! Die Geister erwachen, die Studien blühen! Es ist eine Lust zu leben!" erst ihm ist es vorbehalten, geistigen Gehalt mit vollendeter Formschönheit zu vereinigen. So greift die Renaissance in diesem Sinne weit zurück über ihre äußeren Vorbilder die Römer; sie berührt sich hier mit der Blüthezeit der hellenischen Kunst.

Wir aber stehen nicht wie die Erben der Pergamener in einem politischen und socialen Niedergang; wir hoffen und vertrauen, daß unser Stern im Steigen ist, wenn gleich der Nebel, der unsere politische Atmosphäre zur Zeit erfüllt, seinen Gang uns oft verbirgt. Und so dürfen wir auch hoffen, daß die Form, die unsre Künstler mit Fleiß und Liebe immer schöner ausgestalten und eiseliren, auch einmal wieder sich mit würdigem Inhalt füllen wird, daß Leib und Seele, die sich lange vergeblich suchen, zu einer endlichen Vereinigung gelangen werden, ohne welche alle Kunst nur eine halbe bleibt. Adolf Boetticher.

Zeilen vom Ganges.

Das hab' ich renevoll erfahren,
Was morgenländ'sche Lehre spricht:
Der Mensch wird reicher wohl an Jahren —
An Weisheit reicher wird er nicht!

* * *

Nicht an jedem Bach steht ein Weidenbaum,
Nicht an jedem Rock ist ein Seidensaum,
Nicht in jedem Schachte ist Erz zu finden —
Nicht in jeder Brust ist ein Herz zu finden.

* * *

Der Selbstsucht Müh'n ist hohl im Kerne.
Sie lockt von Ferne stets zu Ferne.
Erst Liebe gibt der Selbstsucht Ruh' —
Und selig stirbt das Ich am Du.

* * *

Was frommt ein Schiff, das keine Planken hat?
Ein Rebenstock, der keine Ranken hat?
Ein hübscher Kopf, der keine Gedanken hat?

* * *

Im Wunsche ruhlos sich erhitzen,
Gewünschtes freudenlos besitzen,
Besess'nes wild zurück ersehnen —
Die Handlung spielt im Thal der Thränen.

* * *

Das ist's, was mir der Erde Glück durchbittert:
Der sich're Schluß, daß es in Scherben splittert.
Und das ist's, was der Erde Leid mir schändet:
Der Trost, der seine heil'gen Thränen endet.

* * *

Kommt ein Rathloser, weise ihn.
Kommt ein Hungernder, speise ihn.
Kommt ein Schwätzer, ertrage ihn —
Kommt ein Schmeichler, verjage ihn.

* * *

„Nur mein Weg führt zu Himmelsglanz und Klarheit,
Denn mir nur ward verliehn das Schwert der Wahrheit" —
Wer also spricht mit salbungsvollen Zügen,
Belog sich selbst, um Andre zu belügen.

* * *

Webt Sonne „Glück" um Dich ihr Strahlenkleid,
So wandert hinter Dir der Schatten „Neid".

* * *

Ein Uebel trägt man ohne Klagen
Um nicht ein schlimmeres zu tragen.
Und so besteht der Satz zu Rechten:
Das Schlechtre ist der Freund des Schlechten.

* * *

O predigt nicht Entsagung uns beständig!
So lange man begehrt, ist man lebendig.
Und hält uns auch das Schicksal trüb zum Narren —
Wir trauern lieber, ehe wir erstarren.

* * *

Wie anders würd' es um Vieles stehn,
Könnt' man sich selbst von Weitem sehn!

* * *

Du nennst das Schicksal Deinen Herrn —
Sei fügsam denn und prahle nicht.
Und schmeckt Dir nur der Mandel Kern,
So achte auf die Schale nicht.

* * *

Viel leichter ist's, im Zittersand
Den Diamant zu finden,
Als in der Phrase Flittertand
Ein Korn Verstand zu finden.

* * *

Das mögt Ihr Euch in's Merkbuch graben,
Die Ihr uns Schwarze nehmt beim Schopf:
Man kann sehr lichte Locken haben,
Und dennoch keinen hellen Kopf!

* * *

Kein unverdaulicher Menschenkind,
Als Dummköpfe, die gebildet sind!

* * *

Soll Dir, frei von Lebensqual,
Ohne Wandel wohl sein,
Muß Dein Herz so hart wie Stahl
Und Dein Schädel hohl sein.

* * *

Den Schlangen kannst den Giftzahn Du entreißen
Und hast bezwungen ihre List:
Doch Weibermund, der zahnlos ist,
Pflegt tückischer als je zu beißen.

* * *

Unter all meinen Freunden und Weggenossen
Fand ich noch Jeden froh entschlossen,
Der Andern Weisheit zu verlachen
Und seine Thorheit — nachzumachen.

* * *

Der Witz soll kratzen, nicht streicheln,
Er soll bestrafen, nicht schmeicheln,
Er soll die Niedern und Vornehmen
Mit gleicher Beherztheit beim Ohr nehmen.

* * *

Eins ist bei jeder Narrheit überflüssig:
Daß sie beklagt wird —
Und Eins ist selbst beim knappsten Spruche müssig:
Daß er gesagt wird.

Al Haß.

Notizen.

Die Falkner von St. Vigil. Roman von Robert Schweichel. Berlin, Janke.

Die Heimatliebe des Tirolers im Kampfe gegen Fremdherrschaft zu zeigen, ist die Aufgabe, die sich Schweichel in seinem neuesten Romane vorgesetzt hat „Die Falkner von St. Vigil" spielen in der Zeit der Erhebung gegen die Franzosen und Bayern. Es ist nicht zu leugnen, daß

die Ideen, von welchen die bayerische Regierung in der Verwaltung des Landes beseelt war, im Allgemeinen die richtigen waren, und in mancher Hinsicht stünde es jetzt besser um das Land, wenn diese Ideen Wurzel gefaßt hätten. So besitzt z. B. Bayern eine musterhafte Forstwirthschaft, während die Waldverwüstung in Tirol, wenn sie noch hundert Jahre fortgeht, den Karst bis zum Brenner ausgedehnt haben wird. Der Fremde frägt vergeblich, wozu denn in Oestreich ein Ackerbauministerium vorhanden ist. Andrerseits ist nicht zu leugnen, daß die bayerische Regierung vielfach ungeeignete Mittel anwendete, ihren Ideen Eingang zu verschaffen, und daß sie nicht die richtigen Organe wählte. Es scheint sich diese Erscheinung bei jeder Eroberung eines Landes zu wiederholen; besonders ist es das einwandernde niedere Beamtenpersonal, welches doch mit dem zu versöhnenden Volke am meisten in Berührung kommt, das der neuen Regierung ihre Aufgabe erschwert. So war es schon, wie Cäsar sagt, als die Römer Gallien eroberten; so war es damals in Tirol, und so war es vor 11 Jahren, als die Deutschen die Verwaltung des Reichslandes in die Hand nahmen.

In Tirol führten diese Maßregeln zum Bauernaufstand, den Schweichel schildert. Der Verfasser legt sich übrigens eine weise Beschränkung auf: die historischen Ereignisse bilden nur den allgemeinen Rahmen seiner Erzählung. Die Hauptereignisse werden nur kurz skizzirt, und die Leiter des Aufstandes treten nur gelegentlich auf die Bühne. Den Vordergrund derselben nehmen die Helden des Romans ein, und spielen eine bedeutendere Rolle, als die Helden der Geschichte. Diese Romanhelden sind die Falkner, eine Bauernfamilie, Männer und Frauen, nicht ideal, sondern mit allen Vorzügen und Fehlern gezeichnet, die sich im Bauernstande finden. Die Männer sind markige Gestalten, deren Eigensinn und Trotz mehr Unheil über die Familie bringt, als selbst die Unglücksfälle, von welchen das Land heimgesucht wird. Ja es führen sogar die politischen Ereignisse, welche über das Land hereinbrechen, schließlich zum versöhnenden Abschluß des Familienzwistes, der so lange das Haus der Falkner beschwert hatte. Im Anfange der Erzählung nehmen die Ereignisse einen langsamen Verlauf, wobei wir unsere Helden in alltäglichen Vorgängen genau kennen lernen; später überstürzen sie sich, wie die politischen Ereignisse, und es läßt sich von diesem Romane sagen, daß er mit jedem Kapitel spannender wird. Einen interessanteren Schauplatz aber, als das Land Tirol, hätte Schweichel nicht leicht wählen können, und dieser Vortheil kommt bei ihm ganz zur Geltung, weil er ein Meister anschaulicher Schilderung ist. Man braucht nur etwa die Flucht des Ambros über das Gebirge zu lesen (im Anfange des 3. Bandes), um sich davon zu überzeugen.

Land und Leute stehen im Wechselverhältniß; es zeigt sich auf der ganzen Erde, daß den Bewohnern ein desto charakteristischeres Gepräge anhaftet, je charakteristischer und specialisirter ein Landstrich ist. Man sieht bei Schweichel recht deutlich, daß diese Berge und dieses Volk zusammengehören und nicht getrennt werden können. In geistiger Hinsicht verräth sich solche Abhängigkeit immer in dem gesteigerten Merkmal der Heimatliebe und Vaterlandsliebe. Fester wurzeln solche Menschen in ihrem Boden, als der nivellirte Culturmensch, und zwar trotz der geringen Lebensvortheile, welche ihnen die Heimat bietet. Die Specialität derselben allein ist dabei entscheidend. Meines Erinnerns ist es schon Tacitus, der das psychologische Problem hinstellt, daß die Bewohner des rauhen Nordens so fest an ihrer Heimat hängen, die ihnen doch nur Noth und Ungemach bietet. Dieses Problem drängt sich dem Reisenden häufig auf, z. B. in den unwirthlichen Bergen der Czernagora, um deren Vertheidigung seit Jahrhunderten das Blut fließt. Man hat sogar beobachtet, daß die in der Fremde lebenden Czernagorzen in auffallender Sterblichkeit dem Heimweh erliegen. Aehnliches wird von den Venezianern und den nach auswärts heirathenden Venezianerinnen behauptet, und das erklärt sich nur wieder aus der in ihrer Art einzigen Specialität des Lebens in der Lagune.

Robert Schweichel stört uns nicht mit derartigen Reflexionen in seinem Romane; sie sind darin nicht abstract ausgedrückt, sondern anschaulich, daher drängen sie sich dem Leser auf; man fühlt es im Verlaufe der Ereignisse, daß ein Volk von solchem Erdgeschmack seine Heimat mit besonderer Kraft vertheidigen muß. Schweichel hat sich eben das Land nicht blos oberflächlich angesehen, um eine interessante Coulisse zu gewinnen, sondern er hat auch den Bewohnern die Eigenthümlichkeiten des Charakters und der Sitten abgeschaut, zu deren Darstellung genaue Bekanntschaft um so nöthiger ist, je eigenthümlicher das Gepräge der Menschen ist. Darum begegnen wir so häufig Erzählungen aus den Bergen, die keinen Eindruck hinterlassen. Ich erinnere beispielsweise an die „Geyer-Wally", die gleichwohl sich großer Berühmtheit erfreut. Dieser Roman ist ohne Zweifel sehr geschickt geflochten, stellenweise sogar spannend; und doch ist er poetisch unwahr. Auch ich erfreue mich einiger Bekanntschaft mit den Bergen; aber ich bin dort noch niemals weder einer Gitsch begegnet, die den wilden Charakter eines Geyers, noch einem Geyer, der die milden Sitten einer Gitsch gezeigt hätte.

* * * Carl du Prel.

Gesammelte kleine Schriften von J. C. Bluntschli. Zweiter Band. Aufsätze über Politik und Völkerrecht. Nördlingen 1881, Beck'sche Buchhandlung.

Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. Von Arnold Ruge. Leipzig und Heidelberg 1881, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Die vorgenannten Bücher sind die Vermächtnisse zweier kürzlich Verstorbenen. Beide standen in den vordersten Reihen der Kämpfer für den Fortschritt der Menschheit. Bluntschli in dem von ihm erwählten Vaterlande in hoher, hervorragender Stellung mitten in praktischer Wirksamkeit, den internationalen Fortschritt vermittelnd, eine Autorität in allen civilisirten Ländern, noch zuletzt bemüht, dem Geiste der Liebe und der Wahrheit, den er im Christenthum erfaßt hatte, zum Siege zu verhelfen. Ruge auf dem einst erwählten Boden des Exils, von seinem geliebten Vaterlande allerdings längst zurückgerufen, mit Ehre und Liebe empfangen, aber ohne praktisch wirksame Stellung, nur auf dem Felde des Geistes thätig, sein Volk aufzuklären und zu stärken in der Hoffnung und im Glauben an seine Zukunft und den dunklen Geist bekämpfend, den er das Christenthum nannte. Beider Herz brannte im heiligen Feuer des Eifers für den Fortschritt der Menschheit; sie hatten das gleiche Ziel, und doch standen sie auf so verschiedenen Stellen, daß sie gegebenen Falles als heftige Gegner aufeinander stoßen mußten. Wenn Bluntschli im siebenten Aufsatz des obengenannten Buches die These aufstellt: Die christliche Religion sei keineswegs staatsfeindlich oder ungeeignet für den civilisirten modernen Staat, und dagegen Ruge wiederholt das Christenthum einen überwundenen Standpunkt nennt, todt, ungeeignet für die Entwicklung der Zukunft, die vielmehr von der im 18. Jahrhundert begonnenen Aufklärungsperiode ausgehe, so ist uns Anderen wohl nicht so schwer, den Ausgleich dieser Ansichten zu finden. Was Ruge „Christenthum" nennt, und verwerfen muß, ist die dicke Hülle von Aberglauben, welche die Wundersucht des Orientes und des Abendlandes in früheren Jahrhunderten um den Kern des Christenthums legte, und die daraus erwachsenen äußeren Einrichtungen, welche zum Mißbrauch der reinen Lehre durch Herrschsucht und Gewalt führten. Aber das Christenthum, für welches Bluntschli mit Wort und That eintrat, dem er den Sieg in naher Zukunft voraussagte, ist eben dieser aus allen Schalen geholte Kern, die edelste Sittenlehre, welche jemals aufgestellt wurde, in sich begreifend die höchste Liebe zur Menschheit und das ewige Ringen nach Wahrheit und Recht. Und was Ruge das neue Princip nennt, das dem 18. Jahrhundert entsprang, ist wiederum gar nichts Anderes, als was Bluntschli das gereinigte Christenthum nennt. Und dieser geistige Kern, das unter der Schlacke fortglühende heilige Feuer war es doch, wenn sie es auch verkennen mochten, was die edelsten Herzen und die größten Geister des 18. Jahrhunderts zur Zertrümmerung jener Schale zwang. Jenes Formel- und Aberglaubenwesen ist freilich todt; aus dem noch viele Theile der civilisirten Welt verunzierenden Trümmerwust wird neues Leben nicht erblühen können, aber dieses gereinigte Christenthum — oder nenne man es auch, wie man wolle — wird das bewegende Princip der menschlichen Entwicklung bleiben.

Bluntschlis Buch enthält vortreffliche Aufsätze über Politik und Völkerrecht, von denen mehrere in der „Gegenwart" erschienen sind. Ruges Schrift ist mit der Meisterschaft der Darstellung und des Blicks verfaßt, und mit der feurigen Beredtsamkeit, die dem alten Kämpfer der Hallischen Jahrbücher eigen war und blieb. Aber hier ist von Blendung durch den Glanz der Diction keine Rede. Der Philosoph vielmehr verlangt, daß der Leser ihm selbstdenkend folge. Und Ruge macht das durch Vermeidung aller philosophischen Terminologie aus einer Arbeit zum Vergnügen. Es ist ein Genuß, dieses, trotz seines mäßigen Umfanges (292 Seiten) unglaublich reichhaltige Werk zu lesen.

Er ruft uns Aelteren ins Gedächtniß zurück, welche riesenhafte Fülle für alle Zukunft folgenschwerer Entwicklungen wir seit etwa vierzig Jahren erlebt haben. Ja, der alte Vorkämpfer hat Recht mit seinem felsenfesten Glauben an den Fortschritt und die Zukunft der Freiheit und des Christenthums, das er die Aufklärung nennt. Triumphirend darf er am Schlusse des Werkes ausrufen: „Die Königin der Welt ist die Vernunft! Zeit braucht sie, um durchzudringen, weiter aber auch nichts!" Und denken, diese Lösung der Tagesfragen erkennen, lehrt uns Ruge in einem streng festgehaltenen philosophischen Schema der Darstellung, von schlagender Beweiskraft. Es ist köstlich, wie er unter den drei Kategorien: Revolution, Rückwärtsbewegung, Durchführung der Revolution nachweist, daß selbst die den Gegenstoß führende Reaction unbewußt das Prineip der Revolution in sich trägt, welches endlich den Gegner selbst zwingt, mit Dransetzung aller Macht, von Blut und Gut und Existenz seine Ausführung durchzusetzen. Von manchen Seiten wurde Ruge, als er 1866 sich auf Seite der von Bismarck ins Werk gesetzten Politik stellte, Abfall von der Sache der Freiheit, welcher er sein Lebenlang gedient, zum Vorwurf gemacht. Dieses Buch, sein Testament, beweist, wie unentwegt er an der alten Fahne festgehalten bis auf den letzten Tag. Die Fortsetzung des Werkes, den Krieg von 1870 enthaltend, darf man mit Spannung erwarten. G. v. S.

* * *

Das Bibliographische Institut in Leipzig hatte den guten Gedanken, von „Brehms Thierleben", dem in seiner Art klassischen Buche, eine colorirte Ausgabe zu veranstalten. Es ging dabei von dem richtigen Gedanken aus, daß die Illustrirung eines naturwissenschaftlichen Werkes nicht durch den Holzschnitt, der nur die Form der Objecte wiedergibt, sondern einzig in farbiger Darstellung ersprießlich sein muß. Man kann jetzt nach dem Erscheinen des vollständigen ersten Bandes (Abtheilung Vögel I) constatiren, daß Maler Winkler, der Anfertiger der Colorit-Vorlagen, die ihm zur Controle beigeordneten Fachgelehrten und die Verlagsbuchhandlung ihre Aufgabe in ausgezeichneter Weise gelöst haben. Die Colorirungen, auf chromolithographischem Wege hergestellt, sind von einer solchen Farbenpracht, Correctheit und Lebendigkeit, daß der Werth des lehrreichen Werkes geradezu verdoppelt ist. Wir empfehlen diese schöne Ausgabe, die in der gesammten naturhistorischen Literatur nicht ihres Gleichen hat.

* * *

Walther von der Vogelweide von Eduard Samhaber. Laibach, Kleinmayr und Bamberg. Mit Rücksicht darauf, daß Walthers Erdenwallen in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt und erst aus den Dichtungen auf dem Wege hypothetischer Forschung erschlossen worden ist, wird hier der Versuch gemacht, den biographischen Text poetisch auszuschmücken und zwar durch Walthers eigene Dichtungen. Die Fachkritik wird freilich zu diesem Unterfangen den Kopf schütteln, aber man kann dem Verfasser nicht ernstlich zürnen, denn seine Nachdichtung der eingestreuten Lieder und Sprüche sind meist gelungen und werden manchen Leser, dem die Welt altdeutscher Dichtung fremd und unverständlich geworden, für den unnachahmlichen Meister erwärmen. Freilich wird selbst die congenialste Uebertragung schwerlich je im Stande sein, das Original wort- und versgetreu zu übersetzen, ohne undeutsch zu werden.

* * *

Fürst Alexander Nikolajewitsch Galitzin und seine Zeit. Aus den Erlebnissen des Geheimrath von Goetze. Leipzig 1882, Duncker & Humblot.

Ein interessantes Buch allerdings, doch muß dieses Urtheil näher begrenzt werden. Für National- und Deutschrussen wird es, obwohl schwerlich viel ganz Neues bringend, durchweg hoch interessant sein. Für uns Deutsche ist dagegen kaum etwas Anderes von directem Interesse, als die Nachrichten über die vielberufene Pietistin Frau von Krüdener, Alexanders I. Freundin und intellectuelle Urheberin der Heiligen Allianz. Es dürften sich darunter einige charakteristische, in weiteren Kreisen nicht bekannte Züge finden. Ferner der authentische Text des vom Minister Schischkow verfaßten Memoires, wodurch Alexander im Kriege von 1812 veranlaßt wurde, sich von dem Heere zu entfernen, und Barklay de Tolly und Bagration freie Hand gegen Napoleon zu lassen, was dann zur Katastrophe von Moskau führte. Alle übrigen Anekdoten und Personalien, welche das im Memoirenstil verfaßte Werk enthält, werden beim deutschen Publicum wenig Interesse finden, und ebenso wenig berührt uns sympathisch die devote Art, in welcher sich der Verfasser, trotz seiner vollen Erkenntniß der Fehler der drei Regierungen Pauls, Alexanders I. und Nikolaus', zu diesen stellt. Der Staatsmann, dessen Andenken das Buch feiern soll, ist so wenig bedeutend geschildert, sein etwaige staatsmännische Fähigkeit, seine Grundsätze, das System, das er etwa vertrat, ist gar nicht entwickelt. Dafür entschädigen zahlreiche interessante Notizen über Personen, Vorkommnisse, Zustände, welche, trotz der irrationellen Darstellung, es dem denkenden Leser ermöglichen, sich ein Bild über russische Zustände zusammenzustellen, das leider, trotz der mehr oder weniger unabsichtlichen Schönfärberei des loyalen Verfassers, nur ein trauriges, stellenweise entsetzliches Gemälde ist. Berücksichtigt man den Umstand, daß auch des vom Verfasser so hoch und edel gepriesenen Alexanders II. Wirken wenig oder gar nichts durchgreifend gebessert hat, so bleibt kaum noch Hoffnung auf eine friedliche Entwicklung der russischen Zustände bestehen. Es ist ein verhängnißvoller Umstand, daß selbst die Darstellungen derjenigen Freunde Rußlands, welche keineswegs diese Absicht haben, doch darauf hinauslaufen, zu demselben hoffnungslosen Schlusse zu zwingen. G. v. S.

* * *

Dictionnaire des Lieux communs par Lucien Rigaud (Paris, Paul Ollendorff). Dies nachgelassene Werk eines reichbegabten Linguisten, der kürzlich jung gestorben ist, will ein sorgfältiges Wörterbuch aller seltsamen und oft pittoresken und ausgelassenen französischen Ausdrücke sein, welche in mannichfacher Form in Maleratelіers, Redactionsbureaux, Theatern, Kasernen von Mund zu Mund gehen. Für den deutschen Leser bietet diese Sammlung französischer Gemeinplätze das Interessante, daß gar manche Redensarten auch im deutschen Gewande, besonders in unserem Zeitungsjargon, ihr Bürgerrecht erlangt haben.

* * *

„Festgabe zur Eröffnung des Paulus-Museums zu Worms" (J. Diemer, Mainz). Die lange Zeit verwüstete Paulus-Kirche in Worms, bekanntlich eines der originellsten Baudenkmale der Rheinlande, wurde durch hochherzige Spenden restaurirt und für die Aufnahme des neugegründeten Museums der Stadt Worms eingerichtet. Die aus diesem Anlasse erschienene luxuriöse Festschrift behandelt zum erstenmale im Zusammenhang die Geschichte der Kirche auf Grund eingehender Forschungen. Die kunstwissenschaftliche Beschreibung wird durch eine Reihe prächtiger Beilagen unterstützt.

* * *

Die Armengesetzgebung Frankreichs in den Grundzügen ihrer historischen Entwicklung. Von F. Frhrn. v. Reitzenstein. Leipzig, Duncker und Humblot. Diese dankenswerthe Schrift ist die Frucht sorgfältiger Studien, die der Verfasser theils 1869 und 1870 in Frankreich, theils als Beamter der Verwaltung Elsaß-Lothringens gemacht hat. Das Charakteristische der französischen Armengesetze besteht darin, daß dieselbe ein Recht der Armen auf Unterstützung nicht anerkennen. Den wirthschaftlich richtigen Grundsätzen ist es auch zuzuschreiben, daß die Armuth in diesem Lande sich in verhältnißmäßig engen Grenzen erhalten hat. Am Schlusse seines interessanten Buches bezeichnet der Verfasser die Erweiterung der Fürsorgepflicht der Landarmenverbände und in Verbindung hiermit eine Umformung der Vorschriften über den Unterstützungswohnsitz als ein anzustrebendes Ziel. Diese Reform ist für uns Deutsche, die wir den Vorzug ununterbrochener Rechtsentwicklung gewahrt haben und erhalten wollen, freilich mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn wir haben mit einer Fülle verschiedener Zustände und Einrichtungen zu rechnen, wie sie die gesonderte Entwicklung in den verschiedenen deutschen Staaten gezeitigt hat.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Zwanglose Blätter für Literatur und gesellige Unterhaltung. Nr. 1. Preis 10 ₰.

Inhalt: I. Im Preise herabgesetzte und antiquarische Bücher. II. In Vorbereitung befindliche Neuigkeiten des Buchhandels. III. Allerlei: Heinrich von Kleist's Tauf- und Todtenschein. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte von Dr. Karl Siegen. — Verrathen und doch nicht verkauft. Eine wahre Erzählung von Kurt von Wangen. — Der verschwundene „Ajax" und der Fähnrich in tausend Aengsten. Eine Humoreske aus dem Militärleben von A. K. — Bücherbesprechungen.

In der Abth. I. der „Zwangl. Bl." können auch Privatpersonen Bücher, die sie zu verkaufen beabsichtigen, anzeigen. Die Insertionsgebühr beträgt für die durchlaufende Zeile 25 ₰. Mit Besorgung der Annonce beauftrage man die nächste Sortimentsbuchhandlung, die zugleich als Bezugsquelle der angekündigten Bücher genannt wird.

Leipzig. **Paul Beyer.**

Bücher-Ankauf.

Ganze Sammlungen wie einzelne gute Werke bar zu höchsten Preisen.

Meine Lagerkataloge liefere für 30 ₰ franco.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

Die Zeitschrift für das Realschulwesen, Heft IX, 1880 urteilt über:

In jeder Schreibwarenhandlung vorrätig.

Illustrirte Preisliste gratis.

Soennecken's Schreibfedern

1 Gros M. 1.10 — M. 3.— Systematisch geordnete Auswahlsortimente 30 ₰.

„Daſs Soennecken's Federn wirklich seinem Programme entsprechen, beim „Schreiben und rücksichtlich der Dauer durchaus befriedigen, können wir „nach Erprobung derselben versichern."

F. Soennecken's Verlag, **Bonn** und **Leipzig.**

Band

Collection Spemann 15

enthält:

Aug. Silberstein, Hochlandsgeschichten.

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben:

Geschichte der Ethik.

Erste Abtheilung: **Die Ethik der Griechen und Römer.**

Von **Theobald Ziegler.**

Preis *M.* 8.—

Prof. E. Hermann schreibt im „Mannheimer Journal" über Ziegler's Ethik: „Eine jener gediegenen Leistungen, mit welcher deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit die Wissenschaft von Zeit zu Zeit wahrhaft zu bereichern weiß. Das Werk ist Eduard Zeller gewidmet, diesem lebendigen Musterbild eines ächten, ganzen Gelehrten und wissenschaftlichen Denkers, und in Zellers Geist und Sinn ist es auch geschrieben. Im Gebiet der theologischen und philosophischen Literatur gibt es kein zeitgemäßeres Unternehmen als dieses! Denn das unterliegt keinem Zweifel, die neuere Sittenlehre baut sich nicht auf dem Grunde irgend eines fixirten Glaubens auf, wird auch nicht gewonnen durch geniale Einfälle; ein dauerndes wissenschaftliches System der Ethik, das auch dem Kampf mit der Alles zersetzenden kritischen Richtung unserer Zeit gewachsen ist, kann nur auf dem soliden Unterbau einer Geschichte der Sittenlehre aller Culturvölker ruhen. — — Uns ist die antike Ethik im Grunde verständlicher und verwandter als die mittelalterliche. Wir lernen in diesem ersten Bande die antike Welt von einem bis dahin fremden aber ungemein bedeutenden Standpunkt betrachten, wir werden die höchsten Leistungen, die Blüthe des geistigen Schaffens der Griechen in dem finden, was sie auf dem Gebiete der Ethik geschaffen haben, die ihnen ja mehr oder weniger mit der Aesthetik zusammenfiel. — — Wir empfehlen das eben so gründlich als schön geschriebene Werk dem weitesten Leserkreise."

Vorräthig in allen besseren Buchhandlungen. — Gegen Einsendung des Betrages (*M.* 8.—) sendet Exemplare überall hin franco die

Verlagsbuchhandlung von **Emil Strauß** in **Bonn.**

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Strassburg.**

Müller, Max, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Vier Vorlesungen nebst zwei Essays „über falsche Analogien in der vergleichenden Theologie" und „über die Philosophie der Mythologie". 2. Auflage. 8. V und 353 S. Mit dem Portrait des Verfassers. Strassburg 1876. *M.* 6.—, eleg. Halbfranzband. *M.* 8.—

„Was Max Müller schreibt, enthält immer so viel des Anregenden und Belehrenden, dass man dem rastlosen Arbeiter für jede seiner Gaben zu neuem Danke verpflichtet ist. Dass dies auch von den vorliegenden Vorlesungen über Religionswissenschaft gelte, erhellt schon aus dem äusseren Umstande, dass dieselben seit ihrem ersten Erscheinen überall mit regstem Interesse aufgenommen wurden und zahlreiche Besprechungen veranlasst haben."

(Literar. Centralblatt.)

„Die hohe Bedeutung dieses Werkes, das einen Ausblick auf ein neues Gebiet der Wissenschaft eröffnet, ist so unverkennbar, wie der Adel und die Schönheit der sprachlichen Form, in die es gegossen, bewundernswerth ist." (Wiener Abendpost.)

Müller, Max, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens. 8. XVI u. 439 S. Strassburg 1880. brosch. *M.* 7.—, eleg. Halbfranzbd. *M.* 9.—

„Max Müller geht von dem echt modernen Grundsatz eines gesunden Realismus aus, dass die Religion als eine in steter Entwickelung begriffene Erscheinung bis zu ihrem Ursprung historisch verfolgt und dann in ihren Entfaltungen begriffen werden müsse. Aber mit diesem historischen Begreifen der Religion hat er ganz anders Ernst gemacht, unvergleichlich gründlicher und besonnener als irgend Einer vor ihm."

(Deutsche Literaturztg. 1880, 2.)

Diese beiden Werke des berühmten Sprachforschers eignen sich vorzüglich zu Festgeschenken für Erwachsene. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raume — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Bande.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Biographisches Schriftsteller-Lexikon der Gegenwart

von **Fr. Bornmüller.** Geh. *M.* 7.50, geb. *M.* 8.50.

Unter Mitwirkung namhafter Autoren (Rob. Hamerling für die italienische Litteratur, Edm. Zoller für die skandinavische, Reinhardstöttner für die spanische und portugiesische, Karl Knortz für die amerikanische 2c.) ist hier ein Buch geschaffen, das allen denen willkommen sein wird, die Interesse an der Weltlitteratur unserer Tage nehmen.

Nicht nur über die Vertreter der schönwissenschaftlichen Litteratur, sondern auch über alle die Schriftsteller und Schriftstellerinnen, deren Werke überhaupt ein allgemeines Interesse beanspruchen und dem Laien zugänglich sind, bringt dieses Lexikon genaue Angaben. Der biographische Teil beruht zumeist auf Original-Mitteilungen, die Angabe der Werke ist eine ausführliche, die Kritik derselben eine klare und objektive.

Das am Schluß beigegebene Verzeichniß der Pseudonymen erhöht noch den Wert dieses praktischen Nachschlagebuchs, dessen Preis bei 800 Oktavseiten ein billiger zu nennen ist.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Freund & Jeckel in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 6. Berlin, den 11. Februar 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Der Aufstand in Süddalmatien und der Herzegowina. Von einem östreichischen Generalstabsoffizier a. D. — Die Rolle der Regenwürmer in der Erdgeschichte. Von Carus Sterne. — **Literatur und Kunst:** Caroline von Wolzogen. Von Ludwig Geiger. — Die Munkacsy-Ausstellung in Wien. Von Em. Ranzoni. — Bekenntnisse eines Bücherkritikers. Eine Satire von Ludwig Hevesi. **Aus der Hauptstadt:** Odette. Schauspiel in vier Acten von Victorien Sardou. Besprochen von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der Aufstand in Süddalmatien und der Herzegowina.

Von einem östreichischen Generalstabsoffizier a. D.

Die Früchte der Occupationspolitik, welche die östreichisch-ungarische Monarchie angenommen hat, beginnen zu reifen. Bei dem Versuche, in dem entlegensten südlichen Bergwinkel des eigenen Staates Ordnung zu machen, wo seit mehr als zwölf Jahren kein Gesetz galt und der staatlichen Autorität Hohn gesprochen wurde, ist nicht nur dort, sondern auch in dem famosen „Hinterlande", dessen Erwerbung angeblich nothwendig war, um den schmalen Küstenstrich längs des Ostrandes der Adria zu beherrschen, ein Aufstand ausgebrochen, der die ganze Monarchie in Sorge und Aufregung versetzt. Um den Lesern ein richtiges Bild der Vorgänge in der Crivoscie, wie der in Insurrection begriffene Theil des Bezirkes von Cattaro heißt, und in der Herzegowina zu machen, müssen wir auf die Uranfänge der Bewegung zurückgreifen, welche aus der Zeit der Vereinigung Süddalmatiens mit der östreichischen Monarchie datiren.

Im Jahre 1814 ist Oestreich in den dauernden Besitz von Cattaro gelangt, und bereits zum dritten Male hat die dortige Bevölkerung sich gegen die Autorität der Monarchie mit den Waffen in der Hand erhoben. Das erste Mal war es im Jahre 1849, wo sich hauptsächlich die Bevölkerung der Seestädte, unter dem Einflusse der revolutionären Bewegung in Italien, und in Folge der Einführung von Steuern empörte. Der Aufstand wurde jedoch im Jahre 1850 durch den damaligen Obersten Mamula mit Waffengewalt niedergeworfen. Der zweite im Jahre 1869 ausgebrochene und im Jahre 1870 beendigte Aufstand wurde dadurch hervorgerufen, daß die östreichische Regierung den Ragusaner und Cattareser Kreis demselben Regime unterwerfen wollte, wie die übrigen Theile der Monarchie. Es sollte die allgemeine Wehrpflicht, welche bereits seit 1868 im ganzen Reiche zum Gesetze geworden war, nun auch auf Süddalmatien mit der Modification ausgedehnt werden, daß die dortigen Wehrpflichtigen nur zum Dienste in der zur Vertheidigung ihrer engeren Heimat bestimmten Landwehr herangezogen werden sollten. Als Cattaro im Jahre 1797 zum ersten Male Oestreich einverleibt worden war, hatte man nämlich den Bewohnern das Zugeständniß gemacht, daß sie nur zum Seedienst bestimmt und von der Heerespflicht befreit sein sollten. Gestützt auf diese Bestimmung weigerten sich die Cattareser, vor den Rekrutirungscommissionen zu erscheinen. Bereits einige Wochen vor dem Tage der Rekrutirung waren 500—600 bewaffnete Zuppaner im Hauptorte ihres Gemeindebezirkes erschienen, um zu erklären, daß sie sich dem neuen Landwehrgesetze nicht fügen würden. Am folgenden Tage forderten sie eine Frist von fünf Monaten, und am 27. September richteten die Dorfältesten eine Petition an den Kaiser. Trotz aller dieser und anderer drohender Anzeichen wiegten sich die Behörden in der Hoffnung, daß Alles glatt ablaufen und die widerspenstige Bevölkerung sich schließlich dem Gesetze unterwerfen werde. Es wurden für den Fall der andauernden Renitenz so gut wie gar keine Vorbereitungen getroffen, obwohl man wußte, daß die ganze streitbare Gebirgsbevölkerung schon seit Wochen durch die Anstifter der Bewegung militärisch organisirt und bewaffnet worden war. Als nun die Behörden Miene machten, die Assentirung in einigen ihnen leicht zugänglichen Ortschaften durchzuführen, griffen die Bergbewohner thatsächlich zu den Waffen und besetzten am 6. October das Gebirge, wodurch alle Verbindungen zwischen den von den Truppen besetzten Küstenstädten und den Posten im Innern des Landes abgeschnitten waren. Als nun am darauffolgenden Tage 46 Mann von Risano abgeschickt wurden, um sich nach Dragali zu begeben und die dortige Besatzung abzulösen, stießen sie bei Crivoscie auf eine starke Insurgentenabtheilung, welche ihnen den Durchzug verwehrte. Das Gefecht endete mit dem schleunigen Rückzug des Militärs. Unmittelbar darauf wurden auch die im Lande verstreuten Gendarmerieposten theils verjagt, theils niedergemacht. Der Krieg war somit thatsächlich eröffnet. Die Aufständischen drangen bis in die unmittelbare Nähe der Küstenorte vor und schossen selbst auf die vorüberfahrenden Lloydschiffe. Aus der Herzegowina und aus Montenegro trafen zahlreiche Zuzüge ein und schlossen sich, verleitet durch die Aussicht auf Beute, den Insurgenten an, welche bald Herren der Bezirke von Crivoscie, Pastroviechio und Zuppa wurden.

Jetzt entschloß sich die Regierung zu energischeren Maßregeln. Am 9. October wurde durch eine vom Grafen Taaffe gezeichnete Verordnung der Ausnahmszustand über das aufständische Gebiet verhängt und der Gouverneur von Dalmatien, General von Wagner, erließ eine Proclamation, worin er die Bevölkerung aufforderte, den Widerstand gegen die Gesetze aufzugeben. Gleichzeitig wurden fünf Bataillone und eine Gebirgsbatterie auf dem Kriegsstande aus dem Innern des Reiches nach Süddalmatien abgeschickt und eine Expedition zum Entsatz und zur Verproviantirung der von den Insurgenten cernirten und hart bedrängten Blockhäuser von Cerkvice und Dragali vorbereitet.

Viel zu spät, nämlich erst um Mitte October, wurde die Ausfuhr von Waffen und Munition aus Oestreich nach Monte-

negro verboten, so daß die östreichischen Soldaten mit Hülfe der Produkte der östreichischen Industrie bekämpft wurden. Aus und über Montenegro erhielten die Insurgenten Waffen, Munition, Proviant, Kämpfer und guten Rath. Wie immer, spielte auch dazumal der Fürst von Montenegro eine zweideutige Rolle. Er erschöpfte sich in Betheuerungen seiner Neutralität, ja er bot sogar seine Vermittelung bei den Aufständischen an, die jedoch von General Wagner mit Recht, höflich aber entschieden zurückgewiesen wurde. Das Alles verhinderte nicht, daß die Weiber, Kinder und Greise der Insurgenten in Montenegro Zuflucht fanden und daß die Aufständischen, wenn sie über die Grenze gedrängt wurden, in Montenegro stets ein sicheres Reduit fanden, um sich zu erholen und zum frischen Kampfe zu rüsten.

Um Mitte October waren alle Vorbereitungen zu der oben erwähnten Expedition vollendet. General Wagner hatte in Süddalmatien 18 Bataillone vereinigt, und die östreichische Escadre ankerte in der Bocche. Die zum Entsatz, zur Verproviantirung und zur Ablösung der Garnisonen in Cerkvice und Dragali bestimmten Truppen sollten in drei Colonnen die Vorrückung ausführen. Die Bewegung wurde am 19. October begonnen und das Hauptcorps erreichte an demselben Tage noch die Höhen von Knezlac, ohne daß ein erheblicher Kampf stattgefunden hätte. In der Nacht zum 20. erhob sich jedoch eine furchtbare Bora und vom Himmel fiel ein strömender Regen. General Dorrnus setzte am folgenden Tage die Vorrückung noch bis Cerkvice fort, gab aber dann wegen Erschöpfung der Truppen den Befehl zum Rückmarsch. Der rechte Flügel dagegen, der einen viel schwierigeren Marsch zu vollführen hatte, drang bis zur Ebene von Dragali vor, trat jedoch, als er die rückgängige Bewegung der Hauptcolonne in Erfahrung brachte, ebenfalls den Rückzug an. Das Unternehmen war somit vollständig gescheitert, da Dragali nicht verproviantirt und auch die Verbindung mit dem Fort nicht hergestellt werden konnte. Die Truppen hatten eine schwere moralische Niederlage erlitten, und ein überraschendes Anwachsen des Aufstandes war die Folge. Schon am 21. October ergriffen die Insurgenten, welche alle Verwundeten und Erschöpften, die in ihre Hände geriethen, auf kannibalische Art verstümmelten und massakrirten, die Offensive. Zuerst überfielen sie das in der Zuppa an der montenegrinischen Grenze gelegene Fort Stagnevich, schlossen die Stadt Budua von der Landseite ein und griffen selbst die Außenwerke von Cattaro, nämlich das Blockhaus la Trinita und das Fort Gorazda an, welche sie wenige Tage später, am 23. October, vollständig cernirt hatten. Der Entsatz von Trinita und Gorazda gelang aber, und die Gefahr für Cattaro, die Hauptstadt des Landes und die Basis aller militärischen Operationen, war beseitigt.

Die Besatzung von Dragali war jedoch bereits in Gefahr, ausgehungert zu werden, und so mußte denn am 25. October eine neue Expedition zur Verproviantirung dieses Forts unternommen werden. Die Expedition gelang insofern, als Dragali, wenn auch nicht ausreichend, so doch auf einige Wochen verproviantirt wurde. Auf dem Rückzuge wurden jedoch die Truppen, die durch den Regen, die Kälte und durch die ungewohnte Bewegung in dem schwierigen Terrain außerordentlich gelitten hatten, wiederholt angegriffen. Die Expedition kostete 5 Officiere und 50 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten.

Zu Anfang November gelang es General Wagner durch eine ebenso geschickte wie energisch ausgeführte Operation die Zuppa zu unterwerfen und Budua zu befreien. Nichtsdestoweniger hatte man in Wien mittlerweile den Beschluß gefaßt, dem General Wagner das Commando abzunehmen und dem General Grafen Auersperg zu übertragen. Die erste Aufgabe, welche sich dem neuen Commandirenden gebieterisch aufdrängte, war die Verproviantirung von Cerkvice und Dragali und die Herstellung einer gesicherten Verbindung dieser Punkte mit dem Meere durch Aufstellung von transportablen eisernen Blockhäusern. Zu diesem Behufe wurde eine neue, die dritte Expedition nach Dragali in Scene gesetzt und am 16. November begonnen. Dieses Mal rückten die Truppen in vier Colonnen vor; es waren 12 Bataillone, 3 Gebirgs- und 2 Raketenbatterien, während $2^1/_4$ Bataillone als Besatzungen in Cattaro, Castelnuovo und Morinje zurückblieben. Dreihundert Tragthiere sollten den Proviant für die Truppen und die Forts nachführen. Im Verlaufe dieser Expedition geschah nun das Unerhörte, daß ein Regiment, das sich aus der ungarischen Tiefebene rekrutirt, gegen eine gut bewaffnete und hinter Deckungen befindliche Insurgentenschaar in der Front stürmen mußte. Nichtsdestoweniger stiegen die Soldaten, die Offiziere an der Spitze, mit größter Bravour die steile Höhe aufwärts, bis sie plötzlich auf ein unübersteigliches Hinderniß, auf eine senkrechte Felswand stießen. Hier angelangt, wurden die Stürmenden von einem Hagel von Steinen und Geschossen überschüttet und mußten endlich den Rückzug antreten. 8 Offiziere und 60 Mann wurden getödtet und verwundet. Die Insurgenten eröffneten, geschützt von der Dunkelheit, die Verfolgung und tödteten und verstümmelten Alles was in ihre Hände fiel.

Am Abende des 19. November ereignete sich jener denkwürdige Ueberfall des Hauptquartiers, das ohne die geringste Bedeckung aus dem Defilé nach Dragali aufgebrochen war. Er lief insofern glücklich ab, als nur die Tragthiere mit dem für das Fort bestimmten Proviant verloren gingen, während das Hauptquartier selbst sich durch einen ausgiebigen Dauerlauf von dem Schicksale des Massakrirtwerdens rettete. Nachdem die Verproviantirung durchgeführt worden war, traten die Truppen den Rückzug an die Meeresküste an. Auf dem Rückmarsche wurden die Truppen auf allen Seiten von den Insurgenten angefallen. Insbesondere wurde die Arrièregarde sehr hart mitgenommen. Die Jäger mußten wiederholt Carrés formiren und nur, indem sie fortwährend kämpften, konnten sie spät in der Nacht Risano erreichen.

Die Truppen bezogen nun Winterquartire. General Graf Auersperg versuchte den Weg der Unterhandlungen mit den Aufständischen zu betreten. Gleichzeitig bereitete er auch die Campagne für das Frühjahr vor, indem er Berichte mit Vorschlägen nach Wien schickte. Vor Allem sollten im ganzen Lande gute Straßen gebaut werden und die Operationen erst nach deren Vollendung beginnen. Außerdem wies Graf Auersperg darauf hin, daß es nothwendig sein werde, die Möglichkeit der Ueberschreitung der herzegowinischen und montenegrinischen Grenze in Aussicht zu nehmen, und beantragte zu diesem Behufe die Einleitung von Unterhandlungen mit der Pforte und mit dem Fürsten von Montenegro.

In Wien, wo damals ebenso wie jetzt Graf Taaffe die erste Violine spielte, fand das energische Vorgehen gegen die enfants terribles des Kaiserstaates keinen Beifall. Noch erinnerte man sich mit einer gewissen Dankbarkeit der Dienste, welche die Serezaner Jellachichs bei der Niederwerfung der 1848ger Bewegung dadurch geleistet hatten, daß sie gefangenen Studenten, indem sie dabei das charakteristische Nebosje (fürcht' dich nicht!) riefen, die Köpfe abschnitten, und die Verfassungen in Oestreich und in Ungarn im Blute zu ertränken mithalfen. Die Militärgrenze, diese Pflanzschule der Serezaner, sollte aufgelöst und dem ungarischen Staate einverleibt werden. In Zukunft konnte man somit kaum mehr darauf hoffen, Serezaner nach Wien berufen oder gegen Ungarn marschiren lassen zu können. In den Crivoscianern, welche ebenfalls Köpfe, Nasen und Ohren abschnitten, hatte man aber ihre würdigen Nachfolger, eine echte und wahre Prätorianergarde gefunden, welche stets bereit wären, gegen jeden „Revolutionär" den Handschar zu ziehen, der einen goldenen Ring am Finger oder eine Uhr in der Westentasche trägt. Aus diesem Grunde fühlte man in gewissen Kreisen große Sympathien für die Crivoscianer, die somit geschont werden mußten. Im Grunde hat die verschämte Annexion Bosniens und der Herzegowina auch nur den Zweck, die Zahl dieser wilden Streiter erheblich zu vermehren. Als General Graf Auersperg im Verlaufe

der Verhandlungen, welche er mit den Insurgenten angeknüpft hatte, ihre Forderungen (bedingungslose Amnestie und Ersatz jedes durch den Krieg ihnen zugefügten Schadens) entschieden ablehnte, wurde am 17. December General von Rodich nach Süddalmatien entsandt, um auf Grund ihm mitgegebener geheimer Instructionen die „Pacification" durchzuführen. Graf Taaffe, der damals Landesvertheidigungsminister war, beauftragte den kroatischen General, der sich bereits als zukünftiger Vicekönig des dreieinigen Königreiches fühlte, für die schleunige Pacificirung Sorge zu tragen, „es möge kosten, was es wolle".

General Rodich traf in Cattaro ein und begann sogleich seine politische Thätigkeit. Binnen wenigen Tagen hatte er bereits solche Resultate erzielt, daß er sich am 3. Jan. 1870 nach Risano einschiffen und nach Knezlac, dem Hauptquartier der Insurgenten begeben konnte, um mit ihren Führern direct zu verhandeln. Die Thatsache, daß der Bevollmächtigte des Kaisers in ihr Lager gekommen, war eine Concession, welche die Insurgenten nur noch mehr ermuthigte. Sie forderten bedingungslose Amnestie, Beibehaltung ihrer Waffen, Wiederaufbau ihrer zerstörten Wohnungen und Schadenersatz für ihre Verluste. General Rodich bewilligte ihnen die beiden ersten Forderungen, vorausgesetzt, daß sie die Waffen auf einige Minuten niederlegten und sich dem Kaiser „auf Gnade oder Ungnade" ergäben. Von der Erfüllung der Landwehrpflicht schwiegen klüglicher Weise beide Theile. Am 11. Januar ward dann jener schmachvolle Act vollzogen, welcher unter dem Namen der „Friede von Knezlac" bekannt ist. Dreihundert Crivoscianer erschienen vor Rodich, um ihre Unterwerfung auszusprechen und ihre Waffen niederzulegen. Der kaiserliche General ertheilte ihnen eine strenge Rüge und gestattete ihnen, ihre Gewehre zur eigenen Sicherheit wieder aufzunehmen, indem er dabei jedem Einzelnen eine Banknote von zehn Gulden als Trinkgeld in die Hand drückte. Die Unterwerfungskomödie war zu Ende, die Crivoscie „pacificirt". Niemand in Europa konnte übrigens darüber getäuscht werden, daß eigentlich die Insurgenten Sieger geblieben waren und die östreichische Monarchie sich ihnen unterworfen hatte.

Die Wiener Regierung ließ nun dem Generalgouverneur Rodich vollkommen freie Hand, um die Bewohner des Cattareser Bezirkes durch Güte und Milde zur Anerkennung des Wehrgesetzes zu bestimmen. Zwölf Jahre sind jedoch vergangen, und Baron Rodich vertröstete den Kaiser von Jahr zu Jahr, ohne sein Wort einzulösen. Da er indeß das Versprechen des Monarchen hatte, so lange Statthalter von Dalmatien zu bleiben, bis er das Wehrgesetz durchgeführt haben würde, so war es begreiflich, daß er, der in Zara einen Gehalt bezog, wie ein Eisenbahn- oder Bankdirector, und nebenbei die Rolle eines Vicekönigs von Südslavien spielte, die Erfüllung seines Versprechens auf die lange Bank schob. Uebrigens würde man in Wien wahrscheinlich schon früher gegen Rodich energisch aufgetreten sein, wenn man ihn nicht zu andern Zwecken gebraucht hätte. Der populäre General mußte die Occupation respective die verschämte Annexion von Bosnien und der Herzegowina vorbereiten. Zur Charakterisirung der Rolle, welche Rodich während der letzten Wirren auf dem nordwestlichen Theile der Balkanhalbinsel gespielt hat, mögen die Thatsachen dienen, daß das panslavistische Revolutionscomité, welches die Losreißung der beiden Provinzen von der Türkei sich zum Ziele steckte, unter den Augen der östreichischen Behörde in Ragusa seinen Sitz hatte. Die Insurgenten verkehrten ganz offen in ihrer Uniform und mit ihren Waffen in den süddalmatinischen Küstenstädten, und sobald ein Zusammenstoß mit den Türken in Aussicht stand, versammelten sie sich und die einheimischen Freiwilligen in voller Rüstung auf den Hauptplätzen von Ragusa und Cattaro und marschirten von da unter klingendem Spiele durch die Stadtthore hinaus der nahen Grenze zu. Die östreichischen Cordontruppen hatten, wie aus Dalmatien zurückgekehrte Offiziere erzählen, von Baron Rodich den geheimen Auftrag, alle Insurgentabtheilungen ungehindert passiren zu lassen.

So kam das Jahr 1878. Oestreich erlangte nach jahrelangen Intriguen und Wühlereien das Mandat zur Occupation. Nach einem verhältnißmäßig kurzen Widerstand, der übrigens meist von den Muselmanen ausging, hatte man endlich das vorgesteckte Ziel erreicht. Die östreichische Fahne flatterte an den Ufern der Bosna und der Narrenta und in den Engpässen auf dem Wege nach Salonichi.

Eine dreijährige östreichische Herrschaft hat indeß die griechisch orthodoxe Bevölkerung bald ernüchtert. Sie ward bald inne, daß die östreichische Regierung die Agrarfrage nicht dadurch lösen könnte, indem sie den mohamedanischen Besitzern ihre Gründe wegnahm, um sie an die Rajas zu vertheilen. Außerdem blieben die sogenannten Tretina (das Drittel), welche an die Grundherren, und die Desetina (Zehent), welche an den Staat zu leisten sind, erhalten, und die kroatischen Beamten erwiesen sich bei der Steuereintreibung gerade so geldsüchtig und habgierig, wie die türkischen Effendis. Die Unzufriedenheit nahm rasch zu und erreichte ihren Höhepunkt, als die östreichische Regierung im Herbste das neue Wehrgesetz publicirte, durch welche die bisher vom Waffendienst befreit gewesene christliche Bevölkerung der Rekrutirung unterzogen ward und die mohamedanischen Wehrpflichtigen einem christlichen Souverain das Gelöbniß der Treue leisten sollten.

Vorher sollte jedoch die Landwehrpflicht im Bezirke von Cattaro eingeführt werden. Da die Rekrutirung von den Behörden ebenso wenig wie im Jahre 1869 vorbereitet worden war, so war die Folge des Versuches die Erhebung der Crivoscie. Bald darauf stand auch die Herzegowina auf. Fremde Agenten, welche reichlich Geld und Waffen vertheilen, durchziehen das Land, und täglich rückt die Gefahr näher, daß der Aufstand, der bisher auf die Herzegowina beschränkt blieb, auch in Bosnien ausbrechen werde. Die östreichische Regierung hat dieses Mal wenigstens den zweiten Fehler vermieden, den sie im Jahre 1869 beging: den Aufstand mit unzureichenden Truppen niederwerfen zu wollen. Heute befindet sich bereits der fünfte Theil der östreichischen Armee auf einem durch die Einberufung der jüngsten Jahrgänge der Reserve wesentlich erhöhten Stande in den occupirten Provinzen und in Süddalmatien. So ist denn die Hoffnung berechtigt, daß der Aufstand in kurzer Zeit bewältigt sein wird. Allerdings darf man sich nicht verhehlen, daß zur Zeit des Occupationsfeldzuges nur die mohamedanische Bevölkerung zu den Waffen gegriffen hatte, während gegenwärtig Christen und Türken gegen den fremden Eindringling sich zur Wehr setzen. Nichtsdestoweniger leidet es keinen Zweifel, daß die Aufständischen bezwungen werden. Aber welche Opfer an Gut und Blut wird dies kosten! Ob überdies Oestreich nicht in neue internationale Verwicklungen gestürzt werden wird, vermag Niemand zu sagen. Heute bereits verlangt die Regierung für die ersten Anschaffungen, für den Truppentransport und die dreimonatliche Verpflegung der Truppen einen außerordentlichen Credit von acht Millionen. Wenn der Aufstand länger dauert oder eine noch größere Machtentfaltung nothwendig macht, wird man an die Delegationen mit neuen Creditforderungen herantreten, welche übrigens auch im Falle der Bezwingung der Insurrection nicht ausbleiben werden, da, wie die Denkschrift der Regierung ausführt, alsdann stärkere Garnisonen und die Anlage von Befestigungen wesentliche Mehrauslagen nothwendig machen werden. Oestreich hat bereits bis heute 170 Millionen Gulden für Bosnien und die Herzegowina ausgegeben. Bis zum Ende des Jahres 1882 wird diese Summe wohl 200 Millionen erreicht haben. Und da gibt es Leute, welche noch immer nicht einsehen wollen, daß der Berliner Congreß Oestreich mit dem ihm gewährten Occupationsrecht ein Danaergeschenk gemacht hat!

Die Rolle der Regenwürmer in der Erdgeschichte.

Als die Regenwürmer im Beginne des letzten Herbstes ihre Hauptarbeitsperiode wieder begannen, hätten sie, wenn sie nicht taub wären, hören können, daß sie über Nacht zu Berühmtheiten geworden sind, denn seit dem 10. October, dem Erscheinungstage des neuesten Werkes Darwins*), beschäftigen sich Leute mit ihnen, von denen sie früher kaum angesehen wurden, und alle Zeitungen und Journale wissen von ihren Großthaten zu erzählen. Man hat letztere so lange übersehen können, weil sie sich aus lauter zunächst sehr kleinen Leistungen zusammensetzen und weil die Anwendung des Satzes: „Kleine Ursachen große Wirkungen", auf die Geschichte der Erde und des Lebens auf derselben noch sehr jung ist. Lyell war es bekanntlich, der, indem er diesen Satz auf die Veränderungen der Erdoberfläche anwandte, zum Reformator der Geologie wurde, und dasselbe leistete Darwin für die Biologie und Geschichte des Lebens, indem er jene kleinen unscheinbaren Veränderungen, welche die einzelnen Individuen darbieten, als die winzigen Bausteine erkannte, aus denen sich im Laufe der Jahrtausende die gewaltigen Umwandlungen aufgebaut haben, welche das Reich des Lebens aufzuweisen hat. Diesem selben, das Große im Kleinen erkennenden Tiefblick Darwins verdanken wir nunmehr auch die Würdigung des bisher in seiner Bedeutung gänzlich oder fast gänzlich übersehenen Factors der Erdgeschichte, welchen uns der Titel dieses Aufsatzes näher bezeichnet.

Es ist beinahe ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Darwin seine Aufmerksamkeit diesen unermüdlichen Minirern und „guten Revolutionären" zuwandte, die beständig den Boden unter unsern Füßen unterwühlen und das Unterste zu oberst kehren. Im Jahre 1837 las Darwin bereits vor der geologischen Gesellschaft zu London eine kurze Abhandlung „über die Bildung der Ackererde", in welcher zunächst gezeigt wurde, daß kleine Fragmente von gebranntem Mergel, Schlacken u. s. w., welche dick über die Oberfläche mehrerer Wiesen gestreut worden waren, nach Verlauf weniger Jahrzehnte in der Tiefe von mehreren Zollen unter dem Rasen, aber noch immer eine Schicht bildend, gefunden werden. Dieses allmähliche Einsinken wurde von Darwin, der Vermuthung eines seiner Verwandten gemäß, als das Ergebniß der unaufhörlichen Thätigkeit der Regenwürmer erkannt, welche zu gewissen Jahreszeiten ziemlich erhebliche Mengen feiner Erde in Form fadenförmiger Excremente an die Oberfläche bringen, woselbst sie die daselbst befindlichen kleineren Gegenstände bald bedeckt, während der durch die Wurmgänge ausgehöhlte Boden unter ihnen langsam zusammensinkt. Daher bilden diese Gegenstände eine dauernd erkennbare, der Oberfläche parallele Schicht unter der Decke feiner schwarzer Erde, die wegen ihrer Fruchtbarkeit Ackererde genannt wird, und ihre durch den Namen Ackerkrume bezeichnete Feinheit eben dem Umstande verdankt, daß sie wiederholt den Körper der Regenwürmer passirt hat, und dabei nicht nur gleichsam durchgesiebt, d. h. von den tiefersinkenden größern Steinen befreit wurde, die den Darmkanal der Würmer nicht passiren konnten, sondern auch auf diesem Wege einer weitergehenden Zerreibung unterlag.

Diese Ansicht Darwins von der Entstehung der Ackerkrume fand bei verschiedenen Personen und namentlich von geologischer Seite entschiedenen Widerspruch. Man hatte diese schwarze Erde seit langen Zeiten für ein Produkt der von Natur darauf wachsenden oder cultivirten Pflanzen und die Würmer nur als Schmarotzer betrachtet, die es sich in dieser lockern Erde wohl sein ließen; nun kam Darwin und stellte die Sachen geradezu auf den Kopf, indem er die Würmer als die eigentlichen Erzeuger, Hüter und Mehrer dieser Erdschicht hinstellte, so daß man die bis dahin sogenannte „vegetabilische Ackererde" vielmehr als „thierische Ackererde" bezeichnen sollte. Man wandte dagegen ein, daß die Würmer lange nicht so verbreitet seien, als Darwin anzunehmen scheine, und daß ganze Landstriche keine Würmer beherbergen und sich dennoch alljährlich mit Vegetation bedecken und eine Humusschicht erzeugen. Das letztere ist wahr; die Würmer können weder einen rein sandigen noch einen allzufetten Boden bewohnen; sie verlangen ein gewisses Maß von Feuchtigkeit und Lockerheit zu ihrem Gedeihen, aber sie sind unter Umständen sehr wohl im Stande, einen sandigen Boden urbar zu machen, wenn sie auf demselben vegetabilische Reste, abgefallene Blätter u. dergl. vorfinden, die sie dem Boden zuführen können.

Der erhobene Widerspruch veranlaßte den großen Naturforscher nur zu immer eingehenderen Beobachtungen; er verlor die Würmer in dem ganzen, langen, seitdem verflossenen Zeitraum nicht mehr aus den Augen, unterwarf die Menge der von ihnen im Laufe bestimmter Zeitabschnitte emporgebrachten Erde der Rechnung und prüfte durch von langer Hand vorbereitete Versuche, wie tief eine auf ungestörtem, wurmbewohntem Weideland ausgebreitete Schicht von Steinfragmenten, Ziegeln, Kohlen u. s. w. im Laufe mehrerer Jahrzehnte sinkt. Für solche Versuche und Rechnungen bietet das südliche England mit seinem feuchten, milden Klima ein geradezu klassisches Arbeitsfeld, und in wenigen Ländern Europas würde man Ergebnisse von ähnlicher Vertrauenswürdigkeit erhalten können. Denn in anderen Ländern ist die Menge des von dem im Sommer ausgedörrten Boden fortgeführten Staubes viel beträchtlicher als im südlichen England, wo er auf Weiden und Triften, die von der Landstraße entfernt liegen, so geringfügig wird, daß die Bedeckung der Oberflächen fast rein als das Werk der Würmer betrachtet werden kann. Dazu kommt, daß die Regenwürmer, welche sich in trockneren und kälteren Ländern sowohl in der Mitte des Sommers als des Winters sechs bis acht Fuß tief in die Erde zurückziehen, um dort Schutz gegen die Kälte und Trockenheit zu finden, in England einen größern Theil des Jahres thätig sein können, da weder die Sommer so trocken, noch die Winter so kalt zu sein pflegen, daß sie ihnen den Aufenthalt in der Nähe der Oberfläche unmöglich machten.

Sowohl Darwin selbst, als einige Freunde in und außerhalb Englands sammelten, um einen bestimmten Anhaltepunkt zu gewinnen, die auf dem eingehegten Raum einiger Quadratfuß im Laufe eines Jahres emporgebrachten Erdmassen, trockneten und wogen dieselben. Auf Grund der so gewonnenen Rechnungseinheit ergab sich, daß sie auf einem mäßig für sie günstigen Boden pro Acre (= 0,4 Hektar) und Jahr ein Gewicht von mehr als zehn Tonnen trockner Erde emporschaffen, welches gleichmäßig ausgebreitet, einer Schicht von 0,15 Zoll Dicke entspricht. An manchen Plätzen werden dagegen mehr und bis zu zwanzig Tonnen auf den Acre emporgebracht, und wenn die Tiefe, in welche eine Schicht harter Fragmente im Verlaufe einiger Jahrzehnte versenkt worden war, als Ausgangspunkt der Rechnung genommen wurde, so ergab sich an verschiedenen Oertlichkeiten ein jährlicher Zuwachs der über jenen Objecten angehäuften Schicht schwarzer Erde von 0,2 Zoll, so daß jene also im Verlauf von fünfzig Jahren durchschnittlich 10 Zoll tief sinken würden. Dieser erstaunlichen Wirkung entspricht die ungemein beträchtliche Anzahl von Würmern, welche in einem für sie passenden Boden leben, eine Zahl, welche von Viktor Hensen, der sich vor einigen Jahren eingehend mit der Thätigkeit der Würmer beschäftigt hat, auf 133,000 Stück für den Hektar (= 53,767 Stück für den Acre) geschätzt wurde.

Um aber die erdumwälzende Thätigkeit der Würmer wohl zu verstehen, wird es zweckmäßig sein, zunächst einen Blick auf ihre Lebensweise zu werfen, und auch nach dieser Richtung hin hat Darwin, obwohl viele Thatsachen schon vorher bekannt waren, eine Menge von ebenso lehrreichen als interessanten neuen Beobachtungen gemacht. Die Würmer pflegen ihre Gänge nahezu senkrecht oder nur wenig schief bis zu einer Tiefe von sechs, höchstens acht Fuß auszudehnen. Aber jene äußersten Tiefen suchen sie nur bei großer Kälte oder Dürre auf und halten sich

*) Die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer, mit Beobachtungen über deren Lebensweise, von Charles Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Mit 15 Holzschnitten und Zusätzen nach dem fünften Tausend des Originals. Stuttgart 1882, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch).

in den Zeiten ihrer Hauptthätigkeit, im Frühjahr und Herbst, beständig in größerer Nähe der Oberfläche auf. Sie verlassen ihre Gänge nur des Nachts, wenn sie die Umgebung ihrer Ausgangsöffnungen nach welken Blättern, Blattstielchen u. s. w. absuchen, und halten dabei die Löcher mit dem hintersten Theil ihres Körpers besetzt, so daß sie sich bei drohender Gefahr schnell in dieselben zurückziehen können. Nur bei anhaltendem Regenwetter und wenn ihnen der alte Gang nicht mehr behagt, verlassen sie denselben des Nachts gänzlich, um sich an einer andern Stelle einzubohren und man findet dann am Morgen ihre sich kreuzenden Spuren im Schlamme. In den Zeiten, in welchen es genug abgefallene und vom Winde verwehete Blätter auf der Oberfläche gibt, leben sie hauptsächlich von diesen, ziehen dieselben hierzu zwei bis drei Zoll tief in ihre Gänge, und benetzen sie daselbst mit einer Art Speichel, der nahezu die Eigenschaften des Secrets der Bauchspeicheldrüse bei höheren Thieren besitzt. Diese alkalische Flüssigkeit färbt die noch grünen Blätter schwärzlich und verändert ihre Bestandtheile, wie z. B. die Stärkekörnchen, Eiweißstoffe und selbst die Cellulose, welche den Hauptbestandtheil ausmacht, derartig, daß sie löslich und leicht verdaulich werden. Wir haben also hier eine, im Thierreich einzig dastehende Verdauung außerhalb des Magens und noch vor dem Fressen und Hinabschlingen vor uns, ein Vorgang, der höchstens noch in der Verdauung der sogenannten insectenfressenden Pflanzen innerhalb ihrer um die Beutethiere zusammengefalteten Blätter seines Gleichen findet. Manche Nahrungsmittel nagen sie auch frisch an, z. B. Fleischstückchen und die abgestorbenen Leiber ihrer Genossen, denn sie sind nicht nur Verehrer einer gemischten Diät, sondern sogar Kanibalen. Das Fressen stellt sich dabei theils als ein Benagen vermittelst der Mundöffnung, die sie in eine Art Ober- und Unterlippe theilen, theils als ein Aufsaugen dar, denn sie besitzen nicht, wie manche andere Würmer, Kiefer und Zähne, und damit steht wohl die Aufweichung ihrer Nahrung vermittelst ihres Verdauungssaftes außerhalb des Magens in Zusammenhang.

Zum Ersatz der fehlenden Kauwerkzeuge erfreuen sich unsere gewöhnlichen und manche andere Erdwürmerarten eines vor dem eigentlichen Magen belegenen und mit starken Muskeln versehenen Reibemagens oder Kropfes, in welchem man stets kleine Steinbrocken antrifft, die sie mit verschlungen haben, um sich ihrer als Reibesteine zu bedienen, mit denen der Speisebrei immer feiner zerrieben wird. Dies wird besonders wichtig in den Zeiten, in welchen sie aus Mangel an abgefallenen Blättern große Mengen der schwarzen Ackererde verschlingen, um derselben die in Form von Insecteneiern, Pilzsporen, Humusstoffen u. s. w. darin enthaltenen Nahrungsstoffe zu entziehen, worauf dieselbe ganz fein gemahlen, mit organischen Stoffen durchtränkt und um durch Zerreibung neu aufgeschlossene Mineralstoffe bereichert, ausgeworfen wird, und die erschöpfte Oberschicht durch eine frischgedüngte ersetzt. Aber auch neue, an den löslichen und den Pflanzen unentbehrlichen mineralischen Bestandtheilen reichere Erde bringen sie beständig aus den tiefern Lagen empor, indem sie die daselbst befindlichen, meist dichtern Massen von Thon, Ziegelerde, Kreide u. s. w. verschlingen, um sich einen Weg hindurchzubahnen. Sie werfen dieselben in ihren natürlichen weißen, gelblichen oder röthlichen Färbungen wieder aus, wahrscheinlich aber niemals ohne denselben organische Ausscheidungen beizumengen, die ihre Fruchtbarkeit für die Pflanzen erhöhen. Sie entziehen dabei der ihren Körper passirenden Erde Kalktheilchen, die sie vermittelst einiger in den Nahrungskanal mündenden Drüsen in Form kleiner Körner von kohlensaurem Kalk wieder ausscheiden, vermuthlich um die sowohl im Humus, als in den verwesenden Blättern entstehenden Humussäuren damit zu neutralisiren, weil ihre Verdauung eine alkalische ist.

Die Blätter, welche die Würmer in ihre Löcher ziehen, dienen ihnen jedoch nicht ausschließlich zur Nahrung, sondern auch zum Ausfüttern und Verstopfen der Gänge, wahrscheinlich um die Kälte der Wandungen und der äußern Luft von sich abzuhalten und eine feuchte Luft innerhalb der Röhren zu erhalten. Im Spätherbste und Winter sieht man in Gärten, Parken und Wäldern erst einzelne Blätter, dann ganze Büschel von Blättern und Blattstielen zu ansehnlichen Klumpen geballt, die Oeffnungen der Wurmausgänge bezeichnen. Bei dem Hineinziehen der Blätter offenbaren die Würmer nun, wie Darwin durch unzählige Beobachtungen festgestellt hat, eine gewisse auffallende Intelligenz, indem sie in der Mehrzahl der Fälle den betreffenden Gegenstand mit seinem schmaleren Ende voran in die Oeffnung ziehen, und demnach die Blätter verschiedener Bäume, je nachdem sie an ihrem Stielende oder an ihrem Scheitel schmaler sind, ganz verschieden behandeln. Föhrennadeln, die bei allen Arten paarweis aus einer kleinen häutigen Scheide entspringen, wurden ausnahmslos an dieser Scheide erfaßt und hinabgezogen, so daß sie sich nicht, wie bei anderer Behandlungsweise, vor der Oeffnung sperren können. Die Würmer müssen demnach, da sie fast so vernünftig handeln, wie ein Mensch, der diese Dinge in eine enge Röhre zu ziehen hätte, im Stande sein, sich eine gewisse dunkle Vorstellung von der Form der Dinge zu verschaffen, und dies wurde auch durch Versuche mit eingesetteten Papierdreiecken bestätigt, die in der Mehrzahl der Fälle durchaus ihrer Form entsprechend behandelt wurden. Diese Leistungen waren für Thiere von so niedriger Gesammtorganisation von so staunenerregender Art, daß sie Darwin veranlaßten, ihre Sinnesfähigkeiten an einigen in mit Erde gefüllten Blumentöpfen in seiner Wohnung gehaltenen Würmern genauer zu studiren. Es zeigte sich dabei unter Anderm, daß sie, obwohl augenlos, für Lichtreize, wenn dieselben den vordern Teil ihres Körpers treffen, doch ziemlich empfindlich sind, und falls ihre Aufmerksamkeit nicht anderweit durch Fressen oder Arbeit in Anspruch genommen ist, alsbald in ihre Gänge zurückeilen. Dagegen zeigten sie sich völlig taub und unempfindlich gegen rhythmische Luftschwingungen, und reagiren nur gegen solche Tonschwingungen, die dem Topf und der Erde direct mitgetheilt wurden. Sie zeigten außerdem ein gewisses Geschmacks- und Geruchsvermögen, indem sie einzelne Lieblingsnahrungsmittel, wie Kohl- und Zwiebelblätter, Fleischstückchen u. s. w., welche unter der obersten Erdschicht ihres Topfes verborgen worden waren, sehr bald aufzufinden wußten und eins früher als das andere verzehrten, einzelne stärker riechende Blätter, wie Salbei, Thymian u. s. w. dagegen gänzlich unangerührt ließen.

Durch jenes Hineinziehen der Blätter in den Boden und indem sie die Wände ihrer Röhren mit ihren Ausscheidungen verkitten, führen sie auch den tiefern Bodenschichten unausgesetzt organische Stoffe zu, die den Wurzeln, welche in den verlassenen Wurmröhren abwärts wachsen, als Düngung dienen, und ebenso bringen sie an der Oberfläche liegende Verwesungsstoffe, wie Blätter, Insectenleichen, Knochen, Schneckenschalen u. s. w. durch Darüberlagerung ihrer Auswurfsstoffe in die Lage, ihre Verwesungsprodukte dem Boden statt der Luft mitzutheilen. Wo im Walde Haufen von Blättern zusammengeweht liegen bleiben, füllen sie von unten her die Zwischenräume mit ihren Excrementen und vollziehen damit Verrichtungen, welche man vom agriculturchemischen Standpunkte dem Unterpflügen des Mistes und der Compostbereitung vergleichen kann. Das Wichtigste werden in dieser Richtung stets ihre Auswürfe selbst bilden, durch welche sie selbst einen rein sandigen Boden, vorausgesetzt, daß derselbe feucht genug ist, und zeitweise mit welken Blättern bestreut wird, allmählich mit einer obern Schicht fruchtbarer schwarzer Erde versehen, wie dies durch directe Versuche von V. Hensen dargethan wurde. Das Bedecken anderer Gegenstände wird noch mehr erleichtert bei einigen größern Arten von Erdwürmern, die in wärmeren Ländern, aber auch schon an den Küsten des Mittelmeeres vorkommen, die ihre Excremente in Form steiler Thürmchen von über drei Zoll Höhe, bei einem Quadratzoll Grundfläche aufhäufen, indem sie ihr Hintertheil innerhalb dieser Thürmchen, die oft mehr als ein Viertelpfund Gewicht haben, immer höher strecken. Durch alle diese Verhältnisse haben die Erdwürmer seit undenklichen Zeiten die Fruchtbarkeit der Erdoberfläche befördert, indem sie einestheils, lange bevor ein menschlicher Pflüger in Thätigkeit war, immerfort die Erde durchpflügten, sie locker erhielten und ihr frische minera-

lische und organische Düngstoffe zuführten. Auf diese Weise haben sie offenbar auch die Entwicklung und Ausbreitung der Pflanzenwelt in den geologischen Perioden befördert; und ihre Allverbreitung bis auf den entlegensten Inseln und Erdtheilen ist demnach eine ebenso wichtige als merkwürdige Thatsache, da sie im Meerwasser nicht zu leben im Stande sind.

Aber von einer noch allgemeineren Wirksamkeit war ihre Thätigkeit in geologischer Beziehung, indem sie den Boden des Festlandes auch da, wo ihn eine Vegetationsdecke der Einwirkung von Wind und Regen entziehen würde, in beständiger Bewegung erhalten. Die fadenförmigen Wurmexcremente sind nämlich von einer so lockern Beschaffenheit, daß sie ebenso leicht vom Winde verweht, als auf einer geneigten Ebene von Regengüssen hinabgeschwemmt werden. Sie zerfallen zudem unter dem Einfluß des Wetters alsbald in kleine kuglige Ballen, die äußerst geeignet sind, fortgeweht und fortgeschwemmt zu werden. Dadurch wird das natürliche Nivellement des Bodens befördert und insbesondere verdanken fruchtbare Landstriche den Regenwürmern die weichen, abgerundeten Formen der Berge und Thäler, welche für unsere Augen einen so eigenartigen Reiz haben. Von einer andern Seite ist diese beständige, auch auf ebenen Terrains durch die herrschenden Winde stattfindende Entfernung einiger Procente der von den Regenwürmern emporgeschafften Massen, die ebenfalls von Darwin der Rechnung unterworfen wurden, von Bedeutung, indem dadurch die Anhäufung einer allzu dicken Humusschicht gehindert wird, so daß der natürliche Felsboden unter derselben dauernd der Wirkung der Humussäuren zugänglich erhalten wird. In solcher theils directen, theils indirecten Einwirkung entfalten die Würmer eine in den Jahrtausenden gewiß zu erstaunlichen Ergebnissen sich summirende geologische Wirksamkeit, indem sie selbst auf anscheinend unveränderlichen Terrains beständig einen ansehnlichen Theil der Erde in Bewegung erhalten, die dem großen Kreislaufe, in welchem solche feingeriebene Massen durch die Flüsse ins Meer geführt werden, einverleibt wird.

Eine besondere dankbare Anerkennung verdient die Thätigkeit der Würmer, wie Darwin gezeigt hat, von Seiten der Archäologen, Architekten, Historiker und Prähistoriker, sofern durch sie eine Anzahl der für diese Wissenschaften werthvollen Objecte in dem erhaltenden Erdschoße geborgen wurden. In Folge der baldigen Bedeckung mit Würmerexcrementen sind offenbar zahlreiche auf der Erdoberfläche verlorene Münzen, Schmuckstücke, Waffen und Werkzeuge der metallischen wie der vormetallischen Epochen bis auf unsere Zeit der Forschung erhalten worden, und es erklärt sich daraus, daß man derartige Objecte auch an solchen Orten, wo es sich nicht um Vergrabung und Verschüttung handelt, einige Fuß tief unter der Erdoberfläche findet. Die ältere Sage machte daher auch aus den Waffen und Werkzeugen der Steinzeit die Wurfgeschosse des Donnergottes, der sie mit solcher Wucht geschlendert habe, daß sie klafterweit in den Boden gedrungen seien, und sich von selbst langsam heben sollten. Größere Objecte, wie Steinplatten, druidische Steinmonumente, Grabmäler u. s. w. werden ebenfalls durch die Thätigkeit der Würmer versenkt, aber in einem viel langsameren Tempo, da die Wurmlöcher mehr oder weniger senkrecht hinabgehen und daher den Boden unter größeren Steinplatten nicht in dem Maße unterminiren können, wie unter kleineren Objecten. Indessen bringen sie zweifellos unter Umständen aufrechtstehende Monolithe von nicht zu breiter Grundfläche, Säulen und Steinplatten, sowie Mauern, deren Fundamente nicht über den Bezirk ihrer Thätigkeit hinabgehen, zum Wanken und Fallen.

Dagegen scheinen sie in sehr erheblichem Maßstabe dazu beigetragen zu haben, um die oft sehr kunstvollen Steinfußböden römischer Villen, Abteien u. s. w. in ihrem Zusammenhange mit Erde zu bedecken, sie zu versenken, und dadurch für eine späte Nachwelt zu erhalten. An einer größern Anzahl von römischen Städten, Villen, Basiliken, Abteien u. s. w., die in neuerer Zeit in England aufgedeckt wurden, hat Darwin mit Unterstützung seiner Söhne darauf bezügliche Studien von höchstem Interesse angestellt, aus denen sich ergab, daß die Würmer an zahlreichen Stellen den Mörtel und Cement alter Steinfußböden und Mauern zu durchbrechen pflegen, um darüber die schwarze Erde ihrer Excremente aufzulagern. Besonders lehrreich waren in dieser Beziehung die Untersuchungen der Mosaikfußböden einer im Sommer 1877 zu Abinger ausgegrabenen römischen Villa und an der Basilika und andern Bauten der neuerdings ausgegrabenen römischen Stadt zu Silchester in Hampshire. Es zeigte sich, daß unter dem Mosaikfußboden des Atrium der erstgenannten Villa während des verschütteten Zustandes eine große Anzahl von Würmern gelebt hatte, die bald nach der Aufdeckung durch vierzig bis sechzig Fugen des Cements hervorbrachen, und die eben freigelegte Mosaik von Neuem mit Erde zu bedecken und den Blicken der Menschen zu entziehen begann. Zu Silchester konnten andrerseits lehrreiche Studien über die Durchbohrung von Mauern und über die ungleiche Versenkung von Steinfußböden angestellt werden. Letztere bilden in der Regel gegen das Centrum bedeutend stärker als an den Umfassungsmauern gesenkte Flächen. Es ist dies die natürliche Folge davon, daß Würmer in der Nähe von Mauern, deren Fundamente tief genug hinabgehen, sehr in ihrer unterminirenden Thätigkeit behindert sind, während sie im mittleren Raume unter dem Fußboden sich frei bewegen konnten, und dort eine beträchtlichere Erdmenge durch die Fugen emporbeförderten und dadurch eine stärkere Senkung der mittleren Theile bewirkten.

Der Oberleiter der Ausgrabungen von Silchester, Mr. Joyce, welcher anfänglich der Regenwurmhypothese durchaus abgeneigt war, wurde schließlich durch aufmerksame Studien vollkommen von ihrer zugleich erhaltenden und zerstörenden Thätigkeit an alten Bauwerken überzeugt, nachdem er selbst Höhlungen innerhalb der Mauern gänzlich mit Regenwurmexcrementen gefüllt gefunden hatte. Denn so lange die Regenwürmer im Bereiche ihrer Thätigkeit innere Höhlungen in der Erde, im Steinschutt u. s. w. finden, füllen sie dieselben erst aus, bevor sie das Material an die Oberfläche schaffen. Besonders lehrreich war auch ein Steinfußboden, dessen Senkung nahezu in der Mitte von einer Erhebung unterbrochen war, die sich in gerader Linie durch den Raum fortsetzte. Als man diese Stelle aufgrub, zeigte sich unter dieser Erhebungslinie ein altes Mauerfundament, welches offenbar liegen geblieben war, während man den ursprünglich kleineren Raum über diese Mauer hinaus erweitert hatte. Obwohl nun zwischen diesem Mauerrest und dem darüberliegenden Steinfußboden noch ein mit Erde gefüllter Zwischenraum von mehreren Fuß an Tiefe vorhanden war, so hatten doch an dieser Stelle die Würmer nicht ungehindert in die Tiefe dringen können, und deshalb fand in der Linie dieser unterirdischen Mauer eine geringere Senkung statt, als zu beiden Seiten derselben.

Schon aus diesen flüchtigen Andeutungen wird der geneigte Leser entnehmen können, daß sich an die verborgene Thätigkeit dieser unscheinbaren, unter unseren Füßen lebenden Thiere eine Menge mehr oder weniger wichtiger, die Veränderungen der Erdoberfläche betreffende Fragen knüpfen. Würde die Pflanzenwelt, so ist man wohl berechtigt zu fragen, ohne die Thätigkeit der Würmer, die ihr heute eigene hohe Entwicklungsstufe haben erreichen können, würde die Erde ohne sie im Stande gewesen sein, in allen Erdperioden eine solche Menge von Thieren zu ernähren, wie sie durch den von den Würmern begünstigten Pflanzenwuchs jederzeit ernährt hat? Tausende, sonst scharf genug blickender Augen haben vorher die Thätigkeit der Regenwürmer wahrgenommen, ohne derartige Schlüsse daran zu knüpfen, wie sie uns jetzt ziemlich naheliegend erscheinen. Es bleibt eben immer wieder dem in die Tiefe dringenden Blick eines Mannes, der auch die kleinsten Wirkungen zu schätzen weiß, vorbehalten, solche Probleme anzuregen, und dadurch Wesen der niedersten und verachtetsten Art in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken.

Carus Sterne.

Literatur und Kunst.

Caroline von Wolzogen.

Im Jahre 1796 und 1797 erschien in der von Schiller herausgegebenen Zeitschrift: „Die Horen" ein Theil des Romans „Agnes von Lilien". Er gefiel ungemein und wurde, da kein Verfassername angegeben war, vielfach Goethe zugeschrieben, von seinen Verehrern als Werk seines Genies gepriesen, von seinen Gegnern mit den üblichen Lästerworten empfangen. Die Freunde meinten, Goethe habe noch nie einen so reinen weiblichen Charakter geschaffen, und stellten das Werk höher als die letzten Theile des „Wilhelm Meister"; die Gegner tadelten das Buch aufs Schärfste und bedauerten, wie Fr. Schlegel, die schlimme Behandlung, nachdem sie erfahren hatten, daß der Roman nicht von Goethe sei.

Fast ein Jahr lang wurde das Autorgeheimniß streng gewahrt. Die Neugierde war allgemein: Boie, Kosegarten, Funck fragten, wie man aus Schillers Correspondenz ersehen kann, vergeblich an, Körner rieth erfolglos hin und her, selbst Cotta war nicht ins Geheimniß gezogen. Auch als der Roman, der in der Zeitschrift nicht zu Ende geführt worden war, in Buchform erschien (Berlin, Unger 1797), wurde ein Verfassername nicht genannt; aber damals war fast allgemein bekannt, daß Caroline von Wolzogen, Schillers Schwägerin, die Dichterin des vielgerühmten Werkes sei.

Seitdem ist bald ein Jahrhundert verflossen, persönliche Motive, welche beim Erscheinen des Buches theilweise die Beurtheilung bestimmten, sind geschwunden; die ruhige literarische Kritik kann und muß allein in ihre Rechte treten. Der Roman war jetzt so gut wie verschollen; eine neu erschienene Ausgabe ist daher mit Freude zu begrüßen.*)

„Agnes von Lilien ist gewiß das Produkt eines guten Kopfes. Es ist eine Zartheit darin, die mich fast auf eine weibliche Verfasserin rathen macht. Hier und da finde ich noch ein gewisses Streben nach Putz, der nachher angefügt zu sein scheint und woran man gewöhnlich den Anfänger erkennt. Nur der Meister wagt es in einfacher Tracht zu erscheinen." Mit diesem Urtheile begrüßte Körner, einer der feinsinnigsten Aesthetiker des vorigen Jahrhunderts, den Roman der Ungenannten. Er hat Recht: es ist der Roman einer Frau, von einer Frau erzählt.

Die Heldin, Agnes, im Hause des Pfarrers von Hohenfels als seine Tochter erzogen, ist in Wirklichkeit Sprößling einer heimlichen Ehe eines vornehmen Herrn und einer Prinzessin. Dieses Kind, das in Unkenntniß seiner hohen Geburt anserzogen wird, aber zu einem mit allen Reizen weiblicher Schönheit und allen Tugenden geschmückten Mädchen heranwächst, soll zur Mutter zurückgeführt werden, die ihr Kind, trotzdem sie es zärtlich liebt, der Verhältnisse wegen nicht anerkennen darf. Agnes wird auch wirklich zu ihrer Mutter gebracht, die, wie es scheint, wegen ihres alten noch ungesühnten Fehltritts in halber Gefangenschaft lebt, und hat nun Gelegenheit, die Verhältnisse des Hofes zu erkennen und zu belächeln. Außer der Vereinigung mit ihrer Mutter winkt ihr indessen noch ein zweites Ziel: die Verbindung mit ihrem Geliebten. Dieser, ein Herr von Nordheim, der dem Mädchen gegenüber zuerst die Rolle des väterlichen Beschützers spielen will, in dieser Rolle soweit geht, seinem Schützling die Ehe mit einem Andern, dem Herrn von Alban, vorzuschlagen und die Bewerbungen desselben zu begünstigen, kann sich nicht dauernd der Ueberzeugung verschließen, daß er das Herz der Agnes besitzt und reicht ihr nach langen Auseinandersetzungen die Hand. Die Reden, die bei der genannten Gelegenheit und bei vielen anderen, nicht selten in sehr sententiösem Stil gehalten werden, sind recht störend, nicht minder die vielen, zumeist recht überflüssigen Abenteuer, in welche die Helden verwickelt sind, Abenteuer, welche mit Vorliebe mit einem geheimnißvollen Schleier umhüllt werden, der indessen für Alle, nur nicht für die Betheiligten durchsichtig genug ist.

Den großen Mängeln des Romans jedoch stehen bedeutende Vorzüge gegenüber. Zunächst sind die Schilderungen, wenn sie auch auf den ersten Anblick verfänglich aussehn, frei von jeder Frivolität; es herrscht in der Darstellung eine wohlthuende Mischung von einfachen ländlichen und feinen aber nicht verzierten städtischen Kreisen; die Sprache ist schön. Die hauptsächlichen Vorzüge des Romans aber bestehen darin, daß Caroline eine eigenartige Persönlichkeit ist und die Eigenthümlichkeit derselben auch darzustellen weiß. Denn wenn es auch zweifelhaft sein kann, ob die von ihr geschilderten Hofverhältnisse der Wirklichkeit abgelauscht sind — sie kannte den Rudolstädter Hof genau und wußte wohl auch vom Weimarer zu erzählen — und wenn auch nicht zugegeben werden darf, daß die Abenteuer der Agnes den Schicksalen Carolinens genau nachgebildet sind, so bleibt doch klar, daß die Verfasserin in dem Romane ihr Gemüthsleben darstellt, ihre Auffassung der Menschen und Dinge wiedergibt. Denn das ist ihr politischer Freisinn, der sie die Achtung vor dem durch eigenes Können Erworbenen gegenüber dem blos durch Geburt Erlangten lebhaft predigen läßt; ihr tiefes religiöses Gefühl bei entschiedener Ablehnung äußerer Religiosität, ihre zärtliche Mutterliebe, der einmal der schöne Ausspruch gewidmet ist: „Die Freude an dem Kinde, die Sorge um dasselbe ist die nie versiegende Poesie für die Mutter", ihr feiner Blick für die Lächerlichkeit der höheren Kreise, vor Allem ihr Widerspruch gegen Sitte und Convention, ihr Auflehnen wider die Verhältnisse, in welche sie eingezwängt war.

Denn das ist der Grundzug ihres Wesens. Sie, die Tochter einer Prinzessinnen-Erzieherin, sie, die Gemahlin zuerst eines Kammerherrn und später eines Oberhofmeisters, erklärt in ihren Briefen einmal, daß der Hof keine Complimente von ihr erhalten solle, und nennt ein anderes Mal den Hof eine Welt, „wo Albernheiten und Schiefheiten fest geworden sind." Sie kennt kein schüchternes Anlehnen und keine beständige, ruhig gleichmäßige Anhänglichkeit, die man vorzugsweise eine weibliche nennt, vielmehr suchte sie, wie ihre Schwester Charlotte von ihr sagte, „immer die Ruhe, die sie doch nicht erreichen konnte" und „strebt immer von da weg, wo sie ist".

Caroline von Lengefeld ist am 3. Februar 1763 geboren und am 11. Januar 1847 gestorben. Ihre Eltern waren

*) Agnes von Lilien. Roman in zwei Bänden von Caroline von Wolzogen, Schillers Schwägerin. Neu herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von Ludwig Salomon, „Verfasser der Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts". Zwei Bände. Stuttgart. Verlag von Levy und Müller 1881. XIV, 184 und 166 Seiten. Das Buch ist ganz zierlich ausgestattet, aber für die geringe Ausdehnung des Werkes viel zu theuer; die Spemann'sche Collection oder die Reclam'sche Universalbibliothek würden das Buch für ein Viertel oder Fünftel des Preises liefern. Aeußert diese Bemerkung ein praktisches Bedenken, so sind auch schwererwiegende kritische Bedenken nicht zu verhehlen. Der Veranstalter dieser Ausgabe nämlich scheint von den Pflichten eines Herausgebers älterer Schriftwerke keine Ahnung zu haben. Diese bestehen zunächst in pietätvoller Wahrung des von ihm zu Veröffentlichenden; Salomon dagegen bekennt selbst „eine Anzahl veralteter Ausdrücke und Wendungen, die jetzt einen großen Theil des Publicums fremd angemuthet haben würden, mit den heute üblichen vertauscht" d. h. also rein willkürliche Veränderungen vorgenommen zu haben. Sie bestehen ferner in kritischer Betrachtung des edirten Werkes, einer Betrachtung, die dem Leser als Richtschnur zu seiner Beurtheilung dienen soll; Salomon begnügt sich statt dessen mit dem Abdruck einiger Stellen der Goethe-Schiller'schen Correspondenz. Sie bestehen endlich in einer Charakteristik des Verfassers, einer Schilderung seines Wesens und seiner literarischen Bedeutung; Salomon dagegen gibt eine dürftige Schilderung der äußeren Lebensereignisse, die fast ebenso gut in jedem Conversationslexikon zu finden ist. Um solch gänzlich unbedeutender Beigaben willen hätte er nicht nöthig gehabt, sich so reclamesüchtig auf dem Titel zu nennen; oder wollte er durch den Zusatz zu seinem Namen ausdrücklich bekunden, daß er von der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts nichts verstände?

tüchtige Menschen; sie mögen, wenn sie auch in ihrem Wesen von dem der Tochter durchaus verschieden waren, auf ihre Entwicklung mannichfach bestimmend eingewirkt haben. Der Vater, Carl Christoph, geboren 1715, gestorben 1775, war seit früher Jugend im Forstfach thätig, seit 1743 Oberforstmeister in Rudolstadt. Die Mutter, Louise Juliane von Lengefeld, geborene von Wurmb, war am 27. Juli 1743 geboren und starb hochbetagt am 11. December 1823. Sie hatte, erst 18jährig, die Ehe mit einem Manne geschlossen, der ihr Vater hätte sein können, genoß daher eine neue Jugend mit ihren Töchtern. Als sie, kaum 30jährig, nach dem Tode ihres Mannes zur selbständigen Verwaltung ihres Vermögens berufen wurde, war sie jung und unerfahren, vermochte Unordnung und Verluste nicht gänzlich zu vermeiden, erwarb sich aber bald die nöthigen Kenntnisse, um Ordnung zu stiften und den Kindern ihren Besitz zu wahren. Sie scheute die Ruhe, denn sie wußte, daß Thätigkeit ihre Kränklichkeit verscheuchte und ihr Zufriedenheit des Gemüths gewährte; gern nahm sie daher, als ihre Töchter herangewachsen waren, die Stelle einer Prinzessinnen-Erzieherin und später einer Oberhofmeisterin am Rudolstädter Hof an. Sie liebte den Hof und bewegte sich gern in höfischen Kreisen; ohne boshaft zu sein fand sie Freude an klatschhaftem Gespräch; sie war stolz auf ihren Adel und konnte es schwer über sich gewinnen, eine ihrer Töchter einem Bürgerlichen zu geben. So war sie nicht frei von kleinlichen Schwächen, war abergläubisch, nicht sonderlich geistreich; sie frömmelte ein wenig, so daß sie nicht selten mit ihrem „Vorsehungsglauben" verspottet wurde, ihrer Tochter Caroline die Bemerkung entlockte: „Wenn die chère mère" — denn so wurde Frau von Lengefeld in dem Kreise der Ihrigen beständig genannt — „nichts zu thun hat, muß sie sich mit Beten amüsiren" und auch Schiller veranlaßte, ihr einen frommen Vers in eine Bibel einzuschreiben. Aber sie besaß Charakter und Liebe, sie ließ sich von Grundsätzen strenger Moral leiten und zürnte, wenn dieselben verletzt wurden; sie wünschte nichts sehnlicher als das Glück ihrer Kinder. Als sie nach längerm Sträuben, das nur durch mannichfache Kunstgriffe besiegt werden konnte, die Einwilligung zur Verbindung ihrer Tochter Charlotte mit Schiller gab, schrieb sie ihm, daß sie ihm ihr Liebstes und Bestes anvertraue, was sie besitze, erwies sich den Neuvermählten stets hülfreich mit Wort und That — ein Briefchen mit der Aufschrift „an meinen lieben guten Schiller" ist erst neuerdings zum ersten Male gedruckt — und erntete für ihre Liebe reichen Dank.

Caroline hatte als lebhaftes empfängliches Mädchen Mutter und Schwester auf einer Reise nach der Schweiz begleitet. Auf dieser Reise hatte sie die ihr verwandte und Schiller nahestehende Familie Wolzogen kennen gelernt und zu dem Sohne derselben, Wilhelm, innige Zuneigung gefaßt. Aber zu der von Beiden gewünschten Verbindung kam es damals nicht, vielmehr mußte Caroline, bald nach ihrer Rückkehr, auf Wunsch ihrer Mutter eine Ehe mit dem rudolstädtischen Geh. Legationsrath Herrn v. Beulwitz schließen. Doch die Ehe war unglücklich und zwar dermaßen, daß die Frau nach wenigen Jahren des Zusammenlebens das Haus des Gatten verließ. Bevor sie indessen diesen Schritt that, hatte sie durch den Umgang mit Schiller neue Lebenskraft und Freudigkeit erlangt.

Schiller war Ende 1787, eben durch seinen Freund Wolzogen empfohlen, nach Rudolstadt gekommen und hatte sich bald aufs Engste der Lengefeld'schen Familie geschlossen. Er liebte Charlotte, die ruhigere sinnigere, die an den stillen Freuden des Hauses Gefallen fand und dazu geschaffen war, dem Manne, den sie liebte, solche Freuden zu bereiten. Aber er war auch von dem mächtigen ruhelosen Geist Carolinens angezogen, die, unglücklich in ihrer Ehe und von der Ansicht erfüllt, daß die Heirath kein Bund der Seelen sei, sich ohne Bedenken dem Eindruck überließ, den Schiller auf sie machte. Darum muthen uns heute die Briefe seltsam an, welche Schiller vor und theilweise nach der Verlobung mit Lotte an die Schwestern zusammen schrieb und die leidenschafterfüllten Antworten, welche er von Caroline empfing. Dachte er doch, vermöge der verschrobenen sittlichen Anschauung, welche sich in jener Zeit so mannigfach kundgab, an eine Heirath zu dreien, an ein gemeinschaftliches Leben mit den beiden Frauen, welche seine Seele erfüllten. Es war nur zum Theil sein Verdienst, daß er sich schon vor der Heirath von diesem unmöglichen Gedanken losmachte; zum Theil die Schuld von Carolinens Leichtsinn, der freilich hier von segensreichen Folgen begleitet war.

Kaum war sie nämlich von dem jungen Paare fort und in Erfurt, bemüht den Coadjutor Dalberg, den sie den „Schatz" oder „Goldschatz" zu nennen pflegte, für Schiller zu interessiren, als sie mit ihm in eine Art von Liebesverhältniß trat; und noch später, da sie den Fünfzigen nahe stand, empfand und gestand sie eine leidenschaftliche Neigung zu einem jüngern Manne. „Sie liebte so oft," sagte ihre Schwester von ihr, „und doch nie recht; denn wahre Liebe ist ewig, wie das Wesen, aus dem sie entspringt. Und eben weil sie nicht liebte, suchte immer das Herz noch einmal die Sehnsucht zu stillen." Während ihr Herz mannichfach beschäftigt war, war sie zuerst mit einem Manne, v. Beulwitz, verbunden, den sie nicht liebte; erst nach vielen theilweise recht widerwärtigen Verhandlungen wurden sie geschieden (1794). Noch in demselben Jahre heirathete Caroline ihren Jugendfreund, Wilhelm von Wolzogen. Er hatte ihr stets eifrig und feurig seine Jugendliebe gewahrt; sie betrachtete ihn, noch zu der Zeit, da Wolzogen wahrlich kein Jüngling mehr war, mit einer Art von mütterlichem Wohlwollen und vormundschaftlicher Sorglichkeit. Sie wünschte z. B., daß er — es war zwei Jahre vor ihrer ehelichen Verbindung und er war damals 30 Jahre alt — Aufsätze über politische Dinge schreiben und schicken sollte und begründete diesen Wunsch mit den Worten: „Er übt sich doch dadurch im Stil und muß sich die Ideen mehr ins Klare bringen."

Ihre Ehe mit Wolzogen wurde mit einem Sohne, Adolf, gesegnet, den Caroline mit aller Inbrunst und Schwärmerei einer Mutter liebte. Das Paar lebte zuerst in Württemberg, dann in Weimar. Hier hatte Wolzogen Gelegenheit, sich als Diplomat hervorzuthun, er wurde mehrfach zu Gesandtschaften nach Paris gebraucht und erwarb sich besondern Ruhm durch rasche und glückliche Vermittelung der Heirath des weimarischen Erbprinzen mit einer russischen Prinzessin. Durch die Strapazen dieser Reise indessen zog er sich eine schwere Krankheit zu, der er im Jahre 1809 erlag.

Seitdem lebte Caroline der Erziehung ihres Sohnes und ihrer Schriftstellerei. Sie war ungemein rührig und fleißig. „Ich schreibe einen Band Märchen," sagte sie einmal, „und wenn sie nichts taugen, will ich auch übersetzen, um Geld zu haben," oder ein anderes Mal, „ich habe in diesen Tagen Pläne zu unsäglichen Stücken gemacht, die ich in zehn Leben nicht schreiben könnte, doch bleibt nur etwas davon." Doch keine ihrer Dichtungen vermochte an Ruhm und Bedeutung dem ersten Roman gleichzukommen, weder ihre „Erzählungen", noch ihr Roman „Cordelia", obwohl letzterer einen eingehenden, sehr lobenden Brief Alexanders von Humboldt hervorrief. Der größte Ruhm wurde ihr durch ihr „Leben Schillers" zu Theil, das zuerst 1830 erschien und seitdem mehrfach aufgelegt worden ist. Das Buch zeichnet sich zwar weder durch erschöpfende Fülle der Mittheilungen noch durch kritische Behandlung des Stoffes, noch endlich durch überraschende künstlerische Composition aus, aber es wirkt wohlthuend durch die liebevolle Verehrung, die aus jeder Zeile spricht, und bleibt anziehend durch geschickte Verwerthung des aus Freundes- und Verwandtenbriefen zusammengesetzten Materials. Nicht den Mann in seinem idealen Schwunge will die Biographie schildern und nicht den Kunstwerth seiner Werke im Einzelnen zergliedern, sondern als Dichterin und als Frau ist sie bestrebt, ein anmuthiges Bild des Vaters und Gatten, des Freundes und Menschen zu entwerfen und hat dieses Ziel trefflich zu erreichen verstanden. Unter ihren Erzählungen ist „Walther und Nanni" durch anmuthige Erfindung und geschickte Charakteristik hervorragend. Es ist die Geschichte zweier Liebenden, die, durch die Entfernung dem unmittelbaren Eindruck ihrer Persönlichkeit entrückt, dem Einflusse eigensüchtiger und mit anreizenden

Gaben ausgestatteter Menschen hingegeben, sich zu verlieren wähnen, aber durch die Kraft ihrer Liebe von allen Versuchungen befreit, nach dem Bestehen mancher innerer und äußerer Gefahren zum beglückten Bunde sich zusammenfinden.

Geringern Erfolg als in ihrer schriftstellerischen hatte Caroline von Wolzogen in ihrer erziehlichen Thätigkeit: ihr einziger von ihr zärtlich geliebter Sohn Adolf (geb. 1795) entsprach ihren Erwartungen in keiner Weise; zudem starb er viel zu früh (schon 1825), um die Hoffnungen zu erfüllen, welche die Mutter auf ihn gesetzt hatte. Wie die meisten seiner Altersgenossen machte er die Befreiungskriege gegen Frankreich mit. Ehedem hatte Caroline den Deutschen heftig gezürnt und, wenn sie auch nicht gerade den Franzosen den Sieg gewünscht hatte, doch sich darüber gefreut, „daß die Anderen mit ihrer Brutalität nicht durchkommen". Noch 1792 hatte sie gesagt: „Die Deutschen sind noch viel zu uncultivirt, um sie auf Begriffe zu gründen und viel zu phlegmatisch, um sich an einer Illusion zu weiden"; dagegen von den Franzosen: „Die gemeinen Soldaten der Cüstinischen Armee sollen mit einem wunderbaren Verstand und Scharfsinn über ihre Verfassung sprechen." Später aber, nachdem sie in Paris gewesen (1802), zieht sie die gebildeten Deutschen den gebildeten Franzosen vor, räumt aber den französischen Bauern den Vorrang vor den deutschen ein und schreibt resignirt: „Das Gouvernement ist schändlich. Frankreich ist gar kein Staat, sondern ein erobertes Land, wo der Eroberer despotisirt. Keine öffentliche legale Verwaltung, keine Spur von Rechtlichkeit; Alles stiehlt." Bei dem Ausbruche des Krieges nun stand sie mit dem Herzen der Mutter und mit der freudigen Hoffnung der Patriotin auf Seiten der Deutschen.

Aus jener Zeit ist uns eine merkwürdige Schilderung der Caroline erhalten. Sie hat die fein beobachtende Rahel zur Verfasserin und befindet sich, bisher gänzlich unbeachtet, in dem Briefwechsel zwischen Rahel und Varnhagen (Band III, S. 189, Prag, 4. November 1813). Rahel schreibt: „Ich sah Frau von Wolzogen bei sich, weil sie unpaß war. Eine durchlebte, gütige, gefaßte, erschütterte Frau, une grand maman, wie eine gütige, vornehme, polnische Mutter der Bethmann: polnisch im Aussehn, sonst nicht. Sie reiste gestern im Gefolge der Prinzessin nach Weimar, um der Armee näher zu sein mit ihrem angstvoll gefaßten Herzen, sie hat einen Sohn bei Blücher. Sie hat mich mit einem großen Glück überrascht. Sie sagte mir mit einem Male: Ich habe Briefe von Ihnen gelesen, die sehr schön sind. Ich dachte an Frau von Humboldt; sie setzte hinzu: an Goethe; es hat ihn unendlich gefreut; es war sehr nöthig, er wird so häufig mißverstanden, so vielfältig nicht gut berührt — so ungefähr sprach sie — es hat ihm außerordentlich wohlgethan."

Auch Caroline nämlich war gleich Rahel eine Goethe-Verehrerin. Goethe ist ihr Meister, dem gegenüber ihre sonst stets bereite Kritik verstummt. Nachdem die Wahlverwandtschaften erschienen waren, schreibt sie ihrer Schwester: „Goethen grüße dreifach. Ich habe dieser Tage ganz in dem Roman gelebt und will ihm selbst darüber schreiben, sobald ich einige Ruhe habe, um mein Inneres auszusprechen. Er hat mich unaussprechlich ergriffen und mir meine eigene Natur wieder vereint und in allen Tiefen aufgeschlossen. Wie können die Menschen nur so etwas meistern und tadeln, was ewig wahr ist, wie die Aussprüche selbst! Sage ihm für jetzt nur, daß er mir wieder aufs Neue durchaus wundervoll und lieb geworden." Leider besitzen wir ihre Briefe an Goethe nicht, aus denen man gewiß manch gutes Wort entnehmen könnte; aus manchen ihrer anderen Briefe und Aufzeichnungen indessen ergeben sich Zeugnisse genug von ihrer Verehrung des Meisters. Nur eine dieser Stellen, aus ihrem Tagebuch, sei hier mitgetheilt: „Weimar 11. Julius 1832. Zum ersten Mal nach Goethes Tode hier. Auch er nahm so innigen Antheil an meinem unermeßlichen Schmerze um mein Kind; ich liebte ihn seitdem noch mehr, und es war mir tröstend, ihn zu sehen. Welche ungeheure Leere erzeugt sein Verscheiden."

Außer Goethe und Schiller zählen genug bedeutende Männer und Frauen zu den Correspondenten der Caroline von Wolzogen. In ihrem literarischen Nachlaß (2 Bände, Leipzig 1848, 1849) sind die Briefe Wilhelms von Humboldt, dessen Familie mit Caroline durch enge Freundschaft und Verwandtschaft verbunden war, Wielands, Knebels, Körners, der Amalie von Imhoff, der Frau von Staël abgedruckt; in dem Briefe der letztern findet sich ein großer Lobspruch auf den Roman Agnes von Lilien. Man erkennt aus diesen Briefen, die gewiß nicht das gesammte vorhandene Material mittheilen, sondern nur Proben desselben geben, das rege vielseitige Interesse der Frau, die Achtung Anderer vor ihrem gebildeten Urtheile und ihrem feinen Geschmack in Sachen der Literatur und der Kunst.

Caroline überlebte alle ihre Freunde und Freundinnen der ältern Zeit. Als sie starb, war die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts fast vollendet und doch gehört sie in ihrem Wesen und in ihrer ganzen Persönlichkeit durchaus dem 18. Jahrhundert an. Sie ist keine der hingebenden, anschmiegenden Frauennaturen, wie man sie jener Zeit gemeinhin zuschreibt, sondern eine Frau mit starkem Willen, nicht ohne Einbildungskraft, aber hauptsächlich von Verstand, keine Gelehrte, aber voll Achtung und Verständniß für die Wissenschaft, leidenschaftlich erregt, launisch, äußeren Einflüssen unterworfen, in ihrer Ausdrucksweise männlich, nicht selten derb. Wenn sie zur Zeit, da die Scheidungsverhandlungen geführt wurden, von ihrem ersten Manne spricht, nennt sie ihn l'ours, den Bären; redet sie von Widersachern oder auch nur von Personen, durch deren Absterben sie etwas erhofft, so scheut sie sich nicht Ausdrücke zu gebrauchen wie den folgenden: „wenn doch der alte Esel einmal stürbe" u. ä. Es ist etwas Reckenhaftes, an Titanenwesen Erinnerndes in der Frau, das freilich später, je älter Caroline wurde, immer mehr abnahm und einer weichlichen Frömmigkeit Platz machte; und man weiß nicht, wo der gute Körner seine Beurtheilungsgabe, die ihm in ästhetischen Dingen stets so treu blieb, gehabt hat, da er über die Frau schrieb: „Sie ist anspruchslos, theilnehmend, unbefangen; nie habe ich sie übler Laune und verstimmt gefunden." Nur in Einem mochte er Recht haben. Wenn sie sich nämlich auch keineswegs völlig zu beherrschen wußte, so wünschte sie vor Anderen nicht schwach zu erscheinen; Trostversuche selbst der Nächststehenden wehrte sie mit dem stolzen Worte ab: „Mir kann Niemand helfen als ich selbst." Denn sie gab sich nicht gerne Täuschungen hin, vielmehr erkannte sie sich selbst und gab eine zutreffende, wenn auch vielleicht nicht völlig erschöpfende Charakteristik ihres Wesens in den Worten, die sie sich zur Grabschrift bestimmte: „Sie irrte, litt, liebte."

Ludwig Geiger.

Die Munkacsy-Ausstellung in Wien.

Wer den berühmten ungarischen Maler gründlich kennen lernen will, der hat nun in Wien vollauf Gelegenheit dazu. Im Künstlerhause bildet sein Gemälde „Christus vor Pilatus" das Hauptinteresse der Ausstellung, und im östreichischen Kunstvereine kann man an einer Reihe von Gemälden, an den in Oel ausgeführten Gesammtstudien zum Christusbilde und an mehr und weniger gelungenen Reproductionen der übrigen wichtigsten Bilder des Meisters dessen Entwicklungsgang verfolgen und seine Eigenart kennen lernen. In dieser reichen Sammlung stellt sich uns Michael Munkacsy als Blumen- und Landschafts-, als Porträt-, Genre- und Historienmaler großen Stiles dar.

Bei dem Umstande, daß Jedermann, der sich dafür interessirt, mehr und minder gute Wiederholungen dieser Schöpfungen zur Hand haben kann, vermeiden wir es, die weltbekannten Gemälde des Künstlers aus früherer Zeit eingehend zu beschreiben. „Der letzte Tag eines zum Tode Verurtheilten" ist das Bild, das des Malers Ruf begründete und bei seinem Erscheinen im Pariser Salon 1870 von Publicum und Kritik mit gleichem Beifalle begrüßt wurde. „Milton seinen Töchtern das verlorene Paradies dictirend" ist in den letzten drei Jahren in allen hervorragenden Kunststädten gesehen und mit enthusiastischer Bewunderung aufgenommen worden. Von dem erstgenannten Gemälde ist eine gleichlautende von dem Künstler angefertigte Copie, von dem zweiten die nachträglich vollendete Originalfarbenskizze da. Die Copie gibt alle Vorzüg

des Originals wieder. Die vollendete Farbenskizze ist im sehr reducirten Maßstab gemacht und daher, da Munkaesy mit breitem Pinsel hantiren muß, um reich zu nüanciren, etwas stumpf in der Charakteristik. Die Studien zu dem Christusbilde bezeugen, daß der Künstler sich in Bezug auf die Vorarbeiten zu seinen Schöpfungen die Methode der alten Meister zum Muster genommen. Nicht weniger als vier Studien zum Christus sind zu sehen, zwei mit rother, eine mit grüner und eine mit weißer Gewandung. An der Art, wie Munkacsy die Köpfe des Christus, der Pharisäer, der Leute aus dem Volke, nach Vollendung tastend, behandelte und ebenso an den Gesammtfarbenstudien zu dem großen Bilde ist zu erkennen, daß es ihm bei dem Werke vor Allem um die coloristische Gesammthaltung und um die Charakteristik der einzelnen Figuren zu thun war; von einem Streben nach dem, was die Maler „fließende Linien" zu nennen pflegen, ist nur wenig zu sehen. Wenn er darin in seinem Christus vor Pilatus im Großen und Ganzen das Richtige getroffen, so ist ihm dies, scheint es, unbewußt geglückt. Ueber Zusammenklang der Farben und Charakteristik der handelnden Personen hat er ganz genau ins Klare zu kommen gesucht und sich diesfalls offenbar über jeden Strich Rechenschaft gegeben, bevor er ihn definitiv auf die Leinewand hinsetzte.

Aber freilich, indem wir die Werke der verschiedenen Genres, welche Munkacsy geschaffen, mit kritischen Augen betrachten, drängt sich uns doch die Ueberzeugung auf, daß er nur innerhalb der ihm von einer ziemlich spröden Eigenart gesteckten Grenzen, frei über die Ausdrucksmittel seiner Kunst verfügt. Wie die Zigeuner doch eigentlich nur melancholische Musik machen können, so ist er im Grunde doch nur im Stande, Bilder von tieftraurigem Inhalt zu malen, weil er, den Ausdruck gar nicht einmal im figürlichen Sinne genommen, von jeher ein Schwarzseher gewesen und es im Wesentlichen, was auch seine blinden Bewunderer dagegen sagen mögen, bis heute geblieben ist. Freilich wurde diese Grundstimmung seiner Natur durch Bildung und Erkenntniß so weit gemildert, daß er nun für Gemälde wie „Milton" und „Christus" in Bezug auf die Farbenstimmung nicht zu tief ins Dunkle geräth, sondern das Richtige trifft, aber sie ist keineswegs so sehr überwunden, daß er coloristisch zutreffend auch Blumenstücke oder Genrebilder heitern Inhalts darstellen könnte.

Selbst für das ernste und düstere Genre war sein Colorit zu schwer und zu dunkel als er den „Letzten Tag eines Verurtheilten" und „Die Nachtstrolche" malte, denn es erschien wie aus dem Schwarzspiegel gesehen und daher unwahr und manierirt. Erst im „Milton" und im „Christus" hat Munkacsy sein Colorit so weit abgeklärt, daß es künstlerisch möglich wurde. Aber dieser Maler macht in Bezug auf Farbengebung gar keinen Unterschied, ob er uns nun ein Nachtstück aus dem Volksleben, eine Familienscene im Atelier oder eine anmuthige Plauderstunde malt, welche sich zwei Freundinnen in einem prächtig mit Blumen und Kunstsachen aller Art angefüllten Salon vergönnen. Von der Wahrheit des Spruches, daß es der Ton ist, welcher die Musik macht, scheint er manchmal auch nicht die leiseste Ahnung zu haben, obgleich gerade seine gepriesensten Werke wesentlich deshalb so mächtig wirkten, weil er ihn, einem Hange seiner Natur folgend, bei Schaffung derselben so striete befolgte, als ob sein Vorgehen die Frucht des tiefen Nachdenkens und des selbstbewußten Könnens wäre.

Es ist freilich gleichgültig für die Güte des jeweiligen Kunstwerkes, ob derjenige, welcher etwas Ausgezeichnetes schafft, sich auch über die Gründe, warum er dieses oder jenes Ausdrucksmittel gewählt, Rechenschaft geben kann; aber eine solche Erkenntniß ist sehr wichtig für den Künstler, sie bewahrt ihn nämlich vor dem gefährlichen Irrthume, seinem Talente die Lösung von Aufgaben zuzumuthen, deren glückliche Bewältigung ihm durch die ganze Art desselben versagt bleiben muß. Anmuthig Heitres, fröhliches Daseinsgenügen, ruhige Schönheit zutreffend wiederzugeben wird diesem originellen Maler, der bei all seinen Schöpfungen von einem eben so eigensinnigen als heftig treibenden Dämon geleitet wird, wohl stets versagt bleiben, dagegen wird ihm das Feierliche, Ernste, Traurige, ja auch Erhabene, wenigstens was die dazu nöthige vorbereitende Grundstimmung angeht, immer gelingen. In seinen Porträts verräth sich der Historienmaler, der mehr das Typische als das Individuelle im Auge hat. Selbst seine Blumenstücke verkünden seine Mission, sie muthen an wie Elegien oder düstere Prophezeiungen. Nach alledem ist es nicht zu wundern, daß er für den „Christus vor Pilatus" die passende Stimmung fand.

Munkacsy hat in ganz richtiger Empfindung Alles, was die Synoptiker und die Erzählung Johannes über „Christus vor Pilatus" mitzutheilen wissen, in eine Scene zusammengefaßt. Die römischen Kriegsknechte und jüdischen Tempeldiener haben den Verführer, welcher sich vermaß, „den Tempel Gottes zu zerstören und in drei Tagen wieder aufzubauen", gefolgt von einer heulenden Menge von Fanatikern vor den Proenrator geschleppt, der, umgeben von Priestern und Schriftgelehrten, auf dem Richterstuhle nun seines Amtes waltet. Er hat den jungen Mann, den er für nicht mehr und nicht weniger hält als einen träumerischen Schwärmer, gefragt, ob es wahr sei, daß er sich für einen König der Juden ausgegeben, und dieser hat geantwortet: „Ja ich bin ein König, aber mein Reich ist nicht von dieser Welt, ich bin gekommen, daß ich die Wahrheit bezeugen soll." Der Zeitgenosse des Tiberius hat da lächelnd vor sich hingemurmelt: „Was ist Wahrheit?", und nun geht über seine Lippen das von erwägender, zweifelhafter Geberde begleitete Wort: „Ich finde keine Schuld an ihm." Sie aber rufen: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!" Und er willfahrt ihnen, indem er meint: „Sein Blut komme über euch!" — Das Gemälde hat den großen Vorzug, daß es in dem Beschauer, ehe er dazu kommt, sich über die Einzelheiten irgendwie Rechenschaft zu geben, jene Stimmung hervorruft, welche der Handlung, die seinen Inhalt bildet, entsprechen soll. Es wird dies aber zunächst durch Kunstmittel erzielt, welche, ganz abgesehen von dem dargestellten Gegenstande, das Gemüth in der bezielten Weise ergreifen müssen. Sowohl die Führung der Linien, wie sie sich aus der Anordnung ergibt, als auch die Zusammenstimmung der Farben sind derartig, daß sie den Eindruck des Würdevollen, Feierlichen und Erhabenen hervorrufen müssen. Die Maler, welche einen solchen Gemüthszustand in dem Beschauer erwecken wollen, haben in der Regel für die Gruppirung ihrer Figuren die Pyramidenform gewählt, meist so, daß die Hauptfigur die Spitze bildete. Munkacsy konnte dies bei seinem Christusbilde nicht, aber er benutzte die Pyramidenform in der Anordnung seiner Figuren wiederholt, und da es ihm versagt war, den geistigen Höhepunkt seiner Composition mit dem in Zeichnung und Farbe als solchen erscheinenden zusammenfallen zu lassen, so hat er den Reichthum der Figuren in drei Gruppen geordnet, deren Höhepunkt auf der linken Seite des Bildes durch die den lärmenden Pöbel überragende Gestalt des Tumultirenden, der wüthend nach Christus deutet, auf der rechten Seite aber durch das mit innigem Mitleid den Erlöser betrachtende Weib und durch den neben dem Richterstuhle des Pilatus stehenden, forschend nach derselben Richtung blickenden Schriftgelehrten betont sind. Durch diese Disposition wurde ein großartiges Gleichgewicht der Linien herbeigeführt, ohne daß der Künstler in Gefahr gerieth, die Aufmerksamkeit von den Hauptpersonen abzulenken, da er die geistige Bedeutung der bezeichneten Form eben durch die Wiederholung derselben auf das gebührende Maß herabdrückte.

Ebenso bedeutsam für die Gesammthaltung und -Wirkung eines Gemäldes wie die Linienführung ist das Colorit; es ist das ganz wie in der Poesie; helle Vocale und Farben sollen vorherrschen, wo stolze Lebensfreudigkeit, dunkle wo düstere Melancholie zum Ausdrucke kommen soll. Ebenso hat Munkacsy sich als Grundfarben für sein Christusbild Schwarz und Braun gewählt; in so wohl abgewogenen Abstufungen verwendet, müssen sie einem Gemälde den Charakter des Erhaben-Feierlichen verleihen. Damit aber das Ganze nicht einen eintönig traurigen, ja Auge und Gemüth verschattenden Eindruck hervorrufe, mußte diese tiefgestimmte Feierlichkeit durch hineinklingende helle Töne unterbrochen werden; dies wurde erreicht durch die weißen togaartigen Gewänder, in welche Christus und Pilatus gehüllt sind, und durch die Tunica von derselben Farbe, welche theilweise die abscheuliche Gestalt des widerlich häßlichen Schreiers an der äußersten Linken des Bildes bedeckt, und endlich das herrliche Blau, das in verschiedener Abtonung, rechts an dem Ueberkleide eines Schriftgelehrten, links an jenem eines Mannes aus dem Volke erscheint. Damit aber die wohllautende Stimmung des Ganzen von diesen umfangreichen Lichtpunkten nicht disharmonisch zerrissen werde, läßt er sie da und dort an der Kopfbedeckung der Männer und an anderem Detail an- und ausklingen.

Ganz zutreffend war die Wahl der hellsten Farbe, des Weiß in geistiger Beziehung um die Hauptpersonen des Bildes Christus und Pilatus, auch äußerlich als solche erscheinen zu lassen; sie sind es auch, welche, wenn man erst der Gesammtwirkung Herr geworden ist, zunächst die meiste Aufmerksamkeit auf sich lenken und beanspruchen.

Da müssen wir, wenn wir vor Allem die Gestalt des Christus betrachten, die Frage aufwerfen, ob wir denn in diesem jungen Mann von entschiedem jüdischem Typus den Stifter einer Religion vor uns haben, des Menschen Sohn, der zugleich Gottes Sohn gewesen? Und wir werden mit einem sehr entschiedenen „Nein" antworten müssen. Die Haltung zwar ist gut und die durch die Situation gegebene, das Antlitz ist aber im Schnitt national und spiegelt im Ausdruck Abspannung, ärgerliche Verachtung wieder. Man weiß, daß ähnliche Einwendungen von der berechtigten Pariser Kritik schon bei dem ersten Erscheinen des Bildes in der Oeffentlichkeit erhoben wurden; seither hat der Künstler die Gestalt des Christus „übergangen" und die clerikal angehauchten französischen Kunstkritiker haben gefunden, daß sie nun dem Ideale des Welterlösers vollständig nahe komme. Dies ist aber entweder eine unfreiwillige oder eine — freiwillige Täuschung; wenn letzteres, so glauben wir, man gibt sich ihr nur deshalb hin, weil man an einem religiösen Bilde, das Theilnahme und Aufsehen erregt, übereifrig Alles lobt, damit es nur recht ausgiebig jene Stimmung mache, deren man so sehr benöthigt. Wer diesen Christus aber unbefangenen Auges betrachtet, der wird sich selbst wider Willen zugestehen müssen, daß er gar nichts Göttliches und nur Irdisches an sich trage; es ist auch nicht die Spur eines Idealmenschen an ihm zu entdecken; man wird vielleicht Mitleid, aber weder Ehrfurcht noch Bewunderung für ihn fühlen. Es gibt Leute, denen er gerade deshalb richtig erscheint, weil er recht menschlich ist, denn dies entspreche, meinen sie, unseren modernen Anschauungen. Wie verkehrt! Es gibt keinen geschichtlichen Christus für die Kunst, sondern nur den evangelischen; in dem Lichte der heiligen Schrift muß man ihn sehen, wenn man ihn künstlerisch darstellen will, und nicht in jenem, in das er von der gelehrten Forschung gestellt wurde.

Um hier das einzig Zulässige zu finden, braucht man aber einerseits ebenso wenig Renan oder Strauß gelesen zu haben, als es anderseits nöthig wäre, der Darstellung der Apostel unbedingten Glauben zu schenken. Merkwürdigerweise hat ja auch ein Freidenker den Typus des Christusbildes für alle Zeiten ebenso festgestellt, wie Phidias jenen des Zeus, Praxiteles jenen der Aphrodite und Rafael jenen der Madonna. Es war dies Lionardo, dem Vasari es gar so sehr übel nimmt, daß er ein so unermüdlicher Zweifler, ein so unbekehrbarer Ungläubiger sei. Trotzdem aber schuf dieser geistvollste Künstler der neuen Zeit in seinem Abendmahl ein Werk, das unübertrefflich, ja unerreichbar! in der Kunst gerade so einzig dasteht, wie Hamlet oder Faust in der Dichtung. Die Sage, daß er nicht weniger als sechzehn Jahre daran gearbeitet und daß er niemals damit zu Rande kam, den Christuskopf ganz zu vollenden, ist gleich bezeichnend für den Mann wie für dessen Schöpfung. Was er geben wollte konnte kein Vorbild haben, es mußte ein Vorbild sein, der Idealmensch, der weder einer bestimmten Nationalität noch einer bestimmten Gemeinde angehört, der alle menschliche Schönheit und alle menschliche Tugend in sich vereinigt, indem er daran allen Erdgebornen überlegen ist.

Munkacsys „Christus" ist nicht so groß gerathen. Alle Tage sieht man Menschen, deren Gestalt und Antlitz mehr wahre Schönheit und mehr echten Seelenadel zeigen. Dennoch hebt sich diese lichte Erscheinung als hervorragend von der Umgebung ab und zwar nicht nur durch den Gegensatz der hellen Farbe des Gewandes, sondern vielmehr durch jenen, welchen ihre Vornehmheit zu den höchst gemein geschnittenen Gesichtern und plump gewendeten Figuren des jüdischen Pöbels bildet, welche hinter ihr, nur mühsam von dem römischen Soldaten mit der Lanze abgehalten, grinsend, lärmend und tölpelhaft gestikulirend herandrängen. Mit diesen Schemalen verglichen, erscheint auch dieser Christus freilich von edelster Menschlichkeit. Neben der Nacht macht ja auch die Dämmerung einen hellen Eindruck.

Sehr glücklich ist dagegen Pilatus charakterisirt; man liest aus seiner Miene und aus seiner Geberde die Gedanken und Gefühle ab, die ihn bewegen; lächerlich sind ihm diese um eitle Spitzfindigkeiten zankenden Schriftgelehrten, widerlich ist ihm dieses spektakelnde Volk, das von ihm verlangt, daß er einen unschädlichen Träumer hinrichten lasse; beklagenswerth aber nicht ernst zu nehmen dieser Jüngling selbst, der sich einbildet, er sei im Besitze der Wahrheit! Er findet keine Schuld an ihm, aber — soll er sich in Rom nachsagen lassen, daß wegen seiner mildherzigen Schwäche eine Provinz in Aufruhr gerathen? Ach sie mögen ihn kreuzigen! Er ist ganz der Mann, der sich in solcher Lage die Hände wäscht und ausruft: Sein Blut komme über euch! Welcher Staatsmann eines Weltreiches würde jemals einem jugendlichen Enthusiasten gegenüber, der Entsagung und Armuth predigt und die Lüge verdammt, anders handeln?

Jeder Schriftgelehrte ist ein Charakterbild; der forschend mißtrauisch, und der haßerfüllt entrüstet auf den Angeklagten blickende nicht weniger, als der Hohepriester, der dem Richter die vermeintlichen Frevel des verhaßten Neuerers in höchster Erregung auseinandersetzt. Keine der Gestalten aus dem Volke ist nur aus malerischen Gründen anwesend, jede nimmt in ihrer Weise ebenso lebhaft an der Scene Theil wie inmitten des Pöbels das schöne Weib, das ihr großes Auge voll rührenden Mitleides auf dem Dulder ruhen läßt; diese Frau wirkt da so versöhnend, wie die helle Stelle eines düsteren Sumpfes, in welcher sich der Himmel spiegelt.

Betrachten wir das Gemälde noch einmal in seiner Gesammtheit und in seinen Einzelheiten, so müssen wir zusammenfassend sagen: daß es von großartigem Ernste und ergreifender Harmonie in den Linien und in den Farben ist, eine ungewöhnliche Kraft zu charakterisiren zum Ausdruck bringt und bei höchster dramatischer Lebendigkeit eine Geschlossenheit der Composition zeigt, wie wir sie sonst nur an den Werken der klassischen Periode der Malerkunst zu bewundern Gelegenheit haben. Deshalb wirkt das Bild so mächtig und wird immer und überall so mächtig wirken, obgleich die Hauptfigur viel weniger gut gerathen ist als alles Andere.

Wien. Em. Ranzoni.

Bekenntnisse eines Bücherkritikers.

Eine Satire von Ludwig Hevesi.

Ich habe gestern meine tausendste Bücherkritik geschrieben. Tausend, sage eintausend Bücher, eine ganze Literatur, habe ich bereits schriftlich gelobt oder getadelt. Besser sind sie und ihre Verfasser dadurch schwerlich geworden, aber schlechter hoffentlich auch nicht. Heute überschleicht mich eine ausgesprochene Jubiläumsstimmung. Die tausendste Kritik sollte doch roth gedruckt werden und ins Tintenfaß sollte mir heute die zarte Hand einer — wie ich oft schrieb — rühmlichst bekannten Schriftstellerin eine frische Rose stellen, als wäre es das harmlose und natürlich einzige Trinkglas einer Junggesellenwirthschaft.

Ach, es ist ein melancholischer Jubel, den ich jubilire! Indem ich vor mich hintrete und mir mit einer der Gelegenheit angemessenen feierlichen Verbeugung sage: „Ich gratulire mir", ändern sich von selbst die Worte des Glückwunsches, so daß er klingt wie „Pater peccavi", und wie ich mir mit gerührtem Danke die Hand reichen will, ballt sie sich unwillkürlich und schlägt mir an die Brust, wie an die eines reuigen Sünders. Habe ich nicht sündigen geholfen und dadurch selbst gesündigt? Habe ich nicht Schuldige nichtschuldig befunden, erschwerende Umstände als Milderungsgründe aufgefaßt, bei rückfälligen Verbrechern die literarische Polizeinote ignorirt und Individuen zur Begnadigung empfohlen, bei denen ein Act der Lynchjustiz das Richtige gewesen wäre?

Pater peccavi! Ich bin ein arger Sünder! Aber ich will öffentlich beichten, um mein Gewissen zu entlasten. Ich will der Lesewelt den Schlüssel zu meiner kritischen Chiffernschrift an die Hand geben. Denn der kritische Dialekt ist dem Uneingeweihten nicht so ohne weiteres verständlich. Der Sprachbrauch des gemeinen Lebens gilt da nicht, es haben sich seltsame Begriffsverwirrungen oder Sinnverschiebungen festgewurzelt, das Gesetz des Umlauts ist aus der Form der Wörter auf ihren Inhalt übergangen. Da werden Verschweigungen zu Beredtsamkeit, Mißverständniß wird Scharfsinn, ein zugedrücktes Auge bekundet den höheren Standpunkt, ein Element des Uneigentlichen verhüllt, verschwemmt, vernebelt Alles. Kann ich dafür, daß es so ist? Habe ich diesen Jargon ausgedacht? Als ich vor fünfzehn Jahren zur kritischen Feder griff, war ich voll der besten Vorsätze, des naivsten Gerechtigkeitssinnes. Ich war von einer geradezu grünen Ehrlichkeit. Aber ich sollte es bald erfahren: ehrlich währt am kürzesten. Ein einflußreicher Dichter bedrohte mich

in den Wurzeln meiner Existenz, weil ich ihn in einer übrigens sehr lobenden Kritik einen „vaterländischen" Dichter genannt hatte. Es wäre ihm allerdings kaum möglich gewesen, sein Alibi zu beweisen, aber er behauptete, ich hätte ihn heimtückisch angegriffen und „vaterländisch" wäre das Verächtlichste, was sich von einem Dichter überhaupt sagen ließe. Dieser Sturm war kaum über mich hinweggefegt, als ich mir die erbitterte Feindschaft eines meiner Vorgesetzten zuzog, weil ich eine von ihm veröffentlichte Novelle „ausgezeichnet" genannt hatte. „Ausgezeichnet" sei kein Ausdruck, meinte er, sondern eine Ausflucht, ein Vorwand, ein ziemlich ungeschickter Versuch, mit einer banalen Allgemeinheit einer eingehenden, den Kern der Sache berührenden Würdigung seines Meisterwerkes auszuweichen. Dieses „Ausgezeichnet" hat mich richtig um meine Stellung gebracht. Ach, ich habe in dieser Weise noch so manches schmerzliche Lehrgeld gezahlt! Was hat mich nur mein blindes Vertrauen auf die deutsche Grammatik gekostet! Ich war z. B. ein Neuling in der Steigerung der Adjectiva. Ich beleidigte Jemanden, dem ich wohl wollte, indem ich schrieb, sein Roman gehöre zu seinen „besseren" Werken. Ich hätte schreiben sollen: zu seinen „guten" Werken, denn „besser" sei hier schlechter als „gut". Von einem Schriftsteller, der hundert Romane geschrieben hat, sagte ich, er habe eine „größere" Anzahl von Romanen „verfaßt". Zwei tödtliche Hiebe in einem Satze. Eine „größere" Anzahl lasse sich von zehn oder fünfzehn Romanen sagen, aber hundert Romane seien schon eine „große" Anzahl, und „größer" sage man nur von dem, was kleiner ist als „groß". Heißt das nicht die Sprachlehre auf den Kopf stellen? Und nun gar jenes „verfaßt!" Gedichtet, geschrieben, producirt, sogar „gebracht" in Gottes Namen, aber nur ums Himmels willen nicht „verfaßt", welches sozusagen einen handwerksmäßigen Betrieb, ein äußerliches Forttagelöhnern zu soundsoviel den Band bezeichne. Und der Mann, der sich gegen dieses „verfaßt" so erbittert auflehnte, nannte sich doch selbst auf dem Titelblatte seiner neueren Romane: „Verfasser des Soundso!" Noch mehr! Wenn ich ein Buch „sehr gut" nannte, war der Autor meistens zufrieden; „recht gut" versetzte ihn in Zorn und „ganz gut" machte ihn rasend. Sonderbar! Etwas Besseres als „ganz gut", was jeglichen Fehler ausschließt, kann man doch von einem Werke nicht sagen. „Ganz", das ist das Absolute, während „sehr" noch ins Bereich des Relativen fällt. Und dennoch gilt „ganz gut" als das geringste Lob; es habe einen Beigeschmack von aufmunternter Protection, auch lege man dabei den Ton nicht auf das „ganz", sondern auf das „gut". Als bitterster Tadel wird es aber empfunden, wenn man etwas „im Ganzen recht gut" nennt. Das wolle nur besagen, heißt es, daß das Werk von schlechten Einzelheiten wimmle; und doch, sollte man meinen, wären die Einzelheiten im „Ganzen" mitgerechnet. Eine ähnliche Begriffsverkehrung lernte ich kennen, als mir einst ein gangbarer Feuilletonsammler einen groben Brief schrieb, weil ich seine Feuilletons nur „geistvoll" genannt hatte, da sie doch anerkanntermaßen „geistreich" wären. „Geistvoll" sei ein Ausdruck des Wohlwollens für Geschreibsel, das nur hie und da Spuren von Geist zeige; „geistreich" aber ein sichtlich unparteiisches, sachliches Wort für Arbeiten, die wirklich voll Geist seien. Also was voll Geist ist, ist nicht „geistvoll", sondern „geistreich", — und „geistreich", was noch einen Comparativ und Superlativ zuläßt, ist mehr als „geistvoll", obgleich doch nichts auf Erden voller als „voll" sein kann.

Unter solchen Erfahrungen erlernte ich nach und nach jene kritische Terminologie, bei der man ziemlich sicher sein kann, die hervorbringenden Genies nicht zu verletzen. Der Wortschatz, über den dieser Dialekt verfügt, ist aber auch eigenthümlich und werthvoll genug. Ich schreibe hier kein Wörterbuch, darum will ich nur bei einigen auserlesenen Epitheta verweilen, die mir schon die größten Dienste geleistet haben. Wie schwierig wäre z. B. meine Lage, wenn ich das Wort „vornehm" entbehren müßte! Ist etwas recht steifbeinig, langweilig, einförmig und farblos, so nenne ich es meist vornehm. Dem Autor fehlt alle Anmuth; er ist ebenso wenig einer Wendung fähig, als ein Krokodil. Vornehm! Kein Tröpflein Blut pocht in seiner Prosa, kein Nerv zuckt in seinem Verse. Vornehm! Jedes Wort gähnt den Leser aus vollem Halse an. Vornehm! Auf dreihundert Seiten geht der Mann auch nicht ein einziges Mal aus sich heraus. Vornehm! Mit diesem Worte thue ich so, als glaubte ich, er wolle nicht, wo er doch nicht kann. Da ich aber doch nicht auf Alles und Jedes „vornehm" sagen darf, so wechsle ich sehr zweckmäßig mit „discret" ab. Discret! Wäre dieses goldene Wort noch nicht vorhanden, man müßte es schleunigst erfinden. Es gibt kaum einen elastischeren, schmiegsameren Entoutcas in der kritischen Rüstkammer. Discret! Das schmeckt selbst dem Indiscretesten, denn es liegt darin etwas Künstlerisches, Bildnerisches, weises Maß mitten im Ueberfluß, die Maske der Selbstbeschränkung für alle Beschränktheit. Ein Schriftsteller kommt über kurze Anläufe nicht hinaus. Discret! Es fehlt ihm jeder Sinn für Farbe, alle seine Gestalten sind grau wie Fledermäuse. Discret! Er versteht es nicht zu charakterisiren, und vollends ist er verloren, wenn er ein heißes, überwallendes Wort der Leidenschaft finden soll. Discret! In seinen Schilderungen ist kein Auge, in seinen Dialogen keine Beredtsamkeit, seine ganze Darstellung entbehrt der Prägnanz. Discret, überaus discret!

Es gibt aber auch Schriftsteller, die am liebsten im Dunkeln munkeln und bei denen man nie erräth, wo sie eigentlich hinaus wollen. Diese Gedankenhehler sagen eine Menge Dinge, die nichts sagen, hinter denen jedoch augenscheinlich erschrecklich viel steckt. Sie schreiben gewissermaßen in lauter Vordersätzen, denen die Nachsätze fehlen. Eine Abhandlung des Herrn Dr. Dunkelmann ist immer voll der interessantesten „Winke" nach dem Nirgends hin. Auch ist er jener berühmte „Perspectiveneröffner", und zwar am liebsten nach Richtungen, wo nichts zu sehen ist. Ich war seinen Werken gegenüber eine zeitlang in keiner geringen Verlegenheit, Endlich fand ich das Wort „bedeutend" — und mir und ihm war geholfen. In der That, ein Ding, dessen Bedeutung man so lange umsonst sucht, muß sehr bedeutend sein. Seitdem habe ich die Essays des Dr. Gedankenstrich, die „Stunden der Wahrheit" von Prof. Fallacius, die „bereits in zehnter Auflage vorliegende" Broschüre: „Acut und chronisch" von Quidamshausen und noch viele andere unbedeutende Schriften „bedeutend" genannt, ohne daß es mir irgend einer der Herren Verfasser nachgetragen hätte.

Meine Stellung bringt es mit sich, daß ich viele neuere Romane kritisiren muß, die ich unmöglich lesen kann; sie sind eben nicht zu lesen. Roh empfundenes, brutal geschriebenes Zeug, auf die gemeinste Neugier, den gierigsten Fließpapierhunger berechnet, jedes Kapitel anzusehen wie eine Zeitungsrubrik voll Tagesneuigkeiten. Für diese Sorte habe ich zwei höchst empfehlenswerthe Faullenzer, die unter jeden Text passen, nämlich „sensationell" und „effectvoll". Verfasser und Verleger finden dabei ihre Rechnung und der Kritiker schließlich auch, denn der gebildete Leser weiß zwischen den Buchstaben dieser Worte zu lesen. Sensationell, das erscheint jedenfalls in Lieferungen und hat auf der letzten Seite eine „Notiz für den Buchbinder", daß er dieses Werk nicht in Kalbleder, sondern in Gänsehaut zu binden habe. Sensationell, das liest sich gewiß, wie aus dem Französischen übersetzt, und ist doch nur aus dem Englischen gestohlen. Sensationell, das ist jene gewisse Prosa mit knrzen Zeilen, wo jeder Satz eine neue Alinea beginnt. Sensationell, ach ja, das wollen wir doch geschwinde nicht lesen! ... Und dazu nun noch „effectvoll". Eine effectvolle Schreibart, ein effectvoller „Styl" (diese Herren haben ihren Stil immer mit „y"), effectvoll erfunden, effectvoll componirt, effectvoll durchgeführt, effectvoll geschmiert. Die handelnden Personen sind eigentlich gar keine Menschen, sondern Puppen, ich nenne sie also „Charaktere", oder wenn sie irgend eine Absonderlichkeit zur Schau tragen, geradezu „Typen". Dieses Wort hat in solcher Anwendung große Verbreitung gefunden. Typus, typisch, das kann man heutzutage auf Alles sagen, was kein Typus, was nicht typisch ist. Während doch ein Typus aus Zügen besteht, die vielen Dingen gemeinsam sind, gehe ich am sichersten, wenn ich — und mit mir Tausende von Collegen — dasjenige einen Typus nenne, was ganz apart aussieht, etwas Verrücktes, einen Sonderling, eine Mißgeburt. Während sonst Typus die Regel bedeutet,

belegen wir mit diesem Worte am liebsten die Ausnahme. Kommt es dann schließlich zur Katastrophe, so haben wir auch für diese ein sehr gutes Beiwort. Wir nennen sie in Gottes Namen „tragisch". Je weniger sie motivirt ist, je zufälliger, unerwarteter sie hereinbricht, desto tragischer finden wir sie. Ein Ziegelstein vom Dache, eine unbedeckte Kalkgrube in finsterer Nacht, eine zu spät eintreffende Begnadigung, ein ungeschickterweise losgehender Revolver, — tragisch! Man sieht wohl, daß das Wort sich vom griechischen „Tragos" (Bock) herleitet, denn wo irgend ein rechter Bock geschossen wird, da heißt es gleich „tragisch"

Unentbehrlich sind mir ferner einige Ausdrücke, die mir bei allem Lob doch ein Hinterpförtchen offen lassen. Ich kann Bücher, die ich höchst geschmacklos finde, „geschmackvoll" nennen, denn über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten und einem Andern mag ja das Zeug ganz gut gefallen. Ich stehe keinen Augenblick an, ein Buchdrama, das mich in hohem Grade langweilt, „interessant" zu nennen, denn mein Gott, was mich langweilt, kann einen Andern unterhalten, ich habe nicht das Recht, die Aufnahmsfähigkeit meines Geistes als die durchschnittliche der Menschheit zu betrachten. „Langweilig", das wäre ein subjectives Urtheil, „interessant" ist ein objectives, weil es allen Standpunkten gerecht zu werden sucht. Sehr wohlklingend und nach dieser Richtnng zweckmäßig ist auch das so beliebte Wort „sympathisch". Sympathien sind eben unmeßbar, unwägbar, sie sind die Imponderabilien der Geschmackswelt. Es gibt schlechterdings nichts, was nicht Jemandem sympathisch sein könnte. Ich nenne also mit ruhigem Gewissen Alles sympathisch, was meine Antipathie erregt, denn gerade das wird wahrscheinlich bei anders organisirten Leuten Sympathie erwecken, und ich schreibe ja nicht für mich, sondern für Andere.

Nur noch einen Kunstausdruck möchte ich hier anführen, der mir im Laufe der Jahre ein wahrer Segen geworden ist, besonders wenn ich sogenannte „Geschenkliteratur", angebliche Prachtwerke zu kritisiren hatte, bei denen der Einband die Hauptsache war. Wenn ich so ein effectvolles (s. oben) Object vor mir habe, mit Zierrathen aller Art in Blinddruck, Hochdruck, Buntdruck, Golddruck überladen, nach gothisch-romanisch-byzantinisch-orientalischen Motiven, so nenne ich das ohne Zögern „stilvoll", denn es ist ja wirklich aller möglichen Stile voll. Dieses Wort hat seither in den kritischen Rubriken der Zeitungen unerhörten Anklang gefunden und wird nach meinem Vorgange (wie ich wohl rühmen darf) jetzt so ziemlich auf Alles angewendet. Die neue Villa des Herrn Bankiers Goldstaub, das Jubiläums-Album, welches dem Herrn Director der Stolpe-Danziger elektrischen Eisenbahn überreicht wurde, die Toiletten auf dem Kostümballe der Frau von Müllermayer, das herrliche Blumenkissen für die gefeierte Ballerina Signora Conamore ꝛc., das ist nach der einstimmigen Versicherung der Lokalcorrespondenzen und Reporter im höchsten Grade „stilvoll". Mit diesem Ausdrucke, der auf Alles paßt, fordert man die ganze moderne Kunstindustrie in die Schranken.

Doch genug. Ich habe mich gedrungen gefühlt, diese öffentliche Generalbeichte abzulegen. Wenn ich Sünden begangen habe, so that ich dies doch nicht in der Absicht, dadurch einen Tugendpreis zu verdienen. Nein. Verdamme mich, wer will. Verzeihe mir, wer kann. Vor Allem aber verstehe mich recht, wer künftighin meine Bücherkritiken liest.

Aus der Hauptstadt.

Odette.

Schauspiel in vier Acten von Victorien Sardou.

(Berliner Residenztheater.)

Unsere Leser kennen das neueste Stück des erfolgreichsten Dramatikers unserer Zeit; haben wir doch unmittelbar nach der ersten Pariser Aufführung (in Bd. XX, Nr. 50) einen eingehenden Bericht und zwei Probescenen aus dem bis heute ungedruckten Manuscripte des Verfassers gebracht. Ich brauche also auf den Inhalt der interessanten Novität des Residenztheaters nicht zurückzukommen und beschränke mich auf einige kritische Gedanken, welche die hiesige Aufführung in mir geweckt hat.

Sardou, der ein überaus feines Gefühl für actuelle Stoffe besitzt, ließ sich die durch den buckligen Parlamentarier Naquet in der Presse, in Volksversammlungen und in der Deputirtenkammer angeregte und debattirte Ehescheidungsfrage nicht entgehen. Zuerst behandelte er sie komisch in „Divorçons!", jetzt tragisch in „Odette". Im ersten Stücke heißt die Moral: Scheiden wir uns nicht! In „Odette" kommt man zu dem Schlusse: Scheiden wir uns, dann aber radical, nach deutscher oder noch besser nach schweizer Sitte, wonach die geschiedene Frau unter allen Umständen den Namen ihres Vaters wieder annimmt. Denn gerade darum dreht sich hier der ganze Conflict. Graf Clermont hat sich, nach dem französischen Codex, von Tisch und Bett scheiden lassen (séparation) und das erlaubt seiner ehebrecherischen Frau, seinen gräflichen Namen zu tragen und „an ihrer Schleppe durch den Schmutz" eines leichtsinnigen Lebens zu ziehen. In Folge dessen verweigert eine sittenstrenge alte Dame ihr Jawort zur Verlobung ihres Sohnes mit der Tochter dieser Ehrvergessenen. Nur unter der Bedingung, daß man der Abenteuerin den gräflichen Namen abkaufen und sie vermögen könne, Frankreich nie wieder zu betreten, ist der mütterliche Consens zu haben. Es handelt sich in dem Stück einzig um die Frage: wird Odette einwilligen?

In der Art und Weise, wie die Lösung geschieht, offenbart sich der ganze Sardou. Die Charakteristik ist oberflächlich und unwahr, aber der Vorgang ungemein packend und theatralisch. Seine Odette ist ein unerklärliches, weil unerklärtes Wesen. Ihr erstes Auftreten ist frech, herzlos, gemein. Auf frischer That ertappt, leugnet sie nichts und rechtfertigt sich auch nicht. Es wäre ihr so leicht, für mildernde Umstände zu plaidiren! Auch die Thränen — ultima ratio mulierum — verschmäht sie und begibt sich dadurch eines nie versagenden Mittels. Die Schlauheit ihres Geschlechtes hat sie verlassen. Kaltblütig spricht sie über die Basis der Trennung. Darüber, daß sie ihr Kind nicht wiedersehen soll, tröstet sie sich bald. Kurz, sie ist nur noch — die Tochter ihrer Mutter, und sie sagt mit Valentin: „Dann sei's auch eben recht." Während des ersten Zwischenactes, der fünfzehn Jahre in sich schließt, sinkt sie von Stufe zu Stufe, wechselt ihre Liebhaber wie ihre Handschuhe und hängt sich zuletzt an einen Falschspieler. In ihrer höchsten Noth trifft sie den Grafen wieder. Er will ihr ihren Namen abkaufen. Sie lehnt sein Ansinnen ab. Er spricht von ihrer Tochter, und jetzt geschieht das Unglaubliche. Nachdem sie fünfzehn Jahre lang den Kuckuck nach ihrem Kinde gefragt, entdeckt sie plötzlich ihr Mutterherz und weiht sich dem Opfertode, um dem Lebensglück ihres Kindes nicht länger im Wege zu stehen. Das ist unwahr Eine gute Mutter ist nicht so vergeßlich und eine schlechte Mutter nicht so heroisch.

Die Courtisane, als welche man sie uns schildert, würde die Millionen, die ihr der Graf anbietet, ruhig annehmen, ihre Schulden damit bezahlen — oder auch nicht — und auf alle Fälle ein frohes Leben führen, wenn auch fern von Frankreich und ohne den Gräfinnentitel. Eine solche Frau, wenn sie ihre Tochter wiedersehen würde, hätte auch schwerlich so viel Zartsinn und Charakterstärke. Sie würde sich ihr zu erkennen geben, den Vater anklagen und ihr Leben in einen Dunst von Lüge hüllen. Oder sie wäre schlau und würde Thränen der Reue vergießen und dadurch ihre Tochter, den Mann und ihren Platz in der Welt wiedergewinnen. Odette ist eine Puppe. Sie lebt nicht, sondern folgt nur dem Draht des Meisters, der sie schuf. Ihr ganzes Thun richtet sich nach dem Scenario und ihr Denken ist „Theaterlogik", wie weiland Hauptpastor Götze geringschätzig zu sagen pflegte.

Auch der Graf ist ein ganz eigenthümlicher Herr. Da deelamirt er uns fortwährend von dem Säbel — Pardon! — von dem Namen seines Vaters. Es ist ihm schrecklich, daß sein Grafentitel von einer leichten Person durch alle zweifelhaften Quartiere Europas geschleift wird. Habeat sibi, der gute Mann! Warum hat er sie geheirathet? Alle Welt warnte ihn vor dieser bedeutend jüngeren und schlecht erzogenen Tochter einer verrufenen Mutter. Aber gleichviel. Der Graf Clermont vergaß aus lauter Liebe plötzlich sein erlauchtes Geschlecht und heirathete das gefährliche Fräulein. Da Odette noch sehr jung ist, so läßt sie sich ja noch bessern. Gewiß übernimmt ihr Herr und Gebieter dies schöne

Erzieheramt. Weitgefehlt! Der Graf läßt seine Frau ganze Wochen allein und baut in der Umgebung von Paris ein einsames Schloß, wo sie später mit ihm residiren soll. Angenehme Aussichten für eine lebenslustige Pariserin! Natürlich sucht sie jetzt ihre Unterhaltung, wo sie sie findet. Sie geht in Gesellschaft amüsanter junger Leute ins Theater, in Concerte, auf Bälle, gibt ferner — natürlich immer in Abwesenheit ihres Gemahls! — mehr oder weniger intime Theegesellschaften, und am Ende — aber nicht gar zu weit — liegt der Ehebruch. Wer wirft den ersten Stein auf sie? Sonderbarerweise ist es ihr Mann. Und wie benimmt er sich dabei? O wie ein strenger und gerechter Richter, der ohne Schuld ist. Nachdem er sie auf frischer That ertappt, läßt er kaltblütig zuerst sein Kind in Sicherheit bringen und jagt sie dann fort, in Nacht und Nebel auf die Straße hinaus, ohne zu bedenken, daß er auch seinen Namen mit hinauswirft. Hand aufs Herz, hat die Unglückliche nicht ein wenig Recht, wenn sie ihn eine Memme (lâche) — in der Uebersetzung: Elender! — nennt?

Diese zwei Hauptpersonen und die beiden Hauptscenen zwischen dem Grafen und Odette und zwischen Odette und ihrer Tochter ertrinken in einer Hochfluth von Episoden und Episodenfiguren. Der ganze erste Act kann gestrichen werden, und zwei Dritttheile der folgenden Acte sind Füllwerk. Die zahllosen Comparsen beherrschen die Scene mit ihrer nervenreizenden Beweglichkeit, amüsiren das Publicum durch lustige Einfälle aufs Beste und geben dann dem Drama wieder einen Ruck vorwärts. Sie haben nichts mit dem Stück, sondern nur mit dem Handwerk Sardous zu thun. Aber wie der geniale Bühnenstratege diese zum Theil meisterhaften Figuren zu bewegen versteht! Das Stück unterhält von Anfang bis zu Ende, regt uns an und auf, ärgert uns wohl auch da und dort und fesselt uns immer. Sardou hat etwas Fascinirendes. Er gebietet über unser Lachen, wie über unsere Thränen. Er ist nicht nur erfindungsreich; er sprudelt von Geist und Witz über. Ja, manchmal ist er sogar Poet. Freilich nur in jenen Augenblicken, wo er den Handwerksschurz hinlegt. So ist denn auch an seinen Zügen kein Mangel. Sie finden sich zumal in den zwei meisterhaft durchgeführten Hauptscenen, von denen die letztere — unseren Lesern im Wortlaut bekannt — nur etwas allzu handgreiflich auf die Thränendrüsen wirken will. Wie fein ist es z. B., daß Odette gerade an der Tiefe des Vaterschmerzes die Größe ihres Verlustes erkennt und den Himmel von Glück ermißt, um den man sie betrogen hat! Ihr Schrei: „Voleur d'enfants!“ — er fehlt in der ziemlich pietätlosen deutschen Bearbeitung — ist echt menschlich und von tragischer Gewalt. Viel weniger gefällt mir die Lösung, die das Stück peinlich abschließt. In Mario Uchards „Fiammina“ — einem Schauspiel, dem Sardou ziemlich ungenirt die Hauptscenen und manches treffende Wort entnommen, wie z. B. die Stelle, wo Bérangère ihren Vater, der für sie fast zur zärtlich liebenden und fürsorgenden Mutter geworden, „Mama“ nennt — zieht sich die Mutter in ein Bußkloster zurück. Odette wird dagegen von dem Grafen eigentlich mit Gewalt in den Tod getrieben. Es ist kein Opfer mehr, sondern geradezu ein Mord. Ist überhaupt das Glück der Tochter durch den Tod der Mutter nicht zu theuer erkauft? Kann eine Ehe, die einen Selbstmord als Prämisse hat, glücklich sein? Zum mindesten paßt das dies irae schlecht zur Hochzeitsmesse.

Dieses durch und durch pariserische Stück, das namentlich in seiner Verquickung von Demimonde und Mutterschaft für deutsche Zuschauer manches Verletzende hat, wurde im Residenztheater recht würdig aufgeführt. Die Ausstattung ist geschmackvoll ohne Aufdringlichkeit, und selbst die kleineren Rollen sind in guten Händen. Der Gast, Herr Keppler, der in München keine sonderlichen Fortschritte gemacht zu haben scheint, gibt den Grafen, den er mit einem echt französischen Tambourmajorsbart ausstattet, viel zu jung. Der Zuschauer wird aber für dies Uebermaß von Jugend durch die beiden Darstellerinnen von Odette und Bérangère mehr als reichlich entschädigt. Z.

Notizen.

Der Orient will auch für dieses Frühjahr nicht zur Ruhe kommen und die Unruhen in Aegypten namentlich haben neuerdings ganz besonders die Aufmerksamkeit gefesselt. Was dort vorgeht, erinnert an die Märchen aus tausend und einer Nacht. Die buntesten Bilder wechseln in dem Kaleidoskop, das unsichere, aus den verschiedensten Lagern stammende Depeschen, interessirte Correspondenzen und oft unkundige oder irgendwie beeinflußte Zeitungen dem europäischen Leser vorgaukeln. Man ist längst daran gewöhnt, daß von Osten her zahllose Entstellungen der Wahrheit, im simplen Sprachgebrauch Lügen genannt, sich über die Welt ergießen. Wie viel schöne Dinge wurden uns beim Beginn des letzten Orientkrieges von der Befreiung der türkischen Unterthanen durch die wunderlichsten Träger der christlichen Civilisation, in welcher Eigenschaft sich die Kosaken präsentirten, nicht etwa nur in slavischen Blättern, sondern auch in sonstigen, auf Commando begeisterten Journalen erzählt. Rußland wurde, wenn nicht in den Krieg gehetzt, doch in allen Modulationen dazu ermuthigt. Man weiß, was daraus geworden ist. Die mit moskowitischer Hülfe geretteten Völkerschaften sind dadurch nicht glücklicher geworden, und die Russen wissen Niemandem Dank für die zweifelhafte moralische Bundesgenossenschaft, die auf dem Berliner Congreß doch nicht Stich halten konnte. Jetzt wurde uns in Aegypten ein ähnliches Schauspiel geboten. Das Land erholte sich langsam von der Mißwirthschaft langer Jahrhunderte. Es war einige Ordnung in die Finanzen, in die Steuererhebung und Verwaltung gekommen. Neuerdings tagte sogar eine Art Parlament, mit der Anwartschaft der Selbstregierung und dem schönen Motto: Aegypten für die Aegypter! Dann stellte sich in der nördlichen Hemisphäre pünktlich eine ganze Reihe von Doctrinären ein, die sich erkundigten, woher der officiöse Wind wehe, und wenn sie es zu wissen oder zu vermuthen glaubten, ein politisch philosophisches System zimmerten, das für die nationale Wiedergeburt des Pharaonenlandes eintrat und die Westmächte wegen ihrer Ausbeutung der reichen Nilufer und ähnlicher Vergehen der Mitwelt denuncirte. Die Nachbeter machten wie gewöhnlich Chorus, und es fehlte nicht viel, daß ein Kreuzzug gegen die englisch-französische Controlwirthschaft in Kairo gepredigt wurde, gleichviel daß diese mit der Zustimmung, wenn nicht im Auftrage der europäischen Mächte eingerichtet war und verhältnißmäßig günstige Resultate erzielt hatte. Frankreich und England hatten mit ihrer bekannten Collectivnote vor einigen Wochen allerdings einen wenigstens formellen Fehler gemacht, insofern sie sich nicht zuerst nach Constantinopel gewandt, sich auch nicht mit den anderen Mächten verständigt hatten. Beides war unumgänglich, wenn namentlich eine eventuelle active Intervention der ägyptischen Militärpartei gegenüber ins Auge gefaßt war. Die Note that inzwischen wenigstens ihre augenblickliche Wirkung, und es war in Kairo eine scheinbare Ruhe eingetreten. Aufmerksame Beobachter trauten freilich dem Frieden nicht. Pessimisten meinten sogar, der erste beste Baissier an der Börse von Alexandria, der einige turbulente Militärs mit den rechten Mitteln, etwa zweihundert Pfund, zu bearbeiten, eventuell an seinem Geschäfte zu betheiligen wisse, könne wieder dort Alles umwerfen. So war es auch einmal fernab von jenem Schauplatze, in Lissabon, während der zwanziger Jahre zugegangen, wo ein Minister dem preußischen Gesandten vom Fenster aus eine Militäremeute zeigte und sagte: diese ist nicht sehr gefährlich und beträgt nur eine nicht sehr erhebliche Summe. Wird aber mehr Geld aufgebracht, dann stehe ich für nichts! In Aegypten waren die Kosten vermuthlich noch geringer. Im Rücken der an und für sich ganz ehrenwerthen Nationalen standen von vornherein die in den Kaffeehäusern Kairos flanirenden und raisonnirenden Offiziere, denen die 433,000 Pfund, welche das Budget für die Armee auf Kosten der im Schweiß ihres Angesichts arbeitenden Fellahs, zum Schaden des öffentlichen Unterrichts und sonstiger gemeinnütziger Zwecke ausgeworfen hatte, keineswegs genügen. Am liebsten möchten sie die gesammten Revenuen des Landes an sich reißen und nach Art der früheren Mamluken ein Schlaraffenleben führen. Der vielbesprochene Arabi Bey soll für seine Person besser geartet sein. Jedenfalls ist er ein Glückskind, denn nach allen Wechselfällen der letzten Zeit war er am anderen Morgen stets wieder obenauf. In Kairo sagt man von ihm: Werft ihn in den Nil, er wird stets mit einem Fisch im Munde wieder emportauchen! Ob er jedoch seiner militärischen Hintermänner, die jetzt in mehr oder weniger ausgesprochener Weise das Heft in Händen haben, auf die Dauer Herr bleiben wird, muß sich zeigen. Die Zukunft des Landes ist in Dunkel gehüllt und die Morgensonne, die der Memnonssäule wundersame Töne entlockt, wird noch für lange Zeit auf kein friedlich regiertes und glückliches Aegypten ihre Strahlen ergießen.

* * *

Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage von Rudolf Adamy unter künstlerischer Mitwirkung von A. Haupt. Erster Band in 2 Abtheilungen. Hannover 1881, Hellwing.

Ich heiße dies Buch willkommen als ein erfreuliches Zeugniß, daß die nachwachsende mitstrebende Jugend doch noch das Band nicht löst, das die Geschichte der Kunst mit der Aesthetik und der menschheitlichen Culturentwicklung verknüpft, ja es noch fester zu schlingen strebt. Der Verfasser beabsichtigt uns aus dem Orient nach Griechenland und Rom, durch das europäische Mittelalter bis zur Renaissance und zur Gegenwart zu geleiten und nachzuweisen, wie die architektonischen Formen ein Ausdruck des Gemüthslebens und der Weltanschauung der Völker sind und wie die Fortschritte der Technik mit den gesteigerten Gebilden der Phantasie zusammentreffen, zusammenwirken; er erstrebt dabei eine ästhetische Würdigung dieser Formen; zu ihrem Verständniß will er hinführen, das Wesentliche und Charakteristische derselben auffassen und begreifen, nicht die einzelnen Monumente alle aufzählen und von ihrer Herstellung berichten. Er ist dabei mit der neueren Aesthetik wohl vertraut und hat sich zu eigen gemacht, was besonders für die Architektur an zwei hervorragenden Architekten unsrer Zeit, von dem so gelehrten wie geistvollen Böttticher und von dem so schöpferischen wie forschungslustigen Semper Bahnbrechendes geleistet worden ist. Von den Griechen aus lehrte Böttticher wie die Bedeutung und Leistung der Glieder eines Baues, und der Einfluß den sie von andern im Zusammenhang des Ganzen erfahren, in ihrer Kunstform vernunft- und naturgemäß sich ausprägt. Von der ersten handwerklichen Thätigkeit der Naturvölker aus zeigte Semper wie der Stil mit dem Material verbunden ist, dem er sich fügt und das er nach seinen eigenthümlichen Vorzügen verwerthet; die im Kleinen gefundenen anmuthigen Formen werden als Ornamente auf das Große übertragen. Doch bewahrt Adamy beiden als Künstler und Denker ausgezeichneten Männern gegenüber sein selbstständiges Urtheil und die Freiheit des Voranschreitens, auf den von ihnen gebrochnen Bahnen.

Adamy geht von der Subjectivität des Menschen, von der in sich mannichfaltigen Einheit des Geistes aus, um die architektonischen Grundformen abzuleiten; ein Weg, den meine Aesthetik für das Schöne überhaupt eingeschlagen. Er sagt: „Ohne ein in sich Einheitliches zu sein, würde der Geist sich nie erfassen und erkennen, noch sich zum Mittelpunkt aller Eindrücke, die das Leben ihm bietet, machen können; die Welt mit ihren Wesen blieb ihm ein Chaos, und jede Entwicklung wäre unmöglich.“ Er fügt hinzu: „Je einfacher der Mensch sich die Welt vorstellt, um so ruhiger und klarer muß ihr Bild im Kunstwerk werden; je großartiger und vielseitiger in ihren innern Beziehungen sie ihm erscheint, um so reichhaltiger und wechselvoller. So wird die Architektur ein Spiegelbild der allgemeinen Anschauungen eines Volks, seines innersten Lebens und Denkens.“ Es sind die Grundkräfte der anorganischen Natur, welche die Architektur für Anschauung und Gefühl in Kraft und Last, in Bewegung und Schwere rein hervorhebt und zu einem Abbild des Kosmos gestaltet.

Wenn Adamy der Phantasie als der ursprünglich und reflexionslos schöpferischen, aus dem Gemüth quellenden Thätigkeit die Einbildungskraft als das bewußte Machen, das Spielen mit eingebildeten Empfindungen gegenüberstellt, so ist das weder im Sprachgebrauch begründet, noch zu rechtfertigen; seine Darstellung der Phantasie schließt er an Fichtes Psychologie, und sagt, ich habe in meiner Aesthetik das Gleiche gethan; er hat übersehen, daß mein Buch zehn Jahre früher als das Fichte'sche erschienen ist, und dieses selbst auf jenes Bezug nimmt.

Adamy beginnt mit Indien, und reiht daran dann die Entwicklung der Baukunst in Aegypten, Mesopotamien, Persien und den Culturländern des westlichen Asiens. Die Schilderung Indiens scheint mir am gelungensten, die Werthschätzung der buddhistischen Banten überzeugend. Auch das Kunstvermögen der Perser ist nach seinem originalen Wesen wie nach der Aufnahme fremder Formen und deren Verbindung richtig erkannt, und hier wie überall die Charakteristik des Volksgeistes in Religion und Staat vorausgesandt, um seine Ausprägung in der Architektur zu veranschaulichen. Dazu helfen die dem Text eingefügten Zeichnungen trefflich mit. Der Stil des Verfassers ist lebendig und bilderreich, dürfte aber etwas knapper und minder blumig sein.

Wir hoffen auf das Werk zurückzukommen, wenn es weiter vorangeschritten ist, glauben aber schon jetzt es den Freunden der Aesthetik wie der Culturgeschichte als eine lehr- und geistreiche Lectüre empfehlen zu können; es bringt das auf beiden Gebieten Erarbeitete mit manchem Neuen auf anziehende Weise. M. Carriere.

Offene Briefe und Antworten.

Eine Tradition des Weimarer Hoftheaters.

Der Individualismus, der uns Deutschen allen eignet, ist von Alters her unser Segen und zugleich unser Fluch gewesen. Wir sollten aber aus der Geschichte lernen, diese heilsame Eigenschaft einzuengen oder zu unterdrücken, wo sie zum Nachtheil oder selbst zur Unehre gereicht.

Dieser Gedanke wurde mir wieder lebendig, als unlängst Goethes „Iphigenie“ in einer wohlthuenden, abgerundeten Darstellung auf dem hiesigen Hoftheater zur Aufführung kam. Die Vorstellung entsprach den künstlerischen Traditionen und Intentionen, die seit lange am hiesigen Orte heimisch sind. An einer Stelle aber überraschte es mich nicht wenig, einem alten Irrthum aufs Neue zu begegnen, auf den schon vor Jahren öffentlich hingewiesen war — die Worte, mit denen Iphigenie ihr Geständniß an Thoas einleitet (Act 5, Sc. 3), daß ihr Bruder und sein Freund einen heimlichen Betrug gegen den König geschmiedet haben:

> Allein Euch leg ichs auf die Kniee! Wenn
> Ihr wahrhaft seid, wie Ihr gepriesen werdet,
> So zeigt's durch Euren Beistand und verherrlicht
> Durch mich die Wahrheit! —

faßte die darstellende Künstlerin als im abgewandten Gebet an die Götter gerichtet auf.

Die Worte sind aber direct an den Thoas gerichtet und beziehen sich auf die Wahrheitsliebe seines Volkes.

So ist die Stelle auch bei der Säcularfeier von Goethes Ankunft in Weimar im November 1875 zu Weimar selbst, gewiß im Einklang mit der Tradition aus den eigenen Tagen Goethes, vorgetragen worden, wie ich auf directe Anfrage erfahren habe. Herr v. Loen fügte gütig hinzu, daß auch die Antwort des Thoas in der prosaischen wie in der poetischen Fassung eine solche Deutung bestätige.

Nun läßt sich freilich nicht leugnen, daß die so zu sagen Schweriner Theater-Auffassung weithin verbreitet ist. Zunächst theilt sie schon der gelehrte und verdienstvolle Herausgeber des Dramas in der Hempel'schen Sammlung: Friedrich Strehlke. Auch ein anderer bewährter Goethe-Kenner, der sel. Theodor Creizenach in Frankfurt a. M., schrieb mir direct: Ich bin völlig überzeugt, daß jene Worte als an die Götter gerichtet aufzufassen sind. Ja, ich halte es nach der ganzen Richtung der Studien Goethes und nach der Art, wie er seine klassische Lectüre zu verwenden pflegte, für nahezu unmöglich, daß er das bei Homer so häufig vorkommende *ταῦτα θεῶν ἐν γούνασι κεῖται* nicht im Sinne gehabt haben sollte.

Namentlich die Philologen vom Fach mögen diese Ansicht zahlreich theilen; ich nicht, ich will auch ihre Ueberzeugung nicht erschüttern, zumal es zum Glück keine äußere Instanz für Ueberzeugungen gibt. Für die Bühnenpraxis aber meine ich, müßte die Weimarer Aufführung maßgebend sein, und unter dem deutschen Volke ein kanonisches Ansehen genießen, wenn auch Kritik und gelehrte Forschung bei Einzelnen eine abweichende Auffassung begründen sollte.

Wie stehn unsere großen deutschen Bühnen und die anerkanntesten Goethe-Forscher unserer Tage an dieser Stelle der Weimarer Aufführung gegenüber, zustimmend oder ablehnend? U. A. w. g.

Schwerin, i/M. Friedrich Latendorf.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Ein Schriftsteller, Dr. phil., viels. gebildet, auch gewandter Corrector, sucht dauernde Stellg. bei d. Redact. e. belletr. Journals. — Referenz., Lebenslauf, Phot. ꝛc. z. Verfüg. Gefl. Adr. unter **H. c. 0376** beförd. **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg.**

Im Commissionsverlag von **C. Heinrich** in **Dresden** erschien soeben und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Das

OUPNEK'HAT.

Die aus den Veden zusammengefaßte

Lehre von dem Brahm.

Aus der

sanskrit-pers. Uebers. d. Fürsten Mohammed Daraschekoh

in das Lateinische von

Anquetil Duperron,

in das Deutsche übertragen von

Franz Mischel, Dr. med.

Preis 8 *M.*

Dieses Werk enthält die Lehre von der All-Einheit, zur Herausgabe desselben leitete der Zweck, den gebildeten Deutschen die reine, unverfälschte, vollständige indische Philosophie vorzulegen und dieselbe an dem Genusse des Köstlichsten, was je auf diesem Gebiete entstand, Theil nehmen zu lassen.

Bei **Hermann Schönrock** in **Landsberg a. W.** ist erschienen von Professor Dr. K. Uphues, **Das Wesen des Denkens nach Platon** *M.* 3.—, **Die Definition des Satzes** nach den Platonischen Dialogen Kratylos, Theaetet u. Sophistes *M.* 2.80, von Professor Dr. Fr. Michelis, **Die Lügnerin Germania** *M.* —.80. Drei hochinteressante, bedeutsame Novitäten!

Von den zur Ausgabe im Laufe dieses Jahrs bereits voraus angekündigten Bändchen der

Deutschen Litteraturdenkmale d. 18. Jahrhunderts.

Herausg. von **Bernhard Seuffert,**

ist unter der Presse und wird Anfang Februar ausgegeben:

5.

FAUST

von

Goethe.

(Fragment 1790.)

Preis ca. 70 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Heilbronn, 20. Jan. 1882.

Gebr. Henninger in **Heilbronn.**

In **Th. Grieben's** Verlag (L. Fernau) in **Leipzig** erschien soeben:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen über die

geistige Entwickelung des Menschen

in den ersten Lebensjahren

von Professor Dr. W. Preyer.

Preis 8 *M.*

Verzeichniß im Preise herabgesetzter Bücher

ist für 10 Pfennige durch jede Buchhandlung oder direct von mir (gegen Briefmarke) zu beziehen.

Paul Beyer in **Leipzig.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Allen Bücherfreunden bestens empfohlen:

Bibliothek deutscher Curiosa.

Band I. **Skizzen von A. G. Meißner.** Preis 2 *M.* 50 ₰.

Band II/III. **Nachtwachen von Bonaventura (J. v. Schelling).** Preis 3 *M.*

Band IV. **Briefe eines Frauenzimmers aus dem XV. Jahrhundert.** Preis 2 *M.* 50 ₰.

Jeder Band charakteristisch und stylvoll eingebunden (Pergamentrücken und Ecken).

Demnächst (Frühjahr 1882) erscheint als V. Band:

Christian Weise's

Comoedie von Tobias und der Schwalbe.

Preis 2 *M.* 50 ₰.

Eine dramatische Arbeit aus dem Jahre 1682, voll des wunderbarsten Humors und Satyre. Mit einer Einleitung versehen und redigirt von **Rudolf Genée.**

In jeder Buchhandlung vorräthig.

Berlin, Januar 1882. Die Verlagshandlung **A. Hofmann & Co.**

Collection Spemann Band 17

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: *J. F. COOPER, Der Bravo, II.* mit einer Einleitung von *Ludw. Pröscholdt*

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Ein Vorschlag zur Beilegung des Culturkampfes. Von einem freisinnigen Katholiken. Preis 1 *M.* 50 ₰.

v. Husen's, Chr., Odyssee-Bilder. Nausikaa's Verschüttung. Preis 1 *M.*

Heinrich von Campello. Eigene lebensgeschichtliche Aufzeichnungen zur Begründung seines Austritts aus der päpstlichen Kirche. Preis 1 *M.*

Kritische Waffengänge. Herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. Erstes Heft. Wozu, wogegen, wofür? Der Dramatiker Heinrich Kruse. Preis 1 *M.*

Ueber die Nothwendigkeit einer durchgreifenden socialen Reform. Ein Wort ernster Mahnung eines Menschenfreundes. Preis 50 ₰.

Weddigen, Dr. F. H. Otto, Geschichte der Einwirkung der deutschen Litteratur auf die Litteraturen der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit. Preis 2 *M.* 50 ₰.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Band **16** *enthält: J. F. Cooper, Der Bravo, I. mit einer Einleitung von L. Pröscholdt.*

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raume — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Bande.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Jagd-Lexikon von Oberförster v. Riesenthal.

520 Oktav-Seiten. Geh. *M.* 5.—, geb. *M* 5.50.

Ein vortreffliches Lehr-, Hilfs- und Nachschlagebuch, das in lexikalischer Form alles bringt, was jeder, der dem edlen Waidwerk obliegt, wissen muß. In gründlichster Weise behandelt es ebensowohl Jagdkunde als Waidwerk, belehrt über Hundezucht- und -Pflege, Gewehre und Munition, Herstellung der Fallen und Eisen ꝛc., bringt in Tabellen die gesetzlichen Schonzeiten aller deutschen Staaten, die Signale der Treib- und Parforcejagden in Noten gesetzt ꝛc. Überall, wo es zum Verständnis notwendig erschien, sind gute Illustrationen beigefügt. Es sei allen Jüngern des heiligen Hubertus, auch solchen, welche sich nur „Sonntags" zu ihm bekennen, auf beste empfohlen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Hierzu eine Beilage der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 7. Berlin, den 18. Februar 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Ein Rückblick auf den Reichstag. Von Friedrich Boettcher. — Die Regentschaft Tunis. Von Friedrich von Hellwald. — **Literatur und Kunst:** An Berthold Auerbach. Von Franz von Holtzendorff. — Am Sarge Berthold Auerbachs. Rede, gehalten zu Cannes von Moritz Lazarus. — Lorenzo Stecchetti. Von Siegfried Samosch. — Rußlands Werden und Wollen. Von A. Brückner. — Ueber Caseïn- oder Käse-Malerei. Von Albert Jansen. — **Aus der Hauptstadt:** Salon-Plaudereien. Von Al Hafi. — Notizen. — Inserate

Ein Rückblick auf den Reichstag.

Von Friedrich Boettcher.

Mit dem 30. Januar ist eine der kürzesten, aber zugleich merkwürdigsten Reichstagssessionen zu Ende gegangen. Der preußische Minister des Innern hat ihr das Zeugniß eines ganz befriedigenden Verlaufes gegeben, und der Chor der officiösen und conservativen Presse hat das in tausend Variationen wiederholt. Die Behauptung bedarf indeß zum mindesten einer starken Einschränkung.

An nennenswerthen Aufgaben ist in dieser Session außer dem Etat nur die Frage des Hamburger Zollanschlusses zu einem positiven Abschluß gekommen — ein „Sieg der Regierung", an welchem von vornherein kaum Jemand gezweifelt hatte; denn nicht so sehr die Sache, um die es sich handelte, als vielmehr die Methode, wie dieselbe in den letzten Jahren betrieben worden, hatte der vorige Reichstag bekämpft. Jetzt erst, nach der Vereinbarung zwischen Hamburg und dem Reichskanzler, war der Augenblick zu einer materiellen Entscheidung gekommen. Und diese Entscheidung fiel naturgemäß zu Gunsten des Anschlusses aus.

Niemand verkennt das Gewicht der Bedenken, welche auch jetzt noch gegen die Maßregel geltend gemacht wurden. Sie hatten nur das Unglück, zu einseitig auf einem etwas veralteten Standpunkte des Hamburger Großhandels zu fußen, während die Hamburger Staatsbehörden, ja zum Theil der Großhandel selbst diesen Standpunkt längst verlassen hatten. Die große Mehrheit unserer Nation betrachtete die Stellung Hamburgs und Bremens innerhalb oder vielmehr außerhalb unseres volkswirthschaftlichen Organismus als eine ganz abnorme; ihr erschienen die zwei großen „Zollausschlüsse" als unleidliche Lücken in unserer nationalen Einheit. Und in der That: würden die beiden Städte wohl jemals zu einer solchen Sonderstellung gelangt sein in einem großen, lebenskräftigen und einheitlich geordneten Staatswesen? Ist diese Sonderstellung nicht vielmehr recht eigentlich eine Wirkung unserer früheren nationalen Zerrissenheit? Nun, weil dem so ist, darum wurde sie unhaltbar, sobald diese Zerrissenheit beseitigt, jenes lebenskräftige Staatswesen hergestellt war. Was die Hansestädte vom Reiche verlangen konnten, war lediglich, daß der wirthschaftliche Einigungsproceß sich unter möglichster Schonung ihrer eigenthümlichen Lage vollzöge. Dies ist jetzt für Hamburg in der Aufrechterhaltung eines beschränkten Freihafengebiets in ausgiebigem Maße geschehen.

Wird der Zollanschluß auf diese Weise unter dem Gesichtspunkte der nationalen Einigung aufgefaßt, so tritt der kleinliche Calcül, ob die Maßregel für das Reich 40 Millionen werth sei, in den Hintergrund. Andernfalls würde mit demselben, wenn nicht mit noch größerem Rechte sich die Frage aufwerfen lassen, ob denn das deutsche Reich überhaupt mit den unberechenbaren Opfern an Gut und Blut, die es gekostet, nicht zu theuer erkauft sei. Obendrein liegen auch die „praktischen" Vortheile, welche die Wegräumung der Zollschranken, die innigere Berührung unserer großen Welthandelsstädte mit unserer einheimischen Production zur Folge haben muß, klar auf der Hand.

Trotz alledem, so selbstverständlich sich auch die Beseitigung der wirthschaftlichen Sonderstellung der Hansestädte als eine unvermeidliche Consequenz unserer neueren nationalen Entwickelung darstellen mag, sie hätte schon kraft des starken Beharrungsvermögens, das jedem in Jahrhunderten herausgebildeten Zustande innewohnt, sicherlich noch lange auf sich warten lassen, hätte nicht ein mächtiger Impuls von außen die Frage in Fluß gebracht. Dies Verdienst, wie immer man über die gewählten Mittel denken mag, gehört unbestreitbar dem Fürsten Bismarck. Nachdem aber die Dinge einmal bis zu dem Punkte geführt waren, auf welchem der neue Reichstag sie vorfand, war die Sache thatsächlich bereits entschieden; zu erst noch zu erringenden „glänzenden Siegen" war für die Regierung gar keine Gelegenheit mehr.

Wo aber finden sich sonst noch die Anhaltspunkte, welche die Regierung mit ausdrücklicher Befriedigung auf die Reichstagssession zurückblicken lassen könnten? Daß der Etat von allen Seiten, auch von den fortgeschrittensten Liberalen bewilligt werden würde, war selbstverständlich. Aber bei der Berathung desselben ist der Volkswirthschaftsrath abgelehnt worden, obwohl der Reichskanzler für ihn das Vollgewicht seiner Person in die Wagschale geworfen hatte. Ohne das Eintreten des leitenden Staatsmannes hätte diese Ablehnung nicht viel mehr bedeutet als die Streichung mancher anderen inopportunen Budgetforderung; mit demselben war sie eine augenfällige Niederlage der Regierung.

Und es war nahe daran, daß sich etwas Aehnliches bei der Forderung für Errichtung einer Militärknabenschule in Neu-Breisach wiederholt hätte. Wenn es nicht geschah, so ist dies das Verdienst des Kriegsministers von Kameke, der die Angelegenheit sehr viel ruhiger und sachlicher behandelte als viele Andere, die sie zu einer großen nationalen Frage aufbauschen zu müssen glaubten. Immerhin aber war der Ausgang gewiß nicht ein solcher, der die Regierung hätte befriedigen können.

Auf der anderen Seite hat auch der Reichstag keinen Grund, eine wirkliche Genugthuung zu empfinden. Trotz der

Kürze der Session stehen ihre positiven Ergebnisse im stärksten Mißverhältniß zu der aufgewendeten Zeit. Niemals zuvor haben die Recriminationen über die Wahlen einen breiteren Raum eingenommen. Sie waren unvermeidlich, aber einen reellen Gewinn haben sie keiner Seite gebracht. Insbesondere gilt das von den Debatten über den königlichen Erlaß vom 4. Januar. Rückhaltslos geben wir zu, daß dieser hochbedeutsame Vorgang vom Reichstage nicht mit Stillschweigen übergangen werden konnte; aber das hindert uns nicht, über diesen Redekampf nichts weniger als erbaut zu sein. Wohl möglich, daß auf den äußersten Flügeln rechts und links einzelne Heißsporne an solchen Scenen Gefallen finden, aber der objective Beurtheiler kann nicht verkennen, daß das Gemeinwesen in denselben unter allen Umständen Schaden nehmen muß.

Niemals, auch in den festgefügtesten Verhältnissen nicht, ist es ohne Bedenken, die Grundlagen der constitutionellen Ordnung zum Gegenstande der parlamentarischen Controverse zu machen, am wenigsten aber in einem so jungen Staatswesen, wie es unser deutsches Reich ist. Bei den in Deutschland unter den einzelnen Factoren der Staatsgewalt bestehenden Machtverhältnissen müssen solche Erörterungen ohne Zweifel vorwiegend zum Nachtheil der Volksvertretung ausschlagen; aber auch unsere Kaiserkrone kann schließlich keinen Gewinn davon haben, wenn diejenige Institution, welche eine Hauptursache der Popularität unserer nationalen Staatsschöpfung gewesen ist, der Reichstag, an Ansehen gemindert wird. Allerdings sind die Besorgnisse, welche beim Bekanntwerden des Erlasses aufstiegen, durch die Rede des Kanzlers vom 24. Januar zum großen Theil zerstreut worden; die scharfe Abweisung eines Conflicts und die einschränkende Interpretation der auf die Wahlthätigkeit der Beamten bezüglichen Stelle mögen immerhin als ein Gewinn jener erregten Sitzung betrachtet werden. Besser aber wäre es doch gewesen, wenn der Reichstag sich mit derartigen „Meinungsverschiedenheiten" überhaupt nicht erst zu beschäftigen gehabt hätte.

Wenn man trotzdem besonders auf conservativer Seite von dem befriedigenden Verlauf der Session so viel Aufhebens gemacht hat, so läßt sich das kaum anders als von jenem engherzigen Parteistandpunkte aus erklären, welcher die constitutionelle Staatseinrichtung überhaupt für verderblich hält. Positive Leistungen wenigstens, die sie als ihr geistiges Eigenthum betrachten könnten, haben die Conservativen aus der letzten Session nicht aufzuweisen. Besser sind in dieser Beziehung die Liberalen daran. Der überraschende „Sieg" freilich, den die äußerste Linke noch im letzten Augenblick durch die Verhütung einer Erhöhung der Matricularbeiträge mittels Einstellung noch nicht vorhandener Ueberschüsse in den Etat erfochten, ist von sehr zweifelhaftem Werthe. Dagegen ist der von den drei liberalen Fractionen gemeinsam eingebrachte Entwurf eines Unfallversicherungsgesetzes ein Act, dessen Bedeutung alle Verkleinerungsversuche der Gegner nicht hinwegdisputiren werden.

Am meisten von allen Parteien aber darf das Centrum mit der Session zufrieden sein. Es hat mit seinem Antrage auf Beseitigung des Internirungs- bezw. Ausweisungsgesetzes einen wirklich großartigen Triumph gefeiert. Bei der Würdigung desselben ist die materielle Bedeutung dieses Gesetzes ganz außer Ansatz zu lassen. Dasselbe ist einstweilen thatsächlich außer Wirksamkeit, so daß eine dringliche Veranlassung zu seiner feierlichen Aufhebung schlechterdings nicht vorlag. Außerdem ist es sinnlos, ein bloßes Executivgesetz zu der preußischen Maigesetzgebung — und um ein solches allein handelt es sich — zu beseitigen, so lange diese Gesetzgebung in Kraft steht. Der Centrumsantrag war also nach dieser Richtung ohne praktischen Zweck; seine Absicht war lediglich, den mächtigen Einfluß des Centrums in der deutschen Volksvertretung aller Welt, dem Volke, der Regierung, vielleicht sogar dem Papste an einem recht in die Augen springenden Beispiele klar zu machen. Und diese Absicht ist vollständig erreicht. Niemand war im Zweifel darüber, daß die Stellung zu dem Antrage mit der größeren oder geringeren Bereitwilligkeit zu einem ehrlichen Friedensschluß zwischen Staat und Kirche gar nichts gemein hatte; sogar die Conservativen bezeichneten das Vorgehen als eine ehrgeizige Kraftprobe und baten fast flehentlich, von demselben Abstand zu nehmen. Trotzdem beugten sich die Meisten von ihnen dem Starrsinn des Centrums; mit ihnen die Mehrheit aller übrigen Fractionen, mit Ausnahme der Nationalliberalen. Welch seltsames Schauspiel! Dieselbe Partei, der bis in die letzten Jahre herein von allen Seiten die Existenzberechtigung auf dem Boden des modernen paritätischen Staates bestritten war, sie konnte jetzt dem deutschen Reichstage ihren Willen auferlegen, einen Willen, unter dessen Druck die anderen Parteien, eine einzige ausgenommen, aus den Fugen wichen!

In dem unaufhaltsamen Fluß der Dinge werden solche Momente nur zu leicht vergessen, wenigstens nicht genügend gewürdigt. Keine Erinnerung aus der letzten Reichstagssession aber dünkt uns mehr des Festhaltens werth, als dieser glänzende Sieg des Centrums. Wer dieser Session eine prägnante Charakteristik geben wollte, würde sie als die „Aera Windthorst" bezeichnen müssen.

Das Geheimniß dieser starken, fast gebietenden Stellung der ultramontan-particularistischen Partei ist leicht errathen. Wo sollte es anders liegen, als in der Zurückdrängung jener klaren, auf den stetigen Ausbau des Reichs gerichteten Politik, welche in dem ersten Jahrzehnt nach 1866 die maßgebende war? Ist es nicht höchst bezeichnend, daß die hervorragendste parlamentarische Trägerin dieser Politik, die nationalliberale Partei, allein in geschlossenen Reihen dem triumphirenden Centrum entgegengetreten ist? Wie sehr sie auch an Zahl und Einfluß geschwächt dastehen mag, sie hat das alte Ziel über alle Ungunst der Gegenwart hinaus fest im Auge behalten. Alle anderen Parteien haben mehr oder weniger der Rücksicht theils auf politische oder wirthschaftliche Sonderinteressen, theils auf die Wahlchancen gehuldigt. So konnte es kommen, daß sie in dem Momente, da die Partei der Mißvergnügten und Unversöhnlichen von 1866 im Reichstage nach dem Steuerruder griff, das Bild vollendeter Zerfahrenheit boten.

Innerhalb und außerhalb des Reichstags ist über diese Situation manch herbes Wort des Unmuths laut geworden. Aengstliche Gemüther haben sogar bereits die Anzeichen einer Wiederauflösung unseres Nationalstaates erblicken wollen. Das ist nun freilich Uebertreibung; das deutsche Reich beruht auf zu festen Grundlagen, als daß ein vorübergehend vom Particularismus beherrschtes Parlament es zerstören könnte. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß eine Zerfahrenheit, eine Kurzsichtigkeit und Kopflosigkeit, wie sie die meisten Parteien bei der Abstimmung über jenen Centrumsantrag gezeigt, für die Zukunft unseres Parlamentarismus von den verhängnißvollsten Folgen werden könnte.

Möglich, daß sich die Verhältnisse gesunder gestalten, wenn es in Preußen gelingt, zum Frieden oder wenigstens zum Waffenstillstande mit der römischen Curie zu kommen. Denn wenn erst der Particularismus seine Manöver nicht mehr unter dem Deckmantel der „Beseitigung des Culturkampfs" betreiben kann, werden Manchem die Augen aufgehen, und Mancher wird von den Rücksichten, die ihn heute bestimmen, befreit sein.

Warten wir also ab! Einstweilen darf man Deutschland Glück dazu wünschen, daß der Reichstag so kurze Zeit versammelt gewesen. Unter der angegebenen Constellation würde des Erfreulichen von ihm nicht viel zu erwarten gewesen sein. Wie sich die Zukunft gestalten wird — wer möchte es aus der Verworrenheit der Gegenwart heraus vorhersagen? „Zeit gewonnen ist Alles gewonnen," sagt das Sprichwort. Und von diesem Standpunkte aus mag uns die Thatsache, daß die großen gährenden Fragen für eine spätere Session aufgespart sind, beim Rückblick auf den Reichstag allerdings zur Befriedigung gereichen.

Die Regentschaft Tunis.

Von Friedrich von Hellwald.

„Du bist so nah' und doch so fern," wie es im Liede heißt, das könnte man auch von dem afrikanischen Ländchen singen, welches durch die jüngsten Ereignisse, wobei Frankreich und Italien als Rivalen auftraten, uns plötzlich so interessant geworden ist. In der That, die Regentschaft Tunis, das Reich des alten Karthago, liegt hart an der Schwelle Europas und doch ist dasselbe unserer Kenntniß ferner gerückt, als manches Stück im Innern des dunklen Welttheils. Die Hauptstadt Tunis freilich wird von Europäern aller Art häufig besucht, dient sogar manchen Touristen als Ausflugsziel, und über sie und ihre nächste Umgebung, über das Leben und Treiben der Einheimischen wie der Fremden in ihren Mauern wissen wir hinlänglich Bescheid. Darüber hinaus sind aber nur wenige Europäer gedrungen, das flache Land haben nur wenige wissenschaftliche Forscher durchstreift, die Städte und Plätze am Meeressaume und noch mehr im Innern sind dem gebildeten Publicum so gut wie unbekannt geblieben. Namen wie Kef, Bedscha, Kairuan oder Sfax vernahmen die Meisten wohl zum erstenmale anläßlich der tunesischen Expedition der Franzosen und selbst Geographen von Fach dürfen sich über das bescheidene Maß ihres Wissens von diesen Plätzen keiner Täuschung hingeben. Dankbarst begrüßen wir daher das hübsch ausgestattete Büchlein eines Reisenden, welcher vieler Menschen Städte und Sitten geschaut und dem ein mehrmonatlicher Aufenthalt in der tunesischen Regentschaft gestattet hat, sich auch außerhalb der Hauptstadt, in den wichtigsten Plätzen des Landes umzusehen. Herr Ernst von Hesse-Wartegg schildert uns „Tunis, Land und Leute" (Wien 1882, Hartleben) zwar als bloßer Tourist ohne jeglichen Anspruch auf Gelehrsamkeit, hat aber wohl hauptsächlich dadurch und Dank seiner durch viele und weite Reisen geschärften Beobachtungsgabe ein Büchlein geschaffen, das Niemand ohne Nutzen aus der Hand legen wird. Der zweite Theil desselben führt uns aus der Hauptstadt hinaus nach verschiedenen Richtungen durch das Land, und, an diesen will ich mich im Nachfolgenden halten, wo es nöthig ist noch andere Quellen benutzend, um den freundlichen Leser mit der tunesischen Landschaft und ihren wichtigsten Orten vertraut zu machen.

Ehe ich zu solcher Wanderung einlade, sei mir die Bemerkung verstattet, daß Tunesien gleichwie das benachbarte Algerien, mit dem es in jeglicher Hinsicht eins ist, in drei deutlich unterscheidbare Regionen zerfällt: den Sahel, nämlich die Niederungen an der Meeresküste bis zu den ersten Bergterrassen, zugleich der eigentliche Culturboden, ein überaus fruchtbares niedriges Hügelland, dem leider größere Wasserläufe fehlen; den Tell oder das Bergland, welches den nördlichen Abschnitt des tunesischen Gebietes einnimmt; endlich die Sahara oder das Dscherid, d. h. die Wüste mit ihren Sanddünen und Dattelpalmen im Süden. Wir begeben uns zunächst in den Tell. Dieses ganze nördliche Tunesien ist nichts als eine mächtige Gebirgsanschwellung, von dem langen und reichen Thale des Medscherda von Südwest nach Nordost durchschnitten. Im Norden und Westen dieses Stromes breitet sich ein Gebirgsland aus, in welchem einige schöne Thäler, prächtige Wälder und ziemlich reiche bebaute Ebenen vorkommen. Sonst sind die Gebirge in der Regel kahl, steinig und verwittert, die Thäler mit stacheligem Gestrüpp bewachsen; an den Abhängen grünen nur der wilde Spargelstrauch, Stechpalmen, Opuntien und der Rosmarin, der auch mit den Oelbäumen, einer der Haupteinnahmequellen des Landes, bei dem sonstigen Wald- und Baummangel das einzige Brennmaterial liefert. Nur im äußersten Westen, in dem bis auf die jüngste französische Expedition fast völlig unbekannt gewesenen Gebiete der Chumair oder Krumir ist die ganze Gegend waldbedeckt, coupirt, voll Schluchten, bergig. Wie man jetzt weiß, besteht dieses steile Gebirge aus zwei dem Meere parallelen Ketten, welche verschiedene Aeste zur Küste herabsenden. Die Uebergänge sind enge und die Verkehrswege ebenso selten als unpraktikabel.

Tunesiens Hauptfluß, zugleich der einzige direct ins Meer mündende, ist der Medscherda, der Tiber von Tunis, ebenso wie sein Stromgebiet die „Campagna" ist. „Nicht halb so groß wie der römische Strom," sagt von Hesse-Wartegg, „hat er doch dieselbe trübe Farbe, dasselbe schlammige träge Wasser, dieselben steilen erdigen Ufer. Er ist nirgends tief genug, um befahren zu werden, aber gleichzeitig auch an wenigen Stellen seicht genug, um das Durchwaten zu gestatten ... Sein Flußthal, einstens mit den üppigsten Getreidefeldern bedeckt, zeigt heute nur mehr wenige Spuren davon; der größere Theil ist mit Schilf und Gestrüpp dicht bekleidet, in welchem unzählige Wasservögel und Schildkröten hausen; die angrenzenden höher liegenden Gebiete zeigen wieder ganz den Charakter der Steppe. Wasserarm im Sommer, versumpft er im Frühjahr die ganze Umgegend und macht in dem wege- und straßenlosen Thale jede Passage unmöglich; nur in seinem unteren Laufe, von seinem Austritt aus dem Gebirge bei Medschez el Bab bis zu den Hügeln, auf welchen Utika lag, ist er segenbringend. Aber unterhalb Utika, bei dem Dorfe Bu Schatr, verliert er sich wieder in salzigen Sümpfen, von denen man nicht weiß, ob sie zum Festlande oder zum Meere zu rechnen sind." Seine Nebenflüsse sind ebenso trüb und schlammig wie er, und ohne irgend welche Bedeutung, daher es ganz nutzlos wäre, mit ihren Namen das Gedächtniß des Lesers zu beschweren. Sie bieten durchaus nichts Charakteristisches. Die einzigen Wege, welche hier von der tunesischen Regierung angelegt wurden und noch theilweise erhalten sind, führen von der Hauptstadt durch das Medscherdathal über Testour und Teburfuk nach der nahe der algerischen Grenze gelegenen befestigten Stadt Kef; ein anderer, gleichfalls von Tunis ausgehend, nach der Hauptstadt des Berber- und Krumirdistrictes, Bedscha; ein dritter, und zwar der besterhaltene, führt nach dem von der Natur herrlich angelegten, von den Menschen aber ganz vernachlässigten Hafen Biserta. Die andern Wege sind nichts als Saumpfade, auf welchen Kameel und Esel mühsam vorwärts kommen. Die Dörfer und Städte im Thale des Medscherda verrathen allerorts große Armuth, entsetzlichen Verfall, wie es bei der elenden Wirthschaft des Beg nicht anders möglich ist. Durch ihre pittoreske Lage fesselt uns die alte Stadt Testour; Teburfuk ist eine arabische Ruinenstadt, gebaut auf einer römischen, und zählt etwa 2—3000 Einwohner. Auch Kef, drei bis vier Tagereisen von Tunis entfernt und in einem südlichen Seitenthale des Medscherda gelegen, das berüchtigte Sicca Veneria der Römer, ist eigentlich nur ein großer Steinhaufen, welchen 4—5000 verarmte Menschen, darunter beiläufig 1000 Juden, bewohnen. Die Stadt zieht sich an einer Berglehne hinan und ist von zerbröckelnden Mauern umgeben, in welche vier Thore gebrochen sind; ein altes und hohes, gleichfalls zerfallendes Kastell aus der Byzantinerzeit überragt diese zweitgrößte Stadt im nördlichen Abschnitte der Regentschaft, deren Einwohnerschaft durch besondere Liederlichkeit sich noch heute hervorthut. Um von den Männern nicht zu reden, welche stehlen und stehlen lassen, so gelten alle Weiber von Kef ohne Ausnahme für käuflich. Den Beduinen der Umgegend soll kein Harem der Stadt verschlossen sein. Bedscha, gleichfalls in einem Seitenthale, aber einem nördlichen, ähnelt in jeder Beziehung den schon genannten Orten, nur ist hier noch mehr Handel, mehr Lebenskraft vorhanden.

Die Gebirgszone südlich vom Medscherda bietet weniger schwierige Naturhindernisse, obwohl diese immer noch groß genug sind, aber das Land ist weniger bedeckt, offener, in seinem nördlichen Theile noch bewaldet, nach Süden hin jedoch auf den zur Sahara geneigten Abhängen jene steinige Terrassen aufweisend, welche als „Hammada" berüchtigt sind. Nur stellenweise trifft man Korkeichenwaldungen an den östlichen und südlichen Gehängen dieser Berge, von welchen einige Wasserrinnen nach den Niederungen des Sahel herabkommen, meist jedoch ausgetrocknet sind und im Sande oder in kleinen Salzseen, „Sebcha", verschwinden, ehe sie das Meer erreichen. Dieser Sahel nimmt hauptsächlich den Osten Tunesiens ein, zwischen Kap Bon und

dem Golf von Gabes oder der Kleinen Syrte. Hier liegen an der Küste die volkreichsten und handelsthätigsten Plätze: Susa, Mahadia, Sfax, Gabes; im Binnenlande aber die heilige Stadt Kairuan, im Norden von zahlreichen Sebcha umgeben. Die Mehrzahl der Reisenden wählt, um nach Kairuan zu gelangen, den Weg längs der Meeresküste bis Susa und von da quer durch das Land nach Westen, weil man auf dieser Strecke mehr Alterthümer antrifft. Auf dem geraden südlichen Wege von Tunis nach Kairnan kommt man jedoch über die zwei berühmten Ortschaften Zaghuan und Dschugar, an den Quellen der alten karthagischen Wasserleitung erbaut. Zudem sieht man auf diesen Strecken ein gutes Stück des Landes. Herr von Hesse-Wartegg entschied sich daher für die letztere Route. Der Weg führte von der Hauptstadt zunächst zwischen üppigen Gerste- und Weizenfeldern hindurch, dann über sanfte Anhöhen zu dem ausgetrockneten schlammigen Becken des Sebcha el Sedschum, in dessen Kothmassen unzählige Schildkröten von recht respectabler Größe umherkriechen. Auf dem ganzen ferneren Wege bis nach Zaghuan zeigt das Land den traurigsten Anblick; halb Steppe, halb Wüste ist es völlig unbewohnt. Bald ist das weite Thal des Melianaflusses überschritten, und dann geht es wieder die felsigen Anhöhen empor, welche das erstere von dem Thale von Zaghuan trennen. Von hier gewahrt man dann den Dschebel Zaghuan in seiner ganzen Majestät; „eine graue Felsmasse von etwa 1200 Meter Höhe ohne irgend welche Vegetation, den massigen Grat von Wolken umzogen. Dräuend bildet er die südliche Abgrenzung eines der schönsten und lieblichsten Thäler der Regentschaft, einer Oase vergleichbar. Zum erstenmale sehen wir hier die im nördlichen Tunis so seltenen Palmen in größerer Fülle; wir sehen die schönsten Orangen- und Feigenbäume; die Karuben (Johannisbrodbäume), Cakteen, Lorbeer und Myrthen zu mächtigen Bäumen emporgewachsen, einen dichten schattigen Wald bildend, aus welchem auf dem steilen Abhange des Dschebel Zaghuan die blendend weißen Häuser der gleichnamigen Stadt hervorragen." Diese ist freilich nur ein elendes kleines Nest, auf den Trümmern einer römischen Ansiedlung erbaut, deren Wasserleitung noch heute von den Einwohnern benutzt wird. Von Zaghuan nach der heiligen Stadt Kairnan führt der Weg durch das Gebiet des starken Beduinenstammes der Dschella über die Ruinenstätte des römischen Zuccara, an welche heute ein ebenfalls elendes Dörfchen angebaut ist. Kairnan selbst ist eine der „vier Pforten des Paradieses", ein berühmter Wallfahrtsort, welcher von zahlreichen Pilgern aus Marokko, Arabien, ja selbst Persien besucht wird, ein Mekka des afrikanischen Orients; doch hat sie den Ruf einer heiligen Stadt nur in Tunesien, nicht in den übrigen nordafrikanischen Staaten. Ihr Betreten war noch vor kurzem jedem Ungläubigen strengstens verboten, neuestens aber konnten einige wenige Europäer die nunmehr von den Franzosen eroberte Stadt besuchen, welche ihren heiligen Charakter bis auf die Gegenwart bewahrt hat. Die vollständige Abgeschlossenheit derselben gegen alle fremden Einflüsse, das conservative fanatische Element, das sie beherbergt, ließen in ihrem Aussehen, in ihrer Architektur keine Veränderung eintreten. Schon aus der Ferne gewähren die zahlreichen Minarete und die noch zahlreicheren Kuppeln, die Palmen, die hie und da mit ihren schönen Kronen über das blendendweiße Häusermeer hervorragen, die hohen Paläste und Moscheen, einen ganz eigenthümlichen ungewohnten Anblick. Kairuan liegt entgegen der großen Mehrzahl der arabischen Städte Nordafrikas in der Ebene; es besitzt wohl eine „Kasbah", im Südwesten gelegen und „Keschlah" genannt, ein Fort ohne Bedeutung, doch wird es durch dasselbe nicht gekrönt und beherrscht, wie Tunis, Susa, Sfax und andere Orte. Hohe Mauern mit festen Ankerpfeilern und fünf Thoren, auch häufig von herausspringenden Thürmen flankirt, schließen von allen Seiten das Häusermeer der Stadt ein, welche fast die Form eines Sechseckes und einen Umfang von 3200 Meter hat. Innerhalb der Stadt geht längs der innern Seite der Mauer, die, obgleich oben mit einem durch Krenelirung geschützten Gange versehen, europäischer Artillerie doch nicht im entferntesten Stand halten konnte, ein breiter Weg, und in der nordöstlichen Ecke steht die große Moschee, Dschemma el Kebira oder Dschemma Sidina Okhbah genannt, die berühmteste unter den vielen Kairuans, in deren Kibla als größte Merkwürdigkeit der Bart des Propheten eingemauert ist. Ueberall in der Stadt stößt man auf Fonduk, in welchen die Handelskarawanen und die Pilger Unterkunft finden und die fast das ganze Jahr über ein recht buntes bewegtes Leben zeigen. Je tiefer man in die 30—50,000 Einw. zählende Stadt eindringt, desto reinlicher, schöner werden die Straßen, desto höher und umfangreicher die Gebäude. Kairuan ist nach Herrn von Hesse-Warteggs Versicherung eine der wenigen Städte des Orients, durch welche man von einem Ende bis ans andere gehen kann, ohne seine Schuhe zu beschmutzen. Neben seiner Heiligkeit ist Kairuan auch sehr industriell und handeltreibend, mit ausgedehntem Bazar, in welchem prächtige Teppiche, Wolldecken, schöne Seidenwaaren und wohlriechende Essenzen, dann treffliche Sachen aus gefärbtem Leder zum Verkauf gelangen. Die Stadt ist gleichzeitig der wichtigste Lebensmittel- und Viehmarkt im Innern der Regentschaft, so daß sich ihren Bewohnern auch damit eine reiche Einnahmequelle darbietet.

Kein Theil der Nordküste Afrikas ist so reich mit Städten gesegnet, als jener, welcher von den Wassern der Kleinen Syrte bespült wird. Zahlreiche römische Ruinen von Städten, Brücken und kleinen Ansiedlungen zeugen hier von der hohen Cultur des Sahel, der in jener Zeit die Provinz Emporia bildete. Die Städte Neapolis, Horrea Coelia, Hadrumetum und vor allem Thysdrus lagen hier und waren ebenso wie ihre auf ihren Ruinen entstandenen islamitischen Nachfolger die Hauptausfuhrhäfen von Oel und Schafwolle. Von diesen heutigen Hafenorten Nebel, Hammamat, Susa, das auf einer vorspringenden Landzunge gebaute, stattliche Monastir oder Mistir, wie es von den Arabern genannt wird, und das elende, ruinenhafte Media oder Mechdia ist Susa der größte und bemerkenswertheste. Die größte und mächtigste Stadt des südlichen Theiles der Regentschaft und zugleich der Hauptausfuhrhafen für die Datteln des Dscherid und die gesammte Region der tunesischen Oasen ist jedoch Sfax oder Sfakes. Seine Bewohner sind die eigentlichen Kaufherren des großen Gebietes bis Tripolis und Algier, und der ganze Großhandel liegt in ihren Händen. Dazu kommen noch die eigenen Industrieerzeugnisse der Stadt, die reichen Gartenprodukte der Umgebung und endlich die sehr einträgliche Schwämmegewinnung im Golfe von Sfax und Gabes, so daß die „Sfaxia," d. h. die Einwohner von Sfax, etwa 10—12,000 an der Zahl, sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen, den sie ausschließlich ihrer, im übrigen Tunis so seltenen, eigenen Thätigkeit und Arbeitsamkeit zu verdanken haben. Die Sfaxia sind sehr exclusiv, dabei, wenn auch nicht Fanatiker, so doch sehr religiös. Die Stadt besitzt fünf Moscheen, und fromme Stiftungen, Heiligengräber, geweihte Trinkbrunnen ꝛc. sind hier Legion. Von Tunis kommend präsentirt sich Sfax wie eine mittelalterliche Türkenstadt mit hohen Wallmauern, mit Thürmen und Zinnen, besitzt aber blos zwei Thore. Im arabischen Stadtviertel sind die Straßen eng, mit hohen Häusern eingefaßt und verhältnißmäßig sehr reinlich. Den Bazar ausgenommen, bietet sonst Sfax ebenso wenig Sehenswerthes, wie jede andere Stadt der Berberländer. Die Christen und Juden — etwa 2000 Köpfe — besitzen an dem tiefer als die Stadt gelegenen Meeresufer ein besonderes Viertel, „Rabat," das von der arabischen Stadt durch hohe Mauern vollständig getrennt und seinerseits ebenfalls von Mauern umschlossen wird, dessen breite Straßen aber von Schmutz und Unrath so auffällig starren, daß man sich wundern muß, wie die Malteser und Juden hier leben können, ohne von Fiebern und Krankheiten dahingerafft zu werden. Ebenso wenig ansprechend wie die Straßen der christlichen Hafenstadt ist auch die Bevölkerung — echte Levantiner, mit allen Fehlern und Sünden dieser eigenthümlichen Mischlingsrasse. Der südlichste Ort der Regentschaft ist endlich Gabes, an der tiefsten Stelle der Kleinen Syrte, beiläufig in der Mitte zwischen Sfax und der Insel Dscherba — eine palmenumrauschte Oase im vollsten Sinn des Wortes, sonst aber ohne jegliche Merkwürdigkeit.

An diesen Sahel mit seinen Städten schließt sich im Westen die tunesische Sahara an und bildet einen grellen Contrast zu den Landschaften im Norden, am Medscherda. Dieses südliche Tunesien, zu beiden Seiten eines großen, bis tief nach Algerien sich hineinziehenden Salzsumpfes, Schott el Dscherid, auch Schott Kebir (großer Sumpf) genannt, ist ein wahres Palmenland, wie man es kaum schöner an den Ufern des Nil finden kann. Eine Reihe von dreißig knapp beieinander liegenden, oft zusammenhängenden Oasen trennt das Wüstenland des einstigen Numidien von dem großen, neun Monate des Jahres trockenen Salzmeere, welches die Archäologen für den altberühmten palus Tritonis halten. Diese Palmenregion ist in ganz Afrika als Biled ul Dscherid, „Dattelland" bekannt, weil dort die Dattelpalme (Phoenix dactylifera L.) das einzige Cultur- und Handelsobject liefert. Die Oasen des Biled ul Dscherid theilen sich hauptsächlich in vier große Gruppen: jene von Gassa, der größten, blühendsten und zugleich nördlichsten Oase, die noch etwa 50 Kilometer vom Schott entfernt liegt; jene von Nasta und Tofer, die beide hart an die Ufer des Schott angrenzen, und endlich südlich vom großen Schott das ausgedehnte Oasengebiet der Nefsana, welches Palmenwälder von mehr als 300,000 Stämmen umfaßt und in seinen vierzig Dörfern circa 18—20,000 Menschen beherbergt. Südlich von diesen Nefsanadörfern fängt die Wüste wieder an, und dort ist in dem unendlichen Sandmeere der Sahara auch irgendwo die unbestimmte Südgrenze der Regentschaft Tunis zu suchen.

Literatur und Kunst.

An Berthold Auerbach.

Verklungen sind die Strophen des Gedichts,
Das uns Dein Leben war. Wer wird nun fassen
Die Feder, die der Hand entsank, der blassen?
Wer erbt den Blitz des geist'gen Angesichts?

Vernichtet sei der Spruch des Vehmgerichts
An Deinem Sarg! Des Neides blindes Hassen,
Das Deutschlands Söhne theilt nach Völkerrassen —
Dein Tod zerstäub' es in sein leeres Nichts!

Dem Walddorf sahst Du sein Geheimniß ab.
Was die Gemüther abendstill ersannen,
Verklärte Deiner Dichtkunst Zauberstab.

Zählst Du nicht zu der Heimat treusten Mannen?
Wo Deine Wiege stand, schufst Du Dein Grab,
Umrauscht von Deines Schwarzwalds Edeltannen.

Franz von Holtzendorff.

Am Sarge Berthold Auerbachs.*)

Rede, gehalten zu Cannes von Moritz Lazarus.

Leidgenossen! Liebe Landsleute!

Außer Zweien, welche die kindliche Liebe an das Kranken- und Sterbelager ihres Vaters gerufen, sind wir Alle von der Gunst des Schicksals geleitet, oder von seiner Ungunst gezwungen an diesen sonnigen Gestaden zufällig versammelt; jetzt aber bilden wir eine kleine Gemeinde, die durch einen großen Schmerz vereinigt ist. Während wir diese Bahre umstehen, haben die elektrischen Drähte in allen Gauen Deutschlands die trauervolle Kunde verbreitet. Es wird als ein Riß in der deutschen Volksseele empfunden werden, daß Berthold Auerbach ihr entrissen ist; ihr, die er so oft bewegt, erhoben, erquickt hat. Wir sind hier die Nächsten, die wir leibhaftig und kummervoll sein Hinscheiden erleben, um dem Schmerz unseres Volkes den ersten Ausdruck zu geben. So sollte sich denn durch die wundersame Fügung, daß ich hier zur Stelle bin, mit bitterem Ernste erfüllen, was der verewigte Freund halb in traurigem Scherz vor Jahren von mir gefordert. Wir hatten das Trauerhaus eines hingeschiedenen gemeinsamen Freundes, dem ich den Scheidegruß am Sarge zugerufen, gemeinsam verlassen, da meinte er: auch mir mußt Du einmal die Leichenrede halten, das mußt Du mir versprechen.

Er wußte, daß ich ihm keine Ruhmrede halten würde. Dazu stand ich ihm doch zu nahe, als daß die Bescheidenheit es nicht verbieten sollte. Bei einem Schriftsteller von solcher Fülle und Mannichfaltigkeit der Schöpfungen kann auch eine Denkrede nicht das Werk dieser Stunde sein. Nur ein Ausdruck des herben Wehs, ihn verloren zu haben, entringt sich nothwendig der schmerzbewegten Brust.

Das deutsche Volk hat bis jetzt noch nicht — wie andere Völker und Zeiten — eine bestimmte Form gefunden, um auf erkenntliche Art seine geliebten Dichter zu ehren und auszuzeichnen. Für die Meinung aber, die es von ihnen hegt, gibt es untrügliche Zeichen; keine hergebrachte feststehende Form könnte diese Zeichen an Deutlichkeit übertreffen.

Was selbst in der ersten Betäubung des Kummers über den Verlust uns Allen deutlich vor der Seele steht, ist wohl dieses: niemals hat es vielleicht in Deutschland vor und neben Auerbach einen Dichter gegeben, der so sehr, so lange Jahre, in so weiten Kreisen — von den höchsten an Rang und Geist bis zu den schlichtesten — ein Liebling gewesen; einen Dichter, der so viel gelesen und so viel geliebt wurde; einen, dessen Schriften deshalb eigentliche Volksschriften geworden waren. Andere haben Größeres und Höheres geschaffen, haben in kleineren Kreisen tiefere Begeisterung hervorgebracht; Auerbach aber hat in der ganzen Nation heitere Erquickung und ernste Befriedigung erzeugt. — Und so sehr sprach er aus dem deutschen Volksgeiste heraus und zu ihm hin, daß, wie ich glaube, gerade deshalb von keinem Schriftsteller so viele Werke in so viele andere Sprachen bei Lebzeiten übersetzt worden sind.

Was aber ist es, das ihn jedem deutschen Herzen so vertraut, was ihn dem deutschen Volke so lieb gemacht hat? Am allermeisten, glaube ich, seine Liebe zum deutschen Volke selbst. Niemals hat es einen besseren, einen innigeren Patrioten gegeben. Man darf sagen, daß er Deutschland schwärmerisch geliebt hat; nicht mit jener Liebe, welche sich auf den Haß gegen Andere und Anderes gründet, sondern mit jener, die ihre Stärke darin zeigt, daß sie sich erweitert, so wie edle junge und glückliche Liebe eines Paares alle Welt glücklich sehen und machen möchte. Fast alle seine Dichtungen sind Zeugniß seiner Vaterlandsliebe. Für sein und aller seiner Jugendgenossen höchstes Ideal, für die deutsche Einheit hat er im besten Sinne mitgearbeitet. Zunächst für die Einheit der Stände, für ihre gegenseitige Achtung. Derjenige Stand, in welchem die natürliche Lebenskraft des Landes ihren ersten und festen Grund hat, der durch

*) Berthold Auerbach ist am 8. Februar Nachmittags in Cannes in der Pension des Dr. Tritschler, wo er hingebungsvolle Pflege gefunden hatte, sanft entschlafen. Seine Leiche ist nach Nordstetten gebracht worden, begleitet von den beiden anwesenden Kindern, Rechtsanwalt Eugen und Fräulein Ottilie Auerbach. Am 9. Abends war der Sarg im Saale aufgestellt; mit denen der Familie Tritschler hatten sich andere liebevolle Hände verbunden, ihn mit Lorbeergewinden und Kränzen und Palmen reich und würdig zu schmücken. Deutsche Gäste in Cannes waren um ihn versammelt; Professor Lazarus, der den Winter in Nizza weilt und öfter zum Besuche des nunmehr verewigten Freundes herübergekommen, war auch heute anwesend, um ihm den Scheidegruß in die Heimat und in die Ewigkeit zuzurufen. Die kleine Versammlung war, wie der Redner selbst, aufs Tiefste ergriffen, während er die obige, mit der Absingung einer Strophe eingeleitete und beschlossene Ansprache hielt.

seine naturvertraute Thätigkeit die Erde zur nahrungsprossenden macht, war von den anderen noch wenig geachtet; mit prophetischem Blick in diejenige Zukunft, die jenem volle bürgerliche Rechte gewähren wird, hat er durch seine Dichtungen zur allgemeinen Einsicht gebracht, daß nicht blos in poetischen Ausnahmen auch unter dem groben Kittel ein edles Herz schlägt, und nicht nur in vereinzelten Fällen die schwielige Hand von sinnigem und sittlichem Ernst geleitet wird; daß vielmehr auch die Volksseele hier ein tiefes Fundament hat. — Aber zugleich aus allen Ständen, Klassen, Berufsarten hat er die Helden seiner in unerschöpftem Reichthum sich bewegenden Dichtung genommen, und allen suchte er mit Einsicht und Liebe gerecht zu werden, um ihre Gegensätze zu versöhnen. Seine eigenen Ueberzeugungen aus philosophischem Denken über die letzten Dinge schöpfend, hat er doch Bekenner aller Confessionen und alle mit Achtung der wahren und mit Verachtung der falschen und heuchlerischen Religiösität so dargestellt, daß der Sinn für ein friedliches Zusammenleben dadurch gestärkt wurde.

Mit Ausnahme des Spinoza, der indessen längst in Deutschland die meiste Nachfolge und das reifste Verständniß gefunden, spielen alle seine Dichtungen auf deutschem Boden; sie ziehen sich allenfalls in einzelnen Scenen hinüber zu deutschen Kolonisten in Amerika, für deren festen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande er die innigsten Töne der Sehnsucht und der Befriedigung angeschlagen hat. Ueber alles dies aber erhebt sich sein früh — und lange vor der erzielten politischen Einigung — begonnenes Bemühen, den Süden Deutschlands mit dem Norden aufs Innigste zu verbinden. Für die gegenseitige Anerkennung ihrer Eigenheiten, für ihre friedvolle und fruchtbare Vereinigung haben Wenige das Wort so oft, so nachdrücklich und so erwecklich ergriffen wie Auerbach.

Aber nicht blos dies war es, daß er die Liebe zum deutschen Lande und Volke im eigenen Herzen über Alles gehegt, daß er sie in anderen gepflanzt und gepflegt hat, sondern auch dieses: er verstand die Eigenart des deutschen Volksgemüths, er fühlte sich eins mit ihm, und so sehr war er darin vertieft, daß er danach streben konnte es zu vertiefen. Auch in der Sprache treten einzelne Worte als charakteristische Zeichen des Volksgeistes heraus; zu den unübersetzbaren Wörtern der Deutschen gehören: Gemüth, gemüthvoll und gemüthlich.

Es gibt eine specifische Innigkeit in der Erfassung aller Dinge, welche an Allem, an den Erscheinungen, Vorgängen, Ereignissen, die menschlichste, die persönlichste Seite hervorkehrt, oder sie unausgesetzt als Gleichnisse, als Symbole des Persönlichen ans Herz schließt; auch Essen und Trinken; der Duft der Blumen, der Hauch des Waldes; auch die Thiere, die Vögel zumal, — diese schwebende Poesie der Luft und des Waldes — jeder Ton und jede Lebensart derselben war unserem Freunde vertraut — Alles wird da von der menschlichen, von der sittlichen, von der sympathetischen Seite ergriffen, Alles wird auf ein Erwecken der Seele aus der Seelengemeinschaft bezogen, und das glaube ich nennen wir Gemüth. Berthold Auerbach war der Dichter des deutschen Gemüths. Nach allen literarischen Studien über ihn, meine ich, wird dies das Erste und das Letzte seines literarischen Charakters bleiben.

War ein neues Werk von ihm angekündigt: man freute sich darauf; was es auch bringe, ob mehr oder minder schöne Gestalten und Ereignisse, ob das Problem mehr oder minder tief, ob die Lösung mehr oder minder glücklich — immer werden es Fragen, Gestalten, Gedanken sein, welche das Gemüth berühren und treffen. Er liebte und er hatte, um es darzustellen, den Herzton; vielleicht hat er das Wort geschaffen, jedenfalls hat er die Sache so eigenartig und so ausdauernd geübt, daß es keine Dichtung, keinen Aufsatz, ja vielleicht keinen Satz gibt, der nicht als von Auerbach und gerade daran zu erkennen ist.

Groß wie das Talent seines Schaffens war dadurch auch das Genie seiner Persönlichkeit; in jedem Hause und in jedem Herzen war sie willkommen und unwiderstehlich in der Nähe auch dem, dessen Richtung sich in der Ferne von ihm schied. Darum hatte er Freunde auf dem Throne und in der Werkstatt; unter Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten. Für Alle hatte er ein eigenes Verständniß und wußte sich selbst Allen verständlich zu machen.

Unser verewigter Freund liebte es, die wirklichen Vorgänge symbolisch zu deuten. Er hat sein Ziel nicht erreicht. Mitten in der Ausführung eines lang gehegten Lieblingsplanes, der Darstellung seines eigenen Lebensganges, entsank die Feder der kraftlos gewordenen Hand. Sein 70. Geburtstag sollte bald in Deutschland gefeiert werden; schon traten die Gedanken, die ihm huldigen wollten, auf die Schwelle des Bewußtseins: jetzt werden sie von den Gefühlen der Trauer verschleiert. Aus Fest ist Leid und aus Jubel Klage geworden. So haben die letzten Jahre bei hellem Geist sein Gemüth belastet. Wie er die letzten Wochen in der Fremde leben, seine Tage in der Fremde beschließen mußte, so war er eisig angefremdet über die Art von Deutschthum, welche in den letzten Jahren ihr wüstes Haupt erhoben. Die ganze Bitterkeit des Wehs, das er tragen mußte, liegt wohl in einem Deutschthum, in welchem Auerbach ein Fremder ist. Das Letzte, was er meines Wissens veröffentlicht hat, ist der begeisterte Dankbrief an Döllinger für dessen mannhafte, ehrenhafte, kenntnißreiche Vertheidigung der Juden.

Möchte auch das Allerletzte ein wahres und weihevolles Symbol sein. Er hat angeordnet, nicht in der „Fremde" zu bleiben. Aber ein deutscher Dichter hat nur eine Geburtsstätte, dann einen Wohnort, aber — keine Heimat, keine Stätte und keine Gemeinde, mit der er verwachsen, in der er festgewurzelt ist. Er kann den Wohnort wechseln; er gehört keiner Stadt, keinem Stamm; er gehört dem Volke als Ganzes an. Aber in Deutschland, in Schwabenland, im Kreise um Horb wird man es als Zeichen seiner unentwegten patriotischen Treue empfinden, daß er in Nordstetten seine Ruhestätte zu finden bestimmt hat. Dort wirst Du ruhen, theurer Freund, wo Du unter Deinen Bauern als Bauerbub und als Talmudschüler zugleich aufgewachsen bist. Deine Bauern werden stolz den Heimgekehrten empfangen, und der jüdische Cantor wird die Grabesgebete an den „Gott der Treue" verrichten. Der Gott der Treue wird Dich Deiner ewigen Bestimmung zuführen, das deutsche Volk aber wird Dir auch seine treue Liebe für ein langes, volles, schöpfungsreiches Leben bewahren. Unser Segen geleitet Dich! Ziehe hin in Frieden!

Lorenzo Stecchetti.

Unter dem Titel „Postuma" erschien im Jahre 1877 zu Bologna (Nicola Zanichelli) eine Sammlung lyrischer Gedichte, welche durch Form und Inhalt Aufsehen erregten, zugleich aber wegen des ihnen aufgeprägten schrankenlosen Realismus den heftigsten Widerspruch der Gegner herausforderten. Die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte sich auf den Dichter, dessen „hinterlassene" Poesien bald durch ihre sinnliche Gluth berauschten, bald durch ihre schwermuthsvolle Resignation einen eigenartigen Zauber ausübten. In einer den „Postuma" vorangeschickten kurzen Vorrede theilte der Herausgeber Olindo Guerrini die hauptsächlichen Züge aus dem Leben seines „Vetters" und Studiengenossen mit.

Am 4. October 1845 zu Fiumana, einer kleinen Gemeinde in der Nähe von Forli geboren, erhielt Lorenzo Stecchetti seine Gymnasialbildung in Ravenna und Turin, um dann in Bologna Jurisprudenz zu studiren. Damals bereits übten die Dichtungen Byrons, Heines und de Mussets, seiner „Dreieinigkeit", eine größere Anziehungskraft auf ihn aus als die Rechtsbücher des Justinian. Es kann daher nicht überraschen, daß er nach Erlangung der Doctorwürde auf die juristische Laufbahn verzichtete und sich ganz seinen poetischen und literarhistorischen Neigungen hingab. Guerrini schildert dann das düstere Lebensschicksal des Dichters, der, seit dem Winter des Jahres 1870 an der Schwindsucht leidend, dahinsiechte, bis er am 4. Februar 1876 zu Bologna vom Tode weggerafft wurde. „In der Nacht

vorher," berichtet Olindo Guerrini, „wachte ich bei ihm, indem ich, an seinem Schreibtische sitzend, seine Papiere besichtigte, arme Blätter, die von einem absterbenden Baume gefallen waren, ehe derselbe Früchte tragen konnte. Was ging in meinem Herzen vor, armer Freund, als ich an deinem Sterbelager deine Liebeslieder las! Der Tag brach an, und der Tod nahte mit großen Schritten. Der Pfarrer nahm sich die Mühe, heraufzukommen, um sein Amt zu verrichten. Ich sprach mit dem Hinscheidenden darüber, er antwortete: nein. Gegen Mittag war seine ersterbende und matte Stimme nur noch ein Hauch, so daß ich, um seine spärlichen Worte zu vernehmen, mich über ihn neigen mußte, das Ohr beinahe an seine Lippen legend. Er ließ das Fenster öffnen, um die Sonne zu sehen, die letzte Sehnsucht der Sterbenden: aber die Sonne war nicht sichtbar. Es war zwei Uhr Nachmittags, als er mich an der Hand faßte. Allmählich verließen ihn die Kräfte. Ich vernahm noch das Wort Ende, dann nichts weiter. Er liegt auf dem Friedhofe seines Heimatsortes begraben unter der fünften Cypresse zur Linken des Einganges. Der Leichenstein enthält als Inschrift nur Namen und Daten. Sein gesammtes Vermögen hinterließ er zu wohlthätigen Zwecken."

Das traurige Loos des Dichters erregte das Mitleid aller zartfühlenden Seelen, während andererseits die Gegner des von Lorenzo Stecchetti verherrlichten Realismus sich zunächst mit ihren abfälligen Urtheilen weniger entschieden hervorwagten, als sie es einem noch am Leben befindlichen „Mitstrebenden" gegenüber gethan hätten. Der volle Sturm sittlicher Entrüstung wurde erst entfesselt, als festgestellt war, daß Lorenzo Stecchetti keineswegs alle die ihm von seinem angeblichen Vetter angedichteten Lebensschicksale erfahren habe, daß er vielmehr als glücklicher Familienvater, von Gesundheit strotzend, zu Bologna lebe und in seinen Poesien nur seinem künstlerischen Glaubensbekenntnisse habe Ausdruck geben wollen. Von allen Seiten drangen jetzt die Gegner auf den Herausgeber der „Postuma" ein, und die Angriffe gestalteten sich um so heftiger, als Olindo Guerrini, der seinem „Vetter" einen so rührenden Nachruf gewidmet hatte, in Wirklichkeit mit Lorenzo Stecchetti identisch war. Dieser selbst veröffentlichte im Jahre 1878 unter dem Titel: „Polemica" und „Nova Polemica" (Bologna, Zanichelli) zwei weitere Schriften, in denen er sich mit seinen Widersachern auseinandersetzte und sein Credo in vollem Umfange aufrecht erhielt.

Bei einer Würdigung des Dichters müssen aber die „Postuma", welche bereits in neunter Auflage (Bologna 1881) erschienen sind, die hauptsächliche Grundlage bilden. Alle Verzüge und Mängel, welche den Poesien Stecchettis — unter diesem Pseudonym sind auch seine späteren Schriften veröffentlicht worden — eigenthümlich sind, treten bereits in jenem Werke deutlich in die Erscheinung. Vor Allem zeigt sich der nachhaltige Einfluß, den Heinrich Heine auf den italienischen Dichter ausgeübt hat. Wenn auch ein Giosuè Carducci und der vortreffliche Uebersetzer der Lieder Heinrich Heines, Bernardino Zendrini, die Eigenart des deutschen Dichters annähernd zu erfassen und ihren Landsleuten verständlich zu machen wußten, so darf Lorenzo Stecchetti in dieser Hinsicht doch die Palme beanspruchen. Die zwischen ihm und seinem Vorbilde obwaltende Congenialität springt so offenkundig in die Augen, daß man ihn mit Fug den italienischen Heine nennen könnte. Auch er weiß sich der Ironie und Satire meisterhaft zu bedienen und schreckt selbst vor dem Cynismus nicht zurück, wenn es gilt, dem Gegner — häufig ist es die treulose Geliebte — ein blutiges Epigramm anzuheften. Nicht minder erweist Stecchetti dann seine Verwandtschaft mit dem deutschen Dichter, wenn er jäh alle unsere Illusion zerstört, nachdem er soeben in unserer Brust die Saiten der Wehmuth oder eines verwandten Gefühls hat anklingen lassen.

Unter den neun von Paul Heyse als Anhang der „Verse aus Italien" übersetzten Gedichten Stecchettis legt insbesondere das Sonett: „A Venezia" vollgültiges Zeugniß für die erwähnte Verwandtschaft ab. Dasselbe lautet in der formvollendeten Uebertragung:

„Wie bist du schön, Venedig! Wie umfassen
So still die Wogen deine hehren Bauten!
Wie schön, wenn zu der Brandung Echolauten
Ihr Lied die Gondoliere tönen lassen!

Ich liebe deine menschenfrohen Gassen,
Die einst so stolze Siegerzüge schauten,
Die ragenden Paläste, die ergrauten,
Und deine Frauen auch, die blonden, blassen.

Ich liebe deine Kirchen, voll von Schätzen
Der Vorzeit und der Kunst, die wundervollen
Goldlock'gen Mädchen, die gemalt Tiziano.

Ich weiß des Morgenlands Trophä'n zu schätzen,
Vor Allem schwärm' ich für geback'ne Schollen
Und für den edlen Wein von Conegliano."

Wenn am Schlusse des Sonetts „sogliole fritte e vin di Conegliano" von dem Dichter mit komischem Pathos apostrophirt werden, so sind es in Wirklichkeit doch die „blonden, blassen Frauen", die „goldlock'gen Mädchen", die in der Phantasie und in den Poesien Lorenzo Stecchettis den Vorrang behaupten. Nerina, Carolina, Emma und viele ungenannte Frauengestalten sind die oftmals recht problematischen „Heldinnen", in deren Armen er Trost für eine von ihm erfahrene Treulosigkeit oder Unbilde in der Liebe sucht. Als seine Welt- und Lebensanschauung bezeichnet er in dem Sonett „Ebbro" diejenige des Epikur. Man würde jedoch bei der Annahme irren, daß Lorenzo Stecchetti ebenso wie der berühmteste unter den gegenwärtigen realistischen Dichtern Italiens, Giosuè Carducci, in der Wiederbelebung des genußfrohen Hellenismus das künstlerische Ideal erblickt. Vielmehr unterscheidet er sich gerade in diesem Punkte von dem Verfasser des „Inno a Satana", dessen Poesien eine Fülle klassischer Reminiscenzen aufweisen. Stecchettis Realismus wurzelt ausschließlich in dem modernen Leben, obgleich der Dichter bereitwillig in Carducci den Meister anerkennt.

Während die Poesien beider Dichter denselben unversöhnlichen Haß gegen den „Romanticismus" athmen, als dessen hauptsächlicher Vertreter Alessandro Manzoni gilt, und auch im Uebrigen eine Reihe von Berührungspunkten aufweisen, springt doch andererseits der soeben hervorgehobene Unterschied deutlich in die Augen. Giosuè Carducci zieht es vor, die Dinge sub specie aeternitatis zu betrachten, und er neigt zu der historischen Auffassungsweise; Lorenzo Stecchetti erweist sich dagegen stets dem momentanen Eindrucke zugänglich, und seine Poesien sind deshalb häufig nur der Wirklichkeit abgelauschte Augenblicksbilder. Da die beiden Dichter von der italienischen Kritik oftmals in Parallele gestellt worden, empfiehlt es sich, unsere Ansicht näher zu begründen. In einer der „Odi Barbare" schildert Carducci eine Lustfahrt, die er mit seiner Geliebten, Lydia, „auf der Adda" unweit der Brücke von Lodi unternimmt. Statt sich nun aber ganz dem Genusse des Augenblickes hinzugeben, ruft der Dichter alle Erinnerungen wach, die sich an die Umgebung knüpfen. Er gedenkt der römischen Adler, die hier den Legionen zur blutigen Feldschlacht vorangetragen wurden; er gedenkt weiter der Kämpfe Friedrich Barbarossas und Napoleons, um dann in melancholischen Versen seine Weltanschauung bezüglich der Vergänglichkeit aller menschlichen Einrichtungen gegenüber der Natur zusammenzufassen. Stecchetti ist allen diesen Grübeleien abhold; in Gegenwart der Geliebten will er sich selbst durch den Untergang der Welt nicht stören lassen.

Auch in den Naturschilderungen äußert sich der Unterschied der beiden Dichter. Man braucht in dieser Hinsicht nur den „Prologo" der „Nuove Poesie" und das „Idillio maremmano" Carduccis mit dem „Noja" betitelten Gedichte der „Postuma" zu vergleichen. Hier wie dort werden die Maremmen Toskanas geschildert. Während aber Carducci die einsamen Städterninen und die zertrümmerten Ritterburgen seiner Heimat poetisch verklärt und der längstverstorbenen Jugendgeliebten in Wehmuth gedenkt, gibt Stecchetti dem Ueberdrusse, welchen der Aufenthalt in der unwirthlichen Küstengegend in seiner Seele erzeugt, den

bittersten Ausdruck. Für die historische Vergangenheit dieses Landstriches bekundet er keinerlei Verständniß; dagegen wird sein Widerwille gleichmäßig durch die schlechte Luft, die Sümpfe, „die häßlichen und plumpen Frauen", sowie endlich durch „das unwissende, gelbfarbige und unhöfliche Volk" erregt. Die Freude an der Natur äußert sich in den Poesien Stecchettis nur selten, und sie muß trotz aller trüben Erfahrungen, die er in der Liebe gemacht hat, regelmäßig hinter dem Wohlgefallen an Frauenschönheit zurückstehen. Der Dichter hat dies auch in einer seiner Poesien, den „Memorie Bolognesi", welche in der reizvollsten Umgebung, zu Falconara am adriatischen Meere, entstanden sind, offen bekannt. Die „Erinnerungen an Bologna" sind zugleich eine Verherrlichung des Lebens in der Stadt und eine Satire auf die vielgepriesene ländliche Sittlichkeit. „Möge wer will," ruft er aus, „die Natur, die Schafe, die Hirten, diese glühende Sonne und das schnupfenerzeugende Gehölz besingen; mögen immerhin die arkadischen Poeten dem unendlichen Meer, dem blauen Himmel sowie den Fliegen, welche in meinen Wein gefallen sind und daselbst Schiffbruch erleidend ertrinken, Canzonen klimpern! Ich, der ich für die Freuden der menschlichen Gesellschaft, für die Kämpfe des Daseins geboren bin, beneide den kräftigen Landmann nicht um seine Schultern und um seine Unschuld. Wohl aber beneide ich euch, die ihr durch die heißen Straßen der Stadt zur Arbeit geht, euch, die ihr mich beneidet, euch, die ihr glücklich seid und es nicht glaubt!" Der Dichter zeigt dann durch ein drastisches Beispiel, daß die vielgepriesene ländliche Unschuld in Wirklichkeit nur ein Vorurtheil sei.

Stecchetti hat allerdings für die Schwächen der Städter gleichfalls einen scharfen Blick, so daß in dem Gemälde, welches er von drm Treiben seiner Bologneser Mitbürger und Mitbürgerinnen entrollt, die satirischen Züge keineswegs fehlen. Wenn er unter Anderem in den „Memorie Bolognesi" einen Concertabend auf der Piazza della Pace schildert, so begegnen wir daselbst auch „den jungen Mädchen, welche im Hellen wandeln, um ihre Kleider zu zeigen und mit den Blicken den seltenen Fisch zu fangen, welcher Ehemann heißt". Völlig verfehlt wäre es jedoch, wollte man dem Dichter, weil er der Satire und Ironie den freiesten Spielraum läßt, wahre, innige Empfindung absprechen. Vielmehr enthalten die „Postuma" auch die edelsten Perlen, welche aus der Tiefe des Gemüthes zu Tage gefördert worden sind. Wir lassen hier eine dieser Poesien folgen. Dieselbe lautet in der Uebertragung Paul Heyses:

„Ein Leierkasten auf der Straße klingt,
Ins offne Fenster fällt der Abendschimmer.
Ein sanfter Hauch des frühen Lenzes dringt,
Vom Feld heraufgeweht, mir in das Zimmer.

Weiß nicht, warum mir so die Kniee beben,
Weiß nicht, warum ich mußte weinen eben.

Da sitz' ich, stütz' die Stirne mit der Hand
Und denk' an dich, hinaus ins ferne Land."

Wahre, echte Empfindung gelangt auch in denjenigen Dichtungen Stecchettis zum Ausdruck, in denen er den Reichen die Noth der Armen und „Enterbten" zu Gemüthe führt. Wenn er aber aus seinen socialistischen Anwandlungen kein Hehl macht, so ist er doch weit davon entfernt, den Umsturz der Gesellschaft zu verlangen; vielmehr will er nur auf friedlichem Wege einen Ausgleich angebahnt wissen. In einem „Memento" betitelten Sonett, das er während des Carnevals im Jahre 1869 gedichtet hat, wendet er sich insbesondere an die mildherzigen Frauen. Er fordert dieselben auf, bei den rauschenden Festlichkeiten des Elends nicht zu vergessen, das draußen jammert, sowie zu bedenken, daß eine einzige Perle aus ihrem reichen Haarschmuck einen Bedürftigen aus Todesnoth erretten kann. In diesen ergreifenden Versen zeigt der Dichter zugleich, daß er das Frauenherz nicht blos im Liebesrausche, sondern auch in seinen edelsten Regungen kennen gelernt hat. Freilich erweist sich Stecchetti in zahlreichen anderen Poesien, z. B. in denjenigen, welche die Ueberschrift: „Ira" und „Il canto dell' odio" tragen, als heftiger Weiberfeind, was jedoch nicht verhindert, daß er dann in dem Gedicht: „Resurrexit" einen neuen Liebesfrühling feiert. Man wird deshalb seine zahlreichen Liebesabenteuer ebenso wenig ernst nehmen müssen wie die von Weltschmerz erfüllten Strophen, in denen er seinen nahen Tod ankündigt. Als formvollendete Stimmungsbilder erscheinen diese Dichtungen nicht minder werthvoll, zumal da sie uns Einblicke in das Seelenleben Stecchettis gewähren, dessen skeptische Lebensanschauung sich auch darin äußert, daß er zuweilen sogar an seinem Dichterberufe zweifelt.

In einem der schönsten Sonette der „Postuma" schildert er zunächst, wie er sich oftmals von der Muse Feuerhauch berührt glaubt und auf seinen Genius vertraut, um dann mit bitterer Selbstironie zu schließen:

„Doch wenn der Zweifel wiederkehrt, wenn wieder
Im stillen Morgennebel von mir wich
Das Truggesicht, dran ich mein Herz verlor,

Bedeck' ich mit der Hand die Augenlider
Und blicke mir ins Herz und frage mich:
Bist du ein Dichter, oder nur ein Thor?"

In Wirklichkeit muß Lorenzo Stecchetti nicht blos den hervorragendsten italienischen Lyrikern der Gegenwart zugezählt werden, sondern er erscheint auch, wie die von ihm unter dem Pseudonym Mercutio veröffentlichten Skizzen beweisen, durch seinen krystallhellen, natürlichen Stil und seine Begabung, scharf zu beobachten und anschaulich zu schildern, noch berufen, auf dem Gebiete der Erzählung und des Romans mit den Besten seines Landes zu wetteifern.

Siegfried Samosch.

Rußlands Werden und Wollen.*)

Mehrmals bereits hat der bekannte Historiker und Archivdirector F. v. Löher nach größeren Ausflügen in die verschiedensten Gebiete seine Reiseeindrücke in lebhaft und fesselnd geschriebenen Schilderungen einem größeren Leserkreise dargeboten. Der Verfasser des verbreiteten Buches über Amerika hat in den letzten Jahren für seine Skizzen über Siebenbürgen, für seine Schilderungen Griechenlands u. dergl. m. eine große Anzahl von Lesern gehabt. Einer durch Familienverhältnisse veranlaßten Reise Löhers nach Rußland verdanken wir das vorliegende Buch, welches jetzt, da die Vorgänge in diesem Reiche die demselben auch sonst schon geschenkte Aufmerksamkeit noch wesentlich gesteigert haben, um so mehr Beachtung verdient. In dem Vorworte bemerkt der Verfasser: „Für den Geschichtsforscher wie für den Staatsmann gibt es gegenwärtig keinen Gegenstand, der anziehender zu beobachten, als die Entwicklung im Innern des großen Ostreiches, das sich mit Riesenschritten uralter Gewöhnung entwindet." Er fügt sodann hinzu: „Rußland ist aber für die Welt außer ihm eine noch ziemlich unbekannte Welt."

In der letzten Zeit ist allerdings Mancherlei geschehen, um die Kenntniß russischer Zustände zu verbreiten. Von Haxthausen und Schnitzler an bis auf Mackenzie-Wallace ist eine große Anzahl von Werken erschienen, in denen mit Hülfe mehr oder minder gründlichen oder auch oberflächlichen Wissens und Studiums ein Bild von Rußlands Zuständen entrollt wird. Die meisten der Bücher über Rußland, wie z. B. die Schriften Grenville-Murrays, Leublfings u. A. sind als flüchtiges und unzuverlässiges Geplauder kaum einer eingehenderen Betrachtung werth. Weil die Controle nicht leicht ist, meint mancher Reisende ungestraft über Rußland allerlei ungereimte Dinge vorbringen zu dürfen. War doch vor nicht gar langer Zeit in einer deutschen Jugendschrift allen Ernstes die in Rußland herrschende Kälte durch die Schilderung illustrirt worden, daß Spaziergängern die Augen zuzufrieren pflegten, so daß man genöthigt sei, in das

*) Von Franz von Löher. München, Ackermann. 3 Bände. 203, 207 und 189 S.

nächste Haus einzutreten und sich dort vor dem Ofenfeuer die Augen aufthauen zu lassen; oder brachte doch noch vor ganz kurzem ein englisches Buch die unglaublich verkehrte Bemerkung, die russischen Universitäten seien echt aristokratische Anstalten und alle Mitglieder des kaiserlichen Hauses pflegten dort ihre Studien zu absolviren. Nicht Jedermann hat so viel Zeit und Geduld an das Studium Rußlands zu wenden, wie Wallace, welcher mehrere Jahre im Innern Rußlands verbrachte, ganz gründlich die russische Sprache erlernte und durch Vorbildung und Talent, durch die umfassendste Belesenheit und eisernen Fleiß in den Stand gesetzt wurde, das beste Buch dieser Art über Rußland zu schreiben. Der geniale und unermüdliche Engländer hat es andern Schriftstellern, welche denselben Stoff behandeln, nicht leicht gemacht. Löher, dessen Buch seinem Inhalt und Charakter nach durchaus dem Wallace'schen entspricht, hat weder so viel Zeit noch so viel Arbeit an die Erforschung Rußlands zu wenden vermocht, wie sein unmittelbarer Vorgänger. Er ist nur ebenso viele Wochen in Rußland gewesen, als Wallace Jahre; ihm geht die Kenntniß der russischen Sprache ab, welche der Verfasser des klassischen Buches „Russia" vollkommen beherrscht. Man wird demnach an das Löher'sche Werk von „Rußlands Werden und Wollen" einen andern Maßstab zu legen haben, wie an das englische, dessen deutsche von E. Röttger veranstaltete Uebersetzung bereits in mehreren Auflagen erschienen ist. Erscheint Wallaces Werk als die langsam gereifte Frucht mehrjähriger Beobachtung und sorgfältigsten Studiums, so macht Löhers Buch mehr den Eindruck der feuilletonistischen Plauderei, der anspruchslosen Reproduction flüchtiger Reiseeindrücke.

Gleichwohl sind die deutschen Leser dem Verfasser von „Rußlands Werden und Wollen" viel Dank schuldig. Man hat nicht leicht Gelegenheit, so gut lesbare Schilderungen russischer Zustände, so eingehende Betrachtungen über das von Rußland in nächster Zukunft zu Erwartende zu lesen. Das Buch ist in doppeltem Sinne eine Gelegenheitsschrift: ohne die silberne Hochzeit, welche der Bruder des Verfassers in Charkow feierte, wäre es wohl gar nicht entstanden; es hat ferner bei Abfassung derselben die Aufgabe vorgelegen, die unmittelbare Gegenwart, die allernächste Zukunft Rußlands zum Gegenstande politischen Raisonnements zu machen. Es liegt in dem Buche, wenn man so sagen darf, ein Leitartikel in drei kleinen Bänden vor. Dieser 600 kleine Seiten umfassende Leitartikel ist gut geschrieben, zeugt von Beobachtungsgabe, großer Geübtheit im politischen Denken, von vielseitigem historischem Wissen, von ungewöhnlicher Erfahrung bei der Beurtheilung der Zustände fremder Völker. Das Buch ist unterrichtend, orientirend; wer nicht selbst Gelegenheit gehabt, das gegenwärtige Rußland aus eigener Anschauung kennen zu lernen und sich ein Urtheil darüber zu bilden, wird aus Löhers Buche viel erfahren und darf im Wesentlichen — einige Punkte abgerechnet — der ruhigen, objectiven Art Löhers, die russischen Zustände und Entwickelungen anzuschauen und zu besprechen, Vertrauen schenken. Mancher Leser des Buches wird vielleicht gar zu einem Besuche Rußlands angeregt werden und dasselbe wird ihm dann in manchen Stücken als Compaß dienen können. Auch den Russen kann das Erscheinen und die Verbreitung des Buches, welches von aller Schönfärberei wie von Tadelsucht völlig frei ist, nur lieb sein. Es enthält manchen Wink, manchen beherzigenswerthen Rath für sie.

Der Aufenthalt Löhers in Rußland fällt in den Spätherbst (Oktober) des Jahres 1879. Die Vorrede ist nicht datirt. Des erschütternden Vorganges am 1./13. März 1881 ist nirgends erwähnt, aber die mit demselben und dessen Consequenzen zusammenhängenden Fragen werden eingehend erörtert. Noch nie hat so wie heute die Betrachtung der verschiedenen Elemente der russischen Gesellschaft, der verschiedenen Strömungen der öffentlichen Meinung in Rußland ein hervorragendes Interesse gehabt. Die Frage, wessen man sich in Zukunft von Rußland für das Reich selbst zu versehen habe, ist auch für andere Völker und Staaten eine brennende geworden. Und dieser Frage ist der größte Theil der Löher'schen Skizzen gewidmet. Man begreift, daß das ganze Buch ein eminentes publicistisches Interesse haben müsse. Die Berichterstattung über das von Rußland u. A. auch für Deutschland zu Erwartende ist hier in bewährten Händen gewesen. Löher hat es verstanden, seinen patriotischen Standpunkt mit einer gewissen Objectivität, wie man dieselbe von einem Geschichtsforscher erwarten darf, zu verbinden. Um so mehr wird er auf die Beachtung sowohl der Russen wie der Deutschen Anspruch machen können. Am Schluß des Vorworts bemerkt er: „Kein patriotischer und einsichtiger Russe wird meine redliche Absicht verkennen, der Eine oder Andere mir vielleicht sogar Dank wissen, daß ich an manche tiefe Wunde seiner Nation den Finger gelegt und das natürliche Hausmittel nicht verschwiegen habe. Freilich — kann ich nur mit deutschen Augen sehen. Denn so herzlich gerne ich andern Völkern Blühen und Gedeihen gönne und, wenn ich könnte, auch ein Körnchen dazu beitragen möchte, — in Dingen, wo es auf Ehre und Vortheil meiner eigenen Nation ankommt, fühle ich mich als Deutschen vom Scheitel bis zur Sohle." Den Werth dieses Standpunktes veranschaulichen insbesondere die letzten Abschnitte des dritten Buches. In ihnen gipfelt die im besten Sinne publicistische Wichtigkeit des ganzen Werkes. Kann dasselbe auch keinen Anspruch an wissenschaftliche Bedeutung erheben, so wird man ebenso wenig dasselbe als bloße Unterhaltungslectüre ansehen dürfen.

Der Inhalt des Buches ist ungemein reich. Es kommen die heterogensten Fragen zur Sprache. Gleichwohl bleiben manche wichtige Stoffe unerörtert, wie denn z. B. der finanziellen Lage des Reiches kaum erwähnt wird. Auf Vollständigkeit hat der Verfasser ebenso verzichtet, wie auf Systematik. Die Reihenfolge der Kapitel ist eine mehr oder minder zufällige. Auch gibt es manche Wiederholungen, wie denn z. B. der Waräger und deren Gründung des russischen Staates oder der Einführung des byzantinischen Christenthums oder des Pugatschew'schen Aufstandes an mehreren Stellen erwähnt ist. Man nimmt wahr, daß lose Zeitungsartikel zu einem Buche wurden. Aber überall erscheint diese feuilletonistische Lectüre unterhaltend und belehrend zugleich. Der Verfasser hat, ehe er nach Rußland reiste, sich über das Verhältniß dieses Reiches eingehend zu unterrichten gesucht. Er weist auf seine frühere persönliche Bekanntschaft mit Haxthausen hin; ihm standen einige statistische Werke zu Gebote; mit den Kreisen der Historiker in Rußland hatte er durch die oben erwähnten Archivgeschäfte einige Fühlung; dazu hatte er Beziehungen zu den in Rußland lebenden Deutschen und in diesen Kreisen hatte er Gelegenheit, bei seinem kurzen Aufenthalte vielerlei Erkundigungen einzuziehen. Man wird zugeben müssen, daß der Verfasser die ihm kurz zugemessene Zeit gut verwendet habe. An eingehendere Studien hat er selbst keine Ansprüche gemacht. Wenn er (I, 13) bemerkt: „Sechs Wochen genügen heutzutag, um — selbstverständlich nach vorbereitenden Studien — Rußland in den Hauptsachen kennen zu lernen", wenn er berichtet (I, 82), daß er erst in Lemberg auf dem Wege nach Rußland eine russische Sprachlehre gekauft habe, sich dann in jeder freien Stunde daran gehalten, aber schon „am dritten Tage völlig daran verzweifelt habe, daß sich ohne ein paar Wochen ernster Studien Russisch lernen lasse", so sieht man daraus, daß der Verfasser an solche Dinge keinen großen Maßstab legt. Aber er hat immerhin über die öffentliche Meinung in Rußland, über die „Volksseele", über die Hauptergebnisse der während der letzten Jahrzehnte durchgeführten Reformen recht viel erfahren. So war er denn im Stande, z. B. über den Charakter der russischen Kirche und das Verhältniß der russischen Gesellschaft zu derselben einige treffende Bemerkungen zu machen, ohne indessen der wichtigsten Erscheinung auf diesem Gebiete, des Sektenwesens, anders als gelegentlich und ganz obenhin zu erwähnen; so hat er denn Groß- und Kleinrussen im Wesentlichen richtig charakterisirt, aber dabei irrthümlicherweise an mehreren Stellen des Buches die große Rebellion Pugatschews als eine kleinrussische Bewegung bezeichnet (I, 75, 201, II, 70), was freilich zu den größten in dem Buche enthaltenden Mißverständnissen zu rechnen ist; so hat er über die Provinzialverwaltung und deren Nichtgedeihen ganz gut geurtheilt, aber mit der Bemerkung (I, 106), daß jetzt „kein gescheidter Mensch mehr

seine Zeit mit der Semstwo verlieren wolle", weit über das Ziel hinausgeschossen. Von scharfer Beobachtungsgabe zeugen die Schilderungen des russischen Volkscharakters in den verschiedenen Gesellschaftsklassen, von den Gründen des Mißerfolges bei manchen Reformen, von der in Rußland herrschenden Verstimmung gegen die Deutschen, von dem Gegensatze und der wundersamen Mischung asiatischer Barbarei und europäischer Cultur u. dgl. m. Aber alle diese Erörterungen beruhen nicht auf längerer Beobachtung, auch nicht auf sorgfältigen statistischen Studien; an keiner Stelle sind sie irgendwie erschöpfend, abschließend, unbedingt überzeugend. Das Buch macht mehr den Eindruck einer interessanten Conversation in Aphorismen als denjenigen einer Enquête.

An falschen Urtheilen und historischen Irrthümern ist kein Mangel. Recht auffallend erscheinen die Bemerkungen über den angeblich wunderlichen Charakter der russischen Sprache (I, 42) und deren „kurioſen Klang", darüber, daß bei vielen Wörtern der Ton zum Sinne passe, wie Sägelärm zu Liebeskosen (III, 25—26) u. dgl. m. Es ist, als spräche ein Blinder von der Farbe. In solchen Dingen empfiehlt sich größere Vorsicht. Die Aeußerung (II, 116), daß die Mongolenherrschaft auf die Sprache keinen Einfluß habe ausüben können, ist ziemlich oberflächlich. Bei dem heutigen Stande der Frage ist es unschwer, eine sehr große Menge russischer Wörter auf tatarischen Ursprung zurückzuführen. Sprachwissenschaftliche Probleme dieser Art sind nicht so leicht zu lösen, als der Verfasser meint. Er ist viel zu schnell mit einem Urtheil, mit einer Schlußfolgerung bei der Hand, ohne ausreichend mit der Sache vertraut zu sein.

Da der Verfasser kein Russisch kann, so wird er nur wenige ins Deutsche übersetzte russische Geschichtswerke kennen gelernt haben. Trotzdem urtheilt er über den Charakter und den Werth der russischen Geschichtsliteratur und über Werke, die ihm nicht zugänglich gewesen sein konnten. Er überschätzt diese Leistungen der Russen. Die Bemerkung (I, 4—5), daß in Rußland Jeder, der überhaupt lesen könne, Karamsin lese, ist eine Hyperbel und entspricht den Thatsachen keineswegs. Der Wunsch: „Hätten wir doch in Deutschland einen Karamsin!" ist nicht verständlich, da man doch in Deutschland viel mehr hat als Karamsin. Ebenso übertrieben ist das Lob, welches auf S. 75 (B. I) Kostomarow gespendet wird. „Wäre es mit allen Dingen in Rußland so gut bestellt, wie mit seiner jungen Geschichtschreibung," sagt der Verfasser (I, 185), „so möchte man diesem Reiche eine schöne Zukunftsblüthe versprechen." Aber die darauf folgenden Urtheile zeigen, wie fremd dem Verfasser die Sache geblieben ist. Bei allen Vorzügen des Solowjew'schen Buches, bei allen Verdiensten des vor kurzem verstorbenen Historikers, erscheint Löhers Urtheil und Lob unglaublich verkehrt, wenn er sagt: „Ein Werk, wie die 28 Bände der Geschichte Rußlands von Solowjew, würde in jeder Literatur als ein Muster gelten von riesigem Fleiß im Sammeln, von Geist und Scharfsinn im Forschen, von Geschmack und Talent in der Darstellung." So etwas kann man nur sagen, wenn man das Werk nicht kennt. Es liegt durchaus kein Grund vor, gerade dieses Gebiet der russischen Literatur so hoch zu erheben.

An mehreren Stellen des Buches ist ebenfalls in einem einigermaßen schönfärberischen Tone von den Kosaken die Rede, ohne daß der Verfasser sich eingehender mit diesem Gegenstande beschäftigt und z. B. den Zusammenhang der Entstehung dieser Quasistaaten mit der Bauernfrage erkannt hätte.

Wenn der Verfasser S. 109 im III. Bändchen die Ansicht ausspricht, daß man in Rußland keine Revolution zu erwarten braucht, weil „ein Rückblick auf die Geschichte zeige, daß es nicht Art der Großrussen sei, sich zu empören u. s. w.", so ersieht man daraus, daß dem Verfasser die großen Rebellionen Stenka Rasins und Pugatschews nicht bekannt sind. Namentlich über den letzteren Aufstand hätte er sich leicht so weit unterrichten können, um ihn nicht so oft, wie das geschieht, den Kleinrussen in die Schuhe zu schieben.

Es zeugt von Unkenntniß der russischen Universitätsverhältnisse, wenn (I, 53) behauptet wird, daß die Curatoren der Lehrbezirke die Professoren vorzuschlagen hätten, während, im Gegensatz zu manchen andern Ländern, die Facultäten und Conseils bei Besetzung der Lehrstühle ganz autonom verfahren und nur etwa die Warschauer Universität hierin eine Ausnahmestellung einnimmt. Ebenso unrichtig ist die Notiz, daß in den curatorischen Conseils „Verwaltungsbeamte und Militärs Sitz und Stimme" hätten.

Die Definition eines „Bojaren" als eines „großen Grundbesitzers", diejenige eines „Knjas" als eines „sehr großen Grundbesitzers" (I, 59) ist weder zutreffend noch erschöpfend. — Bd. I. S. 130 ist von einem Patriarchen zur Zeit der Mongolenherrschaft die Rede, während die Patriarchenwürde erst zu Ende des 16. Jahrhunderts in Rußland entstand. Biron als einen „echten Sohn von Peters Geiste" zu bezeichnen (I, 183), von Birons „Genie und Thatkraft" (II, 46) zu reden ist nur möglich, wenn man die Geschichte Birons nicht genauer kennt. Daß „Peter der Große, Biron, Münnich und Ostermann planmäßig germanisirt" hätten (II, 48), läßt sich nicht beweisen. Von der großen Schwärmerei des russischen Publicums für Jean Paul, so daß derselbe „in Rußland mehr Verehrer gehabt haben soll, als in Deutschland" (II, 49), ist uns nichts bekannt. Auch daß die Hallischen Jahrbücher von Ruge den Russen so viel gegolten haben sollten, wie der Verfasser erzählt (II, 50), erscheint als mindestens zweifelhaft.

Als ein „lapsus calami" kann gelten, daß bei Löher (I, 29) die byzantinische Prinzessin, welche Wladimir heirathete, „Olga" (statt Anna) geheißen haben soll, daß er (I, 191) die Newa aus dem Onega- statt aus dem Ladogasee kommen läßt. Bedenklicher, weil allzu eilfertig, erscheint die Bemerkung, daß der Wolchow, welchen der Verfasser nur wenige Secunden beobachten konnte, „keine rechte Strömung habe" (I, 188), oder (I, 14) diejenige von den „Blüthegestaden Petersburgs", oder die Aeußerung (I, 26), daß der Schmutz der Straßen und Wege Rußlands Mancherlei im Charakter und in der Sprache der Russen erkläre. Die spöttische Bemerkung, daß Katharina II. nicht ohne Grenadiere und Kammerkätzchen habe sein können (I, 194), beruht vermuthlich auf einer Verwechselung dieser Kaiserin mit Elisabeth, keinenfalls aber auf genauer Kenntniß der Geschichte Katharinas II. Die Gründung des russischen Staates durch die Waräger setzt Löher (II, 8) in das achte Jahrhundert, statt in das neunte, wobei er alle Einwendungen gegen die Normannentheorie ignorirt, die „Russkaja Prawda" als einen Rest germanischer Cultur betrachtet (II, 11) und so wenig an der germanischen Natur der Waräger zweifelt, daß er (I, 110) bemerkt, „das Einwandern, Ansiedeln, Arbeiten, Aufsteigen und allmähliche Verrussen von Deutschen dauere nun bereits länger als ein Jahrtausend". Bei der Betrachtung solcher völkerpsychologischer Probleme muß man genauer zusehen, ehe man verallgemeinernde Wahrheiten ausspricht. In dieser Hinsicht ist zu erwähnen, daß Löher den Verfasser des von P. Bessonow herausgegebenen Manuscripts, Jurij Krishanitsch, für einen „echten Russen", einen „Nationalrussen", „offenbar einen Popen" hält (III, 149—151), während derselbe ein katholischer Geistlicher und ein Serbe war. Unwesentlichere Irrthümer sind folgende. Netschajew war nicht „Lehrer an der Akademie in St. Petersburg" (III, 128), sondern Student der landwirthschaftlichen Akademie zu Petrowskoje bei Moskau; die „Piroggen" sind nicht „eine Art fetter Klöse" (II, 125), sondern pastetenartige Kuchen; von Alexei Petrowitschs Verschwendung (II, 40) ist nichts bekannt; es wird in historischen Werken im Gegentheil von seinem haushälterischen Sinne gesprochen. Nicht 130 Strelitzen wurden 1698 gehängt (wie es II, 37 heißt), sondern mehr als zehnmal so viel. Nicht der vierte sondern der sechste Band des Ustrjalow'schen Werkes über Peter den Großen ist der Geschichte Alexeis gewidmet u. dgl. m. Sehr störend ist endlich für Kenner des Russischen die Menge Fehler bei der Reproduction russischer Wörter und Namen, doch auch nichtrussische Ausdrücke sind entstellt, geschmacklos und unklar.

Es wäre undankbar, über diese Mängel der Vorzüge des Buches nicht zu gedenken. In Rußland kann man sich zu so objectiven und wohlwollenden Besuchern, wie F. von Löher, Glück wünschen, und in Deutschland wird jeder Leser des Buches demselben viel Belehrung und Anregung verdanken.

A. Brückner.

Ueber Caseïn- oder Käse-Malerei.

Von Albert Jansen.

Die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts waren sicher, nicht nur die Völker des modernen Europa, sondern auch die alten Griechen und Römer in allen Wissenschaften und Künsten durch ihre Leistungen übertroffen zu haben. Die Deutschen, und auf nicht wenigen Gebieten selbst die Engländer, unterwarfen sich der Herrschaft ihres Geistes und Geschmackes. Die Italiener ließen sich die Herabwürdigung der Rafael und Michel Angelo gefallen; ja sie ließen ihren Glauben an die Antike erschüttern, deren Werke sie so lange als ewige und unerreichbare Vorbilder verehrt hatten. Einst erfüllte sie jede Statue, jedes Fragment, das aus dem Schoße der Erde wieder auferstand, mit Begeisterung und Glückseligkeit; jetzt waren sie gleichgültig und träge, als ihnen der Zufall die reichsten und herrlichsten Schätze unter ihren Füßen verrieth.

Schon 1711 wurde Herculanum entdeckt, und damit an einer Stelle die weite Decke aufgehoben, unter welcher der Vesuv einst eine ganze Anzahl griechisch-römischer Städte begraben hatte. Allein Geschlechter vergingen, ehe das Ereigniß in seiner Größe und Bedeutung gewürdigt wurde. Lange Zeit dachte man nicht einmal daran, durch Mittheilungen darüber die Theilnahme der gebildeten Welt zu erwecken und in angemessener Weise zu befriedigen. Erst 1748, als endlich auch die Ausgrabungen von Pompeji begannen, erschienen die Berichte von Venuti und Gori über Herculanum, und erst seit 1758 kamen die einzelnen Bände der Pitture heraus.

Die Deutschen begnügten sich mit der „Beschreibung von Heracleia, aus dem Italienischen des Don Marcello Venuti, Frankfurt und Leipzig, 1749." Noch 1796 diente diese Schrift neben „Volkmanns Beschreibung von Italien" als einzige Grundlage für die Dichtung Schillers: „Pompeji und Herculanum", die das erste würdige Opfer der Poesie auf den neuentdeckten Altären des Alterthums war. So viel ich sehe, waren die Franzosen die Einzigen, die nicht auf die Berichte der Italiener warteten, und sich noch vor ihnen über die merkwürdigen Ausgrabungen am Fuße des Vesuvs vernehmen ließen. Mouffinot verfaßte die Schrift: „Mémoire sur la ville découverte au bas du mont Vesuve", welche ohne Angabe seines Namens in Paris 1748 in 12^0 gedruckt wurde. Mit Erregung und Staunen ließ er sich über die aufgedeckten Straßen und Plätze, Tempel und Theater, über die gefundenen Kunstwerke und Geräthe vernehmen. Aber seine Landsleute blieben kühl; sie glaubten ihm nicht recht. „Wir Franzosen übertreiben oft," bemerkte der Abbé Raynal, „und zuweilen erfinden wir gar." Viel geneigteres Gehör fand der unbekannte Verfasser der „Lettre sur les peintures d'Herculanum, aujourd'hui Portici, avec 4 planches," Paris 1751 in 8^0. Ohne den Gegenstand immer richtig deuten zu können, gab er doch dem Publicum die erste Vorstellung von jenen merkwürdigen Gemälden, die 1739 an den Wänden der Basilika in Herculanum entdeckt worden waren. Der Leichtigkeit der „Mache", der Freiheit der Pinselführung, der Kühnheit der Manier überhaupt konnte er seine Anerkennung nicht versagen. Aber er tadelte die trockene Zeichnung, die mangelhafte Composition, die Unzulänglichkeit der Farbengebung. Wenn alles das Fehler sind, die blos den besprochenen Bildern, und höchstens noch alle denen vorgeworfen werden konnten, die von denselben Meistern herrührten, so entdeckte der Kritiker doch auch Gebrechen der Art an ihnen, die den Werth der antiken Malerei überhaupt in Frage stellen mußten. Er entdeckte, daß in der Zeichnung jede Kenntniß der Perspective und in der Farbengebung jede Kenntniß des Helldunkels fehlte. Da das nun zwei Dinge sind, von denen selbst beschränkte Schüler das eine ganz und das andere wenigstens bis auf einen gewissen Grad von ihren Meistern lernen können, lernen müssen: so ergab sich widerspruchslos der Schluß, daß die antike Malerei überhaupt die Regeln und Geheimnisse der Perspective und des Helldunkels gar nicht kannte, und daß sie damit der wissenschaftlich sichersten und zugleich der reizvollsten Mittel entbehrte, welche diese Kunst haben kann.

Zur Feststellung dieser Thatsachen unternahm der Generaldirector der königlichen Banten, Herr de Vandières, eine Reise nach Neapel und ließ sich dabei von dem Architekten Bellicard und dem Zeichner und Stecher Cochin dem Jüngeren begleiten, der in seiner Kunst als der größte Meister seiner Zeit angesehen wurde. In der kleinen Broschüre „Observations sur les ruines d'Herculanum", Paris 1754 in 12^0, wurde das Publicum von den Ergebnissen dieser Kunstreise in Kenntniß gesetzt. Bellicard berichtete hier über die Architektur, Cochin über die Werke der Bildhauerei und Malerei. Seine gewissenhaften und verständnißvollen Untersuchungen bestätigten durchaus die Bemerkungen, die der unbekannte Verfasser der Schrift von 1751 gemacht hatte. Auch er verkannte eine gewisse Großheit und Kühnheit der Pinselführung keineswegs, aber auch er fand, daß in den Bildern Herculanums alles das durchaus fehlte, was die Franzosen das Wissen und die Gelehrsamkeit in der Malerei nennen, daß keine Spur von der Kenntniß der Perspective in ihnen zu finden wäre, und daß sie sogar wenig Kenntniß der Formen und der Einzelheiten der Natur verriethen.

Sind wir über die Härte dieses Urtheils betroffen, so erschien sie den Franzosen gerade als der sicherste Beweis für seine Richtigkeit und Gerechtigkeit. Selbst Winckelmann fand 1758 Angesichts der Wandgemälde von Herculanum zwar einige wenige Dinge zu loben, die den Franzosen vollständig entgangen waren; aber im Allgemeinen wurde er gründlich enttäuscht und vermißte selbst jene Art „Erhabenheit des Ausdruckes", die seine französischen Vorgänger als das „Verdienst der Alten" wohl noch unbestritten gelassen hatten. Die Franzosen triumphirten. In demselben Augenblicke, wo sie durch Montesquieu, Buffon und die Verfasser der Encyklopädie über England und damit über den letzten Mitbewerber um die Palme der Philosophie zu siegen glaubten, sahen sie den geheiligten Nimbus des klassischen Alterthums in den bildenden Künsten zerstört. Wie klein erschienen ihnen da die Maler Griechenlands und Roms; sie waren überzeugt, daß auch die besten derselben die Arbeiten ihrer gewöhnlichen Decorateurs bewundert, daß diese jene Decken und Kuppeln angestaunt haben würden, auf denen die „Perspective" ihre Orgien feierte.

Gleichwohl gab es auch damals in Frankreich noch immer eine kleine Gemeinde, die nur dem klassischen Alterthum ihre Verehrung darbrachte und von ihm allein alles Heil erwartete. Ihr Hoherpriester war der Graf Caylus. Als sein Vaterland in aller Form den Stab über die antike Malerei brach, beschloß der mehr als sechzigjährige Mann den Beweis zu führen, daß die französische Malerei doch einzig und allein mit Hülfe der antiken zu ihrer wahren und wirklichen Vollendung gelangen könnte. Denn diese schon erreicht zu haben, schmeichelten sich die Künstler um so weniger, je unzulänglicher ihrem Ideale die vorhandenen Darstellungsmittel erschienen. Die Wandmalerei, der Michel Angelo den höchsten Platz einst zugesprochen hatte, war im 18. Jahrhundert wenig geschätzt; die Staffeleimalerei galt für diejenige, die den wahrhaft großen Meistern allein entsprechend und würdig wäre. Man sprach dem Fresko nicht alle Vorzüge ab, aber man fühlte sich von ihm abgestoßen und offenbarte damit abermals jenen Geist der Galanterie und Koketterie, der Salons und Boudoirs, des Zierlichen und Kleinlichen, der in der Miniatur und Email-Malerei seine originalen und angemessenen Kunstmittel besaß. Selbst mit der Oeltechnik waren die Franzosen des 18. Jahrhunderts keineswegs zufrieden; das Glänzende derselben war ihnen unangenehm. Der Pastelltechnik aber sollte es sogar unter den Händen eines Meisters, wie La Tour war, nicht gelingen, auch nur die gleiche Anerkennung wie die Oelmalerei zu erlangen, geschweige gar dieselbe zu verdrängen.

Da trat der Graf Caylus mit der Ankündigung hervor, daß er das Geheimniß der alten Enkaustik entdeckt habe, und stellte das Brustbild einer behelmten Minerva aus, das der Maler Vien nach seinen Angaben verfertigt hatte. Gestützt auf eine

Stelle des Plinius, wornach die Alten mit Wachs gemalt haben, war der Graf durch Experimente zu seinem Ziele gekommen. Die Sache erregte sofort ein allgemeines und großes Aufsehen; im ersten Momente glaubten Künstler und Kenner in der That jetzt diejenige Technik zu besitzen, die der französischen Malerei als der vollkommensten der Welt entsprechend wäre. Allein sehr rasch erhob sich der Neid gegen den glücklichen Erfinder und verband sich mit der alten Feindschaft, die gegen ihn bestand. Zuerst wurde es unverzeihlich gefunden, daß er sein Geheimniß für sich behielt. Dann richtete sich die Kritik gegen seine Erfindung selbst. Sie bemerkte, daß ihr unentbehrliche Eigenschaften der Oeltechnik mangelten, daß sie weder die rasche Art der Arbeit derselben gestatte, noch im Stande wäre die Transparenz der Farben derselben wiederzugeben, daß sie für die Darstellung feiner und kleiner Einzelheiten und namentlich für die Landschaftsmalerei ganz ungeeignet wäre. Man verglich, und schon das war damals keine Ehre, diese Enkaustik mit dem Fresko und erklärte, daß es dessen Fehler zwar alle besitze, aber von dessen Vorzügen gerade den größten, die Dauerhaftigkeit, entbehre. Inzwischen malte Vien in Caylus' Manier mehrere neue Bilder, von denen namentlich ein Blumenstrauß ungetheilten Beifall fand, und die alle zusammen es doch wieder sehr wünschenswerth machten, daß der Graf seine Entdeckung der Oeffentlichkeit nicht länger vorenthielte. Sein fortgesetztes Schweigen erregte eine immer wachsende Erbitterung, und laute Schadenfreude brach aus, zuerst als es hieß, der Haushofmeister des Herzogs von Orleans, ein Herr de Montamy, habe selbstständig die alte Wachsmalerei ebenfalls gefunden, und dann als Diderot die sarkastische Schrift veröffentlichte: „l'Histoire et le Secret de la peinture en cire" (Paris 1755). Hier erfuhren die Pariser, daß der Maler Bachelier bereits mehrere Bilder in der neuen Technik geschaffen habe; und bei Eröffnung des Salons, am 15. August 1755, sahen sie eins derselben, die Fabel des Wolfes und des Pferdes darstellend, zum Vergleiche neben den Werken von Vien aufgehangen. Ein lebhafter Streit entstand. Die zahlreichen Freunde Diderots und die noch viel zahlreicheren Feinde des Grafen Caylus behaupteten, daß die Bilder Viens neben dem Gemälde Bacheliers gar nicht zu ertragen wären, daß Bachelier eine ungleich vollkommenere Technik als Caylus erfunden hätte. Wenn dagegen Fréron, der giftige Widersacher Voltaires und der Encyklopädisten, die von Diderot veröffentlichte Entdeckung herunterzog, wurde er sofort als feiles Werkzeug gebrandmarkt und dem Grafen Caylus der Gebrauch desselben bitterhöhnisch vorgeworfen. Als Graf Caylus selber endlich sein Geheimniß in einer Schrift veröffentlichte, wurde auf den Inhalt derselben so gut wie keine Rücksicht genommen; es reichte seinen Gegnern hin, die Form seines Vortrages als weitschweifig, langweilig und platt zu denuncciren, um alle echten Franzosen von der Lectüre dieser Schrift zurückzuschrecken. Aber dem unerschrockenen Vertreter der antiken Kunst und seinem kleinen Anhange kam es nur auf die Güte ihrer Sache an. Sie waren nach wie vor von derselben überzeugt, so daß sie nichts weiter zu thun für nöthig hielten, als die hochgepriesene Erfindung Bacheliers lächerlich zu machen. Zu diesem Zwecke wurde ein Libell verfaßt, das schon durch den Titel verräth, weß Geistes Kind es war: „L'art nouveau de la peinture en fromage ou en ramequin, inventée pour suivre le louable projet de trouver graduellement des façons de peintre inférieures à celles qui existent. A Marolles 1755. in —12." Zu Deutsch: „Die neue Kunst der Käse- oder Rahm-Malerei, erfunden zur Durchführung des löblichen Projectes Malweisen zu entdecken, die von Stufe zu Stufe hinab immer schlechter als die vorhandenen sind." Marolles war als Druckort angegeben, weil jeder Franzose diesen Platz für Käsefabrikation kannte. Der Hieb, den die Diderot und Genossen damit erhielten, muß höchst empfindlich gewesen sein. Sie hielten den Graf Caylus selber für den Verfasser der Satire, während Andere auf den geistvollen Abbé Coyer und zuletzt Barbier auf den Emailmaler Rouquet gerathen haben. Die ganze Wuth des Diderot'schen Kreises bricht in dem halbtollen Urtheile Grimms hervor: Die Broschüre sei das abscheulichste und geschmackloseste Ding, das seit dem Hunnenkönig Attila erschienen wäre. (Correspondance littéraire, philosophique et critique par Grimm, Diderot, Raynal, Meister etc. Paris. Garnier frères. 1878. III. 25.)

Wie leid thut es mir, daß ich dem Leser nichts aus dieser Schrift mittheilen kann, denn ich habe sie vergebens gesucht! Was einen Diderot außer Fassung bringen konnte, das war gewiß kein gewöhnliches Machwerk. Aber was hätten wohl Graf Caylus und seine Freunde selber zu ihrer Satire gesagt, wenn sie es noch erlebt hätten, daß die Käse-Malerei wirklich ernst genommen wird, von Künstlern und Gelehrten ernst genommen wird, daß die einen die Wandbilder der Alten wenigstens zum großen Theil als Käsemalerei erweisen, und daß die anderen mit eben dieser Technik Werke ausführen, die bedeutend an und für sich selbst und für die Entwickelung der Kunst von den wichtigsten Folgen sein können? Was hätten Graf Caylus und seine Freunde dazu gesagt?

Wie vor der Renaissance die Culturepochen Karls des Großen und der Scholastik auf einem theilweise und jedesmal gesteigerten Zurückgehen zu der klassischen Bildung beruhen, so ist diejenige Epoche, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beginnt und vornehmlich in den Deutschen ihre Schöpfer hat, eine freie Wiederaufnahme, eine Erweiterung und Vertiefung der Bestrebungen der Renaissance. Alle Forderungen dieses Fortschrittes, wenn ich so sagen darf, hat unsere Nation in den redenden Künsten alsbald und auf vollendete Weise erfüllt. In den bildenden Künsten ist ihr ein gleicher Ruhm nicht beschieden gewesen. Nicht als ob es an Männern von Begabung dafür durchaus gefehlt hätte. Aber wenn die Vertreter unserer Literatur das Mittel ihrer Darstellung, die Sprache, nicht nur durch angeborene Talente, sondern auch durch Reflexion, Studium und Uebung für jede Aufgabe geeignet und geschickt machten, wenn sie dieselbe so ausbildeten, daß sie auch im Dienste des beschränkteren Geistes gleichsam selber „dichtet und denkt": so fehlte im Bereiche der bildenden Künste jene Vereinigung von Genie, Kunstfertigkeit und Handwerk, ohne welche eben wirkliche Meisterwerke noch niemals entstanden sind. Wer bei den Malern Carstens und Cornelius die Darstellungsfähigkeit bis auf einen gewissen Grad gleich in ihren Naturanlagen vermißt, der muß zugestehen, daß ihnen das Genie der Kunst durchaus nicht in seiner ganzen Fülle beschieden war. Leider eigneten sie sich nicht einmal die Darstellungsmittel an, die sie sich von den Holbein und Dürer, die sie sich noch von unmittelbaren Vorgängern wie Tischbein und namentlich Rafael Mengs gar wohl aneignen konnten. Durch diese Unterlassung haben sie nicht nur sich selbst, sondern auch der Entwickelung der deutschen Malerei geschadet, so lange dieselbe unter ihrem Einflusse war.

Der Architekt steht nicht auf sich allein. Die Ausführung seiner Pläne ist an die Mitwirkung von tausend anderen Kräften gebunden. In Schinkel erhielt die deutsche Baukunst ein Genie, dessen Gleichen die Welt überhaupt seit Bramante nicht gesehen hatte; und gerade ihm versagte seine Zeit Alles, was dazu gehörte, seine großen Ideen zu einer würdigen und angemessenen Erscheinung zu bringen. Beim Anblick seiner Werke beklagt heute Jeder, daß Schinkel von seinen Bauherren oft gar zu dürftige Mittel dafür erhielt. Dennoch war nicht dies sein schlimmstes Mißgeschick. Der künstlerische Schmuck, den seine Bauwerke erforderten, hätte nur von Malern und Bildhauern geschaffen werden können, deren Begabung seiner eigenen entsprach; und vor Allem hätte Schinkel jedes einzelne der Handwerke, das der Architektur unerläßlich nothwendig ist, in seiner ganzen Tüchtigkeit vorfinden müssen, während er kein einziges mehr auf dieser Höhe und gar manches schon im tiefsten Verfall vorfand.

Erst in unserer Gegenwart vollzieht sich auf diesem Gebiete ein glücklicher Umschwung. Mit regem und einsichtsvollem Eifer wird zugleich an der Veredelung des Geschmackes und an der Vervollkommnung der Technik in allen Gewerken gearbeitet. Wenn die Gewerke wieder Künste werden, sind sie geeignet der Kunst zu dienen. Nur muß auch die Kunst selber nie vergessen, daß sie das, was sie sein will und sein soll, einzig und allein dadurch ist, daß sie zum höchsten Können

wird und daß dieses, auf angeborener Genialität beruhend, praktische Ausbildung und Uebung erfordert. Aus seinen Bauschulen und seiner Bauakademie kann der preußische Staat wohl zu Zeiten einer Ueberfülle von „qualificirten" Beamten der Bauverwaltung hervorgehen sehen; wirkliche Architekten sind immerfort und überall selten. Einen epochemachenden Meister gibt es jetzt nirgends in der Welt, aber mannichfaltige und erfreuliche Talente treten doch zu Tage; und eben sie sind es, die auch von der Bedeutung der Technik durchdrungen, oft genug ihre Werke zu Lösungen neuer constructiver Probleme machen und stets für die Hebung aller Baugewerke thätig sind. Vielleicht sind wir schon so weit, daß kein Mensch mehr die Frage bejaht, welche Lessing in der Emilia Galotti den Maler Conti an den Prinzen richten läßt; dann darf man auch bekennen, daß sie auf einer Idee beruht, die für den Verstand abgeschmackt und für das Gefühl empörend ist. Unter unsern Bildhauern und Malern verkennt es jedenfalls wohl keiner mehr, daß das Sein und Werden des Genies ohne die erforderlichen Organe durchaus nicht denkbar ist, daß die angeborene Darstellungsfähigkeit ein wesentlicher Theil des Genies selber ist, und daß die Aneignung und Vervollkommnung der Darstellungsmittel zu seinen unerläßlichen Pflichten und Aufgaben gehört. Maler wie Böcklin, Makart, Gussow können schon in dieser Einsicht gar nicht hoch genug geschätzt werden. Ihre Namen und Leistungen sind allgemein bekannt. Ich aber will hier nur von der Thätigkeit eines Künstlers sprechen, von dem verhältnißmäßig nur Wenige wissen, und damit kehre ich auch zu den Experimenten des Grafen Caylus und deren Folgen zurück.

F. Gesellschap, ein jüngerer Bruder des verstorbenen Genremalers Gesellschap in Düsseldorf, hat, abgesehen von Porträts und Copien, so gut wie niemals Staffeleibilder gemalt. Angeregt von den Werken Cornelius' zeichnete er viele Compositionen und wandte sich mit leidenschaftlicher Neigung auf die Wandmalerei, welche eben jener Künstler ganz im Geiste Michel Angelos gegen die Richtung der Franzosen des 18. Jahrhunderts wieder zu der höchsten Ehre gebracht hatte. Lange und eingehend studirte F. Gesellschap in Italien die Fresken der Renaissance und die antiken Wandgemälde, während er dort gleichzeitig nach der Natur selbst arbeitete. Mit seinem Sinne für Schönheit und Wahrheit verband er die sichere Bildung des Geschmackes, und indem er reiche Kenntnisse sammelte, entfaltete sich die Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit seiner eigenen Ideen. Aber als einem echten Künstler lag ihm auch das Mechanische seiner Kunst am Herzen. Mit Neugierde, Staunen und Freude bemerkte er bei seinem Freunde Szoldatisc in Rom einige höchst sonderbare Versuche von Wandmalerei, und der liebenswürdige Oestreicher, ein Schüler Führichs, theilte ihm bereitwillig sofort sein Geheimniß mit, worin der Leser allen Ernstes die Technik der Käsemalerei finden wird. Frischer Quark wird so fein als möglich zerrieben und durch Wasser verdünnt; indem man dann ein Drittel ungelösten Kalk zu diesem flüssigen Brei fügt, erhält man ein Bindemittel, das Tischlern, Marmorarbeitern und selbst praktischen Hausfrauen als billiger und guter Kitt schon längst bekannt war. Der Maler setzt damit seine Farben an, und er kann dazu alle Farbstoffe gebrauchen, die sich eben mit dem Kalke verträglich erweisen. Der große Vorzug, die außerordentlich glückliche Bequemlichkeit dieses Darstellungsmittels besteht für den Künstler darin, daß er nicht gezwungen ist al fresco d. h. auf immer frischen Kalk zu malen. Er malt einfach auf der fertig gestellten, trocknen Kalkwand, wobei ihn nichts hindert seine Arbeit nach Belieben fortzusetzen und zu unterbrechen. Selbst Aenderungen an der bereits vollendeten Arbeit werden mit dieser Technik dem Künstler leichter als mit jeder andern. Die Farben gehen mit der Malfläche eine unzerstörbare Verbindung ein, und nur durch gewaltsame Mittel, durch Abreibung mit Bimstein namentlich, sind sie wieder zu entfernen; sie können zu den leichtesten wie tiefsten Tönen aufgetragen werden und zeigen immerfort eine Frische und Kraft, die vielleicht durch kein anderes Mittel erreicht oder gar übertroffen wird.

Gesellschap machte Experiment auf Experiment mit der neuen Technik. Der Chemiker Jacobsen und Professor Weber bewiesen thätiges Interesse an der Sache, und der letztere stellte durch Analysen fest, daß die Käsemalerei bereits in Pompeji zur Anwendung gekommen ist. Künstler, denen Gesellschap ebenfalls von seinen Versuchen sprach, hatten sogleich den Muth, mit diesem Mittel größere Aufträge auszuführen. So entstanden Schallers Wandgemälde im neuen Museum der Stadt Breslau und schmückte Paul Meyerheim auf das Anmuthigste eine Gartenhalle in der Potsdamer Straße in Berlin. Gesellschap selbst arbeitete inzwischen an einer der großartigsten und schwierigsten Aufgaben, die dem Künstler zu Theil werden kann.

Als Hitzig den Umbau des Berliner Zeughauses zu einer Ruhmeshalle übernahm, sah er sich als Architekt in der glücklichsten Lage. Nicht nur, daß ihm die reichsten Geldmittel zur Verfügung gestellt wurden, er hatte vor allen Dingen das Glück, daß alle die mannichfaltigen Kräfte, die er zu seinem Werke brauchte, in ganz vorzüglicher Weise vorhanden waren. Eine Reihe Bildhauerwerke wurden von vornherein Reinhold Begas übertragen und andere kamen durch eine öffentliche Concurrenz in die Hände anderer vorzüglicher Künstler. Die Bestimmung der Maler, welche auf großen Wandflächen bedeutende Ereignisse der preußischen Geschichte darstellen sollten, blieb einer besonderen Commission überlassen, die zunächst Bleibtreu, Camphausen, Steffeck und v. Werner mit Aufträgen betraut hat. Für dasjenige Werk aber, das dem Archtikten wohl zumeist am Herzen liegen mußte, hatte sich Hitzig selbst den Maler Gesellschap ausersehen, dessen Begabung ihm bei der malerischen Ausschmückung des Reichsbank-Gebäudes bekannt geworden war und der schon vorher, von andern Architekten wohl gewürdigt, am Rhein und in Schlesien, auf Rügen und in Berlin selbst festliche Räume gemalt hatte, während ihn weitere Kreise des Publicums zuerst aus den Entwürfen schätzen lernen konnten, die er gemeinsam mit Bleibtreu zu Wandgemälden des alten Kaiserpalastes in Goslar schuf.

Und so betraute ihn Hitzig mit der Ausmalung der großen Kuppel der Ruhmeshalle. Gleich seine erste Skizze fand vollen Beifall, und der Ausmalung eines kleinen Modelles des Kuppelbaues, die er höchst kunstreich ausführte, wurde die entscheidende Zustimmung an allerhöchster Stelle zu Theil. Jetzt ist Gesellschap mit seiner grandiosen Arbeit in der Kuppel in vollem Zuge. Er führt sie in seiner Caseïn-Technik aus, und bereits ist das Werk, welches vollendet zu sehen dem vortrefflichen Hitzig nicht mehr beschieden sein sollte, so weit gefördert, daß es schon öffentlich besprochen und gewürdigt werden könnte. Ich will hier nur ein einziges Urtheil, aber das Urtheil einer der berufensten Richter darüber anführen. „Seit den Schöpfungen Michel Angelos und Rafaels," erklärte einer unserer berühmten Maler, „hat die Wandmalerei wohl nichts hervorgebracht, was diesen Leistungen Gesellschaps an die Seite gestellt werden könnte."

Aus der Hauptstadt.

Salon-Plaudereien.

Wir plauderten — eine kleine Gesellschaft von Intimen — im Salon der Frau v. M., die stets zu allerhand schalkhaften Capricen aufgelegt ist; und nachdem wir alle Gegenstände des Tagesgesprächs gründlich erledigt und der lieben Mitmenschen mit der in den Berliner Salons üblichen Nächstenliebe gedacht hatten, war endlich der verhängnißvolle Augenblick gekommen, an welchem die Langeweile hörbar an die Fensterscheiben zu pochen schien und immer längere Gesprächspausen nur durch das Knistern des Kaminfeuers, durch das Rauschen der Gasflammen und durch das Ticken einer allerliebsten Roccoco-Stutzuhr unterbrochen wurden.

„Aber um Gottes willen, Doctor!“ wandte sich Frau v. M. zu einem Freund des Hauses. „Sagen Sie recht schnell etwas Bedeutendes! Es ist die höchste Zeit!“

Wir zuckten lachend die Achseln.

„Oder weiß denn Niemand mehr irgend eine andere Räubergeschichte? „Es war einmal ein Bontoux“ — oder etwas Aehnliches?“

Allgemeines Kopfschütteln.

„Oder ein neues Gesellschaftsspiel? Aber ohne Auslösungsküsse! wohlverstanden . . . Halt, ich hab's!“

„Nun?“

„Sarah Bernhardt!“

„Sarah . . .?“

„Hier, mein Rosenbouquet als Preis für den besten Scherz über die Magerkeit von Sarah Bernhardt! Ein Witztournier — ist das nicht eine Idee?“

Und damit leerte sie lachend mit einem schnellen Ruck die Alabasterschale, welche Visitenkarten enthielt. Jeder bekam eins von den perlmutterfarbenen Kärtchen und Frau v. M. fuhr fort:

„Bedingungen des Preisausschreibens: 1) Fünf Minuten Bedenkfrist und 2) Beschränkung des Umfangs auf die Rückseite der Visitenkarte! Wer sich aber einen andern Scherz erlaubt, wird zur Strafe bei Tisch neben seine Schwiegermutter gesetzt!“

Wir gestatteten uns einige Einwürfe:

„Ob das Thema nicht schon erschöpft ist? Sollte sich etwas Besseres sagen lassen, als Spitzers: Sie behaupten, gestern Sarah Bernhardt gesehen zu haben? Dann war sie 's nicht!“

„Oder als die Meldung des Figaro: Vor dem Théâtre français hielt gestern Abend ein leerer Wagen; herausstieg Sarah Bernhardt . . .“

„Gleichviel,“ entschied Frau v. M. „ein Schelm gibt mehr als er hat. Und nun Bleistifte heraus! zur Attaque! . . .“

Und fünf Minuten lang wurde nun das Ticken der Roccoco-Stutzuhr und das Rauschen der Gasflammen durch keinen Gesprächslaut unterbrochen. Wir saßen im Bann des neuesten, in dieser Saison aufgekommenen Berliner Gesellschaftsspiels und mit gekrauster Stirn, den Kopf in die Hand gestützt, suchten wir die Rückseite der gelieferten Visitenkarte mit dem verlangten Einfall zu bekritzeln. Bekanntlich ist es eben eine Laune der Laune, daß sie sich nur ungerufen einstellt. Und Frau v. M. selbst mußte das an sich erfahren. Vier Minuten ließ sie vergehen, ohne einen Bleistiftstrich zu machen. Dann zuckte es schelmisch durch ihre braunen Rehaugen — ein rasches Hinwerfen von einigen Zeilen, und die Visitenkarte war ausgefüllt, während sich um den kleinen kelchartig geöffneten Mund der Schreiberin, aus welchem wir schon so manche reizende Ungezogenheit hatten herauspurzeln hören, ein listiges Lächeln zog . . .

„Punktum!“ sagte sie endlich, „und nun sind die fünf Minuten vorüber! Ich erbitte mir die Preisbewerbungen!“

Ich will den Schleier der Verschwiegenheit über die Mehrzahl ziehen und nur karge Proben geben. So meinte Nummer Eins, daß die Berichte über Roben, welche Sarah Bernhardt getragen hat, den Beweis liefern, wie sich die Presse oft mit den — inhaltslosesten Dingen beschäftigt . . . Nummer Zwei wollte Makarts Porträt der Künstlerin als Allegorie der Fastenzeit bezeichnet wissen, und Nummer Drei schrieb: „Wenn Sarah Bernhardt in einem Salonstück auftritt, so sind alle Plätze im Theater gut besetzt — mit Ausnahme der Fauteuils, auf welchen sie gelegentlich selbst sitzt . . .“ Nummer Vier hatte den Dialog geliefert:

„Sie lieben thatsächlich Sarah Bernhardt?“

„Allerdings.“

„Dann sind Sie gewiß — Vegetarianer?“

Und so wurde Karte für Karte gelesen; es waren, wie man sieht, sehr gemischte Karten, bis Frau v. M. eine, wie sie sagte, anonym eingelaufene Bewerbung vorlas, die den Wortlaut hatte:

„So mager kann Sarah Bernhardt selbst nicht sein, wie der Esprit einer Gesellschaft, die sich — mit dem Sport der Magerkeitswitze belustigen muß.“

Die anonyme Einsenderin, die wir lachend erriethen, hatte mir mit der kleinen Bosheit ein Wort mitgegeben, das mich noch zu Haus veranlaßte, einen Spaziergang durch meine Saison-Erinnerungen zu machen. Immer mehr erschien mir die unartige Malice als eine schneidende Kritik unseres Gesellschaftsverkehrs. Da fordert man nun unsere Feuilletonisten, unsere Lustspieldichter, unsere Erzähler auf, ihre Gestalten mitten aus der Gesellschaft zu greifen. Aus der Gesellschaft? Das mag angehen. Aber aus den Gesellschaften? Die Ausbeute wäre bettelarm, wäre in der That von einer Magerkeit ohne Gleichen. In wie mancher Berliner Salonnische habe ich aus Berufseifer den verstohlenen Horcher gemacht, den psychologischen Spion, um menschliche Züge aufzufangen! Selten habe ich etwas Anderes erhorcht, als geschnörkelte Gleichgültigkeiten, die in der elegant verlogenen Umgangssprache der guten Gesellschaft zum Ausdruck gelangten. Ich hörte manche geputzte Lüge und manche feingekleidete Inhaltslosigkeit, aber selten ein Wort, das des Aufhorchens werth gewesen wäre! und vor Allem keine einzige ehrliche Aeußerung. Und doch — daß ich nicht selbst lüge! In meiner gesellschaftlichen Raritätensammlung bewahre ich unter andern seltenen Dingen auch eine Anzahl von Aufrichtigkeiten, die ich im Salon gesammelt habe. Die Collection verdient vielleicht einmal eine öffentliche Ausstellung. Das erste Stück ist ein ohne Zweifel aufrichtig vergossenes — Glas Rothwein, das ein junger Ehemann seiner Schwiegermutter über ein lichtblaues Seidenkleid stürzte. Die zweite Nummer ist ein Ellenbogenstoß beim Tanzen, den ein Hauswirth von seinem Miether empfing. Dann kommt eine Aeußerung aus Mädchenmund. Sie stammt von einer jungen Dame, die eins jener milchweißen faltenlosen Gesichter hat, die sich vielleicht nur deshalb so sammetglatt halten, weil gar keine Gedanken darauf herumliegen. Ich sah die Schöne träumerisch vor sich hinblicken und frug:

„Woran denken Sie, mein Fräulein?“

Und mit dem überzeugendsten Lächeln erwiederte sie:

„Oh, an gar nichts!“

Ich habe an der Aufrichtigkeit dieser Antwort nicht zweifeln können und sie in mein Museum ebenso skrupellos aufnehmen müssen, wie den Bericht einer geschiedenen Frau, welche mir die Geschichte ihrer unglücklichen Ehe erzählte:

„Sehen Sie“ — so schloß ihr Bericht — „an dem Tage, an welchem ich merkte, daß mein Gatte mich nur aus Geldgründen und nicht um meiner selbst willen geheirathet hat, war mein Plan fertig.“

„Nämlich?“

„Ich zwang ihn wenigstens, sich um meiner selbst willen — von mir scheiden zu lassen.“ . . .

Das letzte Stück meiner Sammlung endlich gehört in das nämliche Kapitel und ist erst kürzlich eingereiht worden. Es stammt von einer jüngeren Dame, welche nach der letzten Pariser Finanzkatastrophe das traurige Schicksal einer Freundin erzählte. Sie hatte einen faden, aber außergewöhnlich vermögenden Banquier geheirathet und muß nun an der Seite des Verkrachten ihr Leben vertrauern, nachdem der Bontoux'sche Zusammensturz ihn seiner einzig erträglichen Eigenschaft, des Reichthums, beraubt hat.

„Siehst Du,“ meinte eine Zuhörerin, „daran kann man lernen, daß man nicht des Geldes halber einen Mann nehmen soll.“

Und melancholisch bestätigte die Erzählerin:

„Ja wohl! Es kann nichts Schrecklicheres geben, als eine Geldheirath, von der schließlich nur die Heirath übrig bleibt!“ . . .

Mit dem zarten Mädchenbekenntniß habe ich mein Museum von Aufrichtigkeiten geschlossen. Ueber fünf Nummern habe ich's nicht bringen können. Aber ich werde fleißig weiter sammeln und glaube, daß mein Beispiel auch Andere veranlassen sollte, den Salonverkehr mit mehr wissenschaftlicher Gründlichkeit zu durchforschen, als es bisher geschehen ist. So könnte z. B. eine graphische Veranschaulichung der Zickzacklinien, in welchen sich ein Gespräch bei Tisch von einem Punkt zum andern bewegt, sehr instructiv wirken. Es würden Rösselsprungpläne entstehen, wie sie die illustrirten Zeitungen so oft in einem übersichtlichen Liniennetz uns vor Augen führen. So ertappte ich mich kürzlich in einem sonst so vorsichtig vermiedenen Gespräch über Richard Wagner. Eine rückläufige Betrachtung ergab, daß eine Baumtorte Schuld daran war. Meine Nachbarin bemerkte, daß sie Lebkuchen vorziehe; von dem Lebkuchen kamen wir auf Nürnberg; von Nürnberg auf die Meistersinger; von den Meistersingern auf Richard Wagner! Eine kartographische Darstellung von derlei Unterhaltungen müßte ein lehrreiches Bild bieten. Und auch die Statistik fände hier mancherlei Aufgaben. Vor Allem hätte in einer Zeit, in der man Alles statistisch aufnimmt, längst festgestellt werden müssen, wie oft man im Durchschnitt während einer Berliner Saison die vier Fragen beantworten muß:

„Finden Sie es nicht unerträglich heiß im Saale?"

„Gehen Sie oft auf den Skating Rink?"

„Besuchen Sie viel Premièren?"

„Wer gefällt Ihnen besser, die Conrad oder die Abich?"

Ich betrachte es als eine der glücklichsten Fügungen des Schicksals, daß noch vor Ablauf des Winters das Repertoire durch die fünfte Frage vermehrt werden konnte:

„Sind Sie schon auf der Stadtbahn gefahren?"

In langem Staunen habe ich diese Stadtbahn entstehen sehen. Ich sah sie mit ihren kerbungsreichen Bogenviaducten wie eine riesige Raupe über die Hauptstadt kriechen und betrachtete es immer als eins der schwersten architektonischen Räthsel, mir aus den steinernen Fragmenten, in welchen das Werk in die Erscheinung trat, ein rundes Ganze zusammenzudeuten. Nun aber endlich das wunderbar großartige Unternehmen vollendet ist, erblicke ich eines seiner größten Segnungen — in der Vermehrung unserer Salongespräche um eine neue Füllselphrase ... Man muß in Berliner Gesellschaften einen halben Winter durchbummelt haben, um das scheinbare Paradoxon verständlich zu finden!

Al Hafi.

Notizen.

Ein Buch über spanisches Räuberwesen.

Die Spanier sind um das in den Wörterbüchern bis jetzt fehlende Wort Bandolerismo, welches den Titel einer vor kurzem in Madrid erschienenen Broschüre bildet, nicht zu beneiden. Bandoleros, Räuber, hat es freilich in Spanien immer gegeben, aber bis jetzt mußte die Sprache sich mit einfacheren und weniger energischen Wörtern für das Unwesen begnügen, welches nun einen so bezeichnenden Ausdruck gefunden hat.

Der Verfasser ist ein Gutsbesitzer in der Gegend von Toledo und behandelt die Zustände in der gebirgigen Provinz, deren Hauptstadt Toledo ist, hütet sich aber bezeichnender Weise sehr wohl, seinen Namen zu nennen. Seine Ausführungen tragen den Stempel der Wahrheit an der Stirn und sind von warmem Patriotismus eingegeben, da seine Schrift keinen andern Zweck verfolgt, als Maßregeln zum Schutze der Sicherheit und des Eigenthums ausfindig zu machen. Er hält eine zeitweise militärische Besetzung der ganzen Gegend für nothwendig. Nur wirkliche Truppenoperationen können, seiner Ansicht nach, den Räubern den Aufenthalt in, und das Zurückweichen nach ihren Schlupfwinkeln unmöglich und damit ihrem Dasein ein Ende machen. Für die hier herrschenden Ausnahmezustände genügen eben die guardias civiles, die überall zu zweien den Sicherheitsdienst versehen, ein so ausgezeichnetes Corps sie auch sonst sind, durchaus nicht. Interessant ist dabei die Bemerkung des Verfassers, daß man ganz genau weiß, daß die Banditen gute Fernröhre haben, und also aus ihren Schlupfwinkeln im Gebirge die Anwesenheit der Polizeimannschaften, denen hier ihre Uniform einen schlechten Dienst leistet, sogleich bemerken und danach handeln.

Abgesehen von militärischen Repressivmaßregeln verlangt der Verfasser ausgedehnte Wegebauten und Anlage von Colonien, welche in diesen dünnbevölkerten Gegenden ebenso dem Ackerbau zum Vortheil gereichen würden, wie sie eine Gewähr gegen das Räuberwesen zu bieten im Stande wären. Denn jetzt gibt es mit Ausnahme der nach Castilien führenden Heerstraße keinen einzigen fahrbaren Weg, nur Saumpfade führen durch die waldigen Höhen und Thäler, und selbst die Eröffnung der Eisenbahn von Madrid nach Ciudad-Real hat dem Lande keinen Vortheil gebracht, da keine Zugangswege vom Innern des Landes nach den Stationen existiren.

So ist denn die Umgegend von Toledo für die Operationen dieser Herren wie geschaffen. Die Gebirge sind hier seit alter Zeit berühmt wegen ihrer Einsamkeit, wegen ihres Ueberflusses an Wild und der Leichtigkeit, womit Leute, die das Licht zu scheuen haben, sich in ihnen verbergen können. In den letzten Jahren hat hier das Unwesen größere Dimensionen angenommen. Alle Versuche dagegen anzukämpfen sind bis jetzt vergeblich gewesen. Sogar ein von Sevilla kommender Eisenbahnzug wurde bei der Station Luciana überfallen, und eine Räuberbande drang in den kleinen Ort Fuente del Fresno ein und plünderte mehrere Häuser.

Solche und ähnliche Vorgänge finden einen Wiederhall in ganz Spanien, ja, auch im übrigen Europa, und doch sind sie nach den Ausführungen des Verfassers lange nicht das Schlimmste bei diesen Zuständen. Die durch Briefträger zu Pferde oder zu Fuß vermittelte Postverbindung erleidet fortwährend Unterbrechungen und Räubereien; reiche Grundbesitzer empfangen geheimnißvolle Warnungen, ja ihr Haus nicht zu verlassen, da ihr Leben bedroht sei; ein ander Mal erhalten sie Briefe, in welchen sie in Ausdrücken, die deutlich genug sind, um nicht mißverstanden zu werden, um „eine Unterstützung" angegangen werden; die Hirten werden fortwährend mit Forderungen von Fleisch und Milch belästigt; Maulthiertreiber und wandernde Kaufleute werden unterwegs überfallen und schätzen sich glücklich, wenn sie mit dem Verluste ihrer Habe und ihres baaren Geldes davonkommen: kurz die Lage der Dinge hat einen Grad von Unerträglichkeit erreicht, der die ernsthaftesten Gegenmaßregeln als unbedingt geboten erscheinen läßt.

Die Folgen solcher Zustände lassen sich leicht ermessen. Wer irgend kann, sucht sich seines Besitzthums in dieser unglücklichen Gegend zu entledigen.

Besonders bezeichnend ist, was der Verfasser von dem Verkaufe eines Gütercomplexes erzählt, das einem Toledaner Fräuleinstifte (dem Colegio de doncellas nobles) gehörte. Diese ungeheure Besitzung von etwa 42,000 Hektaren war auf einen Werth von 40 Millionen Realen (10 Millionen Francs) angesetzt. Sie liegt aber etwa acht spanische Meilen von Toledo entfernt und gerade in der am meisten von Räubern heimgesuchten Gegend. Diese Unsicherheit der Lage verhinderte, daß sich Käufer fanden, der Preis wurde auf 27 Millionen Realen heruntergesetzt, aber auch dafür konnte das Land nicht verkauft werden, so daß der Staat sich endlich mit einer sehr viel geringeren Summe begnügen mußte. Natürlich war der ganze Complex vorher parzellirt worden, und mehrere von den Käufern kannten die Gegend und ihre berechtigte Eigenthümlichkeit nicht im geringsten. Einer dieser Glücklichen fand sich, kaum auf der Eisenbahnstation angekommen, er wußte selbst nicht wie, in der Begleitung mehrerer Leute, welche ihn mit der größten Höflichkeit auf seine Besitzung begleiteten, und ihm — seine ganze Baarschaft abnahmen. Ein anderer besichtigte seinen neuen Landerwerb, als man ihn auf eine Gruppe von Männern aufmerksam machte, unter denen sich, wie man ihm sagte, ein bekannter Räuber befand. Die Männer kamen heran, grüßten auf das Verbindlichste und versicherten, der Herr habe nichts zu fürchten, sie bäten nur um ein „Almosen". Der Gutsherr ging in sein Haus und schickte den Petenten eine Goldunze (80 Francs) heraus. Die Münze wurde zurückgeschickt und die Bittsteller ersuchten um eine Unterredung: mit wirksamer Beredtsamkeit wiesen sie nach, daß eine Unze für einen so bedeutenden und angesehenen Mann viel zu wenig sei; nun erfolgte ein Gebot von 1000 Francs, welches aber auch für zu gering erachtet wurde. Endlich wurde man einig über 2500 Francs, die der Gutsbesitzer bei einem Freund in einem nahe gelegenen Orte zu erheben versprach. Die Räuber ließen ihn — und dies ist besonders charakteristisch für diese Zustände — ruhig davonreiten, indem sie ihn nur aus der Entfernung beobachteten. Er ritt ab und gab, so wie er es mit Sicherheit thun konnte, seinem Pferd die Sporen, jagte nach der nächsten Eisenbahnstation, fuhr nach Madrid und versuchte seine Besitzung wieder zu verkaufen.

F. Eyssenhardt.

* * *

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika von Edouard Laboulaye. Mit einem Vorwort von J. C. Bluntschli. Heidelberg, C. Winter. Daß von der deutschen Ausgabe dieses ausgezeichneten dreibändigen Werkes soeben die zweite Auflage erscheint, ist ein gutes Zeichen, denn die Kenntniß der amerikanischen Zustände und Staatenbildung ist für die deutsche Entwicklung sehr lehrreich. Die Uebersetzung des künstlerisch vornehmen Geschichtsbuches ist des Originals in jeder Beziehung würdig.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Ein Schriftsteller, Dr. phil., vielf. gebildet, auch gewandter Corrector, sucht dauernde Stellg. bei d. Redact. e. belletr. Journals. — Referenz., Lebenslauf, Phot. ꝛc. z. Verfüg. Gefl. Adr. unter **H. c. 0644** beförd. **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg.**

Im Verlag von **Heyder & Zimmer** in **Homburg v. d. Höhe** ist erschienen und für kurze Zeit zu 2 *M.* zu beziehen:

Historische Briefe

über die seit dem Ende des 16. Jahrh. fortgehenden Verluste und Gefahren des Protestantismus.

(Von Professor **Loebell** in Bonn.)

544 S. Ladenpreis *M.* 4.50.

„Der Verfasser hat den Kampf der römischen Curie in 53 Briefen geschildert; jeder dieser Briefe ist wie ein abgerundetes geschichtliches Bild, dessen Züge, der Wahrheit getreu entworfen, mit tiefem erschütterndem Ernste zu unserer Gegenwart reden; nirgends treten uns leere Phrasen entgegen, sondern überall die geschichtlichen Thatsachen selbst in einfacher Schilderung. Ein ausgedehntes Material, aus den besten Quellen, den neuesten Darstellungen und den unbefangensten Forschungen geschöpft, erscheint sehr übersichtlich geordnet. Allen Freunden des wahren Protestantismus empfehlen wir das gediegene Buch in der festen Ueberzeugung, daß es ihnen eine Quelle reicher Belehrung und klarer Verständigung über nahe liegende und doch so vielen Mißverständnissen unterworfene Frage eröffnen werde; **insbesondere dürfte es auch solchen förderlich und dienlich werden, die berufen sind, auf dem Wege der Gesetzgebung das Verhältniß von Kirche und Staat im Geiste der Billigkeit und der Gerechtigkeit feststellen und ordnen zu helfen.**“

Dr. Steitz.

Im Commissionsverlag von **C. Heinrich** in **Dresden** erschien soeben und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Das

OUPNEK'HAT.

Die aus den Veden zusammengefaßte

Lehre von dem Brahm.

Aus der

sanskrit-pers. Uebers. d. Fürsten Mohammed Daraschekoh

in das Lateinische von

Anquetil Duperron,

in das Deutsche übertragen von

Franz Mischel, Dr. med.

Preis 8 *M.*

Dieses Werk enthält die Lehre von der All-Einheit, zur Herausgabe desselben leitete der Zweck, den gebildeten Deutschen die reine, unverfälschte, vollständige indische Philosophie vorzulegen und dieselbe an dem Genusse des Köstlichsten, was je auf diesem Gebiete entstand, Theil nehmen zu lassen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Tübingen.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben ist erschienen:

Faust.

Ein Fragment

von **Goethe**

(1790).

In der **ursprünglichen** Gestalt neu herausgegeben von

Wilhelm Ludwig Holland,

Professor an der Universität Tübingen.

kl. 8. (168 und X Seiten.)

Ausgabe auf Druckpapier *M.* 1.—, Ausgabe auf holländischem Büttenpapier *M.* 4.—

Der Neudruck ist nach Dr. S. Hirzels Exemplar des ächten Fragment-Druckes seiten- und zeilengleich hergestellt; das Format stimmt mit dem des Originaldruckes überein; die zum Neudruck verwendeten Typen sind denen des alten Druckes möglichst ähnlich gewählt worden.

Seiner eigenthümlichen Ausstattung wegen wird dieser interessante Neudruck auch Bücherliebhabern, sowie dem größeren Publikum willkommen sein.

Kritische Bemerkungen finden sich im Nachwort des Herausgebers.

Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Band **16** *enthält: J. F. Cooper, Der Bravo, I. mit einer Einleitung von L. Pröscholdt.*

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raume — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Bande.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Lexikon für Gartenbau und Blumenzucht

von **W. Perring.** 514 Oktav-Seiten. Geh. *M.* 5.—, geb. *M.* 5.50.

Dieses unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen vom Inspektor des königl. botanischen Gartens in Berlin herausgegebene Handbuch bietet in alphabetischer Anordnung des Stoffs eine leichtfaßliche Anleitung zu allen gärtnerischen Arbeiten und zur Pflege aller Zier- und Nutzpflanzen in Gärten, Mistbeeten, Gewächshäusern und Zimmern, und gibt über alle das gesamte Gebiet des Gartenbaus betreffende Fragen eine sichere, leicht verständliche, auf wissenschaftlicher und praktischer Grundlage beruhende Auskunft.

Es führt die am meisten beliebten Zier- und alle Nutzpflanzen, die Pilzparasiten, Unkräuter ꝛc. sowie das für Gärtner Notwendige aus dem Gebiet der Botanik und andrer Hilfswissenschaften des Gartenbaus auf und ist als ein sicheres Hilfsmittel für den täglichen praktischen Gebrauch allen Gärtnern, Gartenbesitzern und Blumenfreunden bestens zu empfehlen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

In den nächsten Tagen erscheint:

Faust.

Ein Fragment

von

Goethe.

(Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert Nr. 5.)

Preis 80 ₰.

Die Vorbemerkung des Herausgebers führt aus, dass 1790 **zwei** verschiedene Auflagen des Faustfragmentes erschienen sind,
deren **erste** dem oben angezeigten Neudrucke zu Grunde gelegt,
deren **zweite** soeben bei J. C. B. Mohr erneuert worden ist.

Um das Nachschlagen zu erleichtern ist dem Neudruck ausser der üblichen durchlaufenden Zählung des Fragmentes die Schröer'sche und die v. Loeper'sche Verszählung beigefügt.

Heilbronn, 10. Februar 1882.

Gebr. Henninger.

Bücherverkauf.

Eine vollständige Sammlung der Werke Carey's, mit seltenen Piecen, ist für 200 *M.* zu verkaufen bei **Dühring, Berlin,** Großbeerenstr. 51.

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. **Josef Wiel** (Verf. des „Diätetischen Kochbuches“). Fünfte verb. und verm. Aufl. Brosch. *M* 4.—, geb. *M.* 5.— Das Buch ist ein getreuer Rathgeber, ein ehrlicher und billiger Hausarzt für Jedermann. — Hofrath k. k. Professor Th. Billroth in Wien empfiehlt den „Tisch“ im Vorwort seines neuesten Werkes „Die Krankenpflege im Hause und im Hospital“ ganz besonders.

K. k. Hofbuchhdlg. **Hans Feller** in **Karlsbad.**

Bücher-Ankauf.

Ganze Sammlungen wie einzelne gute Werke bar zu höchsten Preisen.

Meine Lagerkataloge liefere für 30 ₰ franco.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Hierzu eine Beilage des Vereins für Deutsche Literatur.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 25. Februar 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Türkische Reformen. Von F. Richter. — Ein Wort für unsere Realschulen. Von H. W. Vogel. — **Literatur und Kunst:** Lassons Rechtsphilosophie. Von Eduard von Hartmann. — „Ellernklipp" von Theodor Fontane. Besprochen von Theophil Zolling. — Farbenfreude und Farbenscheu. Von F. Luthmer. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Türkische Reformen.

Die außerordentliche preußische Gesandtschaft an den Sultan, welchem in diesen Tagen der Schwarze Adlerorden feierlichst überreicht worden ist, darf wohl als ein neues Unterpfand der guten Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei betrachtet werden. Wie bekannt, erwiederte diese Mission den neulichen Besuch der türkischen Würdenträger, die dem deutschen Kaiser den Ausdruck der Sympathie des Khalifen zu übermitteln hatten. Politische Erwägungen haben ohne Zweifel mitgespielt, als der Entschluß gefaßt wurde, Ali Nizami und Reschid nach Berlin zu schicken, — ebenso sicher ist es, daß die Mission einem ganz und gar persönlichen Wunsche Abdul Hamids entsprochen hat, der für unsern greisen Herrscher eine aufrichtige, warme Verehrung hegt und daneben von jeher Zuneigung für Deutschland bekundet und durch Heranziehung unserer Landsleute in seine Umgebung und seinen Dienst bezeugt hat. Die Gesandtschaft ad hoc hat die Politiker im Allgemeinen, und zumal hier die Kreise beschäftigt, welche Anspruch darauf machen, die öffentliche Meinung, das Volksgewissen, zu vertreten. Dürfte das die hiesige Presse, wäre sie nicht lediglich der Ausdruck der in den Beamtenkreisen herrschenden Stimmung, stützten die von ihr ausgesprochenen Gesinnungen sich auf das Fühlen, die Gedanken und Ueberzeugungen dessen, was Volk genannt wird, dann stände es höher um den Werth ihrer Auslassungen, man könnte sie dann eher als Gradmesser gelten lassen. Aber auch ohne solche Attribute zu besitzen, muß es beachtet werden, daß der Idee immer allgemeiner und offener Ausdruck gegeben wird und daß sie stets weiter Wurzel faßt: eine Anlehnung an Deutschland sei die beste Politik, welche von der Türkei verfolgt werden könne.

Vor weit länger als einem Jahrhundert wies Preußens großer König seinen Gesandten am Goldenen Horn im Lapidarstil an, „die Türkei den Russen auf den Hals zu hetzen". Eine Gemeinsamkeit der Interessen bestand also damals schon. Die verlangte Diversion sollte Friedrich Lust machen. Heute ist's die altersschwach gewordene Ostmacht, welche die Fittiche des deutsch gewordenen Adlers aufsucht. Und leitet sie dabei nicht die sehr richtige Erkenntniß, daß Deutschland am besten in der Lage sei, die Hand über sie zu halten, weil es uneigennützig gegenüberstehe, mehr, wie jede andere Macht? Spricht nicht Vieles auch dafür, gute Beziehungen mit einem Lande zu unterhalten und zu pflegen, welches so unzweideutige Beweise zäher Lebenskraft in einer Periode weit vorgeschrittenen Verfalls gegeben hat, dessen Bundesgenossenschaft also unter Umständen ein großes Gewicht in der Wagschale bedeuten könnte? Ist nicht der alle Nachbarn beunruhigenden und gefährdenden Richtung der russischen Politik der kräftigste Zaum angelegt, wenn der kranke Mann wieder erstarkt und die Krücken beiseite stellen kann, an welchen er sich heute weiter schleppt? Es gibt Viele, die der Hoffnung auf solche Genesung völlig entsagt haben, und man muß zugestehen, daß ihr Pessimismus besser zu begründen ist, wie die Meinung derer, welche an die Möglichkeit einer Regeneration glauben. Keinem Zweifel unterliegt es mehr, daß die Zeit gekommen ist, welche es beweisen wird, ob die Einen oder die Anderen Recht haben, daß eine nahe Zukunft über die Lebensfrage zu entscheiden hat und daß aller Schutz und alle Freundschaft auch von Seiten des mächtigen Deutschlands unzulänglich bleiben müßten, wenn es unmöglich sein sollte, eine gründliche Umgestaltung des türkischen Orients durchzuführen.

Der jetzige Sultan ist Patriot im vollen Sinne des Wortes; für die Schäden, an denen der Staatskörper krankt, hat er ein offenes Auge, und an dem vollen Ernst seiner Absichten, sie zu heilen, ist kein Zweifel erlaubt. Ständen ihm gleichgesinnte Helfer in genügender Zahl zur Seite, so könnten nach und nach die Hindernisse beseitigt werden, welche der Erstarkung bisher im Wege gestanden und wenn nicht eine Verschmelzung, so doch eine Versöhnung der beiden Culturen herbeigeführt werden, die nebeneinander im Lande bestehen und von denen die christliche in den letzten Jahrzehnten eine Entwicklung genommen hat, die der andern verderblich werden muß, wenn es unmöglich sein sollte, eine Annäherung beider zu erreichen.

Die deutschen Beamten, die auf besondern Wunsch Abdul Hamids hieher berufen worden sind, um Verbesserungen in der Verwaltung vorzuschlagen, haben in einer der vitalsten Fragen Gelegenheit gehabt, der Pforte große Dienste zu leisten. Ihrer Mitwirkung ist es in erster Linie zu danken, daß die Uebereinkunft mit den Staatsgläubigern zu Stande gekommen ist auf der Grundlage nüchterner Abschätzung der gegebenen Verhältnisse, die allein als richtig und gesund bezeichnet werden darf. Das Beispiel von strengem Pflichtgefühl, von Einsicht und ruhiger Ueberlegung haben die Türken nun vor Augen; abzuwarten bleibt, ob es ansteckend wirken, ob der Ring zu durchbrechen sein wird, der, aus Lässigkeit und Corruption zusammengeschmiedet, sich um alle Zweige der Administration gelegt und bisher allen Aufschwung im Keime erstickt hat. Des Vertrauens an höchster Stelle erfreuen sich unsere Landsleute in ausgesprochenstem Maße, der Zuneigung der Beamtenwelt dagegen um so weniger; wo man kann, wird man ihnen stets Steine auf den Weg werfen, und heute voraussagen wollen, daß sie die ihnen gestellte schwere Aufgabe lösen werden, würde gewagt sein, so energisch sie auch angefaßt ist und behandelt wird. Das Beste sei gehofft!

Auf militärischem Gebiete sind Deutsche bekanntlich schon vor vierzig Jahren Lehrmeister der Osmanen gewesen; unser

berühmtester Stratege hat ja in jungen Jahren Gelegenheit gehabt, am Goldenen Horn seine Begabung zu zeigen und die ersten Lorbeeren zu pflücken. Noch sind, obgleich die Türkei auf eignen Füßen zu stehen längst gelernt hat, mehrere deutsche Officiere in der türkischen Armee angestellt, doch brauchen dieselben, mögen sie auch den stolzen Paschatitel führen, mit ihrem Lose nicht sehr zufrieden zu sein. Zum Theil ist daran der Mangel an Kameradschaftlichkeit schuld, durch den das kleine Häufchen sich von jeher ausgezeichnet hat; nörgelnde Eifersucht ließ das Bewußtsein einer Gemeinsamkeit der Interessen niemals aufkommen; ein festes Zusammenstehen hat nie stattgefunden; Alle haben durch den separatistischen Sport, in dem sie sich gefielen, zu leiden gehabt. Es würde um ihr Ansehen bei den Behörden besser stehen, wie nicht minder um ihre pecuniäre Lage, wenn sie es anders angefangen hätten und immer Einer für den Andern mit eingestanden wäre.

Es liegt auf der Hand, daß von einer Gesundung für die Türkei nur unter der Voraussetzung die Rede sein kann, daß die Mittel gefunden werden, ihre wirthschaftliche Lage zu heben. Wenig mehr wie zwanzig Jahre sind ausreichend gewesen, um den früher fast schuldenfreien Staat mit einem Passivstatus von weit über 4 Milliarden Mark zum Bankerott zu bringen, und von den großen Summen, die auf den europäischen Börsen entlehnt wurden, hat nur ein winziger Bruchtheil nützliche Verwendung gefunden. Das Meiste ist verpraßt und vergeudet worden und hat zu einer heillosen Ausbreitung des Corruptionswesens geführt. Ueber letzteres muß, das ist „conditio sine qua non", der türkische Patriotismus Herr werden, wenn an eine Besserung gedacht werden soll. Die Ausrottung eines solchen Krebsschadens ist äußerst schwierig, indeß allmählich zu erreichen, sofern der Staatshaushalt streng geregelt wird. Bisher ist es Brauch gewesen, einen großen Ueberfluß von Beamten zu unterhalten, die zwar meist gering und unzulänglich besoldet, in der Regel auch sehr unregelmäßig bezahlt sind, darum aber nicht weniger vom allgemeinen Vermögen leben und zehren; — die illegitimen Einnahmen sind bis zu dem Grade homologirt, daß die Aufbesserung der Gehälter gerade mit Hinweis auf dieselben von mancher Seite bekämpft wird. Den Beamtenluxus einschränken und strenge Ordnung einführen, ist oberstes Gebot; die Rathschläge von Wettendorff Bey betonen dasselbe in stärkster Weise, und es ist zu hoffen, daß sie nicht ganz und gar tauben Ohren begegnen werden. Der Größe der Reformaufgabe sich von vornherein gewachsen zu zeigen, würde von der Regierung und würde auch von ihren fremden Hülfsarbeitern zu viel verlangt sein. So einfach, wie man es sich mitunter vorstellt, liegen hier die Verhältnisse nicht. Dem Vorbilde anderer Länder schlechtweg folgen ist unmöglich, und das Zögern in der türkischen Politik, auch der innern, hat nicht zum wenigsten seinen Grund darin, daß es mit der Uneigennützigkeit des ihr aufgedrungenen Raths fast immer windig bestellt war, daß derselbe auch der Nothwendigkeit, schrittweise die Annäherung an den Westen und die neue Zeit herbeizuführen, zu wenig Rechnung trug und unberücksichtigt ließ, daß nicht jedes Edelreis auf jeden Wildling paßt. Der naive Glaube ist hier längst verschwunden, daß fremdes Geld dem Lande vorzugsweise zu dessen Besten angeboten würde. Um Gotteswillen geschieht von Seiten des Kapitals nichts, wie man das hier zu erfahren ja sattsam Gelegenheit gehabt hat. Wirft man der Pforte vor, daß sie die ihr gebotene Hülfe von sich weise, retrograden Tendenzen huldige und eine nur leicht verschleierte Feindseligkeit gegen Neuerungen jeder Art hege, so läßt man jene Erfahrungen zu sehr außer Acht, und bedenkt nicht, daß die vor Alters mit den christlichen Mächten abgeschlossenen, unter dem Namen Kapitulationen bekannten Verträge Behutsamkeit zur gebieterischen Pflicht machen, wo es sich um Gewährung neuer Gerechtsame handelt. Die Verleihung solcher an Fremde kann sehr leicht nicht nur eine Ungerechtigkeit gegenüber dem eignen Volke, sondern eine empfindliche Schädigung materieller Interessen und Schwächung der politischen Macht bedeuten. — Es ist mit dieser flüchtigen Andeutung in keiner Weise eine Befürwortung der oft begehrten Aufhebung der Kapitulationen beabsichtigt. Ihre Nothwendigkeit kann leider stärkere Argumente für sich geltend machen, — als gewichtigstes erwähnen wir die unbestreitbare Thatsache, daß das erste Attribut eines civilisirten Staates, wirksame unparteiische Rechtspflege, in der Türkei noch gar zu sehr mangelt.

Dieser an interessanten Gesichtspunkten reiche Gegenstand soll hier nicht genauer erörtert werden; Erwähnung mußte er finden, um zu zeigen, daß der so dringend gebotene und verlangte Fortschritt Schwierigkeiten auf seinem Wege findet, deren Beseitigung kaum möglich erscheint. Ein circulus viciosus von größtem Umfange und ernstestem Charakter, aus dem der Ausgang aber gefunden werden muß, soll anders den Zuckungen ein Ende gemacht werden, welche, vom Orient ausgehend, sich ganz Europa mittheilen und das Gefühl des Unbehagens und der Unsicherheit zu verewigen drohen. Nachdem das alte Schuldbuch vernichtet worden, hält es das im Westen massenhaft brachliegende Kapital für an der Zeit, wieder nach Osten auszulugen. Kleine Gesellschaften haben sich gebildet, um den von der Reblaus noch nicht angekränkelten türkischen Weinstock auszunutzen; jeder Freund und Verehrer des Traubensaftes mag ihrem humanitären Beginnen ein herzliches Glückauf! zurufen. Wie wenig andere Culturen ist diese geeignet, eine reiche Einnahmequelle für Staat und Volk zu werden. Ganz Europa könnte seinen Durst in unverfälschtem Naß stillen, wenn sie in richtiger Weise in Angriff genommen und gepflegt würde, denn die mißrathenen Gewächse anderer Zonen kommen in diesen Himmelstrichen kaum vor. Da brütet ferner ein in Paris zusammengetretenes, halbwegs internationales Consortium über türkischen Beglückungsplänen, deren günstige Aufnahme hier von einflußreicher Seite vorgearbeitet wird. Auch ein deutsches Unternehmen ist in Geburtswehen (hat sie heute vielleicht schon überstanden), welches die Levante als Operationsbasis für Geschäfte jeglicher Art erkoren. Es will mit „Gründerei" nichts zu thun haben, und das ist anerkennenswerth, kann auch nur dazu beitragen, hier das Vertrauen in den deutschen Namen zu stärken und zu befestigen. Unerläßlich ist aber zum Gelingen und zur Erreichung des vorgesteckten Ziels eine kräftige Initiative, welche die Vorsicht nicht auszuschließen braucht.

Ein großes, mit Dornen reich überwuchertes Feld steht offen; fruchtbar ist es in hohem Grade, seine Erträgnisse werden sich für lange hinaus steigern, das Unkraut sich mit der Zeit vertilgen lassen. Ist das Risico größer, so steht auch höherer Gewinn in Aussicht, und abgeschwächt ist ersteres ja durch den starken Schutz unserer Reichsregierung. Möge darum deutscher Unternehmungsgeist sich auf einem Gebiete bethätigen, welches ihm so nahe liegt, und zu seiner Actionssphäre mehr gehört, wie viele andere.

Constantinopel. F. Richter.

Ein Wort für unsere Realschulen.

Von H. W. Vogel.

Länger als ein Jahrzehnt währt der Federkrieg über die Berechtigungen der Realschule. Nicht ohne Sorge verfolgt denselben unser intelligenter Bürgerstand, der diesen Schulen seine Gunst zuwendet und ihnen mit Vorliebe seine Söhne anvertraut in der Ueberzeugung, daß der Knabe zuerst das Nothwendige erlernen müsse und dann das Wünschenswerthe, daß ihm zuerst das Verständniß der Gegenwart erschlossen werden müsse, in der er als Mann leben und wirken soll, und erst in zweiter Linie das Verständniß der weit zurückliegenden Vergangenheit eines fremden Culturvolkes.

Zuweilen tritt Waffenruhe in diesem Streite ein; dann entbrennt er aber plötzlich von Neuem, wenn eine hervorragende Autorität der Wissenschaft als neuer Kämpe auf den Kampfplatz tritt, oder aber wenn die Realschulen neue Forderungen geltend machen. Bethmann-Hollwegs Prophezeiung hat sich erfüllt. Die Realschulen haben an die Pforten der Universität geklopft und man hat ihnen, freilich widerwillig, Einlaß gewährt. Zehn

Jahre lang füllen bereits die Realschüler das bescheidene Plätzchen, welches man ihnen hier gönnt, ehrenvoll aus. Aber diese Thatsache hat die Gegner nicht nur nicht milder gestimmt, sondern sie noch unversöhnlicher gemacht. Man sucht die statistischen Zahlen zu bemängeln, ignorirt objective Einwendungen, und stemmt sich nicht nur gegen neue Forderungen der Realschulen, sondern man sucht ihnen sogar durch öffentliche Angriffe und heimliche Petitionen den bereits gewonnenen und ehrenvoll behaupteten Boden zu entreißen. Die seltsamsten Argumente werden dazu verwerthet. Man erzählt Geschichten von einem angeblichen Zwiespalt der Bildung, der durch die Realschule in die Beamtenkreise und in die Armee getragen worden sein soll, man spricht von einer „Verdrängung" der Gymnasiasten durch die Realschüler an Universitäten (L. Meyer, Nord und Süd 10, S. 21), obgleich ersteren nicht ein Titelchen ihrer Universalberechtigung entzogen worden ist und dieselben auch nach Zulassung der Realschüler volle Freiheit der Bewegung behalten haben.

Man stellt sich, als wenn Jeder sein Abgangszeugniß von der Schule gleich einem Orden auf der Brust trüge, fabelt von Studenten erster und zweiter Klasse und sieht nicht oder will nicht sehen, daß im Leben die Fachtüchtigkeit Achtung erzwingt, und daß sogar, wie die Thatsachen lehren, ein tüchtiger Realschüler zu der Ehre gelangen kann, bei einem Gegner der Realschule einen Assistentenposten zu erhalten.

Man zetert gegen unklassisch gebildete Mediciner, obgleich noch kein Kranker seinen Arzt nach dem Aorist von τύπτοω gefragt hat, obgleich England und Frankreich ebenso ausgezeichnete Aerzte, trotz hochgradig mangelhafter klassischer Vorbildung, aufzuweisen hat als Deutschland. Eigensinnig empfehlen Berufene und Unberufene den selbstgenossenen Bildungsgang als den allein seligmachenden, uneingedenk des Wahlspruchs: Eines schickt sich nicht für Alle — uneingedenk des Hohenzollernmottos: Suum cuique.

Manche klassische Philologen wollen die Knaben (über die Mädchen haben sie Gott sei Dank keine Gewalt) drillen, als wenn alle Philologen werden sollten; sie, die angeblich mit griechischem Geiste Erfüllten ignoriren Solons Beispiel, der seinen Gesetzen nur eine Gültigkeitsdauer von 100 Jahren gab und behaupten, daß die klassische Bildung, mit der ein Pascal aus der Schule trat, noch heute nach 200 Jahren für jeden jungen Mann genüge (Hillebrandt, Rundschau V, S. 436); sie glauben die Forderungen der Gegenwart mit griechischer und römischer Münze abzahlen zu können.

Aber es sind nicht Philologen allein, welche die Ausbildung in klassischen Sprachen als nothwendig erachten, sondern auch Naturforscher, Aerzte, und sogar praktische Männer wie Baumeister. Letztere pochen auf das Latein*), ohne welches das Studium der Kunstgeschichte und das Verständniß der termini technici unmöglich sein soll; sie sehen nicht, daß Frankreich, welches von keinem Architekten Latein fordert, Baumeister allerersten Ranges aufzuweisen hat, deren Ruf weit über die Grenzen ihres Landes hinausgeht.

Ich bin weit entfernt, die Bildungskraft klassischer Sprachen gänzlich in Abrede stellen zu wollen, aber ich behaupte, sie ist individuell, sie zeigt sich nur bei den Knaben, die jenen Sprachen ein gewisses Interesse, eine gewisse Veranlagung entgegenbringen, bei den übrigen nicht. Ich behaupte ferner, daß Schulung in klassischen Sprachen die Tüchtigkeit der Leistungen in andern nicht sprachlichen Fächern nicht garantirt. Wäre das der Fall, so müßten die in klassischen Sprachen sich hervorthuenden Abiturienten später in ihrem Fache die hervorragendsten Menschen werden, aber man erlebt mehrfach das Gegentheil. Fast alle Paradepferde der Schule, mit denen ich aufgewachsen bin, sind Durchschnittsmenschen geworden.

Wenn wirklich Latein und Griechisch die allgemein bildende Kraft hätten, die man ihnen zuschreibt, so müßten diejenigen Männer, die sich ihr ganzes Leben lang damit beschäftigen, ich meine die Philologen, durch ihre geistige Ueberlegenheit sich vor allen andern Menschen auszeichnen. Ist davon etwas zu spüren?

Man gehe doch in die Zirkel, wo die verschiedensten Berufskreise verkehren (unsere Salons, Vereine und Parlamente bieten hierzu Gelegenheit genug), und beobachte offenen Auges, dann wird man zugeben müssen, daß der Durchschnittsphilologe ein Durchschnittskopf ist, wie jeder andere.*) Und was für die Fachphilologen gilt, das gilt auch für die Gymnasiasten. Ein leidenschaftlicher Vertheidiger derselben, L. Meyer (Nord und Süd 10, S. 20) gesteht sogar selbst, daß von Seiten seiner medicinischen Collegen über mangelhafte formale Vorbildung der jetzigen Gymnasiasten geklagt würde.

Und doch brüsten sich dieselben, namentlich die schwächern unter ihnen, die sonst herzlich wenig besitzen, womit sie sich brüsten können, mit ihrer sogenannten allgemeinen Bildung und sehen verächtlich herab auf die Banausen. Leider wird solchem Gebahren von ihren Lehrern oft Vorschub geleistet. Man lese Behauptungen, wie die von Hillebrandt, daß selbst „ein Jüngling, der stets der Letzte in seiner Klasse gewesen und nur halbhinhörend, nur halbfortschreitend seine acht Jahre auf einer klassischen Schule hingebracht, immer noch in geistiger Bewegsamkeit dem fleißigsten Schüler überlegen sein würde, der nur moderne Sprachen und Fachkenntnisse erworben hätte"**): Wenn solche Hyperbeln öffentlich in einem respectablen Journal ausgesprochen werden, wenn in dieser Weise das eritis sicut deus selbst dem „letzten Gymnasiasten" ins Stammbuch geschrieben wird, so darf man sich über den Gymnasiastendünkel nicht wundern.

Wenn jetzt ein Zwiespalt der Bildung unter den Studenten einreißen sollte, der zu meiner Studienzeit nicht existirte, so tragen die fanatischen Lobredner des Gymnasiums dafür die Verantwortung. Es wäre hohe Zeit in jeder Gymnasiumsaula die denkwürdigen Worte Köchlys, des Philologen zur Beherzigung für Alle an die Wand zu schreiben:

„Die Zeit ist jetzt vorbei und es ist nur eine lächerliche Anmaßung, wenn bei dem ungeheuren Aufschwunge der Naturwissenschaften, bei unserm Welthandel und Verkehr, bei der noch immer fortschreitenden Verbesserung unserer Realschulen, der klassisch Gebildete dem Mathematiker, Chemiker und Physiker oder dem gebildeten Geschäftsmann gegenüber sich mit einer höhern Humanität brüsten will."

Man sammelt jetzt Erfahrungen über die Leistungen der Gymnasiasten und Realschüler auf den Hochschulen. Man sucht partout nach Beweisen, daß die Gymnasiasten den Realschülern in der Auffassungsgabe und in der Fähigkeit sich in einem neuen Ideenkreise einzuleben überlegen seien. Dem gegenüber muß ich bemerken, daß ich die letztgedachte Fähigkeit nicht selten bei Individuen ganz geringer Bildung in überraschender Weise entwickelt fand, namentlich bei Amerikanern. Uebung des Geistes in klassischen Sprachen mag denselben geschickter machen zum Studium anderer Sprachen, aber für das Studium der Naturwissenschaft, der Mathematik, der mechanischen Wissenschaften hilft sie nichts.***)

Professor Kossak hat bis zum Jahre 1878 Daten über das Studium der Gymnasiasten an der technischen Hochschule gesammelt, seine Erfahrungen lauten für dieselben ungünstig. Was soll man dazu sagen, wenn einer dieser jungen Herren, der vier

*) Die Agitation derselben zu Gunsten des Latein hat freilich zur Zeit nichts genützt. Seit drei Jahren werden auch die Abiturienten lateinloser Realschulen in Preußen zum Studium des Bausaches zugelassen.

*) Schon Böckh, der Philologe, sagt in seinen kleineren Schriften I, S. 142: „Aber davon kann ich mich nicht überzeugen, daß man die alten Sprachen der sogenannten formalen Bildung wegen treiben müsse, denn ich sehe nicht, daß Leute, die eine vorzügliche Kenntniß der griechischen und lateinischen Grammatik besitzen, die übrigen Sterblichen an hoher Geistesbildung weit überragten."

**) Deutsche Rundschau V, S. 441.

***) In eingehendster Weise beweist dieses Prof. Schmeding in seiner Broschüre: „Zur Frage der formalen Bildung" Duisburg bei Ewich.

*

Semester hinter sich hatte, keine quadratische Gleichung lösen konnte? Ich arbeitete früher im Laboratorium des Herrn Professor Rammelsberg; das Publicum desselben war das denkbar bunteste: etwa 10 Gewerbeschüler, 6—8 Realschüler und 4 Gymnasiasten. Die letzteren waren von allen Praktikanten die schmächsten im Können und Wissen und sie blieben es. Später Assistent am mineralogischen Museum, wo ich die mineralogischen Repetitorien zu überwachen hatte, wurde mir bei den hauptsächlich aus Realschulen hervorgehenden Studirenden der Bergakademie reichlich Gelegenheit, die Tüchtigkeit der Realschüler in naturwissenschaftlichen Fächern anzuerkennen. Gleiche Erfahrungen machte ich am Polytechnikum, und erachte ich auf Grund derselben Gymnasiasten für kein geeignetes Material für die technischen Hochschulen; einfach weil die Gymnasien, wie Virchow sagt: „Die Uebung der Sinne, die Beobachtung, das Wahrnehmen, das an dieses Wahrnehmen sich schließende Urtheil nicht cultiviren, weil sie glauben, Alles könnten sie mit der Grammatik machen."

Ich rathe, entweder Gymnasiasten vom Polytechnikum ganz auszuschließen, oder von ihnen eine besondere Aufnahmeprüfung zu fordern. So müssen Gymnasiasten fürs Wiener Polytechnikum noch Fertigkeit im Zeichnen nachweisen, Württemberger Gymnasiasten beim Eintritt in die technische Hochschule Extraprüfung in Mathematik machen, bayrische ein Jahr länger studiren.

Diejenigen Physiker und Chemiker, welche sich verächtlich über die physikalische und chemische Vorbildung der Realschule aussprechen, denken einseitig nur an ihr Fach. Die Realschule erzieht aber nicht nur künftige Chemiker, sondern auch Steuer-, und Post-Beamte, Baumeister und Militärs und das Quantum Chemie, welches für erstere ungenügend erscheint, ist für letztere hoch schätzbar. Viele Juristen haben mir erklärt, sie würden sich glücklich schätzen, so viel von Chemie und Physik zu wissen, als ein Realschulabiturient.

Ein hervorragender Naturforscher soll erklärt haben, ihm sei an der naturwissenschaftlichen Vorbildung der Realschüler nichts gelegen. Er wolle die jungen Leute lieber „frisch". Wenn dieser Standpunkt der richtige ist, dann dürfte man die Gymnasiasten nicht zum Studium der Philologie zulassen. Ein anderer eifert gegen die Realschüler, weil dieselben seinen Vorlesungen nicht die gehörige Aufmerksamkeit entgegen bringen. Nun ich gestehe, daß ich selbst in manchen Vorlesungen, in denen ich nichts Neues sah und hörte, ein herzlich unaufmerksamer Schüler war. Alle diese Einwürfe werden mit der Zeit in ihr Nichts zusammenfallen. Der Umfang des Wissens erfährt namentlich auf naturwissenschaftlichem, medicinischem und technischem Gebiete von Tag zu Tag solch enorme Steigerung, daß sechs Semester für verschiedene Fächer schon längst nicht mehr genügen. Man verlangt acht und wird bald zehn brauchen und wird schließlich erkennen, daß es nothwendig ist, die unentbehrlichen Vorkenntnisse in Mathematik, Physik und Chemie an der Vorschule zu lehren, so daß mit diesen Fächern sich auf der Universität nur die Specialisten beschäftigen. Man wird, durch die Noth gezwungen, die klassischen Studien theilweise oder ganz über Bord werfen oder sie facultativ machen.

Und haben denn etwa die klassischen Studien die Menschheit in allen Fällen gefördert? Ich glaube nicht. Tausende von Jahren schwor man in der Naturwissenschaft auf Aristoteles. Galilei wurde von seinen Commilitonen der Zänker genannt, weil er an Aristoteles' Ausführungen schon als Student allerlei auszusetzen hatte und sich darüber in Disputationen einließ. Dem Entdecker der Sonnenflecke, Pater Scheiner, entgegnete sein Prior: „Mein Sohn, ich habe den Aristoteles zweimal gelesen, habe aber nicht gefunden, daß das reinste Feuer Flecken habe." Die blinde Verehrung der Alten hat dahin geführt, daß Gelehrte moderne Erscheinungen mit einem antiken Maßstab messen, der nicht dafür paßt. Selbst Lessing beging den Irrthum, die griechische Elle an einen durch und durch deutschen Charakter, den Werther zu legen. Lorenz, der jetzige Rector der Wiener Universität, wies in seiner Antrittsrede entschieden die Versuche zurück: „die von Aristoteles erkannten Formen des Staates auch auf moderne historische Bildungen zu übertragen." — „Wenn Aristoteles auch nur eine Ahnung hätte haben können, welche Vorstellung der moderne Mensch von seiner demokratischen Regierungsform zu besitzen pflegt, so wäre dem Griechen etwas zugemuthet worden, was ihn schaudern und was sein Blut erstarren gemacht hätte."

Und gestehen wir uns doch ehrlich: die Schwächen der antiken Griechen waren ebenso groß wie ihre Vorzüge. Das Gute, Nachahmenswerthe und Schöne der antiken Welt kann uns auch ohne Vermittelung der antiken Sprache zugänglich gemacht werden. Denn die deutsche Sprache ist eine Uebersetzungssprache im eminentesten Sinne. Ich berufe mich auf Köchly, der da vorschreibt: „Die antiken Schriftsteller sind in den oberen Klassen mit Vorausschickung von Einleitungen und zwar deutsch zu lesen. Ich weise ferner hin auf Shakespeare, der kein Griechisch verstand, auf Goethe, der den Homer nur in deutscher Uebersetzung lesen konnte und Schiller, der ohne Kenntniß des Griechischen der begeistertste Interpret der griechischen Sagenwelt wurde. Verständniß der Sprache bedingt noch keineswegs Verständniß für den Gegenstand. Mendelssohn erzählt von seinem griechischen Lehrer, daß derselbe den Homer nur als Exercitium benutzte, für die poetischen Schönheiten desselben hatte er keinen Sinn.

Und nun noch ein Wörtchen über den angeblichen durch humanistische Studien beförderten Idealismus. Man weist warnend auf Amerika hin, in welchem das öffentliche Leben von dem Jagen nach dem Dollar beherrscht wird. Man sieht den Grund hierfür in dem Mangel an humanistischer Bildung. Wer drüben gewesen, sieht die Sache ganz anders an. Amerika ist ein junges, wenig explorirtes Land. Das Geld liegt dort gleichsam auf der Straße. Mit leichter Mühe lassen sich Reichthümer erwerben, und so wird die Gewinnsucht entfacht und zwar in allen Menschen ohne Unterschied der Bildung. Als in Melbourne das Goldfieber erwachte, gruben nicht blos Arbeiter, Matrosen, Dienstboten und Wilde nach Gold, sondern auch Regierungsräthe, Lehrer, Schriftsteller und Geistliche.

Das „Palladium des Humanismus" ist ein zweifelhaftes Palliativ gegen „banausische Verflachung". Was ist Wissenschaft?

> Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
> Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt".

In dem materialistischen Amerika finden sich trotz des Mangels einer humanistischen Erziehung Idealisten ohne Zahl, Leute, wie Girard, Miß Dudley, Astor Cooper Stevens, Lick, die für Anlage von Waisenhäusern, Lyceen, Polytechniken, Sternwarten Millionen opferten, wird man in Deutschland vergeblich suchen; und als es der Abschaffung der Sklaverei galt, da eilten Hunderttausende freiwillig in den Kampf und setzten ihr Leben aufs Spiel für eine ideale Sache.

Einen andern hier in Betracht kommenden wichtigen Gegenstand: die Ueberbürdung unserer Schuljugend, erwähne ich hier beiläufig. Medicinische Autoritäten wie Nasse, Finckelnburg und neuerdings Dornblüth (Gegenwart 1881, Nr. 51 und 52), ferner Dr. Fricke (Die Ueberbürdung der Schuljugend. 2. Aufl. Berlin 1882 bei Th. Hofmann) haben ihre warnenden Stimmen über diesen Gegenstand erhoben. Die letzteren beiden fordern rund und glatt als Abhülfe die Beseitigung des Latein und Griechisch. „Sie gehören in keine humanistische Schule, in keine Bildungsanstalt, sondern allein in die (philologische) Fachschule."

Dennoch will man das Latein an Realschulen jetzt vermehren und dafür, wie man sagt, die Mathematik vermindern. Man will Nützliches wegnehmen und Entbehrliches zulegen. Geheimrath Dr. Wiese erblickt in dieser geplanten Aenderung eine große Gefahr (s. Die höheren Schulen vor dem Abgeordnetenhause. Stettin, bei Herrcke und Lebeling). „Die Realschulen," sagt er, „bedürfen es viel mehr, als die in altem Ansehen stehenden Gymnasien, von der Zustimmung und dem Vertrauen derjenigen Kreise der Bevölkerung getragen zu werden, für welche sie vorzugsweise bestimmt sind. In denselben würde aber die Vermehrung des Latein sicher als ein Rückschritt angesehen werden."

„Und wie die Alten, würden auch die Jungen, die Schüler selbst, diese Vermehrung nicht willkommen heißen. Was er-

langt man aber, wenn mit Unluſt, was hier dasſelbe iſt wie ohne Intereſſe an der Sache, gelernt wird?"

Wieſe erklärt nur für den Fall, daß das Recht zum Studium der Medicin der Realſchule gegeben werden ſoll, eine Vermehrung des Latein nothwendig, aber er ſetzt ausdrücklich hinzu: „nur nicht obligatoriſch für alle Schüler."

Er plaidirt, und darin ſpricht er gewiß Tauſenden aus der Seele, für eine größere Freiheit im Unterricht, „es müſſen Theilungen zugelaſſen werden, in welchen Talent, Neigung und künftiger Beruf angemeſſene Berückſichtigung finden."

Man mache das Lateiniſch facultativ, dann kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden und dann wird man ſich mit den geplanten Aenderungen befreunden.

Geſchieht ſolches nicht, ſo iſt zu fürchten, daß die oberen Klaſſen der Realſchulen ſich entvölkern werden. Die künftigen Techniker und Kaufleute werden zur lateinloſen Realſchule übergehen und nur diejenigen werden bleiben, welche ſich Univerſitätsſtudien oder der höheren Beamtenkarriere widmen wollen. Ich bin überzeugt, daß viele Realſchulen ſich gern des Lateins entäußern würden, wenn ſie nicht fürchteten, dadurch die Berechtigungen ihrer Schüler zu kürzen.

„Die lateiniſche Sprache," ſagt Köchly (und es gereicht mir zur Genugthuung, den Ausſpruch dieſes berühmten Philologen citiren zu können, gegenüber den Behauptungen von Naturforſchern, welche für die klaſſiſch philologiſche Vorbildung eintreten), „war einſt die Sprache der Gebildeten — ſie iſt es nicht mehr! Die lateiniſche Sprache war dann die Sprache aller Gelehrten — ſie iſt es nicht mehr. Die lateiniſche Sprache war zuletzt die Sprache der altklaſſiſchen Philologen — ſie iſt es nicht mehr. Was iſt ſie alſo jetzt noch? Sie iſt die Sprache der Scholaſtik, d. i. derjenigen Schulweisheit, welche ſelbſtzufrieden und hochmüthig von der friſchen Gegenwart in Wiſſenſchaft und Leben ſich abſchließend, an dem Vermächtniß vergangener Jahrhunderte zehrt und von einer neuen Jugend, einer neuen Welt nichts wiſſen will, ſondern ſie entweder vornehm ignorirt, oder dummdreiſt verſchmäht und verwünſcht."

Literatur und Kunſt.

Laſſons Rechtsphiloſophie.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn man gefragt wurde, welches Buch über Rechtsphiloſophie am meiſten zu empfehlen ſei, ſo konnte man bisher kaum ein anderes nennen als das Werk von Stahl, trotzdem dasſelbe wegen ſeiner orthodox kirchlichen, theokratiſchen und feudalen Tendenzen ſich keines beſonderen Rufes erfreut und mit ſeinen drei Bänden ſtarke Anforderungen an die Ausdauer des Leſers ſtellt. Aber dieſes Werk war doch das einzige, welches eine gründliche Beherrſchung des juriſtiſchen Stoffes mit philoſophiſcher Conſequenz des Gedankens und begrifflicher Strenge und Schärfe vereinigte, und zugleich einen principiellen Fortſchritt über Hegel hinaus darſtellte. Das ältere Naturrecht der Aufklärungsperiode hatte ſich in Kant zum Vernunftrecht umgewandelt; an Stelle der Ableitung aus der natürlichen Beſchaffenheit des Menſchen war die Ableitung aus den Forderungen der praktiſchen Vernunft getreten, ohne daß dadurch die Rechtsphiloſophie ihren abſtract rationaliſtiſchen und unhiſtoriſchen Charakter abgelegt hätte. Hegel gab dem Kant'ſchen Vernunftrecht eine neue Wendung, indem er es mit dem Staat in die engſte Beziehung ſetzte, in dem Staate die verwirklichte Rechtsidee und in der Geſchichte des Staatslebens den Proceß der fortſchreitenden Verwirklichung des Rechts erkannte; aber er war noch zu eng mit den Traditionen des älteren Natur- und Vernunftrechts verwachſen, um den principiell erfaßten höheren Standpunkt ſachgemäß durchzuführen, und er übertrieb die Bedeutung des Rechts, indem er die Sittlichkeit in dasſelbe aufhob. Erſt die hiſtoriſche Juriſtenſchule eröffnete das volle Verſtändniß für das Wachſen und Werden des Rechts und für die geſchichtliche Poſitivität desſelben, und ſichtete den reichen Stoff für die gedankliche Bearbeitung; aber ſie verlor über der Vielheit der Erſcheinungsformen die Einheit der Idee, welche ſich in denſelben ſtufenweiſe verwirklicht. Stahl zuerſt erfaßte die Aufgabe, die hiſtoriſche Poſitivität des Rechts mit ſeiner objectiven Vernünftigkeit zu vereinigen und ſchuf ein für ſeine Zeit hochbedeutendes Werk, wenn es auch für die Gegenwart in vielen Punkten als veraltet und unhaltbar gelten muß. Die ſeitdem zu Tage getretenen Verſuche bekunden nicht nur keinen principiellen Fortſchritt, ſondern fallen entweder auf die Stufe des Hegelianismus oder des vorhegel'ſchen Natur- und Vernunftrechts zurück, oder ſie ſind eklektiſche Compilationen von unzulänglicher Begriffsſchärfe und Conſequenz. Es war daher ein zeitgemäßes Unternehmen, die Rechtsphiloſophie auf der angedeuteten principiellen Baſis in einer den Bedürfniſſen der Gegenwart entſprechenden Form neu zu bearbeiten, und dieſe Aufgabe hat Laſſon in einer Weiſe gelöſt, daß ſein Buch*) gegenwärtig in erſter Reihe empfohlen werden muß für alle diejenigen, welche ſich mit dem fraglichen Gebiet vertraut zu machen wünſchen.

Laſſon iſt als Neuhegelianer zu charakteriſiren. Die althegel'ſche Schule, welche ſich in Form und Inhalt dem Meiſter auf das Engſte anſchloß, iſt beinahe ausgeſtorben; die ſogenannten Junghegelianer, welche den Hegelianismus lediglich als Inſtrument einer oppoſitionellen Kritik und zerſetzenden Negativität benutzten, theilen dieſes Schickſal. Beide ſind faſt vergeſſen und ihre überlebenden Reſte ebenſo einflußlos im geiſtigen Leben der Gegenwart wie die kaum noch den Titeln nach bekannten Werke ihrer Todten. Wollte man den Namen des Hegelianismus auf dieſe beiden Gruppen beſchränken, ſo müßte man ihm jede actuelle Bedeutung abſprechen. Aber es gibt noch eine dritte Gruppe von Jüngern Hegels, die keinen Werth mehr darauf legen, als ſolche zu gelten, oder wohl gar gegen dieſe Bezeichnung proteſtiren; denn ſie haben ſich von der Hegel'ſchen Form losgeſagt und ſtehen auch den inhaltlichen Leiſtungen des Meiſters mit unbefangener Kritik gegenüber. Aber dennoch haben ſie ſich an Hegel'ſchem Geiſte genährt und unterſcheiden ſich dadurch ſichtlich von den übrigen Zeitgenoſſen, daß ſie im Hegel'ſchen Geiſte ſchaffen und wirken. Sie ſind es, welche die Hegel'ſchen Traditionen im poſitiven Sinne fortſetzen und auch in der Mitwelt den Hegel'ſchen Geiſt lebendig erhalten, oft genug, ohne daß dieſe es weiß, womit ſie geſäugt wird. Ich nenne in der Geſchichte der Philoſophie die Namen Zeller und Kuno Fiſcher, in der Culturgeſchichte und Culturgeographie Ernſt Kapp, in der Theologie und Religionsphiloſophie Biedermann und Pfleiderer, in der Religionsgeſchichte Asmus, in der Aeſthetik, Kunſtgeſchichte und äſthetiſchen Culturgeſchichte Schasler und Carriere, in der Erkenntnißtheorie Volkelt; dieſen Namen reiht ſich nun Laſſon in der Rechtsphiloſophie an. Alle dieſe Männer, die im Hegel'ſchen Geiſte weder bloß reproductiv noch deſtructiv, ſondern poſitiv aufbauend wirken und ſchaffen, wird es erlaubt ſein, unter dem Namen einer neuhegel'ſchen Schule zuſammenzufaſſen, wenngleich dieſe Bezeichnung bisher nicht üblich iſt; die Leiſtungen der Neuhegelianer zerſplittern ſich eben zu ſehr auf verſchiedene Gebiete, als daß bisher der verwandte Geiſt, der ſie zu einer Gruppe verknüpft, hinreichend in die Augen geſprungen wäre.

Ueberall iſt es derſelbe Gegner, den der Neuhegelianismus zu bekämpfen hat, nämlich der Empirismus und Skepticismus theils in neukantiſcher, theils in poſitiviſtiſcher, theils in Herbart'ſcher, theils in naturwiſſenſchaftlich mechaniſtiſcher Geſtalt; in der Rechtsphiloſophie ſtellt ſich der ſkeptiſche, ideenfeindliche Empirismus hauptſächlich als Utilitarismus dar, und geht die Tendenz des Laſſon'ſchen Buches in der Hauptſache dahin, den utilitariſtiſchen Geſichtspunkten gegenüber, wie ſie namentlich von verſchiedenen Nüancen des modernen Socialismus vertreten

*) Syſtem der Rechtsphiloſophie. Von Adolf Laſſon. Berlin und Leipzig 1882. Verlag von J. Guttentag (D. Collin). XVI und 408 S.

werden, den Idealismus des Rechtsstaats aufrecht zu erhalten und consequent durchzuführen. Mit dieser Tendenz greift das Buch in brennende Fragen der Gegenwart ein und gewinnt dadurch noch ein ganz specielles actuelles Interesse; leider hat Lasson nicht immer, wie doch ein Hegelianer sollte, die nöthige Gerechtigkeit des Urtheils für den Gegner, verkennt vielfach die relative Berechtigung des gegnerischen Standpunktes und läßt sich im polemischen Eifer manchmal zu Uebertreibungen hinreißen, welche den systematischen Werth seines Werkes beeinträchtigen. Für den Schriftsteller sind gerade solche Stellen charakteristisch, indem sie zeigen, wie das Pathos des Denkers an der polemischen Reibung Feuer fängt und mitunter zur Flamme auflodert. Zeigt doch schon das Vorwort den Autor in der Stellung eines gerüsteten Streiters, der es verschmäht, die Gegner durch eine captatio benevolentiae zu beschwichtigen, sondern sie lieber durch eine captatio malevolentiae herausfordert.

Diese charakterologische Neigung zur Polemik, welche doch überall nur auf die Sache und nirgends auf Personen geht, verleiht dem an und für sich etwas trockenen Gegenstande jedenfalls eine dankenswerthe Frische in der Behandlung; sieht man von den einleitenden Abschnitten, welche eine vorläufige Orientirung über die Begriffe geben sollen, und von dem an die Spitze gestellten Text jedes Paragraphen ab, so sind die Ausführungen von Anfang bis zu Ende gut lesbar und anregend, auch da wo die Würze der Polemik fehlt. Lasson ist entschieden ein origineller Kopf, der sich nicht blos in abstracten Reflexionen bewegt, sondern so viel als thunlich in die Anschauung hineingreift und vielfach eigenartige Ansichten zu bieten hat, mögen sie nun den Leser anziehen oder abstoßen. Er besitzt ferner eine Beherrschung des geschichtlichen Rechtsstoffs und der juristischen Literatur, wie sie jedenfalls weder Kant noch Hegel, noch auch irgend einem neueren Rechtsphilosophen außer Stahl zu Gebote stand, und mit dieser Stoffbeherrschung verbindet er eine bedeutende dialektische Gewandtheit, wie nur die Schulung an Hegels Werken sie zu geben vermag, vor Allem aber begriffliche Schärfe und consequente Durchführung des einmal ergriffenen Princips bis zur Ueberspannung desselben. Da nun das ergriffene Princip als das richtige anzuerkennen ist, so ist es einleuchtend, daß das unter der Vereinigung solcher Vorzüge entstandene Werk auf der Höhe der Situation steht, unbeschadet vieler Ausstellungen im Einzelnen, welche man an demselben machen muß.

In formeller Hinsicht fällt von vornherein die zopfige Eintheilung jedes Abschnitts in Paragraph und Ausführung auf. Ich rathe jedem Leser, den Text der Paragraphen zu überschlagen, die Ausführungen im Zusammenhang zu lesen, und nachher die sämmtlichen Paragraphen ohne die Ausführungen als Recapitulation zu lesen; dem Autor aber empfehle ich, das Buch bei einer neuen Auflage gleich in dieser Gestalt drucken zu lassen, falls er es nicht vorziehen sollte, die sämmtlichen Paragraphen als besondere Broschüre zum Ersatz eines Dictatheftes für seine Vorlesungen herauszugeben und den Leser gänzlich mit diesen abschreckend trockenen Inhaltsangaben zu verschonen. Es ist nachgerade Zeit, daß aus Büchern, welche dem Publicum zur Lectüre dargeboten werden, der Stempel der Herkunft vom Katheder verwischt wird. Ferner macht sich gerade in den einleitenden Abschnitten eine ungewöhnliche Terminologie störend bemerklich, welche manchen Leser an der Schwelle zurückscheuchen könnte, während sie sich doch auf Dinge beschränkt, welche direct mit dem Gegenstande des Buches nichts zu thun haben und darum auch in demselben nirgends wiederkehren. Dieser Art ist in § 1 die Identification von Religiosität und Sittlichkeit, neben welcher dann wieder eine Sphäre der Moralität und der Gesittetheit außer der des Rechts bestehen bleiben soll; noch mehr aber zeigt sich diese ungewöhnliche Terminologie und Anordnung in dem psychologischen Einleitungskapitel über die Natur des Menschen (§§ 5—13). Dieses ganze Kapitel hätte ohne Schaden fortbleiben können; denn theils bietet es ganz Bekanntes, theils Eigenthümliches ohne die Möglichkeit hinlänglicher Begründung, und beides ist für die folgende Entwickelung ebenso unnöthig wie für den Leser ermüdend. Dagegen entspricht die geschichtliche Einleitung (§§ 1—4) sehr wohl ihrem Zweck vorläufiger Orientirung, wenn man auch hätte wünschen können, daß die viermal wiederkehrende Uebersicht über die geschichtliche Entwickelung der Rechtsphilosophie nach Begriff, Aufgabe, Gegenstand und Durchbildung in eine einmalige Darstellung zusammengezogen wäre. Ueberflüssig erscheint auch der einleitende Abschnitt über die Verhältnisse des Menschen zur Natur und zu seinesgleichen, wogegen derjenige über den allgemeinen Streit der Einzelinteressen und der Gruppeninteressen gegeneinander sachlich werthvoll ist zur rationellen Begründung der Nothwendigkeit der Rechtsordnung.

Nach diesen mannichfachen einleitenden Abschnitten beginnt erst die systematische Darstellung, die sich in zwei Theile gliedert. Der erste behandelt die Grundbegriffe des Rechts und des Staats, der zweite die specielle Durchführung dieser Grundbegriffe in den Hauptsphären des Rechts- und Staatslebens, jedoch mit Ausschluß der Politik als Lehre von der Regierung, welche einem in Vorbereitung begriffenen neuen Werk vorbehalten ist. Man kann zweifeln, ob nicht die das Recht und die den Staat behandelnden Abschnitte beider Theile durch engere Aneinanderrückung in den Augen der Leser gewonnen haben würden; Lasson hingegen legt gerade deshalb Werth auf diese Verschränkung, weil er die untrennbare begriffliche Zusammengehörigkeit von Recht und Staat auch äußerlich zur Anschauung zu bringen wünscht. Für die Juristen, namentlich für die Studirenden, liegt der Schwerpunkt des Buches ohne Zweifel in dem zweiten Theil, welcher das System der Rechtsbestimmungen sowohl im Allgemeinen, wie in seiner Besonderung zum Privatrecht und öffentlichen Recht durchführt; wer mit philosophischen oder allgemeinen Culturinteressen an die Lectüre herantritt, der wird sich von dem ersten Theil am meisten angezogen fühlen, und vom zweiten zumeist die das öffentliche Recht oder das Staatsleben behandelnden Abschnitte als Ergänzung der allgemeinen Erörterung über den Staatsbegriff heranziehen. Für den letzteren ist auch die Aussicht besonders willkommen, die schätzbare Erörterung über den Staat, welche Lasson hier bietet, durch eine „Politik" fortgeführt zu sehen. In diesem Werke wird auch erst das Verhältniß der Staaten zu einander und mit ihm das Völkerrecht seine ausführliche Behandlung finden, welches hier nur kurz angedeutet ist; in welcher Richtung sich diese Behandlung bewegen wird, ist aus dem früheren Werke Lassons über „Princip und Zukunft des Völkerrechts" zu entnehmen*), an dessen Grundbegriffen und Grundansichten er auch in dem vorliegenden festhält.

Der Neuhegelianismus stellt sich zwar den Leistungen Hegels principiell selbstständig gegenüber und legt den Maßstab freier Kritik an dieselben an; dies hindert aber nicht, daß ein Neuhegelianer in einzelnen Punkten allzusehr im Hegel'schen Anschauungskreise befangen bleibt. Dies gilt für Lasson in Bezug auf den Begriff der Freiheit und auf die dialektische Strafrechtstheorie Hegels; den Fehler Hegels, den Staat als die Verwirklichung der Sittlichkeit zu preisen, vermeidet er zwar, fällt aber bei der Flucht vor diesem Fehler in das entgegengesetzte Extrem, dem Staat jeden über die Rechtsform hinausgehenden ethischen Inhalt abzusprechen. Dadurch gelangt er dazu, den Idealismus des Rechtsstaats, den er vertreten will, zu einem leeren Formalismus auszuhöhlen, und den socialethischen Inhalt der Staatsidee zu leugnen; innerhalb der staatlichen Rechtsform kennt er nur das Spiel der egoistischen oder individualethischen socialen Interessen, gibt also den ethischen Idealismus des Staatsbegriffs preis.

Hierdurch verliert die Waffe, welche er gegen den Utilitarismus führt, ihre Schärfe; denn wenigstens der deutsche Utilitarismus der verschiedenen socialistischen Richtungen hat überall mehr oder minder bewußt die Tendenz, den Nutzen der einzelnen Interessengruppen zum Nutzen des Ganzen oder zum objectiven Zwecke zusammenzufassen und zu erheben und durch das organisirte Ganze reguliren zu lassen, also mit anderen Worten:

*) Vergl. meine „Gesammelten Studien und Aufsätze", A. VI, S. 121—146.

den Staat mit socialethischem Inhalt zu erfüllen. Daß der Staat, indem er auf den Widerstreit der socialen Interessen regulirend einwirkt, eine formell rechtsbildende Thätigkeit ausübt, leugnet der Utilitarismus ebenso wenig, wie Lasson bestreitet, daß die formell rechtsbildende Thätigkeit des Staates jeden Inhalt zu umspannen vermöge und keinen ausschließe (S. 38); wenn der Socialismus in der Rechtsform einen socialethischen Inhalt, Lasson aber einen rein natürlichen Inhalt sucht, so scheint vielmehr innerhalb des formellen Rechtsstaates der Socialismus den ethischen Idealismus und Lasson den unverhüllten Naturalismus zu vertreten. Der Grundirrthum Lassons besteht eben darin, daß er seinerseits dem formellen Rechtsstaat einen objectiv ethischen Inhalt abspricht, und den wissenschaftlichen deutschen Socialismus lediglich für einen ethiklosen, naturalistischen Utilitarismus hält, womit er ihm entschieden Unrecht thut. Soll der deutsche Idealismus auch in der Rechts- und Staatslehre gewahrt werden, so muß und kann dies allein dadurch geschehen, daß man allem Utilitarismus einseitiger socialer Interessen die ethische Idee des objectiven Zwecks gegenüberstellt, wie sie in der Regulirung des socialen Interessenstreits durch den Staat sich verwirklicht, d. h. den falschen Socialismus durch den wahren bekämpft, nicht aber dadurch, daß man allem (utilitarischen und ethischen) Socialismus den baaren Naturalismus des laisser faire et laisser passer entgegensetzt.

Indem Lasson einräumt, daß es die Aufgabe von Recht und Staat ist, den ungeordneten Kampf aller Interessen gegen alle aufzuheben, aber doch zugestehen muß, daß die rein formalistische Rechtsordnung diesen Zweck verfehlt und den Kampf zwar theilweise einschränkt, aber auch theilweise verschärft, gibt er mittelbar auch das zu, daß Recht und Staat um so vollkommener sind, je besser sie diese bisher so mangelhaft gelöste Aufgabe erfüllen. Indem er ferner dem Staat ein breites Gebiet positiv fürsorgender Thätigkeit, sowie die principielle Zulässigkeit staatlichen Gewerbebetriebs einräumt, und die Ausdehnung dieser culturellen Staatsthätigkeit in jedem besonderen Falle als eine nach Gerechtigkeits- und Zweckmäßigkeitsgründen zu entscheidende Frage offen läßt, schwindet der ganze Gegensatz, in den er sich nominell zum Socialismus gestellt hat, thatsächlich auf untergeordnete Meinungsverschiedenheiten in Einzelfragen zusammen, die jedenfalls nicht mehr in einer Rechtsphilosophie zum Austrag zu bringen sind. Denn der besonnene Socialismus will ja selbst nichts Anderes als Lasson, nämlich formell eine vorsichtige schrittweise Fortbildung der staatlichen Rechtsordnung (insbesondere des öffentlichen Rechts und des Obligationenrechts im weiteren Sinne) ohne Verletzung erworbener Rechte, inhaltlich eine fortschreitende Annäherung des positiven Rechts an die idealen Forderungen des Gerechten.

Wenn somit die Polemik Lassons gegen den Socialismus, welche sein ganzes Buch durchzieht, verfehlt erscheint, und zum Vortheil des Ganzen in einer neuen Auflage ausgemerzt werden könnte, so sind jene Abschnitte um so mehr zu loben, in welchen die Grenzauseinandersetzung zwischen Staat und Kirche behandelt wird. So entschieden Lasson den feudalen und theokratischen Tendenzen Stahls widerstrebt, und so antipathisch ihm die christlich-socialistischen Velleitäten der modernen preußischen Neu-Orthodoxie sind, so sehr betont er im Vorwort seine Uebereinstimmung mit dem Standpunkt der alten evangelischen und lutherischen Orthodoxie, welche, wie die Werke vom Glauben, so auch weltlich Geschäft vom geistlichen sauber scheidet. Alle Leser, denen die Unversehrtheit der kirchlichen Interessen am Herzen liegt, dürfen sich deshalb diesem Führer ruhig anvertrauen, ohne Furcht, irgend ein wesentliches und wahrhaftes Interesse der Kirche oder der christlichen Religion an den Staat preisgegeben zu sehen. Dagegen können die Leser, welche nicht diesen kirchlichen Standpunkt theilen, auch unbesorgt darüber sein, daß die Markscheidung dieses Autors zwischen Staat und Kirche die Souveränität des Staats und die Heiligkeit und Unverletzlichkeit seiner Rechtsordnung antasten könnte.

Im Uebrigen gestattet der Raum nicht, auf den reichen Stoff des Werkes näher einzugehen und die überall anregende Behandlung desselben kritisch zu verfolgen; die vorstehenden Fingerzeige dürften ausreichen, um dem Leser die Hauptpunkte zu markiren, auf welche seine kritische Vorsicht bei der Lectüre des warm zu empfehlenden Buches sich zu richten hat.

„Ellernklipp" von Theodor Fontane.

Einer kurzen Randbemerkung in einem Harzer Kirchenbuche des vorigen Jahrhunderts, wonach ein Haidereiter (so etwas wie ein Förster) aus Eifersucht seinen Sohn in einen Abgrund stieß und sich bald darauf selbst das Leben nahm, — dieser dürftigen Notiz verdankt Theodor Fontane die Anregung zu seiner neusten Novelle: „Ellernklipp" (Berlin, Wilhelm Hertz). In des Dichters schaffendem Geiste gewann die karge Andeutung Gestalt und Farbe. In den Mittelpunkt stellte er aber nicht die beiden unnatürlichen Rivalen, sondern die Geliebte, welche die Leidenschaft des Alten so heftig erregt, daß sie die Stimme des Blutes übertönt. Hilde heißt die Heldin. Ihre Abstammung ist dunkel. Nach den discreten Andeutungen des Dichters ist sie ein Kind der Liebe. Ihr Vater war der verstorbene junge Graf aus dem Schlosse drüben, und ihre Mutter, deren zweite Heirath mit dem alten Jörge Rochussen „etwas zudecken" sollte, stirbt eben, mit herausforderndem Schmuck angethan, in ihrer Hütte auf der Kunerts-Kamp. Der Pastor Sörgel nimmt sich des kleinen Waisenmädchens an und bringt es bei dem verwittweten Haidereiter Baltzer Rocholt unter, wo sie mit dessen Jungen, dem Martin, zusammen aufwächst. Als Bruder und Schwester, hatte Baltzer Rocholt gemeint. Aber es kommt anders. Die Kinder gehen zusammen in die Schule, lieben und necken sich, und als sie große Leutchen geworden sind, da fehlt nur noch das Ja des Vaters. Aber gerade da ist der Stein des Anstoßes. Der Haidereiter hat das Mädchen eines Tages schlafend am Waldessaum erblickt, und in ihm das Weib, das schön erblühte Weib entdeckt. Nun regt sich etwas in seinem längst todtgeglaubten Herzen. Er läßt Hilde zum „Frölen" des Hauses avanciren, übergibt ihr die Milchwirthschaft und das Leinenzeug und denkt allen Ernstes daran, sie zur Hausfrau zu machen. Aber dienstfertige böse Zungen öffnen ihm die Augen. Man munkelt etwas von Liebeseinverständniß zwischen ihr und seinem Sohne Martin. Eines Abends belauscht er sogar, wie sie ihrem jungen Anbeter eben ein Stelldichein auf Ellernklipp gibt — einer Felswand, die von dem sorgfältig vorbereitenden und motivirenden Dichter schon zu Anfang als prädestinirter Unglücksort geschildert wurde. „Wer da fehl tritt, ist kein Halten mehr", heißt es etwas lakonisch. Der beseligt heimkehrende Sohn trifft hier mit dem Vater zusammen. Es entspinnt sich ein Wortstreit, dann ein kurzes Ringen — und bald wimmert es röchelnd aus dem Abgrund empor: „Vater! Vater!" Kein sterbliches Auge hat den bald im Moor versunkenen Leichnam wiedergesehen. Im Dorfe aber heißt es, der Martin sei vor seinem strengen Vater entflohen und zu den Preußen gegangen. Der Haidereiter heirathet drei Jahre später wirklich seine Ziehtochter. Ihr Kind kommt mit dem Todeskeim im Herzen auf die Welt. Am nämlichen Tage, da der Arzt jede Hoffnung aufgibt, vernimmt man auf Ellernklipp einen Schuß. Der todte Haidereiter wird heimgetragen. Hat er sich selbst ums Leben gebracht oder hat ihn ein Wildschütz hingestreckt? Niemand weiß es recht. Aber Hilde läßt ihr in selber Nacht verstorbenes Kind nicht neben seinem Vater begraben, sondern neben dessen erster Frau, wo noch ein drittes Plätzchen frei ist: für sie selbst. Es dauert in der That nicht lange, und Hilde, die noch vor ihrem Tode mit der alten Gräfin im Schlosse oben Freundschaft geschlossen und „ihr Glück und ihrer Tage Licht" geworden, kränkelt und stirbt. „Ueber ihr Begräbniß aber hatte sie längst vorher Festsetzungen getroffen, und sie begruben sie neben der ersten Frau, deren Grabstelle schon vorher erweitert worden war, so daß das Kind jetzt zwischen ihnen lag."

Die Stärke dieser Dichtung beruht in den Charakterzeichnung, die sich auch auf die Nebenfiguren mit unendlicher Liebe und Sorgfalt erstreckt. Da ist Alles aus dem Vollen geschöpft und dem intimsten Leben abgelauscht. Alle seine Figuren sind aus Einem Guß, klar geschaut, scharf wiedergegeben und dem Leser unvergeßlich. Namentlich die knorrigen, originellen, starken, im Lieben und Hassen ganzen Menschen weiß er in wunderbarer Prägnanz vor uns hinzustellen. Sein Haidereiter erinnert in der Factur ein wenig an den Erbförster von Otto Ludwig; nur mit dem Unterschiede, daß dieser, wie sein Geistesverwandter Hebbel, nach „Papierschnitzeln" und „Gedankenspähnen" arbeitet, d. h. die Lichter und Pointen erst nachträglich aufsetzt. Bei Fontane entdeckt man jedoch kein äußerliches Aufkleben von vorher sorgfältig notirten Nüancen und Einfällen. Seine Figuren wachsen aus der Situation und mit ihr heraus. Wie prächtig ist die ganze psychologische Entwicklung des Haidereiters vom Fanatiker der Pflicht zum Mörder und Selbstmörder! Der trotzige, stolze ehemalige Soldat, der „nichts halb thut, nicht mal das Todtschießen", entfaltet sich in greifbarer Vergegenständlichung vor unseren Augen zu einem dämonischen Bösewicht aus Liebe. Auch wie sich die alte Grissel, die Haushälterin, aus reinem Neid in eine hämische Klatschbase verwandelt, ist meisterhaft dargestellt. Desgleichen die blos skizzirte alte Gräfin, der Pastor und der siebenzigjährige Conventikler und Gemeindehirt Melcher Harms, in dessen von Aber- und Wunderglauben erfüllten Kopfe noch die theosophischen Speculationen von Zinzendorf und Swedenborg spuken.

In dem Charakter Hildes wollte der Autor ein Stück Vererbungstheorie zur Darstellung bringen. Das Kind eines leidenschaftlichen jungen Grafen hat etwas Vornehmes, Stolzes, aber von ihrer abenteuernden Mutter hat es das träumerische, fahrige, unstäte Wesen. Auch ist Hilde die Sehnsucht in die Weite angeboren, aber wenn sie hinaus will in Wald und Feld, so will sie schlafen. „Und ist immer müd' und lasch," klagt die Grissel, „aber mit eins richtet sie sich auf und steht kerzengrad' und ist, als ob ihr die Guckerchen aus dem Kopf wollten." Der hochwürdige Pastor Sörgel sucht es sich zu erklären. Er nennt das den melancholischen Zug. „Ein feines Kind; aber sie träumt blos und kennt nicht gut und nicht böse. Sie hat eine Sehnsucht und Sehnsucht zehrt, sagt das Sprüchwort. Und das ist nicht Trägheit des Fleisches, das ist ein Geheimniß im Blut." Wider Erwarten scheint die Sinnlichkeit in diesem Kind der Liebe nicht sonderlich stark, obwohl Jemand die Bemerkung macht, die noch ganz kleine Hilde sehe schon aus, als verstände sie etwas von den Mannsleuten. In der Confirmationsstunde richtet der Pastor nicht sehr taktvoll allerlei verfängliche theologische Fragen an sie, die sie einfach und ohne verlegen zu werden beantwortet. Denn das Mädchen ist brav, obwohl es den Männern die Köpfe verdreht. Martin, der Haidereiter, Pastor Sörgel, der Kamm-Melcher — „sie sinn all behext, denn in de Ogen sitt et ehr". Dafür kann sie nichts. Sie ist nicht kokett und verliebt; es ist ihr peinlich, Neid und Eifersucht Anderer zu wecken. Nur ihren Jugendgespielen Martin liebt sie, und sie scheint bereit, sich ihm hinzugeben. Hier zieht aber der Verfasser plötzlich einen Vorhang vor das haarscharfe Charakterbild. Wir finden Hilde — drei Jahre sind vergangen — mit Einem Mal als ihres Pflegevaters Weib wieder. Aber wie kam das? Welchen Proceß machte ihr schwergeprüftes Herz durch? Der Autor verräth uns zwar irgendwo, sie habe aus Furcht und Dankbarkeit eingewilligt. Kann man jedoch annehmen, daß Hildes Indolenz so weit ging? Vergessen wir nicht, daß ein ganzes Kapitel: „Hilde hat einen Willen" überschrieben ist und uns diesen Starrsinn an einem Beispiele zeigt. Wo ist dieser Wille hingekommen, nun es sich um ihr Lebensglück handelt? Einst hatte sie der Haidereiter sogar für diesen Starrsinn gelobt: „Der Mensch muß gehorchen, das ist das Erste, sonst taugt er nichts. Aber das Zweite ist, er muß nicht gehorchen, sonst taugt er auch nichts. Wer immer gehorcht, das ist ein fauler Knecht, und ist ohne Lust und Liebe und ohne Kraft und Muth. Aber wer eine rechte Lust und Liebe hat, der hat auch einen Willen. Und wer einen Willen hat, der will auch mal anders, als Andere wollen." Mir scheint, daß gerade hier das psychologische Problem der Novelle sich zuspitzt. Fontane hätte uns zeigen sollen, wie Hilde, die einen Willen hat, anders will als ihr Pflegevater und wie die dämonische Individualität des Haidereiters ihren Willen und geheimen Widerwillen überwältigt und bricht. Warum hat wohl der Alles künstlerisch abwägende Poet diese entschieden interessanteste Partie im Dunkel gelassen?

Und hier stoßen wir auf eine Eigenthümlichkeit Fontanes. Bei allem Realismus bleibt Fontane stets Idealist und macht von dem schönen Vorrechte des Poeten, einen wohlthätigen Schleier über die häßlichen Seiten der menschlichen Natur zu breiten, gerne Gebrauch. Schillers „weises Verschweigen" ist auch ihm geläufig. Er zeichnet seine Figuren in ein poetisches Helldunkel und liebt bei aller dramatischen Schlagkraft die abgedämpften Scenen, die uns mehr zu errathen und zu denken, als zu sehen geben. Nicht etwa, daß er etwas hineinzugeheimnissen liebte. Aber es fehlt doch nicht an dunklen Motiven und Stellen, die den Leser selbst zum Weiterspinnen des Fadens auffordern. Es ist zweifelhaft, ob der Haidereiter sich selbst tödtet oder von den Wildschützen, von deren Haß auf ihn mehrfach Erwähnung geschieht, erschossen wird. Weiß Schäfer Melcher, das Dorforakel, weiß der Arzt, daß der Vater den Sohn in den Abgrund stürzte? Auch die Abstammung Hildes bleibt etwas räthselhaft, doch wirkt hier die Discretion wohlthuend. Auch das mit den beiden silbernen Eheringen ihrer Mutter wird nicht aufgeklärt. Und so noch Manches, was freilich über das Ganze einen romantischen, um nicht zu sagen mystischen Reiz verbreitet, der auf alle Fälle zur poetischen Stimmung mithilft.

Aber auch dies ist zum guten Theil die Folge einer künstlerischen Absicht. Fontane ist vielleicht der objectivste unserer Novellisten. Bei ihm finden sich keine Schilderungen und Beschreibungen, die er gleichsam in seinem Namen macht. Er schildert und beschreibt nur aus seinen Personen heraus, durch das Medium ihrer Individualität. Die Sonne geht nicht auf; X. sieht sie aufgehn. Fontane zieht den Leser auch nur so weit mit ins Geheimniß, als seine Personen selbst darüber aufgeklärt sind. Wir sehen und erfahren nur, was sie sehen und erfahren können. Was sie aber nur vermuthen und ahnen, das dürfen auch wir nicht wissen. Die anscheinende Mystification entspringt also der strengsten Objectivität.

Und wie Fontane zu erzählen versteht! Der epische Zug seiner Darstellung ist überaus kräftig. Seine Prosa ist schlicht, anschaulich, wuchtig. Weniger gefällt mir seine krampfhafte Flucht vor dem Hiatus. Süddeutsche Leser werden durch die langen plattdeutschen Dialoge der dienstbaren Geister vielleicht etwas abgeschreckt, aber wie schlagend und charakteristisch ist da jeder Ausdruck! Der liebenswürdigste Humor in den Kinderscenen und im Schlosse, wo die Offiziere medisiren, erhellt das ganze Grau in Grau ausgeführte Gemälde. Fontane commandirt die Stimmung, und sie stellt sich ihm auf ein halbes Wort ein. Das Dämonische steht ihm zu Gebote wie das harmlos Idyllische; er ergreift und rührt, er gebietet über unser Lachen und unser Weinen. Das ahnungsvoll kindliche Spiel ist vielleicht noch nie so packend dargestellt worden als in den ersten Kapiteln.

„Und so wußte Martin denn auch bald, daß Hilde nichts Lieberes that, als Boot und Flotte spielen, und in seinen freien Stunden saß er seitdem in der Geschirr- und Hobelkammer, schnitt Schiffchen aus Holz- und Rindenstücken und gab ihnen einen Mast mit einem weißen Segel daran. Und dann setzten sie die Schiffchen ein und sahen ihnen nach. Die meisten kenterten gleich und wurden ans Ufer geworfen, aber zwei hielten sich bis weit hinaus, und sie konnten sie nicht blos verfolgen, sondern auch deutlich erkennen, wie sie gerad auf den Sonnenball zufuhren, der zwischen dem niederhängenden Gezweige stand und die schäumenden Wellen vergoldete. „Sieh", sagte Martin, „da sind wir; ich hab' unsere Namen drangesteckt, und die scheitern nicht. Und wenn Du's nicht glaubst, so komm nur, wir wollen sehen, ob ich nicht Recht habe." Und sie liefen abwärts, um die gekenterten Schiffchen wieder aufzusuchen und danach festzustellen, welche zwei noch flott waren; aber schon das zweite,

das zwischen den Steinen lag, war der „Martin". Er nahm es und erschrak. „Ach, Hilde, dann ist es ein anderes Schiff, das mit Dir fährt." Und eine Thräne stand in seinem Auge. Hilde gab keine Antwort und sah nur immer den beiden Segeln nach, die noch im Abendlichte glänzten, bis endlich das Licht und die Segel verschwunden waren."

Daneben stelle man die dramatisch bewegten Scenen, wie die Feuersbrunst, die Begegnung von Vater und Sohn auf Ellernklipp, die Einsegnung Hildes. Dieser wohnt der Haidereiter ebenfalls bei, obgleich er von den Dorfbewohnern gemieden wird, die es ihm nicht verzeihen wollen, daß er jüngst einen Wildschützen erschossen.

„Und hier (nahe dem Altar) hörte nun Hilde, wie sich die Kirche hinter ihr füllte, und sah auch mit halbem Auge, wie sich die Reihe der neben ihr stehenden Kinder nach beiden Seiten hin verlängerte. Aber sie rührte sich nicht und blickte sich nicht um. Und nun wurde gesungen; und als der Gesang nun endlich schwieg und Martin das Glaubensbekenntniß gesprochen hatte, richtete Sörgel seine Fragen an die Confirmanden. Aber Hilden frug er nicht, denn er sah wohl, daß sie todtblaß war und zitterte. Und nun gab er jedem Kinde seinen Spruch; an die vor ihm kniende Hilde aber trat er zuletzt heran und sagte: „Laß Dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem." Und sie wog jedes Wort in ihrem Herzen und kniete noch, als Alles schon vorüber war und jedes der Kinder sich schon gewandt hatte, um Vater und Mutter zu begrüßen. Ganz zuletzt auch wandte sie sich und sah nun, daß ihr Vater auf seiner Bank allein saß. Und ein ungeheures Mitleid erfaßte sie für den in seiner Ehre gekränkten Mann und sie vergaß ihrer Angst und lief auf ihn zu und küßte ihn. Von Stund' an aber wär er jeden Augenblick für sie gestorben. Denn er war ein stolzer Mann und es fraß ihm an der Seele, daß man ihn sitzen ließ, als säß er auf der Armesünderbank. Und indem er sich höher aufrichtete, nahm er jetzt Hildes Arm und ging festen Schrittes auf den Ausgang zu, zwischen den verdutzt dastehenden Bauern und ihren Frauen mitten hindurch. Einige traten an die Seite und grüßten, und es war beinah, als ob das, was Hilde gethan, die Herzen Aller umgestimmt und ihren Groll entwaffnet habe."

Fontane prahlt nie mit Lokalfarbe und Zeitcolorit, und wie richtig trifft er den Ton jener Epoche, sobald er ihn anklingen lassen will! Nur einmal ist von dem gerechten König der ewig kriegführenden Preußen, vom Menschenverkauf übers Meer die Rede, und auch das theologische Gezänk jener Tage spielt herein. Dies Alles wird jedoch nur flüchtig berührt, während sich die alte ewige Geschichte vom Menschenherzen und seinem Lieben und Hassen in ergreifender Lebendigkeit vor unserem Geiste abspielt.

Theophil Zolling.

Farbenfreude und Farbenscheu.

Von F. Luthmer.

Kein Unglücklicher ist unseres Mitleids gewisser, als der Blinde; gegen keine Klasse der Hülfsbedürftigen erfüllt die Gesellschaft ihre Verpflichtungen lieber und reichlicher, als gegen die, welche nach des Dichters Worte „fühlend wandeln in der Nacht, im ewig Finstern". Aber indem wir unsere unbedingte und freudige Hülfe Denen zuwenden, welche völlige Blindheit hülflos und arbeitsunfähig gemacht hat, behalten wir wenig Interesse übrig für die Unzähligen, welchen das Organ des Gesichtes zwar verliehen ist, denen jedoch — sei es in Folge mangelhafter Disposition oder falscher Gewöhnung — ein großer Theil der Freuden und Genüsse entgeht, welche uns das Auge vermittelt. Der Mangel der also Benachtheiligten, der ästhetisch Blinden oder Halbblinden, wie ich sie nennen möchte, gruppirt sich nach den beiden Richtungen, in welchen uns das Auge die Eindrücke der Außenwelt vermittelt, die wir aber von Jugend auf vereinigt empfinden und uns getrennt nicht denken können: dem Formensehen und dem Farbensehen.

Auf die Mängel des ersteren hier näher einzugehen, würde uns zu weit von unserm Thema entfernen. Wie unentwickelt oft bei sonst normal gebildetem Auge, aber auch wie entwickelungsfähig die Function des Formensehens ist, weiß Jeder, der das Glück hat, die Jugend in einer der bildenden Künste zu unterrichten. Doch dürfte kaum ein Beispiel dafür anzuführen sein, daß aus einem Mangel nach dieser Richtung der Gesellschaft ein Nachtheil oder eine Gefahr erwachsen könnte. Anders ist es mit den Mängeln im Farbensehen. Bekanntlich hat sich neuerdings die Augenheilkunde wie die Statistik mit besonderer Aufmerksamkeit dem Kapitel der totalen oder theilweisen Farbenblindheit zugewendet. Denjenigen, welchen bei sonst normalem Sehvermögen die Empfindung für bestimmte Farben gänzlich fehlt, ist selbstverständlich eine ganze Anzahl von Berufsarten verschlossen oder im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt zu verbieten. Denn wenn im Berufe des Färbers oder des Malers die Farbenblindheit nur dem von diesem Mangel Betroffenen Nachtheil bringt, so kann ein Lootse oder ein Eisenbahnbeamter, dem der Unterschied zwischen rothen und grünen Signallichtern nicht zum Bewußtsein kommt, das Leben von Hunderten gefährden.

Aber nicht sowohl mit dieser krankhaften Erscheinung der Farbenblindheit haben wir es zu thun, als mit der gerade in unseren Tagen so sehr verbreiteten ästhetischen Unlust, Farbe zu sehen, die Freuden zu genießen, welche die Farbe in unser Leben bringt. Man muß befürchten, etwas Gewagtes zu behaupten, wenn man in dieser Hinsicht Farbe und Ton in Parallele stellt; wenn man die Farbe als ein ebenso erheiterndes, belebendes, die Nerven gleichzeitig anregendes und beruhigendes Element unseres Lebens bezeichnet, wie die Musik. Der letzteren wird kein Mensch diese Stellung bestreiten — der Farbe gegenüber verhält sich unsere Zeit schon seit mehreren Generationen in einer Weise ablehnend, daß man wohl berechtigt ist, diese Farbenfeigheit oder Farbenscheu als eine Zeitkrankheit zu bezeichnen und nach ihren Symptomen, ihrer Entstehung und nach der Möglichkeit ihrer Heilung zu forschen.

Sehen wir uns das Leben des heutigen, gut situirten Bürgers einmal auf seinen Farbeninhalt an; prüfen wir, wieviel Gelegenheit, Farbe zu sehen und sich an schöngestimmten Farbenaccorden zu erfreuen, ihm sein Haus, seine tägliche Umgebung bietet. Lassen wir dabei zunächst jene modernsten Einrichtungen noch unberücksichtigt, die, meist von künstlerischer Beihülfe beeinflußt, den Stil einer bestimmten Periode der Vergangenheit zum Muster nehmen, die wir aber doch leider noch nicht als Durchschnittsmaß unserer Generation bezeichnen können.

Nehmen wir bei unserer Betrachtung den Weg aus dem Engeren ins Weitere, und beginnen bei unserer Person. Für unsere moderne Männertracht besteht die Farblosigkeit in anerkannter Herrschaft. Selbst im Hause und auf Reisen gestatten wir uns höchstens graue Töne; kaum daß einmal eine englische Mode unsere Garderobe mit einigen hellbraunen Tönen belebt. Wo wir aber feierlich, in Parade auftreten, sind wir von Kopf zu Fuße schwarz, kaum daß ein Ordensband die Belebung durch einen bescheidenen Farbenfleck versucht.

Wie erfreut das farbendurstige Auge in solcher Versammlung eine goldgestickte Uniform! und es ist gewiß in vielen Fällen nur ästhetisches Farbenbedürfniß, daß unsere haute volée ihre Salons so gern von den jungen Söhnen des Mars bevölkert sieht.

Es ist ein schönes Vorrecht unserer Damen, daß ihnen die Mode gestattet, sich in farbige Stoffe zu kleiden, und unser Auge hat ihnen zu danken, daß sie nach dem Grundsatze:

Wenn die Rose selbst sich schmückt
Schmückt sie auch den Garten,

von diesem Vorrecht den schönsten und dankbarsten Gebrauch machen. Aber, wie lange ist es denn her, daß man als Balltoilette etwas Anderes als weiß tragen durfte? Finden besorgte Mütter es nicht noch heute unerläßlich, ihre jüngsten Töchter zum ersten Balle in den blendendweißen Tarlatan der Unschuld

zu kleiden? Und an ihrem höchsten Ehrentage tritt die Jungfrau mit dem Erwählten zum Altare nie anders als in weißem Kleid und weißem Schleier, das einzig Farbige an ihr das grüne Myrthenzweiglein. Man wende nicht ein, daß hier das Weiß das äußere Symbol der Jungfräulichkeit sei. Da wo es galt, diese Eigenschaft auf das Beredteste auszudrücken, bei den Darstellungen der Jungfrau Maria, sind die Maler aller Zeiten und Schulen doch nie auf weiße Kleidung verfallen! Doch folgen wir dem Brautpaare aus der Kirche zum Hochzeitsschmaus, und sehen wir uns, während die Glückwünsche ausgetauscht werden, mit einem raschen Blick die Hochzeitstafel an. Höchste Eleganz, denn wir befinden uns in einem sehr guten Hause — aber Alles weiß — ein Schneefeld, soweit das Auge reicht! Auf dem blendend weißen Tischtuche sind für jeden Gast kleine Stillleben angeordnet; aber sie würden keinen Maler begeistern, denn ihnen fehlt das, was das Künstlerauge vor Allem sucht, die Farbe. Auf dem weißen Porzellanteller baut sich in kunstreichen Falten die Serviette, die würdige Tochter des damastenen Tischtuchs auf, hinter ihr steht eine Garnitur Gläser wie Orgelpfeifen vom Champagnerkelch bis zum Madeiraglas aufmarschirt — alle vom hellsten, farblosesten Krystall, höchstens der Namenszug des Hausherrn eingeschliffen. Und wo das weiße Krystall und der weiße Damast aufhört, da tritt das Silber in sein Recht. Nur ja recht blank geputzt, nur ja keine Spur von Vergoldung an dem prächtigen Tafelaufsatz und den Girandolen, welche die Tafel mehr belasten als schmücken. Jene Sitte, die einmal auftauchte, Silbergeräth durch discrete Vergoldung zu heben, ist von dem wirklich vornehmen Haus, in welchem wir uns befinden, längst als gasthausmäßig und unfein verlassen worden. Bis jetzt haben wir noch keine Spur Farbe auf der Tafel wahrgenommen; unser Auge fängt an, sich nach Farbe zu sehnen, es schweift farbendurstig im Zimmer umher — aber! wir befinden uns nicht im Speisezimmer, man hat wegen der Größe der Tafel im Salon decken müssen, und dieser ist — wie könnte es anders sein — in Weiß und Gold decorirt. Auf die weißen Stuckwände mit den fast verschwindenden Goldleistchen fällt das Licht durch die breiten Fenster fast ungebrochen herein, denn die Spitzengardinen, der Stolz der Hausfrau, sind ebenfalls vom blendendsten, nur ein wenig ins Blaue spielenden Weiß.

Es ist leider kein caricirtes Bild, welches hier von der Farblosigkeit unserer Umgebung zu skizziren versucht wurde. Wohin wir uns wenden, dieselbe Scheu vor einer ausgesprochenen Farbe. Unsere Tapeten mußten noch vor kurzem, wenn sie einem „feinen" Geschmack entsprechen sollten, im Wesentlichen weißes Glanzpapier mit zartem grauen Muster sein; ja, man erzählt von Häusern, in denen es der höchste Triumph der Hausfrau sein soll, alle Räume, Salon und Kinderstube, Treppe und Küche gleichmäßig in einem hellgrauen Ton mit Oelfarbe streichen zu lassen, um dieselben Samstags abwaschen zu können. Und diese graue Oelfarbe — ist sie nicht das allgemeine Trauerkleid unserer Architektur überhaupt? Sehen wir nicht alle Tage, wie selbst Façaden, die, in natürlichem Werkstein ausgeführt, uns durch die muntere Farbe dieses schönen Materials erfreuen könnten, „durch die Tüncherquaste den Reiz der Einheit erhalten", um mich mit Reichensperger auszudrücken. Entfernen nicht unsere Kirchen, namentlich die dem calvinischen Bekenntniß dienenden, aus ihrem Inneren jeden Farbenfleck wie eine Tempelschändung! als ob die grau in grau schattirte Langeweile die einzige Stimmung wäre, die uns zur Gottesandacht erheben könnte! Ja, soweit ist uns das Farbenbedürfniß abhanden gekommen, daß wir gar nicht an die Möglichkeit denken, manche Dinge, die in früheren Zeiten dieses Reizes nie entbehrt haben, in den Bereich farbigen Schmuckes zu ziehen. Welchem Verleger fällt es heute wohl ein, seine Bücher mit dem reizenden Schmuck rother Initialen drucken zu lassen, wie sie sich von dem pergamentfarbigen Papier der Drucke des 16. Jahrhunderts so prächtig abheben, ein Schmuck, den man damals selbst für Pamphlete und Flugblätter nicht verschmähte! Ja, selbst das Geschmeide unserer Frauen, das doch eben an sich zur Zierde bestimmt ist, muß einfarbig sein — Gold oder Brillanten in Silber gefaßt. Die Versuche, den köstlichen Emailschmuck und den Reiz farbiger Steine, welche zur Zeit der Renaissance so beliebt waren, wieder einzuführen, scheitern an dem Einwande, den wenigstens unsere norddeutschen Damen erheben: „Bunter Schmuck ist so unfein und markant".

Und hierin liegt der Kern der ganzen Frage. Sich freiwillig eines Genusses zu begeben, der uns auf Schritt und Tritt von der Natur selbst dargeboten wird, liegt sonst gar nicht in der Art des menschlichen Geschlechtes. Warum also verhält es sich so ablehnend gegen die Farben und hat das Weiß und Schwarz mit seinen grauen Schattirungen zur Wappentinktur der Vornehmheit gestempelt?! Weil jede Farbe einen Charakter hat und ausspricht — weil „Farbe bekennen" so leicht zu Controversen führt, und weil Controversen für unser modernes geselliges Leben unbequem sind. Denn beruht nicht die ganze moderne Geselligkeit auf einem Abschleifen der Gegensätze, einem gegenseitigen Sichanbequemen, wie Busch sie nennt: der Höflichkeit,

> Dem zierlichen Belügen,
> Ich weiß Bescheid, du weißt Bescheid,
> Und Allen macht's Vergnügen,

kurz einer stillschweigenden Uebereinkunft zur Vermeidung jeder entschiedenen Meinung, die genau so farblos und grau ist, wie unsere Wände.

Doch es ist schwer und mißlich, einen Zustand zu tadeln, in welchem wir Alle mitten inne stehen, an dem wir Alle, bewußt und unbewußt, Theil nehmen. Es sei daher auch diese Parallele mit unserer Farbenscheu nicht weiter getrieben als nöthig. Soviel ist sicher, daß die Vergangenheit zu verschiedenen Perioden eine hochgebildete, im besten Sinne humane Gesellschaft gekannt hat, die sich in voller Naivetät der Lust an der Farbe in Kleidung und Wohnung, Tafel und Geräth hingegeben hat.

Es sei gestattet, zum Beweise hierfür einige Bilder aus der Vergangenheit zu entrollen.

Am schwierigsten wird es uns Modernen, uns das Leben, die Architektur, die Bildwerke der alten Griechen und Römer farbig zu denken. Der farblose Zustand, in welchem uns die Sculpturen der Antike überliefert sind, der Werth, den wir heute dem Glanz des weißen Marmors beilegen, hat in uns eine so festgewurzelte Ueberzeugung von dem marmorweißen Aussehen der griechischen Tempelhallen und der darin aufgestellten Götterbilder begründet, daß die Behauptung neuerer Forscher, die auf Grund eingehender örtlicher Untersuchungen das Gegentheil aufstellten, erst nach jahrelangen literarischen Kämpfen durchgedrungen ist.

Nicht wenig hat zu diesem Umschwung der Anschauungen die intimere Kenntniß des Orients beigetragen, die wir den letzten Jahrzehnten verdanken. Die gewirkten Tapeten desselben, die Lackarbeiten und Emails haben uns eine ganze Reihe von Farbenaccorden, ebenso wie von Färbemitteln und Techniken kennen gelehrt, die unserer Vorstellung von der Polychromie der Alten wesentlich zu Hülfe kommen.

Aber auch für den, dem es nicht gegeben ist, sich aus historischen Aufzeichnungen ein anschauliches Bild von der Vielfarbigkeit des antiken Lebens zu schaffen, hat ein günstiges Geschick in den Resten von Pompeji genug Anhaltspunkte überliefert, um daraus eine klare Vorstellung von der farbigen Erscheinung der antiken Wohnung zu schöpfen. Wohl war in der Campanischen Landstadt der numidische und äthiopische Marmor nicht so häufig wie in der Residenz; aber ebenso groß war die Farbenlust, und zum Ersatz für das theure echte Material begnügte sich der biedere Pompejaner damit, seiner Façade eine scheinbare Marmorbekleidung von abwechselnd rothem, grünem und blauem Marmor aufmalen zu lassen. Bekannter als dieser uns etwas barbarisch anmuthende Außenanstrich ist der farbige Effect des Innern. Jene Wände, die in solcher Frische noch das Museum zu Neapel füllen, als ob der Maler soeben den letzten Pinselstrich gethan hätte — sie zeigen alle jene bekannte, kecke Farbenstellung: über einem meist schwarzen Sockel eine Wandfläche in Zinnoberroth, Himmelblau oder Gelb, überdeckt mit jenen

reizenden, in Goldfarbe gemalten Pflanzensäulchen, die wir uns als Wiedergabe von spanischen Wänden mit vergoldeten Gestellen zu denken haben. Und die Bilder, welche in diese Umgebung eingesetzt sind, führen uns die Menschen dieser heiteren, farbenfrohen Welt in bunten, malerischen Kostümen vor — nirgends ein schwarzes Gewand —, das Weiß, wissen wir, war die Farbe der Trauer.

Aber verlassen wir das so oft beschriebene Bild von Pompeji, um den weiten Schritt über die Jahrhunderte der so übelbeleumdeten Völkerwanderung hinweg zu thun, während welcher in Byzanz eine reiche, farbenfrohe Kunst, vor Allen eine ausgebildete Malerei blühte, die der abendländischen Kunst manch befruchtendes Samenkorn zutragen sollte. Schauen wir uns jetzt das Bild des Mittelalters an, etwa zur Zeit des ersten Kreuzzuges: heitere Farbenlust, wohin wir blicken am Aeußern wie im Innern der Häuser, in den Kirchen, auf der Tafel, vor Allem aber in Kleidung und Rüstung. Es ist ein Meer von Farbe, und zwar von vollen, satten Tönen, so daß wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen mit der Betrachtung. Treten wir zunächst in eine Kirche, z. B. in die Sainte Chapelle zu Paris, deren streng historische Restauration uns ein volles Bild mittelalterlicher Polychromie gibt. Roth, Blau, Grün, Gold, das ist der Farbenaccord, der hier überall durchklingt. Und doch ist in dem ganzen Raume keine Spur von Buntheit. Die Farben sind in kleine Flächen aufgelöst, das Gold dient überall als Vermittler, und selbst das Licht, welches durch die gewaltigen Fenster in Fülle eindringt, ist nicht aufdringlich und weiß, sondern gefärbt, wie in die Farben des Regenbogens aufgelöst, weil die Fenster mit einem farbenprächtigen, durchsichtigen Teppich von Glasmalerei geschlossen sind. Nicht minder farbenreich als die Kirche muthet uns das Heim des Bürgers oder des Ritters an, der uns in den großen Saal seines Palas führt. Die Decke ist durch schwere, gebräunte Holzbalken getheilt, zwischen welchen die Deckenflächen in bunter Malerei glänzen, am großen Kamin sehen wir nur hier und da die Farbe des Steins durchschimmern; alle Stäbe und Hohlkehlen sind roth und blau, auch wohl grün gemalt, die einzelnen Farben durch Vergoldung getrennt; dasselbe gilt von den Vertäfelungen und hochlehnigen Möbeln von Eichenholz, welche die Wände zieren. Diese letzteren mögen wohl einfach getüncht sein; wir sehen sie nicht, weil die ganze Wand mit gewirkten Tapeten — entweder figurenreichen Gobelins oder orientalischen und sicilianischen Prachtstoffen bedeckt ist. Farbenscheu sind diese Leute nicht, die da in bunten, kostbaren Gewändern, mit reichem Goldschmuck und farbigen Steinen geschmückt, um den Tisch sitzen und den grünen Römern wacker zusprechen.

Daß im Mittelalter auch die Malerei am Aeußern der Häuser gepflegt wurde, wissen wir aus schriftlichen Aufzeichnungen, wenn auch die Beispiele selbst, Dank der Tünche späterer, farbenscheuer Zeiten bis auf wenige Reste verschwunden sind. Wer aber einen vollen Eindruck farbiger, mittelalterlicher Architektur empfangen will, der besuche unsere norddeutschen Backsteinstädte: Brandenburg, Lübeck, Greifswald, Stralsund, — wenn die Abendsonne die Flächen der mächtigen Ziegelmassen in glühende Purpurfarbe taucht und lustig in den grünglasirten Schichten spiegelt, daß sie wie Goldfäden glänzen. Dann erhält man den vollen Eindruck dessen, was diese Zeit an Farbenlust ertragen konnte.

Aber sie liegt weit hinter uns, und es gibt viele Leute, denen es eine gewisse Genugthuung gewährt, sie als die Jahrhunderte finsteren Aberglaubens zu bezeichnen. Nun, wenden wir uns der Epoche zu, in welcher das Licht der neuen Zeit wie ein strahlendes Meteor über den Häuptern aufging, der Zeit der Geisterbefreiung, der Renaissance, mit der ja, wie wir stolz behaupten, unsere Zeit eine so große innere Verwandtschaft haben soll, daß wir ihre Kunstformensprache als die unserer Zeit am meisten entsprechende einfach wieder aufnehmen können.

Es wäre wunderbar, wenn dieser Völkerfrühling sich nicht mit dem farbenprangenden Blumenschmuck des Lenzes bekränzt hätte. In der That sehen wir keine Zeit, die mit naiver Lebenslust jede Freude, die das Dasein bietet, so bis zur Neige auskostet, wie das 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts. Diese künstlerisch geleiteten Festzüge, Gastmahle, Schaustellungen, sie können nicht ohne das Element der Farbe gedacht werden, und wie die Art zu wohnen und zu leben sich mit Bewußtsein die römische Antike zum Muster nahm, deren Renaissance man ja feierte, so waren es vor Allem die nach Jahrhunderten in alter Farbenpracht aus dem Schutt auferstehenden Paläste und Thermen Roms, die der Decorationsweise der italienischen Renaissancekünstler als Muster dienten. Wir dürfen nur die Namen Rafael, Giulio Romano, Giov. da Udine aussprechen, um uns an den Zauber jenes übermüthig farbenlustigen, dabei aber doch streng harmonisch gestimmten Decorationsprincips zu erinnern, welches in den Palästen und Kirchen Italiens noch heute unsere hohe Schule der Verzierungskunst bildet. Wir dürfen uns nur die Bilder der großen Coloristen, eines Coreggio, Tizian, Paolo Veronese und Tintoretto vorführen, auf welchen uns die Personen der heiligen Geschichten in den farbenprangenden Gewändern der eigenen Zeiten der Maler entgegentreten, um diese in Brokat, Sammet und Atlas glänzenden Gestalten um ihre Farbenlust zu beneiden.

Wenn wir nun in drei großen Culturepochen die Farbe als ein unentbehrliches Element in Kleidung und Wohnung, im öffentlichen und privaten Leben der Menschen gefunden haben, so liegt uns die Frage nahe: wann, und aus welchen Gründen ist diese Freude an der Farbe erloschen?

Ob es die Reaction ist, die jeder übermäßig gesteigerten Lebenslust, jeder bis an ihre Grenzen gespannten Anstrengung folgt, oder ob es in geschichtlichen Vorgängen seinen Grund hat — wer wagt es zu entscheiden? Genug, bald nachdem wir das Aufblühen in Kunst und Wissenschaft, in Lebensfreude und Genüssen, welches wir mit dem Collectivnamen Renaissance bezeichnen, den denkbar höchsten Punkt erreichen sehen, etwa zu Ende des 16. Jahrhunderts, tritt wieder von den romanischen Ländern ausgehend ein Rückschlag ein: der heiteren Lebenslust tritt finstere Askese, der launenhaften Selbstbestimmung des Individuums straffes staatliches Zusammenhalten und Centralisiren, der religiösen Befreiung der Geister durch die deutschen Reformatoren und Humanisten tritt die von der katholischen Kirche hervorgerufene Gegenreformation entgegen. Und während in Spanien und den Niederlanden die Scheiterhaufen flammen, während die deutschen Fürsten und Stämme sich in selbstmörderischem Wahnsinn gegenseitig vernichten — legt es sich wie Mehlthau auf die frohen Herzen, und mit Frohsinn und Lebenslust flieht auch das äußere Abzeichen derselben, die Farbe, zuerst aus der Kleidung, dann auch aus Haus und Geräth. Nur jene Schaaren, die sich die Herren dieser wüsten Zeit nennen, die Landsknechte, bewahren in ihrer Kleidung bunte, schreiende Farben: der Bürger und Beamte wie der Hofmann empfangen ihre Kleidermode aus dem Stammlande des Kaiserhauses, aus Spanien, und es paßt zu der Stimmung der ganzen Zeit, von den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts bis zum Ausgang des 30jährigen Krieges, daß diese Mode alle bunten Farben verschmähte und in Schwarz, der Todtenfarbe einherging. Und als dann das große Kriegsfeuer, welches drei Jahrzehnte hindurch deutschen Boden verwüstet hatte, in sich zusammengebrannt war, da war in dem traurigen Aschenhaufen kein Keim für Lust und Lebensfreude mehr vorhanden. Wohl sehen wir an dem übermüthigen Hofe des westlichen Nachbarn noch einmal die Mode sich in Farben-Orgien ergehen, die zu den sittlichen Orgien des Louis XIV. und der Régence paßten, aber die Revolution machte auch hier der Farbe ein Ende. Es waren keine lustigen Tage, die wir als die Geburtswehen unserer heutigen gesellschaftlichen Ideen bezeichnen müssen. Und der ernsten Geistesarbeit wie der begeisterten Blutzeugenschaft entsprach das dunkle Gewand der Männer, die von den amerikanischen Freiheitshelden entnommene Quäkertracht, sowie das dort zuerst mit Bewußtsein auftretende Unschuldweiß der Frauenkleidung. Dort, bei den Puritanern und Sittlichkeitsfanatikern der französischen Revolution, haben wir die Entstehung unserer

heutigen farblosen Mode zu suchen. Ihr folgen dann die schwächlichen Farben in der Frauentracht der Wertherzeit, der Zeit „der weichgeschaffenen Seelen", jenes Hellrosa und das bleu mourant, das sich in unserem Worte „blümerant" ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Doch um nicht zu lange bei der Abnahme der Farbenlust in den Trachten zu verweilen, finden wir auch in Häusern und Kirchen die alte Farbenfreude schnell erbleichen. Aus den Kirchen, die der neuen Religion überwiesen werden, wird als „papistisch" Alles entfernt, was in Bildern, Statuen, Altären, Glasfenstern an das katholische Bekenntniß erinnern konnte. Es war nicht eigentlich die Abneigung gegen farbigen Schmuck, sondern der feindliche Gegensatz gegen die katholische Kirche, welche zu Anfang, schon im 16. Jahrhundert, alles Kunstschöne aus den evangelischen Kirchen verbannte; später wurde dann diese Schmuck-, um nicht zu sagen Geschmacklosigkeit zum Stil des neuen Glaubens erhoben. Im Hause des Bürgers aber, in den Schulen und Gerichtshäusern, die der Staat baute, da war nach der entsetzlichen Verarmung, die der 30jährige Krieg hinterlassen hatte, mit der materiellen Möglichkeit auch das Bedürfniß farbigen, kunstschönen Schmuckes verloren gegangen. Es ist das traurige Erbe dieser Zeit, welches die Architekten und Baubeamten der unmittelbar hinter uns liegenden Epoche noch verwalten, gesteigert durch die unverhältnißmäßigen Opfer, die unser Volk zu Anfang des Jahrhunderts der Erhaltung seiner politischen Selbstständigkeit bringen mußte. So reichen bis in die französische Revolution und den dreißigjährigen Krieg die Wurzeln der Farbenscheu unserer Zeit zurück.

Aber eine Menge von Symptomen spricht dafür, daß diese fehlerhafte Richtung unseres Geschmacks bereits im Weichen begriffen ist. Nicht mehr aus Ueberzeugung, sondern mehr aus Gewohnheit findet man heute farblose Kleider, farblose Wände anmuthiger und vornehmer als farbige; es kommt nur darauf an, daß diese bequeme Gewohnheit recht oft dem scharfen und frischen Zugwind ausgesetzt wird, der in unseren Tagen durch das deutsche Kunstgewerbe weht. Wohl sind es, um im Bilde zu bleiben, erst die obersten Wipfel der Bäume, die von diesem Winde erfaßt werden. Aber der Bewegung in die tieferen und breiteren Schichten des Volkes Eingang zu verschaffen, bemühen sich Vereine und Künstler, bemüht sich eine kunstgewerbliche Literatur, auf die wir schon mit Stolz hinblicken können. Es sei gestattet, zum Schlusse im Sinne dieser neuesten Richtung unserer deutschen Kunstindustrie einen Blick in das moderne Heim eines wohlhabenden Bürgers zu werfen, der nicht nur mit Künstlern, sondern auch mit der neuesten, kunstgewerblichen Literatur auf einem guten Fuße steht.

Was uns vor Allem auffällt, ist der Eindruck echter Solidität in all diesen tiefen, gesättigten Farben, die uns umgeben; er stammt aus der ganz vorwiegenden Verwendung echter Materialien, der wir überall begegnen. Gegen das warme Dunkel dieser Eichenholzthüren mit den blanken, sichtbaren Metallbeschlägen, gegen den Goldglanz der Vertäfelungen aus Kiefernholz, die wir im Nebenzimmer sehen, würde es unmöglich sein, schwächliche Farben zu verwenden. Da sehen wir den Rest der Wände mit dem schönfarbigen, in Seidenglanz schimmernden Jutestoff bespannt, dessen Preis nicht höher steht als der der gepreßten Leder-Imitation. Als Möbelbezüge und schwerfallende Portieren sahen wir das rothe französische Militärtuch verwendet, oder auch das graublaue Tuch der Schweizer, dessen milder Ton durch eine leuchtend farbige Borte aufgewogen wird; oder wessen Auge genugsam für die Farbenlust gekräftigt ist, der hat auch wohl beim Orient ein Anlehen gemacht und mit dem bunten, aber immer schöngestimmten Kelim seine Thüren und Fenster behängt, während die langhaarigen persischen Teppiche, ein in Wolle übersetztes Blumenmosaik, den Fußboden bedecken. Paßt in solche Farbenfreude noch der weiße Kachelofen oder die Stuckdecke weiß in Gold? Nein! Die Decke zeigt ebenfalls den Goldton des echten Holzes. Der Ofen aber ist in dem köstlichen Grün der altdeutschen Kachelöfen ausgeführt, welches wunderbarerweise trotz seiner Entschiedenheit sich in jede Farbenstimmung fügt, weil die hellen Glanzlichter auf seinen Reliefs jede Härte auflösen. Der Gesammtton des Zimmers ist durch die tiefen, satten Farben, durch die Benutzung der Uebergardinen im Ganzen dunkel — er unterscheidet sich wesentlich von der nüchternen Helligkeit, welche die vorige Generation in ihren Zimmern nicht genug steigern konnte. Aber das gesammelte und gedämpfte Licht, welches in unser Zimmer fällt, wird überall hingetragen durch zahlreiche Reflexe, die auch die scheinbar dunkeln Ecken erhellen: überall ist durch blankes Metallgeräth, Zinnpokale und Messingschüsseln, Gläser und farbige Majoliken, sowie durch den blanken messingenen Kronenleuchter dafür gesorgt, daß die ruhigen tiefen Farbenflächen durch flimmernde Lichter unterbrochen werden.

Die Farbe, die Tochter des Lichtes, hat die Eigenschaft der Sonne: sie duldet kein Weißes, wo sie einmal herrscht, will sie die Alleinherrscherin sein. Und so sehen wir auch die Theile der Ausstattung, die einst mit dem frischgefallenen Schnee an Weiße wetteiferten, von der Farbenfreude angesteckt: Gardinen und Handtücher, Bett- und Tischwäsche wird mit farbigen, waschechten Borten in Roth und Blau durchwirkt und bestickt — die Kreuzstichmuster und die sinnigen Sprüche der Holbeinzeit feiern ihre frohe Auferstehung! Kurz — Farbe wohin wir blicken! Die Natur draußen mit ihrer Farbenpracht steht nicht mehr im Gegensatz zu der aschgrauen Umgebung, die der Mensch um sich schafft — wir lernen wieder empfinden, daß wir Augen haben, um Farben zu sehen und uns der Farben zu freuen: wir erblicken nicht mehr das Zeichen der Vornehmheit darin, daß wir uns freiwillig farbenblind machen — und wenn selbst ein nicht allzu günstiges Geschick unserm Dasein die Freuden kärglich zumessen sollte: Eine brauchen wir uns jedenfalls nicht verkümmern zu lassen, denn sie ist für Jeden, der da sieht: die Farbenfreude.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Italienische Oper im Victoriatheater. Verdis Maskenball. Concerte St. Saëns, Herr Heymann.

Im Victoriatheater hat eine italienische Operngesellschaft Vorstellungen begonnen. Die erste ward bei zu stark erhöhten Preisen und mit nicht entsprechenden Kräften gegeben; die folgenden dagegen führten bei verständig herabgesetzten Preisen ausgezeichnete Kräfte vor und werden hoffentlich dem Unternehmen Freunde und Zuspruch gewinnen, soweit als das jetzt mitten in der Zeit des Carnevals, der Hoffeste, der diplomatischen und sonstigen Bälle, Diners ꝛc. möglich ist. Unter den Damen ist vor Allen Signora Emma Turolla zu nennen, die ganz entschieden als dramatische Sängerin zu den bedeutendsten gezählt werden kann. Sie besitzt eine sehr schöne und umfangreiche Stimme, vortreffliche Schule (selbstverständlich nach den modernen Begriffen), Kraft, Leidenschaft und großes Darstellungstalent. Daß sie hier und da die Grenzen der Schönheit des Gesanges überschreitet und die Stimme forcirt, daß die Klangfarbe nicht immer edel ist, wollen wir, um der Wahrheit gerecht zu sein, nicht verschweigen; aber der Gesammteindruck ist ein so überwiegend günstiger, daß die eben erwähnten Fehler fast verschwinden und nur aus kritischer Pflicht erwähnt werden. Signorina Turolla gehört noch zu den jüngeren Sängerinnen und kann, wenn sie studiren und sich vervollkommnen will, den Lichtkreis der glänzendsten Theatersterne erreichen. Neben ihr ist Signora Pasqua die bedeutendste Sängerin der Gesellschaft. Die Stimme entbehrt der Jugendfrische, hat aber noch viel Angenehmes; Vortrag und Darstellung, Geberden und Bewegungen der Dame sind sehr lobenswerth. Als leichte Coloratursängerin ist Signora Malvezzi sehr gut, ebenso die Altistin Signora Ercoli. Unter den Herren ragt Signor Verger hervor, ein trefflicher Künstler, der mit einer zwar ein wenig ermüdeten aber noch immer sehr schön klingenden Stimme vornehmsten Vortrag und Empfindung verbindet. Signor Corsi, der Haupttenor, gehört ebenfalls einer sehr guten Schule an und gebietet noch über sehr vortheilhafte Stimmmittel. Die Darsteller der kleineren Rollen sind noch

immer viel besser als auf manchen sehr großen deutschen Theatern, und der Kapellmeister Gialdini ist ein ganz ausgezeichneter, gleich umsichtiger wie feuriger Dirigent. Die beste und mit dem glänzendsten Erfolge gegebene Vorstellung war bisher der „Maskenball" von Verdi, dessen Text dem gleichnamigen von Auber componirten vollständig nachgebildet ist, nur mit Orts- und Namens Aenderungen. Verdis Oper steht in Bezug auf Grazie und Fluß der Melodie unter der Aubers, aber in dramatischer Wirksamkeit über ihr und über allen italienischen Opern der Neuzeit. Man wird in ihr vergebens einen jener bezaubernden Gesänge suchen, wie deren Bellini in seiner Somnabule, Norma und den Puritanern so viele ertönen ließ; aber das Toncolorit der meisten mehrstimmigen Nummern, die Instrumentation, die musikalischen Accente für die verschiedenartigen Stimmungen der verschiedenen Individualitäten zeugen bei Verdi größere Kraft der Erfindung und Geschicklichkeit der Ausführung. Das Quintett im zweiten Acte, in welchem der lustige als Matrose verkleidete Held, der um des Herrn Loos besorgte Page, die Wahrsagerin, welche die Gefahr kennt, und die Verschwornen jedes nach seiner Weise abwechselnd singen, ist nicht frei von Trivialitäten aber doch von packender Wirkung; ebenso das Unisono-Terzett im dritten, und der darauf folgende höhnende Chor der Verschwornen. Und so lange man den unmittelbaren Effect, insofern er nicht durch gemeine Reizungen erzeugt ist, nicht ganz verwirft, muß man die dramatische Kraft Verdis als die entschieden größte der neuen italienischen Musik anerkennen. Von Concerten haben wir als wahrhaft bedeutend hervorzuheben das von St. Saëns, der mit zwei neuen Compositionen hervortrat, und das von Herrn Heymann. St. Saëns brachte die Ode „La Lyre et la Harpe" von Victor Hugo, für Solostimmen und Chor komponirt, und ein Septuor für Trompete, Klavier und Streichinstrumente zu Gehör. In der Ode vernimmt ein Träumender zwei Stimmen: die Lyra, welche den alten Sinnencultus, die vergötterte Körperwelt preiset, ihn als Sohn Apollos zum Genuß durch den Ruhm, durch den Beistand der Götter auffordert, und die Harfe welche ihm als Sohn der Erde Dulden, Entsagen, christliche Liebe, Reinheit der Gefühle predigt. Die beiden Gegensätze sind vom Dichter mit großem Geschicke dargestellt, nur am Ende, wo der erwachende Poet versucht „mit schwacher Stimme Pindushieder auf dem Carmel zu singen", fühlt man sich versucht, ein Rad zu schlagen. Die Composition bietet viele sehr interessante Momente, einige Chöre sind von schöner Wirkung und die Factur zeigt überall den geistreichen und durchgebildeten Musiker. Das Septuor ist ein glänzendes Stück in Suitenform voll schillernden Toncolorits. Die Ausführung der Ode war unter Leitung des Componisten vom Cäcilienvereine übernommen, an dessen Spitze der thätige und sehr tüchtige Musikdirector W. Holländer steht, und verdient alles Lob, ebenso die Solisten Frau Holländer, Frl. Astmann, die Herren v. d. Meden und Stange. Herr Heymann, der in letzter Zeit zu großem Rufe gelangte Pianist, gab auf der Durchreise von Paris nach Rußland ein sehr zahlreich besuchtes Concert mit glänzendem Erfolge. Er besitzt viele hoch schätzenswerthe Eigenschaften, schönen und mannichfacher Färbung fähigen Anschlag, ausgezeichnete Technik, geistreichen und originellen feinen Vortrag, der im Lyrischen und Brillanten, in Chopin'schen und Mendelssohn'schen Kompositionen ganz besonders wirksam hervortritt, weniger in solchen, die einheitlichen ernsten Stil verlangen, wie Bach und Beethoven. Wer jedoch in unserer Zeit der Ueberproduction von Pianisten überall so glänzende Erfolge errungen, muß ein höchst bedeutender Virtuose sein, im besten Sinne des Wortes.

H. Ehrlich.

Notizen.

Mit den Panslavisten und ihrem geheimnißvollen Anhang muß sich, ob gern oder widerwillg, beschäftigen, wer nur immer für die Zeitgeschichte Sinn und Interesse hat. Tag für Tag erscheinen in den öffentlichen Organen bald pessimistische Nachrichten und Prophezeiungen, bald geharnischte Dementis, die neuerdings die ungünstige Auffassung russischer Zustände am liebsten auf Rechnung irgend eines Börsenmanövers setzen möchten. Die Behandlung des Themas ist denn auch nicht leicht und erfordert große Vorsicht. Die Blätter helfen sich gewöhnlich damit, daß sie spaltenlange Betrachtungen oder Berichte über die von Osten her drohenden Gefahren in schwarzen Zügen ausmalen, alsdann aber am Schluß einige beschwichtigende Zeilen mit dem Hinweis auf die trotzdem ausreichend vorhandenen Schutzwaffen hinzufügen. Der Leser hat dann die Wahl, ob er sich liberal fürchten oder officiös beruhigen will, während der Journalist für seine Deckung gesorgt hat. In Wahrheit existiren jetzt wie früher zwei russische Strömungen, und es fragt sich nur, welche schließlich die Oberhand gewinnen wird. Es war eine beglaubigte, irren wir nicht, in der Chronik dieser Blätter zuerst erzählte Thatsache, daß der gewiß friedliebende Kaiser Alexander II. während der Krisis, die dem letzten orientalischen Conflicte voranging, seinen Vertrauten die Wette angeboten hatte, daß es nicht zum Kriege kommen werde. Der mächtige Czar also auf eine Wette angewiesen, in einer Frage, deren Lösung über das Leben und Heil von Millionen entscheiden mußte! Und er sollte sie verlieren. Nicht minder historisch begründet ist, daß die slavischen Comités damals von einer hochstehenden russischen Persönlichkeit begünstigt waren, während die Freundin und spätere Gemahlin des Herrschers im anderen Sinne wirkte, bis die beiden Richtungen sich näherten und die Befreiung vom türkischen Joche, wie man den Krieg euphemistisch nannte, dadurch mit bestimmt wurde, wenn auch natürlich nicht ausschließlich. Heute liegen die Dinge anders, und die Mächte namentlich, wie das in jedem Zeitungsblatt bis zur Ermüdung wiederholt wird, sind diesmal zur Erhaltung des Friedens entschlossen und gerüstet. Offen gestanden zeigen sich die Leute, wenn man schärfer hinsieht, weit weniger von den Panslavisten allarmirt als von der vorausgesetzten Connivenz oder Passivität gerade der russischen Gegner Skobeleffs und Genossen. Die Sorge mag übertrieben sein, aber sie existirt und läßt sich mit amtlichen oder sonstigen Desavens nicht aus der Welt schaffen. Was in Petersburg hinter den Coulissen vorgeht, weiß Niemand. Die widersprechendsten Einflüsse sollen sich da bekämpfen und die Windrichtung von Stunde zu Stunde unberechenbar sein. Man erkennt vollkommen, wie man mit den Aksakoffs und Katkoffs daran ist, wes Geistes, welcher Wünsche Kind Ignatieff früher war und im gegebenen Falle sehr wahrscheinlich wieder sein wird. Vor den offenen Slawophilen aller Schattirungen kann man auf seiner Hut sein. Aber die Anderen, die jene äußerlich verleugnen und bekämpfen, sind vielleicht, selbst wider ihren eigenen Willen, noch ungleich gefährlicher. So raisonnirt der einfache Bürger, der wahrlich weder auf niedrige Course spectulirt, noch sonst seiner Natur nach melancholisch angelegt ist. Von seiner Präoccupation curiren können ihn nur die Ereignisse, keine gedruckten, wie auch immer legitimirten hochofficiösen Artikel und Entrefilets. In einer früheren Zeit hatte es an russischen Preßerzeugnissen auch in den dafür in der Regel weniger zugänglichen englischen Journalen nicht gefehlt. Besorgt wurden sie von männlichen und weiblichen Agenten, beispielsweise von Frau von Novikoff, welcher ja sogar Herr Gladstone gelegentlich der sogenannten bulgarischen Gräuel in verhängnißvoller Weise Glauben geschenkt haben soll. Neuerdings wollte dieselbe geschäftige Dame bekannte andere Plünderungen und Metzeleien, deren Scene diesmal die heilige russische Erde war, mit einigen hochmüthigen, an die Times gerichteten Zeilen frischweg ableugnen, zog sich aber damit eine ganze Reihe competenter Gegendementis und einen jener vortrefflich geschriebenen Leitartikel des Cityblattes zu, von welchen einst Macaulay sagte, daß sie zu den besten englischen Stilproben der Jetztzeit gehören. Frau von Novikoff, welcher der Londoner Boden zu heiß geworden war, ist vor kurzem, wie die Blätter wenigstens gemeldet haben, nach Rußland zurückgekehrt. In Paris begegnet man notorisch oft ähnlichen Erscheinungen, die ganz angenehm plaudern, aufmerksam hören, nach Hause an intime Freunde berichten, natürlich aus den uneigennützigsten patriotischen Gründen, die aber doch ein wichtiges einflußreiches Element des russischen über die europäische Gesellschaft verbreiteten Netzes bilden. Nur wir Deutsche scheinen damit weniger bedacht zu sein, sei es, daß wir Halbbarbaren gegen anmuthige Verführungen besser gefeit sind, wenigstens dafür gelten, oder daß unsere erprobte Russenfreundlichkeit dergleichen Mittel der Ueberzeugung entbehren kann. Ein preußischer berühmter Feldherr hat freilich einmal geäußert, wir müßten noch lange Jahrzehnte nöthigenfalls nach zwei Seiten hin zu schlagen gefaßt und vorbereitet sein. Das deutsche Reich hat, wie man weiß, den Rath nicht überhört, läßt sich auch in seiner pflichtbewußten Wachsamkeit nicht beirren, und vielleicht will man uns deshalb von der Newa aus mit zarten Sirenenstimmen verschonen.

* * *

Unter vorläufiger Geschäftsführung der Herren Professoren Franz von Holtzendorff in München, A. von Orelli in Zürich, A. Rivier in Brüssel und H. Schulze in Heidelberg ist neulich eine Bluntschli-Stiftung für allgemeines Staatsrecht und Völkerrecht ins Leben getreten, welche den Gegenstand staatswissenschaftlicher Forschung über die Grenzen einzelner Staaten hinaus erweitern und die Herstellung gediegener Arbeiten aus dem Bereiche des allgemeinen (vergleichenden) Staats- und Völkerrechts durch Stellung von Preisfragen oder in sonst geeigneter Weise befördern will. Auch soll dieser Stiftung ihr internationaler Charakter dadurch gewahrt werden, daß jede der großen modernen Culturſprachen zu den Veröffentlichungen oder den ihnen vorangehenden Preisbewerbungen ebenso wie der Gebrauch des Lateinischen zugelassen sein soll. Dem Gründungs-Comité, an dessen Mitglieder alle diejenigen, welche Bluntschlis Gedächtniß in einer seiner Sinnesart angemessenen Weise ehren wollen, ihre Beitragsspenden richten mögen, gehören u. A. an die Herren Minister Rolin-Jacquemyns in Brüssel, Felix Dahn in Königsberg, Prof. Gneist in Berlin, Geh. Rath Lamey in Mannheim, Freiherr v. Roggenbach in Neuwied, Graf v. Wartensleben in Berlin, der Minister Mancini in Rom, Präsident Joseph v. Unger in Wien, Bundesrichter Morell in Lausanne, der Minister Karatheodory Efendi in Brüssel.

* * *

Das Oupnekhat. Ins Deutsche übertragen von Franz Mischel, Dresden 1882, Heinrich. Das Oupnekhat d. h. das zu bewahrende Geheimniß enthält die aus den Veden zusammengefaßte Lehre von dem Brahm, von der bisher nur eine sanskrit-persische Uebersetzung des persischen Fürsten Mohammed Deraschekoh aus dem 17. Jahrhundert und eine lateinische von Anquetil Duperron aus dem Jahre 1802 existirten. Diese überaus verdienstvolle erste deutsche Uebersetzung ist vortrefflich dazu angethan, uns über die reine indische Lehre, den Ursprung aller Religionen, aufzuklären. Man erkennt, daß die mythologischen Götter der Inder nur Namen für Zustände, Kräfte und Eigenschaften, nicht aber Götzen sind. Der Inder war kein Bildanbeter und die Lehre von dem großen Brahm — wer Brahm erkennt, wird Brahm; Alles Geschaffene ist nur Größe des Brahm; Alles ist Brahm und Brahm ist in Allem — kein Pantheismus, da sie die vollkommene göttliche Weltregierung darstellt. Schopenhauer führt das Oupnekhat zur Bestätigung seiner Lehre mehrfach an und schreibt in „Parerga und Paralipomena" begeistert: „Aus jeder Zeile treten uns tiefe, ursprüngliche, erhabene Gedanken entgegen, während ein hoher und heiliger Ernst über dem Ganzen schwebt. Alles athmet hier indische Luft und ursprüngliches, naturverwandtes Dasein. Und o, wie wird hier der Geist reingewaschen von allem früh eingeimpften jüdischen Aberglauben und aller diesem fröhnenden Philosophie. Es ist die belohnendste und erhebendste Lectüre, die auf der Welt möglich ist; sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein."

* * *

Von dem dritten Jahres-Supplement (1881/82) zu Meyers Conversations-Lexikon (Leipzig, Bibliographisches Institut) sind bereits die ersten sechs Hefte erschienen, die den Zuwachs an interessanten Geschehnissen aus der jüngsten Vergangenheit gewissenhaft nachtragen. Diese Ergänzungsbände, welche das Hauptwerk vor dem Veralten schützen, schließen sich ihm in Form und Inhalt genau an. Unter den größeren Artikeln nennen wir vor Allem den mit Plänen ausgestatteten Aufsatz über die neue Berliner Stadteisenbahn von E. Hoffmann und Kuhnow, über die Börsensteuer von K. Baumbach, über das vorjährige Bühnenrepertoire von Joseph Kürschner, über Bulgarien von R. Kiepert, über den gegenwärtigen Stand des Darwinismus von Ernst Krause, über Eismaschinen von G. Hoyer, über elektrische Schattenbilder von E. Lommel und über die neueste englische Literatur von E. Oswald. Unter den Nekrologen und neuen Biographien bisher Vergessener oder Unberührter gefielen uns besonders die präcisen Artikel über den französischen Roman- und Dramendichter Delpit und den Präsidenten Garfield.

* * *

Aus der Messias- und Werther-Zeit. Von H. M. Richter. Wien, Rosner. Dies neue Buch des als Cultur- und Literarhistoriker rühmlichst bekannten Verfassers der „Geistesströmungen" enthält zwei längere Essays: Klopstocks Wiener Beziehungen und Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche, welche die Wirkung und Verbreitung der Werke von Klopstock und Goethe in Wien und Oestreich überhaupt schildern. Es erhellt vor Allem daraus, wie Unrecht Heinrich von Sybel hat, wenn er in seiner „Geschichte der Revolutionszeit" von einer „völligen Trennung der geistigen Beziehung zwischen dem Körper des Reichs und seiner mächtigen Ostmark" spricht und als Beweis dessen anführt, daß die Wiener den Werther nicht anders als aus einem Prater-Feuerwerk kennen gelernt haben. Als ob der berühmte Pyrotechniker Stuwer nicht gerade die populärsten Stoffe zu seinen Feuerkünsten gewählt hätte! . . . Vom Eintritt der Theresianisch-Josephinischen Epoche an nahm die Reichshauptstadt im Gegentheil einen sehr regen Antheil an den Erscheinungen der deutschen literarischen Production und war im Denken und Empfinden eine durch und durch deutsche Stadt. Mag Kaunitz und der hohe Adel auch französelnden Geistes gewesen sein, das Bürgerthum war nichts weniger als verwälscht. Richter zeigt es an dem auch in Wien grassirenden Werther-Fieber. Mehrere Parodien und sonstige Werther-Schriften erschienen in Wien, die unglücklichen Liebenden gingen dort unzähligemale über die weltbedeutenden Bretter und vergrößerten die „epidemische Melancholie", wie Goethe die Werther-Manie nennt, auch an der schönen blauen Donau. Richters prächtig geschriebenes Buch ist aber auch eine patriotische That. Es gibt dem indolenten Wien von heute die Lehre, sich seiner deutschen Vergangenheit im Kampfe für sein Deutschthum zu erinnern.

* * *

Gedichte von Bernhard. Danzig, Axt. Ein neuer Dichter, der besonders in unfreiwilliger Komik das Größte leistet. Einmal besingt er etwas unerwartet seinen — Geist:

„Willst, mein Geist, Du ewig hangen,
Ewig Dich nach Freiheit bangen,
Nimmer fassen Dein Begehr?
Eil' und stürme, — in Regionen
Schauersüße Reize wohnen
Freier Phantasien Sphär."

Derlei „schauersüße Reize" finden wir in mehreren Gedichten:

„An dem Meere, an dem Strande
Lag ich sinnend, lag ich träumend,
Und ich schaut' dem Wellenbrande
Schaut' dem bäumend, schaut' dem schäumend
Immer neuen Trieb zum Lande."

Auf seine Frage, ob er dichten oder malen soll, antwortet Bernhard:

„Ich meine, das Dichten das gehet doch schneller,
Das gehet doch rascher zur Hand,
Bringt auch wohl das Mahlen mir schneller die Heller,
Zieh singend ich lieber durchs Land."

In Anbetracht dieses heiligen Dichterdrangs wollen wir den Verfasser in dessen Bethätigung nicht weiter stören!

* * *

Es wird, ob mit Recht oder Unrecht mag dahingestellt bleiben, so viel über den prosaischen, utilitarischen Sinn unserer Jugend geklagt, es werden so viele Beschwerden erhoben über das an unseren Gelehrtenschulen herrschende System, welches das Gedächtniß auf Kosten des Verständnisses, die Polyhistorie auf Kosten der Gründlichkeit, die Zweckmäßigkeitslehre auf Kosten der Phantasie zu pflegen beschuldigt wird. Es soll hier nicht untersucht werden, wie viel an diesen Vorwürfen Wahres und Falsches ist, wer etwa daran die Schuld trägt und welches Quantum dieser etwaigen Schuld auf die Lehr- und Lesebücher fallen mag, die man unserer Jugend in die Hand gibt. Diese Fehler und Schwächen kleben der Griechischen Geschichte nach den Quellen erzählt von Dr. K. L. Roth, dritte neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. A. Westermayer, mit Abbildungen und Karten, Nördlingen, C. H. Beck, durchaus nicht an. Es ist ein wahres Muster volksthümlicher Darstellung und im besten Sinne des Wortes lehrhaft, dabei aber zugleich ein so frisch, klar und anschaulich geschriebenes Lesebuch, daß Alt und Jung nicht nur mit Nutz und Frommen, sondern auch mit Freude und Behagen darin lesen kann. Roth ist überall auf die Quellen selbst zurückgegangen und hat, wenn auch nicht immer mit den Worten, so doch stets im Geist der alten Autoren das von ihnen Ueberlieferte erzählt. Er hat mit Recht erkannt, daß nicht eine in großen Zügen

hingeworfene Uebersicht, sondern eine liebevolle Detailschilderung allein gleichzeitig Geist und Gemüth der Jugend anzuregen vermag. Darum hat er in einer breit und ausführlich dahinschreitenden Darstellung dem Besonderen und Persönlichen in der Geschichte des alten Hellas ganz vorzugsweise seine Aufmerksamkeit geschenkt, ohne doch über der Betonung des Einzelnen den großen Zusammenhang der Ereignisse je aus den Augen zu verlieren. Die Ausstattung ist eine vorzügliche.

F. v. W.

Offene Briefe und Antworten.

Iphigenie in Weimar und Schwerin.

Geehrter Herr!

In Nr. 6 Ihres Blattes erhebt Herr Latendorf die Frage, ob Goethes Iphigenie (Aufz. 5, Auftr. 3) ihre Worte:

„Allein Euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft seid, wie Ihr gepriesen werdet,
So zeigt's durch Euren Beistand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit!" —

an den vor ihr stehenden Scythenkönig Thoas richtet, oder ob dieselben ein Gebet an die Götter sind. Eine Frage von solcher Wichtigkeit zur Entscheidung zu bringen, ist wohl dringliche Pflicht. Aber wer ist hier Zeuge? Einzig der lebendige Geist des Kunstwerks selbst. Aus der Dichtung heraus aber schaut uns der Dichter mit großem Blicke an und sagt: Es ist ein Gebet an die Götter! Iphigenie, die in kindlicher Frömmigkeit die Götter verehrt und ihr gerettetes Leben dankbar dem Dienste der jungfräulichen Göttin geweiht hat, sieht sich vor die grausame Wahl gestellt, entweder den Bruder, sich und einen Freund zu verderben, oder, um dem großen Uebel zu entgehen, ein falsches Wort zu opfern und den König, der ihr zweiter Vater war, tückisch zu betrügen, zu berauben. „Weh, o weh der Lüge!" seufzt sie, als sie den Boten des Königs erwartet, dem sie mit falschem Wort begegnen soll; kummervoll fügt sie sich, nachdem ihre zaghaften Ausreden die Gefahr erneuert, dem Zureden des Freundes und der ehernen Hand der Noth, deren ernstem Winke Götter selbst sich unterwerfen müssen. Aber geängstet schaut sie zu den Göttern auf; werden sie der bedrängten Unschuld beistehen, oder werden sie mitleidslos das arme Menschenkind schuldig werden und untergehen lassen? „Rettet mich", ruft sie verzweifelnd aus, „und rettet Euer Bild in meiner Seele!" — „Es wenden die Herrscher ihr segnendes Auge von ganzen Geschlechtern" — so tönt in ihren Ohren das alte Lied der Parzen, marternde Zweifel an der Reinheit und Heiligkeit der Götter füllen ihr gequältes Herz. Nun steht sie vor dem Könige selbst, der von ihr die Opferung der Gefangenen fordert und Betrug argwöhnt; ihre Lüge vor ihm zu wiederholen, vermag sie nicht, die Wahrheit eingestehen, darf sie nicht; sie weicht aus, sie umgeht, sie fleht, sie trotzt dem Könige, der Unmenschliches verlangt, mit dem gleichen Vorwurfe, zu dem sie sich den Göttern gegenüber versucht fühlt, — „er aber schwebt durch seine Höhen ruhig, ein unerreichter Gott, im Sturme fort". Sie beruft sich endlich auf die Reinheit ihrer Seele und spricht damit unbedachtsam ihr eigen Urtheil. Ihre Seele kämpft, das böse Geschick muthig abzutreiben, aber sie steht wehrlos dem Drängen des Gebieters gegenüber. „Wer sind sie, sprich, für die Dein Geist gewaltig sich erhebt?" — „Sie sind — sie scheinen — für Griechen halt ich sie." „Landsleute sind es, und sie haben wohl der Rückkehr schönes Bild in Dir erneut?"

Hier ist jede weitere Ausflucht abgeschnitten, die Wahrheit muß ans Licht, und wenn sie zur Vernichtung führt; listige Gaukelrede, wie bei Euripides, ist Goethes deutscher Iphigenie fern. So beschwört sie denn in sich den Muth herauf, Alles frei zu gestehen; — ist denn Heldenmuth allein der Männer Erbtheil? Auf und ab steigt in der Brust ein kühnes Unternehmen! — Und es bricht siegreich aus ihrem Gemüthe die Wahrheit hervor, der schwere innere Kampf ist beendet, die Läuterung ihrer Seele ist vollbracht. Aber nun ruft sie, ehe sie ihr und der Freunde Geschick in die Hände des zürnenden Königs legt, in frommem Vertrauen die Götter an: „Euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn Ihr wahrhaft seid, wie Ihr gepriesen werdet, so zeigt's durch Euren Beistand und verherrlicht durch mich die Wahrheit!" — Erst jetzt wendet sie sich zu Thoas, um ihm die Wahrheit zu gestehen: „Ja, vernimm, o König, es wird ein heimlicher Betrug geschmiedet!" Orest ist mit seinem Freunde gekommen, das Bild der Göttin zu rauben, um daheim Befreiung vom Fluche zu finden, — „uns Beide hab' ich nun, die Ueberbliebenen von Tantals Haus, in Deine Hand gelegt: verdirb uns, wenn Du darfst!"

Vor dem Geständniß, das ja ihr Heldenwerk ist, das Gebet an die Götter, das Wagniß mit Gelingen zu krönen; nach dem Geständniß die stille Ergebung in das, was der König verhängen wird. Er darf in eine so wundersame Fügung der Götter nicht zerstörend eingreifen; wen sie so sichtbar führen, den darf Menschenhand nicht antasten.

Wie Vieles geht hier verloren, wenn Iphigenie die Beschwörung bei der Herrlichkeit der Wahrheit an den Scythenfürsten richtet! Für ihn genügen völlig ihre letzten Worte: „Ich habe uns in Deine Hand gelegt." Und eben auf diese Worte bezieht sich die Antwort des Thoas: „Wie soll ich roher Scythe die Stimme der Wahrheit und der Menschlichkeit hören, die Atreus der Grieche nicht vernahm!" In dieser Ablehnung ist ein Beweis für die Weimarer Auffassung nicht zu finden. Aber nähmen wir an, daß an diesem Wendepunkte des Dramas, in einem Augenblicke, wo ein Gebet an die Götter Bedürfniß des frommen Herzens ist, Iphigenie sich schon vorzeitig an den König wendete, — man merke, daß sie letzteren erst mit den Worten: „Ja, vernimm, o König" wieder anredet; alle vorhergehenden Seelenkämpfe sind ja ein in seiner Gegenwart gesprochener Monolog, der mit Gebet endet, wie sollte sie Thoas um Beistand bitten, statt um Erbarmen? Die Götter fleht sie an um Beistand gegen ihn, um Erweichung seines harten Herzens durch die Gewalt der Wahrheit; aber ihn um Beistand, gegen wen? Welcher andere Feind ist denn da? Nicht einmal ein Schiff braucht ihr Thoas zu liefern, es ist schon zur Hand. — Verherrlichet durch mich die Wahrheit, — das thun freilich die Götter, wenn sie zeigen, daß sie ein reines Gemüth im Leid nicht verlassen, daß Wahrheit eine Macht ist, die thronet im Rathe hoher Gewalten; aber ein Thoas könnte höchstens der Wahrheit weichen, sich beugen, der Menschlichkeit die Ehre geben, das verherrlicht die Wahrheit noch nicht. Euch leg' ich's auf die Kniee! Ja wohl hat Strehlke, hatte Creizenach Recht, *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται*! Wer legt einem Scythen etwas auf die Kniee?! Wer stellt ihn sich sitzend vor anders als zu Roß, oder kaum das! Ihm gibt man das Opfer in die Hand, er mag es vernichten; den Göttern legt man die Entscheidung auf die Kniee, sie mögen wählen, Rettung oder Verderben. Sitzend auf erhabenem Throne denkt sich Iphigenie den Göttervater Zeus, als sie bei der Kunde, daß Orest und Elektra leben, überschwänglichen Dankes voll ausruft: „Goldne Sonne, leihe mir die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank vor Jovis Thron, denn ich bin arm und stumm!" Und so schaut sie auch hier zu den hochthronenden Göttern auf. Unvergeßlich ist mir die Haltung, der Ausdruck, der Aufblick des Auges, mit dem Auguste Crelinger, wohl anerkanntermaßen eine der größten Iphigenie-Darstellerinnen, im Schauspielhause zu Berlin das „Goldne Sonne" sprach. Und auch bei ihr waren die hier in Rede stehenden Worte: „Euch leg' ich's auf die Kniee" ein inbrünstiges Gebet.

Vielleicht liegt in der Auffassung unserer größten Künstler und Künstlerinnen eine beweiskräftigere Tradition, als in der wechselnden Wiedergabe an den einzelnen kleineren und größeren Bühnen, auch die zu Weimar nicht ausgeschlossen. Auf wie Vieles in wie vielen Rollen wie vieler Stücke hat nicht ein Intendant zu achten; auch dem scharfen Blicke kann Einzelnes entgehen. Aber die große Künstlerin lebt sich anschauend und empfindend in ihre Rolle hinein, und der Weg von Corona Schröter zu Auguste Crelinger ist nicht weit.

Crefeld. Eduard Schauenburg.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Sensationeller Erfolg!

Herr und Frau Bewer

Karl Klinker

Preis broschirt nur ℳ 2.50. geb. ℳ 3.50.

Verlag von **S. Schottländer** in **Breslau.**

In wenigen Tagen Tausende von Exemplaren verkauft!

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Bande.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Musik-Lexikon von Dr. **H. Riemann.**

1036 Oktav-Seiten. Geh. ℳ 9.50, geb. in Leinwand ℳ 10.—

Auf keinem Kunstgebiet ist das Halb- oder Nichtwissen mehr zu Hause, als auf dem der Musik. Deshalb ist ein Nachschlagebuch wie das obige, das über alle Zweige der Kunst, über Theorie, Geschichte und gegenwärtigen Stand derselben sowie über die musikalischen Instrumente, Musiklitteratur 2c. Aufschluß gibt und das alle bekannten Komponisten, Virtuosen und Lehrer, deren Lebenszeit, Schicksale, Werke und Verdienste aufführt, sehr von Nöten.

Der Verfasser, der sich als Schriftsteller, Lehrer und Komponist schnell einen geachteten Namen in musikalischen Kreisen erworben, hat es in diesem Werk verstanden, durch geschickte, gemeinfaßliche Form jedem Musikfreund allseitige Belehrung zu erteilen, durch den Reichtum seines Inhalts und die Wissenschaftlichkeit der Abfassung weiß es aber auch jedem höher gebildeten Musiker und dem Mann der Musikwissenschaft gerecht zu werden.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Band 16 *enthält: J. F. Cooper, Der Brave, I. mit einer Einleitung von L. Pröscholdt.*

„Alte Ketten"

Neuester Roman von

Levin Schücking

wird allen **neu hinzutretenden** Abonnenten des **„Berliner Tageblatt"** gegen Einsendung der Abonnements-Quittung **gratis** u. **franco** nachgeliefert.

1 Mark 75 Pf.

beträgt das Abonnement für den Monat **März** auf das **täglich zweimal** erscheinende

Auflage ca. 70,000 Exemplare. Auflage ca. 70,000 Exemplare.

Berliner Tageblatt

nebst seinen 3 werthvollen Beiblättern:

Illustrirtes Witzblatt „ULK",

Illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle",

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft".

Alle **Reichs-Postanstalten** nehmen Abonnements zum Preise von

1 Mark 75 Pf.

für alle **vier** Blätter zusammen **jederzeit** entgegen. **Probe-Nummern gratis** und **franco.** In Berlin abonnirt man bei sämmtlichen **Zeitungsspediteuren,** allen **Stadtpostämtern,** sowie bei der **Expedition** des **„Berliner Tageblatt"** Jerusalemerstraße 48.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** ist erschienen:

Siebenbürgen.

Reisebeobachtungen und Studien.

Von Prof. **G. vom Rath,**

Geh. Bergrath.

8. Broschirt 2 ℳ.

„Die Frage der Magyarisirung der Deutschen in Ungarn ist eine brennende geworden, und es ist Pflicht jedes Deutschen, sich über Siebenbürgen, die Hochburg des Deutschthums im fernen Südosten, zu unterrichten. Dazu ist die vorliegende Schrift, welche Schilderung der Natur, historische Studien, Betrachtungen über die verschiedenen Bevölkerungs-Elemente Siebenbürgens und endlich einen Blick auf die gegenwärtige Lage enthält, vorzugsweise geeignet."

(Aus allen Welttheilen.)

Emile Zola's neuer Roman

„Pot-Bouille"

in **deutscher** Uebersetzung von **Armin Schwarz** erscheint soeben unter dem Titel

„Der häusliche Heerd".

Das Original wird erst im **April** in Buchform ausgegeben, **unsere deutsche** Uebersetzung aber **schon jetzt** in ca. 15 wöchentlichen Heften à 35 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen; gegen Einsendung von 5 ℳ expedirt die Hefte immer nach Erscheinen franco (in's ganze deutsche Reich) die

Verlagsbuchhdlg. **G. Grimmer** in **Budapest.**

Verlag von

Heinrich Keller in **Frankfurt a. M.**

Alphabetisch-chronologische Uebersicht

der

Erfindungen, Entdeckungen u. Fortschritte

auf dem

Gebiete der Physik, Chemie, Mechanik u. industriellen Technik von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage

von Dr. **Ad. Poppe.**

4 Bogen. gr. 8. Preis ℳ 1.—

Studien zur Kunst- und Culturgeschichte

von **G. K. W. Seibt.**

I. Hans Sebald Beham und seine Zeit.

II. Deutsche Trinkgläser des 16. u. 17. Jahrh.

4 Bogen. gr. 8. Preis ℳ 1.—

Agnes von Lilien.

Roman in zwei Bänden

von

Karoline von Wolzogen (Schillers Schwägerin).

Neu herausgegeben

und mit einem Vorwort versehen von

Ludwig Salomon,

Verfasser der „Geschichte der deutschen Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts".

In hochgedieg., eleg. Ausstattung. 2 Bde. Brosch. ℳ 4.50.

In einem eleg. Lwdbd. ℳ 5.40.

Für diese pietätvolle, in jeder Hinsicht vortreffliche Neuherausgabe des klassischen Romans hat **Ihre Majestät die Kaiserin Augusta** vor kurzem Höchstihre Anerkennung aussprechen lassen.

Verlag von **Levy & Müller** in **Stuttgart.**

Hierzu eine Beilage des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 9. Berlin, den 4. März 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Entschädigung für Betriebsunfälle. Von A. Lammers. — Das Lachgas. Von A. Hosaeus. — **Literatur und Kunst:** Die sterbende Medusa. Von Conrad Ferdinand Meyer. — Diderot und Lessing. Von Erich Schmidt. — Zur Geschichte der preußischen Verwaltung. Von Immanuel Rosenstein. — Martin Greif als Lyriker. Von Max Koch. — **Aus der Hauptstadt:** Kunstausstellungen. Von Z. — Glossen vom Zeitungsrande. Von Al Hafi. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ein Stück Autokritik. Von Theodor Fontane. — Inserate.

Entschädigung für Betriebsunfälle.

Von A. Lammers.

Als vor Jahr und Tag zuerst verlautete, der Reichskanzler beschäftige sich ernstlich mit der immer noch sogenannten socialen Frage, deren Lösung er mit der Abwendung der verhängnißvollen wirthschaftlichen Folgen von Betriebsunfällen beginnen wolle, war die allgemeine Erwartung groß. Der hierauf zum Vorschein kommende Gesetzentwurf wurde dann bis tief in die liberalen Reihen hinein freudig begrüßt und auch recht günstig aufgenommen. Selbst die Fortschrittspartei blieb nicht bei kalter Ablehnung stehen, sondern arbeitete einen Gegenentwurf aus. Alle Parteien also und beide Factoren der Reichsgesetzgebung waren darüber einig, daß etwas Erkleckliches mehr, als mit dem bestehenden Haftpflichtgesetz geschehen war, für die Sicherstellung der Arbeiter gegen eine im Dienste der Industrie erlittene Erwerbslosigkeit gethan werden solle, und folgten dem Impulse, welchen Fürst Bismarck gegeben hatte. Und doch kam es zu keinem schöpferischen Ergebniß; doch haben bis heute die Arbeiter die Frucht so allseitigen Wetteifers für ihr Wohl nicht gepflückt. Wer trägt dafür die Verantwortlichkeit? Offenbar der, dem für seine Initiative schon so viel Lob gespendet worden ist, — der den Ruhm einer versöhnenden, beschwichtigenden socialpolitischen That, eines Vorangehens auf noch ganz unbetretenem Felde der Fürsorge für die arbeitenden Klassen geerntet haben würde, wenn das Gesetz zu Stande gekommen. Kein unbefangener Beobachter wird behaupten wollen, daß unüberwindliche reale Hindernisse diesen Erfolg vereitelt haben. Es bedurfte gewiß nur eines geringen Theiles der Kraft, welche den Norddeutschen Bund oder das Deutsche Reich zu Stande gebracht hat, um das vorjährige Unfallversicherungsgesetz unter Dach zu bergen. Freilich gehört zu schaffender, vollbringender Kraft auch der Verzicht auf Nebendinge, wenn die Hauptsache anders nicht zu haben ist. Im vorigen Sommer aber wurde der Ausfall der Reichstagswahlen vom 27. October gerade im officiellen Hauptquartier am wenigsten vorhergesehen. Von dem neuen Reichstage hoffte man ganz zu erhalten, was der alte nur zu drei Vierteln oder fünf Sechsteln bewilligen wollte.

Diese Hoffnung hat getrogen. Der neue Reichstag ist unwillfähriger, schwerer zu behandeln und zu gewinnen als der alte. Um ihm zu gefallen, hätte vielleicht noch ein Stück mehr von der ursprünglichen Bundesrathsvorlage geopfert werden müssen. Die Reichsregierung war aber auch gar nicht darauf gerüstet, ihm die Unfallversicherung alsbald in einer Form zu präsentiren, welche seiner Zustimmung sicher gewesen wäre. So kamen ihr die Liberalen zuvor. Während in der officiellen Sphäre theils die erst verschmähte, mittlerweile aber doch angeordnete Statistik der Verarmungsursachen, theils ein Entschluß über die nun innezuhaltende politische Linie überhaupt abgewartet ward, setzten Vertreter der drei liberalen Fractionen sich zusammen und entwarfen ihrerseits ein neues Gesetz. Kaum war dasselbe bekannt geworden, so gab Fürst Bismarck dem überraschten Reichstage kund, daß er selbst betheiligt sei an der weitverbreiteten zunehmenden Abkühlung des Beifalls für seine eigene erste Vorlage. Er erklärte, dieselbe habe einer undurchführbaren bureaukratischen Centralisation gehuldigt; die Unfallversicherung müsse corporativ construirt werden.

Mit dieser bloßen Ankündigung eines Gedankenumschwungs wird dem liberalen Entwurf freilich noch keine sehr mörderische Concurrenz bereitet. Sie besagt nur, daß die vorjährige Regierungsvorlage definitiv begraben ist, und mit ihr die Idee einer alleinberechtigten Reichsversicherungsanstalt für Betriebsunfälle, sammt dem lebensunfähigen Surrogat für diese nationale Monopolanstalt, das die Mehrheit der Reichstagscommission vom vorigen Sommer in ihren unglücklichen particularen Landesanstalten ausgeheckt hatte; — sie schwächt zugleich unvermeidlich aufs Neue das Vertrauen in die gesetzgeberische Befähigung des Geistes, der heute allein schöpferische Antriebe geben will. So hat dadurch die Beachtung, welche der liberale Entwurf erweckt, nicht gemindert, sondern lediglich erhöht werden können.

Sehen wir ihn uns demnach etwas näher an, so ist die Kühnheit der in ihm enthaltenen Neuerung unverkennbar. Er zieht die Grenzen der haftpflichtigen Betriebe viel weiter, als der frühere Regierungsentwurf wollte, und beladet sie mit einer Last, die für manche nicht besonders tragfähige Unternehmungen an sich schon zu schwer sein mag, für andere wenigstens eine bedenkliche Erschwerung im Wettlauf mit den nicht so belasteten Rivalen im Ausland. Nur Unfälle, die der Arbeiter vorsätzlich sich selbst zuzieht, schließen (§ 7) die Entschädigungspflicht aus. Unter diese Ausnahme werden so gut wie niemals die Massentödtungen fallen, welche durch schlagende Wetter in Bergwerken oder durch den Untergang von Schiffen auf wenig befahrenen Meeren entstehen. Die Hinterbliebenen fallen dann also regelmäßig in jenem Falle dem Bergwerksbesitzer, in diesem der Rhederei zur Last; und wenigstens die letztere ist keineswegs durchgehends reich genug, solche Opfer leichthin zu übernehmen, oder vielmehr das, was sie von ihr abwenden soll, die Kosten ständiger Versicherung. In Pommern und Mecklenburg, in Oldenburg und Ostfriesland betheiligen sich an der Seeschifffahrtsunternehmung vielfach die Schiffsführer selbst, sei es während sie selbst noch fahren, sei es nachher im Ruhestande, und

manche andre kleine Kapitalisten. Dieser Kleinbetrieb, der etwas naturgemäß Gesundes an sich hat, ist nur leider aus Mangel an organisirtem Kapitalzufluß und Credit stark hinter dem allgemeinen Uebergang vom Segel zum Dampf zurückgeblieben. Er macht daher immer schlechtere Geschäfte; und es steht noch dahin, ob er die ihm jetzt zugedachte neue Belastung mit Unfallversicherungsprämien wird auf sich nehmen können, ohne zu erliegen. Es wird deshalb an ihm sein, gegebenen Falls den Nachweis der Gefährlichkeit dieser Ausdehnung des Versicherungszwanges zu führen, und eventuell mindestens für jetzt, bis die Krisis in der Rhederei überstanden und der Dampf allgemein durchgedrungen ist, für sich eine Ausnahme von der Regel zu erwirken.

Kein Land der Welt hat ja bis jetzt die unbedingte, vom Gesetz erzwungene Sicherung der Arbeiter gegen die erwerbstörenden Folgen von Betriebsunfällen. Auch wir Deutschen würden uns begnügt haben, dies als ein Ziel anzusehen, welchem man sich auf dem Wege allseitiger Thätigkeit — gesetzgeberischer durch Verschärfung und Erweiterung der Haftpflicht, praktisch-geschäftlicher durch Aufsuchen und Gewähren von Versicherung — möglichst rasch zu nähern habe (und hätten es wahrscheinlich in einem weiteren Jahrzehnt dann mit einem verbesserten Haftpflichtgesetz auch wirklich ungefähr erreicht), wenn nicht die Ungeduld eines an Kampf und Sieg gewöhnten Willens sich bis zu einem gewissen Grade der Nation selber mitgetheilt hätte. Daher kam sogar die Fortschrittspartei schon im vorigen Jahre dem Gedanken des Versicherungszwanges dadurch entgegen, daß sie eine Bürgschaft für die Leistung des Schadloshaltungsbetrages durch Nachweis der Versicherung in ihren Entwurf zur Verbesserung des Haftpflichtgesetzes aufnahm; und die drei liberalen Fractionen haben diese Sicherstellung im Voraus nun gleich an die Spitze ihres gemeinsamen Gesetzentwurfes gestellt. Sie soll allerdings nicht ausschließlich durch Vorzeigung der Police einer zugelassenen Versicherungsanstalt, sondern auch durch baare Caution, Begründung von Fabrikkassen u. dgl. geschehen können. Indessen ist der Gedanke nicht weiter ausgearbeitet, und der Regierungscommissar hatte Recht, sich mit der bloßen Offenhaltung dieser Pforte nicht begnügen zu wollen. Der Punkt bedürfte also noch der Klärung und Gestaltung.

Mittlerweile hat der Reichskanzler sich für genossenschaftliche Selbstversicherung als die Sphäre entschieden, in welche die Versorgung der Opfer von Betriebsunfällen versetzt werden soll. Ist dies wiederum, wie voriges Jahr bei der alleinberechtigten Reichsversicherungsanstalt, im Sinne einer einzigen durchgreifenden Gewaltmaßregel gemeint, so schiebt sich die Erfüllung der den Arbeitern eröffneten beruhigenden Aussicht abermals weit hinaus, denn dann müssen die Genossenschaften erst durchweg ins Leben gerufen werden. Zugleich haben wir es dann mit einer neuen Sorte Zwangsinnungen zu thun, die der Arbeiterstand schwerlich willkommener heißen wird als der Handwerkerstand die alten. Wird die gegenseitige Versicherung in Berufsgenossenschaften aber nur als ein vorzugsweise erstrebenswerthes Ziel betrachtet, so wäre hierin eine weitere Uebereinstimmung aller Parteien und Standpunkte festzustellen. Die Actiengesellschaften und die nicht auf Berufsklassen beschränkten Gegenseitigkeitsgesellschaften dürfen sich in der That wohl, nachdem sie den ersten Sturm heil überstanden haben, als gerettet ansehen. Es geht ihnen ähnlich wie der vom Monopol bedrohten Tabaksindustrie, für die gleichfalls nur der erste bange Augenblick nach der Kriegserklärung von oben wahrhaft gefährlich war: mit der zunehmenden Besinnung der Massen auf die Natur der Idee schwindet bei der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts die Möglichkeit ihrer Verwirklichung.

Die Hereinziehung der landwirthschaftlichen und gewerblichen Arbeiter an Dampfkesseln oder durch elementare Kräfte bewegten Triebwerken entspricht dem Grundgedanken des ganzen Haftpflichtrechts. Der Commissar der Reichsregierung für das Gesetz von 1871, spätere Cultusminister und jetzige Oberlandesgerichtspräsident Dr. Falk drückte denselben damals etwa so aus: „Wenn Jemand Naturkräfte, denen der Mensch nicht widerstehen kann, in seinen Dienst nimmt um seines Erwerbes willen, oder wenn er diejenigen, welche ihm erwerben helfen, dem Einfluß unbeherrschbarer Naturkräfte gegenüberstellt, so muß er für den daraus entstehenden Schaden eintreten.“ Wer zufällig des Weges kommt und in die zerstörende Gewalt einer Maschine geräth, mit dem macht allerdings auch das liberale Gesetz keine besonderen Umstände: er bleibt dem bestehenden allgemeinen Recht überlassen. Aber den Arbeiter, der sich nicht weigern kann die Maschine zu bedienen, oder welchen sein Auftrag an ihren Triebrädern nahe vorüberführt, will es wirthschaftlich sichergestellt sehen. Eine so allgemeine, unbedingte Versicherung, d. h. Ueberwälzung der Schadloshaltungspflicht auf Gesellschaften, Verbände oder ausgeschiedene festgelegte Vermögensbestandtheile, wie der im § 1 gegebene Zwang zur Gewährleistung sie herbeiführt, trägt freilich die Gefahr in sich, daß die Aufmerksamkeit der Unternehmer und Leiter von der Verhütung der Unfälle durch entsprechende Vorsicht abgelenkt wird, und ungleich wichtiger doch, als daß Niemand durch einen Unfall ins Elend gerathe, ist daß überhaupt möglichst wenige Betriebsunfälle Menschen verstümmeln oder tödten. Man wird aber deshalb auf die so viel Noth und Unglück hebende Haftbarmachung des Geschäftsunternehmers nicht verzichten, sondern hoffen, daß mit der Verlegung des pecuniären Schadens auch die Sorge und Wirksamkeit für Einschränkung des voraufgehenden physischen Schadens sich verlege, nämlich von den einzelnen Geschäftsinhabern auf die sie versichernde Anstalt oder Einrichtung. Anfänge dazu hatten sich selbst bei der bisherigen kurzen Dauer der Unfallversicherung in Deutschland schon herausgestellt — wenigstens insofern als denkende Versicherungsbeamte begonnen hatten, sich der Beschäftigung der ihren Anstalten zur Last fallenden Halbinvaliden anzunehmen, ihr Augenmerk auf das Verhalten entschädigter Wittwen von Verunglückten zu richten u. dgl. m.

Die Fähigkeit der Triebwerke und Dampfkessel benutzenden Landwirthschaft, für Unfälle bei denselben aufzukommen, hat ein hierin so glaubwürdiger Zeuge wie Herr von Kleist-Retzow vorigen Sommer im Reichstag bereits vollkommen anerkannt. Herr von Schorlemer-Alst widersprach zwar; aber seine Partei trägt zu viel Sympathie mit den Volksmassen in sich, als daß sie sich dauernd und geschlossen einer derartigen Ausdehnung des Unfallschutzes entgegenstellen sollte, und es geschah auch mehr für die eigenthümlichen patriarchalischen Verhältnisse Westfalens als für ganz Deutschland, wenn jener Widerspruch aus ihrer Mitte überhaupt erhoben ward. Die Liberalen werden also darauf rechnen dürfen, daß sie die Berücksichtigung der landwirthschaftlichen Maschinenarbeiter durchsetzen.

Ihr Sprecher in der Debatte vom 18. Januar, der Abgeordnete Lasker, hat einen noch viel weitergehenden Gedankenwurf gewagt. Die wirthschaftliche Sicherung gegen Betriebsunfälle wird ihm zufolge mit der Zeit ein integrirendes Element des Dienstvertrages werden. Die Rede verdient überhaupt stenographisch gelesen zu werden; eine bessere hat der ganze Gegenstand nicht leicht irgendwo hervorgerufen: sie bekundete von Neuem Laskers hohe gesetzgeberische Befähigung, von welcher unsere neue Justizgesetzgebung schon so deutliche Spuren trägt.

Ein neuer Gedanke ist der im vierten Abschnitt des Gesetzentwurfs der Liberalen sich uns vorstellende „Unfallcommissar“. Es ist mehr oder weniger allerdings nur der bereits bekannte Fabrikinspector, den man in Preußen ja auch in Gewerberath umgetauft hat, als sein ursprünglicher Titel irgendwo in Hinterpommern mißliebig geworden war. Ob ihn danach die angekündigte neue Regierungsvorlage übernehmen wird? Herr Geheimrath Lohmann hat nicht viel Hoffnung darauf eröffnen können. Mag sie es thun oder lassen, so kann sie jedenfalls nicht unbekümmert mehr an der die Processe mindernden und die Entschädigung beschleunigenden Action vorübergehen, für welche der Unfallcommissar auf die Welt gekommen ist. Vorschrift der Anzeige bei jedem gewerblichen Unfall, Führung eines Unfallverzeichnisses, kundige und prompte Untersuchung aller erheblicheren Unfälle, Versuch der gütlichen Einigung über den Entschädigungsbetrag: diese Dinge sind fortan dem künftigen Gesetz so gut wie gesichert.

Gerettet erscheint auch in der Hauptsache die bestehende Versicherungsfreiheit. Ein conservativer Redner zwar begegnete sich mit einem socialdemokratischen Arbeiteranwalt bei der letzten Reichstagsverhandlung in dem Abscheu vor der „Ausbeutung des Unglücks" durch Actiengesellschaften. Aber das ist eine Sentimentalität ohne Sinn. Wie viele Erwerbsstände leben nicht von dem „Unglück" ihrer Mitmenschen! man kann beinahe sagen, alle ohne Ausnahme. Der Arzt von den Krankheiten, der Lehrer von der Unwissenheit, der Advocat — auch in Dresden — von Rechtsstreitigkeiten, der Bäcker und der Schlachter vom Hunger, der Kartoffelbrenner wie der Bierbrauer vom Durst, sämmtliche Offiziere von der Kriegsgefahr, auswärtige Minister von den abzuwehrenden bedrohlichen Intriguen fremder Mächte, der socialistische Agitator sogar von der unbefriedigenden Lage des Arbeiterstandes. Das Argument der Herren Ackermann und Kayser war also hohl. Freier Wetteifer wird auf die Dauer zu den Formen führen, in welchen dieses neue Versicherungsbedürfniß sich am besten und billigsten befriedigen läßt.

Die radicale socialdemokratische Agitation hat die Gesetzgebung überhaupt nicht in Bewegung zu setzen vermocht, weil sie zu viel auf einmal verlangte, „alles oder nichts", und die kleinen allmählichen, stetigen Fortschritte zum Ziel entweder ganz verschmähte oder nicht mit concentrirter Energie betrieb. Von dem dann folgenden Anlauf der „Dictatur" läßt sich ebenfalls nur sagen, daß er sein Ziel theoretisch übersprang und deshalb praktisch verfehlte. Fürst Bismarck hatte im vorigen Sommer die von ihm erstrebte Wohlthat für den industriellen Arbeiterstand bei geringer Selbstbescheidung fertig in der Hand, aber er griff nicht zu. Heute kann nicht einmal er mehr, der Sache nach, seinen damaligen Mißerfolg bedauern. Der Liberalismus hat sich des Gegenstandes annehmen müssen, um das Zeitentsprechende und Erreichbare von falschen Zuthaten zu scheiden, die Wohlthat auszudehnen auf mit Unrecht vernachlässigte Arbeitergruppen, und mit diesen sie auch den ursprünglich allein bedachten industriellen Arbeitern wirklich zu sichern. Denn wesentlich wird sie ihnen etwas früher oder etwas später doch wohl nur in der Gestalt zutheil werden, welche die drei liberalen Reichstagsfractionen der Bismarck'schen Idee gegeben haben. Die corporative Construction als Monopol gedacht ist unabsehbar

---

Das Lachgas.

Mehr als hundert Jahre sind seit der Entdeckung des Stickstoffoxydulgases vergangen, ehe es der langsam aber stetig fortschreitenden Naturwissenschaft gelang, seine Eigenschaften vollständig zu erkennen und dadurch der leidenden Menschheit eine Quelle des Segens zu eröffnen.

Im Jahre 1772 entdeckte Priestley das Stickstoffoxydul- oder Stickoxydulgas, die niedrigste Verbindung des Stickstoffes mit dem Sauerstoff. 1799 erkannte Davy die berauschende Wirkung des neuen Gases auf dem thierischen Organismus und nannte es, nachdem er auch die schmerzlindernde Wirkung desselben erkannte und es vielfach gegen Zahnschmerzen und Kopfweh angewendet hatte, wegen der bei dem Einathmen des Gases auftretenden Heiterkeit und Lustigkeit, „langhing gas" oder Lachgas. Davy bekam, so berichtet F. J. Rühl in einer Monographie*) der gedachten Verbindung, eine förmliche Leidenschaft für derartige Gasinhalationen und athmete es vom Mai bis Juli, ohne eine Abschwächung in der Wirkung zu bemerken, anfangs täglich 3—4 mal, später nur 4—5 mal in der Woche ein. Dabei verschwanden die Zahn- und Kopfschmerzen und es bemächtigte sich seiner eine große Heiterkeit, Lachlust und Leichtigkeit der Glieder. Dieselben Resultate erhielt Davy auch bei andern Personen, die von der Wirkung des Gases nichts wußten, und glaubte auf Grund derselben das Gas zur Anwendung in der Chirurgie empfehlen zu dürfen. In Deutschland, Frankreich, Schweden und den Vereinigten Staaten wurden nunmehr ebenfalls Versuche mit dem Lachgas angestellt, die aber zumeist unbefriedigende Resultate lieferten und nicht geeignet waren, Davys Vorschlag zu unterstützen. Man scheute auch die umständliche Darstellung des Gases, die Kostspieligkeit seiner Verwendung ꝛc. und ließ die Angelegenheit allmählich wieder in Vergessenheit gerathen, bis nach fast fünfzig Jahren ein Zahnarzt Horace Wells aufs Neue darauf zurückkam. Im Jahre 1843 ließ er sich von einem Collegen einen Zahn, nach vorhergehender Betäubung durch Einathmen von Stickoxydulgas, ausziehen. Der Zahn wurde ohne jedes Schmerzgefühl entfernt, und in ganz kurzer Zeit constatirte Wells denselben guten Erfolg bei einer größern Anzahl von Patienten. Der von dem Gedanken, der ganzen Menschheit einen Dienst von großer Tragweite zu leisten, begeisterte Arzt fuhr darauf nach Boston, um vor einem Fachpublicum seine Entdeckung weiter bekannt zu machen. Unglücklicher Weise aber ließ er die Gaseinathmung zu frühzeitig beenden, der Patient, an denen die Eigenschaften des Gases bewiesen werden sollten, fühlte den ganzen Schmerz, Wells wurde ausgelacht und seine schmerzlosen Operationen für Humbug erklärt. Dieses Unglück in der öffentlichen Versammlung erregte ihn in so hohem Grade, daß sich seiner eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte; er wurde irrsinnig und nahm sich endlich im Jahre 1848 das Leben.

In den Orten aber, wo Wells experimentirte, lebte die Erinnerung an das Lachgas fort; es wurde eingeathmet, um sich heiter zu machen, und diente zu mancherlei Scherzen, bis im Jahre 1863 Dr. Dunham in Hartford wieder mit seiner Hülfe einen Zahn schmerzlos extrahirte. Von nun ab nahm die Lustgasnarkose rasch überhand; in wenigen Monaten waren allein in New-Haven über 3000 schmerzlose Zahnextractionen damit vorgenommen worden und in einem geführten Journal im Colton-Dental-Institut zu New-York zeichneten von 1864 bis 1877 die erhebliche Zahl von 97,423 Personen ihren Namen. Bei all diesen Operationen hatte kein Unfall stattgefunden, und in allen größeren Städten der Vereinigten Staaten bürgerte sich die Stickstoffoxydul-Narkose immer schneller und allgemeiner ein.

In Europa wurde das oft erwähnte Betäubungsverfahren zunächst in Frankreich, England, Italien und Deutschland benutzt, und im Jahre 1868 kam es bereits bei kleineren Augenoperationen aber auch bei größeren chirurgischen Manipulationen zur Verwendung. Der allgemeinen Benutzung standen aber immer noch einige Umstände entgegen — eine bestimmte Kostspieligkeit, Zeitverbrauch bei der Herstellung des Gases und die unbequeme Betäubungsmethode —, die erst in den letzten Jahren beseitigt worden sind. Bis vor vier Jahren wurde das Gas zumeist von London aus in comprimirtem Zustand verschickt, und erst seit 1876 existirt in Berlin eine Fabrik, die das Präparat in reinem Zustande und in besser construirten Flaschen liefert und den deutschen Bedarf zu decken vermag.

Während bisher das Stickoxydul nur zu Millionen von Zahnextractionen und gelegentlichen kleinen Operationen gebraucht worden war, die nur eine kurze Zeit beanspruchten, gelang es Paul Bert 1878 eine Methode zu finden, durch welche eine längere Empfindungslosigkeit herbeigeführt wurde. Wie alle Gase ist auch das Stickstoffoxydul zusammendrückbar und unter geeignetem Druck läßt es sich in tropfbar-flüssigen Zustand überführen. P. Bert nahm an, daß, wenn man zur Betäubung comprimirtes Gas benutze, in der Lunge des zu Betäubenden noch Raum für ein anderes Gas, vielleicht für Sauerstoff, bleiben müsse und fand auf experimentellem Wege, daß schon 15 Theile Sauerstoff auf 100 Theile Stickstoffoxydulgas genügten, um neben einer guten Narkose die gefährlichen Pulsstockungen zu vermeiden. Die praktischen Versuche, die er mit Thieren anstellte, fielen außerordentlich gut aus. Sie wurden in einer luftdicht verschlossenen Glocke vorgenommen, worin der Luftdruck um ca. 14 Centimeter erhöht war und welche Raum für den Gasbehälter, aus welchem das Gas eingeathmet wurde, den Operateur und das Versuchsthier enthielt. Die so herbeigeführten

*) Giebels Zeitschrift 1881, Band VI.

*

empfindungslosen Zustände zeichneten sich durch das Fernbleiben von Pulsstockungen und anderer übler Zufälle so vortheilhaft aus, daß die Idee, Menschen in ähnlicher Weise zu behandeln, sehr nahe lag; man stand nicht an, ein eisernes Zimmer zu construiren, in dem sich ein erhöhter Luftdruck leicht herbeiführen läßt, und welches genügenden Raum für den Operateur, den Patienten, für Assistenten u. s. w. hat. In Paris sind bisher 150 Operationen in dieser Weise ausgeführt worden.

Seit dieser Zeit existiren denn nun zwei ganz verschiedene Stickoxydul-Narkosen. Die eine, die ohne höheren Druck und mit nicht comprimirtem Gas herbeigeführte, ist eine Asphyxie (Pulsstockung, Scheintod, höchster Grad der Ohnmacht), die zweite, die unter Druckerhöhung mit zusammengepreßtem Gas und beigemengtem Sauerstoff eingeleitete, eine reine Narkose, Betäubtheit oder Fühllosigkeit. Bei der ersteren steht das Herz viel später still und die Gefühllosigkeit tritt ungleich früher ein, als bei den gewöhnlichen Erstickungen. Bei Zahnoperationen wird sie fast ausschließlich benutzt und sie ist als vorzüglich dazu geeignet anerkannt worden. Ihre kurze Dauer und das schnelle Zurückkehren des Bewußtseins hindert aber ihre Anwendung zu größeren Operationen. Bei der zweiten, die sich mit der Chloroform- und Chloral-Narkose nur schwer vergleichen läßt, folgt keine Pulsstockung und die Gefühllosigkeit tritt ohne jene gefährliche Erscheinung ein. Sie beschränkt die Athmungsthätigkeit nicht, wie dies bei dem Chloroform der Fall ist, dadurch, daß sie die Athemwege mit irrespirabeln Gasen füllt und schon nach 60—80 Sekunden soll eine Gefühllosigkeit eingetreten sein, die bei der vollständigen Ruhe des Kranken die schwierigsten Operationen erlaubt. Ueble Nachwirkungen sind nicht vorhanden und bald nach der Betäubung stellt sich das Bewußtsein und das frühere Wohlbefinden wieder ein.

Bestätigen sich diese enormen Vorzüge dieser, der sogenannten Bert'schen Narkose, so wird sie bald die allein herrschende oder wenigstens vorwiegend angewandte werden, denn sie soll kein einziges Organ lähmen, sie soll dem Körper überhaupt keinen Schaden zufügen und Tage lang fortgesetzt werden können, ohne tödtlich oder zerstörend zu wirken. Allerdings sind bei dem Bert'schen Verfahren jetzt noch bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden; es gehört ein eisernes Zimmer dazu, in dem der Druck genügend erhöht werden kann, und die Kosten sind sehr erheblich. Das Verfahren wird aber sicher Vereinfachungen und Verbesserungen zulassen, um dasselbe zur allgemeinen Anwendung bringen zu können.

Ungleich leichter als das letzterwähnte Verfahren läßt sich das mit nicht comprimirten Gas in Anwendung bringen, und hunderttausende von Zähnen sind schmerzlos mit Hülfe desselben herausgezogen worden. Die Bereitung des Stickoxydulgases macht keine Schwierigkeiten und es wird sogar in Schullaboratorien dargestellt. Das salpetersaure Ammonium, ein weißes, krystallinisches, in jeder Droguenhandlung käufliches Salz wird in Glas- oder andern Gefäßen erhitzt. Es zerfällt dabei in Wasser und Stickstoffoxydul, welches letzteres unter Wasser aufgefangen wird. Behufs der Anwendung zu Operationen muß aber auf seine Reinheit großer Werth gelegt werden, und man achtet sorgfältig darauf, daß keine andern Zersetzungsprodukte, die nachtheilig wirken könnten, zugegen sind. So trägt man Sorge, etwaiges Stickstoffoxyd durch vorgeschlagenes Eisenvitriol zu beseitigen und entfernt die Kohlensäure durch Waschen des Gases mittelst Kalkmilch und Aetzkali.

In dem Handel kommt es in eisernen Flaschen, im comprimirten Zustand. Aus Auslaßschrauben, mit denen diese versehen sind, strömt es in Gummisäcke oder Gasometer gewöhnlicher Construction. An diese wird ein Inhalationsrohr, das mit einem möglichst gut schließenden Mundstück versehen sein muß, befestigt und dem Patienten somit die bequeme Einathmung ermöglicht. Nach der Einathmung wird das Gas entweder durch ein Ventil direct in die Luft ausgeathmet, und dabei wird eine sehr große Menge desselben verbraucht, oder es wird nach der Ausathmung gereinigt und mit Hülfe verschieden construirter Vorrichtungen nochmals dem Patienten zugeführt. Da das gute Gelingen der Betäubung zumeist von der größten Reinheit des benutzten Lachgases abhängt, so wird auf dieselbe der allergrößte Werth gelegt. Nicht minder ist das feste Anliegen der Inhalations-Mundstücke zu beachten und starke Vollbärte, große Nasen, stark hervorspringende Backenknochen erschweren mitunter die Anlegung der verschiedenartigen Vorrichtungen. Die Vorbereitungen zur Narkose sind dieselben wie bei dem Chloroformiren. Im Operationszimmer muß Ruhe herrschen, Blutlauf und Athmung dürfen nicht durch fest anliegende Kleidungsstücke gehindert sein, der Patient muß nüchtern und frei von Herzkrankheiten sein u. dergl. mehr. Die Bewußtlosigkeit dauert $^1/_2$ bis 1 Minute, während derselben befindet sich der zu Operirende in mehr sitzender Stellung mit einem Knebel von Holz oder Kautschuk zwischen den Zähnen, der zur Sicherheit an einer starken seidenen Schnur befestigt worden ist.

Die Erscheinungen bei dem Beginn der Einathmungen sind ebenso verschieden wie die subjectiven Vorstellungen und Empfindungen der Betäubten. Einige Kranke athmen ruhig und tief und werden bald lebhaft, andere sind nervös aufgeregt und suchen das Athmungsrohr fortzustoßen. Die ersten Einathmungen rufen einen süßlichen, nicht unangenehmen Geschmack hervor, die Sinne beginnen bald zu schwinden und nach 40—50 Sekunden kann gewöhnlich die schmerzlose Entfernung kranker Zähne vorgenommen werden. Die subjectiven Empfindungen der Patienten während der Betäubung sind theils heiterer, theils trauriger Art. Lebhafte und angenehme Träume, verbunden mit dem Gefühl einer großen Leichtigkeit der Glieder, treten auf; die Kranken meinen mit der Eisenbahn immer schneller und schneller zu fahren, bis sie endlich einen großen Tunnel erreichen; andere haben das Gefühl des Schaukelns, Tanzens, des behaglichen Schlafes u. s. w. Aber auch traurige und schwere Empfindungen sind bemerkt worden.

Ueble Zufälle sind bei der Anwendung des Stickoxydulgases nicht vollständig ausgeschlossen, hysterische Krämpfe und ein Erstickungsgefühl, besonders bei der Anwendung von unreinem Gas, sind schon öfters vorgekommen. Besonders unangenehm für den Patienten ist das Einathmen des Gases aus neuen Kautschukballons. Todesfälle sind dem Verfasser der Monographie des Stickstoffoxyduls, Dr. F. J. Rühl, welcher dieser Auszug entnommen worden, sieben vorgekommen. Es sind aber Fälle, bei denen sich die Todesursache nicht allein auf die Anwendung des Lachgases zurückführen läßt; einer der Gestorbenen war ein Trinker, bei anderen lagen krankhafte Erscheinungen vor u. dergl. In seinem Institut hat Colton auf 103,000 Stickstoffoxydul-Narkosen keinen Todesfall beobachtet, und Moreau-Marmont vertheilt auf 300,000 Narkosen drei derselben. Diesen Procentsatz hält man noch für einen zu hohen, obgleich er schon für die relative Ungefährlichkeit des Lachgases sprechen würde, namentlich gegenüber dem Chloroform und anderen Betäubungsmitteln.

A. Hosaeus.

Literatur und Kunst.

Die sterbende Meduse.

Das kurze Schwert gezückt in nerv'ger Rechten,
Belauert Perseus scharf in seinem Schild
Der ruhenden Meduse Spiegelbild,
Das süße Haupt mit müden Schlangenflechten,
Verderblich der Verderberin genaht.
Ihr Blick versteint. Gefahrvoll ist die That!
Er späht und nach der Argen späht er wieder,
Ob schlummern? Schlummer heucheln diese Lider?

Medusen träumt, daß einen Kranz sie winde,
Der Menschen schöner Liebling der sie war,
Da noch ihr um die Stirn geweht im Winde —
Wo jetzt die Schlange zischt — ein blondes Haar.
Mit den Gespielen glaubt sie noch zu wandern,
Geschlungen Hand in Hand, und spendet Grüße,
In hellem Reigen regt sie wie die Andern
Die jugendleichten, die beschwingten Füße.
Vergessen hat das Antlitz, daß es tödte,
Es glaubt des milden Traums barmherz'ge Lüge,
Es lauscht entzückt dem Hauch der Hirtenflöte,
Der weich melodisch zieht durch seine Lüge.
Es athmet, von der dumpfen Qual befreit,
In unverlorner erster Lieblichkeit . . .

Schwer wandert eine Wolke durch das Licht
Und dunkel träumt Medusens Angesicht.
Ihr ist, sie habe Haß empfunden schon,
Vor sich geschaudert, tief und bang gelitten,
Die Menschen habe scheu sie erst geflohn,
Dann ihnen nachgestellt mit Mörderschritten . . .

Doch diese Qualen schwanden in die Weite,
Sie fühlt sich die Erlöste, die Befreite!
Der fahle Schrecken, der sie ohne Rast
Gejagt, ist eine abgeworfne Last —
Sie sucht, was Unheilbares sie gequält,
Daß sie dem eignen Leben gram geworden
Und fremdes grausam sich ergötzt zu morden? . . .
Ihr hält der Traum das Schlangenhaar verhehlt.
Das Graun ist aufgelöst in Seligkeit,
Begonnen hat der Seele Feierzeit,
Sie fürchtet nicht des Schreckens Wiederkehr,
Sie weiß, unselig wird sie nimmermehr . . .
Nein, nimmermehr! Und nun ist Alles gut . . .
Sie hält den jungen Nacken still. Sie ruht —
Ein Schwertesleuchten! Jählings sich entfärbend,
Stirbt der Meduse Haupt und lächelt sterbend.

Conrad Ferdinand Meyer.

Diderot und Lessing.

Von Erich Schmidt.

Ein literarischer Raufbold, der sich sehr traurig von den zahlreichen Pflegern deutscher Literatur in Frankreich unterscheidet, hat neulich in blinder Hitze den Versuch gewagt, Diderot und Goethe von ihren Postamenten zu stürzen, aber es ist ihm ergangen wie einem ungeschlachten Boxer: mit geballter Faust rennt er auf den stolzen Gegner los, holt aus zum Vernichtungsschlag, haut vorbei und fällt dröhnend zu Boden — procumbit humi bos —, daß helles Gelächter in der Arena erschallt und nur ein paar pedantische weise Thebaner eine entrüstete „Rettung" der unverletzten Größen wortreich auf den Markt tragen. Früher sprach man wohl in Frankreich, wenn man Diderots Bestrebungen mit gleichlaufenden deutschen verglich und die Willkommrufe verzeichnete, welche einzelne Werke des geistreichsten und liebenswürdigsten Encyklopädisten in Deutschland begrüßt hatten, von einer école germanique mit Diderot als Haupt, Sedaine, Mercier und anderen als Jüngern; ja, kurzsichtige Deutsche gingen gelegentlich so weit, den aus gröberem Stoffe gebildeten radicalen Mercier wie einen nur durch zufällige Schicksalslaune nach Frankreich verschlagenen Deutschen zu betrachten. Diderot hat viele ideelle Brücken gebaut, welche zwei einander oft feindliche Culturvölker geistig einigten, und es sind mehr Boten von ihm nach Berlin, Weimar, Gotha, Mannheim entsendet worden, als von dorther in die Pariser Stube drangen, wo Denis Diderot die flinke Feder rührte, während Madame Diderot an Alles eher als an den letzten „Salon" dachte und die Tochter von dem biederen Bemetzrieder trotz seinem „schlechten tudesquen Französisch" eifrig Contrapunkt und Klavierspiel lernte.

„Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum", rief begeistert Goethe, der sich glücklich pries, den köstlich verworrenen Reichthum des Jacques le fataliste wie der Bel zu Babel verschlingen zu können, der „Rameaus Neffen" übersetzte und den „Versuch über die Malerei" mit seinen Einwürfen begleitete. Der junge Schiller ist bei dem Erzähler Diderot in die Lehre gegangen, wie der „Verbrecher aus verlorener Ehre" im Vergleich zu den „beiden Freunden von Bourbonne" klärlich zeigt. Eine Episode des Jacques, die Geschichte der Madame de la Pommeraye, hat er als „Merkwürdiges Beispiel weiblicher Rache" verdeutscht und ihr das Dramatische gewiß abgesehen; gibt doch Diderot selbst schon halbironische Rathschläge für eine Dramatisirung. Und diejenigen deutschen Bühnen, die, mit vaterländischem Mittelgut zufrieden, der Sardou'schen „Fernande" Thür und Thor verschließen, thäten wohl daran, ihre sittliche und nationale Engherzigkeit nicht als idealistische Wahrung der Rechte unserer Klassiker auszuklingeln. Noch Schillers Entwurf „Die Polizei" wandert auf Diderot'scher Spur. Herder zeigt sich mit Diderot innig vertraut. Wie hätte erst der Determinist Lessing sich an des fatalistischen Dieners Leibsprüchlein „wenn's da droben geschrieben steht" erfreut und wie gerne hätte er Diderot hier im Gefolge des vielgeliebten Lorenz Sterne erblickt!

Diderot und Lessing sind verwandte Naturen. Emporringen aus kargen Verhältnissen, Heldenthum der Feder, Unverdrossenheit des Strebens, ehrliche Arbeit an der Bildung des Charakters, edle Selbstlosigkeit, Ablehnung jeder Gunstbuhlerei, persönliche Freiheit ohne die goldenen Fesseln von Aemtern und Ehrenstellen, weltmännische Vornehmheit, nimmer müde Beweglichkeit — darin gibt keiner dem andern etwas nach. Hat der Franzose manchmal eine größere Feinfühligkeit und Schmiegsamkeit voraus, oder physiologische Kenntnisse oder musikalische Bildung oder das entzückende enthusiastische Verständniß für alle holden und wilden Reize der Landschaft, so weicht er dem Deutschen in der tiefer einbohrenden unerbittlichen Strenge der Beweisführung, in der Andacht, die nicht blos eine Causerie über das Große, sondern auch eine peinliche Erörterung des Kleinen leisten will, und ist ihm nicht gleich an philologisch-historischer Gelehrsamkeit. Beide trieb es aus engen Schranken in die Weite; den einen sättigte die katholische Theologie nicht, der andere verließ das Brodstudium der protestantischen. Beide wollten Menschen sein, tummelten sich in Großstädten, traten in den Zauberkreis der Coulissen und brachten Schauspielerinnen, zugleich den Musen, ihre ersten Huldigungen dar. Keinem ward der Weg leicht. Lessing ist zwar nie ins Gefängniß geworfen worden, dafür war Diderots späteres Leben genußreicher als seines. Von den Geschwistern hatten beide zu leiden, aber voll Pietät gedachten beide der weit, weit entlegenen elterlichen Behausung, und schön hat Diderot nach dem Tod des schlichten Vaters ein Bild des Trefflichen entworfen, was bei Lessing im Drang der Zeit und Noth nur Vorsatz blieb. Dankbarkeit, Uneigennützigkeit, Freigebigkeit bei eigener Armuth zieren beide. Unserem Lessing lag nichts an dem schellenlauten Beifall der Menge, sein stärkerer brennender Ehrgeiz ging nur auf das Große. Diderot spürte noch geringere Lust, seine Wäsche sogleich auf den Zaun zu hängen, ließ sein Bestes ungedruckt und begnügte sich mit der zustimmenden Aufmerksamkeit Grimms und anderer Bildungsgenossen. Einsiedlerisch zu hausen und zu schaffen widerstand ihrer Natur, und wir beglückwünschen Diderot, daß seinem geselligen Trieb nicht all die Schranken entgegentraten, welche Lessing einengten. Diesem ist die Bitte um Menschen selten und nie vollauf gewährt worden, indeß Diderot in Fräulein Volland eine so zärtliche wie gebildete Freundin findet, zu der er seine Liebe trägt und seine geistigen Interessen, der er über das Erhabenste schreibt und mit größter Unbefangenheit das Weltlichste vorplaudert, indeß Diderot in den unvergleichlichen

Pariser Salons ein- und ausgeht, bei der Geoffrin, der Epinay, der Houdetot wohlgelitten ist und freudig mit einem „Ah! der Philosoph!" begrüßt wird, herrliche Wochen auf Holbachs Gut mit dem queckſilbernen ſublimen Abbé Galiani und dem Schotten Vater Hoop verſchwatzt, heute eine glänzende Kunſtausſtellung, morgen das Théâtre français beſucht und als Gaſt der Kaiſerin Katharina in Petersburg weilt. Man kann nicht angeregter leben. Leſſing aber ſitzt unmuthig in Wolfenbüttel und muß ein ſpät und mühſam erobertes Familienglück ſo troſtlos raſch mit der alten unfreiwilligen Einſamkeit vertauſchen. Leſſing hat perſönlich von Friedrich II. nur Herbes erfahren, der Franzoſe Diderot darf freudiger auf Preußens König blicken und den Gedichten des bewunderten Kriegers, Geſetzgebers und Philoſophen nachrühmen: nur der leichte Hauch eines Mannes von Geſchmack fehle, das bischen Berliner Sandſtaub wegzublaſen. Aber der Günſtling Katharinens wird ſo wenig Höfling wie Leſſing und weiſt mit ſchönem ſatiriſchen Pathos byzantiniſche Lobreden auf den Dauphin zurück. Beiden war ihre unabhängige Ehre werther als Ordensbänder und klingender Gewinn. Lieber ſang Diderot ſeinen alten Schlafrock an, und keiner von beiden konnte ſeine Bücherſchätze feſthalten. Dafür büßt keiner das ſtarke Pflichtgefühl des Talents ein. Leſſing ſchlägt in Klotz das ganze Streberthum aufs Haupt. Diderot verachtet den Künſtler, der nach Wohlleben, Weinen, Kleidern, Weibern und nach Herrſchaft in der Akademie, ſtatt nach der Unſterblichkeit trachtet, wie Bachelier: „Ein leidlicher Künſtler rettungslos verloren .... er hat das Geld der Ehre vorgezogen." Leſſing dichtete ſeine Emilia, Diderot, im Hinblick auf die ſchlechte Prinzenerziehung ſeines Mittelſtandes froh, bedauerte wegen der Verführer der Fürſten an keine Hölle und keinen Himmel glauben zu können: „O Gott, würdeſt du die Ungeheuer, die uns regieren und jene, welche ſie bildeten, dulden?" Nur von Kothſeelen (âmes de boue) könne ein Fürſt nie ein Muß vernehmen. Beider Kämpfer Loſung war: kein Quartier für Aberglauben, Fanatismus, Unwiſſenheit, Narrheit, Schlechtigkeit und Tyrannei. Dagegen ſagt Diderot, alles was den Stempel der Wahrheit, Größe, Feſtigkeit und Ehrlichkeit trage, rühre und entzücke ihn, und er iſt leichter entzückt als Leſſing, der mit ſtarker Willenskraft jeden Sturm im Inneren bändigte. Beide hatten Luſt an dialektiſchem Gepländel, auch am Paradoxen, aber das Herz ging ihnen auf im Kampf für Recht und Freiheit. Jedermann kennt Leſſings große Sätze über den Dienſt der Wahrheit. Diderot, mehr als einmal ihr Märtyrer, erklärt, nichts in der Welt könne ihn zur Abtrünnigkeit bewegen. Leſſing feiert die Gerechtigkeit in ſeinem Drama, Diderot bedauert, kein Anwalt zu ſein, ſchreibt lange bewegliche Briefe zu Gunſten eines ihm perſönlich nicht bekannten unſchuldig verdächtigten Mädchens und ſpricht über Voltaires gefeiertſten Rechtſtreit das ſchöne an Hamlets Ruf anklingende Wort: „Was ſind ihm die Calas?" Ueberhaupt hat Niemand Voltaires Vorzüge und Voltaires Fehler treffender und bündiger beurtheilt. Er ſelbſt neidet keinem ſein Piedeſtal, wie auch Leſſing, ſtärker im Haß als Diderot und erbarmungsloſer im Zweikampf, kleinen Neid nicht kannte und keine ungerechte Anſchuldigung litt. Wie edel „rettet" Diderot den greiſen Voltaire gegen Freund Naigeon. Voltaire ſei neidiſch? Er iſt ein Achtziger, der ſtets die Tyrannen und Fanatiker gegeißelt hat. Undankbar? Er hat die gemißhandelte Unſchuld gerächt. Unſinnig? Er hat Locke und Newton in Frankreich eingeführt, Toleranz und Geſchmack gepredigt ... „und nun dieſer mit Lorbeeren bedeckte Greis den Einfall gehabt, ſich in den Schmutz zu werfen, ſoll man ihm lieber auf den Leib ſpringen, damit er ganz darin verſinke? Nein! hätte ich einen Schwamm, ich würde ihn reinigen wie der Antiquar eine Bronce."

Beide ſind geborene Kritiker. Diderot, der Einzelerſcheinung gegenüber wohl gutmüthiger als Leſſing, der nicht den Vertrauensmann aller jungen Dichter abgeben mochte, weiß doch auch Novitäten der Poeſie und Malerei kurzweg mit einem „nichts!" oder „abſcheulich!" abzuthun. Aber die rückſichtsloſe Gewaltthätigkeit überlegener heroiſcher Herrſchernaturen eignet nur Leſſing; Diderot will nicht wie ein Sultan ſeine Brüder erdroſſeln, ſondern wie bei jedem Menſchen, ſo auch bei ſich an den Sohn der Thetis denken: wir haben alle eine ſchwache Stelle, die, an der unſere Mutter uns hielt. Iſt die liberté de penser für beide ein Schiboleth und erklärt Diderot, der Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts heiße Freiheit, ſchufen beide in ihrem Vaterlande nach mancher Richtung offene Bahn, ſo widerſtrebt ihnen doch der verſtändnißloſe Maſſenliberalismus und die Maßloßigkeit, wie jedem Aufgeklärten, der ſich ſelbſt allmählich mit heißem Bemühen zu ſeinem Standort hindurchgerungen hat. Zu dem ungeſchriebenen dritten Theil der „Erziehung des Menſchengeſchlechts", dem letzten Elementarbuch, das jenſeits der Bibel liegt, klomm Leſſing langſam empor und er durfte in ſeiner Zeit nicht nach Wunſch heraustreten: „Der Weiſe ſagt nicht, was er beſſer verſchweigt." So Diderot in der „Encyklopädie", bedroht von dem Würgengel Cenſur. Wir können Leſſings religiöſen Entwicklungsgang verfolgen und ſehen Diderot ſich langſam vom Deismus zum Atheismus entfernen. Entſchiedenſter Nichtchriſt, ja Widerchriſt ſtimmt er mit einer Leſſing in dieſen Dingen fremden Hitze in das écrasez l'infâme ein und ſchilt in einem Brief an Damilaville das Chriſtenthum die barbariſcheſte, platteſte, unſinnigſte, triſteſte, unduldſamſte und uneinigſte Religion. Man bemerke kaum Unterſchiede vom Katholicismus zum Lutheranismus und ſo fort bis zum Deismus, deſſen Fetiſch, weil der einfachſte, immerhin der beſte ſei. Aeltere Sätze des Franzoſen aber, z. B. gegen den „wüthenden Betrüger" Mahomet, darf man nicht zu ſtreng nehmen, ſondern muß den, der früh Alle im Tempel der Deiſten vereinigen wollte, ſeiner vorurtheilsfreien Liebe nach für einen Genoſſen des Nathandichters anſehen. Und wie Leſſing aus allem widerborſtigen Theologenhader heraus das „Teſtament Johannis" verkündigt, predigt Diderot in dem beredten, viele milde Worte Chriſti und der Väter ſammelnden, jede Verfolgung brandmarkenden Artikel Intolérance: „Hört St. Johannes: Kindlein liebet euch unter einander."

Leſſing veröffentlichte in den Fragmenten des Wolfenbüttler Ungenannten die heftigen Angriffe des ernſten Reimarus gegen die altteſtamentlichen Erzväter, denen ſchon Bayle nicht eben gewogen war, und ging dann ſelbſt, namentlich von Semler gefördert, an die Kritik des Kanons. Diderot hält ſich für den Glimpf, mit dem er in der Encyklopädie die Patriarchen behandeln mußte, ſchadlos in der Moïſade (1768, Aſſézat 4, 118 ff.), wenn dieſe ungemein kecke Satire wirklich von ihm herrührt; aber ſchon vorher braucht man nur zwiſchen den Zeilen zu leſen, wie im Artikel „Chaos" über die Geneſis oder im Artikel „Canon": die Bibel enthält mehr als Glaubenswahrheiten und ethiſche Gebote und dieſer Ueberſchuß iſt der Kritik offen; eine Anſicht, die ſich mit Semlers und Leſſings Theſen nahe genug berührt.

Wie Leſſing ſehen wir Diderot auf philoſophiſchem Gebiete freier vorſchreiten und den Standpunkt, den er in der Encyklopädie gegen Spinoza, den „verwegenen Raiſonneur" und ſein „ungeheuerliches Syſtem" einnimmt, verlaſſen. Sein ſpäterer Materialismus hat mit Leſſing wenig gemein. Seine philoſophiſchen Anfänge aber ſind die Leſſing'ſchen: Bayle und Leibnitz, letzterer unmittelbar und durch Wolff. Dann traten Locke und Condillac hinzu. Es freut uns, Diderot mit warmer Sympathie von Thomaſius reden zu hören, der in Deutſchland der wiſſenſchaftlichen Emancipation ſo tapfer diente, und zu Leſſings Lobſprüchen auf Leibnitz, z. B. in den Literaturbriefen, fügt ſich ſchön Diderots Verherrlichung, welche die bisherige Mißachtung von franzöſiſcher Seite ſühnen ſollte: „Niemals vielleicht hat ein Menſch ſo viel geleſen und ſo viel ſtudirt, mehr geſonnen und mehr geſchrieben als Leibnitz, und gleichwohl gibt es noch kein Corpus ſeiner Werke. Auffallender Weiſe hat Deutſchland, dem dieſer Eine Mann ſo viel Ehre macht als Platon, Ariſtoteles und Archimedes zuſammen Griechenland, noch nicht geſammelt, was aus ſeiner Feder gefloſſen iſt .... Wären ſeine Gedanken mit platoniſchem Colorit vorgetragen, ſo würde der Leipziger Philoſoph in keinem Stück dem atheniſchen nachſtehen." Aber beide, Diderot und Leſſing waren keine Syſtematiker; ver-

lorene Mühe, sie unter -ianern und -isten unterzubringen. Beide haben in ihrer Jugend von Bayle gelernt und an ihn ihre journalistischen oder feuilletonistischen und ihre lexikographischen Anfänge geknüpft, die sich freilich bei Diderot unendlich großartiger vorstellen als bei dem Verbesserer des Jöcher. Beide haben außer dem reichen Wissen, das nicht jeder Journalist hat, die Gabe raschen Zugreifens, Auffassens und Formulirens, die keinem Journalisten gebrechen darf, und beide sind Meister des Stils, auf welche das alte Wort „Zeitungschreiber seind Sprachverderber" keine Anwendung findet, sondern die den Plauderton und die dialogische Kunst zur höchsten Vollendung treiben. Es ist auch baylisch, wenn beide jungen Polyhistoren so rasch von einem Feld auf das andere, nicht immer das angrenzende, springen und festen Fuß fassen und wenn Diderot in der Encyklopädie oft den Compilator hohen Stiles abgibt. Beide kennen keinen Stillstand im Geistesleben, führen das Schlagwort „Entwicklung" im Mund und wissen, daß jedes Buch in gewissem Sinne rasch veraltet und der Schriftsteller, der dauern will, nicht dem Tage dienen darf. Den Irrthümern verflossener Jahrhunderte stellt Diderot die neue vernünftige Philosophie und die exacte empirische Methode der Naturwissenschaften gegenüber. „Heute" — heißt es in dem berühmten Artikel „Encyklopädie" — „wo die Philosophie mit großen Schritten vorgeht und ihrer Herrschaft alle Gegenstände ihres Gebiets unterwirft, wo ihr Ton der maßgebende Ton ist und man das Joch der Autorität und des Beispiels abzuschütteln beginnt, um sich dafür an die Gesetze der Vernunft zu halten, gibt es kaum ein elementares oder dogmatisches Werk, das uns ganz befriedigen könnte. So groß ist die Wirkung der fortschreitenden Vernunft; ein Fortschritt, der zahlreiche Bildsäulen umstürzen und etliche umgestürzte wieder aufrichten wird. Diese letzteren gehören den seltenen Männern, die ihrem Jahrhundert vorausgeeilt sind." Auf zwei Gebieten besonders sehen wir Diderot und Lessing selbst mit fliegenden Fahnen vorauseilen, auf dem dramatischen und als Grenzwächter auf dem Rain, welcher Poesie und bildende Kunst scheidet. —

Diderot und Lessing standen Schulter an Schulter im Kampfe gegen die klassische Tragödie des Zeitalters Ludwig XIV., was bei ersterem ein Anstaunen Corneilles und eine ausschweifende Bewunderung für Racines Harmonie nicht ausschließt. Die Bundesgenossenschaft machte jeden zum Uebersetzer des andern. 1760 gab Lessing „Das Theater des Herrn Diderot" und erklärte in der Vorrede zu dieser nicht eben glücklichen Verdeutschung, nach Aristoteles habe sich kein philosophischerer Geist mit dem Drama abgegeben, und die neue Auflage aus seinem Sterbejahr bringt gar das Geständniß, sein Geschmack würde ohne Diderots Muster und Lehre eine ganz andere Richtung bekommen haben, „vielleicht eine eigenere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre"; schwerwiegende Worte für einen Lessing, der auch in der unerbittlichen Dramaturgie sich gern mit Diderot im Einklang weiß, abweichende Ansichten achtungsvoll vorbringt und seinen Degen senkt vor einem berühmten Kapitel eines sonst recht unerfreulichen Jugendromans. Uebrigens hat Lessing den Ausfall in den Bijoux indiscrets gegen die klassicistische Tragödie gewiß nicht erst in Hamburg übersetzt, sondern, wie die ungewandte Fassung lehrt, alte Blätter zur Hand genommen.

Aus Diderots Kreis erschien eine lebhaft anerkennende Besprechung der „Miß Sara Sampson", und Diderot selbst wollte seine Uebersetzungen der Sara, des „Kaufmanns von London" und des „Spielers" vereinigt in Druck legen. Der Franzose zwei englische und ein aus überlegener Nachahmung der Engländer erwachsenes deutsches Werk. Auf England weisen Voltaires Rührstücke und Diderots wie Lessings bürgerliche Spiele hin. Voltaire bearbeitet Richardsons Pamela, Lessing macht sich desselben Clarissa für sein Trauerspiel zu Nutze, Diderot zeigt uns im Roman die Märtyrerin des Klosters und überläßt sich im „Eloge" einem ganz maßlosen Enthusiasmus, dessen Prophezeiungen eine nüchternere Nachwelt in den Wind geschlagen hat. Er fand bei dem Engländer, der den Roman demokratisirte, wie Andere das Drama, vor allem Wahrheit: „Die Welt, in der wir leben, ist der Schauplatz; wahr ist die Grundlage der Handlung; seine Personen haben die größtmögliche Wesenhaftigkeit; seine Charaktere sind mitten aus der Gesellschaft gegriffen." So sahen Diderot und Lessing über die verunstaltenden Spuren mancher Kinderkrankheiten in Lilles „Kaufmann" hinweg, das revolutionäre Werk rühmend, dem das bürgerliche Parterre zujauchzte, weil es Fleisch von seinem Fleisch fand und weil auf den Brettern, wo die adeligen Wüstlinge zuchtloser Lustspiele so oft des Mittelstandes gespottet, nun bürgerliche Ehrbarkeit festlich beleuchtet wurde. Den Antrieb zur Tugend voll zu machen, fehlte nur, daß auf dem Galgen hinten die böse Buhlerin Milwood und der dumme Junge George Barnwell wirklich bammelten, denn das Werk, ohne Idealität des Sittlichen, hat die abschreckende Moral einer Mordgeschichte; etwa:

Drum geliebtes Publicum,
Geh nicht mit schlechten Weibern um,
Bring keinen alten Onkel um!

Diderot, dessen Puls immer heftiger schlägt, sobald das Wort „Tugend" ausgesprochen wird, nimmt dann flugs jene unästhetischen Tiraden des jungen Schiller über die Schaubühne als Helferin der Religion und Polizei vorweg und ist selig, daß ein Magistrat ihn bittet, zum Heil der Volkserziehung und des gemeinen Wohls noch mehr so verdienstliche Stücke wie den „Hausvater" zu schreiben — wie man, die tiefe ethische Wirkung des Trauerspiels mit Katechismusformeln verwechselnd, es als Triumph der Kunst hinstellte, daß ein diebischer Lehrling von George Barnwell mit Zerknirschung gelernt hatte: „Du sollst nicht stehlen." Die „Tugend" ist überhaupt Diderots schwache Seite; sobald sie in Frage kommt, wird er aus einem klaren geistreichen Kritiker zum verschwommenen Declamator und im Drama zum Nachmittagsprediger voll Menschenliebe, der uns mehr einschläfert als rührt. Wer will verkennen, daß die Großmuth auch in der Scene zwischen Tellheim und der „Dame in Trauer" ein bischen zudringlich wird, obgleich ich überzeugt bin, daß Diderot und Lessing einer Marloff gegenüber es dem Major gleich gethan haben würden. Auch Lessing hat seiner Theorie des Dramas das Moralzöpfchen des achtzehnten Jahrhunderts nicht ganz abgeschnitten, obgleich sein ausgezeichneter Kritiker Jacob Bernays ihm in dieser Hinsicht nicht gerecht wird und gegen manche wohlgemeinte Phrase Diderots der Aerger Lessings über die elenden Vertheidiger des Theaters, die es mit Gewalt zur Tugendschule machen wollten, scharf absticht.

Bei Diderot und Lessing gehen Theorie und Praxis Hand in Hand. Sie sehen Neues, sie prüfen es, stellen allgemeinere Gesichtspunkte auf, exemplificiren, wollen es besser machen. Vielleicht war Diderot empfänglicher, dafür Lessings Beispiel ausgetragener, reifer. Und so sehr wir Diderots epische Kunst bewundern, so ungenießbar sind uns seine Dramen geworden, indessen die Lessing'schen den ältesten eisernen Bestand des Repertoires bilden. Die in der Assézat'schen Ausgabe vorgetragene Klage über die Vernachlässigung eines neu entdeckten Diderot'schen Stückes von Seiten des Théâtre français werden Wenige unterschreiben. Diderot hat sich einst so herzlich über den Erfolg der Reprisen des „Hausvaters" gefreut, daß man dem Todten ein Fiasco besser ersparte; was er auf der Bühne verstand, verstehen die neuesten Franzosen noch besser und das Uebrige ist veraltet. Für den „Natürlichen Sohn" konnte sich schon Lessing nicht erwärmen. Skizzen und Fragmente zeigen einen sehr findigen Sinn für rührende, effectvolle Scenen, aber das Feuer verflog auf dem Wege vom Plan zur That; er kann wohl Canevas liefern, ist aber auf dramatischem Gebiet kein schöpferischer Künstler und läuft in Entwürfen wie „Die Unglückliche oder die Folgen einer großen Leidenschaft" schon zum Raffinement des peinlichen Sittenstückes, während „Madame de Linan" auf das moderne Ehedrama vordeutet. Diderot hatte das honnete des Ständischen auf der Bühne verlangt und — den langweiligen Gliedermann, genannt Le père de famille, geschaffen. Lessing gab in „Minna von Barnhelm" keinen schemen-

haften Mustertypus, sondern lebendige Vertreter des großen zeitgenössischen nationalen Soldatenthums. Aber Diderot rief den spanischen Römern und römischen Spaniern Corneilles und den verliebten Prinzessinnen Racines gegenüber nach Menschen und fand Agamemnon und Iphigenie nicht als König und Fürstin, sondern als Vater und Tochter interessant; so wurden von Lessing Medea, Jason, Kreusa als Marwood, Mellefont, Sara in ein Wirthshaus des achtzehnten Jahrhunderts versetzt, und Virginia wandelte sich in Emilia Galotti, alles Staatlichen entkleidet, weil das Verhältniß von Vater und Tochter Stoff genug war. Wie aber Lessing revolutionäre Römerstücke entwarf, so Diderot eine, allerdings sehr frostige Terentia. Getragenes Pathos war beiden versagt und dem Franzosen auch, was Lessing doch reichlich besitzt: die komische Ader; auch ist bezeichnend, daß Lessing dem saftvollen Plautus, Diderot dem eleganteren, matteren, wenig drastischen Terenz anhängt, ja „die Andria des Terenz und die mediceische Venus" in einem Athem nennt; beide aber lehnten das gangbare Lustspiel ab, das nichts kannte als die Krisis von Liebeshändeln mit Hindernissen vorzuführen. Auch ihre Technik ist verwandt.

Diderot war nicht der Mann, sich mit philologischer Gründlichkeit in Aristoteles zu verbohren, auch will er von „Regeln" so wenig wissen wie die deutschen Genies. „Aristoteles verzeihe mir, aber es ist ein verfehltes kritisches Verfahren, ausschließliche Regeln aus den vollkommensten Werken zu deduciren, als wären die Mittel zu gefallen nicht unendlich... Die Regeln haben aus der Kunst eine Routine gemacht und ich weiß nicht, ob sie nicht mehr schädlich als nützlich gewesen sind. Wohlverstanden: sie haben dem Durchschnittsmenschen geschadet, sie haben dem Genie geschadet." Anderswo steht er wiederum ganz auf dem Standpunkte Lessings von dem Genie als dem geborenen Kunstrichter, um dann gemäß seinem oft hastigen, sprudelnden, nicht alles im Zusammenhang berechnenden Geistreichthum gelegentlich Genie und Geschmack als unvereinbar hinzustellen und von dem unregelmäßigen Wurf des Schöpfers, dem wuchtigen Pathos nach Art des Sturms und Drangs zu schwärmen. So faßt er Shakespeare auf, nicht mit der perfiden Hinterhaltigkeit Voltaires, der über Shakespeare verschlagne politische Urtheile fällte, eine Rede Hamlets in schönen Versen wiedergab zur Ehre Shakespeares und dieselbe travestirte ihn herabzusetzen (vgl. Diderot 8, 471 ff.), sondern sich gleich bleibend, sein Vertreter dem Meister Voltaire ins Gesicht (19, 465), doch noch nicht frei von der bis auf Gerstenberg, Lessing, Herder auch bei uns geltenden Vorstellung, Shakespeare sei ein schönes Ungeheuer. „Das Erhabene und Geniale leuchtete in Shakespeare wie Blitze in einer langen Nacht." Oder im Paradoxe sur le comédien: „Dieser Shakespeare, den ich vergleichen möchte nicht dem Apoll von Belvedere, noch dem Fechter, noch dem Antinous, noch Glykons Hercules, aber wohl dem hl. Christophorus von Notre-Dame, dem grob gemeißelten, ungeheuren Koloß, zwischen dessen Beinen jedoch wir Alle durchgehen könnten, ohne daß unsere Stirn seine parties honteuses berührte." Oder er entgegnet dem zarten Geschlecht, das einen Racine, nicht aber die boucheries Shakespeares vertrage: „Diese schwachen Seelen sind unfähig heftige Erschütterungen auszuhalten." Hat Lessing über des großen Corneille Dramen die stolzbescheidene Aeußerung, seine aristotelische Weisheit befähige ihn, ein jedes besser zu machen, so soll die Bemerkung des Dramaturgen Diderot eine Anerkennung sein: „Nicht Eine dieser Scenen, aus der man nicht mit ein wenig Talent etwas Großes machen könnte." Ducis freilich konnte das nicht und ihm wird tüchtig auf die dreisten Finger geklopft, ohne daß Diderot selbst über den Geist bei Shakespeare — auch er kommt hier (8, 471 ff.) auf Voltaires Semiramis zu reden — entfernt so einsichtig spräche wie Lessing in dem berühmten Kapitel der Dramaturgie; sagt er doch ganz unlessingisch, Gespenster möchten wohl zu Shakespeares Zeiten geschreckt haben, der Gegenwart flößten sie nicht Angst, nicht Glauben ein.

Es wäre ungerecht von dem Romanen Diderot, dem Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, dasselbe Verhältniß zu Shakespeare zu verlangen wie von dem Germanen Lessing, darum erkennen wir auch in solchen schwankenden Sätzen den Mann ohne Vorurtheil. Freundnachbarlich aber, einer des andern werth, stehen beide als Beurtheiler schauspielerischer Leistungen da, nie übertroffen, selten erreicht. Hätten wir den dritten Theil des „Laokoon", so würde die Parallele zwischen Diderot und Lessing in dieser Richtung sich weiter ziehen lassen und auf eine Theorie des Tanzes, der ganzen pantomimischen Kunst erstrecken. Diderots „Brief über die Taubstummen" hat Lessing weit über den von Diderot geringgeschätzten Remond de St. Albine hinausgeführt. Niemand hatte ein reineres Stilgefühl als Diderot, Niemand ein feineres Ohr für Wohlklang, Rhythmus, Numerus der Periode, dichterische Tonwirkungen, Declamation, für die verschiedenen Anforderungen, welche eine Rolle Corneilles, Racines, Shakespeares an den Sprecher stellt als Diderot, Niemand ging dem bloßen Declamiren energischer zu Leibe und betonte mehr die scène tranquille, Niemand verstand sich besser auf Mimik und Gesticulation, als er, der wohl gar manchmal mit verstopften Ohren blos ein tauber Zuschauer sein wollte. Die erwähnte Abhandlung, die köstlichen Briefe an Frl. Jodin und das gar nicht paradoxe „Paradoxon über den Schauspieler", auch dieses voll von Ausfällen gegen die singenden Fanfaronnaden und Jeremiaden der alten klassicistischen Richtung, beweisen es. Andererseits, welche Beobachtung und nicht auf Einzelobservation beschränkte Einsicht in der Hamburgischen Dramaturgie, die uns in einigen allgemeinen Darlegungen wenigstens etliche weiße Blätter des „Laokoon" auszufüllen gestattet und ihren reichsten Gewinn inductiv aus Ekhofs Mimik und Rede gezogen hat. Theaterkritiker wachsen eben in guten Theatern.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der preußischen Verwaltung.

(1807—1831.)

Es ist in den politischen Kämpfen der Gegenwart sehr gebräuchlich geworden, daß beide streitenden Theile sich auf die Autorität der Lehren und Erfahrungen der Vergangenheit berufen, daß die Einen wie die Anderen finden, wie gerade ihnen durch dieselben, sei es in Bezug auf die Zeiten, sei es in Ansehung der Mittel, Recht gegeben werde. So sind in unseren Tagen die Zeiten der preußischen Reformen unter Stein und Hardenberg häufig in die Debatte gezogen worden, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Kämpfe der Gegenwart auf politischem wie socialem Gebiete vielfach zurückwurzeln in den Kämpfen jener Zeiten und daß man sich somit vielfach an den bezüglichen Versuchen, an deren Verlauf und Erfolgen Raths erholen kann. Das freilich sollte man bei den Rückschlüssen, die man aus den analogen Entwicklungen der Vergangenheit zieht, stets vollwichtig in Anschlag bringen, daß jene Analogien häufig nur unvollkommen sein können, da diese Zeiten kaum Rücksicht zu nehmen brauchten auf einen Factor, der sich jetzt übermächtig geltend macht: auf den vierten Stand, auf die Arbeiterbevölkerung der großen Städte in ihrem Verhältniß zur Industrie. Die großen Probleme unserer Zeit liegen deshalb wesentlich nach anderer Richtung, nicht mehr in dem Kampf um die politische Mündigkeit, die ernsthaft nicht mehr in Frage kommen darf. Dennoch ist der Kampf mit den sich dagegen erhebenden Strömungen auch heute noch nicht zu Ende; es fehlt nicht an Versuchen thatsächlich zu bevormunden, da man es formell nicht mehr kann.

Wir begrüßen es deshalb als eine werthvolle Gabe, wenn uns in Anlehnung an die Aufzeichnungen eines Mannes, der an jenen Kämpfen hervorragend Theil genommen hat, vielfach genaue Einblicke geboten werden in die Einzelheiten jener Arbeiten zum Aufbau des neuen preußischen Staates.*) Das zum größten

*) Weitere Beiträge und Nachträge zu den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön. (Berlin 1881, bei Leonhard Simion.)

Theil bereits gedruckte Material ist um die Jahre 1807—1810 und 1824 1825 gruppirt und in zwei Aufsätzen verarbeitet: „Ursprung und Wachsthum der Reaction in Preußen" und „Centralisation oder Decentralisation der Verwaltung"; außerdem ist eine sehr lesenswerthe Episode über das erste Auftreten der Cholera in Preußen im Jahre 1831 hinzugefügt.

Für den ersten Aufsatz über Ursprung und Wachsthum der Reaction geht der Verfasser von dem unleugbar richtigen Ausgangspunkt aus, daß fast sämmtliche politische Streitfragen, welche die Gegenwart beherrschen, in dem Kampfe wurzeln, den Stein und die Staatsmänner der Reformpartei mit den Anhängern der alten Zeit begannen. Hieran schließt sich eine sehr bemerkenswerthe und lehrreiche Darstellung der Staatsverwaltung des alten Preußens, wie dieselbe durch die von Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1723 erfolgte Einsetzung des General-Oberfinanz-, Kriegs- und Domänen-Directoriums begründet wurde.

Der Grundgedanke dieser Institution ist nun allerdings der gewesen, daß in der obersten Staatsverwaltung Alles collegialisch abgemacht werden solle, und daß jeder Minister nicht blos für sein Departement, sondern für das Ganze die volle Verantwortlichkeit tragen müßte. Indessen diese Anlage konnte bei der fehlerhaften Weiterentwicklung des Generaldirectoriums nicht lange vorhalten. Die unsägliche Schwerfälligkeit des Apparats, die sich durch die Verquickung realer und territorialer Befugnisse mehr und mehr steigerte, die Abzweigung selbstständiger Provinzialverwaltungen, führten es herbei, daß die Monarchen mittelst anderer Handhaben regierten, daß sich in dem Kabinet eine Zwischeninstanz zwischen der Centralregierungsbehörde und dem Könige einschob, die schließlich den eigentlichen Mittelpunkt der Regierung bildete. Mit diesem Zustande der Dinge ließ sich, als man zu Reformen gezwungen war, nichts Rechtes anfangen. Allerdings hat Stein seine Reformen zunächst angeknüpft an die Grundidee der collegialischen Geschäftsbehandlung im Ministerium, und unser Verfasser hat im Ganzen nicht Unrecht, das zu betonen, aber das Hauptgewicht liegt dabei doch in der Beseitigung der Zwischeneinrichtungen und der dadurch hervorgerufenen unsäglichen Schwerfälligkeit der Regierung. Treffender schildert deshalb Gneist jenen Grundgedanken, indem er hervorhebt, daß der schwerfällige, collegialische Körper der Staatsverwaltung unter veränderten Umständen von dem Freiherrn von Stein sicherlich mit Recht als der eigentliche Grund der Lähmung und geistigen Stagnation des Staates angesehen wurde. Der Auflösung dieses geistlosen actionsunfähigen Körpers galten an erster Stelle die Verwaltungsreformen der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung. Wir finden deshalb die Controverse, welche der Verfasser mit Gneist eröffnet, nicht richtig; es handelt sich eben um eine verschiedene Betonung der hervorgetretenen Uebelstände. Der Verfasser hat sich in Betrachtungen über die Verderblichkeit des nach seiner Ansicht durch Altenstein in Gegensatz zu Steins Absichten hervorgerufenen „Ministerialdespotismus" so vertieft, daß er auf diejenigen Reformen Steins, in denen man die Hauptbedeutung derselben zu finden gewohnt ist, auf die Erweckung und Begründung der Selbstverwaltung überhaupt nicht ausführlicher eingeht. Wir geben dem Verfasser völlig Recht, wenn er den Ursprung der Reaction in dem Auftreten derjenigen Partei findet, die sich unmittelbar nach der Katastrophe Preußens gegen die Reformen Steins in kurzsichtiger und selbstsüchtiger Verblendung erhob, jener Partei, aus deren Mitte nach der Publication des Edicts über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit vom 9. October 1807 laut erklärt wurde: „Lieber noch drei Schlachten von Auerstädt als dieses Gesetz." Das Wachsthum der Reaction ist doch zu einseitig dargestellt worden, indem es vorwiegend in der Constituirung und Einrichtung der obersten Behörden gesucht und darüber das nicht genügend in den Vordergrund gesetzt wird, was wir als den Hauptinhalt der Reactionsbestrebungen bis auf den heutigen Tag anzusehen gewohnt sind: der Kampf der Privilegirten um die Behauptung ihrer Stellung, der Kampf gegen die Anbahnung der Selbstverwaltung, gegen die thätige Theilnahme der Bevölkerung am Leben des Staats.

Was die Darstellung angeht, die der Verfasser auf Grund der bekannten Aufzeichnungen Schöns über den Rücktritt Steins gibt, so wird dabei ein viel zu ausschließliches Gewicht gelegt auf die Machinationen der Reaction und der Einfluß des Drucks außer Acht gelassen, den Napoleon in Folge der in seine Hände gefallenen Briefe Steins ausübte. Wir theilen im Allgemeinen durchaus die von Max Lehmann hervorgehobenen Bedenken über die Glaubwürdigkeit der Aufzeichnungen Schöns. In diesem Falle schließen wir uns ganz und gar der Auffassung Rankes (Hardenberg III S. 106) über die Ursachen des Sturzes von Stein an: „Sehr wahrscheinlich ist, daß eine solche (Reactionspartei) existirte. Unleugbar aber ist es doch, daß die Entlassung Steins die Folge seiner Briefe war, die in Napoleons Hand gerathen waren. Die Erzählung Schöns trägt das Gepräge persönlicher Erinnerungen, die nicht frei von Eigenliebe und Selbstüberschätzung sind und noch weiterer Prüfung bedürfen. Individuelle Ehrlichkeit ist noch nicht objective Wahrheitsliebe."

Von erheblich größerem Interesse ist der zweite Aufsatz, der uns eine bisher nur wenig bekannte und berichtete Episode aus dem Kampf zwischen Centralisation und Decentralisation schildert. Dieser Kampf, der ebenfalls seinen Ausgangspunkt in den Stein-Hardenberg'schen Reformen und dem gegen dieselben versuchten Widerstand findet, ist ja bis auf den heutigen Tag unausgetragen, obwohl sehr erhebliche Fortschritte auf dem Wege der Decentralisation durch die in Folge der neuen Kreisordnung hervorgetretene Entlastung der Staatsbehörden von dem Detail der Verwaltung und dessen theilweise Uebertragung an communale Körperschaften gemacht worden sind. Die Hauptstreitpunkte sind dadurch etwas verschoben worden. In unseren Tagen führte die Frage von der Ausübung staatlicher Aufsicht über Landgemeinden und Standesbeamte durch Organe der Selbstverwaltung zu schweren Conflicten im Staatsministerium. Damals, in den Jahren 1824/25, handelte es sich um den Plan, die Collegienverfassung der Provinzialbehörden zu Gunsten einer straff centralisirten Ministerialherrschaft zu beseitigen. Es darf und soll Schön nicht vergessen sein, daß er von vornherein und zu allen Zeiten als ein entschiedener Vorkämpfer der Decentralisation, der Selbstverwaltung und der Theilnahme der Bevölkerung an den Aufgaben des Staates, als der unermüdlichste Gegner der Reaction aufgetreten ist. Er war es, der in seinen Denkschriften vom Juni und Juli 1817 eine Nationalrepräsentation und Verwaltung der Provinzialangelegenheiten, welche nicht wesentlich zur höchsten Gewalt gehören, durch die Stände sowie eine möglichst freie Gemeindeverwaltung forderte.

Das waren für die damalige Zeit doch allzu hochfliegende Wünsche; wie die Dinge standen, mußte man zufrieden sein, wenn wenigstens nur eine gewisse Selbstständigkeit der Provinzialverwaltungen gerettet wurde. Dagegen erhoben sich damals mehr und mehr die Bestrebungen der Reactionspartei, welche sich durch die decentralisirte Verwaltung der Provinzen sowohl in ihrer Auslegung und Anwendung der Gesetze, wie in der Beseitigung mißliebiger Gesetze behindert fand.

Im Sommer 1824 war man nahe daran zu triumphiren. Da trat durch den Rücktritt des Finanzministers von Klewitz eine Wendung ein, welche der Krisis zum Theil wenigstens eine andere Richtung gab, so daß bei der Provinzialverwaltung im Wesentlichen Alles beim Alten blieb, während auf dem Gebiete der Finanzverwaltung sogar ein erheblicher Fortschritt erzielt wurde. Der Finanzminister hatte im December 1824 seine Entlassung gefordert, weil er sich unter den obwaltenden Ressortverhältnissen, durch welche die Finanzverwaltung in zwei gleichberechtigte Departements — der Generalcontrole für die Ausgaben und dem Finanzministerium für die Einnahmen — zersplittert waren, außer Stande sah, ein Gleichgewicht des Etats herzustellen. Unter diesen Umständen hatte der König Schön sowie einige andere Oberpräsidenten zu Aeußerungen über den Etat pro 1825 sowie über eine allenfallsige Umbildung der Finanzverwaltung aufgefordert.

Darauf hat Schön in einem aus Königsberg vom 22. December 1824 datirten Gutachten geantwortet, indem er zunächst

die Verbindung der Finanzverwaltung mit dem Staatsschuldenwesen und der Schatzverwaltung forderte, eine Maßregel, die dann auch sofort ins Werk gesetzt wurde. Schön verlangte ferner, daß die beabsichtigte neue Einrichtung der Provinzialbehörden, deren Entwürfe schon mitgetheilt waren, nicht stattfinde, weil er von den neueren Einrichtungen eine allmähliche Auflösung der bestehenden Administration befürchtete.

Schön bemerkte endlich, „daß der Finanzminister, wie er vor anderen Ministern des Vertrauens seines Monarchen im vollen Umfange bedürfe, weil er vom Volke nur zu fordern habe und deshalb der Meinung der Billigung seiner Operationen von Seiten des Landesherrn besonders benöthigt sei, daß ebenso auf der anderen Seite das Vertrauen des Volkes zu der Zweckmäßigkeit der Anordnungen des Ministerii überhaupt ihm zur Seite stehen müsse, wenn er das im vollen Umfange leisten solle, was der König mit Recht von diesem Diener erwarte". Diesen Schlußsatz hatte der König, wie Schön hinterbracht war, als Anmaßung betrachtet und in Folge dessen war aus der Ministerschaft nichts geworden.

Von Schöns Bericht an den König hatte Wilhelm von Humboldt Kenntniß erhalten. Als Schön nun im Januar 1825 nach Berlin gekommen war, bat ihn Humboldt um die Mittheilung seines Planes wegen Stellung der oberen Verwaltungsbehörden. Hierbei handelte es sich um den Erlaß einer neuen Instruction über die sehr unbestimmte Stellung der Oberpräsidenten, die das Ministerium im Interesse der Centralisation möglichst herunterdrücken wollte, nachdem der König die Aufrechterhaltung der Regierungspräsidien befohlen hatte. Hierüber haben Schön und Humboldt ihre Gedanken ausgetauscht. Die Denkschrift Schöns, die dem Staatsminister von Altenstein unterbreitet wurde, sowie die Erwiderung Humboldts, beides hoch bemerkenswerthe Schriftstücke, werden in ihrem vollen Umfange hier mitgetheilt.

Schön verlangte eine Scheidung des Ministeriums aus Real-(Conferenz-, Kabinets-)Ministern — nach der bekannten Ressorteintheilung — und Provinzialministern. Jene führen die allgemeine Verwaltung, diese die Verwaltung der Provinzen, und zwar soweit nicht von Abweichung von einer bestehenden oder Aufstellung einer andern Norm die Rede ist, unbeschränkt; nur hat der Provinzialminister die Resultate der Provinzialadministration in bestimmten Zeiträumen dem Realminister einzureichen; er soll deshalb einmal im Jahre in Berlin über seinen Etat und Verwaltungsplan mit den Realministern verhandeln und dieselben vom Könige bestätigen lassen.

Humboldt ist als entschiedener Gegner dieser Eintheilung, die er als eine ganz neue noch nie versuchte bezeichnete, aufgetreten. Er fand sehr richtig die Bedenken heraus, die sich an das jedenfalls unklare Verhältniß zwischen beiden Ministergattungen anschloß, da neben der Coordination doch auch eine gewisse Subordination in Folge der Controlbefugniß der Realminister thatsächlich vorhanden war, wenn man nicht die Realminister ganz von der Verwaltung abschrecken wollte. „Wo steckt denn eigentlich," fragt Humboldt, „der Gegensatz zwischen den allgemeinen und den Provinzialangelegenheiten, denn eigentlich gebe es doch keine Provinzialangelegenheiten, bei der nicht des Staates Ganze in Betracht käme?" Der Staat als Ganzes müsse verwaltet werden, nur so, daß man die Provinzialeigenthümlichkeiten nicht nur nicht verletze, sondern benutze. Humboldt fand die Ausführung des Plans unzweckmäßig und gefährlich; er hält ihn für vorzüglich bedenklich in Preußen, da kein Staat mehr nöthig habe, die ihm geographisch fehlende Einheit durch Einheit des Geistes der Verwaltung zu ersetzen. Schöns Plan hat keinerlei weitere Berücksichtigung auch in der Folgezeit gefunden.

Als man einige vierzig Jahre später an eine größere Selbstständigkeit der Provinzen dachte, begründete man sie auf anderer Basis.

Der dritte Aufsatz unserer Sammlung steht den anderen beiden an allgemeinem politischen Interesse weit nach. Er behandelt eine Episode aus dem ersten Auftreten der Cholera in Preußen im Jahre 1831. Es ist ein Beitrag zur Geschichte der centralisirenden Büreaukratie, die sich den Ausnahmezuständen gegenüber, die durch außerordentliche Verhältnisse hervorgerufen waren, völlig ohnmächtig erwies.

Schön hat in jener Zeit, die der an den Grenzen tobende polnische Aufstand für seine Provinz besonders erschwerte, seine Pflicht als oberster Beamter der Provinz mit vollster Hingebung, mit Einsetzung von Gesundheit und Leben, ohne Menschenfurcht gethan, indem er die von Berlin decretirten verkehrten Absperrungsmaßregeln kurzer Hand suspendirte und ausschließlich nach eigener Verantwortlichkeit handelte. Mit dem ganzen Freimuth eines Beamten der altpreußischen Schule schrieb er damals an den ihm sehr zugethanen Kronprinzen: „Wo so vieler Menschen Leben auf dem Spiele steht, wo der Ruin des Landes unabwendbar ist, wenn die Berliner Cholerainstructionen ausgeführt werden, da glaubte ich mich gegen Gott und meinen König zu versündigen, wenn ich nicht vorträte."

Immanuel Rosenstein.

Martin Greif als Lyriker.

Von den vielen lyrischen Poeten unserer Tage entschuldigen nicht wenige die Mittelmäßigkeit ihrer Leistungen gerne mit dem klagenden Hinweis auf die der Lyrik so völlig entfremdete Zeitepoche. Eine glückliche harmonische Entwicklung des eingeborenen Talentes sei unter so erschwerenden Umständen nicht mehr möglich und von billiger Kritik nicht zu erwarten. Aber die Klage über Vernachlässigung der Lyrik seitens der Zeitgenossen ist keine dem eisernen Jahrhundert eigenthümliche Erscheinung. Auch in der Zeit, die als Blüthenperiode der Poesie angesehen wird, im Jahre 1789 konnte Schiller schreiben: „Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophierendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen, als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen." Die Klage über der Lyrik widrige Zeiten begegnet uns sogar in den Tagen, als selbst die zahllosen Musenalmanache kaum das allgemein erwachte Bedürfniß befriedigen konnten; als Chamisso und Uhland, Platen und Rückert, Herwegh, Freiligrath und Heine neben Lenau, Anastasius Grün, Eichendorff und Zedlitz, Julius Mosen neben Schwab und Mörike sangen. Seit den Stürmen des Jahres 1848 hat sich die allgemeine Theilnahme freilich entschieden von der Lyrik abgewendet, und mancher hervorragendere Dichter hat sich gar nicht oder nur in untergeordneter Weise als Lyriker versucht. Nicht Gleichgültigkeit oder Mangel an Talent hat den einen und andern von der lyrischen Dichtkunst fern gehalten, sondern wohl eher die Erkenntniß der Schwierigkeiten, welche dem Lyriker der Epigonenzeit entgegentreten. Schon Goethe hat kurz vor seinem Lebensende diese erkannt und 1831 in dem Aufsatze „Für junge Dichter" ausgesprochen. „Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich, dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein jeder, welcher sich durch Hören und Lesen auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen. Schwer, vielleicht unmöglich, wird es aber dem jüngern, einzusehen, daß hierdurch im höhern Sinne noch wenig gethan ist." Hatte aber schon das vor dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in der Lyrik Geleistete den Nachfolgenden das Dichten technisch erleichtert, in Wahrheit aber erschwert, so sollte der folgenden Dichtergeneration eine neuere größere Schwierigkeit bereitet werden. Heines Beispiel, das bald allgemeines Vorbild wurde, hat für die Weiterbildung unserer Lyrik höchst

verderblich gewirkt. Nur wer die Grundsätze der Schillerschen Kunstanschauung und Kunstkritik klar erfaßt und festhält, wird durch den blendenden poetischen Schein nicht getäuscht werden über die Heines Dichtungen zu Grunde liegende völlig unpoetische Gesinnung. Aber bei Heine war auch die Manier noch Dichtung; bei seinen Nachahmern ward es nur Manier. Weil sie leicht nachzubilden war, schlossen sich alle unsere Lyriker an Heine an.

Wir mußten diesen literarhistorischen Ueberblick voranschicken, ehe wir uns zur Betrachtung Greifs und einem Urtheile über seine Lyrik wenden. Greifs Eigenthümlichkeit und Verdienst kann nur in dem eben erwähnten Zusammenhange vollkommen erkannt und gewürdigt werden. Daß Greif auch als Lyriker bereits Anerkennung gefunden hat, dafür könnte schon die eine Thatsache sprechen, daß seine Gedichte vor kurzem in neuer Auflage erschienen sind.*) Es möchte aber doch gewagt sein, nur aus der Zahl der Auflagen Schlüsse zu ziehen; vielleicht wäre dann nach dem Geschmacke des Publicums Mirza Schaffy über Goethes west-östlichen Divan zu stellen. Aber die Theilnahme für Greifs Lyrik ist eine tiefere, wenn auch nur langsam sich verbreitende. Es war schon im Jahre 1869, daß die erste Sammlung seiner lyrischen Gedichte erschien, und noch ist sein Lied nicht auf „den lauten Markt" gedrungen; dagegen hat sich in Süddeutschland und Oestreich eine stille Gemeinde um ihn gesammelt, die ihre Bewunderung sogar in eigenen „ästhetischen Betrachtungen" ausgesprochen hat. Außer Carl du Prel hat auch noch Adolph Bayersdorfer in der Schrift „Ein elementarer Lyriker" (Wien 1872) eine Charakteristik des Dichters zu unternehmen gesucht.

Anders als Bayersdorfer die Bezeichnung erklärt, möchten auch wir Martin Greif gerne einen „elementaren Dichter" nennen, wenn wir nämlich die Elemente seiner Dichtung als einfach und natürlich bezeichnen. Wir denken nicht daran, Greif zu einer großen, Epoche machenden Dichtererscheinung emporbauschen zu wollen; das Gebiet, auf dem er als Lyriker sich bewegen kann, ist ein engbegrenztes; aber auf diesem Gebiete haben wir ihn auch als vollendeten Meister anzuerkennen. Der Beifall, den er als Lyriker bereits gefunden hat, darf als ein erfreuliches Zeichen einer beginnenden Geschmacksläuterung angesehen werden, denn mit Greif tritt das Einfache wieder an Stelle des Manierirten. Es läßt sich ja über seine Poesie vielleicht sehr verschieden urtheilen; eines muß allgemein anerkannt werden: er ist originell und hat sich von Heines Einfluß und der Manier seiner Nachahmer frei zu erhalten gewußt. Damit ist aber seine Bedeutung gegenüber der großen Schaar moderner Lyriker gesichert. Die Vorbilder Greifs sind Goethe, Lenau und das Volkslied. Ein sorgfältiges Studium des letzteren läßt überall seine heilsame Wirkung verspüren. An Lenau werden wir, aber ohne daß die eigene dichterische Individualität irgendwie verletzt ist, besonders in den kleinen stimmungsvollen Naturbildern erinnert. „Naturbilder" hat Greif selbst eine Abtheilung seiner Gedichte überschrieben, und ihnen möchten wir den Vorzug vor allen übrigen lyrischen Arbeiten des Dichters geben. Hier dürfen wir Greif geradezu als einen naiven Dichter bezeichnen. Er gibt ohne Empfindungen auszusprechen, ja auch nur anzudeuten, in engem Rahmen Bilder, die bis ins kleinste ausgeführt sind. Aus der Gesammtheit dieser Züge ergibt sich aber von selbst eine echt lyrische Gefühlsstimmung. Es wird nie beschreibende Poesie. See- und Haidelieder werden nach Lenaus Art zu einem kleinen Cyklus verbunden, in dem dann an einer oder andern Stelle der Dichter sein Gefühl ausspricht; dies geschieht aber dann in solcher Knappheit, so schüchtern, als wäre durch den Eindruck des Geschauten dem bewegten Herzen unwillkürlich der Ausdruck des Gefühls abgerungen worden, der wie ein leiser Hauch entgleitet.

In der Schilderung der Naturscenen selbst ist Greif mannichfaltig; die Art sein Gefühl durch die Sache selbst auszudrücken bleibt immer die gleiche, mag er nun in den heimischen Alpen oder in den Abruzzen, an Rhein und Neckar oder am südlichen Meere sich den Eindrücken der Natur hingeben. Auch das Kommen und Gehen von Frühling und Herbst, seit Heinrich von Veldeckens Tagen des Lyrikers stets variirtes Thema, wird in den Naturbildern behandelt. Charakteristisch für Greifs völlig leidenschaftslose Natur ist es, daß er auch in der Natur stets das Ruhende, die Stille wählt, daran seine Empfindungen anzuknüpfen. Er schildert wohl die Natur „Nach dem Gewitter", der Sturm selbst regt ihn nicht an. Er schildert wohl „Am Wasserfall", aber das Meer kennt er nur im Zustande der Ruhe. Einzig der Zustand, welcher zu ruhigem Träumen verleitet, ist der dem friedlichen Gemüthe des Dichters gemäße. Eine harmonische Natur in kindlicher Reinheit und Zartheit zeigt sich überall, wozu der fromm naive Glaube, der sich in manchen Gedichten ausspricht, gar wohl zu passen scheint. Diese einfache aber tiefempfindende Natur des Dichters wirkt auf den Leser um so nachdrücklicher und wohlthuender, als sie stets nur mittelbar aus dem Dargestellten zu uns spricht.

Gerade diese Vorzüge des Dichters bedingen aber auch in ihrem Gefolge Schwächen. In den „Balladen und Romanzen" erscheint Greif zwar oft anziehend und bedeutend, so z. B. in „Kaiser Heinrichs V. Bekehrung" und „Die Glocke von Speyer", dagegen können wir dem Balladenkranze „Das klagende Lied" durchaus nicht das von manchen Seiten gespendete Lob zugestehen; „Ariadne auf Naxos", „Hermann und Flavus" können nicht als gelungen bezeichnet werden. Wo aber das lyrische Element entschieden vorherrscht, weiß Greif aus den einfachsten Motiven ergreifende Gedichte zu gestalten, die freilich nicht im strengen Sinne mehr Balladen und Romanzen genannt werden können. Es ist epische Scenerie, aber doch rein lyrische Stimmung, wenn die „Soldatenbraut" den Abzug, Kampf und Tod des Liebsten im Rauschen des Wassers, dem Rollen des Donners, dem Rufe des Todtenvogels vernimmt. Auch unter den Balladen finden sich mehrere, die durch sein Verschweigen den Dichter als Meister des poetischen Stiles zeigen. Es wird wenige Gedichte geben, die bei gleich lakonischer Kürze und Einfachheit solchen Reichthum von Gedanken und Empfindung im Leser erwecken als das „Stiefmütterchen":

„Es wackeln drei weiße Gänse
Auf einem Feld herum,
Sie wackeln und treten schnatternd
Die grünen Halme um.

Wo ist der Hirtenknabe,
Daß er darauf nicht schaut?
Er bindet am Zaun ein Kränzel
Für seines Vaters Braut."

Die scheinbare Theilnahmlosigkeit des naiven Dichters bringt hier einen Eindruck hervor, den alle Redseligkeit des sentimentalischen nicht zu Stande bringen könnte. Aber auch an Humor fehlt es Greif nicht; wehmüthig theilnehmend erscheint er in der „Werkeluhr" und in dem trefflichen Gedichte „Auf den Tod eines alten Kunstsammlers". Aber auch frisch und lebensmuthig, obgleich nie ohne tiefernste Empfindung, klingt der Humor im „Matrosenlieb". Vernimmt man hier schon eigentlich den vollen Liederton, so ist dagegen der „Morgentrunk", der freilich Lenaus Schule zeigt, eine prächtige stimmungsvolle Ballade.

In den „Liedern" wird vor allem eines auffallen: das fast völlige Fehlen der Erotik. Greif erwähnt wohl einmal „ewige Liebe", beklagt im „Seufzer der Sehnsucht" das „Herzeleid so in der Rosenzeit einsam verkümmern", er ist bereit zum „Preis des Ehestandes", aber von Herzen und Schmerzen weiß er nichts zu reimen. Er verschmäht, was er nicht erlebt und empfunden hat, nach conventioneller Erfindungsmanier darzustellen. Das eine bedeutende Gedicht „Liebesnacht" hat das mittelalterliche, auch von Shakespeare in Romeo und Julia gebrauchte Motiv der Taglieder zur Unterlage, sucht aber diese etwas verwandelte Form mit ernstem tiefsinnigem Gehalte auszufüllen. Die Mehrzahl der „Lieder" steht wie die „Naturbilder" auf dem Boden

*) Gedichte von Martin Greif. Zweite stark vermehrte Auflage. Stuttgart 1881, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

der Natur-Beobachtung und -Schilderung. Doch ist hier das individuelle Gefühl offener ausgesprochen; die in den Naturbildern verschwiegene Beziehung auf das Seelenleben wird hier eigens erwähnt; doch läßt sich nicht immer auch nur dieser Unterschied aufzeigen. Die Lieder aus Spanien gehören zum wenigst Erfreulichen der ganzen Sammlung. Zwar schildert Greif auch hier Selbstgeschautes, aber jene Natur steht ihm fremd gegenüber, er weiß nichts aus ihr poetisch zu gewinnen, während er doch sonst fast in jedem Liede der Natur verständnißinnig gedenkt.

Aber der Dichter, welcher in inniger Verbindung treu liebender Hingabe an die Natur sich vor dem Tagesleben scheu zurückzieht, bethätigt doch in den „Deutschen Gedenkblättern" warmen Antheil an der Wirklichkeit. „Der Königsstuhl zu Rense" ist das beste unter seinen durch die Ereignisse des letzten Krieges hervorgerufenen Gedichten. Hervorragend unter den Gedenkblättern ist die in des Meisters eigener Manier gedichtete Erzählung „Zu Hans Sachsens Ehrentag" (1874). Der wackere Poet hat von St. Peter die Erlaubniß erhalten, einmal wieder die Erde zu besuchen; da kommt er gerade zur Enthüllung seines eigenen Denkmals nach Nürnberg. Die Sprache des Gedichtes wie die ganze Manier ist freilich nicht Hans Sachs selbst, sondern nur dem Goethe'schen Gedichte „Hans Sachs' poetische Sendung" entnommen und nachgeahmt; der Ton, im Ganzen gelungen, ist doch an einigen Stellen verfehlt, so stört besonders gegen den Schluß des Gedichtes der Ausdruck „Geistesheld", welcher hier höchst stillos angebracht erscheint. Unter den „Widmungen" möchten wir die an „eine geliebte Todte" anführen, als ein sprechendes Beispiel für den Einfluß, den Lenau auf Greif ausgeübt hat. Selbstständige Bedeutung haben dagegen die beiden in freien Rhythmen gedichteten Hymnen: „Auf die Durchstechung des Mont Cenis" und „Zur Eröffnung des Kanals von Suez". Nicht nur zeigt sich hier eindringendes und erfolgreiches Studium der großen Goethe'schen Hymnen, auch das hier zu Tage tretende Verhältniß zwischen moderner Wissenschaft und Technik einerseits und der Poesie andererseits muß Theilnahme erregen. Gegenüber den vielen Klagen über unser unpoetisches Zeitalter ist hier ein augenfälliger Beweis geliefert, welch dankbaren Stoff der moderne Lyriker der Gegenwart und ihren materiellen Triumphen abzugewinnen vermag. Auch der „Nachruf an Dr. Karl Schandau bei dessen Feuerbestattung zu Gotha" (1880) zeigt, wie der echte Poet Alles im Lichte der Poesie erblicken kann. Mit feinem Gefühle ist hier, gleichsam um an die Feuerbestattung des Alterthums anzuknüpfen, das antike Maß gewählt:

„Nochmals erglüht ihm der Leib, den der Tod schon eisig gefesselt,
Nochmals flieget ein Roth über die Wangen ihm hin.
So vom Gefühle bestürmt, so sahen wir oft ihn erlodern,
Aber geschlossenen Augs liegt er gefühllos nun da.
Denn es umgeben ihn nur der Bestattung künstliche Flammen,
Scheinbar befeuernd nur tritt röthliche Jugend ihn an."

Wir wiederholen es auch hier, Greif ist kein Dichter ersten Ranges, aber nur ein wahrer Dichter kann in solcher Weise die poetische Seite eines höchst unpoetischen Vorganges herausfinden und dichterisch festhalten. Er zeigt, daß ein bedeutendes Talent überall Stoff für seine Thätigkeit finde. Eben deshalb treffen wir bei ihm wohl tiefen Ernst, traurige Stimmungen, aber keine Spur von Weltschmerz und Pessimismus. In den „Sinngedichten" führt er nicht selten Klage über Mancherlei, ja er behandelt in mehreren Strophen das Thema vom „Verfall unserer Literatur"; aber das Gefühl der dichterischen Kraft, das ihm innewohnt, läßt keine Bitterkeit in ihm aufkommen; es ist gutmüthiger Humor, der wohl spottet, aber im Bewußtsein eigenen Werthes sich ruhig geduldet.

„Wenn unsre Deutschen einen Mann erst loben,
Dann weilt er sicher schon im Himmel oben,
Wo so ein abgeschied'ner klarer Geist
Den Dankeszoll verdrossen von sich weist,
Weil er voll Mängel sieht und Widerstreit,
Was er gestiftet in der Sterblichkeit —
So kann es denn am End' nicht anders sein;
Die Lob ertheilen ernten selbst es ein."

Charakteristisch für Greif, der allem Conventionellen abgewandt nur das einfach Natürliche anstrebt, ist es, daß wir bei ihm das Sonett nicht finden. Wer weiß, wie leicht es bei der gegenwärtig mühelos zu erringenden Formgewandtheit ist, im Sonette platte Gedankenlosigkeit als poetischen Tiefsinn erscheinen zu lassen, der wird schon aus dem Fehlen dieser allgemein gebrauchten und mißbrauchten Form erkennen, daß wir in Greif eine von den gewöhnlichen lyrischen Dichtern verschiedene Erscheinung vor uns haben. Statt des Sonettes sucht er „die alten Formen" der Minnesänger in einer Reihe von Spruchgedichten, an deren Spitze ein Gruß an Walther von der Vogelweide steht, nachzuahmen. Den gereimten Sinngedichten stehen Epigramme in der Form des Distichon gegenüber. Das Vorbild, welches Greif hier gewählt hat, ist nicht zu verkennen; es sind die kleineren Dichtungen Schillers in antiken Maßen, denen er nachzustreben sucht.

Möchte das wahre und große Verdienst Martin Greifs als Lyrikers die allgemeine Anerkennung nicht entbehren. Hat er unsere Lyrik nicht unmittelbar weitergeführt und ihr Gebiet vergrößert, so hat er doch das vielleicht Schwierigere geleistet, er hat eine falsche Bahn verlassen und wieder schlichte ergreifende Gefühlswahrheit und Natur an Stelle der Manier gesetzt.

Max Koch.

Aus der Hauptstadt.

Kunstausstellungen.

Der unverbesserliche alte Spötter Martial jammert in einem seiner boshaften Epigramme über die entsetzliche Menge von Dichterinnen, die das kaiserliche Rom unsicher machen. Käme er heute nach dem kaiserlichen Berlin, so würde er sich wohl über die zahllosen Malerinnen wundern. Denn darüber herrscht kein Zweifel: das Malen ist bei unserem schönen Geschlecht Mode geworden; und bald wird man sich eine normale Berlinerin nur noch mit den bisher vorzugsweise männlichen Attributen von Pinsel und Palette denken können. Es währt wohl auch nicht mehr lange, und die Staffelei wird den „Bringer bitt'rer Sorgen", das traditionelle Klavier, verdrängt haben. Die Frage, welches von beiden das kleinere Uebel ist, mag der Besucher der neuesten Ausstellung in den Räumen der Akademie nach eigenem Ermessen beantworten. Der Berichterstatter, der berufsmäßig den gutmüthigen Optimismus von Voltaires Magister Pangloß und obendrein die naive Resignation seines Freundes Candide besitzen muß, hat auch noch seine ganze Ritterlichkeit aufzubieten, denn ohne Zweifel wollte der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen an seine Galanterie appelliren, da er sonst wohl auf eine Sonderausstellung billig verzichtet hätte. Offen gesagt, ein dringendes Bedürfniß für diese Secession lag nicht vor. Die Künstlerinnen von Talent würden auch in einer von den bösen Männern dominirten Ausstellung durchdringen. Also hat blos der talentfreie Dilettantismus, der sich hier besser vordrängen kann, den einzigen Vortheil davon.

Die Verallgemeinerung paßt oft nicht auf den Einzelfall, aber hier bestätigt die Ausnahme die Regel, daß das Kunstwerk einer Frau je kleiner je besser zu sein pflegt. In erschreckender Weise lehrt diese Ausstellung, daß die Bilder großen Formats, wenn auch leider nicht dem Wollen, so doch dem Können der Malerinnen widerspricht. Ferner: das Hauptfeld der „Künstlerinnen und Kunstfreundinnen" ist die nature morte, das Stillleben. In Blumen-, Frucht- und Stillebenmalerei leisten sie durchgängig Gutes, die Landschaft gelingt ihnen hin und wieder, das Genrebild selten, das Porträt fast nie. Den wenigsten aber von diesen Berufs- und Mußemalerinnen ist ein gewisser feiner Sinn für malerische Wirkung abzusprechen.

Zwei Damen überragen mit ihren Leistungen thurmhoch das sie umgebende Mittelmaß. Baronesse Hermine v. Preuschen und Frau Begas-Parmentier. Die erstere zeigt uns einen Strauß goldgelber Sonnenblumen in irdener Vase von einem Falter umgaukelt. Dann auf grünem Seidenplüsch-Teppich einen großen Kupferkrug mit Schöpflöffel. Eine weibliche Caprice hat dieses seltsame Gefäß mit nicht weniger bizarr zusammengesuchten Blumen, Disteln und Palmzweigen gefüllt, welche in ihrer gesättigten Farbenpracht herausfordernd aber nicht unharmonisch mit dem polirten Goldroth des Kupfers wetteifern. Freilich, ein Schritt weiter, und wir sind beim bloßen effecthascherischen Virtuosenkunststück angelangt, bei der Manier. Mit weniger Kraft malt Frau Begas. Ihre Architekturstücke und Landschaften — namentlich die drei idealen Veduten des Wandschirms — sind von feinster Luft- und Lichtwirkung. Auch die Figuren gelingen ihr trefflich. Die zusammengekauerte Betergestalt am Marienaltar der Markuskirche und die zwei Venetianerinnen, die an der Cisterne des Hofes einen Haufen riesenhafter Melonen ordnen, sind frisch aufgefaßt und lebendig wiedergegeben. Wenn wir noch die schwedischen Landschaften von Frau Johanna Budczies, die poetische Mondscheinlandschaft der Frau Prinzeß Friedrich Karl, die Blumenstücke von Marie Sturm, die Studien von Berta Schrader, die fleißigen Porträts von Rosa Petzel, das gemüthliche bilderreiche Zimmer Fanny Lewalds von Emma Lobedan und die Bilder von Paula Bonte, Helene Büchmann, Anna Ernst, Elise Goebler, Helene Richter und Fräulein Babette Meyer genannt haben, so dürfte wenig Hervorragendes vergessen worden sein. Die vierte Abtheilung ist den Schülerinnen der Zeichenschule des Vereins gewidmet. Hier läßt sich viel tüchtiges Streben constatiren. Wenn wir bedenken, daß so viele junge und alte Mädchen und Frauen hier ein Berufsfeld finden, wenn wir die ganze Richtung mehr als zur Industrie denn zur Kunst gehörig betrachten dürfen, dann entschuldigen wir gerne diese nicht eben nothwendige Ausstellung und wünschen dem Verein eine segensvolle Entwicklung.

Ueber die Ausstellung des russischen Malers Wasili Vereschagin haben wir vor einigen Monaten (in Band XX, Nr. 47) einen ausführlichen Artikel aus Wien gebracht, wo das „Werk" des Künstlers damals viel Sensation erregte. Seitdem hat der reisende Maler sein Glück auch in Paris versucht, doch war der Erfolg dort viel kühler. Wer die neufranzösische Kunst kennt, wird sich hierüber nicht wundern. Vereschagin hat in Paris malen gelernt. Seine Technik ist eine eminent französische. Seine schattenlose Luft- und Lichtmalerei weist auf Courbet und noch mehr auf Manet und die Impressionisten. Die Art des coloristischen Ausdrucks und der Modellirung hat er seinem Lehrer Gérôme abgeguckt. Und leider nicht nur das. Die empfindungsrohe Gräuel- und Schaudermalerei, deren Urheber der treffliche Gérôme ebenfalls ist, haben die Pariser schon mehrmals über sich ergehen lassen müssen. Ich erinnere nur an die blutrünstigen Bilder des genialen Henri Regnault und von Georges Becker (Respha). Und da also die Manier nichts Neues und Erstaunliches bot, so konnten sich die Franzosen nur noch über die fremdartigen Stoffe wundern. Der alles Ideals entkleidete Krieg mußte natürlich dem Monsieur Chauvin nicht sonderlich zusagen, denn wo bleibt bei dieser pessimistischen Auffassung la gloire? Aber Interesse fand sich immerhin für diese größtentheils unbekannten Völkerschaften und das barbarische Morden unter Barbaren. Es war ein succès de curiosité.

In Berlin scheint Vereschagin mehr Glück zu machen. Die mit elektrischem Licht überstrahlten Säle bei Kroll vermögen die herbeiströmenden Zuschauer kaum zu fassen. So viel coloristisches Können ist bei uns nichts Gewöhnliches. Die Künstler und Kunstverständigen zollen uneingeschränktes Lob den Landschaften, Architekturstücken, Porträts und Genrebildern in Vereschagins erster d. h. tendenzloser Manier. Hier ist Alles herrlich individualisirt, charakteristisch, interessant. Die singenden Derwische, die kannegießernden centralasiatischen Politiker, die plastisch heraustretenden Thürhüter, der kirgisische Jäger mit dem gezähmten Geier, der Kosackenposten an der Donau, dann die entzückenden kleinen Landschaften von Delhi und Kaschmir und endlich die meisterhaften Bleistiftzeichnungen asiatischer Charakterköpfe — all diese Bilder, denen überdies ein entschieden culturgeschichtlicher Werth innewohnt, sind mit unglaublicher Bravour und feiner Naturauffassung wiedergegeben.

Die Menge hält sich freilich lieber an die zweiundzwanzig Bilder aus dem türkisch-russischen Kriege, wo für den Jungen aus dem Märchen, der das Gruseln lernen wollte, so trefflich gesorgt wäre. Der Kunstfreund aber geht kopfschüttelnd wie Hamlet durch diese gemalte Welt. Er ist so frei, den direct aus einer Zuckerraffinerie bezogenen Gipfel des Himalaja, die Schädelpyramide — „gewidmet allen Siegern der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft", wie der Katalog renommirt — den eines Panoramas würdigen kunterbunten „Einzug des Prinzen von Wales in Jeypoore" mit seinen „vier lebensgroßen Elephanten" — der Katalog notirt sie gewissenhaft — und den mit freudigem Rosa angestrichenen Hänsern, und vor Allem die drei Bilder von der erfrierenden Schildwache, die eher in die „Fliegenden Blätter" gehörten — ganz einfach geschmacklos zu finden. Andere dieser Tendenzmalereien aus dem russisch-türkischen Kriege verdienen bedingte Anerkennung. Der aschblonde Pope im Ornat, der in Gesellschaft eines gelangweilten Füseliers eine ganze Steppe voll verstümmelter Russen segnet, der Zar Alexander, der sich mit seiner Suite die ringsum wogende Feldschlacht von einem Hügel, wie eine Theatervorstellung, ansieht — da fühlt man Absicht und man ist verstimmt. Einige Nummern sind freilich besser und in ihrer Art vortrefflich, wie z. B. „Nach dem Siege von Schenowa", wo Skobeleff in voller Carrière die Front seiner von Schnee und Leichen umstarrten Truppen mit lautem Dankruf entlang sprengt, oder die tragisch gestimmte Winterlandschaft: „Die Straße von Plewna". Vereschagins Realismus ist eben so sehr von allem Conventionellen losgelöst, daß er vor nichts zurückweicht. Es fehlt aber all diesen Schauerbildern der Adel der Auffassung, die warmherzige Größe, das Dämonische. Der nihilistisch angehauchte Friedensapostel, der Maler im Streit wider den Absolutismus ist zu sehr bloßer Copist, um überzeugend und ergreifend zu wirken. In der Regel wird der Beschauer von all diesen Gräueln nur abgestumpft, womit also das gerade Gegentheil der beabsichtigten Wirkung erzielt wird. Hoffen wir nur, daß diese Verwesungsmalerei bei uns keine Nachahmung finden möge.

Z.

Glossen vom Zeitungsrand.

Das waren wieder einmal Wochen der verdrießlichsten politischen Erregungen — im eigenen Hause wie vor der Thür. Draußen hörten wir das wilde Säbelrasseln Skobeleffs, der mit der Hand am Degenknopf von Hauptstadt zu Hauptstadt zog und für den großen panslavistischen Eroberungskrieg zunächst ein Heer von Zeitungsschreibern mobil gemacht hat. Im eigenen Vaterlande aber erscholl mit all ihren schneidenden Dissonanzen die Schlachtmusik des Parteikampfes, der im Landtage wieder mit der nämlichen ungezügelten Erbitterung ausgebrochen ist, wie zur Zeit der grimmigsten Wahlbewegung. Ich glaube nicht, daß es — in welcher Partei auch immer — verständige Leute gibt, die an diesen erhitzten Tribünenkämpfen eine Freude finden, zumal hier die großen Fragen, um die es sich handelt, in ein Quodlibet von Kleinigkeiten auseinanderfallen und an die Stelle eines erfreulichen Gedankenkampfes ein kleinliches Hänseln und Nörgeln tritt, bei welchem jeder große Gesichtspunkt verloren geht und der Inhalt der Debatten in hundert dürftige Krümel zerbröckelt. Und dazu hüben und drüben die maßlosen Formen des Streites, die an die schlimmsten Excesse der deutschen Gelehrtenpolemik heranreichen. Man kann da nur selten noch an ein Turnier mit ritterlichen Waffen sich erinnert fühlen, aber desto öfter an die von Heinrich Heine besungene Zungenmensur zwischen Rabbi Simon von Navarra und dem Guardian der Franziskaner. Man darf nicht an den Zweikampf zwischen Hektor und Achill denken, sondern höchstens, wenn man denn einmal in das homerische Zeitalter zurückgreifen will, an Glaukus und Diomedes, die dem Entscheidungsspruche der Waffen einen Sturzregen von Schmähungen vorangehen ließen. Und im Chor der Kampfzeugen fehlt auch Thersites nicht, der mit unterbrechenden Zwischenrufen in seinem eigensten Stil das parlamentarische Zankduett noch vergröbert. Schon sind wir soweit gekommen, daß ein Redner der rechten Seite des Hauses mit schadenfreudigem Händereiben und zur größten Belustigung seiner Parteigenossen davon berichtet hat, wie einem Redner der linken Seite außerhalb des Hauses von einem Pöbelhaufen ein thätlicher Angriff zugedacht war. Nun fehlt in der That nur noch, daß derlei Argumente ad hominem im Landtage selbst zur Anwendung kommen. Vielleicht erleben wir's noch. Vielleicht kommt es dann noch so weit, daß die Hauptgegner sich nicht mehr ohne polizeiliche Bedeckung

auf das Rednerpult wagen, daß jedem Abgeordneten ein Reichsschutzmann neben seinen Sitz gestellt wird.

Der einzig spaßhafte Moment in dem peinlichen Bilde ist die heuchlerische Friedensmahnung, welche gerade von den zornigsten Kämpfern immer an den Schluß ihrer Kriegsreden gesetzt wird. Die Bitte um Frieden bedeutet in diesem Zusammenhange kaum Anderes als die Bitte, auf Gegenwehr zu verzichten und über empfangene Herabsetzungen mit einer höflichen Verbeugung zu quittiren. Der Elihu Burritt des Landtags will den Frieden — für die Anderen, um das Kriegsmonopol für sich selbst zu behalten, und am Schlusse seiner erbitterten Anklagereden wirkt daher das Friedensgebet nicht anders, als am Schlusse eines Staatsanwaltplaidoyers der Satz wirken müßte:

„— Und somit beantrage ich, den Angeklagten zum Tode zu verurtheilen: Er lebe hoch!" . . .

Es ist wirklich schade, daß Vereschagin schon abgereist ist. Ein getreues Bild unserer Parlamentssitzungen hätte nur der erfahrene Schlachtenmaler schaffen können.

Sein Abschied von Berlin war übrigens recht seltsam. Bei der Fülle von politischen Aufregungen freilich, welche uns in den letzten Wochen aus den Zeitungsspalten entgegenströmten, ist die kleine harmlose Notiz wenig beachtet worden, die verschämt in der Kunstrubrik auftauchte und doch ihren sehr charakteristischen Inhalt hat: Der Künstler hat krank und müde die Hauptstadt verlassen müssen, weil er sich den gesellschaftlichen Liebenswürdigkeiten, die ihm in Berlin gespendet wurden, nicht mehr gewachsen fühlte. . . . Der arme Maler! Man hat ihn hier thatsächlich in Grund und Boden eingeladen! man hat ihn halb zu Tode verehrt! und während er in dem ahnungslosen Glauben war, daß er nur seine Bilder ausstellte, hat man den Künstler selbst zu einem Ausstellungsobject gemacht, das bei Gaslicht und Klavierbegleitung allabendlich in unsern Salons der gefälligen Besichtigung anheimgegeben wurde. Schließlich blieb dem so schwer bewunderten Manne nichts übrig, als in wilder Flucht das Feld zu räumen, während noch dem Fliehenden die letzten Einladungen über den Kopf hinwegsausten, und nun sucht er mildere Gegenden auf, um in gewohnter Weise die Eindrücke, die er empfangen hat, auf der Leinwand festzuhalten. . . . Vereschagins Werke bedeuten eine Art Selbstbiographie in Kolossalgemälden. Was er in verschiedenen Himmelsstrichen geschaut und beobachtet hat, das farbige Tagebuch seiner Reiseerlebnisse — es ist in riesigen Bildern vor uns aufgerollt. Und so gedenkt der Maler denn auch der Berliner Episode ein künstlerisches Denkmal zu setzen. Es wird, wie ich höre, ein Kriegs- und Schreckensgemälde, das an Entsetzlichkeit alle anderen Bilder des Künstlers übertreffen soll. „Die Belagerung Vereschagins" lautet die Unterschrift. Rechts und links sieht man wilde Schaaren von Verehrern, Kunstkritikern, Schriftstellern und Malern ein Bombardement von Einladungen gegen ihr Opfer eröffnen. Die Frauen und Töchter sind zum Sturmlauf commandirt und der umzingelte Künstler ist soeben damit beschäftigt, sich viertheilen zu lassen, um den Salonverpflichtungen eines einzigen Abends genügen zu können. Im Hintergrunde aber hat er seiner Leichenphantasie die Zügel schießen lassen und in einer düstern Reihe läßt er seine todtgeschlagenen — Abende an uns vorüberziehen . . .

Die Salonflucht des Künstlers erscheint indessen erst in ihrer wahren Bedeutung, wenn man sich aus der Lebensbeschreibung Vereschagins überzeugt, daß er zu den tapfersten und abgehärtetsten Männern unter der Sonne gehört. Er ist mit dem Prinzen von Wales durch die Sonnengluth Indiens gewandert. Er hat die Belagerung von Samarkand mitgemacht und sich mit den Waffen in der Hand durch eine Schaar von aufständischen Atschinesen den Weg gebahnt. Weder Kriegsgefahr noch Wetterunbill konnten ihn wankend machen. Er hat vor den Flammenpfeilen der Tropensonne wie in den Eisgrüften Sibiriens die Ausdauer nicht verloren. Er ist durch die Schneeschluchten Bulgariens gewandert, durch die Engpässe der Schipka geklettert und an manchem Morgen in seinem übelverwahrten Leinwandzelt unter den Klängen eines Frühconcerts erwacht, das sich aus dem Geräusch von knatternden Flintenkugeln und crepirenden Granaten zusammensetzte. Aber er hat in all den Gefahren noch Zeit gefunden, seine Skizzenbücher mit malerischen Documenten zu füllen, die er später als ein Protokoll der menschlichen Barbarei in seinen Gemälden vor uns ausbreitete. Selbst im Pestgeruch der türkischen Lazarethe ist der Künstler nicht zusammengebrochen. Ja er hat sogar eine mehrjährige Freundschaft mit dem General Skobeleff ohne schweren Leibesschaden überstanden. Aber was er außer Stande war, zu ertragen, was seine erprobte Tapferkeit überstieg, war das Verweilen in der Berliner Gesellschaft mit ihrem schonungslosen Celebritätensport. Da genügte es nicht, daß Jedermann die Bilder des Künstlers gesehen haben und über seine Darstellungen des Krieges enthusiastisch entsetzt sein mußte — es entstand zugleich die Modeverpflichtung, einmal mit Vereschagin selbst zusammengetroffen zu sein. Und so hat man schließlich den tapfersten aller Künstler aus der deutschen Reichshauptstadt herausverehrt!

Nun, Vereschagin ist entflohen, aber mit seinen Bildern ist zugleich das Schlagwort geblieben, das ihm ein Dutzend scharfsinniger Kritiker wegen seiner naturalistischen Aufrichtigkeiten beigelegt hat: das Schlagwort „der Emil Zola der Malerei". Ich liebe derlei geistreichthuende Gleichnisse nicht. Sie hinken gewöhnlich auf beiden Füßen. Aber diesmal liegt eine Analogie zum mindesten in der Wirkung, welche sowohl der französische Romanschriftsteller wie der russische Maler auf den Geruchssinn des Publicums hervorrufen. Es ist eine seltsame und bisher wenig beachtete Reflexwirkung, daß manche ästhetischen Schöpfungen ihren Eingang in unsere Phantasie durch die Geruchsnerven finden. Wenn Seydelmann als Mephisto auftrat, so war's dem Publicum, als wenn sich eine infernalische Schwefelluft im ganzen Hause verbreitete. Aus den Waschküchen-Schilderungen im „Assommoir" strömt uns der Seifen- und Laugengeruch, der feuchte widrige Brodem, der aus Waschzobern aufsteigt, nicht blos metaphorisch entgegen — und wenn man vor dem Lazarethbild Vereschagins steht, möchte man auf den Argwohn gerathen, daß er die Farben dieser Verwesungsgemälde vorhin mit etwas Schwefelwasserstoff versetzt hat . . . . Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, Professor Jägers Riech-Theorie auf die Aesthetik zu übertragen, aber die Hospitalbilder Vereschagins sehe ich gleichsam durch die Nase — und ich preise hier mit dankbarem Sinn die Segnungen eines — Schnupfens.

Al Hafi.

Notizen.

Die Prinzessin von Portugal. Novelle von Alfred Meißner. Breslau, Schottländer. Die Brautfahrt des Grafen Albrecht Werdenberg nach Portugal, wo er die Prinzessin Diafanta zum Weibe gewinnt, hat hier Meißner der Chronik des Thomas Lyrer von Rankweil im Vorarlberg nacherzählt. Die Prinzessin mit ihrer ersten Liebe zu dem von den Sarazenen gefangenen und weggeschleppten Arbogast von Wolffegg, wie sie auf ihrer Entdeckungsfahrt nach dem Jugendfreund diesen verstümmelt und entstellt auf dem Oelberg wiederfindet und wie sie nach und nach ihren edlen Begleiter Werdenberg lieb gewinnt, — diese ganze psychologische Entwicklung ist meisterhaft dargestellt und flott erzählt. Das nicht ganz unbedenkliche Wiedersehen auf dem Oelberg und der einfache, erschütternde Bericht Arbogasts ist sehr taktvoll und poetisch behandelt. In Anbetracht des prächtigen Werdenbergers können wir es dieser neuen Heloise nicht sehr verdenken, daß sie ihrem Abälard nicht länger Treue bewahrt.

* * *

Im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig sind soeben zwei vorzügliche den Orient behandelnde Reiseführer erschienen. Während der erste Band: „Aegypten" durch die Darstellung der Nilreise eine Lücke in unserer Touristenliteratur füllte, hilft der zweite Band: „Palästina, Griechenland, Türkei" einem wirklich vorhandenen Mangel ab, denn es fehlte bisher an einem Reisehandbuch in deutscher Sprache, welches Griechenland und die Türkei nebst den nach Athen und Constantinopel führenden Routen in einer den heutigen Ansprüchen genügenden Weise behandelt. Es sind zwei ausgezeichnete literarische Hülfsmittel, welche nur die Hauptsehenswürdigkeiten des Orients vorführen, aber dennoch in dankenswerther Weise über den Rahmen des ursprünglichen Programms hinausgehen. So wurden im zweiten Bande Olympia, Troja, Pergamon und interessante Punkte bei Smyrna mit aufgenommen, wofür nicht nur fachmännische Kreise dem anonymen Verfasser Dank wissen werden. Inhalt und Ausstattung der beiden splendid gedruckten und mit zahlreichen Karten, Plänen, Grundrissen und Textbildern gezierten Bände stempeln diese Publication zu einem Unicum der in- und ausländischen Reiseliteratur.

* * *

„Ein Menschenleben Theater-Erinnerungen" (1845—1880) von Max Kurnik. Berlin 1882, Otto Janke.

Ein eigenartiges Buch liegt vor uns! Es berichtet uns von 35jährigen Theater-Erinnerungen, die aber nicht dem deutschen Theater im Allgemeinen gelten, sondern in ein- und derselben Stadt gesammelt sind. Max Kurnik, der Autor dieses Buches, hat 35 Jahre, von 1845—1880 in Breslau des Amtes eines Theater-Recensenten gewartet; als ein ästhetisch durchbildeter Mann, hatte sein Urtheil sich mit der Zeit in weiten Kreisen Vollklang erworben. Die Breslauer Stadtbühne erfreute sich einst eines großen Rufes. Erste Größen deutscher Schauspielkunst haben von hier aus ihren Flug genommen; hier gefallen zu haben, galt für einen Erfolg, der weithin Geltung hatte. So kommt es, daß die „Erinnerungen" Max Kurnik's über ihre lokale Bedeutung hinaus Interesse verdienen. Es tauchen in diesen Erinnerungen alle Koryphäen-Namen auf, die in der genannten Zeit die deutsche Theaterkunst verherrlichten, es ist von den meisten dramatischen Dichtwerken die Rede, die das Repertoire des deutschen Theaters in derselben Zeitperiode überhaupt gebildet. Und Max Kurnik spricht uns von den Einzelleistungen der hervorragendsten Künstler und Künstlerinnen gestützt auf feste ideale Kunstprincipien, deren gesammtes künstlerisches Vermögen und individuelle Eigenart gleichzeitig kundig beleuchtend; er spricht uns von den Dichtwerken, nicht nur ihre Wirkung auf ein bestimmtes Publicum, sondern ihren literarischen Kunstwerth überhaupt ins Auge fassend. So hat seine Kritik eine allgemein gültige Fassung erhalten, und wir können seine „Erinnerungen" als werthvolle Beiträge zur Geschichte des deutschen Theaters der Jetztzeit bezeichnen. Max Kurnik hat sich mit diesem Buche, das erst nach seinem Tode erschienen, selbst ein Denkmal gesetzt, das ihm ein langes und wohlverdientes anerkennendes Gedächtniß sichern wird.

A. W.

* * *

Memoiren eines Theekessels. Vom Verfasser der „Sommersprossen" (Leipzig, J. A. Barth). Wenn man dem Vorwort glauben darf, so handelt der Verfasser nach der Ansicht, der Schriftsteller solle, wenn er das richtige Ehrgefühl habe, ohne Honorar schreiben. So cavalièrement das gedacht ist, so cavalièrement ist es auch geschrieben, und so cavalièrement muß man es auch lesen; etwa bei einer Tasse Mocca nach einem guten Diner. Das gibt dann die Stimmung, um einige Ansätze zu Humor und die naive Geschicklichkeit zu würdigen, womit der Verfasser über jede sich darbietende starke Gemüthsbewegung mit einer Capriole hinwegsetzt; welche schätzenswerthen Eigenschaften auch glücklich bewirken, daß man am Schluß die Helden der Geschichte in aller Seelenruhe sterben oder scheiden sieht, so grausam der Verfasser auch mit seinen Figuren umgeht. Dem Verleger muß nachgerühmt werden, daß er das ersparte (?) Honorar an der feinen Ausstattung und dem trefflichen Drucke, der die Lektüre sehr erleichtert, doppelt oder dreifach zugesetzt hat.

G. v. S.

* * *

Der Tusker. Roman aus der Zeit des Kaisers Tiberius von Erich Lilsen, mit einem Vorwort von Dr. Rudolf Kleinpaul. (2 Bde., Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Der vorliegende Roman eines neuen, pseudonym auftretenden Verfassers hat es sich zur Aufgabe genommen, das Leben und Wirken des Aelius Sejanus zu schildern, jenes berühmten Günstlings des Tiberius, den die alten Schriftsteller von dem Ehrgeiz beseelt sein lassen, selber Imperator zu werden. Erich Lilsen geht dabei von der Annahme aus, daß Tiberius ursprünglich ein sittenstrenger, milder und gerechter Herrscher gewesen, daß die sämmtlichen bei Sejans Lebzeiten begangenen Frevel des Kaisers einzig und allein dem letzteren zuzurechnen sind und daß Tiberius erst durch die furchtbare Enttäuschung, die er in Beziehung auf seinen Liebling erfahren mußte, zum grausamen Tyrannen, zum verbitterten Menschenhasser geworden ist. Tiberius' einzige Schuld besteht nach Lilsen darin, dem ehrgeizig-schurkischen Sejanus blindlings geglaubt und trotz Abmahnungen seiner besten Freunde das Wohl des Staats ihm anvertraut zu haben. Ob diese Auffassung sich historisch begründen läßt — Adolf Stahr hat es bekanntlich seinerzeit versucht —, das hier zu erörtern ist nicht am Platz; die poetische Berechtigung derselben ist aber in jedem Falle unbestreitbar. Jedenfalls hat der Verfasser uns einen edlen Tiberius, der seinem blinden Vertrauen zum Opfer fällt, wirklich glaubhaft gemacht. Die Fabel ist äußerst spannend erdacht — fast zu reich an sensationellen Begebenheiten —, die historischen Ereignisse sind vortrefflich mit selbsterfundenen vermischt, die einzelnen handelnden Personen sind in Beziehungen zu einander gesetzt und das ganze reichhaltige Material, das in einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt wird, ist sehr gut verwerthet worden. Mit culturhistorischem Beiwerk hält sich der Verfasser nicht auf. Es wird Alles so schlicht, kurz und einfach erzählt, als ob wir uns mitten im neunzehnten Jahrhundert befänden. Der Autor thut gerade so, als sei es gar nichts Außerordentliches, seine Geschichte im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung spielen zu lassen, und als seien alle Leser genau so über das römische Leben unterrichtet, wie er selbst. Er belehrt sie über nichts, er erzählt nur. Und das halten wir durchaus für das Richtige. Der Verfasser geht sogar so weit, für die antiken Bezeichnungen moderne zu wählen, er spricht vom „Kronprinzen" Drusus, von der „kaiserlichen Garde", vom „Minister Sejan". Kleinpaul, der eine geistvolle Vorrede zu dem Roman geschrieben hat, billigt dies durchaus; hier sind wir jedoch anderer Meinung.

Was diesen neuen historischen Roman vortheilhaft unter vielen heraushebt, ist die frische, packende Darstellung, die gewählte Sprache, und der rasche, nie ermüdende, stets aufs Neue interessante Fluß der Darstellung. Das Buch will vor Allem unterhalten, und diese Aufgabe erfüllt es aufs Beste; seine geschichtliche Tendenz steht erst in zweiter Linie.

T—u.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Stück Autokritik.

Hochgeehrter Herr Doctor!

In Ihrer Besprechung meines „Ellernklipp" fragen Sie: Warum heirathet Hilde den Haidereiter, da sie doch „einen Willen hat". Ich könnte hierüber eine neue psychologische Novelle mit philosophisch-didactischem Anstrich schreiben; aber erschrecken Sie nicht. Nur so viel. Ich glaube, daß die Frage, die Sie stellen, durchaus berechtigt ist, und glaube zweitens, daß es Talente gibt, die diesen Fehler, wenn es einer ist, — denn die Berechtigung zur Frage läßt allenfalls auch noch eine Beantwortung zu meinen Gunsten zu — vermieden hätten. Aber das Eine fühl' ich sicher, daß ich, wenn ich den Fehler hätte vermeiden wollen, einen größeren begangen hätte. Jeder bleibt im Bann einer besonderen Beanlagung und Schulung, namentlich wenn er sich die letztere selbst gegeben d. h. also sie ganz und gar auf seine Beanlagung hin eingerichtet hat. Ich war, von meinem 16. Lebensjahre an, Balladenschreiber, habe mich später darauf hin einexercirt und kann deshalb, meiner Natur und Angewöhnung nach, von der Ballade nicht los. Die Ballade liebt Sprünge; ja diese Sprünge sind ihr Gesetz, ihre Lebensbedingung. Sie geht davon aus: Lücken und Unbestimmtheiten, selbst wenn sie sich bis zum Fehler steigern, sind immer noch besser, als Plattheiten und Alltäglichkeiten, die viel mehr als Nacht und Dunkel der Tod der Poesie sind. Dies balladeske Gefühl leitet mich bei allem, was ich schreibe, und ich fühle deutlich, daß ich mich, trotz der Salto mortales, die diese Führung mit sich bringt, doch keiner anderen anvertrauen darf. Aber freilich an dem für die Erzählungsliteratur geltenden Gesetz, das mir sehr wahrscheinlich entgegensteht, wird dadurch nichts geändert . . .

Mit herzlichem Dank und Gruß

Ihr

Berlin, 25. Februar 1882. Theodor Fontane.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschienen:

Romane von Felix Dahn:

Sind Götter? Die Halfred Sigskaldsaga. Ein nordischer Roman aus dem 10. Jahrh. Vierte Auflage. Preis brosch. *M.* 4.50. Eleg. geb. *M.* 5.50.

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. Achte Auflage. 4 Bände. Preis brosch 24 *M.* Eleg. geb. 28 *M.*

Früher erschien:

Odhin's Trost. Nordischer Roman aus dem 11. Jahrh. Vierte Auflage. Preis brosch. *M.* 8. Eleg. geb. *M.* 9.50.

Soeben erschienen:

Zeiten, Völker und Menschen
von
Karl Hillebrand.
Band VI.
Zeitgenossen u. Zeitgenössisches.
8°. VIII u. 400 Seiten. Preis *M* 6,00.
Früher erschienen von derselben Sammlung:
Bd. I. Frankreich und die Franzosen. 3. verm. Auflage.
„ II. Wälsches und Deutsches.
„ III. Aus und über England.
„ IV. Profile.
„ V. Aus dem Jahrhundert der Revolution.
Preis jedes Bandes *M* 6,00.

A. Fitger
Verf. des Trauerspiels „Die Hexe"
Winternächte
Gedichte.
8°. geh. *M* 4,00, in Goldschn. geb. *M* 5,00.
Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Bücher-Ankauf.
Ganze Sammlungen wie einzelne gute Werke bar zu höchsten Preisen.
Meine Lagerkataloge liefere für 30 ₰ franco.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Belletristische Novitäten.

Im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden u. Leipzig** erschienen soeben:

Die Einsame.
Zwei Novellen in einer
von
Hans Hopfen.
Zwei Bände. 8. Preis eleg. geh. *M.* 8.—, fein geb. *M.* 10.—

Ein Kind des Meeres.
Roman
von
Hieronymus Lorm.
Ein Band. 8. Preis eleg. geh. *M.* 4.—, fein geb. *M.* 5.—

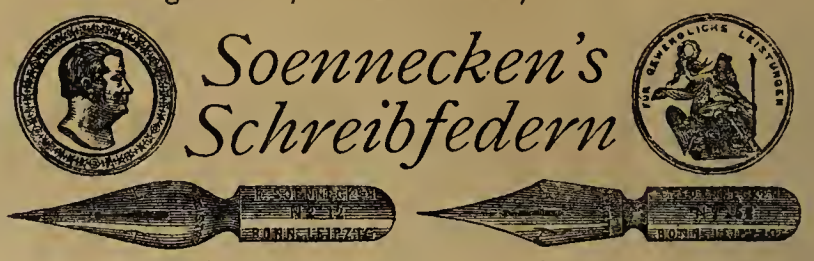
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

!Gelegenheitskauf, Vorrath gering!
Statt 140 *M.* nur 65 *M.*
Pierers gr. Convers.-Lexicon. 6. neueste Auflage 1879. 18 Original-Prachthalbfranzbde. m. viel. Illustr. u. Karten. Jeder Band i. Carton. Garantie f. tadellos neue Exemplare. Antiquar. Cataloge über neueste Erscheingn. b. 1881 a. allen Wissenschaften mit sehr billig. Preisen gratis u. franco.
Leipzig. **S. Glogau & Co.**

Der officielle Ausstellungsbericht, Frankfurt 1881, lautet über:

In jeder Schreibwarenhandlung vorrätig.

Illustrirte Preisliste gratis.



1 Gros M. 1.10 — M. 3.— Systematisch geordnete Auswahlsortimente 30 ₰.

„F. Soennecken hat die fast zum geflügelten Worte gewordene Frage: „welche Feder passt für meine Hand am besten?" in den meisten Fällen „sehr glücklich gelöst."

F. Soennecken's Verlag, **Bonn** und **Leipzig.**

Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Band **16** *enthält: J. F. Cooper, Der Brave, I. mit einer Einleitung von L. Pröscholdt.*

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Wilhelm von Humboldt's
Aesthetische Versuche über Goethe's Hermann und Dorothea.
Vierte Auflage.
Mit einem Vorwort von Hermann Hettner.
gr. 8. geh. Preis 4 *M.*

Soeben erschien im Verlag von Dunker & Humblot in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Russische Wandlungen.
Neue Beiträge zur Russ. Geschichte von
Nikolaus I. zu Alex. III.
— Ein starker Band. Preis 8 Mark. —

Diese neuen Beiträge zur Kenntniss russischer Politik und russischer Zustände, welche namentlich auch das erste Regierungsjahr Alexander's III. kritisch behandeln, werden nicht verfehlen, berechtigtes Aufsehen zu erregen.

Verlag von **Theodor Hofmann** in **Berlin.**

Entwicklungsgeschichte
des
Geistes der Menschheit.
Von
Dr. **Gustav Diercks.**
I. Band: Das Alterthum.
1881. Preis *M* 5.—, elegant gebunden *M* 6.50.
II. Band: Mittelalter und Neuzeit.
1882. Preis *M.* 5.—, elegant gebunden *M* 6.50.

Bücher-Ankauf.
Einzelne gute Bücher, wie kl. u. grössere Sammlungen kauft zu **höchsten Preisen**
Moritz Glogau jr., Exportbuchhandlung,
Hamburg, Graskeller 20.

Soeben erschien:

Heinrich Hofmann,
Singuf.
Rattenfängerlieder von Julius Wolff
für eine Singstimme im Volkston.
Op. 58. Preis *M.* 4.50.
Dieselben einzeln:
Nr. 1. Des Tages will ich denken... *M* 1.—
Nr. 2. Nichts zu holen ..... „ 1.—
Nr. 3. Geküsst ..... „ 1.—
Nr. 4. Je länger je lieber ..... „ 1.—
Nr. 5. Wenn du kein Spielmann wärst „ 1.20
Nr. 6. Giesst voll den Becher ..... „ 1.20
(Text deutsch und englisch.)
C. A. Challier & Co. in **Berlin.**

Hierzu eine Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 11. März 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegen genommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: England und die „sociale Revolution". Von Karl Blind. — Wann concipirte Darwin den Grundgedanken seiner Theorie? Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Der Roman einer Schauspielerin. Von Theophil Zolling. — Zur Ethnographie der Oestreichisch-ungarischen Monarchie. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Diderot und Lessing. Von Erich Schmidt. (Schluß.) — Talleyrand und Ludwig XVIII. Von Georg Winter. — Ein tolles Modell. Von Ludwig Speidel. — Notizen. — Inserate.

England und die „sociale Revolution".

Von Karl Blind.

In ihren Neujahrs-Betrachtungen bemerkte die „Times": „Rußlands Vordrängen nach Außen hin sei gelähmt worden durch den heftigen Stoß, den es bei Ermordung des Zaren erlitten; allen gebildeten Völkern sei damit nahe gelegt, welch gewaltthätige, zerstörende Triebkräfte unter den oberflächlichen Thorheiten des Socialismus schlummern."

Diese Bemerkung der „Times" leidet ihrerseits an Oberflächlichkeit. Jedermann, der die russische Geschichte kennt, weiß, daß seit Jahrhunderten in den Palästen der Selbstherrscher „grimme Nornen" walten; daß, mit Custine zu reden, Rußland „eine durch den Dolch gemäßigte Despotie" darstellt; daß nach dem bekannten Ausdruck „jeder Zar mit seines Vaters Mördern vor und seinen eigenen Mördern hinter sich einherschreitet". Das war in Moskowien so, ehe man daselbst von Socialismus und Nihilismus redete — zu einer Zeit, wo die russischen Autokraten, gleich den Tyrannen Griechenlands, den orientalischen Sultanen oder einigen alt-französischen Königen, sich mit Vorliebe auf einen stumpfsinnigen Janhagel stützten, um der gebildeteren, nach Freiheitsrechten begehrenden Stände desto besser Herr zu werden. „Volksvertheidiger" nennt deshalb Herr Aksakoff die Zaren.

Schein-Socialismus im Sinne eines berechnenden Tyrannenthums hat man in Rußland schon vordem gesehen. Hofleute aber waren es, welche die erhabenen Selbstherrscher in St. Petersburg gelegentlich erdrosselten und erschlugen. Ja, die eigenen Söhne oder Nachfolger des Zaren galten so oft als in die Verschwörung mitverwickelt, daß sich noch in den jüngsten Tagen die Mär von dem als reuiger Einsiedler in Sibirien lebenden Alexander I. bilden konnte. An „gewaltthätigen Triebkräften" fehlte es also schon vor der Zeit der heutigen Bewegungs- und Umsturzparteien nicht, die man nach einer Turgenjeff'schen Romangestalt jetzt irrigerweise unter dem gemeinsamen Namen der „Nihilisten" zusammenwirft.

Man braucht nur einen Blick auf die letzte Nummer der geheimen revolutionären Zeitschrift „Narodnaya Volya" zu werfen, um zu erfahren, daß es in Rußland — wie anderwärts — Radicale, Liberale und Socialisten und zwar in allerhand Abstufungen gibt. Vorläufig einig sind sie jedoch in dem Wunsche nach Zusammenberufung einer verfassunggebenden Versammlung mit wirklichen Hoheitsrechten, um der unverantwortlichen Herrschaft des gottesgnädigen „Samoderschez" ein Ende zu machen. Was mittlerweile, beim Mangel aller Preß- und Versammlungsfreiheit und bei Fortdauer der Tamerlan'schen Regierungsweise, an grausen Thaten von Seiten der um die ersten Menschenrechte Ringenden geschieht, geht bald von dem, bald von jenem Kreise aus und kann gewiß nicht ausschließlich auf Rechnung des Socialismus gesetzt werden. Insofern ging also die „Times" mit jener Neujahrsbetrachtung in ihrer geschichtlichen und politischen Auffassung fehl.

Irrthümer haben die unangenehme Gewohnheit, sich rasch, gleich Don Basilios Darstellungen, ins Ungeheuerliche aufzuschwellen. Wie es scheint, wurde die Bemerkung der „Times": „allen gebildeten Völkern sei nahe gelegt, welch gewaltthätige, zerstörende Triebkräfte unter den oberflächlichen Thorheiten des Socialismus schlummern", in Berichten nach Deutschland hin zu der Prophezeiung aufgebauscht: es stehe in England selbst eine socialistische Revolution — wie der Henker bei Heine — vor der Thür!

Hätte die „Times", in einem Anfall von Griesgrämigkeit über die Fortdauer der irischen Wirren oder über die unter den Pächtern Schottlands und Englands beginnende Bewegung, das Wort von der „bevorstehenden socialistischen Revolution" wirklich in die Welt geschleudert, so schliefe darum wohl kein Engländer schlechter, als zuvor. Die „Times" vertritt die Sache des Gutsherrenthums. Es ließe sich daher nach den üblichen Regeln einer conservativen Kriegskunst schon begreifen, daß sie das rothe Gespenst heraufbeschwöre, um die Reformer zu schrecken. Die „Times" hat dies jedoch nicht gethan; und sie wußte wohl, warum. Solche Schreckmittel ziehen eben in England nicht.

Gewiß sind die wirthschaftlichen Zustände Englands auf grundbesitzender, wie auf gewerblicher oder kapitalistischer Seite derart, daß das Wort „Volkswirthschaft" — welches vernünftiger Weise das Wohlbefinden der das Volk bildenden Massen in sich schließt — in seiner Anwendung auf diese Zustände einigermaßen wie Spott klänge. „Politische Oekonomie" nennt man's deshalb in England; und obwohl die Politik ebenfalls den Staat in seiner Gesammtheit darstellen soll, so läßt der Ausdruck „politische Oekonomie" immerhin etwas mehr Spielraum für Zweideutigkeit, als das tiefer greifende Wort: „Volkswirthschaft".

Nicht in Irland allein, im ganzen Vereinigten Königreich ist die ungeheure Mehrheit — wie schon Cobden bemerkte, der doch vorerst nur den Freihandel an Grund und Boden erstrebte — vom Landbesitze ausgeschlossen, „enterbt". Am ehesten hat sich noch in Irland seit alter Zeit, nach dem Sturz des Sippen-Eigenthums, eine Art Bauernstand thatsächlich erhalten oder gebildet. Das heißt, die zahlreichen Kleinpächter blieben

durch viele Geschlechter hindurch auf derselben Hufe, indem sie sich bei Austreibungsversuchen oft genug mit der Donnerbüchse wehrten. Verhältnißmäßig ist denn auch die Pächterzahl in Irland eine weit größere, als diesseits des St. Georgs-Kanals.

Einigermaßen nähern sich den irischen Zuständen diejenigen in manchen Theilen Schottlands; wenigstens insofern, als auch dort mehr Hübner (crofters) vorhanden sind, als diesseit des Tweed.

Im eigentlichen England dagegen herrscht fast ausschließlich die dreifache Abstufung zwischen Grundherr, Großpächter und armem Heuerling vor, welch letzterer oft nicht einmal mehr als Kottsasse auf des Gutsbesitzers Gemarkung geduldet, sondern drüber hinaus, auf städtisches Gebiet, getrieben wird, damit er dem Grundherrn nicht als steuerbarer Gegenstand bei der Armenpflege zur Last falle.

Diese Zustände sind ohne Zweifel wenig befriedigend. Von den mittelalterlichen Feudal-Einrichtungen sind nur die Härten übrig geblieben; denn von der mit dem Lehnsbesitz einst verbundenen Wehr- und Steuerpflicht hat sich ein hoher englischer Adel schon längst zu befreien gewußt. Unverhältnißmäßig tragen die Städte jetzt zu den Staatssteuern bei. Diese Städte aber wachsen durch den Zufluß der bedrängten Landbevölkerung vielfach so riesig an, daß schon in gesundheitlicher Beziehung unter dem nebeligen Himmelsstrich, und bei der Menge der Haus- und Fabrikschlote, die in England oft im Ernst und Scherz gestellte Frage: „ob das Leben werth sei, gelebt zu werden", zu einer recht dringlichen wird. Neben den Nabobs des Gewerbfleißes ein zahlreiches Proletariat: sind da nicht alle Bedingungen zu jener Umwälzung gegeben, die von der „Internationale" aus derartigen Zuständen geweissagt wurde?

Gleichwohl, und hier kommt nun der sonderbare Widerspruch, ist gerade England dasjenige Land, wo die communistischen Bestrebungen den allermindesten Anhalt finden; wo die „Internationale" nach kurzem, dürftigem Bestand gänzlich einging; wo die weitestgehenden Arbeiter-Vereine sich von den Lehren jener Gesellschaft stets losgesagt haben; wo in Wahrheit es nicht einen einzigen Arbeiterführer von irgend welchem Namen gibt, der den communistischen Lehren huldigt. Dagegen besteht kraft jener Freiheit der Vereinigung, welche ein Palladium der englischen Verfassung bildet, ein ausgebreiteter, mächtiger, an Einfluß und Mitteln hervorragender Arbeiter-Verband, die sog. Gewerks-Vereine (Trades Unions); und neben ihnen eine stattliche Menge verwandter Gesellschaften, deren Bevollmächtigte oft als kleine Parlamente im Staat zusammentreten und ihre Angelegenheiten fördern.

Zur Herbeiführung einer Lösung der Land-Frage haben sich in neuester Zeit auch Feldarbeiter- und Pächter-Vereine gebildet; ferner seit kurzem, unter dem Vorsitz des Naturforschers Wallace, eine „Gesellschaft für Verstaatlichung des Grundeigenthums" (Nationalisation of the Land). Dafür tritt u. A. ein amerikanischer Schriftsteller über Volkswirthschaft, der in den letzten Monaten in Irland weilende, unlängst in London erschienene Herr Henry George, ein. Obwohl mit den Führern der Liga in Verbindung stehend, stimmt er in der Landfrage mit ihnen nicht überein. Herr George hat sich aus geringen Verhältnissen durch eigene Bemühung ehrenvoll zur Bildung heraufgearbeitet. Bei solchem Lebensgange kann man kaum von ihm verlangen, daß sein Wissen ein durchgreifend umfassendes sei. Nach seinem Werke („Fortschritt und Armuth") zu schließen, scheint es ihm unbekannt zu sein, daß schon die chartistische Partei, wenigstens der im Jahre 1851 noch vorhandene Rumpf, die Verstaatlichung des Grundeigenthums mit der erwähnten Bezeichnung („Nationalisation of the Land") als Losung ausgab. Aber weder damals, noch heute, sind die englischen Träger dieses Gedankens Communisten gewesen.

Englands Bodenzustände, das darf man nicht vergessen, sind von denen aller anderen Länder gänzlich verschieden. Man hat es da wesentlich mit einem Adel zu thun, der die Feudalpflichten von sich abgeschüttelt und das Lehen in verhältnißmäßig neuerer Zeit auf eigene Faust an sich gerissen hat. Das Bewußtsein dieses Vorganges lebt in der Nation noch ziemlich stark. Ohne daß man die „Verstaatlichung des Grundeigenthums" für möglich oder praktisch zu halten braucht, begreift sich daher schon die darauf bezügliche Bewegung, welche sich übrigens vorläufig in einem ganz kleinen und einflußlosen Kreise abspielt.

Das gesammte Grundeigenthum zum Staatseigenthum machen zu wollen, so lange die obersten Gewalten im Staat noch die gegenwärtigen sind, trüge auch sicherlich nicht zur Erhaltung der Freiheitsrechte bei. Ein Heer von monarchischen Verwaltungsbeamten, und eine von ihnen abhängige Pächterschaft, bildet doch kaum ein demokratisches Ideal. Der „Verein für Verstaatlichung des Grundeigenthums" und die ihm verwandte „Demokratische Föderation" predigen darum vorerst tauben Ohren. John Stuart Mill, der an und für sich entschieden dem Gedanken huldigte, daß Grund und Boden naturgemäß der Nation als solcher gehöre, sah gleichwohl die Schwierigkeit ein, mit dieser Losung etwas auszurichten. Er trat daher 1871 an die Spitze einer Landreform-Gesellschaft (Land Tenure Reform Association), welche die vorläufig möglichen Verbesserungen erstrebte.

Wer die Verhältnisse in Frankreich, Deutschland und anderen Ländern kennt, wird kaum zweifeln, daß der Ruf nach Verstaatlichung des Grundeigenthums unter dem dortigen Bauernstand, der zwei Drittel der Gesammtbevölkerung ausmacht, nur eine für die Freiheitsparteien verderbliche Wirkung haben könnte. Es hat sich einmal im Laufe der Geschichte ein persönlicher Eigenthumstrieb auch in Bezug auf Grund und Boden unter den Culturvölkern ausgebildet, der nicht leicht ausgerottet werden kann. Auf die Gemarkungszustände unserer germanischen Altvordern, auf das Gemeinde- oder Sippen-Eigenthum, wie es unter keltischen Völkern einst bestand und unter slavischen und indischen zum Theil noch besteht, läßt sich in Mittel- und West-Europa heute nicht gut zurückgreifen. Das Zunächstliegende wird wohl sein, eine richtige Abwägung zwischen Staats-, Gemeinde- und Einzel-Eigenthum herzustellen, um sowohl den großen gesellschaftlichen Interessen, wie den im heutigen Volkscharakter begründeten Trieben gerecht zu werden. So wird einerseits das landwirthschaftliche Kasernenthum, andrerseits die Zersplitterung in lauter feindliche, nur auf Ausraubung des Nachbarn gestellte Gegensätze vermieden.

Es läßt sich in Bezug auf die äußere Form eines Staates viel leichter „reine Tafel" machen, als in jenen Angelegenheiten, die mit den innersten Lebensgewohnheiten eines Volkes eng verflochten sind. Das hat jeder Reformer zu beherzigen, der nicht einfach für den Feind arbeiten will. Gleichviel was das Richtige vom streng logischen Standpunkte der Volkswirthschaft sein mag, man hat mit gegebenen Verhältnissen, mit tief eingewurzelten Anschauungen zu rechnen. Selbst in Irland hat die Liga nicht den Ruf nach Wiederherstellung des Sippen-Eigenthums erhoben, weil sie sich bewußt war, damit keinen Anklang beim Volke zu finden. Dasselbe gilt für Schottland und England.

Was ist es nun aber, das auf diesen Eilanden, trotz adeligem Großgrundbesitz und mannichfachen kapitalistischen Härten, die „sociale Revolution" hintanhält?

Man kann sagen: das Vereinigte Königreich habe für seine bedrängte, überschüssige Bevölkerung einen geregelten Abfluß nach den zahlreichen englischen Ansiedelungen und gewaltigen abhängigen Gebieten hin; dadurch werde große Erleichterung erzielt.

Das trifft jedoch nicht den Punkt. Denn auf dem größten ausländischen Gebiete Englands, in Indien, leben unter einer Gesammtbevölkerung von nahezu 200,000,000 (oder die Vasallen-Staaten mit eingerechnet, 252,000,000) Einwohnern nicht mehr als etwa 115,000 Europäer — wovon blos 76,000 dem englischen, schottischen, irischen und walisischen Volksthum angehören. Die Auswanderung nach Amerika, Süd-Afrika, Australien u. s. w. ist aber im Vereinigten Königreich eine verhältnißmäßig geringere, als die aus Deutschland oder Skandinavien. Bis in die neueste Zeit herein waren auch namentlich die armen Heuerlinge Englands so wenig der Auswanderung zugeneigt, daß sie schon den Umzug in eine andere Grafschaft wie eine bedenkliche Ver-

setzung in wildfremdes Land betrachteten. Zudem war es — von Irland abgesehen — stets mehr der mittlere Stand, vielfach auch die Sprößlingschaft der oberen Stände im eigentlichen England, welche auf Erwerb und Abenteuer ins Ausland gingen. Die Auswanderung ist also kaum eine genügende Erklärung der Haltbarkeit der englischen Zustände.

Oder sind es vielleicht — wie ich habe sagen hören — die thätigen Bibel- und Traktätleins-Gesellschaften, welche das Volk durch den Hinweis auf das Himmelreich in Ruhe und Ordnung halten?

Diese Meinung ist ebenfalls nicht zutreffend. Denn auch sehr fromme Engländer haben sich von jeher nie gescheut, bei allem Gottvertrauen das Pulver trocken zu halten. Cromwells Frömmigkeit hat den Stuart nicht vor seinem Schicksal bewahrt. Gerade aus der Bibel nehmen die Puritaner und nehmen zahlreiche heutige Dissenter ihren Text für recht radicale Lehren zur Verbesserung von Staat und Gesellschaft. Privatim und öffentlich habe ich in diesem Punkte die merkwürdigsten Erfahrungen gemacht. Ich habe Leute, bei denen ich zu Gast war, kurz vor Beginn des Frühstücks plötzlich von den Stühlen fallen und, mit mir zugewendetem Rücken, so jählings auf den Boden niederknien sehen, daß ich das erste Mal, wo dies geschah, schon im Begriff stand, den Unglücklichen rasch zu Hülfe zu springen. Indessen erkannte ich noch rechtzeitig, was dieses jammervollen Sturzes, der in Gebetmurmeln auslief, wahre Bedeutung sei. Nachher unterhielten wir uns ganz tapfer über große Freiheitsfragen, und diese Gläubigen redeten dann Dinge, über welche sämmtliche Staatsanwälte eines mir nicht unbekannten Landes in loyalen Aufruhr gerathen wären.

Vergesse man übrigens nicht, daß es in England etwa anderthalb bis zwei Millionen Menschen gibt, die theils grundsätzlich, theils aus Gleichgültigkeit nicht zur Taufe gebracht wurden. Vergesse man nicht, daß zwei, gerade aus dem Arbeiter- und kleinen Mittelstand zusammengesetzte, über das ganze Land hin ausgebreitete Freidenker-Verbände bestehen, die über eine Reihe Volksblätter gebieten, in welchen dieselbe unzweideutige Sprache geredet wird, wie in dem leider verloren gegangenen Buche: „De Tribus Impostoribus“.

Auswanderung und Religion helfen uns also nichts zur Lösung der oben gestellten Frage. Wir müssen uns nach anderen Gründen umsehen.

Nun, England ist eben ein sonderbares Land, wo selbst die conservativsten Anhänger des Königthums es für rathsam — nein, sagen wir richtiger: für menschenwürdig — erachten, nur Monarchisten unter mildernden Umständen zu sein; nicht Monarchisten nach Art derjenigen, welche es thatsächlich bewirkten, daß zuerst Strafford und dann der König selbst zum Schaffot ging. England ist ein Land, wo zwischen Krone und Volk — wenn es erlaubt ist, Schiller anzuführen — „das große Blatt“, das seine Könige zu Bürgern, zu Fürsten seine Bürger macht, eine Tyrannenwehre bildet, und wo ein Minister übel aukäme, der hinter der Krone Deckung suchen wollte. Nicht blos weil der erste Welfe auf englischem Thron kein Englisch verstand, setzt das Königthum in England eine ministerielle Maske auf. Nein, mit der Erinnerung an das Haupt Karls I. und an den eilig geschnürten Reisebündel Jakobs II., unterläßt es die Zurschautragung abenteuerlicher Ansprüche auf Alleinberechtigung, welche allgemeinen Abscheu hervorrufen würden. Ein Erlaß im Sinne Karls I. brächte sofort ganz England in Bewegung, und die Krone führe wahrlich schlecht dabei.

Auch die gesellschaftlich gedrücktesten Schichten des englischen Volkes sind sich ihrer bürgerlichen Rechte, ihrer Freiheiten für Schrift und Wort, für Vereinigung und Zusammenschaarung zum Zweck der Darlegung ihrer Beschwerden so bewußt, daß sie schon deshalb auf gewaltsame Ausbrüche, bei denen doch auch sie selbst Opfer bringen müßten, gern verzichten. In England würde sich das Gefühl des letzten Straßenkehrers, der nicht einmal das Stimmrecht besitzt, empören, wollte etwa ein Minister (und die Minister nennen sich selbst in diesem Lande, nach einer alten, aber sinnlos gewordenen Formel, „Diener der Krone“) den Volksvertretern auf den Leib rücken, sie vilipendiren (verzeihe der Leser gütigst den entsetzlichen, das schlimmste französelnde Zeitungsdeutsch überbietenden Ausdruck, denn ich schreibe sonst ein viel hausbackeneres Deutsch!), und ihnen dann vielleicht höhnisch zurufen: „Nicht wahr, Herr So und So, wir bekommen doch das Budget von Ihnen bewilligt?“

Wo sollte ein englischer Minister die Stirn dazu hernehmen?

Ließe sich Einer derlei beifallen, so wären die Unterhausmitglieder wohl rasch auf den Beinen, um ihm leiblich entgegenzurücken und die versuchte körperliche Verdunkelung des Volkswillens zurückzutreiben. Der letzte arme Teufel in England stände dabei für die Landesvertreter ein. Auf dem Antlitz des rußigsten Schornsteinfegers bräche die Zornesröthe durch, wenn ein Fürst oder Minister dem Parlament gegenüber die Dinge gewissermaßen auf die Spitze des Schwertes stellen wollte. Doch wo denken wir hin?

England steht ja nicht mehr am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, und seine Staatsmänner halten es nicht für klug oder recht, das Königthum wieder aufs Eis zu führen. In die ganze Masse der Nation ist die Ueberzeugung gedrungen, daß durch die Presse, durch unablässige Bewegung auf Volksversammlungen, durch nimmer rastende Vorbringung von Anträgen im Parlament, wo sich die vom Parlament abhängigen Minister eines gebührenden achtungsvollen Tones gegenüber den Landesvertretern befleißigen, allmählich sehr Vieles erzielt werden kann. Dies Bewußtsein gibt den englischen Zuständen eine merkwürdige Festigkeit, selbst zu einer Zeit, wo in dem ligistisch und pfäffisch durchwühlten Irland der größte Theil der an und für sich so geringen, im europäischen Reichstheil befindlichen Truppenmacht Englands festgehalten ist.

An regelmäßigem Heer besitzt England, wenn man seine Soldaten von europäischer Geburt allein rechnet, nur 199,000 Mann. Davon stehen 65,000 in Indien. Eine andere größere Anzahl ist über die verschiedenen Ansiedelungen vertheilt. Die Viermillionen-Stadt London, die Großstädte Manchester, Birmingham, Liverpool u. s. w. mit ihren gewaltigen Reichthümern haben einen verhältnißmäßig geringen Polizeischutz. Die Truppenbesatzung aber ist in diesen Städten eine verschwindend kleine. Niemand verlangt nach mehr — nicht der Lord, nicht der reichste Kaufmann, gegen den manch ausländisches Fürstlein arm erscheint. Und doch halten die Dinge!

Nicht wahr, diese Art, sich der socialen Revolution zu erwehren, ist so „echt englisch“?

Wann concipirte Darwin den Grundgedanken seiner Theorie?

Von Otto Zacharias.

Daß Charles Darwins epochemachendes Werk über den Ursprung der Arten, welches jetzt in die Sprachen aller Culturnationen übertragen ist, zum ersten Male im Jahre 1859 aufgelegt wurde, ist jedem Gebildeten bekannt. Man weiß auch, daß dieses Buch unsere Begriffe vom Werden und Vergehen organischer Wesen von Grund aus geläutert hat, und daß unter dem Einflusse desselben die Zoologie, die Lehre von der Thierwelt, zur Biologie, zur Wissenschaft von den Lebenserscheinungen, erweitert wurde. Man pflegt hiernach das Jahr 1859 als das Geburtsjahr der Theorie vom Kampfe ums Dasein und des Princips vom Ueberleben des Passendsten anzusehen und die Reform der organischen Naturwissenschaften von da ab zu datiren.

Dieses Datum ist insofern auch richtig gewählt, als man für die Chronologie wissenschaftlicher Ereignisse allgemein anerkannte und weithin sichtbare Marksteine nöthig hat, um ältere Epochen von den neueren zu unterscheiden. Aber nur

diese äußerliche Bedeutung darf man jenem Jahresdatum beimessen. Denn, wie nachgewiesen werden kann, hat Darwin lange vor dem Jahre 1859 Zweifel an der Constanz der Arten laut werden lassen, und mit dem Auftreten des ersten dieser Zweifel ist offenbar auch der erste Keim zur Entwickelung der epochemachenden Gedanken gegeben gewesen, die zur gegenwärtigen Stunde in allen Zweigen der Wissenschaft ihren anregenden und belebenden Einfluß ausüben. Neue Ansichten und Principien werden vom Geiste nicht a priori erfaßt; dieselben sind vielmehr stets das Ergebniß einer inductiven Thätigkeit des Verstandes, zu deren Ausübung, außer den unumgänglichen Erfahrungsthatsachen, auch die Naturanlage gehört, zwischen den scheinbar entlegensten Dingen Beziehungen aufzufinden. Diese Anlage besitzt nun Charles Darwin in hohem Grade und sie macht sich schon in seinen frühesten Arbeiten bemerklich. Wenn man nun weiß, daß der bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stehende englische Arzt und Dichter Erasmus Darwin der Großvater des jetzt lebenden Forschers gleichen Namens war, so wird man wohl einen eclatanten Fall von Vererbung mit Ueberspringung der dazwischen liegenden Generation, also einen sogenannten Atavismus constatiren müssen, der hier sich vorwiegend auf geistige Eigenthümlichkeiten erstreckt. Wir finden schon in den didactischen Gedichten des Dr. Erasmus Darwin alle Hauptpunkte, welche der Enkel nachmals in seiner berühmten Theorie durch eine Fülle von thatsächlichem Material begründet hat, bereits klar angedeutet. Dr. Ernst Krause hat die Belegstellen hierzu aus Dr. Darwins, des Großvaters, Werken sorgfältig gesammelt und in einem lesenswerthen Essay veröffentlicht.*) Wie beim Enkel Charles, so ist auch beim Großvater Erasmus der Grundgedanke aller speciellen Ausführungen der, daß „Nature rises on the wings of Time", daß die Natur sich auf den Flügeln der Zeit erhebe, womit der Dichter die philosophische Ansicht zum Ausdruck bringen will, daß sich im Laufe langer Zeiträume aus unvollkommenen Lebewesen vollkommenere entwickeln. Hiermit war noch 15 Jahre vor dem Erscheinen von Lamarcks Physiologie zoologique der Begriff der Entwickelung, des allmählichen Werdens, zum Unterschiede von dem völlig dunkeln Begriff einer Schöpfung der verschiedenen Thier- und Pflanzenarten, in die Wissenschaft eingeführt. Das Lehrgedicht, in welchem Dr. Erasmus Darwin die darauf bezüglichen Ansichten vortrug, führte den Titel: Zoonomia, or the law of organic life. Es erschien in Buchform zu London in den Jahren 1794—1798.**)

Wenn nun auch Charles Darwin dieses Hauptwerk seines Großvaters schon in frühem Alter kennen gelernt und studirt haben mag, so scheint es doch kaum so, als ob dasselbe einen nachhaltigen und bestimmenden Einfluß auf seine Studien geübt hätte. Es bleibt sogar sehr zweifelhaft, ob Darwin jemals eine Theorie über die Entstehung der Arten aufgestellt und formulirt haben würde, wenn er nicht in dem Zeitraume von 1831—1836 eine wissenschaftliche Weltreise an Bord des englischen Kanonenbootes „Beagle" unter Kapitän Fitzroy zu seiner praktischen Ausbildung unternommen hätte. Darwin hat ein Tagebuch über diese große Reise veröffentlicht und durch dasselbe sind wir in den Stand gesetzt, interessante Einblicke in die geistige Entwickelung des damals erst zweiundzwanzigjährigen jungen Gelehrten zu thun.***) Niemals, meint Darwin nachträglich, trat ein Naturforscher schlechter vorbereitet eine Entdeckungsreise an. Er behauptet, damals nichts von Anatomie gewußt und nie ein systematisches zoologisches Werk gelesen zu haben. Er hatte, wie er erzählt, auch nie zuvor ein Mikroskop berührt und sich mit Geologie erst vor etwa sechs Monaten bekannt gemacht. Mit diesen etwas lückenhaften Kenntnissen trat Darwin seine Weltreise an, aber er studirte und arbeitete unterwegs mit aller Kraft, und nach seiner Rückkehr schrieb er das bereits erwähnte Tagebuch nieder, aus dem kein Mensch zu entnehmen im Stande sein würde, daß der Verfasser desselben in irgend einem Zweige der Naturwissenschaft nicht zu Hause sei.

Für uns hat dieses Tagebuch ein hervorragendes Interesse dadurch, daß es uns ermöglicht, die Spuren aufzufinden, welche Darwin zur Conception des Grundgedankens seiner berühmten Theorie geleitet haben. Diese Spuren sind unzweifelhaft vorhanden. Beim Anblicke des reichen Naturlebens in südlicher gelegenen Welttheilen überzeugte sich Darwin bald, daß es neben den bekannten und charakteristischen Vertretern in allen Thiergattungen auch solche gebe, deren Merkmale sich weniger scharf umschreiben lassen und die deshalb von den Fachmännern, denen das Geschäft der Klassification obliegt, als sogenannte „schlechte Arten" bezeichnet werden. Gelegentlich seines Aufenthaltes in Patagonien (1832) lernte Darwin ein sehr merkwürdiges Beispiel einer solchen „schlechten" Art kennen. Es war dies ein kleiner Vogel — Tinochorus rumicivorus. Wie aus der in dem Tagebuche enthaltenen Notiz hervorgeht, bietet dieser Vogel für die Klassification ein Problem dar. Darwin sagt, daß, wenn man ihn bestimmen wollte, er seines für vegetabilische Nahrung passenden Magens, seines gewölbten Schnabels, seiner fleischigen Nasenmündungen und seiner kurzen Beine wegen, zu den Wachteln gezählt werden müsse. Aber sobald der Vogel fliege, ändere man seine Ansicht. Dann erinnerten die langen, spitzen Flügel, die unregelmäßige Flugweise und ein beim Erheben von der Erde hörbar werdender Klageton, eher an die Schnepfe als an einen hühnerartigen Vogel. In der Gestalt seiner Flügel und des Schwanzes nähere er sich auch den Strandläufern.

Dieser Vogel müßte also, jenachdem man ihn von dem oder von jenem Gesichtspunkte aus betrachtet, bald zu den Hühnern, bald zu den Strandläufern gezählt werden. Darwin entging diese Doppelnatur des Tinochorus nicht, aber eine Erklärung für den Ursprung dieser merkwürdigen Organisation, die er später in dem Einfluß der physikalischen Lebensbedingungen fand, stand ihm 1832 noch nicht zu Gebote. Er meinte damals, daß diese Vögel gleichsam dazu da wären, uns „den großen Plan der Schöpfung" zu enthüllen. Es gibt Naturforscher, welche noch heutzutage dieser Ansicht huldigen. Aber wird durch dieselbe irgend etwas erklärt? Nein. Man umschreibt damit nur die Thatsache, daß wir im Stande sind, die Thierarten nach ihrer äußeren Aehnlichkeit zu klassificiren. Worauf aber die Aehnlichkeit, die sich von den Gattungen bis zu den Arten, Unterarten und Varietäten hinab erstreckt, beruht — das bleibt völlig dunkel.

Darwin scheint erst im Jahre 1836, wo er sich eine Zeit lang in Australien aufhielt, zu tieferem Nachdenken über den Grund der Aehnlichkeit, die oft zwischen räumlich weit von einander getrennten Species hervortritt, geführt worden zu sein. Beim Anblick des Känguruhs, des Schnabelthieres und der fremdartigen Pflanzenwelt Australiens fiel ihm der Unterschied, der zwischen diesen Lebensformen und den Geschöpfen anderer Erdtheile besteht, so grell auf, daß er in sein Tagebuch schrieb, er könne sich einen Skeptiker vorstellen, der angesichts der australischen Flora und Fauna ausrufen würde: „Hier müssen zwei verschiedene Schöpfer geschaffen haben, aber ihr Zweck war derselbe und war sicherlich in jedem Falle vollständig."

„Während ich so dachte" — heißt es in dem Tagebuch weiter — „bemerkte ich die kegelförmige Grube des Ameisenlöwen. Zuerst fiel eine Fliege an dem verrätherischen Rande herunter und verschwand augenblicklich; dann kam eine große Ameise; ihr Kampf war heftig und die kleinen Sandstrahlen, die (nach Kirby) mit dem Schwanze geworfen werden, wurden gegen sie gerichtet. Aber die Ameise war glücklicher als die Fliege und entrann den verderblichen Kiefern, die am Grunde des kegelförmigen Loches auf sie lauerten. Es ist kein Zweifel, daß diese räuberische Larve zu derselben Gattung wie die europäische gehört, obgleich sie eine verschiedene Art bildet. Was sagt nun der Skeptiker hierzu? Würden zwei Werkmeister einen so schönen, einfachen und doch so künstlichen Mechanismus

*) Kosmos, Jahrgang II. Heft 2. 1879.

**) Deutsch von Hofrath D. Brandis, Hannover 1795—1799.

***) Ch. Darwins naturwissenschaftl. Reisen, deutsch von Dr. Dieffenbach, 1844.

erdacht haben? Es ist unmöglich: Eine Hand hat das Weltall geschaffen."

Darwin hat sich bei Abfassung dieser Notiz der bildlichen Schreibweise bedient. Aber sehen wir nicht, daß das Bild von der einen Hand, die das Weltall geschaffen hat, nur eine Hülle für den später klar bei ihm hervortretenden Gedanken ist: daß die verschiedenen Arten einer Gattung, auch wenn sie die entferntesten Theile der Welt bewohnen, doch ursprünglich nur einer Quelle entsprungen sind, da sie von dem nämlichen Erzeuger herrühren? Nach dieser Lehre ist weder die europäische noch die australische Art des Ameisenlöwen für sich geschaffen worden, sondern beide stammen von einer gemeinsamen Urform ab.

Wie Darwin im Obigen die Annahme des Skeptikers von zwei verschiedenen Werkmeistern verwirft und die Nothwendigkeit betont, das ganze Universum als das Werk einer einzigen schaffenden Hand aufzufassen, so bricht sich bei ihm in den nächstfolgenden Jahren die noch großartigere Ansicht Bahn, daß eine fortwährende Anpassung der Geschöpfe an ihre Lebensbedingungen stattfindet und daß hierdurch ihre Verschiedenheit ebenso vollständig erklärt werde, wie durch die gemeinsame Abstammung von einer Urform ihre Aehnlichkeit. Es ist also nicht jede organische Species für sich und unabhängig von allen andern geschaffen worden, sondern „der Schöpfer hat den Keim alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder einer einzigen Urform eingehaucht", aus der (respective aus denen) sich in gesetzmäßiger Weise im Laufe langer Zeiträume die wundervollsten Organismen entwickeln. An die Stelle der mehr oder weniger mythologischen Schöpfungstheorien ist hiermit das „Entwickelungsprincip" getreten und die Naturgeschichte zu einer wirklichen Geschichte der Natur umgewandelt worden.

Vor nicht zu langer Zeit habe ich an Charles Darwin selbst die Frage gerichtet und ihn gebeten mir zu sagen: wann er aufgehört habe an die Beständigkeit der Arten zu glauben, respective: wann er von der Gültigkeit des Evolutionsprincips überzeugt worden sei. Darauf hat er mir mit seiner gewohnten Freundlichkeit Folgendes geantwortet:

„Als ich am Bord des „Beagle" war, glaubte ich noch an die Permanenz der Arten, aber soviel ich mich erinnern kann, gingen mir schon damals gelegentliche Zweifel durch den Kopf. Nach meiner Rückkehr in die Heimat (im Herbst 1836) bereitete ich sogleich mein Tagebuch für die Herausgabe vor und dabei gewahrte ich, wie viele Thatsachen auf den gemeinsamen Ursprung der Arten hinwiesen. In Folge dessen legte ich mir im Juli 1837 ein Notizenbuch an, in welches ich Alles, was sich auf diese Frage bezog, eintrug. Aber ich denke doch, daß es noch 2—3 Jahre gedauert hat, ehe ich mich vollständig davon überzeugte, daß die Arten veränderlich seien."*)

Diese Eröffnung aus authentischer Quelle wird gewiß für alle diejenigen, welche sich für die Geschichte der Entwickelungstheorie interessiren, von speciellem Interesse sein.

*) „Dear Sir!

When I was on board the Beagle I believed in the permanence of species, but as far as I can remember, vague doubts occassionally flitted across my mind. On my return home in the autumn of 1836, I immediately began to prepare my journal for publication and then saw how many facts indicated the common descent of species, so that in Juli 1837 I opened a note book to record any facts which might bear on the question. But I did not become convinced that species were mutable until, I think, two or three years elapsed."

Literatur und Kunst.

Der Roman einer Schauspielerin.

Edmond de Goncourt, einer der talentvollsten Propheten des französischen Naturalismus, ist bei uns so gut wie unbekannt. Sein neuester Roman: „La Faustin" (Paris, G. Charpentier) dürfte meines Wissens sein erstes ins Deutsche übersetztes Werk sein. Es ist in der „Neuen Freien Presse" sogar noch vor der französischen Buchausgabe erschienen, freilich in wesentlich gemilderter Form. Denn Goncourt ist ein echter, vor keinen Crudités zurückschreckender Zolaist, und er war es schon — vor Zola. Letzterer, der seinen Stammbaum von Balzac und Flaubert abzuleiten liebt, nennt Goncourt gerne seinen Schüler und Jünger. Er könnte ihn dreist Lehrer und Führer heißen. Ohne „Soeur Philomène" (1861), ohne „Renée Mauperin" (1864), ohne „Germinie Lacerteux" (1865) und ohne seine übrigen im Vereine mit seinem 1870 verstorbenen Bruder Jules geschriebenen Romane wären wir schwerlich mit dem viel späteren „Assommoir" und mit „Nana" beglückt worden. Der neue Roman ist der dritte seit seines Bruders Tod von ihm allein verfaßte. „La Fille Elisa" war die Geschichte einer Straßendirne; in „Les Frères Zemganno" setzte er seiner Bruderliebe ein rührendes Denkmal; „La Faustin" ist der Roman einer tragischen Heldin, mag man sich unter ihr die Rachel, die jung verstorbene Desclée oder die unvermeidliche Sarah Bernhardt denken, von denen allen sie einige Züge entlehnt hat.

Wenn wir dem Verfasser glauben dürfen, so ist Juliette Faustin eine Tragödin von Genie. Vom Odéon, dem zweiten Pariser Théâtre français, als Antheilhaberin (Sociétaire) in das „Haus Molières", die erste Bühne von Frankreich, übergetreten, bereitet sie eben ihr Debüt in Racines „Phädra" vor. Sie hat ihre liebe Noth damit. Die hysterische Heldin des großen Tragikers „liegt" ihr nicht. Aber sie faßt sich ein Herz und beginnt allen Ernstes ihre Rolle zu studiren. Zuerst schaut sie, wie Julius Hammer es vorschreibt, um sich und in sich. Sie wendet sich vor Allem aus Leben. Vegetirt da mitten im winterlichen Paris ein vom reinsten Romanticismus ausgeheckter alter Grieche, der sein von Vögeln durchschwirrtes Stübchen nur im Hochsommer verläßt und blos von Raky, Ziros und hymettischem Honig lebt. Die Faustin besucht ihn, um sich Raths zu erholen. Athanassiadis langt seinen hochverehrten Euripides vom Bücherbrett herunter, und bald wogt in der göttlichen Sprache Homers der melodische Silbenfall durch das enge Gemach. Der Alte erklärt und übersetzt seiner Zuhörerin einzelne Stellen. „Ihr Racine, Madame, hat das nicht verstanden ... Ihr Racine, Madame, hat dies falsch wiedergegeben..." Und er macht ihr gleichsam den historischen Sinn der Tragödie begreiflich. Aber die Faustin studirt ihre Rolle auch vor dem Spiegel und martert stundenlang ihr Organ, bis es alle Intonationen wiedergibt. Ein anscheinend ganz unbedeutendes Ereigniß versetzt sie noch vor Beginn der Proben in die größte Aufregung. Sie findet nämlich in ihrer Ankleideloge zufällig ein englisches Zeitungsfragment. Sie versteht diese Sprache, denn sie hat sie einst in Schottland gelernt, „inmitten von Küssen, die ihr den Mund schlossen, sobald sie etwas schlecht aussprach". Das war vor vier Jahren, als sie mit dem Lord William in einem weltvergessenen Schlosse glückliche Tage verlebte, die das Veto des Vaters grausam störte. William verreiste nach Indien; ihre Briefe an ihn wurden von einem treuen Diener seines Herrn, des alten Lords, unterschlagen; die Verlassene, die unterdessen in Paris Carrière machte und Ruhm erntete, hörte nichts mehr von ihm, den sie noch immer liebte, obgleich die Nothwendigkeit, der luxuriöse Geschmack des Publicums, ihr einen Geliebten, den Börsianer Blancheron, aufgenöthigt hatte. Und jetzt, eben durch den Fetzen einer englischen Zeitung, vernahm sie zum erstenmal wieder von ihm. Aber wenig Tröstliches, denn er soll auf einer Tigerjagd des Vicekönigs verwundet worden sein. „Von diesem Tage an sah ihre Phantasie den Geliebten nur noch umgeben von einem romantischen Nimbus." Dadurch kommt etwas Leidenschaft in ihre Rolle, ja ihre Aufregung steigert sich in so bedenklicher Weise, daß sie nur mit Mühe der Umarmung eines Fechtmeisters entgeht, dessen Keckheit sie herausgefordert hat. Auch diese Wallung paßt zur Grundstimmung der Phädra ...

„Ce n'est plus une ardeur dans mes veines cachée;
C'est Vénus tout entière à sa proie attachée".

Aber das genügt, wie es scheint, noch Alles nicht. Zwar erntet die Faustin bei ihrem ersten Auftreten viel Applaus; doch es ist kein hinreißender, grandioser Erfolg, der selbst ihre Gegner zur Bewunderung zwingen muß. Das wird ihr bald darauf verständlich, als sie ihrem alten Freund und Gönner, dem verarmten Theaterhabitué Marquis de Fontebise, einen Besuch erstattet, um seine ungeschminkte Meinung zu vernehmen. Der originelle Alte zankt sie weidlich aus und gibt ihr folgenden Rath: „Es fehlt Dir noch immer die epische Gluth der großen Leidenschaften . . . am Ende ist sie ja wohl verlöscht und todt . . Heutzutage ist Alles so bürgerlich! . . . Das führt ein ganz eheliches Leben mit einem Quidam . . . O die Schauspielerinnen meiner Zeit! . . . Das Leben ihres Herzens war reicher an Zwischenfällen . . . Bei Dir fühlt man nicht einmal das Feuer am Pulverfaß . . . Kleine, willst Du einen Rath? Finde schnell einen widerspänstigen Geliebten, der Dich prügelt . . . und den Du liebst . . . So wirst Du vielleicht noch die Phädra spielen lernen."

Der Zufall erleichtert Juliettes Folgsamkeit. Sir William Rayne, jetzt (nach seines Vaters Ableben) Lord Annandale, steht plötzlich vor ihr. Der Augenblick des Wiedersehens ist nicht schicklich. Juliette nimmt eben ein Bad. Aber sie gießt den Inhalt eines Flacons ins Wasser, in dessen bald milchweißer Färbung ihr Körper unsichtbar wird . . . Noch am selben Abend spielt sie die Phädra zum zweiten Male. Das maßgebende „Ganz-Paris", durch die heftigen Discussionen, welche die Première hervorrief, in Aufregung versetzt, hat sich vollzählig eingefunden, und Anhänger und Gegner sind wie Appellationsrichter erschienen, um endgültig zu entscheiden, ob die Faustin eine empfindende Künstlerin oder nur eine Virtuosin sei. Aber Juliette spielt für einen Einzigen im ganzen Hause, blos für ihren William, und diese sehnsüchtig schmachtende Liebesraserei verleiht ihr so wahre, so ergreifende, so hinreißende Accente, daß der Erfolg sich zu einem Triumphe steigert. Doch nur Williams Beifall und Liebesdank ist ihr willkommen . . . Am folgenden Morgen erhält sie von Blancheron einen Brief. Er verzeiht ihr ihre Untreue und benachrichtigt sie, daß er, wenn sie diesen Brief erhalten, unter den Rädern eines Eisenbahnzuges verendet sein werde.

Die Faustin ist frei. Ihr neuer Geliebter kauft ein Palais, das er im Geschmack des englischen Highlife einrichten läßt. Ihr Zusammenleben ist ein glückliches, und William wäre sogar bereit, es durch den Priester legalisiren zu lassen. Aber die Faustin ist zu stolz, um ihre zweifelhafte Vergangenheit in die Ehe herüberzunehmen. Sie setzt ihre Triumphe auf den weltbedeutenden Brettern fort, obwohl sie nach und nach, besonders als sie des Geliebten leise Abneigung merkt, von einem wachsenden Ekel davor ergriffen wird. Eines schönen Tages überrascht sie den Lord mit der Neuigkeit, daß sie dem Director ihre Demission gegeben habe. William empfindet bei dieser Nachricht mehr Schrecken als Freude. Nicht der Processe wegen, die dieser Contractbruch hervorrufen muß. Er wird die Sache einem Anwalt übergeben und die Conventionalstrafe — 100,000 Francs — ganz einfach bezahlen. Aber er fürchtet die Größe des Opfers, die Uebermacht der Theaterpassion über die Liebe.

Das Pärchen zieht sich auf ein Schloß am Bodensee — Isemburg (?) bei Lindau — zurück. Dort verlebt es glückliche Tage, aber noch immer weigert sich Juliette, seine Hand anzunehmen. Langeweile, Spleen, unangenehme Gäste verderben den Aufenthalt. Am Ende erwacht die Sehnsucht nach Frankreich, nach Paris, nach dem Theater. Im Schlafe erhebt sich Juliette und recitirt die Alexandriner, die einst aus ihrem Munde ganz Paris entflammt. Mit jedem Tage steigt ihre Sehnsucht; da wird William plötzlich krank, todtkrank. Sie hält treu an seinem Lager Wacht, allein ihr Geist ist in der Rue Richelieu. Ein Arzt constatirt an dem sterbenden einen hochinteressanten „Fall". Die medicinischen Lehrbücher reden von einer eigenthümlichen Agonie, welche nur, nach Tronchins Erzählung, in den Memoiren der d'Epinay erwähnt, aber noch nie wissenschaftlich beobachtet worden. Es ist der lachende Tod, die sardonische Agonie. Und richtig! im letzten Todeskrampfe verzerrt sich Williams Mund zu einem seltsamen, nervösen, unbeschreiblichen Lachen.

„Die Faustin blieb allein mit dem Geliebten in seinem Sterbezimmer, und eine unsägliche Furcht bemächtigte sich ihrer. Sie wollte das Fenster dem Nachtwinde öffnen, der manchmal das Zimmer noch schreckenvoller machte, doch sie wagte es nicht. Sie wollte die Bedienten rufen, die sie im Nebengemache schlafen sah, allein der Entschluß fehlte ihr. Nicht im Stande, vor dem Antlitz des Verröchelnden, wo der Tod lachte, zu entfliehen, bedeckte sie ihre Hand mit beiden Augen. — Die Stunden der Nacht vergingen und wurden immer schwärzer, stiller und voll vom drohenden Nahen der Mitternacht. Die Furcht hielt sie, die da am Bette des Sterbenden wachte, an demselben Platze festgebannt. Sie bedeckte die Augen, weil sie ihn nicht anzusehen wagte. Nach einer langen, sehr langen Zeit nahm sie sich endlich ein Herz und blinzelte zwischen den leise geöffneten Fingern nach ihm, blickte noch einmal hin und fühlte inmitten ihrer wilden Neugier, wie ihre Furcht und wie auch ein wenig ihre Trauer verschwand. Dann fehlte ihr plötzlich die Kraft, um ihre Augen von dem seltsamen Todeskampfe abzuwenden. Und ihre Hände verließen das Gesicht und fielen auf die Knie, indessen sie unbeweglich und wider Willen nach ihm starrte. Und während sie ihn anblickte, geschah etwas Seltsames. Wie sich im Saal eines Spitals ein ansteckender Zug von nervösen Krisen unter den Kranken verbreitet, so fingen Mund und Lippen der Tragödin unwillkürlich an, alle Bewegungen von Williams Mund und Lippen nachzuahmen und das ergreifende und schauerliche Lachen in den Zügen des Verathmenden zu wiederholen. Denn das war nicht mehr das unbestimmte und fragwürdige Lächeln des Anfangs. Diesmal war es eine Lache, die gleichzeitig mit dem Röcheln im Halse kam und ging und auf eine entsetzlich ironische Art die violett angelaufenen Lippen verzerrte — ein schauerlicher Lachkrampf in den letzten Zuckungen eines menschlichen Antlitzes, ein zum satanischen Schreckbild gewordenes Lachen, kurz, das Erstaunlichste, was eine dramatische Künstlerin sehen konnte. Und dies Schauspiel unterdrückte auf einen Augenblick in ihr die Geliebte und machte mit Gewalt der Komödiantin Platz. Und langsam ging die Faustin von der nervösen Nachahmung unbewußt zur studirten Imitation über, so wie man für eine Rolle eine effectvolle Theater-Agonie vorbereitet; und bald suchte sie, ob das Lachen, das sie auf den Lippen des Geliebten sah, das nämliche sei, das sie mit ihrem eigenen Munde hervorbrachte, und dabei wendete sie sich um und befragte den Spiegel hinter ihr. Indessen sie sich ganz dieser schauspielerischen Arbeit hingab, wurde sie plötzlich durch ein starkes Klingeln aufgeschreckt, das vom Krankenbette kam, und sie sah, vom Spiegel abgewandt, die Augen des Sterbenden, dem das Bewußtsein, wie durch ein Wunder, zurückgekehrt war.

Die beiden Lakaien waren eingetreten.

„Turn out that woman!" rief der Lord mit einer Stimme, aus der die ganze Unerbittlichkeit der angelsächsischen Rasse klang. „Werft dies Weib hinaus!"

Die Faustin bedeckte die Hand ihres Geliebten mit Küssen. Er stieß sie zurück und sagte: „Sie sind nur eine Komödiantin — keiner Liebe fähig."

Dann vergrub er, um zu sterben, sein Haupt in die Kissen der anderen Seite und rief noch ein zweites Mal über ihre Schulter hinweg und noch gebieterischer:

„Turn out that woman!"

Mit dieser frappanten, aber paradoxen Anekdote klingt der Roman ziemlich schlußlos aus. Goncourt beweist auch da, daß sich, was ein echter Naturalist ist, den Henker um eine zusammenhängende, logische, interessante oder gar spannende Handlung kümmert. Es ist eine psychologische Studie. Nur um die Faustin und ihren Kampf zwischen Kunst und Liebe handelt es sich. Vor ihr verschwinden alle Nebenfiguren, Episoden, Schilderungen in wesenlosem Scheine. Ihr komödiantenhafter Drang und ihre gleich stark entwickelte Sinnlichkeit sind meisterhaft wiedergegeben. Es ist ein feiner Zug, daß die Faustin bei aller Leidenschaft für ihre Kunst doch immer kokett bleibt. Sie studirt die philosophische, psychologische, physiologische, historische und sogar die philologische Seite ihrer Rolle, aber als man ihr ein streng griechisches Gewand bringt, da ruft sie aus: „Ich pfeife darauf,

ob ich historisch angezogen bin; wenn ich nur hübsch aussehe." Ein andermal sitzt sie an der Tafel und unterhält sich aufs Angenehmste mit ihrem Nachbarn zur Rechten, dessen melodische Stimme sie ungemein wohlthuend berührt. Da bemerkt sie, daß der Mann die Gräten seines Fisches neben seinen Teller aufs Tischtuch legt. „Diese Entdeckung zauberte ihr auf das Gesicht das Schmollen eines kleinen Mädchens, das man mit einer leeren Bonbonsdüte überrascht. Sie antwortete nur noch einsilbig und zog die liebenswürdigen Linien ihres Körpers von dem jungen Mann mit den Gräten ab, indem sie sich mit kleinen Wendungen, kaum bemerkbaren Annäherungen und einer geschickt ausgeführten halben Drehung der Stirne dem Nachbarn zur Linken zuwendete." Zu dieser feinen Individualisirung gehört auch der Brief über Schloß Isemburg und Umgebung. „Hier ist Alles sehr hübsch," schreibt Juliette an ihre Schwester. „Es gibt da rings um unsere Wohnung ein Wasser ... Wie soll ich Dir das klar machen? ... Nun, ein Wasser, wie das Wasser eines Waschbeckens, worin ein Stück Seife schwimmt, und die Häuser sind fast gänzlich eingehüllt von mächtigen Pflanzen, die bis auf die Dächer klettern. Die Namen dieser Pflanzen kann ich Dir natürlich nicht sagen. Aber Du großer Gott, welche Gemüse! Die Erbsen haben auf ihren Schoten lange Haare, wie Dein Geliebter Carsonac in seinen Ohren. Und welche Früchte! Denke Dir Birnen, die so grün sind wie bei uns der gemeine Lauch. Was nun die Menschen betrifft, so sind sie alle Diebe, und zwar so verstohlen, daß man Alles einschließt und unter Schloß, Riegel und — Siegel bringt. Ja, man versichert mir sogar, daß hier die Hausfrau in höchsteigener Person der Köchin die Fingerspitze voll Salz verabfolge." Das Bild ist arg carikirt, und die ehrenwerthen Bürger von Lindau werden sich mit den Graubündnern trösten müssen, die der junge Schiller ähnlich verleumdet hat. Vielliebende Leute jedoch, die sich einer genauen Bekanntschaft der Französinnen rühmen, versichern, daß die Pariserin auf Reisen nicht anders fühlt und denkt und schreibt. Am Strande von Ostende, unter den blühenden Orangenbäumen von San Remo, in den majestätischen Römertempeln Italiens — allüberall führt „la grande donneuse de plaisirs", wie Goncourt die Pariserin nennt, ihre Stadt am Saum ihrer Schleppe mit sich. Die Neue Oper ist ihr lieber als das Colosseum, die Boulevards dünken ihr schöner als die Mergellina, und für das Bois de Boulogne gäbe sie die ganze Schweiz und Schottland obendrein. Es ist kein Chauvinismus, der nur das Vaterländische liebenswerth findet, sondern die Ueberzeugung, daß sie nur in der Atmosphäre von Paris ihr eigenstes Element gefunden hat. So behaupten wenigstens die Kenner der Pariserin, welche auch dagegen protestiren, daß Goncourt sich anmaßt, nicht die Geschichte einer Schauspielerin geschrieben zu haben, sondern die Psychologie und Physiologie der Schauspielerin überhaupt. Cosi fan tutte, scheint der Verfasser auf jeder Seite zu sagen. Sein ganzer Roman ist gleichsam gespickt mit allgemeinen und zum Theil wunderbar feinen und frappanten Betrachtungen über die dramatischen Künstlerinnen im Allgemeinen. Wenn nun aber der Faustin eine typische Bedeutung beigelegt werden soll, dann schütteln die obengenannten Wissenden bedenklich das Haupt. Sie versichern uns, daß die scenische Emphase, welche manche Schauspielerin aus Gewohnheit oder aus Koketterie ins gewöhnliche Leben herübernehmen, im Wirbelwinde der Leidenschaft spurlos verschwindet. Der Affect tödtet die Affectation. Die Liebe äußert sich nicht der Berufsart gemäß, sondern je nach dem Temperament. Die Schauspielerin, sagen jene gelehrten Herrschaften, und ich möchte mich aus Respect vor ihrer Sach- und Fachkenntniß ihrem Urtheil anschließen, die Schauspielerin liebt gerade so wie jede andere Frau.

Edmond de Goncourt ist verschiedener Meinung. Für ihn hat La Faustin — wie schon der generalisirende Artikel sagt — eine fast symbolische Bedeutung. Sie ist die dramatische Künstlerin par excellence, bei welcher das Handwerk das Herz immer überwuchert. Seine Theorie ist gar nicht ohne Absichten. Er möchte die Schauspieler naturalistisch schulen, und er zeigt es an seiner Heldin, wie man das anfangen muß. Der Bühnenkünstler soll, gleich dem Romancier, die menschliche Natur in anima vili studiren, am eigenen Körper experimentiren, die geheimsten Regungen in Freud und Leid analysiren. Das Alles thut die Faustin. Sie liebt nur, um besser spielen zu können, und wenn in ihrem Kampfe mit der Liebe die Kunst unterliegt, so ist es nicht für lange. Ihr Leben ist ein Sichselbstbelauschen. Sie ist ihr eigener Photograph und Phonograph. Ja, der Verfasser verlangt Aehnliches auch sogar von — der Leserin. Man höre nur die Vorrede!

„Ich will einen Roman schreiben," heißt es dort, „der einfach eine psychologische und physiologische Studie des jungen Mädchens sein soll, das im Treibhaus einer Großstadt aufwächst und erzogen wird. Es muß ein ganz aus menschlichen Documenten (documents humains) zusammengesetzter Roman werden. Im Begriffe, mich an die Arbeit zu setzen, finde ich aber, daß die von Männern geschriebenen Bücher über Frauen der — weiblichen Mitarbeiterschaft ermangeln. Ich wäre glücklich diese Collaboration zu erlangen, aber nicht von einer einzigen Frau, sondern von vielen. Ja, ich möchte meinen Roman der Hülfe und dem Vertrauen meiner Leserinnen verdanken. Abenteuer brauche ich selbstredend nicht; aber die ersten Eindrücke kleiner und ganz kleiner Mädchen, Einzelheiten über das gleichzeitige Erwachen der Intelligenz und der Koketterie, Bekenntnisse über die Empfindungen nach der ersten Beichte, Geständnisse über die Verführungskünste der Musik, vertrauliche Mittheilungen über die Gedanken eines jungen Mädchens, das zum erstenmal in die Welt geht, Analysen von Empfindungen der unbewußten Liebe, Enthüllungen über feine Wallungen und raffinirte Schamhaftigkeiten, kurz, die ganze unbekannte Welt der heiligsten weiblichen Empfindungen, welche die Ehemänner und sogar die Galane ihr Lebenlang nie kennen lernen ... das ist's, was ich verlange. Ich wende mich an meine Leserinnen aus aller Herren Länder und bitte sie, in jenen leeren Stunden der Muße, wo die Vergangenheit in ihnen gegenwärtig wird, in Freud' und Leid etwas von ihren sich erinnernden Gedanken auf ein Blatt Papier zu werfen, und es dann anonym an die Adresse meines Verlegers zu senden."

Wir brauchen den Romancier um diese weibliche Collaboration nicht zu beneiden. Er wird da viel unbrauchbares Material von hysterischen und anderen Damen erhalten und den gröbsten Mystificationen sich aussetzen. Das beste menschliche Document liefert die Phantasie, die Intuition des Dichters, wovon die Naturalisten — „l'ignoble imagination" — freilich nichts wissen wollen. Und doch ist Goncourt nicht nur ein Photograph. Ein Stück Poet und Philosoph steckt in ihm. Sein Roman ist reich an geistvollen Bemerkungen z. B. über die Pariserin als Liebende und Geliebte, über die Leidenschaft der Theaterleute für die freie Natur, über die Vergegenständlichung des dichterischen Gebildes vermittelst Leib und Stimme. Anderes ist wieder allzu paradox, so die Abhandlung über die Liebe bei den Engländern, „bei denen der Puritanismus das schöne Duo von Romeo und Julie gestört hat". Der Natur gegenüber wird Goncourt sehr kleinlaut. Die Meereslandschaft bei Sturm, womit der Roman anhebt, ist matt. Nicht anders verhält es sich mit den Skizzen vom Bodensee und einigen mehr auf die Seen der inneren Schweiz passenden Genrebildern. Die Schilderungen sind überhaupt nur dort eingehender, wo das Innere von Wohnungen beschrieben wird. Juliettes Garderobeloge, ihr Badezimmer aus Porzellan, das englisch eingerichtete Hotel — da sticht überall aus den fachmännischen Ausdrücken die Liebe und Bewunderung des Kenners und Sammlers der vorrevolutionären Kunst hervor. Manche Kapitel scheinen wie aus dem Katalog seiner Galerie „La maison d'un artiste" herübergenommen.

Die Fehler und Flecken des Romans sind bedeutend und an allen trägt Zolas naturalistische Theorie die Schuld. Zuerst die planlose, zerrissene, fadendünne Handlung. Dann die Breite gewisser Episoden. Drei Viertheile des Buches bestehen aus bloßem Beiwerk ohne Causalnexus und concentrirtes Interesse. Man beginnt sich für eine Figur, die ohne Zweifel zu einer bedeutenden Rolle berufen ist, zu erwärmen, aber sie verschwindet im Nu und auf Nimmerwiedersehen. So die prächtige Theatermutter, die Guénegand, dann Bonne ame, die leicht-

sinnige Schwester der Faustin, und vor Allen der erzpraktische Coulissier Blancheron. Von diesem energischen Manne durfte man billig erwarten, daß er die Faustin, die sich an einen Anderen hängt, entweder gleichgültig fahren läßt oder sie ihrem neuen Geliebten mit dem Degen in der Hand streitig macht. Nichts von alledem. Er schreibt ihr einen sentimentalen Brief, der von dem berühmten Quartaner Karlchen Mießnick geschrieben sein könnte, und tödtet sich aus bloßem Liebesgram. Warum ferner diese langen und herzlich uninteressanten, oft sogar abstoßend gemeinen Gespräche von allerhand gleichgültigen Menschen, wobei die Conversation oft in lauter Fragmente zerfasert. Da ist eben der Rohstoff noch nicht verarbeitet, sondern wahllos aus dem Notizbuch hereingetragen. Manches davon ist recht hübsch, wie z. B. die Liebe des jungen Mädchens zu einer Eidechse, aber man hat das Gefühl, daß es recht weit hergeholt und nun zufällig nicht an die rechte Stelle gerathen ist. Welchen Jean Paul'schen Zettelkasten wird der Verfasser aber erst in seinem nächsten Roman auskramen, wenn seine „weibliche Collaboration" Wirklichkeit werden sollte?! . . .

Der Stil gefällt mir nicht immer. Er hat nicht die grobmaterielle Präcision Zolas, sondern ist feiner, dafür auch manierirt und affectirt. Auch für Goncourt, wie für Zola und Daudet, gehört das ewige Imparfait zu den unveräußerlichen Menschenrechten der Naturalisten. Viele seiner Perioden sind ungeheuerlich, convulsivisch verzerrt. In den Beschreibungen kommt man aus den „spirales laiteuses", den „blancheurs amiteuses" und Aehnlichen gar nicht mehr heraus.

Am meisten ist zu beklagen, daß Goncourt seinen Roman durch geradezu unfläthige Motive und Details endgültig verunstaltet hat. Die ganze naturalistische Rohheit macht sich in den Gesprächen der Damen unter sich und der Herren im Rauchzimmer breit. Da fallen Bemerkungen, welche Goncourt offenbar dem Leben entnommen, aber die des Notirens im Buche der menschlichen Documente nicht werth waren. Kaffeehauswitze, Zoten aus der Kneipe, Anekdoten von dorther, „wo die letzten Häuser stehen" — Alles ohne pikanten Reiz, aber voll unsäglichem Cynismus, mit wenig Witz und viel Behagen dargelegt. Einen moralischen Selbstmord beging aber der Verfasser, indem er, aus dem sanften, träumerischen Lord William noch hart vor dessen Sterben einen widernatürlichen Roué machte. Dazu nöthigte ihn nichts. Es ist nur das tiefgefühlte Bedürfniß der Zolaisten, durch obscöne Details ihre langen Schilderungen annehmbar zu machen. Hier hat man das Recht, gesittet Pfui! zu sagen.

Es gibt einen Holzschnitt von Dürer oder Holbein, worauf ein herrlicher Apoll abgebildet ist, der, die Leier in der Rechten hoch haltend, in einem Sumpfe versinkt, indeß die Sonne am Horizonte aufsteigt. Die Naturalisten und ihre Erzeugnisse erinnern mich an jenes Bild. Sie zeigen uns, wie die Poesie im Schmutze versinkt . . . aber die aufgehende Sonne sehen wir nicht.

Theophil Zolling.

Zur Ethnographie der Oestreichisch-ungarischen Monarchie.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Ein „Deutscher aus dem Reich", wenn er nicht viele Jahre lang in den verschiedenen Ländern und unter den verschiedenen Völkerschaften Oestreich-Ungarns — die kleineren „historisch-politischen" Individualitäten mitinbegriffen — gereist ist, wie ich es gethan habe, kann sich nur schwer einen Begriff machen von diesem Durcheinander von Sprachen, Sitten, Rassen und Religionen, welche nicht in verschiedene Länder abgetheilt, sondern bunt zwischen einander gewürfelt sind, oder wie der technische Ausdruck der preußischen Agrargesetzgebung lautet, der hier analog anwendbar sein dürfte, „im Gemenge mit einander liegen".

In Deutschland haben wir im Reichstag zwar auch unzweifelhaft Nicht-Deutsche: vor Allem die Polen, die in den drei östlichen Reichen Europas, welchen sie zugetheilt worden, unentwegt festhalten an ihrer Nationalität, die eine an Ereignissen, Unglück und Verhängniß reiche Geschichte und eine klassische Literatur hat. Dann haben wir einige Mitglieder aus Lothringen, welche mehr französisch als deutsch sind, aber in der Regel nicht kommen; sowie einige Mitglieder aus dem Elsaß, welche wohl auch lieber für französisch angesehen werden möchten, wenn nicht ihr alemannischer Dialekt im Wege stünde, welcher nicht nur, wenn sie Deutsch, sondern auch, wenn sie Französisch sprechen, mit unzweifelhafter Deutlichkeit durchklingt. Endlich haben wir auch einen Dänen. Das war bisher Herr Krüger-Bestoft; er sprach nur über den Artikel V des Friedens von 1866. Dieser Artikel V ist nun aber schon vor längerer Zeit durch ein freundschaftliches Abkommen zwischen Deutschland und Oestreich aufgehoben worden; und Herr Krüger selbst ist kürzlich gestorben. Worüber nun sein Nachfolger, welcher ohne Zweifel ebenfalls dänisch gesinnt ist, im Deutschen Reichstage sprechen wird, das kann man zur Zeit noch nicht wissen.

Das ist Alles was wir im Reiche an Nicht-Deutschen aufzuweisen haben.

Wie ganz anders gruppiren sich die Völker der Oestreichisch-ungarischen Monarchie, wie dies ein, wenn auch nur flüchtiger Blick auf eine ethnographische Karte uns lehrt. Sie zeigt uns nur wenig geschlossene Massen und eine Menge „eingesprengter" Fragmente und sprachlicher Inseln.

Früher war da das Deutsche, wenn auch nicht immer politisch, dann doch culturell der gemeinsame Mittelpunkt; deutsch war die Sprache der Armee nicht nur, sondern auch die der Regierung und des internationalen Verkehrs auch der nichtdeutschen Völker.

Dann kam der Dualismus. Diese Staatsform, man mag von ihr halten, was man will, ist doch wenigstens begreiflich, verständlich.

Ein Gleiches kann man kaum sagen von dem jetzigen Zustande der Dinge, welcher aussieht, als wolle jeder einzelne Theil des vielgliedrigen Körpers ausscheiden aus dem gemeinsamen Organismus und sich gleichsam in einer „Oeconomia separata" auf eigene Faust etabliren, so daß man sich unwillkürlich an die Fabel erinnert, welche seiner Zeit der kluge alte Senator Menenius Agrippa seinen römischen Mitbürgern erzählte. Und unter dieser centrifugalen Bewegung leidet kein Theil mehr als der deutsche. Ja, es gibt heut zu Tage sogar Menschen deutscher Zunge in Oestreich — es sind die, welche sich „die guten oder die wahren Oestreicher" nennen, aber selbst nicht im Stande sind, diesen höchst problematischen Begriff zu definiren — die es für ein Verbrechen halten, wenn ein Oestreicher überhaupt nur sagt, er sei ein „Deutscher". Ihm soll nur der „Kärnthner" oder „Steiermärker" u. s. w. in Gnaden erlaubt sein.

Und doch, wenn wir Deutsche im Reich uns auf die Zeiten, da der Bundestag unter der K. K. Bundespräsidialgesandtschaft in der Blüthe seiner Versäumnisse, Mißgriffe und Incompetenzen stand, besinnen, dann müssen wir uns sagen:

War es nicht damals bei uns grad' so? Fanden es nicht damals auch in Deutschland die Regierungen mancher deutscher Bundesstaaten im höchsten Grade unschicklich, wenn man sich als ein „Deutscher" bezeichnete, während es doch von Rechts wegen nur erlaubt war, ein Bayer, ein Hannoveraner, ein Sachse, ein Kurhesse, ein Hessen-Darmstädter, Hessen-Homburger, Nassauer oder Lippe-Detmolder zu heißen? Widersetzten sie sich nicht der Zugfreiheit, weil dieselbe die Landesgrenze überschreite und das specifisch-particularistische Unterthanen-Bewußtsein verdunkle? War nicht z. B. den hannoverschen Unterthanen verboten, in dem übrigen Deutschland auch nur einen Buchstaben drucken zu lassen? Murrte man nicht laut wider den Zollverein? Würde nicht Mancher dies „gemeinsame Joch" abgeschüttelt haben, wenn er nur einen Ersatz für die Zollvereins-Einkünfte hätte auffinden können?

Und was hat man mit all diesen particularistischen Velleitäten gefördert? Nichts als die Hegemonie Preußens! Der Krieg von 1866 war (soweit es sich nicht um Oestreich, sondern um die

interterritorialen Verhältnisse der übrigen deutschen Staaten handelte) nichts als eine Fortsetzung der Zollvereinskrisis von 1862/64. Vielleicht würden die „wahren Oestreicher" gut daran thun, wenn sie dies Kapitel der deutschen Geschichte etwas genauer studirten. Sie würden dann finden, daß es nicht gut ist, die Quellen der wirthschaftlichen und geistigen Cultur zu verstopfen oder zu trüben. Das rächt sich.

Zur Zeit ziemt es zwar uns Deutschen im Reiche noch nicht, uns auf politischem oder völkerrechtlichem Wege in die innern Angelegenheiten der Oestreichisch-ungarischen Monarchie einzumischen, obwohl kein Zweifel darüber obwalten kann, wem sich unsere ungetheilten Sympathien zuwenden.

Wohl aber ziemt es sich, daß wir erstens die Ethnographie der Monarchie gründlich studiren und zweitens alle Beziehungen auf das Sorgfältigste pflegen, welche uns „Deutschen im Reich" mit den Deutschen im südöstlichen Reiche verknüpfen.

Was die Ethnographie des Kaiserstaates anlangt, so besitzen wir zwar darüber eine sehr umfangreiche officielle Arbeit. Ich meine die etwa in der Mitte der fünfziger Jahre von Karl von Czoernig herausgegebene „Ethnographie der östreichischen Monarchie". Der Verfasser war damals Sectionschef im Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten, und Vorsitzender der K. K. Direction der administrativen Statistik. Es ist in der letztgenannten amtlichen Eigenschaft, daß er dies compendiöse Werk auf Staatskosten edirt hat. Dasselbe enthält eine Menge werthvollen Materials, das allerdings zum Theil veraltet ist, zum Theil aber auch einer starken kritischen Sichtung bedürfte, von welcher nicht Alles aufrecht zu halten wäre. Dann ist die Durcharbeitung mangelhaft; die Anordnung etwas planlos und verworren. Jedenfalls ist es schwer darin das, was man sucht, schnell zu finden; und wenn deshalb das Buch zum Nachschlagen nicht bequem zu gebrauchen, so ist es zur Lectüre erst recht nicht zu empfehlen. Denn es lastet darauf der Druck der „Amtlichkeit", welcher damals — heut zu Tage ist das ganz anders, wenigstens in der freiwillig- und unfreiwillig-gouvernementalen Publicistik des Deutschen Reiches — eine gewisse sterile Würde, um nicht zu sagen: Langweiligkeit bedingte.

Dagegen besitzen wir, namentlich aus neuerer Zeit, eine ganze Reihe werthvoller Monographien über einzelne ethnologische Fragen. Ich kann sie hier nicht alle vorführen und erwähne nur u. A. Rösler, K. Keleti, Kämmel, A. Fickler, L. Diefenbach, Jung, Jarnik, Cihac, Hunfalvy, Hurmuzaki, Pič und H. J. Bidermann in Graz. (Siehe des letzteren Kritik des Buches von Jos. Ladisl. Pič „Ueber die Abstammung der Rumänen" in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen", Stück 11 von 1881, Seite 338—347.)

Es bedarf aber nunmehr einer Zusammenfassung der Einzelforschungen zu einem klaren und übersichtlichen Gesammtbild, in welchem die verschiedenen Nationen dargestellt sind nicht in dem Zustande der Essiggährung, worin sie sich in Folge einer schwer begreiflichen Regierungspolitik dermalen — hoffentlich nur vorübergehend — befinden, sondern in ihrem wahren Charakter und Wesen, ohne politisch-tendenziöfische Geflissenheit oder Polemik.

Das Gebiet der Oestreichisch-ungarischen Monarchie zeigt uns mehr Mannichfaltigkeit, als das irgend eines anderen Landes von Enropa. Welche Verschiedenheiten liegen in der Mitte zwischen dem Fichtelgebirge und den Ausläufern des Balkans; zwischen der kimmerischen Nacht an der russischen Grenze und den südlichen Küsten von Cattaro und Ragusa; zwischen den Alpen und der Steppe; zwischen den Sitzen der Industrie, welche alle Verkehrs- und Transport-Anstalten in höchster Entwickelung besitzen, und den minder cultivirten Ländern, wo man das Getreide nicht mit der Mähmaschine und nicht einmal mit der Sense, sondern nur mit der Sichel abschneidet, und wo man zwar vielleicht einen Telegraphen hat, aber noch keine Landstraßen!

Geographisch, hydrographisch, orographisch, geologisch, geognostisch, mineralogisch, botanisch, zoologisch u. s. w. ist das Alles schon durchforscht und geschildert. Ethnographisch noch nicht. Es bedarf aber einer Erforschung und Darstellung der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft dieser Monarchie, und zwar von ethnologischem Standpunkt, um die Reichs- und Staatsgeschichten, um die politischen und religiösen Fragen, um die Vergangenheit und die Gegenwart zu verstehen.

Eine solche Gesammtdarstellung, zunächst in einzelnen Bildern, hat sich das Werk: „Die Völker Oesterreichs", Ethnographische und culturhistorische Schilderungen (Wien und Tetschen, Karl Prochaska) zur Aufgabe gesetzt; und zwar hat es den Stoff nach den Völkern getheilt und nicht nach den Ländern. Und das mit Recht. Denn die Völker bilden, wie gesagt, nicht überall territorial abgegrenzte, geschlossene und abgeschichtete Massen, sondern vielfach nur Fragmente, Gruppen und Inseln, — in buntester Mischung, oder wie es hier heißt, „durch einander geworfen und verknotet".

Bis jetzt sind von diesem verdienstvollen Sammelwerke drei Bände erschienen. Derjenige über die östreichisch-ungarischen Rumänen von Joan Slavici umfaßt die neuesten Forschungen über die Abstammung und die Entwickelung der Rumänen und gibt uns ein vollständiges Bild ihres gegenwärtigen Culturzustandes. Namentlich der Abschnitt über das religiöse Leben und über die beiden rumänischen Kirchen bietet schon viel Interessantes und Neues. Paul Hunfalvy in seinem Buch über die Ungarn behandelt, im Gegensatze zu den iranischen oder arischen Völkern Oestreichs — den Germanen, Slawen und Romanen —, diesen Zweig der ausgedehnten und wahrscheinlich auch älteren Völkerfamilie der Turanier, insbesondere der Ugrier, mit großer Gründlichkeit, namentlich auch von der anthropologischen Seite; er weist nach, welche Einwanderer in dem Magyarenthum gänzlich aufgegangen sind, und welche Einwirkungen dasselbe von Deutschen, Slawen und Türken erlitten. Vom größten Interesse ist die Geschichte der inneren politischen und socialen Entwickelung des Staats und der Gesellschaft bei den Ungarn, welche Geschichte u. A. auch den Unterschied der Freien und der Unfreien, die Stellung der Könige, der Prälaten, der Reichsbarone, der Comites, der Comitate und der Stühle ꝛc. behandelt. Am umfang- und stoffreichsten ist das Buch von Director Schober in Wiener-Neustadt über die Deutschen der inneröstreichischen Kronländer. Es behandelt die Geschichte der volkswirthschaftlichen Entwickelung sehr sorgfältig. Mit Recht. Denn diese Deutschen sind die Träger der geistigen und wirthschaftlichen Cultur in dem sprachen- und rassenreichen Complexe, und werden es bleiben. Eine ebenso gründliche Darstellung findet die geistige Entwickelung auf dem Gebiete der Religion, der bildenden Kunst, der Musik, der Dichtung, der Wissenschaft u. s. w. Mit besonderer Liebe hat der Verfasser die nationale Volksdichtung und das Volksleben der Gegenwart behandelt.

Diderot und Lessing.

Von Erich Schmidt.

(Schluß.)

„Jede Kunst hat ihre Vortheile. Will die Malerei die Poesie auf ihrem Gebiet angreifen, so muß sie weichen, aber sicherlich wird sie obsiegen, wenn die Poesie es unternimmt, sie auf dem ihrigen anzugreifen." So Diderot, nimmer müde, dem vielberufenen ut pictura poesis erit sein ut pictura poesis non erit entgegenzuhalten, und schon in dem glänzenden „Brief über die Taubstummen" als ein Anreger Lessings darauf bedacht klarzustellen, wie der bildende Künstler einen Augenblick und zwar einen moment frappant erfassen muß, während der Dichter nicht Coexistentes im Raum, sondern Successives in der Zeit, Handlungen, vorführt. Das Schöne des Dichters ist nicht das Schöne des Malers.

Niemand hat im achtzehnten Jahrhundert die tastenden Versuche der Vorgänger, die man jetzt in Blümners Laokoon-

ausgabe mustern kann, entschiedener fortgesetzt und einzelne fruchtbringende Gedanken von Harris einsichtiger ausgebildet als Diderot und Lessing. Lesen wir Diderots spätere Arbeiten, besonders die unvergleichlichen „Salons", ideale feuilletonistische Leistungen, so empfinden wir Lessings unfreiwillige Beschränkung auf den Taubstummenbrief schmerzlich, und sehen wir Diderot mit Webb oder dem Dresdener Hagedorn beschäftigt, so erhebt sich die Klage, daß ihm Lessings Laokoon entging. Zwei Menschen sind getrennt, die für innigen Gedankenaustausch geboren scheinen und deren Wechselreden man freudig belauschen möchte. Vermuthlich würde der Franzose sich nicht immer geduldig in die Cirkel des Deutschen haben bannen und Stufe für Stufe ohne flinke Sprünge zum Wahren hinanleiten lassen. Er hätte in seiner raschen Weise Einwürfe und Ergänzungen vorgebracht, die nach Lessings Plan erst im zweiten oder dritten Theil zur Verhandlung kommen sollten. Auch tiefere Unterschiede wären hervorgetreten. Diderot wirft wohl einmal zwei Dinge zusammen, die er ein ander Mal streng aus einander hält, oder er huscht nachlässig über eine Frage hinweg, bei welcher Lessing forschend Halt macht, und ruft: „Was kümmert's mich, ob der Laokoon der Bildhauer dem des Dichters vorausgeht oder nicht. Das steht fest: einer hat dem andern als Modell gedient." Diderot hat ferner ein kühleres Verhältniß zur Antike als Winckelmann und Lessing. Diese schauen die ideale Schönheit der alten Sculptur als unverbrüchlich maßgebend für ihre inductive ästhetische Gesetzgebung an; Diderot betont, der ewigen Vergleiche müde und auf das Charakteristische in der Kunst aus, das eigenthümliche Verdienst der Modernen und sieht gleichberechtigt neben einander, was jenen um manche Höhengrade getrennt schien. Allerdings erläutert er winckelmannisch und unlessingisch seinen Satz „der Laokoon leidet, aber grimassirt nicht" zu ethisch durch das Lob der „mitten im tiefen Schmerz gewahrten Manneswürde", doch steht Winckelmann in seinen Augen als fanatischer Enthusiast dicht neben dem verrannten Jean Jacques. Wie hinreißend, meint er, ist Winckelmanns Hymnus auf den vaticanischen Torso! Aber fragt ihn weiter: soll man lieber die Antike studiren oder die Natur? Die Antike, wird Winckelmann unbedenklich sagen, die Antike! Und so werde auf einen Schlag der wärmste, geistreichste, geschmackvollste Mann zum Don Quixote. Dagegen bekämpft Diderot die ausschließliche Nachahmung der antiken Werke: man soll sich an ihnen nur den Blick für die Natur schulen. Wenn aber Diderot häufig in ästhetische Erörterungen seine leidige Moral mischt, so möchten wir unsererseits ihm zurufen: und siehe den feinsten Kunstrichter auf einen Schlag mitten in Toboso! Dann dünkt es ihn — „obwohl ich kein Kapuziner bin" — als habe er genug verführerische Busen und andere sinnverwirrende Nuditäten gesehen; er schreit nach der Stunde, wo die bildenden Künste in den Wettkampf zur Reinigung der Sitten eintreten, wo der Pinsel nicht mehr den Lastern und Ausschweifungen dient, sondern gleich dem Griffel des neueren Bühnendichters rühren, unterrichten, bessern, zur Tugend laden will, denn nur anständige Sujets dauern. Darum war Greuze der rechte Mann für den Verfasser des „Hausvaters": „sein Genre gefällt mir: moralische Malerei".

Aber trotz alledem und obgleich etwa gute Worte über das Ekle nicht streng auf Lessing'sche Grenzdefinitionen zielen, welche Fülle von Uebereinstimmungen. Ich greife zunächst aufs gerathewohl ein paar Einzelheiten heraus: Diderot spricht über allegorische Figuren, über die Furien, über den verhüllten Agamemnon des Timanthes, über den jammernden sophokleischen Philoktet und das verzärtelte Frankreich wie Lessing. Man kennt Lessings Worte über den lachenden La Mettrie; so erklärt Diderot, auf dem Porträt werde das Lachen zum Grinsen: le ris est passager. On rit par occasion, mais on n'est pas rieur par état.

Daß Diderot mit Lessing die Malerei auf einen „fast untheilbaren Augenblick" verweist, wurde schon hervorgehoben. Er verlangt die strengste Einheit der Zeit und erläutert die richtige „Wahl des Moments" mit Vorliebe an Homer, wobei übrigens für ihn wie für Lessing der von Henke beanstandete Ausdruck „Augenblick" nicht zu streng genommen werden darf, denn auch er meint nichts rein Transitorisches, sondern eine Situation der Krisis. Fruchtbar ist dieser sogenannte Moment, weil er die Spuren des vorausgehenden mit den Anzeichen des folgenden vereinigt. Hercules hat sich noch nicht entschieden, sondern er faßt erst den Entschluß. Kleopatra liegt noch nicht im Sterben, sondern sie nähert die Schlange der Brust. Iphigenie ist noch nicht geopfert, sondern Kalchas tritt mit Messer und Blutbecken an sie heran. Aphrodite ist noch nicht verwundet wie auf Doyens Bild, sondern Diderot würde den Moment vor der Verwundung wählen. Dabei fallen die feinsten Bemerkungen: der Dichter darf den Jüngling von Cupidos Pfeilen getroffen nennen, der Maler wird den Liebesgott sein Geschoß nur eben auf den Bogen legen lassen, denn auf der Leinwand würde man nichts metaphorisches, sondern einen physisch Verwundeten zu erblicken meinen.

Diderot verwirft gleich Lessing die beschreibende Dichtung: „der Maler ist präcis, die malende Rede jedoch immer vag". Ich kann mich nicht enthalten, eine längere Stelle aus dem Salon von 1767 einzurücken, welche unter anderm eine von Lessing analysirte Schilderung Ariosts ablehnt, Schönheit in Bewegung und als Reiz fordert, mehrfach an Andeutungen der Laokoonskizzen erinnert, die neuerdings von Marty schön entwickelte Theorie des pars pro toto enthält und hinreißend die ungemeine Macht der sprachlichen Mittel, des Rhythmus, der Tonmalerei, der Wahl und Ordnung der Worte, womit der Dichter Körperliches andeutungsweise vorführen kann, darlegt.

„O mein Freund, eine schöne Gelegenheit abzuschweifen und die Dichter Italiens zu fragen, ob ihre Ebenholzbrauen, ihre zärtlichen Blauäuglein, ihre Liliengesichter, Alabasterbusen, Korallenlippen, blinkenden Emailzähne und jene hundertfach im Körper eingenisteten Liebesgötter je eine solche hohe Vorstellung der Schönheit wecken können", wie die Harmonie vergilischer Verse. „Der wahre Geschmack hält sich an ein oder zwei Merkmale und überläßt den Rest der Phantasie. Das Detail ist kleinlich, ausgeklügelt und kindisch. Dann wenn Armida inmitten der Heerschaaren Gottfrieds vorschreitet und die Feldherren begehrliche Blicke wechseln, ist Armida schön. Dann wenn Helena vor die troischen Greise tritt und diese laut ausschreien, ist Helena schön. Und dann wenn Ariost mir Angelica, glaub' ich" — nein: Alcina — „vom Wirbel bis zur Zehe beschreibt, ist Angelica trotz der Anmuth, Leichtigkeit und weichen Eleganz seiner Poesie nicht schön. Alles zeigt er mir, er läßt mir nichts zu thun. Er macht mich müde, ungeduldig. Wenn eine Gestalt schreitet, malt mir ihre Haltung und Beweglichkeit: ich nehme den Rest auf mich. Beugt sie sich, sagt mir nur von ihren Armen und Schultern: ich nehme den Rest auf mich. Thut ihr aber mehr, so vermengt ihr die Gattungen; ihr hört auf Dichter zu sein und werdet Maler oder Bildhauer. Ich merke eure Einzelheiten und verliere das Ganze, das mir Ein Zug wie Vergils vera incessu gezeigt hätte ..... Versucht in der galanten, scherzhaften und burlesken Dichtung derlei Detailbeschreibungen; ich habe nichts dagegen. Im Uebrigen werden sie kindisch und geschmacklos sein. Ich nehme an, daß der Dichter, wenn er die lange, minutiöse Schilderung einer Gestalt beginnt, das Ganze im Kopf habe: wie wird er mir dies Ganze vor Augen führen? Spricht er mir von den Haaren, so seh ich sie; von der Stirne, so seh ich sie, aber diese Stirne schließt sich nicht an die Haare, die ich sah. Spricht er mir von den Brauen, der Nase, dem Mund, den Wangen, dem Kinn, dem Hals, dem Busen, so seh ich sie, aber da keiner dieser successiv bezeichneten Theile sich mit den vorigen zu einer Ganzheit fügt, zwingt er mich entweder eine verfehlte Gestalt in meiner Phantasie zu tragen oder diese Gestalt bei jedem neu vermerkten Zug zu retouchiren. Ein einziger Zug, ein großer Zug; überlaßt den Rest meiner Einbildungskraft. Das ist der wahre, der große Geschmack. Ovid hat ihn manchmal. Er sagt von der Göttin der Meere:

nec bracchia longo
Margine terrarum porrexerat Amphitrite.

Welch ein Bild! welche Arme! welche wunderbare Bewegung! welche schreckliche Ausdehnung! welche Figur! Die grenzenlose Phantasie faßt sie kaum . . . . Dieses porrexerat, das gar nicht endet."

Konnte Diderot durch die Erörterungen der Encyklopädie über willkürliche und natürliche Zeichen das Werk Lessings anregen, so nähert er sich nicht nur mit herrlichen Worten über die Kraft der Phantasie oder über Ode und Dithyrambus, sondern vor Allem als ein Ordner der Grenzen zwischen Malerei und Sculptur dem Verfasser der „Plastik", Herder. Er weiß, daß während die Malerei sich nur an das Gesicht, die Sculptur sich auch an den Tastsinn wendet, wie das Herder mit sinnlicher Wärme ausführt. Und herderisch ist der von sarkastischen Bemerkungen über unsere moderne Kunst begleitete Satz: „Wir sehen das Nackte nie; Religion und Klima wehren es", aber bei den Griechen galt: „das Kleid der Natur ist die Haut". Diderot untersucht wie Herder — wir erblicken natürlich im Hintergrund stets den großen Begründer der Kunstgeschichte — die nasse Gewandung der antiken Sculptur, und beantwortet diese Frage ungleich besser als die, warum die keuschere Sculptur dennoch in Hinsicht auf die Nacktheit weniger peinlich sei als die Malerei. Genial sind dagegen die zerstreuten Bemerkungen über den engeren Stoffkreis der würdevolleren, pathetischeren, mehr für die Ewigkeit schaffenden Bildhauerei. Sie lacht nicht. Sie duldet das Burleske nicht, selten das Komische. Sie kann wollüstig sein, doch nie schmutzig. Der Maler kann einen Einfall rasch hinwerfen und tilgen, der Bildhauer nicht. Der Bleistift ist ausgelassener als der Pinsel und der Pinsel ausgelassener als der Meißel. Kurz, „ich bleibe stets der Ueberzeugung, daß die Sculptur etwas Einheitlicheres, Reineres, Erleseneres, Originaleres braucht als die Malerei". All diese Beobachtungen sind nur Späne oder Abschnitzel, aber jede zum Vergleich mit den fragmentarischen Fortsetzungen des Laokoon auffordernd, jede ein Weiterspinnen anregend. Was z. B. für die beiden bildenden Künste gegensätzlich observirt wurde, läßt sich innerhalb einer jeden verfolgen, wenn wir sowohl Größe als Technik des Gemäldes, oder Größe und Material der Sculptur ins Auge fassen. Andere Gesetze sind der Freske, andere dem Oelgemälde gegeben. Es gibt anspruchslosere und strengere Gattungen, und wenn die Lessing'schen Gesetze rigorosere Geltung für die Sculptur als für die Malerei haben, so lassen sich im Bereich der letzteren wiederum Abstufungen des Sollens, Dürfens und Könnens wahrnehmen.

Aber nochmals; welche Vortheile hat das Schicksal dem französischen Kunstkritiker in seinem Paris gegönnt und wie wenig hatte Lessing, dessen Grenzen ich übrigens nicht verkenne, gesehen. Vernet'sche oder Lauterbourg'sche oder Robert'sche Landschaften so nachzudichten oder so im besten Sinn in sie hineinzudichten, etwa eine Aesthetik der Ruine zu entwerfen wie Diderot, war seiner Natur gewiß versagt, aber ich erblicke immer wieder Lessing vor ein paar Kupferstichen in Breslau und Berlin, Diderot aber im „Salon". Nicht allein; nein, mit Malern, von denen er profitirt und die ihm das Zeugniß ausstellen, er sei der Einzige, dessen Bilder, so wie er sie im Kopf angeordnet, auf die Leinwand spazieren könnten. Geben Sie mir doch, ruft La Grenée, eine Idee für den „Frieden", und er thut keine Fehlbitte. Wie soll ich, fragt Baudouin, ein nacktes, doch schamhaftes Weib malen, und Diderot malt ihm gleichsam le Modèle honnête in die Luft, so daß der Künstler dankend sagt, er sehe sein Bild. Niemand kann schöner und mit größerer improvisatorischer Kraft den Malern das Bessermachen zeigen. Nichts entgeht ihm. Flugs skizzirt er einen neuen Entwurf und hebt an: man hätte gesehen ... und schließt behaglich: so, Freunde, muß man es vorzustellen und auszuführen wissen, wenn man einen derartigen Stoff wählt. So blieb er immer im lebendigsten Zusammenhang mit der Production, während Lessing von allen in den Salons besprochenen Leuten die einzige Madame Therbusch gesehen hat. 1765 saß er über seinem Laokoon und Diderot schrieb im Salon: „Wenn Mengs Wunder thut, so liegt der Grund darin, daß er in jungen Jahren sein Vaterland verlassen, daß er Rom zum Aufenthalt gewählt, daß er sich nicht von dort entfernt hat. Reißt ihn über die Alpen, trennt ihn von den großen Vorbildern, schließt ihn in Breslau ein, und wir wollen sehen, was aus ihm werden wird." Wir sind mit Lessings Breslauer Ernte sehr zufrieden.

Talleyrand und Ludwig XVIII.

Nicht nur wir Nachlebenden, die wir mit gerechtem patriotischen Stolze auf die Heldenkämpfe der Jahre 1813—15 und mit ebenso gerechtem Unwillen auf die Ergebnisse des darauf folgenden Wiener Congresses zurückblicken, empfinden die Verfassung, welche damals unserer Nation auferlegt wurde, und den Undank, mit welchem man die fast übermenschlichen Anstrengungen des preußischen Staates belohnte, als eine Schmach für unser Vaterland: auch die edler und tiefer empfindenden Zeitgenossen hatten ein starkes Bewußtsein von der ungeheuren Ungerechtigkeit, welche in den Beschlüssen des Congresses zu Tage trat. Bekanntlich waren es die Kreise des preußischen Heeres, welche davon in tiefster Seele durchdrungen waren. Trugen sie doch das Bewußtsein in sich, in dem eben beendeten Riesenkampfe das Beste geleistet und sich den Dank nicht nur ihrer preußischen Mitbürger, sondern des gesammten deutschen Vaterlandes, ja ganz Europas verdient zu haben. Blücher und seine Umgebung wurde nicht müde, über die „verfluchten Diplomatiker" zu wettern, welche mit ihrer Feder Alles wieder verdürben, was das gute deutsche Schwert geschaffen. Und wenn der wetterfeste Feldmarschall unter diesen „Diplomatikern" zunächst unbefangen alle mitwirkenden Personen auf dem Congresse zusammenfaßte, so mag doch auch ihm schon eine dunkle Ahnung davon aufgestiegen sein, in wessen Händen im letzten Grunde die Fäden der gegen Preußen gerichteten politischen Machinationen zusammenliefen.

Davon freilich, daß nicht allzu lange nach Eröffnung des Congresses die beiden „befreundeten" Mächte Oestreich und England mit dem Abgesandten des soeben mit gemeinsamen Kräften niedergeworfenen französischen Staates in geheimen Verhandlungen begriffen waren, welche schon am 3. Januar 1815 zu einem direeten gegen Rußland und Preußen gerichteten Bündniß führten, davon ahnten diese offenen und ehrlichen Seelen nicht das Mindeste. Glaubten doch selbst die preußischen Bevollmächtigten, im Gegensatz zu den Ueberzeugungen des Königs, fortwährend, daß das Heil Deutschlands einzig und allein in einem engen Zusammenschluß von Oestreich und Preußen beruhe. Hielten sie doch an dieser Ueberzeugung noch immer fest, als schon die von den falschen Bundesgenossen gelegten Schlingen immer enger um ihren Hals zusammengezogen wurden.

Selbst die beiden Monarchen von Rußland und Preußen, welche beide in gleicher Weise von der Nothwendigkeit ihres Zusammengehens überzeugt waren, sind zu dieser Ueberzeugung ohne eine Kenntniß jener geheimen Verhandlungen zwischen den übrigen Congreßmächten gekommen: Czar Alexander hat von dem Vertrage vom 3. Januar 1815 erst durch Napoleon, der nach seiner Rückkehr von Elba diesen Vertrag im Schreibtisch Ludwigs XVIII. in den Tuilerien vorgefunden hatte, Kunde erhalten.

Seitdem ist durch eine ganze Reihe von archivalischen Publicationen die geheime Geschichte jener Tage immer mehr zur Kenntniß der Nachwelt gekommen. Und je mehr der Schleier, der die Ereignisse verhüllt hatte, gelüftet wurde, um so klarer trat der unheimliche Einfluß zu Tage, den Talleyrand auf die Verhandlungen des Wiener Congresses geübt hatte. Der Mann, der es mit einer Schweigsamkeit und Gewandtheit ohne Gleichen fertig gebracht hatte, erst Ludwig XVI. zu dienen, dann das Hochamt bei dem constitutionellen Verbrüderungsfeste zu halten, dann der getreue Diener des ersten Consuls und des Kaisers Bonaparte zu sein, hat diese Gewandtheit auch als Abgesandter Ludwigs XVIII. auf dem Wiener Congresse bewährt und Erfolge für Frankreich erzielt, welche kein Mensch nach der gänzlichen Niederlage Frankreichs für möglich gehalten hätte.

Und so sehr wir die Resultate der Wiener Verhandlungen zu beklagen Ursache haben, so sehr muß es uns doch darauf ankommen, die einzelnen Phasen und die eigentlich treibenden Kräfte derselben im Ein-

zelnen kennen zu lernen, um auch nur begreifen zu können, wie es überhaupt möglich war, daß Preußen, der Staat, welcher in dem Kampfe gegen das Elend der Fremdherrschaft sein Alles, seine ganze Existenz eingesetzt hatte, mit einer so unverhältnißmäßig geringen Entschädigung abgefunden wurde, während die deutschen Rheinbundstaaten, welche bis zum letzten Augenblick an ihrem „großen Protector" Napoleon festgehalten und sich nur widerwillig von ihm losgesagt hatten, nicht nur keine Einbuße erlitten, sondern zum Theil einen recht beträchtlichen Gewinn von der großen Länderbörse in Wien mit nach Hause brachten.

Aus wessen Munde könnten wir nun über diese Machinationen authentischere Kunde erhalten, als aus dem des Diplomaten selbst, welcher jene für Preußen so verhängnißvollen Resultate erzielte? Und diese Möglichkeit ist uns durch die neue Publication: „Talleyrands Briefwechsel mit Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses, herausgegeben von G. Pallain (Autorisirte deutsche Ausgabe von Paul Baillen, Leipzig-Paris 1881)" geboten worden. Die Bedeutung dieser hochwichtigen neuen Geschichtsquelle wird, wie der Uebersetzer derselben mit Recht hervorhebt, noch dadurch vergrößert, daß sie in einer Beziehung völlig einzig unter den Quellen zur Geschichte des Wiener Congresses dasteht.

Während nämlich alle übrigen betheiligten Nationen durch ihre Monarchen in eigener Person auf jenem großen Fürstencongresse vertreten waren, war dies bei Frankreich nicht der Fall, so daß allein bei dieser Nation die Nothwendigkeit einer Correspondenz zwischen dem Bevollmächtigten und dem Monarchen selbst in die Erscheinung trat.

Diese Correspondenz nun, d. h. die Berichte, welche Talleyrand von Wien aus Ludwig XVIII. über den Gang der Verhandlungen erstattete, und die Antworten, Anweisungen und Instructionen, welche der König seinem Bevollmächtigten von Paris aus übermittelte, bilden den Inhalt der vorliegenden Publication. Die betreffenden Documente, und zwar die Berichte Talleyrands im Original, die Rescripte des Königs in Concept und Copie, befinden sich im Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Paris und wurden dem Herausgeber, G. Pallain, zur Publication anvertraut. Der Archivsecretär Dr. Baillen in Berlin hat sich dann der dankenswerthen Mühe unterzogen, dieselben zum bequemeren Gebrauche für uns Deutsche in unsere Muttersprache zu übertragen.

Es würde den Rahmen dieser Zeitschrift weit überschreiten, wollten wir auch nur im Umriß einen Ueberblick über den gesammten Inhalt dieser Publication geben: es hieße das nichts Anderes als eine Geschichte des Wiener Congresses selbst schreiben. Auch kann und soll eine Recension die Lectüre des Buches selbst weder ersetzen noch überflüssig machen. Es kann uns nur darauf ankommen, einige Gesichtspunkte für die Beurtheilung des Werthes und der Bedeutung der hier veröffentlichten Documente anzugeben.

Die Sammlung enthält im Ganzen 60 Berichte Talleyrands, welche mit dem 25. September 1814 beginnen und mit dem Juni 1815 schließen, also auch die Zeit umfassen, in der Ludwig XVIII. vor der überlegenen Macht des zurückkehrenden Napoleon nach Gent hatte entweichen müssen. Der letzte dieser Berichte ist nicht mehr aus Wien datirt, sondern auf der Reise von Gent nach Paris von Talleyrand abgefaßt: er bringt demgemäß auch keine neuen Nachrichten über den Wiener Congreß, repräsentirt vielmehr eine zusammenfassende Darstellung der Ereignisse des letzten Jahres überhaupt und enthält zugleich ein in den strictesten Formen constitutioneller Ideen sich bewegendes Regierungsprogramm, welches das höchste Interesse zu erregen geeignet ist. Man wird anerkennen müssen, daß die Julirevolution von 1830 im Wesentlichen darauf zurückzuführen ist, daß die restaurirte Bourbonenmonarchie die Rathschläge, welche ihr Talleyrand in diesem merkwürdigen Schriftstücke ertheilt hat, nicht befolgte.

Von den Rescripten des Königs sind 25 aus Paris, die übrigen 4 aus Gent datirt.

Außerdem aber hat der Herausgeber in den Anmerkungen noch eine Fülle werthvollen und interessanten Materials publicirt. Man findet hier besonders significante Stellen aus der Correspondenz Talleyrands mit dem Pariser Ministerium, welche gleichzeitig neben der mit dem Könige herlief, außerdem aus Denkschriften Talleyrands und anderen Actenstücken aus der dem Congreß vorhergehenden Zeit, welche ein Wesentliches zur Ergänzung der Ideen und Pläne Talleyrands beitragen.

Wenn wir zunächst einmal von dem Interesse, welches der Gegenstand selbst einflößt, absehen, so fällt in den Berichten Talleyrands vor Allem die große Schärfe auf, mit der er sich über den leitenden Staatsmann des Staates, mit dem er vor Allem Fühlung zu bekommen suchte und mit dem er nach kurzer Zeit sich in der That sehr eng liirte, äußerte, nämlich über Metternich. Er tadelte die Nachlässigkeit und den Leichtsinn, mit welchem Metternich oft über den wichtigsten Dingen die wesentlichen Staatsangelegenheiten aus dem Auge verliere, mit rücksichtsloser Schärfe; „auf Bällen und Festlichkeiten bringt er drei Viertel des Tages hin", schreibt Talleyrand am 25. November 1814 dem Könige. Bei Gelegenheit einer Darstellung der Lage der sächsischen Frage (Bericht Nr. 21) äußert er sich über Metternich: „Dennoch behandelt Metternich dieselbe (nämlich die sächsische Frage) mit einer Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit, die mich immer in Erstaunen setzt, so sehr ich daran bei ihm gewöhnt bin."

Noch schroffer äußert sich de la Tour du Pin in einem Berichte an das Ministerium vom 7. December über Metternich; er schreibt: „Was soll man von einem Mann erwarten, der in der ernstesten Lage, in der sich Jemand befinden kann, den größten Theil seiner Zeit nur auf läppische Dinge verwendet und sich nicht scheut eine Probe des „Paschas von Surêne" bei sich zu veranstalten, ein Mann, von dem man eine gute Anzahl Tage anführen könnte, die er seit Beginn des Congresses in eben so nichtiger Weise hingebracht hat?"

Was den Berichten Talleyrands ihren großen historischen Werth verleiht, daß ist eben der Umstand, das sie stets unter dem unmittelbaren Eindrucke der Ereignisse selbst niedergeschrieben sind und dadurch eine dramatische und plastische Lebendigkeit der Darstellung entfalten, wie sie sich in den übrigen rein officiellen Actenstücken nicht finden kann. Oft sind Unterredungen, die er mit den leitenden Persönlichkeiten gehabt, in Rede und Gegenrede wörtlich wiedergegeben; und eine dieser hier so dramatisch geschilderten Unterredungen, die er in den letzten Tagen des December mit Lord Castlereagh hatte, ist die unmittelbare Einleitung zu dem Abschlusse der von den drei betheiligten Mächten schon längere Zeit geplanten Triple-Allianz zwischen Frankreich, Oestreich und England gewesen. Diese Vorgänge, namentlich aber die mündlichen Verhandlungen, die ihrem Wesen nach geheim gehalten werden mußten, werden durch Talleyrands Berichte zum ersten Male in das ihnen gebührende Licht gestellt. Seinem Könige gegenüber durfte und mußte er sich mit vollkommen rückhaltsloser Offenheit äußern und hat so selbst mit kundiger Hand das ganze Gewebe von Intriguen, mit denen er Rußland und Preußen umgarnte, aufgedeckt.

Und mehr als in allen früheren Publicationen tritt hier hervor, wie er doch im letzten Grunde wirklich die treibende Kraft bei diesen namentlich gegen die Einverleibung Sachsens in den preußischen Staat gerichteten Bestrebungen gewesen ist. Mit meisterhafter Geschicklichkeit hat er England, welches Anfangs den preußischen Ansprüchen günstig gestimmt war und sogar für die Vernichtung des albertinischen Hauses bindende Verpflichtungen übernommen hatte, von diesem Systeme abzulenken gewußt. Aber auch der offene Widerspruch Oestreichs gegen die Einverleibung Sachsens ist doch mehr, als man bisher angenommen hat, auf seine Initiative zurückzuführen. Im Anfange der Verhandlungen hat er doch wiederholt dem Könige geklagt, wie sehr auch Metternich in dieser Frage das „wahre Interesse" Oestreichs verkenne. Er betrachtet es als einen seiner größten Erfolge, daß es Metternich vermocht habe, die in der Note vom 22. October mit ganz unbedeutenden Vorbehalten ertheilte Zustimmung zu der Entschädigung Preußens durch das ganze Königreich Sachsen in der Note vom 10. December feierlich wieder zurückzunehmen. So kam es, daß das Königreich Sachsen, dessen völlige Vernichtung beim Eintreffen Talleyrands in Wien über allen Zweifel erhaben schien, schließlich doch mit einem großen Theile seines Gebietes erhalten blieb, daß der Fürst, der an seinem Vaterlande durch zähes Festhalten an seinem „großen Alliirten" Napoleon einen schmählichen Verrath begangen hatte, in einen großen Theil seines früheren Besitzes wieder eingesetzt wurde.

Wir können uns mit diesen wenigen Andeutungen begnügen: sie reichen hin, um zu beweisen, daß wir es in dieser Publication mit einer historischen Quelle ersten Ranges zu thun haben, die geeignet ist, über viele Vorgänge des Wiener Congresses, die sich bisher unserer Kenntniß völlig entzogen, ein neues und unerwartetes Licht zu verbreiten.

Georg Winter.

Ein tolles Modell.

Von Ludwig Speidel.

Als ich vor einiger Zeit in einer Residenzstadt verweilte, war ich Zeuge eines Vorfalls, der mir einer allgemeineren Beachtung, sowohl um seiner äußeren Seltsamkeit als inneren Bedeutung willen, nicht unwerth zu sein scheint. Ich hatte einen ganzen Vormittag in der dortigen Galerie zugebracht, als von einem entfernten Saale her ein wirres Durcheinander von Stimmen ertönte, welches von einem gewaltigen Baß zeitweilig übertäubt wurde. Als ob ein Besen die Säle kehrte, lief Alles nach dem Ort, von dem der Lärm ausging, und auch ich schloß mich der allgemeinen Bewegung an. Ein wunderliches Schauspiel bot sich nun den Blicken dar. In dem betreffenden Saale hing nämlich ein großes Oelgemälde, König Heinrich den Dritten von Frankreich vor der Leiche des Herzogs von Guise darstellend, welches vor kurzem in den kunstsinnigen Kreisen der Residenz viel Aufsehen erregt und die Federn der Kritiker in verschiedenem Sinn beschäftigt hatte. Mir fiel zuerst dieses Gemälde in die Augen, und ich bemerkte mit Verwunderung, daß das gesammte Stück Leinwand, auf welchem der todte Herzog der Länge nach gelegen, aus dem Ganzen säuberlich herausgeschnitten war. Aber kaum traute ich meinen Augen, als ich vor dem Gemälde, als wäre er aus demselben herausgerollt, einen leibhaftigen Herzog von Guise liegen sah, dem Gemalten in allen Stücken, sowohl was Gesichtszüge als Gewandung betrifft, so ähnlich, daß man im ersten Augenblick nicht umhin konnte, an ein Wunder zu glauben.

Er hatte die feine Wäsche des gemalten Herzogs, das schwarze Haupthaar sammt ähnlichem Schnurr- und Knebelbart, und auf seinem bläulichen Leichenantlitz fanden sich die gleichen Furchen wie bei jenem gezogen. Er lag abwechselnd eine Weile strack und steif und mit geschlossenen Augen, dann aber hob er wieder seinen Kopf in die Höhe, und schrie, gegen die betroffenen Zuschauer gewendet, mit kräftiger, fieberhaft erregter Stimme: „Bin ich's oder bin ich's nicht?" und ins Weinerliche fallend, fügte er hinzu: „O, man hat mich bestohlen, aufs Niederträchtigste bestohlen!" Vom Staunen über den unverhofften Anblick gebannt, ließen die Zuschauer den räthselhaften Mann eine Zeit lang gewähren; als er sich aber erhob und den herausgeschnittenen Leinwandstreif mit dem gemalten Doppelgänger gleichsam zum Behuf einer Vergleichung des Abklatsches mit dem Urbild in die Höhe hielt, legten Einige aus dem Haufen Hand an ihn und überlieferten ihn den langsam herbeikommenden Galeriedienern. Diese hielten ihn, dessen Gemüth zwischen höchstem Selbstgefühl und kläglichster Verzagniß hin und wieder wogte, in dem geräumigen Stiegenhaus fest, bis zwei Polizeisoldaten, nach welchen gesendet worden, herbeieilten und den sich Sträubenden in Empfang nahmen.

Nun war es aber eine schwierige Aufgabe, den frevelhaften Bilderstürmer auf die Straße zu bringen. Gleich einem Lauffeuer hatte sich das Gerücht von dem Vorgefallenen in der Nachbarschaft verbreitet, und eine Unzahl Neugieriger umstand den staffelerhöhten Eingang der Gemäldegalerie. Die Galerie befindet sich aber mitten im Malerwinkel der Stadt. Sämmtliche Ateliers hatten sich entleert, und nun strömten schaarenhaft die Nebenbuhler Rafaels herbei, um den Mann zu sehen, der an dem Bilde eines der angesehensten Künstler der Stadt eine so ungewöhnlich scharfe Kritik geübt hatte. Da sah man nichts als lange Haare, schwarze Sammetröcke mit geschlitzten Aermeln und genial aufgestülpte Calabreserhüte. Aber wie ein böses Gewissen an ihre Fersen geheftet, folgte ihnen eine ansehnliche Schaar von sowohl männlichen als weiblichen Modellen. Wem die Leistungen der Malerschulen jener Stadt nicht unbekannt waren, konnte in diesen zerlumpten Gestalten die Ideale der heimatlichen Meister gar leicht wiedererkennen. Jener Fuchsbart im grünen Frack, hatte man ihn nicht schon als Barbarossa gesehen, und der grimm dreinschauende Schwarzkopf mit dem rothen Wams, trug er nicht schon einmal als Heinrich der Löwe einen aargeschmückten Helm? Und da kommen sie ja Alle nacheinander, die landesüblichen Gemäldehelden: Herzog Tassilo und Karl der Große, Otto von Wittelsbach und der katholische Glaubenskämpe Tilly, Ludwig der Bayer und die ungeberdigen Nibelungen sammt holdseligen Gemahlinnen und minniglichen Edelfräulein. Man sieht ihnen recht den Kummer des Ideals an, das ja hienieden leider niemals fröhlich gedeihen will. Aber ein Häuflein von Modellen, das sich von den übrigen ängstlich ferne zu halten schien, trug in Gestalt und Mienen die Spuren einer ganz besondern Kümmerniß. Auch diese Schattenbilder sind den Besuchern der Gemäldegalerie, und namentlich der Dorfkirchen, gar wohlbekannte Erscheinungen. Jener schmächtige Jüngling von vierzig Jahren, an dem nichts gedeiht als der Haarwuchs, ist ja ein oft gesehener Johannes der Täufer; eine nicht mehr schlank zu nennende büßende Magdalena schwankt neben ihm her, und hinter ihnen schlottert ein bis auf Haut und Knochen verklärter heiliger Paphnutius.

Solche wunderliche Gesellschaft versammelte sich nun an dem Eingange der Gemäldegalerie, aus welcher der Mann, welcher den Herzog von Guise aus dem Bilde geschnitten, von den beiden Polizeisoldaten herausgeführt wurde. Kaum aber gewahrten die übrigen Modelle ihren leidenden Bruder — denn er selbst, wie der scharfsinnige Leser längst wird vermuthet haben, war ein Modell — als sie ein Geschrei erhoben, die Herausgabe des Verhafteten forderten, und als dieselbe nicht erfolgte, ihn auf eigene Faust aus den Händen der Häscher befreiten. Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe, zwei handfeste Kerle, hatten sich bei der Befreiung des Herzogs das vorzüglichste Verdienst erworben.

Mit Ungestüm verlangte man nun von ihm, er möge sprechen, er solle erzählen, wie er in diese Lage gerathen. Doch drangen so viele Einzelne in ihn, und jeder zeigte sich so schwatzhaft neugierig, daß der Umdrängte erst nach einer geraumen Weile die Ellbogen frei bekam, und, auf die höchste Staffel des Eingangs tretend, der Versammlung in einem Berichte, der den leidenschaftlichen Charakter eines rednerischen Ergusses an sich trug, seine Sache vortragen konnte. Wort und Ton der Rede klingen mir noch heute frisch in den Ohren nach; da aber die abspringende Weise derselben sich schriftlich nicht wohl geben läßt, so beschränke ich mich lieber auf eine gedrängte Wiedergabe ihres Inhalts.

Schon seit Jahren sei er das bevorzugte Modell des berühmten Historienmalers Pittoretto, welcher den Grundsatz habe, in seinen Bildern so natürlich als möglich zu sein. Nun habe ihn (das Modell) die gütige Natur, recht im Gegensatz zu seinem schlichten Herzen, mit einem Gesicht begnadet, das viel vom Spitzbuben und nicht wenig vom Trauerspielheros an sich trage. Da aber eine gewisse Mischung von Spitzbüberei und Größe den Helden mache, so sei ein Mensch wie er für einen Historienmaler geradezu unbezahlbar. Das möge Pittoretto zwar empfunden haben, es sei ihm aber nie eingefallen, danach zu handeln, denn er habe ihn stets so schlecht bezahlt wie das nächste beste Häringsmodell, aus dem sich nicht einmal ein erträglicher Schneider zusammenschustern ließe. Er habe für die Malerei Unsägliches gelitten, er sei ein Märtyrer der künstlerischen Grundsätze Pittorettos.

„O," — und dabei begann er zu schluchzen — „ihr seht mich nicht umsonst so vom Fleisch gefallen, so blaß und so entstellt von Runzeln. Ich habe meinem Herrn die ganze Natur sein müssen, und er hat auf mir gespielt wie auf einer Orgel. Als er seinen sterbenden Franz Moor malte, hat er mich oft mit einer Schnur gedrosselt, um die naturgemäßen Zuckungen der Muskeln und das Farbenspiel der Haut herauszubringen; als er den gefolterten Savonarola darstellte, hat er mich mit Zangen gekneipt und mit glühender Tabaksasche gepeinigt; ja während er sich mit einem Tiberius auf Capri beschäftigte, mußte ich Essig saufen, eine Unmasse Bohnen verschlingen und den schandbarsten Lastern fröhnen, nur damit der gemalte Wütherich einen gedunsenen Leib, die nöthige gebrochene Haltung und eine verruchte Gesichtsfarbe bekäme. Wie Aerzte manchmal lebende Hunde schinden, um hinter die Schliche des Lebens zu kommen,

so wurde ich zu künstlerischen Zwecken mißhandelt; ich war der lebendig geschundene Hund der Malerei."

Plötzlich hielt der Unglückliche, in Thränen ausbrechend, eine Weile inne, aber rasch sich erholend fuhr er in fast unversiegbarem Redestrom fort seine Leiden zu schildern. Anfänglich, sagte er, als Pittoretto noch schlecht bezahlt worden, habe er geduldet und geschwiegen; als er aber die goldenen Ströme in den Säckel seines Herrn fließen sah, habe sich seine Geduld doch nach und nach erschöpft. Obendrein habe er sich aus Zeitungen und aus seines Herrn Büchern über das Wesen der neumodischen Naturmalerei, die man Naturalismus nenne, unterrichtet, und dabei gefunden, wie sie das Meiste der Natur verdanke — der Natur also, die er aus eigenen Mitteln zu jedem neuen Bilde geliefert habe. Bei dem Gemälde: „Heinrich III. vor der Leiche des Herzogs von Guise", für welches Pittoretto 60,000 Mark erhalten, sei ihm der Geduldsfaden endlich gerissen, und er habe entschiedene Forderungen an seinen Herrn gestellt.

„Die Rechnung," sagte ich zu ihm, „stellt sich ganz einfach. Sie vertheilt sich auf vier Posten: auf den Maler, auf den Herzog von Guise, auf den König, und auf Möbel, Teppiche und Gewänder zusammengenommen. Kein Geist wird erscheinen, um auch seinerseits einen Theil des Gewinns anzusprechen. Nach Abzug der Unkosten für Leinwand und Farben habe ich also als Herzog von Guise ein Viertheil der übrigen Verkaufssumme zu bekommen. Ist je ein Anspruch billiger gewesen? Pittoretto sprach zwar von seinem Talent, von dem er seine Grundrente ziehe, und bezeichnete mein ganzes Vorgehen als eine Empörung des Werkzeuges gegen seinen Meister. Aber ist denn meine Gestalt, mein Gesicht weniger eine Glücksgabe und ein Talent — ja ist es nicht ein Talent, ohne welche Pittorettos Begabung, die in der täuschenden Nachahmung der Natur ihre Stärke hat, darben und hungern müßte? Ich frage!" Der Meister sei aber nicht zu überzeugen gewesen, und da habe er (das Modell) den verzweifelten Entschluß gefaßt, seinen Antheil an dem betreffenden Bilde einstweilen mit Beschlag zu belegen. So sei er auf die Galerie gegangen und habe den Herzog von Guise herausgeschnitten. „Und nun ihr Brüder" — so schloß er seine Rede — „ihr mißhandelten und geprellten Ur- und Vorbilder der Naturmalerei, nun frage ich euch auf Gewissen und Seligkeit: habe ich recht gehandelt oder unrecht? Ja oder nein?"

Ein trunkenes Jauchzen kam dem Redner von den versammelten Modellen entgegen. Sie hoben ihn sofort auf ihre Schultern und wollten ihn eben im Triumph durch das Malerviertel tragen, als eine Rotte Polizeisoldaten anrückte und den Herzog von Guise sammt den übrigen Rädelsführern gefangen nahm.

Was aus dem Modell später geworden, weiß ich nicht zu sagen, da ich noch am selben Tage von dem Schauplatze des geschilderten Vorfalls abreiste. Man wußte die ganze Sache zu vertuschen, in keiner Zeitung war ein Wort darüber zu lesen. Ein Kunststopfer flickte das Bild so geschickt, daß auch das geübteste Auge keine Spur einer Zerstörung daran entdecken kann. Erkundigt man sich bei einem Galeriediener nach den näheren Umständen jenes Vorfalls, so schüttelt er den Kopf, und versichert, nicht das Geringste von der Sache zu wissen. Und doch — man mag es getrost glauben — hat sich noch nie und nirgends eine wahrhaftere Begebenheit zugetragen.

Notizen.

Die auswärtige Lage nimmt sich noch immer überwiegend friedlich aus, ist aber trotzdem nicht durchweg erfreulich. An Kundgebungen und Manifesten, welche die guten Beziehungen der verschiedenen Staaten zu einander rühmen, ist kein Mangel, aber es fehlt doch auch nicht an einigen minder günstigen Nüancen nach den verschiedenen Seiten hin. Ein flüchtiger Ueberblick genügt zur Erklärung dieser scheinbaren Widersprüche. Deutschland ist stark, gefürchtet und einflußreich, aber gerade deswegen wenig beliebt. Man hat seine vormalige, Oestreich und Rußland gegenüber untergeordnete Stellung nicht ganz vergessen, mußte sich in die ungeahnte Entfaltung seiner Machtfülle finden, verträgt aber unsere während des letzten Decenniums errungene Stellung mit schwerem Unmuth und innerem Widerstreben. Dies gilt namentlich von Rußland, das früher unsere Geschäfte mitbesorgt, Regen und Sonnenschein in Berlin gemacht hatte. Wer die fünfziger Jahre hier politisch erlebt hat, weiß davon zu erzählen. Schließlich kam es so weit, daß, wenn die Ruffen mit einem preußischen Minister unzufrieden waren, sie ihn aus dem Amte zu bringen wußten. Eine spätere Generation wird das kaum mehr verstehen, während es den Zeitgenossen wie ein böser Traum erscheint, dessen Erinnerung sie los werden möchten. Der russische Uebermuth hatte jedoch unsere Erfolge, unser Erwachen aus dem bundestäglichen Winterschlafe eines halben Säculums, man möchte fast sagen die deutsche Auferstehung noch überdauert. Man bildete sich in Petersburg ein, daß wir ohne Rußlands wohlwollende Neutralität, ohne sein Gewährenlassen die Franzosen nicht besiegt, das Reich nicht gegründet hätten. Gortschakoff und die Anderen seines Schlages glaubten steif und fest, wir wären ihnen obendrein zu besonderer Erkenntlichkeit verpflichtet. Daß sie Deutschland die Befreiung von dem Pontusvertrage und der bösen Liquidation des Krimkrieges verdankten, war ihnen natürlich aus dem Gedächtniß entschwunden. Dann kam der letzte orientalische Krieg, der Rußland einbrachte, was es seine Enttäuschungen nennt. Auf den Berliner Congreß folgten die Zettelungen Gortschakoffs in Baden-Baden, wo er einem Interviewer vom Pariser Boulevard her seine Sehnsucht nach einer französischen Allianz offenbarte und damit Bismarck die Handhabe für den schon vorher geplanten Abschluß des deutsch-östreichischen Bündnisses lieferte. Davon hat sich der altersschwache russische Kanzler nicht wieder erholt. Er versuchte es seitdem noch hin und wieder mit allerlei unterirdischen Intriguen, die stets rasch entdeckt und durchkreuzt wurden. Gortschakoff führte in südlichen Winterstationen ein greisenhaftes Schattenleben und wurde, wenn auch nur gleichsam officiös, von Ignatieff abgelöst, der es mit panslavistischen Drohungen versuchte und ebenfalls Schiffbruch litt. Dahin hat er es schon gebracht, daß er seine eigenen Blätter und seine Helfershelfer, wie Skobeleff und Genossen, verleugnen muß. Diese verschossen ihr Pulver zu früh oder zu spät und hielten Reden, die zu Gambettas Zeiten die Welt noch ganz anders allarmirt haben würden, jetzt aber nach der ersten Bewegung des indignirten Erstaunens ein entschiedenes Fiasko gemacht haben. Frankreich wandte sich ab, versicherte, es wäre trotz Figaro und Zola ein ernsthaftes Land, das von dem Zusammengehen mit Europa entzückt wäre und von Abenteuern nichts wissen wolle. Wir werden uns natürlich hüten, seine Aufrichtigkeit zu bezweifeln, vielmehr mit Herrn Freycinet so lange wie möglich auf gutem Fuß bleiben. England legt uns seinerseits nichts in den Weg. Gladstone soll Manchem wegen seines Liberalismus und gelegentlichen Ungestüms wenig sympathisch sein, und wenn er morgen einer feindlichen Parlamentsmajorität gegenüber fiele, würden ihm hier zu Lande schwerlich viele officiöse Thränen nachgeweint werden. Aber so lange England uns sonst gewähren läßt, wird die Anglophobie einiger krausen Politiker und Publicisten isolirt bleiben und um so weniger Schaden stiften, als sie das Publicum kalt läßt und jedes Einflusses auf die Gemüther, geschweige auf die active Politik entbehrt. Oestreich ist unser Alliirter und wird hoffentlich der gründlichen Fehler eines slavischen, seine deutschen Staatsbürger verletzenden Regierungssystems bald inne werden. Auch das gute Verhältniß zu Italien ist, soweit das nöthig war, leidlich wiederhergestellt, und die Papstfrage, die Ende vorigen Jahres so viel Staub aufgewirbelt, will sich nicht wieder galvanisiren lassen. So kann denn Jedermann mit der Gestaltung der auswärtigen Lage in diesem Augenblick zufrieden sein. Sind wir doch jetzt auch die besten Freunde der Türkei, die früher fast nur als ein Object der Unterhandlung angesehen und tractirt wurde. Reichsanzeiger und ministerielle Blätter sind turcophil geworden, zur seltsam späten Rechtfertigung derjenigen, die seit zwanzig Jahren und darüber zwar für das Regiment am Goldenen Horn keineswegs unbedingt geschwärmt, aber in der Erhaltung des Osmanenreiches, so lange kein Ersatz vorhanden, die einzige Schutzwehr gegen Rußlands bedrohliche Uebergriffe erblickt hatten. Daß diese auch deutsche Interessen berühren, wird jetzt wohl angesichts der jüngsten Erfahrungen Niemand mehr bestreiten wollen.

* * *

Anton Schlossars „Deutsche Volkslieder aus Steiermark", welche soeben bei Wagner in Innsbruck erschienen, sind das vollständigste und wissenschaftlichste Buch, was überhaupt bis jetzt über diesen speciellen Gegenstand erschienen ist, — ein Gegenstand, welcher gerade für uns nicht-östreichische Deutsche (auch für die, welche nicht alljährlich die östlichen Alpen aufsuchen) von dem größten Interesse ist. Denn das, was uns hier geboten wird als in den sonnigen, wald- und rebenreichen Bergen der grünen Steiermark gesammelt, das ist Fleisch von unserem Fleisch und Geist von unserem Geiste. Es ist echt und ganz Deutsch.

Landesgrenzen vermögen überhaupt das wahre Volksthum nicht zu zerstückeln; und so ist denn der bajuvarische deutsche Volksstamm, welcher sich heute, wenn wir seinen Wohnsitz nach der politischen Territorialeintheilung bezeichnen wollen, über Ober- und Niederöstreich, Kärnthen, Steiermark, Krain, Salzburg, Tirol und Bayern ausdehnt, trotz aller dieser zahlreichen Landesgrenzen, ein einheitlicher und untheilbarer geblieben. Abgesehen von den örtlichen Modification und jenen Unterschieden, welche sich aus den Abweichungen der Culturentwickelung zwischen Stadt und Land, frequenter und abgeschiedener Lage, Gebirg und Ebene, oder aus der vorwiegenden Berufsart ergeben, ist bei der deutschen Bevölkerung auf diesem ausgedehnten Gebiete der Volksgeist, die Volkspoesie und die Volksmundart, mitten unter allen politischen Veränderungen, Störungen und Umwälzungen, sich selber und dem gemeinsamen Ursprung treu und gleich geblieben. Dies wird sich desto mehr herausstellen, je mehr wir von jedem einzelnen Gebiete (für manche sind sie schon da) solche sorgfältige Arbeiten, wie diese von Schlossar erhalten.

Mit Recht bilden die Lieder im Dialekt den Hauptbestandtheil der reichen Sammlung. Der Dialekt (für dessen Verständniß Schlossar durch Anmerkungen u. s. w. gesorgt hat) bietet an sich schon eine gewisse Bürgschaft für die Echtheit und Naturwüchsigkeit, d. i. für den wirklich organischen volksthümlichen Ursprung. Eine zweite findet sich in der Melodie, welche häufig an die volksthümliche Tanzweise (hier den „Steirischen") anschließt und u. A. auch mit jenen wenig articulirten Naturlauten operirt, welche man dort „Juchzer" nennt, und welche wir mit Jodeln, Jauchzen u. s. w. bezeichnen. Schlossar aber hat sich nicht auf die Alm-, Wildschützen-, Jäger-, Liebes-, Scherz-, Spott-, Schimpf- und Glimpf- und sonstige Dialekt-Lieder beschränkt. Wir finden bei ihm auch die geistlichen, insbesondere die Weihnachts- und Dreikönigs-Lieder, die historischen Lieder, die Soldaten- und die patriotischen Lieder, welche das Volk singt, und welche zum Theil in schriftdeutscher Sprache auftreten. Einiges verdankt der Verfasser auch der Sammlung, welcher der Erzherzog Johann s. Z. oblag, und welche dessen Sohn, der Graf von Meran, in liberalster Weise zur Verfügung gestellt hat. Wenn ich noch hinzufüge, daß das Ganze mit wahrhaft philologischer Akribie bearbeitet und auch der sprachwissenschaftlichen Seite die nöthige Aufmerksamkeit zugewandt ist, so habe ich Alles, was sich zum Lobe des Buches sagen läßt, zwar nicht erschöpft, aber doch, soweit es der beschränkte Raum erlaubt, angedeutet. K. Br.

* * *

Im Verlage von Ernst Schmeitzner in Chemnitz erscheint seit Beginn des Jahres eine Internationale Monatsschrift, Zeitschrift für allgemeine und nationale Cultur und deren Literatur. Der Zweck soll die Darbietung einer erschöpfenden Ueberschau sein über die Anzeichen der Gestaltung einer internationalen Cultur der europäischen Menschheit und zugleich über diejenigen Momente der nationalen Culturen, aus denen heraus jene sich zu entwickeln anhebt; ferner einer eingehenden Orientirung über die Gesammtrichtung der politischen Bewegung und der politischen Ereignisse in ihrer inneren Verkettung und endlich einer Kritik der wichtigsten literarischen Erscheinungen, besonders solcher aus den Gebieten der Culturhistorik und der Volkswirthschaftlehre. Im Inhalt der beiden Hefte macht sich die systematische Behandlung der Fragen in cyclusartigen Abhandlungen bemerkbar. So schreibt Bruno Bauer durch beide Nummern über Karl Philipp Moritz und dessen „Anton Reiser", H. v. Stein über Lehre und Person Giordano Brunos, Diercks über die culturhistorische Bedeutung der Araber u. s. w.

* * *

Die Verlagsbuchhandlung von A. B. Auerbach in Berlin edirt soeben eine treffliche Skizze von Eugen Zabel: Berthold Auerbach, Ein Gedenkblatt zum 28. Februar 1882. Die Schrift war ursprünglich dem Verewigten zur 70. Geburtstagsfeier zugedacht. Zabels Würdigung von Auerbachs Leben und Werken ist gründlich und liebevoll und gibt ein frappantes Bild von dem Erden- und Künstlerwallen des Dichters. Eine willkommene Beigabe zu dieser Festschrift, die zu einem Nekrolog wurde, sind die sechs Bildnisse Auerbachs aus verschiedenen Lebensjahren, Karl Frenzels warmer Nachruf, ein Auszug aus Friedrich Vischers ergreifender Grabrede und Trauergedichte von Julius Hübner und Julius Lohmeyer. Wir empfehlen diese Schrift, deren Reinertrag zur Begründung einer Auerbach-Stiftung für Nordstetter Arme bestimmt ist, allen Literaturfreunden.

* * *

Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit. In gemeinverständlicher Darstellung von Gustav Diercks. Berlin 1882, Th. Hofmann. 2 Bände.

Der Verfasser spricht im Titel selbst aus, was er bezweckt hat, und von vorn herein muß man anerkennen, daß er damit nicht nur eine Lücke in unserer anscheinend so übermäßig reichen Literatur ausgefüllt, sondern im Ganzen auch mit glücklichstem Erfolge den schweren Versuch unternommen hat, das ungeheure Gebiet dem großen Publicum der Gebildeten, welche die einschlägigen Studien nicht getrieben haben, übersichtlich nahe zu bringen. Der Verfasser beschränkt sich fast ganz auf die Entwickelung des religiösen und philosophischen Gedankens in den verschiedenen Völkern und auf deren Literatur, indem er aus dem Einzelnen dann die Summe für die Allgemeinheit der Menschengeschlechter zieht. Und jedenfalls ist es ja diese Seite, welche von allen am klarsten den Geist der Menschheit und seine Entwickelung erkennen läßt. Wir selbst haben das Werk mit hohem Interesse gelesen, und theilweis wiedergelesen, trotzdem möchten wir doch einige kritisirende Bemerkungen nicht verschweigen. Wir streiten nicht gegen eine Anzahl Urtheile und Ansichten des Verfassers, denen wir nicht beitreten, denn das Urtheil des Forschers ist selbstverständlich frei, besonders, wenn er sich zu solcher Höhe objectiver Betrachtung erhebt. Vielmehr wirkt seine gänzlich unbestechliche Art die Dinge zu sehen und zu beurtheilen oft wahrhaft erfrischend, manches im ersten Moment überraschende Urtheil bewährt sich bei näherer Betrachtung von schlagender Kraft. Unsere Bedenken wenden sich einzig gegen die Structur des Werkes. Nicht gegen den Plan, aber gegen das Verhältniß der einzelnen Theile, von denen einige uns einer größeren Berücksichtigung werth erscheinen. So dürfte das Kapitel über Aegypten nicht ganz den Eindruck auf den Leser machen, den die übergroße Bedeutung der Cultur dieses Volkes in seiner Wechselwirkung auf andere Völker so wie an sich durch die hohe Stufe ihrer religiös-philosophischen Entwickelung hervorbringen sollte. Aehnlich ergeht es nachher den Germanen in Bezug auf deren Religionsphilosophie. Wie bedeutend diese letztere sogen. „Götterlehre" auf die Gestaltung des (katholischen) Christenthums eingewirkt hat, ist aus Diercks Darstellung kaum zu entnehmen. Es erscheint dem Leser manchmal, als ob der Verfasser, angezogen durch gewisse Gebiete, diese mit Vorliebe (doch ohne jede Trübung seines Urtheils) ausgeführt hat, was sich dann in dem sonst gedrängter geschriebenen Buche durch verhältnißmäßig umfänglichere Citate kundgibt. Anderwärts vermissen wir solche, wo sie zur handgreiflicheren Charakteristik dienlich erscheinen möchten. Ferner scheint die letzte Hälfte des zweiten Bandes, von da ab, wo die nationalen Geister behandelt werden, unter dem Zwange des Raumes gelitten zu haben. Es würde sich auch eine ausgedehntere Anwendung von Jahreszahlen sehr empfehlen. Wir wünschen der zweiten Auflage einen dritten Band, und sehen ferner dem größeren wissenschaftlichen Werke über den gleichen Gegenstand, das der Verf. ankündigt, mit Spannung entgegen. G. v. Seydlitz.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Im Verlage von **George Westermann** in **Braunschweig** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Fabian und Sebastian.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

15 Bogen. 8. Preis geh. 5 *M*, eleg. geb. 6 *M*.

Verlag von

Ernst Schmeitzner in **Dresden.**

Internationale Monatsschrift.

Zeitschrift

für allgemeine u. nationale Kultur

und deren Litteratur.

Die drei bis jetzt erschienenen Hefte enthalten Aufsätze von **Bruno Bauer, H. v. Stein, G. Diercks, E. Schlaeger** und Anderen.

Von B. Bauer heben wir hervor „Ein deutscher Classiker und Weltschmerzler", in welchem in nuce die Geschichte des Romans, speciell des psychologischen, der letzten hundert Jahre in Tableaux geliefert wird, ferner von demselben „die sozial-politische Bilanz des Jahres 1881", eine Kritik von Rénan's Marc Aurel, Oesterreich und die Bontoux'schen Gründungen. H. v. Stein behandelt die philosophische und kulturgeschichtliche Bedeutung Giordano Bruno's. G. Diercks, dessen Specialität die arabische Litteratur in ihrer Einwirkung auf das allgemeine Kulturleben, entwickelt den Charakter der Araber. E. Schlaeger skizzirt die Geschichte des Freidenkerthums in den Ver. Staaten. „Multum, non multa" ist die Parole des neuen Unternehmens u. ihr charakteristischer Unterschied vor anderen Monatsschriften besteht in dem wissenschaftlichen Ernst und der vollständigen Unparteilichkeit wie in der cyklusartigen und systematischen Behandlung der grossen Fragen, welche unter der Oberfläche der Tagespolitik und Tageslitteratur liegen.

Preis pro Quartal *M.* 4.—, einzelne Hefte (4 bis 5 Bogen) *M.* 1.60.

Kanarienvögel

Meine wahrhaft schön singenden werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dürsten, Erfrieren d. Vögel unmöglich ist.

R. Maschke, St. Andreasberg im Harz.

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Bande.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Lexikon der Reisen und Entdeckungen

von Dr. **Fr. Embacher.** 400 Oktav-Seiten. Geh. *M.* 4.—, geb. in Leinwand *M.* 4.50.

Ein Buch, das wie dieses dem in unsern Tagen so regen Interesse an Länder- und Völkerkunde dient, indem es in seinem ersten Teil die Biographien aller berühmt gewordenen Reisenden und im zweiten eine Entdeckungsgeschichte der einzelnen Erdteile in topographischer Anordnung bringt, darf des Beifalls vieler sicher sein.

Es empfiehlt sich in seiner gedrängten und doch gründlichen Art nicht bloß allen Freunden der Erdkunde als Nachschlagebuch, Lehrern und Schülern als vortreffliches Hilfsmittel beim geographischen Unterricht, sondern überhaupt allen gebildeten Kreisen als ein notwendiges Supplement zu jedem Lehrbuch der Geographie und zu jedem Atlas.

Als besonderer Vorzug, der das Werkchen auch für den Fachgelehrten praktisch macht, sind die reichen bibliographischen Notizen, außer den Reisewerken auch zahlreiche Hinweise auf Berichte, Karten 2c. in allen deutschen und ausländischen Fachzeitschriften, hervorzuheben.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin.**

Soeben wurde ausgegeben:

Die Ergebnisse

der

Ausgrabungen zu Pergamon

1880—1881.

Vorläufiger Bericht von

A. Conze, C. Humann, R. Bohn

in Folio auf Büttenpapier, mit 4 Tafeln. Preis 8 *M.*

Früher erschien:

A. Conze, C. Humann u. A. Die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon. Vorläufiger Bericht. Mit 7 Tafeln. Preis 12 *M.*

Belletristische Novitäten.

Im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** u. **Leipzig** erschienen soeben:

Die Einsame.

Zwei Novellen in einer

von

Hans Hopfen.

Zwei Bände. 8. Preis eleg. geh. *M.* 8.—, fein geb. *M.* 10.—

Ein Kind des Meeres.

Roman

von

Hieronymus Lorm.

Ein Band. 8. Preis eleg. geh. *M.* 4.—, fein geb. *M.* 5.—

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Theodor Hofmann** in **Berlin.**

Entwicklungsgeschichte

des

Geistes der Menschheit.

Von

Dr. **Gustav Diercks.**

I. Band: Das Alterthum.
1881. Preis *M.* 5.—, elegant gebunden *M.* 6.50.
II. Band: Mittelalter und Neuzeit.
1882. Preis *M.* 5.—, elegant gebunden *M.* 6.50.

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. **Josef Wiel** (Verf. des „Diätetischen Kochbuches"). Fünfte verb. und verm. Aufl. Brosch. *M.* 4.—, geb. *M.* 5.— Das Buch ist ein getreuer Rathgeber, ein ehrlicher und billiger Hausarzt für Jedermann. — Hofrath k. k. Professor Th. Billroth in Wien empfiehlt den „Tisch" im Vorwort seines neuesten Werkes „Die Krankenpflege im Hause und im Hospital" ganz besonders.
K. k. Hofbuchhdlg. **Hans Feller** in **Karlsbad.**

Im Verlage von **Johannes Lehmann** in **Leipzig** erschien soeben:

Zur

Freiheit des Gewissens.

Eine

religionsphilosophisch-kirchenpolitische Studie

von **E. Küchler.**

Motto: „Fördere nach deinen Kräften die Erkenntniß der Menschen von ihrer Freiheit, vom Gesetze, unter dem die Freiheit steht, du förderst damit die Freiheit selber." Daub.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direct und portofrei von dem Verleger.

Friedrich Rückert's

Leben und Dichtungen

von Dr. **C. Beyer.**

3. Auflage.

Geh. Preis (statt 2 *M.* 40 ₰) 1 *M.*

Leipzig. **C. A. Koch's** Verlag.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 11. Berlin, den 18. März 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Das Tabacksmonopol. Von Friedrich Boettcher. I. — „Eingeweihte Correspondenten." Von H. Ehrlich. — **Literatur und Kunst:** Autokritiken. Meine Weltanschauung. Von M. Carriere. — Serpa Pinto. Von Gustav Nachtigal. — Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Von R. Prölß. — Adolf Held und seine sociale Geschichte Englands. Von A. Schricker. — Sicilianische Novellen. Von H. Breitinger. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Unsere Frauen. Lustspiel in fünf Acten von G. v. Moser und Franz v. Schönthan. Das Document. Schauspiel in drei Acten von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Besprochen von Z. — „Nur für Natur . . ." Berliner Frühlings-Quodlibet. Von Al Hafi. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Zur Genesis des Darwinismus. Von Ernst Krause. — Inserate.

Das Tabacksmonopol.

I.

Wie ein düsteres Verhängniß schwebt seit einem halben Jahrzehnt über Deutschland die Frage des Tabacksmonopols. Ihr Einfluß ist, bald schwächer, bald stärker, in allen Phasen erkennbar, die unsere innere Entwickelung seit dieser Zeit durchschritten hat. Heute athmet man fast erleichtert auf, nun das unheimlich Unfaßbare endlich in der Form eines amtlichen Gesetzentwurfs mit Händen zu greifen ist. Blinde Schwärmer haben sich unter dem Tabacksmonopol eine unerschöpfliche Goldquelle vorgestellt; auch die Regierungspresse hat, indem sie es als „Patrimonium der Enterbten" forderte, ungemessene Hoffnungen wachgerufen. Solchen Extravaganzen gegenüber hat die Thatsache, daß die Verfasser des gegenwärtigen Entwurfs dem Reiche aus dem Monopol eine neue Einnahme von nur etwa 120 Millionen versprechen, eine stark ernüchternde Wirkung. Immerhin wäre ein solcher Mehrertrag aus einem so vortrefflichen Steuerobject, wie der Taback es ist, nicht zu verachten. An nützlichen Verwendungszwecken würde es nicht fehlen. Die „große Steuerreform" ist freilich, obschon seit Jahren in allen Zeitungen und Volksversammlungen, ja selbst in den wichtigsten Staatsschriften von ihr die Rede ist, noch immer ein nebelhafter Begriff. Allein, daß eine Umgestaltung des directen Steuerwesens in Preußen und anderwärts nothwendig, eine Erleichterung der entsprechenden Lasten in den meisten der übrigen Staaten zum mindesten wünschenswerth ist, kann heute als allgemein zugegeben betrachtet werden. Dazu kommen noch überall neue Bedürfnisse, deren Befriedigung mit den bisher vorhandenen Staatsmitteln nicht möglich ist. Läge also, wie man versichert, jene Mehreinnahme aus dem Taback wirklich so klipp und klar am Wege, daß wir sie nur aufzuheben brauchten, dann könnte in der That nur thörichter Eigensinn sich dem entgegenstellen.

Leider ist die Sache nicht so einfach. Im Begriffe des Reichstabacksmonopols selbst liegt das Verbot der Tabacksfabrikation und des Tabackshandels durch Private; aus seiner Natur ergibt sich ferner die Nothwendigkeit gewisser Beschränkungen für den Tabacksbau. Da ist denn die nächste Aufgabe, sich in unbefangener Prüfung ein möglichst klares Bild von den Wirkungen zu machen, welche die Einführung des Monopols auf die bestehenden Verhältnisse haben würde.

Die „Erläuterung" zu dem Monopolentwurf versichert, in Deutschland werde „eine gesunde Steuerpolitik stets nur die Förderung, niemals die Vernichtung des inländischen Tabacksbaues ins Auge fassen können". In der That ist man bestrebt gewesen, in den durch das Bedürfniß einer wirksamen Controle gebotenen Maßnahmen bis an die äußerste Minimalgrenze, wenn nicht noch unter dieselbe hinunterzugehen. In Frankreich werden nur Pflanzer mit einer zusammenhängenden Anbaufläche von mindestens 20, in Ungarn von mindestens 28 Ar zum Tabacksbau zugelassen. Für Deutschland glaubte man in der Tabacksenquetecommission von 1878 anfangs eine Minimalfläche von 10 Ar fordern zu müssen, schließlich ging man, in Erwägung der starken Bodenparcellirung in unseren hauptsächlichsten Tabacksbaubezirken, auf 4 Ar herunter. Der neue Entwurf sieht von einer solchen Beschränkung ganz ab und bekundet dadurch allerdings eine weitgehende Rücksichtnahme auf die Interessen des Tabacksbaues. Aber das ist auch Alles, was in dieser Richtung geschehen konnte. In der „Erläuterung" wird versprochen: „Der Tabacksbau soll unter dem Monopol quantitativ nicht blos in der bisherigen Ausdehnung erhalten, sondern es soll auch eine stetige Weiterentwickelung desselben ermöglicht werden." In der Praxis aber gestaltet sich die Sache so, daß nach der eigenen Berechnung der Erläuterung 518 Hektar Land, die bisher von 77,119 Pflanzern mit Taback bebaut wurden, in Zukunft vom Tabacksbau ausgeschlossen werden müssen. Der Trost, daß dies Verbot nur 3 Procent der gesammten bisherigen Tabacksfläche Deutschlands treffen würde, will wenig besagen. Was ins Gewicht fällt, ist die Zahl der Personen, denen der gewohnte Erwerb entzogen werden würde. Diese Zahl erleidet allerdings eine starke Einschränkung durch die Erwägung, daß unter jenen 77,119 sich 72,328 Pflanzer befanden, welche zur Zeit der Enquete, weil sie nur Flächen unter 85 Quadratmeter bebauten, nach der damaligen Gesetzgebung steuerfrei waren; von diesen werden die meisten den Tabacksbau unter dem neuen Steuergesetz von 1879 wohl ohnehin aufgegeben haben. Andererseits aber ist mit Sicherheit anzunehmen, daß im Allgemeinen der Tabacksbau in Deutschland gerade unter der Wirkung dieses Gesetzes, d. h. infolge der bevorzugten steuerlichen Stellung des inländischen Tabacks gegenüber dem ausländischen, zugenommen hat. Zuverlässige statistische Ermittelungen darüber sind indeß nicht vorhanden, und man ist wohl oder übel auf die Erhebungen der Enquete von 1878 angewiesen. Nach dieser bleiben aber immer 4791, d. h. über 6 Procent sämmtlicher damals steuerpflichtigen Pflanzer, welche jetzt von dem Anbauverbot betroffen werden würden. Die Thatsache, daß auf sie eine durchschnittliche Anbaufläche von etwa 7 Ar entfällt, zeigt, daß wir es hier überwiegend mit jenem Kleinbetriebe zu thun haben, dem nur ein so intensiver,

so viel menschliche Arbeit und Sorgfalt erfordernder Culturzweig auf geringfügiger Scholle einen lohnenden Ertrag ermöglicht.

Aber diese Tausende bisheriger Tabackspflanzer, die außerhalb der künftig zugelassenen Anbaubezirke liegen, sind nicht die Einzigen, welche vom Tabacksbau ausgeschlossen werden. Auch in den zugelassenen Bezirken wird für Gemarkungen, in denen die zum Anbau angemeldete Gesammtfläche nicht mindestens 2 Hektar erreicht, Tabacksbau nicht gestattet. Zahlreiche Gemeinden, namentlich in Baden und in der Pfalz, würden infolge dessen entweder auf den Tabacksbau verzichten oder ihre dieser Cultur bisher gewidmete Fläche vergrößern müssen. Das Letztere würde einerseits von der Neigung der einzelnen Grundbesitzer, andererseits von der Nachfrage nach Rohtaback, bezw. von der preiswürdigen Verkäuflichkeit desselben abhängen. Der Entwurf ist bestrebt gewesen, die Nachfrage mindestens in dem bisherigen Umfange sicher zu stellen. Er bestimmt, daß wenigstens $^2/_5$ des Rohtabacksbedarfs der Monopolverwaltung (d. h. etwa dasselbe Verhältniß wie bei der heutigen Privatfabrikation) durch inländisches Produkt gedeckt, sowie daß außerdem auch Tabacksbau und Rohtabackshandel zum Zwecke der Ausfuhr zugelassen werden soll. Aber daß der Rohtabacksbedarf des Monopols sich auf der Höhe des Bedarfs der Privatindustrie erhalten, mit anderen Worten: daß der Tabacksconsum nicht zurückgehen werde, ist einstweilen eine unbewiesene und höchst anfechtbare Behauptung. Und was den Anbau von Ausfuhrtaback betrifft, so wird derselbe überhaupt nur für Bezirke in Aussicht genommen, bezüglich deren ein Bedürfniß hierzu nach den bisherigen „Anbauverhältnissen anzuerkennen ist"; und auch hier kann er nur auf Grundstücken von mindestens 10 Ar Flächeninhalt und nur in Gemarkungen, in denen auch Monopoltaback gebaut wird, gestattet werden. Grundstücke von 10 Ar aber sind gerade in den Hauptgegenden der deutschen Tabacksproduktion (abgesehen vom Elsaß) nicht sehr häufig. Außerdem würden die Exportpflanzer ganz in die Hände einiger weniger Rohtabackshändler gegeben sein.

Jedenfalls steht somit fest, daß einer großen Anzahl bisheriger Tabackspflanzer mit der Einführung des Monopols der gewohnte Erwerb entweder ganz entzogen oder doch geschmälert werden würde. Aber selbst diejenigen Pflanzer, welche derartiges nicht zu befürchten hätten, werden in dem Entwurf vergebens die Verbesserung ihres Loses suchen, welche die Befürworter des Monopols ihnen so freigebig versprochen haben. Heute ist der Pflanzer zwar auch an lästige Controlemaßregeln gebunden, aber er hat freie Wahl, ob und wie viel Taback er bauen, an wen er ihn verkaufen will. Unter dem Monopol hat er sich alljährlich, ohne jedes Beschwerderecht im Falle der Verweigerung, um die Erlaubniß zum Anbau zu bewerben, ist er betreffs des Umfangs seiner Produktion an die amtliche Vertheilung gebunden, muß er die gesammte Ernte an die Monopolverwaltung zu dem ihm von dieser zuerkannten unabänderlichen Preise abliefern. Freilich, aus der „Abhängigkeit von der Privatspeculation" wird er befreit, aber nur, um dafür neue ungleich größere Abhängigkeit einzutauschen. Dort war der Pflanzer in Bezug auf die Verwerthung seines Produkts in manchen Fällen *thatsächlich*, hier ist er unter Umständen auch *rechtlich* unfrei; denn die Befugniß des Pflanzers, den Taback, bezüglich dessen er sich der amtlichen Preisbestimmung nicht unterwerfen will, zu exportiren, ist ein bloßes Ornament ohne jeden praktischen Werth.

Klarer, als hinsichtlich des Tabacksbaues, liegen die Wirkungen des Monopols für den heutigen Tabackshandel und die heutige Tabacksfabrikation zu Tage. Rohtabackshändler werden zwar auf widerrufliche Concession noch zugelassen, aber nur für das Ausfuhrgeschäft. In Ungarn besorgen 9 Handelsfirmen die gesammte Rohtabacksausfuhr von rund 103,000 Centnern. Demnach würden für die deutsche Rohtabacksausfuhr von rund 132,000 Centnern 15—20 Firmen reichlich genügen — gegenüber den rund 400 Rohtabackshandlungen des deutschen Zollgebietes eine verschwindende Ziffer. Von dieser abgesehen, tritt auf dem ganzen Gebiete der Tabacksfabrikation und des Tabackshandels an die Stelle des Privatbetriebes der Staatsbetrieb. Nach der „Erläuterung" ist „die möglichst vollständige Ueberleitung der derzeitigen Privatfabrikation in den Regiebetrieb in Aussicht genommen". „Es ist beabsichtigt," heißt es weiter, „die dermalen bestehenden Tabacksindustriebezirke als solche zu erhalten und nur die mit Einführung der Monopolverwaltung unerläßlichen Umbildungen in der Gliederung der Fabrikationsstätten vorzunehmen. Mit Rücksicht auf die große Ausdehnung der Cigarrenfabrikation in Deutschland ist dauernd der Bestand zahlreicher Fabrikfilialen neben den großen Hauptfabriken in Aussicht genommen. Außerdem soll auch, soweit es thunlich erscheint, die Hausindustrie forterhalten bleiben." Vortreffliche Absichten! Aber wie steht es mit der Möglichkeit der Ausführung? Die „unerläßlichen Umbildungen in der Gliederung der Fabrikationsstätten" würden sehr weitgehende sein müssen. Die Cigarrenfabrikation hat sich in Deutschland ganz überwiegend in der Form der Kleinindustrie entwickelt. 1878 zählte man im Zollgebiet 13,164 Tabacksfabrikationsbetriebe. Das Monopol soll sich auf 28 bis 30 große Fabriken und 120—130 Filialen beschränken. Diese im Vergleich zu dem bisherigen Zustande ganz enorme Concentration der Fabrikation macht die Erhaltung derselben in ihrem gegenwärtigen geographischen Umfange schlechterdings unmöglich. Die Cigarrenfabrikation ist vielfach auf das platte Land gewandert, in arme Gegenden mit niedrigem Arbeitslohn. Ihr dorthin überall zu folgen, würde für das Monopol nicht angehen, da die Rücksicht auf möglichst große Ersparniß an Transport- und Ueberwachungskosten eine möglichst nahe Verbindung der Filialen mit den Hauptfabriken erheischt.

Ungleich schwerer noch würde sich das Versprechen der Erhaltung der Hausindustrie erfüllen lassen. „Ueberall, wo Fabriken in der Nähe sind," heißt es in der „Erläuterung", „kann ohne große Gefahr in der Umgegend zuverlässigen Personen Taback zur Verarbeitung in ihre Wohnung verabfolgt werden." In anderen Monopolbetrieben ist eine derartige Einrichtung nicht bekannt; es würde sich also um ein Experiment handeln, dessen günstigen Ausgang zu verbürgen die Freunde des Monopols nicht in der Lage sind. Vielmehr fehlt es nicht an Momenten, welche das Gelingen keineswegs als wahrscheinlich betrachten lassen. Die scharfe Ueberwachung, deren das Monopol überall bedarf, würde jedenfalls nur im allernächsten Umkreise einer Fabrik wirksam ausgeübt werden können. Die Anfertigung von Cigarren als Nebenbeschäftigung neben einer heterogenen Hauptbeschäftigung würde mit den ersten Anforderungen der Controle nicht vereinbar sein. Nach der Enquete von 1878 waren von 13,164 Tabacksfabrikationsbetrieben 3633, in welchen dieser Fabrikationszweig als Nebenbeschäftigung getrieben wurde. Danach läßt sich ermessen, einer wie bedeutenden Anzahl von Personen ein lohnender Nebenerwerb durch die Einführung des Monopols entzogen werden würde. Ferner zählte die Enquete 8432 Fabrikationsgeschäfte ohne Gehülfen. Diese haben sich meistens so gebildet, daß tüchtige Arbeiter aus einem größeren Betriebe ausgetreten sind und mit Hülfe ihrer Familienangehörigen die Anfertigung von Cigarren selbstständig betreiben. Nicht selten geschieht das in entlegenen Gegenden und in der Weise, daß der „Cigarrenfabrikant" nebenher der Land- und Gartenwirthschaft für seinen Hausbedarf obliegt. Ueber eine derartig verzweigte Fabrikation das Netz „sichernder Controlen", von denen der Entwurf spricht, auszuspannen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Gerade die Beseitigung dieser Art von Hausindustrie aber wäre für manche arme Gegenden, denen sie ein Ersatz für den Verlust anderer Erwerbszweige, z. B. der Hand-Spinnerei, -Weberei und -Strickerei geworden, ein vernichtender Schlag.

Nach der „Erläuterung" würde die Monopolfabrikation mindestens 80,000 Arbeiter bedürfen. Die Enquete von 1878 zählte rund 97,000 eigentliche Tabacksarbeiter. Von diesen würden also 17,000 in die Monopolfabrikation nicht über-

nommen werden können. Aber die Zahl 80,000 ist unzweifelhaft zu hoch gegriffen. Ihr ist die höchste Tabacksconsumberechnung von 1878 zu Grunde gelegt, während außer Frage steht, daß der Verbrauch seitdem zurückgegangen ist, und zum mindesten als wahrscheinlich betrachtet werden muß, daß er bei Einführung des Monopols, schon wegen der Neuheit der Einrichtung, noch weiter zurückgehen würde. Anzunehmen ist allerdings, daß heute auch jene Zahl von 97,000 Arbeitern, infolge der notorischen Einschränkung der Fabrikation, nicht mehr zutrifft. Allein die Behauptung der „Erläuterung", daß höchstens 8000 Arbeiter in den Monopolfabriken keinen Platz finden würden, bleibt hinter der Wirklichkeit unter allen Umständen weit zurück. — Außer jenen 97,000 technisch gebildeten Arbeitern hat aber die Enquete noch 21,000 Handlanger festgestellt. Von ihnen ist in dem Entwurf gar keine Rede.

Von dem technisch gebildeten Hülfspersonal der Fabrikation (Directoren, Inspectoren u. s. w.), welches die Enquete auf rund 4700 Köpfe angibt, würde die Monopolverwaltung nur einen Bruchtheil übernehmen können; noch weniger von den 8000 im Rohtabackshandel beschäftigten Personen. Der Verkauf von Tabacksfabrikaten im Zollverein wurde nach der Enquete von über 366,000 Handelsgeschäften vermittelt. Das Monopol aber will sich mit 60,000 Verschleißern begnügen.

Zu der Entziehung persönlichen Erwerbs, welche die nothwendige Folge der Einführung des Monopols sein würde, gesellt sich die Entwerthung der heute der Fabrikation und dem Handel dienenden Anlagen (Fabrikgebäude, Magazine, Läden), soweit dieselben ihrer bisherigen Bestimmung nicht mehr dienen können. Ferner kommt in Betracht, daß der Monopolbetrieb auf die in dem heutigen Tabacksgeschäft übliche geschmackvolle Verpackung der Fabrikate verzichten und auch dadurch einem nicht unbedeutenden Industriezweige die Existenzbasis rauben würde.

Hiernach ergibt sich das Bild des wirthschaftlichen Schadens, welchen die Umwandelung der heutigen Tabacksgewerbe in einen Reichsmonopolbetrieb, trotz schonungsvollster Rücksichtnahme auf die bestehenden Verhältnisse, den Betheiligten zufügen müßte, von selbst. Die nächste Frage ist nun, wie der Entwurf diesen Schaden auszugleichen gedenkt.

Friedrich Boettcher.

„Eingeweihte Correspondenten."

„Haben Sie wohl eine Ahnung, von wem die Correspondenzen in der X-Zeitung geschrieben sein mögen?"

Mit dieser Frage begann ein sehr geschätzter, politisch „gut unterrichteter" Correspondent die „wichtige Besprechung", zu welcher er sich bei mir ansagen gelassen.

„Welche Correspondenzen?" fragte ich.

„Wie?! Sie wissen gar nichts davon?! Das ist ja fast bedenklich."

„Wenn sie politischer Art sind, dann sage ich Ihnen gleich, daß eine ernste, nur mit Ruhe auszuführende Arbeit mich von der Beschäftigung mit politischen Tagesfragen gänzlich abhält; ich erfahre immer ganz zufällig, was acht Tage vorher vorgegangen ist, wenn heute die Welt unterginge, ich würde es erst übermorgen bemerken. Sind denn diese Correspondenzen so sehr wichtig?"

„Sie enthalten eine Masse Andeutungen und Beschreibungen von Persönlichkeiten und Verhältnissen, wie sie nur von einem intim Eingeweihten herrühren können, der die Kreise genau kennt."

„Hm! von einem Eingeweihten, der die Kreise genau kennt? Wollen Sie mir erlauben, Ihnen ein Kapitel aus meinen Memoiren zu erzählen, wie man eingeweiht wird? Ich spreche nur von Thatsachen, deren Beweise sich in meinen Händen befinden.

Im Jahre 1850 kam der selige Dingelstedt nach Wien und lernte mich durch Herrn Kuranda, den Redacteur der „Ostdeutschen Post", kennen; er wußte, daß ich vom „Kremsierer Reichstage"*) humoristische Artikel für mehrere Blätter geschrieben und als guter Musiker in verschiedenen Kreisen freundliche Aufnahme genoß. Eines Tages traf er mich auf dem Stephansplatze und bot mir seine Vermittlung bei der „Augsburger Allgemeinen" und dem „Schwäbischen Merkur" an, wenn ich für diese Blätter politische Correspondenzen schreiben wollte; bei meinen künstlerischen Beziehungen zu vielen Kreisen, meinte er, dürfte es mir nicht schwer sein, Wichtiges zu erfahren. Ich nahm den Vorschlag ohne Weiteres an, erst als Dingelstedt sich entfernt hatte — später schrieb er mir noch mehrere Male in der Angelegenheit — kam das Nachdenken. Zwar zählte ich manche musikalische Gönner in der Aristokratie, für die ich immer eine als „sklavisch", „schwarzgelb" u. s. w. verschrieene Vorliebe hegte — aber von politischen Dingen hatte ich in ihren Kreisen nur Klagelieder gegen den Fürsten Schwarzenberg vernommen, der die „Parvenus" protegirte; und in den damaligen Finanzkreisen galt politische Unbildung als ein Beweis der Loyalität. Wo also Nachrichten hernehmen? Ich setzte mich in das Kaffeehaus gegenüber der Stephanskirche und wartete auf einen günstigen Zufall. Und siehe da! er kam, in Gestalt eines Bekannten aus Kremsier, eines Herrn v. W—ch, der nun, wie mir versichert wird, auch schon das Zeitliche gesegnet hat. Er war Pole von Geburt und hatte längere Zeit in Paris, Brüssel und Berlin als politischer Correspondent gelebt. In Kremsier sollte er für die „Indépendance Belge" und mehrere Berliner Zeitungen Bericht über die Reichstagsverhandlungen u. s. w. abfassen, war der deutschen Sprache nur wenig kundig und fand unter allen mit Arbeit überladenen Collegen nur bei mir den guten Willen, ihm manchmal aus der Verlegenheit zu helfen und Aufschlüsse zu geben. Er war ein angenehmer Gesellschafter mit weltmännischen Formen, wir traten in nähere Beziehungen. Nach der Auflösung des Reichstages war er nach Berlin zurückgekehrt, seit drei Wochen nach Wien gekommen als Correspondent der oben bezeichneten Blätter. Ich vertraute ihm meine Noth; er sprach: Sie haben mir in Kremsier so viel Freundliches erwiesen, ich will mich in Wien dankbar bezeigen. Kommen Sie in den Nachmittagsstunden öfters zu mir, Sie sollen Neuigkeiten erfahren in Hülle und Fülle.

Schon in den ersten Tagen ließ mir der Mann Mittheilungen zukommen, die mein Erstaunen erregten; dieses wuchs bis zum Aeußersten, als er — nachdem ich ihn in das Haus einer unserer schönsten Banquiersfrauen eingeführt hatte „aus neuer Dankbarkeit" — mich die Quelle kennen ließ, aus welcher die Mittheilungen flossen. Drei- oder viermal wöchentlich kam ein Herr zu ihm, ein alter pensionirter Militär, von durchaus nicht hohem Range, von sehr wenig elegantem Aeußeren und noch weniger eleganten Formen; dieser brachte uns die Nachrichten, die wir dann in verschiedenartigen Einkleidungen den Journalen sandten. Wie wichtig dieselben waren, mag aus der einen Thatsache erhellen, daß der „Oestreichische Correspondent", das Leiborgan des Fürsten Schwarzenberg, einmal in officiöser Weise die Erklärung brachte, an den Ischler Conferenzen hätten „nur Männer des intimsten Vertrauens Theil genommen", worauf ich in der X-Zeitung antwortete: diese Thatsache sei eben so unzweifelhaft, als die Richtigkeit unserer Angaben — die sich auch vollständig bewährten.

Woher der alte Militär seine Nachrichten schöpfte, warum er sie uns mittheilte, von denen er nur geringe Gegenleistungen erwarten durfte, ist mir nie klar geworden. Doch schien diese

---

*) Zur „Orientirung" für den nicht „eingeweihten" Leser: Nach dem Octoberaufruhr und der Einnahme Wiens durch den Fürsten Windischgrätz wurde der östreichische constituirende Reichstag nach Kremsier verlegt, einem kleinen Städtchen in Mähren, mit einem bischöflichen Schlosse; in diesem fanden die Sitzungen statt. Das Kunstleben Wiens lag darnieder, dem Verfasser kam der Antrag einiger Zeitungen, Berichte über den Reichstag zu schreiben, sehr gelegen, und so ging er nach Kremsier.

*

geringe Gegenleistung, durch welche er niemals compromittirt werden konnte, die einzige Ursache zu sein. Sei dem wie immer, durch ihn waren von W—ch und ich die „eingeweihtesten" Correspondenten.

Nun aber gab es doch Zeiten, wo wichtige politische Nachrichten fehlten, da verlegte ich mich auf „diplomatische" Skizzen. Wir besuchten die Maskenbälle im Kaiserlichen Redoutensaale, oder die Strauß-Concerte im Volksgarten. Dort traf ich den Chevalier Zea de M—o., einen in der hohen Aristokratie sehr gut angeschriebenen Spanier, der mit den Resten einer sehr hübschen Tenorstimme die Damen entzückte, den Xschen Legationsrath, der seither Botschafter und ebenso beleibt und ernsthaft geworden ist, als er damals schmächtig und lebenslustig war, Herrn X, ein ehemaliger Pirat und Sklavenhändler, nunmehr Rentier und leidenschaftlicher Musikfreund, und Andere. Wir soupirten in lustiger Gesellschaft, und obwohl es leichter gewesen wäre, Mandelmilch aus Citronen zu pressen, als ein Wort über Politik aus dem Munde des Legationsrathes zu vernehmen, so flogen doch so witzige lebhafte Reden hin und her, daß ich gewöhnlich am andern Morgen eine „diplomatische" Correspondenz zusammensticken (broder) konnte, welche den älteren Diplomaten die Haare zu Berge trieb, weil ihnen der Weltfriede bedroht schien, wenn von den Wortspielen des Mr. de Hekeeren oder von den gestickten Schuhen der Fr. v. X erzählt wurde!

„Und" — fragte mein Besuch — „gab es außer Ihnen keinen eingeweihten Correspondenten?"

„O gewiß! da war Einer, der noch mehr wußte als wir, sein Name darf nicht genannt werden, denn vor einigen Jahren lebte er noch und bekleidete einen wichtigen Posten. Mit diesem aber hatte es eine besondere Bewandniß. Von adeliger Abkunft aber arm, mit angenehmem Aeußeren und sehr gefälligen Formen, hatte er nach seinen Studien keine eigentlich geregelte Laufbahn eingeschlagen und sich nur hier und da in Feuilletons versucht, einmal jedoch einen politischen Artikel geschrieben, der ein ganz besonderes Talent erkennen ließ. Er bewegte sich in den elegantesten Kreisen; in denen der Finanz priesen ihn die Damen als liebenswürdigen Gesellschafter, während die Herren bei seinem Erscheinen unwillkürlich die Taschen zuknöpften, denn er war ein Borg-Künstler sonder Gleichen. Mit einem Male ward Herr v. X kränklich, mußte sich von der Gesellschaft zurückziehen, bezahlte seine Schulden und bereitete sich vor in den Staatsdienst zu treten. Zur selben Zeit erschienen in einigen nicht großen und wenig zahlenden Zeitungen Artikel über Politik und Gesellschaft, die nur von einen „ganz Eingeweihten" herrühren konnten, vortrefflich geschrieben waren, und sofort vielfach nachgedruckt wurden. Niemand konnte über den Verfasser auch nur eine gegründete Vermuthung aussprechen; alle Sachkundigen waren jedoch in dem Punkte einig, daß die Correspondenzen „inspirirt" waren, d. h. daß, der sie schrieb, die Angelegenheiten durch einen Anderen, durch einen Anreger erfuhr, welcher seinerseits besondere Zwecke verfolgte. Mir wurden diese Zwecke bald klar, als versteckte Angriffe gegen W's. und meine Mittheilungen begannen und kleine Ungenauigkeiten beleuchtet wurden. Es galt die unabhängigen Berichte in Mißruf zu bringen. Ich traf Herrn v. X manchmal im Club, wir sprachen nie über Politik. Eines Abends jedoch erzählte ich ihm in harmlosester Weise die Geschichte eines pikanten Abenteuers, die mir eben ohne Nennung des Helden mitgetheilt worden und fragte ihn, ob er vielleicht auch davon gehört und mir helfen könnte, die richtige Fährte zu finden? ich wollte das Stücklein in ein Feuilleton bringen. Der Held — und zwar der passive — war aber er selbst; mein Wink blieb nicht unverstanden und nicht erfolglos. Die versteckten Angriffe wurden nicht wiederholt, die Correspondenzen hörten auch bald auf — d. h. sie wurden anscheinend fortgesetzt, verloren aber alles Interesse, Herr v. X trat ins Amt, erwies sich sehr geschickt, rückte schnell vor und machte eine sehr gute Heirath. Ich aber überwarf mich eines Tages mit W—ch, zog in eine Sommerwohnung nach Döbling, vergrub mich in Bach'sche Fugen, lernte deren drei Dutzend auswendig, gab im Winter ein Concert und folgte dann im Frühjahr 1851 der Einladung des Grafen H. von D. auf sein Gut in Kärnthen zu kommen. Die Gräfin S., damals ein junges Fräulein von zwölf Jahren, war meine Schülerin. Jetzt ist sie Großmama.

Viele Jahre nachdem ich Wien schon lange verlassen, und vor meiner Uebersiedelung nach Berlin, war ich wieder ein „Eingeweihter", kurze Zeit lang, aber genügende, um die Maschinerie kennen zu lernen und mich aus dem Bereiche zu ziehen. Ein anderer College, den ich gewarnt hatte, machte die Erfahrung, daß, nachdem er eine Zeit lang gut unterrichtet war, eines schönen Tages das Mißverständniß unklarer Andeutungen ihn auf Irrwege geführt hatte, daß man ihn in dem Sumpfe stecken und zappeln ließ. Ich war indessen nach Berlin gegangen und zur nichtpolitischen Literatur und zur Musik zurückgekehrt."

„Und haben Sie seither nie mehr Politik getrieben?"

„Hm! Ich ließ mich noch einmal zu einem Versuche verleiten. Die Angelegenheit ist erst fünfzehn Jahre alt, also noch nicht zur Darstellung geeignet. Nur Eines darf ich andeuten. Auf einer Reise begegnete mir ein alter Bekannter, einflußreicher Redacteur in Oestreich. Wir sprachen über die Angelegenheit und er sagte mir: Lieber E., folgen Sie meinem Rathe und geben Sie die Beschäftigung mit der Politik auf. Wer die Papiere in Händen hat, die Sie mir eben gezeigt, und nicht über große Summen verfügt, ist ein Ehrenmann, aber sehr ungeschickt! Der Rath erschien mir sehr beherzigenswerth und als ich bei meiner Rückkehr den Brief des Redacteurs einer großen Zeitung vorfand, der mich einlud alte Beziehungen wieder anzuknüpfen, antwortete ich ihm in französischer Sprache: Lieber Herr, ich habe mich so viel mit Politik beschäftigt, bis ich zuletzt nichts davon verstand; wenn ich daher Ihr freundliches Anerbieten nicht annehme, glaube ich Ihnen einen Beweis der besonderen Hochachtung zu geben, mit der ich bin u. s. w. Und in mein Tagebuch schrieb ich damals:

Es gibt keine wirklich „eingeweihten" Correspondenten; denn die „Eingeweihten" correspondiren nicht. Es gibt vielleicht „inspirirte", denen man einbläst, so lange man sie benützen will und sie dann stecken läßt, oder wenn sie sehr brauchbar sind, anderweitig verwendet; es gibt manche, denen hier und da Neuigkeiten zufliegen — aber der Wind kann sich drehen. Es gibt aber einige wenige wirklich Geschickte, die aus einem unbedeutenden Anzeichen richtige Schlüsse ziehen, wie der gelehrte Zoologe aus einem Knochen die Gattung und Bauart des ganzen Thieres erkennt — die sind sehr selten und hüten sich eher davor eingeweiht zu werden — denn hierin liegt immer einige Gefahr! Adieu Madame politique!"

H. Ehrlich.

Literatur und Kunst.

Autokritiken.

Meine Weltanschauung.

Von M. Carriere.

„Das Märchen von der sittlichen Weltordnung" — so las ich in der Vorrede eines naturwissenschaftlichen Werkes von einem berühmten phantasiereichen Forscher. Welches Märchen mag er meinen? fragt' ich mich. Vom Aschenputtel? Schneewittchen? Machandelboom? Von der Gänsemagd? Sie alle zeigen ja den Sieg des Guten und Rechten, das Gericht über das Böse und Falsche; Noth und Leid erscheinen als Läuterung und Prüfung der edlen Natur und sie wird verherrlicht, wenn sie sich bewährt. Und so ist es in den großen epischen Dichtungen der Fall, in der Odyssee wie im Ramayana, in der Gudrun wie in Hermann und Dorothea, in

den Tragödien von Aeschylos und von Shakespeare, in den Lustspielen von Lope und Molière. Das Kind würde die Märchen nicht hören wollen, das Volk die Schauspiele nicht sehen wollen, wenn es anders wäre. Die Kunst befriedigt die Sehnsucht der Menschheit nach Lebensvollendung, nach der Anschauung eines vernünftigen Zusammenhangs im Weltlauf, der Dichter heißt darum ein Seher und ist ein wahrer Dichter nur in so fern er durch das vielfach verworrene und getrübte Aeußere der Dinge ins Innere blickt und offenbar macht, wie so oft über das Wollen und Verstehen der Einzelnen hinaus im Ganzen ein Ziel erreicht wird, für das die besondern Kräfte zusammenwirkten, ähnlich wie die verschiednen Stoffe und Potenzen der Natur zur Bildung des Organismus des Leibes, weil ein höheres Gesetz, ein Wille der Weisheit und Liebe Alles regiert. Die Kunst stellt eben das Seinsollende als seiend dar.

Jener Naturforscher aber wollte wohl die sittliche Weltordnung selbst für ein Märchen erklären. Nun das Märchen ist ein Niederschlag des ursprünglich religiösen Glaubens und Bildens der Phantasie; das Gemüth ahnt und gewahrt das Walten des göttlichen Geistes in der Natur wie im menschlichen Leben und prägt dies im Mythus aus, und der Sinn wie das Bild haften in der Volksseele, auch wenn die weitere Entwicklung der Cultur nun die Idee in andrer Weise sich klar macht und ein philosophischer, ein wissenschaftlicher Ausdruck an die Stelle des dichterischen tritt. Aus den Märchen aber konnten Grimm und Kuhn auf den Götterglauben der Ahnen zurückschließen, und wir steigen an diesem goldenen Faden bis in die gemeinsame Urzeit der Arier empor. So hat denn unser Naturforscher etwas Besseres und Tieferes gesagt als er wollte und meinte; er gedachte die sittliche Weltordnung für eine halt- und grundlose Fabel zu erklären, und siehe da, sie ist das Wesen des Märchens. Das was die kindliche Seele der Menschheit bei dem Erwachen des Selbst- und Weltbewußtseins wie des sittlichen Gefühls sich im Mythus der Naturreligion gestaltet, um das Räthsel des Lebens zu erklären, das was im Nachklang heute noch die Kinderwelt erquickt und über das Gemeine erhebt, das was der Kern der Religionen des Geistes, des Judenthums oder des Islams bildet und der Mittelpunkt des christlichen Glaubens ist, das hat unsere Philosophie als sittliche Weltordnung in der Sprache des Begriffs bezeichnet. „Es ist also eine Ideendichtung", wird unser Freund einwenden; und ich werde zunächst nicht widersprechen, sondern sagen: eine mindestens ebenso gute wie der Aether und die Atomkräfte der Naturwissenschaft. Auch das sind ja Hypothesen, muthmaßliche Annahmen zur Deutung und Erklärung der thatsächlichen Vorgänge, und wir halten und glauben daran insofern sie hierfür ausreichen. Wir können uns gar nicht als endlich mangelhaftes Wesen auffassen, ohne zugleich den Gedanken des Unendlichen und Vollkommnen in uns hervorzubilden, das heißt, ohne uns der Gottesidee bewußt zu werden, die zwar nicht als fertiger Begriff der Seele eingeboren ist, sondern wie jede Vorstellung im Bewußtsein selbst erzeugt wird; aber sie ist Mitgift und Siegel unserer Abkunft aus dem Unendlichen, das Selbstzeugniß Gottes in der Seele, das wir jedoch durch eigne Kraft vernehmen und verstehn, wie wir jedes Wort mit eignem Ohr hören und selbst in uns wiedererzeugen müssen. Der Mythus, der Glaube in den monotheistischen Religionen, die Vernunft der Denker seit dem griechischen und indischen Alterthum hat dies zu verstehen und in immer genügenderer Form auszusprechen gesucht. Es kommt darauf an, ob die Thatsachen der Wirklichkeit unsrer Idee widersprechen, oder ob sie solche fordern und durch sie erklärt werden. Dies darzuthun habe ich vor mehreren Jahren ein Buch geschrieben: Die sittliche Weltordnung. Was ich mit diesem Begriff sagen wollte und mit seiner Darstellung begründete, das faßte ich in der Vorrede so zusammen:

„Ich sehe in der sittlichen Weltordnung nicht eine fertige Einrichtung, nicht eine bloße Forderung der Vernunft, sondern einen Zusammenhang von Thatsachen und denknothwendigen Bedingungen, welche das Gute, eine moralische Welt möglich und wirklich machen. Wir sind und müssen da sein, Natur sein, um durch eigne Willensthat für uns selbst, Geist zu werden. Das Gesetz des Geistes kann aber nicht mit zwingender Gewalt begleitet sein wie das der Natur, sondern es muß ihm gegenüber innerlich ein Anderskönnen möglich sein, weil nur so das Gute verwirklicht werden kann, da es selbstgewollte Gesetzeserfüllung seinem Begriffe nach ist. Das sittliche Gebot der Pflicht ist kein Müssen sondern ein Sollen; dies hat nur Sinn für freie Wesen. Wie der leibliche, so bedarf der geistige Organismus seiner Bildungsnormen, der logischen und ethischen Kategorien, die er als Richt- und Gesichtspunkte seiner Thätigkeit in der Unterscheidung von Falsch und Wahr, von Recht und Unrecht in sich trägt und denkend und handelnd sich zum Bewußtsein bringt. Wie der leibliche Lebenskeim die Anlage des künftigen Organismus in sich enthält und sich zu demselben entfaltet und gestaltet, so ist dem geistigen sein Ideal eingeboren und er kann sich nur bewußt werden, wie er in der Entwickelung begriffen ist, wenn mit dem gegenwärtigen Zustande auch das Ziel desselben dem Geiste aufgeht, das Vollkommene, das er durch eigene That erreichen soll, indem er es denkend erfaßt und sich zum Zwecke seines Lebens setzt. So nur kann Selbstvervollkommnung seine Aufgabe sein. Indem er die Lebensvollendung, das Seinsollende, als seine Bestimmung erkennt und setzt, gibt er sich selber das Gesetz und ist frei in dessen Erfüllung. Er kann sich ihm versagen, dann aber erfährt er den Schmerz des Ungenügens am eignen Wesen, der Verirrung oder Verkümmerung seiner idealen Natur, während an das Vollbringen des Guten sein Heil geknüpft sein muß, wenn Glückseligkeit das Wohlgefühl gelingender Thätigkeit und erlangter Lebensharmonie genannt wird. Wir erfassen uns selbst und zugleich als Glied eines Ganzen, und indem dieses in uns lebt, vermag Liebe die Selbstsucht zu überwinden; die Liebe trägt die Beseligung in sich. So muß es vernunftnothwendig sein, wenn das Gute, die Freiheit wirklich werden sollen, und daß es so ist, das erfaßt das sittliche Selbstbewußtsein als Thatsache der innern Erfahrung. Dies in sich gegliederte Ganze von Bestimmungen aber und der Zusammenhang der natürlichen und sittlichen Weltordnung weist uns auf ein einiges ordnendes Princip, das Naturkraft, Vernunft und Wille zugleich ist, während das Recht und der Staat die Thatsache der sittlichen Weltordnung bezeugen; die Religion ist Glaube an sie, die Kunst stellt das Seinsollende im Seienden dar. — Diese Ideen können und wollen nicht als eine fertige Weisheit überliefert werden; jeder muß sie in sich denkend hervorbilden und handelnd erfahren. Aber zu ihrer Erkenntniß, zu ihrem Verständniß hinzuführen, erschien mir eine Lebenspflicht bei der Begriffsverwirrung und bei der Verwilderung, welche die Irrlehren des Materialismus, wie die geistlosen und vernunftwidrigen Satzungen des Dogmatismus sowohl unter Gebildeten als Ungebildeten hervorgerufen haben. Ich kann der freien Wissenschaft nicht entsagen, ich kann zur theoretischen Selbstverthierung nicht schweigen, weil ihr die praktische auf dem Fuße folgt."

Zur Begründung und Durchführung dieser Gedanken habe ich in dem erwähnten Buch den Materialismus wie den Idealismus nach seinem Recht wie nach seiner Einseitigkeit kritisch dargestellt und die Grundzüge eines Realidealismus gewonnen, welcher den Mechanismus der Natur wie die Freiheit des Geistes anerkennt und zeigt, wie jener selbst eine unumgängliche Bedingung für diese ist. Ich habe das Sittengesetz entwickelt, auf den Emporgang in Natur und Geschichte hingewiesen und gezeigt, wie in Recht und Staat, in Kunst und Religion die Idee der sittlichen Weltordnung Gestalt gewinnt, und wie sie auf einen lebendigen Gott hindeutet, der ebensowenig ein Jenseits für die Weltwirklichkeit, noch ein bewußtloser Naturgrund für sie, oder die bloße Summe des Endlichen ist, sondern in Allem sich offenbart und über Allem bei sich selbst bleibt, wie unser Geist in und über dem Leib und seinen

Gliedern besteht, in und über den besonderen Empfindungen und Vorstellungen als ihre schöpferische Macht sich selber verwirklicht, und so, als das Eine in der Mannigfaltigkeit sich Erfassende, lebendig ist. Ich weiß recht gut, daß wir von alledem weder die sinnliche noch die mathematische Gewißheit haben, und es ist gut so. Als fertige Wahrheit vorhanden, wäre das Höchste nicht mehr Ziel und Kampfpreis des Denkens und Forschens, und unsre Freiheit wie das durch sie bedingte Gute wäre schwerlich möglich, wenn uns ein allmächtiges, allwissendes Wesen in unmittelbarer Realität gegenüberstände und seine Gebote verkündete; Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Lohn würden es in uns nicht zur Selbstbestimmung kommen lassen, der Wille könnte sich das Gesetz nicht selber geben, wir blieben Knechte, während wir uns jetzt zur Freiheit emporarbeiten und das durch unsern eignen Willen, durch unsre eigne Vernunft erstrebte Gute verwirklichen können. Als mir dies klar geworden und ich es vor vielen Jahren in einem Gespräche mit Justus Liebig äußerte, fügte dieser hinzu: wir würden das Leben schwerlich ertragen, wenn wir wüßten, was darauf folgt. Es gibt Stunden, wo man es enden würde, sei es, um zur Ruhe zu kommen, sei es, um in höhere Sphären fortzueilen und unsre vorausgegangenen Lieben wiederzufinden, wenn eins oder das andere gewiß wäre. Darum, versetzte ich, ist das irdische Leben die Schule für die Ewigkeit; wir dürfen der Schule nicht entspringen, es gilt, sie durchzumachen.

Rahel sagt einmal: Man lernt nur was man schon weiß; genauer würde man sagen: wofür man so vorbereitet ist, daß man es selber finden kann, sonst geht man daran vorüber ohne es zu verstehen. So hatte ich früher auch Klinger und Kant gelesen, aber erst als ich sie wieder zur Hand nahm fiel mir auf, daß sie jene Ansicht, die ich als meine eigne veröffentlicht, auch gehabt und ausgesprochen hatten. Klinger schildert das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit. Dieser betet angesichts der Gräuel der französischen Revolution und des Despotismus vor dem Throne des Ewigen um Erleuchtung. Er möchte die empörenden Widersprüche der Welt lösen, Trost beim Elend des Daseins und bei den Gebrechen der Menschheit gewinnen, aber über die letzte entscheidende Frage, über das Warum, Wozu, Wohin, herrscht ein tiefes, schaudervolles zermalmendes Schweigen. „Denn diese Fragen beantwortet nichts als unsre moralische Kraft, und auch sie nur ganz durch reines thätiges Wirken. Denn nur eben dieses Schweigen konnte die moralische Welt zu unserm erworbenen Eigenthum und durch das Erwerben zum verdienten Genuß der Erkenntniß des errungenen Zweckes unsres Daseins machen." Und Kant erwähnt in der Kritik der praktischen Vernunft wie wohlthätig, ja wie nothwendig die Ungewißheit, die Verschleierung der religiösen Wahrheit für unsere Freiheit und Sittlichkeit sei. Was wäre die Folge der Gewißheit? „Statt des Streites, den jetzt die moralische Gesinnung mit den Neigungen zu führen hat, in welchem nach einigen Niederlagen doch allmählich moralische Stärke der Seele zu erwerben ist, würden Gott und Ewigkeit mit ihrer furchtbaren Majestät uns unablässig vor Augen liegen. Die Uebertretung des Gesetzes würde freilich vermieden und das Gebotne gethan werden; weil aber die Gesinnung, aus welcher Handlungen geschehen sollen, durch kein Gebot eingeflößt werden kann, der Stachel der Thätigkeit aber sogleich bei der Hand und äußerlich ist, die Vernunft also sich nicht allererst emporarbeiten darf, um Kraft zum Widerstand gegen Neigungen durch lebendige Vorstellung der Würde des Gesetzes zu sammeln, so würden die mehrsten gesetzmäßigen Handlungen aus Furcht, nur wenige würden aus Hoffnung und gar keine aus Pflicht geschehen, ein moralischer Werth der Handlungen aber, worauf doch allein der Werth der Person und selbst der der Welt in den Augen der höchsten Weisheit ankommt, würde gar nicht existiren. Das Verhalten der Menschen, so lange ihre Natur wie sie jetzt ist bliebe, würde also in einen bloßen Mechanismus verwandelt werden, wo wie im Marionettenspiel alles gut gesticuliren, aber in den Figuren doch kein Leben anzutreffen sein würde."

Da diese Betrachtungen zu einem Stück Autokritik und zu einer Art von Selbstanzeige meiner Schrift über die sittliche Weltordnung geworden sind, — sie hat in diesen Blättern die ihr zugedachte Besprechung von andrer Seite nicht gefunden, und liegt mir nicht aus Autoreneitelkeit, sondern um der guten Sache willen am Herzen, — so möge noch eine Stelle daraus hier stehn.

„Doctrinen erlösen die Welt nicht, sondern sittliche Thaten. Um Verblendete auf den rechten Weg zu führen, muß man ihn selber gehen. Für die sociale Frage gibt es keine einfache Antwort, weil sie selbst eine sehr zusammengesetzte ist; wirthschaftliche Einrichtungen, Kenntnisse, vor Allem aber eine sittlich religiöse Wiedergeburt werden zur Lösung zusammenwirken müssen. Der Materialismus des Kopfes und Herzens muß überwunden werden, dazu muß die ethische Erziehung mit der intellectuellen Bildung des Volkes Hand in Hand gehen. Das Streben nach dem Wahren, Guten, Schönen, nicht die Jagd nach Sinnesgenuß, nicht die Selbstsucht muß als das Menschenwürdige erkannt werden. Ein Volk, das sich dem theoretischen und praktischen Materialismus ergibt, wird vom Rade der Geschichte zermalmt; es wird sich zerfleischen oder langsam verwesen, denn es gibt seine Seele auf. „Wir Menschen sind eine große Leidensgenossenschaft und sollen darum Mitleid mit einander haben, einander beistehn" — so lautete das herrliche Wort Buddhas, und es ward ein friedebringendes für Millionen, weil der Lehre das Beispiel des Urhebers zur Seite ging, weil er vom Sinnlichen, Vergänglichen auf das Ideale, Ewige hinwies und ein Vorbild in Hinwendung zu demselben, in Ueberwindung aller Gier und Eigensucht, in der Gewinnung der Gemüthsruhe war. „Wir sind allzumal Glieder Eines Leibes" war das herrliche Wort von Paulus, und es folgt daraus, daß, was einen schädigt auch dem andern zum Nachtheile gereicht, daß, was einem frommt, auch dem Ganzen zu gute kommt, daß wir unser Wohl im Gemeinwohl suchen. Und so sind dem Kampfe ums Dasein bereits Schranken gezogen, die seine brutale Rücksichtslosigkeit nicht mehr gestatten, und statt der ruchlosen Lehre, die in diesem Kampfe Alles für erlaubt und berechtigt erklärt, hat der Staat Recht und Gesetz aufgerichtet, damit derselbe zum friedlichen Wetteifer werde und Jedem das Seine lasse und gebe. Die schwersten Wunden schlagen die Menschen einander selbst, den Balsam kann nur die Liebe reichen. Wir bedürfen ihrer, das bringt uns ihren Werth und unsre Verpflichtung, sie zu üben zum Bewußtsein. Soll die sociale Frage gelöst werden, so muß das Christenthum sich darauf besinnen, die Religion der Liebe zu sein; es muß den Widerspruch mit den erkannten Gesetzen der Natur und Geschichte in seinen Glaubenslehren aufgeben, vom herrschsüchtigen Pfaffenthum wie von veralteten Satzungen der Doctrin sich entbinden und dem Geiste freier Wahrheit vertrauend in der sittlichen Weltordnung den Willen Gottes erkennen lassen. Die Gesinnung der Brüderlichkeit muß in den oberen Ständen lebendig sein, wenn die unteren nicht durch Umsturz, sondern durch Bildung und ehrliche redliche Arbeit emporstreben sollen."

Serpa Pinto.*)

Von Gustav Nachtigal.

Wenn man bedenkt, daß die Portugiesen seit Jahrhunderten im Besitze eines großen Theiles der Ost- und Westküste Südafrikas sind, daß ihre Händler und Missionäre schon im 16. Jahrhundert das Congobecken durchzogen und sowohl von der Mo-

*) Serpa Pintos Wanderung quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ocean durch bisher größtentheils gänzlich unbekannte Länder, die Entdeckung der großen Nebenflüsse des Zambesi, nach des Reisenden eigenen Schilderungen frei übersetzt von H. v. Wobeser. Zwei Bände. Leipzig 1881, Ferdinand Hirt & Sohn.

zambiqueküste, als von Angola, Benguella und anderen Besitzungen an der Westküste bis in die Mitte des Continents vordrangen, so erscheint es fast unbegreiflich, daß diese günstigen Verhältnisse von der einst so unternehmenden Nation nicht ausgiebiger zur geographischen Erforschung der unbekannten Gebiete des Innern benutzt worden sind. Aber erst in der neuesten Zeit, als der dunkle Erdtheil dem Heldenzuge Stanleys seinen unbekanntesten Theil von Meer zu Meer hatte öffnen müssen, als Cameron denselben durchquert hatte, als das Interesse für die endliche Enthüllung der letzten Geheimnisse Afrikas in alle Kreise gedrungen war und die Culturnationen in internationaler Vereinigung dieses Ziel zu verfolgen begonnen hatten, wurde sich Portugal der versäumten Pflicht bewußt und betrat aufs Neue die Arena, welche es so glorreich eröffnet hatte.

Auf Antrag der geographischen Gesellschaft in Lissabon wurde im Jahre 1877 von der portugiesischen Regierung die Aussendung einer Expedition beschlossen, für welche die Kammern ohne Zögern die nöthigen Mittel (30 Contos de Reïs oder ungefähr 134,000 Mark) bewilligte, und welcher die Aufgabe gestellt wurde, die hydrographischen Beziehungen zwischen dem Becken des Congo und dem des Zambesi festzustellen und überhaupt das ganze Gebiet zwischen den westlichen und östlichen Colonien zu erforschen. Später wurde seitens der Regierung ein besonderes Gewicht auf die Untersuchung des Quango und der Quellengebiete des Quanza, Cunene und Cubango und auf die Aufnahme des Cunenelaufes gelegt. Zur Ausführung dieser umfassenden Forschungen wurden Serpa Pinto und die Marineoffiziere Hermenigildo Carlos de Brito Capello und Roberto Ivens gewählt. Unter ihnen hat der Erstgenannte, Alexander Albert de Rocha Serpa Pinto, geboren am 20. April 1846 zu Tendaes im Distriete Vizeu und vor Antritt der Reise Compagniechef im 4. Chasseurregiment, den größten Erfolg errungen. Er war nicht allein wegen seiner wissenschaftlichen Befähigung zu dieser Reise designirt worden, sondern auch mit Rücksicht auf die Erfahrungen, welche er im Zambesigebiet bei Gelegenheit einer militärischen Expedition im Jahre 1869 gewonnen hatte.

Im September 1877 trafen die Reisenden in Benguella zusammen, nachdem Serpa Pinto vergebens in Loanda und an der Congomündung versucht hatte, den allen Reisenden in jenen Gegenden aus der leidigen Trägerfrage erwachsenden Schwierigkeiten zuvorzukommen, und es gelang ihnen, in Novo Redondo und Dombe wenigstens so viel Leute zu engagiren, als erforderlich waren, um mit dem unentbehrlichsten Gepäck Bihe erreichen zu können. Silva Porto, der wohlerfahrene Händler, welcher selbst in Bihe einen Wohnsitz hatte, übernahm bereitwilligst die Nachsendung der Gesammtmasse des Gepäckes dorthin. Den Cunene von der Mündung aufwärts bis in seine Ursprungsgegend zu verfolgen, wie sie anfangs beabsichtigt hatten, mußte mit Rücksicht auf die spärlichen Transportkräfte alsbald aufgegeben werden.

Die Reise nach Bihe, welche Mitte November beginnen konnte, geschah nicht auf dem gewöhnlichen Wege, sondern in großem südlichen Bogen, der die Expedition zunächst durch die Districte von Dombe, Quillengues und Caluqueime nach Caconda im Nanogebiet, dem letzten portugiesischen Militärposten, führte. Von hier ab, wo die Herrschaft der Portugiesen thatsächlich zu Ende ist, wenn sie auch nominell bis Bihe reicht, wurde die Transportschwierigkeit noch erheblich größer als zuvor, und Serpa Pinto mußte mit einigen Leuten vorausmarschiren, um womöglich im folgenden Huambodistrict Leute zu engagiren. Nachdem ihm dies mit der Beihülfe des Häuptlings Capoco gelungen war, durchzog er die Districte Huambo, Sambo, Moma und Caquingue und traf in Silva Portos Bihe-Dorf Belmonte am 8. März ein. Seine Gefährten hatten schon vor ihm auf einem anderen Wege Bihe erreicht, aber unterwegs beschlossen, sich von ihm zu trennen, und den Oberlauf des Quanza und den Quango zu Gegenständen ihrer Forschungen zu machen. Obgleich dieser Entschluß die Hülfsquellen Serpa Pintos für seine auf die Zambesigegend bezüglichen Pläne in der peinlichsten Weise beschränkte, hielt derselbe doch mit Zähigkeit an den letzteren fest und traf nach schwerer Krankheit während der folgenden Monate die nöthigen Vorbereitungen.

Nachdem Anfangs Mai Alles zur Weiterreise bereit und auch das von der Küste nachgesendete Gepäck eingetroffen war, verursachte die Desertion des größten Theils der Träger neuen Aufenthalt, und auch Anfangs Juni konnte Serpa Pinto nur abreisen, nachdem er einen großen Theil seiner Waaren vernichtet hatte. Er marschirte nach Osten durch das Gebiet der Quimbandes, sodann durch das der Luchazes, welche die Ursprungsgegend der östlichen Zuflüsse des Cubango bewohnen, und betrat mit den Quellflüssen des Cuando, der sich im fernen Südosten bei Embarira in den Zambesi ergießt, den ausgedehnten District der Ambuellas. Hier folgte er den Oberläufen der Nebenflüsse des Cuando, Cubangui und Cuchibi, in südsüdöstlicher Richtung, verließ den letztgenannten etwas nördlich von der 15. Südparallele und wendete sich wieder nach Osten längs des Ninda und Nhengo, welche dem Zambesi angehören, diesem letzteren zu, den er bei Lialui, der Hauptstadt des Lui- oder Baroze-Reiches und Residenz des Königs Labossi, am 24. August erreichte.

Wenn die Strecke zwischen Cuchibi und Zambesi durch den Mangel an Lebensmitteln zu einer harten Prüfung geworden war, so gestaltete sich der Aufenthalt des Reisenden in Lialui allmählich zu einem äußerst gefahrdrohenden. Zwar gastfreundlich vom Herrscher des Landes aufgenommen, wurde er doch bald ein Gegenstand gehässigster Verfolgung von Seiten des obersten Rathgebers desselben. Als ein meuchelmörderischer Angriff auf sein Leben glücklich vereitelt worden war, kam es sogar zum Angriff auf sein Lager, bei dem er vom größten Theil seiner Leute verlassen wurde. Fast der ganze Rest derselben entwich einige Tage später, und es würde ihm unmöglich geworden sein, die Reise fortzusetzen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, vom Herrscher Boote und Ruderer zur Reise den Zambesi abwärts zu erhalten. Am 24. September verließ er Lialui, erreichte am 4. October die Katarakten von Gonha, passirte noch zwei weitere Katarakten und 30 Stromschnellen und traf am 28. desselben Monats in Embarira ein, wo der Cuando in den Zambesi mündet. Hier fand er den Beistand zweier englischer Naturforscher und in der Nähe die Familie des französischen Missionars Coillard, der hier vergeblich auf die Erlaubniß, das Baroze-Reich zu betreten, gewartet hatte und sich nun seiner auf das Wärmste annahm. Nachdem er noch die nahegelegenen, berühmten Victoriafälle des Zambesi besucht hatte, reiste er mit der genannten Familie nach Süden und erreichte über Schoschong, der Hauptstadt des Bamangwato-Reiches, am 12. Februar 1879 Praetoria und von hier bei Durban die Küste des Indischen Oceans. Die ganze Reise von Meer zu Meer hat gerade 493 Tage gedauert und die auf ihr zurückgelegte Wegstrecke beträgt nahezu 4000 Kilometer.

Ein sensationelles Telegramm des Reisenden aus Praetoria an den portugiesischen Minister der Colonien steigerte den leicht begreiflichen Enthusiasmus, mit dem man in der Heimat die Nachricht von der kühnen und glücklichen Durchquerung des Continents aufnahm, rief aber auch, besonders bei denjenigen, welche wenig vertraut mit afrikanischer Geographie waren, bezüglich der wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise übertriebene Erwartungen hervor. Diesen konnte nicht in dem vorausgesetzten Maße entsprochen werden, denn in der That fällt nur ein kleiner Theil der Route des Reisenden in unbekanntes Gebiet. Die Strecke von Benguella bis Bihe ist häufig bereist (Magyar, Silva Porto, Cameron und Andere), der obere Zambesi von Livingstone erforscht, die Gegend der Mündung des Cuando, der Victoriafälle und von hier nach Schoschong von verschiedenen wissenschaftlich gebildeten Reisenden besucht worden, und der Weg vom letztgenannten Orte über Praetoria nach Durban durchschneidet ganz bekanntes Gebiet. Es bleibt also nur die verhältnißmäßig kleine Strecke zwischen Bihe und Lialui am Zambesi — etwas weniger als ein Viertel des ganzen Weges —, welche wenigstens nie von einem gebildeten Reisenden besucht worden war. Entsprechend diesen Thatsachen ergibt ein Vergleich der kartographischen Resultate Serpo Pintos, mit den

früheren Darstellungen der von ihm durchreisten Gegenden, daß wir ihm zwar viele Vervollständigungen und Berichtigungen, aber keine wesentlichen Umgestaltungen unserer Karten zu verdanken haben. Auch das Geheimniß des Cubango, dessen Lösung das erwähnte Telegramm in Aussicht zu stellen schien, hat nicht die erwartete Klärung gefunden, denn der Reisende hat den Verlauf dieses Flusses nur nach Erkundigungen niedergelegt.

Wenn wir demselben somit auch nicht die Lorbeeren großer Entdecker, eines Livingstone und Stanley, mit denen ihn seine enthusiastischen Bewunderer auf eine Linie zu stellen geneigt sind, zuerkennen und seine Reise nicht als eine bahnbrechende bezeichnen können, so zählt diese nichtsdestoweniger zu den werthvollsten Forschungsexpeditionen, welche in Afrika gemacht worden sind und legt ein lebendiges Zeugniß für den Muth und die Energie des Reisenden ab. Ihre wissenschaftlichen Erfolge liegen wesentlich auf geographischem Gebiete; freimüthig gesteht Serpo Pinto, daß er nicht genug Kenntnisse in den beschreibenden Naturwissenschaften besitze, um in dieser Richtung Werthvolles haben leisten zu können, und wenn auch seine Beobachtungen über Sitten und Gebräuche der von ihm besuchten Stämme sehr interessant sind, so hat er dieselben doch nicht in solcher Fülle anstellen können, daß sie uns einheitliche und übersichtliche Bilder vorführten.

Der Weg, den Serpo Pinto bis zum Zambesi eingeschlagen hat, wird dadurch besonders interessant, daß er sich stets in der Nähe der Wasserscheiden hält und uns also einen klaren Einblick in die hydrographischen Verhältnisse jenes Theils von Afrika gewährt. Der südliche Bogen des Weges nach Bihe führt uns in Dombe und Quillengues über die Oberläufe der Ursprungsflüßchen des im ersten Districte mündenden Coporolo, schneidet in Caluqueime, Nano und Huambo die zahlreichen Nebenflüßchen des Cunene und diesen selbst, die meisten nahe ihrem Ursprunge, und passirt in den folgenden Landschaften bis zur Bihegrenze den Oberlauf des Cubango und seiner am meisten nach Westen liegenden Nebenflüsse. Die gebirgige Küstenregion, in der Kalkstein vorwaltet, erhebt sich schnell zu ansehnlicher Höhe; dann tritt Granit auf, der auch später vorherrschend bleibt, und schon in Quillengues steigt man zu dem ungeheuren Hochplateau auf, das, bei einer durchschnittlichen Meereshöhe von 1500 Meter, seine höchste Erhebung von ca. 1700 Meter in Bihe hat und sich von hier gegen das Thal des Zambesi zu ungefähr 1000 Meter abdacht. In Bihe und dem östlich davon gelegenen Quimbandesdistrikt befindet man sich im Quellgebiete des Quanza, welchem auch der Cuqueima, den man früher fälschlich dem Cubango zuschrieb, angehört. Die Wegstrecke von hier bis zum Zambesi verläuft wieder in der Nähe der Wasserscheide zwischen dem Lungo-e-ungo im Norden und den östlich gelegenen Zuflüssen des Cubango und den Cuandogewässern im Süden. Der Lungo-e-ungo und der Cuando sind Nebenströme des Zambesi, von denen der letztere durch Livingstone unter dem Namen Tschobe, den die Eingeborenen Serpo Pinto zufolge nicht kennen, auf unseren Karten eingebürgert ist. In der Nähe des Bihedistrikts sind also auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum die Quellengebiete dreier ansehnlicher Flußsysteme zusammengedrängt, von denen der Quanza dem Atlantischen Ocean angehört, der Cubango sich in den weiter südlich gelegenen Steppen verliert und der Lungo-e-ungo und Cuando ihre Gewässer durch den Zambesi dem Indischen Ocean zuführen. Auf dem Wege von den Nebenflüssen des Cuando nach Lialui am Zambesi hatte Serpo Pinto dann noch Gelegenheit, den Verlauf des Nindaflüßchens, das früher ebenfalls dem ersteren beigezählt wurde, aber in der That durch den Nhengo dem Zambesi tributär ist, auf unseren Karten zu berichtigen.

Mit lobenswerther Sorgfalt und Genauigkeit hat Serpa Pinto von allen passirten Flüssen die Breite, Tiefe und Stromgeschwindigkeit gemessen, und den werthvollsten Theil seiner Arbeiten bilden die Positionsbestimmungen und Höhenmessungen, die er besonders von Bihe ab in großer Zahl gemacht hat. Dieselben stimmen im Ganzen mit den früheren Annahmen und können nur unbedeutende Verschiebungen auf unseren Karten zur Folge haben; besonders findet Livingstones Aufnahme des Zambesi im Allgemeinen durch Serpa Pinto eine Bestätigung. Nur die Lage von Schoschong würde durch den letzteren um mehr als 1^0 gegen die bisherige Annahme nach Osten verschoben werden, wenn sich die Zuverlässigkeit seiner Bestimmung erweisen sollte.

Eingehendere Kenntniß von Land und Leuten hat Serpa Pinto nur in Bihe gewinnen können. Dem entsprechend ist das diesem Districte und seinen Bewohnern, den Bihenos, gewidmete Kapitel seines Buches von hohem Interesse, obgleich es sich um relativ bekanntes Gebiet handelt. Die Bihenos sind den südlich und südöstlich von ihnen wohnenden Ganguellas nahe verwandt, und die von Bihe aus nach einander von dem Reisenden besuchten Stämme der Quimbandes, Luchazes und Ambuellas sprechen mit geringen Abweichungen ebenfalls die Sprache der Ganguellas, so daß wir es hier mit einer großen eng zusammengehörigen Völkergruppe zu thun haben. Von Norden her drängt sich in das Gebiet derselben der heterogene und interessante Stamm der unternehmenden und energischen Quiocos, die weiter nördlich ihren Expansionsdrang bethätigen, indem sie das alte Lundareich des Muata Jamwo durchsetzen und gegen den Congo hin beständig vorrücken. Südlich von der Ganguellasgruppe, zwischen dem Cubango und Cuando, schweifen die auf der niedrigsten Stufe der Gesittung stehenden und von den umwohnenden Volksstämmen durchaus verschiedenen Mucassequeres umher, welche Livingstone unter dem Namen der Kasekere erwähnt. Serpa Pinto schrieb ihnen in seinen vorläufigen Mittheilungen ein intensiveres Weiß der Hautfarbe als den Kaukasiern zu, während sie dem endgültigen Reisebericht zufolge von schmutzig gelber Hautfarbe sind. Der ganzen Beschreibung nach darf man wohl mit Sicherheit annehmen, daß dieselben zu den Buschmännern und Hottentotten gehören oder diesen nahe stehen. Nachdem der Reisende den Zambesi erreicht hatte, fand er, wie für die geographischen, so auch für die ethnographischen Verhältnisse keine Gelegenheit mehr, Neues von einiger Wichtigkeit zu geben, denn auch die Geschichte des Unterganges des liebenswürdigen Makololostammes, der von Süden her über den Zambesi gewandert war und dort einen Staat geschaffen hatte, und die Errichtung des Barozereiches auf den Trümmern desselben, ist bereits früher bekannt geworden.

Der seit einiger Zeit auch in deutscher Sprache vorliegende Reisebericht zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste den Titel „Die Büchse des Königs" führt und den Abschnitt der Reise von Benguella bis Embarira umfaßt, während der zweite, „Die Familie Coillard" betitelt, den Leser von Zambesi bis zur Küste des Indischen Oceans führt. Ursprünglich beabsichtigte der Verfasser in dankbarer Erinnerung an das Geschenk seines Königs, das ihn und seine Expedition am Zambesi rettete, dem ganzen Werke den Titel der ersten Abtheilung zu geben, dessen Wahl allgemein, und wohl mit Recht, für keine glückliche gehalten wurde. Außer dem Reisebericht, in den die wissenschaftlichen Resultate verwoben sind, enthält das Buch noch zwei zusammenfassende geographische Rückblicke und am Schluß ein Vokabularium von etwa 400 Wörtern der Hambundo- und Ganguellasdialekte mit den entsprechenden Ausdrücken des Tetedialekts der Kafirsprache. Neben der großen Uebersichtskarte in zwei Blättern finden wir eine Reihe vortrefflicher Detailkarten und Situationspläne, und zahlreiche charakteristische Abbildungen von Volkstypen und anschauliche Landschaftsbilder bilden eine wesentliche Zierde des Buches, dessen ganze Ausstattung eine durchaus anerkennenswerthe ist.

Das zweibändige Werk ist, wie uns der Verfasser im Vorwort belehrt, fast ganz in den beiden Monaten September und October 1879 ausgearbeitet worden. Nach einer aufmerksamen Lectüre desselben kann man ein gewisses Bedauern nicht unterdrücken, daß nicht etwas mehr Zeit auf die Arbeit verwendet worden ist. Zwar ist dasselbe lebendig und fesselnd geschrieben und fordert als eine Leistung von nur zwei Monaten auch in der Form unsere

Anerkennung heraus, doch würde es durch eine weniger hastige Verarbeitung des Stoffes und eine sorgfältigere Redaction entschieden gewonnen haben. Hätte sich Serpa Pinto mehr Zeit genommen, so würde er z. B. schwerlich im ersten Bande behauptet haben, daß die Boeren Transvaals in die volle Barbarei der Wilden zurückversunken seien, während er gegen Ende des zweiten Bandes eine ganz entgegengesetzte Schilderung von ihnen gibt; er würde auch wahrscheinlich die Behauptung, daß die Quichobo-Antilope (wahrscheinlich eine Species der Wasserböcke) im Wasser schlafe, so daß ihre etwa zwei Fuß langen Hörner nur zur Hälfte herausragen, vorläufig nur als eine solche der Eingebornen wiedergegeben und die Abbildung dieses Thieres, das nach seiner Beschreibung glattes ¼—½ Zoll langes, auf der Illustration aber lang herabhängendes Haar hat, kassirt haben. Derartige Nachlässigkeiten, die sich in ziemlicher Anzahl finden, dürften nur auf der Hastigkeit der Redaction beruhen. Manche Irrthümer, Ungenauigkeiten u. s. w. mögen sich daraus erklären, daß das Buch nicht direct aus dem Portugiesischen, sondern erst aus dem Englischen in die deutsche Sprache übersetzt worden ist. Beispielsweise mag der Passus, daß man (wenn nämlich der Lungo-e-mugo sich als schiffbar erweisen sollte) „in kaum mehr als 18 Tagen vom Indischen Ocean bis fast zur Westküste Afrikas" gelangen könne, während Serpa Pinto hier nur die Strecke im Sinne hat, auf der man keine Wasserwege würde benutzen können, in der ursprünglichen Fassung zu keiner irrthümlichen Auffassung Veranlassung geben. Die Uebersetzung ist übrigens im Ganzen mit großem Geschick gemacht, doch hätten manche Irrthümer und Unklarheiten ohne weiteres oder durch eine Anfrage beim Reisenden leicht vermieden werden können. Der verwirrende Ausdruck „Ausfluß" für „Ursprung" (eines Flusses) hätte nicht gebraucht werden sollen; man sagt nicht, daß zwei Flüsse „die Wasserscheide bilden" zwischen zwei Stromsystemen; und daß man nicht halbe Zähne wegfeilen kann, „indem man ein Messer wiederholt leicht ansetzt", ist klar. Eine Anfrage bei Serpa Pinto würde schnell festgestellt haben, daß Massango (eine Getreideart) sich fälschlich als Bezeichnung für „Erdnuß" in die englische Uebersetzung geschlichen hat, und ob derselbe mit den stark vorstehenden „Backenzähnen" der Buschmänner nicht vielmehr „Backenknochen" gemeint habe.

Der Verfasser hat dem Leser in der Erzählung sein äußerst reizbares und launenhaftes Temperament, das in der That für einen Afrikareisenden die größten Gefahren heraufbeschwören mußte, mit einer Offenheit enthüllt, die volle Anerkennung verdient. Aber wenn der Uebersetzer in seiner Vorbemerkung erklärt, daß er sich vorzugsweise durch die große Bescheidenheit, die in dem Reiseberichte überall hervortrete, angezogen gefühlt habe, so glauben wir, daß die meisten Leser nicht denselben Eindruck aus der Lectüre des Buches gewinnen werden, und daß diese Empfindung oft genug ihre Sympathie mit dem Reisenden in Noth und Gefahr und ihre Bewunderung für den kühnen Muth desselben einigermaßen beeinträchtigen wird.

Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen.

Nachdem das private Leben unserer großen Dichter, selbst in seinen alltäglichsten Beziehungen, mehr als billig durchforscht und jedem darauf bezüglichen Zettelchen die Bedeutung einer heiligen Reliquie beigelegt worden, ist es erfreulich wieder einmal einer Unternehmung zu begegnen, bei welcher der Sammlerfleiß ausschließlich dem geistigen Leben derselben und ihrer öffentlichen Wirksamkeit zugewendet erscheint. Der Gedanke, die Urtheile ihrer Zeitgenossen chronologisch geordnet zusammenzustellen, dem wir in einem eben erschienenen Werke: Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen von Julius W. Braun*), begegnen, verspricht in seiner Ausführung nach verschiedenen Seiten von unmittelbarer Fruchtbarkeit werden zu können, da diese nicht nur einen Einblick in die Wirkungen gestattet, welche jene beiden Dichter unmittelbar ausübten, sondern auch in die Rückwirkungen, die sie von den Urtheilen ihrer Zeit wieder erfuhren, zugleich darin aber noch ein schätzenswerther Beitrag zur Entwicklungsgeschichte deutscher Kritik vorliegen dürfte, der selbst auf das heutige Urtheil noch berichtigend einwirken kann. Denn gerade, weil damals das Urtheil über jene großen Männer sich erst noch zu bilden hatte, stand ihnen die Kritik in dieser Beziehung unabhängiger gegenüber, als wir, die schon von Kindheit an daran gewöhnt worden sind, dieselben schlechthin als Autoritäten unter einem nicht weiter anzufechtenden Vorurtheil zu betrachten; was unser Urtheil über sie, selbst wenn es sich nachträglich davon wieder frei machen wollte, doch eines Theils seiner Unabhängigkeit und Schärfe beraubt haben dürfte.

Es würde fast zu verwundern sein, daß ein so versprechendes Unternehmen, zu dem der Gedanke scheinbar so nahe lag, nicht schon früher in Angriff genommen ward, wenn es sich nicht durch die Schwierigkeiten der Aufgabe erklärte. Würde man doch, um sie in ihrem vollen Umfange zu lösen, nicht nur alle in der damaligen periodischen Presse, sondern auch die in den zeitgenössischen Memoiren und Correspondenzen über jene beiden Dichter enthaltenen Urtheile, ja selbst die sie und ihre Werke betreffende Bühnenstatistik heranziehen müssen. Denn daß auch die letzteren wichtige Momente dafür enthalten, bedarf keiner weiteren Ausführung. Folgende Stellen eines Briefes von Iffland an Dalberg v. J. 1784 reichen allein schon hin, es deutlich erkennen zu lassen. Sie lauten: „Wenn Ew. Excellenz meiner Bemerkung einigen Fleiß und meiner Erfahrung einige Richtigkeit zutrauen, sollten nicht die Räuber nach Fiesko in diesem Winter gegeben werden. Das Publikum, gegen diese Gattung erklärt, bekommt sonst ihrer fünf zu einer Zeit zu sehen — — Ich setze hinzu, daß die Räuber das letzte Mal leer waren, daß Fiesko, vermöge doppelter Statistenproben, schwerlich die Kosten tragen würde" — sowie in Bezug auf das Gotter'sche Lustspiel „Der schwarze Mann", das man als Satire auf Schiller deutete: „Wir hätten das Stück niemals geben sollen. Aus Achtung für Schiller nicht. Wir selbst haben damit im Angesicht des Publikums (das ihn ohnehin nicht ganz faßt) den ersten Stein auf Schiller geworfen." — Doch auch in folgenden statistischen Erhebungen spricht sich ein Urtheil, gleichviel noch von welchem Werthe, aus: Im ersten Jahre wurden in Berlin die Räuber 20 Mal, Fiesko 11 Mal, Kabale und Liebe 6 Mal, im zweiten die Räuber und Fiesko, jedes nur 2 Mal gegeben.

Braun hat in dem vorliegenden Werke sich gleichwohl die Aufgabe enger gestellt, indem er sich auf die in der periodischen Presse von 1773—1812 erschienenen Kritiken, Berichte und Notizen einschränkte. Auch in dieser Begrenzung ist seine Arbeit aber noch eine sehr dankenswerthe, auch so noch waren der Schwierigkeiten genug zu überwinden. Vollständigkeit war selbst hier vielleicht nicht zu erreichen, da nicht wenige der in diesen Zeitraum fallenden periodischen Schriften untergegangen oder doch in nur wenigen Exemplaren zerstreut hier und da in irgend einem Winkel versteckt sein dürften. So fleißig der Herausgeber an der Herbeischaffung des Materials aber auch ohne Zweifel gearbeitet hat, scheint ihm doch selbst noch manches Erreichbare entgangen zu sein. So weisen die Ephemeriden vom 19. Febr. 1785 in einem von ihm selbst (Bd. I S. 102) mitgetheilten Briefe darauf hin, daß im vergangenen Jahre Urtheile über Schillers „Kabale und Liebe" in Straßburger und Nürnberger Zeitungen erschienen waren, die seiner Sammlung fehlen. Ebenso ist das Berliner Theater-Journal von ihm übersehen worden, aus welchem doch Brachvogel in seiner Geschichte des Königlichen Theaters zu Berlin eine Besprechung über die Räuber mitgetheilt hat. Ich erwähne dies nur, weil der Herausgeber es noch in der Hand hat, davon nachträglich in den folgenden Theilen des Werkes Nutzen zu ziehen. Die vorliegenden zwei Bände sind nämlich nur Schiller gewidmet und reichen auch für ihn nur bis zum Schluß des Jahrhunderts.

*) Leipzig, im Verlage von Bernhard Schlicke (Balthaser Elischer), 1882, 1. und 2. Bd.

Es ist wohlthuend, aus den hier vorliegenden Mittheilungen zu ersehen, daß man gleich vom ersten Augenblick seines Erscheinens an ein deutliches Gefühl von der Größe des Schillerschen Genius hatte, ohne doch blind für die mancherlei Auswüchse seines noch ungezügelten Naturells zu sein. Sofort die erste Besprechung (aus der Erfurter gelehrten Zeitung v. J. 1781) beweist es, obschon der Verfasser, wie es von einer solchen Stelle kaum anders zu erwarten war, noch fest an den sogen. Aristotelischen Einheiten hielt. „Volle, blühende Sprache, küne fortreisende Fantasie, einige hingeworfene, nicht genug überdachte Ausdrücke, poetische Deklamazionen und eine Neigung, nicht gern einen glänzenden Gedanken zu unterdrücken, sondern alles zu sagen, was gesagt werden kann — alles das karakterisirt den Verfasser als einen jungen Mann, der bei raschem Kreislauf des Bluts und einer fortreisenden Einbildungskraft ein warmes Gefül und Drang für die gute Sache hat. Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser!" Ein Urtheil so frei, so lebendig empfunden, wie man es von einem Gelehrten für einen Gegenstand zeitgenössischer Dichtung heute wohl kaum zu erwarten hat. Es fehlte auch hier zwar an Einwürfen im Einzelnen nicht; der Kritiker vergißt aber nicht, dem Tadel auch Schönheiten an die Seite zu stellen und seine Begeisterung für das Ganze behält immer das Uebergewicht. Am Schlusse rathet er nur, daß der Dichter „bei dem Studio Shakespeares weniger den Göz, als Lessings Werke studieren möchte, da das Feuer seines Genies ohnehin mehr eines Zügels als der Sporn" bedürfe.

Die „Verschwörung des Fiesko" wurde nach den vorliegenden Beurtheilungen zwar weniger enthusiastisch als die Räuber aufgenommen, war aber andererseits auch geringeren Angriffen ausgesetzt. Um so heftiger waren die Proteste, welche „Kabale und Liebe" sofort nach Erscheinen der Dichtung hervorrief. Der Berichterstatter der Gothaischen Gelehrten Zeitungen vom 29. Mai 1784 sagt zwar noch zur Entschuldigung, daß die Charaktere auf der Bühne etwas übertrieben sein müßten; ja er ist sogar überzeugt, daß trotz ihrer Auswüchse „diese neuen Original-Trauerspiele die sogenannten hohen Tragödien, worin die Helden auf Stelzen gehen", verdrängen würden. Dagegen erhob sich nur wenige Wochen später (21. Juli 1784) Carl Philipp Moritz in der von ihm redigirten Vossischen Zeitung mit einer Phillipika, die Schiller geradezu mit moralischer Vernichtung bedrohte (S. 72). Nur vereinzelt erhoben sich Stimmen, die in Kabale und Liebe, was Composition und Charakterentwicklung betrifft, auch einen Fortschritt erkannten. Besonders vermehrten sich die Hinweise auf die gefährlichen, unsittlichen Wirkungen der Schiller'schen Dramen. Doch entspringen all diese Angriffe immer nur ästhetischen Grundsätzen und sittlichem Pathos und erscheinen frei von jeder persönlichen Gehässigkeit. Dies ist selbst bei dem Moritz'schen Angriff noch anzuerkennen, entschiedener aber tritt es in demjenigen, welchen Leopold Graf zu Stolberg gegen das Gedicht: „Die Götter Griechenlands" gerichtet, hervor, sowie in der Nachschrift zu einem die Schiller'schen Dramen ziemlich herabsetzenden Artikel im Magazin der Philosophie und schönen Litteratur vom Jahre 1785 (s. S. 111), da hier der Verfasser desselben der Bewunderung des im I. Hefte der Thalia erschienenen Bruchstücks von Don Carlos, welches ihm eben erst zugekommen, freudigen Ausdruck verleiht. „Don Carlos" wurde überhaupt von der Kritik sehr gut aufgenommen, nicht so vom Publicum der Theater. Besonders in Berlin, wo man die Prosabearbeitung anfänglich in einer Ausdehnung von sechs Stunden gab. Erst nachdem man 1810 die Jambenbearbeitung für die Bühne adoptirt hatte, erwarb sich auch hier die Dichtung größeren Beifall.

Mit der Thalia (1785) hatte der Dichter zugleich seine historische und philosophische Thätigkeit eröffnet. Erst 1789 aber, in welchem Jahre er auch zum Professor in Jena ernannt wurde, widmete er sich ihr fast ausschließlich, zunächst der historischen. Es sind diese Arbeiten, die sich längere Zeit einer fast allgemeinen und unbedingt zustimmenden Anerkennung zu erfreuen hatten. Es wurde zwar nicht verkannt, daß der Vortrag bisweilen mehr der des Dichters, als des Historikers war und der letztere sich gelegentlich einzelne Unrichtigkeiten zu Schulden kommen ließ, aber man behandelte dies doch als nur etwas Nebensächliches, Unbedeutendes. So heißt es (s. S. 235) in Bezug auf das letztere einmal: „Wir berührten es auch nur, um desto eindringender sagen zu können, daß dies durchaus nicht die Seite sey, welche bei der Beurtheilung eines solchen Werkes ins höchste Licht gestellt werden muß, weil die Wahl und Stellung der Begebenheiten und die Lebhaftigkeit in der Darstellung weit wichtigere und in mancher Rücksicht weit schwerer zu berücksichtigende Forderungen an ein historisches Kunstwerk sind" — eine Stelle, welche sich manche der historischen Kleinigkeitskrämer zu Herzen nehmen könnten, die sich in der Kritik als die unverkennbaren Nachkommen Beckmessers aufwerfen. Von diesem nicht selten in geistiger Beschränktheit wurzelnden Hochmuth und der damit verbundenen Gehässigkeit war die Kritik über Schiller, soweit sie hier vorliegt, bisher immer noch frei. Es fehlte zwar nicht an Ausstellungen im Einzelnen, sie sind aber fast durchgehend in sachlicher Weise behandelt und das Ganze wird dabei immer im Auge behalten. So wird z. B. (S. 235) in der eingehenden Beurtheilung der zwei ersten Hefte der Thalia in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, Schiller im Ganzen große Anerkennung gezollt, wenn auch im Einzelnen gerügt, daß er in der Wahl seiner Ausdrücke sich nicht selten vergreife und „der Kunst, das rechte Wort an die rechte Stelle zu setzen, dieser Kunst, die Wieland so vollkommen in seiner Gewalt habe, nichts weniger als Meister" sei. Auch ist anzuerkennen, daß Schiller von den ihm an dieser Stelle gegebenen einzelnen Belehrungen, wenn auch nicht alle, so doch mehrere mit Vortheil benutzen konnte. Er hat darnach Strophe 1 und 2 seiner Uebersetzung des 2. Buches der Aeneide ganz umgearbeitet und den in der 9. Strophe gerügten Ausdruck verändert. Es würde ohne Zweifel von Interesse sein, die Werke des Dichters mit den in diesen Besprechungen gemachten Ausstellungen zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß es auch eine produktive Seite der Kritik gibt und sie sehr wohl in eine fördernde Wechselwirkung mit der Dichtung zu bringen ist.

Die Horen und der Musenalmanach boten der Kritik willkommene Veranlassung, sich im Lob und Tadel zu üben. Die Erscheinung der Xenien vereinigte aber, wenn auch nur vorübergehend, beide Theile in einem einzigen Heerlager. Einstimmig wurde dieselbe von der zeitgenössischen Presse verurtheilt, nur in dem Grade und in dem Tone, in denen es geschah, unterschieden sich die einzelnen Stimmen. Goethe wurde im Ganzen um vieles glimpflicher und ehrerbietiger, als Schiller behandelt. Besonders stark ist die Abfertigung J. F. Reichardts in seinem, unter dem Namen „Deutschland" erscheinenden Journale (4. Stück v. J. 1796). Die Wohlwollenderen, zu denen Wieland im deutschen Merkur gehörte (s. II. S. 242), nahmen die Miene an, als ob sie die Verfasser nicht kennten und weder Schiller noch Goethe die Urheberschaft jener kleinen, zum Theil boshaften Gedichte im vollen Umfang zuzutrauen vermöchten, was immerhin eine zwar strenge, aber feine Verurtheilung derselben enthielt. Im Ganzen ist es der damaligen Presse aber nachzurühmen, den übrigen Werken des Dichters diese Mißstimmung nicht mit angerechnet, sondern sich einer möglichst objectiven und anerkennenden Beurtheilung derselben befleißigt zu haben. Auch erfuhren die durch die Xenien hervorgerufenen Gegenschriften, die allerdings meist sehr niedrig und schwächlich waren, fast immer eine noch entschiedenere Abfertigung, als sie.

Dies wird genügen dem Leser einen Begriff von den Anregungen zu geben, welche die uns vorliegende Sammlung darbietet, und sich hierdurch dem Interesse weiterer Kreise bestens empfiehlt.

R. Prölß.

Adolf Held und seine sociale Geschichte Englands.

Es steht noch in der frischen Erinnerung Vieler, wie schmerzvoll in den letzten Augusttagen des Jahres 1880 die Nachricht einschlug, daß ein jäher Tod eines der reichsten Leben hinweggerissen habe. Heute liegt nun die beste Frucht dieses Lebens vor uns, zugerichtet durch die sorgsame Hand eines Freundes, des Professor Georg Friedrich Knapp in Straßburg.*)

Adolf Held stand an der Wende zum eigentlichen Mannesalter, im Beginn der Dreißig, als er inmitten des stärksten Tobens der wirthschaftlichen Parteikämpfe den Entschluß faßte, sich eine durchaus sichere Grundlage für sein national-ökonomisches Denken und Lehren zu schaffen. Er hatte als bayerischer Rechtspraktikant auf den Aemtern gearbeitet, war unter Engel durch das kgl. preußische statistische Bureau gegangen, hatte sich als jugendlicher Professor in Bonn auf das Eindringlichste und Lebendigste mit dem Treiben der politischen und politisch-religiösen Parteien bekannt gemacht und stand nun vor dem Scheidewege: sollte er Parlementarier werden, vielleicht in den Staatsdienst treten, seine Kenntnisse, seine Geschicklichkeit, seine Liebenswürdigkeit, seinen praktischen Sinn, seine Erfahrungen unmittelbar der Praxis zu Nutze machen, oder sollte er „ganz Professor" werden, festen Fuß fassen in der gelehrten Forschung, den verschiedenen auf ihn eindringenden, aufdringlichen Lehrmeinungen gegenüber sichersten Halt und Ueberschau gewinnen? Aeußeres und Inneres wirkte zusammen, ihn für letzteres zu entscheiden.

Wie sollte er diese Grundlage erwerben? Seine ganze Sinnesart wies ihn nicht auf die Philosophie, sondern auf die Geschichte. Für die socialpolitischen Gesichtspunkte, die er suchte, konnte ihm aber nur die Geschichte jenes Landes dienlich sein, das schon Alles durchlebt hat, was die Binnenländer — wenn auch vielleicht in sehr modificirten Formen — noch durchleben werden. Nehmen wir, von Handel und Ackerbau absehend, den Gewerbebetrieb, so sehen wir in England die erst schrittweise rapide Verdrängung des kleinen Handwerkerstandes durch den Großbetrieb, die Umwandlung in einen industriellen Arbeiterstand. Fast das ganze städtische Leben in England ist in der Art geformt, wie wir es in Deutschland bisher nur in Sachsen, im Oberelsaß und am Niederrhein erblicken.

So kommt es, daß der große Katechismus der Socialdemokratie, das Buch über das Kapital von Marx, seine Dogmen ausschließlich der Analyse englischer Zustände entnimmt; so entstand auch in Adolf Held der Plan, eine umfassende sociale Geschichte Englands zu schreiben, in welcher zunächst die Grundlagen der modernen Verhältnisse geschildert werden sollten.

Zwei Fragen gab es hier zu beantworten: 1) Wie sind die Engländer zu ihren heutigen politischen und socialen Anschauungen gekommen? — und 2) Wie hat sich in England die Großindustrie entwickelt?

Die Antwort auf die erste Frage mußte die Betrachtung der gesammten Literatur umfassen von den älteren Individualisten und den Nationalökonomen Ricardo und Malthus bis zur Wochenschrift „The Poor Man's Guardian", welche das Programm der heutigen Socialdemokratie zuerst formulirte, und den Owenisten. Dies ist das erste Buch der Held'schen Arbeit. Im zweiten werden die socialen und politischen Ursachen und Wirkungen der Großindustrie geschildert, als deren hauptsächliche man bezeichnen kann: Entstehung von Großkapital und Proletariat, beide abhängig von den Schwankungen des großen Handels.

Verfall der alten Handwerksordnung, Entartung des Merkantilsystems, Sieg des großen Kapitals, Fabrikindustrie, Lage der Fabrikarbeiter, dies sind die Kapitel, deren Aufstellungen und Schlüsse durch die reichen Belegstellen im Anhang erläutert, gestützt und gerechtfertigt werden.

Die Grundlage für eine Arbeit, wie sie in dem zweiten Buche begonnen ist (während folgende Bände die Versuche der Reform bis 1832 und die Geschichte der socialen Bewegung von da bis zur Gegenwart enthalten sollten) konnte selbstverständlich nur in England selbst gelegt werden.

Held war denn auch zweimal daselbst, 1875 auf längere Zeit und wieder im Jahre seines Todes.

Ueber die im vorliegenden Bande enthaltene Arbeit als wissenschaftliche Leistung im Vergleich mit anderen Werken ähnlicher Natur überlassen wir das Urtheil den Fachzeitungen. Uebersichtlich, unterrichtend und belehrend ist es in hohem Grade. Den Liebhabern der Wahrheit wird es wohlthun in dem heutigen socialpolitischen Kampfe, in welchem so viel mit Worten, Leidenschaften und nach den Regeln des Faustrechts gestritten wird, ein Werk zur Seite zu haben, in welchem sich thatsachenweise verzeichnet findet, wie das Alles schon dagewesen, und wie die Wucht der natürlichen Gesetze am Ende so oder so den Ausschlag gegeben hat.

Adolf Held hatte sich als der Ersten Einer dem Verein für Socialpolitik angeschlossen, dessen Mitglieder von den Gegnern „Kathedersocialisten" benannt wurden und diesen Namen adoptirten. Er war aber nichts weniger als ein Socialist. Der phantastische Zug, nach welchem der Socialismus über dem Entwurf einer Rechtsordnung der Zukunft die ehrliche Arbeit an der socialen Reform verachtet oder hemmt, war seinem gesunden, auf die gegenwärtige Wirkung gerichteten Wesen zuwider, zudem erkennt er, der ein eifriger Patriot war, daß die socialistische Idee das Bewußtsein der Volkseinheit und Volksverschiedenheit auflöse, während ohne dies Bewußtsein der deutsche Staat nicht lebensfähig ist. — Und im Staate wurzelt sein ganzes Fühlen und Denken. Deshalb rückt er auch auf das Kräftigste den englischen Invidualisten zu Leibe, ihnen nachweisend, wie der Invidualismus auf dem Gebiete der Moral unhaltbar sei, weil der Mensch nicht sich allein zu leben bestimmt sei, wie er auf dem wirthschaftlichen Gebiete das Manchesterthum, die Ausbeutung des Starken durch den Schwachen zur Folge habe, und wie auf dem Gebiete der Politik der Ausgang vom Individium jedes Verständniß der Aufgaben des Staates vernichte.

Welche Mittel bieten sich nun dem Geiste des Forschers dar, um den Fehlern des Individualismus auf dem wirthschaftlichen Gebiete zu begegnen? Darüber spricht sich Held aus in den Schlußworten des zweiten Buches: „Das große und noch nicht gelöste Problem ist nicht nur, auch die Arbeiter und Armen an den Früchten des wachsenden Reichthums theilnehmen zu lassen, sondern vor Allem auch, den neuen mitherrschenden Stand mit einem thätigen Bewußtsein seiner politischen und socialen Pflichten zu erfüllen, ihn wenigstens nachträglich und allmählich aus einer mehr oder minder rücksichtslosen Oligarchie in eine wahre Aristokratie zu verwandeln. Dazu sind nicht nur Gesetze nöthig, welche eine den Bedürfnissen der Großindustrie entsprechende neue sociale Ordnung schaffen, und in denen England zwar nichts Abschließendes, aber doch Großes und Mustergültiges geleistet hat — es ist auch eine Vertiefung der Vorstellungen über Staat und Gesellschaft nöthig, welche sich von der einseitigen Verfolgung nächstliegender individueller Interessen erhebt, und im Staate die den idealen Zielen der ganzen Menschheit dienende höchste Organisation der Volksgenossen erkennt. Es ist unmöglich, dem Unempfänglichen die Nothwendigkeit und Richtigkeit solcher Anschauung mit zwingender Logik zu beweisen. Aber es gibt kein besseres Mittel, die Einseitigkeit und Unzulänglichkeit entgegengesetzter Anschauung darzuthun, als die Geschichte eines Volkes zu erzählen, das unter der Herrschaft der Ideen des Individualismus stand."

Wir sehen schon aus diesen Worten allein, daß der Verfasser der socialen Geschichte Englands als Historiker und Politiker zugleich auftreten will. „Ich schreibe über England — als Deutscher — für Deutsche" — mit diesen Worten charakterisirte er einem Freunde gegenüber, der sein Herausgeber werden sollte, seine Absicht.

Held war mitten in der Arbeit im Herbst 1879 nach

*) Zwei Bücher zur socialen Geschichte Englands von Adolf Held. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Georg Friedrich Knapp. Mit dem Bildniß Adolf Helds. Leipzig 1881, Duncker und Humblot.

Berlin berufen worden, um dort eine ähnliche Doppelstellung wie in Bonn an der Universität und der neu errichteten landwirthschaftlichen Lehranstalt zu übernehmen. Im darauffolgenden Sommer begann er nach einem abermaligen Aufenthalt in England die Ausarbeitung des Buches über die Entstehung der Großindustrie. Der erste Band war — bis auf wenige Aenderungen mehr formaler Natur — fertig, er entwarf das Vorwort, und verwahrte für die Zeit seiner vorhabenden Reise das ganze Manuscript in den Kellern der Reichsbank.

Er sollte es nicht wieder erheben. Am 2. August setzte er sich auf die Bahn, um sich im Hôtel Bellevue bei Thun niederzulassen. Am 25. desselben Monats, schon an die Heimkehr denkend, machte er eine jener Kahnfahrten, wie sie — die Aare aufwärts und, an Heinrich von Kleists Wohnhaus vorüber, um die Landecke des Schlosses Rougemont in die stille Fläche des Sees — fast alltäglich von den Sommergästen gemacht werden. Sein Kahn schlug um, — er, ein starker, junger Mann, ein geübter Schwimmer, wurde von rettungsuchenden Armen umklammert und schnell von den Fluthen des Stromes verschlungen.

A. Schricker.

Sicilianische Novellen.

Giovanni Vergas neue Novellen (Vita dei Campi, Nuove. Novelle, Milano 1880, Treves) bieten uns wie seine früheren (siehe meine Uebersetzung der „Nedda", „Gegenwart", 23. März 1878) es gethan, Landschaft- und Sittenbilder aus seiner Heimat Sicilien.

Gegen 1865 trat der fünfundzwanzigjährige junge Mann in seiner Vaterstadt Catania mit seinen ersten Versuchen hervor; ein längerer Aufenthalt in Florenz brachte ihn besonders dem edlen Dall' Ongaro nahe, der nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung seines Talentes blieb. Seither lebt Verga am liebsten in Mailand, welches ja immer entschiedener Mittelpunkt des Buchhandels und der nationalen Literatur wird. Verga schreibt selten mehr als ein Bändchen im Jahre; er ist unabhängig von seiner Feder und kann ruhig auf die Stimmung warten. Die Quellen seiner Dichtungen sind Land und Leute seiner Heimat und das High Life der heutigen italienischen Gesellschaft. Beide kennt Verga aus eigener Anschauung. Daß man den hartnäckigen Junggesellen von eleganter Haltung und feinem Benehmen zum Don Juan und zum Helden seines „Eros", seiner „Eva", seines „Königstigers" hat stempeln wollen, ist verzeihlich; denn was der Dichter von seiner Gesellschaft träumt, das pflegt diese gerne von ihm selbst zu träumen, und das Leben der italienischen Aristokratie ist, wie man sattsam weiß, eine schlechte Arena für Catonen-Asketik.

Wahr und eigenartig erscheint mir Verga besonders in seinen Erzählungen aus dem sicilianischen Landleben. Von den sieben neuen Novellen sind drei dem tragischen Walten jener verzehrenden Leidenschaft gewidmet, die Ariost im Anfange des einunddreißigsten Gesanges so ergreifend schildert, wenn er singt:

„Von jener Marter, jenem glühenden Eisen,
Von jenem Wahnsinn Eifersucht geheißen."

In der Erzählung „Cavalleria rusticana" (ländliches Ritterthum, d. h. ritterliche Bauern), kommt ein auf Urlaub im Dorfe weilender Bersagliere einem jungen Ehemann ins Gehege. Dieser beschließt sich zu rächen, aber nicht durch einen heimlichen Messerhieb, sondern in ritterlicher Weise, durch ein Duell mit den landesüblichen Wurfmessern. Der gräßliche Zweikampf nimmt ein Ende mit Schrecken, indem der „Arzt seiner Ehre" den Galan mit drei Messern durchbohrt. „Rosso Malpelo" (der rothhaarige Schelm) ist die Jammergeschichte eines armen Jungen, dessen Vater in einer Sandmine verschüttet wurde, dessen eigenes hartes Leben in dieser Grube dahinschleicht, bis er eines Tages mit dem gefährlichen Auftrage betraut, einen alten Grubengang zu verfolgen, in dem hintern Labyrinthe sich verliert, um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Die Erzählung „Guerra dei Santi" ist die einzige dieser Sammlung, in welcher ein satirisches Lächeln des stoischen Erzählers Lippe umspielt:

„In einem sicilianischen Borgo machen sich zwei Heilige Concurrenz. Das untere Quartier glaubt an die Kraft von San Rocco (Rochus), das obere an diejenige von San Pasquale. — Das untere Quartier hatte „die Augen aus dem Kopfe", d. h. den letzten Kreuzer hergegeben, um mit einer prächtigen Procession den heiligen Rochus zu ehren und den heiligen Pasquale zu ärgern. — „Viva San Pasquale!" rief todtenblaß ein Gegner, als die Rochianer mit klingendem Spiele, den Heiligen unter dem Baldachim mitführend, einherzogen. Dies war das Signal zu einem Tumult, der mit einem schauerlichen Raufen schloß. Der Bischof schickte seinen Delegirten, um eine Versöhnung zwischen Rochus und Pasqualis herbeizuführen. Aber das Wetter unterstützte eine solche nicht. Das ging folgendermaßen zu.

Seit dem März hatte es nicht mehr geregnet, und die Saaten starben vor Durst. Bruno der Wagner behauptete, daß, wenn San Pasquale in Procession ausziehe, so müsse es regnen. Und in der That, man trug den Heiligen in Procession ostwärts und westwärts, man stellte ihn auf den Hügel, an einem heißen, bewölkten Maitag, an einem jener Tage, da die Aehren ihre Köpfchen neigen, als wollten sie gleich sterben.

San Pasquale aber schickte keinen Regen. „Verfluchter Heiliger!" schrieen die Bauern und spuckten in die Luft. „Pasquale, du hast uns ruinirt, du hast uns nur die Sichel gelassen, um uns damit den Hals zu durchsägen!"

Im Borgo herrschte die Verzweiflung, es war eines jener langen Jahre, wo der Hunger schon im Juni anfängt, die ungekämmten Weiber müßig unter der Thüre stehen, mit starren Blicken.

Die Aufregung war groß; denn viele Rochianer hatten sich bewegen lassen, mit der Dornenkrone auf dem Haupte, wie rechte Esel die Brust sich schlagend, aus purer Liebe zu ihrer Ernte, die Pasqualisprocession mitzumachen. So bekam San Rocco abermals Oberwasser, zumal da jetzt die Cholera auftrat und ein altes Weib geträumt hatte, daß Rochus in Person ihr die Worte sage: „Habt keine Furcht vor der Cholera, ich besorge diese Angelegenheit und bin kein Pfuscher wie mein Kollege, der heilige Pasqualis."

Der Apotheker schloß seine Bude und der Doctor nahm Reißaus, um nicht erschlagen zu werden. Aber San Rocco hielt sein Versprechen schlecht; und als zwei Reconvalescenten sich um die wichtige Frage stritten, ob San Rocco oder aber San Pasquale der bessere Heilige sei, da sagte ein Dritter: „Braucht Ihr denn noch eine Cholera, um endlich einmal Frieden zu schließen?"

Verga ist Fatalist. Die Menschen, die er uns vorführt, sind Geschöpfe des Instinctes, die den Folgen seines Waltens willenlos und unwiederbringlich verfallen sind. Von sentimentaler Betrachtung keine Spur; die schneidende Logik der Thatsachen ist die alleinige Moral dieser Novellen. Malpelo, der arme Sandgrubenjunge, ist der Einzige, der ein wenig philosophirt. Seinem harten Leben hat er die Maxime abgerungen, daß der Stärkere triumphirt; und daß man prügeln muß, um Schläge abzuwenden; ganz wie es im alten Spruche heißt: Aut fer aut feri; ne feriare, feri! Und doch, so kalt und kurz der Erzähler seinem Leser gegenübertritt, er scheint mir keineswegs theilnahmslos für die Leiden seines armen Volkes. Er denkt wohl, wo die Steine schreien, da brauche der Dichter kein Klagelied hinzuzudichten.

H. Breitinger.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Unsere Frauen.

Lustspiel in fünf Acten von G. v. Moser und Franz v. Schönthan.

Es handelt sich hier um das dritte Fabrikat der rühmlichst bekannten Firma. Man mag ja kein Freund der handwerksmäßigen Collaboration sein, die nur selten Werke von literarischem Werth hervorbringt, aber man wird gestehen müssen, daß sie z. B. in Frankreich die besten Früchte trug, indem sie ein reichhaltiges Repertoire geschaffen hat, um welches unser zwischen Stillosigkeit und Blutarmuth schwankendes Theater die Franzosen beneiden kann. Zucken wir also

nicht geringschätzig die Schultern über das neue Produkt der beiden Lustspieldichter, von denen jeder längst schon allein seine Talentprobe abgelegt hat, und freuen wir uns, daß es ihnen gelungen ist, ein notorisches Nichts von Handlung zu fünf Acten aufzubauschen, während deren der Zuschauer fast fortwährend zum Lachen gereizt wird.

Das Stück ist nach dem von Rosen aufgebrachten Rezept gemacht, wonach ein Dutzend Intriguen neben einander her laufen und jeder Act einen Schwank für sich bildet, der ohne Schaden für das Uebrige gestrichen werden könnte. Unter solchen Umständen erläßt man mir wohl gern die Erzählung einer Handlung, die nicht da ist, oder einer Grundidee, welche desgleichen fehlt. Die Bekehrung des Theaterdichters Grosser vom Weiberhasser zum Verehrer „unserer Frauen" wird zwar anfangs als Thema aufgegeben, aber es verschwindet schon nach dem zweiten Acte spurlos von der Bildfläche. Schien den Verfassern die systematisch fortschreitende Besserung eines so hartgesottenen Sünders ein Werk der Unmöglichkeit? Statt seiner wird der erfindungsreiche Lohndiener Pfeffermann in den Vordergrund geschoben, und in der Gesellschaft dieses Allerweltsfreundes kann es einem schon eher gefallen. Da ist auch noch der Lebemann Dorn mit seiner energischen Eheliebsten und vor Allem sein leichtsinniger Schwiegersohn — Alles im Grunde gleich liebenswürdige und herzgute Leute, wenn sie sich auch das Leben sauer machen. Natürlich spielt das uralte Verwechslungs- und Verkleidungsmotiv eine übermäßig große Rolle. Paul Grosser nimmt den Namen seines Freundes an und wird nun seinerseits wieder von zwei Mädchen verwechselt. Ein Lohndiener verkleidet sich, um einem verlogenen Ehemann zu Hülfe zu kommen, in dessen imaginären Wirthshausfreund und setzt ein ganzes Haus in Aufregung. Freilich fehlt es auch nicht an feineren Lustspielscenen — für ein Bischen Sentimentalität wird ebenfalls gesorgt — und da erkennt man ohne Mühe die Feder Schönthans. Das Erstaunlichste ist, wie der meist triviale Dialog, der sich von einem Witz zum anderen schleppt, wie die durchsichtig dünnen und abgegriffenen Motive fünf, sage fünf lange Acte füllen können. Hier zeigt sich das große Bühnengeschick der Verfasser. Sobald das Interesse und das Vergnügen zu erlahmen beginnen, wird schnell ein scherzhaftes Wort oder eine lustige Scene oder eine komische Figur eingeflochten. Ein geübteres Ohr hört allerdings da und dort das bedenkliche Knarren der Maschine, z. B. darin, daß gewöhnlich die Besucher in kurzen Zwischenräumen zweimal ihre Aufwartung machen, indem die erste Visite scheinbar auf irgend ein Hinderniß stößt, während sie doch nur dazu bestimmt war, als Füllung zu dienen.

Das Wallnertheater ist Berlins einzige Bühne, wo die Kräfte und das Ensemble vortrefflich sind. Die beliebten Mitglieder pflegen nicht Solo zu spielen, sondern fügen sich in das harmonische Tutti. Selbst die kleinen Rollen sind in guten Händen und niemals stört eine linkische Statisterie. Es ist wirkliche Kunst in einem kleinen Genre. Umsomehr verdenken wir es der Direction, daß sie im ersten Acte, der in einem bekannten Restaurant spielt, den Inhaber desselben nicht durch einen Schauspieler geben, sondern den Darzustellenden selbst als stumme Person auftreten ließ — ein grobnaturalistischer Wirthshauswitz, der nicht auf eine anständige Bühne gehört. Z.

Das Document.

Schauspiel in drei Acten von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.

Die Verfasserin, durch feinsinnige Gedichte, Uebersetzungen und Epen vortheilhaft bekannt, wagt hier ihren ersten Bühnenversuch. Leider ist sie in der Wahl des Stoffes unglücklich gewesen. Der etwas nach Iffland und Birchpfeiffer schmeckende Titel läßt Alles eher als eine im Jahre des Heils 1067 zu Constantinopel vor sich gehende und ohne Zweifel aus Gibbons Hauptwerk geschöpfte Handlung vermuthen, und erst der Theaterzettel nimmt uns den süßen Wahn, daß wir Menschen aus unserer Zeit, Blut von unserem Blute und Fleisch von unserem Fleisch begegnen werden. Wir erkennen aber bald, daß es sich im Grunde um nichts anders als um eine historische Maskerade handelt. Eudoxia, Wittwe des Kaisers Constantin X. und Regentin des griechischen Reiches ist die unverfälschte Bauernfeld'sche „junge Wittwe", welche sehr launenhaft, kokett und emancipirt thut und sich doch wie ein gewöhnliches Gänschen verliebt und im letzten Act heimführen läßt, und Xiphilin, der Patriarch von Constantinopel, gibt sich als der altbekannte Lustspielonkel zu erkennen, der seinen Sohn oder Neffen gut verheirathen will und schließlich auf mehr oder minder geschickte Art geprellt wird. Ganz so verhält es sich auch mit all den anderen Personen des Stückes. Man nehme den byzantinischen Herrschaften Talar, Barett, Krummstab und Krone weg und — als Verlobte empfehlen sich vier Persönlichkeiten, die wir jeden Tag auf der Promenade treffen oder die wir zur Noth selber sein könnten.

Im ersten Acte kommt die verwittwete Kaiserin in die schwierige Lage, über den bildhübschen Rebellen Diogenes Romanus urtheilen zu müssen. Als Statthalter einer entfernten Provinz hat er sich erkühnt, gegen die gräuliche Beamtenwirthschaft zu protestiren und sich des ausgesogenen Volkes anzunehmen. Seine Klagen blieben von dem selbst corrumpirten Senat unbeachtet, und als sich nun die Unzufriedenen um ihn schaarten, da führte er sie rasch entschlossen gegen die Residenz. Aber die schon geträumte Kaiserkrone verschwindet wie ein Bild der Fata Morgana. Er wird besiegt und in Ketten vor den Senat geschleppt. Hier fehlt es ihm nicht an trefflichen Ausreden. Er entwickelt seine Ansicht über Wirthschaftspolitik, Steuersystem und die Zollfrage und wird aus dem Angeklagten ein Kläger. Die entlarvten Senatoren schäumen vor Wuth und sprechen mit rührender Einstimmigkeit das Todesurtheil. Doch die Kaiserin erhebt dagegen Einspruch. Sei es der Heroismus oder die Schönheit des Rebellen, genug, sie fühlt sich magnetisch zu ihm hingezogen. Formell begnadigt sie ihn zwar zur Verbannung, aber heimlich gibt sie ihm ein Stelldichein unter vier Augen.

Diese Zusammenkunft bildet den Kern des zweiten Actes. War der erste tragisch, so hat dieser einen lyrischen Grundton. Hier zeigt sich das Talent der Verfasserin auf ihrem eigentlichen Gebiete. Die ganze Scene zwischen Kaiserin und Rebell, die sich anfangs so feindlich ansehen und doch vor Liebe vergehen möchten, ist vortrefflich. Am Ende gesteht die Kaiserin;

„Ich liebe Dich — was soll ich Dir's verschweigen,
Nun, da Du's doch nicht mehr bezweifeln kannst."

Keines der Liebenden schwelgt in lyrischem Phrasennebel, aber ihre schlichten Accente sind wahr und schön. Leider beginnt gleich darauf die Handlung in die Sphäre des Schwankes zu fallen.

Die Kaiserin wird nämlich aus allen ihren Himmeln gerissen durch eine böse Erinnerung. Hat sie doch am Todtenbette ihres Gemahls, der wohl ihren etwas verliebten Sinn kannte und das Loos seiner Söhne sichern wollte, ein Document unterschreiben müssen, in welchem sie sich zur ewigen Wittwenschaft verpflichtete. Eine Kaiserin, in der das Weib nicht dominirte, würde wahrscheinlich den letzten Willen ihres Throngenossen ehren, aber die Fürstin der Gräfin Wickenburg setzt sich wie eine gewöhnliche Herzogin von Gerolstein über Staatsraison und Mutterpflicht hinweg. Für sie ist das heilige Gelübde ein bloßes Vertragsinstrument, nach dessen Beseitigung jede Verpflichtung aufhört. Also handelt es sich ihr blos darum, durch List in den Besitz des Documents zu gelangen. Der Patriarch von Constantinopel hat es in Verwahr. Wie kann man es ihm entlocken? Die Kaiserin weiß sofort ein Mittel, das auch ich mich dunkel erinnere, in einigen tausend Komödien angetroffen zu haben. Zuerst heuchelt sie kaiserliche Strenge und sittliche Entrüstung über den bösen Diogenes und heißt ihn die Reise in die Verbannung ungesäumt antreten. In Wirklichkeit verbirgt sie ihn aber hinter einem Vorhang, welcher Kniff also nicht nur ein Gemeingut unserer verlegnen Theaterdichter ist, sondern schon im elften Jahrhundert beliebt war. Als nun der Patriarch erscheint, gibt sie ihm zu verstehen, daß sie seinen Neffen Bardas liebe und ihn auf den Thron von Byzanz erheben möchte. Ja, wenn nur das fatale Document nicht wäre! „O, wenn's nur an dem liegt!" sagt der Patriarch. Er sieht seinen Neffen schon auf dem Cäsarenthrone und holt das lästige Papier gleich herbei. Die Kaiserin zerreißt es in aller Gemüthsruhe. Natürlich ist der Ueberlistete nicht wenig erstaunt, als er vernimmt, daß sein Neffe seine Base Marzia, die Kaiserin aber keinen Anderen heimführen will, als — den Rebellen Diogenes. Er findet sich jedoch geschickt in die Rolle eines betrogenen Betrügers und macht die hiefür einzig angemessene gute Miene zum bösen Spiel.

Ich möchte seinem Beispiele folgen, allein die Aufführung, welche das immerhin achtenswerthe Erstlingswerk einer begabten Dichterin

im Schauspielhause fand, steht doch zu tief unter dem gewohnten Mittelmaß. Die neuen Decorationen sind mir Nebensache, die Darsteller hätten besser sein sollen. Aber Keiner von Allen genügte. Der freilich schwer zu findende Uebergang aus Ernst zum Scherz, den ja die Dichterin in ihrem vom Henker zum geprellten Onkel sich bewegenden Stück ebenso wenig getroffen hat, war den Schauspielern unerreichbar. Die Eudoxia vom Gendarmenmarkte sagte ihre Liebesgeständnisse im selben Tone, wie die tragischen Flüche des ersten Actes. Der Rebell lächelte süß wie ein verliebter Naturbursche, als er seine revolutionäre Rede hielt. Der Patriarch brachte in den lustigen Scenen alle Männchen und Mätzchen Richards III. an den Mann. Am besten gefielen mir noch die byzantinischen Leibwachen, die stramm und adrett, als kämen sie von einem unserer zahlreichen Exercierplätze, über die Bühne marschirten. Z.

„Nur für Natur . . .“

Berliner Frühlings-Quodlibet.

„Nur für Natur . . .“ Dieser Strauß'sche Kehrreim aus der Operette „Der lustige Krieg“ ist im Augenblick die geflügelte Melodie der Reichshauptstadt, und es gibt keinen noch so fernen Winkel Berlins, in welchem man jetzt nicht entweder eine Betrachtung über das Tabaksmonopol oder die Weise des Strauß'schen Naturwalzers hört. Er ist der Triumph des Componisten und die Plage seiner Hörer, wenn sie genöthigt werden, so einen seßhaften musikalischen Poltergeist in ihr Gedächtniß einzuquartieren. Hat man ihn aus der einen Ecke hinausgetrieben, so kichert er aus der andern wieder hervor — es ist ein Martyrium ganz eigener Art! Heinrich Heine hat es ergötzlich geschildert, als seiner Zeit in jeder Straße der Hauptstadt der Weber'sche Jungfernkranz gewunden wurde und an den Klavieren die veilchenblaue Seide gar nicht abriß. Ich habe die Heine'schen Seufzer erst unter der Alleinherrschaft des Naturwalzers nachempfunden. Ueberall umhüpft und umtändelt uns die zierliche Tonfigur. Schon beim Verlassen der ersten Vorstellung tönte sie von allen Lippen. Ich gab die Garderobenmarke mit Gesangbegleitung ab, indem ich die Melodie vor mich hinsummte. Den ganzen Heimweg entlang zwitscherte sie neben mir her, und als ich endlich die Rettungspforte des Stammzimmers erreichte, wurde sie mir von der gesammten Tafelrunde schon beim Eintreten als Willkommensgruß entgegengetrillert. Ich höre sie seitdem Wochen hindurch aus jedem Geräusch im Haus und auf der Straße: Aus dem Picken der Wanduhr, aus dem Klingelgeläut der Pferdebahnen, aus dem Kratzen der Feder, die über das Papier eilt, ja selbst aus dem Tippen der krümelsuchenden Sperlinge, welche über die Blechbekleidung des Fensters hüpfen! Jeder Satz, den ich niederschreibe, droht sich unwillkürlich diesem schaukelnden Rhythmus anzuschmiegen, und in der Verzweiflung singe ich endlich selbst die Melodie, deutlich und mit vernehmbarer Stimme — ja ich singe sie und der Leser möge sich glücklich schätzen, daß er es nur zu glauben und nicht zu hören braucht! Ach, und wie oft stellt sich die melodische Erinnerung zu ungelegenster Zeit ein! Ich poltere meinen Aerger über irgend ein Erlebniß des Tages in grimmigen Worten aus, und alle Wirkung der zornigen Apostrophe geht verloren, weil sich nach dem letzten Wort „Nur für Natur . . .“ als musikalischer Epilog anschließt. Ein Bekannter erzählt mir vom Tod seiner Schwiegermutter und ich antwortete in getragenem Ton:

„Ich bitte Sie, von meinem aufrichtigen Mitgefühl überzeugt zu sein . . . Nur für Natur“ —

In die Walzermelodie läuft selbst die Trauerbezeugung aus! Ich erschrecke über meine eigene Verwilderung, aber es ist nicht abzusehen, wie wir von dieser Tyrannis des Naturwalzers jemals befreit werden sollen. Denn wie man sich bei einem recht dauerhaften Landregen, wenn die Wasserfäden endlos aus den himmlischen Gießkannen strömen, nur mit Mühe vorstellen kann, daß es je wieder trocken wird, so kann ich mir auch ein Verfließen des musikalischen Landregens, der aus dem „Lustigen Krieg“ über uns niedergegangen ist, kaum mehr denken. Die einzige Hoffnung wäre das baldige Erscheinen einer neuen Strauß'schen Operette mit einem ähnlichen musikalischen Zünder. Nur Strauß allein vermag, Strauß zu vertreiben . . . .

„Nur für Natur“ — das ist zugleich die rechte Zeitmelodie für den Frühling, der nun auch in Berlin angefangen hat. Wir sind nicht sehr verwöhnt in unseren Frühlingsansprüchen. Wenn der lenzblaue Himmel uns fröhlich ins Fenster guckt, auf den Dächern der helle Sonnenschein liegt und die Spitzen der Schutzmannshelme in goldenem Glanze schimmern, so ist das Naturbedürfniß des Großstädters bereits ziemlich befriedigt. Grüne Blattknospen, die aus den Baumskeletten am Straßenrand hervorlauschen, prüfen wir schon mit Mißtrauen auf ihre Echtheit, und bei dem ersten vollgrünen Kastanienbaum sehen wir uns vorsichtig um, ob er nicht am Ende durch ein verstecktes Holzschild nur als frisch gestrichen bezeichnet ist? Von unzweifelhafter und überzeugender Wahrhaftigkeit ist in der Großstadt nur die lachende Sonne, die in diesen Tagen das graue Buch des Lebens mit ihrem ewigen Goldschnitt umrandet. Wenn sie nach dem nebelreichen märkischen Winter wieder durch die so lange verschlossenen Wolkenwimpern wie ein liebendes Auge hervorbricht, so geht es warm durch alle Herzen, die Lyriker holen ihre alten Frühjahrsgedichte aus dem Leihamt und die Pessimisten sehen ihre verdrießlichsten Gründe durch fein zugespitzte Sonnenstrahlen und unwiderlegbare Frühlingsknospen berichtigt.

Wer es erschwingen kann, feiert übrigens in Berlin den Frühling zu Wagen und wird ein Nachmittagsstammgast der Hofjäger- und Siegesallee. Diese täglichen Fahrten bieten ein farbiges Bild, wenn es auch bisweilen etwas staubgrau überdunkelt ist und eine melancholische Schattirung durch das von einzelnen Zweigen noch müde herabhängende morsche Herbstlaub empfängt, das bisweilen — vom Winde durchraschelt — die Erinnerung an den entschwundenen Lenz in den werdenden gespenstisch hineinklingen läßt. Leichtherzig überhört das frohe Volk der Lebenden diese Geisterstimmen eines todten Frühlings und tauscht von Wagen zu Wagen hier einen fröhlichen Blick, dort ein deutsames Lächeln, bis es im Husch weitergeht und das erste Momentbild durch das zweite verdrängt wird.

Die täglichen Thiergartenfahrten bedeuten übrigens zugleich eine Frühjahrsparade der neuen Moden. Ich weiß nicht, welcher Menschenkenner den Ausspruch gethan hat: „Eine Frau kann für ihren Mann jegliches Opfer bringen, sie kann für ihn hungern, für ihn bluten — nur darf er nicht verlangen, daß sie bei Beginn des Frühlings noch ihren Winterhut trägt . . .“ Von wem der Ausspruch auch gethan ist, er wird die Zustimmung aller Ehemänner finden, und darum gehört's mit zu meiner Frühlingsfeier, daß ich meine Frau zu den Putzmacherinnen und in die Confectionsgeschäfte begleite, um in die Mysterien des Modeteufels gelegentliche Blicke zu thun. Es sind da wieder die wunderlichsten Mißformen ans Licht getreten. Ich sah Hüte, denen kein Unrecht geschehen ist, wenn man sie mit aufgespannten Regenschirmen verglichen hat, während andere wieder über einen Miniaturstreifen Baststroh so überladenen Blatt- und Blumenballast aufweisen, daß man diese Kopfbedeckungen als Vexirbilder veröffentlichen könnte mit der Unterschrift: „Wo ist der Hut?“ Dann sah ich Kleider, die ihren Trägerinnen einen künstlichen Schein von Häßlichkeit verleihen, indem sie mit wattegefütterten erhöhten Achseln versehen sind. Die runden sanft abfallenden Schultern schöner Frauen, auf welchen bewundernde Augen so gern verweilen, sind nach dieser von der Mode befohlenen Entstellung nicht mehr „ladylike“ und nur Roben sind zulässig, in welchen die künstlich erhöhten Arme der Damen den eingehängten Holzarmen der Gliederpuppen gleichen. Zur Aesthetik des Häßlichen bieten die neuen Moden auch noch andere Beiträge: Da sieht man unförmliche Reifensattel, in welchen die Krinoline wieder vorzuspuken scheint; man sieht Hüte mit ausgestopften Tauben — die „Tauben-Wally“ wird vielleicht ein stehender Scherz der Badepromenaden werden; man sieht auf der Rückseite der Kleider gewisse storchnestähnliche Raffungen, gewisse ganz unwahrscheinliche Faltensäcke, die zu den ungezogensten Gleichnissen reizen . . . und bei manchen Costümen weiß man nicht, was man stärker bewundern soll: die Thorheit der Frauen, welche sie tragen, oder die Thorheit der Männer, welche sie sogar — bezahlen. Was mich betrifft, so ist auf dem Gebiet meine Vergangenheit leider nicht unbescholten. Seitdem ich einst gegen die Tricot-Taillen einen gewaffneten Artikel geschrieben habe, welcher der Schrecken aller Confectionsgeschäfte war, und darauf das Honorar des Artikels benutzen mußte, um eine — Tricottaille zu bezahlen, welche sich inzwischen meine eigene Frau besorgt hatte . . . seitdem leide ich an unheilbarer Selbstverachtung und habe mich mit gebundenen Händen den Befehlen des Modejournals ausgeliefert. Denn mit Gründen gegen die

Mode kämpfen . . . man könnte ebenso gut eine Epidemie durch gütlichen Zuspruch heilen wollen. Im aufkeimenden Frühling, wenn die grünen Knospenketten sich von Zweig zu Zweig schlingen, hat das Auge ohnedies Besseres zu thun, als über Robenschnitte und Hutformen zu schweifen, und hinter dem Bretterkleid des Goethedenkmals, das noch immer aus seinem winterlichen Holzmantel nicht hervorgetreten ist, scheint's in den lenzhellen Tag hinauszuklingen:

„Bei den Launen der schönen Frauen
Sollst du immer vergnüglich schauen!"

Die eigenthümlichste Frühlings- und Modebetrachtung fand ich aber in dem Briefe eines Backfisches, welchem ich über die Schultern aufs Papier blickte. Die altkluge Kleine schrieb an eine Freundin:

„Um Dir Genaueres über die neuen Costüme berichten zu können, ging ich vorgestern in den zoologischen Garten, traf aber so wenig brauchbare Menschen da, daß ich mir aus Verzweiflung die — Thiere angesehen habe, und Du wirst mir zugeben, daß man dazu nicht den zoologischen Garten besucht. Wenn man aber einmal das Modejournal im Kopf hat — wie wunderlich erscheint da die Thierwelt und wie bemerkt man plötzlich, daß die Mode doch das Wesentlichste ist, was der Mensch vor seinen zoologischen Geschwistern voraus hat. Denke Dir, daß die Thiere noch immer mit ihrer stumpfen Beharrlichkeit bei den überlebtesten Costümen stehen geblieben sind! Der Pfau z. B. geht noch immer pfaublau, obgleich man doch den ganzen Winter hindurch diese Farbe zum Ueberfluß abgetragen hat, und die Mantelkrähe kann sich nicht entschließen, ihr altfränkisches Federmantelet abzulegen, obwohl bereits alle Welt per Taille geht. Und erst den Strauß solltest Du sehen! wie er sich mit seinem Federkleid brüstet! als wenn Straußfedern heutzutage noch etwas Apartes wären! Geradezu abgeschmackt finde ich es aber, daß das Känguruh von seiner altmodischen Margarethentasche sich noch immer nicht trennen kann, daß das Zebra die gestreiften Dessins und die Löwin ihre crêmefarbene Tunica nicht ablegen will. Einigermaßen in die Neuzeit versetzt fühlte ich mich erst beim Dromedar, das mit seinem cul de Paris wieder auf der Höhe der Saison steht..."

In dieser Weise schwärmen unsere Berliner jungen Damen „nur für Natur", um auf unsern unverscheuchbaren Walzer wieder zurückzukommen. Jeder Luftzug trägt durch das geöffnete Fenster den verlockenden Klang an das Arbeitspult, und es wird dem tintenführigen Menschenkind sauer, weiter zu schreiben, wenn ihm die Sonne mit Regenbogenfarben ins Tintenfaß schimmert . . . Ja, ja, die Strauß'sche Gräfin Mulami hat Recht: „Unter Bäumen süßes Träumen" ist das Beste, was uns der Frühling spenden kann.

Al Haff.

Notizen.

Das Frölenhaus. Novelle von Gustav zu Putlitz. Berlin 1881, Gebr. Paetel.

Im alten verfallenen Schlosse, wo der Knabe gespielt hat, spielte etliche Jahre später das Mädchen mit seinem Spielzeug. Er ist der Sohn des alten, sie die Tochter des neuen Besitzers. Die Gutsleute wissen viel von ihrem fortgegangenen Liebling zu erzählen. Vor die einsame Phantasie des Kindes tritt er wie ein Märchenprinz. Unsichtbar wird er ihr Spielkamerad. Und sie gedenkt seiner noch nach Jahren, da sie Waise geworden, hinüber ins Frölenhaus gezogen ist, und das Schloß wieder einen neuen Besitzer hat. Da kommt eines Tages im Auftrag dieses Besitzers — der Mann ist Commerzienrath und heißt sogar Börsheim — ein junger Architekt an, das Schloß stilvoll zu restauriren — das Schloß seiner Väter. Es ist jener Knabe. Natürlich begegnet er der Erbin seines Spielzeugs, und aus Spiel wird Ernst. So sinnvoll und fruchtbar die Idee, so wenig befriedigt die Ausführung. Wie sich aus Mädchenträumen und Knabenerinnerung die beglückende Wirklichkeit zweier Liebenden webt: hätte in kürzerer Form tiefer und innerlicher entwickelt werden können. Die eigentliche Geschichte des alten Fräuleins im Frölenhause knüpft sich erst ganz zum Schluß mit dünnem Faden in das Liebesschicksal des jungen Paares hinein. Auch ohne die recht gewaltsam herbeigeführte Vermittelung der weltfremden Greisin hätten die Beiden sich zueinander gefunden.

Warum dürfen wir nicht den Commerzienrath bei seinem Besuch im Frölenhause begleiten? Warum sind wir nicht dabei, wenn dort alte und neue Zeit, stolze Einfachheit und gemeiner Prunk sich entgegen steht? Die lange Erzählung dieses Besuches würde nach Form wie Inhalt dem gewandten Schriftsteller Putlitz viel besser anstehen als dem halbgebildeten eitlen Geschäftsmanne, zu dessen Charakter sie nicht paßt. Die Novelle steht nicht wie das Drama unter dem Zwange von Ort und Zeit. Die leidige Nothwendigkeit, berichtet zu hören, was man gern auf der Bühne miterleben möchte, ist im Drama häufig nicht zu umgehen. Für die Novelle ist es dagegen ein ästhetischer Vortheil, daß ihre Handlung unbekümmert um Scene und Zeiteinheit in jedem Sinne „fortschreiten" kann. Warum lassen sich unsere Dichter diesen Vortheil so gern entgehen? Darin besteht nicht die größte Freiheit der erzählenden Kunst, daß man im Dialog breit und weitschweifig werden darf, wo das Drama Knappheit und Sprache erheischt. Der ganze erste Abschnitt, meistens Reden des Commerzienraths, hätte ohne Schaden fehlen können. Im Einzelnen ist mancher feine Zug zu finden, den die hübsche Grundidee mit sich bringt. P. Schl.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Genesis des Darwinismus.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir freundlichst, einige thatsächliche Berichtigungen und Ergänzungen zu dem Aufsatze des Herrn Otto Zacharias in Nr. 10 der „Gegenwart" zu geben. 1) Das Jahr 1859 als das Geburtsjahr der Darwin'schen Theorie zu bezeichnen, wäre in jeder Beziehung unrichtig, da bereits am 1. Juli 1858 eine ausführliche Darlegung derselben von Lyell und Hooker der Linné'schen Gesellschaft in London vorgelegt worden und im darauffolgenden Monat gedruckt erschienen ist. Die betreffende Abhandlung war aber Hooker bereits seit dem Jahre 1844 bekannt. 2) Mein Essay über Dr. Erasmus Darwin erschien nicht im zweiten, sondern im elften Hefte des zweiten Jahrganges der Zeitschrift „Kosmos", wurde dann auf Veranlassung von Charles Darwin, der eine ausführliche biographische Einleitung dazu schrieb, ins Englische übersetzt und in Buchform (London 1879) herausgegeben, worauf auch eine deutsche Ausgabe (Leipzig 1880) erschienen ist. 3) Was die Beobachtungen anbetrifft, welche Darwin auf seiner Reise um die Welt veranlassen konnten, sich eine neue Weltanschauung zu bilden, so müßte hier in erster Linie sein Besuch der Galapagosinseln erwähnt werden, von denen ihm jede ihr allein zukommende Thiere und Pflanzen zeigte, die sie nicht einmal mit ihren höchstens zehn geographischen Meilen entfernten Schwesterinseln theilte. Da die Geschlechter der Thiere und Pflanzen aber untereinander nahe verwandt waren, so lag der Gedanke nahe, daß sie Abänderungen einer und derselben Grundform durch die speciellen Lebensverhältnisse jeder einzelnen Insel sein müßten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

ergebenster

Berlin, 11. März 1882. Ernst Krause.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig** erschien soeben:

Der neue Ahasver.

Roman aus Jung-Berlin

von

Fritz Mauthner.

2 Bde. 8.

Preis eleg. broch. *M.* 8.—,
fein gebunden in 1 Band *M.* 9.20.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag der G. GROTE'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin:

HELIAND.

CHRISTI LEBEN UND LEHRE.

Uebersetzt von *K. Simrock.*

DRITTE AUFLAGE.

Neue Ausgabe mit ca. 60 Ornamenten aus Handschriften des 9. Jahrhunderts.

Broschirt 8 *M.*

In reichem Prachtbande stylvoll gebunden 12 *M.*

In der Simrock'schen Uebertragung der altsächsischen Evangelienharmonie ist Form und Geist des alten Originals lebendig. Diese neue Ausgabe ist in innerer und äusserer Erscheinung so gestaltet worden, dass in ihr ein Anklang zu finden ist an die Zeit der Entstehung des Heliand durch Nachahmung der Art und Weise, wie im 9. Jahrhundert werthgehaltene Manuscripte mit Ornamenten reizvoll geschmückt wurden. Allen Verehrern des erhabenen dichterischen Stoffes, den Freunden unserer alten Litteratur und Liebhabern stylgerechter Ausstattung sei das Buch hiermit empfohlen.

Gebunden eignet es sich auch besonders zu CONFIRMATIONS-GESCHENKEN.

Verlag von **Ferdinand Grautoff** in **Lübeck.**

Soeben erschien:

Caroline Amalie,

Königin von Dänemark,

geb. Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

Eine Lebensskizze.

Von der Verf. autorisirte deutsche Ausgabe von P. **A. Michelsen.**

— Mit Porträt. Preis 2 *M.* —

Zu beziehen durch alle soliden Buchhandlungen.

Bücher-Ankauf.

Ganze Sammlungen wie einzelne gute Werke bar zu höchsten Preisen.

Meine Lagerkataloge liefere für 30 ₰ franco.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nrn. Preis pro Band *M.* 12.—

Mit der soeben erschienenen Nr. 1 des 41. Bandes beginnt das 1. Semester von 1882, auf welches Abonnements zum Preise von *M.* 12.— durch jede Buchhandlung und Postanstalt vermittelt werden.

Probenummern können durch jede Buchhdlg. gratis bezogen werden.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Geschichte

der

Einwirkung der deutschen Litteratur

auf die Litteraturen der übrigen

europäischen Kulturvölker der Neuzeit.

Von

Dr. **F. H. Otto Weddigen.**

Preis 2 *M.* 50 ₰.

Das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" sagt über das Buch: „Eine fleißige und geistvolle Darstellung."

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Emil Zola's neuer Roman

— POT-BOUILLE —

erscheint Ende März. Ich liefere denselben, wie sämmtl. früheren Bände der

„Rougon-Macquart"

franco für 3 frs. 50 cts.

Alle anderen französ. Bücher etc. besorge ich schnell und billig.

H. Welter, libraire, **Paris,**
59 rue des Saints-Pères 59.

Billige Ausgabe.

Zu beziehen ist bei sofortiger Bestellung durch jede Buchhandlung für 6 *M.*

Rudolf von Gottschalls

Im Banne des schwarzen Adlers.

Geschichtlicher Roman in 3 Bänden.

3. Auflage.

Bekanntlich entlehnt das mit grossem Beifall gegebene neue Lustspiel Gottschalls „Der Spion von Rheinsberg" den Stoff zu seiner Handlung aus diesem beliebten Roman.

Verlag von **Ed. Trewendt** in **Breslau.**

Emile Zola's neuer Roman

„Pot-Bouille"

in **deutscher** Uebersetzung von **Armin Schwarz** erscheint soeben unter dem Titel

„Der häusliche Heerd".

Das Original wird erst im **April** in Buchform ausgegeben, **unsere deutsche** Uebersetzung aber **schon jetzt** in ca. 15 wöchentlichen Heften à 35 ₰.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen; gegen Einsendung von 5 *M.* expedirt die Hefte immer nach Erscheinen franco (in's ganze deutsche Reich) die

Verlagsbuchhdlg. **G. Grimm** in **Budapest.**

Verlag von **Gebr. Borntraeger** in **Berlin.**

Römisch und Romanisch.

Ein Beitrag zur Sprachgeschichte

von

Franz Eyssenhardt,

Professor am Johanneum in Hamburg.

1882. 8. br. Preis *M.* 3.60.

Vornehmstes Confirmationsgeschenk!

Die **Abendmahlskinder.**

Von

Esaias Tegnér.

Illustrirt

von

Erwin Oehme.

Quartformat.

Reichster Prachtband im Renaissancestil.

Preis 12 Mark.

Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Krosch's unzerstörbare

Zeichen-Tinte

ist das **Vorzüglichste** zum **Wäschezeichnen,** anwendbar **ohne** Vorbereitung mit jeder Feder od. Stempel. — Für 1 *M.* 20 ₰ in Postmarken Franco-Zusendung durch

Hugo Krosch in **Stuttgart.**

In dem Verlage von **Josef Graveur** in **Neisse** ist soeben erschienen:

Dr. **E. Melzer,** historische kritische Beiträge zur Lehre von der Autonomie der Vernunft in den Systemen Kant's und Günther's. 2. verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. Preis *M.* 4.—

Ein besonderes Interesse verleiht dem Werke ein in dasselbe aufgenommener Briefwechsel zwischen dem Verfasser und Hrn. von Hartmann, dem berühmten Verfasser der Philosophie des Unbewußten.

Von demselben Verfasser:

Die Unsterblichkeitstheorie J. G. Fichte's. Preis 50 ₰. Man vergleiche darüber die Beilage der Nr. 736 der „Schles. Presse" vom 21. Oct. 1881.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 12. Berlin, den 25. März 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegen genommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Zur Panama-Frage. Von E. Schlaeger. — Das Tabacksmonopol. Von Friedrich Boettcher. Schluß. II. — **Literatur und Kunst:** Zum 22. März 1882. Von Erich Schmidt. — Auch ein Goethe-Verbesserer. Von Baculatus. — Ein Commentar zu Kants „Kritik der reinen Vernunft". Von Carl du Prel. — München als deutsche Kunst-Hauptstadt. Von Carl Albert Regnet. — Zur neueren Rechtsliteratur. Von Julius Weil. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Zur Panama-Frage.

Von E. Schlaeger.

Auch die republikanische Partei in den Vereinigten Staaten hat ihr Jung-Amerika, und Blaine, der Staatssecretär Garfields, ist sein Führer und Präsidentschaftscandidat für 1884. Das politische Programm, welches er während seiner kurzen Führung des auswärtigen Amtes nicht allein zu entwickeln, sondern in vollendete Thatsachen zu verwandeln bemüht war, wird aller Wahrscheinlichkeit nach von einer der beiden großen Parteien adoptirt werden, welche 1884 um den Besitz der Aemter und der Macht sich kämpfend gegenüberstehen; ja man sieht in Blaines Stellungnahme ein Ereigniß von solcher Bedeutung, daß als Folge derselben eine Neubildung der Parteien selbst vor 1884 für nicht unmöglich gehalten wird. Die alten Parteiplatformen haben sich überlebt, der letzte Wahlkampf zwischen Garfield und Hancock zeigte bereits eine Mattigkeit, welche den überzeugenden Beweis lieferte, daß, um den Parteigegensätzen neue Schärfe zu geben, neue Streitfragen herangeschafft werden müssen. Blaine hat in der Betonung und Erweiterung der Monroe-Doctrin zugleich an den Stolz eines sich immer klarer als Weltmacht fühlenden Volkes appellirt, wie an seine materiellen Interessen, welche eine Ausdehnung des Absatzgebietes auf Central- und Südamerika verlangen, aus deren Märkten die Nordamerikaner seit Jahrzehnten durch England verdrängt sind. Die Belebung der so ungemein gesunkenen amerikanischen Handelsschifffahrt wird damit in Verbindung gebracht, Subsidien für nach Südamerika zu errichtende Dampfschifflinien schweben in der That bereits im Congresse, und der vom Nachfolger Blaines, Freelinghuysen, fallen gelassene Versuch, alle Staaten Nord- und Südamerikas zu einem neuen Amphiktyonenbunde zu vereinen, hat nichts desto weniger alle jene glanzvollen Erinnerungen an die Botschaft des Präsidenten Monroe vom 2. December 1823 und an jenen Panama-Congreß von 1825 wieder hervorgerufen, auf welchem schon an die Bildung eines Continentalsystems für Amerika gedacht wurde, das dem bereits in Europa gebildeten gleiche. Der auf den 22. November 1882 nach Washington berufene Congreß der central- und südamerikanischen Staaten sollte die Hegemonie der Vereinigten Staaten auf dem ganzen Continent nicht allein äußerlich symbolisiren, sondern auch wirklich heranführen helfen. Die Vereinigten Staaten sollten dadurch zu Schiedsrichtern der Geschicke der Neuen Welt gemacht und den Intriguen Englands, welchem der Krieg zwischen Peru und Chili in die Schuhe geschoben wird, für immer ein Ende bereitet werden. Die Presse der Vereinigten Staaten debattirt die Menge diplomatischer Actenstücke, welche von Blaine während der neunmonatlichen Führung seines Amtes, immer mit Hinblick auf seine Präsidentschaftschancen, verfaßt wurden, mit einem Eifer pro und contra, welcher darauf schließen läßt, daß durch das Abtreten des Führers der Anti-Grant-, Anti-Conkling- und Anti-Administrationsrepublikaner die in jenen angeregten Streitfragen vom jetzigen Präsidenten und seinem Kabinet wohl vorübergehend fallen gelassen werden können, aber nur, um desto kräftiger in den Wahlkämpfen einer nicht fernen Zukunft wieder aufgenommen zu werden. Ehe wir die Aufsehen erregenden diplomatischen Noten näher betrachten, in welchen Blaine auf Grund einer erweiterten Monroe-Doctrin England zum Aufgeben der ihm vertragsmäßig zustehenden Rechte in Bezug auf Isthmus-Kanäle zu „überreden" sucht, werfen wir einen Blick auf die Entstehung dieser Doctrin selbst und der im Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850 durch Schuld der damaligen Bundesregierung geschehenen Verdunkelung derselben.

Die heilige Allianz war in Europa damit beschäftigt, überall die sogenannten legitimen Regierungen, d. h. die Reaction, nöthigenfalls, wie in Spanien und Italien, mit Waffengewalt wieder einzusetzen. Auch den früheren spanischen Kolonien in Südamerika und Mexico, welche ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, drohten Gefahren seitens der verbündeten Continentalmächte, welche auch England zu einer Unternehmung gegen dieselben zu gewinnen suchten. Der damalige Minister des Auswärtigen, Canning, hatte jedoch keine Lust, den Handel mit den dreihundert Jahre lang für England geschlossen gewesenen spanischen Kolonien wieder zu verlieren. Er theilte dem Präsidenten Monroe die Absichten der „unheiligen Verschwörung" (wie Clay die heilige Allianz nannte) mit und forderte ihn auf, mit England gemeinschaftlich gegen jede Einmischung Europas in die revoltirten Staaten Südamerikas zu protestiren. Monroes Staatssecretär, der bedeutendste Staatsmann jener Zeit, John Quincy Adams, ergriff die Gelegenheit, um, selbst auf Gefahr eines Krieges hin, den europäischen Mächten gegenüber zu erklären, daß eine neue Epoche jetzt begonnen habe, daß die Zeit der Kolonisation oder Einmischung in amerikanische Angelegenheiten für Europa zu Ende sei, daß Amerika den Amerikanern gehöre. Nachdem man sich vorher der Zustimmung des damals populärsten Mannes, des General Jackson, versichert und dieser seine Bereitwilligkeit kund gethan hatte, für diese „zweite Unabhängigkeitserklärung" nöthigenfalls den Degen zu ziehen, nachdem ferner die großen staatsmännischen Veteranen, die früheren Präsidenten Jefferson und Madison, das Kind schon vor der Geburt gesegnet hatten, erblickte es in der Botschaft vom 2. December

1823 in folgender Gestalt das Licht einer über diese Kühnheit nicht wenig erstaunten Welt:

„Wir erklären, daß wir jeden Versuch (der verbündeten Mächte), ihr System auf irgend einen Theil dieser Hemisphäre auszudehnen, als unserem Frieden und unserer Sicherheit gefährlich ansehen würden .... Irgend eine Einmengung zum Zweck, die Regierungen, welche ihre Unabhängigkeit erklärt und behauptet und deren Unabhängigkeit wir nach großer Ueberlegung und gerechten Principien gemäß anerkannt haben, zu unterdrücken oder in irgend einer andern Weise ihr Geschick durch eine europäische Macht zu bestimmen, könnten wir nur im Lichte einer unfreundlichen Disposition gegen die Vereinigten Staaten sehen."

Man kann in dieser ursprünglichen Gestalt der Monroe-Doctrin den ersten Ansatz zu einem amerikanischen Staats- oder Staaten-Recht erkennen, das dem europäischen sich immer entschiedener gegenüberstellen und schließlich zu wichtigen Veränderungen des Völkerrechts führen wird. Ebenso haben bereits mit der steigenden Macht der Vereinigten Staaten ihre Vertreter im Auslande zu einer völligen Umwälzung der Anschauungen über Rechte und Pflichten der Staatsangehörigkeit getrieben, indem sie dem Recht des Individuums gegenüber dem Recht des Staates Geltung verschafften und namentlich der Freiheit der Auswanderung, der Lösung des Unterthanenverbandes gesetzliche Anerkennung in Europa nach jahrelangen Anstrengungen erkämpften. Man könnte die neue Lehre mit der altrussischen Tradition von einem Testamente Peter des Großen in Parallele bringen, man könnte dem Panslavismus einen Panamerikanismus zur Seite stellen, den Anspruch, daß Amerika den Amerikanern gehöre, und vor Allem dem natürlichen Vorkämpfer und Beschützer der übrigen amerikanischen Republiken und Kaiserreiche, den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (in welcher ursprünglichen Bezeichnung sich schon der zukünftige klarere Anspruch auf das ganze Amerika ankündigt). Der Vergleich paßt auch insofern, als die Monroe-Doctrin eine jener elastischen Lehren ist, die je nach Umständen viel oder wenig decken, die bald eine blos harmlose abstracte Geltung beanspruchen, bald jedoch eine weitreichende, Kriegswolken in sich bergende Ausdehnung gewinnen. Der Panamerikanismus theilt mit dem Panslavismus das Plötzliche des Vorgehens, das Geschickte des Zurückweichens, das geduldige Abpassen der günstigen Gelegenheit sich geltend zu machen, das rasch vom Schauplatz Verschwinden, falls der Augenblick sich schließlich nicht als der geeignete herausstellt.

In Uebereinstimmung mit diesen Ansprüchen der Continentmission der großen Republik schloß 1849 der Gesandte derselben, Hise, einen Vertrag mit der Republik Nicaragua ab, durch welchen dieselbe den Vereinigten Staaten das ausschließliche Recht zusicherte, einen den Stillen Ocean mit dem Atlantischen verbindenden Schiffahrtskanal zu ziehen. Dem Staate Nicaragua wurde dafür der Schutz seines Gebietes und Kriegshülfe im Fall des Angriffs auf dasselbe versprochen. England hatte damals der Küste von Nicaragua gegenüber Inseln besetzt und bedrohte das Gebiet des Staates selbst, indem es sich als Protector eines vorgeblichen Königs der Mosquito-Indianer hinstellte. Als es sich um Bestätigung dieses ganz im Sinne der Monroe-Lehre gehaltenen Vertrages handelte, war der Kleinmuth des damaligen Staatssecretärs Clayton und die Verlegenheit der Bundesregierung, welcher eine ihr feindliche Mehrheit im Senat gegenüberstand, die Ursache, daß der so vortheilhafte Vertrag fallen gelassen wurde. Aus Besorgniß, mit England in Krieg möglicherweise zu gerathen, wurde nach langen Verhandlungen jener Clayton-Bulwer-Vertrag vom 19. April 1850 zwischen England und den Vereinigten Staaten abgeschlossen, dessen Bestimmungen den Einfluß der letzteren auf den centralamerikanischen Isthmus und namentlich auch auf die schon damals ins Auge gefaßten Isthmus-Kanäle in so weit lahm legte, als sowohl Erwerb von Gebiet als Anlage von Forts zur Beherrschung der etwaigen Kanalmündungen beiden Contrahenten dadurch verboten wurde. Der Vertrag war, unter dem Vorgeben, die Neutralität der für den Handel der ganzen Welt eminent wichtigen Kanäle in Friedens- und Kriegszeiten für immer sicher zu stellen, in Wirklichkeit ein nur der englischen Staatskunst in den Schoß gefallener Triumph. So wenigstens faßt Blaine die Sache auf in seiner an den amerikanischen Gesandten in London gerichteten Note vom 24. Juni 1881, in welcher er Abänderung des Vertrags dahin verlangt, daß den Vereinigten Staaten die Anlage von Befestigungen und die Garnisonirung derselben mit Bundestruppen an den beiden Meeresküsten des oder der projectirten Kanäle erlaubt sei. Am 12. Juli 1881 wurde diese Note dem Lord Granville, dem englischen Secretär des Auswärtigen, überreicht. Die Verwirrung, in welche die Bundesverwaltung durch das Mordattentat des 2. Juli gestürzt wurde, und die bis Ende September fortdauerte, ließ Granville mit seiner Antwort zurückhalten. Am 19. November 1881 erließ Blaine neue Instructionen über den Gegenstand und formulirte seine Vorschläge in einer der vollständigen Aufhebung des Vertrages gleichkommenden Weise. Die Vereinigten Staaten sollen, so verlangt er, die politische Controle über alle Isthmus-Kanäle haben, natürlich im Verein mit dem betreffenden centralamerikanischen Staate, sie sollen namentlich auch den von Lesseps und seiner französischen Gesellschaft in Angriff genommenen Panama-Kanal unter ihre Obhut nehmen und diese Obhut nöthigenfalls durch Forts bethätigen können. Als Hauptgrund für diese Forderung wird angeführt, daß ohne solche Forts England im Fall eines Krieges zwischen sich und den Vereinigten Staaten durch das Uebergewicht seiner Seemacht der Neutralität der Kanäle ein rasches Ende bereiten werde, jedenfalls bereiten könne; daß gegen dies Uebergewicht Englands zur See das Vorrecht einer Fortbesetzung zu Lande den Vereinigten Staaten als Ausgleichung zugestanden werden müsse. Es wird ferner darauf hingewiesen, daß England zum Schutz seiner Verbindung mit Indien Gibraltar, Malta, Aden befestigt und besetzt halte (und zwar mit national- wie völkerrechtlich sehr fraglicher Berechtigung) und daß die Vereinigten Staaten zur Sicherheit ihrer Verbindung mit den für sie noch wichtigeren Küstenstaaten der Union am Stillen Ocean eine ähnliche Besetzung von Plätzen in fremden Ländern beanspruchen müßten.

Granville hat in seiner Beantwortung der Note unterm 7. Januar 1882 vollkommen Recht, wenn er die Argumente Blaines als neu im Völkerrecht hinstellt und vorzieht, denselben auf dem Boden praktischer Erwägungen zu begegnen, mit dem Vorbehalt jedoch, in das Arsenal des internationalen Rechtes vorkommenden Falles zurückzugreifen. Seine Antwort durchlöchert in der That einen großen Theil der Blaine'schen für die Abänderung des Vertrages vorgebrachten Gründe, aber sie kann die Thatsache nicht umstoßen, daß den Vereinigten Staaten die Anlage von Kanälen, bei welchen sie nicht dauernden Einfluß haben, jetzt mit der Weltstellung nicht mehr vereinbar erscheint, welche sie als Hüter des Continents und als Beherrscher des mexicanischen Meerbusens aus dem Interesse der Selbsterhaltung heraus und der zu sichernden kürzesten Wasserverbindung zwischen ihrer West- und Ostküste jetzt beanspruchen zu müssen glauben. Dadurch, daß Blaine seit Anfang des Jahres in das Privatleben zurückgetreten ist, hat die weitere Entwicklung der großen Macht- und Welthandels-Fragen, die an die Isthmus-Kanäle und deren Beherrschung sich knüpfen, vorderhand aufgehört, aber die Agitation derselben wird fortdauern und wahrscheinlich bald im Congreß bei Gelegenheit der Anträge sich geltend machen, die zu Gunsten der von Bürgern der Vereinigten Staaten gegründeten Nicaragua-Kanal-Gesellschaft gestellt sind. Die Incorporirung derselben durch Congreßacte wird verlangt und eine mäßige Zinsgarantie von Seiten des Bundes, welche die Ausführung eines Unternehmens sichern würde, das durch den geringeren Kostenbetrag (man schätzt denselben auf etwa 50 Millionen Dollar, während die des Lesseps'schen Panama-Kanals auf 300—400 Millionen Dollar angeschlagen werden) wie durch die erheblichere Verkürzung des Seewegs zwischen Liverpool und San Francisco oder New-York und San Francisco als vortheilhafteste Kanallinie erscheint. Die Vereinigten Staaten

sind für die nächste Zukunft die beste Bürgschaft für die vollkommene Neutralität der neuen Handelswege über den Isthmus. Zwar macht Granville den Vereinigten Staaten den Vorschlag, auf § 6 des Clayton-Bulwer-Vertrages sich stützend, auch die übrigen Seemächte zur Garantie dieser Neutralität aufzufordern und sie dadurch zu vervollständigen. Die Vereinigten Staaten werden sich darauf nicht einlassen, so lange das Kaperrecht nicht überhaupt abgeschafft ist, auf dessen Beseitigung dieselbe Botschaft vom 2. December 1823 hinwies, in welcher Monroe die nach ihm benannte Lehre aufstellte. Bis dahin werden sie den Grundsatz der letzteren auch für die Isthmus-Kanäle festhalten, daß „jede europäische Einmischung in die amerikanischen Angelegenheiten im Licht einer unfreundlichen Disposition gegen die Vereinigten Staaten aufgefaßt werden muß".

Das Tabacksmonopol.

(Schluß.)

II.

In öffentlichen Blättern, sogar in den Drucksachen der Tabacks-Enquetecommission ist ernstlich die Frage erörtert worden, ob überhaupt eine Verpflichtung des Staates zur Ersatzleistung für den durch die Einführung des Tabacksmonopols den Betheiligten zugefügten Schaden anzuerkennen sei. Man hat diese Verpflichtung zugeben wollen in Bezug auf die Sachen, nicht aber in Bezug auf die Personen. Bei den Letzteren, meinte man, könne es sich nur um die Entziehung eines künftigen Gewinnes handeln, für den ihnen im Zustande der freien Concurrenz auch keine Sicherheit gegeben sei. Diese Argumentation ist grundfalsch. Irgend welche Vergleichung der Wirkungen des Monopols mit Möglichkeiten, welche aus der freien Concurrenz entstehen könnten, ist schon an sich ausgeschlossen. Außerdem ist das, worauf es hier ankommt, nicht die Entziehung, beziehungsweise Vorenthaltung eines von der Zukunft erwarteten, mehr oder weniger fraglichen Gewinnes, sondern die Untersagung des Gebrauchs vorhandener Fähigkeiten. So selbstverständlich die Forderung eines Ersatzes für die Werthverminderung von Gebäuden und sonstigen Sachen ist, ebenso berechtigt ist der Anspruch auf Entschädigung der Personen, welchen die fernere Benutzung des von ihnen angesammelten Kapitals an technischer Fertigkeit, an Kenntnissen und geschäftlichem Ruf (Firma) zu benutzen verboten wird, welche mit anderen Worten durch die Einführung des Monopols ebenfalls eine Werthminderung erleiden. Anders steht es hinsichtlich derjenigen Arbeiter, welche in dem Tabacksgewerbe als nicht technisch gebildete Handlanger beschäftigt gewesen sind und ebenso gut in irgend einer andern Branche verwendet werden können, sowie hinsichtlich derjenigen Personen, welchen die Ausübung ihrer bisherigen Gewerbsthätigkeit durch die Einführung des Monopols zwar thatsächlich beeinträchtigt, immerhin aber nicht verboten wird. Hier sprechen allerdings nicht unbestreitbare Rechtsgründe, sondern nur Billigkeitsrücksichten für eine Entschädigung. Der gegenwärtige Monopolentwurf verfährt in dieser Beziehung ganz correct. Er erkennt einen Anspruch der Tabacksfabrikanten, der Händler mit Rohtaback und Tabacksfabrikaten, des für die Tabacksfabrikation und den Tabackshandel technisch gebildeten Hülfspersonals und der technisch gebildeten Tabacksarbeiter mit Schadloshaltung für die durch Einführung des Tabacksmonopols ihnen entstehenden Vermögensnachtheile als berechtigt an und nimmt für andere Personen, denen der gewohnte Erwerb entzogen oder geschmälert wird, „Unterstützungen" aus besonderen Billigkeitsgründen in Aussicht. Die Frage ist nur, wie der richtige Grundsatz durchgeführt wird.

Verhältnißmäßig einfach würde sich die Entschädigungsangelegenheit erledigen, soweit sie die Sachen betrifft. Im Besitz von Privaten befindliche Tabacksvorräthe, sowie zur Tabacksfabrikation dienende Maschinen und Werkzeuge sind von der Monopolverwaltung zu übernehmen, bei Gebäuden ist der Betrag der erlittenen Werthminderung zu erstatten. Schwierigkeiten würde hier nur die Feststellung des Preises im einzelnen Falle bereiten. Ueber die Abschätzung seitens der vom Reichskanzler zu bestellenden Bezirkscommissionen würden wohl zwischen diesen und den Entschädigungsberechtigten meistens recht ärgerliche Meinungsverschiedenheiten entstehen. Und ebenso ist vorauszusehen, daß die als Berufungsinstanz endgültig und mit Ausschluß des Rechtsweges entscheidende Centralcommission die Erwartungen der Berechtigten keineswegs immer befriedigen würde.

Zu weit größeren Bedenken aber geben die Bestimmungen des Entwurfs über die Personalentschädigung Anlaß. Die Erläuterung zu denselben unterläßt es, das Princip anzugeben, auf welches der Entwurf den von ihm angenommenen Entschädigungsmodus gründet. Und doch wird man ein solches Princip nicht entbehren können. Natürlich können die Tabacksinteressenten nicht verlangen, vom Reiche eine ihrem bisherigen jährlichen Reingewinne entsprechende Rente auf Lebenszeit zu erhalten. Was sie aber mit vollem Recht beanspruchen können ist, daß ihnen die Möglichkeit zu einem anderen ebenso lohnenden Erwerbe, wie ihr bisheriger gewesen, gegeben werde. Da nun der Staat nicht in der Lage ist, den in Rede stehenden Tausenden selbst eine entsprechende Erwerbsthätigkeit anzuweisen, so kann er seine Verpflichtung nur in der Weise erfüllen, daß er jedem Einzelnen ein Geldkapital auszahlt, welches mindestens genügt, ihm während der Zeit, die er bei redlichem Streben zur Vorbereitung für einen neuen entsprechenden Beruf bedarf, einen angemessenen Lebensunterhalt und die Mittel zu dieser Vorbereitung zu gewähren. Aber diesen Betrag richtig zu berechnen, ist bei der Unsicherheit der Factoren überhaupt unmöglich. Trotz der sorgfältigsten Erwägung jedes einzelnen Falles würde man immer auf willkürliche Schätzungen angewiesen sein. Noch zweifelhafter gestaltet sich die Sache, wenn man der großen Zahl der Fälle wegen zu einem allgemeingültigen schablonenhaften Entschädigungssatze greifen muß. Will sich der Staat dabei nicht die härtesten Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen, so muß er diesen Satz sehr hoch greifen. Alsdann kann es freilich Fälle geben, in denen der Einzelne geradezu bereichert, aber nicht leicht einen, in dem er durch den Staat dauernd und unersetzlich geschädigt wird.

Ein derartige Wirkung würde vielleicht der im Bericht der Enquetecommission von 1878 gemachte Vorschlag einer Entschädigung der Tabacksfabrikanten und Rohtabackshändler im acht- bis zwölfeinhalbfachen Betrage ihres jährlichen Reingewinnes haben. Dagegen ist der Satz des heutigen Entwurfs — für die Fabrikanten fünffacher, für die Händler sogar nur zweifacher Betrag des jährlichen Reingewinnes, der obendrein noch nach dem Durchschnitt der schlechten Geschäftsjahre 1880—1882 berechnet werden soll — unzweifelhaft zu niedrig bemessen. Ein Grund für die erheblich ungünstigere Stellung der Händler wird nicht angegeben. Daß es den Letzteren durchweg gelingen sollte, mit dem Betrage eines doppelten Jahreseinkommens sich die gründliche Kenntniß eines neuen Geschäftszweiges anzueignen und sich in demselben in einer erfolgversprechenden Weise einzurichten, ist undenkbar. Und auch bei dem besser bedachten Fabrikanten bleibt es zum mindesten zweifelhaft. Dazu kommt aber noch, daß für diejenigen, welche das Geschäft nicht mindestens seit fünf Jahren betrieben haben, die Entschädigung ganz ausgeschlossen, und für Geschäfte, welche noch nicht zehn Jahre betrieben worden sind, nur die Hälfte der bezeichneten Sätze gewährt werden sollen. Die letztere Bestimmung will offenbar den älteren, festbegründeten Firmen eine Prämie zuwenden — ein an sich nicht unberechtigter Gedanke; nur wird sich über die Angemessenheit der Höhe dieser Prämie streiten lassen. Anders die vollständige Ausschließung der Personen, welche ihr Geschäft noch nicht fünf Jahre betrieben haben. Es muß allerdings Vorkehr getroffen werden, daß nicht Ersatzansprüche erhoben werden können für Geschäfte, die überhaupt nie lebensfähig gewesen oder gar erst in speculativer Rücksicht auf die Entschädigung gegründet worden sind. Jedoch alle jungen Leute, welche das Tabacks-

*

gewerbe erlernt, aber noch nicht fünf Jahre betrieben haben, mit einem Federstriche um ihre Zukunft zu bringen, ohne ihnen zugleich die Ergreifung eines anderen Berufes zu ermöglichen, wäre eine durch nichts gerechtfertigte Gewaltmaßregel. Hier die richtige Unterscheidung zu treffen, mag allerdings unübersteigliche Schwierigkeiten haben. Indeß, das würde nur ein neuer Beleg für die Unausführbarkeit einer wirklichen Schadloshaltung überhaupt sein.

Das Gesagte gilt, mutatis mutandis, auch für die dem technisch gebildeten Hülfs- und Arbeiterpersonal, sowie den Händlern mit Tabacksfabrikaten zugedachte Entschädigung. Jenes soll nach demselben Maßstabe und unter denselben Bedingungen wie die Fabrikanten, diese sollen wie die Rohtabackshändler bedacht werden. Gänzlich ausgeschlossen von der Entschädigung werden jedoch alle diejenigen Personen, welche eine Stelle im Dienste der Monopolverwaltung oder als Tabacksverschleißer erhalten oder die Annahme eines ihrer bisherigen Dienststellung angemessenen Postens der bezeichneten Art ohne ausreichenden Grund ablehnen. Die letztere Bestimmung würde für viele Tabacksarbeiter ohne Zweifel eine erhebliche Schmälerung ihres bisherigen Einkommens zur Folge haben. Denn der Monopolentwurf rechnet mit einem Jahreslohn von durchschnittlich 577 Mark, ein Betrag, der von dem bisherigen durchschnittlichen Arbeitsverdienst der deutschen Tabacksarbeiter nicht unbeträchtlich übertroffen wird. Außerdem würde die Monopolverwaltung natürlich mit Vorliebe die bereits über zehn Jahre im Tabacksgewerbe beschäftigten Arbeiter in ihre Fabriken übernehmen und diejenigen ausscheiden, welche nur die Hälfte der Entschädigung oder, soweit sie noch nicht fünf Jahre beschäftigt gewesen sind, gar nichts zu beanspruchen hätten. Gerade unter den älteren Arbeitern aber befinden sich jene, welche auf dem platten Lande auf eigenem Grund und Boden zerstreut wohnen, denen also, wenn sie zum Eintritt in eine entfernte Fabrik gezwungen würden, noch ein besonderer Schaden von größter Tragweite zugefügt werden würde. Was dann diejenigen betrifft, welche die Entschädigung erhalten würden, so ist zuzugeben, daß es manchen gelingen möchte, sich mit dem fünffachen, selbst mit dem zweieinhalbfachen Betrage eines Jahresverdienstes eine neue Existenz zu gründen; viele aber würden sich, inmitten der heutigen wirthschaftlichen Zustände und bei der Ueberfüllung aller Berufszweige, vergebens nach neuer lohnender Arbeit umsehen, und den moralisch Schwachen würde das Reichsgeld geradezu zum Verderben werden.

Aus dem Obigen erhellt bereits, wie vielen der heutigen Fabrikanten, Händler und Arbeiter ein Rechtsanspruch auf Ersatz überhaupt nicht zustehen würde. Zu ihnen gesellen sich alle diejenigen, welche aus den Tabacksgewerbe einen Nebenverdienst gezogen haben, d. h. also der größte Theil der in der sog. Hausindustrie Beschäftigten und die ungeheure Mehrheit der nach Hunderttausenden zählenden Detailverkäufer. Wo sollen die Hütten der Armen gleich einen Ersatz finden für den Erwerbszweig, der ihnen einen guten Theil ihres kargen Lebensunterhaltes geliefert? Und wer deckt dem Kleinkrämer den Ausfall eines Handelsartikels, auf den sein Geschäft vielleicht zu einem Viertel, vielleicht sogar zur Hälfte basirt war, ohne den es seinen soliden Grund verliert? Ferner bleiben ohne Entschädigung die Pflanzer, denen der gewohnte Tabacksbau verboten wird, nicht minder die Hülfsgewerbe und die in der Tabacksindustrie beschäftigten gewöhnlichen Handarbeiter, soweit sie nicht in den Monopolbetrieb übernommen werden. Einen Trost freilich hat der Entwurf für alle diese Leerausgehenden: Die „Unterstützung aus besonderen Billigkeitsgründen". Aber der Weg, sie zu erlangen, ist weit und reichlich mit Dornen besäet; nicht allzuviele würden ihn mit Erfolg zurücklegen.

Zu alledem kommt, daß der Entwurf sich lediglich auf das deutsche Zollgebiet erstreckt. Es ist aber keine Frage, daß er seine Wirkungen kaum irgendwo empfindlicher äußern würde, als in den beiden außerhalb dieses Gebietes liegenden Hansestädten. Ihre hochentwickelte Cigarrenfabrikation würde so gut wie vollständig vernichtet werden; und nicht viel besser würde es dem Rohtabackshandel ergehen. Das Letztere aber wäre für Bremen ein kaum zu verwindender Schlag. Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß seine heutige Welthandelsstellung auf dem Taback beruht. Würde eine deutsche Monopolverwaltung, wie beabsichtigt scheint, ihren Bedarf an ausländischem Rohtaback zum größten Theile in den Ursprungsländern ankaufen, die Tabacksausfuhr Bremens nach dem Zollverein also in entsprechendem Maße aufhören, so würde damit voraussichtlich dem ganzen Bremer Tabacksmarkt der Todesstoß gegeben sein. Welche Folgen eine solche Katastrophe auf die Bremer Rhederei, den Bremer und mittelbar den deutschen Handel überhaupt haben müßte, ergibt sich von selbst.

Nun läge freilich der Gedanke nahe, den Monopolentwurf in der Richtung einer vollständigeren Entschädigung abzuändern. Aber dieser Gedanke steht in unversöhnlichem Gegensatz zu dem alleinigen Zwecke der Einführung des Tabacksmonopols, der Erzielung einer großen Mehreinnahme für die Reichskasse. Behält man diesen Zweck im Auge, so kann an eine nennenswerthe Schadloshaltung Bremens gar nicht gedacht werden. Doch auch an den übrigen Punkten, in welchen sich die fraglichen Bestimmungen als unzulängliche erweisen, ist die Möglichkeit einer erheblichen Aenderung zu Gunsten der Betroffenen ausgeschlossen. Ist dem aber so, so bleibt nur das Bekenntniß, daß der Entwurf den durch die Einführung des Monopols den Einzelnen verursachten Schaden nicht entfernt auszugleichen im Stande, ja mehr noch, daß eine solche Ausgleichung ohne Vereitelung des Monopolzwecks überhaupt nicht thunlich ist.

Dem gegenüber hört man wohl den Trost, daß der Nutzen, den die Gesammtheit aus dem Monopolertrage ziehe, den Schaden der Einzelnen hinreichend aufwiege. Ueber die rechtlichen Bedenken kann ein solcher Trost, von seiner volkswirthschaftlichen Anfechtbarkeit ganz abgesehen, nicht hinweghelfen; indeß, er klänge wenigstens etwas plausibler, wenn es sich um jene früher erträumte Mehreinnahme von mindestens 300 Millionen handelte. Statt dessen verspricht die Denkschrift zu dem Entwurf nur eine solche von höchstens 120 Millionen. Und auch diese Summe hat den Fehler, ein bloßes Phantasiegebilde zu sein. Die Rentabilitätsberechnung der Denkschrift legt den Tabacksverbrauch von 1877 zu Grunde, während der Consum in Folge der Steuererhöhung von 1879 unzweifelhaft zurückgegangen ist und bei Einführung des Monopols voraussichtlich noch weiter zurückgehen würde. Sie nimmt ferner, nach den Erfahrungen der Straßburger Tabacksmanufactur, einen erheblich stärkeren Consum der theureren Fabrikate an, als nach den Ermittelungen der Enquete für Gesammtdeutschland berechtigt ist, und kommt so zu einer Schätzung des heutigen Aufwandes der deutschen Bevölkerung für Tabacksfabrikate, welche die Schätznng der Enquete, selbst wenn man die inzwischen eingetretene Vertheuerung der Fabrikate in Anschlag bringt, um mindestens 53 Millionen Mark übersteigt. Andererseits werden die Gestehungskosten des Monopols allem Anscheine nach zu niedrig berechnet. Der Durchschnittspreis des inländischen Tabacks wird zu 35 Mark pro Centner angenommen, während die Enquete einen solchen von 37 Mark ergeben hat — für 626,084 Centner eine Differenz von 1,252,168 Mark. Entweder wird das Monopol den inländischen Taback theurer bezahlen müssen oder die Hoffnungen der Pflanzer auf bessere Preise verwandeln sich in ihr Gegentheil. Den Durchschnittspreis des Hauptbedarfs an ausländischem Taback berechnet die Enquete auf rund 62 Mark pro Centner, während die heutige Denkschrift nur rund 56 Mark ansetzt, in der jedenfalls nicht unbestreitbaren Annahme, daß die Monopolverwaltung ihre Ankäufe um so viel wohlfeiler machen werde. Die Differenz beträgt auf 845,214 Centner 5,071,284 Mark. Die Anstellung von nur 60,000 Verschleißern erscheint gegenüber den bisherigen mehr als 360,000 Verkaufsstellen viel zu ungenügend; eine solche Erschwerung des Cigarrenverkaufs würde den Consum erheblich beeinträchtigen. Desgleichen ist der Verdienst der Verschleißer mit 10 Procent des Verkaufspreises zu gering angesetzt; nach Abzug der Kosten für Ladenmiethe, Licht, Heizung, Gehülfen u. s. w. würde in vielen Fällen ein ausreichender Lebensunterhalt kaum übrig bleiben. Demnach werden

in Wirklichkeit die Einnahmen des Monopols wohl erheblich niedriger, die Ausgaben verhältnißmäßig höher angesetzt werden müssen. Betreffs der letzteren ist dann noch zu erwägen, daß die in der Berechnung in Aussicht genommene Entschädigungssumme hinter den thatsächlich zu erwartenden und als berechtigt anzuerkennenden Ansprüchen jedenfalls weit zurückbleibt. Die Denkschrift geräth in diesem Punkte mit sich selbst in auffallende Widersprüche. Sie nimmt an, daß die Fabrikanten auf die Gestehungskosten einschließlich der Verzinsung des Anlage- und Betriebskapitals etwa 20 Procent aufschlagen; dennoch berechnet sie den Reingewinn nur zu etwas über ein Drittel dieses Aufschlages, obgleich der Entwurf ausdrücklich bestimmt: „Als Reingewinn gilt die Bruttoeinnahme aus dem Geschäft, nach Abzug der Geschäftskosten und 5procentiger Zinsen des Anlage- und Betriebskapitals." Aehnlich verfährt sie in der Berechnung des Reingewinns der Detailverkäufer. An dieser Stelle ist außerdem die Entschädigungssumme für die Händler mit importirten Fabrikaten vergessen. Derartiger Ausstellungen ließen sich noch mehr machen; indeß, aus dem Bisherigen ergibt sich zur Genüge, daß die Rentabilitätsberechnung zum mindesten auf Zuverlässigkeit keinen Anspruch machen kann.

Selbst wenn jedoch der erwartete Ertrag des Monopols und nicht minder eine volle Befriedigung der Entschädigungsansprüche gesichert wäre, so würden sich gegen eine solche Umwandelung eines in unsere socialen Verhältnisse so tief eingreifenden Erwerbszweiges schon aus den allgemeinsten volkswirthschaftlichen Rücksichten die gewichtigsten Einwände erheben. Seit Jahren predigt man auf allen Märkten, daß unser Erwerbsleben nichts dringender bedürfe als Ruhe. Dagegen erwäge man nun einmal die außerordentliche Erschütterung, welche eine so plötzliche Deplacirung großer Kapitalien, zahlreicher Arbeitskräfte in unserem wirthschaftlichen Organismus verursachen müßte! Wenn Jemand die Preisaufgabe stellte, wie die Gesundung unserer wirthschaftlichen Zustände künstlich zu verzögern sei, sie würde wirksamer kaum gelöst werden können, als durch die Umwälzung, welche die Einführung des Tabacksmonopols im Gefolge haben würde.

Den wirthschaftlichen Unzuträglichkeiten sind schließlich noch die politischen hinzuzufügen. Was die naheliegenden Bedenken einer Beeinträchtigung des Budgetrechts der Volksvertretung anlangt, so ließe sich ihnen durch ein Mitwirkungsrecht des Reichstages bei Festsetzung der Verkaufspreise begegnen. Freilich würde die nähere Gestaltung dieses Rechts und noch mehr seine praktisch wirksame Handhabung ihre Schwierigkeiten haben. Gar kein Mittel aber gäbe es gegen die Abhängigkeit, in welche das zahlreiche Fabrikations- und Verkaufspersonal, sowie die Tabakspflanzer von der Reichsgewalt gerathen würden. Unabhängiger Bürgersinn würde in weiten Kreisen, in denen er heute besteht, untergraben werden. Und dazu denke man sich die schier unleidlichen Zustände der Uebergangszeit, in welcher Tausende und aber Tausende durch politisches „Wohlverhalten" die Behörden ihren Entschädigungsansprüchen und Unterstützungsanliegen günstiger zu stimmen sich bemühen würden.

Es ist nicht anders: von welcher Seite auch man diesen unseligen Plan des Tabacksmonopols betrachtet, überall öffnet sich die Aussicht auf schwere, vielleicht unheilbare Schäden für die wirthschaftliche wie die politisch-moralische Gesundheit unseres Volkskörpers. Gewiß, es ist eine erfreuliche Erscheinung unserer Tage, daß der Staat auf den Gebieten, welche ihrer Natur nach der Gemeinwirthschaft gehören, wieder eine positive Thätigkeit entfaltet. Um so sorgfältiger aber ist darüber zu wachen, daß er nicht in die Sphäre derjenigen Aufgaben übergreift, welche ihrem Wesen nach am besten im freien Wettbewerb der privaten Kräfte gelöst werden. Ein so gewaltiger Schritt über diese Grenze hinaus, wie er in der Einführung des Tabacksmonopols läge, könnte leicht andere zur Folge haben, könnte verhängnißvoll werden für die ganze fernere politische und sociale Entwickelung unseres Volkslebens. Darum: principiis obsta!

Friedrich Boettcher.

Literatur und Kunst.

Zum 22. März 1882.

Von Erich Schmidt.

Ein halbes Jahrhundert ist seit dem Scheiden Goethes verstrichen und diese fünfzig Jahre ziehen sich für den Betrachter zu einer kleinen Spanne Zeit zusammen, bald dehnen sie sich zu einer kaum ermeßlichen Frist. Sie scheinen so lang, wenn wir bedenken, welche ungemeinen Umwälzungen politischer, socialer und wissenschaftlicher Natur unsere Verhältnisse vielfach innen und außen umgebildet haben. So kurz wenn wir den Führer nicht unserer Dichtung nur, sondern des gesammten deutschen Geisteslebens seiner Zeit wirkend oder ahnend auf manchen Gebieten viel vorausgeeilt und uns selbst mit der wahrhaft aneignenden Verarbeitung seines köstlichen Erbes vollauf beschäftigt, ja ängstlich bemüht sehen, nicht wieder hinter die Bildung der Goethe'schen Epoche zurückzuwachsen; kurz auch bei der Erwägung, wie Viele als Knaben oder Jünglinge, während er die Bahn seines Daseins vollendete, von derselben Sonne beschienen wandelten, die heute als Männer oder Greise unter uns im Licht weilen.

Aus geschlossenen kleinen Kreisen, die nach einem unchristlichen Kalender ihre Andacht liturgischer Lection in Goethe lasen, ist der Cultus machtvoll weiter und weiter gedrungen und von einer stillen Gemeinde darf kaum noch gesprochen werden. Goethestatuen, Goethefeste, Goethevereine zeigen äußerlich die wachsende Herrschaft seines Geistes. Seit zwei Jahren erscheint an jedem 22. März ein stattliches „Goethejahrbuch". Noch schwillt der Schatz seiner Briefe von Jahr zu Jahr an und es ist die lautere Wahrheit, wenn wir es aussprechen, daß nicht Eine Ausstellung des Geheimsten seinem Andenken besser erspart geblieben wäre. Wir ahnen nicht, welche Schätze noch in Weimar zu haben sind. Unendlich viel bleibt noch zu thun. Wir haben einzelne ausgezeichnete Sonderausgaben Goethe'scher Werke, aber keine Gesammtedition, die seiner nach allen Seiten würdig wäre. Wir haben die rühmlichsten aufhellenden und anregenden Untersuchungen, auch sorgliche Lebensbeschreibungen und künstlerische, die Flucht des Einzelnen meidende Darstellungen, aber noch nicht ein jene Andacht zum Kleinsten mit schöpferischer Gestaltungskraft vereinigendes Werk, das den ganzen Goethe'schen Lebensertrag sauber vor uns ausbreitete. Aber wir warten getrost.

Wir haben uns die oft mißverstandenen Werke seines Alters angeeignet und zu gleicher Zeit des Pandämonium seiner noch nicht nach klassischem Formadel strebenden Jugend. Wir sehen den ganzen Goethe in harmonischer Entfaltung seiner reichen Gaben zu universalistischer Antheilnahme vor uns, begünstigt wie nur wenige erlesene Lieblinge vom Schicksal, aber unermüdet zugleich in ernster Arbeit, immer strebend, hier großartig thätig, neue Welten erschließend, Pfadfinder auch auf wissenschaftlichen Gefilden, Lebenskünstler wie Keiner, dort nur empfangend, gegen nichts verschlossen. Nur stumpfsinnige Verkennung seines Wesens kann ihm diesen oder jenen höheren Dilettantismus als vermeintliche Schädigung seiner dichterischen Pflichten vorrücken.

Da er in der gährenden Jünglingszeit als rascher Wanderer von Gebiet zu Gebiet schweift, fehlt noch das feste Band, das die Vielheit zur Einheit zwingt. Ihn beirrt, verwirrt, drückt, ja quält die Fülle der Erscheinungen. Der Faust des jungen Goethe durchmustert die vier Facultäten; überall hat er heißes Bemühen eingesetzt und doch nur in Worten gekramt, gesehn, „daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen" und am Leben verzweifelt. Der Faust des greisen Goethe hat seine Arbeit im Dienste der Cultur vollendet, und mit erhabener Zufriedenheit schaut er rückwärts, schaut er vorwärts:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Goethe vor Herder gleicht dem Schüler im „Faust", der Frankfurter Goethe dem Titanen des ersten Theils, der Goethe der letzten Weimarer Jahre dem zur höchsten Freiheit emporsteigenden Faust des zweiten Theils. Oder man sage sich nach einander drei Mondlieder Goethes vor: „Schwester von dem ersten Licht", „Füllest wieder Busch und Thal", „Dem aufgehenden Vollmonde", um knabenhaft kecke Wünsche durch den sicheren Frieden des Mannes abgelöst zu sehen und zuletzt bei dem Greise zu verweilen, der ahndevoll zum Firmament schaut, nicht mehr so vollinnlich, aber orphisch tief spricht und ewig sich ins Rechte denkt.

Wohl uns, daß unserer Bildung solcher Nährstoff und solche Ideale gegönnt sind, und der heutige Tag mahnt Jeden mit dem Pfund, welches ihm von Goethe hinterlassen ward, nach Kräften zu wuchern. Der Ruf der Rohheit oder Blasirtheit: „Goethemanie" kann uns nicht verdrießen; gerade an solchen Gedenktagen nimmt den dankbaren Jünger Goethes göttlicher, stetig und allseitig wachsender Reichthum ganz hin. Wenn ihn, den Modernen, ein Künstler in klassischer Nacktheit als Apoll oder Jupiter darstellte, Jedermann würde das statthaft, ja am gemäßesten finden, so wie Goethe als Greis lieben und von Liebesleidenschaft singen durfte, ohne das leiseste Lächeln zu erregen.

Dieses Göttliche empfand vor fünfzig Jahren der treue Eckermann im Anblick des Verewigten. Seine Worte sind die beste liturgische Lection für den 22. März:

„Am anderen Morgen ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Auf dem Rücken ausgestreckt ruhte er wie ein Schlafender, tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben edlen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich sie ihm abzuschneiden .... Friedrich schlug das Tuch auseinander und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder .... Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir und das Entzücken, das ich empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen."

Auch ein Goethe-Verbesserer.

Fünfzig Jahre sind verflossen, seit Goethe von dem Kampfplatze abgetreten ist, den er mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch allen Verhimmelungen und allen Anfeindungen zum Trotz siegreich behauptet hat. Maßlose Bekrittelung und maßlose Verherrlichung seines dichterischen Schaffens ringen heute nicht mehr mit einander um die Palme; beide haben einer kritischen aber pietätvollen Bewunderung seines poetischen Genius das Feld geräumt, jener Bewunderung, die weit entfernt davon ist, Alles, was aus des Dichters Feder geflossen, vollkommen zu finden, die aber dort, wo sie tadelnde Kritik üben muß, dies mit jener bescheidenen Reserve thut, die dem hoch überlegenen Geiste gegenüber in allen Fällen geboten ist. Was einst Alles an Goethe sein kritisches Schnäbelchen glaubte wetzen zu dürfen, davon würde man sich heute keinen rechten Begriff mehr machen können, wenn nicht ältere Zeitschriften davon uns ganz erstaunliche Proben liefern würden. Philologische Pedanten ließen es sich mit Vorliebe angelegen sein, an Goethe sich ihre Sporen zu verdienen; der Altmeister deutscher Dichtkunst war ihnen gerade gut genug als Leuchter für ihre kritischen Kerzlein. Wenn sie dabei zum Theil von ästhetischen Geschmack auch nicht ein Körnchen aufzuweisen hatten, so war ihnen dafür das philologische Einmaleins der Inbegriff aller Wissenschaft und Kunst, und mit einer fast mehr beneidens- als bemitleidenswerthen Unverfrorenheit begnügten sie sich oft nicht damit, Goethes Dichtungen zu zerzausen, sondern sie entblödeten sich auch nicht, solche selbstbewußt zu verbessern.

Ein wunderlicher Heiliger dieses Schlages war Martin Span, der um 1840 gestorbene Verfasser der Schrift: „Begründete Würdigung der deutschen Dichtkunst und Dichter, mit comparativen Parallelen ihrer Kunstversuche als Mittel zur Bildung der ästhetischen Urtheilskraft, oder Beantwortung der copulativen Frage: „Zu welchem Grade der Ausbildung gelangte die Sprache der deutschen Dichtkunst von dem Jahre 1740 bis jetzt, und wie kann sie der nöthigen Vollkommenheit näher gebracht werden?" Schon auf diesen curiosen Titel hin wird man gewiß gern Karl Goedeke glauben, wenn er das Werk „ein Buch voll wunderlichster Pedanterie" nennt (Grundriß III, 4 S. 846). Wer aber trotzdem noch an Spans Berufe „zur Bildung der ästhetischen Urtheilskraft" Zweifel hegen sollte, dem können wir seinen Aufsatz über „Goethe als Lyriker" empfehlen, der sich im „Wiener Conversationsblatt" von 1821, Nr. 8—10, abgedruckt findet. Der Kritiker bringt darin eine Reihe lyrischer Gedichte von Goethe in Parallele mit seinen eigenen „Umänderungen" derselben und sucht mit dem Aufgebote seiner unverdauten philologischen Kenntnisse nachzuweisen, daß die angeführten Gedichte in ihrer Goethe'schen Form weder logisch, noch ästhetisch, noch grammatikalisch genießbar seien und mit den seinigen keinen Vergleich aushalten können. Goethe hat leider trotzdem versäumt, wenigstens noch in den letzten elf Jahren seines Lebens, seine lyrischen Gedichte vor ihrer Drucklegung Herrn Gymnasiallehrer Span in Wien zur hochgeneigten „Umarbeitung" vorzulegen; was die deutsche Literatur aber dadurch verloren hat, möge den Lesern dieser Zeitschrift aus einer einzigen Probe ersichtlich werden, aus der Parallele zwischen Goethes und Spans Lied an den Mond. Wir lassen nachstehend beide nach dem „Wiener Conversationsblatte" folgen.

An den Mond.

Von Herrn W. v. Goethe.	Nach Herrn W. v. Goethe umgearbeitet von M. Span.
Füllest wieder Busch und Thal Still mit Nebelglanz; Lösest endlich auch einmal Meine Seele ganz.	Sei willkommen hundert Mal! Sanften Nebelglanz Breitet über Berg und Thal Deiner Lilien Kranz.
Breitest über mein Gefild Lindernd Deinen Blick, Wie des Freundes Auge, mild Ueber mein Geschick.	Du erheiterst mein Gefild: Aber meinen Blick Lenkst Du auf ein Trauerbild, Ach! auf mein Geschick.
Jeden Nachklang fühlt mein Herz Froh- und trüber Zeit, Wandle zwischen Freud' und Schmerz In der Einsamkeit.	Du erneuerst mir den Schmerz Der entschwebten Zeit, Wo der Liebe sich mein Herz Wonnevoll gefreut.
Fließe, fließe, lieber Fluß! Nimmer werd' ich froh; So verrauschte Scherz und Kuß, Und die Treue so.	Freundlich blickst Du auf den Fluß, Und er eilt davon: So ist Laura's Treu' und Kuß Lieblos mir entfloh'n.
Ich besaß es doch einmal, Was so köstlich ist! Daß man doch zu seiner Qual Nimmer es vergißt!	Zeuge war Dein sanfter Strahl, Als sie mich geküßt: Wehe! daß mir dies zur Qual Sich so schwer vergißt!
Rausche, Fluß, das Thal entlang, Ohne Rast und Ruh; Rausche, flüstre meinem Sang' Melodien zu!	Du beleuchtest mir den Fluß Und sein Uferland, Daß ich gleichwohl lernen muß, Hier sei kein Bestand.
Wenn Du in der Winternacht Wüthend überschwillst, Oder um die Frühlingspracht Junger Knospen quillst.	Wie er nun bei Frühlingspracht Junge Knospen küßt, Aber in des Herbstes Nacht Tobend sich ergießt:
— — — — — — — — —	So bringt auch der Strom der Zeit
— — — — — — — — —	Seine Launen mit;
— — — — — — — — —	Nicht für Freud' und nicht für Leid
— — — — — — — — —	Hält er gleichen Schritt.
Selig wer sich vor der Welt Ohne Haß verschließt, Einen Freund am Busen hält Und mit dem genießt,	Selig wer der Gegenwart Ungetrübt genießt, Deß', was seiner künftig harr't, Und was war, vergißt!

Was, von Menschen nicht gewußt — Wer bei Deinem Wandelschein
Oder nicht bedacht, — Ehrfurchtsvoll bedenkt:
Durch das Labyrinth der Brust — „Es ist Gott, nur Gott allein,
Wandelt in der Nacht. — „Der die Zeiten lenkt.
— — — — — — — — — — „Thu' ich treu, was ihm gefällt,
— — — — — — — — — — „Ehr' ich ihn allein:
— — — — — — — — — — „O, so wird in jener Welt
— — — — — — — — — — „Er mir gnädig sein."

Man sieht, Herr Martin Span versteht sein Geschäft. Wenn Aesthetiker gewöhnlichen Schlages dem duftigen Liede Goethes höchstens eine etwas bündigere Kürze wünschen möchten, so beweist dieser Umarbeiter dagegen, daß Goethe seinen Gegenstand gar noch nicht einmal erschöpft hat, sintemalen er sonst statt neun Stophen deren elf gebraucht haben würde. Und dann im Einzelnen — welche Unterschiede hinsichtlich Inhalt und Form! Gleich mit einem unvollständigen Satze wagt dieser Goethe zu beginnen! (Daß es elliptische Sätze gebe, und daß gerade der Wegfall des prosaischen „Du" zu Anfang des Gedichtes dem Tone desselben eine so herzliche Einfachheit und Natürlichkeit verleihe, davon scheint der gelehrte Kritikus keine Ahnung gehabt zu haben!) Dann soll der Mond des Dichters Seele lösen! Das soll ein Mensch verstehen, und wenn er selbst M. Span hieße! Wie viel klarer und verständlicher ist es da nicht gesprochen, wenn man sagt, die Lilien des Mondes breiten Nebelglanz über Berg und Thal! — Oder nicht? Wie, man könnte gerade dies für baren Unsinn halten? Nun, dann lohnt es sich nicht, noch weiter die größere Deutlichkeit des Sinnes in der „Umarbeitung", auf die M. Span so stolz pocht, im Einzelnen nachzuweisen. — Aber die Schönheit der Form ist doch bei ihm eine auffällig bedeutendere, als bei Goethe. Da reimt dieser auf „Zeit": „keit", Span dagegen: „gefreut"; auf „vergißt": „ist", Span: „geküßt"; auf „genießt": „verschließt"; Span: „vergißt" u. s. w., u. s. w. — Und dann die logische und grammatikalische Richtigkeit des Satzbaues gegenüber Goethes salopper Sprache! Oder ist es nicht ein mustergültiger Satz, wenn Span sagt: „Wehe, daß mir dies zur Qual sich so schwer vergißt!" gegenüber Goethes: „Daß man doch zu seiner Qual nimmer es vergißt!" — Und nun der Inhalt! Goethe läßt uns in peinlichem Dunkel darüber, wen er geküßt hat; offenbar hat er seine Liebe an eine Unwürdige verschwendet, deren er sich jetzt schämt; Span aber ist und bleibt Span, auch wenn er in der Liebe Unglück gehabt hat, und er stellt seine „Laura" darum selbstbewußt vor der Welt an den Pranger. Goethe lernt von dem in stiller Mondscheinnacht dahinrauschenden Fluße den selig preisen, der sich ohne Haß vor der Welt verschließt und einen Freund am Busen hält, mit dem er genießen kann, was „durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht". Span hält's augenscheinlich nicht der Mühe werth, deshalb einen Spaziergang im Mondenschein zu machen; wenn er sich durch denselben nun einmal ins Freie hinausbemühen läßt, so muß er wenigstens „lernen", „hier sei kein Bestand"; selig sei d'rum, wer über dem Genusse der Gegenwart sich der Gedanken an Vergangenheit und Zukunft entschlage; Gott werde ihm einst gnädig sein, wenn er ihn allein ehre, und werde es ihm somit dann auch verzeihen, die ungetreue Laura einstens geküßt zu haben. — —

Wahrhaftig, wenn diese Unsinnsblüthe vereinzelt in ihrer Art dastände, es lohnte nicht der Mühe, sie einer Beachtung gewürdigt zu haben; allein die Martin Span haben nicht nur vor Jahrzehnten in gelehrt sein sollenden Zeitschriften ihr Unwesen getrieben, sie sind leider auch heute noch nicht ausgestorben, sondern arbeiten in Schule und Literatur an der Geschmacksverderbniß noch eifrig fort. Wenn wir hier aber speciell M. Span aus der Menge von Seinesgleichen herausgehoben haben, so ist dies noch deshalb geschehen, weil gerade seine Schreiberei über „Goethe als Lyriker" noch immer von einer Goethe-Bibliographie in die andere verschleppt wird, ohne auch nur durch ein Wort charakterisirt zu werden. So könnte es den Anschein haben, als ob sie in der That ernst zu nehmen sei, während sie doch wahrscheinlich nur Niemand von denen, die sie citiren, auch gelesen hat.

Baculatus.

Ein Commentar zu Kants „Kritik der reinen Vernunft".

Deutschland hat erst kürzlich das hundertjährige Jubiläum der „Kritik der reinen Vernunft" gefeiert. Derartige Aeußerlichkeiten haben allerdings kein sonderliches Gewicht, und der Gewinn ist größer, wenn in der Dachstube eines Studenten das Buch aufgeschlagen liegt, als wenn sein Jubiläum gefeiert wird. Glücklicher Weise ist aber daran gar nicht zu zweifeln, daß Kant in Deutschland auch wirklich studirt wird. Innerhalb der letzten Jahrzehnte ist über ihn allein mehr geschrieben worden, als über seine Vorgänger und Nachfolger zusammengenommen. Unter diesen Publicationen wüßte ich aber keine, welche von weiter tragender Bedeutung werden könnte, und geeigneter wäre, diesem Studium immer mehr Liebhaber zuzuführen, als Vaihingers Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft, ein großartig angelegtes, auf 4 Bände berechnetes Werk, von dem der erste Theil nun vorliegt. (Stuttgart 1881, Spemann.)

Um Kants Bedeutung für die Gegenwart zu verstehen, muß man vor Allem wissen, welche Bedeutung er vor hundert Jahren hatte. Dies zu erläutern ist Vaihingers Hauptaufgabe in diesem ersten Theile des Commentars.

Die Philosophie, welche Kant vorfand, war dogmatisch. Man glaubte, das Welträthsel durch bloße Verstandesoperationen lösen zu können, vernachlässigte aber die Beobachtung der vor Augen liegenden Erscheinungen. Man wollte das begriffliche Weltsystem aus dem Menschengeist herausziehen, wie die Spinne ihr Netz; sogar das hinter der Erscheinung verborgene Uebersinnliche glaubte man auf diese Weise erforschen zu können. Dort steht das Object, hier das Subject, und ohne auch nur nach dem Verbindungsverhältnisse der beiden zu fragen, beginnt der Dogmatismus sofort über die Dinge zu urtheilen. Es wird gar nicht gefragt, ob das Subject einen Rechtstitel besitzt, über die Dinge etwas auszusagen. Der Dogmatismus hat keine Besinnung weder über die Möglichkeit, noch Gültigkeit, noch Tragweite der logischen Gedanken hinsichtlich der Welt; die Uebereinstimmung der Gedanken mit der Wirklichkeit erklärt er gar nicht; er hat keine Methode und stellt keinerlei psychologische Untersuchung an. Unter solchen Verhältnissen ist die Philosophie „eitel Blendwerk". Jeder Philosoph kann getrost auf seine Vernunftaussagen pochen und damit alle Anderen widerlegt zu haben glauben. Ein Werthunterschied der verschiedenen Systeme ist dabei gar nicht aufzustellen.

Zunächst also ist die „Kritik der reinen Vernunft" gegen den Dogmatismus gerichtet, „der die Grenzen seiner möglichen Erkenntniß nicht nach Principien bestimmt hat, der also nicht schon zum Voraus weiß, wie viel er kann, sondern es durch bloße Versuche ausfindig zu machen denkt."

Kant weist nun nach, daß wir in unserer Erkenntniß allerdings einen Besitz vorfinden, der nicht aus der Erfahrung erborgt ist. Es gibt Urtheile, welche von der Erfahrung bestätigt werden, wovon wir aber vor jeder Erfahrung wissen, daß sie bestätigt werden müssen, daß sie nicht widerlegt werden können. Daß $2 \times 2 = 4$ ist, daß zwischen zwei Punkten die Gerade die kürzeste ist, daß jede Wirkung eine Ursache hat, das wissen wir vor jeder Erfahrung. Eine Verwunderung darüber findet sich schon bei Plato; aber Kant war der Erste, der das Problem in präciser Fassung hinstellt: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? Woher kommt die Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit dieser Urtheile? woher diese merkwürdige Uebereinstimmung des Denkens mit dem Sein? wie ist es möglich, daß wir in unserer Erkenntniß nicht nur solche Urtheile haben, welche von der Erfahrung erzeugt und geregelt werden — die empirischen, aposteriorischen Urtheile —, sondern auch noch andere, welche ihrerseits die Erfahrung regeln: die aprioriischen Urtheile?

Damit war ein Problem hingestellt, dessen Lösung aller Philosophie vorhergehen muß, und es war damit zugleich erklärt, warum die bisherigen Versuche der Philosophie alle fehlschlagen mußten. Man hatte versäumt, zu untersuchen, warum die Erfahrung unseren aprioriischen Urtheilen niemals wider-

spricht, was doch als möglich gedacht werden müßte, wenn nicht ein ganz bestimmtes Verhältniß zwischen Subject und Objeet bestünde. Dieses Verhältniß klarzulegen ist die Erste Aufgabe der Philosophie.

Die kritische Untersuchungsmethode wollte also Kant begründen. Bevor wir die Objeete der Erkenntniß untersuchen, müssen wir das Organ der Erkenntniß untersuchen. Die Selbsterkenntniß der Vernunft muß wahre Wissenschaft werden. Vaihinger drückt dies vortrefflich mit den Worten aus: „Der dogmatische Philosoph ist das Auge, dessen Object die Dinge sind; der kritische Philosoph ist der Optiker, dessen Object das Auge ist."

Kant sagt nun, daß synthetische Urtheile a priori nur dann möglich sind, wenn die Erfahrung dadurch allererst zu Stande kommt, daß das von Außen gelieferte Empfindungsmaterial in die Erkenntnißformen unseres Verstandes, Zeit, Raum und Causalität, eingehüllt wird. Das Auge ist daher kein bloßer Spiegel der äußeren Dinge, sondern Erfahrung ist das Produkt aus zwei Factoren: Object und Subject. Wir nehmen also nur eine Welt von Erscheinungen wahr; das Weltbild ist abhängig von unserer Organisation. Es gibt allerdings eine Welt der Dinge an sich, eine metaphysische Welt; aber sie ist uns verschlossen, und — so möchte ich hinzufügen — nur durch Organisationsveränderung, oder biologische Organisationssteigerung könnte diese übersinnliche Welt sinnlich wahrnehmbar werden. Die Grenze zwischen sinnlicher und übersinnlicher Welt wird durch die Entwicklungslehre zu einer flüssigen herabgesetzt.

Damit ist zugleich die Stellung bezeichnet, welche Kant zu den Naturwissenschaften einnimmt. Auch diese untersuchen das Object, ohne nach seinem Verhältniß zum Subject zu fragen. Kant gibt den Naturforschern darin Recht, daß wir von übersinnlichen Dingen nichts wissen; daraus folge aber noch gar nicht, daß es übersinnliche Dinge nicht gibt. Wenn der Naturforscher beides für gleichbedeutend hält, so verfällt er „in den Fehler der Unbescheidenheit". Es ist sehr die Frage, ob Kant einen so milden Ausdruck gebraucht haben würde, wenn die Empiriker seiner Zeit es so sehr außer Acht gelassen hätten, bei ihrem Leisten zu bleiben, wie unsere modernen Materialisten, deren Ultracrepidamie — diese Wortbildung mit Bezug auf das Ne sutor ultra crepidam! gehört Lichtenberg an — bei einem Vogt und Büchner in ebenso pomphaften als nichtssagenden Phrasen auftritt.

So befreit uns Kant von dem Blendwerke des Dogmatismus und des Empirismus, aber nicht durch wohlfeilen Spott über die fehlgeschlagenen Versuche, nicht durch Seufzer über die Schwäche menschlicher Erkenntniß, sondern durch streng erwiesene Grenzbestimmung der Vernunft. Er überwindet aber auch den an Erkenntniß verzweifelnden Skepticismus, indem er sagt: „Daß meine Unwissenheit schlechthin nothwendig sei, und mich daher von aller weiteren Nachforschung freispreche, läßt sich nicht empirisch, aus Beobachtung, sondern allein kritisch, durch Ergründung der ersten Quelle unserer Erkenntniß ausmachen."

Der Skeptiker legt also die Hände in den Schoß und will nicht von der Stelle; der Dogmatiker wagt sich auf das hohe Meer der Speculation hinaus, aber er hat keinen Compaß; der Empiriker schweift auf dem allerdings festen Lande der Erscheinungen herum, aber er hat kein leitendes Princip und unterläßt ganz die Vorfrage, wie Erfahrung entstehen kann, und ob unsere Wahrnehmungen blos Objectives enthalten, oder etwa auch subjective Bestandtheile. Im Gegensatze zu allen drei aber treibt der Kritiker vorsichtige Küstenfahrt.

Bezüglich seiner Vorgänger konnte also Kant mit Recht das große Wort sprechen: „Metaphysik ist ohne Zweifel die schwerste aller menschlichen Einsichten; allein es ist noch niemals eine geschrieben worden." Er konnte behaupten, daß sich seine Philosophie zur früheren verhalte, wie Chemie zur Alchemie, Astronomie zur Astrologie. Indem er andrerseits seinem Auszug aus der „Kritik" den Namen „Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik" gab, hat er seinen Nachfolgern gegenüber gesagt, daß es einen anderen Weg zur Philosophie, als den seinigen, überhaupt nicht gibt.

Kant hat eine beispiellose Revolution hervorgerufen, und sein Werk entfaltete eine solche Triebkraft, daß es schon innerhalb der ersten Jahrzehnte die Systeme von Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher und Schopenhauer hervorrief. Auch die Gegner Kants stimmten darin überein, daß an der „Kritik der reinen Vernunft" nicht vorbeigegangen werden kann. So sagt einer der letzteren, Pistorius, die Kritik sei das wichtigste Buch, das seit Aristoteles geschrieben worden. „Die einzige Kritik wiegt Alles auf, was seit Plato und Aristoteles in der Metaphysik geschrieben ist," sagt Jakob; und Schütz behauptet mit Recht, daß die Kritik „alle künftigen Lehrbücher der Metaphysik virtualiter in sich enthalte."

So sprach man vor hundert Jahren. Wie steht es aber heute? Die Philosophen fußen noch alle auf Kant. „Rückkehr zu Kant!" ist die allgemeine Parole. Außerhalb der Schule jedoch ist Kant nur vom Hörensagen bekannt. Der von ihm für ewige Zeiten beseitigte einseitige Empirismus erhebt, auf die bedeutenden Fortschritte der Naturwissenschaft pochend, heute sein Haupt stolzer als je. Ja als wäre nichts geschehen und als wäre Kant ein Mondbewohner, ist heute der oberflächlichste Materialismus zum Canon der sogenannten Gebildeten geworden. Es würde ein beschämendes Resultat zu Tage kommen, wenn untersucht würde, wie viele Lehrstühle der Naturwissenschaften von Leuten besetzt sind, die niemals in die „Kritik" geblickt haben. Die Naturforscher wissen der Mehrzahl nach nicht, daß Kant in seinem unsterblichen Werke mehr leistet, als der Titel verspricht, nämlich nicht nur eine Untersuchung des Erkenntnißvermögens, sondern auch eine Theorie der Erfahrung. Und doch ist eine ganze Reihe der wichtigsten naturwissenschaftlichen Entdeckungen, deren Ruhm die exacte Wissenschaft für sich reclamirt, von Kant vorweggenommen. Das Verzeichniß derselben kann jeder in Zöllners „Wissenschaftlichen Abhandlungen" (III. Vorrede S. 93) nachsehen.

Das Studium Kants ist heute ohne Vergleich nothwendiger, als vor hundert Jahren, weil von seinen beiden Hauptgegnern, Dogmatismus und Empirismus, nur der letztere gemeinschädlich ist, heute aber mächtiger, als je, dasteht. Wer zu Kants Zeiten Anspruch auf Bildung erheben wollte, mußte in philosophischen Dingen orientirt sein. Heute sind solche Kenntnisse auf die Schule beschränkt. Die moderne Gesellschaft aber ist von Vorstellungen beherrscht, die dem einseitigsten Empirismus entstammen; und weil solche Vorstellungen keine großen Geisteskräfte erfordern, konnte es kommen, daß sie bis zu den unteren Volksklassen durchsickerten und logischer Weise socialdemokratische und nihilistische Theorien hervorriefen.

Kant sagt von seiner Zeit, sie sei die der „Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit". Was würde er heute sagen, da Jeder, der mit dem Destillirkolben umzugehen versteht oder einen neuen Pilz entdeckt hat, philosophische Studien für entbehrlich hält, und glaubt, seinen beschränkten Maßstab an die größten Probleme des Menschengeistes legen zu dürfen. Weil Unwissenheit von jeher am absprechendsten ist, glaubt heute jeder Weinreisende über Gott und die Welt viel mehr zu wissen, als Kant sich jemals gestehen wollte.

Kant, welcher von der Metaphysik sagt, sie sei „die unentbehrliche Vollendung aller Cultur der menschlichen Vernunft" und „daß sogar das wahre und dauerhafte Wohl des menschlichen Geschlechts auf ihr ankomme" — dieser Kant würde heute umgekehrt auch sagen, daß die Verachtung aller Metaphysik den Niedergang der Gesellschaft nach sich ziehen muß.

In den Tagen Kants hatte der Empirismus seine materialistischen Früchte noch nicht gezeitigt, und er hatte zudem noch ein Gegengewicht an der religiösen Volksmetaphysik. Heute dagegen hat die Religion ihren bestimmenden Einfluß fast ganz verloren, und die Gesellschaft huldigt theoretisch und praktisch dem Materialismus. So läßt sich nur aus einer Wiederbelebung der philosophischen Studien Besserung erwarten, wenn nicht etwa die praktischen Consequenzen des Materialismus früher über uns hereinbrechen sollten, als es gelingen kann, in die angesteckten Volksschichten in einer ihrer Fassungsgabe entsprechenden Form

wieder die Vorstellung eindringen zu lassen, daß das Problem des menschlichen Daseins noch etwas mehr ist als eine Magenfrage.

Wiederbelebung der Philosophie ist also vor Allem nöthig, und weil diese ohne die „Kritik" nicht möglich ist, so ist Kant für uns nöthiger, als er seinen Zeitgenossen war. Er hat die frühere Periode der Philosophie abgeschlossen, und zwar nicht durch Kritik seiner Vorgänger, sondern durch Kritik der Vernunft selbst; eben darum aber bildet er zugleich den Ausgangspunkt für jede spätere Philosophie. Ja, es ließe sich sogar noch mehr sagen: Wenn nach Kant das von uns vorgestellte Weltbild nur Gültigkeit hat für die menschliche Organisation, so ist doch die Kritik der Vernunft gültig für alle möglichen Organisationen. Das von Kant aufgeworfene Problem ist von so fundamentaler Bedeutung, daß es nicht blos für den Menschen, sondern für jede denkbare geistige Organisation gelten muß. In jeder Erkenntniß ist nur so viel gesicherter Bestand, als Uebereinstimmung zwischen Sein und Denken zu treffen ist, d. h. also als synthetische Urtheile a priori vorhanden sind. Liebmann sagt: „Denke man sich eine menschliche Intelligenz auf einen anderen Weltkörper, den Jupiter etwa, versetzt, oder mit ganz anderen Sinnesenergien ausgestattet, so würden ihre Erkenntnisse a priori mit den unsrigen durchaus identisch, ihre Erkenntnisse a posteriori" — d. h. also ihre Erfahrung — „von den unsrigen völlig verschieden sein." Darum gibt es vielleicht kein zweites Buch, von welchem ausgesagt werden könnte, was ich anderwärts (Philos. der Astronomie S. 351) von der „Kritik der reinen Vernunft" gesagt habe: „daß auf jedem Sterne die intellectuelle Entwicklung nothwendig durch jenen Punkt hindurchgehen muß, wo ein hochorganisirtes Wesen in tiefer Verwunderung darüber, daß wir Weltbewohner die Formen des äußeren Seins als subjective Erkenntnißformen in uns tragen, sich über das Problem besinnen wird, das Kant in die Worte kleidete: Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?"

Ein solches Buch ist also die „Kritik der reinen Vernunft", welche durch Vaihingers Commentar nun hoffentlich weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird. Wer die Entwicklung der modernen Kantphilologie einigermaßen verfolgt hat, wird meine Ansicht theilen, daß Vaihinger wohl der gründlichste Kenner Kants ist. Ich brauche nur an die von ihm entdeckte, seit hundert Jahren unbemerkt gebliebene Blattversetzung bei Kant zu erinnern. In der schrittweisen Interpretation des Textes zieht er zum besseren Verständnisse schwieriger und dunkler Stellen nicht nur die Parallelstellen aus Kants übrigen Schriften heraus, sondern fügt auch alles irgendwie Beachtenswerthe aus der kritischen Kantliteratur bei, die bereits so umfangreich ist, daß sie vom Einzelnen nicht mehr übersehen werden kann, wenn er nicht seine specielle Aufgabe daraus macht. So lassen die stupende Belesenheit des Verfassers und seine Befähigung, den rothen Faden in der Entwicklung des Kantischen Gedankens klar bloszulegen, uns hoffen, daß wir einen dem Werke selbst gleichwerthigen Commentar erhalten werden.

Die „Kritik der reinen Vernunft" ist wohl das schwierigste Buch der gesammten philosophischen Literatur, und darum auch das eines Commentars bedürftigste. Unter der Leitung eines solchen Führers können sich aber auch Leser außerhalb der philosophischen Schule diesem Studium unterziehen. Vor die Wahrheit haben die Götter den Schweiß gestellt. Die erste Periode der Kantischen Wirksamkeit hat den einen Feind der Wahrheit besiegt: den Dogmatismus; eine zweite Periode erneuerter Wirksamkeit wird auch den anderen Feind besiegen: den Empirismus und die daraus hervorgewachsene materialistische Weltanschauung, welche geradezu culturfeindlich genannt werden muß, weil sie, wenn blos theoretisch verstanden, ein Unsinn, wenn aber praktisch verstanden, eine Bestialität ist.

Carl du Prel.

München als deutsche Kunst-Hauptstadt.

Von Carl Albert Regnet.

Seit einem Jahrzehnt kann man in Kreisen, die sich für die Kunst interessiren, immer und immer wieder die Frage aufwerfen hören, wie lange München wohl noch die Hauptstadt des deutschen Kunstlebens sein werde. Daß die Katastrophe eintreten werde, wenn die heute bestehenden thatsächlichen Verhältnisse noch länger fortbestehen, das erscheint Niemand mehr zweifelhaft. Gleichwohl sieht man nirgends Anstalten zur Abhülfe treffen. Die Dinge sind auf einer schiefen Ebene angelangt und gleiten, wenn auch vorläufig noch langsam, so doch sicher zur unvermeidlichen Tiefe. Um zu begreifen, wie das kommen konnte und leider wirklich kam, muß man bis zu den Tagen zurückgreifen, in denen König Ludwig I. seine Residenz mit allem Glanze der Kunst zu umgeben begann, wie vor ihm kein anderer deutscher Fürst. Wohl genoß auch schon das alte München durch seine im Ganzen regelmäßige Anlage, seine freundlichen Straßen und wohnlichen Privathäuser, seine früher als achtes Weltwunder gepriesene Residenz, durch seinen Hofgarten, an den sich später der englische in fast stundenlanger Ausdehnung anschloß, und durch die naheliegenden Schlösser Nymphenburg und Schleißheim unter den deutschen Städten eines ausgezeichneten Rufes. Unter Maximilian Joseph I. hatte München eine erhöhte politische Bedeutung gewonnen und in mehr als einer Hinsicht die Blicke Deutschlands auf sich gezogen; unter seinem hochbegabten Sohn und Nachfolger aber wurde daselbst den bildenden Künsten ein Feld der Thätigkeit eröffnet, in welchem sie, indem keine Kunst von der andern sich absonderte, vielmehr jede die Trägerin und Bedingung der anderen wurde, in organischem Zusammenhange zur üppigsten Blüthe gedeihen konnten. Und das geschah unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen. Freilich waren die Ueberlieferungen, deren sich die Kunst im Süden Deutschlands seit alter Zeit zu erfreuen gehabt, selbst durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges nicht ganz unterbrochen worden und war im Volke selber der Sinn für bildende Kunst und deren Ausübung nie völlig erloschen. Aber auch hier war der Kunstgeschmack von außen her verdorben worden, und so kam es, daß die Kunst nicht mehr in großen zusammenhängenden und bedeutsamen Entwickelungen fortschritt, sondern fast nur noch die niedrigen Dienstleistungen des Decorirens zu besorgen hatte.

Der Bau der Glyptothek bezeichnete die Wiedergeburt der Architektur in München. Der Bau bildete den ersten Ring der Kette, an welchen sich in ununterbrochener Folge andere Monumentalbauten anreihten. In ihnen sehen wir die edleren Baustile aller Zeiten vertreten, so daß München in seinen Bauwerken jener Zeit gewissermaßen einen Abriß der Stillehre und Geschichte der Baukunst darbietet.

Ueber den Trümmern des Eklekticismus erhob sich in ureigenthümlicher Kraft und Würde die Schule von Cornelius, welche die Frescomalerei zuerst wieder in München einbürgerte und von da aus über ganz Deutschland, ja Europa ausbreitete. Eines kann nicht genug hervorgehoben werden: Einseitigkeit blieb der Münchener Kunst von damals ferne. Alle Ausstrahlungen des religiösen, geschichtlichen und geselligen Lebens fanden darin ihre Vertretung und alle Gattungen und Arten, Stoffe und Formen ihre Anwendung. Allerorten reichte die Architektur der Plastik und Malerei die Schwesterhände. So ließ, was in München damals geschaffen ward, durch den einsichtsvollen, kunstgeschichtlichen Geist, der darin zu Tage trat, einen tiefen und lebendigen Blick in die nationale und monumentale Bestimmung aller künstlerischen Thätigkeit thun. Und da konnte es denn nicht ausbleiben, daß auch die untergeordneteren Gattungen der Kunst, das Genre und die Landschaft, die Thier- und Stilllebenmalerei, so wie die vervielfältigenden Künste dem allgemeinen Aufschwunge der historischen Kunst folgten.

Jetzt aber ist es anders geworden.

Die Architektur hat längst aufgehört, den Schwesterkünsten Plastik und Malerei als Basis und Stütze zu dienen und har-

monisch mit ihnen die schönsten Aufgaben zu lösen, welche ein entwickelter Geschmack an sie stellt. Die schönen Bande, welche sie vereinten, sind gesprengt und jede der drei Schwestern verfolgt ihre eigenen Ziele, unbekümmert um die anderen.

Darin aber ist der Grund zu suchen, warum die Münchener Kunst, namentlich die Malerei, nicht mehr auf jener idealen Höhe steht, welche sie in der Regierungsperiode Ludwigs I. einnahm.

Es gab eine Zeit, in der ein Redner im englischen Parlamente mit Recht behaupten konnte, daß in München für die Kunst mehr geschähe als in ganz Britannien, und ein Pariser Architekt, A. L. Lusson in seinen „Souvenirs d'un voyage à Munich" dieses plötzliche Ausschießen Münchens aus einer Residenz dritten zu einer solchen ersten Ranges einem Wunder vergleichen durfte.

Diese Wandelung hatte sich in weniger als einem Vierteljahrhundert vollzogen und eine wenig längere Frist genügt, um der Welt zu beweisen, daß der alte Satz „Stillstand ist Rückschritt" vor Allem in der Kunst seine Geltung bewahre.

Nur in einem einzigen Falle läßt sich noch der Versuch erkennen, jene Verbindung der Plastik und Malerei mit der Architektur principiell aufrecht erhalten: im Bau und der plastischen und malerischen Ausschmückung des vielbesprochenen Maximilianeums. Wenn er keineswegs so glücklich ausfiel, als man im Interesse der Kunst gewünscht, so lag der Grund wohl hauptsächlich darin, daß der königliche Bauherr beim Bau selber sich auf falscher Fährte befand und daß es bereits an zureichenden Kräften mangelte, welche mit monumentaler Behandlung der Kunst, speciell der Malerei vertraut genug waren.

Es geschah damals zum ersten Male seit den Tagen des Königs Ludwig, daß man Oelbilder an Wände hing, welche eigens zur Aufnahme von Fresco- oder enkaustischen Gemälden aufgeführt schienen. Und es muß das dem Verfahren im bayrischen Nationalmuseum gegenüber als ein ausgesprochener Rückschritt bezeichnet werden. Freilich hatte sich die Auswahl der hier darzustellenden Stoffe in vielen Fällen als eine ganz unglückliche erwiesen, wie sich denn langweilige Hof- und Staatsactionen neben rein Genrehaftem und ganz Unmalbarem, wie Gründung von Kunstsammlungen u. s. w. in unerquicklichster Weise breit machen. Aber selbst solchen Gegenständen kam der Ernst der Technik zu statten, während die im Großen und Ganzen glücklichere Wahl der im Maximilianeum verherrlichten historischen Momente durch die Technik der Oelmalerei nicht unwesentlich beeinträchtigt wurde.

Ich gehöre keineswegs zu denen, die es billigen, daß man von den Kunstakademien alle Kräfte wegweist, die nicht zum Höchsten berufen sind, wie das auch bei uns in München geschah, und zwar nicht blos unter Johann Peter von Langer, sondern auch noch später zur Zeit des höchsten Glanzes der Akademie unter Cornelius. Aber ich bin auch der festen Ueberzeugung, daß die Akademien vor Allem die ideale Kunstrichtung zu vertreten die Verpflichtung haben, wenn nicht die außerhalb ihren Räumen gepflegte Kunst der trockensten Prosa verfallen soll. Und das erscheint mir doppelt nothwendig in einer Zeit, die nach allgemeinster Anschauung an einem Zuge nach dem Gegentheil von Idealismus krankt. Aber das gilt ja nicht von München allein, das wiederholt sich in Wien nicht minder als in Berlin und mag deshalb hier nicht weiter verfolgt werden.

Gleichwohl wäre gerade München von allen Städten im deutschen Reiche zunächst geeigenschaftet und berufen, eine Remedur nach dieser Seite des Culturlebens mit Erfolg anzustreben. Es ist das nichts Zufälliges, hängt vielmehr mit dem Wesen des deutschen Volkes, dessen Söhne zwischen Fels und Meer wohnen, aufs Innigste zusammen. Dem norddeutschen Volkscharakter mit seinem nüchtern strengen Sinne steht der leichtlebigere harmlosere süddeutsche nicht widersprechend, sondern ergänzend gegenüber, und man darf darin wohl eine Bürgschaft gegen einen Proceß der Art sehen, wie er in Paris eine übermächtige Kapitale schuf, während die Provinzen geistig verkümmern. Gönnen wir dem Norden die große Aufgabe der politischen Ausbildung der Nation und deren Leitung, aber bewahren wir uns im Süden die Führung im Gebiete der Kunst!

Noch ist München in Folge der Regierungsperiode Ludwigs I. die künstlerische Hauptstadt. Der eiserne Wille und der Feuereifer des Königs hat es dazu gemacht, der wenigstens in dieser Beziehung sich mit dem Staate identificiren durfte. Und wenn es dem unbefangenen Beobachter auch nicht entgehen kann, daß der Vorwurf, das Volk nehme an dem, was er ins Leben gerufen, keinen Antheil, und die Kunst sei nur eine Treibhauspflanze, ein unbegründeter ist, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß das, was der Staat vor einem halben Jahrhundert ins Leben gerufen, jetzt nur mit Beihülfe des Staates erhalten werden kann. Ich sage mit Beihülfe des Staates, nicht durch ihn allein. Auch das Volk als solches ist zu dem edlen Werke berufen und hat sich mit dem Staate in die Durchführung der Aufgabe zu theilen. Der Private mag sein Heimwesen mit noch so schönen Schöpfungen der Kunst schmücken; abgesehen davon, daß nur Wenige in der glücklichen Lage sind, das zu thun, an einen bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung der großen Kunst reicht die Kraft des Einzelnen nicht oder nur in ganz seltenen Ausnahmsfällen hinan. Hier kann das Eintreten des Staates nicht entbehrt werden: all das Große, was die Zeit Ludwigs I. entstehen sah, es entstand durch die Mittel des kunstsinnigen Fürsten und jene des Staates, die er flüssig zu machen verstand. Und — was nicht oft genug betont werden kann — alles Entstandene war Allem und Jedem, auch dem Geringsten aus dem Volke zugänglich und ward so geistig Gemeingut Aller. Der Künstler, der in seinem Auftrage thätig war, wußte daß er für die Oeffentlichkeit schuf und das steigerte sein Streben und seine Kraft. Man hat berechnet, daß König Ludwig I. in dreiundzwanzig Jahren aus seiner Privatschatulle allein an siebenunddreißig Millionen Gulden auf Kunstschöpfungen monumentaler Natur verwandte. In unseren Tagen wendet der zweitgrößte Bundesstaat des deutschen Reiches alljährlich eine halbe Million Mark an Kunst, Kunstschulen und Museen. Und fast neun Zehntel davon werden von Beamten- und Lehrerbesoldungen, von Schreiberwesen verschlungen.

Wer sich die Mühe gibt, im Budget des bayerischen Cultusministeriums sich umzuschauen, der wird finden, daß dem Director des bayerischen Nationalmuseums zum Ankaufe von Kunst- und Kunstgewerbe jährlich nur die Bagatellsumme von 6800 Mark zur Verfügung steht, daß für die Vermehrung des Schatzes sämmtlicher Gemäldegalerien des Königreichs absolut nichts eingesetzt ist und daß der Generalconservator der bayerischen Alterthümer ebenso nicht über einen Pfennig zu verfügen hat. Man müßte darüber lachen, wär es nicht so traurig. Daß es unter den gegebenen Verhältnissen an Mitteln fehlt, welche es möglich machen, wirklich hervorragenden Künstlern Gelegenheit zu hervorragenden Werken zu geben, bedarf keiner Erörterung. Man muß sich darauf beschränken, dieser oder jener Stadtgemeinde einen kleinen Beitrag zur Errichtung eines Denkmals oder eines monumentalen Brunnens zuzusichern und von diesem oder jenem Künstler ein Bild für die Neue Pinakothek zu erwerben, vorausgesetzt, daß er sich ein Drittel oder Fünftel des ursprünglich verlangten Kaufpreises abmarkten läßt.

Und dies während von der Nationalgalerie in Berlin seit dem 22. März 1876, dem Eröffnungstage, bis zum 1. Juli 1881 für neue Erwerbungen die Summe von 1,172,182 Mark verausgabt wurden, wozu seither noch weitere 157,000 Mark für gleiche Zwecke kamen.

Andrerseits aber baute man in München der Akademie einen Palast mit hundert Ateliers und opfert dafür an 5 Millionen Mark, ohne über weitere 400,000 Mark gebieten zu können, ohne welche der Bau eine unvollendete Ruine zu werden droht. Mit einem Aufwande von 150,000 Mark könnte man den Prachtbau doch wenigstens völlig und in allen Theilen benutzbar machen, aber man kann auch darüber nicht verfügen.

Ich kann mich nicht für „Künstlerfabriken" und „Kunstkasernen" begeistern, glaube vielmehr, daß man besser gethan hätte, einen wohlfeileren Bau, etwa um die Hälfte der genannten

Summe, zu bauen und den Rest für Reisestipendien zu verwenden, natürlich an einheimische d. h. bayerische oder doch deutsche Kunstschüler; aber wie die Dinge einmal liegen, halte ich es für eine Schande, einen Monumentalbau seiner Art wegen einer solchen Bagatellsumme unvollendet zu lassen.

Man scheint in Bayern der Ansicht, die Kunst sei ein Kapital, von dem das Land und die Hauptstadt ewig zehren könne, ohne es zu vermehren. Und es ist schon eine geraume Zeit, daß sie eigentlich nur mehr vom Nachglanze vergangener Tage leben. Hätte König Ludwig den von ihm nach München berufenen Künstlern nur Vorwürfe für Staffeleibilder gegeben, München wäre noch heute, was es vor dem October 1825 gewesen.

Wenn von heutiger Münchener Kunst die Rede, denkt Niemand mehr, wie in König Ludwigs Tagen, an monumentale Bauten und sie schmückende Werke der Plastik und Malerei. Man denkt dabei nur an die Hunderte von Staffeleibildern, welche daselbst für den Export nach England und Nordamerika gemalt werden, und die Consulate beider Staaten glauben den guten Münchnern etwas Verbindliches zu sagen, wenn sie alljährlich die Zahl der von München dahin abgegangenen Kunstwerke sammt dem declarirten Werthe veröffentlichen. Und warum nicht? Sind doch auch die Besitzer von Gesundbrunnen auf die Tausende und aber Tausende von Krügen stolz, die sie das Jahr über versenden! Damit sind wir bei einem bedenklichen Kapitel, dem vom Kunsthandel angelangt.

Kein Unbefangener kann mehr darüber im Unklaren sein, daß der Kunsthandel sich fast das gesammte Kunstschaffen botmäßig gemacht hat und daß er auf dem besten Wege ist, die Kunst gründlich zu ruiniren. Der Handel mit Kunstwerken unterscheidet sich von dem mit anderen Waaren einzig und allein nur in Bezug auf letztere. Im Uebrigen macht er so gut wie jeder andere Handel den Vermittler zwischen Nachfrage und Angebot, und das Verlangen aus dieser Vermittelung einen möglichst hohen Gewinn zu ziehen, treibt den Kunsthändler dahin, alle Wünsche und Bedürfnisse der Nachfrage bis in die kleinsten Einzelheiten zu erforschen und selben möglichst gerecht zu werden. Entsprächen nun diese Wünsche und Bedürfnisse allezeit den wahren Interessen der Kunst, dann freilich wäre Alles in schönster Ordnung. Aber wir wissen, daß das leider nicht der Fall ist, daß es auf Seite der Nachfragenden nur zu oft an gutem Geschmacke und an Verständniß für die Kunst fehlt. Und ebenso fest steht, daß diese beiden Elemente durch die Kunsthändler nicht gehoben werden, welche um ihrer pecuniären Interessen willen dem Ungeschmack und Unverständniß ihrer Geschäftskunden zu schmeicheln geneigt sind. So lange aber die Kunst nach Gunst d. h. nach Brod gehen zu müssen in der Lage ist, so lange muß sie sich auch den Anforderungen der Nachfrage und derer fügen, welche diese vermitteln.

Die schlimmen Folgen können nicht ausbleiben: die Production für den Markt, welche den producirenden Künstler nöthigt, auf Kosten seiner eigenen besseren Ueberzeugung dem Geschmacke der Käufer zu huldigen, schädigt die Interessen der wahren Kunst, und setzt an die Stelle von deren Idealen die der Mode und verdirbt auf diese Weise den Geschmack des großen Publicums, das sich, urtheillos wie es ist, an berühmte Namen hängt und keine Ahnung davon hat, wie mittels fingirter kolossaler Preise und einer bezahlten Presse Ruhm fabricirt wird.

Wo soll da ein Ausweg aus dem vitiosen Zirkel gefunden werden?

Es gibt nur zwei Kräfte, welche im Stande sind, ihn zu sprengen und der Kunst die Freiheit wiederzugeben, ohne welche sie zum Handwerk herabsinkt. Einerseits hat der Staat die heilige Pflicht, aus seinem Indifferentismus herauszutreten, der nur dann erklärlich wird, wenn man annimmt, daß man in den leitenden Kreisen von der Anschauung ausgeht, die unter Ludwig I. kräftig herangewachsene Kunst könne man nach einem halben Jahrhundert getrost ihrem Schicksal überlassen. Es ist Sache des Staates, der Kunst innerlich große Aufgaben zu stellen, denn nur solche fördern dieselbe. Freilich darf der Staat dabei nicht in den unbegreiflichen Fehler verfallen, den Künstlern, gleichwie Handwerkern, in bureaukratischer Beschränktheit engbegrenzte Weisungen zu ertheilen, welche die Freiheit des Schaffens einschränken und damit die Kunst schädigen. Soll das aber geschehen können, dann muß man in den Kammern der Volksvertretung aufhören, die Kunst als eine Art unproduktiven Luxus zu betrachten, den man sich nur dann gestatten darf, wenn die Finanzen des Staates in schönster Blüthe stehen, während die Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes Brod schafft.

Die zweite der oben erwähnten Kräfte, denen die große Aufgabe zufällt, die Kunst von dem unseligen Banne zu erlösen, der auf ihr lastet, ist die Akademie. Ihr fällt vor Allem die Aufgabe zu, den Geschmack zu bilden. Man hat so oft schon den kosmopolitischen Charakter der Kunst hervorgehoben, daß es nicht räthlich erscheint, noch einmal auf dieser Thema zurückzukommen. Aber nur an das Eine mag hier erinnert werden, daß die Vorkämpfer des Kosmopilitismus in der Kunst selber keinen Anstand nehmen, an ihnen passender Stelle für die Nothwendigkeit einer nationalen Kunst einzutreten.

Leider schrumpft in Folge der Vorliebe der maßgebenden Kreise für außerdeutsche Kräfte die einheimischen Künstlern noch offenstehende Aussicht auf Lehrstellen an der Akademie in bedenklichster Weise zusammen. Ebenso schwach ist es mit der Hoffnung bestellt, vom Staate mit ehrenden und lohnenden Aufträgen betraut zu werden, welche die Künstler in die Lage setzten, sich an höhere Aufgaben zu wagen und welche sie in der Wahl der Stoffe wie der Ausführung vom Kunstmarkt unabhängig machten. Bayern hat auch keinen reichen und für Kunst empfänglichen Geburtsadel, von welchem die Kunst etwas zu hoffen hätte, und seine Geldaristokratie reicht an jene von Berlin weitaus nicht hinan. Auch hier fehlt es, abgesehen vom Vermögen, an dem Verständniß für die Bedeutung der Kunst, welches nöthig ist, um sein Haus mit wirklichen Kunstwerken zu schmücken, noch mehr aber an dem Opfermuth, der sich dazu entschließen könnte, öffentliche Kunstsammlungen mit solchen zu beschenken.

So bleiben denn die Münchener Künstler mit verschwindend wenigen Ausnahmen auf den Absatz ihrer Arbeiten an Kunsthändler angewiesen und fesselt sie schließlich nichts weiter an die sogenannte Kunststadt, als Erinnerung an schönere Tage und das eiserne Hemd: Gewohnheit. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach werden auch Erinnerung und Gewohnheit ihre Kraft verlieren und man wird sich nicht darüber wundern dürfen, wenn namhaftere Künstler einer Stadt den Rücken kehren, die ihnen nichts weiter bietet, als ein sogenanntes gemüthliches Leben.

Zur neueren Rechtsliteratur.

In den Einführungsgesetzen des Kaisers Justinian zu den Pandekten findet sich die merkwürdige Stelle: ... prohibemus, ut nemo audeat neque eorum qui nunc sunt neque eorum qui postea futuri harum legum commentarios scribere! ... Zu deutsch: Hier darf nicht commentirt werden! Was würde wohl der Urheber dieses grotesken Verbotes gesagt haben, wenn er erlebt hätte, wie sich in der Folgezeit eine die ganze Rechtsbildung beherrschende Schule aufthat, deren Zweck das Glossiren und Commentiren der Pandekten war, und wie bis auf den heutigen Tag seine Werke nach allen Richtungen hin interpretirt und commentirt werden? Er müßte eingestehen, daß es gegen das Commentiren weder ein gesetzliches noch ein anderes Mittel gibt. Die deutsche Justizgesetzgebung der jüngsten Zeit hat uns einen neuen Beweis für diese betrübende Wahrheit geliefert.

Auf die langjährige und ruhmvolle Arbeit der Gesetzgeber folgte eine Aera der Commentatoren, wie sie in dieser Fruchtbarkeit bisher nicht erlebt worden war. Es entstanden förmliche Notenfabriken, in denen commentirte und glossirte Ausgaben der neuen Gesetze nach Dutzenden gefertigt wurden; ja man riß den Gesetzgebern sogar die unfertige Arbeit aus der Hand, um sie, Paragraph auf Paragraph, mit

Notenweisheit versehen, in Heften und Bänden herauszugeben, so daß man den Commentar fast vor dem Text zu lesen bekam. Die lumina juris schossen plötzlich wie Pilze aus der Erde, das moderne Deutschland schien in der Wissenschaft des Rechts die Rolle des mittelalterlichen Italiens übernommen zu haben. Jeder Kreisrichter verspürte mit einem Male einen Hauch des Ulpianischen Geistes und brachte der juristischen Welt stolz die Früchte seiner Gelehrsamkeit dar, und kein deutscher Verleger dünkte sich so gering, daß er nicht das Seinige zur Bereicherung der juristischen Literatur der Gegenwart mit Freuden beigebracht hätte. Kurz die Justizgesetze beschworen eine geradezu beispiellose literarische Fruchtbarkeit herauf. Allein im Jahre 1879, wo dieselben in Kraft traten, erschienen in Deutschland rund 120, sage: einhundertzwanzig Commentare und sogenannte Systeme der vier Hauptgesetze: Gerichtsverfassungsgesetz, Civilproceß-, Concurs- und Strafproceßordnung!

Auf ihren inneren Werth geprüft ermangelten diese Arbeiten freilich, mit wenigen Ausnahmen, jeder Bedeutung. Sie enthielten bloße Auszüge und Zusammenstellungen aus den legislatorischen Materialien: den Regierungsentwürfen und deren Motiven, sowie den Protokollen der Reichstags-Justizcommission; von einer geschichtlichen und systematischen Bearbeitung des Stoffes war selten etwas zu entdecken; bei der Hast, mit der die „Werke" producirt wurden, verbot sich ein tieferes Eindringen in den Geist der Gesetze fast von selbst. Es war ein bestimmtes Recept, nach dem gearbeitet wurde: als Einleitung diente eine Entstehungsgeschichte des Gesetzgebungswerkes, welche eine mehr oder minder geschmackvolle Auswahl aus den reichen Darbietungen der Materialien brachte; darauf folgte, wenn das Buch „nur" ein Commentar sein sollte, der Text der Gesetze mit einem Ragout aus den Motiven, Protokollen, Reden und Leitartikeln in Gestalt von Noten, wenn aber der Autor ein „System" schreiben wollte, dasselbe in Bücher, Kapitel, Abschnitte, Titel und Paragraphen umgestellt.

Wenn hiernach diese Bücher den an sich löblichen Zweck hatten, das erste Studium der neuen und schwierigen Gesetze zu erleichtern und bei ihrer praktischen Anwendung als belehrende Führer zu dienen, so wurde dieser Zweck begreiflicherweise nicht erreicht. Anfänglich häufte wohl der vielgeplagte Praktiker in der Hoffnung, verständige Fingerzeige, zuverlässige Quellenangaben, verwerthbare Daten darin zu finden, die mannichfachen Commentare auf seinem Arbeitstisch auf, doch er sah sich bald getäuscht; der ganze Notenkram erwies sich als unnütz und das Studium des Textes erschwerend, und so ging er denn weislich zu den Gesetzen und den Materialien selbst über. Ersprießlicher waren schon diejenigen Arbeiten, welche an der Hand eines bestimmten Falles das neue Verfahren, namentlich das Proceßverfahren, demonstrirten; diese dienten wenigstens im Anfange den altländischen Juristen zur Orientirung und wurden daher gern aufgenommen. Im Allgemeinen aber erwuchs aus dieser ersten literarischen Aera der deutschen Rechtswissenschaft kein nennenswerther Gewinn; als Beweis hierfür mag gelten, daß von jener Schnellliteratur nur ein verschwindend kleiner Theil zu wiederholten Auflagen gediehen ist und sich im Gebrauch für das Studium und die Praxis behauptet hat, alle übrigen „Werke" sind spurlos vom Büchermarkt verschwunden, ja häufig in den ersten Heften und Lieferungen stecken geblieben.

Auf die Aera der Commentatoren folgte nun alsbald die der Popularisatoren.

Die neuen Gesetze stellen erhöhte Anforderungen nicht blos an die Richter sondern auch an die Laien. Sie berufen den Bürger in das neue Amt des Schöffen und des Handelsrichters; sie überlassen den Betrieb des Processes mehr als zuvor der Parteithätigkeit und weisen den Betheiligten im Contrarsverfahren ein größeres Feld eigner Wirksamkeit an. Das Bedürfniß einer höheren Rechtsbildung des Volkes tritt also angesichts dieser Anforderungen naturgemäß hervor. Von diesem Gesichtspunkt aus wurde nach dem Inkrafttreten der zahlreichen neuen Gesetze in der Presse die Frage: wie man solchem Bedürfnisse am besten entsprechen könne, vielfach erörtert. Daß gründliche Rechtskenntniß ohne wissenschaftliches Studium heute weniger als sonst möglich ist, verhehlte sich Niemand. Es kann also nicht Aufgabe der Rechtserziehung des Volkes sein, jeden Bürger zu einem Rechtsverständigen zu machen, sondern vielmehr lediglich dahin zu wirken, daß jeder sich die elementaren Rechtsbegriffe aneigne und wenigstens diejenigen gesetzlichen Bestimmungen geläufig mache, die in die Verhältnisse seines besonderen Berufes oder Gewerbes eingreifen.

Als geeignetes Mittel zur Erreichung dieses Zweckes wurde fast allgemein die Herstellung eines populären Rechtsbuches, gewissermaßen eines Rechtskatechismus für das Volk empfohlen. Ob aber hierbei die Indolenz des großen Publicums gerade solchen Büchern gegenüber genügend berücksichtigt worden ist, dürfte zweifelhaft sein. Man kann die Neigung des Laien, sich über die Verhältnisse des Rechtes durch eigenes Studium und Nachdenken zu unterrichten, nicht gering genug anschlagen. Gibt es doch nur Wenige, die sich mit den für ihre Interessenkreise bestimmten, speciellen gesetzlichen Bestimmungen auch nur einigermaßen beschäftigen, auch wenn diese in einem so präcisen und leichtverständlichen Gesetzbuche wie das Handelsgesetzbuch niedergelegt sind. Nach unseren Beobachtungen haben solche Versuche populärer Darstellungen der Verhältnisse des öffentlichen und Privatrechts keinen Erfolg gehabt, selbst wenn diese Volksrechtsbücher keine Geringeren als Dahn und Bluntschli zu Verfassern hatten. Allenfalls solche, welche sich an das unmittelbare politische Interesse wenden, dürften Anklang und Verbreitung gefunden haben.

Wie dem aber auch sei, die Erörterung jener Frage bot den Literatoren einen willkommenen Anlaß, die Justizgesetze in usum laïcorum zu verarbeiten. Der Büchermarkt ward von einer volksthümlichen Jurisprudenz überschwemmt, die ihre homöopathische Weisheit dem verehrlichen Publicum zu billigen Preisen offerirte. Dieser Anweisungen, in vierundzwanzig Stunden ein perfecter Jurist zu werden, zählen wir aus den Jahren 1879 und 1880 weit über hundert, und noch jetzt erscheinen ohne Aufhören die „Volksanwälte", „Bürgerbücher", „Rechtsfreunde", „Hausadvocaten" und „Selbstanwälte". Die Wissenschaft hat auch diese Literatur nicht gefördert, und wir fürchten, die allgemeine Rechtsbildung ebenso wenig; wenn sie dem Buchhandel genützt hat, ist sie wenigstens zu etwas gut gewesen.

Inzwischen war aber die literarische Thätigkeit von einer anderen Seite her in Anspruch genommen worden. Die neuen Reichsgesetze hatten auch in den Einzelstaaten eine reiche Gesetzgebungsarbeit nothwendig gemacht; es mußten Uebergangsbestimmungen getroffen, Ausführungsgesetze, Geschäftsordnungen und Anweisungen aller Art erlassen werden, wodurch das gesetzliche Material immer massenhafter und complicirter wurde. Dieser Erscheinung gegenüber stellte sich nun in der Praxis das Bedürfniß nach einer Sammlung und Sichtung des überreichen Stoffes, aber auch nach einer Feststellung derjenigen Veränderungen heraus, welche die Landesgesetze durch das neue Reichsrecht erfahren haben. Diesem Bedürfniß kam die Literatur in anerkennenswerther Weise entgegen. Es entstanden mehrere höchst verdienstliche Sammelwerke, welche die praktische Anwendung der Gesetze erleichterten und sich alsbald als unentbehrliche Handbücher erwiesen; und diesen gesellten sich Bearbeitungen einzelner Materien hinzu, die die reichs- und landesgesetzlichen Bestimmungen in ihren Beziehungen zu einander darstellten. Diese Editionen, obwohl keine Bereicherung der wissenschaftlichen Literatur, sind doch dankenswerthe, aus fleißigem Studium hervorgegangene Arbeiten, welche der Rechtsprechung einen wesentlichen Nutzen brachten.

Werden nun die bisher geschilderten Phasen der Justizgesetz-Literatur im Allgemeinen durch das Bestreben, dem dringendsten Bedürfniß der juristischen Praxis und der interessirten Laienwelt zu genügen, und in Folge dessen mehr durch compilatorische Betriebsamkeit als durch wissenschaftliche Vertiefung gekennzeichnet, so stehen wir jetzt an der Schwelle einer neuen Epoche, in welcher statt der mechanischen Ausbeutung der Motive und Protokolle ein Eindringen in den geschichtlichen und juristischen Charakter der neuen Grundsätze sich bemerklich macht; keine Commentare mehr, dafür systematische und rechtsgeschichtliche Arbeiten. Daß diese Methode der wissenschaftlichen Auslegung, Ergänzung und Fortbildung des neuen Rechts eintreten würde, nachdem dasselbe in den Gerichtshöfen heimisch geworden und in seinen Wirkungen auf den Rechtsverkehr und das Rechtsstudium einigermaßen zu übersehen war, konnte nach dem gegenwärtigen Stande der juristischen Forschung nicht zweifelhaft sein. Aber es ist mit Freude zu begrüßen, daß sich hierin ein unerwartet reger Wetteifer entfaltet. Schon jetzt besitzen wir eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, die sich auf einem wesentlich höheren Niveau bewegen als die landläufigen Commentare und Systeme und die das Verständniß und die Erkenntniß der neuen Rechtsbildungen zu fördern wohl geeignet sind. Einen nicht geringen Impuls hierzu hat offenbar die Rechtsprechung des Reichsgerichts gegeben, dessen Ent-

scheidungen gleichermaßen durch musterhafte Klarheit der Darstellung wie durch wissenschaftliche Tiefe ausgezeichnet sind.

Am erfreulichsten aber ist für uns die Wahrnehmung, daß diese Literatur zum allergrößten Theile nicht von zünftigen Gelehrten, von Akademikern, sondern von praktischen Juristen ausgeht. Wenn die deutschen Justizgesetze keinen anderen Erfolg aufzuweisen hätten, als den: in der richterlichen Welt eine lebhaftere literarische Strömung hervorgebracht und Praxis und Theorie zu fruchtbringender Thätigkeit in der Rechts-Findung und -Forschung vereinigt zu haben, — so wären sie schon um dieses einen Erfolges willen ein unvergängliches Werk!

Julius Weil.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Ruy Blas" von Marchetti. Glucks „Alceste". Die Gebrüder Grünfeld. Die Schwestern von Bulovski.

An einem und demselben Abende wurde „Ruy Blas" von Marchetti im Victoriatheater von der italienischen Operngesellschaft und Glucks „Alceste" neu einstudirt im königl. Opernhause gegeben. Die erstere ist die einzige neuere italienische Oper, welche sich neben den Verdi'schen auf der Bühne erhalten gekonnt hat. Alceste ist die erste Gluck'sche Oper, mit welcher der Reformator der dramatischen Musik seine Principien thatsächlich verwirklichte. Seine Widmung an den Großherzog, die darin gegebene Darstellung seiner Grundsätze bildet das erste Glied jener unendlichen Kette von Artikeln, welche seither geschrieben worden sind über die Frage, ob die Musik die Gefühle unverkennbar auszudrücken im Stande ist oder nicht. Wir können hier diese Frage nicht behandeln, weil sie nicht Gegenstand einer blos gelegentlichen Erörterung sein darf, sondern jedesmal gründlich von allen Seiten geprüft werden muß, und daher eine Studie für sich verlangt. Nur auf die eigenthümliche Erscheinung wollen wir hinweisen, daß Gluck und Wagner, die beide für den unverkennbaren Ausdruck der Gefühle durch die Musik eintraten, zu gleicher Zeit die Unterordnung der Musik unter das Wort als Grundsatz festhalten. Soll also das Wort den Inhalt der Gefühle erklären, wie steht es dann mit der Unverkennbarkeit des musikalischen Ausdrucks? Es ist auch bezeichnend, daß Gluck sogar für die Arie im Orpheus Che faró senza Euridice diese vollständige Ausdrucks-wiedergabe beansprucht, eine Arie, von der selbst große Verehrer des Meisters nicht mehr behaupten, daß sie als Muster gelten und nicht auch einem ganz anderen Texte angepaßt werden könnte. Sei dem nun wie immer, Alceste ist ein herrliches Werk, trotz der unvermeidlichen Einförmigkeit, welche schon im Texte selbst begründet liegt. Die Chöre (namentlich ein Doppelchor, der den Tod der Königin betrauerte), das Orakel (dessen Motiv bekanntlich auch im Don Juan aus dem Munde der Reiterstatue des Gouverneurs ertönt), die Arie des Admet und eine der Alceste sind ganz wunderbare Stücke, und werden erhebend wirken, so lange die Menschen sich am Schönen, das aus den geläuterten Empfindungen hervorgeht, erfreuen werden. Es war ein verdienstliches Werk der königl. Intendanz, daß sie das Werk, so sorgfältig einstudirt, wieder vorführen ließ. Frau von Voggenhuber und Herr Niemann boten vollendete Leistungen. Auch die Träger der anderen Rollen, sowie die Chöre und Orchester waren vorzüglich.

Was nun „Ruy Blas" betrifft, so müssen wir bekennen, daß trotz unserer sehr willigen Anerkennung der Schönheiten italienischer Musik der große Erfolg dieser Oper uns nicht recht erklärlich ist. Seit beinahe zwölf Jahren ist sie überall gegeben worden, wo italienische Operngesellschaften auftraten, hat dem Verlagshause eine ganz enorme Summe, dem Componisten, wie man uns versichert, über 200,000 Mark eingebracht; wir führen diese Ziffern an, weil sie den Ausdruck „großer Erfolg" am besten bekräftigen. Der Text ist nach dem gleichnamigen Drama von Victor Hugo verfaßt. In diesem hat der geniale französische Dichter die denkbar spaßhafteste Idee höchst ernsthaft, und bis zu einem gewissen Grade wirksam behandelt. Der Kammerdiener des spanischen Grande Don Sallust ist in die Königin verliebt. Der große Herr, den die tugendhafte Herrscherin wegen leichtsinniger Streiche vom Hofe verbannt, entdeckt die Leidenschaft seines Dieners, läßt ihn als seinen Verwandten bei Hofe einführen: der Held gewinnt in allen Ehren die Huld der Monarchin, wird Minister, ist ein Muster von Staatsmann, steigt immer höher. Die Sympathie zwischen ihm und der Königin (der König ist immer auf der Jagd) wird zuletzt etwas wärmer, als die Regeln der Tugend auf die Länge erlaubten. Da erscheint der Don Sallust plötzlich, will die Königin verderben, ihre Liebe zu seinem Kammerdiener der Oeffentlichkeit verkünden; doch Ruy Blas ersticht ihn, vergiftet sich, und die Ehre der Königin ist gerettet, wenigstens fällt der Vorhang darüber, ohne daß die dumme Frage, was der Hof den andern Tag zu dem dénouement sagen wird, weiter zur Erörterung kommt. Da nun selbst der edle Mendelssohn eine Ouvertüre zu „Ruy Blas" geschrieben, kann dem italienischen Komponisten kein Vorwurf erhoben werden, daß er den Stoff gewählt hat. Wenn man einmal bei dem Unsinn eine halbe Stunde sitzen geblieben ist, so gewöhnt man sich, und erkennt, daß es an Bühnenknalleffecten nicht fehlt.

Die Musik des Herrn Marchetti enthält ein paar hübsche Nummern, und ist ja auch hier und da gut gearbeitet. Aber im Ganzen erhebt sie sich, wenigstens für uns, nicht über einen gar nicht hohen Plan, und, wie schon gesagt, der unleugbare Erfolg ist uns nicht erklärlich. In Berlin war auch die Aufnahme eine unseren Ansichten entsprechende, mittelgute. Das Publicum ließ die Leistungen der Sänger gerne gelten, blieb aber in gemäßigter Temperatur. Signora Turolla, von der wir schon gesprochen haben, erntete den lebhaftesten Beifall. Signor Corsi in der Titelrolle bewährte sich als sehr guter bühnenerfahrener Sänger, hätte aber wohl etwas leidenschaftlicher sein können. Signor de Bernis, der im letzten Momente die schwere Rolle des Don Sallust übernommen hatte, führte sie in sehr lobenswerther Weise durch. Die Operngesellschaft ist nun abgereist, ihre Leistungen verdienten bessern Besuch; wie es scheint, hat die verfehlte Anordnung viel beigetragen zum Geldmißerfolge.

Die letzten Wochen brachten unter Anderm drei Familienconcerte: die Schwestern von Asten, die Schwestern von Bulovski, die Gebrüder Grünfeld. Die Leistungen der ersten und der letztgenannten sind bekannt, wir haben nur zu bemerken, daß der Pianist in der Tonschönheit und der außerordentlich glänzenden Technik seit einem Jahre noch höher gegangen ist. Die jungen Fräulein v. Bulovski, Geigerin und Pianistin, sind höchst anmuthige Erscheinungen, die im Salon besser wirken als im Concertsaale, wo mehr Kraft nothwendig ist. Was nun die sehr vielen anderen Virtuosen-Concerte betrifft, so erlaube der freundliche Leser, daß wir ihm eine Erinnerung aus unseren Knabenjahren erzählen. Im Leopoldstädter (jetzigen Carl-) Theater ward eine Parodie gegeben „Robert der Teufel" von „Mehren-Bären". Als Prinzessin Isabella erschien die älteste Schauspielerin der Bühne, die sonst die Mamsel Kiekebusch in den Schleichhändlern gab. Die Musik begann das Ritornell der Gnadenarie, Isabella tritt vor, denkt nach, und sagt: „Wenn ich mir's recht überlege, ich habe mich mit der Musik so viel geplagt warum soll ich so viel andere gute Leute damit plagen?" Und so sagen wir: haben uns die Concerte von X. Y. Z. so sehr geplagt, was sollen wir noch so viele gute Leser damit behelligen?

H. Ehrlich.

Notizen.

Die parlamentarische Situation Preußens und Deutschlands, schon dem Eingeborenen oft schwer verständlich, ist für das Ausland ein Buch mit sieben Siegeln. Aus dem Verfassungsconflicte, wie er in den ersten Wochen des Jahres zu drohen schien, ist nichts geworden. Der Januarerlaß mit allem Staub, welchen die dadurch veranlaßte Polemik aufgewirbelt, hat nur noch ein historisches Interesse. Rathlos betrachtet die europäische Galerie unsere inneren Kämpfe und wird nicht klug daraus. Der Deutsche läßt sich theoretisch viel gefallen. Bedenkliche Vorgänge, die anderswo eine heillose Verwirrung stiften würden, gehen hier nach einiger Zeit spurlos vorüber. Man läßt die Vertreter der Regierung im Reichstage oder in den Kammern schelten, die Officiösen secundiren, aber die gouvernementalen Vorlagen werden abgelehnt und

Neuwahlen liefern dieselbe wenig handliche Majorität. Diese kühle, auf die Sache gerichtete Opposition, ohne sonderliches Pathos und theatralische Attitüden, entbehrt des dramatischen Effects und fesselt deswegen die Aufmerksamkeit der Zuschauer jenseits der Grenzen nur in ziemlich bedingtem Maße. Was diese von uns denken, so lange sie Deutschland respectiren müssen, kann uns am Ende gleichgültig sein. Aber es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß unsere endlos hingezogenen Streitigkeiten den Franzosen und Engländern langweilig erscheinen. Vom Tabacksmonopol nebst Zubehör mögen sie nichts mehr hören. Unbegreiflich ist ihnen, wie sich die Einen dafür enthusiastisch begeistern, die Anderen davor entsetzen können. Die guten Leute wissen nicht, was auf dem Spiele steht, daß mit dem Monopol der Rest des parlamentarischen Einflusses, der finanziellen Controle der Volksvertretung verloren gehen würde, von den wirthschaftlichen Einbußen ganz zu schweigen. Wo eine aus der Majorität der Kammern hervorgegangene Regierung als der Ausdruck des nationalen Willens vorhanden, da ist die Verfügung über Einnahmen, die sich dem öffentlichen Zügel mehr oder weniger entzieht, an und für sich ausgeschlossen. Bei uns sind die Dinge verwickelter, die Elemente der Macht ganz anders vertheilt. Jede zu große Vermehrung der Regierungsgewalt ist daher ein wohl zu überlegender Schritt, der in den meisten Fällen besser ungethan bleibt. Die heimische correcte Finanzverwaltung mag über jede Anfechtung erhaben sein, aber man versteht, daß die Wähler nicht leichten Herzens eine ohnehin gewaltige Herrschaft noch mehr ausstatten und stärken wollen. Seltsam bleibt es inzwischen, daß all unser gegenwärtiges Dichten und Trachten auf das künftige Schicksal des Tabacks gerichtet ist. Kirchenpolitische Fragen, Verwendungsgesetze und Steuererlasse, angeblich religiöse Materien also und socialpolitische heikler Natur verquicken sich sammt und sonders mit dem Problem des Monopols, das uns auch noch gelegentlich eine Auflösung des Reichstags und eine erhitzte Wahlbewegung einbringen kann. Es fehlte nicht viel, daß interessirte Kreise auch die auswärtigen Complicationen damit in Verbindung brachten. In fragwürdiger Weise wurde dort geflüstert, die officiöse Erregung über Skobeleffs der deutschen Nation gespendete Schmeicheleien und die ihm heimlich gewährte Ignatieff'sche Unterstützung solle einen gespannten Zustand vorbereiten, welchen man nöthigenfalls bei den Neuwahlen zu Gunsten der reichskanzlerischen staatsökonomischen Projecte verwerthen möchte. Das war natürlich eine sehr gewagte Vermuthung, aber immerhin charakteristisch für die ausländischen Urheber der Conjectur, die sie in Umlauf setzten und die ohnehin auf eine Abschwächung des Eindrucks, welchen die panslavistischen Hetzereien hervorgebracht hatten, angewiesen waren. Diese haben indessen durch die nahezu gelungene östreichische Niederwerfung des bekannten Aufstandes einen Schlag erhalten, von welchem sie sich sobald nicht erholen werden. Man hatte dem aufgeblasenen russischen Schwadroneur, denn eine andere Bezeichnung verdient er nicht, mit den Kriegsbefürchtungen, welche man an seine von Deutschenhaß geschwollenen Redensarten geknüpft, von vorn herein eine durchaus unverdiente Ehre angethan. Wollen die Russen durch eine ungesunde Aufregung ihre Rubel auf zwei Mark und noch weiter herunterbringen, so ist das ihre Sache. Daß aber auswärtige Börsen ihre soliden Fonds durch einen hergelaufenen, in eine noch obendrein jetzt sehr geschmacklose Uniform gekleideten Massenredner, wenn auch nur in vorübergehender Weise entwerthen ließen, hat einmal wieder die bodenlose Urtheilslosigkeit der sich so klug dünkenden Finanzwelt offenkundig dargelegt. Das revolutionär durchwühlte Rußland wird noch für lange Zeit nach außen hin ohnmächtig sein und nur eine scharfe Ueberwachung seiner slavophilen Umtriebe auf der Balkanhalbinsel erheischen. Auch soll ja Skobeleff nun doch neuerdings einen kaiserlichen Verweis erhalten und seine oratorischen Missethaten in gar nicht heroischer Weise auf das Conto einer unzurechnungsfähigen Inspiration gesetzt haben, die bei den Russen nicht ungewöhnlich ist, überall jedoch für wenig respectabel gilt. Jetzt werden wohl selbst die schwachmüthigsten Geister an Frieden glauben. Der Orient andererseits beruhigt sich, und auch der angekündigte Gedankenaustausch der Mächte wegen Aegyptens, von welchem man Weiterungen befürchtete, hat sich bis jetzt nicht dringlich erwiesen, läßt jedenfalls auf sich warten. Ein sarkastischer Beobachter wollte das allerdings dadurch erklären, daß, um Ideen auszuwechseln, solche vorhanden sein müßten, was bei derartigen Vorkommnissen nicht immer der Fall sein soll.

* * *

Der Abend zu Hause von Hieronymus Lorm. Berlin, A. Hofmann & Comp.

Lorm hat sein Buch in drei Bücher eingetheilt und berichtet in dem ersten: „Aus der Ernte des Lebens". Als Einleitung gibt er Aphorismen über „das betrachtende Verweilen", er nennt es den „contemplativen Lebensgenuß" und erkennt darin eine gewisse Wollust der individuellen Freiheit. Der Verfasser erscheint uns hier als Quietist; er preist den Zauber der Ruhe: „Vergnüglich wäre schon der Gedanke in einer schönen großen von Herrlichkeiten umgebenen, von Genüssen erfüllten und von manchen weisen Menschen bewohnten Stadt leben zu können, in welcher es trotz dem Allen keine Zeitung gibt!" Aber sein Quietismus hat nichts gemein mit der Lässigkeit in der Pflichterfüllung, oder der Unthätigkeit des Geistes, er ist einzig die Ruhe jeglicher Leidenschaft, und mit dieser Ruhe spricht Lorm über Vorgänge aus dem unmittelbaren Leben und beleuchtet uns literarhistorische und philosophische Fragen und Gegenstände. Wir wollen nicht behaupten, daß wir durchweg seiner Ansicht sind, oft aber stehen wir geradezu vor Frappantem und stets vor Geistvollem, so daß uns auch das Opponiren wie eine Lust erscheint. Nur dieser Mann, der mit fast geschlossenem Auge in seinem stillen Zimmer sitzt, dem meistentheils blos durch das Medium einer wunderbar geübten Fingersprache von den Seinigen der Inhalt ganzer Werke zugänglich gemacht wird, hat sich das empfänglichste Schönheitsgefühl, das lebhafteste Gemüthsinteresse gewahrt und eine immense Belesenheit erworben, — das Alles befähigt ihn, den Dingen dieser Welt gegenüber einen festen Standpunkt einzunehmen, der mindestens immer motivirt und originell ist. So spricht er uns über: „Weibliche Schönheit und weibliches Talent", den Satz beweisend, daß es wirkliches Glück gibt, daß Frauenschönheit ein unbeschreibliches Glück ist, noch unbeschreiblicher, als das Glück überhaupt, daß aber zum Genusse dieses Glückes es auch eines Talentes bedarf. Es muß die Frau den Geist ihrer Schönheit haben, „d. h. gerade nur so viel, als nöthig ganz und voll und ausschließlich ihren Zauber zur Erscheinung zu bringen, den einzigen echten, unter dem armseligen Flitter des Menschenlebens!" — Einen „Feind der Weltgeschichte" läßt er das Dogma donnern: „Was man als Weltgeschichte erzählt, sind immerwährende Wiederholungen, denen nur wechselnde Zeitmomente und veränderte Namen die Neuheit anlügen." Durch die „Vergessenen Thatsachen" kommt er dann selbst zu dem Schluß: „daß wir an der Weltgeschichte nicht die wahre Chronik des Menschlichen besitzen", diese Erkenntniß auf solche Begebenheiten beschränkend: „die entweder den Charakter mächtiger Herrscher über Länder und Reiche ans Licht gezogen haben, oder große Volksbewegungen begleiteten, mitbestimmten und sogar erst ermöglichten. Solche Begebenheiten fallen aus dem Kreise der allgemeinen Zustände, innerhalb deren sie stattfanden, heraus und würden als ihre eigentlichen Denkmäler über sie emporragen — wenn sie von der weltgeschichtlichen Chronik beobachtet worden wären."

Und so stellt er über das Verschiedenste seine sinnigen Betrachtungen an, ohne jede Weitschweifigkeit, gewürzt mit unterhaltenden Geschichtchen und charakteristischen Anekdoten, uns immer zum Nachdenken anregend und neue Beweise für seine staunenswerthe Belesenheit und sein wunderbares Gedächtniß darbietend, das ihn beispielsweise citiren läßt, was er vor wohl 50 Jahren gelesen. Besonders bedeutungsvoll erscheinen mir seine Betrachtungen über „Moderne Mädchen". Er wirft die Frage auf: „Wäre es nicht besser die Töchter heutzutage, statt für die Ehe, für das Ledigbleiben zu erziehen?" Nicht von der materiellen Seite faßt er diese Frage an, nicht um die Versorgung des Weibes handelt es sich ihm dabei, sondern den Seelenzustand der modern erzogenen Mädchen faßt er ins Auge, die da warten und warten, ob nicht ein Freier kommt, denen das Ledigbleiben nicht nur wie ein Unglück, sondern auch wie eine Schmach erscheint! Immer bitterer werden dann die heimlich geweinten Thränen, bis sie endlich versiegen, und ihr Stolz und ihre Herbigkeit in den Stimmungen des Gemüths, im Charakter und selbst in den Gesichtszügen absetzen. Eine Ehefeindin wird das Mädchen niemals werden — was liegt also für eine Gefahr darin, es in Grundsätzen zu erziehen, durch die es, ledig geblieben, zu einer Seelenschönheit gelangt, an die Andere glauben, weil Neid und Furcht ausgeschlossen sind, und durch die es selbst zur Zufriedenheit gelangt? — Dann ist auch auf den letzten Aufsatz: „Deutscher Pseudo-Cultus" besondere Aufmerksamkeit zu lenken. Hier ist von dem „Götzendienst mit den Heroen abgethaner Literaturepochen" die Rede. Es geht,

nach meinem Dafürhalten, ein wenig zu weit, wenn Lorm behauptet: die „Ueber-Literatur" (d. h. die Literatur über unsere Geistesheroen) beruhe „auf einem der gemeinsten Züge der menschlichen Natur, auf der scandalsüchtigen Neugier, wie es im Privatleben öffentlicher Charaktere aussehen mag". Immerhin aber steht fest, daß man seit vierzig Jahren mehr „über" als „in" Goethe liest und dadurch nicht befördert, sondern gehindert wird, daß die Ideen und Weltanschauungen unserer vornehmsten Geister in Fleisch und Blut der Nation übergehen. Und wenn Lorm zum Schlusse klagt: „daß dem stupiden Götzendienst zu Füßen der todten Schriftsteller ein stumpfsinniges Ignoriren der zeitgenössischen Literatur zur Seite geht", so wird man der Klage Berechtigung nicht versagen können, wenn man auch die Befürchtung nicht theilt, daß diese Consequenzen leicht dahin führen können „die Deutschen zum letzten Rang unter den Culturvölkern herabzudrücken". — Im Anschluß an dieses erste Buch erwähne ich des dritten, das uns: „Philosophische Unterhaltungen" bringt, weil für diese dieselben Gesichtspunkte, aus denen wir die oben genannten Aufsätze voll und ganz gewürdigt, gleichfalls gültig sind. Tiefgehende philosophische Speculationen gelangen auch hier nicht zum Ausdruck, auch hier handelt es sich um „betrachtendes Verweilen" nur weniger bei positiven, als bei abstracten Fragen. In seinen „Aphorismen über das weibliche Problem" kommt auch Lorm zu keinem eigentlichen Resultat. Daß er, der Philosoph des Optimismus, ohne Grund für die Fragstellung besonders ideelle Anschauungen gelten läßt, wird Alle, die seine Schriften kennen, nicht Wunder nehmen. Am besten von diesen sinnvollen, geistreichen „Unterhaltungen" behagt mir die letzte, in der über den „Spiritismus" gesprochen wird, und Sätze verkündet werden, deren absolute Gültigkeit erhebend überzeugt. — Das zweite Buch seines Werkes hat Lorm „Maculatur-Studien" genannt. Er gibt uns hier eine Uebersicht der belletristischen Literatur, wie sie um das Jahr 1830 im Schwunge war, aber nur derer gedenkend, die heute schon längst zu den „Ungelesenen" gehören, und deren Namen doch einst bekannt genug gewesen, um ihre Bedeutung für die Zeitgenossen vorauszusetzen. Er nimmt sich vor, nicht etwa noch nachträglich den einzelnen Büchern kritisch gerecht zu werden, sondern nur darzuthun, was den Vätern und Großvätern den Lesegenuß geboten, um hierdurch zu einer Vergleichung alter und neuer Zeit und einer Bemessung der Geschmacksveränderung zu gelangen. — Ich gestehe offen, daß ich diese Absicht Lorms nicht in ganz entsprechender Weise durchgeführt gefunden habe. Zunächst sind viele der Namen und der Bücher doch nicht so „verklungen und verthan" als Lorm voraussetzt, und außerdem unterbricht hier die abwägende Stimme des Kritikers dennoch häufig das „betrachtende Verweilen". Voll und ganz müssen wir dagegen die fein-geistige Art, die literar-historische Kundigkeit anerkennen, in der Lorm uns die Sonderheit der Einzelnen verstehen läßt und in gedrungenen Zügen uns das Charakteristische ihrer Hauptwerke vors Auge führt. Mit Fug und Recht kann man dieses Buch Hieronymus Lorms zu seinen reifsten und werthvollsten Schöpfungen zählen.

Albert Weigert.

* * *

Gedichte von Ferdinand Saar. Heidelberg 1882, Weiß. — Der feinsinnige Poet des „Innocens", der gewaltigen Tragödie „Heinrich IV." und anderer werthvollen Novellen und Dramen gibt hier die unseres Wissens erste Ausgabe seiner Gedichte heraus. Da ist Alles unmittelbar, echt, wahr. Ein edler Mannesernst spricht aus jeden Zeilen, die oft vom heiligsten Zorne erfüllt sind. Wider den Pessimismus kämpft er tapfer, wenn auch nicht immer glücklich, und zumal in den Zeitgedichten und in der Nänie über die moderne Kunst:

„Todt ist die Kunst!
Todt — ob auch ein Heer von Dichtern
Skandirende Hände regt —"

verfällt er offenbar der Schwarzseherei. Seine eigenen Gedichte beweisen schon, daß die Kunst nicht todt ist. Zwar singt er:

„Großen Zielen zugewendet
Hab ich Größres nur bedacht —
Ach, wie wenig ward vollendet,
Ach, wie wenig ward vollbracht, —"

aber das Wenige, das Saar producirt hat, ist gut und oft vollkommen. Daß der Dichter übrigens nicht nur über trübe Grundtöne verfügt, sondern auch in wehmüthiger Freude zu singen versteht, beweist das herrliche Gedicht: Letzte Liebe.

„Schon ist der Tag uns im Verglühen,
In letzter Schönheit prangt Dein Leib;
Der Herzen allerletztes Blühen
Ist unsrer Liebe Glück, o Weib.
— — Und jede Freude dieses Lebens
Soll noch durch unsre Seele gehn;
Wir wollen sie entzückten Bebens
Noch ganz genießen und verstehn."

* * *

Den exotischen Liebhabereien unseres Lesepublicums leistet A. Hartlebens Verlag Vorschub mit seinem vor einigen Tagen erschienenen Bändchen: „Ausgewählte Novelletten von Alexander L. Kielland". Der junge norwegische Dichter, welcher sich mit seinem Roman „Garmann und Worse" in die erste Reihe der nordischen Poeten stellte, hat freilich schon Besseres geschrieben, als diese in ihrer Knappheit doch ziemlich anspruchsvollen Novelletten oder besser: Genrebilder, bei denen uns zumal der pessimistische, unfreundliche und unsympathische Grundton nicht recht behagen will. Die Ausführung ist durchgängig sehr fein, zart, oft sogar etwas geziert. Am besten gefiel uns neben dem Seeluft und Matrosenhumor athmenden Schwank: „Von einem Schiffe" die kleine Studie: „Liebe und Ehe" mit ihrer Kleinmalerei des ehelichen Lebens im Land Norge und dann die Erzählung: „Der Pfarrhof", eine poetisch abgedämpfte, ergreifende Skizze einer im Grunde ziemlich banalen Verführungsgeschichte. Hier zeigt sich vor Allem Kiellands eigenartige Kunst, die stille, unfruchtbare, grandiose Natur seiner Heimat mit seinem Humor aufzufassen und wiederzugeben. Dickens schilderte sie auf verwandte Weise. Die übrigen Geschichten sind unbedeutender und lohnten schwerlich eine Uebersetzung. Diese selbst, aus der Feder von Jos. Cal. Poestion, liest sich, bis auf einige Anstriacismen, ganz vortrefflich.

* * *

Erinnerungen aus meinem Leben von Arthur Grafen von Seherr-Thoß. Berlin 1881, Gebr. Paetel.

Ungleich den Publicationen anderer Politiker und verfloffener Staatsmänner (nomina sunt odiosa) haben diese Erinnerungen, obschon die Begebenheiten seines Lebens den Herrn Verfasser vielfach mit leitenden Persönlichkeiten, insbesondere auch von 1862 bis 1869 mit dem damaligen Herrn bez. Grafen von Bismarck in nähere Berührung brachten, keinerlei Berichtigungen oder Recrimination hervorgernfen. Man wird deshalb den Schlußworten des Erzählers: er glaube nicht durch Wiedergabe dieses Theils seiner Erlebnisse sich schwerer Indiscretion gegen jene Personen schuldig gemacht zu haben, unbedenklich beistimmen und auch seiner weiteren Bemerkung, daß das Erzählte in den hohen Regionen längst bekannt sei und seine Veröffentlichung Niemandes archimedische Kreise störe, Glauben beimessen dürfen. Die wechselvollen Schicksale des mehrmals mit einem sichern Tode bedrohten Verfaffers geben überdies dem Büchlein einen romanhaften Reiz.

* * *

Catalogne illustré du Salon 1881, publié sous la direction de F. G. Dumas, Paris, C. Baschet. Von diesem dritten Jahrgang geht uns soeben die zweite Auflage nebst einem Supplement zu. Der stattliche Band enthält mehr als ein halbes tausend durch Lichtdruck vervielfältigte Zeichnungen und Skizzen von der Hand der ausstellenden Künstler. Zeichnungen und Reproductionen sind gleich sorgfältig und echt künstlerisch ausgeführt; zumal unter den Landschaften befinden sich einige meisterhafte Illustrationen. Man erhält aus diesem Buche ein genügendes und durchaus imponirendes Bild von der Physiognomie des vorjährigen „Salon"; ein Katalog der Ausstellungsobjecte und ein Verzeichniß der Künstler vervollständigen den Eindruck. Der letztes Jahr zum ersten Mal ausgegebene Katalog der Berliner akademischen Kunstausstellung braucht jedenfalls noch ein Weilchen, bis er sich mit seinem älteren Pariser Collegen wird messen können.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Frühzeitige **Anmeldung** des Abonnements geboten, damit die Zustellung des „Berliner Tageblatt" vom **1. April ab** pünktlich erfolge.

Circa **70 Tausend** Abonnenten.

Auf Wunsch **Probenummern** gratis und franco.

Berliner Tageblatt

nebst seinen 3 werthvollen Beiblättern

illustrirtes Witzblatt: **„ULK"**, illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt: **„Deutsche Lesehalle"** und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft"**,

Man abonnirt bei allen Reichs-Postanstalten **pro II. Quartal** zum Preise von nur **5 M. 25 Pf.** für alle **vier** Blätter zusammen.

wurde in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Die besonderen Vorzüge des „Berliner Tageblatt", denen dasselbe die großen Erfolge zu verdanken hat, sind:

Täglich zweimaliges Erscheinen als Morgen- und Abendblatt,
wovon Letzteres bereits mit den Abendzügen befördert wird und womit den Abonnenten außerhalb Berlins sehr gedient ist.

Freisinnige, von allen speziellen Fraktionsrücksichten unabhängige, politische Haltung,
die dem „Berliner Tageblatt" es gestattet, zu jeder einzelnen Frage sein objektives Urtheil freimüthig abzugeben.

Zahlreiche Special-Telegramme von eigenen Correspondenten an den Haupt-Weltplätzen,
durch welche das „Berliner Tageblatt" mit den neuesten Nachrichten allen anderen Zeitungen voran zu eilen im Stande ist.

Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstags.
Eine kurzgefaßte resumirende Uebersicht folgt den Verhandlungen bis kurz vor Beginn des Drucks des Abendblattes.

Vollständige Handelszeitung, sowohl die Börse als den Produkten- und Waarenhandel umfassend
nebst einem sehr **ausführlichen Kurszettel** der Berliner Börse, ebenfalls bereits in der Abend-Ausgabe.

Vollständige Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Ausloosungen
der wichtigsten Loospapiere, sofort nach erfolgter Ziehung.

Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte vom selben
Tage erscheint bereits in der Abend-Ausgabe, womit sich das „B. T." den ungetheilten Beifall seiner Leser erworben hat.

Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen,
die durch das Bedürfniß nach einer **unterhaltenden** und über die Tagesereignisse orientirenden Lektüre täglich befriedigt.

Theater, Kunst und Wissenschaft finden im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt"
sorgfältige Behandlung, meistens in geistvoll geschriebenen Feuilletons hervorragender Schriftsteller; auch erscheinen darin die **Romane u. Novellen unserer ersten Autoren**, so veröffentlicht das Berliner Tageblatt im Laufe des 2. Quartals einen neuen **höchst spannenden Roman** in 3 Bänden:

„Im Sonnenschein" von Ludwig Habicht.

Die illustrirte belletristische Zeitschrift „Deutsche Lesehalle", welche allen Abonnenten
des „B. T." gratis geliefert wird, erfreut sich wegen des sorgfältig gewählten, gediegenen Inhalts der größten Beliebtheit der Leser.

Die „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft",
welche jetzt allwöchentlich erscheinen und mit guten **Illustrationen** versehen sind, finden in den interessirenden Kreisen die lebhafteste Anerkennung und können den besten Fachblättern zugezählt werden.

Das „Berliner Tageblatt" ist die einzige Zeitung, welche ein illustrirtes Witzblatt ihren Abonnenten gratis liefert.

!!! Interessanteste Wochenschrift !!!

Deutsches Montags-Blatt.

Diese durch und durch **originelle** literarisch-politische Wochenschrift, welche die **hervorragendsten** deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, literarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im **„Deutschen Montags-Blatt"** unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren. Belletristische Feuilletons und Humoresken sorgen für die Unterhaltung der Leser.

Diese literarisch-politische Zeitschrift ersten Ranges, welche am **zeitungslosen** Tage, dem Montag, erscheint, verbindet die Vorzüge einer unterhaltenden und anregenden **Wochenschrift** mit denen einer wohlinformirten, reich mit **Nachrichten** aus erster Quelle ausgestatteten **Zeitung**, und so entspricht das **„Deutsche Montags-Blatt"** in seiner Doppel-Natur einem **entschiedenen Bedürfniß des gebildeten Lesepublikums**, wofür die große Verbreitung den besten Beweis liefert.

Alle **Reichspostanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Abonnements zum Preise von **2 Mark 50 Pf.** pro Quartal entgegen. Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1304** der Post-Zeitungs-Preisliste pro **1882.** **Probenummern** versendet **gratis** und **franco** die Expedition des **„Deutschen Montags-Blatt", Berlin SW.**

Hierzu Beilagen der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und der Verlagsbuchhandlung Alphons Dürr in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 13. Berlin, den 1. April 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Italien und das Papstthum. Von Capitolinus. — Eine Entdeckungsfahrt in Südamerika. Von Friedrich von Hellwald. — **Literatur und Kunst:** Eine Begegnung. Von Wilhelm Jensen. — Religion und Kunst. Von Eduard von Hartmann. — Ein Deutscher über Frankreich. Von Alphonse Daudet. — Vischers Lyrische Gänge. Von Theophil Zolling. — Der Traum-Talisman. Ein Märchen von Ludwig Anzengruber. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Noch einmal die Genesis des Darwinismus. Von Otto Zacharias. — Inserate.

Italien und das Papstthum.

Als Italien im Jahre 1870 Rom einnahm und der heilige Stuhl die weltliche Herrschaft verlor, boten sich dem jungen Einheitsstaate zwei Wege dar, um seine Zukunft dem Papstthum gegenüber zu sichern. Der erste bestand in der weit über die Grenzen Italiens hinausgreifenden Auffassung seiner Aufgabe, als einer welthistorischen, welche mit der Eroberung der ewigen Stadt nicht allein die Vollendung des neuen Staates anstrebte, sondern gleichzeitig als Apostel der religiösen und politischen Freiheit die Vernichtung des Papstthums im Auge hatte. Der zweite war dem Anscheine nach geebneter; sein Ziel war der Besitz Roms nur als Hauptstadt des neuen Reichs. Derselbe hatte einen ausschließlich national politischen Charakter, dessen Begrenzung von vornherein jeden reformatorischen Gedanken hinsichtlich des Papstthums ausschloß.

Beide Wege hatten unter den Italienern ihre Anhänger. Die Radicalen wollten mit der Eroberung Roms das Papstthum vernichten oder dasselbe mindestens aus Italien vertreiben. Sie hielten die Fortdauer des Papstthums verhängnißvoll für die freiheitliche Zukunft ihres Vaterlandes; dieser Anschauung entsprangen die garibaldinischen Feldzüge gegen Rom, welche zu Aspromonte und Mentana einen blutigen, unglücklichen Ausgang nahmen. Im Grunde waren es also auch bei den Radicalen nur politische und nicht religiöse Ziele, welche ihre Handlungen bestimmten. Sie wollten das Papstthum nicht zerstören, um eine welthistorische Mission zu erfüllen, sondern nur um die politische Freiheit zu gewährleisten. An eine religiöse Reformation dachte unter den Radicalen Niemand. Die heidnische Ära, in welcher sie zehn Jahre später auf dem Schlachtfelde von Mentana, diesem denkwürdigen kleinen Orte vor den Thoren Roms, wo die weltliche Macht der Päpste durch die daselbst erfolgte Begegnung Karls des Großen mit Leo III. ihre erste Kräftigung und 1867 durch Garibaldi den ersten Todesstoß erhielt, die Gebeine ihrer Chassepotmärtyrer betteten, veranschaulicht diese Auffassung in kennzeichnender Weise.

Bei dem neugebornen Staate, welcher die Klöster aufhob, die Priester wehrpflichtig erklärte, die theologischen Facultäten an seinen Universitäten abschaffte, die Kirchengüter einzog, durfte man nicht ohne Grund ähnliche Ansichten wie jene der Radicalen voraussetzen, als die Ereignisse von 1870 plötzlich zur Lösung der römischen Frage aufforderten. Der revolutionäre Zug in der Neugestaltung Italiens, die Siege des protestantischen Deutschlands über das katholische Frankreich mochten zu dieser Annahme berechtigen. Diese Annahme erwies sich sehr bald als eine irrige. Die Männer, welche damals am Ruder waren, betraten den zweiten oben angedeuteten Weg. Die religiöse Seite des Ereignisses trat auch bei ihnen in den Hintergrund; auch sie betrachteten wie die Radicalen das Papstthum nur als einen lokalen Uebelstand in der neuen Hauptstadt; aber weniger sanguinisch als die Radicalen, kam es ihnen gar nicht in den Sinn, den Papst aus Rom zu vertreiben. Sie berechneten als geborene Voltairianer lediglich die Unannehmlichkeiten, welche ihrer Regierung unter gewissen Umständen seitens der katholischen Großmächte bevorstehen konnten und suchten denselben, ohne sich um irgend welche Glaubensartikel zu kümmern, vorzubauen durch die nachher vielgenannten Garantiegesetze. Die große ideale Seite der Eroberung Roms, welche dieselbe als ein großes welterschütterndes Ereigniß in das Buch der Geschichte einzutragen versprach, schrumpfte daher zu einer jener Episoden zusammen, an denen die mittelalterliche Geschichte Roms so reich ist. Wie häufig hat man nicht die Päpste in den Händen bald dieses, bald jenes Adelsgeschlechtes gesehen, wie häufig waren sie nicht in gleicher Lage, wie der König Johann ohne Land? Statt Orsini oder Colonna zu heißen, nennt sich der gegenwärtige Machthaber König von Italien, welcher allerdings, den modernen Zeiten entsprechend, auch dem Papste gegenüber das Gesetz statt wie einst die Willkür herrschen läßt. Das ist der Unterschied zwischen heute und damals.

Diese Stellung, welche Italien dem Papstthum gegenüber eingenommen hat, entspricht vollkommen dem Charakter seines Volkes, welches sich für Religionsfragen durchaus nicht zu erwärmen vermag und daher dem Papstthum als kirchlicher Institution weder zu nützen noch wesentlich zu schaden versuchen wird. Auf die Rolle eines Reformators hat Italien also verzichtet. Religiöser Indifferentismus einerseits, religiöser, äußerer Formen bedürftiger Aberglaube ohne Fanatismus andererseits haben es dem Papste und dem Könige gestattet, zehn Jahre hindurch als friedliche Feinde ruhig nebeneinander zu leben, ohne sich gegenseitig übermäßig zu belästigen. Einem nicht neuen, aber kräftiger und energischer gewordenen Elemente innerhalb des Staates, welches dem Papstthum und der Monarchie gleich feindlich gesinnt ist, war es vorbehalten, den allmählich eingeschlummerten Groll von Neuem zur lichterlohen Flamme anzufachen.

Die Nacht vom 13. Juli, in welcher man die Leiche Pius IX. insultirte, war ein Werk dieser Elemente. Eine lange öffentliche Agitation in der radicalen Presse und in den Volksversammlungen gegen die Garantiegesetze war derselben vorhergegangen und folgte ihr nach. Die Regierung hatte sich den republikanischen Bestrebungen gegenüber seit mehreren Jahren als außerordentlich schwach gezeigt, so daß die Radicalen ungestraft Alles wagen durften. Die Radicalen wußten, daß sie eine Lawine ins Rollen brachten, deren unberechenbarer Weg ihre Zwecke nur

fördern konnte. Wer das am wenigsten begriff, war die italienische Regierung, hauptsächlich aber der Minister des Aeußeren, Mancini, welcher in einem wegen seiner crassen Unwahrheiten berühmt gewordenen diplomatischen Rundschreiben selbst die Fahrlässigkeit der italienischen Behörden ableugnete, die Ereignisse jener Nacht fälschte und, indem er dieselben den Clericalen ausschließlich in die Schuhe schob, die Radicalen als die Herausgeforderten entschuldigte und sie gewissermaßen dadurch ermuthigte, auf dem betretenen Wege fortzufahren. Der Minister Mancini vergaß dabei, daß das Garantiegesetz ein noch zu Recht bestehendes Staatsgesetz war. Seit jener Nacht hat der antipäpstliche Feldzug der Radicalen nicht mehr aufgehört. Eigentliche Bundesgenossen haben sie unter den andern Parteien in dieser Frage nicht, wenn man nicht die schuldvolle Schwäche der Regierung als einen solchen bezeichnen will. Die Mittel, die Kampfweise, welche sie in demselben verwenden, überschreiten häufig das Maß publicistischer Würde. Die Schmähschrift ist trotz Preß- und Garantiegesetz an der Tagesordnung. Kein protestantisches Land der Welt, welches auch Katholiken unter seinen Bürgern zählt, würde die rohen Beleidigungen, welche die radicale Presse in Rom tagtäglich gegen die vom Garantiegesetz souverän erklärte Person des Papstes schleudert, der gesetzlichen Ahndung entziehen. Die italienische Regierung hat dafür aber absichtlich weder Auge noch Ohr. Daß man den Minoritäten in einem freien Lande Manches nachsieht und nachsehen muß, ist begreiflich; daß man aber die bestehenden Gesetze und die Interessen der Majorität einer turbulenten Minorität vollständig unterordnet, welche ohne ein Hehl daraus zu machen darauf ausgeht, das Papstthum zu vernichten, nur um die Monarchie desto leichter stürzen zu können, ist seitens einer Regierung, welche überhaupt noch auf den Namen einer solchen Anspruch erhebt, nicht nur ein Fehler, sondern eine Schuld. Die italienische Regierung mag nach Belieben der Welt vorflunkern, daß die republikanische, die radicale Partei in Italien gefahrlos und ohnmächtig ist. Sie wird es nicht ableugnen können, daß die Partei stark genug war, um gegen den Willen des Cabinets die „römische Frage", welche man seit zehn Jahren für erloschen hielt, wieder ins Leben zu rufen. Erst seit dem 13. Juli beschreibt daher diese „römische Frage" eine neue Parabel; man fühlt allerseits, daß dieselbe ungelöst ist, aber über kurz oder lang gelöst werden muß. In Italien wie im Auslande hat die Frage eine unverkennbare Unbehaglichkeit hervorgerufen, welche sich auf die verschiedenste Weise geäußert hat.

Im Vatican hat man in Folge dessen behende zur Feder gegriffen, um die Frage, abgesehen von dem geheimen diplomatischen Ideenaustausch mit den katholischen Mächten, durch eine öffentliche Discussion wieder aufs Tapet zu bringen. Der Papst selbst hatte einen gewissen Antheil an dieser Preßcampagne. Man sah in Paris und Rom gleichzeitig Broschüren erscheinen, welche offenbar vom Vatican inspirirt waren.*) Als direct von Leo XIII. eingegeben kann man die „Il Papa e l'Italia" betitelte betrachten, welche in dem Satze gipfelt: „Papa sovrano in Italia indipendente," d. h. „der Papst muß Souverän sein im unabhängigen Italien." Der Verfasser dieser anonymen Schrift ist ein intimer persönlicher Freund des Papstes, den er häufig um Rath fragt und dessen Berufung — (Monsignore Rotelli ist jetzt Bischof in Montefiascone) — nach Rom in die hohe Stellung des Uditore Sacro**) bevorstehen soll. Was dem Bischof Rotelli unter der Bezeichnung Souverän vorgeschwebt hat, ist darin nicht klar ausgesprochen, aber aus dem Geiste der Schrift athmet Versöhnung. Von dem Exil ist darin keine Rede mehr, Italien wird darin als Vaterland erwähnt, gegen jede Berufung fremder Mächte zur Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft wird in derselben protestirt. Es scheint nach dem Gesammteindrucke so, als ob der Papst den Gedanken einer „freien Stadt Rom" als Endziel seiner Wünsche vor Augen habe. Von seinem bisherigen Standpunkte aus wäre dieses Zugeständniß bereits ein großes, weil dasselbe einen formellen Verzicht auf den ganzen früheren Kirchenstaat in sich schließen würde. Aber in Wirklichkeit dürfte dasselbe seine gegenwärtige Abhängigkeit nicht vermindern. Er würde stets der italienischen Truppen, sei es als Grenzcorden, sei es als Garnison bedürfen, um seine weltliche Macht über die Stadt zur Geltung zu bringen. Das hieße mit anderen Worten, die anormale Asylstellung der apostolischen Paläste auf die ganze Stadt ausdehnen. Ein solcher Schritt würde nur tägliche Conflicte herbeiführen, bei deren Beilegung Italien die nicht beneidenswerthe Rolle des Büttels wahrscheinlich meistens gegen seine eigenen Freunde spielen müßte. Die Radicalen würden die ersten sein, welche einen solchen Zwitterzustand zu ihren Gunsten verwerthen würden: man würde sie dadurch ihrem Ideal, welches sie in der Vertreibung des Königs und des Papstes suchen, nur näher rücken.

Der König Humbert kann daher Rom nicht räumen, ohne seinen Thron aufs Spiel zu setzen; Italien kann einem solchen Schritte niemals seine Zustimmung geben, ohne seine Einheit zu gefährden. Das weiß Leo XIII. ebenso gut wie der Sohn Victor Emanuels. Nichtsdestoweniger mag der erste sich vielleicht Täuschungen hingeben und wirklich hoffen, daß ihm Italien auf friedlichem Wege wenigstens Rom zurückgibt. Diese Hoffnung wird nicht in Erfüllung gehen; wichtig aber ist es, daß Leo XIII. überhaupt diese Hoffnung schöpft und noch wichtiger ist es, daß er sie aussprechen ließ. Es liegt darin eine Rückkehr zu den Ansichten, welche ihn in den ersten Jahren seines Pontificats beseelten, von denen ihn später die Intransigenten abzogen. Jedenfalls ist diese Hoffnung ein untrügliches Anzeichen dafür, daß der Papst selbst einen förmlichen Verzicht auf den Kirchenstaat für zulässig hält, aus dem man logischer Weise die Möglichkeit eines ähnlichen Verzichts auf Rom folgern kann. Die Ideen des P. Curci hätten also Aussicht wieder zu Ehren zu kommen, wie damals, als Leo XIII. den muthigen Exjesuit kurz nach seiner Thronbesteigung im Geheimen empfing und mit demselben die Reform des Clerus berieth, für welche Curci den Verzicht auf die weltliche Macht als unentbehrlich hält.

In diesem Cardinalpunkte der römischen Frage scheint heute also keine Meinungsverschiedenheit mehr zu herrschen zwischen dem Quirinal und dem Vatican. Der Quirinal protestirt gegen jede Einmengung des Auslandes in seinen Streit mit dem Papst; die Garantiegesetze betrachtet Italien als ein inneres Gesetz, über dessen Ausführung es Niemanden Rechenschaft zu geben habe. Die Encyklen Leos XIII. vermieden bis jetzt ebenfalls sorgfältig jede Anspielung auf die mögliche Anrufung fremder Hülfe; die neuesten Flugschriften, deren vaticanischer Ursprung außer Zweifel steht, gehen einen bedeutsamen Schritt weiter, indem sie erklären, daß der Papst jede ausländische gewaltsame Intervention von vornherein ablehnt. Dieser Kampf kann heute nur einen Zweck haben — vorausgesetzt, daß der Verzicht Leos XIII. auf eine fremde Intervention aufrichtig gemeint ist —, nämlich den, die gegenwärtige Stellung so umzugestalten, daß er künftig alle die Handlungen, welche er früher öffentlich als Oberhaupt der Kirche und nicht als Staatsoberhaupt vollzog, wieder aufnehmen und ungestört mit persönlicher Sicherheit in Rom ausüben kann. Der Wunsch, Rom als „freie Stadt" zu besitzen, gibt das Bedürfniß des Papstes, die freiwillige Gefangenschaft aufzugeben, deutlich zu erkennen. Dazu gibt es unseres Erachtens aber andere Wege, andere Mittel von viel wenig einschneidender Natur. Der Exminister Bonghi, der Verfasser der Garantiegesetze, weist auf dieselben in seiner dieser Tage erschienenen Schrift: „Leo XIII. und die italienische Regierung"*) klar hin. Er erklärt ein freiwilliges Exil des Papstes im Ausland als gleich gefährlich für Italien und den heiligen Stuhl. Hinsichtlich des letztern würde seiner Ansicht nach das Exil nur den Beweis dafür führen, daß der Papst der weltlichen Herrschaft in der That nicht bedarf, um Papst zu bleiben; während Italien das Exil nicht wünsche,

*) La situation du Pape et le dernier mot sur la question romaine. Paris 1881, Plon. 8°. — Il Papa e l'Italia. Roma 1881. 8°. — Roma Capitale d' Italia. Roma 1881. 8°.

**) Der Uditore Sacro ist der Prälat, welcher stündlich um den Papst ist und jetzt unter Anderem die Befugnisse eines Chefs des Privatcabinets ausübt.

*) Bonghi R., Leone XIII e il governo italiano. Roma. 1882. 8.

weil dasselbe möglicher Weise internationale Verwicklungen herbeiführen könnte. Eine Revision, eine Abänderung der Garantiegesetze im Einverständnisse mit dem Papste hält der obengenannte Staatsmann für das geeignete Mittel, um die künftigen Beziehungen zwischen Italien und dem Papste zu ordnen. Von einer Abtretung Roms kann, auch seiner Ansicht nach, unter keiner Bedingung die Rede sein.

Um aber eine solche Revision, wie sie Bonghi im Auge hat, um die künftigen Beziehungen zwischen Italien und dem Papste zu ordnen, zu ermöglichen, bedarf es einer Regierung, welche vor allen Dingen mit sich selbst einig darüber ist, ob die Existenz des Papstthums in Italien als religiöse Institution mit den staatlichen Einrichtungen vereinbar ist oder nicht. Man spreche sich darüber deutlich aus und handle danach, statt sich in verhängnißvolle Zweideutigkeiten zu verwickeln. In der Politik rechnet man nur richtig mit positiven Factoren, indem man die nützlichen und schädlichen Seiten der Ereignisse scharf beobachtet und dieselben mit Umsicht verwerthet. Für uns steht es außer Zweifel, daß dem jungen Italien jeder Gedanke an eine religiöse Reform fern lag, als es nach Rom ausbrach; es wollte nur den weltlichen Herrscher besiegen und beseitigen; die geistliche Oberhoheit der Christenheit war ihm gleichgültig. Sieht man daher von der religiösen Seite der Papstfrage ab, welche in Italien kein ernstes Echo findet, so ist nirgends der Boden für einen Ausgleich zwischen Papst und Staat ohne wesentliche Concessionen so günstig wie gerade in Rom. Die „römische Frage" wie sie seit sechs Monaten wieder erwacht ist erscheint uns daher als eine vorübergehende Episode, welche die allmähliche zehnjährige Neugestaltung der Beziehungen zwischen Italien und dem Papst allerdings für einen Augenblick in bedenklicher Weise gefährdet hat, so lange die Drohungen von außen andauerten, dieselbe aber nicht rückgängig machen konnte. Diese Erscheinung muß man dem Umstande zuschreiben, daß diese Neugestaltung nachgerade keine künstliche mehr ist, sondern sich nach und nach von selbst entwickelte aus den Bedürfnissen, welche die beiden feindlichen Nachbarn für ihr eigenes Wohlergehen verspüren. Die unerbaulichen politischen Erinnerungen an die päpstliche Herrschaft werden allmählich mit der gegenwärtigen Generation aussterben; ist das erst geschehen, dann ist viel gewonnen; die kirchlichen Erinnerungen wachzuhalten ist dagegen für den Papst eine Lebensfrage und zwar eine sehr wichtige, welche durch die freiwillige Gefangenschaft nicht zu lösen ist. Der Papst hat also ein größeres Interesse daran als das skeptische Italien, diesen precären Zuständen ohne violente Umwälzungen ein Ende zu machen, um schließlich nicht im Vatican vom Volke ganz vergessen zu werden. Eine langsame Metamorphose der bisherigen Anschauungen bereitet sich, wie uns däucht, vor im Vatican sowohl als wie diesseits des Tiber und zwar weit mehr durch die Macht der Ereignisse als durch den Willen der Betheiligten. Nach den Anzeichen, welche darauf hindeuten, und über welche wir in den obigen Zeilen Rundschau hielten, möchten wir daher den Schluß ziehen, daß wenn die italienische Regierung — was bei der gegenwärtigen allerdings äußerst zweifelhaft erscheint — so klug ist, die für sie jedenfalls bindenden Garantiegesetze ernster als in den letzten Jahren auszuführen, sich in nicht zu ferner Zeit, von selbst, ohne gegenseitige Anstrengungen, nach und nach Zustände heranbilden müssen, welche auch ohne dem Papste „die freie Stadt Rom" zu überlassen und ohne an den liberalen Institutionen Italiens zu rütteln, ihm dennoch wie früher gestatten, frei und unbehindert die öffentlichen Handlungen seines Hohenpriesteramtes vorzunehmen. Italien würde dadurch der Welt beweisen, daß seine Freiheit eine starke, gerechte und unerschütterliche ist, daß unter seiner Herrschaft Rom nicht allein der Mittelpunkt der katholischen Christenheit bleiben konnte, sondern daß es auch den Sitz säcularer Intoleranz in das Gegentheil zu verwandeln wußte.

Rom. Capitolinus.

Eine Entdeckungsfahrt in Südamerika.

In dem Marinearzt Dr. Jules Crevaux besitzen die Franzosen einen Forschungsreisenden ersten Ranges. Zweimal schon hatte derselbe sich nach Südamerika begeben, zuerst um 1876—1877 den Maronifluß in Französisch-Guyana aufwärts zu verfolgen, die fast noch völlig unbetretene Gebirgskette Tumuc-Humac zu übersteigen und im Thale des Yari, eines noch fast unbekannten Nebengewässers des mächtigen Amazonas zu diesem Riesenstrome selbst zu gelangen. Schon 1878 begab Crevaux sich abermals nach Französisch-Guyana, diesmal an den goldführenden Oyapokfluß, überstieg nochmals, aber an anderer Stelle, die Tumuc-Humac-Gebirge, kam wiederum an den Oberlauf des Yari und von da an den Paru, einen parallelen Nebenfluß, welcher ihn zum Amazonenstrom hinabbrachte. Diesen fuhr er nun aufwärts bis zur Mündung des Içа oder Putumayo, den er bis in sein Quellgebiet am östlichen Fuße der Cordilleren verfolgte, um auf dem Yapura oder Caqueta zum Amazonas zurückzukehren.

Herr Crevaux kam 1879 von dieser letzten Forschungsreise nach Frankreich zurück, schon 1880 aber sehen wir ihn von Neuem, zum drittenmale nach dem südamerikanischen Festlande ausziehen. Sein Ziel waren nun nicht mehr die Länder Französisch-Guyanas, sondern die Vereinigten Staaten von Columbien, die er zum Ausgangspunkte seiner jüngsten abenteuerlichen Reise wählte, worüber wir hier auf Grund seines im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft enthaltenen Berichtes eine kurze Mittheilung machen wollen. Der französische Forscher schiffte sich am 6. August 1880 zu St. Nazaire ein; in seiner Begleitung befanden sich der Marineapotheker Lejanne, ein Matrose aus Nantes Namens François Burban und Apatu, ein treuer Eingeborner Guyanas, welcher schon auf seinen früheren Wanderungen sich ihm angeschlossen hatte. Am 26. August, also schon nach zwanzig Tagen, landete diese Gesellschaft zu Savanilla, einem kleinen Hafendörfchen an der Mündung des prächtigen Rio Magdalena, von wo eine Eisenbahn nach dem nur wenige Kilometer entfernten Baranquilla führt. Dies ist die Endstation der auf dem Magdalenenstrome verkehrenden Dampfschiffe. Crevaux und seine Gefährten benutzten eines derselben zur Stromfahrt thalaufwärts nach dem mehr denn 800 Kilometer entfernten Honda; da man zur Zurücklegung dieser Strecke volle vierzehn Tage benöthigt, so hat man hinlänglich Muße die unvergleichlich pittoreske Landschaft des leider klimatisch ungesunden Magdalenenthales zu bewundern. In Honda begann Crevaux mit den Anden nähere Bekanntschaft zu machen; hier hört gewöhnlich die Dampfschifffahrt auf, wer weiter will zieht wohl der langsamen Bootfahrt die Reise auf Maulthieren längs des Stromes vor; unsere Franzosen waren aber vom Glücke begünstigt, denn gerade bei ihrem Eintreffen sollte ein kleiner Dampfer versuchsweise nach Neiva gehen und es ward ihnen verstattet, denselben zu benützen. In Neiva glücklich angelangt, befand sich Crevaux in arger Verlegenheit bezüglich der nun weiter einzuschlagenden Route; von den erfahrensten „Quineros", d. h. Leuten, welche das Aufsuchen der in den abgelegensten Theilen der Anden vorkommenden werthvollen Chinarindenbäume als Geschäft betreiben, erfuhr er endlich, daß jenseits des Gebirgskammes kleine nach Nordosten fließende Gewässer entspringen, aller Vermuthung nach die Quelladern des Guayabero, eines der ansehnlichsten Zuflüsse des Orinoko. Diese galt es nun zu erreichen. Crevaux' Gefährten war das Reiten völlig ungewohnt, nun hieß es während vierzehn Tage täglich zehn Stunden im Sattel sitzen; es läßt sich daher denken, daß ihr Auszug aus Neiva kein sehr glänzender gewesen. Eine starke Willenskraft besiegte aber alle Beschwerden des nicht gefahrlosen Bergritts. Am 14. October überschreiten die Franzosen den Kamm der östlichen Cordillerenkette in einer Seehöhe von 1970 Meter und am 20. erblicken sie durch eine Waldlichtung gleich einer weißen Wolke die Nebel, welche sich über dem Laufe des Guayabero lagern. Das vielgesuchte Gewässer, das erste Ziel der Reise, ist erreicht. In der Freude ihres Herzens taufen sie den Fluß in Rio Lesseps um, ein Name, der

*

wohl ebenso wenig Aussicht hat sich einzubürgern, wie der Livingstones für den Congo.

Während nun die Einen das Lager aufschlagen, suchen Crevaux und Apatu nach einem Baume, der sich zur Herstellung eines Kanoe eignet. Apatu ist bewandert in solchen Dingen und schon am nächsten Morgen widerhallt die Waldeseinsamkeit von den Schlägen der Axt. Bald ist der Baum gefällt; man höhlt und brennt ihn aus und am dritten Tage ist ein Fahrzeug für drei Personen fertig. Daneben ist aber auch ein Floß hergestellt worden, Lejanne hat Enten und Rehe gejagt, um für Mundvorrath zu sorgen, Burban dagegen die Küche und das Gepäck überwacht, nicht ohne in diesem Geschäfte durch umherschleichende Jaguare wiederholt aufgeschreckt zu werden. Endlich am 25. October Mittags ist alles Gepäck auf das Floß gestaut und der feierliche Augenblick zum Antritt der Fahrt auf dem völlig unbekannten Flusse herangekommen. Man bricht auf; zuerst geht es ganz langsam, aber schon nach wenig hundert Meter reißt eine gewaltige Strömung die kühnen Schiffer mit rasender Schnelligkeit fort. Im Nu ist das Floß zerrissen und wenn es Apatu nicht rechtzeitig gelingt dasselbe am Ufer zu verankern, so ist alles Gepäck in den Fluthen des tückischen Stromes unwiderbringlich verloren. Am nächsten Morgen muß also zum Baue eines neuen Flosses geschritten werden; dann beginnt die Fahrt von Neuem, aber wieder nur für kurze Zeit. Das Wasser bricht sich an Felsklippen und die Schifffahrt stockt. Apatu ist nochmals der rettende Engel. Er springt in die Pirogue und verankert sie an einem Baume im Momente, als sie dem Zerschellen an den Klippen entgegeneilt. Neues Abladen, dann nochmaliges Bersten des Flosses, welches in der nächsten Stromschnelle mit äußerster Heftigkeit auf die Pirogue prallt und diese vernichtet. Das ist ein harter Verlust, denn nirgends in der Nähe ist ein passender Baum zu finden und von nun an sind die Reisenden völlig der Willkür der Gewässer preisgegeben. Dies ist aber noch lange nicht das Schlimmste. Apatu hat das Fieber, Burban das Gesicht von Moskiten derart zerstochen und angeschwollen, daß er kaum ein Auge öffnen kann, Herr Lejanne Hände und Füße in fast unbrauchbarem Zustande. Dr. Crevaux allein hält sich wacker. Leider folgt ein Unfall dem andern auf dem Fuße. Das Floß wird natürlich neu zusammengefügt und trägt nun das Gepäck und die Reisenden. Aber bald droht es an einem Felsen anzuprallen, bald wird es vom Strome fortgerissen, während Burban noch auf dem Lande, also in der unbekannten Wildniß verweilt, waffenlos in einem undurchdringlichen Waldesdickicht, aus dem es ihm erst nach Stunden gelingt seine Gefährten einzuholen; bald endlich stürzt Apatu ins Wasser als Beute eines Kaimans, dessen Rachen er nur mit Mühe und nicht ohne Blutverlust entrissen wird. So erreichen die Schwergeprüften die Mündung des Are-Are, welcher ohne alle Stromschnellen das genaue Widerspiel des total unpraktikablen Guayabero ist.

Bis hierher war man nirgends auf die Spuren eines menschlichen Wesens gestoßen, und doch kommen die Franzosen vor Hunger um, wenn sie nicht bald Menschen begegnen. Endlich, bei einer Wendung des Stromes, erblicken sie zwei Hütten, vor welchen rothbemalte Kinder wie Affen hocken. Hier wird also Halt gemacht. Crevaux ersteht eine Pirogue und wirbt die nöthige Bemannung für dieselbe an, in der Nacht aber wird er von den Indianern im Stiche gelassen, welche obendrein die Pirogue mitnehmen, ohne jedoch an die Vorräthe der Europäer zu rühren. Die Eingebornen befolgen nämlich die Taktik, eine Einöde rings um die Fremden zu schaffen. Die Kanoee, welchen man nun begegnet, ergreifen beim ersten Anblick die Flucht und die Reise gestaltete sich täglich langweiliger auf dem Flusse, der beständig das nämliche Aussehen bietet. Am 27. und 28. November werden die zwei Stromengen von Mapiripan passirt und bald geht es mit den Mehlvorräthen zur Neige. Statt Brodes genießen unsere Reisenden schon die Sprossen der Palmen, als sie endlich mit Piapoco-Indianern zusammentreffen und bei diesen gute Aufnahme finden. Diese Menschen besitzen Cassava, Bananen, Tabak und ein gegohrenes Getränk, das sie „Kuria" nennen. Zwei Tage laug essen und trinken hier die Franzosen nach Herzenslust. Am 13. December gelangen sie nach San Fernando de Atahuapo, einem elenden Weiler am Zusammenflusse des Guaviare, Atahuapo und Inirida in den Orinoko, welchen Strom sie nunmehr am 26. December 1881 sich anschicken bis an seine Mündung zu verfolgen.

Durch drei Indianer aus San Fernando verstärkt, welche bis Ciudad Bolivar mitgehen sollen, fahren Crevaux und Genossen den Orinoko hinab, welchen Apatu allen andern großen Gewässern Aequatorialamerikas vorzieht, weil es ihm an Granitfelsen und Katarakten nicht fehlt, die ja auch den Flüssen seines Heimatlandes Guyana eigen sind. Am 29. December lagert unsere Gesellschaft am großen Wasserfalle von Maïpures, welchen Alexander von Humboldt durch seine großartige Schilderung in den „Ansichten der Natur" eine unsterbliche Berühmtheit gesichert hat. Die Indianer braten eben eine Boaschlange und bereiten sich vor, sie zu verzehren, als Crevaux nießt, worauf der Kreis um ihn sich sofort erweitert und selbst die tapfersten die Nase mit Daumen und Zeigefinger verstopfen. Diese Indianer werden nämlich von einem Brustübel dahingerafft, dessen Keime ihnen zuzuführen sie die Weißen beschuldigen. Bei den Guahibos-Indianern in einem nahen Dorfe sah Crevaux einen Eingebornen sich die Nase mit einem schwarzen Pulver vollpfropfen, welches er mittelst zweier hohlen Knochen aufschnupfte. Dieses Pulver, Yopo geheißen, dient gewissermaßen als Ersatz für den Schnupftabak und ist der pulverisirte Same einer Leguminose. Am nächsten Tage erfährt Dr. Crevaux von Piaroas-Indianern, unterhalb der Katarakten, das Geheimniß der Curare-Fabrikation. Die Piaroas besitzen nämlich das Monopol zur Fabrikation dieses aus Strychnos toxifera bereiteten gefährlichen Giftes, welches zum größten Theil an die Nachbarstämme zum Vergiften der Pfeile bei der Jagd, zum Theile auch an Händler verkauft wird, die es nach Europa zum Gebrauche der Physiologen absetzen. Nicht alle Pfeilgifte des nördlichen Südamerika sind indeß aus der nämlichen Strychnos-Art gewonnen; außer Strychnos toxifera dienen noch zwei andere Gattungen, Strychnos Castelneana und Strychnos Crevauxii zur Bereitung des Curare, welches die Eingebornen übrigens auch bei Starrkrampf anzuwenden wissen.

Von dem zweiten merkwürdigen Wasserfalle, dem Ature an, ist die Thalfahrt auf dem Orinoko während der trockenen Jahreszeit sehr schwierig wegen der herrschenden conträren Winde, welche hohe Wellen verursachen und den hohlen Baumstamm, der den Reisenden als Fahrzeug dient, alle Augenblicke mit Kentern bedrohen. Burban aber und Apatu spannen sich an Stricken vor das Kanoe und ziehen dasselbe, indem sie längs der Sandbänke zu Fuße gehen, wahrlich unter den sengenden Strahlen der Tropensonne kein geringes Stück Arbeit. Diese Langsamkeit des Vorwärtsschreitens gestattet eine große Menge Indianerhorden, wie die Guahibos, Yaruros und Kariben, zu beobachten, welche an das Ufer des Stromes kommen, um dort die Eier der Schildkröten zu sammeln. In dem kleinen Dorfe Mapiré kündigt sich die Nähe der Stadt Bolivar, wo die Dampfschifffahrt beginnt, durch einige Flaschen französischen Weines an, welche bei einem kleinen Krämer zu haben sind und woran sich Crevaux und seine Gefährten gütlich thun. Es sollte aber zum letzten Male sein, daß sie vereint sich solch bescheidenen Freuden hingeben konnten. Schon am folgenden Tage hatte Burban das Unglück, von einem Rochen gestochen zu werden. Die Rochen des Orinoko sind jenen des Meeres vollkommen ähnlich; so wie diese, hat der Orinokoroche in der Nähe des Schwanzes einen kanalartig durchbohrten Stachel, aus dem er eine von den Indianern als sehr giftig gefürchtete Flüssigkeit absondert. Obwohl nun der treue Apatu sofort die Wunde ausgesogen und Herr Lejanne dieselbe mit Phenylsäure geätzt hatte, litt der Aermste doch unsägliche Schmerzen, welche bis in die Gegend der Weichen hinaufreichten. In der Meinung, daß die Phenylsäure vielleicht nicht bis auf den Grund der Wunde gedrungen, denn der Stachel kann $2^1/_2$ Cm. tief eindringen, strammt Dr. Crevaux die Gewebe mit dem Schnittmesser los. Obgleich nur eine Viertelstunde seit dem Unfall verflossen war, erkennt er zu seinem Schreck, daß seine Hülfe schon zu spät kommt. Die Gewebe in der Umgebung des Stiches sind schon dem Tode verfallen. Am andern Morgen waren schon beide Füsse angegriffen und am dritten Tage beide untern Extremi-

täten abgestorben und auf dem Punkte brandig zu werden. In der Voraussicht eines nahen Endes trachten die trostlosen Gefährten das blos zwei Kilometer entfernte Dorf Muitaco zu erreichen. Da überrascht sie ein Windstoß mitten auf dem Strome. Crevaux rudert mit Leibeskräften, während Lejanne Wasser auspumpt. In diesem Momente wendet Crevaux seinen Blick nach dem Kranken, dessen Auge aber erstarrt ist. Der wackere Burban ist gestorben als echter Seemann inmitten des Sturmes. Seine Genossen brachten ihn ans Land und betteten ihn in ein Grab, das sie mit eigenen Händen ausgeschaufelt haben. Bald darauf landen sie in Cindad Bolivar, einer venezuelanischen Stadt von siebentausend Einwohnern, die gewissermaßen an der Schwelle der Gesittung leben, weil bis hieher das Bereich des Dampfes sich erstreckt. Dort findet auch die abenteuerliche Forschungsreise des unternehmenden Marinearztes ihr eigentliches Ende, obgleich er erst nach überstandenem Tropenfieber am 3. März 1881 in der Lage war, sich nach Europa einzuschiffen.

Friedrich von Hellwald.

Literatur und Kunst.

Eine Begegnung.

Sie trafen sich in einer fremden Stadt
In fremdem Kreis. Er ward vom Herrn des Hauses
Ihr vorgestellt; da kannten sie sich schon,
Sie hatten sich vordem gesehn und reichten
Verbindlich sich die Hände, tauschten Gruß
Mit artigen Worten und erfreuten sich
Voll Höflichkeit der hübschen Zufallsgunst.
Mit Spiel, Musik und Tanz verging die Zeit;
Sie wechselten als Partner und als Gegner,
Doch stets mit gleichem Lächeln einer leichten
Vertraulichkeit, wie sie naturgemäß
An fremdem Ort Bekanntschaft mit sich bringt.
Von beiderseitigen Freunden sprachen sie,
Von Dem und Jenem, was gemeinsam ihr
Gedächtniß barg. In schicklichem Moment
Ein Wort von ihr benutzend, fiel er ein:
Zu spät erfuhr ich leider erst von Ihrer
Vermählung, gnädige Frau; verstatten Sie,
Nachträglich meinen Glückwunsch noch zu äußern,
Wenn auch kein Wunsch dem Glücke mehr gebricht. —
Sie lachte fröhlich: Eine Gabe, der
Man nicht bedarf, verdient nicht minder Dank,
Doch ihren Werth verleiht ihr erst der Geber.
Sagt's nicht Ophelia so? — So ungefähr. —
Er machte scherzend ihr ein Compliment
Für ihre klassische Belesenheit;
Sie flog, von seinem Arm umfaßt, zum Tanz.
So ging der Nachmittag, und einmal nur
Im Zwielichtsanfang, den das Abendroth
Noch purpurn färbte, trafen unvermuthet
Auf eines leeren Zimmers Schwelle sie
Allein zusammen, flüchtig, länger kaum
Als eines Herzens Schlag. Doch fand sich drin
Ein Doppelblick, so bis zum Wimperrand
Gefüllt mit Haß, daß knisternd draus ein Blitz
Zu Tod getroffner Liebe loderte,
Und hinter ihm wie Donnerrollen dumpf
Ein Stöhnen rundlief in der Beiden Brust.

Wilhelm Jensen.

Religion und Kunst.

Von Eduard von Hartmann.

Die religiöse Geistesthätigkeit, insofern sie nach ihrer einseitig menschlichen, psychologischen Seite hin betrachtet wird, vollzieht sich naturgemäß in den drei Hauptformen psychischer Thätigkeit, d. h. als Vorstellung, Gefühl und Wille; die religiöse Function in Form des Gefühls kann wiederum in drei Gestalten auftreten, als sinnliches, ästhetisches und specifisch religiöses oder mystisches Gefühl. Als ästhetisch-religiöses Gefühl berührt sich die religiöse Function mit der künstlerischen Geistesthätigkeit, insbesondere derjenigen, welche zur religiösen Kunst hinneigt; der ästhetisch religiöse Cultus und die religiöse Kunstübung rücken bekanntlich nahe an einander und treten uns in der Praxis in mannichfachen Mischungen entgegen. Es dürfte gleichermaßen im religiösen wie im ästhetischen Interesse liegen, die Beziehungen beider zu einander und die Zulässigkeit oder den Werth ihrer Vermischung zu erörtern.

Auf das ästhetisch-religiöse Gefühl passen die bekannten und naheliegenden Vorwürfe, welche man gegen das sinnliche religiöse Gefühl richten muß, nicht; denn dasselbe ist in einem Maße vergeistigt, welches der Sinnlichkeit in der ästhetischen Anschauung und Empfindung nur noch einen Spielraum von mäßiger Weite gestattet. Wenn sich sinnliche Gefühle im engeren Sinne mit ästhetischen mischen, so bleiben doch die letzteren derart im Uebergewicht, daß sie die ersteren selbst in eine höhere und geistigere Sphäre hinaufheben; so z. B. wenn in einem katholischen Dom die kühle und doch schwüle Luft, der sinnbenebelnde Weihrauchdust, das dämmrige, durch bunte Fenster in allen Farben gebrochene Halbdunkel, die Erhabenheit der unermeßlich aufstrebenden Pfeiler und Gewölbe, die gedämpfte Musikbegleitung und die Heiligkeit der Handlung zusammenwirken, um süße andächtige Schauer in den Frommen hervorzurufen, so wird doch das Ensemble der darin mitklingenden sinnlichen Gefühle schon durch das ästhetische Gefühl der Erhabenheit derart geadelt und gehoben, daß sie das religiöse Gefühl nicht mehr mit Herabziehung in die sinnliche Sphäre bedrohen.

Die ästhetischen religiösen Gefühle erschließen für viele Menschen überhaupt erst die Sphäre des religiösen Gefühls, welche weder durch die Gewohnheit der Erziehung in dieselbe eingeführt sind, noch von der intellectuellen Seite her in dieselbe einzudringen vermochten; sie dienen als ein propädeutisches Hülfsmittel zur religiösen Propaganda. Es ist bekannt, wie sehr der Gemeindegesang zur Ausbreitung der Reformation beigetragen hat, und wie sehr die neueren Uebertritte zum Katholicismus von dem ästhetisch überlegenen Eindruck des katholischen Cultus über den protestantischen mitbedingt sind. Aber auch solche Personen, welche der Religion bereits gewonnen sind, haben doch nöthig, ihr religiöses Gefühlsleben zu üben, um es zu stärken, durch Gewöhnung zu befestigen und durch Ausbildung zu verfeinern; es kommt darauf an, die Reactionsempfindlichkeit des religiösen Gefühls auf religiöse Vorstellungen zu steigern, damit dasselbe schon auf schwächere Motive anspricht und auf stärkere Motive desto stärker reagirt. Die Feinheit in der Durchbildung des religiösen Gefühls besteht wesentlich darin, daß bei gemischten Vorstellungen das Gefühl nicht nur auf die stärker motivirenden, sondern auch auf die schwächer motivirenden unter denselben reagirt, und dadurch ein Gefühlsensemble von complicirterer Mischung entsteht, in welchem die stärkeren Grundtöne von leiser mitklingenden Obertönen begleitet sind; auf diese Weise ergibt sich die Mannichfaltigkeit der Klangfarben und der individuellen Nüancirungen im religiösen Gefühl, auf welchen zugleich die specifische Eigenart und persönlich gefärbte Lebendigkeit der Religiosität beruht. Dies Alles aber verlangt eine besondere Pflege des religiösen Gefühls zum Zweck seiner Uebung und Durchbildung, und nichts scheint geeigneter für diese Pflege, namentlich nach Seiten der Verfeinerung, als die ästhetische Cultivirung der Religion.

Deshalb ist der Werth des ästhetischen religiösen Gefühls keineswegs gering anzuschlagen. Namentlich in solchen Zeiten,

wo durch ungelöste Conflicte zwischen religiöser und theoretischer Weltanschauung die gebildeten Bestandtheile der Gesellschaft sich von einer intellectuellen Behandlung der Religion abgestoßen fühlen, ist das ästhetische religiöse Gefühl ganz geeignet, den vorläufig nicht zu beseitigenden Conflict wenigstens zu verschleiern; das religiöse Gefühl findet auf dem ästhetischen Gebiet gleichsam einen neutralen Boden, wo es die Widersprüche, die in der intellectuellen Behandlung der Religion in grelle Beleuchtung treten, mit dem clair obscur seiner Unbestimmtheit verdunkeln und dem religiösen Bedürfniß in glücklicher Vergessenheit der intellectuellen Aporien zeitweilige Anerkennung und Befriedigung gewähren darf. Darum ist es charakteristisch für die Zeiten des unaufhaltsamen Verfalls einer bestimmten Religion, daß die religiöse Kunstübung und Kunstpflege in ihnen blüht wie unter keinen anderen Verhältnissen, während das schöpferische Vermögen zur Hervorbringung religiöser Kunstwerke von schlichter Größe und wahrhafter Tiefe mit der ungetrübten Zuversicht und unerschütterten Kraft des Glaubens erloschen ist. Niemals ist z. B. die klassische Kirchenmusik eifriger und hingebender gepflegt worden, als es heute in unserer unchristlichen Zeit und zwar gerade von den unkirchlichen, vom Unglauben durchdrungenen Ständen geschieht.

Für den oberflächlichen Beobachter liegt darin ein Widerspruch, während dem tiefer eindringenden Blick sich der nothwendige Zusammenhang enthüllt; das religiöse Bedürfniß bekundet beim Verfall der herrschenden Religion gerade dadurch seine Lebendigkeit, daß es sich in Ermangelung einer mit dem theoretischen Zeitbewußtsein verträglichen religiösen Weltanschauung in das romantische Nebelreich flüchtet und im ästhetischen religiösen Gefühl seine Befriedigung sucht. Die Vertreter der Religion haben also ebenso Recht, diese Thatsache zum Beweise für die Unverwüstlichkeit des religiösen Gefühls anzuführen, als sie irre gehen, wenn sie durch dieselbe ihre Behauptung einer noch ungebrochenen Lebenskraft und Lebensfähigkeit der betreffenden bestimmten Religion stützen zu können glauben.

Ein solcher Antagonismus zwischen unmittelbarer Glaubenskraft und ästhetischer Cultivirung religiöser Gefühle gibt immerhin zu denken, ob es nicht doch mit dem ästhetischen religiösen Gefühl sein Bedenken habe, wenn dieselben auch auf anderer Seite liegen als beim sinnlichen religiösen Gefühl. Es zeugt gewiß nur von überschüssiger Energie religiöser Lebenskraft, wenn dieselbe schöpferisch in Productionen der religiösen Kunst hinausströmt; aber es zeugt von einem Versiegen der naturgemäßen realen Quellen zur Befriedigung des religiösen Bedürfnisses, wenn das letztere sich in die impotente reproductive Pflege der religiösen Kunst flüchtet. Es zeugt von einem Fortschritt, einer Vertiefung der Einkehr bei sich selbst, wenn eine wesentlich ästhetische Weltanschauung (wie z. B. die der Romantiker) den Uebergang von der Kunst zur Religion, die Steigerung des ästhetischen zum religiösen Gefühl in irgend welcher Gestalt anstrebt (so z. B. die katholisirende Tendenz der romantischen Dichter, die Schlußwendung der romantischen Philosophen theils zum Christenthum — wie Fichte, Schelling und Hegel — theils zur indischen Religion — wie Schopenhauer; und endlich die der romantischen Musiker, theils zum katholisirenden Oratorium — wie Liszt — theils zur religiösen Tragik des germanischen Heidenthums — wie Richard Wagner); aber es zeugt von einem Erlahmen und Erschlaffen, kurz von Verfall, wenn die Religion sich zum ästhetischen religiösen Gefühl herabschraubt, oder gar in religiöse Kunstübung verflüchtigt.

Die Religion ist Leben, die Kunst ist Abbild des Lebens; die Religion gibt und fordert lebendige Wirklichkeit, die Kunst bietet an Stelle der Wirklichkeit den „ästhetischen Schein". Die religiöse Anschauung setzt nothwendig ihre eigne transcendentale Wahrheit, d. h. die transcendente Realität ihres Objects voraus; die ästhetische Anschauung hat es nur mit dem hypothetischen Bilde einer möglichen Wirklichkeit zu thun und ihre realistische Wahrheit beruht nur darin, daß die Phantasievorstellung den Bedingungen der Wirklichkeit conform sei. Das religiöse Gefühl ist demnach ein durch wahre Vorstellungen motivirtes und darum reales Gefühl; das ästhetische Gefühl ist hingegen ein durch den idealen Schein einer blos möglichen Wirklichkeit motivirtes und darum rein ideales Gefühl. Im religiösen Gefühl *lebt* und webt der Mensch als in einer Realität gleich den übrigen realen Momenten des menschlichen Gefühlslebens; im ästhetischen Gefühl hingegen *spielt* er mit dem idealen Bilde (der Anempfindung) derjenigen idealen Gefühle, welche er voraussichtlich haben würde, wenn die Schein-Objecte der ästhetischen Anschauung ihm als reale Objecte einer wahren Anschauung gegenübertreten würden. Darum ist die Religion ein ernstes Leben in den realsten Gefühlen, der Kunstgenuß ein heiteres Spiel mit idealen Gefühlsbildern, relativ heiter auch da, wo die ernstesten Gefühle im ästhetischen Schein widergespiegelt werden.

Aus diesen Unterschieden ergibt sich zunächst nur, daß das ästhetische religiöse Gefühl kein wahres und ernstes religiöses Gefühl ist, daß es das letztere durch Erziehung der religiösen Gefühlsanlagen wohl propädeutisch unterstützen, aber niemals ersetzen kann. Die ästhetischen religiösen Gefühle haben ihren selbstständigen Werth neben den eigentlichen religiösen Gefühlen und verdienen die ihnen gewidmete Pflege sowohl um ihrer selbst willen (als Gipfelpunkt der ästhetischen Gefühle überhaupt) wie auch wegen ihres propädeutischen Werthes für die Religion; aber wenn sie gepflegt werden mit dem Anspruch, das religiöse Leben als solches zu ersetzen, oder seine höchste und verfeinertste Gestalt darzustellen, dann zeugt dies von einer Begriffsverwechselung, welche für die Religion unheilvoll werden muß. Das Spiel mit ästhetisch anempfundenen religiösen Gefühlen kann nämlich einen mittelbaren religiösen Werth gerade nur in so weit haben, als es den Menschen dazu vorbereitet, in seinem religiösen Leben diese Gefühle um so ernster, tiefer und feiner zu produciren; d. h. sein religiöser Werth hängt davon ab, daß der betreffende Mensch wirklich noch ein ernstes religiöses Leben besitzt, und dies hängt wieder davon ab, daß die religiösen Vorstellungen, auf deren ästhetischen Schein er mit religiöser Anempfindung reagiren gelernt hat, ihm zu andrer Zeit mit der Glaubenskraft transcendentaler Wahrheit entgegentreten. Wo dagegen die Menschen sich deshalb in das auf ästhetischen Schein gebaute Spiel mit religiösen Anempfindungen flüchten, weil ihnen der Glaube an die transcendentale Wahrheit der religiösen Vorstellungen abhanden gekommen ist, da hört diese Möglichkeit auf, und mit ihr entschwindet auch der propädeutische religiöse Werth der ästhetischen religiösen Gefühle, wenigstens für die lebende Generation. Wo ein religiöses Leben zwar noch nicht ganz aufgehört hat, aber doch durch den erschütterten Glauben bereits gelitten, da wird die Gewöhnung an die Verwechselung von religiösem Ernst und ästhetischem Spiel nothwendig dahin drängen, auch den noch verbleibenden Rest religiösen Ernstes in ein Spiel mit ästhetischen Anempfindungen aufzulösen; der ästhetische Schein wird alsdann dazu gemißbraucht, die mangelnde Glaubenswahrheit zu ersetzen, die aus äußeren Gründen etwa fortgesetzte Betheiligung am religiösen Gemeindeleben mit dem Schleier jener Verwechselung zu umhüllen, und dem zur theatralischen Komödie herabgesunkenen religiösen Leben den Vorwurf der Heuchelei zu ersparen, den es nach Aufdeckung jener Verwechselung verdienen würde.

Wenn man sonst bei dem ästhetischen Schein von der ästhetischen „Wahrheit" spricht, so meint man, wie oben bemerkt, die Conformität desselben mit den Bedingungen der Wirklichkeit, welche eine Möglichkeit desselben im transcendentalen Sinne einschließt. Bei der ästhetischen Anschauung auf dem Gebiete der religiösen Kunst ist man hingegen nicht mehr in der Lage, die ästhetische „Wahrheit" auf eine — wenn auch nur mögliche — transcendente Realität zu beziehen, sondern man hat sich mit einer phänomenologischen Realität zu begnügen. Wenn ich die Statue eines sterbenden Fechters betrachte, so sehe ich deren Wahrheit darin, daß ein Fechter im Sterben wirklich diese Stellung und diesen Ausdruck annehmen könnte, wenn auch noch niemals ein wirklicher Fechter ihn bisher genau so angenommen hat; es besteht hier eine Uebereinstimmung mit den Bedingungen der transcendenten Realität, d. h. des Fechtens und Fallens wirklich lebender Menschen. Wenn ich dagegen die Statue des olympischen Zeus betrachte, so kann die ästhetische Wahrheit derselben nicht

mehr darin gesucht werden, daß der Himmels- und Gewitter-Gott als transcendente Realität so aussehen könnte, obzwar er vielleicht nicht genau so aussehen mag; sondern die Wahrheit des Kunstwerks besteht nur noch darin, daß es die typische ideale Darstellung der religiösen Anschauungen und Vorstellungen ist, welche das Hellenenvolk zur Zeit des Phidias sich thatsächlich von dem Aussehen des Himmels- und Gewitter-Gottes gemacht hat. Ebenso besteht die Wahrheit eines Christusbildes, eines Madonnenbildes, oder einer Bach'schen Kirchenmusik nicht darin, daß Christus als lebender oder auferstandener Jesus wirklich so ausgesehen hat, daß seine Mutter diesen Ausdruck und diese Züge getragen hat, oder daß etwa die Engel im Himmel vor Gott ihre Cantaten nach dieser Partitur executiren, sondern darin, daß diese Bilder und Gesänge den treuen Ausdruck des thatsächlichen Inhalts des religiösen Gemeindebewußtseins einer bestimmten katholischen oder evangelischen Epoche bilden.

Die historische Factieität völkerpsychologischer Bewußtseinsphänomene ist die Sphäre der Wirklichkeit, nach welcher die „Wahrheit" religiöser Kunstwerke sich bemißt, und gerade unsere Zeit historischen Verständnisses und Anempfindens ist so bereit, sich mit dieser phänomenologischen Wahrheit in der ästhetischen religiösen Anschauung zu begnügen, daß die transeendentale ästhetische Wahrheit im Sinne einer realistischen Kunst dabei gar nicht mehr in Betracht kommt. Man cultivirt die christliche Kunst vergangener Zeiten gerade darum jetzt mit ebenso viel und noch größerem Eifer wie die heidnische, weil man objectiv und historisch genug denken gelernt hat, um an dem Mangel transcendentaler Wahrheit keinen Anstoß mehr zu nehmen und sich mit liebevollem Verständniß in religiöse Gefühle früherer Epochen ästhetisch anempfindend zu versenken. Weit entfernt, ein positives Verhältniß zu dem religiösen Inhalt der christlichen Kunst zu bekunden, beweist die eifrige und genußreiche Pflege derselben von Seiten der heutigen Gebildeten vielmehr eine so große Entfremdung und Ferne von diesem lebendigen religiösen Gehalt, daß jede Neigung zur Opposition gegen die sich an ihn heftende Kunst bereits geschwunden ist und einer objectiven historisch-ästhetischen Würdigung Raum gegeben hat. Wer Heiligenbilder seiner eigenen Kirche nur mit denselben religiös-ästhetischen Empfindungen betrachtet, wie heidnische Götterstatuen, wer heute ein Bach'sches oder Händel'sches Oratorium und morgen die Wagner'sche Götterdämmerung mit der gleichen Andacht hört, der muß eben daran sich klar werden, daß das ästhetische-religiöse Gefühl nichts weiter als ein Spiel mit ästhetischen Anempfindungen ist, wie sie durch den ästhetischen Schein hervorgerufen werden, aber nicht mehr ein ernstes und wahrhaftes religiöses Leben, das ohne den Glauben an die transeendentale Wahrheit der es motivirenden Anschauungen unmöglich ist.

Hieraus läßt sich nun der Schluß ziehen, daß man zwar die selbstständige Pflege der religiösen Kunst zu beschränken von Seiten der Religion keine Ursache hat, vielmehr dieselbe als ein schätzbares Surrogat der zeitweilig abhanden gekommenen Bedingungen zu wahrem religiösen Leben und als propädeutisches Hilfsmittel des vorhandenen religiösen Lebens unterstützen darf und muß, daß man hingegen sich hüten soll, die Verwechselung von ernstem Leben in religiösen Gefühlen und ästhetischem Spiel mit religiösen Gefühlen zu unterstützen. Diese Verwechselung hat vielmehr der wahre Freund der Religion theoretisch wie praktisch zu bekämpfen; die praktische Bekämpfung wird vornehmlich darin zu suchen sein, daß man die Mischung ernster religiöser und ästhetisch-religiöser Gefühle vermeidet, d. h. beim Gottesdienst nur auf die Erregung ernster religiöser Gefühle, aber nicht ästhetisch-religiöser Gefühle abzielt. Mit andern Worten, die selbstständige Pflege der religiösen Kunst ist zwar zu unterstützen, aber die religiöse Kunstpflege im Gottesdienst unbedingt zu verwerfen. Ihren Dienst als Lockvogel für die Religion kann und soll die religiöse Kunst außerhalb des Gottesdienstes erfüllen; diejenigen, für welche sie diesen Zweck draußen noch nicht erfüllt hat, mögen lieber dem Gottesdienst fern bleiben, als daß sie durch religiöse Kunstgenüsse in denselben hineingelockt werden.

Nicht auf die Theilung und Zerstreuung der Aufmerksamkeit, nicht auf die Annäherung der ästhetischen an die sinnlichen Gefühle lege ich das Hauptgewicht als Gründe der Bekämpfung, obwohl ja beides auch Berücksichtigung verdient; sondern die Unmöglichkeit vor der Verwechselung ernster und ästhetischer Gefühle zu schützen, und die aus dieser Verwechselung folgende Gefahr der Auflösung des religiösen Ernstes in ein ästhetisches Spiel mit religiösen Anempfindungen ohne religiöse Wahrheit, — das ist es, was mir gegen alle religiöse Kunstübung beim Gottesdienst zu sprechen scheint. Die Geschichte bestätigt meine Ansicht insofern, als in allen Religionen die eifrigsten Parteien und Richtungen gegen die Verquickung von Cultus und religiöser Kunst aufgetreten sind und immer nur die Connivenz einer opportunistischen Geistlichkeit gegen die Hör- und Schaulust des unreifen und halbwarmen Volkes für die Einführung oder den Fortbestand einer solchen Verquickung entschied. Wenn früher der reliöse Eifer das Kind mit dem Bade auszuschütten pflegte und durch Bekämpfung der religiösen Kunst schlechtweg leicht zur unkünstlerischen Barbarei entartete, so vermeidet der hier entwickelte Standpunkt solches unkluge Uebermaß und trägt dem Werthe der religiösen Kunst durch die Forderung ihrer sorgsamen Pflege außerhalb des Gottesdienstes volle Rechnung.

Die religiöse Kunstpflege und die durch sie angeregten ästhetisch-religiösen Gefühle werden ihren propädeutischen Zweck — zwar nicht im Sinne einer einzelnen geschichtlich überlieferten Religion, aber doch im Sinne der Religion überhaupt — um so besser erfüllen, je weitere Kreise der phänomenologischen Wirklichkeit sie durchdringen, und je mehr sie durch das Verständniß von der relativen Wahrheit aller religiösen Weltanschauungen gehoben werden. Jede bestimmte Religion ist mehr oder minder einseitig, und ihre relative Wahrheit darum mehr oder minder ergänzungsbedürftig; wenn in intellectueller Hinsicht diese Ergänzung nur durch Verlassen und Ueberschreiten der bestimmten geschichtlichen Stufe in bestimmter Richtung erreichbar ist, so ist dieselbe in künstlerischer Hinsicht von unbeschränkter Vielseitigkeit, weil die Kunst ja nur mit ästhetischem Schein operirt. In diesem Sinne kann die plastische religiöse Gefühlsweise der Hellenen dazu dienen, die malerische des Christenthums zu ergänzen, ist die katholische Gefühlsweise eines Palestrina und Liszt ganz dazu angethan, die protestantische eines Händel und Bach zu vervollständigen, und die musikalisch restaurirte kosmotragische Gefühlsweise des germanischen Heidenthums in den Wagner'schen Musikdramen wohl geeignet, die individuelle Tragik der christlichen Erlösergestalt zu erweitern. Jede culturgeschichtlich bedeutende Epoche der Religionsentwickelung, welche eine eigenartige religiöse Kunst aus sich herausgetrieben hat, liefert einen dankenswerthen und schätzbaren Beitrag zu dem Anschauungsvorrath der religiösen Kunstübung überhaupt; jede ist geeignet, eine bestimmte Seite des religiösen Gefühlslebens auf dem Wege der ästhetischen Anempfindung zu entfalten und zu verfeinern. Die religiöse Kunstübung kann darum gar nicht universalistisch genug betrieben werden; erst aus der gesammten religiösen Kunst aller Hauptentwickelungsepochen duftet uns jene Universalität des religiösen Empfindens entgegen, die erhaben über jede einseitige bestimmte Religion, der höchsten, alle relative Wahrheit in sich umfassenden Stufe des religiösen Bewußtseins entspricht.

Je höher wir so den Werth der selbstständigen religiösen Kunstübung und die Bedenken gegen das ästhetisch-religiöse Gefühl und seine systematische Pflege veranschlagen, desto nöthiger scheint es, einen Blick auf den heutigen religiösen Cultus und dessen übliche Vermischung mit ästhetischen Bestandtheilen zu werfen.

Der ästhetische Cultus zieht alle Gattungen der Kunst in sein Bereich: die Architektur durch stilgemäße Herstellung der gottesdienstlichen Bauwerke, die bildende Kunst durch Ausschmückung derselben mit Bildwerken und Gemälden, den Tanz als Bestandtheil von Processionen und religiösen Festen, die Poesie als religiöse Lyrik, Epik und Dramatik, die Musik sowohl als selbstständige Instrumentalmusik, wie als Begleitung der religiösen Tänze und in Verbindung mit den verschiedenen Gattungen der religiösen Poesie.

Was zunächst die Architektur betrifft, so nimmt diese Kunst den übrigen Künsten gegenüber insofern eine Sonderstellung ein, als die freie Schönheit in ihr den geringsten Raum zur Entfaltung findet und enger als in allen übrigen an den praktischen Zweck des Bauwerks gebunden ist; das Stilgerechte eines religiösen Gebäudes wird sich demnach vor Allem an den Zweck desselben anzuschmiegen haben. Wo die Erweckung ästhetischer und sinnlicher Gefühle durch religiöse Kunstübung im Vordergrund steht, wird ein ganz anderer Umfang, Grundriß u. s. w. zulässig und wünschenswerth sein, um den Eindruck des geheimnißvoll Erhabenen hervorzubringen, als da wo der Schwerpunkt des Cultus in der Predigt liegt, also verlangt wird, daß alle im Innenraum Anwesenden den Prediger verstehen und sehen können. Der religiöse Baustil wird also wesentlich abhängig sein von der Art von Cultus, den die Bauten zu beherbergen bestimmt sind; wo der ästhetische Cultus principiell ausgeschlossen bleibt, kann und darf auch das religiöse Gebäude nicht die Aufgabe haben, religiös angehauchte ästhetische Empfindungen zu wecken, sondern bleibt auf seinen nächsten praktischen Zweck beschränkt.

Plastik und Malerei haben auf der naturalistischen Stufe des religiösen Bewußtseins die Aufgabe, die in zoomorphischer oder anthropomorphischer Gestalt angeschauten Götter und ihre Mythen darzustellen; auf der supernaturalistischen Stufe des religiösen Bewußtseins, wo diese Möglichkeit aufhört, werden sie auf die Darstellung der heiligen Legende und Religionsgeschichte beschränkt. Diese Darstellungen sind vollkommen berechtigt, aber nicht in den gottesdienstlichen Räumen, wo sie nur dazu dienen können, die Aufmerksamkeit von den religiösen Interessen ab- und ästhetischen Interessen zuzulenken; außerdem können sie reale religiöse Gefühle im Gegensatz zu ästhetischen religiösen Anempfindungen nur bei solchen Personen anregen, welche innerhalb der betreffenden bestimmten Religion stehen, und die poetische Legende noch nicht von geschichtlicher Realität unterscheiden gelernt haben. In der christlichen Erlösungsreligion bildet z. B. die Erlösergestalt den Mittelpunkt der bildlichen Darstellungen, und müssen diese ihre beabsichtigte Wirkung auf ein religiöses Bewußtsein nothwendig verfehlen, welches mit dem heterosotorischen Princip (der Erlösung durch einen Dritten) gebrochen hat und zur Autosotorie (Selbsterlösung auf Grund der immanenten Gnade) vorgedrungen ist.

Der Tanz in seinen verschiedenen Gestalten ist im Laufe der Culturentwicklung bereits mehr und mehr aus dem Cultus ausgeschieden; während er in den Naturreligionen der angemessenste Ausdruck der religiösen Ekstase war, ist er im Katholicismus auf feierliche Umzüge zusammengeschrumpft und im Protestantismus ganz verschwunden. Das Schicksal, welches diese älteste und urwüchsigste Form des ästhetischen Cultus betroffen hat, kann als typisch gelten für das Schicksal, welches der ästhetische Cultus in seiner Gesammtheit früher oder später zu gewärtigen hat. Der Tanz, der ja wesentlich Mimik ist, erweitert sich zur mimischen Vorstellung religiös wichtiger Vorgänge; in den Naturreligionen sind es theils symbolische Darstellungen von religiös wichtigen Naturvorgängen, theils pantomimische Darstellungen aus den Götter- und Heroensagen, in den geschichtlichen Religionen dagegen betreffen sie ausschließlich Abschnitte aus der heiligen Geschichte. Auch diese mimisch-symbolischen Darstellungen sind aus dem protestantischen Cultus bereits verschwunden, während der katholische noch vielfach an denselben festhält. Die Verbindung solcher Pantomimen mit dem gesprochenen Wort, oder das religiöse Drama, hat im theistischen Cultus keinen rechten Fuß fassen können. Die Mysterien und Passionsspiele sind hier immer als eine selbstständige religiöse Kunstübung außerhalb des kirchlichen Gottesdienstes getrieben worden.

Die Musik eignet sich wie keine andere Kunst zur Erzeugung von subjectiven Gefühlsstimmungen und ist deshalb auch insbesondere von den gemüthsinnigen germanischen Völkern als wesentlicher Bestandtheil des Cultus gehegt und gepflegt worden. Sie liefert zunächst als Instrumentalmusik eine Ouverture zum Cultus und läßt die durch denselben angeregten Empfindungen in einem Nachspiel ausklingen; sie erst macht die religiöse Lyrik fähig, Bestandtheil des Cultus bei Culturvölkern zu werden, und weist derselben in Gestalt des volksliedmäßigen Gemeindegesanges einen um so wichtigeren Platz an, als hier die Gemeinde selbst sich an der Hervorbringung des ästhetischen Cultus ausübend betheiligt. Sie bemächtigt sich ferner hervorragender Erzeugnisse der religiösen Lyrik (Psalmen u. dgl.), versieht dieselben mit kunstgerechten Compositionen und läßt sie auf kunstgerechte Weise zum Vortrag bringen; ebenso bemächtigt sie sich der religiösen Epik und verleiht derselben durch Wechselrede sowohl der Einzelnen wie der Massen einen dramatischen Anstrich, jedoch ohne durch Hinzunahme mimischer Darstellung zum wirklichen Musikdrama fortzuschreiten. Wenn die umfangreichen Compositionen dieser Art (Oratorien) längst aufgehört haben, Bestandtheile des Cultus zu sein, so bestehen doch die Liturgien in den meisten protestantischen Kirchen noch fort, obwohl einzelne auch diese schon abgeschafft haben.

Es liegt ebenso sehr im Interesse der Religion wie in demjenigen der Kunst, die angebahnte Trennung immer reinlicher durchzuführen, also z. B. die religiösen Bildwerke in Museen statt in Kirchen aufzustellen, die musikalisch-liturgischen Abendunterhaltungen für sich und den Vormittagsgottesdienst für sich zu betreiben; eine äußere Zusammengehörigkeit der religiösen Gemeinde mit einem musikalischen Verein ist dabei ebenso wenig ausgeschlossen wie die gemeinsame Benutzung der gleichen Räume. Von einer instrumentalen Einleitung und Ausleitung des Cultus wird man verhältnißmäßig am wenigsten behaupten können, daß sie die rein religiöse Beschaffenheit der cultischen Andacht beeinträchtige; aber solche Vor- und Nachspiele müssen dann principiell vom Cultus unterschieden und so wenig zu demselben gerechnet werden wie etwa das Einläuten und Ausläuten. Eine Ouverture ist zwar ein integrirender Bestandtheil der Oper, nicht aber ein Orgelpräludium Bestandtheil des Cultus; wie das Läuten die Gemeinde herbeiruft, so mag das Vorspiel und Nachspiel der Orgel dazu dienen, die Unruhe des Kommens und Gehens zu verdecken und bis zum Beginn des Cultus Zeit zur Sammlung zu gewähren.

Am meisten praktische Schwierigkeiten könnte der Kampf gegen den volksliedmäßigen Gemeindegesang machen, wie er sich in den deutschen Chorälen und den englischen Hymnen entwickelt hat. Hier ist zunächst aus ästhetischem Gesichtspunkt zu bemerken, daß der deutsche Choral weder nach Text noch Melodie mehr dem heutigen Geschmack entspricht, die moderne englische Hymne aber wieder einen höchst problematischen religiösen Werth hat. In poetischer Hinsicht sind auch unsere besten Choräle entschieden veraltet und insbesondere für ein vom Standpunkt des Theismus auf denjenigen des concreten Monismus hinübergetretenes religiöses Bewußtsein nur noch historisch genießbar; in musikalischer Hinsicht ist aus den Chorälen etwas ganz Anderes geworden, als sie ursprünglich waren, weil unsere schnelllebige Zeit die langsamen Tempi's, die ihnen erst die rechte Weihe geben, im Gemeindegesang schlechterdings nicht mehr verträgt. Der Choral wird in musikalischer Hinsicht seine Bedeutung behalten als cantus firmus figurirter Sätze; als Gemeindegesang aber steht er so wie so auf dem Aussterbeetat, selbst für die christlichsten Schichten der protestantischen Bevölkerung, so daß an eine Verwendung desselben für ein nicht mehr christliches religiöses Bewußtsein gar nicht zu denken ist. Die englische Hymne, welche für den veralteten Choral einen dem modernen Geschmack zusagenderen Ersatz zu bieten scheinen könnte, ist nichts als eine Verweltlichung der religiösen Lyrik; in Ermangelung der Fähigkeit zur Schöpfung eines neuen musikalischen Stils für die religiöse Lyrik greift man zur Anlehnung an das weltliche Volkslied und streift damit den letzten Rest religiöser Verwerthbarkeit ab. Hätte man nur die Wahl zwischen diesen Hymnen und unseren Chorälen, so könnte die Entscheidung zu Gunsten der letzteren nicht zweifelhaft sein; die Wahrheit liegt aber nicht in dieser Alternative, welche nur die Unmöglichkeit eines modernen und doch religiösen Volksliedes darthut, sondern außerhalb derselben in der Reinigung des Cultus von dem letzten Rest religiöser Kunstübung.

Ein Deutscher über Frankreich.

Von Alphonse Daudet.

Vor einiger Zeit ist mir ein interessantes Buch in die Hände gefallen. Es ist eine französische Uebersetzung der in Deutschland mehrfach aufgelegten Schrift: Frankreich und die Franzosen, von Karl Hillebrand. Die französische Bearbeitung wurde unter dem Titel: „La France et les Français dans la seconde moitié du dix-neuvième siècle“ von der Pariser Verlagshandlung Dreysous edirt. In einem trefflichen Vorworte stellt der Uebersetzer, Herr Eugène Minoret, in klarer und kräftiger, aber phrasenloser Sprache seinen Autor dem Publicum vor. Er bedient sich dabei einer etwas ironischen Höflichkeit. „Herr Karl Hillebrand, ein naturalisirter Franzose“, (? D. Red.) „hat als Professor an der Militärschule zu Saint-Cyr, später an der Facultät von Douai und Offizier der Académie zwanzig Jahre lang in unserer Mitte gelebt. Ein vornehmer Schriftsteller und Denker, „erhaben über all den gemeinen Leidenschaften“, besitzt Herr Hillebrand einen scharfen Blick, Umsicht, Feinheit, Objectivität, kurz alle Erfordernisse eines unparteiischen Beobachters, und „ein solcher will er auch sein“.“

Er will es sein, aber er ist es nicht. Trotz seiner skeptischen Allüren und unparteiischen Velleitäten zeigt sich Herr Hillebrand auf jeder Seite seines Buches als ein harter, rücksichtsloser Kritiker. Damit soll nicht gesagt sein, daß alle Beobachtungen des Herrn Hillebrand ungerecht oder falsch seien. Im Gegentheil. Das Kapitel über das geistige Leben in Frankreich enthält gewisse bittere aber heilsame Wahrheiten. Der Verfasser theilt die französische Literatur in drei Hauptgruppen: die langweilige, die unterhaltende und die bedeutende Literatur; aber da ihm diese etwas sehr deutsche Klassification unterwegs lästig fällt, so verzichtet er ein paar Seiten später auf dieselbe, wirft die drei Genres auf einen Haufen übereinander und tanzt mit der Grazie Atta Trolls ein Menuett darum herum. Nur der correcten und langweiligen Literatur wird die Ehre einer Erläuterung zu Theil. „Sie ist ein Erzeugniß der modernen Zustände. Sie macht sich breit im Theater und im Roman, in der Geschichte und in der Kritik, der Philosophie und der Dichtkunst. Sie ist das Produkt der Mittelmäßigkeit, die tägliche Nahrung der Mittelmäßigkeit, der Stolz der Mittelmäßigkeit; und da diese überall die ungeheure Majorität der Gebildeten ist, so erklärt sich die ephemere Popularität dieser Art Literatur sehr wohl... Bald sind es sittliche Dramen oder Gedichte, wo Grammatik, Prosodie und Moral gleich gewissenhaft respectirt sind; oder anständige Romane, welche die Gesellschaft höchst spießbürgerlich gegen die genialen Angriffe einer George Sand oder eines Balzac vertheidigen; öfter noch geschichtliche oder literarhistorische Studien, worin einem Niebuhr, einem Augustin Thierry, einem Lessing oder einem Sainte-Beuve gezeigt wird, was „gesunde Traditionen“ und ein „reiner Geschmack“ eigentlich bedeuten..... Eines Tages sagt sich irgend ein Herr, dem ein Sitz im Institut, ein rothes Bändchen im Knopfloch oder ein bewunderndes Compliment in der Abendgesellschaft angenehm wären: „Ich muß doch wieder einmal ein Buch schreiben. Wo finde ich gleich einen Stoff? Wie, wenn ich etwas über Sannazar oder Hroswita schreibe? Oder noch besser über Bossuet und Pascal als literarische Kritiker; oder halt, ich hab's! über die Expedition Labourdonnayes nach Indien, so etwas wie Macaulays Lord Clive oder Warren Hastings.“ Gesagt, gethan. Der Herr kennt keine fremden Sprachen, auch versteht er von der Umgebung, dem Vor und Nach seines Gegenstandes nichts, aber wozu gibt es denn Conversationslexika, Kataloge und Uebersetzungen?!... Und richtig, nach zwei Jahren erscheint ein Octavband, anständig, moralisch, correct geschrieben, correct gedruckt und namentlich correct gedacht. Die Composition läßt nichts zu wünschen. Die Porträts, die allgemeinen Betrachtungen, die dramatischen Erzählungen sind nach einem unfehlbaren Recept abgefaßt: kurz, es ist ein ganz vorwurfsfreies Werk. Der reiche Bürger kauft es, läßt es binden und stellt es in seine Bibliothek; der Verfasser aber, wenn er ein Professor ist, erhält vom Institut einen Preis... Ganz ebenso verfährt der Dramen- und Romanschreiber. Wenn alle vier Jahre ein solches Werk eines gewissenhaften Autors erscheint, so ist der Jubel groß im Lande der Philister. Die ganze ehrenwerthe Nation empfindet Vaterfreuden.“

Die Persiflage ist stark, aber gerecht. Es bleibt uns nichts Anderes zu thun übrig, als uns an die Brust zu schlagen und die Wahrheit dieser und der folgenden Seiten anzuerkennen, wo Herr Hillebrand seinen Landsleuten von dem in Pariser Zeitungen organisirten Reclamensystem erzählt, von der Geschäftigkeit der Mittelmäßigen, die um günstige Recensionen betteln, von der leicht zu gewinnenden Kritik und von dem unsichtbaren Vertrag der gegenseitigen Lobesasseeuranzen, wo das „Eine Hand wäscht die andere“ seit langem maßgebend ist. Gewiß, dies Alles ist wahr, aber es gilt nur für den Schreibepöbel, die Production ohne Beruf, Dutzendschreiber. Ach, wenn Herr Hillebrand wüßte, wie wenig in Frankreich das heiße Bemühen der Reclame hilft, wie trefflich das Publicum zwischen den allzu schmeichelhaften Zeilen zu lesen versteht! So täuscht auch der Verfasser sich und Andere, wenn er behauptet, daß selbst der anständigste Autor es für ganz natürlich und keineswegs erniedrigend hält, bei allen seinen Bekannten brieflich und mündlich um eine Recension zu „betteln“. In Wirklichkeit geht die Sache folgendermaßen zu.

Am Tage, wo unser Buch erscheint, schreibt der Verfasser seine Dedicationen auf die Recensionsexemplare, überwacht den Versandt seines Buches, dann verbirgt er sich, der kommenden Dinge gewärtig. Es sind das böse Tage voll Ungewißheit und Herzensangst. Man wagt sich nicht mehr auf die Straße hinab, wo die Schaufenster der Buchhändler uns einen panischen Schrecken einjagen. „Ist mir etwas Gutes gelungen?... Was werden sie dazu sagen?“ Man denkt an seine geliebten Meister, die Väter unseres Geistes, deren man sich bei der Arbeit erinnert hat, oder an einen sonst feindseligen Kritiker. „Wird er diesmal zufrieden sein mit mir?“ Und wenn man einen berühmten Recensenten trifft, dessen gutes oder schlechtes Urtheil ein Werk für die Menge taxirt, so weicht man ihm sorgsam aus, gerade um nicht den Anschein zu haben, als wollte man „betteln“. Ja, so thun die wahren französischen Schriftsteller, Herr Hillebrand, und es ist falsch zu sagen, „daß selbst das verdienstvollste Werk eines Mannes, der die genannten Schliche stolz verschmäht, gewiß todtgeschwiegen wird“. Diese Legenden circuliren allerdings in sehr entfernten Provinzen. Sie dienen als Trost dem Unglücklichen, der in seinen Bestrebungen Schiffbruch litt, aber tausend Bücher, welche Erfolg hatten, obgleich sie von ganz obscuren Verfassern herrührten, können das Gegentheil beweisen. Die Kritik schätzt sich glücklich, wenn sie etwas Schönes findet und sich bei einem guten Buche für all das banale Lob entschädigen kann, das ihre Feder aus Schwäche, Indolenz und Verlegenheit zu spenden pflegt.

Im Uebrigen steckt das Buch des Herrn Hillebrand noch voll derartiger provinzieller Verdächtigungen. So leistet er den Satz: „Beinahe alle belletristischen Schriftsteller Frankreichs, wenigstens diejenigen, die noch etwas Eigenheit, Talent und Kraft in ihren Werken zeigen, sind Declassirte, d. h. sie gehören nicht der geordneten bürgerlichen Gesellschaft von Paris, geschweige denn der Provinz an ... Das Leben des Autors ist getheilt zwischen der Orgie und der fieberhaften Production. Er sieht nur Courtisanen oder literarische und künstlerische Gauner, wie er selbst; wenn's besser geht, Journalisten, die sich noch nicht zu einer gewissen Regelmäßigkeit des Lebens aufgerafft haben, oder Schauspieler und Schauspielerinnen, die es in Frankreich eben noch nicht, wie bei uns, zu einer geachteten bürgerlichen Existenz haben bringen können.“ Nachdem wir dieses gelesen, schließen wir die Augen und finden uns bald wieder vor dem Whisttisch eines kleinstädtischen Clubs, gegenüber einem kindischen alten Herrn, dessen enthaarter Schädel unter der Lampenbeleuchtung dieselbe Elfenbeinfarbe hat, wie die Spielmarken im Körbchen. Und er mischt die Karten und wirft uns unter seiner Brille einen pfiffigen Blick zu mit den Worten: „Na, na, mein alter Junge ... Sie feiern also Orgien mit hübschen Schauspielerinnen! ...“ Was soll man da antworten? Ich denke an das regelmäßige Einsiedlerleben und die harte,

immerwährende Geistesarbeit eines Flaubert, der sich durch acht Monate in seinem Zimmer einschloß und über der letzten Seite seines Buches vom Schlage gerührt wurde; an den von Arbeit erschöpften Taine, der die Hälfte seines Lebens in Kurorten verbringen muß; an Feuillet, der sich in Saint-Lô verbirgt; an Goncourt, der sich in seiner Villa zu Auteuil inmitten seiner Kupferstiche und japanischen Vasen vergräbt; an Zola, den man nie in Paris sieht, weil er immer über seinen Studirtisch gebeugt ist; und ich lächle einfach über diese naiven Traditionen, die am Ende nichts weiter als komisch sind. Die Ungerechtigkeit wird aber schwerer und die Entrüstung ergreift mich, wenn ich folgende Erklärungen lese: „Die Kunst ist in Frankreich ein Métier geworden. Man schreibt, um Geld zu verdienen oder um sich eine Position zu schaffen; darum schmeichelt Jeder dem Publicum und seinen Launen." So glaubt also Herr Hillebrand wirklich, daß Paul de Saint-Victor sein schönes Buch über Aeschylos geschrieben und die nebelhaften Anfänge des Theaters entwirrt habe, blos um dem Philister zu schmeicheln und etwa als Gesandter nach Athen geschickt zu werden; daß Renan, Leconte de l'Isle, Emile Augier, Alexandre Dumas, Sully-Prudhomme ganz niedrige Streber seien, absurde Lohnschreiber nach der Zeile? Das ist unerhört. Herr Hillebrand mag über unsere Werke urtheilen und sie verdammen, aber er darf nicht von unseren literarischen Sitten reden. Er kennt sie nicht.

Das hindert ihn freilich nicht von Zeit zu Zeit das Richtige zu treffen; z. B. wenn er vom Theater spricht. „Man nehme alle die Hunderte von Komödien, welche in den letzten zwanzig Jahren über die Bühne gegangen: man wird überall denselben Aufbau finden, dieselben Personen, dieselben Gegenstände, dieselben Anschauungen, dieselbe Sprache; der einzige Unterschied liegt in dem größeren Geschick, womit das Recept ausgeführt worden. Das Kochbuch ist stets dasselbe; nur sind die Köche mehr oder weniger gewandt. Wenn nun aber irgend ein Genie sich darüber hinwegsetzen wollte, so würde es nicht geduldet ... Wie schon im ehemaligen französischen Theater so spielt auch im neuen Lustspiel die Tirade eine große Rolle. Die Sprache ist immer scharf, witzig, fließend, aber farblos und nüchtern ... Die Construction ist womöglich noch schablonenhafter und noch gekünstelter, als die Charakterzeichnung. Gerade weil Alles vorgeschrieben ist, motivirter Ein- und Abgang, Höhepunkt im vierten Acte, Duelle, Versteckenspielen, Wiedererkennung u. s. w., so braucht es einen besonderen Aufwand von Kunst, um originell zu scheinen, um die Spannung aufrecht zu erhalten und um die Abgedroschenheit des Themas und die Eintönigkeit der Tiraden durch eine interessante Intrigue neu zu beleben". Mit Recht erhebt sich der Kritiker auch gegen unsere Lösungen, gegen die Leichtigkeit, womit die Personen, wie z. B. Montjoie, bekehrt werden und plötzlich und für immer ihren Charakter und ihr Leben ändern. Aber mitten unter diesen neuen und scharfen Bemerkungen, wie viele Böcke, wie viele Oberflächlichkeiten! So erklärt er z. B. Scribes Une chaîne („Fesseln") für die erste und noch immer eine der besten hautes comédies des Jahrhunderts. Ein andermal fragt er: „Wir dürfen nicht Montépin mit Alexandre Dumas Vater vergleichen?!", was wie ein Scherz aussieht, und fügt bei: „und ebenso wenig einen Labiche oder selbst einen Sardou mit Scribe oder Mélesville ..." was einfach absurd ist. Er bemerkt über Ponson du Terrail und andere Vielschreiber: „Sie besitzen alle noch Eigenschaften, die wir umsonst im deutschen Roman und auf der deutschen Bühne suchen: Humor, spannendes Interesse und flüssige, natürliche Diction." Ein Urtheil, das sehr schmeichelhaft ist für den seligen Ponson, aber sehr ungerecht für Spielhagen, Paul Heyse und Andere. „Mérimée und Hugo", sagt Herr Hillebrand, indem er das glänzende und fruchtbare Genie und das furchtsame, dünnleibige, trockene Talent in EinemAthemzuge nennt. Er orakelt ferner: „Der „Mercadet" von Balzac ist eine Imitation des unsterblichen „Turcaret" von Lesage ..." Das heißt, Balzac wird vorübergehen, aber Lesage ist unsterblich, denn er schrieb vor der Revolution. Dies kennzeichnet das ganze Buch. Der Verfasser zürnt weniger Frankreich, als der modernen Welt überhaupt.

Vischers Lyrische Gänge.

„Ihr Himmelhunde!" pflegte Freiligrath zu wettern, wenn wieder einmal ein Recensent die Entdeckung gemacht hatte, daß er eigentlich gar kein Gemüth besitze, „ist denn ein Buch mein Herz, sind denn ein paar Gedichte der ganze Kerl?!"

Jedenfalls hat Friedrich Theodor Vischer in seinen soeben erschienenen „Lyrischen Gängen"*) sein Herz und sein ganzes Ich niedergelegt. Wir brauchten sonst gar nichts weiter von dem berühmten Aesthetiker zu wissen, um aus seinen Gedichten auf das kernhafte Gesammtbild des schwäbischen Denkers schließen zu können, so wie der Zoologe aus einem einzigen Knochen ein vorweltliches Wesen reconstruirt. Und Vischer hat in der That etwas Vorweltliches, Urwüchsiges und, so sehr er Sohn seiner Zeit ist, Unmodisches und Unmodernes. So z. B. seine Derbheit, die oft an Cynismus streift, wie schon seine Philippika gegen die Mode bewiesen hat. Der scheinbare poetische Johannistrieb des Vierundsiebzigjährigen muß aber nicht verwundern. Schon lange geht der Aesthetiker mit dem Dichter Hand in Hand. Der prächtige Bänkelsang des alten Schartenmayer von dem zu Reutlingen hingerichteten Pfarrhelfer Brehm — eine Perle unserer Commersbücher — hat Vischer zum Verfasser. Eine geistsprühende Parodie: Faust, der Tragödie dritter Theil von Deutobold Symbolizetti Allegoriowisch Mystifizinski desgleichen. Auch die Knittelverse Schartenmayers über den Deutschen Krieg von 1870/71 sind echt. Und in der meisterhaften Autobiographie: „Auch Einer" spricht jeder Vers von dem Poeten Vischer. Alle diese Weisen, die gemüthlich bänkelsängerische Schartenmayers, die fein ironische Mystifizinskis und die erhaben satirische Auch Einers klingen aus dem neuesten Bande Vischers heraus. Fremde Tonarten vermißt man. Vischer bleibt immer originell. Nirgends ist etwas Anempfundenes, Gemachtes, Abgegucktes; er giebt sich voll und ganz mit allen seinen Vorzügen und Fehlern. Daher läßt er auch manche prosaische Wendung, manchen spießbürgerlichen Vergleich, manchen hinkenden Vers stehn, wo offenbar der alte Schartenmayer nachwirkt. Freilich, ein Vorwurf ist mehreren Gedichten nicht zu ersparen: sie sind zu weitschweifig, zu wortreich aber auch zu gedankenreich. Ein Bild jagt das andere, ein Gedanke folgt dem andern. Der didaktische Zug ist so stark, daß die Beschränkung, in der sich erst der Meister zeigt, außer Acht gelassen wird. Vischer hat wohl ein Recht, uns viel zu sagen, aber am Ende erregt er doch die selten befriedigte Sehnsucht nach Prägnanz, nach Plastik, nach einen Lakonismus.

Ach, Niemand fühlt schmerzlicher, als er selbst, das Halbe, das Getheilte in seinem Wesen. Das Schicksal hat ihn auf die Gelehrtenlaufbahn gewiesen, und mit Wehmuth gedenkt er des poetischen Pfundes, das er vergraben soll. Ein anderer Schwabe, der unvergeßliche David Friedrich Strauß, hatte ähnliche Kämpfe zu bestehen. So tritt Vischer mit beklommenem Herzen vor das Bild seines großen Ahnen Peter Vischer am Sebaldusgrab in Nürnberg. Er klagt, daß er die ererbte Fähigkeit „zu gestalten in Erz, in Farben, in des Wortes Klang" vernachlässigen mußte.

„Des Lebens Wendung, nicht will ich sie schelten,
Die in der Denker stirngefurchte Reih'n,
In die gestrengste aller Geisteswelten
Weitab mich trug vom heitern Sonnenschein.
Doch ein Getheilter bin ich nun geworden,
Ein halbes hier und dort ein halbes Glück;
Den Scheitel grüßet kalte Luft aus Norden
Und nach dem Süden geht der feuchte Blick."

Wir sind die Letzten, die dieses „getheilte Wesen" beklagen. Wir wissen, was Vischer als Aesthetiker geleistet hat und denken über sein herrliches Werk besser, denn er selbst, von dem er nicht einmal eine zweite Auflage veranstalten will. Auch seine Sorge, daß

„Neben dem Richten
Muß wohl erkranken fröhliches Dichten" —

*) Stuttgart und Leipzig 1882, Deutsche Verlags-Anstalt.

ist unbegründet, wie er selbst schon ein paar Verse weiter constatirt.

„Trunkenes Wiegen bleibe mir ferne
Ohne zu fliegen sind' ich die Sterne."

Dies ist namentlich bei den aus den Jugendjahren stammenden Gedichten der Fall. Da regen sich Faust'sche Stimmen und prometheische Gefühle. Am bedeutendsten ist Vischer jedoch dort, wo er schelmische oder satirische Weisen ertönen läßt. In den Gedichten aus „mittlerer und späterer Zeit" überwiegt diese Stimmung. Man sieht, daß der prächtige Schwabe ins Schwabenalter gekommen, daß er jene von Lucrez gepriesene Kunst erlernt hat: „mit gelassenem Blick gleichgültig zu schauen auf Alles." Ein grandioses Trinklied, ein frischer Reiter-Weckruf, ein Theil der „Geschichten und Sagen", lebendige Balladen, sind der glücklichsten Laune entsprungen. Manchmal wird allerdings die Ironie so fein, daß man zweimal zusehen muß, wie es gemeint ist, ob in Scherz oder Ernst. Vorsicht ist da geboten, denn schon in „Auch Einer" klagt Vischer über die Kritiker, die so wenig „Merks" haben, und ein lyrischer Gang wendet sich direct an die bösen Recensenten:

„Ihr seid wahrhaftig nicht im Stande
— Was einfach ist, fühlt ihr ja nie —
Daß Ihr dies Lied aufs nicht Prägnante
Interpretirt als Ironie."

In diesen Fall möchte man beinahe gegenüber der prächtigen Parodie „An Uhlands Geist" kommen, einem 1871 in Ems entstandenen Gelegenheitsgedicht, „als an der Wirthstafel ein Kellner aufwartete, der Sonntags zwei Orden trug."

„Wenn er, gefällig anzuschauen,
Mit grünen Bohnen uns bedenkt:
Jüngst hat er mit gegoßnen blauen
Aus heißem Rohr den Feind beschenkt. —

Da diente er bei andrem Schmause
Dem fürchterlichen Schlachtengott
Im mörderischen Kugelsause
Bei Marslatour und Gravelotte.
Mit seinem Volk in Wehr und Waffen
Hat er im blutgestriemten Feld
Redlich am Reiche mitgeschaffen,
Zugleich ein Kellner und ein Held."

Da fühlt man sich doch sicherer, wo Vischer mit der ganzen Wuth Auch Einers gegen das Object seine mörderische Satire übt. Namentlich die Badegesellschaften sind ihm verhaßt, ingleichen die ästhetischen Wirthshausschwätzer und alle Jene, die ihm irgend einmal mit irgend etwas unangenehm wurden. Denn Friedrich Theodor Vischer ist offenbar ein leidlich rachsüchtiger Mensch. Wo seine Mannesnatur sich aufbäumt, da greift er in Berserkerwuth gleich zur Keule, auch wenn es nur gilt, eine Fliege todtzuschlagen. Er schreibt haßerfüllte Verse gegen alle die dichtenden Dilettanten, die ihm ihre meist sehr umfangreichen Opera ins Haus geschickt, und verfaßt gegen einen kritisirenden Berliner Blaustrumpf, der den „Auch Einer" nicht verstanden, mehrere nicht eben duftige Verse. Auch die Zeilen über oder gegen Makart schießen übers Ziel hinaus. Trefflich sind dagegen die Distichen über die Religion und die Sprache. Vischer preist sich glücklich, im altprotestantischen Lande geboren zu sein, wo er schon als Kind stärkende Ketzerluft athmen konnte und wo sich unsere Sprache noch im Dialekte regt und nicht vom Schulmeister rectificirtes Getränk, sondern frisches Quellwasser ist. Bedeutsam sind neben den Sentenzen die patriotischen Gedichte, worunter namentlich die drei Lieder auf die bei Champigny gefallenen zwei jungen Grafen von Taube sich durch Schwung und Hochsinn auszeichnen. Vischer hält treu zu Kaiser und Reich, aber er ist und bleibt vor Allem ein Schwab mit oft recht particularistischen Velleitäten, der richtige Philipp Ulrich Schartenmayer, der nicht umhin kann, bei Nennung Barbarossas: „geborner Württemberger" beizufügen.

Ein wahres Juwel unserer grotesk-komischen Poesie ist die: „Ischias, Heldengedicht in drei verkehrten Gesängen, einem lyrischen, einem dramatischen und einem epischen." Der gichtkranke Dichter findet auf seinem mühevollen Spaziergang seine gewohnte Bank bereits besetzt von einer lebensfroh aussehenden Dame, welche die Vögel des Parkes erst füttert, um ihnen alsdann den Hals umzudrehen. Er setzt sich neben sie und erzählt ihr, wie alle Doctoren vergeblich ihre Kunst aufgeboten, um ihn zu heilen. Das Elektrisiren half nichts, das Moorbad noch weniger; nun wollte er es mit den alkalischen Thermen des berühmten Wildbads versuchen. Aber o Weh, wie ging es ihm da? Einst schläft er und träumt, da erscheinen ihm allerlei Geister und Gespenster aus klassischer Zeit und necken ihn mit unangenehmen Redensarten.

Achilles.
Ich komme aus der Ilias
Und habe keine Ischias.

Odysseus.
Ich komme aus der Odyssee,
Die Hüfte thut mir gar nicht weh.

Und dieselbe ungeheure Gesundheit constatiren noch der hörnerne Siegfried und Karl der Große. Das wird dem bresthaften Menschen zu bunt; er verjagt die Gespenster, schläft wieder ein und hat abermals eine Erscheinung. Der authentische Graf Eberhard im Bart erscheint und fragt mit altdeutscher Biederkeit nach seinen Beschwerden. Aber wie er seine besten Wünsche und Sprüche auskramt, hört man plötzlich Waffenlärm und den Angstruf: „Die Schlegler kommen!" Der bresthafte Mensch rafft sich auf, nimmt den Grafen auf die Schulter, trägt ihn keuchend ein Stück weit den nächsten Berg hinauf, bricht zusammen und meint Graf Eberhard noch sagen zu hören:

Vergelt dir got die triuwe din,
Din hüftknoch sol geheilet sin!

Er erwacht an starken Schmerzen, besinnt sich, daß er im Traume den durch Uhlands Balladen bekannten Grafen Eberhard II., den Greiner oder Rauschebart, und den Herzog Eberhard im Bart verwechselt hat und ruft: „Bei diesem Traumschnitzer, was kann da der Segen helfen!"

Ist das nicht echter, thränenlächelnder Humor?

Aber der bresthafte Mensch erzählt seine Leidensgeschichte zu Ende. Seine Zuhörerin zeigt sich immer klüger, bedeutender. Sie schimpft auf die Menschen im Besonderen und Ganzen und katechisirt auch ihren Nachbarn:

„Halt!" ruft sie, „gib Acht, pass' auf! —
Sag mir aufs Haar:
Bist du wahr?
Hast du nie den franken
Gedanken
Gefälscht, mit verlogenen Worten gegleißt,
Die Sünde gegen den heiligen Geist
Nie begangen? Den Mund auf, sprich!
Oder ich zwinge dich!"

Und im Nu hat ihn die wunderbare Dame mit sich hinauf in die Lüfte gehoben, wo das Verhör fortgesetzt wird. Zum Glück ist er in der Lage, ruhig und gelassen zu antworten: „Verlange nicht, daß ich mich selber loben soll!" Dies Wort erlöst ihn von der Krankheit und der gestrengen Nachbarin, und der Gesunde erholt sich von dem Schreck bei einer Flasche Wein. „Uebrigens ist es doch kein Spaß," schließt er, „in die Hand der lebendigen Natur zu fallen."

Vischer gebietet über die gesammte Klaviatur der Lyrik. Das duftige, ganz in Stimmung sich auflösende Lied ist ihm fast ebenso geläufig, wie die gedankenschwere Poesie. Dahin gehören die warmherzigen, gemüthlichen Verse an seine Wanduhr „Dem Ende zu", der prächtige „Amselruf", das herrliche „Ein Augenblick", dann die vom tiefsten Naturgefühl getragenen Gedichte: „Am See", „Kahnfahrt", das schwungvolle „Nunc pluat" und „Im

Hochgebirg". Entzückend sind auch „Mädchens Abendgedanken", die vielleicht nur um ein paar Strophen zu lang sind.

„Wer der Meine wohl wird werden?
Ob mein Aug' ihn wohl schon sah?
Wo er wandeln mag auf Erden?
Ist er ferne oder nah? — — —

Saget mir's, ihr klugen Sterne,
Die herauf am Himmel ziehn!
Triebe schwellen in die Ferne,
Und sie wissen nicht, wohin. — —

Oder soll ich lieber sagen,
Lieblich sei's, so blind zu sein?
Dieses Klagen, dieses Fragen
Sei uns Mädchen süße Pein? —

Freudig Bangen! Bange Freude!
Ungewisser, finde mich!
Leid in Lust und Lust im Leide!
Künftiger, ich liebe dich!

Und da gedenke ich eines Lehrers meiner Studentenjahre, des nunmehr verewigten Philosophie-Professors v. Reichlin-Meldegg, wie er einst im collegium logicum plötzlich mit großem Eifer ausrief: „Der Fritz Vischer mag ein großer Aesthetiker sein, aber ein Dichter ist er nicht."

Was wohl der Heidelberger Professor sagen würde, wenn er die „Lyrischen Gänge" noch erlebt hätte? . . . Zwar singt Vischer selbst:

„Kritik ist keine Sichel, zu mähen kurz und klein,
Aber Verehrungsmichel kann man doch auch nicht sein."

Allein man braucht wirklich nicht in den Fehler der Verehrungsmichelei zu verfallen, um die „Lyrischen Gänge" als eine der besten Gedichtsammlungen der letzten Jahre zu bezeichnen und Vischer in die erste Reihe unserer zeitgenössischen Poeten zu stellen.

Theophil Zolling.

Der Traum-Talisman.

Ein Märchen von Ludwig Anzengruber.

Ein dichter Nebel lag über der großen Stadt London.

In einem der reichsten Stadttheile, inmitten einer schmalen, geraden Gasse, stand ein hübsches, einstöckiges Palais, die Gasflammen davor leuchteten matt wie Glühwürmchen. Von dem Flur lief ein breiter Teppich die Treppe hinan und über die Gänge des ersten Stockwerks hinweg, dort lag eine große, graue Katze der Länge nach und streckte behaglich alle Viere seitwärts von sich, sie schien offenbar diesen Comfort sehr zu würdigen, wenn sie auch sonst keine Augen hatte für alle die Herrlichkeiten und Bequemlichkeiten in dem Hause des sehr ehrenwerthen Lords Edward Knuddl.

Lord Edward Knuddl, aus einer sehr alten Familie, war noch ein junger Mann, wenn man ihm das auch nicht ansah. Er war, so zu sagen, das Phlegma, das von allen vorangegangenen Knuddls zurückblieb, denn dieselben hatten immer nur in die Verwandtschaft geheirathet. Man hatte ihn zwar nach alter Sitte auf den Continent geschickt, aber schon die letzteren Knuddls erwähnen in ihren Reisetagebüchern nur mehr der Nachtlager und der edle Edward verschlief die ganze Tour. Nach seiner Zurückkunft sollte der junge Lord auf Andringen einiger alten Verwandten den Versuch machen, das Blut der Knuddls zu erneuern und sich mit einer blühenden Krämerstochter verehelichen, denn die Verwandtschaft war ungeheuer nachsichtig geworden, vielleicht hatte sie Darwin gelesen; kurz, die dralle Krämerstochter fand sich von dem interessant bleichen Edward angezogen, sie war es zufrieden, und der edle Lord folgte seiner Pflicht und brachte es auch bis zur Hochzeit. Von da ab betrachtete er seine Frau mit dem ganzen Wohlgefallen, das ihre schöne Erscheinung verdiente, und mit allem Feuer, dessen der letzte Knuddl fähig war, aber er verfiel darüber regelmäßig in bewundernde Apathie oder freundlichen Schlummer, je nach der Tageszeit. Lady Knuddl war nun eine sehr geduldige Seele, aber sie hielt etwas auf Pflichterfüllung, insonderheit wo dieselbe sich auch noch mit der Bestimmung des Weibes coaliirte, und da sie nun keine Aussicht hatte, an Lord Edwards Seite derselben gerecht zu werden, so trennte sich das Ehepaar nach kurzer Frist im schönsten Einvernehmen.

Lord Edward war also vereinsamt, aber das fühlte er nicht. Seine Continentreise und seine Heirath waren veranlaßt durch seine Verwandten und er fügte sich als echter Knuddl den Anforderungen, die man Namens des Geschlechtes an ihn, den mannbaren Träger desselben, stellte. Doch hatte weder die Reise, noch die Heirath bei ihm irgend welche Consequenzen. Seine Frau war empfindlicher als der Continent, oder vielleicht hatte es der letztere nicht nothwendig, Lady Knuddl hatte mit der Scheidung ihren Canal la Manche zwischen sich und ihren Gemahl gezogen.

So finden wir denn unseren jungen Lord am Abende des obgedachten, nebeligen Tages in einem Lehnstuhle, die Beine weit von sich gestreckt und die Hände in den Taschen der Beinkleider vergraben, am Feuer des Kamines sitzen, um sich von der Unthätigkeit des Tages auszuruhen.

Ein Buch war ihm offenbar aus den Händen gesunken und lag in bedenklicher Nähe des Feuers; der Lord beachtete das aber nicht, denn er dachte gerade an gar nichts. Er war in der Lectüre nicht wählerisch, er las Alles, was eben erschien und in den Zeitungen besprochen wurde, er ließ sich alle Wochen den Büchertisch mit Neuigkeiten belegen, das war sein Lesebüffet, von dem er bald hier ein Blättchen, bald dort ein Kapitel naschte, aber nie etwas durchlas.

Jetzt regte sich der Lord ein wenig, schob mit dem Fuße das Buch etwas zur Seite. Es war eine Abhandlung über die Symbolik der Träume, eine jener auf langjährige Beobachtung gestützten Schriften eines Professors, der, wie andere Philosophen, auch nur um seine Träume wußte.

Der Lord langte nach der Klingelschnur und schellte. Die Thüre öffnete sich leise und sorgsam, und Mrs. Powder, die Haushälterin, erschien vor seiner Lordschaft; auch sie blieb erwartend an der Schwelle stehen.

Lord Edward wendete der Thür und somit auch der obgenannten Dame den Rücken zu, er gähnte, nachdem er eine kleine Weile darauf hinter sich ein unterdrücktes Gähnen wie ein Echo hörte, sagte er, ohne Wendung des Kopfes vor sich hin:

„Mrs. Powder?"

„Lord Knuddl?"

Seine Lordschaft wies nach einem in respectvoller Entfernung stehenden Stuhle und Mrs. Powder gehorchte, sich setzend, dieser stummen Aufforderung. Dann deutete er gegen einen reichgeschnitzten Wandschrank.

„Archiv!"

Frau Powder erhob sich eifrig, öffnete die Flügelthüren des Schrankes und sah erwartend nach dem Lord.

„Correspondenz und Aufzeichnungen des Lords Eginhard Knuddl, General in der britisch-indischen Armee, Stück Nr. 70."

Nach dieser sprachlichen Anstrengung lehnte sich der Lord erschöpft zurück.

Die alte Dame hatte mittlerweile ein paar Blätter Papier zum Vorschein gebracht, aus denen jetzt eine kleine Metallplatte klirrend zu Boden fiel, das Geräusch fuhr der Haushälterin durch alle Glieder, zitternd faßte sie das kleine ovale Blechschild, das mit sonderbaren Charakteren bedeckt war, und legte es mit einer Geberde, mit der man sich unheimlicher Gegenstände entledigt, rasch auf ein nahes Tischchen, während sie zugleich einen flehenden Blick auf ihren Gebieter richtete, der übrigens durch keine Bewegung eine Ueberraschung über die sonderbare Beilage des Schriftstückes kundgab.

Mrs. Powder reichte sehr dringlich die Briefschaften dem Lord zu eigenem Gebrauche hin.

Derselbe wies sie aber mit entsprechender Geberde, welche die Dienerin zugleich ihren früheren Sitz einnehmen hieß, zurück.

„Nach abgeschlagenem Angriffe" — — bezeichnete mit erhöhter Stimme der Lord die Stelle, von der er die Vorlesung des Schriftstückes begonnen wünschte.

Die alte Dame seufzte und las, wie folgt:

„Nach abgeschlagenem Angriffe auf unser wohlbefestigtes Lager holten unsere Soldaten aus einem Gebüsche, wohin er sich verkrochen hatte, einen braunen . . ."

„Völlig nackten Hindukerl hervor," ergänzte unerbittlich Seine Lordschaft.

Mrs. Powder schwieg, befühlte aber mit der freien linken Hand leise ihre Wangen, denn sie befürchtete zu brennen; nachdem sie sich von einer noch erträglichen Hitze dieser Hautfläche überzeugt hatte, fuhr sie fort:

„Sie hielten ihn der Spionage verdächtig, jedoch wohin hätte der Mensch Briefschaften verstecken, etwa einnähen sollen, da er . . ."

„Am ganzen Leibe keinen Faden hatte?" schaltete der Lord sehr pflegmatisch ein.

Die alte Dame duckte hier nur etwas mit dem Kopfe unter, als hätte sie die Absicht, bei wiederholten Angriffen auf ihre Schamhaftigkeit denselben unwiederbringlich in ihre Hände zu vergraben; sie fuhr jedoch für diesmal fort, ein Zeichen, daß wohl von Seite des Schriftstückes derlei nicht mehr zu befürchten sei.

„Vor mich geführt, gab er sich für einen sogenannten Traummacher aus. Das dumme Volk hier glaubt nämlich, es ließe sich durch geheimnißvolle Künste möglich machen, im Schlafe nach Verlangen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft oder sonst von einem beliebigen Gegenstande zu träumen, auch Andere durch angezauberte Träume in Schreck oder Irrthum zu versetzen.

„Ich habe natürlich diesen Kerl für das genommen, was er ist, für einen Betrüger und seine felsenfeste Versicherung, im Besitze der traummachenden Mittel zu sein, für eine Prahlerei, die unumgänglich nöthig ist für sein Metier, mit dem es denn doch nicht weit her sein mag, sonst hätte er sich wohl ein paar Sandalen kaufen können. Obwohl ich nun nicht den geringsten Respect vor seiner eingebildeten Macht besaß, so hatte ich doch einen so großen Widerwillen gegen diesen Menschen, der seiner eigenen Angabe nach offenbar entweder ein Betrüger oder ein Narr sein mußte, daß ich ihn sogleich nach kurzem Verhöre ungehudelt ziehen ließ.

„Den nächsten Tag brachen wir unsere Zelte ab und zogen weiter, als wir Halt machten, wurde derselbe Mensch von gestern vor mich gebracht; er hatte sich bei den äußersten Vorposten gemeldet und verlangte mich zu sprechen.

„Als er nun mit mir allein war, bedankte er sich in überschwänglichen Ausdrücken für die ihm gestern erwiesene milde Behandlung, zeigte sich aber zugleich höchst beleidigt durch meinen Unglauben an seine Traummacherei. Er vertraute mir, daß das Hauptwerk dieser Kunst darin bestände, sogenannte „Teufelsträume" zu machen, das heißt, dem Satane die Macht zu geben, eine Person träumen zu lassen, das wären also Träume, die nicht von Gott, sondern vom Gegentheile kommen und von so furchtbarer Art, daß sie plötzlichen Tod, Wahnsinn, zum mindesten Lebensüberdruß zur Folge haben; dazu genügt, dem betreffenden Schläfer unter das Kopfende eine kleine metallene bezauberte Platte zu legen.

„Während dieser seiner Auseinandersetzung war der Narr über den Gedanken, ich könnte mich über diese furchtbare Macht, die er sich beilegte, noch nicht gehörig entsetzen, so in Ekstase gerathen, daß er mir ein Blech, von angeblich solcher oben beschriebener Eigenschaft, vor die Füße warf, mit der Aufforderung, es selbst zu versuchen, wenn ich den Muth hätte! Für diese Frechheit ließ ich ihn mit fünfzig Hieben entlohnen, von denen er wohl nicht geträumt hatte, denn sie überraschten ihn vollständig, indeß nahm er sie mit vielem Anstande entgegen, verließ auch unser Lager, so lange er uns in Sicht blieb, in gemessener Haltung; nur etwas später fanden ihn unsere Vorposten in einem Straßengraben zusammengekauert liegen, welche Stellung wohl nicht der Ausdruck besonderen Behagens gewesen sein mag.

„Ich selbst habe das Teufelsblech zwar nie unter meinen Kopfpolster geschoben, aber ich habe nacheinander meine sämmtliche Dienerschaft, vom alten, dicken John bis zum elendesten Hindukerl, der mir das Fußbad zurichtet, darauf schlafen lassen, ohne den Tag darauf eine besondere Veränderung an den Leuten wahrgenommen zu haben. Der alte John behauptete zwar, er hätte eine sehr unruhige Nacht gehabt, da ihm träumte, sein verstorbenes Weib sei wieder lebendig geworden, aber das helle Tageslicht und die mit ihm einleuchtende Gewißheit, daß die gute Mary bei Devonshire begraben liegt, verhalfen ihm sogleich zu seinem alten Frohmuthe. Die Anderen verspürten gar nichts, denn was sie nach dem Aufstehen von besonderer Mattigkeit faselten, so kennt man schon die Kniffe dieser faulen Hunde, besonders der braunen Hinduschelme.

Das sonderbare Blechschild aber schließe ich hiermit als Curiosität bei."

— — — — — — — — — — — — —

Hier tippte der Lord mit dem Schüreisen, dessen er sich zur Verlängerung seines Armes bediente, auf das Blatt in den Händen der Vorleserin, welche sofort schwieg.

„Gut," sagte der Lord.

Mrs. Powder beeilte sich aufzustehen und gegen den Wandschrank zu schreiten, um das Schriftstück wieder einzureihen.

Der Lord mochte bei dem Geräusche hinter seinem Rücken diese Absicht merken und sagte mit großer Bestimmtheit im Tone: „Selbst!" So daß nicht mißzuverstehen war, daß Seine Lordschaft in höchsteigener Person sich dieser Mühewaltung zu unterziehen gedächten.

Mrs. Powder neigte verwundert ihr Haupt und legte die Papiere neben die kleine Metallplatte, welche auf dem Tischchen liegen geblieben war.

„Gute Nacht, Mrs. Powder!"

„Gute Nacht, Lord Knuddl!"

Die Thüre schloß sich hinter der Haushälterin, der Lord war allein.

Indem er sich ganz behaglich in seinem Lehnstuhle zurechtrücken wollte, griff er mit der Rechten hinter sich, denn lange war es ihm schon, als stieße da etwas mit scharfen Kanten wider ihn. Er brachte ein Buch in Steifleinen-Einband zum Vorscheine. Es enthielt eine Beschreibung der Nordpolfahrt des unglücklichen Franklin, nebst haarsträubenden Schilderungen des Elendes, dem er sammt seinen Gefährten erlegen.

Edward hatte es durchblättert, aber alle diese furchtbare Noth und Bedrängniß wäre ihm ganz unverständlich geblieben, hätte ihm nicht die Phantasie den Streich gespielt, sich mit seinem Herzen und mit seiner Eitelkeit zu verbinden und ihn, den sehr ehrenwerthen Lord Knuddl, selbst nach dem Nordpole zu entführen, damit er dort helfend einschreite und Alles nach seinen besseren Einsichten leite und zu gedeihlichem Ende führe. Kaum aber hatte ihn diese schillernde Versucherin dort, so änderte sie ihr einschmeichelndes Wesen, ging mit dem Verstande eine Ehe auf kurze Zeit ein und zeugte mit ihm lauter unangenehme Bilder und Gedanken.

Der arme Lord fand sich so hülfsbedürftig, wie die Letzten der Schiffsbemannung, und Comfort und Geld, mit denen er überall auszulangen gedachte, versagten in dieser Zone allen ihren Zauber. Die schwimmenden Eisinseln wollten sich nicht wohnlich einrichten lassen und die Bestien des arktischen Meeres hatten kein Verständniß für die fictiven Werthe, um welche die Krone der Schöpfung Alles erstand und erkaufte.

Aller angeborenen Vorzüge und aller ererbten Reichthümer ledig, fühlte sich plötzlich unser „Reisender im Geiste" durch die Destillirkunst des gemeinsamen Elendes zu einem schwachen, unvollkommenen Organismus rectificirt, der auf den poetischen Namen Knuddl hörte und keine weitere Aussicht hatte, als mit den vielen Anderen in Compagnie zu hungern und zu frieren. Eine derartig unangenehme Perspective, daß der Lord ihren Gräuelu dadurch ein Ende machte, daß er das fatale Buch zur Seite schob.

Nun es ihm zum zweiten Male in die Hände fiel, war er zu sehr auf seiner Hut, um es wieder aufzublättern und sich von seinen grausigen Schilderungen fesseln zu lassen; er warf es hinüber auf den Stuhl, den früher Mrs. Powder eingenommen.

Lord Knuddl hatte kein hartes Herz dem menschlichen Elende gegenüber, aber vor dem übermenschlichen schloß er gerne die Augen, wie alle Leute, die eben ruhig und behaglich dahinleben wollen und hier hatte ihn sogar seine eigene Phantasie in Mitleidenschaft zu ziehen versucht!

Er wandte seine Augen von dem Stuhle ab, auf welchem der verhängnißvolle Band lag und sah in die verglimmenden Kohlen des Kamins.

Da lag es schwarz und wieder grau unter der Asche und einzelne Spitzen glänzten und gleisten, als wären es Spitzen der Eisberge, die unter der Mitternachtssonne des Nordpols aufleuchteten.

Der Lord seufzte.

Was ist das Leben und was ist das für ein Tummelplatz, auf welchem die Geschöpfe im Sonnenbrande und frostigem Eise vergehen?!

Seine Lordschaft stellte diese tiefsinnige Frage, die schon Viele vor ihm gethan hatten und nach ihm noch thun werden, wartete jedoch keine Antwort darauf ab, sondern kehrte dem Feuer und dem bewußten Stuhle den Rücken zu, indem er nach der Klingelschnur langte.

Ein langer Kammerdiener schlich in das Gemach, entkleidete seinen Herrn, löschte die Lichter aus und schlüpfte mit einem ehrerbietigen „Gute Nacht, mein Lord!“ durch die halbgeöffnete Thüre hinaus.

Lord Edward hatte sich auf sein weiches Lager gestreckt, jetzt hob er sich langsam mit dem halben Leibe empor und blieb eine Zeit lang aufrecht im Bette sitzen, er sah in dem dunkeln Zimmer um sich, ein Lichtstreif stahl sich von der Straße durch die Vorhänge des Fensters herein, fiel quer über das Tischchen, was das ovale Blechschild lebhaft leuchten machte. Edward regte sich unruhig, zögernd setzte er den Fuß auf den Teppich, schritt auf den leuchtenden Punkt zu, faßte den Talisman, kehrte bedächtig zurück und schob ihn mit einer raschen Handbewegung unter seine Kissen.

Die Papiere, die neben auf dem Tischchen gelegen hatten, fielen raschelnd zu Boden, dann war Alles stille im Gemache. Die Uhr ging wie auf weichen Rädern, lautlos. Da erstarb der Lichtstreif. Dunkel und Ruhe ringsum in den weiten Räumen.

Im Anfange war Nacht — tiefe, arktische Nacht.

Und auf einer Scholle saß — Edward und fror bis in die Seele.

Und da zuckte es auf, es ward Licht! Aber nicht freundliche Sonnenhelle; blutiger Nordlichtschein spannte sich — ein gewaltiger, feuriger Bogen aus blitzenden, zuckenden Strahlenbündeln — über das flimmernde, flirrende Eis. Und Edward raffte sich auf und taumelte ein paar Schritte vor und sah bei diesem grausigen Lichte vom Nordpole weit über die Erde hin und tief in den Aether des Weltenraumes hinein.

Und die Erde war ein großes Schiff, die hohen Berge mit ihren dichten Wäldern, das waren die Masten und die Segel — Sturm und Wind fegten über das Deck und das waren die Wellen und Wogen des Aethermeeres.

Das Fahrzeug schoß in schwindelnder Hast dahin und die Menschen wußten, es galt eine Reise. Wurden sie doch aneinander gedrängt und mußten sich den Fleck erstreiten, wo Einer verbleiben konnte und kaum die Hälfte der Arbeit, die er sich vorgesetzt, zu Ende brachte vor Gewirre und Gedränge, so beengte sie Raum und Zeit. Ja, es galt eine Reise, aber sie verstarben darüber und war Keiner, der Land gesehen hatte.

Dort an einem riesigen Eisblocke lehnte ein Mann in weitem Mantel, die Faust, die das Fernrohr umspannte, an die Brust gedrückt, sein weißes Haar und sein schneeiger Bart wehten in langen Flechten hinter ihm und er starrte hinaus in den Raum, der vor der Erde lag und den sie auf ihrer Bahn durchschnitt, und sein heißer, verlangender Blick aus den dunkeln tiefliegenden Augen verlor sich suchend in dem unendlichen Aether.

Das war der Capitän des Schiffes.

Und dort am Nordpole war ein gewaltiges Steuer angebracht, an dem ein greiser, nerviger Geselle mit kurzem, grauem Haare und breitem, eckigem Gesichte stand, der gleichmüthig aber mit riesiger Kraft das Ruder handhabte. Seine dichten Brauen zuckten oft so sonderbar, wenn er das Auge in überlegener Schlauheit zusammenkniff, aber sein Mund blieb breit und unverändert; er wandte nach solchen Augenblicken häufig sein Gesicht nach dem Capitän zurück, als wollte er sich vergewissern, daß ihn derselbe nicht beobachtet habe, aber der blickte unverwandt hinaus in den Raum; dann hob der Steuermann unmerklich die Achseln und faßte mechanisch wieder nach dem Rade.

„Sir,“ fragte der Lord, der fröstelnd zu dem Manne mit dem Fernglase herangeschlichen war. „Sir, habt die Güte mir zu sagen, wohin steuern wir?“

Der Capitän wendete sein Auge nicht ab von der Richtung, welche das Schiff nahm, und sagte: „Nach Gott!“

„Nun,“ sprach aufathmend der Lord, „dann segelt Ihr diesen Weg nicht zum ersten Male. Wenn nicht alle Ahnungen und Offenbarungen, die dem Menschengeschlechte seit Anbeginn der Welt geworden sind, trügen, so wissen wir den Curs!“

„Ahnungen und Offenbarungen sind nur Versuche mit dem Senkblei,“ sagte der Capitän. „Keines aller jener rüstigen Fahrzeuge,“ er neigte das Fernrohr leicht gegen den sternbesäeten Himmel, „die da mit uns einhersegeln, weiß den Curs; einige sind früher ausgesegelt als wir, wir fahren schon sechstausend Jahre und noch ist nichts in Sicht.“

„Und keine Anzeichen — —?“

Der Capitän unterbrach den Sprecher durch eine ungeduldige Bewegung, indem er das Fernglas vors Auge brachte. „Keine!“ Dann setzte er in milderem Tone hinzu: „Aber das nächste Jahrtausend kann sie bringen, es wird sie bringen! Wir thun Jeder unsere Pflicht!“

Edward ging von seiner Seite hinweg und wandte sich flüsternd an den Steuermann:

„Wir segeln nach Gott aus!“

„Ja, ohne Curs und schon an die sechstausend Jahre,“ sagte der am Steuer.

„Und Alle die, die über der Reise verstarben, alle die Gestorbenen, die Gewesenen?!“

„Die sind über Bord!“

Dem Lord zog eine tödtliche Kälte durch das Herz und mit bebender Lippe begann er: „Und all dieses Weh und dieses tiefe schmerzliche Sehnen und alle Arbeit, auch die sich an das Höchste setzte, verweht ohne Spur und ohne Dank; was uns im engen Schiffsraume begegnet, das allein ist unser Leben?! — Sei es! Aber sagt mir, kommt endlich ein Tag, ein großer, froher, heiliger Tag, wo das überlebende Geschlecht im Angesichte des Zieles selig Anker wirft?!“

„Schöne Worte das,“ sagte der Steuermann, indem seine Brauen zuckten. „Habt Ihr die von ihm?“ Er blickte nach dem Capitän. „Sechstausend Jahre sieht er nun schon die nämlichen Narren auf den nämlichen Bahnen mit uns laviren, aber es hat ihn noch nicht klug gemacht und Ihr, Menschenkinder, vergeßt Ihr's denn, daß man Euch schon in der Schule gesagt hat: Wir segeln im Kreise?!“

Im Kreise — —

Da schien die Sonne ins Gemach, zu Häupten des Bettes erglänzten die aufgehangenen Waffen, Edward öffnete die Augen, dann langte er nach einer Pistole.

„Ueber Bord“, sagte er.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Schuß schreckte die Dienerschaft des Hauses und die Bewohner der schmalen, geraden Gasse auf. Wie aus einem aufgestörten Ameisenhaufen wimmelte es nach und aus dem Palais. Das war erst ein rathloses Durcheinanderrennen, dann aber löste sich der Knäuel und als die Mittagssonne über der großen Stadt London lag, da hastete es durch die schmale, gerade Gasse, wie so oft an einem anderen Tage; nur die schwarzverhangenen Fenster, die vom Schlafgemache des Lords herniedersahen, fielen dem Einen oder dem Anderen auf, und wenn sich der Eine die

Zeit nehmen mochte zu fragen, so konnte er von dem Anderen, der sich Zeit genommen hatte, dort stehen zu bleiben, erfahren, daß sich der sehr ehrenwerthe Lord Edward Knuddl aus unbekannter Ursache den Tod gegeben!

Notizen.

Die Musik-Aesthetik in ihrer Entwicklung von Kant bis auf die Gegenwart. Ein Grundriß von H. Ehrlich. Leipzig 1882, Leuckart.

Die Aesthetik der Tonkunst als selbstständige Wissenschaft ist noch sehr jung, ja man kann sagen: sie ist noch gar nicht geboren; was bis jetzt vorliegt, sind Erörterungen der einzelnen Grundfragen. Insofern hätte der Titel des verdienstvollen Buches genau lauten sollen: die Geschichte der ästhetischen Anschauungen von der Tonkunst. Es schildert in klar verständlicher, anregender Weise die Anfänge und ersten Versuche einer ästhetischen Betrachtung der Tonkunst, verfolgt die Entwicklung derselben bis auf die Gegenwart in Deutschland, wie in England und Frankreich. Die Ansichten der bedeutendsten Vertreter der Aesthetik werden kurz und treffend charakterisirt, und klaren Blicks der künftigen Forschung Ziel und Richtung gewiesen. Der Verfasser, auf unserem Gebiete längst bekannt, bewährt auch in diesem Büchlein die Vorzüge, die wir an ihm schätzen gelernt haben: Weite und Unbefangenheit des Urtheils, Gründlichkeit und Consequenz des Denkens und warme Begeisterung für die Sache. Das Buch thut im jetzigen Augenblick besonders wohl. Das Erscheinen einer sechsten Auflage von Eduard Hanslicks vortrefflichem Büchlein „Vom Musikalisch-Schönen" hat es ja den wenigen Freunden einer streng-wissenschaftlichen Behandlung der musikalischen Aesthetik wieder zu wehmüthigem Bewußtsein gebracht, wie viel noch zu thun ist, bis gesunde und nüchterne Anschauungen in die maßgebenden Kreise werden eingedrungen sein. Denn — sechs starke Auflagen und doch, wenigstens wenn man in die Feuilletons der Tagesblätter und in die ästhetisirenden Fachzeitschriften einen Blick wirft — wenig Erfolg! Immer wird nur dies negative Ergebniß der Hanslick'schen Studie in Betracht gezogen, und gegen dasselbe Front gemacht in einer Weise, welche dem logisch gebildeten Leser Lächeln abnöthigt oder ihm das Studium der musikalischen Fachzeitschriften gründlich verleidet. Ehrlichs Buch, so wenig polemisch es gehalten ist, läßt doch schon durch die bloße Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten durchblicken, was denn der letzte und tiefste Grund davon sei, daß auf der einen Seite so wenig guter Wille, auf der andern so wenig Fähigkeit sich findet, auf eine objective Behandlung der musikalischen Aesthetik ernstlich einzugehen. Die Vertreter der wissenschaftlichen Aesthetik sind zum großen Theil mit dem Technischen der Tonkunst nicht gehörig vertraut gewesen und daher kam es, daß in ihren Werken zum voraus fertige Begriffe ohne weiteres auf die Musik angewandt wurden. Die zahlreichen Männer vom „Fach" aber — eine Anzahl tüchtiger, ernst wissenschaftlicher Köpfe ausgenommen! — hegen eine gewisse Scheu vor streng logischen Ausführungen! Es ist denn doch ein starkes, wenn auch charakteristisches Armuthszeugniß, wenn ästhetischen Werken das zum Hauptvorwurf gemacht wird, daß sie zu wenig Methaphern gebrauchen! Uns lehrte man in philosophischen Werken Begriffe bestimmen, nicht nach Metaphern jagen! Wieder andere — meist solche, welche mit der deutschen Sprache auf gespanntem Fuße stehen, gleichwohl aber das große Wort führen dürfen in diesem und jenem Kreise — sehen sich ein Buch darauf an, ob es auch gehörig dunkel und bombastisch genug ist! Wehe dem, der klar und schön schreibt — er ist oberflächlich, ist Ignorant! Natürlich, um jene Klarheit und Abrundung der Darstellung, welche die Frucht der strengen Arbeit ist, von der Flachheit seichten ästhetisirenden Geredes unterscheiden zu können, muß man eben selbst ernstliche Studien gemacht und redlich arbeiten gelernt haben! Auf wissenschaftlich geschulte Leute kann die durch Otto Jahns treffliche Mozart-Biographie förmlich in die Mode gekommene Gelehrtthuerei auf der einen Seite und die das Merkmal eines „Eingeweihten" bildende orakelnde Tiefsinnigkeit auf der andern Seite nur einen geradezu komischen Eindruck machen!

Ehrlichs Buch wird auf beiden Seiten anstoßen, gerade weil es unbefangen, klar und einleuchtend gehalten ist; uns macht es nur um so mehr Freude und Behagen, es besonnenen Musikfreunden zu empfehlen. Im Einzelnen stimmen wir Ehrlichs Ansicht nicht durchweg zu. Den Werth, welchen die Kenntniß der antiken Musik, beziehungsweise der Anschauungen der griechischen Denker (zumal eines Aristoteles), vom Musikalisch-Schönen, heute noch für das Studium der musikalischen Aesthetik hat, unterschätzt er zu sehr. Was Ehrlich über „Musik und Moral" sagt, hat unsern vollen Beifall. Die Musik ist nicht da, um zu predigen; sie soll erbauen und den Geist bereichern dadurch, daß sie schön und gehaltvoll ist — doch der Leser nehme lieber das Buch selbst zur Hand, es wird ihn anregen und, wenn es auch da und dort den Widerspruch herausfordert, seine Anschauungen klären. Köstlin.

* * *

Sänger aus Helvetiens Gauen. Unter diesem dithyrambischen Titel hat Ernst Heller bei C. F. Haller in Bern ein geschmackvoll ausgestattetes Album deutsch-schweizerischer Dichter der Gegenwart herausgeben. Wir vermissen darin keinen der über die Grenzen ihres Vaterlandes hinausgedrungenen Schweizer Poeten. C. Ferdinand Meyer, August Corrodi, Drannor, Edmund Dorer, Friedrich Ofer, Otto Sutermeister, Robert Weber, J. V. Widmann sind zum Theil mit ganz vorzüglichen Beiträgen vertreten. Die bereits nothwendig gewordene zweite Auflage beweist, daß diese schöne Anthologie den verdienten Erfolg schon gefunden hat.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal die Genesis des Darwinismus.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Mein Aufsatz über die Frage: wann Charles Darwin den Grundgedanken seiner berühmten Theorie concipirt habe (vergl. Nr. 10 der „Gegenwart" d. J.), ist nicht blos von zahlreichen Zeitungsredactionen, sondern auch von Mr. Darwin selbst commentirt worden. Gewiß ist es von Interesse, wenn ich mittheile, was der berühmte Forscher zu meinem Versuch, ein Datum für die früheste Genesis der Selectionstheorie festzustellen, gesagt hat. Ich glaubte, wie sich die geehrten Leser erinnern werden, aus Aufzeichnungen im Reisetagebuch Darwins entnehmen zu dürfen, daß es der Aufenthalt in Australien (1836) gewesen sei, welcher den damals noch jugendlichen Gelehrten zur Conception des Entwickelungsgedankens geführt habe. Aus einem Briefe vom 22. März d. J. nun, den ich im Auftrage Mr. Charles Darwins (der augenblicklich leidend ist), von seinem Sohne Francis erhalte, ersehe ich, daß es nicht der australische, sondern der Aufenthalt in Südamerika war, der — soweit sich Mr. Darwin nach beinahe 50 Jahren noch besinnen kann — die Anregung zu einer Gedankenreihe gab, deren Endglied die Idee war: daß die heutigen Thier- und Pflanzenarten durch Blutverwandtschaft mit den in früheren Erdperioden lebenden, fossilen Formen verknüpft seien. Speciell war es, wie Darwin sich erinnern zu können glaubt, der Panzer eines vorweltlichen Armadills, welcher in der Nähe von Montevideo aufgefunden wurde, von dem die Anregung ausging. Der scharfblickende Forscher bemerkte, daß die noch jetzt lebenden südamerikanischen Armadille einen nur wenig von dem fossilen verschiedenen Panzer tragen, und aus diesem Umstande, der wissenschaftlich nur durch Vererbung zu erklären ist, schloß Darwin auf eine Continuität zwischen den Lebewesen in allen vergangenen und künftigen Perioden der Erdgeschichte.

Ich glaube diese Richtigstellung, welche Mr. Darwin meinen Ausführungen gegeben hat, nicht verschweigen zu sollen. Die Genesis der Selectionstheorie wird durch die mitgetheilte Eröffnung noch um drei Jahre früher anzusetzen sein, denn Mr. Darwin befand sich 1833 an der östlichen Küste von Südamerika.

Hochachtungsvoll

Hirschberg i. Schl., 24. März 1882. Otto Zacharias.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Nummer
2000
(Jubiläumsnummer)
des
Kladderadatsch

gelangte **soeben** in **besonderer** Ausstattung zur Ausgabe. — Vorräthig bei allen Buchhändlern und Zeitungsverkäufern. Preis **50 Pf.**

Mit der nächsten Nummer beginnt das **neue (II.)** Quartal. Wir bitten die **Abonnements rechtzeitig** zu erneuern.

Jede **Buchhandlung, Postanstalt** und **Zeitungsspedition** nimmt Bestellung entgegen. **Preis vierteljährlich**

2 Mark 25 Pf.

Berlin. **A. Hofmann & Co.**

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Scherr, Joh., Menschliche Tragikomödie. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage in zehn Bänden à 1 *M.* Erschienen sind Bd. 1—5.

Hauffe, Gustav, Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes. Materialien der Psychologie. Zweite Auflage. Preis 6 *M.*

Kritische Waffengänge. Herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. Zweites Heft: Offener Brief an den Fürsten Bismarck. Paul Lindau als Kritiker. Für und gegen Zola. Preis 1 *M.*

Rutenberg, Ad., Amtsgerichtsrath, Willensfreiheit, Moralität und Straf-Justiz. Reflexionen und Erfahrungen. Preis 60 ₰.

Westenhoeffer, Joh., Die Reformationsgeschichte von einem Baarfüßer Mönche. Auszug aus der Thanner Chronik. Preis 2 *M.* 50 ₰.

Neu.

Zu beziehen durch alle Musikhandlungen:

Dr. Ihlenburg's

musikalischer Taktmesser.

(Metronom.)

Billig, einfach, deutlich erkennbar, überallhin mitführbar und überall verwendbar, geräuschlos in Grösse einer Taschenuhr. (Rückseite als Metermass zu gebrauchen.)

A. **Kugelmetronom.** Preis 75 ₰.

B/D. **Kapselmetronome.** Preis *B. M.* 2.—, *C. M.* 3.—, *D. M.* 4.—

Durch musikalische Autoritäten approbirt, gegen Nachbildung geschützt.

Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Harold. Trauerspiel in 5 Akten.
Die Karolinger. Trauerspiel in 4 Akten.
Der Neuvermählte. Trauerspiel in 4 Akten.

Von **Ernst von Wildenbruch.**

Preis pro Band 2 Mark.

Zu beziehen durch **Behr's** Buchhandlung in **Berlin,** Unter den Linden 21.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Der ***1. Band*** *der neuen (13.) illustrirten Auflage, 60 Bogen Text mit 42 eingedruckten Abbildungen und 35 separaten Tafeln oder Karten enthaltend,*

ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) oder gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Bande.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Lexikon der deutschen Nationallitteratur von Prof. **Adolf Stern.** 410 Oktav-Seiten. Geh. *M.* 4.—, geb. in Leinwand *M.* 4.50.

Wie kein andres Buch von solchem Umfange bietet obiges, in der denkbar bequemsten Art eine solche Fülle von Belehrung über das ganze Gebiet der deutschen Nationallitteratur, daß es sich als bestes und bequemstes Nachschlagebuch empfiehlt. — In Tausenden von Artikeln alphabetisch geordnet, bringt es die Biographien der Dichter und Prosaiker aller Zeiten und bespricht die hervorragendsten Werke derselben, erläutert die verschiedenen Strömungen und Gattungen in der Litteratur und nimmt, zum erstenmal in dieser Weise, eine Besprechung der in der Litteratur am meisten beliebten und behandelten Stoffe und Motive, wie Faust, die Hohenstaufen, Medea, Nero, Tannhäuser 2c. — allein über 200 Artikel —, in seinen Rahmen auf.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Hypatia,

oder neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 9 *M.* Geb. 11 *M.*

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia", ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich auch hier so allgemeiner und dauernder Beliebtheit, daß bereits eine dritte Auflage nöthig geworden ist.

Kanarienvögel-

R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.

Züchtereien nur am hiesigen Platze, erste und nachweislich grösste Postversandhandlung.

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis u. franco.

Wilh. Schiller & Co., Berlin O.
Populäres Polytechnicum.

Gratis und franco versenden:
Katalog No. 177: **Drucke des XV. und XVI. Jahrhunderts.** 375 Nummern.
Schletter'sche Buchhandlung in **Breslau.**

Für Schriftsteller!

Eine weitverbreitete Zeitschrift für Commerz, Kunst und Belletristik, sucht in allen grossen Städten Deutschlands accreditirte Mitarbeiter. Gef. Offerten **H. o. 1371** an **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg.**

Hierzu eine Beilage der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart und Nr. 1 der „Politischen Wochenschrift" (Verlag von Walther & Apolant in Berlin).

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 14. Berlin, den 8. April 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Zur Universitätsfrage. Von Hans Prutz. — Der Erdboden und die menschliche Gesundheit. Von M. Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Zur Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Karl Bartsch. — Henry Wadsworth Longfellow. Von Eugen Zabel. — Ostern in Sorrent. Von Carl von Thaler. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Strohhalm. Schauspiel in 5 Acten von Franz Hedberg. Deutsch von Emil Jonas. Besprochen von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Goethes Lebensende. Von A. T. Brück. — Inserate.

Zur Universitätsfrage.

Von Hans Prutz.

Bei Gelegenheit der Budgetberathung sind in dem preußischen Abgeordnetenhause auch die Universitäten zum Gegenstand einer kritischen Besprechung gemacht worden. Den Anlaß dazu gaben in ziemlich demonstrativer Weise und mit unverkennbarer Absichtlichkeit zwei der hervorragendsten Führer der Centrumspartei. Doch blieben die Herren mit ihrem abfälligen Urtheil eigentlich völlig vereinsamt: nicht blos Abgeordnete der verschiedensten Parteien, sondern auch der Cultusminister von Goßler traten mit Wärme und Entschiedenheit für die angegriffenen Hochschulen ein. Ein praktisches Ergebniß hat die Debatte natürlich nicht gehabt, man müßte denn ein solches etwa darin sehen wollen, daß unsere Universitäten und ihre eigenartigen Einrichtungen dem Interesse weiterer Kreise wieder einmal näher gerückt, daß ihr Werth und ihre Bedeutung für unsere gesammte nationale Bildung und Cultur nachdrücklich in Erinnerung gebracht worden sind. Schon darin könnte man freilich einen Gewinn sehen. Viel höher aber möchten wir es anschlagen, daß für Jeden, welcher die Augen nicht geflissentlich schließt, wieder einmal mit der wünschenswerthesten Deutlichkeit gezeigt worden ist, wo die auf dem freien Betriebe wissenschaftlicher Forschung beruhende nationale Bildung, als deren Pflegstätten unsere Universitäten sich bei Freund und Feind Anerkennung erworben haben, ihre unversöhnlichsten Widersacher zu suchen hat.

Denn darüber werden die Herren Reichensperger und Windthorst doch Niemanden haben täuschen können, daß ihre Angriffe nicht sowohl den angeblichen Uebelständen und Mißbräuchen galten, die sie an unseren Universitäten entdeckt zu haben meinen, als vielmehr gegen die ganze Institution als solche gerichtet waren. Wenn Herr Windthorst mit dem emphatischen Klageruf, so wie bisher könne es mit den Universitäten nicht weiter gehen, die Forderung einer Enquête über die Universitätszustände einleitete und begründete, so hat er sich doch wohl gehütet, die Richtung des Genaueren zu bezeichnen, in welcher die von ihm und seinen Parteigenossen gewünschte Reform sich bewegen sollte. Denn ihr schließliches Ergebniß wäre einfach der Untergang des deutschen Universitätswesens! Die Klagen über die zu langen Ferien, über den Mangel an anregender Kraft bei manchen Universitätslehrern, der Nothschrei über die ungenügenden Ergebnisse insbesondere des juristischen Studiums, die sittliche Entrüstung über gewisse Bildungen des studentischen Lebens, wie namentlich das Mensurwesen: alles das trifft doch gar nicht den Kern der Sache, auf den es den Herren vom Centrum in Wahrheit einzig und allein ankommt. Nicht einzelnen angeblichen oder wirklichen Mißständen gilt ihr Angriff, derselbe richtet sich vielmehr, durch alles das nur schlecht verhüllt, gegen das Princip, auf dem unsere Universitäten beruhen, gegen die Freiheit der Forschung und die davon unzertrennliche Freiheit des Lehrens und des Lernens. Von dieser aber würde doch kaum noch der Schein gewahrt werden, wenn man den althergebrachten und im Allgemeinen bisher bewährten Betrieb des akademischen Lehrens und Lernens nach Herrn Windthorsts Vorschlag verändern wollte, indem man die Vorlesungen durch Repetitorien und Disputatorien kleinerer Zuhörergruppen ersetzte. Das Ergebniß wäre eine Organisation, die bedenklich an die Methode erinnert, welche für geistliche Studienanstalten, Clerikalseminare und dergleichen von altersher üblich gewesen ist. Die unabwendbare Folge davon würde es sein, daß an die Stelle des freien Studiums ein mechanisches Einlernen träte, und weiterhin würde sich daraus ein schneller Rückgang der wissenschaftlichen Bildung und Leistungsfähigkeit ergeben. Noch hat das freiheitliche Princip, auf dem unsere Universitäten erwachsen sind, regelmäßig aus sich selbst die nöthige Kraft gewonnen, um gegen Uebelstände und Mißbräuche, wie sie zeitweilig eingetreten sind, selbst helfend und bessernd einzuschreiten. Und schon bemißt sich die Geschichte der deutschen Universitäten nach Jahrhunderten! Deutschland hat die größten und gewaltsamsten Umwälzungen, sein geistiges Leben die radikalsten Wandelungen erfahren: immer aber haben die deutschen Universitäten ihren Beruf erfüllt und sich der ihnen gestellten Aufgabe gewachsen erwiesen. Das aber wurde möglich allein durch die Freiheit, deren sie sich, ihrem Ursprunge und Entwickelungsgange gemäß, erfreuten und die außer von der Partei der Herren Windthorst und Reichensperger in ihren Fundamenten zu keiner Zeit von irgend einer Seite ernstlich in Frage gestellt worden ist.

Aber ganz abgesehen von diesem principiellen Widerspruch will es uns doch scheinen, als ob die Wortführer der jüngsten Angriffe auf die Universitäten ihres Erfolges sich in gewissen Kreisen dadurch zu versichern gesucht hätten, daß sie die Farben möglichst stark auftrugen und in der Schilderung der angeblichen Verderbtheit unseres akademischen Lebens vor einer tüchtigen Uebertreibung nicht zurückschreckten, andererseits aber durch eine absichtliche Unbestimmtheit und Allgemeinheit ihrer Angaben der Phantasie des sachlich nicht genau unterrichteten Hörers und Lesers eine wirksame Anregung zu Theil werden ließen. Wie gewöhnlich hat dabei namentlich die Frage nach der Dauer der akademischen Ferien nützliche Verwendung gefunden. Zur Agitation gegen Universitäten und Professoren ist dieselbe bei einer

so oberflächlichen und einseitigen Behandlung allerdings auch besonders geeignet.

„Die Ferien, die eigentlich nur drei und einen halben Monat dauern sollen, betragen effectiv fünf Monate", so behauptet Reichensperger und freut sich im Geiste des tiefen Eindrucks, welchen die Verkündigung dieser Thatsache auf die große Anzahl der weniger reich mit Ferien gesegneten Beamten aller Stufen machen wird, da dieselben sich danach, im Gegensatze zu ihrer angestrengten und nur durch kurz bemessene Erholungspausen unterbrochenen Thätigkeit, das Dasein des Professors wie ein reines Schlaraffenleben denken müssen. Einmal aber wächst die Gesammtsumme der jährlichen Universitätsferien thatsächlich nicht auf die genannte Zeitdauer an. Dann aber sind die Ferien für die akademischen Lehrer durchaus nicht ausschließlich eine Zeit der Erholung und der Ruhe, sondern geradezu ihre Hauptarbeitszeit. Wer von uns es mit seinem akademischen Lehramt irgend genau nimmt, sich also nicht, wie das in früheren Zeiten hier und da vorgekommen sein mag, heutigentags aber wohl nur noch in ganz vereinzelten Ausnahmefällen nachzuweisen sein dürfte, damit begnügt, Jahr aus Jahr ein dasselbe Heft vorzulesen, sondern für den von ihm behandelten Stoff seinen Zuhörern den durch die neueste Forschung soeben erreichten Standpunkt zugänglich machen, ja, darüber hinaus selbst etwas Neues bieten oder gar die Anregung geben will zu weiterem Studium und womöglich zu eigenen Forschungsversuchen, für den bringt das Semester, — auch wenn es im Winter thatsächlich etwa fünf, im Sommer drei und einen halben Monat umfaßt —, der intensiven Arbeit im Gebiete der Forschung und Production zugleich eine solche Fülle, daß er zu einer von dem Dociren unabhängigen wissenschaftlichen Thätigkeit nicht Kraft und Muße findet. Eine solche aber wird von dem akademischen Lehrer gefordert und *muß* von ihm gefordert werden. Denn thatsächlich stellt das eigentliche Dociren doch nur die eine Seite der akademischen Wirksamkeit dar, die äußerlich bemerkbarste, aber doch nicht die eigentlich Ausschlag gebende. Wer die Resultate der gelehrten Forschung Anderen übermitteln, eine jüngere Generation zu eigener Forschung anregen und anleiten will, muß selbst Forscher sein und sich als solcher den Fachgenossen gegenüber auch literarisch bethätigen. Dieser zweiten, aber wesentlichen Seite seines Berufs kann der akademische Lehrer aber nur gerecht werden, wenn er die Muße dazu nicht auf Kosten des Docirens zu suchen genöthigt ist, wenn man ihm die Zeit läßt, wo er nur gelehrter Forscher und wissenschaftlicher Schriftsteller sein kann. In ganz ähnlicher Lage aber ist der Student, der es mit seinem Studium ernstlich nimmt. Wenn er im Laufe des Semesters seine Collegien gewissenhaft hört, der durch sie gegebenen gelegentlichen Anregung hier und da selbstständig nachgeht, vielleicht an den Uebungen eines Seminars selbst thätig Theil nimmt, so bedarf auch er reichlich bemessener Ferien, um den im Semester gesammelten Stoff durchzuarbeiten, zu bewältigen und sich zu eigen zu machen und daraus die Summe positiver Kenntnisse zu gewinnen, die er demnächst bei der Staatsprüfung nachweisen soll.

Bei ihrer Kritik des heute auf unseren Universitäten üblichen Studienbetriebs haben die Herren Reichensperger und Windthorst zudem eine sehr wesentliche Thatsache ganz mit Stillschweigen übergangen, deren Anführung allerdings einen großen Theil ihrer Ausstellungen sofort als hinfällig erwiesen haben würde. Beide suchen sie nämlich den Glauben zu erwecken, als ob die Lehrthätigkeit der Professoren einzig und allein auf das Halten von Vorlesungen beschränkt wäre. Sie verlangen, „daß die Professoren ihre Studenten zu kleinen Cyklen vereinigen, ihnen bestimmte Discussionsthemata stellend mit ihnen debattiren sollen". Als ob das nicht längst der Fall wäre! Keine von unseren Universitäten entbehrt mehr der Seminarien, welche den von unseren Kritikern bezeichneten Zweck in viel wirksamerer Weise erfüllen, als sich das auf dem von jenen angedeuteten Wege der Discussion über gestellte Themata jemals würde erreichen lassen. Wir haben philologische Seminarien — und zwar für die modernen Sprachen so gut wie seit lange für die alten —, historische, germanistische, juristische, theologische verschiedener Art, entsprechend den Hauptdisciplinen der Theologie, mathematische u. a. m., von denen die Mehrzahl mit einem besonderen Apparat, namentlich einer Bibliothek ausgestattet sind, und deren Dirigenten nicht selten auch über Fonds zur Ertheilung von Prämien für besonders tüchtige Leistungen zu verfügen haben. In diesen Anstalten liegt thatsächlich der Schwerpunkt des akademischen Fachstudiums, denn auf Grund der durch die Collegien erworbenen allgemeinen Schulung für die von ihm erwählte Wissenschaft wird der Studirende hier durch eigene Arbeit in die Methode seiner Wissenschaft eingeführt und in den Stand gesetzt, sich selbst als Forscher zu versuchen. Mit den Disputatorien freilich, welche die Herren Windthorst und Reichensperger eingeführt zu sehen wünschen, haben diese akademischen Institute nur wenig gemein, denn, wo sie in dem richtigen Geiste geleitet werden, da werden sie sicherlich nicht blos positive Kenntnisse einzuüben, nicht blos auf das Examen vorzubereiten suchen, sondern im Gegentheil ohne Rücksicht auf dasselbe in die um ihrer selbst willen, als Selbstzweck betriebene Wissenschaft einführen.

Und dies ist ein zweiter Punkt, in welchem die von den Kritikern unserer Universitätszustände vertretene Auffassung als eine principiell verkehrte bekämpft werden muß. Beide weisen sie immer wieder auf das Examen hin und begründen ihre Ausstellungen zum guten Theil mit dem schlechten Ausfall desselben, der in gewissen Fächern die Regel geworden sein soll. Wer so argumentirt, scheint doch die Aufgabe der Universitäten darin zu sehen, die Studirenden zu dem Examen vorzubereiten, das ihnen den Eintritt in das praktische Leben erschließen soll, ihnen die zu einem möglichst glücklichen Bestehen desselben nöthigen Kenntnisse beizubringen. Ist das aber wirklich die Bestimmung der Universitäten? Soll der Studirende während der glücklichen Jahre seines akademischen Lebens wirklich immer nur das Examen vor Augen haben, seine Arbeiten diesem Ziele anpassen, also dieselben auf den Broderwerb zuspitzen? Das hieße, wie es uns scheinen will, nicht blos von den Universitäten, sondern auch von der studirenden Jugend sehr niedrig denken, niedrig denken aber nicht minder von der Wissenschaft und von dem Werthe des Berufes, zu dem man sich auf der Universität bildet.

Ganz ohne Fehler sind auch unsere Universitäten nicht. Aber die Heilmittel, die uns hier empfohlen wurden, sind ganz geeignet, das Uebel noch schlimmer zu machen. Denn als die vornehmste Wurzel desselben wird man vielmehr den Umstand bezeichnen müssen, daß ein großer Theil der die Universität beziehenden jungen Leute sich nicht über den niedrigen Standpunkt des bloßen Brodstudiums erheben kann. Es sind nur allzu viele unter ihnen, welche die Jahre des akademischen Lebens als die kurze Zeit der goldenen Freiheit und des ungebundenen Lebensgenusses ausbeuten, dann das zu dem künftigen Beruf Unentbehrliche möglichst schnell sich aneignen wollen, um mit dem zur Bekleidung eines nährenden Amtes nöthigen Handwerkszeug versehen in das bürgerliche Leben überzutreten. Diese Kategorie von Studenten ist es, welche das akademische Leben vielfach schädigt und für die Mehrzahl der gerügten Uebelstände und Ausschreitungen zumeist verantwortlich gemacht werden muß. Die Universität soll aber keine Examenpresse sein, und wer als Universitätslehrer allein die Vorbereitung und Schulung seiner Zuhörer zu dem künftigen Examen im Auge hat, verkennt seinen Beruf und entwürdigt die Universität genau so, wie es der blos ein Brodstudium treibende Jüngling thut. Das Lebenselement der Universität ist die Wissenschaft: durch die freie, zunächst von keiner besonderen praktischen Rücksicht bedingte Bewegung in ihrer reinen und stärkenden Luft, soll sich der künftige Geistliche, der künftige Beamte, Richter und Anwalt, der künftige Arzt, der künftige Lehrer u. s. w. diejenige allgemeine Geistescultur aneignen, vermöge deren allein ihm die nicht blos handwerksmäßige Uebung seines späteren Berufs ermöglicht werden kann. Der rechte akademische Lehrer und der rechte Student werden daher zusammen arbeiten, als ob sie ausschließlich den idealen Bestrebungen der Wissenschaft dienen, als ob sie dieselbe wetteifernd als Forscher bereichern sollten. Wer so studirt, der findet jeder

Zeit auch den Weg, der ihn, ohne die Wissenschaft zur milchenden Kuh zu entwürdigen, zur Erwerbung der für seinen künftigen praktischen Beruf nöthigen Fachkenntnisse gelangen läßt. Er wird auch das Examen, auf welches unsere Kritiker einen so starken Ton legen, ohne Schwierigkeit und mit gutem Erfolge bestehen. Das Erste und Vornehmste bleibt immer, daß der Studirende einmal einen tiefen, vollen Zug aus dem frischquellenden Born der reinen Wissenschaft thut: geschieht das, so wird er auch seinen besonderen Beruf mit der Wissenschaft in Verbindung zu erhalten und dadurch zu veredeln und zu vertiefen wissen.

Die Wege, welche zur Erreichung dieses Ziels einzuschlagen sein werden, sollen hier nicht erörtert werden. Sie werden verschieden sein nach den Facultäten und innerhalb derselben vielleicht wieder verschieden nach den besonderen Disciplinen des Studiums. Am schwierigsten scheint die Aufgabe, wenn man den von vielen Seiten erhobenen Klagen trauen darf, sich im Gebiete der Jurisprudenz zu gestalten, weil einmal der Anfänger in diesem Fache nach seiner ganzen Vorbildung zu dem Inhalte desselben fast gar keine innere Beziehung mitbringt, daher auch erst spät ein näheres Verhältniß dazu und ein tieferes Verständniß dafür gewinnen kann; dann aber auch wohl deshalb, weil in Folge dessen der junge Jurist von Anfang an allzu sehr auf den künftigen Amtsrichter studirt, d. h. sich ein für das künftige Examen ausreichendes Quantum an positivem Wissen zu erwerben trachtet und es darüber versäumt, auf irgend einem Gebiete der Jurisprudenz eine Zeit lang ausschließlich vom Standpunkte der Wissenschaft aus, ohne praktische Nebenabsicht, blos um der Forschung willen, zu arbeiten und seinen Geist im Ringen mit rein wissenschaftlichen Problemen zu üben.

Je mehr es den Universitäten gelingt, in den Studirenden jenen idealen wissenschaftlichen Sinn zu erwecken und zu stärken, um so mehr werden sie leisten, um so mehr werden die Klagen verstummen, die jetzt noch laut werden, und auch die thatsächlich etwa vorhandenen Uebelstände sich allmählich von selbst abstellen. Ein Hinderniß freilich steht dem zur Zeit noch entgegen, auf welches im preußischen Abgeordnetenhause auch der Minister von Goßler mit vollem Rechte hingewiesen hat, dessen Beseitigung aber nicht in der Hand der akademischen Lehrkörper liegt, da dasselbe allgemeinen und namentlich wirthschaftlichen Verhältnissen entspringt und nur durch deren allmähliches Gesunden Abhülfe erfahren kann. Wir meinen die Ueberfüllung unserer Universitäten, die ihren dermaligen Grad nur dadurch erreicht hat, daß zum Studium eigentlich nicht berufene Elemente sich in Masse zu demselben drängen.

Bekanntlich war in der Milliardenzeit ein Rückgang in der Zahl der Studirenden bemerkbar, weil damals eine Menge von jugendlichen Kräften zu den reichen Gewinn verheißenden Berufsarten drängten, die eine akademische Bildung nicht erfordern. In demselben Grade, wie die wirthschaftlichen Verhältnisse dann zurückgingen, wuchs der Zufluß zu den Universitäten. Augenblicklich hat er eine geradezu abnorme Höhe erreicht. Wie sollen denn alle diese Leute ein Unterkommen, ein sie nährendes Amt finden? Verhältnißmäßig günstige Aussichten bietet zur Zeit eigentlich nur das Studium der Theologie. An jungen Juristen haben wir Ueberfluß, und wer heute Referendar geworden ist, wird lange warten müssen, ehe er in den sichern Hafen eines richterlichen Amtes einläuft. Denn alle können sie doch schließlich nicht Anwälte werden. In den Kreisen der Aerzte klagt man hier und da auch schon über Ueberfüllung und empfindet die wachsende Concurrenz namentlich in den Städten unbequem. Für die die philosophischen Facultäten füllenden Philologen, Historiker, Mathematiker u. s. w., welche doch meistens dem Lehramt zusteuern, sind die Aussichten auch schon schlechter geworden, denn im Schulfach machen sich die ersten Anzeichen der drohenden Ueberfüllung bemerkbar. Wir leiden auf diesem ganzen Gebiete augenblicklich an einer Ueberproduction, unter der schließlich nicht blos der Einzelne, sondern hie und da schon die Sache zu leiden hat. Wenn die Herren Windthorst und Reichensperger über die schlechte Art des Studiums klagen und zum Beweise dafür auf den üblen Ausfall vieler Prüfungen hinweisen — und man braucht das keineswegs auf die juristischen Prüfungen zu beschränken —, so gehen sie doch insofern irre, als der Grund dafür nicht in den Universitäten zu suchen ist, sondern vornehmlich darin, daß dieselben von so vielen jungen Leuten besucht werden, welche ihrer ganzen Veranlagung nach nicht dorthin passen und eigentlich keine von den Bedingungen erfüllen, ohne die ein erfolgreiches, seinem eigentlichen Zwecke wirklich entsprechendes Studium nicht denkbar ist. Wie viele verbringen lange Jahre auf der Universität, die gewiß einen tüchtigen Handwerker, einen braven Landwirth oder einen verdienten Subalternbeamten abgegeben hätten, bei denen aber weder die geistige Anlage noch die gesellschaftliche Bildung ausreicht, um das Ziel des Studiums zu erreichen, die mit Mühe und Noth, oft nur vermöge eines falschen Mitleids ihrer Examinatoren die Staatsprüfungen bestehen und die man dann, da man sie nicht los werden kann, an Stellen bringt, wo sie wenigstens nicht geradezu schaden können — ganz abgesehen von der gar nicht kleinen Zahl derjenigen, welche nach vieljährigem Arbeiten die Klippe des Examens doch niemals überwinden und deren Leben, blos weil sie sich dem Studium zugewandt haben, schließlich einfach als ein verfehltes bezeichnet werden muß.

Das mag Vielen hart klingen und Manchem übertrieben scheinen. Wer die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, wird unsere Angaben doch nur bestätigen können. Und doch ist der ursächliche Zusammenhang so überaus einfach und klar. Der Zudrang zu den Universitäten ist nämlich deshalb so groß, weil dieser Weg noch der einfachste und billigste ist, um einen Sohn zu versorgen, ja, weil er selbst dem fast Mittellosen günstigere Aussichten bietet als irgend ein anderer. Wer erst glücklich sein Abiturientenexamen bestanden hat und immatriculirt ist, dem stehen gewisse Hülfsquellen mit ziemlicher Sicherheit zu Gebote. Das Collegiengeld wird gestundet, Stipendien sind vielfach vorhanden, wenn auch die gewöhnlichen nicht groß genug sind, um den die Studien schädigenden Nebenerwerb durch Privatunterricht entbehrlich zu machen. Schon der Freitisch gibt eine Art Grundlage für die Existenz, der sich durch hochverzinste Anleihen bei dem Hauswirth oder sonst nachhelfen läßt, und wenn einem alle diese Hülfsmittel versagen sollten, so ist er doch im äußersten Nothfalle sicher, daß ihn seine Lehrer und Commilitonen nicht verhungern lassen werden. Man glaube nicht, daß wir übertreiben! Jeder akademische Lehrer, der mit der Stipendien- und Freitischverwaltung zu thun hat, wird Erfahrungen der Art gemacht haben. Wie viele junge Leute werden von ihren Eltern geradezu deshalb zur Universität geschickt, weil sich dieselben so der Sorge für sie am frühesten und einfachsten entledigen. Daß aber Studenten dieser Art nicht geeignet sind, den idealen Geist, dessen unsere Universitäten bedürfen, in sich selbst wie bei Anderen zu nähren, daß sie vielmehr den Gesammtgeist niederdrücken, dem Brodstudium im wahrsten — und niedrigsten Sinne des Worts einen übergroßen Einfluß auf die Studentenschaft einräumen, das bedarf wohl keiner weiteren Ausführung mehr.

Hier ist der Punkt, wo nach unserer Auffassung unsere Universitäten allerdings einer Reform bedürfen. Dieselbe liegt aber doch nur zu einem ganz kleinen Theile in ihrer eigenen Hand. Je entschiedener sie sich ihres zunächst ideal wissenschaftlichen Berufes bewußt bleiben, je rücksichtsloser sie denselben zur Geltung bringen, je weniger sie an das Bananenthum und das Brodstudium Zugeständnisse machen, um so eher werden sie die Elemente, die nicht in ihre Mitte gehören, allmählich auszuscheiden im Stande sein. Daß diese aber nicht von sich aus zum akademischen Studium als einer bequemen Versorgung drängen, wird nur ein Gesunden unserer gesellschaftlichen und namentlich unserer wirthschaftlichen Verhältnisse bewirken können.

Der Erdboden und die menschliche Gesundheit.

Die griechische Mythe von dem himmelstürmenden Titanen, dem stets aufs Neue die Kräfte wiederkehren, sobald er den Boden der Mutter Erde berührt, versinnlicht uns die Wahrheit, daß der Mensch, sein körperliches und geistiges Gedeihen vor Allem abhängig ist von dem Boden, auf dem er geboren wird, auf dem er lebt und athmet, in dem er auch seine letzte Ruhestätte findet. Von der Vierzahl der alten Elemente sind es drei — die Luft die wir athmen, das Wasser das wir trinken und der Boden, der uns ernährt — die unser Wohlergehen im höchsten Grade beeinflussen. Während man aber auf Schädlichkeiten, die das Wasser und die Luft verunreinigen, schon frühzeitig aufmerksam wurde, hat man erst neuerdings erkannt, daß die alte Gaea, die Mutter Erde, neben segenspendenden Pflanzenkeimen auch Keime in ihrem Schoße birgt, die als Ursachen und Verbreiter verheerender Krankheiten großes Unheil zu schaffen im Stande sind. Wir wollen im Nachfolgenden versuchen, dasjenige, was über den Einfluß des Erdbodens auf die menschliche Gesundheit bis jetzt mit Sicherheit festgestellt wurde und die hieraus sich ergebenden, für die öffentliche Gesundheitslehre hochwichtigen Schlüsse in gedrängter Kürze darzulegen.

Die Erkenntniß von den gesundheitswidrigen Einflüssen des Erdbodens steht in engstem Zusammenhang mit dem Studium der niederen Pilze, einem Zweige der Botanik, der bekanntlich neueren Ursprungs ist; einige allgemeine Bemerkungen über die Eigenschaften und Verbreitung dieser auf niedrigster Stufe stehenden pflanzlichen Organismen sind daher zum besseren Verständniß des Nachfolgenden unerläßlich. Von den drei Klassen der niederen Pilze — den Schimmelpilzen, Sproßpilzen und Spaltpilzen — sind es die letzteren, auch „Schizomyceten" oder nach einer ihrer gewöhnlichsten Formen „Bakterien" genannt, die uns hier vorzugsweise interessiren, da sie verwesende organische Substanzen als Nährmittel benutzend zu Milliarden bald an der Oberfläche des Erdbodens, bald in tieferen Schichten desselben entstehen und jene „Miasmen" darstellen, durch welche gewisse Krankheiten sich vom Boden aus verbreiten. Die krankheiterregende Wirkung einzelner Spaltpilze beruht ebensowohl auf gewissen giftigen Eigenschaften derselben wie auf ihrer außerordentlichen Verbreitung — letztere wiederum auf ihrer ungeheuren Vermehrung und ihrer Kleinheit. Ein einziger Spaltpilz vermag, wie Pasteur noch jüngst bei der Hühnercholera, einer auf Hühnerhöfen häufig auftretenden Pilzkrankheit, nachgewiesen hat, binnen wenigen Stunden Millionen neuer Pilze zu erzeugen; andererseits haben wir es hier mit den winzigsten aller bis jetzt bekannten Organismen zu thun (nach Nägeli sind 30 Billionen der niedrigsten Spaltpilze erforderlich, um das Gewicht eines Gramms voll zu machen) und es liegt auf der Hand, daß diese nur durch die stärksten Vergrößerungen unserer Mikroskope wahrnehmbaren, fast imponderablen Gebilde, die noch viel kleiner sind, als jene tanzenden Stäubchen, welche der in ein dunkles Zimmer fallende Sonnenstrahl uns enthüllt, sich lange Zeit in der Atmosphäre schwebend erhalten und durch den leisesten Luftzug fast überall hin getragen werden, wohin die Luft zu dringen vermag. Zu den Krankheiten, welche sich durch ein „Miasma", d. h. durch einen auf oder im Erdboden entstehenden Giftpilz verbreiten, gehört zunächst die Malaria (Sumpf- und Wechselfieber), ferner auch: Abdominaltyphus, Cholera und Gelbfieber. Was zunächst die Malaria anlangt, so war ihr Auftreten in Sumpfgegenden schon in den ältesten Zeiten bekannt; neuerdings haben Klebs und Tommasi in den berüchtigten pontinischen Sümpfen bei Rom Untersuchungen angestellt und die Existenz eines Giftpilzes (Bacillus malariae) in den schlammigen Gewässern und im Boden jener Gegenden nachgewiesen. Wurde das Sumpfwasser unter die Haut von Kaninchen gespritzt, so zeigten dieselben alle Erscheinungen der Malariaerkrankung und bei der Section wurde dieselbe fadenförmige Bakterie in der Milz- und Lymphflüssigkeit des verendeten Thieres vorgefunden. Was die Cholera und den Typhus anbetrifft, so beweist schon die Thatsache, daß diese Seuchen in gewissen Lokalitäten mit regelmäßiger Periodicität wiederkehren oder niemals ganz erlöschen, in anderen niemals oder nur ausnahmsweise auftreten, auf Bodeneinfluß hin. In Indien kennen wir Gegenden, wo schon ein kurzer Aufenthalt genügt, um einen Choleraanfall hervorzurufen. Eine brittische Militärabtheilung, die einst ein solches sehr siechhaftes Flußthal bei Madras durchkreuzte, ihr gesundes Wasser mitbrachte und mit Kranken durchaus nicht in Berührung kam, verlor kurz darauf 20 Procent ihrer Mannschaft an Cholera. In einem anderen Falle wurden zwei gleichgroße Abtheilungen von zwei englischen Regimentern auf einem Transportdampfer eingeschifft, von denen das eine Regiment auf „siechfreiem", d. h. nicht mit Cholerapilzen inficirtem Boden, das andere in einer Lokalität garnisonirt hatte, wo kurz nach dem Abmarsch der Truppen die Cholera sich zeigte. Einige Tage nach der Abfahrt des Dampfers brach die furchtbare Seuche an Bord aus, aber es erkrankten nur Soldaten von jener Abtheilung, die auf dem mit Krankheitskeimen durchseuchten Boden zuvor den Ansteckungsstoff in sich aufgenommen hatten. Dies nur beispielsweise. Wenn wir andererseits beobachten, daß die an Bord von Schiffen auftretende Cholera regelmäßig nach zwei- bis dreiwöchentlicher Seereise erlischt, daß auch bei mehrwöchentlicher Karawanenreise durch die Wüste die Seuche zum Stillstand kommt, so spricht auch dies für den Einfluß des Erdbodens auf die Entstehung der Krankheit, indem Schiffe auf hoher See und Wüstenboden „siechfrei" sind. Als eclatantester Beweis für den Zusammenhang zwischen dem Erdboden und dem Ausbruch der Krankheit müssen endlich, wie bereits bemerkt, gewisse seuchenfreie Lokalitäten betrachtet werden, so z. B. die Stadt Lyon, welche ohne durch große Reinheit des Trinkwassers bevorzugt oder durch besondere sanitäre Maßregeln geschützt zu sein und obwohl sie mit von der Cholera inficirten Städten fortwährenden Verkehr unterhielt, doch von der Seuche regelmäßig verschont blieb zu Zeiten, wo dieselbe im übrigen Südfrankreich aufs Heftigste grassirte.

Die soeben angeführten Thatsachen, deren Zahl sich noch beträchtlich vermehren ließe, werden genügen, um den Zusammenhang zwischen miasmatischen Krankheiten und Erdboden nachzuweisen und es wären nun zunächst die Fragen zu beantworten: Wie entstehen die Krankheitspilze im Erdboden und auf welche Weise gelangen sie in die Atmosphäre resp. in unsere Wohnungen? Ferner: Welche Vorsichtsmaßregeln erscheinen vorzugsweise dazu geeignet, ihr Entstehen zu verhindern resp. dieselben unschädlich zu machen? — Was den Ursprung der Miasmenpilze anlangt, so wurde bereits erwähnt, daß die im Erdboden sich anhäufenden organischen Substanzen (verwesende Thier- und Pflanzenreste, Auswurfsstoffe, Excremente und dergl. mehr) zu ihrer Entstehung Veranlassung geben. Außer dem organischen Nährmaterial erfordern sie aber auch Wasser und atmosphärischen Sauerstoff zu ihrer Bildung und Vermehrung. Es ist daher da, wo nicht wie beim eigentlichen Sumpfmiasma die oberflächlichste Erdschicht ihre Bildungsstätte darstellt, vor Allem der poröse, dem Wasser und der Luft gleich zugängliche angeschwemmte Alluvialboden — hier und da, wie Choleraepidemien auf der Insel Malta beweisen, wohl auch der poröse Felsboden — welcher die Entstehung der Miasmenpilze begünstigt und somit zum Ausbruch von Typhus und Cholera Gelegenheit bietet. Von den zuletzt erwähnten Seuchen muß angenommen werden, daß sie gewöhnlich in jenen durchschnittlich 3 bis 6 Meter unter der Erdoberfläche gelegenen Bodenschichten entstehen, die, wenn ein undurchlässiges Stratum (festes Gestein, Lehm u. dergl. mehr) darunter liegt, das „Grundwasser" zurückhalten — also in jenem unterirdischen Sumpf, der je nach der Lage der betreffenden Oertlichkeit, je nach Jahreszeit, Quantität der feuchten Niederschläge u. s. w. ein bald höheres, bald niedrigeres Niveau besitzt. Aus dem Grundwasser selbst oder aus durchfeuchtetem Boden können die Spaltpilze nicht an die Erdoberfläche gelangen und ein mit Feuchtigkeit durchtränkter, pilzhaltiger Boden ist an und für sich für die Gesundheit völlig unschädlich. Die Gefahr entsteht erst dann, wenn der Erdboden auszu-

trocknen beginnt und die dem austrocknenden Erdreich nur locker anhaftenden Pilze durch die im Boden vorherrschenden Luftströmungen zur Erdoberfläche und in unsere Wohnungen emporgeführt werden. Diese Theorie von dem Emporsteigen der Miasmenpilze nach dem Sinken des Grundwassers und dem Austrocknen des durchfeuchteten, spaltpilzhaltigen Erdbodens wird auch durch die Erfahrung vollkommen bestätigt. So hat Pettenkofer für München, Virchow für Berlin nachgewiesen, daß das Auftreten resp. die gesteigerte Frequenz des Typhus in beiden Städten regelmäßig mit dem Sinken des Grundwasserstandes zusammenfällt und aus den Untersuchungen englischer Aerzte geht als unzweifelhaft hervor, daß in Indien im Delta des Ganges und Brahmaputra die Frequenz der Cholera im umgekehrten Verhältniß steht zu der Durchfeuchtung des Erdbodens durch die regenbringenden Monsoonwinde, daß mit dem Eintritt der Regenzeit die Seuche gewöhnlich sistirt, um dann einige Zeit nach dem Aufhören der tropischen Regen mit vermehrter Heftigkeit und Frequenz wieder aufzutreten.

Wir erwähnten soeben, daß die in tieferen Bodenschichten entstehenden Spaltpilze durch die Luftströmungen des Erdbodens an die Oberfläche emporgeführt werden. Diese Luftströmungen werden hervorgebracht durch die täglichen Temperaturschwankungen im Erdboden, durch den eindringenden Regen und die von demselben bewirkte Verdunstungskälte — (indem bei Verdunstung in den oberflächlichen Erdschichten die Temperatur daselbst sinkt und die wärmere Luft der tieferen Bodenschichten nunmehr aufwärts steigt) — ferner durch Schwankungen des Barometerstandes, durch die Winde, vor Allem aber durch die Häuser, welche mit ihrer erwärmten und in Folge dessen aufsteigenden und zum Dache hinausströmenden Luft wie Zugkamine wirken und insbesondere im Winter und während der Nacht, wo die Temperatur außerhalb der Wohnungen constant niedriger ist, als innerhalb derselben, fortwährend die Grundluft sammt den Spaltpilzen aus der Erde emporsaugen. Daß die Bodenluft nicht immer in senkrechter Richtung zur Erdoberfläche emporsteigt, sondern in der Regel an solchen Stellen austritt, wo sie dem geringsten Widerstand begegnet, wird aufs Schlagendste dadurch bewiesen, daß Leuchtgasvergiftungen mehrmals in Parterrezimmern beobachtet wurden, obwohl im Hause selbst Gasleitungsröhren nicht vorhanden waren. In den Röhren innerhalb der Straßendämme waren nämlich undichte Stellen entstanden, die das Gas in die Bodenluft übertreten ließen. Die mit Gas verunreinigte Luft stieg dann in die zuweilen ziemlich entfernten Wohnräume — (in einem Falle betrug die Entfernung von dem Gasleitungsbruch bis zu dem Schlafzimmer, in welchem drei Personen starben, 10 Meter) — durch den Boden und das Fundament des Hauses auf, dem durch die höhere Temperatur der Binnenräume gegebenen Bewegungsanstoße folgend. In derselben Weise, wie also hier die mit Leuchtgas vermischte Bodenluft sich in dem Fundament der Häuser einen Ausweg zur Oberfläche suchte, wird der Fall nicht selten vorkommen, daß die aus Kloaken, Versitzgruben u. dergl. mehr stammende, mit Krankheitspilzen geschwängerte Grundluft aus der Tiefe in mehr oder weniger entfernte Häuser hineinströmt — ein Vorgang, der dadurch noch begünstigt wird, daß außerhalb der Städte und Ortschaften der mit Humus und Vegetation bedeckte, für Luft schwer durchgängige und innerhalb derselben der gepflasterte oder festgetretene Erdboden das Entweichen der Grundluft verhindern.

Betrachten wir nun einmal die Grundsätze, nach denen wir zu verfahren haben, um das Entstehen der Miasmen zu verhindern, so wird es zum Zwecke der Beseitigung der Malaria in Sumpfgegenden sich darum handeln, einen gleichbleibenden Wasserstand im Sumpfe herzustellen oder, was in der Regel leichter zu bewerkstelligen ist, den Sumpf völlig auszutrocknen. Auf die Trockenlegung des Sumpfbodens haben sich, wie die von dem Archäologen de Tuni in der Campagne wieder aufgefundenen Kanäle beweisen, schon die alten Römer verstanden; neuerdings sind solche Sumpfdrainirungen in den verschiedensten Gegenden mit großem Erfolge ausgeführt und Terrains, die früher Fieberbrutstätten darstellten, in fieberfreies, fruchtbares Culturland umgewandelt worden. — Um die Entstehung des Cholera- und Typhusmiasmas im Grundwasser und den von demselben capillär benetzten Bodenschichten zu verhindern, muß in erster Linie unser Streben dahin gerichtet sein, durch möglichste Reinhaltung des Erdbodens, durch Fortschaffung aller Fäulniß erregenden, sich zersetzenden Substanzen, durch Beseitigung der Versitzgruben und durch die allgemeine Einführung der Kanalisation in den von diesen Seuchen heimgesuchten Städten und Ortschaften, die zur Entstehung der Miasmen nothwendigen Vorbedingungen wenn nicht ganz zu beseitigen, so doch wesentlich einzuschränken. Die Kanalisation der Städte weist allerdings neben einer großen Anzahl begeisterter Anhänger auch Gegner auf und zwar zunächst solche, die aus der vermeintlich giftigen Wirkung der aus undichten Kanälen entweichenden Gase ein Argument gegen die Sielen und Schwemmkanäle herleiten. Was diesen Punkt anlangt, so ist aber bis jetzt noch kein Fall mit Sicherheit constatirt worden, aus dem der gesundheitsgefährliche Einfluß der Kanalgase gefolgert werden könnte. Ferner gibt es eine Anzahl von Hygienikern, die, wie der um die Pilzforschung hochverdiente Nägeli, der Kanalisation aus anderen Gründen keine sehr große Bedeutung beilegen. Der zuletzt genannte Forscher geht von der Ansicht aus, daß die im Boden sich anhäufenden organischen Substanzen (Auswurfsstoffe, Excremente u. s. w.), sobald sie sich nur in genügender Concentration vorfinden, völlig ungefährlich sind, da sie, statt zu der Entstehung der schädlichen Krankheitspilze, nur zur Bildung der meist harmlosen Fäulnißbakterien Veranlassung geben und glaubt aus diesem Grunde auch die Beibehaltung der Versitzgruben in der Nähe der Wohnungen befürworten zu sollen. Ziehen wir aber in Erwägung, daß einerseits die Bedingungen, unter welchen die einzelnen Spaltpilzarten entstehen, noch nicht mit genügender Sicherheit festgestellt wurden, daß selbst wenn die Concentration des Schmutzes im Boden unschädlich wäre, in der Umgebung solcher Schmutzcentren die Concentration wieder abnehmen und endlich eine Verdünnung eintreten würde, die für die Entwicklung der Typhus- und Cholerabakterien günstig wäre — bedenken wir ferner, daß, statistischen Nachweisen zufolge, die Typhussterblichkeit in vielen Städten, wo die Kanalisation eingeführt wurde, sich erheblich vermindert hat — (für Danzig, Hamburg, Frankfurt a. M. und München hat Dr. Soyka dies noch kürzlich festgestellt) — erwägen wir alles dieses, so werden wir zu dem Schlusse kommen, daß die Kanalisation als eine der heilsamsten und wichtigsten Maßregeln zur Erhaltung der öffentlichen Gesundheit betrachtet werden muß.

Neben der Fortschaffung der zur Miasmenbildung Gelegenheit gebenden Auswurfsstoffe hat die Hygiene ihr Augenmerk darauf zu richten, in den von Cholera und Typhus heimgesuchten Städten und Ortschaften den Stand des Grundwassers zu reguliren, d. h. Schwankungen desselben und Austrocknen des mit Spaltpilzen inficirten Erdbodens unmöglich zu machen. Ob diese Regulirung durch Ableitung des Grundwassers oberhalb oder durch Stauung desselben unterhalb der in Rede stehenden Stadt oder durch beide Mittel zugleich anzustreben ist, wird von den jedesmaligen lokalen Verhältnissen abhängen. In den meisten Fällen dürfte es übrigens genügen, den Grundwasserspiegel tiefer zu legen; denn je tiefer die Lage des Grundwassers, d. h. je größer die Entfernung ist, welche die Miasmenpilze bei ihrem Emporsteigen zur Erdoberfläche zurückzulegen haben, um so geringer ist die Wahrscheinlichkeit ihres Emporgelangens und somit der miasmatischen Infection. Letztere Thatsache erhellt unter Anderem daraus, daß von den sieben Kasernen Münchens der Typhus in den beiden am tiefsten (dem Grundwasser am nächsten) gelegenen Kasernen regelmäßig zuerst mit größter Frequenz und in perniciösester Form auftritt.

Die Pflasterung und Chaussirung der Straßen, die Bodenbedeckung der öffentlichen Plätze, das Niederhalten des von Fuß-

gängern und Fuhrwerken fortwährend aufgewühlten Staubes durch Bespritzung der Trottoirs, Straßendämme und Plätze — all dies sind Punkte, die für die Spaltpilzebildung und Verbreitung und für die Gesundheit der Städte keineswegs gleichgültig sind, auf die näher einzugehen wir uns jedoch versagen müssen. Erwähnt sei hier nur der Vorschlag des mehrfach genannten Nägeli, bei Neubauten einen spaltpilzdichten Abschluß des Hauses gegen den Boden herzustellen. Diese am einfachsten aus Lehm oder aus einer Mischung von Lehm mit Sägespänen und Stroh herzustellende Schicht würde am besten auf eine horizontale dünne Mauer zu liegen kommen und müßte durch fortwährendes Aufträufeln von Brunnenwasser aus passend angebrachten Zuleitungsröhren oder durch öfteres Spritzen im Keller feucht erhalten werden. In älteren Häusern, wo sich eine derartige Einrichtung nicht treffen läßt, kann man zur Zeit einer drohenden Epidemie die in das Haus einströmende miasmatische Grundluft einigermaßen unschädlich machen dadurch, daß man sie veranlaßt nach einem oder mehreren starkgeheizten unbewohnten Räumen abzuströmen, während die mäßig warmen Wohnzimmer zum Theil, die nicht zu heizenden Schlafzimmer — gerade während des Schlafes scheint die miasmatische Ansteckung besonders leicht zu Stande zu kommen — ganz davon befreit bleiben.

Zum Schlusse hätten wir noch die in letzterer Zeit vielfach ventilirte Frage von der Anlage der Friedhöfe mit ein paar Worten zu besprechen. Die Mehrzahl der Forscher ist jetzt darüber einig, daß die Begräbnißplätze bei einigermaßen rationeller Anlage — möglichste Trockenlegung des Friedhofsterrains — und vernunftgemäßer Beerdigung (Vermeidung der Ueberfüllung der Gräber, Zusatz von fäulnißwidrigen Substanzen zu den Leichen, um statt der eigentlichen Fäulniß den Proceß der Verwesung und Schimmelbildung einzuleiten u. s. w.) für die Gesundheit der Bewohner der angrenzenden Stadttheile völlig unschädlich sind. Die Thatsachen, daß Personen, die lange nicht geöffnete Grabgewölbe betreten, mitunter von plötzlichem Unwohlsein befallen werden, ist nicht etwa durch das Entstehen besonderer gesundheitsschädlicher Zersetzungsprodukte, sondern einfach durch Kohlensäurevergiftung zu erklären, wie solche auch bei Arbeitern vorkommt, die in schlecht ventilirte Brunnenschachte hinabsteigen. Die Legende von dem gesundheitsschädlichen Einfluß der Kirchhöfe, die heutzutage noch in vielen Köpfen spukt, verschwindet, sobald man sie mit der Fackel der unbefangenen naturwissenschaftlichen Forschung beleuchtet. M. Ulsberg.

Literatur und Kunst.

Zur Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Karl Bartsch.

Wer ein Gemälde betrachtet und über die Gesammtwirkung desselben sich ein Urtheil bilden will, darf nicht zu dicht an die Leinwand herantreten, sondern muß sich in richtiger Entfernung aufstellen. Sonst geräth er in die Gefahr, über den Einzelheiten das Ganze zu verabsäumen. Je größere Dimensionen das Gemälde hat, um so mehr wird der Beschauer gut thun, seinen Standpunkt entfernt zu nehmen. Aber auch wieder nicht zu entfernt, weil sonst die scharfe Beobachtung des Einzelnen leidet und nur ein allgemeiner und verschwommener Eindruck bleibt.

Das hier Gesagte läßt sich leicht auf die Betrachtung literargeschichtlicher Perioden anwenden. Der Literarhistoriker strebt und muß streben nach Objectivität. Diese kann er aber nur erreichen, wenn er seinem Gegenstande nicht allzu nahe steht. Je mehr persönliche Fäden ihn mit der darzustellenden Epoche verbinden, um so mehr wird seine subjective Empfindung hindernd und störend in seine Aufgabe eingreifen.

Und doch wird gerade das Persönliche der Darstellung auch wieder Leben, Wärme, individuelle Färbung verleihen und kann daher ergänzen und ersetzen, was auf der andern Seite an Objectivität verloren geht.

Die Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben ist vielleicht schwieriger als die des vorigen oder eines früheren. Sie ist in sich nicht abgeschlossen, weder in ihren Anfängen noch in ihrer späteren Entwickelung. In ihren ersten Jahrzehnten knüpft sie unmittelbar an die Zeit unserer großen Klassiker an, und wo sie, etwa seit der Julirevolution, neue Bahnen einzuschlagen beginnt, da stellt die Entwickelung eben erst Anfänge und Keime einer neuen Periode dar, die noch keineswegs in sich fertig ist.

Unter denen, die versuchten die Geschichte der deutschen Dichter in unserer Zeit darzustellen, hat Gottschall den meisten Erfolg gehabt. Seine „Deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts" ist kürzlich in fünfter Auflage erschienen*), ein Beweis, daß seine Darstellung unserem Publicum zusagt. Man wird vielleicht sagen: in Ermangelung einer anderen. Doch Gottschalls Buch ist nicht der einzige derartige Versuch. 1875 hat uns K. J. Schröer seine „Deutsche Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts in ihren bedeutenderen Erscheinungen" gegeben**); Ludwig Salomons „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts" erschien ziemlich gleichzeitig mit Gottschalls neuester Auflage (1881), ausgestattet mit 24 Porträts der bedeutendsten Schriftsteller. Und endlich, — last, not least — hat kürzlich K. Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung"***) nach einigen zwanzig Jahren seinen Abschluß gefunden.

Während jene Drei die Literatur bis auf die Gegenwart führen, schließt Goedeke mit dem Jahre 1830 ab. Immerhin berührt er sich mit einem so beträchtlichen Theile der andern Darstellungen, daß eine vergleichende Würdigung sich wohl daran anknüpfen läßt.

Die Gliederung des Stoffes, die gerade bei einer in sich nicht abgeschlossenen Periode besondere Schwierigkeiten macht, ist bei den Darstellern eine mannichfach abweichende. Goedeke zerlegt ihn zunächst in zwei große Abschnitte: „Zeit des Weltkrieges", welche das siebente Buch seines „Grundrisses" ausmacht, und „vom Weltfrieden bis auf die Gegenwart", d. h. in der oben angegebenen Begrenzung, von 1815—1830. Jene Zeit bezeichnet er als die der „phantastischen Dichtung", d. h. was die Literaturgeschichte in der Regel die Zeit der „Romantik" nennt; diese als das Zeitalter der „Dichtung der allgemeinen Bildung".

Innerhalb jener Periode stellt Goedeke nach einer kurzen Charakteristik derselben, die, wie immer bei ihm, gedrungen und markig ist, die Führer der romantischen Schule an die Spitze. Es folgen dann die mit den Romantikern gleichzeitigen und mehr oder weniger mit ihnen zusammenhängenden Männer der Wissenschaft nach den verschiedenen Zweigen und Gebieten: Staatsmänner, Theologen, Juristen, Naturforscher, Historiker. Auffallen muß, unter den von der Romantik beeinflußten Wissenschaften nicht die Germanistik zu finden, die ja in höherem Grade als jede andere von ihr ausgegangen genannt werden darf. J. und W. Grimm, Lachmann und v. d. Hagen haben nur als Uebersetzer eine flüchtige Erwähnung gefunden, einzelnen Germanisten wie Simrock, Wackernagel, Hoffmann v. Fallersleben ist wegen ihrer dichterischen Bedeutung im achten Buche eine eingehende Darstellung gewidmet worden.

Den Vertretern der Wissenschaften folgen die geringeren Dichter, zuerst nach Gattungen (Epik, Roman, Drama), dann die übrigen nach Landschaften geordnet; hierauf ein besonderes Kapitel über die Dialektdichter; ein kürzeres, welches „Autodi-

*) 4 Bände. Breslau 1881, Trewendt.
**) Leipzig, F. C. W. Vogel.
***) Dresden, Ls. Ehlermann.

dakten" zusammenstellt; dann die große Schaar der Uebersetzer, und endlich „die patriotischen Dichter".

Bei einem Grundriß, welcher sich zur Aufgabe macht, auch die unbedeutenden Erscheinungen zu verzeichnen, und zwar in bibliographischer Vollständigkeit — und nach dieser Seite steht Goedekes Buch einzig in unserer Literaturgeschichte da — blieb kaum ein anderer Weg übrig, als einerseits die landschaftliche Gruppirung, anderseits die nach vorherrschenden Richtungen.

Das achte Buch behandelt zunächst, anknüpfend an den Schluß des siebenten, die Dichter nach dem „Weltfrieden", die den burschenschaftlichen Kreisen angehörten. Dann die bedeutenderen Dichter der Zeit von 1815—1830, wobei den einzelnen die kleineren Geister, die sich an ihnen geschult haben, gleich angereiht werden: so sind an Uhland die übrigen Dichter der „schwäbischen Dichterschule" angeschlossen. Dabei haben, im Vergleich mit dem siebenten Buche, die einzelnen Dichter eine ungleich ausführlichere Behandlung gefunden (Rückert, Eichendorff, Uhland u. s. w.), was in den früheren Bänden nur Goethe und Schiller zu Theil geworden war.

Diese Biographien und Charakteristiken verleihen neben der bibliographischen Vollständigkeit dem Werke Goedekes einen besondern Werth. Die Selbstständigkeit und Vorurtheilslosigkeit des Verfassers gibt sich hier überall kund. Am meisten schlägt Goedeke herkömmlichen Urtheilen wohl ins Gesicht in seiner Charakteristik von Heine. Daher er Gelegenheit genommen hat, in der Vorrede nochmals darauf zurückzukommen. In der Anerkennung des verderblichen Einflusses, den Heine auf unsere Literatur ausgeübt hat und zum Theil noch ausübt, vor Allem durch Frivolität und Schädigung des sittlichen Ernstes, gebe ich Goedeke vollkommen Recht; aber zuviel ist es doch gesagt, wenn man Heine als Verfasser „von einigen vortrefflichen lyrischen Gedichten" bezeichnet.

Die übrigen Schriftsteller werden zunächst wieder nach Kategorien des Inhalts (Belletristen, Roman) geordnet; bei den Dramen, deren Masse allerdings eine Theilung in kleinere Gruppen wünschenswerth machte, kommt die geographische Anordnung hinzu. Die gleiche Gliederung haben auch die übrigen, geringeren Dichter gefunden. Dann folgen, ebenfalls geographisch zusammengestellt, wie sich gerade hier von selbst ergibt, die Dialektdichter. Nach einem Kapitel über die geistliche Dichtung und einem über Autodidakten bilden die Uebersetzer den Schluß, und zwar geordnet nicht nach Uebersetzern, sondern nach den Literaturen und Sprachen, aus welchen übersetzt wurde. Passender konnte in der That der als „Dichtung der allgemeinen Bildung" bezeichnete Abschnitt nicht abgeschlossen werden, als mit diesem Hinweise auf unsere reiche Uebersetzungsliteratur, die die geistigen Schätze aller Zeiten und Völker uns zugeführt hat.

Goedekes Werk wird für lange Zeit eine unerschöpfliche Fundgrube bleiben. Es ist nicht genug zu beklagen, daß es dem trefflichen Forscher nicht möglich geworden, die Geschichte der deutschen Literatur, wie es die Aufschrift des achten Buches besagt, „bis auf die Gegenwart" zu führen. Doch wird dieser Mangel dadurch, daß das Wirken aller vor 1830 aufgetretenen Schriftsteller über diesen Zeitpunkt hinab bis auf die Gegenwart oder bis zu ihrem Tode dargestellt ist, zu einem beträchtlichen Theile ergänzt. Möchte ein Anderer mit gleich hingebender Liebe und Ausdauer, nach Goedekes Muster, der Aufgabe sich unterziehen!*)

Für die Beurtheilung von Schröers Buche darf nicht außer Augen gelassen werden, daß es aus populären Vorlesungen hervorgegangen ist. Dies erklärt namentlich eins, was denn hier zunächst auffallen muß: die Ungleichartigkeit der Behandlung. Während im Ganzen die Darstellung eine knappe, gedrungene ist, sind einzelne Erscheinungen sehr ausführlich behandelt. Man sieht hier gewisse Sympathien und persönliche Neigungen durchblicken. Dem Sohne wird man es zu gute halten, wenn er von seinem Vater, der unter dem Pseudonym Chr. Oeser (Umstellung von Schröer) auftrat, ausführlich spricht. Allein wenn den 10 Seiten gegenüber, auf denen von Oeser gehandelt ist, gleich darauf Platen auf $1^1/_2$ Seiten abgethan wird, so ist das allerdings keine richtige Vertheilung des Stoffes.

Die Urtheile Schröers haben mit denen Gödekes das gemeinsam, daß auch sie von den landläufigen oft abweichen. Schröer zeigt sich in der Schule von Gervinus gebildet, und wie diesem manches abfällige Wort über die Literatur unseres Jahrhunderts verdacht worden ist (ich erinnere nur an Grillparzer), so haben auch Schröers Ansichten zum Theil lebhaften Widerspruch gefunden.

Auch Salomon hat seinem Buche Proben einverleibt; allein diese hätten ebenfalls ohne Schaden wegbleiben können, da sie doch in keiner Weise ein klares Bild geben. Er beginnt mit einer allgemeinen Charakteristik der unmittelbar voraufgehenden Literaturperiode des 18. Jahrhunderts. Dieselbe ist aber äußerst dürftig ausgefallen. Herder z. B., der doch für die Entwickelung der Romantik von großer Bedeutung ist, wird mit 16 Zeilen abgethan!

Den Stoff hat Salomon sachlich gruppirt und im Ganzen nicht ungeschickt. An unsere großen Klassiker reiht er zunächst „die Epigonen des Weimarischen Kreises", zu denen er auch Hölderlin stellt; dann Jean Paul und seinen „Nachtrab". Hierauf die romantische Schule, deren Charakteristik (auf zwei Seiten!) jedoch schwerlich Jemand eine Vorstellung von dem geben wird, was diese Schule gewollt und gewirkt hat. Zu den Lyrikern, die sich an Tieck gebildet haben, werden auch Eichendorff und Wilh. Müller gestellt, was gewiß nicht richtig ist. Die beiden verdienten, für die deutsche Literatur jener Zeit sehr bedeutsamen Dichter Steffens und Oehlenschläger werden zusammen in neun Zeilen abgethan, während zwei ungleich geringeren Geistern, G. Scheuerlin und L. Dreves, mindestens ebenso viel Raum zugemessen ist.

An die Romantiker schließen sich die Dichter und Redner der Befreiungskriege an: die Schicksalstragödien; die Zeit der Enttäuschung; die schwäbische Dichterschule; das Ende der romantischen Schule. Richtiger wäre es gewesen, die schwäbische Dichterschule vor die „Zeit der Enttäuschung" zu stellen. Dann wäre auch der natürliche Zusammenhang, der zwischen der gegensätzlichen Stellung von Platen und Raupach besteht, nicht zerrissen worden; es hätten ferner Chamisso und Grabbe sich zweckmäßiger eingereiht als nun geschehen ist. Die schwäbische Dichterschule ist bis in ihre heutigen Vorläufer verfolgt. Die Gruppirung läßt auch hier Manches zu wünschen übrig, so wenn Waiblinger erst hinter den viel jüngeren J. G. Fischer gestellt ist.

Ein weiteres Kapitel behandelt „das Ende der romantischen Schule", d. h. Heine, Platen, Immermann. Sie leiten zu dem „jungen Deutschland" hinüber, dessen Darstellung ein kürzerer Abschnitt über die wissenschaftliche Literatur bis 1830 voraufgeschickt ist. Die richtige Vermittelung hätte aber nicht obige Reihenfolge, sondern Platen, Immermann, Heine gegeben. Denn Platen knüpft zunächst an den voraufgehenden Rückert an, Heine aber leitet zum jungen Deutschland hinüber. Und neben Heine durfte an dieser Stelle nicht Ludwig Börne fehlen, der bei Salomon in einem ganz andern Zusammenhang, unter dem „Nachtrab" von Jean Paul, viel früher behandelt ist.

Auch Gottschall beginnt mit einem „Rückblick auf das achtzehnte Jahrhundert", der den Abschnitt „Die Klassiker" einleitet, und, mit Salomon verglichen, viel eingehender ist. Gottschall hat den ganzen Stoff in drei Gruppen eingetheilt: „Die Klassiker", „Die Romantiker", „Die Modernen". Während jene beiden den ersten Band umfassen, nehmen die „Modernen" die drei übrigen Bände der neuesten Auflage ein. Diese scheinbar sehr ungleichmäßige Vertheilung des Stoffes erklärt sich, allerdings nur theilweise, aus der Gruppirung. Und diese ist bei Gottschall vielleicht die schwächste Seite, weil sie zu wenig auf

*) Ich freue mich hinzufügen zu können, daß, nach einer brieflichen Mittheilung des Verlegers, Goedeke selbst sich zur Fortsetzung entschlossen hat.

die geschichtliche Entwickelung, und zu sehr auf die äußere Gleichartigkeit des Stoffes Rücksicht nimmt. Man merkt überall den Verfasser der „Poetik", der nach Gattungen rubricirt.

Den „Klassikern" reiht sich „Die Auflösung des klassischen Ideals" an. Hierunter begreift Gottschall auch eine Gestalt wie Hölderlin. Das kann man sich gefallen lassen. Nun aber folgen nach einander: die Lyriker der Befreiungskriege, die Schicksalstragödie, epische Epigonen. Alles dies, vor die Romantiker gestellt, heißt doch zu wenig beachten, was in geschichtlicher Folge nach- und auseinander sich entwickelt hat. Die Schicksalstragödie, auch wenn sie in der berühmten „Schuld" Müllers an „Die Braut von Messina" anknüpft, wäre doch ohne die Romantiker nicht denkbar. Ich kann mir nicht denken, daß einem Leser die Entstehung der Schicksalstragödie verdeutlicht werden kann, ehe er die Bestrebungen der Romantiker kennen gelernt hat. Und ähnlich steht es mit den Dichtern der Befreiungskriege; denn gerade in den romantischen Kreisen wurde in den Jahren, die zwischen dem Fall und der Erhebung Preußens liegen, die nationale Idee gepflegt.

In der Darstellung der Romantik ist rühmend hervorzuheben, daß der Einfluß der Philosophie sowie der Zusammenhang der Literatur mit der Wissenschaft und Politik hier eingehend behandelt ist. Das gleiche Lob darf man den „Modernen" spenden; die Abschnitte „Moderne Philosophie", „Literatur, Wissenschaft und Leben" nehmen einen beträchtlichen Theil des zweiten Bandes ein. Man sieht daraus das Streben des Verfassers, den Begriff der Literaturgeschichte zur Culturgeschichte zu erweitern. Aber um so mehr muß dann die Gliederung des Stoffes in den folgenden Theilen auffallen. Gutzkow und Laube werden nur mit ihren Anfängen in den dreißiger Jahren beim „jungen Deutschland" behandelt; ihre Hauptwerke beim „modernen Drama" und „modernen Roman". Indeß damit könnte man noch einverstanden sein. Viel weniger mit der Eintheilung des Ganzen in „Lyrik", „Drama" und „Roman". Denn dies hat vor Allem den Nachtheil, daß ein Dichter, der auf verschiedenen Gebieten thätig ist — und wie viele unter den Modernen sind das! — in zerrissener Darstellung vorgeführt wird. Dies mag angehen bei einer Darstellung unserer alten Literaturgeschichte, wo die Persönlichkeit hinter den herrschenden Richtungen der Literatur zurücktritt; für die moderne Zeit ist es eine wenig passende Eintheilung.

Aber auch innerhalb der drei Hauptpunkte ist die Anordnung wieder viel zu wenig dem geschichtlichen Entwickelungsgang sich anschließend. Die „moderne Lyrik" beginnt mit der „schwäbischen Dichterschule". Diese kommt bei Gottschalls Anordnung hinter das junge Deutschland zu stehen, während ihre Hauptrepräsentanten, L. Uhland und J. Kerner, mit ihrem dichterischen Wirken vor dasselbe gehören.

Noch viel empfindlicher macht sich der Uebelstand jener Eintheilung beim „Drama" geltend. Die schematische Eintheilung in „Originales Kraftdrama", „Declamatorische Jambentragödie", „Das regenerirte Bühnendrama", „Das bürgerliche Schauspiel" zerreißt fortwährend den geschichtlichen Faden. Den „modernen Roman theilt Gottschall in „historischen Roman", „Salon- und Volksroman", „See- und exotischer Roman", endlich „Der Humor im Feuilleton und Roman". Wenn in dem ersten Abschnitt G. Ebers und F. Dahn vor L. Mühlbach und am Schlusse desselben nach K. Frenzel und J. Rodenberg erst Karoline Pichler und Henriette von Paalzow behandelt werden, so kann dadurch Niemand ein richtiges Bild vom Gange unserer Romanliteratur, und von den Einflüssen, schädlichen wie gewinnbringenden, erlangen, die die Romanliteratur ausgeübt hat. Ebenso wenig entspricht es den genetischen Verhältnissen, wenn Jeremias Gotthelf hinter Berthold Auerbach zu stehen kommt.

Man darf indeß geltend machen, daß das Buch in einer Zeit entstanden ist, in welcher die ästhetische Betrachtungsweise in Deutschland noch herrschte. Die erste Anlage eines Buches ist immer maßgebend und kann auch durch spätere verbesserte Auflagen nicht eigentlich umgestaltet werden. Die Kritik Gottschalls ist daher auch eine überwiegend von ästhetischen Gesichtspunkten ausgehende. Immerhin ist bis jetzt Gottschalls Buch das eingehendste, was in zusammenhängender Darstellung über die Literatur unseres Jahrhunderts geschrieben worden. Daß eine auf anderer als der ästhetischen Basis ruhende Darstellung daneben nicht bloß ihre Berechtigung hat, sondern in hohem Grade erwünscht ist, bedarf nach dem Auseinandergesetzten wohl keiner weiteren Begründung.

Henry Wadsworth Longfellow.

Erst den letzten Jahrzehnten war es vorbehalten, sich aus der irrthümlichen allgemeinen Vorstellung, als sei die Literatur der Angelsachsen in den Vereinigten Staaten nur ein Echo der englischen, zu einer bewußtern Einsicht in die Eigenart und Selbstständigkeit der nordamerikanischen Dichtung zu erheben. Waren auch die Namen eines Franklin, Cooper, Irving klangvoll genug, um die Blicke des Literaturfreundes über den atlantischen Ocean zu lenken, so währte es doch ziemlich lange, bis man sich entschloß, die Verdienste der Nachfolger dieser Männer gebührend zu würdigen. Erst als ihre Gedichte die Kunst unserer Uebersetzer in Anspruch nahmen und einen festen Platz in unseren Anthologien verlangten, erkannte man, daß dieser von Amerika nach Europa reichende Einfluß auch seine kritisch anzuerkennende Berechtigung haben müsse. Mochten auch einzelne Sänger ihre Harfe nach europäischem Muster gestimmt haben, so war doch nicht zu verkennen, daß sie ihr eigene Melodien zu entlocken wußten und daß neben ihnen von Bryant und Poe bis zu Bret Harte und Marc Twain sich Talente von durchaus origineller Physiognomie bemerkbar machten.

Es ist jedoch nicht nur das allgemeine Interesse an dieser Entwicklung, wenn wir das Porträt Longfellows aus Anlaß seines am 24. März erfolgten Todes zu zeichnen versuchen. Dieser Dichter hat ein ganz besonderes Anrecht darauf, von uns Deutschen gelesen und geliebt zu werden, denn er hat sich um diese Liebe durch langes tiefes Eindringen in unser Geistes- und Gemüthsleben redlich bemüht, und wir müssen ihn zu den hervorragendsten Vermittlern beider Nationen zählen. Der Zug zum europäischen, besonders deutschen Culturleben hat etwas Rührendes und drückt seinem ganzen Wesen den Stempel auf. Zwischen den beiden Hemisphären hin- und herschwankend ist er dabei zwar nicht um den nationalen Charakter seiner Poesie, wohl aber um sein nationales Bewußtsein fast gänzlich gekommen. In Deutschland glaubte er den Idealismus zu finden, dessen Wiedergabe er für die allein würdige Aufgabe des Dichters hielt und den er dem nüchternen Interessenverkehr seiner Landsleute wie einen abwehrenden Schild entgegenhielt. Longfellows Sympathie für Deutschland hat etwas Verwandtes mit Auerbachs Schwärmerei für Amerika, wohin dieser Dichter wie nach einem Eldorado hinüberschielt und wohin er alle seine vom Schicksal bedrohten Helden hinüberschickt. Aber wenn der Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" die Vereinigten Staaten niemals selbst betreten hat und sich nur mit Phantasiebildern vom transatlantischen Leben herumtrug, war Longfellow aus eigenen Anschauungen heraus ein unmittelbarer Schüler des Deutschthums und ein berufener Sprecher desselben in seinem Vaterlande. Es hat sich dabei hübsch getroffen, daß unsere Nation ihre besten Kräfte eingesetzt hat, um dem amerikanischen Dichter eine Stätte am deutschen Heerde zu bereiten. Uebersetzungsmeister wie Freiligrath, Strodtmann, Spielhagen haben in Bezug auf dichterisches Nachempfinden und Sprachgeschick mit einander gewetteifert, und neben ihren Leistungen stehen andere mehr oder weniger gelungene Versuche von Karl Knortz, Friedrich Marx, A. Böttger, Nielo, Häfeli, Belke, Keck, Niklas, Hoch, Manefeld u. A., den Dichter uns ganz und gar zu eigen zu machen.

Die Poesie Longfellows und seiner amerikanischen Brüder in Apoll ist nichts Anderes, als die Flucht aus der Wirklichkeit,

in der nur das Nützlichkeitsprincip herrscht und das Geld den Werth des Menschen bestimmt, in eine Welt tiefer und reiner Empfindungen. Diese Dichtung will nicht sowohl bestehende Sitten malen, als in einem erquickenden Bade die Seelen reinspülen vom Materialismus des Tages, daher der idealistische Grundzug in den amerikanischen Poesien, daher auch die Vorliebe für die Lyrik, das reine Ausklingen des Gefühls, daher endlich auch das starke Aufgebot von weiblichen Dichtern, das wir in den Vereinigten Staaten finden. Wenn die französische Literatur das getreueste Spiegelbild der Gesellschaft bildet, aus der sie herausgewachsen ist, widerspricht diese Gruppe von Dichtern geradezu den Interessen ihrer Umgebung und zerschneidet ohne weiteres das Band, das sie in die Wirklichkeit hinabziehen möchte. Diese Weltflucht der Empfindung trieb Longfellow, noch bevor er das Mannesalter erreicht hatte, zu einer Reise nach Europa, zu einem dreijährigen Aufenthalte in England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland. Unserem Dichter genügte es nicht, sich in die romantische Vergangenheit seines Vaterlandes zu versenken, die Wikingerfahrt der Normannen nach Grönland, die Entdeckung und Colonisation des Landes, der Zerfall der alten heidnischen Reiche Pern und Mexiko gingen ihm nicht so sehr aus Herz, wie die zweitausendjährige christliche Cultur Europas, der seine Phantasie von Jugend auf entgegenstrebte. Wir haben einen ausdrücklichen Beweis dafür, daß diese Schwärmerei nicht etwa durch den Besuch der alten Welt erzeugt wurde, sondern ihm vielmehr vorausging. Schon in den „Earlier poems", die er während seiner Studentenjahre dichtete, bricht diese Sehnsucht nach dem tieferen Gefühlsinhalt unserer Romantik durch und seine Gedanken weilten schon damals bei all den Zeugen großen historischen Lebens, die er in der Heimat so schmerzlich vermißte. Prächtiger und großartiger mochten die amerikanischen Ströme sein als die deutschen, aber rauschten sie ihm auch nur ein Theilchen von dem zu, was er jetzt als geheimnißvolle Offenbarung mit trunkenem Ohr vernahm? So begeistert sich Longfellow an dem romantischen Dufte, der für sentimentale Naturen unseren Klöstern und Ruinen entsteigt, aber nicht in der Absicht, diese Zeiten wieder heraufzubeschwören, sondern nur von dem Wunsche getragen, seine Empfindungen im Guten zu verfeinern und diese feine Substanz auch seinen Landsleuten mitzutheilen. So entwickelte sich in ihm eine ritterliche Zartheit und Idealität, die mit geläutertem Geschmack zu prüfen, auszuscheiden und zu wählen verstand, eine milde Kraft, die sich dem Idyll und Naturbilde, dem Lied und der Ballade zuwandte und die allerdings das menschliche Leben in seinen Tiefen niemals erfaßte, sondern es nur hinter dem golddurchwirkten Schleier seiner Weltanschauung zeigte, aber doch in einem kleinen Kreise Ausgezeichnetes zu Tage förderte. Wenn Goethe in seinen „Sprüchen in Reimen" klagte, daß es Amerika besser habe als unser Continent mit seinen verfallenen Schlössern und Burgen, so trat bei Longfellow gerade der umgekehrte Fall ein, daß ihm die Reste des Mittelalters keine störende Mahnung, sondern nur Poesie waren. Für ihn lagen nicht wie für uns in diesen Dingen Fußangeln und Selbstschüsse der civilisatorischen Entwicklung, kein „unnützes Erinnern und vergeblicher Streit", sondern nur geschichtlicher Duft und Glanz, die bei dem Gedanken an die wenig künstlerischen und jungen Zustände in Amerika, die ihm noch nach der Farbe zu riechen schienen, sein Seelenleben wohlthuend erweiterten.

Hierzu kommt, daß Longfellows Bildungsgang ihn mit vielseitigsten Wissen erfüllte und ein seltenes Formtalent in ihm entwickelte. Der am 27. Februar 1807 zu Portland in Maine geborene Dichter studirte am Bowdoin College zu Brunswick und erhielt bereits 1826 den Ruf als Professor der neueren Sprachen an diesem Colleg. Um sich auf sein Amt vorzubereiten trat er seine erste Reise nach Europa an und die Früchte derselben fielen so vortrefflich aus, daß er 1835 zum Professor der schönen Literatur in Cambridge, Massachusetts, ernannt wurde. Er besuchte jetzt die alte Welt zum zweiten und 1842 zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit zum dritten Male. Mit Freiligrath lebte er einige Zeit in Boppart am Rheine und in Heidelberg zusammen, wo er seine Frau verlor. Sein freundliches Wesen, sein reiches Wissen erwarben ihm überall Bewunderer und Anhänger. Im Jahre 1854 legte er seine Professur nieder, um sich ganz der Poesie zu widmen, doch scheuchte ihn der plötzliche Tod seiner zweiten Frau aus seinem Idyll in Cragihouse bei Cambridge, einem früher von Washington bewohnten Landsitz, wieder auf. Er reiste zum letzten Male nach Europa, vollendete in Italien seine Uebersetzung von Dantes Göttlicher Comödie und lebte seitdem wieder auf seinem Landsitz, bis ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm.

Longfellows Bedeutung liegt in keiner Weise in der Originalität seiner Persönlichkeit und Anschauungsweise, er hat immer Vorbilder gehabt, denen er nacheiferte, und seine Poesie ist nicht der unmittelbare Erguß eines starken Naturells, sondern die zarte Blüthe universeller humaner Bildung. In seinen Gedichten finden sich zahlreiche Nachklänge von Victor Hugo und Uhland und auch in der Form hat sich der Dichter niemals geschent das bereits vorhandene Gute zu benutzen. So sind die „Tales of a Wayside-Inn" Chaucers „Canterbury Tales" nachgebildet, „The golden legend" entnimmt das Sujet dem „Armen Heinrich" von Hartmann von Aue und „The spanish student" weist auf die Novelle Preciosa von Cervantes zurück, die auch dem deutschen Schauspiel von P. A. Wolff zum Vorbilde gedient hat. Aber wenn Longfellow kein großer Erfinder ist, so bleibt er ein glücklicher Finder, der sich zärtlich anzuschmiegen und einzunisten, die Dinge geistig zu durchdringen, das Detail liebevoll auszugestalten vermag. Dabei ist zweierlei auffällig und beachtenswerth, der Mangel an Liebesleidenschaft in seinen Gedichten und das Fehlen eines stärkeren patriotischen Gefühls. Longfellow hat in „Evangeline" der treu ausharrenden Liebe ein schönes Denkmal gesetzt, aber in seinen Liedern, die doch der persönlichste Ausdruck sind, findet sich kaum ein Mal das süße Ach! und O! des Verliebtseins, denn selbst in „Endymion" geht die Erzählung von dem nächtlichen Kusse sofort ins Symbolische und Allgemeine über. Es ist als ob durch die starke Reflexion der Blüthenstaub solcher Empfindungen ein für alle Mal verwischt wäre, gerade so wie die universelle Bildung dem Dichter die nationale Ader unterbunden hat. Das Schicksal seines Volkes, das über den Ocean in die neue Welt gekommen ist, sich hier erst den Boden stückweise erobern mußte und in fortwährender Sorge um die Existenz jene Zähigkeit und Initiative in sich entwickelt hat, die es groß gemacht haben, interessirte ihn als solches nur wenig. Wir kennen nur ein einziges Gedicht, in dem sich Longfellow als Amerikaner fühlt: „The Building of the Ship", in dem er den Gegenstand überaus anschaulich behandelt und im Anblick des vollendeten Schiffes eine geistreiche Wendung auf das Glück und den Ruhm der Union macht und dadurch dem Ganzen einen effectvollen Schluß verleiht. Die „Poems on slavery" (1843) sind durch ein allgemein menschliches Gefühl eingegeben, in ihnen schwingt sich der Dichter sogar zu einem gewissen Gefühl des Hasses auf, das ihm sonst ganz unerreichbar ist, sein Antlitz verfinstert sich, seine Stimme wird kräftiger, sein Mahnen dringender. Er schildert den Sklaven, der am Rande des Reisfeldes darniedersinkt und von seinem Heimatlande träumt, während die Peitsche des Aufsehers auf ihn herniederfällt; ihm wird der Sklave zum blinden Simson, der den Tempel der Freiheit in Schutt und Trümmer verwandeln kann und vor dem er seine Mitbürger warnt. Doch thut er das nicht aus patriotischem, sondern aus rein menschlichem Gefühle heraus, er hätte sich mit derselben Kraft der Ueberzeugung gegen die Judenverfolgungen in Rußland aussprechen können.

Als Symbol seiner Poesie kann man ohne Zwang sein berühmtestes Gedicht „Excelsior" auffassen, das ebenso farbenreich wie gedankenvoll entwickelt ist und in dem Bilde des Jünglings, der das ihm verliehene Banner allen abrathenden Mahnungen und Bitten zum Trotz höher und immer höher durch Eis und Schnee trägt, zugleich ein Abbild der Entwicklung unseres Geschlechts und des Individuums gibt. In ähnlicher glücklicher Weise läßt auch „The Village Blacksmith" aus einem alltäglichen Vorgange sich einen schönen und großen Gedanken

entwickeln: wir finden den Dorfschmied bei seiner Arbeit, in der Kirche, in der Erinnerung an seine todte Frau, und das rauhe Handwerk, das den Mann zufriedenstellt, regt den Dichter zu einer Betrachtung an, der zu Folge wir Alle in des Lebens Erdengluth die Schmiede des Schicksals sind und den Gedanken, wenn sie glühen, Gestalt verleihen müssen. Aehnlich wirkt auch „The old clock on the stairs" mit dem beständig sich wiederholenden Refrain: „For ever — never, Never — for ever", der zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen der Vergänglichkeit des Irdischen und dem Unzerstörbaren des Ewigen für unser Gefühl und unsere Anschauung die Brücke schlägt. Auch der von Spielhagen übersetzte „Rainy Day": „Der Tag ist kalt und trüb und traurig" ist musterhaft wegen der Erhebung eines persönlichen Gefühls zum Allgemeinen und rein Menschlichen. Auch das Naturgefühl, das sich in den Idyllen später einen wahrhaft klassischen Ausdruck verschaffen sollte, kommt in Longfellows Gedichten bereits mit seiner ganzen Kunst der Kleinmalerei zum Ausdruck. Er weiß reizend zu sinnen und zu träumen, ohne dabei, wie unsere Romantiker, verschwommen und krankhaft zu werden. Davor bewahrte ihn sein klares Denken, und wenn er sein Gefühl auch auf das Feinste auflockert wie in „Hymn to the Night", „Open Window", „Secret of the Sea", „Fire of Driftwood", so findet er den Weg zum thätigen Leben, zur Einsicht in die Nothwendigkeit der Arbeit immer wieder zurück. Die Gewohnheit, zuerst ein Bild auszumalen und dann die dadurch hervorgerufene Vorstellung symbolisch zu nehmen, um sich von ihr zu einer höheren Idee aufzuschwingen, kehrt auch in den Balladen und Romanzen wie „The Belfry of Bruges", „The Arsenal of Springfield", „The Norman Baron", „King Witlafs Drinking Horn" und in dem bekannten, von Freiligrath übertragenen „Skeleton in Armour" wieder.

So meisterhaft Longfellow in dieser kleinen Dichtung erscheint, so unsicher wird er sofort, wenn es sich darum handelt, einen größeren Rahmen mit Beherrschung von verschiedenen Theilen einer Composition auszufüllen. Er kann sich nicht auf dem geraden Wege des Nothwendigen und psychologisch Bedingten halten, sondern schweift bald ins Zufällige, bald ins Episodische ab. Nur ein Mal in „Evangeline" (1847) ist ihm der Guß gleichmäßig schön gelungen, so daß dieses in Hexametern geschriebene erzählende Gedicht vielleicht das Vollendetste ist, was Longfellow überhaupt geschrieben hat. Seinen Stoff nahm der Autor aus der Geschichte der französischen Colonie Akadia, deren Bewohner zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von den Engländern schmachvoll vertrieben wurden. Von dem allgemeinen Schicksal der Unglücklichen hebt sich das Leid eines Liebespaares rührend ab, das von einander getrennt wird und sich erst im Sterben wiedersieht. Bei der Charakteristik der Figuren des Gabriel und der Evangeline entwickelt Longfellow ebenso reiche Herzenstöne, wie er in der Schilderung des Naturlebens von der ergreifendsten Beredtsamkeit ist und über einen außerordentlichen Farbenreichthum zu verfügen hat. Auf dem Antlitz Evangelinens, die fromm ergeben und treu ausharrend alle Schicksalsschläge über sich ergehen läßt, liegt etwas von der Verklärung der Raphael'schen Madonnen, man meint, sie müsse jeden Augenblick ihr irdisches Gewand abstreifen und als lichtumflossener Bote Gottes vor uns erscheinen können. Als ein Seitenstück hierzu, das indessen nicht ganz so wohlgerathen ist, kann man „The courtship of Miles Standish" (1858) betrachten, ein Gedicht, welches die Puritaner in ihren Kämpfen mit den Indianern und in der Ordnung ihrer häuslichen Angelegenheiten schildert. Die Handlung, bei welcher der als Freiwerber auftretende Freund des Helden dem letzteren von dem Mädchen vorgezogen wird, entwickelt sich mit breiter Behaglichkeit und Wärme, aber die Logik der Fabel ist allzu wenig gewahrt, das plötzliche Wiedererscheinen des Hauptmanns z. B. vor dem glücklich geeinten Paare gar nicht motivirt. Dagegen ist das gleichfalls in Hexametern geschriebene Gedicht deshalb merkwürdig, weil ihm einige humoristische Lichter aufgesetzt sind, was bei dem ernsten, schwärmerischen, witzlosen Wesen Longfellows immerhin etwas bedeuten will. Der amerikanische Humor, der seit Irving in der Literatur der Vereinigten Staaten so prächtige Blüthen getrieben hat, ist für Longfellow kaum vorhanden; er deutet ihn noch einmal in „The spanish student" an, aber durchaus ängstlich und verlegen, um sich dann wieder auf seinen idealistischen Vorstellungen hin- und herzuschaukeln.

„The song of Hiawatha" (1842) ist jedenfalls die eigenthümlichste Leistung des Dichters und überraschend wegen der Kunst, mit welcher er sich von seiner Subjectivität befreit hat, um aus dem Gesichtspunkt des Naturmenschen das Leben und die Sitten desselben zu schildern. Wenn von der Bostoner Originalausgabe des Werkes in einem halben Jahre dreißig Auflagen gedruckt wurden, so erklärt sich das allerdings nicht nur durch den poetischen Werth desselben, sondern wesentlich auch durch den Umstand, daß zum ersten Male in einer Dichtung von unzweifelhaftem Werthe ein specifisch amerikanisches Thema angeschlagen und durchgeführt worden war. Longfellow schien darüber ein ganz Anderer geworden zu sein. Wo war der gelehrte, etwas künstliche Dichter geblieben, der es gewohnt war, mit den schwersten Gedankengewichten ein geistreiches Spiel zu treiben? Er begnügte sich damit, den Sagenschatz der Urbevölkerung Nordamerikas den Gebildeten zu erschließen, und besonders dem indianischen Herkules, der die schwersten Heldenthaten verübt, den Eingeborenen das Strom- und Waldgebiet ordnet und sie in den Künsten des Friedens unterrichtet, die Thür zum Literatursaal zu öffnen. Was Forscher wie Schoolcraft in streng wissenschaftlichen Werken entwickelt hatten, wurde jetzt jedem Liebhaber der Literatur zugänglich, und wenn das poetische Interesse an diesen bald wunderlich fremdartigen, bald rührend ergreifenden Dingen erlahmte, trat das culturhistorische ein, wem der Puls bei der Lectüre des Buches nicht schneller ging, der mußte sich wenigstens gestehen, daß sein Geist originellen und seltsamen Bildern zugewendet sei.

Longfellow hat eine ganze Reihe von Versuchen gemacht, seine Hand nach dem Lorbeer des Dramatikers auszustrecken, aber wie wenig ihm das Geheimniß des Bühnendichters erschlossen war, ersieht man recht deutlich, daß diese Stücke alle möglichen Vorzüge, nur keine dramatischen haben. Dagegen muß noch auf einen Zug in des Dichters Physiognomie, auf seine Fähigkeit, sich in den verschiedensten Literaturen einzuleben und dieselben seiner Muttersprache zuzuführen, besonders aufmerksam gemacht werden. Longfellow dürfte der genialste Uebersetzer gewesen sein, den die englische Sprache in den letzten Jahrzehnten aufzuweisen gehabt hat. Er bahnte unseren Lieblingsdichtern den Weg über den Ocean. Die Gedichte von Klopstock, Tiedge, Mosen, Müller, Uhland, Heine sind geradezu unübertrefflich wiedergegeben, ja Longfellow versteht es sogar, bei so volksthümlichen Weisen wie „Aennchen von Tharau" von Simon Dach, „O Tannenbaum, o Tannenbaum" und dem Studentenlied „Was kommt dort von der Höh" mit ebenso viel Herzlichkeit als Geschick die Uebersetzerhonneurs zu machen.

Wollen wir allerdings Longfellows Stellung in der Weltliteratur bezeichnen, so läßt es sich nicht leugnen, daß ihm der Rang eines bahnbrechenden Dichters zu bestreiten ist. Auch in seinem Vaterlande wird er von Edgar Poe in Bezug auf Kraft der Phantasie und Originalität übertroffen. Was unsern Dichter auszeichnet, ist sein Talent, das Liebliche, Gefällige, Gedankenvolle, den milden Ernst, den Aufschwung des Geistes zum Idealen im Anschluß an das Naturleben auszudrücken und ihm eine Form von meist klassischer Reinheit zu verleihen. Er kennt wilde Leidenschaften ebenso wenig wie herzliches Lachen, er malt am liebsten die Dinge ins Rosenfarbige. Seine Dichtung gleicht einem Spaziergang an einem Sonntagmorgen. Der junge Tag umfängt uns mit freudigen Verheißungen, wir athmen die reine balsamische Luft und erlaben uns an dem blauen, kaum von einigen Wölkchen besetzten Baldachin, der sich prächtig über uns gespannt hat. Ueberall Glück und Frieden, ein weihevoller Ernst, den das Läuten der Kirchenglocken im Dörfchen hervorruft. Nun treten wir in den Wald, der uns mit seinem Schatten umfängt und uns mit leisen und lauten Stimmen und Tönen erfüllt. Wir sprechen in die Natur hinein und erhalten freundliche Antwort, hier huscht es, dort rauscht es, bald hören wir einen Quell murmeln, bald eine Nachtigall schlagen. So

leben wir in einem großen Zusammenhang, den wir mit den Augen der Bildung zu übersehen versuchen, wir erfüllen unsere Lungen mit Feldluft, erfrischen Herz und Geist und sehen getrost, ohne Leichtsinn, aber auch ohne Pedanterie, dem Augenblicke entgegen, wenn die gewohnten Pflichten wieder ans Fenster pochen.

Eugen Zabel.

Ostern in Sorrent.

Von Carl von Thaler.

Nirgends in der Welt liegen die religiösen Gegensätze so unvermittelt nebeneinander wie in Unteritalien. Unglaube und Aberglaube, Verhöhnung des katholischen Clerus und starre Bigotterie kreuzen sich in den unteren Volksschichten. Der alte Garibaldiner, der vor jedem Geistlichen ausspuckt, dem er begegnet, hat einen Vetter, dem alle Kutten heilig sind. Die Frau des Bürgers, welcher in der Osteria verächtlich von der „pretaccia" spricht, küßt dem schmutzigsten Mönche andächtig die Hand und wirft die letzte Lira in einen Opferstock. Ein und derselbe Mensch ist im Neapolitanischen häufig gottlos und frommgläubig, je nach Stimmung und Schicksal. Heute ballt er, wenn es lange nicht geregnet hat und die Sonne sein Feld zu verbrennen droht, unter Verwünschungen die Faust gegen den Himmel; morgen kniet er vor einem Heiligenbilde und betet inbrünstig zu seinem Schutzpatron. In die katholischen Vorstellungen spielen uralte Erinnerungen aus dem Heidenthum herein, der Teufel wird canonisirt und als „santo diavolo" angerufen, der Protestant nicht für einen Christen angesehen, aber jede Sünde für erlaubt, wenn man Vortheil davon hat und sie später beichtet. Leute, die ganz radical denken, sind trotzdem Mitglieder religiöser Brüderschaften und fehlen bei keinem kirchlichen Feste.

Oeffentliches Schaugepränge ist dem süditalienischen Volke freilich das Liebste. Wie die Politik, trägt es auch die Religion auf die Straße. Der Aufzug, der Pomp bildet ihm die Hauptsache. Mit einem Gottesdienste, der sich auf die Kirche beschränkte, wäre es nicht zufrieden, und seine Frömmigkeit muß sich in furchtbarem Spectakel äußern oder erlöschen. Nun sind zwar die Processionen in Italien gesetzlich verboten, aber im Süden will und kann man sie nicht unterdrücken. Man würde den Neapolitanern in das Herz schneiden, wenn man ihnen ihre kirchlichen Feierlichkeiten unter freiem Himmel einschränken wollte. Kinder müssen spielen, meint die Regierung und läßt sie gewähren. So begeht man in Unteritalien auch jetzt wie zur Bourbonenzeit die Kirchenfeste nach herkömmlicher Weise. In der Stadt Neapel faulenzt mindestens alle vierzehn Tage zu Ehren irgend eines Heiligen eine ganze Pfarre. Die Gassen des betreffenden Kirchspiels werden mit Blumengewinden überwölbt, das Pflaster mit Laub bestreut, die Parochialkirche nach Kräften geschmückt. Abends flimmern unzählige Papierlaternen auf, Raketen steigen, Flinten knallen, Weihrauchdüfte wallen empor und in den frommen Gesang mengt sich betäubendes Jubelgeschrei. An den großen katholischen Kirchenfesten, zu Ostern und Weihnacht, verzehnfacht sich dies Alles. Das ganze weite Neapel, Stadt und Land, werden von einem Taumel erfaßt; es ist, als ob der mohamedanische Beiram ins Christliche übersetzt worden wäre.

Ich kann darüber aus eigener Anschauung sprechen, denn im vorigen Jahre habe ich die Osterzeit in Sorrent verbracht; — herrliche Tage voll leuchtenden Sonnenscheins und erfreulicher Eindrücke, Tage des innigsten Behagens, die für Monate mühevoller Arbeit in der Schreibstube entschädigen. Wie ist es schön, dies Sorrent im Kranze seiner Berge! Steil und hoch hebt sich die Stadt über dem Meere, dessen Wogen an die Felsenmauern der Küste schlagen und in wunderbaren Grotten, bald blau, bald grün gefärbt, die letzten Reste einstiger römischer Pracht bespülen. So milden Frieden gießt hier die Natur dem Fremden in die Brust, daß er sich nicht einmal über den Bildhauer ärgert, welcher die Statue Tassos auf der Piazza von Sorrent verschuldet hat, sondern nur in stiller Heiterkeit diese sculpturale Mißgeburt betrachtet, die mehr einem maskirten Schneidergesellen als dem Dichter des „befreiten Jerusalem" gleicht. Steht man vor der verunglückten Bildsäule, so bedauert man den armen Torquato fast ebenso sehr, wie in jenem stallähnlichen Verschlage, den man in Ferrara als sein Gefängniß zeigt. Herzog Alfonso könnte das Monument bestellt haben, um den Poeten zu verhöhnen, aber wo hätte er zu seiner Zeit einen Bildhauer gefunden, der eine solche Sünde begangen haben würde?

Wir waren am Charfreitag von Neapel herübergekommen. Der Freitag — Tag der Freia — gilt einem guten Deutschen von Rechtswegen als Glückstag. In Italien ist man aber anderer Meinung und am Charfreitag nun gar tritt kein Neapolitaner eine Reise oder auch nur einen Ausflug an. Als wir in Castellamare den Wagen mietheten, der uns nach Sorrent bringen sollte, wunderte ich mich selbst über die Billigkeit des Preises. Dreißig Kutscher, die sich um drei fremde Familien stritten, erklärten sie leicht. Die Gäule liefen wie besessen bergauf, bergab, und in anderthalb Stunden fuhren wir in das Hotel Victoria in Sorrent ein. Der Oberkellner empfing uns mit huldvoller Freundlichkeit und der wichtigen Mittheilung, heute werde — schon um sechs Uhr gespeist, damit die Herrschaften die Charfreitagsprocession sehen könnten. Kaum war das Diner vorüber, so wurden die zahlreichen Gäste durch den Garten nach der Terrasse geführt, die von einer südlich gelegenen Dependance des Hotels in die Hauptstraße von Sorrent hineinragt.

Da oben standen, von einer Menge Rohrstühle in achtungsvoller Entfernung umgeben, drei mächtige, mit ehrwürdigem Brocatstoff überdeckte Lehnsessel. Sie waren für die Prinzessin Louise von Preußen und ihre Begleitung bestimmt. Die Prinzessin, die geschiedene Frau des Landgrafen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, wohnte seit Wochen in der „Victoria" und schien sich in der prächtigen Seeluft sehr wohl zu befinden. Man sprach mit allgemeiner Verehrung von ihr, denn sie übte den wohlthätigsten Einfluß auf die Küche des Hotels, deren wackerer Vorstand im Bewußtsein, für eine Prinzessin zu kochen, alle seine Kunst aufbot. Die Behörden von Sorrent widmeten ihrerseits der deutschen Fürstentochter eine wahrhaft rührende Aufmerksamkeit, und obwohl die Umgebung nur durch Bettler unsicher gemacht wird, trabten bei jeder Ausfahrt der Prinzessin zwei berittene Carabinieri in voller Gala hundert Schritte hinter ihrem Wagen einher, als gälte es, ihr Leben gegen eine Räuberbande zu beschützen.

Die drei Lehnstühle waren noch leer, alle anderen Plätze aber rasch besetzt, denn das Hotel war von Gästen überfüllt. Rauchend und plaudernd saßen Angehörige aller Nationen beisammen. Deutsch und Englisch herrschten in den bunten Sprachengewirre vor, doch auch französische, russische, schwedische Laute erklangen, — nur Italienisch hörte man nicht. Die Sonne war bereits untergegangen und die kurze Dämmerung des Südens wich allmählich der Nacht; die rundliche Prinzessin nahm ihren Lehnstuhl ein. Langsam flammten die Lichter in den Straßen und Häusern auf. Hinter vielen Fenstern wurden Kerzen angezündet, denn die Frommen beleuchten zu Ehren der Procession. Die Piazza füllte sich mit Menschen; Hunderte und Hunderte drängten sich, nur in der Mitte blieb ein freier Raum. Jetzt schlug es vom Domthurm acht Uhr, ein greller Lichtschein blitzte an dem erzbischöflichen Palaste auf und die klagenden Töne eines Trauermarsches zitterten durch die laue, von Orangenblüthenduft erfüllte Luft. Die Procession setzte sich langsam in Bewegung, und in einigen Minuten hatte die Spitze des Zuges unsere Terrasse erreicht.

In lange Talare gehüllt, die spitzen Kapuzen über Kopf und Gesicht gezogen, Wachsfackeln in den Händen, schlichen paarweise die Mitglieder der Brüderschaften vorüber. Mittelalterliche Gespenster, Erscheinungen aus vergessenen Ritter- und Räuberromanen; weiße, schwarze und braune nach Auswahl. Sie hielten die Fackeln stets nach auswärts, wie um sich den Weg zu erzwingen und die Gaffer in Respect zu halten. Merkwürdig war es, die Gegensätze im Benehmen der Zuschauer zu beobachten.

Viele nahmen die Hüte ab, ehe noch die ersten Kapuzen an sie herangekommen, und falteten fromm die Hände. Zwischen ihnen standen Andere, den Hut fest in die Stirn gedrückt, die brennende Cigarre im Munde, die Hände in den Hosentaschen. Beide Parteien zeigten sich aber tolerant und vertrugen sich auf das Beste.

Den Brüderschaften folgte die städtische Musikkapelle, deren moderne Uniform wunderlich genug gegen die vor ihnen wandelnden seltsamen Gestalten abstach. Dann kam das Hauptstück der Procession: der todte Christus. Auf einer von sechs kräftigen Männern getragenen Bahre liegt eine lebensgroße Wachspuppe mit Wundmalen und Strahlenkranz. Sie ist so gut gemacht, daß man einen wirklichen Leichnam zu sehen glaubt, und der tiefschmerzliche Ausdruck des starren Gesichtes, das nach einem guten Vorbild bossirt worden sein muß, unwillkürlich den Beschauer ernst stimmt. Nur wird diese Stimmung sofort durch die nächste Gruppe zerstört. Ihr Mittelpunkt ist eine Marienstatue, die aufrecht stehend getragen wird. Die Madonna erscheint in kostbarem Sonntagsstaate, in einem schweren Rococo-Seidenkleide, die Krone auf dem Haupte, und um anzudeuten, daß sie als Leidtragende den todten Sohn begleitet, hält sie in einer Hand ein umfangreiches, mit feinen Spitzen besetztes Sacktuch. Hinter ihr schreitet der Clerus einher, an seiner Spitze der Erzbischof Ruggiero unter dem Thronhimmel, einige Bischöfe ihm zur Seite, und dann ein Heer von Welt- und Klostergeistlichen. Auf natürliche Art ist es nicht zu erklären, woher so viele Mönche kommen, und noch dazu zahlreiche junge unter ihnen, obwohl die Klöster in Italien seit Jahren aufgehoben und auf den Aussterbeetat gesetzt sind. Die Frage, wie sich die frommen Brüder demungeachtet vermehren und manches Kloster heute mehr Insassen zählt als vor zehn Jahren, kann man nur mit der Versicherung beantworten, die mir der Bruder Pförtner im Franciskanerkloster zu Fiesole gab: „Vien' tutto dal cielo." Das sagte der würdige Mann freilich auch, als er plötzlich eine Lira in der Hand hatte, deren himmlischer Ursprung mir mit Recht zweifelhaft schien.

Als der letzte Geistliche der Procession vorüber war, begann das Volk nachzudrängen. Wenige Männer, aber große Schaaren von Frauen schlossen sich dem Zuge an, der allmälig in einer anderen Kirche verschwand. Dort, dachten wir, werde die feierliche Grablegung vollzogen, allein wir täuschten uns. Es dauerte keine halbe Stunde, und die ganze Procession kam noch einmal an der Terrasse vorbei. Die Brüderschaften, die Musik, der Clerus, die Madonna mit dem Spitzentaschentuch und auch der todte Christus, den man zum erzbischöflichen Palaste zurücktrug. Wieder erklang der Trauermarsch, wieder tönten die Klagelieder der Vermummten, die Litaneien der Priester, bis nach und nach die Fackeln verloschen, die gläubige Menge sich verlief und nur die profanen Zuseher lachend und schwatzend im blendenden Mondlicht den seltsamen Aufzug besprachen. Manche nervöse Dame hat in der Nacht von den verhüllten Gestalten geträumt, die sie früher nur im „Götz von Berlichingen" und im „Käthchen von Heilbronn", aber nie auf der Straße gesehen.

Am folgenden Morgen machten wir uns auf, um die Sehenswürdigkeiten Sorrents zu besichtigen. Wir gingen in einen riesigen Orangengarten, wo die goldenen Früchte so dicht an den Bäumen hingen wie bei uns die Kirschen, betrachteten die alten Stadtmauern, besuchten einige der berühmten Intarsiafabriken, welche Sorrents Specialität und Stolz sind und wanderten dann, um die kleine Sammlung von römischen Antiquitäten anzusehen, nach der Loggia des „Sedile", einem zierlichen Bau aus der Blüthezeit Sorrents. Der Custode, der eben mit einem großen Besen die Fliesen fegte und einen entsetzlichen Staub verursachte, legte sofort das gemeine Werkzeug bei Seite, band sich die Schürze ab und begann uns jedes einzelne Stück mit einer Umständlichkeit zu erklären, die einem Professor Ehre gemacht hätte. Da schlug es elf vom Thurme und nun erhob sich ein Lärm, der jeder Beschreibung spottet. Alle Kirchenglocken wurden geläutet, Böllerschüsse donnerten, in den Gärten, auf den Dächern, aus den Fenstern krachten Flinten und Pistolen, unzählige Schwärmer zischten und prasselten in den Gassen auf. Die Frauen kreischten, die Kinder brüllten, die Hunde heulten und die Dutzende von Eseln, die zum Fremdendienste bereit an der Tasso-Statue stehen, vervollständigten mit ihrem ohrenzerreißenden Geschrei das Höllenconcert. Es vergingen Minuten, bis der Custode meine Frage verstehen konnte, was denn die Ursache dieses gräulichen Tobens sei. — „Il Gloria, Signore," erwiederte er lächelnd. So feiert man also in Sorrent die Auferstehung! Man feiert sie schon um elf Uhr Vormittags und gewinnt dadurch einen halben Festtag, denn von jetzt an arbeitet kein Mensch mehr, die Läden werden geschlossen, die fröhliche Osterzeit hebt an.

Der Süditaliener singt und tanzt mit Leidenschaft, und in den Ostertagen gibt er sich ganz dem Vergnügen hin. Da er aber gleichzeitig ein sehr praktischer Geselle und ein armer Teufel ist, so trachtet er aus der Lust einen Erwerb zu machen und producirt seine Künste gern vor den Fremden, die nicht blos zusehen, sondern auch in die Tasche greifen. Unser Hotelier hatte uns schon Sonntag Mittags verkündet, daß wir Abends auf der großen, dem Meere zugewendeten Terrasse nationale Lieder hören, nationale Tänze sehen würden, und als die Schatten der Nacht über den Golf sanken, da saßen wir vollzählig in weitem Halbkreise und harrten der ehrenwerthen, aus Sorrentiner Handwerkern, ihren Frauen und Schwestern bestehenden Gesellschaft. Sie zählte etwa ein Dutzend Mitglieder, alle in echter, jetzt leider zum Costüm gewordenen Volkstracht, lauter kräftige und geschmeidige Gestalten, die Frauen mit brennenden Augen und elastischen Hüften, aber nur eine einzige unter ihnen schön. Das war allerdings eine ganz eigenthümliche Erscheinung mit reichem goldblonden Haar und einer Figur, wie man sie von einer Walküre verlangt. Sie überragte fast alle Männer der Truppe und ihr regelmäßiges Gesicht hatte jenen stolzen, strengen Ausdruck, den man häufig bei nordischen Schönheiten findet. Ich wüßte kein besseres Modell für eine Germania als diese Sorrentinerin. Ihr Vater, wenn auch nicht der, quem nuptiae demonstrant, wird wohl ein deutscher Maler gewesen sein, einer jener übermüthigen blonden Gesellen, denen die Herzen der Italienerinnen zufliegen, weil sie das ewige Einerlei schwarzer Kraushaare langweilt.

Zwei Stunden lang dauerte die Vorstellung. Wir waren endlich müde, die Sänger und Tänzer nicht. Italienische Lungen und Beine sind von ausgezeichneter Qualität, und man sah den Dilettanten von Sorrent nicht die leiseste Erschöpfung an, obgleich sie sich keine Pause der Erholung gönnten. Chöre wechselten mit Solis, diese mit Tänzen und die letzteren wurden manchmal zu förmlichen Pantomimen. Der primo tenore assoluto der Gesellschaft, ein blutjunges schmächtiges Kerlchen, sang mit unglaublicher Ausdauer eine Romanze um die andere, die unvermeidliche „Santa Lucia" zweimal hintereinander. Der Mensch hatte eine fatale Fistelstimme, wußte aber mit Verständniß und Gefühl vorzutragen. Man sah es ihm und den Anderen an, daß sie mit Lust und Liebe ihre Aufgabe erfüllten. Bei der Tarantella vollends strahlten die Gesichter der Tanzenden vor Vergnügen, und mit einer Kraft und Behendigkeit, die uns in Erstaunen setzte, tobten und sprangen sie durcheinander. Diese einfachen Leute haben eine angeborene Plastik der Bewegungen, die ihnen herrlich zu statten kommt, und obwohl die meisten Tänzerinnen nicht eigentlich anmuthig waren, folgte man doch mit Befriedigung ihren raschen, oftmals schwierigen Bewegungen. Was man auf den Theatern als Tarantella sieht, ist etwas ganz Anderes als der volksthümliche Tanz der Neapolitaner; man hat ihn nach dem Balletstil zugeschnitten und seines urwüchsigen Wesens beraubt. Er gehört auch nicht in das Lampenlicht der Bühne, zwischen gemalten Coulissen hat er mir nie gefallen, aber dort auf der Terrasse in Sorrent bekam er Sinn und Bedeutung. Wie zart und doch wie deutlich wissen die Süditaliener Liebeswerbung im Tanze auszudrücken, — und wie praktisch verstehen sie es, ihre Photographien zu verkaufen! Für vier Francs das Stück boten die Künstler, nachdem die Production beendet war, ihre Bildnisse an und sie fanden

willige Abnehmer. Als sie sich entfernt hatten, saßen wir noch lange, lange in stummer Betrachtung des Vesuvs, der jede halbe Minute eine breite Feuergarbe emporwarf, die sich grell von dem dunkeln Nachthimmel abhob. Das Meer rauschte nur leise, wie wenn es eingeschlummert wäre, und die Lichter Neapels schimmerten lockend über den stillen Golf, als glänze dort ein großer Feenpalast voll Glück und Freude, als gäbe es keine Noth und Sorge, weder Elend noch Hunger in der einstigen Residenz der Bourbonen. Gerade über dem Vesuv stand ein heller Stern, der einzige, den nicht Wolken verdeckten, und ich mußte an den Stern Italiens denken. Es war ja Ostersonntag und da mag auch der Fremdling sich daran erinnern, daß Italien verspottet, verachtet und gekreuzigt ward und von den Todten auferstand.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Strohhalm.

Schauspiel in 5 Acten von Franz Hedberg. Deutsch von Emil Jonas.

Die Generalintendanz, die bekanntlich eine seltsame Abneigung vor guten französischen Stücken und eine rührende Vorliebe für schlechte skandinavische besitzt, hat mit Hedbergs „Strohhalm" wieder den gewohnten Meistergriff in die echt schwedische Mittelmäßigkeit gethan. Schon die bloße Inhaltsangabe zeigt uns das erhabene Ideal des Herrn v. Hülsen von der schönsten Seite.

Die Generalin Baronin Stjerna hat zwei Söhne und viele Schulden. Ihr ältester, der Lieutenant Hjalmar, hilft zur Anhäufung der letzteren nach Kräften bei. Dafür ist er auch bestimmt, die Situation zu retten. Er ist ein hübscher Offizier, warum soll also Helga, die Tochter des Gutsbesitzers v. Oern, sich nicht glücklich schätzen, seine Frau zu werden? Ja, schön gedacht, aber es kommt anders, sagt hier Hedberg auf schwedisch. Hjalmar holt sich bei Helga einen ganz gehörigen Korb, denn sie liebt seinen Bruder, den sanften, schmetterlingjagenden Naturforscher Erik. In einer sehr munteren Scene findet dieser Helgas Herz, wobei er sich im Nu in einen gar nicht blöden Liebhaber verwandelt. Jetzt hätte ja die Generalin die gewünschte Rettung. Aber die schwedische Lustspielvorsehung — utan swafvel och fosfor — fügt es, daß die Generalin erst im letzten Acte davon hört, da ja sonst das schöne Lustspiel schon jetzt zu Ende wäre. Vorläufig läßt sie ihren Gläubiger, den Commissionär Brun, kommen, aber ihr hitziges Temperament und ein ganz unnöthiger Kniff — sie hat im Nebenzimmer Zeugen versteckt, die im geeigneten Moment hervorbrechen sollen — verschlimmern die Lage. Brun, über den Hinterhalt erbost, vergißt sich in seinem Zorne und droht der Generalin mit einigen Schuldverschreibungen, die — kein Zuschauer versteht, warum — ihren Bruder, der sich selbst ermordet hat, rehabilitiren und sie, die Generalin, ruiniren sollen. Diese bietet nunmehr ihre Getreuen — zumal ihren Advokaten und ihren Inspector — auf, um den Gegner, der nur auf unrechtmäßige Art in den Besitz der betreffenden Schriftstücke gekommen sein kann, unschädlich zu machen. Auf unsäglich plumpe Weise wird Brun von dem Inspector, der sich plötzlich zum Schein als sein Helfershelfer geberdet, in die Falle gelockt und gibt, von seiner Frau im Stiche gelassen und sich in allerlei Widersprüche verwickelnd, endlich zu, die Papiere in einem gekauften Schranke gefunden zu haben. Gleichzeitig aber gehorcht der eingeschüchterte Mann, der sich schon im Zuchthause sieht, dem Rathe seiner wackeren Frau, die ihn auf den einzig richtigen Ausweg verweist: er schickt die verhängnißvollen Papiere der rechtmäßigen Besitzerin zurück.

Hier stoßen wir auf eine bisher ungenannte Person. Ingeborg von Backer ist eben die Tochter des Selbstmörders. Nach dem tragischen Tod ihres Vaters wurde sie in das Haus ihrer Tante, der Generalin, aufgenommen. Aber man behandelte dort das Mädchen, trotz der Fürsprache des milden Erik, als Aschenbrödel. Auch Ingeborg hat schon ihren Herzensroman. Sie liebt den leichtsinnigen Hjalmar, der ihre Gefühle erwidern würde, wenn die Umstände eben nicht das Opfer einer reichen Heirath von ihm forderten. Ingeborg hat es ihm sehr verübelt, daß er bloß aus Interesse um der reichen Helga Hand anhielt. Aber sie erfährt plötzlich einen seltsamen Umschwung im Hause. Die Generalin, die in Ingeborg schon die Besitzerin der Papiere und also eine reiche Erbin sieht, behandelt sie mit einem Male voller Zuvorkommenheit. Ja, Hjalmar gesteht ihr seine Liebe. Doch ihre Seligkeit verwandelt sich in tiefen Seelenschmerz. Sie erhält von Brun die Papiere zurück. Jetzt steht es ihr fest, daß nur dieser Umstand der Generalin Freundlichkeit und des Sohnes Liebe bewirkt hat, und sie verläßt mit einem dankbaren Abgang das Haus.

Natürlich ist es dem letzten — fünften! — Acte leicht, die eigentlich gar nicht vorhandenen Conflicte zu lösen. Schurke Brun wird hinausgeworfen, Ingeborg überzeugt sich, daß Hjalmar von ihrem Reichthum nichts wußte, Erik und Helga haben sich schon seit dem zweiten Act, und blos der asthmatische Gutsbesitzer läßt uns noch immer im Zweifel, für wen er denn eigentlich seit Beginn des Stückes auf Freiersfüßen geht.

Wo ist nun der Strohhalm im „Strohhalm"? Man kann ihn nur da und dort im Dialog entdecken, wo er zu mehrfachen und nie sehr geschmackvollen Vergleichen verwendet wird. Ein Strohhalm werden die 60 000 Kronen genannt, welche der verschuldeten Generalin fehlen. Ein Strohhalm soll auch Ingeborg sein, welche dem abgewiesenen Freier Hjalmar und seiner Mutter plötzlich als wünschenswerthe Partie erscheint. Dieselbe Waise wird auch von Brun als Strohhalm betrachtet. Er baut seine letzte Hoffnung auf dies edelsinnige Mädchen. Sein Brief soll ihr sagen, warum sie mit einemmale von der Generalin so gut behandelt und von ihrem Sohne sogar umfreit wurde. Alle diese Strohhalme gleichen aber sehr wenig den schwedischen Streichhölzern: sie brennen nicht und lassen das Publicum kalt.

Diese unerquickliche Handlung schwimmt in einer nach Kotzebues Recept präparirten Sauce. Viel Edelmuth, etwas Schurkerei, die sich aber noch knapp vor dem Kriminalgericht eines Besseren besinnt, liebenswürdige menschliche Schwächen und die bekannte Tugend, die sich zu Tische setzt, indessen das Laster an Indigestionen leidet. Manches ist von kindlicher Einfachheit, Anderes so complicirt, daß es kein Mensch im Hause versteht. Dahin gehört die Geschichte von den geraubten oder vielmehr gefundenen Werthpapieren. Der diesen räthselhaften Coup ausführende Commissionär Brun ist ein Uebelthäter, wie er im Iffland steht. Er nennt sich selber sehr schmeichelhaft einen Fuchs und gebraucht sogar den erstaunlichen Vergleich, daß auch ein Fuchs in der Noth nach einem Strohhalm greife, aber er ist in Wirklichkeit ein ganz einfältiger alter Schwede. Im Jähzorn läßt er sich hinreißen, die verruntreuten Papiere vorzuzeigen, fällt in die erstbeste Schlinge und verwickelt sich in eine ganze Menge von Widersprüchen. Wäre seine brave Gattin nicht da, um ihn aus der bösen Affaire zu ziehen, so könnte es ihm schlimm gehen. Diese Frau ist die einzige originelle Figur des unsympathischen, geschwätzigen, langweiligen Stückes. Sie heuchelt ein gefährliches Leiden und übergroße Hinfälligkeit und zwar nur um ihren Mann unter dem Pantoffel zu halten.

Wären nicht ein paar hübsch ausgeführte und gespielte Episodenscenen, so würde der Claque kunstbegeisterter Eifer verlorne Liebesmüh' gewesen sein. So kam es denn noch zu einem sogenannten Achtungserfolg, dem die Kritik die Achtung und der Kassirer ohne Zweifel auch den Erfolg absprechen muß. Z.

Notizen.

Die Friedensaussichten, an welchen besonnene Leute inmitten der theilweise künstlichen Aufregung der letzteren Zeit unbeirrt festgehalten haben, gewinnen mehr und mehr Boden. Die hochpolitische Romantik hatte seit langen Jahren nicht so viel geleistet, wie seit dem vorigen Herbst. Eine Reihe von Zwischenfällen, die Wochen hindurch die Spalten der öffentlichen Organe füllten, haben sich als eine publi-

cistische Fata Morgana erwiesen und unwiederbringlich verflüchtigt. Da war zuerst die berühmte Varziner Visite Gambettas bei Bismarck, an welche die profundesten Zukunftsbetrachtungen geknüpft wurden. Die Thatsache des Besuches stieß zwar auf Zweifel, aber sie wurden an der Hand scharfsinniger topographischer und mathematischer Feststellungen über Zeit und Ort der Zusammenkunft niedercombinirt. Ein erfahrener und vorsichtiger Journalist erkundigte sich sorgfältig, verglich, controlirte die anfänglich widersprechenden Zeugnisse und meldete seinen Blättern, Gambetta wäre auf seinem Ausfluge nach Deutschland an Varzin vorübergereist. Bald darauf erfolgten authentische Dementis der Entrevue seitens der Betheiligten, Bismarcks und Gambettas. Das Kartenhaus der subtilen Commentare fiel zusammen und man mußte sich nach neuen Ausflügen in das Gebiet politischer Träume umsehen. Soweit es sich um Gambetta handelte, moquirte sich dieser sogar in einem durch Herrn Blowitz in der Times veröffentlichten Gespräche mit dem Prinzen von Wales über die ihm zugeschriebene Idee, in Varzin angeklopft zu haben, in einer Weise, die nicht überall ganz passend gefunden und wahrscheinlich geeigneten Ortes notirt wurde. Gambettas Gehen und Kommen verlor indessen bald angesichts seines kurzen ministeriellen Daseins an Bedeutung, wenn er auch sein letztes Wort sicherlich noch nicht gesprochen hat. Der Streit über die wirklichen Absichten seines Erscheinens auf deutschem Boden, am Vorabende des Moments, wo er die Leitung der Geschäfte übernommen, war natürlich bald vergessen. Es erübrigte nur ein ganz zuletzt irgendwo aufgetauchtes Gerücht, das Gambetta gewisse Festungen inspiciren und an der russischen Grenze ein Rendezvous mit Ignatieff innehalten ließ. Man stellte jedoch auch diese Version, wie die Franzosen sich auszudrücken pflegen, in Quarantaine, wo sie sich noch heute befindet. Die Sensationspolitik ist inzwischen nicht müßig gewesen und hat namentlich einige sogenannte außerordentliche Missionen aufs Korn genommen. Wer erinnert sich nicht der türkischen Ordensgesandtschaft mit ihren Allianzgerüchten! Diese zogen ihre kräftigste Nahrung aus dem verlängerten Berliner Aufenthalte Ali Nisami Paschas und seiner Begleiter, während anderweitig bekannt war, daß ein körperliches Leiden den Chef jener Botschaft Tage lang an sein Zimmer im Kaiserhof und über seine Absicht hinaus an Berlin gefesselt hatte. Ein Bündniß war weder vom Sultan angeboten, noch hier abgelehnt. Doch trat nach und nach eine politische Tragweite der Annäherung zwischen der Türkei und den deutschen Mächten, die aufmerksamen Personen von vornherein nicht entgangen war, für die kurzsichtigsten oder widerwilligsten Beobachter handgreiflich zu Tage und fand in der späteren soeben beendigten Radziwill'schen Gegenmission ihre jetzt weltkundige Bestätigung. Aber zu packenden Enthüllungen war die Sache nicht angethan. Noch weniger konnte einen auf die Dauer ergiebigen Erfindungsstoff die Anwesenheit Goschens in Berlin liefern, der mit Sadullah Pascha wichtige Dinge verhandelt haben sollte, bis sich herausstellte, daß er mit dem türkischen Botschafter nur Visitenkarten gewechselt und ihn gar nicht gesehen hatte. Tag für Tag erzählten die Blätter Wunderdinge von Goschens politischen Aufträgen, mußten indessen alsdann zugeben, daß Herr Goschen sich persönlich ganz bescheiden nach dem Stande der Münzfrage erkundigen wollte, also nach einer sehr prosaischen Angelegenheit, die sich für die politische Schwärmerei absolut nicht verwerthen ließ. Dabei hatte Goschens Besuch in Berlin noch interessante private Gründe, die nirgends erwähnt wurden, vielleicht auch nur Wenigen bekannt waren. Aehnlich erging es zuletzt, wenn auch in anderer Richtung, dem Grafen Wolkenstein, der neben der Donaufrage nur durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu einigen Salons in Berlin zurückgehalten wurde, und keineswegs durch die vielen Geschäfte, die ihm nachgesagt, das heißt angedichtet waren. Der frühere Wiener Sectionschef, welchen der Minister Kalnoky gern in seiner Nähe behalten hätte, aber in Ermangelung anderer Candidaten zum Botschafter in Petersburg ernennen mußte, hatte weder etwas mit einem phantastischen Congreß wegen Bosniens zu schaffen, noch mit unzeitgemäßen östreichischen Annexionsabsichten, die, was den angeblich gewählten gegenwärtigen Moment angeht, auf Rechnung einer kritiklosen Conjecturalpolitik kamen. Graf Wolkenstein selbst hat in Paris allen mit seiner Anwesenheit in Berlin sowie in der französischen Hauptstadt in Verbindung gebrachten Erzählungen ein für die Oeffentlichkeit bestimmtes kategorisches Dementi ertheilt und positiv bestätigt, daß er hier wie dort ausschließlich nur wegen der Donaufrage unterhandelt hat. So hat sich wieder an zahlreichen Beispielen das Wort bewährt, daß Alles in den Zeitungen stehe, das Wahre wie das Falsche, und es nur auf die Unterscheidung ankomme. Ein untrügliches Mittel soll dazu vorhanden, aber allerdings aus begreiflichen Gründen nicht Jedermanns Sache sein.

* * *

Rechtzeitig zum 50. Todestage des Dichters ist der neueste Band des von Ludwig Geiger herausgegebenen Goethe-Jahrbuchs (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt) erschienen. Er überragt an Reichhaltigkeit und Trefflichkeit des Inhalts entschieden seine beiden Vorgänger. Der wichtigste Beitrag sind die im Auftrage der Enkel Goethes von Prof. Bratranek gemachten Mittheilungen aus des Dichterfürsten handschriftlichem Nachlasse, bestehend aus Correspondenzen von und an Klinger, die Fürstin Galitzin, Overberg und F. L. Stolberg. Hoffentlich bringen die folgenden Jahrgänge die Fortsetzung dieser kostbaren Materialien. Unter den Abhandlungen und Forschungen zeichnen sich namentlich aus Wilhelm Scherers Aufsatz über die Anordnung Goethe'scher Schriften und Erich Schmidts „Vorgeschichte des Faust", wobei die Faustdichtungen des sechzehnten Jahrhunderts berücksichtigt sind. Ferner bemerkenswerth sind die Mittheilungen von H. Düntzer, W. Creizenach, Daniel Jacoby, Max Koch und Hermann Rollet und endlich die vom Herausgeber selbst äußerst sorgfältig nachgetragene Goethe-Bibliographie des vergangenen Jahres.

* * *

Meyers französischer Sprachführer (Bibliographisches Institut) bietet ein ganz neues und überraschend einfaches und praktisches System der Touristen-Conversationsführer. Madame de Genlis lieferte das erste Muster der bis heute üblichen Manier, wonach die Umgangssprache in fertiger Form d. h. in zusammenhängenden Sätzen und Artikeln an die Hand gegeben wurde, so daß der Reisende z. B. beim Eintritt in ein Hotel oder bei der Zollrevision ꝛc. nur das betreffende Hotel- oder Zoll-Kapitel aufschlagen mußte, um da den Sprachstoff herauszufinden, den er — gewöhnlich nicht brauchte. Auch die Taschendictionnäre, die nur Wörter aber keine Sätze bringen, reichten nicht aus. Meyers Sprachführer hat nun in äußerst glücklicher Weise durch eine Vereinigung beider Bücher ihre beiderseitigen Vortheile gesichert und ihre Mängel beseitigt. Der Inhalt des Conversationsbuches wurde dem alphabetischen System des Taschenwörterbuchs eingefügt, so daß man an der findbarsten Stelle das reichhaltigste Sprachmaterial und auch nützliche Anleitungen über Aussprache, Grammatik und französische Einrichtungen findet. Wir empfehlen das Büchlein allen denen — und sie sind Legion —, welche die bisherigen Taschenwörter- und Conversationsbücher zwangen, das Dunkel der Verständigung durch verzweifeltes Zurückgreifen auf die uralte Zeichensprache zu lichten.

* * *

Vom römischen Reich deutscher Nation. Roman aus dem achtzehnten Jahrhundert von Wilhelm Jensen. (2 Bde., Berlin, Otto Janke.)

Mit dem vorliegenden Buche beendet Wilhelm Jensen in gewissem Sinne eine Trilogie. Wie er in dem Novellencyklus „Aus dem sechszehnten Jahrhundert" Moritz von Sachsen, in dem Roman „Um den Kaiserstuhl" den Herzog Bernhard von Weimar als die Helden gefeiert, auf denen in sturmbewegten Zeiten Deutschlands einzige Hoffnung beruht hat, so gesellt er ihnen als Dritten im Bunde jetzt den König Friedrich von Preußen zu. Jene drei Männer waren es, die als die Einzigen die Macht besaßen, das zerrissene Vaterland unter ihrer mächtigen Hand zu vereinigen, ihr Stern stand hoch am Himmel, aber er erlosch wieder, ehe sie ihr großes Ziel noch erreicht hatten. Unter solchem gemeinsamen Gesichtspunkt betrachtet Jensen seine Helden. Das vorliegende Buch ist von den früheren beiden übrigens grundverschieden, so daß von einem Vergleich abgesehn werden muß; in ihrer Art sind sie alle drei bedeutende Bücher. Das neueste möchten wir vor Allem als humoristischen Roman betrachten und stehen da nicht an, es als Jensens bestes Werk und im Allgemeinen als ein vortreffliches auf diesem Gebiete zu bezeichnen. Es enthält wahre Kabinetsstücke urwüchsigen Humors.

Was wir an dem Roman auszusetzen haben, wollen wir gleich vorwegschicken: er enthält einige Längen, der Humor ist an einer Stelle, wo der wackere Pastor seine alttestamentarischen Entdeckungen und Berechnungen anstellt, etwas outrirt und die Lösung des Knotens durch die Frau Rathsherrin bei dem Reichsfreiherrn erscheint nicht so ganz moti-

virt. Abgesehn davon haben wir es hier mit einem trefflichen Buch zu thun. Nie ist unseres Wissens in einem historischen Roman die geschichtliche Bedeutung des großen Friedrich so klar und lichtvoll präcisirt worden, nie in Scherz und Ernst die Nothwendigkeit seines kriegerischen Auftretens gegen Oestreich und die ganze, deutsche Kleinstaaterei so scharf bewiesen worden, wie hier. Schon um deswillen verdiente dieser Roman die höchste Beachtung. Es spricht etwas wie heiliger Zorn und edle Entrüstung aus all diesen tragikomischen Schilderungen kleinstaatlicher Misère. T—n.

* * *

Pepita Jimenez. Andalusischer Roman von Don Juan Valera. Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Johann Fastenrath. Einzige autorisirte Uebersetzung nebst einer Biographie des Verfassers. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Von der spanischen Novellistik der Neuzeit erfährt, wer des Spanischen unkundig, wenig in Deutschland. Es ist deshalb nur in hohem Grade dankenswerth, wenn der bewährte Vermittler zwischen dem literarischen Spanien und Deutschland uns auch mit den hervorragendsten und charakteristischesten Erzeugnissen spanischer Literatur auf diesem Gebiete bekannt machen will. Ob „Pepita Jimenez" zu diesen letzteren gehört, können wir allerdings nicht entscheiden, sondern müssen uns hier dem bewährten Urtheil des Uebersetzers anvertrauen, der uns gerade dies Buch vor Allen verdeutscht hat. Ein Roman ist es übrigens wohl nicht, vielmehr eine Novelle, der man eine gewisse Weitschweifigkeit (mit so guten und mannichfachen Gründen dieselbe auch vom Verfasser, der das selber weiß, entschuldigt wird), nicht abzustreiten vermag. Man darf auch keine sensationellen Begebenheiten, keine aufregenden Scenen, keine ungewöhnliche Spannung davon erwarten. Es ist die Erzählung von einem jungen, dem Priesterstande geweihten Manne, der aber erst die niederen Weihen empfangen hat und sich nun in eine junge, reizvolle Wittwe verliebt, um die sein Vater vergeblich wirbt. Nach manchen inneren Kämpfen, und nachdem er der Versuchung zum Opfer gefallen, entschließt er sich, seinem Berufe zu entsagen und Pepita zu heirathen. Das ist der schlichte Inhalt des Buches; aber er ist mit vollendeter Meisterschaft erzählt, die psychologische Entwickelung überaus fein, die Sprache poesiereich, der Stil künstlerisch abgerundet und die Schilderung von Sitten und Bräuchen des Landes interessant.

T—n.

Offene Briefe und Antworten.

Goethes Lebensende.

Hochverehrter Herr Redacteur!

Im Feuilleton einer süddeutschen Zeitung wurde neulich ein Brief Eckermanns an Marianne v. Willemer (Goethes Suleika) vom 23. März 1832 mitgetheilt als das „werthvollste der authentischen Actenstücke über Goethes Tod". — Vor acht Tagen, heißt es darin unter Anderem, war er noch vollkommen wohl. Am nächsten Morgen, Freitag den 16., fühlte er sich krank an einem Erkältungsfieber mit Stechen auf der Brust — vielleicht in Folge einer gestrigen Spazierfahrt, meint Eckermann. Behandelt vom Hofrath Vogel, war er am Montag so weit, daß er am Dienstag wieder zu arbeiten gedachte. An diesem Tage aber wurden Alle durch einen Zufall Goethes erschreckt: heftige Kälte in allen Gliedern, verbunden mit Schmerzen und großer Unruhe, Ein Umschlag und schweißtreibende Mittel hoben den Zustand (den Vogel für gefährlich erklärte, da er einen Nervenschlag befürchtete), jedoch erst nach 10 Stunden. Der Kranke fühlte am folgenden Morgen, Mittwoch, sich frei von allen Schmerzen; Dr. Vogel befürchtete eine Verschlimmerung, wovon weder Goethe, noch seine Umgebung eine Ahnung hatte: eine Lungenlähmung. Noch am Donnerstag Morgen bestellte sich Goethe Suppe, Fisch und Wild zum Mittagessen und hoffte in den nächsten guten Tagen ausfahren zu können. „Im Bette zu liegen," schreibt Eckermann, „vermochte er nicht, er saß völlig angekleidet in seinem Lehnstuhl; seine Schwiegertochter saß neben ihm, ihre Hand in der seinen. Er sprach abwechselnd gleichgültige Dinge — dann schien er zu schlummern und um 11 Uhr war er für immer entschlafen."

Ich kenne aber ein werthvolleres Aktenstück. Es ist der Aufsatz aus der Feder des Arztes, der Goethen seit sieben Jahren und in der letzten Krankheit behandelte: Hofrath Vogel. Derselbe theilte ihn damals Hufeland mit, in dessen „Journal" er uns ärztlichen Lesern ein so großes Interesse gewährte, daß später ein Separatabdruck davon im Buchhandel erschienen ist.

Vergleicht man die objectiv gehaltene Krankheitsbeschreibung des Arztes mit der in dem Briefe Eckermanns an Goethe's Suleika, so ist es unverkennbar, daß Eckermann durch Milderung der Krankheitserscheinungen des geliebten Freundes das Herz der Freundin schonen wollte. War doch auch Eckermann nicht fortwährend, wie Vogel, Augenzeuge der höchst bedauernswerthen Leiden des großen Mannes. Aus Vogels Darstellung will ich zur Vergleichung nur eine Stelle mittheilen. Statt der „heftigen Kälte in allen Gliedern, verbunden mit Schmerzen und großer Unruhe" bei Eckermann, heißt es bei Vogel:

„Ein jammervoller Anblick! Fürchterlichste Angst und Unruhe trieben den seit lange nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage vergeblich Linderung suchte, bald auf den Lehnstuhl neben dem Bette. Die Zähne klapperten vor Frost. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt, trübe. Der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper triefte von Schweiß. Den ungemein häufigen, schnellen und härtlichen Puls konnte man kaum fühlen. Der Unterleib war aufgetrieben, der Durst qualvoll. Mühsam ausgestoßene Worte gaben die Besorgniß zu erkennen, es sei wieder Blutsturz zu fürchten."

Dieser furchtbare Anfall war der Anfang vom Ende, das am folgenden Tage, dem Arzte selbst unerwartet, in sanftem Hinschlummern herannahte. Das vielgenannte Wort: mehr Licht! hat auch Vogel, der den Sterbenden nur einen Augenblick verließ, nicht gehört.

Auch im Laufe seines an Thaten und Genüssen so reichen Lebens war Goethe, den wir uns in der Pracht seiner Jugend als Helios, im reiferen Alter als den olympischen Zeus vorzustellen gewohnt sind, von mancherlei Krankheiten nicht frei. War es doch auch ein Krankheitszustand Goethes, der meine persönliche Bekanntschaft mit ihm verhinderte. Im Begriff Deutschland zu verlassen, war es mein größter Wunsch, das lebende Bild des Mannes, den ich als Naturforscher und Dichter am höchsten verehrte, ins Leben mitzunehmen. Um ihn nicht als neugieriger Reisender zu behelligen, wagte ich es, ihm zwei physiologische Aufsätze einzusenden, worauf mir die Gunst, ihn zu besuchen, zutheil wurde — eine unverdiente, denn jene jugendlichen Versuche würde ich längst vergessen haben, falls sie nicht in „Goethes Naturwissenschaftl. Correspondenz", Leipzig bei Brockhaus, 1874. Bd. I abgedruckt erschienen wären. So hatte der alte Meister sie doch in seinem nachsichtigen Wohlwollen zurückgelegt, um sich mit mir darüber zu besprechen, wie mir Eckermann mittheilte. Am 23. April 1826 in Weimar eintreffend, hatte ich das Mißgeschick, Goethe an Speicheldrüsenentzündung erkrankt zu finden. Sechs Tage belebte der gute Eckermann täglich durch Goethes gütige Worte meine Hoffnung, ihn zu sehen . . . vergebens; es drängte mich zur Reise.

Ich habe übrigens bereits einmal an dieser Stelle („Gegenwart" Nr. 1, Jahrg. 1879) einen Aufsatz: „Goethe, eine biologische Studie" mitgetheilt, worin ich vom vorzugsweise biologischen, um nicht zu sagen vom ärztlichen Standpunkte des Leben Goethes und seine verschiedenen Krankheitszustände, so weit sie mir kund geworden, zu besprechen versucht habe.

Osnabrück. A. T. Brück.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und anderen Autoritäten als vorzügliche Fabrikate begutachtet.

Verlag von **J. F. Richter** in **Hamburg.**

Vorstadt-Idyll

von

K. R. W. Aschner.

1 *M.* 50 ₰.

„Einkehr aus dem Saal-Parkette
In ein schlichtes Kämmerlein
Wird mal en passant, ich wette,
Dienlich und plaisirlich sein."

Schweizer Albumblätter 1881

von

J. P. Chrusen.

1 *M.* 50 ₰.

Diese poetischen Schilderungen von Land und Leuten werden dem großen Kontingente der Schweizer Touristen willkommen sein und der schließlich gemachte Vorschlag: „Füllung des Albums durch Spezialbeiträge" wird nicht verfehlen zu interessiren.

Soeben erschien:

Raskolnikow.

Roman

von

F. M. Dostojewskij.

Nach der

vierten Auflage des russischen Originals

übersetzt von

Wilhelm Henckel.

3 Bde. 8. eleg. br. 10 *M.*, eleg. geb. 12 *M.* 50 ₰.

Der kürzlich verstorbene F. M. Dostojewskij gehörte mit zu den geschätztesten und gefeiertsten Schriftstellern Russlands. „Raskolnikow" ist sein bedeutendster Roman, er erlebte fünf Auflagen und zeichnet sich durch die wahrheitsgetreue Schilderung der Zustände aus, die in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf Russland gelenkt haben. Es ist ein Kulturroman allerersten Ranges.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig.**

Die Gartenlaube.

Wöchentlich 2—2½ Bogen **mit vielen prachtvollen Illustrationen.**

Vierteljährlich 1 Mark 60 Pf., mithin der Bogen nur ca. 6 Pf.

An der Spitze des nächsten Quartals wird die mit allseitigem Interesse erwartete vortreffliche Erzählung

„Recht und Liebe" von **Levin Schücking**

ihren Platz finden, der sich mehrere kleinere Novellen, unter Anderem E. del Negro's **„Zwischen Vater und Sohn"** anschließen werden.

Aus der Zahl der demnächst erscheinenden belehrenden und unterhaltenden Artikel heben wir vorläufig hervor: **„Die deutschen Samariterschulen"** von Professor Esmarch (in Kiel), **„Die Eröffnung der St. Gotthard-Bahn und ihre Bedeutung für den internationalen Verkehr"**, **„Der Canaltunnel zwischen England und Frankreich"**, **„Die Kettenschleppschifffahrt auf der Elbe"**, **„Die Magdeburger Börde"**, ferner eine Reihe von Artikeln über die demnächst in Berlin zu eröffnende **„Allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens"**, sowie einen interessanten Cyklus von **„Bildern von der deutschen Ostseeküste"**, Schilderungen des Lebens und der Wohnstätten der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen, aus verschiedenen Federn, illustrirt von Robert Aßmus.

Wir benutzen diese Gelegenheit zu der erfreulichen Mittheilung, daß von den Lieblings-Erzählerinnen der „Gartenlaube"

E. Marlitt und **E. Werner**

noch in diesem Jahre größere werthvolle Beiträge in Aussicht stehen.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirge-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Badeanstalt** in der Grafschaft Glatz, Preuss.-Schlesien. **Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berg-Landschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Bei mir erschien:

Zur Frage des Tabakmonopols

von Th. Droop,

Handelskammersecretär in Bielefeld.

Preis 30 ₰.

Frankozusendung unter Kreuzband erfolgt nach Empfang von 40 ₰ durch den Verleger

A. Helmich in Bielefeld.

Soolbad Nauheim

b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche u. gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft. Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

Grossherzoglich Hessische Bade-Direction Bad Nauheim.

Jäger.

Im Verlage von **Wilh. Mrose** in **Berlin** (SW. Schützenstr. 27) ist erschienen:

Recensenten-Ungebühr.

Ein kleiner Beitrag zur Beleuchtung der literarischen Corruption

von

B. M. W. Koch.

Gegen Einsend. v. 30 ₰ in Marken franco.

Krosch's unzerstörbare

Zeichen-Tinte

ist das **Vorzüglichste** zum **Wäschezeichnen,** anwendbar **ohne** Vorbereitung mit jeder Feder od. Stempel. — Für 1 *M.* 20 ₰ in Postmarken Franco-Zusendung durch

Hugo Krosch in **Stuttgart.**

Soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu beziehen:

Amy Fay, Musikstudien in Deutschland. Aus Briefen in die Heimath, autorische Uebersetzung. 8. 13½ Bgn. geh. 2 *M.* 50 ₰, fein geb. 3 *M.* 50 ₰.

Dr. **Emil Naumann,** Königl. Prof. u. Hofkirchenmusikdirektor, **Deutsche Tondichter** von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Fünfte (Volks-) Ausgabe. 8. 25½ Bogen. geh. 3 *M.*, fein geb. 4 *M.*

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 15. Berlin, den 15. April 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Gambettas Nachfolger. Von Wilhelm Singer. — Die catalanische Renaissancebewegung. Von Wilhelm Lauser. — **Literatur und Kunst:** Ueber die dramatische Behandlung historischer Charaktere. Von Max Schasler. — Max Müller und die Evolutionstheorie. Von Julius Duboc. — Die Regierung der Königin Victoria. Von Gottfried Kinkel — **Aus der Hauptstadt:** Die heraldische Ausstellung. Von Z. — Notizen. Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. Besprochen von Ludwig Pietsch. — Inserate.

Gambettas Nachfolger.

Nicht zu den Lobrednern des Herrn v. Freycinet wollen wir uns gesellen, die ihn aus Haß gegen seinen so tief gefallenen Vorgänger mit Weihrauch umgeben und in Dithyramben über seine Staatskunst ausbrechen. Hierfür ist für den Augenblick mindestens ein Anlaß nicht geboten. Wenn wir aber sagen, Herr v. Freycinet sei ein Mann von aufrichtiger Friedensliebe und redlichst bemüht, alle sich ihm von Neuem darbietenden oder überkommenen politischen Probleme ohne Gewaltschritt und in klug-versöhnlichem Sinne einer sein Land wie Europa gefälligen Lösung entgegenzuführen, so haben wir der Wahrheit die Ehre gegeben und den gegenwärtigen Ministerpräsidenten in bezeichnendster Weise geschildert. Nichts liegt Herrn v. Freycinet mehr ferne, als sich in genial schillernde, in der That aber heiklige und gefährliche Abenteuer, in kühne Handstreiche, die gelingen, aber das Land auch in verhängnißvolle und demüthige Zwangslagen bringen können, sowie in blendende Ueberraschungen einzulassen; nicht leiht er den Sirenenklängen compromittirender Allianzen geneigtes Ohr — die Politik der freien Hand und das Verbleiben im europäischen Concert; Frankreich zu einem verläßlichen, sympathischen Factor im Staatenbunde unseres Welttheils zu machen, dies ist ein Programm, welches thatenlüsterne Chauvinisten zwar nicht wird befriedigen können, zu dem aber jeder Friedensfreund Herrn v. Freycinet Glück wünschen wird. Darum wundern wir uns nicht, daß die fremde Diplomatie dem Ministerpräsidenten so ostentativ ihre Sympathie bezeugt; daß sie mit ihm in offener und loyaler Weise verkehrt und manche von ihren Forderungen gerne einengt, wenn sie ihm vor den gesetzgebenden Körperschaften oder vor der öffentlichen Meinung Schwierigkeiten bereiten wollte. Bei seinem Antritte fand Herr v. Freycinet eine nichts weniger als reinliche Lage vor: Aufstand in Algier und Tunis kaum bewältigt; ungeordnetes Protectorat über letzteres Land; eine gefährliche, Frankreich feindliche Bewegung in Tripolis; Aufstand in Aegypten und das Bestreben, den französischen Einfluß, der von Gambetta mit sanfter oder mit fühlbarer Gewalt daselbst entscheidend zu machen versucht wurde, abzuschütteln; erhöhte Erregung der Türkei, welche ihre Oberherrschaft in Aegypten, angesichts der französisch-englischen Bestrebungen, dieselbe zu vernichten, zu befestigen bemüht war; Italien in voller Feindschaft gegen Frankreich; eine in Folge der erhöhten Thätigkeit im Ministerium des Auswärtigen am Quai d'Orsay vermehrte mißtrauische Vorsicht mancher Mächte und eine Gruppirung, die Frankreich mindestens nicht an die Seite der mächtigsten Staaten reihte — so stellte sich ihm die Lage dar, welcher der Ministerpräsident vor Allem die Schärfe und Schneide zu benehmen suchte, indem er sich von dem Gebiete der Specialpolitik in die allgemeine europäische Politik zurückzog und die Hoffnungen heißblütiger Agenten und Intriganten, die unter Gambettas Ministerium schamlos und frech das Haupt erhoben hatten, wieder in ihr Nichts versinken ließ. Welche ehrgeizige und phantastische Pläne Gambettas Gehirn auch durchkreuzt haben mochten, wir wollen ihm nicht das Unrecht anthun, rundweg zu behaupten, er habe nur daran gedacht, mit Deutschland oder mit irgend einem andern Staate einen Krieg anzuzetteln; wir wollen auch gerne zugeben, daß er nicht aus persönlichen Motiven, wie seine Gegner ihm böswillig andichten, sondern im guten Willen und wie er als französischer Patriot handeln zu müssen geglaubt, seine Schritte unternommen. Aber unleugbar ist, daß Abenteurer, Verschwörer, Kriegsphantasten in Frankreich um ihn einen Ring bildeten, der ihn nicht die Regionen der realen Wirklichkeit mehr erkennen ließ. „Die Umgebung bringt Gambetta um," dieses Wort circulirte in Paris auch unter denen, welche ihm aufrichtigst wohl wollten. Diese seine Umgebung, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, schmeichelte seinen autoritären Gelüsten; erhitzte seine ohnedies lebhafte Phantasie, statt sie zu dämpfen; verfeindete ihn mit seinen einstigen treuesten Freunden und Anhängern; isolirte ihn vollständig und machte ihn zum unbewußt mißbrauchten Opfer ihrer unersättlichen Anforderungen. Daher kam es, daß Emigrantenthum und Specialabgesandte verschiedener verrückten Strömungen Paris zum Tummelplatz ihrer tollen Projecte machten. War Gambetta auch nicht gleich für jeden überkühnen Plan gewonnen, so war es doch viel zu leicht seine vom Erfolgfieber verzehrte Umgebung; und, wenn auch nicht unverzüglich, so wäre ihr mit der Zeit endlich auch Gambetta erlegen, der durch sein Ueberbewußtsein die Fühlung mit der öffentlichen Meinung seines Landes fast durchwegs verloren hatte. Für die bizarren Coterien phantastischer Ränke- und Plänemacher, welche Frankreich unfehlbar ins Verderben gestürzt hätten, sind nun die sieben mageren Jahre gekommen. Freycinet ist ein nüchterner Mann, der in den Grenzen des Möglichen bleibt und mit Leuten ohne Mandat keinen Verkehr unterhält. Er will Frankreichs Frieden erhalten und darum mußte er einige zu weit vorgeschobene Posten wieder einziehen, einzelne gut gemeinte, aber zu hitzig ausgeführte Evolutionen durch eine sachtere Manier vorzugehen, ersetzen. Wir glauben nicht dementirt zu werden, wenn wir sagen: in allen auswärtigen Fragen, in welche Frankreich nach und nach ver-

wickelt worden, ist eine lichtere, freundlichere Sachlage eingetreten und es ist fast mit Bestimmtheit anzunehmen, daß, soweit es an Frankreich liegt, eine Störung des europäischen Friedens nicht zu befürchten ist, daß die Politik des Kabinets im Gegentheile dahin zielt, die friedliche Stimmung zu erhöhen und überall, wo es sich um einen Friedenszweck handelt, gute und ersprießliche Dienste zu leisten.

Denn das Land wünscht und bedarf des Friedens. Es in kriegerische Verwickelungen oder in gefährliche Lagen zu bringen, heißt in Frankreich eine antinationale Politik treiben. Mag der Mund einzelner Chauvinisten von prahlerischen Phrasen überfließen, nein, der ehrliche, arbeitende französische Bürger, der Landmann wie der Industrielle, der Kaufmann wie der Vertreter eines ernsten Interesses wünscht nicht, daß die Landessöhne für ehrgeizige Pläne ihr Blut vergießen sollen. Die Müßiggänger und Lärmmacher, die gerne andere Leute zu Großthaten aneifern, ohne selbst mit gutem Beispiel voranzugehen, sind entschieden in der Minorität und suchen sich deshalb durch erhöhtes Geschrei bemerkbar zu machen. Wie mußten sich die Liberalen bei ihren Wählern vor dem ihnen von Legitimisten gemachten Vorwurf, sie wollten Frankreich in den Krieg stürzen, vertheidigen! Gibt es einen ernsten Politiker, der behaupten könnte, die gesetzgebenden Körperschaften seien nicht vom tiefen Friedensbedürfniß beseelt? Weiß nicht alle Welt, daß der Präsident der Republik, Herr Jules Grévy, jene Politik vorzieht, welche das freundnachbarliche Verhältniß zu den europäischen Staaten befestigen hilft? Drängt etwa die Mehrzahl der Armee zu neuen Kriegsthaten? Sprechen sich Vereine, Volksversammlungen, Corporationen für eine agressive Politik aus? Nicht eine Spur davon ist im ganzen Lande zu entdecken; im Gegentheile, alle Aeußerungen des Volkes begehren den Frieden und man kann daher ferner den Thatsachen und der Wahrheit gemäß behaupten, Herr v. Freycinet befindet sich durch seine Friedenspolitik im vollen Einverständniß mit dem öffentlichen Landeswillen, und nur mandatslose Ruhestörer können ihn von dieser seiner so wünschenswerthen Politik abzudrängen versuchen.

Eine andere Frage ist, ob das dermalige Ministerium in den inneren Angelegenheiten siegreich die ihm massenweise in den Weg geworfenen Hindernisse und Schwierigkeiten besiegen wird. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Ministerium einer Coalition der desparatesten politischen Elemente seine Entstehung verdankt. Es mußte erst der Socialist und Clubist dem salbungsvollen Bischof, der adelsfeindliche Radicale dem ahnenstolzen Herzog, der alte Republikaner dem Bonapartisten die Hand reichen, um eine Majorität zu Stande zu bringen, welche das Ministerium Gambetta umstieß und das Kabinet Freycinet zum Leben erweckte. Der Selbsterhaltungstrieb nöthigt zwar diese Coalition zur ferneren Unterstützung der Regierung, deren augenblicklicher Fall vielleicht im Lande mit Verblüffung aufgenommen, sicherlich aber die finanziellen und commerziellen Interessen Frankreichs in empfindlichster Weise schädigen würde. Allein wenn einmal der psychologische Moment gekommen, wo der Sturz der Regierung nichts Absonderliches mehr böte, wird die Coalition weiter gesonnen sein, der Politik der Verschiebung oder Verdünnung der Reformen ihre Unterstützung zu verleihen? Eine mächtige Partei im Parlamente hat sich der Fortschrittsideen bemächtigt, um ein Pressionsmittel in Händen zu haben und diese stellt Anträge und Forderungen, welchen eine liberale Majorität, will sie ihre Grundsätze nicht verleugnen, gar nicht auszuweichen vermag. Ungeachtet der Vertrauensvota, welche das Kabinet in den letzten Kammersitzungen erhalten, ist die Regierungsmajorität oft auf die Mithülfe der Rechten angewiesen. Das führt zu hundert Inconvenienzen und erlaubt der Regierung keinen energischen Aufschwung. Sie ist gegen ihren Willen manchmal zu sehr der Gefangene der Parteifractionen, von welchen sie eine nach rechts, die andere nach links zerrt. Das eine Vortheilhafte hatte die Coalition für sie, daß die Budgetcommission nicht dem Gambettismus, sondern der gemäßigten Linken anheimfiel. Den Landessäckel in die Hand zu bekommen, das war die erste Sorge, welche die Union républicaine nach dem Sturze ihres Führers hegte. Es ist ihr nicht gelungen, zu reussiren. Nur vier oder fünf der ihren drangen in die aus 33 Mitgliedern bestehende Budgetcommission. Und um das Maß der Bitterkeit für den Besiegten voll zu machen, wurde auch Wilson, Gambettas zähester und einflußreichster Gegner, zum Präsidenten dieser Commission gewählt. Sie hat in diesem Jahre eine größere Bedeutung als sonst. Der Finanzminister Leon Say hat ein Programm der Ruhe und Sammlung aufgestellt, welches Ausgaben und Umwälzungen zu Gunsten des Staatssocialismus völlig ausschließt. Wäre die Commission gegnerisch ausgefallen, so würde damit auch das Schicksal des Finanzministers und wahrscheinlich des Kabinets besiegelt gewesen sein. Für Gambetta allerdings war auch in diesem Falle noch nicht die Zeit gekommen. Er refusirt mit dieser Kammer zu regieren und sie will selbstverständlich nicht ihr eigenes Todesurtheil unterschreiben. Es müssen sich also noch manche verdienstvolle Männer abnutzen, bis Leon Gambetta, umgeben mit neuem Glanze, aus der Tiefe emportaucht, in welche ihn vor nicht langem seine einstigen Freunde und Anhänger hinabgestürzt haben.

Paris. Wilhelm Singer.

Die catalanische Renaissancebewegung.

Von Wilhelm Lauser.

Es sind beiläufig zwei Jahrzehnte her, daß ich, wenn ich mich nicht täusche, als der Erste in deutschen Zeitschriften auf das merkwürdige Wiederaufblühen der provenzalischen Literatur aufmerksam machte. Von einer ähnlichen Bewegung ist jetzt aus Catalonien, Valencia und dem Balearenarchipel, kurz denjenigen Gebieten Spaniens zu berichten, deren Culturgeschichte von der Römer Zeiten an in ähnlichen Bahnen verlief wie diejenige der Provence.

Die romanische Cultur, wie sie sich von Ligurien an bis zum Ebrodelta und darüber hinaus festgesetzt hatte, war von den Westgothen eher begünstigt als angefeindet worden und konnte so, hinreichend kräftig für den Widerstand gegen die Mauren, zu jener herrlichen Blüthe ausreifen, die wir im Allgemeinen als provenzalische Literatur und Sprache kennen. Daß es für letztere keine Pyrenäen gab, beweisen uns die lateinisch-catalanischen Urkunden bis zum 12. Jahrhundert, in welchen die innigste Sprach- und Interessengemeinschaft von Catalanen und Provenzalen zu Tage tritt; mehr als einmal wächst die Grafschaft Barcelona und die Provence zu einem Ganzen zusammen; die Catalanen helfen den Provenzalen in dem unglücklichen Unabhängigkeitskampfe gegen die Nordfranzosen, und noch im 13. Jahrhundert fragt der provenzalische Troubadour, Albertet de Sisteron: „Wer ist mehr werth, der Catalane oder der Franzose, diejenigen aus Gascuña, Provenza, Limosin, Alvernia und Vienes, oder diejenigen aus dem Lande der beiden Könige?“ (von Frankreich und England). Das Selbstgefühl der Catalanen wurde mächtig gesteigert, als Jaime I. die Königreiche Mallorca und Valencia eroberte und die Meere der Levante beherrschte. Da aber am aragonesisch-catalanischen Hofe die limousinisch-provenzalischen Troubadours die meiste Ehre genossen, so dichteten alle Nachahmer der Provenzalen im Reiche Aragonien in der limousinischen Sprache; man verwechselte diese letztere sogar häufig mit der heimischen Volkspoesie und Sprache. Als sodann die provenzalische Troubadourpoesie, nach dem Albigenserkriege, in einen Zustand der Ohnmacht versank, aus dem sie künstliche Versuche wie die Wiederbelebung der „Blumenspiele“ in Toulouse im 14. Jahrhundert, nicht mehr zu erheben vermochten, hätte vielleicht das Catalanische in den unbestrittenen Primat einrücken können, wenn nicht die politische Autonomie, die Jaime I. den Reichen Mallorca und Valencia verlieh, in der Entwicklung

von selbstständigen Provinzialismen sich abgespiegelt und dann, seit der Zeit Ferdinands des Katholischen, das Castilische mit seinem übermächtigen Einflusse die völlige Verschmelzung zwischen Catalanen, Mallorquinern und Valencianern erschwert und schließlich das moralische Uebergewicht Barcelonas gebrochen hätte. Die Catalanen dachten, als die Krone Aragons mit Castilien vereinigt wurde, an nichts Anderes, als die Erhaltung ihrer politischen Sonderrechte, „Fueros"; es entging ihnen, wie eben in dem Augenblicke, da ihre Sprache der Umbildung fähig geworden war, welche die Gelehrten und Philologen der Renaissance in die modernen Sprachen einführten, das Castilische nach und nach die obern Schichten der Gesellschaft Cataloniens gewann und bei den poetischen Wettspielen in Valencia bereits gleichberechtigt neben dem Limousinischen auftreten konnte. Im Anfang des 16. Jahrhunderts klagte C. Desping aus Tortosa darüber, daß die Herren in Barcelona und die Ritter Cataloniens ausschließlich castilisch sprechen: eine, wie er allerdings zugab, feine und schon deswegen unentbehrliche Sprache, weil man sie in ganz Europa kenne. Das Castilische mußte allerdings über das Catalanische siegen als die Sprache des Königs, seiner Vertreter, der hohen Klassen, der nationalen Gesetzgebung, der Diplomatie und Literatur; die Buchdruckerkunst kam seiner Ausdehnung zu Statten, nicht minder der neue klassische Geschmack, der die Provinzialliteraturen, wie Alles was aus dem Mittelalter stammte, verachtete; und schließlich machte die Politik Philipps V. jenseits der Pyrenäen zu Gunsten der spanischen Monarchie den Sonderstaaten ebenso ein Ende, wie diesseits Ludwig XIII. zu Gunsten der französischen Monarchie; Catalonien, Mallorca, Valencia verloren 1714 ihre Fueros und das Schicksal der limousinisch-provenzalischen Literaturen wurde auch dasjenige der catalanisch-valencianisch-mallorquinischen.

Nach dem Erbfolgekriege, im Anfang des vorigen Jahrhunderts, galt die alte Sprache Cataloniens nur noch als Volksidiom; seltener und immer seltener wurde in diesem Dialekt geschrieben und selbst unter den Gelehrten gab es nur Wenige noch, die in demselben einen einfachen Brief richtig abfassen konnten. Eine königliche Verfügung vom Jahre 1716, welche 1778 erneuert wurde, setzte das Castilische statt des Lateins als Gerichtssprache ein; vom Catalanischen, das übrigens in den Volksschulen und bei verschiedenen behördlich anerkannten Körperschaften geduldet blieb, war hierbei gar nicht die Rede. In Valencia wurde Kirchengesang und Predigt in castilischer Sprache immer üblicher; bei den dichterischen Wettspielen gewann das Castilische vollends die Oberhand über das Limousinische, und Valencia war sogar durch sehr lange Zeit ein Hauptverlagsort für Werke castilischer Kunst- und Volksdichtung. Auch auf den Balearen wurde bei den bürgerlichen, religiösen und literarischen Festen der Gebrauch des Castilischen stets häufiger. Inzwischen wirkten doch außer dem Umstande, daß die catalanisch sprechende Bevölkerung im 18. Jahrhundert sich stark vermehrte und das Catalanische an Ausbreitung gewann was es an literarischer Bedeutung verlor, die lebendigen geschichtlichen Erinnerungen dem völligen Aufgehen der Landessprache in die Staatssprache entgegen. Die unter Ferdinand VI. gegründete königliche Akademie der schönen Literatur von Barcelona pflegte mit Eifer die catalanische Geschichte. Am meisten aber trugen die Werke Capmanys über die Geschichte der Marine, des Handels, der Künste Barcelonas (1779) und über die Friedens- und Bündnißverträge der aragonesischen Könige (1786) dazu bei, die Liebe der Catalanen zu ihrer großen Vergangenheit wieder aufzufrischen. Capmany war der echte Vertreter der aufgeklärten Catalanen jener Zeit, indem er 1812 in den Cortes von Cadiz trotz seines Grundsatzes, man könne seine Nation nicht recht lieben, wenn man seine Provinz nicht liebe, den unitarischen Charakter der neuen Staatsverfassung feststellen half. Umsonst hatten zuvor die französischen Eroberer sich Rechnung auf die Abneigung der Catalanen gegen die Castilier gemacht; die zu Barcelona und Gerona von ihnen in französischer und catalanischer Sprache herausgegebenen Zeitungen mußten das Catalanische nach der ersten Nummer mit dem Castilischen vertauschen, und es zeigte sich, daß der „Españolismo" durch die Art von föderativer Organisation, welche sich mit den Lokaljunten der Volkserhebung seit 1808 über das Reich ausgedehnt hatte, eher gekräftigt als geschwächt worden war.

Auf unmittelbar politische Ursachen ist endlich die Wiedergeburt der catalanischen Literatur nicht zurückzuführen, so wirksam dieselbe gelegentlich auch in der Folge durch die Politik gefördert oder wenigstens beeinflußt worden sein mag. Zunächst war es in erster Reihe auch hier die Kirche, welche die Provinzialtradition aufrecht zu erhalten sich bemühte. Die Geistlichen fuhren nicht blos, dem Beschluß eines Provinzialconcils vom Jahre 1727 gemäß, fort, catalanisch zu predigen, sondern Einzelne von ihnen schrieben auch Erbauungsbücher in dieser Sprache und ermahnten die Catalanen geradezu, ihr schönes Idiom nicht zu vernachlässigen oder gar zu verachten. Geistliche waren es vorzugsweise, welche in Wörterbüchern die Catalanen das Castilische, in Grammatiken die Castilier das Catalanische lehrten und Schriften über die Geschichte der catalanischen Sprache verfaßten. Zu dem Einflusse der Geistlichkeit gesellte sich derjenige der Romantiker. Die im Jahre 1823 zu Barcelona gegründete Zeitschrift „Europeo" führte die Lessing'sche Aesthetik und die Idee der deutschen Romantik ein, und ihre Hauptmitarbeiter, Aribau und L. Soler suchten mit den Ideen der Freiheit und des Vaterlandes von 1812 die Liebe zum Mittelalter zu vereinigen.

Während in Valencia noch bis gegen die Mitte der zwanziger Jahre die Landessprache öffentlich nur bei dem berühmten „Wassergerichte" und bei einzelnen religiösen Festlichkeiten zur Anwendung kam, und hier nur auf den Balearen in dem Kampfe zwischen Reactionären und Liberalen der Sinn für künstlerische und literarische Dinge sich so langsam entwickelte, daß selbst verdienstvolle einzelne Werke über die heimische Sprache keinen Verleger finden konnten, wurde besonders durch Ossian'sche und Walter Scott'sche Einflüsse die neue Bewegung in Catalonien erheblich gefördert. Lopez Soler schrieb, den Ivanhoe nachahmend, die Novelle: Los Bandos de Castilla ò el Caballero del Cisne, deren Stoff, aus den castilisch-aragonesischen Annalen über die Bürgerkriege unter Don Juan II. geschöpft, in mancher Beziehung den Scott'schen Fabeln verwandt ist. Die neuerwachte Liebe zur engeren Heimat begeisterte Aribau, der übrigens sonst nicht an die Zukunft einer eigenen catalanischen Literatur geglaubt zu haben schien und sich später auch ausschließlich des Castilischen in seinen Schriften bediente, zu der catalanisch abgefaßten Ode an das Vaterland, die alsbald in Catalonien ungemein beliebt und Gegenstand vielfacher Nachahmung wurde und heute noch Manchem, obwohl mit Unrecht, als bahnbrechend für den „Catalanismo" gilt.

Die Catalanen machten aus der Wiederherstellung und Anwendung ihres Idioms schon eine Waffe politischer Propaganda, als man in Valencia endlich mit der Erforschung der heimischen Civilisation sich zu beschäftigen anfing, der Anregung J. Pastor Fusters folgend, welcher in seiner 1827—1830 herausgegebenen Bibliotheca Valenciana die Culturgeschichte Valencias seit Wiedereroberung des Königsreichs durch die Christen und insbesondere die Geschichte der sogenannten limousinischen Schule darstellte. Ein einfacher Arbeiter aus Barcelona, Robreño, der bereits früher in castilischen Spottliedern ohne literarischen Werth die Fremdherrschaft der Franzosen und hernach die Absolutisten verhöhnt hatte, brachte mit seinen in catalanischer Sprache abgefaßten derbkomischen Sainetes die kriegerischen Mönche und Verschwörer des Carlistenkrieges auf die Volksbühne und wurde hierdurch, so gering man auch sonst von seiner Muse denken mag, thatsächlich der Schöpfer eines catalanischen Theaters. Seinem Beispiele folgte mit etwas höheren literarischen Gesichtspunkten Francisco Renart, der, wie er sagte, beseelt von der „angeborenen Liebe zur Sprache seiner Vorfahren" seinen catalanischen Stücken unter großem Beifall heimische Volksgebräuche unterlegte und in Anerkennung seines Verdienstes zum Mitglied der Akademie der schönen Literatur von Barcelona ernannt wurde. Das eigentliche Repertorium eines catalanischen Theaters gründete sodann Jaime Tio aus Tortosa mit zahlreichen, allerdings in

castilischer Sprache geschriebenen, aber durchaus der Geschichte Cataloniens entnommenen Stücken.

Catalonien in seiner vollen literarischen und künstlerischen Selbstherrlichkeit, wie dieselbe nunmehr durch culturgeschichtliche Forschungen, durch volksthümliche Talente, durch Bestrebungen einzelner Schriftsteller vorbereitet war, tritt auf in dem Romancero Cataloniens, dem unter dem Einflusse des Studiums der provenzalischen Poesie entstandenen „Gayter del Llobregat“ von Rubio aus Barcelona. Rubio begnügt sich nicht damit, in seinen Dichtungen das ganze Mittelalter Cataloniens mit seinen Königen, Damen und Paladinen, Festen, Turnieren, Siegen und Niederlagen wieder hervorzuzaubern, sondern er drückt auch, namentlich im Vorworte zum Gayter, seinen Schmerz darüber, daß die Catalanen den Heldenmuth, womit sich ihre Väter 1714 vertheidigten, vergessen haben und dem Castilischen den Vorzug vor dem Catalanischen gaben, und schließlich seine Hoffnung aus, es werde unter ihnen die dankbare Erinnerung an ihre große Vergangenheit neu erwachen. Der 1841 erschienene Gayter del Llobregat bildet das Datum, von welchem an der catalanische Provinzialismus, in deutlichem Zusammenhang mit der von den Basken und Navarrern im Bürgerkrieg beobachteten Haltung und mit dem die Selbstständigkeit der Municipien begünstigenden Pronunciamento von 1840, aus der literargeschichtlichen Phase in die politische übertritt, so daß von jetzt ab die Progressisten im Kampfe gegen die Absolutisten stets mit dem „Catalanismo“ als einer großen moralischen Macht zu rechnen haben.

Abdon Terradas aus Figueras, auf nichts weniger als im Sinne Rubios darauf bedacht, dem Mittelalter Cataloniens neues Leben einzuhauchen, betrat das literarische Feld nur, um fruchtbare Propaganda für seine republikanischen Ideen zu machen. In seiner Vaterstadt lebte ein armer Teufel, Vicente Perkas, der, durch das Lesen des Don Quijote verrückt geworden, sich als den König des berühmten Reiches Micomicona ansah. Terradas richtete demselben nun einen förmlichen Hofstaat ein, veröffentlichte in catalanischer Sprache königliche Decrete, Reden, Programme und ließ dann die Posse: Lo Rey Micomico in Barcelona aufführen, wo sie in der damaligen revolutionären Atmosphäre schon als Satire auf die Monarchie großen Beifall erntete. Bald wurde auch in ganz Catalonien sein Lied La Campana mit Begeisterung gesungen. La Campana, an dichterischem Werthe noch unter der castilischen Riego-Hymne stehend, verlangte kurzweg die Zerstörung alles Bestehenden und die Herstellung der Republik: ein Nachklang des Programms der Exaltados von 1812 und 1823.

Zur nämlichen Zeit, da Rubio dem Catalanischen bereits den Vorrang vor dem Castilischen zuschrieb, erklärte die maßgebende Zeitschrift auf den Balearen, La Palma, welche seit 1840 erschien und der Pflege der Lokalgeschichte gewidmet war, man habe, so hart es sei, dieses zu bekennen, auf die Provinzialsprache schon deswegen zu verzichten, weil man möglichst viele und enge Verbindungen mit dem Festland unterhalten müsse. Der einheimische Kritiker Quadrado hatte in seinen „Poetas mallorquines“ sogar eine Art Leichenrede auf die Provinzialsprache gehalten, die, seinen Ausführungen zufolge, nach der Blüthezeit der Troubadours, im 16. und 17. Jahrhundert ein Opfer der Manie der Gebildeten geworden, in lateinischer Sprache zu dichten und elende Lustspiele in der Sprache des Plautus und Terenz aufzuführen. Quadrado erwähnt hiebei die merkwürdige Thatsache, daß 1562 auf öffentlichem Platze ein lateinisches Lustspiel Gastrimargus dargestellt wurde, in Anwesenheit von zwei Bischöfen, dem Vicekönig, Geistlichen, Edelleuten, Beamten und achttausend andern Zuschauern, worunter viele Bauern. Inzwischen wurde durch Quadrados und seines eigenen Vaters, Tomas Aguiló's, Arbeiten über die heimische Literaturgeschichte der junge Mariano Aguiló begeistert, doch wiederum die Leier der alten mallorquinischen Troubadours zu rühren. Er war es, der, im Sinne Rubios, endlich auch auf den Balearen das Banner der literarischen Wiedergeburt aufpflanzte und bald eine Anzahl von Schülern um sich sammelte. Rubios „Gayter“ jubelte, als 1842 Aguiló's erste Gedichte in mallorquinischer Sprache erschienen waren: „Von Mallorca kamen uns die ersten und werthvollsten Bundesgenossen. Wie sich inmitten der breiten Meerenge, die sie trennt, die hohen Berge Puigmayor und Montserrat Blicke zuzusenden scheinen, so kreuzten sich die Lieder, welche dort die Dichter sangen, mit denjenigen, welche die unserigen ihren Leiern entlockten.“ Von Rubio eingeladen, kam Aguiló 1844 nach Barcelona, wo er von jetzt an mit Jenen im Verein für die Wiederherstellung der catalanischen Literatur wirkte, alte Texte aufsuchte, und die Sprache von den Verschlechterungen der Neuzeit reinigte.

In Valencia schien sich lange Niemand der mißachteten Volkssprache annehmen zu wollen, welche, wie schon erwähnt, in den Verhandlungen des berühmten Wassergerichtes und den sogenannten Miracles, kleinen Theaterstücken, die bei gewissen religiösen Festen zur Aufführung kamen, ein kümmerliches Dasein fristete. Eine seit 1837 in limousinischer Sprache erscheinende Zeitschrift „Mole“ gewann erst 1840, als die liberale Strömung mächtig wurde, an Bedeutung. Dagegen wurde Vicente Boix, der im Anfang der vierziger Jahre seine progressistischen Ideen in Versen und Prosa kundgegeben, durch die Reaction von 1844 auf die Pflege der Provinzialgeschichte zurückgedrängt, die ihm wiederum den Beweis zu liefern schien, daß die Wiederherstellung der Provinzial-Autonomie die Vorbedingung für die sittliche und politische Gesundheit des Volkes sei. „Was ist noch übrig,“ ruft er aus, „von den alten Sonderrechten des Königreichs Valencia? Das Wassergericht, einige Volksgebräuche, Ueberbleibsel von Volkstrachten, sonst nichts. Alles ist nach und nach verschwunden, seitdem Philipp V. auf despotische Weise die Freiheit von Valencia abgeschafft hat; das Werk des großen aragonesischen Königs Jaime I. wurde von dem französischen Könige Philipp von Anjou zerstört. Die übertriebene Centralisation unserer Tage hat der geringen Unabhängigkeit, welche unsere Municipalitäten noch genossen, den letzten Stoß versetzt. Die Provinzen sind nichts Anderes mehr als unglückliche Colonien; sie senden dem Herzen ihr Blut, ihre Reichthümer, ihre Geschichte zu; das Leben wandert alles nach dem Centrum, und als Ersatz muß uns das Madrider Amtsblatt dienen.“ In dem „Liceo“, einem nach dem Muster des Madrider in Valencia gegründeten Vereine zur Pflege der Literatur, bethätigte sich zuerst wieder der von Boix kräftig erweckte Sinn für heimische Geschichte und Literatur, und der Dichter Villaroya aus Valencia, begeistert für die Sprache und Vergangenheit seines Volkes, bewies alsbald, daß erstere aller Achtung der Gebildeten würdig sei, indem er in derselben Gedichte veröffentlichte, die den catalanischen Aribans an Werth nicht nachstehen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Ueber die dramatische Behandlung historischer Charaktere.

Es ist bekannt, daß moderne Dichter — und selbst die bedeutenderen unter ihnen — bei der Verwerthung historischer Charaktere für das Drama mit den durch die Geschichte überlieferten Thatsachen, namentlich hinsichtlich der Natur der Charaktere selber, oft ziemlich willkürlich verfahren. Daß solche poetische Licenz nach einer Seite hin eine gewisse Berechtigung hat, kann ja zugegeben werden; andererseits erscheint es aber doch ebenso wenig zweifelhaft, daß diese Licenz eine bestimmte Grenze haben müsse, wenn das Drama nicht aufhören soll, überhaupt eine historische Wahrheit zu enthalten. Der historische Name allein thut es denn doch nicht allein; ja er hört auf eine Berechtigung zu besitzen, wenn ihm der historische Inhalt — ich meine darunter nicht blos das äußerlich Thatsächliche seines Schicksals, sondern die innere Wahrheit, wie sie durch die Geschichte beglaubigt ist — ganz oder auch nur zum großen Theil abgeht.

Jene Grenze zu bestimmen hat, wie es scheint, seine Schwierigkeit, da selbst bedeutende Aesthetiker wie Rötscher und Stahr darüber in ihren Ansichten weit auseinandergehen und selbst Vischer, der zwischen ihnen zu vermitteln sucht, sich ziemlich unbestimmt darüber äußert.

Im dritten Theil seiner „Kunst der dramatischen Darstellung" geht Rötscher auf die Frage über „das Recht der Poesie in der Behandlung geschichtlicher Stoffe" näher ein und kommt unter Berufung auf das bekannte tiefsinnige Wort des Aristoteles, daß „die (dramatische) Dichtkunst sowohl philosophischer als auch gewichtvoller sei als die Geschichte", zu dem Resultate, daß „die Meinung, irgend eine geschichtliche Wahrheit könne den Probirstein und Maßstab für die Beurtheilung eines poetischen Ganzen abgeben, durchaus irrig" sei; die Geschichte liefere nur „den Rohstoff, aus welchem die Phantasie mit völliger Freiheit ein Kunstwerk schaffe"; diese (die Phantasie) sei „autonom, souverän und habe ihre eignen Gesetze". Er bezieht sich auch auf Aeußerungen von Schiller und Goethe, welche ausdrücklich von den „wenigen Umständen reden, die der Dichter mit der Geschichte zu machen habe". — Wenn nun Männer wie die genannten Autoritäten, sowohl Theoretiker wie Praktiker, in so peremtorischer Weise eine Ansicht vertreten, so könnte es gewagt scheinen, denselben in ebenso entschiedener Weise entgegenzutreten, wenn nicht die Gründe, die man ihnen entgegenstellt, von ebenso zweifelloser wie schwerwiegender Beweiskraft sind. Prüfen wir also zunächst die Argumente der Gegner, um zu sehen, ob diese wirklich so stichhaltig sind wie sie scheinen. Was zwar die Ansicht unsrer beiden großen Dichter betrifft, so dürfte darauf schon deshalb nicht ein besonderer Werth zu legen sein, weil sie offenbar — man erinnere sich nur daran, was Schiller aus dem historischen „Don Carlos" und Goethe aus dem historischen „Egmont" gemacht hat — pro domo sprechen.

Wichtiger ist der Ausspruch des Aristoteles, namentlich auch aus dem Grunde, weil gerade er das Wesen des Dramas nach allen Seiten hin mit solcher Schärfe und Klarheit bestimmt hat, daß selbst Lessing eingestand, das Beste, was er darüber geschrieben, verdanke er dem Studium des alten Stagiriten. Allein, ist denn in jenem Ausspruch, daß „die (dramatische) Poesie philosophischer und gewichtvoller sei als die Geschichte", wirklich Das enthalten, was Rötscher darunter verstanden wissen will? Hierauf ist entschieden mit Nein zu antworten. Gegenüber der oberflächlichen Ansicht Platos von dem Wesen des künstlerischen Scheins — er faßt ihn nämlich nur in dem negativen Sinne einer äußerlichen Täuschung und will deshalb alle Künstler, namentlich Maler und Bildhauer, hauptsächlich aber die dramatischen Dichter, die er einfach als Lügner traktirt, aus seinem Idealstaate verbannt wissen — begreift Aristoteles den künstlerischen Schein als etwas wesentlich Positives, nämlich als die Restitution des Ideellen, welches das allein Reale und Wahrhafte in allem Wirklichen sei. Und von diesem Gesichtspunkte allein, auf welchem er das Kunstwerk als das gereinigte Abbild der Wirklichkeit betrachtet, ist sein oben citirter Ausspruch zu verstehen. Es liegt auf der Hand, daß er das „Philosophische" in der Poesie durchaus nicht im Sinne einer abstracten Idealisirung verstanden wissen will; sondern, indem er unter „Geschichte" hier lediglich die chronikalische Aufzählung des blos äußerlich Thatsächlichen, welche keinen Unterschied zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen, zwischen dem Nothwendigen und Zufälligen der Wirklichkeit macht, versteht, will er nichts Anderes sagen, als daß auch das Drama, in welchem ein historischer Charakter behandelt wird, das — zwar gereinigte, d. h. vom blos Zufälligen und Unwesentlichen befreite — Abbild der historischen Wirklichkeit sein müsse; mit einem Worte: er verlangt statt der blos geschichtlichen Wirklichkeit die historische Wahrheit des Charakters.

Man könnte gegen diese Auffassung jenes Ausspruchs vielleicht einwenden, daß sie an eine objective Auslegung kein größeres Recht beanspruchen dürfe, als die entgegenstehende von Rötscher und der beiden Dichter, wenn nicht andere Aeußerungen des Aristoteles jene erstere Auffassung in entschiedenster Weise bestätigten, also mit jenem Ausspruch, falls die Rötscher'sche Auslegung die richtige wäre, im schreiendsten Widerspruch ständen. Hiermit berühren wir den eigentlichen Kernpunkt der Frage, der daher näher ins Auge zu fassen ist. Aristoteles verlangt nämlich von dem dramatischen Charakter mehrere Eigenschaften, die er in bestimmtester Weise als unentbehrlich motivirt; nämlich 1) relative Würdigkeit, 2) innere Wahrscheinlichkeit, 3) Angemessenheit, 4) historische Treue. Obgleich wir es hier eigentlich nur mit der letzteren zu thun haben, so sind doch auch über die andern, da sie aufs Engste damit zusammenhängen, einige Worte zu sagen. Was zunächst die „relative Würdigkeit" betrifft, so drückt er dieselbe durch die Forderung an den dramatischen Dichter aus, daß er „den tragischen Helden zwar in der Hauptsache als einen würdigen und tüchtigen Charakter darstelle, aber doch als einen solchen, der nicht frei von Fehlern sei, so daß er durch die Mitwirkung dieser Fehler, nicht aber durch die bloße Schlechtigkeit Anderer ins Unglück gerathe und daher, zwar in Hinsicht seines ideellen Strebens unverdient, aber in Hinsicht auf seine durch die eigenen Fehler beeinflußte Handlungsweise" (z. B. Heftigkeit des Temperaments, Vergreifen in den Mitteln, irrige Vorstellung von den Verhältnissen und Personen u. s. w.) „nicht schuldlos leide". Bekanntlich beruht auf dieser Ansicht seine Definition der Tragödie, als deren Zweck er „die Erregung von Furcht und Mitleid behufs Reinigung der Leidenschaften"*) bestimmt. So viel über das Requisit der „relativen Würdigkeit". Die beiden folgenden Eigenschaften: „innere Wahrscheinlichkeit" und „Angemessenheit", gehören zusammen, da sie nur die beiden Seiten derselben Eigenschaft ausdrücken, sofern die erstere die Forderung enthält, daß der Charakter nicht mit sich selbst in einen Widerspruch gerathe, der ihm die Möglichkeit der Existenz, d. h. eben die Wahrscheinlichkeit, entzieht, die zweite aber die Forderung, daß die Empfindungen und Handlungen der Natur des Charakters entsprechen, d. h. derselben angemessen seien. Gegen diese Forderung wird bekanntlich vielfach gesündigt, indem der Dichter sich oft verleiten läßt, einen an sich interessanten Gedanken als rhetorische Phrase seinem Helden in den Mund zu legen, nur damit er nicht verloren gehe, ohne darauf zu achten, ob derselbe in dieser Form dem Charakter des Helden als nothwendiger Ausdruck seines inneren Wesens erscheint.

Sofern nun die allgemeine Natur des dramatischen Charakters — falls derselbe der Geschichte entnommen ist — eben durch diese in seinen Gründzügen bestimmt ist, steht die historische Treue mit den eben erwähnten Eigenschaften in engster Verknüpfung; ja, man kann sagen, daß in diesem Begriff die anderen Requisite erst zur concreten Wahrheit werden. Aristoteles läßt hierüber keinen Zweifel bestehen; denn wenn er in seiner scheinbar naiven, in der That aber tiefsinnig feinen Weise bemerkt, „die Dichter müßten es in der Weise der Maler machen, welche, wenn sie porträtiren, ihre Bilder zwar ähnlich darstellen, aber doch veredeln", d. h. die bloße Naturwirklichkeit der geistigen Charakteristik unterordnen, so erkennt man sogleich, daß ihm nichts ferner liegt als der Gedanke, daß solche „Idealisirung" bis zu jenem Extrem getrieben werden dürfe, wo die Aehnlichkeit mit der historischen Wirklichkeit überhaupt aufhört. Jene Wendung ist überdies gegen Platos Auffassung von der „Naturnachahmung" (Mimesis) als einer blos äußerlichen Naturcopirung gerichtet; hätte es sich umgekehrt für Aristoteles darum gehandelt, gegen die falsche Idealisirung Protest einzulegen, so würde er jenen Satz wahrscheinlich so gefaßt haben: „Die Dichter müssen es in der Weise der Maler machen, welche, wenn sie porträtiren, ihre Bilder zwar veredeln, aber doch ähnlich darstellen." Mit einem Worte, seine Ansicht ist unzweifelhaft die, daß die Wirklichkeit in ihrer ideellen Wahrheit aufzufassen, also weder bloße Naturcopirung noch abstracte Idealisirung — abstract, weil sie von der Wirklichkeit in wesentlichen Dingen abstrahirt — stattfinden dürfe.

*) Siehe über die vielgedeutete Aristotelische „Katharsis" meine Kritische Geschichte der Aesthetik. Bd. I. S. 164 und besonders 169 ff.

Trotz der von Aristoteles selbst hinzugefügten Beschränkung, daß unter „historischer Treue" keine sklavische Copirung des von der Chronik der Geschichte überlieferten Porträts des Charakters zu verstehen sei, wird dennoch Mancher bedenklich über die Forderung der Treue den Kopf schütteln, wenn er sich daran erinnert, in welch freier Weise unsere großen Dichter, namentlich Schiller, vielfach mit der historischen Treue ihrer Helden umgesprungen sind. In der That haben sie, wie Goethe sich ausdrückt, das Princip des „Nicht-viel-Umstände-Machens mit der Geschichte" in ziemlich weitem Umfange zur Geltung gebracht. Man denke nur, außer an den schon erwähnten „Don Carlos", an die Charaktere von „Maria Stuart", der „Jungfrau von Orleans", selbst „Wallenstein" u. a. m. Daß man mit geistreichen Wendungen, wie Rötscher es thut, solche Abweichung von der historischen Wahrheit (um nicht zu sagen Entstellung derselben) zu beschönigen, ja zu rechtfertigen versucht, mag als lobenswerthe Pietät gegen unsere großen Dichter gelten; eine objective Berechtigung hat eine solche Auffassung in keinem Falle. Denn man steht hier doch offenbar vor der Alternative, daß der Dichter einen Charakter, ohne ihn der Geschichte zu entnehmen, überhaupt frei schaffend erfinde — oder aber ihn, wo er ihn der Geschichte entnimmt, auch geschichtlich zu behandeln habe. Ueberträgt er dagegen die freie Gestaltung auch auf das durch die Geschichte gegebene Abbild, so führt solch Verfahren nothwendig zu einer Umgestaltung des historischen Charakters in eine diesem gänzlich fremde, fast nur den Namen mit ihm theilende Persönlichkeit, die aber, weil sie frei erfunden ist, nothwendiger Weise etwas ganz Anderes ist, als was ihr Name besagt und was durch den sonstigen Inhalt des Dramas vermuthet werden muß.

Letztere Bemerkung leitet sogleich zu einem andern wichtigen Moment, das als Argument gegen solche Entstellung der Geschichte zur Geltung gebracht werden muß. Es ist nämlich dabei gar nicht zu vermeiden, daß dadurch eine Verschiebung des gesammten dramatischen Stoffs in historischer Beziehung eintritt; eine Verschiebung, die nicht blos auf die Natur der andern im Stück auftretenden Charaktere, selbst wenn sie (wie z. B. Philipp II.) historische Treue bewahren, ein falsches Licht werfen muß, weil ihre Handlungen, dem idealisirten Charakter gegenüber, unrichtig motivirt erscheinen, sondern die auch dem Charakter der Zeit, in welcher die Handlung spielt, ein großentheils falsches Gepräge aufdrückt. Namentlich ist dies auffallend, wenn der Dichter in ein weit zurückliegendes Zeitgemälde absichtlich Farben hineinträgt, die nur für moderne Verhältnisse passen und wohl auch durch ihren Reflex auf moderne Verhältnisse eine doctrinäre Tendenz verrathen. So hoch ich den „Nathan" von Lessing sowohl als dramatische Composition überhaupt wie gerade seiner echt humanistischen Tendenz wegen verehre, so muß ich doch Vischer darin Recht geben, wenn er (Aesthetik II, S. 367) in dieser Hinsicht tadelnd bemerkt: „Lessing hat aus purer Reflexion einen Stoff aus den Kreuzzügen gewählt, um gegen die Natur desselben die Ideen der Toleranz, Aufklärung und Humanität hineinzulegen." In ähnlicher Weise und, wie mich dünkt, ebenfalls mit Recht, spricht sich Vischer auch hinsichtlich des Goethe'schen „Egmont" aus: „So wie er (Egmont) war, konnte er ihn nicht brauchen, aber so wie er ihn idealisirt hat, durfte er ihn nicht idealisiren. Das schöne Jünglingsbild widerspricht dem Bilde des Familienvaters, der aus Sorge um die Seinen, aber auch aus Mangel an politischer Energie in sein Verderben rennt, zu sehr."

Wie auch ein in der Geschichte auftretender Charakter zum Theil sich über seine Zeit erheben, oder, wie man zu sagen pflegt, derselben voraneilen mag, so hängt er doch im Grunde seines Wesens und mit allen Fasern desselben — abgesehen von zufälligen Eigenthümlichkeiten, die aber eben deshalb außerhalb des poetischen Zwecks liegen — so innig mit der ganzen Welt- und Lebensanschauung seiner Zeit zusammen und ist so sehr ein Produkt aller diese Lebensanschauung selber mitbedingenden Culturverhältnisse, daß es ganz unmöglich ist, ihn in eine diesen Zeitverhältnissen widersprechende Gestalt zu bringen, d. h. ihm eine besondere ungeschichtliche Färbung zu verleihen, ohne die gesammte Culturlage der Zeit selbst Lügen zu strafen und als ein wesenloses oder doch unwahrscheinliches Phantasiegemälde erscheinen zu lassen. Darum ist es für jede Kunst — nicht blos für die Poesie — so schwer und verräth einen fast abnormen Bildungszustand, wenn ein moderner Künstler es versucht, in rein antikem Sinne zu schaffen. Stets wird sich, wie ich schon bei anderer Gelegenheit bemerkte*), ein modernes Empfindungselement in die Auffassung hineinmischen, wie wir dies in der Plastik bei Thorwaldsen und Rauch, in der Poesie z. B. in der „Iphigenie" von Goethe erkennen.

Was das Drama betrifft, so erhält, wo eine falsche Idealisirung des historischen Charakters stattfindet, derjenige Beschauer, welcher die specifische Culturlage der betreffenden Zeit nicht kennt, ein gefälschtes Abbild desselben; für denjenigen aber, welcher sie kennt, verliert solcher — um den Ausdruck zu wählen — idealisirter Phantasiecharakter wesentlich nicht blos an substantiellem, sondern im Grunde auch an poetischem Werth; denn der Mangel an historischer Treue involvirt zugleich das Fehlen aller andern von Aristoteles geforderten Eigenschaften, namentlich der inneren Wahrscheinlichkeit und der Angemessenheit, ja genau genommen auch der relativen Würdigkeit, die — ohne die innere Wahrscheinlichkeit — zur bloßen Phrase, zum abstracten unlebendigen Schema sich verflüchtigt. Denn wenn man z. B. auch gar nicht aus der Geschichte weiß, daß der historische Don Carlos sowohl an Seele wie an Leib eine verkrüppelte Natur war: ein bösartiger, heimtückischer Charakter in einem hinkenden Leibe mit häßlichen Zügen und brandrothen Haaren, so kann man schon von vorne herein behaupten, daß solche Charaktere, wie der Schiller'sche Don Carlos und Marquis Posa zu jener Zeit am Hofe Philipps II. platterdings unmöglich waren, und daß sie schon aus diesem Grunde den Eindruck einer innern Unwahrheit machen, die ein tieferes substantielles Interesse nicht aufkommen läßt, weil man an sie nicht glauben kann. Mir wenigstens hat, wie ich eingestehe, trotz Allem der Charakter Philipps, wie ihn Schiller auffaßt, von diesem Gesichtspunkte aus stets mehr ästhetisches Interesse erweckt als jene etwas phrasenhaften Figuren, nur weil ich dabei das Gefühl hatte, daß er ein Wesen von Fleisch und Blut sei, das bei aller Eigenthümlichkeit als ein Kind seiner Zeit sich darstelle. So innig und lebhaft daher auch die „weichgeschaffenen Seelen" des Publicums mit dem Adel und der Reinheit der Gesinnung, sowie mit der Tiefe und Schönheit der Empfindungen, wie sie sich in der erhabenen und gedankenvollen Sprache des Dichters aussprechen, sympathisiren mögen: das geläuterte ästhetische Gefühl wird doch nicht zur vollen Befriedigung gelangen, weil es die sich aufdrängende Reflexion nicht abzuwehren vermag, daß es eben nur der Dichter ist, der uns diese Sympathie einflößt, nicht aber der von ihm geschilderte Charakter, welcher — wenn man ins Extrem gehen will — sich schließlich nur als Sprachrohr für die poetischen Gedanken des Dichters gebrauchen lassen muß.

Man wird ohne Zweifel dieser Auffassung den Vorwurf allzu großer Schroffheit nicht ersparen und gegen dieselbe vielleicht mit den herkömmlichen Phrasen von dem „ewigen Recht des Allgemein-Menschlichen", das sich in jedem bedeutenden historischen Charakter offenbare und das ihn eben über seine Zeit hinaus in eine freie Region idealer Existenz stelle, zu Felde ziehen. Dies sogenannte Allgemein-Menschliche aber ist entweder eine leere Tautologie, welches nichts Anderes bedeutet, als daß der Mensch zur Menschheit gehöre, oder es ist ein leeres Abstractum. Faßt man es — wie es doch bei der Gestaltung eines individuellen Charakters geschehen muß — in substantiellem Sinne als specifischen Inhalt einer concreten Persönlichkeit, so wird es — und stände diese Persönlichkeit noch so hoch — zur Unwahrheit, und der geschilderte Charakter zerfließt in leeren und unbestimmten Phrasendunst, in ein Phantasiewesen ohne Fleisch und Knochen. Selbst die gewiß „allgemein-menschlichen" Sphären des Culturlebens, wie die Sphäre der Sittlichkeit z. B., be-

*) Siehe meine Betrachtung „Ueber mythologische und allegorische Plastik und Malerei" in Nr. 32 der „Gegenwart" 1881.

wahren innerhalb der geschichtlichen Entwickelung keineswegs jene absolute Festigkeit und Sichselbstgleichheit, welche man mit dem Begriff des Allgemein-Menschlichen zu verbinden pflegt. Was können wir modernen Menschen uns beispielsweise von dem griechischen „Ethos", der antiken Sittlichkeit, was von dem platonischen καλὸν κἀγαθόν und ähnlichen Begriffen für eine bestimmte, d. h. den Begriff völlig deckende Vorstellung machen? Ebenso aber war auch umgekehrt unsere heutige Vorstellung von „Sittlichkeit" dem Alterthum und auch dem Mittelalter, ja selbst noch der Renaissancezeit ziemlich fremd. Wenn also der Dichter solche modernen Vorstellungen in die Gestaltung seiner Charaktere, die er einer weit zurückliegenden Zeit entnimmt, hineinträgt, so werden wir nothwendig nicht nur ein falsches Abbild seines wirklichen Wesens überhaupt, sondern auch eine falsche Motivirung seiner Handlungen erhalten. Die Anwendung aber von modernen Kriterien auf die Vorstellungs-, Empfindungs- und Handlungsweise von Personen, die vergangenen Culturepochen angehören, ist ein Fehler, der bei der Abweichung von der „Treue" in der poetischen Schilderung historischer Charaktere gar nicht zu vermeiden ist.

Genau genommen besteht die poetische Wahrheit des historischen Charakters vielmehr in der vom blos Allgemein-Menschlichen abweichenden concreten Substanzialität gerade dieses Individuums; eine Substanzialität, die nur innerhalb der bestimmten Culturepoche, welcher es angehört, und durch dieselbe erklärlich und wahrscheinlich wird. Vergleicht man daher den Eindruck, welchen die Schilderung solcher nur „allgemein-menschlich-schönen", d. h. historisch unwahrscheinlichen Charaktere hervorbringt, wie z. B. des „Posa", mit dem ungleich tieferen Eindruck, welchen — bei sonst gleicher poetischer Gestaltungskraft — die Schilderung eines historisch wahren, d. h. wahrhaft historischen Charakters durch das dieselbe begleitende Gefühl bewirkt, man habe (um mit Aristoteles zu reden) das gereinigte Bild einer Wirklichkeit vor Augen und keine bloße Phantasieschöpfung: so wird man schließlich doch einräumen müssen, daß die Aristotelische Forderung der historischen Treue eine vollkommen berechtigte ist. Wenn freilich Lotze*) die Forderung der „Treue" über die Grenzen eines gegebenen historischen Stoffes hinaus bis zur Forderung eines wirklichen Inhalts für alle Kunst überspannt, indem er fragt: „Besitzt nicht wirklich eine künstlerische Schöpfung" — gleichviel welcher Art? — „höheren Werth, wenn ihr Inhalt in vollem Ernst der Wirklichkeit angehört, in welcher wir leben, weben und sind? Kann unsere Theilnahme für eine schöne Erscheinung dauerhaft sein, wenn sie, nichts Wirkliches bedeutend, gegenstandslos und heimatslos neben der Welt schwebt? Und welchen Sinn hätte es, daß unser Gemüth durch ein Spiel von Formen beseligt würde, die ihre Macht nicht dem verdankten, daß sie den Rhythmus des Lebens der Wirklichkeit abspiegeln?" In diesem Sinne würde also etwa eine Beethoven'sche Symphonie, da sie „nicht den Rhythmus des Lebens der Wirklichkeit abspiegelt" — „keinen Sinn" haben! Ueberhaupt, so schön diese Phrase Lotzes klingt, erweist sie sich schon dadurch als völlig hinfällig, daß damit ganze Kunstgattungen wie die Musik und die Architektur, deren Schönheit mit der Wirklichkeit des Geschehens nichts zu thun hat, so zu sagen an die Luft gesetzt würden. Aber auch auf die dramatische Poesie angewandt, erscheint die Bemerkung Lotzes durchaus schief, weil sie keinen Unterschied zwischen freier Schöpfung und historischer Charakterschilderung macht. Ist die Wahrheit der Darstellung der Eifersucht in „Othello" oder der Liebe in „Romeo und Julie" weniger ergreifend, weil der Mohr und die beiden Liebenden nicht der Wirklichkeit angehören, sondern freie Erfindungen des Dichters sind? — Die Frage der historischen Treue hat nur einen Sinn, wenn sie auf die poetische Schilderung von Charakteren angewandt wird, welche der Geschichte entnommen sind und als solche auf ihrer historischen Basis handelnd dargestellt werden. In dieser Begrenzung aber muß mit Entschiedenheit gefordert werden, daß der Dichter nicht nur in äußerlicher, sondern auch in innerlicher Hinsicht die Wahrheit der Geschichte respectire und uns nicht ein dieser Wahrheit widersprechendes, d. h. entstelltes Abbild des Charakters vor Augen führe.

Uebrigens findet solche Verfälschung der Geschichte nicht blos auf dem Gebiete der dramatischen Poesie, sondern auch in andern Kunstgebieten statt, z. B. in der Denkmalsplastik durch die antikisirende Kostümirungsmanier bei Darstellung historischer, einer ganz andern Zeit angehöriger Persönlichkeiten. Wird nicht durch solche Darstellungen, wie — um eins der bedeutendsten Kunstwerke dieser Art zu erwähnen — beispielsweise die „Reiterstatue des großen Kurfürsten" in Berlin von Schlüter, die populäre Vorstellung von der wirklichen Erscheinung des Helden geradezu irregeleitet? Was nützt da schließlich alle künstlerische Schönheit, wenn die Darstellung mit der geschichtlichen Wahrheit — wenn es sich in dem angeführten Beispiel auch nur um die Aeußerlichkeit der Erscheinung handelt — in einem so crassen Widerspruch steht? Hat solch' Einwurf nun schon bei der Plastik, dieser wesentlich abstracten Kunstform, die daher auch in der äußerlichen Stylisirung viel weiter gehen darf als die dramatische Poesie, eine Berechtigung, um wie viel mehr bei der letzteren, welche, wie sie die höchste aller Kunstformen, so auch die concreteste, d. h. am entschiedensten an die Wirklichkeit gebundene ist! Ist man doch heutzutage bei der Aufführung historischer Dramen so ängstlich besorgt um die „zeitgemäße Kostümirung und Decoration", und man sollte die innere Zeitgemäßheit in Gedanken, Empfindungen und Handlungen, d. h. die historische Treue der Charakterdarstellung für unwesentlich erachten dürfen?

Max Schasler.

*) In seiner „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" (S. 15).

Max Müller und die Evolutionstheorie.

Max Müller liebt es, gelegentlich mit „prähistorischen Impulsen" in philosophischen Materien zu experimentiren. Er thut dies meiner Ansicht nach mit nicht allzuviel Glück. So unternahm er es einmal „den prähistorischen Impuls zum Unendlichen" zu erläutern und verstieg sich dabei zu sehr bedenklichen Deductionen. Er wollte klarstellen und über allen Zweifel erheben, daß und wie — letzteres ist die Hauptsache — der prähistorische Impuls zum Unendlichen in den frühesten sinnlichen Eindrücken eingeschlossen liege und führte seinen Beweis etwa so, daß er sagte: der Mensch sähe, wenn er über einen gewissen Punkt hinaus nicht mehr sähe, nun gewissermaßen das Unsichtbare und dies sei nur ein besonderer Name für das Unendliche. Oder in Bezug auf das Atom: „wenn unsere Sinne die kleinste Ausdehnung wahrnehmen, so fühlen sie nicht nur die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit einer noch kleineren Ausdehnung" — also die Wirklichkeit eines (für sie) Unwirklichen, denn die „kleinste" Ausdehnung, welche unsere Sinne wahrnehmen, ist ja das Letzte, was sie realisiren können, ihre letzte Wirklichkeit. Ich habe über diese Methode mit dem Problem der Unendlichkeit umzuspringen mich an einer anderen Stelle*) geäußert und erinnere hier nur daran, weil Müller sich bei einem neueren Anlaß wieder mit einer solchen prähistorischen Grundlage zu schaffen macht, wodurch diesmal der Evolutionstheorie gegenüber eine neue Basis der Betrachtung und Beurtheilung geschaffen werden soll. Die Ausführungen des berühmten Gelehrten, denen ich weiterhin einige Einwendungen entgegenstellen werde, stehen im Zusammenhange mit der von ihm im vorigen Jahre gelieferten englischen Uebersetzung von Kants Kritik der reinen Vernunft. Diese sehr verdienstliche Arbeit hat Müller mit Betrachtungen begleitet, welche Kants Metaphysik im Verhältniß zur Naturwissenschaft betreffen. Das Hauptgewicht derselben liegt in einer nachdrücklichen Betonung der Unersetzlichkeit und grundlegenden Bedeutung der Metaphysik. „Nicht eher als bis er die Prinzipien der Metaphysik

*) Der Optimismus als Weltanschauung. Bonn 1881, S. 72.

bewältigt hat, kann der Naturforscher sein Werk im rechten Geist beginnen, indem er dann den Horizont menschlicher Erkenntniß überschaut und sich durch Grundsätze leiten läßt, welche so unveränderlich feststehen, wie der Polarstern." Hierüber wäre nun Allerlei zu sagen, was aber an dieser Stelle zu weit führen würde, da damit das Gebiet der Prinzipienfragen eröffnet wird. Auch ich bin der Ansicht, daß mit Physik oder mit Naturwissenschaft allein in dem gewöhnlichen Sinne nur eine einseitige, unzureichende Betrachtung und Auffassung des Wesens der Dinge gewonnen wird. Wenn ich mich aber nach einer Ergänzung umschaue, so werde ich weniger an die alte Metaphysik im klassischen Wortverstand der Abstraktion als Helferin in der Noth denken und sie nach Müllers Vorschlag „Prophysik" nennen, als vielmehr dasjenige ins Auge fassen, was einigemal schon in der Spekulationsarbeit der Gegenwart, wenn auch vorläufig noch in sehr unsicheren und verworrenen Linien, als „Transcendental-Physik" sich herauszuarbeiten und zur Geltung zu bringen versucht hat. Doch das bei Seite. Müller kommt in seinen Betrachtungen weiterhin auf Genera und Species zu sprechen, „die nur eine Seite jenes fundamentalen Processes darstellen, auf welchem alles Denken beruht, nämlich den Begriff des Allgemeinen und Besonderen", er behauptet, daß diese Bezeichnungen ursprünglich „eben das waren, wozu wir sie jetzt wieder zu machen bestrebt sind, nämlich Bezeichnungen für Gegenstände, welche entweder eine gemeinsame Abstammung oder eine gemeinsame Form haben", und führt dies in folgender Weise aus: „Genos bedeutet Sippe, Verwandtschaft; das erste genos war die gens oder die Familie und umfaßte Individuen, die sich auf einen gemeinsamen Vorfahr berufen konnten, wenn sie auch ihrem Aussehen nach so verschieden waren wie ein Großvater und ein Säugling. Im Gegensatz hierzu bedeutete eidos oder species Aussehen oder Form, und das erste eidos bestand wahrscheinlich in dem Trupp Krieger, welcher Individuen von gleichförmigem Aussehen umfaßte, während von ihrer gemeinsamen Abstammung nicht die Rede war. Dies war der historische oder prähistorische Ursprung dieser beiden fundamentalen Kategorien des Denkens — und was hat nun die Evolutionstheorie in der Wirklichkeit für sie gethan? Sie hat dieselben mit Sicherheit zu ihrer ursprünglichen Bedeutung zurückgeführt. Sie hat uns gezeigt, daß wir aneinander knüpfen oder zusammenfassen oder einbegreifen oder klassificiren oder verallgemeinern oder sprechen können unter zwei, aber auch nur unter zwei Gesichtspunkten — entweder unter dem der gemeinsamen Abstammung (genealogisch) oder dem des gemeinsamen Aussehens (morphologisch). Verschiedenheit der Form ist nichts, wenn wir genealogisch klassificiren, und Verschiedenheit der Abstammung ist nichts, wenn wir morphologisch klassificiren. Was die Evolutionstheorie für uns thut, ist dasselbe, was jeder Genealoge that, ja was in alter Zeit bereits jeder pater familias gethan hat, nämlich durch Thatsachen darlegen, daß gewisse Individuen, wie verschieden sie auch untereinander in Form und Aussehen sein mögen, doch einen gemeinsamen Vorfahr hatten und deshalb zu derselben Familie oder Sippe gehörten." Wir gewinnen hier also ein einfaches, leicht übersichtliches Schema, welches eben dadurch auch zunächst den Eindruck innerer Wahrscheinlichkeit macht. Genus, gemeinsame Abstammung, genealogisch — Species, gemeinsame Form, morphologisch. Hält aber diese Wahrscheinlichkeit Stand, bietet sie Wahrheit und Wirklichkeit oder Schein? Prüfen wir! Müller beruft sich auf die Sprache, „die historische Logik des Menschengeschlechts", sie liefert ihm den historischen oder prähistorischen Ursprung von Genus und Species. Ob sein Beispiel treffend, ob es richtig verwerthet ist, kann ich vom Standpunkte der Sprachforschung aus nicht beurtheilen. Gewiß scheint mir aber, daß es einen prähistorischen Ursprung gibt, der weiter zurück reicht wie der seinige und der eine unmittelbarere Beobachtung gestattet: das ist der prähistorische Ursprung, den jeder Mensch beim ersten Erwachen seines Seelenlebens, bei der Formation seiner ersten Eindrücke zu Begriffen an sich selbst durchzumachen hat. Was geht denn in diesem psychologischen Werdeproceß, der echtesten prähistorischen Ursprungsgeschichte, die sich immer wieder vor unseren Augen vollzieht, vor sich? Wie baut sich das Kind sein Genus und Species, sein Allgemeines und Besonderes auf? Wir finden, daß das Kind in sehr früher Zeit, nachdem es in eine erste persönliche Beziehung zu seiner nächsten Umgebung getreten ist, fast jeden Mann, der ihm begegnet oder der ihm sonstwie auffällt, als „Papa" bezeichnet. Die Aehnlichkeit, sagt man — ja wohl, die Aehnlichkeit, aber wie ist das aufzufassen? Das Kind merkt zunächst auf das, was ihm bei den ihm Begegnenden als Allen gemeinsam in der Form auffällt — bei Männern also etwa der Bart als besonderes Erkennungszeichen und die gleichartige Kleidung — und es faßt dies Gemeinsame zu einer und als eine Wesensbeschaffenheit zusammen, denn der „Papa" ist ihm ja nicht eine bloße Form, sondern eine Wesensbeschaffenheit. Viel später merkt es erst auf das, was nicht mehr Allen, sondern nur noch einem kleineren Kreis in der Form gemeinsam ist, d. h. es lernt das Besondere kennen, das, was gewisse Individuen neben dem Allgemeinen noch Besonderes an sich haben und was sie also von den „Allen" aus- und absondert. Und abermals faßt das Kind dies Besondere oder dies einem kleineren Kreis Gemeinsame zu einer Wesensbeschaffenheit zusammen. Nicht mehr ist jeder Mann nun ein Papa, sondern einer oder der andere von besonderem Aussehen ist ihm etwa ein Jäger oder dergleichen. Endlich erfaßt es auch das Besondere, was nur dem Einzelnen in der Form angehört, es fixirt das Individuum. Was lehrt uns also diese prähistorische Ursprungsgeschichte in Bezug auf Genus und Species? Das subjectiv Ursprünglichste ist das Genus als das Allgemeine, ihm folgt das Besondere der Species und dann erst das Besondere des Individuums. Der Zeitfolge nach rangirt das Allgemeine zu oberst, aber auch der Rangfolge nach, wenigstens insofern, als dasselbe den größten Kreis umspannt und also Art und Individuum einschließt. Aber gleichwohl liegt in Genus und Species weder die Bedeutung noch der Gegensatz, den Müller hineinlegt. Nicht so steht die Sache, daß das Eine den gemeinsamen Stammvater, das Andere die gemeinsame Form repräsentirt, sondern so, daß in beiden das Zusammenfassen zu einer Beschaffenheit des Wesens enthalten ist. Bei beiden dient die Form als Erkennungszeichen, nur wird dieselbe bei dem Genus auf das Allen, bei der Species auf das nicht mehr Allen, sondern nur noch Einzelnen Gemeinsame bezogen. Beiden gehört auch die Beziehung auf den gemeinsamen Stammvater an, weil in beiden eben das Zusammenfassen zu einer Wesensbeschaffenheit enthalten ist. Denn was eines Wesens ist, ist auch eines Stammes und die Richtung auf den gemeinsamen Stammvater tritt daher in Geltung, sobald das einheitliche Zusammenfassen sich dem Lebensproceß und seinen Erscheinungen zuwendet. M. Müller vergleicht allen Ernstes „das, was die Evolutionstheorie für uns thut, mit dem, was jeder Genealoge, ja jeder pater familias gethan hat." Es sei derselbe Vorgang, ob man die Bourbons und Valois auf Hugo Capet zurückführe oder das Hippos und Hipparion von einem gemeinsamen Vorfahr ableite. Derselbe Vorgang! Wenn mir je ein Vergleich vorgekommen ist, der so wenig etwas taugt, daß er es nicht einmal zum Hinken bringt, weil er gar keinen Fuß hat, auf dem er stehen und mit dem er hinken könnte, so ist es dieser. Schon zwischen dem Bilden von Genus und Species, wie es in seiner ursprünglichen Bedeutung sich darstellt als das Zusammenfassen von verschiedenen gemeinsamen Erkennungszeichen an vorhandenen Gegenständen oder Objecten zu einer Wesensbeschaffenheit, zwischen diesem und dem, was in der Evolutionstheorie vor sich geht, ist ein himmelweiter Unterschied. Denn freilich hat auch diese es mit einem einheitlichen Zusammenfassen zu thun, aber am Werdenden und also in einer unermeßlich erweiterten, inhaltsvolleren Bedeutung. Während in der ursprünglichen Bildung von Genus und Species nur gewissermaßen mechanisch verfahren wird, mechanisch die vorhandenen Kennzeichen des Gemeinsamen zu einer Wesenseinheit zusammengeschlossen werden, zeigt die Evolutionstheorie den inneren Zusammenhang durch Nachweis derjenigen Lebens-

bedingungen, welche eine Art in die andere überleiteten, eine aus der anderen hervorgehen ließen. Ihr einheitliches Zusammenfassen beruht also auf einer Enthüllung des Lebensprocesses, und bei dieser Enthüllung kann nicht mechanisch verfahren werden. Aber nun erst der Genealoge, der pater familias, der sich um das Aussehen gar nicht zu kümmern hat, der weder die Kennzeichen der Form in ihrer Uebereinstimmung mechanisch zu einer Wesenseinheit zusammenschließt, noch ihren Zusammenhang in der Ableitung aus einem Quell nachzuweisen unternimmt, der lediglich ein staubiges Document zu produciren braucht, um die Familie, den Stammbaum, mit dem er sich gerade beschäftigt, als „Thatsache" zu erweisen. Wo bleibt da „derselbe Vorgang"? Oder ist es etwa dem Resultate nach derselbe Vorgang für uns? Aber in dem einen Falle, bei dem Nachweise des Genealogen, erhalten wir nichts als die Kenntniß, daß durch die zufällige Verkettung der Umstände X zu Y in einem Abstammungsverhältnisse steht, in dem Falle der Evolutionstheorie erhalten wir den Einblick in das schaffende Wirken und Gestalten eines innersten Lebensvorganges. „Thatsachen" sind freilich beide, aber welcher Unterschied besteht nicht zwischen unerheblichen und bedeutungsvollen Thatsachen. Hier liegt die Analogie nur in einer ganz äußerlichen Aehnlichkeit, darin, daß sowohl der Genealoge und pater familias als die Evolutionstheorie ihren Nachweis auf einen Stammvater richten, aber läßt sich darauf eine Gleichstellung des Vorganges gründen? Müller kommt immer wieder auf sein: „Thatsachen, nichts als Thatsachen" zurück. „Nur sollen wir," sagt er, „dabei klärlich einsehen, daß wir es in physikalischen, wie auch in historischen Untersuchungen mit Thatsachen und mit nichts als Thatsachen zu thun haben, welche keinerlei Leidenschaften erregen können." Auch dies vermag ich gar nicht klärlich einzusehen. Es gibt nur eine Untersuchung, welche als solche keine Leidenschaft erregt — das ist die wissenschaftliche, im wissenschaftlichen Geiste getriebene — und das gilt für alle Gebiete. Ob physikalische und historische oder andere Untersuchungen kann in diesem Punkte keinen Unterschied ausmachen. Doch will ich mich hier des näheren Eingehens enthalten.

Jean Paul sagt einmal, die Lüge eines Apostels verheere eine ganze moralische Welt, und so kann man auch sagen, daß die gelegentliche Verwirrung eminenter Köpfe eine besonders verheerende Wirkung auszuüben im Stande ist. Ist es nun nicht der beste Dank, den man ihnen für ihre sonstigen Gutthaten abstatten kann, dieser Verwirrung zu steuern? Möge es uns daher an unserem bescheidenen Theile gestattet sein zu diesem Danke durch die vorstehenden Bemerkungen etwas beigetragen zu haben.

Julius Duboc.

Die Regierung der Königin Victoria.

Von Gottfried Kinkel jun.

Die bedeutende Geschichts- und Culturperiode, in welche das brittische Reich mit der Thronbesteigung der jetzt regierenden Königin eintrat, hat endlich einen Darsteller gefunden, welcher auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Mit seiner fünfbändigen „History of our own times from the accession of Queen Victoria to the general election of 1880" (Leipzig, Tauchnitz) hat Justin Mac Carthy einen glücklichen Griff gethan. Der ungewöhnlich rasche Erfolg, dessen sich das Werk rühmen darf, ist wohlverdient; denn zum ersten Mal wird uns ein klares und treues Bild einer uns nahe berührenden Geschichtsepoche entrollt. Allerdings fehlte es vor McCarthy nicht an verdienstlichen Männern, welche einzelne Episoden der neuesten englischen Geschichte, sowie besondere Seiten des reichen Lebens, das England seinen Bewohnern im neunzehnten Jahrhundert bietet, beleuchteten; wir erinnern an Reinhold Paulis (leider nur bis 1852 reichende) Geschichte Englands seit den Wiener Verträgen, an Kinglakes Geschichte des Krimkrieges, an Theodor Martins fünfbändiges Leben des Prinzen Albert, an Spaldings Geschichte der englischen Literatur; doch vermißte man stets einen Geist, welcher das ganze ungeheure Gebiet beherrschte und als ein zuverlässiger Führer durch dasselbe zu gelten vermöchte.

Man darf sich Glück dazu wünschen, daß ein Mann wie McCarthy die dornenvolle Arbeit übernahm. Niemand war befähigter als er. Mit einer politischen, historischen, philosophischen und literarischen Bildung ersten Ranges verbindet er lebhafte Auffassung, Schärfe der Beobachtung und Ruhe und Klarheit des Geistes. Dazu kommt ein geradezu bezaubernder Stil, der auch den trägsten Leser packt und mit sich fortreißt.

Es gibt unseres Wissens keinen englischen Schriftsteller, der sich so vollständig von specifisch englischen Vorurtheilen, Allüren und Marotten freigemacht hätte, wie McCarthy. Die durch nichts gestörte Unparteilichkeit des Mannes erkennt man namentlich an der Behandlung der Beziehungen Englands zu fremden Mächten. Wiederholt sieht sich der Schriftsteller gezwungen, der englischen Regierung und der öffentlichen Meinung seines Vaterlandes Unrecht zu geben; so bei Gelegenheit des Streites mit China in den Jahren 1856 und 1857, so bei der Alabamafrage, so bei dem Zulukriege. McCarthy kann dies nur, weil er in die Geschichte der verschiedensten Völker eingedrungen ist und die besonderen Bedingungen kennt, unter denen sie mit England in Conflict gerathen sind.

Nicht zu übersehen ist ferner die politische Stellung des Verfassers. Als Mitglied des Unterhauses blickt er tief in das verwickelte Räderwerk der parlamentarischen Maschine; er beobachtet seit Jahren in nächster Nähe die zahllosen sich kreuzenden Interessen und die oft sehr gemeinen animal spirits und groben Leidenschaften der Gesetzgeber. Man braucht nur die Beschreibung einer stürmischen Sitzung des House of Commons zu lesen, um sich zu überzeugen, daß wir nicht zu stark aufgetragen haben. Diese „gentlemen" schreien und gesticuliren wie Straßenjungen und Tollhäusler, wenn sie ihre Wuth an einem unabhängigen Mitgliede auslassen wollen. Einmal gaben sie in lärmender Weise ihren Beifall zu erkennen, als der Minister auf Befragen die Nachricht von dem unbedeutenden Sieg der Dänen im Treffen bei Helgoland (9. Mai 1864) mittheilte. Allerdings spricht der Verfasser nur von einer „ungewöhnlichen Kundgebung der Fremdengalerie"; wir können aber beweisen, daß auch die Mitglieder an dieser Kundgebung theilnahmen.

Mit am größten ist McCarthy, wenn er complicirte Naturen und Zustände zu schildern hat. Die geheimen Motive eines Staatsmannes und die verborgenen Ursachen verworrener Verhältnisse werden wie mit dem Secirmesser bloßgelegt; jede Schattirung der öffentlichen Meinung oder Stimmung kommt zu ihrem Rechte. Der Verfasser beschränkt sich hierbei nicht auf England, sondern wirft auch Seitenblicke auf die Verhältnisse und die leitenden Minister anderer Staaten. Bismarck und Guizot werden treffend charakterisirt; während der Letztere wegen seiner Haltung in der Frage der spanischen Heirathen mit Tadel und Hohn überschüttet wird, ist der Geist des deutschen Reichskanzlers „eine wunderbare Verbindung der größten Eigenschaften". Doch liegt es in der Natur der Sache, daß der Verfasser von solchen Abschweifungen rasch zu seinem eigentlichen Thema, der Schilderung der Kämpfe um die Macht, wie sie sich in und außer dem Parlament abspielen, zurückkehrt.

Als warmer Anhänger der liberalen Sache spricht sich McCarthy natürlich mit Entschiedenheit für die großartige reformatorische Thätigkeit Gladstones aus. Er verfolgt, soweit die Rücksicht auf seinen Hauptzweck es gestattet, die Carrière des jetzigen englischen Ministerpräsidenten mit Aufmerksamkeit und Interesse und weist nach, wie aus dem starren und beschränkten Conservativen ein beweglicher und genialer Mann des Fortschritts wurde. Die krystallhelle Stimme Gladstones, sein Adlerblick, womit er das Parlament beherrscht, die Energie seines Ausdrucks, die unerschöpflichen Hülfsquellen seines Geistes, seine unermüdliche Arbeitskraft — alles dies war erforderlich, um ihm die erhabene Stellung zu sichern, welche er im Ruhmestempel seines Volkes einnimmt.

Mehr als einmal wird der hohe sittliche Ernst, womit Gladstone große Fragen behandelt, hervorgehoben; auch fällt eine meisterhafte Vergleichung zwischen ihm und seinem großen Gegner Disraeli natürlich zu seinen Gunsten aus. Dem Letzteren fehlte die Wahrheitsliebe und der Forscherdrang Gladstones; das verrieth sich am deutlichsten bei der Besprechung der bulgarischen Gräuel im Sommer 1876. Gladstone denuncirte die türkische Regierung in Ausdrücken, welche die sittliche Empörung ihm eingab, während Disraeli mit schlecht angebrachter Leichtfertigkeit seine Gegner verlachte und die zuverlässigsten Mittheilungen aus Bulgarien als grundlose Verdächtigungen bezeichnete.

Der Reformeifer Gladstones feierte in den Jahren 1869—1873 die größten Triumphe. An die Spitze der Regierung und einer ungewöhnlich großen Majorität gestellt, konnte diese gesetzgeberische Kraft sich endlich entfalten und an der Beseitigung schreiender Mißbräuche arbeiten. Im Jahre 1869 fiel die irische Staatskirche; 1870 ging die irische Landvorlage und ein Unterrichtsgesetz, 1873 eine weitgehende Justizreform durch; 1871 wurde der Stellenkauf in der königlichen Armee abgeschafft. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die wunderbaren Erfolge der deutschen Waffen im Kriege gegen Frankreich einen Mann wie Gladstone auf den Gedanken brachten, dem Verdienste diejenige Stelle im Heere anzuweisen, welche bisher der Geburt und dem Gelde vorbehalten war; wenigstens war der Zeitpunkt für die Einführung des neuen Systems gut gewählt. Die Fülle der Nachrichten vom Kriegsschauplatze, welche sechs Monate lang den englischen Zeitungslesern zuströmte, das Studium der preußischen Heeresorganisation, die Achtung vor der Bildung der deutschen Offiziere — Alles mußte den denkenden Köpfen der Nation andere Begriffe beibringen und sie zur Umgestaltung des bisherigen Systems veranlassen. Die Regierung schlug also vor, den Handel mit Offizierspatenten zu untersagen und brachte eine darauf bezügliche Vorlage ein. Sie wurde vom Unterhause gutgeheißen; dagegen machten die Lords Schwierigkeiten. Die Session war schon weit vorgerückt, und da Gladstone voraussah, daß das Oberhaus die Bill bis zur Unkenntlichkeit verstümmeln werde, griff er zu einem heroischen Mittel. Der Stellenkauf in der Armee beruhte nicht auf einem Gesetz, sondern auf dem durch ein altes königl. Decret bestätigten Gewohnheitsrecht. Nun erschien Gladstone eines Tages mit einem königl. Patent, welches jenes alte Decret aufhob und den Stellenkauf vom 1. November 1871 an für unzulässig erklärte. Den Lords blieb nichts übrig als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Obwohl McCarthy der Entschlossenheit seines Helden alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so verschweigt er doch nicht, daß das brüske Vorgehen Gladstones den Grund zu seiner späteren Unpopularität legte und den politischen Umschwung von 1874 beschleunigte.

Ueberhaupt versteht unser Historiker sich meisterhaft darauf, das allmähliche Wachsen der Verstimmung des englischen Volks gegenüber der bestehenden Regierung bloßzulegen. Vieles erklärt sich aus der zu weit getriebenen Verfolgung eines an und für sich richtigen Gedankens seitens eines Ministeriums. Die Liberalen legten von jeher besonderes Gewicht auf den Fortschritt der Gesetzgebung und waren umfassenden Unternehmungen in fremden Ländern abgeneigt. Ihr Reformeifer wächst mit dem Erfolg ihrer Maßregeln; aber bald hauen sie über die Schnur und muthen der Nation Dinge zu, für welche diese noch nicht reif ist. Es entwickelt sich eine zuerst latente, dann offen hervortretende Unzufriedenheit; man gibt zu verstehen, daß die Regierung auf der eingeschlagenen Bahn inne halten solle, oder verlangt Dinge von ihr, die mit ihrem Lebensprincip unvereinbar sind. Sie muß den Vorwurf hören, daß sie Englands Interesse im Auslande vernachlässige und sich allzu großer Sparsamkeit befleißige. Die Zeit der Neuwahlen rückt heran; die Majorität fürchtet für ihre Sessel, nimmt Rücksicht auf die öffentliche Meinung und wird bequem und arbeitsscheu. Die Regierung sieht sich gezwungen, das Unterhaus vor der Zeit aufzulösen. Diesen Weg hat z. B. das berühmte Parlament von 1868 zurückgelegt. Umgekehrt macht ein conservatives Parlament sich der Vernachlässigung der heimischen Gesetzgebung schuldig; mehr als einem conservativen Minister ist vorgehalten worden, daß er mit dem größtmöglichen Geräusch nach außen operire und im Nothfalle mit dem Säbel rassele, um das Volk von den inneren Fragen abzulenken und das unaufhaltsame Steigen des Staatsbedarfs zu verdecken. McCarthy hat diese Verhältnisse in dem „Ebbe und Fluth" überschriebenen Kapitel eingehend behandelt.

Bei den continentalen Zuständen, welche der Verfasser, wie bemerkt, nur im Vorbeigehen berührt, erkennt man seinen Scharfblick mehr an der Beurtheilung großer Perioden und dem Hinweise auf kommende Gefahren. So hat McCarthy schon im Jahre 1864 die mexikanische Expedition als das Moskau des zweiten Kaiserreichs bezeichnet; auch sind seine Bemerkungen über das französische Heerwesen ebenso geistreich als zutreffend. Man wird sich erinnern, wie verschieden die Leistungen der französischen und der englischen Armee vor Sebastopol beurtheilt wurden. Die Mängel des englischen Heeres, welches seit 1815 keine wesentliche Umgestaltung erfahren hatte, lagen klar am Tage und wurden von der Presse eingehend besprochen. Das französische Militär erntete nur Lob und Schmeichelei; die vorhandenen Mißbräuche wurden vertuscht oder als unerheblich hingestellt; zog die unabhängige Presse irgend einen groben Mißbrauch ans Tageslicht, so wurde sie bestraft und geknebelt. Die natürlichen Folgen blieben nicht aus. In England arbeitete man seit 1855 mit Ernst und Consequenz an der Armeereform, während in Frankreich Uebermuth und Sorglosigkeit Platz griff. Der französisch-östreichische Krieg von 1859 trug nicht wenig dazu bei, diese Geistesrichtung zu verstärken; die französische Militärverwaltung wurde immer lässiger und kümmerte sich wenig um die technischen Verbesserungen, welche andere Länder einführten. Obwohl McCarthy Napoleon III. durchaus nicht in Bausch und Bogen verdammt, so erklärt er sich doch klar und bestimmt für das gute Recht Deutschlands im Kriege von 1870/71.

Nach der Katastrophe von Sedan schlug in England die Stimmung gegenüber den kriegführenden Mächten um; die Sympathie für Frankreich wurde immer stärker und wirkte unverkennbar auf die Presse ein. Nur wenige hervorragende Männer (darunter Carlyle, welcher seine berühmte, von Bewunderung für Deutschland überfließende Erklärung am 18. Nov. 1870 in die „Times" einrücken ließ) blieben der einmal eingenommenen Haltung treu, aber sie vermochten nichts gegen die Phalanx der Franzosenfreunde. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß die Deutschen mit den Ergebnissen des Krieges bis Sedan zufrieden sein und die französische Republik mit Großmuth behandeln sollten. Große Volksversammlungen tagten auf Trafalgar Square und in verschiedenen Provinzialstädten, um den „mißhandelten" Franzosen die Theilnahme Englands auszusprechen. Diese Agitation scheint gegen Ende November ihren Höhepunkt erreicht zu haben; ihr schließliches Ergebniß war gleich Null. Derartige Bewegungen entstehen im modernen England leicht und ungezwungen; das Londoner Publicum will immer etwas Neues hören und sehen und schafft sich Ideale, Steckenpferde und — Helden; letztere werden eine Zeit lang gehätschelt und dann vergessen. Man erkundige sich bei Kossuth, Garibaldi und anderen revolutionären Größen.

Von der Betrachtung der politischen Verhältnisse wendet man sich naturgemäß zur Frage nach den geistigen Bewegungen und Culturfortschritten. McCarthy hat diese Seiten des nationalen Lebens scharf ins Auge gefaßt und hell beleuchtet. Er bespricht die Verbesserung des Elementarunterrichts, die Erweiterung des Eisenbahnnetzes und die Einführung des Telegraphen und anderer technischer Neuerungen. Besondere Aufmerksamkeit schenkt er der Nationalliteratur, welche in zwei Kapiteln abgehandelt wird. Die großen Dichter, Romanschriftsteller, Historiker, Philosophen und Naturforscher passiren hier Revue und werden eingehend und erschöpfend charakterisirt. Hier fehlt keine Erscheinung, welche einen tieferen Eindruck auf die Zeitgenossen

gemacht hat; mit Scharfblick weiß der Verfasser zwischen dauerhaften und ephemeren Berühmtheiten zu unterscheiden. Die größten Massen werden mit spielender Leichtigkeit bewältigt und die Resultate in den engsten Raum zusammengedrängt; es ist ein Gericht für literarische Feinschmecker. Daß hier, wie bei der Beschreibung politischer Vorgänge, etwas Stilmengerei und Effecthascherei mit unterläuft, ist unvermeidlich; die Forderungen, welche das verwöhnte englische Lesepublicum an die Schriftsteller stellt, sind derart, daß diese nicht immer im Stande sind, einen Gedanken einfach auszudrücken.

Wenn somit die Form des Buchs zu einigen Bedenken Anlaß gibt, so ist sein Inhalt über jedes Lob erhaben. In neuerer Zeit ist es, wie wir mit Bedauern bemerkt haben, in gewissen Kreisen Mode geworden, die Leistungen der englischen Historiker herabzusetzen und die Reinheit ihrer Gesinnungen in Zweifel zu ziehen. Wer von dieser Richtung beeinflußt ist, möge das von uns besprochene Werk zur Hand nehmen; er wird finden, daß der Reichthum des Geistes, die Kraft und der Seeleuadel, über welche Grote, Froude, Macaulay und Carlyle verfügen, auch bei McCarthy vorhanden sind und sich vereinigt haben, um ein achtunggebietendes literarisches Denkmal aufzurichten.

Aus der Hauptstadt.

Die heraldische Ausstellung.

Der seit mehreren Jahren von den Mitgliedern des Berliner Vereins „Herold" gehegte Wunsch, eine größere Ausstellung von Gegenständen aus dem Gebiet der Heraldik, Sphragistik und Genealogie zu veranstalten, hat sich in der am 1. April feierlich eröffneten heraldischen Ausstellung in einer Weise erfüllt, welche die ursprünglichen Erwartungen weit übertrifft. In reicher Fülle sind die seltensten und werthvollsten Objecte eingesandt worden, von denen viele bisher im Staub der Archive verborgen waren; sämmtliche deutsche Fürsten, viele Standesherrn, eine große Anzahl adeliger Familien, ferner Sammler, Künstler und Kunstgewerbtreibende, unter denen auch eine englische Firma, haben eine Menge der schönsten alten und neuen Kunstwerke dargeboten; endlich ließen auch zahlreiche Behörden und Sammlungsvorstände dem Unternehmen die liebenswürdigste Förderung angedeihen. Die Ausstellung gibt vor Allem ein nahezu vollständiges und getreues Bild von der vielseitigen Anwendung der Heraldik, Sphragistik und Genealogie in Kunst und Kunstindustrie. Ob aber der „Herold" von einer Wiedergeburt des Wappenwesens in unseren Tagen reden kann, scheint uns fragwürdig. Man hat bereits angefangen, die Wappen*kunde*, bisher die Domäne des Dilettantismus und der Phantasterei, als wissenschaftliches Fach zu behandeln, und es bleibt zu gewärtigen, ob sie sich wirklich zu einer „zuverlässigen Hülfswissenschaft der Geschichte" entwickeln werde. Jedenfalls hat das Wappen*wesen* wenig Zukunft. Der demokratische Geist hat die Heraldik gründlich abgethan und jeder Wiederbelebungsversuch dürfte kläglich scheitern, so sehr sich auch der Adel dafür interessiren mag. Das Wappen kann nicht mehr ein Erkennungszeichen sein, denn wir reiten nicht mehr mit Rüstung und Visirhelm vermummt zu Schlacht und Turnier. Auch als Familienzeichen, als Ornament gewordener Familienname, ist es ohne praktischen Werth. Der Familiensinn ist uns leider sehr abhanden gekommen. Wir sind nicht mehr an die Scholle gefesselt. Die Freizügigkeit, die nomadenhafte Lebensweise und der rasche Wechsel von Reichthum und Armuth spotten derlei conservativer Velleitäten. Unsere moderne Zeit zeigt auf den Geldsack und sagt mit Mephisto:

„Sieh her, das ist das Wappen, das ich führe."

In Ermangelung eines praktischen Zweckes liegt aber in der Heraldik unleugbar ein ethischer, künstlerischer Sinn. Was wäre die Kunst der Glasmaler, der Graveure ohne das Wappen, das stets auch eine Zierde des Geräthes bildet? Man sehe nur in der Ausstellung, wie diese bunten Schilde Leben und Stimmung machen! Die Aufstellung geschah mit Recht nur mit Rücksicht auf decorative Wirkung und Alt und Modern sind nicht getrennt. Der überaus gelungene decorative Theil der Ausstellung ist ein Werk des jüngeren Doepler. Die erste Abtheilung zeigt uns die „Hülfswissenschaften der Geschichte" in wissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung. Unter den heraldischen Helmen und Schirmen fallen uns einige Topf-, Stech- und Visirhelme aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf, sowie die Holz-, Hand- und Renntartschen aus dem Besitze des Prinzen Friedrich Karl und des Königlichen Zeughauses. Die meist mit Leinen überzogenen Schilde von Holz, auf deren einem das Jerusalemer Kreuz gemalt ist, sind vielleicht im heiligen Lande gewesen . . . Die zwei eisernen Schilde dagegen, auf deren geschwärztem Grunde sich das Wappen von Mailand und das der Scaliger abhebt, mögen um 1600 entstanden sein, aber sie waren ohne Zweifel nur zum Gebrauch für einen Festaufzug bestimmt. Von culturhistorischem Werth sind die Stammbücher, Wappen und Adelsbriefe, von künstlerischem die zum Theil jämmerlich restaurirten Malereien und Kunstblätter. Ein seltener Pergamentdruck vom Jahre 1499 stellt den Kaiser Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde dar, wie sie mit aufmerksamem Ernste ein Modell des Bamberger Doms betrachten. Das alte Colorit ist noch ganz leidlich erhalten. Mehrere Holzschnitte von Dürer, herrlich ornamentirte Stadt- und Reichswappen darstellend, sind neben schön geschnittenen, decorativ durchgebildeten Familienwappen von Lucas Cranach zu sehen. Geschmacklosigkeiten sind selten. Ein vortreffliches Muster des Zopfstils zeigt uns das barocke mit vier Ahnenschildern geschmückte Wappen eines Mainzer Bischofs aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Von größter Rarität sind mehrere Wappenbücher des 15. und 16. Jahrhunderts, wie Grünenbergs Originalcodex von 1483, dann die Wappenbücher mit den prächtig gemalten Emblemen des niederländischen und französischen Adels und der ausgestorbenen Geschlechter Venedigs, des Grafen von Törring Turnierbuch mit colorirten Darstellungen vom Jahre 1547 oder das mit herrlichen Alliancewappen geschmückte Hochzeitsbuch der „Herren von der Burger Stuben ze Augspurg". Fast noch interessanter sind die Stammbücher, indem hier die oft meisterhaft ausgeführten Embleme noch mit allerlei culturhistorischen, allegorischen und sonstigen Darstellungen (oft recht leichtfertiger Art) geschmückt sind.

Diese manchmal prachtvollen Ausführungen kosteten damals nach unserem Gelde etwa sieben Groschen das Stück, und doch hat man einen Brief gefunden, worin ein biderber Zeitgenosse des Götz von Berlichingen ganz höllisch über den „übermachten prys" flucht und dem unglücklichen Maler mit einer Tracht Prügel droht. Die costümlichen Darstellungen zumal sind von hohem Interesse. Hier findet sich auch das Stammbuch des Alt-Bürgermeisters Nusch zu Rothenburg an der Tauber, welcher am 30. September 1631, als Tilly die Stadt eroberte und sie zu plündern und den Rath zu enthaupten drohte, den großen Rathspokal auf einen Zug leerte, dieweil nur unter dieser Bedingung Gnade verheißen war.

Da sprach der Tilly: „Potz Wetterschlag!
Euch hab' ich die Lehre gegeben:
Uebt euch wacker im Trinken Tag für Tag,
Denn ihm verdankt ihr das Leben!"

Noch heute wird das Gedächtniß dieser That in Rothenburg gefeiert, wo die „trinkbare" Bevölkerung gar nicht ausgestorben sein soll. In des Magisters Werner Stammbuch von 1584 und der folgenden Jahre sind die Wappen und Inschriften berühmter Persönlichkeiten des 16. Jahrhunderts und die eingehefteten Autographen von Luther und Melanchthon. Auch die chronologisch geordneten Adels- und Wappenbriefe verdienen Beachtung. Das interessanteste Stück ist wohl ein Wappenbrief des Königs Ladislaus von Ungarn von 1456 mit des Königs Unterschrift; ebenso ein Wappenvermehrungsbrief für die Stadt Hildesheim, von Kaiser Karl V. in Burgos gefertigt. Auch die Adelsdiplome zweier Dichter finden sich da; nämlich Kaiser Leopolds Diplom für Caspar von Lohenstein, den schwulstliebenden Verfasser der „Kleopatra" (1670) und das Freiherrstandsdiplom für Franz von Dingelstedt (1876), den Director des Burgtheaters. Unter den Varia und Curiosa gibt es einige seltene Lehen- und Obleibücher, die altcolorirte, lateinische Chronica von Hartmann Schedel (1493), die Abbildung eines „ganzen Thurniers" von Jost Ammann, ein von Goethes Hand gezeichnetes Wappen für seinen treuen Zelter, ein Neudruck von 1575 des ältesten gedruckten Wappen-

buchs über das Costnitzer Concilium und andere Schätze. Die Siegelstempel und Petschafte gehen bis zum 13. Jahrhundert zurück. Ein bronzener Siegelstempel der Stadt Neuenburg in Westpreußen aus dem 14. Jahrhundert, der noch bis vor kurzem von einem Geistlichen in der Uckermark in gutem Glauben als Dienstsiegel benutzt wurde, und die sehr interessante bis ans Ende des 13. Jahrhunderts zurückreichende Sammlung von Siegelstempeln der Stadt Berlin mit dem fragwürdigen Bären im Schilde. Hier erfahren auch Viele zum erstenmale, daß jedes Stadtviertel Berlins sein eigenes Wappen hatte. Die Originalsiegel beginnen schon mit Kaiser Konrads II. Thronsiegel von Anno 1035 und die Siegelabgüsse der deutschen Kaiser mit Karl dem Großen. Unter den Urkunden und Ausschwörbriefen ist manches seltene Stück. Bei den Ahnentafeln und Stammbäumen, zum Theil in Oel gemalte Riesenbildern, läuft natürlich viel Phantasterei mit unter.

Interessanter für den Kunstfreund ist die zweite Abtheilung, welche die Anwendung der Heraldik, Sphragistik und Genealogie auf Kunst und Kunstgewerbe zeigt. Da findet man Gegenstände, die durch Schönheit, Alterthum und naturhistorische Wichtigkeit gleich ausgezeichnet sind und in der reizvollen Verbindung des Heraldischen mit dem Ornamentalen Großes leisten: zuerst Waffen und Jagdzeug jeder Art und Zeit mit heraldischem Schmuck, sowie mittelalterliche Waffen auch ohne Heraldik als wesentlicher Verzierung. Namentlich ist es der Collectivausstellung des Prinzen Friedrich Karl und der Grafen Schaffgotsch, zu Stolberg, zu Törring und von Stillfried gelungen, ein imponirendes Ganzes aufzubauen. Vier Harnische nebst vollständiger Pferderüstung erregen zuerst die Aufmerksamkeit. Prächtige Rüstungen, geätzt, gravirt und cannelirt, Panzerhemden, Hellebarden, Streithämmer, Beinschienen, Salade, Mariane, Waidner, Ritterschwerter, Landsknechtsdolche, Panzerstecher, Zweihänder, Barten, Trabantencousen, Spieße, Partisanen, Gleven, Glatt- und Radschloßbüchsen, Armbruste und wie die mittelalterlichen Mordinstrumente sonst noch heißen, finden sich in großer Auswahl. Sehr sehenswerth sind die Geschützrohre aus dem Berliner Zeughaus und eine kostbare Collection japanischer Waffen, wo das Wappenwesen, nach den kindlichen Emblemen zu urtheilen, noch sehr zurückgeblieben scheint. Schätze ersten Ranges weist die Gruppe der Erzeugnisse der Goldschmiedekunst auf. Ein großer, cylinderförmiger Pokal von vergoldetem Silber, gravirte Humpen, Münzbecher mit eingelassenen preußischen Münzen, kostbare Metzen, welche bei der Ceremonie des Haferreitens bei der letzten Frankfurter Kaiserkrönung gedient haben, Trinkhörner, Luthers in Silber getriebener Becher, zierliche Kelche mit oft schwieriger Technik, kupferne Schalen, Leuchter, Becken, ein Reliquiarium in Altarform von 1422, dann Armbänder, Tafelgeräth, Willkommen, Dosen, Teller, Medaillons, Insignien. Und wie ist das Alles handlich, für den Gebrauch berechnet und doch so liebevoll und kunstverständig gearbeitet! Bemerkenswerth ist der von der Marienburg kommende kleine Feldaltar der Ordenshochmeister aus dem 15. Jahrhundert in Gestalt eines aufzuklappenden silbervergoldeten Buches mit trefflichen Heiligendarstellungen. Ein ganz eigenartiges Kunstwerk ist die sogenannte Schale von Breda zum Gedächtniß der Eroberung von Breda durch Graf Philipp von Hohenlohe. Das flachrelief getriebene Bild der Veste in perspectivischer Darstellung ist ebenso präcis modellirt als die fast mikroskopisch kleinen Figuren. Deckel und Fuß sind herrliche Muster der deutschen Spätrenaissance. Neben den silbernen Ketten der Schmalkaldener Büchsenschützen und Armbruster ist der wunderliche aus Silber getriebene Stammbaum der sächsischen Kurfürsten zu sehen, sowie der überaus kostbare Hohenlohe'sche Hausschmuck, von dem namentlich das mit Saphiren besetzte blaß violette Collier Hervorhebung verdient. Wir müssen auch noch auf die beiden vergoldeten Abendmahlskelche im prächtigsten gothischen Stil des 14. Jahrhunderts hinweisen, die wohl für einen Deutschordensritter angefertigt worden sind.

Einen zutraulichen Eindruck macht das wappengeschmückte Hausgeräthe. Hier hat man doch das Gefühl, vor Erbstücken zu stehen, die der Familiensinn hervorrief und werth behielt. Die Steingut-Gruppe bietet manches Ansprechende: mit Waffen gezierte Ofenkacheln, Ziegel und Fußbodenfliese, sowie altehrwürdige Kannen. In der Porzellan-Vitrine ist eine Auswahl aus dem berühmten „Schwanenservice" (Meißen 1736—1756), den August III. für den Grafen Brühl anfertigen ließ. Der Preis unter den Glasgefäßen gebührt dem großen, geraden „Willekumm" mit dem römischen Kaiser auf dem Thron und den sieben Kurfürsten. Die prächtigen Glasscheiben kommen leider in Folge schwieriger Beleuchtung fast gar nicht zur Geltung. Hervorragende Arbeiten sind die von 1460 stammende Scheibe mit der Kreuzigung Christi nach einem Kupferstich von Martin Schongauer und einige aus der besten Zeit (1550—1620) stammende Schweizer Glasmalereien. Von den Gegenständen aus geschliffenem oder geätztem Glas, Meerschaum, Perlmutter, Elfenbein, Bein, Horn, Schildplatt ist Mehreres bemerkenswerth. Mancher kunstreiche Bucheinband bildet das Entzücken des Bibliophilen. Von außergewöhnlicher Bedeutung ist die 1462 datirte Fahne der St. Georgenritterschaft von rothem Seidendamast mit einem den Heiligen darstellenden Oelgemälde auf der Vorderseite und dem kaiserlichen Wappen, und das berühmte Heroldsgewand aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, enthaltend in Hochstickerei in Gold-Silber und farbiger Seide das Abzeichen des Hubertusordens, das Wappen von Bayern und verwandter Fürstenhäuser. Von alter weiblicher Handarbeit nennen wir die große leinene Bettdecke mit Feldern in durchbrochener Arbeit, so Rosina von der Gröben im Jahre 1628 von ihren Großeltern Melchior von der Gröben und Margaretha von Beeren geschenkt erhielt. Die Wappen der acht Gröben'schen und acht Beeren'schen Ahnen sind noch heute sehr frisch im Colorit.

Unter den Bildnissen in Malerei geräth ein echter Heraldiker besonders vor dem aus der Stuttgarter Staatssammlung stammenden Votivgemälde des Ulmer Malers Martin Schaffner (1524) in stille Verzückung. Und mit Recht. Der berühmte Meister, welcher die Porträts und Wappen von sechs Gliedern des im 15. bis 16. Jahrhundert in Württemberg angesessenen und längst ausgestorbenen Geschlechts Derer von Anwyl gemalt, hat sich selbst übertroffen. Unter drei zwischen Säulenfirsten spielenden nackten Putten von köstlicher Naivetät knieen, von geschmackvoll disponirten Wappenschildern und Spruchbändern umgeben, in frommer Ergebung vier Männer in Waffenrüstung und zwei Frauen in reicher Tracht. Man sieht nicht leicht etwas lebendiger Charakterisirtes und liebevoller Durchgeführtes. Daneben erwähnen wir noch einige meisterhafte Miniaturporträts aus dem 17. Jahrhundert mit reichem Schmuck.

Ein prachtvoll decorirter Saal ist der Wappen-, Ahnen- und Siegelkunde des Hauses Hohenzollern gewidmet. Auf rothsammetner Decke liegen die Modelle der deutschen Kaiserkrone und der Kaiserinnenkrone, wie auch das brandenburgische Kurschwert, das preußische Reichsschwert, der Reichshelm, das Reichssiegel, der Kommandostab und darüber das gestickte Reichspanier, Alles dem Krontresor entnommen. Daneben sind allerlei Reliquien des kaiserlichen Hauses aufgestellt: die Rüstung des Kurfürsten Joachims I. von Brandenburg, reich geätzt, von lichtem Eisen, ein Oelporträt des Kurfürsten Albrecht, ein vom Burggrafen Friedrich V. herrührendes Glasgemälde (Copie), ein Kinderwagen mit brandenburgischem Wappen, gesiegelte Urkunden Friedrichs II., ein Deckelhumpen Georg Wilhelms Markgrafen zu Brandenburg (1635), kupferne „Friedrichsdosen", Bierkrüge aus dem Tabakscollegium. Sehenswerth ist auch die Warnecke'sche Zollerana-Sammlung mit ihren Dosen, Stichen, Münzen, Stempeln, Urkunden, Porträts, Stammbäumen und Ahnentafeln, sowie die vollständige Collection brandenburgisch-preußischer Thaler von Joachim I. bis Friedrich Wilhelm III.

Es wäre Unrecht, mit keinem Worte der achtbaren und zum guten Theil ausgezeichneten Bemühungen der modernen Kunstindustrie zu gedenken. Aber welch schweren Stand hat sie doch dicht neben den älteren Schöpfungen! Hier ist Alles spontan, originell, aus dem Vollen geschöpft; dort nur aus zweiter Hand, nicht gefühlt, sondern gemacht, zum großen Theil bloßer Abklatsch.

Damit aber auch das heitere Satyrspiel nicht fehle, eröffnete ein Aussteller in den — Restaurationsräumen ein genealogisches Auskunftsbureau und schmückte die Wände, just über den Frühstückstischen, mit mehr als tausend Zeitungsausschnitten aus den letzten zehn Jahren über alle in Ledeburs Adelslexikon genannten Familien und den neuen preußischen Adel, sowie mit einem Auszug aus den schlesischen Provinzalblättern von 1785 bis 1849 über den schlesischen Adel. Man kann es uns aufs Wort glauben, daß diese Art Tapezierung nicht sehr malerisch aussieht.

Z.

Notizen.

Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen.*)

In diesem Monat April erleben wir die Freude, eine der merkwürdigsten und eigenartigsten Schöpfungen der modernen Kunst aus der Verborgenheit, in welcher sie sich während 33 Jahren befunden hat, ans Licht und zur Kenntniß der gesammten gebildeten Welt gebracht zu sehen. Was die Kunstfreunde aller Nationen längst schon und bisher immer vergebens erwünscht und gehofft haben, wird endlich erfüllt. Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen sind, herausgelöst aus den Foliobänden der großen Prachtausgabe, welche nie in den Handel gekommen ist, als selbstständige Sammlung erschienen; allerdings nur in 300 Exemplaren. Nur zum Abzug dieser bestimmt festgesetzten Anzahl von Drucken der im Königl. Kupferstichkabinet bisher bewahrt gewesenen geschnittenen Holzstöcke jener Vignetten ist die Allerhöchste Erlaubniß ertheilt worden. Der Berliner Kunst- und Verlagshandlung von R. Wagner (und Pächter) gebührt das Verdienst, die Wege gefunden, die Schritte gethan und die Opfer gebracht zu haben, durch welche die Allerhöchste Einwilligung zu dieser Publication erwirkt wurde.

Jene Holzschnittvignetten sind Königliches Eigenthum. Im Auftrag des Vorgängers Seiner Majestät, Friedrich Wilhelm des Vierten, sind sie von A. Menzel während der Jahre 1843—49 auf den Stock gezeichnet und von den damals bereits in dem Schnitt seiner Zeichnungen geübten und glänzend bewährten Xylographen F. Unzelmann, H. Müller, Otto und Albert Vogel geschnitten worden. Bald nach seinem Regierungsantritt hatte der geistreiche, kunstsinnige Monarch den Beschluß gefaßt, seinem großen Ahnherrn das schöne literarische Denkmal, diese Prachtausgabe seiner kritisch gesichteten, künstlerisch ausgestatteten, sämmtlichen Schriften zu widmen. Prof. Preuß wurde mit der Redaction und Herausgabe der Texte und der Abfassung der Commentare, Einleitungen, historischen und kritischen Beigaben zu derselben beauftragt. Als bildlicher Schmuck sollten Porträts der hervorragendsten Persönlichkeiten der Familie, des Freundeskreises Friedrichs, nach den Originalbildnissen aus dessen Zeit von den besten Berliner Stechern ausgeführt, dienen. Außerdem aber auch illustrirende Holzschnittvignetten. Der Gedanke, letzteren einen Platz in den stolzen vornehm gehaltenen Quartfoliobänden der Prachtausgabe zu gewähren, ist sicher durch den Eindruck der damals eben erst erschienenen „Geschichte Friedrichs des Großen" von Franz Kugler mit ihren circa 400 Holzschnittillustrationen des jungen Berliner Zeichners und Malers Adolf Menzel hervorgerufen worden. Letzterer hatte in deren Ausführung eine überraschende Fähigkeit bewiesen, die Menschen, die Sitten, das Leben, alle Erscheinungsformen des Zeitalters Friedrichs II., vor Allem den König selbst und die Seinen in Glanz und Trauer, in Lust und Schmerz, in Glück und Noth, in Krieg und Frieden in überzeugender Wahrhaftigkeit, mit einer künstlerischen Kraft und Feinheit, die damals ohne Beispiel waren, zu schildern. Gleichzeitig auch eine eben so seltene technische Meisterschaft in der Zeichnung auf der Holzplatte für den Schnitt. Solchen Vorzügen gesellt ist hier ein außerordentlicher Reichthum der erfinderischen Phantasie, der sich in den Darstellungen jeder Gattung, der symbolischen, realistisch-historischen, genrehaften und landschaftlichen offenbart. Der Holzschnitt, welcher seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mehr und mehr in Verfall, zuletzt in völlige Vergessenheit gerathen war, hatte in Deutschland, besonders in der Ausführung dieser Menzel'schen Zeichnungen, seine „fröhliche Urständ" gefeiert. Rasch hatte er sich in der Ausführung derselben zu einer Höhe der Leistungsfähigkeit entwickelt, wie sie auch in seiner ersten großen Blüthenperiode von ihm kaum erreicht gewesen war. Was Menzel von seinen Holzschneidern verlangt, war die unbedingte Aufopferung des subjectiven Beliebens, die absolute Hingabe an den Willen, d. h. an den Strich, des Zeichners. Der Abdruck der fertig geschnittenen Platte sollte und mußte das genaueste Facsimile der Zeichnung selbst sein. Dies Ideal dieses Facsimileschnitts ist in nicht wenigen der Holzschnittillustrationen zu Kuglers Werk durch Unzelmann, die Brüder Vogel, Kretzschmar, Georgy, Benneworth, Ritschl verwirklicht worden. Es ist ihnen das um so höher anzurechnen, als Menzel seinen Xylographen unter allen Zeichnern, die je für den Holzschnitt gearbeitet haben, gewiß die wenigsten Concessionen machte, sich nie darum sorgte, ihnen die reproductive Arbeit bequem und leicht zu machen. Die Holzschnittillustration war durch diese Arbeiten Menzels und seiner Xylographen und gleichzeitig durch die, wenn auch in ganz anderem Sinne und Stil behandelten, von Düsseldorf ausgehenden illustrirten Prachtausgaben einiger Dichterwerke, in Mode gekommen und wieder vornehm und salonfähig geworden. Daraus erklärt sich der Beschluß, auch einem solchen Unternehmen wie die Prachtausgabe der Werke des großen Königs, diese künstlerische Ausschmückung neuester Art nicht mangeln lassen. Diese Illustrationen sollten nicht wie die zum Kugler'schen Friedrichsbuch ausgeführten gehalten sein. Titelblätter, Kapitelköpfe, Initialen, Randzeichnungen, in den Text und auf einzelne Blätter gezeichnete Darstellungen blieben von vornherein ausgeschlossen. Als einzige Form der Illustration war die Schlußvignette vorgeschrieben, die unter dem Ende der betreffenden Schrift des Königs, oder unter den einzelnen Abschnitten, Kapiteln, Gesängen, unter Briefen, Instructionen Platz fand. Ein bestimmtes Maximum der Größen dieser Vignetten wurde dem Zeichner derselben gleichfalls vorgeschrieben: 12 Cent. nach Höhe und Breite hin sollten sie in keinem Fall überschreiten dürfen. Für einen rechten Meister ist bekanntlich eine solche Beschränkung im Raum noch niemals ein Hinderniß gewesen, die größte Kraft der Gestaltung zu entfalten und den Eindruck des Großen hervorzubringen. Ein Beispiel für tausend: Holbeins Todtentänze. Menzel hat sich, nach seinen Vignetten zu urtheilen, keinen Augenblick durch diese Schranken genirt und gehemmt gefühlt. Alle jene Eigenschaften, welche er in den Illustrationen zum Friedrichsbuch offenbart hatte, bewährte er in diesen 200 auf den Holzstock ausgeführten Zeichnungen in einem wenn möglich noch gesteigerten Maß. „Wir haben nichts, womit wir das vergleichen," ob wir auf die Erfindung oder auf die Art der Darstellung und der zeichnerischen Durchführung sehen. Und wie er, so haben auch seine Holzschneider, die Gebrüder Vogel, Unzelmann und H. Müller sich selbst und fast all ihr bisheriges Können und Gelingen im Schnitt dieser Stöcke noch überboten.

Die Art, in welcher Menzel den ihm von den Werken des großen Königs gebotenen Stoff künstlerisch gestaltet hat, ist höchst mannichfaltig und eigenartig. Nur in den seltensten Fällen vergegenwärtigen seine Darstellungen im genauen Anschluß an den Text Vorgänge, welche in demselben von dem königlichen Autor geschildert werden. In der großen Mehrzahl sind Menzels Compositionen völlig freie Nachdichtungen, die durchaus selbstständig erfundenen, bildlichen Verkörperungen gewisser frappanter Gedanken, welche vielleicht nur in wenigen Prosa- oder Verszeilen ausgedrückt sind oder des Grundgedankens einer ganzen Abhandlung resp. Dichtung. Unerschöpflich ist des Zeichners Kunst der Symbolisirung ebenso mittelst der Zusammenstellung bedeutungsvoller lebloser Objecte, wie mittelst lebendiger Genreseenen, ja gewisser Vorgänge aus dem Leben der Natur, in welchen der zu vergleichende Gedanke anschauliche Gestalt annimmt. Kaum minder zahlreich sind die Bildnisse von Persönlichkeiten der Epoche Friedrichs II. oder einer älteren Vergangenheit; theils die von Correspondenten des Königs, resp. Adressaten seiner poetischen Episteln; theils die von historischen Menschen, um deren Charakteristik es sich in der betreffenden philosophischen, historisch-politischen oder poetischen Schrift Friedrichs handelt. Auch an landschaftlichen Darstellungen fehlt es nicht. Diese gerade sind von der allerschönsten Art. Hier sind mit den schlichten Mitteln der Bleistiftzeichnung auf Holz Stimmungen und Bildwirkungen erreicht, wie sie mit allem Aufgebot der Farbe und der Kunst der Malerei nicht schöner und eindringlicher erzeugt zu werden pflegen. Da, wo der Zeichner die Gedanken und Anschauungen des königlichen Autors zu verkörpern strebt, reflectirt er den Geist des letzteren gewiß so treu als möglich. Doch fehlt es auch nicht an Darstellungen, in denen Menzel, dem verständnißvollen Beschauer unschwer erkennbar, auch solche Meinungen in künstlerischer Hieroglyphenschrift ausdrückt, welche nicht durchaus denen des Königs entsprechen und gelegentlich wohl sogar als ein stumm beredter Protest

*) Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. In Holz geschnitten von O. und A. Vogel, F. Unzelmann, H. Müller. 200 Blätter auf chinesischem Papier. Text von L. Pietsch. Vier broschirte Quartbände in eleganten Mappen 300 Mark. Verlag von R. Wagners Kunst- und Verlagshandlung. (Mit einer Titelvignette und einer in Messing gravirten Umschlagzeichnung von A. Menzel.)

gegen die von letzterem im Text ausgesprochenen angesehen werden können. In den allegorischen Darstellungen wie in den historischen und den Genrebildern wechseln solche voll erhabenem und ergreifendem Ernst, voll tragischem Pathos mit solchen voll graziöser Anmuth und Lieblichkeit, voll feinem und mit übermüthig burleskem Humor, und mit schlicht wahrhaftigen, charakteristischen Schilderungen des alltäglichen, höfischen, bürgerlichen und militärischen Lebens jener Epoche. In allen diesen Blättchen zeigt sich die Gabe der Erfindung so eminent, wie die Schärfe der Beobachtung, wie das Wissen von der Natur, wie die Kenntniß des Geistes und der Lebensformen der Vergangenheit, speciell des 18. Jahrhunderts, wie die Charakteristik der Menschen und Dinge, die markige Energie und Delicatesse der Zeichnung, die Kraft, Fülle und Zartheit der erreichten Tonwirkungen.

Solcher Art und Bedeutung, von solchem geistigen, poetischen und künstlerischen Gehalt sind diese Menzel'schen Vignetten, welche von jenen vier Meistern in Holz geschnitten, in die dreißig dickleibigen Foliobände der Prachtausgabe der Werke Friedrichs verstreut wurden. Dort sind dieselben so versteckt zwischen der erdrückenden Masse der gedruckten Texte, daß man einen Band schon recht sorgsam und wiederholt Seite für Seite durchsehen muß, um keine Vignette zu überschlagen. Die Herausgeber scheinen ihren Werth doch nicht im ganzen Umfange gewürdigt zu haben. Hielt man es doch nicht einmal für nöthig, der Ausgabe ein Verzeichniß dieser Illustrationen beizufügen. Sie wurde damals bekanntlich nur in verhältnißmäßig wenigen Exemplaren gedruckt. Diese blieben ausschließlich zu Geschenken an öffentliche Staats- und fürstliche Privatbibliotheken und außerdem zu Ehrengaben an Persönlichkeiten bestimmt, welchen der König von Preußen seine besondere Hochschätzung ihrer wissenschaftlichen oder politischen Verdienste bezeugen wollte. Dem großen kunstfreundlichen Publicum blieb somit dies ganze Illustrationswerk eines der ersten Meister unserer Zeit so gut wie unbekannt. Auch die ernsteren und von der Schönheit und Wichtigkeit dieser Zeichnungen wohlunterrichteten Kenner und Liebhaber konnten sich den Genuß derselben doch immer nur in recht beschwerlicher und mühsamer Weise verschaffen. Und auch dann noch wurde er ihnen nur tropfenweise zugemessen.

Das wird nun glücklich anders werden. Die genannte Kunsthandlung, welcher die ehrenvolle Gunst zu Theil geworden ist, die Menzelschen Vignetten als selbstständige Collection in ihrer Gesammtheit zu publiciren, hat dieselben in vier großen Quartbänden zu 25 Blatt nach der Reihenfolge, welche sie in den Texten der Prachtausgabe haben, geordnet. Jeder einzelne Schnitt ist mit höchster Sorgfalt unter der persönlichen Leitung und Aufsicht des einzigen noch überlebenden von jenen vier Holzschneidern, Prof. Albert Vogel, von dem Originalstock in der Reichsdruckerei auf chinesischem Papier abgezogen, der Abdruck auf festem Velin aufgebogt. Der Sammlung ist ein erläuternder Text beigefügt: eine Einleitung, welche die Entstehungsgeschichte des Werkes erzählt und dasselbe charakterisirt, und eine kurze schlicht und sachgemäß gehaltene Erläuterung jeder einzelnen Vignette. Es war dabei die Schrift (resp. das Kapitel oder der Gesang), die Correspondenz, die Militärinstruction anzuführen, zu welcher die Vignette gehört; den Grundgedanken oder den Hauptinhalt des so illustrirten Textes kurz zu entwickeln, womöglich die bestimmten Sätze oder Verszeilen (die französischen in treuer deutscher Uebersetzung) zu citiren, welche ersichtlich dem Künstler die unmittelbare Anregung zu seiner Conception gegeben hatten; endlich zu zeigen, in wie weit sich des letzteren Auffassung mit der Meinung und den Worten des königlichen Autors deckte und wie Menzel letztere in seiner ganz originellen Weise interpretirt hat. Diese in jeder Hinsicht hochinteressante Arbeit ist von mir selbst im Auftrage der Verlagshandlung ausgeführt worden. Sie kann ihrer Natur nach auf irgend welche schriftstellerische Bedeutung keinen Anspruch erheben: aber wer sich die Mühe gibt, sie zu prüfen, wird ihr die gewissenhafte Durchführung, Liebe zur Sache und wohl auch richtiges Verständniß des großen Künstlers, seiner Intentionen und seiner Gedanken nicht absprechen. Diese Texte sind, getreulich übersetzt, auch der gleichzeitigen französischen Ausgabe beigegeben worden. Beide Ausgaben erscheinen in der vorgeschriebenen Auflage von nur 300 Exemplaren. Nie wieder werden von den Originalholzstöcken neue Abzüge gemacht werden. Um so köstlicher und begehrenswerther dürfte gerade den echten Liebhabern und Sammlern der Besitz dieser Collection erscheinen. Menzel hat auch durch die vollendetsten Werke seines spätern reicherfüllten Künstlerlebens diese Schöpfungen nicht in Schatten gestellt. Aber erst später hat sich die Erkenntniß und das rechte Verständniß dieses großen deutschen Bahnbrechers der modernen Malerei und damit die ihm gezollte Verehrung immer allgemeiner verbreitet, ist, was er schafft und geschaffen hat, der Gegenstand des Studiums, der Bewunderung und des passionirten Besitzverlangens der Künstler und Kenner auch der fremden Culturnationen geworden. Den Meisten in der Heimat wie im Auslande ist dies Jugendwerk so gut wie neu. Den Glanz des Menzel'schen Ruhmes kann es nur noch mehren. Zeigte sich das Genie unsers Meisters doch kaum jemals größer, kühner, reicher und feiner als in diesen auf Holz gezeichneten, räumlich so winzigen Bildern, zu denen ihn des großen Königs Denken und Dichten, wie so oft vor- und nachher dessen Leben und Thaten, inspirirten.

Ludwig Pietsch.

* * *

Garmann und Worse. Roman von Alexander L. Kielland. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. C. Poestion. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Wenn es neben Björnsen und Henrik Ibsen einem Norweger gelingen wird, sich für dauernd in der Gunst des deutschen Lesepublicums festzusetzen, so ist dies unstreitig Alexander Kielland. Nicht, als ob er an Originalität und großartiger Begabung mit jenen beiden phänomenalen Poeten wetteifern könnte, aber Alexander Kielland ist ein interessanter Schriftsteller, den man nicht leicht übersehen kann. Sein größerer Roman „Garmann und Worse" ist ein sehr lesbares Buch voll poetischer Schilderungen und trefflicher Charakteristik, launig, frisch, anschaulich und lebendig erzählt. Er hat eigentlich nur einen einzigen Fehler: er ist kein Roman im strengen Sinne des Wortes, sondern eine große Reihe von zum Theil ziemlich lose aneinandergehefteten, aber im Einzelnen prächtigen Novelletten, ja, noch weniger als das: Stimmungsbildern und Charakterskizzen.

Sieht man von diesem Kardinalfehler aber ab, so kann man an den meisten Partien des Buches seine herzliche Freude haben. Es ist eine Anzahl von prächtigen Figuren, die uns da vorgeführt werden, und an deren wechselnden Schicksalen wir den regsten Antheil nehmen, so vor Allem Jakob Worse und seine vortreffliche Mutter, die beiden Brüder Garmann, Rachel und der Warte-Per. Einzelne Scenen, wie die Feuersbrunst auf dem Schiffe, sind mit geradezu meisterhafter Anschaulichkeit dargestellt. Die Sprache ist überall knapp, präcis und am rechten Orte nicht ohne dichterische Klangfarbe.

Wenn oben gesagt wurde, Kielland sei nicht originell, wie seine großen Landsleute Björnsen und Ibsen, so hat das seinen guten Grund. Es ist gar nichts spezifisch Norwegisches in seinem Roman, vielmehr steht er voll und ganz auf dem Boden der französischen Naturalisten, ja, unter dem merkbaren Einflusse Emile Zolas. Das Kapitel, in dem das Begräbniß des Consuls Garmann und das zur gleichen Zeit stattfindende der armen Marianne geschildert werden, hätte Zola bis auf Einiges vom ersten bis zum letzten Wort schreiben können. Uebrigens soll darin kein Vorwurf liegen. So lange Kielland noch Einzelnes in so zart-poetisches Licht zu rücken weiß, wie er es hier, besonders in den ersten und letzten Kapiteln seines Romans gethan, und wie es Zola niemals thun würde, so lange darf man nicht fürchten, daß sein reiches Talent durch die Auswüchse des modernen Realismus geschädigt wird. Die Schule, die er in Frankreich durchgemacht hat, kann ihm bei richtiger Unterscheidung des Guten und des Schlimmen, das in jener neufranzösischen Richtung liegt, und wenn er sich nur sein Poetenauge für Norwegens landschaftliche Reize daneben bewahrt, noch zum Heile ausschlagen.

T—n.

* * *

Die Plejaden. Ein Gedicht in zehn Gesängen von Adolf Friedrich Grafen v. Schack. Stuttgart, J. G. Cotta.

Man könnte dies Epos das hohe Lied von Vaterlands- und Freiheitsliebe nennen, ein Lied, das alles Hohe und Schöne mit glühender Begeisterung preist und so zum Streben nach den edelsten Gütern des Lebens aufruft. Es spielt in den Tagen, welche der für die Hellenen so glorreichen Schlacht bei Marathon nachfolgten und schließt mit dem noch glorreicheren Siege derselben über die persische Flotte im Meerbusen von Salamis. In diesen Frühling des hellenischen Volkes aber fällt der Liebesfrühling eines jugendlich schönen Paares, des Atheners Kallias und der Arete, der Tochter des von seinen politischen Gegnern

aus Athen verbannten Phanor herein, den der mächtige Perserkönig Xerxes seiner Freundschaft gewürdigt. Kallias weiht sich voll jugendlicher Begeisterung dem Dienste seines Vaterlandes, geht in diesem nach Jonien hinüber, lernt dort Arete kennen, betheiligt sich an dem verfrühten Aufstande gegen die Perser, wird in der Schlacht gefangen genommen, auf Fürbitte der Liebe heischenden Roxane aber von deren Bruder, dem Satrapen Narbazanes freigelassen. In der Heimat angelangt, kommt Kallias gerade recht, um an des Themistokles Seite bei Salamis den Sieg erfechten zu helfen. Dort findet er auch Arete wieder, deren Vater im Kriege gegen wilde Bergvölker den Tod gesucht und gefunden, um nicht nach des Xerxes Willen die persische Armee gegen sein eigenes Vaterland führen zu müssen, und verbindet sich mit ihr.

Neben dem künstlich verschlungenen Gewebe der Erzählung, die uns durch die reizenden Landschaften Joniens, nach dem prächtigen Susa und wieder zurück in den Golf von Salamis und die Stadt der Athene führt, die Schönheiten des Landhauses des Narbazanes und den Prunk des Königspalastes, das blutige Gewühl des Kampfes bei Sardes und die Pracht der Heerschau des Großkönigs zeigt, um uns schließlich in das Toben der Seeschlacht bei Salamis zu versetzen, fesselt uns ganz besonders die Sprache des Dichters, die an mehreren Stellen förmlich zur Musik wird. Nicht weniger aber spricht uns das in lyrischen Momenten durchbrechende tiefe Gefühl an. Aber auch manche Perle aus dem reichen Schatze seines Wissens hat der hochgelehrte Dichter uns gespendet: so in der Beschreibung der persischen Königspaläste und der kolossalen Volksfeste, wie in der glänzenden Darstellung des hellenischen Volkslebens, der Heerschau des Xerxes und der Schlachtscenen.

Carl Albert Regnet.

* * *

Im Verlage von S. Mode in Berlin erschien ein Buch, das man allen Denen empfehlen kann, die sich „in dieser Welt des Jammers" wohl fühlen und sie gerne recht spät verlassen wollen. Es ist der Discorso della vita sobria von Luigi Cornaro, Verwandten der berühmteren Catherina, Königin von Cypern, einem edlen Venezianer, der, circa 1462 geboren, 40 Jahre lang kränkelte, dann allen Arzneien entsagte und sich der größten Mäßigkeit ergab, so daß er bald völlig gesundete und erst 1566, also 104 Jahre alt, wie er voraus gesagt: „völlig schmerzlos" starb. In seinen vier Discursen, die er in Padua herausgab, entwickelte er seine diätetischen Principien, nach denen er sich Geist und Leib so lange frisch erhielt. „Ich esse Brod, Suppe, Eier, Kalbfleisch, Fleisch von jungen Ziegen und Böcken, Schöpsenfleisch, Rebhühner, Trauben, von Seefischen: Goldforellen und von Flußfischen: Hecht." Freilich erscheint dieser Speisezettel weniger opulent, wenn man erfährt, daß er Alles in Allem täglich nur $^3/_4$ Pfund Speise und 28 Loth Getränk zu sich nahm, also wahrhaft mikroskopische Portionen absorbirte. Auch noch andere praktische Vorschläge zu einer maßvollen Lebensweise enthält das Buch, das fast in alle Sprachen übersetzt worden ist. Wir wünschen dieser deutschen Ausgabe, die Paul Sembach unter dem Titel: „Die Kunst, ein hohes Alter zu erreichen" herausgibt, denselben Erfolg wie in England, wo es dreißig Auflagen erlebt hat.

* * *

Geschichte Roms während des Verfalles der Republik. Vom Zeitalter des Scipio Aemilianus bis zu Sullas Tode. Von Dr. Carl Neumann. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von Dr. E. Gothein. Breslau 1881, Verlag von W. Koebner. — Der Herausgeber, Privatdocent in Breslau, hat des durch seine Geschichte der „Hellenen im Skythenlande" wohlbekannten Geh. R. und Prof. C. Neumann sorgfältig ausgearbeitetes Collegienheft durch eine einerseits sehr discrete, andererseits, wo er aus Papieren Neumanns den Text vermehrte, sehr geschickte Redaction zu einem Buche gestaltet, das anziehend wie wenige geschrieben ist, und in selten klarer Weise alle die unzähligen durcheinander gewirrten Fäden widerstreitender Interessen darlegt, welche den Untergang der römischen Republik mit der unabwendbaren Gewalt des Fatums vorbereiteten. In Einzelnheiten abweichend, steht Neumann auf dem Standpunkte Mommsens, behandelt aber den genannten kurzen Zeitraum eingehender und ausführlicher. Vielleicht ließen sich zum Nutzen der schönen und fließenden Darstellung eine Anzahl Stellen, in denen Neumann über die Auslegung der Quellen polemisirt, und in denen man zu sehr den Docenten auf dem Katheder vernimmt, in Anmerkungen unter den Text verweisen. G. v. S.

* * *

Das stille Haus. Roman von Waldemar Herten. Breslau und Leipzig, S. Schottländer. Das Werk eines uns bis dahin unbekannt gebliebenen, wohl pseudonymen Verfassers. Es erscheint durchaus der Beachtung werth, denn es vereinigt mit einem frischen, überaus lebendigen, gebildeten Stil eine feinsinnige Charakteristik und behandelt einen Stoff, dem man vor Allem Originalität nachrühmen muß. Die Geschichte von dem eitlen und launischen jungen Mädchen, das den Werth ihres Verlobten erst voll und ganz erkennt, als dieser ihr im französischen Kriege entrissen wird, und sich nun einer maßlosen Trauer in der Einsamkeit hingibt, bis der Verlorengeglaubte, den eine ganze Reihe von Irrthümern und Mißverständnissen einst von der Braut trennte, der inzwischen in Frankreich seine Lebensretterin geheirathet hatte und nun Wittwer ist, durch eine sonderbare Verkettung der Umstände ihr wieder zugeführt und mit ihr vereinigt wird — ist fesselnd in Form und Inhalt. Die Charakterschilderung der Heldin ist eine treffliche psychologische Studie. Manches ist freilich noch nicht so ganz gelungen. Besonders die Erklärung, wie der verhängnißvolle Ring an den Verlobten zurückkam, genügt in keiner Weise; auch wirken die allzu stark gehäuften Mißverständnisse zuletzt schon etwas komisch. Der Verfasser wird noch lernen müssen, daß zuviel in dieser Hinsicht oft zuwenig ist.

T—n.

* * *

Jehovah von Carmen Sylva. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Die Dichterin, welche sich hinter dem nun schon durchsichtig gewordenen Pseudonym birgt, überrascht uns in ihrer neuesten Veröffentlichung mit einem Gedicht voll hohen, dichterischen Schwunges, in der Form meisterhaft, in der Sprache von oft hinreißendem Feuer, überzeugungsvoll und packend. Der häufig dichterisch behandelten Ahasverus-Mythe ist hier eine neue Seite abgewonnen worden, deren Behandlung uns in Carmen Sylva eine wirkliche Dichterin erblicken läßt. In diesem Sang des ewigen Zweifels, der nicht sterben kann, sondern immer neue Nahrung findet, bis er in der Ueberzeugung endet, daß Gott nirgend anders zu suchen sei, als im ewigen Werden des Daseins, zeigt sich ein reiches Gemüth und ein denkender Kopf. So vielfach wir bei den früheren Publicationen dieser Dichterin auf dem Throne kritische Bedenken auftauchen fühlten, um so mehr freut es uns, ihrer neuesten und vollendetsten Schöpfung gegenüber mit unserem Lobe nicht mehr geizen zu müssen. T—n.

* * *

Geschichte des Theaters und der Musik zu Mainz. Von Jakob Peth. Mainz, Prickarts. Eine überaus fleißige Arbeit, welche uns mit Joseph Kürschners Publicationen, Prölß' Geschichte des Hoftheaters zu Dresden und Brachvogels Geschichte des Berliner Hoftheaters gemeinsam um ein gutes Stück dem Endziel einer ausführlichen deutschen Theatergeschichte näher bringt. Die Bühnenhistorie von Mainz ist besonders interessant. In der Stadt Frauenlobs verkündeten die besten deutschen Schauspielertruppen des 18. Jahrhunderts Lessings Kunstevangelium, pflegte der Hof des Mainzer Kurfürsten und Erzkanzlers des römischen Reiches deutscher Nation mit großem Eifer das Theater und die Musik, trat unter Napoleons besonderem Schutz ein französisches Theater ins Leben und entstand bald darauf ein Provinzialtheater, welches glänzende Epochen zu verzeichnen hat. Genauere Daten fehlen leider gerade über die historisch interessanteste Zeit, als Napoleon, Josephine, Talleyrand im Mainzer Théâtre français sich von Talma und der Duchenois Corneilles Cinna und die Horaces aufspielen ließen. Das gut geschriebene Buch sei allen Freunden der deutschen Bühne bestens empfohlen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Im Verlage von **Alfred Krüger** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Catilina's Söhne.

Roman von **Karl Wartenburg.**

(Verfasser von „Die Schauspieler des Kaisers" ꝛc. ꝛc.)

12½ Bogen gr. 8.

Elegant broschirt Preis nur 2 *M.*

Soeben erschien bei **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig:**

Jehova

von

Carmen Sylva

(Königin Elisabeth von Rumänien).

In 8. auf holl. Büttenpapier mit Kopfleisten und Pergamentumschlag.

Eleg. br. 2 *M.* 50 ₰,

elegant in Halbleder gebunden 5 *M.*

Dieses neueste Werk der Königlichen Dichterin behandelt die Sage von Ahasver und schildert die endliche Versöhnung mit Gott und den Tod des „Ewigen Juden" in ergreifender, höchst poetischer Darstellung.

Früher erschien von derselben hohen Dichterin im gleichen Verlage aus dem Rumänischen übersetzt:

Dichtungen.

In 12. Eleg. brosch. 4 *M.*, eleg. geb. 5 *M.*

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Ueber die

Dauer des Lebens.

Ein Vortrag von

Dr. August Weismann,

Professor an der Universität in Freiburg i. Br.

Preis 1 *M.* 50 ₰.

Alle Postanstalten und **Buchhandlungen** nehmen vierteljährliche Abonnements à 1 Mark auf die **illustrirte Monatsschrift**

Blätter für deutsche Auswanderung, Kolonisation und Weltverkehr.

an, welche **Originalberichte** von **deutschen Ansiedlern in allen Welttheilen bringt.**

Die Abonnenten erhalten gratis allmonatlich den

„Weltmarkt"

Korrespondenzblatt für die Interessen d. deutschen Handels und Maschinenwesens.

Probeheft versendet franco gegen Einsend. v. 35 ₰ in Briefmarken die Verlags-Expedition der **„Weltpost"** in **Leipzig.**

Deutsche Univers. Bibliothek für Gebildete.

Das Wissen der Gegenwart.

Jeder Band 1 Mark

Einzeldarstellungen von hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft.

I. **Prof. Gindely:** Geschichte des 30jährigen Krieges.
II. **Dr. Herm. J. Klein:** Allg. Witterungskunde.
III. **Prof. Taschenberg:** Die Insecten nach ihrem Nutzen und Schaden.
IV. **Dr. K. E. Jung:** Australien.

Reich illustrirt, solid gebunden.

= Erscheint in rascher Reihenfolge. =

Jeder Band einzeln käuflich.

G. Freytag in Leipzig. Prospecte in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Harold. Trauerspiel in 5 Akten.
Die Karolinger. Trauerspiel in 4 Akten.
Der Menonit. Trauerspiel in 4 Akten.

Von **Ernst von Wildenbruch.**

Preis pro Band 2 Mark.

Zu beziehen durch **Behr's** Buchhandlung in **Berlin,** Unter den Linden 21.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Der ***1. Band*** *der neuen (13.) illustrirten Auflage, 60 Bogen Text mit 42 eingedruckten Abbildungen und 35 separaten Tafeln oder Karten enthaltend,*

ist soeben erschienen und geheftet (7 M. 50 Pf.) oder gebunden (in Leinwand 9 M., in Halbfranz 9 M. 50 Pf.) in allen Buchhandlungen zu haben.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Badeanstalt *in der Grafschaft Glatz, Preuss.-Schlesien.* ***Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.***

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berg-Landschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Redacteur-Gesuch.

Die Redaction eines großen belletristischen Blattes sucht eine jüngere, literarisch und journalistisch gebildete Kraft, welche namentlich in Sprachen versirt sein und dem Chefredacteur in allen redactionellen Arbeiten zur Hand gehen sollte. Dem Betreffenden böte sich dadurch Gelegenheit, sich eine angenehme dauernde Stellung zu gründen. Lebensskizze und Photographie erbeten. Briefe sind unter der Chiffre Z. 8673. an Rudolf Mosse in Stuttgart zu senden.

Soeben erschien:

Graf Reckenhorst.

Schauspiel in fünf Acten

von

Wilhelm Löwenthal.

7 Bogen in 8. Eleg. brosch. 1 *M.*

Max Nordau sagt in der „Frkf. Zeitg." über dieses interessanteste Stück der Neuzeit, welches bekanntlich kurz vor der Aufführung am Chemnitzer Stadttheater verboten wurde: „Alles an diesem Stück ist ungewöhnlich: sein innerer Gehält, seine äußeren Schicksale ꝛc. — kurz ein Stück, welches selbst in der Lectüre mächtig wirkt."

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig.**

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis u. franco.

Wilh. Schiller & Co., Berlin O.
Populäres Polytechnicum.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Julius Springer in Berlin.

Redaction und **Expedition, Berlin** W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 16. Berlin, den 22. April 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die östreichischen Couponprocesse. Von Max Schippel — Die catalanische Renaissancebewegung. Von Wilhelm Lauser. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Oestreichische Literatur-Zustände. Von Hieronymus Lorm. — Ein mythologischer Roman. Von Joseph Victor Widmann. — Die Tapezier-Literatur. Von Al Hafi. — **Aus der Hauptstadt:** Ein verbotenes Stück. Sergius Panin. Schauspiel in fünf Acten von Georges Ohnet. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die östreichischen Couponprocesse.

Die östreichischen Couponprocesse, eine leidige Folge der in den letzten zehn Jahren eingetretenen Silberentwerthung, haben neuerdings wieder die Aufmerksamkeit in geschäftlichen und wissenschaftlichen Kreisen auf sich gelenkt. Einmal, weil ein ganz vorzügliches Werk des Heidelberger Pandektisten Bekker in lebhaftester und schneidigster Weise die gefällten Erkenntnisse östreichischer und deutscher Gerichte in Bezug auf ihre juristische Haltbarkeit angefochten hat; und dann, weil durch die fortschreitende Verstaatlichung der Eisenbahnen unseres Nachbarlandes die ganze Frage in ein neues Stadium treten dürfte. Unser kapitalbesitzendes Publicum ist so reichlich mit östreichischen Eisenbahnobligationen gesegnet, daß eine Erörterung der Frage in der Presse geboten erscheint, um so mehr, als die Presse früher in der gegenseitigen Verhetzung von Schuldnern und Gläubigern Unglaubliches geleistet hat und durch eine leidenschaftslose Darstellung des ganzen Sachverhaltes lediglich ein altes Unrecht wieder gut macht.

Bei den Ursachen der Couponprocesse brauchen wir nicht lange zu verweilen. Bekanntlich konnten unsere Nachbarn den Bau ihrer Eisenbahnen nicht mit inländischen Mitteln allein vollbringen, sie wandten sich an das ausländische Kapital, das sich ihnen auch zur Verfügung stellte, aber unter der Bedingung, daß die fälligen Coupons wie die ausgelosten Obligationen nicht nur mit einer festen Summe von Gulden, sondern auch von Franken und Thalern eingelöst würden, je nach dem Wohnort des Darleihers. Diese Bedingung hatte nichts Drückendes für den Schuldner, er war gern bereit, sie zuzugestehen, wenn er dadurch leichter das fremde Geld heranziehen konnte.

Bis zum Beginn der deutschen Silberverkäufe war das Verhältniß zwischen Schuldner und Gläubiger ein völlig ungetrübtes. Die östreichischen Eisenbahngesellschaften zahlten immer 200 Gulden oder 133⅓ Thaler, je nach dem Wohnort des Gläubigers. Die Silberentwerthung riß aber plötzlich eine breite Kluft zwischen deutscher und östreichischer Währung auf. Es ist bekannt, wie 1876 der Silberpreis zeitweise um 25 Procent sank, wie er seitdem andauernd 15 Procent tiefer steht als während zweier vorhergehender Menschenalter. Der Silbergulden ist also bei weitem nicht mehr zwei Mark Reichswährung werth. Was sollte nun der östreichische Schuldner thun, wenn der Gulden z. B. 1,70 Mark galt? Sollte er weiter 133⅓ Thaler oder 400 Mark zahlen, d. h. aber 235,3 und nicht mehr 200 Gulden, — oder war er nur verpflichtet, 200 Gulden und das Aequivalent derselben in deutscher Währung, also 340 Mark, zu entrichten? Die Schuldner lasen das letztere aus dem Wortlaut der Obligationen heraus, die Gläubiger das erstere, und weil bei den östreichischen Gerichten die Gläubiger umsonst anklopften, um zu ihrem vermeintlichen Recht zu gelangen, so belegten sie auf deutschen Bahnen laufende Waggons der Gesellschaften mit Beschlag und riefen die deutschen Gerichte an, welche auch die Berechtigung ihres Standpunktes anerkannten. Auf diese den Verkehr höchlichst belästigende Weise hat man die Schuldner gelegentlich gezwungen, zu zahlen. Aber doch nur gelegentlich, da die Wagen bald nicht mehr über die deutschen Grenzen gingen, auch durch Artikel 17 des deutsch-östreichischen Handelsvertrages von 1878 die Beschlagnahme des Betriebsmaterials eine Zeit lang verboten war. Diese beiderseitige Ohnmacht, einmal, ungehindert den Fahrpark auf beliebige Entfernungen hin zu verwenden, und dann, seine Forderungen durchzusetzen, hat natürlich die Gemüther hüben und drüben besonders verbittert. In Oestreich schilt man über böswillige Chicane, in Deutschland über Schwindel und Betrug — und was das Schlimmste ist: auf beiden Seiten hat das Ansehen der Gerichte gelitten, weil ihre Urtheile sich immer auf den Standpunkt ihrer Landsleute stellten und daher einander auf das Schroffste widersprachen.

Die deutschen Gerichte meinen, es sei unbestreitbar, daß die östreichischen Gesellschaften versprochen hätten, in Deutschland eine feste Summe von Thalern und süddeutschen Gulden zu zahlen; die Obligationen hätten einen Erfüllungsort in Deutschland und unterständen mithin dem deutschen Recht, da Obligationen allgemein unter dem Recht des Erfüllungsortes ständen. Das deutsche Recht aber gebiete in Artikel 14, § 1 des Münzgesetzes ausnahmslos, also auch für den vorliegenden Fall, für jeden geschuldeten Thaler drei Mark, für jeden süddeutschen Gulden ein und fünfsiebentel Mark zu entrichten.

Die östreichischen Gerichte bauen ihre Schlußfolgerungen im Wesentlichen auf einer kühnen Interpretation auf. Wenn — sagen sie — im Titel und Text der Schuldverschreibungen der Nennwerth von 200 Gulden den Beträgen von 133⅓ Thalern oder 500 Francs gleichgestellt werde, so sei das nicht als ein selbstständiges Versprechen aufzufassen, dem Gläubiger in Deutschland 133⅓ Thaler auszuzahlen, sondern nur als Belehrung, um dem Ausländer den damaligen Werth der Obligationen auf den ersten Blick klar zu machen. Wäre die Absicht der Gesellschaften weiter gegangen, so hätten sie auf ihren Obligationen nicht schreiben dürfen „200 Gulden gleich 133⅓ Thaler oder 500 Francs", sondern „200 Gulden oder 133⅓ Thaler oder 500 Francs".

Diese Unterscheidung ist aber, wie Bekker ausführt, ganz unhaltbar. Einmal widerspricht ihr die Fassung der Obligationen

und Coupons selbst. Wenn die Emittenten mit den Wörtern „oder" und „gleich" so wesentlich Verschiedenes bezeichnen wollten, so hätten sie doch gewiß beide in ihrer Anwendung scharf auseinander gehalten. Das ist aber keineswegs der Fall. Auf den Obligationen der Elisabethbahn vom Jahre 1873 steht gedruckt zu lesen: 200 Gulden in Silber gleich 133⅓ Thaler; auf den dazu gehörigen Coupons aber: 5 Gulden oder 3 Thaler 10 Groschen. Sonach wäre den deutschen Gläubigern wenigstens betreffs der Zinszahlungen hier Recht zu geben, bei der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahngesellschaft aber betreffs der Kapital- wie der Zinszahlungen, da auf Obligationen und Coupons vom Jahre 1872 nur das Wort „oder" sich findet. Ferner aber: wenn die Eisenbahngesellschaften nur 200 Gulden schuldeten, oder in ausländischer Währung das Aequivalent derselben, welches nach dem wechselnden Tagescours doch beständig auf- und abschwankte, gewöhnlich etwas weniger als 133⅓ Thaler betrug — weshalb zahlten sie in Berlin fest 133⅓ Thaler, ohne jeglichen Abzug? Doch wohl kaum aus übertriebener Großmuth — zum Verschenken waren die Verwaltungen überhaupt nicht befugt — sondern weil sie sich zu dieser Zahlung einer festen Thalersumme verpflichtet hielten, verpflichtet auf Grund der bei Emission der Papiere abgegebenen Erklärungen. Und endlich würde, wenn die Eisenbahngesellschaften wirklich jene Unterscheidung von „oder" und „gleich" von allem Anfang an bewußt gemacht hätten, sie ein schwerer Vorwurf treffen, der Vorwurf der Unehrlichkeit. Was sollten die „Belehrungen" auf Schuldscheinen, deren Abnehmer sicherlich über das Verhältniß des Gulden zum Thaler unterrichtet waren, wenn nicht das Publicum irreführen, das solche Bestimmungen als Zusagen und Versprechungen auffassen mußte? „Der bona fides, dem Hauptprincip des modernen Handels widerspricht nichts mehr als eine derartig spitzfindig willkürliche Wortklauberei, die Unterscheidungen einführt, an die bei Abschluß des Vertrags Niemand gedacht hat, und Auslegungen vertheidigt, die allen berechtigten Erwartungen zuwiderlaufen."

Die Oestreicher haben also nicht nur eine bestimmte Summe von Gulden, sondern auch von Thalern zugesichert. Fraglich kann nur das Eine sein, ob sie nach Aenderung der deutschen Münzgesetzgebung für jeden Thaler drei Mark in Gold zu entrichten haben, wie alle inländischen Schuldner — mit anderen Worten, ob sie dem deutschen Münzgesetz unterworfen seien. Das Reichsgericht bejaht diese Frage, weil der Schuldner immer dem Recht des Erfüllungsortes sich zu fügen habe. Bekker bestreitet das. Das Recht des Erfüllungsortes ist nach ihm nicht allemal dasjenige, nach welchem die einzelnen in Beziehung auf eine Schuldverbindlichkeit auftauchenden Rechtsfragen zu entscheiden sind. Nur dann sei das Recht des Erfüllungsortes maßgebend, wenn die Parteien factisch der Gewalt des Gesetzgebers unterworfen sind oder demselben sich freiwillig unterworfen haben. Die östreichischen Gesellschaften aber unterstehen im Allgemeinen nicht der legislativen Competenz des deutschen Reichs, und daß sie ihre Schuldverhältnisse gerade dem Reichsmünzgesetz, Artikel 14, § 1, hätten unterwerfen wollen, ist wenigstens bei den meisten nicht anzunehmen.

Die Oestreicher haben daher nach Bekker nur eine bestimmte Quantität Silber versprochen, zahlbar in der Währung des Platzes, wo die Zahlung zu fordern ist; sie haben aber nicht zugesagt, bestimmte Quantitäten Goldes zu zahlen, auch nicht, ihren Gläubigern oder dem Gesetzgeber, unter welchem ihre Gläubiger stehen, zu gestatten, das Object der zugesagten Leistung einseitig zu ändern. Sie schulden also auch jetzt noch die ursprünglich zugesagten Quantitäten Silbers, ohne Abzug zahlbar in der Währung des Landes, wo die Zahlung zugesagt ist. Diese Verpflichtung erfüllen die Gesellschaften im Wesentlichen, nur insofern nicht vollständig, als sie wegen des Versprechens der Einlösung zu festem Cours die Umrechnung immer etwas über dem Tagescours vorzunehmen hätten, was sie jetzt bekanntlich nicht thun.

Werden sich Mittel finden lassen, um in Zukunft ähnlichen Conflicten vorzubeugen? Das radicalste wäre offenbar, die alte Werthrelation zwischen Gold und Silber und damit zwischen den Währungen der einzelnen Länder wieder herzustellen und festzuhalten. Die Regierungen der Vereinigten Staaten und Frankreichs befolgen sehr energisch diese Münzpolitik, von verschiedenen kleineren Mächten unterstützt. Wenn sie ihr Ziel erreichen, so wäre das Verhältniß zwischen östreichischen Schuldnern und deutschen Gläubigern plötzlich wieder auf die alte solide Basis gestellt und allem Streit die Quelle verstopft.

In Deutschland gibt man sich vielfach dem Glauben hin, die jetzt beliebten Goldprioritäten stellten den Gläubiger in einem Goldwährungslande genügend sicher. Dieser Glaube ist aber grundfalsch. Die Rechte der Inhaber der Forderungen sind auf diesen Schuldverschreibungen ganz unbestimmt gelassen.

Der Schuldner zahlt z. B. nach dem Wortlaut der Kaschau-Oderberger Goldprioritäten im Ausland — wenn er will; in ausländischer Währung — wenn es ihm beliebt; zu festen Coursen — eventuell. Gezwungen ist er nur betreffs der Zahlstelle in Budapest und der Zahlung in östreichischer Goldwährung. Wie aber, wenn Oestreich zum Bimetallismus übergeht? Dann muß der Gläubiger mit der betreffenden Summe von Silbergulden oder ihrem Aequivalent zufrieden sein, erst recht natürlich bei Silberwährung, und auch die Annahme von Papiergeld mit Zwangscours darf er nicht verweigern. Wo ist dann die vielgerühmte Sicherheit der Goldprioritäten? Der Gläubiger vermeint hier etwas rechtlich Bindendes in der Hand zu haben, aus dem doch später kein Richter eine verbindliche Zusage herauszulesen vermöchte.

Um die internationalen Schuldverbindlichkeiten von allen nationalen Besonderheiten und von den Einflüssen aller nationalen Gesetzgebungen und Währungsreformen abzulösen, lag es nahe, sie nicht auf bestimmte Summen geprägten Geldes, sondern auf Gewichtseinheiten Goldes oder Silbers auszustellen. Ein Thaler kann durch eine Münzreform zu etwas ganz Anderem werden, nämlich zu drei Mark in Gold, für einen Silbergulden muß ich vielleicht später einen Papiergulden auf Grund des Gesetzes annehmen. Hat mir aber der Schuldner ein Kilo Gold, das Gold gleichsam als Waare, versprochen, so ist der Inhalt der Schuld dem Einfluß der Gesetzgebung entzogen. Das scheint wohl Bekkers Gedankengang gewesen zu sein, und er kommt folgerichtig dazu, Obligationen, ausgestellt auf so und so viel Gramm Feingold, als die beste Verwirklichung des Gedankens der internationalen Schuldverschreibungen zu empfehlen. Größere Stücke müßten auf ein Kilogramm oder Mehrheiten desselben lauten; kleinere auf 500 oder 200 oder 100 Gramm Feingold. Entsprechend würden die Jahrescoupons auf 50, 25, 10 oder 5 Gramm Gold, bei niederen Procenten auf 40, 20, 8 oder 4 Gramm gehen. Die Emittenten hätten sich außerdem zu verpflichten, an den von ihnen bestimmten Zahlstellen die Einlösung, wie der Coupons, so dereinst der Obligationen, in der Währung des Platzes auszuführen. Ohne Zweifel hätten diese Schuldverschreibungen manche der Vorzüge, welche ihnen Bekker nachrühmt, jedenfalls wären die Rechte des Gläubigers und die Pflichten des Schuldners unzweideutig bestimmt.

Wir wiesen schon oben darauf hin, daß außer dem Bekker'schen Buch eine in Deutschland in ihrer Tragweite noch nicht genügend gewürdigte Thatsache die Couponstreitigkeiten wieder mehr in den Bereich der öffentlichen Discussion rücken würde: nämlich die Verstaatlichung der östreichischen Eisenbahnen.

Das Eigenthum fremder Staaten darf nicht, wie das ausländischer Privaten, ohne weiteres durch die Gerichte mit Beschlag belegt werden. Bekanntlich ist dies erst neuerdings in einer Note des Fürsten Bismarck an ein deutsches Obergericht ausdrücklich betont worden, als es sich um Confiscation rumänischen Staatseigenthums handelte. Der Protest des Fürsten Reichskanzlers findet seine unzweifelhafte Berechtigung darin, daß durch solche gerichtliche Maßregeln die guten Beziehungen zwischen zwei Nachbarstaaten aufs Ernstlichste gefährdet werden könnten. Das östreichische Ministerium hat nun in einer Note an die deutsche Reichsregierung auf die nämliche Behandlung Anspruch erhoben, nachdem in Passau eine Stationskasse der

Elisabethbahn confiscirt worden war. In dieser Note wird darauf hingewiesen und Nachdruck darauf gelegt, daß mit der Uebernahme der Elisabethbahn in den Staatsbetrieb die Fahrbetriebsmittel, insbesondere aber die Betriebseinnahmen Staatsbesitz sind, dessen Confiscation durch die Gerichte nicht zulässig sei.

Wie sich die deutsche Regierung hier zu verhalten gedenkt, muß die nächste Zukunft bereits lehren. Die Kritik, welche Bekker an den Entscheidungen des Reichsgerichtes geübt hat, wird vielleicht nicht ohne Einfluß auf ihre Entschlüsse bleiben. Wenn das Resultat Bekkers unwiderleglich sein sollte, daß die Oestreicher im wesentlichen Recht hätten bezüglich der Kapital- und Zinszahlungen, wenn die Ansprüche der deutschen Gläubiger demnach übertrieben wären, so muß offenbar eine Behinderung und Belästigung des Verkehrs, wie es die Waggonarrestirungen sind, viel bedenklicher erscheinen als früher, selbst wenn das Reichsgericht vielleicht noch nicht so bald seinen alten Standpunkt verlassen und eine nochmalige Prüfung der Rechtsfrage vornehmen sollte. Daß Gründe der Politik dafür sprechen, alle unnützen Chicanen beiseite zu lassen, bedarf keiner weiteren Ausführung. Es dürfte sich sogar empfehlen, die Bestimmung des Handelsvertrags von 1878 zu erneuern, daß das bewegliche Vermögen der Eisenbahnen, auch der in Privatbetrieb befindlichen, nicht mit Beschlag belegt werden dürfe.

Max Schippel.

Die catalanische Renaissancebewegung.

Von Wilhelm Lauser.

(Schluß.)

Alle die verschiedenen Bestrebungen des „Catalanismo" auf dem Gebiete der Politik, der politischen und literarischen Geschichte, der Tagesschriftstellerei, der Dichtkunst vereinigt nunmehr in sich der Barcelonese Victor Balaguer, geboren im Jahre 1824. Balaguer fühlt und denkt ganz als der Mann der Neuzeit, im Unterschiede von jenen seiner Landsleute, welche ein halbes Jahrtausend aus der Geschichte Cataloniens streichen möchten. Sein politisches Ideal war von Jugend auf ein freies und glückliches Catalonien inmitten eines freien und glücklichen Spaniens. Er bekämpfte in der Tagespresse ebenso die Gegner der neuen verfassungsmäßigen Freiheit und die Anhänger der rücksichtslosen Centralisation, wie er, obgleich Anhänger einer Art geheimen Bundes von Catalonien, Aragonien, Valencia und Mallorca, den Gelüsten nach völliger Lostrennung von Castilien entgegentrat. Bei dem Feste der Provenzalen in St. Rémy rief er aus: „Gott hat mir die catalanische Sprache gegeben, um mit desto größerer Begeisterung den Ruf erschallen zu lassen: „Viva España!"" Während aber die meisten seiner Landsleute, an ihrer Spitze Antonio Bofarrul, den rein literarischen und künstlerischen Charakter der Renaissance-Bewegung in Catalonien festzuhalten suchten, wollte er mehr und mehr in der neueren catalonischen Literatur den Ausdruck des lebhaft erwachten Gefühls einer verlorenen Nationalität und Freiheit und sogar in den wiederhergestellten Blumenspielen, „Juegos florales", das Schlachtfeld erkennen, auf welchem für nichts Geringeres als für die Wiederherstellung der iberischen Nationalität gekämpft werden sollte. Er schrieb in den „Esperansas y Recorts": „Um die nöthige Decentralisation zu erreichen, die wir wünschen, so weit sie mit der politischen Einheit verträglich ist, und, um mit der Zeit auf dem Wege der Föderation eine iberische Nationalität zu bilden, ist es unerläßlich, alte Beispiele fruchtbarer Lehre heraufzurufen, Gedanken einer gesunden Decentralisation zu verbreiten, durch ausdauernde Propaganda dazu beizutragen, daß jede Provinz in der Erinnerung dessen, was sie war, darnach strebe, das zu sein, was sie verdient, und eine jede zum Wahlspruch nehme: „Jede für sich, und alle für alle.""

Balaguer hatte eine Reihe von Dramen — sein erstes war von ihm im 14. Lebensjahre anonym herausgegeben worden — drucken und aufführen lassen, an mehreren literarischen Blättern von Madrid mitgearbeitet und ebenso romantische Novellen verfaßt und übersetzt, als er 1847 aus der Hauptstadt nach Barcelona zurückkehrte, entschlossen, gegenüber dem Centralisationssystem der Moderados das Banner des Provinzialismus zu entfalten. Seine politische Propaganda betrieb er in einer Anzahl von Barceloneser Tagesblättern, die literarische besonders in der von ihm 1849 gegründeten Zeitschrift „La Violeta de Oro", in welcher er die Wiederherstellung der Juegos florales von Barcelona verlangte, in zahlreichen Novellen mit catalanistischer Tendenz, in Vorträgen über vaterländische Geschichte, die er in der philharmonisch-literarischen Gesellschaft und in den Gewerkschulen als amtlicher Chronist der Stadt hielt. In derselben Weise wie Bofarull bei der Begründung des Verlangens nach Wiederherstellung der Juegos florales auf das Vorbild der Provence sich berief, auf die Wiederherstellung des Consistoriums des „Gay saber" in Toulouse, auf die Auszeichnungen, durch welche der französische Volksdichter Jasmin seitens der französischen Regierung geehrt wurde, ließ sich Balaguer als Propagandist und Dichter sichtlich von dem größten Provenzalen der Neuzeit, Mistral, begeistern. Gleich Mistral ein Gegner der politischen und geistigen Centralisation und ein glühender Verehrer der Vergangenheit seiner Heimat, vergißt Balaguer Aufklärung und Freidenkerei, um die Muttergottes von Montserrat als Patronin Cataloniens zu besingen, wie Mistral den Heiligen- und Wunderglauben der heutigen Provence pflegt, welchen der verhaßte „Franchiman" durch Blut und Eisen seiner Heimat einst wieder aufgezwungen. In seiner ersten catalanischen Dichtung „Conceller" vom 21. Mai 1857, einem Lobgesange auf die heilige Jungfrau von Montserrat, verschmilzt er religiöses und patriotisches Gefühl, Mysticismus und geschichtliche Erinnerungen. Denn Montserrat ist das Palladium Cataloniens; Tubino sagt in seinem Werk über die Wiedergeburt Cataloniens: „Das liebende Mädchen in seinen Gebeten und Glückesträumen, die keusche Mutter in ihren liebevollen Sorgen, der Schiffer, der unter den Uebeln des Meeres um sein Leben kämpft, der Soldat, der sich zum Kampfe rüstet, der Künstler bei seinem Schaffen, der Troubadour, der von erhabenen Dingen singt, wendet sich mit seiner Seele Montserrat zu, und findet in der Schutzheiligen desselben Ruhe und Kraft in der Bedrängniß." Von dem Augenblick an, da Balaguer sich als Troubadour von Montserrat ankündigte, schmolzen seine Seele und diejenige Cataloniens, sein Ruhm und derjenige der Heimat in Eins. Seit 1855 hatte Balaguer in dem Valencianer Vicente Boix einen Bundesgenossen für seine Propaganda gewonnen. Er schreibt in seiner Vorrede zu „Amor de la patria": „Du hast die „Historia de Valencia" verfaßt, ich die „Bellezas de la historia de Cataluña", Du die Annalen Deines Landes, ich die Chroniken und Legenden des meinigen, und Beide haben wir in der Geschichte, in der Novelle, im Drama unser Land verherrlicht; wir Beide sind Nachkommen derjenigen, die in jenem bewundernswerthen Bunde von Aragon, Catalonien, Valencia und Mallorqua unter dem nämlichen Banner kämpften." Zu Vicente Boix gesellte sich in Valencia Aguilo, um auch in dieser Stadt nach dem Vorbilde der alten Juegos florales poetische Feste zu veranstalten, bei deren erstem Balaguer in einem Gedichte alle die Länder, die einst im Bruderbunde catalanisch sprachen, aufzählte, Catalonien, Valencia, Mallorca, Roussillon, Provence.

Balaguer war auch, wenn nicht der Erste, der die alten Beziehungen zwischen der Provence und Catalonien wieder herstellte, so doch der Eifrigste und Glücklichste in diesen Bestrebungen. Bereits seit 1861 waren poetische Grüße und Ehrenbezeugungen zwischen den Provenzalen Roumanille und Mistral und den Catalanen ausgetauscht worden. Der „Felibre" Bonaparte Wyse wurde 1865 von Balaguer in Barcelona mit einem Gedichte begrüßt und zum Mitglied der Akademie der schönen Literatur ernannt. Und ein Jahr darauf war Balaguer zu Gaste bei den Felibres in der Provence, zu deren Ehren er sogar ein Bändchen Gedichte in provenzalischer Mundart herausgab. Hervorragende Schriftsteller und Politiker von

*

Barcelona begrüßten 1868 in einer Adresse die provenzalischen Dichter als stammverwandte Freunde und übersandten denselben eine Ehrengabe als Dank für die Balaguer gewährte Gastfreundschaft. Wie Balaguer mit den Felibres den Bruderbund bei der Petrarca-Quelle in Vaucluse besiegelt hatte, so wallfahrteten die Felibres später mit ihm, Quintana und Anderen nach dem Montserrat. Die vielen Verbrüderungsfeste, die einander nun diesseits und jenseits der Pyrenäen folgten, sollte 1874 das Petrarca-Fest in Avignon krönen, bei welchem Preise auf Gedichte in französischer, italienischer und romanischer Sprache ausgesetzt waren, unter welcher letzteren man das Südfranzösische, Catalanische und Valencianische verstand. Quintana kam dem Wunsche der Franzosen, dieses Fest zu einer Kundgebung der Romanen gegen die Germanen zu gestalten, entgegen, indem er in seiner Festrede ausrief, „die kalten Stürme des Nordens werden entsetzt zurückweichen vor der Wärme der Herzen und dem reinen Licht der glühenden Sonne der verbrüderten lateinischen Race." Die Ueberlegenheit der Lateiner über die Germanen galt natürlich in dem Kreise dieser heißblütigen Dichter als eine ausgemachte Sache. Der Rumäne Alecsandri erklärte die lateinische Race für die Königin unter den großen Racen der Welt; ihr Zorn sei furchtbar, wenn ihr befreiender Arm die grausame Tyrannei verwunde und für die Ehre kämpfe; werde sie am jüngsten Tage nach ihren Thaten gefragt, so könne sie antworten: „So lange ich auf Erden war, habe ich dich, o Herr, vertreten." Während man jedoch über den Primat der ganzen lateinischen Race einig war, kam es leider zu schlimmen Meinungsverschiedenheiten und Eifersüchteleien, als die „Academia felibrenca" gebildet wurde. Viele Catalanen traten zurück, weil sie bei derselben nicht die erwarteten Ehrenstellen erhielten, und weil die Provenzalen das Catalanische nur als einen Zweig der Oc-Sprache anerkennen wollten. Sie gaben zwar zu, daß ihre Literatur kein Werk von der Bedeutung der Mireyo und des Calendau Mistrals aufzuweisen habe, aber sie meinten, dieser Mangel sei völlig durch den außerordentlichen Aufschwung des catalanischen Theaters ausgeglichen. Unter den Catalanen selber brachen Mißhelligkeiten aus, da Barcelona den nämlichen Vorrang für sich beanspruchte, den es einst unter den großen Städten der Grafschaft besessen, die Städte Gerona, Lerida, Tarragona jedoch die neue Centralisation zu Gunsten Barcelonas noch entschiedener zurückwiesen als die alte zu Gunsten von Madrid.

Die Grundverschiedenheit des provenzalischen und catalanischen Wesens, über welche weder die flüchtige Begeisterung der Dichter, noch die Trinksprüche der Festredner hinweghelfen können, kennzeichnet Tubino folgendermaßen: Der catalanische Geist ist ernst, kampflustig, zum Widerspruch geneigt, männlich, etwas düster und verschlossen, zäh in seinen Gefühlen, absolut in seinen Idealen; der provenzalische dagegen ist heiter, friedlich, sanft, biegsam, mittheilsam; er sieht das Leben im heitersten Lichte, die Kunst ist für ihn nicht eine Kampfeswaffe, sondern ein neuer Anreiz, das Dasein angenehmer zu gestalten. Die Felibres singen von den Blumen, der Liebe, dem guten Wein, den Hirtinnen und den Triften; sie leben im reinen Arkadien, die Catalanen dagegen in ewiger Unruhe des Geistes und des Leibes."

Bekannt ist übrigens, daß auch der Erste jener provenzalischen Arkadier, Mistral, gelegentlich, statt nur harmlose Schalmeien zu spielen, die Rüstung zum Kampfe gegen die politische Centralisation Frankreichs, gegen den „Franchiman", das Nordfranzosenthum anlegte. Von Paris aus darüber zur Rede gestellt, hat Mistral zwar wieder eingelenkt, und Thatsache ist, daß er sich nie zu solchen Uebertreibungen, wie einzelne Catalanen, hinreißen ließ. Unter diesen Letzteren ragte in jüngster Zeit namentlich der Barcelonese Briz hervor, der, nachdem er noch den Goethe'schen Faust ins Spanische übertragen, ein so erklärter Feind der Nationalsprache wurde, daß er die Mitgliedschaft an der Akademie der schönen Literatur von Barcelona aufgab, weil diese sich nicht des Catalanischen als amtlicher Sprache bediente, und einen spanischen Orden, eben weil er spanisch war, zurückwies. Von einem immer wachsenden Hasse gegen alles Castilische erfüllt, das ihm gleichbedeutend mit Gewaltherrschaft und Ungerechtigkeit schien, verlangte er, als die September-Revolution volle Preßfreiheit gewährte, in der von ihm gegründeten Zeitschrift: Lo Gay saber die Wiederherstellung der alten Freiheiten, die Catalonien durch die Bajonette des „Henkers" Philipp V. entrissen worden, und die Ausstattung des Gemeinderathes und Landtages von Barcelona mit denselben Vollmachten, die einst die Concelleres und die Diputacion von Catalonien ausgeübt. „La Gramalla", die 1870 das Programm des inzwischen eingegangenen „Gay saber" aufnahm, verlangte gar, man solle aus Catalonien alle fremden Elemente vertreiben, welche die Centralgewalten daselbst, um die Einheit der Gebräuche und Sitten daselbst besser zerstören zu können, verbreitet hätten. In sichtlicher Nachahmung des Kriegsrufs gegen die französische Oberherrschaft, welchen Mistral in seinem Gedichte „La Coumtesso"*) ausgestoßen hatte, führt La Gramalla bildlich aus, wie Castilien das eheliche Glück Aragons und Cataloniens zerstört, und die reine, edle Seele des letzteren durch Einführung barbarischer, thörichter Gebräuche verderbt habe. Die Nachfolgerin der Gramalla, „La Renaxensa" verlangte, als in Madrid die Republik ausgerufen worden war, nicht mehr die Wiederherstellung der alten catalanischen Sonderrechte auf monarchischer Grundlage, sondern die republikanische und demokratische Autonomie Cataloniens. Das Pronunciamento von Sagunt, das den bourbonischen Thron wiederherstellte, machte noch zur rechten Zeit solchen ungesunden Auswüchsen ein Ende. Daß dieselben aber nicht gänzlich ausgetilgt werden können, beweisen die jüngsten Vorgänge in Catalonien. Es ist ja für den Kenner der dortigen Verhältnisse klar, daß unter der schutzzöllnerischen Fahne, die dort aufgepflanzt wurde, auch die Föderalisten, beziehungsweise Separatisten stehen.

In Catalonien selbst fehlte es übrigens auch nicht an kräftiger Gegenwirkung, sowohl auf politischem als literarischem Gebiete. Wie Bofarull den iberischen Träumen Balaguers entgegentrat, so bekämpften viele Andere die Idee einer völligen Unabhängigkeit Cataloniens als einen Widerspruch gegen die hundertjährige geschichtliche Entwickelung des Gesammtvaterlandes und gegen den Geist des Zeitalters der Eisenbahnen. Viele gute Catalanen fuhren fort, sich des Spanischen als Schriftsprache zu bedienen und Männer, die sich um die Erforschung und Pflege des Catalanischen Verdienste erworben hatten, bestritten doch das Alleinrecht des letzteren, weil es der Einheit in Laut und Schrift entbehre und auch in der Form eine große Verschiedenheit von dem Catalanischen aufweise, das in Valencia und auf den Balearen gesprochen werde. Die Valencianer Llorente und Ferrer erklärten mit allem Nachdrucke, nur die Schönheit und die Kunst dürfe das Ziel der catalanischen Renaissance-Bewegung sein, nicht aber gefährliche, dem gesellschaftlichen Fortschritte wie dem Rechte widersprechende Restaurationen, durch welche man nur die etwa berechtigten Forderungen des Provinzialismus schädige. Auch auf den Balearen beschränkte man sich im Wesentlichen auf das neutrale Gebiet der Literatur, versäumte nicht, bei Gelegenheit der Juegos florales immer wieder die Anhänglichkeit an Spanien und die Werthschätzung der castilischen Sprache zu betonen. Bei dem großartigen literarischen Feste, welches Erzherzog Ludwig Salvator am 21. Januar 1877 in Mallorca zur Feier des sechshundertjährigen Bestandes des Collegiums von Miramar veranstaltete, wechselten Festreden und Gedichte in mallorquinischer und castilischer Sprache ab, zum Zeichen, daß, „wenn einmal in den Tagen der höchsten föderalistischen Erregung Jemand den Gedanken einer politischen Trennung vom gemeinsamen Vaterlande aufstellte, Niemand dies ernst nahm, und daß, wenn die leitenden Klassen, durchdrungen vom nationalen Geiste, und Dichter, Schriftsteller und Publicisten, erfüllt von derselben Ueberzeugung, an der Hebung des balearischen Volkes in jeder Beziehung arbeiten, sie diese Bestrebungen doch niemals bis zu einem moralischen Kampfe zwischen den Söhnen einer und derselben Mutter treiben."

*) Vgl. W. Lauser: Von der Maladetta bis Malaga, S. 53.

Mancher von denjenigen, welche die ersten Anfänge der catalanischen Renaissance-Bewegung gesehen, lebt heute noch. Ein solcher muß mit Erstaunen wahrnehmen, wie in verhältnißmäßig kurzem Zeitraume diese Bewegung die Grafschaft Catalonien, das Königreich Valencia und den balearischen Archipel umfaßt hat. Zahlreiche Wörterbücher, Grammatiken, Literaturgeschichten, Zeitungen und Zeitschriften pflegen das Catalanische unter wissenschaftlichem Gesichtspunkte. Die Akademie der schönen Künste in Barcelona, das Ateneo Catalán, die Academia de la Juventud Catolica veranstalten Vorträge und Feste, und setzen Preise aus für catalanische Literatur und Literaten. Die Stadtgemeinde Barcelona hat im März 1859 die alten Juegos florales wieder eingerichtet, welche Anfangs als Versuch, eine Mumie neu zu beleben, verlacht wurden, heute aber wirkliche Feste des catalanischen Volkes sind. Die Bischöfe von Barcelona, Tarragona, Urgel, Vich, einem Hauptherde der catalanischen Bewegung, beweisen ihren Eifer für die Sache durch Stiftung von Preisen. Der Held des marokkanischen Feldzuges, Prim, wußte nicht besser bei Castillejos den Todesmuth seiner Soldaten zu entflammen, als indem er ihnen catalanische Worte zurief; als Cheste, der letzte Statthalter Isabels II. in Catalonien die Einwohner beschwor, der Königin treu zu bleiben, bediente er sich des Catalanischen in seinem Manifeste, und catalanisch sprach Prim zu der Menge, als er vom Cadizer Pronunciamento kommend, in Barcelona landete, um die Ostküste Spaniens zu revolutioniren. Eine lange Reihe von Dichtern und Dichterinnen pflegt heute mit zum Theil sehr schönem Erfolge die wiedererstandene heimische Sprache; und auf der volksthümlichen Bühne des Barceloneser Odeon, wie im dortigen Coliseo Romea haben die Schöpfungen der dramatischen Muse Cataloniens wiederum eine dauernde Stätte gefunden.

Literatur und Kunst.

Oestreichische Literatur-Zustände.

Von Hieronymus Lorm.

Josef Bayer und Hugo Wittmann haben auf dem letzten Congreß nationaler und internationaler Schriftsteller eine höchst geistvolle und sachverständig ausgearbeitete Darlegung jener geschichtlichen Momente veröffentlicht, welche den problematischen Begriff einer östreichischen Literatur zu Stande gebracht haben. Allein in das Detail der fragwürdigen Momente einzugehen, welche einen so undefinirbaren Begriff oder vielmehr Unbegriff zu Tage gefördert haben, bot sich bei Gelegenheit jenes Congresses für eine ernste und knapp gehaltene Untersuchung keine Gelegenheit.

Man muß die literarische Vergangenheit in den letzten 50 Jahren nicht in eine vor- und nachmärzliche theilen: denn der Vormärz hat noch weit über den Nachmärz hinaus gewirkt und die Jahre 1850 bis 1859, nämlich bis zur Niederlage von Solferino, waren noch immer Vormärz, und was die Presse betrifft, der 1848 scheinbar abgethanen Zeit Metternichs und Sedlnitzkys wie aus dem Gesicht geschnitten.

Aus dem Vormärz erinnere ich mich noch lebhaft der Tage, da die am meisten verbreitete literarische Erscheinung Wiens an allen Straßenecken durch das Placat angezeigt war: „Was kochen wir heute? Was kochen wir morgen? Ein Kochbuch für alle Tage des Jahres." Diesem wichtigen und bedeutungsvollen Werke folgte unmittelbar eine literarische Epoche, deren Träger, Führer und Held M. G. Saphir war. Dieser Geist des Wortspieles, der gewissermaßen der Vater des Kalauers war, verdarb durch die Passion für Doppeldeutungen eines und desselben Ausdruckes ganz und gar das ihm von der Natur verliehene Talent wirklich humoristischer Lebensauffassung. Er hatte tausend Einfälle, man kann aber nicht sagen, daß er jemals einen Gedanken gehabt hätte und war in politischen Principien ohne Ideen und selbst ohne liberale Neigungen. Da er blos durch die boshaften Wortwitze in Deutschland zuweilen einen kleineren oder größeren Fürsten wie ein Insect beunruhigt hatte und deshalb aus kleineren oder größeren Residenzen verbannt worden war, so galt dies dem ganzen Wienerthum schon als politisches Martyrium. Er war gewissermaßen ein verbotener und confiscirter Mann, obgleich von seinen Schriften nichts confiscirt oder verboten worden war, und das Junge Deutschland, welches für seine Werke von solchen polizeilichen Schicksalen allerdings genugsam betroffen worden war, hätte mit Händen und Füßen gegen die Zumuthung ausgeschlagen, Saphir in seinen Bund mit aufzunehmen. Allein es genügt, daß der Mann selbst einigermaßen verfolgt gewesen, um daß man ihn wie eine Sehenswürdigkeit aufnahm, und bald hatte er sich als Mitarbeiter der „Theaterzeitung" und später als Gründer eines eigenen Blattes eine mächtige literarische Herrschaft in Wien errungen. Um das eigentliche Verhältniß zu charakterisiren, in welchem er zu den damaligen gebildeten Kreisen Wiens stand, muß man nicht seine Journalthätigkeit ins Auge fassen, sondern seine öffentlichen Produktionen, die er unter dem Titel „Musikalisch-declamatorische Akademie und humoristische Vorlesung" veranstaltete. Da diese Vorstellungen ihre Einnahmen theilweise an Wohlthätigkeitsinstitute abgaben, so war einigen Hofschauspielern die Mitwirkung gestattet. Sie deelamirten Saphir'sche Gedichte und namentlich Frau Rettich glänzte durch den Vortrag der ihrer tragischen Spielweise angepaßten, ernstgemeinten Gedichte Saphirs. Von der hohlen Schönrednerei und übrigen Inhaltslosigkeit dieser Dichtungen macht man sich kaum einen Begriff. Da wurde z. B. in einer derartigen Declamation, welche die „Schöpfung des Frauenherzens" betitelt war, ein großer Apparat von Glühwürmern und Schmetterlingsflügeln, von flüssigen Diamanten und versteinerten Rosen aufgeboten, die zur Schöpfung dieses Herzens beigetragen haben sollten, unter Bewachung von allerlei Engeln, wie jemals Sage und Phantasie sie geschaffen haben — und nichts weiter war gesagt. Dennoch erbrauste der Saal in stürmischen und begeisterten Acclamationen. „Die Schönheit" solchen Wortkrams galt für unerreichte Schöpfungsgewalt deutscher Poesie. Den Declamationen folgte eine sogenannte humoristische Vorlesung, zu deren Charakterisirung ich mich einer trivialen Ausdrucksweise bedienen muß: „Wachs, Wuchs, Wichse, oder wie zeigt sich der Mensch dem Leben am besten gewachsen?" Dies bildete ungefähr den Titel und zugleich den Inhalt seiner Vorträge, ja vom Inhalte sagt der Titel sogar mehr, als die Sache selbst bot. Denn wenn die Anführung von Mensch und Leben auf eine einigermaßen philosophische Richtung hindeutet — der Vortrag selbst blieb derartige ernsthafte Richtungen gänzlich schuldig.

Aus dem Wust seiner Schriften, deren Existenz halb verschollen, deren Inhalt ganz vergessen ist, blieben meiner Erinnerung noch zwei Stellen lebendig, von denen die eine, obgleich auch nur ein Wortwitz, von welchem Voltaire sagt, er wäre der esprit derjenigen, die keinen haben, doch wirklichen Witz spiegelt, und die andere der Quelle des echten Humors entsprungen ist. Nach dem Gedächtniß citirt lautet die erste Stelle:

Nichts wird in unsern geselligen Kreisen häufiger verwechselt, als „Jemand" und „Niemand". Fragt man eine Dame: An wen denken Sie? und sie sagt: An Niemand, so heißt das an Jemand. Und fragt man einen Herrn: Von wem haben Sie diese scandalöse Geschichte? und er sagt: Von Jemand, so heißt das von Niemand.

Und in der zweiten Stelle heißt es:

Ich hatte in meiner Jugend nur zwei Bücher zur Verfügung: Raffs „Naturgeschichte des Thierreichs" und Knigges „Umgang mit Menschen". Ein verhängnißvoller Zufall wollte, daß der Buchbinder die Titelblätter dieser zwei Bücher verwechselte, und so lernte ich aus der Naturgeschichte der Thiere den Umgang mit Menschen kennen, und aus dem Umgang mit Menschen die Naturgeschichte des Thierreichs.

Ich will noch den letzten Witz Saphirs mittheilen, dessen ganze Bedeutung und Wirksamkeit natürlich mit dem Jahre 1848

fast spurlos untergegangen war. Als Fürst Windischgrätz im October des genannten Jahres das aufständische Wien belagerte und endlich den tapfern Widerstand von Studenten und Arbeitern besiegt hatte, mußten alle Waffen ausgeliefert werden und wer auch nur einen alten Säbel aus der Väter Zeiten bewahrte und nicht der Behörde abgab, war bedroht im Stadtgraben erschossen zu werden. Saphir war vor dem Aufstande im September nach Baden bei Wien geflüchtet und hatte sich dort, wie er es in zahlreichen Mußestunden immer zu thun pflegte, von einer Masse wohlhabender Leute Geld auszuleihen versucht. Ein Hausbesitzer hatte sich endlich bewogen gefunden, ihm eine Summe vorzustrecken, verlangte dafür ein Pfand und empfing von Saphir ein Gewehr und einen Degen, die Waffen, welche der Journalist einige Monate früher in Wien als Nationalgardist getragen hatte. Nach der Einnahme Wiens kehrte Saphir dahin zurück und nach dem Spruche, den er in ein Album geschrieben hatte: „Leihe hundert Gulden mir und vergiß Deinen Freund Saphir" hatte er solche Vergessenheit auch bei jenem Badener Hausbesitzer vorausgesetzt. Dieser aber mahnte brieflich an die Schuld, worauf ihm Saphir die Antwort schrieb: „Bringen Sie mir mein Pfand, meinen Degen und mein Gewehr, nach Wien und ich werde meine Schuld begleichen." Selbstverständlich hütete sich der brave Spießbürger in Baden wohlweislich wegen Einkassirens von 50 Gulden im Stadtgraben erschossen zu werden.

Auf diese Art wurde Wien bis zum Jahre 1848 literarisch erzogen. Nebenher und ziemlich unterdrückt gingen die „vaterländischen" Schriftsteller, d. h. die aus Beamtenkreisen stammenden Versekünstler und Novellenverfertiger, welche schon für zurückgebliebene und überwundene Geister galten, obgleich ihre Hervorbringungen einen weit triftigeren Gehalt besaßen, als die literarischen Bocksprünge Saphirs, und obgleich die letzteren von der Censur nicht im geringsten weniger streng behandelt wurden, als die harmlosen Gedichte und Novellen der „Vaterländischen". Unter diesen spielte der gute alte J. F. Castelli die hervorragendste Rolle. Aeußerst furchtsam in seinen Lebensäußerungen, wenn sie irgendwie einer politischen Bedeutung hätten unterzogen werden können, wußte er sich doch im geselligen Leben den Anschein zu geben, als ob er sich zum deutschen Liberalismus hinneigte. Ja er war sogar stolz darauf, daß er ein östreichischer Tyrtäus gewesen wäre. Als der erste Kaiser Napoleon Wien belagerte, hatte ihm Castelli „Landwehrlieder" entgegengesetzt, und als Napoleon thatsächlich in Wien einzog, verstieg sich Castelli zu dem angstvollen Traume, Napoleon hätte mit dem ganzen Kriege nichts Dringlicheres beabsichtigt, als J. F. Castelli einzufangen und aufzuknüpfen. Der jammervoll erschrockene Dichter flüchtete nach Preßburg und suchte bei dem dort verweilenden Kaiser Franz den Lohn für seine patriotischen Bemühungen oder wenigstens den gebührenden Schutz vor den Verfolgungen des Feindes. Kaiser Franz aber sagte lakonisch und im Wienerischen Urdialekt: „Wer hat's Ihna denn g'schafft?" Mir ist dieses kaiserliche Wort stets bedeutungsvoll geblieben für den ganzen Umfang dessen, was Castelli sein langes Leben hindurch in dichterischer Beziehung geleistet hat. Niemals konnte ich einige Zeit in einem seiner Werke lesen, ohne unwillkürlich zu fragen: „Wer hat's Ihna denn g'schafft?" Außer Uebersetzungen aus dem Französischen verfertigte er tändelnde Liebesgedichte und gutmüthige Collegen beehrten ihn deshalb mit der Benennung: „Oestreichischer Anakreon". Grillparzer aber, der wirklich große und deshalb isolirte und vernachlässigte Dichter bemerkte hierauf, er zweifle, ob die Hellenen ihren Anakreon den „Griechischen Castelli" genannt hätten.

Inzwischen nahm die Theilnahme des deutsch-östreichischen Lesepublicums auch für jene Dichter merklich ab, welche im Vormärz viel gesucht und gekauft waren. Es zeigte sich somit, daß der Anklang, welchen z. B. Lenau und Grün im Vormärz gefunden hatten, nicht auf der Werthschätzung ihrer Poesie, sondern zumeist auf dem Umstande beruhte, daß ihre Werke verboten gewesen waren. Sobald Jedermann sie ohne weiteres haben konnte, war der Antheil an ihnen so gut wie erloschen.

Eine der übelsten Wirkungen des Absolutismus auf den sittlichen Charakter des Volkes ist die zum Höchsten gesteigerte Lust am Verbotenen. Sie war es allein, welche seit jeher das eigentliche Interesse Oestreichs an der zeitgenössischen Literatur bestimmt hat. Ein lebendig in die Augen springendes Beispiel dafür liefern zu müssen, war gerade dem überaus patriotischen und solche zweideutige Hebel des Interesses verschmähenden Grillparzer beschieden. Es war im Jahre 1820, also in einer politisch unschuldigen Zeit, da Börne und Heine noch nicht genannt wurden, auch die schriftstellerische Jugend noch nicht nach Leipzig flüchtete, um dem Regiment Metternichs zu entgehen, als Grillparzer, von seiner italienischen Reise zurückgekehrt, in einem Wiener Almanach ein Gedicht veröffentlichte, welches das heidnische Rom dem christlichen Rom nicht zum Vortheil des letzteren gegenüber stellte. Der Almanach war vom Verleger der Gemahlin des damaligen Kronprinzen und spätern Königs Ludwig von Bayern gewidmet, dem bekannten Homer der Participialconstruction. Der mit dem Unglauben stets ebenso heftig als mit der Grammatik im Kampfe liegende fürstliche Dichter nahm Anstoß an dem Gedichte und denuncirte es der Wiener Staatskanzlei mit der Bemerkung, wie die Censur „dergleichen durchlassend sich vernachlässigend zeigend, rügend und bestrafend zu befinden wäre". Metternich, der noch ein Jahr früher den Dichter der „Sappho" zu sich beschieden, mit Schmeicheleien und Anerbietungen, ihm nützlich zu werden, überhäuft hatte, stellte sich jetzt an die Spitze der Verfolgungen des Gedichtes und des Dichters. Das Erstere wurde aus sämmtlichen in Wien befindlichen Exemplaren herausgerissen. Es waren jedoch vierhundert Exemplare bereits nach Deutschland versendet worden und als das Wiener Lesepublicum vom Schicksal des Gedichtes Wind bekam, verschaffte es sich auf Umwegen und mit großen Kosten Exemplare des noch unbeschädigten Buches oder Abschriften des Gedichtes, und Grillparzer klagt in seiner Autobiographie, daß keines seiner Dramen, keines seiner Bücher in seinem Vaterland eine Verbreitung gefunden habe, wie jenes Gedicht, welches ohne das Verbot „gleichgültig und ohne Geschmack wie Gras gefressen worden wäre".

Seitdem in Oestreich nicht mehr verboten war, was in Deutschland erschien, hat es Niemand mehr zu außerordentlichem Anklang gebracht, selbst wenn er in Deutschland Popularität erworben hätte. Es wäre zu weitläufig, auseinander zu setzen, wem die Schuld des geringfügigen literarischen Lebens in Oestreich und namentlich in Wien beizumessen sei. Namenlosen Untergang von Talenten hat noch Niemand beklagt, obgleich Jedermann in einzelnen Fällen, da man ihm von so spurlosem Vergehen erzählt, sein Bedauern auszudrücken nicht verfehlt. Wie selten aber sind solche einzelne Fälle! Wer maßt sich an, untergegangene und folglich verkannte Talente als anerkennenswerthe zu bezeichnen? Nur die gewiegte Kritik, nur das intensivste Interesse am geistigen Leben sondert sich vom allgemeinen Urtheile ab. Die Allgemeinheit, die ihre mittelmäßigen Pfade von Alters her geht, immer denselben Weg gedankenlos fortsetzt, sagt sich zum Trost: Wahre Talente gehen niemals unter! Man kann sich nun freilich die Frage entgegenhalten: Wenn sie untergegangene Talente sind, wenn also Niemand von ihnen weiß, wie soll man wissen, daß wahre Talente nicht untergegangen sind? Aus dem Gesagten erhellt aber jedenfalls, daß eine Statistik der nicht zur Geltung gekommenen Geister eine totale Unmöglichkeit wäre. Vermuthungsweise nur läßt sich bestimmen, daß in einzelnen Ländern, in einzelnen Volksklassen mehr als in anderen, das Unglück sich ereignet, daß was von Natur aus zu so außerordentlicher Geltung berufen gewesen wäre, einem ungünstigen Schicksale der gänzlichen Verschollenheit verfallen muß.

Mich will es bedünken, obgleich ich ein guter Oestreicher bin, daß gerade das östreichische Deutschland das reichste an solchen persönlichen Tragödien der Geister wäre. Ohne hier auf die Detailschilderungen eingehen zu können, die dieser Vermuthung einen festen Boden zu geben geeignet wären, greife ich zu einem der jüngsten Beispiele. Seit etwa fünfzehn Jahren schreibt eine hochgebildete Frau in Wien, die als dramatische

Dichterin begann, bis sie langsam zur Erkenntniß gelangte, wo der springende Punkt ihrer Befähigung liegt, Romane und Novellen von ungewöhnlichem Geiste, von nicht häufig vorkommender Formenschönheit und von einer Feinheit der Weltanschauung und Herzenskenntniß, daß diese Schriftstellerin in Frankreich, England und selbst in Deutschland zu einer Erscheinung der Weltliteratur geworden wäre. In Oestreich hingegen ist sie so unbekannt geblieben, daß, als nach dem Hervortreten aller dieser ausgezeichneten Leistungen auch eine Sammlung von Aphorismen von ihr erschienen, der sich als bedeutend fühlende Kritiker eines weitverbreiteten Blattes die Besprechung der Aphorismen mit den Worten einleiten konnte, die das Papier selbst hätten zum Erröthen bringen können: „Ich habe von dieser Schriftstellerin niemals etwas gelesen, ihr Name taucht zum ersten Male vor mir auf."

Die Verfasserin der Aphorismen ist die Freifrau von Ebner-Eschenbach. Ich habe nicht die Absicht, auf dieses Buch näher einzugehen; ich bemerke nur im Allgemeinen: Gute Aphorismen zeigen dem Leser, wie viele Bücher für ihn überflüssig wären; schlechte Aphorismen beweisen dem Autor, wie viele Bücher für ihn noch nöthig wären. Die vorliegenden sind die guten.

Die Freifrau von Ebner ist im Jahre 1830 geboren und gehört dem gräflichen Geschlechte der zuerst in Böhmen, später in Mähren reich begüterten Familie Dubsky an. Ihr Gatte, Feldmarschall-Lieutenant, hat von Jugend an dem wissenschaftlichen Theile des militärischen Berufes seine Thätigkeit gewidmet. Vielleicht hat dieser Umstand darauf eingewirkt, daß die Freifrau von Ebner mit richtigem Blicke von ihrer Standeshöhe auf die Welt herabschaute, von jener Höhe, von der aus allein man sonst keine weite Fernsicht und keinen umfassenden Ueberblick zu haben pflegt. Mindestens dringt durch keine ihrer Erfindungen, durch keine ihrer Gestalten auch nur ein Atom exclusiven Standesvorurtheiles. Man glaubte dies auch von anderen adeligen Schriftstellern annehmen zu können, die ihren Stoff aus dem landwirthschaftlichen oder geradezu aus dem Bauernleben wählen. In diesem Falle aber fehlt die Grundlage der bürgerlichen Denkungsweise, auf welcher sich in unserer Zeit allein die Empfindungen entwickeln und die Gestaltungen aufbauen, welche die Gesetze des normalen Menschenlebens in sich schließen und die Bedingungen seiner Entfaltung liefern.

Mir fällt dabei ein, was ein Franzose behauptet: Wenn es eine Eisenbahn nach dem Himmel gäbe, so hätte sie nur eine erste und eine dritte Klasse, denn nur der Adel und der Bauer glauben noch in den Himmel gelangen zu können, der Bürger nicht mehr.

Die Erzählungen der Frau von Ebner haben meistens das praktische Leben in seiner Schlichtheit, in der Bürgerlichkeit seiner sittlichen Grundsätze zum Hintergrunde und ziehen die davon abweichenden Elemente exclusiven Lebens mehr mit Ironie als mit Sympathie ins Spiel. Bezeichnend in dieser Beziehung ist „Der Spätgeborene" in ihrer ersten Novellensammlung. Er ist ein kleiner Beamter, der in den dürftigsten Verhältnissen lebt und wirkt; er ist ein Talent und dieses wird ihm selbst erst nach und nach und sehr spät offenbar. Die Erfolge seiner Begabung aber scheitern an dem Geschmacke, an der Denkungsweise, an den Moden einer Zeit, welcher dem Adel so gut wie den andern Ständen eifrig anhängt. — Die Novellen sind von außerordentlicher Wirkung und sind auch in deutschen Blättern mit Wärme und Verständniß besprochen worden, zugleich mit einer Verwunderung, wie sie eben nur das wahrhaft Originelle hervorruft. Merkwürdiger noch ist in der letzten Novellensammlung (Berlin 1881, Franz Ebhardt) das in seiner Art einzige Musterstück: „Die Freiherren von Gemperlein". Von den Brüdern dieses Namens ist der eine aristokratisch, der andere demokratisch gesinnt und der Alles zum rein Menschlichen nivellirende Humor gleicht die politischen Widersprüche aus und gewinnt das Herz des Lesers für beide Gestalten.

In Deutschland ist die Anerkennung für diese Schriftstellerin, wie gesagt, nicht gänzlich ausgeblieben, allein das Mißverhältniß zwischen Kritik und Publicum, zwischen Anerkennung durch Lob und Werthschätzung durch Kauf ist nirgends so groß, als bei dem Volke „der Denker und Dichter", welches gern *denkt*, daß das *Dichten* keine irdische Beschäftigung sei. Genug, aber der Name ist bereits in Deutschland bekannt genug und selbst die Verleger der Schriftstellerin haben nicht gerade Unglück Bringendes unternommen. In Oestreich jedoch ist, wie ich schon oben durch ein Beispiel erläuterte, der Name wenig und das Wirken fast gar nicht in die sogenannte gebildete Welt gedrungen. In Oestreich werden die Bücher noch weniger gekauft, und während alle wohlgesinnten Patrioten hüben wie drüben der Meinung sind, der Prager Friede sei nur eine politische, keine geistige Trennung Deutsch-Oestreichs von Deutschland, bewirken überkommene Sitten und Verhältnisse, daß der Ausdruck des Geistes, die Literatur, in der Ostmark noch schlimmere Schicksale erleide, als in der Mark Brandenburg und den anderen Gemarkungen des deutschen Reiches.

Ist kein Zweifel daran zu erheben, daß, wie es die Denkschrift der Concordia nachweist, die deutsch-östreichische Literatur als solche durchaus nur als ein Theil der allgemeinen deutschen Literatur gedacht werden und sich behaupten kann, so droht doch Gefahr, daß die Gesellschaft in Oestreich und namentlich in Wien die Quellen ihrer literarischen Bildung nicht lange mehr in ihrer eigenen Mitte werde ausfindig machen können, da die furchtbare, unendliche Theilnahmlosigkeit der reichen und begüterten Klasse gegen die Bücher selbst von Autoren, die aus ihren eigenen Kreisen stammen, die deutsch-östreichischen Schriftsteller zwingen werden, wenigstens mit ihrem Geiste, mit ihrer Feder ganz nach Deutschland auszuwandern. Schon jetzt ist der östreichische Verlagsbuchhandel infolge jener Theilnahmlosigkeit in einer Weise gestaltet, daß es einem deutsch-östreichischen Schriftsteller factisch unmöglich gemacht ist, die materiellen, wie die geistigen Zwecke, die er mit der Herausgabe eines Buches verfolgt, im Vaterlande selbst zur Erfüllung zu bringen. Es gab eine Zeit, in welcher man in Leipzig, dem Centralpunkte des deutschen Buchhandels, offen gestand, daß man ohne die Theilnahme Oestreichs die Blüthe nicht erreicht haben würde, zu der man es damals, im Vormärz, gebracht hatte. Diesem blühenden Zustande schloß sich auch das Gedeihen vieler deutsch-östreichischer Autoren mit an, die heute, enttäuscht und ermüdet, auf die nicht durch ihre Schuld unfruchtbar gebliebene Thätigkeit ihrer früheren Jahre zurückblicken.

Ein mythologischer Roman.

Von Joseph Victor Widmann.

Ein Buch ist erschienen, das eine That heißen muß.

Es trägt den Titel: Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichniß von Carl Felix Tandem.*) Ueber dieses Buch zu sprechen, nicht in werktagseiliger Weise, in der man so oft literarische Novitäten zu behandeln genöthigt ist, scheint uns diesmal eine Ehrenschuld der Presse gegenüber dem Dichter.

Drei wesentliche Merkmale wird dem Buche Niemand absprechen: Einheitlichkeit des Planes, Ursprünglichkeit der Phantasie und — in der Ausführung — Energie gepaart mit Präcision. Leider können wir dem Leser keine Orientirung durch Vergleichung geben. Diese Dichtung hat durchaus mit keinem andern Werke Aehnlichkeit, ist so eigenartig, daß auch die Suche nach Reminiscenzen eine erfolglose bleibt. Man möchte fast zweifeln, ob der Autor jemals das Buch eines andern Dichters gelesen; so frei ist sein Werk von dem Einflusse Anderer. Um dennoch das Buch zu charakterisiren, sagen wir:

Das Gedicht athmet auf einer Höhe, wo Poesie mit Religion (Mythologie) und Gedanke (Philosophie) zusammenwohnt. Ja, wenn man das Wort nicht mißverstehen will, so nennen wir diese Dichtung geradezu eine *religiöse*. Wir haben aber diesen Begriff sofort einzuschränken. Es ist nichts Theologisches

*) Aarau, Sauerländer.

in dem Gedichte. Die Theologen werden im Gegentheil von diesem und jenem, das darin steht, nicht eben erbaut sein. Sodann ist da nichts Sphärisches, Enthusiastisches; keine Engelschaaren oder Teufelslegionen fahren durch die Luft; es wird nicht geflogen, nicht ekstatisirt; es geschehen keine Wunder. Aber wir nennen die Dichtung eine religiöse, weil ein uns tief zu Herzen gehender Zug kosmischer Sehnsucht die Dichtung durchdringt. Die vom Verfasser selbstgeschaffenen mythologischen Wesen sind nicht vom Verstande und der bloßen Phantasie ausgestaltet worden, sondern Erzeugnisse des innersten Gefühls, eines wahrhaft rührenden Gefühls, das über den Menschen und seine Erdenbedingungen hinaus ein Besseres, Reineres, wenn schon nicht Beglückteres sucht. Aber religiös nennen wir die Dichtung des Weitern auch, weil daselbst die menschlichen Dinge unter ein einziges Menschenvolk zusammengepackt sind, über welches dann von einem erhöhten Standpunkte als einem fremden Volke gegenüber ein Urtheil gesprochen wird, wie man sich die Urtheile der alten Propheten und Sibyllen denkt. Endlich ist die Grundidee des Werkes selbst eine innerlich religiöse. Wie die Helden des alten Testaments im Busch oder in der Wüste Jehova antreffen, dem sie blindlings gehorchen, so trifft Prometheus am Bach seinen Gott (die Seele); nur daß hier das Verhältniß wie das von Braut und Bräutigam aufgefaßt wird. Dämonisch dort wie hier — daher die grauen Augen, das Heftige im Gebahren der Göttin — tritt dieser individuell geoffenbarte Gott in Conflict mit den bestehenden Ideen, Heiligthümern, Göttern, erscheint daher diesem Bestehenden frivol, bringt den Helden um sein Lebensglück; dieser Held, Prometheus, vollbringt die Opfer der Entsagung mit jener Glaubensfreudigkeit und stets vermehrten Liebesgluth, wie wir sie an den Glaubenshelden für eine offenbarte Religion kennen, bis dann schließlich die ihm innewohnende Gottheit sich siegreich documentirt und zwar als vollendete Pietät, welche der bestehnden Ideenautorität nicht als feindliche Negation gegenüber, sondern als Ergänzung und Correctur zur Seite steht. Rührend schön wird dies versinnbildlicht dadurch, daß Prometheus auf Geheiß seiner „Seele" sein Leben einsetzt, um dem objectiven Gotte sein letztes Kind zu retten, welches die Parteigänger der veralteten Pietät, Tugend und Gerechtigkeit — an ihrer Spitze ihr Repräsentant Epimetheus — verrathen hatten.

Der Autor hat eingesehen, daß, wenn er das Charakterprincip des Prometheus personificirte, er auch dem entgegenstehenden Princip der Andern solche Selbstständigkeit geben müsse. Daher läßt er an die Seite jener bestehenden, den Prometheus anfänglich feindselig behandelnden Weltmacht, die wir oben den „objectiven Gott" genannt haben — sie ist durch die gewaltige, interessante Figur des Engels Gottes personificirt — zur Vervollständigung noch die Doxa treten, ein Symbol der äußern Gewalt und vielleicht auch der säculären Gewohnheit. Und Epimetheus, der gerechte Zögling der Gegenwart, besitzt ein selbstständig lebendiges „Gewissen", das nicht wie das Herz in der Brust hängt, sondern bei ihm existirt etwa wie ein Thier, das man im Käfig hält. Dasselbe empfängt seine Gesetze von den bestehenden Ideen und Begriffen; man dürfte es als „conventionelle Moral" bezeichnen.

Dieses Doppelterzett (Prometheus und Seele — Engel Gottes und Doxa — Epimetheus und „Gewissen") ist nun mit der Genauigkeit einer Fuge durchgeführt, zu deren Füllstimmung die ganze Menschheit und das Weltall sammt Gott und Sonne und Mond dienen müssen. Aber das ist ins Leben gesetzt; das ist nicht mehr Allegorie noch Gedanke, das sind Alles deutliche, lebendige Figuren mit Schatten und Mienen, mit voll zugewandtem Antlitz oder Profil und individuellem Charakter in Wort, Haltung und Bewegung. Man mag wollen oder nicht, man muß an sie glauben, wie man an Pallas Athene und an Hermes glaubt.

Das Brüderpaar Prometheus und Epimetheus wohnt im stillen Thale, getrennt von allem Volk, geht nicht zu Markt „zu kaufen von den richtigen Begriffen" oder zu opfern bei der Brüder Göttern. Da geschieht es, daß der Engel Gottes einen aus der Schaar der Menschen zum Könige zu erwählen beschließt und zunächst Prometheus hiefür ins Auge faßt. Aber Prometheus müßte seinem inneren Gotte, seiner Seele untreu werden, wenn er dieses Amt annähme, das eben nach jenen „richtigen Begriffen", die auf dem gemeinen Markte gelten, verwaltet werden müßte. Er weist die Zumuthung edel und bestimmt zurück. Anders Epimetheus. Dieser verzehrt sich in geheimer Hoffnung, an ihn werde nun der Antrag gelangen. Und als dies der Fall ist, da besinnt er sich nicht lange, seine Seele hinzugeben gegen das Gewissen, das ihn alle conventionellen Ideen lehrt, die bei der Mehrheit Geltung haben. So wird Epimetheus König, und die Brüder trennen sich in feindseliger Art. Nun kommen jedoch über Prometheus schwere innere Leiden. Es ist ihm nicht nur nichts gegeben worden; sondern es wird ihm auch noch das genommen, was er hat. Seine Seele ist eine strenge Herrin. Wohl stellt sie ihm in weiter Zeitenferne einen Augenblick der Verherrlichung in Aussicht; aber zugleich verlangt sie von ihm, daß er sein Liebstes ihr hinschlachte. Soll die Vollendung des aufs Höchste angelegten Charakters des Prometheus erreicht werden, so muß er Talent und Gemüth zum Opfer bringen. Aber nicht von Talent und Gemüth ist in der Dichtung die Rede. Wir haben ja ein Gleichniß vor uns. Ein Löwe und ein Hündlein sind da, die trauten Hausgenossen des Dulders. Ihre Kinder soll er schlachten, so werden die Eltern von selbst hinsterben. Das ist das Gebot der Göttin, der „Seele". Dieses Opfer mit allen seinen Leiden, die es mit sich bringt, bildet den Hauptinhalt des ersten Bandes der Dichtung. „Lyrisch" nennen wir aber dieses Stück, weil durchaus innere psychische Vorgänge unter diesem Hinsterben, unter diesen Qualen der treuen Thiere dargestellt sind.

Die Handlung, so weit wir hier den lyrisch-psychologischen Bestandtheil ins Auge fassen, vollzieht sich so, daß später Epimethens von Stufe zu Stufe sinkt, ein ergreifendes Bild, wie conventionelle Moralität im Nu in Sünde umschlägt. Die eingeborene freie Seele hat er verleugnet, an ein öffentliches Gewissen sie hingegeben; dieses Gewissen läßt ihn im Stich, als durch ihn der Menschheit ein edles Heilsgut gerettet werden könnte, welches durch Pandora auf die Erde gebracht worden ist. Dieses Gewissen verräth ihn, als der Feind, der Behemoth und sein Volk der Finsterniß, das Menschenvolk mit gleißnerischer List betrügt und später mit Krieg überzieht. Dieses Gewissen gestattet ihm, die Gotteskinder, die der Engel Gottes dem Könige Epimetheus anvertraut hatte, dem Feinde zu überliefern.

Da, in der äußersten Bedrängniß, als schon das letzte der Gotteskinder den Feinden ausgeliefert werden soll, die es abschlachten werden, wie sie es mit seinen älteren Brüdern gethan, da erfährt Prometheus, wie es stehe. Da gebietet ihm seine Seele — wir können die wunderbar zarten, edel gefühlten Uebergänge hier nicht andeuten — dieser letzten Missethat vorzubeugen. Prometheus, der Verschmähte, rettet das Gotteskind. Den Dank des Engels Gottes nimmt er nicht an. Nur Eines ist sein Lohn, daß er hingeht, seinen in tiefster Schmach nun verzweifelnden Bruder in den Arm zu nehmen und ihm einzureden, es gebe für ihn noch ein glückliches Dasein im stillen Thale, wo sie einst gewohnt. Diese letzte Scene macht den Eindruck, als ob Gnade und Großmuth wie ein gewaltiger Baum vor unseren Augen emporwüchsen.

So sind wir in allen diesen Prometheusscenen so zu sagen auf den Gipfeln edler Gesinnung zu Hause. Das ganze Gedicht ist psychologisch vertieft. Alles fühlt, denkt und spricht, selbst Sonne und Stunde. Die einfachen Thatsachen des Sehens, des Anhörens des Wortes — sie sind immer genau wiedergegeben. Zum Beispiel als Pandora dem zeichnenden Hirtenknaben zusieht. Zuerst faßt sie das Zeichnen, die Thätigkeit staunend ins Auge, dann blickt sie auf die Zeichnung, zuletzt neben seinem Blick vorbei ihm ins Auge.

Wenden wir uns nun zum mythologisch-kosmischen Theile, von dem der Referent bekennen darf, hier besser sich zu Hause zu fühlen.

Das Wesen und das Lob der Mythologik liegt in ihrer Distanz von allem Frostigen und Gesuchten; sie ist lautere Poesie. Daß heutzutage solche mythologische Poesie noch möglich, hat man oft bezweifelt. In der That ist auch Andern ein solcher Versuch häufig mißrathen, weil sie zimpferlich ans Werk gingen, rückwärtsblickend auf Hellas und ohne Vertrauen auf eigene Kraft. Kühnheit — das ist, so scheint uns, das Kunstgeheimniß dieses neuen Mythologen, der sich besonders in dem entzückend schönen Abschnitte „Pandora" als ein fast kecker Schöpfer neuer Mythen bewiesen hat. Man sehe sich doch einmal die Sonnenbilder näher an. Zwar den goldenen, vierbespannten Wagen des hellenischen Helios hat der Dichter beibehalten und damit natürlich auch die ganze Vorstellung von der Tagesfahrt; aber alles Andere ist neu. So steht auch eine Göttin auf dem Wagen, denn wie wenig paßte zu unserem Sprachgebrauche der männliche Helios. Die Natur ist „das fürchterliche Weib, das unten in der dunkeln Kammer bei den Maschinen steht"; um die Mittagszeit, wo die Alten sagten: „Pan schläft," da „reckt sich seufzend das fürchterliche Weib empor, dehnt sich von der Arbeit und wischt sich mit dem nackten rothen Arm den Schweiß von der Stirn." Hier liegt also eine Vorstellung zu Grunde, die die Welt auffaßt etwa wie einen riesigen Oceandampfer. Dazu passen die um Mittag an der gewaltigen Weltenuhr stille stehenden Zeiger. Als neu fällt uns auf, wie der Dichter den Himmelsbogen als erfüllt betrachtet, als ein klingendes Aetherschloß. Die Grenze des Erlaubten ist hier wohl erreicht, wenn einmal die Seele am Katheder steht und klingelt. Wir erklären uns eine solche Ausschreitung aus dem selbstbewußten Kraftgefühl des Dichters; vielleicht läuft auch etwas Hohn gegen den Zopf der Aesthetiker von Fach mit unter. Sogar Tag und Stunden werden personificirt; die Stunden segeln vorbei, die Tage kommen hergegangen von der Ewigkeit u. dergl. Man möchte diesem Autor ein Streichhölzchen geben, so würde eine handelnde Person daraus. Und doch hat der Verfasser diese Schaffenslust nirgends auf Unkosten der Oekonomie des Ganzen ausgeübt. Wo es irgend erlaubt war, da springt es freilich wie ein Quell heraus. Man lese den entzückenden Mythus von der Sternennacht, und man wird ahnen, welchen Zwang ein Dichter, dem eine solche Phantasie gehorcht, sich anthun mußte, dem großen Plane des Ganzen zu Liebe innezuhalten.

Man sollte nach alle dem nicht erwarten, daß nun dieselbe Dichtung auch in der Satire ein Meisterwerk vorstellt. Der betreffende Theil der Dichtung ist aber ein wahres Reallexikon der Satire jeder Art. Wir haben die Satire der Handlung in dem Schicksal, welches dem Kleinode Pandoras die Menschen bereiten, ferner in jener überaus drastischen Geschichte, wie das Menschenvolk sich vom Behemoth und Leviathan übertölpeln läßt, wo jene Gesangfest-, Picknick- und Sonnenaufgangs-Scenen um so ergötzlicher wirken, als der Autor vorher das Programm der Uebertölpelung gegeben hat. Wir haben die Satire der Personification in jenem Vogel, von dem alles Menschenvolk mit Ehrfurcht als von dem in blauer Ferne wohnenden höchsten Principe spricht. Auch die Grammatik ist zu satirischen Zwecken benutzt worden. Von Prometheus und Epimetheus, da sie nicht gleich waren den Andern, heißt es, daß sie „r" sprachen, wo Alle sagten „l". Die Silben „heit" und „keit", „muth", und „thum", „schaft" und „haft" werden zu eigentlichen Emblemen gewisser Geistesrichtungen und Grundsätze verwerthet. Sogar die hebräische Sprache hat im „Hiphil-Hophal", der lustigen Personification aller pfäffischen Stupidität, ihren Beitrag zu dieser neuen Art von Satire geliefert. Im directen Ausspruch, der Alles auf die Spitze treibt (wie in Christi Wort vom Kameel und dem Nadelöhr), in der Satzconstruction u. s. f. erkennen wir eine unerschöpfliche Rüstkammer der Satire, die vom Verfasser gut benützt worden ist. Unter den satirischen Typen nennen wir den pädagogischen Abhärtungsfanatiker, den Pfefferfresser, die Aufklärungsmenschen. So läßt der Autor offenbar nur zwei Arten von Menschen gelten: Prometheusnaturen und sanfte, gute Kinder. Er begreift nicht, wie man, wenn man einmal gezwungen ist, Mensch zu sein, nicht wenigstens ein Mensch ersten Ranges zu sein wagt.

Aber diese Satire ist bei alledem nicht giftig; es setzt keine Seitenhiebe. Der Verfasser ist sichtlich froh, aus dieser Gesellschaft, die er vorzuführen gezwungen ist, herauszukommen, wie Jemand, der zu seiner Geliebten geht, den widerwärtigen Mückenschwarm unterwegs rasch durchschneidet, freilich auch unbekümmert, welche Verheerung er in demselben angerichtet. Ja, wir glauben, eine mitten in die Satire hineinversetzte Scene — die wunderbar schöne Nachtscene, wo die Gotteskinder weggeführt werden — sei dem Bedürfniß des Autors entsprungen, sich in wahrer Himmelsluft der Poesie von den Motiven der Satire zu erholen.

Soviel über die Dichtung. Was den gänzlich unbekannten Dichter betrifft, so sagen wir nur: Was muß ein Autor, der so debütirt, Alles gedacht, gefühlt, gelitten haben, bis endlich dies eigenartige, tiefsinnige Werk vermöge einer ungeheuren Willenskraft fertig aus seinem Haupte sprang!

Die Tapezier-Literatur.

„Der Herr Doctor zu Hause?"

„Ich bitte einzutreten."

Damit führte mich die Dienerin meines Arztes, welchem ich meinen dauerhaften Bronchialkatarrh als Frühjahrsbotschaft zu präsentiren beabsichtigte, in das ziemlich schmucklose Sprechzimmer. Eine steife und frostige „gute Stube", in welcher mein pietätvoller Hausarzt als einzigen künstlerischen Schmuck das Oelbild seines Großvaters aufgehängt hatte. Aber wenn auch die Einrichtung mehr lebendigen Reiz gehabt hätte — in den Wartezimmern der Aerzte und Rechtsanwälte besitzt nun einmal die große Göttin Langeweile ihre üppigsten Altäre. Hier zählt man Tapeten-Arabesken. Hier trommelt man die neuesten Walzer-Melodien auf die Fensterscheibe. Hier sucht man das geometrische Gesetz der Teppichmuster auf und denkt tiefsinnig über die architektonischen Geheimnisse eines Kaminrahmens nach. Und wenn man dies Alles mit Andacht und Ergebenheit erledigt hat, so überzeugt man sich entweder aus dem unvermeidlichen Künstler-Album, daß Ludwig Barnay sich in der That bisweilen photographiren läßt, oder aber man greift zu einem Verzweiflungsmittel und blättert in den — Büchern, die auf dem schwarzgefirnißten Sophatisch ausgebreitet sind . . . Es ist nämlich in Berlin und wohl auch anderwärts die Eigenthümlichkeit dieser Sophatische, daß sie keine Decke tragen, sondern mit einem farbigen Mosaik belegt sind, das sich aus prunkvollen Buchdeckeln, aus goldglitzernden Prachteinbänden zusammensetzt. Und in diesen Einbänden stecken jene Bücher, die im Ensemble der Zimmereinrichtung nur die Stelle vertreten wollen, welche sonst Majolika-Nippes oder Alabaster-Schalen einnehmen. Es sind die Bücher, die nicht zum Lesen, sondern zum Ansehen, und nicht für den Bücherschrank, sondern für den Salontisch bestimmt sind. Ihr Lebenszweck ist ein wesentlich ornamentaler — sie bilden in ihrer Gesammtheit die Tapezier-Literatur, welche nur für die Bedürfnisse der Zimmerausstattung auf der Welt zu sein scheint . . .

Die Vorzimmerhaft bei meinem vielbeschäftigten Hausarzt gab mir den Anlaß, einmal über die Zusammensetzung dieser wunderlichen Abart der Literatur nachzudenken. Die Bücher, die ihr angehören, werden von den Verlegern gewöhnlich als Festgeschenke empfohlen. Zur Empfehlung wird aber mit anerkennenswerther Aufrichtigkeit nur ganz nebenher der Kern des Inhalts herangezogen: in der Hauptsache begnügen sich die Buchhändler mit der Toilettenbeschreibung des Buches, mit der Schilderung seines Aeußern. Der Hochdruck, der Blinddruck, der Buntdruck und der Golddruck spielen dabei eine große Rolle. Die Kopfleisten, das Büttenpapier und die Initialen sind wesentlich, der byzantinische Pergamentdeckel oder der archaistische „Liebhabereinband" wird besonders hervorgehoben und der reiche Illustrationsschmuck in bengalischer Beleuchtung gezeigt. Es sind Ausstattungsbücher, wie es Ausstattungsstücke gibt: der Text bedeutet bei beiden nur den schamhaften Vorwand für bunte Bilder — und daß der Inhalt dieser geputzten Bücher oft von trostloser Dürre ist, das sieht die Käufer des schillernden Tands ebenso wenig an, wie es die Kinder grämt, daß ihre Puppen unter den blinkenden und rauschenden Seidenhüllen ein Inneres von Werg und Sägespähnen verbergen. Widerlegen doch diese Deco-

rationsbücher das Vorurtheil, daß Gedrucktes den Zweck hat, gelesen zu werden, schon durch ihr unhandlich Format! Denn es sind meist riesige Quartanten und Großfoliobände, die man ohne Unbequemlichkeit nur lesen könnte, wenn man über die gesegneten Hände des Riesen Drasal (Handschuhnummer 15¾) verfügte .... Eine recht dankbare Aufgabe, zu diesen Büchern, für Nichtleser den Text zu schreiben.

Und wenn wir nun gleichwohl einen Blick auf diese Texte werfen, so fällt uns in der Ausstattungsliteratur eine neue Aehnlichkeit mit der Ausstattungsdramatik in die Augen. Die Bühnen, welche das bezeichnete Genre pflegen, haben lange Zeit mit listiger Berechnung den Reisetrieb der Menschen auszunutzen gesucht und das geographische Ausstattungsstück führte die Alleinherrschaft. Die Wunder der Fremde wurden behaglich vor uns ausgebreitet, wir stiegen in unsere Loge ein, wie wir in einen Waggon steigen, und wenn das letzte Glockenzeichen ertönt war, so reisten wir via Bühne durch die Weite der bewohnten Welt. Auch die Ausstattungsbücher gehören in ihrer Mehrzahl diesem Genre an. Da wird irgend ein Land auf dem Globus ausgesucht und in einen Großquartband von „bewährten Künstlern" hineinillustrirt. Von Aegypten bis Mecklenburg, von Hinterindien bis Hinterpommern sind nachgerade fast alle Länder in reichgeschmückten Prachtwerken ausgebeutet worden. Es sind illustrirte Bädeker für jene wunderlichen Zimmerreisenden, die gerne hoch zu Buch die Erde durchwandern — und da jede Reise ihre Strapaze haben muß, so wird ihnen neben den Illustrationen eben auch ein begleitender Text geboten. So macht man seine Rheinfahrt, so liest man sich durch Skandinavien bis zum Nordcap herauf, so erblättert man die höchsten Berge. Es ist selbstverständlich, daß ich auch auf dem Sophatisch meines Arztes zwei Werke dieser Art fand: Die Schweiz und Italien. Aus Rücksicht für meinen Bronchialkatarrh entschied ich mich für das letztere.

Einen andern Zweig der Tapezier-Literatur bilden die Anthologien: Die „Lichtstrahlen" und „Perlen", die bald „Iris" und bald „Pharus" heißen und uns bald „durch das Meer des Lebens" hindurchhelfen, bald „für dunkle Stunden" eine Leuchte bilden wollen: meist geschmacklose Collectaneen, die eine Sammlung von sogenannten schönen Stellen in ungenießbarem Hintereinander bieten und Allgemeinheiten zusammenreihen, die außerhalb ihres organischen Zusammenhangs zumeist nur Halbwahrheiten bedeuten. Ja, wenn die Herausgeber solcher Blumenlesen ihre Aufgabe richtig verständen! Sie könnten dann dem Publicum die nämlichen Dienste leisten, wie sie die Weisen des Landes jenem orientalischen König geleistet haben, der zuerst auf hundert Kameelen seinen Bücherschatz immer mit sich führte, dann aber von hundert Weisen alles Müßige und Werthlose hinaustilgen ließ und endlich nur ein artiges Bändchen übrig behielt, das er gemächlich bei sich tragen konnte. Aber solche fruchtbaren literarischen Additionen, solche geschickten summenziehenden Inhaltsangaben unseres aufgespeicherten Schriftthums ... man darf sie nicht in den landesüblichen Blumenlesen suchen, und ihnen geschieht wahrlich kein Unrecht, wenn sie eben nur zur Verzierung des Sophatisches geeignet befunden werden.

Den breitesten Raum aber nehmen hier die illustrirten Klassiker-Ausgaben ein, die sich immer beängstigender vermehren und es nachgerade für den Bücherfreund zu einem Labsal machen, wenn ihm einmal wieder der keusche anmerkungslose Urtext ohne alle illustrativen Zuthaten zu Gesicht kommt. Ferdinand Kürnberger hat von den bildlichen Erläuterungen unserer Dichter überhaupt nichts wissen mögen. Sie bilden in der That eine Störung des höchsten Genusses, den ein Dichter gewähren, des schönsten Triumphes, den er erreichen kann, indem er seine Leser durch nichts Anderes als durch die Kraft des malenden Wortes zwingt, seine Träume mitzuträumen und seine Gestalten mitzugestalten. „Wenn ein Goethe" — ruft Kürnberger aus — „mit der höchsten dichterischen Bildkraft ein Gretchen hervorbringt, welcher Radirer, Schaber und Kritzler darf sich zwischen mich und Goethe stellen mit der Prätension: Du sollst Dir das Gretchen vorstellen, nicht wie es Goethe will, sondern wie ich es will? Das wäre schlechthin erlaubt? Was ist denn alle Geisterwollust der Poesie als der Anstoß, welchen die Phantasie des Dichters der Phantasie des Lesers mittheilt? Und dazwischen dürfte ein Stoßballen sich einschieben, welcher illustrirt und welcher im Bunde der Dritte sein will? Ich dächte, es gäbe mehr als einen Bund, welcher zu intim, zu persönlich für einen Dritten ... Das heißt nun freilich das Kind mit dem Bade ausschütten, heißt der Zeichenkunst ein mit Glück erobertes Gebiet neidisch entziehen. Aber zweifellos hat heutzutage — der Tapezier-Literatur zu Liebe — die Illustrationslust alle vernünftigen Grenzen überschritten. In die Werke der großen Dichter werden an jeder nur möglichen Stelle anspruchsvolle Bilderbogen eingefalzt und zwischen die Zeilen der klassischen Dramen oft müßige Holzschnitte geklemmt, die der Phantasie des Lesers geradezu Gewalt anthun. Selbst Epigramme sind unglaublicher Weise der Illustrationswuth zum Opfer gefallen. Man nehme eine vielverkaufte Lessing-Ausgabe zur Hand — und man wird die Unterhaltung von Hinz und Kunz über die Erfindung des Pulvers mit der Explosionsscene aus dem Laboratorium von Berthold Schwarz illustrirt finden! Zu den Versen über den poetischen Schuster ist das getreue Porträt des Dichter-Schusters erläuternd hinzugefügt, und zu dem Scherz über den Autor, der nur deshalb seine Katze liebt, damit ihm die Mäuse seine Verse nicht fressen, sehen wir eine Randzeichnung, die uns die Katze nebst den Mäusen und den angenagten Versen leibhaft und sinnfällig vor Augen rückt! Ein so unwägbares, der Anschauung entrücktes Object wie die Pointe eines Sinngedichtes bildlich zu erläutern — nun fehlte nur noch eine illustrirte Ausgabe von Lichtenbergs Aphorismen oder Ottiliens Tagebuchsentenzen. Und warum auch nicht? Wenn von dem Faden der Liebe und Anhänglichkeit die Rede ist, der sich durch Ottiliens Tagebuch zieht, wie der rothe Faden durch das Tauwerk der englischen Marine, so ist nicht einzusehen, warum ein deutscher Verleger zwei Illustrationen hinzufügen sollte, von welchen die eine ein Bild der englischen Flotte und die andere die Porträts berühmter Seiler aus allen Jahrhunderten enthalten könnte. Wenn Lichtenberg das Messer ohne Stiel erwähnt, dem auch die Klinge fehlt, so würde sich ein Massentableau der Solinger Messerfabriken vortrefflich ausnehmen, und wenn der witzige Autor an anderer Stelle sagt, daß die Frauen auf dem Musenroß sitzen wie auf jedem Roß — einseitig, so müßte ein Gruppenbild aller weiblichen Dichter hinzugefügt werden, von Sappho bis Josephine Gallmeyer ... Warum sollte die Illustrationslust auf halbem Wege stehen bleiben? Und der Sophatisch verlangt nun einmal seine Bilderbücher ...

Der Weise von Bayreuth — ich rede natürlich von Jean Paul — hat einmal eine Satire über den Kleiderluxus der Bücher geschrieben. Und das in den bescheidenen Tagen unserer Großväter! Was würde er gejammert haben, wenn er den Ausstattungsprunk der Neuzeit gekannt, wenn er die moderne Tapezier-Literatur erlebt hätte?

Al Hafi.

Aus der Hauptstadt.

Ein verbotenes Stück.

Sergius Panin.

Schauspiel in fünf Acten von Georges Ohnet.

Die Schwiegermutter spielt im modernen Drama eine überraschend neue Rolle. Während man bisher nur heitere Wirkungen mit ihr erzielen wollte und sie von der „komischen Alten" spielen ließ, ist sie in unseren Tagen sentimental, pathetisch, rührend geworden und schillert in das Fach der Heldenmütter. In „Unsere Frauen" klagt Frau Buchholz über das beklagenswerthe Loos der Schwiegermamas, deren Töchter nach der Hochzeit unerbittlich entführt und ihnen nach und nach entfremdet werden, und sie bekehrt einen Theaterdichter zu besseren Ansichten über diese armen Frauenseelen. Auch in „Odette" ist der Streit zwischen zwei Schwiegermüttern tragisch geführt: es handelt sich nur um die Frage, ob Frau Méryan ihren Willen durchsetzt, daß die Titelheldin auf ihre Mutterrechte verzichte, um die Heirath ihrer Kinder zu ermöglichen. In dem neuerlich in Paris gegen 150 Male und, trotz des verunglückten Experiments der Gallmeyer, auch in Wien mit Erfolg gegebenen Schauspiel: „Sergius Panin" von Georges Ohnet (deutsch von Saar) schreitet die Schwiegermutter sogar auf dem Kothurn einher. Durch ein Verbot des Berliner Polizei-Präsidenten wurde es uns unmöglich gemacht, die sensationelle Novität im hiesigen Residenztheater kennen zu lernen; dafür wurde uns aber das bisher ungedruckte Stück zur Verfügung gestellt.

Fürst Sergius Panin ist, unbeschadet seines russischen Namens, ein alter Bekannter. Es ist der adelige Abenteurer, der sein defect gewordenes Wappen mit Hülfe einer bürgerlichen Mitgift vergolden will. Während aber in dem bekannten trefflichen Stücke Augiers: Le gendre de M. Poirier die Mesalliance mit Einwilligung der bürgerlichen Eltern erfolgt, weigert sich hier die ehemalige Bäckersfrau Madame Desvarennes, Inhaberin einer großen Pariser Mehlhandlung und Beherrscherin des Pariser Kornmarktes, auf das Entschiedenste, ihre Tochter Micheline mit dem genannten Russen zu verloben. Sie ist eine vortreffliche Mutter, diese Frau Desvarennes, ein starkgeistiges, fast männlich geartetes Weib. Aber sie hat ein liebevolles, zärtliches, aufopferndes Herz und bethätigt dieses bei jeder Gelegenheit. Bereits ist ihr Vermögen ins Kolossale gewachsen, aber sie führt dennoch ihr Geschäft fort, um die Armen und Elenden ausgiebiger unterstützen und um ihrer einzigen Tochter, die sie über Alles liebt, eine glänzende Zukunft sichern zu können. Warum will sie aber nichts von dem fürstlichen Freier wissen? Weil sie auf ihre schlichte bürgerliche Herkunft stolz ist und einem braven jungen Verwandten, dem Ingenieur Pierre Delarue, seit langem ihre Tochter anverlobt hat. Doch Pierre ist eben in der Fremde. Erst wollte er sich eine Existenz gründen oder zum mindesten einen Namen machen, bevor er sich um die Hand des reichen Mädchens bewarb. Er nahm also von Micheline Abschied und schloß sich einer centralafrikanischen Mission an. Aber er gewann nur zu bald jene Erkenntniß, welche Lenau in dem bekannten Vers ausspricht:

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als man blühend in der Hand
Kann die Rose tragen.

Eines Tages erhält er einen Brief von Frau Desvarennes, worin er in lakonischer Kürze gebeten wird, sofort nach Paris zu kommen. Er gehorcht, und im ersten Act, der diesem peinlichen Wiedersehen gewidmet ist, erkennt er, daß ein Anderer die Liebe seiner Braut gewonnen hat. Blutenden Herzens gibt er ihr das Wort zurück und bittet sogar Frau Desvarennes, mit ihrer Einwilligung nun nicht länger zu zögern. Doch wie sehr würden die Beiden ihre Schwäche bereuen, wenn sie von der kurzen Scene wüßten, welche sich zwischen Panin und Jeanne, der Pflegetochter des Hauses, abspielt!

Jeanne, eine von verarmten Edelleuten stammende junge Waise, wurde einst von Frau Desvarennes an Kindesstatt angenommen. Als dann Micheline geboren wurde, betrachtete sich die Adoptivtochter als enterbt, und dies mag ihrem Charakter etwas Trotziges und Herbes verliehen haben. Auf einer Reise zu Londoner Verwandten hatte Jeanne den Fürsten kennen gelernt. Es entspann sich schnell zwischen den Beiden ein Verhältniß, über dessen Natur man aus dem Stücke nicht recht klug wird. Jeanne führte Panin im Hause Desvarennes ein und mußte es mit ansehen, wie Micheline sich bald in den glänzenden Cavalier verliebte und seine Werbung annahm. Zu Anfang des Stücks treibt Panin seine Charakterlosigkeit so weit, daß er die Bemühungen Cayrols, eines ehemaligen Bäckerjungen und nunmehrigen Großhändlers, der in Jeanne verliebt ist, begünstigt und die Verlobung seiner ehemaligen Geliebten herbeizuführen sucht. In Folge dessen kommt es zwischen ihm und Jeanne zu einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung.

Jeanne. Was muß ich hören! Ist es möglich! Micheline soll Ihre Frau werden?

Panin. Ja.

Jeanne. Und ich?

Panin. Jeanne, ich beschwöre Sie: fassen Sie sich. Sie sind von einer Unruhe . . .

Jeanne (höhnisch). Die Sie selbst beunruhigt?

Panin. Ihretwegen, denn ich fürchte, Sie könnten eine Unvorsichtigkeit begehen, die Sie verderben würde.

Jeanne. Ja, und Sie mit mir. Das fürchten Sie.

Panin. Ich wüßte nicht, was mich dabei bedrohte.

Jeanne. Ein Bruch mit Frau Desvarennes, wenn ich ihr Alles gestehe.

Panin. Alles . . . Nun, dann würde ich meine unsichere und bedenkliche Pariser Existenz aufgeben und wieder in russische Dienste treten.

Jeanne. Eine Verlassene bleibe ich also auf jeden Fall?

Panin. Wie können Sie sich verlassen fühlen, wenn Ihnen der brave Mensch, der Sie liebt, seine Hand und sein Vermögen anbietet?

Jeanne. Und Sie sagen mir das? Sie reden mir zu, Herrn Cayrols Frau zu werden? Dann haben Sie mich nie geliebt!

Panin (lächelnd). Meine liebe Jeanne, wenn ich jährlich 100,000 Francs zu verzehren hätte, so möchte ich mir keine andere Gattin wünschen, als Sie. Auf Ehre, Sie wären eine bezaubernde Fürstin.

Jeanne. Ach, was frage ich nach Ihrem Titel. Sie will ich! Sie allein!

Panin. Sprechen Sie nicht so unüberlegt. Ich liebe Sie zu sehr, um Ihr Dasein an das meine zu ketten. Wie elend würde sich die schöne Jeanne in meiner schlichten, fast ärmlichen Behausung fühlen? Woher nähme ich die Mittel, um unser Leben zu bestreiten? Vermag ich es kaum, mich selber durchzubringen. Ich bin Stammgast im Cercle, weil ich dort billig speisen kann; ich benütze die Pferde meiner Freunde und hüte mich, eine Karte in die Hand zu nehmen, obgleich ich das Spiel leidenschaftlich liebe. Ich bin viel in Gesellschaft, glänze in allen Salons und gehe immer zu Fuß nach Hause, um eine Wagentaxe zu ersparen. Sehen Sie, liebe Jeanne, so sieht der Fürst Panin aus, so lebt der hochangesehene Edelmann, hinter dessen blendender Erscheinung sich das Sparsystem einer alten Jungfer verbirgt. Jetzt begreifen Sie gewiß, daß ich Ihnen nicht zumuthen darf, eine derartige Existenz mit mir zu theilen.

Jeanne. Sergius, wären Sie reich, kein Wort würde über meine Lippen gekommen sein, um Sie wieder an mich zu fesseln; aber Sie sind arm und darum darf ich Ihnen sagen, daß ich Sie liebe. An Ihrer Seite würde mir das Leben vielleicht manches Opfer auferlegen, aber sicher keines, dessen ich mich zu schämen brauchte. Mit grenzenloser Hingebung, mit nimmermüder Zärtlichkeit wollte ich Ihnen jede Entbehrung tragen helfen und meine frohe Laune sollte jede Traurigkeit von uns fern halten.

Panin (ironisch). In der That, eine reizende Idylle! Wir flüchteten weit weg von allen Menschen und jedem Lärm der Welt in ein unbekanntes Thal und suchten dort das verlorene Paradies, nicht wahr? Wie lange würde diese Seligkeit wohl dauern? Einen ganzen Frühling! So lange die Bäume blühen und unsere Liebe. Aber dann käme der graue, unfreundliche Herbst, und wir würden schaudernd gewahren, daß die vermeintliche ewige Glückseligkeit nur ein flüchtiger Traum gewesen. Verzeihen Sie, daß ich Sie so grausam Ihren poetischen Träumen entreiße, aber unser ganzes Leben entscheidet sich in diesem Augenblicke. Da dürfen wir keinem anderen Rathe folgen, als dem der nüchternen Vernunft.

Jeanne. Nein, folgen Sie nur dem Zug Ihres Herzens. Bedenken Sie sich, daß Sie mich liebten und noch lieben. Ach, sagen Sie mir, daß Sie mich noch immer lieben.

Panin (schließt sie in seine Arme und küßt sie). Jeanne!

Jeanne. Sergius!

Panin (faßt sich schnell wieder). Sehen Sie, so unvernünftig möchten wir sein, und unsere Mittel erlauben es uns nicht.

Jeanne. O stoßen Sie mich nicht zurück. Sie lieben mich, ich fühl's, und Sie wollen mich verlassen, weil Sie arm sind? Ist man denn arm, wenn man zwei Arme hat. Arbeiten Sie!

Panin (innig). Liebe Jeanne, Sie sind von Sinnen. Der Fürst Panin kann sich nur auf zweierlei Weise in der Gesellschaft behaupten: entweder ist er reich . . . oder Soldat. Diese Wahl steht mir frei. Entscheiden Sie über mich.

Jeanne. O jetzt ist Alles vorbei! Ich bin verloren!

Panin. Nein, gerettet! Hören Sie mich an. Was sind wir Beide eigentlich? Sie ein großmüthig angenommenes Waisenkind, ich ein ruinirter Edelmann. Wir hängen Beide von der Gutherzigkeit der Frau Desvarennes ab. Ich stehe ohne Rückhalt hülflos da. Nun kommt uns plötzlich das Glück zugeflogen. Wir brauchen blos die Hand auszustrecken, um mit einem Griff alle Vortheile des Reichthums zu erhaschen. Und was kostet uns das? Nichts als einen Augenblick Ueberlegung, einen Schimmer von Vernunft, das Opfer eines Traumes, um die baare Wirklichkeit zu erreichen.

Jeanne. Also die Liebe ist ein Traum und die Wirklichkeit, die Wahrheit ist der baare Vortheil! Aus Ihrem Munde muß ich das hören! Und Sie haben keinen anderen Grund, um Ihre Handlungsweise mir gegenüber zu rechtfertigen. Um gemeines, blödes Geld! Aber das ist ja abscheulich, nichtswürdig, ehrlos.

Panin. Jeanne!

Jeanne. Sagen Sie mir doch frei heraus, daß Sie diese Micheline lieben, die ja ohnehin alles Begehrenswerthe besitzt: Familie, Freunde, Vermögen, und mir noch mein Einziges raubt: Ihre Liebe. Gestehen Sie mir, daß Sie Ihre Liebe erwidern, dann werden Sie mir grausam erscheinen, aber nicht verächtlich. Nein, nein, es ist nicht möglich. Es war nur eine vorübergehende Neigung, die sie Ihnen einflößte. Sie werden wieder zur Besinnung kommen, nicht wahr? Denken Sie doch, wie tief Sie sich vor mir erniedrigen! (Pause.) Nein? (Dann mit erkünstelter Ruhe.) Gut, dann nehmen Sie sie! Aber da wirklich nur schnöder Eigennutz diese Welt regiert, so will ich mich hüten, sein Opfer oder sein Narr zu werden. (Lacht.) Viel Dank für die Lection! Sie war schmerzhaft und ich werde sie nie vergessen.

Panin. Was wollen Sie thun?

Jeanne. Ihren Rath befolgen und einen Millionär heirathen.

Sie führt ihren Entschluß ohne Weiteres aus. Als der wackere Cayrol abermals um ihre Hand anhält, da gibt sie ihm ihr Jawort.

Der zweite Act ist der Doppelhochzeit gewidmet. Micheline ist glücklich, im Gegensatze zu Jeanne, welche mit Schrecken an den Augenblick denkt, da sie dem Mann ihrer Wahl wird folgen müssen. Ihr Widerstreben, ihr unverhehlter Abscheu macht Cayrol stutzig. Sollte noch eine erste Liebe ihr Herz erfüllen? Weder durch Güte, noch viel weniger durch Zorn läßt sich Jeanne zu einem Bekenntnisse bewegen. Der erzürnte Ehemann ruft seine Schwiegermutter zu Hülfe, um den Trotz seiner ihm kaum angetrauten Frau zu brechen. Es folgt die lange vorausgesehene Scene, wo die Mutter die Liebe ihrer Pflegetochter entdeckt und das Glück ihrer eigenen Tochter sicher stellt.

Frau Desvarennes. Nun sind wir allein, Jeanne. Erzähle mir, was vorgefallen. — Du antwortest nicht? Hast Du kein Vertrauen zu mir? Bist Du nicht mein Kind? Bin ich nicht Deine wahre, wenn auch nicht leibhaftige Mutter?

Jeanne (gerührt). Ich werde es nie vergessen.

Frau Desvarennes. Und Du weißt, wie lieb Du mir bist. Komm, lehne Dein Köpfchen an meine Brust und laß den Thränen freien Lauf. Sie ersticken Dich ja, mein armes Kind. (Jeanne schluchzt krampfhaft.) Es ist also wahr, was Cayrol sagt? Du liebtest einen Anderen?

Jeanne. Ja.

Frau Desvarennes. Warum hast Du es mir verheimlicht?

Jeanne (aufspringend). Ihnen?! Wie könnte ich Ihnen sagen! ...

Frau Desvarennes. War er Deiner Liebe nicht würdig? — — Oder vielleicht nicht frei?

Jeanne (verwirrt). Ja, das ist's ... nicht frei.

Frau Desvarennes. Verheirathet? Am Ende ein ehrloser Betrüger? Wo hast Du diesen Mann kennen gelernt? Etwa gar in meinem Hause?

Jeanne (erschreckt). Nein! Nein! O ich beschwöre Sie, achten Sie nicht auf meine Thränen. Glauben Sie meinem Gatten nicht. Lassen Sie ab, mich auszuforschen. Sie werden es nie erfahren.

Frau Desvarennes. Dieser Mensch muß mir sehr nahe stehen, da Du so hartnäckig darauf beharrst, Dein Geheimniß mir gegenüber zu wahren. Hätt' ich einen Sohn, so glaubte ich fast ... (Tritt starren Blickes ganz nahe an Jeanne heran.) Sollte es ...

Jeanne (außer Fassung). Nein! nein! Großer Gott!

Frau Desvarennes. Leugnest Du, eh' ich noch den Namen aussprach? Erräthst Du ihn, bevor ich ihn nannte? (Ausbrechend.) Unglückselige! Der Gatte meiner Tochter ist's, den Du liebst.

Jeanne (vor ihr niederknieend.) O verzeihen Sie mir!

Frau Desvarennes. Dazu haben wir auch später noch Zeit. Antworte! liebt er Dich?

Jeanne (schmerzvoll). Ach, weiß ich's denn!

Frau Desvarennes. Hat er Dir seine Liebe gestanden?

Jeanne. Ja.

Frau Desvarennes. Und Micheline hat er geheirathet! ... Also war mein Argwohn begründet! O, warum mußte ich einwilligen! Jeanne, Jeanne, steh' mir bei! Mein Kind muß gerettet werden.

Jeanne. Sie braucht nichts zu fürchten. Sie ist glücklich. Sie ist ja sein Weib.

Frau Desvarennes. Wenn er ihr jedoch eines Tages untreu würde ... Aber er hat mir ja geschworen, daß er sie liebt.

Jeanne (außer sich). Dann hat er gelogen. Nur um ihres Geldes willen wählte er sie.

Frau Desvarennes. Was sind das für Reden! Sie ist schön und der Liebe werth. Glaubst Du, nur Du könnest ihm gefallen?

Jeanne. Wäre ich reich, so würde ich seine Frau geworden sein. An demselben Abend, da er mich beredete, Cayrol meine Hand zu reichen, hat er es mir auf sein Ehrenwort versichert.

Frau Desvarennes. Sein Ehrenwort! ... So hat er uns Alle betrogen! Aber was vermag ich jetzt gegen ihn? Eine Scheidung? Micheline würde sich sträuben, denn sie liebt ihn ja. O das dumme Ding! Wenn sie die Wahrheit erführe, sie wäre des Todes.

Jeanne (düster). Bin ich denn daran gestorben?

Frau Desvarennes. O Du bist eine starke Natur, aber sie, ein so zartes, schwaches Geschöpf! ... O Jeanne, erinnere Dich dessen, was Alles ich für Dich gethan und hilf mir! Rette mir das Glück meines Kindes!

Jeanne. Wie kann ich das?

Frau Desvarennes. Zieh' eine unüberwindliche Schranke zwischen Dir und ihm.

Jeanne. Wie fang' ich's an?

Frau Desvarennes. Folge Deinem Mann. Du warst von Sinnen, als Du Dich vorhin weigertest ... Trennst Du Dich von ihm, so kehrt Sergius zu Dir zurück und Du raubst mir meiner Tochter den Gatten.

Jeanne (wild). O natürlich! Ihre Tochter hat den Vorrang! Nur für sie haben Sie ein Herz. Was liegt an mir. Aber auch ich lebe und auch ich habe ein Recht, beschützt, geliebt zu werden, glücklich zu sein. Warum soll ich diesem Manne angehören, den ich nicht liebe! Mir graut vor ihm!

Frau Desvarennes. So willst Du also Deine Freiheit mit einem Scandal erkaufen? Ja, dann bist Du frei! ... Vogelfrei, — gemieden und verachtet! Dein Mann ist ein Ehrenmann. An seiner Seite wirst Du vergessen und bald die Ruhe Deines Herzens wiederfinden. Du hast ihm Treue gelobt, Du bist sein Weib. So sei's und halte Deinen Schwur! Das ist Deine Pflicht.

Jeanne. Welch ein Leben steht mir bevor?

Frau Desvarennes. Das Leben einer rechtschaffenen Frau.

Jeanne. Gut, ich gehorche.

Frau Desvarennes. Cayrol. Kommen Sie.

Cayrol (tritt auf). Nun, dieser „Gewisse" ist? ...

Frau Desvarennes. Nicht mehr zu fürchten. Jeanne hat sich auf immer von ihm losgesagt. Sollte er je wiederkehren, so würde ich selbst — Sie hören: ich selbst! — Sie vor ihm warnen und schützen.

Die dritte Entdeckung, denn in jedem Auszuge wird eine solche gemacht, ist diejenige, wo Micheline die Liebe ihres Mannes zu Jeanne gewahr wird. Ein Jahr ist seit der Hochzeit vergangen. Jeanne empfindet die Qual, einem ungeliebten Manne anzugehören, auch auf den zahlreichen Reisen, die sie in seiner Gesellschaft unternimmt. Am Ende tritt das unvermeidliche Verhängniß ein. Sie wird dem ihrer Pflegemutter abgelegten Versprechen untreu, und erscheint mit ihrem nichts ahnenden Gatten in Nizza, wo das Ehepaar Panin auf einem sehr großen Fuße lebt. Sobald Frau Desvarennes von diesem Zusammentreffen hört, reist sie ebenfalls dahin, um das Glück ihres Kindes zu beschützen. Aber der Sturm der Leidenschaft führt Panin und Jeanne zusammen, und die arme Micheline ist sogar Zeugin einer übrigens sehr discret behandelten Liebesscene.

Die vierte Entdeckung thut Cayrol. Panin ist mit seiner Familie nach Paris zurückgekehrt und führt sein verschwenderisches Leben fort. Cayrol hat ihm schon bedeutende Summen vorgestreckt, die Panin mit virtuoser Geschwindigkeit in allen noblen Passionen durchbrachte. Frau Desvarennes ist entschlossen, ihm nicht mehr zu helfen. In seiner Verlegenheit verbindet sich Panin mit dem sehr übelberüchtigten Börsianer Herzog, der ihn sofort in seine Schwindeleien verwickelt. Auch Cayrol wird zum Theil sein Opfer. Mittlerweile hat aber Frau Desvarennes das Einverständniß von Panin und Jeanne durchschaut und Mutter und Tochter beschließen, das äußerste Mittel zu ergreifen und dem betrogenen Ehemanne Alles zu sagen. Es geschieht. Cayrol glaubt es nicht. Man räth ihm, nach dem bekannten Recept von König Menelaus dem Guten eine fingirte Reise in Scene zu setzen. Richtig überrascht er Panin bei seiner Frau. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung," ruft der Fürst mit vornehmer Kühle. Aber Cayrol hat nicht so gewettet. „Ich und ein Duell?" höhnt er. „Warum nicht gar. Das ist für Cavaliere. Ich bin ein Bauer,

ein Mann aus dem Volke. Unsereins rächt sich anders." Mit diesen Worten hebt er vom Kamin eine der beiden eisernen Schienen, worauf das Holz gelegt wird, und schwingt die tödtliche Waffe, um den Fürsten auf der Stelle niederzuschlagen. Doch seine Frau stellt sich vor ihn hin, und willenlos läßt der Unglückliche die Arme sinken.

Der fünfte Act führt die Katastrophe herbei. Panin ist noch tiefer gefallen. Er hat sich, von Herzog verführt, den unsaubersten Börsengeschäften ergeben und sogar Fälschungen zu Schulden kommen lassen. Jeden Augenblick kann seine Verhaftung stattfinden. Schon steht er im Begriffe, sich selbst zu richten, allein nach kurzer Ueberlegung faßt er neue Hoffnung und legt den Revolver, mit dem er gespielt, auf den Tisch. Da erscheint Pierre Delarue und fordert von Panin Rechenschaft über das, was er mit seinem geopferten Glück angefangen habe. Das Duell soll sogleich ausgefochten werden, aber in diesem Augenblick erscheint Frau Desvarennes, bittet um einen kurzen Verzug und wünscht auf einige Minuten mit dem Fürsten allein gelassen zu werden.

Frau Desvarennes. Sie hätten diesen braven Burschen unfehlbar getödtet. Würden Sie damit Ihre Lage verbessert haben?

Panin. Ich forderte ihn nicht heraus. Er soll seiner Wege gehen. Ich frage nicht nach ihm.

Frau Desvarennes. Meine Tochter war bei mir und verwendete sich für Sie. Leider ist es zu spät. Sie werden bereits gerichtlich verfolgt. Ich kann nichts mehr für Sie thun.

Panin. Also weshalb kommen Sie her?

Frau Desvarennes. Um eine Frage an Sie zu richten. Wir Geschäftsleute, wenn wir zu Fall gekommen sind und keinen Ausweg mehr wissen, wir waschen unsere Schande mit unserem Blut ab, und sie ist getilgt. Wie pflegt man es in Euren Kreisen zu halten, Ihr Adeligen, wenn Ihr eure Ehre verloren habt?

Panin. Wenn ich Sie recht verstehe, gnädige Frau, so haben Sie die Güte, mich um meine Pläne für die Zukunft zu befragen. Ich will Ihnen auf das Genaueste antworten. Zuerst beabsichtige ich, Paris auf einige Zeit zu verlassen. Hierauf will ich es mir überlegen, wozu ich mich entschließen werde. Meine Frau, deren Theilnahme ich trotz alledem sicher bin, wird mich natürlich begleiten.

Frau Desvarennes. Meine Tochter kommt nicht von meiner Seite.

Panin. Auch gut; dann begleiten Sie uns. Bleiben wir also beisammen. Ihr Vorschlag gefällt mir. Seit es mir schlecht geht, leuchten mir die Vortheile des Familienlebens ungeheuer ein.

Frau Desvarennes. Ich sollte Ihnen mit meiner Tochter auf Ihrem abschüssigen Pfade folgen? Nie und nimmer!

Panin. Nun, was bleibt Ihnen denn Anderes übrig? (Ein Diener übergibt Panin eine Visitkarte. Panin liest den Namen und sinkt in einen Stuhl.)

Frau Desvarennes (mit einem Blick auf die Karte). Aha, der Polizeicommissär. Sie werden verhaftet.

Panin. Verhaftet? Ich? Was fällt Ihnen ein? Ich entfliehe... Da über die Hintertreppe . . . Noch ist es Zeit.

Frau Desvarennes. Wenn aber der Ausgang besetzt ist? . .

Panin. Sie müssen mir helfen. Sie haben ja auch ein Interesse daran, daß ich nicht vor Gericht gestellt werde.

Frau Desvarennes. Der Schwiegersohn der Frau Desvarennes setzt sich nicht auf die Anklagebank, selbst nicht um den Preis seiner Freisprechung.

Panin. Was soll ich also? (Sie deutet auf den Revolver.) Mich erschießen? (Bricht in lautes Gelächter aus.)

Frau Desvarennes. Elender Feigling! In Deinen Adern rollt nicht das edle Blut Deines Geschlechtes. Deine Väter starben den Heldentod . . .

Panin. Ich habe mein Leben ein Dutzendmal aufs Spiel gesetzt, das wissen Sie wohl, und . . . Sie sehen hier, daß ich vorhin denselben Gedanken hatte. Aber gerade um Ihnen die Freude zu verderben, führe ich ihn nicht aus. Was liegt mir daran! Mögen sie kommen, ich bleibe!

Frau Desvarennes. So sind wir denn am Ende. Alle Schmach und Schande kommt über uns, über mich, wie ich es befürchtete. Und er allein ist an Allem Schuld! . . . O ich verliere noch den Verstand!

Panin. Ich gehe. (Sie vertritt ihm den Weg.) Ich will hinaus.

Frau Desvarennes. Ich lasse Dich aber nicht!

Panin. Sind Sie von Sinnen!

Frau Desvarennes. Ich weiche nicht von dieser Thür!

Panin. Ich will hinaus, sag' ich!

Frau Desvarennes. Und ich lasse Dich nicht! Lebend kommst Du nicht mehr aus diesem Zimmer! Ich habe es gesagt: richte Dich selbst!

Panin (will sie bei Seite schieben). So lassen Sie mich hinaus! (Frau Desvarennes ergreift den Revolver und erschießt ihn. Wie sie ihn fallen sieht, stößt sie einen furchtbaren Schrei aus.)

Pierre (tritt hastig ein). Todt? (Ein Civilcommissär erscheint im Hintergrunde.) Sie kommen zu spät, mein Herr. Um der Verhaftung zu entgehen, hat sich der Fürst getödtet.

Eine kritische Beleuchtung des für uns doppelt interessanten, weil verbotenen Stückes liegt keineswegs in meiner Absicht; doch wird es dem Leser schwerlich entgangen sein, daß bei aller Feinheit der Diction der Anklang an Effect- und Sensationsdramen nicht immer vermieden ward. Die Oekonomie ist vortrefflich. Nur im dritten Aufzug wird man inne, daß zwischen diesem und dem zweiten Act ein Zeitraum von einem Jahr liegt, während dessen Panin vier Millionen durchgebracht hat, und daß auch noch andere für das Verständniß der Handlung und der Charaktere unentbehrliche Dinge weggefallen sind. Hier merkt man eben, daß das Stück nach einer Erzählung gearbeitet ist. „Serge Panine" ist ja auch ein von der Akademie gekrönter erfolgreicher Roman, womit sich Georges Ohnet einen Ehrenplatz unter den jüngeren französischen Schriftstellern errungen hat. Es ist dem Verfasser auf der Bühne wie im Buche gelungen, einen uralten Stoff fesselnd zu behandeln und namentlich durch frappante Charaktere zu erneuern, an deren Spitze die an Heinrich Kruses „Gräfin" erinnernde Frau Desvarennes, eine der außerordentlichsten Schwiegermütter, uneingeschränktes Lob verdient. Um so befremdender ist es, daß die Censur, wie man aus guter Quelle versichert, einzig und allein die durchaus sittliche Lösung beanstandet hat. Noch schlimmer ist, daß sie sich jedoch bereit erklärte, das Verbot aufzuheben, sobald das Stück in einen versöhnenden Schluß ohne Schuß ausklinge. Natürlich konnte dieser Wunsch unmöglich erfüllt werden. Der schurkische Panin muß sterben, wenn die Ehre des Hauses Desvarennes gerettet werden soll. Der Selbstmord ist ausgeschlossen, soll nicht der ganze Charakter dieses nie verzagenden Hochstaplers entstellt werden. Daß auch ein Duell mit Pierre auf keinen Fall eine Lösung bedeuten würde, hat Frau Desvarennes ihrem Schwiegersohne, wie wir oben gesehen haben, bereits klar auseinandergesetzt. Wenn also der Verfasser nicht dem Beispiel des jüngeren Dumas folgen wollte, welcher in der „Fremden" einfach einen pistolenkundigen Yankee citirt, der ihn seines unbequem gewordenen Helden entledigt, so blieb ihm nur der von ihm wirklich gewählte Ausweg. Dieser löst alle Schwierigkeiten, wenn man näher zusieht. Wir können annehmen, daß die Pariser Polizei im Stück keinen Grund hat, an dem für sie sehr glaubwürdigen Selbstmorde Panins zu zweifeln. Der sanfte Cayrol, der seine Frau noch immer überschwänglich liebt, wird ihr gewiß den Fehltritt verzeihen und noch ein glücklicher Ehemann werden. Und auch die schwer geprüfte Micheline dürfte ihre unselige Liebe zu dem unwürdigen Panin vergessen und sich endlich an der Seite des treuen, edlen Pierre noch eines schöneren Daseins erfreuen. Statt dessen würde ein sogenanntes gutes Ende keinen der Conflicte lösen, die Charakterzeichnung verderben und das ganze Stück unmöglich machen. Z.

Opern und Concerte.

Die Charwoche hat ein neues Oratorium von Jean Vogt gebracht und die Eröffnung der italienischen Oper im Skating-Rink. „Die Erweckung des Lazarus" nach Worten des Evangeliums ist ein achtbares Werk im einheitlichen Stile, das nicht ganz besonders hervorragende, doch viele lobenswerthe Nummern enthält; ein Chor mit einem Chorale kann als ein Meisterstück bezeichnet werden. Der bescheidene Componist ist ein schon älterer Künstler, der Jahre lang in Rußland gelebt und seit etwa fünfzehn Jahren seinen Wohnsitz in Berlin aufgeschlagen hat, und also recht lange warten mußte, bis es ihm gelang, eine kleine Anerkennung seines Wirkens zu gewinnen. Die Soli des Oratoriums wurden von den Damen Frau Lammert (von der Königl. Oper) und Müller-Rönneburger, den Hofopernsängern Herren Fricke und Junker trefflich vorgetragen. Die Chöre führte der Radecke'sche Gesangverein

aus, dessen Leiter (Bruder des Hofkapellmeisters) sich ein wahres Verdienst erworben und als trefflicher Einstudirer bewährt hat. Als Orchester wirkte die ausgezeichnete Kapelle des Herrn Bilse, der auch das Ganze leitete. Der Erfolg war ein günstiger.

An nennenswerthen Concerten haben wir noch das des Herrn Stavenhagen zu bezeichnen, eines jungen Künstlers, der als Pianist gute Schule und Technik, gründliche musikalische Bildung und auch Selbstständigkeit und Freiheit des Vortrags, als Componist ein sehr achtbares Talent zeigte, das sich nur von der fatalen Wagner-Nachahmung zu befreien hat. Es ist uns immer unbegreiflich, daß junge begabte Künstler nicht erkennen, wie Wagners kolossales Genie ein vulkanisches ist, das zum Schulemachen doch am wenigsten taugt, und daß sie sich immer die allerschmerzlichsten Scenen als Vorwurf für ihre Compositionen wählen. „Ingeborgs Klage" hat Herr Stavenhagen durch Frau Müller-Rönneburger vortragen lassen; von einem jungen Künstler wollen wir lieber eine Dithyrambe vernehmen als eine Vermehrung der ewigen Jeremiaden, von denen die Concertsäle wiederhallen. Wäre ich Musiksenator, ich trüge auf ein Gesetz an: daß in den nächsten drei Jahren kein junger Componist in Moll componiren dürfte! Dann würde das Gekrächze und Geächze vielleicht ein Ende nehmen. Doch kehren wir zu Herrn Stavenhagen zurück und sagen wir der Wahrheit gemäß, daß trotz aller starken Wagneriaden seine Composition von achtbarem Talente zeugte.

Auch zwei Pianistinnen haben bemerkenswerthe Erfolge errungen: Fräulein Lourié, eine junge Russin, und die großherzoglich sächsische Hofpianistin, Schülerin Liszts, Fräulein Rennert. Wir sind zwar in einer Zeitschrift der Bemerkung begegnet, daß es jetzt bald mehr gute Pianistinnen geben wird als tüchtige Hausmädchen, glauben aber, daß gerade bei dieser Ueberfüllung ein wirklicher Erfolg um desto verdienstlicher und der Erwähnung würdiger ist.

Die italienische Operngesellschaft im Skating-Rink hat mit „Poliuto" von Donizetti, Crispino e la Comare von den Gebrüder Ricci, Traviata und Ernani sehr günstige und verdiente Erfolge erzielt. Der erste Tenor Signor Aramburo besitzt eine selten schöne und vortrefflich geschulte Stimme, singt mit Feuer, Ausdruck, und spielt sehr gut. Seine Gattin Signora Adini-Aramburo, die Primadonna, ist eine dramatische Sängerin ersten Ranges. Ihre Stimme entbehrt zwar der jugendlichen Frische, ist aber noch immer sehr wohltönend, gut gebildet und aller Tonfärbungen fähig. Dabei besitzt die Dame den Vorzug, daß sie immer besser singt, je mehr sie sich belebt, daß also ihre Leistungen mit den Aufgaben steigen, und daß sie nie übertreibt. Dem Ehepaare kommt auch eine sehr vortheilhafte äußere Erscheinung zu Statten. Signor Aramburos Physiognomie ist ausdrucksvoll, seine Bewegungen sind immer vornehm. Die Signora ist sehr schön, fast zu groß für eine kleinere Bühne wie die des Skating-Rink, aber eine imposanteste Darstellerin von Heldinnenpartien, wie z. B. die Gattin des Poliuto. Von dieser Oper Donizettis, die in Paris unter dem Titel „Die Martyrer" auf der französischen großen Oper vorgeführt worden ist, läßt sich nichts Besonderes sagen, sie gehört eigentlich zu den schwächsten Schöpfungen des bühnengewandten und den Effect glücklich erzielenden Componisten. Doch knüpft sich an ihr Erscheinen in Paris eine wenig bekannte Erinnerung, die wir hier zur Nachahmung erzählen wollen. Gleichzeitig mit „Les Martyrs" wurde Bellinis „I Puritani" in der italienischen Oper gegeben und erregte die größte Begeisterung; der erstgenannten Oper ward eine kühle Aufnahme zu Theil. Donizetti schrieb an einen Freund über seine Pariser Erlebnisse — der Brief ist als Autograph aufbewahrt — und spricht von der Oper Bellinis, von welcher sein Werk verdunkelt ward, mit großer Anerkennung. Solch ein Beispiel vornehmster Collegialität darf nicht unerwähnt bleiben. Crispino e la Comare, eine komische Oper, hat nur wenige Nummern, die wirklich lebhaft und unterhaltend zu nennen sind, die beste ist das Terzett zwischen dem zum Doctor vorgerückten Schuster, dem Apotheker und dem graduirten Doctor, die sich ihre nicht sehr freundschaftlichen Gesinnungen musikalisch austauschen. Hier tritt die wirkliche Komik vor uns, wie sie eben nur die italienischen Componisten handhaben und nur die italienischen Sänger darstellen. Der bestbekannte Signor Caracciolo und die Signori Re und Limonta, ebenfalls willkommene alte Bekannte, sangen und spielten vortrefflich. Weniger konnte uns die Signora Marco gefallen; der lyrische Tenor dagegen, Signor Folcone, hat mit einer kleinen angenehmen Stimme Interesse erregt. Im „Ernani" trat der allbeliebte Signor Brogi auf und fand stürmischen Beifall, obwohl die Stimme entschieden nicht mehr den alten Glanz und die Fülle bot. Signora Adini-Aramburo war vortrefflich, ebenso Signor Gasperini, den wir bereits als ausgezeichneten Bassisten zu rühmen hatten. Die höchst lobenswerthe Besetzung der kleineren Rollen und das ganz vorzügliche Zusammenwirken unter der Leitung des Kapellmeisters Bimboni haben auch gleich im Anfange dieser „stagione" die laute Anerkennung aller Kenner und des Publicums gefunden und fromme deutsche Wünsche angeregt, die leider — immer frömmer werden und immer unbefriedigter bleiben!

H. Ehrlich.

Notizen.

Die Wendung in Rußland hat während der letzten vierzehn Tage das In- und Ausland mit den freudigsten Gefühlen erfüllt. Die günstigen Eindrücke machten sich überall Luft in angenehm erregten Leitartikeln, von schwerer Kriegsangst aufathmenden Rückblicken und in den entsprechenden Haussebewegungen der europäischen Börsen. Hier und dort schäumte sogar die an und für sich gerechte Befriedigung in hochpathetischen Ergüssen über, welche man besser erst ein wenig sich verlaufen ließ. In den Jubelchor sofort einzustimmen, hatten diejenigen keine Eile, die schon vor der plötzlichen, nicht durchweg ernst gemeinten Slavophobie unserer alten Russenfreunde hin und wieder, wenn auch in reservirter Weise, gewarnt hatten. Wer zur Zeit des Krimkrieges und auch während der letzten, an diplomatischen Unwahrheiten reichen Orientkämpfe der siebziger Jahre der Connivenz mit dem Moskowiterthum gegenüber manchen publicistischen Strauß zu bestehen hatte, mußte etwas ängstlich werden, wenn er mit einem mal die früheren Gegner als Streitgenossen neben sich erblickte. Der Verdacht ließ sich nicht ganz zurückdrängen, daß bei jener antirussischen Schwenkung der etwaige Calcül, die auswärtige gespannte Lage für die inländischen Projecte, wäre es auch nur bei den kommenden Wahlen, irgendwie zu verwerthen, seine Rolle spielen könnte. Der Verdacht mochte übertrieben sein, aber Vorsicht schien geboten. Jedenfalls hat sich gezeigt, daß Ignatieff, Skobeleff und Consorten die zum Frieden gerüstete Welt nicht aus den Angeln zu heben vermochten. Gortschakoff ist thatsächlich beseitigt und hatte das seltene Vergnügen, noch bei Lebzeiten seine eigenen politischen Nekrologe in zahlreichen Blättern zu lesen. Die meisten waren gar nicht schmeichelhaft ausgefallen, vielmehr erfüllt von Reminiscenzen aus dem durch unterirdische Intriguen gegen die deutschen Mächte, das Völkerglück und den Weltfrieden gekennzeichneten Leben des russischen Kanzlers. Sonderbarerweise hat Niemand an einen der schlimmsten Aussprüche Gortschakoffs erinnert, der wie kein anderer dem aufmerksamen Beobachter seine höchst bedenkliche Natur verrathen mußte. Es war Anno 1872 bei der Dreikaiserentrevue in Berlin. Schon damals war anfänglich nur ein Rendezvous der beiden Monarchen Deutschlands und Oestreichs verabredet, aber der Czar ließ sich als Dritter im Bunde anmelden, und auch Gortschakoff stellte sich ein. Die officiösen Organe hallten bald darauf von Friedensschalmeien wieder. Gortschakoff aber faßte seine Empfindungen und seine weiteren Pläne in dem Kernspruch zusammen: Es ist nur gut, daß nichts geschrieben wurde! Den Commentar zu diesem geflügelten Worte sollten die kommenden Jahre liefern, wo Rußland die sogenannte dreifache Allianz für seine Sonderzwecke zu benutzen wußte. Ein Resumé der Betrachtungen übrigens, welche Gortschakoffs unfreiwillige Retraite in den größeren Organen aller Herren Länder veranlaßt hat, würde manchen interessanten Zug liefern. Das verunglückteste Produkt brachte in zwei langen Spalten die Times auf den Markt. Das Cityblatt pries in haarsträubendstem Widerspruch mit offenkundigen historischen Thatsachen die Stabilität der russischen Zustände, wo die Minister nur mit dem autokraten Willen des Kaisers zu rechnen hätten, und warf dabei allerlei elegische Seitenblicke auf die mit den Majoritäten wechselnden Stimmungen des eigenen Landes. Als ob in Rußland nicht die Politik jedes Lustrums der des vorangangenen ins Gesicht schlüge, selbst Kaiser Alexander II. nicht wider seinen Willen in den letzten Krieg getrieben wurde und die Ohnmacht des gegenwärtigen Herrschers nicht das unerschöpfliche Thema zeitgenössischer Lamentationen bildete! Unsere Gegner des parlamentarischen Regime haben die wunderliche Expectoration des leitenden englischen Blattes wohl nur deswegen nicht sonderlich ausgebeutet, weil sie sonst zu gleicher Zeit die

Rußland nachgerühmten vermeintlichen Vorzüge sich aneignen mußten, was ihnen doch gerade jetzt nicht in den Kram paßte. Die Times traf neulich einen ungleich besseren Ton in dem hübschen Leader, welchen sie halb ernsthaft der Heirath Sarah Bernhardts widmete. Es war das um so verdienstvoller, als die sensationelle Künstlerin die Londoner Salons oft genug dadurch geärgert hatte, daß sie an der Seite ihres erwachsenen illegitimen Sprößlings erschien und sich durch den Diener als S. B. mit ihrem Herrn Sohn ankündigen ließ. Ihre eilige Hochzeitsreise nach dem aufrührerischen Barcelona wurde natürlich auch außerhalb Englands viel besprochen. Böse Zungen wollten wissen, es habe ihr Jemand wegen einer buntschillernden Toilette das zweifelhafte Compliment gemacht, sie sehe aus wie die Alhambra. Als sie sich darauf bei einer Freundin erkundigte, wodurch eigentlich die Alhambra ausgezeichnet wäre, habe diese gutmüthig erwidert, es sei eine schöne Ruine! Sarah Bernhardt habe sich darauf durch den Augenschein von der Sache überzeugen wollen und sei deswegen spornstreichs nach Spanien gereist. Vielleicht wird sie übrigens durch ihre unerwartete späte Ehe etwas sanfter gegen alle Welt, sowie auch gegen Deutschland gestimmt werden und daher das Elsaß nicht mehr mit derselben Energie, wie einstmals in Kopenhagen, von unserer Diplomatie zurückverlangen. So sollten denn die letzten Monde mit einer Reihe von Friedenspfändern beglückt werden. Wir sind nach einander Gambetta mit Madame Adam, dann die gefährliche Sarah und soeben den alten Gortschakoff los geworden. Mit Rußland sind wir freilich nicht fertig und haben auch sonst noch Feinde genug. Aber sie sind doch jetzt zurückgewichen, weil sie uns gerüstet und wachsam fanden, und wir werden auch ihre weiteren neuen Wendungen und etwaigen Rückfälle in Ruhe erwarten können.

* * *

Horaz in deutscher Uebertragung von Ludwig Behrendt. Erster Theil: Oden und Epoden. 1882.

Es wird unter den klassisch gebildeten Deutschen, die eine dichterische Ader in sich verspüren, wohl nur wenige geben, die sich nicht an der Uebertragung einzelner Dichtungen des Horaz versucht hätten, und auch die Zahl der veröffentlichten Uebersetzungen sämmtlicher lyrischen Gedichte des Horaz ist seit Ramlers zu ihrer Zeit gepriesenen und bewunderten Versuchen, die aber natürlich bei den allmählich immer mehr gesteigerten Ansprüchen an die Uebersetzungskunst in keiner Weise mehr genügen, bis herab auf die Gegenwart eine so große, daß eine bloße neue Uebersetzung kaum darauf Anspruch machen kann, in dieser Zeitschrift besonders besprochen zu werden, wenn sie sich nicht eben auch besonders durch ihre Eigenthümlichkeit von den bisher vorhandenen unterscheidet und auszeichnet. Die genannte neue Uebersetzung unterscheidet sich von den übrigen wesentlich durch die Verbindung der antiken horazischen Versmaße mit dem modernen Reime, was allerdings an und für sich nichts unbedingt Neues ist.

Bei dem wackern Vater unserer heutigen metrischen Uebersetzungskunst, Johann Heinrich Voß, lautet die erste Strophe der bekannten Ode I, 22:

Wer in Unschuld lebet und rein des Frevels,
Der bedarf nicht maurische Speer' und Bogen,
Noch daß ihm voll giftiger Pfeil', o Fuskus,
Strotze der Köcher.

Dieselbe Strophe lautet in den Reimen von Otto Franz Gensichen:

Wer reinen Herzens und der Schuld entzogen,
Kann leicht, o Fuskus, Wurfgeschoß und Bogen
Und den von gift'gen Partherpfeilen schweren
Köcher entbehren.

Das ist allerdings, wie gesagt, nicht die sapphische, sondern nur eine Art von sapphischer Strophe mit Reimen. Hören wir nun den neuen Uebersetzer! Bei ihm heißt der Anfang der Ode:

Freund, weß Leben rein nur, wer kein Verbrecher,
Wurfgeschosse thun ihm nicht noth, noch Bogen;
Gift'ger Pfeile voll nicht den wucht'gen Köcher,
Kommt er gezogen.

Hier haben wir also in der That die sapphische Strophe in Verbindung mit Reimen. Freilich, wer dabei die Silbenquantität und die Reime auf die Goldwage legen will, wird noch an Einzelnem Anstoß nehmen können. Dabei würde ich es für unbillig halten, wenn man es dem Uebersetzer zum Vorwurf machen wollte, daß er mehr die eigentliche sapphische Strophe zur Richtschnur genommen als die horazische Umbildung derselben, wonach die vierte Silbe der drei ersten Zeilen keine kurze oder mittelzeilige, sondern eine lange ist; eher würde ich es für gerechtfertigt ansehen, wenn man in den drei ersten Zeilen von den beiden Kürzen der sechsten und siebenten Silbe vielleicht die eine oder andere als zu gewichtig bezeichnete und an den unreinen Reimen in „Verbrecher" und „Köcher" Anstoß nähme.

Es sei noch eine kurze Ode (die achtzehnte des ersten Buches) vollständig hergesetzt, woran ich noch zum Schluß einige Bemerkungen Goethes knüpfen möchte, die sich mir bei Durchsicht der Behrendt'schen Uebersetzung mehrfach, aber nirgend lebhafter als gerade bei dieser Ode aufgedrängt haben:

Trinkerweisheit.

Nichts von Bäumen, o Freund, pflanze mir aus hier im gedeihlichen
Grund am alten Gemäur Tiburs! Nur erst Reben, die heiligen!
Sieh, es zeigt ja ein Gott jegliche That schwierig den Nüchternen;
Sorgen nagen nur die, welche beim Wein immer die Schüchternen.
Schwatzt ein Zecher, wie hart Armuth und Krieg, wie sie beschwerlich sind,
Und nicht lieber, wie ohne Liebe und Wein ganz unentbehrlich sind?
Doch, auf daß auch das Maß nicht überspringt, wer sich dem Becher weiht,
Denkt dran, wie der Centaur und der Lapith blutig den Zecherstreit
Ausgefochten; bedenkt, Baechus war nie Thrakern ein gütiger
Gott, die Unrecht und Recht kennen nicht mehr, wenn sie in wüthiger
Gier getrunken den Wein. Herrlicher Gott, nimmer verdrossenen
Muthes sei, nah ich mich dir! Was mir vertraut, aus dem verschlossenen
Busen reiß' ich es nie. Fern nur, sobald er sich zu zeigen sucht,
Halt den Lärmen des Rauschs, denn er gebiert wüthende Eigensucht,
Hohler Köpfe Geschrei, lauter nur stets prahlend, je nichtiger,
Und verrätherische Treu, die wie das Glas und noch durchsichtiger.

Man wird, wenn man auch an Einzelnem Anstoß nehmen mag, gestehen müssen, daß der Uebersetzer mit den dreisilbigen Reimen sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht und sich in der Ueberwindung der Schwierigkeit als Sprach- und Verskünstler gezeigt hat.

Die für den Schluß aufgesparten Bemerkungen Goethes aber finden sich in seinen „Noten 2c. zum bessern Verständniß des Westöstlichen Divans" (Ausg. in 40 Bdn., Bd. 4). Auf S. 231 heißt es dort:

„Niemanden verarge man, welchem Horaz bei Hafis einfällt. Hierüber hat ein Kenner sich bewunderungswürdig erklärt, so daß dieses Verhältniß nunmehr ausgesprochen und für immer abgethan ist. Er sagt nämlich: Die Aehnlichkeit Hafisens mit Horaz in den Ansichten des Lebens ist auffallend und möchte einzig nur durch die Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beide Dichter gelebt, wo, bei Zerstörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daseins, der Mensch sich auf flüchtigen, gleichsam im Vorübergehen gehaschten Genuß des Lebens beschränkt, zu erklären sein." Und auf der vorangehenden Seite 230 heißt es: „Bedenken wir nun, daß poetische Technik den größten Einfluß auf jede Dichtungsweise nothwendig ausübt, so finden wir auch hier, daß die zweizeilig gereimten Verse der Orientalen einen Parallelismus fordern, welcher aber, statt den Geist zu sammeln, selben zerstreut, indem der Reim auf ganz fremdartige Gegenstände hinweist. Dadurch erhalten ihre Gedichte einen Anstrich von Quodlibet oder vorgeschriebenen Endreimen, in welcher Art etwas Vorzügliches zu leisten freilich die ersten Talente gefordert werden."

Ich bin überzeugt, für denkende Leser läßt sich das Für und Gegen einer Horaz-Uebersetzung in antikem Versmaß verbunden mit dem Reim nicht kürzer, schlagender und eindringlicher angeben. Jedenfalls aber werden Freunde des Horaz ihren Dichter gern einmal in dieser eigenthümlichen Beleuchtung betrachten, welche ich der Fackelbeleuchtung eines Bildwerks vergleichen möchte, das man nur gewohnt war, bei Tageslicht zu betrachten.

Daniel Sanders.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher 2c. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Badeanstalt** in der Grafschaft Glatz, Preuss.-Schlesien. **Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berg-Landschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Alle Annoncen

für das „Berliner Tageblatt“ (die gelesenste deutsche Zeitung), „Deutsches Montagsblatt“, „Deutsches Reichs-Blatt“, „Kladderadatsch“, „Bazar“, „Fliegende Blätter“, „Schalk“, „Indépendance belge“, „Wiener Allgemeine Zeitung“, sowie für **alle anderen Zeitungen**, Provinzialblätter, **Fachzeitschriften** befördert ohne Kostenerhöhung am **billigsten** und **promptesten** die

Zeitungs-Annoncen-Expedition von

Rudolf Mosse, Centralbureau Berlin SW.

Zeitungs-Verzeichniß (Insertions-Tarif) sowie Kosten-Anschläge gratis und franco.

Bei größeren Aufträgen höchster Rabatt.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Hypatia,

oder neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 9 *M.* Geb. 11 *M.*

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia“, ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und erfreut sich auch hier so allgemeiner und dauernder Beliebtheit, daß bereits eine dritte Auflage nöthig geworden ist.

Stürme

von

Carmen Sylva

(Königin Elisabeth von Rumänien).

Kl. 8. geheftet *M.* 4.—, in elegantem Einband *M.* 5.20.

Elisabeth von Rumänien, eine deutsche Fürstentochter aus dem Hause Wied, unter dem Dichternamen „Carmen Sylva“ den Freunden echter Poesie wohlbekannt, gibt hier zum ersten Male eine Sammlung eigener Dichtungen (vier Novellen in Versen) heraus. Bedingt schon die hohe Lebensstellung der Dichterin eine allgemeine Beachtung dieser Publication, so wird man dieses Büchlein der hohen poetischen Schönheit, der vollendeten Form und dramatischen Kraft der darin gebotenen Dichtungen wegen zu den besten Hervorbringungen der deutschen Poesie der Gegenwart rechnen müssen.

Emil Strauß Verlagsbuchhandlung in **Bonn.**

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und anderen Autoritäten als vorzügliche Fabrikate begutachtet.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Lotze's

philosophische Weltanschauung

nach ihren Grundzügen.

Zur Erinnerung an den Verstorbenen

von

Prof. Dr. **Edmund Pfleiderer**

in Tübingen.

Preis 1 *M.* 60 *Pf.*

Berlin, den 15. April 1882.

G. Reimer.

Deutsche und ausländische Belletristik, Literaturgeschichte, Theater, Musik, encyklopädische Werke u. Zeitschriften; 1617 Nummern **zu billigst festgestellten Preisen** enthält unser soeben ausgegebener

Lager-Katalog Nr. 8,

welcher gratis und franco zu Diensten steht.

Stuttgart, Schloß-Straße 37.

Gerschel & Anheiser,

Antiquariat u. Buchhandlung.

Soeben erschien und wird gratis und franco auf Verlangen versandt:

Antiquarischer Anzeiger Nr. 6. 1882.

Neuere Deutsche Literatur u. Belletristik

(einschliesslich Uebersetzungen).

Berlin W., Jäger-Str. 73.

W. H. Kühl.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XX. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 17. Berlin, den 29. April 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Zur Eröffnung des Reichstages. Von Friedrich Boettcher. — Schliemanns Entdeckungen und Forschungen. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Des Sängers Werbung. Von Martin Greif. — Bruno Bauer. Persönliche Erinnerungen an ihn. Von Ludwig Pietsch. — Freiheit und Glauben. Von M. Carriere. — Littauische Geschichten von Ernst Wichert. Von P. Schl. — Aphrodite Urania. Ein milesisches Märchen. Von Oscar Linke. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Harold. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst von Wildenbruch. Besprochen von Z. — Notizen. — Inserate.

Zur Eröffnung des Reichstages.

Von Friedrich Boettcher.

Mit der Eröffnung des Reichstages ist Deutschlands innere Entwickelung an einem bedeutsamen Wendepunkte angelangt. Hochwichtige Aufgaben sind der gesetzgeberischen Arbeit durch die Entwürfe über die Unfall- und Krankenversicherung der Arbeiter sowie über die Abänderung der Gewerbeordnung gestellt. Aber das Wesentliche dieser neuen Session wird die Entscheidung über das Tabacksmonopol sein. Wer erwägt, wie sehr diese Monopol Idee unser politisches Leben seit Jahren verwirrt und vergiftet hat, der wird den Augenblick mit Freude begrüßen, der diesem verderblichen Zustande so oder so ein Ziel zu setzen bestimmt ist.

Vorher freilich scheint noch ein erbitterter Kampf entbrennen zu sollen, ein Kampf, dem der Patriot nicht anders als mit tiefem Schmerze zuschauen kann. Alle Welt weiß, mit welch hartnäckiger Schwärmerei unser großer Staatsmann dem Tabacksmonopol-Plane ergeben ist. Nach seiner Ueberzeugung soll sich auf diesem Wege eine Einnahmequelle erschließen, mit welcher das Reich die gewaltigsten socialpolitischen Aufgaben zu lösen, dem Staatsleben einen neuen, unendlich reicheren Inhalt zu geben, kurz, mit welcher es die Aera des Staates der Zukunft, in dem die gefahrvollen Gebrechen der heutigen Gesellschaft überwunden sind, anzubahnen im Stande wäre. So erst würde dem Kanzler seine nationale Staatsschöpfung wahrhaft fest begründet erscheinen. In diesem Sinne hat er das Tabacksmonopol sein letztes Ideal genannt. Und nun, da er sich anschickt, es zu verwirklichen, stößt er in der Volksvertretung auf eine gradezu erdrückende Gegnerschaft. Ohne Zweifel eine Situation, die einer geschickten Feder den Stoff zu einer tragischen Dichtung von packenden Effecten liefern könnte. Indeß, dergleichen sollte man wirklich den Poeten überlassen. Wir Anderen, die wir als politische Männer nur mit der Wirklichkeit zu rechnen haben, sollten uns gerade im vorliegenden Falle mehr als je die entsprechende Nüchternheit bewahren und alle Uebertreibung vermeiden.

Leider ist das bisher keineswegs überall geschehen. Die das Monopol verurtheilenden Kundgebungen haben nicht selten zu Schreckbildern von Bismarcks eigentlichen Absichten gegriffen, für welche gar kein positiver Anhalt gegeben war. Und noch weit tadelnswerther hat sich jene Presse verhalten, welche in der unterschiedslosen Unterstützung jedes Regierungsvorschlages ihren Beruf findet. Man kennt ja den schablonenmäßigen Apparat, dessen sich die untergeordneteren Kräfte dieses Schlages in solchen Fällen zu bedienen pflegen: sie werfen dem Gegner das Schimpfwort „Reichsfeind" an den Kopf und meinen ihrer Pflicht ledig zu sein. Aber auch die erhabeneren Geister der officiösen Publicistik haben in der Sache kaum Besseres zu Tage gefördert. Nichts ist in dieser Beziehung charakteristischer, als die orakelhaft-anspruchsvollen Auseinandersetzungen des vielerwähnten Kometen der „Grenzboten". Auf der einen Seite steht ihm der unfehlbare Kanzler, dessen Niederlage zugleich eine „Niederlage der Nation" bedeuten würde, auf der anderen eine buntscheckige, theils durch die Interessenten bestochene, theils durch die verschiedenartigsten Parteimotive geleitete Masse. Die rein sachlichen Zweckmäßigkeitsgründe gegen das Monopol, die technischen Bedenken gelten ihm nur als Vorwand, scheinen überhaupt nach seiner Meinung ein des intelligenten Mannes gar nicht würdiger Discussionsgegenstand zu sein. Mit einer derartig kläglichen Behandlung einer der folgenschwersten und verwickeltesten Gesetzgebungsfragen glaubt man eine große und gebildete Nation belehren und abkanzeln zu dürfen!

Es ist kein Zufall, daß in dieser Polemik die nationalliberale Partei mit besonderer Gehässigkeit bedacht wird. Ist doch das Tabacksmonopol der durchschlagende Anlaß zum Bruche zwischen dem Kanzler und dieser Partei gewesen! Aber gerade in Anwendung auf den gemäßigten Liberalismus ist es eine tendenziöse Entstellung der Wahrheit, wenn man ihn beschuldigt, das Tabacksmonopol lediglich aus politisch-doctrinären Gründen zu verwerfen. Allerdings hätte der Gedanke, die Regierung vermittelst des Monopols von der Geldbewilligung durch das Parlament ganz unabhängig zu machen, auch der nationalliberalen Partei nicht in den Sinn kommen können. Aber sie hat auf diese Seite aus dem einfachen Grunde niemals ein entscheidendes Gewicht gelegt, weil, wenn im Uebrigen die Einführung des Tabacksmonopols sich aus Rücksichten des Gemeinwohls als nothwendig oder als zweckmäßig erwiesen hätte, irgend ein Modus zur Wahrung der constitutionellen Rechte des Reichstages sich schon gefunden haben würde.

Freilich, dem Kometen der „Grenzboten" sind diese Rechte überhaupt ein veralteter und überwundener Standpunkt. Er wirft sie zusammen mit dem Geldbewilligungsrechte der mittelalterlichen Stände und belehrt uns vom hohen Katheder herab, daß der moderne Staat bei seiner stets wachsenden Fülle von Aufgaben mit der Befriedigung eines neuen Bedürfnisses nicht immer erst warten könne, bis mit der Volksvertretung eine neue Steuer zu Stande gebracht sei. Was man doch von den Wandelsternen am officiösen Himmel noch Alles lernen kann! In Wirklichkeit weiß Jedermann, daß die deutschen Liberalen,

und insbesondere die Nationalliberalen, niemals daran gedacht haben, ein Geldbewilligungsrecht nach Art desjenigen der mittelalterlichen Stände in Anspruch zu nehmen. Auch nicht der rücksichtsloseste Theoretiker hat die Forderung erhoben, daß das gesetzlich feststehende Steuersystem alljährlich von Neuem in Frage zu stellen sei. Was man verlangt hat und verlangt, ist die Einfügung eines variabeln Factors in die Einnahmen, vermöge dessen je nach dem steigenden oder fallenden Bedürfnisse die Steuerkraft stärker oder schwächer angespannt werden kann. Ein solcher Zustand ist mit dem Wesen des modernen Staates nicht allein nicht im Widerspruche, sondern er allein ermöglicht, daß die rasch wechselnden Bedürfnisse des heutigen Lebens ohne lästige Verzögerung einfach durch die alljährliche Etatsfeststellung befriedigt werden können — es sei denn, daß man das Wesen des modernen Staates darin fände, der Regierung unbegrenzte Mittel zur sofortigen schrankenlosen Durchführung jedes Planes zur Verfügung zu stellen. Dies scheint in der That die Ansicht des Kometen zu sein. Dann wundere man sich aber auch nicht, wenn immer wieder die Befürchtung einer Gefährdung der Grundlagen unserer Verfassung auftaucht und die Andeutungen der officiösen Franctireurs von einem „Conflict, durch welchen wir hindurch müssen", eine Auslegung finden, gegen welche Fürst Bismarck selbst im Reichstage so feierlich protestirt hat. Der vorurtheilslose Beobachter unserer inneren Dinge kann, zumal in den letzten Jahren, unmöglich den Eindruck gewonnen haben, daß der deutsche Liberalismus auf parlamentarische Machterweiterung ausgehe. Die Linke des Reichstages hält sich streng in der Defensive. Da ist es von den dienstbeflissenen Freunden der Regierung wahrlich nicht wohlgethan, den Kern des Monopolstreites in einem „Kampfe um die Macht" zu suchen. Daß, wie man gesagt hat, der Reichskanzler heute gezwungen wäre, seine ganze Kraft daran zu setzen, die „Herrschaft des Parlamentarismus" zu brechen, glaubt kein Mensch; wohl aber muß eine solche Darstellung dem unbefangenen Hörer die Fabel vom Wolf und Lamm ins Gedächtniß rufen.

Und ebenso thöricht ist es, von einem Kampf um die Macht zwischen Unitarismus und Particularismus zu reden. Gewiß, man kann dem Tabacksmonopol die Nebenbedeutung einer neuen Klammer der nationalen Einheit beilegen; und andererseits ist auch zweifellos, daß es unter den Gegnern des Monopols nicht Wenige gibt, für welche die Verhütung einer derartigen einheitstärkenden Wirkung ein mehr oder weniger maßgebender Beweggrund ist. Aber Beides wird viel zu sehr übertrieben. Wenn wirklich die Einnahmen aus dem Monopol in die Kassen der Einzelstaaten fließen sollen, so liegt darin eine Förderung des particularistischen Gedankens, gegen welche die unificatorische Bedeutung einer neuen Reichsverwaltung, die obendrein noch den politisch wichtigsten Theil ihrer Geschäfte durch die Einzelstaaten besorgen lassen muß, verschwinden würde. Und welchen Sinn wiederum hat es, eine zufällige Coalition, unter welcher sich im Bundesrathe die badische Regierung, im Reichstage die nationalliberale Partei befindet, als den kämpfenden Particularismus darzustellen? Man sucht die Gegner des Monopols mit dem nachtheiligen Eindrucke zu schrecken, den die Ablehnung des Bismarck'schen Lieblingsprojects im Auslande machen müßte. Aber gerade die publicistischen Freunde des Kanzlers thun ihr Möglichstes, eine derartige Wirkung des voraussichtlichen Reichstagsvotums zu Wege zu bringen. An und für sich würde man im Auslande gerade aus dem Zusammengehen der entgegengesetztesten Parteien den Schluß ziehen, daß es sich bei der Ablehnung des Monopols vorwiegend um nichtpolitische, um technische Gründe gehandelt haben müsse; nur von unseren „Freiwilliggouvernementalen" wird den Fremden eine andere Auffassung aufgedrungen. Fürst Bismarck auf einsamer Höhe gegen fast die ganze Nation die deutsche Einheit vertheidigend — so ungefähr wird das Bild von dem Grenzbotenmanne gezeichnet. In Deutschland lacht man darüber; draußen könnte es bedenkliche Gelüste wachrufen, dürfte man nicht erwarten, daß das Ausland, daß selbst die Franzosen sich hüten werden, derartige Plumpheiten für baare Münze zu nehmen.

Dem Reichstage fällt jetzt die Aufgabe zu, die Discussion über das Tabacksmonopol aus der politischen Begriffsverwirrung in das richtige Geleis, auf das Gebiet der nüchternen Frage einer Vermehrung der Reichseinnahmen zu lenken. Worauf es ankommt, ist dies: leidenschaftslos zu untersuchen, ob eine solche Vermehrung nothwendig, und wie sie zu erreichen ist. In den bisherigen Erörterungen ist das Erstere ganz vernachlässigt worden. Das konnte in der That recht wohl geschehen, selbst bei den Berathungen des preußischen Volkswirthschaftsrathes; denn dort lautete die Frage: *wenn* eine Steigerung der Reichseinnahmen erforderlich ist, kann dann das Tabacksmonopol als geeignetes Mittel dazu angesehen werden? Im Reichstage ist eine derartige hypothetische Entscheidung nicht möglich; spricht er sich *für* das Monopol aus, so wird dasselbe alsbald Gesetz. Darum muß in erster Linie Klarheit über die Bedürfnißfrage geschaffen werden. In Bezug auf diese aber herrscht heute noch dieselbe babylonische Confusion wie seit Jahren. Die Officiösen begnügen sich, das Bedürfniß als ein Axiom hinzustellen, das nicht erst bewiesen zu werden braucht. Wie wenig sie aber selbst dabei von einer klaren Vorstellung geleitet werden, beweisen ihre beständig schwankenden Angaben über die Zweckbestimmung des Monopolertrages. Bald dient ihnen derselbe zur Verwirklichung der Arbeiteraltersversorgung — das berühmte „Patrimonium der Enterbten!" — bald zur Beseitigung der directen Steuern in den Einzelstaaten, bald wieder werden noch andere Versprechungen aus ihm gemacht. Neuerdings wird wohl am nachhaltigsten die „Durchführung der Steuerreform" als der eigentliche Grund einer Vermehrung der Reichseinnahmen bezeichnet. Leider weiß nur noch immer Niemand zu sagen, was man sich unter dieser Reform zu denken hat. Fest steht lediglich soviel, daß es auf eine Vermehrung der indirecten Steuern im Reich und eine Verminderung der directen Steuern in den Einzelstaaten abgesehen ist. Wie aber und in welchem Umfange, darüber fehlt noch jede Entscheidung. Wie unfertig sogar die Regierungsanschauungen in diesem Punkte sind, erhellt aus den verschiedenen sogenannten Verwendungsgesetzen, welche die preußische Regierung in den letzten Jahren ihrem Landtage vorgelegt hat. An ein Zustandekommen auch des neuesten, das sich noch heute in der Schwebe befindet, ist nicht zu denken. Unter diesen Umständen mangelt dem Reichstage, der seinerseits über die Steuerverfassung der Einzelstaaten nichts zu bestimmen hat, zum mindesten jeder Maßstab für eine zum Zwecke der Finanzreform in den Einzelstaaten erforderliche Einnahmebewilligung. Wenn demnach nicht neue Bedürfnisse des Reiches selbst nachgewiesen werden, so liegt eine Nothwendigkeit zur Vermehrung der Reichseinnahmen zur Zeit nicht vor — es sei denn, daß man auf den alten Plan, der Beseitigung der Matricularbeiträge zurückkommen wollte, eine Idee, die nach der verhängnißvollen Frankenstein'schen Clausel von 1879 ihre Bedenken haben und im Augenblicke jeder Vorbereitung entbehren würde.

Wird ein Bedürfniß neuer Reichseinnahmen nicht anerkannt, so würde schon darin eine ausreichende Begründung für die Ablehnung des Monopolentwurfs liegen. Allein es ist trotzdem nützlich, den letzteren unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit des Tabacksmonopols für Deutschland einer Erörterung zu unterziehen. Daß dieselbe in einem ablehenden Votum endigen wird, unterliegt keinem Zweifel. Aber bei allseitig gutem Willen kann die Debatte doch befruchtend für die auch von den Liberalen erstrebte künftige Lösung der Frage einer gerechteren Vertheilung der Steuerlast werden.

Ob dieser gute Wille vorhanden sein wird — darauf vor Allem kommt es an. Ist er vorhanden, so kann die Niederlage des Monopols das Ende der jahrelangen politischen Stockung, der Ausgangspunkt einer neuen, mit positiven Erfolgen gesegneten Entwickelung werden. Nicht undenkbar wäre die Wendung, daß der Kanzler nunmehr auch von dem Streben

abließe, seine socialpolitischen Ideen sozusagen in Einem kühnen Wurfe durchzusetzen. Die Beseitigung der Hoffnungen auf die erträumte Goldquelle könnte die Bahn freimachen für eine bedächtig vorschreitende und mit bescheideneren Mitteln rechnende Reformarbeit. Manches von dem, was Fürst Bismarck mit prophetisch-genialem Blicke geplant, würde so, wenn auch langsamer und in veränderter Form ins Leben geführt werden. Ist aber jener gute Wille nicht vorhanden, so müßte die nächste Zukunft Conflicte bringen, deren Ausgang nicht abzusehen wäre.

Auf jeden Fall hat für Deutschland eine ernste Stunde geschlagen. Groß ist die Verantwortung Aller, welche die Entscheidung in der Hand halten. Mögen sie deß eingedenk sein!

Schliemanns Entdeckungen und Forschungen.

Von Karl Blind.

Ist die griechische Heldendichtung ein bloßes Hirngespinnst? Ging der Kampf um Troja nur in Wolken-Kukuksheim vor? Hat also Homer, oder haben vielmehr die Barden, welche einst die in der Iliade vereinigten Lieder sangen, nur den Streit der Naturkräfte in heroische Gestalten geworfen, die sich bei näherer Besichtigung in Nebel und Sonnenstrahlen verflüchtigen?

Um diese Frage dreht sich schon seit langer Zeit der trojanische Krieg der Gelehrten. Daß ein Drittes möglich oder mehr als wahrscheinlich sei; daß sich geschichtliche Ueberlieferungen in des Dichters umbildender Hand mit Stoffen der Naturmythe mischten; daß sich also in Hellas, wie in Indien und auf germanischer Erde, selbst aus den abenteuerlichsten, phantastischsten Stammessagen oft ein thatsächlicher Kern herausschälen oder durchfühlen läßt: das will den Wenigsten in den Sinn, obwohl es dem gesunden Menschenverstande so nahe liegt. „Hie Euhemerismus!" „Hie Sonnen-Mythe!" schallt es da wüthend hinüber und herüber. So verbaut man sich den Blick gegen die Zwiegestaltigkeit des Ursprungs und mißversteht Rámáyana und Iliade, selbst das Nibelungenlied und seine auf deutscher Sage beruhenden eddischen Vorläufer — sagen wir es gerade heraus: man mißversteht auch die in so verderbter Form auf uns gekommenen Lieder der irischen Fianna und die angeblich Ossianischen Gesänge, in welchen gewiß ebenfalls geschichtliche Gestalten eingehüllt sind. Denn nichts erfreut den ausschließlich Buchgelehrten mehr, als Alles gußeisern unter ein einziges System zu zwingen, sich bei Beurtheilung der urältesten Dinge entweder ganz gegen die Geschichte, oder ganz gegen die Natur und die an die Naturbetrachtung geknüpften poetischen Auffassungen die Augen zu verschließen. Dem einen Theile der so Gearteten ist natürlich der Zweifel, den schon Herodot von ägyptischen Priestern bezüglich Helenens Raub gehört hatte (II, 118, 119), oder der dem Stesichoros zugeschriebene Widerruf, vollkommen genügend, um sich den Kampf um Troja völlig hinwegzudenken, die in Flammen niedergegangene Stadt ins Fabelreich zu verweisen, die Dichtung als aus freier Faust erfunden zu betrachten.

Da thut es denn wahrlich wohl, wenn ein in Folge seines Lebensganges erst allmählich in den inneren Kreis der Gelehrsamkeit gedrungener Forscher, wie Heinrich Schliemann, frischweg, mit der Spitzhaue in der Hand, aus der Mutter Erde Schoß den sichtbaren Beweis hervorzieht, daß doch nicht Alles, was Geschlechter hindurch besungen worden, eitel Rauch und Dunst gewesen, sondern daß eh' die hohe Veste fiel, wirklich Hallen mit Schätzen auf dem Hügel standen, den das Heldenlied mit unsterblichem Schimmer umstrahlt.

Und ob nun Helena der Name der Schönen gewesen, welche diese goldene Stirnzier trug; ob Priam der König hieß, dessen Kriegsmann sich mit jenem Kupferschilde deckte; ob man Hektor den Tapferen nannte, der kampfesmatt aus dem vor uns stehenden, doppelgehenkelten Kruge einst trank: da sind sie doch vor unseren Augen, all' diese wunderbaren, so merkwürdig zur Homerischen Dichtung passenden Ueberbleibsel einer grauen Vorzeit! Jahrtausende waren sie geborgen in dem Hügel, auf dem die ragende Burg sich einst erhob. Nun aber ist sie zu Tage gekommen, die „verbrannte Stadt", die sprachlos, ohne Inschrift, doch so laut zu uns redet. Da liegt sie in einer Umgebung, die durch so viele Einzelheiten, bis zu dem eigenthümlichen Blumenflor herab, noch zur heutigen Stunde von der Ortskenntniß des Dichters zeugt — gleichviel ob er selbst dagewesen, oder, wie Schiller im „Tell", nach der ihm gewordenen Schilderung das treue Bild entwarf. Heinrich Schliemann war es, der uns den Zugang zu der verwunschen geglaubten Burg mit sicherem Griffe erschloß. Und auf diese That hat er ein gelehrtes Werk gesetzt, bei welchem ihm eine stattliche Reihe von Männern der Wissenschaft ersten Ranges und von Weltruf zur Seite steht — Rudolf Virchow voran, dessen Abhandlung über „Troja und Hissarlik" eine Zierde von „Ilios" bildet, Max Müller, Sayce, Brugsch, Burnouf und andere Namen von echtem Klang.

Die Entdeckungen werden oft auf sonderbare Weise gemacht. Man braucht nur an Columbus zu erinnern, der nach Indien zu fahren meinte. Amerika hat er darum doch entdeckt — oder wieder entdeckt. Mit schwärmerischer Begeisterung versenkte sich des deutschen Pfarrers Sohn schon als Knabe dermaßen in die Pracht der Homerischen Gesänge, daß er mit seiner Wünschelruthe dereinst Alles so, wie er es in Bild und Wort gesehen und vernommen, aus dem stumm hehlenden Hügel hervorzaubern wollte. Es war dieser vertrauensvolle Glaube an die unbedingte Treue der Schilderungen aus dem Alterthum, der ihn doppelt anfeuerte und ihm mächtig zum Erfolge half. Seitdem hat er, durch den Augenschein belehrt, und nach reiflichster wiederholter Ueberlegung der gewonnenen Ergebnisse, manchen ursprünglich festgehaltenen Punkt fallen gelassen oder richtig gestellt. Ueber dies und jenes mag sich noch lange streiten lassen. Die Größe seiner That, oder besser gesagt: seiner Thaten, wird ihm aber nur der blasse Neid verkürzen wollen. Oder wo wäre der Forscher zu finden, der für die Kenntniß hellenischer Vorgeschichte massenhafter die greifbaren Gegenstände zusammengehäuft hätte, welche uns einen so tiefen Einblick in die vom Zwielicht der Sagenbildung umflossene Zeit gewähren?

Das „deutsche Volk", dem er seine Sammlung zugeeignet (so lautet ja, richtiger Weise, die Widmung, denn die Staatsformen sind vergänglich, die Völker aber bestehen) darf stolz auf den Besitz der Schliemann-Sammlung sein, die in Berlin jetzt ihre bleibende Stätte gefunden. In England, wo dem verdienstvollen Manne so hohe, öffentliche Anerkennung gezollt wurde, war man über die Wegführung der Schätze nach seinem Heimatland ohne Zweifel betroffen. Er hat indessen, durch Virchow — wie er selbst bekannte — zum Gedanken ans Vaterland wieder lebhafter angeregt, nur gehandelt, wie er gesollt. Wenn nun die eine oder die andere englische Stimme sich, in Folge dessen, im Gelehrtenstreit etwas schärfer vernehmen läßt, als es sonst vielleicht geschähe, so mag er sich wohl darüber trösten. Die Frucht seiner Mühen ist am besten dort aufgehoben, wo das Verständniß für das griechische Alterthum am meisten zu Hause.

Seine Troja-Funde aber scheinen mir schon darum eher nach Deutschland, also ins germanische Stammland, zu gehören, weil Teukrer, Thraker und Deutsche in naher Verwandtschaft zu einander stehen. Kein Zweifel kann, wie mir dünkt, nach den bei den alten Schriftstellern zu findenden klaren Zeugnissen an der thrakisch-germanischen Verwandtschaft der Troer oder Teukrer obwalten. Das ergibt sich aus genauer Vergleichung von zahlreichen Stellen bei Kallinos, Herodot, Strabon, Spartianus, Capitolinus, Flavius Vopiscus, Claudian, Cassiodor, Procop u. s. w., wo wir — um in aufsteigender Linie zu verfahren — den Stammeszusammenhang von Gothen, Geten, Thrakern, Teukrern, und den Teukrern verwandten Völkern Klein-Asiens aufs Deutlichste erblicken.

Weder dies, noch die Bedeutung von Schliemanns werthvollen Ausgrabungen in Tiryns und Mykene, auf Ithaka und in Orchomenos, läßt sich in dem engen Rahmen von ein paar

Spalten auch nur in Kürze besprechen. Regen doch die meisten dieser Funde zu den merkwürdigsten Fragen an! So u. A. die Entdeckung der goldenen Gesichtsmasken, deren Vorkommen jetzt bis nach der Ostküste von Süd-Amerika hin erwiesen ist. Asien mag ihre Heimat sein. Aus Asien kamen sie ohne Zweifel nach Europa, wie nach der großen Atlantis — lange ehe der Genueser, lange ehe Erik der Rothhaarige, Bjarne Herulfsson, Leif Eriksson und die übrigen nordgermanischen Wikinger westwärts fuhren und wiederholt Amerika entdeckten. Aus solch früher asiatischer Einwanderung nach der amerikanischen Ostküste wird sich auch die altperuanische Kasten-Einrichtung erklären — gleichwie die Gesichtszüge mancher nordamerikanischen Indianerstämme und das Vorkommen des Namens „Wotan" bis in die alte Götterlehre Mexikos sich vielleicht aus der vor 900 Jahren erfolgten Entdeckung Amerikas durch Germanen erklären lassen.

Ein geistvoller Gelehrter, ein gewiß großer Kenner des klassischen Alterthums, Prof. Forchhammer, der die Mykene-Funde als Beute aus der Niederlage eines Asiaten-Volkes, nämlich der Perser bei Platäa, zu erklären sucht, nimmt an: die goldenen Masken seien wohl von den Persern mitgebracht worden, um die Gesichter ihrer im Kampfe gefallenen Großen damit zu bedecken — während andererseits ein Petersburger Kritiker Gothen und Heruler zur Erklärung herbeizieht. Aber warum, im Angesichte der bis nach Amerika vorkommenden Verbreitung dieser Masken, nicht bei der Wahrscheinlichkeit einer uralten Verpflanzung auf hellenischen Boden bleiben?

Das Räthsel der Leichenfunde in Mykene ist gewiß schwer zu lösen; eines eigentlichen Urtheiles darüber enthalte ich mich gern. Mächtig hat jedenfalls Dr. Schliemann durch seine dortigen, wie durch sonstige Ausgrabungen dazu beigetragen, diesseits und jenseits des Hellesponts die ursprüngliche Thierhäuptigkeit hellenischer oder zu den Hellenen in Beziehung stehender Bevölkerungen festzustellen. Die Kuh- oder Muh-Stadt — um „Mykene" wörtlich zu übersetzen — hat ihm der Kuh-Bildnisse genug geliefert. Wer kann in der That, wenn er einen Blick auf das ägyptische oder indische Pantheon wirft oder den Thierdienst von Naturvölkern studirt, daran zweifeln, daß auch die Griechen einst demselben huldigten?

Unter denen, welche zuerst geneigt waren, Schliemanns Auslegung der Bezeichnung „Glaukopis Athene", wenn nicht sofort anzuerkennen, so doch nicht zu verwerfen, war ein Meister der Forschung, Prof. Max Müller. Seine Zustimmung knüpfte er allerdings an die Bedingung, daß „Here Boopis" als kuhhäuptiges Götterbild nachgewiesen werde. Bereitwillig nahm Schliemann die Aufforderung an, und gab auf die durch Wortstreit nimmer zu lösende Frage einfach durch Ausgrabungen in Tiryns und Mykene die schlagende Antwort. Beide Städte lagen einst nahe am Heraion oder Here-Tempel. Mykenes Name selbst schien Schliemann — wie schon erwähnt — vom Muhen des Hornviehes seine Benennung zu tragen. Siehe da! als er den Spaten ansetzte, entstiegen dem Boden Tausende von Kuh-Bildnissen aus gebranntem Thon; sechsundfünfzig goldene Kuhhäupter; ein silbernes mit goldenen Hörnern; einige Kuhköpfe auf Edelsteine eingeschnitten; viele Hunderte von weiblichen Götzenbildern mit anscheinender Hornzierrath; auch weibliche Gestalten mit Kuhhäuptern. Was soll es da, daß sich so mancher, im engen Kreise der früheren Anschauung über das hellenische Alterthum ängstlich den Zirkellauf ausführende Buchgelehrte gegen die Thatsachen verschließt?

Ja, Mykenes Name wird durch Schliemanns Ausgrabungen wirklich erläutert. An dem alt-griechischen Charakter der betreffenden Funde, den auch einer der bedeutendsten Kenner des germanischen Alterthums, Lindenschmit, anerkennt, ist nicht der mindeste Zweifel gerechtfertigt.

Das schließt nicht aus, daß in Bezug auf Kuhhäuptigkeit und Gehörntheit, wie zwischen Here oder Jo-Juno einer- und der ägyptischen Isis andrerseits, so selbst zwischen Here und Freia-Frigg (die in deutscher Volkssage auch als Hera erscheint) vielleicht ein Zusammenhang nachweisbar ist. Was Hone über eine alte, auf der Kanzel und der Wetterfahne mit Hörnern gezierte „Horn-Kirche" in England sagt, die von einem vom Heidenthum zum Christenthum bekehrten Weibe zur Sühne begangener Sünden gestiftet worden sein soll, liest sich wie eine, durch Wortmißverständniß noch bekräftigte Erinnerung an Freia-Hörn. Im eddischen Hyndla-Liede ist Freyjas Heiligthum mit Ochsenblut glänzend angestrichen — möglicherweise der letzte Rest einstiger Kuhhäuptigkeit.

Finden sich übrigens nicht die umfassendsten Spuren der Kuh-Verehrung, wie bei andern Völkern, so auch in der asisch-wanischen Religion unserer Vorfahren? Die Kuh Audhumla ist in der nordischen Götterlehre die allnährende Urkraft. Sie heißt die Mutter Buris mit dem schönen Antlitz, von welchem die Götter abstammen. Eine Ur-Kuh steht also in Odins Stammtafel voran. Goldgehörnte Kühe werden von Thrym, dem Donnergotte des Riesengeschlechtes, geeignet. Goldgehörnte Kühe des Königs erscheinen in der Edda in Verbindung mit Heiligthümern. Heilige Kühe begleiten skandinavische Häuptlinge auf ihren Kriegszügen. Die Merowinger stammten von einem Wassermann in Stiergestalt ab. Ein goldenes Stierhaupt fand sich in Chilperichs Grab. Ein Stierbild trugen schon die Kimbern bei ihren Zügen als Heiligthum mit sich, auf das sie Gefangene schwören ließen.

Kuh, Stier, Roß, Bär, Ziege, Schwan u. s. w., wurden sicherlich einst auch bei Germanen wie göttlich verehrt, ehe man sie mehr sinnbildlich in den Dienst von Göttern treten ließ. Selbst Schlangenverehrung ist in dem gewiß nicht schlangenreichen Schweden bis ins siebzehnte Jahrhundert nachweisbar. Dem angebeteten Thier folgt im Laufe der Zeit das Götterbild mit dem Thierhaupt. Schließlich wird das Thier als Beizeichen oder Merkmal neben die Gottheit gestellt. Und die schlangenverehrenden Griechen, die das Erechtheion hatten, sollten in der Urzeit anders gedacht haben, als die übrigen Völker, da doch sie selbst aus einer Mischung verschiedener Stämme hervorgingen?

Auch das ist ein Punkt, an den Mancher, der es besser wissen sollte, noch nicht heran will. Wie kann man aber vor der Geschichte bestreiten, daß sich pelasgische, hellenische, thrakische, ägytische, semitische Einflüsse unter den Griechen gekreuzt haben? Der herrschende Stamm war gewiß im Anfang ein hellhaariger, blauäugiger, von arischem Blut. Darauf deuten die äußerlichen Kennzeichen von allerhand Göttern und Helden; darauf auch die Bemalung der Thonfiguren von Tanagra. Aber sagt nicht Herodot (um nur das Beispiel von Tanagra festzuhalten), daß die Vorfahren von Aristogeiton und Harmodios, zufolge seinen Forschungen, phönikischer Abkunft gewesen, daß sich ihre Vorfahren zuerst in Tanagra niedergelassen hatten, und daß deren Nachkommen endlich nach Athen gelangten? Oder um ein anderes Beispiel zu nehmen: sind nicht die klassischen Schriftsteller voll von Nachrichten über den Einfluß phrygischer, lydischer, also den Thrakern nahe verwandter Völker auf die griechischen Religionsgebräuche, die griechische Musik und Dichtkunst, was ja anfänglich Alles zusammenhing; desgleichen über die große Zahl bithynisch-thrakischer Gelehrten und europäisch-thrakischer Philosophen innerhalb der hellenischen Welt?

Und da will man die Griechen der Urzeit von ihren Nachbarn und den Anschauungen derselben ganz losreißen? Nein; das wußte doch schon unser ebenso gelehrter, wie humoristischer Fischart viel besser; — von Voß gar zu schweigen, der sich am Ende auch auf die Iliade verstand und in seiner „Weihe" die thrakisch-jonische Verbrüderung recht klar betonte.

Gewiß sieht Schliemann ganz richtig, wenn er in seinen Funden nicht blos eine kuhhäuptige Here, sondern auch eine eulenköpfige Athene erkennt, die sich erst allmählich in eine Göttin mit grellem Glanzblick verwandelte. Das Eulengesicht ist, da wo er es vorgefunden zu haben erklärt, meist unbestreitbar vorhanden. Aber auch wo ein Mund oder eine andere Andeutung menschlicher Gestalt mit dem oberen Eulenbilde vereinigt ist, scheint mir dies nur den allmählichen Uebergang von der vergöttlichten Thierform in ein vermenschlichtes Götterwesen zu bezeugen. Wenn das Thierhaupt oft der Göttergestalt angefügt bleibt, bis es abgenommen und das Thierbild

der Gottheit nebenan gestellt wird: warum sollte da nicht der oder jener priesterliche Künstler allmählich die vermenschlichende Auffassung des Götzenbildes so weit hinaufgerückt haben, um ihm unter den Eulenschnabel und die Eulenaugen einen Mund zu zeichnen, also der unartikulirten Thiergottheit gewissermaßen zur olympischen Sprache zu verhelfen?

Ich meinerseits kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß in diesen uralten, mit Köpfen von Thiergötzen versehenen Kunstgegenständen manchmal sogar eine launige Darstellung durchbricht, und zwar am meisten da, wo die künstlerische Hand verhältnißmäßig die bessere Fähigkeit zeigt. Auch von diesem Gesichtspunkt ließe sich wohl die Verbindung von Thier- und Menschenform an dem und jenem Götzenkopfe betrachten. Oder glaubt man etwa, daß die Völker in ihrer frühen Jugendzeit nicht auch schon zwischen Ernst und Scherz abgewechselt hätten? Hält man es für ganz unmöglich, daß inmitten des teukrisch-thrakischen Stammes in Troja da und dort ein Schalk von einem einfachen Bildner saß, der es eben so trieb, wie diejenigen, welche mit höherer Formgewandtheit unsere mitteralterlichen Kirchen oft so satirisch mit Bildhauerei oder Schnitzwerk auszierten, obwohl die heilige Inquisition hinter ihnen stand?

Doch darüber ließe sich ein beträchtlicher Abschnitt schreiben — nämlich über der Thraker etwas groben und trockenen Humor und die Schildbürgereien mancher ihrer Volksangehörigen; über der Griechen älteste, Vieles zu wünschen übrig lassende Scherzhaftigkeit; über den starkgeistigen, freidenkerischen Abfall vom Götterglauben, wie er uns bereits von heidnischen Nordgermanen berichtet ist, u. dgl. m. Es waren das ja Alles Menschen gleich uns. Nicht immer gingen sie auf dem Kothurn einher. So beurtheile man sie doch nicht ausschließlich nach den gerade zufällig auf uns gekommenen Bruchstücken ihrer hochgetragenen Heldendichtung. Bedenke man doch vielmehr, daß sogar das angeblich pyramidal ernsthafte Aegypten nicht immer in Gesellschaft von Gerippen seine Mahlzeiten einnahm, sondern — wie wir jetzt wissen — auch glimpflicheren Vergnügungen sich bei dem Biere hingab, das schon der Bewohner des Nilufers braute. So lange wir nicht in dieser Weise in das Wesen des Alterthums eindringen, werden wir es nimmermehr verstehen.

Der Räthsel, welche die Schliemann'schen Entdeckungen uns aufgeben, sind noch viele. In seinem Bericht über die Ausgrabungen in dem böotischen Orchomenos erwähnt er einer zwölf Fuß tiefen Schicht von verbrannten Stoffen in der großen Halle der Schatzkammer — was nur durch Feuer, wahrscheinlich Opferfeuer, zu erklären sei, welches viele Jahre lang darin angezündet worden. Dieser Erklärung entgegen stehe aber die Thatsache, daß keine Spur von Rauch oder Hitze an den Marmorblöcken, woraus die Schatzkammer gebaut ist, wahrgenommen werden kann; man müßte denn annehmen, daß dieselben noch zur Zeit des Feuers mit Bronzeplatten bedeckt und durch diese geschützt waren. „Aber noch gar weniger erklärlich ist es mir," sagt Dr. Schliemann, „daß die Wandbekleidung und die Decke des Thalamos die Kennzeichen eines großen Feuers haben sollten, während dieses Zimmer doch nur schwarze Erde enthält und keine Spur von Asche oder anderen verbrannten Stoffen."

Professor Sayce vermuthet, daß die Gothen, welche im Jahre 396 unter Alarich nach Griechenland kamen, im Schatzhause, in dem darin befindlichen, wahrscheinlich größtentheils aus Holz gebauten Tempel, und um denselben herum, alle hölzernen Götzenbilder, die sie in Orchomenos und in der Umgegend fanden, aufgehäuft und angezündet haben mögen. Dagegen wendet jedoch Schliemann mit Recht ein: daß, selbst wenn die ganze Schatzkammer bis zu ihrem Schlußstein mit Holz gefüllt worden wäre, die Holzasche doch unmöglich eine feste Schicht von mehr als drei Fuß Tiefe hervorgebracht haben würde, und wahrscheinlich eine noch viel geringere, während doch die Schatzkammer, wie bereits bemerkt, bis zu einer Tiefe von zwölf Fuß mit Holzasche und anderen verbrannten Stoffen angefüllt war.

Dies ist eine von den Fragen, für deren Lösung die Besichtigung an Ort und Stelle am ehesten geboten ist. Nur zögernd stelle ich daher die Vermuthung auf, daß vielleicht die Schatzkammer schließlich zur Aufbewahrung einer für heilig, vielleicht selbst heilkräftig erachteten Opferasche diente. Gelegentlich mag diese Asche zu Heilzwecken abgegeben, verkauft worden sein — wie das noch heute mit dem abgebröckelten Mörtel der Kirche zu Knock in Irland geschieht, wo vor ein paar Jahren die Muttergottes erschien, und wo ein Marmorbild derselben jetzt ab und zu die Arme bewegt und mit den Augen zwinkert. Das ältere und das neuere Priesterthum stehen sich ja auf diesem Gebiete ganz gleich.

In der Geschichte der Alterthumskunde und der vergleichenden Kunstwissenschaft stehen die Ergebnisse der Schliemann'schen Forschungen als mächtige Marksteine da. Was Troja betrifft, so hat er wahrlich seine Gegner jetzt dreimal als Besiegte um dessen Mauern geschleift. Der Traum seiner Kindheit ist dem rastlos arbeitenden Manne zur Wahrheit geworden, wenn auch die Wirklichkeit sich in sehr engen Grenzen hält, im Vergleich zu dem Fluge der Einbildungskraft des Dichters, der die Kämpfe auf der kleinasiatischen Ebene räumlich und zeitlich ins Uebergewaltige zog.

Einen Kern jener Heldensage hat uns Schliemann gerettet. Vom Ufer der deutschen Ostsee mußte der Entdecker zu Ehren der Ilias kommen. Doch auch darin liegt fast ein geschichtlicher Verstand; denn Teukrer und ihre stammverwandten Bundesgenossen, die roßtummelnden Phryger oder Friger, die schon von griechischen Wort-Erläuterern als „Freie", d. h. „Franken", erklärt werden, waren sicherlich in der Urzeit Bestandtheile des großen ostgermanischen Thrakerstammes. Ein „Ilion" stand einst diesseits des Hellesponts auf Thrakergebiet, wie jenseits der Meerenge. Wie zwei altersgraue Schlöffer der Vorzeit unseres Volkes mochten sie sich ehemals entgegengeschaut haben. Nun ist das thrakisch-teukrische Ilion uns durch Schliemann zum Anschauen freigelegt.

Literatur und Kunst.

Des Sängers Werbung.

Sie trat zum grünen Anger,
Der Sänger folgt ihr nah',
Ihm wurde bang und banger,
Sie in die Rosen sah.

Die Schöne that sich neigen,
Die Wange voller Gluth,
Er brach aus grünen Zweigen
Ihr einen Schattenhut.

Die Linde streut schon Kühle,
Da lispelt er ihr zu:
„Schlagt mir zu meinem Spiele
Den Takt mit Eurem Schuh."

„„Nun gut, ich will ihn schlagen
Den Takt zu Eurem Spiel,
Nur müßt Ihr mir auch sagen,
Was Eures Wunsches Ziel.""

Der Sänger spricht entgegen:
„Das soll Euch werden kund,
Ans Herz will ich Euch legen,
Was lang verschwieg mein Mund."

„Will heut mein Bestes bringen
Und spielen ohne Ruh,
Bis daß die Saiten springen
Und Euch das Herz dazu."

Martin Greif.

Bruno Bauer.

Persönliche Erinnerungen an ihn.

Am Morgen des 16. April brachten die Berliner Journale die Nachricht, daß am vorangegangenem Donnerstag Bruno Bauer in Rixdorf, dem halbländlichen Vorort im Südosten der Hauptstadt, verstorben sei. Sehr viele der jüngeren Leser mögen wenig oder nichts von dem Verstorbenen gewußt, ja kaum noch seinen Namen gekannt haben. Wer die Gesellschaft der Menschen meidet, aus welchen Motiven es immer sei, den sucht sie nicht auf. Sie lebt ohne ihn weiter. Jeden Zusammenhang mit der deutschen „Gelehrtenrepublik" hatte der Verstorbene längst aufgegeben. Er war ein einsamer Denker und ein einsam lebender Mensch. Auch in jener Zeit, — vierzig Jahre sind seitdem vergangen — als sein Name in Aller Munde war, als die Menge auch derer, welche in Wahrheit sich nie die Mühe gegeben hatten, eine Zeile von ihm zu lesen, ihm theils zujubelte und ihn bewunderte, theils fürchtete und haßte; damals, als er wie der „Räuber Jagomir" in manches Frommen „Nachtgebet hart, hart bei dem Teufel" stand, war er, inmitten des rings um ihn tobenden Kampfes der Geister doch wie durch eine tiefe Kluft von ihnen Allen, den Freunden wie den erbitterten Gegnern, getrennt. Ja, es ist ihm immer ein besonderes Bedürfniß gewesen, den sich an ihn drängenden Wohlwollenden, die seine Sache verfochten, die sein Vorgehen zu entschuldigen und den Zorn der Mächtigen von seinem Haupte abzulenken strebten, es möglichst deutlich zu fühlen zu geben, daß er nichts mit ihnen gemein habe. Bruno Bauer lenkte vor vierzig Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme des deutschen gebildeten Publicums auf sich, nicht sowohl durch seine geistige That selbst, als durch die Wirkung einer solchen auf die specifisch gelehrten Fachkreise und auf die oberste Behörde derselben, das preußische Cultusministerium. Dem damals 33jährigen Privatdocenten der Theologie an der Universität Bonn wurde die Fortsetzung seiner Vorlesungen untersagt. Er wurde der facultas docendi für unwerth und verlustig erklärt um der von ihm veröffentlichten Kritik des Johannes-Evangeliums und der Evangelien der Synoptiker willen. Zu den kühnen deutschen Sturmläufern gegen das altgeheiligte feste Gebäude der christlichen Lehre, deren Angriffe dasselbe von seinen Fundamenten, den Büchern der Evangelisten, unheilbar zu erschüttern schienen, zu David Strauß und Ludwig Feuerbach, hatte sich nun in Bruno Bauer der dritte gesellt. Er ging noch schärfer und rücksichtsloser als diese beiden, aber in wesentlich anderer Richtung als sie gegen das ihnen gemeinsame Angriffsobject vor. Seine Methode war die der reinen Kritik der Evangelien als literarischer Erzeugnisse. Dieser kritische Feldzug, der mit dem ganzen von Bruno Bauer beherrschten Rüstzeug des theologischen und philosophischen Wissens und des streng geschulten, scharfen logischen Denkens unternommen wurde, hat an sich nichts, was die ungelehrte Menge in ähnlicher Weise hätte gewinnen und hinreißen können, wie es dem Strauß'schen „Leben Jesu" und dem Feuerbach'schen „Wesen des Christenthums" gelungen war. Populär wurde der Verfasser, welcher seiner innersten Natur nach die Popularität verachtete, erst durch jenes Verbot seiner Vorlesungen.

In den vormärzlichen Vierziger Jahren war das Oppositionsbedürfniß und die feindliche Gesinnung gegen die preußische Regierung so allgemein in allen gebildeteren Gesellschaftsschichten verbreitet und so tief und fest gewurzelt, daß jede That und jeder Mensch, die und der Ungnade vor den Berliner Machthabern fand, sofort von dieser öffentlichen Meinung auf den Schild erhoben und glorificirt wurde. Sie gab sich gar nicht erst die Mühe, den Werth des von jener Ungnade Betroffenen, die Motive, das Recht oder Unrecht der Regierung zu untersuchen. Der von letzterer Gemaßregelte war in den Augen der Menge zum Märtyrer und Heiligen erklärt. Ebenso wie jeder von derselben Regierung oder von Friedrich Wilhelm IV. persönlich Bevorzugte und jedes von ihm unternommene, ob auch noch so gute, Werk schon dadurch allein gleich urtheilslos der populären Verdammniß, Verwerfung oder Verhöhnung verfiel. Auch Bruno Bauer mußte ersteres an sich erfahren. Als er, gezwungen seine Lehrthätigkeit in Bonn einzustellen, sich nach Berlin wandte, sah er sich zum Märtyrer der Geistesfreiheit gestempelt, zum Opfer der von pietistischen Tendenzen geleiteten Tyrannei der preußischen Regierung. Er kam den liberalen Schönrednern und Journalisten, den „Lichtfreunden" und „Freireligiösen", die ihn am liebsten als einen der Ihrigen angesprochen hätten, nicht im mindesten entgegen, hielt sich stolz und kühl zurück und „härtete seine Hand nicht durch Begrüßung von diesen neu geheckten Brüdern". Ich habe wenige Menschen kennen gelernt, die in solchem Maß das Gepräge der ablehnenden Vornehmheit eines erlauchten, von allem Gemeinen und Trivialen nie berührten Geistes in ihrem Auftreten, ihrer körperlichen Erscheinung und ihrer Sprache gezeigt hätten, wie er. Als ich ihn damals hier zum ersten Mal persönlich kennen lernte, war der Eindruck ein so mächtiger und imponirender, daß ich mich ganz verlegen und verstummt fühlte. Auch später, als ich ihm menschlich ziemlich nahe gekommen war, hat sich dieser erste Eindruck nicht wesentlich modificirt. Es lag wohl nicht allein in der Ueberlegenheit seines Geistes, in der Schärfe und Unbestechlichkeit seines Urtheils, der unbarmherzigen Folgerichtigkeit seines Denkens. Mindestens ebenso in der absoluten Freiheit von der Gewalt, welche die meisten schwachen Menschenwesen bindet: der Freiheit von der Tyrannei der sinnlichen Bedürfnisse, vom egoistischen kleinen Ehrgeiz, von der Gewinnsucht, die für ihren Vortheil erringen und erwerben will; von allem Armseligen und Nichtigen, was doch einen so großen Platz im Denken, Empfinden und Leben selbst vieler der hervorragendsten Männer unserer Tage einnimmt. Diese Vornehmheit der Natur und Gesinnung war ein Erbtheil seines Vaters. Anfangs in Eisenberg im Altenburgischen wohnend, wo Bruno 1809 geboren wurde, war derselbe später nach Charlottenburg übersiedelt und dort in einer, ich glaube der Schumann'schen, Porzellanmanufaktur beschäftigt. Von ihm, dessen Kopf im Schnitt und Gesammtcharakter auffallend dem des großen Napoleon glich, hatte auch das prachtvoll gemeißelte Denker- und Herrscherantlitz des Sohnes, manche charakteristische Züge, die gewaltige Stirn, das eherne Kinn und den wahrhaft lieblichen Mund geerbt. Des Vaters Ehrgeiz war immer darauf gerichtet gewesen, seinen Söhnen die Bildung zu gewähren, welche sie in den Stand setzen sollte, groß und berühmt zu werden. Bruno und sein bedeutend jüngerer Bruder Edgar hatten studirt. Jener galt anfangs als glaubensfester Theolog, in dem Hengstenberg einen künftigen Pfeiler des orthodoxen Christenthums begrüßt haben soll. An der Hegel'schen Philosophie genährt, hatte sich dann freilich aus dieser Chrysalide ein ganz anderer Schmetterling losgerungen, zum Erschrecken derer, welche solche Hoffnungen auf ihn gesetzt hatten. Wie die Söhne Bauer mit dem Vater, so waren auch die Brüder unter sich durch das Band einer starken Familienliebe innig verknüpft. Edgar widmete dem Aeltesten eine leidenschaftliche Hingebung. Er weihte sich ihm gleichsam zum Kämpfer. Er hatte nichts von der vornehmen Zurückhaltung Brunos. Er im Gegentheil drängte sich mit Vorliebe auf den lauten Markt. Mit der radicalsten Fraction des jung-Hegelschen Berlin suchte und fand Edgar schnell Fühlung. Gemeinsam war ihnen der Haß und die Verachtung gegen die Mittelparteien, welcher den gegen die ehrlich conservativen feudalistischen und orthodoxen Anhänger der Regierung weit überwog. Man beschränkte sich aber keineswegs nur auf den literarischen Krieg gegen jene „liberale und lichtfreundliche bürgerliche Masse". Edgar Bauer und seine Genossen suchten etwas darin, auch durch ihr äußeres Verhalten ihre geringe Meinung von derselben und dem, was sie für recht, gut und anständig hielt, nachdrücklich zu bekunden. Von den Männern und Frauen jener statutenlosen Gesellschaft der „Freien", welche sich hauptsächlich um Edgar während der Jahre 1842—1847 gruppirte, sind die meisten heut längst hinüber. Der Unterzeichnete hospitirte als

jüngerer, und bald abgeschreckter, Volontair mit Befremden und gelindem Grauen dann und wann in ihrem edlen Kreise. Er kann es denn auch bezeugen, daß Bruno kaum jemals an den Sitzungen in der Hippel'schen Weinstube und an den verschiedenen nächtlichen Streifzügen theilnahm. Sein Name wurde von Allen mit einer Art von ehrfürchtigem Schauer genannt. Dieser ganze Kreis von praktischen und theoretischen Cynikern, die für Alles, was besteht, als Generalbezeichnung nur das eine, ihre Ansicht davon charakterisirende, unübersetzbare Lieblingswort hatten, welches Cambronne bei Waterloo in Wahrheit auf die Aufforderung, sich zu ergeben, entgegnet und welches erst Zola druckfähig zu machen gewagt hat, beugte sich vor der weit überragenden Geistesmacht, der Reinheit und Größe des Charakters ihres Meisters, wie der gläubige Diener der Kirche vor dem Unfehlbaren.

In der Stärke des Infallibilitätsbewußtseins that es Bruno übrigens jedem der größten Päpste gleich. Seine Kritik war für ihn die absolute Kritik. Aber damals in jenen vormärzlichen Vierziger Jahren fehlte ihm noch viel an dem Ideal der gänzlichen Leidenschaftslosigkeit, der unbedingten Freiheit von Liebe und Haß, welche er in seinen späteren kritischen Arbeiten zur Schau trug. Er konnte noch eine so prächtige Persiflage im Ton des orthodoxen Zeloten schreiben, wie das anonym erschienene Pamphlet: „Die Posaune des jüngsten Gerichts wider Hegel den Atheisten und Antichristen", um die verabscheuten Althegelianer, die Vermittler und Vertuscher, die vor den Consequenzen der Philosophie ihres Meisters zurückbebten, der Heuchelei und bewußten Lüge zu überführen, welche er eben in der Verleugnung des wahren atheistischen und antichristlichen Kerns seiner Lehre sah. Er konnte noch in einer seiner verschiedenen historisch-kritischen Schriften, die er von Charlottenburg aus unter Mitarbeiterschaft Edgars heftweise in die Welt sandte, (die Geschichte der französischen Revolution, die Geschichte der Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts u. A.), sich zu schwungvollen Ausbrüchen der Begeisterung für seine Helden des Gedankens hinreißen lassen: „Wir hatten auch unsre Märtyrer und Heiligen; es waren wunderliche Heilige; sie sprachen Französisch ꝛc." — hieß es da einmal in einem wahren Hymnus in Prosa auf die Encyklopädisten!

Die Anwendung der radicalen kritischen Philosophie auf das sociale und politische Leben überließ Bruno und die Seinigen anderen „beschränkteren" Geistern. Die Wirklichkeit war ja für sie der Fäulniß verfallen. Sie dünkten sich zu hoch, um sich mit lächerlichen Versuchen zu ihrer Heilung und Purificirung zu befassen. Der Freiheitsenthusiasmus der Demagogen und selbstverständlich das Vaterlandsgefühl fehlte dieser phantasie- und blutlosen Gesellschaft durchaus. Selbst in ihren (recht bescheidnen und billigen!) jeweiligen „Orgien" nie ein Ueberschäumen von Lebenskraft und Lebenslust; immer die gleiche Oede und Freudlosigkeit, der gänzliche Mangel jedes künstlerisch-sinnlichen Elements.

Max Stirner, der hervorragendste Kopf in der „heiligen Familie" (so hatte Marx die Clique höhnend betitelt), dieser Bauer'schen Schüler- und Bundesgenossenschaar, war der einzige, der den Kriticismus des Meisters an dem existirenden Gesellschaftskörper zu erproben versuchte. Sein heute auch bereits vergessenes Werk „Der Einzige und sein Eigenthum" erregte damals ungeheures Aufsehen. Den Philister überlief eine Gänsehaut schon beim Klange das Titels. Die Wirkung glich der, welche Proudhons erstes Auftreten auf die französische Bourgeoisie gemacht hat. Ein anderes Werk, das aus der Filiale der Berliner „Freien", der in Köthen residirenden noch viel übermüthigeren Tochtergemeinde der „heiligen Familie", hervorging (1847) „Das Individuum und das Verstandesthum", ließ den Verstand des Verfassers, eines jungen Theologen, als bereits bedenklich erkrankt an der Bauer'schen Geistesnahrung erscheinen.

Die hier proclamirte souveräne Ironie des kritischen Individuums war trotz ihrer modern-philosophischen Allüren im Grunde nicht sehr unterschieden von der — der Romantiker. Sie bildete denn auch die Vermittlerin, die einzelne, etwas phantasiebegabtere Genossen der Schule wieder in die Arme der Romantik führte. Einer, mein 1849 verstorbener, genial angelegter Freund, Lehmann gen. Zippel, ja Bruno selbst traten in nahe geistig-freundschaftliche Beziehungen zu Bettina, der damals noch lebenden, reinsten Incarnation der Romantik, der Wittwe oder Erbin des tiefsinnigsten Vertreters derselben in der deutschen Poesie, Achims von Arnim. — Andere Genossen wie L. Buhl und J. Faucher führte ihre besondere Veranlagung zu national-ökonomischen Specialstudien. In der Schule der absoluten Kritik sind sie vorzüglich vorgebildet worden, um alle bestehenden staatswirthschaftlichen Systeme kritisch aufzulösen und zu Vorkämpfern des „Nichts — als — Freihändlerthums" zu werden. Faucher hat das Glück gehabt, rechtzeitig nach England verschlagen zu werden und dort einen harten, strengen, praktischen Cursus des Lebens und der ökonomischen Wissenschaft durchzumachen. Ihm dankt er es, daß er sich später zu einer bedeutenden Wirksamkeit und angesehenen Lebensstellung durchzuarbeiten vermochte. Buhl ist im großen Sumpf versunken; verlumpt als Mensch und Publicist im kärglich bezahlten Dienst einer von ihm verhöhnten Sache.

Die Revolution von 1848, der Sturm der politischen Leidenschaften, segte die leidenschaftlose absolute Kritik für eine Zeit lang von der Oberfläche unseres geistigen Lebens hinweg. Edgar Bauer bequemte sich zwar den veränderten Stimmungen und nahm die Manieren und die Maske des praktischen Revolutionärs an. Aber es gelang ihm kaum, die verachtete „Masse", mit der er nun liebäugelte, zu täuschen. Bruno wurde in seinen Zirkeln kaum ernstlich gestört durch den ihn umtosenden geschichtlichen Lärm. Er trat einige Male als Candidat für die Nationalversammlung zu Berlin und das Frankfurter Parlament auf. Aber er brachte es nicht über sich, sein Denken, Empfinden und Reden auf die Tonart der demokratischen Phraseurs, welche das große Wort führten und das „Stimmvieh" nach Gefallen leiteten, und ebenso wenig auf die der damaligen Conservativen zu stimmen. Die reine parteilose Kritik, die er an den Ereignissen, Männern und Maßregeln übte, konnte ihm unmöglich Anhänger gewinnen. Er ist außerhalb des parlamentarischen Lebens und der realen Kämpfe jener Zeit geblieben. Als die Revolution in Europa auf der ganzen Linie besiegt war, nahm er den Leichnam vor das kritische Messer. Die „bürgerliche Revolution in Deutschland" wurde con amore secirt und „aufgelöst". Alles Geschehene wurde als das machtlose, gestaltungsunfähige Blasenwerfen der faulen, gährenden „Masse" erklärt. Nur eine wirkliche positive, zugleich praktisch kritische und schöpferische Kraft meinte er zu erkennen. Das war Rußland, welches der, vom revolutionären Krampf erschöpften, desillusionirten, europäischen Culturwelt das Gesetz zu dictiren schien. Aus dieser Anschauung heraus ist die berühmte Broschüre Bruno Bauers geschrieben, welche 1852 das gebildete Deutschland in Erstaunen und Entrüstung versetzte: „Rußland und das Germanenthum." Das große slavische Reich wird darin als der Träger und Vollzieher des „Fatum" bezeichnet, welchem die germanische Welt verfallen sei. Kein noch so gut bezahlter Lohnschreiber hat das Moskowiterthum je mit einem so glänzenden Nimbus umkleidet, es so hoch hingestellt und glorificirt, wie dieser unabhängige, jeder Beeinflussung durch dargebotene Vortheile ꝛc. schlechthin unzugängliche deutsche Philosoph.

Wir wissen, wie schlecht sich in diesem Fall der große Kritiker als Prophet bewährt hat, und meinen, auch die Zukunft des Russen- und Germanenthums wird seinen Ruf als Deuter der kommenden Geschicke nicht rehabilitiren.

In derselben Zeit, als Bruno jene Broschüre schrieb, war er auch wieder zu seiner ursprünglichen wissenschaftlichen Lieblingsthätigkeit zurückgekehrt: der Kritik der neutestamentlichen Schriften. 1852 erschien bei Hempel in Berlin seine neu bearbeitete „Kritik der Evangelien" und die „Kritik der Paulinischen Briefe". Es liegt außerhalb des Zwecks dieser „Erinnerungen" und nicht minder meines Berufs, diese Arbeiten des Verstorbenen nach ihrem relativen wissenschaftlichen Werth hier zu beurtheilen.

Von jener Zeit an wurde die Vereinsamung Bruno Bauers

eine vollständige. Von den frondirenden, ihren Tag abwartenden, liberalen Parteien in den Fünfziger Jahren schied ihn ein unübersteiglicher Abgrund. Aus seiner Verachtung für sie und ihre Bestrebungen machte er nie ein Hehl. Trotzdem ist es thöricht, in ihm, wie es wohl geschah, einen „Reactionär", einen den „freiheitfeindlichen" Mächten gleichsam Verkauften sehen zu wollen. Daß er Jahre lang die Redaction des Wagner'schen Staats- und Gesellschaftslexicons geführt und zahlreiche treffliche Artikel dafür mit gewohnter Meisterschaft geschrieben hat, das ist es, womit jener Verdacht und Vorwurf zumeist motivirt worden ist. Gewiß mit Unrecht. Seine Artikel sind frei von jeder Parteifärbung und dem Verfasser ist nie die Zumuthung gestellt gewesen, Ueberzeugungen zu opfern. Während der letzten Sechziger und ersten Siebziger Jahre gab Bauer sich einer regelmäßigen plubliciſtischen Thätigkeit hin. Für die „Post" hat er, zumal während sie Eigenthum ihres Begründers Dr. Strousberg war, eine lange Reihe von Leitartikeln verfaßt und auch wohl einzelne besonders wichtige Partien der Abtheilung „Ausland" stetig bearbeitet. Seine Kritik der Ereignisse, der Parteien, der Persönlichkeiten bewahrte jederzeit die gleiche Klarheit, Schärfe und Unbestechlichkeit. Die Person des Kritikers aber trat völlig zurück. Liebe und Haß schien er nicht zu kennen. — Und er hatte während seines ganzen Lebens doch so gründlich zu hassen und auch zu lieben verstanden! Zwar die Liebe, welche vorzugsweise mit diesem Wort bezeichnet wird, hat er, so schien es mir immer, nie empfunden und erfahren. Er hätte das Rheingold mühelos gewonnen; denn „Weibes Werth und Wonne" wußte er wohl nie nach Verdienst zu schätzen, hat zu genießen er nie begehrt. Auch darin, wie in so vielen andern Stücken, bildete er den schärfsten Gegensatz zu seinem jüngeren, ähnlich berühmt, gefürchtet und gehaßt gewesenen Zeitgenossen Ferdinand Lassalle. Keine Frau, außer seiner Mutter, hat auf B. Bauer, seine seelische Entwickelung und sein Schicksal je einen Einfluß geübt, während Lassalles ganzes Dasein durch Weiber seine Richtung erhielt. Theoretisch mochte Bauer nicht viel anders und besser von den Frauen denken, als es die Mehrzahl der großen Philosophen aller Zeiten gethan hat. Sein persönliches Benehmen und Verhalten zu ihnen war von jener fast kindlich zarten und scheuen ernsten Anmuth, wie sie nur Männer von wahrhaft keuscher Seele zu entfalten vermögen. Die verborgene tiefe, starke Liebefähigkeit seines Herzens äußerte und bewies sich desto mehr im Verhältniß zu seinen nächsten Angehörigen und ihren Familien. Ich habe manchen ergreifenden Beweis davon gesehen. Im Jahre 1853 oder 1854 hatte ich es einmal von ihm erreicht, daß er mir eine Stunde schenkte, um eine Bleistiftskizze nach seinem herrlichen Kopf zu zeichnen, der in allen Formen und Zügen das klare Gepräge dieses hohen Geistes, dieses lautern Gemüthes trug. Ihm mußte die Zeichnung gefallen haben. Das bekundete er freilich in der seltsamsten Weise. Immer, wenn ein ihm besonders theurer Mensch dem „gemeinen Geschick" erlegen, gestorben war, kam er zu mir, mit der Bitte, das Gesicht dieses Todten für ihn zu zeichnen. Wie gern erwies ich ihm diesen Dienst; wie froh und stolz war ich, von dem innig verehrten Manne dazu erwählt zu sein, ihm irgend etwas zu leisten und zu geben! Ich vergesse nie die Stunden in den verschiedenen armen, schmucklosen, traurigen Sterbezimmern, in die er mich geführt hat und in denen er — die Stille nur selten durch ein paar Worte, durchzittert von mühsam zurückgehaltenem, bitterm Schmerz und rührender Zärtlichkeit für den ihm Entrissenen, unterbrechend — an der einen Seite des Todtenbettes saß, während ich ihm gegenüber das Bild des entseelten Antlitzes mit aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit aufs Papier brachte. — Diese Scene wiederholte sich in fast gleicher Weise an der Leiche Max Stirers, Egbert Bauers, des dritten der Brüder, und ihres alten Vaters im Häuschen zu Charlottenburg, wo der Todte ausgestreckt lag in dem kleinen Gemach, durch dessen offene Fenster die eisige Decemberluft hereinwehte, umgeben von Bergen von Büchern, Zeitungen, Revuen, Broschüren, — der Gesammtheit alles dessen, was der geliebte „große Sohn" geschrieben hatte und was über ihn gedruckt worden war...

Immer seltener bin ich später mit ihm zusammengetroffen. Seine neuen Publicationen aber, deren Beurtheilung ich den Berufenen von der gelehrten Fachkritik überlasse, sendete er mir regelmäßig mit einigen begleitenden Zeilen zu. Wenn ich dem nach Berlin Hereingekommenen in den letzten zehn Jahren begegnete, trug er in seiner ganzen äußern Erscheinung, d. h. in seiner Tracht, den Gärtner und Gemüsebauer zur Schau, der er ja auch in Wahrheit geworden war. Arbeitete er doch persönlich in den Feldern und Beeten auf seines Bruders kleiner Besitzung zu Rixdorf durchaus wie ein solcher und — wie ein antiker Philosoph. Aber beschattet vom Schirme der schäbigen Tuchmütze, zwischen ihr und dem dicken grünen, um den Hals geschlungenen Shawl, leuchtete dies edle Menschenantlitz, blitzte dies große graue Auge, lächelten diese schön geschwungenen Lippen so sieghaft, so imponirend und so gewinnend, wie nur je in den alten Tagen des jungen Ruhmes; und was dieser Mund sprach, wie das, was diese in der Arbeit für seines Bruders Familie schwielig gewordene Hand auch in diesen letzten Jahren noch schrieb, war so reich an echtem, gediegenem und originellem Gehalt, so vollendet in der Form, wie damals, als Bauers Worte und Geistesthaten die ganze deutsche gebildete Welt elektrisirten. Diese las nun seine Bücher kaum noch; wenn sie es that, so verschwieg sie es wenigstens. Die „absolute Kritik" hat die Ereignisse nicht aufgehalten, die Menschen nicht geändert; ihre Orakelsprüche haben sich nicht erfüllt. Die „Masse", welche der Philosoph von Rixdorf floh und verachtete, hat sich durch ihn nicht stören lassen, ihn aber vergessen. Daß er überhaupt noch immer gelebt hatte, haben die Meisten sicher erst durch die Nachricht von seinem Tode erfahren.

Ludwig Pietsch.

Freiheit und Glauben.

Von M. Carriere.

Unsere sittliche Selbstbestimmung und damit das Gute würde kaum möglich sein, wenn wir vom Dasein Gottes eine sinnliche oder mathematische Gewißheit hätten, denn Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Lohn würden unser Wollen und Thun bedingen. Dieser Gedanke, den ich jüngst in diesen Blättern (Nr. 11) erörterte, wird jetzt auch weiteren Kreisen zum Bewußtsein kommen, da er bereits der Ausgangs- und Mittelpunkt eines Buches*) geworden, von welchem bis jetzt nur die Präliminarien, diese aber bereits in zweiter Auflage, erschienen sind. Auch der ungenannte geistvolle Schriftsteller ist, von der Stelle Kants überrascht worden, die ich dort mitgetheilt, und sagt im Anschluß an sie: „Wie wir einmal sind, ist die Selbstliebe zur Selbstsucht ausgeartet, und Gewißheit der religiösen Wahrheiten würde diese unheilbar machen, die Liebe Gottes aber im Keim ersticken. Gott und sein Reich wäre ein Gegenstand der Speculation und der begehrteste Artikel auf dem Jahrmarkt der Eitelkeit; wir könnten unser Herz Gott nicht schenken, sondern nur verkaufen. Alle halbwegs verständigen und richtig rechnenden Leute, zumal sie, die jetzt von ganzem Gemüth und aus allen ihren Kräften das goldene Kalb anbeten oder nach Macht und Ehre jagen, der Jobber, Gründer, Streber, würden dann aus allen ihren Kräften Gott — lieben? nein, das wäre unmöglich, aber ihm dienen, so dienen wie Lucifer in Byrons Kain sagt:

> Mit süßlichem Geheul der Schmeichelei,
> In Sang und Harfenspiel, selbstsücht'gem Flehn
> Zu jenem Allgewaltigen, eben weil
> Er allgewaltig, doch aus Liebe nicht,
> Aus Eigentrieb und Angst —

und während sie jetzt, wenn sie die Nichtigkeit ihres Treibens inne werden, aus freiem Antrieb umkehren, Gott in Wahrheit

*) Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit. I. Die Präliminarien. Gotha, Perthes.

die Ehre geben können, würden sie alsdann gar niemals zur Erkenntniß ihres wirklichen Herzenszustandes kommen."

In unsrer Freiheit also und in der Verwirklichung des Guten, das nur durch sie möglich ist, sieht unser Verfasser mit uns einen der Gründe unsrer Ungewißheit in Bezug auf Gott und Unsterblichkeit, den Grund, weshalb hier der Glaube, eine auf Vernunftgründe und sittliche Lebenserfahrung gestützte subjective Ueberzeugung, an die Stelle des exacten, allen erweisbaren Wissens tritt. Aber ist denn die Freiheit mehr als ein Traum, eine Illusion? Geschieht denn nicht Alles nach unzerbrüchlicher Causalnothwendigkeit? Lichtenberg hatte solch einer Frage zum Trotz den Muth zu bekennen: er werde dann eher die Allgemeingültigkeit dieses Gesetzes bezweifeln, als sich die Thatsache seines Freiheitsbewußtseins leugnen lassen. Und fragen wir: was ist uns das unmittelbar und unbestreitbar Gewisse? so antworten wir: das sind wir selbst, das ist unser Bewußtsein, unser Empfinden, Denken und Wollen. Die Außenwelt ist erst das Ergebniß eines Vernunftschlusses zur Erklärung unsrer Innenwelt. Nach dem Causalgesetz in uns fordern wir eine Ursache außer uns für das was wir nicht selbst willkürlich hervorrufen oder entfernen können, für Empfindungen, die sich uns aufdrängen, die wir haben müssen; in dem Zusammenwirken der Kräfte außer uns mit der Kraft in uns entsteht in uns das Bild der Erscheinungswelt, das wir anschauend außer uns versetzen; über das Getriebe licht- und lautloser Bewegungsvorgänge schwingender Atome werfen wir den Zauberschleier der Farben und Töne, der Wärme, der Süßigkeit, des Duftes. In uns klingt und leuchtet die Welt; ohne selbstseiende, fühlende, denkende Wesen wäre sie so gut wie gar nicht da. Und wieder aus unsern Empfindungen, Trieben und Vorstellungen wie aus dem Vergleichen und Erwägen derselben schließt die Vernunft auf ein Selbst, das sie hat, das sie unterscheidet und auf einander bezieht, — denn das thun sie ja doch nicht selbst, das thut das Ich, die Seele, und das Sein dieses Selbstes erweist sich unmittelbar im Selbstgefühl. Und das, was wir wollen, was wir mit Ueberlegung erwählen, wozu wir uns selbst bestimmen, unterscheiden wir von dem, was ohne unser bewußtes Zuthun geschieht, wozu wir von außen genöthigt werden, oder was wir im Affect vollbringen, wo wir dann sagen: ich war außer mir, ich war nicht bei mir selbst. Und wir würden das Nothwendige, das Erzwungene, das Unwillkürliche gar nicht als solches bezeichnen können, wenn wir es nicht von einem Andern, von dem Freien unterschieden, wenn dies nicht in unserm Gefühl und Bewußtsein thatsächlich vorhanden wäre. Nur darum können wir moralische Urtheile fällen, nur darum uns und Andern eine That zurechnen, weil wir der Freiheit bewußt sind. Wenn der Materialismus dies für eine Illusion erklärt, so muß er zuerst darthun, wie denn die Myriaden seiner Moleküle ohne Willen und Bewußtsein in ihrem Stoßen und Drücken und ihrem beständigen Wechsel das einheitliche bleibende Selbstgefühl und Selbstbewußtsein erzeugen, das sich über sie erhebt und ihrem äußerlichen Mechanismus seine innerliche Freiheit gegenüberstellt, und lieber hungert als eine Gemeinheit begeht, lieber dem sinnlichen Leben als den geistigen Gütern der Liebe und Wahrheit entsagt. Selbstbestimmung, Freiheit, Sittlichkeit passen allerdings nicht in das System des Materialismus; aber um einer hypothetischen Theorie willen Thatsachen der Erfahrung leugnen, ist ganz unwissenschaftlich; die Wissenschaft verlangt, daß die Theorie die Thatsachen anerkennt, um sie zu erklären, um auf sie sich zu begründen. Die Freiheit ist allerdings kein ruhender Zustand, sondern Thätigkeit, Selbstbestimmung, fortwährende Selbstbefreiung und Selbstbehauptung gegenüber den Einwirkungen der Welt, dem Drang der Naturtriebe, der Trägheit des Sichgehenlassens; der Mensch ist nicht frei geboren, so wenig er mit Bildung und Sprache erzeugt wird; er ist befähigt und berufen, Bildung, Sprache, Freiheit und Sittlichkeit durch eigne That zu erwerben. Daß der vernünftige Wille prüfend erwägt und zu eigner Entscheidung sich entschließt, daß er bewußt und frei sich selbst bestimmt, das ist allerdings eine Thatsache der innern Erfahrung, die Jeder in sich erleben muß, so gut wie die Empfindung der rothen Farbe und des Weingeschmacks. Wer sie nicht hat, dem kann man sie nicht andemonstriren, wer sich unfrei bekennt, der sagt damit, daß er ein bloßes Naturwesen, kein Geistwesen sei; aber leugnen darf er dem Geiste so wenig die Freiheit, wie der Blinde dem Sehenden die Farbe. Denn das Wesen des Geistes ist die Freiheit, und sie ist kein Widerspruch gegen das Causalgesetz. Die Wirklichkeit zeigt uns nicht blos selbstlose, sondern auch selbstseiende Kräfte; auch diese gehören dem Reich der Ursachen an, welche auf Andere wirken und von Andern Einwirkungen empfangen; aber das nicht blos leidend, sondern so daß sie das von außen Kommende in sich aufnehmen, ihm folgen, oder sich ihm widersetzen oder es für sich verwerthen; die äußre Ursache bleibt da niemals wirkungslos, sie hat auch ihre Wirkung, wenn sie den Widerstand aufruft, das Ergebniß hängt eben wesentlich von der selbstseienden Kraft ab, die in sich frei zugleich für die Ausführung ihres Willens an die Mitwirkung der Kräfte außer ihr gebunden ist, so daß nur das äußerlich verwirklicht wird, wofür der Weltlauf, der Naturmechanismus die Mittel bietet. Im Sittlichen aber kommt es nicht auf das Aeußere, sondern auf das Innere, auf die Gesinnung an.

So rechtfertigt sich uns der Hauptgedanke des erwähnten Buchs über die Freiheit und den christlichen Glauben. Es ist Bennigsen gewidmet, und der einleitende Brief an ihn betont die nothwendige sittlich-religiöse Vertiefung des Liberalismus. Unser Verfasser hebt hervor, daß die Männer, welche die Wiederherstellung des Reichs siegreich vollbracht, zu den Bekennern des Christenthums gehören; er erinnert daran wie auch 1866, als schon Bismarck durch den Verlauf der Londoner Conferenzen seine ersten großen Proben abgelegt, die wahren Realitäten des Staats- und Volkslebens verkannt wurden, wie die Menge blind und taub für die Wirklichkeit, das für ein verzweifeltes tolles Spiel hielten, was geniale Berechnung und muthige Realpolitik war, und dagegen Dinge für ernste und wichtige Potenzen nahmen, die bald wie Seifenblasen zerrannen. Wie, wenn nun diese moderne Bildung auch in religiöser Hinsicht leere Gedankenbilder für das Wahre nähme und die ewigen Realitäten verkennen sollte? Der Unglaube, das Bekenntniß zu einem Leben ohne Gott, wuchert bereits in der Socialdemokratie. „Die Vertröstung der Enterbten auf eine Ausgleichung im Jenseits hat immer etwas Bedenkliches, ja Verletzendes im Munde des Begüterten. Aber die Grundlagen der diesseitigen Seligkeit, der innere Reichthum und Friede, der dankbare Sinn, der auch im dürftigen Verhältnisse stets neue Quellen der Freude findet, der Trost des Gottvertrauens, der Glaube, daß auch die niedrigste Arbeit ein Gottesdienst ist, überhaupt das Bewußtsein des unendlichen Werthes einer jeden menschlichen Seele in den Augen der höchsten Liebe, die Kraft der Selbstverleugnung, sich um der Seinen willen etwas zu versagen, kurz die Güter des Gemüthes und Gewissens gehen dem kleinen Mann verloren, sobald ihm das Leben nichts mehr ist als ein rasender Wettlauf im Kampfe ums Dasein, bei dem ein blinder feindlicher Zufall ihn in die Reihe der hintersten Plätze gestellt hat. Und was ist natürlicher, als daß er dann von brennendem Durst erfüllt ist nach einem Ersatz, und ihn zu löschen sucht mit dem Feuerwasser der socialistischen Heilsbotschaft?"

Der Verfasser gibt zu, daß in der socialen Frage eine Mahnung an die Kirche liegt, die Ethik des Christenthums energischer und voller im Gebiete des gesellschaftlichen Lebens zur Wahrheit zu machen; aber er betont zu wenig, wieviel das Haften am Buchstaben scholastischer Dogmatik dazu beigetragen hat, die Gebildeten, ja die Männer der Wissenschaft der Kirche zu entfremden, und daß das bloße Verlangen sogenannter Rechtgläubigkeit sie nicht wieder zurückruft, wenn ihnen nicht die religiösen Ideen in einer Form geboten werden, welche die Forderungen der Vernunft befriedigt, welche mit

den Erkenntnissen der Natur- und Geschichtsforschung nicht im Widerspruche steht, sondern vielmehr aus denselben erwächst. Wo man aber den Versuch dazu macht, solche Form zu finden, da stellt sich das officielle Kirchenthum in Rom wie in Berlin feindselig gegenüber, und wo Gemeinden Prediger berufen, die in diesem Sinn das ethische Element des Christenthums voranstellen und sich an die eigenen Worte Jesu halten, statt an Concilienbeschlüsse und symbolische Bücher, da wird in unseliger Verblendung die Bestätigung versagt, indem man ganz vergißt, daß, wenn der Glaube selig machen soll, dann nichts als Satzung aufgestellt werden darf, dessen beseligende Macht nicht Jeder in eigner Seele erfahren kann. Der Mensch erträgt den Widerspruch zwischen Kopf und Herz nicht lange, und wiewohl die überwiegende Verstandesbildung unsrer Zeit eine ihr nicht zusagende orthodoxe Christlichkeit zunächst für sich beseitigt, es ist ihr doch nicht wohl dabei; eine Leere, eine befriedigungslose Oede hat sich trotz der verwirklichten Vaterlandsträume der Seelen bemächtigt, und die materialistische Weltseligkeit ist Dank der tieferen und edleren deutschen Natur in Weltüberdruß und Weltverachtung umgeschlagen; denn ein Leben, dessen Ideale Illusionen sind, das keinen sittlichen Zweck hat, ist nicht lebenswerth. Aber wenn die Sehnsucht nach religiöser Erhebung wieder erwacht, so kann sie nicht durch das Opfer der Vernunft erkauft werden. Wie unser Verfasser sich die Neufassung der christlichen Wahrheit denkt, ist aus seinen „Präliminarien" nicht klar, mir scheint, daß er zu sehr die Rückkehr zum alten Glauben verlangt, der in seinen Satzungen mit dem neuen Wissen unverträglich ist. Damit werden wir das Volk so wenig der Irrlehre der Socialisten entreißen als die Gebildeten der Kirche wiedergewinnen.

Littauische Geschichten von Ernst Wichert.*)

Einem bewährten Land- und Leuteschilderer, C. Passarge, sind diese drei Geschichten gewidmet, und die naturwahre Schilderung von Land und Leuten überwiegt in allen dreien den poetischen Gehalt. Wichert ist freilich ein zu gewandter und geschmackvoller Erzähler, als daß er seine ethnographischen Beobachtungen nicht in den Rahmen der einzelnen Geschichte hineingestellt hätte. Sie bilden den nothwendigen Hintergrund zu dem was vorgeht, was ohne solchen Hintergrund unverständlich bliebe. Es sind echte rechte Littauer, die er uns vorstellt, Söhne des uralten Volkes, welches abseits gegen Nordost seit Jahrhunderten mit dem Tode ringt: nicht matt und müde wie der Greis auf dem Sterbebett, sondern trotzig und mannhaft wie der Krieger im Felde, von den man sagt, daß mit zunehmender Hitze des Gefechtes sein Gleichmuth und seine Kaltblütigkeit wächst.

Gleichmüthig steht der Littauer seinem Schicksal gegenüber. Weder die alte schöne Sprache, die er heute noch spricht, noch die alten schwermüthigen Lieder, die sein Mädchen heute noch singt, richten seine Gedanken in die selbstständige Vergangenheit des ausgehenden Volksstammes. Sentimentalität ist diesem Volke fremd oder sie hat sich in die Dainos geflüchtet. Seines Todeskampfes halb unbewußt ringt er gegen die vordringende Cultur, die mit dem Deutschthum gleich bedeutet. Diese deutsche Cultur aber wird nicht immer auf reinsten Händen zu ihm gebracht. Und nur gegen solch zweifelhafte Culturträger wehrt sich der Littauer seiner Haut. Dem deutschen Könige ist er der treueste Unterthan, und den Sohn in der preußischen Garde zu wissen, ist sein Stolz. Ueber seine Scholle herrsche der deutsche Fürst, aber der deutsche Nachbar begehre diese Scholle nicht! In der That kommt es oft genug vor, daß der deutsche Landwirth seines littauischen Nächsten Gut begehrt: nicht zwar auf unrechtmäßigem Wege, aber mit schlauer Ausnutzung der Schwächen des urwüchsigeren Littauers und seiner mangelhaften Gesetzkenntniß. Wichert führt einen solchen deutschen Gutsherrn mit plattdeutschem Namen vor; er hat ihm kein starkes individuelles Gepräge gegeben, aber er ist ein Mensch wie es in jenen Gegenden Dutzende gibt: eigentlich ein braver Mann, der, wenn er sein Schäfchen im Trocknen hat, sogar mitleidiger und wohlthätiger Regung fähig ist, der dem armen Bauer, dessen verschuldetes Erbgut er ausgekauft hat, mit Rath und That beistehen, ihm im eignen Hofe sein auskömmlich Brod geben will, der sich mit Gesetz und Polizei, sogar mit christlicher Moral im Reinen weiß, der aber etwas vom Fuchs und etwas vom Blutegel in sich hat und den der gesetzesunkundige, materiell herabgekommene Littauer in seinem natürlichen Gefühl von Recht und Unrecht für einen Hallunken hält.

Der Littauer kennt das Gesetz wenig und achtet es nur so weit, als es seinem naiven Empfinden entspricht. Darin ist er noch der Urmensch. Wo er sich zu seinem Recht verhelfen kann, scheut er keine That. Er gelangt zu Vergehungen, von deren Schwere er nicht die landläufige Vorstellung hat. Er wird Grenzschmuggler, ohne sich eines Schlimmen bewußt zu sein. Er geht auf unerlaubten Fischfang und auf Wilddieberei. Der abgesetzte Moosbruchpächter ruft wüthend: „Die Regierung hat den Moosbruch dem lieben Gott fortgestohlen." Sein Widerstand gegen das juristisch bessere Recht des moralisch schlimmeren Gegners verhärtet sich zum Gedanken an Rache und Mord. Die Unsicherheit seines Rechtsgefühls aber hat ihn mißtrauisch und heimtückisch gemacht. Er argwöhnt auch da wo er liebt. Die ehelichen Ansprüche läßt er sich im Moment des ersten Kusses sicher stellen. Seine Rache aber ist nicht die That einer vorschnellen Leidenschaft, sondern langsam und allmählich, wie sich der Mordgedanke in sein Gemüth einfrißt, reift er zur That. Und ist die That begangen, so wird sie geleugnet. Eine nichtsnutzige Altsitzerin, welche den Hausfrieden stört, wird von der Wirthin mit „Flinsen" tractirt; was diese aber zwischen den Zucker streut, ist giftiges Tractament. Auf Pfählen ruht das Haus des Todfeindes; unter dem Hause arbeitet in langen Winternächten eine heimliche Säge, und als im Frühjahr das Eis geht, sieht man eines Tages das Haus wie ein Schiffswrack zwischen den Schollen treiben. Je weniger der Littauer sich in Sitte und Gewohnheit verdeutscht, desto tiefer verkommt der Einzelne, auch wenn seine Natur ursprünglich besser war als die des deutschen Gegners. Seinen verworrenen Verstand umnebelt der Schnaps, sein Gewissen betäubt der Haß. So gehen „Ansas und Grita", so „Ewe" und ihr Michelis zu Grunde. Ansas, von reichen deutschen Nachbarn mit allen Rechtsmitteln um sein urväterlich Erbgut gebracht, wird als Schmuggler erschossen und Grita gibt sich an seiner Leiche den Tod, nachdem sie ebenso wie Ewe vorher Gift gemischt hat. Im „Schaktarp" d. h. Eisgang, der zwar mit einer lustigen Hochzeit der Liebenden schließt, ist Elses Vater, eine der gelungensten Gestalten des Dichters, jener nächtliche Säger. Er ertrinkt beim Schaktarp. Sein Todfeind war ein Deutscher von zweifelhaftem Charakter, und es ist nicht ganz consequent, daß die Tochter und der Eidam des Ertrunkenen sich schließlich mit jenem versöhnen. Das ästhetisch nie ganz glückliche Motiv der Besserung durch Unglück spielt auch hier leider mit.

Wie gesagt, nicht im poetischen Werthe liegt die Bedeutung dieser Geschichten. Die Charaktere erscheinen zwar originell, aber diese Originalität gehört mehr dem Stamme als dem Individuum. Soweit sich das specifisch Littauische mit der Persönlichkeit deckt, soweit ist die einzelne Gestalt deutlich und interessant. In das persönliche Gemüthsleben werden wir selten eingeführt. Man fühlt das, wenn man die entsprechenden Personen der drei Geschichten mit einander vergleicht. Grita, Ewe, Else sind Drillinge, ihr Bild fließt in Eins. Zwei alte, trunksüchtige Ausgedingweiber, jene Hauskreuze der Bauernwirthschaft, treten in Action. Aber der Dichter gibt sich nicht die Mühe, beide von einander zu unterscheiden. Zur Entwerfung solcher Volkscharaktere fehlt es dem Verfasser so manches heitern Bühnenschwanks an dem gemüthlichen Humor der Detailanschauung. Was hätte Fritz Reuter aus diesen Weibern gemacht!

*) Leipzig 1882, Carl Reißner.

Wichert erkennt die Vorgänge, aber nach der Verkettung ihrer Motive scheint mehr der urtheilende ernste Ritter als der mit seinen Gestalten fühlende gemüthvolle Dichter zu forschen. Die Barriere, die zwischen dem Gerichtshof und der Anklagebank steht, scheint auch den Dichter von seinem Gegenstande zu trennen. Wichert schildert durchaus realistisch und ohne Schminke, aber wie Einer, der die Dinge nur sieht, nicht anfühlt. Er geht in diese rauhe Wirklichkeit mit Handschuhen hinein, er fühlt hinter dem groben Bauernkittel ein Herz schlagen, aber wie der Puls treibt, spürt er nicht mehr. Darum machen seine realistischen Schilderungen oft den Eindruck des Unvermittelten, befremden, stoßen ab. Man vermißt etwas, und ich fürchte dieses Etwas ist die echte rechte Poesie. Darum sollte der Autor sich vor Motiven hüten, welche eine volle Dichterkraft verwerthet hat. Der Vergleich wird zu nahe gelegt. Wenn die stolze Bäuerin zur armen verstoßenen Magd kommt, geschehenes Leid abzubitten und sie als Braut ihrem Sohne zurückzuführen, wie schmerzlich vermißt man den holden Zauber, welchen George Sand über jene Situation zu breiten wußte, in denen Vater Barbeau und die kleine Fadette wichtige Zwiesprache halten!

Es ist gut, daß Wichert sich vom schäferlichen Idyll ebenso fern gehalten hat wie vom romantischen Ideal. Daß er überall auf festem Boden steht, gibt seinen Erzählungen einen Vorzug, der jeden Mangel überwiegt und sie durchaus lesenswerth macht. Man lernt aus ihnen, ohne daß sie die zudringlichen Prätensionen der modischen Lehrromane stellten.

Geschmacklos finde ich die Darstellung nur da, wo der schöne Zug der littauischen Königstreue erwiesen werden soll. Ich glaube nicht daran, daß der ausgewachsene und ziemlich verständige Bauer, weil er sein Recht für verletzt hält, ohne Rede und Antwort Haus und Hof im Stiche läßt, querfeldein zu Fuß nach Berlin läuft, mit erhobener Bittschrift vor dem historischen Eckfenster steht, bis Se. Majestät „ihren Sohn" beauftragt, den Fremdling zu befragen u. s. w. Derlei gehört in Schriften für die reifere Jugend, nicht in ernsthafte Novellen, in welche der rex ex machina nicht hinabsteigen sollte.

Die gute Else hat vier Menschenleben gerettet. Sie bekommt dafür nicht blos den reichen Bauernsohn zum Manne, sondern unter Erröthen wird ihr die Rettungsmedaille am Bande aufgesteckt. Ein altes Geheimrathsknopfloch mag mit dem Orden schmucker ausgesehen haben; ein frischer Mädchenbusen ist mir lieber ohne Decoration. P. Schl.

Aphrodite Urania.

Ein milesisches Märchen.

Sanft rauschen die Meereswellen um die heilige Insel der Kypris. Tagesmüde tauchte des Helios Flammengespann hinab in die kühlen Fluthen. Wie mit Goldglanz umkrönten seine letzten Schimmer die Wipfel eines Myrthenhaines am Strande, wo still aus dem weichen Grüne der Bäume hervorleuchtend ein Marmortempel der Göttin ragte. Während die Tauben des heiligen Haines ihre Köpfchen schon unter die Nacht ihrer Schwingen verbargen; während nur hin und wieder noch der schmelzende Sang einer Nachtigall die abendliche, tempelernste Stille durchzog, wonnejauchzend wie ein Brautlied, gespielt auf aeolischer Leier, indessen die Meereswogen trotz der schnell einbrechenden Nacht nur noch glühender, üppiger zu athmen schienen: da öffnete sich leise eine kleine Seitenpforte des Tempels, und heraus trat Arsinoe, eine jugendliche Priesterin der Kypris, um langsam niederzuwandeln zum blumigen Meeresstrande.

Das schneeweiß wallende Himation, welches eine prachtvolle, purpurblaue Stickerei in Form eines Blumengewindes umsäumte; das helle Goldbraun der duftenden Locken, welche, von einer Erzstirnbinde zusammengefaßt, die kleine Stirn schier verdeckten; und zumal der ruhige Glanz ihrer veilchenblauen Augen gemahnten an die „holdanlächelnde" Himmlische selber. Angekommen am Strande, blickte sie prüfenden Auges um sich; nur Tempel und Baum, nur Himmel und Meer sah sie, unter Lächeln leise dazu murmelnd:

„Wie sollt' es auch Einer versuchen, sich ungerufen der heiligen Stätte zu nahen? Träfe der Tod doch sofort den Frevler!"

Schnell knüpfte sie darauf den goldnen Gürtel vom Gewande los, so daß dieses wie eine einzige Schaumwelle lüstern die hohen Glieder umrauschte; dann zierlich sich beugend streifte sie die rothen Purpursandalen von den Füßen, nahm die funkelnde Stirnbinde aus dem hellbraunen Gelock, und nachdem sie das Alles zusammt dem Gewande im Grün unter einer mächtigen, einsam ragenden Steineiche niedergelegt hatte, eilte sie, schön wie die himmlische Kypris in ihrem ambrosischen Zauber, und stürmisch wie die Artemis selber, wann diese mit ihren Nymphen die arkadischen Waldthäler durchjagt, der harrenden Meeresfluth entgegen.

Hoch und höher, wie in wonnigem Erglühen, stiegen die Schmeichelwellen an ihrem Leibe hinan. Noch einige Augenblicke, klatschend rauschte das Wasser, und selig schwamm die Priesterin dahin, wie eine weiße Lilie. „O welche Lust!" entrang es sich ihrem wogenden Busen, während die Arme in ruhigem Gleichmaß die Wellen niederzwangen. Eine Weile lang war sie so rüstig in die See hinausgeschwommen; da, nach Ruhe sich sehnend, wendete sie sich plötzlich um in zierlicher Bewegung des Leibes, und, auf dem Rücken liegend, die Hände über dem schwellenden Busen gekreuzt, ließ sie sich ruhig von den Wellen schaukeln, welche sie umhüllten wie ein amorgisch Gewebe. Sonnig leuchtete ihr Antlitz; um ihre Lippen spielte holdseliges Lächeln; und dennoch, die bezaubernde Schöne, welche sich hier in menschenferner Meeresstille wie auf schwellendem Polster behaglich dehnte, sie träumte von keinem sterblichen Wesen, sie dachte an nichts, sie empfand nur so völlig die Wonne jener apathischen, echt göttlichen Ruhe: sie lag da in jener himmelseligen, „gedankenlosen" Stimmung, welche trotzdem eine Welt von Gedanken in sich umschließt.

Aber siehe da, drohte nicht eine der Wogen sie in die stygische Nacht hinabzuzerren? Für einen Augenblick schien die Herrliche zu versinken; aber schon tauchte sie wieder aufwärts, mit der Kraft der zartschwellenden Arme die ungestüme Woge besänftigend; aufrecht schien sie mit einem Male zu stehen, mit leichtem Fuße auf dem Wasser zu wandeln und über die glänzende Fläche des Meeres sich zu erheben, da erscholl es vom fernen Strande durch die meeresheimliche Stille zu ihren Ohren:

„O Blume des Schaumes, dich hab' ich gesehen!" —

In tiefster Bestürzung vernahm Arsinoe diese Worte. Fischgleich tauchte sie in die Wellen hinab, eine geraume Zeit unter dem Spiegel dahinschießend. Und als sie aber am Strande anlangte, da war kein sterbliches Frevlerauge zu sehen; unberührt lagen noch im Schatten der Steineiche Gürtel und Gewand, Stirnbinde und Sandalen. Bald darauf verschwand sie wieder im heiligen Tempelbezirk, unter heimlichem Lächeln das schöne Haupt schüttelnd über ihren Irrthum. —

Einige Monde waren vergangen. Während noch immer sanft die Wellen um die heilige Insel der Kypris rauschten, erfüllte die Lüfte auf der Agora in Paphos das Geflüster einer erwartungsvollen Menge just wie Meeresrauschen. Aller Augen waren nach einem inmitten des Marktes stehenden, von einem Purpurlinnen noch umhüllten Marmorgebilde gerichtet. Ungeduldig wartete man auf den Künstler, daß er selber sein Werk enthüllen sollte, welches die Einwohner der Stadt bei ihm, dem berufensten Bildner des Eilands, bestellt hatten, als Weihegeschenk für die Göttin.

Endlich nahte sich Kallikrates, wie der Gott Hephaistos angethan mit einer schlichten Exomis; einige Schüler folgten ihm nach. Selber zog er nun vor dem versammelten, festlich geschmückten Volke das Purpurlinnen hinweg, und — kein rauschender Jubelbeifall ließ sich da vernehmen, sondern nur ein staunendes „Ah!" Der fromme Meister lächelte zufrieden. Selber ließ er noch einmal die Augen über das Gebilde schweifen; aber auch

er konnte nicht prüfen, er selber konnt' es nur anschaun wie in fromm gläubigem Taumel, wie in seliger Verzückung. Ihn bedäuchte, als ob auch jetzt noch auf dem von Sonnenglanz umhauchten Aphroditebildnisse ein thauiger, wellenfrischer Glanz läge. Schön und erhaben, sanft ausstreckend die beiden Arme, schien diese himmlische Göttin der Liebe die Menschen zu ihren Füßen zu segnen. Etwas ernst Mütterliches und dann doch wieder unsagbar jungfräulich Holdes — ein Heilig-Schönes lag auf diesem still leuchtenden Antlitz.

Die ersten aus dem Rathe der Stadt, schneelockige Männer in langen, weißen Gewändern, wollten schon würdevoll auf den Künstler hinzutreten und ihm unter Dankesbezeugungen den ausbedungenen Lohn überreichen, als dieser mit einem hoheitsvollen Lächeln die Hand wie abweisend vorstreckte und sich einige Augenblicke zu einer Mittheilung erbat.

Er konnt' es nicht bemerken, wie eine der verschleierten Priesterinnen der Kypris, welche ein wenig abseits standen in schön prunkenden Festgewändern: er konnte nicht sehen, wie die Oberste und Schönste von ihnen erröthete; denn schon hatte sich etwas Märchenhaftes über das Entstehen des Bildwerkes von Mund zu Mund verbreitet. So aber erzählte Kallikrates zu der erstaunt lauschenden Menge, nachdem er zuvor hastig noch einmal mit den Fingern sich das dunkelgelockte Haar durchstreift hatte:

„Ihr wißt, o Mitbürger, drunten am blumigen Meeresufer, nicht ferne dem Tempel der Göttin, liegt mir das Haus und die Werkstätte. Schon hatt' ich, eures Auftrages gedenk, den liebsten Traum der Seele in Thon modellirt; aber so sehr ich auch die schmiegsame Erde drückte und knetete, das Gebilde, welches mir lebenathmend und bezaubernd vor dem inneren Auge stand, wollte mir nicht gelingen. Mißmüthig ward ich und mürrisch. Ich sann und grübelte, und — ich schäme mich jetzt ihrer nicht! — Thränen flossen sogar über meine Wangen. Besänftigte mir des Abends heilige Stille, das liebliche Rauschen der Wellen wieder das Blut, oder war es die Kraft des Gebetes, welches ich zu der Himmlischen selber emporsandte? Traumverloren schweiften meine Augen über die See hin. Da bemerkt' ich plötzlich, — ha! und beim Styx! ich träumte nicht, ich täuschte mich nicht! — wie ein goldbraunes Gelock aus der Wellennacht emporstieg; eine Stirn gewahrt' ich, so weiß, so blendend schön wie dort der parische Marmor; ich sah ein Antlitz, einen Leib auftauchen; bei meiner Wahrheitsliebe und bei meinem Glauben an die ewigen Götter, die Schaumentstiegene war es selber, die himmlische Kypris. Wie taumelnd schrie ich da auf in höchster Dankeserregung:

„O Blume des Schaumes, dich hab' ich gesehen!"

Kaum hatt' ich die Worte gesprochen, als in der Ferne vor meinen geblendeten Augen die Göttliche aufschwebte zum Himmel, bald wieder ins Blau zerfließend wie an einem Sommerabend eine rosig glänzende Wolke. (Die gespannt lauschende Priesterin lächelte bei dieser Behauptung bedeutsam unter ihrem Schleier.) Nur der Mithülfe der Göttin verdank' ich dieses Werk hier. Ich armer, überglücklicher Sterblicher hatt' es nun leicht, das Werk zu vollenden: nachzubilden braucht' ich nur, was ich gesehen. Aber, o Mitbürger, nun soll ich für mein Marmorbildniß gemeines Gold eintauschen? Entweihen würd' ich dadurch die göttliche Hülfe. Nein, selber bring' ich in Eurem Namen dieses Werk als Weihegeschenk der Kypris dar: Ihr aber möget wie ich immer fromm und gläubig der Göttin gedenken!"

Eine Stille trat unter den nicht minder gläubigen Zuhörern ein; Kallikrates unterbrach dieselbe wieder, indem er mit seiner hellklingenden Stimme einen Paian auf die Göttin zu singen begann, in welchen das versammelte Volk begeistert miteinstimmte. Nachdem der Festgesang verklungen war, wollten schon einige Jünglinge herzueilen, um, ihrem Auftrage gemäß, das Marmorbild auf einen eigenartig gebauten, blumenumwundenen Wagen zu heben und es im Festzuge des Volkes nach dem Tempelbezirke hinzurollen, da trat aus der Schaar der festlich geschmückten Priesterinnen der Aphrodite, welche schleierverhüllt ein wenig bei Seite standen, Arsinoe, die Oberste derselben, hervor. Diesmal umschmiegte ein goldgelb schimmerndes Byssosgewand ihre lilienschlanken Glieder. Sie warf mit anmuthsvoller Bewegung den Schleier zurück. Seltsam leuchteten ihre Augen: Wie bei Nacht eine Blume, war während der Erzählung des Kallikrates unter ihrer niedrigen, marmorweißen Stirne plötzlich ein großer, ein göttlicher Gedanke zur Reife gekommen. Ihre Hand zitterte, als sie die Rechte des Künstlers erfaßte. Zu dem herrlichen Marmorwerke aufblickend und dann wieder dem Bildner ins Antlitz schauend, sprach sie mit hoher, leis erbebender Stimme:

„O Kallikrates, gern nehm' ich im Namen der hehren Aphrodite Dein und Deiner Mitbürger Weihegeschenk an. Es bedarf keines Lohnes mehr. Du hast den schönsten empfangen. Beim Höchsten und Ewigen," — rief sie dann begeistert aus, und tiefer und geheimnißvoller glänzten ihre blauen Augen dem gläubigen Künstler entgegen; — „mög' es ewig auf diesem himmelsbegnadeten Eiland weiter erklingen von Enkeln zu Enkeln:

Du hast sie geschaut, die heilige Göttin! Mit Deinen eigenen, sterblichen Augen hast Du sie gesehen in ihrer himmlischen, ewigen Schöne!"

— — Viele Jahre verrauschten, und nach diesen vergingen noch mehr Jahre, während welcher bei der Stadt Paphos neben dem Tempel im Myrthenhaine an besonders lauschigem Orte eine schlichte Marmorstele zu sehen war mit der goldglänzenden Inschrift:

Aphrodite Urania — Arsinoe.

Kein Räthsel schienen diese Worte für den, welcher sie las, zu umhüllen; und dennoch nahm die so seltsam und plötzlich weise gewordene Schöne mit sich in die Stille des Todes ihr lieblich großes Geheimniß.

Oscar Linke.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Harold.

Trauerspiel in fünf Acten von Ernst von Wildenbruch.

Das neueste Stück des beliebten Dichters ist im Kgl. Schauspielhause, wie wir gleich hervorheben wollen, mit einem enthusiastischen Erfolge gegeben worden. Die Hoffnungen, die ich an die meines Erachtens ziemlich schwachen „Karolinger" für die Zukunft Wildenbruchs knüpfte, haben sich hier zum Theil glänzend erfüllt. „Harold" ist einheitlicher, interessanter und steht thurmhoch über den anderen Stücken des Dichters. Ob kritiklose Bewunderer ein Recht haben, in den gotteslästerlichen Ruf: Shakespeare! auszubrechen, oder ob dieser „Prinz aus Genieland" noch, wie ich meine, gar sehr des Credits bedarf, mag eine Analyse der Novität entscheiden.

Der erste und weitaus beste Act führt uns auf Godwins Schloß zu Dover, wo Gytha, des Grafen Wittwe, noch immer in Trauerkleidern geht, trotzdem ihr der Besuch des König Eduard angekündigt wird. Diese Tactlosigkeit hat aber einen guten Grund. Ganz Angelsachsen ist mit dem König unzufrieden, weil er ein Freund der normännischen Eindringlinge ist, normännische Art und Kleidung liebt und ein ganzes Gefolge normännischer Großen um sich versammelt. Jeder Tag mehrt die Klagen wider die Fremden, und Harold, Herzog von Ost-Anglien, Gythas ältester Sohn, steht selbst auf der Seite der „unzufriedenen Schreier". Um so größer ist der Zorn des Schloßherrn zu Dover und seiner Mutter, als sie jetzt erfahren, daß der König in ihrer Burg den Besuch des Normannenherzogs Wilhelm empfangen will. Harold erklärt dem eintretenden Eduard, daß er seinem normännischen Freunde den Einlaß verweigern werde. Gleichzeitig treten mehrere Bürger Dovers auf, welche Klage erheben gegen den Grafen Eustach, der mit fünfzig Normannen heute Morgen

als Herzog Wilhelms Quartiermeister einmarschirt sei und mit roher Gewalt die Thüren aufgebrochen und dreißig Bürger der Stadt erschlagen habe. Diese Gewaltthat bestärkt Harold in seinem Trotz. Als der Herold den Herzog der Normandie ankündigt, verweigert Harold förmlich und feierlich den Einlaß. Der König, von seinen Rathgebern gehetzt, ächtet Harold. Freiwillig schließt sich die hochherzige Mutter dem heimatlosen Sohn an und will auch ihren Jüngsten, den kleinen Wulfnoth, mit in die Verbannung nehmen, allein der schwache König folgt dem Rathe seiner „fränk'schen Kuppler" und behält den Knaben als Geißel zurück. Erst als der König sein Wort verpfändet, daß dem Knaben nichts geschehen soll, fügen sich Harold und seine Mutter ins Unabänderliche und gehen unter den Hochrufen des Volkes von dannen.

Die ersten Scenen des zweiten Aetes, die in Rouen spielen, zeigen uns Adele, die Tochter Wilhelms des Eroberers, mit ihren Hofdamen, wie sie den kleinen Wulfnoth, den der schwache Eduard zur größeren Sicherheit dem Normannenherzog anvertraute, unter ihre besondere Obhut nimmt. Die Bühne verwandelt sich und wir sind wieder in England, im Königspalaste zu London. Wir erfahren, daß Harold mit zwanzig Schiffen, die er in Flandern warb, gegen Angelland aufbrach und bereits vor Londons Mauern steht. Die normännisch Gesinnten benutzen die letzte Frist, um dem todtkranken König ein Urtheil abzuschwatzen, das die aufständischen Bürger Dovers mit dem Tode bestraft. Gleich darauf bereut Eduard seine Nachgiebigkeit wieder und, nun er die Sturmglocke grollen hört, möchte er seinen Befehl ändern. Es ist zu spät, da kann nur noch Einer helfen: Harold. Wenn man ihm die Thore Londons öffnet, so wird das ganze Volk, von dem Helden geführt, wider die Normannen aufstehn und die dreißig Verlorenen erretten. Dies geschieht. Harold und die Seinigen stürmen das Schloß und stehen drohend vor Eduard. Aber bald regt sich in dem Sieger das Mitleid mit dem übelberathenen Greise. Er beschwichtigt das Volk und will eben dem König huldigen, als Frau Gytha erscheint und ihren Jüngsten zurückfordert. Eduard gesteht, daß er Wulfnoth nach Rouen entführen ließ, aber der Bruder mag ihn dort am Hofe Wilhelms holen. Freies Geleit ist ihm zugesichert, wenn er eine mit einem Frauenbild geschmückte Kette trage, die Wilhelm zurückließ.

„Im Herzen dieses Mannes,
In dem der Ehrgeiz wuchert, ist ein Ort,
In dem ein unberührter Frühling blüht,
Da wohnt Adele, sein geliebtes Kind.
Und er versprach mir, daß wer jemals käme
Von mir gesandt, gefeit mit diesem Bilde,
Der sollte heilig wie der Freund ihm sein."

Nur ungern vernimmt dies Harolds Mutter, und sie warnt den scheidenden Sohn vor den Verführungskünsten der Normannin.

Der dritte Act spielt zu Rouen. Unser Held wird gleich Anfangs durch Adele aus einem Hinterhalte, den ihm Eustach legte, gerettet und ins Schloß geführt, wo eben ein glänzendes Turnier abgehalten werden soll. Doch er will nicht daran theilnehmen, denn es drängt ihn, seiner Mutter ihren Knaben zu bringen. Allein er ändert seinen Plan. Er hat vernommen, daß der Sieger nicht nur mit einem goldenen Kranze gekrönt werde, sondern auch von Adele einen Kuß empfange, und so will er sich nun diesen süßen Lohn erstreiten. Herzog Wilhelm merkte es längst, daß der Sachse seine Tochter liebt und daß diese seine Gefühle erwidert, und hält mit seinen Getreuen Rath. Offenbar hat Harold keine Ahnung davon, daß König Eduard ihn, den Normannenherzog, heimlich zum Thronerben eingesetzt hat. In Folge dessen erklärt sich Wilhelm bereit, Harold seine Tochter zum Weib zu geben, wenn er ihm zum Danke Englands Krone verspreche. Diejenigen, die Harolds Denkart kennen, behaupten freilich, daß Harold nie darein willigen werde. Wie hilft man sich also? Durch unwürdigen Betrug. Man stellt ihm nur die Frage so: ob er dem Herzog zu alledem verhelfen wolle, was Eduard diesem versprach. Einen Augenblick sträubt sich Wilhelm gegen solch falsches Spiel, aber er ist am Ende nicht besser als die Andern. Als daher Harold, nachdem er Adeles Kuß empfangen, feierlich um ihre Hand wirbt, da stellt Wilhelm seine Gegenbedingung. Harold, ohne sich näher nach dem zu erkundigen, was Eduard eigentlich zugesagt, schwört in Gegenwart des ganzen Hofes:

„Die Erbschaft, welche Eduard ihm versprach,
Helf' ich erlangen Wilhelm dem Normannen."

Aber gleich darauf erfährt er die Wahrheit: daß der schwache Eduard dem Normannenfürsten nicht eine Erbschaft in der Normandie, sondern die Krone England zugesichert habe. Harold, dem nur der eine Trost bleibt, daß Adele nichts um dem hinterlistigen Handel wußte, nimmt Abschied von der Geliebten. Er entflieht und muß darauf verzichten, seinen Bruder mitzunehmen, den Wilhelm bereits in sicheren Gewahrsam bringen ließ.

Im vierten Act vernimmt der sterbende König Eduard die Kunde, daß Harold mitten in Nacht und Sturm in einem Fischernachen den Strand von Dover erreicht habe. In der That erscheint Harold bald darauf und fordert von dem Könige Rechenschaft. Ach, es ist Alles nur zu wahr! Eduard hat sein Land dem Fremden verschrieben, und Harold schwur ahnungslos einen verhängnißvollen Eid. Eduard fühlt sein Ende nahen und denkt an den Erben seiner Krone. „Wilhelm," ruft Harold, indem er sich die „zum Ring gekrümmte Schlange" aufs Haupt setzt,

„Wilhelm, Normannen-Herzog, dies die Antwort,
Die Harold Dir, der Sachsenkönig, gibt!"

Huldigend eilt das Volk herbei, nur die Mutter zaudert. Sie vermißt den kleinen Wulfnoth, und noch immer sieht sie an Harolds Brust das Bild der Normannenprinzessin. Sie ahnt Verrath und verweigert die Huldigung. Mehrere edle Normannen sagen sich in Folge dessen von dem König los, und auch das Volk von London, durch Himmelszeichen geschreckt, verliert das Vertrauen. Da erscheint ein junger Priester aus der Normandie als Botschafter der heiligen Kirche. Er verkündet dem Volke, daß König Harold meineidig ist, und schleudert den Bannfluch wider ihn. Statt sich nun aber zu vertheidigen und mit kurzen, schlichten Worten den Sachverhalt darzulegen, läßt Harold durch die Trabanten den Priester niederstoßen. Daß dieser im Sterben dem Bischof von Winchester berichtet, Harold habe nicht gewußt, was er schwor, hat wenig auf sich, denn das mißtrauische Volk hört es nicht. Aber noch sind nicht Alle untreu geworden. Der Abt und zwölf Mönche des Klosters Hyde kommen einher, reißen ihre Kutten ab und stehen in lichten Panzern da, — treffliche Streiter für Altangelland. Der Abt meldet die Landung des Normannenheeres und Harold stellt sich an die Spitze seiner Getreuen, um in die Schlach zu ziehen. Wir sehen ihn im Stücke nicht wieder.

Der fünfte Act spielt zuerst in Rouen, wo die todtkranke Adele sich um den eingekerkerten Wulfnoth härmt und die Vision der Hastingsschlacht hat*), wo Harold, durchs Auge geschossen, und mit ihm Angelsachsens Freiheit fällt, — und dann auf dem Schlachtfelde am „uralten Apfelbaume" selbst, wo die Mönche von Hyde und Gytha den Leichnam Harolds suchen und finden. Grausamer, als die Sage erzählt, verweigert Herzog Wilhelm seinem todten Feinde ein christliches Begräbniß und erst, als er aus Rouen die Kunde vom Tode seiner Tochter empfängt, die mit Harolds Namen auf der Zunge starb, erweicht sich sein Herz und er befiehlt:

„Gebt dieser Frau den Leichnam ihres Sohns!"

Es ist dem Dichter gelungen, uns für diesen weitabliegenden, Stoff zu fesseln. Da ist Alles frisch gestaltet und warm empfunden. Gerade diesem beherzten Zugreifen verdankt er den besten Theil seines Erfolges. Wo andere Dramatiker sich den Hals brechen würden, setzt Wildenbruch in tollkühnem Hippogryphenritt über alle Hindernisse hinweg und gewinnt die Partie. Hier stört uns nirgends, wie z. B bei Hebbel, die Kälte des berechnenden Dichters. Wildenbruch rechnet eigentlich nur zu wenig. Es fehlt der Handlung der ideale, ethische und pragmatische Causalnexus. Schuld und Strafe sind nicht proportionirt. Kein besonnener Theaterdichter hätte dieses durch Ein Wort lösbare Mißverständniß als tragisches Motiv verwendet. Gerade zu einer Zeit, wo abergläubisches Entsetzen in einem Eide auf Reliquien eine Herausforderung des Allerheiligsten sah, würde Harold weniger schwachköpfig zu Werke gegangen sein. Allerdings soll der Becher, der dem Angelsachsen vor dem Schwur kredenzt wird, diesen Leichtsinn motiviren; aber schon in der vorhergehenden Unterredung mit Wilhelm hätte sich Harold genau nach dem Object erkundigen müssen, das er mit dem fürchterlichsten Eid beschwören soll. Ein heimtückisch erschlichener Eid hat zu keinen Zeiten Geltung gehabt. Wildenbruch dachte sich wohl, daß die tragische

*) In der Variante für das Schauspielhaus unbegreiflicherweise gestrichen. Vgl. die Buchausgabe (Berlin, Freund und Jeckel).

Schuld gerade in dem negativen Unterlassen der Vorsicht liege. Nachträglich mag er eingesehen haben, daß dies nicht genügt. Darum muß Harold noch den Tod des Diakons veranlassen. Es hilft jedoch Alles nichts. Der betrügerische Wilhelm, nicht aber der betrogene Harold, trägt die alleinige Schuld, und wenn der Letztere zum Opfer fällt, so verdirbt ihn der blöde Zufall des Schlachtenglücks, nicht innere Nothwendigkeit, die einzige Vorsehung des echten Dramatikers.

Der Zuschauer kommt freilich nicht gleich zu dieser Erkenntniß, denn der bühnenkundige Dichter weiß die Aufmerksamkeit immer wieder auf andere Vorgänge zu lenken. Von allen unseren neueren Tragikern hat Wildenbruch am besten verstanden, daß Handlung des Dramas Seele ist. Kaum ist eine Situation erschöpft, so hetzt eine andere hinterdrein. Effecte, auch gewöhnliche Theatercoups werden gelegentlich nicht verschmäht. Ruhe der Darstellung mangelt. Alles ist voller Hast und Heftigkeit, ohne Retardation und Gleichgewicht, oft verworren und unklar. Ob die Scenenfolge logisch sei, kümmert den Autor wenig. So bedarf er nach der Krönung auf dem Turnier einer Liebesscene; ohne Anstand und Sitte zu berücksichtigen, läßt er zu diesem Zwecke den ganzen Zug mitsammt dem Vater der jungen Dame sofort discret wieder abtreten, um die Liebenden allein zu lassen. Dieselbe Unbekümmertheit äußert sich auch in der Disposition des Stoffes. Der Verfasser pfropft gleich von Anfang an seine Acte so voll von Handlung, daß ihm für die beiden letzten Acte nichts mehr übrig bleibt. Ein anderer Dramatiker würde, Freytags unausstehliches dramatisches Receptirbuch in der Hand, ohne Zweifel den dritten Act mit Harolds Schwur abschließen; den vierten der Entdeckung der List und Flucht widmen und die Katastrophe gleich nach Harolds Krönung hereinbrechen lassen. Vielleicht würde er auch — und, wie ich glaube, nicht ganz mit Unrecht — Harold seine Geliebte nach England entführen lassen und dadurch den Conflict mit der Mutter und dem Volke zuspitzen. Anders Wildenbruch. Harolds Liebesfrühling, Verlobung, Schwur, Enttäuschung und Flucht bildet den Inhalt eines einzigen Aufzuges; dafür bringt es auch der Verfasser nur noch zu zwei lahmen Schlußacten. Namentlich im letzten Aufzuge gehen lauter gleichgültige Dinge vor. Sobald Harold verschwindet, ist unser Interesse zu Ende, und es kümmert uns wenig, was mit seinem Leichnam geschieht, ob Mutter Gytha — namentlich wenn sie von einem Fräulein Stollberg gespielt wird — noch dem Normannenherzog Trotz bietet und auf welche Weise Adele und Wulfnoth sterben.

Wildenbruchs Technik ist in den drei ersten Acten in ihrer unausgesetzten Steigerung des Tragischen allzu aufregend. Wie dankbar wäre der Zuschauer für einige leichte Scenen, die uns aufathmen und das Poetische zu genießen erlaubten! Aber der Autor hat nicht den geringsten Sinn für sogenannte Spielscenen, noch weniger für das Komische in der Tragödie, das z. B. Shakspeare mit so großartiger Wirkung verwendet und natürlich immer in die Charaktere, nicht aber in die Situationen legt. Wäre es sonst möglich, daß sich Wildenbruch den prächtigen Taillefer, der dem Normannenheere bei Hastings singend voranzog, hätte entgehen lassen? Desgleichen die rührende Figur der geschichtlichen Edith Schwanenhals, welche, nach der altsächsischen Chronik, den todten Harold Goldhelm unter einem Haufen Erschlagener fand und ihn von den Mönchen zu Waltham begraben ließ. Der unglückliche Thomas Chatterton, das „Wunderkind von Bristol", und unsere Balladensänger Uhland und Heine haben alle diese Figuren in ein Lichtmeer von Poesie getaucht, und eine Hastingsschlacht im Epos oder Drama ist uns ohne dieselben kaum mehr denkbar.

Ueber dem Reichthum und der Buntheit der Handlung vernachlässigt der Dichter obendrein die Charaktere, deren Entwicklung immerfort durchschnitten wird. Allen Figuren Wildenbruchs fehlt es ohne Ausnahme an Consequenz, an Vertiefung, an Persönlichkeit. Es sind Charaktere in Umrissen, Typen ohne Totalität, bloße Rollen. Das Schauspielerische überwiegt auch hier. Sie leben sich nicht aus und sprechen denselben Jargon. Just diese Sprache bildet aber neben der Ueberfülle von Handlung die zweite Ursache des Erfolges. Sie ist edel, männlich, geht fast durchweg der Declamation und Rhetorik aus dem Wege und gebietet über theatralische, wenn auch nicht immer dichterische Wärme. Leider individualisirt sie ungenügend und entbehrt, wo sie lyrisch wirken will, der Innerlichkeit. Reminiscenzen sind sorgfältig vermieden, dagegen existirt der „Shakespeare'sche Bilderreichthum" nur in der Phantasie der Freunde des Dichters. In Wirklichkeit ist die Diction in dieser Beziehung mehr als einfach, fast dürftig zu nennen. Neue Tropen hat Wildenbruch bisher noch wenige gefunden; vielmehr benutzt er fast die nämlichen abgegriffenen Vergleiche bis zum Ueberdruß. Harold nennt seine Adele: „Mein Blüthenzweig!" und das kann man sich gefallen lassen. Wenn aber der König gleich darauf jammert:

„Ein jeder dieser Männer war ein Baum,
Der Knospen trieb ..."

und ein andermal:

„Mein Lebensbaum, vom Frost geschüttelt ..."

und später:

„Nun seht, der alte Stamm hat doch noch Knospen ..."

und endlich:

„Du morscher Ast
Am alten Baum der Sachsenkönige ..."

so wird die Sache ein bischen monoton. Aehnlich heißt es in den „Karolingern," die derlei ebenfalls aus dem Baumgarten herbeigeholte Gleichnisse beherbergen:

„Du morscher Zweig vom Karolinger Stamm."

Von dem, wie schon gesagt, durchgreifenden Erfolge gebührt der Löwenantheil nur dem Dichter, denn die Darstellung war bedenklich schlecht. Um so größer ist der Triumph Wildenbruchs. Wenn die Kritik leider genöthigt ist, seinen Lorbeerkranz nachträglich zu zerpflücken, so geschieht es einzig, weil seine Begabung und sein Glück sie berechtigen, den höchsten Maßstab anzulegen. Möge der Dichter in scharfer dramaturgischer Selbsterziehung sein schönes Talent von den zahlreichen Mängeln befreien, schmeichelnder Bewunderung, die so manchen Poeten zu Grunde gerichtet, Schweigen gebieten und der tragischen Muse immer weitere Kreise erobern!

Z.

Notizen.

Jean-Jacques Rousseau, fragments inédits. Recherches biographiques et littéraires par Albert Jansen. Paris, Sandoz & Thuillier. Berlin, Richard Wilhelmi. Diese eben erschienene Monographie unseres gelehrten Mitbürgers enthält elf bisher ungedruckte Fragmente und Briefe, welche sämmtlich ein neues Licht auf Jean-Jacques Charakter und Werke werfen. Ein wichtiger Fund des Verfassers aus der Bibliothek von Neuchâtel sind die paragraphenweisen Randglossen zum Arrest du parlement von 1762, welcher den „Emil" verurtheilte. Das interessanteste Capitel bietet eine sorgfältige und in meisterhaftem Französisch verfaßte Textkritik-Geschichte der „Confessions". Rousseau hat von diesem Werke nicht weniger als vier verschiedene Texte hinterlassen: zwei vollständige Redactionen, einen fragmentarischen Text und mehrere erste Entwürfe. Nach Jansens vorliegender Skizze, welche die verschiedenen Phasen der Conception und der Ausführung und das Schicksal der Manuscripte und Originaldrucke mit neuem Material bereichert und strengwissenschaftlich exponirt, sollte es nicht schwer sein, die uns leider noch immer fehlende kritische Ausgabe des merkwürdigsten Buches des „beredsamsten" Autors zu vollführen. Bekanntlich wird die große kritische Rousseau-Ausgabe, welche unter der Leitung Brunetières, des Redacteurs der Revue des Deux Mondes, steht, wobei Professor Eugen Ritter in Genf die Confessions und alles Biographische sammt vollständiger Correspondenz besorgt, erst in etwa zehn Jahren erschienen sein. Umsomehr gebührt dem Verfasser der Dank aller Rousseauisten, die in Deutschland noch heute viel zahlreicher sind, als man gemeiniglich annimmt.

* * *

Ideen über weibliche Erziehung im Zusammenhange mit dem System Friedrich Fröbels. Sechs Vorträge von Henriette Goldschmidt. Leipzig, 1882. Carl Reißner. In den angeführten Worten Fröbels: „Es ist das Charakteristische der Zeit, das weibliche Geschlecht seiner instinctiven, passiven Thätigkeit als Glied der Menschheit zu entheben, und es von Seiten seines Wesens und seiner Menschheit pflegenden Bestimmung ganz zu derselben Berechtigung wie das männliche Geschlecht zu erheben" — so wie Richard Langes: „Nur im engsten Anschluß an Fröbels Bestrebungen wird es dem weiblichen Geschlechte möglich werden, sich diejenige Bildung und diejenigen

Hülfsmittel zu erwerben, welche diese ganze Hälfte der Menschheit befähigen, ihrer hohen, erziehlichen Mission vollständig zu genügen", ist der Zweck der Schrift ausgesprochen. In klarer und von wohlthuend warmem Gefühl getragener Sprache, löst die trotz mäßigen Umfanges reichhaltige Schrift die gestellte Aufgabe. Sie wird der durch ihre segensreiche Thätigkeit wohlbekannten Verfasserin neue Freunde erwerben und ist gewiß einer der werthvollsten Beiträge zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Fröbels. G. v. S.

* * *

Von Hermann Kletkes Album deutscher Dichter (Berlin Gebrüder Paetel) ist die elfte Auflage erschienen, welche sich durch ihre besonders reiche typographische Ausstattung auszeichnet. Während manche Dichter nur darum Anthologien zu veranstalten lieben, um voll väterlicher Fürsorge ihre eigenen Produkte massenhaft darin unterzubringen, hat der bescheidene Kletke hier nur fünf seiner Gedichte aufgenommen, was freilich den zahlreichen Freunden seiner Muse nicht recht sein mag. Um so eifriger schöpfte er mit der ihm eigenen Feinspürigkeit in den Werken seiner Mitgenossen, so daß sein Buch wohl die beste Mustersammlung deutscher Gedichte genannt werden kann.

* * *

Deutsche Dichtungen in Ungarn.

Während in den „Ländern der Stephanskrone" die magyarische Sprache von Staatswegen immer ungenirter als die alleinseligmachende proclamirt wird und während es kaum einen Frevel gibt, den man in Ungarn schwerer vergibt, als den Gebrauch der deutschen Sprache im öffentlichen Leben — nur die deutschen Zeitungen werden tolerirt und sogar gehätschelt, wenn oder vielmehr weil sie sich nicht entblöden, die deutsche Sprache zu ungarischer Propaganda zu mißbrauchen — wird eigenthümlicherweise mehr und mehr Fleiß und Sorgfalt darauf verwendet, deutsche Dichtungen in Ungarn einzubürgern, deutsche Dichtungen freilich im ungarischen Attila.

Zunächst sind Friedrich (Frigyes) Bodenstedts „Lieder des Mirza Schaffy" („Mirza Schaffy dolai") einer Uebertragung ins Ungarische unterzogen worden. Einzelnes von Bodenstedt ist schon früher übersetzt; namentlich Arany, selbst der bedeutendste Dichter Ungarns, hat musterhafte Uebertragungen geliefert. Aber den ganzen Mirza Schaffy hat erst jetzt Cornel (Poma) Sziklai seinen Landsleuten zugänglich gemacht. Die Arbeit ist im Großen und Ganzen als eine sehr verdienstvolle zu kennzeichnen, obgleich sie an mehr als Einer Stelle sich die Feinheit des Originals hat entgehen lassen und die orientalische Farbenpracht wesentlich abgeblaßt erscheint: den rhythmischen Schwung und die tönenden Reime der Ghazelen wiederzugeben, hat die Kraft des Uebersetzers nicht ausgereicht.

Von Stephan (Esthvan) Hegedüs liegt weiter eine Uebersetzung von Goethes „Hermann und Dorothea" (Hermann is Dorottye") vor. Es ist darin der Hexameter des Originals durch den gereimten ungarischen Alexandriner ersetzt, nicht sowohl wegen der Schwierigkeit der Form — denn gerade der Hexameter schmiegt sich am leichtesten dem Organismus der ungarischen Sprache an, in weit höherem Maße sogar als der deutsche — sondern weil der Alexandriner die populärste Form der erzählenden ungarischen Dichtung ist und also den volksthümlichen und idyllischen Charakter des Originals besonders hervortreten zu lassen am geeignetsten erscheint. Allerdings geht bei diesem Wechsel im Metrum mancher Zug verloren und modifieirt sich manche Nuance des Ausdrucks, aber Ton und Charakter, Stimmung und Colorit sind besser getroffen, als es in der Form des ungarischen Hexameters mit seinem schweren Tritt möglich gewesen wäre, und in jedem Fall ist das Gedicht einem weit größeren Leserkreise mundgerecht gemacht. Es mag übrigens bei diesem Anlaß erwähnt werden, daß der neue ungarische Gymnasial-Lehrplan „Hermann und Dorothea" unter die obligaten Lesestücke des deutschen Unterrichtes aufgenommen hat, und es sind demgemäß eigens zwei Ausgaben des Gedichts (von Rudolf Weber und von Moritz Hofmann) mit ungarischen Einleitungen und Erläuterungen erschienen.

Von Heines lyrischen Gedichten liegen die ersten zwei Hefte einer Uebersetzung aus der Feder Alexander (Sandor) Endrödy vor: „Heine Költeményei". Der Uebersetzer ist selbst Dichter und hat deshalb das Zeug dazu gehabt, den poetischen Duft und Schmelz der Heine'schen Lieder auch in die Uebersetzung hinein zu retten; einzelne der reizendsten Dichtungen sind geradezu meisterhaft wiedergegeben und nur, wo der Dichter fein oder sarkastisch pointirt, ist nicht die ganze Schärfe des Originals erreicht. Die beiden bis jetzt erschienenen Hefte bringen, neben 121 Liedern und dem Anhang der Nordseebilder, eine treffliche Würdigung Heines als Lyriker.

Ganz neuerlich ist Schillers „Handschuh" von Karl Szasz ins Ungarische übertragen und sind dabei namentlich die rhythmisch-formellen Schwierigkeiten des Originals mit großem Glück überwunden. Dann das „Lied von der Glocke", von Emerich Gáspár, und Johann Heinrich Voß' „Der siebzigste Geburtstag" von Michael (Misko) Látkozy; beide sehr gelungen übersetzt. Gustav Weisbrodt.

* * *

Prinzeß Ilse. Roman von Ernst Pasqué. (3 Bde., Berlin, Otto Janke.) Ein Schriftsteller von der langjährigen Fruchtbarkeit Pasqués, der nur Unterhaltungsschriftsteller ist und nur Romane schreibt, müßte Außerordentliches leisten, wenn Alles, was er herausgibt, Anspruch auf Bedeutung erheben dürfte. Er hat auch ein so „festes" Publicum, und seine Bücher werden so sicher verlangt, gelesen und gekauft, daß nicht viel darauf ankommt, wenn hin und wieder ein schwaches und unbedeutendes mit unterläuft. Nun, sein neuer, umfangreicher Roman gehört zu diesen letzteren. Er ist matt in der Zeichnung und Erfindung, von stellenweise unerträglicher Breite — besonders im zweiten Band —, nicht sonderlich wählerisch im Stil und vor allen Dingen so vollgepfropft von Unwahrscheinlichkeiten und unglaubhaften Ereignissen, daß die ganze technische Routine des altersfahrenen Romaneiers dazu gehört, um uns den Roman überhaupt lesbar zu machen. Denn an Effecten ist kein Mangel, und sensationelle Begebenheiten, wie geheimnißvolle Diebstähle, Mord, Duell, Entführung, wundersames Wiederfinden, Unterschlagungen, Selbstmord, Ueberschwemmung u. s. w. häufen sich geradezu. Aus einer Gestalt, wie Frau Margot, hätte sich vielleicht etwas machen lassen, es steckt echtes Romanblut in ihr; aber Pasqué wälzt zuviel Ungeheuerlichkeiten auf sie, ohne ein genügendes Motiv dafür zu geben. Der ganze Charakter ist zu oberflächlich aufgefaßt. T—n.

* * *

Aus Hellas, Rom und Thule. Cultur- und Literatur-Bilder von Jos. Cal. Päst ion. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Der bekannte Verfasser hat unter diesem Gesammttitel sechs früher wohl in Zeitschriften zerstreute Aufsätze vereinigt, die das Gemeinsame haben, unter der gebildeten Laienwelt etwas mehr Kenntnisse über einzelne Partien der altklassischen und altnordischen Culturgeschichte verbreiten zu sollen, beziehentlich irrige aber festgewurzelte Ansichten, welche in dieser Beziehung bei ihr herrschen, nachdrücklichst zu widerlegen. Das Buch ist auf Grund gelehrter Forschungen entstanden, hält sich aber von allem pedantischen Beiwerk und Ballast glücklich frei. Der Stil, den Päst ion schreibt, ist markig, klar und präcis; er geht ohne viel Umstände auf sein Ziel los und entwirft ein anschauliches, mit festen Strichen umrissenes Bild. Während in „Verfolgte Manen" das Andenken Sapphos nochmals kräftig vertheidigt wird, schildert der Verfasser in „Blaustrümpfe im alten Rom" sehr anziehend das geistige Leben und Treiben der römischen Frauen besonders während der Kaiserzeit und gibt in „Die römische Sappho" ein überaus interessantes Lebensbild der kaum in weiteren Kreisen bekannten Dichterin Sulpicia. Sehr dankenswerth sind die überall eingestreuten Proben aus den dichterischen Werken in gelungener Uebersetzung. T—n.

* * *

Schweizer Album-Blätter von P. P. Chrysen. Hamburg, Richter. Die flott gereimte Beschreibung einer Schweizerreise, da und dort an Heine erinnernd und immer unterhaltend und pikant. Daß dem Verfasser auch ernstere Weisen gelingen, beweist das Gedicht an Thorwaldsens Löwen von Luzern.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Badeanstalt** in der Grafschaft Glatz, Preuss.-Schlesien. **Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berg-Landschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Einladung zur Subskription

auf die IV. **Serie, Jahrg. 1882 (Nr. 37—48)**

der

Sammlung musikalischer Vorträge

herausgegeben von **Paul Graf Waldersee.**

Subskriptionspreis

für eine Serie von 12 Nummern (ca. 24—25 Bogen umfassend) à Nummer 75 ₰.

Abonnements auf diese Sammlung,

welche in künstlerischer Ausstattung (Velinpapier mit musikalischen Ornamenten) erscheint, nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten an

Bereits ist erschienen:

Nr. 37/38. Ein Lebensbild Robert Schumann's. Von **Philipp Spitta.**
Nr. 39. Luigi Boccherini. Von **H. M. Schletterer.**

Demnächst folgen:

Nr. 40. Die Natur der Harmonik. Von **Hugo Riemann.**
Nr. 41/42. Ludwig van Beethoven. Von **Hermann Deiters.**

Einbanddecke in Renaissancestil, zunächst als Sammelmappe dienend, 1 *M.*

Serie I—III (1879/81) komplet in Bänden brosch. à 9 *M.*, in Renaissanceband à 10 *M.*

Deutsche Univers. Bibliothek für Gebildete.

Das Wissen der Gegenwart

Jeder Band 1 Mark

Einzeldarstellungen von hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft.

I. **Prof. Gindely:** Geschichte des 30jährigen Krieges.
II. **Dr. Herm. J. Klein:** Allg. Witterungskunde.
III. **Prof. Taschenberg:** Die Insecten nach ihrem Nutzen und Schaden.
IV. **Dr. K. E. Jung:** Australien.

Reich illustrirt, solid gebunden.

= Erscheint in rascher Reihenfolge. =

Jeder Band einzeln käuflich.

G. Freytag in Leipzig. Prospecte in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Sammlung musikalischer Vorträge

(Einzelausgabe).

Ein

Lebensbild Robert Schumann's

von **Philipp Spitta.**

(Nr. 37/38.) gr. 8. 102 S. 2 *M.* 50 ₰.

Luigi Boccherini

von **H. M. Schletterer.**

(Nr. 39). gr. 8. 54 S. 1 *M.*

Subskriptionspreis auf eine Serie von 12 Nummern der Sammlung musikal. Vorträge à Nummer 75 ₰.

Gegenwart

Band 6 bis 20 hat billig zu verkaufen

H. Döring in **Gommern.**

Die

„Hamburger Nachrichten"

(gegründet 1792)

bekanntlich die größte, bedeutendste und verbreitetste politische Zeitung namentlich des nordwestlichen Deutschlands, erscheinen täglich in 2 Ausgaben Morgens um 7 und Abends um 6½ Uhr; am Sonntag erscheint nur die Morgen-, am Montag nur die Abendausgabe. Die Versendung geschieht mit erster Post nach der Ausgabe. Abonnementspreis im deutschen Postgebiet incl. Postaufschlag *M.* 10.— per Quartal,

für 2 Monat, also für Mai-Juni *M.* 6.67
für 1 Monat, also für Juni „ 3.34

inclusive Postaufschlag. Sämmtliche Postanstalten nehmen Abonnements an.

Für Anzeigen beträgt der Insertionspreis die Petitzeile 40 Pfennige Reichsmünze. Die Einsendungen von Inseraten sind franco an die Expedition der „Hamburger Nachrichten" zu adressiren, welche auch auf franco Anfragen betr. Preis ꝛc. umgehend Auskunft franco ertheilt. Gleichfalls nehmen die am Kopf des Blattes bezeichneten Annoncen-Bureaux auswärtige Anzeigen für die „Hamburger Nachrichten" an.

Hamburg, April 1882.

Hermann's Erben,

Herausgeber und Verleger der „Hamburger Nachrichten".

Hierzu eine Beilage von Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 18. Berlin, den 6. Mai 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegen genommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Der Orient und Aegypten. Von E. Freusdorff. — Die Krankheitskeime der Lungenschwindsucht. Von M. Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Der Tod auf der Bühne. Eine dramaturgische Studie von Ludwig Anzengruber. — Unsere großen Musikerbiographien und Pohls „Haydn". Von G. Doempke. — Memoiren eines Deutschamerikaners. Von E. Schläger. — Internationale Kunstausstellung in Wien. Von Em. Ranzoni. I. — Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. Von Georg Winter. — **Aus der Hauptstadt:** Kunstausstellungen. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Der Orient und Aegypten.

Man muß sich, ob gern oder unfreiwillig, zum richtigen Verständniß der allgemeinen Lage mit dem Zustande sowie den Aussichten der Türkei, und was mit ihr zusammenhängt, stets wieder beschäftigen. Als die Schwergeburt des Berliner Friedens das Licht der Welt erblickt hatte, glaubte Jedermann von der Sorge um die orientalischen Dinge für eine geraume Zeit befreit zu sein. Es sollte jedoch anders kommen. Schon die Durchführung der wichtigsten Bestimmungen des Tractats nahm die Wachsamkeit und Energie der dabei in erster Linie betheiligten Mächte vollauf in Anspruch. Manches konnte vorerst nur halb verwirklicht und mußte auf eine günstigere Zeit vertagt werden. Im Großen und Ganzen hat sich indessen das Werk trotz mangelnder Befriedigung der Einen und scheelsüchtiger Wühlereien der Anderen bewährt, und es wird fortan als ein bedeutsamer Wendepunkt in der Geschichte des Orients seinen Platz behaupten.

Die Behandlung des Gegenstandes aber sowie die praktische Stellungnahme zu den verschiedenen dabei interessirten Lagern ist ungleich schwieriger als in früheren Jahren. Damals vertheidigte die liberale Partei aller Orten die von den Westmächten unterstützte Türkei gegen Rußland. Wer anders verfuhr, war durch slavische Sophismen irregeleitet, oder hatte für seine Haltung besondere Gründe. In demselben Verhältniß war die Beurtheilung der einschlagenden Factoren und ihrer Action sehr einfach und leicht. Seit dem Ende des letzten Krieges indessen hat sich das Alles geändert. Rußland hat eingesehen, daß es mit der Beschützung und Emancipation mehrerer glaubensverwandter Völkerschaften, die ihm hinterher keinen Dank dafür wußten, vielleicht weil sie die egoistischen Beweggründe des Befreiers rasch genug erkannten, einen groben Fehler gemacht habe. Für die Zukunft, wie ein kundiger aber oft russenfreundlicher englischer Publicist in diesem Punkte neulich zutreffend bemerkt hat, wollte die moskowitische Propaganda unter Ignatieffs Auspicien sich vorsehen und mehr die nationale Devise als die orthodox-religiöse im Wappen führen. Dies brachte eine Umwälzung der Gefühle und Bestrebungen auf der Balkanhalbinsel hervor, deren Folgen noch nicht erschöpft sind. Wer Rußlands Wege aber begreifen will, muß diesen Wechsel seiner Methode und seines Vorgehens nach jener Richtung hin im Auge behalten. In einem Punkte nur ist Rußland sich gleich geblieben. Es will nach wie vor die Türkei nicht zur Ruhe kommen lassen. Wie seine Agenten den letzten Krieg angezettelt hatten, weil die Türkei mit dem Parlament in Konstantinopel einen ernstlichen Anlauf zur innern Wiederaufrichtung und zu Reformen nahm, gleichviel welche sonstige Beweggründe den ersten Anstoß zu dieser repräsentativen Schaustellung gegeben haben konnten und wie unbeholfen diese auch auftreten mochte, so wird Rußland stets auf dem Plan gegen die Pforte erscheinen, wenn es so aussieht, als wollte dieselbe zu sich selbst kommen und sich wirklich erholen. Dies hat sich noch soeben in dem von Herrn v. Nowikoff in Scene gesetzten Nachspiel wegen der Kriegsentschädigung gezeigt, das dem Sultan seine Freude über das kurz zuvor mit den anderweitigen Gläubigern der Türkei zu Stande gekommene finanzielle Arrangement beeinträchtigen sollte, was indessen bis jetzt nicht gelungen ist.

Hat Rußland jedoch in der Behandlung der Orientfrage ein anderes Verfahren als vor dem letzten Zusammenstoß mit der Pforte eingeschlagen, so konnte auch die östreichische Politik in jener Sphäre einer Wandlung sich um so weniger entziehen, als das Doppelreich die Theilung der Erbschaft bei dem etwas zu eilig vorausgesetzten Niedergang der Türkei beansprucht und weite slavische Strecken am Balkan für sich gewinnen möchte. Ob zu seinem Vortheil, bleibt vorerst ein Problem. Schon die Occupation Bosniens und der Herzegowina hat Oestreich zweihundert Millionen Gulden außer den neuerdings von den Delegationen geforderten dreiundzwanzig gekostet, von anderen Opfern zu schweigen. Zum Glück sind sonstige noch weiter gehende Pläne vertagt und erachtet man dort wieder die vorläufige Erhaltung der Türkei in deren gegenwärtigem Besitzstand als ein antirussisches und daher östreichisches Interesse.

Frankreich und England sind ebenfalls der Türkei gegenüber nicht mehr, was sie früher waren. Jenes wegen Tunis und seiner Mittelmeerpolitik im Allgemeinen, während John Bull, seit er viel Geld in türkischen Fonds verloren, über die Integrität des osmanischen Reiches ungleich kühler denkt, als zur Zeit des Krimkrieges. Das war ja Ignatieffs macchiavellistische Berechnung, als er seiner Zeit dem Sultan rieth, die Zinsenzahlung einzustellen, wofür in der gewöhnlichen kaufmännischen Sprache eine andere Bezeichnung üblich ist. Daher auch der Aerger, welchen das jüngste türkische Abkommen mit den europäischen Creditoren dem russischen Rathgeber bereitet hat.

Die größte und erstaunlichste Metamorphose jedoch haben die Beziehungen Deutschlands zu der Pforte erfahren. Wir sind jetzt ihre guten Freunde und stehen mit ihr auf dem besten Fuße. Von dieser zuerst frischweg verleugneten Wahrnehmung haben sich die einflußreichen panslavistischen Kreise in Petersburg noch immer nicht erholt. Man betrachtet die Wendung gewöhnlich als einen gelungenen Schachzug des deutschen Reichskanzlers. Zum Theil auch wohl mit Recht. Dabei darf nur

nicht verhehlt werden, daß eine wenn auch nur moralische und diplomatische Unterstützung der Türkei in den siebziger Jahren diese vor den Verlusten des Krieges bewahrt und Deutschland daher einen noch ungleich werthvolleren, weil stärkeren Alliirten erhalten haben würde. Die gegenwärtige Annäherung war indessen jedenfalls Rußland gegenüber sehr vortheilhaft, wird übrigens auch der Initiative oder doch dem raschen Entgegenkommen Abdul Hamids wohl mit Recht zugeschrieben.

Der regierende Sultan hat sich besser bewährt, als die Feinde der Türkei bei seiner Thronbesteigung vorausgesagt hatten. Er fand das Land schwer gefährdet und von Kriegsnöthen bedrängt. In seiner Unerfahrenheit sah er sich auf Minister angewiesen, von welchen ihn mehrere nichts weniger als gut berieth en. Er mußte sie später verbannen und wurde dadurch mißtrauisch auch gegen diejenigen gestimmt, die es gut mit ihm und dem Staatswesen meinten. Es wird ihm glaubwürdig nachgesagt, daß er die Haremsfreuden von sich weise, weder trinke noch spiele, nur hin und wieder eine Schachpartie mache und überaus viel arbeite. Freilich mag er die Fehler seiner guten Eigenschaften haben und überall zu viel persönlich eingreifen. Daß er aber gern talentvolle junge Leute um sich sammelt und mit ihnen das schwierige Werk der türkischen Regeneration unternehmen will, kann ihm nur zur Ehre gereichen. Sein bester Griff jedoch bleibt die Berufung deutscher Beamter, die schon manche heilsame Verbesserung durchgesetzt haben und deren reformatorischen Anstrengungen man nur den besten Erfolg wünschen kann.

Unleugbar hat sich die Stellung der Türkei, seit ihr Deutschlands Gunst gesichert, wesentlich gehoben. Mit einem Schlage ist auch die Stellung der verschiedenen früheren türkischen Provinzen und Vasallenstaaten eine andere geworden. Rumänien müßte in einem künftigen Kriege unbedingt zu Deutschland und Oestreich halten, auch wenn es nicht in unauslöschlicher Erinnerung an die Dankbarkeit, mit welcher ihm Rußland für die Hülfe bei Plewna durch die Wegnahme Bessarabiens gelohnt hat, darauf angewiesen wäre.

Unsicher erschien eine Zeitlang das Verhältniß des Beherrschers aller Gläubigen zu der arabischen Welt und namentlich zu Aegypten. Man sprach viel von des Khalifen panislamischen Absichten und Bestrebungen. Aber die Gerüchte wurden durchweg von russischen oder anderen Berichterstattern verbreitet, deren Unbefangenheit nicht über jeden Zweifel erhaben war, und sie haben sich keineswegs überall bewährt. In Aegypten kreuzen sich ohnehin mannichfache Intriguen, und in dem, was dort passirt oder sich vorbereitet, ganz klar zu sehen, gelingt nicht immer selbst der aufmerksamsten Beobachtung. Von der Vorstellung jedoch, als ob sich an den Ufern des Nil ein constitutionelles Regiment heranbilde, ist die Mitwelt, Dank den letzten Ereignissen, gründlich kurirt. Die sogenannte Notablenversammlung, die Aegypten den Aegyptern wiedergeben sollte, hat sich sehr rasch als eine Marionette in der Hand turbulenter und geldgieriger Militärs entpuppt, unter deren Herrschaft dem von der despotischen Paschawirthschaft mühsam erlösten Lande der Rückfall in alle Plagen früherer Jahrzehnte droht. Besser als manche spätere falsche Reformatoren hatte der Gründer des modernen Aegyptens, Mehemed Ali, verstanden, was der junge Staat brauche. Er selbst hatte erst etwas spät, im Alter von siebenundvierzig Jahren, lesen gelernt, und als ihm der sechs Fuß hohe englische Generalconsul, Oberst Campbell, von den nothwendigen Vorbereitungen zu einer Verfassung sprach, sagte er, es ließe sich nicht in einem halben Lustrum erreichen, was in England Jahrhunderte erfordert hätte. „Es wäre gerade so, fügte er hinzu, als ob ich mit meiner kleinen Statur Ihre Hosen anziehen wollte!"

Was Noth that, war die wenn auch langsame aber stetige Reform der Mißregierung, die Beseitigung der absolutistischen Uebel nicht durch einen heuchlerischen Scheinconstitutionalismus, sondern durch stufenweise Aufhebung der willkürlichen Steuern, der unter dem Namen traditioneller Frohnden grassirenden Sklaverei, der unregelmäßigen Militärconscription und der corrumpirten Justiz. Seitdem Europa sich gegen Ende der siebziger Jahre unter westmächtlicher Vermittelung der Sache angenommen hat, ist in diesem Sinne Mancherlei geschehen. Aber viel bleibt noch zu thun übrig, und alle Ergebnisse der jüngsten Zeit wären gefährdet, wenn ein zweiter Ismail sich wieder der Herrschaft bemächtigen oder die sogenannte Nationalpartei mit parlamentarischem Aushängeschild in dauernder Weise Unheil stiften sollte.

Man vergißt gewöhnlich, daß die Notablenversammlung nicht von gestern datirt. Berufen wurde sie zuerst scheinbar Anfangs 1879 durch den schlauen Ismail Pascha, der mit diesem bequemen Werkzeuge sich nur eine neue Agrarsteuer zur womöglich noch härteren Aussangung der unglücklichen Fellahs verschaffen wollte. Diese etwa achtzig ehrenwerthen Notablen sollten nach einer Spiegelfechterei von Wahlmodus ernannt werden von den Paschas der Provinz, den Scheiks, das heißt den Tyrannen der Bauern oder sonst beeinflußten oder bezahlten Leuten. Ismail Pascha, der in dreizehn Jahren, ohne daß ein auswärtiger Krieg, eine Revolution, oder mit Ausnahme des Suezkanals umfassende öffentliche Bauten irgendwie eine Erklärung dafür bieten konnten, neunzig Millionen Pfund Sterling Schulden gemacht hatte, wollte mit diesem Pseudoparlament nur die weiteren Hülfsmittel für seine namenlose Verschwendung gewinnen. Gegen die von den europäischen Regierungen verlangte Verstärkung der Finanzcontrole hatte er sich so lange wie möglich gesträubt oder sie Anfang 1878 nur unter Bedingungen zulassen wollen, die ihre Wirksamkeit gründlich neutralisirt hätten. Schließlich mußte er gegen Ende März 1878 sich fügen, und es kam die europäische Untersuchungscommission zu Stande, deren musterhafter Bericht wenige Monate darauf den Grund zu der finanziellen und administrativen Wiedergeburt Aegyptens gelegt hat.

Die Vorgänge des für das Pharaonenland denkwürdigen Jahres 1879, die zu Ismail Paschas Sturz führten, sind unvergessen. Ein anonymer Schriftsteller, wahrscheinlich ein früherer Generalconsul, hat sie vor kurzem in einem Artikel der Contemporary Review an der Hand der Blaubücher übersichtlich und im Ganzen unparteiisch behandelt. Seltsamer Weise hat er nur das Eingreifen Deutschlands im Mai 1879, das Ismail den Gnadenstoß gab, mit Stillschweigen übergangen. Auch ein früheres Mitglied der gemischten Tribunale, das ebenfalls ohne Nennung seines Namens ein ziemlich gründliches, aber oft auf Kosten der europäischen Verwaltung recht boshaft gehaltenes Buch veröffentlicht hat, ist auf die damalige deutsche Intervention nicht sonderlich gut zu sprechen. Ismail Paschas Beseitigung war indessen ein Segen für Aegypten, das mit ihm dem unrettbaren Ruin verfallen wäre.

Seit Ismail mit seinen Winkelzügen und officiellen Täuschungen fort war, ging es von Monat zu Monat besser. Der Jahresbericht der Generalcontroleure vom Februar 1881, der sich auf das Budget von 1880 bezog und den letzten Militäremeuten vorangegangen war, constatirte die Abschaffung von fast dreißig kleinen vexatorischen Steuern und der lokalen Zolltaxe in den Dörfern, die Einschränkung der Frohnden, die Reform der Rekrutenaushebung und die im Ganzen gerechte Handhabung der Justiz. Man hatte erkannt, daß eine Aufbesserung der finanziellen Lage ohne eine gleichzeitige normale und möglichst correcte Verwaltung unmöglich wäre, und man hatte darnach gehandelt. Aus anderen Quellen ist ersichtlich, daß im Laufe von zwei Jahren ein Ueberschuß von 200,000 Pfund Sterling zur Verminderung der öffentlichen Schuld verwendet war. Das von der Natur gesegnete Aegypten wurde seines Wohlstandes froh und ging einer glücklichen Zukunft entgegen.

Da brachen nach einander die drei Militärrevolutionen aus, deren erste im Februar vorigen Jahres Arabi Bey in den Vordergrund schob, während er im September 1881 schon Unterstaatssecretär und im letzten Februar, nach dem Sturze Sherif Paschas, der das Budget den Notablen, das heißt der Armee, nicht preisgeben wollte, zum Kriegsminister avancirte. Zur Würdigung der veränderten Lage genügt der flüchtigste Vergleich des erwähnten günstigen Berichts der Controleure vom

Februar 1881 mit dem Protest der Herren Blignières und Colvin vom 6. Februar 1882, der in den Zeitungen veröffentlicht wurde und die unausbleiblichen Ergebnisse der Soldatenwirthschaft in den düstersten Farben vorhersagte.

Arabi Pascha ist nach übereinstimmenden vertrauenswürdigen Zeugnissen ein unwissender aber höchst schlauer Aventurier, der von irgend einem auswärtigen Prätendenten für eine noch in Dunkel gehüllte Intrigue benutzt wird und noch viel Unheil stiften kann. Selbst Herr William Gregory, der in den Spalten der Times eine Zeitlang für ihn und die vermeintliche Nationalpartei schwärmte, ist neuerdings mißtrauisch geworden und hat dessen kein Hehl gehabt. Die frühere Polemik mit seinem Landsmann Samuel Baker, der Arabi Pascha zur Aufhellung seiner Umtriebe nach Konstantinopel citirt wissen wollte, würde er jetzt schwerlich wieder erneuern wollen. Was in Aegypten bevorsteht und sich weiterhin entwickeln wird, weiß in diesem Augenblick Niemand recht zu sagen. Die Westmächte, von den anderen Kabineten unterstützt, wollten auf eine Revision der Notablenverfassung zum Schutz der bedrohten Rechte ihrer Landesangehörigen, in erster Linie der finanziellen, hinarbeiten. Man erwartet aber jeden Tag einen Theatercoup von irgend einer Seite her. Ismail Pascha hatte neulich eine seiner Frauen nach Alexandria reisen lassen, die sich als krank und des ägyptischen Klimas bedürftig ankündigte, in Wirklichkeit aber für ihren Mann intriguiren sollte, wie sie es schon oft in Konstantinopel gethan hatte. Man schickte sie nach Neapel zurück. Aber die Komödie in Kairo ist nicht zu Ende, und man kann nur wünschen, daß sie nicht, wenn die wegen der Beute untereinander in Streit gerathenen Araber, Tscherkessen und Beduinen sich gegen die Europäer vereinigen, einmal über Nacht in ein blutiges Drama umschlagen werde.

E. Frensdorff.

Die Krankheitskeime der Lungenschwindsucht.

Von M. Ulsberg.

Die Entwicklung der medicinischen Wissenschaften darf wohl mit der Aufrichtung eines Gebäudes, die Aerzte und Naturforscher mit ebenso vielen Arbeitern verglichen werden, welche das Material Stein für Stein herbeischaffen und zum gemeinsamen Bau zusammenfügen. Freilich wie bei jedem Bauwerk die Quadern des Fundamentes für die Solidität und Dauerhaftigkeit des Hauses von besonderer Wichtigkeit, andere Theile des Mauerwerks von geringerer Bedeutung sind — ebenso verhält es sich auch mit dem Bau der Wissenschaft. Während einzelne Arbeiten keine besonders hervorragende Rolle spielen, so gibt es andere, die als Eckſteine und Stützpfeiler des ganzen Gebäudes betrachtet werden müssen. Einen solchen wichtigen Baustein bezeichnen jene Untersuchungen, die neuerdings von dem Mitglied des Deutschen Reichsgesundheitsamts Dr. Koch über die Krankheitskeime der Lungenschwindsucht angestellt wurden.

Ueber das Wesen der Tuberkulose oder Lungenschwindsucht (phthisis pulmonalis), sowie über die Ursachen, welche diese Krankheit hervorrufen, hat man ehedem die merkwürdigsten Hypothesen aufgestellt, und in den hierauf bezüglichen Erklärungen der älteren Aerzte spielt das „verkältete und erhitzte Blut", „der kalte Trunk", der „zurückgeschlagene Schweiß" u. dergl. m. eine große Rolle. Obwohl die Häufigkeit der Tuberkelablagerung d. h. die Entstehung weißer Knötchen im Gewebe der Lunge und der angrenzenden drüsigen Organe schon früh erkannt wurde, so brachte man diese Tuberkel doch nicht sofort in Zusammenhang mit der Krankheit, die man als einen von Kräfteverfall und Abmagerung (Marasmus) begleiteten Husten definirte. Erst in diesem Jahrhundert waren es die Arbeiten von Laënnec, Andral und Louis, welche den inneren Zusammenhang zwischen Tuberkelbildung und Lungenschwindsucht über allen Zweifel erhoben, während man andererseits auch auf die Vererbung der Krankheit, auf die durch anderweitige Krankheitszustände geschaffene Disposition, sowie darauf, daß das Einathmen von unreiner Luft, ungenügende Ernährung, ungesunde Wohnungen, deprimirende Gemüthseinflüsse u. s. w. als ursächliche Momente der Phthisis eine wichtige Rolle spielen, seine Aufmerksamkeit richtete. Der gewaltige Umschwung in den medicinischen Anschauungen, der innerhalb des letzten Jahrzehnts durch das Studium der krankheiterregenden Pilze hervorgerufen wurde und die Erkenntniß, daß bei vielen ansteckenden Krankheiten niedere pflanzliche Organismen — Bakterien oder Spaltpilze — als Krankheitsursachen, sowie als Träger der Ansteckung figuriren, konnte selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf die Ansichten über das Wesen und die Natur der Lungenschwindsucht bleiben, und so kam es, daß schon während der letzten Jahre sich unter den Aerzten Stimmen erhoben, welche die Frage aufstellten, ob nicht ebenso wie beim Milzbrand der Schafe und Rinder niedere Pilze die Erkrankung resp. Ansteckung hervorrufen, und ebenso wie beim Sumpf- und Wechselfieber (malaria), beim Rückfallfieber (febris recurrens) und bei anderen Krankheiten des Menschen solche wahrscheinlich als Krankheitserreger und Verbreiter thätige pflanzliche Organismen nachgewiesen wurden — ob nicht analog diesem Verhalten die Tuberkulose ebenfalls als ein parasitäres, d. h. durch pflanzliche Parasiten hervorgerufenes Leiden zu betrachten sei. Daß die Phthise übertragbar sei, wurde zuerst von Villemin, sodann von Cohnheim, Salomonsen und Baumgarten durch Inoculation von Tuberkelmasse auf Thiere, ferner auch von Tappeiner durch interessante Inhalationsversuche zur Evidenz nachgewiesen, andererseits wies schon das Factum, daß die charakteristischen Knötchen fast regelmäßig zuerst in den Luftwegen (Kehlkopf, Luftröhre, Lungen) und in den angrenzenden drüsigen Organen auftreten, während doch alle Gewebe des Thierkörpers für Tuberkeleinimpfung gleich empfänglich sind, von vornherein auf einen Ansteckungsstoff hin, der mit der Athmungsluft dem Organismus zugeführt wird und, wie die successive an verschiedenen Stellen auftretenden Knötchen (Tuberkel) beweisen, sich in letzterem vervielfältigt.

Was also die Bakterienkundigen schon seit einiger Zeit vermutheten: daß es sich bei der Tuberkulose ebenfalls um einen durch pflanzliche Parasiten hervorgerufenen ansteckenden Krankheitsproceß handeln, ist durch die Koch'schen Untersuchungen nunmehr zur unumstößlichen Gewißheit erhoben worden. Dieselben waren, wie der geniale Forscher bemerkt (vergl. den Bericht in Nr. 15 der „Berliner klinischen Wochenschrift" vom 10. April d. J.), von vornherein darauf gerichtet, dem Körper fremdartige, parasitische Gebilde in den tuberkulösen Neubildungen nachzuweisen, und in der That gelang es denn auch diese Organismen, die wie die Mehrzahl der Bakterien selbst dem geübten Mikroskopiker wegen ihrer außerordentlichen Kleinheit nur zu leicht entgehen können, durch eine eigenthümliche, hier nicht näher zu beschreibende Färbungsmethode sichtbar zu machen. Diese Organismen präsentiren sich als außerordentlich dünne, zierliche Stäbchen von 0,002—0,004 Millimeter Länge, also nur ein Viertel bis halb so lang als der Durchmesser eines rothen Blutkörperchens (nach Welcker = 0,0077 Millimeter), während ihre Breite sich zur Länge wie 1 : 5 bis 6 verhält. Ihrer äußeren Form nach gehören sie also zu den Bacillen, d. h. jener Klasse von Bakterien, zu denen auch der Pilz der Buttersäuregährung (bacillus subtilis), zu denen die von Davaine als „Bakteridien" beschriebenen, von Koch als bacillus anthracis bezeichneten Organismen des Milzbrandes, zu denen auch die Pilze der Lepra — einer aussatzähnlichen Krankheit, die sich heutzutage noch in einzelnen Gegenden Norwegens findet — und der von Klebs und Tommasi-Crudeli im Sumpfwasser der Campagna nachgewiesene Malariapilz gerechnet werden. — Gewöhnlich erblickt man die Bacillen der Tuberkulose im Innern der „Riesenzellen", eigenthümlichen Gebilden, die in den Tuberkelmassen selten fehlen und von denen man fast vermuthen möchte, daß sie dem durch die eingedrungenen Pilze hervorgerufenen Entzündungsreiz ihre Entstehung verdanken. — Bemerkenswerth ist ferner die Thatsache, daß die Bacillen der Lungenschwindsucht überall da angetroffen werden, wo es sich um recente Tuberkelentwicklung handelt. Es gelang Koch dieselben regelmäßig in

*

frischen Tuberkelknötchen, in den Wänden tuberkulöser Lungendefecte (Cavernen), im käsig infiltrirten Lungengewebe — in der Regel der Folgezustand einer Lungenentzündung, bei der das in seiner Structur veränderte Lungengewebe sich nicht wieder zurückbildet —, in Tuberkeln des Gehirns und in tuberkulös entarteten Bronchial-, Darm- und Lymphdrüsen nachzuweisen, während dieselben in verkreideten und in der Rückbildung begriffenen Tuberkeln entweder ganz fehlten oder nur spärlich angetroffen wurden. — Ebenso wie bei der spontan entstehenden finden sich diese Organismen bei der durch Inoculation von Tuberkelmasse hervorgerufenen Phthisis. In einzelnen Objecten vermag man auch die als kleine ungefärbte glänzende Gebilde sich präsentirenden Sporen der Tuberkelbacillen deutlich zu erkennen. — In dem Auswurf der Phthisiker wurden die Bacillen häufig, aber nicht regelmäßig vorgefunden. — Was man längst vermuthete, daß die Perlsucht des Rindviehs identisch ist mit der Tuberkulose des Menschen, wird dadurch bewiesen, daß ebenso wohl in den höckrigen Knoten wie in den glatten mit dickbreiiger käseartiger Masse gefüllten Geschwülsten perlsüchtiger Rinder dieselben Bacillen sich vorfinden. Desgleichen beweisen die bei Hühnern, Meerschweinchen, Kaninchen, beim Affen, bei Katzen und Schweinen bald spontan in Lungen, Milz, Leber, Netz, Lymphdrüsen u. s. w. auftretenden, bald durch Inoculation hervorgerufenen, regelmäßig von den charakteristischen Bacillen durchsetzten Tuberkel, daß auch diese Thiere der furchtbaren Seuche nicht entgehen. — Als unzweideutiger Beweis, daß viele Erkrankungen, die man bisher zu den Scropheln rechnete, der Tuberkulose zuzurechnen sind, muß die Thatsache gelten, daß auch in anscheinend scrophulösen Drüsengeschwülsten und in fungös entarteten Gelenken dieselben Organismen sich vorfinden.

Daß die soeben beschriebenen stäbchenförmigen Gebilde wirklich die specifischen Krankheitserreger der Tuberkulose darstellen, wird zwar an und für sich durch die Thatsache wahrscheinlich gemacht, daß dieselben mit größter Regelmäßigkeit da angetroffen werden, wo frische Tuberkelbildung vorhanden ist und daß sie da verschwinden, wo der Krankheitsproceß in der Rückbildung begriffen ist; trotzdem entschloß sich Koch, den ursächlichen Zusammenhang zwischen den pflanzlichen Parasiten und der Lungenschwindsucht auf experimentellem Wege direct nachzuweisen. Letzteres geschah, indem die der tuberkulosen Lunge einer menschlichen Leiche oder den Organen eines an Tuberkulose verendeten Thieres entnommenen Bacillen auf geronnenem Blutserum gezüchtet, die Organismen auf diese Weise von allen etwa zufällig anhaftenden Krankheitsstoffen befreit und hinterdrein mit den also cultivirten Spaltpilzen Thiere inficirt wurden. Diese Versuche, die mit ängstlicher Vermeidung aller Fehlerquellen an einer großen Anzahl von Meerschweinchen, Kaninchen, Mäusen, Ratten, Tauben u. s. w. vorgenommen wurden, lieferten höchst glänzende Resultate und lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß die in den tuberkulösen Neubildungen sich findenden Bacillen nicht etwa die Begleiter des tuberkulösen Processes, sondern die Ursachen desselben sind. Bringt man eine äußerst geringe Menge der nach obiger Angabe gezüchteten Tuberkelbakterien einem Thiere in die vordere Augenkammer, unter die Haut oder ins Blut, so wird der anscheinend unschuldige Eingriff durch eine ausgebreitete Tuberkulose fast sämmtlicher Organe beantwortet. Auch Thiere, bei denen diese Krankheit sonst nur selten angetroffen wird, wie z. B. Hunde und Ratten, erkranken, sobald ihnen die Bacillencultur aufgeimpft wird. — Die ersten Zeichen der Erkrankung zeigen sich nicht vor dem 10. bis 14. Tage nach der Inoculation, woraus sich ergibt, daß die Entwicklung der Tuberkelbacillen eine langsame ist im Vergleich zu der rapiden Entwicklung und Vermehrung der Bakterien, wie sie beim Milzbrand und bei der Hühnercholera — einer auf Hühnerhöfen auftretenden Pilzkrankheit — beobachtet wird. Nach dem in der vierten bis sechsten Woche erfolgenden Tode des Thieres findet sich an der Impfungsstelle in der Regel nur ein kleines Knötchen, während Milz, Leber, Lungen, Bronchial- und Inguinaldrüsen regelmäßig von Tuberkelmassen bedeckt sind, welche den charakteristischen Pilz in großer Menge enthalten. Einbringung von Cultur in die vordere Augenkammer ruft ausnahmslos Tuberkulose der Regenbogenhaut hervor.

Wenden wir uns nun zu den Fragen: Woher stammen die Parasiten der Tuberkulose und wie gelangen sie in den Körper? — so dürfen wir, obwohl die Lebensbedingungen dieser Organismen zur Zeit noch nicht genügend erforscht sind, doch schon jetzt annehmen, daß dieselben nicht etwa wie die Bakterien des Milzbrandes sich unter günstigen Verhältnissen in der freien Natur aus ihren Pilzsporen entwickeln, daß vielmehr nur der menschliche und thierische Organismus dieselben zu erzeugen im Stande ist. Aus den Koch'schen Untersuchungen geht nämlich hervor, daß die Bacillen nur bei Temperaturen von 30 bis 41° C. wachsen, während sie jenseits dieser Temperaturgrenzen in einen Zustand verfallen, den der Pilzforscher C. von Nägeli als „latentes Leben" bezeichnet, und da bei unseren klimatischen Verhältnissen eine zwei Wochen anhaltende gleichmäßige Temperatur von über 30° C. im Freien wohl kaum jemals vorkommt, so erscheint der soeben erwähnte Schluß in Betreff ihres Entstehens ohne Zweifel gerechtfertigt. — Bezüglich der Frage, wie die Parasiten in den Körper des von der Krankheit befallenen Menschen oder Thieres gelangen, haben wir schon oben darauf hingewiesen, daß das primäre Auftreten der Krankheit in den Luftwegen und den angrenzenden drüsigen Organen es höchst wahrscheinlich macht, daß die Tuberkelbacillen oder ihre Sporen an Staubpartikelchen haftend eingeathmet werden. Auch über die Art und Weise, wie dieselben in die Luft gerathen, kann man kaum im Zweifel sein, wenn man bedenkt, wie massenhaft diese Pilze von den Phthisikern ausgehustet werden. — Was diese ausgeworfenen Massen anlangt, so ergaben die mit Bezug hierauf angestellten Versuche, daß dieselben auch nach dem Eintrocknen monatelang ihre Ansteckungsfähigkeit beibehalten, und liegt es auf der Hand, daß der am Boden, an Kleidern, Bettstücken u. dergl. mehr haftende Auswurf, sobald er eintrocknet und Staubform annimmt, der Luft unserer Wohnungen sich beimischen und somit zur Weiterverbreitung der Seuche Gelegenheit bieten muß.

Legen wir uns ferner die Frage vor: Wie ist die parasitäre Natur der Lungenschwindsucht mit der Erblichkeit dieser Krankheit in Einklang zu bringen? — so stehen diese beiden Thatsachen nur scheinbar mit einander im Widerspruch. Was wir Vererbung der Krankheit nennen, ist in diesem Falle nur als eine Vererbung der für das Wachsthum des Pilzes günstigen Bedingungen, als eine erblich überkommene geringe Widerstandsfähigkeit gegen Infection mit dem in Rede stehenden pflanzlichen Parasiten aufzufassen. Je activer und energischer das Zellenleben des Organismus, je größer — um ein der Physik entlehntes Bild zu gebrauchen — die Summe von lebender (potentieller) Kraft und Spannkraft (ruhender Kraft) ist, welche ein Individuum im gegebenen Falle besitzt, um so schwieriger wird bei dem Antagonismus zwischen thierischer Zelle und pflanzlichen Parasiten die Tuberkelinfection zu Stande kommen. Daß übrigens verschiedene menschliche Geschlechter und Familien den Pilzen gegenüber sich ungleich verhalten, dafür haben wir unter Anderem auch eine Analogie in den algerischen Schafen, die im Gegensatz zu den Schafen von französischer und spanischer Race eine höchst bemerkenswerthe Immunität gegen Milzbrand an den Tag legen.

Fragen wir zum Schlusse darnach, welche Vortheile aus den in Obigem geschilderten Untersuchungen über die Krankheitskeime der Lungenschwindsucht sich ergeben werden, so läßt sich die volle Tragweite dieser Entdeckung bis jetzt wohl kaum übersehen; doch ist es, wie Koch mit Recht hervorhebt, zunächst als ein außerordentlicher Gewinn für die Wissenschaft zu betrachten, daß es in diesem Falle zum ersten Male gelungen ist, „den vollen unumstößlichen Beweis für die parasitische Natur einer menschlichen Infectionskrankheit (d. h. einer durch ein specifisches Gift hervorgerufenen, ansteckenden Krankheit) und zwar der wichtigsten von allen vollständig zu liefern". Dieser Beweis war für den Milzbrand allerdings schon früher erbracht; dagegen hatte man

bei einer Anzahl von den Menschen befallenden Krankheiten, wie: Rückfallfieber, Pyaemie, Diphtheritis, Lepra, Gonorrhoe u. s. w. allerdings Bakterien beobachtet, ohne aber das ursächliche Verhältniß zwischen Krankheit und Pilz mit Bestimmtheit nachweisen zu können. Daß die nun über allen Zweifel erhobene Thatsache und die Koch'sche Untersuchungsmethode als Stützpunkt für weitere Forschungen dienen und zu anderen wichtigen Entdeckungen führen werden, läßt sich schon jetzt mit Bestimmtheit vorhersagen. Dem praktischen Arzte bietet die Entdeckung der Tuberkelbacillen insofern ein wichtiges Hülfsmittel, als er durch die mikroskopische Untersuchung des Auswurfs in den Stand gesetzt wird, die furchtbare Krankheit schon in einem frühen Stadium zu erkennen und einer geeigneten Behandlung zu unterwerfen. Denn wenn auch, wie oben bemerkt, der Auswurf den charakteristischen Pilz nicht regelmäßig aufweist, so wird man bei wiederholtem Mikroskopiren doch immer solche Schleimmassen antreffen, welche aus erkrankten Lungentheilen stammen, mit Bacillen durchsetzt sind und daher über die Natur der Krankheit keinen Zweifel bestehen lassen. Aus der mikroskopischen Untersuchung gewisser Geschwülste dürfte sich die tuberkulöse oder nicht tuberkulöse Natur und somit häufig eine bestimmte Anzeige für chirurgische Eingriffe ergeben. — Die wichtigste Aufgabe, die aber nunmehr an die ärztliche Kunst und die Gesundheitspflege herantritt, wird darin bestehen, durch minutiöseste Entfernung und Desinficirung des Auswurfs tuberkulös erkrankter Individuen die Ansteckung zu verhindern und auf diese Weise der Verbreitung der Krankheit entgegenzutreten. Auch verlohnt es sich wohl der Mühe zu untersuchen, ob man nicht durch eine zweckmäßige Lokalbehandlung — etwa durch Einathmung von desinficirenden Substanzen — die Bildung von Sporen (gerade diese Sporen sind es, wodurch der Parasit sich vermehrt und fortpflanzt) in den erkrankten Lungenpartien hintanhalten und somit die gefährliche Seuche buchstäblich im Keime ersticken kann. Eine andere Frage, die ebenfalls in Betracht gezogen werden muß, ist die, ob man nicht durch Herstellung einer Schutzimpfung die Gefahr beseitigen kann.

Literatur und Kunst.

Der Tod auf der Bühne.

Eine dramaturgische Studie von Ludwig Anzengruber.

Es war eine Zeit, da war die Bühne nur mit Teppichen ausgeschlagen, aber je nach den Scenen, die sich davor abspielten, besorgte die Phantasie der damaligen Zuschauer die Decorationsmalerei, sie besorgte auch die regere Theilnahme an der Handlung des Stückes und das Eingehen auf die einzelnen Charaktere desselben, von der leidenschaftlichen Parteinahme für den Helden bis herab zur ungestümen Mißbilligung des Bösewichts, der oft gar bescheiden einer allzu lebhaften Anerkennung seines natürlichen Spieles durch ein Hinterpförtchen entfloh.

Decorationsmaler dürften sich wohl etwas vornehm über diese primitiven Zustände aussprechen, aber Directoren, Dichter und Schauspieler mögen ihre Collegen von damals beneiden, welchen eine so reiche Dotation aus dem Schatze der Phantasie ihrer Theaterbesucher zufiel, während heutzutage Director, Dichter und Schauspieler Alles aus Eigenem bestreiten sollen, weil das Publicum „blasirt" ist.

Damals mochte es geschehen, daß die Zuschauer dem Schauspieler ernstlich zürnten, der durch irgend eine Ungeschicklichkeit den Ernst der Situation störte und damit oft den Erfolg des ganzen Stückes in Frage stellte; heutzutage lacht das Publicum und dankt es oft dem Darsteller, daß er ihm ein Pförtchen geöffnet, durch das es dem manchmal gar steifen Ernste des gestrengen Autors entwischen kann. Heutzutage will die Phantasie erst angeregt, dann geleitet und geführt werden, sie will nicht mehr unbedingt mitthun, sie hat eine Menge Vorbehalte, und dadurch werden die Grenzen des auf der Bühne Darstellbaren immer enger.

Welche Anhäufung von Gräueln vormals einem Tragödiendichter erlaubt war, kann Shakespeares „Titus Andronicus" bezeugen, abgesehen von einzelnen Furchtbarkeiten, wie sie in anderen Stücken vorkamen, etwa die Blendung Glosters im „Lear" mit ihrer haarsträubenden Ausmalung: „Halte Einer den Stuhl, auf deine Augen setze ich den Fuß," „Heraus, du schnöder Gallert!" „Ich hole Flachs und Eiweiß, es auf sein blutiges Gesicht zu legen."

Das durfte damals gewagt werden, jedem Zuschauer thaten dabei seine eigenen Augen weh, er hatte das unangenehme Gefühl, das wir heutzutage noch empfinden, wenn ein Mediciner uns recht anschaulich von einer geschehenen Amputation, Exstirpation u. dgl. erzählt; der Theil, der an dem fremden Körper ein solches Schicksal erfuhr, vibrirt verwandtschaftlich in unserem Organismus nach, aber auf der Bühne darf derlei nicht mehr geboten werden, seit das gruselige Kopfabschneiden zum Paradestückchen der Wirthshaus-Boscos herabgesunken ist.

Man kann diese Abneigung des Publicums gegen derlei grelle Bilder nicht übelnehmen, es liegt eine Läuterung des Geschmackes darin; doch bezichtet man auch eben dieses Publicum der Frivolität, der Abneigung gegen all und jeden Ernst. Vielleicht auch da mit Unrecht, denn was den Geschmack nach der komischen Richtung hin anlangt, so war das Publicum von damals gewiß nicht tugendlicher, wenn auch etwas aufrichtiger, es hat seine Dosis Zweideutigkeiten niche erst in Oblaten eingeschlagen verlangt; daß die Masse des Publicums überhaupt, um es trivial auszudrücken, lieber um zu lachen in das Theater geht, als daß sie an dem Ernsten und Erhabenen sich erbaut, das hat wohl, abgesehen davon, daß das Lachen eine der angenehmsten Erschütterungen, eines Theils in dem wirklichen Bedürfnisse nach Erheiterung seinen Grund, und andern Theils in der höheren Werthung des Ernstes; man will heutzutage nicht mehr landläufig erschüttert werden, man will seine Gefühle, Empfindungen und Thränen nur um das wahrhaft Hohe und Ergreifende aufwenden, und was eben diesen Ernst, wie er unseren Zeiten zu Gesichte steht, betrifft, so dürfte derselbe nur in vereinzelten Fällen geboten worden sein; aber dafür können auch die Dichter nicht, sie mußten sich eben an die gegebenen Muster anlehnen, es ist also vor allen Dingen nothwendig, das nunmehr schlechterdings Undarstellbare zu vermeiden. Es ist nicht möglich heutzutage, wie oben berührt, z. B. einer Person auf der Bühne die Augen ausreißen zu lassen, gut gemacht wäre es ein dem Ernste, der Würde der Kunst nicht entsprechendes Taschenspielerstückchen, stilvoll gegeben, d. h. so gemacht, daß selbst der letzte Galeriebesucher merkt, so arg wird es doch nicht, als sich die da unten anstellen, — dürfte es wohl einen ganz anderen Eindruck als den beabsichtigten machen.

Die Warnung vor derartigen Wagnissen gehört nun freilich zu den gutgemeinten Ueberflüssigkeiten, nur ein noch ungelenkes, gährendes Talent könnte auf derlei verfallen, kein Schauspieler würde sich zur Darstellung verstehen und jeder Director einfach die betreffende Stelle ausmerzen, damit stehen wir aber noch lange nicht an der Grenze des Darstellbaren.

Wenn in jenen guten alten Zeiten eine Person in einem Trauerspiele, nachdem sie Hand an sich selbst gelegt, oder nach irgend einer lebensgefährlichen Bedrohung, war diese nun gehauen oder gestochen, hinfiel wie ein Stück Holz, so war es ein stilles Uebereinkommen, daß besagte Person für todt zu erachten sei, und es brauchte dazu nicht einmal ihrer hingehauchten Versicherung: „Ich sterbe!" oder den Todtenbeschauschrei der Umstehenden: „Er ist todt!"

Es verrückte die Grundstimmung der damaligen Zuschauer gar nicht, wenn nach der Anlage eines Stückes ein Dritttheil der handelnden Personen vor ihren Augen abgethan werden mußte; unserem heutigen Publicum gegenüber ist unbedingt derlei abzurathen, denn es verstößt dies gegen eine der Hauptregeln

der modernen ernsten, dramatischen Muse, ein einmal gebrauchtes Motiv, einen einmal benützten Effect nicht zu wiederholen. Was in dieser Hinsicht dem Komiker recht ist, ist für den Tragiker nichts weniger als billig, sondern kann ihm sehr theuer zu stehen kommen.

Jenem guten alten Uebereinkommen für Einzel- oder Gruppen-Morde stand ein anderes auch für Massen-Abschlachtungen zur Seite. Schlachten kamen häufig vor auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, und hätten daher leider auch noch heutzutage volle Darstellungsberechtigung, doch dürfte hier der Kunst anzurathen sein, mit gutem Beispiele voranzugehen und die Statisten abzurüsten. Man war es allerdings einmal zufrieden, wenn die Comparsen sich wacker herumschlugen, die Feldherren sich mit ihren Schildern anrannten und der Boden sich mit malerischen Gruppen „Gefallener" bedeckte, die Partei, welche gesiegt hatte, ließ das Publicum auch nicht lange im Unklaren über das gesehene Schlachtgemälde, denn sie sagte es fein deutlich, sie habe gesiegt! — Eine noch so geschickt arrangirte Gefechtsscene vermag uns nicht mehr in Aufregung zu setzen; kein Soldat, der irgend eine Action mitgemacht, wird ausrufen können: Ja, ja, gerade so war es dort oder da, wo ich dabei war! Keine Erinnerung wird ihn anfassen an jene Furie des Kampfes, die Tochter der bleichen Furcht und des Selbsterhaltungstriebes, die ihn damals hinriß. Hinfällig sind beide Uebereinkommen, nicht weil wir weniger, nein, weil wir mehr Phantasie haben als unsere Altvordern; aber sie ist realistischer geartet, und darum sind alle einschlägigen Vorführungen immer gefährlich für ein Werk und nur mit äußerster Vorsicht anzuwenden, weil eben das reinliche Morden und Schlachten auf der Bühne in zu crassem Gegensatze mit dem Entsetzlichen, dem unfläthig Grauenhaften der Wirklichkeit steht, um einen der letzteren entsprechenden Eindruck auf uns zu machen.

Nicht einmal ein Schlachtfeld nach geschlagenem Kampfe können wir auf die Bühne bringen. Es ist nicht möglich Leichenhaufen, aus denen wirr die starren Arme und Beine herausragen, aufzuthürmen, nicht möglich, dem Auge das unter diesen Todten begrabene, zertretene, zerrissene, aber noch athmende, zuckende Leben zu zeigen, es ist unmöglich, dem Dialog der siegreichen Führer jene Begleitung zu geben, die er in Wirklichkeit hat, jenen aus tausend wimmernden, stöhnenden und aufschreienden Lauten gebildeten Accord des Jammers, wie er über das weite Blachfeld streicht, — o, könnte man das, getreu, es wäre mehr damit gethan, als mit allen Predigten der Friedensapostel!

Damit sei nicht gesagt, daß das Gebot: „Du sollst nicht tödten", auch auf der Bühne unumschränkte Geltung haben soll; durch die Bühne soll ja eben das Leben wiedergespiegelt werden, und in demselben haben ja bekanntlich alle göttlichen und auch menschlichen Gesetze nur relative Geltung von Fall zu Fall. Wer möchte auch einem Autor Mord- und Todtschlag übelnehmen, wenn etwa gerade ein College durch die Mißachtung des Gebotes: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hausfrau", Triumphe feiert! Das sei aber hier zu constatiren erlaubt, daß nach der heutigen Geschmacksrichtung das reinliche Morden und Schlachten hart an der Grenze des Darstellbaren steht und daher derlei Vorführungen nur mit besonderer Vorsicht zu geschehen hätten.

Das Publicum von damals fand es nicht bedenklich, wenn in einem Trauerspiele jeder Act sein Opfer forderte, und wenn vor seinen Augen die Leiche Cäsars einen halben Act lang auf der Scene liegen blieb; einem modernen Autor dürfte dagegen zu rathen sein, haushälterischer mit den handelnden Personen seines Stückes umzugehen, blutige Thaten rasch geschehen zu lassen und ebenso rasch das Bild dem Auge des Zuschauers zu entziehen, denn, wie bemerkt, das Publicum von heutzutage hat eine realistisch regere Phantasie wie jenes von dazumal; verloren hat daher jener Autor, der sich vergißt, ein derartiges Bild zu lange stehen läßt und immer erörtert, als wollte er eben der Phantasie seiner Zuschauer gar nichts überlassen, gewonnen hat aber jener, welcher rasch und mit vollen Accorden schließt und auf das Ausklingen in den Gemüthern seines Auditoriums rechnet. Der Unbeholfenheit, die nicht mit raschem Griffe abbrechen kann, wo der Effect nicht mehr zu überbieten ist und beim Fortspinnen der Handlung nur die Reaction gegen die Aufregung eintreten muß, verdankt manche tüchtige Arbeit eine laue Aufnahme, während gerade durch jene Schlagfertigkeit manch mittelmäßiges Produkt bis zur Ueberschätzung sich hinanschwindelt.

Nun sei nur noch eine Schlußbemerkung gestattet: ein aufmerksam lesender Hörer dieser gedruckten Plauderei könnte vermeinen, er habe mich über logischer Begriffsverwirrung ertappt, indem ich Eingangs dieser Auseinandersetzung sagte, die Phantasie des heutigen Publicums wolle erst angeregt, dann geleitet und geführt werden, und jetzt zum Schlusse mit dem guten Rathe angerückt komme, sie frei laufen zu lassen. Aber ich verwahre mich dagegen, hier in einen Widerspruch gerathen zu sein: die Phantasie des naiven vorzeitigen Publicums bedurfte keiner Leitung, sie ging eben beinahe auf alle dichterischen Voraussetzungen, auf alle, auch primitiven bühnlichen Behelfe gern und willig ein; daß das bei den dermaligen Theaterbesuchern nicht mehr der Fall sei, das hat wohl mancher Autor schaudernd selbst erlebt und leider war es auch in den Zeitungsblättern zu lesen. Gerade in dem Anregen, Leiten und Führen der Phantasie des Zuschauers bis zu dem Punkte, wo sie ganz im Banne der gegebenen Voraussetzungen, freiwillig sich als Arbeitskraft dem Dichter zur Seite stellt und ihm ermöglicht, hohe und höchste Aufgaben zu lösen, in dieser Führung, eigentlich Bestrickung, liegen alle Zielpunkte der modernen dramatischen Kunst.

Unsere großen Musikerbiographien und Pohls „Haydn".

Von G. Doempke.

Durch ein wenig günstiges Geschick ist von allen unsern größten Componisten Joseph Haydn der letzte, dessen Biographie man mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu bearbeiten unternommen hat. Es schwebt überhaupt ein gewisser Unstern über den großen monumentalen Biographien unserer musikalischen Klassiker. Daß man erst mit diesen Biographien der Hauptsache nach völlig ins Reine kommen müsse, ehe an eine wirkliche kritische Geschichte der Musik in den letzten Jahrhunderten zu denken sei, war ein vortrefflicher, durchaus stichhaltiger Gedanke, und wie hoffnungsvoll, wie herrlich war der vor zweieinhalb Jahrzehnten erfolgte Anfang seiner Verwirklichung! Es versteht sich, daß damit Jahns epochemachende Mozart-Biographie (1856—1859, 2. Auflage 1867) gemeint ist. Vielleicht gibt es gleich uns noch andere Leute, welche heute nach jahrelangem, periodenweise wiederholtem Nachlesen, allmählich von der Revisionsbedürftigkeit selbst dieses Meisterwerks an mehr als einer Stelle überzeugt sind. Allein welch ein Genuß war uns einst und ist uns für immer dieses Denkmal deutscher Tiefe und deutschen Fleißes! Bekannt ist, daß Jahn, wie er in der Vorrede zu „Mozart" erzählt, von Haus aus eigentlich Beethovens Biographie schreiben wollte, aber bald einsah, daß es unmöglich sein würde, das, was dieser Neues und Großes geschaffen hat, vollkommen begreiflich zu machen, ohne die Leistungen Mozarts klar zu übersehen, dessen Erbschaft Beethoven angetreten. Mehr noch als der traurig frühe Tod Jahns (1869) war es gewiß dessen Stellung und Pflicht als einer der größten deutschen Philologen, was die Erfüllung des von Vielen gehegten Wunsches, Jahn möchte nun auch noch an die Beethoven-Biographie gehen, unmöglich machte. Sodann aber der Umstand, daß mittlerweile in den sechziger Jahren zwei andere Männer, allerdings ihrerseits durch Jahn wesentlich angeregt und persönlich unterstützt, ihre Forschungen jenen noch wenig bebauten Gebieten zuzuwenden begonnen hatten, und zwar nach gewissen Seiten in so vertrauenerweckender Weise, daß Jahn, der, abgesehen von seiner großen Arbeitslast bereits sehr kränkelte, seine eigenen Pläne von ehemals wohl getrost aufgeben oder doch auf eine hülfeleistende Mitthätigkeit beschränken

zu dürfen glaubte. Diese beiden Männer sind bekanntlich für Beethoven der Amerikaner A. W. Thayer und für Haydn C. F. Pohl, der Archivar der „Gesellschaft der Musikfreunde" in Wien.

Der Unstern, von dem wir oben sprachen, hat nun unleugbar die Beethovenbiographie schwer getroffen und Jahn, dessen bedeutende Sammlungen und Vorstudien allerdings unmittelbar in die Arbeit Thayers übergingen, ist durch diesen mit nichten annähernd ersetzt worden. Es ist eigentlich sehr undankbar, dies auszusprechen, da das Verdienst der überaus sorgfältigen Forschungen Thayers, der denselben so ziemlich die Muße seines ganzen Lebens und sehr große materielle Opfer gewidmet hat, ein ganz kolossales ist, dergestalt, daß, wie die Sachen heute liegen, sein fast überall wichtige Punkte berichtigendes Buch in erster Linie, ja beinahe einzig heranzuziehen ist, wo es sich um Beethoven den Menschen handelt. Allein schon das ganz ungewöhnlich langsame Fortschreiten seines Werkes war und ist für die Mitwelt kein kleines Uebel. Die bisher erschienenen drei Bände sind in Zwischenräumen von sechs und sieben Jahren erschienen (1866, 1872 und 1879) und reichen dabei erst bis 1816. Das so überaus wichtige letzte Decennium des Meisters steht also noch aus; bis der Schlußband erschienen sein wird, befindet sich der Musikfreund dieser Periode von Beethovens Leben gegenüber in einer nicht geringen Rathlosigkeit. Die Beethoven-Biographie von L. Nohl ist freilich längst fertig und für die letzten elf Jahre ist man vor der Hand gezwungen, auf dieselbe zu recurriren, da ihre Materialsammlungen von Wichtigkeit sind. Der Mangel an wissenschaftlicher Methode, die bekannte Neigung zu tendenziöser Behandlung und klingelnder Rhetorik machen jedoch dies Werk so ziemlich zum Gegentheil dessen, was Thayer mit seiner Arbeit erstrebt. Ein zweites Uebel des für seine Zwecke epochemachenden Thayerschen Werks, ein praktisches Uebel wenigstens, ist die absichtliche Beschränkung des Autors auf das rein Biographische. Eine kunsthistorische Analyse von Beethovens Compositionen lag ganz außerhalb seines Plans. Zum Vorwurf kann man Thayer diese bewußte Beschränkung, zu der er seine guten Gründe hatte, nicht machen. Allein für das musikalische Publicum und selbst für den Fachmann und den Musikhistoriker ist durch diese Einseitigkeit eine Complicirtheit und Weitschichtigkeit in die Beethoven-Literatur gekommen, welche erfahrungsgemäß von solcher Lectüre abzuschrecken pflegt. Um so mehr, wenn Werke wie das Thayersche ihr Forschungsmaterial fast durchweg in schwerfälliger, wenig verarbeiteter und gesichteter Form ausbreiten. Thayers drei Bände werden erstaunlich wenig gelesen, von Fachmusikern beinahe noch weniger als vom größeren Publicum. Tagtäglich kann man in Lexicis, in Tagesrecensionen, in mündlichen Aeußerungen die alten Dinge wieder hören, welche bei Thayer längst berichtigt oder modificiert sind. So beschämend diese Undankbarkeit der Welt gegen so große Verdienste eines grundlegenden Werkes auch ohne Zweifel ist, eine Entschuldigung, wenn auch eine ungenügende, liegt immerhin, für das Publicum wenigstens, in dem einstweilen eigenthümlich schwierigen Zustande dieses literarischen Apparats. Wenn Zeitungsnotizen richtig gemeldet haben, liegt Thayer nun gar seit längerer Zeit schwer erkrankt darnieder. Bereits die lange Verzögerung der letzten Bände war (laut einer Entschuldigung in der Vorrede) zum Theil durch eine sehr gefährliche Krankheit veranlaßt, welche allen Bemühungen des Verfassers beinahe ein Ziel gesetzt hätte, zum andern Theile allerdings durch die fortwährend sich steigernde Last seiner amtlichen Obliegenheiten (der jetzt 64jährige Verfasser ist amerikanischer Consul in Triest). Kurz, Alles in Allem wird selten eine moderne Künstlerbiographie von so viel Mißgeschick heimgesucht worden sein als die Beethovens, und die Trauer darüber steigert sich, wenn man Jahns Neffen, Professor Michaelis, an verschiedenen Orten berichten hört, der Verstorbene habe die Beethoven-Biographie, von der er noch nichts ausgearbeitet, bereits fertig im Kopfe gehabt. Kunstgeschichtlich ist es unter Anderm ganz besonders die strenge und besonnene Würdigung der sogenannten dritten Periode von Beethovens Schaffen, auf welche man von Jahn hatte rechnen dürfen, und an welcher sich statt dessen seit Jahrzehnten eine so erschreckliche Phrasenfabrikation in unserer Literatur breit gemacht hat.

Wesentlich günstiger, um endlich auf unser engeres Thema zu kommen, liegt die Sache gegenwärtig bei Jos. Haydn. Soeben ist von C. F. Pohls Haydn-Biographie der langerwartete zweite Band erschienen. Eine so weitschichtige Theilung der Arbeit wie bei Beethoven ist hier nicht eingetreten; Pohl ist unser gründlichster Haydn-Kenner sowohl in Bezug auf das Leben als auf die Werke seines Helden, und gerade an der Darstellung des werdenden Meisters der Symphonie und des Quartetts war ihm am meisten gelegen. Er macht dabei so viel wie möglich auf solche Werke desselben aufmerksam, welche durch Vervielfältigung sich erhalten haben und der Oeffentlichkeit noch heute zugänglich sind. An ihrer Hand, mit Beachtung ihrer chronologischen Folge und mit einiger Berücksichtigung dessen, was Haydn an gleichartigen Werken vorlag, verfolgt er das allmähliche Keimen und Blühen seines Schaffens, die vielen flüchtigeren Erzeugnisse nur kurz und summarisch, die wichtigeren eingehender behandelnd. Sodann ist das Pohl'sche Werk, wenn auch weder dem Stoff und dem Quellenzustande nach, noch in Disposition und Darstellungskunst von dem eminenten Reiz und der bewegten Mannichfaltigkeit des Jahn'schen, doch bei weitem übersichtlicher, glatter und leichter lesbar als das Thayersche. Die Sprache ist nicht ganz frei von leichten Incorrectheiten, aber, wo es irgend anging, voller Wärme und Schwung, zuweilen nicht ohne den entsprechenden leichten Anflug von Humor. Ein paar trockenere Partien waren für die Zwecke des Verfassers kaum vermeidlich. Mit hoher Bescheidenheit hat sich Pohl in der Vorrede zum ersten Bande über die ganze Schwere und Verantwortung der von ihm übernommenen Aufgabe ausgesprochen, eine Biographie des volksthümlichsten unserer großen Musikheroen zu liefern, und zwar als Nachfolger O. Jahns zu liefern, von dem die musikalische Welt die Lösung dieser Aufgabe erwartet hatte.

Aber auch das Pohl'sche Werk läßt wie das Thayer'sche gar lange auf seinen Abschluß warten, obwohl hier „das ganze nöthige Material" längst beisammen ist. Sein zweiter Band reicht erst bis zur Abreise Haydns nach London (1790); er enthält keine Vorrede, welche uns eine Erklärung dafür gäbe, warum ähnlich wie bei dem Thayer'schen Werk es eines Intervalls von sieben Jahren seit dem ersten Bande (1875)*) zu seiner Veröffentlichung bedurfte. Der bei weitem reichste und bewegteste Theil von Haydns Künstlerleben steht also leider noch aus. Der nächste Band soll den für sein Geschick epochemachenden zweimaligen Aufenthalt in London und noch die Jahre in Wien bis inclusive der ersten Aufführung der „Schöpfung", erst der vierte dann die „Jahreszeiten" und die letzten Lebensjahre enthalten. Ohne Zweifel wird das Tempo, in dem diese letzten Bände folgen, ein ungleich schnelleres sein. Ein Theil des noch Fehlenden, die Geschichte der beiden Reisen nach London, ist ja vom Verfasser bereits mit ungemeinem Fleiße geschrieben und zur Einverleibung in das Hauptwerk wahrscheinlich nur ein wenig umzuarbeiten, zu sichten, resp. zu erweitern. Es ist dies die werthvolle, aus mehrjährigem Aufenthalt in London erwachsene, freilich etwas materialbepackte Monographie „Mozart und Haydn in London" (1867), zu der ihn ebenfalls Jahn ermuntert hatte und in Folge deren dieser einen an ihn selbst von Breitkopf und Härtel ergangenen Antrag ablehnte und dafür den jüngern Genossen zur Uebernahme der großen Haydn-Biographie vorschlug. Ueberdies war die am wenigsten bekannte aber bedeutungsvolle fast 30jährige Periode in Eisenstadt und Esterház (1761—90), welche den Hauptgrund zur künstlerischen Ausbildung Haydns legte, für den Biographen

*) Die auf dem jetzigen Umschlag des ersten Bandes zu lesende Jahreszahl 1878 kann den Unkundigen, wenn er die Vorrede nicht liest, leicht irre führen und erklärt sich dadurch, daß das Werk in jenem Jahre aus dem ursprünglichen Verlag in Wien in den von Breitkopf und Härtel in Leipzig übergegangen ist.

die schwierigste. Der heillosen Verwirrung der willkürlich angenommenen durcheinanderlaufenden Opuszahlen haben die beiden ersten Bände Pohls in höchst verdienter Weise, so weit es irgend möglich war, ein Ende gemacht. Bei den Jugendwerken bleibt freilich Manches unsicher. Von 1766 an aber tritt so ziemlich volle Klarheit über die Authenticität und die Chronologie der Haydn'schen Werke ein; ein lang ersehntes, ausgezeichnetes thematisches Verzeichniß der Compositionen von 1766—90, nach den verschiedenen Gattungen geordnet, ziert den Anhang des zweiten Bandes.

„Ich dachte mir Haydns Leben so darstellen zu müssen," sagt der Verfasser, „daß auch der Nichtmusiker Interesse daran nehmen könne. Nicht um Haydn allein handelt es sich hier, vielmehr war auf die ganze Zeit, soweit sie musikalisch auf ihn einwirken mußte, Rücksicht zu nehmen." Für den Erfolg und die rechte Wirkung in weiteren Kreisen, die hier so löblich erstrebt wird, ist nun aber gerade bei dieser Biographie der Umstand ihres späten Erscheinens leider wenig günstig. Denn es läßt sich nicht bestreiten, daß das praktische, das unmittelbar lebendige Interesse für Haydns Kunst in den letzten Jahrzehnten nicht zu-, sondern abgenommen hat. Zum Theil sind die Ursachen dieser Erscheinung allerdings traurig und hängen mit der modernen musikalischen Ueberreiztheit zusammen; zum anderen Theil aber ist es ganz im Allgemeinen die rapide musikalische Kunstentwickelung des letzten Jahrhunderts und die vergängliche Natur der Musik überhaupt, welche uns ohne unsere Schuld einem sehr großen Theil der älteren Compositionen Haydns entfremdet und selbst für manche seiner noch frisch blühenden späteren Werke, wenn wir sie auch lieben und in Ehren halten, doch nicht mehr leicht jenes eingehende und gespannte historische Detailinteresse hegen läßt, welches sie an sich verdienen und welches ihnen vor einigen Jahrzehnten, als Haydn noch in Haus und Concertsaal unbedingter dominirte, ohne Zweifel reichlich entgegengetragen worden wäre. Dieses unmittelbare praktische Interesse aber, wie werthvoll ist es für die Aufnahme, für die Wirkung eines Buchs! So sehr C. F. Pohl Recht hat, wenn er in der Vorrede sagt: „Werke der Vergangenheit immer nur an den Erzeugnissen der Gegenwart abzuwägen (und kein Kunstzweig hat mit diesem Uebel mehr zu kämpfen, als eben die Musik), ist ebenso unvorsichtig als ungerecht und läßt uns in vorhinein so manchen Genusses verlustig werden", — so trägt an diesem Uebel der Einzelne, indem er ihm bis zu einem gewissen Grade wenigstens verfällt, doch wenig Schuld. Manches, was einst durch Neuheit und Glanz überraschte, kann diese Wirkung heute nicht mehr machen. So abgesperrt ist unsere heutige musikalische Erziehung nun einmal nicht von den Gewohnheiten und Einflüssen des modernen Musikwesens, daß die Gefahr jenes Verlustes, an den Pohl mit Recht gemahnt, völlig zu besiegen wäre. Damit soll der krankhaften Blasirtheit, der es im Dunste der äußersten Chromatik und Enharmonik am wohlsten ist, gewiß nicht das Wort geredet und nicht bestritten werden, daß die Musicirenden von heute besser thäten, eine strengere und gesündere, stufenmäßige Folge in dem Genusse unserer musikalischen Literatur einzuhalten.

Das Höchste und Echteste vergangener musikalischer Jahrhunderte freilich wird vom Geschmackswandel weniger berührt. Mit einem non plus ultra von Schönheit, wie es die „Jahreszeiten" repräsentiren, mit den reizendsten unter den zahllosen Symphonien Haydns und mit einem paar Dutzend seiner Streichquartette hat es gewiß keine Noth. Aber die geringeren Werke in diesen Gattungen, dann die vielen Sonaten, Phantasien, Concerte, Serenaden, Cassationen, Divertimenti u. s. w. — endlich die zahllosen Duos, Trios, darunter eine Menge für heute gar nicht mehr gebräuchliche Instrumente geschrieben (besonders für das Baryton, das Lieblingsinstrument des Fürsten Esterhazy) — wie viele Musikfreunde haben selbst beim besten Willen noch die nöthige Ruhe und — Zeit für eine einigermaßen vollständige Kenntniß all dieser Dinge? Schon überhaupt gehört Musik mit nichten, wie die Poesie zu den unbedingten Erfordernissen der allgemeinen menschlichen Bildung, um wie viel weniger eine einigermaßen ausgebreitete literarische Belesenheit in der Geschichte dieser Kunst. Da darf es denn ein Glück heißen, wenn wenigstens eine der musikalischen Zeitströmungen dem antiquarischen Musikgelehrten etwas zu Hülfe kommt. So ist es bei Seb. Bach, trotzdem sich seine Popularität mit der Haydns nicht vergleichen kann. Der Einfluß dieses Gewaltigen begann besonders nach dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts immer mehr zu steigen, bei Schumann, Mendelssohn, Brahms und manchen Andern spielt er, wie man weiß, eine große Rolle; mit jedem Jahrzehnt wächst die Verbreitung seiner so lange vergrabenen zahlreichen Kirchenwerke. Schöpfungen wie die Hmoll-Messe, das Magnificat und zahllose Cantaten sehen wir erst in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr in weitere Kreise dringen; eine monumentale Gesammtausgabe wächst auf Dutzende von Folianten an; lokale Bachvereine werden gegründet; Debatten und Zweifel über wichtige Principien- und Einzelfragen kommen dabei in Fluß — welch eine geeignete Zeit für das Erscheinen einer mehrbändigen ausführlichen Biographie! Leider fließen die Quellen über diesen Altmeister in vieler Beziehung nur spärlich, und auch im Uebrigen ist ihm nicht gerade ein Jahn zu Theil geworden. Die zwei dicken Bände der Spitta'schen Biographie (1873—1880), ein Zeugniß liebevollsten, ganz außerordentlichen Fleißes, sind zwar für die Beschäftigung mit Bach heute ganz unentbehrlich, Auffassung und Urtheil jedoch zum Theil sehr zur Ueberschwänglichkeit geneigt und jedenfalls revisionsbedürftig, die stofflich-evangelische Tendenz aber in ihrer Craßheit geradezu ästhetisch bedenklich.

Schon von dem volksthümlichen Händel, dessen Werke allerdings ebenfalls zur immer allgemeineren Pflege großer Chormusik und gediegenen Musiksinnes in unserm Jahrhundert besonders mächtig beigetragen haben, der aber selbst in Deutschland, geschweige denn in England nie so wie die Bach'sche Cantate vernachlässigt worden war, kann man, trotz der großen Händel-Ausgabe kaum sagen, daß das praktische Interesse für ihn gerade in den letzten Jahrzehnten so besonders gestiegen sei! Im Gegentheil ist man wenigstens in Deutschland gegen das mancherlei Typische seiner Werke bei aller Verehrung heute empfindlicher geworden und läßt sich von dem befangenen panegyrischen Enthusiasmus der Gervinus und Chrysander nicht verhindern, Unvergänglichstes und Herrlichstes in seinen Werken von dem flüchtigeren und nicht selten auch etwas modischen Mittelgut seiner ungemein schnell arbeitenden Muse näher zu unterscheiden. Trotz des Mißtrauens, welches man mit Recht gegen gewisse Seiten der Biographie von Chrysander hegt, ist es indessen bei dessen umfassender stofflicher Kennerschaft in einer so wichtigen Materie sehr zu beklagen, daß sein Werk ebenfalls so langsam fortschreitet (1. Band 1858) und seit 15 Jahren der Fortsetzung harrt, so daß die wichtigste, reifste Periode Händels, von seinem Uebergang zum Oratorium an, vom Verfasser in der ersten Hälfte des 3. Bandes (1867) nur gerade erst begonnen ist.

Noch weniger ist von Haydn zu behaupten, der seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts mit unendlichem Behagen und auf alle Arten genossen und verehrt worden ist, daß das unmittelbare praktische Interesse heute für ihn sich auf seinem Gipfel befinde. Es gibt heute Bachianer, Händelianer, es gibt besondere Schwärmer für Mozart, Beethoven, Schumann, dagegen eine ganz besondere Haydngemeinde gibt es zur Stunde nicht mehr. Etwas von solcher besonderen Vorliebe aber ist, wenn nicht bei dem Forscher, so beim Publicum beinahe die Voraussetzung für das Studium dickleibiger Bücher. Es kommt hinzu, daß ein beträchtlicher Theil von den Werken Haydns Individuen einer Gattung und einer musikalischen Ideenwelt sind, welche uns bei Mozart und Beethoven in ihren früheren Werken noch wesentlich innerhalb derselben Weise und derselben Grenzen, vielleicht nur um eine Nüance weniger original, begegnen, so echt und unwiderstehlich waren die von dem Vater der neuen Richtung gegebenen Anregungen. Könnten doch manche holden Sätze der ersten Beethoven'schen Duos, Trios und Quartette geradezu von dem späteren Haydn geschrieben sein. So gesund und tief begründet dieses historische Verhältniß erscheint, eine mehr abge-

schlossene Individualität, deren Gesicht wir auf den ersten Blick erkennen und sonst nicht leicht irgendwo mehr antreffen, wird immer specieller und enger das Interesse weiterer Kreise anlocken, als eine für den oberflächlichen Blick so gar nicht sensationelle, aus kleinen kerngesunden Keimen in stetiger, nachhaltiger Allmählichkeit zu herrlichster Blüthe gelangte, zugleich aber fast überall schon über sich hinausweisende Kunsterscheinung, wie Jos. Haydn. Der Ausgang seiner Entwicklung bedeutet unserer heutigen Erfahrung so sehr zugleich den Eingang zu der Wunderwelt Mozarts und Beethovens, daß wir zu der früheren Haydnschen Kunst ein etwas ungeduldiges Verhältniß haben.

Auch von Haydn gibt es bei alledem Werke genug, welche entweder wie die „Jahreszeiten" schlechthin einen von keinem Andern wieder erreichten Gipfel einer Kunstgattung bilden, oder die künstlerische Individualität ihres Schöpfers in unvergleichlich prägnanter Art zum Ausdruck bringen, und wir sind mit Riehl und Pohl überzeugt, daß auch von dem vormozartischen Haydn, wenigstens dem der siebenziger und achtziger Jahre, sehr Vieles noch heute einen recht positiven, keineswegs blos historischen Werth besitzt. Ueberhaupt soll mit obigen Bemerkungen selbstverständlich einer unserer größten und köstlichsten Meister nicht irgendwie degradirt, vielmehr nur die Schwierigkeit angedeutet werden, mit der heute ein Buch wie das Pohl'sche bei einem größeren Leserkreise, und namentlich bei den heutigen Künstlern, zu kämpfen hat. Wie es damit jedoch praktisch auch stehen mag: wissenschaftlich betrachtet — und diesen Standpunkt haben wir schließlich dem Werke gegenüber allein einzunehmen — wissenschaftlich kann die Wichtigkeit einer exacten und urtheilsreifen Haydn-Biographie gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Denn Riehl wird so ziemlich Recht haben, wenn er (schon vor dem Erscheinen des Pohl'schen Werkes) einmal gesagt hat, es gebe in der ganzen Musikgeschichte weder vor- noch nachher einen Meister, welcher so radical eine neue Periode begründete, wie Jos. Haydn. Die fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts, in welchen Bach und Händel starben und Haydn seine ersten Streichquartette schrieb, bezeichnen den Wendepunkt der zwei größten musikgeschichtlichen Epochen. Die herrschenden Kunstformen, die Technik, das Ideal, das Verhältniß der Kunst zum Publicum, die sociale Stellung der Künstler, die nationale und die internationale Stellung der deutschen Musik, Alles wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts anders.

(Schluß folgt.)

Memoiren eines Deutschamerikaners.

Von E. Schläger.

Die Jahrhunderte vor der Reformation, jene glücklichen Zeiten, in welchen das Latein die einzige und daher gemeinsame Sprache der Gelehrten war, hatten ihre internationalen „fahrenden" Professoren und Schüler. Im 17. und 18. Jahrhunderte gab es eine neue Klasse von Internationalen, die der Höfe. Wir meinen damit nicht sowohl die Diplomaten, sondern jene aus Literat und Abenteurer gemischten Vorläufer Voltaires und Rousseaus, welche für die gekrönten Häupter jener Zeit die Mode- und Bildungselemente vermittelten, deren Entwicklungsfeld damals Paris und Versailles waren. Voltaire und Rousseau bezeichnen das unabhängig gewordene, zu den Höfen und zur vornehmen Gesellschaft in Gegensatz getretene Schriftstellerthum, dessen Forum die Gebildeten aller Nationen ausmachten. Man könnte die Beiden als die mächtigen zugleich Vorläufer und Erzeuger jener zahlreichen Gattung größerer und kleinerer Autoren und Journalisten ansehen, welche sich heutzutage als die Internationalen der Massen charakterisiren, insofern sie den geistigen Stoffwechsel zwischen verschiedenen Völkern, ja verschiedenen Continenten vermitteln. Besonderes Interesse verdient unter diesen die deutsch-amerikanische Species. Die Wirksamkeit derselben in den Vereinigten Staaten, in welchen sie nicht nur als Vertheidiger deutschen Wesens, sondern auch als Eroberer und Ausbreiter wesentlicher Seiten desselben unter den Anglo-Amerikanern Großes geleistet hat, ist bis jetzt nur unvollkommen in Monographien geschildert. Der Rolle dagegen, welche nach Deutschland zurückgekehrte Literaten sowohl in der deutschen Presse wie auch als feste Correspondenten der deutsch-amerikanischen spielen, ist fast gar keine Aufmerksamkeit geschenkt. Und doch läßt sich der größere Raum, welchen amerikanische Dinge seit einigen Jahren in den Zeitungen, z. B. Berlins einnehmen, auf die Thätigkeit solcher Zurückgekehrter zum größten Theile zurückführen. Unter ihnen hat Heinrich Börnstein, der seit 1862 von dem Schauplatz seines Ruhmes und seiner Erfolge in St. Louis plötzlich wie in einer Theaterversenkung verschwand, auf eine hervorragende Stelle Anspruch und seine in zwei Bänden neulich erschienenen: „Fünfundsiebzig Jahre in der Alten und Neuen Welt eines Unbedeutenden" (Leipzig, Otto Wigand) Memoiren sind eine werthvolle Bereicherung auf einem bisher vernachlässigten Gebiete. Für uns ist eben deshalb der zweite Band der wichtigere, weil er die Jahre von 1849 bis 1862, die Zeit der amerikanischen Laufbahn Börnsteins umfaßt. Der erste ist zwar nicht weniger anziehend, er dient sogar oft dem zweiten als Erklärung und Voraussetzung, aber die darin geschilderten Ereignisse haben nicht den Specialitätscharakter internationaler Thätigkeit, um den es uns jetzt zu thun ist, und von dem nur die letzten Jahre seines Wirkens in Paris eine Vorstufe und Einleitung bilden. Seit 1842 nämlich ist Börnstein in steter Verbindung mit der deutsch-amerikanischen Journalistik geblieben und er hat deshalb volles Recht, sich als den Veteranen derselben zu betrachten.

Als Vorschule zu der späteren Leitung des von 1850 bis 1862 einen so bedeutenden Einfluß ausübenden „St. Louiser Anzeiger des Westens" dienten ihm ferner Mitarbeiterschaften an Bäuerles Theaterzeitung in Wien und die Redaction des von ihm selbst mit Meyerbeer'schem Gelde in Paris 1844 gegründeten radicalen „Vorwärts", an dem ein großer Theil der großen Namen der Halle'schen und der deutsch-französischen Jahrbücher sich betheiligte. Nach einem kurzen medicinischen Intermezzo (aus dem Anfangs versuchten Farmerleben in Highland, Illinois, wurde eine ärztliche Thätigkeit) übernahm Börnstein zunächst die Redaction und nicht lange darauf das ganze Geschäft des „Anzeigers", der damaligen deutschen Hauptzeitung von St. Louis und des Westens überhaupt. Zu welcher Höhe der Verbreitung und des politischen Einflusses die Zeitung in wenigen Jahren durch ihn gehoben wurde, beweist das ihm schon 1857 gemachte Angebot von 60,000 Dollaren für ein Geschäft, welches er für 6000 Doll. im Jahre 1851 gekauft hatte. Allerdings sind ähnliche und größere Steigerungen des Geldwerths deutsch-amerikanischer Zeitungen auch in Chicago, New-York, Philadelphia u. s. w. zu verzeichnen, und in manchen Fällen ist nur das Wachsthum des mit der raschen Zunahme der Bevölkerung sich vermehrenden Leserkreises die Ursache davon gewesen. In Börnsteins Falle waren es jedoch großentheils die durch ihn geschaffenen Verbesserungen der Zeitung in Ton und Inhalt, welchen man trotz der ihr erstehenden Concurrenzblätter (z. B. der „Westlichen Post") ihren außerordentlichen Erfolg zuschreiben muß. Als ein gleich im Anfang durchschlagendes Mittel bezeichnet Börnstein den im Feuilleton erschienenen Originalroman aus seiner Feder „Die Geheimnisse von St. Louis". (Es verdient hervorgehoben zu werden, daß nach einer nur einige Jahre anhaltenden, durch Prämien hervorgerufenen Production von deutsch-amerikanischen Originalromanen selbst die größten Blätter in den Vereinigten Staaten sich heute wieder mit dem Nachdruck in Deutschland entstandener genug sein lassen.) In Bezug auf die Reinigung des von Anglicismen schrecklichster Art durchzogenen Zeitungsdeutsch erwarb er sich große Verdienste, sowie für die Erhaltung der deutschen Sprache überhaupt durch Gründung deutsch-amerikanischer Schulen im Anschluß an die seit 1849 überall aufspringenden Freimänner- (oder Freidenker-) Vereine. Diesen Schulen, welche später dem Organismus der öffentlichen Gemeinde- oder Freischulen einverleibt wurden, ist die Aufnahme des Deutschen in den Lehrplan derselben hauptsächlich zuzuschreiben.

Für die Erziehung der Erwachsenen in sprachlicher und ästhetischer Hinsicht arbeitete er mit seiner talentvollen Frau an der Herstellung einer guten deutschen Bühne. Seine in Wien, Lemberg, Triest, Linz und Paris gemachten Erfahrungen als Theaterdirector und Regisseur kamen ihm dabei außerordentlich zu Statten. Bald stand St. Louis durch die Gesammtleistungen seiner deutschen Schauspieler allen andern Städten voran und die von 1858 bis 1861 dauernde Blüthe hat auch nachher nirgends ihres Gleichen gesehen.

Natürlich waren alle diese Erfolge nur möglich gewesen durch die seit 1848 massenhaft einströmende und bedeutende geistige und künstlerische Kräfte aller Art enthaltende deutsche Einwanderung. Die Achtundvierziger, oder die Grünen, wie sie die früher Eingewanderten oder die Grauen nannten, bildeten ein Ferment, eine Triebkraft, welche nicht allein in den Deutschamerikanern, sondern in den Amerikanern überhaupt große und wohlthätige Veränderungen hervorbrachte. Börnstein machte sich gewissermaßen zum Chorführer dieser Bewegung, hielt sich jedoch gleich von Anfang an von den Excentricitäten des Flüchtlingswesens frei, das erst nach Jahren sein europäisches Heimweh und seine Revolutions-Illusionen verlor, um dann in der politischen und socialen Arbeit des neuen Vaterlandes ein reiches und dankbares Feld zu finden. Börnstein nahm schon 1850 eine Art versöhnender Mittelstellung zwischen „Grünen" und „Grauen" ein. Theilweise erklärte sich dieselbe aus seinem im Verhältniß zu dem der meisten anderen „Grünen" vorgeschrittenen Alter (er zählte bereits 45 Jahre, als er die Redaction des „Anzeigers" antrat), andrerseits auch aus seinem längeren Aufenthalte in Paris und seinem dort namentlich 1848 gewonnenen Einblicke in die Thorheiten deutscher Revolutionäre wie in die großen geschichtlichen Factoren im Leben der Völker. Der Anblick des Junikampfes zwischen Arbeitern und Bourgeoisie in Paris hatte seine Hoffnungen auf irgend welches tausendjährige Reich bedeutend herabgestimmt. Er war nach den Vereinigten Staaten gegangen, nicht um dort für Revolutionsvorbereitungen zu wirken, sondern um sich vom „erlebten Graus" zu erholen und sich eine neue harmlose Existenz als Farmer oder Händler im Hinterwalde zu gründen. Diese von Anfang an eingehaltene Reserve den Bestrebungen Kossuths, Kinkels und Göggs gegenüber, sowie sein die gewöhnlichen Mittel, sich populär zu machen, verschmähendes Wesen erklären zum Theil wenigstens den Mangel jener dem Führer begeistert folgenden und treu bleibenden Anhängerschaft, welcher uns später in dem für den „Anzeiger" so verhängnißvoll endenden Kampfe zwischen den Blair-Leuten und den Fremont-Anbetern vom August 1861 bis 1863 so auffällig entgegentritt. Allerdings haben viele der deutsch-amerikanischen Popularitätshelden, welche die Gunst der Massen durch häufigen Verkehr mit denselben in den Wirthshäusern cultiviren zu müssen glaubten, diese Gunst mit dem Verlust ihrer Gesundheit bezahlt und Börnstein hat gewiß Recht sich Glück zu wünschen, dem Dämon des sogenannten Trink- und „Treat-" (Traktir-) Systems kein Opfer dargebracht zu haben. Daß trotzdem sein persönlicher Einfluß, allerdings immer mit Hülfe der Zeitung, bis 1861 in fortwährendem Steigen begriffen war, beweist die Gediegenheit seiner Verdienste um das Deutschthum von St. Louis und das des deutschen Westens überhaupt. Den Gradmesser seines Einflusses und seines Talentes, die Deutschen seiner Stadt zu einheitlicher Phalanx zu discipliniren, lieferte schon im August 1852 die fast ausschließlich durch deutsche Stimmen durchgesetzte Wahl des berühmten alten Thomas H. Benton zum Congreßmitgliede. Sämmtliche englische und deutsche Zeitungen, mit alleiniger Ausnahme des „Anzeigers", die ganze Sklavenhalterpartei in Stadt und Staat hatten alle Mittel in Bewegung gesetzt, um die Wahl des Mannes zu verhindern, den sie nach einunddreißigjährigem Dienst im Bundessenat gestürzt hatten, weil er dem Führer des Südens, dem schon damals durch seine Staatenrechtslehre die Secession von 1861 vorbereitenden Calhoun von Südkarolina offen im Senat entgegengetreten war und ihn einen „nullifier" d. h. einen Leugner der Bundessouveränetät, einen virtuellen Rebellen genannt hatte. Von dem Tage an, an welchem durch den „Anzeiger" und die vier bösen B's (nämlich Benton, Blair, Börnstein und [Gratz-] Brown) der Sieg über die reactionären Elemente erfochten war, datirt der rasche Aufschwung der Zeitung und ihre Anerkennung als eine Macht, auf welche die Politiker, speciell die amerikanischen, Rücksicht zu nehmen hatten und mit ihr auf das durch sie vertretene Deutschthum. Die Stellung dieses Deutschthums ragte in jener Zeit weit über die der Deutschen anderer westlicher Städte hervor, von den östlichen gar nicht zu sprechen, die, was politischen Einfluß betrifft, selbst jetzt noch nicht mit dem der Deutschen in St. Louis, Chicago und Cincinnati in gleiche Linie gerückt sind. In der Benton-Demokratie steckte latent bereits die spätere republikanische Partei. 1856 freilich mußten die Deutschen Missouris aus Rücksicht für Benton, der gegen seinen Schwiegersohn Fremont sich erklärt hatte, sich damit begnügen, unter Protest für Fillmore, den Präsidentschaftscandidaten der Knownothings zu stimmen. 1860 warfen sie dagegen ihre Stimmen für Lincoln in die Wahlurnen des Sklavenstaates Missouri. Die Zeit der Iliade des St. Louiser Deutschthums fällt wenige Monate später, und die Schilderung derselben im zweiten Bande, S. 280 fg., gehört zu den besten Partien. Man kann wohl sagen, daß im Frühjahr 1861 Börnstein und seine Deutschen eine geschichtliche Rolle im großen Stil zur Darstellung brachten. Selbst das Bombardement und die Uebergabe von Fort Sumter am 14. April 1861 hatten dem Norden den Abgrund noch nicht ganz klar gemacht, an dessen Rande er sich befand. Noch immer glaubte man selbst in Washington, den Krieg ohne Krieg führen zu können. Die Männer des Südens benutzten dies für den Norden so verderbliche Halbdunkel, um ihre Vorbereitungen zu vollenden, ihre Positionen bis in die unmittelbare Umgebung von St. Louis vorzuschieben. Das verschanzte Lager der Secessionisten in Camp Jackson war bestimmt, das Bundesarsenal in der Stadt zu überrumpeln und damit die Bewaffnung der Freiwilligen in den Nachbarstaaten Illinois und Indiana zu verhindern, und St. Louis selbst, diese strategisch so wichtige Position am Mississippi, in ihre Gewalt zu bringen.

Die Behörden des Staates waren Secessionisten. Der Gouverneur hatte die Aufforderung Lincolns, die auf Missouri fallende Quote des ersten Aufgebots von 75,000 Freiwilligen zu liefern, mit Hohn zurückgewiesen. Ueber die Stadt St. Louis war eine Staatspolizei gesetzt, welche den Sonntagsvorstellungen des Börnstein'schen Theaters ein Ende machte und der deutschen Bevölkerung feindlich gegenüberstand. Nur wenige Compagnien Bundestruppen unter Capitän Lyon befanden sich im Arsenal. Aber die Deutschen waren nicht müssig gewesen. Sie organisirten sich zu Compagnien, zu Regimentern. Am 10. Mai wurde der in aller Stille vorbereitete Schlag gegen Camp Jackson ausgeführt und ohne Blutvergießen gelang es, die dort befindliche Rebellenmannschaft als Gefangene durch die Straßen der Stadt ins Arsenal zu bringen. St. Louis war gerettet, Missouri der Union erhalten. Die Staatsbehörden flohen südwärts. Börnstein als Regimentsbefehlshaber fungirte drei Monate lang als Militärgouverneur auf dem Capitol der Staatshauptstadt Jefferson City, wie eine weit ins Land und den Mississippi hinabschauende Wacht des bundestreuen St. Louis. Man kann diese Zeit als den Gipfelpunkt der Börnstein'schen und Anzeigerlichen Laufbahn mit Recht betrachten. Um so merkwürdiger ist der wenige Monate später sich vorbereitende und 1862—1863 erfolgende Sturz zuerst Börnsteins und dann zuletzt seiner großen Zeitung.

Börnstein selbst hat die Ursachen dieser Wendung nicht vollständig klar gestellt. Er hätte dabei genauer auf die Mittel eingehen müssen, welche seine Gegner gegen ihn ins Feld führten und auf die Umstände, welche diesen Mitteln so raschen und starken Erfolg verschafften. Er hat aus verschiedenen Gründen diese Aufklärung nicht liefern wollen. Der bloße Umstand, daß er fest zu Blair, seinem und der Deutschen langjährigen Waffengefährten hielt, während die Mehrheit der Deutschen unter den Manipulationen der Gegner Börnsteins und des Anzeigers sich dem neuen Gestirn Fremont zuwandte, genügt nicht zur Erklärung einer so raschen Einbuße an Popularität. Allerdings

lag damals in der Luft eine Spannung und zugleich Trübung, welche den Blick und das Herz der Deutschen von St. Louis leicht aufregen und irre leiten konnte.

Congreßwahlen während eines Krieges um die nationale Existenz werden immer einen außerordentlichen, dem ruhigen Denker und Beurtheiler ungünstigen Charakter haben, und selbst langjährige Dienste werden in der künstlich geschürten Hitze des Fractionskampfes, in der Noth und steten Angst vor Verrath vergessen. Der Verdacht wendet sich selbst gegen die Unverdächtigsten, und der Tribun, den man eben noch vergötterte, wird von derselben Menge den tarpejischen Felsen herabgestürzt.*) Uns scheint die Ursache jenes plötzlichen Falles tiefer zu liegen. Einzelne Gründe haben wir bereits oben angedeutet. Aber wir möchten noch einen allgemeinen Gesichtspunkt hinzufügen. Das Glück und der Erfolg Börnsteins war ein so außerordentlicher und rascher gewesen, daß er dem Neide nicht entgehen konnte. Es gibt im Leben hervorragender Deutschamerikaner einen gewissen Höhepunkt, den sie ohne Gefahr nicht überschreiten dürfen, ohne sich dem Sturz auszusetzen. Es gibt auch in den Republiken eine gewisse Grenze des Einflusses, bei welcher man einhalten, eine Zeit, in welcher man sich zurückziehen muß, um nicht alles Errungene und Erworbene in Frage gestellt zu sehen. Wer zu viel erreichen will, verliert auch das schon Erreichte. Wir erinnern uns verschiedener Bankiers und deutscher Führer Chicagos, welche nicht im rechten Augenblick Halt zu machen verstanden, welchen der errungene Reichthum, die erklommene Höhe nicht genügte. Das Shakespeare'sche Wort fand auf sie Anwendung:

vaulting ambition, wich o'erleaps itself
and falls on th'other side.

Eine förmliche Legende hat sich um den Sturz des Anzeigers gewebt, an dessen Spitze am 13. Februar 1863 die lakonische Erklärung zu lesen war: „Der „Anzeiger des Westens" hört von morgen auf zu erscheinen." Man erzählte sich, daß sämmtliche Abonnenten in der Stadt an einem und demselben Morgen den ihnen von dem Träger durch die Thür geschobenen Anzeiger vor die Thür und auf die Straße geworfen hätten, um dadurch in symbolischer Weise ihrer Abonnementskündigung Ausdruck zu geben. Börnstein war zu der Zeit als amerikanischer Consul in Bremen für die Sache der Union thätig. Er konnte sein Blatt nicht mehr retten. Er verkaufte schließlich die Typen, Maschinen ꝛc. desselben für die unbedeutende Summe von 5000 Dollar in Gold an seine früheren politischen Freunde, und der größte Kummer für ihn war noch die dann erfolgende Umwandlung des berühmten republikanischen Organs in ein Organ der von ihm so oft geschlagenen demokratischen Partei. — Aber auch über diese Katastrophe hat sich der altgewordene Odysseus zu trösten gewußt, wenn auch nicht in seinem Ithaka-Hamburg, so doch durch seine Phäakenstation Wien. Journalismus und Theater bilden auch jetzt wie bei seinem ersten Anfange in Wien seine Zwillingsbeschäftigung.

Aus seiner Thätigkeit in St. Louis verdient noch ein Punkt Hervorhebung, seine Unabhängigkeit und sein Kampf gegen die Parteityrannei, gegen jenes System der Parteimaschinerie, durch welches die Spreu sich anstatt des Weizens auf die Parteiwahlzettel zu bringen versteht. Die Veranlassung gab das Uebergehen der Deutschen bei der Aemtervertheilung auf den Parteitagen. Die von den letzteren aufgestellten Candidaten waren fast ausschließlich Amerikaner und Irländer. Die später sich erst zusammenschließenden Deutschen waren unberücksichtigt geblieben. Man erwartete amerikanischerseits, sie würden sich in ihr Schicksal ergeben und nicht gegen die officielle Entscheidung der „gepackten" Parteitage zu rebelliren wagen. Aber der „Anzeiger" rebellirte und stellte einen unabhängigen Wahlzettel auf. Wenn derselbe auch nicht siegte, so hatte er doch die Folge, der politischen Gegenpartei zum Siege und der eigenen zur Niederlage zu verhelfen. Nachdem dieser Denkzettel einigemal wiederholt war, wurden die berechtigten Ansprüche der Deutschen von den Parteileitern in St. Louis stets geachtet. Dies war allerdings noch keine Civildienstreform, aber doch insofern eine Vorbereitung derselben, als dadurch ein besserer Ton in die Parteipolitik kam, die Unabhängigkeit vom Parteiklepperthum sich mehr und mehr einbürgerte. Zuletzt gelangten durch die wachsende Macht des Deutschthums Männer in die Front, welche die Forderungen der Reinigung des Parteilebens und der erwähnten Reform immer schärfer formulirten und betonten. Als Börnstein im Herbst 1860 einer deutschen Versammlung in St. Louis zum ersten Male Carl Schurz als Redner vorstellte, ahnte er wohl nicht, daß in diesem ein größerer Nachfolger und gewaltigerer Vertreter des Deutschamerikanerthums in Missouri und in Washington, im Bundessenat und im Staatssekretariat des Innern seine Arbeit fortsetzen werde. — So wird denn auch das vorliegende Werk diesseits wie jenseits des Oceans interessante Erinnerungen wachrufen und durch die reiche Mannichfaltigkeit seines Inhalts belehrend und unterhaltend wirken. Biographische Versuche, wenn auch in der losen Form solcher Erinnerungen, sind von culturgeschichtlichem Werthe. Denn wenn auch im großen Gange der Geschichte ein Gesetz zu entdecken ist, von den kleineren Zeitabschnitten gilt doch immer noch das Wort Schopenhauers: „Nicht in der Weltgeschichte, wie die Professorenphilosophie es wähnt, ist Plan und Ganzheit, sondern im Leben des Einzelnen. Die Völker existiren ja blos in abstracto, die Einzelnen sind das Reale. Daher ist die Weltgeschichte ohne directe metaphysische Bedeutung: sie ist eigentlich blos eine zufällige Configuration."

*) Ohne in die Geschichte des Parteikampfs von 1862 näher einzugehen, sei nur zur Erklärung der plötzlichen Abwendung der Deutschen von ihrem früher so hoch verehrten Blair bemerkt, daß sie in ihm die wenn auch entfernte Absicht des Abfalls zur Demokratie witterten, und darin nicht ohne Grund einen Verrath an der Union sahen. Thatsache ist, daß einige Jahre später Blair wirklich zur demokratischen Partei überging und von derselben dafür mit der Bundessenatorenstelle belohnt wurde. Er vertrat den Staat Missouri als Demokrat, während Carl Schurz neben ihm als republikanischer Senator desselben Staates saß. Den Versuch Börnsteins, diesen Abfall Blairs als Folge seines Unmuths über die undankbaren Deutschen von St. Louis hinzustellen, können wir nur als eine theilweise Entschuldigung gelten lassen.

Internationale Kunstausstellung in Wien.

I.

Diese Ausstellung sollte eine Auslese dessen bringen, was seit dem Jahre 1873 auf dem Gebiete der Kunst von allen Culturnationen geschaffen wurde. Das Programm war zu weitgehend, als daß es ganz hätte erfüllt werden können. Es fehlen manche erste Namen, und überdies sind einzelne Koryphäen nicht vollgewichtig vertreten. Die leidige Sitte, derzufolge bedeutende Künstler ihre Werke zu Schaustellungen reisen lassen, ist wohl der wesentlichste Grund der Thatsache, daß diese Ausstellung trotz all des Schönen und Charakteristischen, das sie bietet, lückenhaft ist. Meister wie beispielsweise Meissonier, Vollon, Neuville, A. v. Werner u. s. w. müßten da vertreten sein, sollten wir durch sie ein vollkommen zutreffendes Bild der gegenwärtigen Malerei gewinnen; diese fehlen aber ganz; von Adolf Menzel und Munkacsy sehen wir zwar gute Bilder, aber weder des Erstgenannten Genrebild „Die Abreise des Königs Wilhelm zur Armee am 30. Juni 1870" noch Munkacsys „Rekrutirung" sind dazu angethan, die Künstler gebührend zu vertreten. Wie bei den Gästen, so ist es bei den Einheimischen: in der östreichischen Abtheilung vermißt man gleichfalls mehrere Namen ersten Ranges.

Wirft man einen kritisch vergleichenden Blick auf die einzelnen Abtheilungen, so ergibt sich zunächst, daß die beiden wichtigsten, die deutsche und die französische, sich künstlerisch ebenbürtig erscheinen und daß diese beiden Nationen, wenn man von vereinzelten Ausnahmen absieht, allen anderen überlegen sind. Die Franzosen imponiren weniger durch die Trefflichkeit als durch die Mannichfaltigkeit des Gebotenen; da wurde jede Richtung beachtet und von dem Monumentalbilde größter Dimension bis zu dem kleinen Stillleben sind alle Abschattungen individueller Ausdrucksweise zu sehen; decorative, intime, ideale oder idealistische,

realistische und naturalistische Kunst tritt uns da in einzelnen Werken entgegen, ja sogar ein Impressionist, der einen vornehmen Namen führt, Benjamin Constant, erscheint auf der Scene mit einer flott hingeschriebenen Farbenskizze „La nouvelle favorite", die man freilich aus geziemender Entfernung ansehen muß, um den Geschmack ihres Bewunderers zu begreifen. Die Deutschen siegen durch die große Anzahl von Gemälden ersten Ranges, in gar keiner Abtheilung findet sich so viel Gutes. Diesen Hauptabtheilungen zunächst steht Belgien. Es hat in der That eine Eliteausstellung aufgebracht, besitzt in Gallaits „Pest in Tournay 1092", was man auch dagegen sagen mag, das bedeutendste Gemälde der ganzen Ausstellung, in Jan Verhas' „Auszug der Schulkinder im Jahre 1878 bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Königs und der Königin der Belgier" ein Muster der seltenen Meisterschaft, welche eine unkünstlerische Aufgabe künstlerisch zu lösen versteht, und in Lamorinières „Teich in Putte" eine Landschaft, die in Bezug auf virtuose Beherrschung der Terrainperspective ganz einzig dasteht. Nun kann man wohl in der Reihung, ohne ungerecht zu sein, die östreichische Abtheilung nennen, obgleich Schweden unter seinen wenigen Nummern das treffliche Geschichtsbild von Hellquist „Die Brandschatzung von Wisby durch den dänischen König Waldemar Attertag im Jahr 1361", Norwegen durch die Landschaften „Einsamer Fischer in Sturm" von H. F. Gude und „Norwegischer Waldsee" von Marten Müller, Dänemark durch die Genrebilder von Michael Ancher „Wird das Boot die Landspitze umschiffen" und P. F. Krögers „Sardinaie in Conearneau" und Italien durch die kleinen Plastiken von Marsili „Erster Versuch", „Der Beruf" und „Schelm" Zierden der Ausstellung genannt werden müssen.

Die östreichische Abtheilung besticht durch das gefällige Arrangement; da hat man vornehmlich nach decorativem Princip gehängt; es liegt dies in der Folgerichtigkeit der Thatsache, daß hier, seitdem Makart das große Wort führt, die coloristische Richtung alle andern übertäubt und beherrscht. Den alten Satz, daß viele Wege nach Rom führen, scheint man in Oestreich ganz vergessen zu haben; deshalb erscheint die Abtheilung, wenn man näher zusieht, mager und eintönig, obgleich sie an trefflichen einzelnen Werken nicht arm ist. Des genannten Meisters „Kleopatra" ist auch in Bezug auf Farbenzusammenklang und geschmackvolle Anordnung eine der hervorragendsten Schöpfungen der Ausstellung, für Herz, Gemüth und Geist bietet sie aber keine Anregung: sie wirkt nur auf das Auge und die Sinne. Mehr Ausdruck hat sein Bildniß des Grafen Edmund Zichy, der, selbst eine prächtige Gestalt, jeden Salon schmückt, den er besucht. Das beste Bildniß dieser Abtheilung ist übrigens Angelis „Fürstin Montenuovo"; nahezu diesem ebenbürtig sind Canon's „Scholz" und Rumplers „Meine Mutter", das ja auch seinerzeit in Berlin großes Aufsehen erregte; ein liebenswürdiges, schlichtes und charakteristisches Bild! Der junge Künstler, dem wir nun die Ehre zollen müssen, in einem Athem mit Angeli, Makart und Canon zu nennen, hat sich durchaus selbstständig entwickelt, geht nach wie vor seine eigenen Wege und ist unter den jüngern hiesigen Malern, denen die Zukunft gehört, als einer der Berufensten, wenn nicht geradezu als der Berufenste zu bezeichnen. Seine Genrebilder „Kätzchen" und „Schmeichelkätzchen" sind nicht weniger gut gerathen wie das Porträt; sie begnügen sich nicht blos damit, eine gefallsame Erscheinung festzuhalten, sondern sie bringen auch einen anmuthigen Einfall zum Ausdrucke. Farben und Form erscheinen hier nicht losgelöst vom geistigen Leben, treten vielmehr als seine Diener auf. Wir heben dies besonders hervor, weil die Kunstverständigen aller Länder übereinstimmen in die Klage, daß die meisten jungen Maler heutzutage es sich daran genügen lassen, Farbensymphonien auszuführen. Deshalb würden in der That überall die Stilleben überwiegen wie eben bei uns, wenn die Aufnahme-Commissionen nicht meist so weise gewesen wären, die Mehrzahl derselben abzulehnen. In Deutschland und Frankreich begegnet man ihnen daher nur sehr vereinzelt. Es ist dies um so richtiger, da diese Malereien in der Regel kein höheres Ziel anstreben, als mit den besten Erzeugnissen der Textil-Industrie zu wetteifern, in der That aber auch häufig in Bezug auf vornehme Farbenzusammenstellung von jedem besseren persischen Teppich in Schatten gestellt werden. Weil in der deutschen und französischen Abtheilung das geistig Untergeordnete auch untergeordnet behandelt erscheint, deshalb machen sie den Eindruck des Gehaltvollen. Die holländische Abtheilung läßt ziemlich gleichgültig, sie enthält kein einziges Kunstwerk ersten Ranges, die spanische berührt etwas fremdartig, weil sie die nationale Eigenart am ungebrochensten darstellt. Hier ist das wichtigste Bild Pradillas vielbesprochenes Historiengemälde „Johanna die Wahnsinnige am Sarge ihres Gemahls Philipp des Schönen". Virtuos gemalt, aber von einem Inhalt, dessen Gräßlichkeit so drastisch ist, daß sie komisch wirkt, ist Casados „Die Glocken von Nueska". Es zeigt uns, nach einer nicht sehr beglaubigten Sage, den König Ramiro von Arragonien, der in einer offenen Halle, wo es von abgeschlagenen Köpfen und blutigen Rümpfen wimmelt, die vornehmsten Adeligen seines Reiches empfängt, um ihnen augenfällig darzulegen, wie er Felonie und Verrath zu ahnden pflege. Der Wüthrich hält mit seiner Rechten einen riesigen Bluthund an der Leine, der offenbar bereit ist, einem Jeden, der dieses Schauspiel nicht angenehm fände, an die Kehle zu springen. Ein paar liebenswürdige Bilder von Escosura, der freilich von den Spaniern den Franzosen zugezählt wird, und Nerai Anlida trösten über solchen Gräuel.

Ich habe gleich Eingangs dieser flüchtigen Ueberschau betont, daß Deutschland durch die große Anzahl einzelner trefflicher Werke und Frankreich durch die Mannichfaltigkeit des Gebotenen allen Anderen überlegen sei. Schärfer ausgedrückt wäre das Urtheil dahin zu formuliren, daß die Franzosen aus monumentalen Aspirationen, an intimen Bildnissen und an geistreichelnden Genrebildern mehr zur Ansicht gebracht, daß aber die Deutschen in Bezug auf die Darstellung von gemüthlichen Scenen aus dem Volksleben eine Fülle, Vertiefung und Stärke bethätigen, wie sie bei gar keinem anderen Volke zu finden sind. Viele der prätensiösen Bilder der Franzosen sind leer in der Empfindung oder von theatralischem Pathos, andere bei aller Energie in der Festhaltung der Erscheinung von einer Rohheit des Geschmackes, die sie dem blutdürstigen Casado als wahlverwandt zur Seite stellt, so z. B. der in mancher Rücksicht ganz unvergleichliche Hiob von Bonnat. Als Merkwürdigkeiten der deutschen Abtheilung werden allgemein Laibls „In der Kirche" und L. Knaus' „Auf der Wahlstatt" bezeichnet. Die handfeste Ehrlichkeit, mit welcher der Erstgenannte drei andächtige Weiber in einem beschädigten Kirchenstuhl mit einer Detailempfindung ohne Gleichen wiedergegeben, ist von so urwüchsiger Gesundheit, daß sie alle starknervigen Menschen entzückt, und nur die schwachnervigen verletzt. Das Gemälde, das von Vielen als die Perle der ganzen Ausstellung gefeiert wird, würde aber noch mehr und künstlerischer wirken, wenn der Meister mit etwas weniger peinlicher Gewissenhaftigkeit geschildert hätte, was er gesehen. Es ist nicht nöthig gewesen, die Schrift in dem Gebetbuche der einen alten Frau so getreulich nachzumalen, daß der Beschauer jeden Buchstaben lesen kann; das ist eine Genauigkeit, bei der die Kunst keinen Profit macht. Das wahrhaft zu Preisende an dem Gemälde ist, daß an den drei Weibern Alles andächtig ist, daß ihre Hände, ihre Augen ebenso beten wie ihre Haltung und ihre Miene. Knaus hat mit gewohnter Virtuosität erzählt, wie ein bis zur Wuth gereizter Mann ein ganzes Wirthshaus von seinen Gegnern befreit; so kunstgerecht kann nur ein Turner von der Stärke und Gewandtheit dieses Künstlers einen Raufhandel darstellen; da ist eine Fülle von lebensvollen Zügen, welche dem Ganzen den Stempel unmittelbarster Wirklichkeit verleiht; aber der Gegenstand ist, trotz der köstlichen Gestalten der weinenden Frauen, der verdutzten Musikanten, der mit blutigen Köpfen sich entfernenden Burschen und des zu Boden geschleuderten letzten Widerparts — zu brutal, um Jemand Anderen als einem Raufer von Profession einen reinen Genuß zu bereiten. Liebenswürdiger sind Vautiers mit Recht berühmte „Tanzpause", Defreggers „Ankunft zum Tanz", Menzels „Abfahrt des Königs Wilhelm", Fritz Werners „In der Dresdner Galerie", Hugo Kaufmanns „Wilderer in der Almhütte von Förster überrascht", E. Grützners „Angeheitert", Sturzkopfs „Schoppen", Harburgers „Weinprobe", Brütts „Im Atelier", Math. Schmids „Das Namensfest der Pfarrerköchin", Bockelmanns „Testaments-Eröffnung", A. Seitz' „In der Schenke" und die historischen Genrebilder von Diez. „Picknick" und „der Soldtag" von Breling sind von einer Liebenswürdigkeit und einer Feinheit der Charakteristik, daß ihnen beispielsweise in der französischen Abtheilung nur Dantans „Frühstück des Modells" und J. Berrauds „Eine Soirée" als gleichwerthig an die Seite gestellt werden können.

Glücklich ist die Plastik vertreten. Hier sind wieder die Franzosen und die Deutschen in erster Linie zu nennen; die besten Bronzestatuen sind Barrias „Bernard Palissy", ein Wunder an feinfühliger Charakteristik und technischer Meisterschaft und „Der Gänsedieb" von Robert Diez; in der deutschen Abtheilung hat uns überdies neben den Werken von Reinhold Begas „Moltke" und „Centaur", Herters „Der sterbende

Achilles" überrascht. In der östreichischen Abtheilung verdienen vor Allem die Schöpfungen Tilgners, Kundmanns, Böhms und Benks eingehende Betrachtung. Zumbusch hat unglücklich ausgestellt. Seine Kolossalstatuen zum Theresienmonument „Kaunitz" und „Liechtenstein" sind zu groß für den Raum, in welchem sie nun stehen; sie machen einen leeren akademischen Eindruck. Em. Ranzoni.

Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807.

Ein militärischer Schriftsteller hat jüngst eine Untersuchung über die Ursachen, welche den Niedergang der preußischen Armee nach dem Tode Friedrichs des Großen erklärlich machen, veröffentlicht. Er hat es verständlich zu machen gesucht, weshalb die preußische Armee, welche unter Friedrichs Führung die Franzosen bei Roßbach in vernichtender Niederlage aufs Haupt schlug, dann doch der Taktik der napoleonischen Heere erliegen mußte. Mit Recht hat er aber darauf hingewiesen, daß dafür doch die Armee selbst nicht ausschließlich verantwortlich gemacht werden könne, daß vielmehr, wie dies im staatlichen Leben der Völker stets der Fall ist, eine ganze Reihe von ineinander greifenden Umständen jene furchtbare Katastrophe, welche den preußischen Staat bis dicht an den Abgrund völliger Vernichtung brachte, herbeigeführt habe. Die großartigen Reformen Steins und Hardenbergs haben dann den Zeitgenossen und uns Nachlebenden erst gezeigt, woran der preußische Staat in seinem innersten Kern krankte. Das universale System Friedrichs des Großen, welches Preußen in die Reihe der Großmächte eingeführt hatte, war doch eben nur auf die beiden Augen dieses genialen Mannes gestellt: der ganze Mechanismus mußte versagen, sobald die Hand, welche ihn zu treiben verstand, nicht mehr war. Die Kräfte, welchen das preußische Heer und der preußische Staat seine Größe verdankte, waren auch nach dem Tode des großen Königs vorhanden, es fehlte nur die Hand, welche ihnen eine neue Form zu geben verstand. Als diese gefunden war, hat das preußische Volk in den Freiheitskriegen bewiesen, daß es ihm an sittlicher Kraft und an der Fähigkeit seine Existenz zu vertheidigen keinesfalls fehlte.

Und so sehr die Niederlage der preußischen Waffen im Kampfe gegen Napoleon die Zeitgenossen erschreckte und befremdete, so sehr wird sie uns Nachlebenden immer mehr verständlich, je mehr wir uns in ihre Vorgeschichte vertiefen. Gerade aus ihr läßt sich für die Gegenwart manche ernste und fruchtbare Lehre ziehen. Und wenn die Begeisterung für unseres Vaterlandes Macht und Größe uns unwillkürlich mit Vorliebe gerade bei den Zeiten unseres Ruhmes und unseres Glückes verweilen läßt, so ist es doch nicht minder Pflicht des denkenden Patrioten, auch den Zeiten des Unglücks seine forschende Aufmerksamkeit zu widmen: wir entgehen dann um so eher der Gefahr ihrer Wiederkehr, wir bleiben vor der Ueberschätzung unserer eigenen Kräfte bewahrt und lernen sie stählen und kräftigen, um im Kampfe um die Existenz zu bestehen.

Zu dieser Vorgeschichte der Tage von Jena und Auerstädt gehört aber nicht nur eine genaue Kenntniß der militärischen Institutionen von 1806, vielmehr kann eine solche in ausreichendem Maße nur durch eine Darlegung der Formen, in denen das staatliche Leben Preußens überhaupt sich bewegte, gewonnen werden. Innere und äußere Politik sind nicht Gegensätze, sie sind blos verschiedene Erscheinungsformen des einen Princips, welches der Gestaltung eines jeden Staates zu Grunde liegt und seine Geschichte und Entwicklung bedingt.

Von diesem Gesichtspunkte begrüßen wir ein Werk, welches vor einiger Zeit dem Buchhandel übergeben worden ist, mit großer Freude, das Werk Baillens: „Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807", von welchem bisher der erste Band erschienen ist. Derselbe umfaßt die Zeit von 1795 bis 1801. Die treffliche Arbeit gehört zu der Reihe der von der preußischen Archivverwaltung veranlaßten Publicationen, welche von der wissenschaftlichen Welt und auch von weiteren Kreisen des gebildeten Publicums mit steigendem Interesse verfolgt werden und sich trotz der von ultramontanen Heißspornen dagegen geltend gemachten Bedenken ungetheilter Anerkennung erfreuen.

Sollte aber das Verhältniß Preußens zu Frankreich in umfassender und unbefangener Weise zur Anschauung gebracht werden, so durfte sich der Verfasser nicht mit der Wiedergabe des in großer Fülle vorhandenen Materials des preußischen Geheimen Staats Archives begnügen, er mußte auch so weit als möglich den anderen der betheiligten Staaten das Wort verstatten. Die bisherigen Forscher auf diesem Gebiete waren bei diesem Streben an der Weigerung des französischen Staates, den deutschen Forschern Einsicht in die archivalischen Schätze aus jener Zeit zu verstatten, gescheitert. Durch Vermittelung der deutschen Botschaft ist es Baillen gelungen, als der erste deutsche Forscher von Herrn von Freycinet die Erlaubniß zur Benutzung der Acten des französischen Ministeriums des Auswärtigen zu erlangen. Dies ist ihm nun eine Quelle mannichfacher neuer Kunde geworden. Er konnte zum ersten Male an der Hand authentischer Actenstücke die Tendenzen der französischen Regierung in jenen Tagen bis ins Einzelne verfolgen. Seine Sammlung von Actenstücken enthält die ganze Reihe der diplomatischen Relationen, welche der französische Gesandte Caillard in den Jahren 1795 bis 1798 nach Paris erstattet hat, sowie den Schriftwechsel der französischen Regierung mit ihrer Gesandtschaft in Berlin von 1798 bis 1800. Namentlich über die von Frankreich vorgeschlagene Offensiv- und Defensivallianz, mit deren Abschluß Sieyès beauftragt war, findet sich hier mannichfache, bisher unbekannte Kunde. Von besonderem Interesse dürften für den Geschichtsforscher die Denkschriften Talleyrands und dessen Schriftwechsel mit Sieyès und Otto sein, die im Zusammenhang mit der in Nr. 10 dieser Zeitschrift besprochenen Correspondenz zwischen Talleyrand und König Ludwig XVIII. erwünschten Aufschluß über die Gesinnung, welche jener Staatsmann für den preußischen Staat hegte, geben.

Die Benutzung dieser Fülle von historischem Material wird dann dem Leser wesentlich erleichtert durch die orientirende Einleitung, welche der Herausgeber seiner Sammlung vorausgeschickt hat. In übersichtlicher und auch für weitere Kreise verständlicher Form werden hier die Resultate, welche sich aus den veröffentlichten Actenstücken für unsere Auffassung der preußischen Politik jener Zeit ergeben, zusammengestellt. Der Verfasser befleißigt sich dabei großer Objectivität und verzichtet meist darauf, ein Werthurtheil über die dargestellten Ereignisse abzugeben. Er gibt vielmehr nur die Thatsachen selbst und überläßt es dem Leser, sich aus den Actenstücken selbst ein Urtheil über das Verhalten der betheiligten Personen zu bilden. Gleichwohl aber gibt er die Ereignisse nicht in ihrer Isolirtheit, sondern sucht ihren Zusammenhang mit der Entwickelung der beiden betheiligten Staaten überhaupt zur Anschauung zu bringen. Sehr treffend sind da vor Allem seine einleitenden Bemerkungen über den Frieden von Basel (1795), der dem preußischen Staate namentlich von Seiten Oestreichs zum bitteren Vorwurfe als ein Abfall von der gemeinsamen Sache gemacht wurde, während er doch thatsächlich nur ein Zurückgehen auf die Friedericianischen Traditionen in sich schloß. Denn noch war damals der Krieg gegen Frankreich keineswegs eine Sache des gesammten Deutschlands: er ist das erst geworden, als Napoleon mit seinen welterobernden Tendenzen in den Vordergrund des französischen Staatslebens trat. Vor dem Frieden von Basel konnte davon noch keine Rede sein. Der damalige Krieg war im Wesentlichen nur ein Kampf um die Interessen Oestreichs, um die Herrschaft in Belgien und Luxemburg, von dem Preußen unmittelbar wenig tangirt wurde, während auf der andern Seite in der polnischen Frage der alte Antagonismus zwischen Preußen und Oestreich neuerdings wieder hervortrat. Wer wollte es Preußen verdenken, wenn es nicht demselben Oestreich, mit dem es im Osten in beständiger Spannung lebte, gegen den unruhigen westlichen Nachbar Heeresfolge leisten wollte?

Man wird also an sich der preußischen Politik aus dem Abschluß des Baseler Friedens um so weniger einen Vorwurf machen können, als die Absicht von vornherein dahin ging, eben hierdurch auch den Frieden zwischen dem deutschen Reich und Frankreich herbeizuführen. Der Friede hätte so für Deutschland sogar segensreiche Folgen haben können, wenn nicht die unglückliche Schwäche, welche Haugwitz dann in seiner auswärtigen Politik Frankreich gegenüber offenbarte, die Erreichung jenes Zweckes von vornherein unmöglich gemacht hätte. Die Schwankungen der preußischen Politik in den Jahren von 1795—1800, die sich im Wesentlichen als eine rein negative bezeichnen läßt und die unbedingte Aufrechthaltung des Friedens zu ihrem einzigen Zwecke machte, wird dann von dem Verfasser in ihren Einzelheiten verfolgt und in anschaulicher Weise geschildert. Und sehr merkwürdig ist es in der That, daß wiederholt der Gedanke einer engen Allianz zwischen Frankreich und Preußen aufgetaucht ist, der dann aber in Folge der Uebergriffe, welche sich Frankreich erlaubte, von Preußen nicht mit dem Eifer aufgegriffen wurde, den man in Frankreich erwartete. Ist doch

selbst dem friedensseligen Haugwitz allmählich die Ueberzeugung aufgegangen, daß mit diesem Staate in seiner damaligen Form nicht zu pactiren sei. Auch in dieser Zeit des theilweisen Einverständnisses zeigen sich doch schon häufige Spuren des späteren Zerwürfnisses. Haugwitz hat schon im Jahre 1799 dem Könige wiederholt und dringend gerathen, im Gegensatz zu Frankreich sich an Oestreich und Rußland anzuschließen. Der zaghafte König aber, der vor Allem immer die Verantwortung, die er für einen so gewagten Schritt zu tragen haben würde, vor Augen hatte und seinem Volke das Glück des Friedens erhalten wollte, konnte sich hierzu nicht entschließen. So kam es, daß er, als dann die Ehre seines Staates den Kampf mit Frankreich gebieterisch forderte, allein stand und von dem Verhängniß, welches das alte Preußen vernichtete, um es neu und größer wieder erstehen zu lassen, ereilt wurde.

Wir sehen dem zweiten Bande des Werkes, welcher dann den Ausbruch dieses welthistorischen Conflictes in seinen einzelnen Phasen zur Darstellung bringen wird, mit Spannung entgegen.

Georg Winter.

Aus der Hauptstadt.

Kunstausstellungen.

Ludwig Knaus hat sein neues Bild, ein lebensgroßes Kniestück, im Salon des Künstlervereins ausgestellt. Es zeigt einen großen, schlanken jungen Mann, der mit dem Hut in der Rechten und den Kopf ein wenig zur linken Schulter geneigt, die klugen, durchgeistigten Augen dem Beschauer zuwendet. Vortreffliche Charakteristik und schöne Leuchtkraft machen dieses Bild zu einem der besten des berühmten Meisters. Auch der Pariser Chaperon, der uns eine Episode aus dem Winterfeldzug von 1870 gesandt, verdient Erwähnung. Ein Dragonerregiment reitet in der Morgendämmerung über die Ebene von Patay, welche von den Leichen der Tags zuvor gefallenen Chasseurs und Ulanen starrt. Mit großer Naturbeobachtung sind namentlich Neugierde und Schauder in den Gesichtern der wettergebräunten Reiter wiedergegeben, doch leidet das sonst tüchtige Bild an einer gewissen Trockenheit und Kälte des Colorits. Unter den zum Theil hervorragenden Landschaften nennen wir das einfache und stimmungsvolle Abendbild im Gebirge: „Am Bach" von K. Lessing und v. Gleichen-Rußwurms „Verfallene Mühle", ferner unter den Genrebildern A. Goldmanns Kleinstädter, der eine bedenkliche Geschichte einem ältlichen Ehepaare erzählt, das, ein Jedes in seiner Weise, darüber in Entsetzen geräth. Namentlich die halb ungläubige, halb entrüstete Alte, welche die Rechte in den Schoß fallen läßt und mit der Linken starr den Strickstrumpf hält, ist ergötzlich individualisirt. Weniger grell und ruhiger gemalt ist desselben Meisters Mönch, der im Klosterarchiv einen herrlichen Fund gemacht zu haben scheint, denn er betrachtet sein vergilbtes Pergament in freudiger Erregung. Man bedauert nur das Eine, daß der Maler sein Können an so unbedeutende Stoffe verschwendet.

In Gurlitts Kunstsalon finden wir zwei hervorragende Thierstücke von Kroner. Ein schreiender Hirsch geht langsam und erhobenen Hauptes auf seinen Gegner, einen Sechzehnender los, indessen die Hindinnen anscheinend gleichgültig des Kampfes gewärtig sind. Das Seitenstück: „Der Abend" zeigt das Ergebniß des Streites. Im Abendlichte steht der zerzauste Sieger vor seinem am Boden liegenden Feinde; wir schließen aus den blutigen Geweihen auf die Heftigkeit des Ringens. Auf beiden Bildern ist die landschaftliche Umgebung harmonisch zu der Handlung gestimmt.

Die mit Recht bei Künstlern und Publicum gleich beliebten Oberlichtsäle von Emil Ph. Meyer & Co. bergen gegenwärtig neben einigen älteren Werken Munkacsys, Grützners und Anderer das neue Sensationsbild: Es ist vollbracht! von Gabriel Max. Man kennt die allem Gemeinen selbstbewußt aus dem Wege gehende Manier dieses Malers, welcher nur zu leicht in das Extrem einer krankhaften Schrullenhaftigkeit verfällt. Auch dies neue Bild zeigt uns ein vornehmes, aber dem Absonderlichen verfallenes Talent und wirkt mehr pathologisch als künstlerisch. Nur das edle, ausdrucksvolle Haupt des Erlösers, dem Eccehomo-Typus des sogenannten Veronicabildes (vera ikon) nachgebildet, ist in Form und Farbe ein Meisterwerk. Von blutigen, braunen Locken umspielt, neigt sich das Haupt auf die linke Schulter. Ein weihevoller, von unendlicher Milde und Versöhnung erfüllter Ernst liegt über den verklärten Zügen. Offenbar drückten die letzten Worte des erhabenen Dulders Freude weniger über die eigene Erlösung von Marter und Pein, als über die Befreiung des Menschengeschlechtes von der Sünde aus. Was diesen in warmes Helldunkel getauchten Kopf umgibt, ist freilich nicht so lobenswerth, z. B. der zum Skelett entfleischte, verkümmerte und im Verhältniß zum Kopf allzu kurz gerathene gelbe Leib, der schon in den grünlichen Ton der Verwesung hinüberschillert. Natürlich sind die gräßlichen Wundmale aufs Sorgfältigste gemalt, von der scharfgeschlitzten Haut und dem zersplitterten Knochen bis zum geronnenen Blute. Damit aber noch mehr des Schrecklichen sei, begnügte sich der Maler nicht mit den traditionellen fünf Wunden. Auch die Kniee und Schenkel sind bis auf das Gebein aufgerissen, gerade wie einem zuvor mit dem Rad Geviertheilten. Zu all diesen Gräueln denke man sich die Wunderlichkeit der Umgebung. Links vom Crucifix auf einer öden Haide mit in der Ferne verschwimmenden Höhenzügen steht eine unbewegliche Sandhose, die ihre zerstiebende Wolkensäule zum dämmernden Himmel emportreibt. Darüber ist eine von grell goldigen Strahlen umflossene schwarze Scheibe — eine ziemlich naive Sonnenfinsterniß. Der Höhepunkt der Absichtlichkeit und Absonderlichkeit sind aber die am Kreuzesstamm emporgereckten, gefalteten Hände. Ein Paar davon bildet einen unarticulirten Fleischklumpen hinter dem Kreuzpfosten und soll eine weibliche rechte Hand sein, die sich in räthselhafter Pantomimik krampfhaft mit der Innenfläche nach vorn zwischen zwei männliche Hände schiebt. Zwei andere genießen den Vorzug, bis zum Gelenk mit nicht sehr vortheilhaften schwarzen Rockärmeln bekleidet zu sein, und zwei Finger, mit den goldenen Eheringen geschmückt, gehören offenbar verheiratheten oder verlobten Besitzern. Sonst wissen wir gar nichts von den Eigenthümern dieser übrigens in Bewegung und Haltung prachtvoll modellirten Hände, denn der Maler hat für gut gefunden, sie uns nicht zu zeigen, so daß sie nun, wie abgeschnitten, an dem Kreuze zu kleben scheinen. Hier hört der Verstand der Verständigen wie auch ein kindlich Gemüth zu begreifen auf und beginnt der spiritistische Hokuspokus von Slade und Genossen. Es fragt sich nur, ob ein heiliger Stoff und die wahre Kunst zu solchen Scherzen mißbraucht werden dürfen.

Z.

Notizen.

Unsere Pariser Collegin, die im Jahre 1863 gegründete Revue politique et littéraire (Germer Baillière & Co.) ist soeben in den Besitz einer Actien-Gesellschaft übergegangen, welche auch die im nämlichen Verlag erscheinende Revue scientifique angekauft hat und nun beide Wochenschriften erweitern will. Da wir unter den Mitgliedern des Verwaltungsraths die Namen der vielgenannten Frau Edmond Adam, Herausgeberin der Nouvelle Revue, ihres Antagonisten Buloz, Eigenthümers der Revue des Deux Mondes, des Senators Hébrard, Chefredacteurs des „Temps" und des Secretärs Gambettas Joseph Reinach, sowie unter den Hauptmitarbeitern eine Stütze des „Großen Ministeriums", nämlich den vortrefflichen Publicisten Jean Jacques Weiß, finden, so vermuthen wir, daß die Gruppe Gambetta diese Revue als Parteiblatt verwenden will. Die französische „Gegenwart" kann dabei literarisch nur gewinnen, wie bereits der interessante Inhalt der letzten Nummern beweist. Wir müßten es aber bedauern, wenn sie ihre seit Jahrzehnten beobachtete rein belletristisch-kritische und neutrale Haltung aufgeben würde, um das Organ eines blind ehrgeizigen und revanchesüchtigen Streberthums zu werden, das sich nun einmal dem Ausland in der Person des gestürzten Ministerpräsidenten personificirt.

* * *

Die Symbolik des Blutes und der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Von Paulus Cassel. Berlin, A. Hofmann u. Comp. Die vorliegende Monographie des auf dem einschlägigen Gebiete vielgenannten Forschers ist stofflich in hohem Grade interessant. Es scheint uns aber doch, als ob sie für den erstrebten größeren Leserkreis durchsichtiger geschrieben sein könnte. Wer sich mit diesen Stoffen beschäftigt hat, wird in manchen Einzelheiten mit dem

Verfasser zu rechten haben. Wir haben hier leider den Raum zu genauerem Eingehen nicht, müssen aber wenigstens ein paar Punkte hervorheben. Die Darstellung des Grundgedankens im „armen Heinrich" ist dem Verfasser trefflich gelungen, doch wird das Peinliche in dem Gedichte, was Goethe so sehr abstieß, dadurch schwerlich ganz zu heben sein. In der Stellungnahme gegen Daumer und Richard von der Alm können wir dem Verfasser nicht beipflichten. Es hilft heutzutage nichts mehr, aus wohlmeinender Gesinnung zu leugnen, daß durch ungezählte Jahrhunderte hindurch einem blutdürstigen Mysticismus zahllose Menschenopfer gefallen sind. Daß Daumer in seinen späteren Jahren fanatisch-ultramontaner Katholik wurde, ist nur eins unter vielen Beispielen der Erschlaffung, welchem häufig der alternde Geist eines Mannes verfällt, aber nicht im Geringsten ein Gegenbeweis gegen seine „Geheimnisse des christlichen Alterthums", in welchen er vielmehr nur zu gut für eine erdrückende Beweislast gesorgt hat. Sein Irrthum war nur der, daß er vom Entsetzen über seine Entdeckungen sich verführen ließ, das ursprüngliche Christenthum der Jünger selbst als einen reactivirten Molochsdienst aufzufassen. Die wirkliche historische Entwicklung zeigt aber, daß das Christenthum in die damalige civilisirte Welt gerade zu einer Zeit trat, als dieselbe im Begriffe war, in eine neue Barbarei zu versinken, daß Mysticismus und jede Art Aberglauben wie eine Epidemie um sich griffen, und dadurch auch in die christlichen Gemeinden drangen, — daß es ferner überall, wo es zu den neu auf die Weltbühne tretenden Völkern kam, von allen Seiten dem Einflusse der bei letzteren geltenden religiösen Anschauungen und Gewohnheiten unterlag und hier durchgehend die Menschenopfer vorfand. Die reine christliche Lehre, wie die reine sogenannte mosaische verwirft freilich Menschenopfer, aber bei allen arischen und semitischen Völkern haben in allen Zeiten die Menschenopfer in Blüthe gestanden, und in der christlichen Kirche wie bei den Juden haben mystische Verirrungen zu Rückfällen in die alte Barbarei geführt. Für die jüdische Geschichte beweist es die Bibel so klar, daß man es nur, die Augen absichtlich verschließend, verkennen kann.

G. v. S.

* * *

Das Glück von Rothenburg. Novelle von Paul Heyse. (Augsburg, Gebr. Reichel.) Nur gegen das Was in den Heyse'schen Novellen hat die Kritik zuweilen ernste Bedenken zu erheben, über das Wie konnte es immer nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung geben. Und gerade weil es unleugbar ist, daß in der letzten Zeit das Was und das Wie in den Erzählungen unseres trefflichsten Novellisten nicht immer in harmonischem Verhältniß stand, freut es uns in dem neu erschienenen „Glück von Rothenburg" wieder einmal eine Novelle des Dichters begrüßen zu können, in der Form und Inhalt sich gleicherweise unsere Sympathie erwerben. Es ist eine echt Heyse'sche Novelle, eigentlich nur eine Art Charakterbild, in feinster Ausführung, vortrefflich in Stimmung und Colorit, voll anheimelnder Poesie, und überaus ergreifend in all ihrer Schlichtheit. Die Schilderung des alten Rothenburg, die so geschickt in die Erzählung mit hineingewebt ist, die Beschreibung des traulichen Malerheims im alten Hause, die Charakteristiken Christels, der braven, klugen Frau, unter deren Hand nur Blumen und Kinder gedeihen, des wackern Hans Doppler, und endlich der russischen Generalin, die noch zur guten Stunde das galante Abenteuer beendigt, — wie künstlerisch frei, wie packend, wie einfach wahr ist das Alles! Hier steht Paul Heyse wieder einmal ganz als souveräner Beherrscher unserer Empfindungen auf der vollen Höhe seines Könnens. T—n.

* * *

Rudolf Genée, Poetische Abende. Erfurt, Bartholomäus. — Der rühmlichst bekannte Literarhistoriker hat hier den entschieden gelungenen Versuch gemacht, die Grundsätze des Vortrags rhythmischer Poesien darzulegen und letztere durch Hinweis auf die praktische Ausübung zu unmittelbarer, lebendiger Wirkung zu bringen. Die bekanntesten und besten Schöpfungen unserer großen Dichter sind mit Geschmack ausgewählt, und die aus den Erfahrungen des Verfassers geschöpfte Theorie des künstlerischen Vortrags läßt nur bedauern, daß Genée dies Thema nicht eingehender behandelt hat. Wir empfehlen allen, denen es in erster Linie um den poetischen Genuß zu thun ist, diese treffliche Anthologie und praktische Vortrags-Aesthetik.

* * *

Georg von Frundsberg. Ein Roman aus der Reformationszeit von Ludwig Nonne. 2 Bde. Gotha 1881, Fr. A. Perthes.

Wenn man nach der Theorie der Schule streng klassificiren will, muß man dem vorliegenden Werke eines Schriftstellers, der als ein homo novus sich sofort mit einer achtungswerthen Leistung vorstellt, die Bezeichnung „Roman" aberkennen. Es fehlt die eigenartige Gliederung, die einem also bezeichneten Kunstwerk von Rechtswegen zugehört, vor Allem ist Georg von Frundsberg, so sehr wir in ihm den Helden kennen und schätzen lernen, nicht im technischen Sinne des Wortes der Held des Romans. Er ist auf der letzten Seite des Buches der nämliche, der er auf der ersten war, und nicht um sein Geschick, sondern um das Los anderer Personen, die in mehr oder weniger engem Zusammenhang mit ihm stehen, handelt es sich in der Erzählung. Aber das Buch hat einen großen Vorzug, der diesen Schulstreit völlig in den Hintergrund drängt. Der Verfasser erzählt mit großer Lebendigkeit, er schildert mit außerordentlicher Anschaulichkeit, und das ganze Buch weist eine so meisterhafte Behandlung der Lokalfarbe auf, daß für den Leser die Illusion, als ob er sich wahrhaftigen Begebenheiten gegenübergestellt sähe, kaum einmal auf einen Augenblick gestört wird. Kleine stilistische Unebenheiten, insbesondere bei pathetischen Stellen das Verfallen in jambisches Metrum, das der Prosa sehr schlecht steht, wird der Verfasser bei einer neuen Auflage leicht verbessern oder vermeiden können. F. v. W.

* * *

Dungers Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter (Leipzig, B. G. Teubner) kommt nach Art des Campeschen Verdeutschungswörterbuchs dem Bedürfnisse derjenigen entgegen, die den guten Willen haben, Fremdwörter beim Schreiben zu vermeiden, aber um einen entsprechenden deutschen Ausdruck verlegen sind. Anerkennung verdient es, daß der Verfasser in seinem Sprachreinigungseifer nicht so weit geht, unentbehrliche fremde Ausdrücke verdeutschen zu wollen. Besondere Berücksichtigung fanden die vom großen Generalstab, im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung angenommenen Verdeutschungen. Die einleitende Abhandlung über Wesen und Geschichte der Sprachreinigung ist vortrefflich. Das verdienstvolle Büchlein sei Allen empfohlen, welchen die Reinheit und Schönheit unserer Muttersprache am Herzen liegt.

* * *

Rumänische Märchen. Uebersetzt von Mita Kremnitz (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Die Verfasserin ist seit Jahren Vermittlerin zwischen rumänischer und deutscher Literatur. Ihr neues Buch, mit dem wir zum ersten Male von der Existenz und dem Wesen rumänischer Kindermärchen erfahren, deren uns zwanzig, zum Theil von bedeutenderem Umfange, vorliegen, darf, ebenso wie die früheren, begrüßt werden. Bietet es uns doch nicht allein eine Anzahl wirklich reizender Märchen, sondern eröffnet uns auch gleichzeitig einen tiefen Einblick in eine uns fremde Welt des Denkens und Empfindens, von der wir uns doch fast immer, und oft aufs Ueberraschendste angeheimelt fühlen. Es ist eine echte, bestrickende Märchenwelt, in die wir auch hier eingeführt werden, der ganze, tolle Zauber von Feen, verwunschenen Prinzen, verzauberten Thieren, redenden Bäumen, Waldhexen und Kobolden wird wieder vor uns heraufbeschworen. Auffallen muß es, in wie vielem dieser Märchen es sich darum handelt, einem kinderlosen Ehepaar Nachkommen zu verschaffen.

T—n.

* * *

Märzblumen, Gedichte von Carl Loevenich. Köln, Heyn. Dr. Hans Kleser hat diese nachgelassenen Gedichte eines jungverstorbenen Poeten herausgegeben und mit einem liebevollen Vorwort und Nachruf begleitet. Feines Sprachgefühl, tiefe Empfindung und mannhafte Gesinnung ist all diesen Gesängen eigen, zumal den geradezu meisterlichen Kaisersonetten. Unter der Rubrik: Politik und Satire findet sich manches allzu sehr an den Streit des Tages mahnendes Gedicht, aber sie vervollständigen das Gesammtbild des poetisch reich talentirten Journalisten.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher 2c. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Im Verlage von **George Westermann** in **Braunschweig** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Entweder — oder.

Roman

von

Heinrich Laube.

18 Bogen. 8. Preis geheftet 3 *M.*

Verlag von **August Hirschwald** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Die Homöopathie

und ihre

Bedeutung für das öffentliche Wohl

von Dr. **Joh. Rigler.**

1882. gr. 8. Preis 2 *M.* 60 *Pf.*

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Ueber die

Musik der Nordamerikanischen Wilden

von

Theodor Baker.

gr. 8. VI, 82 S. u. 2 lith. Tafeln *M.* 2.50.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik

herausgegeben von Professor Dr. **Johannes Conrad** in Halle a. S.

Neue Folge. Vierter Band. 1. bis 4. Heft.

Inhalt: **Pfeiffer,** Die proletarische und die criminelle Säuglingssterblichkeit in ihrer Bedeutung für die wirthschaftlichen Zustände in Europa. — **Bela Földes** (Weisz), Beiträge z. Frage üb. Ursachen und Wirkungen des Agios. — **Sartorius v. Waltershausen,** Die Gewerkschaften der Cigarrenarbeiter in Habanna. — **G. Meyer,** Die deutsche Gewerbeordnung und die zu ihrer Abänderung erlassenen Gesetze. — **Elster,** Die in Deutschland erlassenen wirthsch. Gesetze u. Verordnungen 1879. — **Emile de Laveleye,** Origines hist. de quelques arguments mono- et bimetalliques. — **Paasche,** Agrarstatistik Grossbritanniens. — **Bratassevic,** Bevölkerung Madrids. — Die Course der sichersten Creditpapiere Preussens von 1807—1881. — **Ernst Hasse,** Auswanderung und Colonisation. — **J. Lehr,** Das preuss. Gesetz über gemeinschaftliche Holzungen v. 14/III. 1881. — **Freiherr von Reitzenstein,** Die wirthschaftliche Gesetzgebung Frankreichs. 1879—1881. — **Lehr,** Forstliches aus Baden. — **Ritschl,** Jahresber. d. Finanzmin. d. Ver. Staaten üb. d. Jahr 1880/81. — **Kirchhoff,** Die handelspolitische Bedeutung Westsibiriens. Literatur etc.

Bad Homburg

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** u. **Unterleibsleiden** (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-** u. **Moor-Bäder. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.**
Heilgym. Institut (Elektrotherapie, Massage). Kaltwasser-Heilanstalten.
Luftkurort ersten Ranges für **Nervenleidende** u. **Reconvalescenten.**
Eleg. Kurhaus m. Park. Vorzügl. Orchester, Theater, Réunions, Illuminationen etc.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen.

Vier starke Bände gr. 8. geh. *M.* 45.—, eleg. geb. *M.* 51.—

Hierzu erschien soeben ein Ergänzungsband — Band V — enthaltend:

Beispielsammlung zum dritten Bande

nach des Verfassers unvollendet gelassenem Notenmaterial zusammengestellt, redigirt und mit zahlreichen Zusätzen und Vermehrungen herausgegeben

von

Otto Kade.

LVI und 605 Seiten gr. 8. geh. *M.* 15.—, eleg. geb. *M.* 17.—

Hann.-Altenb. Eshn. Saison 15. Mai-30. Sept. **BAD PYRMONT.** Pferdebahn z. Salzbade u. Bahnhof, 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Nürnberg

1882.

Unter dem Protectorate Sr. Majestät des Königs Ludwig II.

Bayrische Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung.

Grösste der bis jetzt in Deutschland abgehaltenen Ausstellungen, in einem herrlichen grossen Park gelegen. Neue eigenartige Anordnung. Gute Restaurationen. Vortreffliche Concerte. Prächtige Beleuchtung. Unmittelbare Nähe der Stadt.

Eröffnung 15. Mai. Schluss 15. October.

Grosse Verloosung. — **Wohnungsbureau am Bahnhof.**

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 19. Berlin, den 13. Mai 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Der Zollschutz und seine Zukunft. Von A. Lammers. — Charles Darwin. Nebst bisher ungedruckten brieflichen Mittheilungen. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Heinrich von Kleist und seine Familie. Von Karl Siegen. — Schriftstellernde Componisten. Von Lector. — Ein Gespräch auf dem Monte Pincio. Von Leopold Kompert. — **Aus der Hauptstadt:** Gastspiel des Herzoglich Meiningischen Hoftheaters. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Der Zollschutz und seine Zukunft.

Von A. Lammers.

Als der neue reactionäre Zolltarif von 1879 feststand, erscholl aus einem parlamentarischen Lager, das verspätet und getheilt in den Kampf eingegriffen hatte, der Ruf: nur zehn Jahre lang nicht an dem abgemachten Werke rühren! Nicht aus Zärtlichkeit für die mit Zollschutz bedachten industriellen und agrarischen Interessen wurde dieser Ruf erhoben — eher schon aus Abneigung gegen das Vordringen volkswirthschaftlicher Fragen, die den reinen, mehr juristisch gebildeten Politikern lästige Aufgaben stellen und die Reinheit der Gesetzgeber mit Corruption zu beflecken drohen. Aber die Forderung ist machtlos verhallt. Am meisten Beachtung fand sie noch, wenn auch innerlich widerstrebende, bei den gekränkten, den freihändlerischen Interessen, weil diese mit der nationalliberalen Führerschaft wenigstens in dem zweiten Motiv zusammentrafen, dem Wunsche, die Reichsgewalt freizuhalten von Begünstigungen des einen Erwerbsstandes auf Kosten des anderen. Sie nahmen die Zumuthung hin, obwohl sie ihnen von Männern gemacht wurde, welche die Discreditirung der Freihandels-Auffassung als „Manchesterthum" in den höheren Regionen des politischen Lebens unterstützt hatten, in der irrigen Annahme wie es scheint, damit auch das Maß der Abfindung der begehrlichen Zollschutz-Interessen einigermaßen in der Hand zu behalten. Noch nach der dem Liberalismus so günstigen Neuwahl des Reichstages im vorigen Jahre haben die Freihändler sich aller Anträge auf Wiederabschaffung drückender Zollsätze enthalten.

Um so überzeugender lehrt der Augenschein, daß die Forderung eines längeren Waffenstillstandes im Zollkrieg unerfüllbar ist. Wenn die geschlagene Partei ihn auch halten wollte, um Handel und Gewerbe, wie die gangbare Phrase lautet, endlich zur Ruhe kommen zu lassen, so stört ihn die siegreiche Partei. Sie wünscht zu ernten, so lange für sie noch irgend etwas in Halmen steht — so lange der deutsche Reichskanzler bereit ist, zu Zollerhöhungen im Interesse von Producenten die Initiative zu ergreifen, und bevor sich der Reichstag vollends so zusammensetzt, daß von ihm keine derartige Gunst mehr zu erwarten. Nachdem die Appetite nach solcher kostbaren und selten gewährten Speise auf Regiments Kosten einmal gereizt worden sind, ist ihnen schwer Einhalt zu thun, es sei denn, daß der Tisch vor ihren Augen ganz wieder abgedeckt werde.

Das haben wir schon in der vorigen Reichstagssession erlebt; wir sehen es aufs Neue in dieser, wo eine förmliche Novelle zum Zolltarif erscheint, in der bis auf zwei oder drei Vorschläge nichts als weitere Zollerhöhungen stehen, darunter so herausfordernde wie die des Schieferzolls, an den sich bereits eine ganze Vegetation fauler Gründungspilze angesetzt hat.

Hiernach werden auch die liberalen Parteien ihrerseits zum Angriff von der entgegengesetzten Seite her übergehen müssen. Energisch geführt auf geschickt ausersehene schwache Punkte der feindlichen Position, wird ihr Angriff zum mindesten die gute Wirkung haben, daß man drüben in die Defensive zurückfällt. Er wird weiter verhüten, daß die Vertheidiger der aufgerichteten Zollburg sich gar zu fest setzen, und die Meinung von ihrer Unangreifbarkeit heilsam erschüttern. Ueber die „Beruhigung" von Handel und Gewerbe können sie sich damit trösten, daß sie nicht angefangen haben, von Neuem zu schießen, und dies den Gegnern auch nicht wehren, am ehesten aber noch durch Zurückschießen abgewöhnen können; endlich damit, daß in der ganzen Redensart so viel nicht steckt, wie man vor drei Jahren in sie hat legen wollen. Die Tabaksgewerbe freilich werden seit Jahren auf eine Art in Unruhe und Sorgen erhalten, daß ihre zarteren Bestandtheile anfangen, den Tod durch Nervenerschöpfung zu leiden: aber was ist dagegen die Wirkung der gesammten sonstigen Zollagitation?

Die Unruhe fing an dem Tage an, wo die Reichsregierung beschloß, sich mit Zöllen des Absatzes gewisser nationaler Gewerbszweige anzunehmen, und wird so lange dauern, bis dieser Rückfall in alte Ideen und Praktiken im Wesentlichen aus unserer Zollpolitik wieder hinausgetrieben ist.

Auch wenn Herr v. Bennigsen heute Reichskanzler wäre, würde er schwerlich im Stande sein, den erregten Gegensätzen eine längere Ruhe aufzuerlegen. Persönlich kann ein skeptisch aufgelegter, nicht von klarer, fester Ueberzeugung in der Sache selbst erfüllter Staatsmann ja wohl wünschen, ein Werk wie den bestehenden Zolltarif, gleichviel wie er zu seinem Erlasse stand, erst eine Reihe von Jahren hindurch sich im Leben erproben und seine Wirkungen entfalten zu sehen, ehe er aufs Neue gründlich ändernd eingreift. Aber da nicht von seiner Stimmung und Ansicht allein die Entscheidung abhängt, so wird er diesen Wunsch gegen die erweckten und bisher namentlich von oben her reichlich genährten Leidenschaften nicht durchzusetzen vermögen. Man kann mit der größten Sicherheit vorhersagen, daß ein Zolltarif, der Brod und Fleisch, Schmalz und Oel merklich belastet, die alle drei Jahre wiederkehrende Reichstagswahl-Bewegung so lange vorzugsweise erfüllen wird, wie er besteht. Die Massen des englischen Volks waren in Bildung und Selbstgefühl viel weiter zurück, sie hatten überdies nur erst eine völlig indirecte politische Macht, als sie die Kornzölle der Grundaristokratie mit einer Wucht über den Haufen warfen, die heute noch in der

Politik und der öffentlichen Meinung Englands deutlich nachwirkt. Etwas Aehnliches wäre in Deutschland zu gewärtigen, wenn es nicht noch weit wahrscheinlicher wäre, daß früher, rascher und vollständiger nachgegeben wird. Lebensmittel-Vertheuerung und allgemeines Stimmrecht vertragen sich mit einander nur ganz kurze Zeit. Sind aber die agrarischen Schutzzölle erst einmal wieder gefallen, drohen sie auch nur zu fallen, wer vertheidigt dann noch mit halbwegs ausreichender Macht die industriellen Schutzzölle? Beide gehören aber auch zu denjenigen zeitigen Reichseinrichtungen, welche auf die Ausnahme-Persönlichkeit und -Stellung des ersten Reichskanzlers zugeschnitten sind. Nachher ist mit Einem Schlage die ganze Lage verändert.

Nachher werden sich denn auch wohl die Gläubigsten des heute noch officiell geltenden Protectionscultus bald überzeugen, daß diese Art von Politik ihrer Natur nach in ein constitutionelles Staatsleben nicht hineingehört. Noch immer lesen wir selbst in den neuesten Auflagen nationalökonomischer Gelehrsamkeit, daß der Zollschutz berechtigt sei als ein Mittel zur Industrieerziehung, ohne daß weiter und gleichzeitig untersucht würde, ob der Staat zu solchem Erziehungswerk denn auch taugt, und in welcher der verschiedenen Phasen, welche er geschichtlich nach einander durchmacht. Wenn Zollschutz, künstliche Vertheuerung der fremden Concurrenzwaare eine heimische Production aus dem Nichts rufen oder in ihren schwächlichen Anfängen am Leben erhalten soll, so muß doch die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit gegeben sein, daß der Zollschutz von diesem Gesichtspunkt aus mit Einsicht und Folgerichtigkeit längere Zeit gehandhabt werde. Sonst bringen die inländischen Consumenten des Artikels zwar in erhöhten Preisen ihre Opfer, aber der nationale Zweck wird nicht erreicht. Diese nothwendige logische Voraussetzung einer vernünftigen Art von Zollschutz (die deshalb noch nicht die einzige praktische Voraussetzung ist, geschweige denn den Zollschutz auch schon gerecht macht) traf etwa bei Friedrich dem Großen zu, so lange er noch eine Reihe von Regierungsjahren vor sich hatte; sie würde beim Fürsten Bismarck zugetroffen sein, wenn er niemals nöthig gehabt hätte, mit gewählten Volksvertretern bei der Gesetzgebung zu rechnen. Da es so aber ist, was gewahren wir? Ein heftiges, leidenschaftliches Für und Wider, das alle Augenblicke die wählenden Millionen ergreift und folglich nichts weniger zuläßt als Stetigkeit des gesetzgebenden Willens. Entscheiden doch im Einzelfalle — und der Einzelfall allein wirkt schließlich auf Gedeihen oder Verkennung concreter Industrieunternehmungen — die absonderlichsten Mehrheitszufälligkeiten über mehr oder weniger Zoll! Je weiter sich ein Schutzzollsystem ausbildet, desto geringer wird die Aussicht, aus den parlamentarischen Abstimmungen sachgemäße Beschlüsse hervorgehen zu sehen, d. h. auch nur solche, die der augenblicklich überwiegenden Volksmeinung entsprechen. Nun gar in dem föderirten Deutschland, wo unter Umständen im Bundesrathe ein Staat von der Bedeutung eines preußischen Kreises einen Zollsatz herbeiführt (wie Reuß jüngere Linie den bestehenden Schieferzoll) und der öffentlich verhandelnde Reichstag deshalb nicht einmal eine Vorlage aus dem Gusse eines einzelnen überschauenden Geistes empfängt!

In eine so complicirte Maschine muß man sich hüten Aufgaben hineinzuwerfen, die nicht entweder an sich einfach und klar, oder doch durch ihre Beschaffenheit so geartet sind, daß der Minderkundige sich bescheidet, der Autorität zu folgen. Interessenfragen großen, kleineren und kleinsten Gewichtes ihr vorzulegen, heißt Unausführbares von ihr verlangen und mit der Zeit zugleich sie verderben. Deshalb wird der gesunde Sinn in der Nation gegen die Hereinziehung anderer, als rein finanzieller, oder besser gesagt rein staatsgemäßer Zollfragen in die Reichsgesetzgebung reagiren, und damit nicht eher aufhören, als bis diese Intention allerseits aufgegeben oder völlig machtlos geworden ist. Staatsmännischer Erwägung gebührt dabei die Frage, wie bald und in welchen Absätzen der einmal zuerkannte Zollschutz wieder gekündigt werden soll — etwa wie ein Vater seinem zur Erwerbsfähigkeit reifenden Sohne nicht gleich auf einmal die gewährte Unterstützung entzieht, auch dann vielleicht noch nicht sofort, wenn er sich überzeugen muß, daß sie auf Kosten anderer rechtmäßiger Ansprüche erfolge. Grundsätzlich aber muß und wird immer mehr eingesehen werden, daß der Zollschutz als Erziehungsmittel in modern-constitutionellen Staaten nicht richtig gehandhabt werden kann, daß es für den Frieden im Lande und die Sittenreinheit der Politik desto ersprießlicher ist, je weniger Schutzzölle da sind und erlangt werden können, und daß wirkliche Ruhe nach dieser Seite hin erst dann zu erhoffen sein wird, wenn der Streit zwischen Bewilligen und Ablehnen endgültig seinen Gegenstand verloren hat.

Charles Darwin.

Nebst bisher ungedruckten brieflichen Mittheilungen.

Die mechanische Weltanschauung, auf welche sich unser Zeitalter so sehr viel zu Gute thut, bringt es mit sich, daß wir sogleich, wenn ein berühmter Mann den Schauplatz seiner irdischen Thätigkeit verläßt, den Versuch machen: eine Theorie seines Lebens aufzustellen. In den Nekrologen, welche wir in den Spalten unserer Zeitungen publiciren, geben wir einen Abriß aller uns bedeutsam erscheinenden Lebensumstände und verwenden diese dazu, um die geistige Persönlichkeit des betreffenden Mannes zu reconstruiren. Die stillschweigende Voraussetzung bei diesem Verfahren ist, daß äußere Einflüsse und Eindrücke nicht blos auf unsere physische, sondern auch auf unsere geistige Individualität mitbestimmend einwirken und befreiend oder hemmend in unser Leben eingreifen. Jeder von uns glaubt Erfahrungen, welche diese Voraussetzung zu bestätigen geeignet sind, an sich selbst gemacht zu haben. Jene Methode der Reconstruction ist darum auch wirklich berechtigt, so lange sie die Grenzen, innerhalb deren ihr mechanisches Verfahren Gültigkeit hat, nicht überschreitet. Diese Grenzen beginnen aber da, wo es sich um die ursprüngliche Individualität, um die angeborene Mitgabe handelt, von der Goethe so wahr und schön sagt:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald du fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten."

Diese Mitgabe ist es nun, welche sich jeder mechanischen Construction entzieht. Wir mögen noch soviel biographisches Detail an der Gruft eines großen Mannes aufhäufen, es ist und bleibt unmöglich, daraus die Bedingungen seiner Größe abzuleiten. Die einfachste und beste Beschreibung von Darwins Leben ist daher wohl auch die, welche er selbst verfaßt und seiner Zeit einem Londoner Buchhändler, der partout eine Autobiographie des berühmten Naturforschers geschrieben haben wollte, mit ironischem Lächeln eingehändigt hat. Diese Lebensbeschreibung umfaßt nur zwei Zeilen und lautet: „Ich heiße Charles Darwin, bin 1809 geboren, studirte, machte eine Reise um die Welt und studire weiter."

Der speculative Londoner Verleger mag etwas enttäuscht über die lapidarische Kürze der gewünschten Autobiographie gewesen sein. Aber enthält der mitgetheilte Passus nicht mehr als mancher umfangreiche Darwin-Nekrolog, den wir jüngsthin gelesen haben? Ist es charakteristisch für den großen Forscher, daß er in seiner Vaterstadt Shrewsbury zur Schule ging, daß er in Edinburgh und Cambridge studirte, daß er Südamerika, Australien und Van Diemensland besuchte, daß er halbkrank zurückkam, ausruhete, seine Reisetagebücher publicirte und bald heirathete? In allen diesen Einzelheiten liegt nichts, was ihn speciell charakterisirt und vor andern Naturforschern auszeichnet. Aber daß er „weiterstudirte", daß er nie aufhörte seine Kenntnisse zu bereichern und zu lernen, daß er sich nie in einer Lieblingsmeinung verrannte, sondern immer bereit war, seine

Ansicht aufzugeben, wenn ihn Jemand eines Besseren überführte — das sind die für Charles Darwin charakteristischen Eigenschaften, die, mit einer ungemein großen Arbeitskraft gepaart, das Genie ausmachen, welches wir an ihm bewundern.

In Deutschland hat sich während der jüngsten beiden Decennien ein förmlicher Darwin-Cultus entwickelt. Die Opposition gegen das Princip der natürlichen Zuchtwahl verstummt mehr und mehr. Indessen kommt es auch manchmal vor, daß Männer der Wissenschaft eine völlig unzutreffende Vorstellung von den Hauptpunkten des Darwinismus besitzen. Darwins eigentliches Verdienst, welches in der sicheren Begründung der Entwickelungslehre und dem Nachweis einer vera causa für die Vervollkommnung der Lebensformen zu suchen ist, wird sehr oft verkannt und ganz außer Acht gelassen.

Die Descendenztheorie als solche, d. h. die Lehre von der Entstehung der Arten durch allmähliche Entwickelung im Gegensatz zu der Annahme einer unmittelbaren Erschaffung jeder einzelnen Thier- oder Pflanzenspecies, ist schon ziemlich alten Datums. Kant und Lamarck sind keineswegs als die ersten Herolde der Entwickelungslehre zu betrachten. Die Forderung aussprechen, daß die neue Lehre an die Stelle der alten Schöpfungshypothese zu treten habe, ist etwas ganz Anderes, als den Nachweis liefern, daß es wirklich eine materielle Ursache gibt, welche mit Nothwendigkeit zur Höherbildung der Lebensformen führt.

Nach Darwins Ansicht, welche fast alle namhaften Naturforscher zu der ihrigen gemacht haben, nimmt jede neue Art von einer Varietät ihren Ursprung, die den im Verlauf der geologischen Zeiträume sich verändernden Lebensbedingungen besser angepaßt ist, als der elterliche Stamm. Nach und nach (d. h. nach hundert oder tausend von Generationen) geht der letztere in der Zahl seiner Individuen zurück und die „Varietät", die diesen Namen nur so lange verdiente, als ihre Vertreter in der Minorität waren, verbreitet sich und tritt schließlich an die Stelle der Stammart. Letztere erlischt allmählich ganz, weil die Jungen in Folge von Krankheiten und Lebensschwäche zu Grunde gehen, bevor sie das fortpflanzungsfähige Alter erreicht haben. Das Aufkommen der für die veränderten Lebensverhältnisse besser geeigneten Varietät nennt Darwin die natürliche Auslese (natural selection). In Folge der ungeheuren Vermehrung aller Organismen, wodurch jede Stelle im Haushalt der Natur besetzt zu werden strebt, ist der Zuchtwahlproceß täglich und stündlich darauf gerichtet, alle Abweichungen im Bau und in den Gewohnheiten der Geschöpfe zu erhalten, resp. zu häufen, welche in irgend einer Beziehung zur Behauptung der Existenz nützlich sind. Das nothwendige Endergebniß hiervon ist, daß jedes lebendige Wesen einer immer größeren Verbesserung im Verhältniß zu seinen Lebensbedingungen entgegen geht. Unter den Lebensbedingungen sind jedoch nicht blos die physikalischen, sondern auch die organischen, d. h. die An- oder Abwesenheit anderer Organismenarten, zu verstehen. Darwin bezeichnet sogar die Beziehung von Organismus zu Organismus als die wichtigste aller Beziehungen im Kampfe ums Dasein*), ein Umstand, der bei der Beurtheilung und Würdigung der Selectionstheorie vielfach übersehen wird. Aus blos klimatischen und physikalischen Bedingungen läßt sich weder die Aehnlichkeit noch die Unähnlichkeit der Bewohner verschiedener Gegenden der Erdoberfläche erklären.

Darwin hat seine Theorie mehrfach selbst als eine Uebertragung der Malthusischen Lehre von der Uebervölkerung auf die Thier- und Pflanzenwelt bezeichnet. Anläßlich einer umfassenden Kritik, die ich über ein gegnerisches Werk geschrieben und in der Zeitschrift „Ausland" veröffentlicht hatte, schrieb mir Darwin unterm 11. Juni 1875: Nothing can be more convincing and clear than the conclusions of Malthus, and yet every now and then some foolish author tries to disprove them. Dieser Kern- und Angelpunkt der Lehre Darwins darf nicht ignorirt werden. Die physiologische Thatsache, daß alle Organismen die Tendenz haben, sich in geometrischer Progression zu vermehren, ist die Grundursache des immer wiederkehrenden Kampfes ums Dasein, in welchem nur der Stärkere siegt, der Schwache aber unterliegen muß. Ohne das allen Geschöpfen innewohnende Bestreben, ihre Art bis zur Uebermacht fortzupflanzen, fehlte es an einer zwingenden Ursache zur Höherbildung der Lebensformen, zumal auf den niedrigen Entwickelungsstufen derselben. Gerade in diesem Punkte unterscheidet sich Darwin von seinen Vorläufern und insbesondere von Lamarck, der den physikalischen Lebensbedingungen einen viel größeren Einfluß einräumte, als sie wirklich besitzen. Es ist in erster Linie die Concurrenz, welche verwandte Organismenarten mit einander zu bestehen haben, was zur Erhaltung nützlicher Abänderungen führt, die der einen Art einen Vortheil über die andere gewähren. Es ist hiermit eine wirklich nachweisbare Ursache für die Entstehung neuer Thier- und Pflanzenarten gegeben. Die Mit- und Nachwelt kann dem dahingeschiedenen großen Forscher nicht dankbar genug für die Entdeckung und Feststellung dieser außerordentlich wichtigen Thatsache sein. Die gesammte biologische Wissenschaft steht gegenwärtig unter dem Banne der neuen epochemachenden Theorie; kein Physiolog oder Zoolog darf sie ignoriren: es muß Stellung für oder gegen sie genommen werden. Indem Charles Darwin so einer ganzen wissenschaftlichen Epoche den Stempel seines Geistes aufgeprägt hat, schuf er sich selbst ein Denkmal, welches dauernder als Erz und Marmor sein wird. — —

So war die intellectuelle Persönlichkeit des verstorbenen Forschers. Liebenswürdig, zuvorkommend und bescheiden war er im persönlichen Verkehr. Mir ist ein solcher allerdings nur in beschränktem Maße und überdies blos auf brieflichem Wege vergönnt gewesen. Aus den mitzutheilenden Schriftstücken wird aber doch zur Genüge ersichtlich werden, in wie zuvorkommender Weise Darwin Auskunft zu geben bereit war, wenn man sich in Fragen, die seine Wissenschaft betrafen, an ihn wandte.

Ich erhielt eines Tages (1877) von einem befreundeten Gutsbesitzer einen abnormen (fünfzehigen) Schweinsfuß zugesandt und zwar einen solchen, bei dem die überzählige Zehe nicht, wie es öfters geschieht, klein und gekrümmt, sondern sehr lang und wohlgebildet war. Ich wagte nicht zu entscheiden, ob die vorliegende Abnormität irgendwelche Schlüsse in phylogenetischer Beziehung zulasse, und sandte den merkwürdigen Fuß, mit der Bitte um Bescheid, an Darwin. Ich erwähne dieses Detail nur, damit der nachfolgende Brief verständlich ist. Darwin schrieb mir unterm 26. April 1877 was folgt*):

Werther Herr! Es thut mir leid Ihnen sagen zu müssen, daß ich nicht osteologische Kenntniß genug besitze, um irgend eine maßgebende Meinung bezüglich des Schweinsfußes, den Sie so freundlich waren, mir zu senden, äußern zu können. — Ich weiß überhaupt nicht ob er in Down angekommen ist, denn ich bin zur Zeit fern von zu Hause. Aber nach meiner Rückkehr will ich den Fuß an Prof. Flower (vom Königl. thierärztl. Collegium) senden, der den Körpertheilen der Ungulaten ein specielles Studium gewidmet hat, und ein sorgfältiger und bedächtiger Kenner in diesem Fache ist. — Ich habe ihn gebeten, mir Nachricht zu geben, ob der Fuß irgend eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit darbietet, und erhalte ich Nachricht, so will ich Ihnen dieselbe zukommen lassen. Ich verbleibe, werther Herr, Ihr ergebener Charles Darwin."

*) Der Ursprung der Arten, deutsch von Victor Carus. 4. Aufl. S. 381. Stuttgart 1870.

*) My dear Sir. I am sorry to say that I have not osteological knowledge enough for any opinion to be of any value with respect to the anomalous foot of the pig, which you have been so kind to send me. — I do not know, whether it is arrived at Down, for I am at present away from home; but when I arrive I will send it to Prof. Flower at the Royal College of Surgeons, who has made a special study of the limbs of the Ungulata, and who is a most careful and advised knower. — I have asked him to send me a note, if the foot presents any remarkable particularity, and shall I receive such note, I well forwurd it to you. I remain dear Sir, your faithfully Charles Darwin.

*

Einige Wochen später erhielt ich denn auch wirklich die Flower'sche Antwort auf Darwins Anfrage. Professor Flower bezeichnete den Schweinsfuß als a valuable addition (einen werthvollen Beitrag) für sein Museum und bemerkte, daß er sehr erfreut über die Zusendung sei, da man von derlei osteologischen Abnormitäten nie genug Specimina besitzen könne. Hiermit war der Fall aber noch nicht erledigt. Professor Flower studirte das osteologische Präparat bis in die feinsten Einzelnheiten und schickte mir nachmals eine genaue Federzeichnung des anormalen Fußskelets. Nun wurden Nachforschungen angestellt, ob auch die hinteren Füße in der oben beschriebenen Weise anormal gestaltet waren, was sich aber nicht bewahrheitete. Es wurden ferner bei dem Züchter, von dem das Schwein gekauft war, Erkundigungen über die Beschaffenheit der Füße der Geschwister und des Elternpaares jenes fünfzehigen Individuums eingezogen und so ging die Correspondenz über den Schweinsfuß wochenlang fort. Mit der Zähigkeit, Umständlichkeit und Unermüdlichkeit, welche die Engländer in allen ihren Unternehmungen charakterisirt, wurde auch in dem vorliegenden Falle verfahren, um etwas bezüglich der Herkunft und Vererbung der auffälligen Abnormität zu erfahren. Es gelang mir indeß nicht, die Abstammung des fünfzehigen Thieres über zwei Generationen rückwärts zu verfolgen. Weder an den Eltern noch an den Geschwistern war eine solche Eigenthümlichkeit aufgetreten. Die fünfte Zehe war also ganz plötzlich erschienen, wie dies ja vielfach in ähnlichen Fällen geschehen ist und immer noch geschieht. Die Lücken im Wissen der Zoologen könnten, wenn ein Zusammenarbeiten angestrebt würde, vielfach durch die Erfahrungen der Züchter ergänzt werden. Zur Zeit ist freilich noch sehr wenig nach dieser Richtung hin geschehen, aber die Fortschritte der Entwickelungslehre werden hauptsächlich in der rationellen Anstellung von Züchtungsversuchen und in dem, was man experimentelle Embryologie nennen könnte, bestehen. Es heißt recht eigentlich im Geiste Darwins weiter arbeiten, wenn diese praktischen Versuche an die Stelle jener die Erfahrung oft weit überfliegenden Speculationen treten, wo vielfach die bloße Wahrscheinlichkeit an die Stelle der wissenschaftlichen Gewißheit tritt. Der verstorbene große Forscher hat diesen Rückfällen in die natur-philosophische Epoche unseres Geisteslebens oft mit bedenklichem Kopfschütteln gegenüber gestanden. Wie er die von ihm begründete Entwickelungslehre gefördert wissen wollte, geht am besten aus einigen Winken hervor, welche der schon oben erwähnte Brief vom 11. Juni 1875 enthält. Eine Anzahl von namhaften Gelehrten pflog damals mit einem Verlagsbuchhändler Unterhandlungen wegen Gründung einer Wochenschrift, welche zu Ehren Darwins den Titel „Darwinia" führen sollte. Als Zweck dieser Wochenschrift war hauptsächlich die Popularisirung der Entwickelungslehre in Aussicht genommen. Darwin, welcher von diesem Projecte in Kenntniß gesetzt und um seine Meinung befragt worden war, äußerte: daß ein solches Journal zwar seine besten Wünsche und seine warme Sympathie (warm sympathy and good wishes) habe, er aber doch bezweifeln müsse, ob das Publicum einer solchen Unternehmung mit dem nöthigen Interesse entgegenkommen werde. (I can form no opinion whether a Journal as the proposed would succeed in Germany: it would not, I believe, succeed in England, but then you have many more earnest students of natural science.) Für England hielt er also die Gründung einer solchen Zeitschrift nicht für angezeigt, weil es dort weniger Leute gebe, welche die Natur zum Gegenstande eines ernstlichen Studiums machten.

Als die Aufgabe einer solchen Wochenschrift, falls ihr Erscheinen gesichert sei, bezeichnete er hauptsächlich die Sammlung von auffallenden Thatsachen, welche auf die Entwickelungslehre Bezug hätten. (It might be worth — schrieb er — to offer to insert in this journal perplexing cases, in order that correspondents and readers might advance facts throwing light on such cases.) Er dachte sich also das Blatt im großen Stile angelegt und setzte voraus, daß sich ähnlich wie in dem wohlhabenden England alsbald eine Anzahl freiwilliger und eifriger Correspondenten für dasselbe finden würden. In Bezug auf den Gedanken, daß in der projectirten „Darwinia" auch antidarwinistische Schriften besprochen und widerlegt werden sollten, meinte er, daß es ziemlich hoffnungslos sei, die Einwände, welche manche gegnerische Schriftsteller vorbringen, zu widerlegen. Aus dieser Denkweise ist es auch wohl zu erklären, daß sich Darwin niemals in eine Polemik mit Gegnern des Entwickelungsprincips eingelassen hat. Er arbeitete in der Stille seines Landaufenthaltes weiter und ließ nur seine Leistungen für sich und seine Wissenschaft sprechen. Otto Zacharias.

Literatur und Kunst.

Heinrich von Kleist und seine Familie.

Von Karl Siegen.

Während das Leben der eigentlichen Klassiker unserer Nationalliteratur längst offen vor uns daliegt und dieselben schon zu Lebzeiten oder doch bald nach ihrem Heimgang die liebevollsten Biographen gefunden haben, ist dieses Glück Heinrich von Kleist, den man ja neuerdings ebenfalls unsern Klassikern zuzuzählen sich mehr und mehr gewöhnt hat, versagt gewesen; ja selbst einige seiner Werke, vor allem sein vollendetstes, „Der Prinz von Homburg" ist nur dadurch der Vergessenheit entrissen worden, daß Ludwig Tieck ein Exemplar davon zufällig in Händen hatte, als sein unglücklicher Freund vorschnell seinem Leben ein Ziel setzte. Leider war die Freundschaft derselben von nur zu kurzer Dauer und über Kleists Leben Tieck zu wenig unterrichtet, als daß es dem ohnedies vielbeschäftigten Romantiker möglich gewesen wäre, uns mehr als einen kurzen, unzusammenhängenden Abriß von dem Leben des Verewigten zu geben. So mußten wir uns nahezu vier Jahrzehnte nach Kleists Tode begnügen mit dem Wenigen fürlieb zu nehmen, was Tieck, während dieser ganzen Zeit bis 1848 der einzige Biograph Heinrich von Kleists, uns zu übermitteln im Stande gewesen ist. In letzterem Jahre erst kam die Kleist-Literatur durch Bülow einen Schritt weiter, freilich eben nur einen Schritt, und was Bülow auf der einen Seite der Kenntniß zu Kleists Leben nützte, das Verdienst beeinträchtigte er wieder dadurch, daß er Wahrheit und Dichtung vermengte und von dem ihm zugänglichen Material in überbedenklicher Weise nur einen bescheidenen Bruchtheil veröffentlichte, dagegen aber, wo seine Quellen ihn im Stich ließen, sich aufs Fabuliren verlegte; sind doch erst in jüngster Zeit die von Bülow auszugsweise mitgetheilten Briefe Kleists an seine Braut Wilhelmine von Zenge vollständig veröffentlicht worden. Einige weitere Quellen erschloß uns dann elf Jahre nach Bülow Julian Schmidt, der beiläufig auch eine Reihe kleinerer Gedichte Kleists aus dem „Phöbus" der unverdienten Vergessenheit entriß. In den drei folgenden Jahren (1860 bis 1862) kamen dazu die Veröffentlichungen Koberstein's („Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike") und Köpkes („Kleists politische Schriften"). Auf Grund dieses Quellenmaterials nun, das noch durch Treitschke (in Hayms Jahrbüchern) und Fr. v. Raumer einigermaßen ergänzt worden war, konnte es Adolf Wilbrandt schon wagen, uns mit der ersten Kleist-Biographie zu beschenken, welche übrigens — charakteristisch genug — es noch zu keiner zweiten Auflage gebracht hat und noch heute vom Verleger selbst zum Antiquarpreise abgelassen wird! Nun muß man gestehen, daß Wilbrandt als congenialer Dichter das Menschenmögliche erreicht hat, die Charakteristik Kleists und seiner Werke ist nahezu erschöpfend, und auch hinsichtlich der Biographie hat Wilbrandt selbst da, wo wirkliche Lücken (und empfindliche dazu!) vorhanden waren, wenigstens instinctmäßig das Richtige in vielen Fällen getroffen, ohne freilich in vielen dieser Fälle den quellenmäßigen

Nachweis für seine Ergänzungen und zutreffenden Combinationen erbringen zu können. Eine in demselben Jahre (1863) erschienene Broschüre von Schillmann über Kleists Jugend kam meines Wissens überhaupt nicht in den Handel und gehört heute zu den Seltenheiten, gewährt übrigens dem Kleist-Biographen auch nur eine bescheidene Ausbeute.

So ruhte (eine kleine treffliche Schrift R. Köhlers über die Lesarten in Kleists Werken, die schon 1862 erschienen war, kommt für den Biographen nicht in Betracht) die Kleist-Literatur wieder zehn Jahre gänzlich, einige vereinzelte kleine Beiträge in Journalen abgerechnet, bis in diesen Blättern (Bd. IV, Nr. 31, 32, 33, 34) wieder einiges werthvolle Material zur Kenntniß der letzten Lebenstage Kleists und seiner Todesgefährtin Adolfine Henriette Vogel publicirt wurde, während — ein merkwürdiges Zusammentreffen! — in demselben Jahre (1873) der jetzige Herausgeber dieser Blätter in der „Dichterhalle" über seine Entdeckung des lange gesuchten Urbilds des „Zerbrochenen Kruges" (des Kupferstichs: La cruche cassée von Le Veau-Debucourt) referirte. Erst 1876 bei Gelegenheit des vermeintlichen hundertjährigen Geburtstages des Dichters und dann in den folgenden Jahren erschienen vom Schreiber dieser Zeilen verschiedene Schriften über das Leben des Dichters und die Geschichte von dessen einzigem Lustspiel „Der zerbrochene Krug", und in diesen Schriften brachte ich auch wieder verschiedentliches theils neues, theils in Vergessenheit gerathenes Material zur Kleist-Biographie anbei. In demselben Jahre aber veröffentlichten bald darauf der Frankfurter „Publicist," sowie abermals die „Gegenwart" (Bd. X, Nr. 44) aus der Feder des Frankfurter Prorectors Schwarze einen zwar kurzen, aber zur Kenntniß von Kleists Leben äußerst belangreichen Artikel, welcher auf Grund der Kirchenbücher nicht nur über das wirkliche Geburtsjahr des Dichters, sondern auch zum ersten Male über dessen Eltern und Geschwister Genaueres mittheilte. Im folgenden Jahre gelang es mir weiterhin, Kleists Todtenschein aufzufinden, den ich zuerst am 24. Juli 1877 in der „Didaskalia" und dann wieder 1879 in meiner Schrift „Kleist und der zerbrochene Krug" veröffentlichte. Außer den vorgenannten Schriften und Aufsätzen muß noch ein Beitrag genannt werden, den O. Wenzel 1880 in der „Vossischen Zeitung" veröffentlicht hat und der uns mit Benutzung der Urkunden im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin dankenswerthen Aufschluß über des Dichters Leben während der letzten zwei in Berlin zugebrachten Jahre gibt. Den Reigen der Publicationen über Kleist beschließt die an Neuem überreiche Monographie: „Heinrich von Kleist in der Schweiz" von Theophil Zolling (Stuttgart, W. Spemann). Trotz alledem freilich bleibt uns in diesem inhaltreichen Leben noch Vieles dunkel, zumal noch manches Briefmaterial in Privathänden sich befindet, welche es der Oeffentlichkeit vor der Hand hartnäckig verschlossen halten.

Gern ergreife ich daher die Gelegenheit, hier einiges Material zu veröffentlichen, welches den bisherigen Kleist-Biographen entgangen ist oder nicht zugänglich war; und wenn sich darunter zunächst nichts von Kleist selbst vorfindet, so hoffe ich doch über Kleist, wie über dessen Familie und Heimat manches Neue zu erbringen, das nicht ohne allgemeines Interesse ist. Es sei nur im Voraus bemerkt, daß ich das betreffende Material direct und indirect meinem vorjährigen Aufenthalt in Frankfurt an der Oder, der Vaterstadt des Dichters, sowie dort und von dort empfangenen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen des Herrn Prorector Schwarze, Garnisonsküster Mennecke, Hotelier Grube, des derzeitigen Eigenthümers von Kleists Geburtshaus, sowie vor Allem des Herrn Pastor Kypke in Büche (Pommern), der mit der Bearbeitung der Urkunden der vielverzweigten Kleist'schen Familien betraut ist, außerdem aber zeitgenössischen, wenig oder gar nicht bekannten Quellen verdanke.

Nach diesen meinen Quellen nun, zu denen, soweit sie den Kleist'schen Familienurkunden entnommen sind, auch Lehns- und Hofgerichtsacten den Stoff geliefert haben, gehört Heinrich von Kleist dem Schmenziner Zweige der großen Kleist'schen Familie an, welches Herrengeschlecht schon im vierzehnten Jahrhundert nach Christus vorkommt. Wie bekannt, sind aus der Familie von Kleist noch zwei andere zu ihrer Zeit gefeierte ältere Dichter hervorgegangen. Der eine ist Christian Ewald v. Kleist (1715 geboren), welcher am 12. August 1759 bei Kunersdorf auf den Tod verwundet worden ist und in Frankfurt a. O. am 24. desselben Monats verschied, in welcher Stadt er auch auf dem damaligen, später in einen Park umgewandelten St. Gertraudkirchhofe begraben liegt, wo ihm — nach gütigen Mittheilungen des greisen Herrn Regierungsraths Herrosé unter Benutzung der Logenacten — die dortige Freimaurerloge „Zum aufrichtigen Herzen" ein bereits 1777 vom Vorsitzenden Toussaint in Vorschlag gebrachtes Denkmal errichtet worden ist; zu diesem Denkmal hatte, was wohl gleichfalls nur wenig bekannt, nach derselben Quelle als einer der Ersten der damalige Commandeur des dort garnisonirenden Infanterieregiments, Herzog Leopold v. Braunschweig, der später, am 27. April 1785, die versuchte Errettung mehrerer Menschen aus den Fluthen der Oder mit dem Tode büßte, sofort 100 Thaler gezeichnet, und die Beiträge waren überhaupt so reichlich geflossen, daß schon 1778 die Einweihung des schönen Denkmals erfolgen konnte, welches dann 1826 auf Kosten der Loge reparirt, zur Jahrhundertfeier von des Dichters Tode am 24. August 1859 mit einer prächtigen Laube nebst Blumenhalle geschmückt und am 24. August an Stelle des schadhaften mit einem neuen Gitter auf Kosten der Familie des Dichters versehen wurde und in seiner jetzigen Gestalt einen überaus freundlichen Eindruck macht. — Der zweite dieser beiden Dichter, Franz Alexander v. Kleist (1769—1797), der jetzt ganz vergessene Verfasser von „Zamori", der Sohn des Generallieutenants Franz Kasimir v. Kleist, starb auf seinem Gute Ringenwalde in der Neumark. Beide Dichter sind mit dem jüngsten von den dreien, mit Heinrich von Kleist, nur weitläufig verwandt; alle drei hatten noch um 1400 einen gemeinsamen Stammvater; Franz Alexander v. Kleist aber gehört dem Hause Muttrin (bei Belgard), Christian Ewald dem Hause Damen (bei Belgard) an, während Heinrich v. Kleist, wie bereits erwähnt, dem Hause Schmenzin entstammt.

Ueber den Stamm Schmenzin, der uns als derjenige unsres Heinrich von Kleist am meisten interessirt, sind die erhaltenen Notizen — besonders die ältere Zeit betreffend — ziemlich dürftig und lückenhaft, für unsern speciellen Zweck indeß findet sich doch ein ganz ansehnliches Material zusammen. So erfahren wir zum ersten Mal wenigstens einiges Nähere über Heinrichs Großeltern. Der Großvater nämlich, der Hauptmann Bernd Christian v. Kleist, hatte das Gut Schmenzin, Kreis Belgard in Pommern, besessen. Er wird als ein biederer, gottesfürchtiger Charakter geschildert, als das Muster eines pommerschen Landedelmanns. Er war am 11. November 1680 auf dem väterlichen Gute Schmenzin geboren, am 15. September 1705 trat er als Lieutenant beim Infanterieregiment Markgraf Philipp Nr. 12 ein, wurde am 25. April 1713 Stabskapitän, am 7. October desselben Jahres Compagniechef, am 23. Januar 1723 aber dimittirt und lebte noch 26 Jahre ganz seiner Familie auf seinem Gute Schmenzin, wo er am 30. Juni 1749 gestorben ist. Seine Frau, des Dichters Großmutter, Hedwig Magdalena v. Kleist, stammte aus Vietzow bei Belgard und war die Tochter des Landraths Ewald Joachim v. Kleist. Von ihrem Geburtsjahr schweigen unsere Quellen. Copulirt worden ist sie am 4. November 1726, woraus wir ersehen, daß Kleists Großvater, als er heirathete, bereits nicht nur seine Offizierscarrière, sondern seit einer Reihe von Jahren auch seine Jugend hinter sich hatte. Gestorben ist die Großmutter unseres Dichters, von deren Charakter und sonstigem Leben wir nichts weiter erfahren, am 6. Mai 1753 zu Falkenburg, nachdem sie ihrem Gatten fünf Töchter, betreffs deren mir Näheres nicht bekannt, und drei Söhne geschenkt, von denen der älteste, Joachim Friedrich der Vater unseres Dichters ist. Der zweite Sohn von Kleists Großeltern, Alexander Georg Wilhelm, ist 1731 geboren und 1809 als Major ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen, gestorben. Der letzte der drei Brüder, Franz Heinrich von Kleist ist 1734 geboren, erbte, weil er der jüngste war, nach einer Familienbestimmung Schmenzin und starb 1814 unter

Hinterlassung von zwei Söhnen, Paul Bernd August (1760—1804) und Georg Joachim Wilhelm (1767—1849), der Hauptmann war und als der jüngere von beiden Brüdern nach des Vaters Tode Schmenzin erbte. Beide Brüder starben kinderlos, wie ihr Oheim Georg Wilhelm, während dagegen die männliche Linie des älteren Bruders von letzterem, die Linie Joachim Friedrich von Kleists noch jetzt blüht.

Joachim Friedrich von Kleist, Heinrichs Vater, der nach dem Frankfurter Garnisonkirchenbuch 59 Jahre 8 Monate und einige Tage alt gestorben sein soll, ist nach unserer genaueren Quelle am 13. October 1728 geboren und bezog im Jahre 1749, also im Todesjahre seines Vaters, die 1506 gegründete Universität zu Frankfurt an der Oder, der er als Student zwei Jahre lang angehört hat. Weshalb er dann plötzlich seine Studien abgebrochen hat, wissen wir nicht, am 23. Mai 1751 aber finden wir ihn als Fähnrich beim Infanterie-Regiment Graf Schwerin Nr. 24 wieder. Am 1. Juli 1756 sehen wir ihn zum Secondelieutenant bei demselben Regiment befördert, welches, am 15. Mai 1713 gestiftet und 1719 nach Frankfurt und den umliegenden Städtchen verlegt, seit 1723 den 1740 zum Feldmarschall und in den Grafenstand erhobenen früheren Generalmajor von Schwerin zum Inhaber hatte und, wie schon an den beiden ersten schlesischen Kriegen, so auch an dem siebenjährigen Kriege rühmlichst sich betheiligte. So machte es — und mit ihm wohl auch des Dichters Vater — die blutige Schlacht von Prag, in welcher Schlacht sein Inhaber den Heldentod starb, und dann unter dem Oberbefehl des großen Friedrich die Schlacht von Roßbach mit, verlor in der ebenso blutigen Schlacht bei Palzig, 23. Juli 1759, allein acht Offiziere, während vier Stabsoffiziere, fünf Kapitäns und zwölf andere Offiziere verwundet wurden, und kämpfte ebenso tapfer, doch abermals mit schweren Verlusten mit bei Kunersdorf, 12. August 1759, wo auch Christian Ewald von Kleist die Todeswunde empfing. Infolge all dieser Verluste an Offizieren war auch Joachim Friedrich von Kleist in diesem Jahre zum Premierlieutenant und, nachdem inzwischen das Regiment sich in den Schlachten bei Liegnitz und Torgau abermals ausgezeichnet hatte, Anfang 1762 zum Stabskapitän befördert worden und kehrte als solcher nach der Schlacht bei Freiberg und nachdem der Frieden geschlossen war, mit dem Regimente, deren Inhaber im April 1763 (nicht erst 1766) der Oberst von Diringshofen wurde, für immer in die Garnison Frankfurt zurück.

41 Jahre alt, also ebenfalls lange kein Jüngling mehr, trat Joachim Friedrich von Kleist das erste Mal in den Stand der heiligen Ehe, wie der noch erhaltene Trauschein ausweist, nach welchem „der königliche Stabs-Hauptmann im von Diringshofenschen Regiment Herr Joachim Friedrich von Kleist mit seiner verlobten Braut, dem Fräulein Carolina Louise (nicht Elise) von Wulffen, des weil. Hochwohlgeborenen Herrn Hauptmann von Wulffen, Erbherrn auf Steinhöfel und Kersdorf*) hinterlassenen einzigen Tochter den 29. September 1769 (in Lossow bei Frankfurt) copulieret worden". Nachdem Joachim Friedrich von Kleist unterm 12. Juni 1770 Compagniechef geworden, wurde ihm am Morgen des 7. Mai 1772 seine erste Tochter geboren, welche in der Taufe am 14. desselben Monats die Namen Bernhardina Friederica Caroline Wilhelmine erhielt und am 30. Januar 1817 als Gemahlin des Rittmeisters Ernst Eduard von Loeschbrand auf Pieskow bei Fürstenwalde gestorben ist. Es ist dies, wie schon Schwarze bemerkt, die Minette, wie sie öfter in Kleists Briefen an seine Schwester Ulrike vorkommt.

Am 26. April 1774 wurde den Eltern die bekannteste von Kleists Schwestern Philippine Ulrike (Ulrique, nach dem Taufschein) geboren, die am 3. Mai früh 6 Uhr desselben Jahres wegen schwerer Erkrankung der Mutter die Nothtaufe erhielt und schon vier Stunden später die Mutter in dem angeblichen jugendlichen Alter von 19 Jahren infolge der Frieseln durch den Tod verlor. Bei der Nothtaufe war als Zeuge außer einem Studenten Herrn von Borck und Schwester, sowie einer Frau von Manteuffel und einer Frau Professor Curtsen (Curts) auch ein Fräulein von Pannwitz zugegen, in der wir möglicherweise die nachherige Stiefmutter Ulrikens zu suchen haben.

Noch vor Verlauf des üblichen Trauerjahres hielt es Joachim Friedrich v. Kleist, um seinen kleinen Waisen wieder eine Mutter zu geben, für nöthig, sich zum zweiten Male zu verehelichen, und so wurde dem betreffenden Trauzeugniß zufolge „der Capitain und Chef einer Musketier-Compagnie im v. Diringshofenschen Regimente Herr Joachim Friedrich v. Kleist mit dem Fräulein Juliane Ulrique (Pathin ihrer Stiftochter?) von Pannwitz des weiland Hochwohlgeb. Herrn Otto Heinrich von Pannwitz, Erbherrn auf Mischen, Babow und Gulben*), hinterlassenen 6. Tochter zu Mischen im Januar 1775 copuliert", welche nach meinen Quellen am 22. März 1746 geboren ist. Das Kirchenbuch der Marienkirche gibt an, sie wäre im Alter von 46 Jahren 9 Monaten 19 Tagen gestorben, wonach der Geburtstag von Kleists Mutter auf den 14. April 1746 anzusetzen wäre, doch bleiben bei den Civilkirchenbüchern auch zu jener Zeit noch kleine Irrthümer und Verwechslungen nicht ausgeschlossen, namentlich was die Angabe des Alters betrifft, hinsichtlich dessen sogar das sonst so gewissenhaft geführte Frankfurter Garnisonkirchenbuch, soweit es den Vater unsres Dichters angeht, nicht genügend unterrichtet war.

Diese Ehe wurde mit fünf Kindern gesegnet, zwei Söhnen und drei Töchtern. Das älteste Kind aus dieser zweiten Ehe von Joachim Friedrich v. Kleist, Friederica Juliana Christina (vom Dichter scherzweise Fritz genannt) war am Morgen des 17. December 1775 geboren. Sie heirathete später, wie wir, die bisherigen Quellen ergänzend, gleich hier hinzufügen, den Baron Philipp v. Stojentin auf Schorin und Darsow bei Stolp in Pommern; weiteres über sie, auch ihr Todesjahr ist mir nicht bekannt. Nachdem am 4. Januar 1776 der vormalige Oberst, Generalmajor v. Diringshofen, der Chef von Joachim Friedrich v. Kleists Regiment und ein Liebling Friedrichs des Zweiten, gestorben und wenige Tage darauf, am 12. Januar der Herzog Leopold v. Braunschweig-Lüneburg als Oberst Inhaber des Regiments geworden war, wurde am 4. November 1776 dem Vater unsres Dichters abermals eine Tochter, nunmehr die vierte des glücklichen Vaters, geboren, welche in der Taufe die Namen Maximiliana Catharina Augusta (von unsrem Dichter Gustchen genannt) erhielt und später den Lieutenant, nachherigen Kapitän Wilhelm v. Pannwitz, ihren Vetter, heirathete.

Im nächsten Jahre endlich sollte in der Kleist'schen Familie auch der längstersehnte Stammhalter in der Person unsres Dichters eintreffen, am 18. October 1777 Nachts 1 Uhr, wie nunmehr genau feststeht, und am 27. October wurde, wie gleichsfalls bekannt, das Kind von dem Feldprediger Carl Samuel Protzen unter Assistenz von neun Taufpathen auf die Namen von Großvater und Oheimen Bernd Heinrich Wilhelm v. Kleist getauft. Weniger aber oder nicht bekannt ist, woher und seit wann die bisherige falsche Angabe von Geburts-Jahr und -Tag datirt. Aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts haben wir natürlich zeitgenössische Kleist-Biographien noch gar nicht zu erwarten, auch in den Literaturgeschichten des zweiten Jahrzehnt habe ich, soweit sie mir zugänglich waren, keine näheren Angaben über Jahr und Tag von Kleists Geburt entdeckt, dagegen finde ich zufällig in Winters kleiner Literärgeschichte von 1821, also in demselben Jahre als Tieck zum ersten Mal das Jahr der Geburt falsch angab, dasselbe richtig 1777 angegeben, während u. A. Franz Horn ebenfalls 1821 in seiner Literaturgeschichte erklärt, das richtige Jahr nicht angeben zu können. 1826 erst führt neben dem falschen Geburtsjahr (1776) Tieck auch noch den falschen Geburtstag, 10. October, an, und in demselben Jahr finden wir bei Stöber die Angabe: „geboren 10. October 1777", also immer noch wenigstens die richtige Jahreszahl, welche sich auch

*) Güter bei Fürstenwalde, Kreis Lebus, jetzt der Familie von Massow gehörig.

*) Mischen, im Kottbuser Kreis, gehörte bis in die sechziger Jahre der Familie v. Pannwitz, jetzt gehört es der Familie v. Wurmb, die beiden andern Güter besitzt jetzt die Familie v. Schönfeldt.

anderwärts, selbst noch im 30. Bd. der „Nouvelle revue germanique“ vom Jahr 1833 findet. Im Uebrigen haben freilich fast alle späteren Biographen Kleists und Literarhistoriker sich getreulich an die falsche Angabe von Tieck gehalten, während wieder andere Literarhistoriker, wie Herzog (1831) und Wachler (1834) etwas Apartes haben wollen den Geburtstag des Dichters verschweigen, als Geburtsjahr aber 1772 nennen. Wir sehen somit, daß die falsche Zeitangabe einzig von Tieck und erst aus dem Jahre 1821, respective vollständig gar erst aus dem Jahre 1826 herrührt. Daß 1777 aber die richtige Jahreszahl ist, beweist ja außer dem dasselbe bestätigenden Todtenschein des Dichters der Umstand, daß dessen Schwester Gustchen in dem von Tieck beliebten Jahr, nur einen halben Monat später, geboren ist. Auch der 18. October steht als Tag der Geburt schon deshalb fest, weil die betreffende Zahl gleichzeitig in Ziffern und Buchstaben, ebenso wie auch das Jahr, angegeben ist, und hiermit wäre denn der Streit um Jahr und Tag von Kleists Geburt hoffentlich für immer aus der Welt geschafft.

Ueber die ersten Lebensjahre Heinrich v. Kleists nun schweigt die Fama gänzlich, das Kind wird eben wie andere Menschenkinder unter der Obhut seiner Eltern herangewachsen sein, denen übrigens in den nächsten Jahren noch zwei Kinder geboren wurden, so daß die Siebenzahl glücklich erreicht war. Das erste von diesen beiden war abermals ein Sohn, welcher am 7. April 1780 geboren wurde und in der Taufe die Namen Leopold Friedrich erhielt, und das jüngste ein Mädchen, welches am 25. September 1781 (nicht 1784, wie Schwarze angibt; vier Tage vorher, am 3. April war der Vater Major geworden) das Licht der Welt erblickte, die Namen Juliane (vom Dichter Julchen genannt) Hedwig Caroline erhielt und nach meinen Quellen als Gemahlin eines Herrn Gustav von Weiher auf Bozepol gestorben ist. Ueber sie wissen wir sowie über ihre beiden älteren Schwestern aus des Vaters zweiter Ehe sonst nichts weiter, selbst nicht das Todesjahr; mit Kleists Stiefschwester Ulrike und seinem Bruder Leopold werden wir uns indeß ebenso wie mit dem Dichter selbst und seinen Eltern noch weiterhin zu beschäftigen haben.

Hier dürfte es nun zuvörderst interessiren, auch einiges Nähere über das — wir dürfen freilich nur sagen muthmaßliche — Geburtshaus Heinrich v. Kleists zu erfahren, muthmaßlich deshalb, weil es bis jetzt nicht durch authentische Documente völlig nachweisbar gewesen ist, ob die Familie v. Kleist wirklich, wenngleich nichts gegen diese Annahme spricht, dieses Haus schon damals bewohnt hat. Nur soviel ist nachweisbar, daß die Familie schon mehrere Jahre vorher, ehe es Kleists Mutter 1788 als Wittwe ankaufte, dies Haus bewohnt hat. Das Haus selbst ist schon deshalb interessant, weil es einst jener Peter Petersdorf, der Besitzer von Bossen, besessen hat, der 1539 in Frankfurt als Bürgermeister die Reformation einführen half. Von Dr. Langes (Longes?) Erben, denen das Haus später gehört, kaufte es 1737 ein Meister Pfuhl, bei dem sich dann des Dichters Vater in seinen letzten Lebensjahren eingemiethet hatte. Dieses Haus nun ist Oderstraße 26 gelegen und bildet mit dem daranstoßenden Superintendurgebäude, in welchem, wie die daran befindliche Gedenktafel ausweist, von 1787 bis zum Frühjahr 1788 die berühmten Brüder Wilhelm und Alexander v. Humboldt (1767 und 1769 geboren und seit 1786 in Frankfurt studirend) gelebt haben, einen Winkel, mit der Aussicht auf die Regierungsstraße und die, beiden Häusern gegenüberliegende, von beiden eben erwähnten Straßen umgrenzte alterthümliche Marien- oder Oberkirche (angeblich von 1253—1330 erbaut), welche, wie schon Wilbrandt betont hat, in ihrer wunderlichen Bauart mit der hölzernen Brücke, die damals die beiden Thürme verbunden haben soll, und dem zweitheiligen, nichts weniger als schön geformten Dache noch jetzt für den Beschauer den Eindruck des Düsteren, Gedrückten und Schwerfälligen hat und zweifellos auch auf das erregbare Gemüth des Knaben Heinrich einen solchen Eindruck gemacht hat. Auf der andern Seite von Kleists Elternhaus und nur durch einen Hof von demselben getrennt stand das jetzt als Postgebäude dienende sogenannte Commandantenhaus, das zu jener Zeit die mit Kleists Familie eng befreundete Familie von Zenge, aus der Grafschaft Hohenstein stammend, bewohnte. Das Herzensverhältniß, welches sich infolge dessen auch zwischen Heinrich v. Kleist und der um drei Jahre jüngeren Wilhelmine (geb. 26. August 1780, gestorben 25. April 1852 als Wittwe des am 12. Januar 1842 verschiedenen Professors Wilhelm Traugott Krug) entwickelte, brauche ich, da mir in dieser Hinsicht neues Material nicht vorliegt, hier nicht weiter zu erwähnen. Nur so viel sei noch zur Orientirung bemerkt, daß zur Zeit der Kindheit Heinrichs und Wilhelminens noch hinter den Wohnhäusern beider sich trauliche Gärten befanden, in denen die Kinder wohl oft genug gemeinsam herumgetollt haben, während der nachherige Student Heinrich v. Kleist später in der schattigen Laube des Zenge'schen Gartens mit der zur Jungfrau herangereiften Braut schöne Stunden beglückter reiner Liebe, die Stunden der ersten Jugendliebe durchlebte.

Zur Zeit der Kindheit der Liebenden war übrigens Wilhelminens Vater noch nicht Inhaber des später nach ihm benannten dortigen Regimentes, sondern erhielt dasselbe als Oberst erst am 5. Februar 1799 und am 20. Mai desselben Jahres das Patent als Generalmajor. Das Elternhaus Kleists aber, an dem jetzt eine Tafel mit der Angabe von Kleists Geburts-Jahr und -Tag angebracht ist, ist, seit es von seiner letzten Inhaberin aus der Kleist'schen Familie verkauft worden ist, vielfach im Innern umgebaut und renovirt worden, so daß ganz unversehrt und im alten Zustande nach den Versicherungen des jetzigen Besitzers eigentlich nur der Boden geblieben ist, von dem aus man eine entzückende Fernsicht auf die Oder und die weit hinter dem hier sehr breiten Flusse sich hinziehende bewaldete Hügelkette genießt. Von hier aus wird aber der achtjährige Knabe auch mit Schrecken 1785 die gewaltige Oderüberschwemmung mit angeschaut haben, welche dem heldenmüthigen Herzog Leopold v. Braunschweig das Leben kosten sollte. Im ersten Stock dieses Hauses, des jetzigen Hotels „Zum Prinzen von Preußen“, soll der Dichter geboren sein, im zweiten Stock dagegen verlebte ihre letzten einsamen Lebensjahre und starb auch daselbst Heinrichs Lieblingsschwester Ulrike. Angeblich soll sie die jetzigen Fremdenzimmer Nr. 34 und 35 zuletzt bewohnt haben.

In diesem Hause also und in dieser Umgebung und unter solchen Eindrücken verlebte Heinrich von Kleist seine Kindheit. Halten wir uns ferner die jetzt fast zu einfachen Jahrmärkten herabgesunkenen, aber gerade in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts äußerst stark besuchten berühmten Messen, deren jährlich drei in Frankfurt stattfanden, mit all dem bunten Treiben, das damit zusammenhing, die damals noch mittelalterliche Gestalt der Stadt, mit ihren Thoren, Mauern und Gräben und ihren engen Straßen, das Denkmal Ewald v. Kleists, die Rebenberge in der Nähe und die ganze Umgegend vor Augen, so können wir uns ungefähr ein Bild von all den mannichfachen und nachhaltigen Eindrücken machen, welche Kleists rege Phantasie schon in seiner Kindheit empfangen hat.

Seine Erziehung erhielt er mit einem Vetter, v. Pannwitz, einem excentrischen Kopfe, gemeinsam im väterlichen Hause durch einen jungen Theologen. Bülow, der irrthümlich annimmt, Kleists Eltern wären 1787 schon verstorben gewesen, erzählt nach dem Hörensagen, der Knabe habe in seinem elften Jahre das väterliche Haus verlassen und sei einem Prediger Catel in Berlin zu weiterer Ausbildung übergeben worden; das wäre sonach aber, wenn Bülow überhaupt recht unterrichtet ist, nicht das Jahr 1787, sondern erst 1788. Diese letztere Jahreszahl hat auch insofern viel für sich, als in diesem Jahre 1788, laut Kirchenbuch, Kleists Vater als Major und Commandeur des zweiten Bataillons seines Regiments am 18. Juni Nachts um 12 Uhr an der Wassersucht gestorben ist. Nach dieser Zeit also wird, wie wir ohne allzu kühne Combination wohl annehmen dürfen, die Mutter ihren ältesten Sohn außer dem Hause gethan haben, während die Töchter und der erst achtjährige Leopold vorläufig noch unter der Obhut der Mutter selbst und einer Frau v. Massow, einer Schwester der Frau Majorin, blieben.

Mit 14 Jahren bereits wurde Heinrich v. Kleist Soldat, im December 1792 war er jüngster gefreiter Corporal beim 2. (3.) Bataillon Garde, machte, während am 3. Februar 1793 ihm die Mutter starb, den Rhein-Feldzug dieses Jahres mit, und auch 1795, am 25. Februar, treffen wir ihn in der Nähe des Rheins, bei Höchst im Nassauischen. Nachdem an diesem selben Tage sein Bruder Leopold Fähnrich beim Inf.-Regiment Frankenburg Nr. 24 geworden, sehen wir unterm 14. Mai dieses Jahres bei dem Regiment Garde Nr. 15 auch Heinrich zum Fähnrich, sodann unterm 7. März 1797 zum Secondelieutenant avancirt. Am 4. April 1799 jedoch erhielt er den ersehnten Abschied, um sich Studien halber in seine Heimat zurückzubegeben.

Hier aber wollen wir den Dichter, seinen übrigen Lebenslauf als bekannt voraussetzend, verlassen und auch über die letzte traurige Katastrophe seines Lebens, welche so viele schöne Hoffnungen vorschnell vernichtete, stillschweigend hinweggehen, ebenso stillschweigend, als dies seiner Zeit die Geschwister des Dichters der Oeffentlichkeit gegenüber gethan; denn obwohl gerade 1811 von Dr. C. W. Spiecker die Frankfurter „Oderzeitung" gegründet war, geschieht darin des Trauerfalles keine Erwähnung. Mit wirklicher Hingebung, mit wahrhaft aufopfernder Liebe hat unseren Dichter von allen seinen Geschwistern nur seine Stiefschwester Ulrike entgegenzukommen verstanden, sie, die oft von Heinrich Verkannte, aber trug ihren Schmerz um den Verlorenen in der Stille und blieb, nachdem alle ihre Geschwister das Elternhaus verlassen, allein in demselben zurück, freudlos und unvermählt, einzig der Erziehung adeliger Fräuleins lebend. Später indeß umnachtete sich ihr Geist, wie mir von Augenzeugen bestätigt worden ist, mehr und mehr, und die guten Frankfurter blickten wohl kaum noch hin, wenn die wunderliche alte Dame in ihrer Equipage durch die Straßen der Stadt fuhr, wußten doch die meisten und wissen jetzt noch nicht, daß diese Ulrike die einzige treue Freundin ihres berühmtesten Landsmannes war, der — naiv genug — in Frankfurt selbst noch heute vielfach mit seinem älteren Namensvetter Christian Ewald v. Kleist verwechselt wird. So war es für Ulrike fast ein Glück, als endlich am 5. Februar 1849 ein sanfter Tod sie von all ihren Erdenleiden erlöste. Der Kirchenzettel jener Woche enthält die lakonische Mittheilung: „Gestorben. Bei der Oberkirche: Die hinterlassene zweite Jungfer Tochter des Majors von Kleist, beim Königl. Infanterieregiment v. Zenge, 74 J. 9 M. 10 Tage." Ein epheuumwachsenes, schwer auffindbares Grab mit einfachem Eisenkreuz und daran die Worte „Ulrike von Kleist, geb. d. 26. April 1774, gest. d. 5. Febr. 1849" das ist Alles, was die Frankfurter noch an die Lieblingsschwester unsres Dichters erinnert.

Noch aber blüht die Familie desselben wenigstens in den Nachkommen seines einzigen Bruders Leopold. Dieser hatte es in seiner militärischen Laufbahn weiter als sein Bruder und gerade so weit wie sein Vater gebracht, er war nämlich 1797 Secondelieutenant, 1804 Premierlieutenant, 1806 Stabskapitän, 1809 wirklicher Kapitän und im Todesjahr seines Bruders, 1811, als Major pensionirt worden, wurde dann aber im Mai 1816 Postmeister in Stolp, wo am 4. Juni 1837 ein Schlaganfall seinem Leben ein Ziel setzte. Mit Wilhelmine Dorothea, der Tochter des Majors Fr. Bernh. v. Blankensee auf Zipkow, Warbelin und Giesebitz verheirathet, welche 1788 geboren war, erhielt er von seiner Frau fünf Söhne, von denen der älteste bereits im zarten Knabenalter wieder starb, zwei der jüngeren aber, der dritte, Major a. D. Theodor Leopold Friedrich v. Kleist in Stolp, und der jüngste, Oberst Christian Ewald Leopold v. Kleist sich wiederum männlicher Nachkommenschaft erfreuen.

Schriftstellernde Componisten.

Jüngst wurden mir druckfeuchte Aushängebogen gegen mein Versprechen strengster Discretion in die Hand gedrückt. Ich setzte mich sofort hin, um — für die „Gegenwart" einen Auszug daraus zu machen. Die Indiscretion gehört nun einmal zu dem Fahneneid der Journalisten, welcher alle späteren Verpflichtungen null und nichtig macht. Und der Verfasser selbst wird es verzeihen müssen, wenn ich das Siegel der Verschwiegenheit, das er auf die Bogen seines Buches gedrückt hat, ein wenig lockere. Denn ich denke dadurch zur Verbreitung eines Werkes beizutragen, das sonst vielleicht mit manchen unbegründeten Vorurtheilen zu kämpfen hat.

„Vor den Coulissen" heißt es; Joseph Lewinsky, ein Berliner Namensgenosse des Wiener Künstlers, ist der Herausgeber und bei A. Hofmann in Berlin wird in der nächsten Woche das Buch erscheinen, dessen zweiter Band in einem Abzug „avant la lettre" vor mir liegt. Aus Originalbeiträgen von künstlerischen Berühmtheiten ist das Werk zusammengesetzt, es bringt uns manchen Unnahbaren in heiter aufgeknöpftem Atelierplauder menschlich näher, und nebenbei hat es den großen Vorzug, daß es mit den landesüblichen Theater-Decamerones, welche bereits mit Recht der Parodie verfallen sind, fast keinerlei Berührungspunkte mehr hat. Diese Besorgniß ist's, welche die Theilnahme für das Werk ungerecht schmälern könnte. Denn der erste Band hatte sich in der That noch von der autobiographischen Schablone nicht vollkommen losgelöst. Das Publicum aber hat ein sehr richtiges Gefühl, wenn es sich immer verdrossener von diesen schönfärberischen Selbstschilderungen der Künstler abwendet. Was Heinrich Heine gelegentlich von Autobiographien im Allgemeinen sagte: „Sie gleichen den alten Weibern, welche die verlorene Jugendfrische durch künstliche Haare, falsche Zähne und bepinselte Wangen zu ersetzen suchen . . ." es gilt doppelt von den Selbstbiographien der Schauspieler, die in der That auch zum Schreiben sich schminken und auch zu einer feuilletonistischen Gastspielrolle Masken machen. Es war wohlgethan von dem sammeleifrigen Herausgeber, daß er in seinem zweiten Band den Schauspielern nicht ausschließlich das Wort ertheilt: Die Mehrzahl der Beiträge stammt aus der Feder unserer hervorragendsten Componisten. Sie bieten theils künstlerische Selbstbekenntnisse von großem Reiz, theils bedeutsame musikästhetische Betrachtungen und theils liebevolle Spaziergänge der Erinnerung, auf welchen der Leser mit Theilnahme und Rührung einige Musiker begleitet, die unter einem Kranz von Lorbeeren ihr schneeiges Haar verbergen. Ich gehe mit einer oberflächlichen Begrüßung bei den schauspielerischen Mitarbeitern des Bandes vorüber, aber ich kann der Verlockung nicht widerstehen, Ihnen aus den Beiträgen der Componisten ein Potpourri ohne Noten zusammenzustellen.

Franz Schuberts eigenthümliche Gestalt tritt aus pietätvollen Erinnerungszeilen hervor, die Franz Lachner ihm widmet:

„Sein Wesen hatte etwas Eigenthümliches. Ein rundes, dickes, etwas aufgedunsenes Gesicht, eine gewölbte Stirn, aufgeworfene Lippen, eine Stumpfnase, krauses, wenn auch spärliches Haar gaben seinem Kopf ein originelles Aussehen. Seine Statur war unter Mittelgröße, Rücken und Schultern gerundet. Der Ausdruck seines Gesichts war nicht uninteressant. Da er stets eine Brille trug, so hatte er einen etwas starren Blick. Wenn aber das Gespräch auf Musik kam, so fingen seine Augen an zu leuchten, und seine Züge belebten sich."

Franz Lachner war durch eine innige Freundschaft mit dem genialen Tondichter verbunden und hat manche melodische Schöpfung Franz Schuberts in ihrer Geburtsstunde belauscht. Seltsamer Weise haben gerade manche der eigenartigsten und werthvollsten Tondichtungen Schuberts zu ihrer Entstehungszeit nicht die verdiente Würdigung gefunden. Von dem Quartett „Der Tod und das Mädchen" z. B. erzählt Lachner:

„Das Quartett, welches gegenwärtig alle Welt entzückt und zu den großartigsten Schöpfungen seiner Gattung gezählt wird, fand durchaus nicht ungetheilten Beifall. Der erste Violinspieler Sch., der allerdings wegen seines hohen Alters einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war, äußerte nach dem Durchspielen gegen den Componisten: „Brüderl, das ist nichts, das laß gut sein; bleib Du bei Deinen Liedern!" worauf Schubert die Musikblätter still zusammenpackte und sie für immer in seinem Pulte verschloß — eine Selbstverleugnung und Bescheidenheit,

die man bei manchem berühmten Componisten der Gegenwart vergeblich suchen würde."

Die Uebersiedelung Franz Lachners nach Darmstadt riß die Freunde auseinander; ein brieflicher Verkehr wollte nicht in Fluß kommen und endlich blieben selbst die dringlichsten Zuschriften unbeantwortet. Lachner erzählt darüber:

„Als ich nach Wien zurückgekehrt, und es mein Erstes war, Schubert aufzusuchen, löste sich das Räthsel in betrübender Weise: der Freund lag gefährlich am Typhus erkrankt zu Bette. Unvergeßlich sind mir seine Worte: „Ich liege so schwer da, ich meine, ich falle durch das Bett." Ungeachtet seiner hierdurch bekundeten außerordentlichen Schwäche, hielt er mich lange Zeit bei sich zurück, theilte mir noch verschiedene Pläne für die Zukunft mit und freute sich sehr auf seine Genesung, um seine begonnene Oper: „Der Graf von Gleichen", Text von Bauernfeld, zu vollenden. Mich führte Tags darauf eine Dienstreise nach Darmstadt, wo mir die Nachricht seines am 19. November erfolgten Todes zukam und mich auf das Tiefste erschütterte. Bei meiner Rückkehr nach Wien ruhte der Freund bereits in seinem frühen Grabe am Währinger Kirchhofe; mir blieb nur die Erinnerung an zahllose schöne mit ihm verlebte Stunden, und die Ueberzeugung von der vollen Wahrheit der für ihn von unserem gemeinschaftlichen Freunde Grillparzer verfaßten Grabschrift:

„Der Tod begrub hier einen reichen Besitz,
Aber noch schönere Hoffnungen."

Zelters melodische Composition des „Königs von Thule" tönt uns in einem leisen Nachklang aus Goethe-Reminiscenzen entgegen, die der Oldenburgische Hofschauspieler Gustav Moltke vor uns ausbreitet. Der Verfasser ist der Sohn des Sängers Carl Jacob Melchior Moltke, welcher noch unter Goethes Bühnenleitung Mitglied des Weimarer Theaters war. Goethe wollte dem talentvollen Sänger besonders wohl und lud ihn oft zu geselligen Unterhaltungen ein. Bei der Gelegenheit wurde sein junges Söhnchen ein Liebling der Frau Geheimräthin und durfte im Theater sogar auf der Brüstung der Goethe'schen Parterreloge Platz nehmen. Aus dem „kleinen Molke", wie ihn Goethe nannte — denn das t im Namen Moltke war ihm eine unerträgliche Härte — wurde nun mit den Jahren selbst ein strebsamer Künstler, dem Goethe mit liebreichen Worten die Gefahren des Künstlerlebens aufdeckte. 1825 war es das letzte Mal, daß Gustav Moltke den Olympier von Angesicht zu Angesicht sah, und von diesem Besuch erhalten wir die folgende Kunde:

„Ich ging diesmal nicht allein, sondern in Begleitung des Sängers Putsch, eines Freundes. Putsch besaß eine sonore sympathische Baßstimme, und bat um die Gunst, Sr. Excellenz ein Lied vorsingen zu dürfen.

„Was soll ich denn zu hören bekommen, junger Mann?"

„Wenn Ew. Excellenz erlauben, den König in Thule, componirt von Zelter."

„Von meinem alten Freund Zelter? Das ist mir ja sehr erfreulich."

Die schöne Stimme und der Vortrag meines Freundes hatten den geliebten Herrn angenehm erregt; er dankte freundlich, und bat den überglücklichen Sänger, ihn, wo möglich, mit noch einem Liede zu erfreuen. Sogleich sang Putsch das komische Lied: „Als Noah aus dem Kasten kam." Goethe dankte wahrhaft herzlich. Ich kannte den Verfasser dieses Gedichtes nicht, erinnerte mich aber eines ähnlichen humoristischen Gedichtes aus Goethes westöstlichen Divan: „Hans Adam war ein Erdenklos —"

Ziemlich naiv fragte ich nun, ob Excellenz der Verfasser dieses Gedichtes sei?

Goethe antwortete lächelnd: „O nein, mein kleiner Molke, ich habe mich zwar in meinem Leben viel mit Noahs Getränk beschäftigt, aber seinen Kasten habe ich in Ruhe gelassen . . . ."

Man muß bekennen, daß die kleine Goethe-Reminiscenz eines Greises, der als Knabe auf der Brüstung von Goethes Loge sitzen durfte, nicht ohne Reiz ist.

Wie die Oper „Martha" entstand erzählt der liebenswürdige Fr. von Flotow, der kürzlich erst seinen siebzigsten Geburtstag feierte, in anregender Weise. Es war in Paris Flotows sehnlichster Wunsch, daß die Direction der Komischen Oper, die damals in den Händen der Herrn Crosnier ruhte, ihm ein bescheidenes Libretto in einem Acte anvertraue. Aber vergebens suchte der aufstrebende Componist den vielumworbenen Director für eine Unterredung zu erobern und selbst als eine Gönnerin eigens eine Gesellschaft gab, um Herrn Crosnier mit Flotow bekannt zu machen, mußte der Aermste erleben, daß der Allgewaltige sich während eines Musikstückes, das Flotow spielte, sans adieu und mit allen Zeichen des Mißbehagens zur Thür hinausschlich. Da eines Tages erhielt der Componist plötzlich den Antrag, einen Balletact für die Große Oper in Musik zu setzen, aber mit der Bedingung in vier Wochen fertig zu werden, und über die Vorgeschichte dieses Antrages erzählt nun Friedrich von Flotow:

„Der Director der großen Oper muß, laut Contract, jährlich ein Ballet in drei Acten geben. Er war mit demselben im Rückstand. Es fehlte an einem Stern erster Größe; Frl. A . . ., seine erste Tänzerin, ein sehr schönes Mädchen, schien ihm nicht talentvoll genug, um mit ihr die ungeheuren Kosten eines neuen Ballets zu riskiren. Die junge Künstlerin dagegen, welche sich als einzige Solotänzerin am Theater wußte, hatte fest auf dies Ballet gehofft, um dadurch vielleicht ein Stern erster Größe zu werden. Da erfährt sie eines Tages, der Director wolle wegen Unzulänglichkeit seiner ersten Ballerina bezüglich dieses neuen Ballets beim Ministerium um Aufschub einkommen. Diese Nichtachtung ihres Talentes brachte sie außer sich; sie fand Gelegenheit, sich beim Minister, dem Vorgesetzten des Directors, zu beklagen. Dieser antwortete ihr, daß der Director nicht 100,000 Francs ohne ein Talent erster Größe riskiren wolle. Am andern Tage erschien ein Herr beim Director und proponirte ihm 100,000 Francs, wenn er in kürzester Frist ein neues Ballet für Frl. A. in Scene setzen wolle; der Vorschlag wurde angenommen und daher die Eile und die Möglichkeit, mich unter den Componisten einzuschieben. Das Ballet wurde gegeben und hatte einen recht hübschen Erfolg. In späteren Jahren schlug ich diesen Stoff meinem Freunde W. Friedrich zu einem Textbuche vor und er schrieb mir die „Martha", mit welcher Oper ich bei meinen lieben und nachsichtigen Wienern im Jahre 1847 meinen schönsten Erfolg hatte. . . . Hätte Frl. A. nicht den Wunsch gehabt, ein neues Ballet zu tanzen und hätte sie nicht durchaus als ein Stern erster Größe glänzen wollen — wer weiß ob ich jemals die „Martha" componirt hätte!"

Sehr beachtenswerth und überraschend sind die in unserem Buch enthaltenen Mittheilungen von Anton Rubinstein über „Die geistliche Oper", die ihm vorschwebt. Der Componist ist häufig gefragt worden, was er unter dem Titel „Geistliche Oper" verstünde, den er seinen Compositionen „Das verlorene Paradies" und „Der Thurmbau zu Babel" beigelegt habe. Er gibt nun eine erschöpfende Antwort darauf und macht uns mit einem kühnen Künstlertraum bekannt, der das Theater in eine „Kirche der Kunst" verwandeln will. Es ist ihm um eine Art von musikalischen Mysterienspielen zu thun, in welchen auch die Dreitheilung der Bühne in Himmel, Hölle und Erde wiederhergestellt und das Theater den biblischen Stoffen zurückerobert werden soll, welchen es ursprünglich fast allein gehörte. Den Einwand, daß biblische Stoffe ihrer Heiligkeit wegen nicht auf die Bühne gehören, weist Rubinstein mit Lebhaftigkeit zurück und verlangt für das Theater die nämliche Freiheit in der Darstellung des Heiligen, wie sie für die Gemäldegalerien schon längst unbestritten ist. Gleichwohl will er für das geistliche Theater, das er in seiner Phantasie bereits vom Fundament bis zum Giebel emporgeführt hat, das Zugeständniß machen, daß es auch äußerlich in einem Gegensatze zum weltlichen Theater steht und daß besondere Verhaltungsmaßregeln für das Publicum bestehen sollen. Ein orthodoxer Zug scheint auf den ersten Blick in diesem Plane musikalischer Andachtsstunden ans Licht zu treten. Aber Rubinstein verwahrt sich ausdrücklich gegen die Mißdeutung, kirchliche Interessen im Auge zu haben. Ihm gilt lediglich die Kunstfrage, gilt vor Allem das artistische Strebensziel, die großartigen Begebenheiten, welche die beiden Testamente überliefern, für das Musikdrama zu erobern und auf diese Weise den Dank des Volkes zu gewinnen, den Zweifler selbst zu interessiren und sogar den Orthodoxen, der das Theater flieht, weil

er es als einen „lieu de perdition" ansieht, zu entwaffnen: „Wenn die bildliche Illustration der heiligen Schrift" — so fragt Rubinstein — „keine Entweihung ist, warum sollte es die dramatische sein?..."

Es ist interessant, daß der geniale Künstler sich bereits ein Vierteljahrhundert lang mit diesem großen Plane trägt und aller Orten zur Verwirklichung desselben mit einflußreichen Persönlichkeiten in Unterhandlungen getreten ist. Der Cultusminister von Mühler wollte nur für das alte, aber nicht für das neue Testament die Idee zulassen. Rubinstein suchte nun in der That seinen Plan vorläufig auf alttestamentlichen Boden zu stellen und wandte sich an die Spitzen der jüdischen Gemeinde in Paris, welche seine Pläne finanziell gern unterstützen wollten, aber in begreiflicher Zurückhaltung vor der moralischen Verantwortlichkeit verzagten. In Amerika wäre — „mit Hülfe von unternehmungslustigen Impresarien" — der Plan fast einmal gelungen, aber aus Mangel an Künstlern mußte er wieder fallen gelassen werden, und Rubinstein mußte sich begnügen, im Geiste das Project immer subtiler auszubauen. Er berichtet:

„Von schon vorhandenen Opern mit Unterlage biblischer Stoffe ist vielleicht nur der „Joseph" von Méhul passend für die „geistliche Oper", alle anderen nicht, weil ihre musikalische Ausdrucksweise eine zu weltliche ist und die Behandlung der Stoffe den Gesetzen der weltlichen Oper zu sehr entspricht, z. B. durch Einschaltung von Liebesscenen, die in der heiligen Schrift nicht angedeutet sind. Diese sind aber durchaus nicht als principiell ausgeschlossen zu betrachten — sie dürfen nur nicht erdichtet, sondern müssen die im Stoffe vorhandenen sein; z. B. Judith und Holofernes, Samson und Dalila, das hohe Lied und viele andere; sogar Ballet, insofern es im Stoff angedeutet, ist zulässig, darf aber nicht den modernen Balletrythmen, wie Walzer, Polka u. a. entsprechen, sondern muß das orientalische Colorit an sich tragen ... Ich selbst habe, durch alle Schwierigkeiten von meinem Vorhaben zurückgeschreckt, mein in Gedanken an die Bühne entstandenes „Verlorenes Paradies" zuerst als Oratorium erscheinen lassen, später aber, von der nie ganz aufgegebenen Idee wieder angetrieben, das Werk geändert, ihm doch die dramatische Form gegeben und es „geistliche Oper" genannt; ebenso ergings mir mit dem „Thurmbau". Und da ich die Hoffnung auch heute nicht aufgebe, daß mein Plan früher oder später einmal wird aufgenommen werden, so schreibe ich meinen „Kain und Abel", „Moses", „Das hohe Lied" und „Christus" in dieser Weise — ob der Tag der scenischen Darstellung kommen möge oder nicht — gleichviel! . . ."

Von Begegnungen mit Heinrich Heine erzählt der jüngst verstorbene Friedrich Kücken. Was der erfindungsreiche Liedercomponist zu berichten weiß, ist für Heine nicht eben schmeichelhaft. Wir erfahren von kleinlichen Empfindlichkeiten, wir lernen Heine als betheiligten Actienempfänger im Rothschild'schen Hause kennen und erfahren, daß er seinen Artikel für die Revue des deux mondes nicht selbst geschrieben, sondern sich aus der deutschen Urschrift von Alexander Weil ins Französische hat übersetzen lassen.

„Warum thun Sie das?" fragte Kücken. „Sie sind ja selbst der französischen Sprache so vollkommen mächtig."

Heine erwiederte:

„Man sagt, ich schreibe einen guten deutschen Stil. Den will ich mir nicht verderben. Weil besorgt das Geschäft vortrefflich und ich zahle nach Verdienst."

Auch Johann Strauß ist in dem bunten Sammelbuche mit einem lustigen Beitrage vertreten. Seine Majestät der Walzerkönig erzählt, wie er einst 1849 von Breslau aus mit seiner Kapelle „eine Kunstreise mit Hindernissen" nach Warschau gemacht hat, wo damals eine Zusammenkunft der drei Kaiser stattfand. An der Grenze wurden den Orchestermitgliedern die Passirscheine verweigert und nur Johann Strauß mit seinem Secretär erhielt die Erlaubniß, nach Warschau zu eilen. Dort strebte er nun, die Pässe zu erlangen und besuchte in Begleitung des Kunsthändlers Friedlein den Commandanten der Stadt, den General Abramowitsch. Lassen wir Strauß selbst erzählen, wie es ihm hier ergangen:

„Der General war ein wettergebräunter Militär mit stechenden, unheimlich rollenden Augen. Mir schnürte es die Kehle zu, als ich des Mannes, von dem die Entscheidung über meine nächste Zukunft abhängen sollte, ansichtig wurde. Ich brachte in aller Devotion mein Anliegen vor. Als ich geendet hatte, sah er mich nochmals durchdringend an und rief mir zu: „Sie der Strauß!? Das könnte Jeder sagen. Nichts da!" Eine Handbewegung begleitete diese Worte, der General kehrte mir den Rücken und ich wankte zur Thüre hinaus.

Es kostete gewaltige Mühe, nochmals bei Abramowitsch vorzukommen. Er empfing uns in sehr mürrischer Laune. Als ich bemerkte, mein Begleiter bürge für die Wahrheit meiner Angaben, fuhr der General auf und sagte zu Friedlein in polnischer Sprache; „Was, Du garantirst? ich schicke Dich nach Sibirien!" Und mich beehrte er mit folgender liebenswürdigen Ansprache: „Was? Sie, Strauß? Das ist Lüge. Ihr seid Räuber! Unter der Maske von Musikern könnte alles Gesindel über die Grenze kommen. Wenn Sie mich weiter molestiren, schicke ich Sie in Ketten nach Sibirien!"

Da faßte ich mir ein Herz und erklärte mich bereit, den Beweis zu erbringen, daß meine Leute wirklich berufsmäßige Musiker seien und die Kapelle so gut geschult, daß ein Schwindel da vollkommen ausgeschlossen sein müsse. Der General ging darauf ein und gab den Auftrag, die sämmtlichen Orchestermitglieder nach der Stadt und zwar zur Polizei zu bringen, alle mit ihren Instrumenten. Dort mußte nun Jeder sein Instrument spielen.

Der General zwinkerte mit den Augen und ein diabolisches Lächeln umspielte seine Lippen, als er mit scharfer Accentuirung sagte: „Fein gemacht, wirklich fein gemacht. Kann man Alles nachmachen. Lasse mich aber nicht hinters Licht führen, find doch Räuber! Marsch fort mit ihnen, Pascholl!"

Erst die Einladung zu einem Hofconcert, die ich einem Gönner zu verdanken hatte, machte dem Mißverständniß ein Ende. Während des Concerts näherte sich mir — General Abramowitsch mit einer wahren Gönnermiene. Er klopfte mir freundlich auf die Achsel und sagte mit einem bitterfüßen Lächeln: „Sie müssen schon entschuldigen, daß ich so unsanft mit Ihnen verfuhr, aber meine Instruction! Man kann nicht vorsichtig genug verfahren. Sie könnten ja wirklich Räuber sein und dann käme ich nach Sibirien; — so ist es doch besser, Sie gehen nach Sibirien. Na, nichts für ungut! . . ."

Drolliger noch ist übrigens die Art, wie Johann Strauß zu der Niederschrift seines Warschauer Abenteuers gelangt ist. Er schreibt darüber an den Herausgeber des Buches:

„Wenn ich in Folgendem Ihrem Wunsche zu entsprechen suche, dann haben Sie dies nicht mir zu danken, sondern — meiner Frau. Ich und schreiben! Ja, wenn ich mein Geschichtchen in Noten hätte erzählen dürfen! Aber wer von uns ist sicher vor der Schlauheit der Weiber! Was machen sie nicht Alles aus uns, sogar Schriftsteller! Ich hatte den Gedanken, unter die Schriftsteller zu gehen, „zu den Uebrigen" gelegt, aber was geschah? An einem Winterabend, am Kamin, beim prasselnden Feuer, wo auch der verschlossenste Mensch aufthaut und in die Vergangenheit zurückzugreifen leicht geneigt ist, da wußte mich meine Gattin zur Mittheilung eines Erlebnisses aus meiner Laufbahn zu bewegen. Ich erzählte schmucklos und harmlos, wie man eben — nicht für die Oeffentlichkeit erzählt, und als ich geendigt — heilige Eva! — da trat aus dem halbgeöffneten Nebenzimmer zu meiner nicht geringen Ueberraschung eine uns befreundete Dame und — — — hielt mir das Stenogramm meiner eben erzählten Geschichte unter die Augen . . . Begreifen Sie nun? Habe ich Recht, von der Schlauheit der Weiber zu reden? . . ."

Doch nun genug der Naschproben aus den Aushängebogen der schriftstellernden Componisten. Man wird in diesem Sammelwerke die heiterste Unterhaltung finden, man wird manchen Aufsatz mit vollster Sympathie des Herzens lesen, und mehr als eine gedankenvolle Betrachtung wird man mit den Worten des Prinzen in „Emilia Galotti" aus der Hand legen: „Der denkende Künstler ist noch Eins soviel werth."

Lector.

Ein Gespräch auf dem Monte Pincio.

Von Leopold Kompert.

Der Winter des Jahres 1876 auf 77, den ich in Rom verlebte, war wieder einer von jenen, die einem arglosen deutschen Gemüthe schwere Enttäuschungen bereiten. Das pflanzt sich so von Jahr zu Jahr, von Bädeker zu Bädeker in ununterbrochener Kette fort: daß nämlich römischer Winter und fluthendes Sonnenlicht Begriffe sind, die sich gegenseitig decken, und daß römische Knaben und römische Mädchen um einen Eiszapfen ungefähr in der Attitude stehen, als träte ihnen die alte Wölfin, die einst ihre Ahnherren gesäugt, plötzlich aus dem Waldesdunkel leibhaftig entgegen. Ich habe, wie oft! frühmorgens Eiszapfen gesehen, und die jungen Quiriten benahmen sich dabei gar nicht so, als sei ihnen der gefrorene Tropfen am Brunnenschwengel ein grnselndes, nie erlebtes Märchen. Dagegen hat es mit dem fluthenden Sonnenlichte von etwa 11 Uhr Vormittags bis gegen 3 Uhr Nachmittags seine volle Richtigkeit. Das Wärmen, in alle Pulse weich sich Legen des römischen Januar „hier wird's Ereigniß". Und droben auf dem Monte Pincio, dem schönsten Spaziergange der Welt, seine Nerven oder ein sonstiges Gebreste spazieren zu führen, oder sich müde auf eine der Bänke niederzulassen, das ist ein so holdes Märchen, wie es uns noch kein Dichter vorgespiegelt.

Gewöhnlich, wenn ich um die elfte Vormittagsstunde dort hinaufkam, fand ich mich ganz allein. Die Römer sind keine Frühaufsteher, und nur die englischen Gouvernanten der Deutschen, und die deutschen Bonnen der englischen Colonie mit den ihnen anvertrauten Babies, wußten den Werth der Morgenstunde besser zu schätzen. Wie mich das anheimelte, wie mich das traut berührte, wenn die Laute der heimatlichen Mundarten an mein Ohr schlugen, sich dabei zu sagen: Das kommt vom Ufer der Spree, das von der blauen Wiener Donau her, und das aus Hannover, wo sie bekanntlich ein Patent auf das schönste Deutsch besitzen! In Rom habe ich erst die Aversion Luthers gegen alles wälsche Wesen recht begriffen! Es fehlte ihm offenbar auf allen Schritten und Tritten sein geliebtes Eisfeldisch, das man im Mannsfeldischen so schön spricht, und wer weiß, ob nicht schon damals der erste Gedanke in seinem Gehirne sich regte, dereinst, wenn er wieder in seine Wittenberger Klause zurückkehren sollte, die heilige Schrift in sein „geliebtes Deutsch" zu übertragen!

Ich weiß nicht, ob es Jedem so erging wie mir, aber gewiß ergeht es jedem deutschen Gemüthe so. Ich habe nämlich gefunden, daß jeder Deutsche, der einmal in Rom gewesen, sich von dort einen besonderen Liebling erkoren hatte; irgend einen Gegenstand, der ihm besonders gefiel, einen landschaftlichen Punkt, eine Bergform, eine Fontaine, und an denen hing er dann mit aller Zärtlichkeit eines Liebhabers und mit aller Weichheit einer Empfindung, für die er keinen Namen wußte. Für mich war es eine einsame Pinie auf dem Monte Mario, der mir gerade gegenüber lag. An der Luftlinie gemessen, ist es freilich mehr als eine halbe Meile, die zwischen dem Standpunkte des Beschauers und dem einsam ragenden Baume liegt. Aber die Luft war so voll Reinheit und Durchsichtigkeit, daß ich fast wähnte, ich könnte jede einzelne Nadel an dem dunkelgrünen Geäste meines Baumes zählen. Oft war es mir, als gehörte diese schöne, schlank aufstrebende Pinie mir allein, als hätte ich ein verbrieftes Recht an sie, und nicht ohne eifersüchtiges Gefühl betrachtete ich Jeden, dessen Augen in gleicher Richtung an meinem Lieblinge hangen blieben. Mein erster Blick galt ihm, mein erster Morgengruß bewillkommnete ihn, und ich glaube fast, wenn das Unglück es gewollt hätte, daß er eines schönen Tages etwa durch einen nächtlichen Sturm hinweggerafft worden wäre — die römischen Dryaden haben ihn aber davor bewahrt — ich hätte am andern Tage sicher die Siebenhügelstadt verlassen, blos weil mir meine schöne, stolze Pinie fehlte...

Ich habe bereits gesagt, daß es zwischen 11 und 12 Uhr auf dem Monte Pincio ziemlich einsam war. Ab und zu eine deutsche Kindsmagd, oder auch mehrere, mit ihren betreffenden Pfleglingen; ab und zu ein besorgtes englisches Mahnwort, das die Kinder zurückrief, wenn sie sich allzu hastig der Steinbalustrade genähert hatten, ab und zu ein zufällig meine Füße streifender Holzreifen, der aus den Händen der Kinder sich zu mir verirrt hatte! Dann war wieder Alles still und ich konnte ungestört dem Rendezvous mit meiner geliebten Pinie obliegen. Hie und da kamen auch junge Seminaristen in Begleitung ihrer Präfecten an mir vorüber, Dreispitze auf ihren jugendlichen Häuptern und den sogenannten Carbonarimantel fest um sich geschlungen: durchwegs freie, offen blickende Gestalten, denen es vor Allem an jener mönchischen Demuth und Zerknirschtheit fehlte, wie sie bei uns den jungen Leuten dieses Standes innewohnt. Die Art und Weise, wie sie das schwarze oder blaue Mäntelchen, ich möchte fast sagen, an sich gruppiren, dieser unnachahmliche Chic, der aus dem Faltenwurfe spricht, ist etwas so echt Römisches, wie ich es noch an keinem anderen Orte beobachtete. Gewiß! wenn irgendwie die Theorie von dem „Gedächtnisse der Materie" ihre Richtigkeit hat, und sie hat sich ja allerorten, auf Kathedern wie in Lehrbüchern, einen ziemlich behäbigen Raum errungen, so ist dies bei diesen römischen Seminaristen der Fall! Wenn Marcus Tullius Ausidius, der Augur, oder wenn Julius Cicer, aus dem Geschlechte der Varros, der dem heiligen Collegium der Flamines angehörte, die Treppen zum Capitol hinanstiegen, warf ihre Toga keine anderen Falten, als das Carbonarimäntelchen meiner Seminaristen. Das war Alles voll unsagbarer Natur und Natürlichkeit, der kein Schneider zu Hülfe gekommen. Das war der römische Augur! Das war der römische Flamen.

Eines Tages, es war etwa Mitte Februar, war ich wieder hinaufgegangen, und hatte meinen gewöhnlichen Platz auf einer der Bänke nächst der großen Steinbalustrade eingenommen. Von der Piazza del Popolo herauf, die gerade unter mir lag, schallten dumpfe Axt- und Hammerschläge. Man schlug daselbst, in der Nähe des Obelisken mit den Hieroglyphen aus Heliopolis, das Gerüste für die hölzerne Bude auf, die die edlen „Barberi" beherbergen sollte, wenn sie am nächsten Carnevals-Sonntage von hier aus über den ganzen Corso bis zum Palazzo di Venezia rannten.

Jetzt näherte sich ein Mann meiner Bank, anscheinend zwischen 25 und 30 Jahren stehend und von einer beinahe abschreckenden Magerkeit. Seinem Stande nach ein junger Geistlicher, denn er trug das Gewand des römischen Abbate, das unausweichliche Carbonarimäntelchen um seine schmalen Schultern geschlagen. Nein, nein! Der war aus keinem römischen Seminar gekommen; Alles an ihm verrieth, daß seine Wiege am Tiberstraude nicht gestanden!

Wird man vielleicht lachen, wenn ich gestehe, daß mir meine Theorie „vom Gedächtnisse der Materie" zu diesem Schlusse verhalf? Wie ungeschickt, fast eckig saß dieses Mäntelchen an seinem Leibe! Wie unrömisch sahen die langen, abgezehrten Arme aus dieser Umhüllung hervor! Von römischer Toga auch nicht eine Spur, noch viel weniger von dem Gehaben eines römischen Augurs! Ohne ein Wort des Grußes nahm er auf meiner Bank Platz, und sogleich versenkte er sich in die Lectüre eines Buches, das er mühselig aus einer der Taschen seines unter dem Mantel hervorlugenden Rockes hervorgeholt hatte.

Darüber war eine ziemlich geraume Weile verstrichen. Es war Mittag geworden und von den Thürmen der großen Roma schallten die zwölf ehernen Schläge durch die Luft. Darauf Glockengeläute in allen Tonarten und Modulationen.

„Störe ich Sie?" fragte plötzlich mein Gefährte, das blasse Antlitz mir zuwendend und sich gleichfalls erhebend.

„Sie sind ein Deutscher?" fragte ich, indem ich, dem Zuge der Neugier folgend, wieder meinen Platz auf der Bank einnahm.

„Ich bin aus Westfalen," sagte er. „Woran haben Sie das erkannt?"

„Ich habe dafür meine eigenen Erkennungszeichen," erwiederte ich. „Zudem habe ich ja bemerkt, daß das Buch aus welchem Sie lesen, ein deutsches ist."

„Es ist so," meinte er, und damit reichte er mir sein Buch hin. Es waren die „Wanderjahre in Italien" von Ferdinand Gregorovius.

„Kannten Sie Ihre edle Landsmännin, die Dichterin Droste-Hülshof? Sie ist die größte Lyrikerin des deutschen Volkes."

„Ich habe diesen Namen kaum nennen gehört," und dabei wiederholte er mehrmals hintereinander kopfschüttelnd den verehrten Namen.

Ich sagte ihm kurz die Bedeutung dieser merkwürdigen Frau und er folgte mit sichtbarem Interesse meiner flüchtigen literarhistorischen Vorlesung.

Eine feine, fast durchsichtige Röthe lagerte sich über sein blasses, bartloses Gesicht.

„Sie begreifen," sagte er fast stockend, „bei meinen Studien hat man wenig Zeit, sich mit den Gebilden der Poesie zu beschäftigen. Wir sind froh, wenn wir den ungeheuren Stoff, dessen Bewältigung uns unser Stand vorschreibt, nur einigermaßen, fast nur an der Oberfläche bezwingen."

„Die Droste-Hülshoff," sagte ich, „ist eine treue Tochter Ihrer Kirche; und doch würde ich kaum rathen, sie in Rom zu lesen. Sie ist für diese weiche Luft hier zu knorrig westfälisch. Allerdings, da um Paderborn herum, oder in Münster, da muß ihre Lectüre einen gewiß unsagbaren Reiz bieten."

„Ich habe in Münster meine Studien gemacht," sagte er darauf mit einer Zurückhaltung, die ich ihm sehr gerne verzieh. Vielleicht wollte er sagen: Wie kannst du verlangen, daß die Poesie, namentlich wenn sie in weiblicher Gewandung umhergeht, durch die Corridore meines Kreuzganges schlüpfe? Also schwieg auch ich gleich meinem jungen Priester, als hätten wir das miteinander verabredet. Er schien mir dafür Dank zu wissen; wenigstens sagte mir das ein gewisses Aufleuchten seiner Augen, wenn ich es recht deutete.

In seinem eckigen, fahlblassen Antlitze, eckig und ungeschickt, wie der Faltenwurf seines Carbonarimantels, waren diese Augen das Einzige, was man bedingungslos interessant nennen konnte. Sie waren von jener convexen Gestaltung, die allzeit etwas Blödes an sich hat. Bei ihm jedoch besaß es, wie soll ich es sogleich benennen? etwas Vertrauenerweckendes, Anheimelndes, dem man im Leben schon begegnet ist, ohne sich sagen zu können, wo und unter welchen Umständen. Das ist oft ein trügerisches Spiel! Zumeist beruht es aber auf einer richtigen Combination der Sinne. Ich vermochte nur nicht augenblicklich anzugeben, daß ich in meinem vollen Rechte war. Konnte ich demselben Augenpaare, wie es mich so bekannt zutraulich begrüßte, nicht schon hundert, ja tausendmal begegnet haben? . . .

„Sie haben da übrigens einen vortrefflichen Kenner des römischen Lebens gewählt," sagte ich. „Es gibt kaum einen, der Roms Herrlichkeit und Wesen besser und gründlicher vor unseren Augen erstehen läßt, als gerade Gregorovius. Er ist ein bedeutender Historiker und dabei, wie es jeder Historiker sein soll, ein Poet."

„Ja," gab er mir gedehnt zur Antwort. „Ich verstehe mich vielleicht nicht so recht darauf . . . . . Ich meine nur: man muß und darf von einem Poeten verlangen, daß er seinem Stoffe gegenüber sein Blut etwas wärmer, rascher und feuriger in den Adern fühle, daß mit einem Worte, wenn er an gewisse Partien gelangt, dies eine sympathischere Behandlung voraussetzt, als er ihnen zu Theil werden läßt. Ich finde ihn allerdings nicht parteilich, aber von jener Ergriffenheit, die unmittelbar aus der Seele strömt und auch den Leser mit sich fortreißt, finde ich nur wenig Spuren."

Ich verstand den jungen Priester nur zu gut. Konnte er anders reden auf dem Boden der heiligen Roma? vor sich die gewaltigen Umrisse der Peterskirche und seitwärts die unsichtbaren Katakomben mit dem geheimnißvollen Staube so vieler Jahrhunderte?

„Ich glaube Sie zu verstehen," sagte ich. „Er steht eben von Haus aus auf einem, fast möchte ich behaupten, frostigeren Standpunkte. Gregorovius ist meines Wissens Protestant!"

„Schließt das ein," rief er mit etwas erhöhter Stimme, die in diesem Augenblicke seltsam klang, „daß er bei gewissen Scenen und Schilderungen dem Zuge seines Herzens und der Stimme des Mitgefühles ein Halt gebiete? Warum gerade diesem Stoffe und diesen Schilderungen gegenüber? Mußte er nicht gerade an solchen Stellen, wie ich eben meine, seine Feder in die allerwärmsten Farben tauchen? Was erblicken wir jedoch dagegen? Eine kalt erwägende, kalt abmessende Schreibart, die mit der größten Gründlichkeit an ihrem Stoffe feilt und glättet. . . ., ja, glatt ist die rechte Bezeichnung! Aber dieser Glätte fehlt die Entrüstung, fehlt der heilige Zorn! Ich möchte fast sagen, es kocht und siedet nichts in diesen Stellen, es geht alles zu archivalisch treu darin vor!"

„Sollte das nicht ein Vorzug dieses Schriftstellers sein?" bemerkte ich. „Er bewahrt ihn vor Uebertreibung und Verzerrung, und darum vor Ungerechtigkeit!"

„Summum jus wird das genannt," entgegnete er, nicht ohne einen Anflug mühsam unterdrückten Hohnes; ja, es klang noch etwas mehr heraus, etwas Ingrimmiges und Tiefgereiztes, was übrigens an jungen Priestern der neuesten Richtung nicht zu befremden brauchte. Wir kennen ihn, diesen Ton, seit vielen Jahren! er tritt uns überall in Geberde und Haltung, in Schrift und Wort entgegen, während er vor vierzig oder fünfzig Jahren noch ziemlich vereinzelt erklang. Die Zunge dieser jungen Cleriker ist spitz geworden, wie ein Pfeil, wohin er fliegt, entstehen eiternde Wunden, die nicht heilen wollen. Es ist eine seltsame Generation, die da zwischen uns älteren Leuten in dicht gedrängter Phalanx steht. Erliegt einer von ihnen im aufreibenden Kampfe, flugs sind hunderte bereit, die Stelle des Gefallenen einzunehmen. Und einem aus dieser Phalanx saß ich in diesem Augenblicke auf einer Bank des Monte Pincio gegenüber!

„Uebrigens," fuhr er nach einer Weile fort, „Menschlichkeit und Menschheit mögen zusehen, wie sie mit dem Begriffe des summum jus eben fertig werden. Gewöhnlich wird es ja auch „höchste Objectivität" genannt. Ich hasse dieses Wort! Es verbirgt sich darunter, mehr als man glaubt, vornehmthuende Kaltblütigkeit, die das Höchste erreicht zu haben meint, wenn sie ihre reinen Handschuhe ohne Schmutz zurückzieht! O! über diese Reinlichkeitshelden und ihre weißen Handschuhe! Und dieser dreifach geheiligte Schmutz, dem sie aus dem Wege gehen, wie eine putzsüchtige Dirne in weißen Strümpfen! Zum Bewußtsein der summa injuria lassen sie das Gemüth mit ihrer frischgewaschenen Objectivität nicht gelangen. Namentlich bei uns zu Hause nicht."

Hörte ich recht? oder verstand ich ihn schlecht? Solche Worte in dem Munde dieses jugendlichen Geistlichen! Oder sollte ich ihnen, wie es allein richtig schien, den Sinn unterlegen, wie ihn sein Gewand, wie Tradition und Erziehung ihn voraussetzten? Und doch klang das Alles so voll Ergriffenheit . . . .

„Gestatten Sie mir wohl die Frage," begann ich, „welche Stellen in dem mitgebrachten Buche sind es, die, wie ich höre und sehe, Ihre Entrüstung in so hohem Gerade auf sich gezogen haben? Gregorovius ist allerdings ein liberaler Schriftsteller, dabei jedoch maßvoll und, soweit ich ihn kenne, keiner absichtlichen Voreingenommenheit fähig. Sollten wir uns endlich nicht gewöhnen, selbst auf feindseligen Standpunkten das Gute an unserem Gegner zu schätzen?"

Er warf mir einen beinahe düstern Blick zu. Dann sagte er rasch:

„Meine Worte gelten auch nicht dem Liberalismus Ihres Schriftstellers. Was ich gegen ihn habe, habe ich Ihnen bereits angedeutet. Es ist die eisige Theilnahmslosigkeit, womit er seinen Stoff behandelt, dieses gekünstelte Fernstehen von dem Martyrium einer Stammesgenossenschaft, die er in ihrem Grundwesen gar nicht versteht . . . die er nie verstehen wird."

Dabei nestelte er etwas ungeduldig an seinem Carbonari, als wollte er mir zu verstehen geben: Ergänze dir das Uebrige. Ich habe genug geredet!

„Und doch muß ich bitten, sich deutlicher zu erklären! vielleicht gelingt es uns denn doch einen Einigungspunkt zu finden," sagte ich.

Ohne ein weiteres Wort reichte er mir das aufgeschlagene Buch, von welchem soeben die Rede war, hin und indem er mit dem Finger auf die Ueberschrift eines der Kapitel deutete, konnte ich rasch lesen: „Der Ghetto und die Juden in Rom." . . . „Ist es das?" fragte ich erstaunt. Er nickte blos mit dem Kopfe. Sein Antlitz trug noch immer denselben düstern Charakter; es war beinahe finster anzuschauen.

Der junge Priester ward mir immer unverständlicher. Er hatte das Buch wieder an sich genommen, und da er mein Befremden über seine Redeweise bemerkt haben mochte, sagte er, sich etwas von mir abwendend:

„Lassen wir das, mein Herr! Ohnehin geht mir ein Spruch aus diesem Kapitel durch den Kopf, . . ich kann den eigentlichen Sinn noch nicht ergründen . . . Confirmamus, sed non consentimus. Verstehen Sie das? Wenn nämlich ein neuer Papst bei seinem Einzuge in die ewige Roma an die Pforten des Ghettos kam, trat ihm dort einer der Aeltesten mit den Pergamentrollen des Pentateuch entgegen und reichte sie ihm zum Kusse. Darauf küßte der heilige Vater das Pergament und indem er es dem knieenden Juden wieder zurückstellte, sagte er dabei: „Wir billigen dieses Euer Gesetz und wir bestätigen es; aber wir stimmen nicht zu"; — verstehen Sie das? Auf der einen Seite verkündet der Papst in der feierlichsten Weise und an dem feierlichsten Orte, den es auf der Erde geben mag — denn über dieselbe Stelle, worüber in diesem Augenblicke sein weißer Zelter schritt, waren vielleicht die Apostelfürsten einst geschritten, als man sie zum Tode führte unter dem Hohngeschrei des römischen Pöbels — hier verkündet er also, daß das Höchste und Heiligste, was dieser vor ihm knieende Hebräer besitzt, auch für ihn ein Höchstes und Heiligstes ist, daß er es als bindend für ihn selbst anerkennt, und auf der anderen Seite, in dem nämlichen Athemzuge, spricht er zugleich sein schreckliches Anathem aus! Kann man segnen und fluchen zu gleicher Zeit? Jemanden aus dem tiefsten Staube erheben, indem man ihn ehrt, und dem so hoch Erhobenen und Geehrten zur selben Zeit den Fuß auf den Nacken setzen? Begreifen Sie diesen Widerspruch? Und doch kann es nach unserer Lehre keinen Widerspruch, keinen klaffenden Riß, keine noch so kleine Spalte in der Auslegung geben, die sein heiliger Mund verkündet. Confirmamus, sed non consentimus!"

Plötzlich hielt er inne! War es, daß er fühlte, er habe einem Fremden gegenüber zu viel von dem Vorhange gelüftet, der seine Bedenken bisher im Banne des Schweigens gelassen hatte? oder war es etwas Anderes? Plötzlich, wie gesagt, mochte er die nöthige Selbstbeherrschung wieder gefunden haben! Niemals auch werde ich die seltsame Melancholie vergessen, die dabei um seine Augen und Lippen saß. Mit einem gewaltigen Rucke schob er sich dann seine Manteltoga zurecht und es schien, als rüstete er sich zum Fortgehen.

„Sie gehen bereits?" fragte ich ihn.

„Ja," entgegnete er und mit gesenkten Blicken, „meine Zeit ist um! Morgen verlasse ich mit meinem Bischofe die heilige Stadt, um wieder nach Deutschland zurückzukehren. Da wollte ich denn noch einmal von hier aus das Alles, was sich in Einem Blicke gewissermaßen einrahmen läßt, überschauen. In die Fontana Trevi habe ich aber meinen Obolus nicht geworfen! Ich möchte Rom nicht wieder sehen!"

Dabei lüftete er, leicht grüßend, seinen Dreispitz, und verließ mich. Ich sah ihm noch lange nach, wie er unbeholfen und eckig, das Haupt etwas gebeugt, die terrassirten Abhänge hinabschritt, die zur Piazza del Popolo führen. Zuweilen erwartete ich, er werde noch einmal stehen bleiben, sich umdrehen, sein Blick vielleicht noch einmal mich suchen! Aber er schritt unaufhaltsam weiter. Endlich verschwand er meinen Augen.

War die Gestalt des jungen Priesters nicht ganz danach angethan, um sie nicht sobald aus den Gedanken zu verlieren? So drängte sie sich denn während des Tages wiederholt mir auf, ja mehr, als ich eigentlich wollte. Und sie kam immer wieder mit demselben melancholisch düstern Ausdrucke, mit welchem sie von mir geschieden, und die übermäßig hagere Figur in ihrem unrömischen Mäntelchen wollte von mir nicht scheiden. Sie hatte mich offenbar in einer sehr peinlichen Situation zurückgelassen, und gerade in dem Augenblicke, als vielleicht das Räthsel, das er mir zum Auflösen gegeben, seiner Klarheit entgegenging, war er für immer entschwunden.

„Confirmamus, sed non consentimus!"

War das auch die Lösung seines Lebensräthsels? . . .

Je mehr ich über ihn nachdachte, desto mehr gerieth ich in Verwirrung. Und das ging zuletzt so weit, daß ich — ich erinnere mich, es war spät in der Nacht — ernstlich in Erwägung zog, ob die Begegnung mit dem jungen Cleriker wirklich auf Wahrheit beruhte, ob sie in der That nicht zu jenen Wahngebilden gehörte, an denen man zuweilen leidet, besonders wenn man sich des problematischen Vorzuges erfreut, von etwas widerspänstigen Nerven heimgesucht zu werden.

Aus der Hauptstadt.

Gastspiel des Herzoglich Meiningischen Hoftheaters.

Die Meininger haben ihr auf anderthalb Monate berechnetes Gesammtgastspiel mit Schillers Wallenstein-Trilogie begonnen. Die geplante Aufführung anderer Bühnenwerke wird durch die fortwährend ausverkauften Häuser, welche der Wallenstein-Cyklus im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater erzielt, unmöglich oder wenigstens überflüssig gemacht. Dies allein spricht schon für den großen Erfolg der berühmten Wandertruppe. Das Publicum ist dem Unternehmen rückhaltlos gewonnen, und die Kritik muß wohl oder übel mit diesem fait accompli rechnen. Sie kann also füglich darauf verzichten, ihr schweres Geschütz auffahren zu lassen, um den müßigen Principienstreit zu erneuern. Der Erfolg ist kein Argument und bloße Theorien ändern keine Thatsachen. Ich wende mich also gleich zu dem concreten Fall, dem ersten Resultat: der Aufführung der gesammten Wallenstein-Dichtung. Als aufmerksamer Beobachter ähnlicher in Paris und London aufgetauchter Tendenzen kann ich den Bestrebungen der Meininger, sofern sie gegen den bisherigen altmodisch ärmlichen und leblosen Ausstattungsschlendrian reagiren, einen berechtigten Kern nicht absprechen, wenn ich auch den ins Schauspiel übergegangenen Opernluxus, der den Antheil an der Dichtung verflüchtigt und Aeußerlichkeiten zum Mittelpunkt macht, geradezu verdammen muß. Ein aufrichtiger Theaterfreund wird eben der Ansicht Goethes beipflichten, der, wie er einst zu Eckermann sagte, als Bühnenlenker „nicht auf prächtige Decorationen und glänzende Garderoben sah, wohl aber auf gute Stücke".

Die Wallenstein-Trilogie bietet den Meiningern verhältnißmäßig geringen Anlaß zur umfassenden Bethätigung ihrer eigentlichen Liebhabereien. Nimmt man das Lager-Vorspiel aus, so bleiben als Haupttreffer in den „Piccolomini" der Kriegsrath und das Bankett der Generäle und in „Wallensteins Tod" der Aufstand der Pappenheimer und die Ermordung — allerdings fünf Situationen, welche die ganze Kunst eines Regisseurs herausfordern müssen, der die Gesammtwirkung mehr durch äußere realistisch-malerische Mittel als durch schauspielerische Leistungen erstrebt. Der kunstbegeisterte Herzog und sein Intendanzrath Herr Chronegk haben denn auch ihr ganzes Können aufgeboten, um in diesen Scenen ein so lebendiges und pittoreskes Bild zu Stande zu bringen, wie es in Berlin wohl noch nicht gesehen worden ist. Hier bewirken die ausgesuchte künstlerische Ausstattung, die nervöse Bewegung der Massen, das harmonische Zusammenspiel ein einheitliches, farbiges Tableau, das man nicht sobald wieder vergißt. Ueberwuchert auch da und dort die Comparserie die dargestellte Handlung, so ist doch die äußere Situation noch von dem Poeten abhängig und dient lediglich seinen eigensten Intentionen. Natürlich büßt die Darstellung in solchen Fällen alle Ruhe und Klarheit ein. Die Träger der Situation sprechen zu einem von tausend Nebensächlichkeiten abgezogenen, zerstreuten

Publicum und sind obendrein genöthigt, in dem Spektakel von Stimmen, Instrumenten und Schritten nur mit den Donnerlauten Stentors zu reden, um überhaupt vernommen zu werden. Kein Wunder, daß einige Mitglieder schon nach der ersten Vorstellung so heiser waren, daß die Ersatzmänner für sie eintreten mußten.

Allerdings ist die Naturwahrheit und historische Treue das Ideal der Meininger. Nicht selten jedoch ist die historische Treue, namentlich in den Costümen, unnatürlich. Man sehe sich einmal im „Wallenstein" die Costüme der Damen an. Da ist wohl Alles echt und reich, aber wie wenig entsprechen diese Reifröcke und Puffen unserem Schönheits-Ideal und der weiblichen Grazie! Das energische und geistig imponirende Fräulein Schanzer (Gräfin Terzky) sieht mit ihrer Mohrenperrücke recht unvortheilhaft aus; Frau Berg (Herzogin von Friedland) ist vor lauter Puffen, Schlitzen und Rüschen wie eine von detachirten Schanzen umgebene unnahbare Festung anzusehen und in jeder Bewegung behindert und gehemmt, und das kleine, ätherische Fräulein Christien verschwindet fast zwischen Reifrock und Pluderärmeln und wird zur Caricatur entstellt. Dasselbe gilt von den ungleich kleidsameren männlichen Costümen. Diese schweren Rüstungen und Helme können nur mit Mühe geschleppt werden, und die authentischen Glockendegen sind meistens zu lang, wodurch die Gesten des Trägers eckig und unfrei werden. Mit den Decorationen verhält es sich ähnlich. Sie wollen ebenfalls echt sein und sind es auch zum Theil. Aber sie sündigen durch gesuchte Ueberladung, so daß z. B. die Gemächer, die sämmtlich mit allem möglichen Hausrath vollgestopft sind, an die „completen Zimmereinrichtungen" einer Kunstgewerbe-Ausstellung erinnern. Auch das Lager, wofür übrigens das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater viel zu beengt ist, wird so mit Menschen und Requisiten angefüllt, daß die Sprecher bei jedem Schritt über irgend eine Trommel, einen Stuhl oder einen Collegen zu stolpern drohen. Für die Bewegung der Acteurs bleibt kaum ein wenige Fuß langer, schmaler Streifen des Vordergrundes. Shakespeares und Molières Bühnen wurden von den Gentlemen und Marquis befreit; wer wird die Meininger Künstler von der vordringlichen und vorlauten Statisterie und den Versatzstücken retten? Abgesehen davon, lassen die Decorationen auch sonst zu wünschen übrig. So sehen namentlich die Waldscenerien, wo die Bühne noch immer von den herkömmlichen, taxusheckenartigen Blättergewirr-Coulissen begrenzt ist, so unnatürlich als möglich aus. Besser sind die Zimmerdecorationen, doch stört hier das Herunterhängen der rothen Soffitten, welche die auch von der echtesten Einrichtung erweckte Illusion aufheben. In Paris gibt es hierfür ganz und von allen Seiten geschlossene Zimmer, auf deren Coulissen und Hintergrund ein regelrecht aufgesetzter Plafond ruht, durch dessen Oeffnung in der Mitte der Leuchter herunterhängt. Wenn man schon „nur für Natur" Sympathie hegt, wie die Meininger, so sollte man auf diese häßlichen knallrothen Pappendeckelvorhänge billig verzichten, namentlich wenn man dabei mit den echten monumentalen Holzthüren so auffällig Staat macht. Auch diese haben jedoch ihre Nachtheile. Einmal drohen die leichten Leinwandcoulissen jedesmal einzustürzen, sobald sich eine dieser Riesenthüren schwerfällig in ihren Angeln dreht, worauf die ganze Decoration in zitternde und wackelnde Bewegung kommt. Dann aber sind sie schwierig zu handhaben und machen jeden effectvollen raschen Abgang oder Auftritt fast unmöglich. Währt es doch eine Ewigkeit, bis man die massive Klinke heruntergestoßen, die Holzwand geöffnet hat und bis der Drücker wieder ins Schloß fällt! Trotzdem wird das Alles jeden Abend mit auffallender Absichtlichkeit vor einem staunenden Publicum producirt.

Eduard Devrient sagt ganz richtig, ein schauspielerisches Ensemble sei nur mit mittleren und wohl auch mittelmäßigen Kräften herzustellen. Die Meininger bestätigen die Wahrheit dieser anscheinend paradoxen Behauptung. Sie vertreten aufs Würdigste das abgerundete Ensemble im Gegensatze zum Virtuosenthum, dem ein genialeres Können, aber keine selbstlose Hingabe eigen zu sein pflegt. Nur so viel Disciplin, Selbstentäußerung, Corpsgeist und Eifer für einen gemeinsamen Zweck ermöglicht ein so treffliches Zusammenspiel. Kein einziger Meininger ragt über ein talentvolles Mittelmaß hinaus, aber in den Herren Nesper, Arndt, Teller und Weiser und in Frln. Schanzer besitzt das Herzogliche Hoftheater ansehnliche Kräfte, die jeder Bühne zur Zierde gereichen würden. Absolute Talentlosigkeit trifft man hier nicht, denn selbst der Schwächste wird durch eine traditionelle Routine gehoben und gehalten. Freilich hört die Naturwahrheit der Meininger gerade dort auf, wo es mit den bloßen Aeußerlichkeiten zu Ende geht. Wenige unter ihnen verstehen natürlich zu sprechen. Man vernimmt zu sehr die Mechanik, die Schule, eine breitspurige, gemachte, unlebendige Declamationsweise, ein leeres, gespreiztes Pathos. Ich weiß wohl, daß der hochgehende, aber bei aller Rhetorik echt dramatische Vers Schillers eines gewissen Schwungs bedarf, allein der Vortrag muß natürlich sein, von innen kommen, den wohlverstandenen Sinn zur Geltung bringen und charakterisirend gegliedert werden. Wir wünschen dem kunstsinnigen Fürsten, er möge bald einen Vortragsmeister entdecken, der die hohle Declamation und zugleich auch die zahlreichen falschen Betonungen bekämpft, unter denen namentlich die Diction der weiblichen Mitglieder leidet.

Uneingeschränktes Lob verdienen die Meininger, daß sie, ihrem schönen Grundsatz getreu, auch diesmal wieder das Werk in seiner Integrität dargestellt haben. Wohl ruft Manches, wie z. B. die endlosen, sentimental schönrednerischen Liebesscenen zwischen Max und Thekla, fast gebieterisch den kürzenden Rothstift — veraltet doch nichts so schnell als die Sprache der Liebe! —, aber wir haben überall das weihevolle Gefühl, daß der große Dichter nicht durch das entstellende Sprachrohr eines pietätlosen Regisseurs zu uns redet. Mit den wenigen Aenderungen, wodurch Scenerienwechsel und Zwischenvorhang, diese bei den Meiningern ganz besonders nothwendigen und störenden Uebel, gehoben werden, kann man sich durchaus einverstanden erklären.

Im Ganzen scheint über den Leistungen der Meininger mehr ein Auge als ein Geist zu walten. So lang aber der unsichtbare, auf Gemüth und Verstand wirkende Theil nicht ebenso vollkommen in die Erscheinung tritt, wie der sichtbare, so lange wird das Publicum in solchen Vorführungen bloße Ausstattungsstücke sehen und dürfte sein Applaus weniger den Schauspielern, als der fleißigen Regie mit ihren Costümen, Decorationen und Statisten, am allerwenigsten aber dem Dichter und seinem Werke gelten. Z.

Notizen.

Am 15. dieses Monats wird in Wien der 60. Geburtstag eines vortrefflichen Menschen und Schriftstellers festlich begangen. Unser Mitarbeiter Leopold Kompert, der feinsinnige, tiefblickende Genremaler des jüdischen Volkslebens, ist der Jubilar, und wir begrüßen um so freudiger die gleichzeitig in Louis Gerschels Verlagsbuchhandlung zu Berlin erscheinende neue Ausgabe seiner Gesammelten Schriften. Das deutsche Volk wird hier die beliebtesten, stets künstlerisch und culturhistorisch werthvollen Erzählungen Komperts wiederfinden und aufs Neue seine Macht, bedeutungsvolle Probleme des Gedankenlebens in Fleisch und Blut schlichter Menschen umzusetzen, bewundern können. Namentlich die jüngsten Schöpfungen Komperts: „Zwischen Ruinen", worin die Frage der Ehe zwischen zwei Confessionen vom rein menschlichen Standpunkt und in ergreifender Weise gelöst wird, sowie „Franz und Heini", worin, außerhalb des bisherigen Stoffkreises, eine großstädtische social-moralische Frage behandelt wird, dürfte dem Dichter zahlreiche Herzen gewinnen.

* * *

Das Gold des Orion von Rosenthal-Bonin, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Hallberger).

Der Romanschriftsteller befindet sich momentan in einer precären Lage. Widmet er sich dem historischen Genre, so wird er dem althergebrachten Rathe der Zunftkritik nicht entgehen, doch gefälligst aus dem Vollen zu schöpfen und die Gegenwart zum Object dichterischer Versuche zu machen. Vertritt er hingegen das Genre des zeitgenössischen socialen Romans, so kann er sicher sein, entweder durch wahrheitsgetreue Darstellung tausend Vorurtheile zu verletzen oder im andern Fall durch verlogene Verschönerung oder Caricatur Anstoß zu geben. Wenn der Novellist nun aber den culturhistorischen Roman, den populären und von der Kritik tolerirten Bastard des historischen Romans im großen Stil, zu cultiviren verschmäht, so bleibt ihm nur ein Ausweg, seiner dichterischen Anschauung moderner Verhältnisse eine neutrale Grundlage zu verleihen, nämlich das geographische Interesse. Und so bekommen wir denn in einer Zeit, wo „die kleine Welt" sprichwörtlich geworden ist

und durch den unerhörten Aufschwung der Verkehrsmittel die verschiedenen Völker sozusagen eine große Familie bilden, ein sonderbares Produkt, das wir als den ethnographischen Roman bezeichnen möchten. Dieser Gattung gehört auch das vorliegende Werk mit an.

Der Verfasser, ein vielgereifter Odysseus, hat seine Erlebnisse in mancher Herren Länder in mehreren rühmlich bekannten Productionen niedergelegt. In dem vorliegenden Roman scheint er das dort behandelte Gebiet besonders zu beherrschen. Das Leben auf dem Schiffe und am Strande, die praktische Meerespoesie, wird ihm aus eigener Erfahrung anschaulich geworden sein. In der That zeichnet er es mit bemerkenswerther Sicherheit und gründlichem Verständniß. „Orion" ist der Name eines gestrandeten Schiffes. Eine demselben als Strandgut entwendete Geldsumme bildet hier den Nibelungenhort, nach dem gefahndet, um den gestritten wird. Und zwar vornehmlich von zwei fabelhaft heroischen und geistig bedeutenden Matrosen, die sich nachher als Söhne einer vornehmen Familie entpuppen. Ihnen zur Seite wandeln ein paar energische Frauenbilder, welche für diese düster-byronischen Abenteurer die hingebendste Liebe bewahren — eine friesische Lootsentochter, die ihrem Geliebten durch Dick und Dünn nachsetzt, und eine norwegische Inselmaid, welche ihren Angebeteten durch gewaltthätige Mittel mit Benutzung heilsamer Einschüchterung zur reellen Verlobung treibt. Im Uebrigen ist der Roman überaus spannend erzählt und mit effectvollen Actschlüssen versehen, wie nur irgend ein französisches Salondrama. Rosenthal-Bonins Stärke liegt in einer Domäne, die nur poetisch empfindenden Gemüthern erschlossen ist: in der Naturschilderung. Und hier leistet er geradezu Meisterhaftes. Wer je in Christianfand gelandet ist, wird die Treue seiner Lokallandschaften bewundern. Ebenso vortrefflich ist der Sturm in Christianasfjord, die Einfahrt in die Scheeren beobachtet und vieles Andere. Denn die ganze Erzählung gleicht einer Feerie, in welcher die Scenen rastlos vorüberfliegen — die Gestade Norwegens, Norddeutschlands, Neapels, Venedigs. Die Erzählung wird mit athemloser Schnelle entwickelt, die fabelhaften Vorgänge folgen einander mit „spannender" Unwahrscheinlichkeit, um für behagliche Ausmalung des Landschaftlichen Platz zu lassen.

Im Stil begegnen wir manchmal sonderbaren Wendungen, die einen langen Aufenthalt des Autors in etwa englisch redenden Ländern vermuthen läßt. Diese Fremdartigkeit berührt uns hingegen sehr wohlthuend, weil wir deutlich den Reisenden von langer Erfahrung und feiner Beobachtung der äußeren Erscheinungen erkennen. Die Nationalitäten trennen sich scharf. Ueber ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten wird häufig und unabsichtlich ein kluges und treffendes Wort gesprochen. Selbst die Skizze der neapolitanischen Wirthstochter hat ein unverkennbar richtiges Gepräge. Sollte der Autor mit seiner vielseitigen Begabung sich nicht der Aufgabe gewachsen fühlen, einmal einen ethnographischen Roman solideren Stils zu schreiben, in dem er neben dem Landschaftlichen auch dem Genre sein Recht läßt und den Gegensatz der Nationalitäten betont? C. B.

* * *

Mit dem soeben ausgegebenen fünfzehnten Doppelheft liegt Meyers Jahres-Supplement 1881/82 vollständig vor, und damit ist die neueste (3.) Ausgabe des trefflichen Meyer'schen Conversations-Lexikons bis auf den heutigen Tag fortgeführt — ein imponirendes Denkmal deutschen Wissens und Bienenfleißes. Auch das Supplement theilt alle Vorzüge des Hauptwerkes. Es ist kein trockenes Sammelfurium von Daten und Namen, kein langweiliges Nachschlagebuch, sondern eine harmonische und lebendige Encyklopädie des ganzen Culturgebietes mit klar und prägnant geschriebenen Essays, ebenso belehrend wie unterhaltend. Wir empfehlen diese unentbehrliche Jahres-Revue allen Gebildeten.

* * *

Von allen unseren jüngeren Dichtern ist ohne Zweifel Rudolf Baumbach das frischeste, liebenswürdigste Talent. Er begründete seinen Ruf mit den entzückend fröhlichen Beiträgen, welche er in „Enzian, ein Gaudeamus für Bergsteiger", dem beliebten Commersbuch der Alpenclubbisten, lieferte. Es war eine glückliche Idee des Verlegers A. G. Liebeskind in Leipzig, diese ersten und vielleicht besten Gedichte des Triestiner Sängers aus dem Sammelwerke herauszunehmen und in der eleganten Form der früheren Bändchen Baumbachs zu vereinigen. Dies herzerfreuende Büchlein liegt unter dem Titel: „Mein Frühjahr. Gesammelte Gedichte von Rudolf Baumbach" vor uns und wird nicht ermangeln, dem gemüthlichen Dichter zahlreiche neue Freunde zu erwerben.

* * *

Ungarisches Novellenbuch. Uebersetzungen von Ludwig Greiner. Mit einer Einleitung von Ernst von Wolzogen. Berlin, A. V. Auerbach. In dieser Sammlung von acht Novelletten und Skizzen ist kaum eine Nummer, die der Uebersetzung werth wäre. Am meisten gefiel uns noch „Die ägyptische Rose" von Maurus Jokai. Alles Uebrige gelingt fast dem erstbesten deutschen Feuilletonisten besser. Im „Vorwort des Uebersetzers" behauptet Adolph Silberstein, „daß es in Ungarn jedem Vernünftigen einleuchte: die magyarische Rasse habe in dem Kampf um ihre Existenz es zunächst mit dem Slaventhum zu thun, um nicht die Allianz mit dem Deutschthum vorzuziehen (?)." Die transleithanische Deutschenhetze bildet allerdings eine so seltsame Illustration zu dieser räthselvollen Behauptung, daß wir nicht begreifen können, wie sich ein deutscher Verleger gerade jetzt zu einer derartigen Publication verstehen konnte.

* * *

Victor Tissot, Un jour à Capernaum, d'après l'allemand de F. Delitzsch. Paris, Sandoz & Thuillier. Der berüchtigte Reisende ins Milliardenland scheint eingesehen zu haben, daß ein Schriftsteller Besseres thun kann, als durch lügenhafte Berichte die Kluft zwischen zwei Culturvölkern zu erweitern. Sein neuestes Opusculum ist eine hübsche Uebersetzung einer reizenden archäologischen Idylle des Leipziger Theologie-Professors Franz Delitzsch, worin sich die Figur des Erlösers voll Leben und Farbe vom Hintergrunde der Berge und Häuser am See Genezareth abhebt. — Ein verwandtes Thema behandelt das soeben bei Calmann Lévy in Paris erschienene interessante Buch des Prinzen Lubomirski: Jerusalem, un incrédule en terre sainte. Es enthält eine Anzahl trefflicher Bilder aus dem heutigen Jerusalem, doch fordern die damit verknüpften exegetischen und philosophischen Betrachtungen ihrer dilettantischen Erudität willen den Widerspruch nicht allein gläubiger Leser heraus.

* * *

Novellen aus der Heimat. Von Adolf Wilbrandt. (2 Bde, Breslau und Leipzig, S. Schottländer.)

Adolf Wilbrandt ist merkwürdigerweise als Novellist noch lange nicht genug gewürdigt, so allseitige Anerkennung er als Dramatiker auch gefunden hat; und doch hat er sich schon vor Jahren mit seinem ersten Novellenbuch unmittelbar neben Heyse, Jensen, Storm u. A. in die erste Reihe unserer Erzähler gestellt. Seine neuen Novellen, die in der mecklenburgischen Heimat des Wiener Hoftheaterdirectors spielen, verdienen die allseitige Beachtung in noch höherem Grade, als die früheren. Der erste Preis unter ihnen gebührt dem prächtigen „Lotsencommandeur", einer Erzählung voll ergreifender Poesie und hinreißendem Schwung der Darstellung. Nur ist vielleicht für den Eingeweihten die „Mache" etwas zu durchsichtig, wir schauen den Poeten mehr, als gut ist, in seine dichterische Werkstätte. Daneben rangirt „Der Mitschuldige", ein Kabinetsstück feinsten, schlichtesten, rührendsten Humors. Wilbrandt baut damit eine lange vernachlässigtes Genre unserer erzählenden Literatur mit entschiedenem Glück und durchschlagendem Erfolg aufs Neue aus und wir wünschen dem „Mitschuldigen" noch viele, gleich meisterhafte Nachfolger. Eine sehr wunderliche und sehr nachdenkliche Geschichte ist „Der Gast vom Abendstern", eine Novelle, die in ihrer feinen Zeichnung und etwas phantastischen Charakterisirung an Heyse'sche Vorbilder erinnert, während die kleine Erzählung „Am heiligen Damm" durch den schlichten Ausdruck und die erschütternde Einfachheit des tragischen Vorgangs mächtig ergreift. T—u.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

BREHMS TIERLEBEN
Chromo-Ausgabe.

Die **kolorierte** Ausgabe dieses berühmten Werks zeigt zum erstenmal das Tier in seiner natürlichen Gestalt und Farbe und schildert es, wie es leibt und lebt. Zoologische Autoritäten wie Darwin, Leuckart, Häckel, Vogt sind einstimmig in ihrer Bewunderung dieser „wahrhaften Gemälde aus dem Tierleben".

Es erscheinen die **Säugetiere** und **Vögel** in je drei Bänden, die **Fische, Kriechtiere, Insekten** und **Niedern Tiere** in je einem Band, mit zusammen 1779 Textbildern und **174 Chromotafeln** nach der Natur. — Jeder Band kostet

broschiert in 14 Heften à 1 Mark ..... 14 Mark,
in schönem Halbfranz-Einband, braun 16 „

Jede Abteilung ist besonders käuflich. — Das Werk ist, abgesehen von seinem hohen wissenschaftlichen Wert, eine **Meisterleistung des Bilder- und Farbendrucks** und bietet die glänzendste und werthvollste **Gabe für Freunde der Tierwelt.**

Ausgegeben sind bereits der erste und zweite Band der Abteilung „Vögel".

—— Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig. ——

Bad Homburg

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** u. **Unterleibsleiden** (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-** u. **Moor-Bäder. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgym. Institut (Elektrotherapie, Massage). Kaltwasser-Heilanstalten. **Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** u. **Reconvalescenten.** Eleg. Kurhaus m. Park. Vorzügl. Orchester, Theater, Réunions, Illuminationen etc.

Herder'sche Verlagshandlung in **Freiburg** (Baden).

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aurbacher, Ludwig, Gesammelte grössere Erzählungen.

Aus den Schriften und dem Nachlass des Autors zusammengestellt und mit einem Vorwort herausgegeben von **J. Sarreiter.** 8. (VIII u. 224 S.) *M.* 1.50.

Inhalt: I. **St. Mang,** Legende. — II. **Die Aebte,** Novelle. — III. **Der Zweikampf,** Erzählung. — IV. **Die Adepten,** Erzählung. — V. **Ein Dichterkreis,** Erzählung. — VI. **Der Graf von Werdenberg und die Prinzessin von Portugal,** Rittergeschichte. — VII. **Die drei Schlossfräulein,** Rittergeschichte. — VIII. **Die Waffen,** Märchen. — IX. **Der Vogel Phönix,** Märchen. — X. **Mutter Reh,** Thierfabel.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien:

Der letzte Wendenkönig.

Romantisches Gedicht von **Johann von Wildenradt.**

Brosch. 3 *M.* 80 ₰.

Die Dichtung schildert den Kampf zwischen Kultur und naturwüchsigem Volksthume, den Kampf zwischen christlichen Deutschen und heidnischen Slaven. Die hehre Jünglingsgestalt des schlichten Bauernkönigs, dessen Herz sich eine heißblütige Wendentochter und ein edles deutsches Herrenkind streitig machen, steht im Mittelpunkt einer vielbewegten Handlung, die sich in den letzten Gesängen zu ergreifender Tragik emporschwingt. Der Spreewald bildet den stimmungsvollen Hintergrund des farbenglänzenden Gemäldes.

Mein Frühjahr.

Gesammelte Gedichte aus „Enzian, ein Gaudeamus für Bergsteiger".

Von **R. Baumbach.**

Brosch. 2 *M.* 80 ₰.

Den zahlreichen Freunden des geschätzten Sängers werden hier dessen erste Dichtungen, die früher im „Enzian" zerstreut mit ihnen Fremdem erschienen, als ein Ganzes, Selbständiges geboten. Eine Anzahl von Verbesserungen und Veränderungen, welche sich als nöthig herausstellten, sind weit entfernt, der Frische und Ursprünglichkeit dieser Lieder Eintrag zu thun, sondern wohl geeignet, deren Werth bedeutend zu erhöhen. Gleiches Format, gleicher Einband mit den sonst erschienenen Werken des Dichters wird den Wünschen Vieler entsprechen.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das
Gold des Orion.
Roman
von
H. Rosenthal-Bonin.

8. Elegant broschirt 5 *M.*, fein gebunden 6 *M.*

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** vormals Eduard Hallberger.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

F. CHOPIN par F. LISZT.

Troisième Édition.

gr. 8. VIII, 312 S. 8 *M.* Eleg. geb. 9 *M.* 50 ₰.

Verlag von **Aug. Stein** in **Potsdam.**

Karl Knochenhauer, Professor:

Grundriß der Weltgeschichte für den Unterricht in den Schulen. 3. Aufl. Preis 2 *M.* 40 ₰.

Handbuch der Weltgeschichte für den Unterricht auf höheren Lehranstalten. 1. Teil: Alte Geschichte. 2. Aufl. 1 *M.* 50 ₰. 2. Teil: Mittelalter. 2. Aufl. 1 *M.* 50 ₰. 3. Teil: Neuere Geschichte. 2 *M.* 50 ₰.

Urteil: Das Buch (Grundriß) gehört zu den besten seiner Art und giebt eine gute Auswahl des Stoffes. Es hält sich gleichweit entfernt von zu großer Breite und undeutlich werdender Kürze. Der pragmatische Zusammenhang der Geschichte ist bei der Ablassung leitender Gesichtspunkt gewesen. Die Uebersicht und Einprägung ist durch den Druck erleichtert. Das Werk wird gewiß mehr Auflagen nötig machen.

(Pädagog. Blätter f. Lehrerbildung, 1880.)

Deutsche Univers.-Bibliothek für Gebildete.

Das Wissen der Gegenwart

Jeder Band 1 Mark

Einzeldarstellungen von hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft.

I. Prof. Gindely: Geschichte des 30jährigen Krieges.
II. Dr. Herm. J. Klein: Allg. Witterungskunde.
III. Prof. Taschenberg: Die Insecten nach ihrem Nutzen und Schaden.
IV. Dr. K. E. Jung: Australien.

Reich illustrirt, solid gebunden.

= Erscheint in rascher Reihenfolge. =

Jeder Band einzeln käuflich.

G. Freytag in Leipzig. Prospecte in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Hierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlungen R. Damköhler in Berlin und Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 20. Berlin, den 20. Mai 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Gladstones neue Stellung gegenüber Irland. Von Carl Blind. — Die Cavallerie und ihre Zukunft. Von Hauptmann Zernin. — **Literatur und Kunst:** Schlaf und Tod. Von Carl du Prel. — „Fabian und Sebastian" von Wilhelm Raabe. Besprochen von Theophil Zolling. — Ein Gespräch auf dem Monte Pincio. Von Leopold Kompert. (Schluß.) — Internationale Kunstausstellung in Wien. II. Von Em. Ranzoni. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Gladstones neue Stellung gegenüber Irland.

Von Carl Blind.

Eine tragischere Antwort auf den „Vertrag von Kilmainham" hätte nicht gegeben werden können, als durch die Dolchstöße im Phönix-Park zu Dublin. Sie waren gegen Gladstones Versöhnungspolitik gerichtet — nicht minder gegen Parnells scheinbares Einlenken, das ihm und den zwei anderen verhafteten Unterhausmitgliedern die Freilassung eintrug.

Daß dies Einlenken bis zu der Vehm-That, als deren Opfer Lord Cavendish und Herr Burke fielen, von Seiten Parnells nur ein scheinbares, auf den Zweck der Freilassung gerichtetes war, wissen jedenfalls die Wenigen, die öfters einen Blick hinter die Bühnenwände zu werfen vermögen. Ebenso sicher ist, daß seine nächsten Genossen von der eingeleiteten, sehr vorsichtig durch Zwischenläufer geführten Unterhandlung keine Ahnung hatten, daß ihnen die neue Wendung als eine große Ueberraschung kam. Im ersten Augenblick waren sie daher, als Gladstone den Handel im Unterhause halb verrieth, höchlich betroffen. Stehenden Fußes verwahrten sie sich gegen jede Betheiligung an demselben. Herr Parnell selbst zog sich darauf hinter seine geschickt vorbereitete Verschanzung zurück, und Gladstone stand wie ein Betrogener da. Kaum hatte sich dieser Auftritt im Parlament abgespielt, als das Messer durch das Herz der beiden höchsten Beamten Irlands und durch das ungeschriebene Abkommen fuhr — eine Warnung für England, eine Mahnung an Parnell!

Wie weit sich die Häupter der Liga nun unter dem entstandenen Sturme vor der englischen Meinung beugen werden, das wird von der Regierung abhängen; vor Allem von dem Premier, der leider den Verhältnissen immer weniger gewachsen scheint. Es ist seine verderbliche Fähigkeit, sich ganz unvermittelt in die entgegengesetztesten politischen Stellungen werfen zu können, die immer wieder neues Unheil schafft. Von dem theatralischen Auftritte in der City, wo er sich das genau auf den Augenblick berechnete Telegramm über die Verhaftung Parnells durch die erwartungsvolle Menge hindurch reichen ließ, um dann seine Philippika loszulassen — ja, von den Reden, welche er noch ganz kürzlich zu Ehren Forsters hielt, dessen Verfahren er als das von dem gesammten Kabinete beschlossene und gewünschte pries — bis zur neuesten Wendung: welches unglaubliche Herumdrehen um sich selbst! Nur einer sehr kleinen Gruppe ist es bekannt, wie Gladstone zu diesem Umschwung veranlaßt wurde. Ich sage nicht zu viel, wenn ich, auf die mir gewordenen Angaben und Belegstücke gestützt, behaupte: daß er in dieser Sache eher als ein Getäuschter oder ein durch geheime Fäden Geleiteter, denn als der Urheber einer aus reiflicher Ueberlegung hervorgegangenen „neuen Politik" erscheint.

Zur Steuer der Wahrheit sei sofort bemerkt, daß die Anregung zu solcher Täuschung nicht aus dem Liga-Lager oder aus dem Kreise der in Kilmainham befindlichen Führer hervorging. Vielmehr wurden die ersten Anknüpfungen ohne Gladstones Wissen mit Herrn Parnell gemacht. Mit der List, welche den meisten Iren eigen ist, ging dieser auf Umwegen auf das Angebot einer Unterhandlung theils mündlich, theils schriftlich, jedoch ohne sich selbst zu binden, ein. Er stellte dann, da sich eine Gelegenheit durch den Tod seines Neffen ergab, das Gesuch um zeitweilige Freilassung und benutzte die erlangte Frist zu mehrtägiger Verhandlung in London und von Paris aus. So wurde der Premier verleitet, nicht blos gegen den Wunsch seiner whiggistischen, sondern auch eines seiner bedeutendsten radicalen Amtsgenossen eine unerwartete „neue Wendung" zu vollziehen.

„Eine neue Wendung" — aber wohin?

Nur wer von den Verhältnissen im Kabinet, wie in der irischen Liga, nichts Näheres weiß, kann sich durch das klingende Wort „a new departure" irre führen lassen. Zwei Punkte sollte ein wahrhaft freisinniger, denkender englischer Staatsmann nie aus dem Gesicht verlieren. Der eine ist: die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung der Union gegenüber der vom ultramontanen Geiste einer- von der landesverrätherischen Losreißungspartei andererseits genährten Home-Rule-Bewegung. Der zweite Punkt ist: die Nothwendigkeit der umfassendsten Reform der Grundeigenthumsgesetze, und zwar für sämmtliche Reichstheile.

Die Whigs im Kabinet sind fest und entschlossen in dem erstgenannten Punkte, zum Theil aus verständigen politischen Gründen, zum Theil in Folge ihres Standesinteresses. Gegen die umfassende Grundeigenthumsreform stemmen sie sich immer noch. Die Männer der vorgeschritteneren Richtung innerhalb der Regierung sind dagegen dieser Reform vor Allem geneigt. Wo es sich aber um Ergreifung von Maßregeln handelt, welche die Festigung der Union, die unnachgiebige Bekämpfung des schwarzen Bundes der clerikalen und anderer geschworenen Feinde Englands betreffen, da schwankt der Eine oder der Andere von ihnen manchmal hin und her, oder er wird von seinem Wahlbezirk aus, oft durch irische Drahtzieher, künstlich ins Schwanken gebracht.

Wäre nun Gladstone der starke Mann, als den man ihn hinstellen will, so hätte er längst die ausgedehntere Grund-

eigenthumsreform zum Regierungsentwurf gemacht. Die Parteilage im Parlament, die Zustände innerhalb der großen liberalen Mehrheit würden dies ohne Zweifel gestatten; denn mehr als seit vielen Jahren ist dieselbe aus Leuten der bürgerlich-radicalen, obwohl in religiösen Fragen etwas vermuckerten Richtung zusammengesetzt. Daß der Liga-Partei die Grundeigenthumsreform genehm ist, versteht sich ja von selbst, obwohl gewiß nicht geleugnet werden kann, daß ihre Führer lieber jeder englischen Regierung einen Factionsprügel zwischen die Beine werfen, als sie in irgend etwas zu unterstützen. Der Widerstand der Tories in dieser Frage konnte also schon parlamentarisch überwunden werden.

Aber Gladstone vermochte sich bis jetzt nicht zu dem entsprechenden Entschlusse aufzuraffen. Statt mit den Wighs zu brechen, brach er lieber mit dem in Sachen des Bodengesetzes ganz fortschrittlich gesinnten Forster; schwächte dadurch das Ansehen der Regierung; veranlaßte die ganze irische Sonderbündelei zu einem wüthenden Jubelruf über eine stattgehabte „Besiegung Englands" und eine von Gladstone endlich angetretene „Canossa-Buße" — kurz, verdrehte dem rachsüchtigen Rebellen- und Pfaffenthum förmlich den Kopf.

Wie gegenüber der Priesterschaft, so ist Parnell bisher auch gegenüber der auf völlige Losreißung von England ausgehenden Partei, also der fenischen, gebunden gewesen. Ursprünglich wurde die Land-Liga bei ihrer Gründung von den noch vorhandenen Resten des Fenierthums an vielen Orten heftig angefeindet. Herr Parnell gab indessen ein Pfand seiner Gesinnung, indem er erklärte: „er würde den Rock nie ausgezogen haben, um sich für die Liga an die Arbeit zu machen, wüßte er nicht, daß die Liga-Bewegung zu einem anderen, weitergehenden Ziele führen würde". Dies war verständlich. Viel verständlicher war jedoch seine im Februar 1880 gethane Aeußerung: „er würde sich nimmermehr zufrieden geben, bis das letzte Band gerissen sei, das Irland mit England verknüpft hält". Ab und zu drohte er in Amerika, in Irland und im Unterhause mit einem Aufstand zu diesem Zweck. Die verfassungsmäßige Bewegung, bemerkt er, werde er nur so lange betreiben, als es ihm gefalle und bis der Augenblick zu anderer That gekommen sei. An klarer Warnung hat es der englischen Nation also nicht gefehlt. Mehr als einmal ist von Liga-Führern der Sturz der Union durch Gewaltanwendung, selbst mit Hülfe fremder Truppen, angedroht worden.

Noch im Herbst 1880 herrschte gleichwohl in Cork, dem die England feindliche Partei gern den Ehrennamen: „das rebellische Cork" ertheilt, ein so heftiger Zwiespalt zwischen den Feniern und den angeblich allzu langsamen vorgehenden Ligisten, daß beim Triumpheinzuge des zum Bankett erwarteten Herrn Parnell es nahe daran stand, daß er von Feniern auf dem Eisenbahnzuge abgefangen und zur Umkehr gezwungen worden wäre. Zwei seiner thätigsten Liga-Beamten wurden unter Vorhaltung von Revolvern damals wirklich von Feniern verhaftet. Bei dem Bankett selbst ging es gemischt ligistisch, fenisch und vaticanistisch zu. Mit Jubel wurde die Rede eines Priesters begrüßt, der die Austreibung der Engländer aus Irland auf gleiche Linie stellte mit dem Rechte des Papstes, die italienische Regierung „aus Rom hinauszutreten" (to kick out of Rome).

Das Jahr 1881 hat die verschiedenen auffässigen Parteien Irlands unter einander, und diese wieder mit den irischen Vereinen in Amerika, näher zusammengebracht. Andrerseits feindeten sich seitdem im Unterhause die Parnell'sche Gruppe und die von dem ehemaligen Führer der Home-Ruler, Herrn Shaw, geleitete immer bitterer an. Nun ist es gewiß bezeichnend, daß der ehemalige Dubliner „United Irishman", an dessen Stelle jetzt das „United Ireland" getreten ist, theils den crassesten Mirakelschund Woche um Woche abdruckte, theils ohne Gegenbemerkung die wahnsinnigsten Rathschläge einer irisch-amerikanischen Gruppe mittheilte. Das „United Ireland", welches der Protestant Parnell ins Leben rief, indem er den „United Irishman" abkaufte, konnte freilich den Madonnen-Kultus von Knock und Knockmore nicht mehr den Lesern auftischen. Bischöfliche Patronatschaft stand aber gleichwohl an der Spitze der ersten Nummer des Blattes. Im Uebrigen war es das augenscheinliche Bestreben, all die clerikalen, fenischen und vehm-agrarischen Elemente unter das Liga-Banner zu schaaren, sie jedenfalls auf verständliche Weise insgesammt in den Vordergrund zu bringen. Als große Ersatzmannschaft oder zukünftiges Hülfsheer wurden die befreundeten Brüderschaften in Amerika, welche mehr als neun Zehntel der Geldmittel lieferten, ruhmredig erhoben. Den ständigen Verkehr vermittelten die Liga-Führer durch wiederholtes persönliches Erscheinen in den Vereinigten Staaten — so früher die Herren Parnell und Dillon; so in jüngster Zeit Herr T. P. O'Connor. Was, nebenbei gesagt, der Fortschritt auf politischem, wie auf religiösem Gebiet in Amerika von der zahlreichen amerikanischen Einwanderung zu leiden hat, weiß freilich die dortige republikanische Partei nur zu gut.

Die Nichtannahme des Landgesetzes durch die Liga war ein Gebot der irisch-amerikanischen Brüderschaften. Ohne die Geldmittel von dorther konnte Herr Parnell sein Treiben nicht fortsetzen. Fast mit dürren Worten gab er selbst auf der Parteiversammlung zu Dublin an: es müsse in Folge der eingelaufenen Kabeltelegramme eine entsprechende Erklärung angenommen werden. Wie die Enthüllung über den „Vertrag von Kilmainham" unter den Genossen jenseits des Weltmeeres gewirkt hätte, läßt sich jetzt nicht mehr befriedigend feststellen, da die Blutthat im Phönix-Park dem sog. Abkommen auf dem Fuße folgte. Wahrscheinlich hätte sich Parnell nur Verzeihung dadurch erkauft, daß er alsbald wieder heftig gegen England vorgegangen wäre.

Jetzt ist die Lage anders: in Amerika selbst mag sich eine theilweise Sinnesänderung oder Spaltung unter den Iren vollziehen. In Irland andererseits läuft Parnell nunmehr bei einer Gruppe der äußersten Unversöhnlichen persönliche Gefahr. Insofern ist sein während des verflossenen Jahres errungener Einfluß geschwächt. Sein Einfluß hätte sich nur wieder heben können, wenn ein den Ligisten besonders genehmer Minister für Irland an Stelle des Lord Cavendish getreten wäre. Dies ist jedoch mit der Ernennung des Herrn Trevelyan nicht der Fall.

Alles wird nun von der Entschlossenheit Gladstones abhängen. Aus der liberalen Partei selbst heraus wird er auch in diesem Sinne gedrängt; allein auf die Dauer ist leider kein Verlaß auf seine Festigkeit, weder für die Reichssicherheit, noch für umfassende Reform der Grundeigenthumsgesetze. Den Freund der Freiheit und der Aufklärung aber muthen die Vorgänge in Irland betrübend an. Aus dem Holze der Liga läßt sich wahrlich kein liberal verfassungsmäßiges, geschweige ein republikanisches Gebäude zimmern. Nur eine finstere Drachenhöhle des Hasses gegen England als gegen eine ketzerische, allmählich in die Freidenkerei übergehende Nation wäre eine besondere irische Volksvertretung auf College Green zu Dublin. Für jeden Feind Englands wären dort die Wege bereitet; um sich gegen solche Möglichkeiten zu schützen, müßte England beständig derart gewaffnet dastehen, daß seine bürgerliche Freiheit, wie sein Gewerbfleiß schwer darunter litten. Kein Fortschrittsfreund kann dies wünschen; und darum möchte man hoffen, daß Gladstones Zickzack-Politik endlich einem festeren und zugleich echt reformatorischen Verfahren wiche.

Die Cavallerie und ihre Zukunft.

Von Hauptmann Zernin.

Seit mehreren Monaten ist eine Zeitfrage auf die Tagesordnung der militärischen Discussion gesetzt worden, welche trotz lebhafter Erörterung noch immer keine endgültige Erledigung gefunden hat. Es ist die wichtige Frage, ob wir künftig noch

einer Schlachten-Cavallerie bedürfen. Da dieselbe nicht allein für die Angehörigen der Reiterei, sondern auch die der anderen Waffengattungen, nicht nur für das Heer, sondern auch für das Volk von Interesse ist, so wollen wir eine sachliche Erörterung der Streitfrage hier zu geben suchen.

Die Ansicht, daß die Reiterei, welche noch zu den Zeiten eines Seydlitz und Ziethen so Großes geleistet und mehrmals Schlachten entschieden hat, die auch noch von Napoleon I. unter Führern wie Murat, Latour-Maubourg, Thielmann u. A. in großen Massen auftrat und selbstständig Erfolge errang, in den folgenden Jahrzehnten an dieser ihrer großen Bedeutung Einbuße erlitten habe, muß als begründet anerkannt werden. In den späteren Kriegen hat man im Allgemeinen der Cavallerie nicht mehr die Lösung so gewaltiger Aufgaben wie früher übertragen, so daß sie nach und nach einen großen Theil des Selbstvertrauens, das sie einst besaß, einbüßte. Die Erfahrungen, welche man in diesen Kriegen mit der Reiterei gemacht oder vielmehr nicht gemacht hat — so namentlich im Krimkriege, im Feldzug 1859 in Oberitalien, in dem deutsch-dänischen Kriege von 1864, im Feldzug 1866 — schienen diese geringere Leistungsfähigkeit der Cavallerie zu bestätigen, und auch der Krieg 1870/71, in welchem allerdings wieder vereinzelte Massenangriffe der Reiterei vorkamen, hat eine entgegengesetzte Ansicht nicht zur allgemeinen Geltung kommen lassen. So war es denn den Gegnern der Reiterwaffe nicht gerade schwer geworden, den Versuch zu machen, den Werth der cavalleristischen Leistungen herabzusetzen und der Cavallerie sogar die Existenzberechtigung als Schlachtenwaffe ganz abzusprechen.

Unter diesen Gegnern that sich im vorigen Jahre besonders einer hervor. Derselbe veröffentlichte unter der Chiffre R. V. eine kleine Schrift mit dem Titel: „Untersuchungen über den Werth der Cavallerie in den Kriegen der Neuzeit"*) und sprach darin ein förmliches Verdammungsurtheil über die Reiterei als Schlachtenwaffe aus. Er nannte dieselbe eine ebenso kostspielige wie oft nutzlose Waffengattung und bezeichnete diejenige Armee als die schlagfertigste, welche sich zuerst von einem solchen „Ballast" befreie. Die Schrift erregte eine gewisse Bewegung in den militärischen Kreisen, namentlich auch durch die oft wenig rücksichtsvolle Form ihres Auftretens. Bald aber setzten sich die Herren Cavalleristen zur Wehr und suchten ihren Gegner zu widerlegen. Ein k. k. östreichischer Ulanen-Major, Herr Dembscher, unternahm es, die Ansichten des Herrn R. V. in Streffleurs östreichisch-militärischer Zeitschrift zu bekämpfen**), auch der k. preußische Husaren-Oberst Kaehler ließ eine Gegenschrift gegen R. V. im Druck erscheinen***), der dann neuerdings noch eine weitere Schutzschrift für die Cavallerie von einem östreichischen Reiteroffizier gefolgt ist†). Alle diese Vertheidiger gingen direct oder indirect Herrn R. V. kräftig zu Leibe und bemühten sich mit großem Eifer und unserer Ansicht nach theilweise auch mit hohem Geschick und durchschlagendem Erfolge, die kühnen Angriffe des Gegners ihrer Waffe abzuschlagen und den Beweis zu führen, daß die Cavallerie noch heute wie je eine Waffe sei, und zwar eine um so weniger entbehrliche, je größer und desto unbeholfener in ihren Bewegungen die Heere der Neuzeit geworden sind, und daß sie, auf den Wegen fortschreitend, welche sie in und nach den letzten Feldzügen betreten, ganz wie in den früheren Zeitabschnitten ihrer Geschichte sich zu der vollen Bedeutung wieder heraufarbeiten werde, welche sie in ihren glänzendsten Zeiten besaß, freilich in anderer Art.

*) Militärische Essays I. Berlin, F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

**) Hat die Cavallerie aufgehört eine Waffe zu sein? Ein Versuch, aus der Beobachtungsreihe in den militärischen Essays von R. V. einen richtigen Schluß zu ziehen. Streffleurs Zeitschrift, 1881.

***) Anti R. V. Untersuchungen über den Werth der Cavallerie in den Kriegen der Neuzeit. Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1881, Heft 11/12. Berlin, Mittler und Sohn.

†) Der Reiterangriff im großen Stile als Mittel der Schlachten-Entscheidung. Wien 1882, Seidel und Sohn.

Freilich kann Herr R. V. hierauf erwidern, daß solche Ansichten nur von den pro domo kämpfenden Schriftstellern der Waffe ausgesprochen würden, von denen er gesagt, daß sie „verzweifelte Anstrengungen machten, um den wahren Werth ihrer Waffe zu verschleiern". Wir werden daher, indem wir zur Erörterung der Frage selbst übergehen, uns der Unterstützung eines Autors bedienen, dem man einen solchen Vorwurf nicht machen kann, weil er kein Cavallerist und dennoch als Vertheidiger der ritterlichen Waffe aufgetreten ist. Es ist dies der Verfasser einer kürzlich erschienenen Schrift, ein Infanterie-Offizier, welcher die Frage, ob ferner noch eine Schlachten-Cavallerie erforderlich sei, mit überzeugenden Gründen und in wohlthuender Ruhe nachweist, und dem also der Vorwurf nicht gemacht werden kann, daß er für die eigene Waffe plaidire.*)

Es ist aus der Vergangenheit der Reiterei unschwer darzuthun, was der Verfasser mit Erfolg unternommen: daß erstens der offenbare Verfall der Cavallerie keineswegs als Folge eines etwa in ihrem Wesen beruhenden Kräftemißverhältnisses den anderen Waffen gegenüber zu betrachten ist, sondern vielmehr nur als eine nothwendige Consequenz der im Laufe der Zeit abhanden gekommenen Kunst der Verwendung; daß zweitens die deutsche Reiterei, indem es derselben durch Zurückgreifen auf die Verwendungsprincipien ihres Vorbildes — der Friedericianischen Reiterei — gelungen ist, den durch die heutigen Feuerwaffen gestellten Anforderungen gerecht zu werden, durchaus befähigt sein wird, künftig wieder gemeinsam mit den anderen Waffen die Entscheidung der Schlachten herbeizuführen.

Wenn wir einen geschichtlichen Rückblick auf die Entwickelung der Reiterei werfen, so sehen wir, daß die Anfänge der preußischen Cavallerie als stehender Truppe sich auf die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückführen lassen, um welche Zeit die kriegerischen Unternehmungen des großen Kurfürsten der Reiterwaffe durchaus die erste Stelle anwiesen. Ihr erster Organisator war der berühmte Derfflinger, Warschau und Fehrbellin zeigen uns die ersten Großthaten der brandenburgisch-preußischen Reiterei. In der Folge wurde zwar, besonders durch den Einfluß des Infanteriegenerals par excellence, Leopold von Dessau, die Cavallerie-Taktik stark „infanterisirt", doch kaum hatte der Krieg wieder große Ansprüche an die preußische Cavallerie gestellt, denen sie nicht gewachsen war (Mollwitz), als der große Friedrich mit Kennerblick und Feuereifer Alles aufbot, um hier Besserung anzubahnen. Schon 1742 legte Friedrich II. in einer neuen Instruction den Grund zur ganzen Taktik der Waffe für den Schlachtendienst, welche sehr bald die besten Wirkungen äußerte; der glänzende Erfolg der Reiterei bei Hohenfriedberg stellte dann die Bedeutung der Cavallerie-Massenverwendung in das klarste Licht, und nun kamen noch die Leistungen der vortrefflichen Führer Seydlitz und Ziethen. Als Hauptgrund der Reitersiege Friedrichs, resp. seiner Generale, wird die klar erkannte und vorzüglich durchgeführte Taktik: die Dreitreffen-Taktik von unserem Verfasser bezeichnet. Aber auch für die unmittelbare Anlehnung an das Gefecht der anderen Waffen fand diese Taktik sämmtliche Bedingungen in sich vereint, und alle Generale verfuhren nach dem Grundsatz der gegenseitigen Unterstützung, auf welchen der König stets den größten Nachdruck legte. Auf die Voraussetzung der genauesten Beachtung dieses Grundsatzes plante Friedrich II. seine genialen Entwürfe, in denen der Cavallerie stets eine hochbedeutende Rolle zugedacht wurde. Dazu kam der bewährte Geist der preußischen Reiter, der sich vom höchsten Führer bis zum einfachen Cavalleristen verpflanzte, so daß dieser Alles, was sich dem Laufe seines Rosses entgegenstellte, als seinem Schwerte verfallen betrachtete, oder, wie Arndt sagt, daß er „den Tod auf dem Schlachtfelde ebenso natürlich fand, wie die Geburt im Bette".

*) Genauer Titel: „Bedürfen wir künftig einer Schlachten-Cavallerie? Skizzirte Darstellung der Ursachen des Verfalls der Verwendung dieser Waffe in den Schlachten, sowie der Bedingungen zur Wiederbelebung ihrer Schlachtenthätigkeit, von v. B." Oldenburg 1882, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

*

Nach dem Tode des großen Friedrich und während der hieran sich schließenden Friedensperiode gerieth die preußische Cavallerie nach und nach in Verfall. Frankreich hatte eigentlich niemals eine quantitativ oder qualitativ genügende Reiterei besessen, so daß Napoleon gegen Ende des 18. Jahrhunderts rechte Mühe hatte, als er auch diese Waffengattung zu heben suchte. Er gab ihr zunächst durch die Verbindung mit der von Friedrich II. ins Leben gerufenen, von ihm selbst weiter ausgebildeten reitenden Artillerie mehr Kraft und Selbstständigkeit. Es gelang ihm endlich, Fortschritte zu erzielen; große Siege mit ihren moralischen Einflüssen kamen hinzu, und so war es möglich, daß die französische Cavallerie in den Jahren 1805—10 eine Glanzzeit erreichte. Ihr Hauptführer war Murat, dessen Verdienste allerdings stark übertrieben worden sind; den Namen eines zweiten Seydlitz hat er niemals verdient. Thatsächlich wurde er durch seinen oft löblichen Eifer mehrfach zu Ueberstürzung und Unbesonnenheit verleitet, er besaß unbezweifelten Muth und große Tapferkeit, aber keine Umsicht und Kaltblütigkeit. In den letzten Napoleonischen Kriegen war es zwar dem Schlachtenkaiser gelungen, mit auffallender Schnelligkeit eine kriegstüchtige Cavallerie wieder aufzubringen, allein der Zahl nach konnte dieselbe durchaus nicht derjenigen seiner Gegner gewachsen sein. Nur durch sein Genie erreichte er es, daß dieses Mißverhältniß fast immer durch die anderen Waffen in geschickter Weise ausgeglichen wurde: gerade dadurch, daß er es verstand, in der Reiterwaffe zur richtigen Zeit und am richtigen Ort der Stärkere zu sein, war er oft im Stande, in empfindlicher Weise an das Nochvorhandensein einer wenigstens entschlossen geführten französischen Cavallerie zu erinnern. So wurden durch seine Anordnungen der Reiterei Aufgaben überwiesen, welche durchaus im Sinne großartiger und entscheidender cavalleristischer Thätigkeit gegeben waren (so bei Bautzen, Dresden, Wachau, Hanau, Waterloo). Auffallenderweise erscheinen dagegen die Erfolge der Cavallerie der Verbündeten als verhältnißmäßig sehr gering. Das einzige Heer, bei dem dies nicht der Fall war, bildete die schlesische Armee unter ihrem kühnen Führer Blücher; wir sehen daher auf Seite der Verbündeten größere Reiterangriffe nur bei Haynau, an der Katzbach, bei La Rothière und Laon. Im Ganzen wurden in den Befreiungskriegen doch noch manche wichtige Entscheidungen durch die Reiterei herbeigeführt, und so war es natürlich, daß am Ende der langen Napoleonischen Kriegsperiode die Waffe selbst noch unverminderten Ansehen und anerkannte Wichtigkeit besaß.

Nun kam die große Friedensepoche. Während derselben waren es namentlich die Infanterie und die Artillerie, welche in jeder Hinsicht, besonders aber durch Taktik und Technik, gefördert wurden; die Cavallerie wurde dagegen von solchen Fortschritten nicht selbst berührt, obwohl sie sich mehrfach bemühte, neue Bedeutung zu erlangen. Unter diesen fruchtlosen Versuchen waren die Feldzüge 1830/31 in Polen, 1848/49 in Ungarn, 1853/55 in der Krim und 1859 in Italien vorübergegangen, ohne die gehegten Erwartungen zu erfüllen, und ohne daß andere als etwa der Thätigkeit der Divisions-Cavallerie entsprechende Ergebnisse erlangt wurden. Nur im amerikanischen Bürgerkriege hatte jede diesseits des Oceans angestrebte Thätigkeit der Cavallerie Anwendung und Ausbildung gefunden, freilich ohne daß man in Europa diese Erscheinung genügend beachtete. Nun kam der Feldzug 1866 und brachte denen Enttäuschung, welche voll Hoffnung und Zuversicht große Erfolge der Cavallerie erwartet hatten. Allerdings muß man zugeben, daß die Reiterei dort, wo sie zur Verwendung kam, in vollem Maße ihre Schuldigkeit that; allein es war ihr nicht möglich gewesen, viel zu leisten, weil die irrige Vorstellung ihrer Verwendungsart die volle Entfaltung ihrer Kraft fast immer zurückhielt. Nur die leichten Regimenter der Divisions-Cavallerie durften mit den Gegner die Klingen kreuzen, und dieses „Klingenkreuzen" war gerade eine jener irrigen Vorstellungen, welchen zum Theil die geringen Leistungen zuzuschreiben sind. Als der Krieg beendet war, blickten die beiderseitigen Reitereien auf ihre Thätigkeit in demselben nur mit geringer Befriedigung zurück.

Der Krieg von 1870 folgte verhältnißmäßig schnell seinem Vorgänger, und er sollte in einer seiner ersten großen Schlachten — am Tage von Vionville am 16. August — den Beweis bringen, daß die Zeit der Schlachten-Cavallerie noch nicht vorüber sei. Die Einzelnheiten dieses blutigen Tages sind wohl noch ziemlich allgemein bekannt und brauchen hier nicht ausführlich wiederholt zu werden. Die Schlacht von Vionville ergab mit unumstößlicher Gewißheit, daß die Reiterei, wenn sie voll und ganz eingesetzt, ja rücksichtslos einem großen Ziel geopfert wird, sehr wohl im Stande ist, Großes zu vollbringen. Zweifellos ist nicht allein die 6. preußische Infanterie-Division, welche sich allein einer bedeutenden feindlichen Uebermacht gegenüber auf die Dauer nicht hätte behaupten können, durch den Angriff der Cavallerie-Brigade Bredow vor einer Niederlage bewahrt, sondern auch überhaupt der Sieg von Vionville hierdurch allein ermöglicht worden. Allerdings waren die Verluste der braven Reiterei sehr bedeutend, doch wo so viel auf dem Spiele stand wie in den Nachmittagsstunden des 16. August, da durfte die Cavallerie nicht zögern todesmuthig ihr Opfer zu bringen. Und so darf sie sich rühmen, einen wesentlichen Antheil an dem Erfolge jenes Sieges zu haben.

Die cavalleristischen Lehren des Krieges 1870/71 sind nicht gerade zahlreich, allein sie dürften doch klar erkennen lassen, welche Bahnen die Reiterei fortan einzuschlagen hat, um ihre ehemalige Bedeutung wiederzuerlangen. Unser Verfasser entwickelt über die Theilnahme der Cavallerie an den Entscheidungen künftiger Schlachten etwa folgende Grundgedanken. Zunächst stellt er die Frage auf: „Ist die Theilnahme der Cavallerie an dem Ringen um die taktische Entscheidung fernerhin noch möglich, und kann eine solche Theilnahme als eine grundsätzliche oder nur als eine ausnahmsweise betrachtet werden?" Es muß jedenfalls der Cavallerie eine ihren Eigenthümlichkeiten entsprechende Wirkungssphäre in den heutigen Schlachten angewiesen und dieselbe thunlichst erweitert und ausgebildet werden. Eine absichtliche Außerachtlassung oder eine Versäumung dieser Thatsache wäre gleichbedeutend mit einer Verzichtleistung auf ein wichtiges Mittel zum Siege, auf durchschlagende, unter Umständen selbst große Erfolge.

Dann folgt die Frage: „Wird es der Cavallerie möglich sein, künftighin und zwar in Anlehnung an die andern Waffen, in Ausbeutung der Erfolge derselben oder endlich unmittelbar selbst größere taktische Entscheidungen herbeizuführen?" Es ist allerdings richtig, daß in der Gegenwart, in der sich fast alle Verhältnisse zu Ungunsten der Cavallerie sehr verändert zu haben scheinen, vom Anstreben einer lediglich Schlachten entscheidenden Rolle der Reiterei nicht mehr die Rede sein kann. Wohl aber ist nicht außer Acht zu lassen, daß es besonders die letzten Stadien einer Schlacht sind, welche das Auftreten und gewichtige Eingreifen der Cavallerie in den Kampf begünstigen, da gerade dann alle Umstände mit dazu beitragen, daß die anreitenden Massen kaum eher bemerkt werden, als wenn sie da sind. Die Wirkung kann eine ungeheure werden, wenn ein von der Flanke kommender Angriff zugleich den Rücken selbst solcher zur Unterstützung herbeieilender Truppen trifft, welche in Reservestellungen noch weniger von dem Feuer gelitten haben. Es erscheint daher auch die Bejahung dieser Frage möglich, doch ist dabei nothwendig, vorher die Bedingungen ausfindig zu machen und zu erfüllen, durch welche die bei der Ausführung vorhandenen Schwierigkeiten nicht allein überwunden, sondern auch für den eigenen Vortheil dienstbar gemacht werden können.

Hieraus ergibt sich die dritte Frage: „Unter welchen Bedingungen und auf welche Weise würde die Cavallerie zu derartigen Leistungen befähigt sein?" Die Beantwortung dieser Frage muß natürlich das speciell militärische Feld berühren, es mögen daher hier nur einige allgemeine Andeutungen folgen. Es erscheint zunächst erforderlich, die zweckmäßige taktische Gliederung der eigentlichen Schlachtenreiterei festzustellen und sodann das taktische Princip und die Grundlagen zu dessen Verwirklichung zu bestimmen. So wird es beispielsweise von großer Wichtigkeit sein, die Cavallerie, anstatt sie auf dem Schlachtfelde mehr oder minder gleichwerthig zu vertheilen, in größeren Massen

an geeigneten Punkten zusammenzuziehen, um dieselbe im Augenblick der Entscheidung, bei Krisen oder beim Rückschlag vereinigt zur Wirkung gelangen zu lassen, und zwar unter einheitlicher Führung im Geiste einer leitenden Idee und deshalb zusammenwirkend, aber getrennt unter selbstständigen Führern. Die Ausführung einer solchen Maßregel ist ohne Zweifel gar nicht leicht und wird in der Regel nur bei vorbereiteten größeren Schlachten möglich sein (zu denen wir z. B. die Kämpfe des 6., 14., 16 und selbst 18. August 1870 nicht rechnen können), doch wäre wohl schon bei größerer Feindesnähe und zu erwartenden Kämpfen auf die jene Maßregel erleichternde Marschordnung der Colonnen Bedacht zu nehmen. Daß in einer großen Reiterschlacht fortan weit weniger Rücksicht auf die zu erwartenden großen Opfer genommen werden darf, als das bisher in der Regel der Fall war, ist selbstverständlich.

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtungen angelangt. Dieselben hatten den Zweck, an der Hand unseres kundigen Führers den Nachweis zu führen, daß die Reiterei, „die herrliche, leicht flüssige, ritterliche Waffe", wie sie ein östreichischer Kamerad nennt, noch eine bedeutende Zukunft hat. Daß auch in unseren maßgebenden militärischen Kreisen die Cavallerie hoch in Ehren gehalten und für große Aufgaben im Ernstfalle aufgespart wird, darf als allgemein vorausgesetzt werden. Der Generalinspecteur der Cavallerie, Generalfeldmarschall Friedrich Carl, ist ein schneidiger Cavallerist vom Wirbel bis zur Zehe, Generalfeldmarschall Graf v. Moltke hat gleichfalls seine wärmsten Sympathien für die Reiterwaffe ausgesprochen, und im Laufe dieses Jahres wird die deutsche Cavallerie in einer solchen Ausdehnung große Uebungen haben wie noch nie zuvor. Wir können es daher wohl ruhig der Zukunft überlassen, die deutsche Reiterei wieder auf eine ernste Probe zu stellen.

Literatur und Kunst.

Schlaf und Tod.

Von Carl du Prel.

Carus hat in seiner „Psyche" das Wort ausgesprochen: „Der Schlüssel zur Erkenntniß vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt im Unbewußten. . . . . Wäre es eine absolute Unmöglichkeit, das Unbewußte zu finden, so müßte der Mensch verzweifeln, zum Erkennen seiner Seele, d. h. zur eigentlichen Selbsterkenntniß zu gelangen." Umfassender und tiefer, als Carus, hat Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten" dieses Problem dargestellt, und wenn auch seine ganze Lösung noch nicht erreicht wurde, so ist doch die Fortsetzung der Lösungsversuche hierdurch garantirt worden. Dabei ist ohne Zweifel die Psychologie, auf die sich Carus beschränkt hatte, diejenige Wissenschaft, an welcher der Hebel anzusetzen ist, vorläufig aber auch diejenige, bei welcher diese Erkenntniß erst aufzudämmern beginnt. Von einzelnen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, wie z. B. Maudsleys „Physiologie und Pathologie der Seele", sind die Psychologen noch immer der Ansicht, aus der Analyse des Bewußtseins den Wesenskern des Menschen herausschälen zu können. Seele und Bewußtsein sind ihnen noch immer identische Begriffe.

Dieses Vorurtheil zu heben wäre vor Allem der Traum sehr geeignet. Die Traumliteratur der letzten Jahrzehnte leistet aber diese Aufgabe nicht; sie beschränkt sich meistens darauf, im Traume die Analogien mit dem bewußten Seelenleben aufzusuchen und den Traum aus verworrenen Bestandtheilen des Tageslebens zusammenzusetzen. Das ist nun ohne Zweifel richtig in Bezug auf die Mehrzahl der regelmäßig erinnerlichen Träume, aber nicht in Bezug auf die Mehrzahl der Träume überhaupt. Die Erinnerungsfähigkeit eines Traumes hängt nun aber gerade davon ab, daß er aus dem Bewußtseinsinhalt Bestandtheile herübernimmt und in seiner Weise verarbeitet. Diese Art von Träumen bildet aber einen bloßen Uebergangszustand, während der eigentliche Traum von ganz anderer Art ist, aber allerdings nur selten, manchmal z. B. bei plötzlichem Erwachen, erinnert wird.

Wenn das Unbewußte der Schlüssel zur Erkenntniß des Bewußtseins ist, dann bietet der eigentliche Traum eine vorzügliche Gelegenheit zu dieser Erkenntniß, aber ein Erfolg ist nur dann zu hoffen, wenn der Traum auch noch positive, ihm ganz eigenthümliche Seiten haben sollte, welche im bewußten Geistesleben nicht zu finden wären. Nun ist aber in der That nicht nur dieses der Fall, sondern es gibt auch noch andere Seelenzustände, die sich in der Bezeichnung extatischer Zustände zusammenfassen lassen, worin wir ganz analogen Erscheinungen begegnen, und welche umsomehr einen positiven Charakter zeigen, je weiter sie sich vom Zustande des Bewußtseins und damit auch von der Erinnerungsfähigkeit entfernen. Es zeigt sich darin nicht blos eine Steigerung der bewußten Fähigkeiten der Seele, sondern auch neue Fähigkeiten treten auf, wenn sie auch nur selten zur vollständigen Entfaltung gelangen. Wenn aber Thätigkeiten der Seele nachweisbar sind, die um so deutlicher auftreten, je mehr das Bewußtsein schwindet, dann ist der Beweis hergestellt, daß Seele und Bewußtsein nicht identische Begriffe sind und daß die Thätigkeiten der Seele über den Kreis des Bewußtseins hinausgreifen, wie etwa die Schwerkraft eines Gestirnes über die Sphäre seiner Leuchtkraft hinausgreift. Dieser Vergleich könnte allerdings eine falsche Vorstellung erwecken; denn die Gravitation zwar ist von Lichterscheinungen unabhängig, hinsichtlich der Seele aber wäre es erst zu beweisen, ob das Unbewußte an sich dunkel ist, oder vielleicht nur relativ, nämlich für den persönlichen Träger des Bewußtseins.

Einen sehr werthvollen Beitrag zur Lösung dieser Probleme liefert die nun in zweiter vermehrter Auflage vorliegende Schrift von Franz Splittgerber über „Schlaf und Tod" (Halle 1881, Fricke). Der Verfasser beschäftigt sich darin mit den extatischen Zuständen überhaupt, seine besondere Leistung für die Erfahrungsseelenkunde liegt aber darin, daß er die Parallelerscheinungen aufzeigt, die sich im Traume und im Proceß des Sterbens kundgeben. Das Schwinden des Bewußtseins ist nur die eine Seite wie des Trauminhalts, so des Sterbens; in beiden sind aber häufig auch positive Seiten bemerklich, und zwar nicht blos als Steigerung bewußter Seelenkräfte, sondern auch als Entfaltung neuer Kräfte. Innerhalb dieser positiven Seiten zeigen sich zwar noch Restbestandtheile des Bewußtseins, mindestens in der Form, in die sie sich kleiden, aber das Bewußtsein liefert nicht ihre Erklärung, sondern erscheint im Gegentheile als Hinderniß ihrer reinen Entfaltung. Der Mangel einer reinen Ablösung des Unbewußten vom Bewußtsein in diesen Zuständen muß uns darum auch abhalten, dieselben als die höheren Zustände der Seele anzusehen, wozu der Mysticismus von jeher so geneigt war, daß er sogar zu künstlichen Erweckungsmitteln griff. Die extatischen Zustände können als gemischte Zustände jedenfalls nicht beanspruchen, über das Bewußtsein gestellt zu werden; ihr Werth für die Psychologie der Wissenschaft bleibt aber davon unberührt. Schlaf und Tod, da sie einem jeden Menschenleben anhaften und merkwürdige Analogien zeigen, kommen dabei besonders in Betracht; ihre große Wichtigkeit liegt aber darin, daß sie die Unabhängigkeit unseres Subjects von unserer Person documentiren und zeigen, daß jenes in dem Maße in den Vordergrund der Beobachtung rückt, als diese zurückweicht. Die Existenz der Seele als selbstständiger vom Bewußtsein unabhängiger Substanz, für welche alle Beweise aus bloßer Philosophie oder aus den Bedürfnissen des Gemüthes unzulänglich sind, erhält so ihren Beweis aus psychologischen Erfahrungsthatsachen, wenn sie auch die bereits oben angeregte Frage nicht beantworten, ob das Unbewußte an sich oder nur relativ unbewußt ist. Wer aber meinen sollte, solche Vorstellungen durch den Vorwurf des Dualismus abfertigen zu können, wäre in einem gründlichen Irrthum befangen, man müßte es denn auch für Dualismus, und demgemäß für eine Unmöglichkeit erklären, daß ein Architekt sich ein Haus baut.

Der Leib ist die Sichtbarkeit der Seele; in der physiognomischen Beurtheilung der Menschen handeln wir längst nach dieser Ueberzeugung und lassen uns nicht beirren von der Erwägung, daß ihre theoretische Begründung noch aussteht. Es ist also ein Unterschied zwischen der Vorstellung alter Philosophen, daß die Seele einen fremden Kerker bewohnt, und der hier vertretenen, daß der Körper das Produkt und der adäquate Ausdruck unserer unbewußten Substanz ist.

Weder Schlaf noch Sterben, noch die extatischen Zustände überhaupt, können uns eine deutliche Einsicht in die Existenzweise unseres unbewußten Subjects gewähren; im besten Falle können sie beweisen, daß das Subject noch übrig bleibt, wenn die Person, das Bewußtsein, entschwindet. Es darf uns also gar nicht irre machen, wenn allen Formen beginnender Extase etwas Krankhaftes anhaftet, wie sie denn theilweise Krankheit sogar zur Voraussetzung haben; vielmehr ist leicht einzusehen, daß ihnen dieses äußerliche Merkmal ankleben muß, da sie nur aus einer abnormen Verschiebung der beiden Hälften unseres Wesens entspringen können: des Unbewußten und des Bewußtseins.

Das ablehnende Verhalten der officiellen Wissenschaft diesen Erscheinungen gegenüber entspringt aus zwei Gründen: Erstlich passen sie nicht in die herrschenden Systeme; und daß die Mehrzahl unserer Gelehrten der Ansicht sind, die Natur müsse sich nach den Köpfen ihrer angestellten Erklärer richten, davon kann man sich aus den meisten Büchern überzeugen. Sodann aber sind die extatischen Zustände dadurch in üblen Ruf gekommen, daß der Aberglaube von jeher viel Unfug damit getrieben hat; unsere Gelehrten aber, die es ganz verschmähen, jene Erscheinungen zu studiren, wissen auch nicht zu unterscheiden zwischen dem Kern extatischer Vorstellungen und der Form, in der sie durch das ausnahmsweise Eingehen in das Bewußtsein auftreten. Sie sehen nicht ein, daß diese Formen des Bewußtseins für Vorstellungen des Subjects nur zur Schale der Erscheinungen gehören, daß aller damit getriebener Aberglaube immer nur auf einer unberechtigten Verlegung des Accentes eben auf diese Formen beruht — ein Verfahren, von dem sich die Wissenschaft leicht freihalten kann. Wenn der Somnambule sich Arzneimittel verräth, die ihn herstellen, so gehört dieses zum Kern der Erscheinung, und dieser subjective Heilinstinct ist um nichts wunderbarer als die objective Heilkraft der Natur, von der jeder Arzt weiß. Der Skeptiker müßte dennoch behaupten, daß was in der objectiven Welt nicht nur möglich, sondern wirklich ist, in der subjectiven Welt unmöglich sei und nur auf Schwindel beruhen könne. Wenn andrerseits der Somnambule die Vorstellungen seines Heilinstinctes dramatisch einkleidet, und sagt, daß er seinen Schutzgeist vor Augen habe, der ihm die Arzneien verrathe, so gehört dieses zur bloßen Form der Erscheinung. Diese Form ist dem bewußten Geistesleben entnommen, wechselt daher in Zeit und Raum. Im Tempelschlaf der alten Griechen erscheint Aeskulap, bei uns der christliche Schutzgeist. Was von allen Visionen gilt, gilt also auch von diesen; sie stellen uns nicht vor die Alternative: Wirklichkeit oder Schwindel, sondern es kommt ihnen subjective Wahrheit zu. Die Beigabe des Schutzgeistes im somnambulen Heilinstinct macht also für den Kenner diese Erzählungen nicht verdächtig; im Gegentheil verräth sich gerade darin ihre Echtheit, weil diese Form, Empfindungen dramatisch zu motiviren, auch dem gewöhnlichen Traum zukommt. Cartesius, indem er von einem Floh gestochen wurde, träumte einen Degenstich zu erhalten, und der Schläfer, dessen Füße unbedeckt sind, träumt durch einen Bach zu waten.

Es ist also nicht Aberglaube, an den Heilinstinct der Somnambulen zu glauben; wohl aber ist es Aberglaube, ihren Schutzgeistern mehr als subjective Wahrheit zuzuschreiben. Die meisten Schriftsteller über die „Nachtseite der menschlichen Seele" verfallen in den Fehler, die Form von derartigen Phänomenen zu überschätzen und zum Wesen der Sache zu schlagen; auch Franz Splittgerber dürfte von diesem Vorwurf nicht ganz freizusprechen sein. Wenn aber dieses ein Fehler ist, so ist es jedenfalls noch unwissenschaftlicher, der bloßen Form wegen das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man kann dem Cartesius wohl sagen, er habe keinen Degenstich erhalten, sei vielmehr im Bette gelegen; aber man kann ihm die Empfindung des Stiches nicht absprechen, auf der sich sein Traum dramatisch aufgebaut hat. Man muß also solche Erscheinungen wissenschaftlich untersuchen; die Form zu überschätzen, ist Aberglaube, sie aber ganz zu negiren, ist aprioristisches Vorurtheil, und keineswegs Aufklärung, wie unsere Skeptiker meinen.

Schon Mancher, der es empfunden, daß das Licht unseres Lebens, das Bewußtsein, das metaphysische Dunkel nicht zu zerstreuen vermag, von dem wir umgeben sind, hat es versucht, in das Unbewußte einzudringen, der Einladung Goethes gemäß:

> Und hab' die Sonne nicht zu lieb, und nicht die Sterne,
> Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!

So hat man schon von manchem Punkte aus einen Schacht zu bohren versucht, aber der Bergbau wurde immer wieder eingestellt, nicht sowohl wegen gänzlichen Mangels an Erträgniß, als vielmehr wegen der Härte des Gesteins. Die Wissenschaft wird aber immer wieder auf die aufgelassenen Schachte zurückkommen, wenn auch die Wiederaufnahme des ganzen Betriebes erst dann zu erwarten steht, wenn das Reich des Bewußtseins ganz durchwühlt sein wird, ohne daß wir gefunden haben werden, was wir suchen: den Kern unseres Subjects. Vorläufig glaubt man noch, auf dem Wege der Gehirnanatomie und Vivisection die gesuchte Silberader entdecken zu können, und wenn Einer die verlassenen Schachte aufsucht, wird er das Gelächter der Uebrigen hinter sich erschallen hören.

„Fabian und Sebastian" von Wilhelm Raabe.

Es gibt Bücher, die nicht stark und zwingend genug sind, um selbst den Widerstrebenden zu fesseln. Sie schmeicheln niemals der großen Menge und ihrem wechselnden Geschmack und wenden sich in ihrer eigenartigen, nicht auf den ersten Blick bestechenden Schönheit einzig an verwandte Seelen. Der Autor will nicht überführen, nicht glänzen, nicht siegen, sondern nur eine vorhandene Stimmung weiterspinnen, ein gleichgeartetes Herz rühren, verständnißinnig grüßen. Die angeschlagenen Accorde klingen rein und voll weiter, und der mitempfindende Leser fühlt den Pulsschlag des bewegten Dichterherzens durch das Medium seiner Schöpfung still und bewegt bis in die eigene theilnehmende Brust. Besonders der Humorist braucht ein solches von vornherein sympathisches Publicum, denn seine zwischen Lachen und Weinen schwebende Stimmung ist so subjectiv, so individuell, so wechselnd, daß nicht ein Jeder zu folgen und fassen vermag. Dazu kommt, daß der Humor sich souverän fühlt und kraft des ihm von der deutschen Aesthetik gewährleisteten Rechtes jeder Einheit der Kunstform spotten zu können glaubt. Seine Mittel erlauben ihm das. Dadurch bringt er sich aber um alles Maß, jede ganze Wirkung. Man denke nur an des herrlichen Jean Paul Stilverwilderung, an seine confuse Manier, seine Ueberschwänglichkeit, seine Geschwätzigkeit — tausend Schreckniſse für den modernen Leser. Auch sein ohne Zweifel bester Jünger, Wilhelm Raabe, hat ein beschränktes Publicum, obwohl man nur wenige Unarten seines Vorbildes bei ihm trifft. Wo Jean Paul unklar, schwach, weibisch ist, zeichnet Raabe mit wahrhaft spießbürgerlicher Präcision. Bei Jean Paul schwebt der Leser, gleich dem polnischen Faust, zwischen Himmel und Erde; in den Werken Raabes fühlen wir festen Boden unter uns und erkennen in seinen Figuren unsere Nebenmenschen und wohl gar uns selbst. Da sind keine „hohen Menschen", die ihr Haupt in den Wolken und an den Füßen schiefgetretene Absätze tragen. Raabe ist kein Himmelstürmer, nie genial, nie erhaben. Ihm fehlt die Größe der Weltanschauung in seinen kleinlichen Verhältnissen, der geistige Ueberreichthum, der hohe Geistesschwung des Bayreuther Weisen. Aber sie haben Manches gemeinsam. So das liebe-

volle Versenken in die Persönlichkeit, die Tiefe der Empfindung, der scharfe Blick für die lächerlichen Erhabenheiten des Lebens, die Treue des Gemüths. Raabe ist moderner, und doch wie altmodisch, wie provinziell ist er! Namentlich in der Form oder vielmehr in seiner Formlosigkeit, seiner Verachtung der Composition, seiner liebenswürdig barocken Originalität. Nehmen wir sein neuestes Werk, die Erzählung: „Fabian und Sebastian“*), so wird es uns einleuchten, warum Raabe nur eine kleine Gemeinde von Verehrern hat und nur auf gleichgestimmte Gemüther einen Zauber ausüben kann.

Fabian und Sebastian — hier merkt man schon im Titel die echt Jean Paul'sche Manier, durch bloße Namen komische Wirkung zu erzielen — sind feindliche Brüder, in Firma Pelzmann und Compagnie, der größten und wohlberüchtigtsten Chocoladen- und Confitürenfabrik Deutschlands. Fabian, die Seele des kinderfreundlichen Geschäfts, ist ein harter, mürrischer, alter Junggeselle, der sich selbst und Anderen das Leben verbittert. Namentlich seinem curiosen Kauz von Bruder, Sebastian, den man zum Spotte den „Attrapenonkel“ nennt, weil es seine Aufgabe ist, für die Ueberraschung des Weihnachtsmarktes zu sorgen und immerfort neue sinnreiche Scherze in Chocolade und Traganth auszudenken. Trotz dieser geistigen und künstlerischen Anstrengung spielt Sebastian eine sehr untergeordnete Rolle im Hause Pelzmann und Compagnie. Sein böser Bruder hat ihn halb schon aus dem Geschäft gedrängt, und wenn er es auch noch duldet, daß der sanfte Sebastian für die Novitäten sorgt, so arbeitet er doch kräftig daran mit, daß sich dessen Einfluß täglich mehr und mehr vermindere. Der Attrapenonkel hat sich ganz ins Hinterhaus zurückgezogen, wo er inmitten von fertigem oder werdendem Spielzeug eine närrische, geheimnißvolle Junggesellenwirthschaft führt, und nur sein Factotum, Knövenagel, vermittelt noch den Verkehr mit dem Vorderhause und der übrigen Welt. Sein Bruder besucht ihn nie. Aber das ändert sich eines Tages plötzlich. Der Erzähler holt zur Erklärung etwas weit aus.

„Am dreizehnten Februar feiern heuer die Oldenburger und die Meininger ihren Bußtag, am siebenundzwanzigsten desselbigen Monats die aus dem Königreiche Sachsen. Am sechsundzwanzigsten März begehen ihn Sachsen-Altenburg, Gotha und Hannover, am einundzwanzigsten April die Preußen und die Hamburger, am zweiundzwanzigsten September die Bremer oder Bremenser und am zwanzigsten October die Hannoveraner zum zweiten Mal. Am zehnten November sitzen die Braunschweiger im Sack und in der Aschen, am neunzehnten desselbigen Mondes setzen sich die Sachsen ebenfalls zum zweiten Mal hinein und sicherlich nicht, ohne ihre Gründe zu haben. Am dritten December schlagen sich die Thüringer im Allgemeinen an ihre Brüste und, weil sie sich selber doch am besten kennen, an desselbigen Monden Fünfzehntem, weiß Gott, die Hannoveraner zum dritten Mal; aber — an einem Tage Fabians und Sebastians, ganz vernünftigerweise an dem Tage, an welchem der Saft wieder in die Bäume schießen soll und welchen sehr seltsamerweise kein deutscher Volksstamm oder angestammter Bruchtheil des deutschen Volkes sich zum In-sich-gehen ausgesucht hatte, ging die Buße Herrn Sebastian Pelzmanns an. Am zwanzigsten Januar 187* ging Herr Sebastian wenn nicht schon in sich, so doch seinem wirklichen Soll und Haben im Leben mit außergewöhnlichem Unbehagen näher und fragte einen Doctor der Medicin dabei um Rath, welches Letztere der Menschheit an ihren Buß- und Beichttagen nicht selten wohl anzurathen wäre.“

Dieser Consultation bei dem Herrn Medicinalrath und Hofmedicus Baumsteiger, Leibarzt Ihrer Hoheit der Prinzeß Gabriele Angelika, die sich an den Produkten der Firma Pelzmann und Compagnie sehr häufig den Magen zu verderben pflegt, entnehmen wir, daß Sebastian in argen Schwulitäten befindet. Hat da ihr in holländischen Diensten nach Sumatra ausgewanderter Bruder Lorenz daselbst eine Eingeborene geheirathet, welcher Ehe ein Mädchen entsproß, das nun, nachdem sein Papa elendiglich in einem Sumpfe ums Leben gekommen, vom kindischen Attrapenonkel nach Europa und ins Haus genommen werden soll. Ja, das Kind soll sogar schon unterwegs sein. Eine Malayin in der Firma Pelzmann und Compagnie! Und obendrein soll der sentimentale Fabian Willens sein, die Insulanerin in seiner verrückten Junggesellenwirthschaft unterzubringen! Aber diese Narretheien will ihm Sebastian schon austreiben. Und richtig, er macht sich auf den Weg, klettert die Hühnertreppe empor, welche in die Gemächer des curiosen Bruders führt, aber alle seine Beredtsamkeit und sämmtliche Aeußerungen seiner üblen Laune sind vergeblich.

Der gute Fabian, der bereits angefangen hat, seine Garçonwohnung für das kleine Nichtchen hübsch einzurichten, will nichts von dem Vorschlage Sebastians wissen: das Mädchen in die Pension der Madame Printemps zu schaffen, und besteht darauf, den Pflege- und Nährvater zu spielen. Kurz darauf verschwindet er auch richtig mit seinem treuen Knövenagel. Der Dichter hat es leider verschmäht, uns die an lustigen Abenteuern gewiß reiche Fahrt der beiden Sonderlinge nach Marseille zu schildern, wo die Verwandte in Empfang genommen wird.

Mejufvrouw Constanze Pelzmann, das „indianische Fräulein“, ist aber gar keine Mohrin, wie sich die Klatschbasen und wohl auch ein wenig der böse Sebastian eingebildet hatten, sondern das Miniaturbild ihrer hübschen holländisch-creolischen Mutter, ein kleines, ehrliches, ruhiges Blondinchen aus dem Pfefferlande, das ebenso gut im deutschen Reiche hätte geboren sein können. Onkel Sebastian empfängt ihren Willkommsbesuch in kühler, steifer Unnahbarkeit. Aber Herr Fabian trägt sie auf den Händen und nimmt sie an schönen Tagen sogar mit hinaus nach Schielau zu seinem Freunde, dem Amtmann Rümpler. Dort athmet sie auf und freut sich des Landlebens. Aber ihr dortiger Aufenthalt ist nicht ohne einen dunklen Punkt, denn Alle sind gut und lieb zu ihr, nur nicht des Amtmanns Schafmeister, Thomas Erdener. Der sieht sie so seltsam an und spricht, dabei den Kopf schüttelnd, mit sich selbst. Was der nur gegen sie und die Ihrigen haben mag? Das ist eben das Geheimniß in der Firma Pelzmann und Compagnie, the sceleton in the house, wie die Engländer sagen. Und der Attrapenonkel, nachdem er sich lange gesperrt, ist schließlich so schwach, seinem Nichtchen einige Andeutungen über die Beziehungen des alten Schäfers zu den Pelzmännern zu geben. O aber bloße Andeutungen, und der Verfasser folgt während der ganzen Geschichte seinem Beispiel und läßt uns nur errathen, daß Erdener eine Tochter hatte, welche, von Sebastian ins Haus genommen und verführt, gegenwärtig wegen Kindesmord zwanzig Jahre Zuchthaus absitzt. Das junge Mädchen versteht diese abscheuliche Geschichte nur halb; ihr echt weiblicher Instinct sagt ihr blos das Eine deutlich, daß das von ihrem Onkel begangene Unrecht gesühnt werden müsse. Sie beginnt also ihr rührend schönes Versöhnungswerk. Zwar der harte Sebastian ist unheilbar, physisch und moralisch. Er wird immer älter und hinfälliger, und immer schwerer drückt ihn seine Schuld. Die Katastrophe kann nicht ausbleiben. Eines Tages steht der alte Schäfer im Begriff, seine Tochter im Kreiszuchthaus zu besuchen, als ihm die kleine Ausländerin den Weg vertritt. Wider Willen muß er es leiden, daß sie ihn begleitet, zwar nicht hinein, sondern nur bis zum Thor. Während er zu seiner Tochter geht, setzt sich die Kleine auf die Steinbank, um seine Rückkehr zu erwarten. Da will das Unglück, daß der von Gewissensbissen geplagte Onkel Fabian des Weges daher kommt. „Was willst Du hier?“ herrscht er das erschrockene Mädchen mit heiserem Ton an, und sein Zorn steigert sich, als auch der Schäferhund mit wüthendem Kläffen gegen ihn springt. Wie aber der Erdener selbst, der seinen Besuch absolvirt hat, plötzlich erscheint, da stößt Fabian „einen unverständlichen rauhen Laut aus und weicht, den Alten fortwährend anstierend, zurück und zwar nicht vor einem toll gewordenen Hunde oder wüthenden Menschen, sondern vor dem Blick und dem Lächeln eines anscheinend sehr ruhigen und keineswegs in tödtlicher Feindschaft gegen ihn sein Leben abspinnenden alten Mannes“.

Das gibt dem alten Sünder den Todesstoß. Lange Wochen liegt er im Delirium und phantasirt — „mit merkwürdig viel

*) Braunschweig, George Westermann.

Methode", wie sein Leibarzt Baumsteiger schier enthusiastisch meint. Und am Ende greift ihm der kalte Tod ans Herz; doch bevor es stille steht, hat es in den Fieberträumen noch ein letztes Glück. In einer stürmischen Herbstnacht treibt nämlich eine seltsame Sehnsucht das indische Mädchen aus ihrem warmen Bettchen hinaus und ans Sterbelager des verröchelnden Onkels. Es folgt ein erschütternder Auftritt, denn der Sterbende hält seine Nichte für das ermordete Kind der Marianne Erdener, sein Kind.

„Das Kind!" rief Sebastian Pelzmann, sich aufrichtend auf seinem Bett, und empor fuhr auch der Onkel Fabian aus dem Lehnstuhl, in welchem er neben dem kranken Bruder gewacht hatte, das heißt aus tiefstem Schlummer, aus der Bewältigung durch höchste Abspannung und Ermattung. Wahrhaftig, es war das Kind, das neue Leben, welches den alten Stämmen wiedergekommen war, doch jedem der beiden Brüder auf eine andere Weise!

Da stand Constanze Pelzmann in ihrem weißen Nachtkleide, zitternd mit dem zitternden Lämpchen in der Hand, doch gerufen von dem Onkel Sebastian in seiner letzten Lebensangst und Noth.

Der Attrapenonkel streckte beide Hände aus — noch im Schrecken abwehrend und zurückwinkend; aber beide Hände streckte auch Herr Sebastian aus:

„Mein Kind! mein Kind! Laß mein Kind zu mir, Bruder! O, seht ihr, es war nur eine schlechte Lüge und liegt nur als eine schlechte, grausame Lüge bei den Acten, daß es umgebracht wurde! . . . O, nun endlich! gib mir die Hand — deine Hand, laß mich deinen Athem fühlen, mein Kind, mein großes, schönes, lebendiges Kind!"

Willenlos, mechanisch nahm Herr Fabian den silbernen Blumenleuchter aus der Hand seiner Nichte. Schon war sie neben dem Bette des Kranken, schon beugte sie sich über denselben — sie sahen einander in die Augen, und dann sagte der Onkel Sebastian:

„Es ist zu viel Lüge in der Welt. Ich habe zwanzig Jahre falsch gerechnet! . . . Mein Kind, zwanzig Jahre durch habe ich mir selber vorgelogen und mir selber geglaubt, daß du gestorben seist. Nur dein Onkel Fabian hat es gewußt, wie falsch ich unsere Bücher führte. Sieh, Bruder Fabian, sieh, das Kind lebt! . . ."

Herr Sebastian Pelzmann starb in dieser Nacht, aber er hatte keinen schlimmen Tod. Die Illusion hielt vor bis zum Ende, und er hatte seine Freude an seinem Kinde und sprach viel von dem, was er für sie thun wollte Wagen und Pferde wollte er für sie halten, und so sprach er ihr noch von mancherlei anderen Sachen, zum Beispiel von ihrer Mutter, und da that es gar nichts, daß seine Stimme allmählich wieder immer unverständlicher wurde und somit auch seine Nichte in der Täuschung blieb, er rede wirklich von ihrer armen auf Sumatra begrabenen Mutter.

Aber auch die zweite Versöhnung gelingt dem Mädchen aus der Fremde. Marianne Erdener hat ihre Zeit abgesessen und wird von ihrem alten Vater im Zuchthause abgeholt. Ich stehe nicht an, diesen Gang in die Freiheit für eine ergreifend realistische Schilderung zu halten, die in unserer gesammten Erzählungsliteratur ihres Gleichen sucht.

Es hatte kaum eine nennenswerthe Ceremonie stattgefunden. Alles war in der Ordnung — zwanzig Jahre hingegangen vor Dem, vor welchem Jahrtausende wie ein Augenblick sind; — Gerechtigkeit war gehandhabt, Buße gethan und Marianne Erdener frei. Dabei hat man denn wohl überall einen Provinzialausdruck für jenes Wetter zwischen Nebel und Regen, welches in dem Menschen stets jenes Frösteln zuwege bringt, das ihn bei weitem unangenehmer drücken mag als der bitterste Frost: der Vater und die Tochter standen darin vor dem wieder hinter ihnen zugefallenen schweren Thor, unter den blätterlosen Bäumen der Landstraße, und Marianne Erdener schielte empor und sah sich um in ihrer Freiheit — zum ersten Mal.

Kurzverschnittenes greises Haar unter einer grauen Haube — ein zu schnellem Athemholen geöffneter lippenloser Mund — Augen gleich denen eines durch die Peitsche gebändigten wilden Thieres und — ein Lächeln um den zahnlosen Mund in den scheuen Augen — ein Lachen des Hasses, des Triumphes und der Angst.

„So? . . . Also so sieht die Welt heute Morgen aus! . . . Kalt, kalt und dreckig. Was soll's nun werden, Alter? . . . Sie haben mich verwöhnt da drinnen, und ich spüre keine Lust, eine Ewigkeit hier zu stehen in der Nässe und in den niederträchtigen grauen Sack da über uns hineinzustarren."

Das Weib sprach das mit einer rauhen, heiseren Stimme; aber noch viel heiserer klang die Antwort des Vaters:

„Komm. Du weißt es, daß ich ein Dach und einen warmen Ofen für dich habe."

Sie lachte wieder; aber er ging fort, ihr voran, und sie folgte ihm wie ein böser Hund, blieb aber noch einmal stehen und fragte:

„Was will der Köter? Gehört er zu dir, daß er mich so anschnuppert? So zuthunlich thäte er mir wohl nicht, wenn es deiner wäre?!"

„Es ist meiner. Pilgram heißt er. Komm nur fort."

Er ging weiter mit gesenktem Kopfe, sie aber mit zurückgeworfenem. Sie summte höhnisch im Gehen vor sich hin. Aber von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf den Hund ihr zur Seite, und als derselbe ihr wieder die niederhängende Hand mit der feuchten Nase anstieß, tätschelte sie ihm einen Augenblick den Kopf, sich niederbeugend, fuhr aber sofort wieder grimmig in die Höhe, als der Vater sich gerade jetzt nach ihr umsah.

Der Schäfer Thomas that das dann nicht eher wieder als am Anfang der ersten wirklichen Straße der Stadt, wo er zu seinem Schrecken merkte, daß sie weit hinter ihm zurückgeblieben war. Vor der ersten Anschlagsäule stand sie, auf die mannichfachen weißen und bunten Zettel und Placate mit den Ankündigungen, Aufrufen und Vergnügungen des Tageslebens starrend. Er aber war wieder an ihrer Seite, legte ihr mit einem eisernen Griff die Hand auf die Schulter und riß sie herum:

„Was soll das? . . . Einen Spiegel habe ich dir auch in deine Stube gekauft. Aber komm nur; wir treffen auch wohl schon unterwegs auf einen in einem Ladenfester."

Sie griff auf ihrem Haupte wie nach einem Kopfputz, faßte aber nur das kurzgeschnittene Haar unter der grauen Haube. Da stöhnte sie leise und folgte willenlos und nun auch mit niedergeschlagenen Augen, bis jetzt der Vater stehen blieb und über die Straße deutete.

„He?" fragte sie.

Er deutete noch einmal, und nun verstand sie, was er meinte. Sie rannte, stürzte über den Weg und that einen gierigen Blick in das Glas im hohen Goldrahmen hinter dem Schaufenster, — seit zwanzig Jahren den ersten Blick auf ihr Spiegelbild, und stieß einen gellenden Schrei aus, der Jeden in der Nähe zum erschreckten Auf- und Umsehen brachte. Sie sank in sich zusammen, ein häßliches, krankes, gebrochenes, irrsinnig stierendes Weibsbild — so faßte sie nach dem Rockschoß des alten Vaters und hielt sich an ihm und sah nicht mehr auf und sich um auf ihrem ferneren Wege durch die Stadt.

In der Vorstadt Sanct Georgen nehmen die Beiden in einer durch Bankrott zum Stillstand gebrachten Fabrik ihre Unterkunft. Hierher kommt Fabian geradenwegs vom Begräbniß seines Bruders, zu jedem Sühnopfer bereit. Die halb wahnsinnige Marianne heißt ihn mit kindischen Verbeugungen willkommen, doch der arme gebrochene Vater will nichts von Versöhnung wissen. Auch der vermittelnde Amtmann, ingleichen Doctor Baumsteiger holen sich einen Korb. Was aber den drei Männern nicht gelingen will, das erreicht später die „deutsch-holländische Lotosblume" im Handumkehren. Durch einen garstigen Wintersturm hindurch, der ihr die erste Gelegenheit gibt, den Schnee kennen zu lernen, gelangt Constanze in die Behausung des alten Schäfers Thomas und zwar gerade so zur richtigen Zeit wie in der Sterbenacht des Onkels Sebastian. Zwar die arme Marianne ist inzwischen gestorben, aber der Schäfer sitzt noch trotzig da und will nicht, daß Jemand zu dem Aufwand für sein Leben in der Stadt und noch weniger zu den Kosten der letztvergangenen Tage etwas beisteuern soll. Jetzt tritt „Fräulein Tropenpflanze" wie ein Sonnenstrahl in das unheimlich dürftige Gemach, an das schon der Hunger klopft. Sie bittet den Alten, er möge ihr „darüber nachdenken helfen, was ihm Schlimmeres als der Tod durch unsere Schuld" begegnet ist und verspricht, auch zu ihm einst, wenn der Herr Hofmedicus nicht mehr helfen kann, ans Lager zu kommen, um auch für sein Kind zu gelten in seiner letzten Stunde. Kein Wunder, daß der Alte diesen rührenden Worten der Jungfrau nachgibt und sich bereit erklärt, wieder mit dem Amtmann nach Schielau zurückzufahren. Damit endet die bittersüße Geschichte des Hauses Pelzmann und Compagnie.

Die Handlung ist unklar, nicht abgerundet. Sie geht ruck- und stoßweise vorwärts, stockt oft ganz und ist stellenweise breit und ermüdend erzählt, aber ein sonniger, zum Herzen gehender Schimmer liegt über dieser Geschichte von verschuldetem und unverschuldetem menschlichen Elend. Die Farbe ist trefflich. Ueber die Wahrscheinlichkeit mancher Züge läßt sich streiten. Die Poesie schlägt da und dort ihr klares Auge auf, und ein tiefes Gemüth durchleuchtet das ganze Buch. Wo der Verfasser eine ihm zusagende Situation gemüthlich ausmalt, da leistet er das Höchste. Ein kleines komisches Meisterstück ist die Schilderung, wie Constanze Pelzmann in Begleitung des Doctors Bannsteiger den Schnee kennen lernt.

Es war unbedingt etwas los in der Luft, und jetzt hatte ebenso sicher der vergnügte schwarze, krächzende, kreischende, im Kreise sich schwingende Schwarm ihrer geflügelten Freunde von Sanct Michel heraus, was da sich begeben sollte. Wieder erhob sich die lustige Schaar von den Dächern, stieg hoch auf, überschlug und drehte sich nochmals im Kreise und fuhr davon durch die Lüfte, so unvermuthet, daß die plötzlich eintretende Stille wie eine gut vorbereitete Ueberraschung wirkte und der Attrapenonkel nimmer die Sache besser gemacht hätte mit seinem Talent, die Leute zu überraschen.

Fräulein Constanze hatte den Arm des alten Herrn gefaßt und deutete staunend, ein wenig ängstlich, aber doch voll Lust an dem unerklärlichen Mirakel aufwärts und öffnete halb scheu, halb vorwitzig die ausgestreckte Hand, um ein Theilchen von dem weißen, flatternden, tanzenden, zierlichen Luftspiel aufzufangen.

„O!“ rief Fräulein Constanze Pelzmann, jetzt mit beiden Händen den Arm des Amtsmanns umklammernd; und Peter Rümpler von Schielan, jetzt zuerst genauer in das aufgeregte Gesichtchen seiner kleinen Freundin sehend, hätte nunmehr beinahe, in der vollen Erkenntniß der Sachlage, seine breiten Tatzen auf die Kniee geschlagen, um in der einzig dem Fall angemessenen Positur seinen Gefühlen Luft zu machen.

„Ach Herr Je, es ist ja richtig, richtig! Sie kennt ihn ja noch gar nicht! . . . Ja, wahrhaftig, woher sollte sie denn? . . . Schnee ist es, Kind! Frau Holle ist's, welche die Betten schüttelt! Hat dir denn Keiner wenigstens davon erzählt bei dir zu Hause? Deutscher Schnee! der erste deutsche Winterschnee! . . . Ja, ja, mein Herz; erster Schnee ist es und freilich von uns hier zu Lande ein recht guter alter Bekannter.“

„O, wie merkwürdig und wunderlich und wundervoll!“ rief das Kind aus dem Sonnenlande. Wirklich schon halb betäubt durch die fremde kalte Luft und schwindelnd unter dem Eindruck des großen unbekannten Naturwunders, hing sich das junge Mädchen an den Arm des standfesten, gutmüthigen kindlichen Freundes und ließ sich gern und willig durch die Stadt und den ersten Schneefall des Winters weiterführen.

Häuser und Thürme, Bäume und Brunnen — alle Merkmale und Wahrzeichen, woran man sonst wohl sich zurechtfinden konnte, waren, wie von einer Zauberruthe berührt, etwas Anderes geworden. Und nun gar die Menschen, die man vielleicht um Rath und Beistand in dem sinnverwirrenden Ringen mit der großen, großen Verzauberung hätte angehen können! Nicht ein einziger von ihnen sah aus, als ob er dazu im Stande sei, jetzt den Weg zu wissen, und Madame Printemps befand sich leider nicht in den Gassen, sondern bemerkte eben in ihrer Klasse:

„Mesdemoiselles, ich bitte dringend, sich nicht durch das Phénomène vor den Fenstern zerstreuen zu lassen. Im nächsten Semester werden wir in der Physique zu ihm gelangen und uns diese Naturerscheinung wissenschaftlich klar zu machen suchen.“

Man hat das Gefühl, daß nur ein Deutscher Derartiges und ein solches Buch schreiben kann. Auch in den schlechten, barocken Partien. Es geht ein muffiges, altfränkisches Provinzialparfüm durch diese Blätter. Alles ist klein, kleinlich, wie von einem Kurzsichtigen geschaut und geschrieben Es fehlt die Perspective in dieser Detailkrämerei und Krähwinkelei. Der komischen Tradition getreu, unterbricht Raabe jeden Augenblick die Erzählung durch höchst subjective Erwägungen. Dies hat dann den anderen Nachtheil, daß er den Leser zu sehr beobachten, statt miterleben läßt. Zwar packt er nicht, wie sein Vorbild, gelehrte Collectaneen aus und verzichtet auf Byrons und Heines frivole Parenthesen und Intermezzi, aber er liebt es doch nicht minder die Leser plötzlich an seinen Schreibtisch zu versetzen. Besonders gern gebraucht er die vertrauliche Mittheilung über die Dinge, die da kommen sollen. Offenbar strebt er dasselbe gemüthliche Verhältniß zwischen Autor und Leser an, wie es bereits zwischen ihm und seinen Figuren besteht. Denn die Liebe zu seinen eckigen, dickköpfigen Originalen strahlt aus jedem Worte. Es ist nicht die überschwänglich idealisirende Freundesliebe Jean Pauls zu seinen himmelstürmenden oder gefühlsduseligen Geschöpfen, sondern eine vernünftige Vaterliebe, die alle Fehler kennt, keine Schwäche verheimlicht und doch die geliebten Namen nicht oft genug aussprechen kann. Ihre positiven und negativen Seiten sind gleichmäßig accentuirt. Uebrigens haben alle seine Personen einen starken Familienzug, mögen sie schlecht oder gut, verschroben oder normal sein. Sie reden alle dieselbe kuriose Sprache, die sich in wunderlichen Bildern, absonderlich volksthümlichen Redensarten, langen, eingeschachtelten Sätzen und schnurrigen, umständlichen, gezwungenen Ausdrücken gefällt. Wie ergötzlich ist der grobe Diener Knövenagel, die „Holzaffenvisage“ gezeichnet, der immer in Alles dreinzureden hat! Aber man vergleiche einmal seine Ausdrucksweise mit der des Schäfers oder des Medicus und man wird keinen Unterschied herausmerken. Ich glaube, Raabe zeichnet nur Seinesgleichen. Für anders geartete Menschen findet er weder die Sprache, noch die Farben.

Raabe hat wenig Witz aber viel Ironie. Sein humoristisches Fluidum verfliegt nicht schnell oder doch nur dort, wo Längen sind, die das Buch für ungeduldige Leser freilich schwer lesbar machen. In solchen Pausen greift Jean Paul zur erhaben sentimentalen Floskel oder zum Zettelkasten, Boz zum Pinsel des Sittenmalers, Raabe ergeht sich gemüthlich in klugen Bemerkungen, frappanten Analogien, erfreuenden Betrachtungen in anmuthig barocker Form, vermischt mit Selbstverständlichem und Trivialem, wundersam Tiefblickendem und Poetischem. Die zu Grunde liegende Weltanschauung ist aber nicht der warmherzige Optimismus, sondern der Pessimismus, das Erbtheil unserer Zeit. Diese Kleinstädter-Idylle enthält trotz der humoristischen Darstellung abstoßend tragische Motive, die nicht recht zusammenpassen wollen. Auf einer Seite die von Zwist und Gewissensbissen erfüllte Chocoladenfabriksleitung, auf der andern das Zuchthaus; dazwischen aber liegen Verführung, Kindsmord, Vaterfluch und trauriger doppelter Tod. Nein, das wäre Jean Paul nicht eingefallen, ihm, der sogar einen Strahl echten, thränenlächelnden Humors über das Leben im Irrenhause („Titan“) fallen läßt. Die komische Grundstimmung, der Leitton, die innere Harmonie wird mehrfach aufgehoben, so z. B. durch die Figur der wahnsinnig gewordenen Dorfkokette, an welcher nichts Menschliches mehr zu sein scheint. Und da muß ich an Lorenz Sterne denken, wie er die Gottähnlichkeit, die er unter den gesunden und sogenannten anständigen Leuten zu finden verzweifelte, — wie er das Göttliche in dem zerrütteten Gehirn der verrückten Marie entdeckt. Raabe vergaß hier das Menschliche im bösesten Herzen zu zeigen. Seine Marianne, ein verthiertes Scheusal, geht nach zwanzigjähriger Strafe elend zu Grunde, ohne die Gnade zu finden. Diese unnöthige Grausamkeit ist hart. Der Humor darf nicht strenger sein als das Leben. Er ist die Wahrheit, die Versöhnung, die Liebe.

Theophil Zolling.

Ein Gespräch auf dem Monte Pincio.

Von Leopold Kompert.

(Schluß.)

Am anderen Tage saß ich wie gewöhnlich auf meiner Bank auf dem Monte Pincio, vor mir meine geliebte Pinie in der durchsichtig klaren Luft eines römischen Februarmorgens. Wieder war jenes unsagbare Meditiren und Sinnen über mich gekommen, dem man in Rom leichter verfällt, als anderswo! Die Seele spielt dann gleichsam auf einem tausendtastigen Klaviere;

aber kein Ton, keine Melodie gelangt zu rechter Klarheit. Das Größte, wie das Unbedeutendste, Roms Vergangenheit, wie die grüne Pinie dort auf dem Monte Mario; Imperatorenwahnsinn und Prätorianergräuel und dort das Kind der deutschen Bonne, das seinem Holzreif nachläuft . . . All das liegt mit einander im Widerstreite und löst sich doch in holder Harmonie auf — in süßem Gedankenmüßiggang, in capuanischer Schwelgerei!

Ob ich dabei auch seiner dachte?

Mit einem Male stand er wieder, als hätte ich ihn mittelst des Buches „von Nostrodamus eigner Hand" hieher beschworen, vor mir. Er war von rückwärts, von der französischen Malerakademie hergekommen, so daß ich sein Nahen nicht bemerken konnte. Er rief sogleich:

„Unsere Abreise ist wieder verschoben worden . . . vielleicht auf unbestimmte Zeit. Schlimme Nachricht aus Deutschland! Es scheint, der gewaltige Mann in Berlin hat die Formel für unsere Wiederkehr noch nicht zu finden gewußt, so wenig, wie wir. Es stand bereits Alles gut. Ich hätte also jedenfalls meinen Obolus an die Fontana Trevi zu früh abgegeben?"

Dabei, indem er ohne alle Befangenheit neben mir auf der Bank sich zurecht rückte, warf er mir spielend die Bemerkung hin, er gehöre zur Gefolgschaft des deutschen Bischofs M., der, wie ich wisse, durch die preußischen Maigesetze seine Diöcöse verloren und nun seit Jahren im Exile hier weile. Diese Art, um mich, den er erst seit gestern kannte, mit seinen Verhältnissen vertraut zu machen, war nicht ohne eine gewisse Feinheit, die ich ihm nicht zugemuthet hätte. „Roma loquitur," dachte ich, „er steht allerdings nur in den Vorhöfen der genialsten Diplomatie, die die Welt kennt; aber er hat doch bereits seine Schule gemacht, dieser eckige, unbeholfene Deutsche."

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm weiter sagte, aber an einer gewissen Wärme meines Tones mochte er mir angemerkt haben, wie sehr es mich freue, daß sein erster Weg nach unserem gestrigen Abschiede ihn wieder auf den Monte Pincio geführt hatte. Er war viel freier und unbefangener als gestern, so ungefähr, als hätten wir Beide die Bank, darauf wir saßen, seit längerer Zeit gepachtet gehabt und seien gewillt, ihren Besitz keinem Dritten zu gönnen.

So kam es, daß eine ziemlich geraume Weile verstrich, ohne daß wir etwas Anderes als höchst gewöhnlichen Gesprächsstoff verarbeiteten, wie er unter Fremden, die irgend ein Zufall in Rom in nähere Berührung bringt, Sitte und Brauch zu sein pflegt: vom Wetter, von den Tücken der Malaria und anderen Dingen mehr. Zuletzt machte ich ihn mit meinem alten Lieblinge, der Pinie auf dem Monte Mario bekannt und begehrte, daß auch er sie in sein Herz einschließe und in sein Gebet, daß sie weiter gedeihe und grüne. Er dagegen oblag wieder einer anderen Leidenschaft. Er hatte draußen an der Appischen Straße, nicht weit von den Katakomben von San Sebastiano, einen halb in der Erde steckenden Sarkophag entdeckt, an welchem einige Sculpturen ihm das Merkwürdigste schienen. Hörte ich ihn recht, so bestanden sie in sehr sorgfältig gearbeiteten Weinreben, womit das Ganze bedeckt war, während an den vier Ecken und auch auf dem Grabdeckel eine Art von siebenzackiger Lampe zu sehen war, die ihn lebhaft an die des Titusbogens gemahnt hatten. Das Ganze sei aber gräulich zerstört und kaum zu erkennen; ihn ziehe aber dieses verwitterte Denkmal, das unstreitig in das erste Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zu setzen sei, mit unwiderstehlicher Gewalt an. Die Weinreben darauf seien noch ziemlich deutlich ausgeprägt; schwerer allerdings sei die Frage der siebenzackigen Lampen zu entscheiden. Er würde sich aber, allen Archäologen der Welt zum Trotze, dafür aussprechen. Neulich sei er bei Mondschein hinausgegangen und nun sei er seiner Sache vollkommen sicher. Im Mondschein nämlich trete Alles viel klarer und bestimmter hervor, und selbst das Verwittertste nehme Form und Gestalt an. Kein Zweifel! Es sei die siebenzackige Lampe des salomonischen Tempels! Er täusche sich nicht.

Seltsam! daß ich auch diesen Gesprächsstoff wie auf leisen Sohlen an mir vorüberhuschen ließ. Auch er schien dabei nicht verweilen zu wollen. Im Grunde war es ein etwas verrätherisches Spiel, was ich da mit ihm trieb, und er durchschaute es nicht. Indem ich den jungen Priester seine eigene Fährte verfolgen ließ, ohne daß ich mich ihm zum Begleiter aufdrängte, mußte er nicht endlich zu einer Stelle gelangen, die ihm gleichsam die Umkehr abschnitt? Dort angekommen, mußte er mir so Manches über sein Wesen offenbaren, das er nur gelüftet zu haben schien, um mich noch mehr zu verwirren.

Plötzlich war er von einem neuen Gedanken erfaßt.

„Hören Sie die Schläge der Axt und das Rasseln der Hobeleisen von da unten?" rief er. Mechanisch hatte er dabei meine Hand erfaßt. „Morgen um dieselbe Stunde wird das römische Volk bereit sein, sich sein altgewohntes Schauspiel mit den „Barberi" zu geben. Ich weiß nicht, ob diese Rosse mit ihrem an heißafrikanische Abkunft gemahnenden Namen einer edlen oder unedlen Rasse angehören! Was liegt auch daran? Sie werden rennen! Eines von ihnen wird den ersten Preis erringen! Denn auch die spitzen, in ihre Weichen eindringenden Nadelbündel sind bereit, um sie zu wahnsinnigem Laufe zu begeistern, bis sie dort am Palazzo di Venezia ihr glorioses Ziel erreichen. Alles ist hiefür bereit: Musikbanden, Gendarmen, römischer Adel auf den blumen- und teppichgeschmückten Balkonen, römisches Volk auf der Straße! Ihre Kehlen sind gestimmt, der Corso kann auf das gegebene Zeichen beginnen! Ich begrüße dich, Volk der Quiriten! Dein Arrangement ist vortrefflich gelungen! Ist es nicht, als ob dich ein Theil jener Stimmung überkommen hätte, mit der du damals Neros „lebendige Fackeln" im Amphitheater brennen sahest? Damals waren es mit Pech und Theer überkleidete „Nazarener", morgen ist es die elende Thiernatur, nadelgepeitscht, von Hohngeschrei bis zum Wahnwitz aufgestachelt, zusammenbrechend, und dann verendend in conspectu Senatus populique romani?"

„Es ist auch ein Schauspiel für die Fremden geworden," versuchte ich zu scherzen. Mir erschien, offen gestanden, seine Ergriffenheit etwas pathetisch!

„Haben Sie ihm einmal schon angewohnt?" fragte er mich ziemlich kühl.

„Ich werde es morgen zum ersten Male in meinem Leben bewundern!"

Er blickte vor sich hin, als hätte er meine Antwort überhört. Nach einer Pause sagte er:

„Sie haben Recht. Warum soll der Mensch und namentlich ein Deutscher es versäumen, diesem seltsamsten aller Schauspiele beizuwohnen? Zu Hause in unseren Wäldern bietet sich ja doch nichts Aehnliches!"

Ein feiner Spott machte sich dabei um seine Mundwinkel geltend. Er blieb aber daselbst nicht haften, wie denn überhaupt ein gewisser „blasser Ernst" die seinem Wesen angeborene Farbe zu sein schien.

„Halten Sie etwas vom sogenannten „zweiten Gesichte"?" fragte er plötzlich.

„Je nachdem," sagte ich zögernd.

„Für mich ist es unbestritten!" rief er. „In gewissem Sinne," setzte er sogleich hinzu, „das ist selbstverständlich. . . Es gibt auch ein rückgewandtes zweites Gesicht. Aber so oft ich während des Carnevals auf einem der Balkone am Corso saß, rings um mich das Tosen und Toben der schaulustigen Menge, das frenetische Jauchzen, das Trompetengeschmetter übertönend — und nun kamen die Barberi mitten durch die lebendige Menschenmauer, die sie von beiden Seiten einfaßte, wie der Hölle entsprungene Unholde vorübergerast, Schaum vor den Lefzen, rieselndes Blut an den Weichen ihrer Leiber . . . . Dann überfiel mich dieses zweite Gesicht! Sobald sie an mir vorüber, sah ich dann, wie ihnen lange bleiche Schatten über den ganzen Corso nachglitten, eine ungezählte, nicht endende Schaar todtblasser Gespenster.. Schaum an den Lippen, und um die Hüften blutgetränkte Tücher gebunden . . . ."

„Um Gottes Willen," rief ich, „halten Sie ein, Ihr zweites Gesicht ist zu furchtbar."

„Nicht wahr?" lächelte er trotz seines düstern Ernstes. „Und

doch waren es nur die Schatten jenes „verachteten Volkes der Hebräer", wie es Ihr Gregorovius regelmäßig nennt, die da an mir vorübergezogen in unabsehbaren, ungezählten Schaaren, die sich gar nicht schließen wollten. Schatten auf Schatten! Blutmal auf Blutmal! Endlose Jahrhunderte, in ein paar Minuten an dem Zeiger meiner Uhr zusammengedrängt, dauert dieser Zug! Denn noch im Jahre 1667 heißt es in meinem Buche nach einem zeitgenössischen Berichte: daß die Juden nackt und nur mit einer Binde um die Lenden laufen mußten, und zwar: zuerst rennen die Esel, dann die Hebräer, hierauf die Büffel, schließlich die Berberpferde . . ."

„Aber übersah Ihr zweites Gesicht dabei, daß dann menschenwürdige Zeiten wiederkamen, und daß dieses Volk der Hebräer sich seitdem mit Stolz einen Bürger des freien Italiens nennt?"

Er sah mich starr, gewissermaßen hochverwundert an.

„Confirmamus, sed non consentimus!" murmelte er zwischen den Zähnen.

Ich horchte auf.

„Meinen Sie nicht," erlaubte ich mir zu bemerken, „daß sich dieser Spruch, diese Maxime, wenn Sie so wollen, nur auf rein dogmatische Differenzen bezieht? Hätten sonst die Päpste, die ihnen bei ihrem Einzuge von den Hebräern dargereichte heilige Bibel so andächtig geküßt? Was wollte diese Ceremonie anders besagen, als . . ."

„Als," unterbrach er mich hastig, „Folgendes: Wir anerkennen, daß die Psalmen und Klagelieder, die wir in unseren Kirchen singen, auf Eueren Harfen gesungen wurden! Wir anerkennen, daß die Stoffe, die unsere größten Maler und Bildhauer begeistert haben, Euer Eigenthum sind. Wir anerkennen und bestätigen, daß ein großer Theil unseres Rituals, vielleicht sogar unserer Processionen, Euch entlehnt ist! Wir billigen und bestätigen das Alles, gewissermaßen als mütterliche Rechte! Und doch: Non consentimus? Dieser Ausspruch ist mir seit jeher ein Unlösbares, Unfindbares! Ich kann darüber nicht hinaus. Sind meine Sinne nur geschlossen, und die Wahrheit liegt nicht auf meinem Pfade?"

Die letzten Worte hatte er mehr wie einen Monolog gesprochen. Vielleicht wußte er selbst nicht, daß er mich als Zeugen seines innersten Gedankenprocesses zugegen hatte.

In diesem Augenblicke machte er mir wenigstens diesen Eindruck; dieses Aussprechen und Offenbaren seines geheimsten Meditirens war ein Elementares, vor meinen Augen Werdendes, und ich hütete mich daher wohl, mit einer plumpen Frage in dieses seelische Räderwerk einzugreifen.

Er fuhr nach einer Weile fort:

„In diesem ganzen Thun beunruhigt und ängstigt mich Eines, und das eben ist die Hauptsache! Wenn dem non consentimus der Tiara die höchste Wahrheit zu Grunde liegt, woran ich ja glaube mit allen Fibern meiner Seele, warum kleidete sie sie in das Gewand des Unmenschlichen? Warum entkleidete sie sie der gewöhnlichen Milde und Schonung? Warum trat sie der Mutter mit der Rücksichtslosigkeit eines harten Gebieters statt mit der Güte eines Sohnes entgegen, der die Schwächen einer Mutter kennt? Warum gab sie ihre Blößen aller Welt preis, indem sie auf den öffentlichen Markt sie stieß, sie verhöhnen und blutrünstig schlagen ließ, die sie doch ehren, ja bewundern sollte? . . ."

„Nun verstehe ich Sie!" sagte ich leise. Er aber achtete meiner Worte nicht; er schien sie kaum gehört zu haben.

„Sehen Sie, mein Herr!" sagte er, seine Stimme, die bis dahin voll und kräftig getönt hatte, gleichfalls zu einem seltsamen Flüstern herabdämpfend. „Wenn Sie dem Laufe des Tiberstromes, wie er da unten an der Ripetta, die Sie von hier aus gewahren können, vorübereilt, aufwärts nachgehen, so kommen Sie endlich in eine Gegend, die seit Jahrhunderten den Namen des römischen Ghettos führt. Gewiß kennen Sie sie von einer Ihrer Wanderungen durch die Stadt her, und ich habe daher nicht nöthig, Sie mit ihr vertraut zu machen. Jeder Fremde kennt sie; wenn er die Peterskirche und den Apoll vom Belvedere gesehen hat, eilt er hastigen Schrittes — zum Ghetto! Es ist das so Sitte und Brauch seit unvordenklicher Zeit. Erst die glorioseste Schönheit, die entzückendste Augenweide . . . . und dann das abschreckende, widerwärtige Elend. So will es der Reisesport."

Wieder hielt er inne. Die Axtschläge der Zimmerleute drunten auf der Piazza del Popolo hatten in diesem Augenblicke aufgehört, und es war eine Stille eingetreten, daß ich die Herzschläge des jungen Priesters zu vernehmen meinte.

„Sprach ich Ihnen nicht soeben von dem zweiten Gesicht, das mich zuweilen befällt, oder wie Sie es nennen wollen?" erhob sich wieder seine Stimme, zwar noch flüsternd, aber doch merklich lauter. Er hatte dabei seinen Dreispitz neben sich auf die Bank gelegt, sein kurz geschnittenes Haar, auf welchem die Tonsur sichtbar, entblößend. „Ich hatte noch ein zweites Gesicht. Wann? Ich weiß es selbst nicht. Vielleicht war es erst gestern, vielleicht vor drei Jahren. Aber ich sah, was unter Paul IV. geschah, jenem finsterblickenden Mönche unter den Päbsten, der das: Confirmamus sed non consentimus in seiner äußersten Härte — auslegte."

„Warum verweilte Ihr zweites Gesicht gerade bei dem Caraffa?"

„Weiß ich's?" sagte er fast unwillig. Vermuthlich war ihm meine Störung höchst unwillkommen. Dann nahm sein Antlitz wieder jenen geheimnißvoll brütenden Ausdruck an, den ich nicht anders bezeichnen kann, als daß ich ihn geradezu verzückt nenne.

„Es war eines Abends," begann er wieder, „so um die Carnevalszeit herum. Auf der Piazza del Popolo hämmerte es und erschollen die Axtschläge, denn sie mußten fleißig nach dem Werke sehen, wenn das Gerüste für die Cavalli übermorgen fertig dastehen sollte. Es war der Abend eines Freitags. Da es mir am Corso zu lärmend war, verlor ich mich in die seitwärts liegenden, zum Flusse führenden Nebengassen. So war ich an dem Portieus der Octavia vorüber, da wo die Pescaria an jedem Fasttage ihren ekelhaften Inhalt von Tausenden Fischen ausbreitet, zu jenem Platze gekommen, der im Munde des Volkes die Piazza del pianto (Platz des Weinens) heißt . . . ich weiß nicht, ob von der nahen Kirche, die sich dort befindet, oder, was wahrscheinlicher, von den vielen Thränen her, die dort seit Jahrhunderten geweint worden sind. Auch die römische Hauptsynagoge steht daselbst . . . Ich sah, daß soeben der Gottesdienst des Abends zu Ende gegangen war; haufenweise strömten die Beter zu den hellerleuchteten Pforten heraus. Namentlich zog eine Gruppe unter ihnen meine Blicke auf sich, die aus drei Personen bestand. Die Eine war eine hochgewachsene schon dem Greisenalter sich nähernde Gestalt. Die zwei Anderen waren noch Knaben: herrliche, in vollster Lebensblüthe stehende Söhne des alten Vaters. Er schritt in der Mitte, die Knaben ihm zur Seite. Alle Drei waren sie in prachtvoll seidene Röcke gekleidet, nach spanischer Mode, wie man sie damals trug, so daß man sie für römische Edelleute hätte halten können. Aber von ihren Baretten leuchtete das schreckliche „gelbe Rad" durch die Nacht. Wehe ihnen, wenn sie es bei Seite legten. Die römische Wölfin verlangte das schändende Unterscheidungszeichen unerbittlich, streng, gewaltthätig. Der Wölfin gelüstete es aber noch nach Anderem! Sie werden es sehen!"

„In der „Fiumara", in einem jener dem Tiberstrome zumeist ausgesetzten Häuser, deren Fundamente jahraus, jahrein von den Fluthen des schlammigen Flußwassers bespült sind — an den glitschigen, von Schmutz, Dunkelheit und übeln Dünsten triefenden Treppen scheint das Elend einer ganzen Welt zu hangen — machen die Drei Halt und verschwinden in dem Thoreingange. Mein zweites Gesicht folgt ihnen . . . ich trete mit ihnen ein, Niemand wehrt mir den Eintritt . . . Wer hätte diesem gemauerten Kehrichthaufen von außen es angesehen, welche Fülle von Glanz und Pracht sein Inneres bergen kann? Da leuchtet und funkelt es überall von goldenen und silbernen Gefäßen und Brokatstoffen; auf den Tischen prangen kostbare Decken, überall, wohin das Auge fällt, quillt es von jahrhundertaltem Reichthume, darunter so manches Stück, das vielleicht zu den Beute-

antheilen eines vandalischen Soldaten gehörte, entgegen. Denn nicht umsonst heißt es im Munde des römischen Volkes, „der alte Abramo auf der Fiumara, der seine Geldbude auf dem Ponte Sisto hat, könne die Tiara des Papstes aufkaufen, würde sie ihm zum Kaufe angeboten". Ja! wenn der zehnte ewig geldbedürftige Leo noch lebte! Aber der düstere Caraffa, der asketische Kapuziner aus Neapel setzt Todesstrafe auf den Ankauf von der heiligen Kirche gehörigen Besitzthümern . . ."

„Nachdem der alte Abramo sich zu Tische gesetzt, den Wein und die weißen Brode gesegnet, und zuerst seiner Frau, dann den beiden Knaben ihren Antheil gegeben hat, werden in kostbaren Gefäßen die Speisen herbeigebracht. Doch er merkt bald, daß seine Gattin keine der Speisen berührt. Was das bedeute? Da bricht sie in bitterliches Weinen aus und lächelt doch zwischen ihren Thränen. Erschrocken neigt er sich zu ihr hinüber, um ihren Puls zu befühlen, denn er hat noch von seinem Vater her, der den zehnten Leo ärztlich berathen hat, Kenntnisse in der Behandlung des kranken Leibes. „Abramo!" sagt sie endlich auf heftigeres Andringen, „ich habe ja gar nicht gewußt, daß Du Dich wie ein vornehmer Principe zu den Volksbelustigungen des Carnevals laden läßt? Und Dein Weib soll allein auf der Fiumara zurückbleiben?" Er sieht sie verwundert an. „Buona!" sagt er, „wie sprichst Du doch?" Da zieht sie aus ihrem Busentuche einen Pergamentstreifen hervor, wirft ihn auf den Tisch und ruft mit gellender Stimme: „Da lies, Abramo! wie Du eingeladen bist." Abramo liest den Zettel, der mit dem rothen Siegel des Sindaco von Rom versehen ist und dann . . . wirft er ihn schaudernd von sich. „Was hast Du, Vater?" schreien angstvoll die Knaben und schmiegen sich an ihn, als wollten sie ihn mit ihren Leibern vor jeder Gefahr schützen. Sprachlos deutet er auf den Zettel. Darauf steht geschrieben: „Der Sindaco gebiete und ordne an, am nächsten Carnevalsdienstage habe Abramo, der Hebräer, mit den anderen Muli und Barberi zur Belustigung des römischen Volkes sich am Rennen zu betheiligen, bei Strafe der Galeerenkette oder anderer Leibesstrafe, wie dies in den päpstlichen Mandaten verzeichnet ist . . . ." Sie suchen ihn zu trösten, aufzurichten; sie weinen mit ihm, weil dies das Einzige ist, was für sie aus jenem Zettel nicht verboten wird. Nicht umsonst heißt die Kirche, die man ihnen an den Eingang des Ghettos hingebaut hat, nicht umsonst heißt sie: Maria del Pianto!"

So still war es um uns in diesem Augenblicke geworden, als wäre dies seit mehr als zweitausend Jahren unheimlich gährende Rom ein stilles, friedliches Meer, blitzend in Sonnenschein und ewigem Frieden, und wir säßen am einsamen Strande und spielten mit glitzernden Kieselsteinen.

„Am anderen Tage schleichen die zwei Knaben Abramos heimlich, ohne daß es Jemand merkte, aus dem väterlichen Hause fort. Sie schlagen den Weg zum Palaste des päpstlichen Datars ein. Dort angekommen werden sie von den Hellebardieren, die sie an dem schrecklichen gelben Rade auf ihren Baretten erkannten, zurückgestoßen; aber auf ihr furchtbares Weherufen kommt endlich der Datar selbst herbei. Sie umschlingen seine Knie, sie rufen seine Barmherzigkeit für den alten Vater an; sie verlangen, daß er sie, die starken, kräftigen Knaben, für ihn — rennen lasse am Carnevalsdienstage! „Sie seien noch zu schwach," wird ihnen entgegnet, „vielleicht später" . . . Da rufen sie ihm ein Wort entgegen . . . in der Stille der Nacht und des Jammers haben sie es miteinander verabredet, es ist das Aeußerste, was sie bieten können, die armen blühenden Knaben Abramos! Sie wollen die Taufe annehmen, wenn man ihnen dafür den Vater freigebe. „Das ist ein Glück für Euch und Euere künftige Seligkeit," wird ihnen gesagt, „und wir nehmen Euch beim Worte! Aber dem Vater kann es nicht zu Statten kommen. Abramo muß am Carnevalsdienstage rennen! An dem Beschlusse kann nichts geändert werden. Ja! wenn Abramo selbst käme und vor dem Datar die bündige Erklärung gäbe, er wolle dasselbe thun, wozu sich die Knaben soeben bekannt hätten . . ."

„Der Vater ein Convertit?"

„Damit ist das Schicksal Abramos beschlossen und besiegelt. Abramo wird an dem Carnevalsdienstage rennen mit den anderen Muli und Barberi .... Sie schleichen wieder nach dem väterlichen Hause auf der Fiumara zurück. Abramos Schicksal ist unabwendbar! Eher läßt er sich an die Galeere schmieden, die draußen im Porto d'Anzio liegt!"

In diesem Momente schallen von der Piazza del Popolo neue Axtschläge und in verstärktem Maße zu uns herauf. Es geht ein krampfhaftes Zucken durch das ganze Wesen meines jungen Priesters.

Geht sein zweites Gesicht noch nicht zu Ende?

„Gerade, wie unter dem vierten Paul!" kam es halblaut über seine Lippen. „Wie wenig sich das Alles ändert im Laufe von Jahrhunderten! Welche Unbewegtheit, welche Starrheit in dem steinernen Antlitze der Geschichte! Höchstens sind es einige Falten und Runzeln, die dort verschwinden! im Uebrigen bleibt es beim Nein .... Podesta und Gemeinderath werden morgen den nämlichen Platz einnehmen, auf welchem einst ihre Vorgänger, die Conservatoren der Stadt Rom, im Namen des römischen Volkes dessen Carnevalsbelustigungen leiteten. Sie sitzen auf purpurgeschmückter Estrade, Männer mit Hellebarden zur Seite, die den Andrang wehren. Trompetengeschmetter! Der Conservator giebt mit der Hand das Zeichen. Nun vorwärts, ihr Muli, ihr Stiere, dann ihr Hebräer und endlich ihr Barberi. Vorwärts! Ihr Renner! Vorwärts, ihr Komödianten und Possenreißer der hohen und niederen Plebs! Vorwärts! . . ."

„Und was kündet ferner Ihr zweites Gesicht?" fragte ich ihn nach einer Weile, während welcher er erschöpft schwieg.

„Es kündet nichts Anderes," sagte er tief aufathmend, „als einen wirr lebendigen Knäuel von Mensch und Thier. Das „Programm", wie sie heute sagen würden, entwickelt sich in der vorgeschriebenen Ordnung. Richtig! Zuerst die Muli mit ihren pechschwarzen, von rothseidenen Bändern durchflochtenen Mähnen, gleich Pfeilen losgeschnellt; im Sonnenschein, der den ganzen Platz überfluthet, funkeln ihre kleinen Hufe. Es sind nur wenige Augenblicke, seit sie losgelassen, und schon verkündet wüstes, furioses Geschrei von dem venetianischen Palaste her, daß sie ihr Ziel erreicht. Nun heran, ihr Büffel aus der Campagna, gewohnt euere ungeschlachten Leiber in dem Sumpfgewässer der Maremma zu baden! Erst blicken sie scheu, zögernd um sich herum, dann aber, unter den Spottreden der aufgestellten Treiber, die ihren Weichen mit eisenbeschlagenen Spitzen zu Hülfe kommen, beginnt es in den kleinen tückischen Augen von Mordlust zu blitzen . . . Die ganze plumpe Masse ist ein Wetterleuchten geworden. Die Damen auf den Balkonen klatschen in ihre zierlichen Hände, die lebendige Menschenmauer, wie von einem Erdbeben geschüttelt, geräth in zuckende Bewegung. Die Hörner, die Trompeten und Pauken schallen immer lauter, immer schrecklicher. „Da seht, was diese kleinen Maulesel vermocht haben, die doch nur Bastarde sind . . ., und ihr Sumpfbader aus der Maremma wollt euch unter ihre Hufe beugen? Pfui und Schande über euch . ., über diese feisten Müßiggänger, die zu nichts da sind, als schmutziges Maremmenwasser zu saufen!" Da geräth Leben und Vernunft in die Creatur! Wie stürmen sie vorwärts, wie brüllen die zu Boden gerissenen! wie wälzt sich das fort, das Pflaster des Corso mit den Schweifen peitschend. „Der plumpe Büffel hat gesiegt über das leichtfüßige Maulthier! Der Bastard ist unterlegen! Spott und Schande über euch. Es gibt doch keinen Verlaß, als auf diesen Büffel der Campagna! . . ."

„Zum dritten kommen die eigentlichen Schauspieler des römischen Volkes, dieser von Wolfsmilch gesäugten Quiritenplebs! „Gli Ebrei! Gli Ebrei!" Nehmt sie nicht so tragisch! Ihre Sprünge und Bewegungen sind von unbesieglicher Komik! Sie alle, wie sie zum Dauerlauf auf der schrecklichen Rennbahn sich anschicken, die von der obeliskengeschmückten Piazza del popolo bis zum venetianischen Gesandten-Palaste sich hinzieht, sind bis auf das Tuch, das ihre Hüften bedeckt, unbekleidet; auf dem Barett, das man ihnen zum Schutze wider die Sonne barmherzig gelassen, glänzt das gelbe Rad des Tuchlappens. Es sind nicht mehr als zehn, weil zehn zur Vollständigkeit eines Gottesdienstes bei den Hebräern gehören .... Abramo ist unter

ihnen . . . Er ist der Letzte. „Wirst Du heute dein Bein springen lassen, Abramo, wie Du draußen in Deiner Bude auf dem Ponte Sisto die erwucherten Goldstücke springen läßt?" Und „Abramo! Wie feist glänzt Dein Angesicht! Schneide nicht so entsetzliche Grimassen, Abramo! Lustig, lustig Abramo!"

„Er ist ein schwer beleibter Mann von kurzem Athem! er kann es den anderen Dünnen und Mageren nicht nachthun, wahrhaftig! er vermag es nicht! ... Immer ist er um gute zehn, ja zwanzig Schritte hinter ihnen zurück. Das wird ihm aber von der lebendigen Menschenmauer gar arg verübelt. „Spute Dich Abramo, spute Dich! Hast Du denn gar kein Gefühl, wie sie Dir zuvorkommen? Spute Dich, Abramo! Oder willst Du die Peitsche kosten, edler Renner?" So hat er es mühsam bis zur Piazza Colonna gebracht, da wo das Standbild des Marc Aurel auf dem Postament sich erhebt. Schon rinnen Ströme von Schweiß über den entblößten Leib hinab, untermischt mit Blutstropfen, die ihm der Rennlauf in der heißen Sonne erpreßt hat . . . ."

„Er muß innehalten, der schwerbeleibte, kurzathmige Mann . . . und wenn die römische Wölfin sich verhunderttausendfachte . . . er kann nicht weiter! Nimm's nicht so tragisch, alter Abramo! Spute Dich! . . Da trifft ein Peitschenschlag aus nächster Nähe seine nackten Schultern. „Mio padre! mio padre!" hört die Menge mitten aus dem Getöse der Menge eine Knabenstimme und dann noch eine andere hervorgellen, wie sie vielleicht niemals etwas Aehnliches vernommen hat ... „Nimm's nicht so tragisch, alter Abramo! Es sind ja blos Deine Kinder!" . . .

„Er ist in sich zusammengebrochen . . ."

„Endet da Ihr zweites Gesicht?" fragte ich ihn leise.

„Noch nicht!" entgegnete er ebenso; aber so tieftraurig, so voll unaussprechlicher Weichheit, daß ich es niemals vergessen werde. „Noch nicht. In dem Hause auf der Fiumara liegt in einem Lehnstuhle ein kranker Mann. Wo ist all die Pracht und Herrlichkeit, die noch am jüngsten Freitagabende ihre Goldbrokate, ihre goldenen und silbernen Gefäße hier ausbreitete? Dumpf, kalt und feucht scheinen die Wände ein Wort zu rufen, und das lautet wie die Kirche, die am Eingange des Ghetto steht: Pianto! pianto. Weib und Kind stehen an dem Krankenlager. Sie salbt die blutigen Striemen, da wo die Peitsche hingefallen ist, mit Oel und Balsam und anderen Spezereien. Werden die Wunden heilen? Die Knaben aber drücken auf die Stellen des nackten Leibes, die so schrecklich anzuschauen, ihre frischen Lippen und küssen die Wundmale sowie die armen Füße, die von der Piazza del Popolo geraunt waren, bis sie auf dem Colonnaplatze nicht weiter vermochten, und schluchzen nur die zwei Worte: Padre mio! padre mio! . ."

Der junge Deutsche hatte sich erhoben und war an die Brüstung der steinernen Balustrade getreten, um sich meinen Blicken zu entziehen. Ich war ihm da wenige Schritte nachgeeilt. Er aber hielt sein Angesicht mir abgewandt.

„Wer sind Sie?" rief ich, indem ich seine Hand ergriff. „Ich muß es wissen . . . Wer sind Sie?"

Nun erst wandte er mir sein volles Antlitz zu; es war erschrecklich bleich.

„Wer ich bin?" fragte er leise. Dann setzte er zögernd, fast unhörbar hinzu: „Im Westfälischen kramte einst ein junger Seminarist in vergilbten Familienpapieren, in italienischer Sprache abgefaßt. Er erfuhr daraus, daß Abramo mit seinen Knaben nach Deutschland geflüchtet war."

„Sie sind ein Enkel Abramos? . . ."

Ohne weiteren Gruß schritt er von dannen; er that aber nur wenige Schritte. Dann kehrte er sich wieder um, und indem er seinen Dreispitz gegen mich lüftete, rief er, melancholisch lächelnd:

„Confirmamus, sed non consentimus!" —

Ich habe ihn nicht wieder auf dem Monte Pincio gesehen.

Internationale Kunstausstellung in Wien.

II.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Als Gallait vor nun vierzig Jahren mit seinen Gemälden „Abdankung Karls V." und „Egmonts letzte Stunde" einen Triumphzug durch Europa machte, bewunderten Künstler wie Laien an diesen Schöpfungen zunächst den packenden Realismus der Darstellung und den — Zauber des kräftigen, trotz schärfster Contraste einheitlichen Colorits. Heute stehn die meisten Kunstverständigen, welche entweder ihren Gallait aus eigener Anschauung gut im Kopfe haben oder welche sich mindestens aus „glaubwürdigen" kunstgeschichtlichen Büchern eine „sichere" Belehrung über das Thema geholt haben, mit einigermaßen gemischten Gefühlen vor des Altmeisters Hauptwerke „Die Pest in Tournai". Das Gemälde macht allerdings auf den ersten Anblick schon einen tiefen Eindruck — allein die Kraft der Charakteristik ist doch keine solche, daß wir sie nicht in ebenbürtiger Weise von Anderen geübt gesehen hätten, und was den Zauber des Colorits anlangt — nun da glaubt ein Jeder, welcher sich nur einigermaßen in der modernen Malerei umgesehen, auf eine ganze Reihe von Gemälden hinweisen zu können, welche gerade darin der Spätfrucht der künstlerischen Thätigkeit des großen belgischen Malers überlegen sind. Wir wollen gleich sagen, daß die Mehrzahl solcher Beurtheiler in diesem Punkte zu weit geht, da sie eben nicht erkennen, daß das kolossale Bild krank, oder um ganz genau zu sein, mit einer schweren Unpäßlichkeit behaftet ist. Das Gemälde hat verschiedene Unfälle erlitten, es hat sich auf dem Transporte den „Schimmel" geholt, es ist, als man es aufziehen wollte, gestürzt und hat einen Riß in der Mitte erlitten, der mehr als einen Meter Länge hat. Der „Schimmel" ist nun allerdings keine lebensgefährliche Krankheit, aber er schädigt das Aussehen des davon Heimgesuchten in kaum geringerer Weise als etwa die Gelbsucht die Wirkung der Reize einer viel bewunderten Schönheit Abbruch thut. Freilich ließe sich der über das Bild gebreitete, allen Farbenzauber abstumpfende graue Schleier leicht beseitigen, wenn man das Ganze frisch mit leichtem Firniß übergehen würde, allein das will man eben nicht, bevor der Meister, welcher im Monat Juni hier erwartet wird, eingetroffen ist; einstweilen aber findet die Menge das Bild coloristisch-nüchtern und farbenmatt und es — kann dies nicht anders sein! Trotzdem aber muß das Gemälde als das werthvollste der ganzen Ausstellung bezeichnet werden, denn es bringt den bedeutendsten Inhalt in so zutreffender Weise zum Ausdruck, daß er nach der Absicht des Künstlers im Ganzen und in allen Details auf den kunstverständigen Beschauer wirkt. Ein gewaltiges geschichtliches Ereigniß wird uns da eindringlich, ja ergreifend geschildert. Der Bittgang, den die Bevölkerung im Jahre 1092 unter Anführung des Bischofs Radbod durch die Stadt hält, um vom Himmel die Abwendung der schweren Heimsuchung zu erflehen, sieht sich an, wie sich ein in allen Einzelheiten sachgemäß und anschaulich geschriebener kulturhistorischer Essay über den Vorgang lesen würde. Der vornehmste Werth des Gemäldes liegt aber in der Gesammtordnung, im Fluß der Linien und in der Charakteristik. Man hat gegen die Ausführung eingewendet, daß manche Einzelheit nicht realistisch genug gerathen sei, so tadelt man namentlich in der Gruppe der auswandernden Familie, welche im Begriffe ist mit ihrer ganzen Habe die Heimat zu verlassen, daß das Rind zu wenig naturalistisch gerathen ist; nun ein Zügel, Troyon oder Braith würde das allerdings besser gemacht haben, aber es würde durch solche in diesem Falle grobkörnige Naturtreue auch die einheitliche Haltung des Ganzen arg gestört worden sein. Das Gemälde hat freilich auch seinen Fehler; er besteht darin, daß die Betonung von Nebengruppen mitunter allzu stark ist, als daß sie nicht für Augenblicke sich aus dem Zusammenhange mit dem Ganzen lösen und die Aufmerksamkeit des Beschauers für sich allein in Anspruch nehmen sollen. Freilich wird man immer wieder zur Hauptsache zurückgelenkt, aber man entfernt sich doch ab und zu etwas ungebührlich davon. Die schönsten Gruppen sind: die seelenvolle Gestalt der Fürstin mit ihrem Gemahl, die Wahnsinnige, welche für ihr todtes Kind zur Madonna fleht und jene der Priester, deren jeder für sich ein Charakterbild ist.

Ein Gemälde, das sich gleichfalls durch seinen culturhistorischen Inhalt und durch zutreffende Darstellung auszeichnet, ist C. G. Hellquists „Brandschatzung der schwedischen Hansestadt Wisby durch den dänischen König Waldemar Atterdag im Jahre 1361". Der König ließ, nachdem

er die Stadt erobert, drei große Tonnen auf dem Marktplatz aufstellen, welche die Einwohner in drei Stunden mit Gold und Silber füllen mußten, wenn sie einer rücksichtslosen Plünderung entgehen wollten. Im Mittelgrunde sitzt der König auf rasch improvisirtem Throne, die Scene vor sich, welche zeigt wie die Leute sich beeilten seinem Gebote Folge zu leisten, mit finsteren Blicken betrachtend. Reich und Arm stellt sich ein und gibt sein Bestes her: von der prunkvollen, künstlerisch gearbeiteten Vase bis zur kleinen Silbermünze wird Alles geopfert; neben der stolzen Dame, dem lieblichen Mädchen humpelt ein Stelzfuß heran um zu geben, was er hat. Eine Fülle von charakteristischen Scenen belebt den Vordergrund, und das Gemälde verdient deshalb die Zierde der schwedischen Abtheilung genannt zu werden, welche übrigens zwar nicht viele aber in der That nahezu nur gute Bilder enthält. Schade, daß der Künstler den Mittel- und Hintergrund so stark betont und hier die Soldknechte und die Häuser so deutlich gemalt hat; dadurch verliert das Ganze an Tiefe und wird die Wirkung der Haupthandlung abgeschwächt. In der französischen Abtheilung erhebt die größten Ansprüche Baudrys „Apotheose des Gesetzes", das zum Plasond für den großen Saal des Cassationshofes in Paris bestimmt ist. Es ist mißlich, ein Plasondbild in verticaler Aufstellung, wie es hier erscheint, zu beurtheilen, allein so viel kann man doch sagen, daß es ziemlich dürftig componirt ist und auch in Bezug auf geistvolle Behandlung weit hinter jenen Decorationsgemälden zurücksteht, welche die Italiener der Verfallzeit und ihre Schüler in der ganzen gebildeten Welt schufen und an deren Anblick wir uns heute noch erfreuen, gerade so wie Winckelmann, der, als er den von Daniel Gran in der hiesigen Hofbibliothek gemalten Plasond sah, ausrief: So etwas ist seit Rubens nicht gemalt worden! Das künstlerisch bedeutendste Gemälde in dieser Abtheilung ist Bouguereaus vielgenannte und besprochene „Madonna". Ganz besonders arm erscheint, von der kleinen Plastik abgesehen, die italienische Abtheilung. Da finden wir eigentlich nur zwei Bilder ersten Ranges von Chirico „Der gesprächige Mönch" und „Der Lohn des Plauderers". Die Geschichtsbilder, die wir da sehen, sind leer und alles Andere unbedeutend oder von augenbeleidigender Buntheit. Rotta und Vinea, deren Gemälde gegenwärtig in der Royal Academie in London so viel Aufsehen machen, haben eben nicht ausgestellt. Die oben genannten Bilder Chiricos sind eine Ausnahme und gefallen ganz besonders durch draftischen Humor. Reicher und besser ist Dänemark vertreten, allein dieser Abtheilung schadet das coloristisch sehr unglücklich behandelte Bild von dem bekannten Historienmaler C. Bloch „Christian IV. am Sterbebette seines Kanzlers Niels Kaß". Die Hauptfigur ist gut gerathen und auch die Krankenpflegerin, aber das gistige Grün und Violett und das grelle Weiß an den Möbeln, Vorhängen und Kleidern paralisirt alle Vorzüge der Zeichnung so sehr, daß das Gemälde nicht nur sich, sondern auch alle übrigen, welche dieselbe Wand einnehmen, an der Wirkung schädigt. Wo Perlen wie Anchers „Wird das Boot die Landspitze umschiffen", Exners „Lesendes Mädchen in der Hausflur" und Kroyers „Sardinerie in Concarneau" bei einander sind, wird eine solche empfindliche coloristische Störung um so bedauerlicher.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß die deutsche Abtheilung durch die große Anzahl ganz trefflicher Genrebilder allen anderen überlegen ist, am meisten bewundert werden fortwährend Leibls „In der Kirche" und die Bilder von D. Knaus, Defregger, Diez, Vautier, Menzel, Grützner und Kauffmann. Gleichwerthig finden wir nur in den anderen Abtheilungen „Aufzug der Schulmädchen" von Verhas, „Der Böttcher" von Verhaert, „Sonntagsbesuch im Kinderspitale" von Ch. Hermans, „Atelier" von Henri Brakeleer (Belgien), „Bei den Vorposten" von Dupray und die schon erwähnte liebenswürdige Episode aus dem Künstlerleben „Das Frühstück des Modells" von Dantan. Duprays Gemälde gehört sowohl in Bezug auf feinsinnigen Humor als auf zutreffenden Vortrag und Gegenständlichkeit aller Details überhaupt zu den besten Kunstwerken der Ausstellung; man meint die an tragikomischen Vorgängen reichen Scenen mit zu durchleben, da regnet es wirklich und da führt der heftige Sturm, der über die Ebene hinfährt, in der That seine muthwilligsten Streiche auf; vor seiner Rücksichtslosigkeit halten weder reglementmäßige Tournure noch die eingefrorenste militärische Würde Stand, er bläst Alles um und wirbelt Alles durcheinander. Ueber unsers Rumplers „Schmeichelkätzchen" habe ich bereits meine Meinung gesagt.

Zunächst dem eigentlichen Genre ist in der Ausstellung das Bildniß am hervorragendsten vertreten, es gilt dies ebensowohl in Bezug auf die Plastik wie auf die Malerei; und zu dieser Thatsache haben nahezu alle wichtigeren Abtheilungen gleichmäßig beigetragen. Bonnats „Grevy", Bastien Lepages „Albert Wolf", Dubois' „Männliches Bildniß", Henners „Mein Bruder", Richters „Selbstporträt", Lenbachs „Bismarck", Janssens „Männliches Bildniß", Gallaits „Frère Orban", de Winne Lievins „König Leopold", „Laurent" und „Baronin H . . . .", dann die Büsten „Lachner", von Wagmüller, „Moltke" von Begas, Chapus' „Alexander Dumas" und „Gladstone" und „J. Bright" von Jos. Böhm, endlich „Lobmeyer" und „Wertheimstein" von Tilgner sind alle sowohl in Bezug auf lebensvolle Aehnlichkeit als auf echt künstlerische Durchbildung würdig neben den Meisterwerken der Renaissance genannt zu werden; dasselbe Lob ist den Bildnissen in der östreichischen Abtheilung von Angeli, Canon und Makart zu spenden. Unter den plastischen Porträtfiguren sind vor allen jene Carlyles in Terracotta, und jene Palissys in Bronze zu nennen. Josef Böhm, dem wir seit Jahren wieder einmal in Wien begegnen, hat an der hiesigen Akademie seine erste Ausbildung erhalten, dann in Paris Studien gemacht und ist nun seit mehr als zwanzig Jahren in London seßhaft, wo er Bildhauer der Königin geworden und eine ganze Reihe von Statuen geschaffen hat, unter denen jene des großen englischen Geschichtsschreibers jedenfalls einen hervorragenden Rang einnimmt; man kann nichts Lebensvolleres und in seiner Wahrhaftigkeit zugleich Schlichteres sehen als diese Statue; darin ist dies Werk sogar der Bronzestatue von Barrias überlegen, die vielleicht in der absichtlichen Betonung der Details zu weit geht. Ich würde gleich in der Reihe auch die Marmorstatue Corneilles von A. Falguière genannt haben, wenn sie nicht, abgesehen von dem Kopf, der durch Energie des Ausdrucks unsere Aufmerksamkeit erregt und fesselt, allzu malerisch und barok behandelt wäre, ein Fehler, der freilich an Tilgners Gipsbüsten „Graf Edmund Zichy" und „Maler Angeli" noch stärker hervortritt; der ausgezeichnete Künstler hat übrigens in seinen neuesten Schöpfungen diese allzu flotte Mache aufgegeben. Daß die Jacquemar ganz von der Ausstellung ferne geblieben und der ausgezeichnete Portraitist C. F. Gaillard nur durch eine Gravüre und einen Stich vertreten ist, finden wir bedauerlich, denn eine Ausstellung von Bildnissen moderner französischer Porträtmaler ist unvollständig, wo diese beiden großen Meister nicht vollständig erschienen sind. Der Stich Gaillards „Porträt Leos XIII." gehört übrigens zu den besten Werken der vervielfältigenden Kunst, welche hier zu sehen und es war ganz weise von der Leitung des östreichischen Museums für „Kunst und Industrie" es als Lehrmittel anzukaufen. Em. Ranzoni.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Die Königliche Oper hat Franz Schuberts „Alfonso und Estrella" vorgeführt, wahrscheinlich im Hinblick auf das Beispiel der Wiener Hofoper, welche das Werk im April dieses Jahres zuerst der langen Vergessenheit entrissen hat. Daß Schubert, der herrlichste, der melodienreichste, der unvergleichliche Lyriker musikdramatisches Talent nur in geringem Maße besessen hat, ist wohl eine bekannte Sache. Bei „Alfonso und Estrella" scheinen nun mehrere Umstände zusammengewirkt zu haben, um die obenerwähnte Schwäche des himmlischen Liedersängers noch bemerkbarer zu machen. Nicht blos daß der Text in der Anlage ein so empfindsam undramatischer ist, wie die allermeisten jener Zeit (und auch „Lodoisca" und „Faniska", mit welchen Cherubini so viel Effect erzielt hatte): er enthält auch in der Ausführung noch mehr lange Liebes-Arien und Duette als alle. Nach den genauen Angaben des sehr verdienstlichen Schubert-Biographen Kreißle von Hellborn ward „Alfonso und Estrella" von dem treuen Freunde Schuberts, Fr. v. Schober, im Herbste 1821 gedichtet, während die Beiden in der Nähe Wiens einen Landaufenthalt genommen; in zwei Monaten waren die beiden ersten Acte fertig geschaffen, der dritte im Anfange 1822. Mit welcher unbegreiflichen Schnelligkeit der prächtige Sänger seine unsterblichen Melodien auf das Papier warf, dessen geben die Werke Zeugniß, die 500 Lieder, die Symphonien, Chorwerke, Messen, Quartette, Sonaten, Klavierstücke, die

er bei seinem frühen Hinscheiden der Welt hinterließ. An der genannten Oper scheint er geradezu mit sieberhafter Hast gearbeitet zu haben. Während seines Lebens ist die Oper nicht zur Aufführung gekommen; ein Versuch, sie in Graz auf die Bühne zu bringen, scheiterte an der Weigerung des Orchesters; die Musiker erklärten ihre Partien für unausführbar! So blieb denn die Partitur der Oper bei dem Grazer Freunde liegen und Niemand dachte mehr daran. Im Jahre 1847 war Fr. v. Schober östreichischer Legationsrath in Weimar und Liszt Hofkapellmeister daselbst. Er ließ „Alfonso und Estrella" kommen; die Aufführung verzögerte sich Jahre hindurch; sie kam erst im Jahre 1854 zu Stande, am 20. Juni, dem Geburtstag des Großherzogs — Ein Mal, ohne Wiederholung. Kreißle von Hellborn citirt mehrere Urtheile über jene Aufführung, die alle mit voller Anerkennung der Schönheiten gedenken, doch die dramatische Lebenskraft des Werkes in starken Zweifel ziehen. Die Oper blieb nun wieder vergessen bis sie jetzt, im April, in Wien von der Hofoper gegeben ward „textlich und musikalisch(?)" bearbeitet vom Kaiserlichen Hofkapellmeister Fuchs. Worin die textliche und besonders die musikalische Bearbeitung des Hofkapellmeisters besteht, können wir nicht entscheiden, da eine Originalpartitur nicht vorliegt. Nur das können wir sagen, daß die Verschweigung von Schobers, des Dichters, Namen, nicht gerechtfertigt ist. Vergleicht man Kreißles Analyse der Handlung mit der „Bearbeitung" des Herrn Fuchs, so ist leicht zu erkennen, daß die Hauptsache überall beibehalten ist.

Als wir die obenerwähnten Urtheile über die Weimarer Aufführung zuerst lasen, d. h. vor der Kenntnißnahme des Klavierauszuges und bevor wir die Oper gehört hatten, dachten wir, daß jene Urtheile theilweise auf Rechnung der Periode ihrer Entstehung zu setzen wären: in Weimar herrschte die Strömung der „Neudeutschen" Schule vor, die unbedingte Verehrung für Wagner; wie sollte da eine Oper von Schubert gefallen, in welcher doch unzweifelhaft aus jedem Takte die schönste Melodie hervorquellen mußte? Aber wir lernten einsehen, daß man ein Verehrer Schubert'scher Melodik sein konnte — wer ist es mehr als der Verfasser dieses Berichtes?! — und doch über „Alfonso und Estrella" dasselbe Urtheil fällen mußte, zu dem sich auch der begeisterte Biograph Kreißle von Hellborn bekennt: daß manche Stücke das Genie des Tondichters wohl erkennen lassen, aber der Gesammteindruck kein ungemischter sei, und daß der herrliche Tondichter in manchen Stücken nicht auf der Höhe seines Schaffens gestanden hat. Eine eingehende Besprechung jeder einzelnen Nummer dünkt uns insofern nicht nöthig, als hier nicht ein neues Werk eines Unbekannten, oder Lebenden vorliegt. Wir können also damit schließen, daß die Intendanz mit der Vorführung von „Alfonso und Estrella" einen Act der Pietät vollbracht hat, daß nach unserer Ueberzeugung die Oper immer mit Wohlwollen gehört werden wird, ohne einen entschieden dauernden Erfolg zu erlangen.

Ein neues Chorwerk von Arnold Kleffel: „Schwestertreue, ein Schwanenmärchen", Text von Blüthgen, ist vom Stern'schen Gesangverein unter Prof. Rudorffs Leitung aufgeführt worden, hat als ein sehr liebenswürdiges, fein gearbeitetes und melodisch wirksames Werk sich der Gunst des Publicums erworben und wird gewiß überall Anerkennung finden.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die politische Stille, die seit Ostern im Innern und nach außen vorherrschte, wurde am Ende der ersten Maiwoche durch die Schreckenskunde von der Katastrophe in Irland unterbrochen. Die Welt stand entsetzt vor dem blutigen Räthsel, das der Gladstone'schen Versöhnungspolitik ein so tragisches Dementi ertheilte. Der Philanthrop an der Spitze der englischen Regierung, der so lange Jahre für allerlei gequälte Völkerschaften am Balkan und anderswo geschwärmt hatte, sollte im späten Alter erkennen, wohin die schönsten Theorien führen, wenn sie nicht von einer klaren Erkenntniß der gegebenen Zustände getragen werden und mit der harten Wirklichkeit in Conflict gerathen. Am empfindlichsten wird ihm gewesen sein, daß er nun doch wieder eine Zwangsbill einbringen und damit seine eigene jüngste Wendung, die ihn mit einer stolzen, trügerischen Befriedigung erfüllt hatte, über Nacht verleugnen mußte. Und dabei weiß Niemand, ob das in der zwölften Stunde ergriffene Nothmittel die ersehnte Rettung bringen, ob der Frieden in die blutgetränkten Gefilde Irlands einkehren wird. Gladstones Sorgen aber sind damit nicht erschöpft. Auch die ägyptische Krisis macht ihm wie Frankreich viel zu schaffen. Dort wurde die bewußte Komödie weiter gespielt und, um die Sache beim Namen zu nennen, telegraphisch und auf anderem Wege entsetzlich viel gelogen. Was es mit den Notablen für eine Bewandtniß hat, wurde in diesen Blättern schon vor kurzem aufgezeigt und an die wirklichen Absichten Ismail Paschas erinnert, als er die Notablenkammer mehrfach, zuletzt 1879, einige Monate vor seinem Sturze, zum Schein berufen hatte. Aber auch der Anfang dieser wunderlichen Körperschaft in früheren Jahren trug schon den Stempel ihrer weiteren Geschicke. Jedermann kennt den Vorgang nach dem ersten Zusammentritt der Ismail'schen Notablen Ende November 1866. Ein Vertreter der Regierung wies die mit offenem Munde der Dinge, die da kommen sollten, harrenden Volksvertreter an, wie sie sich rangiren und setzen müßten. Die Anhänger des Gouvernements sollten sich rechts wenden, die anderen links. Da lief die ganze Kammer in hellen Haufen nach der rechten Seite! Das war nun aber dem Ministerium gar nicht willkommen, denn es paßte nicht zu der von Ismail gewünschten parlamentarischen Schaustellung, die dem Lande und Europa nach bonapartistischem Muster etwas legislativen Sand in die Augen streuen sollte. So wurde den allzu enthusiastischen, in Gehorsam ersterbenden Deputirten von dem bestallten Regisseur ein energisches Halt! zugerufen und die Versammlung theilte sich in zwei Gruppen, deren eine Sr. Hoheit allergetreuste Opposition darstellte. Mit den Jahren hat sich das freilich etwas geändert. Aber das Beispiel konnte doch nicht zur Nachahmung reizen. Wollte man bei uns von wegen des Tabaksmonopols oder der zweijährigen Budgetperiode ein ähnliches Verfahren beobachten, so würde sich das ganze Parlament natürlich links wenden, und nur etwa Herr v. Minnigerode mit neutraler Haltung in der Mitte rathlos stehen bleiben. Im Uebrigen wird auch sonst Niemand die Aegypter beneiden. Nach wie vor werden sie die Beute einheimischer oder auswärtiger Intriganten sein. Dabei haben sie nicht einmal den Trost, für eine gute Sache zu leiden. Denn die sogenannte Nationalpartei existirt bekanntlich nur in deren eigenen märchenhaften Programmen oder in der Schwärmerei einer sehr kleinen, curiosen Gruppe von englischen und deutschen Theoretikern, deren unpolitische Phantasien für die Wiedergeburt eines gequälten Volkes offenbar nicht ausreichen.

* * *

Gedichte von Alfred Friedmann. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Was gleich von vornherein bei Alfred Friedmann auffällt, das ist eine seltene Formgewandtheit, wie sie in der neuesten Lyrik, die sich meist einem unkünstlerischen Formschlendrian hingibt, nicht oft anzutreffen ist. In der spielenden Gewandtheit, mit welcher Friedmann die Form handhabt, liegt freilich auch die Gefahr, den Inhalt hinter ihr zurücktreten zu lassen und die Herstellung eines harmonischen Gleichmaßes zu verabsäumen, es liegt darin die Gefahr, eine bloße Spielerei mit Reimen und Strophen zu treiben, ohne daß es dem Dichter Ernst, heiliger Ernst ist mit dem, was er ausspricht. Daß sich Friedmann vor dieser Gefahr allezeit zu retten gewußt hat, kann man nicht behaupten. Im Ganzen bekunden seine Lieder auch eine Fülle von anregenden Gedanken, sie sind reich an Wortspielen, sinnreichen und launigen Einfällen, wissen anmuthiges Liebesgetändel und ernste Lebensweisheit gleich gefällig zu besingen. Manches hätte ohne Einbuße des Ganzen fehlen können, Andres ist vortrefflich. Dies gilt besonders von dem Abschnitt „Durchs Leben". Auch unter den „Uebersetzungen" findet sich viel Gelungenes.

T—n.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Mit-Redacteur gesucht für den politischen und volkswirthschaftlichen Theil der **Ostsee-Zeitung, Stettin.** Gehalt bis 3000 *M.*

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das

Gold des Orion.

Roman

von

H. Rosenthal-Bonin.

8. Elegant broschirt 5 *M.*, fein gebunden 6 *M.*

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt** vormals Eduard Hallberger.

Soeben erschien in neuer Auflage:

SHAKSPERE.

Herausgegeben und erklärt von

— Nicolaus Delius. —

Revidirter englischer Text m. Einleitungen und deutschen Anmerkungen.

V. (Stereotyp) Auflage.

Zwei starke Bände, broschirt 16 *M.*
In 2 feinen Halbfranzbänden 20 *M.* 50 *Pf.*

Jedes einzelne Stück 80 Pf.

Elberfeld, Verlag von **R. L. Friderichs.**

Probe-Abonnement

Geistige Frische, außerordentlich **reicher und gediegener** Inhalt und **schnellste Mittheilung** aller Ereignisse sind die besonderen Vorzüge des „Berliner Tageblatt", denn hierdurch wurde es die bei Weitem

gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands!

Probe-Nummern **gratis** und **franco.**

Für den Monat Juni

Berliner Tageblatt

Probe-Nummern **gratis** und **franco.**

nehmen Abonnements auf das **täglich zweimal** erscheinende

nebst seinen 3 werthvollen Beiblättern

illustrirtes Witzblatt: **„ULK",** belletr. illustr. Sonntagsblatt: **„Deutsche Lesehalle"** und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"**

alle Postanstalten zum Preise von **1 Mark 75 Pf.** für alle 4 Blätter jederzeit entgegen.

Allen **neu hinzutretenden** Abonnenten wird der im Feuilleton gegenwärtig erscheinende **neueste Roman** des beliebten Erzählers **Ludwig Habicht „Im Sonnenschein"** gegen Einsendung der Post-Quittung **gratis** und **franco** nachgeliefert.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien:

Der letzte Wendenkönig.

Romantisches Gedicht von **Johann von Wildenradt.**

Brosch. 3 *M.* 80 *Pf.*

Die Dichtung schildert den Kampf zwischen Kultur und naturwüchsigem Volksthume, den Kampf zwischen christlichen Deutschen und heidnischen Slaven. Die hehre Jünglingsgestalt des schlichten Bauernkönigs, dessen Herz sich eine heißblütige Wendentochter und ein edles deutsches Herrenkind streitig machen, steht im Mittelpunkt einer vielbewegten Handlung, die sich in den letzten Gesängen zu ergreifender Tragik emporschwingt. Der Spreewald bildet den stimmungsvollen Hintergrund des farbenglänzenden Gemäldes.

Mein Frühjahr.

Gesammelte Gedichte aus „Enzian, ein Gaudeamus für Bergsteiger".

Von **R. Baumbach.**

Brosch. 2 *M.* 80 *Pf.*

Den zahlreichen Freunden des geschätzten Sängers werden hier dessen erste Dichtungen, die früher im „Enzian" zerstreut mit ihnen Fremdem erschienen, als ein Ganzes, Selbständiges geboten. Eine Anzahl von Verbesserungen und Veränderungen, welche sich als nöthig herausstellten, sind weit entfernt, der Frische und Ursprünglichkeit dieser Lieder Eintrag zu thun, sondern wohl geeignet, deren Werth bedeutend zu erhöhen. Gleiches Format, gleicher Einband mit den sonst erschienenen Werken des Dichters wird den Wünschen Vieler entsprechen.

Bad Homburg

Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moor-Bäder. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.**
Heilgym. Institut (Elektrotherapie, Massage). Kaltwasser-Heilanstalten.
Luftkurort ersten Ranges für **Nervenleidende u. Reconvalescenten.**
Eleg. Kurhaus m. Park. Vorzügl. Orchester, Theater, Réunions, Illuminationen etc.

Nürnberg 1882.

Unter dem Protectorate Sr. Majestät des Königs Ludwig II.

Bayrische Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung.

Grösste der bis jetzt in Deutschland abgehaltenen Ausstellungen, in einem herrlichen grossen Park gelegen. Neue eigenartige Anordnung. Gute Restaurationen. Vortreffliche Concerte. Prächtige Beleuchtung. Unmittelbare Nähe der Stadt.

Eröffnung 15. Mai. Schluss 15. October.

Grosse Verloosung. — **Wohnungsbureau am Bahnhof.**

Hierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlungen Wilhelm Engelmann und G. Freytag in Leipzig, sowie ein Prospekt betr. Battaglia.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 21. Berlin, den 27. Mai 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegen genommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Italien und Nordafrika. Von Capitolinus. — Aerzte und Publicum. Von Dr. med. F. Dornblüth. — **Literatur und Kunst:** Lebensblätter. Von Hieronymus Lorm. — Norwegische Götter-Geschichtsklitterung. Von Ludwig Laistner. — Ueber socialpolitische Reformbestrebungen in England. Von Max Schasler. — Unsere großen Musikerbiographien und Pohls „Haydn". Von G. Doempke. (Schluß.) — Aus der Provence. Von Carl Vogt. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Gesammtgastspiel des Münchener Königl. Theaters am Gärtnerthor. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Italien und Nordafrika.

Seit dem Berliner Congreß verschob sich das Gebiet, auf welchem sich die orientalische Frage abspielt, zeitweilig von der Balkanhalbinsel nach dem Mittelmeere und vornehmlich nach Nordafrika. Dadurch wurden die Interessen Italiens in directester Weise in Mitleidenschaft gezogen, welche sich besonders an drei Punkten fühlbar machte. In Tunis, in Aegypten und in jüngster Zeit in Assab am rothen Meere. Heute beschränken wir uns darauf, einige Rückblicke auf die diplomatische Geschichte der tunesischen Frage zu werfen. Ein anderes Mal werden wir auf Aegypten und Assab zurückkommen.

Italien hatte auf dem Berliner Congreß eine uninteressirte vermittelnde Stellung mit Würde aufrecht erhalten. Seine Vertreter, Graf Corti, der damalige Minister des Aeußern, und Graf de Launay, der noch immer in Berlin weilende italienische Botschafter, unterstützten das Friedenswerk des Fürsten Bismarck, indem sie der Besetzung der Herzegowina und Bosniens durch Oestreich keine wesentlichen Schwierigkeiten entgegenstellten. In dieser Haltung lag der Keim zu einer engen Anlehnung an Deutschland und an Oestreich. Diese Haltung gefiel aber weder den früheren Freunden des damaligen Ministerpräsidenten Cairoli, noch dessen Vorgänger Depretis, welcher stets starke russische Sympathien hegte, an denen sein antiöstreichischer Generalsecretär Graf Tornielli, jetzt Gesandter in Bukarest, nicht unschuldig war. Die „Irredenta" sekundirte dieser Richtung, indem sie das kaum geschaffene gute Einvernehmen mit Oestreich vollkommen zerstörte; man lärmte darüber, daß Italien bei dem Congreß leer ausgegangen sei und vergaß, daß man gleichzeitig die Mahlsteuer abschaffte, wodurch jede kriegerische Action Italiens von vornherein brach gelegt wurde. Gegen den Minister des Aeußern, Graf Corti wurden öffentliche Demonstrationen in Scene gesetzt einerseits von den radicalen Anhängern Cairolis, und andererseits von jenen des Herrn Depretis, welcher es dem ersteren nicht verzeihen konnte, ihn gestürzt zu haben.

Die Erkältung der Beziehungen zwischen Deutschland und Italien war die nächste Folge. Dieselbe fand ihren Ausdruck in einer nicht publicirten Note der deutschen Regierung, von deren Inhalt Herr von Kendell damals den Minister Zanardelli unterrichtete, welcher während der Abwesenheit fast aller Minister von Rom zu jener Zeit interimistisch das Präsidium führte. Näher auf den Inhalt dieser Note einzugehen, welche wohl Niemandem unangenehmer sein konnte als Herrn Zanardelli, welcher die Irredenta nie mißbilligte, ist hier nicht am Platze.

Die Dinge aber sollten hierbei nicht stehen bleiben. Die Irredentisten lagen Cairoli fortwährend in den Ohren, die Organe Crispis sowohl wie jene von Depretis schürten in anderer Weise, um wieder an das Ruder zu kommen. Man konnte nicht genug von der Demüthigung reden, welche Italien in Berlin erlitten haben sollte. Die Spannung mit Oestreich und in zweiter Linie mit Deutschland wurde immer bedenklicher. Der Minister des Aeußeren Graf Corti und der Kriegsminister General Bruzzo, welche die Verantwortlichkeit nicht mehr mit Cairoli theilen wollten, nahmen ihre Entlassung schon am folgenden 15. October.

Nachdem man sich auf diese Weise auf einen gespannten Fuß mit Deutschland und Oestreich gesetzt hatte, beging man denselben Fehler gegen Frankreich. Während man in den Finanzen eine Politik trieb, welche einen ewigen Frieden träumt, zettelte man leichtsinniger Weise einen Conflict an. Obgleich man sich bewußt war, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden in der Hand des Fürsten Bismarck lag, begriff man nicht, daß der deutsche Reichskanzler den Frieden um jeden Preis anstrebte, daß vor allen Dingen jeder Conflict mit Frankreich vermieden werden mußte. Der Gedanke, die Suprematie in Tunis an sich zu bringen und die Hoffnung, das Königreich Italien um eine überseeische Kolonie d. h. Assab zu vermehren, ließen aber Herrn Cairoli keine Ruhe. Daß in der tunesischen Frage der Keim zu Zwistigkeiten lag, mußte Cairoli allerdings wohl voraussehen. Er begriff aber nicht, daß dieselben die Pläne Bismarcks durchkreuzten.

Cairoli vergaß, daß der Ministerrath im März 1878 einstimmig den Antrag abgelehnt hatte, welchen Sir Augustus Paget bei der italienischen Regierung bezüglich eines Offensiv- und Defensivbündnisses zwischen England und Italien zum Schutze der gemeinsamen Interessen im Mittelmeer — so lautete der englische Antrag — gestellt hatte. Er erinnerte sich nicht mehr, daß Italien diesen Antrag, welcher mehrere Monate vor dem Berliner Congreß, als ein Krieg zwischen England und Frankreich unvermeidlich erschien, gemacht wurde, von sich wies, weil England mit unverschämtem Egoismus unter diesem Bündniß nichts weiter verstehen wollte, als eine Lieferung italienischer Hülfstruppen gegen gute Bezahlung, welche man als Kanonenfutter auf englischen Schiffen auf den jeweiligen Kriegsschauplatz zu werfen beabsichtigte. Diesen Umstand hätte Cairoli vor den Augen haben müssen, als er sich über Kopf und Hals in die tunesische Angelegenheit stürzte; derselbe hätte hinreichen müssen, um ihn davon zu überzeugen, daß er auf Englands Billigung italienischer Ansprüche auf Tunis nicht mehr bauen könne. Aber nicht allein dies vergaß der Minister Cai-

roli, sondern auch die Vorgänge, welche während des Berliner Congresses bezüglich der tunesischen Frage stattfanden. Das klingt geradezu unglaublich. Und doch war Cairoli von Allem unterrichtet. Allerdings hat er nachher, als die tunesische Katastrophe hereinbrach, vor der italienischen Kammer den vertrauensvollen Biedermann herausgekehrt, den man in schmählicher Weise hintergangen (sic) habe. Aber die Geschichte ist unerbittlich, sie spricht einem Jeden den Theil zu, der ihm an den Ereignissen gebührt. Cairoli hat dem italienischen Parlament über die Genesis der tunesischen Frage nie die volle Wahrheit gesagt. Hätte er das gethan, dann hätte man ihm den Staar stechen können, der sein Land blindlings auf den Weg einer wenig beneidenswerthen Isolirung führte.

Schon zur Zeit des Berliner Congresses wußte Cairoli, daß Fürst Bismarck den Gedanken hegte, Tunis Frankreich zuzuwenden. Als England damals plötzlich mit der Annectirung Cyperns hervortrat, suchte es natürlich Frankreich, dessen Vertreter Waddington darüber äußerst ungehalten war, zu beschwichtigen. Dem Lord Salisbury gelang das Kunststück auch. Als Waddington mit Salisbury von einem Diner beim deutschen Kronprinzen in Potsdam zurückkehrend im Eisenbahnwagen zusammentraf, ließ der französische Minister zum ersten Mal die Bemerkung fallen: Frankreich gedenke Tunis zu annectiren. Salisbury hatte nichts dagegen einzuwenden. Fürst Bismarck aber rieb sich bald darauf vergnügt die Hände, weil es ihm gelungen war, den Blitzableiter der französischen Revanche nach Afrika zu verpflanzen.

Alle diese Dinge waren dem Ministerpräsidenten Cairoli vollkommen bekannt. In dem Archive des auswärtigen Amtes in Rom existiren darüber die Berichte des italienischen Botschafters Graf de Launay; König Humbert wurde ebenfalls schriftlich davon unterrichtet. In Monza, wo derselbe damals verweilte, wurden nachher im Juli und August 1878 ernste Berathungen darüber gepflogen. Die Situation war eine äußerst schwierige geworden durch die nicht erwünschte antiöstreichische Agitation, welche die Radicalen und die Irredentisten in ganz Italien wachhielten, ohne daß Cairoli den Muth fand, dem gefährlichen Treiben früher ein Ende zu machen, als bis nach einigen Monaten, da er bereits selbst das Portefeuille des Aeußern führte, die Dinge so zugespitzt waren, daß täglich eine östreichische Kriegserklärung zu erwarten stand.

Der General Cialdini hatte allerdings sofort nach dem Berliner Congreß vom Grafen Corti Befehl erhalten, rückhaltlos mit Waddington zu reden und Aufklärung über Frankreichs Absichten bezüglich der Regentschaft zu verlangen. Waddington gestand ein, daß seiner Ansicht nach die Zustände in Tunis einer Reorganisation bedürften, leugnete jedoch jedes Abkommen mit England und gab dem italienischen Botschafter das Versprechen, daß, so lange er am Ruder sei, die tunesische Frage nur im vollen Einverständniß mit Italien geregelt werden solle. An diesen Besprechungen, welche im Juni und August 1878 stattfanden, nahm auch Gambetta Theil. Der damals allmächtige Kammerpräsident gab dem General Cialdini dieselben Versicherungen. Diese officiellen Erklärungen schnitten vorläufig jede weitere diplomatische Action ab, aber gleichzeitig mahnten sie zu der größten Umsicht, zu einem durchaus berechtigten Mißtrauen.

Statt angesichts dieser enorm verwickelten Lage vor allen Dingen im Innern des Landes die Autorität der Regierung, welche durch Straßendemonstrationen und durch die aus Rand und Band gegangene Sprache einer zügellosen Presse bedenklich erschüttert war, energisch wiederherzustellen und andrerseits auf diplomatischem Wege die Sympathien Deutschlands und Oestreichs wiederzugewinnen, welche allein im Stande gewesen wären, entweder Italien eine Entschädigung für die Verluste in Tunis zu gewähren oder das Auftreten Frankreichs in Tunis zu beschränken, begab man sich auf den gefährlichen Weg der Hetzereien.

Noch ehe die Kammer zusammentrat, legten daher die beiden Minister Bruzzo und Corti, welche diese Richtung mißbilligten, ihre Portefeuilles nieder. Der Ministerpräsident Cairoli übernahm selbst die Leitung des auswärtigen Amtes.

Cairoli begriff es nicht, daß Frankreich, Deutschland und England den italienischen Ansprüchen auf Tunis, so sehr sie berechtigt waren, abhold waren. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wurden von ihm falsch beurtheilt. Europas Ruhe war dem Fürsten Bismarck mehr werth, als Italiens Einfluß in Tunis, zumal Italien unter Cairolis Regierung versucht hatte, die europäische Ruhe sofort zu stören, als das Friedenswerk in Berlin noch nicht einmal beendet war. Ohne zum Kriege bereit zu sein, erging sich Cairoli in ohnmächtigen Versuchen — wir erinnern an die Stiftung des arabischen Blattes „Mostakel", an die Eisenbahnaffaire Rubattino, an die Hafenfrage Biserta, Goletta u. s. w. — im Widerspruche mit England, Frankreich und Deutschland die Suprematie in Tunis zu behaupten. Dies Alles nachdem man sich mit allen drei Mächten mehr oder weniger überworfen und in der Presse sowohl als wie im Parlament bewiesen hatte, daß der Regierung und der Volksvertretung die erste Vorbedingung fehle, welche für die Macht eines Volkes unentbehrlich ist: das Selbstvertrauen! Ein Parlament, welches täglich in seinen öffentlichen Sitzungen die Zwietracht in der Marine und im Heere vor ganz Europa ausposaunt, welches täglich Heer und Flotte aus kleinlichen Parteirücksichten für kriegsuntüchtig erklärt, kann nicht verlangen, daß man im Auslande eine bessere Meinung von seinen Streitkräften hat als wie im Inlande. Das Ansehen aber, welches Heer und Flotte eines Volkes genießen, steht im engsten Zusammenhange mit der Bedeutung, welche es in der europäischen Politik besitzt. Von ihm hängen die Bündnisse ab. Wir Deutschen können es begreifen, daß Fürst Bismarck mit seinem Scharfblick in Nordafrika den Boden sucht, auf welchem die Franzosen den Ehrgeiz befriedigen, den sie ohne jene Abzugsquelle vielleicht an Deutschland kühlen würden; wir können es aber auch den Italienern nachfühlen, daß sie ein solches Beginnen nur mit Mißtrauen und Mißbehagen betrachten. Hätten die Italiener den Muth gehabt, sich den Franzosen in Tunis mit den Waffen zu widersetzen, dann würde sie Bismarck wohl respectirt haben. Aber wer wird von ihren Klagen Notiz nehmen, so lange sie nur von Diplomatie und Armee reden, statt der erstern durch die zweite Nachdruck zu geben? Wo aber gar das Selbstvertrauen fehlt, da hilft die beste Diplomatie ebenso wenig, wie ein gut ausgerüstetes Heer, welches man der Probe nicht auszusetzen wagt, aus Besorgniß vor einem Mißerfolg. Deutschlands Wege hätten in der orientalischen und Mittelmeerfrage Hand in Hand gehen können, wenn Italien überhaupt eine eigene und muthige, thatkräftige Politik gehabt hätte. Das ist aber seit Jahren nicht mehr der Fall. Wir befürchten, daß der Mangel einer solchen Italien auch jetzt wieder in der brennend gewordenen ägyptischen Frage ähnliche Enttäuschungen vorbehält, wie sie das junge Königreich lediglich durch eigene Schuld aus Mangel an Selbstvertrauen und diplomatischem Geschick in der tunesischen Frage erfahren mußte.

Deutschlands Interesse kann es momentan erfordern, im Gegensatz zu dem italienischen Interesse, die Fortschritte der französischen Macht auf der Nordküste des afrikanischen Festlandes zu fördern. Ob diese Machtausdehnung Frankreichs aber, wenn sie erst eine feste und dauerhafte geworden ist, sich nicht dennoch von einem Elemente der Schwäche zu einem wirklichen Machtfactor aufschwingt, das erscheint gar nicht sehr fraglich. Ist das aber erst geschehen, dann ist die Frage eine müssige, ob es nicht selbst im deutschen Interesse auf die Dauer besser und natürlicher gewesen wäre, lieber dem italienischen als dem heute von Fürst Bismarck vorgezogenen französischen Einflusse Vorschub geleistet zu haben.

Rom. Capitolinus.

Aerzte und Publicum.

Von Dr. med. Fr. Dornblüth.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat das Verhältniß zwischen Aerzten und Publicum eine nicht unbedeutende Verschiebung erlitten, durch die gewisse Uebelstände beseitigt, dafür aber andere Unannehmlichkeiten und Nachtheile herbeigeführt sind, deren Behebung im Interesse der Gesundheitspflege dringend zu wünschen ist.

Aus Vertrauensmännern der Familien, von den höchsten Ständen bis tief in die Mittelklassen hinein, die nicht blos bei beunruhigenden Krankheitsfällen gerufen wurden, sondern beständig den Gesundheitsstand der Familie überwachten, nach dem alten Hippokratischen Grundsatze „das Falsche und Schädliche zu verhüten" suchten und als ständige Gesundheitsräthe bei der Erziehung der Kinder, bei der Wahl des Berufes und auch bei der Eheschließung mitzurathen hatten und neben der Aufgabe des „Leibsorgers" in manchen zartesten Fällen auch als eine Art „Seelsorger" thätig wurden — aus solchen Vertrauensmännern und Hausfreunden, deren Entschädigung durch ein freiwillig gegebenes Jahreshonorar die Bande der Dankbarkeit nicht aufheben sollte, sind vielfach gewissermaßen Geschäftsfreunde (oder auch Geschäftsfremde!) geworden, die zu dem einzelnen Krankheitsfalle gerufen werden, wenn es dem Kranken oder dem Familienoberhaupte nöthig erscheint, die dafür ihre geschäftsmäßige Liquidation einreichen und mit deren Bezahlung abgefunden sind — oder auch früher, wenn es der Laune entspricht, oder wenn Freunde und Freundinnen einen andern Arzt, einen Specialisten oder dergl., als für den vorliegenden Fall besonders empfehlenswerth zu rühmen wissen.

Wozu braucht man auch heute noch einen ständigen Arzt? Bock und seine Nachfolger haben ja mit theilweise beinahe fanatischer Discreditirung der Aerzte dafür gesorgt, daß jeder halbwegs Gebildete — oder sind es vielleicht nur die Halbgebildeten? — sich ohne Weiteres befähigt glaubt, aus gemeinverständlichen Büchern selbst jede Krankheit und deren Behandlung zu kennen. Und wem auch dies noch zu viel Mühe macht, dem kommen die Schwindeldoctoren und Schwindelapotheker, die Naturärzte und Geheimmittelfabrikanten zu Hülfe, und sagen ihm in Broschüren, Flugblättern, Briefkasten belletristischer Blätter und Zeitungsinseraten für jede Krankheit und jedes Krankheitssymptom das untrügliche Heilverfahren und die unfehlbaren Mittel, die er dann ohne Arzt, also viel bequemer und anscheinend auch billiger aus der ersten besten Apotheke oder Droguenhandlung beziehen kann. Wem auch dies nicht genügt oder nicht hilft, der geht in die Sprechstunde eines Arztes, womöglich eines Professors oder Specialisten, den er für den richtigen Mann in seinem Falle hält, und holt sich dort seine Anweisung und Verschreibung — gegen Baar, also ebenfalls ohne weitere Verpflichtung und Verbindlichkeiten.

Ein anderer Theil des Publicums hat von der Ohnmacht der Aerzte gegen die Krankheit und von der Wichtigkeit der Hygiene so viel gehört, daß er nun mit einigen hygienischen Maßregeln (wie Offenhalten eines Fensters, Waschungen, Bädern u. dergl. m.) nicht nur alle Krankheiten fernhalten zu können glaubt, sondern auch dreist die wirklichen Krankheiten durch hygienische Maßregeln zu bekämpfen unternimmt. Auch an diesen theils schiefen, theils ganz falschen oder übertriebenen Vorstellungen sind hauptsächlich Aerzte selber schuld, die theilweise gewiß in guter Absicht, theilweise auch lediglich um sich einen Namen zu machen, um gekränkter Eitelkeit zu fröhnen, oder blos um des Erwerbes willen Belehrungen über Krankheiten geben, die ohne gründliches physiologisches und pathologisches Wissen gar nicht verstanden werden können. So segensreich gemeinfaßliche Belehrungen über die Bedingungen und Verhältnisse des normalen Lebens, über leibliche und geistige Erziehung zur Gesundheit und über die Erhaltung und Festigung der letzteren wirken können, so viel Schaden ist schon durch mißverstandene Lehren über Kranksein und Krankenbehandlung gestiftet worden.

Der Staat und die Gesellschaft haben das allergrößte Interesse daran, daß nicht allein der Kampf gegen allgemein wirkende Krankheitsursachen, z. B. gegen Verschlechterung des Ernährungszustandes großer Volksklassen, gegen Entstehung und Verbreitung gefährlicher Seuchen u. dergl. m., sondern auch der Kampf gegen Einzelkrankheiten mit den besten Mitteln des Wissens und Könnens geführt werde. Deshalb hat der Staat das Recht und die Pflicht, durch wissenschaftliche Institute, durch Studienordnungen und vor den Eintritt in die Praxis gesetzte Prüfungen dafür zu sorgen, daß wer sich dem ärztlichen Berufe widmen will, die Gelegenheit finde, sich die hierzu erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben und ordnungsmäßig nachzuweisen, daß er dies gethan habe. Ihm wird auch andererseits die Pflicht obliegen, darüber zu wachen, daß die Gesundheit unselbstständiger Personen nicht Unberufenen, d. h. solchen, die ihre Befähigung dazu nicht nachgewiesen haben, anvertraut werde: er wird also auch dafür zu sorgen haben, daß im Staatsdienste, von Gemeinden, Krankenverbänden, zur Leitung von Heilanstalten u. dgl. m. nur geprüfte Aerzte angestellt werden. Und endlich wird es auch in seinem Interesse liegen, die Ausbeutung gewissenloser Marktschreier, Geheimmittelfabrikanten u. dgl. m. nach Möglichkeit zu verhüten, dagegen auch den Armen und Hülfsbedürftigen direct oder indirect, durch Kreis- und Gemeinde-Armenärzte gute ärztliche Hülfe zugänglich zu machen.

Der Versuch, den Aerzten eine Art Beamtenstellung zu geben, ihnen bestimmte Wohnsitze und Wirkungskreise (mit Staatsgehalt) anzuweisen, hat nirgends befriedigende Ergebnisse geliefert und ist mit Recht überall aufgegeben worden. Das Verhältniß der Kranken zum Arzte beruht zu sehr auf Vertrauen, und andererseits ist der Arzt in seinen Leistungen zu wenig durch Vorgesetzte oder dgl. zu controliren, als daß hier eine Regelung anders als durch sittliche Motive und das berechtigte Streben nach Erwerb geschehen könnte. Der Kranke soll durch Vermögensrücksichten erinnert werden, den Arzt nicht mehr in Anspruch zu nehmen, als er seiner bedarf, und ihm für seine Bemühungen angemessene Gegenleistungen thun; der Arzt soll außer durch die sittlichen Triebe der Humanität, des Helfens, und der hierdurch, sowie durch das wissenschaftliche und praktische Vorwärtsstreben zu erzielenden Selbstbefriedigung auch durch den Erwerb angereizt werden, seinem Berufe mit voller Kraft zu leben.

Wenn die Gewerbeordnung des Deutschen Reiches die auf den Erwerb gerichtete Seite der ärztlichen Thätigkeit in ihren Rahmen aufgenommen hat, so war dies eine natürliche Reaction gegen jene nach allen Seiten hin unbefriedigende quasi-Beamtenstellung, welche den Aerzten die unbedingte Hülfeleistung für Jeden, der sie forderte, zur Pflicht machte, ihre Honorarforderungen an feste Taxen band, und ihnen dafür eine Art Zwangsrecht gab, indem jedem nicht Approbirten das Kuriren untersagt wurde, ein Zwangsrecht, das täglich und überall, offen und geheim durchbrochen wurde und von den Behörden, die es schützen sollten, nicht aufrecht erhalten werden konnte, noch wollte. Unter dem Einfluß dieser alten Satzungen waren die Anforderungen an Aerzte oft so maßlos, ihre Honorarforderungen so unsicher, und ihre Durchschnittseinnahmen so gering, daß durchgreifende Aenderungen sich als unabweisbar nothwendig herausgestellt hatten. In der Einfügung der ärztlichen Erwerbsthätigkeit in die Gewerbeordnung haben diese Aenderungen ihren gesetzlichen Ausdruck gefunden.

Freilich hindern diese Bestimmungen im Allgemeinen nebst denjenigen über die Prüfung und Concessionirung der Apotheker und den Verordnungen über den Verkauf von Arzneiwaaren und Heilmitteln, nicht, daß Strumpfwirker, Uhrmacher und andere Marktschreier ihre Heilkünste und Mittel öffentlich anpreisen und verkaufen, und das liebe Publicum läuft ihnen in Masse zu und zahlt ihnen leichtgläubiger Weise Summen, für welche es sich jederzeit die beste ärztliche Hülfe verschaffen könnte. Wer nur vermeidet, sich als Arzt oder mit einem Titel zu bezeichnen, der den Glauben erweckt, er sei eine geprüfte Medicinalperson, der kann „kuriren" so viel er Lust hat und so Viele ihm Gesundheit und Leben anvertrauen, und wer einmal gar zu groben Schaden anrichtet,

*

dem wird wohl gar noch als Entschuldigung angerechnet, daß er nicht wirklich Sachverständiger sei! Es wird eben Jedem überlassen, in Krankheitsfällen Hülfe zu suchen, wie er will, und selbst zuzusehen, daß ihm kein Schade geschieht. Die alten, übelberufenen Processe wegen Kurpfuschereien sind freilich damit aus der Welt geschafft, aber daß Unverständige nicht nur sich selbst, sondern oftmals ihren Kindern und anderen Angehörigen durch Pfuscher schweren Schaden zufügen lassen, ist unbestreitbar. Der Staat, bezw. die Gemeinde, hat aber nicht nur als allgemeiner Vormund der Unmündigen, sondern auch zur Abwendung künftiger Unterhaltungspflicht, z. B. bei augenkranken Kindern, die in Folge falscher Behandlung erblinden können, und als Wächter der öffentlichen Gesundheit bei gemeingefährlichen Krankheiten, ein Interesse daran, daß die gefahrdrohende Krankheit so früh wie möglich erkannt und am Ausbreiten verhindert werde, was doch nur durch wirkliche Aerzte sicher geschehen kann. Die ansteckenden Augenentzündungen und Ausschlagkrankheiten, die Typhen, Cholera u. s. w. geben ja Beispiele genug, daß von vereinzelten und leichten Fällen aus die bösartigsten Epidemien sich entwickelt haben, die durch rechtzeitiges Einschreiten gewiß zu verhüten gewesen wären.

Es ist wunderbar, daß den Aerzten, wenn sie auf solche Schäden hinweisen, nicht nur von berufsmäßigen Kurpfuschern und Geheimmittelhändlern, sondern auch von Gesetzgebern und Staatsmännern entgegengeworfen wird, sie ließen sich ihre Forderungen von gewerblichem Eigennutz dictiren, und der Aufhebung der Zwangspflicht zu ärztlicher Hülfe müsse die Kurirfreiheit als Gegengewicht dienen! Ersteres entspricht jener Logik (mit Erlaubniß zu sagen!), welche die Aerzte anklagte, nur deshalb für den Impfzwang einzutreten, weil sie die Impfgebühren einstecken wollten. Als ob nicht die Aerzte jedenfalls größere Einnahmen haben würden, wenn man den Pocken und allen andern Krankheiten von Staatswegen freien Lauf und ungehinderte Ausbreitung gestattete, und als ob nicht die Aerzte durch ihr selbstloses Eintreten für die öffentliche und private Gesundheitspflege, durch die opfer- und mühevolle Verbreitung hygieinischer Grundsätze und Praxis sich gegen solche frivole und nichtsnutzige Verleumdung gesichert sehen müßten!

Der Desorganisation des ärztlichen Standes, welche an die Stelle eines durch wissenschaftliche Bildung und allgemein anerkannte Berufspflichten noch einigermaßen zusammen- und hochgehaltenen Berufsstandes lediglich gewerbsmäßige Concurrenten setzt, haben die deutschen Aerzte durch genossenschaftliche Organisationen ein Gegengewicht entgegen zu setzen gesucht. Neben der Hebung der Wissenschaftlichkeit und der Collegialität, und praktischen Einrichtungen zur Unterstützung hülfsbedürftiger Aerzte und Hinterlassener von Aerzten, haben sie von vornherein und vorzugsweise den Dienst der öffentlichen Gesundheitspflege ins Auge gefaßt und theoretisch und praktisch freiwillige Mitarbeiterschaft geleistet. Die Verhandlungen der einzelnen Aerztevereine, der allgemeinen Deutschen Aerztetage, der hygienischen Orts- und Provinzialvereine und des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, in denen doch auch Aerzte die vorzüglichsten Anreger und Arbeiter sind, haben vollgültige Zeugnisse dafür abgelegt. Dabei hat sich aber auch deutlich herausgestellt, daß ohne kräftige Mitwirkung des Staates unter Benutzung der sich freiwillig bietenden organisirten Arbeitskräfte wirklich Positives von Bedeutung für das Gemeinwohl sich wenig schaffen läßt.

Andererseits ist auch das klar geworden, daß der Staat durch seine Beamten allein, auch wenn er in der Lage wäre, die Zahl der Medicinalbeamten wesentlich zu vergrößern und wirkliche Gesundheitsbeamte daraus zu machen, doch nur einem kleinen Theile der vielfältigen und durch das enorme Wachsthum des Verkehrs- und Erwerbslebens immer mannichfaltigeren Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege gerecht werden kann, wenn er sich nicht die Mitarbeiterschaft der freien, nicht angestellten Aerzte zu Nutze macht.

Die Gemeinden und der Staat werden in der Armenpflege, in der Sorge für die fremder Pflege anvertrauten Kinder, in der Schulhygiene, in der Bekämpfung der Gewerbekrankheiten, der ansteckenden und gemeingefährlichen Krankheiten u. s. w. nicht wesentlich vorwärts kommen, wenn sie nicht die Hülfe der Einzelärzte gegen die Ursachen und Anfänge der Krankheiten systematisch in Anspruch nehmen und ihnen eine geordnete Mitwirkung zu solchen Zielen bieten. Die Einzelerfahrungen der Aerzte zu sammeln, ihre Ansichten durch gegenseitige Mittheilungen zu bereichern und zu klären und darauf Vorschläge zu wirksamen Maßregeln zu gründen, dazu können nicht Medicinalbeamte genügen, auch wenn sie nicht wie unsere Physiker hauptsächlich durch Privatthätigkeit in Anspruch genommen wären und nicht den anderen Aerzten als Concurrenten gegenüberständen, sondern nur Organisationen der Aerzte selber. Bayern, Sachsen, Baden, Württemberg, Hessen u. a. m. besitzen bereits solche Organisationen in der Gestalt von ärztlichen Bezirks-, Kreis-, Provinzialvereinen, aus welchen Centralausschüsse hervorgehen, die mit den höchsten Medicinal- und Regierungsbehörden in amtlicher Verbindung stehen und ihre Wünsche und Vorschläge auf geeignete Art zu Gehör bringen können. Die Aeußerungen des preußischen Cultusministers im letzten Landtage lassen hoffen, daß Preußen — und dann wohl auch das Deutsche Reich — in nicht zu ferner Zeit diesen fruchtbringenden Beispielen folgen wird, die schon den thatsächlichen Beweis geliefert haben, daß sich auch auf dem Boden der gegenwärtigen Gesetzgebung die für die öffentliche Gesundheitspflege so höchst wünschenswerthe Organisation des Medicinalwesens schaffen läßt.

Die Aerztevereine sind inzwischen rüstig daran, durch freiwillige Organisationen diesem öffentlichen Bedürfniß entgegenzukommen, und der am 30. Juni in Berlin zusammentretende X. Deutsche Aerztetag, d. h. die Versammlung von Abgeordneten der Deutschen Aerztevereine, hat als Hauptgegenstand die Berathung der Grundzüge einer Deutschen Aerzteordnung auf Grund von Beschlüssen der früheren Aerztetage. Die meisten Vereine und Verbände von solchen besitzen bereits mehr oder weniger ausgearbeitete Standesordnungen, durch welche das Verhältniß der Aerzte unter einander und zu ihren Patienten so geregelt wird, daß überall das collegiale Bestreben, gemeinschaftlich zu nützen, an die Stelle des Concurrenzstreites und Brodneides zu setzen gesucht wird. Ehrenräthe und Ehrengerichte wachen über diesen Ordnungen und werden auch darüber wachen, daß mit der aufgehobenen Zwangspflicht nicht die humane Verpflichtung zur ärztlichen Hülfeleistung aus den Augen gesetzt werde, wenn schon sie, wie die Erfahrung lehrt, nur ausnahmsweise das lebendige Beispiel der führenden Collegen (um einen kurzen Ausdruck zu gebrauchen) zu unterstützen nöthig haben.

Je mehr diese im edelsten Sinne humanen und gemeinnützigen Bestrebungen der Aerzte bekannt werden und auch die staatliche Anerkennung und Förderung finden, die sie verdienen, desto mehr wird es auch allgemein anerkannt werden, daß die Aerzte nicht nur dem Staate und den Gemeinden, sondern auch, und zwar ganz vorzugsweise, den Familien und dem Einzelnen nicht als gewerbsmäßige Receptschreiber und Operateure gegenüber, sondern als Gesundheitsräthe und helfende Freunde zur Seite stehen sollen und wollen, und daß der für die öffentliche Gesundheitspflege allgemein anerkannte Grundsatz, den Ursachen und Anfängen der Krankheit nachzuspüren und zu widerstehen, für die privaten Beziehungen zwischen Aerzten und Publicum nicht mindere Gültigkeit beanspruchen darf. Wenn der Arzt wieder in die Vertrauensstellung des Hausarztes tritt, dann erst kann den Krankheiten mit der richtigen Prophylaxis, d. h. mit wirksamen Verhütungsmaßregeln, vorgebaut und mit der richtigen Behandlung, in welcher diätetische und hygienische Maßregeln sicher die Hauptrolle spielen, entgegengetreten werden, dann wird auch endlich für Specialisten die richtige Stellung gefunden sein, indem sie mit ihrem speciellen Wissen und Können dem Hausarzte, welcher den Gesammtzustand kennt und überwacht, zu Hülfe kommen.

Dabei werden sich Aerzte und Kranke, öffentliche und private Gesundheitspflege besser stehen als bei dem jetzigen zerfahrenen Zustande.

Literatur und Kunst.

Lebensblätter.

Unsterblichkeit.

Manche Seele macht uns schauern,
Hofft sie — ewig fortzudauern. —
Ewig bleibt, was klug und gut!
Daß aus Herzen, längst vermodert,
Heut' noch eine Flamme lodert,
Ist Unsterblichkeit genug!
Nimmt's auch nicht des Ruhmes Flug,
Ewig wirkt das Edle, Weise,
Das ein Mensch auch noch so leise
Ueber diese Erde trug.

Rache.

Nicht fröhn' der Rache Leidenschaft!
Erst wenn Du sie vermieden,
Vollbringen sie mit größ'rer Kraft
Für Dich die Enmeniden.

Dichtung.

Der Reim ist bald gefunden —
Als Dichtung nur behagt,
Was Jedermann empfunden
Und Niemand noch gesagt.

Außen und Innen.

Nicht wirklich Sonne hat der Frühling,
Nicht wirklich Sterne hat die Nacht;
Dein Aug' ist's selbst, das Dir als Sonne,
Das Dir als Stern entgegenlacht.

Wenn Dich des Dichters Herz erschüttert,
Wenn Dich erhebt des Denkers Art,
Dein Herz ist's selbst, Dein eig'nes Sinnen,
Was sich so süß Dir offenbart.

Weltgericht.

Nimmer halten die Gerechten
Dieser Erde für den Schlechten
Das Verdammungswort zurück,
Hat der Schlechte nur — kein Glück.

Lebensschönheit.

Im Brand zerschmolzen Farben,
Daß Viele schön ihn fanden,
Nicht Jene, die drin starben,
Nur wir, die schauend standen.

Schön wär' des Lebens Grauen,
Draus bunter Glanz stets tauchte,
Wenn man es nur zu schauen,
Nicht drin zu leben brauchte.

Schmerz.

Noch Gewinn:
Wird durch Schmerz
Hoch der Sinn,
Fest das Herz.

Hieronymus Lorm.

Norwegische Götter-Geschichtsklitterung.

Von Ludwig Laistner.

Daß zwischen der Geschichte des Königs David und dem Leben des h. Gangolf Berührungspunkte vorhanden sind, welche einer Verschmelzung beider günstig sein mußten, leuchtet jedem Unbefangenen ein. David hatte eine Frau, die ihn verspottete, als er vor der Bundeslade einhertanzte und harfte; Gangolfs Frau spottete über die Wunder, die ihr Gatte wirkte. Ferner: Dem Amasius von Gangolfs ungetreuem Weibe ließ der rächende Himmel die Eingeweide aus dem Leibe fallen und bereitete so dem Verräther das Ende des Judas; in Davids Geschichte aber kommt ein Amasa vor, der gleichfalls die Eingeweide auf die Erde schüttete, nachdem ihnen Joabs Schwert einen Ausgang eröffnet hatte. Der Gleichklang zwischen Amasa und Amasius liegt auf der Hand.

Und nun: David-Gangolf zusammen haben die Anregung zum Baldermythus gegeben. Vergegenwärtigen wir uns die Grundzüge des letzteren nach Saxo Grammaticus. Balder erblickt Nanna, die Ziehschwester und nachmalige Frau Hödhs, im Bade und entbrennt in solcher Liebe zu ihr, daß er erkrankt, als sie ihm versagt wird. Er fängt einen Krieg mit Hödh an. Nach einem siegreichen Treffen läßt er für sein dürstendes Heer eine Quelle aus dem Boden springen. Der mehrmals überwundene Hödh fällt einst in der Nacht den ahnungslosen Balder an und verwundet ihn in der Hüfte. Diesem erscheint in der nächsten Nacht Hel, die Göttin der Unterwelt, und verkündet ihm, er werde am folgenden Tage in ihren Armen ruhen. In der That starb er am dritten Tage nach seiner Verwundung. — Wir stellen einfach die entsprechenden Züge daneben. David sieht Bathseba im Bade und entbrennt in heftiger Liebe zu ihr. Nicht David selbst, wohl aber sein Sohn Amnon magerte ab und legte sich für krank zu Bette, als er sich in Absaloms Schwester Thamar verliebt hatte und „es ihm dauchte schwer sein, daß er ihr etwas sollte thun". Daß David mehr als einen Krieg führte, ist bekannt. Nach einem siegreichen Feldzuge läßt Gangolf (denn von ihm sind nun die folgenden Züge entlehnt) einen wunderbaren Quell aus dem Boden springen. Einst in der Nacht überfällt ihn sein Nebenbuhler und verwundet ihn in der Hüfte. An seinem Schmerzenslager erscheinen Engel und sagen ihm an, er werde in kurzem zum Himmel eingehen. Bald danach stirbt er.

Die Aehnlichkeiten sind schlagend. Man erwäge noch Folgendes. Nach der Edda erfreute sich Balder allgemeiner Beliebtheit; von Gangolf rühmt Hrosvitha: omnibus hic carus exstitit et placidus. Balder hat einen lichten Leib, weiße Hautfarbe; von Gangolfs weißen Händen berichtet uns Hrosvitha. Wenn sie Gangolfs Mörder durch den Teufel zu seiner That anstiften läßt, so entspricht dem, daß nach Saxo der böse Rath von dämonischen Waldfrauen ausgeht, nach der Edda von dem argen Loki. — —

Eine phantastische Götter-Geschichtsklitterung! wird der Leser hier ausrufen. Wir wurden zu diesem Versuche begeistert durch die Fortsetzung der Bugge'schen Untersuchungen über den Ursprung der nordischen Götter- und Heldensage.*) Endlich ist das zweite Heft dieser „Studier" erschienen und ohne Zweifel wird nun auch bald die deutsche Uebersetzung nachfolgen. Auch diese neue Lieferung, obwohl sie das Werk bis S. 288 fortführt, bringt den Baldermythus nicht zum Abschluß; doch in der Hauptsache ist er augenscheinlich erledigt, und wer sich auf Grund des vorliegenden Materials ein Urtheil bildet, wird kaum der Uebereilung geziehen werden können, weil er die letzten Bogen nicht abgewartet habe.

Die Methode Bugges hat etwas ungemein Bestechendes. Um jedoch dem Leser nicht den Genuß dieser streng geschlossenen Beweisführung zu verkümmern, verzichten wir darauf, sie durch Auszüge anschaulich zu machen, bieten ihm jedoch zum Ersatz

*) Sophus Bugge, Studier over de nordiske Gude- og Heldesagns Oprindelse. Christiania 1881.

den bescheidenen Versuch obiger Nachahmung, die vielleicht nicht ohne Verdienst sein möchte. Nach Bugge soll der Baldermythus durch Verschmelzung von Christi Leidensgeschichte mit der Trojamythe entstanden sein, wobei im Einzelnen noch allerhand sonstige Kreuzungen stattgefunden hätten: Balder sei Achilles + Christus, in Hödh hätten wir Paris + Priamus + Longinus, in Nanna eine Mischung aus Oenone, Helena, Polyxena u. s. f. Allein man würde die Tragweite der Methode unterschätzen, wenn man diese Combinationen für die einzig möglichen hielte.

Wenn es denn einmal unvermeidlich und im Rathe der Götter beschlossen war, daß dieser Kelch nicht sollte an uns vorübergehen, so sagen wir ihnen Dank, daß sie uns denselben wenigstens durch einen Mann wie Bugge kredenzen ließen. Der Scharfsinn, die Spürkraft, Combinationsgabe und Gelehrsamkeit, die er auf andern Gebieten der Forschung so glänzend bewährt hat, müßten auch dieser seiner mythologischen Arbeit bedeutsame Ergebnisse verbürgen, wäre überhaupt einem falschen Grundgedanken auch mit dem tüchtigsten wissenschaftlichen Rüstzeug irgendwie aufzuhelfen. Wenn, so folgert Bugge, eine Reihe von Zügen einer einzelnen nordischen Sage Aehnlichkeit verräth mit solchen, die in einem griechischen Sagenkreis begegnen, so setzt das Kenntniß dieses griechischen Sagenkreises voraus. Man müßte ihm wohl Recht geben, wenn die in Vergleich gezogenen Vorstellungen so unerhörter und besonderer Art wären, daß sie schlechterdings nur auf griechischem Boden sich (nicht etwa blos nachweisen, sondern) denken ließen. Aber ist denn nie und nirgend in der Welt, in der poetischen und in der wirklichen, um ein Weib Mord und Todtschlag entstanden, daß es auf die Frage où est la femme? nur den einen Hinweis auf die schöne Helena gäbe? daß wir es für belanglos halten müßten, wenn die angebliche Nachbildung von dem ganzen trojanischen Krieg auch nicht den Schimmer einer Reminiscenz bewahrt hat? Mußten die Nordleute bei den Griechen in die Schule gehn, um zu lernen, daß es einem mit mancherlei Vorzügen Leibes und der Seelen ausgestatteten Jünglinge bei einer Jungfrau keinen Schaden bringt, wenn er sich auf Saitenspiel versteht? Und so weiter durch die ganze Liste der Aehnlichkeiten, die Bugge aufstellt. Ja, wenn nur wenigstens hüben und drüben die Reihenfolge der Ereignisse und die Identität der Personen gewahrt würde, dann könnten die Parallelen plausibel erscheinen. Aber was ist mit Zusammenstellungen anzufangen wie diese? Dem schwer verwundeten Balder erscheint die Göttin der Unterwelt, ihm seinen baldigen Tod anzukünden; dem völlig gesunden Achill, der eben den Hektor erschlagen hat, erscheint der Schatten des Patroklus und bittet um Bestattung seiner Leiche, wobei er beiläufig erwähnt, daß auch Achill in diesem Kriege sterben werde. Oder: Hödh schleicht auf Kundschaft in Balders Lager und verläßt es wieder, um drei Jungfrauen nachzugehn, die er aus Balders Zelte treten sieht; in ihrer Wohnung angekommen gibt er sich für einen Spielmann aus, worauf man ihm zur Prüfung eine Harfe reicht und ihm dann Macht über seinen Gegner gibt. Dem Hödh entspricht nach Bugge Paris; aber nicht dieser schleicht sich ins feindliche Lager, sondern der alte Priamus und zwar als Harfenspieler verkleidet, er läuft keinen geheimnißvollen Jungfrauen nach, sondern dringt in das Zelt des Achilles-Balder, das Ende ist ein Freundschaftsbund beider Gegner. Noch ein Beispiel: Balder sieht Nanna im Bade und verliebt sich so in sie, daß er siech wird und sich muß im Wagen fahren lassen ähnlich wie der altersmatte Harald Hildetand in der Bravallaschlacht. Achilles sieht zwar kein Weib im Bade, dafür aber ist auch diejenige, die ihm Liebesqualen bereitet, gar nicht die nämliche, welche sonst der Nanna entsprechen soll, sie ist weder Helena noch Oenone, sondern Polyxena, und der Wagen, worin Achill fährt, ist kein Kranken-, sondern ein Kriegswagen. Solche Kleinigkeiten haben aber garnichts zu sagen: je oberflächlicher die Aehnlichkeit der verglichenen Züge ist, desto glänzender bewährt sich die Selbstständigkeit der nordischen Dichter in der Wiedergabe des Ueberkommenen: so oft Bugge ihnen (und uns) eine recht starke Zumuthung gemacht hat, bricht er in Lobeserhebungen ihres originalen Schöpfergeistes aus. Recht klar wird übrigens das Verhältniß der Nachbildner zu ihrer Vorlage nicht: bald wird die kühne Umgestaltung gepriesen, bald heißt es, der ursprüngliche Zusammenhang sei total vergessen. Wie ein wüster Trümmerhaufe liegen die homerischen Motive durcheinander, und die nordische „Bearbeitung" greift willkürlich bald dies bald jenes heraus, um eine Geschichte auszuschmücken, deren Grundzüge mit der alten Trojasage blutwenig zu schaffen haben. Und nun erst die Quellen! Was der Homerus latinus nicht enthält, das findet sich wenigstens im griechischen Text, was Homer nicht kennt, berichten Dictys und Dares oder Galfrid von Monmouth oder Konrad von Würzburg oder ein vatikanischer Mythograph oder dieser und jener, ein Früher oder Später. Die Homerforschung muß bei den irischen und angelsächsischen Mönchen auf einer erstaunlichen Höhe gestanden sein, wenn sie in der Lage waren, all den gelehrten Kleinkram ihren heidnischen Zuhörern zu serviren.

Aehnlichkeiten zwischen Balder und Achilles sind schon vor Bugge gefunden worden. Daß sie auf literarischem Wege sich nicht erklären lassen, hat Bugge, freilich sehr wider Willen, unwiderleglich dargethan; denn könnte irgendwer einen solchen Zusammenhang erweisen, so wäre gerade er der Mann dazu gewesen. Eine Ironie des Schicksals hat gewollt, daß er selber am lautesten gegen sich zeugen muß. Unter sämmtlichen Parallelen, die er aufstellt, ist vielleicht keine, die so viel Schein hätte als die zwischen Hermes und Hermod: wie Hermes von Zeus gesandt in die Unterwelt zieht, weil Demeter um ihre dorthin entführte Tochter jammert, die er dann neben Pluto sitzend findet, so macht sich Hermod auf, von Odhin ausgerüstet, um der trauernden Frigg ihren Sohn Balder zurückzuholen und findet ihn neben Hel sitzend. Aber gerade bei diesem Stücke muß Bugge zugeben, ein literarischer, oder wie er sagt historischer, Zusammenhang sei undenkbar, da die hellenische Sage uns nur auf griechisch und blos in einer einzigen Handschrift überliefert ist, und so bescheidet er sich denn „med Styrke" hervorzuheben, daß die ganze Erzählung von Hermods Höllenfahrt eine „vollständig originale Schöpfung" der Nordleute sei. Man sollte meinen, wenn die Originalität der Skandinavier in diesem Fall zur Erklärung ausreicht, so müßte sie es auch bei den andern Stücken; oder umgekehrt: wenn die übrigen Aehnlichkeiten nothwendig auf literarischen Zusammenhang hinführen, so dürfte man bei dieser auffallendsten von allen auf dieselbe Annahme nicht um des zufälligen Umstandes willen verzichten, daß die Mittelglieder sich nicht nachweisen lassen. Was hat denn die Unauffindbarkeit von ein paar Membranen zu sagen im Vergleich mit der abenteuerlichen Vorstellung, daß heidnische Seefahrer und Seeräuber aus den Klöstern des Westens alte Geschichten mit Scholien verbrämt als Beutestücke davonschleppen, die sie dann zu Hause so verworren oder so originell wiedergeben, daß sie aussehn wie zusammengestückelt aus biblischen Historien und Heiligenlegenden? Ja, wenn es einmal an dem ist, daß auf die Mittelglieder so viel ankommt, dann wäre wohl der Wunsch nicht ganz unberechtigt nach einem einzigen Pergamentstreifen, nicht mehr als fingerbreit, der uns aber die Gewähr gäbe, daß wirklich jene alten Dänen oder Isländer die Namen Paris, Helena, Achill, Lucifer gekannt haben.

Man sieht: ein förmliches credo; das quia absurdum fehlt nicht. Und diesem Glauben gibt sich die ratio des Philologen gefangen. In dem bekannten Merseburger Zauberspruche von Balders Fohlen wird das Wort „Balder" von Bugge als eine Bezeichnung Wodans aufgefaßt, weil — im Altenglischen bealdor der Herr heißt; daß ein hochdeutsches „Balder" in diesem Sinne nie und nirgend begegnet, wird gar nicht in Anschlag gebracht, wohl aber auf Grund dieser bedenklichen Auslegung der Schluß gewagt, schon vor dem angeblichen Eindringen der antiken und christlichen Vorstellungen sei das Wort als Appellativ für die obersten Götter gebraucht worden, und zwar — im Norden. Wie jedoch die dänische Sage dazu kam, diesen Namen der höchsten Götter gerade auf Achilles zu übertragen, darauf bekennt der sonst so auskunftreiche Erklärer uns die Antwort schuldig bleiben zu müssen. Bei der isländischen Fassung freilich, deren

Balder eine Nachbildung Christi sein soll, hätte die Sache keine Schwierigkeit; aber auch sie hatte ja den Namen schon vor dem behaupteten christlichen Einfluß, weil zugestandener Maßen ihre ursprüngliche Gestalt identisch mit der dänischen war. Ein wundersames Verhältniß! Eine griechische Heldensage wird in eine nordische umgewandelt und diese in einen Göttermythus von augenscheinlich centraler Stellung im religiösen Glauben, und das Alles in einem Zeitraum von etwa hundert Jahren. Bugge hebt als Beweis für die griechische Herkunft des dänischen Balder seinen weichlichen Charakter hervor; dieser liebesieche Held sei kein Nordländer. Aber woher in aller Welt kam dann den Isländern der Einfall, gerade auf diesen Siechling die Attribute des christlichen Erlösers zu häufen und ihn mit einem Glanze zu umgeben, der ihn zur liebenswürdigsten Gestalt des nordischen Götterkreises macht? Das Verhältniß zwischen der Ueberlieferung der Edda und der bei Saxo enthält ja manches Räthselhafte, das zum Theil auf christlichen Einfluß zurückgeht; nur muß man diese christliche Einwirkung anderswo suchen als Bugge thut. Die Gehässigkeit des christlichen Dänen Saxo ist in seiner Schilderung Balders so deutlich zu spüren, daß wir die weibischen Züge getrost aus dem Bilde streichen dürfen; die griechische Aehnlichkeit wird dadurch freilich um ebenso viel geringer. Aber die christliche in der Edda? Sie ist längst vor Bugge auffallend gefunden worden, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß ein wetteiferndes Bemühen des Heidenthums dem sterbenden Gotte der Christen einen ähnlichen entgegenhalten wollte, daß also der isländische Baldermythus zu den jüngsten Entwicklungen der nordischen Mythologie gehört. Allein die nächstliegende Annahme ist doch die, daß das Heidenthum diese umgebildete, aufgehöhte Göttergestalt aus eigenen Mitteln auszustatten trachtete, nicht mit Lappen behängte, die dem Gegner entwendet waren, ganz abgesehen davon, daß diese Entlehnung wieder durch eine ebenso abenteuerliche literarische Vermittlung soll stattgefunden haben wie die Aneignung der Trojasage. Was soll man sich dabei denken, daß die irischen Mönche, statt ihren heidnischen Zuhörern schlecht und recht das Wort vom Kreuz zu verkünden, ihnen alles mögliche apokryphe Zeug aufgehängt hätten? Es ist für so manchen Zug im Bilde des nordischen Donnergottes das Gegenstück im alten Indien aufgezeigt worden, daß wir die nämliche Urverwandtschaft mit indischen Vorstellungen auch beim Baldermythus möglich finden dürfen. Die indische Erzählung von Vritras, dem die Götter schwören, ihn mit keinem so oder so benannten Dinge zu tödten, und der dann mittelst eines Gegenstandes erschlagen wird, welcher bei der Eidabnahme außer Acht gelassen war, enthält die Grundzüge der berühmten eddischen Scene so deutlich, daß man sie nicht einfach ignoriren darf. Aber mögen selbst Einzelheiten in der isländischen Darstellung wirklich christlichen Ursprung haben, so sind das eben Einzelheiten; alle Grenzen des Wahrscheinlichen jedoch übersteigt es, wenn z. B. eine ganze Gestalt wie Loki für einen Abklatsch des Lucifer ausgegeben wird.

Des Näheren auf all diese Dinge einzugehen ist hier der Ort nicht. Das Gute wird das Bugge'sche Buch hoffentlich haben, daß es ausführliche Widerlegungen hervorrufen wird. Es sind Spuren vorhanden, daß wir es in der Baldersage mit einem Dioskurenmythus zu thun haben; möge der Entdecker derselben die längst versprochene genauere Darlegung bei diesem Anlaß veröffentlichen. Ob Jemand es der Mühe werth finden mag, die oben angeführten Aehnlichkeiten der Gangolfslegende heranzuziehen, muß abgewartet werden. Unmöglich wäre es nicht, daß hinter diesem wunderlichen burgundischen Heiligen eine mythische Gestalt stäke, von welcher die Burgunder schon an den Gestaden der Ostsee erzählt hätten lang vor der Zeit, da nach Bugge die Umwandlung von Achill in Balder soll stattgefunden haben. Sollte er aber auch zu nichts weiter zu gebrauchen sein, als zu dem obigen Versuch, die Bugge'sche Methode ad absurdum zu führen, so lohnte es sich schon ihn anzurufen.

Wir würden die Achtung zu verletzen glauben, welche wir einem Manne wie Bugge schuldig sind, wollten wir nun zum Schlusse noch mit einem Lobe seiner Gelehrsamkeit, mit einer Anerkennung dieser oder jener Einzelheit oder Zwischenerörterung anrücken. Wir haben es nicht mit des Verfassers Qualitäten, sondern mit seinem Buche zu thun, nicht mit der Technik dieses Buches, sondern mit dessen Idee und Endabsicht. Und eben sie müssen wir verwerfen, den Grundgedanken als eine großartige Verirrung bezeichnen. Similia similibus cognoscuntur; aber im ganzen Buche haben wir keine Spur eines dem Gegenstande congenialen Sinnes entdecken können. Rastlos klirrt der philologische Spaten, doch was er umwühlt ist Sand, und was er findet sind Regenwürmer. Pergament ist ja unerläßlich bei der Erläuterung dieser uralten Denkmäler; aber sein Knistern ersetzt das Rauschen jenes Quells nicht, ohne welchen ein dichterisches Werk so wenig verstanden wird als zu Stande kommt. Saxo erzählt von Schatzgräbern, welche den angeblichen Grabhügel Balders erbrochen hätten, aber durch hervorstürzende Wasserbäche verscheucht worden seien. Gewiß aber sei, meint er, daß diese Bäche bloßes Blendwerk, nicht lebendiges Wasser gewesen; denn solches lasse die Natur nimmermehr aus dürrem Erdreich fließen.

Ueber socialpolitische Reformbestrebungen in England.

Franz von Holtzendorff hat kürzlich unter dem Titel „Schottische Reiseskizzen"*) ein Buch veröffentlicht, welches höchst interessante und auch für Deutschland sehr beherzigenswerthe Mittheilungen über die socialpolitischen, bezw. volkswirthschaftlichen Reformbestrebungen in England enthält. Es ist in einem leichten und pikanten Stil geschrieben, der ebensowenig wie der bescheidene Titel den zum großen Theil schwer wiegenden Inhalt ahnen läßt. Derselbe besteht wesentlich in gedrängten Berichten über die Verhandlungen des alljährlich nach Schluß der Parlamentssitzungen zusammentretenden „Nationalvereins zur Beförderung der Gesellschaftswissenschaft" (National Association for the promotion of social science), sowie in Bemerkungen über den Inhalt der sich über verschiedene Gebiete verbreitenden Vorträge, welche die Sitzungstage ausfüllten, mit besonderer Berücksichtigung der analogen Zustände auf dem Continent. Der Verfasser hatte von dem Vorsitzenden des damals in Edinburgh tagenden Congresses und dem schottischen Lordadvocat eine Einladung zur Theilnahme an den Verhandlungen erhalten, welcher er nicht nur aus alter Vorliebe für englisches Leben, sondern auch deshalb folgte, weil, wie er sich ausdrückt, man nirgendwo besser als in England begreift, daß „nicht Alles, was zu wissen nützlich ist, auf den Schulbänken, in den Hörsälen oder aus den Büchern angeeignet werden kann".

Was zunächst das Interesse des Lesers in hohem Grade erregt, ist die Organisation des genannten Vereins selbst, der nur durch seine durchaus praktische Tendenz einen so außerordentlichen Einfluß nicht nur auf das öffentliche Leben überhaupt, sondern auch auf die maßgebenden administrativen Kreise gewinnen konnte, daß der Verfasser ihn geradezu als ein „praktisches Vorparlament" zu bezeichnen sich versucht fühlt. Es finden sich deshalb innerhalb der Gesellschaft so ziemlich alle Klassen der Bevölkerung vertreten, denn in irgend einer Beziehung muß jeder ein praktisches Interesse an der Wirksamkeit der Gesellschaft nehmen, weil sie eben keine Sphäre des öffentlichen Lebens ausschließt. In erster Linie steht die Aristokratie. Den ersten Jahresversammlungen präsidirte Lord Brougham, welchem Männer wie Lord John Russel, der Graf von Shaftesbury, der Herzog von Northumberland, Lord Napier, der Marquis von Huntley u. s. f. folgten. Auch Parlamentsmitglieder sind zahlreich als Mitglieder betheiligt; ebensowenig fehlt es an Geistlichen aller Bekenntnisse und Sekten; gelegentlich sind sogar der Islam und der Brahmanismus vertreten; endlich stellen Gentry und Selfgovernement einen Theil

*) „Schottische Reiseskizzen" von Franz von Holtzendorff. Breslau 1882, Druck und Verlag von S. Schottländer.

ihrer besten Kräfte dem Verein zur Verfügung. Und nicht nur das männliche Geschlecht zeigt eine rege Theilnahme, auch an Frauen ist kein Mangel. Ein Viertel der angemeldeten Mitglieder gehörten, nach des Verfassers Schätzung, dem weiblichen Geschlecht an, darunter mehrere, von denen, weil sie über einen reichen Schatz von Erfahrungen verfügen, sich Männer gern belehren lassen.

Daß diese Betheiligung der Frauen für die allgemeinen Reformbestrebungen nicht unterschätzt werden darf, geht namentlich aus den Verhandlungen des vierten Sitzungstages des Congresses hervor, die hier auch deshalb des Näheren erwähnt werden mögen, weil sie als Beispiel für die Art und Weise dienen können, welche die Thätigkeit des Nationalvereins charakterisirt. Den Kern derselben bildete nämlich ein Vortrag des Dr. Beddoe „über öffentliche Gesundheitspflege", ein Thema, welches in England nächst dem des Erziehungswesens gegenwärtig im Vordergrund des öffentlichen Interesses steht. Der Verfasser bemerkt, daß, obgleich ohne Zweifel die theoretische Forschung in den Kreisen der deutschen Naturforscher und Aerzte nicht weniger als in andern Ländern thätig ist, dennoch in England mehr für die Verbesserung der allgemeinen Gesundheitsverhältnisse geschehe, weil der Theoretiker mit seinen Mitteln in diesem Punkte nur einen kleinen Theil der gestellten Aufgabe zu lösen vermöge. Es bedürfe hierzu vor allen Dingen einer vom Staat und den Gemeinden sorgfältig gepflegten Statistik, streng durchgeführter Meldepflichten und einer fachverständigen Leichenschau. Dazu tritt die schwierige verwaltungsrechtliche Aufgabe, ein geeignetes Beamtenpersonal für die Zwecke der öffentlichen Gesundheitspflege zu organisiren und die richtige Grenzlinie zu ziehen zwischen der Obsorge des Staates, der Aufgabe der Gemeinde und der Verantwortlichkeit des Einzelnen. Aber auch die beste Gesetzgebung werde auf diesem Gebiet scheitern, wenn sie nicht von der öffentlichen Meinung, dem öffentlichen Verständniß und dem bürgerlichen Gemeinsinn getragen wird. Der Schwerpunkt der Praxis liegt hier durchaus in der lebendigen Antheilnahme Aller, namentlich in der verständnißvollen Betheiligung der Familien, und hier wieder vornehmlich in der Mitwirkung der Frauen, denen die entscheidende Rolle zufällt, außer der praktischen Krankenpflege auch die prophylaktische Thätigkeit auszuüben, das Haus zu hüten, für Lüftung der Zimmer zu sorgen, die Reinlichkeit aufrecht zu erhalten, die Kinder zu gewöhnen und vor Ansteckung zu bewahren. Der Redner bezeichnete die Frauen in dieser Beziehung als „die ersten Gesundheitsbeamten im Familienhaushalt des modernen Staats", oder doch als berufen, es zu werden, wo sie es noch nicht geworden sind.

Der Verfasser erwähnt der besonders großen Anzahl von Frauen, welche gerade dieser Sitzung beiwohnten, als eines Beweises dafür, daß das Verständniß der in der öffentlichen Hygiene gestellten Aufgabe weit verbreitet ist. Auf die segensreiche Wirksamkeit der Ladies' Sanitary Association ist wiederholentlich in Deutschland hingewiesen worden, ohne daß es bisher gelungen wäre, das Interesse der deutschen Frauen in dem wünschenswerthen Maße anzuregen. Auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege vornehmlich bestraft sich jene engherzige Auffassung, welche, mit Eigennutz gepaart, die höheren Bildungsbestrebungen des weiblichen Geschlechts mit Mißtrauen begleitet, sowie jener auch in ärztlichen Kreisen gelegentlich hervortretende Kastengeist, der Alles mit sachverständigen Kräften bewältigen will, ohne den Werth des Laienthums zu begreifen, der in der Gesundheitspflege mindestens ebenso wichtig ist, wie auf dem Boden der Selbstverwaltung und der Strafrechtspflege. Wenn man — bemerkt der Verfasser — einmal erkannt hat, daß diese Lebensfrage der modernen Gesellschaft mit allen Mitteln ergriffen werden muß und das oft citirte Wort mens sana in corpore sano auch auf die Gesellschaft Anwendung findet, d. h. daß gesundes Volksleben nur in einem gesunden Volksleibe möglich ist, so muß auch der Volkserziehung eine Richtung auf die öffentliche Gesundheitspflege dadurch gegeben werden, daß die Fähigkeit des richtigen Beobachtens, des genauen Sehens der Thatsachen durch naturwissenschaftlichen Unterricht in höherem Maße, als bisher geschieht und anerkannt ist, einer Ausbildung bedarf. — Dr. Beddoe benutzte die ihm gebotene Gelegenheit, unter Verzichtleistung auf den Glorienschein des Fachgelehrten, zu dem Zwecke, eine Reihe besonders wichtiger Punkte zur Kenntniß des großen Publicums zu bringen, indem er darauf hinwies, daß die wirthschaftliche Umgestaltung des öffentlichen Lebens in der Neuzeit, d. h. der Uebergang einer früher vorwiegend ackerbautreibenden Bevölkerung zum städtischen und industriellen Arbeitsbetrieb, verbunden mit der mehr und mehr sich ausbreitenden Arbeitstheilung, wirthschaftlich genommen ein Vortheil, wegen der damit verbunden Nachtheile auf Leib und Seele schädlich wirke. Mit der ungeheuren Ausdehnung der Kohlen- und Eisenindustrie wachsen auch die Gefahren für das menschliche Leben und die Zahl der Unglücksfälle. Gasbeleuchtung und Petroleum führen zu einer Ausdehnung der Arbeit zur Nachtzeit, zur Erhitzung und Verschlechterung der Luft in den Arbeitsräumen u. s. f. Außer den bisher bereits ergriffenen Maßregeln zur Verbesserung der allgemeinen Gesundheitsverhältnisse bezeichnete der Redner als wichtigste Punkte: die Concentration und wirksame Organisation des Sanitätspersonals, die Verbesserung der Baupolizei vom Standpunkte der gesundheitlichen Interessen, die Wiederherstellung der Reinheit der Wasserläufe in den Strömen und Wasserleitungen, die Einführung ärztlicher Aufsicht über die Schulen im Hinblick auf die nachgewiesene Steigerung der Kurzsichtigkeit u. s. f. Im Anschluß an diesen Vortrag behauptete Prof. Struthers von Aberdeen, daß die deutschen Aerzte durchschnittlich in Angelegenheiten der öffentlichen Gesundheitspflege sehr mangelhaft unterrichtet seien und daß sie namentlich in allen solchen Dingen, die mit der Ventilation der Gebäude oder Kanalisationsanlagen im Zusammenhange ständen, weit hinter ihrem Zeitalter zurück seien. Der Verfasser bemerkt zu diesem Vorwurf, daß, wenn derselbe gerechtfertigt sei, daraus wiederum ein Schluß auf den mangelnden Zusammenhang der wissenschaftlichen Verhältnisse mit dem öffentlichen Leben zu ziehen sei. Daß unsere medicinischen Unterrichtsanstalten in ausgezeichnetem Stande sich befinden, gehe schon daraus hervor, daß so viele Ausländer aus allen Weltgegenden von ihnen Nutzen ziehen; aber nach jener Behauptung schiene es, daß jene Anstalten vorwiegend dem individuellen Krankfein und der ärztlichen Behandlung des einzelnen Menschen, weniger der öffentlichen Gesundheitspflege und dem Präventivzweck entsprechen, während in England das politische Bewußtsein, das im öffentlichen Recht sich stärker ausprägt als im Privatrecht, auch den Entwicklungsgang der medicinischen Wissenschaft beeinflußt haben dürfte.

In Betreff der übrigen Vorträge und der sich daran anschließenden, nach der Schilderung des Verfassers zum Theil sehr lebhaften Discussionen, welche den Inhalt der weiteren Sitzungstage des Congresses bildeten, muß ich auf das Buch selbst verweisen. Um auch dem Humor Rechnung zu tragen, will ich noch der historischen Mittheilungen erwähnen, welche der Verfasser bei Gelegenheit der Verhandlungen über das in England nie von der Tagesordnung verschwindende Thema der Behandlung jugendlicher Delinquenten macht, nämlich über die am 3. Juli 1879 im Unterhause ausgefochtene sogenannte „Katzen- (d. h. Knuten-) Schlacht". Der Verfasser, bekanntlich ein principieller Gegner sowohl der Prügel- wie der Todesstrafe, knüpft daran im Hinblick auf deutsche Verhältnisse den satirischen Vorschlag, es wäre — in Analogie zu der Thatsache, daß begeisterte Anhänger des Zellensystems sich auf einige Zeit einsperren ließen, um die Wirkungen der Einzelhaft an ihrem eigenen Gemüthsleben zu studiren — für die Lösung der theoretischen Streitfrage wegen der Wiedereinführung der Prügelstrafe und der Auswahl des passendsten Instruments wünschenswerth, wenn die Anhänger der Prügelstrafe, mit einer Empfehlung des deutschen auswärtigen Amts versehen, im Interesse der Wissenschaft sich freiwillig nach London begeben und die verschiedenen Katzenspecies an sich praktisch erproben möchten. Man könnte eine „internationale neunschwänzige Katzen-Untersuchungscommission" bilden (so nämlich würde der Titel nach dem englischen Muster des Habitual Drunkards Commitee, das wortgetreu durch „gewohnheitsmäßige Säufer-

commission" zu übersetzen wäre, lauten), die sich der Aufgabe der Prüfung zu unterziehen hätte. Sollte sich dieselbe für die ehemalige „Wellingtonkatze" als die wirksamste entscheiden, so möchte er (Verfasser) vorschlagen, daß der künftighin im Eichungsamt zu Berlin aufzubewahrenden „deutschen Normalkatze" der Name desjenigen Patrioten beigelegt werde, der sich um die Wiedereinführung der Prügelstrafe die größten Verdienste erworben haben wird.

Max Schasler.

Unsere großen Musikerbiographien und Pohls „Haydn".

Von G. Doempke.

(Schluß.)

Gerade Haydn, der seinem ganzen Wesen nach zu den im edelsten Sinne volksthümlichsten zählt und als Vater der modernen Musik verehrt wird, ist zugleich derjenige unter unsern Großmeistern, über dessen Entwicklung in weiten Kreisen fast durchweg die größte Unwissenheit herrscht. Ist doch selbst das in seiner Art so einzigartige kunstgeschichtliche Verhältniß Haydns zu Mozart den meisten Hörern der Londoner Symphonien und der „Schöpfung" immer noch nicht ins Bewußtsein getreten. So unvergleichlich schön und erhebend die persönlichen Beziehungen dieser beiden Männer waren, so denkwürdig und eigen ist auch die volle Gegenseitigkeit ihrer künstlerischen Einwirkungen. Einige zwanzig Jahre früher geboren und einige zwanzig Jahre später gestorben als Mozart, ist Haydn auch kunstgeschichtlich in gewissem Betracht fast ebenso sehr der Nachfolger als der Vorgänger von Mozart, so zwar, daß gerade in unserm Jahrhundert die Popularität Haydns ganz vorzugsweise auf dem nachmozartischen Theil seiner Werke beruht. Der aufstrebende Haydn, der die Instrumentalmusik befreite und aufbaute, ist den spätern Geschlechtern nicht annähernd so bekannt geworden, wie die durch Mozart beeinflußten Werke etwa der letzten 20 Jahre seines langen Schaffens. Dagegen ist es, wie Pohl schlagend nachweist, ein grober Irrthum, wenn man dies auch von der Mitwelt Haydns behauptet hat und wenn noch in einem 1874 erschienenen Abriß der Musikgeschichte zu lesen steht, daß Haydn vor seiner Reise nach England (1790) in der musikalischen Welt fast unbekannt geblieben sei! Schon den ersten Band, der bis 1766 (dem Jahr der Uebersiedelung nach Esterház) reicht, konnte Pohl mit dem Nachweis schließen, daß Haydns Compositionen damals (von einem so stillen und entlegenen Ort aus wie Eisenstadt!) bereits weit über die Grenzen Oestreichs gedrungen waren; Symphonien und Cassationen, Trios und Quartette waren in Abschriften oder gestochen in Leipzig, Paris, Amsterdam und London, den damaligen Hauptstapelplätzen des Musikalienhandels, zu finden, und das Wiener Diarium nennt Haydn schon 1766 den „Liebling unserer Nation". Die ersten 18 Streichquartette (damals noch mit dem allgemeinen Titel „Symphonien" genannt) erschienen zuerst in Paris, ebenso seine nächsten Serien von je 6 Nummern, dann aber auch in Amsterdam, Berlin und Wien. 1779 wurden Haydns Symphonien durch den Violinisten Fonteski in Frankreich eingeführt. So groß war ihr Erfolg, daß die Directoren der unlängst gegründeten Gesellschaft „Concert de la Loge Olympique" 1784 bei Haydn eigens für deren Concerte 6 Symphonien bestellten, welche in Paris unter dem speciellen Titel Repertoire de la Loge Olympique veröffentlicht wurden. Bald stand Haydns Ruf in Paris so hoch, daß man, um Werke wenig bekannter Componisten gangbar zu machen, seinen Namen selbst mißbrauchte. Erst Haydn überbrückte nicht nur in Deutschland die musikalische Mainlinie, wie Riehl sagt, sondern begründete auch jene unbestrittene Musikherrschaft unserer instrumentalen Kunst in aller Welt, die später durch Beethoven vollendet wurde. Ohne Haydns maßgebendes Vorbild können wir uns weder Cherubini noch Viotti und ihre ganze große Schule denken.

Was an dem Jahn'schen Werke über Mozart mit am meisten Bewunderung erregt, ist die ungemein geschickte und fesselnde Durchwebung des unmittelbar Biographischen mit der Darstellung der von heute so verschiedenen und bisweilen so schwer zu eruirenden zeitlichen und lokalen Verhältnisse, unter denen der Held lebte. Getreu der Jahn'schen Weise, wenn auch deren meisterliche stilistische Disposition und Verarbeitung nicht erreichend, hatte auch Pohl schon in jener Monographie von 1867 nebst dem, was bei dem Londoner Aufenthalt Haydns und Mozarts diese selbst betrifft, zugleich in wichtigen Nebenabschnitten und Beilagen eine oft beklagte Lücke ergänzt, nemlich eine Darstellung der gleichzeitigen musikalischen Verhältnisse und Personen Londons aus den besten zugänglichen Quellen gegeben. Es ließ sich erwarten, daß er in dem Hauptwerk es sich erst recht angelegen sein lassen werde „einen belebenden Hintergrund zu bilden, auf dem sich die Hauptfigur des Bildes nur um so glänzender abheben konnte". In beiden Bänden bildet je ein besonderer großer Abschnitt, betitelt die „Chronik" (über die musikalischen Verhältnisse Wiens), an wichtige Momente in Haydns Leben anknüpfend, den „Sammelplatz, auf dem sich auch manches nicht allzu abseits liegende Culturhistorische (so ungern ich dies abgenutzte Wort gebrauche) über die alte Kaiserstadt unbeschadet dem Hauptzweck einfügen ließ". Da Pohl ferner bei seinen mühsamen Nachforschungen in den Eisenstädter Archiven außer zahlreichen Partituren, Briefen und Amtsstücken Haydns auch das nöthige Material zu einer vollständigen Geschichte der fürstlichen Kapelle fand, so wurde diese Ausbeute ebenfalls zu einer eingehenden Beleuchtung der Verdienste des Fürstenhauses um die Musik von ihm verwerthet. Ob nicht in dergleichen Abschnitten von einem für Haydn speciell nur secundärem Interesse hin und wieder des Guten zu viel geboten sei, und sie sind ziemlich zahlreich, darüber werden wohl verschiedene Ansichten herrschen. Indessen muß sich der Laie hüten, die Wichtigkeit dieser Dinge, besonders der musikalischen Chronik Wiens, für die allgemeine Musikgeschichte zu unterschätzen. Otto Jahn u. A. hatten zu ihrer Zeit gar sehr den großen Mangel von ausreichenden Nachrichten der Art zu beklagen und haben ihrerseits nicht die Mühe gescheut, Quellen und Belege für diesen Theil der Culturgeschichte nach Kräften beizubringen, theils um der sichern Gewißheit willen, theils um denen, welche sich dafür interessiren, die Wege zu weisen. In Einzelheiten, wie z. B. den Nachrichten über die Voreltern des Helden, hätte der Verfasser freilich wohl etwas knapper sein dürfen. Solche kleineren Partien, über die man streiten könnte, ausgenommen, hat Pohl jedoch sein Material weniger mit der Neigung des Sammlers als im offenbaren wissenschaftlichen Interesse ausgebreitet. Als neu hinzugekommene Quellen dienten ihm außer den in Eisenstadt befindlichen Haydniana zahlreiche amtliche Actenstücke und Documente verschiedener Archive, ihm durch Privatmittheilung zur Einsicht zugekommene autographe Compositionen, Berichte und Notizen in mehreren zeitgenössischen Zeitungen und Briefe, darunter die ganze Correspondenz Haydns mit dem Verlagshause Artaria. (Die umfassende Benutzung der bisherigen nicht allzu großen und ergiebigen Haydn-Literatur von Dies, Griesinger, Carpani, Karajan u. A. ist selbstverständlich.) Eine Quelle freilich von dem Werth und dem Reiz, wie Jahn sie vor Allem in der unschätzbaren reichen Familieneorrespondenz der Mozarts zu Gebote stand, oder wie sie unsere Lectüre von Mendelssohns Lebenslauf beständig begleitet, suchen wir in der Haydnliteratur, wie sich denken ließ, vergeblich. Auch in der Biographie Beethovens fließt, wie Thayer beklagt, trotz der zahllosen Zettel, welche von Beethoven erhalten geblieben sind, die Quelle werthvoller, geistig einigermaßen bedeutsamer und ergiebiger Briefe des Helden ziemlich spärlich. Bei Haydn, dem Sohne des Volks, hängt dies noch mehr als bei Beethoven, wohl mit seinem ganzen, ungewöhnlich früh auf eigene Kraft gestellten Lebenslauf und seinem Naturell zusammen. Indessen sind Pohls Mittheilungen aus den Briefen an Frau von Genzinger, an Luigia Polzelli (die verheirathete Sängerin, welche Haydns unselige Leidenschaft zu ihr 20 Jahre lang auszubeuten wußte), an die Verleger Artaria, Forster u. A.

größtentheils sehr interessant, und im Verhältniß z. B. zu Seb. Bach ist Haydns Correspondenz sogar reichlich zu nennen.

Im Uebrigen gelangt vielleicht dieser oder jener Leser auch bei dieser Biographie zu der Wahrnehmung: so außerordentlicher Dank den Verfassern unserer grundlegenden Musikerbiographien gebührt und so schön und bedeutend die Resultate ihrer unausgesetzt großen Bemühungen unter allen Umständen genannt werden müssen, so ist es doch oft ganz erstaunlich zu sehen, wie viel von dem, was man gerne wissen möchte, trotz alledem, und, wie es scheint, für immer unsicher und unbekannt geblieben ist. So weit ihn nicht seine Werke selbst offenbaren (aus denen doch gar oft scheinbar geistreiche, aber falsche Rückschlüsse gemacht worden sind) wissen wir z. B. von Beethoven, dem Künstler, näher besehen, recht wenig. Von Haydn ein paar Beispiele statt vieler. Eine der ersten Notizen, welche wir in Pohls zweitem Bande suchen, war die Zeit der ersten Bekanntschaft Haydns mit den drei größten Symphonien Mozarts (in Es, G-moll und C) vom Jahre 1788. So sehr im Allgemeinen die gegenseitige Freude der beiden Meister an ihren Werken feststeht, so möchte man doch annehmen, daß die drei oder vier größten Symphonien Mozarts, welche so tief und bedeutsam seine andern und die Haydn'schen übertreffen und die wir heute ganz vorzugsweise im Auge haben, wenn wir von Mozarts Orchesterwerken sprechen, einen ganz unvergleichlich starken, ja einen überwältigenden Eindruck auf den mitstrebenden Genossen gemacht haben müssen. Man denke an die G-moll-Symphonie! Wenigstens möchte man wissen, ob Haydn die Bekanntschaft mit diesen epochemachenden Symphonien nach London (woselbst er seine schönsten Symphonien schrieb) schon hinübernahm oder nicht. Schlägt man aber mit Spannung die Stelle auf, wo Pohl von dem längern Aufenthalt Haydns in Wien im Januar 1790 (nach Mozarts Composition jener Meisterwerke und vor Haydns Londoner Reise) spricht, so findet man zwar erzählt, daß Haydn damals Mozarts „Cosi fan tutte" und „Figaro" gehört habe, aber ob er bei der Gelegenheit die wenig über ein Jahr alten neuesten Symphonien Mozarts zu Gesicht bekommen habe, ist nicht erwähnt. Aus dem bloßen Schweigen der vorhandenen Quellen ist keineswegs mit einiger Sicherheit auf das Gegentheil zu schließen. Pohls Andeutungen über den Einfluß dieser letzten Symphonien Mozarts auf die Haydn'schen sind jedoch etwas unsicher. Ebenso lückenhaft sind die Nachrichten aus Haydns Lehrzeit. Wir wissen z. B. nicht, welches Heft der Em. Bach'schen Klaviersonaten es war, das er zuerst von diesem Vorbilde kennen lernte und von dem er noch als Greis mit jugendlicher Lebhaftigkeit erzählte, als er sie eines Tages auf Anrathen des Buchhändlers erstanden hätte, „da kam ich nicht mehr vom Klavier hinweg, bis die Sonaten durchgespielt waren". Es kann die Sammlung von 1742 oder die von 1745 mit dieser ersten Bekanntschaft gemeint sein; die von 1742 ist aber weniger bedeutend als die zweite von 1745, Bachs Stil erscheint darin noch weniger ausgeprägt und mehr im Uebergang begriffen. Im Vergleich zu der Fülle von geistvoll orientirenden oder neu anregenden Excursen und einzelnen feinen Bemerkungen über die Vorgeschichte der Haydn-Mozart'schen Kunst, welche das überall breit ausholende Jahn'sche Werk seiner Zeit bot, sind die kunstgeschichtlichen Einleitungen und Betrachtungen bei Pohl nicht eine gleich gewichtige Bereicherung, so wenig wir sie auch unterschätzen wollen. Die ungleich vielseitigere Bedeutung des Mozartschen Schaffens und das Vorwiegen des Vokalcomponisten sind dabei allerdings nicht zu übersehen. Die Geschichte der modernen Instrumentalformen, für welche freilich Jahn ebenfalls verhältnißmäßig schon treffliche Ueberblicke brachte, ist aus mancherlei Gründen im Einzelnen dunkler und schwieriger, als die der vokalen, und Jahns Klage, daß die „besten" Quellen so häufig keine guten sind, findet hierauf besondere Anwendung. Ueber Haydns künstlerisches Verhältniß zu den Componisten der Mannheimer Kapelle (welche vor und mit Haydn ebenfalls die italienische Symphonie fortzubilden mit einem gewissen Erfolg beflissen waren), zu Gossec, der in Paris lange Zeit die Instrumentalmusik auszubilden suchte, zu Boccherini und anderen Erscheinungen und Fragen aus dieser überaus wichtigen Uebergangszeit hatten wir bei Pohl mehr Neues und Einzelnes zu erfahren gehofft.

Nicht besser steht es um die Sicherheit vieler und zum Theil wichtiger Fragen aus dem äußeren Lebenslaufe Haydns. Nur zu oft hat man auch in dieser Beziehung Veranlassung zu dem Bedauern, daß das Aufkommen eines eingehenderen wissenschaftlichen Interesses und einer exacteren Methode gerade in der musikalischen Geschichtsschreibung so verhängnißvoll spät erfolgt ist, zu einer Zeit, als so manche directen Quellen für diese Forschungen zum großen Theil bereits versiegt oder unauffindbar waren. Denken wir uns die ganze biographische Forschung in der Musik auch nur um zwei bis drei Jahrzehnte früher, jedoch mit derselben Umsicht und Gründlichkeit begonnen, wie sie Jahn und seine Nachfolger seit den fünfziger Jahren inaugurirt haben — wie viel besser stünde es aller Wahrscheinlichkeit nach mit unseren Kenntnissen! So aber fehlten zuerst die Gründlichkeit, später nur zu oft die ergiebigen Quellen.

In den letzten Lebensjahren Haydns löste sich in Wien eine Reihe von Männern ab, den alternden Meister selbst über sein Leben auszuholen: die beiden wichtigsten sind, wie bekannt, der sächsische Legationsrath Griesinger, der seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts mit ihm in freundschaftlichstem Verkehr stand und sich Alles, was Haydn ihm über seinen Lebenslauf erzählte, ohne dessen Vorwissen notirte und später veröffentlichte; und der Landschaftsmaler Dies, der durch einen Dritten bei Haydn eigens eingeführt wurde, um in dreißig Besuchen Daten über dessen Leben zu sammeln, was Haydn nur zögernd und mit der Bemerkung genehmigte, seine Lebensgeschichte könne für Niemand interessant sein. War auch mit solchen Interviews dem kranken und altersschwachen Meister etwas zu viel zugemuthet, so haben wir doch alle Ursache, diesen Männern dankbar zu sein; denn ihre Mittheilungen waren wichtig genug, allen späteren Biographien zu Grunde gelegt zu werden. Aber mit Recht setzt Pohl hinzu: „Man könnte allenfalls mit den genannten Männern rechten, daß sie sich eben nur auf lebendige Ueberlieferung verließen, und daß sie, wenn es schon nicht in ihrer Absicht lag, naheliegenden documentirten Quellen nachzuspüren, Haydns Factotum, den treuen Elsler, der von Kindesbeinen an um ihn war (†1843), zu sehr außer Acht gelassen haben." Handelt es sich hier nur um einen Copisten, einen vertrauten Diener und Secretär, so hören wir z. B. Jahn in seiner Vorrede (1856) folgende noch viel berechtigtere Klage erheben: „Obgleich Mozarts Schwester, Mozarts Wittwe und deren Schwester bis in die letzten Decennien in Salzburg gelebt haben, ist es Niemand eingefallen, sie nach dem großen Landsmann auszufragen und den reichen Schatz einer Familientradition, die sein ganzes Leben umspannte, der Nachwelt zu erhalten: ich fand, wo ich nachfragte, Alles vergessen, spurlos verschollen wie sein Grab. So ist auch von allen Familienpapieren und Documenten aller Art, außer der Correspondenz der Jahre 1777—1784, nichts dort aufbewahrt worden, unbeachtet hat man es verkommen lassen."

Was im Uebrigen Pohls Haltung seinem Stoff gegenüber betrifft, so kann der Biograph einer ausgesprochenen Vorliebe für seinen Helden bis zu einem gewissen Grade kaum entrathen; nur muß ihm die Besonnenheit des Urtheils darüber nicht verloren gehen. So sehen wir denn Pohl bei der wärmsten Bewunderung für seinen Gegenstand fast durchweg sichtlich bemüht, seine Unbefangenheit zu bewahren. Zwar hören wir ihn, wie schon angedeutet, gegenüber den früheren Compositionen Haydns des Oefteren klagen, wie „uns für die Einfalt solcher Musikstücke die Empfänglichkeit abhanden gekommen" sei und wie es bei so vielen für sich allein noch heute hübschen und selbst bei manchen bedeutenderen Sätzen in cyklischen Compositionen des älteren Haydn leider „die gehaltloseren Nachbarsätze verschuldet hätten, daß auch das Bessere der Zeit zum Opfer fiel". Allein unmöglich war es zu verkennen, daß die Minderwerthigkeit einer Unzahl dieser Werke erstens in der Natur des langgestreckten, neue Gattungen von klein auf erbauenden Haydn'schen Schaffens begründet war, sodann in der Natur dieser Gattungen, welche durchweg aus dem wohlgemuthen Anschluß an die Elemente der

einfachen Volksmusik erwachsen sind und deren lebensfrohe Mission es bald wurde, die neue Epoche des Dilettantismus zu begründen. Mit seinen heitern, das Gemüth des Volkes unmittelbar anregenden Quartetten brachte Haydn musikalischen Sinn in Familie und Haus: die Freude an ihrer Ausführung wurde ein wesentlicher Bestandtheil der edlen Geselligkeit gebildeter Familienkreise. Mit seinen Symphonien bewirkte er dasselbe in größerem Kreise, indem er zugleich einen förmlichen Umschwung im öffentlichen Concertleben und im Musikalienhandel hervorrief. Verein auf Verein bildete sich, diese klaren, erfrischenden, oft derben und humoristischen Schöpfungen kennen zu lernen. Die verhängnißvolle Schattenseite dieser künstlerischen Richtung tritt natürlich bei demjenigen Theil seiner Werke hervor, bei welchem die theils bewußte, theils unwillkürliche Rücksicht auf leichte Ausführbarkeit, auf leichte Auffassung und heitere Unterhaltung, auf diese oder jene persönliche Vorliebe der Dilettanten ein allzu starkes Uebergewicht über die künstlerische Würde gewann. Pohl selbst, der die ermüdende Einförmigkeit ganzer Serien solcher früheren Werke, so oft er davon spricht, bald durch zwingende äußere Umstände, bald durch den Drang, seinen Mitmenschen harmlose Freuden zu bereiten, gewöhnlich liebevoll entschuldigt, deutet gelegentlich an, daß er den bekannten Haydn'schen Protest, er sei in seinem Leben nie ein Schnellschreiber gewesen, doch cum grano salis verstanden wissen wolle, bei aller Wahrheit im Ganzen. Ebenso gibt der Verfasser zu, daß die nach mancher Seite so günstige und glückliche Lage Haydns als fürstlich Esterhazy'scher Kapellmeister doch auch ihre Gefahren hatte in der jahrzehntelangen Abgeschiedenheit, in den theilweise beschränkten Mitteln, der zu großen Menge von Gelegenheitscompositionen auf einen und denselben Geschmack u. dgl. — Noch von den Symphonien der im zweiten Bande behandelten Zeit (1766—1790) sagt Pohl, viele bis über die Hälfte hinaus hätten im Ganzen nur für den die allmähliche Entwicklung von Haydns Meisterschaft verfolgenden Historiker Interesse.

Ob Pohl nicht doch vielleicht bei der Schätzung mancher Haydn'schen Werke noch ein wenig strenger hätte sein dürfen, z. B. derer für die Kirche, deren vielfach hervorgehobene bona fides doch gar oft mehr eine biographische als eine ästhetische Entschuldigung ist, sei hier nicht erörtert. Ueberhaupt wird man sich sehr besinnen müssen, einem Manne von so umfassender Kenntniß und von so hervorragendem wissenschaftlichen Sinne zu widersprechen. — Den angenehmen Humor freilich, den der Verfasser mitunter bei der Berührung einzelner sehr naiver Züge aus der damaligen Zeit oder speciell aus Haydns Leben verräth, hätten wir gern noch auf die Fassung in der Wiedergabe gewisser altmodischer Traditionen ausgedehnt gewünscht, welche nun einmal wie ein unvermeidliches Uebel den Musikerbiographien anzuhaften pflegen, weil sie die (heute noch mehr als schon damals verbreitete) Neigung begünstigen, nach Gedanken und Ideen zu fragen, welche von einer ganz anderen als der musikalischen Seite her den Gegenstand des Interesses präcisiren sollen. Selten, aber doch hin und wieder finden sich sogar bei dem Verfasser selbst Spuren solcher vom rein Künstlerischen ablenkenden Gefühlsästhetik, wenn auch meist in schüchterner Form. Von dem allerdings auffallenden Recitativ in einer der frühesten Symphonien Haydns (1761, C-dur, in der Beilage des Bandes abgedruckt) wird Pohl in Versuchung geführt, eine bestimmte Vorstellung, die Haydn bei der Composition desselben vorgeschwebt haben dürfte, zu vermuthen und nennt als solche „etwa das Bild eines Angeklagten, seinen Richtern gegenüber", allerdings nicht ohne hinzuzufügen, daß „es stets eine mißliche Sache bleibe, den Gedankeninhalt einer musikalischen Composition in Worten zu deuten". Wäre es also in wissenschaftlichen Werken nicht rathsamer, schon des guten Beispiels halber, positive, für das eigentlich ästhetische Urteil ganz unfruchtbare Deutungsversuche von der Art des obigen ein für alle Mal zu unterlassen?

Wünschen wir schließlich dem hochverdienten Verfasser die nöthige Kraft und Muße, sein würdiges Werk nun bald zum krönenden Abschluß zu bringen.

Aus der Provence.

Von Carl Vogt.

Ich hatte mir für meine diesjährigen, leider nur dreiwöchentlichen Osterferien die zoologische Station in Cette gewählt, die mein Freund, Professor A. Sabatier in Montpellier, dort zu gründen beabsichtigt; denn das, was einstweilen existirt, kann man eigentlich nur mit dem Namen eines Arbeitszimmers für Zootomen belegen. Für meine Zwecke war es immerhin genügend, was sich da vorfand — ein ursprünglich zu einem Magazine bestimmter, nach Norden geöffneter, lichtheller Raum, in dem einige Arbeitstische und Repositorien Platz haben, einige Nebenräume für Gläser und Geräthschaften und sogar zwei Schlafzimmer, wo man zur Nothdurft hausen konnte. Der Südländer kennt ursprünglich den nordischen Comfort nicht — es wäre unmöglich gewesen, in dem ganzen Hause irgend ein gepolstertes Möbel zu finden. Ein junger Beamter an der Eisenbahn besorgt mit seiner Frau und einem kleinen Töchterchen das Hauswesen; in dem von ihm möblirten Salon hinter dem Arbeitsraume steht ein geschnitztes Buffet mit seinem Porzellangeschirr; über dem Kamine, das eine Uhr mit einer Bronzefigur, zwei versilberte Leuchter und zwei Porzellanstatuetten trägt, hängt ein in vergoldetem Rahmen prangender Spiegel, während an den Wänden einige Farbendrucke nach Boucher prangen — aber nur harte Rohrstühle laden zum Sitzen ein. Bei uns hätte man zuerst an ein Sopha oder einige Polsterstühle, ganz zuletzt aber erst an Pendeluhr und Bilder gedacht. Die Franzosen behaupten sogar, erst in dem letzten Feldzuge hätten die Deutschen den Werth der Pendeluhren schätzen gelernt. Es gibt Sagen und Legenden, die trotz aller ihrer Unwahrheit sich nicht ausrotten lassen. Jedenfalls aber geht die Freude an dem Schönen und an der Farbe hier der Nützlichkeit und Bequemlichkeit vor.

Vor dreißig Jahren hat Moritz Hartmann ein „Tagebuch aus Languedoc und Provence" geschrieben, das noch heute in den Reisehandbüchern seiner trefflichen Beschreibungen wegen häufig citirt wird. Er prophezeit darin Cette eine bedeutende Zukunft. Cette hatte sich damals, wie er sagt, noch nicht zu selbstständigem Leben emporgearbeitet. „Die Kaufleute von Montpellier, mit ihren Weinen und Spirituosen, die sie aus den schlechteren Weingattungen bereiten, die Bankiers mit ihrem altangestammten Gelde spielen hier noch immer die Hauptrolle. Cette ist nur ihre Boutique. Cette ist für Montpellier ungefähr, was Bremerhafen für Bremen ist. Aber das wird nicht immer so bleiben. Der Verkehr mit Afrika wird von Tag zu Tag lebhafter; Cette wird den Mittelsmann zwischen der Kolonie und wenigstens dem halben Frankreich abgeben und so, ohne Marseille zu schaden, für sich genug zu thun bekommen. Neue Wichtigkeit wird es erlangen, wenn erst die Eisenbahn nach Bordeaux gebaut und so die Verbindung mit dem großen Ocean hergestellt ist, für welche der Südkanal nicht ausreicht. Dann werden die Reichen von Montpellier einsehen, daß ein bloßer Rutscher nach Cette auf ein oder zwei Stündchen für ihre Geschäfte nicht genügend ist und sie werden mit ihren lieben Kapitalien ganz und gar nach Cette übersiedeln. Die Einheimischen, die bis jetzt nur die Commis des Montpellierenser Kapitals gewesen, werden sich emancipiren; sie werden unterdessen, von ihrer guten Lage begünstigt, genug für sich gewonnen haben, um ihren Platz für eigene Rechnung auszubeuten. Und so kann es kommen, daß Cette von jetzt in einem Jahrzehnt eine bedeutende Handelsstadt sein wird."

Und so ist es gekommen. Der „Pfaffe Mauritius", dessen Stachelverse aus dem Parlament von der heutigen Generation wohl großentheils nicht gekannt sind (wir Alten erinnern uns gerne daran), würde heute Alles erfüllt finden, was er für Cette vorausgesehen. Nicht nur die Eisenbahn nach Bordeaux, sondern auch die nach Rhodez ist ausgebaut und letztere versieht die Küstenpunkte mit den trefflichen Steinkohlen von Graissessac; die Stadt hat sich verdoppelt an Umfang und Einwohnerzahl; eine Doppelreihe von breiten Kanälen, durch vielfache Queräste verbunden,

durchzieht sie und verbindet den Etang de Thau, dessen Oberfläche etwa derjenigen des Bodensees gleichkommt, mit dem weit in das Meer vorgebauten Hafen; überall zwischen den Häusern ragen die Mastenspitzen der zahlreichen, an den Quais verankerten Schiffe; in kurzer Zeit wird Bordeaux von Cette hinsichtlich seines Imports und Exports überflügelt und Cette nach Havre und Marseille der dritte Handelshafen Frankreichs sein. Statt aber, wie Hartmann damals glaubte, an dem Berge hinauszukriechen, an dessen Fuße die alte, häßliche Stadt mit ihren schmutzigen und stinkigen Gassen sich angeschmiegt hatte, dringen die neuen Straßen in der ebenen Sandwüste vor, welche den Etang von dem Meere trennt, weil sie Raum und Ankerplätze an den Kanälen bedürfen.

Die Provence ist das Land der Jacken. Nur die „Monsieurs" tragen Röcke und auch diese nur beim Ausgehen; die kurze Jacke verläßt aber den ächten Provencalen zu keiner Jahreszeit; im Winter schlüpft er in die Aermel, im Sommer hängt sie auf der linken Schulter. Die Weiber haben keine Volkstracht mehr, die Männer haben sich die Jacke erhalten.

Cette ist die Stadt der Fässer. Vom Norden und Osten, von Fiume und Triest, Danzig und Hamburg kommen die Faßdauben und Hölzer; in Cette werden sie zusammengesetzt und gehen als Fässer, mit Wein gefüllt, in alle Welt. Die meisten aber erst nach längerem Aufenthalte.

Ich glaube, Cette ist besser als sein Ruf. Es fabricirt freilich Wein, sehr viel Wein — aber es sagt es offen. „Fabrique de vin" steht auf gar manchem Aushängeschilde und man nimmt um so weniger Anstoß daran, als der Wein eben nur mit Wein oder mit trocknen Trauben fabricirt wird, schon aus dem einfachen Grunde, weil alle fremden Ingredienzien, womit man fälschen könnte, weit theurer sind. „Sie setzen ja wohl viel Alkohol zu?" sagte ich zu einem Fabrikanten von Sherry. „Wir sind keine solche Schafsköpfe wie die Spanier," antwortete er. „Wenn wir aus Rosinen um die Hälfte des Preises einen Wein herstellen können, der aber ebenso viel Gehalt hat, als ihr sogenannter, mit Alkohol versetzter Naturwein, so werden wir uns hüten, der Regie und den Droits réunis Geld für Weingeist zu zollen! Wir mischen, ja! aber wir fälschen nicht! Was kann es den Consumenten von Bordeauxweinen verschlagen, wenn ein Drittel des Weines, der ihnen schmeckt, im Roussillion, ein Drittel in Italien und ein Drittel in der Touraine oder gar in der Schweiz gewachsen ist?"

Große Flächen öden Grundes sind von Tausenden von Fässern bedeckt, die Sommers und Winters, bei Hitze und Kälte, im Freien liegen. Sie sind gefüllt. Ich sehe hie und da einen Mann, der mit einer Kanne in der Hand über die Fässer wegschreitet, einen Spunten öffnet, nachgießt und wieder verschließt. Er macht Sherry, Alicante, Malaga, ganz so, wie man diese Weine an den Ursprungsorten fabricirt. Man läßt so die Fässer vier, fünf Jahre hindurch im Freien liegen — die Sonne destillirt einen Theil und der stets nachgefüllte Rückstand ist ebenso edel, ebenso gut Naturwein, als der an Ort und Stelle erzeugte. Ob wohl bei uns Tausende von Fässern, mit edlem Stoffe gefüllt, unbewacht und ungeschützt im Freien lagern könnten?

Die Phylloxera, welche die Rebgelände des südlichen Frankreichs gründlich zerstört hat, ist für Cette die Quelle ungeheuren Reichthumes und ungeahnten Aufschwunges geworden.

Als ich vor etwa acht Jahren diese Gegend bereiste, war man der Verzweiflung nahe. Die Weinberge waren verwüstet, nirgends leuchtete ein Hoffnungsstern. Leute, die eine mittlere Jahresernte von 80,000 Franken Wein gehabt hatten, mußten jetzt den Trunk für sich und ihre Leute kaufen.

Noth lehrt beten, sagt das deutsche Sprüchwort. Die französische Sprache kennt es nicht. Der Franzose streckt sich in der Noth nach der Decke und arbeitet, statt zu beten.

Trotz allen Kampfes griff die Zerstörung immer weiter um sich und die Eisenbahn Paris-Lyon-Méditerranée bezifferte den jährlichen Ausfall an Fracht von Weinen nach Millionen. Man konnte die Reblaus nicht mehr ausrotten, nachdem man die ersten Anfänge des Uebels durch Sorglosigkeit und Uneinigkeit vernachläßigt hatte. Man beschloß, mit der Phylloxera zu leben, sich mit ihr so gut als möglich abzufinden.

Ich habe mich mit eigenen Augen und eigener Zunge von drei Resultaten überzeugt, die jetzt schon durch riesige Anstrengungen gewonnen worden sind. Man hat erstens in leicht überschwemmbaren Sandgegenden, wo die Phylloxera nicht fortkommen kann, so viel Reben angepflanzt, daß das neugewonnene Areal fast dem zerstörten gleich kommt; man gewinnt zweitens jetzt schon aus verschiedenen amerikanischen Rebsorten, welche der Phylloxera widerstehen, durch intensive Cultur vortreffliche Tischweine (keine Edelweine), und hat drittens große Strecken von Weinbergen in der Art reconstruirt, daß man auf widerstandsfähige, amerikanische Stöcke einheimische Rebensorten pfropfte, welche jetzt zu tragen anfangen.

Als man mir vor einigen Jahren aus amerikanischen Reben gewonnenen Wein vorsetzte, fand ich, daß er wie Tinte schmecke, in der man einige Wanzen ersäuft hätte — jetzt habe ich in der Ecole d'agriculture von Montpellier eine Weinsorte, Herbemont, gekostet, die allen Anforderungen eines guten Tischweines entspricht und habe große Weinberge von mehreren hunderttausend Stöcken gesehen, die gepfropft sind und Ernten geben. Das Pfropfen wird mittelst einer von meinem Freunde François Sabatier in la Tour Farges bei Lunel erfundenen Maschine fabrikmäßig mit fabelhafter Sicherheit und Geschwindigkeit ausgeführt.

Wenn die Verhältnisse sich nicht dadurch ändern, daß die amerikanischen Wurzelstöcke und Reben durch fortgesetzte Cultur der Phylloxera leichter zugänglich werden, so wird innerhalb zehn Jahren Europa in solcher Weise von der Provence aus mit Wein überschwemmt werden, daß in weniger begünstigten Gegenden keine Weinproduction mehr möglich sein wird.

Aber unterdessen hat Cette den Rahm von der Milch geschöpft und schöpft ihn noch immer. Wenn früher fast nur französische Weine in Cette verschnitten, veredelt und ausgeführt wurden, so geschieht dies jetzt mit ausländischen, spanischen, italienischen, griechischen Weinen. In dem ganzen Umkreise der Mittelmeerländer findet man jetzt französische Reisende und Unternehmer, welche die hängenden Ernten aufkaufen, die Trauben nach ihrer Weise keltern, den Most nach ihrer Art behandeln und dann nach Cette verschiffen, wo er weiter verarbeitet wird. Damit geht Hand in Hand die Fabrikation aus trockenen Trauben. Ganze Flotten ziehen ein und aus dem Hafen von Cette, dessen Handel auf diese Weise einen großartigen Aufschwung genommen hat.

Mit der ihnen eigenen Elasticität haben sich diese arbeitsamen, rührigen, genügsamen und findigen Bevölkerungen in die harten Lagen gefunden, welche ihnen die Schicksalsschläge des letzten Krieges und der Phylloxera bereitet hatten und man kann wahrlich nicht umhin, bei dem Anblicke dieses Aufschwunges Betrachtungen anzustellen über den Unterschied zwischen der Wirklichkeit und den Schilderungen, welche die Verrottung des französischen Volkes mit so herben Farben gemalt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gesammtgastspiel des Münchener Königl. Theaters am Gärtnerplatz.

Unsere gewohnten theatralischen Sommergäste, die „Münchener", sind eingetroffen. Seit dem Sommer 1879, wo sie ihr erstes Gastspiel anfangs vor leeren Bänken absolvirten, haben sie sich mit jedem jungen Jahr aufs Neue und tiefer in die Gunst der Reichshauptstädter gesetzt. Einmal gewannen sie unsere Stadt durch ihr vorzügliches Zusammenspiel, wobei fast jeder Einzelne ein sich dem Ganzen bescheiden unter-

ordnender Künstler ist. Dann durch ihren ungeschlachten, aber so kernfrischen, gesunden Realismus. Ferner durch ihre dem norddeutschen Ohr sympathische urwüchsige Mundart. Endlich durch ihre Stücke, die keine Kunstwerke, aber von Gebirgsluft durchwehte Spiegelbilder süddeutschen Volkslebens sind. Der Dichter solcher Bauernkomödien hat in der Art jener Gebirgsvölker einen trefflichen Mitarbeiter. Die Tracht, die Sitten und Gebräuche sind bei dieser ethnologischen Dramatik die Hauptsache. Was braucht es da noch viel Handlung und Spannung, wo eine übermüthig lustige Bauernhochzeit agirt werden darf? Was soll man sein Gehirn mit komischen Erfindungen martern, wo man zur allgemeinen Heiterkeit blos die Gstanzln eines beliebigen Hallodri citiren kann? Ein paar kecke Vierzeiligen zur Zither ersetzen das beste Motiv. Actschlüsse? Pah, wozu? Schnell ihr kurzröckigen Dorfschönen und ihr lustigen Burschе herbei zum Schuhplattler! Wenn ihr in eurer ungezügelten Lebenskraft und Jugendlust stampft und hopst und springt, mit den Fäusten die Schenkel schlagt und das Madl hoch in die Lüfte hebt, dann gedenkt die gnädige Frau in der Seitenloge rechts der schönen Stunden in Tegernsee und Berchtesgaden, den jungen Paradiesbewohner ergreift plötzlich eine unbezwingbare Sehnsucht nach den Grenzbergen Tyrols und Bayerns, und der Philister findet heraus, daß ihm ein Abend in eurer Gesellschaft eine kostspielige und beschwerliche Reise ins Hochgebirge ersetzt. Und so findet Jedermann dabei seine Rechnung.

Freilich scheint ein minder günstiger Stern über dem diesmaligen Besuche der „Münchener" zu walten. Es ist aber zum großen Theil ihre eigene Schuld, daß man heuer nicht wieder in Schaaren zu ihnen wallfahrten will. Statt gleich mit einer guten Novität zu beginnen, debütirte die ausgezeichnete Truppe mit dem hier schon von ihren früheren Gastspielen her sattsam bekannten „Proceßhansl" von Ganghofer und Neuert. Erst jetzt fühlte sie sich durch die ablehnende Haltung des Publicums und der Presse bewogen, eine Novität zu bringen. Leider war sie weder neu noch gut.

„Johannisfeuer oder der Gamskönig" ist ein älteres Volksschauspiel des 1873 freiwillig aus dem Leben geschiedenen Breslauer Bühnendichters Arthur Müller. Was die Münchener gaben, war also aus dem Hochdeutschen ins Altbayerische übersetzt. Auf dem Theaterzettel wird versichert, daß das Stück „nach einer wahren Begebenheit" gearbeitet sei. Das kann uns ziemlich kalt lassen. Besser wäre: nicht wahr, aber gut erfunden. Jedenfalls hat der Dichter es nicht verstanden, uns diese Wahrheit wahrscheinlich zu machen. Es handelt sich da wieder einmal um eine Wilderergeschichte, sonst die Domaine Hermann v. Schmids, des ehemaligen Leiters des Gärtnerplatztheaters. Einer Bande Wilderer, die unter dem Commando des sogenannten Gamskönigs steht, ist es gelungen, ihres natürlichen Todfeindes, des Försters, sammt seinem Sohne, habhaft zu werden. Sie machen sich bereit, die beiden Opfer so raffinirt grausam zu strafen, wie es, nach der Versicherung des glaubenswerthen Mannes Lederstrumpf, höchstens die Mohikaner zu thun pflegen. Sie binden Vater und Sohn an einen Baum, der über einem 2000 Fuß tiefen Abgrund steht, und zünden ringsherum ein Feuer an. Durch einen echten Theaterzufall werden die Beiden aus ihrer verzweifelten Lage gerettet. Nun beginnt die Wiedervergeltung. Der Förster hat eine Tochter, der Gamskönig einen Sohn. Seit „Romeo und Julie" versteht es sich von selbst, daß diese Kinder der feindlichen Häuser sich lieben. Der Förster beginnt sein Werk der Rache damit, daß er zwei der Wilderer niederschießt. Jetzt kommt die Reihe an den Gamskönig. Dieser wird aber, trotzdem er an jener schrecklichen That keinen activen Antheil genommen, von Gewissensbissen gequält. Um so leichter gelingt seinem Sohn am Ende die vollständige Versöhnung, welcher natürlich die Vereinigung der Liebenden auf dem Fuße folgt.

Man ersieht schon aus dieser trockenen Inhaltsangabe die Cardinalfehler des Stückes. Die Versöhnung des Försters mit dem Wilderer ist unmöglich. Ein altbayerischer Kraftmensch, der so dem schrecklichsten Tode preisgegeben wurde, versöhnt sich nicht wieder. Allein es gibt noch einen Fehler, den selbst die reizenden Episodenscenen und die vortrefflichen Leistungen von Frln. Schönchen, der besten „komischen Alten" unseres gegenwärtigen Theaters, und der Herren Albert und Bayersdorf, noch das abgerundete Zusammenspiel nicht vergessen lassen. Das Ganze ist das Werk eines „Studirten", gemacht und nicht empfunden und kommt nicht aus der Volksseele heraus. Der rührselige Förster und der Wilderer sind Norddeutsche, meinetwegen Breslauer, doch nimmermehr Repräsentanten eines kraftstrotzenden Alpenvolkes. Sie sind äußerlich aufgefaßt, conventionell, zu gebildet. Gerade die süddeutschen Aelpler aber haben ihren stahlharten Sinn, ihre eigenen Ideen, die aus ihrem Inneren herausgewachsen sind. Der Bauer ist dem Idealismus auch zugänglich, allein er bethätigt sich fast nur in der Form der Religion und der Heimatsliebe. Bei Anzengruber kann man sehen, wie der Bauer philosophirt. Seine Religion ist nichts Anderes als die allegorische Lösung metaphysischer Probleme. Müllers Bauern sind, trotzdem sie bei den Münchenern so herrlich „boarisch" reden, nicht minder unwahr, als die hinterm Schreibtisch erdachten Oetzthaler der Frau v. Hillern. In diesen auf den rohen Effect hin gearbeiteten Mischmasch von tragischen und grotesken Motiven leuchtet die Diogeneslaterne vergeblich. Wir wollen Menschen sehen, und man zeigt uns Costüme.

Wohl oder übel mußten die Gäste das vom Publicum fallen gelassene Stück ebenfalls aufgeben. Es hieß, das unglückliche Gastspiel sollte abgekürzt werden, aber schon die Aufnahme des neu einstudirten „Herrgottsschnitzer von Ammergau" von Ganghofer und Neuert bewies, daß gute Stücke allerdings die Theaterbesucher anzuziehen vermögen. Das trotz seiner Fehler ausgezeichnete Volksstück wird von den Münchenern unvergleichlich gegeben. Max Hospauer, der Leiter des Ensembles, chargirt zwar ein wenig die zwischen Cretin und Sonntagskomiker schwankende Figur des ewig bettelnden Gaishirten Loisl, aber ich wüßte keinen deutschen Schauspieler, der ihm das gleich lebendig und wirksam nachspielen könnte. Neuert, der Dichter-Mime, schlägt als Pechlerlehnl aufs Bewunderungswürdigste wahre ergreifende Herzenstöne an. Auch der leichtsinnige, aber nicht schlechte Intrigant Muckl (Hr. Koch), die unwahrscheinlich schnell umgewandelte Loni (Frl. Bach), der Schnitzer Pauli (Hr. Albert), der zwar Schnitzer ist, aber doch „ka Schneid" hat, und alle die Uebrigen, mögen sie nur zu tanzen oder blos beim Jodeln zu summen und brummen haben, — sie alle bieten von Lebenskraft erfüllte und herrlich individualisirte Volkstypen. Ein Jeder spielt nur sich selbst. Da ist bei aller Kunst doch nichts Gekünsteltes, so liebevoll und frisch ist Jegliches bis ins Kleinste ausgeführt. Der harmonische Eindruck wird nur dadurch ermöglicht, daß hier nicht, wie bei den Meiningern, die Echtheit und Wirklichkeit so aufdringlich betont wird. Wohl enthüllt man uns alle Mysterien der Butterfabrikation so, daß Jeremias Gotthelf seine Freude daran hätte, doch das geht in freier Unabsichtlichkeit nebenher und erscheint uns selbstverständlich, wie die Natur der Muskeln dieser bayrischen Buabn und Diandln. Hier sind nicht nur die Thüren, sondern auch die Menschen echt.

Noch einen zweiten verspäteten Erfolg errangen die Münchener mit der knapp vor Thorschluß eingeschobenen Dramatisirung von Auerbachs bekannter Erzählung „Barfüßele", für die Bühne eingerichtet von Philipp Weinberger. Auch diese Wahl war ein Mißgriff. Das novellistische Original ist so undramatisch wie nur möglich, und die, übrigens von der bekannten Dramatisirung Reichenbachs nur unwesentlich verschiedene Bearbeitung hilft mit ihren Gesangs- und Tanzeinlagen diesem Mangel nicht ab. Auerbachs reizvolle psychologische Motivirung, welche dem Nacheinander von rührenden und heiteren Scenen allein Halt geben könnte, mußte natürlich über Bord geworfen werden, und so blieb nichts als eine durchsichtige Handlung ohne Ueberraschung und Conflicte. Den trefflich gespielten Stimmungsbildern fehlt aber jede Wahrheit, weil die „Münchener" in Gottesnamen einmal nur Altbayern, jedoch nimmermehr Schwarzwälder zu spielen vermögen. Der überzierliche schwäbische Dialekt mit seinen kindlichen Diminutiva und Nasallauten wird von diesen Urbayern nicht besser behandelt, als die Tyroler Sprache von den Darstellern der „Geier-Wally" im Schauspielhause. Indem sie nun gegen ihre bayrische Zunge fortwährend auf der Hut sind, damit ihr auch nur echt allemanische Accente entwischen, werden sie in ihrem Spiele gehemmt. Warum haben sie denn das „Barfüßele" nicht ins Altbayrische übersetzt? Diese Handlung und zumal solche Charaktere sind in Bayern nicht unmöglicher, als sie es im Schwarzwald sind. Nirgends besser, als im dramatischen Gewande, wird das Conventionelle dieser Dorfgeschichten erkannt. Die tausend und einige Gedanken des Collaborators nehmen sich im lebendigen volksthümlichen Vortrag gesucht und unnatürlich aus, besonders aber dann, wenn derlei ländliche Knoten, wie einmal hier die Landfriedbäuerin, obendrein spitzfindige Reminiscenzen aus dem Talmud auskramen.

Durch diese beiden Treffer wurde das materielle Resultat des Gastspiels nachträglich gebessert. Jedenfalls müssen sich die Gäste ein andermal

vorsehen und ihre Hoffnung nicht mehr auf alte Stücke setzen. Wenn sie, die zu Hause auch norddeutsche und Wiener Possen spielen, nur ihre heimischen Hochlandsstücke in Berlin vorführen wollen, was ich durchaus billige, so bleibt ihnen nichts weiter übrig, als auch östreichische Volksdramen in ihr Gastspiel-Repertoire aufzunehmen. Einer Uebersetzung aus dem Niederöstreichischen ins Altbayrische bedarf es kaum. Ostbayern und Westreicher sind ja von einem einzigen Stamme der Bajuvaren. Und wie Oestreich noch jahrhundertelang die bayrische Ostmark hieß, so ist auch ihr kräftiger wohltönender Dialekt bis auf ein paar Modificationen derselbe geblieben. Die bayrische Volksliteratur bedarf der Verstärkung durch die reichere und ihr so sehr verwandte östreichische. In beiden waltet derselbe Geist, dasselbe Gemüth; „es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen". Die Münchener mögen einmal mit den prächtigen Bühnenwerken des genialen Ludwig Anzengruber den Anfang machen und das nächstemal etwa gar einen ganzen Anzengruber-Cyklus nach Berlin bringen. Wir würden dies Unternehmen begrüßen, und um so dankbarer, als es zugleich eine Ermuthigung für den seit Jahren auf dramatischem Felde verstummten Dichter wäre.

Diesmal sind also die „Münchener" mit den Berlinern nicht ganz zufrieden. Mögen sie sich dadurch nicht abschrecken lassen, nächstes Jahr wieder zu kommen, dann aber mit zugkräftigen Novitäten. Ihre zahlreichen Berliner Freunde stehen fest zu ihnen. Als ich jüngst eine ihrer Vorstellungen verließ, hatte ich eine Vision. Ich sah ihn plötzlich in Lebensgröße vor mir stehen, den klassischen Tyroler von der Spree, Herrn v. Strizow aus dem „Versprechen hinterm Herd". Er trug noch immer als echter Bergfex Lodenjoppe und Hütchen mit Gamsbart, und seine milchweißen Kniee guckten über den Zwickelstrümpfen ebenso neugierig als schamhaft hervor. Melancholisch stützte er sich auf seinen Bergstock, worauf die Namen aller Bergspitzen eingebrannt sind, die er — in Gedanken erstiegen hat, und eine Thräne rollte hinter seinem Monocle hervor. Gewiß war er traurig, daß er die lieben Münchener vielleicht zum letzten Mal in Berlin gesehen. Da entfiel seinem Notizbuch ein Zettel, den er eben beschrieben haben mochte. Es ist des Herrn v. Strizows „Abschieds-Schnadahüpfl an die Münchener", und hier mag es zum Schluß folgen:

„Jetz thuat mi mei Kumma
Sakrisch beklemma,
Ob's fern nacha im Summa
Do wieda kemma.
I bitt Enk, kummts wieda,
Minkner Buabn und Madln,
Mit Schuachplattln und Juhschroa
Und Gstanzln und Wadln!"

Z.

Notizen.

Skizzen über Heinrich Heine. Von seiner Nichte Fürstin della Rocca. Wien, Hartleben. Die Principessa hat das wenige Neue, das sie über ihren berühmten Onkel weiß, bereits in ihren früheren „Erinnerungen an Heinrich Heine" erzählt. Hier will sie „die interessantesten Begebenheiten seines Lebens und Wirkens" besprechen und also dasselbe versuchen, was bereits Andere in besserem Stil gethan haben. Dazu reicht aber weder ihr Gedächtniß, noch ihr schriftstellerisches Talent aus. Etwas Neues weiß sie, wie schon gesagt, nicht zu melden. Ueber intimere Familiengeschichten geht sie, obwohl sonst dem Klatsch nicht abgeneigt, graziös hinweg, und höchstens die Ehrenrettung Salomon Heines vermag zu interessiren. In Betreff der heißumstrittenen Memoiren versucht sie vergeblich, Alfred Meißner, der von der Existenz der Memoiren überzeugt ist, zu widerlegen. Im Großen und Ganzen ist diese Schrift eine lediglich compilatorische Arbeit. Die Verfasserin erzählt wieder, was vor ihr Strodtmann, Karpeles, Meißner, Steinmann, Max Heine, Schmidt-Weißenfels, Madame Jonbert, Zianitzka, berichtet haben. Mehrere französische Quellen sind ihr auf dieser Anecdotenjagd entgangen, z. B. Eugene de Mirecourt, Alexandre Weill, Albert Wolff, Theodore de Banville. Vielleicht servirt sie uns die schreiblustige Verfasserin in einem dritten überflüssigen Buch.

* * *

Biographisches Schriftsteller-Lexikon der Gegenwart, von Franz Bornmüller. Leipzig, Bibliographisches Institut. Dieses musterhafte Nachschlagebuch beruht größtentheils auf Originalmittheilungen und ist durch die Mitwirkung namhafter Autoren des In- und Auslandes, wir nennen blos Prof. J. J. Mähly, Robert Hamerling und E. von Zoller, zu Stande gekommen. Selbstverständlich liefern die Vertreter der schönwissenschaftlichen Literatur das Hauptcontigent zu den aufgenommenen Autoren, während alles nicht allgemein Interessante, Technische und streng Wissenschaftliche ausgeschlossen wurde. Fast sämmtliche Angaben bestehen jede Prüfung glänzend, so daß wir kein zuverlässigeres Vademecum für Redactionen, Buchhändler und Literaturfreunde wüßten. Von Werth ist auch das Verzeichniß von Pseudonymen der neuern Literatur. Vielleicht hätte der Herausgeber jedoch besser gethan und manche Inconsequenzen vermieden, wenn er, statt das Jahr 1870 als Grenzscheide zu nehmen, sich nur auf gegenwärtig lebende Autoren beschränkt haben würde.

* * *

Jugendbriefe Goethes. Ausgewählt und erläutert von Wilhelm Fielitz. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. Das Herausgeben von Goethebriefen ist Vielen ein Gegenstand des Spottes geworden. Das Publicum hält sich solchen Büchern gegenüber ziemlich ablehnend und in manchen Fällen, wo viel Unnöthiges und Langweiliges, sowie der Mangel jeglicher Erklärung von vornherein abschrecken, nicht mit Unrecht. Die vorliegende Ausgabe macht den gelungenen Versuch, durch eine Auswahl des Schönsten und durch fortlaufende, bequem zu lesende Erläuterungen den reinen Genuß, den Goethes Jugendbriefe an Käthchen Schönkopf, Frln. v. Klettenberg, Friederike Brion, Salzmann, Herder, Kestner, Charlotte Buff, Klopstock, die La Roche, Knebel, Lavater, Merck, Frau v. Stein u. A. gewähren, einem weiteren Leserkreis zu erschließen. In den Kürzungen geht Fielitz sehr taktvoll vor. Wenn wir den gesammten Briefschatz unserer Klassiker übersichtlich gliedern und überhaupt bewältigen wollen, so ist der nur auszugsweise Abdruck ein stets gebieterisches sich aufdrängendes nothwendiges Uebel.

* * *

Bergasyl. Eine Berchtesgadener Erzählung von Richard Voß. (Frankfurt a. M., C. Koenitzer)

Als Romanschriftsteller erscheint Richard Voß unseres Wissens hier zum ersten Male, und auch hier, wie bei seinen dramatischen Erstlingen, muß man von vornherein zugeben, daß wir es mit einem ungewöhnlichen Talent zu thun haben. Damit ist das Lob aber eigentlich auch erschöpft. Wir wissen nicht, ob Richard Voß das „Bergasyl" in jungen Jahren geschrieben hat, aber wir finden in diesem Roman jedenfalls das ganze, nur in der Jugend entschuldbare Stürmen und Drängen, das unruhige Gähren, das nach fester Gestaltung ringt, das zerfahrene Hin und Her, die Ungleichartigkeit der einzelnen Theile, die zahllosen Metaphern, das brausende Ungestüm und die ganze Ueberschwänglichkeit, die den jugendlichen, mit einem Ueberschuß von Kraft begabten, kurz: den werdenden, sich über seine eignen Fähigkeiten und Ziele noch nicht ganz klaren Poeten charakterisirt. Wer unter dieser „Berchtesgadener Erzählung" eine Geschichte von oberbayerischen Jägern und Flößern à la Hermann Schmid vermuthet, wird sich arg enttäuscht finden. Die Erzählung, der man, so grausig und so unwahr sie in manchen Stücken ist, Originalität wenigstens nicht ableugnen kann, könnte ebenso gut irgendwo anders spielen. Es soll wohl nur der gewählte Schauplatz dem Verfasser Gelegenheit zu seinen zahllosen Landschaftsbildern bieten, die übrigens, einige wenige Uebertreibungen abgerechnet, zum Theil großartig schön und fesselnd sind. Hier offenbart sich der echte Poet, der nur durchaus kein Maß zu halten weiß. Auch die Sprache ist oft voll Schwung und Feuer, manchmal freilich auch glatt und trivial. Die Gedichte hätten lieber wegbleiben sollen, denn ein Lyriker ist Voß ganz und gar nicht, die Form ist meist geradezu haarsträubend. Der Dichter weiß sich nur in ungebundener Rede zu geben, wie er ist. Wie Vieles hätte freilich unterdrückt werden müssen, wenn Voß sein Werk mit kritischen Augen betrachtet hätte! Wäre das Buch um die Hälfte kürzer, wäre es von all dem störenden Beiwerk gesäubert, wäre die Geschichte nur einmal statt dreimal erzählt, die Metaphern gedämpft und die Hyperbeln herabgeschraubt — es hätte ein vielleicht ganzes Kunstwerk daraus entstehen können. Vorläufig aber läßt sich von dem, was er geschrieben, doch nur dasselbe sagen, was er

von dem Tagebuch seines „Oedin" sagt: „Vieles davon ist sehr merkwürdig, Einiges sogar poetisch, Manches sogar eigenthümlich großartig, Alles aber ungewöhnlich, phantastisch, oft bizarre, ungeordnet, oft wirr."

T—u.

* * *

Murillos Leben und Werke. Herausgegeben von Th. Stromer. Eingeführt durch Max Jordan. Berlin, Ernst Wasmuth.

Am 3. April waren es zweihundert Jahre, daß der „Maler des Himmels" in seiner Vaterstadt Sevilla aus dem Leben schied, und lange Zeit hindurch wußte man nichts Zuverlässiges über seine persönlichen Beziehungen. Erst sein Landsmann Francisco Tubino brachte actenmäßige Angaben und Daten, und die Uebertragung seiner Biographie durch Th Stromer kann freudig begrüßt werden. Freilich entspricht es nicht ganz unseren Begriffen vom geistigen Eigenthum, daß Tubinos Name auf dem Titelblatt nicht genannt wird. Im Uebrigen hat der Uebersetzer den Text und den beigefügten Katalog der Werke Murillos sorgfältig revidirt, so daß wir nun endlich eine durch Zuverlässigkeit ausgezeichnete, leider aber nur skizzirte Lebensgeschichte des Künstlers besitzen. Die Einleitung aus der Feder des Directors unserer Nationalgalerie kennzeichnet Murillo und seine Zeit kurz und schlagend.

* * *

Heinrich Schweitzer zu Wiesbaden gibt in seinem Selbstverlage soeben das vierte Heft des Molière-Museums heraus: Molière und seine Bühne. Dies dankenswerthe Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland enthält einen Neudruck von Elomire hypocondre ou les Médecins vengez, dem bekannten giftigen Pamphlete von Le Boulanger de Chalussay, worin Molière (Elomire) als zänkischer Haustyrann, exmittirter Miether, Hahnrei, vergrillter Hypochonder, schlechter Schauspieler und Plagiator verspottet wird. Interessant sind auch die Artikel über die Molièrevorstellungen in Deutschland, Molières Autographen, seinen Arzt Mauvillain und die Auszüge aus dem Register von Lagrange. Dieses treffliche Jahrbuch gedenkt auch mit Wärme der verstorbenen deutschen Molièristen Dingelstedt und Adolf Laun.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die moderne Heraldik.

Verehrter Herr Redacteur!

Nr. 15 der „Gegenwart" enthielt einen Bericht über die Heraldische Ausstellung in Berlin und als Eingang ein Urtheil über den Werth des Wappenwesens für die Jetztzeit. Was darin besagt wurde, ist sehr wahr. Mag auch die Heraldik für die Sphragistik unentbehrlich sein und beide der Genealogie Dienst leisten, so stehen sie doch als historische Hülfswissenschaften auf dem niedrigsten Rang des Nützens und sind bei weitem nicht wichtig genug, um ihr Studium in weiteren Kreisen als den der eigentlichen Heraldiker zu empfehlen. Und noch geringer ist der Werth der Wappen als Familienzeichen; dieser ist ein rein subjectiver, so viel oder auch so wenig als der Betreffende ihnen beimessen will. Und welche Anstrengungen auch gemacht werden mögen, um die Werthschätzung derselben zu heben, es wird vergebens sein: sie sind nicht mehr zeitgemäß, sie sind schon, in Vergleichung mit früheren Zeiten, bedeutend gesunken, und werden allmählich noch tiefer fallen. Freilich, es kann noch lange dauern, bevor es so weit mit ihnen ist. Als Gegenstück möchte ich erwähnen, daß es in Nord-Amerika, sage in Nord-Amerika, Familien gibt, welche, von den ersten Ansiedlern herstammend (namentlich im Staate New-York die alten „knickerbocker"), nicht allein ihren Stammbaum complet halten und gelegentlich den Wurzeln desselben in Europa aufspüren lassen, sondern auch, wenn ihnen von den Vorfahren ein Wappensiegel überkommen ist, es religiös conserviren und sich bemühen, es zu verstehen und heraldisch deuten zu können. Eins ist aber dabei unberührt geblieben, nämlich die moderne Richtung in der Heraldik. Man muß der jüngsten Entwickelung dieser „Wissenschaft" schon sehr nahe gefolgt sein, um mit den betreffenden Umständen bekannt zu sein.

Das Studium derselben hat angefangen, sich in zwei verschiedene Richtungen zu spalten. Die eine richtet sich auf die einzelnen Wappen und die Familien, denen sie angehören; für die andere sind diese letzteren gleichgültig und die einzelnen Wappen nur dann interessant, wenn sie Singuläres enthalten; sie richtet sich nur auf das Wappenwesen im Allgemeinen, das sie als einen rein historischen Gegenstand betrachtet, ohne Rücksicht auf das Interesse, welche es für einzelne Familien oder bestimmte Häupter gehabt hat oder noch haben kann. Jene legt Werth darauf, der Sphragistik wie der Genealogie zu dienen, um auf solche Weise historische Hülfswissenschaft zu sein; diese ist wohl ein kleiner, aber ganz selbstständiger Zweig der Wissenschaft, der mit der Siegelkunde wenig, mit der Genealogie fast gar keine Berührung hat; jene ist wesentlich die alte Heraldik, aber weit gründlicher, weit kritischer als ehemals; jene ein neues, noch junges Studium; für jene werden sich immer nur die Heraldiker von Fach erwärmen, an dieser werden sich die Historiker angelegen sein lassen. So wie ihr Zweck verschieden ist, so ist auch ihr Geist verschieden, bei weiterem Fortgang werden Schwierigkeiten und Reibungen nicht ausbleiben.

Auch im „Herold", der sonst im Allgemeinen der älteren Richtung angehört, sind schon mehrmals Beiträge und Arbeiten von der modernen Tendenz vorgekommen. Als eigene Wissenschaft oder Zweig der Wissenschaft betrachtet (und warum nicht, bilden sich doch in den meisten Wissenschaften neben den vielen schon bestehenden noch fortwährend neue specielle Zweige, neue -logien) ist sie von jüngstem Datum, noch erst im Entstehen begriffen, hat aber auch noch eine Zukunft vor sich. Vielleicht wird es dereinst nothwendig werden, ihr zur bestimmten Unterscheidung von der älteren Schwester einen eigenen Namen beizulegen; wird sie eine -logie, so mag es wohl Hoplologie oder Deigmatologie werden. Ihr Feld ist ein sehr weites; es umfaßt ja die ganze Geschichte des Wappenwesens. Wer mit demselben bekannt ist, weiß, in wie viele Richtungen und wie weit es sich ausdehnt, reichlich genug, um eigener Wissenschaftszweig zu sein. Es enthält eine Anzahl von interessanten noch nicht oder noch nicht ganz gelösten Fragen, z. B. wann die ersten Wappen erschienen — jedenfalls lang vor den Kreuzzügen, und nicht als Familien-, sondern Amtswappen — warum das Wappenwesen sich nur in dem germanischen Theil der Weltgeschichte entwickelte, nicht anderswo, wo doch Ansätze nachweisbar sind, ob die Siegel nicht die Hauptursache zur Entwicklung derselben gewesen, gegen die bisherige Tradition, die auf die Turniere hinweist, ob nicht die Religion in derselben repräsentirt und u. A. das Kreuz, das allgemeine Zeichen derselben, resp. von Christus, die Marienverehrung durch Lilien, Rosen, Stern und Halbmond symbolisirt sei. Es werden bei weiterem Fortschritt des Studiums noch viel mehr Fragen sich aufthun. Namentlich wird das Interesse für die moderne Heraldik bedeutend erhöht dadurch, daß sie das Wappenwesen betrachtet und bearbeitet als einen integrirenden Theil der mittelalterlichen Alterthumswissenschaft, als ein Stück des Culturlebens des Mittelalters. Eben dadurch bekommt sie Farbe und Leben und wird auch ihr Feld bedeutend erweitert. Dadurch gewinnt gegenseitig auch jene Wissenschaft. Und das thut Noth. Die „Antiquitäten", das Culturleben des Mittelalters ist lange Zeit hindurch schnöde vernachlässigt worden. Römische, griechische, hebräische Antiquitäten sind von jeher Universitäts- und Katheder-wissenschaften gewesen, haben ihre Handbücher bei Dutzenden, dazu auch ägyptische und asiatische ꝛc., die mittelalterlichen aber haben erst in diesem Jahrhundert angefangen, sich Liebe zu erwerben und sind bis jetzt nur bruchstücksweise, nie im Zusammenhang so wie jene behandelt worden. Und doch sind diese uns die allernächsten, unsere eigene, jene nur fremde; sie setzen sich in allmählichem Uebergang in unser Culturleben fort und ihre Spuren und Abzweigungen zeigen sich auch überall in unserm Leben.

Flensburg. J. A. M. Mensinger.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Die Familie.

Von

W. H. Riehl.

Neunte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.

8. (XIV und) 303 Seiten. 5 *M.*

Inhalt: Mann und Weib. — Haus und Familie.

Aus dem Schluß des Vorworts zur neunten Auflage: Meine Methode faßt sich in die zwei Worte: „Beobachten und Bedenken!" und mein Ziel in die zwei andern Worte: „Aus dem Leben fürs Leben!"

Soeben erschien in neuer Auflage:

SHAKSPERE.

Herausgegeben und erklärt von

— Nicolaus Delius. —

Revidirter englischer Text m. Einleitungen und deutschen Anmerkungen.

V. (Stereotyp) Auflage.

Zwei starke Bände, broschirt 16 *M.*
In 2 feinen Halbfranzbänden 20 *M.* 50 *S.*

Jedes einzelne Stück 80 Pf.

Elberfeld, Verlag von **R. L. Friderichs.**

In unserm Verlage erschien soeben:

Handbuch der Nationalökonomie

für

Studirende, Landwirthe, Industrielle, Kaufleute u. andere Gebildete.

Von

Dr. K. Walcker,

Docenten der Staatswissensch. a. d. Univ. Leipzig.

Erster Band.

Allgemeine Volkswirthschaftslehre einschließlich der Eisenbahn-, Münz-, Bank-, Versicherungs- und Armen-Politik.

$32^3/_4$ Bogen. Preis *M.* 9.—

Das Ganze ist auf 4 Bände berechnet. Der II. Band, ca. 25—30 Bogen stark, soll die Agrar-, Gewerbe- und Handels-Politik, der III. Band, ca. 25—30 Bogen stark, die Geschichte der neueren National-Oekonomie seit 1776 mit einer Einleitung über die ältere Zeit behandeln. Jeder Band ist für sich verständlich und wird einzeln abgegeben. Das ganze Werk soll bis 1885 vollendet sein. Dasselbe ist mit wissenschaftlicher Objectivität und Unparteilichkeit geschrieben, aber zugleich gemeinverständlich und praktisch gehalten. Der Verf. giebt z. B. im I. Bande Tabellen über die Rentabilität der wichtigsten Eisenbahn- und Bankactien und erörtert die Gründe für und wider Capitalanlagen in ländlichem und städtischem Grundbesitz und in Werthpapieren verschiedener Art.

Leipzig. **Roßberg**'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **George Westermann** in **Braunschweig** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Entweder — oder.

Roman

von

Heinrich Laube.

18 Bogen. 8. Preis geheftet 3 *M.*

Zweite Auflage. **Allerlei** Zweite Auflage.

Herzensgeschichten.

Novellen und Studien von

Eugen Salinger.

Preis *M.* 4.—, gebunden *M.* 5.—.

Beste Kritik. Verlag von **C. Koenitzer** in **Frankfurt a. M.** Rascher Erfolg.

Bad Homburg

Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moor-Bäder. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur.**
Heilgym. Institut (Elektrotherapie, Massage). Kaltwasser-Heilanstalten.
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende u. Reconvalescenten.
Eleg. Kurhaus m. Park. Vorzügl. Orchester, Theater, Réunions, Illuminationen etc.

Deutsche Univers. Bibliothek für Gebildete.

Das Wissen der Gegenwart

Jeder Band **1 Mark**

Einzeldarstellungen von hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft.

I. **Prof. Gindely**: Geschichte des 30jährigen Krieges.
II. **Dr. Herm. J. Klein**: Allg. Witterungskunde.
III. **Prof. Taschenberg**: Die Insecten nach ihrem Nutzen und Schaden.
IV. **Dr. K. E. Jung**: Australien.

Reich illustrirt, solid gebunden.

= Erscheint in rascher Reihenfolge. =

Jeder Band einzeln käuflich.

G. Freytag in Leipzig. Prospecte in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Hann.-Altenb. Esbhn. Saison 15. Mai-30. Sept. **BAD PYRMONT.** Pferdebahn z. Salzbade u. Bahnhof, 5 Minuten.
Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salz**wasser sind an Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschienen:

Rodbertus-Jagetzows

Socialökonomische Ansichten

dargestellt von

Dr. phil. **Theophil Kozak.**

Preis 6 *M.*

JAPANS

landwirthschaftliche und allgemeinwirthschaftliche Verhältnisse.

Nach eigenen Beobachtungen dargestellt von

Dr. **Georg Liebscher.**

Mit einer Terraindarstellung und fünf statistischen Karten.

Preis 5 *M.*

Hierzu eine Beilage der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 22. Berlin, den 3. Juni 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die Juden und kein Ende. Von H. Steinthal. — Vom Volkshumor in der Mark Brandenburg. Von Oskar Schwebel. — **Literatur und Kunst:** Das Vermächtniß eines deutschen Philosophen. Von Johannes Volkelt. — Moderne Idyllen. Von Julius Duboc. — Aus der Provence. Von Carl Vogt. (Schluß.) — Internationale Kunstausstellung in Wien. III. (Schluß) Von Em. Ranzoni. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Das Albrecht v. Graefe-Denkmal. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Eine Erinnerung an Theodor Drobisch. Von Friedrich Küchenmeister. — Inserate.

Die Juden und kein Ende.

Von H. Steinthal.

Von unbekannter Hand ist mir soeben ein süddeutsches Blatt zugegangen. Ein dicker Strich des Blaustiftes verweist mich auf den Leitartikel mit der Ueberschrift „Immer wieder die Juden"; ja, der dicke Strich ist sogar verdoppelt. Der unbekannte Freund, der mir das Blatt sandte, dachte gewiß, daß ich ohne den verstärkten Hinweis den Artikel nicht lesen würde. Und er hatte recht; und Niemand wird es mir hoffentlich übel nehmen, wenn ich nicht gerade große Lust fühle, „immer wieder" längere und kürzere Abhandlungen über dasselbe Thema zu lesen. Aber welcher Schriftsteller hätte denn auch Lust, „immer wieder" über dasselbe Thema zu schreiben? Dem erwähnten Aufsatze merkt man deutlich den tiefen Verdruß an, mit dem der Verfasser ihn geschrieben hat, — den Verdruß und die Scham darüber, zum tausendsten Mal zu sagen, was für jeden Gebildeten längst erledigt ist, und was, wenn Alles wäre wie es sein sollte, längst abgethan sein müßte. Die journalistische Literatur aber hat die Aufgabe, wie verdrießlich, ja wie schmerzlich es auch sein mag, Tag für Tag darauf hinzuweisen, wie es sich rächt, wenn alte Wahrheiten unbeachtet bleiben.

Es ist ausgemacht, daß selbst im Mittelalter es nicht das „praktische Christenthum" war, welches die Juden mordete und vertrieb und ihre Synagogen und ihre heiligen Schriften verbrannte, — „dieses praktische Christenthum, welches von der Dogmatik absieht und als ethisches Wesen Menschenliebe, Milde, Wohlthätigkeit, Humanität bedeutet"; ja, es ist auch mehr als wahrscheinlich, es ist fast sicher, daß im vierzehnten Jahrhundert es nicht der schwarze Tod, die Pest, war, wodurch die Vertreibung der Juden aus Deutschland herbeigeführt ward. Vielmehr waren es im elften und im vierzehnten Jahrhundert ganz andre Triebfedern, und zwar dieselben, welche im neunzehnten solche Scheußlichkeiten verüben ließen, wie sie in Rußland vorgehen; und auch damals wie heute war den Staatsmännern die Judenhatz gar nicht recht; aber sie kam ihnen gar nicht „unbequem".

Was den Pöbel zu pöbelhafter Raub- und Mordgier führt, wäre ja eine Frage, welche die Antwort schon in sich schließt; den Staatsmännern aber, so oft sie Veranlassung zu haben meinen, eine „Wallfisch-Tonne" auszuwerfen, bieten sich die Juden immer als geeignetes Object dar. Hier ist es die durch die Nihilisten angefachte Zerstörungswuth, dort ist es die von den Socialdemokraten hervorgerufene Erregung, hier und dort ist es die durch national-ökonomische Verhältnisse bewirkte Unzufriedenheit, deren Ausbruch auf die Juden abgelenkt wird, während sie sich in ihrem ungestörten Gange gegen ganz andre Dinge und ganz andre Personen wenden würde.

Die europäischen Großmächte sehen den „Gräueln" welche Rußland verübt, unthätig zu. Ihre Staatsmänner verstehen einander, und sie wissen, daß sie einander Liebesdienste zu erweisen haben, um sie von einander erwarten zu können. Die angezogene süddeutsche Zeitung verspricht sich die entschiedenste Einwirkung selbst auf die hartgesottensten Großrussen, wenn Alles, was sich zur Civilisation zählt, eine gemeinsame oder doch gleichlautende Note nach St. Petersburg erließe mit der kurzen Andeutung: Europa und die mit ihm Gleichgestimmten erinnern den Grafen Ignatieff daran, daß das 14. Jahrhundert längst vorüber ist und daß sie, wenn Rußland noch so weit zurück sein sollte, ihm die Türkei als nachahmenswerthes Muster empfehlen, einstweilen aber jede Verbindung mit ihm abbrechen. — Ich, der ich freilich von Politik nichts verstehe, bin ebenfalls der Meinung, daß ein solcher Schritt den glänzendsten Erfolg haben müsse, zumal wenn die betreffenden Minister des Auswärtigen die Börsen der europäischen Hauptstädte zu einem gleichen Schritt veranlassen würden. Es würde sogar beides geschehen, so hege ich wenigstens die geheime Vermuthung, wenn nicht wahrscheinlich der geschickte Stilist fehlte, der jene Note in den diplomatisch üblichen Ausdrücken abzufassen verstünde.

Da nun der Pöbel niemals aufhören kann, sich pöbelhaft zu benehmen, so kann die Juden-Frage nur erst dann, wie sie theoretisch für den Denkenden erledigt ist, auch praktisch von der Tagesordnung schwinden, wenn die leitenden Staatsmänner staatsweise und die Staaten Rechts-Staaten geworden sein werden. Wie die Sachen jetzt liegen, kann ich nicht hoffen, man werde Ignatieff und seinen Genossen begreiflich machen, daß seine staatsmännische Schlauheit neben ihrer Caraiben-Rohheit auch noch sehr dumm sei; man wird ihm nie die Augen darüber öffnen können, welch ein Gefallen den Nihilisten geschieht, wenn die Bande von Gesetz und Ordnung vollkommen gelöst, und zwar unter Connivenz der Regierung gelöst werden. Und wird man unsern deutschen Staatsmännern bemerklich machen können, wie neben der Juden-Tonne auch die Deutschen-Tonne in Rußland ausgeworfen ist? Daß aber auch in Deutschland zwischen jüdischem und christlichem Kapital, zwischen Kapital und Grundbesitz keine Linie gezogen werden kann? Und werden die Männer von Berlin, Paris und London, welche Europas Schicksal leiten, zu der Erkenntniß kommen können, daß der

Hexentrank der Anarchie, der jetzt in Rußland gebraut wird, bald überfließen wird, und dann von Europa ausgetrunken werden muß, und daß aber ein energisches Veto gegen die Judenverfolgung die Dinge zum Stehen bringen könnte?

Daß der Pöbel immer pöbelhaft sein wird, ist eine factische Tautologie; daß die Staatsmänner staatsweise, die Staaten Rechts-Staaten sein werden, ist eine logische und ideale Tautologie. Daß letztere auch Thatsache werde, hindert nichts. Wir wollen es hoffen; fragt sich nur, ob wir es noch erleben werden.

Indessen soll der Bürger, die Gesellschaft, niemals alles Heil vom Staate erwartend, die Hände in den Schoß legen. Linderung der Noth des Augenblicks ist freilich das erste, wozu mildthätiger Sinn antreibt; Besonnenheit aber läßt an die Zukunft denken. Wenn Rußland keine Juden mehr hat, so ist dort die Juden-Frage erledigt. Also Auswanderung! Wie viele Bedenken sich auch dagegen erheben mögen: sie ist für Rußland die einzige Lösung. Tausend Vorangegangene ziehen zehntausend nach. Wohin? fragt man. — Die Erde außerhalb des russischen Reiches wird doch noch nicht überfüllt sein? Sind die amerikanischen Urwälder gelichtet genug, so wird Australien noch anzubauende Strecken bieten. Die hohe Pforte wird sich auch wohl noch überzeugen lassen, daß es für sie vortheilhaft sein kann, wenn öde Länder von einigen Tausend besiedelt werden.

Aber Grundsatz sei: Hinaus aus Rußland!

Vom Volkshumor in der Mark Brandenburg.

Von Oskar Schwebel.

Wohl ist es wahr, daß die Mark Brandenburg ein ernstes Land ist. Ihre Bewohner tragen nur selten eine laute Fröhlichkeit zur Schau; ja, sie erscheinen dem Fremden wohl als finster und verdrossen. Der Boden der Mark ist arm; unter der schweren Arbeit, welche derselbe erfordert, konnte der Volkshumor nicht gedeihen, wenigstens so üppig nicht, wie in Franken oder in Schwaben. Ernst, fast düster ist ja auch der Charakter der märkischen Landschaft! Hier lacht kein leuchtend blauer Himmel auf das Gefilde herab; in melancholische Formen und Farbentöne kleidet sich der Föhrenwald, die unabsehbare Haidefläche und selbst der Fluß und der Binnensee. Dennoch aber klingt's zuweilen aus den schwarzen Kiefernforsten wie ein silbernes Lachen hervor; der Schalk wohnt auch hier hinter dem riesigen Ofen der Bauernstube „in der Hölle"; er treibt sein Wesen auf der von Fliegenschwärmen durchsummten „Diele" des Dorfkruges; er schwingt seine Pritsche des Abends am Stammtische in dem Gasthofe der brandenburgischen Kleinstadt; er grüßt den Wanderer aus dem hellen Auge des märkischen Landmädchens und überschlägt sich in tollen Sprüngen bei der Kirmeß, bei dem Fastelabendbiere und im Gewühle des Markttages.

Noch fehlt uns eine Sammlung der wilden Blüthen des märkischen Volkshumors, die nun einmal für die wissenschaftliche Kenntniß von Land und Leuten unentbehrlich geworden sind. Es ist hohe Zeit, daß eine solche veranstaltet werde, denn bei der großen Macht des nivellirenden Einflusses von Berlin, bei dem schweren Drucke der Zeitverhältnisse schlägt die humoristische Ader im Volke schwächer und schwächer. Eine Anregung zur Sammlung der einschlägigen Aeußerungen des Volksgeistes innerhalb der Mark mögen an ihrem Theile auch die Bruchstücke märkischen Humors geben, welche wir hier folgen lassen.

Wir beginnen mit jener Art von Volkshumor, dessen Träger einzelne Persönlichkeiten sind. Nichts weiß man hier zu Lande vom Pfaffen Amis, dem tollen Mönche Ilsan oder dem geistlichen Herrn vom Kahlenberge; wohl aber ist der biedere Eulenspiegel auch den Märkern bekannt. Man erzählt, wie er den Weibern zu Berlin die Pelze in Milch gewaschen, wie er sich als Zuschneider bei einem Schuhmacher der Spreestadt verdingt hat und wegen seines Uebermuths zum Thore hinausgejagt worden ist; denn er hatte dem wackern Meister das schöne Leder zu Ochsen, Kühen, Kälbern und Schweinen zerschnitten, weil derselbe ihm befohlen hatte, Schuhe zuzuschneiden, groß und klein, „wie der Hirt sie austreibt"! Als Eulenspiegel zu Stendal ein Tuchmacher werden wollte, sagte ihm der Meister, er schlage die Wolle nicht hoch genug. Was that der Schelm? Er stieg mit ihr auf's Dach und schlug sie so rüstig, daß sie über die Straße dahinflog. Bei Wrietzen auf dem Oderdamme hat er einmal die gesammelten Kohlköpfe ausgeschüttet, daß sie lustig die Anhöhe hinabrollten. Einer lief grad' vor die Thür der Schenke. „Viel Köpfe, viel Sinne!" rief Eulenspiegel. „Aber der hat den meinen!" Noch in den zwanziger Jahren unseres Säculums zogen die Marionetten-Theater mit einem Stücke „Eulenspiegel" durchs Land, in welchem die kurzweiligen Antworten des Schalkes allgemeines Ergötzen erregten. Deren Scherz war freilich sehr harmlos. So erwiderte Eulenspiegel einem Bauer, welcher ihn gefragt hatte, wie man über den Strom käme: „Die Enten sind hinüber geschwommen!" und auf die Worte: „Wie tief ist's denn hier?" klang sein lakonisches: „Die Steine liegen auf dem Grunde!" zurück.

Theodor Fontane hat bereits in einer seiner Schilderungen des lustigen Rathes aus der Stadt Trebbin des Schelmen Clauert gedacht. Dem Gebiete des specifisch berlinischen Humors gehört ferner der ehrliche Rathsherr Johann Schönbrunn aus dem 17. Jahrhunderte an; wir schließen ihn hier wie alles eigenthümlich Hauptstädtische aus. Einer ausführlicheren Abhandlung muß ferner die Untersuchung vorbehalten bleiben, wieviel von dem Humor Georg Rollenhagens, des Dichters der deutschen Batrachomyomachie, der Mark angehört. Hinweisen aber wollen wir wenigstens an dieser Stelle auf den sinnreichen Kammergerichts-Advokaten Nikolaus Peuker, dessen Epithalamien oft von einem, heut freilich nicht mehr salonfähigen Humor übersprudeln. Die Hofdamen des großen Kurfürsten hörten indeß mit „absonderlicher Ergötzung" den Späßen Peukers zu, welche sich zumeist an die Namen der Neuvermählten anlehnten. Peuker ist übrigens der älteste Dichter in märkischem Dialekte.

Ein oft sehr derber Humor geißelt in der Mark Brandenburg die Gebrechen des geistlichen Standes. Das ist alte Tradition, und mag schon geschehen sein, als die Berliner den Propst Nikolaus von Bernau erschlugen und der Berliner Stadtschreiber in sein Stadtbuch schrieb: „Pfaffen und Laien sind selten einander gut Freund; das kommt von der Pfaffen Grietigkeit und Habsucht!" Unbeschadet ihres sonstigen Ansehens müssen auch heut noch in der Mark die Pastoren und die Küster, welche „ja auch ein Stück von der Geistlichkeit sind", tapfer herhalten. Auch in historischen Denkmälern, in Werken der bildenden Kunst, hat sich diese Gattung von Humor verewigt. Mag die berüchtigte „Sünderwage" zu Wilsnack auch nur eine Erfindung der Volkssage sein: das ist Thatsache, daß die Consolen, auf welchen die Gewölbegurte der heil. Geistkapelle zu Berlin ruhen, mit satirischen Bildnereien geschmückt sind; sie zeigen einen psalmodirenden Geistlichen mit einem Stierkopf — hier kein Evangelistenzeichen wie zu Triebsees — und einen Kardinal, der mit einem Affen spielt. Bekannter ist das Relief vom Dome zu Brandenburg, auf welchem ein Fuchs den Gänsen predigt und schließlich eine derselben im Rachen davonträgt. Satirisch sind ferner die Holzschnitzereien an den Chorstühlen im Havelberger Dome und in der Berliner Franziskanerkirche; satirisch ist endlich das Glasgemälde in der Johanniterkirche von Werben, welches die päpstliche Heiligkeit mitten im Höllenrachen zeigt, und die Sage von Tetzels Ablaßkasten, welchen der Schenk von Flechtingen oder der Ritter von Hake geraubt haben soll, nachdem sie sich vorher Vergebung für eine noch zukünftige Schuld auf dem „billigen Markte zu Jüterbogk" erkauft hatten.

Der Volkshumor will aber nicht allein bessern, Moral predigen oder bitter spotten; sein liebstes Geschäft ist, zu necken. Gern flickt er der Einwohnerschaft ganzer Städte etwas am Zeuge. Hierher gehört die „goldene Laus" von riesenhaften Dimensionen, welche nach dem Volksschwanke in der wüsten

Wallfahrtskirche bei dem altmärkischen Städtchen Bismark zu sehen gewesen ist; hierher der Spottvers von den altmärkischen Städten überhaupt, welche den Stendalern ihre Trunksucht, den Gardelegern und Tangermündern ihren Uebermuth, den Seehausenern ihre Sucht nach Abenteuern und den Osterburgern die alte Geschichte vorhält, sie hätten ein friedliches Rind als Bären angesehen und erschlagen. Die Moriner in der Neumark heißen gleichfalls „Bärenstecher", weil sie bewaffnet gegen ein Bündel Heu ausrückten, welches der Wind gegen ihre Mauern trieb; bei ihnen liegt auch der große Krebs an einer Kette im See. Kommt der los, so geht die Welt unter. Warum die Neudammer Tuchmacher Illinge, d. h. Iltisse, heißen, vermag Niemand mehr zu sagen. Und was hat der Ruf zu bedeuten, über welchen die Bewohner der ehrsamen Stadt an der Dosse sich so gewaltig ärgern — der Ruf: „Kyritz, mein Vaterland?" — Jedweder kennt ferner das Sprüchwort vom Berliner Kind, dem Spandauer Wind, dem Charlottenburger Pferd, und schon jener Candidatus theologiae, welchem der alte Fritz so scharf auf den Zahn fühlte, mußte sich und den großen König als Ausnahmen von der allgemeinen Regel hinstellen, daß die Berliner nichts taugen. Für die Mittelmark ist Bukow, für die Neumark Callies der Ort, an welchem bäurisches, ungeschlachtes Wesen abgeschliffen wird. Was muß das Kind des ehemaligen Tempelherrendorfes Rixdorf ob seines Geburtsortes in der Fremde leiden! Was der Schiffer aus dem Dorfe Krebsjauche an der Oder! An dem letzteren haftet ein Stücklein Thiersage: Krebs und Fuchs laufen um die Wette; der Krebs kneift sich in die Ruthe Meister Reineckes ein; nahe dem Ziele packt er scharf zu und wird von dem wüthenden Fuchse an dasselbe geschleudert, sodaß er freudig sein „Krebs juchhe!" rufen kann.

Wie Berlin seine humoristischen Sagen hat, welche sich an einzelne Wahrzeichen der Stadt, an den Kaak —, das Malzeichen der Gerichtsstätte vor der Rathhauslaube, — an das Haus mit den 99 Widderköpfen u. s. w. anschließen, so hat auch Stendal seinen „Lannenwinkel", einen unheimlichen Ort an der Stadtmauer, wohin man die Verdrießlichen und die unartigen Kinder schicken muß. Der Roland dieser altehrwürdigen Stadt dreht sich in souveräner Verachtung um, wenn die Betrunkenen ihn äffen wollen. Von vielen märkischen Städten heißt es, den schlechten Straßen zum Spott, die Gänse hätten in ihnen das Steinpflaster fortgefressen. Der Stadt Lippehne in der Neumark hat der Volkswitz, vielleicht auch der Humor Frankfurter Studenten, ihr bekanntes Bierrecht und das dazu gehörige Diplom eines fabelhaften Grafen Woldemar angedichtet, und noch heut' gilt's beim Rundtranke: „Qui bibit ex neigas, e frischibus incipit ille."

Damit sind wir auf das Gebiet des märkischen Bierhumors gekommen. Hochbeliebt waren in alter Zeit all die Biere der Mark mit den wundersamen Namen: der „alte Claus" oder das „Garlei" von Gardelegen, das „Zizenill" von Nauen, der „Soltmann" von Saltwedel, der „Tanbentanz" von Stendal, das „Beiß den Kerl" von Boytzenburg, der edle Saft „Mord und Todtschlag" von Kyritz und das Bernauer, die Kron' und Perle aller märkischen Biere.

Der brandenburgische Bierhumor erstreckte sich aber auch auf die Oertlichkeiten, in welchen der labende Trank verzapft ward. Im Allgemeinen spiegeln die Wirthshausnamen in der Mark genau, wie auch in anderen Theilen des Reiches, die Mode und die bewegenden Mächte und Strömungen ihrer Entstehungszeit ab. Sehr alt und national deutsch sind „Lamm", „weißes Roß", „schwarzes Roß", „Hirsch", „Sonne", „Mond" und „Kugel", das Bild der Vollkommenheit! Dann folgten die „rothen Adler" und die „drei Kronen" — das Wappen der kalmarischen Union — aus dem 17. Jahrhunderte, der „König von Polen", der „sächsische Hof", der „schwarze Adler", „König" und „Kronprinz von Preußen", das „Hôtel de France", „de Russie" u. s. w. bis zum „Kaiserhofe" der Gegenwart — fürwahr eine treffliche Illustration zu dem Verlaufe der brandenburgischen Geschichte!

In üppiger Fülle windet sich ferner der Volkshumor um einzelne geschichtliche Persönlichkeiten. Während die Wrangel-Anekdoten specifisch Berliner Gepräge haben, gehören humoristische Personen, wie Lippold von Bredow, der starke Schapelow, der kluge Müller Pumpfuß, Joachim Hans von Ziethen und der alte Fritz der ganzen Provinz an. In dem „starken Gottlieb" des märkischen Märchens verbirgt sich kein Anderer als der mächtige Schwertgott der alten Sachsen; derselbe ist zu einem hanebüchenen, plump gutmüthigen Bauernburschen geworden. Diesen Großen, Starken und Mächtigen schließen sich andere Persönlichkeiten an, welche ihr Dasein den Herolden des Witzes und der Laune, beliebten Schriftstellern, verdanken und eine gewisse Volksthümlichkeit auch auf dem Lande gewonnen haben. Zu ihnen gehören die humoristischen Gestalten von Pietsch und Käsebier, der Eckensteher Nante, die biederen Spießbürger Müller und Schulze, Nunne, der Philosoph mit der rothen Nase und dem vielfach gewundenen Wanderstab, der fremde Onkel aus Cottbus, der Honoratiore und Stadtverordnete von Zossen, die graziös gewachsene Confectionsdame Paula Erbswurst, vor Allem der vielbedrängte Herr Wippchen von Bernau, welchem die Götter die Fülle wuchtiger, bilderreicher Rede, aber der Tasche nimmer zu bannenden Mangel bescheerten. Ob diese Gestalten dem Volksleben dauernd verbleiben werden?

Der Volkshumor offenbart sich ferner im Räthsel und im Märchen, den noch heut lebendigen, uralt volksthümlichen Dichtungsformen, und viele der in der Mark gangbaren Räthsel geben der Gewandtheit und Findigkeit des ländlichen Humors ein sehr günstiges Zeugniß. Viele der märkischen Märchen enthalten anziehende humoristische Bestandtheile. Sehr beliebt ist auf dem Boden Brandenburgs zu jeder Zeit die Thiersage gewesen; selbst die mittelalterlichen Siegel der Mark tragen ihre Spuren. Gleichsam von dem großen Gebirgsstock der Thiersage abgesprengtes Gestein begegnet uns in kleineren Erzählungen, welche z. B. erklären, warum die wilde Taube ihr Nest so liederlich baut, warum die Frösche in einigen märkischen Gewässern jahrein, jahraus schweigen und wie dieselben zu Menschen umgewandelt worden sind. Die letztere Notiz hat Rollenhagen; er sagt (Froschmäuseler, Leipzig 1730, S. 671), daß die gefangenen Frösche von Friedlieb und Rathmann, den Befehlshabern der Magdeburger Mäuse, in der Mark angesiedelt worden und zu Uetzdorfer Müllerknechten — Uetzdorf ist ein prächtig, mitten im Walde und an einem schilfumgürteten See gelegenes Dorf bei Bernau, der Geburtsstadt Rollenhagens — verwandelt worden seien. Daher schreibt sich auch die Neigung der Müller für die feuchte Kühle des Bierkruges!

Das in menschlichen Kreisen sich abspielende Märchen der Mark behandelt besonders gern die Schicksale des Einfältigen und Sorglosen, welche stets zu größtem Glücke sich wenden, wie dies einige sehr bekannte Sprüchwörter ausdrücken. Natürlich ist auch der geprellte Teufel eine sehr beliebte Figur des Märchens; der vorher erwähnte Nippel von Bredow, der General Luxemburg und der gewaltige Schmied von Jüterbogk wissen ihn weidlich zu betrügen. Der Schmied von Bernau überlistet ferner den Himmelspförtner; von St. Peter vor der Thür zur Seligkeit abgewiesen, wirft er seine Mütze in den Himmel und setzt sich, nachdem er die Erlaubniß erhalten hat, dieselbe herauszuholen, auf sein Eigenthum, von welchem ihn Niemand mehr vertreiben kann. Sehr merkwürdig ist es, daß in einem märkischen Märchen sich eine Parallele zu der homerischen Geschichte von Odysseus und Polyphem findet. Ein Schiffer, welcher sich „Selbergethan" genannt hat, schlägt einen ihn neckenden Nixen, der sich dann bei seinen Genossen jämmerlich über „Selbergethan" beklagt.

Auf deutschen Universitäten hatte man über die Mark einst den spöttelnden Vers:

„Strodachi, Knapkesi, Schnapphani sunt in Marchia multi,
Et si videres nostras glaucas mulieres,
Nobiscum fleres, pietatem si tu haberes,
Neque venires ad nos, quia sumus in insula Pathmos,
Et caveas tibi, quia Grützwurst est etiam ibi."

Die Lande zwischen Elbe und Oder sind indessen in vielen Stücken mit Unrecht übel berufen. Unsere Uebersicht hat gezeigt, daß auch das Feld brandenburgischen Humors, von welchem bis

jetzt nur der Eine oder der Andere im Vorübergehen eine volle, nickende Aehre abgestreift hat, reicher ist, als man gewöhnlich denkt. Auch die Sittenkunde der Mark — wir erinnern an Hänselgesellschaften des Oderbruches und die Umzüge der heiligen drei Könige, den Köpenicker Grenzzug u. s. w. —, die Namensverzeichnisse des großen Riedel'schen Urkundenwerkes mit ihren „Siehdichfür, Nieverschrocken, Rühredentummler" u. s. w., wie die Heraldik geben einzelne Beiträge zum Volkshumor. In letzterer Beziehung bemerken wir, daß die Herren von Quitzow sehr bezeichnend einen — Vielfraß auf dem Helme führen. Manch märkisches Schelmenstücklein hat ferner Wilibald Alexis in seinen Romanen erwähnt. Nicht fehlt es an humoristischen Grabschriften in der Mark; die köstliche Naivetät freilich, welche uns beispielsweise in der bekannten Inschrift eines Leichensteins in der Bülowcapelle zu Doberan entgentritt, wird von keiner derselben erreicht. Auch die Kinderreime, scherzhafte Gespräche, welche das spielende junge Volk unter sich führt, die Inschriften auf Haus und Geräth, sowie das Volkslied der Mark, das noch keinen Sammler gefunden hat, müßten auf humoristischen Gehalt hin durchgesehen werden, um eine wenigstens einigermaßen befriedigende Sammlung zu ergeben. Möchte uns eine solche nicht mehr zu lange vorenthalten bleiben; es ist hohe Zeit, aufzuzeichnen, was noch vorhanden ist!

Literatur und Kunst.

Das Vermächtniß eines deutschen Philosophen.

Von Johannes Volkelt.

Immer seltener werden die Philosophen, die nicht nur mit ihrem Verstande, sondern zugleich mit der Wärme des Herzens und dem Pathos der Gesinnung ungetheilt in der von ihnen gewonnenen Weltanschauung leben, die von dem feurigen Drange erfüllt sind, in dem Sinne der Ideale, die sie glaubensvoll ergriffen, auf Mit- und Nachwelt umbildend und neugestaltend einzuwirken. In dem schwäbischen Denker Karl Christian Planck ist uns am 7. Juni des Jahres 1880 ein solcher Feuergeist entrissen worden. Philosophiren und Leben waren ihm Eins: die Ideale, zu denen er sich durch ein kraftvolles und weitblickendes Denken emporarbeitete, gingen ihm zugleich in sein innerstes Lebensblut über und riefen ihn zu unentmuthigtem reformatorischen Streben und Schaffen auf. Es lebte in ihm etwas von Fichtes unerschütterlichem Glauben an die das Menschengeschlecht zu voller Wiedergeburt und zu abschließendem Heile herbeiführende Kraft seines Evangeliums. Und ebenso zeigt sich Fichtes charakterstarke Art in seiner von keinem Zweifel beunruhigten Ueberzeugung von der Fähigkeit des speculativen Denkens, das Wesen der Natur und des Geistes im Innersten zu erfassen.

Planck gehört zu den zahlreichen Denkern, an denen sich die Mitwelt durch Nichtbeachten arg versündigt hat. Nachdem er schon in den vierziger Jahren eine Reihe von Abhandlungen über verschiedene auf das Urchristenthum sich beziehende Fragen veröffentlicht hatte, erschien im Jahre 1850 der erste Band seines grundlegenden Werkes „Die Weltalter", dem ein Jahr später der zweite folgte. Er erklärte die Philosophie von Kant bis Hegel für einseitigen Idealismus, an dessen Stelle er eine unbefangene Würdigung der Natur als des Ursprunges alles Lebens treten lassen wolle. Und ebenso nachdrücklich forderte er schon damals, daß sich die Philosophie wieder ihres praktischen Berufes erinnern und direct auf die sociale, politische und religiöse Neugestaltung des Lebens einzuwirken trachten möge. Auch in der folgenden Zeit war Planck unablässig schriftstellerisch thätig: theils in Abhandlungen, theils in selbstständigen Werken brachte er seine Ueberzeugungen auf den Gebieten der Rechtsphilosophie, Psychologie, Naturphilosophie, Logik u. s. w. zu eindringlicher Darstellung. Wiewohl die Gegenwart wahrlich nicht allzu viel philosophische Denker besitzt, die ihn in der Energie und Originalität des speculativen Forschens erreichen oder übertreffen, so wurde doch seine Stimme fast von Niemand ernstlich beachtet. Eine Ausnahme macht Friedrich Vischer, der zu wiederholten Malen mit nachdrucksvollem Hinweis diesem „bedeutenden und edlen Geiste" die verdiente Beachtung zu verschaffen suchte. Auch die äußere Lebensstellung Plancks entsprach nicht seinen Leistungen und berechtigten Bedürfnissen. Mit 27 Jahren habilitirte er sich (1846) in Tübingen, sah sich jedoch nach 6 Jahren genöthigt, die academische Lehrthätigkeit aufzugeben. Seitdem wirkte er am Gymnasium zu Ulm, nachher an dem zur Heranbildung künftiger Geistlicher und Lehrer der humanistischen Wissenschaften bestimmten Seminar zu Blaubeuren, und seit dem Jahre 1879 am Seminar zu Maulbronn. Wie sehr er unter dem bitter schmerzlichen Gefühle litt, von den Hochschulen ausgeschlossen zu sein, zeigt besonders seine letzte Schrift, deren Beleuchtung dieser Aufsatz gewidmet sein soll. Wäre er an eine Universität gerufen und überhaupt nur annähernd nach Verdienst gewürdigt worden, so würde er weder in der Beurtheilung unserer Culturzustände zu so einseitigem Verwerfen gekommen sein, noch auch hätte sich bei ihm eine so starke Ueberschätzung seiner philosophischen Leistungen herausgebildet.

Es war ein glücklicher Gedanke Plancks, seine philosophische Thätigkeit durch eine zusammenfassende und für weitere Kreise bestimmte Darstellung der Grundergebnisse seiner Lebensarbeit abzuschließen. Erst nach seinem Tode tritt dieses Werk, dem er selbst die Aufschrift „Testament eines Deutschen" vorgesetzt, in die Oeffentlichkeit.*) Der Herausgeber, Professor Köstlin in Tübingen, hat es in dankenswerther Weise mit einem über Person und Leben des Verstorbenen orientirenden Vorberichte versehen, dem auch die vorhin von mir mitgetheilten biographischen Data entnommen sind. Auch ist es erfreulich, wahrzunehmen, daß die Verlagsbuchhandlung bemüht war, dem Werke schon durch eine würdige und vornehme Ausstattung das Gepräge des Bedeutungsvollen und Gediegenen aufzudrücken.

In jedem Satze seines „Testamentes" stellt sich Planck, theils ausdrücklich, theils durch Ton und Haltung, als Verkünder eines alle Lebensgebiete von Grund aus umgestaltenden, eine neue Periode der Menschheitsgeschichte begründenden Evangeliums, als Verkünder der endgültigen Wahrheit hin. Wohin er blickt, überall findet er selbstische Willkür, kalte Verständigkeit, mechanische Aeußerlichkeit in fast unbestrittener Herrschaft. Das ganze Culturleben der Gegenwart erscheint ihm platt, eng und dumpf; er nennt es geradezu das „widrige äffisch äußerliche Zerrbild menschlich universeller Cultur". Trauer und Schmerz ergreift ihn, wenn ihm von allen Seiten das „gesteigerte Treiben und Sorgen ängstlicher und mißgünstiger Concurrenz", das Streben nach dem „mechanisch Massenhaften", „nach dem Schwalle und Reize des Stoffes", die Bevorzugung des Formellen und Nützlichen vor dem edlen Feuer gehaltvoller Innerlichkeit entgegentritt. Er gehört zu den Geistern, denen eine aus der centralen Innerlichkeit des Menschen groß und frei hervorquellende Cultur als Ideal vor der Seele schwebt.

Aehnlich wie Richard Wagner und Nietzsche in seiner idealistischen Periode hat auch ihn mit mächtiger, Sehnsucht und Thatkraft weckender Gewalt der Gedanke eines Culturlebens ergriffen, das in allen seinen Aeußerungen ein einheitliches, stilvolles Gepräge trägt, im organischen und selbstlosen Zusammenwirken Aller besteht und letzten Endes aus dem religiösen Glauben entspringt, daß das wahrhafte Menschheitsdasein sich aus einem kraftvoll beseelenden, adelnden idealen Mittelpunkte harmonisch aufbauen müsse. Freilich ist er auch darin jenen beiden Männern ähnlich, daß er allzu direct und plötzlich auf das Allerhöchste und Letzte losstrebt, überall geradezu das absolute Ideal verwirklicht sehen möchte und daher die Nothwendig-

*) Testament eines Deutschen. Hinterlassenes Werk von Karl Christian Planck. Herausgegeben von Karl Köstlin. Tübingen 1881, Franz Fues.

keit und den Werth der verschiedenen dem Ideal sich mehr oder weniger annähernden Stufen, der beschränkten und einseitigen Erscheinungsweisen desselben verkennt. Wie jene, so spannt auch er die Forderungen, die er von der Gegenwart und der tausendfach beschränkten Menschenkraft erfüllt sehen möchte, allzu hoch und sieht daher auch über die vielfachen schon in der Gegenwart vorhandenen Vorbereitungen und theilweisen Erfüllungen seiner Ideale mit geringschätzigem Blicke hinweg. Wie sehr sich übrigens Planck in der Art, wie er sich die nähere Ausgestaltung seines Culturzieles denkt, von Wagner unterscheidet, wird sich aus allem Folgenden von selbst ergeben.

Suchen wir den Bestrebungen Plancks näher zu treten, so hebt sich als besonders eigenthümlicher Zug das innig nahe Verhältniß heraus, in das er den Menschen und sein Wirken zur Natur setzt. Die Natur gilt ihm als der gegliederte Unterbau des Geistes, sie weist auf allen ihren Stufen vorbildlich auf das Wesen des Menschengeistes als das Ziel aller Entwicklung hin. Er kann es nicht oft genug wiederholen, daß alles Geistige in der reinen vollen Natur wurzelt, daß uns nur in den Formen und Stufen der Natur der Grund und das Wesen des geistigen Daseins klar werden kann, daß die letzte Versöhnung, der wir zuzustreben haben, uns in der reinen Natur selbst das menschlich universelle Ziel offenbaren wird. Ihre volle Eigenthümlichkeit indessen erhält diese Ansicht, die überall in der Natur schon den später erstehenden Menschengeist sich regen sieht, durch eine gewisse hinzutretende scharfe Verneinung.

So sehr nämlich auch der Menschengeist des Unterbaues der Natur bedarf, so wenig hat die Natur selbst einen Träger, eine tiefere Grundlage nöthig. Hinter der Natur steht weder ein frei schaffender Gott, noch ein absolutes Ich im Sinne Fichtes, noch auch nur ein ewiges logisches Weltgerüste wie bei Hegel, noch irgend eine andere geistige, raum- und zeitlose Macht. Raum und Zeit sind „das Erste im Grundwesen aller Wirklichkeit". Es ist der „reinste Widersinn", Raum und Zeit aus einem freien, geistigen Grunde der Dinge hervorgehen zu lassen. Die Persönlichkeit ist das Ziel, nicht der erste Anfang der Weltentwickelung. Der Geist ist ein so ungeheuer zusammengesetztes und entwickeltes Wesen, daß es grundverkehrt wäre, ihn zum Grunde alles Daseins zu erheben. Vielmehr sind Raum und Zeit der einfache Urschoß, aus dem nicht nur Körperlichkeit, Schwere, Wärme, Licht, sondern auch das gesammte Reich des Geistigen sich hervorentwickeln soll. So darf man Planck in gewissem Sinne als Naturalisten bezeichnen und mit Feuerbach zusammenstellen, der gleichfalls etwas überindividuell Geistiges weder als ersten Grund, noch als letztes Ziel der Wirklichkeit anerkannte.

Ich muß es mir hier versagen, diesem Naturalismus entgegenzutreten, so lehrreich es auch wäre, ihm in seinen verkehrten und halbwahren Voraussetzungen, in seinen Ueber- und Unterschätzungen nachzugehen. Ich will hier lieber eine Consequenz jenes Naturalismus, die Planck selbst als überaus wichtig behandelt, hervorheben: die Bekämpfung des Unsterblichkeitsglaubens. Alles Leben, auch das höchste geistige, ist durch die „individuellen Stoffe" und die „gegenseitig sich bedingende innere Wechselwirkung derselben" vermittelt. Geist und Selbstbewußtsein muß seinen unendlichen Vorzug mit der Endlichkeit, ja mit einer viel größeren Hinfälligkeit, als sie den seelenlosen Naturwesen zukommt, erkaufen. Doch nicht nur der Wahrheit entgegen ist der Unsterblichkeitsglaube, er geht auch wider die Sittlichkeit: er beruht auf selbstischem Idealismus, auf der Unfähigkeit, sein eigenes Selbst und sein Eigendasein zu verleugnen. Nicht, wie die beschränkten kirchlichen Eiferer klagen, im Abfall unserer Zeit von dem Glauben an das Jenseits liegt der Grund aller Uebel der Gegenwart, sondern es ist vielmehr die aus dem Judenthum und dem mittelalterlichen Christenthum stammende Abwendung zu einem naturlosen Jenseits hin, wodurch alle menschlich natürlichen Bildungsgebiete erniedrigt wurden und so einer mechanischen, äußerlichen und selbstischen Behandlung verfielen. Planck nimmt es nicht leicht mit dem Aufgeben des Unsterblichkeitsgedankens, er weiß, daß dies der schmerzvollste und erschütterndste Schritt ist, den es in der Geschichte der Menschheit überhaupt gibt. Dennoch muß sich aus Gründen der Erkenntniß wie der Sittlichkeit die männlich gereifte Menschheit zu solcher Entsagung entschließen.

Man braucht mit dieser Stellung Plancks zum Unsterblichkeitsglauben, mit der Herleitung desselben aus Egoismus und Feindseligkeit gegen die Natur und überhaupt mit seinem Naturalismus keineswegs einverstanden zu sein und kann doch gar Vielem, wozu ihn sein einseitiger Naturalismus führt, theils voll zustimmen, theils einen wahren und groß gedachten Kern darin anerkennen. Er verlangt mit Recht, daß wir in der Natur die „wahrhaft weihevolle und geistdurchdrungene Heimat des Menschen" und in allem Natürlichen und Weltlichen ein Reich des Göttlichen sehen. Auch was er über die religiöse Feier der Zukunft sagt, enthält zum großen Theil Wahrheiten, die ganz unabhängig von seiner Naturvergötterung gelten. Sicherlich wird der Cultus der Zukunftsreligion den Menschen weit inniger und umfassender, als es im Christenthume geschehen kann, zur Vertiefung in die Natur führen müssen. Nach Planck wird darin erst „die Weihe und Kraft einer siegreich das All umfassenden und verklärenden Feier" liegen, daß „das feiernd hingegebene und beschauende Gemeinbewußtsein" im strahlenden Sternenhimmel, in der selbstlos das All durchleuchtenden Sonne und überall in der Natur Vorbilder geistiger Entwickelung und Bethätigung verehrt. Und weiter ist es begreiflich, daß einem Philosophen, der das Göttliche aus der Natur entspringen läßt, die Kunst, diese heiligende Erhöhung der Natur, als hauptsächlicher Träger der religiösen Feier erscheinen muß. Vor Allem wird sich in der Baukunst „das schaffende neue Gemeinbewußtsein" seine Erscheinung zu geben haben, was freilich nur durch eine Wiedergeburt dieser Kunst, durch das Entstehen eines neuen Baustiles, der das Wahre des gothischen und des antiken Stiles zu etwas Höherem verbinden soll, zu erreichen sein wird. Von den übrigen Künsten hat das Drama die nächste Beziehung zum Cultus. Wer denkt nicht an R. Wagner, wenn er Planck sagen hört: „Wiedererstehen muß in voller echt menschlicher Würde das, was in unfrei natürlicher Gebundenheit schon der alte griechische Volksgeist hatte, das Drama als eine gemeinsame höchste Feier der versammelten Gemeinde selbst?"

Wenn Planck mit religiöser Begeisterung den Ursprung alles Lebens und Geistes aus dem Schoße der Natur vertheidigt, so ist er doch andererseits ein ebenso entschiedener Gegner aller atomistischen und mechanistischen Naturauffassung. „Das übernatürliche Idealreich ist verschwunden, aber die verklärte Natur selbst ist an seine Stelle getreten." Unter dieser „verklärten Natur" versteht er aber nicht etwa die mit einem poetischen Schein übersponnene, durch die menschliche Phantasie beseelte Natur, sondern es ist ihm mit dieser Verklärung völliger Ernst: die Natur ist auf allen ihren Gebieten von innerlich wirkenden Kräften beherrscht, einerseits von dem ursprünglichen Streben nach Unterscheidung, Verselbstständigung, Concentrirung, andererseits von dem ebenso ursprünglichen Streben, das Geschiedene und Individuelle in innerlich centraler, selbstloser Weise zu überwinden und zu universeller Einheit zu binden. Niemals kann aus dem äußerlichen Theildasein und seinen mechanischen Verhältnissen Leben und Geist hervorgehen; „die Natur könnte nicht mit dem Geiste endigen, wenn sie nicht schon in ihrem Anfange einen centralen, innerlichen Grund in sich schlösse." So sieht er in allen Erscheinungen und Wirkungen der Natur mehr oder weniger deutliche Vorbilder des Menschengeistes, und ich irre wohl nicht mit der Annahme, es sei bei seinen naturphilosophischen Constructionen eine der hauptsächlichsten Triebfedern die sich ihm intuitiv und überwältigend aufdrängende Gewißheit gewesen, daß alles Naturwirken eine geistartige Physiognomie trage und etwas unseren Gemüthskräften und Vernunftstrebungen innerlich Verwandtes offenbare.

Wiewohl Planck es nicht Wort haben will, so sind es doch im Grunde ideelle, geistige Mächte, durch welche er die Natur von Anfang bis zu Ende beherrschen und bewegen läßt. Freilich ist diese durchgehende Vergeistigung der Natur nicht begreiflich,

wenn doch Raum und Zeit, also das Aeußerlichste, Geistloseste, die Grundlagen aller Wirklichkeit bilden sollen. Nur wenn die Natur letzten Endes in einem Geistigen, in einem über Raum und Zeit hinausliegenden Principe wurzelt, wird es möglich sein, in der Ordnung der Natur mehr zu sehen als ein Walten blinder, mechanischer Kräfte. Auf der einen Seite ist Planck zu zaghaft, auf der andern zu voreilig. Es erscheint ihm als Verkehrung aller versöhnenden Weltbetrachtung, der Natur einen zeit- und raumlosen, geistigen metaphysischen Grund zu geben. Und doch erklärt er der ganzen modernen Naturwissenschaft, den heute geltenden Theorien des Lichtes, der Wärme, ja der Schwere rücksichtslos den Krieg und will den mechanisch wirkenden Kräften auch nicht einmal eine begrenzte Geltungssphäre zugestehen.

Besonders charakteristisch für Planck ist der Gedanke, daß vor Allem die lautere Wärme und das lautere Licht das „volle Gegenbild dessen sind, was in vernünftig freier und sittlicher Form auch die Bestimmung des Geistes ist". Er verehrt in ihnen das „triumphirende Abbild der lauteren selbstlosen Liebe und der erkennenden Klarheit". Auf das ringende Herz unseres Philosophen scheint das still durch die Welt ergossene warme Licht einen ähnlich überwältigenden Eindruck hervorgebracht zu haben wie auf die leidende Seele seines Landsmannes Hölderlins. Beide schauten die hehren, einfachen Naturgewalten mit dem großen, verehrenden Blicke der alten Naturreligionen an.

Auch für die Art, wie Planck das letzte Ziel alles Menschenstrebens auffaßt, ist es bedeutungsvoll, daß er immer wieder darauf zurückkommt, daß uns in dem Lichte das „selbstlos natürliche Vorbild der geistigen reinen Liebe" entgegenstrahlt. Denn selbstloses und universelles Wirken — das ist der versöhnende Schluß der Menschheits- und Weltentwicklung. Er fordert, daß wir bei unserm Handeln allen individuellen, privaten, ja auch einseitig nationalen Gesichtspunkten streng entsagen, daß alles menschliche Wirken, sei es materieller oder geistiger Art, einer organischen „Berufsordnung" eingeordnet werde, und daß diese „Berufsordnung" nicht ein bloßes moralisches Ideal bleibe, sondern rechtliche Gestalt und daher den Charakter des Zwingenden gewinne. So kommt er zu einem eigenthümlichen Socialismus, von dem er sich nicht verhehlt, daß er die „tiefgehendste Umgestaltung der ganzen Erwerbsgesellschaft in sich schließe". Es zeugt von seinem tiefen Blicke und sittlichen Ernste, daß er sich die sittlich-religiöse Wiedergeburt der Menschheit nicht als einen rein innerlichen, verborgenen und so zu bequemem Abthun verleitenden Vorgang, sondern als mit einer einschneidenden Umgestaltung der wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse nothwendig verbunden denkt. Vor Allem aber hält er das deutsche Volk für berufen, diese ideale und universelle Ordnung zu verwirklichen. Wie einst Fichte, so fordert auch er, daß sich das deutsche Volk als „das Salz der Erde", als „das innerliche Centrum des Völkerlebens" erweise.

Planck betrachtet es gegenüber allen vorangegangenen Religionen und Philosophien als einen Vorzug seiner Weltanschauung, daß sie allein uns die wahre Erhebung über alles Endliche lehre und den Geist zu einer „unaufheblichen" Versöhnung emporführe. Und doch weiß er uns als letzten Schluß der gesammten Weltentwickelung, als vollendete Wirklichkeit nur die menschliche sittliche Thätigkeit zu nennen. In einer Thätigkeit also, die in die kurze Spanne des menschlichen Lebens gedrängt ist und unausgesetzt mit den tausendfachen Endlichkeiten des irdischen Daseins, und wahrlich nicht immer siegreich, kämpfen muß, soll die versöhnende Krönung des Weltgebäudes, der höchste Triumph des Geistes über die Natur bestehen! Will man der Welt einen versöhnenden Abschluß geben, der den Geist zu wirklicher Herrschaft über die Natur bringt, so wird man diesen nur in einer über Zeit und Raum und alles irdisch Menschliche hinausliegenden idealen Ordnung der Dinge finden können. Wie Feuerbach, so kommt auch Planck, indem er den Menschen recht innig mit der Natur verknüpft, auf der anderen Seite zu einer Uebersteigernng der Macht, Herrlichkeit und Unendlichkeit des Menschen, ja zu einer gewissen begeisterten Vergötterung unseres flüchtigen, eingeengten Daseins.

Ohne Zweifel würde das „Testament" eine weit mächtigere Wirkung ausüben, wenn sich dem Leser nicht gewisse Einseitigkeiten und Mängel so stark und so oft aufdrängten. Zunächst zähle ich hierher die einseitig verwerfende Beurtheilung unserer Culturzustände und die damit zusammenhängende Ueberschätzung der eigenen Leistungen sowohl hinsichtlich ihrer sachlichen Bedeutung, wie auch ihrer Originalität. In letzterer Beziehung wäre es besonders interessant, der vielfachen Verwandtschaft nachzugehen, die unseren Denker in wesentlichen Punkten mit Hegel verknüpft. Sodann wird vor Allem der naturwissenschaftliche Leser mißtrauisch werden durch die blinde, ohne alle nähere Prüfung und ohne eingehende Widerlegungsversuche ausgesprochene Verwerfung aller modernen naturwissenschaftlichen Theorien und Hypothesen. Endlich leidet die Darstellung an einer oft ermüdenden Breite und an fortwährender Wiederholung der schon hundertmal ausgesprochenen Grundgedanken. Es hängt dies mit Plancks kraftvollem, feurigem, stets in seiner „centralen Innerlichkeit" ergriffenen Geiste zusammen. Seine heiß und schwer erkämpften Ueberzeugungen erscheinen ihm als so sonnenklare und unbedingt heilvolle Wahrheiten, daß er glaubt, es bedürfe nur unausgesetzter eindringlicher Hinweise, um den Leser zur Zustimmung und zur Theilnahme an der verkündeten Erlösung zu zwingen. Statt seine allgemeinsten Grundgedanken fortwährend zu wiederholen, hätte er sich lieber tiefer mit den einzelnen, concreten Verhältnissen der Natur und des Lebens einlassen sollen. Doch wird durch alle diese Mängel unser Urtheil, daß wir es hier mit einer hochbedeutungsvollen Leistung des philosophischen Denkens zu thun haben, nicht umgestoßen. Und sicherlich würde es unserer Zeit nicht zur Ehre gereichen, wenn Plancks „Testament" sich nicht als eine der zahlreichen, von den verschiedensten Seiten zusammenwirkenden Kräfte erwiese, welche die Veredelung und Verinnerlichung unserer Culturzustände herbeiführen helfen.

Moderne Idyllen.

Von Julius Duboc.

Keine Kunstleistung auf dem Gebiet der Poesie hat in der Neuzeit eine so empfindliche Einbuße erlitten, als jene mondbeglänzte Poesie des Stilllebens, das Idyll. Der Lyrik, die unmittelbar den quellenden Erguß des Herzens im Liede ausströmen läßt, kann ihr Stoff nie versiegen und auch in nüchternen Zeitläuften wird sich ihr die Theilnahme eines engeren oder weiteren Hörerkreises nicht ganz versagen. Der dramatischen Dichtung kommen unruhige, energisch bewegte Zeitströmungen wenigstens soweit entgegen, als sie Sinn und Stimmung im Volksleben auf das thatkräftige Handeln und seine Conflicte richtet — ob sich der Dichter findet, der die Gunst der Umstände, die Empfänglichkeit des Augenblicks zu benutzen weiß, ist freilich eine andere Frage —, das Epos kann dem heroischen Stoff sein Gewand leihen, der Roman, meist auf dem Boden der Tagestendenzen erwachsen, kann der Zeit, die ihn erzeugt und trägt, nicht absterben. Aber das Idyll — wo bleibt ihm im Sturmessaus und Wogenbrand der Zeit eine behütete Stelle, wo es seine Hütte schmücken und seine bescheidenen Kränze flechten kann? Was ist aber überhaupt ein Idyll? Es ist sehr schwer, darauf eine kurze, genügende Antwort zu geben. Um eine kunstgerechte handelt es sich hier nicht; diese liefert jedes Handbuch, das über die Gattungen der Poesie handelt und das zu diesem Behuf mit mehr oder weniger Geschick, aber meistens mehr die formelle Seite wie den innersten Herzschlag berücksichtigend, eine Definition der Idylle zur genauen Sonderung von den anderen poetischen Kunstformen aufstellt. Davon aber absehend und zunächst nur das entscheidende Stimmungsmoment ins Auge fassend, wird man vielleicht am ehesten das Richtige treffen, wenn man davon ausgeht, daß das Idyll das künstlerisch empfundene Stillleben darstellt, in ihm also ein Spiegelbild desselben vor unseren

Blicken ersteht und Alles, was sich damit nicht vereinigen läßt, als falsch auszuscheiden ist.

Eine ganze Reihe von Bedingungen sind in dieser Wesensbestimmung enthalten. Selbst die der Idylle eigenthümliche räumlich enge Umrahmung des Stoffs, die schon in der Bezeichnung *εἰδύλλιον*, Bildchen, gelegen ist, ergibt sich schon insofern äußerlich aus dem Stillleben, als jede größere Schaubühne, durchschnittlich wenigstens, Bedingungen unterliegt, die der Stille des Lebens nothwendig Abbruch thun. Nur auf beschränktem Raum, abseits, in einem verborgenen Winkel wohnt die Stille, die ohne stumm zu sein die Geräusche dämpft und den Lärm in der Ferne verhallen läßt. Freilich hat auch der unermeßliche Wüstenraum seine Stille, aber ohne Leben, ohne dasjenige Moment also, das mit der Stille verbunden im Stillleben erst das Element der Idylle erschafft. Noch beziehungsreicher entfaltet die Stille als Grundbedingung ihre Bedeutung für die ethische Seite der Idylle. Sie scheidet alle Strömung erregter Leidenschaftlichkeit als der Stille entgegengesetzt, alle Complicirtheit der Lebensbeziehungen, welche der Leidenschaft so leicht den Boden bereitet, selbst alle hoch entwickelte Geistesfülle aus, insofern diese in sich selbst den Gährungsstoff enthält, der die Unruhe eines erregten Gefühlslebens aus sich hervortreibt. Diese negativen Bestimmungen deuten gleichzeitig die Klippen an, welche der Idyllendichtung Gefahren drohen, und diese sind so zahlreich, daß ein wirklich gelungenes Idyll nicht allein zu den Seltenheiten zählt, sondern auch einen sehr hohen Rang zu beanspruchen hat.

Es kommt darauf an, jenen oben gedachten Erfordernissen gerecht zu werden, dabei aber die feine Grenzlinie nicht zu überschreiten, welche schlichtes Empfinden und simple Geistescultur von Trivialität und Philisterart, die Abwesenheit leidenschaftlicher Wallungen von fader Zahmheit, einfache Verhältnisse von Dürftigkeit, Natur von Plumpheit scheidet. Sind aber auch diese Bedingungen erfüllt, ist die Idylle den nächsten Gefahren, einerseits einer stofflichen Vergröberung, andererseits einer süßlichen Ziererei zu verfallen, glücklich entgangen, so gehört doch immer noch viel zu einer vollendeten Ausgestaltung. Je vergeistigter das poetisch empfundene Stillleben, das eigentliche Element der Idylle, sich erhebt, in eine desto empfindlichere Abhängigkeit von jedem einzelnen Pinselstrich geräth die Gesammtwirkung. Da geht es wie mit dem Frieden eines Sommerabends, dessen sanften Zauber auf das Gemüth auch jedes noch so geringfügige unholde Geräusch, jedes fremdartige Element, das sich eindrängt, stört und vernichtet. Die Idylle ist in diesem Sinne sensitiver wie die meisten anderen Dichtungsformen, die weit eher eine falsche Note, einen schiefen Strich vertragen, ohne der Gesammtwirkung verlustig zu gehen. Sie ist sensitiver, weil sie überhaupt auf einen zarteren Empfindungswiederhall angelegt ist.

Unsere moderne deutsche Literatur ist arm an guten Idyllen, und wenn wir von einzelnen idyllischen Partien und Schilderungen, die in der Prosaliteratur gelegentlich vorkommen, absehen und nur das Idyll als Gedicht in geschlossener Form ins Auge fassen, so ist innerhalb der letzten zwanzig Jahre kaum eine andere erhebliche Leistung zu verzeichnen als eine, die — charakteristisch genug für die herrschende Geschmacksrichtung — wenig beachtet worden ist und es nie zu einer zweiten Auflage gebracht hat: das sind die 1860 bei Cotta erschienenen Dorf-Idyllen von Robert Waldmüller. Ein schmales Büchlein mit nur sieben Gedichten, die aber alle den echten Geist der Idylle athmen.

Ganz besonders eigenthümlich und interessant gestaltet sich das Verhältniß der idyllischen Kunstgattung zum Schmerz, zur Trauer. Es ist von vornherein klar, daß das Idyll dem Behagen näher verwandt ist als seinem Gegensatz, dem Frieden näher als dem Unfrieden. Das Stillleben, dessen poetische Verklärung es darstellen soll, würde ja nicht still, sondern unruhig, unstät sein, wenn es unzufrieden wäre, wenn es im Unfrieden verharrte. Das einfachste, zunächst sich darbietende Verhältniß für die Idylle ist also, daß es Behagliches behaglich schildert. Beispiele sind das bekannte Idyll: Der siebzigste Geburtstag, oder auch im größeren Rahmen einer epischen Dichtung Vossens Luise. Aber auch der Schmerz hat sein idyllisches Anrecht, wenn der Dichter ihn so zu fassen weiß, ihn so laut werden zu lassen versteht, daß er mit den wesentlichen Bedingungen des Stilllebens verträglich bestehen kann. Der Schmerz, in mäßiger Begrenzung erhalten, in der Ueberwindung, im Ausklingen schneidend vielleicht, aber nicht verbittert, liegt innerhalb der Leistungsfähigkeit der idyllischen Dichtung. Und je mehr er die mögliche, aber schwierige Verbindung nahezu gegensätzlicher Momente bedingt, desto mehr fordert er den geistreichen Dichter heraus.

Dieser Anforderung hat ein moderner Dichter nicht zu genügen verstanden, trotzdem er Franzose ist und also einer par excellence geistreichen Nation angehört. Francois Coppée, einer der bestbelaubten Dichter des jüngeren Frankreich und namentlich in neuerer Zeit ein vielgenannter Name, hat unter zahlreichen anderen Gedichtsammlungen (u. A. Poèmes modernes 1869, La grève des forgerons etc.) auch eine verfaßt, die den Titel Les humbles 1872 führt. Die in einer deutschen formvollendeten Uebersetzung (Kleine Geschichten aus Frankreich. Uebersetzt von R. Waldmüller. Stuttgart 1881.) neuerdings davon mitgetheilten Proben bekunden ein bemerkenswerthes Talent sauberer und zarter Pinselführung, wie es Bildern des Stilllebens entspricht. „Coppée beobachtet," wie der Uebersetzer mit Recht sagt, „mit ungemein aufmerksamem Auge. Er hat eine sehr farbenreiche Palette und verfährt bei diesen Skizzen wie ein Maler, der mit Aufgebot aller seiner Uebung im raschen Schauen eine Studie malt. Aber auch der Duft, der Klang, der flüchtige Lichtblitz eines Fensters, in dem sich die Sonne spiegelt, nichts ist Coppée unbedeutend . . ." So entstehen denn, soweit diese malerische Wirkung reicht, in der That sehr ansprechende, kleine Genrebilder, die ich trotzdem, nach einem größeren Maßstab gemessen, für verfehlt halte. Dieser größere Maßstab ist eben der Maßstab der Idylle und ihrer gesetzlichen Anforderungen, wie sie in den bisherigen Bemerkungen zur begründen versucht wurden. Von den vier Gedichten der deutschen Uebersetzung: in der Provinz, die Zeitungsverkäuferin, die Krankenwache, der kleine Krämer, enthalten die beiden ersten und das letzte poetisch verklärtes Stillleben. Sie stehen vollständig auf dem Boden des Idylls, während das dritte durch eine gewisse grelle Beleuchtung und leidenschaftlich zugespitzte Pointe denselben verläßt. Die erwähnten drei Nummern gewähren uns einen Einblick in die Lebensläufe demüthiger Existenzen. Unscheinbare Personen bilden den Mittelpunkt. Keine aufreibend leidenschaftlichen Wallungen, wenn auch Kümmernisse, keine complicirten Lebensverhältnisse, kein rasch pulsirendes Geistesleben. „In der Provinz" skizzirt in raschem Rückblick den Lebensgang eines alten Fräuleins und eines Geistlichen, ihres Jugendgenossen. Beide verband einst ein kaum erwachtes, nie gestandenes zärtliches Gefühl. Nun im Alter, da das Schicksal sie geschieden, und das Gefühl längst verblaßt, ist ihnen noch die Gewohnheit einer täglichen Gesprächsstunde, eines tete-à-tete, geblieben, wobei sie „ehrbar inhaltkargen Stoff", gedämpften Tones plaudernd, austauschen.

„Die Zeitungsverkäuferin" ist bedeutend inhaltsärmer und enthält eigentlich nichts, als das Situationsbild einer jener Pariser Zeitungsläden, deren Inhaberinnen in bewegten politischen Zeiten und bei dadurch gesteigerter Nachfrage eine nothdürftige, in stillen Zeiten eine kümmerliche Existenz aus ihrem Betriebe ziehen. Hier stirbt der armen Frau, die der Dichter vorführt, ihr Enkel und ihr bleibt nichts, als sein Grab mit Blumen zu schmücken — glücklich noch, daß eine politische Hauptaction, der Sturz irgend eines Ministeriums, ihr durch den gesteigerten Absatz die Mittel dazu verschafft. „Der kleine Krämer" enhält eine Skizze, grau in grau, von einem armen Schächer, der an der Seite seines Weibes, die

„blutarm, frostig, zänkisch,"

sein kümmerliches Leben vertrauert und sein einziges Sehnen, Vaterfreude, unerfüllt sieht, so daß Ekel am Leben ihn beschleicht. Nur wenn er irgend einen Blondkopf mal mit einem Bonbon beschenken kann, wird ihm sanfter zu Muthe.

Versöhnlich wird er, er verzeiht, vergißt,
Und — melancholisch schlägt er seinen Zucker.

Was ist nun das Fehlerhafte in diesen Gedichten? Das vor Allem, daß der Lebensschatten, der auf das Stillleben fällt, einer allgemeinen Kläglichkeit der Verhältnisse und Verkümmerung des Lebensinhalts im Ganzen entstammt. Denn dadurch wird eben die Essenz des idyllischen Wesens, das in ihr überwiegende und wenn auch zeitweise gestörte, doch niemals aufgehobene gesunde Wohlgefühl, die von einem gesunden Frieden angehauchte Lebenserscheinung, vernichtet. Mit ihr steht aber der ruhig eingehend schildernde, anmuthvolle Ton der Idylle im engsten Rapport. Solche Sujets, wie Coppée sie sich gewählt, können bei richtiger Behandlung wirkungsvoll im Gedicht sein, das eine viel größere Freiheit der Bewegung hat und an keine bestimmte Tonart gebunden ist, sie werden unerträglich in der Idylle. Und sie werden dies um so mehr, je reicher und anmuthiger sich das bewunderte Talent des Dichters in der Detailmalerei entfaltet. Je mehr feine Züge er in diesen Miniaturporträts anbringt, je idyllisch-friedfertiger und ruhiger mit leisen Pinselstrichen er diese trübseligen Existenzen ausmalt, desto größer wird das Mißverhältniß. Der Eindruck, den man schließlich davonträgt, ist bei mir derjenige, daß der Dichter Thränentropfen in Bonbons verwandelt, sehr zierlich, sehr sauber gearbeitet, sehr feine Waare, aber doch nur für den, der an dieser Art Bonbonfabrikation keinen Anstoß nimmt. Auch hier konnte der französische Dichter viel von dem deutschen lernen. Denn auch in der vorhin erwähnten „Beichte" ist Lebenskummer und sein schmerzlicher Ausdruck der wesentliche Inhalt des Gedichts. Aber wie ist der Charakter der Idylle gewahrt? Es ist ein acuter Schmerz dargestellt, der, von einer bitteren Erinnerung zehrend, sich ausklagt und im Aussprechen sich erleichtert, die Trägerin ist eine brave, aufrechtstehende Frau in guten Verhältnissen, keine geknickte Existenz, — mit Kummer, aber nicht verkümmert. Auch hat der Dichter, indem er sich darauf beschränkt, die Hauptperson redend einzuführen und ihr allein das Wort läßt, es verstanden, dem Mißverhältniß zwischen dem schmerzlichen Inhalt und der ruhigen Schilderung durch einen Dritten voll idyllischer Zierlichkeit aus dem Wege zu gehen. Alles dies erhält hier das Idyll auf dem ihm eigenthümlichen Boden.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die englische Literatur der Neuzeit, so begegnen wir einer auf idyllischem Boden erwachsenen Dichtung, der, nach Auflagen und Uebersetzungen gemessen, ein ganz außerordentlicher, ungewöhnlicher Erfolg zu Theil geworden ist, dessen Ursache nachzuforschen sich wohl verlohnt. Enoch Arden von A. Tennyson existirt allein im Deutschen in vier Uebersetzungen (von Waldmüller, Dr. Feldmann u. A.) und verschiedenen Ausgaben (einer Pracht-, einer Volksausgabe); die Uebersetzung von Waldmüller, die erste und verbreitetste, hat es allein auf etwa 20 Auflagen gebracht. Dem habent sua fata libelli allein ist ein solcher Erfolg nicht zuzurechnen. Worin liegt denn nun wohl der außerordentliche Zauber, den dies Gedicht ersichtlich ausübt? Auch in ihm ist ein poetisch verklärtes Stillleben, also ein Idyll, entfaltet. Die Kindheit-, Liebes- und Leidensgeschichte Enoch Ardens, seines Weibes und seines Jugendgefährten erfüllt alle wesentlichen Bedingungen des Stilllebens. Die einfachen Lebensbedingungen, die simple Geistescultur, die geduldige Charakterkraft, die gesunde, genügsame Stimmung, die im Ganzen waltet, — alles das ist echt idyllischer Natur. Mitten in diese Bedingungen hinein hat Tennyson nun den tragischen Conflict verpflanzt und mit einer wahren Meisterschaft ist ihm eben das gelungen, was den unerreichten Werth dieser Dichtung ausmacht und ihre große Wirkung wohl am natürlichsten erklärt, daß er den tragischen Conflict durch seinen Contrast mit der Idylle, in die er eingesenkt ist, und die Idylle andererseits durch den Contrast mit dem tragischen Conflict nur vertieft, ohne die Wirkung sich gegenseitig paralysiren zu lassen. Die Contrastwirkung ist hier mit einer Virtuosität oder vielmehr mit einer genialen Kraft gehandhabt, die einzig in ihrer Art dasteht. Sie erreicht ihren Höhepunkt da, wo E. Arden nach zehnjähriger Abwesenheit nach Hause zurückkehrt und nun sein liebendes Weib, die vergebens seiner die langen Jahre geharrt und nur widerstrebend endlich dem Drängen ihres Jugendfreundes, mit ihm eine neue Ehe zu schließen, nachgegeben hat, an der Seite des neuen Gatten, der gleichzeitig sein alter, biederer Jugendfreund war und ist, wiederfindet. Auch an dieser kritischen Stelle geht nicht etwa das Idyll in dem tragischen Conflict unter, sondern tritt nur demselben, ihn mit doppelt hellem Licht übergießend, gegenüber. Während auf E. Ardens Seite das häusliche Glück, dem er im gläubigen Hoffen seine Schritte zugelenkt, in Trümmer sinkt, baut es sich auf der andern Seite wieder in schuldlosem, idyllischem Frieden auf und der Dichter hat dafür gesorgt, diese Contrastwirkung und ihren Eindruck auf den Leser aufs Aeußerste zu verschärfen, indem E. Arden, hinterm Taxus verborgen, sein Weib, die nicht mehr sein, und seine Kinder, die ihm nicht mehr gehören, um den guten zweiten Vater in Liebe und Glück traulich geschaart, — ihn als neuen Herrn in seinem Recht und im Besitz der Liebe seiner Kinder, erblicken läßt. Selbst in dem nun unvermeidlich gewordenen tragischen Ausgang — der todwunde E. Arden stirbt gebrochenen Herzens — hat Tennyson den idyllischen Grundton des Ganzen in der Art und Weise, wie E. Arden, heldenmüthig und sich selbst zum Frieden zwingend, zur letzten Ruhe bettet, consequent festgehalten.

Trotzdem ist E. Arden keine eigentliche Idylle und nicht aus ästhetischer Splitterrichterei, sondern um sich ein gesundes Urtheil zu erhalten, ist es gut sich dessen bewußt zu bleiben. Es ist ein episches Gedicht mit idyllischen und tragischen Elementen, die in der geistreichsten Weise mit einander verflochten sind, ein Gedicht, dessen eigenthümlicher Zauber und erschütternde Gewalt nur zum Theil dem idyllischen Element, zum größeren Theil der durch die Hereinziehung des Tragischen vermittelten Contrastwirkung angehört. Das echte Idyll gedeiht, wie es scheint, am besten auf deutschem Boden und es mag auf ihm noch eine Zukunft haben, wie es auf ihm bereits in der Vergangenheit reichlich, wenn auch nicht immer mustergültig angebaut worden ist. Vor reichlich hundert Jahren war es der gegenwärtig unterschätzte Geßner, dessen Idyllendichtung sich nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland und namentlich in Frankreich größte Anerkennung und Beifall errang. Was man dort gerade schätzte — seine Glätte und der flaconartige Parfüm seiner Naturbilder —, das wurde von unserem tieferen Naturinstinct bald wieder abgestoßen und durch eine realistische Natürlichkeit ersetzt, welche die rechten Wege suchte, wenn sie wie mehrfach in Voß und Anderen dabei auch gelegentlich den Misthaufen streifte oder Einfalt mit hausbackener „Gemüthlichkeit" verwechselte. Der Gefahr, nach dieser Seite hin den poetischen Gehalt der Idylle einzubüßen, wurden wir durch Goethes mustergültiges Gedicht, welches mit sicherer, unbeirrter Hand Licht und Nebel schied, entrückt, und wie wenig Nachfolge diese That auch gefunden, so liegt doch in der ganzen Entwicklung, welche die idyllische Kunstgattung in Deutschland gefunden, ein instinctives Aufstreben nach den höchsten Zielen unverkennbar angedeutet. Und diesem Aufstreben wird auch die gegenwärtige Entwicklung der Zeit zu gute kommen, wenn ihrer athemlosen Unruhe erst die Ruhe folgt und ihr schweres Ringen den der Idylle unentbehrlichen Grund eines natürlichen und gesunden Behagens in den Verhältnissen des Lebens zum Ergebniß hat.

Aus der Provence.

Von Carl Vogt.

(Schluß.)

Mich hatten weder Handel noch Weinfabrikation nach der Provence gelockt, sondern der Wunsch, einige Seethiere, welche ich dort zu finden wußte, in ihren Lebenserscheinungen zu studiren. Cette war mir der nächste Ort — um 3½ Uhr Nachmittags fährt man mit dem Schnellzuge von Genf ab und

ist am andern Morgen um 8 Uhr in Cette. Auf dem Wege von dem Bahnhofe nach der Station schöpften wir schon in dem Kanal, den wir überschreiten mußten, die Meduse, auf welche ich es vorzüglich abgesehen hatte. Man kann nicht schneller und besser bedient werden.

Cette ist reich an festsitzenden und kriechenden Thieren, arm dagegen an schwimmenden, pelagischen Bestien, welche in Villafranche bei Nizza und Messina vorzüglich anziehen. Aber die gemeine, überall verbreitete Ohrenqualle (Aurelia aurita) ist dort ungemein häufig zu jeder Jahreszeit. Wie die Fischer behaupten, ziehen die jungen Ohrenquallen, wenn sie noch klein sind, in großen Schaaren aus dem Meere durch die Kanäle in den Etang de Thau, wo sie zu bedeutender Größe heranwachsen und oft den Badenden durch ihre Menge lästig werden. Der Etang gilt den Fischern überhaupt als die große Mästungsanstalt der Seethiere im Allgemeinen. Kein Fisch, von welchem es nicht hieße, daß er jung aus dem Meere in den Etang aufsteige — aber nur von den Aalen ist es mit Sicherheit constatirt. Bei den Medusen müßte man offenbar eine doppelte Wanderung annehmen, denn die in dem Etang gefangenen größeren Exemplare sind geschlechtsreif und die Weibchen tragen schon die winzig kleinen Jungen, welche eine eiförmige Gestalt haben und über und über mit Flimmerhaaren besetzt sind, in ihren Armen und in den inneren Kanalgefäßen mit sich herum. Wir wissen, daß diese Jungen schließlich austreten, frei in dem Wasser umherschwimmen und dann sich festsetzen, um Polypen mit Fangarmen zu werden; daß dann diese Polypen wachsen und sich in der Weise quertheilen, daß sie einem Aufsatze von Untertassen nicht unähnlich sehen, und daß schließlich eine dieser Untertassen nach der andern sich loslöst, um als junge, winzig kleine Medusе fortzuschwimmen. Wenn also die Ansicht der Fischer richtig wäre, so müßten entweder die eiförmigen, flimmernden, mikroskopisch kleinen Jungen in das Meer hinausschwimmen und erst dort als Polypen sich festsetzen, oder die jungen Medusen müßten durch die Kanäle hinausgehen, nachdem sie den Polypenzustand im Etang durchgemacht haben. Letzteres ist mir das Wahrscheinlichere, aber ich muß auf der anderen Seite bekennen, daß ich vergebens nach Polypen gesucht habe an den Wasserpflanzen des Etang. Vielleicht war es noch zu früh in der Jahreszeit, so daß ihre Entwicklung noch nicht hinlänglich vorgeschritten war, um sie bemerklich zu machen.

Die Auswanderung der mit ihren Wimperhaaren schwimmenden Jungen ist aber auch möglich. In den Kanälen herrscht meist eine starke Strömung, je nach der Windrichtung in das Meer hinaus oder in den Etang hinein, und diese Strömung muß unglaubliche Mengen von kleinen Thieren, Jungen und Larven mit sich führen. Man kann sich leicht davon überzeugen. Ganz nahe bei dem Bahnhofe, an dem innersten Querkanale, haben sich zwei Austernzüchter angesiedelt, mit denen ich durch Vermittelung von Herrn Sabatier gute Freundschaft geschlossen habe. In dem Meere um Cette kommt nur die fast tellergroße, schwerschalige Pferdefuß-Auster (Ostrea hippopus) vor, die nur zubereitet, aber nicht frisch verzehrt wird. Die Leute lassen also junge Austern von Arcachon, Conearneau und dem Morbihan kommen, wo die Austernzucht im Großen mit Erfolg getrieben wird. Sie legen dieselben in flache Hürden, die aus Weiden geflochten sind und versenken dieselben aufeinander gestapelt in den Kanal, wo die Austern schnell wachsen und sich mästen. Die ankommenden Austern sind vollkommen rein geputzt; nichts haftet an den Schalen. Aber wenigstens jeden Monat müssen die Unternehmer die Hürden heraufziehen und die Austern aufs Neue putzen. Es ist unglaublich, welche Menge von Pflanzen und Thieren aller Art darauf festsitzen. Einfache und zusammengesetzte Seescheiden (Ascidien), Kalk-, Horn- und Kieselschwämme, Röhrenwürmer, Polypen, Moosthiere, Algen und Tange haben sich auf den Schalen festgesetzt und dazwischen kriecht und wimmelt es von freilebenden Würmern, Strudelwürmern, kleinen Krebsthieren und Nacktschnecken. Die festsitzenden Thiere können nur als freischwimmende Larven auf die Austernschalen gekommen sein; auch die kriechenden Thiere sind in dieser Gestalt herzugewandert und haben zutragende Wohnungen und Nahrung auf den Schalen gefunden. Beide Züchter sagen mir übereinstimmend, daß die Austern von diesen sie überwuchernden Ansiedlern förmlich erstickt würden, wenn man sie nicht von Zeit zu Zeit reinigte. Der Schluß, der sich aus diesen Thatsachen ergibt, ist einfach: das Wasser der Kanäle muß wimmeln von den Jungen aller der Thiere, die sich auf den Austernschalen ansiedeln.

Man kann sich leicht denken, daß der Etang mit seiner, den Wogen des großen Meeres unerreichbaren Wasserfläche, die nur von dem Winde bewegt wird, mit seiner geringen Tiefe, die nur an wenigen Orten zehn Meter übersteigt, mit seinen Algen und Tangen, die ja vorzugsweise sich in solchen geringen Tiefen ansiedeln, und seiner abwechselnd aus Sand, Schlamm und festem, porösem Gestein zusammengesetzten Bodenbildung eine wahre Zufluchtsstätte für eine Menge von Seethieren ist, die dort sich ansiedeln und begreiflicher Weise ihrerseits wieder von Raubthieren, Tintenfischen, Pulpen und Fischen heimgesucht werden, die dort ihre Nahrung finden. Die geringe Tiefe begünstigt eine besondere Art von Fischerei, die sehr schwunghaft betrieben wird. Es betheiligen sich von Cette allein mehr als 200 Fischer, alle Familienväter, wie mir mein Fischer triumphirend erzählte, und aus den benachbarten Orten wohl ebenso viel.

Mit dem ersten Morgengrauen sieht man die Boote abfahren, jedes nur von einem einzigen Manne gerudert. Nur selten wird ein lateinisches Segel aufgezogen. Ist der Fischer auf dem Grunde angekommen, den er bearbeiten will, so legt er das Ruder bei Seite und ergreift einen schweren eisernen Rechen, der mit einer engen Reihe breiter, nur wenig von einander stehender eiserner Zähne besetzt ist und hinter welchem ein Sacknetz befestigt ist. Der Rechen hat einen etwa 20 Fuß langen Stiel, aus starkem, aber leichtem Rohr. Damit kratzt er nun den Boden. Es ist keine leichte Arbeit; in der That sind diese Fischer meist herkulische Gestalten. Glaubt er das Netz voll zu haben, so zieht er den Rechen empor, schwenkt ihn aus, um Schlamm und Sand auslaufen zu lassen und sucht dann in seinem Boote den Fang aus. Die dem Naturforscher wichtigen Thiere und Pflanzen kümmern ihn wenig; er wirft sie sofort in das Wasser zurück. Sein Augenmerk ist wesentlich auf eine Art von Muscheln gerichtet, die etwa die Größe eines Zweifrankenstückes haben, zu der Gattung Venus gehören und unter dem Namen „Clovisses" bekannt sind. Mir wollen diese Muscheln nicht so gut als die Austern schmecken — aber in der ganzen Provence, bis nach Valence hinauf, sind sie eine beliebte Speise und werden in Massen verschickt. Wenn der Fischer stark und arbeitsam ist, die Gründe gut kennt, so mag er wohl täglich einen Centner solcher Clovisses erbeuten, welchen die Frau auf dem Markte mit 6 Franken verkauft. Davon lebt er nicht blos mit Frau und Kindern, sondern spart sich auch noch etwas für seine alten Tage, denn sparsam sind sie Alle und häufig sogar im Uebermaß.

„Sechs Franken täglich macht sechsunddreißig Franken in der Woche," sagte ich zu meinem Fischer, der den Spitznamen Tambour führt, „denn den Sonntag werden Sie doch wohl nicht arbeiten, sondern zur Messe gehen?" „Warum nicht gar, Herr," antwortete er. „Die Messe ist gut für die Weiber! Wir Männer sind der Meinung, daß sich derlei nicht für uns schicke!" — „So denken Sie vielleicht — aber die Andern?" — „Alle Kameraden stimmen mit mir überein. Aber Sonntags kommen wir etwas früher zurück, legen unsere guten Kleider an und gehen Abends mit der Frau spazieren. So gehört es sich — die Weiber müssen Sonntags auch ein bischen Vergnügen haben. Ich brauche täglich für 6 Sous Tabak; das ist mein Vergnügen und da die Frau dagegen nicht mault, muß ich ihr auch etwas gönnen. Wenn sie Morgens ihre Messe, Abends einen Spaziergang und nachher ihre Tochter mit ihrem Mann und dem kleinen Mädel zum Nachtessen hat, ist sie seelenvergnügt."

Tambour ist ein Prachtkerl Er hat von Sebastopol eine Anzahl Wunden und die Tapferkeitsmedaille mitgebracht, die ihm

eine Pension von 120 Franken jährlich gibt. „Ich hockte an der Stückpforte unseres Panzerschiffes," erzählte er, „denn ich hatte zu laden, mit den beiden Händen auf den Knieen. Ich hörte noch das Platzen einer Granate — da lag ich, beide Hände und Kniee zerrissen! Sie haben mich gut geflickt — hätte es kaum geglaubt, daß ich jemals wieder würde ein Ruder führen können! Jetzt bleibe ich zu Hause." — „Also gehen Sie nicht mit in den nächsten Krieg?" — „Wer spricht von Krieg? braust Tambour auf, „kein Mensch will Krieg!" — „Ich meinte, gerade das Gegentheil wäre der Fall!" — „Ja," sagt Tambour, „wenn wir einen Napoleon hätten, da müßte Krieg sein, immer Krieg! Aber mit denen ist's fertig und das ist ein wahres Glück. Wir wollen Ruhe haben, arbeiten und unser Leben verdienen, ohne uns herumzuschlagen." — „Aber Ihr müßt doch Eure Revanche an den Deutschen nehmen, die Euch vor zwölf Jahren übel zugerichtet haben." — „Fällt uns nicht ein. Wir haben unsere Schläge bekommen und es geschah uns Recht. Warum haben wir sie angegriffen? Was gehen uns die Deutschen an? Jetzt haben wir keinen Napoleon mehr, und jetzt wollen wir Frieden. Wozu hätten wir denn sonst die Republik?"

Tambour sieht mich, nachdem er diesen letzten Trumpf ausgespielt, großartig und siegesfreudig an, als wollte er mit Hampelmann sagen: Da hast du's, du Spargel!

Ich bin seit den letzten Jahren viel in Frankreich herumgewesen, in der Hauptstadt, wie in den Provinzen; ich habe mit Leuten aller Stände, von den höchsten Kreisen bis zu den niedersten Schichten verkehrt und glaube nicht, daß man mir gegenüber mit seinen Ansichten hinter dem Berge gehalten hätte. Ich kann wahrheitsgetreu versichern, daß ich niemals auch nur eine Stimme gehört habe, die nicht sehr stark das Friedensbedürfniß betont hätte, welches jetzt die Grundstimmung des französischen Volkes ist.

Es gibt kein arbeitsameres, genügsameres und sparsameres Volk und vielleicht ist die letztere Eigenschaft bei den Provencalen in zu hohem Grade entwickelt. Man hört nirgends mehr, als hier, von Geizhälsen der schmutzigsten Sorte sprechen. Aber ein Volk, das alle Fasern seines Körpers und seines Gehirnes anstrengt, um seinen Erwerb zu vergrößern, hat wenig Lust, denselben mit Pulver zu verknallen. Die Wunden, welche der letzte Krieg geschlagen, sind längst verheilt und im Allgemeinen tragen die Franzosen nichts lange nach. Jetzt sind alle ihre Anstrengungen darauf gerichtet, es den anderen Völkern in Friedenswerken vorzuthun. Nationalstolz haben sie, in irgend einem Bereiche wollen sie die ersten sein und da sie es nicht im Kriege sein konnten, strengen sie alle ihre Kräfte an, um im friedlichen Kampfe der Künste und Wissenschaften die Palme zu erringen. Man erkennt an, daß man in vielen Dingen hinter anderen Völkern zurückgeblieben ist und während man einerseits die unerschöpflichen, materiellen Hülfsmittel des Landes zu entwickeln bestrebt ist, sucht man anderseits den öffentlichen Unterricht aus den Banden zu lösen, in welchen er bis dahin verstrickt war.

Keine kleine Aufgabe! Um so schwieriger, als auch auf diesem Felde die Centralisation eine wahrhaft erdrückende ist. Nicht nur wird Alles, bis auf das Kleinste, von Paris aus geleitet und verordnet; die Centralisation geht so weit, daß sie alle besseren Kräfte der Provinz entzieht, um sie in Paris zum Theil lahm zu legen.

Man fühlt dies sogar in der Hauptstadt, weiß aber oder will nicht wissen, wie man dem Uebel steuern könnte.

Eines der bedeutendsten wissenschaftlichen Journale Frankreichs, die Revue scientifique, beendet in der Nummer vom 29. April eine Uebersicht der physiologischen Arbeiten mit folgenden Worten: „Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß Frankreich im Vergleich zu Deutschland nur sehr wenige physiologische Versuche und Arbeiten zu Tage fördert. Das ist gewiß ein bedauerlicher Zustand. Er beruht vielleicht auf einer zu großen Centralisation. Physiologische Arbeiten werden fast nur in Paris gemacht; nur ausnahmsweise kommen solche aus der Provinz. Welcher Unterschied mit Deutschland! Ludwig in Leipzig, Heidenhain in Breslau, Preyer in Jena, Pflüger in Bonn, Kühne in Heidelberg, Voit in München, Rosenthal in Erlangen, Gad in Würzburg, Aubert in Rostock, Hermann in Zürich, Luchsinger in Bern, Goltz und Hoppe-Seyler in Straßburg, Brücke in Wien, Marchand in Halle, Langendorff in Königsberg, Eckhardt, Grünhagen, Funcke ꝛc. lehren nicht nur Physiologie, sondern liefern auch selbstständige Arbeiten und lassen solche durch ihre Schüler machen. Wo gibt es in Frankreich Laboratorien in der Provinz, aus denen Arbeiten in der Experimental-Physiologie hervorgehen? Liegt ein hinlänglicher Trost in dem Gedanken an das ungeheure wissenschaftliche Uebergewicht von Paris über die andern Städte der Welt?"

Man könnte wohl über den letzteren Satz streiten, aber so viel ist sicher, daß das wissenschaftliche Leben in den Provinzen fast gänzlich erstorben ist.

Ich mußte diesen Punkt bei meinem Aufenthalt in Cette berühren. Wie ich eben gesagt habe, ist die dortige zoologische Station erst im Werden, und mein Freund Sabatier bat mich, den Bewohnern von Cette in einer „conférence" die Unterstützung derselben an das Herz zu legen. Er meinte, vielleicht mit Unrecht, daß die Worte eines Fremden mehr Wirkung haben würden, als die eines Einheimischen, bei welchem man immer persönliche Nebenabsichten vermuthen könne.

Die Aufgabe war nicht leicht. Cette gilt gerade nicht für einen Brennpunkt der Wissenschaft, und man behauptet, daß die Taschen der reichen Kaufleute sich eher für commercielle Unternehmungen, als für wissenschaftliche Institute öffnen würden. Ich suchte meinen Zuhörern zu beweisen, daß andere reiche Handelsstädte, wie Hamburg und Frankfurt, sich in erfreulicher Weise an wissenschaftlichen Instituten, wie zoologischen Gärten betheiligen. Aber ich war sicher, ein Echo zu finden, wenn ich an das Provinzialbewußtsein und an die Bestrebungen gegen die zu weit getriebene Centralisation appellirte. Es schien denn auch in der That, als ob meine Zuhörer einverstanden seien, und wenn ich mich nicht täusche, so werden die Politiker diesem Zuge nach Decentralisation, der überall in den Provinzen sich bemerklich macht, Rechnung tragen müssen bei ihren Reformen. Es wird schwer halten, denn bis jetzt hat man stets gesehen, daß die Parteien in dieser Beziehung sehr viel versprachen, sobald sie in der Minorität waren, die Zügel aber nur um so strammer anzogen, sobald sie selbst den Staatswagen leiteten.

Die Centralisation im wissenschaftlichen Gebiete hat nur bedauerliche Resultate gefördert. Die Facultäten der Provinzen vegetiren nur; unabhängige Bestrebungen können kaum bei ihnen aufkommen; die wissenschaftlichen Mittel werden ihnen blos in spärlicher Weise zugemessen, und da junge Leute einzig dadurch zu Stellungen gelangen können, daß sie unter den Augen der Meister in Paris aufwachsen und nach deren Pfeife tanzen, so führen diese Anstalten nur ein kümmerliches Leben. Der Wettstreit, wie Deutschland ihn zwischen seinen Universitäten kennt, ist durch die ganze Organisation des höheren Unterrichtes in Frankreich eine Unmöglichkeit. So können sich die Facultäten der Provinzen nur aus demjenigen Elemente recrutiren, welches man zu meiner Zeit die „Kümmeltürken" zu nennen pflegte, nämlich aus der nächsten Umgebung oder, was noch schlimmer ist, aus den „fruits secs" von Paris, aus den Schiffbrüchigen der Hauptstadt, die jede Hoffnung verloren haben, dort anzukommen und ihr, von „concours" ermattetes Haupt zur Ruhe zu legen wünschen. Erzählte mir ja doch ein Professor von Montpellier, der zu den besten des Faches gehört, daß man ihm in Paris gesagt habe: „Wenn Sie Ihr Diplom als Licencié, das Sie zur Erlangung der Professur nöthig haben, sich in Montpellier holen, so werden Sie nun und nimmermehr angestellt; nehmen Sie guten Rath an, lassen Sie sich hier in Paris graduiren und Ihre Anstellung ist sicher!"

Ob es gelingen wird, hier durchgreifende Besserung zu erringen, möchte ich bezweifeln. Bis jetzt hat Frankreich wohl Revolutionen, aber nur wenig Reformen durchgeführt. Der Beweglichkeit in den oberen Regionen hält eine außerordentliche Stabilität in der Verwaltungsmaschine das Gleichgewicht. Es

ist leichter, zehn Minister des öffentlichen Unterrichtes zu stürzen, als eine Colonne in den Examen-Formularen zu ändern, sagte mir einmal ein hoher Beamter. Man pfropft das Neue auf die alten, halbvermoderten Wurzelstöcke auf und glaubt, das Ganze von Grund aus geändert zu haben. Den Ministern, so allmächtig sie in mancher Beziehung sein mögen, sind oft bei dem besten Willen die Hände gebunden, einestheils durch die tausend Fäden, welche von Senatoren, Deputirten und Collegen gesponnen werden, andrerseits durch den baumwollenen Widerstand, welchen ihre eigenen Organe ihnen entgegensetzen. Ich könnte Belege für diese Behauptungen anführen, die unglaublich scheinen dürften und doch wahr sind, weil ich in so fern dabei betheiligt war, als man gesprächsweise meine Meinung eingeholt hatte. „Sie danken mir nicht?" sagte mir einmal ein jetzt auch schon wieder gewesener Minister, mit dem ich vor Jahren, als er noch nicht in die politische Laufbahn eingetreten war, ein Stündchen bei einem gemeinschaftlichen Freunde verplaudert hatte. „Endlich habe ich durchgesetzt, was Sie damals als wünschenswerth bezeichneten. Aber Mühe habe ich gehabt, das können Sie mir glauben."

In dem Süden Frankreichs tritt zu dem Kampfe um provinziale Selbstständigkeit noch ein anderes, nicht zu unterschätzendes Element hinzu, das protestantische, das von Nimes durch die Cevennen über Montpellier und Montauban bis gegen Bordeaux hin seinen wesentlichsten Sitz hat. Die Gegensätze sind heute noch dieselben, wie sie schon seit Jahrhunderten waren, und die Zeit hat ihre Schärfe nicht gemildert. Katholiken und Protestanten stehen sich noch immer schroff gegenüber. Die extremen Parteien beider Confessionen haben sich gegenseitig keine Vorwürfe über Fanatismus zu machen. Die Protestanten verhalten sich den Katholiken gegenüber etwa wie die Juden zu den Christen in Deutschland. Theoretisch hatten sie gleiche Rechte, praktisch wurden sie unter den verschiedenen monarchischen Regierungen und am meisten während des letzten Kaiserthums unterdrückt. Die Folgen dieser Unterdrückung sind nicht ausgeblieben; ihre Kraft ist gestählt, ihr Bestreben, es den Andern zuvorzuthun, angefeuert worden. Betrachtet man ihre geringe Zahl gegenüber derjenigen der Katholiken, so muß man anerkennen, daß sie diesen an Arbeitskraft, an innerer Tüchtigkeit, an energischer Führung des Lebens voranstehen. Eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Protestanten hat sich zu den höchsten Stellungen in den Wissenschaften, in der Politik und dem Finanzwesen emporgeschwungen. Wohlstand und Reichthum ist, wie man mir allgemein versichert, in weit höherem Maße bei den Protestanten als bei den Katholiken vorhanden. Mich wundert das gar nicht. Einer meiner Genfer Freunde sagte mir einmal: Le calvinisme se distingue par l'âpreté au gain! Der Mann war selber Calvinist. Dieser ganze protestantische Süden hängt aber mit dem protestantischen Theile der romanischen Schweiz und namentlich mit Genf auf das Engste zusammen und vor Allen wandern die Pastoren in beständigem Austausche hin und her.

Mögen aber diese südlichen Protestanten die Andersgläubigen noch so sehr an Bildung und Tüchtigkeit überragen (was die gesellschaftlichen Vorzüge, die höflichen Formen, den herzlichen wohlmeinenden Empfang, kurz Alles, was das Leben unter den Franzosen so angenehm macht, nicht ausschließt), man hat doch immer das Gefühl, als passe diese strengere Auffassung des Lebens nicht in das sonnige, farbenglänzende Land der Provence. In den rauhen und wilden Bergen der Cevennen mag der nüchterne Protestantismus an seinem Platze sein, dort hat er auch von den Hugenottenzeiten her seine Hochburg gehabt; aber zu den lachenden, rebenbekränzten Hügeln und Ebenen steht seine Düsterheit in seltsamem Gegensatz.

Wir fühlten diesen Contrast, als wir in Agde Abends bei prachtvollem Sonnenuntergang einfuhren, um einem Fischzuge auf hohem Meere beizuwohnen, zu dem wir um Mitternacht unter Dampf gehen sollten. Es ist der älteste Bischofssitz des Südens; die wunderbare, in romanischem Stil gebaute Kathedrale, die einer Festung ähnlicher sieht als einer Kirche, soll aus dem elften oder zwölften Jahrhundert stammen; sie erhebt sich ebenso dräuend über dem Städtchen, wie der päpstliche Palast über Avignon. „Professor," sagte ein Doctor aus Montpellier, der uns begleitete, „hier ist eine andere Fauna!" Männer und Knaben, Weiber und Mädchen kehrten singend von dem Tagewerke zum Feierabend nach Hause; überall fröhliches Schwatzen und Lachen; eine Drehorgel hatte sich an einer Straßenecke aufgestellt und die Vorübergehenden konnten nicht umhin, sich einigemal tanzend im Kreise zu drehen, ehe sie weiter gingen, als ob sich das ganz von selbst verstände. Ja, ja, es war eine andere Fauna! Und als wir des anderen Tages gegen Abend heimkehrten von unserem Fischzuge mit gefüllten Kübeln und Bottichen, und der Laboratoriumsdiener, der während unserer ganzen Excursion seekrank auf Deck gelegen hatte, triumphirend in einigen großen Glasgefäßen die prachtvollen orangerothen Gurkenpolypen (Veretillum cynomorium) zeigte, die nach der Qual, welche sie im Netze erduldet hatten, nun behaglich ihre blumenähnlichen Polypen entwickelten, durchsichtig wie Krystall, mit feinen braunrothen Streifen an dem engen kelchähnlichen Halse, — da klatschten diese fröhlichen Kinder des Südens jauchzend in die Hände, riefen die Genossen herbei und bald hatte sich ein dichter Kreis um uns versammelt, der in freudigster Bewegung uns fast mehr Handreichung that, als uns lieb war, und nicht genug Ausrufe finden konnte über die wunderbaren Blumen, die wir aus dem Meere geholt hatten.

Es war eine andere Fauna!

Internationale Kunstausstellung in Wien.

III.

(Schluß)

Wenn der geistreiche Erasmus für einige Stunden den Kreis der Unsterblichen, in welchem er ohne Zweifel gegenwärtig weilt, verlassen wollte, um das hiesige Künstlerhaus zu besuchen: so würde er sich, es ist gar keine Frage, nach einem contemplativen Rundgang durch die Säle gezwungen sehen, seinen Ausspruch, die Kunst „friere in Deutschland", zurückzunehmen. Jedermann muß ja erkennen, daß es ihr da so wohl geht als irgend wo anders; ja am wärmsten und behaglichsten fühlt man sich in der deutschen Abtheilung und farbenprächtiger ist es auch nirgends. E. ist wahrhaft staunenswerth, welche Fortschritte die deutsche Malerei in den letzten Jahrzehnten gerade im Colorit gemacht hat; sie ist heute in diesem Betrachte der französischen und belgischen mindestens ebenbürtig, allen anderen aber überlegen, weil sie beinahe niemals in schreiende Buntheit verfällt und meist einen wohlthuenden, vornehmen Zusammenklang der Farben erstrebt und erreicht. Es tritt dies namentlich erfreulich zu Tage an den Gemälden „Hero und Leander" von Ferdinand Keller und „Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen" von G. Max, welche, wenn wir von den seit Jahren bekannten und gewürdigten Gemälden von Piloty „Seni an der Leiche Wallensteins", von Lindenschmits „Luther vor dem Cardinal Cajetan in Augsburg" und von Gebhardts „Christi Himmelfahrt" absehen, mit dem prächtigen Carton von dem Director der Düsseldorfer Akademie Peter Janssen, eine Scene aus dem Bauernkrieg darstellend, nahezu allein die sogenannte große Kunst unter den Bildern der deutschen Abtheilung vertreten.

Mancher, welcher coloristische Meisterschaft nur in feurigen, leuchtenden Farben zu erkennen vermag, wird befremdet sein, daß ich das Gemälde von Gabriel Max auch in dieser Beziehung hervorhebe; allein der Zauber der Farbe beruht nicht auf einzelnen blendenden Tönen, sondern auf der harmonische Zusammenstimmung Alles zu einem vollen, dem Auge schmeichelnden Accord. In der Kunst diesfalls das Richtige zu treffen, steht Max hinter keinem Zeitgenossen zurück. Freilich die Art, wie dieser Maler zum großen Theile mit gedämpften Farben arbeitet und nur hier und da einen stärkeren Ton in das Ganze hineinklingen läßt, um den in ruhiger Sanftheit hinströmenden Fluß der Melodie zu erhöhter Wirkung zu bringen, ist nicht danach angethan, um in einem mit Gemälden von kräftigem Colorite gefüllten Saale seinen Schöpfungen jene Aufmerksamkeit der Kunstfreunde zu sichern, welche sie doch so sehr verdienen und die ihnen auch fast immer zu Theil wird, wenn der

Beschauer es der Mühe werth hält, sie einer intimen Betrachtung zu würdigen. Gerade aber in seiner „Jungfrau von Orleans" war der Künstler in der Farbe wieder so zurückhaltend wie in seiner „Cäcilie", in seiner „Elisabeth" und in seiner „Ophelia". Es kann daher geschehen, daß ein flüchtiger Besucher das Bild übersieht; aber auch, wenn man demselben seine volle Aufmerksamkeit zuwendet, so gibt man sich seinem Reiz doch nur widerstrebend gefangen. Max hat sich da eine Aufgabe gestellt, welche über seine Kräfte hinausreicht, er wollte uns eine Johanna hier aufdisputiren, welche den Eindruck, den uns Schillers gewaltige Dichtung für immer in die Seele geprägt, wett machen sollte, um sich an dessen Stelle zu setzen; wir sollten lernen, statt an die poetische an die geschichtlich richtige Johanna zu glauben. Um dieses Ziel zu erreichen hat er die gründlichsten Studien gemacht, vergilbte Bücher durchgelesen, alte Bildnisse aufgesucht, jedes Detail sich an Ort und Stelle, so weit dies möglich, vor das Auge geführt. All die Mühe und all den Schweiß lohnten aber die Götter nicht nach Wunsch, denn in der Kunst hat die Wirklichkeitstreue viel weniger Bedeutung als die poetische Wahrheit. Seine Johanna begegnet ungläubigem Lächeln, sie ist nicht die gottbegeisterte Heroine, welche die Engländer schlug, sondern wird für ein reizendes, harmloses Mädchen aus dem Volke gehalten, das einer finsteren, dem Wahnglauben huldigenden Zeit zum Opfer fiel, weil böse Weiber ihr etwa nachsagten, daß sie einen hochgestellten Mann durch Liebestränke bethörte. Abgesehen von diesem Fehler freilich ist die Gestalt voll rührenden Ausdrucks und von anmuthigster Haltung, und würde auch, wenn das Ganze einen bescheideneren Titel hätte, allen feinfühligen Kennern gefallen. Einen kräftigen und packenden Gegensatz zu diesem Gemälde bildet Kellers „Hero und Leander". Dieser Meister hat sich ganz an Schiller gehalten, man merkt es nahezu jeder Linie und jedem Farbenton an, daß ihm die Verse des Dichters vorgeschwebt sind. Wie die Liebende mit „fliegendem" Gewande sich von des Thurmes Rande in die Meeresfluth „hinabschwingt", wie sie bei dem Anblick des Leichnams, den die Wogen „ruhig spielend" an den Strand schwemmen, keine Klage schallen, keine Thräne fallen läßt, „kalt, verzweifelnd starrt sie hin!" Alles, was da so anschaulich geschildert ist in den bezeichnenden Worten, hat der Maler in leuchtenden, tiefgesättigten Farben, in wohllautend geschwungenen Linien dargestellt; das wirkt nicht wie sanft verhauchender elegischer Gesang, sondern wie eine in vollem Chor hinbrausende Symphonie; das Bild ist groß gedacht, erhaben empfunden und stilvoll ausgeführt. Es zählt nicht nur zu den Zierden der deutschen Abtheilung, sondern der gesammten Ausstellung. Janssens Carton gehört zu dem Cyclus der von dem Meister im Rathhaussaal zu Erfurt ausgeführten historischen Bilder und stellt die Empörung gegen die Stadtobrigkeit während des Bauernkrieges dar; voll Actualität enthält es eine Fülle von charakteristischen Gestalten, sowohl unter den Rathsherren als unter dem andringenden Pöbel. Alle diese Menschen scheinen zu leben, man kann an ihrer Haltung, an ihren Geberden und an ihren Mienen ihre Gesinnung, ihr Denken und Wollen erkennen. Der Umstand, daß dieser Carton als Decoration die Hinterwand des Annexes schmückt, in welchem der größte Theil der östreichischen Plastik untergebracht ist, und daß er überdies recht ungünstig beleuchtet ist, erklärt es, daß er bisher nicht die volle Beachtung gefunden hat, deren er würdig ist.

Leider finden sich in unserem Künstlerhause einige Räume, welche, wenn der Himmel nicht ganz fleckenlos rein ist, wahre Dunkelkammern sind. Bei der großen Anzahl der aufzustellenden Objecte ist es erklärlich, daß man auch diese Räume zur Unterbringung derselben benützte; allein man hätte eben nur Mittelgut dahin verweisen sollen, statt dessen aber hat man einige Kunstwerke zu solcher Dämmerung verurtheilt, welche verdienen würden, an den besten Plätzen zu prangen. So unter andern die treffliche Landschaft von Meszöly „Entenjagd", welche der an guten Bildern eben nicht reichen ungarischen Abtheilung im ersten Stockwerke sehr wohlgethan haben würde, und die durch launige Charakteristik ausgezeichneten Aquarelle von Madou „Der Eheeontract" und „Beschämt und verlegen". Im Allgemeinen hat sich die deutsche Commission übrigens von diesem Fehler freigehalten, und die Art, wie sie die Kunstwerke placirte, war wie bei den Franzosen ein in voller Gerechtigkeit zum Ausdrucke gelangtes kunstkritisches Urtheil. Das Beste ist den Augen des Publicums auch am nahesten gerückt; die reizende, kleine Studie von Harburger, „Raucher", und die stimmungsvolle, einen sinnigen Inhalt mit zutreffendem malerischen Ausdrucke wiedergebende meisterhafte „Waldidylle" von Max Michael wurden deshalb mit derselben gebührenden Auszeichnung behandelt, wie die Schöpfungen von Meistern, deren Namen aller Welt bereits geläufig geworden sind. Etwas unbillig ist man nur gegen das launige Bild von Math. Schmid, „Das Namensfest der Pfarrerköchin", verfahren, das man, obwohl es voll intimer Charakteristik ist, so hoch gehängt, daß es sehr viel an Wirkung verliert; daß dies aus Prüderie geschehen, die ein und der andere Juror aus dem Norden gefühlt haben soll, kann ich nicht glauben; so harmlosen Späßen gegenüber verhält sich namentlich unser Publicum sehr tolerant, und wird enken auch nicht einmal, daß Ein Pfarrer im ganzen deutschen Reich sich bei dem Anblick der höchst unschuldigen Scene in seiner Standeswürde verletzt fühlen könnte.

Sollen wir nun nach Allem, was wir hier auf dem Gebiete der Malerei gesehen, ein abschließendes Urtheil fällen und daran einige nicht abzuweisende Bemerkungen knüpfen, so müssen wir es zunächst aussprechen, daß die französische in einer zum Niedergange neigenden Krise sich zu befinden scheint: die jüngeren Künstler vergreifen sich nicht selten im Gegenstande und im Format und arbeiten in der Regel flüchtig; die älteren, noch immer im Vollbesitze weitgehendster technischer Meisterschaft und die große Mannichfaltigkeit der durch die Malerei zum Ausdrucke zu bringenden Vorwürfe mit einer Kenntniß überschauend, welche bei keiner andern Schule vorkommt, verfallen nicht selten, durch ihre Virtuosität verleitet, in Manierirtheit und in die Sucht zu experimentiren. Wahre Größe, echte tiefe Empfindung finden sich da nur selten, dagegen häufiger wirklicher Esprit und leider noch häufiger eine aufdringliche Absichtlichkeit, mit dem Schein desselben zu glänzen; viel Stoff, wenig Seelenmalerei, anspruchsvolles, theatralisches Pathos, grausame Festhaltung des absolut Häßlichen, Widerlichen und Gräßlichen, nur um Aufmerksamkeit und Aufsehen zu erregen. Alle Anderen haben von den Franzosen gelernt und können noch von ihnen lernen, aber daß diese Meister allen Grund haben, nun in sich zu gehn, beweist unter andern auch die Thatsache, daß in dem diesjährigen Salon eine gutes Drittheil der besten Gemälde von Ausländern herrührt, welche in den Pariser Ateliers erzogen sind. Die deutsche Malerei steht hinter der französischen an Mannichfaltigkeit der von ihr gelösten Aufgaben zurück; aber sie ist ihr durch ethischen Ernst, durch Gemüthstiefe und herzerquickende Heiterkeit im eigentlichen Genrebilde und durch die echte Stimmung im Landschaftsbilde überlegen; sie ist offenbar im Fortschritte begriffen, coloristisch der französischen ebenbürtig, wird sie es ihr auch auf allen Gebieten werden, wenn ihr derselbe Vortheil geboten wird, durch welchen auch heute noch die französische Entscheidendes allen anderen gegenüber voraus hat: wenn ihr vom Staate und von den Communen in Hülle und Fülle große Aufgaben zugeführt werden, wie dies seit Jahrhunderten in Frankreich der Fall ist. Bedauerlich ist, daß auch einzelne deutsche Künstler für Farbenspielereien, Imitationen alter Meister und anderartige Caprieen eine verhängnißvolle Schwäche zeigen. Bezüglich der Belgier paßt, was wir über die Franzosen gesagt; ihre verhältnißmäßig kleine Ausstellung ist aber mit besonderem Takte zusammengestellt und durch das Gebotene wie durch die Anordnung wahrhaft musterhaft. Nationale Eigenart findet sich überall ausgeprägt, am meisten aber in der italienischen und in der spanischen Abtheilung. Beiden ist die Neigung zur Farbenbuntheit gemein, in der italienischen finden sich überdies Proben von jenem Policinell-Humor, der eben nur im Süden zu Hause ist. Die Spanier sind mitunter auch schwer und tief in der Farbe und blutdürstig in der Wahl der Vorwürfe, immer aber von eindringlicher, zuweilen von packender Charakteristik. Norweger, Schweden und Dänen verrathen in ihren besten Werken die germanische Natur und die deutsche Schulung, so haben denn auch einige ihrer hervorragendsten Künstler sowohl bei ihren engeren Landsleuten als bei den Deutschen ausgestellt. Holland ist schwach vertreten, einige Versuche, Rembrandt'sches Colorit nachzuäffen, ein paar mittelguter Landschaften und das lustige Genrebild „Die Romanze" von Bakker-Koff können unsere Meinung nicht ändern, daß diese Malerei lediglich von ihrer Vergangenheit zehrt. Die östreichische Abtheilung beweist, daß wir eben in einer „Neuentwickelung" begriffen sind. Ein bestimmter Charakter ist dieser Malerei nicht aufgedrückt: sie zeigt eben nichts mehr, als daß die Künstler, welche da mit mehr und minder guten Bildern erschienen sind, einem farbenfreudigen Volke angehören.

In der Plastik sind die Franzosen an Zahl der ausgestellten Objecte allen anderen voraus, in Bezug auf künstlerische Qualität findet sich aber bei den Deutschen manches Gleichwerthige. Eine Bildhauer-

arbeit ersten Ranges ist: Allars „Alcestes Abschied von ihren Kindern", eine Marmorgruppe, welche sowohl durch den edlen Fluß der Linien, als durch den ergreifenden und doch durch vornehmes Maß niemals über die Grenzen edelster Schönheit hinausgreifenden Ausdruckes als eine der bedeutendsten und stilvollsten Schöpfungen der modernen Plastik erscheint. Dasselbe Lob muß der edel gewendeten, mit vollendetster Kenntniß des menschlichen Körpers und souveräner Kraft, Seelenstimmungen künstlerisch auszudrücken, modellirten Gestalt „Tod des sterbenden Achilles" gespendet werden. Dem Dichter glücklich nachempfunden ist die vornehm bewegte Gestalt „Mignon" von Aizelin und als die lebensvoll anmuthenden Früchte ernster Studien nach der Antike fesseln uns G. Eberleins „Dornauszieher" und die anmuthige Marmorstatue „Narciß" von Paul Dubois, der eben wie als Maler so auch als Bildhauer zu den hervorragendsten Künstlern des heutigen Frankreichs gehört. Von großer Freiheit der Technik und energisch charakterisirt sind E. A. Boiffeaus Kolossalstatue „Der Genius des Bösen" und das Standbild „Dante" von J. P. Aubi; stilvoll ist die in Bronze und Marmor ausgeführte Figur „Christus im Grabe" von M. V. Vasselot. Daß sich die Franzosen auch in der Plastik gar nicht selten im Formate vergreifen, beweisen die Marmorgruppe „Eine Mutter mit ihrem Kinde spielend" von L. B. Hugues und „Am Morgen" von Schönewerk; das sind Vorwürfe, die sich nur zu Nippes verwenden lassen aber nicht zur schon räumlich pretensiösen Darstellung in werthvollem Marmor. Von außerordentlicher Virtuosität im Bronzeguß gibt A. Rodins „Der heilige Johannes predigend" wieder Zeugniß, aber auch davon, daß die große Nation auch auf dem Gebiete der Plastik sich zuweilen in archaistischen Allüren gefällt. Das Vorzüglichste in der Porträtplastik und die trefflichen kleinen Arbeiten in Bronze von den Italiern und Spaniern haben wir bereis erwähnt; unter den östreichischen Bildhauern sind neben Böhm, Tilgner und Kundmann noch R. Weyr, der eine zutreffend und lebensvoll charakterisirte Porträtstatue Carl VI. und einen glücklich erfundenen von Klinkosch prächtig ausgeführten Tafelaufsatz ausgestellt hat, dann J. Benck wegen zweier anmuthig erfundenen und mit seiner Empfindung für die Silhouette ausgeführten größern Gruppen und die Medailleure Scharff und Tautenhayn zu nennen.

Sehr reich und trefflich ist die Abtheilung der graphischen Künste beschickt. Auch wer sich für architektonische Pläne interessirt, findet da Gelegenheit zur Ergötzung und zum Studium; die östreichischen Architekten sind diesmal im Künstlerhause nahezu gar nicht mit ihren Werken erschienen; sie sagen mit einem Selbstgefühl, das eben nicht unberechtigt ist: „Wir haben auf der Ringstraße ausgestellt; architektonische Pläne zu sehen ist auch nicht Jedermanns Sache, dazu muß man Fachmann sein und dann hat man wenig Lust und Zeit Ausstellungen zu besuchen, um dies zu thun."

Alles in Allem, die Ausstellung ist reich an vorzüglichen Werken, sehenswerth und lehrreich. Em. Ranzoni.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

In den letzten Wochen der Opernsaison und noch in diesem Augenblick war und ist die Aufmerksamkeit auf die Tenoristen gerichtet; es waren deren nicht weniger als vier ausgezeichnete zu gleicher Zeit an verschiedenen Theatern thätig: Signor Aramburo im Skating-Rink, Herr de Sylva als Gast an der Königl. Oper, die Herren Oberländer und Siechen bei Kroll. Vom Erstgenannten haben wir in diesen Blättern bereits gesprochen. Herr de Sylva war ursprünglich an der französischen Oper angestellt, hat, obwohl nicht mehr zu den Jugendlichen zählbar, doch noch die deutsche Sprache gut erlernt, soweit die Bühne es verlangt, und gastirt jetzt auf deutschen Theatern. Als Vasco in der Afrikanerin, als Eleazar in der Jüdin ꝛc. hat er sehr bedeutende und verdiente Erfolge errungen. Er besitzt eine besonders schöne und kräftige Höhe, sehr guten dramatischen Vortrag und auch wirksame Darstellungsgabe. Nicht verschweigen dürfen wir, daß die Stimme in der Mittellage oft tremolirt, und daß er doch eigentlich mehr pathetisch und deklamatorisch als mit Leidenschaft und Gefühl vorträgt. Aber es ist doch immer eine interessante Erscheinung. Herr Siechen, den wir ebenfalls als „Eleazar" gehört haben, ist ein sehr tüchtiger musikalischer Sänger mit ausgiebiger Stimme und gutem Vortrage; die Intonation ist nicht immer ganz sicher. Herr Oberländer, ein ganz junger Mann, den wir zuerst im Troubadour hörten, scheint uns — wenn nicht besondere Umstände ihn vom richtigen Wege ableiten — zu einer glänzenden Carriere bestimmt. Er besitzt eine selten reine, schöne und kräftige Stimme, eine hohe, wie sie nur noch bei Wachtel zu finden ist — das hohe C wird von ihm mit Leichtigkeit und vollkommener Sicherheit angeschlagen — und was wir sehr hoch schätzen, einen gesunden, natürlichen Vortrag, der hier und da den Anfänger verräth, aber den richtig fühlenden Musiker erkennen läßt. Sein Erfolg war einer der denkbar glänzendsten nicht blos nach der berühmten Arie (dem Schmerzenswalzer), sondern nach der vorhergehenden Cantilene. Wie gesagt, wenn Herr Oberländer den richtigen, künstlerischen Weg wandelt, wird er ein höchst bedeutender Sänger werden.

Noch haben wir eine ausgezeichnete Gastin zu nennen, Frau von Groffi-Wurzbach; sie hatte früher der Königlichen Bühne angehört, war dann längere Zeit an der Wiener großen Oper und wirkte jetzt während der Abwesenheit des Fräulein Lehmann mit ausgezeichnetem und verdientem Erfolge. Ihre glänzendste, eine in jeder Hinsicht in Reinheit, Coloratur, vortrefflichem Vortrag und vornehmer Darstellung ganz ausgezeichnete Leistung war die Königin in den „Hugenotten".

Die letztgenannte Oper ward am 20. Mai gegeben, am 40. Jahrestage nach ihrer ersten Aufführung. Sie bietet den Höhepunkt der Gattung, welche man die „historische Oper" nannte; diese begann mit der „Stummen von Portici" und „Tell"; „Die Jüdin" folgte, dann kamen „Die Hugenotten", „Der Prophet", „Die Afrikanerin". Inzwischen trat die romantische Oper in den Vordergrund durch Richard Wagner, der nach dem historischen „Rienzi" sich den Sagenstoffen zuwandte und zu gleicher Zeit die schärfsten Angriffe gegen Meyerbeer richtete, dessen Opern damals die Bühnen beherrschten. Diese Angriffe fanden Wiederhall in den verschiedenartigsten Lagern. Die Klassiker, die an Mendelssohn anknüpften, und die Altromantiker der Schumann'schen Schule, wollten beide nichts wissen von Wagner'scher Richtung, aber daß dieser sich ebenfalls gegen Meyerbeer wandte, war ihnen ganz genehm. Es gehört einmal in Deutschland zur ersten Grundlage künstlerischer wie philosophischer Anschauungen, daß jede andere von vorn herein als nicht existenzberechtigt verdammt wird; die Scheiterhaufen haben — zum innigsten Bedauern vieler frommen Leute — aufgehört; aber die papiernen Autodafés stehen in voller Blüthe.

Trotz der vielen Angriffe von verschiedenartigster Seite haben die „Hugenotten" sich auf allen Bühnen erhalten und üben Anziehungskraft auch auf den musikalisch gebildeten Theil des Publicums, der das Schöne anerkennt, ohne nach Namen und aprioristischen Grundsätzen zu fragen. Daß gar Vieles in dieser Oper den Maßstab rein künstlerischer Anschauung nicht ertragen kann, ist ebenso unleugbar, als daß vor diesem Maßstabe einer ganzen Masse verdienstlicher Werke aller Kunstgattungen die Existenzberechtigung abgesprochen werden müßte. Welche Dramen und Lustspiele, welche Erzeugnisse schöngeistiger Literatur, welche Werke bildender Kunst bestehen unbedingt vor dem Maßstabe künstlerischer Anschauung? Und wir gehen weiter und fragen: Wo sind die unfehlbaren Richter, die den Maßstab festhalten, wo sind die unfehlbaren, unwandelbaren Gesetze, nach welchen gerichtet werden muß?

Vierzig Jahre sind verflossen, seit die „Hugenotten" zuerst auf die Berliner Bühne kamen (in Wien hießen sie „Die Ghibellinen in Pisa"). Wenn ein Werk sich so lange auf der Bühne erhält und immer das beste Publicum der größten Theater anzieht, so kann man mit dem althergebrachten Satze von „dem Geschmacke der Menge fröhnen" solche Lebenskraft nicht erklären. Die Menge, der Meyerbeer gefröhnt haben mag, existirt nicht mehr, eine neue ist an die Stelle getreten mit neuem Verlangen, neuen Gelüsten; ihr ist das langweilig, was vor vierzig Jahren Mode gewesen. Es müssen also wahre Schönheiten sein, die eine so lange dauernde Kraft bewähren, und nicht bloße „Raffinements, Kitzel der Sinnenlust", und wie all die Schlagwörter noch heißen mögen. Und wenn einmal die Parteien unter dem Staube, den sie aufgewirbelt haben, liegen werden, dann dürfte auch das viele Schöne, das Meyerbeer in den Hugenotten geschaffen, zur vollen Anerkennung gelangen.

Eine zum Besten der Unterstützungskasse des Vereins „Berliner Presse" veranstaltete Matinée im Königl. Opernhause bot das ganz besondere

Interesse, daß die Künstler der Italienischen Skating-Rink-Oper je einen Act aus „Polinto" und „Ernani" in vollem Costüm wiedergaben. Der Erfolg war ein überaus glänzender, besonders für die Herren Aramburo (Polinto) und Brogi (Karl V.). Fräulein Clara Meyer sprach einen tief empfundenen Prolog von Kletke. Einige Künstler des Königl. Schauspieles spielten „Eine alte Schachtel" von Putlitz. Herr Thomas spielte mit einigen Kunstgenossen des Belle-Alliance-Theaters eine Posse von Jacobson. Fräulein Schönchen, die ganz treffliche Künstlerin des Münchener Volkstheaters, trug Gedichte von Klesheim vor. Es ward vieles Gute und Jedem etwas gebracht.

H. Ehrlich.

Das Albrecht v. Graefe-Denkmal.

Am 22. Mai wurde im Nordwesten Berlins das Denkmal zu Ehren eines der größten Wohlthäter der leidenden Menschheit feierlich enthüllt. Albrecht v. Graefe hat ein Standbild erhalten unsern seiner ehemaligen ophthalmologischen Anstalt, der sogenannten „Graefe'schen Klinik", wo der Meister mit seinen Schülern die Augenheilkunde zur exactesten Disciplin der gesammten Medicin erhob und wohin durch Jahrzehnte die Kranken aus allen Welttheilen hülsesuchend pilgerten. An der abgestumpsten Ecke des Charité-Gartens erhebt sich jetzt das farbenglänzende Denkmal, das auch um seiner eigenthümlichen Monumentalplastik willen geradezu als bahnbrechende Schöpsung bezeichnet werden muß. Professor Rudolf Siemering ist der Urheber dieses Werkes, das für Berlin zum ersten Mal auf öffentlichen Monumenten die selbstständige architektonische Umsassung und die Farbe in Anwendung bringt und die drei Schwesterkünste: Plastik, Malerei und Architektur harmonisch vereinigt.

Inmitten eines vornehm gegliederten Ausbaues von rothem Sandstein erhebt sich die überlebensgroße Bronzefigur des berühmten Augenarztes. Die männlich schöne, etwas hagere Figur steht nicht auf dem conventionellen Sockel, sondern in einer mit olivengrünen Majolica-Fliesen ausgelegten Nische. Er hat sich eben von seinem antiken Seffel erhoben und stützt sich noch mit der Linken auf die Lehne. Gesicht und Hände sind matt vergoldet. Das Schlichthaar, seitlich getheilt, fällt nachlässig über die rechte Schläse und umschattet die gedankenvolle Stirn. Der Kopf ist leicht gesenkt, die Rechte führt eben einen blanken Augenspiegel empor. Die Augen sind ganz Geist und Wissen, aber auch voll Milde und Mitleid. Es spielt ein leidender Zug um den vom wallenden Vollbart umringelten Mund. Wir fühlen, daß der Helser und Tröster selbst der Hülse und des Trostes bedarf. Der moderne Anzug, der das schöne Muskelspiel durch häßliche Knickesalten ersetzt, war nicht zu vermeiden, aber ein Salonrock ist uns am Ende lieber, als die conventionelle Manteldraperie. Der herrliche runde Lehnstuhl mit seinen Löwenköpfen- und -süßen paralleliſirt übrigens den häßlichen Eindruck der unteren Partien.

Niedrigere Seitenwände schließen sich an diesen Mittelbau harmonisch an. Zwei farbige, gedankenreiche Reliefs, welche die Bedeutung des Mannes klar machen sollen, schmücken den Aussatz. Links sind die halblebensgroßen Figuren der Hülfesuchenden, rechts der Geheilten dargestellt. Ein Pilaster, mit dem Graese'schen Wappen geschmückt, steht im Mittelpunkt einer jeden Reliestafel, deren Figuren sämmtlich in rhythmischer Bewegung von rechts nach links gehen. Unter den zum Arzte strebenden Augenkranken bemerken wir eine Mutter, die ihre Tochter eine Stuse empor geleitet; einen jungen Handwerker, von einem Kameraden geführt; eine blinde Mutter, die mit leblosem Auge auf ihren Säugling niederstarrt, indessen hinter ihr eine ältere Schwester steht; dann einen kräftigen Krieger mit Reiterhandschuh und Krückstock, von seiner reizenden jungen Frau geführt, und zu äußerst links in russischer Nationaltracht eine Amme mit krankem Pflegling; endlich einen Knaben, der einen blinden Greis leitet. Die Hülflosigkeit gelangt bei allen diesen Figuren zum sprechenden, nicht allzu sehr ergreifenden Ausdruck. Die Hoffnung ist es, welche diese Gestalten noch aufrecht hält und aus den umflorten Blicken leuchtet. — Aber die Operation ist überstanden. Der schöpferische Gelehrte hat sein: „Es werde Licht!" gesprochen. Die Patienten verlassen die Schwelle des Arztes, der ihnen eine versunkene Welt wieder aufschloß. Wohlweislich hat es der Künstler vermieden, uns, wie es auf den naiven niederländischen Jungbrunnen-Bildern geschieht, wieder dieselben Figuren zu zeigen; nur die Mutter mit ihrer Tochter, die jetzt zaghaft die Stufe hinabgeht, der Handwerker, der sich freudig an die Brust seines Kameraden — oder Vaters? — wirft, klingen an die vorigen Gestalten an. Während eine junge Frau, in heißem Gebete knieend, ihre Hände dankend zum Himmel streckt, weil sie ihr kleines Kind wieder sehen darf, das eine Amme auf den Armen trägt, zeigt eine andere Mutter ihrem geheilten Liebling einen knospenden Zweig: das Symbol des neu erwachten Lebens. Ein Schüler Graeses endlich, ein flotter Student mit Cerevis und Kanonenstiefeln, prüft die wiedererlangte Sehkrast eines noch mit dem Augenschirm versehenen Gelehrten, der entzückt die Hände erhebt zu den theuren Schriftzeichen. Auf den Zügen Aller, der Hoffenden wie der Dankenden, steht das herrliche Dichterwort eingeschrieben, das zu ihren Füßen in goldenen Lettern eingegraben ist:

„O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf,
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte."

Es läßt sich ja darüber streiten, ob diese Majolica-Technik nicht zu meskin für Monumentalplastik ist. Sicher wirkt das Ganze in seiner Neuheit ebenso überraschend als erfreulich. Glänzend und kernig heben sich die schwarzen und bunten Figuren von der architektonischen Einrahmung und dem Hintergrunde der Baumgruppen ab. Nichts Ueberladenes, akademisch Steises stört den Eindruck. Die Charakterisirung ist durchweg gelungen. Die polychromen Reliefs sind vortrefflich abgetönt. Immerhin scheint uns die Farbengebung, die in den Reliefsiguren unwillkürlich — die Schöpfer des Denkmals mögen den ketzerischen Vergleich entschuldigen — an die Manier der Kate Greenaway erinnert, fast zu realistisch bunt für den rein symbolischen Vorgang. Aber Wind und Wetter, Kohlendampf und Staub werden die Farben wohl mildern. Ob jedoch die ausgebrannten und bemalten Glasuren der Zeit überhaupt trotzen werden? Schon heute, wenige Tage nach der Enthüllung, sehen z. B. die matt bronzirten Fleischtheile bedeutend nachgedunkelt aus. Jedenfalls wird das ganze Monument, wenn auch hoffentlich keinerlei Reparaturen, so doch der fleißigen Reinigung bedürfen, wenn nicht diese ganze Farbenplastik ihre Schönheit, ihre Eigenart und daher ihre Existenzberechtigung einbüßen soll.

Z.

Notizen.

F. A. Brockhaus in Leipzig hat soeben den 16. und 17. Band von Karl Goedekes Sammlung deutscher Dichter des sechzehnten Jahrhunderts ausgegeben. Er enthält den Esopus von Burchard Waldis, mit Anmerkungen und Worterklärungen von Julius Tittmann. Ganz vortrefflich ist besonders des Letzteren biographische Einleitung, welche die Forschungen von Karl Schirren, Berkholz und Buchenau sorgfältig verarbeitet und zusammensaßt. Leider erschien die manches Neue enthaltende Biographie des Dichters von Gustav Milchsack während des Druckes, so daß hier in der Leidensgeschichte Burchards einige übrigens nicht sehr wesentliche Züge fehlen.

* * *

Verirrte Leute. Sechs Novellen von Carl Weitbrecht. Stuttgart 1882, Ad. Bonz & Co.

Verfehlte Lebensläufe, Verirrungen des Temperaments, des Urtheils, des Geschmackes werden uns in lebendigen Zeichnungen vorgeführt. Die Diction könnte etwas knapper sein, auch stören da und dort specifisch süddeutsche, ja württembergische Wendungen in Auffassung und Sprache. Aber der Grundton der Geschichten ist gesund, sie sind ebenso weit von grob naturalistischer Derbheit, wie von sentimentaler Geziertheit entfernt. Und trotz einer allen schwäbischen Poeten eigenen Neigung, eine gewisse hausbackene Nüchternheit fast absichtlich zu betonen, fehlt den Erzählungen doch der poetische Werth und Duft nicht, der sie über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt.

F. v. W.

* * *

Die Rose von Jericho. Eine Oster- und Frühlingsgeschichte von Arnold Wellmer. Berlin, L. Gerschel. In seiner bekannten süßlich-sentimentalen Manier erzählt hier Wellmer das fröhliche, selige, freudenbringende, wunderschöne, herzerquickende Geschichtchen von

Fräuleinchen (S. 11, 12 u. ff.) Röschen in ihrem Gärtchen mit dem weißen Häuschen an dem Flüßchen Elbchen. Natürlich ist es wieder ein Student, der die Braut heimführt und zwar „das fidelste junge Haus in der alten Lipsia", der herzliebe, herzfröhliche Erich, diesmal ohne Diminutiv. Uebrigens liegt in dem Titel ein Kalauer, denn es handelt sich hier nicht um eine Rose von Jericho, der Jordanstadt, sondern nur um bemeldetes Röschen aus — Jerichow im preußischen Regierungsbezirk Magdeburg. Wir zweifeln nicht, daß diese Geschichte, die übrigens ebenso traurig endet, als sie stilisirt ist, dankbare Leser finden wird, aber sie müssen sehr jung sein.

* * *

Der schwarze Tod in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts von Robert Hoeniger. Berlin, E. Grosser. Diese gediegene Quellenstudie gibt ein Bild des „großen Sterbens" und seines Zusammenhangs mit der soeialpolitischen und wirthschaftlichen Entwicklung in Deutschland. Der Verfasser kommt im Verlaufe seiner eingehenden Untersuchung zu dem von der traditionellen Auffassung wesentlich abweichenden Resultate, daß der Einfluß der Pest auf die moralischen Zustände sehr schwach gewesen sei, daß sie in keinem Zusammenhang mit der gleichzeitigen Judenverfolgung und dem Unfug der Geißler gestanden, und daß ihre gewaltigen Eindrücke sich bald verwischt haben, — und er weiß seine Ansicht so geschickt zu vertheidigen und durch wichtige gleichzeitige Quellen zu belegen, daß wir seiner Ansicht entschieden beipflichten müssen.

* * *

Ueber die allgemeinen Lebenseigenschaften der Nerven von Jac. Moleschott. Gießen, Roth. Ein licht- und weihevoller Vortrag zur Eröffnung des anatomisch-physiologischen Instituts an der Universität Rom. Das Nervensystem stellt nach Moleschott die Einheit des Lebens dar, die gegenseitige Abhängigkeit, durch die alle Organe zu einem Ganzen verschmolzen werden. Der als „Materialist" bekannte Gelehrte huldigt hier überall einer geradezu ideal-ethischen Weltanschauung, und sein hoher sittlicher Ernst spricht sich in dem schönen Satz aus: „Wir wollen es an uns bethätigen, daß mit dem positiven Wissen auch des Menschen Pflichtgefühl sich entwickelt."

Offene Briefe und Antworten.

Eine Erinnerung an Theodor Drobisch.

Geehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie einem Freunde des jüngst geschiedenen Schriftstellers Drobisch, dessen letzten Wunsch zu erfüllen und ein historisches Factum aufzuklären, wobei der Verstorbene eine Rolle gespielt hat.

Bekanntlich erließ unter dem Ministerium Abel König Ludwig I. eine Verordnung, nach welcher diejenigen, welche sich einer Majestätsbeleidigung gegen den König schuldig gemacht hatten, vor seinem von einem der ersten Maler Münchens angefertigten Bilde knieend Abbitte thun mußten. Den Namen des Künstlers hatte ich mir notirt, aber unbegreiflicher Weise finde ich ihn nicht wieder.

Obwohl das liberale Ministerium von Maurer schon 1847 das clerikale Ministerium Abel, das die Indigenatsverleihung an die Lola Montez nicht unterzeichnete, abgelöst hatte: so scheint dieser Bilderdienst doch das kurze Leben des Ministeriums von Maurer überlebt und noch hinübergereicht zu haben bis in das zweite Ministerium des Fürsten von Wallerstein, das bis zum erzwungenen Rücktritt des Königs Ludwig (19. März 1848) fungirte, nachdem noch im Februar 1848 König Ludwig die Universität München, weil sie zu ultramontan und clerikal war, nach vorheriger polizeilicher scharfer Maßregelung geschlossen hatte.

Der Kampf der Geister tobte in München ganz besonders im Januar 1848, zu einer Zeit, wo der verstorbene Theodor Drobisch in den Münchner Gelehrten- und Künstlerkreisen lebte. Auch in ihm regte sich der bittre Groll und die Empörung, die damals die Gemüther der Deutschen aller Lande — ich entsinne mich dessen noch ganz wohl — durchbebten.

Theodor Drobisch verfaßte in dieser Gemüthsstimmung das nachfolgende Gedicht, das sich in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Januar 1848 verzeichnet findet und dessen Veröffentlichung nach seinem Tode der Schreiber dieses versprochen hatte. Dies geschieht hiermit:

„Januar 1848. Abbitte vor dem Bildnisse des Königs von Bayern.

Hab Dank, o König, für die Milde,
Die zart aus hartem Urtheil spricht;
Gern knie ich hier vor Deinem Bilde,
Denn vor Dir selbst vermöcht' ich's nicht.
Du selbst gehörst zwar zu den Bildern,
Dein Leben war ja wüst und wild;
Drum kann man Dich nicht treuer schildern,
Als mit dem Wort: „ein Jammerbild".
Ein Bild kann nicht vor Scham erröthen,
Es wechselt nicht im Mienenspiel;
Mein Anblick könnte Dich ja tödten,
Und Königsmord war nie mein Ziel.
Wie schön er ist, wie brav gemalet!
Der edlen Kunst beug' ich das Knie;
Die Hoheit, die dem Bild entstrahlet,
Sie blitzte aus dem Deinen — nie.
Und nun vermag ich's wohl zu fassen,
Warum Dich Wahrheit so empört:
Dein eignes Antlitz mußt Du hassen;
Denn nur ein Pinsel gibt ihm Werth."

Ich kann mich nicht entsinnen, ob Drobisch selbst vor Ludwigs Bild hatte Abbitte thun müssen. Dieses Gedicht stellte Drobisch, der seine Abreise aus München und überhaupt aus Bayern schon vorbereitet hatte und der am Tage nach Ueberreichung desselben an den König auch Bayern für immer verließ, in Bittschriftform geschrieben dem Könige direct auf folgende Weise zu.

König Ludwig I. pflegte seine Spaziergänge sehr regelmäßig und in gewohnter Tour auch im Winter täglich durch den englischen Garten zu machen, in welchem auch Bettler ihre Aufstellung zu nehmen pflegten. Drobisch ging nun zu einem dieser Bettler und fragte ihn: „Willst Du Dir ein Kopfstück verdienen?" „Gewiß!" antwortete der Bettler. „Nun dann übergib dem Könige, diese Bittschrift. Besorge es aber ordentlich." Der Bettler, hocherfreut über die große Gabe (ein Kopfstück, auch Knopfstück genannt, weil die bayrischen Bauern Zwanzigkreuzer als Westen- und Rockknöpfe trugen, war ein alter östreichischer Zwanzigkreuzer, nach unserem damaligen Gelde 68 Pfennige), that seinen Dienst; Drobisch beobachtete als Spaziergänger den Bettler von ferne. Der König Ludwig I. kam; der Bettler übergab die Bittschrift; der König erbrach sie, las sie und gab sie, gegen seine Gewohnheit, hierauf nicht dem ihn begleitenden Adjutanten, sondern steckte die schnell zusammengeknitterte Bittschrift in seines Rockes Seitentasche.

Am andern Tage muß der König den Befehl, daß der Bilderdienst eingestellt werde, gegeben haben. Denn plötzlich hörte der Bilderdienst auf. Der König dankte erst am 19. März ab. Der nach Leipzig auswandernde Theodor Drobisch war es hiernach, der jenes Odiosum Deutschlands beseitigte. Und die Geschichte möge dies Factum registriren.

Zuletzt sei noch bemerkt, daß Abends am gewohnten Biertische die Künstler- und Literatenwelt Münchens den Maler, welcher dies idiolatrische Bild des Königs Ludwig angefertigt hatte, höhnend neckte, und daß derselbe empört ausrief: „Ich würde meine Hand und meinen Pinsel niemals dazu hergegeben haben, wenn ich den wahren Zweck und Grund des bestellten Bildes gekannt hätte."

Dresden. Dr. Friedrich Küchenmeister.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Verlag von Aug. Stein in Potsdam.

Karl Knochenhauer, Professor:

Grundriß der Weltgeschichte für den Unterricht in den Schulen. 3. Aufl. Preis 2 *M.* 40 Pf.

Handbuch der Weltgeschichte für den Unterricht auf höheren Lehranstalten. 1. Teil: Alte Geschichte. 2. Aufl. 1 *M.* 50 Pf. 2. Teil: Mittelalter. 2. Aufl. 1 *M.* 50 Pf. 3. Teil: Neuere Geschichte. 2 *M.* 50 Pf.

Urteil: Das Buch (Grundriß) gehört zu den besten seiner Art und giebt eine gute Auswahl des Stoffes. Es hält sich gleichweit entfernt von zu großer Breite und undeutlich werdender Kürze. Der pragmatische Zusammenhang der Geschichte ist bei der Abfassung leitender Gesichtspunkt gewesen. Die Uebersicht und Einprägung ist durch den Druck erleichtert. Das Werk wird gewiß mehr Auflagen nötig machen.

(Pädagog. Blätter f. Lehrerbildung, 1880.)

Verlag von **Gebr. Borntraeger** in **Berlin.**

Römisch und Romanisch.

Ein Beitrag zur Sprachgeschichte

von

Franz Eyssenhardt,

Professor am Johanneum in Hamburg.

1882. 8. br. Preis *M.* 3.60.

Soeben erschien in neuer Auflage:

SHAKSPERE.

Herausgegeben und erklärt von

— Nicolaus Delius. —

Revidirter englischer Text m. Einleitungen und deutschen Anmerkungen.

V. (Stereotyp) Auflage.

Zwei starke Bände, broschirt 16 *M.*
In 2 feinen Halbfranzbänden 20 *M.* 50 Pf.

Jedes einzelne Stück 80 Pf.

Elberfeld, Verlag von **R. L. Friderichs.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Joseph Haydn

von C. F. Pohl.

(Biographie.) II. Band, resp. Band I. 2. Abth. mit Portrait Haydn's. gr. 8. VII, 383 und II, 14 Seiten. Preis *M.* 9.—, eleg. geb. *M.* 10.50.

Portrait von Joseph Haydn. Zeichnung von F. Woska nach einem Original-Miniatur-Portrait, Lichtdruck von J. Löwy. *M.* 1.50.

Portrait von Joseph Haydn. Kupferradirung von W. Krauskopf nach einem Orig.-Min.-Portrait. *M.* 1.50, vor der Schrift *M.* 3.—

Aufruf.

In Landsberg a. W. hat sich ein Comité gebildet, welches dem hochgeachteten

Philologen und Litterarhistoriker Gottfried Bernhardy

eine Gedenktafel zu stiften beabsichtigt. Dieselbe soll an seinem Geburtshause, Wollstrasse Nr. 9 angebracht werden. — Wir sind überzeugt, dass diese Idee bei all den zahlreichen Freunden Bernhardy's, dessen grosse Verdienste um die klassische Philologie, sowie um die griechische und römische Litteraturgeschichte allgemein anerkannt sind, freudigen Anklang finden wird. Beiträge bitten wir an unsern Schatzmeister Herrn Buchhändler Hermann Schönrock in Landsberg a. W. einzusenden.

Landsberg a. W., am Todestage Bernhardy's 1882.

Das Bernhardy-Comité.

Bad Homburg

Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moor-Bäder. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur.
Heilgym. Institut (Elektrotherapie, Massage). Kaltwasser-Heilanstalten.
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende u. Reconvalescenten.
Eleg. Kurhaus m. Park. Vorzügl. Orchester, Theater, Réunions, Illuminationen etc.

Herder'sche Verlagshandlung in **Freiburg** (Baden).

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aurbacher, Ludwig, Gesammelte grössere Erzählungen.

Aus den Schriften und dem Nachlass des Autors zusammengestellt und mit einem Vorwort herausgegeben von **J. Sarreiter.** 8. (VIII u. 224 S.) *M.* 1.50.

Inhalt: I. **St. Mang,** Legende. — II. **Die Aebte,** Novelle. — III. **Der Zweikampf,** Erzählung. — IV. **Die Adepten,** Erzählung. — V. **Ein Dichterkreis,** Erzählung. — VI. **Der Graf von Werdenberg und die Prinzessin von Portugal,** Rittergeschichte. — VII. **Die drei Schlossfräulein,** Rittergeschichte. — VIII. **Die Waffen,** Märchen. — IX. **Der Vogel Phönix,** Märchen. — X. **Mutter Reh,** Thierfabel.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Scherr, Joh., Menschliche Tragikomödie. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage in zehn Bänden à 1 *M.* Erschienen sind Bd. 1—5.

Hauffe, Gustav, Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes. Materialien der Psychologie. Zweite Auflage. Preis 6 *M.*

Kritische Waffengänge. Herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. Zweites Heft: Offener Brief an den Fürsten Bismarck. Paul Lindau als Kritiker. Für und gegen Zola. Preis 1 *M.*

Rutenberg, Ad., Amtsgerichtsrath, **Willensfreiheit,** Moralität und Straf-Justiz. Reflexionen und Erfahrungen. Preis 60 Pf.

Westenhoeffer, Joh., Die Reformationsgeschichte von einem Baarfüßer Mönche. Auszug aus der Thanner Chronik. Preis 2 *M.* 50 Pf.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschienen:

Ueber die

Dauer des Lebens.

Ein Vortrag von

Dr. August Weismann,

Professor an der Universität in Freiburg i. Br.

Preis 1 *M.* 50 Pf.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

F. CHOPIN par F. LISZT.

Troisième Édition.

gr. 8. VIII, 312 S. 8 *M.* Eleg. geb. 9 *M.* 50 Pf.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Hierzu eine Beilage von F. V. Grünfeld in Landeshut in Schlesien.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 10. Juni 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegen genommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Ein Epilog zum Gotthardfest. Von E. Frensdorff. — Die Sonne und die Triebkräfte. Von S. Kalischer. — **Literatur und Kunst:** Einige Gedanken über volksthümliche Kunst. Von F. Luthmer. — „Entweder — oder" von Heinrich Laube. Besprochen von E. Koppel. — Wie mich der Schriftsteller Luxor kennen lernte. Von Emil Peschkau. — Die Musik in Paris. Von Felix Vogt. — **Aus der Hauptstadt:** Der Todtschläger. (L'Assommoir.) Volksstück in fünf Aufzügen nach Emile Zolas Roman von William Busnach und Octave Gastineau. Besprochen von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Ein Epilog zum Gotthardfest.

Von E. Frensdorff.

Die Feier der großen Tunneleröffnung ist zu Ende, und der Leser möge sich beruhigen. Es droht ihm kein nachträglicher Bericht, keine Wiederholung dessen, was in vielen Zungen dem europäischen Publicum durch ehrenwerthe Correspondenten während der letzten Wochen vermittelt wurde. Wenn diese Blätter erscheinen, ist das Fest mit seinen Zwischenfällen, Stimmungen und sogenannten Verstimmungen ohnehin nahezu vergessen und die rasch lebende Mitwelt zu anderen Gegenständen des Tagesinteresses übergegangen. Aber die dauernden Eindrücke des Rendezvous, welches sich drei Völkerschaften für jene denkwürdigen Maitage in Luzern und Mailand gegeben, werden bleiben und verdienen vielleicht mit ihren namentlich politischen Folgen noch eine kurze, friedfertige Betrachtung.

Auch ist ja die Feier in Wahrheit noch nicht ganz erledigt. Sämmtliche Mitglieder des deutschen Reichstages sollen während dieses ganzen Jahres je einmal als Gäste der Schweiz und der Gotthardgesellschaft die Tunnelfahrt in beiden Richtungen unternehmen und sich an dem Wunderbau, wie an den Schätzen der Natur, welche er beim Ein- und Ausgang den entzückten Blicken enthüllt, erfreuen dürfen. Auch zahllose Touristen werden sich ungeladen zu ihnen gesellen. Jene wie diese dürften es jedenfalls besser haben als die Theilnehmer und Zuschauer des Eröffnungsactes. Denn sie werden ungleich weniger ermüdet sein, sich über keine angebliche Vernachlässigung beklagen, überall die Wohnungen rechtzeitig mit geringen telegraphischen Kosten bestellen, nach Goethes weisem Rathe sich, wo sie reisen, an jedem Raum erfreuen, sich dem Warmen bequemen wie dem Kalten, und dann auch der Welt möglichst wenig veralten. Der größte Vorzug dieser voraussichtlichen Legion von Nachzüglern wird aber darin bestehen, daß sie am Abend des Tages, wo sie gefahren, gestaunt und genossen haben, das Alles nicht vor dem Schlafengehen zu schildern, nicht ferne gleichgültige, vielbeschäftigte Leute dafür zu interessiren brauchen. Diesen mochte die Beschreibung der kleinen Unannehmlichkeiten, die bei solchen Vorkommnissen selten ausbleiben, pikant erscheinen, vielleicht auch einigen Trost dafür gewähren, daß sie selber nicht dabei waren, während sie bei einer etwaigen eigenen Gotthardfahrt die Sache einmal später für sich viel besser einrichten könnten.

Auch der stille, sprüchwörtliche Neid, daß der nordische Boden, trotz sonstiger Vorzüge, der Welt keine Alpen und keine Ueberwindung kolossaler natürlicher Hindernisse zu bieten hat, konnte eine unbewußte Befriedigung dadurch erhalten, daß bei der Organisation des Festes diese und jene Rücksichtnahme auf die hochgestellten und verwöhnten Gäste, wie leitende Blätter der Schweiz dies zugegeben haben, versäumt ward. Die in ihren Analogien wie Methusalem alte Berliner Bemerkung: Wir haben keinen Gotthardtunnel; aber hätten wir ihn, würde er erstens schöner sein, und würden wir auch die Vorbereitungen zur Eröffnung desselben ungleich besser getroffen haben! wird nicht ausgeblieben sein. Dazu will freilich, um gerecht zu sein, nicht ganz stimmen, daß selbst in gewöhnlichen Zeiten Personen, die mit ihren Familien bei häufigen Fahrten von hier nach Potsdam Billets erster Klasse genommen, sehr oft in Ermangelung einer genügenden Anzahl von Wagen wegen überfüllter Coupés in die zweite Klasse zusammengedrängt wurden. Und wie bei uns, so im Süden des deutschen Vaterlandes. Hat doch selbst ein im Spätherbst von Italien zurückgekehrter preußischer Staatsminister erfahren müssen, daß von München aus der directe Wagen nach Berlin nur einen sehr engen Raum für Nichtraucher enthielt, dies aber Jahre hindurch Frauen oder leidende Personen zum nächtlichen Aussteigen und Wagenwechsel auf einer ganzen Reihe von Stationen gezwungen hat. Was endlich die heimischen Festordnungen angeht, so schwebt eine dunkle Erinnerung, als ob einmal in der Hauptstadt Germaniens bei einer Goethefeier einem Theile der Presse etwas passirt wäre, das eine lebhafte Polemik in den Zeitungen hervorrief. Ganz davon zu schweigen, daß, wie man wissen will, die Presse hier zu Lande im Allgemeinen zu den außerordentlich beliebten und bevorzugten Staatsinstitutionen nicht durchweg gehören soll.

Im Uebrigen bleibt es dabei, daß schon nach kurzer Zeit alle vermeintlichen Inconvenienzen der historischen Tage von Anno 1882, wo Deutschland, Schweiz und Italien sich in der Umgegend des Gotthard begrüßten und in mehr oder weniger gelungenen oratorischen Leistungen antoasteten und harangnirten, in das Mausoleum des negativen Gedächtnisses versenkt sein werden. Man wird von versäumten Zügen, fehlenden Dejeuners, unzulänglich numerirten Festmahlsplätzen, mißverständlich unterbrochenen Ministerreden und auf Nimmerwiedersehen verlorenen Paletots nebst Hüten nichts mehr wissen, oder nichts mehr wissen wollen. Der Gotthard ist ein für allemal durchbrochen und wird die Segnungen seines offenen Thores für Verkehr und Völkerfreundschaft auf Generationen hinaus empfinden lassen.

Wer einmal vor langen Jahren in einer schwülen Sommernacht den alten Gotthardpaß in enger Postkutsche neben einer fremden kranken Mitreisenden und einigen dickleibigen schnarchenden Viehhändlern überfahren mußte, der weiß, was es mit einer solchen langen, anstrengenden Tour für eine Bewandtniß hatte. Jenseits fast, in der Nähe von Bellinzona, war ein

Ingenieur aus der italienischen Schweiz eingestiegen, der nach einigen Stunden des ungemüthlichen Zusammenseins die Klagen der gequälten Postpassagiere mit der Tröstung beschwichtigte, die Zeit werde kommen, wo man dieselbe Strecke in wenigen Stunden, den eigentlichen Gotthard aber in einigen zwanzig Minuten zurücklegen werde. Das erschien damals wie ein Traum, der sich inzwischen verwirklicht hat. Die Ausführung des Planes aber war manchen politischen und sonstigen Wechselfällen untergeordnet, die in den Tageblättern, gelegentlich auch mehrfach ausführlich von dem Verfasser dieses Epilogs, genugsam behandelt wurden und als im Großen und Ganzen dem deutschen Publicum bekannt vorausgesetzt werden dürfen.

Man wird jetzt bald beobachten können, wie der dreifache Zweck des Werkes, nach der Vorhersagung schweizerischer Fachmänner sich langsam vielleicht, aber sicher vollziehen wird: daß nämlich der innere Verkehr zwischen Deutschland, der Schweiz und Italien gehoben, die maritime Handelsgewalt Italiens gekräftigt und Deutschland der mittelländischen Küste näher gebracht werden sollte. In commercieller Beziehung müßte nach denselben Autoritäten, welche wir schon an anderer Stelle einmal angeführt haben, der Hauptfactor der Waarenfrequenz der Gotthardbahn in dem Handel der mittel- und nordeuropäischen Länder mit Italien, dem Mittelmeere, der Levante, Indien und Australien bestehen.

Daß aber die von allen Seiten und jetzt auch wieder bei dem Gotthardfest vorausverkündeten politischen Consequenzen zum Heile der betheiligten Nationen nicht ausbleiben werden, dafür bieten ihr gesunder Sinn und der Impuls ihrer handgreiflichen Interessen die beste Gewähr.

Die Stimmung der Schweiz ist seit den letzten Jahren für Deutschland überwiegend günstig geworden. Die Zeiten sind nicht mehr, wo man uns seltsamer Weise in Genf, das sich vor französischen Uebergriffen fürchtete, mehr entgegenkam als beispielsweise in Basel, dessen Bewohner sich wegen einer deutschen Annexion unnöthige Sorgen machten. Es klingt jetzt wie ein Märchen, daß Baseler Damen in einer hochgelegenen Pension am Zuger See bald nach 1870 vorzugsweise die Marseillaise auf dem Klavier vortrugen, und, als eine deutsche Frau einmal mit der Wacht am Rhein antworten wollte, ihre Begleiter aber vorsorglich die Thüre des Salons verschlossen hatten, jene franzosenfreundlichen Schweizerinnen auf den zu ebener Erde gelegenen Balkon hinauskletterten und das Weite suchten, weil sie die germanische Kriegshymne nicht anhören mochten. Solche charakteristische Scenen wären heutzutage unmöglich. Deutschland hat sich als Friedensmacht bewährt und ist als solche auch in den schweizer Bergen populär geworden.

Unser politischer und nationalökonomischer Umschwung ist der schweizer Bevölkerung allerdings nicht verständlich gewesen. So wenig wie wir selbst hätten sie sich träumen lassen, daß wenige Jahre nach der glorreichen Gründung unseres Staatswesens sogar freiconservative Organe gelegentlich etwas derb über die von den „Junkern und Pfaffen" drohende Reaction Klage führen sollten. Nach außen nimmt sich das natürlich noch viel schlimmer aus. Man weiß dort nicht überall, daß es sich um eine geschichtliche Parenthese handelt, deren Ende durch die natürlichen unabweislichen Bedingungen, auf welchen das neue Reich deutscher Nation ruht, vorgezeichnet ist. Hat doch auch die Schweiz ihre Einheit und Freiheit nicht in einem Tage erlangt. Gegen vorwiegend cantonale und particularistische Aspirationen hat auch sie oft genug zu kämpfen gehabt und ist nicht immer in einer ganz befriedigenden Weise damit fertig geworden. Das sorgenvolle Nachdenken freilich, welches ihr die Sonderstellung des Tessin zeitweilig bereitet hat, wird jetzt nach Eröffnung der Gotthardbahn mehr und mehr verschwinden. Die Tessiner werden sich fortan noch mehr als bisher der Eidgenossenschaft anschließen und sich mit ihr eins fühlen. Das wird auch manchen eigenthümlichen, zum Glück vereinzelten schweizer Befürchtungen, als ob die schöne helvetische Abgeschlossenheit und sichere Neutralität mit dem Gotthardloch in die Brüche gehen könnte, — Befürchtungen, die sich in gedruckten Versen: Seid verschlungen Millionen! und ähnlichen witzigen Stoßseufzern hier und dort Luft machten — hoffentlich die Spitze abbrechen und gesunderen Anschauungen Raum schaffen.

Die durch die Gotthardbahn bedingte größere Zusammengehörigkeit des Tessiner Gebiets und der übrigen Schweiz muß übrigens auch der Italia irredenta einen Strich durch die Rechnung machen. Unter diesem Gesichtspunkte ist das erhebliche finanzielle Opfer, welches Italien dem Gotthardunternehmen gebracht und dadurch die friedensbedrohlichen Träume seiner verlorenen Söhne nach jener Seite zerstört hat, doppelt verdienstvoll und bis jetzt unseres Wissens nicht genug gewürdigt worden. Italien hat bekanntlich schon bei den ersten Subventionen Anfangs der siebziger Jahre fünf und vierzig Millionen Franken unverzinslich beigesteuert, während Deutschland und die Schweiz je zwanzig Millionen übernahmen. Sieben Jahre später, bei der auf Aenderungen und Ersparnisse gegründeten Reorganisation des Unternehmens, fielen wieder auf Italien unverzinslich zehn Millionen, ebensoviel auf Deutschland und acht auf die Schweiz. Italien hat sich damit Deutschland bedeutsam genähert. Es ist als ob seine Staatsmänner schon seit 1871, also ein Jahr nach Frankreichs Niedergang, die Zeit ahnungsvoll vorhergesehen hätten, wo Italien durch seine klaren Interessen auf eine Annäherung zu dem deutsch-östreichischen Bündnisse der Zukunft sich hingewiesen sehen würde.

Die Beziehungen Deutschlands zu Italien waren oft etwas delicater Natur, sind aber mit jeder Sonnenwende cordialer geworden. Italien scheint jetzt von trügerischen Vorstellungen der Vortheile, welche ihm in Sachen der internationalen Beziehungen die Politik der freien Hand biete, nahezu geheilt. Auch auf dem Gotthardfeste trat das wieder deutlich hervor. Wie die Faust aufs Auge paßte denn auch der Herrn Crispi von einem Pariser Interviewer angedichtete Ausspruch, der letzte französische Gamin wäre ihm lieber als der erste deutsche Professor. Vielleicht wurde das lose Wort auch nur mißverstanden. Man erinnert sich der sarkastischen Bemerkung eines alten Junggesellen vom Boulevard her, der offen erklärte, er habe schreiende Kinder am liebsten, weil man sie wegtrage! So mochte der italienische Staatsmann einem französischen Straßenjungen immerhin deshalb den Vorzug geben, weil er ihn jederzeit vor die Thür setzen konnte, während er mit einem deutschen Professor disputiren und argumentiren mußte, sich diesem aber nicht gewachsen fühlte. Vielleicht auch war es die sogar diesseits der Alpen schon hin und wieder bemerkbar gewesene Ansicht, welcher zufolge die deutschen Professoren zwar Unsterbliches für die Wissenschaft geleistet, in der praktischen Politik jedoch nicht immer geglänzt haben sollen. Wie dem auch sein mag, es gereicht Herrn Crispi zur Ehre, daß er dergleichen dem französischen Reporter gegenüber auch in der Luzerner Weinlaune und in den Gottharder Festwirren nicht geäußert haben will. Hoffentlich wird dieses Exempel neben vielen anderen dazu beitragen, die Welt von dem Unfug der Interviews zu befreien. Neuerdings wurden solche Gespräche ja geradezu erfunden. Die fürstliche Wittwe des Kaisers Alexander II. weiß davon zu erzählen. Minister und Diplomaten werden den Nachtheil, von einem nicht überaus gewissenhaften Zeitungsschreiber angegriffen zu werden, gegen den Schaden der Indiscretionen, welchem sie ein für die Oeffentlichkeit bestimmtes persönliches Gespräch aussetzt, abwägen und die eventuellen Attaquen ohne Zweifel vorziehen.

Der Crispi'sche Zwischenfall gehört zu den anderen kleinen Ereignissen, die dem schönen Gesammteindruck des Völkerfestes keinen Abbruch thun konnten. Wenn unsere Reichstagsmitglieder nach Ablehnung des Tabakmonopols, nach Revision oder Vertagung der socialökonomischen Vorlagen in die Ferien gehen, nach der Schweiz reisen und in gastfreier Fahrt die von der langen, großentheils fruchtlosen Parlamentsarbeit ermüdeten Geister an dem Anblicke der Alpen, der schweizer und italienischen Seen erfrischt haben, dann werden sie gewiß mit dankbaren Erinnerungen heimkehren und bei der ihnen für den Herbst bevorstehenden erneuten Aufgabe die Interessen ihrer Wähler und des Landes gehobenen Sinnes wahrnehmen.

Die Sonne und die Triebkräfte.

Von S. Kalischer.

Daß alles Heil von der Sonne kommt, ist uns längst eine geläufige Wahrheit geworden. Nicht nur daß sie die Spenderin und Erhalterin alles Lebens ist: sie übernimmt auch für uns, wie eine einfache Ueberlegung zeigt, die gewaltigsten Arbeitsleistungen. Denn ihre Macht ist die Wärme, und Wärme ist Arbeit, wie am augenscheinlichsten die Dampfmaschine und der Gasmotor lehrt. Als, dem schöpferischen Werde gehorchend, „die Finsterniß sich das Licht gebar", oder, um wissenschaftlich zu reden, als aus dem uranfänglichen Chaos der Nebelmassen unseres Planetensystems, den Gesetzen der Gravitation folgend, die Sonne sich zur Beherrscherin derselben machte und zum Centralkörper zusammenballte, da erhielt sie eben in Folge dieses Verdichtungsprocesses als Mitgift eine unerschöpflich scheinende Wärmemenge, aus welcher sie die Erde und das ganze Planetensystem fort und fort versorgt. Das Quantum Wärme, welches die Erde alljährlich von der Sonne empfängt, bildet nur den 2300millionsten Theil der gesammten Wärmemenge, welche die Himmelsleuchte in den Weltraum ausstrahlt, aber jenes allein repräsentirt eine so ungeheure Summe mechanischer Arbeit, daß wir sie wohl in einer Zahl auszusprechen, aber nicht zu fassen vermögen, nämlich mehr als 7000 Trillionen Pferdekräfte. Um uns von dieser Größe einen schwachen Begriff zu machen, sei bemerkt, daß man die gesammte auf der Erde von Maschinen und Motoren durch Dampfkraft geleistete Arbeit auf 80 Millionen Pferdekräfte schätzt.

Das Ideal der Nutzbarmachung der Sonnenenergie wäre offenbar die directe Umsetzung ihrer Wärme in mechanische Arbeit. Und wer vermöchte zu sagen, ob der menschliche Erfindungsgeist nicht auch allmählich jenes Ideal verwirklichen wird! Vorläufig indeß übernimmt die Sonne die Arbeitsleistung für uns auf einem Umwege, und sie schlägt verschiedene Wege ein, um ihren Wärmevorrath uns als Triebkraft nutzbar zu machen. Sie ist die große Weltpumpe, die das ungeheure Luftmeer durch ihre Wärmewirkung in die Höhe hebt und vermittelst der hierdurch veranlaßten Luftströmungen unsere Windmühlen treibt; zugleich mit der Lufthülle erhebt sie die Wasserdämpfe, die, nachdem sie einen Theil ihrer Wärme wieder abgegeben, als Regen niederfallen, unsere Quellen und den Wildbach speisen, um wiederum denselben Kreislauf auszuführen, und unterdessen unsere Wassermühlen, Turbinen und Wasserräder aller Art in Bewegung zu setzen.

Aber nicht blos durch ihre gegenwärtige Thätigkeit besorgt die Sonne unsere mechanische Arbeit, sondern sie hat auch seit Jahrmillionen einen ungeheuren Arbeitsvorrath aufgespeichert, den wir nun dem Schoße der Erde abgewinnen, in jenen Leibern untergegangener Pflanzengeschlechter, in der Kohle, die wir als verwandelten Sonnenstrahl oder concentrirte Sonnenwärme bezeichnen können. Wer im Ueberfluß schwelgt, ist nicht geneigt zu fragen, ob es denn immer so bleiben werde, und wehrt vielmehr jeden heimlich sich herbeischleichenden Gedanken solcher Art ab. Aber wie es für den Historiker einen eigenen Reiz hat, die Vergangenheit zu ergründen, so wirft der Naturforscher gern einen Blick in die Zukunft, und weit entfernt von jenem selbstsüchtigen après moi le déluge, kümmert es ihn, schon im Hinblick auf den mächtigen Antheil, welchen die Naturwissenschaft an der Culturentwickelung hat, gar sehr, daß die errungenen Güter der Menschheit erhalten bleiben, daß die Ausnutzung der Naturkräfte erhöht werde und die Cultur keinen Stillstand erleide. Nicht gleichgültig blickt er daher auf den gegenwärtigen Verbrauch an Kohle, wohl wissend, daß der Kohlenvorrath Europas in nicht zu ferner Zeit ein Ende nehmen wird. Aus diesem Grunde bildet jeder Fortschritt der Wissenschaft, welcher der Technik zu Gute kommen kann, einen neuen Antrieb für diese, den in der Natur vorhandenen Arbeitsvorrath besser auszunutzen und den Nutzeffect unserer Triebkräfte zu erhöhen, welcher in Wirklichkeit weit hinter dem theoretisch möglichen zurückbleibt. Insbesondere gilt die Unzufriedenheit der Dampfmaschine, welche, verglichen mit dem in der sie speisenden Kohle aufgespeicherten Arbeitsvorrath, so unpraktisch als nur möglich ist, denn der wirkliche Nutzeffect der besten Dampfmaschine beträgt kaum mehr als ein Zehntheil derjenigen Arbeitsmenge, welche von der durch Verbrennung der Kohle erzeugten Wärme repräsentirt wird. Um dies einzusehen, braucht man nur zu bedenken, daß in der Dampfmaschine nur die durch Wärme hervorgerufene oder gesteigerte Elasticität des Dampfes in Arbeit umgewandelt, ein großer Theil der Wärme dagegen nicht zu directer Arbeitsleistung, sondern zur Aenderung des Aggregatzustandes des Wassers, zur Erzeugung des Dampfes verbraucht wird. Da nun die Elasticität oder Spannkraft des Dampfes weit rascher wächst als die Temperatur und nicht halb so viel Wärme erforderlich ist, um die Temperatur des Dampfes als um die des Wassers um gleiche Grade zu erhöhen, so begreift man, eine wie große Wärmemenge allein durch die Anwendung des Dampfes, d. h. eines Körpers, der nicht schon bei gewöhnlicher Temperatur den erforderlichen, gasförmigen Aggregatzustand hat, nutzlos verbraucht wird. Hierzu tritt der Verlust der mit den Feuer- und Verbrennungsgasen durch den Schornstein entweichenden Wärme, der Verlust durch Ausstrahlung, durch Reibung und endlich durch den entweichenden Dampf. Erwägt man nun, daß, den gegenwärtigen Consum an Kohle als Maßstab genommen, Europa seine Kohlenschätze in kaum 400 Jahren aufgebraucht haben würde, so begreift man das Bestreben, der gegenwärtigen Verschwendung des Brennmaterials Einhalt zu thun.

Mancherlei Wege sind denkbar, um eine größere Ausbeutung der von der Kohle repräsentirten Wärmeenergie oder mechanischen Arbeit zu erzielen. Neben Verbesserungen der Heizanlage die Verwendung der im Condensator der Dampfmaschine gewonnenen Wärme zur Verdampfung von Flüssigkeiten, deren Siedepunkt erheblich niedriger liegt als der des Wassers, und die Benutzung der so erzeugten Dämpfe als Triebkraft. In der That hat Trembley schon vor 25 Jahren vorgeschlagen, Aether hierzu zu verwenden, und die Idee einer combinirten Dampf-Aethermaschine wäre, wie Armstrong bemerkt, wohl werth, heute wieder aufgenommen zu werden. Derselbe Forscher erwägt die Möglichkeit, die nutzlos verloren gehende Wärme der Dampfmaschine zur Erzeugung von Thermoelektricität zu benutzen und diese als Triebkraft zu verwenden, ja es wäre denkbar, daß dieselbe einst die Dampfmaschine ersetzen könnte. Vorläufig freilich ist der Verlust bei thermoelektrischen Apparaten noch größer als bei Dampfmaschinen. Offenbar wäre es ein großer Gewinn, wenn man das Brennmaterial, anstatt in einem besonderen Raume, innerhalb der Maschine verbrennen könnte. Dies geschieht bereits bei den Gasmotoren, bei welchen das den Kolben treibende Gasgemenge innerhalb des Motors zur Explosion gelangt. Auch erfüllen diese Kraftmaschinen das Princip der Anwendung von Gasen und ersparen somit das ganze Brennmaterial, welches bei der Dampfmaschine zur Umwandlung des Wassers in den dampfförmigen Zustand verbraucht wird. Nichtsdestoweniger arbeiten diese Maschinen in Folge des kostspieligen Brennmaterials, das sie anwenden, noch etwas theurer als die Dampfmaschine, und können somit, abgesehen davon, daß die technischen Schwierigkeiten, sie zum Zwecke sehr großer Kraftleistungen herzustellen, noch nicht überwunden sind, keineswegs als Ersatz für die Dampfmaschine gelten.

Eine andere Möglichkeit, die Dampfmaschine zu ersetzen, liegt in der Anwendung der Dämpfe verflüssigter Gase, bei denen eine geringe Temperaturerhöhung genügt, um ihre Elasticität außerordentlich zu steigern. Daran hat schon Davy im Jahre 1823 gedacht. Ja er sagt, daß der Hauptgrund, aus welchem er Faraday veranlaßte, Versuche über die Verflüssigung der Gase durch Druck anzustellen, „die Hoffnung war, Dämpfe zu erhalten, welche, in Folge der Leichtigkeit, mit der ihre elastische Kraft vermehrt oder verringert werden könnte, durch kleine Zu- oder Abnahme der Temperatur, zu denselben Zwecken geeignet sein werden, wie der Wasserdampf". Hoffentlich gelingt es der

*

Technik, die flüssigen Gase als Triebkräfte dienstbar zu machen, wenn auch die bisher in dieser Richtung angestellten Versuche kaum einen praktischen Erfolg gehabt haben.

Die größte Hoffnung setzt man in neuerer Zeit bekanntlich auf die Elektricität, die ja bereits auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit Erstaunliches leistet. Die Elektricität können wir nicht direct im eigentlichen Sinne als Triebkraft benutzen, sondern zur Uebertragung von Kraft. Denn um Elektricität auf ökonomische Weise zu gewinnen, brauchen wir selbst eine Triebkraft. Es handelt sich bei den elektrodynamischen Maschinen, welche gegenwärtig unsere ökonomischste Elektricitätsquelle bilden, um die Rotation von mit Drahtspulen umwundenen Ankern im magnetischen Felde, wodurch eben die elektrischen Ströme erzeugt werden, die dann ihrerseits in mechanische Arbeit umgesetzt werden können. Um jene Rotation zu bewirken, brauchen wir eine bewegende Kraft. Könnte man mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit wie den Dampf eine von der Natur dargebotene Triebkraft, wie den Wind oder das Wasser, deren Betriebskosten eben die Natur selbst trägt, benutzen, so bliebe uns nichts zu wünschen übrig, und der Dampf wäre dann nicht die weltbewegende Kraft des Jahrhunderts geworden. Das Luftmeer freilich steht uns überall offen, aber nicht immer sind seine Strömungen dem Betriebe der Mühlen günstig, die auch dem städtischen Getriebe sich nicht anzupassen vermögen. Wasserkraft steht nur an verhältnißmäßig wenigen Punkten stets und bequem zur Verfügung. Aber eine wie ungeheure Summe von Kraft geht in den Strömen und Wasserfällen für uns verloren! Da wir sie nicht direct als Triebkraft ausnutzen können, wäre es nicht möglich sie in eine andere Kraftform umzusetzen und beliebig fortzuleiten? Das ist die Hoffnung, zu welcher die Fortschritte der Elektrotechnik berechtigen. Um mit Hülfe elektrodynamischer Maschinen Elektricität zu erzeugen, brauchen wir, wie erwähnt, mechanische Arbeit, die von den Wasserfällen in mehr als ausreichendem Maße geleistet werden kann. Elektricität läßt sich fortleiten und kann wiederum in mechanische Arbeit, aus der sie hervorgegangen, umgesetzt werden. Diese Idee, den Niagarafall, welcher so viel Kraft repräsentirt, wie der gesammte Kohlenverbrauch der Erde, zu dem genannten Zwecke zu benutzen, hat bekanntlich C. W. Siemens im Jahre 1877 zuerst ausgesprochen, und die Großartigkeit derselben liegt auf der Hand.

Der Realisirung dieser Idee steht die Schwierigkeit entgegen, daß mit der Länge des metallischen Leiters, welcher die Elektricität fortpflanzen soll, der Widerstand und diesem proportional die Wärmeentwickelung im Leitungsdraht wächst, welche einen Arbeitsverlust bedeutet und sich bekanntlich bis zur Schmelzung des metallischen Leiters steigern kann. Um jene so viel als möglich zu verringern, muß der Querschnitt des Leiters entsprechend vergrößert werden, wodurch der Widerstand verringert, die Anlagekosten aber erheblich vertheuert werden. Indessen berechnet Thomson, daß ein wie ein Telegraphendraht aufgehängter Kupferdraht von $\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser genügen würde, um eine 26 250 Pferdekräften entsprechende elektrische Energie von Wasserrädern, die durch den Niagarafall zu treiben wären, aufzunehmen, und unter Verlust von 20 Procent, der durch Erzeugung und Zerstreuung von Wärme entstehen würde, auf eine Entfernung von 65 deutschen Meilen fortzuleiten, so daß an der Endstation 21 000 Pferdekräfte oder 80 Procent der aufgenommenen Energie wieder abgegeben und in mechanische Arbeit umgewandelt werden könnte. Die Kosten des Kupferdrahtes berechnet Thomson zu 37 000 £. Die genannte Entfernung überschreitet diejenige, in welcher Boston, New-York, Philadelphia und andere wichtige Plätze der Vereinigten Staaten liegen.

Schwerlich werden die Amerikaner lange zögern, die ungeheure Kraftquelle des Niagarafalles, namentlich zur Erzeugung elektrischen Lichtes, sich dienstbar zu machen. Da aber die Anlagen mit der Entfernung sich bedeutend vertheuern und die Schwierigkeit der Kraftübertragung größer wird, so kommt am Ende eine in neuester Zeit gemachte Erfindung der Nutzbarmachung der natürlichen Triebkräfte in mehr als einer Hinsicht zu Hülfe. Es ist dies Faure's secundäre Batterie oder Accumulator.

Die Anfänge der secundären Batterie reichen in den Beginn dieses Jahrhunderts zurück. Sie beruht darauf, daß wenn ein galvanischer Strom durch eine Zersetzungszelle gesandt wird, in Folge der chemischen Vorgänge innerhalb derselben eine Polarisation, ein Gegenstrom entsteht, welcher nachweisbar ist, wenn nach dem Durchgang des Stromes die Elektroden der Zersetzungszelle metallisch miteinander verbunden werden. Diese Ströme sind im Allgemeinen von kurzer Dauer. Vor etwa zwanzig Jahren gelang es Planté, nach dem Vorgang von Sinsteden, durch Anwendung von Blei, als Elektroden, und verdünnter Schwefelsäure diesen Strömen eine größere Dauer zu verleihen, sie zu verstärken und beständiger zu machen. Die Wirkung dieses secundären Elements beruht darauf, daß bei dem Durchgang eines galvanischen Stromes die Bleiplatte, welche die positive Elektrode bildet, sich unter dem Einfluß des durch die Zersetzung der Schwefelsäure freiwerdenden Sauerstoffs in die höchste bekannte Oxydverbindung, in Bleisuperoxyd umwandelt, während die die negative Elektrode bildende Bleiplatte, an welcher sich Wasserstoff ausscheidet, wenn ihre Oberfläche metallisch war, unverändert bleibt, wenn sie oxydirt war, zu Metall reducirt wird. Entfernt man nun den Batteriestrom oder, wie man ihn nennen kann, den Ladungsstrom und verbindet die beiden Platten metallisch miteinander, so entsteht ein elektrischer Strom, indem nun der chemische Vorgang der umgekehrte ist: die erstere Platte reducirt sich zu Metall und die letztere oxydirt sich, bis der frühere Zustand wieder hergestellt ist. Auf diese Weise entladet sich das Element, kann dann wiederum in der angegebenen Weise geladen werden u. s. f. Hier wird also Elektricität in Form chemischer Arbeit aufgespeichert und kann unter Leistung derselben chemischen Arbeit in umgekehrter Richtung jederzeit wiedergewonnen werden, wodurch, wie noch näher besprochen werden soll, ein sehr wichtiges Problem gelöst ist.

Da die Menge der Elektricität, welche von den Bleiplatten aufgespeichert werden kann, von der Größe ihrer Oberflächen abhängt, so rollte Planté sie, durch Kautschuk von einander isolirt, spiralförmig auf. In neuester Zeit ist es Faure gelungen, die Wirksamkeit der secundären Batterie oder des Accumulators, wie man dieselbe nun allgemein nennt, dadurch erheblich zu verstärken, daß er die Oberflächen der Bleiplatten mit Mennige, einem Oxyde des Bleies, bekleidete. Durch den Ladungsstrom wird die positive Elektrode höher oxydirt, in Bleisuperoxyd umgewandelt, während die negative Elektrode zu metallischem Blei reducirt wird. Bei der Entladung wird wieder das metallische Blei oxydirt und das Bleisuperoxyd zu Mennige reducirt, bis die Platten wiederum den früheren Zustand eingenommen haben. Bei diesen Accumulatoren kann also stets die chemische Arbeit, welche ein galvanischer Strom geleistet hat, wiederum in Form eines galvanischen Stromes gewonnen werden, und somit ist man im Stande, galvanische Elektricität gleichsam auf Flaschen zu ziehen. Da der Strom eines secundären Elements selbstredend alle Wirkungen zu leisten vermag, welche jeden andern galvanischen Strom auszeichnen, so stellt ein Accumulator ein Reservoir von Energie in allen Formen dar: Wärme, Licht, mechanische und chemische Arbeit u. s. w. Die Wiedergabe eines Faure'schen Accumulators beträgt nach Reynier und Thomson 80 Procent der zur Ladung verbrauchten Energie. Er arbeitet somit äußerst ökonomisch.

In dem Accumulator haben wir also einen Apparat, um Elektricitat in transportabler Form aufzuspeichern und jederzeit wiederzugewinnen, und es liegt daher nahe, anstatt die durch die natürlichen Triebkräfte erzeugte Elektricität durch Kabel fortzuleiten, Accumulatoren damit zu laden und beliebig zu versenden. Die Reihe der Umwandlungen von Energie wäre hiernach die, daß beispielsweise die Kraft des Niagarafalls eine elektrodynamische Maschine treibt und so Elektricität erzeugt, diese würde den Accumulator laden, welcher dann, an seinen Bestimmungsort gelangt, dazu dienen könnte, Licht zu erzeugen oder mechanische Arbeit zu leisten oder in irgend eine andere

Form der Energie umgesetzt zu werden. Wenn man auch nicht sagen kann, daß mit dem Faure'schen Accumulator das Ziel erreicht sei, so scheint doch auf diesem Wege das erstrebte Ziel einer besseren Ausnutzung der natürlichen Triebkräfte zu liegen. Es ist zugleich die Hoffnung erregt, die Kraft des Windes zu gleichem Zwecke mehr auszunützen. Denn da mit Hülfe des Accumulators Elektricität aufgespeichert, also auf Vorrath gearbeitet werden kann, so würde die Unbeständigkeit der Windsbraut, die Ruhe, welche sie sich zuweilen gönnt, das elektrische Getriebe nicht stören.

Nach den durch Thomson bestätigten Ermittelungen von Reynier ist ein Faure'scher Accumulator von 75 Kilo Gewicht im Stande, eine Menge von Energie aufzuspeichern, welche ausreicht, während einer Stunde eine Arbeit von einer Pferdekraft zu liefern. Das ist freilich nicht viel, wenn man bedenkt, daß so viel Arbeit mit einer Dampfmaschine durch Verbrennung von 1 bis $1\frac{1}{4}$ Kilogramm Kohle gewonnen werden kann und daß, wenn wir die gesammte in der Kohle aufgespeicherte Energie nutzbar machen könnten, etwa 100 Gramm zu jener Arbeitsleistung genügen würden. Handelt es sich aber, wie beim Accumulator, um einen Transport, so ist das Gewicht natürlich von großer Bedeutung; allein der Accumulator löst, wie schon angedeutet, ein anderes wichtiges Problem.

Wenn wir ein Gewicht auf eine gewisse Höhe heben, so verbrauchen wir hierzu eine gewisse Arbeit. Dieselbe kann wiedergewonnen werden, wenn wir das Gewicht fallen lassen; dieses kann beispielsweise ein gleich großes Gewicht auf dieselbe Höhe heben. In dem gehobenen Gewicht ist also eine gewisse Menge Energie aufgespeichert, die unter geeigneten Bedingungen immer wiedererhalten werden kann. Desgleichen wenn wir eine Uhr aufziehen und dadurch eine Feder spannen, so haben wir in derselben eine Menge von Energie aufgespeichert, die durch Entspannung der Feder allmählich wieder ausgegeben wird, indem sie das Uhrwerk treibt und somit Arbeit leistet.

In diesen und ähnlichen Fällen können wir also stets durch einen gewissen Arbeitsaufwand in einer und derselben Substanz ein gewisses Quantum Kraft, Spannkraft, potentielle Energie, wie die Kunstausdrücke lauten, aufspeichern und als lebendige Kraft, Arbeit, actuelle Energie wiedergewinnen. Dieser Proceß kann beliebig wiederholt werden. Das ist aber nicht mehr der Fall bei der Dampfkraft. Zwar geht natürlich auch hier, in Gemäßheit des Princips von der Erhaltung der Kraft, nichts für den Haushalt der Natur verloren, aber wohl, in Folge der Unzulänglichkeit unserer Mittel, *für uns*. Der Dampf ist das Resultat eines chemischen Processes, der Verbrennung der Kohle, und die hierbei entstehende Kohlensäure ist für uns verloren. Wir können nicht wie in den obigen Fällen in *ökonomischer* Weise den Proceß umkehren und aus der Kohlensäure die Kohle wiedergewinnen. Im Haushalte der Natur freilich vollbringt die Kohlensäure einen Kreislauf, um dahin zurückzukehren, woher sie entstammt, um von den Pflanzen in ihre Bestandtheile zerlegt und zum Aufbau des pflanzlichen Organismus verwandt zu werden. Und wiederum ist dies ein unmittelbares Werk der Sonne, denn nur unter ihrem Einflusse geht dieser Proceß vor sich. Hätten wir nun die Mittel, mit geringen Kosten die Zerlegung der Kohlensäure zu bewerkstelligen, so bliebe uns nichts zu wünschen übrig, und wir hätten nicht nöthig, ängstlich nach anderen Triebkräften zu suchen. Das aber ist das Bedeutende der secundären Batterie, daß der Proceß umkehrbar ist, daß wir stets dasselbe Material, in welchem gleichsam der galvanische Strom aufgespeichert ist, durch denselben Arbeitsaufwand in dem ursprünglichen Zustande, bereit, dieselbe Menge Energie aufzuspeichern, wiedergewinnen können, und dies verspricht den Accumulatoren auch für die Praxis eine große Zukunft.

Neuerdings hat Le Bon vorgeschlagen, comprimirte Luft als Maschinenkraft zu verwenden und die Compression durch die natürlichen Triebkräfte bewirken zu lassen. Behälter mit comprimirter Luft wären transportabel, und diese wäre, indem man ihr an ihrem Bestimmungsorte gestattet, sich wieder auszudehnen, im Stande, wie der Dampf eine Maschine zu treiben. Daß dasselbe auch von der obenerwähnten Möglichkeit einer Anwendung der Dämpfe verflüssigter Gase als Triebkraft gelten kann, liegt auf der Hand.

Welcher Weg auch einst eingeschlagen werden, wie auch die maschinelle Zukunftskraft heißen möge, immer wird man zu den natürlichen Triebkräften seine Zuflucht zu nehmen haben, auf ihre Ausnutzung bedacht sein müssen. So leitet sich alle Arbeitsleistung auf der Erde von der Sonne her, und daß auch der galvanische Strom seinen Stammbaum bis zur Sonne zurückzuführen vermag, ist klar, da zur Herstellung der Materialien, welche ihn hervorrufen, Wärme erforderlich ist. Wie sie der Anfang war, so wird sie auch in einem höheren Sinne das Ende sein, denn aus den Principien der mechanischen Wärmetheorie folgt nothwendig, freilich erst nach unfaßbar langen Zeiträumen, die Wiedervereinigung der Erde und aller Planeten mit der Sonne. Aber wer vermöchte zu sagen, ob dieses Ende nicht wieder ein Anfang einer Weltschöpfung wird! Ob nicht, selbst unter der Voraussetzung, daß die Sonne für ihren fortwährenden Wärmeverlust keinen Ersatz von außen erhält, ihrem Innern und vielleicht auch dem der Planeten schließlich so viel Wärme verbleibt, und durch den Zusammensturz so gewaltiger Massen so viel Wärme erzeugt werden muß, daß diese zu einer neuen Weltbildung ausreicht. So sprießt am Ende neues Leben aus den Ruinen des Sonnensystems!

Literatur und Kunst.

Einige Gedanken über volksthümliche Kunst.

Von F. Luthmer.

„Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde,
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da!"

Nicht zu guter Stunde hat Goethe dies Distichon geschrieben, mit welchem eins seiner Epigramme schließt; abgesehen von dem bedenklichen Zug aristokratischer Exclusivität, der sich darin ausspricht, ist es aus innern Gründen und an der Hand der Thatsachen durchaus anfechtbar. Es sei gestattet nur aus der letzten Vergangenheit das Beispiel eines Bildes anzuführen, welches unter unsern Augen Wunder gethan, zum Dank dafür im Umsehn der Liebling des Volkes wurde, und das dennoch hohen künstlerischen Werth beanspruchen darf. Der Leser versetze sich für einen Augenblick auf den Münchener Schützenfestplatz des letzten Jahres, vor die Burg der Schützenliesl. Meister Seitz verzweifelte daran, mit seinen Banten und Decorationen zur bestimmten Stunde fertig zu werden, er ruft seinen Freund Fr. Kaulbach zu Hülfe und in einer Zeitspanne, die nach Stunden, nicht nach Tagen mißt, schafft dieser jenes bekannte Bayernmadel mit den Maßkrügeln und dem schelmischen Blick, das keiner der Festtheilnehmer so bald vergessen wird, das in Tausenden von Photographien jetzt seine Runde durch die Welt macht, das neuerdings sogar modellirt und in Bronze gegossen worden ist — kurz ein populäres Bild in der weitesten Bedeutung — nebenher ein Kunstwerk seines großen Meisters würdig. Und das Wunder? Wer Münchener Verhältnisse kennt, wird auch dies verstehen: eine neue, wenig renommirte Brauerei, die unter der Aegide der Schützenliesl ihr Getränk verzapfte, hatte den größten Zuspruch auf dem Festplatze und begründete mit ihrem lustigen, bezaubernden Bilde in wenigen Tagen einen Geschäftsruf, um welchen ältere Concurrenten jahrelang hatten arbeiten müssen. Ist das kein Wunder, wundersüchtig Volk? möchte man mit Nathan fragen.

Man wolle es nicht profan finden, daß ich so ohne weiteres ein Wirthshausschild, wenn auch von der Hand eines der Ersten unter den lebenden Meistern geschaffen, mit den wunderthätigen Heiligenbildern gleichsetze, auf welche Goethes Epigramm sich bezieht.

Es kam mir weniger auf diesen Vergleich, als darauf an, an einem Beispiel die Umstände recht klar zu machen, unter welchen ein Kunstwerk volksthümlich wird, das heißt: von Jedem im Volke gesehen, verstanden, und wenigstens für eine gewisse Zeit in den Kreis seines Interesses aufgenommen wird. Es ist das, kurz gesagt, der Festjubel, die erhöhte, den Alltagssorgen abgewandte Feiertagsstimmung, in der sich wohl alle Besucher der Theresienwiese befunden haben mögen. Eine solche Ausnahmsstimmung ist, wenn nicht die einzige, so doch eine der Hauptbedingungen, unter welchen ein Kunstwerk volksthümlich werden kann. Der offene, dem gewohnten, alltäglichen Interesse abgewendete Sinn der Menschen ist der empfängliche Boden, in welchen in einem glücklichen Augenblicke das Samenkorn der Kunst fällt, um sofort zu einer schönen, üppigen Blüthe aufzugehen, indeß Tausende von Samenkörnern mit demselben lebensfähigen Keime auf den harten Pfad des Alltagslebens fallen und elend verdorren.

Denn in unlösbarem Gegensatz steht die Kunst zum Getriebe des Tages. In jeder Form, in der sie in unser Leben tritt, verlangt sie, um verstanden, gewürdigt, genossen zu werden, der Sammlung, der Abwendung von dem unruhigen Wesen, das unser Kampf um die Existenz, unser Ehrgeiz, unser Tagesleben heißt. Wohl sind diesem Feinde gegenüber einzelne Zweige der Kunst mit stärkeren Waffen gerüstet als andere. Am meisten vermag es die Musik, auch wenn wir unvorbereitet in ihren Zauberkreis treten, unsere Stimmung umzuwandeln. Darin beruht ja eben ihre Macht als Trösterin, als Sorgenbrecherin, daß die Wellen ihres Wohllautes so unmittelbar auf unsere Seele wirken. Und eben weil die Musik so für sich selbst Stimmung schafft, weil sie zu jedem Menschenherzen, ohne viel Vorbereitung spricht, ist sie die unmittelbarste, die populärste von allen Künsten.

Eine nicht minder gute Waffe gegen die Prosa des Alltagslebens besitzt auch die Dichtkunst, besonders wo sie uns in dramatischer Form entgegentritt. Melpomene kommt nicht zu uns ins Haus, wo wir ihr am Arbeitspult in Schlafrock und Pantoffeln zuhören können: wir müssen zu ihr kommen, sie verlangt gewählte Toilette, sie empfängt uns im prunkenden Saal beim Glanz unzähliger Kerzen, kurz in fremder, festlicher Umgebung. Dieser festliche Eindruck, den jedes Innere eines Theaters auf uns macht, die Anwesenheit von Hunderten fremder Menschen, vor Allem die künstliche Beleuchtung, reißt uns rasch aus dem Kreise der Alltagsgedanken und versetzt uns in jene gehobene Stimmung, die uns die Erfindungen des Dichters wahrscheinlich macht.

Unter den bildenden Künsten ist es die Baukunst, die am meisten Macht über die Seele des Menschen übt. Freilich nur in ihren höchsten Bethätigungen, und wenn sie wirklich eine von hohem Künstlersinn geübte Kunst, nicht bloßes Handwerk ist. Die Macht, durch die sie wirkt, ist der Raum. Wir werden uns dieser Wirkung selten bewußt und doch können sich ihr nur wenige Menschen entziehen. Nicht die Decoration, nicht einmal die Färbung, sondern vor Allem der Eindruck des Raumes, verbunden mit der Beleuchtung ist es, der unsere Stimmung umwandelt, wenn wir aus der Sonne und dem Lärm des Marktes hineintreten in einen gothischen Dom. Und wie ganz anders ist wieder die Stimmung in diesem Dom, dessen in Dunkel getauchte, himmelhohe Gewölbe zum mystischen Schwärmen verleiten, als zum Beispiel in jenem herrlichsten aller Innenräume, dem Pantheon in Rom! Die einfache geschlossene Linie dieser Riesenkuppel, verbunden mit dem einheitlich klaren, nur durch eine Oeffnung im Zenith der Decke einfallenden Lichte, wirken so unendlich beruhigend, daß wir alles Hastige, Unklare von uns abfallen lassen: daß wir uns gesammelter und für alle guten Gedanken empfänglicher fühlen. Immer wird ein geistreicher Architekt, der mit diesem mächtigen Element des Raumes zu schalten weiß, seiner Wirkung auf das Publicum gewiß und im besten Sinne populär sein.

Unendlich viel schwieriger haben es die anderen bildenden Künste, wenn sie uns ihre Werke in derjenigen Stimmung vorführen wollen, für welche sie der Erfinder geschaffen hat — und etwas Anderes heißt es doch nicht: ein Kunstwerk verstehen und genießen. Wohl kann ich mir fein organisirte Menschen irgend einer Berufsklasse denken — von dem Mitkünstler, der das Werk seines Kunstgenossen immer am besten verstehen wird, ganz abgesehen —, Menschen, die in der glücklichen Lage sind, ihre volle Zeit und Aufmerksamkeit dem Sammeln von Bildern widmen zu können. Ein solcher feinsinniger Sammler, der im stillen Arbeitskabinet ein Lieblingsbild auf der Staffelei ins rechte Licht rückt, sich behaglich davor setzt und nun stundenlang in stiller Sammlung sich in die Geheimnisse der Farbenaccorde, in den Rhythmus der Linien, in den geistigen Inhalt des Bildes vertieft — von ihm kann man sagen, daß er das Werk des Malers im vollsten Sinne genießt. Aber kommen dergleichen feinere Kenner überhaupt in Betracht, wenn wir von volksthümlicher Kunst sprechen? Wie genießt das Volk, die Gebildeten eingeschlossen, die Kunst? Der Wohlsituirte kauft Bilder, Oelgemälde oder Farbendrucke, weil zur Ausstattung seines Salons Bilder gehören. Er hat das Bedürfniß, etwas Buntes auf der Tapete zu sehen, einen hellen Fleck. Ist die Tapete lebhaft gefärbt, so wird ein in grauen Tönen gemaltes Bild, etwa eine Regenlandschaft, eine Marine oder dergleichen den Vorzug verdienen. Hat nun ein solches Bild, das wesentlich ein decoratives Stück der Gesammteinrichtung ist, Anspruch darauf, das Interesse eines selbstständigen Kunstwerkes zu erwecken? Ich möchte vielmehr diese Verwendung der Malerei im vollen Sinne kunstgewerblich nennen. Aber es ist wieder nur ein kleiner Theil, dem es vergönnt ist, Kunstwerke in seiner Häuslichkeit aufzustellen. Die überwiegend große Mehrheit der Menschen begegnet den Werken der Bildhauerei oder Malerei nur außerhalb des Hauses, sei es in der Ausstattung öffentlicher Plätze und Gebäude, sei es endlich in Museen. Die erstere Anwendung der bildenden Kunst ist wohl diejenige, welche die Masse des Publicums am leichtesten in eine persönliche Beziehung zu ihren Gebilden setzt, das heißt letztere populär macht.

Das öffentliche Standbild, die monumentale Malerei am Aeußern der Gebäude, die, früher so allgemein, neuestens mit Glück wieder aufgenommen wird — sie treten uns unausweichlich entgegen. Seien wir noch so unachtsam, einmal müssen wir sie sehen — sie sind immer wieder da und werden wohl oder übel schließlich einen Platz in unserem Vorstellungskreis einnehmen. So wird gerade der Mann aus den niederen Schichten des Volkes, der verhältnißmäßig viel Zeit auf der Straße verbringt, aus diesen öffentlich ausgestellten Kunstwerken unmerklich eine persönliche Beziehung, ein Verständniß für die Kunst erwerben. Ich stehe nicht an, einen großen Theil des Kunstinteresses, das unleugbar der Bürgerschaft Münchens eigen ist, auf Rechnung des Denkmalreichthums dieser Stadt zu setzen.

Nun aber die Museen — und welche anständige Mittelstadt rühmte sich nicht einer Bildergalerie —, in welcher Weise bringen diese officiellen Bildungsanstalten die Kunst dem Herzen des Volkes näher?

Es ist eine nicht uninteressante Aufgabe, sich beim Durchwandern einer Kunstsammlung einmal statt der ausgestellten Kunstschätze das besuchende Publicum zum Gegenstand des Studiums zu wählen.

Wenn in den meisten Museen die Zahl der Besucher den Ausschlag gibt, so muß die Kunst heutzutage ganz unerhört populär sein. Aber sehen wir uns die Besucher — meinetwegen der neuen Pinakothek in München — an einem schönen Herbstsonntage etwas näher an! Scheiden wir zunächst die Obdachlosen, die „Wärmeschinder", die in den Wintermonaten nur eine geheizte Stube suchen, von vornherein aus, ebenso wie jene Gruppen der frivolen Jugend beiderlei Geschlechts, die den geweihten Ort zum Stelldichein benutzt, auch jene leicht kenntlichen Elemente der Kunstgenossen, die, wie schon gesagt, das am meisten berechtigte und verständnißvolle Publicum in Kunstsammlungen bilden, die „zur Familie gehörigen", vom selbstschaffenden Künstler an bis zum Atelierdiener und Modell. Die große Masse, die noch übrig bleibt, würde uns in diesem Falle also das Volk bedeuten, mit dessen Kunstinteresse wir uns beschäftigen. Seht ihnen nur in die Augen, beobachtet sie, wie sie von einem Bilde zum andern gehn, wie selten einmal ein Aufleuchten, ein

warmer Blick — wie selten ein minutenlanges Stehenbleiben vor einem Bilde — es sei denn, es gehöre zu den „Juwelen" der Galerie. Da ist eine Classe von Besuchern, die sich durch das überaus praktische Kostüm und den Bädeker als Zugvögel charakterisiren, die bei ihrem Rückflug von Süden her einen Tag in München einfallen, um ihre Papierwäsche zu ergänzen und die Münchener Kunst zu studiren. Die Hast, die Reiseunruhe in ihren Augen läßt keinen Raum, um den Reflex eines wärmeren Kunstgedankens zu spiegeln. Aber jener Zug junger Mädchen, unter der Aufsicht zweier würdiger Matronen von Saal zu Saal geführt. Begeisterte Rufe, wie „reizend, goldig, very nice, beautiful", welche diesem anmuthigen Kreise entttönen, lassen doch auf eine unmittelbare Einwirkung der Kunst auf diese jungen Mädchenherzen schließen? Keine Täuschung! Den Meisten ist die Galerie ein Bilderbuch, in dem sie kindisch neugierig blättern, im besten Falle eine Illustration zu dem letzten Vortrag ihres Kunstgeschichtsprofessors. Und wenn ich die Wahl habe, so ist mir die Bauernfamilie aus Feldafing oder Lermoos noch lieber, die dort mit verschüchterter Geberde durch die Thüre tritt. Wohl mag ihnen die Kunst als etwas Unverstandenes, Gewaltiges auf die Seele fallen, an ihrer Verlegenheit mag die Pracht und Höhe der Säle ihren Antheil haben, immerhin aber wirkt die Erscheinung der Kunst hier auf Gemüther, die nicht blasirt und nicht gedankenlos sind — und wer weiß, ob nicht ein zündender Funken in diese einfachen Seelen fällt, der in dem schlichten Bauerburschen einen späteren Defregger erweckt.

Was ist es nun also, was die große Mehrzahl unseres Volks, und die Gebildeten mit ihm, so schwer dazu kommen läßt, in unseren Museen eine warmherzige, persönliche Stellung zu den Werken der Malerei und Plastik zu gewinnen, von denen es sich umgeben sieht? Die letzteren vermögen nicht in dem Maße Stimmung zu machen, wie die Werke der Musik — sie müssen also eine gewisse Stimmung voraussetzen. Und daß diese so oft, ja meistens den Besuchern der öffentlichen Sammlungen fehlt, hat seinen Grund an den Menschen selbst. Wohl sind oft auch äußere Umstände daran Schuld — so die Art der Museumsaufstellung, die ja oft genug Gegenstand der Klage feinsinniger Naturen gewesen ist. Aber weit wichtiger als die Stimmung, die das Kunstwerk in denkbar günstigster Aufstellung erzeugt, ist den Werken der Bildnerei gegenüber diejenige, die man mitbringt. Um von einem Gemälde einen „packenden" Eindruck zu haben, müssen wir in unserer Seele einen Accord anklingen hören, demjenigen ähnlich, aus dem heraus der Künstler sein Werk geschaffen hat. Dazu aber müssen, um in dem Bilde zu bleiben, die Saiten unserer Seele überhaupt gestimmt, überhaupt anschlagsfähig sein.

Wie selten aber, wenn wir ehrlich sein wollen, sind in unserem Leben die Momente, da wir diese Stimmung empfinden! Am seltensten wohl in jenen Stunden, aus denen sich der unendlich größere Theil unseres Lebens zusammenbaut, in denen wir unserem Berufe dienen, in denen wir für uns und die Unseren den Kampf ums Dasein kämpfen, in welchen auch die Frau in den sich gleichbleibenden Formen des Familien- und des geselligen Lebens die pfeilschnelle Flucht der Zeit zu empfinden verlernt. Und während diese Wochen und Monde in der Erinnerung sich zu einem gleichförmigen Grau verschmelzen, leuchten wie helle Lichter in einer Landschaft aus dem Bilde der Vergangenheit die Momente hervor, in denen unsere Seele jene harmonische Stimmung empfand, und von der Hand eines ungewöhnlichen Schicksals gerührt wurde. Unendlich verschieden können die Anlässe dazu sein. In den meisten Fällen wird es ein freudiger Moment sein, die Nachricht von einem Erfolg, ein Frühmorgen einer Erholungsreise nach angestrengter Berufsarbeit, ein erster Ausgang nach überstandener Krankheit, an dem uns der Himmel blauer, die Sonne klarer erscheint, als wir sie je gesehen haben.

Und wie der einzelne Mensch, so haben auch ganze Völker solche Momente, da sich die Seelen öffnen. Ja, im kleinen Maßstabe sind die Turn- und Schützenfeste, die Parteitage und all jene Anlässe, bei denen Zweck-gegessen und -getrunken, geredet und gesungen wird, nichts als Aeußerungen jenes Bedürfnisses, das Alltagseinerlei durch Momente einer erhöhten Seelenstimmung zu unterbrechen. Und nun jene Zeiten weltgeschichtlicher Krisen, in denen sich erbitterte Existenzkämpfe der Nationen entscheiden; jene Zeiten athemloser Spannung, in denen die mörderischen Schlachten geschlagen werden, jene Tage des Siegesjubels, die Heimkehr der Angehörigen aus schwerster Todesgefahr — wir Alle gedenken jener Zeit, wie sie die Volksseele im tiefsten Innern aufregte, wie auf kurze Zeit die Alltagssorgen in ihre Nichtigkeit versanken, wie die Stimmung des ganzen Volkes in Nord und Süd nichts war als helle Begeisterung.

Und diese ist, wie ich schon vorher gesagt, der Boden, auf dem die Kunst erwächst — und wenn ein Begeisterungsfunken durch alle Schichten des Volkes glüht, dann wird auch der künstlerische Ausdruck, der ihm folgt, wahrhaft volksthümlich sein.

Denn wir mögen die Kunst betrachten wie wir wollen, immer wird Begeisterung von ihr untrennbar, ihre Vorbedingung sein. Kunst ist die Sprache der Begeisterung. Wo also ein großes Ereigniß, oder auch nur ein besonders freudiger Anlaß die Volksseele zur Begeisterung entflammt, da ist die Stelle, wo die Kunst mit ihren Gebilden dem Volke nahe kommt, wo sie volksthümlich wird. Wir können die Beispiele hierfür aus fast allen politischen oder culturgeschichtlichen Krisen nachweisen; ja wir können nicht selten umgekehrt das Populärwerden der Kunst als das Symptom einer solchen erhöhten Volksstimmung ansprechen.

Jene in wildem Sturm und Drange schaffende Zeit, welche die Ketten der Vergangenheit brach und in einem Frühlingshauch des Geistes an der Wende des 16. Jahrhunderts eine neue Zeit verkündete — sie schuf eine neue Kunst, deren unglaublich schnelles Umsichgreifen für ihre Volksthümlichkeit sprechen würde, auch wenn wir nicht wüßten, wie zur Zeit der Renaissance die Errichtung von Bildwerken, die malerische Ausschmückung der Kirchen, die Aufführung monumentaler Rathhäuser und Schlösser, die vornehmste Sorge aller Gemeinwesen, Republiken wie monarchisch beherrschter Staaten war.

Ja, noch drastischer zeigt sich die Popularität der Renaissancekunst bei uns im Norden. Jene Waffe, mit welcher die Vorpostengefechte des großen Reformationskampfes ausgefochten wurden, die kleinen Controversschriften und Pamphlete der Humanisten, welche vom Handwerksgesell und Studenten bis zum Kurfürsten Jeder im Volke mit Begierde las — sie strotzten innen von einer saftigen Grobheit. Das Aeußere aber, der Titel mußte durch die Hand der Kunst veredelt sein, und Meister wie Dürer, Cranach, Holbein, verschmähten es nicht, hierzu ihre Phantasie zur Verfügung zu stellen.

Wie diese große Revolution der Geister, so hatte auch die gesellschaftliche Revolution, die zu Ende vorigen Jahrhunderts Frankreich umgestaltete, eine volksthümliche Kunst im Gefolge, bei der wir besonders deutlich beobachten können, wie die neuen republikanischen Ideen die Theilnahme an der Kunst in Kreise trugen, welche derselben bisher ganz verschlossen waren. In dem royalistischen Frankreich der Ludwige war die Kunst Sache des Hofes gewesen. Die Maler selbst bildeten in der Académie de France eine geschlossene Hofhaltung, die jeder Betheiligung Unberechtigter an Kunstinteressen principiell abhold war. Mit der Revolution wurde das anders. Es darf uns nicht kümmern, daß die Kunst der letzteren qualitativ hinter der Ludwig XVI. zurückstand. Für uns ist es nur von Interesse, daß die oft geschmacklosen Allegorien dieser Zeit von Jedem im Volke verstanden wurden. Ja, jene seltsamen Aufzüge und pantomimischen Feste im Freien, sie bieten uns das Beispiel einer ganz selbstständig erwachsenen, weder vorher noch nachher so eigenthümlich gepflegten Seite einer populären Schauspielkunst, welcher Dichtkunst, Musik, Malerei und Plastik ihre Hülfe liehen.

Auch unsere Freiheitskriege haben ihre volksthümliche Kunst im Gefolge gehabt. Freilich mußte die bildende Kunst bescheiden zurücktreten, weil die deutsche Nation in langen Kriegsjahren, theils für, theils wider Napoleon, ihre materiellen Mittel bis an die äußerste Grenze erschöpft hatte, und weil ohne eine gewisse gesicherte Grundlage die bildenden Künste nun einmal

nicht gedeihen — aber singen konnte die Nation aus ihrer tiefsten Armuth heraus und sie sang die ermuthigenden Vaterlandslieder ihres Körner, Schenkendorf, Arndt, die für alle Zeiten als die schönsten volksthümlichen Kunstblüthen einer schweren Zeit gerühmt zu werden verdienen.

Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, desto weniger sind wir Lebenden in der Lage, über die künstlerischen Erscheinungen zu urtheilen, welche die großen Ereignisse der Gegenwart in der Seele unseres Volkes geweckt haben. Es wäre zu bedauern, wenn die spätere Culturgeschichte nur das Kutschkelied und die Wacht am Rhein als die typisch-volksthümlichen Erzeugnisse der 1870er Kriegspoesie zu verzeichnen hätte. Ich glaube vielmehr, daß jenes bewußte Anknüpfen an die Kunstformen der deutschen Vergangenheit, dem wir auf allen Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes begegnen und die folglich in unserem Volke einen breiten Boden haben muß, die Signatur einer volksthümlichen Kunst unserer Tage ausmachen wird — freilich noch nicht uns, sondern erst einer späteren Zukunft erkennbar.

Diese wenigen Beispiele für den innigen Zusammenhang zwischen Volksbegeisterung und volksthümlicher Kunst mögen genügen um zu beweisen, daß nur die Kunstäußerung, die mit einer erhöhten Stimmung der Volksseele zusammenfällt, Aussicht hat, wahrhaft volksthümlich zu werden. Allerdings scheint diese Behauptung an einer gewissen Beschränkung zu leiden. Man kann dagegen einwerfen: Wird denn die Kunst nicht durch die Anstrengungen unserer Regierungen populär gemacht, die doch jahraus, jahrein gewisse Summen für monumentale Kunst ausgeben, und öffentliche Plätze und Gebäude mit Werken der Plastik und Malerei ausstatten — ist die klassische und ästhetische Bildung, mit der unsere Jugend ja schon in den Schulen genährt wird, nicht die beste Vorbedingung für das Verständniß der Kunstwerke — haben endlich unsere Kunstvereine, die Bilder aukaufen und verlosen, einen anderen Zweck, als den, die Kunst unter das Volk zu bringen? — Ich bin weit entfernt, den Segen zu verkennen, den alle diese Einrichtungen für die Erziehung, die Humanisirung der Nation im Ganzen haben — daß durch sie ein Kunstwerk populär wird, leugne ich entschieden!

Fangen wir mit dem letzten an. Ich will von den paar Originalgemälden der Kunstvereins-Verlosungen absehen, bei deren Vertheilung im Volke der Zufall meist seine tollsten Launen walten läßt. Aber die Nietenblätter! „Der Rheinische Kunstverein seinen Mitgliedern für das Jahr 1842—80"! Fällt uns dabei nicht mit einem Schlage jene unvermeidliche Folge meist ganz vortrefflicher Stahlstiche ein, die wir überall, nicht nur im eigenen Hause, sondern auch im Hause aller unserer Freunde, in allen Gasthofzimmern in tausendfach wiederholter Langeweile die Wände schmücken sehen: ist es ein Vortheil für die vortrefflichen Künstler, die diese Bilder gemalt und gestochen haben, in dieser Weise unter das Volk zu kommen? Heißt: die Kunst banal machen etwa schon die Kunst populär machen?

Und auch die öffentliche Plastik, die Manie, Denkmale zu setzen, wirkt auf den Kunstsinn des Volkes nicht in dem Maße, wie sie es könnte und sollte. Wir sahen vorher, daß vermöge ihrer absoluten Oeffentlichkeit diese Anwendung der Kunst noch am ersten populär werden könnte. Woran liegt es also, wenn sie es nicht wird? Fast immer an der fehlerhaften Richtung, in welcher Künstler wie Besteller befangen sind, und die man, kurz gesagt, als eine überflüssige, wenigstens an falscher Stelle angewandte Gelehrsamkeit bezeichnen möchte. Vor Allem das Ueberwuchern der Allegorie. Wie sehen unsere meisten Denkmale aus? Der berühmte Mann, einerlei ob er etwa im Leben klein, wohlbeleibt oder gar etwas verwachsen gewesen ist, steht in der Taille eines griechischen Halbgottes und in der Tracht eines altrömischen Senators auf einem Postament, das meist eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Stubenofen hat. An den Ecken desselben sitzen oder stehen drei oder vier weibliche Wesen in antiker, oft sehr leichter Toilette, die durch Gebrauchsgegenstände, die sie in der Hand halten, als Personificationen der Geschichte, der Vaterlandsliebe, der Pferdezucht, der Gerechtigkeit, des Ackerbaues, der dramatischen, der lyrischen Poesie, der Bienencultur, und Gott weiß welcher abstracter Begriffe charakterisirt werden: diese sogenannten Allegorien sind es, die ein solches, oft sehr verdienstliches Kunstwerk unpopulär machen. Das Volk will greifbare Vorstellungen, keine Abstracta, es sieht und beurtheilt die Figur, nicht das, was dieselbe zu ihrer Kenntlichmachung in der Hand hat. Darum kann ein großer Meister, wie Reinhold Begas an seinem Schillerdenkmal in Berlin, selbst Allegorien dem Volke verständlich machen, wenn er als Muse der Tragödie ein gewaltiges, grausam blickendes Weib, wenn er als Lyrik ein Mädchen mit dem Reiz erster, knospender Lieblichkeit darstellt. Die meisten dieser Gestalten aber, die, ohne deutliche Personification, nur durch die Maske, die Wage, das Ruder, das sie in der Hand haben, unterschieden werden, sind dem Volke eine unverständliche Sprache, ein altmodischer Rest aus der Zeit der Renaissance. Denn zu jener Zeit war, zumal in Italien, die Kenntniß des klassischen Alterthums und selbst der lateinischen Sprache und Literatur im Volke so allgemein verbreitet, daß Dichter und Maler ohne weiteres den ganzen Olymp nebst allen Allegorien der lateinischen Dichter für ihre Schilderungen zu Gaste bitten konnten.

Aber sind wir nicht auf dem besten Wege zu dieser klassischen Bildung zurückzukehren, Dank dem Latein, das nächstens sogar noch in die Volksschule eingeführt werden wird, während Mythologie ja überall, selbst in Mädchenschulen gelehrt wird, um, wie jene geistreiche Institutsvorsteherin sagte, den jungen Damen die Offenbach'schen Operetten verständlich zu machen?

Eine so hohe Verehrung ich für das klassische Alterthum als Bildungsmittel hege — so sehr ich Jeden glücklich preise, der mit einer deutschen Gymnasialbildung ausgerüstet ins Leben tritt — so dürfen wir doch die Ausdehnung dieser humanistischen Bildung in unserem Volke nicht überschätzen. Und ohne diese, sei sie nun auf dem Gymnasium oder durch späteres Studium angeeignet, bleiben uns die Gestalten der antiken Kunst wesenlose Schatten, Worte ohne Begriff; das Kokettiren mit ihnen wird leere Phrase, die bei dem Wissenden das Gegentheil von dem hervorbringt, was sie beabsichtigt. Ja, es ist nicht unwichtig auf diese Erscheinungen etwas fester unsern Blick zu richten, denn es ist nicht zu leugnen, daß durch mißbräuchlichen, unberechtigten Umgang mit den hohen Idealbegriffen des klassischen Alterthums namentlich in unserm gebildeten Bürgerstande viel gesündigt wird.

Es gab eine Zeit, wo eine ganz specielle, von hochgebildeten Kreisen ausgehende Vorliebe für die griechische Antike, die sich auch in Bildnerei und Baukunst aussprach, der Stadt Berlin den Beinamen „Spree-Athen" eintrug. In Spree-Athen nun war man, d. h. das Volk, der kleine Bürger, der zum Hausbesitzer emporgestiegene Kellerwirth, so antik gesinnt geworden, daß nicht nur jeder Pferdestall, jeder Musikpavillon in den öffentlichen Gärten den griechischen Tempelgiebel trug, sondern daß auch die Museen ohne weiteres geplündert wurden, um die herrlichsten Gebilde der griechischen Götterwelt in wohlfeilen Zinkabgüssen als Decorationsfiguren zu mißbrauchen. Der herrliche betende Knabe aus Olympia als Gaslampenhalter, die capitolinische oder melische Venus als Nischenfigur an einem ganz geringen Miethshaus sind Erscheinungen, die noch jetzt in Berlin nicht zu den Seltenheiten gehören. Und doch waren diese herrlichen Gebilde einmal die Verkörperung des Schönheitsideals eines großen, edlen Volkes — sie besaßen einen geistigen Inhalt, von dem freilich der heutige Philister, der sie als Gartenfigur zwischen zwei spiegelnden Glaskugeln aufstellt, so wenig eine Ahnung hat, wie von dem Inhalt des Sanskrit. So müssen wir, anstatt diese Verallgemeinerung der Kunst als eine gesunde Volksthümlichkeit bezeichnen zu können, sie als eine an Frivolität grenzende Gedankenlosigkeit brandmarken.

Wozu aber, kann man einwenden, in Sachen der Kunst diese rigorose Auffassung. Ist die Kunst in jeder Form nicht etwas Heiteres, das der Dichter selbst dem Ernst des Lebens entgegenstellt? Sollen wir einem Element gegenüber, das unser Leben verschönern will, so streng und ängstlich prüfen, ob wir

auch in jeder Stunde seinem Werthe gerecht werden? Wenn wir vor einem Gemälde, einem Abguß einer antiken Statue, die wir in unserer Umgebung aufstellen, so gewissenhaft unsere Stimmung prüfen, so ängstlich geistige Toilette machen sollen, dann verzichten wir lieber darauf, und statt die Kunst volksthümlich zu machen, treibt man sie durch solch übertriebene Forderungen noch aus den wenigen Stätten heraus, die wir ihr, Dank unserer Bildung, bei uns bereitet haben!

Darauf aber ist zu erwidern, daß, wenn die Kunst auch ihrem Wesen nach nur Eins ist, sie doch gar viele Erscheinungsarten hat. Einige von diesen werden immer in stolzer, vornehmer Höhe thronen, sie werden nie zum Volke herabsteigen, und wer sie mit plumper Hand dennoch in sein Alltagsleben zerrt, wird für den feineren Sinn ein Sacrilegium, oder, wenn wir es weniger feierlich ausdrücken wollen, eine Geschmacklosigkeit begehen. Die Kunst aber braucht darum dem Alltagsleben unseres Lebens nicht zu fehlen. Sie hat zum Glück einen Zweig getrieben, der dazu bestimmt ist, gerade die tägliche Umgebung, die Häuslichkeit des Bürgers zu verschönen. Es ist ein vollberechtigter ebenbürtiger Zweig, der gerade jetzt in üppigem Grün und schwellenden Knospen prangt, die sich hoffentlich bald zu reichen Blüthen entfalten werden: das ist das Kunstgewerbe. Wir haben, Gott sei Dank, die Zeit hinter uns, wo die Künstler selbst eine strenge Scheidung aufrecht erhielten zwischen Kunst und Kunstgewerbe, wo der Maler, dem Mangel an Talent den Schritt zu höheren Leistungen hemmte, lieber Noth litt, als daß er für den Buchdrucker Kopfleisten und Signete entwarf, wo der Architekt, der keine Paläste zu bauen hatte, es für eine unwürdige Aufgabe ansah, dem Schreiner Zeichnungen zu Möbeln zu entwerfen. Das ist Alles anders geworden, und Dank der freudigen Mitarbeit der Künstler hat sich das Kunstgewerbe wieder zu einem würdigen Gliede der Kunst entwickelt. Und im Innersten unseres Hauses sucht uns dasselbe auf: indem es jedes Geräth, das wir in die Hand nehmen, jedes Möbel, worauf unser Auge fällt, in den Kreis des Kunstschönen hineinzieht, macht es die Kunst in der That populär. An einer früheren Stelle dieses Blattes hatte der Verfasser Gelegenheit, seine Gedanken darüber zu entwickeln, unter welchen Bedingungen das Kunstgewerbe wirklich volksthümlich werden kann; sowie über die Hinderungsgründe, die ihm in dieser Hinsicht immer noch entgegenstehen. Als der gefährlichste unter den letzteren war der Luxus im Kunstgewerbe zu bezeichnen. Und ich glaube heute, nach den Eindrücken, welche die Ausstellungen des verflossenen Jahres hinterlassen haben, den gesunden Zug rühmend hervorheben zu sollen, der speciell durch unser deutsches modernes Kunsthandwerk geht. Die Stuttgarter Ausstellung speciell, und noch mehr der jährlich wiederkehrende Weihnachtsmarkt der schwäbischen Residenz, haben die überraschende Erscheinung zu Tage gefördert, daß kleine Möbelschreiner, die von den Dörfern des Schwarzwaldes und der rauhen Alb ihre Schränke und Kommoden zu unendlich billigen Preisen zu Markte bringen, in Zeichnung und Profilirung vollständig im Geiste der deutschen Renaissance schaffen. Daß so die Freude am Kunstschönen, stilistisch Richtigen bis in die untersten Schichten des Volkes, bei Producenten wie Consumenten, dringt, daß das Kunstgewerbe mit Bewußtsein nicht nur für den reichen Besteller, sondern selbst für den bescheidensten Zahler arbeitet, das ist ein großartiger Fortschritt, der unser deutsches Kunstgewerbe adelt. Dieser Erscheinung gegenüber sind wir wohl berechtigt, die gegenwärtige kunstgewerbliche Bewegung nicht als eine vorübergehende Modelaune, sondern als einen aus dem tiefsten Bedürfnisse des Volkes hervorgegangenen Culturfortschritt zu bezeichnen.

„Entweder — oder" von Heinrich Laube.

In der ersten Hälfte dieses Jahres sind fünfzig Jahre verflossen, seit Heinrich Laube die schriftstellerische Thätigkeit als Lebensberuf erkannt und erwählt und demnach der Theologie, für welche er ursprünglich bestimmt war, den Rücken gewendet hat. Angesichts der mannichfachen erfreulichen Resultate, die sein unermüdetes Schaffen gezeitigt, ist die Vollendung einer so bedeutungsvollen Lebensperiode wahrhaft freudig zu begrüßen, umsomehr, als in unserer schnell lebenden und schnell abnutzenden Zeit ein jugendlicher und lebensfrischer Greis, wie Laube es in seinem siebenundsiebenzigsten Jahre ist, ein seltenes Schauspiel bietet. Er aber schafft fort und fort wie in den Tagen seiner vielbewegten Jugend und seines kräftig gereiften und sich frisch bethätigenden Mannesalters.

Als würdige Jubiläumsgabe sind seine „Gesammelten Schriften" in sechszehn Bänden erschienen, in welcher Auswahl freilich eine Reihe von Arbeiten des fruchtbaren Autors, wie auch seine dramatischen und dramaturgischen Werke fehlen. Namentlich blieben einige Jugendwerke ausgeschlossen und ebenso die Werke seines Alters, wie der Roman: „Die Böhminger" und die Erzählungen: „Louison" und „Entweder — oder", welche erst nach Abgrenzung der Ausgabe der „Gesammelten Schriften" entstanden sind. Die letztgenannte Erzählung liegt jetzt ebenfalls als Buch im Verlage von George Westermann in Braunschweig vor. Sie bildet einen Gegensatz zu erstgenannter Erzählung, da sie, wie diese die Geschichte einer naiven, die Entwicklung einer tragischen Schauspielerin schildert. Der Autor war bis dahin dem Gebiete der eigentlichen Novelle ferngeblieben, obgleich er dasselbe in der kurischen Erzählung: „Die Bandomire" bereits gestreift hat. Seine vielberufenen „Reisenovellen", die eine Schilderung von Land und Leuten mit willkürlich eingestreuten novellistischen Bestandtheilen enthalten, haben dagegen mit Form und Wesen der Novelle kaum etwas gemein. Sie sind, den Bestrebungen des „jungen Deutschland" entsprungen, kaum in irgend einer bestehenden literarischen Rubrik unterzubringen. Wo sich der Autor in erzählender Form bewegt, geschieht es vorzugsweise auf dem Gebiete des Romans, der sich von geschichtlichem Hintergrund abhebt. In den beiden genannten Novellen aber sind es seine reichen Erfahrungen auf dramaturgischem Gebiet, auf denen die Composition ruht. Auch sie sind bezeichnend für die literarische Eigenart Laubes, der die Welt der Wirklichkeit nie aus den scharf beobachtenden Augen verliert. Seine dramaturgische Vergangenheit, die so vielfach in die Entwicklung der modernen deutschen Bühne eingegriffen, ist wie für diese, so auch für ihn selbst keineswegs abgethan, sondern nur, wie es dem hohen Alter natürlich, aus der Sphäre der unmittelbaren That in die der vermittelnden Reflexion übergegangen und ein Produkt dieses Processes ist wie: „Louison" auch ihr Gegenstück: „Entweder — oder", die ihren Titel nach dem Wahlspruch der Heldin führt. Der Sinn dieser Devise aber ist: „Entweder das Höchste erklimmen, was für sie die Höhe tragischer Kunst bedeutet, oder der Kunst überhaupt entsagen."

Diese Heldin ist das uneheliche Kind einer Schauspielerin an einer Provinzbühne, die sich von einem Unwürdigen betrogen sieht. Ihr Zustand hatte ihre Entlassung von der Bühne zur Folge, und sie gibt im Elend einer Tochter das Leben, deren Vater sich nicht um sie kümmert. Die Geburt des Kindes bringt ihr die Erlösung, den Tod. Das Kind wird von armen Handwerkern auferzogen, bis sich der unnatürliche Vater, der inzwischen Güterdirector einer hochadligen Dame in Böhmen geworden, ihrer erinnert und sie in die Nähe des Schlosses seiner Herrin bringen läßt, von wo man sie als einen Findling zu dieser führt. Die Gräfin glaubt in ihr ein Zigeunerkind zu sehen und läßt sie erziehen und unterrichten, und so wächst das Mädchen zur Jungfrau heran, ohne eine Ahnung von der Nähe des Vaters, des Güterdirectors Wussinah, zu haben. Inmitten der aristokratischen Stille des gräflichen Hauswesens aber regt sich das Künstlerblut, das Erbtheil der Mutter, in ihr. Sie beginnt zu tanzen und zu singen und geizt früh nach Beifall, besonders nach demjenigen eines Neffen der Gräfin, der ein Jahr lang auf dem Schlosse weilt und ihr mannichfachen Unterricht ertheilt. Er heißt Konrad Wetter und ist bürgerlicher Herkunft, da seine Mutter, die Schwester der Gräfin, nach deren Ansicht, eine Mesalliance geschlossen hat. Weil die adelsstolze Tante, welche die strengsten Begriffe von der Bedeutung der

„Race" hat, ihm zumuthet, seinen bürgerlichen Namen mit dem altadligen seiner Mutter zu vertauschen, verläßt er enttäuscht das Schloß, und durch diesen äußern Anlaß kommt auch der Künstlertrieb in Leni, dies der Name der Heldin, völlig zum Durchbruch. Sie will ihrem angebeteten Lehrer folgen, da dieser dies aber nicht zugibt, verläßt sie heimlich das Schloß allein und wendet sich nach Prag, um dort von ihren Ersparnissen künstlerischen Studien zu leben. Sie schwankt zwischen der Laufbahn einer Sängerin und der einer tragischen Schauspielerin, denn als Böhmin hat sie auch für Musik eine eigenthümliche Begabung und Empfindung. Die alte Gräfin stirbt bald und Leni, die zuerst als Sängerin unter dem Namen Lina auftritt, fühlt sich unbefriedigt von ihrem Beruf. Sie wendet sich daher der tragischen Kunst zu, zweifelt aber nach wie vor an sich selbst, da sie stets das höchste Ziel im Auge behält, bis sie endlich nach mannichfachen Irrfahrten, Demüthigungen und Enttäuschungen an kleinen Bühnen im Wiener Stadttheater auftritt und dort in der Rolle der Hero in Grillparzers Trauerspiel: „Des Meeres und der Liebe Wellen" wahrhaft tragische Accente findet, die das Publicum, das ihr schon früher gewogen war, hinreißen.

Sie hat ihre ganze Zukunft auf den Erfolg dieser Rolle gesetzt und trägt für den Fall des Mißlingens ein Fläschchen Gift bei sich, das man ihr vergebens zu entreißen sucht. Kurze Zeit vor diesem entscheidenden Abend aber hat sie nach langem Sehnen, nach manchen glücklich überstandenen Gefahren, wie sie an jede junge alleinstehende Künstlerin herantreten, und nachdem sie verschiedenen ehrlichen Freiern entronnen, Konrad wiedergefunden, und auch in ihm ist die schon lange glimmende Liebe zu ihr in hellen Flammen entbrannt. Sie werden ein Paar, und Leni betritt die Bühne nach jenem Abend ihres Triumphs nicht wieder. Auch mit dem unnatürlichen, jetzt aber Reue empfindenden Vater versöhnt sie sich nach kurzem innern Kampf, als er sich ihr zu erkennen gegeben.

Der innerste Kern der Erzählung, gleichsam ihre Moral, ist in den Schlußsätzen enthalten. Leni wird von ihrem Gatten befragt, ob sie über das Scheitern des Gastspiels sehr betrübt sei. Sie antwortet: „Nein." „Man ist eben doch," fuhr er fort, „eine andre Person, wenn man sich verheirathet und das glücklich gelöste: „Entweder — oder" hinter sich hat. Da ruht die Frau in Lebenshoffnungen, und Tragöde oder Tragödin zu sein, bleibt eben doch eine Aufgabe auf Leben und Tod."

„Jawohl!" flüsterte Lina.

„Jedenfalls," sprach er weiter, „muß man frei sein und unabhängig, frei und unabhängig von Rücksichten. Vielleicht zum Theil deshalb haben die Griechen, die Erfinder der Tragödie, keine Frau zugelassen auf ihre Bühne, und es bleibt auch bei uns deutlich, daß Jungfrauen vorzugsweise berufen sind für weibliche tragische Rollen. Sie sind die modernen Vestalinnen."

In diesen Sätzen berührt sich die Weisheit des Dramaturgen mit der Seelenkunde des Menschen und Schriftstellers, wie an manchen anderen Stellen der Erzählung. Der oben angeführte Grundsatz aber ist eine Cardinalfrage der Bühnenkunst, die in unserm modernen Leben manchen Zwiespalt erzeugt. Eine Reihe von scharfumrissenen Charakterköpfen, wie zahlreiche Episoden, die organisch mit dem Gange der Erzählung verknüpft sind, verleihen derselben den Reiz vielgestaltigen, unmittelbaren Lebens. Von ersteren sei vor allen der Diener Nepomuk erwähnt, der eine durchaus eigenartige Individualität zeigt. Eine andere Charakterfigur, wie sie ohne Weiteres aus dem Rahmen eines Lustspiels treten könnte, ist Baron Heinzeles, der Wiener Banquier und Kunstmäcen. In ihm kommt der Humor, der hier und da jugendfrisch zwischen den Zeilen aufleuchtet, zum vollsten Ausdruck. Man hat in ihm das Porträt des verstorbenen Baron Schey erkennen wollen, wie in der Heldin die frühere Heroine des Wiener Stadttheaters, Fräulein Katharina Frank, aber leider ohne zureichenden Grund. Einzelne Züge mögen zutreffen, von einer Porträtähnlichkeit kann keine Rede sein. Von sich selbst dagegen bietet der Autor als Mensch wie als Director eine köstliche Skizze, die als Selbstporträt an Aehnlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Auch das Bild des früheren Vortragsmeisters der erwähnten Bühne taucht einen Augenblick, freilich nur in Gestalt einer Depesche auf und wird vom Director mit der Benennung: „Geheime Polizei" gekennzeichnet. Es muß hier unterbleiben, die mannichfachen Aeußerungen dramaturgischer Weisheit anzuführen, welche die Erzählung durchziehen; es soll nur darauf hingedeutet werden, da sie ohne Ausnahme bemerkens- und beherzigenswerth sind.

Die Composition als solche ist nicht eben fest gefügt, denn die psychologische Entwickelung der Künstlerin und des Weibes bildet den Mittelpunkt, um den sich die Handlung nur lose schlingt, und auch die verschiedenen Personen, die in diesem Bühnenepos auftreten, sind nur der Heldin wegen da. Jene Entwickelung aber zeigt den seinen Kenner der Natur darstellender Künstler, dem keine Regung dieser meist widerspruchsvollen Individualitäten entgeht und dessen Spürsinn der deutschen Bühne so manche bedeutende, noch heute im Vollbesitz ihrer Mittel wirkende Kraft gewonnen hat.

Ueberaus wohlthuend wird man durch die Novelle an den lebhaften Antheil erinnert, welchen Laube an Grillparzer genommen, wie an die Förderung, die er dem im eigenen Vaterlande wenig bekannten Dichter durch die oft wiederholte Aufführung seiner Stücke am Burgtheater zu Theil werden ließ. Dieser Umstand zeigt sich schon in der Wahl der „Hero", als derjenigen Rolle, in welcher die Heldin sich ihres tragischen Berufes vollbewußt wird und die den Schwerpunkt der Composition bildet, mehr aber noch in dem gewichtigen Ausspruch, den der Autor der Heldin in den Mund legt:

„Die große Wirkung kommt ja doch zuerst und zuletzt von der Dichtung. Grillparzer ist ein tragischer Dichter und das weiß man vorzugsweise in Wien. Er wird auch heute die Hauptperson gewesen sein, nicht die Schauspielerin."

Nach den kleinen Formen der Erzählungen: „Louison" und „Entweder — oder" zu urtheilen, scheint Heinrich Laube berufen, Wesen und Entwickelung der deutschen Schauspielkunst in der Form eines großen Romans zu schildern, der gleichsam die Naturgeschichte des darstellenden Künstlers bilden müßte — eine Aufgabe, der neben dem ästhetischen ein bedeutendes culturhistorisches Interesse innewohnt. Es ist dies ein moderner Stoff, der eine realistische Darstellungskraft geradezu herauszufordern scheint.

Ernst Koppel.

Wie mich der Schriftsteller Luxor kennen lernte.

Von Emil Peschkau.

Ich saß in meiner Redactionsstube und war eben im Begriffe, aufzuspringen und die Thüre abzuschließen, um endlich die zum Arbeiten nöthige Ruhe zu finden, als sich ein neuer Besucher meldete. „Nun denn, in Gottes Namen, diesen Einen noch," dachte ich und rief „Herein!"

Die Thüre öffnete sich und vor mir stand ein großer, kräftiger Mann mit einem Bulldogg-Gesicht, das zu verschönern ein dichter schwarzer Bart sich vergebens bemühte. Er blieb kerzengerade stehen, machte einen Versuch, freundlich zu grinsen und sagte dann, während seine kleinen, roth umränderten Augen mich starr ansahen:

„Ich bin der Schriftsteller Luxor."

Wenn draußen der erzene Goethe von seinem Granitsockel herabgestiegen und mit den Worten in mein Zimmer getreten wäre: „Ich bin der Schriftsteller und Geheimrath von Goethe", so hätte er dies gewiß mit nicht weniger Würde gesagt, mich aber trotzdem weniger in Verlegenheit gesetzt. Ich wäre dann einfach auf meine Knie gefallen, hätte seine Hand an meine Lippen gepreßt und unter Thränen der Freude gestammelt: „Dank Dir!" So aber wußte ich nicht, wie ich den großen Mann eigentlich begrüßen sollte. Meine literarische Bekanntschaft reicht ziemlich weit und mein Beruf hat es mit sich gebracht, daß ich nicht blos die Sonnen unseres geistigen Lebens, sondern auch alle die Wachs- und Unschlittkerzen kenne, die

glauben, mit ihrem Lichte den Tag heller zu machen. Aber auch unter dem Unschlitt war ich dem Namen Luxor noch nicht begegnet und außer den Ruinen des alten Theben wußte ich von ihm nichts Rühmliches zu sagen.

Glücklicher Weise besitzen wir gewisse Formeln, die Einem, ebenso wie dem Mathematiker ihre Namensbrüder, über augenblickliche Verlegenheiten hinweghelfen und so sagte ich mit allem der Situation angemessenen Ernste: „Darf ich bitten, Platz zu nehmen?"

Der große Mann nahm Platz, grinste wieder, starrte mich wieder an und bellte dann:

„Ich wollte Sie kennen lernen."

Eine kleine Kunstpause und eine Verbeugung meinerseits, worauf er fortfuhr:

„Wollte Sie kennen lernen. Ich traf zufällig mit Ihrem Schwager Soundso auf der Reise zusammen und er erzählte mir von Ihnen, daß Sie auch Schriftsteller sind und das und das geschrieben haben. Weil ich nun gerade in Frankfurt zu thun habe, sah ich es als meine Pflicht an, einen Collegen, von dem man mir so viel Schönes zu sagen wußte, kennen zu lernen."

Er reichte mir seine Hand — keine Pfote, sondern eine große, fleischige, feuchtkalte Hand. Ich mußte wohl oder übel den Druck erwidern und stotterte, nur um etwas zu sagen: „Freut mich sehr."

Das war eine Lüge, ohne Zweifel, aber ich fühlte keine Gewissensbisse. Ich bin im neunzehnten Jahrhundert aufgewachsen und wenn man aus unserer heutigen Welt die Lüge hinwegnähme — sie wäre nicht wiederzuerkennen.

Der große Mann zog nun ein großes buntes Sacktuch aus seiner Tasche und knüpfte dann, nachdem er die wichtigsten Geschäfte besorgt hatte, den Faden des Gesprächs wieder an.

„Meine Sachen kennen Sie ja — natürlich. Gott, sie sind ja mit wahrer Wuth nachgedruckt worden, ganz unverschämt, sag' ich Ihnen. Wie Sie mich da sehen, bin ich jetzt ein alter Kerl — nah' an die fünfzig. Aber ich habe nicht umsonst gelebt, ich habe was geleistet. Bin auch noch nicht schwach (er deutete auf die Stelle seines Gesichtes, wo bei den Bulldoggs die Schnauze aufhört), schreibe noch immer, wie heutzutage kein Junger. Erst vor ein paar Tagen hab' ich eine Novelle vollendet. „Kerl", sagten meine literarischen Freunde zu mir, „was hast Du da Famoses gemacht!" Darf ich sie Ihnen schicken?"

„Ich bin mit Novellen sehr überhäuft und da unser Blatt hauptsächlich größere Romane bringt —"

„O, sie ist groß, man kann sie ganz gut auch Roman nennen. Ich kann sie auch vergrößern — wenn ich Ihnen damit dienen kann, will ich mir gern die Mühe machen."

„Sie sind sehr freundlich, aber —"

„Ah — Sie trauen mir nicht? Wie? — Sie sollten mich doch besser kennen. Wissen Sie, was mir H.... über mein Drama „Nero" schreibt? Ich glaube — es ist möglich, daß ich den Brief bei mir habe. Ja, sehen Sie — ich wußte ja nicht, daß ich zu Ihnen komme — da, da ist er."

Es waren wirklich die Züge des berühmten Schriftstellers H.... und ich las die Worte: „Ihre Tragödie gehört zu dem Besten, was in unserer Zeit auf dramatischem Gebiete producirt wurde."

Vor ein paar Jahren noch hätte mir dieses Urtheil wahrscheinlich große Achtung vor dem Talente des Dichters des „Nero" eingeflößt. Heute aber weiß ich, daß manche unserer besten Schriftsteller mit diesen Urtheilen sehr freigebig sind, nur um die zudringlichen Patrone los zu werden, und ich blieb deshalb ziemlich gleichgültig. Der große Mann las das offenbar von meinem Gesichte, denn er sagte gleich darauf:

„Uebrigens sind die Honorare, welche mir von den Zeitungen geboten werden, der beste Beweis von dem Gehalte meiner Arbeiten. Ich bin jetzt seit dreißig Jahren ein treuer Mitarbeiter der „Gartenlaube", der „Neuen freien Presse" und der „Wiener Allgemeinen Zeitung". Nun, das ist Ihnen vielleicht nicht in Erinnerung, denn Sie sind ja noch ziemlich jung und in letzter Zeit habe ich mehr für amerikanische Journale gearbeitet, weil dieselben besser zahlen. Ich sage Ihnen, daß man meine Worte fast mit Gold aufwiegt. Die „Chicago Times" z. B. — aber, wozu so weit gehen. Meinen Artikel über Goethes Lili in der Wiener „Illustrirten" haben Sie doch gewiß gelesen?"

„Bedaure sehr — ich bekomme das Blatt nur selten zu Gesicht."

„Das ist merkwürdig. Die Sache hat doch Sensation gemacht. Ich habe auf Grund nur mir zugänglicher Correspondenzen nachgewiesen, daß Lili etwas mehr oder, wenn Sie wollen, etwas weniger als eine Kokette war. Sie hat ja schon drei Kinder gehabt, als sie Goethe kennen lernte."

„Drei Kinder — das ist viel."

„Gewiß ist es viel und die Wiener „Illustrirte" hat mir auch auf der Stelle fünfzig Gulden geschickt — und die ganze Notiz hatte kaum zwanzig Zeilen. Na, was sagen Sie jetzt?"

„Ich kann Ihnen nur gratuliren. Nicht alle Entdeckungen sind so rentabel. — Uebrigens hätten Sie da gewiß noch mehr Kapital draus schlagen können, als zwanzig Zeilen."

„Sicherlich und ich habe es auch gethan. Wollen Sie den Artikel haben — da ist er. Ein ganz nettes Feuilleton für Ihr Blatt. Und da ist noch ein zweites: „Ueber Magenschwäche".

Ich nahm die Manuscripte nur zögernd entgegen und bemerkte:

„Sie scheinen aber ziemlich hohe Forderungen zu stellen."

„Haben Sie keine Angst. Wir machen ja die Sache freundschaftlich ab und ich komme Ihnen gern entgegen. Hundert Mark pro Feuilleton, das ist so das Mindeste was man mir zahlt."

Es war ziemlich schwül im Zimmer — ein Maitag, der dem August Ehre gemacht hätte. Drunten, im Maschinenraum, gossen sie Blei und der Qualm drang selbst durch die Fensterritzen, um sich — wie Blei auf die Brust zu legen. Ein Setzerjunge hatte zum drittenmal kategorisch Manuscript begehrt, Frau Schrims-Mauplius, der gastirende Opern-Star, hatte sich anmelden lassen, ein Haufen dringend zu erledigender Briefe lag vor mir und in einer halben Stunde sollte ich über die Antigone des Sophokles zu Gericht sitzen. „O wäre ich doch im alten Theben geboren und säße keinem modernen Luxor gegenüber," seufzte ich im Stillen, während ich dem großen Manne auseinandersetzte, daß er auch bei den splendidesten Zeitungen für Aufsätze so geringen Umfangs, wie die seinen waren, auf ein derartiges Honorar nicht rechnen dürfe — „wenigstens nach meinen Erfahrungen," fügte ich hinzu.

„Nach meinen Erfahrungen aber nicht," erwiderte er und grinste so freundlich, wie ein Bulldogg nur zu grinsen vermag. „Ich bin eben schon ein älterer Schriftsteller und Sie werden wissen, daß man jüngere nie so bezahlt. Indeß zahlen Sie wie Sie wollen — ich füge mich Ihren Bedingungen, wenn Sie auch meine Novelle acceptiren. Sie wäre ja überall willkommen, Spielhagen wäre froh, wenn er sie für seine Monatshefte bekäme, aber Ihr Blatt ist mir gerade besonders sympathisch und Ihr Schwager mein bester Freund."

Der Setzerjunge steckte zum viertenmal den Kopf durch die Thüre und sah mich an, wie ein hungriger Wolf ein armes Lamm wohl anblicken mag. Ich zog die Uhr und bat um Entschuldigung — noch einige dringende Geschäfte und dann müsse ich ins Theater.

„So — so — nun dann will ich Sie nicht länger stören. Die Novelle schicke ich Ihnen also. Haben Sie vielleicht eine Theaterkarte frei."

„Bedaure sehr —"

Es war wieder eine Lüge, aber eine Lüge für die ich bereits gebüßt hatte. Es ging fast wie ein frischer Luftstrom durch das Zimmer, als die Thüre sich hinter dem großen Mann geschlossen hatte . . .

Einige Tage später schickte ich die beiden Manuscripte „Goethes Lili" und „Ueber Magenschwäche" an ihren Autor zurück. Natürlich war ich überzeugt, daß er jetzt das ihm „besonders sympathische" Blatt überall für elend erklären werde, aber gegen Schmarotzer gibt es kein Mittel als die Axt. Und bei gewissen Gattungen derselben hilft nicht einmal diese — das sollte ich binnen kurzem erfahren. Schon am andern Tage

erhielt ich ein Postpacket, in dem sich nichts anderes als — „Goethes Lili" und „Ueber Magenschwäche" befand. In dem Begleitbriefe erklärte Luxor, er wolle mir die beiden Artikel gratis überlassen, wenn ich dagegen die beiliegende Reclame für das Stixensteiner Mineralwasser gratis aufnehme.

Und wieder ein paar Tage danach schrieb ich dem großen Manne, daß ich seine Reclame aus Gefälligkeit für den „Freund meines Schwagers" abdrucken lassen würde, auf „Goethes Lili" und „Ueber Magenschwäche" aber dankend verzichten müßte.

Seitdem hörte ich nichts mehr von Luxor — seine Sehnsucht, mich kennen zu lernen, scheint gänzlich gestillt zu sein. Mir aber kam unsere Begegnung wieder lebhaft ins Gedächtniß, als ich dieser Tage in den Zeitungen folgendes Inserat las:

Stixensteiner Mineralwasser.
Von ersten Autoritäten empfohlen.
Einziges Mittel
gegen Magenschwäche.
Generalagent: **Fritz Luxemburger.**
Stixenstein und **Frankfurt a. M.**

Die Musik in Paris.

Wenn wir zuerst ganz im Allgemeinen das Pariser Oper- und Concertwesen der vergangenen Saison vergleichen, so ist der Vortheil ganz auf der Seite des letzteren. Die Concerte haben unleugbar gerade in diesem Winter zu Paris große Fortschritte gemacht, die Oper ist im besten Falle stationär geblieben. Den raschen Aufschwung des Pariser Concertwesens in den letzten 20 Jahren können folgende Daten veranschaulichen. Vor 1861 war das Conservatorium das einzige Institut für Orchesterconcerte. Dasselbe war und ist heut noch fast ganz durch eine sehr aristokratische, erbgesessene Zuhörerschaft besetzt. Da der Saal des Conservatoriums klein ist und die wenigen für das große Publicum disponiblen Plätze theuer und schlecht sind, konnten diese Concerte keinen durchgreifenden Einfluß gewinnen trotz ihrer ausgezeichneten Ausführung, die auch heute noch in Paris nicht ihresgleichen hat. Im Jahre 1861 gründete Pasdeloup seine populären Concerte im Wintercircus. Obschon der Erfolg von Anfang an ein ungeheurer war, genügten diese Concerte 9 Jahre lang. Im Jahre 1871 erst gründete Colonne ein Concurrenzunternehmen, die Association artistique, worin er, wie Pasdeloup, die deutsche Musik von Haydn bis Wagner vorführte, aber noch mehr als dieser den jüngeren französischen Componisten, vor Allem Berlioz, Rechnung trug. An Directionstalent Pasdeloup überragend und im Theater des Châtelet mit einem günstigeren Lokal versehen als jener, gelang es Colonne sich siegreich neben Pasdeloup zu behaupten. Es vergingen wieder 10 Jahre bis neue Concurrenz eintrat und zwar von zwei Seiten. Im October 1881 eröffnete Lamoureux, der früher bereits eine Oratorienegesellschaft dirigirt und eben seinen Posten als Kapellmeister an der großen Oper niedergelegt hatte, die Nouveaux concerts im Theater des Château d'Eau (oder wie es neuerdings langweilig genug heißt, Théâtre de la République). Zur gleichen Zeit aber inaugurirte auch Brouſtet im Circus des Champs Elysées ebenfalls Orchesterconcerte, denen er den Namen der Grands concerts gab, vielleicht um sich nachher mit der Redensart entschuldigen zu können „in magnis voluisse sat est", eine Entschuldigung, deren die Grands concerts allerdings oft bedurft haben. Lamoureux und Brouſtet sahen sich neben den universellen Concerten von Pasdeloup und Colonne auf Specialitäten verwiesen, Lamoureux warf sich fast ausschließlich auf Wagner und Brouſtet stellte sein Orchester vor Allem den mitlebenden französischen Componisten zur Verfügung. Bedenkt man nun, daß alle diese fünf Concertinstitute, Conservatorium, Pasdeloup, Colonne, Lamoureux und Brouſtet zur gleichen Zeit, je Sonntag Nachmittags von zwei bis gegen fünf Uhr ihre Aufführungen abzuhalten gezwungen sind, weil an den Abenden die Orchestermitglieder zum großen Theil in den Theatern mitwirken, so wird man es sicher als ein Zeichen großen und allgemeinen Interesses für gute Musik ansehen dürfen, daß sich alle eines guten, einige sogar eines sehr guten Besuchs zu erfreuen hatten.

Betrachten wir die Programme, welche in diesen Concerten zur Ausführung gelangten, so entdecken wir freilich, daß gut ein Viertel der aufgeführten Stücke der Operumusik entlehnt sind. Es ist das entschieden zu viel. Zur Aufführung im Concert sollten eigentlich nur solche Opernfragmente gelangen, die einerseits im Bühnenrepertoire nicht vorkommen und andrerseits an sich musikalisch so werthvoll sind, daß man sie ohne Schaden der scenischen Darstellungsform, für die sie berechnet sind, entziehen darf. Hier aber wird ganz systematisch jede Oper, die auf der Bühne nicht ankommen kann, stückweise ins Concert verpflanzt. Das große Publicum, dessen Concerterziehung noch lange nicht vollendet ist, zeigt für solche Vocalstücke aus Opern eine große Vorliebe und betrachtet gerne eine Beethoven'sche Symphonie als eine lange und langweilige Einleitung zu irgend einem unbedeutenden Liebesduett aus irgend einer unbedeutenden Oper. Für jüngere Operncomponisten ist übrigens diese fragmentarische Schaustellung ihrer Werke nicht ohne Gefahr. Gar oft lassen solche Fragmente, die natürlich aus den besten Stücken der betreffenden Oper bestehen, einen günstigen Eindruck zurück, hinter dem später die Theateraufführung des ganzen Werkes zurückbleibt. Es ist sehr zu befürchten, daß dieses Schicksal besonders die Wagner'schen Opern treffen wird, wenn sie endlich einmal in Paris zur theatralischen Aufführung gelangen werden. Das hiesige musikalische Publicum ist mit allen Musikstücken Wagner'scher Opern, die eine concertmäßige Behandlung zulassen, vollständig vertraut, einige davon, wie die Tannhäuserouvertüre, der Spinnerinnenchor aus dem Holländer, das Brautlied aus Lohengrin, der Walkürenritt, das Lied der Friedensboten aus Rienzi gehören sogar zu den beliebtesten und meistgehörten Concertstücken. Aber von zusammenhängenden Stücken kennt man hier nur den ersten Act des Lohengrin, der früher von Pasdeloup, jetzt mit größtem Erfolg von Lamoureux aufgeführt wurde. Kann man sich aber aus all diesen Stücken ein Bild von dem Gesammteindruck einer Wagner'schen Oper machen, kann man z. B. aus dem bewegten ersten Act des Lohengrin auf den zweiten Act mit dem langen, quälerischen Duett zwischen Ortrud und Telramund einen Schluß ziehen? Dabei ist noch zu bedenken, daß die Franzosen über das Langweilige in Musik und Literatur viel strengere Begriffe haben als wir, daß z. B. sogar in der neuen Oper von Thomas vielfach über Langeweile geklagt wird, wo man vom Standpunkt deutscher Gründlichkeit aus weit eher den Vorwurf erheben könnte, daß die Situationen musikalisch oft nur angedeutet, nicht aber ausgeführt werden.

Wenn aber auch die Oper stets das höchste Ziel des französischen Componisten bildet, so hat doch der Aufschwung des Concertwesens die gute Folge gehabt, daß die Concertcomposition weit mehr gepflegt wird als früher. Ziemlich selten sind große Symphonien. Ich hörte eine in D-moll von Lefèbvre bei Brouſtet, an der nur der gute Wille zu loben war, ohne descriptive Tendenz ein größeres Orchesterwerk zu schaffen. Dagegen wurden wir diesen Winter von einer Sturmfluth descriptiver Musik überschüttet. Bei Brouſtet gab es allsonntäglich ein halbes Dutzend Novitäten. Orientalia sind so gemein wie Brombeeren. Almeen, Bajaderen, Tartaren, Beduinen und immer die unvermeidlichen Zigeuner fehlen fast auf keinem Programm. Sieht man genauer zu, so entdeckt man freilich immer, daß man es keineswegs mit diesen exotischen Geschöpfen zu thun hat, sondern mit verkleideten Franzosen. Es wird irgend ein kleiner hübscher musikalischer Gedanke mit allerlei pikanten Orchestereffecten ausgestattet und, wenn man bedeutend sein will, werden einige Schroffheiten in Harmonie und Instrumentation dazu gethan und die Sache ist fertig. Hauptbedingung ist dabei, ein einzelnes Stück nicht zu lang werden zu lassen, denn was lang ist, ist meist langweilig und wird, auch wenn es kurzweilig ist, nie dacapo verlangt.

Daß die große Ausdehnung der populären Concerte den Virtuosenconcerten Abbruch gethan hat, ist vielleicht wenig zu beklagen, da ja die Virtuosen von wirklicher Bedeutung leicht zur Mitwirkung in den populären Concerten gelangen können. Den Vortheil bieten freilich die Concerte in kleineren Sälen, daß Einzelleistungen von Sängern und Instrumentalisten sich in kleinerem Raum besser befinden, als in dem Amphitheater eines Circus oder auf einem großen Theater; geht doch sogar bei den Orchestervorträgen vieles verloren, namentlich im Wintercircus.

Das Opernwesen leidet noch immer an dem Mangel eines Instituts, das zwischen der großen und der komischen Oper die Mitte hielte. Das Théâtre lyrique, das früher diese Stellung einnahm und eine zum Theil glänzende Geschichte hat, ist eingegangen und eine Reihe von Versuchen, die in den letzten Jahren gemacht wurden, dasselbe zu ersetzen, sind aus Mangel an Theilnahme des Publicums und noch mehr aus Mangel einer genügenden Subvention gescheitert. Jetzt beschäftigt sich der Pariser Gemeinderath mit der Gründung einer populären Oper. Es hat sich bereits ein Director gefunden, der das Unternehmen wagen will unter den vom Gemeinderath gestellten Bedingungen, welche billige Platzpreise, Abwechslung im Repertoire, Berücksichtigung der klassischen Opern und zwei Novitäten im Jahre verlangen. Es existiren sogar schon zwei Sänger, die sich de l'opéra populaire schreiben und im Concert das Miserere aus dem Troubadour zusammen singen. Daß die beiden bestehenden Operntheater den bezeichneten Forderungen nicht entsprechen, kann schon ein Blick in ihr Repertoire zeigen. In dem halben Jahr von Anfangs December 1881 bis Ende Mai 1882 bestand das Repertoire der Großen Oper aus Folgendem: Mozarts Don Juan, Meyerbeers Robert und Hugenotten, Aubers Stumme, Donizettis Favoritin, Rossinis Tell und Graf Ory, Webers Freischütz, Thomas' Hamlet und Françoise, Verdis Aïda, Gounods Faust und Tribut von Zamora, Widors Ballet Corrigane und Lalos Ballet Namouna. Macht in Summa zehn große und drei kleine Opern und zwei Ballete, wozu noch zu bemerken, daß die „Stumme" eine zweimalige ungenügende Aufführung nur dem 100jährigen Geburtstag Aubers verdankt und Françoise und Namouna erst gegen das Ende dieser dürren Periode das Lampenlicht erblickten. Dabei spielt man in der Oper drei oder vier Mal in der Woche, besoldet Sänger und Sängerinnen, die in vier Wochen einmal auftreten, fürstlich und macht trotz starken Besuches schlechte Geschäfte.

Der komischen Oper läßt sich das letzte wenigstens nicht nachsagen. Hier wird jeden Abend gespielt, Sonntags und an Feiertagen dazu noch eine Nachmittagsaufführung gegeben, an den sogenannten jours gras und an Ostern wurden sogar drei Tage hintereinander je zwei Vorstellungen veranstaltet. Dies ist entschieden zu anstrengend, namentlich für Chor und Orchester, während die große Zahl engagirter Solisten (acht erste Soprane und sechs erste Tenöre) dieses Exploitationssystem eher erträgt. Das Repertoire umfaßte Mozarts Zauberflöte, Monsignys Deserteur, Grétrys Richard, Adams Postillion und Toreador, Boieldiens Weiße Dame, Isouards Rendez-vous bourgeois, Aubers Maurer, Krondiamanten, Schwarzen Domino und Fradiavolo, Herolds Zweikampf, Donizettis Regimentstochter, Meyerbeers Dinorah, Maillarts Glöckchen des Eremiten, Thomas' Mignon, Poises L'amour médecin, Offenbachs Hofmanns Erzählungen; dazu kamen als neu einstudirt: Mozarts Figaro, Gounods Philemon und Baucis und Salomons Aumônier du régiment, und als Novitäten Hues Pantins (2 Acte), Maréchals Traverne des Trabants (3 Acte), D'Indys Attendez moi sous l'arme (1 Act) und Guirands Galante aventure (3 Acte). Das macht 26 Stücke, von denen vier Novitäten sind, also ungefähr das Doppelte von dem, was die große Oper leistet.

Von den vier Novitäten der komischen Oper sind die drei ersten fast werthlos, obschon die Pantins (Puppen) in Text und Musik das Resultat einer Preisausschreibung sind und obschon das Libretto der Taverne einer der anmuthigsten Geschichten Erckmann-Chatrians entnommen ist. Die letzte endlich, Galante Aventure von Guiraud, enthält Einzelheiten von großem musikalischem Werth, ist aber als Ganzes von verfehlter Anlage. Das Sujet ist das altbekannte, daß der Held die Heldin im Verdacht hat, ein anderes Liebesverhältniß zu pflegen, bis in der letzten Scene des letzten Actes ihre Unschuld klar bewiesen wird. Das Neue ist hier nur, daß der Held sich selber im Verdacht hat. Im ersten Act nämlich kommt er, ein eben aus dem italienischen Feldzug Franz I. heimkehrender Offizier, in Paris just dazu, wie aus dem Palast einer jungen Wittwe, die, was er noch nicht weiß, dieselbe ist, die er früher geliebt hat, eine Dame entführt werden soll. Er rettet, wie er meint, die Dame, in Wahrheit aber eine Zofe ihrer Freundin und führt sie in den Palast zurück. Am folgenden Morgen erfährt seine Jugendgeliebte seine Anwesenheit, sucht ihn in seinem Lager vor der Stadt auf, sagt, daß sie Wittwe sei und schwört ihm aufs Neue ihre Liebe. Dann erfährt er, daß sie die Bewohnerin jenes Palastes ist, in dem er ein zärtliches Abenteuer gehabt hat und meint nun nichts Anderes, als daß sie sich mit ihm selbst in leichtsinniger Weise vergangen habe. Dieses Sujet ist den Erzählungen der Königin von Navarra entnommen, wo sich noch manch anderes befindet, was selbst auf so vorurtheilsfreien Bühnen, wie es die Pariser sind, unmöglich wäre. Wenn man es absolut aufs Theater bringen will, so kann man es gewiß nur in der burlesken Form der Operette thun. Das haben die Dichter Silvestre und Davyl und der Componist Guiraud aber nicht gewollt, sondern die beiden Hauptrollen wurden von den Dichtern mit viel mehr Sentimentalität beladen, als sie ihren Handlungen nach vertragen können, und der Componist hat zwei große Opernrollen daraus gemacht, die den weitgehendsten Ansprüchen eines ersten Tenors und einer kehlfertigen Primadonna genügen. Daneben macht sich dann allerlei komisches Hors d'oeuvre breit, was zum Theil die gute Tradition der französischen komischen Oper vertritt, zum Theil aber auch ganz dem Operettenhaften verfallen ist; da ist ein Soldat, der zur Strafe Strümpfe stricken muß, ein Bettelpoet, übrigens die beste Figur des Stückes, der ein Loblied auf die Lüge singt, die leichtfertige Zofe, die Couplets über ihre Aventüren vorträgt. An dem Stücke kann man auch die Beobachtung anstellen, wie sehr die französischen Operncomponisten von ihren Sängerinnen abhängen, ein Bann, den Wagner für Deutschland definitiv gebrochen hat. In der Taverne hatte Maréchal für die erste Sängerin Bilbaut-Vauchelet eine Coloraturarie geschrieben, die von der Kritik einstimmig als für die Rolle eines elsässischen Bauermädchens unpassend verurtheilt wurde. Das hat aber Herrn Guiraud nicht abhalten können, auch in seiner Oper der gleichen Primadonna die gleiche Gefälligkeit zu erweisen. Einige Jahre früher schrieb derselbe Guiraud für die treffliche Sängerin Galli-Marié die Rolle des Piecolino, die von dieser veralteten Zuthat ganz frei ist, weil diese Sängerin diesen Tribut von ihren Componisten nicht zu fordern pflegt. Ueberhaupt hat die Galli-Marié, eine Mezzosopranistin von hervorragender dramatischer und musikalischer Begabung, einen so guten Einfluß auf die Componisten komischer Opern geübt, daß es als ein Hauptmangel der jetzigen Saison gelten muß, daß sie nicht in Paris wirkt, sondern auf Gastspielen in der Fremde herumfährt. Es genügt daran zu erinnern, daß sie Thomas' Mignon und Bizets Carmen inspirirt und creirt hat, beides Rollen, die von dem herkömmlichen Schnitt von Primadonnarollen vortheilhaft abweichen, um ihren Werth für alle Zeiten festzustellen. An die Rolle der Carmen wagt sich keine andere Sängerin in Paris, so daß das hervorragende Werk Bizets, das die Runde über alle ausländischen Bühnen macht, hier gar nicht gegeben wird. Die Mignon singt jetzt eine junge Sopranistin amerikanischer Herkunft, Marie Van Zandt, das verzogene Schoßkind der hiesigen vornehmen musikalischen Kreise, welche die Rolle verdirbt durch geschmacklose Coloraturanhängsel.

Die große Oper hat gegen Schluß der Saison ein neues Ballet und eine neue Oper gegeben. Die Composition des Ballets Namouna war dem verdienten Instrumentalcomponisten E. Lalo, der auch in Deutschland durch seine Violin- und Celloconcerte, von denen eins von Sarasate überall gespielt wurde, bekannt geworden ist, von dem Director der Oper, Vaucorbeil, übertragen worden. Es geschah dies, um Lalo für seine vergeblichen Versuche, seine Opern aufführen zu lassen, zu entschädigen, und nicht, weil man ihn für besonders geeignet hielt, Balletmusik zu produciren. Als Componist ernsthafter Concertmusik hatte Lalo von vornherein die Ballethabitués der Oper gegen sich. Um gegen diese vorurtheilsvolle Opposition ankämpfen zu können, hätte Lalos Ballet Eigenschaften haben müssen, die jeden Unbefangenen sofort gefangen genommen hätten. Diese aber fehlten ihm leider. Lalo gab sich zwar Mühe populär zu schreiben, wurde aber dabei stellenweise trivial und verdarb dadurch die Sache erst recht. Das Sujet, von Nuitter zusammengestellt, die Geschichte einer dankbaren Sklavin, die ihren Herrn aus mehrfacher Lebensgefahr rettet, war auch nicht geeignet besonderes Interesse einzuflößen.

Paris. Felix Vogt.

Aus der Hauptstadt.

Der Todtschläger. (L'Assommoir.)

Volksstück in fünf Aufzügen nach Emile Zolas Roman von William Busnach und Octave Gastineau.

Der Naturalismus, der im Roman so viel Glück gemacht und immer weitere Kreise zu ziehen droht, hat bisher auf der Bühne keinen Boden fassen können. „Henriette Maréchal" von Edmond und Jules de Goncourt gab im Théâtre français den Anlaß zu einem der größten Scandale. „Le Candidat" von Gustave Flaubert kam im Pariser Vaudeville desgleichen zu Fall. Keiner der dramatisirten Romane Daudets brachte es auf den Brettern zu mehr als einem Achtungserfolg. Am schlimmsten erging es jedoch dem Großmeister der naturalistischen Seete selbst. Mit der hartnäckigen Rücksichtslosigkeit eines Reformators leugnete er in volltönenden Manifesten, daß die Kenntniß des Bühnenhandwerks dem theatralischen Schaffen nützlich oder auch nur nöthig sei, und verkündete laut, er werde etwas ganz Neues, rein Intuitives, ein Werk ohne jede Analogie, kurz, treffliche Theaterstücke schaffen, „où il n'y aura pas ombre de métier". Wir kennen bereits die drei Mäuse des kreisenden Berges: „Thérèse Raquin," wo in Goncourt'scher Manier ein Weib aus dem Volke die raffinirte Herzenssubtilität einer Gräfin besitzt, ein Trauerspiel des Schrecklichen im Gemeinen; „Les Héritiers Rabourdin", eine geist- und witzlose Carieatur des Kleinstädterlebens, und „Le Bouton de rose", ein ebenso cynisches als langweiliges Vaudeville. Die Kenner von Zolas starkem, eigenartigem Talent waren über dies klägliche Resultat keineswegs erstaunt. Ein paar nervenaufwühlende Scenen in „Thérèse Raquin" und mehrere Dialogpointen, die einen ganzen Charakter zeichnen und die Nachtseiten der menschlichen Natur blitzartig beleuchten, können den aufmerksamen Beobachter nicht darüber täuschen, daß der Schwerpunkt von Zolas Begabung keineswegs auf dramatischem Gebiete liegt. Sein außerordentliches Schilderungsvermögen, das die Dinge bis ins Einzelne mit ihrem Relief, ihrer Farbe und sogar mit ihrem Geruch vor den Leser hin zu zaubern versteht, hat für die Bühne eben keine Geltung. Noch schwächer als der dramatische Pulsschlag ist aber seine humoristische Ader, unbeschadet einzelner komischer Beobachtungen. Und dieser trockene, schwerfällige Schriftsteller nahm sich heraus, eine Comédie humoristique — so wurden „Les Héritiers Rabourdin auf dem Theaterzettel genannt — und ein leichtes Vaudeville zu schreiben!... Kein Wunder, daß das Publicum zu Pfeifen und Schlüsseln griff, um ihm das Handwerk des Theaterschreibers ein- für allemal zu legen. Statt sich nun aber, wie Molières Merkur, in Ambrosia zu waschen und zu neuen und würdigeren Werken überzugehen, protestirte Zola gegen das einstimmige Urtheil und rief in der Vorrede zu seinem „Théâtre" pathetisch aus: „Es sind drei Stücke, die drei ersten Soldaten einer Armee; wenn sie ihrer zwanzig sind, werden sie sich Achtung zu verschaffen wissen."

Diese Drohung hat Zola nur zu bald auszuführen versucht. Zwar sein dreifacher Mißerfolg war zu gründlich und er selbst zu klug, um auf dem eingeschlagenen Wege zu verharren. Der Verächter des Bühnenhandwerks verband sich behufs Dramatisirung seiner erfolgreichsten Romane mit dem ordinären Boulevard-Dramatiker William Busnach. Dieser Mitarbeiterschaft, welche freilich einem Verzichte des reinen Naturalismus, jemals die Bühne zu beherrschen, gleichkommt, verdanken wir — il n'y a pas de quoi! — die beiden Volksstücke: „L'Assommoir", das über ein halbes tausendmal hintereinander in Paris gegeben wurde, und „Nana", das den Theaterdirector nach der fünfzigsten Vorstellung an die Schwelle des Bankrotts brachte.

Wenn wir den ins Deutsche übertragenen „Todtschläger" im Berliner Wilhelm-Theater begegnen, so erscheint es uns kaum glaublich, daß dieses gemeine, plumpe, brutale Stück so viel Aufsehen erregen konnte. Die Vorzüge, die den Reiz des Romans bilden, sind im Stück fast sämmtlich verschwunden, so z. B. die zahlreichen genialen Züge in der psychologischen und besonders der physiologischen Entwicklung des Ehepaars Coupeau und seines häßlichen Anhängsels Lantier. Die stupende Naturwahrheit wird auf der Bühne durch effecthascherische Coups verdorben. Gerade die banausische Routine feiert hier aber die besten und einzigen Triumphe. Wo Busnach sich stellt, als wäre auch er ein Naturalist reinsten Wassers oder wo er dem Rathe seines berühmten Mitarbeiters gehorcht, da bleibt sein Stück langweilig und wirkungslos. Mit einer göttlichen Ungenirtheit wüthet er übrigens in dem berüchtigten Romane seines Freundes. Der Alkoholduft, der durch das ganze Buch weht, ist gemildert. Die unterschiedlichen Ehebrüche sind verschwunden. Gervaise Coupeau sinkt im Stück nur zur Säuferin und Bettlerin herab, nicht aber noch tiefer, wie im Original. Für dies Alles wissen wir dem Bearbeiter Dank. Im Roman geht das Ehepaar Coupeau mehr an zufälligen äußeren Umständen zu Grunde. Mangel an Erziehung, Herzensrohheit, Charakterschwäche und äußeres Elend führen mit logischer Consequenz die Katastrophe herbei. Im Stücke nimmt jedoch das Fatum Fleisch und Bein an. Die „lange Virginie", im Buche blos die vorübergehende Heldin einer fast homerischen Waschweiberschlacht, rückt auf der Bühne in die erste Linie. Sie wird der böse Genius der Coupeaus, die regelrechte Intrigantin. Aus Rache für die Prügel im Waschhause führt sie — in der deutschen Uebersetzung ist dieser niederträchtige Zug verwischt — Coupeaus folgenschweren Sturz vom Dache herbei; sie veranlaßt Lantiers Rückkehr in den Haushalt von Gervaise; sie schmuggelt eine Flasche Branntwein unter Bordeaux-Etikette in die Hände des Säuferwahnsinnigen und verhöhnt noch zuletzt ihre bettelnde, verhungernde Feindin. Der gewandte Busnach brachte auch die nöthige Dosis Tendenz in das Stück, während sich der Romandichter all dem menschlichen Elend gegenüber kühl bis ans Herz hinan verhält. Ich war vor Jahren zufällig Zeuge der Kämpfe zwischen Zola und seinem „adapteur". Busnach, der die Wuth der Paradiesbewohner gegen den als volksverleumderisch verschrieenen Roman kannte, wünschte ein paar tugendhafte Proletarier in die Handlung zu mengen. Nach langer Weigerung schrieb Zola endlich Goujets Rede im dritten Bild, wo in allerhand Gemeinplätzen auseinandergesetzt wird, daß die Faulenzer und Säufer das Volk nicht repräsentiren und den souveränen Pöbel nur entehren. Diese Harangue, in Paris eine der bestbeklatschten Stellen, fand auch im „hohen Olymp" des Wilhelm-Theaters begeisterte Aufnahme. Ach, wenn man wüßte, wie ungern der Verfasser sich zu dieser Lobrede entschlossen hat!

Vieles wurde hier theils vom Publicum, theils von den Schauspielern nicht verstanden. Wenn man denn schon das tiefgefühlte Bedürfniß empfand, diese schaurige Tragödie des Proletariats nach Berlin zu verpflanzen, so hätte man sie gleich lokalisiren sollen. Die Branntweinpest wüthet leider zwischen Spree und Panke wie an der Seine; die Assommoirs heißen hier mit einem nicht minder verlockenden Fremdwort „Destillationen", und daß auch ein Berliner Lantier denkbar ist, erfahren wir nur allzu oft aus Gerichtsverhandlungen und Polizeiberichten. Statt dessen wollte uns die Regie vermittelst schäbiger Decorationen und zerlumpter Costüme nach Paris versetzen. Eine Staub bedeutende Dampfwolke, die nach dem Sturze Coupeaus — gut fünf Minuten zu spät — aufwirbelte, sollte an die besten Kunststücke der Meininger erinnern. Die ewig lustigen Trunkenbolde Mesbottes Bec-Salé und Bibi la Grillade hatten nichts von der französischen Lebhaftigkeit und waren melancholisch wie Leichenbitter. Die komisch gemeinten Partien, die in Paris selbst auf kritische Zuschauer eine ansteckende Heiterkeit ausübten, blieben hier gänzlich wirkungslos. Der Lantier sah mit seinem gesteiften „Vatermörder" wie ein Börsianer aus, und Goujet d'or — des Romans einzige Idealfigur mit wallendem goldrothen Bart — wurde zum brummigen, pechschwarzen Bruder Straubinger, der selbst im Geständniß seiner Liebe rauh und unerquicklich ist. Eine Lectüre des merkwürdigen Romans hätte die Darsteller vor manchem Mißgriff bewahrt. Dies gilt besonders von Coupeau, der am Ende den Uebergeschnappten simulirte, statt das schlenkernde, tanzende Opfer des delirium tremens zu spielen. Oder sollen wir ihm dafür verbunden sein, daß er den Säuferwahnsinn nicht in vorgeschriebener Schreckhaftigkeit wiedergab, nachdem sich sogar Zola zu einigen antinaturalistischen Concessionen an den guten Geschmack herbeigelassen hatte?...

Z.

Notizen.

„Ein Teppich scheint mir mein Leben,
Und immer sticket meine Hand,
An welcher Stell' ich auch mag weben,
Am obern oder untern Rand;
Zuletzt, wo so viel Kleinstes
Sich still verband, entstand
Ein großes Allgemeinstes."

Diesem sinnigen Dichterworte folgend, veranstaltet J. C. Sauerländers Verlag in Frankfurt a. M. eine neue billige Ausgabe von Friedrich Rückerts Gesammelten poetischen Werken. Unser eigentlicher Begründer der lyrisch-didactischen Poesie, dem, ohne Beihülfe des Schiller'schen Pathos so manche hohe Wirkung gelang, erscheint hier in seiner imponirenden geistigen Totalität. Wohl findet sich manches Unbedeutende und Ueberflüssige unter diesen Tausenden von lyrischen, epischen und dramatischen Dichtungen, aber im harmonischen Zusammenhang erscheint Alles an seiner charakteristischen Stelle und wird selbst das Kleinste ein „großes Allgemeinstes". Erst in dieser vollständigen Ausgabe erkennt man den ganzen Werth von Rückerts unvergleichlich reichem Liederquell.

* * *

Der Treppenwitz der Weltgeschichte von W. L. Hertslet. Berlin, Haude und Spener. Der Verfasser wählte den bekannten französischen Ausdruck esprit d'escalier (zu spät gekommene witzige Einfälle) für nachträgliche Verschönerungen und Zuspitzungen der historischen Tradition. Unseres Erachtens fehlt es dem amüsanten Büchlein an Uebersicht und zum Theil auch an Vorsicht. Jedenfalls hätte der belesene Autor besser gethan, der antibonapartistischen Literatur nicht so viel Glauben zu schenken und z. B. Napoleon I., weil er am 18. Brumaire einen Ohnmachtsanfall gehabt haben soll, nicht den persönlichen Muth abzusprechen, den er in hundert Schlachten bewiesen hat. Lanfrey muß in dieser Hinsicht nicht minder cum grano salis verstanden werden, als sein Antipode Thiers. Im Ganzen bildet die fleißige Schrift ein willkommenes Supplement zu Büchmanns „Geflügelten Worten".

* * *

Im Reiche des Ideals. Drei Vorträge. (Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung.)

Das kleine Buch verdient um des zweiten dieser Vorträge willen entschiedene Beachtung. Der erste über „unsere Culturbestrebungen und unsere Ideale" ist bei aller Bravheit idealistischer Weltanschauung doch ziemlich banal und der dritte „Altes und Neues zu Faust II" trotz mancher guten Gedanken ziemlich dürftig. Der mittlere aber: „Gedanken über historische Kunst", der sich hier in sonderbarer Umgebung befindet, sollte ans Licht gezogen und ernsthaft gewürdigt werden. Daß es gerade in neuester Zeit, bei den ungeheuerlichen Ausschreitungen moderner Historienmalerei, darauf ankommen muß, einmal wieder die unumstößlichen Principien aufzustellen, beziehentlich sie zu erneuern, nach denen die Kunst, wenn sie anders Kunst sein will, zu schaffen hat, wird wohl Niemand leugnen wollen. Und da sind es denn höchst beherzigenswerthe Winke, überraschende Gedankenblitze und eine fest in sich begründete, logisch aufgebaute und den edelsten, künstlerischen Grundsätzen entsprechende Anschauung, die mit warmer Beredsamkeit verfochten wird. Weshalb aber nennt sich der Verfasser nicht? Hat der Verfasser jene Abhandlung wirklich schon einmal als öffentlichen Vortrag gehalten, so ist seine Anonymität doch wahrlich nicht mehr am Platze.

T—u.

* * *

Adels-Almanach für das Jahr 1882. Leipzig, Greßner & Schramm. Ein schön ausgestatteter Kalender für Solche und von Solchen, bei denen der Mensch erst mit dem Baron anfängt. Zum Glück gilt hier das „Noblesse oblige" auch für den adeligen Literaten. Die Auswahl von Novellen, Essays und Gedichten ist durchaus lobenswerth. Besonders „Der kleine Adam" von Sacher-Masoch — pardon, von Leopold Ritter von Sacher-Masoch, das Gedicht von Rudolf von Gottschall, die Erzählung: „Der Brautschleier" von E. Gräfin Ballestrem und die Mexikanischen Skizzen von Baron von Malortie sind sehr ansprechend. Nur die Schneider-Humoreske von A. v. Winterfeld fällt ein bischen aus dem feudalen Ton.

* * *

Amerika. Eine ethnographische Rundreise durch den Continent und die Antillen. Von Joh. Baumgarten. Stuttgart, Rieger. Der bekannte fleißige Compilator leistet hier dasselbe, was er in verschiedenen Publicationen für Paris und Frankreich gethan: er hat den neuesten deutschen und ausländischen Quellen die besten Charakterbilder und Sittenschilderungen entnommen, so daß hier dem Leser ein systematisches, zum Theil wissenschaftliches, immer aber lebendiges und unterhaltendes ethnographisches Ganzes geboten wird. Derartige Arbeiten haben auch das Gute, daß sie vergessenen oder bei der Massenhaftigkeit der literarischen Production übersehenen verdienten Schriftstellern neue Leser werben. Erfreulicherweise kann constatirt werden, daß die deutschen Ethnographen und Forschungsreisenden wie Bastian, Ratzel, Busch, Hesse-Wartegg, Kirchhoff, Scherzer, Rosenthal nicht blos an Gründlichkeit, sondern auch an glänzender Darstellungsgabe den Franzosen den Rang ablaufen.

* * *

Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais von Ludwig Ganghofer. München, Th. Ackermann. Der seither unter die bayerischen Volksstück-Dichter gegangene Verfasser liefert hier eine dankenswerthe Untersuchung über Fischarts Verhältniß zu Rabelais und des deutschen zum französischen Gargantua. Am Ende unterschreibt Ganghofer das bekannte Urtheil Vilmars, daß Fischart von höherem geistigen Rang als Rabelais sei, worüber sich trotz der enthusiastischen Argumentation dieser Schrift noch streiten ließe. Gewiß war Fischart ein genialer, sprachschöpferischer Bearbeiter, der den lustigen Franzosen in manchen Beziehungen übertraf, aber sein großes Urbild ihm unterordnen, ist gerade so, als wollte man Schlegel-Tieck über Shakespeare stellen.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Epigramm von Grillparzer.

Geehrtester Herr Redacteur!

Ein reicher Schatz Grillparzer'scher Manuscripte — Gedichte und Epigramme — sämmtlich noch nicht veröffentlicht, hat bisher in den Händen des Freiherrn v. Rizy geruht, der als erster Senatspräsident am obersten Gerichts- und Cassationshof vor wenig Tagen gestorben ist: alle von ihm verwahrten Manuscripte sind laut testamentarischer Verfügung jetzt in den Besitz der Stadt Wien übergegangen. Ganz besonders zahlreich sind die Epigramme vertreten, die aber, nach ausdrücklicher Anordnung Grillparzers selbst, erst nach einer Reihe von Jahren der Oeffentlichkeit übergeben werden dürfen — eine Anordnung, die ihr Interesse jedenfalls da bedeutend abschwächen muß, wo nicht Sachen, sondern Personen in Frage stehen — Personen, die vielleicht mit Ablauf der für die Publication gesetzten Frist vergessen sind. Ein Zufall hat mir eins dieser Epigramme in die Hände gespielt, und ich überliefere es Ihnen hiermit. Es ist an den Freiherrn v. Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), den damaligen Theater-Intendanten, gerichtet, gegen den Grillparzer übrigens mehr als Einen Pfeil abgeschossen, und lautet:

Mein Freund, Du bist ein Bösewicht!
Doch Nein, so böse bist Du nicht —
So lassen wir es bei dem Wicht.

Wien. Gustav Weisbrodt.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart.**

Die Familie.

Von

W. H. Riehl.

Neunte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.

8. (XIV und) 303 Seiten. 5 *M.*

Inhalt: Mann und Weib. — Haus und Familie.

Aus dem Schluß des Vorworts zur neunten Auflage: Meine Methode faßt sich in die zwei Worte: „Beobachten und Bedenken!" und mein Ziel in die zwei andern Worte: „Aus dem Leben fürs Leben!"

Für feinere gesellige Kreise.

Das interessanteste und originellste Gesellschaftsspiel ist unstreitig das

Neueste Orakelspiel

von **L. P.**

Preis 50 ₰.

Dieses von einer Oldenburger Dame erfundene Spiel wird zur Erheiterung jeder Gesellschaft reichsten Beitrag liefern. — Bei Einsendung von 50 ₰ in Briefmarken nach Auswärts franco.

Bültmann & Gerriets Nachf. in **Varel.**

Verlag von **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin:**

Weisheit und Witz

in altdeutschen Reimen und Sprüchen.

Geh. *M* 2.50, eleg. geb. *M* 3.50.

Diese ansprechende Sammlung ist von dem rühmlichst bekannten Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand" veranstaltet worden und empfiehlt sich als ein außerordentlich schönes Hausbuch, welches wegen des Reichthums des Inhalts sowohl, als auch wegen der Eleganz der Ausstattung allseitig viele Freunde finden wird.

(Herrig's Archiv für neue Sprachen).

Globus

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nrn. Preis pro Band *M* 12.—

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Harold. Trauerspiel in 5 Akten.

Die Karolinger. Trauerspiel in 4 Akten.

Der Menonit. Trauerspiel in 4 Akten.

Von

Ernst von Wildenbruch.

Preis pro Band 2 Mark.

Zu beziehen durch **Behr's** Buchhandlung in **Berlin,** Unter den Linden 21.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Aufruf

zur Errichtung eines Pestalozzi-Denkmals

in der Schweiz.

Aus Anlaß des 100-jährigen Jubiläums des 1781 zuerst erschienenen Hauptwerkes Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" fordert das unterzeichnete Komite alle Nationen und alle Stände zur Spendung von Beiträgen zur Errichtung eines Pestalozzi-Denkmals in der Schweiz auf.

Einer nähern Begründung der Bitte bedarf es nicht. Die Freunde der Jugend und einer gesunden Volkslitteratur, die Lehrer und Erzieher aller gebildeten Nationen wissen ja längst, wie viel sie Pestalozzi's Leben und Streben auf den Gebieten der Menschenbildung und des Unterrichts schuldig sind. Möge daher unsere Bitte als eine **internationale Ehrenschuld** angesehen werden, die zu tilgen die Pflicht der Dankbarkeit von uns erfordert.

Alle **nicht** mit einem Stern * versehenen Mitglieder des unterzeichneten Komite's sind gern bereit, Beiträge in Empfang zu nehmen.

Das Komite zur Errichtung eines Pestalozzi-Denkmals.

Dr. **Angiulli,** Univ.-Prof. in Neapel. **J. Bacmeister,** Hofbuchhändler in Bernburg. **H. Herbert,** Gymnasiall. in Hermannstadt (Siebenb.). **Jessen,** Lehrer in Wien. Dr. **C. Kehr,** Seminar.-Dir. in Halberstadt. **J. E. Keller,** Redakteur in Berlin. Dr. **L. Kellner,*** Geh.-Reg.- und Schulrath in Trier. **L. A. Klemm,** Oberlehrer in Cincinnati (Ohio). **H. Morf,** Seminar-Dir. in Winterthur. **J. Nill,** Redakteur in Budapest. **H. R. Rüegg,** Univers.-Prof. in Bern. Dr. **F. Schmid-Schwarzenberg,** Univers.-Prof. in Erlangen. Dr. **Schneider,*** Geh. Ober-Regierungsrath in Berlin. Dr. **W. Schrader,** Geh. Reg.- und Provinzial-Schulrath in Königsberg i. Pr. Staatsrath Dr. **L. Strümpell,** Univers.-Prof. in Leipzig. **v. Türk,** Rittergutsbesitzer auf Türkshof b. Potsdam. Dr. **A. Vogel,** Rektor d. höh. Bürgersch. in Potsdam, Schriftführer. **Wätzoldt,*** Geh.-Ober-Regierungsrath in Berlin. **F. Wyß,** Schulinspektor in Burgdorf (Schweiz).

Bad Homburg

Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moor-Bäder. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur.**

Heilgym. Institut (Elektrotherapie, Massage). Kaltwasser-Heilanstalten.

Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende u. Reconvalescenten.

Eleg. Kurhaus m. Park. Vorzügl. Orchester, Theater, Réunions, Illuminationen etc.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen.

Vier starke Bände gr. 8. geh. *M.* 45.—, eleg. geb. *M.* 51.—

Hierzu erschien soeben ein Ergänzungsband — Band V — enthaltend:

Beispielsammlung zum dritten Bande

nach des Verfassers unvollendet gelassenem Notenmaterial zusammengestellt, redigirt und mit zahlreichen Zusätzen und Vermehrungen herausgegeben von

Otto Kade.

LVI und 605 Seiten gr. 8. geh. *M.* 15.—, eleg. geb. *M.* 17.—

Zweite Auflage. **Allerlei** Zweite Auflage.

Herzensgeschichten.

Novellen und Studien von

Eugen Salinger.

Preis *M.* 4.—, gebunden *M.* 5.—.

Beste Kritik. Verlag von **C. Koenitzer** in **Frankfurt a. M.** Rascher Erfolg.

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 24. Berlin, den 17. Juni 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Erinnerungen an Garibaldi. Mit bisher ungedruckten Briefen. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Herrmann Hettner. Von Julian Schmidt. — Die Schule der Präraphaeliten. Von Ottomar Beta. — Ueber die Anfänge des deutschen Theaters. Von Theophil Zolling. — Auf der Insel Wight. Von Bruno Beheim-Schwarzbach. — Die Musik in Paris. Von Felix Vogt. (Schluß.) — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Noch einmal die Cavallerie-Frage. Von Cordel. — Inserate.

Erinnerungen an Garibaldi.

Mit bisher ungedruckten Briefen.

Von Karl Blind.

Nachdem Mazzini, der „Apostel der italienischen Freiheit und Einheit", bereits vor zehn Jahren zur Ruhe eingegangen, hat die Nation, die seiner unermüdlichen Thätigkeit so viel verdankt, nun auch den anderen bedeutendsten, opferfähigsten, einflußreichsten Volksführer verloren, der so lange dioskurenhaft neben dem früheren Triumvirn der römischen Republik stand. Was Garibaldi für die Entwickelung seines Landes geleistet, welchen Anstoß er mittelbar für die Fortschrittsbewegung im Allgemeinen gegeben, das hat der Griffel der Geschichte in ehernen Zügen auf weithin lesbare Tafeln eingegraben. Es ist nicht der Zweck dieser Blätter, einen Rückblick auf Thaten zu thun, deren eine und größte noch in Jahrhunderten wie ein Wunder erscheinen wird. Meine Absicht ist vielmehr, aus mehr als zwanzigjährigem Verkehr ein paar Mittheilungen zu machen, die vielleicht geeignet sind, etwas mehr Licht auf einzelne Vorgänge zu werfen, und allgemein gültige, in Werken der Zeitgeschichte überall zu findende, darum aber nicht weniger irrige oder unvollständige Angaben zu berichtigen.

Wohl die Meisten haben vergessen, daß nicht Garibaldi es war, der 1860 zuerst der Erhebung auf Sizilien als Leiter voranstand. Rosolino Pilo hatte vielmehr die Führung sechs Wochen lang, bevor der ehemalige Vertheidiger des römischen Freistaates von 1849, der Mitkämpfer am italienisch-französischen Kriege von 1859, mit seinen „Tausend" bei Marsala landete. Drei Sizilianer, Rosolino Pilo, Crispi und Corrao, waren die anfänglichen Führer des Aufstandes; und dieser Aufstand war im Verein mit Mazzini geplant worden, ohne daß Garibaldi bei den ersten Vorbereitungen mit zugezogen wurde. Pilo fiel im Kampfe, von neapolitanischer Kugel getroffen. Garibaldi trat an die Spitze und riß die Sache, die andernfalls vielleicht, wie so mancher vorhergegangene Versuch, unterlegen wäre, durch den Zauber seines Namens, durch seine Tapferkeit, durch sein Geschick als Führer landstürmender Freischaaren bis nach Neapel und bis zum Volturno durch.

Ich habe 1860 einer der Vorbesprechungen in London angewohnt. Auf Mazzinis Zeugniß, mit dem ich viele Jahre hindurch bis zu seinem Tod in engem freundschaftlichem Verkehr stand, beruhen die nachfolgenden Angaben.

Schon nach Schluß des Krieges von 1859 entwarf Mazzini einen Plan für einen, durch die Kirchenstaaten hindurch, auf das Königreich beider Sizilien zu machenden Angriff. Die ausgegebene Losung war: „Al Centro, al Centro, mirando al Sud!" („Nach der Mitte, nach der Mitte, zum Süden hin!") Man zählte auf Garibaldi, den General der Freiwilligen, und wollte Victor Emmanuel vorläufig ganz aus dem Spiele lassen, damit dieser nicht Cavour und dem Kaiser Ludwig Napoleon gegenüber in eine verfängliche Lage gerathe. Garibaldi ging auf diesen Plan ein, glaubte jedoch dem König, in dessen vaterländische Gesinnung er volles Vertrauen setzte, und mit dem er persönlich so eng befreundet war, Nachricht geben zu müssen.

Der König sprach mit Cavour davon. Dieser wandte sich nach Paris. Eine donnernde Einsprache von Seiten des Kaisers der Franzosen war die leicht vorauszusehende Folge. Garibaldi, der Befehl zum Aufbruch nach Mittel-Italien zu geben im Begriff stand, mußte davon zurücktreten; und Alles unterblieb.

Aus diesen Gründen wurde die Erhebung von Sizilien ohne Zuziehung Garibaldis vorbereitet.

Jenes Machtgebot Ludwig Napoleons stand mit dessen eigenen weitabsehenden Entwürfen in enger Beziehung. Die italienische Einheit zu gründen, hatte er nie beabsichtigt. Im Gegentheil, er wollte nur ein leicht vergrößertes Piemont schaffen, das ihm für die Zukunft als Bundesgenosse dienen konnte, Frankreich bei der Gelegenheit einen Zuwachs an Gebiet erringen, in Toskana Jérôme Napoleon, in Neapel einen Murat einsetzen und in dem „Italienischen Staatenbunde" als Schutzherr des Papstes, und mittelst einer ständigen französischen Besatzung auf dem „Erbgute Sanct Peters" thatsächlich die Oberherrschaft führen. Es war in etwas veränderter Form die Politik Napoleons I.

Wie stetig Napoleon III. auf das Ziel losgearbeitet hat, ergibt sich an einem schon am 10. Januar 1852, ein paar Wochen nach dem Staatsstreich vom 2. December, ausgegebenen Programm, das damals seinen Weg in ein einflußreiches deutsches Blatt durch den Pariser Berichterstatter desselben fand, der in jenen Zeiten öfters frühe Mittheilungen dieser Art aus dem Elysée erhielt. Er schrieb:

„Bin ich recht unterrichtet, und ich habe alle Ursache es zu glauben, so will Louis Napoleon wie im Innern, so auch nach Außen, eine thätige Politik an die Stelle der jetzt blos negativen treten lassen. Für eine solche thätige und kühne Politik, meint Louis Napoleon, wäre Lord Palmerston allein ein bereitwilliger Bundesgenosse. Der Präsident will nämlich zur Lösung der orientalischen Frage drängen, dabei auf Englands Seite stehen, sodann dessen Beistand in Italien, wo er im Bunde mit Piemont gegen Oestreich einschreiten will, in Anspruch nehmen. Die Republik (Frankreich) soll durch Savoyen

und Nizza vergrößert, Sardinien dafür durch Parma, Piacenza, Guastalla, Modena und Lucca entschädigt, und zur Ausführung des Planes gegen Oestreichs Einsprache kein Krieg gescheut werden, England aber dafür sorgen, daß der italienische Krieg nicht zu einem europäischen ausarte."

Hier haben wir den russischen Krieg — das englisch-französische Bündniß — den italienischen Krieg — das Bündniß Ludwig Napoleons mit Piemont — die Vergrößerung Frankreichs durch Savoyen und Nizza — die Machtvermehrung Sardiniens — die englische Neutralität — und die „Lokalisirung" des Krieges von 1859, Wort für Wort vorausgesagt! Und zwar Alles in der Ordnung, in der es erfolgte. In der „Kölnischen Zeitung" war diese merkwürdige Mittheilung vor heute mehr als dreißig Jahren erschienen.

Ludwig Napoleon hat die Absicht, französische Vasallenstaaten in Italien einzurichten, nach 1859 sehr eifrig betrieben, obwohl im ersten Wirbelsturm der damaligen Bewegung Toskana seinem Griffe sofort entrissen ward. Im neapolitanischen Königreich blieben seine Sendlinge fortwährend thätig. Dort schmeichelte er sich, den Haß gegen die bourbonische Tyrannei für einen Umsturz ausbeuten zu können, in welchem plötzlich französische Hülfe als Retter erscheinen und den Gewinn einstreichen sollte. Es war daher für italienische Vaterlandsfreunde sehr dringend geboten, unverzüglich die Hochfluth der Einheitsbewegung auszunutzen; und darum erkannte Mazzini schon im Herbst 1859 die Lage mit richtigem Blick.

Cavour war nämlich der Einsetzung eines Murat in Neapel durchaus nicht abhold. Man will jetzt Cavour als den Schöpfer des italienischen Einheitsstaates hinstellen; aber mit vollkommenem Unrecht. Eigentlich mehr Franzose, denn Italiener, oder wenigstens mehr Nord-Italiener, denn Italiener überhaupt, glaubte Cavour gar nicht an die Möglichkeit, die beiden Sizilien unter das Haus Savoyen zu bringen; ja, er wünschte es sogar nicht. Im Süden — meinte er — sind die Leute entweder bourbonisch oder demokratisch; der für die Verbindung mit Piemont nöthige Mittelschlag fehle; in seinem ganzen Volksthum passe der Süden im Grunde nicht zum Norden. Die Fernhaltung oder Ausscheidung der Neapolitaner und Sizilianer aus der italienischen Beziehung betrachtet Cavour deshalb mit äußerster Seelenruhe, und da er für Gründung seines vergrößerten Piemont Hand in Hand mit Napoleon gegangen war, ließ er die bonopartistischen Sendlinge im Süden gern gewähren.

Man hat nachträglich ein paar nichtssagende Zettel, welche der listige Piemontese während Garibaldis Zug vorsichtig schrieb, als Beweis seiner Urheberschaft des Zuges selbst auslegen wollen! Der Londoner „Observer" machte noch dieser Tage aus Garibaldi „eine zum großen Theile von Turin aus gezogene Puppe"! In Wahrheit ist jedoch, wie gesagt, der sizilianische Aufstand von 1860 von Mazzini geplant worden, und Garibaldi langte erst sechs Wochen nachher auf der Insel an. Cavour aber hoffte, „dieser Narr" (questo pazzo) werde mit seinen zwei halb-lecken Fahrzeugen schon den Tod auf dem Meere finden, vielleicht von Franzosen abgefangen werden.

Niemand hat besser als Garibaldi gewußt, welches die anfängliche Ansicht und der Herzenswunsch Cavours 1860 gewesen war. In seiner oft so derben Sprache nannte er diesen Staatsmann damals kurzweg „questa canaglia", und wollte mit ihm, trotz des Königs Wunsch, keinen Verkehr pflegen. Die Abneigung gegen Cavour brach auch bei Garibaldi durch, als ich 1864 mit ihm in London verkehrte. Daß Cavour nachträglich auf die Eroberungen des „Führers der Rothhemden" Beschlag legte, hatte allerdings wiederum mehr als einen Grund.

Zufolge dem von Mazzini entworfenen Plan sollte nämlich nach dem Sturze der Bourbonen-Herrschaft unverzüglich ein Angriff auf Rom gemacht und, wenn auch dies gelungen, dorthin eine italienische Nationalversammlung einberufen werden. Venedig, das noch unter habsburgischer Herrschaft stand, wollte man vorläufig nicht berühren, wenn der Zwang der Verhältnisse es nicht benöthigte.

Dies Programm war von den meisten Mitgliedern des Garibaldi'schen Generalstabes, unter denen sich eine Anzahl Anhänger Mazzinis befanden, angenommen worden. Garibaldi selbst hatte ein betreffendes Versprechen gegeben. Er war allerdings mit dem Rufe „König von Italien!" ausgezogen. Cavour mochte jedoch wohl fürchten, daß eine unter solchen Umständen ohne Theilnahme des Hauses Savoyen einberufene Nationalversammlung sich möglicherweise an den Ruf nicht kehren, daß sie vielmehr den Beschluß werde zur Ausführung zu bringen suchen, welchen die Volksvertretung der römischen Republik im letzten Augenblick, kurz vor der Besetzung der Stadt durch die französischen Truppen, gefaßt hatte.

Dieser Beschluß lautete auf das unveränderliche Recht des gewaltsam gesprengten Freistaates und auf seine Wiederherstellung, sobald der Augenblick günstig sei. Garibaldi aber hatte vor noch nicht langer Zeit sich einmal als den mit der zukünftigen Ausführung des Beschlusses Betrauten bezeichnet.

Theils diese Umstände, theils die Gefahr am Volturno, wie auch das heftige Drängen Ludwig Napolons, der Garibaldis Dictatur in Neapel gestürzt sehen wollte, aus Scheu vor England aber nicht selbst einzugreifen wagte, sind die Ursachen des piemontesischen Vormarsches gewesen. Garibaldi ritt dann dem König entgegen mit dem Ausrufe: „Ré d'Italia!" und legte die Dictatur nieder. In einem Stalle fand man ihn nachher, wie er ein kleines Mahl aus der Hand zu sich nahm. Mit fünfundzwanzig Franken in der Tasche ging der Befreier beider Sizilien, der Schöpfer des italienischen Königreichs, auf seine Ziegen-Insel zurück. —

Wie wenig die inneren Zusammenhänge zeitgeschichtlicher Ereignisse bekannt sind, wie verkehrt sich dieselben im Kopfe Vieler spielen, die als Leiter der öffentlichen Meinung gelten, das erhellt aus der Aeußerung des bedeutendsten liberalen Blattes Englands: „Mentana habe kein glänzendes, Aspromonte kein vernünftiges Ziel versinnbildlicht."

Der Ordnung nach müßte Aspromonte, das gewiß nicht Garibaldis Ziel, wenn auch sein damaliger Ausgang war, jedenfalls zuerst genannt werden. Ohne Zweifel hat sich dieser selbstlose Mann ohne viel Besinnen tapfer in manche aussichtslose Unternehmungen gestürzt, die indessen trotz der Niederlage eine gute Frucht für seine Bestrebungen trugen. Aber die Erhebung von 1862 war keineswegs „unvernünftig", so schnell sie auch auf jener Anhöhe zusammenbrach, wo Victor Emanuel seinem Freunde die Kugel ins Bein senden ließ.

Von jener Erhebung war ich durch Garibaldi zum Voraus durch eine nach London gesandte Vertrauensperson benachrichtigt worden. Ich erhielt dabei Nachricht über die wahre Ursache der Unternehmung. Diesmal war es Garibaldi, der sie allein geplant. Mazzini, der seit der Niederlegung der Dictatur durch Garibaldi in Neapel mit dem ehemaligen Genossen mehr und mehr auseinander gekommen war und bei welchem ich deshalb öfter ein Wort zur Einigung einlegte, hatte von dem Aufstandsversuche keine vorläufige Kenntniß. Was nun Garibaldi bewog, 1862 gegen die italienische Regierung mit den Waffen aufzutreten, spricht nur zu seiner Ehre und hat für Deutschland eine besondere Wichtigkeit.

Es handelte sich für Ludwig Napoleon damals darum, Italien zu einem künftigen gemeinsamen Kriege gegen Preußen und Oestreich vorzubereiten. Garibaldi sollte dabei von der dalmatischen oder türkischen Küste aus mit Freischaaren ostwärts vordringen und so Oestreich beschäftigen. Ich übergehe hier die ziemlich umfangreichen Einzelheiten des Planes, bei welchem eine vorläufige Absendung italienischer Hülfstruppen nach Mexiko in Aussicht genommen war, durch welche die Italiener für ein späteres Zusammenwirken mit den Franzosen am Rhein zurecht gemacht werden sollten. In tiefstem Geheimniß hatte Rattazzi den einflußreichen Führer zu sich aus Caprera herüber beschieden und ihm eine Million Lire und Waffen in Aussicht gestellt. Garibaldi hörte zu, und entschloß sich — zu dem Zuge, der bei Aspromonte scheiterte.

Er wollte damit gewaffneten Protest einlegen gegen die Vermischung der italienischen Nationalpolitik mit den imperia-

listischen Eroberungszwecken Napoleons III. Er sagte sich, daß, wenn die Turiner Regierung zu Hause beschäftigt würde, sie sich solcher Abenteuer jedenfalls enthalten müsse, gleichviel welches der Ausgang seines eigenen Zuges sei. Ein Abenteuer steuerte also einem beabsichtigten viel schlimmeren des in die bonapartistischen Staatskünste verflochtenen Rattazzi.

Das ist die „wahre Wahrheit" über jene Erhebung. Deshalb ging im October 1862 eine von dem Verfasser dieser Erinnerungen gezeichnete Zuschrift*) an den Gefangenen in Varignano ab, worin gesagt war:

„. . . . Es gibt Niederlagen, die den Keim eines künftigen Sieges in sich tragen. Indem Sie muthvoll die Hand gegen eine Usurpation erhoben, die am Herzen ihres Vaterlandes nagt; indem Sie den heldenhaften Ruf: „Rom oder den Tod!" erklingen ließen, haben Sie einem Volke, das in Gefahr schwebte, die Beute einer ausländischen Vampyrpolitik zu werden, zeitige Warnung gegeben, haben Sie nichtswürdige Despoten-Pläne, in welche Italien hineingezogen werden sollte, wenigstens für eine Weile durchkreuzt. Ja, trotz des Unfalles, der ihr Befreiungswerk unterbrochen, haben Sie der Sache des Fortschrittes einen großen Dienst geleistet. An dem Tage, an welchem Italien in den Besitz seiner Hauptstadt eintreten wird, wird Ihr Name als der des wahren Siegers in die Geschichtstafeln verzeichnet werden müssen . . . . "

Bei Garibaldis Einzug in London (1864) zum Sprecher der Deutschen erwählt, die eine Abordnung mit einer von mir aufgesetzten Zuschrift an ihn sandten, habe ich im Beisein Freiligraths, Kinkels und Anderer nochmals in gleichem Sinne bezügliche Worte des Grußes an Garibaldi gerichtet. Sein „unvernünftiges" Aspromonte schob jedenfalls den längst von Napoleon beabsichtigten Krieg am Rhein hinaus.

Aus den mancherlei für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefen Garibaldis, die er mir in den sechziger Jahren sandte, hebe ich einige Stellen hervor, welche sein Verhältniß zur deutschen Nation betreffen. Unterm 10. April 1865 schrieb er mir aus Caprera:

„Der Fortschritt der Menschheit ist ins Stocken gerathen. . . Es fehlt der Welt ein Führervolk: nicht um sie zu beherrschen, sondern um sie zu leiten auf dem Pfade der Pflicht, die in nichts Anderem besteht, als in der Verbrüderung der Völker und in dem Sturze der von der Selbstsucht gezogenen Schranken. Es fehlt der Welt ein Führervolk, das, einem ritterlichen Kämpen der Vorzeit gleich, sich der Aufgabe widmet, das Unrecht zu befehden, die Schwachen zu unterstützen, und welches bereit wäre, das eigene, materielle Wohl eine Zeit lang zu opfern, um dadurch ein viel kostbareres Gut zu erringen, nämlich das hochbefriedigende Bewußtsein, die Leiden seiner Mitmenschen gelindert zu haben. Träte ein Volk muthig in dieser Weise auf den Plan, es würde alle Unterdrückten um sich sammeln, es würde zum Retter aller derjenigen werden, die aus dem Abgrund der Erniedrigung emporsteigen wollen, in welchen die Verkehrtheit der Regierungen sie gestürzt hat. Dieser Ehrenposten, den die Wechselfälle der Zeiten unbesetzt gelassen haben, könnte füglich von der Deutschen Nation eingenommen werden. In dem ernsten und philosophischen Charakter Ihrer Mitbürger liegt eine Bürgschaft des Vertraues für die Zukunft Aller. Schüttelt Ihr daher mit Euern starken germanischen Armen den wurmstichigen Katafalk**) ..... Bildet Ihr im Herzen Europas, das Ihr bewohnt, die achtunggebietende Einheit Euerer fünfzig Millionen — und wir Alle stürzen uns mit Begierde und Entzücken in Eure brüderlichen Reihen. .... Sagen Sie meine herzlichsten Grüße Ihrer Familie, unseren Freunden u. s. w."

Dieser Brief athmet gewiß freundschaftliche Gesinnung für Deutschland. Das Gleiche gilt von einem nachfolgenden.

Im Jahre 1868 glaubte bekanntlich Napoleon III. die Zeit auf einen Augenblick gekommen, mit dem — wie Herr Lavalette meinte — durch die Ereignisse von 1866 in „drei Stummel" (trois tronçons) gespaltene Deutschland wegen Luxemburgs anzubinden. Von Ledru-Rollin, der einen Verwandten unter dem höheren Offiziersstande des Kaiserreiches hatte, wurde mir damals eine ihm zugesandte genaue Mittheilung über die Vorgänge in dem unter dem Vorsitze Napoleons geführten Ministerrath. Man hatte kriegerische Entschließungen gefaßt; nachträglich wurden sie allerdings wieder rückgängig gemacht — worauf einer der Marschälle ausrief: „Dieser Mensch entehrt uns!" (Cet homme nous déshonore!)

Es gab bekanntlich damals auch einige sogen. Demokraten bei uns, die für den Fall eines Krieges die Neutralität Süd-Deutschlands herbeiführen wollten. Mittelst Garibaldis, des Vorsitzenden der Friedens- und Freiheits-Liga, suchte man in mancherlei Kreisen in dieser Richtung zu wirken. Ich schrieb deshalb an ihn, um ihn zu einer Kundgebung im richtigen Sinne zu veranlassen, Folgendes:

„Mit Bedauern lese ich, daß in dem Blatte 'Ver. Staaten von Europa', dem Sprechsaal der Friedens- und Freiheits-Liga, jüngsthin die Neutralität Süd-Deutschlands für den Fall eines Krieges gepredigt worden ist. Man fügte hinzu: auch Italien, gleichwie die Schweiz, Belgien, Holland, sollten sich mit Süd-Deutschland auf den Grundsatz der Nicht-Einmischung in solcher Angelegenheit einigen. Das wäre dann einfach der Zweikampf zwischen Frankreich und Preußen, welchen Herr Ronher wünscht. Mit solcher Neutralitätspolitik käme man bald dahin, den napoleonischen Cäsarismus noch stärker zu machen, und das Schicksal Deutschlands, gleichwie Italiens, wäre damit besiegelt. Ein Gegner der einfach militaristischen Politik*) ..... wie ich es bin, hege ich andererseits die feste Ueberzeugung, daß, wenn Ludwig Napoleon einen Theil unseres Vaterlandes angreift, wir Alle zusammenstehen müssen (si Louis Napoléon attaque une partie de notre patrie, nous devrons tous faire cause commune). Jenes Blatt täuscht sich also gewaltig in dieser Sache. In den Tuilerien wünscht man freilich nichts mehr, als der Neutralität Süd-Deutschlands sicher zu sein; hätte man diese Gewißheit, man begänne den Krieg morgen, um am Rhein zu vollenden, was man in Italien angefangen. Ich glaube sicher sein zu dürfen, daß Sie diese Anschauung theilen, und ich wäre um so erfreuter, von Ihnen ein briefliches Wort darüber zu haben, da die Friedens- und Freiheits-Liga unter Ihren Auspizien gestiftet wurde."

Garibaldis Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Er schrieb u. A. umgehend:

„Bonaparte bekämpfen, heißt das Uebel bekämpfen. Nicht allein ganz Deutschland, nein, auch Italien, ja, alle Welt sollte wider ihn sein!"

Ich bin in jenen Tagen mit manchem, durch die Ereignisse von 1866, welche die Ausstoßung eines Theiles unserer Nation zur Folge hatten, tief verbitterten Manne in Verbindung gewesen, und habe unablässig die Nothwendigkeit betont, daß bei etwaigem Krieg, der jeden Augenblick ausbrechen konnte, alle Deutschen Schulter an Schulter zu stehen hätten. Garibaldis damals veröffentlichte Zuschrift war daher doppelt willkommen.

(Schluß folgt.)

*) S. Garibaldi im Varignano und auf Caprera. Von Elpis Melena. Leipzig, 1862.

**) Der Schluß des Satzes ist vielleicht für die jetzigen Zustände nicht ganz „schriftgemäß".

*) Auch diese Stelle ist in ihrem Verlauf nicht ganz schriftgemäß.

Literatur und Kunst.

Herrmann Hettner.

Von Julian Schmidt.

Es ist ein großer Segen für einen Schriftsteller, wenn es ihm gelingt, sich zu einem größeren Werk zusammenzuraffen und so der spätern Zeit nicht blos durch Hörensagen, sondern durch

eine wirkliche Urkunde überliefert zu werden. Was Hettner als Lehrer in seiner akademischen Laufbahn in Heidelberg und Jena, was er als Director der Museen in Dresden Gutes und Nützliches geleistet, wird allmählich vergessen werden, sein großes Werk, die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, wird ihn längere Zeit im Andenken erhalten. Auch ich will ihn nur von dieser Seite betrachten: seine kunsthistorischen Arbeiten und seine Reisebriefe liegen mir ferner.

Hettners literarische Laufbahn ist im Ganzen eine glückliche zu nennen. Er hat, ohne erhebliche Abweichung von seinem Ziel, für seine beiden geistigen Interessen, Kunst und Literatur, eine correcte Schule durchgemacht. Seine äußere Lage war von vornherein so günstig, daß er zu keiner Arbeit, die ihn von seinem Ziel hätte ablenken können, genöthigt war. Er fand in Dresden in verhältnißmäßig früher Zeit eine angemessene Stellung, die ihn anregte, befriedigte und ihm doch so viel Muße ließ, auch der andern Seite seiner geistigen Interessen gerecht zu werden. Er kam mit den hervorragenden Männern der Literatur vielseitig in Berührung, wußte sich bei ihnen Achtung zu gewinnen, und wurde durch sein conciliantes Wesen vor den literarischen Fehden bewahrt, wie sie während seines ersten Aufenthalts in Rom und auch später in Dresden in den Zeiten von Gutzkow und Auerbach den Betheiligten so oft die Zeit raubten, die sie nützlicher hätten anwenden können. Man hat seine Leistungen mehr oder minder anerkennend beurtheilt, aber so viel ich weiß, ist er nie einem heftigen Angriff ausgesetzt gewesen.

Diese conciliante Art war bei ihm nicht etwa Sache der Klugheit, sie lag tief in seiner Natur und ist in sein ganzes geistiges Wirken verwebt. Die Arbeit wird froher und gedeihlicher, wenn man von vornherein mit der Gabe der Anerkennung ausgestattet ist und mit Respect vor der öffentlichen Meinung. Man wird vor gewagten Paradoxien bewahrt und kommt nicht leicht in den Fall, mißverstanden zu werden. Hettners Urtheile sind ein verständnißvoller geistreicher Widerhall dessen, was die gebildeten Leute seiner Zeit im Allgemeinen urtheilten; auch in der Politik, Religion und Moral befand er sich stets mit der Mehrzahl der Gebildeten im Einklang, er war gemäßigt liberal, gegen jeden Glaubenszwang und jede Frömmelei, aber auch gegen den Materialismus, und wenn er bevorzugten Geistern in moralischen Dingen einige Concessionen machte, so war die Grundlage seiner sittlichen Ueberzeugungen das bleibende Gemeingefühl des deutschen Bürgerthums.

Diese Scheu, Anstoß und Aergerniß zu geben, dies tiefe Bedürfniß, mit den Bessern seiner Zeit sich in Einklang zu wissen, hat auch seine Schattenseiten. Wenn manche Kritiker Hettners „schneidigen" Ausdruck rühmen, so gebrauchen sie wohl „schneidig" als ein Epitheton ornans ohne bestimmte Bedeutung, wie es Hettner auch zuweilen that: er entläßt niemals seinen Helden ohne ein solches Epitheton: „feinsinnig", „stilvoll", „gewaltig" u. s. w., man könnte eine ganze Scala zusammenstellen; ein prägnanterer Ausdruck wäre mitunter angemessener gewesen.

Davon abgesehen aber ist seine Literaturgeschichte als ein bildendes Buch aufs Höchste zu rühmen. Es stellt an seine Leser keine großen Ansprüche, es ist bequem, angenehm, verständlich geschrieben, man findet sich leicht zurecht, und wenn das Buch auch nicht auf alle Fragen antwortet, die man zu thun sich berechtigt hielte, so läßt es doch über das, was der Autor meint, kein Mißverständniß zu. Es leistet aber noch mehr: es zeigt, wie der Autor zu seinen Urtheilen gekommen ist, und erleichtert dem Leser das Studium der Schriftsteller, das Aufschlagen der Beweisstellen u. s. w. ganz ungemein. In dieser Beziehung — ich spreche das mit voller Ueberzeugung aus — ist es das beste Buch, was wir in Deutschland bis jetzt haben.

An Vollständigkeit freilich läßt es zu wünschen übrig. Ich meine nicht die Vollständigkeit der literarischen Notizen, darin ist Hettner vielmehr sehr reichlich, und das Buch hätte vielleicht gewonnen, wenn manches Gleichgültige weggelassen wäre. Aber die Darstellung des Bedeutenden kommt dadurch öfters zu kurz, daß er an alle Perioden der Literaturgeschichte wie an alle Helden derselben mit einem allgemeinen einförmigen Frageregister herantritt, das doch für manche Erscheinungen weniger paßt als für andere. Gerade die schöpferischen Naturen in der Literatur haben gewisse singuläre Grundkräfte, die man bei andern nicht findet; die Pflicht des Historikers wäre dann, auf diese aufmerksam zu machen und das Uebrige als gleichgültig bei Seite zu werfen. Die Vollständigkeit, die Hettner erstrebte, ist eine andere: es soll von allen Erscheinungen die Rede sein, Malerei, Musik, Naturwissenschaft, Mathematik u. s. w., wenn auch das, was man von ihnen erfährt, nicht mehr ist, als was man in jedem Handbuch finden könnte.

Man wird, wie ich glaube, dem Buch am meisten gerecht, wenn man es als eine Sammlung von Essays betrachtet, die durch einen leichten chronologischen Faden mit mehr oder minder Geschick verbunden sind. Diese Essays sind zum Theil sehr werthvoll. Die erste Stelle verdient nach meinem Gefühl eine kleine Schrift, mit der er schon 1849 hervortrat: Die romantische Schule. Bis dahin betrachtete man sie entweder als mißverstandene Consequenz aus dem transcendentalen Idealismus oder als doctrinäre politische Reaction; Hettner hat gezeigt, daß sie ursprünglich aus der hellenisirenden Richtung Goethes und Schillers hervorging, wenn sie auch im Lauf der Zeit eine andere, zuletzt entgegengesetzte Richtung nahm. Diese Ansicht ist jetzt gangbare Münze; die Gerechtigkeit erfordert, anzuerkennen, daß Hettner sie zuerst in Umlauf gesetzt hat. Und so findet man in einzelnen Essays, z. B. über das Verhältniß Lessings und Herders zu Shakespeare, über den Einfluß Rousseaus u. s. w zum Theil sehr scharfsinnige Betrachtungen; ganz ohne Ausbeute bleibt man bei keinem Kapitel.

Das ganze Buch, als Kunstwerk betrachtet, möchte ich auch einen Essay nennen, und zwar einen Essay im allergrößten Stil dem aber die Ausführung nicht ganz entspricht.

Hettner wollte nämlich die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts vom europäischen Standpunkt geben. Ein sehr großer, fruchtbarer und in der Idee auch ausführbarer Gedanke! Erst Herder, dann Fr. Schlegel schwebte die Idee für die ganze Weltgeschichte vor, wo sie dann freilich einen andern Charakter hätte annehmen müssen. Das 18. Jahrhundert dagegen oder vielmehr die Zeit vom letzten Viertel des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erlaubt eine solche künstlerische Darstellung allerdings, weil sie einen einheitlichen Charakter hat und der Wechselwirkung der Nationen einen viel größeren Spielraum gab als irgend ein anderes Zeitalter.

Es war das klassische Zeitalter der Literatur. In keiner andern Zeit haben die Schriftsteller einen so durchgreifenden Einfluß auf die Weltereignisse gehabt, sind so bestimmt die Träger der Cultur gewesen. Wer Männer wie Leibnitz, Voltaire, Lessing, Goethe, Byron u. s. w. versteht, versteht auch ihre Zeit. Ich würde es nicht unternehmen, bestimmt zu sagen, wo dies Zeitalter seinen Abschluß findet, daß es aber abgeschlossen ist, fühlen wir Alle. Wir haben jetzt mehr Schriftsteller als früher, und der Schriftsteller wird immer eine Macht bleiben, wie er es zu allen Zeiten gewesen ist, aber er ist nicht mehr die Ausschlag gebende Macht. Nicht blos die Politik beschränkt die Literatur, vielmehr absorbirt die materialistische Culturbewegung das allgemeine Interesse. Ja auch die Literatur hat einen ganz andern Charakter angenommen: die strengere Wissenschaft hat sich von dem allgemeinen Leben zurückgezogen und arbeitet für sich im Verborgenen, und der bei weitem größere Theil der Presse wirthschaftet lediglich für die Bedürfnisse des Tags. Beides ist für den Historiker nicht mehr darstellbar: die Physiognomie geht durch das Massenhafte verloren. In dieser Beziehung steckt in dem ungeheuern Reichthum unserer Interessen zugleich eine gewisse Armuth.

Hettner ging mit der Absicht ans Werk, von der großen Weltbewegung, in der eine Nation nach der andern wie in einer Fuge die Oberstimme führt, eine künstlerische Darstellung zu geben. Der Anfang, wie er die Engländer einführt, ist vortrefflich und läßt das Beste hoffen, obgleich man sich wundert, daß er den Engländern zu lange das Wort verstattet. Dann

kommen die Franzosen daran, die Engländer verstummen gänzlich, obgleich in Wirklichkeit ihre Stimme gerade im Wendepunkt des Jahrhunderts sich noch sehr laut vernehmlich machte. Endlich kommt eine deutsche Literaturgeschichte in vier Bänden, die andern Nationen treten von der Bildfläche völlig zurück. Dadurch aber geht der einheitliche Charakter des Werks verloren.

Die Geschichte der europäischen oder Weltliteratur will in einer ganz andern Perspective gesehen sein als die Geschichte einer Nationalliteratur: Vieles, was in der letzteren wichtig genug ist, z. B. die Entwickelung der Sprache in ihren Einzelheiten, ferner die Cultur einer gewissen Gemüthsrichtung, hat für die erstere gar keine Bedeutung. Hier muß sich Alles in großen Massen gliedern, wenn man nicht verwirrt werden soll, und dazu muß man einen Standpunkt wählen, der hoch und entfernt genug ist, um die großen Strömungen zu zeigen, das kleine Wellengekräusel zu verdecken. Wie für die Periode der Aufklärung eine solche historische Gliederung möglich ist, darüber erlaube ich mir nur einige kleine Andeutungen.

Die Periode beginnt mit dem Zeitalter Ludwigs XIV. Es ist das Residuum der großen Culturwelt, in welcher die romanischen Nationen unter der Fahne der Gegenreformation in Europa die erste Rolle spielen. Die Franzosen haben die Italiener und Spanier beerbt, ihre Sprach- und Denkweise wird die Sprach- und Denkweise des gebildeten Europa.

Nun folgt die Reaction, etwa von 1690 bis 1720, politisch wie sittlich gegen das Uebergewicht Frankreichs gerichtet. Das protestantische England macht sich durch die Revolution frei, das deutsche Reich versucht es wenigstens in einem gewaltigen Kampfe. Eine Reihe glänzender Denker, Philosophen und Naturforscher erschüttern das Princip der Autorität, das in Frankreich selbst durch Liederlichkeit und Frivolität abgeschwächt wird. Zwei große Richtungen theilen sich in die Herrschaft der gebildeten Welt, der deutsche Idealismus von Leibnitz, die Nützlichkeits-Philosophie Lockes, welche letztere in dem englischen Staats- und Gesellschaftsleben ihren Rückhalt findet. Der Krieg zwischen diesen beiden Richtungen ist entscheidend für die nächste Weltbewegung.

1720—1740 wird die Leibnitz'sche Lehre als Schulphilosophie Gemeingut des deutschen Publicums, die Locke'sche Philosophie wird durch geistreiche Köpfe nach Frankreich übertragen.

1740—1770 übernimmt das junge Frankreich die Führung: Voltaire, Rousseau, die Encyklopädisten; durch die Sprache des gebildetsten Volks in Europa wird die Philosophie Lockes, die Idee der Vervollkommnung des Erdenlebens, Gemeingut der Völker. Die Deutschen reagiren zwar lebhafter als je gegen Frankreich (Klopstock, Lessing), aber sie gehen im Kampf gegen die Aufklärung mit den jungen Franzosen Hand in Hand.

1770—1790. Der Kampf wird leidenschaftlicher; nicht mehr blos die Philosophen rufen: ecrasez l'infâme! Die amerikanischen Freistaaten treten auf. In Deutschland Sturm und Drang, Goethe der Fürst der Jugend, endlich Schillers Räuber. Dann fangen die Deutschen an, sich von den Wirren des Tags in eine ideale Welt zurückzuziehen, Goethe in Rom, die Götter Griechenlands. Aber die Wirren der Revolution, der Abschluß der Bewegung seit 1690, strömt wie eine Brandung über das Land der Ideale.

1790—1815. Neue Reaction gegen Frankreich, das revolutionäre wie das erobernde. Die Engländer Burke und Scott u. s. w. greifen wieder mächtig ein. Die Romantik.

Ich breche ab; es kam mir nur darauf an, anzudeuten, daß das Zeitalter sich wohl historisch hätte gliedern lassen. Wie Schade, daß Hettner den Versuch nicht wirklich gemacht hat! In der Objectivität würde kein anderer Schriftsteller ihm gleich gekommen sein.

Die Schule der Präraphaeliten.

Von Ottomar Beta.

Ein Land, das seit einem Jahrhundert den commerciellen Tribut aller Völker der Erde in sich aufnahm, wie England, wird andere typische Erscheinungen zeigen, als ein in Isolirtheit gebliebener binnenländischer District, der aller Vortheile des Verkehrs ermangelt. Wir stoßen in solchen Regionen, wie die letzteren, auf allgemeine Verkommenheit, Trägheit, alkoholistischen und fatalistischen Dusel, während das Land, das den Weltmarkt beherrscht, umgekehrt die entgegengesetzten Excentricitäten aufweist. Eine psychische Erscheinung von epidemischer Natur entgegengesetzter Art macht nun gegenwärtig in England viel von sich reden. Es ist die sogenannte „Intensity", eine mindestens intensiv ästhetische Richtung, die in den Häusern der Reichen krankhaft um sich greift, zur Zersetzung von Sitten und zur Zerstörung der individuellen Gesundheit führt und lediglich durch allgemeine Ursachen in ihrem weitverbreiteten Auftreten zu erklären ist.

Es gibt eine Kunst, welche erfrischt und für das Werk des Tages belohnt, die Seele belebt, das Gemüth erhellt. Dies ist aber nicht diejenige Kunst, welcher diese Präraphaeliten huldigen. Ihre Maler fliehen die natürliche Form und Farbe, ihre Dichter verabscheuen den volksthümlichen, gemeinverständlichen Vorwurf und Ton. Das Publicum, das ihnen anhängt, zeichnet sich durch einen Mangel an Muskeln aus, sein Blick ist blind und matt, sein Gang ist schleppend, sein Anzug barock. Zuweilen leuchten die Augen des Adepten des Präraphaelitismus mit unheimlichem Feuer, die hohlen „grasgrünen" Wangen röthen sich hektisch, kurz man sieht, daß sie in einer ungesunden Geistesatmosphäre erzogen sind. Die Typen dieser Maler und Dichter und der exclusiven Gesellschaft, in welcher sie die Heilande spielen, sind in den letzten Jahrgängen des englischen Witzblattes „Punch" in haarscharfen und in keiner Weise übertriebenen humoristischen Zeichnungen von der Meisterhand B. Du Mauriers zu allgemeiner Erheiterung des gesund empfindenden Publicums zum Besten gegeben worden. Sie nennen sich Maudle, Cimabue Brown, Postlethwaite, welches Kleeblatt als die besonderen Zierden des Salons von Mistres Tomkyns figuriren. Gedichte und Bilder in der Manier dieser Schule, die der „Punch" ebenfalls häufig seinen Lesern darbringt, weisen in erster Linie auf den erotischen Dichter Alderon Charles Swinburne und seinen Busenfreund, den Maler Burne Jones hin. Diese gelten für die Originale jener Caricaturen, und verdienen diesen Ruf. Mindestens culminirt in ihnen diese Richtung, und es ist unmöglich, über sie mit gesunden Sinnen in seinem Urtheil fehl zu gehn.

Swinburne ist ein Modedichter, und man darf sagen, es sei traurig, daß er Mode ist. Seine Balladen und Gedichte, die er Burne Jones gewidmet hat, besingen alle möglichen Schönheiten der Mythologie und der Mythe — auch der christlich-germanischen. Mit einem „Laus Veneris" anhebend, geht er zum Hermaphroditen über; Phädras Ehrenrettung, Faustinas Gelüste, Sapphos Schmerzen und die Reflexionen eines lebensmüden Tannhäuser beschäftigen seinen epischen Griffel. Seine Dramen behandeln Maria Stuarts Liebschaften; den Reigen eröffnet „Chastelard", welches Victor Hugo, den er „The chief of living poets" nennt, gewidmet und 1865 erschienen ist; „Bothwell" folgt 1874 und ist nur für auserlesene Kreise, ein „Erechtheus", 1876, sogar nur in 250 Exemplaren zur Ausgabe gekommen. Vermögend, wie der junge Dichter ist, welcher von einem höheren Verwaltungsbeamten abstammt, konnte er der Kritik ein Schnippchen schlagen und fand in der languiden Gesellschaft einen günstigen Boden für seine lediglich dem Eros und den Erynnien gewidmeten Poesien. Außerdem liegt uns eine Ode auf die Proclamation der französischen Republik (1870) und eine Broschüre vor, die den Titel führt: „Under the Microscope" (1872). In dieser nimmt Swinburne mit offenbarer Ueberhebung die gesammte englische Literatur unter das Vergrößerungsglas, als handle es

sich um Infusorien. Was er damit bezweckt, wird nicht recht klar. Neben griechischen Citaten, die er aus Oxford mitgebracht hat, findet man nur wenig qualificirte und motivirte Schmähungen gegen Alles was außer ihm die Feder führt (Victor Hugo ausgenommen), insbesondere gegen Byron, Shelley, Tennyson und den Kritiker Buchanan. Einige Gnade findet der amerikanische Demokrat und Republikaner Walt Whitmann vor seinen Augen, und etwas ängstlich klammert sich Swinburne selbst an den Heroenverehrer Thomas Carlyle an. Im Uebrigen gibt er sich das Ansehn, als ob er seine Zeitgenossen, indem er sie erwähnt, aus dem Rinnsteine zöge und dann wieder ihrem Elemente überlieferte, offenbar eine kaum reinlich zu nennende, noch lobenswerthe Beschäftigung. Wir würden es nicht unterlassen, dem Leser anheim zu geben, sich selbst auf Grund von Citaten aus diesen Werken ein Urtheil zu bilden; wir suchen aber vergebens nach solchen, die nicht im übelsten Sinne des Wortes erotisch und anstößig sind, so daß sie an Mißduft den schlimmsten Excessen Zolas nichts nachgeben. Oft grenzt die Begierde, die sich in diesen Versen ausspricht, an die der Homophagen, obgleich andrerseits zugegeben werden muß, daß die Sprache eine virtuose ist und das Undenkbare möglichst nur lediglich andeutet. Das Wort sweet, süß, begegnet uns auf jeder Seite — auf einer zwölf Mal, das Wort love, Liebe, noch öfter; sodann sind blood, blood-colored, sweet as blood, und flower, breast-flower, moonflower, sunflower Lieblingsworte dieses Poeten. Alles ist ihm Blume, was unter seine Nase kommt; natürlich handelt es sich überall nur um Wesen und Geschöpfe der Mythologie und der Phantasie, um sein Ideal, das Idol der Intensity-Schule.

Und nun das Idol dieses Dichters. Der Maler Burne Jones stellt es uns vor Augen, doppelt, zehnfach auf jedem seiner Bilder, deren wir eine Sammlung in der Grosvenor Galerie in New-Bond-Street, W., der großen Heerstraße des Aestheticismus, zu sehen bekommen. Unter Anderen finden wir dort das Prototyp oder Musterbild dieser Schule, eine „Ballade des Lebens", welches Bild Swinburne in seinem gleichbetitelten Gedichte dahin deutet, daß sich die Furcht, die Schande und die Wollust in der Welt seiner Balladen und Dramen wieder verjüngen und verschönen; es ist dies die Welt der Intensity-Schule, in welche deren Adepten durch ein süßliches Wesen von großer Hagerkeit in goldener Gewandung eingeführt werden, das verbundene Augen hat und eine Laute schlägt. Furcht wird unter dem Einflusse ihrer Klänge Mitleid, Schande wird beruhigte Fürsorge, Wollust wird Liebe. Es ist eine Art von Methode in diesem erotischen Wahnsinn, allerdings mehr die Methode des Verwandlungskünstlers und Prestidigitateurs.

Dieses Wappenschild der Intensity ist etwa so groß wie eine mittlere Tischplatte und Gold in Gold, auf Basrelief gemalt, so daß die Figuren mehr als pastös vielmehr erhaben modellirt, vergoldet und mit Krapplack oder sonstiger Tünche überzogen erscheinen. Die erste Regel dieser Schule, nur das Nothwendigste an Zeichnung zu geben und die alleinige Linie, dem Lilienstengel gleich, zu ihrem Rechte kommen zu lassen, ist somit hierin durchaus nicht befolgt, da der Zeichnung die Plastik mit pastösem Vortrag nachhilft. Außerdem geht die Intensity-Malerei sehr verschwenderisch mit Lasuren um, die einen hypnotischen Einfluß auf den languiden Beschauer ausüben. Ferner bemerkenswerth ist, daß die vier Figuren in goldner Hülle alle denselben Kopf tragen. Es ist ein und dasselbe bekannte etwas eckige Antlitz der großen, schlanken, lilienstengelartigen Schauspielerin Miß Ellen Terry (vom Lyceumtheater in Wellington-Street) mit dem vielbesungenen schönen Kinn und der weißen Kehle, welches für alle Figuren Modell stehn muß, auch für die männlichen, die Burne Jones in Scene setzt. Denn selbst auf die Bühne hat das Intensity-Wesen und die lauwarme, nicht gar kochende Minne dieser Schule ihre Wirkung geltend gemacht. Mr. Henry Irving, der Director des Lyceumtheaters, darf nach Wesen und Erscheinung sowohl wie seiner Tendenz zufolge zu derselben gerechnet werden und bedauert gewiß, daß die Swinburne'schen Dramen unaufführbar sind. Endlich findet die Schule in dem Professor Pater am Oriel-College in Oxford eine akademische Vertretung. Dieser treibt unter dem Vorwande der Aesthetik dunkelsten Minnecultus in der hergebrachten, nur den Eingeweihten verständlichen andeutenden Redeweise dieser Genossenschaft, welche wegen der gemeinsamen Reclame, die ihre Mitglieder treiben, Mutual-admiration-Society genannt wird. Ein Großhändler in Ausstattungen, Tapeten, alten Bildern, Vasen 2c., der gleichzeitig Dichter, Maler, Musiker und Decorateur ist und wie die andern Genannten ebenfalls in Oxford studirt hat, Mr. William Morris, sorgt dafür, daß die Actien dieser Schule in Gestalt bizarrer Kunstgegenstände ihren Markt finden und gibt der ganzen Bewegung einen Hintergrund, welcher beweist, daß es sich dabei nicht lediglich um platonische Begeisterung, sondern auch um redlichen Gewinn handelt und daß die Schule auf die allgemeine Geschmacksentgleisung *speculirt*.

Wie alle allgemeinen Erscheinungen hatte auch die des Aestheticismus eine gewisse Berechtigung, indem sie aus einer Reaction gegen die Verflachung und Gedankenarmuth, die Unschönheit und Nüchternheit der verflossenen Epoche hervorging.

Die Väter der Intensity waren drei Maler von Ruf und Bedeutung: der vor wenigen Wochen gestorbene Rossetti, Holman Hunt und der Hofmaler Millais, welche die sogenannte Präraphaeliten-Brüderschaft bildeten, ein Name, den die Kritik ihnen beilegte, aber schelmischer Weise auf die Buchstaben P. R. B. zurückführte, welche der bedeutendste dieser drei, Millais, über seiner Atelierklingel anbrachte und einfach please, ring bell — bitte zu klingeln — besagten. Diese Maler ernteten großen Beifall und erfuhren daneben wüthende Opposition, da sie gegen den hergebrachten „vaterländischen Hausmannsstil" de Wints, David Coxs und Constables, und auch gegen die leere Coloristik Turners sich erhoben. Sie erweiterten den Zweck der Kunst und vertieften dieselbe. Hunt ist Orientmaler, Rossetti Heiligenmaler, Millais Historien- und Genremaler. Alle drei zeigten im Anfang ihrer Laufbahn eine Neigung zur pessimistischen Sentimentalität, welche die Schüler als das Wesentliche fortpflanzten, während sie namentlich bei Millais nur eine Stufe seiner Entwicklung bedeutete.

An Letzterem lernen wir am besten die Richtung kennen, welche sich zweifellos aus der Intensity heraus entwickeln wird, ähnlich wie Goethe und Schiller aus dem Chaos des Sturm und Drang hervorgingen. Dieser erste englische Meister, der jetzt durch seine Porträts Epoche macht, dem Gladstone und Bright und in seinen letzten Lebenstagen auch Lord Beaconsfield-Disraeli gesessen, hat jetzt eine Specialausstellung seiner Hauptwerke veranstaltet. Hier können wir seine Entwicklung verfolgen und den siegenden Genius bewundern, der sich von der Krankheit befreit, welche die schwächeren tendenziösen und speculativen Genossen gefangen hält. Wir unterscheiden zwei streng gesonderte Gruppen unter seinen Gemälden. Die erste umfaßt deprimirende, häßliche, absonderliche Bilder in den grellen, ungebrochenenen, lasurenhaften, daher keiner Verfeinerung fähigen Farben Rossettis. Wir sehen eine Gruppe von Kindern, denen der Tod auf den Gesichtern geschrieben steht, in zinnoberrothen, preußisch blauen und grünspanigen Kleidern, vielfarbige Herbstblätter aufscharrend, die sie auf einen Haufen zum Verbrennen zusammenwerfen. Böcklin hat diese Farben am besten aus dem Pastösen herausgebildet und in Einklang gebracht. Bei diesem Millais stehen sie noch unvermittelt. Es ist aber ein Augenpaar, welches schon auf diesem Bilde die Größe des werdenden Meisters bekundet, das eines reiferen Mädchens mit unangenehm braunrothem, straffem Haar, das uns mit der ganzen Trauer des Herbstes im Ausdruck entgegenstarrt. Die Landschaft ist düster und kalt. Ein anderes Bild, welches als Pendant hierzu dienen könnte, zeigt uns Nonnen, die ein Grab graben. Man glaubt vor einem Gabriel Max zu stehen. Auch hier nur ein Augenpaar, welches uns durch einen Trauerblick die Situation erklärt. Himmel und Landschaft, grünblau und grell, zeigen die Disharmonie des Daseins. Am Crassesten prägt sich die Sucht nach dem Crassen und Häßlichen auf einem Bilde aus, das mit einem ausgesuchten Naturalismus, wie er uns auf manchen Schöpfungen Max Klingers begegnet ist, eine Gesellschaft aus

dem frühen Mittelalter vorführt; es sind etwa zwanzig Personen ein Drittel lebensgroß, die an einer Tafel aufgereiht sitzen, so daß wir ihre Profile hintereinander erblicken. Nur ein Beau der Zeit im Vordergrunde wendet uns sein Gesicht zu und zeigt uns den Ausdruck seiner präraphaelitischen Augen. Er ist der jugendlich sentimentale Liebhaber auf diesem Bilde. Etwas wie schmachtende Bewunderung für die eckige, in Engherzigkeit erzogene Schöne, die neben ihm sitzt, prägt sich in seinem wenig schönen, aber von Leidenschaft angewehten Antlitze aus. Der Gedanke an die Geldsäcke, welche seine Nachbarin einst erben wird, gibt seinem Blick einen Anflug von Seele. Der Held in der Komödie sitzt ihm gegenüber; es ist ein aufgepluderter, robuster, gähnender Prahlhans, der seine in zweifarbigen Tricots schillernden Beine quer über den Vorplan streckt. Eine Alte, die eine Beere zum Munde führt, schielt aus den Augenwinkeln nach vorn und lauscht den Liebesgesprächen oder Werbungen, die der wurmstichige jugendliche Liebhaber an die Erbin richtet. Die übrigen Profile deuten darauf hin, daß ihre Inhaber, theils speisend, theis grübelnd, mit sich selbst beschäftigt sind. Es ist auch sonst in dem leeren ungeschmückten Raume nichts, um sie abzuziehen. Es ist, als habe der Meister die absolute Nüchternheit porträtiren wollen, gegen die er sich erhob. Er hat die Lieblosigkeit im Herzen dieser Gesellschaft mit der Hingebung eines Flaubert gemalt, sie mit der ihm eigenen Sorgfalt zum Ausdruck gebracht. Er hat uns die Creaturen einer leeren Zeit gegeben, die blindlings, den Marionetten gleich, von ihrer Habsucht, Einbildung, ihrer Schmähsucht und Prahlerei gelenkt werden. Kein Fünkchen Humor oder Poesie liegt in der kaltfeuchten Luft, in welcher diese Menschheit in stagnanter Abgeschlossenheit sich gefangen befindet. Etwas junges Grün blickt durch ein kleines hochgelegenes Fenster und deutet ironisch auf den Monat Mai.

Es gibt indessen auch heute noch in England, namentlich in puritanischen Kreisen, Familien, die in der Abgeschlossenheit, im Utilitarianismus auf diese Weise verkommen. Und da reißt nun Millais die Thüren und Fenster auf und läßt die frische Luft des Lebens herein, welche singt und klingt und angefüllt ist mit den Gebilden der wiedererweckten Antike, der modernen und mittelalterlichen Dichter. Ein Widerschein vieler verschönendgeistiger Sonnen belebt von nun an die Züge der Menschen, deren Seele sich den Einflüssen der Zeit nicht ganz verschließen kann. Eine Flamme entzündet sich und brennt heimlich auf in dem Allerheiligsten der Menschenherzen, ihnen selbst unbewußt, und leuchtet uns von nun an aus ihren bisher so starren Augen sehnsuchtsvoll nach einem kaum geahnten Ideale, dem Ideal der Schönheit, entgegen.

Aus dem Präraphaeliten Millais wird der „Renaseener", dessen Würdigung wir nach einer Zwischenbemerkung unternehmen wollen.

Die Präraphaeliten, welche der Meister uns auf dem geschilderten Bilde in Drittellebensgröße vorführt, sind ohne Zweifel Porträts eines Kreises von puritanischen Pharisäern, die Gott näher zu sein wähnen als sonstige Menschenkinder. Wie die vorreformatorische Zeit dem Rechtgläubigen einen Tarif in die Hand gab, nach welchem er vom lieben Gott die Ablösung der Strafe für große und kleine Sünden erkaufen konnte, so haben auch die heutigen Puritaner in ihrer lauernden Nüchternheit ein Mittel gefunden, um sich mit ihrem Schöpfer auseinander zu setzen. Ihr Conto im Himmel wie auf Erden ist immer beglichen; sie haben weder Schuld noch Schulden. Alles Gewagte, Romantische ist ihnen fern; hinter einem Wall von Askese und Menschenverachtung fröhnden sie aber wie andere Menschen auch ihren Leidenschaften und Suchten, nur heimlich, heuchlerisch, scheinheilig. Auch sie kennen eine Liebe; aber dieselbe vermag ihrer Umgebung keinen wärmeren Ton zu geben, es ist eine weiheloſe Liebe, welche von der Kirche nur tolerirt wird, da das ledige Leben den Präraphaeliten und den heutigen Puritanern für heiliger galt und gilt, als die Ehe. Ein unerklärtes Schmachten und Verschmachten lagert sich auf dem Antlitz dieser vermönchten Zeit, welche einen Tannhäuser gebar, der das laus Veneris sang. So hat auch Swinburne ein laus Veneris gesungen und Burne Jones, an den Typen der präraphaelitischen Zeit festhaltend, hat es gemalt. Jener ergeht sich in erotischen Phantasien, er ist Atheist, Republikaner, kurz, er ist in den Kinderschuhen eines revolutionären Tannhäusers stecken geblieben. Die Maler dieser Schule, u. A. auch Holiday, Albert Moore, haben sich ihrerseits an das präraphaelitische Gesicht gehalten und der Noth gehorchend, unter Hintansetzung der Linear- und Farbenperspective, sowie der Anatomie, mit billigen Effecten und fader Süßlichkeit sich begnügt. Goldgründe, Lasuren, Schablonenarbeit, Prunk und Prahlsucht, den ganzen monotonen Apparat der präraphaelitischen alten Meister, haben sie für das Wesen gehalten, während Millais' Genie diesen Hintergrund nur benutzte, um das Aufleuchten einer neuen Welt darauf darzustellen. So wächst die Eiche mit dem Buschwerk empor, bis dieses sich zur Erde niederbeugt, während jene ihre starken Aeste über den Häuptern der hohen Bäume des Waldes erhebt.

Wir sind also weit entfernt, die der Intensity zu Grunde liegende Bewegung mit dem Aesthetieismus, dem Schmachten vor einer Lilie und dem Lechzen nach süßen Blut, zugleich verurtheilen zu wollen. Und es ist ein großes Versehen, Millais mit der Intensity-Schule und den Präraphaeliten zusammen zu thun. Seine der späteren Periode angehörigen geistig großen und bezaubernden Bilder legen dafür Zeugniß ab, daß auf demselben Boden, auf dem der ausgedehnte Dilettantismus sich breit macht, auch die echte Kunst Fuß findet. Gehen wir in der Millais-Galerie weiter, so finden wir neben der trostlosen Gesellschaft, die wir oben schilderten, ein Hochlandsweib, das mit dem Freibrief in den Kerker dringt und ihren gefangenen und verwundeten Mann wieder an seinen häuslichen Heerd führt. Wie ganz anders blicken uns schon diese beiden Augen an! Diese Hoheit, diese heroische Liebe, Kraft und Schönheit, dieser Stolz in schlichter Gewandung! Vor allen bewundernswerth sind aber zwei Pendants: die Söhne Eduards im Tower und die Prinzessin Elisabeth als Kind in der Gefangenschaft von Hatfield House beim Lord Ceeil. Dort der drohende Tod, hier die Sicherheit einer zukünftigen großen Königin. Die Empfänglichkeit, das fast schrankenlose, in allen Farben der Phantasie schillernde Ahnungsvermögen des jungen Gemüths ist es, was der spätere Millais in einer Weise zu schildern vermag, wie noch kein Maler vor ihm. Der Mensch an der Grenze der Hoffnungen und phantastischen Träume, da wo die ersten bitteren Erfahrungen eintreten und ihn lehren, den tastenden Stecken der Vorsicht zu benutzen, das scheint nun Millais' immer wiederkehrendes Leitmotiv geworden zu sein. Stets eröffnet er der Phantasie einen großen Hintergrund, dem geistigen Auge einen Blick in die Ferne. Da sitzen z. B. auf einem anderen Meisterbilde zwei spanische Knaben, ähnlich jenen Königssöhnen des Eduard, am Meeresgestade auf einer alterthümlichen Batterie. Ein Matrose, der einen bunten Vogel ausstopft, sitzt auf dem Kanonenrohr und deutet nach dem fernen Horizont. Er erzählt von dem neuentdeckten Amerika. Die Knaben lauschen halb träumend, halb gespannten Athems. Der ganze gewaltige Continent rollt sich vor unseren Augen auf, und ganz unvergleichlich spiegelt sich die Sehnsucht in die Ferne, nach Abenteuern und Erlebnissen in den jungen Gesichtern ab. Auch eine Ripe Cherry, ein Kindchen am Flußufer sitzend, mit Kirschen unbeachtet neben sich, gehört hierher. Es wurde vom „Graphic Journal", Weihnachten 1881, als Farbendruck ausgegeben, und die Leute rissen sich darum mit einer Begierde, daß an einer Verkaufsstelle die Polizei einschreiten mußte. Es hängt jetzt in jedem Hause und spottet in seiner Natürlichkeit und Einfalt der Topfscherben und Lilien und süßlichen Köpfe in blaßrother Kreide, die sich der Intensity-Kranke als Idol auserkoren hat. Meist hat Millais aber, dem Ursprung seiner Weltauffassung getreu, einen düsteren Hintergrund. Die Söhne Eduards im Tower stehen auf einer dunklen Wendeltreppe allein, nur der Schatten ihres Oheims Gloster wird in der Höhe an der Wand sichtbar. Diese beiden Knospen sollen am nächsten Morgen gekrönt werden, statt dessen aber werden ihre Gebeine in Wirklichkeit heimlich

verscharrt und Jahrhunderte später unter dieser selben düsteren Treppe gefunden. Auch hier sehen wir nur ein Augenpaar, das des älteren Prinzen. Eine Welt von Hoffnungen und Befürchtungen bricht sich in ihnen, gleich dem Sonnenstrahle im Wassertropfen. Diese hochgradige Refraction des seelischen Lichts macht den Maler, wie die des Sonnenlichts den Diamanten. Sie begegnet uns mit einer Intensität, die wir bei Shakespeare bewundern, auch auf allen sonstigen Bildern unseres Meisters wieder, an dessen Größe wir die Kleinheit einer Schule ermessen können, der er entwachsen und die, so dicht sie den Kunstboden Englands bedeckt, doch diesem Maler nicht an die Knöchel reicht, einer Schule, die den Namen „Intensity" auf ihrer Musikmappe trägt, aber den Inhalt verlor.

Hat sich in der bildenden Kunst die Verirrung der Intensity-Schule am deutlichsten ausgeprägt, so zeigt Millais' Beispiel auch am deutlichsten den Weg, der aus diesem Honigsumpfe — es ist giftiger Honig — wieder herausführt. Jede falsche Richtung in der Kunst verliert sich endlich im Unerträglichen, ja jede Richtung ins Extrem getrieben, endet dort; das Maß macht den Meister, und Wenig ist oft mehr als Viel in der Kunst. „Après celà il n-y-a que le déluge", sagte Ernesto Rossi, nachdem er die Nibelungen-Tetralogie gehört hatte. Auch die Evangelisten der Intensity zweifeln nun den Werth des Lebens an. In dem „Schatten eines Traums", im verliebten Schmachten, in der egoistischen Pflege eingebildeter Leiden, die sie gleich Topfgewächsen großziehen, im Cultus der Lilie und der Sonnenblume — dem Emblem der vom Sonnengotte verschmähten Clito — bemühten sie sich das Absolute zu finden, und da ihnen dies nicht gelingt, werden sie gründlich Pessimisten. Damit haben sie aber auch allen Halt verloren. In der Blüthe des Optimismus betraten sie, wie Tannhäuser, den Venusberg; kommen sie nun in der entgegengesetzten Stimmung wieder zum Vorschein, so haben sie auf keine Gnade zu rechnen.

Ueber die Anfänge des deutschen Theaters.

Die Geschichte unserer Schaubühne bietet bis zu Lessings Auftreten ein gar trauriges Bild. Während zehn Jahrhunderten wurden zahlreiche Bausteine herbeigeschleppt; da und dort grub man das Fundament und führte willkürlich eine Mauer, einen Erker, einen Thurm auf; aber der Gründer unseres Nationaltheaters lachte ob des närrischen, unbrauchbaren Werkes und schuf an anderer Stelle sein Gebäude, das heute zur Freude des deutschen Volkes in stolzer Schönheit dasteht, indessen die alten Mauern zerfallen und nur noch das Interesse der Alterthümler erregen. Wohl besitzen wir früher als irgend eines der europäischen Völker eine dramatische Dichtung, doch die lateinischen Komödien der Nonne Hroswitha haben vom Schauspiel nur die dialogisirte Form und sind ohne jeglichen Einfluß geblieben. Die deutschen Mysterien, halb Drama, halb Procession, stehen in jeder Beziehung tief unter den französischen, und wenn einmal ein Pariser miracle de nostre dame übersetzt wird, so kommt es immer auf eine grobe Verballhornung hinaus. Später verwandelt sich der Schauplatz der alten Passionsspiele in eine offene Kirche der Reformationsdichter, namentlich in der Schweiz und in Nürnberg. Das Volksschauspiel wächst der Geistlichkeit über den Kopf. Die Popularität der Bibel vermehrt die Stoffe. Die Emancipation des Dramas vom Latein vollzieht sich schwer und langsam wie jeder Proceß dieser mühseligen Genesis, und noch durch Jahrhunderte bleibt die Sprache gleich primitiv. Auch die theatralische Technik macht so gut wie keine Fortschritte. Die altdeutsche Komik äußert sich nur in der Posse. Der Tragik fehlt es an Größe, so sehr auch alle Dichter dieser denkwürdigen Zeit die Freiheit des religiösen Gewissens hochschätzen und vertheidigen. Sie stecken viel zu sehr im formlosen Mittelalter, als daß die angebahnte Renaissance der Literatur gelingen könnte. Hans Sachs bleibt trotz seiner vieltausend zum Theil trefflichen Komödien und Fastnachtsspiele ohne Fortsetzer und Fortbildner. Während die Literatur der Franzosen, Engländer und Spanier in ihrer höchsten Blüthe steht, müssen wir uns auf der Bühne mit kindlichem Stammeln und rohem Poltern begnügen. Freilich, die Nation hat immer die Literatur, die sie verdient. Die Unbildung und Rohheit war allgemein, wie sollte also das Theater höher stehen können? Und eben als es in den Köpfen zu dämmern beginnt, schleudert uns das Elend des dreißigjährigen Krieges wieder tief in die Barbarei. Kein Hof, kein geistiges Centrum einer großen Stadt, kein gebildetes Bürgerthum lächelt unserer Kunst. Schillers Klage tönt schon zweihundert Jahre zuvor aus einer Komödie Nicodemus Frischlins:

„Ist unter euch nun Einer, dem die Spieler
Nicht gut genug sind, die Zurüstungen
Zu ärmlich, oder auch der Raum zu eng,
Der möge bei sich selber also denken:
Die Zeit der Rosciusse ist vorbei,
Die ihre Kunst verstanden, der Luculle,
Die Mäntel fürs Theater übrig hatten;
Kein Prätor schieße mehr die Kosten zu,
Kein Cäsar baue mehr ein Schauspielhaus."

Namentlich ist es die leidige Tendenz, welche jeden Fortschritt zu einer angemessenen Ausbildung der dramatischen und theatralischen Formen hindert. Von äußeren Einflüssen bleiben nur die nebensächlichen oder schlechten Seiten haften. Was lernt z. B. das deutsche Drama von den englischen Komödianten, die das Reich dreißig Jahre lang durchzogen? Den sich überstürzenden Scenenwechsel und die Vorliebe für blutige Gräuel. Sie übertyrannen den Tyrannen und martern ihre eigene Phantasie, um recht neue und schauderhafte Todesarten zu finden. In einem Stück hat ein unglücklicher Ehemann am Schlusse mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen, „daß das Blut unter dem Hute hersürläuft", und da diesen Dramatikern wirklich Blut ein ganz besonderer Saft ist, schreibt der Dichter eine im Hut zu versteckende blutgefüllte Blase vor. Unsere Poeten lernen wohl von den Engländern stets auf die Aufführung Bedacht zu nehmen, aber wie kindisch äußert sich diese Weisheit! So beschreibt Ayrer in der „Melusine", wie Arthus für die Jungfrau Palentine mit einem feuersprühenden Drachen kämpft und bemerkt dazu mit Vorsicht: „Die Jungfrau läuft des Schmuckes halber, daß ihr derselbige vom Feuerwerk nicht verderbt werde, ab." Ein andermal, in der Tragödie vom Theseus, notirt er bei der Stelle, wo der Minotaurus ein Kind auf den Armen tragen soll: „Das Kind mag ein Maidlein oder ein Büblein sein, wann's nur nicht erschrickt." Und so geht jeder praktische Fortschritt in läppischer Unbeholfenheit verloren.

Ebensowenig ist die Schauspielkunst als Handwerk auf deutschem Boden entstanden. Während die übrigen Culturvölker längst ausgebildete Komödianten und feste Schauspielhäuser haben, ist bei uns die Menschendarstellung die Sache von Dilettanten. Bürger und Schüler, später Studenten, sind die Acteurs. Die Velten'sche Wandertruppe bildet sich erst um 1668. Bis dahin ist Ort der Handlung der Marktplatz, das Rathshaus, der Fechtboden, der Ballspielschuppen oder das Schulhaus. Eduard Devrients Behauptung, daß schon 1550 in Nürnberg ein Schauspielgebäude errichtet worden, ist unrichtig. Ständige Schaubühnen kommen bei uns erst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts vor, und einzig der Oper verdankt das deutsche Theater den Bau und die Einrichtung der ersten Komödienhäuser.

Die englischen Histrionen, trotzdem sie auch Stücke von Shakespeare und Marlowe gaben, üben einen weniger nachhaltigen Einfluß als die französische Haarbeuteltragödie und die italienische Stegreifkomödie. Nach den tragischen Wirkungen der mit Blut gefüllten Blase folgen die niedrigen Zoten des Pickelhärings. Dazu kommt der unselige Streit zwischen der Volksbühne und dem gelehrten Drama. Auch die Bestrebungen Lohensteins und Gryphs bleiben ohne unmittelbaren Einfluß auf die Fortentwickelung des deutschen Theaters. Das Publicum hält sich lieber an die prunkvollen Staatsactionen, an die Oper, an die commedia dell' arte mit ihren regellosen Improvisationen.

Berlin und Wien haben nicht das Mindeste gethan, und Wien hängt noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhundert an den Hanswurstiaden. Die Verbannung des Pickelhärings zu Leipzig droht, trotz Gottscheds edlem Pedanteneifer, eine folgenlose Farce zu werden. Den Kämpfen zwischen Gottsched und den Schweizern sieht Hanswurst lachend zu. In der That braucht es einen Geistesriesen wie Lessing, um das verkommene deutsche Drama aus dem Abgrund empor zu ziehen. Erst jetzt findet das Theater eine sichere Stätte und wird für die gebildete Gesellschaft erobert. Die Kluft zwischen Volksschauspiel und literarischem Drama schließt sich. Schiller und Goethe kommen. Das langersehnte deutsche Nationaltheater ist gegründet. —

Es sind trübe Gedanken, die Rudolf Genées Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels (Berlin, A. Hofmann & Comp.) in jedem patriotischen Leser wecken. Wohl können wir uns mit einem Blick auf unser in langen Kämpfen errungenes Nationaltheater trösten und auch freuen, daß wir es so herrlich weit gebracht, aber über welche jahrhundertelange Oede führt der Weg von Hroswitha zu Sachs und von ihm zu Lessing! Genée ist ein trefflicher Führer. Sein Buch regt zum Fortspinnen der Gedanken und zu weiterem Studium an, was nur eine Eigenschaft guter Schriften ist. Während der Stubengelehrte niemals die Nebensache von dem Großen zu unterscheiden vermag, beruht dieses Werk auf gewissenhafter selbständiger Forschung, geht aber jeder gelehrten Untersuchung aus dem Wege und ist immer übersichtlich, klar und unterhaltend. Es berichtigt viel Falsches, das sich wie eine ewige Krankheit durch unsere Literaturgeschichten schleppt, und bringt manches Neue. Die Darstellung ist lebendig und farbig, der Stil populär im besten Sinne. Ueber einige Urtheile ließ sich mit dem Verfasser rechten. Lohenstein hätte eine eingehendere Betrachtung verdient. Niclaus Manuel, den Dichter großartiger demagogischer Tendenzkomödien, schätzt Genée minder hoch als ich, der ich ihn sogar über Hans Sachs stelle. Leider hat er überhaupt sein Buch zu sehr in usum Delphini geschrieben, weshalb er mehrere Dichter wie z. B. Hans Rosenblüt den Schnepperer und den Barbier Hans Foltz nicht in ihren übermüthigen besseren, sondern zahmen und schlechteren Stücken charakterisirt.

Lobenswerth ist es, daß Genée, nach dem Vorgange von Robert Prutz, den mit kritischen Keulenschlägen todtgeschlagenen Literaturpapst Gottsched in Schutz nimmt. Der Leipziger Professor ging von guten Intentionen aus und besaß Fleiß und Ausdauer. Sein angestrebter Anschluß an das streng geregelte französische Drama — worauf später Schiller und Göthe zeitweilig zurückkamen — hatte einen guten Sinn, nachdem das englische Vorbild in Deutschland so üble Früchte getragen. Er faßte zuerst den Begriff einer Gesammtliteratur ins Auge und eiferte gegen die Haupt- und Staatsactionen mit Harlekinaden und wider den Opernunfug. Nur schade für den Mann, der wirklich eine Ehrenrettung verdient, daß er einseitig, pedantisch und ein Heger des Coteriewesens war. Sein ihm als kritisches Talent überlegener Feind Bodmer war ein womöglich noch schlechterer Dichter als er. Genée sagt ganz richtig, daß erst auf den Zuchtmeister Gottsched der Reformator Lessing folgen konnte. Auch der literargeschichtliche Proceß Gottsched contra Neuberin bedarf einer Revision. Wenn man diese rührige Schauspielerin als Begründerin der deutschen Schaubühne feiern will, so darf man dabei ihres Mentors Gottsched nicht vergessen. Sicher ist, daß sich die Neuberin als höchst undankbare Komödiantin benahm. Und wie sehr war Gottsched mit seinem Postulate, das den Grund ihres Bruches bildete, im Rechte! Er wollte nach dem Beispiele von Macklin, dem Rivalen Garricks, den Versuch wagen, bei der hohen Tragödie auch das historische Costüm einzuführen, und es ging ihm dabei noch übler als dem großen Talma, der denselben Gedanken später im französischen Theater ausführte. Während bis dahin Zaïre im Reifrock und Hamlet mit Perrücke agirt wurde, trat der geniale Menschendarsteller Anfangs 1789 zum erstenmal als Tribun Proculus in Voltaires „Brutus" in echt römischem Costüm auf. Allgemeines Entsetzen vor und hinter den Coulissen der Comédie française. Seine Collegin Louise Contat rief entsetzt aus: „Seht doch, wie häßlich Talma ist! Er sieht aus wie eine griechische Statue!" Als er aber die Scene betrat, maß ihn die Vestris vom Kopfe bis zu den Füßen und wechselte, während Brutus monologisirte, mit dem kühnen Neuerer folgende Flüsterworte:

„Aber Sie haben ja nackte Arme, Talma!"

„Ich habe sie so wie die alten Römer."

„Aber, Talma, Sie haben keine Beinkleider!"

„Die Römer trugen keine!"

„Cochon! . . ." war ihre ganze Antwort, und indem sie die Hand des Brutus ergriff, verließ sie wüthend die Bühne.

Schlimmer war es ein halbes Jahrhundert zuvor Gottsched ergangen. Caroline Neuber machte ihn und seine Costümidee in einer plumpen Posse lächerlich, worin Gottscheds „Cato" im antiken Gewande travestirt wurde. Sie selbst spielte die Porzia, Johann Neuber den Pharnabazes in fleischfarbenen Strümpfen, und als Letzterer den Act und damit die Vorstellung zu schließen hatte, wandte er sich gegen das Publicum mit den ironischen Worten:

„Nun, das war ein Versuch!"

Diese beiden Episoden sind interessant und lehrreich, denn sie beweisen, wie wenig in solchen Dingen die Geschmacksrichtung irgend einer Zeit sich die Autorität eines für die Dauer gültigen Kunstgesetzes anmaßen darf. Sie zeigen auch, wie alt und doch ewig neu und bestritten der realistische Gedanke ist. Freilich, was ist Natur, und hat das naturalia non sont turpia wirklich einen Sinn in der Kunst? Voltaires bekanntes drastisches Beispiel, wonach nicht alles Natürliche gezeigt werden kann, scheint heute mancherorts vergessen zu sein, ohne daß es die Kunst darum weiter gebracht hätte. Genées empfehlenswerthes Buch lehrt uns an vielen Beispielen, wohin der rohe Naturalismus, der idealistische Singsang und die verknöcherte Tradition führen und daß nur in der harmonischen Verschmelzung von Wahrheit und Schönheit der Segen liegt. Theophil Zolling.

Auf der Insel Wight.

Von Bruno Beheim-Schwarzbach.

Vor Jahr und Tag hörte ich meinen Tischnachbar im Hotel du Nile zu Kairo von der Insel Wight sprechen. Wiederholt sprach er die Hoffnung aus, daß er einst von Indien (das Ziel seiner damaligen Reise) gesund zurückkehren möge, um noch einmal die kleine Insel nach Herzenslust zu durchstreifen. Seit jener Zeit war es mein Wunsch, die Insel Wight kennen zu lernen. Im Laufe des Sommers 1881 ist mein Wunsch in Erfüllung gegangen, und zwar gründlich. In allen dort gangbaren Verkehrsarten habe ich jenen Fleck der Erde durchkreuzt: zu Fuß und zu Pferde, im Privatfuhrwerk und im Gesellschaftswagen, in der Eisenbahn und auf dem Velocipede; mehrmals habe ich ihn im Dampfboot und in der Yacht umschifft. Am behaglichsten fand ich den Gesellschaftswagen und die Yacht. Bequem auf den breiten Sitzen eines Segelbootes ausgestreckt, einen angenehmen Begleiter zur Seite, die Segel von einer leichten Brise geschwellt, die anmuthige, stets wechselnde Küstenscenerie vor Augen — so im süßen Nichtsthun das tiefblaue Wasser zu durchschneiden, erscheint oder doch erschien mir die letzte Instanz der Behaglichkeit und des Genusses zu sein.

Wie ich das Eiland zum ersten Male betrat, blühte der Flieder und der Apfelbaum. Die Natur war aus ihrem Winterschlafe längst erwacht, hatte sich hübsch gewaschen und die Haare gekämmt. Das Städtchen Byde mit seinen villenreichen, blüthenduftenden Straßen hatte sein schönstes Kleid umgehangen. Auf dem Hügel, mit seiner Aussicht auf das Meer, waren die palastartigen Gebäude nach der Straße zu von schattigen Bäumen beinahe verdeckt; etwas seitwärts auf einem durch seine Aussicht nach günstigeren Platz stand auf einer Tafel: To be let for 999 years. Ich unterließ das Miethen: die angegebene Zeit schreckte mich.

Der sechszehnsitzige Gesellschaftswagen steht vor einem der größeren Hotels und um 11 Uhr rollt er gen Shanklin. Ich lade Sie ein, liebe Freundin, die Fahrt mitzumachen. Fürchten Sie nicht, daß die muthig aussehenden Pferde den Wagen schneller als im bequemen Trabe, gelegentlich vielleicht im sanften Galopp voraneilen. Die Thiere sind lammfromm und sehen dem Kutscher die Wünsche von den Augen ab. Dieser selbst könnte vielleicht etwas Bedenken einflößen, denn im schwarzen Halbrock, weißer Binde, neuem Cylinder, hellgelben Handschuhen und einigen Maiblümchen im Knopfloche — dabei klein und zierlich gebaut — scheint er kaum eine genügende Sicherheit für die Passagiere zu sein. Doch die Art und Weise, wie er sich auf den Sitz schwingt und die Zügel ergreift, können uns beruhigen. Zum Ueberfluß, holde Freundin, werde ich Ihre Hand halten; und geht es bergab so umklammern Sie mich nur voll und fest. Ach, der Weg ist leider zu eben!

Die Fahrt nach Shanklin dauert circa zwei Stunden — eigentlich nur anderthalb Stunden; einige puritanische Mitreisende wollen jedoch den altehrwürdigen Kirchhof zu Sandowe besichtigen und derartige Mumienscherze dehnen die Fahrt. Englische Parklandschaft auf der ganzen Strecke, gelegentlich durch einige Häuserreihen unterbrochen. In weit sichtbaren Buchstaben trägt ein jedes Haus den Namen seines Schutzgeistes: St. Kilda, St. Ambrosia, St. Urian, St. Lawrence — was weiß ich! Drei nebeneinanderstehende hübsche Villen scheinen die Weihe noch nicht empfangen zu haben. Ich taufte sie im Geiste: St. Adele, St. Agnes, St. Finchen.

Man kann sich schwer einen friedlicheren, zum Ausruhen und zur Langenweile geeigneteren Ort denken, als ihn Shanklin vorstellt. Es ist ein Paradies, welches einladet, sich zeitweise aus der Welt zurückzuziehen. Es ist still, schattig, bergig, über dem Meere und am Meere gelegen; die Verpflegung jedoch heimtückisch schlecht. Der Hotelwirth erschien mir geradezu widerlich, als er uns hungrigen Gerngutessern ein zähes Stück gekochtes Hammelfleisch würdevoll absäbelte und dabei eine Miene machte, als ob er die größten Delicatessen darzubieten im Begriff sei. Ehe ich mit dem Essen halb fertig war, haßte ich Shanklin gründlich, und erst ein zweiter und dritter Nachtischbesuch versöhnte mich mit ihm. Ich bin nun einmal der Ansicht, daß sich die Begriffe „leben um zu essen" und „essen um zu leben" recht gut vereinigen lassen. Sprecht mir nicht von dem Voll- und Hochgenuß der Natur, ohne eine rationelle Bequemlichkeit für den Leib! Alle Ach! und Oh! der Bewunderung und des Entzückens sind eitel Phrase und Heuchelei, wenn während des Paroxismus der Schuh drückt, der Zahn schmerzt oder der Magen knurrt. Wollt Ihr also den Tag über in Shanklin bleiben, so nehmt eigenen Proviant mit Euch und verzehrt diesen auf dem hohen „Undercliff" (780 Fuß hoch), schattige Feigenbäume hinter Euch, das ewige Meer vor Augen.

Ist Shanklin schattig und hübsch, so ist Ventnor sonnig und reizend. Dieses ist ein bevorzugter Winteraufenthalt Brustkranker, jener ein hochsommerlicher Visitenort. Der Weg zwischen beiden Städtchen ist geradezu entzückend, und vielleicht einzig in seiner Art. Was Anmuth der Küstenscenerie betrifft, so weiß ich diesseits Genua nichts, was dieser Partie an die Seite gestellt werden könnte. Auch die Engländer geben zu, daß es das Freundlichste sei, was Großbritannien in dem Genre aufzuweisen vermag. Es lohnt sich vollkommen, eine Reise von Deutschland nach hier zu machen, nur um den einstündigen Weg zwischen Shanklin und Ventnor zurückzulegen. Ich machte zwei deutsche Offiziere, die in England ihren Urlaub abreisten, auf die Tour aufmerksam, und sie dankten mir später auf das Wärmste dafür.

Meine erste Fahrt um die Insel war auf dem englischen Kriegsschiff „Assistance". Das Schiff machte eine Probefahrt, hatte viel geladene Gäste an Bord und der Nachmittag wurde angenehm verbracht. Eine zweite Excursion um das Eiland in einem kleinen Dampfboote werde ich nicht so rasch vergessen. Es hatten sich circa 80 Personen auf dem „Southsea-Pier" eingefunden, um sich an der Vergnügungsfahrt zu betheiligen. Der Himmel war zwar etwas trübe, jedoch nicht beängstigend, das Wetter warm und der Kapitän versicherte, daß das Wasser „outside" — also jenseits der Insel auf der offenen See — ebenso ruhig sein würde, wie diesseits zwischen der Insel und dem Festlande. In Ryde, wo wir anlegten, kamen noch einige Vergnügungssüchtige hinzu, und bis Bonchurch ging Alles gut. Dann aber fing der Wind an aus vollen Backen Südwest zu blasen und ärgerte das Wasser in die Höhe. Es war hier ungefähr der Platz, an welchem vor drei Jahren die „Eurydice" von einem furchtbaren Windstoß getroffen und umgeworfen wurde. Die ganze große Mannschaft dieses englischen Uebungsschiffes verlor ihr Leben, mit nur wenigen Ausnahmen. Der Gedanke an diese Katastrophe war gerade nicht geeignet, den Aufruhr von Wind und Wetter mit größerer Gemüthsruhe zu betrachten. Der Kapitän mochte nicht umkehren, wahrscheinlich deshalb nicht, weil ihm dadurch die verschiedenen 3 s. 6 d. entgangen wären, welche jeder Mitfahrende als Passagiergeld zu entrichten hatte. Auch das vorbereitete Frühstück mußte verbraucht werden — also nur frisch vorwärts, jenseits der „needles" wird das Wasser wieder ruhiger sein! — In meinem Leben habe ich keinen traurigeren Anblick gehabt, als ihn diese hundert und einige Menschen, die zu ihrem „Vergnügen" eine Fahrt um die Insel machten, darboten. Die Hälfte war seekrank und in der miserabeln kleinen Kajüte zusammengedrückt; die andere Hälfte hatte sich anderweitig verborgen, um den über dem Deck fegenden Wellen nicht im Wege zu sein. Es gelang mir ab und zu einen flüchtigen Blick auf die Insel zu werfen, und ich sah einige Bäume, einige Häuser und Kreidefelsen. Das gab mir jedesmal die Beruhigung, daß wir nicht der Unendlichkeit zutrieben. Ja, wie wir die „needles" passirten schien es, als ob der Anblick auf die dreigezackten, bizarr sich emporstreckenden, kolossalen Felsenblöcke, als ob der Gedanke an das wenig beneidenswerthe Dasein des Wächters auf dem Leuchtthurm, welcher, auf die vorderste Felsenspitze gebaut, zuweilen von den Wellen verschlungen schien, und als ob ferner die Aussicht auf ruhigeres Fahrwasser jenseits Yarmouth etwas zuversichtlichere Stimmung unter die Picknickfahrer bringen wollte. Es machte sogar Jemand einen Witz, doch starb derselbe eines natürlichen Todes. Da begann plötzlich der Himmel wasserfallartig zu weinen, beruhigte mit seinen Thränen zwar Wind und Wellen, verbesserte aber die Lage der „Stimmungsvollen" keineswegs. Die Fahrt dauerte, statt der angekündigten fünf Stunden, volle neun Stunden — ich könnte aber ebenso gut neun Monate schreiben.

Nächst Ventnor und Shanklin halte ich Cowes für das anmuthigste Städtchen auf Wight. Es war an einem Sonntag Mittag, da ich auf seiner Esplanade spazieren ging. Der Gottesdienst war soeben beendet und viele niedliche Gesichter und geputzte Gestalten promenirten daher mit mir. Auf dem tiefruhigen Wasser zählte ich 44 Yachts, die dort ankerten. Auch die bekannte Dampfyacht „Sunbeam", welche die Familie Brassey um die Erde trug, war darunter. Sonn- und Feiertagsstille ringsum; die Schiffe lagen ruhig, wie „angenagelt". Ein halbes Dutzend Knaben mit sehr kurzen schwarzen Jacken, sehr langen, weißen Kragen, hohen Cylinderhüten und Kirchenbüchern in der Hand umstanden ein vor Schmerz wimmerndes, kleines Hündchen, das am Strande lag. Und die Knaben schienen zu überlegen, ob es nicht Sünde sei, das niedliche Thier an einem Sonntag wieder auf die Beine zu helfen. Eine weibliche Stimme rief von der Veranda des Hotels: „Bruno! Bruno!" Das Hündchen wimmerte lauter und versuchte vergebens sich aufzurichten. Zwei kleine Kinder, fünf oder sechs Jahre alt, welche die englische Matrosenuniform allerliebst kleidete, liefen eilig herbei, sahen den Invaliden und riefen jammernd im schönsten Kinderdeutsch ihre Mama, um „Brunchen" beizustehen. Aus namensverwandschaftlichem Mitgefühl nahm ich Brunchen auf meinen Arm, trug es seiner Herrin zu und verdankte dieser meiner Thierfreundlichkeit die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Berliner Familie und somit einen genußreichen Sonntag-Nachmittag im puritanischen Reiche.

Die kleinen Kerlchen in englischer Matrosentracht weckten

in mir eine „schottische" Erinnerung, die hier nochmals erzählt zu werden verdient; sie beweist wieder einmal deutlich, wie kosmopolitisch wir Berliner sind und wie grundlos und wie verleumderisch die Urtheile über unsre eng lokal-patriotischen Neigungen sind. Ich sage „wir" und „unsere", denn auch ich bin in Arkadien geboren. Nachdem ich mich im vorigen Sommer an den wissenschaftstrotzenden Brüsten der Würzburger Alma Mater wieder einmal satt getrunken hatte, sehnte ich mich nach einem Ammenwechsel. Mein Weg führte mich nach Schottland, die Neugierde und ein schöner Sommertag in die schottischen Berge. Leider fiel meine Tour mit dem städtischen Feiertage Glasgows zusammen. Viele Leute begegneten sich in dem Gedanken und in der Ausführung des Gedankens, daß ein Festtag an einem Gebirgssee ein doppelter Festtag und jedenfalls dem Aufenthalt in dem parfümbedürftigen Glasgow vorzuziehen sei. Eisenbahn, Dampfboot und Postkutsche waren unbequem besetzt. Auf dem letzten Sitze der einen Diligence, die uns nach dem melodisch klingenden Stronachlacher führte, saßen zwei Damen, die größere derselben gehörte unzweifelhaft dem stolzen Inselreiche an, denn nur in diesem Lande findet man so glänzende Klaviertasten aus dem Munde hängen, wie es bei ihr der Fall war. Die andere Dame hatte kein britannisches Gesicht. Wären ihre männlichen drei Begleiter nicht gewesen, so hätte sie mich angeheimelt; denn diese Herren waren von allen Mitreisenden die einzigen, die in schottischer Bergtracht gingen, somit als Einheimische gelten konnten. Während aber die Bergschotten sich meist einer Hypertrophie ihrer Wadenmuskeln rühmen können, so gehörte in diesem Falle kein geringes Selbstgefühl dazu, das dünnwadige Pedal den musternden Blicken der Menge auszusetzen. Trotz ihres Kostüms wußte ich nicht recht, in welche geographische Rubrik meiner Gedanken ich diese Gesellschaft unterbringen sollte; ich fühlte mich aber geistig ordentlich erleichtert, als ich beim Verlassen der Diligence den einen der Herren auf gut preußisch sagen hörte: „Albertine, vergiß ja nich die Butterschribben mit vom Wagen zu nehmen, ich habe einen jottvollen Hunger!"

Bei einem späteren Besuche in Cower erlebte ich Folgendes: Während ich auf einer Bank am Strande saß und ziemlich mißmuthig dreinschaute (hatte ich doch das Dampfboot nach Southsea verpaßt!), trat einer der dort herumstehenden Bootsleute an mich heran und fragte, ob ich eine Kahnfahrt machen wolle. Auf meine kurze Verneinung entgegnete der Mann, daß er mich eine ganze Stunde unentgeltlich herumrudern wolle, falls ich Lust hätte. Erstaunt fragte ich nach dem Grunde seiner Uneigennützigkeit. „You look as if you would like to be talked to and I thought I might give you a turn", war seine Antwort, die in der Uebersetzung lautet: „Sie sehen aus, als ob Sie gern plaudern möchten, und ich wollte Ihnen die Gelegenheit dazu geben." Ich habe nie etwas Unenglischeres erlebt. Diese ausgesprochene Nächstenliebe fand ich auch im Widerspruche zu dem Rufe, dessen sich die Bewohner im Allgemeinen erfreuen, — nämlich: sich unter einander zu hassen und die Fremden nicht leiden zu können.

The isle of Wight hat auch historische Reminiscenzen mancher Art. Auf ein Aufnotiren derselben kann und will ich mich nicht einlassen. Ich bin nur Spaziergänger, nicht Forscher. Schwer konnte ich ein Gefühl der Ungeduld unterdrücken, wenn immer wieder und wieder gefällige Mitreisende, Hotelwirthe oder Kutscher die Vergangenheit hervorkramten, um damit die Gegenwart zu verdunkeln. Mache ich culturgeschichtliche oder historische Studien, so bin ich für jede einschlagende Mittheilung dankbar; will ich aber die Natur und die Gegenwart genießen, und zwar ohne tiefes Grübeln über die Berechtigung dieses Genusses, so verschone man mich mit jeder Analyse.

Ein Denkmal längst vergangener Wanderkraft möge hier jedoch eine kurze Erwähnung finden: Die Ueberreste der römischen Villa zwischen Brading und Sandown. Schon vor Jahren sind einige ähnliche Ruinen in der Nähe der jetzt bloßgelegten gefunden worden, keine aber in so trefflichem Zustande wie diese. Die Steinmosaik-Fußböden sind besonders gut erhalten, sämmtliche darin eingebettete Figuren, zum Theil mythologischen Genres, so vorzüglich, daß man ihnen wahrlich die 1700 oder 1600 Jahre ihres Bestehens nicht ansieht. Dieses Alter habe ich einer Broschüre entlehnt, welche von berufener Hand über „The Roman Villa" veröffentlicht worden ist. Ich verzichte darauf, dem hübsch ausgestatteten Werke Details zu entnehmen, zählte aber zu meiner eigenen Genugthuung die — angeblich — 31 aufgedeckten Räume nach, konnte jedoch nur 18 derselben entdecken; verglich die Illustrationen des Buches mit den Originalen und glaubte mich nach Neapel in abgesonderte Theile des Pompejanischen Museums versetzt. Im Schutte der Ruinen sind auch vielfach Knochen, Schmucksachen, Geschirr und Münzen mit aufgefunden worden. Meine osteologischen Kenntnisse erlaubten mir Kinder-, Frauen-, Männer- und Pferdeknochen gut zu unterscheiden. Die vorgezeigten Münzen waren meist aus der Zeit des Alexander Severus, Decius und Gallienus, — einige andere Münzen, die mit den obengenannten ausgegraben wurden, sind als „falsch" bezeichnet worden, und geben uns somit über die vorangeschrittene Cultur des damaligen Römerthums eigenartigen Aufschluß. Es ist zu erwarten, daß die Ausgrabungen eifrig fortgesetzt werden. Hoffentlich ersteht ihnen ein rationeller Schliemann!

Auch sei erwähnt, daß das Land, auf welchem, oder besser unter welchem die Ueberreste der römischen Colonisation aufgefunden worden sind, gegenwärtig zwei Eigenthümer hat, so zwar, daß ein Drittel des Ganzen Herrn X. und die andern zwei Drittel Herrn Y. gehören. Eine Bretterwand bildet die Scheidelinie. Jeder der Besitzer erhebt ein Eintrittsgeld von Sixpence.

Die Gesellschaft, in deren Begleitung ich die römische Villa aufsuchte, bestand aus zwei Damen und einem englischen Marineoffizier. Die ersteren ließen es sich nicht nehmen, trotz des Verbots über den Mosaikboden des größten, besterhaltenen Raumes zu tänzeln, desselben Raumes wohl, in welchem vor mehr als anderthalb tausend Jahren die römischen Koketten ihre damaligen Walzer hüpften und sich in ewig gleichbleibender Genugthuung die Cour machen ließen.

„Was für ein prächtiger Tanzsaal muß hier gewesen sein!" rief Miß Jenny aus, „groß genug, um Lawn tennis zu spielen, ja groß genug für eine Lord Mayors Gesellschaft. Apropos Lord Mayor! Ich weiß, Doctor, daß Sie erst vorgestern einem Bankette beiwohnten, welches der Lord Mayor von London den Erzbischöfen und Bischöfen zu Ehren gegeben hat. Ich bewundere, daß Ihre Eitelkeit uns noch nichts davon erzählte, obgleich wir schon volle vier Stunden beisammen sind. Nun, Sie können in Zukunft die günstigen Momente abpassen, um scheinbar gelegentlich und nebenher, in Wirklichkeit aber recht angelegentlich, über die humorvolle Rede des Lord Erzbischofs von Canterbury, über die ungarische Tafelmusik, vielleicht auch über das prächtige Haar, die Diamanten und den achtundzwanzigjährigen Herrn Gemahl der sechzigjährigen vielfachen Millionärin Baroneß Couts-Bartlet zu sprechen. Heute aber bin ich zu ungeduldig, um jene günstigen Momente mit Ihnen abzuwarten. Ich habe eine wichtige, sehr wichtige Frage betreffs jenes Banketts auf dem Herzen, eine Frage, deren Beantwortung ich in nächster Woche zu verwerthen gedenke. Also! Wurden die Früchte vor dem letzten Eisgerichte servirt, oder nachher? Es ist keine Einheit mehr im Serviren! In jeder Gesellschaft beobachtet man dabei eine andere Rangordnung, so daß man irre wird an dem eigenen Geschmack. Wie war es im Mansion House?"

Es nahm längeres Nachdenken, ehe ich zögernd antwortete, daß meiner Erinnerung nach auch im Mansion House die Delicatessen nicht nach strengen Gesetzen, sondern genial durcheinander servirt zu werden schienen, und daß die Extreme heiß, kalt, sauer, süß, sich in mehr als in möglicher Toleranz alliirten. Vielleicht war es meine Schuld, vielleicht die meiner Nachbarin, aber ich erinnere mich, trotz des fünfstündigen Beitischsitzens nur zweierlei Suppen und dreierlei Eispuddings gegessen zu haben, sonst aber nichts ...

„Sie sind ein Barbar, Doctor," lachte Miß Jenny. „Ist es übrigens wahr, daß der Lord Mayor weder Tanz noch Theater

in seinem engeren Reiche duldet? Was für ein Vergnügen patronisirt überhaupt Seine Lordschaft? Was für ein Herr ist er?"

„Der Lord Mayor, theure Miß, ist ein vielgeplagter Mann, der im Namen der guten Stadt London oftmals, für sein Podagra nur zu oft, bei großen Diners präsidiren, lange Reden halten und noch längere Reden anhören muß. Außerdem ist er Mitglied des Parlaments, Tory und ..."

„Nichts von Politik, wenn ich bitten darf! Und die Lady-Mayoreß?"

„Diese," entgegnete ich mit Wärme, „ist eine reizend liebenswürdige Dame, die stets darauf bedacht ist, die Freunde ihrer Verwandten mit Aufmerksamkeiten zu überschütten."

„Ah, ich verstehe! Doch Ihre Tischnachbarin, die Ihnen das Essen vergessen ließ? Meine Neugierde ist heute unbegrenzt! Nur wenn Sie Ihr Tischgespräch aufrichtig beichten, sollen Ihnen die zweierlei Suppen und dreierlei Eispuddings vergeben sein."

Ich beichtete. Das Gesicht mit den Schelmenaugen und dem krausen Näschen war zur Zeit mein Tyrann. — Ach, wenn ich daran denke, wie viele sympathische Gestalten an dem empfänglichen Touristen vorüberziehen, wie wunderbar der Zufall die Menschen zusammenführt, wie herzlich sich oft solche Begegnungen gestalten, wie viele frohlebige, selbst stimmungsvolle Stunden man gemeinschaftlich verlebt — beim Spaziergang, beim Tanze, beim Mondenschein, resp. Sternendunkel, — wie wehmüthig endlich der Abschied gefühlt und wie heiter er ausgesprochen wird: man drückt sich die Hände, vielleicht berühren sich verstohlen die Lippen .... Gott befohlen! Good-bye! Auf Wiedersehen in London, oder Paris, oder Fidschi — wer weiß wo?! Meist jedoch auf Nimmerwiedersehen!

Kleine, holde, herzige Jenny, ob du wohl ahntest, wie schwer mir das Scheiden geworden? ...

Die Musik in Paris.

(Schluß.)

Die neue Oper von Ambroise Thomas „Françoise de Rimini" ist jedenfalls das wichtigste Ereigniß der diesjährigen musikalischen Saison. Die Situation, die das Werk bei seinem ersten Erscheinen vorfand, war eine besonders günstige. Gounod, der einzige gleichberechtigte Rivale Thomas', hatte in den letzten Jahren mit drei Werken an der großen Oper Unglück gehabt, mit „Cinq-Mars", mit „Polyeucte" und noch im letzten Jahr mit dem „Tribut von Zamora", und dadurch seinem Ruhm schwer geschadet. Thomas dagegen hatte mit seinem im Jahre 1868 entstandenen „Hamlet" einen so nachhaltigen Erfolg in Paris und im Ausland gehabt, wie er einer neuern großen Oper selten beschieden ist. Seit 1868 hatte Thomas für das Theater nur einen komischen Einacter verfaßt, Gilles et Gillotin, welcher zeigte, daß ihm das komische Genre treu geblieben war trotz seiner Erfolge im ernsten Musikdrama. Man wußte schon lange, daß Thomas sich seit dem „Hamlet" mit der Composition der von den altbewährten Textlieferanten Carré und Barbier verfaßten „Françoise de Rimini" beschäftige und auch diese bedächtige Langsamkeit rechnete man ihm zum Vortheil an, gegenüber der sorglosen Eile und Leichtfertigkeit, die Gounod namentlich bei dem „Tribut von Zamora" gezeigt hatte, der eigentlich erst während der Repetitionen componirt wurde. Ist nun die „Françoise" ein Erfolg oder ein Mißerfolg? Wird sie sich halten, wird sie auch im Ausland Verbreitung finden? Das sind Fragen, die schwer zu beantworten sind. Die Urtheile der Pariser Kritik gehen unglaublich weit auseinander. Das Lobenswerthe und Tadelnswerthe ist in der „Françoise" eigenthümlich gemischt. Wenn man es aber auseinander trennt, so findet man, daß das Tadelnswerthe zumeist der Gattung der großen Oper zuzuschreiben ist, dann den Librettisten, die hier keineswegs ihr Meisterwerk geliefert haben, als welches ich vielmehr ihre „Mignon" betrachten möchte, endlich nur insofern dem Componisten, als er offenbar gar oft sein besseres Gefühl verleugnet und lediglich den Sängern zu Dank geschrieben hat.

Das Liebespaar Francesca da Rimini und Paolo Malatesta verdankt seine Berühmtheit bekanntermaßen Dantes „Inferno". Die große Erfindung von Carré und Barbier ist die Umkleidung der Handlung mit einem Prolog und Epilog, die in der Hölle spielen, und in denen Dante, Vergil und Beatrix auftreten. Der Prolog lehnt sich an die Darstellung Dantes. Der große Dichter sieht sich in wilder Gegend verirrt, wird von Vergil, den Beatrix entsendet hat, zurechtgewiesen und betritt mit ihm die Hölle. Ueber der Höllenpforte sieht man sogar in rothglühenden Lettern die bekannte Inschrift. Eine Verwandlung des Hintergrundes in ein dunkles Gewässer versetzt uns dann in den ersten Höllenkreis, wo unter einer Schaar anderer Liebespaare Paolo und Francesca erscheinen. Sie werden von Dante aufgefordert, ihre Geschichte zu erzählen, können es aber vor Schmerz nicht fertig bringen und verschwinden wieder. Hierauf verspricht Vergil dem Dichter, daß er die Vergangenheit beider vor seinen Augen wolle wiederaufleben lassen. Damit schließt der Prolog. Es folgen die vier Acte. Am Schluß des letzten, wo Malatesta erscheint, um sich zu rächen, erhebt sich eine Wolke über der Scene und nachdem diese gewichen ist, sind wir wieder in der Hölle, links stehen Vergil und Dante, rechts auf dem Felsen die Schatten von Paolo und Francesca, welche ihr unterbrochenes Duett zu Ende führen. Dann kündigt Vergil im Auftrag Beatrices den Liebenden die himmlische Verzeihung an. (Dies wurde nach der Première nicht mehr gesungen.) Beatrix erscheint von Engeln umgeben in einer Glorie und senkt einen Palmenzweig gegen die beiden Erlösten herab. Einen tiefern Sinn hat diese Einkleidung nicht, im Sinne des strengen Dante ist dieser Gnadenact unmöglich, und wie kann denn Beatrix mit diesen Engeln in der Hölle erscheinen? Aber theatralisch sind Prolog und Epilog sehr wirksam und geben dem Componisten Anlaß, eine höhere Mannichfaltigkeit musikalischer Bilder zu entwickeln. Der Prolog ist denn auch das musikalisch originellste Stück der Oper geworden. Die Erscheinung Vergils, der dem Contrast mit den düstern Männerchören der Hölle und mit der Baßstimme Dantes zu Liebe für Mezzosopran geschrieben wurde, wird durch eine wunderbar liebliche Melodie eingeführt, dann ist das Duett der beiden Seelen in der Stimmung vorzüglich getroffen. Es liegt darin eine verhaltene Melancholie, die sich zu schmerzlicher Klage steigert. Hier wird durch einfache Mittel — die beiden Stimmen singen fast unbegleitet — eine große Wirkung erzielt.

Der erste Act enthält das Leseduett, das ich für eine der allerbesten Compositionen Thomas' halte. Mit großem Glück ist hier ein gewisser alterthümlich naiver Ton getroffen, besonders durch die Verwendung eines einfachen Motivs, das im vierten Act wieder eine Rolle zu spielen bestimmt ist, sobald das Buch wieder in die Handlung verflochten wird. Nach dem Duett erscheint Guido, Francescas Vater, der die Liebe beider billigt und ankündigt, daß Malatesta, der aus Rimini verbannte Bruder Paolos, an der Spitze deutscher Truppen gegen die Vaterstadt heranziehe. Es folgt ein patriotisches Terzett.. Paolo „stürzt vor" und beginnt auf ein stark italisirendes Motiv: „Italie, Italie, noble terre avilie", und die beiden Andern fallen ein. Es ist aber, als ob sich Thomas davor fürchtete, für den Leierkasten zu schreiben, denn alsbald verlieren sich die drei in chromatische Quälereien, die freilich für den Leierkasten zu hoch, aber zur Manifestation patriotischer Gefühle schlechterdings unpassend sind. Das Finale des ersten Actes zeigt die vergeblichen Versuche Paolos und seines Pagen Ascanio, die Bürger zum Widerstand zu vermögen und den feierlichen Einzug Malatestas. Paolo will sich nicht vor dem kaiserlichen Banner beugen. Malatesta entwickelt ihm seine cäsaristisch-centralistischen Ideen, die Paolo als Verrath und Heuchelei bezeichnet. Francesca stürzt sich zwischen die streitenden Brüder. Da Malatesta merkt, daß sie seinen Bruder liebt, behält er sie als Geisel zurück. Aus Malatesta haben die Librettisten eine musikalisch schwer verwerthbare Rolle gemacht. Er ist kein offen wüthender Tyrann, sondern er verbirgt seine üblen Absichten unter wohlwollenden, großmüthigen Redensarten. Francesca liebt er dagegen aufrichtig, aber mit jener unerfreulichen Aufdringlichkeit, die allen Theatertyrannen eigen ist. Für die Heuchelei fehlt es nun aber der Musik an zutreffenden charakteristischen Ausdrucksmitteln. Thomas hätte die Declamationen Malatestas nicht anders componiren können, als er gethan, wenn sie aufrichtig gemeint sein sollten. So kommt es, daß der Bösewicht eine sehr noble Rolle spielt. Zudem ist seine Rolle für den ersten Sänger der Oper, den Baritonisten Lassalle geschrieben, der die beiden schmachtenden Arien des Malatesta so süß als möglich vorträgt und den Tyrannen über dem Lieb-

haber vergessen läßt. Die Figur des Pagen Ascanio ist ganz das Verdienst Carrés und Barbiers, die wohl wußten, wie sehr eine zweite bedeutende Frauenrolle einer großen Oper Noth thut, und daß, wenn man sie in Männerkleider stecken kann, es um so besser ist. Für die Handlung ist er nicht unbedingt nöthig. In der Pariser Oper gibt die Rolle der vorzüglichen Altistin Richard reiche Gelegenheit zu glänzen.

Der zweite Act enthält ein vorzügliches Terzett zwischen Francesca, die sich gezwungen sieht, Malatesta zu heirathen, Ascanio, der den Tod und die letzten Worte des im Kampfe gefallenen Paolo der Francesca mittheilt, und Guido, der Francesca zu trösten und gegen Ascanios Vorwürfe zu schützen sucht. Es folgt ein lieblicher Hochzeitschor, eine Liebesarie Malatestas, ein Gebet Ascanios für Paolo, während in der Kapelle unter Orgelbegleitung die Trauung stattfindet, ein Chor der Pagen Malatestas, welche Ascanios Traurigkeit verspotten, ein kleines reizendes Stück, das nach der Partitur zweimal zu singen ist, bei jeder Vorstellung aber zum dritten Mal verlangt wird. Dann tritt der todtgeglaubte, aber nur verwundete Paolo auf und sagt in einer Cavatine, daß er einstweilen noch am Leben sei. Er erblickt seinen Bruder mit Francesca am Altar und reißt aus Verzweiflung den Verband von seiner Wunde. So findet ihn der Hochzeitszug. Malatesta bemächtigt sich seiner und überläßt Francesca ihrem Vater, vermuthlich weil er merkt, daß sie im Sinne hat, ihren Gefühlen in einer großen Arie Luft zu machen, und Ehemänner solche Ergüsse nicht lieben. Auch Guido wittert so etwas und verläßt daher auch seinerseits seine Tochter, um beim Kaiser Malatesta zu verklagen. Endlich bleibt sie allein und legt nun los: „Il vit! Celui que j'ai pleuré, Surgit de la poussière." Man glaubt einen richtigen Verdi vor der „Aïda" zu hören. „Bewegte" Abwechslung zwischen punktirten Achteln und Sechszehnteln. Aber wie im Terzett des ersten Actes wirkt wieder die Furcht vor dem Leierkasten, und so componirt Thomas die folgenden Verse: „Le jour sur ce front adoré Verse encor sa lumière" in nobler, zurückhaltender Weise. Im weiteren Verlauf der umfangreichen Arie kehrt das Verdimotiv wiederholt wieder, aber stets wie ein verschämter Armer, der sich gern wieder zurückzieht. Dazu kommen dann noch einige Coloraturexcursionen in die dreigestrichene Octave. Aus all dem ist ein Ganzes geworden, das viel zu bunt und unzusammenhängend ist, um musikalisch wirken zu können und dramatisch ganz falsch ist. Denn dieser Coloraturjubel paßt doch nicht für Francesca, die, eben mit einem ungeliebten Manne verbunden, zu spät erfährt, daß ihr Geliebter noch am Leben ist.

Den dritten Act eröffnet eine Arie des Malatesta, in der er abwechselnd für Francesca von Liebe und für Paolo von Haß erglüht. Dann kommt eine große Feier zu Ehren Francescas, die ihre Existenzberechtigung in der Nothwendigkeit findet, daß jede große Oper ein Ballet haben muß. Dieses war bei der Première derjenige Theil der Aufführung, der den allermeisten Beifall erntete. Seither ist ihm der Beifall treu geblieben, hat sich aber auch auf die gesungenen Theile der Oper ausgedehnt. Ursprünglich sollte nach dem Ballet Malatesta eine Arie singen. Diese ist aber von der ersten Aufführung an von dieser Stelle weg in den zweiten Act verlegt worden. Man kann sich leicht denken, welch dramatisches Gewicht ein Stück haben muß, das man so beliebig in verschiedene Acte einschieben kann. Im Original folgt dann ein thörichter Angriff Paolos auf die Person Malatestas. Paolo wird entwaffnet und Malatesta verzeiht ihm aufs Neue. Diese unnöthige Scene ist nie auf der Bühne erschienen. Endlich geschieht in dem langen dritten Act die erste wichtige Handlung. Guido kommt zurück und verliest eine Botschaft des Kaisers, der Malatesta vor sein Gericht beruft. Malatesta, im Begriff zu gehorchen, übergibt seine Gattin in heimtückischer Absicht dem Schutze seines Bruders. Ein großes Finale in einem schönen langsamen und einem weniger schönen schnellen Satz beendet den dritten Act. Der vierte Act, derjenige, der als Ganzes unbedingt der beste der Oper ist, enthält eine melancholische Arie der Francesca, ein übermüthiges Lied des auf Wache stehenden Ascanio in den Coulissen von energischem Rhythmus, eine Arie und Scene des Paolo. Er will nur das verlorene Paradies noch einmal sehn, bevor er entflieht, aber er erblickt das Buch, das ihn aufhält. So wird er von Francesca, die keinen Schlaf finden kann, überrascht. Er verbirgt sich, doch erräth Francesca seine Anwesenheit daran, daß sie das Buch aufgeschlagen findet. Paolo kann sich nicht länger zurückhalten. Er will von ihr Abschied nehmen, allein wieder vereinigt sie das fatale Buch, das beide an ihre früheren Geständnisse erinnert. So sinken sie sich in die Arme und sehen nicht, daß Ascanio verwundet hereinstürzt, um sie zu warnen, aber wortlos zusammenbricht. Es erscheint Malatesta mit gezücktem Schwert, während aufsteigende Wolken die Scene verhüllen. Dieses letzte Duett ist von großer Schönheit, die man wohl auch dann empfindet, wenn man die feinen motivischen Beziehungen desselben zu den ersten Accorden des Prologs und zu den Motiven des Duetts im ersten Act, namentlich zu dem eigentlichen Lesemotiv, nicht bemerkt.

Die dramatische Handlung beruht eigentlich einzig auf dem ersten und vierten Acte. Das einzige Ereigniß, das dazwischen fällt, ist die Vermählung; was sonst im zweiten und dritten Act vorkommt ist Füllwerk, wo die Decorationen, die Costüme, das Ballet und die Virtuosität der einzelnen Sänger allein das Interesse in Anspruch nehmen. Dies Mißverhältniß drückt schwer auf den ersten Act. Bei Beginn desselben hat man den rauschenden, glänzenden Balletspektakel eben noch im Gedächtniß, man sitzt schon über drei Stunden in dem erhitzten Raum, man kann nur noch mit Mühe seine Aufmerksamkeit bewahren. Daher gehen die geheimen Schönheiten dieses Actes den meisten Zuhörern gar nicht auf, viele verlassen sogar die Vorstellung gleich nach dem Ballet. Das ist der Unsegen der Gattung der großen Oper. Man kann sich nur wundern, daß diese Kunstform, die zur Zeit und unter dem Einfluß Meyerbeers entstanden ist und deren einziges, ganz unkünstlerisches Princip ist: Wer Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen, mit einer Pietät festgehalten wird, als ob es sich um die heiligsten Grundlagen der Kunst handelte. Diese große Oper ist entstanden aus der Berechnung des äußern Erfolgs bei einem Publicum, dessen größere und einflußreichere Hälfte nur den allerelementarsten Wirkungen der Musik zugänglich ist. Ihre Berechtigung ist daher, wenn sie überhaupt je existirt hat, dann erloschen, wenn das Publicum eine musikalische Bildung errungen hat, die es ihm ermöglicht: ernste Musik auch dann zu goutiren, wenn sie nicht durch allerlei triviale Fermaten, durch die Sprünge des Ballets, durch große Massenaufzüge mit Blechessecten verziert ist. Ob das jetzt der Fall ist in Frankreich? Das ist schwer zu entscheiden. Indessen sprechen zwei Argumente dafür, einmal die große Neigung, die sich immer stärker kundgibt, für ernste Orchesterconcerte, dann der fast constante Mißerfolg, den in neuerer Zeit die in der hybriden Form der großen Oper geschaffenen Musikdramen haben.

Wenn man Thomas' „Françoise" mit seinen früheren Werken „Mignon" und „Hamlet" vergleicht, so muß man constatiren, daß der Melodienfluß in der „Mignon" viel reichlicher, viel natürlicher und ungezwungener ist, als in den beiden andern Werken, weil Thomas die Gabe der leichten Grazie, die eine komische Oper erfordert, von Natur verliehen ist, während er sich das Pathos offenbar erst nach und nach angeeignet hat. Was die pathetische Kraft anbelangt, so steht wohl sein Prolog der „Françoise" höher als Alles, was er bis dahin in diesem Genre geleistet hat. „Hamlet" ist der „Françoise" sicher darin überlegen, daß sich das Interesse viel gleichmäßiger über das ganze Werk vertheilt, steht dagegen darin noch vor ihr zurück, daß der Stoff des „Hamlet" an sich ebenso sehr einer adäquaten musikalischen Darstellung widerstrebt, als der Stoff der Dante'schen Erzählung derselben entgegen kommt. Thomas hat sowohl: „Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage", als: „Geh in ein Kloster, Ophelia" in Musik gesetzt, aber dabei ist aller Shakespeare'sche Geist verflogen. In der „Françoise" dagegen ist er der Situation, wie sie ihm die Textdichter an die Hand gaben, vollkommen gerecht geworden.

In der musikalischen Technik hat Thomas, wie alle neueren Componisten, den Einfluß von Berlioz und von Wagner erfahren. Er kennt alle Pikanterien der modernen Orchestrirung, wendet vielleicht die Harfe etwas zu oft an, unterscheidet sich aber merklich von Wagner dadurch, daß er die Stimmen nach Möglichkeit zur Geltung bringt, sie sehr oft unbegleitet singen läßt, sogar bei schwierigen modulatorischen Uebergängen. Mehr Sorgfalt als in früheren Werken legte Thomas diesmal auf sprach- und sinngemäße Declamation. Noch in der „Mignon" ist an vielen Stellen der rhythmischen Gleichmäßigkeit zu Liebe der sprachliche Accent mit Füßen getreten. Diesen Stellen kann man aus der „Françoise" höchstens eine Stelle aus dem Pagenchor an die Seite setzen, wo der Ausruf: „Eh bien!" bald richtig auf der zweiten, bald unrichtig auf der ersten Silbe betont wird, was übrigens nicht einmal schwer zu tadeln ist, da der komische Charakter des Stückes diese Coquetterie des Accentwechsels hinlänglich rechtfertigt. Der modulatorische Reichthum deutet, wie die Instrumentation, auf den Einfluß der neueren Schule,

hie und da kann man sogar von einem Ueberfluß an Modulation sprechen, welcher der Musik den Charakter unbefriedigter Unruhe verleiht.

Für den Text ist jetzt, da Michel Carré vor etwa 10 Jahren gestorben ist, Jules Barbier einzig verantwortlich zu machen. Barbier hat bei Anlaß des Auber-Festival sich in Poesie und Prosa sehr feindlich gegen die neue musikalische Schule „voll nebelhafter Dunkelheit" ausgesprochen. Um so erstaunter ist man, in dem Text der „Françoise" Stellen zu finden, die nicht nur nebelhaft und dunkel, sondern völlig unverständlich sind. So sagt z. B. Francesca: Juste ciel! en mon âme Ai-je donc enfermé Cette ivresse de flamme? Man kann die Liebe unter dem Bild der Trunkenheit darstellen, man kann sie auch als Flamme bezeichnen, aber die Liebe eine „Flammentrunkenheit" zu nennen, das geht sogar über Wagners Tristan und Isolde.

Paris. Felix Vogt.

Notizen.

Neue Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach (Berlin, Franz Ebhardt).

Die Novellensammlung gehört zu dem Besten und Gehaltvollsten, das seit langem auf diesem Gebiete erschienen ist. Marie von Ebner-Eschenbach, die sich schnell einen geachteten Namen erworben hat, verfügt über eine männliche Gestaltungskraft und eine wuchtige Sprache, die in ihrer klaren, präcisen und eigenartigen Diction überaus fesselnd ist. Von dem specifisch „Weiblichen" ist weder im Stil noch Inhalt ihrer Erzählungen etwas wahrzunehmen, es sei denn jene liebevolle Detailmalerei, die aber bei unserer Dichterin niemals zum Schlimmen ausartet. Die originellste und ergreifendste der vier Novellen ist wohl die letzte „Nach dem Tode", wo ein überaus schwieriges, rein innerliches Motiv in geradezu genialer Weise behandelt wird. Sehr interessant, humorvoll und psychologisch fein zergliedert ist auch die Geschichte von den beiden „Freiherrn von Gemperlein", weniger eine Novelle als eine künstlerisch abgerundete und bis ins Kleinste ciselirte Charakterstudie, die von viel Welt- und Lebens-Erfahrung zeugt. „Ein kleiner Roman" erscheint bei aller poetischen Ausführung dagegen etwas zu dürftig im Inhalt, und „Lotti, die Uhrmacherin" verdiente uneingeschränktes Lob, könnte man nur an solche Uhrmacher, wie Lotti, ihr Vater und ihr Pflegebruder es sind, wirklich glauben. Das ist aber beim besten Willen unmöglich. In Bezug auf Charakteristik und dichterisch-schöne Sprache steht die Novelle sonst den übrigen nicht nach. Der stattliche Band sei besonders auch jenen modernen Schriftstellerinnen empfohlen, die da glauben, ihre Novellen seien in männlichem Stil geschrieben, wenn sie ein männliches Pseudonym aufs Titelblatt setzen. Marie von Ebner-Eschenbach, obgleich sie sich offen als Frau bekennt, rangirt unmittelbar neben unseren ersten männlichen Novellisten. T—n.

* * *

Hans Wachenhusen, „Was die Straße verschlingt". Socialer Roman in 3 Bänden. (Berlin 1882, A. Hofmann & Co.)

Wir begegnen dem fruchtbaren, wohlbekannten Romancier Hans Wachenhusen dieses Mal auf sehr ernstem Gebiete; sein neuestes Buch soll gewissermaßen als Supplement zur Frauenfrage gelten. Er selbst bekennt, daß er, „aus Ueberdruß an der Schönfärberei unserer romantischen Schule" ein Mal „aus dem romantischen Gehege des Idealismus ausgebrochen" ist und getreu erzählt, was sich wirklich zugetragen hat. — Wir zweifeln keinen Moment an der Realität der erzählten Vorgänge; vielleicht hat sogar Jeder von uns schon Aehnliches erlebt, oder mindestens ist es ihm authentisch berichtet worden; wer wird leugnen, daß die Kehrseite unserer hochentwickelten, gesellschaftlichen Cultur eine tiefe, in alle Schichten des socialen Lebens hineinreichende Corruption ist? Nur, daß Wachenhusen uns seine Gestalten fast als Typen hinstellt, uns im Zola'schen Genre glauben machen will, daß die Wiedergabe des Aeußersten den Kern der ganzen, großen Frage enthüllt. Dagegen lehnen wir uns auf! Sie existiren, jene Gestalten, existiren mit ihrem Anfang und ihrem Ende, und so wie es geschildert ist, gelangen sie zur Sünde und sündigen sie wirklich, und werden sie von der Straße verschlungen, wir können das leider nicht leugnen; aber sie sind dennoch nur als abschreckende Beispiele, wohin die Corruption führt, aufzufassen, sie sind nicht Repräsentanten der „Kinder unserer Zeit", als welche sie Wachenhusen hinstellt. Eliza's und Stella's, und Marion's und Lenning's und Erwin's v. Fürth hat es immer gegeben, und die Hoffnung, daß niederer Sinn und Charakterlosigkeit, und die Sünden des Blutes aussterben könnten, erscheint uns utopisch; jene Gestalten sind ebensowenig nur „modern" als die Laster es sind, in die sie verfallen.

Wachenhusen leitet sein Buch mit Sätzen schwerwiegendsten Ernstes ein, deren Wahrheits-Vollgewicht wir in Schreck und Trauer rückhaltslos zugeben müssen. Uns erscheinen, offen gestanden, diese „paar Vorworte" weitaus als das Bedeutendste seiner neuesten Veröffentlichung. Ja, es ist richtig, es hört das aufmerksame Ohr durch das laute Gewühl des Straßenlärms, in Mitten des mannichfaltigen Hastens und Drängens nach dem Erwerbe, und mitten hindurch auch durch die volltönenden Sätze, in denen uns Erkenntniß und Moral verkündet werden, die unheimlichen Rufe des Schicksals, denen jede Menschenkraft unterliegt, und die Klagelaute der Opfer, die in einem schrillen, ins Wesenlose dringenden „Warum?" gipfeln. Aber daneben erkennt man auch deutlich der Uebel größtes: die Schuld! Und wo sie Wachenhusen in psychologischer Vertiefung, mit weitsehendem Auge, erblickt, da ist sie wirklich. Es ist wahr, wenn er die kaltherzige Lebesucht der Männer, der die Reinheit nur als ein „pikantes" Hinderniß bei dem Steeplechase nach dem Genusse erscheint, wenn er die nimmermüde Gefallsucht der Frauen, zu deren Befriedigung kein Opfer zu groß oder zu schwer erachtet wird, und deren Keime schon durch die Erziehung sich entwickeln, mit hallender Stimme anklagt, und es ist traurig wahr, wie er den Nachweis jenes verhängnißvollen Kreislaufes der Verderbniß führt: von dem Manne zur Frau, von der Frau zum Manne, und somit in die Familie! —

Durch alle diese Betrachtungen ist das neue Wachenhusen'sche Buch immerhin eine bedeutende literarische Erscheinung. Seine Beweisführung, also die Handlung selbst, würde noch wirksamer sein, wenn sie bündiger wäre; sie ist in vollem sittlichen Ernst gehalten; trotz des heiklen Themas und der deutlichen Zola'schen Inspiration von jeder naturalistischen Ausschreitung frei, und gewährt durch Reflexionen und Bilder einen oft genug erschütternden Einblick in Regionen, die nicht etwa jenseits unseres eigenen Lebens liegen. Die Unsittlichkeit treibt dort ihr Wesen, und dennoch ist darüber nachzudenken geradezu eine sittliche Pflicht. Schon deswegen haben wir, trotz verschiedener literar-kritischer Bedenken gegen manche Eigenheiten der Darstellung und besonders des allzu saloppen Stils, Wachenhusen für sein neuestes Buch dankbar zu sein.

Albert Weigert.

* * *

Fables originales par Augusta Coupey, fabuliste français du XIXme siècle. Paris, E. Dentu.

Der schalkhafte Titel charakterisirt trefflich diese modernen Fabeln, die im herkömmlichen Gewande gegenwärtige Zustände unseres socialen und literarischen Lebens persifliren. Sie sind wahrhaft originell. Gambetta, Wilson, Grévys Schwiegersohn, der Dictionnaire Larousse, die Communarden, die Blaustrümpfe, Mac Mahon werden in munterer Fabulirlust verspottet. Der gute Eindruck dieser sinnigen Verse wird uns auch nicht durch die Fabel von den Tigern verdorben, worunter die deutschen Soldaten von 1870 gemeint sind, weil sie die Franctireurs als irreguläre Combattanten behandelten. Wir sind sogar erstaunt, in dieser Gesellschaft nicht auch die berühmten Fabeln von den gestohlenen Pendulen, dem General Staff und den preußischen Spionen zu finden.

* * *

Die Erfindungen der neuesten Zeit. Unter Mitwirkung von Ingenieuren des k. Patentamts und andern Fachmännern herausgegeben von Dr. G. van Muyden und Heinr. Frauberger. Leipzig, Spamer.

Anlaß zur Herausgabe des Werkes gaben einerseits der Aufschwung des deutschen Patentwesens, sowie die staunenswerthen Errungenschaften der Elektrotechnik, anderseits der nicht wegzuleugnende Fortschritt der einheimischen Kunstindustrie. Die unzähligen Erfindungen der neuesten Zeit in den knappen Raum von 75 Druckbogen einzuzwängen, war keine leichte Aufgabe, und sie wurde nur dadurch gelöst, daß die Mitarbeiter an dem Werke einmal von einer eingehenden Beschreibung der vorgeführten Verfahren und Maschinen absahen und, wie uns scheint mit Recht, hauptsächlich die Resultate der technischen Neuerungen ins Auge faßten, anderseits auf eine doch unerreichbare absolute Vollständigkeit

verzichteten und nur folgenschwere Leistungen der Technik berücksichtigten. Das schön ausgestattete, reich illustrirte Werk bildet zugleich eine Ergänzung zu den letzten drei Auflagen des sehr verbreiteten „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie".

* * *

Nikolaus Lenaus sämmtliche Werke. Leipzig 1882, Bibliographisches Institut. 2 Bde.

Diese vollständigste Ausgabe enthält erklärende Anmerkungen über die in den Gedichten enthaltenen Beziehungen sowie auch eine eingehende Biographie des Dichters. Zwar wurden der letzteren allerdings die bisher bekannten Quellen von Schurz, Niendorf, Mayer, Auersperg zu Grunde gelegt, aber von den Ueberlieferungen ist nur das festgehalten, was nach Abzug aller aus Freundschafts- und Verwandtschaftsrücksichten aufgetragenen Farben als Rest verblieb. So ergab sich denn, wenn auch nicht hinsichtlich der Gestalt des Dichters selbst, wohl aber in Bezug auf seine Umgebung Manches als Egoismus, was sich früher stets der glänzendsten Opferfreudigkeit rühmte. Hier sind auch die von allen früheren Biographen angstvoll geheim gehaltenen Namen der Hauptpersonen angeführt, welche auf das Leben des Dichters einen hervorragenden Einfluß geübt haben. Einen sehr werthvollen Beitrag hat die Ausgabe in einem Anhang erfahren, welcher eine Reihe geistreicher, den Briefen und Gesprächen Lenaus entnommenen Bemerkungen enthält.

* * *

Welt und Geist. Alte und neue Tagebuchblätter in Spruchdichtungen von Otto Sutermeister. Bern, Dalp.

„Wie Freimund Reimar einst, der Sprachgewaltge, sprach,
So sprechen freilich heut ihm leicht gar Manche nach;
Doch nur Wortsetzer sind und Wortzersetzer Die,
Die nicht Fortsetzer sind auch seiner Poesie."

Sutermeister ist aber ein wirklicher Fortsetzer in echt Rückert'schem Geiste und unstreitig einer unserer besten Spruchdichter. Nur selten Triviales und Selbstverständliches aussprechend, orakelt er in feingeschliffenen, wirklich weisheitsfrohen Sprüchen über Kunst, Sprache, Literatur, Erziehung und Umgang. Er hat Geist, Witz und viel Welt- und Menschenkenntniß.

* * *

Olympia und Umgebung. Zwei Karten und ein Situationsplan, gezeichnet von Kiepert und Dörpfeld. Herausgegeben von E. Curtius und F. Adler. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Nachdem die 1875 begonnene Aufdeckung von Olympia vollendet worden, ist mit dem fünften Band dasjenige Werk abgeschlossen, das die Funde nach Jahrgängen zusammenstellt und die Annalen des glorreichen Unternehmens enthält. Um nun den Freunden von Kunst und Alterthum Gelegenheit zu bieten, sich mit den Oertlichkeiten vertraut zu machen, enthalten diese drei schön ausgeführten Blätter eine Uebersicht der Landschaft von Olympia, der unmittelbaren Umgebung und einen Grundriß der Stadt, — das Ergebniß der sechsjährigen Ausgrabungen und zugleich die Grundlage aller weiteren Forschungen über die Geschichte und Alterthümer von Olympia.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal die Cavallerie-Frage.

Verehrter Herr Redacteur!

Nr. 20 der „Gegenwart" enthält eine Besprechung der Broschüre: „Bedürfen wir künftig einer Schlachtencallerie?" Beurtheiler stellt sich auf den Standpunkt des Verfassers und bringt somit ein Eintreten der „Gegenwart" für die Cavallerie zu Wege. Wenn Ihr Herr Mitarbeiter die Broschüre: „Untersuchungen über den Werth der Cavallerie in den Kriegen der Neuzeit", welche so großes Aufsehen erregt und jene „Bedürfen wir ꝛc." eigentlich erst (als Widerlegungsversuch) provocirt hat, aufmerksamer gelesen hätte, so würde er gefunden haben, daß gerade der Kern jener „Untersuchungen" in der Broschüre des Herrn v. B. völlig übergangen und damit die Widerlegung absolut mißglückt ist.

Herr v. B. bemüht sich nachzuweisen, daß nur „die abhanden gekommene Kunst der Verwendung", nicht aber die veränderten Feuerwaffen ꝛc. der Cavallerie geschadet haben. Er behauptet also, die kolossal angewachsene Bedeutung der Feuerwaffen durch angemessene Verwendung der Cavallerie („Zurückgreifen auf das Friedericianische Vorbild") ausgleichen zu können. Das wird ihm schwerlich ein Unbefangener glauben, und jedenfalls ist es mißlich, für eine derartige Ansicht Partei zu nehmen, da doch die Thatsache der vervollkommneten Feuerwaffen nicht aus der Welt zu schaffen ist. Aber angenommen, es ließe sich durch zweckmäßige Verwendung der Cavallerie selbst die vervollkommnetste Feuerwirkung (wir haben alle Ursache anzunehmen, daß die Feuerwaffen noch weiter vervollkommnet werden) paralysiren, was wäre damit für die Beurtheilung jener Broschüre erreicht?

Herr v. B. gibt sich die größte Mühe, zu zeigen, unter welchen Voraussetzungen ein Cavallerieangriff noch Chancen habe. Wenn aber so viel Mühe nöthig ist, diese Chancen herauszufinden, so ist die ganze Sache von vornherein verdächtig. Daß unter Umständen Cavallerieangriffe glücken können, bestreitet ganz gewiß kein Mensch — auch der Verfasser der „Untersuchungen" nicht. Aber er fragt mit Recht: Entsprechen diese Chancen den enormen Opfern an Geld, welche die Unterhaltung der Cavallerie im Frieden, den enormen Kosten und Schwierigkeiten, welche deren Augmentation, Transport und Verpflegung im Kriege verursacht? Diese Frage hängt innig zusammen mit der zweiten: Wäre nicht, wo überhaupt durch Cavallerie etwas geleistet ist, durch Infanterie und Artillerie noch mehr zu leisten gewesen? Wäre es also nicht besser, die der Cavallerie gewidmeten Opfer auf die zuverlässigeren Waffen zu verwenden? Herr v. B. will große Cavalleriemassen concentriren, um reelle Erfolge erzielen zu können. Wird dann aber Verpflegung ꝛc. nicht noch viel schwieriger werden? Und wird man die Massen gerade immer da haben, wo man sie vielleicht ausnahmsweis einmal brauchen könnte?

Die Kunst des Armeeorganisators wird sich in Zukunft wesentlich mit darin zu bewähren haben, daß er es versteht, das Cavalleriecontingent auf das Maß einzuschränken, welches gewisse Verwendungen unumgänglich erscheinen lassen. Aber unglücklicherweise leiden die nächstinteressirten Kreise an der persönlichen Voreingenommenheit, die allen vernünftigen Maßregeln nach dieser Richtung hin so lange im Wege sein wird, bis sehr trübe Erfahrungen einmal einen Reinigungsproceß einleiten werden. Jede unbefangene Kritik sollte sich dessen bewußt bleiben.

Hochachtend

Oskar Cordel.

Abonnement der „Gegenwart"

pro III. Quartal 1882.

Mit der nächsten Nummer (25) schliesst das II. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. **Abonnements auf das III. Quartal 1882 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.**

Original-Einbanddecken in Leinwand

zu dem mit der Nummer **25** schliessenden **XXI. Bande** der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von **1 Mk. 50 Pf. durch jede Buchhandlung** bezogen werden.

Berlin W., Königin-Augustastr. 12.

Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Wer nicht geärgert sein will

durch langathmige politische Betrachtungen und durch unfruchtbares Parteigezänk —

Wer zuverlässig und schnell orientirt,

nicht nur über die thatsächlichen politischen Vorgänge, sondern auch aus unserem reichen Culturleben von allem Wissenswerthen, Schönen und Nützlichen, von allen **bedeutsamen Erscheinungen, welche dem Schooß der Wissenschaften, Künste, Gewerbe, des öffentlichen und häuslichen Lebens** entsteigen, in anregender Darstellung unterrichtet sein will —

Wer aus allen Hauptorten der Erde

regelmäßige, fesselnd geschriebene Originalberichte aus dem Leben, der Gesellschaft, über Kunstpflege, sensationelle Begebenheiten jeder Art (bei besonderen Vorkommnissen auch ausführliche telegraphische Mittheilungen) lesen will —

Wer tägliche Anregung und Unterhaltung

haben will, welche ihm sonst nur die periodische Literatur in längeren Zwischenräumen zuführt, wer also z. B. ein Freund guter Romane aus der Feder der berühmtesten Schriftsteller, vortrefflicher Feuilletons und Essays, der sogenannten „Vermischten Nachrichten", des Spiel- und Räthselsports ist, aber doch auch das eigentliche Zeitungsmaterial nicht entbehren möchte: Unparteiische Börsenberichte, Ernennungen, Beförderungen in Armee und Marine, Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, Familiennachrichten u. s. w., wer endlich eine Zeitung haben will, welche aus dem Text, wie aus dem Inseratentheil alles Unsaubere und Unzarte ausschließt und auf gesitteten Ton Gewicht legt, kurz:

Wer einen werthvollen Hausschatz

seiner Familie sichern will,

Der abonnire für 5 Mark pro Quartal

bei der nächsten Reichs-Postanstalt oder Zeitungs-Spedition auf die:

Tägliche Rundschau

Zeitung für Nichtpolitiker,

Parteiloses Organ für Leser jeder politischen Richtung.

Unter ständiger Mitwirkung von: G. v. Amyntor — A. Andrea — Graf Baudissin — M. Blanckarts — J. Boy-Ed — Dr. A. E. Brehm — Dr. R. Brehm — Dr. M. G. Conrad — Prof. F. Dahn — H. v. Dedenroth — Mar.-Arzt Dreising — Aemil Fendler — A. Fitger — Prof. K. Fischer — A. Friedmann — Dr. O. Girndt — Dr. med. Glauert — Cl. v. Glümer — Dr. Herm. Grieben — Ferd. Gross — Ferd. Gumbert — Mar.-Pfarrer Heims — L. Herrmann — Prof. W. Hess — Hofrath Dr. G. Horn — Th. Hoepfner — A. Itzenplitz — Dr. Jastrow — E. Juncker — S. Junghans — Prof. Wold. Kaden — M. Kalbeck — Prof. W. Koner — Dr. Koeniger — J. Kürschner — Dr. Friedr. Lange — Dr. Heinrich Lemcke, New-York — Dr. H. Lingg — E. Lobedanz — Prof. W. Lübke — Prof. K. v. Lützow — Dr. A. Meissner — B. Möllhausen — Dr. F. Müller — Prof. Nehring — Prof. L. Nohl — Dr. C. Oerdel — Friedr. Pecht — Emil Peschkau — Dr. O. Piper — Hofrath Dr. Portig — Joh. Proelss — H. W. Püttmann — M. v. Redwitz — Dr. Remin — Prof. H. W. Riehl — Dr. Max Ring — Prof. O. Roquette — Dr. Otto Röse — Dr. K. Russ — Graf v. Schack — Schmidt-Cabanis — Dr. L. Schücking — G. Schweinfurth — Gräfin J. Schwerin — Daniel Spitzer — Dr. Car. Sterne — Dr. E. Sierke — A. Streckfuss — Dr. W. Süersen — P. v. Tchihatchef — Dr. Trautwein v. Belle — Prof. Fr. Vischer — Dr. Voges — E. v. Waldow — E. Wichert — Dr. G. Wittmer — A. v. Winterfeld — Prof. Woermann — Hauptm. Zernin — H. Zimmern u. Anderen

herausgegeben von

Friedrich Bodenstedt.

Der hochgefeierte Name des Herausgebers (Friedrich Bodenstedt) und die berühmten und weltbekannten Mitarbeiter gewähren Bürgschaft für einen würdigen und gediegenen Inhalt der „Täglichen Rundschau", während der enorme Erfolg, welchen die Zeitung errungen, indem sie nach noch nicht einjährigem Bestehen sich nachweisbar einer (was für **Inserenten** beachtenswerth) Abonnentenzahl von über **20,000** Abonnenten zu erfreuen hat, den Beweis liefert, daß die „Tägliche Rundschau" den vollen Beifall ihrer Leser gefunden und eine fühlbare Lücke in der Zeitungsliteratur ausfüllt.

In dem **Klassiker-Verlag** des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig** erschien soeben:

Lenaus sämtliche Werke,

mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen.

2 Bände. Preis gebunden 4 *M.*

Die Biographie bringt zum erstenmal die Namen derjenigen Persönlichkeiten, welche von Einfluß auf die poetische Produktion und den Lebensgang des ebenso großen wie unglücklichen Dichters gewesen sind. Die Einleitungen geben über die Entstehungszeit und den geschichtlichen Stoff der größeren Dichtungen Aufschluß, außerdem sind alle in den spätern Auflagen weggelassenen Gedichte und Strophen und im Anhang eine Reihe geistreicher Bemerkungen und Schilderungen aus Lenaus Briefen beigebracht.

Hann.-Altenb. Esbhn. Saison 15. Mai-30. Sept. **BAD PYRMONT.** Pferdebahn z. Salzbade u. Bahnhof, 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Aus dem

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W.

(Besser'sche Buchhandlung) Behrenstrasse 17.

1882.

Theodor Birt, Das antike Buchwesen in seinem Verhältniss zur Litteratur mit Beiträgen zur Textgeschichte des Theokrit, Catull, Properz und anderen Autoren. Eleg. geh. 12 *M.*

Hans Droysen, Athen und der Westen vor der sicilischen Expedition. Eleg. geh. 1 *M.* 50 *Pf.*

Adolf Schoell, Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. Gesammelte Abhandlungen. Eleg. geh. 9 *M.* In Leinwand gebunden 10 *M.* 20 *Pf.* In feinstem hellen Halbkalblederband 12 *M.*

Bernhard Weiss, Das Leben Jesu. In zwei Bänden. Band I. Eleg. geh. 8 *M.* 60 *Pf.* In Halbfranz gebunden 10 *M.*

Richard Maria Werner, Lessings Emilia Galotti. Nebst einem Anhange: Die dreiactige Bearbeitung. Eleg. geh. 1 *M* 60 *Pf.*

Soeben erschien:

Aus

Wilhelm von Tegetthoffs Nachlass.

Von

Adolf Beer.

gr. 8. Preis 7 *M.* 60 *Pf.*

Die hinterlassenen Papiere des Seehelden von Helgoland und Lissa, welche wir hiermit veröffentlichen, bedürfen wohl keiner besonderen Empfehlung.

Verlag von **Carl Gerold's Sohn** in **Wien.**

Verlag von **Johannes Kriebel** in **Hamburg.**

Goethes Faust

II. Theil

für die Darstellung eingerichtet, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von

Robert Buchholz.

Hrn. E. Pollini, Director d. Stadttheaters in Hamburg, zugeeignet.

7 Bogen in 16. Eleg. geh. Preis 1 *M.*

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

Soeben erschien und wird gratis und franco auf Verlangen versandt:

Antiquarischer Anzeiger No. 7.

Ausländische Literatur.

Littérature française, anglaise, espagnole, italienne, hollandaise etc.

Berlin W., Jäger-Str. 73.

W. H. Kühl.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 25. Berlin, den 24. Juni 1882. Band XXI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Deutschland im Suezkanal. Von Joseph Schloßmacher. — Erinnerungen an Garibaldi. Mit bisher ungedruckten Briefen. Von Karl Blind. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Stelldichein. Von Rudolf Baumbach. — Talleyrand über Metternich. Ein Commentar zu den neuesten Publicationen. Von Sigmund Kolisch. — Aus Freiligraths Dichterwerkstatt. Von R. Thiele. — Die Schriftstellerei der Schauspieler. Anläßlich eines Buches von Josephine Gallmeyer. Von Theophil Zolling. — Kunst und Kunstgenuß. Eine Plauderei. Von A. Th. Bauer. — Notizen. — Inserate.

Deutschland im Suezkanal.

Von Joseph Schloßmacher.

Für das Interesse, welches die europäischen Großmächte dem gerade augenblicklich besonders heftig entbrannten Kampfe in und um Aegypten widmen, ist wohl in erster Linie, abgesehen von der Bedeutung des Landes der Pharaonen für die Erschließung und Theilung Afrikas, seine Wichtigkeit in Bezug auf den Suezkanal maßgebend. Denn dieser die Meere verbindende Wasserweg ist in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits zu einem Factor herangewachsen, der in der Bewegung des Weltverkehrs eine ganz hervorragende Rolle zu spielen berufen ist.

Wollte man freilich die Wichtigkeit Aegyptens für die europäischen Staaten lediglich nach der Bedeutung des Suezkanales für ihre Handelsmarine schätzen, so ließe sich der Werth des Pharaonenlandes in dieser Hinsicht leicht in concreten Zahlen ausdrücken, und der Streit um den Vorrang am Nil könnte nach Adam Riese durch ein Rechenexempel geschlichtet werden. Deutschland käme dann allerdings erheblich zu kurz! Weit entfernt davon, mit allen Großmächten — abgesehen von Rußland — in Concurrenz treten zu können, müßten wir sogar einer Macht zweiten Ranges, den am europäischen Concert nur passiv betheiligten Niederlanden den Vortritt lassen; denn Deutschland rangirt, in Bezug auf die Benutzung des Suezkanals durch die Handelsmarinen der verschiedenen seefahrenden Völker, erst an sechster Stelle.

Die Führung hat selbstverständlich England, auf dessen Handelsflagge für den Jahresdurchschnitt von 1870—1879 nach der Anzahl der Schiffe 73,50 Proc. und nach der Tonnenzahl sogar 75,98 Proc. des Suezkanalverkehrs entfallen. Im Jahre 1880 passirten*) den Kanal 1579 englische Schiffe mit 3,460,977 Tonnengehalt. Dieses große Uebergewicht Englands kann allerdings keineswegs auffällig erscheinen, wenn man bedenkt, daß der Weg durch den Kanal die directeste Verbindung zwischen dem europäischen Königreich England und dem ostindischen Kaiserreich in Asien darstellt, sowie daß von dem Gesammt-Außenhandel Brittisch-Ostindiens, welcher im vorletzten Jahre bis zu einem Werth von 2501,5 Millionen Mark gestiegen ist, der weitaus größte Theil, d. h. soweit er den Seeweg benutzt, von der englischen Handelsmarine besorgt wird. In der Rangliste des Suezkanals folgt zunächst Frankreich, auf dessen Handelsflaggen für den genannten Jahresdurchschnitt der Anzahl der Schiffe nach 6,67 Proc. und dem Tonnengehalt nach 8,62 Proc. kommen. An Frankreich reiht sich Oestreich-Ungarn mit 4,18 Proc. der durchpassirten Schiffe und 2,87 Proc. des Tonnengehaltes, Italien mit 3,98 Proc. nach der Zahl der Schiffe und 2,64 Proc. der Tonnenzahl und hierauf die Niederlande mit 3,40 resp. 4,14 Proc. Alsdann folgt erst Deutschland mit einem Suezkanalverkehr von 1,79 Proc. der durchpassirten Schiffe und 1,24 Proc. des durchgegangenen Tonnengehaltes. In absoluten Zahlen ausgedrückt betrug im Jahre 1880*) der Verkehr durch den Suezkanal 38 deutsche Schiffe mit 54,127 Reg.-Tons, der übrigens in letzterer Beziehung auch noch von Spanien übertroffen wird, indem dieses Land im Jahre 1880 35 Schiffe mit 85,612 Tonnengehalt den Suezkanal passiren ließ.

Die näheren Angaben der Rangliste des Suezkanals, in der zunächst Aegypten, die Türkei und dann erst Rußland, die übrigen Länder Europas und Amerika figuriren, weiter zu verfolgen, müssen wir uns versagen, da wir dem Steigen oder Sinken unserer Antheilnahme am Weltverkehr einen solchen Einfluß auf die Zukunft unserer Nation beimessen, daß es einstweilen nur von sehr zweifelhaftem Werthe für uns sein könnte, in dieser Hinsicht selbstbewußt unter uns zu blicken und mit Emphase der Welt zu verkünden, wie herrlich weit wir es gebracht. Gerade die Statistik des Suezkanales in seiner von Jahr zu Jahr für den europäischen Seeverkehr wachsenden Bedeutung dürfte geeignet sein, uns recht lebhaft an die Lorbeeren des Miltiades zu mahnen.

Ganz gewiß können wir England im Suezkanal den Rang nicht ablaufen, und auch Frankreich wird uns wegen seines Colonialbesitzes jenseits des Kanales stets um einige Schiffslängen voraus sein. Aber unser Verkehr auf dieser Wasserstraße entspricht auf keinen Fall auch nur im Entferntesten den Handelsverbindungen, welche wir mit den jenseitigen Gebieten besitzen und dem Güteraustausch, welcher durch ihre Vermittelung zwischen Deutschland und jenen Regionen alljährlich stattfindet. Ganz abgesehen von dem Handelsverkehr zwischen Deutschland und der Ostküste Afrikas, dessen noch sehr entwickelungsfähige Bedeutung schon jetzt auf einen jährlichen Gesammtwerth von 3 bis 4 Millionen Mark geschätzt werden kann, abgesehen ferner von unserm bereits auf einen jährlichen Werth von 9 bis 10 Millionen Mark

*) Nach Neumann-Spallarts „Uebersichten der Weltwirthschaft".

*) Im Jahre 1881 passirten nach dem „Deutschen Handelsarchiv" 45 deutsche Schiffe den Suezkanal; für die übrigen oben genannten Länder figuriren ebenfalls entsprechend höhere Zahlen, für Spanien diesmal 46 Schiffe.

gestiegenen Güteraustausch mit Australien, haben wir fast in allen Punkten der südlichen und östlichen Küste Asiens festen Fuß gefaßt: in Arabien und Persien, Vorder- wie Hinterindien, in China und in Japan. Für die Abschätzung des Waarenverkehrs zwischen Deutschland einerseits und Arabien wie Persien andererseits fehlt es an genügendem statistischen Material. Für unsere Beziehungen zu Ostindien dagegen gibt die Reichsstatistik ganz bestimmte Daten, indem sie den Gesammthandel des deutschen Zollgebietes mit dem brittischen Vicekönigreich für das Jahr 1880 auf 26,5 Millionen Mark ermittelt hat, eine Summe, welche indeß, wenn man die den Import aus Brittisch-Indien in Bremen und Hamburg auf 44,7 Millionen Mark für das Jahr 1880 veranschlagende hanseatische Statistik in Betracht zieht, erheblich zu niedrig gegriffen erscheinen muß. Für die ostindischen Inseln (Java, Sumatra, Borneo, Celebes, Philippinen) beziffert die Reichsstatistik den Gesammtwaarenverkehr über die deutsche Zollgrenze auf 56,6 Millionen Mark im Jahre 1880; Professor Diezmann bezeichnet in seinem Buche „Deutschlands außereuropäischer Handel" diese Angabe als absolut unrichtig und ist der Meinung, daß ein Guttheil der Summe auf das Conto von Brittisch-Ostindien zu schreiben sei. Das kann hier dahingestellt bleiben, da der Verkehr auf jeden Fall durch den Suezkanal gegangen ist, freilich zum weitaus größten Theile nicht auf deutschen Schiffen. Dazu kommt noch das nichtbrittische Hinterindien, mit dem wir zahlreiche Beziehungen besitzen, sowie der Verkehr mit China und Japan, so daß wohl der Gesammthandel Deutschlands mit Asien, soweit er für den Suezkanal in Betracht kommen könnte, nach der Reichsstatistik mit ca. 100 Millionen Mark im Jahre 1880 angenommen, als erheblich zu niedrig geschätzt bezeichnet werden kann.

Professor Diezmann kommt auf Grund seiner Untersuchungen zu der Annahme, daß wir im Ganzen aus Asien jetzt für ca. 180 Millionen Mark Waaren erhalten, von denen etwa 110 Millionen für den Bedarf des Reichszollgebietes zu rechnen seien, wie auch unsere von der Reichsstatistik auf etwa 28 Millionen Mark angegebene Ausfuhr nach den betreffenden Ländern erheblich zu niedrig gegriffen sei. Nach dem Grundsatze, daß im Weltverkehr im Allgemeinen Waare gegen Waare hin und her geht, müßte, Fracht und Spesen zu ziemlich hohem Betrage in Anschlag gebracht, unsere Ausfuhr nach Asien einen Werth von ca. 80 Millionen Mark jährlich repräsentiren, so daß der Nettowerth der zwischen Deutschland und Asien jährlich zum weitaus größten Theile durch den Suezkanal hin- und hergehenden Waaren anderthalbhundert Millionen Mark übersteigen würde.

Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß den solche Summen repräsentirenden Waarenmassen gegenüber der Verkehr unserer Handelsflotte lächerlich verschwindend erscheinen muß: für 150 Millionen Mark Waaren im Jahre und nur 38 deutsche Schiffe durch den Suezkanal! Und die Moral? Sie ist einfach die, daß unser Handel mit Asien nur zum kleinsten Theil direct durch deutsche Schiffe vermittelt wird, daß vielmehr der aus Fracht und sonstigen Spesen sich zusammensetzende Speditionsgewinn zum größten Theil ans Ausland und zwar an England fällt, weil unsere Handelsmarine ihrer Aufgabe noch lange nicht gewachsen ist. Die Statistik des Suezkanales ist also für uns nicht gerade erhebend, aber insofern höchst lehrreich, als sie unsere Kauffahrteischifffahrt auf ein vielleicht dornenvolles, nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten aber jedenfalls höchst lohnendes Arbeitsgebiet hinweist. Oder sollten unsere Rheder sich den Schwierigkeiten nicht gewachsen fühlen? Der Reichskanzler hat ja Reichsbeihülfe angeboten.

Erinnerungen an Garibaldi.

Mit bisher ungedruckten Briefen.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

Die vortrefflichsten Gesinnungen Garibaldis gegenüber der deutschen Nation konnten ihn als Italiener nicht vergessen lassen, daß im Jahre 1864, als er auf englischem Boden erschien, Venedig noch unter habsburgischer Herrschaft lag. Leicht ließ sich daher begreifen, daß er eine Gelegenheit zum Angriff gegen Oestreich begierig erspähen würde — um so mehr, da die meisten italienischen Einheitsmänner auch auf Triest und Süd-Tirol ihre Blicke richteten.

Darüber pflog er mit mir eine merkwürdige Unterredung auf der Insel Wight, vor seinem Einzuge in London. Es war dies während des schleswig-holsteinischen Krieges, in welchem die englischen Sympathien großentheils auf Seite Dänemarks waren, wo also ein von den Engländern begeistert umjubelter italienischer Volksheld leicht im Anschluß an diese Sympathien dazu gebracht werden konnte, die Beschäftigung der östreichischen Waffen im Norden zu einem Stoß von der adriatischen Seite her zu benutzen.

Vorausschicken will ich, daß nach meiner Ueberzeugung für jeden vaterländisch denkenden Deutschen die Sache mit Triest und Süd-Tirol keinen Zweifel zuläßt. Triest hat sich vor einem halben Jahrtausend (1382) freiwillig mit Deutschland vereinigt. Süd-Tirol gehört zum deutschen Reich seit mehreren Jahrhunderten. Das eine bildet unseren einzigen Zugang zur Adria und zum Mittelmeer; das andere, wegen seines Engpasses, eine gewisse Sicherheit gegen die Gefahr gleichzeitiger Angriffe von Westen und von Süden her.

In den langen Jahren, während deren Napoleon III. durch seine angebliche Nationalitätspolitik allgemeine Unruhe in Europa stiftete, habe ich die italienischen Freunde über meine Ansicht nicht im Unklaren gelassen. Nun denn, als ich zum ersten Male Garibaldi auf dem Landgute des Unterhausmitgliedes Seely in der Insel Wight sah, bat er mich, zu vertraulicher Besprechung in sein Gemach hinaufzusteigen. Dort machte er Andeutungen über eine Unternehmung, welche von der italienischen Actionspartei inmitten des schleswig-holsteinischen Krieges gegen Oestreich losbrechen sollte .... Ich warf ihm sofort ein: daß die Italiener damit beim deutschen Volke Alles verscherzen würden, daß wir eine solche Handlung als Feindesthat betrachten müßten, obwohl alle freisinnigen Parteien unseres Landes das Recht Italiens auf Venedig, aber auch nicht weiter, anerkennten.

Jahre hindurch hatte ich im Verein mit Freunden aus der Zeit von 1848—49 die schleswig-holsteinsche Sache in verschiedenen Sprachen durch Flugschriften u. s. w. vertheidigt, auch oft in Lord John Russells damaligem Organ („Globe", der jetzt torystisch ist) oft das Wort dafür gegen Schriftsteller ergriffen, die mit der dänischen Gesandtschaft zusammenhingen. Tausende dieser Flugschriften waren an alle Parlamentsmitglieder, alle Minister, an viele Gesandte und Consuln, an alle Redactionen und bedeutenden Männer Englands gegangen, um wo möglich einen Theil der öffentlichen Meinung gegen eine zu befürchtende englische Einmischung zu stimmen — was auch gelang. An Lord John Russell selbst hatte ich, zuerst durch das Unterhausmitglied Dunlop, später unmittelbar, die von den beiden Führern der schleswigschen Ständeversammlung mir vertraulich zugesandten Schriftstücke öfters übersandt und ihre Echtheit bezeugt, da bei der Unsicherheit des Postgeheimnisses unter dänischer Herrschaft keine Unterschrift rathsam war.

Und nun kam mir Garibaldi mit solchem Vorschlag!

Ob dänenfreundliche Engländer (mit mehreren Parlamentsmitgliedern war ich gleichzeitig auf die Insel Wight nach Herrn Seelys Gut gereist) ihm den Gedanken eingegeben hatten? Ob einfach seine eigene Kriegskunst ihn leitete? Ich weiß es nicht; aber nach meiner eindringlichen Gegenrede ließ er den Gedanken

fallen, und hörte aufmerksam dem zu, was ich ihm über „unser Lombardo-Venetien" sagte. Aufs Entschiedenste warnte ich ihn gegen irgendwelchen Versuch der genannten Art.

Er ließ sich nachträglich von einer dänischen Abordnung in London wohl zu einer Aeußerung hinreißen, die unter Deutschen anstoßen mußte. Auf die Ansprache, die ich nachher im Namen unserer Landsleute an ihn öffentlich zu richten hatte, betonte ich den Punkt aber nochmals aufs Schärfste; und seine Antwort war eben so zufriedenstellend für uns, wie tief niederschlagend für die Gegner Schleswig-Holsteins.

Nahe hatte es damals daran gestanden, daß mitten in einem Krieg für Deutschlands gutes Recht eine Verwickelung mit Italien entstanden wäre. Wer weiß, wie das in England gewirkt hätte! Belehrte uns doch Gladstone noch einmal kurz vor seinem neuesten Amtsantritt im Jahre 1880, daß er selbst im Kabinetsrath sich für Englands bewaffnete Einmischung gegen Deutschland an der Seite des napoleonischen Frankreich erklärt hatte! Man schwankte damals im Londoner Kabinet. Welchen fortreißenden Einfluß hätte da Garibaldis beabsichtigte That üben können!

Mittlerweile hatte Napoleon III. der englischen Regierung ergrimmt zugesetzt, da sich die öffentlichen Ehrenbezeigungen für den italienischen Führer in einer Alles mit sich fortziehenden Weise mehrten und des Begeisterungsjubels kein Ende war. Garibaldi hatte ja den bonapartistischen Plan auf Neapel zu nichte gemacht und überdies vor seiner Abreise nach England den December-Kaiser kurzweg einen „Schurken" (un birbante) genannt. Und nun hing das ganze englische Volk — mit Ausschluß der Iren — an ihm! Der ganze hohe Adel umlagerte ihn, anscheinend voll Bewunderung, in Wahrheit freilich als eine etwas abwehrende Umzäunung! Ja, in eines Herzogs Palast war sein Absteigequartier; und der Prinz von Wales trat mit ihm in Verkehr!

Viele wollten damals wissen: Palmerston habe den Helden von Marsala und Calata-Fimi, dessen Name einen so zauberhaften Klang besaß, gewissermaßen nach England berufen, um sich einer von den Tories und den katholischen Iren gegen das Kabinet gebildeten Verbindung zu erwehren. Die berüchtigte Pariser Greco-Verschwörung war von diesen beiden Parteien zum Angriff gegen das Ministerium benutzt worden. Ein Mitglied der Regierung, James Stansfeld, der vertraute Freund Mazzinis, sollte in die angebliche Verschwörung verwickelt werden; und um die nöthigen Mittel zum Angriff zu erlangen, begab sich im Auftrag der Tories ein Abgeordneter von der „irischen Brigade", Herr Pope Hennessy, auf die Polizeipräfectur Napoleons III. Die Absicht war, das Palmerston'sche Kabinet zu stürzen. Da habe nun, so hieß es, dieser geriebene Staatsmann einen Geniestreich ausgeführt, um zu zeigen, daß „noch Leben in dem alten Hunde" sei. Er habe Garibaldi nach England berufen — als Drohmittel gegen den Freund über dem Wasser! Einmal auf englischem Boden angekommen, habe sich die Gestalt des Einsiedlers von Caprera schnell zu so riesiger Form ausgedehnt, daß der politische Altmeister Palmerston fast in die Lage des Zauberlehrlings gerathen sei und nun sich krampfhaft bemüht habe, des unbequem werdenden Gastes wieder los zu werden.

Dies Alles ist reine Dichtung.

Garibaldi kam nach England, um Freunden der Actionspartei für das zu Gunsten Italiens Gethane zu danken, und den Ministern gleichzeitig auf den Zahn zu fühlen, um zu sehen, was die Actionspartei bei etwaigen neuen Unternehmungen von Seiten Englands zu gewärtigen habe. Ebenso wollte er weitere Mittel erlangen. Ueber die Minister befrug er mich vor seinem Einzug in London eingehend um meine Meinung. Ich erwiderte ihm: er täusche sich wohl sehr in diesem Punkte. Seine erste Zusammenkunft mit Palmerston ließ ihn auch die Richtigkeit dieser Auffassung erkennen.

Palmerston hatte bekanntlich 1851 den Staatsstreich vom 2. December über den Kopf der Königin hinweg auf eigene Faust anerkannt. Er war dafür eine Zeit lang gestürzt worden. Dem Drängen auf Entfernung Garibaldis setzte er im April 1864 keinen Widerstand entgegen, wie er auch mit dem Erscheinen Garibaldis nichts zu thun gehabt hatte. Vielmehr ersah er seinen Verwandten Lord Shaftesbury nebst dem allein unter den Ministern des Italienischen mächtigen Gladstone und ein paar Anderen aus, um Garibaldi zur baldigen Abreise zu veranlassen.

Am Abend des 17. April trat Gladstone zu diesem Zweck bei Garibaldi vor. Am nächsten Morgen machte dieser mir die erste Mittheilung darüber in meinem Hause, ehe die Sache ruchbar oder anderen, italienischen, deutschen und französischen Gesinnungsgenossen Garibaldis zu Ohren gekommen war.

Ich habe damals die Einzelheiten sofort in die Oeffentlichkeit gelangen lassen. Garibaldi sprach mit mir ruhig aber deutlich über den Vorgang mit Gladstone und lud uns zum Schluß noch dringend freundschaftlich nach Caprera ein. „Sie werden," sagte er scherzend zu meiner Frau, „es dort gar einfach finden!"

In seinem Abschiedsworte an die englische Nation gab er an: „er sei zur Abreise gezwungen". Ein furchtbarer Sturm der Entrüstung entstand im ganzen Lande. Die wahrhaft fortschrittliche Partei erhob auf Versammlungen unter freiem Himmel entrüstete Einsprache gegen diese thatsächliche Vertreibung. Man hörte: Gladstone habe Garibaldi anscheinend „Gesundheitsrücksichten" empfohlen, um ihn zur „Abkürzung seines beabsichtigten Besuches in anderen englischen und schottischen Städten" (Irland war damals, wie heute, der italienischen Freiheit und Einheit feind) zu veranlassen. Im Hyde-Park fielen irische Pöbelmassen die englischen Freunde Garibaldis mit Knütteln und Ziegelsteinen an.

Gladstones Popularität sank plötzlich tief. Die Sprecher einer an ihn gesandten Abordnung von Arbeitern stellten ihn wegen seiner Handlungsweise zur Rede. Um die öffentliche Achtung wieder zu gewinnen, erklärte sich Gladstone unmittelbar darauf für umfassende Stimmrechts-Reform!

So entwickelte sich gewissermaßen aus der unfreiwilligen Entfernung Garibaldis die Reform-Liga; denn jener Arbeiter-Ausschuß war es, aus welchem der Verein für Erweiterung des Wahlrechtes erwuchs. Die Weltgeschichte nimmt manchmal einen sonderbaren Zickzack-Verlauf.

Kaum braucht wohl gesagt zu werden, daß im amerikanischen Unionskriege Garibaldis Wünsche aufs Innigste der Sache des Nordens zugethan waren. Um der versuchten irrigen Deutung seiner Ansichten ein Ende zu machen, schrieb mir Garibaldi: „M'Tear muß mein Englisch falsch verstanden haben. Meine Ansicht über die amerikanische Frage ist bekannt; nicht blos erhoffe ich daraus die Abschaffung der Sklaverei, sondern ich betrachte sie als eine die ganze Menschheit betreffende Frage. Wehe der Welt, wenn der Norden nicht siegreich aus dem Kampf hervorginge!"

Später gingen die Meinungen unter Unionsfreunden darüber auseinander, ob es gerathen sei, den Urheber und das Haupt des Landesverrathes in den Vereinigten Staaten, Jefferson Davis, abzuurtheilen oder nicht. Garibaldi, stets edelmüthigen Eingebungen offen, selbst auf Kosten der politischen Sicherheit, ließ sich in einem Briefe an mich folgendermaßen darüber aus:

„Indem ich die Zuschrift an Johnson (den Präsidenten der Union) zur Rettung des Lebens von Jefferson Davis unterzeichnete, habe ich meiner Ansicht und meinem Wunsche Ausdruck gegeben. Leid thut es mir, daß in diesem Punkte kein Einverständniß vorhanden ist. Gegen Jefferson Davis trat ich auf, als es sich um die Befreiung eines unglücklichen Menschenschlags handelte."

Es kam die Zeit des gewaltigen Ringkampfes zwischen Frankreich und Deutschland. Nach alter französischer Fechtkunst sollte ein Theil unseres Vaterlandes — Preußen — zum Stichblatt des Angriffs erkoren werden, das übrige Germanien dabei ruhig zuschauen: ihm trug man ja ganz gewiß nichts Böses nach! Also vorläufig bewaffnete Neutralität des Südens; wo möglich Anspinnung von Beziehungen für ein zukünftiges kriegerisches Zusammenwirken mit Oestreich nach dem ersten gelungenen Stoße gegen Preußen; desgleichen Bündniß mit Dänemark: das

Uebrige, glaubte man in den Tuilerien, werde sich schon nachher finden. Daß eine „welfische Legion" Preußen auch im Norden zu schaffen machen werde, darauf hatte man ebenfalls gezählt. In Kopenhagen waren — wie wenigstens Einige in London sehr genau wußten — alle Vorbereitungen getroffen, um vorkommenden Falles den König durch eine stürmische Kundgebung zur Kriegserklärung gegen Preußen zu zwingen.

In jenen Tagen der erwartungsvollen Unruhe, als das Kriegsgewitter sich noch nicht entladen hatte und mancher Blick sich mit Bangen nach den wetterschwangeren Wolken richtete, war man in Deutschland wegen der möglichen Haltung Italiens in Sorge. Victor Emanuel war der Schwiegervater Jerome Napoleons; eine „französische Partei" bestand unter einer Gruppe italienischer Staatsmänner und Generale; konnte da nicht Rom zum Kaufpreis eines Bündnisses gegen Deutschland gemacht werden?

Dies sah man in Berlin als eine schlimme Möglichkeit voraus. Männer von verschiedenster Parteirichtung vereinigten sich deshalb in Berlin, um für solchen Fall eine „Diversion", einen Gegenangriff, innerhalb Italiens selbst gegen ein befürchtetes Zusammenwirken mit Napoleon III. zu fördern. Es konnte sich nur um Garibaldi und Mazzini handeln. War es möglich, diese Beiden, mindestens den Einen oder den Anderen, dafür zu gewinnen?

Der Vermittler, dem die Sache anvertraut wurde, und der nach Sedan leider von der vaterländischen Haltung abfiel, wandte sich an mich, um mir die Leitung der Angelegenheit zu übergeben. Waffen und Mittel waren zugesagt. An welchen von den zwei Führern der demokratischen Partei Italiens, mit denen Beiden ich nahe befreundet war, man sich zu wenden habe, blieb jedoch eine schwierige Frage. Abermals war nämlich zwischen Garibaldi und Mazzini seit dem bei Mentana gescheiterten Versuche eine Wolke der Entfremdung getreten. Bei jenem Angriff auf Rom hatten nämlich Garibaldiner, Victor-Emanuelisten und Mazzinianer keineswegs in Eintracht gehandelt. Dem verabredeten Zeichen zum Aufstand in Rom entsprach ein dort befindlicher Actions-Ausschuß nicht: und so unterlag die ursprünglich keineswegs ganz aussichtslose Unternehmung kläglicher, als man erwarten mochte.

Entweder an Mazzini, der einst das Haupt des römischen Freistaates gewesen, oder an Garibaldi mußte man sich daher wenden, und es dem Einen oder dem Andern überlassen, das Zusammenwirken aller demokratischen Actionskräfte in Italien herbeizuführen. Nach rascher Ueberlegung, wie die Umstände es erheischten, entschied ich mich für Mazzini, der bei seiner kurz vorher erfolgten geheimen Abreise nach Italien bei mir gewesen. Brieflich drängte ich ihn freundschaftlich um der Sache willen, mit Garibaldi, ohne dessen Führerschaft ja kriegerisch wenig ausgerichtet werden konnte, sofort nach Empfang der Mittheilung in Verkehr zu treten.

Mein Gedanke war: ein unter der gemeinschaftlichen Leitung von Mazzini und Garibaldi gegen die Franzosen auf römischem Gebiet zu machender Angriff, wobei die Florentiner Regierung ganz aus dem Spiele zu lassen wäre. Ludwig Napoleon mußte bei solchem Angriff fürchten: entweder daß die Actionspartei sich in Rom festsetze, oder daß Victor Emanuel durch den Drang der Umstände vorwärts getrieben würde. Jedenfalls waren die Dinge dadurch in Italien verwickelt, und wegen eines durch die „französische Partei" etwa zu veranlassenden italienischen Seitenangriffes gegen Deutschland brauchte man nicht mehr Sorge zu empfinden.

Vor mir liegt Mazzinis Antwort, in welcher es u. A. heißt:

„Nicht um einen Angriff gegen die Franzosen in Rom kann es sich handeln — sie stehen im Begriff, zu gehen —, sondern darum, das Bündniß zu verhindern, dessen Pfand die Räumung Roms ist. Dies Bündniß zwischen dem König und Kaiser ist eine feststehende Thatsache. Ich nehme die Sache auf mich, wenn man mich unterstützt; allein das kann nicht geschehen, wenn man die Frage lokalisirt, sondern nur, wenn man die Regierung des Königthums stürzt. Wir sind für die deutsche Freiheit, wie für die italienische, und wir hassen das französische Kaiserreich. Wir verlangen Rom und Nizza. Helft uns und zählt auf uns! Damit die Hülfe von Nutzen sei, muß sie mit Blitzesschnelle hieher gelangen."

Der weitere Inhalt des Briefes bezieht sich auf die Einzelheiten dessen, was zunächst zu thun sei.

Mittlerweile wurden die Schlachten bei Wörth und Forbach unerwartet schnell und glücklich geschlagen. Mazzini aber fiel bald darauf in die Gefangenschaft der Regierung Victor Emanuels, die ihn indessen mit einer ehrenvollen Rücksicht und Hochachtung behandelte, wie sie es gegenüber dem greisen, unermüdlichen Fürsprecher und Förderer des Einheitsgedankens im Angesichte der öffentlichen Meinung nicht anders konnte. War doch auch Ricasoli einst, als sich Mazzini Jahre lang vorher in Florenz insgeheim aufhielt, mit ihm in vertraulichem Verkehr gestanden. Den schriftlichen Beweis habe ich durch Mazzini vor Augen gehabt. Nach London zurückgekehrt, dankte mir Mazzini aufs Wärmste für das von deutscher Seite ihm bewiesene Vertrauen.

Garibaldi schlug sich nach Sedan auf die Seite Frankreichs, und hat damals dafür den bekannten Dank gehabt. Ich glaube nur das wahre Sachverhältniß darzustellen, wenn ich sage, daß er, ungestüm von einer italienischen Actionsgruppe gedrängt, sich Nizzas zu bemächtigen und dasselbe zur Freistadt unter seiner eigenen Oberhauptschaft zu erklären, sich diesen Forderungen plötzlich durch die Abreise nach Frankreich entzog. Er wollte einen Widerstreit mit der italienischen Regierung, der sich aus solchem Angriff zur Befreiung seiner eigenen Geburtsstadt ergeben konnte, vermeiden. Er mochte auch hoffen, daß die französische Republik aus Edelmuth freiwillig die Wiederabtretung seiner vom Kaiserreich durch Abstimmungskniffe erlangten Geburtsstadt gewähren würde. Darin täuschte er sich allerdings gewaltig.

Ein paar Jahre nachher, in einem Briefe vom 30. December 1874, schrieb er mir:

„Als Freund und Gesinnungsgenosse dürfen Sie wohl überzeugt sein, daß ich keineswegs Deutschland in den Jahren 1870—71 habe bekämpfen wollen; ich habe dem republikanischen Grundsatze gedient."

Er war augenscheinlich über Frankreich sehr enttäuscht und suchte nach einer Wiederannäherung an Deutschland. Den deutschen Culturkampf begleitete er mit seinen besten Wünschen.

Die oft umgehenden Gerüchte über den bevorstehenden Tod Pius' IX. hatten zwischen uns zur Wiederaufnahme des Briefwechsels über die Papstfrage geführt. Er schrieb mir u. A.:

„Ich glaube, es gibt kein weniger katholisches Land in der Welt, als Italien. Was die Volksmasse anlangt, so ist sie durchaus nicht katholisch gesinnt; man sieht in den Pfaffenbuden nur bigotte alte Weiber. Von der Regierung und von der Mehrheit der Kammer eine Vertreibung des Papstthums zu erlangen, ist für den Augenblick schwieriger, als man glaubt. Gleichwohl dürfen Sie darauf zählen, daß die große Mehrheit der italienischen Nation mit Deutschland sympathisirt in dem Kampfe gegen den Jesuitismus in allen seinen Formen."

Noch über manche, das deutsche Interesse betreffende Fragen, u. A. über die Stellung zu Rußlands Einmischungs- und Eroberungspolitik, pflog ich später mit Garibaldi Briefwechsel. Bei zunehmender Schwächung seiner Gesundheit unterließ ich den ferneren schriftlichen Verkehr ...

Und jetzt hat das ritterliche Herz ausgeschlagen. Die Bestattungsweise, welche seit uralten Zeiten Inder, Phöniker, Griechen, Römer, unsere eigenen deutschen Vorfahren unter den Thüringern noch bis ins siebente, unter den Sachsen noch bis zu Karls des Großen Zeiten pflegten, hat Garibaldi für sich selbst bestimmt. Damit warf er, der freilich keine andere Rüstung trug, als das rothe Hemd, sozusagen brünnhildenhaft die Fackel nicht blos auf den Holzstoß, auf dem er in aller Stille in seinem geliebten Eiland-Heim verbrannt werden wollte, ehe noch sein Tod bekannt würde — nein! er warf damit auch ein lohendes Scheit in die priesterlichen Vorurtheile.

Sein Leben lang war er ein erbitterter Feind alles Priester-

thums gewesen — ein Freidenker im vollsten Sinne des Wortes. Besaß er auch nicht die förmliche Schulung der Ansichten von Feuerbach und Strauß und der vorgeschrittenen Naturforscher, so war er doch derselben Ueberzeugung, wie sie. Mit der von ihm gewünschten Bestattungsweise hat das an und für sich gewiß nichts zu thun. Auch religiöse Satzungen — unter welchen sich freilich gesundheitliche Rücksichten bergen — haben bei verschiedenen Völkern die Feuerbestattung angeordnet. Bei unseren Stammverwandten im skandinavischen Norden war sie durch ein noch in der „Heimskringla" („Weltkreis") erhaltenes, besonderes Gesetz des halb-sagenhaften, halb-geschichtlichen Odin geregelt.

Im Grunde folgte Garibaldi bei seiner letztwilligen Verfügung unbewußt den Sitten seiner unzweifelhaft deutschen Vorfahren. Gesicht, röthlich-blonde Haare und grau-blaue Augenfarbe, wie Gestalt, kennzeichneten diesen Nizzarden klar als einen Abkömmling von Germanen. Sein Name war grunddeutsch und wahrlich seinem Wesen entsprechend: es war wirklich der speer- oder kriegskühne Mann. Unter den Bayern-Herzögen vom Agilolfinger-Stamme gab es mehrere des gleichen Namens — u. A. jenen Garibald I, der der Schwiegervater des Langobardenkönigs Autharich war und zu Regensburg wohnte. Norditalien ist ja voll von solchen deutschen Namen mit angehängtem „i" oder „o", gleichwie Nord-Frankreich so viele fränkische Namen aufweist.

Die letzwillige Verfügung des Mannes nicht zu ehren, der die italienische Einheit geschaffen, dünkt mir ein Frevel. Gleichviel, welchem Gefühle der hohen Verehrung der allgemein geäußerte Wunsch entsprungen sein mag, seine Hülle in Rom beizusetzen, es konnte keine seiner würdigere Bestattung erfolgen, als die er beschlossen. Seine Thaten sollten fortdauern, seine Gebeine sich zu Asche verflüchtigen, und nur zum geringen Andenken ein Häuflein Staub in der Urne bewahrt werden. Die seinen Willen nicht achten, verstehen nimmermehr seine ganze Größe.

Literatur und Kunst.

Stelldichein.

Das ist die richtige Stelle;
Die Linde am Straßenrain
Und drüben die alte Kapelle;
Hier ist das Stelldichein.
Die Sterne am Himmel stehen,
Die Glocke im Dorf schlägt acht,
Von Elsebeth nichts zu sehen. —
Ich hab' mir's ja gleich gedacht.

Sie kann sich nicht trennen, ich wette,
Vom Spiegel daheim an der Wand
Und nestelt an Spange und Kette
Und zupft an Tüchlein und Band.
Am Ende läßt sie mich harren
Die liebe, lange Nacht;
Gewiß, sie hat mich zum Narren. —
Ich hab' mir's ja gleich gedacht.

Vielleicht — o du falsche Schlange!
Jetzt wird mir's auf einmal klar,
Warum der Frieder, der lange,
Heut Morgen so lustig war.
Der Schrecken lähmt mir die Glieder,
Ich bin betrogen, verlacht,
Die Elsebeth hält's mit dem Frieder. —
Ich hab' mir's ja gleich gedacht.

Ich hebe zum Schwure die Hände
Zum Sternenhimmel — doch halt!
Was kommt durch das Wiesengelände
Vom Dorfe herüber gewallt?
Ich sehe zwei niedliche Füße,
Sie nahen sich langsam und sacht.
Sie kommt, die Treue, die Süße. —
Ich hab' mir's ja gleich gedacht.

Rudolf Baumbach.

Talleyrand über Metternich.

Ein Commentar zu den neuesten Publicationen.

Von Sigmund Kolisch.

Es braucht viel Zeit und Mühe, um einen Menschen von Wichtigkeit aus dem Vorurtheil der Mit- und Nachlebenden, mag es günstig oder ungünstig sein, herauszuwinden und klarzustellen. Die Geschichte hat ihre Noth mit Lösung der schwierigen Aufgabe, besser gesagt: mit Erfüllung der obenanstehenden Pflicht. Am sauersten wird ihr die Arbeit, wenn das Geschäft der strengen Untersuchung und Beurtheilung, wenn die Sonderung des Unechten und Eingebildeten von dem Wahren und Wirklichen Glückliche in hohen und höchsten Staatsämtern angeht. Die Schwierigkeit der Unterscheidung zwischen Schein und Wesen bei diesen Lieblingen des Schicksals liegt auf der Hand. Alle Segnungen und Hülfsquellen des betreffenden Reiches, die Güter der Natur und des Fleißes, die Vorzüge seiner Bewohner, die Vortheile der Lage kommen dem Gewaltigen zu Statten, der wie jener Abgesandte Roms Krieg und Frieden in den Falten seiner Toga trägt. Nicht das geringste Stückchen Unerschrockenheit oder gar Heldenthum gehörte zu der ungeberdigen Rohheit, mit der Mentschikoff 1853 in Konstantinopel sich benommen. Denn hinter dem Barbaren standen 80 Millionen Russen, von derselben Geißel wie er selbst geschult und getrieben, bereit, „Väterchens" Befehle mit Aufopferung von Gut und Blut blindlings zu vollstrecken. Sogar an den glänzenden Erfolgen Bismarcks ist so mancher Abzug zu machen, der im allgemeinen Taumel verdienter Bewunderung aus der Bilanzrechnung weggelassen wird. So die Heeresorganisation, Moltkes Feldherrntalent, König Wilhelms Unternehmungsgeist und vor Allem die preußische Tradition, welche der Politik des Berliner Hofes ihre Ziele zuwies. Schon vor siebzig Jahren hat Friedrich von Gentz in einer Denkschrift an Caradja, den Hospodar der Walachei, über die sich kreuzenden Leidenschaften, Interessen und Begehrlichkeiten beim Wiener Congresse ein scharfes Licht auf die preußischen Bestrebungen geworfen und die Ereignisse vorhersehen lassen, für deren Vollzug Bismarck die Verantwortung übernommen. Man lese und urtheile, ob der „eiserne Kanzler" etwas Anderes gethan, als was in dem politischen Programm der Hohenzollern unerschütterlich festgehalten wird, ganz unabhängig von dem Hin- und Widerschwanken der Kämpfe zwischen Anschauungen und Systemen.

Besonderen Schwierigkeiten und irreführenden Widersprüchen begegnet die Abschätzung der geistigen Fähigkeiten des östreichischen Haus-, Hof- und Staatskanzlers Clemens Metternich. Einem Manne, der lange Jahre hindurch die Verhältnisse des europäischen Festlandes gemeistert, dessen Stimme in den Berathungen über die Geschicke der Welt am eindringlichsten und wirksamsten geklungen und dem das Vermögen zugetraut worden, den Gang der Geschichte aufzuhalten oder aus der eingeschlagenen Bahn zu rücken, muß nothwendig die Bewunderung von Freund und Feind entgegenkommen. Es ist auch der Fall gewesen und lange geblieben. Mit Zustimmung der verschiedensten Meinungen wurde der Machthaber auf hohen Sockel emporgestellt und von allen Seiten angestaunt. An erbitterten Angriffen der Bekenner einer freieren Staatslehre hat es wohl dem Vertreter der unbedingten Volksunterthänigkeit nie gefehlt; allein selbst die Widersacher der unleidlichen Gewalt konnten sich der ehrerbietigen Scheu

nicht erwehren vor der allen Widerstand bezwingenden Kraft, vor dem weithin sich geltend machenden Einfluß. Nach der Größe ihres Unwillens und ihres Hasses bemessen, erschien der Minister als ein Ungeheuer an Stärke sowohl als an Verderblichkeit. Für die Partei der Vergangenheit, welche am liebsten die Welt in einen Sumpf gesteckt hätte, um sie und ihre eigenen Interessen vor den Stürmen der Neuzeit zu bewahren, war Metternich der angebetete Messias, von dem alles Heil ausging und dessen Göttlichkeit zu ihren Glaubensartikeln zählte.

Die Oestreicher lebten zufrieden und vergnügt trotz der Härte und Unfruchtbarkeit der regierenden Gewalt, trotz des polizeilichen Druckes auf alles Leben und Treiben. Sie ertrugen die Schädigung der allgemeinen Interessen, die zunehmende Verarmung, die materielle sowohl als die moralische, mit einer Ruhe und einem Gleichmuth, die von dem ganzen Anhang der „heiligen Allianz" als Vorzug und Glück und zugleich als das politische Meisterwerk des Herrn von Metternich gepriesen wurden. Es ist in der That erstaunlich und geeignet, die wunderlichsten Erklärungen zu veranlassen, wie viel Unrecht und greifbaren Schaden die östreichischen Völkerschaften sich zufügen ließen, ohne ein Widerstreben an den Tag zu legen.

Wien gab das Beispiel einer gedankenlosen Hingabe an den Genuß des Augenblicks und einer peinlichen Angst vor jeder Störung des alltäglichen Treibens und Betrachtens. Ein Geschichtchen, das früheren Generationen wohl geläufig war, zeigt die trostlose Verwahrlosung der Hauptstadt von Oestreich zu jener Zeit. Als an dem Hotel der französischen Gesandtschaft in der Kärnthnerstraße die dreifarbige Fahne zum ersten Male ausgehängt wurde, gerieth die Menge förmlich in Aufruhr. Drohende Zusammenrottungen des Volkes erfolgten, wildes Geschrei ertönte vor dem Botschaftsgebäude. Der wachehabende Grenadier jedoch suchte die aufgeregten Schaaren zu beschwichtigen, indem er ermahnte: „Seid nur ruhig, wir bekommen wahrhaftig keine Constitution," und das Versprechen that seine gute Wirkung. Lachen, tanzen und singen, gute Kost, schöne Weiber, lustige Schauspiele bildeten den ausgesprochenen oder unausgesprochenen Wahlspruch des Lebens, das einzig würdige Ziel des Strebens und Begehrens. Die empörten Leidenschaften, welche in anderen Ländern den Hintangesetzten zum Kampfe gegen den Bevorzugten, den Bedrängten zum Kampfe gegen den Dränger antrieb, wurden als eine störende Verirrung verworfen. In den Provinzen eiferte man der Hauptstadt nach, sowohl was das Wohlleben als die gedankenlose Hinnahme der bestehenden Verhältnisse betrifft. Ueberall Einverständniß, Zustimmung, Kennzeichen befriedigter Wünsche und Bedürfnisse. Die Völkerschaften freuten sich des ihnen zugefallenen Loses und vom großen Chor der Krämer und Frömmlinge, der Dummköpfe und Speculanten wurden zu Ehren des Herrn von Metternich Loblieder gesungen, daß den Nationen die Ohren gellten.

Einerseits durch den übermäßigen Erfolg verlockt, anderseits durch die politische Rathsamkeit bewogen, war der östreichische Staatskanzler bedacht, die patriarchalische Glückseligkeit des eigenen Landes durch die Welt zu tragen. Das östreichische Bajonett erhielt und erfüllte eine apostolische Sendung und verkündete weit und breit die Lehre von dem allein seligmachenden Gehorsam der Unterthanen. Metternich hier, Metternich dort, Metternich überall wie Figaro in der Komödie des Beaumarchais. Nach außen hin waren mit dem Sturz Napoleons und der Rückkehr des Bourbonengeschlechtes auf den Thron von Frankreich alle Hindernisse beseitigt, die den Unterdrückungsanschlägen des Wiener Kabinetes entgegenstanden. Deutschland und Italien schmachteten im Banne des Doppeladlers, und gegen die „Karlsbader Beschlüsse" erhob sich nirgends eine Einsprache von Belang, am allerwenigsten in Oestreich selbst, wo derselbe Geist, welcher die edeln Absichten des „Schützers der Menschheit" vereitelt und dem kaiserlichen Idealisten das Leben verbittert und verkürzt, mit Metternich im Bunde war und ihm erheblichen Beistand leistete.

Die Erinnerungen an den menschlichen Kaiser und an die schönen Ziele seines Strebens konnten freilich von keinem Censor aus dem Gedächtniß der Menschen weggestrichen werden; aber es war eine leichte Arbeit, josefinische Anwandlungen, welche da und dort schüchtern aufzucken mochten, polizeilich zu unterdrücken. Und mit diesen Zeichen der Verehrung, wie warm monarchisch sie auch auftrat, übte Metternich um so weniger Nachsicht, als man sie am Hofe zu den verhaßtesten Erscheinungen zählte.

Hätten nicht die glänzenden Erfolge, hätte nicht der nach allen Richtungen hin beherrschende Einfluß des Ministers die Blicke geblendet, mancherlei Anzeichen wären wahrgenommen worden, die gegen eine Ueberlegenheit Einsprache erhoben. Schon der Umstand, daß Metternich seine Laufbahn mit dem Amte eines Ceremonienmeisters begonnen, ist geeignet, einige Bedenken bezüglich seiner persönlichen Bedeutung zu erregen. Denn es ist kein Leichtes, zu glauben, daß ein Mann von durchdringendem Verstande sich herbeilassen könnte, der Aufgabe, über nichtssagende Fragen der Hofförmlichkeit zu entscheiden, Zeit und Mühe zu widmen. In der Durchdrungenheit von der Größe des Ministers übersah man entweder den bedeutsamen Fingerzeig oder ließ ihn unbeachtet.

Ein anderer Anhaltepunkt für Zweifel und Mißtrauen, bezüglich der Fähigkeit Metternichs, ist die traurige Wahl der Werkzeuge und Mittel zur Erreichung seiner politischen Zwecke, zur Durchführung des von ihm angenommenen Systems. Selbst zugegeben, daß die polizeiliche Schulung der Unterthanen, daß der Druck auf jede Regung des Gedankens, auf jeden Vorsatz, jede Thätigkeit von Nutzen seien für die Gesellschaft, angenommen, daß die Bevormundung des Gewissens und der Erkenntniß heilsam sei für den Staat: die dumme, derbe Weise, wie die Ertödtungsarbeit in Oestreich unter Metternich verrichtet wurde, warf ein ungünstiges Licht auf das staatsmännische Vermögen ihres Urhebers.

Man mußte die Unmöglichkeit erkennen, daß ein Mann von Geist, denke er wie er wolle, der ungeschlachten Rohheit eines Sedlnitzky sich bediene, die jedes redliche Gemüth empören, den gewöhnlichsten Sinn für Anstand und Gebührlichkeit verletzen mußte. Die sprichwörtlich gewordene, Lachen und Ekel erregende Handhabung der Censur, die ebenso nutzlose als grausame Unduldsamkeit in religiösen Dingen, die kleinliche, peinliche Belästigung des Verkehrs, jedes Versuches, jedes Unternehmens waren wohl geeignet, die Einsicht des leitenden Staatsmannes bloszustellen; aber auch diese Vorkommnisse vermochten dem großen Rufe des Ministers nichts anzuhaben. Sie wurden vielmehr von der Tiefe des Bildungsstandes im Lande, von dem vorherrschenden Mangel an Menschenwürde und an moralischem Bewußtsein und schließlich von der traditionellen Verstocktheit einer finsteren, jedem Lichtfunken unzugänglichen Bureaukratie hergeleitet, die den grausamsten Erlaß durch plumpen Eifer bei der Ausführung verschärft und überboten hat, während sie der milderen Verfügung gleichgültig, wo nicht abhold sich erwiesen.

Erst als eine gesunde, ehrliche Kritik, nach der neuesten Methode, abgehend von dem Widerstreite der Lehrsätze und Abstractionen und unbekümmert um die Natur der angewendeten Mittel, mit Zuziehung statistischer Ausweise die materiellen Ergebnisse der Regierung Metternichs auf die Wage legte, wurde der festeste Glaube an die außerordentliche Bedeutung des Staatsmannes arg erschüttert. Ganz einfach, ohne Rücksicht und Bezugnahme auf die eine oder die andere politische Richtung der Parteien, wurde nun die Frage gestellt: „Was hat Oestreich unter der Regierung und durch die Regierung Metternichs an Glück und Wohlstand, an Kraft und Wehrfähigkeit gewonnen, was wurde gehoben und gebessert in dem langen Zeitraume der Ruhe und des Friedens von 1815 bis 1848?" und die Antwort, die bestimmte unumstößliche Antwort ist ein Verdammungsurtheil über die hoch angeschlagene Staatskunst des Ministers. Ein großes, schweres Verzeichniß von Fehlern, Verschuldungen und Nachlässigkeiten wurde dem Staatsmanne entgegengehalten, unter dessen Last die Verherrlichung arg zusammenbrach. Welche Anklagen grollen aus dem unwiderleglichen Sündenregister. Durch den Staatsbankrott von 1811, eine der unzulässigsten Maßregeln in der Geschichte des Geldes, waren Tausende von Familien un-

schuldig und unnöthig zu Grunde gerichtet worden und geduldig ertrugen die Völkerschaften die schwere Heimsuchung, zu der die Kriege mit Frankreich den Anlaß und Vorwand geboten. Nun galt es die Wunden des Landes zu heilen und Herr von Metternich ließ es vier oder fünf Jahre nach dem Unfall geschehen, daß die 60 Millionen Kriegsentschädigung, welche von Paris nach Wien kamen, einen Weg gingen, der für die Welt bis auf den heutigen Tag ein Geheimniß geblieben. Der ausgetrocknete Staatsschatz hat von dem Zuflusse auch nicht einen Tropfen erhalten und die Entschädigung mag in einen Sack gefallen sein, der gar keinen Schaden erlitten hatte. Daß ein Mann, dessen Patriotismus einen so riesigen Unterschleif bewilligt, keine Anstrengung machte, um die Unredlichkeit und Käuflichkeit in der Verwaltung auszurotten, liegt ebenso auf der Hand, als es ausgemacht ist, daß Herr von Metternich, Leiter der äußeren Angelegenheiten, um die große Entwendung wußte, wissen mußte.

Nicht den schüchternsten Versuch hat Metternich gemacht, um die tragikomische Kriegführung durch den „Hofkriegsrath" abzubringen, der, aus wohlbezopften Invaliden bestehend, vom grünen Tische, aus der eng ummauerten Kanzelei nach altehrwürdigen Regeln dem Feldherrntalente die ausübende Kraft benahm und den Sieg dem Gegner sicherte.

„Tout pour le peuple, rien par le peuple!" war das Losungswort des constitutionellen Bürgerthums in Frankreich. Der Spruch, nach welchem Herr von Metternich handelte, hätte lauten müssen: Rien pour le peuple, rien par le peuple. Er vernachlässigte Alles, was die Betriebsamkeit zu fördern, was dem Lande materiellen Gewinn zu bringen geeignet war, auch nicht einen Schritt hat er gethan, um dem vaterländischen Handel Absatzquellen zu verschaffen oder auch nur zu erhalten. Er dachte nicht daran, sich der verwahrlosten Schifffahrt anzunehmen, die doch zweifachen Vortheil dem Lande zu gewähren berufen ist: zu vertheidigen und zu bereichern. Wenn irgendwo in einem entfernten Winkel seiner Machtsphäre ein kümmerliches Freiheitskerzchen angezündet wurde, hätte Herr von Metternich einen Orkan heraufbeschwören mögen, um es auszulöschen; aber es focht ihn wenig an, wenn der reiche Boden den Ertrag versagte, weil der Schlendrian die rechten Mittel der Ausnützung bei Seite ließ oder wenn der Gewerbefleiß durch die ihm auferlegten Beschränkungen um seine Fruchtbarkeit gebracht wurde.

Oestreich, das von der Natur reich gesegnete Oestreich, hat in den Jahren des Friedens von 1815 bis 1848 seine Schuldenlast verdreifacht und vervierfacht, während das arme Preußen mit den sandigen Hülfsquellen in derselben Frist seinen Schatz vollständig in Ordnung gebracht und den letzten Gläubiger sich vom Halse geschafft hat. Aber was verschlägt dieser Unterschied einen vornehmen Herrn wie Seine Durchlaucht! Obgleich er es kennen gelernt hat, wie schwach und unfrei in seinen Entschließungen das Wiener Kabinet durch Geldverlegenheiten, wie es durch Mangel an erforderlichem Gute gezwungen war, um Subventionen zu betteln, als gewaltige Ereignisse die Thatkraft der Nationen herausforderten, hielt er es dennoch für überflüssig, den wirthschaftlichen Fragen und Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuzuwenden. Dank der von ihm eingeführten Gepflogenheit wurden das Schuldenmachen und die mit demselben verbundenen Versuchungen östreichische Tradition. Die Vortheile der „süßen, lieblichen" Gewohnheit stehen in erschreckenden Ziffern ausgedrückt vor den Augen der Welt.

Gegen keinen einzigen Mißbrauch der Amtsgewalten, gegen keine einzige Barbarei in der Gerichtspflege, gegen keine Ausschreitung adeligen Hochmuthes, gegen keinen Widersinn des Zunftzwanges oder der Paßquälerei ist Herr von Metternich aufgetreten. Sittenverderbniß, Bestechlichkeit, Nepotismus, der Verfall der Schule und der Bildung, die Fehlerhaftigkeit der Posteinrichtungen und sonstiger Verkehrsmittel waren Dinge von geringer Wichtigkeit für den amtlich hochgestellten Mann. Und so weiter und so weiter.

In letzter Zeit sind Bemerkungen über Wesen und Charakter Metternichs ans Tageslicht getreten, deren Gültigkeit unanfechtbar ist und die das Bildniß des vielgenannten Kanzlers durch einige kräftig geführte Striche gleichsam vollenden. Sie sind in den geheimen Briefen enthalten, welche Fürst Talleyrand von Wien aus während des Congresses an Ludwig XVIII. geschrieben hat und deren Zeugniß um so werthvoller ist, je strenger sie vermöge ihres Inhaltes von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen waren, und je kühler und besonnener die Auffassung der Dinge in denselben sich darstellt.

Wie kaum ein Anderer besitzt Talleyrand alle Eigenschaften, um Menschen und Dinge in seiner Nähe richtig zu beurtheilen. Dem Eifer unzugänglich, hält er seine Betrachtung frei von Begeisterung und Unwillen, mißt er Vorzüge und Fehler mit nüchterner Genauigkeit, ohne durch überschwängliche Voraussetzungen enttäuscht und irre gemacht zu werden. Da der Sinn des Herrn von Talleyrand durch keine Größe überwältigt, durch keine Macht erschreckt, durch keine Schlechtigkeit empört wird, erhält sich sein Urtheil unverrückt und ungestört in richtigem Gleichgewicht und sein Spruch hat den Werth eines Meilenzeigers. Diejenigen greifen fehl, welche den Erbischof von Autun in die Reihe der kleinen glatten Diplomaten stellen, die ihr Mäntelchen nach jedem Lufthauch drehen, der aus hoher Sphäre weht, deren Kopf keine andere Kunst erlernt hat als zu nicken und sich zu beugen und die so von schimpflich erkaufter Gunst sich forttreiben lassen zu Glück und Auszeichnung. Talleyrand, wiewohl lahm, stand mit seinem Stolz und seiner Begabung auf eigenen Füßen, und selbst die wilden Zornesausbrüche Napoleons berührten gar nicht das vornehme Wesen des Ministers. Als die Meinungen des Kaisers und des Rathgebers bezüglich der spanischen Angelegenheiten scharf aneinander geriethen und der Gebieter dem Untergebenen entgegenpolterte, blieb dieser, an einen Tisch gelehnt, unbeweglich, die Züge des Gesichtes unverändert, stehen und dann in größerer Gesellschaft that er mit der gleichgültigsten Miene die Aeußerung: „Quel dommage qu'un si grand homme soit si mal élevé!"

Verdient ein Berichterstatter wie Talleyrand, vermöge der vollständigen Unabhängigkeit seines Geistes, vermöge der Schärfe seines Blickes, vermöge seiner raschen und glücklichen Auffassung verwickelter Verhältnisse im vorhinein vollen Glauben: so empfehlen sich die vertraulichen Mittheilungen an Ludwig XVIII. noch durch ein Gepräge von Aufrichtigkeit, durch jene vornehme Unbefangenheit, und ganz besonders durch ihre Uebereinstimmung mit bereits historisch festgestellten Thatsachen. Man weiß nicht, was man an diesen Urkunden zuerst bewundern soll, ob die außerordentliche Klarheit und Bündigkeit der Darstellung oder die Sicherheit des Gedankens und der Betrachtung oder endlich die Schönheit und Einfachheit des Stils.

Zu Metternich hat Talleyrand freundliche Beziehungen unterhalten von der Zeit an, als dieser das Wiener Kabinet am Hofe Napoleons vertrat. Der Franzose mußte an der einnehmenden Persönlichkeit und wohl auch an der Unterhaltung des östreichischen Diplomaten Gefallen finden; denn er behandelte ihn mit einer Zärtlichkeit, die nur von einer wohlwollenden Gesinnung herrühren kann. Mag auch ein Stück dieser Freundlichkeiten auf Rechnung der feinen Umgangsformen in den höheren Gesellschaftskreisen gesetzt werden, es bleibt genug, um das gute Einvernehmen der beiden Diplomaten darzulegen und die Meinung auszuschließen, daß ein Tadel, den Herr von Talleyrand gegen das Verhalten Metternichs ausspricht, von Abneigung herzuleiten sei.

Vor Allem sind es „Leichtfertigkeit" und „Oberflächlichkeit", die Talleyrand an dem Leiter der östreichischen Staatsangelegenheiten aufs Tiefste beklagt. Schon am 29. September 1814, also sechs Tage nach seiner Ankunft in Wien, hatte sich der französische Abgesandte auf dem neuen Schauplatz seines Wirkens soweit zurecht gefunden, daß er dem königlichen Absender berichten konnte:

„Zum Unglück betrachtet derjenige, welcher in Oestreich an der Spitze der Geschäfte steht und sich anmaßt die von Europa einzurichten, als das sicherste Kennzeichen geistiger Ueberlegenheit, eine Leichtfertigkeit, die er einerseits bis zum Lächerlichen und anderseits bis zu dem Punkte treibt, wo sie bei dem Minister

eines großen Staates und unter Umständen wie die gegenwärtigen, unheilvoll wird."

In einem Schreiben vom 19. October, nachdem er die Gelüste der verschiedenen Mächte aus den Verwickelungen herausgezogen, fällt Talleyrand den wegwerfenden Spruch:

. . . „Herr von Metternich indessen, welcher sich in den Kopf setzt (se pique) allen Dingen den Anstoß zu geben, bekommt ihn selbst, ohne es wahrzunehmen, und ein Spielzeug der Intriguen, die er zu leiten glaubt, läßt er sich täuschen wie ein Kind."

Wie klein Metternich von Geist und Charakter, wie wenig emporragend über die Flachheit des Wiener Lebens von damals, tritt in scharfer Zeichnung aus nachfolgender Mittheilung hervor, die der Aufmerksamkeit des Historikers nicht genug empfohlen werden kann.

Um die Auslassung zu verstehen muß man sich eine Thatsache gegenwärtig halten, welche längst aufgehört hat ein Geheimniß zu sein, daß Herr von Metternich in nahen Beziehungen zur Tochter Napoleons, die mit Murat vermählt war, gestanden hat, ferner ist es nöthig sich zu erinnern, daß Rußland und Preußen begierig waren ihre Hand auszustrecken, das Eine nach Polen, das Andere nach Sachsen, im Widerspruche mit den Interessen Oestreichs.

Nach einer flüchtigen Hindeutung auf diese Umstände schreibt Talleyrand unter dem 25. November an den König:

„Letzten Sonntag besuchte ich ihn (Metternich), von einem Essen bei dem Fürsten Trautmannsdorf kommend. Tags vorher hatte ich ein Schreiben aus Italien erhalten, in welcher man mir sagte, daß Murat siebzigtausend Mann habe, von denen der größte Theil bewaffnet sei, Dank den Oestreichern, welche ihm fünfundzwanzigtausend Gewehre verkauft haben. Ich wollte mich über den Gegenstand mit Herrn von Metternich auseinandersetzen oder zum mindesten ihm zeigen, daß ich es wisse. Ich brachte ihn auf die Angelegenheit von Neapel, und da wir uns in seinem Salon mit vielen Leuten befanden, erbot ich mich, ihm in seine Arbeitsstube zu folgen, um ihn den erhaltenen Brief sehen zu lassen: er sagte mir, daß nichts drängt und daß diese Frage später hervortreten werde. Ich fragte ihn, ob er denn nicht entschlossen sei. Er erwiderte, daß er es sei, daß er aber nicht überall hin zugleich Feuer legen wolle, und da er mir gewöhnlich die Furcht vorschützte, daß Murat Italien aufwiegelte, sagte ich ihm: „Wenn Sie ihn fürchten, warum liefern Sie ihm Waffen? warum haben Sie ihm fünfundzwanzigtausend Gewehre verkauft?" Er leugnete den Thatbestand; und ich habe es erwartet; aber ich ließ ihm nicht die Genugthuung zu denken, daß mich die Ableugnung überzeuge. Nachdem ich ihn verlassen hatte, begab er sich in die Redoute, denn er verbringt auf dem Ball und bei Festen drei Viertel des Tages; und er hatte den Kopf so vollgefüllt mit der neapolitanischen Angelegenheit, daß er zu einer Frau seiner Bekanntschaft, die er traf, sich darüber ausließ, daß man ihn wegen der Verhältnisse von Neapel quäle, daß er aber nicht zustimmen könne, daß er für die Lage eines Menschen Rücksichten beobachte, der in dem Lande, das er regiert, sich beliebt gemacht hat, daß er übrigens die Königin leidenschaftlich liebe und daß er in fortdauerndem Verkehr mit ihr sei. Dieses Alles und vielleicht noch mehr über den Gegenstand wurde hinter der Larve gesprochen."

Kein redlich Urtheilender wird anders als ehrenwerth die Ausdauer nennen, mit welcher Metternich der Gemahlin Murats zugethan bleibt, auch nachdem weltbewegende Ereignisse sie von einander losgerissen hatten; daß aber der Staatsmann mit den „eisernen Grundsätzen", der Schirmvogt „altehrwürdiger" Rechte und Gesetze, an dem wie an einem Fels die Brandung neuer Bestrebungen zerschellen, seine Schäferleidenschaft in die Politik hinübertragend, dulden und erhalten will, was er anderwärts verfolgt und zu zerstören sucht, und was seinem Oestreich gefährlich werden muß, ist ein Beweis von dem endlosen Abstand zwischen dem wirklichen und erdichteten Minister Oestreichs. Ein Metternich, der Joachim Murat auf dem Throne von Neapel zu befestigen sich angelegen sein läßt, und mit dem Schwager Napoleons das Schutz- und Trutzbündniß vom 11. Januar 1814 abschließt, ist weniger als wenig, ist ein Unding, ein Diplomat, der sich selbst ableugnet, so daß von ihm nichts übrig bleibt als die gestickte Uniform.

Unter dem 19. Januar 1815 bringt Talleyrand folgende Wendungen der Dinge zur Kenntniß seines Königs:

„Nachdem es bezüglich der Legitimität zu einem Einverständniß zwischen Lord Castelreagh, Herrn von Metternich und mir gekommen war, erübrigt noch, auf daß wir einen gemeinschaftlichen Antrag stellen können, das Uebereinkommen in Ansehung des Gleichgewichtes. Damit haben wir uns tagtäglich beschäftigt, und auch heute hatten wir eine Besprechung über diesen Gegenstand. Herr von Metternich zeigte sich im Anfang bereit, maßlose Zugeständnisse zu machen. Ich brachte ihn zurecht, indem ich ihm die Folgen einer Nachgiebigkeit für ihn selbst vor Augen hielt, durch welche die Monarchie in Gefahr gebracht würde. Nun vertheidigt er mit Wärme, was er hatte aufgeben wollen."

Was es mit der Glaubwürdigkeit des Herrn von Metternich für eine Bewandtniß habe, wie viel zu geben sei auf seine Berichte und Versicherungen in den „nachgelassenen Papieren" oder anderwärts, lehrt ein kleiner Vorgang, den Talleyrand in dem Schreiben vom 25. Januar 1815 zur Kenntniß des Königs bringt und der als charakteristisches Merkmal von unschätzbarem Werthe ist:

„Eure Majestät," äußert leichthin der französische Gesandte, „wird den Grad von Vertrauen beurtheilen, das der Kaiser von Oestreich in seinen Minister setzt, wenn sie erfährt, daß er diesen Morgen den Grafen von Sickingen zu mir geschickt hat, um anzufragen, ob das was ihm über die gestrige Conferenz von Herrn von Metternich berichtet worden, die Wahrheit sei."

Immer und immer, so oft sich nur Gelegenheit dazu bietet, spricht Talleyrand in der wegwerfendsten Weise nicht nur von der Leichtfertigkeit, von dem oberflächlichen Wesen und der Unverläßlichkeit des östreichischen Staatskanzlers, sondern und vor Allem von dem geistigen Unvermögen, von dem unsicheren Blick und Schritt, von der untergeordneten Natur des hochgestellten Mannes. Die Geringschätzung, mit welcher der außerordentliche Menschenkenner über Metternich sich ausläßt, liegt gar nicht weit ab von Verachtung. Und, was hervorgehoben werden muß: er steht bei weitem nicht allein mit seinem Urtheil. Die anderen Bevollmächtigten Frankreichs beim Congreß meldeten übereinstimmend und wiederholt ihrer Regierung: Metternich manque de confiance dans les moyens de sa monarchie et son caractère n'est pas décidé. Von Castelreagh berichtet Talleyrand, derselbe betrachtet als wünschenswerth eine Ministerveränderung in Oestreich, wo das Ministerium, um nicht mehr zu sagen, sehr schwach ist; und Herr von Jaucourt, der treue Rathgeber Ludwigs XVIII., schreibt unter dem 28. December 1814 an Talleyrand:

„Leute, welche zu Wien in enger Beziehung stehen, haben mir gesagt, daß alle Welt des Herrn von Metternich gleich müde, ihn durch den Herrn von Stadion möchte ersetzen lassen, daß Sie dabei mitwirken und daß diese Veränderung den Geschäften großen Vorschub leisten würde, die seine (Metternichs) Unentschiedenheit und Nichtigkeit (futilité) aufhält."

Nie noch hat eine grausame Hand den angemalten Glanz von einem Bilde gründlicher weggewischt, als diese Zeugenaussagen von der Gestalt des Herrn von Metternich. Nie noch ist die künstlich aufgethürmte Bedeutung eines Menschen zu solcher Armseligkeit verkleinert worden, als die des berühmten Staatskanzlers durch die ganz unverdächtigen, unanfechtbaren Darstellungen des Herrn von Talleyrand. Man fühlt sich beschämt, wie durch überstandene Angst vor einem Popanz, daß man von den eingebildeten Vollkommenheiten selbst als Gegner sich hat einschüchtern und die Meinung überwältigen lassen. Und als Mitglied der betrogenen Welt hat Jeder seinen Antheil an der Demüthigung, die in dem denkwürdigen Satz des alten Oxenstjerna zum Ausdruck kommt. Die Bände der hinterlassenen Schriften des Staatskanzlers, welche, von schmeichelhaften Rufen begleitet und begrüßt, eine Art Triumphzug in die Oeffentlichkeit unternommen, weit entfernt die eingetretene Berichtigung des Urtheils zu entkräften, bestätigen dieselbe durch naive, auf Vergrößerung abgesehene Betrachtungen und Bekenntnisse, durch die

Niedrigkeit der Standpunkte, durch die Unklarheit der Gedanken, durch die Schwäche des Stils. Selbst die abfälligen Besprechungen des Werkes gingen nicht strenge genug ins Gericht, weil sie von der Rücksicht für den gefeierten Namen und von der Voraussetzung einer außerordentlichen Kraft beeinflußt blieben.

Fortan werden die Eigenschaften und Thaten des östreichischen Ministers mit einem anderen Maße gemessen und die Kritik, über das besiegte Vorurtheil hinwegschreitend, wird frei und beherzt an dem Blosgestellten ihr Amt üben. Wenn der Fürst Staatskanzler von sich selber rühmt: „Das sogenannte Metternich'sche System war kein System, sondern eine Weltordnung. Revolutionen beruhen auf Systemen, ewige Gesetze stehen außer und über dem, was mit Recht den Werth eines Systemes hat," und obgleich die prahlerischen Sätze den nachgelassenen Papieren als Motto vorangedruckt sind, so täuscht das Wortgeklingel auch nicht den schlichtesten Verstand. Demselben Irrthum, welcher von jeher bei Anwendung des Ausdrucks: „Weltordnung" begangen worden, ist auch Herr von Metternich verfallen, dessen Scharfsinn nicht erkennt, daß ewige Gesetze im Walten der Natur, aber keineswegs in den Gestaltungen der menschlichen Gesellschaft zu finden sind, daß es keine unverrückbare „Weltordnung", sondern Weltordnungen gibt, die mit den Zonen, Zeitaltern, überhandnehmenden Begriffen, Erkenntnissen und Ueberzeugungen wechseln und wandeln und die nichts Anderes sind als werdende und verschwindende Systeme. Herr von Metternich hat sehr schlecht regiert; aber noch weit schlechter philosophirt.

Aus Freiligraths Dichterwerkstatt.

Von R. Thiele.

Es ist ein weitverbreiteter, sogar ziemlich allgemeiner Irrthum, das Schaffen des Dichters für ein müheloses zu halten. Vom Dichtergenius ins Reich des Ideals gehoben, verlangt und findet der Hörer oder Leser glatte und fließende Form, und je gewaltiger und voller der Gedankenstrom dahinrauscht, desto nachhaltiger entnüchtert jedwede banale Wendung, desto mehr stört jeder holprige Vers. Aber nur wenige Leser denken daran, daß das fertige und vollkommene Gedicht, wenn es wie aus einem Gusse vor dem staunenden und bewundernden Auge dasteht, oft das Erzeugniß des mühevollsten Schaffens ist Freilich die Dichter — wie viele Aussprüche von ihnen beweisen das nicht? — vergessen das meist selbst, und es ist gewiß ein schönes Vorrecht von ihnen, nur den vollen Frühlingstag zu preisen und zu loben, ohne an den naßkalten Morgennebel zu denken, der erst niedersinken mußte, ehe das strahlende Tagesgestirn aus wolkenloser Höhe seine wärmenden und belebenden Strahlen zur Erde entsenden konnte, d. h. um ohne Bild zu reden, wenn die oft recht anstrengende Arbeit des Dichters vorüber ist, erscheint es ihnen meist nur als ein müheloses Schaffen. Die Wirklichkeit ist ja ganz anders gewesen, und die neuere Zeit, die mit pietätsvollem Sinne nicht blos das äußere Leben unserer Geistesheroen mit Erfolg erforscht hat und von ihm zu erzählen bestrebt gewesen ist, sondern erst recht das geistige Werden und Wachsen derselben zu verstehen gesucht hat, konnte sie nicht selten bei eingehendster und mühevollster Arbeit belauschen, theils wie sie sich selbst in brieflichen Mittheilungen vertraulich darüber äußern; theils wie es eine nähere Betrachtung ihrer handschriftlichen Entwürfe lehrt; ersteres mehr bei größeren und umfassenderen Werken, letzteres bei kleineren Schöpfungen, aber gerade durch das Detail wenn auch viel weniger wichtig, so doch interessant und wissenswerth. Namentlich wohl bei einem Dichter, der zwar nicht zu den Koryphäen unserer Literatur zählt, aber doch dem deutschen Volke, trotz des giftigen Spottes eines Heine, immer etwas galt, und besonders seit seinen warmen patriotischen Ergüssen im großen Kriegsjahre 1870/71 uns lieb und theuer geworden ist, bei Ferdinand Freiligrath. Bei ihm, der sich durch eine fließende Form vor vielen, im ganzen größeren, weil gehaltvolleren Dichtern auszeichnet, ist schwerlich Jemand ohne weiteres anzunehmen geneigt, daß ihm das Schaffen oft eine recht schwere und saure Arbeit war, welcher er mit solcher Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit obgelegen hat, daß er nicht eher nachließ, als bis er vollkommene Glätte und störungslosen Fluß der Worte und Verse erzielt hatte; freilich, wie wir nicht anstehen dürfen zuzugeben, so manches Mal auf Kosten der ursprünglichen Empfindung, die frischer und natürlicher war. Es ist hierauf auch schon in dem verdienstvollen Werke über Freiligrath von Wilhelm Buchner aufmerksam gemacht worden, namentlich mit Hinblick auf ein Convolut Freiligrath'scher Autographen, welche auf der Detmolder Landesbibliothek aufbewahrt werden. Diese Manuscripte von acht Gedichten stammen sämmtlich aus Freiligraths früherer Zeit (1830—1836) und sind auf Anregung des Detmolder Bibliothekars, des Herrn Geh. Oberjustizrath O. Preuß, von Freiligrath im Jahre 1862 (vgl. Freiligraths Brief an Otto Preuß vom 30. Juli 1862, bei Buchner a. a. O. II. S. 343 f.) der Bibliothek seines Geburtsortes geschenkt worden. Buchner weist ferner mit Recht darauf hin, welchen Einblick diese Handschriften in die Gedankenwerkstatt des Dichters gewährten, er muß sich aber, da es außerhalb seines Planes lag, näher darauf einzugehen, mit einzelnen Bemerkungen begnügen, so anziehend und lehrreich auch, wie er meint, eine nähere Betrachtung wäre.

Es sind, wie gesagt, acht Gedichte, welche Freiligrath im Manuscripte gesandt hat, wobei ich gleich bemerke, was doch gewiß charakteristisch ist, daß kein einziges eine Ueberschrift trägt, eine solche aber bereits in der ersten Gesammtausgabe der Gedichte vorhanden ist, welche im Jahre 1838 erschienen und welche wir hier selbstverständlich zu Grunde legen. Die Handschriften haben nun für unseren Zweck eine sehr verschiedene Wichtigkeit. Von geringerer Bedeutung sind die mit Tinte auf verschiedenartigem Format des Papieres geschriebenen Gedichte: Der Alexandriner, Gesicht des Reisenden, Der Tod des Führers und Mussets „Lever", weil wir hier, nach meiner Ansicht, nicht das erste Brouillon des Dichters vor uns haben; ich vermuthe, daß es die Manuscripte für den Druck gewesen sind, welche Freiligrath geschickt hat. Der Correcturen sind nicht viele und, mit wenigen Ausnahmen, nur Verbesserungen im Ausdrucke, welche auch als solche zu bezeichnen sind. Bedeutungsvoll für uns ist nur, daß der Dichter nicht zu feilen aufgehört hat und dies noch im letzten Augenblicke that. Einzelne Beispiele mögen genügen. Im „Gesicht des Reisenden", Strophe 9, heißt es im ersten Entwurf viel packender:

Zittert nicht! Die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Fürchtet nicht der grabentstiegnen Reiter dräuende Geberde!
Scheut die Flamme nicht, die stechend zuckt aus ihren Augenhöhlen!
Sprechet: Allah! — und vorüber sausen sie mit den Kameelen.

Die Holprigkeit des letzten Verses hat Freiligrath wohl zur Aenderung veranlaßt.

Nicht dasselbe günstige Urtheil über die ursprüngliche Fassung fällen wir bei der einzigen wichtigen Aenderung im „Tod des Führers", Strophe 6. Früher hieß es:

„Sie, ach diese Glieder könnten
Ruh'n in heim'scher Erde Schoß!
Um der Kinder willen reiß ich
Stark mich von der Heimat los." —

Interessant ist das Manuscript der Uebersetzung von Burns' schönem Liede, welches Mendelssohns tiefempfundene Composition bei uns in Deutschland zu einem echten und wahren Volksliede gemacht hat. Es ist ein winziges Octavblättchen vom gröbsten Papiere, auf welches der Dichter mit Bleifeder und nur mit einer einzigen leichten Correctur im 3. Verse das Liedchen hingeworfen hat; er hatte es jedenfalls im Kopfe bereits fertig conceipirt, ehe er es niederschrieb.

Es bleiben uns noch die drei Manuscripte, „Der Blumen Rache", „Der Scheik am Sinai" und „Bei Grabbes Tode", aber aus ihnen können wir auch desto besser Freiligrath beim Schaffen

belauschen. Es sind zweifellos die ersten Entwürfe, die hier vor uns liegen, und der Dichter hat gerade sie, sicherlich nicht ohne Absicht ausgewählt: er hielt sie wohl für recht charakteristisch. Diese Hingabe an eine öffentliche Bibliothek beweist schon an sich, daß er sich belauschen lassen wollte, noch mehr aber die Worte, mit denen er sie Herrn Preuß übersandte: „Alles, wie Du sehen wirst, Brouillons, erste Niederschriften, die einen mehr, die anderen weniger durchcorrigirt, hin und wieder mit Abweichungen von den Drucken; zum Theil von der komisch contrastirenden Folie sonstiger Scripturen sich abhebend (so namentlich das biedere Billet, worauf der Blumen Rache) und dadurch deutlich genug verrathend, daß sie hastig zwischen andrer Arbeit hingeworfen wurden. Du hast hier eben die Werkstatt, Staub und Gehämmer und Hobelspäne! Und ich denke mir, daß es Eurer Theilnahme an den Bestrebungen des Landsmannes und und Jugendgenossen vielleicht am liebsten so ist. . . . Nicht mancher Poet ließe sich bei der Arbeit so belauschen." — Zunächst der Blumen Rache, das interessanteste der Manuscripte, von welchem das Wort Lessings, das er bei Gelegenheit der Messiade Klopstocks sagte, es sei beinahe noch lehrreicher zu wissen, was ein Dichter ausgestrichen, als was er stehn gelassen habe, seine volle Bestätigung findet.

Die Niederschrift geschah mit Bleifeder auf die Rückseite eines Briefes und Freiligrath hat vielfach geändert. Die schildernden Partien des Gedichtes sind sehr fließend niedergeschrieben, namentlich wo in reizvoller Detailmalerei die einzelnen Blumen erwähnt werden; hingegen da, wo die Handlung im Fortgange stockt und mit Reflexion zu einer neuen Phase übergeht, wird der Dichter unsicher, ändert auf das Mannichfaltigste und kann gar nicht wieder in Fluß kommen. Das epische Element trat eben bei Freiligrath ganz entschieden hinter dem lyrischen zurück. Im Einzelnen sind so Strophe 4 und 5 im heutigen Gedichte stark verändert: die erstere ist nur beim dritten Versuche gelungen, die andere fast überall verändert.

Noch eine Bemerkung, die zwar nur auf einer ganz äußerlichen Thatsache beruht, sei hier gestattet. Dem aufmerksamen Leser Freiligrath'scher Gedichte wird sicherlich nicht der häufige Gebrauch des Semikolons entgangen sein; in den Manuscripten findet sich dasselbe noch öfter. Es zeigt uns recht, wie rasch, ja ungestüm die einzelnen Gedanken dem Dichter hinströmten, nicht in sich verschlungene und gegenseitig sich ergänzende und Schritt für Schritt sich entwickelnde Gedankencomplexe, sondern einzeln, sprühenden Funken gleich, zucken sie in seinem Gehirn auf und man kann es selbst der Schrift an vielen Stellen anfühlen, wie die Hand des Schreibenden bemüht ist, rasch den aufleuchtenden Gedankenblitz zu fixiren, ehe er für immer wieder verschwindet, oder wie schon ein zweiter wetterleuchtet und so zur Niederschrift des ersten drängt, immer eine halbe oder eine ganze Zeile voll; so ist es namentlich in dem zuletzt zu erwähnenden Gedichte: „Bei Grabbes Tode" der Fall. Auch sind wir in die Lage gesetzt, zwei neue Strophen, die ungedruckt geblieben sind, mittheilen zu können. Nach Strophe 3 nämlich hatte der Dichter folgende Worte geschrieben, die dann wieder ausgestrichen sind:

„Doch geöffnet sind die Blumen,
Süßen Odem zu verschicken,
Und aus des Gemäuers Fugen
Tönt des Totenkäfers Picken."

Ferner fehlen in der Handschrift die heutigen Strophen 14, 15 und 16, für welche nach Strophe 13 nur die folgende eine stand, die jetzt ausgefallen ist:

„O, wie wunderschön am kühlen
Quelle, an den frischen Bächen
Als die Elfen froh zu spielen; —
[in Correctur: Nachts im Elfenscherz zu spielen]
Doch wir wissen uns zu rächen."

Uns persönlich gefällt die kürzere Fassung, die in einer Strophe alles Nöthige sagt, besser als das Auseinandernehmen in drei Strophen. Freiligrath hat aber andererseits richtig gehandelt, den Schluß des lieblichen Gedichtes gerade so zu lassen, wie er ihn in fließender Schrift ohne jedwede Veränderung zuerst abgefaßt hatte, nicht aber Immermanns Correctur, die uns Buchner nach einem Briefe Immermanns an Freiligrath vom 25. Juni 1838 mitgetheilt hat. Zwar acceptirte Freiligrath merkwürdiger Weise in seiner Antwort vom 24. Juli 1838 diese verwässernde Abänderung mit den Worten: „Würden Sie es als Plagiat ansehen, wenn ich sie (Immermanns Umschreibung) bei einer Umarbeitung dieser Partie des Gedichtes benützte?" Freiligraths guter Geschmack ließ ihn aber davon Abstand nehmen, und so klingt das Gedicht, Alles noch einmal umfassend, voll aus:

„Blumenduft hat sie getötet" —,

während Immermann seinerseits, mit Beziehung auf die „welken Schwestern", recht prosaisch so schloß:

— „Deren Geister sie getötet."

Es folgt der Scheik am Sinai. Dem schwer zu fassenden Stoffe entsprechend sind hier die Aenderungen des Dichters sehr häufig und verbessern nicht nur einzelne Ausdrücke, sondern ganze Verse, sogar Halbstrophen. Die Aenderungen sind meist durchweg Verbesserungen, so daß es die Rücksicht gegen die Selbstkritik, welche der Dichter streng an sich geübt hat, verbietet, Einzelheiten mitzutheilen, die ja auch ohnehin interesselos wären. Nur ein Gesichtspunkt möge einige Ausnahmen rechtfertigen: nämlich um zu zeigen, wie reich des Dichters Phantasie war, daß ihm, selbst mit Beibehaltung desselben Reimes, nicht unbedeutende Aenderungen gelangen. Man vergleiche in dieser Hinsicht die erste Fassung von Strophe 3, welche hier Platz finden möge, mit der heutigen Form:

„Gen Süden zieht ihr Heer in blitzender Colonne,
In Säbeln spiegelt sich die gelbe Wüstensonne,
Und gelber Wüstensand fliegt um das Mähnenhaar
Der Pferde. Knirschend fliehn die bräunlichen Kabylen" u. s. w.

Endlich das tiefempfundene Stimmungsbild: „Bei Grabbes Tode". Es ist mit vielfachen Abänderungen hingeschrieben; zuerst recht leserlich, und deshalb liegt im Anfange wahrscheinlich nicht der erste Entwurf vor, wohl aber in den folgenden Strophen, die wie mit fliegender Hast hingeworfen sind, und es ist recht schwer, zuletzt in dem wirren Durcheinander der vielfach ausgestrichenen Zeilen des Dichters ersten Ausdruck wiederherzustellen. Im Großen und Ganzen ist dieser kräftiger, sicherer und tiefer empfunden, ja oft wild und wirr. Die Aenderungen hingegen führen durchweg einen gemäßigten Ton ein: das Drängen und Stürmen des leidenschaftlichen Schmerzes wird gemäßigt, aus dem maßlosen Ungestüm klärt sich ein allerdings noch immer hohes und ergreifendes Pathos ab. Eröffnet uns das Gedicht selbst im Allgemeinen einen Einblick in die feurige Seele des Dichterjünglings, so das Manuscript eine nicht minder eindringende Erkenntniß in die rasche und entschiedene Art seines Schaffens, die aber nicht gern beim ersten Entwurfe stehen blieb, der ja auch oft unvollkommen war und sein mußte, sondern den Ausdruck auf das Sorgsamste durchfeilt; es war dies jedenfalls eine Frucht der damals schon so oft geübten Uebersetzungskunst des Dichters. Er schrieb zuerst:

„Der Dichtung Flamme ist allzeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,
Den läßt sie wohl durch alle Zeiten funkeln!
Die Tausende, die schlummernd jetzo hier
Ruhn unter'm Leinen — was sind sie neben Dir?
Du strahlst, wenn ihrer Enkel Augen dunkeln!

Doch sie verzehrt; als Jüngling Dich zu schaun
War mir vergönnt! Du gingest sicher, stark und braun,
Und kräftig gingst dem Knaben Du vorüber.
Nach Jahren seh ich wieder Dich als Mann,
Da warst Du bleich, die hohe Stirne sann,
Und Deine Schläfen pochten wie im Fieber.

Und Male brennt sie, wie ein Fremdling geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Gleichwie mit einem Kainsstempel
Gezeichnet, irrt er hin und her" —;

an die Stelle der zwei letzten Verse treten dann mit einem ähnlichen Schlusse wie jetzt die Worte:

„Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt. —
Und ich entschlief auf Stroh; in einem Zelt*)
Träumt ich von einem eingestürzten Tempel."

Die Schriftstellerei der Schauspieler.

Anläßlich eines Buches von Josephine Gallmeyer.

Wenn die Verehrer Paganinis am Schluß eines Concertes dem Meister ihren Dank für sein göttliches — oder diabolisches? — Spiel in begeisterten Worten aussprechen wollten, dann pflegte der Gefeierte den Schwall ihrer Huldigungen mit der durchaus ernstgemeinten Frage zu unterbrechen: „Schon gut, aber haben Sie auch meine Verbeugung bewundert?"

Die Schauspieler von heute folgen dem Beispiele des großen Violinisten, nur daß sie uns zumuthen, statt ihrer Complimente, ihre schriftstellerischen Leistungen prächtig zu finden. Die Herrschaften sind jedenfalls anspruchsvoller als Paganini. Sie vergessen, daß ein noch so hoheitsvoller oder graziöser Bückling nur einen verständnißinnigen Blick fordert, während das Lesen eines literarischen Erzeugnisses Zeit und Stimmung begehrt und den ganzen inneren und äußeren Menschen in Beschlag nimmt, namentlich die Augen, den Verstand und wohl gar das Herz, — und da wundern sie sich noch, wenn wir zögern, ihren Privatliebhabereien sofort das nöthige Interesse entgegenzubringen. Wir haben ihre echtesten Costüme, ihre treffendste Maske, ihre ältesten Männchen und Mätzchen und vielleicht am Ende auch ihr so seltenes Verständniß der Dichterwerke anerkannt, aber sie zucken ob unserem Lob höhnisch die Achseln und schnarren uns mit dem tragischen R der Entrüstung an: „Herr, das ist auch was rechts! Mein Buch müssen Sie lesen!" Das ist keine Uebertreibung. Die Schriftstellerei hat es unseren lieben Komödianten angethan. Da ist kein Mime vom Hoftheater bis zum Theater im Hofe, von Berlin und Wien bis hinab gen Kyritz und Pyritz, der nicht in stillen Stunden literarische Sünden begangen und, eingedenk seines großen Ahnherrn Shakespeare, die Muse gereizt hätte. Die Bühne genügt unserem Bühnenhelden nicht mehr; auch seine Lieblings- und Hauptbeschäftigung, welche darin bestand, daß er seine freie Zeit in allerhand großartigen Posen beim Photographen verbrachte, hat keine Annehmlichkeiten mehr für ihn: er will nicht nur in die Schaufenster, sondern auch in die Literaturgeschichte kommen. Dem Vielseitigen kann die schnell und spurlos an dem Sinn vorübergehende Kunst, deren Zauber mit dem Künstler abstirbt, unmöglich mehr behagen. Aere perennius! ist seine Losung. Er will die Nachwelt allerdings zwingen, ihm Kränze zu flechten. Also in die Ecke mit dem Schminktopf und rasch her mit dem edleren Handwerkszeug dauerhafterer Künstler! Gesagt, gethan, und bald kratzen die Federn, klimpern die Klaviere, schmieren die Pinsel ... Allen voran geht die vollendetste Reclamenheldin von Frankreich und Navarra: die unausstehlich bedeutende Sarah Bernhardt. Sie componirt, dichtet, kritisirt, erfindet Moden, malt, kunstreitet, haut aus, und natürlich Alles aufs Unvergleichlichste. Auch ihre weit weniger veranlagten französischen Collegen und namentlich Colleginnen wollen es ihr gleichthun. Blanche Pierson, die sentimentale Liebhaberin des Vaudeville-Theaters, beschickt mit ihren höchstens gut aufgespannten Oelgemälden den Salon; die tragische Heldin Madame Rousset verfaßt, zwischen zwei Gastreisen, vielbändige Romane; der Charakterspieler Lafontaine übersetzt die Meisterwerke der Marlitt und läßt sie als seine Originalromane drucken; Samson schreibt seine Memoiren; Coquelin hält Vorträge, um die sich alle Pariser Verleger reißen; sein jüngerer Bruder ist Mitarbeiter mehrer humoristischer Journale, und der Naturbursche Truffier, ebenfalls vom Théâtre français, dichtet sentimentale Verse, die der Grausame auch drucken läßt. Leider konnte diese Seuche nicht nur auf Frankreich beschränkt werden, nur zu bald verheerte sie auch die Länder jenseit des Rheins. Namentlich die Schriftstellerei hat es unseren guten Landsleuten angethan, obwohl der Schauspieler — gewissermaßen Papagei des Dichters und des Souffleurs — von Haus aus zum Schriftsteller verdorben ist. Nehmen wir die Memoiren von Genast aus, und etwa noch diejenigen der Adele Spitzeder, die sich aber sehr wenig mit der edlen Schauspielkunst beschäftigen, so haben uns die Menschendarsteller herzlich wenig Ersprießliches zu erzählen gewußt. Erst wenn ein Berufsschriftsteller hilft, wird die Sache annehmbar. Ich erinnere an Meyers „Schröder" und an Rötschers „Seydelmann". Karoline Bauers klatschsüchtige „Erinnerungen" fesseln einzig darum, weil der gewandte Arnold Wellmer ihre schülerhaften Aufsätze vollständig umgeschrieben und das Interessanteste aus dem „Theater-Lexikon" und den Erinnerungen — Anderer hinzugesetzt hat. Statt daß nun durch diese Dame, schon in Folge ihrer posthumen Processe, das Komödiantengekritzel in Mißcredit gekommen wäre, ist selbiges im Gegentheil wieder durch sie Mode geworden. Wenn auch in anderer Form. Da hatte ein erfinderischer Kopf den Einfall, sogenannte „Theater-Decamerones" zu veröffentlichen, in denen die Bühnenangehörigen ungehemmt ihren schriftstellerischen Neigungen fröhnen können. Die Sache ging von Wien aus, wo „die vom Theater" überhaupt seit langem eine große Rolle spielen, sobald ihre Rolle auf der Bühne aufhört. Das Burgtheater machte den vielversprechenden Anfang, und bald besaß fast jedes Nest sein Theater-Decameron. Diese trefflichen Bücher sind nach dem weisen Recept zubereitet: „Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen," und bieten selbstgefällige Klatschgeschichten, Anekdoten ohne Pointe, holpernde Gedichte, hochphilosophische Abhandlungen, dramaturgische Winke, uninteressante Lebensbeschreibungen — kurz, man findet da Alles und noch Einiges mehr — bis auf das Eine: den Stil. Und siehe! Das liebe deutsche Publicum, das sich mit der Literatur nur dann vertraut macht, wenn es sie aus der nächsten soliden Leihbibliothek beziehen kann, fand an diesen Werken Gefallen und that sogar das Unglaublichste: es kaufte sie. Seither ist die Schauspielerliteratur ein von Verlegern, Leihbibliotheken und Redactionen sehr gesuchter Artikel. Kein Wunder, daß der deutsche Büchermarkt damit überschwemmt wird. Das neueste Erzeugniß sind die in Wien erschienenen: Zwei Erzählungen von Josephine Gallmeyer. Et tu, Pepi?! Offen gestanden, es thut mir in der Seele weh, daß die temperamentvolle Schauspielerin, ein Genie im Couplet-Vortrag, die für die Lächerlichkeiten des Lebens ein gar scharfes Auge besitzt, noch in ihren späteren Tagen dieser närrischen Mode huldigen muß. Ihr Opus scheint mir aber so bezeichnend für das ganze Genre, daß sich hier ein „betrachtendes Verweilen" schon lohnen dürfte.

Die erste Erzählung: „Aus is!" kann man wirklich eine traurige Dorfgeschichte nennen. Das Beste ist der Anfang, wo sich die Verfasserin selbst in Scene setzt. Sie erzählt, unter welchen Umständen sie die Heldin der Geschichte, die alte blödsinnige Liesel, kennen gelernt. Die Dorfjungen hatten dieser leidenschaftlichen Katzenfreundin ein „Miezerl" ersäuft und nun neckten sie sie noch obendrein. Dies bringt das große milde Herz von Frau Josephine in leidenschaftliche Wallung. „Die Rohheit der lieben Dorfjugend," erzählt sie, „machte mich wüthend und ich war nahe daran, die Rangen mit meinem ziemlich starken Sonnenschirm durchzuhauen." Da haben wir die ganze Pepi sammt ihrem erfreulicher Weise „ziemlich starken" Sonnenschirm, den sie übrigens, wenn sie „wüthend" ist, nicht immer unumgänglich nöthig hat.

*) Freiligrath hatte nämlich die Kunde von Grabbes Tode gelegentlich eines Besuches im Feldlager bei dem ohnweit Soest gelegenen Salzkotten im September 1836 vernommen.

Director X., Recensent Y. und Regisseur Z. wissen davon zu erzählen, daß auch „die großen edlen Hände" vollkommen zum „Durchhauen" genügen. Nach diesem vielversprechenden Debüt verschwindet die Erzählerin leider aus ihrer Erzählung.

Ehedem war die Liesel Magd im Pfarrhofe. „Dort behandelt man sie gut und freundlich, wie sie es auch verdiente, denn sie war brav, fleißig, und stand unter dem Schutze der Oberdirn, der dicken Rosel, welche vom ganzen Gesinde hoch geachtet war, da der Herr Pfarrer, bei dem sie schon sechsundzwanzig Jahre diente, große Stücke auf sie hielt." Aber die Rosel hatte nicht immer dies kanonische Alter. Sie war auch einmal jung und bildsauber gewesen, und — kurz und gut, von all der Herrlichkeit blieb ihr als „a klein's Andenken von der Einquartierung" ein Bursche Namens Max, der aber bald ein übles Ende nahm und ins Zuchthaus gesteckt wurde. Inzwischen hat er seine Strafe abgesessen. Er wird bei dem Förster Conrad untergebracht, demselben wackeren Manne, der ehemals die Rosel, trotz oder wegen ihres Fehltritts, heirathen wollte und jetzt in Ehren um die junge Liesel freit. Und dies nicht eben mit Erfolg. Das Herz des jungen Mädchens vermag nicht für den Freier zu schlagen. Aber die Rosel weiß sie durch ihre Beredtsamkeit umzustimmen und sie hat ein Interesse daran, denn der Förster, fürchtet sie, werde ihren Jungen nicht nehmen, wenn Liesel nicht seine Frau werde.

Vierzehn Tage später wird die Hochzeit gefeiert, und derselbe Tag bringt auch Max in die Heimat zurück. Die Rosel stellt den Burschen als den Sohn ihrer seligen Schwester vor, und die Verfasserin fügt in ihrem urkomisch sentimentalen Hochdeutsch hinzu: „Zwei junge, schöne Wesen sahen sich zum erstenmale, sahen sich schweigend lange und wehmüthig an, da zum erstenmale hebt sich die Brust der Braut, die sonst so ruhigen Augen funkeln in unheimlichem Feuer, die Hand hält zitternd die des jungen Burschen." Max ist kein schlechter Mensch. Er war leichtsinnig und hatte sich durch böse Buben verlocken lassen, daß er sich bei einem Diebstahl betheiligte. Im Forsthaus führt er sich ordentlich auf. Aber das Unausweichliche tritt ein. Eines Tages wird der Förster von der Kugel eines Wildschützen durchbohrt und sterbend ins Haus getragen. Während der Förster mit dem Tode ringt, fällt seine Frau in Max' Arme. Doch sie haben umsonst gehofft, denn der Förster erholt sich wieder; wenn er auch zeitlebens ein Krüppel bleiben und aus dem Forsthause fort muß, um durch einen Gnadengehalt sein Leben zu fristen. Der zweite Schlag trifft ihn bald genug. Max geht mit der Försterin durch und auch das kleine Kind stirbt. Der Förster folgt ihm nach einigen Jahren, die Liesel kränkelt und wird zänkisch, Max kann es nicht mehr bei ihr aushalten, verläßt sie, ergibt sich dem Trunk und verkommt. Er zieht wieder in sein Heimatdorf und wohnt bei der Rosel. Seine Kameraden theilen ihm lachend das Geheimniß seiner Geburt mit, und er ist frech genug, seinen unabläßigen Geldforderungen mit dem Hinweis auf seine Verwandtschaft mehr Gewicht zu geben. Doch der Pfarrer beweist ihm das Falsche dieses unwürdigen Verdachtes. In der That ist Max der Sohn seines Bruders und der Rosel, der Pfarrer also nur Oheim. Max geht in sich. Liesel sinkt bis zur Bettlerin herab, und als Frau Pepi Gallmeyer nach fünf Jahren wieder durch ihr Dorf zieht, meldet man ihr den elendigen Tod der närrischen Alten. Ihr letztes Wort soll der Schrei gewesen sein: „Aus is!" Und es war mit ihr aus. Mit der Geschichte Gottlob auch.

Während diese erste Novelle, worin offenbar Anzengruber, dem das ganze Buch gewidmet ist, nachgeahmt werden soll, unter der Feder eines geschickteren Erzählers zu einem fesselnden Nachtgemälde hätte werden können, so ist die zweite nichts weiter als in Stoff und Inhalt eine schülerhafte Stilübung. Der Dialekt, in welchem „Aus is!" fast ganz ausschließlich geschrieben ist, fehlt den „Schwestern", die in jenem gespreizten Wiener Hochdeutsch verfaßt sind, welches die Schauspielerin Gallmeyer in ihren Monologen zu ergötzlich parodistischer Wirkung verwerthet. In der That ist es unmöglich, dieser Geschichte den Ernst, den sie beansprucht, entgegenzubringen.

Die Erzählung beginnt mit einem ebenso dunklen als unerquicklichen Zankduett zwischen einer gewissen Frau Stoller und einer sicheren Frau von Walldorf, eben den zwei Titelschwestern. Wir erfahren daraus, daß Frau von Walldorf „furchtbar ängstlich" und Frau Stoller „viel zu energisch" ist. Und wozu der Lärm? Frau von Walldorf scheint sammt ihren Kindern durch die Schuld ihres verschwenderischen Mannes dem Bankrott nahe zu sein, und Frau Stoller wünscht mit dem Vormund der armen Waisen — Herr von Walldorf hat die „Qual des Irdischen" abgeschüttelt — eine Unterredung zu haben. Das ist doch nicht sehr aufregend, was? Hierauf wird uns des Längeren und Breiteren die Lebensgeschichte dieser beiden interessanten Damen erzählt. Clara — „ihr lichtblondes, flaches Haar trug nichts bei, dieses sonst so schöne Gesicht zu beleben" (!) — verliebte sich in den prunksüchtigen Baron, und Marie — die es nebenbei ausgezeichnet versteht, die Fußböden „einzulassen" — „betreute" (?) ihre schwächliche Schwester und verliebte sich ihrerseits in ihren Chambregarnisten, den „königlich pensionirten" Balletmeister und Regisseur Ignaz Stoller, der seinerseits wieder an einer unglücklichen Liebe zu einer Sängerin gelitten, die ihm ihrerseits einen Sohn geschenkt, der seinerseits stirbt, worauf sie mit einem „enorm" reichen Fürsten durchgeht. Nun gibt es aber neben dieser Clara und sothaner Marie auch noch eine Clotilde. Sie ist Baronin und fühlt eine besondere Zuneigung zu Clara. „Obgleich von bürgerlicher Abkunft, wurde diese (?) doch mit Zustimmung der Baronin die beste Freundin Clotildens." Na, uns kann es Recht sein. Auf solche interessante Weise vergehen nicht weniger als zwölf Jahre. Jetzt kommt aber der bekannte „Schlag aus heiterem Himmel". Wir wissen schon von ihm, denn er veranlaßt den Streit der beiden Schwestern, womit diese erbauliche Geschichte anfängt. Aber das verhindert uns nicht, daß wir die ganze Sache noch einmal zu hören bekommen. Herr von Walldorf hat schuldenhalber seinem Leben ein Ende gemacht. Marie Stoller reist sofort auf eine Einladung des langjährigen Advokaten ihres Schwagers — er führt den wohllautenden Namen Doctor Tschibert und scheint ein biederer Czeche zu sein — zur argbedrängten Schwester, um deren Angelegenheiten zu ordnen. Einmal verkauft sie die Juwelen ihrer Schwester und dann besucht sie eine Baronin von Ramming, ein Luxus, den sich auch eine weniger energische Dame gestatten könnte. Diese Ernestine, eine Schullehrerstochter — folgt abermals eine längere Biographie — hat eben den Onkel des Herrn von Walldorf geheirathet. Frau Stoller appellirt an das verwandtschaftliche Gefühl und weiß im Handumkehren das Interesse der Baronin für die Familie ihres Schwagers zu gewinnen. Der kaum merkbare Widerstand des Herrn, der seinem Neffen zürnte, weil dieser auf seinen Tod speculirte, weshalb der Erbonkel zum Trotz ein junges Weib nahm — wird märchenhaft leicht gebrochen, und die derangirten Verhältnisse derer von Walldorf sind bald wieder hübsch in Ordnung gebracht. Aber auch der bis dahin düstere Ehehimmel der Baronin klärt sich auf. Diese liebte vor ihrer Verheirathung einen gewissen Rudolf, und sie war so zartfühlig, ihre Ehe gewissermaßen als einen Treubruch zu betrachten. Allein Frau Stoller öffnet ihr die Augen. Sie erzählt ihr, daß dieser Herr ihre Neigung gar nicht verdiene, denn er habe sie längst vergessen und lebe mit seiner reichen Frau recht gemüthlich und glücklich. Natürlich ist die königliche pensionirte Balletmeistersgattin über das doppelte Ergebniß ihrer diplomatischen Mission entzückt. Vor Freude reißt sie „einem armen Handschuh den Daumen aus. Alsdann zieht sie vor Aufregung die Handschuhe wieder an und statt des fehlenden Daumens bindet sie das Taschentuch um den Finger." Nein, hahaha, es ist wirklich zu komisch! — —

Wenn ich dieses Buch, dem ein gnädiges Verschweigen am zuträglichsten wäre, hier in die grelle Beleuchtung der Kritik stelle, so ist es mir nicht um das billige Vergnügen zu thun, einen Todten noch todter zu schlagen. Es gilt einfach an diesem Werke das Verkehrte der ganzen Richtung zu zeigen. Die Schriftstellerei der Schauspieler ist gemeinschädlich. Nicht blos weil sie gute Künstler aus der Bahn lenkt, ihre Studien stört und einen verderblichen Dilettantismus veranlaßt. Derlei lite-

rarische Velleitäten entspringen niemals einem inneren Drang, sondern meist nur der bloßen Reclamesucht, wenn nicht gar dem eitlen Gelüsten, dem verhaßten Recensenten des X-Blattes zu zeigen, daß, wer in ununterbrochenem Verkehr mit Schiller, Goethe und allen guten Geistern lebt, die Feder geradeso gut führen könne, als die Hasenpfote. Diese Schriftsteller aus Eitelkeit oder Rancüne müssen auch schon darum abgeschreckt werden, weil ihre Literatur — die Literatur discreditirt. Es handelte sich also einzig darum, an diesem Buch einer pikanten und begabten Künstlerin zu zeigen, daß im Augenblick, da sie ihr Rollenfach verläßt und für die Literatur arbeitet, die vielen trefflichen Fähigkeiten der Schauspielerin ganz und gar nichts der Schriftstellerin helfen. Unsere lustige Soubrette hat es fertig gebracht, ein langweiliges, elend stilisirtes, geist- und witzloses Buch zu verbrechen. Als warnendes Exempel habe ich es hier constatirt. Darum mögen die Theaterhelden in Civil zu den Schminktöpfen zurückkehren und von der Tinte ablassen, die ihnen nicht gesund ist. Ihre Kunst ist groß und schwer genug, um ein ganzes Einsetzen der gesammten Persönlichkeit zu vertragen und zu erheischen. Jeder anderweitige Dilettantismus schädigt nur die eigene Sache, ohne der fremden zu nützen. Und wäre die Literatur der Schauspieler schön wie Paganinis Kratzfuß, so ist es doch gar nicht das, was wir von ihnen verlangen und was sie besser machen können, als Andere.

Theophil Zolling.

Kunst und Kunstgenuß.

Eine Plauderei.

„. . . . und kurz und gut, ich bleibe dabei, die gute alte Zeit ist dahin!“

Mit diesen Worten, gnädige Frau, fand eine Unterhaltung ihren Abschluß, welche gestern in der Gesellschaft der Frau von H. geführt wurde und deren Gegenstand der Kunstgenuß war.

„Der Kunstgenuß?!“ höre ich Sie ausrufen; „das muß in der That ein sonderbarer Schwärmer gewesen sein, der das sagte.“

Leicht möglich. Ich war es nämlich selbst.

„O dann . . . . dann thut es mir leid, Sie einen sonderbaren Schwärmer genannt zu haben . . . . haben nennen zu müssen; und mein Bedauern hierüber wird nur durch den Umstand gemildert, daß es in Ihrer Gegenwart geschah. Jedenfalls nehme ich, wie Sie wissen, niemals etwas aus persönlichen Gründen zurück.“

Um so eifriger wird mein Bestreben sein, Sie aus sachlichen Gründen zur Zurücknahme Ihrer Worte zu veranlassen.

„Aber ich bitte Sie, bester Doctor! Die gute Zeit für den Kunstgenuß, sagen Sie, wäre vorüber, wo es doch klar ist, daß der Kunstgenuß heutzutage eine noch vor einem halben Jahrhundert ungeahnte Ausdehnung gewonnen hat, wo Jeder, der irgendwie, sei es auch in dem bescheidensten Maßstabe, Zeit und Geld zur Verfügung hat, einen entsprechenden Kunstgenuß sich verschaffen kann; heutzutage, wo nicht nur die öffentlichen, nein auch die Privatgalerien Jedem offen stehen, ohne daß man ihn nach Paß, Empfehlungsschreiben oder sonst dergleichen fragt; wo alle Dichter und Componisten in Volksausgaben verkäuflich sind, wo selbst in den kleinsten Städten gediegene Concerte veranstaltet werden, wo die Photographie die Werke der bildenden Kunst in jeden entfernten Winkel trägt; heutzutage, wo sich der Kunstgenuß von dem vor fünfzig Jahren in demselben Grade unterscheidet, wie das Reisen heute von dem in der damaligen Zeit?!“

Aber meine Gnädigste, beruhigen Sie sich; Sie kommen ja außer Athem! Ich gebe das Alles, was Sie gesagt haben, gern zu. Ich unterschreibe es mit Vergnügen. Ja ich kann, um Sie zu meiner Ansicht zu bekehren, gar nichts Besseres thun, als mich geradezu an ein Wort, dessen Sie sich bedienten, und an das Gleichniß, mit welchem Sie schlossen, zu halten. Der Kunstgenuß, sagen Sie, hat in den letzten Jahrzehnten ungemein an Ausdehnung zugenommen. Ganz richtig. Aber ist das ein Vortheil? Schreitet das, was sich ausdehnt, unter allen Umständen fort? Oder sind nicht beispielshalber das Römische Reich und das Reich Napoleons des Ersten gerade zu der Zeit, als sie sich am ungeheuersten ausgedehnt hatten, mit Riesenschritten ihrem Untergange entgegen geeilt? Sie werden das nicht bestreiten können, meine Gnädigste; Sie werden sogar zugeben, daß der Zusammenhang zwischen Ausdehnung und Untergang, den ich als einen rein zeitlichen hingestellt habe, bei genauerer Ueberlegung als ein streng causaler sich ergibt, daß es sich hier um Ursache und Wirkung handelt.

Sie lachen, gnädige Frau?

„Verzeihung, Herr Doctor! Aber indem ich Ihrem Gedankengange vorauseilte und seine Consequenz zog, kam ich zu dem ohne Zweifel nicht sehr ernsthaft klingenden Schlusse, daß der Untergang des Kunstgenusses vor der Thür steht, und daß unsere Kinder auf den Trümmern unseres an Kunstgenuß so reichen Lebens ein barbarisches Dasein nach Art der wandernden Völker vor anderthalb Jahrtausenden fristen werden.“

Sie malen allerdings schwarz auf schwarzem Grunde. Aber gerade, daß Sie übertreiben, ist mir ein Beweis, daß Sie sich scheuen, mir ohne Uebertreibung entgegenzutreten, daß Sie also auf dem besten Wege sind, überzeugt zu werden.

Ja, glauben Sie mir: Ausdehnung ist nicht das, was einer Sache Segen bringt; das ist etwas ganz Anderes: das ist Vertiefung. Der Lateiner drückt das viel bezeichnender aus als wir; er würde sagen: Der Kunstgenuß ist in ungeheurem Grade extensiv geworden; aber er ist leider lange nicht mehr so intensiv wie in der guten alten Zeit; oder noch besser, er würde ein Sprüchwort anführen, und in Bezug auf das, was der Kunstgenuß heutzutage umfaßt, kurzweg sagen: multa, non multum; zu deutsch: man genießt Vielerlei, aber nichts gründlich; oder, um wieder die unerbittliche Strenge der Logik walten zu lassen: man genießt im Gebiete der Kunst nichts gründlich, weil man zu Vielerlei genießt, weil man viel zu schnell hintereinander genießt, ohne Rast, ohne Ruhe, mit Courierzugsgeschwindigkeit, und mit einem Minimum von Aufenthalt auf den einzelnen Stationen.

Aha! Das bringt mich unversehens auf Ihr Gleichniß, dessen Vortrefflichkeit ich Ihnen nicht bestreiten werde. In den letzten fünfzig Jahren ist es dem Kunstgenuß ergangen, wie dem Reisen. Eine Reise heute unterscheidet sich von einer Reise im Anfange des Jahrhunderts dadurch, daß man den zehnten Theil der Zeit darauf verwendet, und dafür zehnmal so viel sehen will, und, wenn man die erforderliche Energie besitzt, auch wirklich sieht. Aber fragt mich nur nicht wie! Kennen Sie die Schilderung der italienischen Reise der Familie Mendelssohn-Bartholdy in Hensels Biographie derselben? Sehen Sie, das nenne ich Reisen und Kunstgenießen. Das mußte eine Reise von nachhaltiger Wirkung sein. Und doch möchte ich wetten, daß die Reisenden lange noch nicht die Hälfte von dem gesehen haben, was heutzutage geübte Touristen in sechs Wochen auf Straßen und Plätzen, in Galerien und Theatern zu „erledigen“ pflegen.

Was ich behaupte, gilt von allen Gebieten der Kunst; von der Malerei wie von der Sculptur, von der Dichtung wie vom Schauspiel, und, last not least, von der Musik. Aber keine von allen Künsten zeigt so deutlich, wie gerade diese letzte, wo das Uebel seine Wurzel hat, — seine Wurzeln, richtiger gesagt.

Unsere Stadt hat, wie Sie wissen, auf ihren Ruf als Großstadt ein wachsames Auge. Kein Bild von Makart oder Böcklin, von Menzel oder Achenbach, das nicht zum mindesten eine Woche lang hier ausgestellt würde; keine neue Oper, die man hier nicht inscenirte, und kostete selbst ein einziger „lächerlich lumpiger Lindwurm“ mehr Geld als das gesammte Spielhonorar an einem Lortzing-Abend; und daß man eine Patti oder einen Sarasate nicht ohne Aufenthalt hier durchreisen läßt, versteht sich ganz von selbst. Kein Wunder, daß jüngst in einer Woche, in einer und derselben Woche — Sie waren damals auf Reisen, gnädige Frau — sieben Musikaufführungen stattfanden, jede von der Art,

daß, wie man in vielen Kreisen zu sagen pflegt, man „anständiger Weise" hingehen mußte. Wer eine versäumt hätte, der hätte sich darauf gefaßt machen müssen, in der nächsten Gesellschaft von Fragenden bestürmt zu werden: „Sie waren nicht da?" „Was ist vorgefallen, daß Sie nicht da waren?" „Herr Doctor, Sie habe ich gestern vermißt, Sie waren doch nicht etwa unwohl?" Und so weiter. Unter uns gesagt, gnädige Frau, mir wurde es damals zu viel, und ich habe mir die Hälfte der Concerte geschenkt; ich bin also, da ich „anständiger Weise" hätte hingehen müssen, kein anständiger Mensch. Ein sonderbarer Schwärmer bin ich nun überdies — ich werde mir nächstens ein kleines Album für meine Sünden anlegen.

Ja ja! Manchmal empfängt man in der That den Eindruck, als ob man mit jedem Concert, das man versäumt, mit jedem Bilde, das man ungesehen läßt, eine Gelegenheit vorübergehen ließe, sich der Seligkeit um einen Schritt zu nähern. Ich kann Ihnen, gnädige Frau, gerade das Gegentheil aus eigner Erfahrung versichern. Ich habe mich einmal durch die Wirkung der Musik der Seligkeit sehr nahe gefühlt. Wissen Sie, unter welchen Umständen das war? Ich habe einmal, gleichviel aus welcher Veranlassung, dreiviertel Jahre lang keinen Ton gehört; kein Concert, keine Oper, keine Hausmusik. Als ich dann, wie der Nordpolfahrer die civilisirte Welt, nach langer Entbehrung den Concertsaal zum ersten Mal betrat und hörte, da erschien mir das Klangwerk der Töne wie ein Gnadengeschenk des Himmels an das Menschengeschlecht, ich wähnte mich in einer andern Welt; und es fehlte nicht viel, so hätte ich zuletzt, als des größten Tonmeisters größtes Werk in der Hymne an die Freude ausklang, laut in den Jubel eingestimmt.

Ja, die Kunst ist ein Gnadengeschenk des Himmels. Und darum soll sie dem Laien nicht zum täglichen Brod werden; im Gegentheil, durch ihren Contrast mit diesem soll sie wirken, soll sie ihre hohe Mission, das Menschengeschlecht zu veredeln, erfüllen.

Verzeihung, gnädige Frau, ich habe mich gehen lassen, ich habe geschwärmt. Soll das Epitheton, das Sie mir beizulegen so gütig waren, nicht doch noch als berechtigt sich herausstellen, so muß ich zur Sache zurückkehren. Gerade herausgesagt, wo das Uebel seine Wurzel hat: es wird dem Publicum zu vielerlei geboten, und zu wenig mit Auswahl. Für das Gebiet der Musik heißt das: Es wird zu viel componirt, und zu wenig mit Auswahl componirt. Wer componirt heutzutage nicht Alles? Erstens Jeder, der Geld genug hat, um seinen Verleger schadlos zu halten. Zweitens Jeder, der die Technik eines musikalischen Instrumentes beherrscht oder zu beherrschen glaubt. Als ob selbst ein vorzüglicher Klaviervirtuose nothwendiger Weise das Zeug zum Tondichten besitzen müßte! Aber selbst wer componiren kann, ja mancher Meister geht oft nicht mit der nöthigen Kritik ans Werk und fügt so seiner Kunst, der er nützen will, deren Diener er ist, unbewußt Schaden zu. Am schlimmsten wird die Sache, wenn der Schaden gleichzeitig noch eine andere Kunst trifft. Sie werden errathen, gnädige Frau, daß ich die Dichtung im Auge habe, und daß ich an die Composition von dichterischen Stoffen denke, welche sich zur Composition absolut nicht eignen. Das ist heute an der Tagesordnung. Alles muß componirt werden — verrungenirt werden, sagt der Berliner.

„Jetzt werden Sie es wieder einmal die Componisten, denen Sie gram sind, unter dem Deckmantel der Sachlichkeit büßen lassen. Das ist nicht schön von Ihnen, Herr Doctor!"

Ganz und gar nicht, gnädige Frau! Um diesem Verdachte die Spitze abzubrechen, will ich als Beispiel einen Tondichter unserer Zeit herausgreifen, den ich, vom rein musikalischen Standpunkte aus, zu den Ersten zähle: Max Bruch. Aber gibt es — vom Odysseus hier zu schweigen — eine verfehltere Wahl des Stoffes, als die, welche diesen Musiker veranlaßte, Schillers Glocke zu componiren? Die Glocke ist ein Gedicht, so vollkommen, ein Bauwerk, welches die eine Kunst, die Dichtkunst, in solcher Vollendung aufgeführt hat, daß jede andere Kunst, die angeblich helfend eingreifen will, unweigerlich Schaden anrichten muß. Das bestätigt nach meinem und meiner Freunde übereinstimmendem Urtheil Bruchs musikalische und — in nicht geringerem Grade — Liezenmayers malerische Composition dieses Gedichts. Und doch gebe ich gern zu, daß kaum ein anderer Tondichter, kaum ein anderer Maler seine Aufgabe besser oder ebenso gut gelöst haben würde. Bruchs Composition ist, um mit Schopenhauer zu reden — verzeihen Sie, daß ich den Ihnen Verhaßten citire —, sie ist vielleicht die beste aller möglichen Compositionen dieses Gedichtes; aber, ehrlich gesagt, schlechter als gar keine.

„In dieser Verbindung lasse ich mir den Satz gefallen. Die Composition abgezogen, bleibt doch immer noch das Gedicht. Aber Welt von Welt abgezogen gibt nichts, und wenn ich an das Nichts denke, fröstelt mich. Aber entschuldigen Sie die Abschweifung, Herr Doctor. Ja, ja, mir geht es oft so wie Ihnen mit der Glocke. Es gibt z. B. wenige moderne Componisten, durch deren Gemüth nicht in irgend welchen Tönen leise liebliches Geläut zöge; aber wissen Sie, welche Composition dieses Liedes mir am besten gefällt?"

Nach dem Vorangegangenen unschwer zu errathen, gnädige Frau: die, welche ganz ausschließlich von Heine herrührt. Nicht wahr?

„So ist es. Also die Herren Künstler tragen die Schuld! Ich fühle mich erleichtert."

Einen Theil der Schuld, gnädige Frau; leider den kleineren. Den größeren das Publicum.

„Also doch."

Erstens kann es die unselige Vorstellung, welche es neuerdings in sich aufgenommen hat, als ob jedes Kunstwerk für Jeden geschaffen wäre, nicht los werden. Es ist kein Meister in der Beschränkung, und diese Schwäche kostet ihm, ohne daß es dessen gewahr wird, den größten Theil des wahren Vergnügens am Kunstgenusse. Du lieber Himmel, wie viel gelangweilte Gesichter sieht man heutzutage im Concertsaale und in der Galerie! Wenn diese Tausende, statt dahin, doch lieber mit sich selbst zu Rathe gingen, und sich die Frage vorlegten, ob sie durch den Schritt, den sie vorhaben, zu dem Genusse, den ihnen die Kunst in ihrem Leben verschafft hat, etwas hinzufügen, oder ob sie denselben nicht vielmehr um ein Beträchtliches schmälern, ob sie ihn vertiefen oder verflachen! Ist es nicht ganz natürlich, daß der ursprünglich als Empfänglicher Geschaffene, wenn er Genuß auf Genuß häuft, da, wo er ehedem begeistert wurde, zuerst Gleichgültigkeit, dann Ueberdruß empfindet, und daß ihm schließlich der Begriff der Kunst in einer nichts weniger als schmeichelhaften Ideenassociation vor Augen steht?

Und wenn es noch gehäuster Genuß, Genuß im rein passiven Sinne, allein wäre! Ach nein, das größte Uebel kommt zuletzt: Das Publicum will ausüben. Sie erlassen mir es sicherlich, gnädige Frau, über die Mode des Klavierspiels als tausend und erster ein Wort zu verlieren; über diese entsetzliche Mode, der selten ein Mitglied unserer Generation entgeht. Es läge mir nahe genug, denn ich bin selbst ein Opfer dieser Mode.

„Jetzt muß ich wieder lachen! Als ob Sie Herr Doctor, wenn es sich um nichts als um eine Mode handelte, auch nur den kleinen Finger auf die Taste . . ."

Verzeihung, gnädige Frau, Sie mißverstehen mich. Ich spreche nicht von meinen Sünden, zu denen ich, Gott sei Dank, wenig Zeit habe; aber über mir, im zweiten Stock! Denken Sie sich, seit drei Wochen immer und immer wieder die Cdur-Fuge von Bach, dieses ent . . . zückende Tonstück — ich hätte beinahe gesagt, dieses entsetzliche Tonstück; Sie sehen, wie sehr die Verzweiflung die Begriffe verwirren kann. In der ersten Woche natürlich im Adagio-Tempo, in der zweiten schon schneller, in der jetzigen bereits Allegretto; wie die junge Dame bis zur nächsten Woche, wo die betreffende Theegesellschaft — Sie verstehen, meine Gnädigste: die betreffende Theegesellschaft — bei ihren Eltern stattfindet, es bis zum Presto bringen will, ist mir vorläufig unklar. Aber neugierig wäre ich, des Altmeisters Sebastian Conterfei zu schauen, wie es sich nach dieser vierwöchentlichen Beschäftigung mit seiner Fuge in dem Vorstellungscentrum meiner schönen Hausgenossin abgebildet hat! Armes Mädchen, ärmerer Bach, ärmste Kunst!

Weshalb treiben so Viele activ Musik? Weil es eine angenehme, kurzweilige technische Beschäftigung ist; und gerade daß die Tonkunst eine so reich entwickelte technische Seite hat, ist in dieser Hinsicht ihr Unglück. Das zeigt am besten der Vergleich mit der Dichtung. Ein Musikstück zu spielen ist, weil es erhebliche technische Arbeit erfordert, auch für den kurzweilig, der sich nichts dabei denkt, der es eben nur „spielt". Aber ein Gedicht zu lesen, ohne daß man sich etwas dabei denkt, ist im höchsten Grade langweilig. So kommt es, daß die Dichtung heutzutage, was Bekanntschaft mit ihr betrifft, so weit hinter der Musik zurücksteht. Chopin? Ja, da hallt das Echo tausendstimmig wieder! Aber Rückert? Kaum daß einige verschämte Stimmen sich hervorwagen. Und wobei kommt wohl für das Gemüth mehr heraus: beim Einüben eines Chopin'schen Nocturns, bis man es fehlerfrei spielt, oder bei der Lectüre eines Rückert'schen Gedichts, bis man sich in die Stimmung, in die Idee derselben völlig hineingelebt hat? Ich sage: bei der letzteren; abgesehen von einer kleinen Schaar von Auserwählten, welche, ihrer eigenthümlichen Veranlagung zufolge, sich das, was Rückert in Worten sagt, auch in den Tönen Chopins denken; ja, ich gestehe es ein: unter diesen mag es Manche geben, welche sich in den Tönen mehr zu denken vermögen, als irgend Worte sagen können; aber das sind Wenige und werden Wenige bleiben.

Aber es ist spät, gnädige Frau, ich muß mich empfehlen. Also glückliche Reise, und grüßen Sie mir mein liebes Florenz und seine Kunst . . .

„Die ich mich bemühen werde, möglichst nach der Tiefe, nicht nach der Oberfläche, möglichst intensiv, nicht extensiv zu studiren."

Brava, Bravissima! Und noch eine Bitte! Wenn Sie in den Galerien sind, halten Sie sich nur an die Sache, nicht an die Namen! Ueberlassen wir den Künstlern und Kunsttheoretikern den Streit über die zweifellos höchst difficile Frage, ob ein Bild das Meisterwerk eines Rubens oder die Sudelei eines jämmerlichen Stümpers ist! Wie uns Laien an dem Bilde, auf das ich anspielte, und von dem Sie mir jüngst, nach Ihrer Rückkehr von Berlin, mit Recht schwärmten, nur das Eine interessirt, daß es ein wunderschönes Bild ist, gleichviel von wem es herrührt, so soll uns auch bei den Bildern, auf deren Rahmen unglücklicher Weise verbürgte Künstlernamen eingravirt sind, nur die Kunst selbst fesseln. Die Namen gehören in die Kunstgeschichte, und dazu bleibt Ihnen des Abends im Albergo immer noch Zeit.

„Im Albergo oder — daheim, wenn man so glücklich ist, wie ich seit diesem Jahre, auch in Florenz ein Heim zu besitzen."

Richtig, bei Ihrer schönen Cousine, meiner Gönnerin und Freundin. Empfehlen Sie mich ihr, und melden Sie ihr feierlichst, daß ich bei meiner Ansicht bleibe. Sie wird es schon verstehen. Sie schwärmt nämlich für den Tanz der Musen von Giulio Romano, und ich . . . .

„Still! Wollen Sie mir ein Vorurtheil mit auf den Weg geben?"

A. Ch. Baer.

Notizen.

Den Manen Auerbachs. Unter Mitwirkung der hervorragendsten Schriftsteller zu Gunsten der russischen Juden herausgegeben von Edmund Lichtenstein-Anageton. Leipzig, Hartmann. Diese kleine Anthologie enthält mehrere interessante Aufsätze wie z. B. eine Plauderei von Georg Ebers: Berthold Auerbach und die Autographomanie, sowie Erinnerungsblätter an den verstorbenen Dichter von Max Ring und P. K. Rosegger und die zuerst in unserem Blatt abgedruckte Rede am Sarge Auerbachs von Prof. M. Lazarus. Unter den zum Theil trefflichen Gedichten (von Emil Rittershaus, Gottfried Kinkel, L. A. Frankl, Felix Dahn, Fr. Hofmann, Ernst Ziel, Julius Lohmeyer u. A.) finden sich drei stimmungsvolle Nachrufe von Friedrich Spielhagen, Bodenstedt und Rudolf Löwenstein. Leider sind eine Anzahl sinnentstellender Druckfehler stehen geblieben.

* * *

Johann Jakob Wilhelm Heinse. Sein Leben und seine Werke. Ein Cultur- und Literatur-Bild von Johann Schober. Mit Heinses Porträt. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Es ist echt deutsche Gründlichkeit und echt deutscher Sammeleifer, die sich in diesem Werke des Aschaffenburger Professors Johann Schober wieder einmal ein Denkmal gesetzt haben. Es war keineswegs eine leichte Aufgabe, aus dem mannichfach verstreuten, oft erst einer besonderen Entdeckung bedürftigen Material ein so umfassendes Bild des Lebens und Wirkens Heinses, sowie der literarischen und culturellen Verhältnisse, unter denen er zum Dichter geworden, herzustellen. Schober hat es infolge einer übersichtlichen Gruppirung des Stoffes und durch liebevolle Zusammenstellung alles charakteristischen Details meisterhaft verstanden, uns eine ebenso anschauliche als glaubwürdige Skizze dieses eigenartigen Poeten zu geben, der leider heute auch zu den Vergessenen zählt. Kaum daß noch sein „Ardinghello", dieser Vorläufer des Goetheschen Kunstromans, gelesen wird; und fast Niemand weiß mehr, daß wir Heinse die ersten Uebersetzungen des Tasso und Ariost verdanken, die für alle späteren grundlegend wurden. War Heinse auch kein Genie ersten Ranges, so war er doch der weitaus talentvollste unter allen Nacheiferern Wielands und stand mit den Heroen jenes goldenen Zeitalters der Literatur in engster Verbindung. Gerade diesen Größen „zweiten Ranges" damaliger Zeit wird ja die neueste Literaturhistorie mit Vorliebe gerecht, und so war es denn ein höchst dankenswerthes und in jeder Beziehung wohlgelungenes Unternehmen, uns Heinses Leben und Wirken nahe zu bringen, auf den geistvollen Dichter, der sich so recht als Kind seiner Zeit manifestirt, wieder aufmerksam zu machen und bei dieser Gelegenheit ein äußerst wichtiges und interessantes Stück Literargeschichte des vorigen Jahrhunderts zu zeichnen. Und nicht nur Heinse selber tritt in Schobers Darstellung uns wieder mit all seinen Vorzügen und Schwächen vor Augen, auch auf die anderen Geistesritter jener Zeit fallen dabei zum Theil neue und frappirende Streiflichter, so besonders auf Wieland, Gleim, Jakobi u. A. Schobers Buch vervollständigt unsere Anschauungen über das literarische Leben in der wichtigsten Periode unserer Literatur und bildet eine willkommene Ergänzung zu Wilhelm Heinses sämmtlichen Werken, die kein Geringerer als Heinrich Laube vor Jahren herausgegeben. Das Versprechen des Verfassers, uns demnächst auch eine Sammlung von Briefen an und von Heinse zu bieten, von denen mehrere bereits in werthvollen „Beilagen" des Buches enthalten sind, begrüßen wir mit Freude. T—u.

* * *

Unter den zur Zeit erscheinenden kunsthistorischen Lieferungswerken nennen wir eine autorisirte Uebersetzung des trefflichen, reich illustrirten Werkes von Georges Perrot und Charles Chipiez: Geschichte der Kunst im Alterthum, bearbeitet von Richard Pietschmann, mit einem Vorwort von Georg Ebers (Leipzig, F. A. Brockhaus), ferner H. Rheinhards Album des klassischen Alterthums (Stuttgart, Hoffmann) mit seinen schönen Farbendruckbildern (worunter eine anschauliche Reconstruction von Olympia) und endlich Adolf Rosenbergs Geschichte der modernen Kunst (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow), die in prachtvoller Ausstattung ein unparteiischer Führer in dem wildbewegten Getriebe der modernen Kunstbewegung zu sein verspricht. Auch das Unternehmen der deutschen Verlagsanstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart: Goethes Werke, illustrirt von deutschen Künstlern, herausgegeben von Heinrich Düntzer, verdient wegen seiner künstlerisch reichen Ausstattung eine ehrenvolle Erwähnung, obwohl wir uns schon mehrfach gegen die sogenannte „Tapezier-Literatur" gewendet haben, welche die Werke unserer Klassiker zu Bilderbüchern für die gedankenlose Menge entweiht.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Frühzeitige **Anmeldung** des Abonnements geboten, damit die Zustellung des „Berliner Tageblatt" vom **1. Juli ab** pünktlich erfolge.

Circa **70 Tausend** Abonnenten.

Auf Wunsch **Probenummern** gratis und franco.

Berliner Tageblatt

nebst seinen 3 werthvollen Beiblättern

illustrirtes Witzblatt: **„ULK"**, illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt: **„Deutsche Lesehalle"** und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft"**,

wurde in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Man abonnirt bei allen Reichs-Postanstalten **pro III. Quartal** zum Preise von nur **5 M. 25 Pf.** für alle **vier** Blätter zusammen.

Die besonderen Vorzüge des „Berliner Tageblatt", denen dasselbe die großen Erfolge zu verdanken hat, sind:

Täglich zweimaliges Erscheinen als Morgen- und Abendblatt, wovon Letzteres bereits mit den Abendzügen befördert wird und womit den Abonnenten außerhalb Berlins sehr gedient ist.

Freisinnige, von allen speziellen Fraktionsrücksichten unabhängige, politische Haltung, die dem „Berliner Tageblatt" es gestattet, zu jeder einzelnen Frage sein objektives Urtheil freimüthig abzugeben.

Zahlreiche Spezial-Telegramme von eigenen Correspondenten an den Haupt-Weltplätzen, durch welche das „Berliner Tageblatt" mit den neuesten Nachrichten allen anderen Zeitungen voran zu eilen im Stande ist.

Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstags. Eine kurzgefaßte resumirende Uebersicht folgt den Verhandlungen bis kurz vor Beginn des Drucks des Abendblattes.

Vollständige Handelszeitung, sowohl die Börse als den **Produkten-** und **Waarenhandel** umfassend, nebst einem sehr **ausführlichen Kurszettel** der Berliner Börse, **Wollberichte,** Konkurs-Nachrichten 2c.

Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Ausloosungen der wichtigsten Loospapiere, sofort nach erfolgter Ziehung. **Patent-Ertheilungen.**

Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte vom selben Tage erscheint bereits in der Abend-Ausgabe.

Militairische und Sport-Nachrichten. Personal-Veränderungen der **Civil-** und **Militär-Beamten. Ordens-Verleihungen.**

Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen, interessante **Gerichtsverhandlungen,** die auch das Bedürfniß nach einer **unterhaltenden** und über die Tagesereignisse orientirenden Lektüre täglich befriedigen.

Theater, Kunst, Literatur und Wissenschaft finden im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt" sorgfältige Behandlung, meistens in geistvoll geschriebenen Feuilletons hervorragender Schriftsteller; auch erscheinen darin die **Romane** u. **Novellen unserer ersten Autoren,** so veröffentlicht das Berliner Tageblatt im Laufe des III. Quartals

die neueste Novelle von

Paul Heyse,

„David und Jonathan"

den neuesten spannenden Roman von

Balduin Moellhausen,

„Der Haushofmeister."

Alle **neu hinzutretenden Abonnenten** erhalten außerdem den bereits veröffentlichten größeren Theil des Romans **„Im Sonnenschein"** von **Ludwig Habicht** gegen Einsendung der Abonnementsquittung **gratis und franco** nachgeliefert.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Ueber die

Musik der Nordamerikanischen Wilden

von

Theodor Baker.

gr. 8. VI, 82 S. u. 2 lith. Tafeln *M.* 2.50.

Soeben erschien und wird gratis und franco auf Verlangen versandt:

Antiquarischer Anzeiger No. 7.

Ausländische Literatur.

Littérature française, anglaise, espagnole, italienne, hollandaise etc.

Berlin W., Jäger-Str. 73.

W. H. Kühl.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Die

euganäischen Thermen

zu

Battaglia.

Von

Eduard Mautner und **Prof. Dr. Jul. Klob.**

Zweite verbesserte Auflage.

Mit 9 Abbildungen.

Elegant ausgestattet Preis 75 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Ein Journalist,

Norddeutscher, militärfrei, der in Nord-Amerika, Frankreich und der Schweiz thätig war, sucht Stellung als Mitredakteur eines großen oder Redakteur eines kleineren freisinnigen Blattes. Beste Referenzen. Offerten sub Chiffre **O. F. 8218.** an **Orell, Füßli & Co.** in **Zürich.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Parteien des deutschen Reichstages und die sozialen Fragen der Gegenwart. (92 Seiten.) Preis brosch. 1 *M* 50 Sgr.

Wohin steuert Fürst Bismarck mit seiner innern Politik? 6. Aufl. Preis 80 Sgr.

Bisheriger Absatz dieser epochemachenden Broschüre 20,000 Expl.

Leipzig-Neuwied. **Heuser's** Verlag.

Hierzu eine Beilage von A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Zweiundzwanzigster Band.

(Nr. 26—52.)

Berlin 1882.

Verlag von Georg Stilke.

Königin Augusta-Straße 12.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Register.

Zweiundzwanzigster Band.

Seite

Al Hafi, Elektrische Träumereien 237
Austriacus, Junius, Der Reichskanzler und die deutsch-östreichischen Parlamentarier 33
Bagge, S., Mozarts siebenundvierzig Symphonien 188
Banville, Théodore de, Journalisten der Zukunft 157
Bauer, A. Ch., Ein moderner Sünder 329
Baumbach, Karl, Die Verfassungsfrage in der Budgetdebatte des deutschen Reichstags 425
Bewer, Max, Leibnitz und die ägyptische Frage 145
Blind, Karl, Aegypten und England 81
— Bekenntnisse eines Achtundvierzigers 131. 146
— Eine Erinnerung an Gottfried Kinkel 354
Bodenstedt, Friedrich, Kleine Betrachtungen 316
Bölte, A., Carlyle und Emerson. Eine persönliche Erinnerung . 92
Boettcher, Friedrich, Die Bedeutung der nächsten preußischen Wahlen für das Reich 18
— Unsere Parteien 97
— Vor den Wahlen 241
Bolin, Wilhelm, François Coppée's „Olivier" im deutschen Gewande 252
— L. Anzengrubers kleinere Schriften 432
Brachvogel, Udo, Rogers. Von Mark Twain 26
— Herbert Spencer über nordamerikanische Zustände 373
Brandes, Georg, Die fremden Anregungen des französischen Romantismus 231
Brasch, Moritz, Zur Erinnerung an einen halb Vergessenen . . 211
Breitinger, Heinrich, Tagebuchblätter aus der Lombardei . . 109
— Ein Sonntag in Lecco 218
— Die Bearbeiter der Victoria-Literatur 326
Brugsch, Heinrich, England in Aegypten 225
Capitolinus, Zur Geschichte der „Irredenta" 257
Daudet, Alphonse, Mein erstes Theaterstück 235
Deckert, Emil, Europa und Nordamerika im Welthandel . 161. 195
Doempke, G., R. Wagners „Parsifal" als Dichtung 85
— Ein neuer musikalischer Blaustrumpf 171
— Die Musikgeschichte von Ambros 292
Dorublüth, Fr., Dr. med., Esmarchs Samariterschulen . . . 323
Druskowitz, H., Der Briefwechsel von George Sand 51
Duboc, Julius, Die Grenzen des Ekels in der Kunst 41
Ebe, G., Zur Concurrenz um das deutsche Reichstags-Gebäude . 61
— Die Renaissance in Holland 123
Ehrlich, H., Opern und Concerte . 13. 61. 220. 269. 318. 364. 437
— Wagners „Parsifal" 89. 103
Excelsior, Zur Lage in Oestreich 393
Frensdorff, E., Baron Nothomb 375
Germann, Arnim, Der Socialismus der Jungletten und Jungesthen 409
Gerstmann, Adolf, Berliner Sittenromane 42
Geßner, L., Ueber das Kriegsrecht 339
Goldstein, Max, Joachim Raff 19
Gopčević, Spiridion, Die wahren Ursachen der herzegowinischen Erhebung 49
— Vom ägyptischen Kriegsschauplatz 113
Greif, Martin, Der Torso des Belvedere 68
— Besuch in Heidelberg 341
Groß, Ferdinand, Madame Louise Ackermann 357
Groth, Klaus, Min Port 376
Hartmann, Eduard von, Religion und Wissenschaft . . . 38. 54
— Der Streit um den Pessimismus 311
Heinze, R., Die Deutschen in Ungarn 1
Hellwald, Friedrich von, Honeggers Allgemeine Culturgeschichte 202
— Reise eines Deutschen durch Sibirien 346
Hercynius, Russische Politik 243

Seite

Herrig, Hans, Die Kritiker des „jungen Goethe" 399
Hevesi, Ludwig, Dappertutto 141
Hoenig, Fritz, Zur englischen Kriegführung in Aegypten . . . 193
Hoffmann, Hans, Spaziergänge auf der Insel Zante 57
Honegger, J. J., „Athenaïs" von Ferdinand Gregorovius . . 245
Hopp, Ernst Otto, Die Auswanderung 83
Humboldt, Alexander von, Jugendbriefe 69. 107
Janus, Nach den Wahlen 305
Jensen, Wilhelm, Unsere Zeit 411
Ihering, Rudolf von, Aesthetik des Essens und Trinkens . . 179
— Ueber die Umgangsformen 307
Katscher, Leopold, Der Canaltunnel 274
Klenz, Heinrich, Neues über Friedrich Taubmann 169
Kollm, Georg, Die Thätigkeit der Deutschen Seewarte 394
Lammers, A., Colonisation und Cultivation 353
Lector, Aus den Memoiren einer Fürstentochter 412
Lenz, Oskar, Die Militärverhältnisse Marokkos 129
Lichtwark, Kunstausstellungen 300. 332. 420
— Prells Fresken im Architektenhause 348
— Eine japanische Gemäldesammlung im Gewerbemuseum . . . 382
Lotheißen, Ferdinand, Taines Geschichte der Revolution . . 278
Lutz, Robert, Irland in Amerika 337
Lübke, Wilhelm, Bayreuther Nachklänge 313
Mähly, J., Der Streit um den Hexameter 344
Meißner, Alfred, Dresden im Herbste 1846 . . . . . 342. 362
Meyer, Victor, Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler . . . 227
Mielke, H., Felix Dahns Rechtsphilosophische Studien 361
Molendo, Ludwig, Deutsches aus den Trienter Alpen 209
Müller-Cincinnati, Wilhelm, Die amerikanische Bühnendichtung der Gegenwart 183
Noiré, Ludwig, Zur Kritik des Darwinismus 377
Peschkau, Emil, Eine Stunde im Standesamte zu Winkelsroda 44
— Mein Preisausschreiben 283
Ranzoni, Em., Wiener Frauen 75
Reber, F., Granada 401. 418. 433
Roquette, Otto, Reisepflichten 228
— Goethe und Friedrich Preller 261
Samosch, Siegfried, Pietro Aretino 396
Sarcey, Francisque, Das Militär auf der Bühne 165
Schasler, Max, Der Materialismus als erkenntnißtheoretisches Princip 99
— Der Materialismus als socialistisches Princip 276
Schl., P., Molière in Deutschland 78
Schmidt-Schwarzenberg, Die Bedeutung der Phantasie . . . 74
Scholz, August, Turgenjews „Jugendsünden" 117
Schütz, Friedrich, Egon Ebert 324
Singer, Wilhelm, Frankreich und die ägyptische Frage . . . 65
— Die Lage in Frankreich 321
Speidel, Ludwig, Moriz von Schwind 6
Spielberg, Hanns von, Die Gasfeuerung 67
Spielhagen, Friedrich, Roman oder Novelle? 198. 214
St., Ueber den Bildungsgang des Journalisten 122
Stahly, A., Epilog zum Metastasio-Jubiläum 136
Steinthal, H., Der Waldteufel 417
Steub, Ludwig, Von Bozen nach Meran 266
T., H.. Die Anfänge des Germanischen Museums in Nürnberg . 163
Thaler, Carl von, Giosuè Carducci 3. 21
Thun, Alphons, Ueber russische Justiz 35
— Die politische Oekonomie im Lichte der deutschen Wissenschaft . 177
Turgenjeff, Iwan, Gedichte in Prosa 429
Trede, Th., Von päpstlichen Gräbern 172
Vischer, Friedrich, Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland 229. 247

Seite

Vischer, Friedrich, Zum Schutz der Schutzrede für das R . . 386
Vogel, H. W., Rückblick auf die Münchner Elektricitätsausstellung 298
Volkelt, Johannes, Carl Fortlage 134
— Eine neue Novellistin 264
Wachenhusen, Hans, Vom Grafen Hahn 11
— Zum Brüsseler Friedenscongreß 279
Waldmüller, Robert (Ed. Duboc), Franz Dingelstedt . . . 149
Weisbrodt, Gustav, Die Befestigung Wiens 289
Wenzelburger, Theodor, Eine Dichterin des Protestantismus in Holland 290
Wernich, A., Der Streit um die Entwicklungslehre 259
Wiener, Æ., Eine slavische Schule in Wien 426
Wittmann, Hugo, Coquelin in Wien 380
X., Ein rheinisches Sängerfest 60
Zabel, Eugen, Graf Sollohub 25
— „Lorin" von P. A. Walujew 155
Zacharias, Otto, Zur Entwickelungsgeschichte der Kindesseele . 115
— A. N. Duchesne 187
Zimmern, H., Democracy. Ein amerikanischer Roman 138
Zolling, Theophil, Victor Hugos „Torquemada" 8
— „Ein Kind des Meeres" von Hieronymus Lorm 72
— Heinrich Kruses „Witzlav von Rügen" 90
— Emile Zolas „Pot-Bouille" 101
— „Gräfin Vera." Roman von Helene v. Racowitza 120
— Paul Heyses Troubadour-Novellen 152
— Ludwig Steubs „Sängerkrieg in Tirol" 167
— Die Welt, in der man sich langweilt. Lustspiel von E. Pailleron 190
— Ein Verkommener. Drama von Leonhard Marholm 204
— Kunstausstellungen 221
— Reif-Reiflingen. Schwank von G. von Moser 238
— Skalden-Kunst. Schauspiel von Felix Dahn 253
— Gesammtgastspiel des Herzoglich Meiningen'schen Hoftheaters . . 268
— Novellen von Ernst von Wildenbruch 281
— Goldsand. Sensationsstück von Victorien Sardou 285
— Gesellschaftliche Pflichten. Schwank von H. Wilken und Oscar Justinus 302
— Ebbe und Fluth. Posse mit Gesang von E. Jacobson 331
— Ein neues Märchenbuch 359
— Der Westindier. Schauspiel von Franz Bittong 384
— Opfer um Opfer. Schauspiel von E. v. Wildenbruch 403
— Drei Feuilletonisten (Emil Peschkau, F. Groß, Baron v. Roberts) 414
— Ein Schwabenstreich. Lustspiel in vier Acten von Franz v. Schönthan 437

Notizen.

Aga, Die Sklaven 351. de Amicis, Konstantinopel 127. Andersen, Ausgewählte Märchen 405. Augusti, Haus und Welt 385. — Liebe um Liebe 385. Avenarius, Historischer Festzug 406. Baisch, Reinhart und seine Kreise 15. Baumbach, Von der Landstraße 239. Berg, Buch der Bücher 407. v. Biedermann, Zeitungswesen sonst und jetzt 31. Boas, Sturm und Wintermärchen 47. Bodenstedt, Vom Atlantischen zum Stillen Ocean 158. Bölte, Die Gefallene 351. Boetticher, Olympia, Das Fest und seine Stätte 222. Bredt, Riviera di Ponente 95. Brehm, Thierleben 385. Büchmann, Geflügelte Worte 319. Büchner, Weihnachtsmärchen 385. Bühne in Bild und Wort 385. Burger, Madonna della Sedia 406. Cohn, Die Pflanze 406. Daudet, Tartarin 127. Daudet-Gerstmann, Künstler-Ehen 127. Delius, Shakespeares Werke 47. Diez-Bartsch, Leben und Werke der Troubadours 366. v. Dincklage, Wir 95. Dohm-Doré, Fabeln La Fontaines 366. Dostojewsky, Raskolnikow 14. Droysen, Aristophanes Werke 287. Düntzer, Lessings Leben 350. Dumas, Catalogue du Salon 270. Eberhard, Synonymisches Handwörterbuch. Von Lyon und Wilbrandt 14. Ebhardt, Entwürfe zum Nationaldenkmal für Victor Emanuel 30. Eichrodt, Gold 79. d'Esterno, La femme envisagée au point de vue naturaliste 159. v. Falke, Kostümgeschichte 350. Fischer, Sommernachtserzählungen 158. Fontane, L'Adultera 14. Freund, Texte und Glossen 95. Gätschenberger, Nachbar-Pußten 127. Geburtstagsbuch 384. Giacomelli-Sturm, Idylle aus der Vogelwelt 303. Glasenapp, Richard Wagners Leben und Werke 385. Glaser, Aus hohen Regionen 31. Glossy und Sauer, Raimunds sämmtliche Werke 367. Göler v. Ravensburg, Rubens und die Antike 405. Goldschmidt, Russische Märchen 406. Gottheil, Berliner Märchen 405. Gries, Ariosts rasender Roland 271. Güll-Lohmeyer, Räthselstübchen 385. v. Gumpert, Herzblättchens Zeitvertreib 385. — Töchter-Album 385. v. Hagen, Morgenweckruf 143. Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere 407. — Italien 406. Hillebrand, Zeitgenossen und Zeitgenössisches 239. Hirth, Culturgeschichtliches Bilderbuch 406. Höcker, Kadett und Feldmarschall 385. Hönig, Manneszucht 79. Hofmann, Der Kinder Wundergarten 405. v. Hohenhausen, Erinnerung an Freiligrath 31. Jensen, Ueber die Wolken 334. Kanitz, Donau-Bulgarien 207. Katalog der Photographischen Gesellschaft Berlin 405. Keck, Pfingstweihe 79. Keil, Goethe, Weimar und Jena 95. v. Kellen, Und noch heute erlöset sie uns 127. Klein, Witterungskunde 126. Kleinpaul, Italienischer Sprachführer 158. Kletke, Kinder-Lieder 385. Knortz, Shakespeare in Amerika 47. Kopisch, Dante's Göttliche Komödie 222. Krauß, Shakespeares Selbstbekenntnisse 47. Kürschner, Deutsche National-Litteratur 206. Lafon, Vie littéraire 286. v. Lang, Hammelburger Reisen. Von Hartmann 222. — Memoiren 94. Lauckhard, Tausend und eine Nacht 405. Lehmann, Berliner Schattenrisse 31. Létang, Dem Manne ist Alles erlaubt 111. Lewes, Goethes Leben und Werke 350. Lichtenberger, Étude sur les Poésies lyriques de Goethe 111. Lictor, Internationaler Städtetag 29. Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres 207. Lingg, Byzantinische Novellen 207. Linke, Bild des Eros 286. Liszt, Chopin 15. Lohmeyer-Pletsch. Deutsche Jugend 350. v. Lützow, Albrecht Dürers Holzschnitt-Werk 94, — Kunstschätze Italiens 319. Mangold, Geschichte und Kritik von Molières Tartuffe 439. Marbach, Aeschylos' Tragödien 335. Meggendorfer, Allerlei nette Pflanzen 350. Meinardus, Mozart 385. Mentor 350. Meyers Fachlexika 385. — Hand-Lexikon 287. Minor, Friedrich Schlegel 1794—1802, 286. Minor und Sauer, Studien zur Goethe-Philologie 366. Müller, Rübezahl 405. Neumann, Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs 438. Nordland-Fahrten 365. Palleske, Schillers Leben und Werke 350. Palm, Briefe aus der Bretterwelt 126. Pannier, Minnesänger 127. Pinakothek älterer Meister zu München 366. Reich, Dorothea von Schlegel und ihre Söhne 79. Reißmann, Karl Maria von Weber 385. — Christoph Willibald von Gluck 385. Rückert, Leid und Lied 303. Shakespeare-Galerie 366. Scharwenka, Pädagogische Erfahrungen beim Klavierunterrichte 14. Schasler, System der Künste 270. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur 255. — Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oestreich 255. Schöll-Fielitz, Goethes Briefe an Frau von Stein 271. Schwab, Kleine prosaische Schriften. Von Klüpfel 286. Semmig, Cultur- und Literaturgeschichte der französischen Schweiz 111. Spamers Novitäten 422. Spemann, Neues Universum 385. Sterne, Werden und Vergehen 406. Graf Stillfried-Alcantara und Kugler, Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland 405. Stroefers Kinderbücher 222. Turley, Schwedische Volksmärchen 405. Völckerling, Mutter und Kind 385. Voigt, Wiederbelebung des klassischen Alterthums 79. Waitz, Karoline und ihre Freunde 47. v. Weber, Vom rollenden Flügelrade 367. Weiser, Nero 270. Weiß, Kostümkunde 127. v. Weißenthurn, Frauenliebe 127. Wichgraf, Lieder des Pagen Cherubin 407. Wieland, Hermann. Von Muncker 159. Worishöffer, Buch vom braven Mann 385. Politischer Wochenbericht 13, 175, 206, 303, 365. 438.

Offene Briefe und Antworten.

Blind, Ueber Mathy 223. — Schlußwort über Mathy 255. Bölte, Carlyle und Hettner 159. Dahn, Antikritisches 287. Duboc, Zu Lübkes Bayreuther Nachklängen 367. Gräser, Zur Aesthetik des Essens und Trinkens 271. Heigel, Zum Münchener Bilderdienst 15. Jansen, Zu Jean-Jacques Rousseau 47. Gottfried Kinkel, Ein ungedrucktes Gedicht 439. Küchenmeister, Zum letztenmal der Münchener Bilderdienst 63. Mathy, Gegen Blind 223. Schröder, Zu Friedrich Vischers Essay 319. Zolling, Erste kritische Kleist-Ausgabe 191.

№ 26. Berlin, den 1. Juli 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die Deutschen in Ungarn. Von R. Heinze. — **Literatur und Kunst:** Giosuè Carducci. Von Carl von Thaler. — Moriz von Schwind. Von Ludwig Speidel. — Victor Hugos „Torquemada". Besprochen von Theophil Zolling. — Vom Grafen Hahn. Eine literarische Erinnerung von Hans Wachenhusen. — **Aus der Hauptstadt:** Opern-Sommersaison in Berlin. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Zum Münchener Bilderdienst. Von K. Th. Heigel. — Inserate.

Die Deutschen in Ungarn.

Von R. Heinze.

Die Ende 1880 ausgeführte Volkszählung hat für Ungarn mit Siebenbürgen (aber ohne Kroato-Slavonien) eine Gesammtbevölkerung von 13,728,622 Seelen ergeben. Dazu 83,708 Köpfe der kaiserlichen und der Honved-Armee. Von jenem Gesammtbestand haben sich nach den officiellen Ziffern, die freilich unzuverlässig sind und nachweisbar an schweren Irrthümern leiden, zur deutschen Muttersprache bekannt 1,798,373. In den beiden Heerkörpern war die deutsche Umgangssprache vertreten durch rund 19,500 Mann. Die Deutschungarn bilden den drittgrößten der das Land bewohnenden Volksstämme. Vorangehen mit 6,165,088 — die Angabe ist jedenfalls bedeutend zu hoch — die Ungarn magyarischer und mit 2,323,788 die Ungarn rumänischer Muttersprache. Nur sehr wenig schwächer als die deutsche ist mit 1,790,476 die slovakische Muttersprache vertreten. Hinzukommen 605,725 Kroato-Serben, 342,351 Ruthenen, 162,069 Ungarn anderer Muttersprachen, 499,054 des Sprechens unkundige Kinder; der letzteren müssen einige Hunderttausende mehr gewesen sein, die wohl hauptsächlich der Ziffer der Magyaren zu gute gekommen sind. Den Deutschen wurden früher ohne Weiteres beigezählt die Juden, deren die jüngste Zählung 624,680 ergeben haben soll. Bei diesen ist ein Umschlag eingetreten. Im Jahre 1880 haben nach den officiellen, an dieser Stelle übrigens selbst im Calcül unvollständigen Ziffern nur 33,3 % Juden Deutsch als Muttersprache genannt, 56,3 % dagegen Magyarisch. Von der Gesammtbevölkerung Ungarns mit Siebenbürgen sind die große Hälfte, genau 55,8 % römische Katholiken, nicht ganz ein Drittheil, 30,9 % Reformirte, 5,7 % (?) Juden, 4,1 % Augsb. Confessionsverwandte, 2,2 % griechische Katholiken und Armenier. Von den Römisch-Katholischen sind 53 % Magyaren, 18 % Deutsche, von den Reformirten 94,3 % Magyaren, von den Evangelischen Augsb. Bek. sind 23 % Magyaren, 34 % Deutsche. Bedeutungsvoll ist der seit Jahrhunderten fortschreitende Niedergang des Deutschthums in den Städten. Fast alle wirklichen Städte des Landes sind deutschen Ursprungs; die von Magyaren gegründeten Städte waren und sind größtentheils noch heute nichts Anderes als unförmlich große Dörfer ohne städtischen Häuserbau, ohne städtische Straßenzüge, ohne städtisches Leben. Im Jahre 1870 hatte daher nur $^1/_{10}$ aller städtischen Häuser des Landes mehr als das Eine Stockwerk zu ebener Erde. Aber auch in den deutschen Städten haben die Magyaren mehr und mehr sich einzunisten und zu Herren aufzuschwingen verstanden. So ergab die Zählung von 1880 in den 143 Städten des Landes eine Gesammtbevölkerung von 2,143,036 Seelen, und unter diesen nur 17,7 % Deutsche, dagegen 62,3 % Magyaren. Freilich stecken unter den letzteren viele Tausend Kunst- und Muß-Magyaren, namentlich magyarisirte Juden. So ist wohl auch das Mißverhältniß der Geschlechter (176,134 Männer, 201,987 Frauen) in der deutschen Städtebevölkerung zu erklären. In einzelnen Städten, namentlich in den westlichen Comitaten, im Zipserland und in Siebenbürgen, überwiegen die Deutschen noch heute. In der Landeshauptstadt, dem ungarischen Kleinparis, welches noch vor vierzig Jahren ganz vorwiegend deutsch gewesen war, sollen nach der letzten Zählung von der 360,551 betragenden Gesammteinwohnerschaft nur 119,902 deutscher, dagegen 198,742 magyarischer Muttersprache gewesen sein. Meistens den Deutschen werden zuzurechnen sein die 10,397 Ausländer (im ganzen Land 41,698), die in Ofen-Pest ermittelt wurden.

In einer anonymen Vertheidigungsschrift, welche die ungarische Regierung jüngst herausgeben und durch die Organe des gemeinsamen auswärtigen Ministeriums im Original wie in Auszügen nach Kräften verbreiten ließ, wird im Grad des Deutschthums der Deutschungarn unterschieden zwischen deutschen Christen und den etwa noch 200,000 deutschen Juden. Der ungenannte Verfasser beruft sich auf einen Brief „eines geistig hervorragenden Juden": „Was ist uns der deutsche Name? Nichts als die Erinnerung daran, daß unsere Väter oder Großväter aus Oestreich verjagt wurden wie tolle Hunde; in Böhmen und Mähren nicht bleiben konnten, weil dort die Zahl der jüdischen Familien eine unbarmherzig beschränkte war, oder endlich aus Galizien fliehen mußten, weil sie den Bedrückungen und Ausbeutungen aller Art zu erliegen drohten. Nach Ungarn zogen sie Alle, wie einst nach dem Lande Canaan . . . Warum sollte Ahasver sich nicht glücklich schätzen, daß er den anderthalb Jahrtausende alten Jammer abschütteln, durch das Aufgehen in dieses jugendkräftige Magyarenvolk sich verjüngen kann!" Läßt man diese Unterscheidung zur Seite, so wird man kaum fehlgreifen, wenn man auch gegenwärtig noch reichlich 2,000,000 der Bewohner Ungarns der deutschen Muttersprache zutheilt. Viel größer würde die Zahl werden, wenn man auf den germanischen Ursprung zurückginge und die Familien, Ortschaften, Landstriche zuzählen wollte, welche im Laufe der Zeit entdeutscht, d. h. magyarisirt oder, in Siebenbürgen und den angrenzenden Comitaten, rumänisirt, in Nordungarn slovakisirt worden sind.

Vorzüge und Gebrechen unserer deutschen Stammesart haben in Ungarn sich vereinigt, um nicht blos den Individuen deutscher Zunge, sondern auch größeren und kleineren Gruppen das Aufgehen in Nationen mit höherem Selbstbewußtsein, stärkerem

Einigungsdrang, rücksichtsloserem Egoismus, mehr politischem als häuslichem und Familien-Sinn oder auch nur mit geringerem Anpassungs- und stärkerem Beharrungs-Vermögen unverhältnißmäßig zu erleichtern. Das Entscheidendste war die Zersplitterung der deutschen Colonien und Ansiedler. Beiläufig 300,000 Deutsche wohnen seit Karl dem Großen an der westlichen Grenze gegen Niederöstreich und die Steiermark, von Preßburg bis St. Gotthard. Etwa 400,000 Deutsche, meistens erst im vorigen Jahrhundert eingewandert, haben die Sümpfe des Banats umgewandelt in die ergiebigste Kornkammer des Landes; neuerdings droht die Theißregulirung die Früchte ihres Fleißes wieder zu verschlingen. In Ofen und Pest, sowie in der nächsten Umgebung sitzen an 300,000 Deutsche; im nördlichen Bergland, namentlich in den Städten der Zips, 60,000—80,000. Ein Kernvolk, der höchsten Ehren und der wärmsten Theilnahme werth, sind die 200,000 Sachsen Siebenbürgens. Die übrigen etwa 700,000 Deutsche sind versprengt durch das ganze Land, namentlich überall in den Städten zu finden. Seit im 15. und 16. Jahrhundert die Macht und die Selbstständigkeit der deutschen Städte dem magyarischen Adel erlegen sind, ist dem Deutschthum im eigentlichen Ungarn der Rückgrat gebrochen. Die Sachsen in dem seit 1526 über drei Jahrhunderte selbstständigen Siebenbürgen konnten sich auf ihre deutsch gebliebenen Städte, sowie auf die Autonomie ihrer lutherischen Landeskirche und ihrer obern Selbstverwaltungsbehörde, der Sachsenuniversität, stützen. Macht oder Unmacht der Könige stand bis zum heutigen Tag immer im Gleichklang mit Werthschätzung der Deutschen und Anerkennung ihrer Rechte oder dem Gegentheil. Im ungarischen Reichstag überwogen immer die magyarischen Elemente und Ansprüche. Die Magnaten deutscher Herkunft haben sich sämmtlich magyarisirt. Die deutschen Rathsherren sind dem magyarischen (oder auch slovakischen, aber magyarisirten) Kleinadel gewichen, der bis 1848 in einer Stärke von 100,000 bis 150,000 wehrhaften Männern das politisch berechtigte Volk ausmachte. Unentbehrlich sind dem Bestand des Staats und Volks geblieben die deutschen Kaufleute, Industriellen, Techniker, Handwerker, Bergleute, Lehrer, Beamten. Die Deutschen sind von jeher die Arbeitsbienen gewesen; die Drohnen mit dem Säbel an der Seite führten das große Wort in den Comitaten und auf den Landtagen. Diese magyarische Gentry sucht auch gegenwärtig mit Vorliebe Aemter mit guter Bezahlung und wenig Arbeit, deren es in Ungarn verhältnißmäßig wohl mehr gibt als in irgend einem andern Lande der Welt. Ohne die Beamten deutscher Muttersprache würde der Staat Ungarn vielleicht nicht eine Woche weiter functioniren können. Aber die maßgebenden Stellungen und der leitende Einfluß ist so gut wie ausschließlich in den Händen der Magyaren oder zum Magyarismus Convertirten. Dies gilt auch von der ganzen höheren Gesellschaft und Geselligkeit; nur sehr vereinzelt im eigentlichen Ungarn, durchgängig dagegen auf dem alten Sachsenboden haben anspruchsvollere Gesellschaftskreise den deutschen Charakter bewahrt. Unterstützt wird die nicht zu unterschätzende Einwirkung des geselligen Lebens und der, stark zu nationaler Schwärmerei neigenden, magyarischen Frauenwelt durch eine gewisse chevalereske äußerliche Liebenswürdigkeit, die den Magyaren wohl in höherem Grad zu Gebote steht als durchschnittlich den Deutschen. Der gesellschaftlichen Stellung und den Verbindungen ihrer Nobility und Gentry verdanken die Magyaren auch das Entgegenkommen, welches ihnen am Kaiserhofe in Wien, sowie bei der östreichischen und deutschen Aristokratie zu Theil zu werden pflegt. Diese für Aufrechterhaltung der deutschen Nationalität so ungünstigen Verhältnisse spiegeln sich deutlich ab in der ungarisch-deutschen Presse. So verbreitet die deutschen Pesther Blätter sind, keines von ihnen bietet der deutschen Nationalität einen Halt. Auch die übrigen deutschen Blätter des eigentlichen Ungarn haben, und zwar größtentheils mit demonstrativem Eifer, zur Fahne des Magyarismus geschworen. Nur einige südungarische Blätter, unter denen ich die „Bacs-Bodrogher Presse" nenne, und die deutsche Presse Siebenbürgens, voran das „Siebenbürgisch-deutsche Tageblatt", halten fest an ihrer Nationalität. Die Staatsgewalt ist verkörpert im Reichstag; das ungarische Ministerium nimmt, darin ziemlich gleich dem englischen, die Stelle eines aus der Majorität des Unterhauses hervorgegangenen Executivausschusses ein. Für die jetzige Macht des „gekrönten Königs" in innerungarischen Angelegenheiten kann als symbolisch gelten das der ungarischen Krone eigenthümliche halbumgebogene Kreuz. Der Reichstag ist so zusammengesetzt, daß den Magyaren im Oberhaus wie im Unterhaus eine erdrückende Majorität, Kanonisten würden von moralischer Einstimmigkeit sprechen, unfehlbar sicher ist. Die Wahlgesetze, Wahlpraktiken und magyarischen Beamten aber bürgen dafür, daß diese Zusammensetzung bei jeder Neuwahl des Hauses die gleiche bleibt. In den Comitaten hat man überall durch geeignete Beamte lokale Centren des Magyarismus hergestellt, welche zugleich der Selbstverwaltung, wenn dieselbe nicht ohnedies in magyarischem Geist geführt werden sollte, die Directive geben.

So lassen Staat und herrschender Stamm deutsche Arbeit und deren Erträge, deutsche Dienste und deren Erfolge, deutsche Bildungselemente und deren Gewinn mit tausend Freuden sich gefallen; aber die deutsche Stammesart als solche wird mißachtet, jede Regung, Bethätigung, Pflege des Deutschthums einschließlich der deutschen Schulen niedergehalten, erschwert, verfolgt.

Der Patriotismus der Magyaren, eine sehr löbliche Tugend, hat leider eine sehr häßliche, für alle Nichtmagyaren Ungarns, namentlich aber für die Deutschungarn, höchst bedrohliche Kehrseite. Seit F. Deak im Jahre 1876 die Augen geschlossen hat, ist den Wortführern der Magyaren die Mäßigung und Billigkeit gegen die andern Nationalitäten des Landes mehr und mehr verloren gegangen. Sobald das Verhältniß der Magyaren zu andern Nationalitäten öffentlich zur Sprache gebracht wird, pflegen die auf der politischen Bühne auftretenden Männer einem ins Lächerliche übertriebenen nationalen Selbstbewußtsein Weihrauch zu streuen; sei es auch nur, um nicht des Mangels an Patriotismus verdächtigt, nicht von der terroristischen Presse der Vaterlandsfeindlichkeit geziehen zu werden. In diesem Selbstverherrlichungsspiegel ist es der Magyar, der sich überall unvergleichlich auszeichnet; neben seiner Tapferkeit und seinem Edelmuth erscheinen die Nichtmagyaren des Landes wie feiges, entartetes Gesindel; der Magyar ist Herr in Ungarn und kein Anderer. Um so schmerzlicher fällt es den Söhnen Arpads, wenn sie denn doch bei jeder Gelegenheit auf die Ueberlegenheit deutscher Bildung stoßen, wenn sie inne werden, daß ganz Ungarn im Bannkreis deutscher Cultur liegt. Verziehen wird dies dem „Schwaben" nur, wenn er sich zur Dienerrolle bequemt. Dabei bleibt dem Magyaren der innerste Kern und der echteste Werth des deutschen Wesens unfaßlich. Es ist nicht blos die Gabe, in Vorstellungskreis und Denkungsart einer andern Nationalität sich zu versetzen, die ihm fehlt; sondern das bürgerlich arbeitsame, sparsame, zurückhaltende und anspruchslose Treiben des Deutschen an sich, auch wo es nicht zur Caricatur des Philisterthums entartet, ist dem viel mehr zum großen Herrn zugeschnittenen Magyaren widerwärtig. Um so unerträglicher fällt der Gedanke, daß diese mißachtete und mißliebige Rasse durch Intelligenz, Geist, Geltung im kaiserlichen Heer, im Gesammtstaat und in der gesammten civilisirten Welt, den gefährlichsten Nebenbuhler darstellt für die Herrschaft der Magyaren im ungarischen Staat. Nichts jedoch haßt der Kernmagyar stärker und gründlicher als das Oestreicherthum, das in seinen Augen zwar nicht ganz, aber doch größtentheils mit dem Deutschthum zusammenfällt. Die Ströme deutschen Bluts, die für die Befreiung Ungarns vom Türkenjoch geflossen, sind längst vergessen. Unvergessen sind die Bedrängnisse, Executionen und Bürgerkriege, durch welche das katholische Oestreich nur zu oft unternommen hat, reformirte und lutherische Ungarn zur Rückkehr in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zu zwingen; unvergessen die zahlreichen Versuche, welche das dynastische Oestreich gemacht hat, die zu Recht bestehende Landesverfassung über den Haufen zu werfen. Für all diese Unbill und Drangsale vergangener Jahrhunderte und Jahrzehnte werden noch heute Oestreicher und Deutsche verantwortlich gemacht.

Seit der sogenannte Ausgleich des Jahres 1867 an Stelle eines großen Oestreichs zwei gesonderte Staatswesen und jene precäre Gemeinschaft gesetzt hat, welche starke Aehnlichkeit hat mit einer Cisleithanien gegen Ungarn auferlegten Staatsservitut, gilt die Magyarisirung der nichtmagyarischen Bevölkerung den leitenden Staatsmännern Ungarns als selbstverständliche und wichtigste Aufgabe. Nur über die Methode gehen oder gingen die Ansichten auseinander. Das Volk der Magyaren ist sich bewußt, daß es seinen nationalen Bestand nur durch künstliche Vermehrung aufrecht erhalten kann; einzig auf sich und den natürlichen Zuwachs gewiesen, würden die Magyaren, bei der geringen Fruchtbarkeit ihrer Frauen und ihrem weitverbreiteten Einkindsystem, gleich den in Europa angesiedelten Osmanli, nicht zu- sondern fortwährend abnehmen. Aber nicht nur die Nation als solche sähe sich auf den Aussterbeetat gesetzt, wenn sie nicht in der Lage wäre die eigenen Verluste durch fremdes Blut auszugleichen, sondern auch die Ziele des Staates Ungarn, wie sie seit Kossuth deutlich genug vorgezeichnet sind, drängen hin auf die gleiche Magyarisirungspolitik. Die Kernmagyaren wollen überhaupt nichts wissen von Oestreich. Das jetzige Verhältniß der sogenannten beiden Reichshälften ist auf die Dauer unhaltbar. Nach der jenseit der Leitha herrschenden Auffassung soll, wird und muß dasselbe der gänzlichen Lösung Ungarns von der cisleithanischen Ländergruppe Platz machen, sobald Ungarn der letzteren finanzielle und militärische Leistungen zu seiner Unterstützung nicht mehr bedürfen wird. Einen klassischen Ausdruck pflegt dieser tief empfundene Herzenswunsch der Nation zu finden in dem Ceterum censeo des Abg. A. Csanady: „Ein Sturm möge die östreichische Kaiserkrone vom Haupte des ungarischen Königs fortblasen." Es ist nun unschwer zu begreifen, daß die volle Selbstständigkeit viel leichter zu erreichen sein, und, wenn erreicht, ganz eine andere Bedeutung haben würde für ein Volk von 13 bis 14 Millionen Magyaren, als für die jetzigen 5 bis 6 Millionen Magyaren, denen 7 bis 8 Millionen Nichtmagyaren gegenüber stehen.

So wird denn die Magyarisirung in allen Richtungen mit Hochdruck betrieben. Die Staatsgewalt und deren Werkzeuge, der herrschende Stamm und die magyarische Gesellschaft, die ungarische Presse endlich deutscher wie magyarischer Zunge, setzen ihre vereinte Kraft ein vor Allem die Deutschen zu entnationalisiren. Wie außerordentlich erschwert der Widerstand der Deutschen ist, wie der Sieg des Magyarismus von vornherein entschieden gewesen wäre, wenn nicht jenes Heldenvölklein der Siebenbürger Sachsen „furchtlos und treu" einstände für die nationale Sache, kann jeder Leser schon aus dieser kurzen Skizze entnehmen, mit deren Entwerfung ich einem Wunsch der Redaction dieser Blätter gern entsprochen habe. Aber das Schlimmste ist, daß es in Ungarn offenkundig zweierlei Recht gibt: nur das Recht der Magyaren ist wirkliches, volles, seiner Durchführung sicheres Recht; das Recht der Nichtmagyaren ist ein unsicheres, in seinem Bestand immer auf Widerruf gestelltes, in seiner Durchführung stets vom Belieben der Machthaber abhängiges Ding. Alle Mühe jedoch, die Stimmführer der Magyaren zur Erkenntniß und zur Aenderung dieses heillosen Zustandes zu vermögen, wird vergeblich bleiben. Die Intelligenz dieser Asiaten reicht eben nicht aus, gewisse Vorurtheile zu besiegen, an deren Klippen alle Selbsterkenntniß scheitert. Der Magyar schwört und ist stolz darauf, daß man nirgends in der Welt freiere Luft athme als in Ungarn; in Wirklichkeit tritt nirgends in der civilisirten Welt die Rassendespotie, und zwar über die Mehrheit der Bevölkerung unverhüllter und begehrlicher auf als eben dort; in Wirklichkeit gibt es nirgends in der Welt für den einzelnen Mann weniger Freiheit eigener und weniger Muth selbstständiger Ueberzeugung gegenüber dem Terroismus der öffentlichen Meinung und des Zeitungs- und Straßen-Pöbels. Weil man vor vierzig Jahren mit der Steuerfreiheit des Adels aufgeräumt hat, pflegt man in Budapest mit erhobener Stimme zu verkünden, der ungarische Staat kenne keine Privilegien. Und doch ruht das ganze heutige Staatsgebäude auf dem schlimmsten aller Privilegien, dem absoluten Regiment der magyarischen Rasse; doch beruht die Zusammensetzung des Oberhauses zu neun Zehnteln auf, beiläufig bemerkt unerhörten, adeligen und kirchlichen Privilegien; doch geben selbst noch für einen beträchtlichen Theil der Wahlen ins Unterhaus beispiellose Adelsprivilegien den Ausschlag. Der Magyar ist überzeugt, daß er das edelste, großmüthigste, gerechteste der Geschöpfe der Erde ist. Aber in Wahrheit gibt es in der civilisirten Welt keinen Menschen, der weniger die Fähigkeit, den Willen und das Bedürfniß hätte, einem politischen Widersacher gerecht zu werden; keinen, welchem die Billigkeit selbst der begründetsten Forderungen eines Anderen unfaßlicher wäre, wenn das Geforderte politisch unbequem erscheint; keinen endlich, welchem fremder Tadel seines öffentlichen Lebens weniger Anlaß zur Selbstprüfung böte.

Nur zu bald wird die Zeit verstrichen sein, in der es noch in die Hand des deutschen Volks gegeben ist, ob die deutschen Colonien in Ungarn-Siebenbürgen unserm Volksthum erhalten oder unwiederbringlich verloren gehen sollen. Jene Pflanzstätten deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutschen Fleißes sind für uns, unser nationales Leben und unsern Verkehr Etappen nach dem Orient, Stationen nach dem goldenen Horn, in welchem der Schlüssel dreier Welttheile zu heben ist. Sie sind zugleich für Magyaren, für Nord- und Südslaven der Prüfstein, an dem sich die Macht des deutschen Reiches im Osten erproben soll, nach welchem Ansehen und Einfluß des deutschen Namens ostwärts sich bemessen werden. Deutschlands Arm schützend ausgestreckt über unsere ungarischen Brüder könnte leicht dazu dienen, auf längere Zeit uns das Zücken des Schwerts zu ersparen gegen die Feinde des deutschen Reichs. In Magyaren umgewandelt, würden dagegen die Deutschungarn sicher auch ihrerseits erfüllt werden von jener Sinnesweise, die im politischen Zusammengehen mit Deutschland unter Umständen zwar ein Gebot der Selbsterhaltung erblicken kann, viel lieber aber ihre Verbündeten an einer ganz andern Stelle sucht. Würde irgend eine andere große Nation dulden, daß ihrer Ehre, ihrem Ansehen und ihrem Interesse ein solcher Schlag ins Gesicht versetzt werde, wie die Magyaren wagen, ihn dem deutschen Volk und dem deutschen Reich zu bieten?

Literatur und Kunst.

Giosuè Carducci.

Von Carl von Thaler.

In weiter, fruchtbarer Ebene, zu beiden Seiten des Reno, der von den Appenninen herabströmt und den Deutschen durch seinen Namen so freundlich anheimelt, liegt das altberühmte Bologna; eine der blühendsten Städte des heutigen Italiens und mit Mailand, Genua und Bari eine der reichsten. Sein Wohlstand ist nie erschüttert worden, obgleich Krieg und Bürgerzwist es ebenso wenig verschonten wie andere italienische Städte. Im Mittelalter erwarb ihm sein üppiger Glanz den Beinamen „la grassa" — die fette — und auch heute macht es auf den Fremden den Eindruck der Behäbigkeit, ja des Luxus. Die zahlreichen Prachtpaläste sind nicht verödet und verfallen wie in Venedig oder im nahen Ferrara, sondern wohlerhalten und großentheils noch von denselben edeln Geschlechtern bewohnt, welche sie erbauen ließen. Die kühlen Bogengänge, die sich in den meisten Straßen unter dem ersten Stockwerk der Häuser hinziehen und Bologna sein charakteristisches Gepräge geben, duften nach Acqua di Felsina, der Ahnfrau des Kölnischen Wassers, und wimmeln von geschäftigen, wohlgebildeten Menschen; nirgends in Italien wird man so wenig durch Bettler belästigt wie hier. Es ist ein arbeitsames, kräftiges und gesundes Volk, das Volk Bolognas und hat schon Goethe besonders wohl gefallen.

Die Stadt hat eine zweitausendjährige stolze Geschichte. Ueber den großen Platz vor dem unvollendeten Dome San

*

Petronio, der jetzt Piazza Vittorio Emanuele heißt, ziehen wie Wandervögel in ganzen Schwärmen historische Erinnerungen. Der bleiche Schatten Imelda Lambertazzis grüßt wehmüthig den Fremdling, und wer mit etwas lebhafter Phantasie an dem altersgrauen, massigen Palazzo del Podestà hinaufblickt, der glaubt wohl an einem Fenster das blonde Lockenhaupt des unglücklichen Königs Enzio zu sehen, glaubt eines jener rührenden Klagelieder zu hören, die er in seiner dreiundzwanzigjährigen Gefangenschaft dichtete. Ein deutsches und ein italienisches Gedicht des Hohenstaufensprossen sind auf die Gegenwart gekommen, das letztere gleich den Liedern von Ciullo d'Alcamo ein merkwürdiges Zeugniß für die vollständige Ausbildung, welche die italienische Sprache schon vor Dante gewonnen. So oft ich über die Piazza Vittorio Emanuele in Bologna gehe, fallen mir die traurigen Verse ein:

„Giorno non ho di posa,
Si come 'l mare e l'onda,
Core, che non ti smembra?
Esci di pene e dal corpo ti parti;
Ch' assai val meglio un' hora
Morir, che pur penare."
(Ich hab keinen Tag der Ruhe,
Gleich der Welle, gleich dem Meer.
Herz, was brichst du nicht?
Befreie dich vom Leid, trenn' dich vom Körper,
Denn besser rasch zu sterben
Als langsam zu verderben.)

Wenn es übrigens wahr ist, daß eine schöne, junge Bolognesin die Haft Enzios theilte, wenn Lucia Viadagola oder Viadogli wirklich gelebt und Enzio so treu geliebt hat, wie die Chronik berichtet, wenn die Bentivogli, die vom Anfange des fünfzehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert Bologna beherrschten, mit ihrer Behauptung, von Enzio und Lucia abzustammen, nicht blos eine genealogische Finte schlugen, dann braucht man den Lieblingssohn Friedrichs des Zweiten, des Sarazenenfreundes, nicht allzu sehr zu bedauern. Ein Gefängniß, in dem zwei Liebende eingeschlossen sind, ist zu ertragen; ein Kerker, den die Liebe verschönert, kein Kerker mehr.

Das Zimmer, welches Enzio bewohnt haben soll, wird heute noch den Fremden gezeigt. Leider pflegt die Frau des Custode ohne Rücksicht darauf, wie nachtheilig dies auf die Stimmung der Besucher wirken muß, in der Sala d'Enzio zuweilen ihre Wäsche aufzuhängen, und vor dem Anblick der rothen Hemden, Strümpfe und Flanellleibchen entflieht die Poesie und der Zweifel regt sich, ob auch wirklich der erlauchte Gefangene in diesem Raume geweilt, ob von hier aus sein Auge sehnsüchtig über den Platz geschweift habe, auf dem sich Abends die Bürger der von wilden Kämpfen zwischen Guelfen und Ghibellinen erfüllten Stadt und wohl auch zahlreiche Studenten versammelten.

Schon damals, vor mehr als sechshundert Jahren, war Bologna eine hochberühmte Universität, und aus allen Ländern strömten Tausende von Jünglingen und Männern nach der gefeierten Hochschule, deren juristische Facultät für ebenso unübertroffen galt wie die medicinische von Salerno. Bologna zählte so viele Studenten, daß sie manchmal kaum Platz in der Stadt fanden; in einem einzigen Jahre sollen ihrer zehntausend inscribirt gewesen sein. Die Hallen des sogenannten Archiginnasio beweisen, daß diese hohe Blüthe auch noch in späteren Tagen fortdauerte. Ihre Wände sind über und über bedeckt mit den Wappen hochadeliger Studenten aus Italien, Deutschland, Ungarn, Polen und den skandinavischen Reichen. Das Archiginnasio, 1562 erbaut, war von da an bis in unsere Zeit der Sitz der Bologneser Universität, bis sie in den einstigen Palast des Kardinals Poggi übersiedelte. Dem alten Gebäude blieben die Sammlungen, und als größte Merkwürdigkeit derselben der Custode, ein geborener Czeche Namens Szedlo, dessen Deutsch sofort daran mahnt, daß er im Reiche des zweigeschwänzten Löwen geboren worden sei.

Die heutige Universität Bologna ist nur ein Schatten im Vergleiche mit der alten. Der Zuzug aus der Fremde hat lange aufgehört, und die Landeskinder sind nur in mäßiger Zahl vertreten. Italien hat viel zu viel Universitäten, die sich gegenseitig im Wege stehen. Was Lessing von den großen Männern sagte, darf man auf die Hochschulen Italiens anwenden. Sie sind zu nah gepflanzt und zerschlagen sich die Aeste. Bologna gehört zu den bedeutenderen Hochschulen des Landes, es zählt unter seinen Professoren Männer der Wissenschaft, deren Namen über die Grenzen Italiens hinaus bekannt und angesehen sind, und mehrere Poeten von hervorragendem Talent, unter ihnen den ersten Dichter des heutigen Italien, den vielgefeierten, gewaltigen Giosuè Carducci.

Ehe ich es versuche, das Bild der literarischen Wirksamkeit Carduccis zu entwerfen, möchte ich einige Bemerkungen über die italienische Literatur der Gegenwart vorausschicken. Sie theilt im Allgemeinen das Schicksal der modernen italienischen Kunst. Der Fremde, der über die Alpen nach Italien pilgert, wird von dem überreichen Erbe der Vergangenheit so in Anspruch genommen, daß er den heutigen Künstlern und ihren Werken kaum einen flüchtigen Blick schenkt. Die Antike und die Renaissance nehmen der modernen italienischen Kunst Luft und Licht weg, und indem man fort und fort den höchsten Maßstab an die letztere legt, wird man ungerecht gegen sie. Berühmte Ahnen sind zuweilen unbequem, man leidet unter dem Vergleiche mit ihnen. Wer im Anschauen des Apoll von Belvedere, der capitolinischen Venus, des Apoxyomenos, des Sophokles im Lateran, der Juno Ludovisi schwelgt, dem erscheint die heutige italienische Sculptur fast nur als Kunstgewerbe, und wer just vor einem Tizian oder Rafael gestanden, der ist sehr geneigt, einen Induno oder Rota zu unterschätzen.

In ähnlichem Nachtheil befindet sich die italienische Literatur der Gegenwart. Sie kämpft mühsam mit der Erinnerung an Dante und Petrarca, Tasso und Ariosto. Außerdem noch mit einer gewissen Gleichgültigkeit, der sie im Auslande begegnet. Der französische Schriftsteller, selbst wenn er im Sumpf der Gemeinheit wühlt und Romane schreibt, von denen sich ein fein empfindendes Gemüth mit Ekel abwendet, erobert die Welt; der italienische dringt kaum über die Alpen und findet in der höheren Gesellschaft seines eigenen Vaterlandes wenig Aufmunterung. Die feine Dame Mailands, die goldene Jugend Roms liest nur französische Romane. Was französisch ist, gilt als geistiger Leckerbissen, auch wenn es so riecht und schmeckt wie ein halbverfaulter Fasan oder ein zu lange auf dem Festlande gereister Seefisch. Ganz wie bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß der gebildete Deutsche sich auch noch um andere Literaturen kümmert. Aber gerade die italienische behandelt er stiefväterlich, und heute fast noch mehr als zu Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts. Die Werke Nicolinis, Alfieris, Giustis und Leopardis werden in Deutschland eifriger gelesen, als die der jetzigen italienischen Poeten, die es nicht weniger verdienen, gekannt zu sein, denn es sind große Talente unter ihnen, und wenn man auch nur die bedeutendsten aufzählte, so würde es ein langes Verzeichniß werden.

Da ist z. B. Mario Rapisardi, der glühende Sizilianer, dessen Häuschen am Fuße des Aetna steht. Seine Poesie athmet den reinsten Idealismus, und sein „Lucifero" scheint mir ein so hervorragendes Werk, daß ich es den italienischen Faust nennen möchte. In Livorno, der großen Seehandelsstadt, wo zehntausend Federn den ganzen Tag in den Comptoirs kratzen und die nackte Prosa des Geschäftes, der Hang nach Gelderwerb alle Einwohner zu beherrschen scheint, lebt der begabte Chiarini. Der Anblick der vielen Geldmenschen um ihn her hat ihn etwas socialdemokratisch gestimmt, und er malt gern düstere Nachtbilder aus dem Volksleben, in denen die tugendhafte Armuth und das reiche Laster in grellen Farben vorgeführt werden. Aber er ist ein schönes Talent, das zu rühren und zu ergreifen weiß; dabei auch ein trefflicher Uebersetzer, der u. A. den Atta Troll ganz meisterlich in italienische Verse gebracht hat. Von Lorenzo Stecchetti, der mit seinem bürgerlichen Namen Olindo Guerrini heißt und gleich Carducci eine Professur in Bologna bekleidet, wird neuestens auch in Deutschland viel gesprochen. Leider, möchte ich sagen.

Denn so unbestritten ich seine eigenthümliche Kunst lasse, so widerwärtig ist mir seine Richtung. Er bildet das Haupt der naturalistischen Schule, des fanatischen Realismus, den man in Italien als „Verismo" bezeichnet, und geht in dem Bestreben, wahr um jeden Preis zu sein, nicht nur bis an die Grenze der Gemeinheit, sondern manchmal auch über dieselbe hinaus. Man charakterisirt ihn am besten, wenn man ihn einen Zola in Versen nennt. Als seinen schärfsten Gegensatz möchte ich Filippo Zamboni anführen, einen epischen und dramatischen Dichter von großer Sprachgewalt, einen ausgesprochenen Idealisten, dessen „Roma nel Mille" regellos in der Form wie eine Grabbe'sche Tragödie, aber reich an hohen Schönheiten ist. Zamboni lebt seit zwanzig Jahren als Professor an der Handelsakademie in Wien, wird aber von seinen Landsleuten nichtsdestoweniger sehr in Ehren gehalten und selbst von politischen Gegnern rückhaltlos anerkannt. Bernardino Zendrini, der vor zwei Jahren in noch jugendlichem Alter in Palermo starb, genoß als Uebersetzer der Gedichte Heines und Dank einer von ihm in Deutschland wunderbar geschickt organisirten kameradschaftlichen Reclamebrüderschaft einen Ruf, der weit über sein Können hinausging. Er war ein zierlicher Dichter, nichts weiter, und nicht seine Originalpoesie, sondern lediglich die Uebertragung Heines, die allerdings vortrefflich ist, wird seinen Namen in Italien erhalten. Viel bedeutender ist Zanella, der italienische Patriot im Priesterrocke, der echte Herzenstöne anzuschlagen weiß. Den alten Prato, der seit Jahrzehnten anerkannt und gefeiert wird, kennt man im Auslande so ziemlich, ebenso den jüngst verstorbenen Dramatiker Cossa. Weniger geläufig sind uns die Namen Cavallottis und Goveans. Der Erstere, als radicaler Abgeordneter von einem unsterblichen Processe wegen Aufwieglung bedroht und von der östreichischen Polizei so sehr gefürchtet, daß sie ihn unlängst aus Triest ausgewiesen, hält nichts auf die Form, hat aber manchmal geniale Ideen. Govean ist der Verfasser eines interessanten Christusdramas von rationalistischer Auffassung und nebenbei, wodurch er sich wohl von allen andern Dichtern unterscheidet, ein tüchtiger Weinhändler. Als Lyriker verdienen Panzacchi, Patuzzi und Belcredi — der Dritte ein Hauptvertreter des „Verismo" —, als hervorragende Erzähler Verga, Farina und Edmondo de Amicis angeführt zu werden.

Und nun genug der Namen! Ich will keinen Abriß der modernen italienischen Literaturgeschichte geben, sondern nur flüchtig darauf hinweisen, wie reich auch das gegenwärtige Italien an Poeten ist und wie Unrecht man im Auslande daran thut, sich so wenig um sie zu bekümmern. Sie dürfen sich neben den französischen und deutschen Zeitgenossen mit Ehren sehen lassen, und die Frage, ob der Größte unter ihnen von einem lebenden Dichter anderer Nationen übertroffen wird, wage ich nicht zu bejahen. Dieser Größte aber ist nach dem einstimmigen Urtheil aller Italiener, dem sich selbst seine ehrlichen Nebenbuhler anschließen, dieser erste Dichter des heutigen Italien und einer der ersten der Gegenwart überhaupt ist Giosuè Carducci.

Ich weiß nicht mehr, von wem das Wort herrührt, Carducci sei der italienische Heine. Die Bezeichnung ist landläufig geworden, denn Einer entlehnt sie vom Andern, ohne daß sie eigentlich zuträfe. Was beißenden Spott und ätzende Satire betrifft, mag man Carducci wohl mit Heine vergleichen. Es ist gerade so angenehm, mit Carducci in literarische Fehde zu gerathen, als eine Polemik mit Heine erfreulich war. Wie Heine den armen Maßmann geschunden, so zog Carducci dem unglücklichen Zendrini die Haut über die Ohren. Carducci überbietet an Rücksichtslosigkeit und Schärfe sogar Heine. Wenn er angreift, so versendet er tödtliche Geschosse, und dabei klingt sein Bogen so melodisch und lieblich, daß alle Welt nicht nur lacht, sondern entzückt zuhorcht — natürlich die rettungslos hingestreckten Opfer ausgenommen. Auch darin hat Carducci große Aehnlichkeit mit Heine, daß er häufig die Stimmung wechselt, aus erhabenen Gefühlen in grellen Cynismus umspringt und einem in edelster Sprache gefügten Gedichte eine Schlußzeile oder Schlußstrophe anhängt, die wie ein kalter Wasserstrahl wirkt. Aber Carducci unterscheidet sich von Heine durch den tiefen sittlichen Ernst, durch die eherne Festigkeit seiner Ueberzeugungen. Für Heine war der Spott Selbstzweck, Carducci spottet in bestimmter Absicht. Wohl hat sich Heine gern selbst als Freiheitskämpfer hingestellt und als „verlorenen Posten im Freiheitskriege" besungen, aber streng genommen war das mehr Pose vor dem Spiegel als aufrichtige Begeisterung. Carducci dagegen ist Parteimann durch und durch, sein Republikanismus hat etwas von antiker Strenge und mittelalterlicher Rauflust. Allem Schlechten, allen Gebrechen und Lastern, allen Mängeln und Schattenseiten der politischen und literarischen Zustände Italiens geht Carducci mit unerbittlichem Grimme zu Leibe, der reine Sanct Georg, der dem Drachen der Gemeinheit die Lanze in den Bauch bohrt.

In den beiden ersten Nummern seiner gesammelten Gedichte hat sich Carducci so scharf und eigenthümlich charakterisirt, daß man ihm am besten selbst das Wort läßt. In dem einen vergleicht er sein Lied mit einem wilden Renner, der mit ihm auf pelasgischem Felsen am Gestade des tyrrhenischen Meeres auferzogen worden sei. „Fliege nur dahin," ruft er aus, „bis Jupiters Blitz uns im Feuer läutert und verzehrt, oder der Wildbach Roß und Reiter verschlingt." Noch bezeichnender ist das zweite Gedicht, das mit den Versen anhebt:

„Nein, mit der Büßerin gesenkten Blicken
Naht meine Muße nie,
Nein, eurer Wunden Fäulniß zu erquicken,
Bringt keinen Balsam sie."*)

Das Gedicht, welches die Ueberschrift trägt: „An gewisse Tadler", ist zum Theil eine leidenschaftliche Polemik wider persönliche Gegner, die so porträtirt sind, daß ganz Italien lachend mit dem Finger auf sie wies. Es ist jedoch zu lang, um es vollständig wiederzugeben, und ich will mich daher auf die letzten sieben Strophen beschränken, in denen Carducci das Wesen seiner Dichtung schildert. Sie lauten:

Kann ich empor der Zeiten Höhe steigen
Einsam und luftberaubt,
Dann schwingt sich Falken gleich empor der Reigen
Der Lieder um mein Haupt.
Und jedes Lied hat Leben; donnernd wettert
Es nieder in das Thal
Gleich wilden Rossen; die Trompete schmettert,
Es blitzt der blanke Stahl.
Und vor dem Stahle sinkt der Drachen Meute,
Der Riesen in die Gruft,
Und die Trompete zum Entscheidungsstreite
Die trägen Krieger ruft.
Der Staub der Todten, die im Blachfeld liegen,
Knirscht unter'm leichten Fuß
Der luft'gen Schaar; es senden an die Wiegen
Die Gräber Blitzesgruß.
Der bleiche Jüngling, dessen Auge Thränen
Verschleiern, kampfeswild
Wird für die Freiheit er den Tod ersehnen
Im heimischen Gefild.
Vorwärts, ihr Boten, aller Welt zu sagen,
Daß treuer Muth noch lebt;
Auf euern Flügeln schönern Zukunftstagen
Mein Herz entgegenschwebt.
Ich leb' in euch, so mag denn früh genug
Mein Grab vergessen sein;
Bekämpfet ihr nur jeden frechen Trug
Und alle Tyrannein.

*) Gleich hier sei bemerkt, daß es wohl eine deutsche Uebersetzung Carduccis von Betti Jacobsohn gibt, die von viel gutem Willen zeugt und außerordentlich treu ist. Leider verschweigt sie jedoch hartnäckig alle Vorzüge des Originals. — Betti Jacobsohn versteht vortrefflich Italienisch, aber nichts von Poesie. Sie übersetzt gewissenhaft, aber prosaisch. So blieb mir denn nichts Anderes übrig als mich selbst an die Arbeit zu machen. Ich weiß, daß sie keineswegs allen Anforderungen entspricht, aber bei einigen Strophen habe ich den Trost, daß der Dichter selbst, der Deutsch geläufig liest, mit meiner Copie zufrieden war.

Das ganze dichterische Naturell Carduccis liegt in diesen Versen. Sie zeigen uns den grimmigen Ernst, das leidenschaftliche Ungestüm, die scharfe politische Parteistellung des Dichters. Sie entsprechen auch vollständig seiner persönlichen Erscheinung, und indem ich sie überlese, steht das Bild des Mannes vor mir. Eine mittelgroße, breitschultrige Gestalt, ein höchst individuelles, blasses und bewegliches Gesicht, aus dem zwei dunkle Augen wie Fackeln hervorleuchten, um Haupt und Kinn ein Wald von krausen Haaren, in deren Ebenholzschwärze die Zeit die ersten Silberfäden spinnt — so sieht Carducci aus, so trat er mir entgegen, als ich ihn in Bologna besuchte. Er ist im Leben der liebenswürdigste, anspruchloseste Mensch, der keiner Maus weh thut; nur ein finsterer, fast fanatischer Zug um Mund und Nase verräth, wie unbarmherzig er werden kann, sobald er die Feder zur Hand nimmt. —

(Schluß folgt.)

Moriz von Schwind.

Von Ludwig Speidel.

Es ist eine eigene Sache um die Wiener Luft: wer sie einmal gekostet, kann sie so wenig vergessen, wie die Gefährten des Odysseus die süßschmeckende Lotosfrucht. Zerlegt man diese Luft in ihre Bestandtheile, so bleibt immer noch ein Geheimniß zurück, welches, wie bei allem Lebendigen, darin besteht, wie diese Theile zusammengehalten werden. Von drei Dingen besitzt Wien das Schönste: die schönsten Frauen, die schönsten Lieder und die schönsten Walzer. Nicht der Mann, seine Tüchtigkeit und sein Geist, sondern die berückenden und beseligenden Reize und Zauber der Weiblichkeit bestimmen die Eigenart der Stadt. Es geht ein weicher, sinnlicher Hauch durch den Dunstkreis Wiens, der uns umfängt wie Frauenarme, es schlummern Gesänge und Tänze in der Luft, die nur des Rufes harren, um aufzuwachen und Antwort zu geben. Wien ist eine Stätte mehr des Genießens als der Arbeit, mehr der sinnigen Träumerei als einer nüchternen Wachsamkeit des Geistes. In solcher Mitte ist die Wissenschaft nothwendig ein Stiefkind, die Sorge um das Gemeinwesen eine lästige Kette; das bahnbrechende wissenschaftliche Werk, das den vollen Stempel Wiens trägt, soll noch geschrieben, der Wiener Staatsmann, welcher in die verworrenen Verhältnisse des Reiches mit starker Faust eingreift, noch geboren werden. Wohl gibt es keine zweite deutsche Stadt, wo geistige Geweckteheit, Leichtigkeit des Begreifens und Anlage zu jeder Art geistiger Thätigkeit so dicht über die Bevölkerung ausgesäet ist wie in Wien; aber die keckſten Schößlinge welken nicht selten mitten in der Entwicklung, und vielversprechende Blüthen bleiben wie oft die Frucht schuldig. Es ist mehr Talent als Charakter, mehr frischer Anlauf als zähes Ausharren vorhanden. Dieselben Umstände indessen, welche die wissenschaftliche Arbeit und die politische Fähigkeit verkümmern lassen, scheinen das künstlerische Schaffen begünstigen zu sollen. Ist doch die Sinnlichkeit der mütterliche Boden der Kunst! Und allerdings nach dieser Seite hin ist Wien künstlerisch weit günstiger gelegen als wissenschaftlich, nur daß der mangelnde Ernst der Anschauung, die Abwesenheit einer charaktervollen Energie auch hier die Menschen und Werke nicht immer zu dem Maß emporwachsen läßt, welches sie in ihren Anfängen versprachen. Der beste Lustspielschreiber Wiens hat es nie bis zum Humor gebracht, und Wiens hervorragendster dramatischer Dichter ließ stets den Muth sinken, wenn es sich darum handelte, die letzten tragischen Consequenzen in ihrer ganzen Schärfe zu ziehen. Der Eine verwitzelt seinen Kaiser Max, anstatt ihn zu einer humoristischen Vorsehung zu erheben, der Andere entschuldigt seine Medea, anstatt sie tragisch untergehen zu lassen. Und wenn einmal ein Wiener Künstler, wie dies bei Rahl der Fall, den schneidigsten Muth, die männlichste Consequenz besitzt, so fehlt ihm die Beweglichkeit der Phantasie und ein Theil der technischen Mittel, um seinen Idealen nachzufliegen. Dort ein oberflächliches oder ängstliches Wesen, hier eine Derbheit, die nicht selten an das Rohe streift. Einen vollendeten Künstler hat Wien nur in der Musik hervorgebracht — es ist Franz Schubert, wie Jeder weiß. Seine Lieder, seine Tänze, seine Märsche sind unvergleichlich an Schönheit und Reichthum der Erfindung, an zartem harmonischen Leben und an Frische und Eigenthümlichkeit der Rhythmik. Neben und nach Beethoven wußte er den nach höchster Entwicklung rasch absterbenden Formen der Kammermusik neue Lebensgeister einzuflößen.

Ein Bürger dieser Stadt der schönen Frauen, der Lieder und Tänze ist nun auch Moriz v. Schwind, und das kündet uns die frauenhafte Art seiner Kunst, ihre Melodie und ihr Rhythmus. Einige seiner besten Werke sind ganz dem Frauencultus gewidmet; die Zartheit des Ausdrucks, die Innigkeit und süße Schwärmerei der Darstellung rufen die Erinnerung an den deutschen Minnegesang zurück und lassen den Wiener Meister gleichsam als Minnemaler erscheinen. Der Musik aber und der Persönlichkeit hervorragender Tonkünstler verdankt er manches dankbare Motiv, ja er hat es einmal unternommen, in einer Darstellung, welche er die „Symphonie" genannt, die zeitlich verfließende Form der Tonkunst zu bannen und im Raume auszubreiten. Von der Musik kam er eigentlich her, als er sich ans Malen machte; in dem singenden und klingenden Wien machte es ihm einige Mühe, zu errathen, wo seine Begabung hinneige. Als grüner Junge, man weiß nicht, ob zärtlicher oder muthwilliger, tritt er Arm in Arm mit dem selbst noch jugendlichen Franz Schubert zuerst auf die öffentliche Schaubühne. Wir finden ihn da schon voll Selbstgefühl, mit dem Behagen an der eigenen Persönlichkeit, das ihn nie verlassen, offen für die Reize schöner Weiblichkeit, voll Interesse für die Musik und durch die Musik zu bildlichen Darstellungen angeregt. Künstlerische Genialität trat ihm zuerst aus den Reihen der Musiker entgegen. Er lernte sie an zwei großen Gegensätzen kennen. In Schubert sah er sie als reine Naturkraft walten: ein müheloses Fließen und Sprudeln der Erfindung, welches das geniale Subject blos gewähren zu lassen, dem es nur zuzusehen schien; bei Beethoven ein mächtiges Erfassen des aus der Seele aufsteigenden Gedankens, eine formende und umformende Arbeit, welche nicht ruhte, bis sie den innersten Springpunkt eines Motivs getroffen, worauf dann das Kunstwerk mit einem Schein der Plötzlichkeit und einem hinreißenden Feuer wie ein freier Erguß sich gestaltete. Den Eindruck, welchen Schwind von diesen beiden Persönlichkeiten empfangen, hat er auf manchem seiner Bilder getreulich wiedergegeben. Bei Schubert schlägt stets die Bildnißähnlichkeit vor, nie fehlt die stark gebaute Brille auf der Stumpfnase, sinnend scheint er in sich hineinzusprechen. Ganz natürlich, selbstverständlich wird da ein musikalisches Wunder hingenommen. Ganz anders Beethoven. Er erscheint bei Schwind wie ein Dämon: die Züge sind aufs Höchste gespannt, Feuer sprüht aus den Augen, die Haare fliegen empor wie Flammen. Es ist die Erscheinung Beethovens, gesteigert durch die hohe Verehrung, die Schwind für ihn empfand; zum ersten- und letztenmal ist es hier dem Maler der Weiblichkeit gelungen, eine großartige Mannesnatur mit kräftigen Zügen darzustellen.

Der dritte Musikheilige Schwinds, an welchem er wieder eine andere Seite der Kunst wahrnahm, ist Franz Lachner. Früh hatte sich Schwind dieser harten, gediegenen Natur angeschlossen und hing an ihr mit unwandelbarer Treue bis an sein Ende. Lachners Emporkommen gehört noch dem Spätabend unserer klassischen Musikperiode an. Er hat Beethoven noch gekannt, dessen letzte Werke als Zeitgenosse ans Licht treten sehen; er war ein wahrer Freund Schuberts, ein mitlebender Zeuge der wunderbaren Entfaltung dieses Geistes. Beide hat er begraben helfen. Als Beethoven gleich einer Sonne unterging und Schubert ihm wie der Abendstern nachfolgte, blieb an Lachner ein Schimmer dieser Herrlichkeit haften. Zumal für Schwind glänzte diese Wiener Glorie zeitlebens um das Haupt Lachners, er sah ihn in der That größer als er war. Im Gegensatz zu jenen musikalischen Freiherren, die von der Grundrente ihres Geistes lebten, gründete sich Lachner frühzeitig eine bürgerliche Stellung, eine

häusliche Existenz. Fest in seinem Handwerk stehend, durch seine gebietende Persönlichkeit zum Dirigenten, durch seine Kenntnisse zum Lehrer berufen, gewährt er dem Genius gegenüber das Bild eines Meisters. An solcher Geschlossenheit und Sicherheit des Mannes, die sich auch in seiner persönlichen Erscheinung eigenthümlich ausdrückt, hatte Schwind schon als Künstler seine Freude. Er ward nicht müde, die Züge des Freundes zu wiederholen, dessen Bildniß in seinen Compositionen anzubringen. Als der Töne Meister, unter dessen Hand das ungeheure Instrument des Orchesters lebendig wird, liebte er ihn besonders darzustellen. Am gründlichsten aber hat er ihn in einem Werke geschildert, welches er dem Freunde bei einer festlichen Gelegenheit zum Geschenk machte. Es ist ein auf Leinwand gezogener Papierstreifen von mindestens dreißig Fuß Länge, auf welchem Schwind in einer Folge von Federzeichnungen Lachners Lebenslauf entrollt. Was Schwind an Sinnlichkeit, an Phantastik und guter Laune besaß, dem läßt er hier frei die Zügel schießen. Die Erinnerung an Wien kommt über ihn wie ein süßer Jugendtraum, sie macht ihn kühn in der Combination und Symbolik von Thatsachen. Während Lachners Wiege in Rain am Lech steht, läßt Schwind zu Heiligenstadt bei Wien Beethoven seine heroische Symphonie entwerfen; mit dem Höchsten, was er kennt, verknüpft der zeichnende Biograph den Freund gleich bei dessen Eintritt ins Leben. Mit der Ankunft Lachners in Wien ist Schwind in seinem Elemente. Er zeigt uns in einem Bilde voll ausgelassener Lustigkeit, wie Lachner in einem Wettkampf auf der Orgel siegt und die geschlagenen Kämpen erschreckt von dannen laufen; wie er mit Beethoven, der wieder ganz Dämon, vierhändig spielt; wie er mit Schubert in einer Zeit, da Wien von Nachtmusiken durchrauscht war, einer Schönen ein Ständchen bringt; wie er mit Schwind in einem Kaffeehause oder mit anderen Freunden in dem rebenfrohen Grinzing bei einem Glase Wein sitzt. Ein Abschiedsconcert versammelt noch einmal sämmtliche Freunde und Bekannte, worunter Bauernfeld, Lenau, Grillparzer, Feuchtersleben. Lachner geht nach Mannheim, von da nach München. Hier treten sofort zwei Gestalten in den Vordergrund, die auch für Schwind nicht ohne Bedeutung waren, weil in ihnen die beiden höchsten Gegenstände, die er kannte: Weib und Musik, unter einem Dache wohnten. Es sind das die beiden dramatischen Sängerinnen Sophie Dietz und Caroline Hetzenecker, zwei begabte Künstlerinnen, für welche Schwind die anhänglichste Freundschaft hegte. Beide kehren oft wieder in seinen Bildern, noch in seinen Wiener Fresken zur „Zauberflöte" gehen sie leibhaftig um. Die Hetzenecker hat er in ihren sämmtlichen Rollen dargestellt — Darstellungen indessen, die unglaublich steif, unbeholfen, ja dilettantisch sind. Uebrigens gab dieselbe Künstlerin auch zu einer seiner besten Zeichnungen, zu dem „Weihekuß der heiligen Cäcilie", Veranlassung. Als sie nämlich heirathete, verließ sie die Bühne und trat in die Hofkapelle ein. Sich demüthig neigend, wird sie von der Muse des kirchlichen Gesanges auf die Stirne geküßt: ein innig empfundener Vorgang, in der Bewegung voll Anmuth. Der Vorwurf, welcher den Künstler persönlich und sachlich ergriff, entlockte ihm sein feinstes Empfinden.

Als Minnemaler, wie wir ihn genannt, bekundete sich Schwind vornehmlich in den Darstellungen, deren Gegenstand er dem Kreise des Märchens entnahm. Hier kam seiner weiblich zarten Empfindung ein verwandter Geist entgegen, eine poetische Welt thut sich vor ihm auf, welche dem Gemüth und der Phantasie der Frauen wohl zumeist ihre Entstehung verdankt. In seinen Märchenbildern, in „Aschenbrödel", den „Sieben Raben", der „Schönen Melusine", feierte er die Schönheit, die Treue, die Aufopferungsfähigkeit der Frauen. Durchaus erscheinen hier die Frauen als die lieblichste Blüthe der Schöpfung, als der höchste Wunsch des Mannes; was der Künstler irgend Holdes im Gemüth hegt, spendet er ihnen mit vollem Maße. Ein Hauch von der Frauenseligkeit Walthers von der Vogelweide weht durch seine Bilder. Es ist auch Schwinds Glaubensbekenntniß:

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen,
Es ward nie nichts so Wonnigliches anzuschauen
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen.

Darin aber unterschied sich Schwind von Minnesängern, daß er die Liebe nicht im Genuß sterben oder sie in unfruchtbarer Erinnerung verklingen läßt. Ihn ließ ein gütiges Geschick ein schönes und gutes Weib finden, und was sie ihm gewesen und wie sie ihn durch reichen Kindersegen beglückte, das beweist der tiefe, lautere Familiensinn, der so oft aus seinen Bildern spricht. Galt es, ein schönes Familienleben zu versinnlichen, so brauchte er nicht weit zu suchen; mit ebensoviel Selbstgefühl als Naivetät stellte er die eigene Familie dar. Sein Familiensinn war es, der Schwind vor zerfließender Empfindsamkeit bewahrte: sind doch Kinder das Heilmittel kranker Liebe. Aber der Mann, welcher aus der Gegend gebürtig war, wo Neidhard von Neuenthal gesungen und der Pfaff vom Kahlenberg gehaust, hatte noch eine andere Wehr und Waffe, um sich vor dem Ueberdrang der eigenen Gefühle zu retten und sich zugleich die ungemüthlichen Zumuthungen der Welt vom Leibe zu halten. Das war sein Witz, seine Laune, sein Humor. Schwinds Humor tritt stets da ein, wo eine Empfindung sich ins Ueberschwängliche steigern will oder ein berechtigtes, schönes Gefühl von äußeren Unbilden betroffen wird. Im letzteren Falle reißt ihn freilich meistens ein Unmuth fort, der den humoristischen Gegenstand zur Fratze verzerrt. Wo sein Humor rein und absichtslos waltet, versetzt er den Geist des Beschauers in einen Zustand himmlischer Wohligkeit. Das ist ihm am besten gelungen in seinem „Gestiefelten Kater", jenem als Kreuzerblatt verbreiteten Holzschnitt, der vielleicht Schwinds höchste Leistung bezeichnet und ihn wohl am längsten überleben wird. Das Blatt ist in unendliche Heiterkeit getaucht; die verschiedensten Zeitalter, Gothik, Rococo, moderne Zeit taumeln in märchenhafter Trunkenheit durcheinander; während wir einen „Gestiefelten Kater" Wunder wirken sehen, sitzt der ungeschlachte, dumme Zauberer, der nachträglich als Maus verschlungen wird, seine Burg bewachend da, in der einen Faust eine Keule, in der andern eine mächtige Cigarre, die er mit grimmigem Behagen verdampft. Wie in einem Spiegel sind hier die besten künstlerischen Züge Schwinds aufgefangen, ja er bringt es in diesem Blatt zu einer Volksthümlichkeit, die nicht durch das Aufgeben der edleren Seiten der Kunst erkauft ist.

Nach den bisherigen Bemerkungen über Schwind wirft sich die Frage nach dem künstlerischen Werth seiner Werke nun von selbst auf. Alfred Woltmann nennt Dürer und Schwind in Einem Athem und setzt Schwind gar in Ansehung der Form über Dürer. Das heißt den alten Meister mißverstehen und gegen die Mängel des jüngeren blind sein. Die Wahrheit ist, daß Schwind gegen Dürer nach Gehalt und Form als ein begabter Dilettant erscheint. Er besitzt nur in geringem Grade das Geheimniß der Natur, die Gestalten von innen heraus zu organisiren. Seine Figuren weisen vielfach leere und todte Stellen auf, ihre Bewegung ist nicht selten unverstanden, steif und puppenhaft. Nach seiner Begabung fast ganz auf die Zeichnung angewiesen, ist er doch weit davon entfernt, in ihr ein Meister zu sein. Es steckt eine liebliche, aber kleine Seele in seiner Linie, eine Seele, die in verjüngtem Maßstab reizend wirken kann, aber nicht ausreichend ist für größere Dimensionen. Es kommt vor, daß in seinen Compositionen ein Rhythmus voll Wohllaut wohnt, aber fast mehr musikalisch angedeutet, als künstlerisch durchgeführt. Malerischen Sinn für Raum besitzt er nur wenig, seine Figuren stehen nicht im Medium der Luft, sie scheinen blos auf die Fläche geklebt zu sein. Dieser Mangel hängt aufs Innigste mit seinem geringen Farbensinn zusammen; mehr davon besitzt er nicht, als ein gewisses Auge für Farbenharmonie im Allgemeinen. Die Farbe zum Ton zu steigern, ist ihm nie gelungen. Licht und Schatten stehen bei ihm meistens als abstracte Gegensätze; das Licht im Schatten, der Schatten im Licht, kurz die geheimnißvoll schimmernden Spiele des Helldunkels sind ihm ein verschlossenes Mysterium. Mit der Oelfarbe weiß er daher wenig zu machen, sie fließt ihm zäh und trüb. Im Gefühl seiner coloristischen Schwäche hat er immer wieder nach der Wasserfarbe gegriffen, aber wieder nicht, um ihr die coloristischen Reize abzugewinnen, die auch in ihr schlummern, sondern nur um ein leichtflüssiges Mittel zu haben, um

über seine Darstellungen einen gewissen farbigen Schein zu verbreiten. Die Farben haften bei ihm an den Dingen, sie erblühen nicht an ihnen. Wohl wendet man gegen diese Bemerkungen vielleicht ein, Schwind sei ein Stilist gewesen, bei dem die Farbe nothwendigerweise zurücktrete. Schwind ein Stilist — es klingt gut und entschuldigend, aber es ist nicht ganz wahr. Das Stilistische an seiner Kunst ist ihm mehr angeflogen, als von innen erwachsen. Er war nicht der tief angelegte künstlerische Genius, der einen Stil, als den nothwendigen Ausdruck seiner Eigenthümlichkeit, aus sich hätte gebären können.

Haben wir aber, näher besehen, an Schwind keinen Meister ersten Ranges, so bleibt er uns immerhin als eine der liebenswürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der neueren deutschen Kunst. Es war viel vom Poeten in ihm, viel vom Musiker, und so weiß er uns über die Mängel seiner Werke hinaus dichterisch anzuregen und zu stimmen. Dann weiß er uns auch stofflich und national zu fassen; die Gegenstände seines Empfindens sind wesentlich deutsch. Und wie er als Deutscher empfunden, gelebt und gewirkt, so hat ihn auch noch sein letztes Stündlein gefunden. Als er, unrettbar verloren, auf seinem Krankenbette die Nachricht empfing, daß König Wilhelm in Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen sei, da ließ er sich ein Glas Champagner reichen und trank es auf das Wohlergehen des deutschen Reiches. So schwemmte er sich, nachdem er wirklich geworden sah, wovon er oft geträumt, die Bitterkeit des Todes hinunter. Mit ihm starb die deutsche Romantik: die Wirklichkeit selbst war zum Wunder geworden.

Victor Hugos „Torquemada".

Das große Aufsehen, welches gegenwärtig das neue Drama des greisen französischen Dichters erregt, wird nicht nur durch den äußeren Umstand begründet, daß es seit vierzig Jahren — seit den verunglückten „Burgraves" — das erste Theaterstück ist, das Victor Hugo in die Welt sendet, sondern auch durch seinen inneren Werth. Es gehört ohne Frage zu den reifsten Schöpfungen des genialen Dichters. Fast nirgends verräth sich hier das Greisenhafte, was freilich schon darin seine Erklärung findet, daß das Stück in den Hauptzügen schon seit Decennien druckfertig im Pulte des Poeten liegt. Was hat ihn wohl vermocht, es gerade im jetzigen Augenblick wieder aufzunehmen und zu veröffentlichen? Es braucht kein besonders feines Ohr für die Regungen des Welt- und Dichtergeistes, um das Motiv zwischen den Zeilen des Dramas herauszulesen. „Torquemada" ist ein Streitgedicht und geht Hand in Hand mit Hugos Briefe an den Czaren zu Gunsten der Kaisermörder und seinen Manifeste für die russischen Juden. An einigen Stellen spricht weniger der Dichter, als der Präsident des Pariser Comités zur Unterstützung der Vertriebenen. Ja, die paar Alexandriner, in denen nicht nur von dem Feuertode, sondern im Besonderen von der Verfolgung und Ausweisung der Juden durch die Inquisition die Rede ist, scheinen nachträglich ad hoc hineingeflickt zu sein. Aber gehen wir zu dem Stücke selbst über, das in künstlerischer Form einen Protest gegen die Intoleranz der Kirche und den Despotismus der Fürsten enthält.

König Ferdinand der Fünfte, der perfide Gemahl der fanatischen Isabella der Katholischen, besucht insgeheim das Kloster Lateran in Catalonien, denn er erwartet von Seiten des Bischofs von Urgel, der dort zu Besuch ist, nichts Gutes — sind doch die meisten Grenzstaaten an den Abhängen der Pyrenäen sowohl dem spanischen wie dem französischen Könige dienstpflichtig und fortwährend das Object diplomatischer Intriguen. Wie nun, wenn durch die Machenschaften des Bischofs ein Theil spanischen Bodens an Frankreich überginge? ... Der schlaue König will selbst dem Bischof aufpassen. Vermummt schleicht er ein und wird von dem Prior unverzüglich aufgefordert, von hinnen zu weichen, denn „jeder Eindringling wird bestraft, mit dem Beil, wenn er Herzog, mit dem Strick, wenn er hörig ist, und höchstens der König darf herein." — „Der bin ich." — „Wie beweisest Du das?" — „Henkt mir diesen Mann!" ruft Ferdinand den herbeigewinkten Soldaten zu. Doch verspricht er, Gnade für Recht ergehen zu lassen, wenn er wahre Auskunft erhalte. „Fürs erste: Wer ist dieser scheue Mönch, der durch den Klosterfriedhof huscht und vor jedem Kreuze niederkniet?" — „Er ist verrückt. Er wacht und fastet und träumt davon, den Papst zu seiner Pflicht zurückzuführen, wie er sich ausdrückt. Wir müssen ihn überwachen." — „Zu welchem Zweck ist der Bischof von Urgel hier?" — „Nur der Disciplin halber." — „Für wen ist dies offene Grab?" fragt der König weiter, indem er auf eine Gruft zeigt, deren Steinplatte aufgehoben ist. — „Ich weiß es nicht. Sie erwartet ihr Opfer. Vielleicht für mich oder für Euch." — „Was sucht jenes Mädchen, das dort mit einem Knaben spielt, im Kloster?" — „Es ist eine Prinzessin: Doña Rosa, die Tochter unseres französischen Schutzherrn Vicomte Orthez, Besitzers von Cahors, Dax und Bayonne. Ihr Gespiele ist Don Sancho de Salinas, der letzte Sproß des Königsgeschlechtes von Burgos. Der Vicomte läßt hier die jungen Leute zusammen erziehen und gedenkt sie später mit einander zu vermählen." — Ferdinand weiß genug. Er durchschaut sofort dies Ränkespiel. Ohne Zweifel hat der König von Frankreich den Plan, mit Sanchos Einwilligung später Burgos zu annexiren. Dem muß man zuvorkommen, indem man schnell in die Heirath einwilligt und sich dann die französische Mitgift Doña Rosas — Dax und Bayonne — zu Gunsten von Spanien abtreten läßt. Während das Mädchen einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des ausschweifenden Königs gemacht, hat der Anblick des Knaben seinen Begleiter, den greisen Markgrafen Gil von Fuentel, aufs Tiefste erschüttert. Er erkundigt sich beim Bischof, und bald bestätigt sich seine Vermuthung: Don Sancho ist sein leibhaftiger Enkel. Als Page hat er nämlich vor fünfzig Jahren mit der Königin von Burgos, die an einen ungeliebten Mann vermählt war, ein Verhältniß gehabt, dessen Folgen ihn zur Flucht nach Arragonien zwangen. Jetzt erfüllt den Höfling plötzlich eine zärtliche Großvaterliebe, und er schwört, seinen Enkel gegen den gekrönten Gebieter zu beschützen und ihm auf den Thron zu verhelfen. Mittlerweile kommt der ausgemergelte, todtenbleiche Mönch und entwickelt in einem mehr als hundertstrophigen Monolog seine Ansicht von der Hölle. Inmitten seiner ekstatischen Phantasien bemerkt er nicht, daß die Mönche des Klosters, an ihrer Spitze der Bischof, einen Kreis um ihn geschlossen haben. Der Bischof spricht:

Seid Zeugen mir, Bischof Johann, daß ich
Den Mann hier, ob er gut, ob böse, erst
Befrage, denn Gerechtigkeit verlangt,
Daß man wohl strafe, doch zuvor erst warne.
Was bist Du?

Torquemada. Prediger und Mönch.

Bischof. Dein Name?

T. Ist Torquemada.

B. Wohl, Du lehrst ein Dogma,
Wonach die Hölle nur der Holzstoß lösche,
Dieweil die Flamme ein zum Himmel führe,
Und daß die Seele rette, wer den Leib
Verbrennt.

T. Die Wahrheit ist's.

B. Ein Irrthum, Mönch!
Als Wurzel hat des Bösen Baum den Irrthum.

T. Die Seele haßt den schnöden Leib und seine
Berührung. Ihn verbrennen heißt ihn reinigen.

B. Infame Lehre! Gleich entsagst Du ihr!
Bruno von Augers wurde größer, da er
Bereute.

T. Doch ich mag nicht größer werden.
Klein will ich bleiben.

B. Stolzer!

T. Gläubiger!

B. Was willst Du denn beginnen?

T. Pilgern will ich
Baarfuß gen Rom, den heil'gen Vater warnen.
B. Er trug mir auf, daß ich Dich richte, Hund.
T. Des Hundes Bellen weckt den Schäfer auf.
Ich weck' den Papst, damit er mich erhöre.
B. Wie streng ist dieser Mensch!
T. Weil mild er ist.
B. Der vierte Sixtus, den die Welt verehrt,
Will, daß der Altar und der Glaube minder
Entsetzlich sei und streng. Erhebt der Papst
Die Hand, so ist es um zu segnen, nicht
Zu schlagen. Fast kein Scheiterhaufen flammt mehr.
T. Das ängstigt mich. Die Höllenflamme lodert
Und schlägt empor, wenn man den Holzstoß löscht.
B. (zeigt ihm das offene Grab). Da steig hinab.
T. Was ists?
B. Ein Grab.
T. Gut.
B. Halt!
Noch Zeit ist's.
T. (hinuntersteigend) Introibo.
B. O besinn' Dich.
Gehorsam schuldest Du dem Bischof. Hebt sich
Im Kloster eine Stirn, so ist es Frevel.*)
Die Kirche senkt hinab die Nacht auf den,
Der ihren Frieden schändet.
T. Amen.
B. Mönch,
Gehorch und widerrufe!
T. Nein.
B. Dann steige
Noch eine Stuf' hinab. Bei Christi Namen,
So unterwirf Dich!
T. Nein.
B. Noch eine Stufe!
T. Nein.
B. Noch eine Stufe!
Schwör ab!
T. O Nein.
B. Noch tiefer steige! — Hör',
Dein Bischof und Dein Richter bin ich. Schwöre
Die falsche und barbarische Lehre ab.
T. Wahr ist sie
B. Folge!
T. Nein!
B. Noch tiefer!
(Man sieht nur noch seinen halben Körper. Der Bischof nähert sich dem Grabe und zeigt ihm, was darinnen ist.)
Sieh da
Den Wasserkrug, dies Gerstenbrod. Wir ziehen
Den Vorhang zwischen dieser Welt und Dir,
Und bald auf ewig schwinden Dir die Sterne.
T. So sei's!
B. Steig tiefer. (Torquemada gehorcht. Man sieht nur noch seinen Kopf.) O, bedenke noch!
Lustlos, wirst Du auslöschen, gleich der Fackel.
Durst, Hunger, Tod ... O es wird schrecklich sein!
T. Nein, schön.
B. Hinunter!
T. (verschwindet) Auf dem Grunde bin ich.
B. Bedeckt ihn mit dem Stein!
T. Es sei.
B. (blickt noch einmal in die Oeffnung, bevor die Mönche die Steinplatte schließen.)
Bei Gott,
Beim Ringe Petri! Bald wird es zu spät
Die Nacht harrt Deiner. Widerrufst Du nicht?
T. Nein.
B. Nur noch einen Augenblick ... Gehorche
Und schwöre Deine tolle Lehre ab.
Du unterwirfst Dich?
T. Nein.
B. So geh in Frieden!
(Die Mönche schließen das Grab.)
Ihr Brüder beten wir.
(Die Mönche beten, bilden einen Zug und gehen, das Todtenlied anstimmend, ab; der Bischof zuletzt. Ihre Stimmen verhallen in der Ferne.)
Die Mönche. De profundis ad te clamavi, Domine,
T. (im Grab.) Erbarm' Dich, Herr, der unglückseligen Welt!

In den schaurigen Gesang der Mönche und die Rufe des Eingemauerten mischen sich plötzlich fröhliche Kinderstimmen. Sancho und Rosa kommen auf ihrer Jagd nach Küssen und Schmetterlingen herbeigesprungen. Bald streiten sie sich über das Echo und gelangen zu dem Schlusse: die Todten sprechen. Und zwar unter dieser Steinplatte. Am Ende nimmt sich der Jüngling ein Herz und reißt ein eisernes Grabkreuz aus der Erde, um den Stein fortzuwälzen. Umsonst beschwört ihn das Mädchen, das heilige Symbol nicht als Werkzeug zu gebrauchen. „Durch die Rettung eines Menschen wird es noch heiliger sein," meint Sancho, und bald entsteigt der jetzt doppelt unheimliche Mönch seinem Grabe. „Kinder, Ihr rettet mich," ruft der auferstandene Torquemada, „ich schwöre, Euch wieder zu retten." Damit endet der Prolog.

Im ersten Aufzuge sehen wir den Patio des Residenzschlosses zu Burgos. Warum ist aber über dem Thronstuhle des Königs ein blankes Schwert angebracht? Fuentel nennt als Grund den Umstand, daß hier nicht der Kronvasall von Burgos, sondern der König von Aragon das oberste Recht über Leben und Tod habe. Der bucklige Hofnarr Gucho weiß eine andere Deutung. „Weil nicht der König, sondern der Mönch hier regiert." Welcher Mönch? Torquemada. Er ist bereits zum Haupt der inquisitio haeretica pravitatis avancirt und geht mit den Affiliirten des heiligen Amtes in feierlicher Procession über die Bühne, ohne sich im mindesten um den König zu kümmern. Diesem kommt die Sache in der That sehr spanisch vor, aber er hat jetzt keine Zeit über die leidige Thatsache nachzudenken, daß der niedrige Mönch, den er zu groß werden ließ, den Hof verdunkelt. Wird doch heute die Vermählung Sanchos mit Rosa stattfinden, und da hat er andere Sorgen. In seiner Brust kämpfen Staatskunst und Liebe, denn er liebt wirklich die reizende Braut. Soll er sein Herz abermals der Staatsraison unterwerfen und ruhig zusehen, wie Rosa das Weib eines Anderen wird? Er fragt seinen bösen Genius um Rath. Fuentel, der wohl weiß, daß der tückische König stets das Gegentheil von dem thut, was man ihm räth, bringt ihn gegen Sancho auf, der ohne Zweifel im Solde des französischen Monarchen stehe und ihn um Burgos bringen werde, und stimmt für seinen Tod. In diesem Augenblick führt der Bischof von Urgel das Brautpaar vor den Thron und fragt den König, ob die heilige Ceremonie beginnen dürfe. „Bist Du toll," herrscht ihn Ferdinand an, „daß Du eine Nonne einem Mönch vermählen willst, denn beide sind sie ja der Jungfrau geweiht und haben die Novizengelübde gethan?" Der Bischof hätte eine gute Antwort, denn es gibt in solchen Fällen Dispensationen für Prinzen von Geblüt. Allein der König läßt ihn nicht zur Besinnung kommen, und auf sein Zeichen werfen die Miniſtranten eine Kutte über Sancho und einen schwarzen Schleier über Doña Rosa. „Fort ins Kloster mit ihnen!" befiehlt der König, worauf er schlau dem Marquis ins Ohr flüstert: „Aus einem Nonnenkloster kann man entweichen." — „Aus einem Männerkloster auch," tröstet sich Fuentel.

Der dritte Act spielt in der Grotte des Eremiten Franz von Paula. Dort kehrt ein müder Pilger ein. Es ist Torquemada, der sich auf der Wallfahrt nach Rom befindet, wo er vom Papste die Erlaubniß holen will, sein blutrünstiges Rettungssystem in That umzusetzen. Beide Mönche tragen grundverschiedene Ideale im Busen, und bald platzen die Gegensätze aufeinander. Als Torquemada seine auf den Scheiterhaufen gegründete neue Weltordnung verkündet, da vergeht dem sanften Heiligen mit Recht Hören und Sehen. „Ich verstehe Dich nicht," sagt er entsetzt und sucht Hülfe im Gebet. Trotzdem fährt er fort, sehr schwer von Begriffen zu sein. „In Segovia," erzählt Torquemada,

*) „Un front
Qui se dresse au milieu du cloître, est un affront."

„sah ich einst als Novize eine Weltkugel. Da erwachte in mir der Ehrgeiz, sie für den Himmel zu erobern.“ — „Meine Weltkugel,“ entgegnet Franz, „ist dieser Todtenkopf, der mir jeden Ehrgeiz vertreibt.“ — „Ich will durch das Feuer die Welt reinigen, sie entsündigen und so für den Himmel erobern.“ — „Dann bete ich zum Himmel, daß er mit seinem Feuer, dem Blitze, Dich erschlage, bevor Dein erster Scheiterhaufen flammt.“ — „Traurige Schwäche eines vereinsamten Geistes! Dieser arme Heilige hat mich schon wieder nicht verstanden!“ seufzt Torquemada ungeduldig. Und während die beiden Pfaffen sich ihre Systeme an den Kopf werfen, der eine sein Evangelium der Barmherzigkeit und der Andere seine Theorie vom liebenden Feuer, und doch Keiner den Anderen überzeugen kann, da wird ihre Beredtsamkeit plötzlich von einer insolenten Lache unterbrochen. Ein flotter Jägersmann, der die beiden sonderbaren Heiligen eine Weile unbemerkt belauschte, tritt herein, und setzt ihnen das Dogma von der Weltlust entgegen. „Ihr seid zwei Einfaltspinsel,“ höhnt er. „Wahrlich, in Eurer Welt wäre das Leben höllisch langweilig. Dich, Torquemada, kenn' ich. Kehre nur zurück nach Spanien und thue, was Du willst. Deine Idee ist großartig, denn sie gestattet mir, die Güter der Andersgläubigen und namentlich der Juden meinen Neffen zu schenken; also gewinne ich nur bei Deinen Plänen. Aber Ihr streitet Euch ja, wozu Ihr auf Erden seid. Ich will es Euch sagen. Außerhalb dieser Welt sehe ich nichts und in dieser Welt nur mich. Ihr wollt beten oder strafen, ich aber genießen. Ich wäre wirklich ein Dummkopf, wenn ich das kurze Dasein nicht ganz und voll auskosten wollte. Ich möchte vor Allem glücklich sein. Was Ihr Verbrechen oder Laster nennt, ist Vorurtheil. Was ficht mich der Tod Anderer an, wenn ich nur am Leben bleibe.“ — „Wer ist dieser Bandit?“ fragt der heilige Franz entsetzt. Und Torquemada erwiedert: „Der neue Papst Alexander Borgia!“

Der dritte Act führt uns in den alten Maurenpalast zu Sevilla. Der spanische Hof zeigt sich in seiner ganzen Corruption, nur der starre Mönch Torquemada und das Sanctum Officium haben noch Principien, aber welche! Gerade für heute ist wieder ein Autodafé über hundert Juden angesetzt, während die übrigen aus Spanien vertrieben werden sollen. Bereits haben die Aeltesten 30,000 Goldthaler erlegt, wenn man sie ungeschoren und unverbrannt lassen wolle, denn sie kennen die königliche Habgier. Fuentel ist für die Gnade; muß er doch fürchten, Torquemadas Zorn könnte auch seinen Enkel treffen, der sich standhaft weigert, Mönch zu werden. Der König ist um so eher zur Gnade geneigt, als er immer ungehaltener über den tyrannischen Torquemada wird, der am Ende noch die vorläufig im Kloster untergebrachte Doña Rosa verbrennen wird. Er gibt daher dem Marquis von Fuentel hundert Bogenschützen und die Vollmacht, in jedes Gebäude, ob weltlich oder geistlich, einzudringen und jeden Störrigen, ob weltlich oder geistlich, niederzumachen. Auf solche Weise kann er Rosa in den geheimen Park bringen, wo der König sie erwarten wird. Es folgt eine Unterredung des Königs und der Königin. Soll man die Juden und ihr Geld behalten? Ja, denn die Juden kann man in jeder Geldnoth schröpfen. Lieber vertreibt man die Mauren. Schon unterschreiben Beide den Erlaß, wodurch die Verordnung der Judenhetze zurückgenommen wird, als Torquemada eindringt und in die historischen Worte ausbricht: „Judas hat Jesum um 30 Silberlinge verkauft: ihr verkauft ihn den Juden um 30,000 Goldstücke. Seid verflucht!“ — „Gnade!“ schreit die Königin. — „Auf die Knie, Beide!“ donnert der wilde Mönch. Die schlotterichte Königin fällt auf die Knie und zieht auch ihren Gemahl nach. „Ich habe Euch, Ihr Gottesverräther, auf offener That ertappt,“ fährt der Unerbittliche fort. „Ihr seid Beide der Inquisition verfallen, denn nur der Papst allein steht über ihr.“ Der König ist bereit, Alles zurückzunehmen und das Autodafé zu gestatten. „Glaubst Du,“ höhnt der Priester, „ich hätte erst auf Deine Erlaubniß gewartet?“ Er reißt den Vorhang vom Fenster. Man sieht — eine grauenhafte Illustration zu dem klassischen: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt!“ — auf dem Schloßplatz Holzstöße flammen und hört das Jammergeschrei der Erstickenden. Unterdessen bricht Torquemada in neronische Freude über die verbrennenden, aber geretteten Menschen aus. „Triumph, es gibt keine Hölle mehr!“

Nach diesem gewaltigen Auftritt will der mattere Schlußact nicht mehr wirken. Der Hofnarr verräth seinen königlichen Herrn an den Großinquisitor — „Verrath ist nicht hübsch, aber der Feuertod noch weniger“ — und führt Torquemada mit seinen Häschern in den Park, wo sie sich in den Hinterhalt stellen. Fuentel mit den Kindern kommt. Er hat sie aus dem Kloster befreit und will sie jetzt noch nach Frankreich schaffen. Indessen erkennt Torquemada in dem Paar seine Retter aus dem unterirdischen vade in pace. Er will ihr Helfer werden und sein damaliges Versprechen halten. Die Kinder erzählen ihm in ihrer Freude treuherzig, welche Mühe es ihnen gekostet, den schweren Gruftdeckel mit Hülfe des Grabkreuzes zu sprengen. Da erwacht wieder der religiöse Wahnsinn in dem düsteren „Spion Gottes“. Ein geweihtes Kreuz dem Christengrabe zu entreißen, ist ein furchtbares Verbrechen, das die schrecklichsten ewigen Höllenqualen nach sich zieht. Aber er wird dem Teufel diese Beute schon abllisten und sie auf seine Art retten. Die Kinder jubeln bereits der neuen Freiheit entgegen. Da erscheint der schreckliche Mönch wieder mit den Pönitenzbrüdern und der Todtenkopffahne, welche Jedem unerbittlich Tod bringt, dem sie sich nähert. Die Liebenden sind verloren. „Gerettet,“ meint Torquemada.

So endet das merkwürdige Stück, das trotz aller effectvollen, opernhaften Mache ein Buchdrama ist. Nur dem maßlos verhimmelnden Freunde dieses dichtenden Dalai Lama konnte es einfallen, den „Torquemada“ auf die Bühne bringen zu wollen, ein Vorhaben, das bekanntlich an dem Widerstand der Pariser Polizei scheiterte. Als Buchdrama kennzeichnet es schon die Form. Jeder Aufzug hat ein eigenes Personenverzeichniß. Der Prolog ist gerade so lang, als sämmtliche übrigen Acte zusammen. Der zweite Aufzug ist eine einzige Scene, die obendrein nur eine theologische Disputation enthält, welche jedem Umsetzen der Argumente in That und dramatisches Leben sorgfältig aus dem Wege geht. Die Handlung klafft an manchen Stellen, und die Entwickelung ist nicht immer logisch, wie z. B. daß Fuentel, der seinen Neffen und seine Braut nach Frankreich schaffen will, Beide vorerst in den Park geleitet, wo er den König treffen soll. Im Prolog sehen wir Torquemada als armen Mönch, im ersten Aufzug ist er schon privilegirter Menschenlieferant des Scheiterhaufens und als allmächtiger Großinquisitor auf dem Höhepunkt seiner Macht, ohne daß uns dies wunderbar schnelle Avancement irgendwie begründet wird. Ein anderer Mangel ist noch schlimmer und läßt sich nur durch einen Gedächtnißfehler des Autors erklären, dem eben nach langjähriger Unterbrechung sein Stück als etwas Fremdes gegenübertrat. Im zweiten Aufzug sieht Torquemada in des Eremiten Hand einen Todtenkopf, den er sich sofort auf seine Fahne zu setzen vornimmt. Allein dies ist ein Vorsatz, den der schreckliche Mönch vor längerer Zeit ausgeführt hat, sintemalen sein Banner schon im ersten Act — Hugo beschreibt es dort deutlich — bereits mit „einem Todtenkopf und zwei kreuzweise liegenden Gebeinen darunter“ bemalt ist. Eine weitere Unbegreiflichkeit liegt darin, daß Torquemada sich erst im zweiten Acte vom Papste die Erlaubniß zur Inquisition holt, welcher er schon im ersten Aufzug vorstand. Daß er früher einmal in Rom war und diese Erlaubniß längst erhielt, beweisen des Königs Worte im ersten Act:

„Torquemada fait un conciliabule,
Parle au Pape, revient et rapporte une bulle...“

Alles dies scheint darauf hinzudeuten, daß der erste Act irrthümlich vor den zweiten gerathen ist, der eigentlich gleich nach dem Prolog kommen sollte.

Nicht minder grobe Verstöße finden sich in der Charakteristik. Namentlich Fuentel ist ein sonderbarer Kauz. Er ist noch ganz nach Hugos altromantischer Schablone gezeichnet: ein Schandmensch mit einer einzigen erhabenen und rettenden Tugend.

Wie Lucrezia Borgia sich ungestört dem Incest, dem Ehebruch, der Giftmischerei ergeben kann, wenn sie nur eine gute Mutter ist; wie das verwachsene Ungeheuer Quasimodo seiner reinen Liebe zu Esmeralda, und wie der scheußliche Hofnarr Rigoletto seiner Vaterliebe halber purificirt wird, so vollzieht sich auch an Fuentel die Verwandlung des Dämons in einen Engel. Während noch kurz zuvor in dem naiven Duo zwischen ihm und dem König, wo sich die beiden Mordgesellen, in Hebbels Manier, selbst charakterisiren und ironisiren — Fuentel — als ein gräßliches Scheusal dasteht, das die Schmähungen des Königs ruhig einsteckt, so verwandelt er sich, da er in Sancho seinen Enkel erkennt, coupartig in einen so musterhaften Großvater, daß nur Victor Hugo selbst, der Lobsinger seiner Enkel George und Jeanne, mit ihm concurriren könnte. Diese jähe Großvaterliebe,

„Qui supprime un démon et qui refait un ange . . .“

soll nun alle seine Schandthaten auslöschen, ganz nach dem bekannten Recept aus „Marion Delorme“:

„Ton amour m'a refait une virginité.“

Um die Individualität der anderen Personen steht es nicht besser. Sie sind alle keine Menschen von Fleisch und Blut, sondern blos mit bunten Lappen und volltönenden Worten bekleidete Abstractionen. Am besten ist noch der abgefeimte König gezeichnet, aber es ist nicht glaubhaft, daß er sich bis zum Kniefall vor Torquemada duckt. Die Liebenden, die gleich einem Sonnenstrahle das grau in grau gemalte Kolossalbild erhellen, sind in ihrer unbestimmten, süßlichen Grazie ganz farblos.

Bei aller Tendenz ist doch dies Drama kein Pamphlet. Hugo will objectiv sein. Auch gegen die Kirche ist er, trotz Torquemada und Borgia, durchaus gerecht. Der treffliche Franciscus ist einer der Ihrigen, aber freilich mit seiner Panacee des Gebetes auf die Thaten der Kirche ohne jeden Einfluß. Dem „Henker ohne Gleichen“ gegenüber plädirt Hugo für dessen Unzurechnungsfähigkeit. Sein Torquemada leidet an religiösem Aberwitz und hat nur zwei lichte Momente, wo er seinen Rettern Hülfe verspricht und wo er sich freut, sie wiedergefunden zu haben. Uebrigens ist sein Wahnsinn, in dem so viel Methode liegt, virtuos entwickelt. Dieser autodaväterliche Menschenfreund, dessen Grausamkeit Erbarmen und dessen Strenge im Grunde Herzensgüte sein will, wird in seinem wilden Fanatismus beinahe glorificirt. Wir fühlen uns von ihm abgestoßen, und doch blicken wir staunend zu dem reinen, unbestechlichen, unbeugsamen Riesen empor, der uns vermittelst einer Minute Leiden von ewiger Folterqual zu befreien wähnt. Dem Stoiker, der ohne Wank und Widerruf so gelassen in sein Grab steigt, verzeihen wir beinahe um seines unerschütterlichen Glaubens Willen. Nur Schade, daß er an der Krankheit aller Hugo'schen Helden leidet, an der Geschwätzigkeit. Wenn er den Mund öffnet, so thut er es in der Regel nicht unter einem hundert Alexandriner, und er könnte füglich mit dem Helden jener Parodie beginnen:

„Dabord, mes chers enfants,
J'éprouve le besoin de parler très-longtemps.“

Diese Beredtsamkeit ist um so langweiliger, als sie unabänderlich immer das eine ewige Thema variirt, das in den „Hugenotten“ viel kürzer und bündiger in die Worte zusammengefaßt wird: „Mordet sie, brennet sie!“

Ueber alles Lob erhaben ist die Form dieses wunderbaren Dramas, wo selbst die rohesten Theatercoups geadelt erscheinen. Leider ist die Jagd nach Antithesen aufs Höchste gesteigert. Wenn vor der Cäsur etwas Gutes gelobt wird, so wird nachher gewiß etwas Schlechtes verdammt. Wenn im Vordersatz der König voranstolzirt, so hinkt der Nachsatz gewiß mit einem Lakai hinterdrein. Einen besonderen Staat treibt der Dichter mit sogenannten „reichen“ Reimen, die mir von jeher unsagbar armselig erschienen sind. Existirte nicht schon längst die wohllautende Sprache der Hidalgos und Señoras, so hätte Victor Hugo sie gewiß erfunden, blos um seinen „Peregrinus Syntax“ zu erweitern. Er reimt mit unendlichem Wohlbehagen rayonne auf Bayonne, indoue auf Cordoue, voilà auf Alcala, larves auf Algarves, autel auf Fuentel, hardis auf Cadix, astres auf Piastres, bourreau auf quemadéro. Die lakonischen Erhabenheiten versinken leider meist in dem breiten Strome der Redseligkeit, aber das ist ein der ganzen französischen Tragödie anklebender Fehler. Ertrinkt doch auch Corneilles berühmtes „Qu'il mourut!“ in der folgenden ellenlangen Paraphrase. Wo aber Victor Hugo sein Bestes gibt, und das thut er hier mehrfach, da eröffnet er uns Fernblicke in ungeahnte Regionen und in sein mildes und reiches Herz. Dann ist es bewunderungswürdig, wie sich der spröde französische Vers mit ungeahnten Modulationen füllt, wie er weich, biegsam und majestätisch ist, wie er geliebkost, gemeistert und wohl auch tyrannisirt wird. Die Kühnheit der Bilder, der hinreißende Schwung der Sprache, die oft ungeheuerliche Kraft der Adjectiva sind gleich phänomenal. Wie schön sind Franz' Betrachtungen über den Todtenkopf oder Torquemadas Vision der Hölle oder die Stelle über die Unzerstörbarkeit des Pfaffenthums oder das reizende Liebesgetändel von Sancho und Rosa, die einmal die Schmetterlinge mit irrenden Küssen vergleichen, die einen Mund suchen und Blumen finden, oder das Bild vom Baum der Erkenntniß:

Il pousse d'heure en heure une branche au péché,
Arbre fatal, rameau que Dieu vers lui ramène,
Mais qu'Ève, hélas, courba jusqu'à la lèvre humaine.

Oder die Klage des Königs, daß er kein Mensch, sondern nur mehr eine Landkarte sei, oder Franz' gottergebene Antwort, daß er keine Wunder thue, oder die reizende Legende vom Schnee und den Schmetterlingen:

„Im Winter läßt der trübe Himmel
Sein bleiches Bahrtuch auf die Erde fallen,
Doch kommt April, dann wächst der Tag, die Blumen
Entstehn und die glückselige Erde gibt
Dem Himmel, der sie schützt, in weißen Faltern
All die Schneeflocken wieder. O, dann wandelt
Leid sich in Freud, und überall ist Bläue
Und bebend fliegt die Lust empor zu Gott.“

Theophil Zolling.

Vom Grafen Hahn.

Eine literarische Erinnerung von Hans Wachenhusen.

Vom Grafen Hahn war einstmals fast ebenso viel die Rede wie später von seiner Tochter, der Gräfin Ida Hahn-Hahn, von jenem Theaterenthusiasten nämlich, dem mecklenburgischen Karl Theodor von Hahn, von dessen Reichthum der Volksmund erzählte, er besitze neunundneunzig Güter, wenn er das hundertste noch dazu erwerbe, so müsse er Soldaten stellen.

Graf Hahn aber dachte an nichts weniger als an Erwerben, er verstand nur zu verschwenden und zwar in einer Weise, wie vor ihm wohl je kaum Einer. Der Unglückliche kümmerte sich wenig um die Interessen seiner Standesmitglieder, der mecklenburgischen Ritterschaft, er litt am Theaterwurm, er opferte Alles seiner Leidenschaft, eine kostspielige Theater-Gesellschaft auf seinem Schloß zu erhalten, die berühmtesten Künstler als Gäste auf seiner Bühne zu sehen, sie aufs Glänzendste zu bewirthen, zu honoriren, ihnen die silbernen Rüstungen zu schenken, in denen sie bei ihm aufgetreten, und Fürsten und Könige in den Logen seines Schloßtheaters zu sehen. Und selbst als dieser Wurm ihm Alles verzehrt, fand er Trost in dem Glück, der Leiter einer Bühne bleiben zu können, und das war er bis an sein traurig Ende.

Ich erzähle hier zwei Begegnungen mit diesem seltenen Mann, von denen die letzte mir eine rührende Erinnerung geblieben.

Als Knabe mit meiner Mutter in einer kleinen mecklenburgischen Stadt zu Besuch, ward ich von dieser zum ersten Mal mit ins Theater genommen. Die Gesellschaft des Grafen Hahn, der damals also mit seinen Gütern schon zu Ende war, spielte in dem Casinosaal; die Honoratioren des Städtchens waren be-

geistert von den Leistungen derselben. Ich mit meinen acht Jahren hatte, wie gesagt, noch keine Theatervorstellung gesehen, auf meinen Beifall und Enthusiasmus also durfte der Graf mit seinen Künstlern rechnen.

Ich sehe noch heute den sehr dürftigen grünen Vorhang mit der in der Oelfarbe zerborstenen gelben Leier darauf, erinnere mich auch, wie ich, der ich durch Fragen nicht ungebildet erscheinen und den Kleinstädtern imponiren wollte, mir den Kopf darüber zerbrach, was nur inmitten der Leier das kleine runde Loch mit seinem Fettrande, das bekannte Ochsenauge, bedeuten sollte.

Wir saßen an der Ecke der ersten Bank hinter dem städtischen Orchester. Der äußerste Platz neben meiner Mutter blieb unbesetzt, obgleich man schon Stühle an die Wände gestellt hatte, um dem Andrang zu genügen, und Niemand schien diesen einen zu begehren.

Man gab „Griseldis", das Rührdrama, das damals noch neu und die ganze gebildete Welt unter Thränen setzte. Nach dem ersten Act kam der Casinodiener und brachte meiner Mutter ein Bouquet. Daß das mit zur Vorstellung gehöre, glaubte ich nicht; ich schaute nur fragend umher, warum die übrigen Damen keins erhielten. Die Zwischenactsmusik war so lärmend, daß ich auch die Mutter nicht fragen konnte.

Nach dem zweiten Act herrschte schon die allgemeinste Rührung im Publicum; ich selber fühlte mich sehr bewegt und schweigsam. Da erschien ein ältlicher Herr, begrüßte meine Mutter, nahm den frei gebliebenen Eckplatz ein, zog mich an der Hand zu sich, hob mich auf seinen Schoß, fragte mich, wie mir das Stück und die Schauspieler gefielen, und gab mir Bonbons. Ich hörte, wie meine Mutter ihn „Herr Graf" nannte und sah, mit welcher an Verehrung grenzenden Hochachtung die Augen des Publicums auf ihm ruhten.

Als er vor Wiederaufgang des Vorhangs sich verabschiedete, sagte mir die Mutter, das sei der Graf Hahn, der Director der Gesellschaft gewesen. Er erschien auch noch einmal vor dem letzten Act, als Alles in Thränen schwamm, um sich zu verabschieden, und drückte auch mir die Hand.

Man denke sich, welch einen Respect ich vor der Würde eines Theaterdirectors hatte. Von den Schicksalen dieses Mannes, der früher in seinem engeren Vaterlande eine fürstliche Hofhaltung gehabt, war mir nichts bekannt, ich hätte auch kein Verständniß dafür gehabt; ich sah in ihm nur den Theaterdirector und meinte, alle diese Directoren müßten Grafen sein... Am nächsten Morgen verließen wir das Städtchen wieder. Die Griseldis wollte mir nicht aus dem Kopf, als wir im Postwagen saßen.

Wohl an zwanzig Jahre waren seitdem verflossen. Ich kehrte von meiner Reise in Lapp- und Finnland zurück und nahm für einige Zeit Aufenthalt in Hamburg, um die Poesien des finnischen Dichters Runeberg und das alte finnische National-Epos „Kalewala" zu übersetzen. Die ersteren erschienen damals, während ich bei der Arbeit war, im Druck; das andre ist unvollendet in meinem Pulte geblieben.

Doch das ist Nebensache. Rudolf Gottschall, Feodor Wehl und Robert Heller lebten damals in Hamburg; von dem letzteren möchte ich eigentlich sagen: er speiste in Hamburg, denn das war der Hauptberuf dieses so glücklich veranlagten Gesellschaftsmenschen, der dazumal das Feuilleton der Hamburger Nachrichten redigirte. Er auch war es, der, als wir eines Nachts in Wilkens Keller saßen, mich veranlaßte, einen Lokalstoff dramatisch als Posse zu verarbeiten; und daraus ward denn ein übermüthiges Machwerk, dem wir den Titel „Der Freizettel" gaben. Chéri Maurice, der unermüdliche Director des Thalia-Theaters, bekam das Manuscript in die Hände und wünschte es aufzuführen.

Das geschah denn auch. Der Schwank erregte große Heiterkeit und ward einige Wochen hindurch täglich gegeben. Darüber kam das Frühjahr, kam der Sommer.

Eben im Begriff, mich zu einer neuen Reise vorzubereiten, ward mir eines Morgens in meiner Wohnung am neuen Jungferstieg ein alter Herr gemeldet, der mich zu sprechen wünschte, und gebeugt, von Alter und Schicksal gedrückt erschien ein Mann mit dünnem greisem Haar, der trotz dürftigem Anzug in seinem Auftreten den Mann von Takt und Welt verrieth.

„Graf Hahn!" So stellte er sich mir mit einer Bescheidenheit vor, die mich fast verlegen machte. Ich rückte ihm einen Sessel hin und fand dabei Zeit, mich hinsichts der Persönlichkeit zu orientiren, denn vor ganz kurzem hatte ich gelesen, daß „der bekannte Graf Hahn" mit seiner Truppe draußen in dem Dorfe Eimsbüttel ein Sommertheater aufgeschlagen.

Indeß mein Gast ließ mich nicht lange im Unklaren; mit einer an Demuth grenzenden Ergebenheit erzählte er mir von seinem Sommertheater und seiner Hoffnung auf eine gute Einnahme. Mir that's im Herzen weh, die ärmliche, fadenscheinige Kleidung dieses Mannes zu sehen, den all das Elend, das er in Gestalt einer der ordinärsten Komödiantenbanden mit sich herumschleppte, doch nicht eigentlich unglücklich gemacht zu haben schien, denn er war noch immer zufrieden, wenn er nur eine Bühne leiten konnte. Das bezeugte mir auch das warme, fast freudige Interesse, mit welchem er von der seinigen sprach. Und damit kam er denn auf das, was ihn zu mir führte: er bat um die Erlaubniß, die oben erwähnte Lokalposse an seinem Theater geben zu dürfen mit dem lächelnden und achselzuckenden Hinzusetzen: freilich werde auf Honorar kaum zu rechnen sein.

Um den Schmarren so viel Worte! dacht' ich bei mir. Ich wollte unsern Contract, daß er mit dem Stück machen möge, was er wolle, durch ein Glas Wein besiegeln; er aber lehnte es ab; er genieße keinen Wein. Und so schied er denn von mir, mein Versprechen mitnehmend, daß ich die Vorstellung in Eimsbüttel besuchen werde.

Einige Tage später machte ich mich also auch am Nachmittag mit einigen Freunden nach Eimsbüttel auf, einem der Wallfahrtspunkte der Hamburger Sonntagspublicums. Draußen schloß sich uns noch eine Familie an, die eins der schönen Landhäuser von Eimsbüttel bewohnte, und so zogen wir zum Sommertheater.

Es war unterwegs wohl viel gescherzt worden über den Kunstgenuß, der unser warte, aber der Uebermuth verstummte, als wir vor die elende Bude und den mit rohen Bänken garnirten Rasenplatz, den Zuschauerraum, traten, in welchem bereits ein Dutzend Kindermägde und ehrsame Landbewohner Platz genommen hatten.

Am Eingang, in dem aus Latten errichteten Schilderhäuschen, saß ein altes Weib, das die Billets verkaufte. Wir traten heran und wollten unser Entrée bezahlen, als sich hinter der Alten ein Greis erhob, durch die niedere Thür hinaus trat, auf mich zuschritt, mir die Hand drückte, mit großer Verbindlichkeit meine Begleiter grüßte und jede Zahlung ablehnend uns zu der ersten Bank begleitete.

Es war Graf Hahn selbst in demselben schäbigen dunklen Rock, in dem er bei mir gewesen. Er plauderte mit uns in der harmlosesten, liebenswürdigsten Weise, in seinem unverkennbaren Elend immer noch den Cavalier verrathend, zuweilen auch einen halben Blick in den Zuschauerraum zurück werfend, um sich von der Einnahme zu unterrichten.

Kein Wort, keine Miene des Greises berechtigte uns zu vermuthen, daß er dies Elend empfinde, um dessen Willen namentlich die beiden Damen unserer Gesellschaft ihm in so mitleidsvoller Theilnahme zuhörten. Mit der Haltung eines zufriedenen Theaterdirectors stand er vor uns; sein Antlitz erheiterte sich merkbar, als er sah, wie die Bänke sich allmählich füllten; er besaß Takt genug, sich sogar unberührt zu zeigen, als einige junge Hamburger Kaufleute hinter uns, die den Grafen nicht kannten, mit lauter Stimme ihre Witze machten, und empfahl sich, als die vier Dorfmusikanten vor uns eine gottesjämmerliche Musik begannen.

Aus Rücksicht mußten wir schon aushalten, als nach dem ersten Act uns der Wunsch überkam, den Schauplatz zu verlassen. Die beiden Damen empfanden auch eine mit Rührung gemischte Dankbarkeit, als ein kleines Mädchen ihnen im Zwischenact zwei bescheidene Sträuße im Namen des Herrn Grafen überreichte. Um keinen Preis hätten sie ihn verletzen mögen.

Ich dachte an meine Mutter und den Blumenstrauß, den er ihr vor zwanzig Jahren überreichen ließ. Er war also noch derselbe galante Mann geblieben.

Im letzten Zwischenact suchte ich ihn auf der Bühne, um ihn im Auftrage meines Freundes zu einem einfachen Souper in dessen Landhaus einzuladen. Er lehnte höflich ab; er speise nie zu Abend. Aber, fügte er hinzu, er wolle den Damen noch Adieu sagen. Und das that er, uns nach der Vorstellung am Ausgang erwartend.

Die Damen sprachen unterwegs nur von dem armen, unglücklichen Manne, der in einem Alter von mehr als siebzig Jahren noch mit einer solchen Komödiantenbande in der Welt umherwandern müsse.

Ich sah den Grafen nicht mehr, denn einige Jahre später starb er in Lübeck, hülflos und verlassen — auf dem Stroh.

Aus der Hauptstadt.

Opern-Sommersaison in Berlin.

Frau Schröder-Hanfstängl. Signora Gambogi. „La Modella" von Bimboni.

Das Krolltheater, das alle Jahre mit neuen Ueberraschungen hervortritt, und das wir schon vor einigen Wochen rühmend erwähnten, hat in diesem Sommer zwei besonders interessante Gastinnen vorgeführt: eine bekannte Künstlerin, die bisher nur in Berlin nicht gehört worden war und jetzt glänzendste Erfolge errungen hat, und eine ganz und gar unbekannte italienische Sängerin, eine Anfängerin, deren Auftreten bei Kroll der erste Schritt auf einer glücklichen Laufbahn sein dürfte. Frau Schröder-Hanfstängl, Königl. Württembergische Kammersängerin, ist eine sehr bedeutende Künstlerin. Ihre Stimme ist zwar hie und da etwas scharf, aber aller Tonfärbungen fähig; die Intonation vollkommen rein, die Coloratur ist so vortrefflich, so künstlerisch geschmackvoll ausgebildet, wie wir sie bei deutschen Sängerinnen seit langer Zeit nicht gehört haben. Die gebundenen Läufer, die Staccati, die Triller und sonstige Verzierungen kamen alle mit größter Sicherheit und Reinheit zu Gehör und wurden niemals mit jener Virtuosen-Aufdringlichkeit vorgebracht, die quasi dem Hörer zuruft: „Siehe, was ich Alles kann!" Auch der Vortrag und das Spiel der Frau Hanfstängl sind meistens sehr zu loben. Sie war früher ausschließlich Coloratursängerin und ist erst in letzterer Zeit zum dramatischen Gesange (Norma, Margarethe) übergegangen; die Gewohnheiten aus der ersten Periode treten hie und da noch hervor; doch immer vernimmt man eine künstlerische und interessante Leistung. Die Gastin erfreut sich der besten Aufnahme. So oft sie auftritt, ist das sehr große Theater ganz gefüllt vom elegantesten Publicum, das reichen Beifall spendet.

Die zweite Erscheinung am Krolltheater, die Signora Gambogi, ist unter Verhältnissen vor das Publicum getreten, die man sonst mehr in einem Künstlerroman zu lesen, als in der Wirklichkeit anzutreffen gewohnt ist. Die ganz junge Dame war ursprünglich von der Direction der Italienischen Oper im Skating-Rink im Ganzen für dritte Rollen berufen, ausnahmsweise war ihr die „Gilda" in Rigoletto in Aussicht gestellt worden. Die junge Dame kam mit den besten Empfehlungen der ersten Musik-Autoritäten Italiens nach Berlin. Nach ihrem ersten Auftreten — als Begleiterin der „Traviata", in welcher sie nicht zwei Takte zu singen hatte — erklärte die Direction ihre Berufung für aufgehoben; sie war von der Unfähigkeit der Sängerin in dem Maße überzeugt, daß sie selbst einen Proceß und einen Federkrieg in den Zeitungen nicht scheute. Der findige Director des Krolltheaters, ließ die Dame Probe singen und entschloß sich sofort, ihr die Rolle der „Gilda" in Rigoletto anzuvertrauen. Das zahlreich erschienene Publicum zeigte sich im Anfang theilnehmend, aber kühl; nach der ersten Arie aber schwand die Theilnahme und laute Anerkennung trat an die Stelle, denn in Signora Gambogi zeigte sich ein bedeutendes Gesangtalent und eine ganz vortrefflich gebildete Musikerin; die Stimme ist vollständig gleich in allen Registern und unfehlbar rein und die Coloratur sehr gut entwickelt. Der Vortrag ermangelte noch der Wärme, ist dabei aber ganz gesund; nie ist ein Tremoliren bemerkbar, niemals das bei den Italienern jetzt so beliebte Ziehen eines hohen Effecttones, während welches der Kapellmeister mit dem Taktstock in der Luft dastehen muß, um das Orchester zurückzuhalten. Was aber nicht blos dem Publicum und auch den strengsten Kennern imponirte, das war die ganz ungewöhnliche, bei einer Anfängerin noch nie gesehene musikalische Sicherheit.

Schließlich sei noch einer neuen italienischen Oper gedacht, welche eigens für Berlin componirt und hier auch zum ersten Male aufgeführt worden ist: „La Modella", von Kapellmeister Bimboni, dem bewährten Leiter der Skating-Rink-Oper. Dieses Erstlingswerk des jungen maestro zeigt ganz bestimmt von sehr beachtenswerthem dramatischen Compositionstalent. Der Text ist nicht ohne Geschick gearbeitet. Die Handlung ist theilweise der italienischen Kunstgeschichte des 16. Jahrhunderts entnommen. Haupthelд ist der bekannte Maler Filippo Lippi, der aus dem Kloster entflohen ist, ein ziemlich lockeres Leben geführt hat und durch Gift gestorben ist, das ihm die Verwandten einer Dame beigebracht haben sollen. In der Oper ist die Geschichte insofern verändert, als er eine Novize aus dem Kloster entführt, für das er ein Altarblatt malt, zu welchem jene auf sein Verlangen als „Modell" sitzt. Sein Schüler Folchetto hat ebenfalls die schöne Lucrezia in sein Herz geschlossen und will sie für sich gewinnen. Zu diesem Zwecke befördert er ihre Flucht, verräth aber Lippi an die Behörde; diesen rettet die Geliebte; er eilt herbei, zwingt den treulosen Schüler zum Dolchkampf, Lucrezia stürzt zwischen die Beiden und fällt, tödtlich verwundet; ihre letzten Worte versöhnen die Beiden. Die Musik enthält einige wirksame Stücke, unter denen besonders einige sehr melodiöse Lieder der fahrenden Sänger (menestrelli) hervorzuheben sind. Die Ausführung war eine vorzügliche, die Aufnahme eine vorwiegend günstige sowohl von Seiten des Publicums wie der Kritik.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die politischen Ferien sind überall eingetreten, in Deutschland wie außerhalb. Die Blätter drucken gewohnheitsmäßig die eingelaufenen Depeschen ab, schreiben die üblichen Leitartikel dazu und überlassen Sensationsnachrichten den dazu in erster Linie berufenen auswärtigen Pariser oder Londoner Zeitungen. Wohin man sieht, herrscht Ruhe. Russische Conspirationen, von der Petersburger Polizei neuentdeckte Minen und geglückte Nihilistenverhaftungen fesseln weniger die Aufmerksamkeit, seit Ignatieff beseitigt ist und Europa mit ihm den schlimmsten Störenfried losgeworden ist. Wie Rußland mit seinen inneren Schäden ohne ein ernstliches Einlenken in liberale Wege fertig werden will, ist seine Sache. Ignatieff war durch die offenkundige Gunst, welcher sich die bekannten Plünderungen und Austreibungen einer verfolgten Race bei ihm erfreuten, auf die Dauer unmöglich geworden. Rußlands ohnehin prekärer Wohlstand sank auf Null, und auf den europäischen Börsen bildete sich eine Verschwörung gegen seine Rubelpapiere, deren schlimme Folgen endlich dem blödesten Moskowiter deutlich werden mußten. Was den wiederholten Vorstellungen deutscher und östreichischer Staatsmänner nicht gelungen war, das brachten einige in der westlichen Finanzwelt tonangebende Banquiers mit ihren wegwerfenden Bemerkungen über die russische Wirthschaft zu Stande. Kundige Beobachter, die sich von den wechselnden Enthüllungen und dem Gerede der Blätter nicht irre machen lassen, behaupten, Rothschild habe durch seine abwehrende Haltung Rußland gegenüber den Sturz Ignatieffs herbeigeführt, und hinter dem Ereigniß stehe die allerdings auch jetzt noch zweifelhafte Aussicht auf eine neue russische Anleihe. Der europäische Frieden hat jedenfalls durch das vorläufige Verschwinden des Mannes, der stets in die auswärtige Politik hineinpfuschte und dem Niemand über den Weg traute, eine gewisse Bürgschaft erhalten. Welchen Sinn Tolstois Ernennung zum Minister des Innern hat, und ob Rußland dabei vorwärts kommen wird, kümmert seine Nachbarn in verhältnißmäßig geringerem Maße, so lange Herr von Giers fortan unbehelligt als bescheidener Fachmann mit dem europäischen Concert den Paradeschritt hält, harmlose Depeschen für seine Botschafter dictirt und in das officiöse Petersburger Journal an

die Adresse des Temps oder der République Française polemische Repliken einrücken läßt, welche die Telegraphenagenturen alsdann wie hochweise Orakelsprüche überall hin verbreiten. Die russische Gefahr ist vor der Hand von der Tagesordnung abgesetzt. In Frankreich ist jetzt ebenfalls die Friedenssehnsucht gerade so Mode, wie es früher das Säbelrasseln war. Die Kammer beklatscht Freycinets maßvolle Sprache, die wiederholten Ankündigungen seines Programms in verschiedenen gleichmäßig reservirten Editionen und will von Gambettas bis auf Weiteres veralteten glorioſen Abenteuern nichts wissen. So ist wirklich Aussicht vorhanden, daß die Sommerruhe auf keinem Punkte von einer irgendwie erheblichen Störung bedroht werden könnte. Wir hätten allerdings bald Aegypten vergessen. Dort ist noch Zündstoff vorhanden und hält die Diplomatie scheinbar in Athem. Wir sind indessen nicht direct dabei betheiligt und können die zahllosen Lügen, die in Sachen des Pharaonenlandes Tag für Tag ausgestreut werden, ohne nervöse Erregung vorübergehen lassen. Ein Telegramm dementirt das andere und alle Welt weiß, was von der ägyptischen Nationalpartei und ihren Hintermännern zu halten ist. Auch die publicistische Behandlung des Gegenstandes macht nicht die geringste Schwierigkeit. Was mißlingt, wird auf Rechnung der Westmächte gesetzt, während jeder, wenn auch nur scheinbare Erfolg dem Reichskanzler zugeschrieben und in allen Tonarten gepriesen wird. Nahm es sich so aus, als ob die Conferenz scheitern sollte, dann wurden die Urheber verhöhnt, die sich eingebildet, man werde sie das, was sie mit ihren Fehlern und Mißgriffen verschuldet, nicht selbst auskosten lassen. Trat die Conferenz dagegen wieder in den Vordergrund, dann war das ein großes Verdienst der deutschen Politik, die auch selbstverständlich für die schönsten Ergebnisse sorgen werde. Es fehlte nicht viel, daß Arabi Pascha, weil man zum Schutz der in Leben und Eigenthum gefährdeten Europäer mit ihm unterhandeln mußte, als ein verkannter Held und nationaler Herold gepriesen wurde. So ließ sich mit wenig Witz und viel Behagen die vermeintlich deutsche Politik auch dort vertreten, wo die heimische Staatsleitung sich grundsätzlich zurückhält und von einer verantwortlichen Initiative nichts wissen will. Ob diese, dem Selbstdenken in auswärtigen Dingen entsagende Methode auch nur den Machthabern gefällt und irgendwem imponirt, kann bezweifelt werden. Jedenfalls hat sie zur Folge, daß die intellectuelle Thätigkeit des Publicums sich auf die inneren Fragen concentrirt und damit einen Widerstand zeitigt, der in den politischen Wechselfällen des Tages nicht stets willkommen sein soll.

* * *

L'Adultera. Novelle von Theodor Fontane. (Breslau und Leipzig, S. Schottländer.) Ein sehr eigenthümliches Buch, für das man anfänglich durchaus die richtige Stimmung nicht finden kann, und zu dem man schließlich in ein immer engeres, immer wärmeres Verhältniß kommt, bis man sich zuletzt gestehen muß, ein so prächtiges, originelles, geistvoll-anregendes Werk selten oder nie gelesen zu haben. Bei all seiner Einfachheit ergreift diese Novelle uns bis ins innerste Mark, ja, es ist etwas Nervenaufwühlendes darin, das uns nicht wieder losläßt, sondern uns immer noch gefesselt hält, wenn wir das Buch längst bei Seite gelegt haben. Und mit wie einfachen Mitteln erzielt Fontane hier die größten Erfolge! Die Ausführung ist oft nur skizzenhaft, in zwei Zeilen wird gesagt, wovon Andere ganze Kapitel schreiben würden, Vieles wird nur angedeutet, alles Nähere dem Ausdenken der Leser überlassen; die Menschen, die hier klar, scharf und kurz gezeichnet werden, sind gar nicht außerordentliche Naturen, ja, sie sprechen zum Theil sogar im echten, unversälschten Berlinisch. Und doch: niemals ist eine Ehebruchsgeschichte geistvoll-spielender, als beinahe humoristisch, niemals mit größerem, sittlichen Ernst behandelt und zu befriedigendem Austrag gebracht worden. Auch eine decentere Schilderung als die, wie der Ehebruch hier thatsächlich vollzogen worden, läßt sich nicht ausdenken. Theodor Fontane ist eine viel zu fertige und abgeschlossene Dichtererscheinung, als daß man noch viel an ihr herumzutifteln versuchen sollte. Daß er auch Schwächen neben seinen glänzenden Vorzügen besitzt, weiß man ja, und ohne diese Schwächen möchte man ihn kaum haben. Zu ihnen rechnen wir bei dem vorliegenden Buche die etwas zu breite Schilderung der Hausfreunde des van der Straaten'schen Hauses, den etwas gar zu wunderlichen ersten Brief Melanies an Jakobini aus Rom und den zu knappen Schluß. An dem Werth dieses Buches ändert das aber nichts. T—n.

* * *

Raskolnikow. Roman von F. M. Dostojewsky. Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henkel (3 Bände, Leipzig, Wilhelm Friedrich).

Von der modernen russischen Belletristik wissen wir, mit Ausnahme des einzigen, leider verstummten Turgenjew, so gut wie gar nichts. Und doch soll sie, wenn man den Russen Glauben schenken will, gerade neuerdings einen ungeahnten Aufschwung genommen haben und wahre Schätze, die jeder Literatur zur Zierde gereichen würden, in sich bergen. Fragt man nach Namen, so wird man an erster Stelle immer den Dostojewskys hören. Der kürzlich verstorbene Schriftsteller war ein Liebling des jungen Rußland, und sein Begräbniß gestaltete sich seinerzeit zu einer Art Demonstration gegen die Regierung. Einer seiner hervorragendsten großen Romane, der in Rußland fünf Auflagen erlebte, liegt uns nun unter mit Recht geändertem Titel in guter Uebersetzung vor und gestattet ein Urtheil des deutschen Publicums über den Poeten. Unbedingt wird dasselbe — ob man nun Geschmack an Dostojewsky finden mag oder nicht — dahin ausfallen müssen, daß wir es hier mit einem eigenartigen Romanschriftsteller zu thun haben. Scharf und schneidig ist seine Sprache, ohne Rücksicht verfolgt er sein Ziel mitten im Staub und Schmutz der Straßen, erbarmungslos enthüllt er alle Laster und Gebrechen der modernen, russischen „Civilisation" und secirt er gleichsam seine Menschen, um uns ihr Innerstes bis auf die letzte Verzweigung des Nervengeflechts bloßzulegen; nie fällt ein Wort der Beschönigung, mit unerschütterlicher Energie übt Dostojewsky seinen Beruf bis zur letzten Consequenz aus. Hin und wieder athmet uns ganz der Turgenjew'sche Geist entgegen, besonders im Dialog, aber Dostojewsky ist viel wortreicher, viel weitläufiger, nur beweisen und immer wieder beweisen, so, gerade so nur könne und müsse es sein. Und er bannt uns in der That so in einen Gedankenkreis fest, aus dem es zuletzt kein Entrinnen mehr gibt. Es ist vorzugsweise ein psychologischer Roman, eine realistische Sittenschilderung und Seelenmalerei par excellence. Die Charaktere sind zum Theil genial gezeichnet, manche Scene voll packender Realistik, manche geradezu nervenaufwühlend in ihrer unerbitterlichen Grausamkeit. Anderes ist zu grell und streift nahe an den Sensationsroman, wie z. B. das Erscheinen des Unbekannten, der Raskolnikow „Mörder" nennt. Vieles ist auch von rührender Poesie durchtränkt, so die Scene zwischen Raskolnikow und Schonja, zumal die, in der er ihr die Füße küßt. Ueberaus erschütternd ist dann die Gestalt Marmeladows, und die Erzählung von Katerina Iwanowna und ihrer Familie eine wahre Tragödie des Proletariats. Selbst an einzelnen humoristischen Streiflichtern fehlt es daneben nicht. T—n.

* * *

Pädagogische Erfahrungen beim Klavierunterrichte im täglichen Verkehre mit den Schülern am Conservatorium von Xaver Scharwenka in Berlin. (Berlin, Aloys Hennes.) Das ist der Titel einer neuen musikpädagogischen Monatsschrift, die wegen ihres originellen Inhaltes die Beachtung aller Musiktreibenden verdient. Wie aus den sechs ersten Nummern zu ersehen ist, entwirft der Verfasser von jedem einzelnen Schüler (nach der Altersstufe durch fortlaufende Nummern bezeichnet) ein Bild seines Lehrgangs, und zeigt hierdurch, in welcher Mannichfaltigkeit sich nach den verschiedenen Anlagen eine rationelle musikalische Erziehung gestaltet.

* * *

Johann August Eberhards Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Umgearbeitet von Otto Lyon und F. Wilbrandt. Leipzig, Th. Grieben.

Eine neue Umarbeitung der von Friedrich Rückert besorgten zwölften Auflage des rühmlich bekannten Synonymenbuches, das auf der Höhe historischer Forschung steht und die reichen Ergebnisse der deutschen Philologie in umfassender Weise auf dem Gebiete der Sinnverwandtschaft verwerthet. Leider ist der von Prof. Boltz und Dr. Asher bearbeitete Theil, der die Uebersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache bringt, ebenso unpraktisch als philologisch-historisch unzulänglich. Bei einer späteren Auflage dürfte sich überdies eine größere Berücksichtigung derjenigen Fremdwörter empfehlen, die zur Nüancirung des Ausdrucks unentbehrlich sind.

* * *

Johann Christian Reinhart und seine Kreise. Ein Lebens- und Culturbild nach Originalquellen dargestellt von Otto Baisch. Leipzig, E. A. Seemann.

Eine warm und liebevoll geschriebene und vom Verleger schön ausgestattete Biographie des talentvollen Landschaftsmalers, den Schiller einen „alten und braven Kerl" zu nennen liebte. Sehr ansprechend sind namentlich die Bilder aus der deutsch-römischen Künstlercolonie, deren Senior der alte Reinhart durch lange Decennien war. Auch ein paar bisher unveröffentlichte Briefe Schillers an Reinhart sind von hohem Interesse, doch hätte es nichts geschadet, wenn einige vom verletzten Künstlerstolz eingegebene grobe Ausfälle gegen die „Kunstschreiber" in Vergessenheit gelassen worden wären.

* * *

Die Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig gibt gleichzeitig mit ihrer schönen deutschen Ausgabe von Liszts Gesammelten Schriften (verdeutscht von L. Ramann) auch das französische Original von „F. Chopin par F. Liszt" in dritter Auflage heraus. Es gibt nicht leicht eine schönere und ergreifendere Lectüre als dieses dithyrambisch begeisterte Buch, das Denkmal einer überschwänglichen Künstlerfreundschaft. Das „süße und harmonische Genie" wird hier von dem congenialen Meister auf das Feinsinnigste gewürdigt, und dem lyrisch beschwingten Schlusse, wo Liszt über den Verlust seiner beiden besten Freunde, Fürst Felix Lichnowsky und Chopin, klagt, fehlte nur die gebundene Form zur elegischen Ode.

Offene Briefe und Antworten.

Zum Münchener Bilderdienst.

Geehrter Herr Redacteur!

In Nr. 22 der „Gegenwart" gab Herr Dr. Friedrich Küchenmeister eine „Erinnerung an Theodor Drobisch", die Geschichte eines von diesem Schriftsteller verfaßten Pasquill auf König Ludwig I. von Bayern, zum Besten. Dagegen läßt sich vor Allem erwiedern, daß die anstößige Abbitte vor dem Königsbild nicht unter Ludwig I. und nicht durch eine Verordnung eingeführt worden. Durch Artikel 311 und 404 des Strafgesetzbuchs für das Königreich Bayern von 1813 ist verfügt, daß diejenigen, die an öffentlichen Orten oder in öffentlich verbreiteten Schriften die Person des Souveräns oder dessen Regierungshandlungen herabzuwürdigen trachten, Pasquille verfertigen oder verbreiten u. s. w., zur öffentlichen Abbitte vor dem Bilde des Souveräns und zu ein- bis vierjährigem geschärften Arbeitshaus verurtheilt werden sollen. Als dieses Strafgesetzbuch in Wirksamkeit trat, saß nicht Ludwig I., sondern der milde, volksfreundliche Max Josef auf dem bayerischen Königsthron. Verfasser des Strafcodex aber war der von Kiel nach Bayern berufene Geheimrath Paul Anselm von Feuerbach, der in der Geschichte der Gesetzgebung sicherlich nicht als Reactionär gilt. Daß ihm die fragliche Bestimmung durch die Berathungscommission octroyirt worden sei, müßte erst bewiesen werden. Wie er auf den Gedanken gerieth, die neue Strafart, die weder Kreittmayr, noch die zeitgenössischen Gesetzgeber anderer deutscher Staaten kannten, aufzunehmen, ist freilich nicht aufgeklärt; daß sie aber der geltenden Anschauung nicht allzu fremdartig gegenübertrat, erhellt daraus, daß die Recensenten, insbesondere der bekannte Ritter von Lang, der eine volle Schale hämischen Spottes über Feuerbachs Werk ausgießt, gerade diese Bestimmung nicht anstößig fanden. Sie wurde denn auch zu Lebzeiten Max Josefs bei allen vorkommenden Fällen vollzogen. Die von einem Correspondenten der „Frankfurter Zeitung" (Beilage Nr. 160) aufgestellte Behauptung, man habe während der Regierung Max Josefs nichts von Anwendung gehört, ist aus der Luft gegriffen. Als im Jänner 1818 ein der Majestätsbeleidigung überführter Bauer die Abbitte vor dem Königsbild, das in Trostberg auf offenem Markt aufgerichtet war, vor sämmtlichen eigens deshalb einberufenen Gemeindevorstehern des Landgerichtsbezirks unter sonderbaren Ceremonien hatte leisten müssen, trug das Appellationsgericht des Isarkreises darauf an, wenigstens den Vollzug der Strafbestimmung durch eine allgemeine Instruction zu regeln. Darauf wurde auf Antrag des bekannten Gegners Feuerbachs, des Staatsraths Gönner, vom Justizministerium dahin entschieden, daß die Abbitte künftig nicht in voller Oeffentlichkeit, sondern nur bei offenen Gerichtsthüren und in Anwesenheit einiger vorgeladener Personen zu leisten sei. Nach Promulgirung der bayerischen Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 hätte das ausdrücklich als fernerhin gültig bezeichnete Gesetz überhaupt nicht mehr durch eine vom König getroffene Verordnung abgeändert oder abgeschafft werden können, sondern es waren dazu das Gutachten des Staatsraths, die Zustimmung der Kammern und die Sanction des Königs erforderlich.

Als sich nun in Folge der revolutionären Bewegung nach den Julitagen die politischen Processe in Bayern häuften, wurde den Verurtheilten Behr, Eisenmann u. A. die im Strafgesetzbuch vorgesehene Strafe zuerkannt. Niemand wird heute in Abrede stellen wollen, daß jene Vorgänge als dunkles Datt in der deutschen Geschichte zu beklagen seien. Es ist aber durchaus ungerechtfertigt, für die Härte der Strafurtheile gerade den König Bayerns förmlich verantwortlich zu machen. Wer die Acten der vom Bundestag zur Untersuchung der politischen Processe eingesetzten Centralbehörde kennt, wird zugeben müssen, daß die eigentlich drakonischen Strafbestimmungen nicht von Seite Bayerns angeregt wurden. Auch betonte König Ludwig wiederholt, daß die gegen den Souverän verübten Verbalinjurien und die Verbrechen hochverrätherischer Verbindung auseinander zu halten seien; nur in letzterem Fall, wenn auf die Absicht, die bestehende Staatsverfassung umzustürzen, zu schließen war, glaubte er schon der Abschreckung wegen ohne Schonung vorgehen zu müssen. Es läßt sich aber sogar der actenmäßige Nachweis liefern, daß König Ludwig selbst den Wunsch hegte, daß diese Strafbestimmung abgeschafft werde. Im Jahre 1827, also zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung, ließ er den Ständen des Reichs den Entwurf eines neuen Strafgesetzes vorlegen: von der Abbitte vor dem Bild war darin gänzlich Umgang genommen. Auch im Entwurf von 1831, der jedoch gleich jenem früheren nicht zur Annahme gelangte, findet sich die anstößige Bestimmung nicht vor. In der bayerischen Rheinpfalz, wo das französische Strafgesetzbuch in Geltung stand, konnten bis dahin überhaupt nur verbrecherische Anschläge gegen das Leben, nicht aber ehrverletzende Aeußerungen über das Staatsoberhaupt zur Strafe gezogen werden. Als nun im Jahre 1834 im Staatsrath ein Gesetz berathen wurde, nach welchem auch gegen Majestätsverbrechen zweiten Ranges im Rheinkreis einzuschreiten wäre, schlug der Justizminister Schrenck vor, im Allgemeinen das für das diesrheinische Bayern geltende Gesetz zu Grunde zu legen, von der öffentlichen Abbitte vor dem Königsbild aber abzusehen. Daß diese Ansicht auch die Zustimmung des Königs erlangt habe, ist im Protokoll vom 9. März 1834 ausdrücklich bemerkt. Da jedoch keine Aussicht eröffnet war, daß die in offenem Conflict mit der Krone befindliche zweite Kammer den im Staatsrath behandelten Gesetzentwürfen zustimmen werde, stand die Regierung von der Vorlage ab, so daß auch die bisher geltende gesetzliche Bestimmung in Kraft blieb.

Sie wurde überhaupt nicht unter Ludwig I. abgeschafft. Erst zwei Monate nach der Thronentsagung dieses Fürsten wurde durch den Justizminister v. Heinz ein nach jeder Richtung freisinniges Gesetz über Abänderungen der alten Strafgesetze der Kammer vorgelegt. Am 12. Mai 1848 wurde das neue Gesetz promulgirt, dessen sechster Artikel die Verfügung enthält, daß jene früheren Vorschriften über körperliche Züchtigung, Widerruf und Abbitte für alle noch nicht rechtskräftig abgeurtheilten Straffälle außer Wirksamkeit treten sollen (Gesetzblatt für d. J. 1848, S. 33).

Ich glaube darauf verzichten zu dürfen, im Einzelnen darauf hinzuweisen, wie durch diese Richtigstellung des Sachverhalts aller und jeder Antheil von Theodor Drobisch an der Abschaffung des odiosen Brauches völlig ausgeschlossen ist.

Hochachtungsvollst

München. Dr. K. Th. Heigel.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Ein Journalist,

Norddeutscher, militärfrei, der in Nord-Amerika, Frankreich und der Schweiz thätig war, sucht Stellung als Mitredakteur eines großen oder Redakteur eines kleineren freisinnigen Blattes. Beste Referenzen. Offerten sub Chiffre **O. F. 8218.** an **Orell, Füßli & Co.** in **Zürich.**

Soeben wurden ausgegeben und stehen gratis und franco zu Diensten:
Katalog 40. **Theater. Musik.** 550 Nummern.
Katalog 41. **Geschichte.** 1540 Nummern.
Stoll & Bader, Antiquariat in Freiburg i. B.

Soolbad Nauheim
b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn.
Naturwarme, kohlensäurereiche u. gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon, ozonhaltige **Gradirluft. Ziegenmolke. Sommersaison** vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Grossherzoglich Hessische Bade-Direction Bad Nauheim.
Jäger.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von
Leusmann & Zabel, Hannover
liefert durch die meisten Detail-Geschäfte
Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.
„ **Kaffee-Spar-Extract.**
„ **Kaffee-Ersatz.**
Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Schönstes Geschenk für Damen, welche malen!

Vorlagen für Holzmalerei.
Entworfen von **E. Wendt.** Heft I und II à 6 Blatt. Gr. Folio. Preis pro Heft 4 *M.*
Diese neuen Vorlagen zeichnen sich besonders dadurch aus, dass sie die zu wählenden Farben lebendig und bestimmt zur Anschauung bringen und den vorhandenen Holzarten in Grösse u. Form genau angepasst sind.

Vorlagen für Holzmalerei.
Entworfen von **E. Zschimmer.** 34 Blatt in Mappe. Gross Folioformat. Preis pro complet 24 *M.* Einzelne Blätter à 1 *M.*
Inhaltsverzeichniss gratis.

Anleitung zur Holzmalerei.
Von Dr. **F. Lahnek.** 2. Auflage. Preis 1 *M.*
Verlag von **Glaser & Garte** in **Leipzig.**

DAS NEUE ABONNEMENT
auf das **humoristisch-satirische Wochenblatt**
Kladderadatsch.
Drittes Quartal 1882
bitten wir möglichst umgehend
bei den betr. Stellen **(Buchhandlungen, Postämtern etc.)** anzumelden, da wir bei Verspätung oft **nicht** im Stande sind, die **bereits erschienenen** Nummern noch **vollständig** nachzuliefern.
Sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements für **2 Mk. 25 Pf.** vierteljährlich an.
Die Verlagsbuchhandlung **A. Hofmann & Co., Berlin** W., Kronenstrasse 17.

Literarische Neuigkeiten für die **Sommerfrische** und **Badeaufenthalt** aus dem Verlage von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig:**

Heidel, H., Jorinde und andere Geschichten. 16. 23 Bogen. *M.* 3.—
Baumbach, R., Sommermärchen. 16. 19 Bogen. II. Auflage. *M.* 3.—

Diese beiden Bände sind der Beginn einer Sammlung von Schriften, deren Inhalt bestimmt ist, die Leser erfrischend über die Alltäglichkeit zu erheben. Gleich wie wir durch Orts- und Luftwechsel uns derselben zeitweise zu entziehen suchen, so bezwecken diese Novellen und Märchen auch nichts anderes. In ihnen athmet Lebensluft, fröhliche Beschaulichkeit, Zufriedenheit mit dem beschiedenen Dasein und deshalb mögen sie sich am ersten zur Mitnahme auf Erholungsreisen eignen und dazu bestens empfohlen sein. Gleiche Richtung verfolgen die in gebundener Sprache erschienenen Dichtungen:

Mein Frühjahr, erste Gedichte von **R. Baumbach** (*M.* 2.80), dessen **Spielmannslieder** (*M.* 2.—), **Lieder eines fahrenden Gesellen** (*M.* 3.20), **Zlatorog** (*M.* 2.—), **Frau Holde** (*M.* 2.—), und die kürzlich erst erschienenen: **Der letzte Wendenkönig** von **J. v. Wildenradt** (*M* 3.80) und **Canzonero.** Ein Buch der Lieder und Balladen von **Schafheitlin** (*M.* 1.50).

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.
Zweite verbesserte Auflage.
Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen.
Vier starke Bände gr. 8. Geh. *M.* 45.—, eleg. gebunden *M.* 51.—
Hierzu erschien ein Ergänzungsband — Band V — enthaltend:
Beispielsammlung zum dritten Bande
nach des Verfassers unvollendet hinterlassenem Notenmaterial mit zahlreichen Vermehrungen herausgegeben von
Otto Kade.
LVI und 605 Seiten gr. 8. Geh. *M.* 15.—, eleg. gebunden *M.* 17.—

Deutsches Dichterheim.
Neue Blätter für Dichtkunst und Kritik.
Herausgegeben von
Paul Heinze.

Diese Zeitschrift, welche soeben ihren 3. Jahrgang antritt, zählt zu ihren Mitarbeitern die namhaftesten Dichter der Gegenwart, wie **Karl Bartsch, Ed. v. Bauernfeld, Felix Dahn, K. E. Franzos, Eman. Geibel, Karl Gerok, Rud. Gottschall, Jul. Grosse, Klaus Groth, Wilh. Jensen, Gottfr. Kinkel, Herm. Kletke, Herm. Lingg, Hieron. Lorm, Alfr. Meißner, Alb. Möser, Emil Rittershaus, Otto Roquette, A. F. Graf von Schack, Jul. Sturm, Albert Träger, Robert Waldmüller-Duboc, Feodor Wehl** u. A. — Demungeachtet bahnt das „Deutsche Dichterheim" auch in weiteren Kreisen noch unbekannten Talenten bereitwilligst einen ehrenvollen Weg in die Oeffentlichkeit und ermangelt bei der Reichhaltigkeit seines Inhaltes (Gedichte, Novelletten, literar. und kulturhistor. Skizzen, kritische Revuen, ästhetische Studien 2c.) gewiß nicht des allgemeinsten Interesses.

Monatlich 2 Nummern in der Stärke von 16—24 Seiten. Preis 5 *M.* halbjährlich. Probenummern durch jede Buchhandlung, sowie direct von der

Expedition des **„Deutschen Dichterheim"** in **Dresden-Striesen.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 27. Berlin, den 8. Juli 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die Bedeutung der nächsten preußischen Wahlen für das Reich. Von Friedrich Boettcher. — **Literatur und Kunst:** Joachim Raff. Von Max Goldstein. — Giosuè Carducci. Von Carl von Thaler. (Schluß.) — Graf Sollohub. Von Eugen Zabel. — Rogers. Von Mark Twain. Deutsch von Udo Brachvogel. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Eine Erinnerung an Freiligrath. Von Fr. von Hohenhausen. — Inserate.

Die Bedeutung der nächsten preußischen Wahlen für das Reich.

Von Friedrich Boettcher.

Die Mehrheit gegen das Tabacksmonopol im Reichstage ist größer gewesen, als man erwartet hatte; zu einem wirklichen Wendepunkte in unseren inneren Dingen ist die Entscheidung über dasselbe, trotz aller Unzweideutigkeit, dennoch nicht geworden. Fürst Bismarck hat dem Votum im voraus die Spitze abzubrechen versucht, indem er unumwunden den Nachweis des Bedürfnisses einer Einnahmevermehrung als nicht genügend erbracht zugab. Der preußische Landtag hatte mit der Annahme des sogenannten Verwendungsgesetzes diesen Nachweis führen sollen; er hat den Dienst versagt. In Folge dessen wird die Fiction aufgestellt, als sei die Monopoldebatte des Reichstags im Grunde nur eine akademische Unterhaltung gewesen und die endgültige Entscheidung als bis nach den demnächstigen Beschlüssen der preußischen Volksvertretung versagt zu betrachten. Fürst Bismarck hat sich auf eine sachliche Vertheidigung des Monopolentwurfs nur nebenher eingelassen; weit in den Vordergrund stellte er seinen umfassenden Steuerreformplan, in der deutlich durchschimmernden Ueberzeugung, daß, wer diesen durchzuführen entschlossen sei, ganz von selbst das Tabacksmonopol als Mittel zum Zwecke wollen müsse. Und über diesen Steuerreformplan soll der nächste preußische Landtag entscheiden.

Damit ist der Schwerpunkt unserer gesammten inneren Politik, um den sich während der letzten Jahre in Deutschland so zu sagen Alles gedreht hat, in den preußischen Landtag oder vielmehr in die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause verlegt. Ginge aus diesen Wahlen eine den Bismarck'schen Steuerreformplan annehmende Majorität hervor, so würden alsbald im Reiche die weitgreifendsten Finanzprojecte, unter ihnen ohne Zweifel auch das Tabacksmonopol, wieder auf dem Plane sein. In die Hand der preußischen Wähler also ist es gegeben, über das ganze politische System, dessen bezeichnendster Ausdruck die Monopolidee gewesen, das ausschlaggebende Urtheil zu fällen.

Wie wird dasselbe ausfallen?

Vor drei Jahren bereits war der Steuerreformfrage in der preußischen Wahlbewegung die erste Rolle zugewiesen. Im Vergleich zu jener Zeit aber hat sich die Lage erheblich geklärt. Dann ergingen sich die officiösen Organe in mehr oder weniger nebelhaften Andeutungen und Versprechungen; heute haben wir ein unzweideutiges Regierungsprogramm. Wenn nichts Besseres, so verdanken wir wenigstens dies der vielverwünschten Frühjahrssession des Reichstages. Ohne die Bismarck'sche Rede vom 12. Juni würden wir auch gegenwärtig wieder mit der Phrase von der „großen Steuerreform" lediglich im Finstern tappen; denn woran hätte man sich halten sollen, nachdem die Steuerpläne der Regierung seit Jahren in ewigem Wandel begriffen gewesen. Unter diesem Gesichtspunkte kann man es nur mit Genugthuung begrüßen, daß der Kanzler den Inhalt des letzten Verwendungsgesetzes zum Angelpunkte der Wahlbewegung gemacht hat. Ganz klar freilich ist die Stellung des leitenden Staatsmannes auch jetzt noch nicht. Das letzte Verwendungsgesetz begnügt sich mit der Aufhebung der vier untersten Stufen der Klassensteuer, während der ein Jahr früher vorgelegte entsprechende Entwurf auch alle übrigen Stufen derselben als Staatssteuer beseitigen und sie den Kreisen zur Erleichterung der Communallasten überweisen, Fürst Bismarck selbst aber nach seinen bekannten Reden von 1879 auch die Einkommensteuer für die Einkommen unter 6000 Mark fallen lassen wollte. Mit Recht fragt man, ob der Kanzler diese seine frühere Idee zu Gunsten des Vorschlages im letzten Verwendungsgesetz aufgegeben habe. Die Rede vom 12. Juni läßt eine solche Annahme nicht zu. So scharf wie nur jemals hat er in derselben seine grundsätzliche Abneigung gegen das directe Besteuerungssystem ausgesprochen. Und speciell das ganze Institut der Klassensteuer hat er in Ausdrücken bekämpft, welche ihm, sobald er nur die Macht dazu hätte, die Abschaffung desselben ihm geradezu zur Pflicht machen würden. Man ist also berechtigt, als das eigentliche Ziel seines finanzpolitischen Strebens die einseitige Ersetzung der directen Steuern, zum mindesten der Klassen- und Einkommensteuer, durch indirecte zu betrachten.

Bisher hat sich kein Finanzminister gefunden, der zu solcher Zerstörung einer der Hauptgrundlagen der preußischen Staatseinnahmen die Hand bieten möchte. Seltsam genug, daß diese Thatsache auf den Reichskanzler, der doch sonst auf die Ansichten der Fachmänner ein so großes Gewicht zu legen pflegt, ohne jede Wirkung zu sein scheint — seltsam, aber doch leicht zu erklären. In der Thätigkeit des Kanzlers läßt sich ein augenfälliger Gegensatz zwischen der Behandlung der äußeren und der der inneren Politik erkennen. Dort wird jedem kleinsten Hinderniß, das sich in den Weg stellt, mit kluger Mäßigung Rechnung getragen, hier gegen ganze Berge von Schwierigkeiten hartnäckig, fast möchte man sagen blindlings, angestürmt. Es scheint, daß er für die äußeren Dinge ein anderes Maß hat, als für die inneren. Inmitten der letzteren genügt es ihm, einen genialen Gedanken gefaßt zu haben, von dessen Richtigkeit er für seine Person überzeugt ist. Stößt er mit demselben auf Widerstand, so ist er wohl geneigt, nach Motiven aus persönlicher

Feindseligkeit zu suchen, schwerlich aber kommt ihm jemals der Gedanke, daß vielleicht nicht er, sondern der Gegner das objectiv Richtige wolle. Und so setzt er sich über alle Gegenvorstellungen, alle Warnungen hinweg, schiebt er alle Hindernisse rücksichtslos bei Seite, soweit ihm nur irgend die Möglichkeit dazu gegeben ist. Das ist die naturgemäße Folge der außergewöhnlichen, Alles überragenden Stellung, welche seine weltgeschichtlichen Leistungen, die Dankbarkeit des Kaisers und die wohlverdiente Verehrung des deutschen Volkes ihm geschaffen haben.

Ist es nicht begreiflich, wenn unter solchen Verhältnissen die technischen Bedenken eines Fachmannes ihm seine finanzpolitischen Zirkel nicht zu stören vermögen? Und muß nicht der Gedanke, die Staatseinnahmen vorwiegend auf ein System indirecter Steuern zu basiren, grade für diese gewaltige Natur einen unwiderstehlichen Reiz haben? Schon das Interesse an möglichster Unabhängigkeit von der Geldbewilligung des Parlamentes muß die Vorliebe für die indirecten Steuern hervorrufen und befestigen, ganz besonders aber das Bestreben, den Staat als Wohlthäter, zum mindesten nicht als Peiniger der Menschheit erscheinen zu lassen. Wie ein rother Faden zieht sich dies Bestreben, namentlich in den letzten Jahren, durch Bismarcks Politik, in der Begründung des Unfallversicherungsentwurfs ist es sogar ausdrücklich ausgesprochen. Während Andere tiefsinnige Untersuchungen über die beste Lösung der socialen Frage anstellen, hat der Kanzler als nüchterner Realpolitiker sich die Beseitigung der kleinen Anlässe zur Unzufriedenheit mit dem Staate als nächstes Ziel gesetzt. Und wer wollte leugnen, daß in dieser Beziehung die Verdrängung der directen durch indirecte Steuern ein wirksames Mittel sein würde? Die Klagen über den unerträglichen Druck, welchen die directen Steuern verursachen sollen, sind in Wahrheit eine ungeheuerliche Uebertreibung; nichtsdestoweniger ist richtig, daß dies Thema für die politische Bier- und Raisonnirbank ein unerschöpflicher Quell, und ebenso, daß der Steuerzettel, wie die Menschen nun einmal sind, zum mindesten nicht geeignet ist, eine staatsfreundliche Gesinnung zu erzeugen. Scheint es da nicht weit verständiger, die Steuererhebung so einzurichten, daß der Einzelne sich derselben gar nicht bewußt wird? Mag auch in der ersten Zeit nach Einführung der indirecten Steuern über die Vertheuerung dieses oder jenes Verbrauchsgegenstandes viel gelärmt werden, nach ein paar Jahren ist das vergessen, und der Staasäckel füllt sich in der Stille ganz von selbst, ohne Mahnung, Reclamation und Execution.

Derartige Erwägungen haben den Fürsten Bismarck in einem Maße bestochen, daß er an diesem Punkte schärfer als an irgend einem andern seine obenerwähnte Behandlung der inneren Dinge hat eintreten lassen. Aber schärfer als an irgend einem anderen Punkte ist hier auch der eigenthümliche Gegensatz in den Erfolgen seiner Politik hervorgetreten, welcher darin besteht, daß er, während ihm auf diplomatischem Gebiete keine einzige nennenswerthe Schlappe nachgesagt werden kann, auf dem parlamentarischen neuerdings eine Reihe schwerer Niederlagen zu verzeichnen hat. Freilich, die Minister, welche sich seinen Finanzplänen nicht fügen wollen, gehen einer nach dem anderen; aber die in der Sache liegenden Hindernisse erweisen sich schließlich stärker, als die Gewalt des mächtigsten Ministers, den Deutschland je gesehen. Die Ueberzeugung, daß ein aus directen und indirecten Steuern gemischtes System die beste Grundlage einer gesunden Finanzwirthschaft sei, ist in Preußen, gestützt auf eine sechzigjährige Erfahrung, so festgewurzelt, daß man vergebens nach einer einigermaßen in Betracht kommenden Partei suchen wird, welche die Staatseinnahmen ganz oder zum größten Theile auf die indirecten Steuern verweisen möchte.

Aber auch das Programm des letzten Verwendungsgesetzes wird aus den nächsten Wahlen schwerlich eine Majorität für sich erstehen sehen. Fürst Bismarck irrt, wenn er dem Abgeordnetenhause vorwirft, dasselbe nicht genügend geprüft zu haben. Keine Partei hat sich dieser Prüfung entzogen. Es ist gescheitert, einmal, weil die in demselben über die Aufhebung der vier untersten Klassensteuerstufen hinausgehenden Vorschläge bald der einen, bald der anderen Partei nicht zweckmäßig und allen nicht gehörig durcharbeitet erschienen, sodann, weil keine Partei die mit der Zustimmung zu diesen großartigen Versprechungen verbundene Verantwortung übernehmen wollte, im Reiche eine Steuervermehrung von mindestens 188 Millionen herbeizuführen. Ist im nächsten Abgeordnetenhause eine für diesen Plan günstiger zusammengesetzte Majorität zu erwarten? Das Centrum wird voraussichtlich in ziemlich ungeschmälertem Bestande zurückkehren. Es behandelt den Kanzler in der Steuerreformfrage dilatorisch, und bis jetzt sind keine Anzeichen vorhanden, daß es sobald aus dieser Position heraustreten werde. Geschähe es dennoch, so darf mit Sicherheit angenommen werden, daß zum mindesten nicht die ganze Partei sich auf den Boden des Verwendungsgesetzes stellen würde. Die Conservativen aber, die Einzigen, welche diesem Gesetzentwurf immerhin eine scheinbare Sympathie entgegengetragen haben, können bei den Wahlen nur verlieren, nichts gewinnen.

Unter diesen Umständen ist die vom Reichskanzler am 12. Juni provocirte Entscheidung des demnächstigen Abgeordnetenhauses vorherzusehen. Wird wiederum ein Verwendungsgesetz mit denselben oder ähnlichen weittragenden Zielen und mit der Anweisung auf eine enorme Vermehrung der Reichseinnahmen aus unbekannten Quellen vorgelegt, so wird die Antwort dieselbe sein wie bisher. Was aber dann?

Der Führer der Nationalliberalen hat in seiner eindrucksvollen Rede vom 15. Juni ein Programm skizzirt, für welches eine Majorität im Abgeordnetenhause unter Umständen zu finden wäre. Es lautet einfach: Aufhebung der vier untersten Stufen der Klassensteuer, Reform des directen Steuersystems in sich, im Uebrigen Zurückstellung aller weitergreifenden, die öffentliche Meinung unaufhörlich beunruhigenden Finanzpläne und Vereinigung der ganzen Kraft auf die Lösung der brennendsten socialpolitischen Aufgaben. Die Frage ist, wie sich die Regierung gegebenen Falls zu diesem Programm stellen würde. Einstweilen bemühen sich ihre Organe, dasselbe so scharf wie möglich abzuweisen und herabzusetzen. Das beweist indeß nichts für die Haltung, welche man an maßgebender Stelle nach den Wahlen, nach dem ablehnenden Votum des neuen Abgeordnetenhauses annehmen wird. Fürst Bismarck findet in dem Bennigsenschen Vorschlage in erster Linie wieder, was auch das letzte Verwendungsgesetz als das zunächst zu erstrebende Ziel bezeichnete, die Aufhebung der vier untersten Klassensteuerstufen. Werden Alle, die auf ein Einkommen bis zu 1200 Mark geschätzt sind, von der direkten Staatssteuer gänzlich befreit, so wird damit den wirklich berechtigten Klagen über den „Steuerdruck" und die „Noth der Executionen" im Wesentlichen Genüge geschehen sein. Fürst Bismarck findet ferner in dem Gedanken einer Reform der Klassen- und Einkommensteuer, in der Richtung einer stärkeren Heranziehung der Capitalrente, einer rationelleren Abstufung der Scala und eines zweckmäßigeren Einschätzungsverfahrens die Beschwerden berücksichtigt, die sich mit Recht gegen das „veraltete Institut" erheben lassen. Das mag von seinem Standpunkte aus wenig sein; aber es ist immerhin etwas, immerhin ein Schritt vorwärts, den der Staatsmann nicht verachten kann. Somit erscheint zum mindesten die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Kanzler in nicht zu langer Zeit einen finanzpolitischen Frieden oder wenigstens Waffenstillstand mit der Volksvertretung abschließt. Es wäre für Reich und Staat ein nicht hoch genug zu schätzender Gewinn. Endlich wieder würde unser öffentliches Leben einen normalen Gang annehmen, endlich würden die zur gesetzgeberischen Erledigung reifen Aufgaben der Socialpolitik die Lösung finden können, welche sie zum Heile der arbeitenden Klassen und zur Sicherung einer gesunden Gesellschaftsordnung längst hätten erhalten sollen.

Vorbedingung dieser Wendung aber wäre jedenfalls, daß in dem neuen Abgeordnetenhause nicht die extremen Parteien die Oberhand hätten, daß vor Allem eine starke liberale Mittelpartei zur nachdrücklichen Vertretung einer positiven Action im Bennigsenschen Sinne vorhanden wäre. Könne es anders, oder aber hielte

die Regierung unverbrüchlich an ihrem bisherigen Standpunkte fest, so würde unser Vaterland zunächst einer Zukunft voll trüber Möglichkeiten entgegengehen, von denen die Fortdauer der traurigen Stagnation, wie sie seit den letzten Jahren eingetreten, noch die günstigste wäre.

Literatur und Kunst.

Joachim Raff.

Von Max Goldstein.

Im Weimarer Gefolge von Franz Liszt tauchte ums Jahr 1850 ein junger Musiker auf, welchem die Gemeinde der neudeutschen Zukunftsstürmer das Vermögen und die Neigung zutraute, eines ihrer streitbarsten Mitglieder zu werden. Ueber sein Vermögen hatte sie sich nicht getäuscht, wohl aber über seine Neigung. Wie sich's bald zeigte, wurde Raff von der sehr bestimmten Neigung erfüllt, sich selber eine hervorragende Stellung in der Musikwelt zu begründen. Zwar war er bis zu seinem Eintritt in den von Liszt so feurig geleiteten Hofstaat Wagners über die Neigung nicht hinausgekommen. Seine Compositionen, etwa 30 an der Zahl, darunter die Oper „König Alfred", enthielten untrügliche Zeichen eines außergewöhnlichen Talentes; aber sie zeigten keine Physiognomie. Ihr Autor hatte noch keinen Standpunkt gewonnen. Wie hätte er einen solchen auch erreichen sollen? Von seinem ganz mittellosen Vater zu philologischen Studien angehalten, dann früh vor die Nothwendigkeit gestellt, dieselben abzubrechen und als Schullehrer Brod zu erwerben, endlich fest entschlossen, die musikalische Laufbahn, für welche er durch gute Kenntnisse vorbereitet war, gegen des Vaters Willen zu betreten: mußte er wohl Anfangs Alles daran setzen, zunächst im materiellen Sinne den Weg zum Herzen Deutschlands zu finden. Von der Schweiz aus, woher man die Musiker gewöhnlich nicht erwartet, war dies keineswegs leicht. Trotzdem Mendelssohn Raffs erste Klavierstücke (1843) erfolgreich bei Breitkopf & Härtel empfahl, trotzdem Liszt, welcher den Ruhmes-Candidaten auf einer Concertreise durch die Schweiz in Basel kennen lernte, sich seiner annahm, trotzdem Bülow eine Composition von ihm in Stuttgart öffentlich vortrug, mochte der Weg sich ihm nicht ebnen. Manch apartes Mißgeschick recht herber Art vergrößerte die Noth. Mendelssohn starb, kurz nachdem er eingewilligt, Raff als seinen Schüler in Leipzig zu empfangen. Ein Wiener Verleger starb, kurz nachdem er von Liszt bewogen worden war, dem jungen Künstler in Wien Beschäftigung anzuweisen, damit dieser dort seine Studien vollende. Die ersten sieben Jahre seiner Musiker-Laufbahn, von 1843 bis 1850, ließen Raff also keine Muße, mit Regelmäßigkeit zu streben. Solches ermöglichte ihm erst der Entschluß Liszts, ihn nach Weimar zu berufen, wenn ihm auch die Sorgen ums Dasein hiermit noch lange nicht abgenommen waren. Verlassen haben sie ihn bis ans Ende nur selten.

In Weimar nun gewann Raff seinen Standpunkt, und zwar, wie oben angedeutet, nicht durch eine stetige Begleitung der Wagnerianer, sondern durch eine sicher fortschreitende Auseinandersetzung mit ihnen. Raffs Werden ist eines der fesselndsten Momente in der neuesten Musikgeschichte. Mit Bestrebungen erfüllt, so hoch wie die Berge seiner schweizerischen Heimat, und von einer Inspiration bedrängt, so eng wie ihre Thäler, wäre Raff ein Gaukler geworden, hätte sich sein Verstand damals von seinen Bestrebungen über seine Gaben und Kenntnisse täuschen lassen. Sein scharfer, kernig geschulter Verstand hieß ihn zunächst kämpfen: mit den Anderen für seine Ueberzeugung, mit sich selber um den Erwerb kunsttechnischer Meisterlichkeit, durch welche er seine karge Inspiration aufs Kräftigste stützen mußte, wollte er seine Bestrebungen dereinst in Werke wandeln. Seine Bestrebungen aber zielten sofort auf die Symphonie, und zwar gewiß nicht wegen des geringen Erfolges, den seine Oper „König Alfred" in Weimar hatte, wie das leider oft unmaßgebliche Riemann'sche Musiklexicon vermuthet, sondern weil Raff die Fortentwickelung der symphonischen Kunst gegenüber der heftig kundgegebenen Leugnung der fanatischen Wagnerianer als berechtigt und nothwendig erkannt hatte. Diese Erkenntniß stand mit dem Geschicke seiner Oper in gar keinem nachweisbaren Zusammenhange. Man erwäge nur, daß Raff seinen Standpunkt in der „Neuen Zeitschrift für Musik" präcisirt hatte, noch ehe er Bestimmtes über die Zukunft von „König Alfred" wissen konnte, nämlich im Februar 1853. Damals schon hatte Raff sich seinen Weg als Symphoniker, wie er ihn wirklich zurücklegte — zwischen Schumann und Berlioz nämlich — vorgezeichnet. Und daß er sich ohne Umschweife zum Debüt auf dem Felde seiner Sehnsucht rüstete, scheint mir dargethan durch den Umstand, daß er sich vorerst nicht mit einem neuen Versuche für die Bühne befaßte — wozu ihn doch seine eherne Ausdauer befähigt haben würde, wozu ihn ferner das Princip der Wagnerianer im Allgemeinen und das Wohlwollen ihrer Stimmführer im Speciellen hätte ermuthigen können — sondern mit der Composition von Kammermusik. Nachdem die 1852 erschienenen Klavierstücke „Frühlingsboten" von sich reden gemacht, kam 1855 das erste Streichquartett heraus, 1857 die erste Sonate für Violine und Clavier, bald darauf die zweite u. s. w. Vergleicht man irgend eine dieser Compositionen, z. B. das vortreffliche Streichquartett, oder auch die 1858 entstandene gute Ouvertüre zu Genasts Drama „Bernhard von Weimar" mit der ersten Symphonie („An das Vaterland", sie siegte 1863 in einer Concurrenz des Wiener Musikvereins), so wird man nicht ohne Staunen wahrnehmen, welch eine reiche und feine Kunst des Satzes das letztere Werk hoch über jene hebt, wie über Alles, was Raff bis dahin geschaffen hatte. Schon die kanonische Behandlung des ersten Themas wird die Richter eingenommen haben. Und von der eigentlichen Virtuosität Raffs, durch üppiges Orchestercolorit zu blenden, waren schon verheißungsvolle Proben vorhanden. Hier lag allerdings ein lange und sorgsam vorbereitetes Meisterstück zu Tage. Die Zeit dieser Vorbereitung ist im Ganzen wohl als die Epoche des künstlerischen Adels in Raffs Leben zu rühmen. Und sie bildet in seiner Laufbahn den einzigen Punkt, welcher eine Aehnlichkeit mit derjenigen von Brahms aufweist; auch dieser war über vierzig Jahre alt, als er, bis an die Zähne gewaffnet, mit seiner ersten Symphonie hervortreten zu dürfen glaubte. Größere praktische Erfolge hat Raff nachher wohl errungen; einen gleichen Erfolg der Gesinnung nicht.

Die künstlerische Gesinnung ist es auch, die uns in jener Präcisirung seines Standpunktes in der „Neuen Zeitschrift für Musik" neben der Schärfe des Verstandes zunächst wohlthuend auffällt. Nicht unabhängig von Liszt und den anderen Vormündern Brendels, welcher das bekanntlich von Schumann gegründete Blatt redigirte und in der ersten Nummer desselben Jahrganges prahlerisch ausrief, er habe die Redensart vom „überwundenen Standpunkte" den Klassikern gegenüber zuerst in die musikalische Discussion eingeführt — nicht unabhängig also von diesen Mächtigen, scheute sich Raff doch nicht, ihnen offen etwa dieses zu sagen: „Wagners Forderungen bezüglich eines neuen Stils der Oper erkenne ich an. Aber euer Vorgeben, daß die Musik nach Beethovens neunter Symphonie als Sonderkunst nicht mehr entwickelungsfähig sei, daß sie vielmehr nur noch im Dienste des Bühnenkunstwerks gedeihlich weitergefördert werden können, halte ich für Aberwitz und vor Allem für unwagnerisch. Diese Idee ist reactionär, wie das Gebahren der vertrocknetsten Formelanbeter; denn im Grunde will sie die Musik auf jene niedrige Stufe zurückdrängen, welche ihr im griechischen Drama angewiesen war." Noch entschiedener gegen den Geist der Wagnerianer spricht derjenige Theil des Aufsatzes, welcher Raffs positive Ansichten über die Zukunft der Symphonie darlegt. Die Wagnerianer dachten, wenn überhaupt, nur an die Möglichkeit einer Symphonie, welche poetisirend noch über Berlioz' haltloseste Phantasien hinausgehe; Liszt hat ihnen dann ja eine

*

solche Gattung von Instrumentalmusik mit seinen „symphonischen Dichtungen" auch gegeben. Raff aber will nicht nur nicht über Berlioz hinaus, sondern nicht einmal bis zu ihm hinan; vielmehr will er zwischen ihm und Schumann den größtmöglichen Orchestrirungsreichthum und die größtmögliche Freiheit der Bewegung anstreben, allerdings immer noch ohne Verzichtleistung auf Berlioz' Ideal, durch die Symphonie eine geradezu concrete Darstellung von bestimmten Gefühlen oder poetischen Vorwürfen zu erzielen. Dieser einzige irrige Punkt in der denkwürdigen Erörterung Raffs wirkte vermuthlich vorläufig versöhnend auf die Patrone der Brendel'schen Zeitung. Für die Dauer freilich wäre der Riß nicht zu verdecken gewesen, und Raff hätte Weimar gewiß auch ohne die besondere Veranlassung zu meiden gehabt, daß er 1856 seiner Braut, der Schauspielerin Genast, nach Wiesbaden folgte. Denn die Klärung seiner Gedanken schritt unaufhaltsam vorwärts; zweifellos muß ihn auch das 1854 erschienene Buch Hanslicks „Vom Musikalisch-Schönen" heilsam angeregt haben.

In die Wiesbadener Zeit (von 1856—1878; 1859 verheirathete sich Raff) fällt Raffs fruchtbarste Epoche. Die Weimarer Anregungen werden mit Bedacht, dann freilich mit Eile und endlich mit einer gewissen Raserei verarbeitet. Es entstehen über 100 Werke, darunter neun von seinen zehn Symphonien. Die erste, 1863, ist erwähnt worden; die zweite in C-dur, kurz darauf, hatte wenig Erfolg. Die dritte, 1869, „Im Walde", trägt Raffs Namen über die civilisirte Erde; sie ist sein bestes und schönstes Werk; die vierte in G-moll, 1871, findet allgemeinen Beifall, die fünfte, 1872, „Lenore" (Vorwurf: Bürgers Gedicht) ebenfalls. Der Erfolg dieser Symphonie, deren Programm schon einen beträchtlichen Schritt in das Gebiet Berlioz'scher Complicirtheit macht, verleitet ihn, seinen Grundsätzen noch einmal durch ein riskirtes Programm untreu zu werden: er schreibt 1876 seine sechste Symphonie des Titels „Gelebt, gestrebt, gelitten, gestritten, gestorben, unworben". Das Werk ist schwach, mißfällt, und Raff kehrt 1877 mit der Alpen-Symphonie zur Schlichtheit seiner ersten Vorwürfe zurück. Dann faßt er einen Plan, welcher eine scharfe Wendung in seinem Schaffen bezeichnet; er geht an die Composition von vier Symphonien auf die vier Jahreszeiten; 1878 erscheint die „Zur Frühlingszeit", 1880 die „Zur Sommerszeit", 1881 die „Zur Herbstzeit"; alle drei von mäßigem Werthe; die Skizze „Zur Winterszeit" liegt im Nachlasse.

Der Vergleich liegt nahe: wie Raff 1853 wußte, wohin er sich nach zehn Jahren als Symphoniker stellen werde, so glaubte er später eines Tages bestimmen zu dürfen, welche Symphonien er im nächsten Decennium etwa schreiben wolle. Aus dem Vergleiche hinkt aber ein betrübender Unterschied heraus: was bei dem jungen strebenden Musiker Urtheil war, hatte sich bei dem gewiegten Componisten zum Vorurtheil ausgebildet. Je reifer nämlich Raffs Geist wurde, desto ausschließlichere Herrschaft errang die Gedankenarbeit über Raffs Schaffen. Und es kam eine Zeit, da Raff die Nothwendigkeit, daß jedes künstlerische Schaffen auch vom Drange des Herzens beeinflußt werden müsse, ziemlich entschieden leugnete. Im Frühjahre 1880 sagte er mir nach einer fesselnden Auseinandersetzung über Beethovens neunte Symphonie — einem Vortrage, welcher, so lange nicht von der Qualität der Beethoven'schen Themata die Rede war, ganz aus dem „Musikalisch-Schönen" abstrahirt schien —: „Mit reichlichem Geschicke und bei reiflicher Ueberlegung kann man Alles componiren; die Gedankenarbeit ist eben für Alles hinlänglich tauglich." Ich warf etwas über die Qualität des thematischen Materials dazwischen. „Einredung, Irrthum," erwiederte Raff; „gewiß muß ein Thema gut sein; aber man kann auch das schaffen. Ich gehe jetzt überzeugt an jede Gattung; so habe ich eben ein Stück für Orchester, Chor und Klavier geschrieben; sein Titel heißt „Die Jahreszeiten" und „Concertante" nenne ich die Gattung; der Beethoven'sche Versuch (Chorphantasie Op. 80) mußte vervollkommnet werden; dies wird nicht zu leugnen sein!" Nun ist die „Concertante" aber ein durchaus schwaches Werk und vielleicht das schwächste unter den vielen ausgeklügelten Stücken Raffs geworden .... Einen seiner Jugendfreunde, einen Musiker von Rasse, jagte Raff 1876 geradezu in die Flucht durch die Behauptung, ein Satz, wie der erste in Beethovens achter Symphonie, könne heute von Jedem geschrieben werden .... Eines Tages wurden Raff Cherubini'sche Kanons, sehr eigenartige Stücke, zur Einführung im Hoch'schen Conservatorium empfohlen. Raff liest die Musik und sagt nach kurzem Bedenken zu einem jungen Lehrer der Anstalt: „Sehen sie einmal hierher; das können wir ebenso gut ....."

Es zeigte sich, daß Raffs unvergleichliche technische Fertigkeit endlich auch seinen eigenen kritischen Verstand, der ihn beim Beginne seiner Thätigkeit so sorglich geschützt hatte, zu betrügen vermochte. Wirklich war ihm selbst das Erfinden der Melodie zuletzt ein technisches Machen geworden, woher sich's erklärt, daß Raff, von Hause aus durchaus nicht reich an Melodie, im Hervorbringen derselben unerschöpflich schien. Man prüfe aber immer ein Dutzend seiner Weisen, um zu finden, daß elf davon kein Mark besitzen und so zu sagen die Naht nicht halten. Selbst in den Symphonien — ausgenommen die herrliche Waldsymphonie, die in G-moll und Theile der Lenorensymphonie — wird das thematische Material leichtlich als dünn erkannt, wenn es von der überaus feinen Führung des Satzes und von der oft entzückenden tonmalerischen Orchestrirung abgezogen wird. Besonders charakteristisch ist, daß Raffs Andanteweisen bei aller Lieblichkeit, bei aller Süße sehr selten tief ergreifen, und daß seine Scherzo- sowie seine Final-Themen oft ins Triviale fallen. Am gehaltvollsten ist gewöhnlich der Vordersatz.

Großen Gewinn wird die Aesthetik aus der Betrachtung der Raff'schen Symphonien ziehen können. Sie vermehren die geringe Zahl solcher Orchesterwerke, welche bündige Aufschlüsse geben über die Frage, an welche Naturerscheinungen oder Naturlaute durch analoge musikalische Rhythmen oder Klänge vorsätzlich und erfolgreich erinnert werden kann. Raff hat sich zumeist an gewisse musikfreundliche Erscheinungen und Laute in Flur und Wald, Berg und Thal gehalten. Er ist, man gestatte die Bezeichnung, einer unserer verläßlichsten musikalischen Landschafter geworden, was nach Beethovens „Pastoralsymphonie" nicht gerade leicht gewesen sein kann.

Im Ganzen sind von Raff etwa 250 Werke*) gedruckt worden. Alle Compositionsgattungen sind vertreten. Von einer irgendwie zuverlässigen kritischen Sichtung kann natürlich jetzt noch keine Rede sein, zumal diese massenhafte Thätigkeit eine große Ungleichheit des Schaffens verursachen mußte. Das Niedrigste dicht neben dem Höchsten! Die Betriebsamkeit von Raffs Feder hatte jahrelang etwas Unheimliches. Und Männer von künstlerischer virtus haben oft nicht gewußt, wie ihm der Vorwurf der Vielschreiberei zu ersparen!

Es ist freilich wahr: gleich manchem anderen berühmten Componisten hat auch Raff nicht selten ums Geld arbeiten müssen; viele Nichtigkeiten werden so entstanden sein. Bis zu seiner Uebersiedelung nach Frankfurt a. M., wo er 1878 die Leitung des Hoch'schen Conservatoriums übernahm, ging es zuweilen recht knapp her in seinen Finanzen, obwohl er zurückgezogen lebte und obwohl er ein gesuchter und vornehm bezahlter Lehrer war. Aber es wäre ein Mitleid unwürdig der Bedeutung dieses Künstlers, die große Zahl seiner Werke leichthin nur aus seinen Finanzverhältnissen erklären zu wollen. Mit voller Aufrichtigkeit schrieb Raff so viel, weil er sich so viel zutraute. Weniger componiren zu sollen, wäre ihm eine Strafe gewesen. So aufrichtig, wie er gewisse wortreiche Schwärmereien über den „Gefühlsinhalt" der Beethoven'schen Symphonien verlachte, so aufrichtig hat er sich des Oefteren über die nach seiner Ueberzeugung unantastbare Angemessenheit seiner raschen Schreibweise

*) 212 numerirte und etliche ohne Nummern. In dem Verzeichniß, welches Groves „Dictionary of music" gibt, fehlen zwei Opusnummern, 209 und 210. Sei Herr Grove darauf aufmerksam gemacht, daß 209 die Concertante „Die Jahreszeiten" ist, Leipzig 1880, Breitkopf und Härtel, und daß 210 eine Suite in A für Violine und Klavier ist, Leipzig 1880, Siegel.

ausgesprochen. Dabei pflegte er zuweilen, leider nur halb im Scherze, auf Mozart als auf sein Vorbild im raschen Arbeiten hinzuweisen. Seine Liebe zu Mozart war in den letzten Jahren eine sehr innige geworden. Hübsch ist die folgende Aeußerung Raffs bezüglich dieses Punktes, die Herr Gustav Erlanger in der „Frankfurter Zeitung" erzählt: „In den Jahren des jugendlichen Uebermuthes sagte ich Ich; später sagte ich Ich und Mozart; noch später Mozart und Ich; jetzt sage ich nur noch Mozart."

Der Weimarer Standpunkt aus dem Anfange der fünfziger Jahre war für Raff zuletzt ganz im Brendel'schen Sinne ein überwundener. Mehr als die Anschauungen der Wagnerianer waren ihm ihre Gehässigkeiten und Hetzereien in der Presse und sonst zuwider. Was Wagner selbst anlangt, so hat Raff den Standpunkt, welchen er in seiner Broschüre „Zur Wagnerfrage" einnahm (1854), niemals aufgegeben; mit dem „Ring des Nibelungen" aber vermochte er sich nicht zu befreunden. Daß Wagner bei einer consequenten Verfolgung seiner Theorien in eine Sackgasse wie in die Nibelungenbahn gedrängt werden müsse, hat Raff übrigens in dem oben citirten Aufsatze vom Jahre 1853 mit ruhiger Sicherheit vorhergesagt. O ja, sein Kunstverstand, licht wie der Tag, drang Kunstfragen und Kunstwerken mitten ins Innere. Vielleicht würde er ihm selber besser genützt haben, hätte er nicht aufgehört, ihn der Oeffentlichkeit zu Nutze zu geben; denn im Lehren lernt man. Aber es war ihm nicht mehr auszureden, daß die Kunstschriftstellerei Niemand bessere, Niemand nütze und dem Schriftsteller allemal schade. Im Herbst 1880 versuchte ich trotzdem, ihn zu bewegen, sich über eine gewisse Kunstfrage öffentlich auszusprechen, noch einmal mit der Freiheit, wie er es in den fünfziger Jahren gethan. Ich erhielt folgende Antwort:

„Ihre freundlichen Zeilen habe ich aufmerksam durchgelesen und Sie mir lebhaft wieder zu Seiten sitzend oder gehend gedacht, so daß Sie mir in erfreulicher Weise gegenwärtig waren. Aber ..... es muß dabei bleiben. Vorläufig nichts mehr von „über" Musik, sondern blos Musik. Erzürnen Sie sich nicht darüber! Sie wissen ja doch, warum es so sein muß! . . ."

Zum letzten Male sah ich Raff in Frankfurt am 6. Mai dieses Jahres. Eine längere Krankheit, von der er vor kurzem genesen war, hatte aus dem starken Manne eine eingefallene Erscheinung gemacht. Aber rührig schritt er zur Stätte seiner geliebten Wirksamkeit, in das Conservatorium (welches an ihm allerdings eine vorläufig kaum zu ersetzende Autorität verloren hat), und heiter plauderte er von seinen Compositionsplänen. „Zur Winterszeit" sollte im Sommer fertig werden . . .

Giosuè Carducci.

Von Carl von Thaler.

(Schluß.)

Carducci ist in erster Linie politischer Dichter. Schon in seinen frühesten Dichtungen, die im Jahre 1858 erschienen, brach überall der Parteimann durch, und neben der lyrischen Flöte erklang laut und gellend die republikanische Tuba. In den „Neuen Gedichten" (1873, 2. Auflage 1875), in denen der reife Mann die ganze Bedeutung seines Genies offenbart, nehmen die politischen Gesänge fast die Hälfte des Bandes ein. Meist sind es schonungslose Satiren, die sich theils gegen die Regierung Sellas und Minghettis, theils gegen die Monarchie überhaupt richten. Dem herben Tadel, den er seinen Mitbürgern ins Angesicht schleudert, liegt stets ein ehrlicher, feuriger Patriotismus zu Grunde; er züchtigt aus Liebe. Er möchte Italien groß und stolz und mächtig sehen; es greift ihm an das Herz, daß sein Vaterland fremder Hülfe bedurfte, um seine Einheit und Unabhängigkeit zu erlangen, und in edler Ungerechtigkeit klagt er den König und die Minister, die Heerführer und Soldaten darum an. Zum 2. Juli 1871 — dem Tage, an welchem die Regierung des Königreichs endgültig nach Rom verlegt ward — dichtete er ein bitteres Spottlied, in welchem er die alten Römer vor den neuen Eindringlingen davonlaufen läßt. Camillus sagt: „Machen wir denen Platz, die ein Jahr zu spät kommen." Marius ruft: „Heil den Besiegten von Custozza!" Duilius meint: „Drei Holzflöße und der Römermuth genügten einst; jetzt gehe ich, denn es braucht zu viel Talent, um Persano zu sein." Virginius beklagt sich: „Ich habe keine anderweitigen Töchter, um sie den Appiern zu geben, und mein alter Dolch taugt nicht einmal zum Pfropfenzieher." So fliehen alle die Helden des Alterthums, selbst Marc Aurel reitet auf seinem Bronzepferde davon, nur Pasquino bleibt und brüllt: „Es lebe Italien!"

Noch herber ist ein anderes Gedicht: „Gesang Italiens, welches auf das Capitol steigt". Da schleicht Italia bei Nacht und Nebel hinauf und bittet die Gänse, keinen Lärm zu machen, damit Antonelli nichts höre. „Gestern," sagt sie, „trug ich den Zuaven den Tornister und klatschte den Turcos Beifall, heute tragen meine großen Kinder Ulanenuniform. Ob vor dem Käppi oder der Pickelhaube — immer lieg' ich auf den Knien, und schüttle den Schmutz meiner Erniedrigung nur ab, um in eine andere zu fallen. . . . . So wälz' ich mich von Jahr zu Jahr, vom linken Centrum auf das rechte, bis endlich einmal Sella am Ende des Monats Kassensturz macht und einem nach Alterthümern lüsternen englischen Lord meinen erhabenen Leichnam verkauft."

Man sieht schon aus diesen Proben, daß Carduccis Republikanismus einseitig ist. Er gehört zu jenen etwas wunderlichen Schwärmern, die alles Heil von der Form des Staates erwarten. Daher ist er für die französische Republik begeistert und feiert die Männer der ersten französischen Revolution in pathetischen Versen, die nicht zu seinen glänzenden gehören. Das liegt wohl an den Helden, die er verherrlicht. Robespierre, Saint-Just und vollends Marat sind für die Poesie sehr ungeeignete Gestalten und an Herrn Gambetta vermag man bei dem besten Willen keine poetische Seite zu entdecken, so daß selbst Carducci darauf verzichtete, ihn zu besingen, und nur im Allgemeinen der dritten französischen Republik zu Ehren in die Saiten greift. Wenn er im Vorübergehen Napoleon III. mit gewaltigen Flüchen bedenkt, so stört das den deutschen Leser sehr wenig. Die auffallende Vorliebe für Frankreich, die Carduccis Muse früher zeigte, dürfte sich jetzt stark abgekühlt haben, und die Ansichten des Poeten haben sich in dieser Beziehung wohl ebenso verändert wie die seiner Landsleute überhaupt. Die Feier der sicilianischen Vesper, die am 31. März in Palermo begangen ward, hat einen tiefen Blick in die italienische Volksseele eröffnet. Auf ihrem Grunde schlummert seitdem der Haß gegen Frankreich, und wenn man jetzt Carducci fragte, ob er den Umschwung der öffentlichen Meinung Italiens theile, so würde er wahrscheinlich mit Freiligrath antworten: „Es soll der Dichter mit dem Volke gehen."

Sobald Carducci auf heimischem Boden steht, wächst er gewaltig empor. An die Stelle der Rhetorik, die ihm bei jeder Gastrolle als Weltbürger zur Unzeit soufflirt, tritt die echte Empfindung, der wahre Ton des Herzens. Die Krone aller seiner politischen Gedichte ist das Mentanalied. Um eine, dem Original vollkommene ebenbürtige Uebersetzung zu liefern, müßte man selbst ein großer Dichter sein, aber ich hoffe, daß meine Uebertragung wenigstens einen Begriff von der Kraft und Schönheit des Urtextes zu geben vermag, und in dieser Hoffnung schalte ich sie hier ein.

In jedem Jahr, wenn flüchtig weilt
Die trauervolle Stunde,
Da uns die Niederlage ereilt
Auf Mentanas Höhenrunde —
Da birst der Grund in Berg und Thal,
Und stolz und eng geschlossen
Stehn auf den Gräbern ohne Zahl
Die todten Kampfgenossen.

Nicht grause Gespenster sind es, nein;
Die hohen, schönen Gestalten
Umwebt ein milder Dämmerschein
Mit rosigen Schleierfalten.
Der jungfräulichsten Sterne Licht
Blickt durch die wunden Glieder,
Leicht schweben auf ihr Angesicht
Des Himmels Wolken nieder.
„Nun, da der Mutter Thräne thaut,
Der schlaflosen, betrübten,
Nun, da die Braut in Träumen schaut
Das Bild des todten Geliebten, —
Nun steigen wir auf mit zerschossener Brust
Aus Grabesnacht und Grauen,
Noch einmal dich, o Heimatlust,
Zu grüßen und zu schauen.
Wie einst der Ritter auf rauhen Pfad
Den Seidenmantel breitet',
Wenn seiner Dame Fuß genaht,
Daß sicher und sanft sie schreitet, —
So warfen wir das Leben hin,
Als wir um dich geworben,
Und doch vergißt dein leichter Sinn
Uns, die für dich gestorben!
Italien! für Andre gibt
Dein Lächeln süßen Schimmer . . .
Doch was sie im Leben zumeist geliebt,
Vergessen die Todten nimmer;
Roms Rächer und Retter sind wir allein
Und uns gehört's vor Allen:
Zum Capitol laßt uns're Reih'n,
Laßt zum Triumph uns wallen!"
Die todte Schaar zieht ihren Pfad
Gleich einer dunklen Wolke
Und Knirschen hört man, wo sie naht,
Im italienischen Volke.
Der letzte gold'ne Abendstrahl
Erstirbt in fahlen Tönen,
Und überm hohen Quirinal
Rollt dumpfes Donnerdröhnen.
Die Gauner aber, die nach der Stadt
Der Gracchen im Verein heut'
Geschleppt die Wänste, feist und satt,
Und ihre erhab'ne Gemeinheit,
Sie sagen: „Wird das Wetter schlecht,
So hören wir auf zu stehlen;
Dann komme die Sündflut, uns ist's recht,
Uns wird dabei nichts fehlen.

Die letzte Strophe möchte wohl Jeder gern aus diesem Gedichte hinwegwünschen. Sie wirkt wie ein erkältender Wasserguß und wirft den Leser aus der Stimmung. Sie ist eines der ärgsten Beispiele für den Heine'schen Zug in Carducci, dessen ich früher gedachte, und sie klingt im Originale noch derber als in meiner Uebersetzung. Da Carducci eine große, fast übertriebene Verehrung für Heine hegt, so möchte die Vermuthung nicht ungerecht sein, daß er an solchen Stellen, wo er plötzlich wie ein eigensinniger Componist unvermittelt in der Tonart umschlägt, wo er den hohen Flug der Poesie plötzlich unterbricht, um sich in die Niederungen des Tagesstreites herabzulassen, Heine nachahmt. Seine Welt- und Kunstanschauung hat sonst wenig mit der des deutschen Dichters gemein. Heine steckte mit beiden Füßen in dem weichen Boden der Romantik; er sagte von sich selbst:

„Meiner Jugend schönsten Jahre,
Die verbracht' ich im Kyffhäuser,
Venusberg und andern dunkeln
Katakomben der Romantik."

Carducci dagegen ist ein erbitterter Gegner der Romantik, ein Klassicist, ein echter alter Heide Goethe'scher Observanz. Zu seinen schönsten und gedankenreichsten Gedichten gehören die „Hellenischen Frühlinge", in denen der Hauch des griechischen Geistes weht. In einem derselben ruft er der Geliebten zu, er möchte die blonden Dryaden auf den grünen Hügeln und die alten Götter Homers erwecken, damit sie ihre Schönheit bewunderten, und dann folgen drei prächtige Strophen, die man herausgreifen und als selbstständiges kleines Gedicht übersetzen kann. Ich möchte ihm die Ueberschrift geben: „Den verbannten Göttern."

Den andern Göttern fiel das Todeslooos,
Doch deinen, Hellas, nicht. Sie schlummern hehr
In Baum und Blume, Strom und Bergesschoß,
Im ew'gen Meer.
Die Schönheitsblume ihrer nackten Glieder
Ist vor dem Kreuz zu Marmor längst erstarrt;
Ihr Leben künden nur des Sängers Lieder
Der Gegenwart.
Und ruft ein holdes Weib um ihren Segen,
Ein Dichterherz, träumend vom Liebesschwur,
Leuchten sie lächelnd uns aus dir entgegen,
Heil'ge Natur!

Man braucht nur Heines „Götter Griechenlands" in dem Cyclus: Die Nordsee, besonders die Stelle: „Ich hab' euch nie geliebt, ihr Götter" mit diesen Strophen zu vergleichen, um den großen Unterschied in der Auffassung beider Dichter zu empfinden. Es begegnet Carducci ein- und das andere Mal, daß er einen Gedanken von Heine entlehnt. So in dem Gedicht „Versailles", wo er den Apostel des Guillotine-Evangeliums und den Weisen von Königsberg nebeneinanderstellt.

„Es kam der Tag, an dem zwei Männer schöpften,
Verschied'nen Glaubens, einsam, unbekannt,
Im Drang nach Wahrheit Kräfte, und es köpften
Den König Robespierre, die Gottheit Kant."

Da hat der stolze Italiener bei Heine geborgt. Das thut ab und zu wohl auch ein echter Prinz aus Genieland, und Carducci ertappt man so selten auf der Uebertretung, eine Lesefrucht für eigenes Gewächs auszugeben, daß man sie ihm nicht strenge vorrücken darf. Er entschädigt dafür durch seine Originalität in tausend anderen Dingen. Heine und die Romantik überhaupt steht Carducci schroff gegenüber in Bezug auf den Mond. Dies Lieblingsgestirn der Romantiker kann er nicht leiden, er verfolgt es förmlich mit seiner Feindschaft. Er schwärmt für das helle kräftige Licht der Sonne und haßt den bleichen Glanz des Mondes. Die Sonne ist bekanntlich im Italienischen männlichen, der Mond weiblichen Geschlechtes, gerade wie es im älteren Deutsch auch gewesen. Die Italiener sagen il sole und la luna, wie unsere Ahnen „der sunnen" und „diu mânin" sagten. So konnte Carducci den Mond apostrophiren mit den wenig schmeichelhaften Worten: Ich hasse dein blödes, rundes Gesicht und deinen gestärkten Rock, du lüsterne, unfruchtbare Nonne, du himmlische Heuchlerin. („Celeste paölotta" — ein bekanntes Schimpfwort für die Ultramontanen in Italien.)

Carducci hat auch den Satan besungen, und ich habe nicht wenig darüber gelacht, als ich vor einigen Wochen in einer deutschen Monatschrift eine Stelle aus seiner Hymne an den Satan als Beweis für die schreckliche Irreligiösität und Unsittlichkeit Italiens citirt las. Carduccis Absicht bei diesem Gedichte, das in Italien eine schier endlose Polemik hervorrief, ergibt sich aus den ersten Zeilen. Satan ist ihm die Verkörperung der Schönheit, der Natur, des freien Menschengeistes, der ewige Rebell gegen alle unnatürlichen Satzungen; er sieht ihn in jedem feurigen Auge, in der Traube, in den Meisterwerken der Dichtung und der Kunst, in Allem, was das Leben verschönt. Wenn der Mönch in seiner Zelle einsam über dem Livius sitzt, da zeigt ihm Satan das Volk, das jubelnd nach dem Capitole strömt, und unter der Kutte beginnt das italienische Herz zu schlagen, daß der Mönch aus dem Kloster hinausstürmt,

um wie Luther ein Bürger zu werden. Von Unsittlichkeit ist in dieser Hymne auch nicht der leiseste Schatten zu spüren, sie ist ein Hochgesang des freien Menschen, etwas bizarr erdacht und nicht für die Frommen gedichtet, aber von hohen und edeln Anschauungen erfüllt.

Bisher habe ich mit keinem Worte von Carducci's Liebesgedichten gesprochen. Wir können uns einen hervorragenden Dichter ohne Leidenschaften für Frauen nicht recht denken, und wir sind gewohnt, in der Liebe, mag sie glücklich oder unglücklich sein, den stärksten und mächtigsten Hebel der Lyrik zu suchen. Carducci macht aber, so empfänglich er stets für Frauenschönheit gewesen, eine Ausnahme. Während reichlich drei Viertheile sämmtlicher Gedichte Heines von Liebe singen und alle erdenklichen Stufen derselben behandeln, sind bei Carducci die Liebesgedichte beinahe zu zählen. Vielleicht rührt diese Enthaltsamkeit daher, daß er sehr früh geheirathet hat und in einem Alter, in welchem manche Männer erst daran denken, eine Braut heimzuführen, bereits Großvater geworden ist. Mit Liebesschmerz, mit Klagen um verlorene oder verrathene Liebe befaßt er sich überhaupt nicht, dazu ist er eine viel zu gesunde, viel zu antik angelegte Natur. Wenn er an seine Jugendliebe zurückdenkt, so schlägt er wohl weiche, aber keine traurigen Töne an; die Erinnerung des Mannes weilt mit mildem Ernste in der glücklichen Jünglingszeit. In den Stunden poetischer Selbsteinkehr schweift Carducci's Blick voll Sehnsucht nach den toscanischen Maremmen, in denen seine Wiege stand. Es ist wahrlich kein besonders schöner und reizender Landstrich, diese wellige Küstenebene mit ihrem etwas sumpfigen Boden, dem fieberkranke Menschen mühsam ihre Nahrung abringen. Uralte Städte, die Zeugen einer großen Vergangenheit, sehen von den Bergen im Osten auf die Maremma herab. Sie gleichen Greisen, denen Haare und Zähne ausgefallen und die Beine schlottrig geworden sind. Zwischen dem Gebirge und der See dehnt sich die melancholische Fläche, die der Reisende aus dem Eisenbahncoupé mißmuthig betrachtet. Wir können Angesichts dieser Landschaft kaum begreifen, wie man sie preisen, wie man sich nach ihr sehnen mag. Aber die Liebe verklärt, und Carducci sieht die Maremma mit dem Auge der Liebe, wie ein guter Sohn die Mutter sieht. Er wünscht sich manchmal dort zu leben, wo er geboren worden, wo zum ersten Male ein süßes Gefühl in sein Herz zog. Dieser Stimmung entsprang das „Idillio maremmano", das dem Gedächtniß seiner Jugendneigung gewidmet ist. Ich habe es nicht gewagt, die Terzinen des Originals in derselben Form wiederzugeben. Im Deutschen wird diese Versart bei unserer Armuth an Reimen leicht steif und der Uebersetzer geräth in die Lage eines Sonntagsreiters, der ein störriges Roß meistern soll. Um die einfache, schlichte Weise dieses Gedichtes zu verdollmetschen, schien mir der Blankvers am geeignetsten, und in diesem mögen die ersten Strophen hier stehen.

Im Strahl der Frühlingssonne, die mein Zimmer
Rosig erleuchtet, steigt dein Bild noch einmal
Vor meiner Seele auf, blonde Maria;
Und dieses Herz, das dich vergaß, es findet
Bei dir nach so viel schnöden Kämpfen Ruhe,
Du meiner ersten Liebe Morgenroth!
Wo bist du? Unvermählt wohl nicht
Und einsam bliebst du; nein, das Heimatdorf
Begrüßt dich froh als Gattin und als Mutter.
Denn deine runden Hüften und der Busen,
Der stürmisch wogende, gar reiche Freuden
Versprachen sie dem liebevollen Gatten.
Gewiß, du säugtest starke Knaben, die
Nach deinen Blicken haschend kühn sich jetzt
Auf eines wilden Pferdes Rücken schwingen.
Wie warst du schön, o Mädchen, wenn du aus
Dem wallenden Getreidefelde kamst
Mit deinem Strauß von Blumen in der Hand,
So stolz und lieblich, und das Auge aufschlugst,
Das unter dichten Brauen groß und tief,
Von ungezähmtem Feuer leuchtete!

Oh, hätte ich dich geheirathet, blonde Maria, fährt der Dichter fort, und folgte ich lieber durch Wald und Feld den Spuren des Büffels, als daß ich meine Kraft hinter dem Schreibtisch verzehre und mit boshaften Reimen die Memmen Italiens und Trissotin züchtige!

Unter den Liebesgedichten aus den Mannesjahren Carducci's ist das eben erwähnte fast das einzige, welches einer reinen, ungemischten Empfindung Ausdruck gibt. Die anderen sind nicht frei von Absichtlichkeiten und Gedankenspielereien, welche dem Leser die Vermuthung nahe legen, sie seien weniger der Ausdruck eines tiefen Gefühls als einer dichterischen Laune. Wenn der Dichter z. B. in der „Maggiolata" sagt, er habe drei Schlangen in der Brust und eine Nachteule im Gehirn, so glaubt ihm das Niemand. Zum Adepten des Weltschmerzes taugt Carducci nicht, und wenn er manchmal die Maske des Melancholikers vornimmt, so blitzen seine lebensfrohen Augen durch dieselbe und strafen sie Lügen. In diesem Widerspruch bewegen sich manche seiner lyrischen Gedichte, und als Beispiel habe ich jenes übertragen, das den sonderbaren Titel führt: „Anacreontica Romantica", der an ein Ballkleid mit Trauerbesatz erinnert. Hier folgt es in extenso:

Im schönen Mond der Wonne
Begrub ich Amor, kaum
Erglänzte die junge Sonne,
Am blühn'den Akazienbaum.
Das Requiem sangen die losen
Vögel des Himmels herab;
Es lag zwischen Lilien und Rosen
Des kleinen Gottes Grab.
Zwischen Rosen und Lilien lag es
Einer heißgeliebten Brust;
Roth blühten die Blumen des Hages
In blauer Himmelsluft.
Ein traurig Gedenken setzte
Ich dort zum Wächter ein, —
Dem Todten konnte die letzte
Ehre genügend sein.
Doch ach! es ward zur Wiege
Das Grab dem kleinen Vampyr,
Daß er allnächtlich fliege
Im Mondlicht her zur mir.
Er naht der brennenden Wange
Mit wehenden Flügelein,
Er schüttelt sie leise, lange
Und schläfert mälig mich ein.
Der müden Seele zeigt sich
Ein Bach, umschattet dicht,
Aus schwarzem Schleier neigt sich
Ein weißes Angesicht.
So hält er mich gebunden
In täuschender Traumesluft
Und schlägt mir flugs zwei Wunden
An der Schläfe und der Brust.
Draus saugt das rothe Blut mir
Amor und sinnberaubt
Fühl' ich des Lebens Fluth mir
Schwinden in Herz und Haupt.
Daß nicht mehr möge brechen
Den Bann der kleine Vampyr,
So muß den Segen sprechen
Ein Priester am Grabe mir.
Dann wird der Zauber sich lösen,
Der Todte zerfällt in Staub;
Die Hülle fehlt dem Bösen
Zu neuem Gestaltenraub.
Ich öffne die Grabesstätte
In deinem Busen, Weib,
Will schauen in seinem Bette
Des kleinen Todten Leib.

Ich will, daß rasch zerfließt er
In Asche und Moder fein!
Verachtung sei der Priester,
Geweihtes Wasser der Wein! —

Im Jahre 1877 veröffentlichte Carducci ein Büchlein, welches in den literarischen Kreisen Italiens eine förmliche Revolution hervorrief. Es enthielt eine Anzahl Dichtungen in antiken Versmaßen, die der Verfasser „Odi barbare" getauft hatte. Sie zeichnen sich durch tiefe Gedanken und prachtvolle Bilder aus, und ihr Inhalt fand sofort allgemeine und unbedingte Anerkennung. Aber über die Form entbrannte der Kampf um so heftiger. Nicht nur in Zeitschriften, in dicken Broschüren, die beinahe zu Büchern anwuchsen, stritt man darüber, ob es erlaubt sei, die italienische Sprache in dies antike Gewand zu kleiden, ob es nicht ihrem Geiste und ihrer Prosodie widerspreche, in alkäischem, sapphischem, asklepiadischem Maße einherzuschreiten. Es ist das eine Frage, die man am besten den Italienern zur Entscheidung überläßt. Ich wenigstens getraue mir kein Urtheil zu in einer Sache, in welcher nur das feinste Sprachgefühl als Richter walten kann. Das aber besitzen selbst für die Muttersprache nur wenige, eigens dafür begabte und gründlich gebildete Männer; in einer fremden Zunge vermag man es kaum zu erlangen. Alles, was ich mir als Deutscher zu sagen erlauben darf, ist Folgendes. Ich bin durchaus kein Verehrer des Kunststücks, antike Metra im Deutschen nachzuahmen, und Platens Oden haben mir, so vollendet sie sind, stets den Eindruck eines mit wunderbarer Geschicklichkeit ausgestopften fremden Vogels gemacht. Das Gefieder schillert in allen Farben, die Körperhaltung ist naturgetreu und voll Ebenmaß, aber der Vogel ist kalt und todt, und ich ziehe die lebendige Amsel vor, die auf dem grünenden Zweige singt. Dagegen meine ich, daß die italienische Sprache sich besser zur Wiedergabe antiker Versmaße eignet als die deutsche, die eine accentuirende bleiben wird, so lange sie klingt. Es lassen sich die Oden Carduccis im Ganzen gut scandiren, und sein kühner Versuch ist jedenfalls interessant und um so mehr der Anerkennung werth, als er dabei einige seiner herrlichsten Gedichte geschaffen und neuerdings bewiesen hat, daß er ein Meister der Form ist. Er ward auch durch den Widerspruch und Tadel, dem er begegnete, so wenig abgeschreckt, daß er soeben ein neues Bändchen „Odi barbare" drucken ließ.

In der literarischen Fehde, welche sich wegen der „Odi barbare" entspann, blieb Carducci selbst keineswegs im Hintertreffen. Im Gegentheil, er focht in der vordersten Reihe, denn die Polemik ist nächst der Poesie sein zweites Lebenselement. Wenn er nicht dichtet, so zankt er sich mit seinen Gegnern. Die Schuld liegt nicht an ihm, sondern an den merkwürdigen Zuständen in der italienischen Schriftstellerwelt. Auch anderwärts herrschen Neid und Eifersucht unter den Männern der Feder, und man kann es erleben, daß von zwei eng befreundeten Dichtern Einer den Andern hinter dem Rücken einen Stümper und Esel nennt. Aber derlei Aeußerungen fallen doch gewöhnlich nur im vertrauten Kreise, nicht in der Oeffentlichkeit. In Italien ist es anders. In diesem höflichen Lande, wo man fast nie einen Ausbruch der Rohheit am gemeinen Volke beobachtet, herrscht im Federkrieg eine förmliche Verwilderung der Sitten, und die Dichter Italiens sind bedauerlicher Weise seine gröbsten Bürger. Wie sehr sie in ihrer Wuth gegen einen Nebenbuhler allen Anstand bei Seite setzen, davon haben wir derben Deutschen kaum einen Begriff. Rapisardi z. B., der idealistische, schwärmerische Rapisardi, hat ein Sonett gegen Carducci geschleudert, das man in Gesellschaft anständiger Frauen auch nicht annähernd wiedergeben kann. So tief in die Gemeinheit ist Carducci selbst nie hinabgestiegen, und so grimmig er auch in Versen und in Prosa auf seine Gegner losschlägt, so bewahrt er, wenigstens im Vergleich mit ihnen, immer noch eine gewisse Vornehmheit. Alles, was er im höchsten Zorn, in Angriff und Abwehr geschrieben, dürfte man im feinsten Kreise vorlesen, ohne Anstoß zu erregen. Er schwingt manchmal eine massive Keule und schießt zuweilen einen vergifteten Pfeil ab, aber er setzt sich nie in eine Pfütze, um sich zu „soulagiren".

Daß Carducci mit polemischen Artikeln so viel Zeit und Kraft verbraucht, ist bedauerlich, aber es bleibt ihm nichts Anderes übrig, als sich zu wehren. Er wird viel angefeindet, und man gönnt es ihm nicht, daß er frühzeitig einen Lehrstuhl erhielt. Geboren am 27. Juli 1835 zu Val di Castello bei Pietrasanta in der Provinz Lucca, war er fast noch ein Jüngling, als ihn 1860 der damalige Unterrichtsminister Terenzio Mamiani, selbst ein hervorragender Schriftsteller, zum Professor in Bologna ernannte. Der junge Poet, der zwei Jahre früher mit seinen ersten Versuchen in die Oeffentlichkeit getreten war, rechtfertigte die Wahl des Ministers nicht nur durch den Dichterruhm, den er später erlangte, sondern auch durch wissenschaftliche Leistungen. Seine Ausgabe des Angelo Poliziano wird von Fachmännern als ein Meisterwerk gerühmt, und sein Buch über die lateinischen Dichtungen Ariostos ist eine treffliche Arbeit voll culturgeschichtlich bedeutsamen Materials. Auch seine kleinen kritischen Aufsätze zeichnen sich, wie durch unerbittliche Schärfe, so durch reiches Wissen aus und er gilt als einer der feinsten Kenner der altitalienischen Literatur. Der Gelehrte und der Dichter sind in ihm innig verschmolzen, und wenn in seinen Gedichten mitunter die gelehrten Anspielungen sich zu sehr häufen, so belebt seine gelehrten Bücher die scharfe Beobachtungsgabe und die glücklich gestaltende Phantasie des Dichters.

Carducci ist aber mehr als ein Dichter und ein Gelehrter; er ist ein ganzer Mann. Aus jeder Zeile, die er schreibt, spricht der festgeschlossene, klare, keinen feigen Zweifeln und keinem Schwanken unterworfene Charakter. Er gehört zu Jenen, welche die Ideale der Jugend festhalten durch das ganze Leben und es verschmähen, mit jenen Anschauungen einen Compromiß zu schließen, die man praktisch nennt, um den richtigen Namen zu vermeiden. Carducci ist mit einem steifen Nacken zur Welt gekommen und hat es nie gelernt, sich zu bücken und zu beugen. Die Fanatiker der republikanischen Partei haben ihn mit den ärgsten Vorwürfen überhäuft, weil er eine Ode an die Königin Margherita richtete. Wie man einem Dichter daraus ein Verbrechen machen kann, daß er einer schönen und liebenswürdigen Frau seine Huldigung darbringt, ist schwer zu begreifen, zumal wenn diese Huldigung in so stolzer Weise erfolgt wie die Carduccis und wenn das Herrscherpaar in einem so innigen Verhältnisse zum Volke steht wie in Italien. Das junge Königreich ist das freieste Land Europas, der Monarch in Wahrheit nur sein erster Bürger. In welchem anderen Staate wäre eine Ansprache möglich wie jene, die König Humbert an Carducci richtete, als er Bologna besuchte und die Professoren der Universität ihm vorgestellt wurden! „Lieber Professor," sagte der König zu dem Poeten, „unsere politischen Anschauungen gehen zwar weit auseinander, und Sie können mir das bei meinem Berufe nicht übel nehmen; aber als Dichter achte ich Sie hoch und schätze mich glücklich, ein solches Talent auszuzeichnen. Meine Frau bewundert Ihre Dichtungen und weiß manche derselben auswendig." So sprach König Humbert zu dem Manne, der am 19. November 1876 bei dem Wahlbankette in Lugo erklärt hatte: „Man wirft mir vor, Republikaner zu sein; ja ich bin es und werde es bleiben."

Bezeichnend für Carducci ist auch die Entgegnung, die er einem Kritiker zu Theil werden ließ, der ihm „plebejische Zügellosigkeit" vorgeworfen. „Plebejisch?" erwiederte der Dichter, „sei es drum. Plebejisch ist ein geschichtliches Beiwort, und ich kenne etwas Schlimmeres: gewöhnlich. Und gewöhnlich kann man auch sein, wenn man gemäßigte Gesinnungen hegt und eine anspruchsvolle und leere Prosa schreibt . . . Im Ganzen gefällt es mir, plebejisch zu sein zu rechter Zeit und am rechten Orte, im Inhalt und in der Form, in Wort und Bild, in Sprache und Stil, in Poesie und Prosa, plebejisch wie es der conservative Aristophanes, wie Dante, der Edelmann von römischem Blute, wie Herr von Montaigne und der Herzog von Saint-Simon gewesen."

Plebejisch — das will nichts Anderes heißen als volksthümlich. Und volksthümlich, national soll der Dichter sein. Die Zeit der kosmopolitischen Dichter ist vorüber und namentlich wir Deutsche haben das Recht, wie die Pflicht, von unseren Poeten

zu verlangen, daß sie im festen Grunde der Nationalität wurzeln. Wenn wieder einmal in kommenden Jahrhunderten aus der unzerstörbaren Kraft des deutschen Volkes ein Genius wie Goethe hervorgeht, dann mag er kosmopolitisch denken und fühlen. Dem deutschen Reiche der Zukunft wird das nicht schaden, denn der mythische Birnbaum auf dem Walserfelde, den Sonntagskinder im Jahre 1870 grünen sahen, wird bis dahin längst neue Blüthen, neue Früchte getragen haben, und es wird, wie es in der Bibel heißt, „ein Hirt und eine Heerde sein." Bis dahin sei es die Aufgabe unserer Dichter, unablässig den nationalen Gedanken zu fördern, ihn wie das heilige Feuer zu hüten. Ob conservativ, ob liberal, danach fragen wir Keinen, der den Gott in der Brust trägt oder wenigstens glaubt, ihn mit sich zu tragen, aber wir wollen, daß der deutsche Dichter mit derselben glühenden Begeisterung an seinem Volke hänge, wie der Sänger des Mentanaliedes, wie Giosuè Carducci.

Graf Sollohub.

Die gewöhnliche Kenntniß der russischen Literatur in Deutschland leidet an dem Uebelstande, daß sie sich zu einseitig auf einzelne besonders glänzende Namen beschränkt und den Zusammenhang der Schriftsteller unter einander nicht genügend beachtet. Zu eigentlicher Popularität hat es bei uns nur Iwan Turgéniew gebracht, der zwar den stolzesten Gipfel in der Reihe der literarischen Größen des Ostens bildet, aber doch keineswegs vereinzelt dasteht. Puschkin und Lermontow waren unserer Literatur durch Bodenstedt schon längere Zeit angeeignet, bevor sich das Interesse der Gebildeten der Romantik, die sich in ihren Werken aufthut und eine so eigenthümliche farbenreiche Gestalt angenommen hat, zuwendete. Augenblicklich wird der Begründer der realistischen Schule, der unglückliche Verfasser des Romans „Todte Seelen" und des Lustspiels „Der Revisor", Nicolas Gogol, wohl am aufmerksamsten gelesen, weil man an ihm die beiden Haupteigenschaften der russischen Literatur, den scharf ausgebildeten Menschensinn und das ganz unvergleichliche Naturgefühl in ihrer Vereinigung am besten studiren kann.

Auch der am 17. Juni d. J. in Homburg verstorbene Graf Wladimir Alexandrowitsch Sollohub gehört zu den eigenartigsten Erscheinungen der slavischen Literatur. Obwohl er in den letzten fünfundzwanzig Jahren so gut wie nichts mehr schrieb, sondern sich nur noch im Auftrage der Regierung seines Landes viel mit der Gefängnißfrage beschäftigte, hat er seinen Ruhm doch keineswegs überlebt. Manche seiner Erzählungen und Skizzen sind allerdings ohne weiteren Einfluß geblieben, aber sein Roman „Tarantaß" hat die größte Wirkung ausgeübt und wird noch lange nicht zu den überflüssigen Büchern gestellt werden. Der Kenner des russischen Lebens wird immer wieder zu ihm zurückgreifen und ihn als zuverlässiges Document allen denjenigen empfehlen, die ein culturhistorisches oder ästhetisches Interesse an den literarischen Erzeugnissen Rußlands nehmen. Wenn wir dieses Land in den Zuckungen einer theils barbarisch zurückgebliebenen, theils ungesund überreifen Bildung erblicken, brauchen wir nur die Litteratur um Aufklärung über diese auffallende Erscheinung zu fragen. Das Buch ist der getreueste Abdruck des öffentlichen und privaten Lebens, ein Werk wie „Tarantaß" führt uns das Unglückliche der russischen Culturarbeit in deutlichem Bilde vor.

Graf Sollohub stammte aus einem altlitthauischen Geschlechte und wurde 1814 in Petersburg geboren. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien in Dorpat war er Attaché der russischen Gesandtschaft in Wien, seit 1850 dem Fürsten Woronzow bei der Verwaltung Transkaukasiens beigeordnet; später lebte er in Dorpat und Moskau. Als Schriftsteller begann er seine Carriere im Jahre 1837 mit der Erzählung „Die zwei Studenten". Bis zum Erscheinen einer Gesammtausgabe seiner Werke, die der bekannte Buchhändler Smirdin im Jahre 1855 veranstaltet hatte, veröffentlichte er eine größere Anzahl novellistischer, theatralischer und kritischer Arbeiten. Der Roman „Tarantaß", der 1845 russisch und zwei Jahre später in einer guten deutschen Uebersetzung von Lippert erschien, bildet jedoch den hauptsächlichsten Anspruch dieses Schriftstellers einen Platz in der Literatur seines Vaterlandes einzunehmen. Eine kleine Erzählung „Die Apothekerin", die derselbe Uebersetzer ins Deutsche übertragen hat („Nordisches Novellenbuch", Band II, Leipzig 1846) schildert in überaus fein empfundener Weise die unglückliche Liebe einer Provinzialin zu einem gewissenlosen Petersburger Dandy. Graf Sollohub verleugnet auch als Autor seine aristokratische Herkunft in keiner Weise. Mit Vorliebe schildert er den Salon und seine Kreise, er bevorzugt das Vornehme in seinen Stoffen und wenn er ein Mal etwas tiefer in das Volksleben hineingreift, glaubt man doch immer die elegante wohlgepflegte Hand zu erkennen, welche die Feder geführt hat. Gegenüber dem verzehrenden Feuer, das in Gogols Schriften brennt, ist Sollohub der ruhigere, kühlere Mann, der sich nicht gern allzu sehr echauffirt und jedenfalls nie lauter spricht, als es in der guten Gesellschaft Sitte ist. Dabei ist er aber ein außerordentlich feiner und scharfer Beobachter, ein Analytiker des menschlichen Herzens, von dem man viel lernen kann und ein Schriftsteller von leichtem eleganten Fluß und geistreicher Ueberlegenheit.

Was bedeutet das wunderlich rasselnde Wort „Tarantaß"? Der Uebersetzer nennt es das geeignetste Vehikel, um „sicher, schnell und angenehm" endlose Entfernungen auf unpraktikablen Wegen zurückzulegen. Sollohub beschreibt es folgendermaßen: „Man denke sich zwei lange Stangen, zwei parallele Knüppel ohne Ende, in deren Mitte, wie durch einen Zufall, ein Korb hineingefallen schien, der an den Seitenwänden abgerundet, einem Riesenbecher, einem Pokale für ein antediluvianisches Gastmahl glich. An beiden Enden der Knüppel aber befanden sich Räder angehängt und diese seltsame Schöpfung erschien von fern wie die wilde Ausgeburt einer phantastischen Welt, ein Mittelding zwischen einer Heuschrecke und einer Kibitke". Diese merkwürdige Art von Landfuhrwerk gestattet die Aufnahme von allerhand Kisten, Säcken, Körben, Betten, Nahrungsmitteln, kurzum von Allem, was man bei dem Fahren über unendliche Ebenen und durch unabsehbare Steppengegenden brauchen kann. In diesem originellen Gefährte bereisen zwei Männer Rußland in südöstlicher Richtung, von Moskau nach Kasan, Wassilij Iwanowitsch und Iwan Wassiljewitsch, die uns besonders dadurch interessant werden, daß sie die beiden auseinandergehenden Zeitströmungen der conservativen und der Reformpartei vertreten und diese Unterschiede in allen Momenten ihrer Erscheinung und ihres Gesprächs zu erkennen geben. Wassilij ist ein schwer beweglicher Fettwanst, der über Moskau nicht hinausgekommen ist und mit diesem Hängen an der Scholle auch geistig ein Hinterwäldler geblieben ist, der nicht viel spricht und eine gute Fischsuppe allem Raisonnement vorzieht. Dagegen ist der spindeldürre Iwan der Schüler der Pariser Cultur, geschniegelt und gestriegelt von Kopf zu Fuß, voller Redseligkeit und zerfressen von der Reflexion. Beide lieben ihr Vaterland, der eine als naiver, der andere als sentimentaler Mensch, der Eine, weil er nichts Anderes kennt und ruhig und unverdrossen fortarbeitet, der Andere, weil er die Welt gesehen und Rußland auf die Culturstufe der anderen Völker erheben möchte. Wassilij ist ein beschränkter Mensch, der in seinem kleinen Kreise seine Pflicht thut und Gutes leistet, Iwan ein Mann voller unverstandener Ideen, der keinen gescheidteren Einfall hat, als seine Reiseeindrücke zu Papier zu bringen in der thörichten Hoffnung, seinen Landsleuten damit aufzuhelfen. Während Jener sich an dem Gegebenen genügen läßt und vor seiner Thüre kehrt, verrennt sich dieser ins Blaue, es ist der Unterschied zwischen nüchterner Praxis und ausschweifender Theorie, der sich hier aufthut und durch eine Fülle von Bildern aus dem russischen Leben illustrirt wird. Lippert hat ganz recht auf das analoge Verhältniß zwischen dem edlen Ritter von la Mancha und Sancho Pansa hinzuweisen.

Die Schilderung der russischen Zustände geschieht größtentheils in Form eines Gespräches zwischen den beiden Männern,

die ihre Gedanken über die bestehenden Einrichtungen und die ihnen begegnenden Menschen austauschen. Wir sehen in das Poststationshaus hinein und lernen den polternden Vorsteher kennen, der weiter keinen Beruf hat als die Passagiere möglichst empfindlich zu ärgern, wir treten in das armselige schmutzige Wirthshaus ein, das Sollohub in derselben anschaulichen Weise wie Gogol in den „Todten Seelen" schildert, wir begegnen einem jener Adligen, die ihr Vaterland nur dann kennen, wenn sie ihr Geld aus demselben herausziehen, die sich aber sonst für zu gebildet halten, um in demselben leben zu können, der Bauer und der Städter machen uns ihre Aufwartung und dies Alles, vom wirthschaftlichen und häuslichen Leben bis zu den höchsten Interessen der Religion, Kunst und Literatur, erscheint in der doppelten Beleuchtung der conservativen und der reformatorischen Zeitanschauung. Wenn der Dichter die Dinge einerseits mit scharfem Auge betrachtet und sie realistisch ausmalt, so ist andrerseits seine Beredtsamkeit von außerordentlicher Kraft; Idealismus und Realismus vereinigen sich bei ihm in der eigenthümlichen Weise, die sich in der ganzen russischen Literatur findet. Auf der einen Seite vollständige Verzweiflung an der Möglichkeit einer segensreichen culturellen Entwicklung, auf der anderen ein fast rührender Glaube an die Mission des Landes und Volkes. Wie Gogol und Turgéniew schwingt auch Sollohub die Geißel seiner Satire am erbarmungslosesten, wenn er auf den Mangel an nachhaltiger Kraft und Ausdauer bei den Russen, auf die Eigenthümlichkeit dieser Race, schnell aufzuflammen, um ebenso schnell wieder in Thatenlosigkeit zu versinken, zu sprechen kommt. Man höre ihn nur ein Mal: „Die jungen Leute Rußlands sind das Opfer einer halben und verfehlten Erziehung und bei allen Anlagen des Geistes und einer kräftigen Natur gehen sie in Willensschwäche und Geistesohnmacht unter. Die kochende Leidenschaft führt sie nicht zu starkem und entschiedenem Handeln, sondern zum Karten- und Würfelspiel, zu niedriger Ausschweifung oder zu tollem nutzlosen Wagen, dem sie ihr Leben opfern, oder sie spielen die Freidenker, die Liberalen, die heimlich der Regierung grollen und die Lage der Dinge verwünschen, als ob diese ihnen feindselig im Wege stände. Doch in jeder Lage der Dinge würden sie dieselben gewesen sein; denn sie sind in Keim und Wurzel schon verdorben und es ist kein kräftiges Gedeihen bei ihnen möglich. Klägliches Geschlecht, armselige Jugend!" In diesem Ton geht es das ganze Buch hindurch, Wassily vertritt dabei das geistlose, in Vorurtheile verrannte Beharren im Gegebenen, Iwan das kenntnißlose und kraftlose Hinstürmen zum Neuen, der Eine hat Recht wegen seiner zähen gleichmäßigen Arbeit, aber in seinem Schädel geht keine neue Vorstellung hinein, der Andere hat wieder eine Fülle von Einfällen, aber in unreifer Gestalt und ohne die Fähigkeit etwas Positives zu leisten.

Auf wessen Seite stellt sich nun aber der Verfasser? Im Grunde weder auf die eine noch auf die andere. Das lehrt uns das letzte Kapitel seines Romans „ein Traum", mit dem seine Muse, die so lange sich damit begnügte, die Wirklichkeit zu malen, ganz ins Phantastische übergreift, gleichsam um sich von dieser Realität, in der es kein vernünftiges Wesen mehr aushalten kann, gewaltsam loszureißen. Der Tarantaß verwandelt sich plötzlich in einen gigantischen Vogel, auf dessen Flügeln die Reisenden über die Lande getragen werden, um ein Bild der zukünftigen Entwicklung Rußlands vor sich zu erblicken. Alles erfreut sich des ungetrübtesten Glückes, harmonisch geht der Bauer mit dem Fürsten Hand in Hand, es gibt keine Dummheiten und kein Verbrechen mehr und aus dem Schooß der Familie erblüht ein himmlischer Frieden. Während sich Iwan an diesen und ähnlichen Vorstellungen berauscht schlägt aber das Fuhrwerk um, die beiden Russen liegen im Schlamm und mit ihnen auch Iwans Reiseheft, mit dessen Inhalt er seine Nation zu beglücken gedachte.

Wir sehen, mit einem Witz bewirthet uns der Dichter, während wir eine Lösung der zweifelsschweren Fragen, die er aufwirft, von ihm erwarten. Das ist das Unselige des russischen Lebens, Denkens und Trachtens, daß man überall nur Gegensätze und Widersprüche, nirgends ihre Versöhnung bemerkt. Wie Turgéniew im „Tagebuch eines Jägers" die Zustände zur Zeit der Leibeigenschaft abschreckend schildert und sich in seinen späteren Romanen: „Väter und Söhne", „Rauch", „Neuland" über die unreifen Jünglinge, welche die Reformer spielen wollen, lustig macht, so läßt auch Sollohub bei seiner Kritik der russischen Zustände die Mitte leer. Das Alte bricht zusammen und das Neue ist unfertig und unbrauchbar — wenn uns mit dieser traurigen Wahrheit die ersten Denker und Dichter abfinden, wer will es unter uns, die wir den russischen Verhältnissen ferner stehen, unternehmen, dem ungeberdigen Koloß vorzuschreiben, wie er auf der Bahn wirklicher Cultur vorwärts schreiten soll?

Eugen Zabel.

Rogers.*)

Von Mark Twain.

Deutsch von Udo Brachvogel.

Es war in der englischen Landstadt X., daß dieser Mann Rogers während meines letzten Aufenthalts in England über mich gerieth und mich zu sich verurtheilte. Wie er mir sagte, hatte seine Stiefmutter einen entfernten Verwandten des zweiten Mannes einer Tante von mir geheirathet, welcher später gehängt worden war, so daß er nicht umhin konnte, mich als durch Blutsverwandtschaftsbande mit sich verknüpft zu betrachten.

Er besuchte mich während meines Aufenthalts in X. jeden Tag, setzte sich nieder und sprach zu mir. Von allen harmlosen, naiven und unerschütterlich von sich selbst durchdrungenen menschlichen Merkwürdigkeiten, mit denen ich in meinem Leben zu thun gehabt habe, war diese die harmloseste, naivste und unerschütterlichst von sich selbst durchdrungene.

Kaum daß er sich bei seinem ersten Besuche mir vorgestellt hatte, so erbat er sich meinen nagelneu von London mitgebrachten Cylinderhut zur Ansicht. Ich willfahrte seinem Ersuchen gern, denn ich erwartete, daß er in dem Boden desselben sofort den Namen des großen Hutmachers von der Oxford-Street erblicken und von der einer solchen Entdeckung entsprechenden Hochachtung für mich ergriffen werden würde. Aber er drehte den Hut nur langsam und mit dem unverkennbaren Ausdruck aufrichtigsten Mitleids hin und her, deutete dann auf zwei oder drei nur dem schärfsten Kennerauge wahrnehmbare Unvollkommenheiten und sagte: es könne freilich von Jemandem, der erst so kurze Zeit in England sei, nicht erwartet werden, daß er bereits wissen solle, wo man ein ohnehin so schwer zu kaufendes Ding, wie einen Hut, am besten kaufe. Dann lächelte er mir zu und versprach mir, die Adresse seines Hutmachers schicken zu wollen, indem er gleichzeitig ein kreisförmiges Stück rosa Seidenpapier ausschnitt, es mit dem auf meinem Schreibtisch stehenden Klebstoff bestrich und über dem Namen meines vornehmen Hutmachers befestigte.

„Verzeihen Sie," sagte er, „aber das ist das Beste. Nun kann Niemand sehen, wo Sie diese verfehlte Kopfbedeckung da gekauft haben. Wenn Sie erlauben, schicke ich Ihnen eine Geschäftskarte meines Hutmachers, und die können Sie dann, bis Sie nach London zurückkommen, wieder über das Papier kleben."

Es war die Ruhe und Selbstverständlichkeit selbst, mit welcher er das sagte, und sie imponirten mir dermaßen, daß ich für ein paar Augenblicke meinte, nie einen Menschen in meinem Leben so heftig bewundert zu haben. Denn während er dies Alles sagte und that, konnte ich meine Augen nicht von seinem eignen Hut abwenden, der dicht vor uns auf meinem Tische stand und das abgeschabteste, verbogenste und verkommenste Exemplar eines von Wind und Wetter farb- und formlos gemachten Stürmers mit triefendem Fett- und Schweißrand in seinem

*) Aus der in diesen Tagen bei G. R. Osgood und Co. in Boston erscheinenden neuesten Skizzensammlung Mark Twains: The Stalen White Elephant etc.

futterlosen Innern war, dem ich noch je so unmittelbar nahe gekommen war!

Bei Rogers' nächstem Besuch war das Erste, daß er meinen über einer Stuhllehne hängenden Gehrock einer genauen Prüfung unterzog. Dieses Mal empfand ich jedoch nicht die mindeste Besorgniß, denn der Rock war kaum vor zwei Wochen in Regent-Street gekauft worden und das Innere des Kragens trug in gelber Seidenstickerei unter dem Namen des Verfertigers die Signatur: „Hof- und Leibschneider Sr. Kgl. Hoh. des Prinzen von Wales". Ich wußte damals noch nicht, daß fast alle Londoner Schneider der Regent-Street und verwandter prominenter Straßen dieselbe Signatur auf ihren Schildern, auf ihren Geschäftskarten und auf dem inwendigen Kragen der von ihnen gelieferten Röcke führen, wahrscheinlich um anzuzeigen, daß, während nach der allgemeinen Annahme sieben Schneider dazu gehören, um einen gewöhnlichen Menschen zu machen, deren mindestens zwei- bis dreihundert auf einen Prinzen gehen. Trotz meiner Zuversicht sollte ich sehr bald das zuerst durchaus nicht einschüchternde Gesicht meines Gastes seinen Ausdruck wechseln sehen. Aus dem eines genau und fachmännisch Prüfenden verwandelte es sich in das eines spöttischen und dann gar mitleidigen Kritikers, bis er das fragliche Kleidungsstück mit einem Achselzucken ausgesprochener Mißschätzung auf den Stuhl zurückwarf und an meinen Schreibtisch trat, um mir die Adresse seines Schneiders aufzuschreiben. Als er sie mir reichte, umschwebte ein wahrhaft erhabenes Lächeln seine Lippen. Weit entfernt mir zu rathen, mich behufs Sicherung einer besonderen Berücksichtigung dem Schneider unter meinem Schriftstellernamen vorzustellen, wie dies in ähnlichen Fällen wohl von Seiten höflicher englischer Freunde zu geschehen pflegte, sagte er vielmehr: es sei absolut nöthig, daß er dem Kleiderkünstler seine Karte gäbe, da sich derselbe unbekannten Leuten zu Liebe („unbekannte Leute" — und ich dachte der Himmel weiß, wie berühmt und bekannt ich in England wäre!) sich kaum zu der ganzen Höhe seiner Kunst aufzuschwingen pflege, angesichts dieser Karte aber bestimmt das Seinige thun werde. Trotz des tödtlichen Stiches, den mir dies „unbekannte Leute" versetzt hatte, machte ich doch noch einen Versuch, durch einen Spaß ein wenig von meinem verlorenen Grund und Boden wiederzugewinnen und sagte:

„Aber der arme Mensch möchte am Ende aus bloßem Respect für Ihren Namen Tag und Nacht an dem Rock aussitzen und seine Gesundheit ruiniren."

„So lassen Sie ihn sie ruiniren!" erwiederte Rogers. „Ich habe genug für ihn gethan, um auf irgend ein Maß des Dankes von seiner Seite Anspruch zu haben."

Ich hätte ebenso leicht eine Mumie der ersten der, bekanntlich nach Dutzenden zählenden, ägyptischen Königs-Dynastien durch einen Spaß aus dem Concept bringen können, wie diesen Mann. Gelassen fuhr er fort:

„Ich lasse alle meine Röcke dort machen, — es sind die einzigen Röcke, die wirklich sitzen."

Indessen, ich wagte noch einen Angriff.

„Ich wünschte, Sie hätten einen davon mitgebracht," sagte ich. „Es würde mir Vergnügen machen, etwas davon zu sehn."

„Der Himmel erhalte Ihre Augen!" rief er. „Habe ich denn nicht einen an? Dieser Rock da ist Morgans eigenhändigstes Machwerk!"

Jetzt war die Reihe des Prüfens an mir, obgleich das kaum nöthig war, um mich zu belehren, daß der Rock seiner Zeit, d. h. so um das Jahr 1848 herum, fertig bei einem Händler der Londoner Chatham-Street gekauft worden war. Als er neu gewesen, mochte er ein halb bis zweidrittel Pfund, allerhöchstens vier Dollars gekostet haben. Er war an allen Ecken und Enden aufgetrennt, das Tuch war abgescheuert, die Säume waren aufgegangen, und Aermel und Brustklappen starrten vor Schmutz und Fett. Ich konnte nicht umhin, ihn mit dem Finger auf einige dieser Schönheiten aufmerksam zu machen. Er machte ein so wehmüthiges Gesicht, daß es mir im ersten Augenblick fast leid war, daß ich es gethan hatte. Es war, als ob plötzlich ein bodenloser Abgrund von Schmerz und Enttäuschung vor ihm aufgeklafft sei. Dann raffte er sich zusammen und machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er damit den Schmerz eines ganzen Volkes zum Schweigen bringen wolle, und murmelte vor sich hin:

„Das macht nichts, — stoßen Sie sich nicht weiter daran, — ich kann in zehn Minuten einen bessern haben." Dann betrachtete er noch einmal einen der zollangen Risse unter den Armen, auf welche ich ihn besonders aufmerksam gemacht hatte, und rief dann mit einem Ausdruck, als ob ihm mit einem Schlage ein Stein von der Brust gerollt wäre:

„Ah, jetzt begreife ich Alles. Mein neuer Kammerdiener hat das gethan, als er mich heute früh ankleidete. Der Unglückliche ist noch nicht mit meiner Art und Weise, in die Aermel zu fahren, vertraut."

Sein — Kammerdiener! Es lag in dieser Unerschütterlichkeit etwas, das Einem eine Art abergläubischen Respects einflößen konnte.

Von da an verging kaum ein Tag, an welchem sich Rogers nicht in der eben geschilderten Weise mit irgend einem Theil meiner Toilette beschäftigt hätte: eine Passion, welche man am allerletzten bei einem Manne gesucht hätte, der tagtäglich einen und denselben Anzug, und diesen einen aus so alten und abgeschabten Stücken bestehend zur Schau trug, daß man glauben mußte, er stamme aus der Zeit der normännischen Eroberung.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber allmählich erwachte in mir der Ehrgeiz — ein Ehrgeiz, von dem ich nur zugestehn will, daß er kein sehr würdiger war —, diesen Mann einmal etwas bewundern zu machen, das mir gehörte, oder das ich that. Ich bin überzeugt, daß es gar Manchem an meiner Stelle ebenso ergangen wäre, und glaube daher auf volles Verständniß des Lesers für das rechnen zu dürfen, was ich noch kurz vor meiner Abreise nach London mit meinem Manne erleben sollte.

Ich hatte soeben meine Wäsche von der ganzen Zeit meines Aufenthalts in X. her in einer Ecke meines Zimmers zusammengeworfen, wo dieselbe des Abgeholtwerdens durch die Wäscherin harrte. Es war ein, für eine Familie, die nur aus einem einzelnen Manne bestand, höchst ansehnlicher Berg, Alles in Allem vierundfünfzig Stücke, und es war meine Absicht, Rogers unter den Eindruck zu versetzen, daß es das Ergebniß einer einzigen Woche sei. Als er wie gewöhnlich gegen elf Uhr angetreten war, nahm ich nach einigen gleichgültigen Redensarten den von mir verfaßten Wäschzettel auf, überlas ihn und sagte dann, indem ich das Datum corrigirte, halb laut vor mich hin: „Wie ich mich nur so irren konnte. — es ist nicht von sieben sondern nur von sechs Tagen!" und legte dann den Zettel wieder auf den Tisch. Wie ich erwartet hatte, nahm Rogers ihn sofort von Neuem auf und begann ihn mit der ihm eigenen skrutinirenden Gewissenhaftigkeit zu studiren, sich in seiner Lectüre nur durch einen gelegentlichen Blick unterbrechend, den er auf den Wäschhaufen in der Zimmerecke warf. Diese Blicke drückten offenbar Staunen aus, und schon glaubte ich einer endlichen Genugthuung sicher zu sein, als er, bei der Schlußscene meines Zettels angelangt, die Ziffer derselben mit jenem mir so wohl bekannten Ton mitleidiger Geringschätzung mehrere Male wiederholte und dann den Zettel mit den Worten auf den Tisch fallen ließ:

„Kommen Sie in jeder Woche mit Ihrem Waschbudget so billig weg?"

Es war wirklich nichts Menschliches von diesem Menschen zu erwarten. Er sah und bewunderte auf der Welt nichts, als das, was er selbst hatte, oder vielmehr gerade er selbst am allerwenigsten hatte, aber doch nicht müde wurde, beständig an sich zu sehen und auch Andern, mit dem größten Ernst der Welt zuzumuthen, daß sie es dort gleichfalls sehen sollten. Seine Handschuhe waren das traurigste Fetzenwerk — aber er theilte mir wohl ein halb Dutzend Mal die Picadilly-Firma mit, wo ich die gleichen bekommen könnte. Seine Schuhe hatten so große Löcher, daß man kaum Wallnüsse darin hätte bewahren können, ohne ein Durchsickern derselben zu befürchten — aber es machte ihm das größte Vergnügen, seine Füße auf jedes Balkongeländer

und jeden Kaminsims, dessen er nur habhaft werden konnte, zu strecken und sie dort in stiller Bewunderung ob ihrer tadellosen Chaussure zu betrachten. Er trug ein kirschengroßes Stück Glas als Siegelring und nannte es, ohne weiter zu erklären, was er damit meinte, einen „morpholytischen Diamanten", von dem bisher nur zwei Exemplare gefunden seien, deren zweites im Besitz des Kaisers von China sei. — — —

Ich reiste nach London ab, aber nicht ohne von Rogers vorher durch das Versprechen beunruhigt worden zu sein, daß wir uns dort wiedersehen würden. Und richtig sollte ich in der Hauptstadt schon wenige Tage nach meiner Ankunft das Vergnügen haben, den alten phantastischen Vagabunden in seiner ganzen Großmannsmanier in die Empfangshallen meines Hotels hereinstolzieren zu sehen, um sich selbst und seine wunderliche Manie alsbald in bekannter Weise und Stärke wieder über mich zu verhängen. Wenn er mich in der Gegenwart von Fremden anredete, geschah es nie, ohne daß er seine Stimme je nach Bedürfniß mehr oder weniger erhob und mich entweder „Sir Richard" oder „General" oder „Eure Lordschaft" titulirte. Und wenn die Umstehenden aufmerksam wurden und uns anzustarren begannen, so konnte ich sicher sein, daß er mich entweder in halbtadelndem Tone fragte: „warum ich gestern Abend den Herzog von Argyll so lange vergeblich habe auf mich warten lassen?" oder daß er mich mit väterlicher Dringlichkeit ermahnte: „mich ja recht pünktlich zu dem für übermorgen verabredeten Rendezvous mit Sr. Excellenz dem Premierminister Ihrer Majestät einzufinden".

Ich konnte nicht umhin, allmählich die Ueberzeugung zu gewinnen, daß alle diese Dinge, so lange sie ihn beschäftigten, den Charakter der vollen Realität für ihn hatten. So ganz und gar ging er darin auf. Eines Nachmittags kam er und forderte mich auf, in seiner Gesellschaft den Abend mit dem Earl von Warwick in dessen Stadthaus zu verbringen. Ich erwiederte ihm, daß ich keine regelrechte Einladung erhalten hätte, worauf er mich dahin beruhigte, daß dies nichts zu bedeuten habe, da der Earl ihm und seinen Freunden gegenüber keine Förmlichkeiten kenne. Dadurch ermuthigt, fragte ich: ob ich so gehen könne, wie ich da war? Er schüttelte den Kopf und erklärte, daß dies nicht gut angehen würde, da voller Gesellschaftsanzug für Londoner Abendgesellschaften unerläßlich sei. Aber er erklärte sich bereit, zu warten, bis ich angekleidet sein würde, worauf wir uns nach seinen „Appartements" begaben, und während er sich gleichfalls in Gala werfen würde, eine Flasche Champagner trinken und eine Cigarre rauchen könnten. Der Leser kann sich denken, wie begierig ich auf den weiteren Verlauf und den Ausgang von dem Allen war, und begreift, daß ich mich beeilte, mit meiner Toilette fertig zu werden. Dann machten wir uns auf den Weg, und zwar, da er mir für den Fall, daß ich nicht gerade aufs Fahren versessen sei, zu gehen vorschlug, zu Fuß. Nachdem wir dann etwa vier Meilen durch den Staub und Schmutz durchaus nicht sehr einladender Quartiere marschirt waren, erreichten wir endlich seine „Appartements".

Dieselben bestanden in einem winzig kleinen Zimmer über einem Barbierladen in einer schmalen Seitengasse. Zwei Stühle, ein kleiner Tisch, ein alter mit Fell bezogener Koffer, ein fragmentarisches Waschbecken mit entsprechendem Krug, die sich, in einer Ecke auf der Erde stehend, nach einem Waschtisch sehnten, ein ungemachtes Bett, eine schmale Spiegelscheibe und ein Blumentopf mit einem hektischen Geranium, welches er seine Aloe nannte, und von dem er versicherte, daß es seit zwei Jahrhunderten nicht geblüht habe: das war das ganze Ameublement dieser „Appartements". Doch nein, ich thue Rogers Unrecht. Ein Messingleuchter mit dem Rest einer Ausschußkerze befand sich auch noch darin. Er zündete das Lichtstümpchen an, und ersuchte mich, es mir bequem zu machen, und mich bei ihm zu Haus zu fühlen. Er hoffe, ich sei durstig, denn es sei seine Absicht, mich mit einem Artikel von Champagner zu bewirthen, wie er nur selten über die Lippen eines bürgerlichen Menschenkindes komme. Oder ob ich etwa Sherry vorzöge, oder Portwein? Er habe namentlich von dem letzteren eine kleine Partie Flaschen, die seit Jahren von Spinneweben ganz und gar eingesponnen seien und ein Paar Generationen repräsentirten. Und auch Cigarren! Was vollends seine Cigarren anlange, so freue er sich schon darauf, mich selbst urtheilen zu lassen. Hierauf streckte er seine Hand mit der Geberde eines Höchstcommandirenden nach der Thüre aus und rief:

„Sackville!"

Aber keine Antwort kam.

„Heh, Sackville!"

Wieder keine Antwort.

„Was zum Teufel ist denn aus diesem Subject von einem Kellermeister geworden. Ich beurlaube keine meiner Dienstleute — ach verwünscht, verwünscht! Der Wart hat die Schlüssel, und ohne die Schlüssel kann ich weder zu meinem Weine noch in die anderen Zimmer."

Nachdem auf diese Weise die Abwesenheit Sackvilles zur Genüge constatirt war, begann mein Wirth nach „Anglesy" zu rufen. Aber es kam auch kein „Anglesy". Worauf über das Schicksal desselben summarisch wie folgt entschieden wurde:

„Das ist nun das zweite Mal, daß dieser saubere Patron von Stallmeister, ohne Urlaub erbeten zu haben, sich entfernt hat. Morgen früh werde ich ihn noch im Stall entlassen!"

Und nun begann er nach „Thomas" zu lärmen. Aber auch „Thomas" kam ebenso wenig, wie Sackville und Anglesy gekommen waren, und wie gleich darauf „Theodor" kommen sollte, als er nach einem solchen, als letztem seiner Dienstmänner zu rufen anfing.

Rogers sank erschöpft, aber immerhin vorsichtig genug, um seine abgelebte Lehne nicht ganz zu zerbrechen, in seinen Stuhl zurück, fuhr sich mit dem Rücken seiner Hand, wie Schweiß trocknend, über die Stirn und sagte:

„Ich gebe es auf. Die Dienstleute erwarten mich nie um diese Zeit zu Hause und so sind sie Alle auf eine kleine Spritztour aus. Das ist um so ärgerlicher, als ich zwar für heute Nachmittag ganz gut ohne den Stallmeister und den Pagen auskommen kann, aber beim besten Willen nicht weiß, wie ich ohne den Kellermeister an meinen Wein und meine Cigarren und ohne den Kammerdiener in meinen Abendanzug kommen soll."

Ich erbot mich, ihm beim Anziehen zu helfen, aber er wollte davon nichts hören, schon deswegen nicht, weil er sich unter der Hülfe einer ungeübten Hand höchst unbequem fühlen würde. Endlich kam er zu dem Entschluß, daß es bei der bewährten Intimität zwischen ihm und dem Earl von keinem Belang sei, in welchem Anzug immer er dort erscheine. So nahmen wir denn ein Cab, welches zu bezahlen er mir aus Rücksicht für unsere, im Eingang dieser Aufzeichnung näher beleuchtete, Blutsverwandtschaft erlaubte. Er gab dem Kutscher die Adresse, und wir fuhren drauflos.

Nach einer halben Stunde hielten wir vor einem großen Hause und stiegen aus. Rogers schlüpfte unter das Licht der nächsten Laterne, — und dieser Mann, den ich bis dahin nie mit einem Halskragen und einer Halsbinde gesehn, nahm aus seiner Brusttasche einen ehrwürdigen Papierkragen, an dem der Vordertheil einer ausgefaserten, mittelalterlichen Atlascravatte befestigt war, und legte beides mit vorsorglicher Accuratesse um. Dann winkte er mir zu, einen Augenblick zu warten, stieg die Treppe vor dem großen Hause empor und trat ein. Aber schon eine Sekunde danach erschien er wieder, sprang die Treppe zu je zwei Stufen auf ein Mal herunter, packte mich am Arm und riß mich mit einem athemlosen: „Schnell hinweg, um aller Götter willen!" mit sich fort. Wir stürzten bis zur nächsten Ecke, und erst als wir um diese umgebogen hatten, erlaubte er mir stillzustehen und Luft zu schöpfen, indem er die Worte hervorstieß:

„Dem Himmel sei Dank, hier sind wir sicher!"

Und er nahm seinen Kragen und seine Cravatte mit derselben Vorsicht ab, mit welcher er sie vorhin umgelegt hatte. Dann setzte er verschnaufend hinzu:

„Ein knappes Entkommen — das!"

„Was — wie?" stammelte ich.

„Nun denn, wissen Sie nicht — die Gräfin war da?"

„Die Gräfin? Was hat die mit dem Allen zu thun? Kennt sie Sie?"

„Ob die Gräfin mich kennt? Mich? Kennen nur? Sie betet mich an. — Ja wohl, das thut sie! Zum Glück wurde ich ihrer noch eben aus einem Augenwinkel ansichtig, ehe sie einen Blick auf mich erhaschen konnte. Und so vermochte ich, unbemerkt wieder hinauszuschießen. Habe sie seit zwei Monaten nicht gesehn, — dachte, sie wäre noch auf dem Lande. Es würde geradezu verhängnißvoll, möglicherweise gar tödtlich für sie geworden sein, wenn ich ihr jetzt so ohne jede Vorbereitung vor Augen gekommen wäre. Sie hätte es absolut nicht überstehn können. Auf mein Wort, ich wußte nicht, daß sie nicht mehr auf ihrem Schloß sei Es hat mir selbst einen solchen Choc gegeben — erlauben Sie mir, mich einen Augenblick auf Ihren Arm zu stützen. Nur einen Augenblick — so — ich danke Ihnen, danke Ihnen herzlich — jetzt ist es vorüber. Der Himmel bewahre mich — solch ein haarknappes Entkommen!"

Der Leser begreift, daß ich unter diesen Umständen, da ich London schon nach wenigen Tagen verlassen mußte, leider nicht mehr zu der Bekanntschaft des Earl von Warwick gekommen bin. Um so weniger, als ich mir das Haus, um im Nothfall mich allein hinzufinden, gemerkt hatte, und bei einem erneuten Besuch, den ich Tags darauf allein machte, herausfand, daß es ein ganz gewöhnliches Familienhôtel dritter oder vierter Klasse war, in welchem kein einziger Warwick hauste, wohl aber Dutzende von Smiths, Browns, Jones und Robinsons aufgestapelt waren.

Rogers habe ich nicht wieder gesehn. Aber soviel konnte ich schon nach einer so verhältnißmäßig kurzen Bekanntschaft von ihm sagen: daß er durchaus nicht in allen Dingen ein Narr war. In verschiedenen Dingen war er es allerdings, das stand fest. Aber er selbst wußte es nicht. Er war gerade in seinen Narrheiten von einem tödtlichen Ernst, und die Methode, die er hineinzubringen verstand, war einfach wundervoll.

Uebrigens ist er im vorigen Sommer zur See gegangen und an Bord eines Kriegsschiffes unter dem allgemeinen Spitznamen eines Earls von Ramsgate gestorben.

Notizen.

Ein internationaler Städtetag.

Der Gedanke, mit dem Feste der Einweihung des Rathhauses und der Säcularfeier der Befreiung Wiens von der Türkengefahr einen internationalen Städtetag in Wien zu verbinden, ist neuestens in municipalen Kreisen aufgetaucht, und er verdient wohl einen Augenblick in ernste Erwägung gezogen zu werden. Die Frage wird auch in Berlin gewiß mit Interesse verfolgt werden.

Wir wissen nicht, inwieweit dieser internationale Städtetag geplant ist, ob man in denjenigen Kreisen, in welchen der Gedanke entstanden ist und ventilirt wird, auch die mittleren Städte, die namentlich in letzterer Zeit eine wahrhaft großartige Entwickelung genommen haben, mit in Rechnung zieht, oder ob man blos die großen Weltstädte, Millionenstädte oder Großstädte im Auge hat. Unzweifelhaft haben die Großstädte eine Menge gemeinsamer Interessen und Berührungspunkte und vielfach sind die Fragen technischer und hygienischer Art solche, welche, allen Städten gemeinsam, von gemeinsamen Gesichtspunkten erörtert und durch vergleichende Auffassung und Darstellung gewinnen müssen. So hat beispielsweise Berlin vor zwei Jahren einen „deutschen Städtetag" abgehalten — wohlgemerkt, einen deutschen Städtetag —, auf welchem Fragen der städtischen Verwaltung und der wirthschaftlichen Gesetzgebung in ihrer Einwirkung auf städtische Interessen zur Sprache kamen. Allerdings war dieser Städtetag in der Hauptstadt des deutschen Reiches zumeist hervorgerufen durch Bismarcks scharfes Auftreten gegen die Berliner Stadtverwaltung, der es doch vorzüglich auch um den Nachweis zu thun war, daß ihre Verwaltung, die bekanntlich im Gegensatze zu Bismarcks Urtheil als eine musterhafte galt, auch von anderer und competenter Seite als solche anerkannt werde, und weiter darum, im Kampfe gegen den gewaltigen Gegner gewissermaßen einen moralischen Succurs für die Behauptung der städtischen Selbstverwaltung zu erlangen. Ein internationaler Städtetag in Wien aber würde selbstverständlich die Vertreter der Weltstädte hierher laden, und es würde sich darum handeln, im Verein mit denselben große Fragen der städtischen Verwaltung zu berathen.

Die Zeit seit der Wiener Weltausstellung ist für die Entwickelung Wiens eine sehr kurze und sie ist zudem eine höchst ungünstige gewesen und bedeutende Veränderungen zum Bessern haben sich in den letzten zehn Jahren nicht ausgebildet. Außerdem ist wohl zu bemerken, daß erst im Vorjahre hier in Wien der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege und der hygienische Congreß getagt haben, daß ihnen zu Liebe und zu Ehren ein Werk über die sanitären Verhältnisse und und Einrichtungen der Stadt abgefaßt wurde, und daß wir in jenen wenigen großen Werken, die wir in den letzten Jahren vollführt haben, uns allerdings schon vor der Welt selbstgefällig genug bespiegelt haben. Zudem ist der hygienische Congreß nebst Ausstellung in Berlin zu erwarten und wird daselbst Wien nach der Versicherung der officiellen Vertreter in hervorragender Weise technisch und hygienisch vertreten sein. So entfällt ein weiterer Grund, um die Welt einzuladen, Wiens etwaige Fortschritte der letzten Jahre zu besichtigen.

Wir meinen aber, daß wir auch sonst einigermaßen Grund haben, eine solche Einladung nicht in die Welt zu senden, und nur demjenigen, der über die Bannmeile unserer Stadt nicht hinaus gekommen ist und dem ein gewisser trauriger Autochthonismus innewohnt, der die Fortschritte der Welt zu verfolgen nicht in der Lage ist, dürfte es verziehen werden, wenn er in das vormärzliche „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien" gedankenlos einstimmt. So wenig unsere politische Stellung im letzten Jahrzehnt in Europa eine glänzende geworden ist, so wenig ist es die communale Verwaltung, die uns das Recht gäbe, an der Spitze der großen Städte der Welt zu marschiren. Wenn beispielsweise Berlin einen solchen Aufruf ergehen ließe, die Stadt der Siege von 1866 und 1870, wo nicht blos die Zeichen und Trophäen des Ruhmes dieser Jahre aufgehäuft sind, sondern jetzt sozusagen die Fäden der Geschicke Europas gesponnen werden, die Stadt des Congresses und der europäischen Conferenzen, eine Stadt, die in einem halben Jahrhundert die Einwohnerzahl sich vervierfachen und ihre städtischen Ausgaben sich vervierzehnfachen sah, so würde man das trotz der Jugend dieser Stadt begreiflich finden. Denn dort hat sich allerdings Alles verändert ins Riesenhafte und mächtig entwickelt. Berlin ist eine ganz moderne, ja eine modernste Stadt geworden, sein Ruhm ist ein ganz neuer und junger, während der unserer guten Stadt der Ruhm einer alten Stadt, des Geschichtlichen ist. Und weiter: haben wir etwa Grund, unsere Parks und Plätze denen von Berlin, Paris und London an die Seite zu stellen? unsere Brückenbauten mit denen von London und Petersburg zu vergleichen? oder unsere Straßen, denen es durchaus an Breite fehlt, oder unsere so mangelhaften Communicationen mit denen der anderen Großstädte, oder etwa unsere Gartenanlagen mit dem Schmucke der Pariser Plätze, der dort ein volles Viertheil des Raumes der öffentlichen Plätze einnimmt, in Vergleich zu bringen? Können wir etwa unseren Naschmarkt, der einem Markte Italiens gleichkommt, mit den Markthallen Englands, Frankreichs und Belgiens vergleichen lassen? Sollen wir uns in der Straßenbeleuchtung wie im System der nächtlichen Reinigung der Hauptstraßen von Frankfurt und Brüssel belehren lassen, wie weit diese Städte uns voran sind? oder unser primitives Armenwesen mit den „Armenvätern vom Grunde" vorführen, oder unsere Gäste aus allen Städten der Welt eine Promenade entlang des Wienflusses unternehmen und sie dort die penetranten Miasmen einathmen lassen? oder unser Kanalisirungssystem zur Ausstellung bringen, welches dem Sielsystem von Hamburg und dem der französischen und englischen Städte nicht entfernt die Wage hält? Wien mit seiner hügeligen Lage, seinen vier durchziehenden Flüßchen und Bächen und seinem mächtigen Donaustrome als Aufnahmebecken, — wie ist doch das Marchfeld gar düngerbedürftig! — müßte — so hören wir die Vertreter der Großstädte sagen — in jedem Punkte allen anderen vorangegangen sein. Und die enorme Fleischtheuerung, zeigt sie nicht aufs Deutlichste, wie schlecht und theuer wir die Stadt approvisioniren? Diese und ähnliche Fragen legen sich die Wiener in diesem Augenblicke vor. Sie würden gewiß gastlich Vertreter anderer Großstädte begrüßen, aber nicht entfernt glauben sie ihre alte Kaiserstadt jetzt als Muster vorführen zu können.

Zu allerletzt meinen wir, käme es uns zu, jetzt das große Wort zu führen, und wir predigen lieber selbst die Selbsterkenntniß und Umkehr, bevor uns diese Ermahnung von anderer Seite entgegengeschleudert wird. Der Ringtheaterproceß mit seinen Consequenzen und seinen Bildern, auf denen wir den Bürgermeister und Polizeiräthe, städtische Ingenieure und Beamte auf der Anklagebank sahen, und die zahlreichen nachfolgenden Amtsentsetzungen scheinen fürwahr nicht geeignet, ein schmeichelhaftes Bild unserer öffentlichen städtischen Zustände zu bieten und uns als berechtigte Führer an der Spitze der großen Weltstädte gelten zu lassen. „Ein Civil-Königgrätz" — war das geflügelte Wort für den Zustand unserer städtischen Verwaltung nach dem Ringtheaterbrande. Nun wohl: wenn wir etwa nach der Schlacht bei Königgrätz in Wien eine Muster-Heeresverwaltung ausgestellt hätten, wie würde die Welt uns beurtheilt haben? Oder wenn wir die Staaten im Jahre 1866 eingeladen hätten, unter unserer Leitung die großen Fragen der Heeresverwaltung zu besprechen? Ersparen wir unserer Stadt das mitleidige Lächeln dieser Gäste, die spöttischen Bemerkungen und die herben Urtheile. Im Stadium des Werdens und der großen Reformen ist es am allerwenigsten angezeigt, Gäste zu sich zu bitten und hier große Berathungen über städtische Verwaltung zu pflegen. Eine Ausstellung von Plänen an sich bringt keinen Nutzen. Zunächst ist Berlin an der Reihe mit seiner wichtigen hygienischen Ausstellung, an welcher wir uns betheiligen und von der wir wünschen, daß sie uns nutzbringend werde. Ein internationaler Städtetag scheint uns aber ganz zwecklos zu sein. Denn solche Berathungen — noch dazu vielleicht in fremden Sprachen — ohne Kenntniß der Ortsverhältnisse, der einwirkenden Gesetzgebung, der klimatischen Bedingungen, ja selbst der Volkssitten, können keine Belehrung bringen.

Wir wollen lieber warten und lernen, und erst wenn wir gelernt haben, wenn die großen Aufgaben, welche wir jetzt durchzuführen haben, bewältigt sein werden, erst dann wollen wir uns wieder sehen lassen. Dann wird es auch einer Einladung gar nicht bedürfen, denn die Verwaltungen der Großstädte werden dann an Ort und Stelle erscheinen oder mindestens begierig Erkundigungen einholen über die großen Fortschritte, welche Wien gemacht haben wird.

Wien. Lictor.

* * *

Preisgekrönte Entwürfe zum Nationaldenkmal für Victor Emanuel in Rom.

Italien hat den Schöpfer seiner Einheit in großartiger Weise für alle Zeiten feiern wollen, indem es die namhafte Summe von neun Millionen zu einem Denkmal bestimmte, welches gleichzeitig die Wiedergeburt Italiens und den Beginn einer dritten großen Aera Roms darstellen sollte. Auch die Künstler aller Völker wurden bei dieser Bewerbung zugelassen; entweder in der Hoffnung, der monumentalen Kunst neue ungeahnte Wege zu erschließen, welche unserm Jahrhundert auch in dieser Richtung ein eigenes würdiges Gepräge verleihen könnte, oder weil in einem Kolossaldenkmal für Victor Emanuel in Rom nicht nur das Andenken des ersten Königs des neuen Italien in streng und ausschließlich nationalem Sinne ehrt, sondern gleichzeitig eine große neue Epoche der Geschichte veranschaulicht werden soll. Der Phantasie der Künstler war es vorbehalten, diesen Gedanken ohne jegliche Beschränkung zu beleben. Alles war ihnen freigestellt, sowohl die Form des Denkmals als die Wahl des Ortes, vorausgesetzt daß sich derselbe innerhalb der Mauern Roms befinde. Die einzige Beschränkung, welche man den Bewerbern auferlegte, bestand in der Bedingung, daß der Voranschlag die Summe von neun Millionen nicht überschreiten durfte.

Die dreihundert eingegangenen Entwürfe haben diese Erwartungen vollständig ernüchtert. Die Commission, welche aus italienischen Künstlern, Schriftstellern und Parlamentsmitgliedern unter dem Vorsitze des Ministerpräsidenten Depretis bestand, erklärte selbst die besten Entwürfe für der Ausführung unwürdig. Gleichzeitig verkündete sie daß sie die drei Preise auch nur deshalb zuspreche, weil das vom Parlament erlassene Gesetz bestimmt vorschreibe, den drei besten unter den eingereichten Entwürfen, auch wenn dieselben nicht zur Ausführung zu empfehlen seien, die Preise zuzuerkennen. Auf Grund desselben verlieh sie dem jungen französischen Architekten Nenot, Pensionär der französischen Kunstakademie in Rom, den ersten Preis von 50,000 Lire, den römischen Künstlern Ferrari und Piacentini den zweiten von 30,000, während sie den dritten von 20,000 Lire ebenfalls einem römischen Künstler Galletti zusprach. Die Verleihung der beiden ersten Preise kann, da doch nun einmal unter jeder Bedingung Preise vertheilt werden sollten, von der Commission mit gutem Gewissen gerechtfertigt werden, obgleich mindestens ein halbes Dutzend anderer Entwürfe vielleicht gleiche Vorzüge besitzen. Die Ertheilung des dritten Preises an Galletti ist dagegen ein unverzeihlicher Mißgriff. Der Entwurf Gallettis ist ein Anachronismus; von dem Standpunkt der Kunst aus eine Verneinung jeder Erhabenheit, jedes einheitlichen Gedankens. Das einzig Gute an dem Entwurf war die geschmackvoll entworfene Basis des Triumphpfeilers, dessen mit großen Reliefs gezierter Hauptsockel auf einer von allen vier Seiten schön aufsteigenden Treppe emporstrebt, die sich ihrerseits wieder aus einer viereckigen Grundmauer entwickelt, deren Ecken mit liegenden Löwen geschmückt sind. Ein besonderes Leben bekommt die ganze Basis durch die Reiterstatuen, welche sich vor der Mitte jeder Seite des Hauptsockels befinden und zwar auf die Treppe hinansteigenden Postamenten. Diese Statuen stellen Garibaldi und sonstige Krieger der Freiheitskriege dar, während die ebenfalls lebensgroßen Reliefs auf den vier Seiten des Sockels hinter den Reiterstatuen Ereignisse aus derselben Epoche veranschaulichen. Kleine Reliefs illustriren ferner die italienische Geschichte von 1848—1870 in immer kleiner werdenden Gürtelplatten, von dem Sockel des Pfeilers an bis zu der Spitze, welche mit der Reiterstatue des Königs diesen monumentalen Schornstein abschließt, der an Häßlichkeit dreist wetteifern darf mit der Berliner Siegessäule.

Edler gedacht und künstlerisch vollendet ist der mit dem ersten Preis gekrönte Entwurf Nenots. Ein großer Halbkreis von durchaus edelgehaltenen, von klassischem Geist inspirirten Colonaden wird in der Mitte von einem römischen Triumphbogen mit drei Oeffnungen unterbrochen, auf dessen Attika sich zwei Quadrigen erheben. Statt des Obeliskes, welcher die Mitte des St. Petersplatzes ziert, begegnen wir in dem Nenotschen Project, welches für die Exedra der Diocletiansthermen am Ende der neuen Via Nationale berechnet ist, einer Trajanssäule mit der Statue des Königs. Acht sitzende Marmorstatuen umgeben die Basis der Säule. Die Colonaden des Halbkreises sind überragt von einer Attika für Inschriften und für fünfzig Standbilder berühmter Italiener. Die Wände des Porticus, welcher zweiunddreißig Bogen umfaßt, sind für Freskobilder aus der italienischen Geschichte bestimmt. An den beiden Enden des Halbkreises befinden sich große Springbrunnen: eine letzte Reminiscenz an dem Petersplatz. Die Jury hat in dem Projecte Nenots offenbar nur die bewundernswerthe technische Vollendung und die Reinheit des Stiles krönen wollen.

Umgekehrt erging es dem dritten preisgekrönten Entwurf, welche den zweiten Preis von 30,000 Lire erhielt. In ihm dominirt in eminenter Weise der historische Gedanke. Der Bildhauer Ferrari und der Architekt Piacentini, die Urheber des Entwurfes, wählten mit richtigem Takt für das Königsdenkmal das Capitol und zwar den nördlichen Abhang. Hier würde das Monument von jedem Punkte der Stadt aus sichtbar sein. Der Entwurf ist aber, wie er vorliegt, allerdings schwerlich ausführbar. Das Labyrinth von Exedren, Rampen, Porticos, Plätzen, Statuen und Gruppen ist zu verworren und uneinheitlich, an mancher Stelle zu langweilig; zu problematisch in der Perspective bei der praktischen Ausführung, um als Complex den Eindruck einer vollendeten Großartigkeit hervorzurufen. Auch in den Details fehlt es häufig an der richtigen Auffassung, was namentlich bei der Königsstatue zu tadeln ist, welche in der unthätigen, sitzenden Haltung Victor Emanuels in der großen Nische des Triumphbogens einen schreienden Widerspruch bildet gegen den Charakter des Befreiers Italiens nicht weniger als gegen den ungeheuren architektonischen Apparat, der zu der Statue emporstrebt und dessen Krönung oder Endzweck sie doch eigentlich sein soll. Trotz der Unausführbarkeit und aller Mängel dieses Entwurfes, bei welchem die Ueberschreitung des Kostenanschlages nicht die kleinste Rolle spielen dürfte, ist derselbe unseres Erachtens dennoch entschieden das fruchtbarste aller eingegangenen Projecte. Der Gedanke, welcher dem Entwurf zu Grunde liegt, ist richtig und großartig. Das Parlament würde daher gut thun, denselben zu erfassen und die neue engere Bewerbung, welche jetzt bevorsteht, auf die Errichtung des Denkmals auf den von Piacentini und Fessari bezeichneten Platz zu beschränken.

Rom. Justus Ebhardt.

* * *

Ein neuer Ahasver, Berliner Sittenbilder. Roman von Fritz Mauthner. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.) Dieser Roman ist keine epochemachende Erscheinung, aber interessant, spannend, frisch und keck erzählt, voll witziger Pointen, scharfer, satirischer Geißelhiebe und theilweise vortrefflicher Charakteristik. Die Sprache ist durchweg rühmenswerth, hin und wieder nicht ohne poetischen Anstrich. Ein gesunder Realismus waltet vor, der beweist, daß Mauthner scharf und richtig zu sehen weiß und daß er dann rücksichtslos die Ergebnisse dessen, was er gesehen, aufdeckt. In der Technik zeigt sich nicht das Geringste vom Anfänger mehr; Mauthner hat auch in dieser Beziehung nur „nach berühmten Mustern" gearbeitet, er ist routinirt, wie Einer, der schon auf eine Vergangenheit von vierzig Romanbänden zurückblickt. Und dabei ist ihm Alles sichtlich leicht und glatt aus der Feder geflossen, nichts Gekünsteltes, nichts Gesuchtes ist in dem ganzen Buche; nicht zu viel Reflexion, nirgends ein zu aufdringliches Hervortreten der Tendenz. Alles in Allem: eine sehr anerkennenswerthe Leistung, im besten Sinne modern, auf sehr gesunder Grundlage aufgebaut und zu den besten Hoffnungen berechtigend.

Der Roman führt uns in die allerneueste Gegenwart, ja, die Ereignisse der letzten zwei Jahre haben ihn inspirirt. Der neue Ahasver ist ein moderner, gebildeter Jude — was man eben so Jude nennt. Er stammt aus dem Prager Judenviertel und hat sich nicht taufen lassen. Aber innerlich gehört er längst der großen Christenheit zu und trägt kein Bedenken, auch äußerlich zu ihr überzutreten, als seine Vereinigung mit einer jungen Dame aus adeliger Familie davon abhängig gemacht wird. Da tritt plötzlich die moderne Judenhetze ein, die Unterschiede der Confessionen und Rassen werden wieder einmal aufs Schärfste einander gegenübergestellt. Was nun? In diesem Augenblick seine Stammesgenossen zu verlassen, würde dem Doctor Heinrich Wolf eine elende Feigheit erscheinen. Nun plötzlich, da man die Juden verketzert, fühlt er sich als Jude, muß er es bleiben. Und der Ausgang muß demzufolge ein tragischer sein. Ob so tragisch, wie Fritz Mauthner ihn schildert, darüber ließe sich mit ihm rechten.

Um diesen Kern der Handlung gruppirt sich eine reiche Fülle charakteristischer Episoden. Nur im „Tagebuch des Quartaners Heinrich Wolf" fällt Mauthner aus der Rolle. So schreibt man als Quartaner nicht; das ist die vollbewußte Ironie, die uns in jenen Jahren noch fremd ist. Und weshalb soll sich denn schon der Quartaner in religiöse Zweifel verlieren? Der hat doch an Anderes zu denken! T—n.

* * *

Das Zeitungswesen sonst und jetzt. Von Detlev Freiherrn von Biedermann. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Ein seichtes und schlecht geschriebenes Buch über die Entwickelung des Zeitungswesens von seinen ersten Anfängen bis auf den heutigen Tag, wo die Presse die „sechste Großmacht" geworden. Die Fragen, weshalb, wie und wann die Zeitungen entstanden sind, werden hier sehr oberflächlich erörtert. Auch der Anfang, welcher die bisher vorhandene Literatur über den Gegenstand oder doch einzelne Bruchstücke desselben aufführt, ist höchst lückenhaft. Die ganze Schrift kennzeichnet sich als ein gehässiges Pamphlet gegen die liberale Presse mit den bekannten Declamationen über die Käuflichkeit der Journalisten.

* * *

Aus hohen Regionen. Roman von Adolf Glaser. Wismar, Hinstorff. 2 Bde. Den Mittelpunkt dieses Buches bilden zwei jugendliche Mitglieder einer Zigeunerbande, der geniale, musikalisch reich beanlagte Basil und die liebliche, von einem einflußreichen Kardinal stammende Gemma. Beide werden durch die Hochherzigkeit einer Prinzessin dem Vagabundenleben entrissen, erhalten eine vortreffliche Erziehung und finden endlich, allerdings erst nach Beseitigung unlöslich scheinender Hindernisse, in dauernder Verbindung ihr Glück. Der Schauplatz des reich bewegten Romans befindet sich theils in Deutschland, theils in Paris und Italien und spielt in den „hohen Regionen". Der Verfasser hat unzweifelhaft einzelne Vorgänge und Schilderungen dem Leben eines uns nicht allzu fern stehenden Hofes entnommen. Der sonst guten Composition ist entschieden der Vorwurf zu machen, daß die Familienbeziehungen derer von Linstein zu complicirt sind. Es fehlt überdies die innere Wärme. Selbst in den ergreifendsten Augenblicken paßt die Sprache sich wenig der Situation an und kommt fast gar nicht aus dem gewohnten Geleise. Am besten gelungen ist die Charakteristik. Eine kleine Ausstellung müssen wir nur bei der Schilderung des Felix von Schmidt machen. Das Vorleben dieses Herren stimmt doch wohl nicht ganz mit seinem späteren und äußerst gewandten und gewissenlosen diplomatischen Treiben überein. M.

* * *

Berliner Schattenrisse. Skizzen von Ernst Lehmann. Berlin, Sonntag. Der Verfasser hat es verstanden, eine Reihe lebenswahrer Charaktere aus dem weltstädtischen Leben herauszugreifen und nicht ohne Plastik und Frische in der Darstellung uns vorzuführen. Anklänge an Koffaks Feuilletons und Springers „Berlin wird Weltstadt" sind freilich bei solchen Arbeiten schwer zu vermeiden.

Offene Briefe und Antworten.

Eine Erinnerung an Freiligrath.

Geehrtester Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir, anknüpfend an den Artikel: Aus Freiligraths Dichterwerkstatt, Ihren Lesern von einer Jugenderinnerung an den Dichter zu erzählen. — Die erste Stätte, wo Freiligraths Gedichte in Druck erschienen, war das oft genannte Mindener Sonntagsblatt. Als Redacteur desselben zeichnete Dr. Nicolaus Meyer, ein Bekannter von Goethe, der Briefe und Geschenke mit ihm wechselte, auch lag er der Poesie ob und nebenbei ein wenig der Medicin. Er war Hausarzt bei meinen Eltern, aber in ernsten Krankheiten wurde ein Anderer angenommen. Mein Vater, der Regierungsrath Freiherr Leopold von Hohenhausen, stand in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm und hatte ihm die Redaction des Mindener Sonntagsblattes übertragen, dessen eigentlicher Gründer und Besitzer er selber war, auch besorgte er fast alle Redactionsgeschäfte selbst, wobei ich ihm helfen mußte, obwohl ich erst sechzehn Jahr alt war. Der „Correcturjunge" wurde mir oft bis in den Ballsaal nachgeschickt; wenn es an Manuscript fehlte, mußte ich eilig nach Hause kommen um etwas herbei zu schaffen. In meiner Eigenschaft als Mitredacteur lag es mir nicht nur ob, die Correcturbogen durchzusehen, sondern auch mein Urtheil über die eingegangenen Manuscripte abzugeben. Freiligraths feste zierliche Handschrift war oft darunter; er lebte damals noch als Handlungslehrling in Soest und war vielleicht erst neunzehn Jahr alt. Beifolgendes Gedicht habe ich abgelehnt wegen der sehr komischen Schlußverse:

In der Frühlingsnacht.

Die Nachtviolen geben
Mir ihren Balsamkuß,
Die Nachtigallen eben-
So ihres Lieds Genuß.

Mit wonnetrunknem Herzen
Seh' im Kastanienbaum,
So weiß wie Weihnachtskerzen,
Ich seiner Blüthen Flaum.

Du Mädchen aus der Fremde,
Holdsel'ge Frühlingspracht —
Und ich steh hier im Hemde,
Schau träumend in die Nacht!

Das Gedicht wurde natürlicherweise niemals gedruckt, aber alle anderen Erstlings-Erzeugnisse seiner Muse fand ich hochpoetisch, wenn ich mir auch zuweilen einige kleine Aenderungen darin erlaubte. Ich briefwechselte dieserhalb einige Mal mit dem Dichter, den es höchlich zu ergötzen schien, daß ein blutjunges Mädchen sich zu seiner Recensentin aufwarf.

Berlin. Fr. von Hohenhausen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Aus dem

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W.

(Besser'sche Buchhandlung) Behrenstrasse 17.

1882.

Theodor Birt, Das antike Buchwesen in seinem Verhältniss zur Litteratur mit Beiträgen zur Textgeschichte des Theokrit, Catull, Properz und anderen Autoren. Eleg. geh. 12 *M.*

Hans Droysen, Athen und der Westen vor der sicilischen Expedition. Eleg. geh. 1 *M.* 50 *Pf.*

Adolf Schoell, Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. Gesammelte Abhandlungen. Eleg. geh. 9 *M.* In Leinwand gebunden 10 *M.* 20 *Pf.* In feinstem hellen Halbkalblederband 12 *M.*

Bernhard Weiss, Das Leben Jesu. In zwei Bänden. Band I. Eleg. geh. 8 *M.* 60 *Pf.* In Halbfranz gebunden 10 *M.*

Richard Maria Werner, Lessings Emilia Galotti. Nebst einem Anhange: Die dreiactige Bearbeitung. Eleg. geh. 1 *M.* 60 *Pf.*

Literarische Neuigkeiten für die **Sommerfrische** und **Badeaufenthalt** aus dem Verlage von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig:**

Heidel, H., Jorinde und andere Geschichten. 16. 23 Bogen. *M.* 3.—

Baumbach, R., Sommermärchen. 16. 19 Bogen. II. Auflage. *M.* 3.—

Diese beiden Bände sind der Beginn einer Sammlung von Schriften, deren Inhalt bestimmt ist, die Leser erfrischend über die Alltäglichkeit zu erheben. Gleich wie wir durch Orts- und Luftwechsel uns derselben zeitweise zu entziehen suchen, so bezwecken diese Novellen und Märchen auch nichts anderes. In ihnen athmet Lebenslust, fröhliche Beschaulichkeit, Zufriedenheit mit dem beschiedenen Dasein und deshalb mögen sie sich am ersten zur Mitnahme auf Erholungsreisen eignen und dazu bestens empfohlen sein. Gleiche Richtung verfolgen die in gebundener Sprache erschienenen Dichtungen:

Mein Frühjahr, erste Gedichte von **R. Baumbach** (*M.* 2.80), dessen **Spielmannslieder** (*M.* 2.—), **Lieder eines fahrenden Gesellen** (*M.* 3.20), **Zlatorog** (*M.* 2.—), **Frau Holde** (*M.* 2.—), und die kürzlich erst erschienenen: **Der letzte Wendenkönig** von **J. v. Wildenradt** (*M.* 3.80) und **Canzonero.** Ein Buch der Lieder und Balladen von **Schafheitlin** (*M.* 1.50).

Deutsches Dichterheim.

Neue Blätter für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von

Paul Heinze.

Diese Zeitschrift, welche soeben ihren 3. Jahrgang antritt, zählt zu ihren Mitarbeitern die namhaftesten Dichter der Gegenwart, wie **Karl Bartsch, Ed. v. Bauernfeld, Felix Dahn, K. E. Franzos, Eman. Geibel, Karl Gerok, Rud. Gottschall, Jul. Grosse, Klaus Groth, Wilh. Jensen, Gottfr. Kinkel, Herm. Kletke, Herm. Lingg, Hieron. Lorm, Alfr. Meißner, Alb. Möser, Emil Rittershaus, Otto Roquette, A. F. Graf von Schack, Jul. Sturm, Albert Träger, Robert Waldmüller-Duboc, Feodor Wehl** u. A. — Demungeachtet bahnt das „Deutsche Dichterheim" auch in weiteren Kreisen noch unbekannten Talenten bereitwilligst einen ehrenvollen Weg in die Oeffentlichkeit und ermangelt bei der Reichhaltigkeit seines Inhaltes (Gedichte, Novelletten, literar. und kulturhistor. Skizzen, kritische Revuen, ästhetische Studien 2c.) gewiß nicht des allgemeinsten Interesses.

Monatlich 2 Nummern in der Stärke von 16—24 Seiten. Preis 5 *M.* halbjährlich. Probenummern durch jede Buchhandlung, sowie direct von der

Expedition des **„Deutschen Dichterheim"** in **Dresden-Striesen.**

In dem **Klassiker-Verlag** des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig** erschien soeben:

Lenaus sämtliche Werke,

mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen.

2 Bände. Preis gebunden 4 *M.*

Die Biographie bringt zum erstenmal die Namen derjenigen Persönlichkeiten, welche von Einfluß auf die poetische Produktion und den Lebensgang des ebenso großen wie unglücklichen Dichters gewesen sind. Die Einleitungen geben über die Entstehungszeit und den geschichtlichen Stoff der größeren Dichtungen Aufschluß, außerdem sind alle in den spätern Auflagen weggelassenen Gedichte und Strophen und im Anhang eine Reihe geistreicher Bemerkungen und Schilderungen aus Lenaus Briefen beigebracht.

Verlag von **Johannes Kriebel** in **Hamburg.**

Goethes Faust

II. Theil

für die Darstellung eingerichtet, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von

Robert Buchholz.

Hrn. B. Pollini, Director d. Stadttheaters in Hamburg, zugeeignet.

7 Bogen in 16. Eleg. geh. Preis 1 *M.*

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Machiavelli, Niccolo, Mandragola. Komödie in fünf Aufzügen. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Albert Stern. Mit dem Bildniß Machiavelli's. Preis 1 *M.*

Das dem größeren Publikum bisher fast gänzlich unbekannte derb-satyrische Lustspiel des berühmten Politikers, das genialste der italien. Literatur, zugleich ein getreues Spiegelbild der corrumpirten Sitten der altflorentinischen Republik, erscheint hier in neuer Uebersetzung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Humoristischer Roman von Alphonse Daudet.

Im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** und **Leipzig** erschien soeben:

Wundersame Abenteuer

des edlen

Tartarin von Tarascon.

Roman

von

Alphonse Daudet.

Einzig autorisirte Uebersetzung mit dem Portrait Daudet's.

Preis eleg. brosch. **M. 2.50,** fein geb. **M. 3.50.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Soolbad Nauheim

b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn

Naturwarme, kohlensäurereiche u. gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft. Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

Grossherzoglich Hessische Bade-Direction Bad Nauheim.

Jäger.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehmann, A., Prof. Dr., **Sprachliche Sünden der Gegenwart. 3. verbesserte und vermehrte Auflage.** gr. 8. Preis geh. *M.* 2.80.

Der Herr Verfasser hat das als trefflichen Rathgeber auf stilistischem Gebiete längst anerkannte Buch aufs Neue sorgfältig durchgearbeitet, die Zahl der angeführten Beispiele beschränkt, dafür aber **vier neue wichtige Kapitel hinzugefügt** und damit den Werth seines Werkes noch erhöht.

Braunschweig, Juni 1882.

Friedrich Wreden.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 28. Berlin, den 15. Juli 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegen genommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Der Reichskanzler und die deutsch-östreichischen Parlamentarier. Von Junius Austriacus. — Ueber russische Justiz. Von Alphons Thun. — **Literatur und Kunst:** Religion und Wissenschaft. Von Eduard von Hartmann. — Die Grenzen des Ekels in der Kunst. Von Julius Duboc. — Berliner Sittenromane. Von Adolf Gerstmann. — Eine Stunde im Standesamt zu Winkelsroda. Von Emil Peschkau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von Adolf Jansen. — Inserate.

Der Reichskanzler und die deutsch-östreichischen Parlamentarier.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel fiel plötzlich das Urtheil des Fürsten Bismarck über die deutsche parlamentarische Partei in Oestreich unter die Bevölkerung der deutsch-östreichischen Länder nieder. Ganz unerwartet kam den für ihre Nationalität, für ihre Sprache, für die historische Stellung des Deutschthums heroisch kämpfenden Deutschen Oestreichs dieser Berliner Flankenangriff, von einer Seite, von der man ihn am allerwenigsten erwartete. Man glaubte sich aller Sympathien versichert halten zu dürfen, welche die Stammesgenossenschaft, die Sprachverwandtschaft, eine tausendjährige geschichtliche Zusammengehörigkeit, ein brüderliches Fühlen voraussetzen lassen, und man hatte auf deutscher Seite in Oestreich unter den schwierigsten Kämpfen stets das Gefühl, daß die deutsche Mutternation an diesen Kämpfen durchaus den lebhaftesten Antheil nehme. In diesem Gefühle war man stark und führte den Kampf gewissermaßen sub auspiciis der moralischen Theilnahme der Nation. Wir haben Grund zu glauben, daß die Deutschen in Oestreich auch nach der Bismarck'schen Rede über die „Herbstzeitlosen" noch immer der brüderlichen Sympathien ihrer Stammesgenossen jenseits der schwarzgelben Pfähle sich versichert halten dürfen und glauben, daß eben auch in diesem Punkte wie in vielen anderen der Schöpfer von Deutschlands Einheit, der erste Beamte des deutschen Kaisers sich gleichwohl nicht als der Vertreter der im deutschen Volke herrschenden Gedanken und Empfindungen betrachten läßt. Immerhin ist bei der Stellung des Redners, bei seinem großen und gewichtigen Einflusse auf die Geschicke der Völker eine Aburtheilung wie diejenige, welche der deutsche Reichskanzler in seiner Rede über das Tabaksmonopol angesichts der herrschenden Verhältnisse in Oestreich ausgesprochen, von einer geradezu für das Schicksal der Deutschen in Oestreich verhängnißvollen Bedeutung.

Beobachten wir zunächst die Wirkung dieses merkwürdigen Redepassus in Oestreich, so hört man auf allen Seiten nichts als Fragen, Fragen, die sich auf die Natur der Rede, auf ihre Form, auf ihren Inhalt, auf ihren Anlaß, auf ihren Zweck und ihre nächsten oder ferneren Ziele beziehen, Fragen, die von deutscher, von slavischer, von liberaler, von klerikaler Seite erhoben werden, Fragen, die nichts beweisen als die außerordentliche Verlegenheit, welche diese merkwürdige Rede der Beurtheilung bereitet, Fragen, die nur zu deutlich zeigen, daß diese Rede weder einem anderen Bedürfnisse als dem des Kanzlers entgegenkam, noch irgendwie Jemandem zu Danke oder zu Liebe gehalten werden konnte, diese Rede, die zu gleicher Zeit die abfälligste Kritik gegen die Deutschen und die Hoffnung auf die Wiedererlangung ihres Uebergewichtes und die Berechtigung desselben ausspricht, eine Rede, deren Sinn Niemand kennt und die eine fortgesetzte Reihe von Räthseln zu sein scheint, ein großes Aenigma, ein großes Fragezeichen für uns?

Man fragt: Wie kommt der Minister eines fremden Staates dazu, so interne Angelegenheiten eines anderen zu discutiren? Wie kann ein Minister eines befreundeten Staates sich aller Rücksichten derart entschlagen, daß er von dem Verhältnisse der einzelnen Nationalitäten zur Dynastie spricht, ja sogar die Bedingungen ihrer „Erhaltung" erwägt? Doch das sind formelle Fragen. Aber man fragt auch: Fühlt sich der deutsche Reichskanzler denn so sicher in der Kenntniß der parlamentarischen Vorgänge, der Coulissengeheimnisse des östreichischen Abgeordnetenhauses, daß er das Leben der Fractionen mit-, die Beziehungen derselben zueinander und zu den Trägern der Macht so genau kennt, um daran eine Kritik auf öffentlicher Tribüne zu knüpfen? Welcher Anlaß war überhaupt dazu vorhanden, um Sätze von dem Gewichte auszusprechen, wie beispielsweise der, daß die sogenannten Herbstzeitlosen, das heißt die ganze „Vereinigte Linke" des Abgeordnetenhauses, also fast genau die Hälfte der ganzen Abgeordnetenzahl, die Möglichkeit der Regierung, mit den Deutschen zu gehen, „ruinirt" habe, ihr Maßlosigkeit und doctrinäre Forderungen vorzuwerfen und die Anklage hinzuschleudern, daß die Deutschen die Dynastie genöthigt hätten, sich mehr an andere Parteien und Elemente anzulehnen, im Interesse ihrer Erhaltung?! Und diese Anklagen wurden von der „Nordd. Allg. Ztg." vielfach erweitert und gar bis zur „chronischen Gegnerschaft gegen jede erbliche Dynastie" ausgedehnt. In dem Bismarck'schen Leiborgan wird die horrende Anklage gegen die deutsch-östreichischen Parlamentarier erhoben, daß sie den Kaiser regieren, doch nicht vom Kaiser regiert werden wollten, daß sie dem Monarchen keine andere Wahl ließen, als entweder nach dem Willen der Herren Herbst und Genossen die Regierung zu führen, oder von denselben dauernd bekämpft zu werden!

Fürwahr, man staunt über das Ungeheuerliche einer solchen schwerwiegenden Anklage und fragt sich ganz verwundert: welcher Anlaß war dazu vorhanden? Und galt es wirklich nur, die Schwierigkeit, mit Parlamenten zu regieren, an Oestreich zu exemplificiren? War das überhaupt nur der Zweck dieser Rede, dann hat der eiserne Kanzler mit Kanonen nach Sperlingen geschossen. Immer und überall hört man die Frage erheben: Kann Bismarck die Deutschen in Oestreich beleidigen wollen, welche einen schweren Kampf um die deutsche Cultur, die deutsche Nationalität führen, die Stützen des östreichisch-deutschen Bünd-

nisses sind und die Vertheidiger desselben zu allen Zeiten waren, die lebhaftesten Sympathien für das deutsche Reich mitten in den Krisen von 1870—71 bekundeten, wo sie dem kämpfenden Bruderstamme die beste Rückendeckung gaben und es verhinderten, daß die slavisch-klerikale Partei Oestreich an die Seite Frankreichs gedrängt hätte? Den Slaven will es selbst gar nicht zu Sinn, und wie sehr sie sich freuen, daß Bismarck dem Herbst das Colchycin, die aus den Herbstzeitlosen bereitete giftige Mixtura gereicht, sie können es nicht recht fassen und wittern ein gegen sie gerichtetes Manöver, bestimmt, ein Bestreben zu maskiren, die östreichischen Deutschen näher an Deutschland zu bringen, eine deutsch-östreichische Zolleinheit und was dergleichen Thorheiten mehr. Genug, er ist auch für unsere Gegner unfaßbar — dieser Bismarck'sche Angriff. Oder sind die Deutschen in Oestreich dem deutschen Reichskanzler nun so wenig werth wie die Genossen seiner Vergangenheit in dieser großen Zeit, die Delbrück, Camphausen, Falk ꝛc., die er auch verleugnet? Man fragt sich ferner: Kann Bismarck den Czechen, Polen, Slovenen und all den Hassern des Deutschthums zu Gefallen die Deutschen für regierungsunfähig erklärt haben? Hält er denn wirklich die centrifugalen Elemente für regierungsfähiger und diese slavischen Gegner des Deutschthums, die sonst bei seinem Namen drei Kreuze schlagen, jahrelang die Freundschaft mit Deutschland perhorrescirten, 1870—71 den heftigsten Haß gegen Deutschland zu Tage treten ließen, eingebildete oder erlogene französische Siege feierten oder in Memoranden an Napoleon III. gar diesem den Weg durch Oestreich nach Deutschland wiesen; hält er diejenigen, unter deren Aegide die deutschen Männer der Wissenschaft in Prag insultirt und ehemalige deutsche Reichsbürger, die in wissenschaftlichen Missionen in ihrer zweiten, östreichischen Heimat wirken, fortgesetzt in Journalen proscribirt werden, hält er wirklich diese Elemente nicht blos für regierungsfähiger, sondern auch für Deutschland befreundeter, für Oestreich vortheilhafter als die Deutschen? Und hat er auch nur einen Augenblick daran gedacht, welches Gewicht ein Votum hat wie das seinige, wenn es gegen die Deutschen fällt? Man hört hier ganz deutlich klagen: „Er hat uns bei unserem Monarchen angeklagt, er hat uns in Gegensatz gebracht zur Krone, er hat uns im Rücken überfallen und uns unsäglichen Schaden zugefügt." Und sein Urtheil wird als das des großen Staatsmannes, des sachverständigen Politikers, des gründlichen Kenners anerkannt, von den Feinden der Deutschen mit Schadenfreude wiederholt und gewiß auch an höchster Stelle ernst genommen und gewürdigt werden. Denn schon einmal wurde vom Throne herab den Deutschen „factiöse Opposition" vorgeworfen. Wie anders, denn als eine Verstärkung dieses Wortes (in einer an die Triester Abgeordneten gerichteten kaiserlichen Ansprache) wird es aufgefaßt werden, wenn ein Bismarck von der „Maßlosigkeit doctrinärer Forderungen", von der „Regierungsunfähigkeit" der Deutschen, von ihrer Art, die Möglichkeit der Regierung mit den Deutschen zu „ruiniren" auf öffentlicher Tribüne spricht! Wollte Bismarck vielleicht dem Grafen Taaffe ein Echo leihen, wollte er der cisleithanischen Regierung einen „Dienst" erweisen, zeigen, daß er mit ihr und nicht mit den Deutschen gehe, vielleicht öffentlich gegen dieselben demonstriren und protestiren; war dieser Redepassus vielleicht von Wien aus bestellt, erbeten? vielleicht längst vorbereitet und kam erst jetzt gelegentlich zum Ausdrucke? Auch das sind Fragen, die allgemein erwogen werden.

Wir sagen, der Angriff hat sich gegen die Deutschen in Oestreich gerichtet. Man wird dagegen einwenden, daß er nur die Anhänger Herbsts nenne; allein wir sagen mit gutem Bedacht gegen die Deutschen, weil das deutsch-östreichische Volk hinter seinen Abgeordneten steht, mit jenen solidarisch ist, in ihnen den reinsten Ausdruck seiner Gesinnungen sieht, sie mit seinem Vertrauen beehrt, dieselben stets von Neuem in den Reichsrath entsendet und nie und nirgends ein Dissens über die Haltung der Abgeordneten gegenüber der Regierung zwischen Wählern und Gewählten zum Ausdrucke gekommen ist. Nicht einmal die östreichische Regierung hat es jemals gewagt, eine Behauptung aufzustellen wie diejenige, daß die Vertreter des Volkes nicht auch die Gesinnungen ihrer Wahlkreise wiedergeben, und es gehört eben Bismarcks Voreingenommenheit gegen den Parlamentarismus dazu, die kürzlich in seinen Reden zu Tage getretene Fiction, daß die wahre Volksvertretung stets nur in der Regierung und in den Dynastien gesucht werden müsse, um die Behauptung zu wagen, daß die „Herbstzeitlosen" nicht die Gesinnungen des Volkes wiedergeben. Ist dies aber der Fall, dann richtet sich ja Bismarcks Anklage gegen das deutsch-östreichische Volk, gegen sein Kämpfen und Ringen. Aber in Oestreich liegen die Dinge überhaupt anders, und eine Fiction von der Art Bismarcks läßt sich hier noch viel weniger festhalten, weil eben Graf Taaffe nicht Fürst Bismarck ist und eine Concurrenz zwischen den Volksvertretern Herbst und Genossen und dem Grafen Taaffe auch nicht einen Augenblick lang gedacht werden kann, wie beispielsweise Bismarck sie zwischen sich und Richter aufzustellen liebt. Herbst speciell ist nicht der Führer des deutsch-östreichischen Volkes, er ist es leider nicht, weil er zum Führen vor Allem nicht die taktische Gewandtheit, die diplomatische Anlage, die eiserne Energie besitzt; er hat ferner keinerlei transigirendes Talent, wie Bennigsen oder Windthorst, andererseits auch keine dictatorische Natur wie Gambetta, der herrschen, seinen Willen den Parteigenossen aufzwingen wollte oder könnte, sondern er ist eben nur das größte Talent der Partei, ein Mann, der mit dem lautersten Charakter den hingebendsten Patriotismus, die erstaunlichste Vielseitigkeit in der Beherrschung der Gegenstände, eine ungeheure Sachkenntniß, ein großes dialektisches Talent von sieghafter Beredtsamkeit verbindet und sich durch diese Vorzüge gewissermaßen von selbst, ohne es zu wollen, auf die Oberfläche bringt, oder sich auf die Oberfläche bringen läßt. Es mag ja immerhin ein Unglück für die Oestreicher sein, daß dem größten Talente nicht die Führerschaft und das Talent hierzu eigen ist, und bis zu einem gewissen Grade möchten wir ihn speciell besonders unter den heutigen Verhältnissen für regierungsunfähig halten, aber nur deshalb, weil er, ein Mann gar nicht nach dem Geschmacke Bismarcks, lediglich an seinen Ueberzeugungen festhält, nicht zu Geschäften nach Art der Berliner Centrumsmänner und der östreichischen Rechtspartei geeignet, ein Mann mit wenig Glauben und viel Zweifel, ein politischer Positivist nach jeder Richtung, dabei ein bei allem durchdringenden Verstande sehr schlichter Volksmann und deshalb durchaus kein diplomatisirendes Talent, kein Mann der Gelegenheiten und also in Bismarcks Augen in der That kein Führer ist, von dem wir sehr gerne glauben, daß er seine Zeit öfter verpaßt und damit vielleicht auch die Partei geschädigt hat, soweit derselben der Machtbesitz in manchen Augenblicken zufallen konnte oder nicht. Aus all diesen Gründen glauben wir, war der giftige Witz von den Herbstzeitlosen ziemlich deplacirt und wohl nur geeignet, den Hohn und Spott der Gegner der Deutschen in Oestreich herauszufordern.

Allerdings ist es heute unzweifelhaft, daß die Deutsch-Oestreicher zwei große Fehler durch ihre Haltung in den Jahren 1878 und 1879 begangen haben, indem sie einestheils gegen die Occupationspolitik opponirten ohne jegliche Aussicht auf Erfolg, andererseits den Widerstand gegen die Verlängerung der Gültigkeitsdauer des Wehrgesetzes um zehn Jahre als Losungswort in den Wahlkampf warfen, wenn auch gestützt auf die gute Absicht, Ordnung in den finanziellen Haushalt zu bringen und das Deficit zu beseitigen. Dieser Widerstand gegen das Wehrgesetz war es zumeist, welcher in den höchsten Kreisen die Besorgniß nahelegte, daß auf der Seite der Deutsch-Liberalen nicht die genügende Rücksicht auf die Wehrkraft genommen würde und weiter das Bestreben hervorrief, sich jenen Parteien zu nähern, welche willig in der Delegation wie im Reichsrathe der Kriegsverwaltung alle Mittel zugestanden. Heute, wo wir die Folgen der damaligen taktischen Fehler einsehen und empfinden, uns vergeblich nach einem Ministerium Pretis sehnen, das die Krone den Deutschen vergeblich angeboten, heute müssen wir es wohl bekennen: Die Opposition gegen das Wehrgesetz war allerdings eine überflüssige und unglückliche. Ueberflüssig,

weil ja die beiden Häuser des ungarischen Reichstages, Abgeordnetenhaus und Magnatentafel, das Wehrgesetz bereits bewilligt hatten und von dem Herrenhause des östreichischen Reichsrathes zu erwarten war, daß es das Gesetz mit Sicherheit votiren werde, so daß bestenfalls die Majorität des Abgeordnetenhauses — die sich übrigens nie gefunden hätte — allein gestanden und allein in der Opposition gewesen wäre. Doch auch dazu kam es eben nicht. Wie ziffermäßig vorauszuberechnen war, wurde das Wehrgesetz auch dort votirt und die deutsch-östreichischen Abgeordneten hatten lediglich eine liberale Anstandsrolle gewählt, indem sie allerdings in doctrinärer, catonischer Strenge ihrem Grundsatze der Herabminderung der Lasten platonisch treu bleiben konnten. Dieser verhängnißvollen Programmtreue zu Liebe geriethen die deutsch-liberalen Abgeordneten in allerlei Irrthümer. Sie hatten von vornherein die Occupationspolitik verurtheilt. Der Natur der Sache nach sagte Andrassy vorher nicht die Wahrheit oder sogar das Gegentheil davon, um nicht die letzten Ziele seiner Politik bloßzulegen, ganz ähnlich, wie Bismarck in der Conflictepoche seine letzten Ziele nicht bezeichnete und deshalb den Widerspruch der Fortschrittspartei ertrug, sich über die Verfassung hinwegsetzte und lieber nachträglich die Indemnität einholte. Aber ebensowenig wie das preußische Abgeordnetenhaus ein Vorwurf treffen kann, daß es seinerzeit ohne Kenntniß dieser Ziele Bismarcks diesem Widerstand leistete und das verfassungsmäßige Recht vertheidigte, ebensowenig läßt sich den deutsch-östreichischen Abgeordneten aus ihrem Widerstande gegen die, wie man sieht, dem alten östreichischen Staatskörper schädliche Occupation ein Vorwurf machen. Dieser Widerstand war auch, nachdem ganz Europa Oestreich das Mandat übertragen hatte, nutzlos, und es läßt sich nur darüber streiten, ob die Negation klug und diplomatisch war; an ihrer Nutzlosigkeit konnten die Abgeordneten selbst nicht zweifeln. Sie hielten es eben für logisch, die nachträgliche Kritik fortzusetzen, mit denselben Argumenten, welche sie vorher gegen denselben Gegenstand gerichtet hatten. Aber diese „historische" Kritik änderte nichts an den Thatsachen, war also unschädlich und mußte noch nicht die Deutschen allesammt „unmöglich" machen. Sie beraubten sich allerdings in höchsten Kreisen damit des Prädicates der Regierungsfähigkeit und schufen sich jedenfalls an Andrassy, den man sonst für den Freund der Deutschen und für einen Feind der inneren slavischen Bewegung gehalten, einen neuen und mächtigen Gegner, der, wie es schien, die Berechtigung der Führerschaft der Deutschen in Oestreich anerkannte, gleichwol aber sich gegen diejenigen kehrte, welche als Gegner der Occupation ihm entgegen traten, ihm als kurzsichtig und doctrinär erschienen. Die von den deutschen Parlamentariern vorausgesagten Folgen sind in den Occupationsländern nicht ausgeblieben. Andrassy ist vom Schauplatze abgetreten und überläßt die Sorge der Regierung Anderen. Aber es scheint, als ob die Meinung, welche Andrassy von den Deutschen in Oestreich und ihren Führern und speciell von Herbst gewonnen, in dem vielfachen diplomatischen und persönlichen Verkehre Andrassys mit Bismarck sich auf den deutschen Reichskanzler übertragen und ihm die Gesichtspunkte zur Beurtheilung der östreichischen Verfassungspartei geliefert hätte.

Vielleicht bedauert der Kanzler wie Andrassy die Wendung, welche die Geschicke der Deutschen in Oestreich genommen. Denn es ist ja auch, wie wir lesen, ein den Deutschen in Oestreich geltender wohlwollender Passus in seiner Rede enthalten, in welchem ganz deutlich die Berechtigung der Deutschen in Oestreich zur Führerschaft zugestanden und die Tradition der deutschen Dynastie und ihr Zusammenhang mit dem deutschen Elemente in Oestreich ganz besonders betont wird. Aber, um auf unsere Eingangs erwähnten Betrachtungen und Fragen zurückzukommen, die wohlwollende Beurtheilung der Stellung der Deutschen verschwindet ganz und gar gegenüber den schroffen und schweren Anklagen, die in der Rede und in dem Commentar der „Nordd.-Allg. Ztg." enthalten sind. In dem letzteren ist gar von einer „chronischen Gegnerschaft gegen jede erbliche Dynastie" die Rede, als ob nicht im östreichischen Herrenhause Fürsten und Grafen, Hofwürdenträger, Generale, die Präsidenten der höchsten Gerichtshöfe, hochbetagte Staatsmänner vom hohen Range im Ruhestande, von außerordentlich verdienstvoller Vergangenheit, die Partei Herbst in der ersten Kammer lebhaft unterstützten, weil sie gerade in dieser Partei, der sie sich anschließen, die Einheit des Reiches, die Erhaltung der kaiserlichen Macht und des kaiserlichen Ansehens, die Kräftigung aller reichseinheitlichen Elemente und Factoren, die Bewahrung der historischen Traditionen der großen Regenten, die Berücksichtigung der mächtigen Bedürfnisse der Gegenwart erblicken, während die heutige Regierung von Elementen unterstützt wird, welche jahrelang die Einheit des Reiches perhorrescirten, sich in Declamationen und Protesten ergingen, den Föderalismus und die „Entkaiserung des Landes" lehren, das Landrecht über das Reichsrecht stellen und dabei gegen die Deutsch-Oestreicher alle Rücksichten außer Acht lassen, sie einfach niederstimmen, ihnen das Wort abschneiden, wenn sie, ihrem Programme getreu, sich activ an der Politik betheiligen wollen. Nicht um von der Regierung einen Vortheil zu empfangen oder mit ihr Transactionen zu pflegen, wie Bismarck den Parlamentariern zuzumuthen scheint, betheiligen sich die Deutschen liberaler Gesinnung noch am Parlamente, sondern lediglich zur Vertheidigung der arg bedrohten Nationalität. Sie können nicht mit einer Regierung auch nur zeitweise gehen, welche die Deutschen Oestreichs mit verschiedenen Mitteln zuerst in die Minorität gebracht, sie mit dem Sprachenzwangsgesetze beglückt und ihnen einen czechischen Justizminister und zwei polnische Minister gegeben hat, die Slovenisirung von Steiermark und Krain betreibt, die Deutschen aus den höchsten Verwaltungsämtern entfernt, die Prager czechische Universität gegründet hat — von solcher Regierung hält sich die deutsche Partei der Herbstzeitlosen ferne. Sie muß ihr Widerstand leisten, weil sie sich in einer diametral entgegengesetzten Richtung heimisch fühlt, sowohl in nationaler als in der liberalen Richtung, ja sogar in der Frage der Verfassung und der Verwaltung des Reiches. Da wäre es denn ganz begreiflich, wenn die Partei der Herbstzeitlosen eine Thätigkeit verfolgte, „welche mit dem unfruchtbaren Beharren in einem selbstgeschaffenen Schmollwinkel ihren Abschluß findet", wie die „Nordd.-Allg.-Ztg." meint. Doch ist dem nicht so; denn alle Tage sind wir Zeugen von den lebhaften und heroischen Kämpfen, welche die Deutschen in Oestreich führen für die Existenz ihrer Nationalität, ihrer Sprache und Cultur, die sie gleichzeitig als die Fundamente der Einheit des Staates betrachten und betrachten dürfen. In diesem Kampfe aber verdienen sie fürwahr eher die sympathische Theilnahme ihrer Stammesgenossen als den Hohn und Spott jenes Staatsmannes, welcher sich als die Verkörperung der deutschen Reichseinheit und gleichzeitig der innigen Verbindung Deutschlands und Oestreichs darstellt.

Junius Austriacus.

Ueber russische Justiz.

Von Alphons Thun.

Im westlichen Europa steht wohl bei allen denkenden Leuten die Meinung fest, daß in Rußland die Justiz in politischen Angelegenheiten vor der Polizei die Segel streichen muß, und daß in der Verhaftung wie Verurtheilung der „nicht wohlgesinnten" Leute die vollste Willkür herrscht. Nur einmal hatte, in Folge der besonderen Bürgschaftsleistung des Justizministers Grafen Pahlen für den ordnungsgemäßen Ausgang des Processes, die Regierung sich dazu entschlossen, Wera Sassulitsch vor das Geschwornengericht zu stellen; seit der damals erfolgten Freisprechung sind aber die Nihilisten den ad hoc ernannten Special- und Kriegsgerichten überwiesen worden. Die Verhaftungen sind der Willkür der Gendarmen und Polizeibeamten überlassen und die Urtheile der Gerichte stehen von vornherein fest, falls die Ver-

*

hafteten überhaupt noch vor die Gerichte kommen und nicht „auf administrativem Wege“ in die Gefängnisse und die Verbannung wandern müssen.

Wie ergeht es dort den politischen Verbrechern? Das ist eine Frage, auf welche die Regierung wohl kaum jemals mit voller Wahrheit antworten wird. Denn was die nihilistischen Zeitungen, insbesondere die „Narodnaja Wolja“ darüber mittheilen, ist zu fürchterlich, wenn auch keineswegs unglaublich. Hat doch General Trephoff in seiner geheimen, nunmehr aber gedruckten Denkschrift an den Kaiser selbst zugegeben, daß er den Bogoljubow habe peitschen lassen, und entschuldigt er sich doch nur damit, daß jener frech und widerspenstig, und daß die Züchtigung, da jener bereits verurtheilt und überdies nur der Sohn eines Küsters, auch rechtlich zulässig gewesen sei. Die Nihilisten dagegen in einer sehr lesenswerthen Flugschrift „Die Baschi-Bozuks von St. Petersburg“ stellen jeden Anlaß seitens des Bogoljubow in Abrede, schildern die maßlose Wuth und die Thätlichkeiten des Generals Trephoff, den allgemeinen Aufruhr, der in Folge dessen unter den Gefangenen ausbrach und sich in Lärmen und Schimpfreden kundgab, dann die fürchterlichen Mißhandlungen, welche sie dafür zu erdulden hatten, und endlich die scheußlichen Carcer, in welche sie gesetzt, und aus denen nicht einmal die Excremente herausgetragen wurden, bis nach mehreren Tagen ein Arzt sich ins Mittel legte, da mehrere Gefangene erkrankt waren.

Im Charkow'schen Centralgefängniß wurden die Gefangenen soweit getrieben, daß sie, um eine Besserung in ihrer Behandlung herbeizuführen, nichts mehr zu essen begannen. Man versprach ihnen nun, ihre Wünsche zu erfüllen, hat aber nichts davon gehalten. Physisch und geistig gebrochen, konnten sie einen so schrecklichen Protest gegen ihre Lage nicht wieder erneuern und ertrugen fünf Jahre lang alle Leiden; viele starben inzwischen, andere verloren den Verstand. Je ergebener sie ihr Schicksal trugen, desto grausamer behandelte sie der Gefängnißaufseher. Da beschlossen sie, denselben zu ermorden. Myschkin, der die große Vertheidigungsrede beim Proceß der 193 in Petersburg gehalten hatte, versuchte ihn in der Kirche niederzuschlagen; aber dieses Vorhaben eines Verzweifelten mißglückte, und er selbst wurde schwer verwundet.

Die jahrelange Einzelhaft mit all ihren Schrecken und die darauf folgende Zwangsarbeit in den Bergwerken sind schlimmer als der Tod. Eine Begnadigung ist kaum erwünscht. Als am 3. November 1880 der Procureur in die Kasematten kam, um drei zum Tode Verurtheilten die Begnadigung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit mitzutheilen, mußte er mit einigem Mitleid erklären, daß er den Befehl des Kaisers nicht zu ändern vermöge. In der Peter-Pauls-Citadelle von St. Petersburg sitzen die Gefangenen in Zellen, welche so kalt, dunkel und feucht sind wie das Grab. Die Fensterscheiben sind mit Farbe beschmiert und verbreiten so wenig Helligkeit, daß die Lichter nur während zwei Stunden am Tage ausgelöscht werden. Die Nahrung besteht aus Kohlsuppe und Grütze zu Mittag und je einem Stück Brot am Morgen und Abend. Die Oefen werden alle drei Tage geheizt, manchmal auch noch seltener; die Wände sind daher feucht und auf dem Boden stehen buchstäblich Pfützen. Die Gefangenen sitzen dort in Unterkleidern und in Arrestantenmänteln. Spazierengehen dürfen sie blos einen Tag um den andern und zwar nur eine Viertelstunde. Sonst haben sie keine andere Zerstreuung. Als Subkowski sich einst Würfel aus Brot formte, um die Stereometrie zu wiederholen, nahm man ihm dieselben fort mit dem Bedeuten, daß Sträflingen Zerstreuungen verboten seien. So leben sie denn wie im Grabe, und da Selbstmorde unvermeidlich erscheinen, werden wohl noch ein Gendarm und ein Soldat als Aufpasser in die Zelle gesetzt, welche das Dasein vollends unerträglich machen. Wenn dann ein Gefangener irgend etwas betrachtet, so springt der Gendarm auf und fragt ihn, was er da zu schauen habe. Jede Bewegung der Hand, jede Neigung des Kopfes wird beobachtet. Der Gendarm hat ein Hand- und ein Taschentuch bei sich, welches die Gefangenen nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse benutzen dürfen. Krankheit und Irrsinn sind unter solchen Umständen unvermeidlich; Martikowski und Zuckermann sind wegen Raserei sogar ins Carcer gesteckt worden.

Aus den Gefängnissen werden die nach Sibirien Verbannten nach Nischni-Nowgorod geführt, wo sie auf großen Holzbooten (Barschen) eingeschifft werden. Sie nehmen Platz auf dem Verdeck, welches leicht überdacht und an den Seiten mit einem dicken Drahtnetz umgeben ist. Die Hälfte der Barsche ist von Criminalverbrechern und deren Familien eingenommen. Hier ist das Reich des Todes. Diphtheritis, Typhus, Masern und Scharlach strecken erbarmungslos die Erwachsenen, namentlich aber die Kinder nieder. Fast an jedem Halteplatze tragen die begleitenden Soldaten todte Säuglinge heraus. Die enge Krankenabtheilung unter Aufsicht eines unwissenden Feldscheers ist stets überfüllt. So geht es mit geringer Unterbrechung vierzehn Tage lang fort bis Tomsk. Hier werden die Gefangenen zu dreien auf eine Fuhre gesetzt, bewacht von einem Soldaten, einem Gendarmen und dem Fuhrmann. Statt des sonst üblichen „Gott segne uns!“ ertönt das Commando des Offiziers: „Ladet das Gewehr! den Hahn gespannt! Wenn Jemand fliehen will, so schießet! Tödtet ihr ihn, so erhaltet ihr fünf Rubel Belohnung für jeden Menschen!“ Und der lange Zug von Wagen setzt sich in Bewegung, umschwärmt von einer großen Anzahl berittener Soldaten.

Der Weg ist abscheulich. Ist ein leichter Schnee gefallen so ist er so schmutzig, daß die Pferde sich nur mit Mühe weiter bewegen können und oftmals stehen bleiben müssen. Die Wagen sind eng und nicht selten fallen die Gefangenen in den Schmutz. Es ist eine wahre Tortur, einen ganzen Tag und noch einen Theil der Nacht in Kälte und Nässe und in der Gefahr aus dem Wagen zu fallen zuzubringen. Selbst starke Naturen leiden unter hysterischen und Ohnmachtsanfällen. Endlich taucht in der Ferne ein rohes Blockhaus auf, es ist die Etappe. Mag sie noch so abscheulich sein, man wird doch immerhin ausruhen, sich wärmen und trocknen können — denken die ermatteten Wanderer. Aber die Wirklichkeit zerstört erbarmungslos diese Träume. Die enge Behausung vermag nicht die ganze Gesellschaft zu beherbergen, die Mehrzahl muß die Nacht in dem engen Zwischenraum über den Pritschen zubringen, welche unter der Decke sich hinziehen. Auch schlafen dürfen die Gefangenen nur der Reihe nach. Auf den Pritschen und in den Ecken sind uralte Ablagerungen von Schmutz, und in den Ritzen der Holzwände eine zahllose Menge von allerlei Parasiten, welche keine einzige Minute Ruhe gönnen. Der eiserne, bis zur Rothglühhitze gebrachte Ofen trocknet bis zu dem Grade die Luft aus, daß das Athmen erschwert wird und bei Vielen eine Entzündung der Augenlider eintritt. Sobald aber das Einheizen aufhört entflieht die Wärme so rasch durch die Spalten der Wände und die aufgehenden Thüren, daß der Pelz keinen Augenblick abgelegt werden kann. Unter solchen Umständen vermag von einer Ruhe nicht die Rede zu sein, um so weniger, als viel Zeit zum Trocknen der Kleider verwendet werden muß. Welch trauriges Bild bietet zu solcher Zeit das Etappenhaus dar! In der nebligen, von Ausdünstungen erfüllten Atmosphäre drängen sich beim Schein eines flackernden Talglichtes die jungen Leute mit ihren bleichen, ermüdeten Gesichtern. Unter der Decke ziehen sich die Schnüre und Gürtel hin, auf welche die nassen Kleidungen gehängt werden. Einige trocknen ihre Kleider am eignen Körper, indem sie vor der Ofenthür sitzen, Andere halten sie direct vor den glühenden Ofen. Diejenigen, welche vor Ermüdung nicht mehr auf den Füßen stehen können, breiten sie auf dem schmutzigen und nassen Boden aus und legen sich darauf, um sie durch die eigene Körperwärme zu trocknen.

Alle diese Leiden in Verbindung mit der unzureichenden Nahrung rufen häufige Erkrankungen hervor, namentlich an Typhus; einige Personen werden wahnsinnig, wie die ihren Mann in die Verbannung begleitende Frau des Doctor Belaja. Die Lage der Kranken ist schrecklich. Sie werden ungeachtet ihres Zustandes gezwungen mitzufahren, und es bedarf des sehr ener-

gischen Auftretens der ganzen Gesellschaft der Sträflinge, um die Beamten zu vermögen, sie in einem Krankenhause unterwegs zu belassen. In den größeren Städten gibt es dann auch umfangreichere Gefängnisse, in welchen eine Rast von ein paar Tagen gemacht wird. Aber wie sind dieselben beschaffen! Sie bestehen aus zwei Kammern, vor denen sich je ein Vorzimmer befindet. Hier liegt der schrecklichste Abort, den man sich denken kann. Kein Wunder, daß die Gefangenen am Typhus erkranken, wie z. B. der Militärveterinär Sokownin und zahlreiche andere.

Unter solchen Bedingungen geht die mehr als sieben Monate dauernde Reise der Gefangenen vor sich. Nirgendwo und niemals findet die grenzenlose Verachtung des Lebens und der Leiden der Mitmenschen einen so grellen Ausdruck als hier. Wessen Gesundheit ist wohl fähig, solche Entbehrungen zu ertragen! Man füge noch hinzu den ganzen Jammer für den gebildeten Menschen, der uncontrolirten Willkür von groben und frechen Beamten unterworfen zu sein, und alle die kleinen Bedrückungen und Vergewaltigungen, welche an den Gefangenen ausgeübt werden, so ist es wohl verständlich, wie sie in Raserei oder Tobsinn verfallen können. Es bedarf außerordentlicher Geduld und Willenskraft, um die Ausbrüche alles Unwillens zurückzudämmen.

Aber alle diese Leiden sind nur die Blüthen des harten Loses der Verbannten, die Früchte warten ihrer am Orte ihrer Bestimmung. Ein Theil der zu Zwangsarbeit Verurtheilten wird in den Goldbergwerken von Kara beschäftigt. In dem dortigen Gefängnisse, einem gewöhnlichen, von einem hohen Zaun umgebenen Bauernhause, sind gegenwärtig 83 Männer untergebracht. Die Enge ist unerträglich; Stühle und Tische sind nicht vorhanden, nur Pritschen, auf denen die Gefangenen dicht neben einander liegen müssen. Die Nahrung besteht ausschließlich in Brod, da die Suppe außer ein wenig Grütze nur heißes Wasser enthält. Thee wird Morgens und Abends getrunken und nur am Abend durch Zucker versüßt. Die Wirthschaft wird auf allgemeine Kosten geführt von einer Commission, welche die Nahrung wohl verbessern darf, aber nicht kann, weil die Mittel dazu nicht hinreichen. Ein Krankenhaus gibt es nicht und die Kranken liegen in einer Reihe mit den Gesunden auf den Pritschen; sie werden von den Medicinern unter ihren Genossen behandelt. Der größte Trost ist für sie der Empfang von Büchern und Zeitungen, ihre einzige Hoffnung die Rückkehr in die Heimat. Diese Hoffnung ist so stark, daß sie sich stets in einem exaltirten Zustande befinden. Sie bemühen sich ihren Kummer zu unterdrücken und stets heiter zu erscheinen. Streitigkeiten sind eine große Seltenheit, ununterbrochen werden Scherze und Gelächter vernommen. In Folge einer Verordnung des liberalisirenden Grafen Loris-Melikow vom 15. December 1880 hat sich die Lage der Verbannten wesentlich verschlimmert. Es wurde nämlich die Unterscheidung der gewöhnlichen und der gebesserten Gefangenen aufgehoben und mehrere bereits zur freien Ansiedelung Gelangte wieder in Ketten geschlossen. Ferner mußten alle Zwangsarbeiter nicht nur bei der Arbeit, sondern auch im Gefängniß gefesselt werden, endlich wurde — was das Unmenschlichste war — die Correspondenz mit den Verwandten verboten. Die Verbannten wollten es anfangs nicht glauben, daß Loris-Melikow eine solche barbarische Verordnung erlassen habe, er, den die Zeitungen als humansten Mann in Rußland rühmten; bald jedoch wurde ihnen die Richtigkeit der Zeitungsnachrichten durch die That bewiesen.

Nicht besser als die für Zwangsarbeit Verurtheilten haben es die zur freien Ansiedelung Verbannten. So schreibt uns ein auf administrativem Wege Verschickter aus dem Lande der Jakuten im hohen Norden: „Wir leben im Dunkeln und brennen Licht während $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden, um zu lesen; mehr Geld können wir auf Lichte nicht verwenden; Brod essen wir nicht, sondern nähren uns von Fischen; Fleisch zu erhalten ist unmöglich." Etwas besser ist die Lage der Verbannten in den Städten; aber auch hier findet sich der nämliche chronische Hunger, der gleiche Mangel an Zeitungen. Eine regelmäßige Postverbindung existirt dort nicht einmal; ein Brief ist von Olekminsk nach Werchojansk (es sind dies zwei sibirische Orte) zehn Monate unterwegs gewesen. „Ich danke Euch, ihr Freunde (so schreibt ein Verbannter), für die Zusendung der Zeitungen. Nur schade, daß ich sie nicht lesen kann, da es weder Lichte gibt noch ich sie kaufen kann. Mein Scorbut wird immer ärger, und da auf einen Transport an einen besseren Ort nicht zu rechnen ist, so hoffe ich darauf, in diesem Winter zu sterben." Das Leben in der Verbannung ist schwer, ja gegenwärtig noch schwerer als in der Zwangsarbeit, und Selbstmord und vorzeitiger Tod sind dort eine ebenso gewöhnliche Erscheinung wie hier.

Die einzige Erlösung von Qualen und Tod bietet die Flucht. In letzterer Zeit haben einige glückliche Versuche dazu stattgefunden. Am bemerkenswerthesten war die Flucht der Breschkowskaja, von Tjutschew, Schamarin und Litschew im vorigen Jahre. 180 Werst lang setzte man ihnen nach mitten durch die undurchdringlichen Wälder hinter dem Baikal-See; sie überschritten reißende Flüsse, vor denen ihre Verfolger erstaunt stehen blieben, krochen steile Felsen empor, in welche sie Stufen mit ihren Beilen hieben, und wurden nur gefangen, weil sie von ihrem Führer im Stich gelassen wurden. Das Los der eingeholten Flüchtlinge ist ein hartes; ihre Strafe wird in der Regel verdoppelt.

Mancher Leser wird nun ausrufen: die Nihilisten, die Kaisermörder, haben aber auch kein besseres Los verdient! Gemach! Die Kaisermörder sind, soweit sie bekannt geworden, bereits gehenkt. Unter den Zwangsarbeitern und Verbannten befinden sich aber auch viele, welche keine andere Schuld tragen, als daß sie geheimen Gesellschaften angehört, daß sie friedliche Propaganda im Volke gemacht und revolutionäre Broschüren vertheilt haben. Ja noch mehr. Unter ihnen befindet sich eine große Anzahl auf administrativem Wege Verbannter, Leute, welche die Regierung nicht einmal vor ein Gericht zu stellen gewagt hat. Es sind dies Personen, welche man heimlich Nachts ihren Familien entrissen und in Gefängnisse gesperrt hat, so lange es gerade gut schien, und dann, ohne ihnen selbst zu sagen wofür und wohin, tausende Werste weit fortschickte und endlich in den Jurten der Samojeden und Ostjaken frei ließ. Viele Frauen und Mütter wissen bis auf den heutigen Tag nicht, wo sich ihre Angehörigen befinden. So leben in der Jakutischen Landschaft mehr als 70 administrativ Verbannte, davon in Olekminsk 7, in Jakutsk selbst 10, in Werchojansk und Kolymsk je 9, die übrigen sind zerstreut in den Lagern der Eingeborenen. Aber selbst diese schauerliche Gegend hat die Sucht die Verbannten zu martern nicht befriedigt, und es ist daher gegenwärtig jenseit der arktischen Zone in ewiger Nacht ein Centralgefängniß für politische Verbrecher erbaut worden, in Nischni-Kolymsk. Hierhin ist, wenn man Gerüchten Glauben schenken darf, Tschernyschewski übergeführt worden, den die zeitgenössischen Revolutionäre als geistigen Vater ihrer socialistischen Bewegung feiern. Er befindet sich schon seit dem Jahr 1864 in Sibirien und ist gegenwärtig ein zu Tode gequälter und, wie man sagt, geistig gestörter Greis.

Mögen bei solchen Schilderungen auch einzelne Uebertreibungen mit unterlaufen; im Wesentlichen sind sie richtig, das bestätigen alle Berichte aus früherer und neuerer Zeit. Lange schon war Sibirien das Grab der russischen Freiheitskämpfer und wird es wohl noch auf lange hinaus bleiben — eine fürchterliche Anklage gegen den Despotismus der russischen Czaren.

Literatur und Kunst.

Religion und Wissenschaft.

Von Eduard von Hartmann.

Ohne die Vorstellung eines religiösen Objectes gibt es kein religiöses Verhältniß, ohne religiöses Verhältniß keine religiöse Geistesthätigkeit. Wäre die Vorstellung des religiösen Objectes bloßer Bewußtseinsinhalt ohne Beziehung auf ein jenseits des Bewußtseins gelegenes wirkliches Wesen und ohne Ueberzeugung von der wirklichen Existenz eines solchen Wesens, dann wäre sie schlechthin untauglich zur Begründung eines religiösen Verhältnisses. Eine blos im Bewußtsein liegende Vorstellung, von welcher man weiß, daß ihr keine unabhängig vom Bewußtsein bestehende Wirklichkeit entspricht, wird eben damit als ein blos ideales Produkt der subjectiven Bewußtseins-Thätigkeit gewußt, und macht die Anknüpfung eines religiösen Verhältnisses unmöglich. Wird die bewußtermaßen blos subjectiv-ideale Vorstellung eines Objects trotz ihrer Wahrheitslosigkeit dennoch als Anknüpfungspunkt für ein religiöses Verhältniß hingestellt, so wird letzteres damit in die Sphäre der bewußten Illusion herabgesetzt, d. h. in eine Sphäre, in welcher der Verstand kritisch aufräumen muß; auch wenn der Mensch durch seine psychische Organisation genöthigt wäre, immer von Neuem dieses illusorische religiöse Verhältniß anzuknüpfen, so würde er ebenso sehr durch seine psychische Organisation immer von Neuem genöthigt sein, den illusorischen Charakter desselben zu enthüllen und das auf Illusion ruhende Verhältniß zu zerstören. Ein solcher Kampf zwischen religiöser Phantasie und kritischem Verstand müßte nothwendig im Laufe der Generationen von dem Uebergewicht der Phantasie zu dem Uebergewicht des Verstandes führen und mit einer durch Anpassung und Vererbung gehäuften Abänderung der psychischen Organisation in dem Sinne enden, daß die Anlage und der Trieb zu den religiösen Functionen bis unter die Schwelle des Bewußtseins herabgedrückt werden und verkümmern.

Wäre dies die wirkliche Sachlage, so wäre es Pflicht jedes vernünftigen Menschen, den Sieg der Vernunft in diesem Entwickelungsgange des religiösen Bewußtseins, d. h. die Ausrottung des religiösen Triebes zu befördern und zu beschleunigen, und es ist baare Inconsequenz aus Feigheit, wenn die Vertheidiger des illusorischen Charakters der religiösen Vorstellungen dieser Schlußfolgerung durch allerlei Winkelzüge auszuweichen suchen. Wenn z. B. alle menschlichen Vorstellungen nachweislich ohne alle transcendentale (d. h. über den Bewußtseinsinhalt hinausreichende) Geltung und Bedeutung sind, so sind auch alle vorstellungsmäßigen Voraussetzungen des religiösen Verhältnisses als unwahr gewußt, insofern dieselben eine transcendentale Geltung und Bedeutung beanspruchen, wie sie es müssen, um zur Grundlage eines religiösen Verhältnisses dienen zu können; mit anderen Worten: das Dogma des transcendentalen Idealismus hebt die Möglichkeit der Religion ihrem Begriff nach auf, und läßt sie als bloße, vom Verstande stetig zerstörte Illusion der Phantasie bestehen bis zu dem Zeitpunkt, wo durch modificirte Anpassung der psychischen Organisation die Religion aufhört, selbst als Illusion zu bestehen.

Um nichts besser läge die Sache, wenn der Mensch zwar die transcendentale Unwahrheit seiner Vorstellungen nicht wissen könnte, aber ebenso wenig die Ueberzeugung der transcendentalen Wahrheit derselben zu besitzen vermöchte, denn er würde in diesem Falle zwar auf Grund der möglichen Wahrheit seiner religiösen Vorstellungen ein religiöses Verhältniß anknüpfen können, aber er würde niemals die Zuversicht gewinnen können, daß er nicht auf Grund der möglichen Unwahrheit seiner Vorstellungen sich mit illusorischen religiösen Functionen zum Narren habe. Ein solcher Zweifel muß aber auf die Intensität und Innigkeit des religiösen Verhältnisses nothwendig lähmend wirken. Man denke nur zum Vergleich an die Stimmung eines Menschen, der sich durchs Fernrohr in die schöne Bewohnerin eines fernstehenden Hauses verliebt hat, aber nie darüber ins Klare kommt, ob die vermeintliche Schöne nicht doch blos ein ans Fenster gelehntes Bild sei, oder aber an die Stimmung eines anderen Menschen, der sich in ein ihm des Nachts häufig wiederkehrendes Traumbild verliebt hat, und keinen rationellen Grund zu der Erwartung hat, daß dieses weibliche Idealbild seiner Träume die wahrträumende Vorahnung von einer wirklich lebenden und dereinst ihm begegnenden Person sei; so gebrochen wie ein solches Liebesverhältniß, so gebrochen wird das religiöse Verhältniß bei fortdauernder schwankender Ungewißheit über die transcendentale Wahrheit oder Unwahrheit der religiösen Vorstellung sein.

In dieser Lage aber wäre der Mensch, wenn die religiösen Vorstellungen bloße Postulate des religiösen Bedürfnisses, d. h. einer bestimmten Anlage der menschlichen Organisation wären, aber niemals durch theoretisches Erkennen bestätigt oder verificirt werden könnten. In diesem Falle wäre nämlich niemals auszumachen, ob die Erfordernisse des in der menschlichen Organisation gelegenen religiösen Bedürfnisses Wahrheit im transcendentalen Sinne besitzen, oder ob sie bloße Illusionen (wenngleich psychologisch bedingte Illusionen) sind. So lange der Anbeter seines schönen vis à vis die Hoffnung hat, der Dame einmal auf der Straße zu begegnen, oder durch irgend einen Zufall Gelegenheit zum Eintritt in ihre Wohnung zu gewinnen, so lange mag er die Zweifel über Bild und Wirklichkeit niederkämpfen und seine Leidenschaft durchs Fernrohr nähren; sobald er aber jede Möglichkeit der Verification seiner Annahme abgeschnitten sieht, wird er vernünftiger Weise ein Verhältniß von so zweifelhafter objectiver Grundlage abbrechen und seine Neigung zur Fortsetzung desselben bekämpfen.

Es soll natürlich keineswegs bestritten werden, daß bei einem um theoretische Speculation völlig unbekümmerten Menschen, der noch niemals über die Gründe seiner religiösen Ueberzeugung nachgedacht hat und noch gar nicht von Zweifeln an der transcendentalen Wahrheit seiner religiösen Vorstellungen berührt worden ist, die Forderung derselben durch das religiöse Bedürfniß ausreichender subjectiver Grund einer religiösen Ueberzeugung sein könne; es wird nur das behauptet, daß da, wo einmal der Unterschied zwischen religiösen Postulaten und theoretischen Erkenntnissen dem Verständniß aufgegangen ist, das Dogma von der Unmöglichkeit, die religiösen Postulate durch theoretisches Erkennen zu verificiren, nothwendig den Zweifel über die transcendentale Wahrheit derselben wachrufen und durch den Gedanken an die Möglichkeit ihres blos illusorischen Charakters die Festigkeit und Haltbarkeit des religiösen Verhältnisses in wachsendem Maße untergraben muß. Wie der transcendentale Idealismus, so muß also auch der theoretische Skepticismus die Religion im Laufe der Generationen entwurzeln, indem er zwischen den religiösen Vorstellungen und dem theoretischen Erkennen eine unüberbrückbare Kluft eröffnet und die menschlichen Geisteskräfte durch Spaltung in zwei völlig beziehungslose Gruppen nach beiden Seiten depotenzirt. Der transcendentale Idealismus wie der Skepticismus laufen beide, wenn sie die Religion retten wollen, auf eine Lehre von einer doppelten Wahrheit hinaus; die haarsträubende Widersinnigkeit dieser liefert das deutlichste Kennzeichen dafür, daß sie nur die Verlegenheitsausflucht für einen die Religion begrifflich aufhebenden Standpunkt zur Verhüllung seines wahrhaft destructiven Charakters darstellt.

Wenn es sonach ein schlechterdings unzulässiger und auf die Dauer unhaltbarer Versuch ist, die von dem religiösen Bedürfniß geforderten vorstellungsmäßigen Voraussetzungen von dem Inhalt des theoretischen, erkennenden Bewußtseins isoliren und unabhängig machen zu wollen, so bleibt nur übrig, daß die ersteren mit den letzteren übereinstimmen, zwar nicht in dem Sinne einer vollständigen Deckung beider Seiten, aber doch so, daß der Vorstellungsgehalt des religiösen Bewußtseins vom theoretisch erkennenden Bewußtsein nicht nur nicht bestritten, sondern in der Hauptsache bestätigt und verificirt wird.

Einerseits hat das theoretisch erkennende Bewußtsein ein breiteres Gebiet als das religiöse und schließt eine Menge Stoff in sich ein, der dem religiösen Bewußtsein als solchem unwesentlich dünkt; anderseits kann das religiöse Bewußtsein mit hoffender Erwartung in nebelhafte Fernen hinausschweifen, in Betreff deren das theoretisch erkennende Bewußtsein wegen Mangel an empirischen Daten über seine inductiven Entscheidungen noch nicht schlüssig geworden ist. Aber der Kern beider Seiten, der religiösen und theoretischen Weltanschauung, muß schlechterdings übereinstimmen, und diejenigen Theile, mit welchen beide sich nicht decken, sondern über einander hinausragen, müssen in solcher gedanklichen Uebereinstimmung mit dem beiden gemeinsamen Grundstock von Vorstellungen stehen, daß ein Widerspruch schlechthin ausgeschlossen bleibt.

Die für das religiöse Bewußtsein unwesentlichen Seiten der theoretischen Erkenntniß dürfen doch niemals etwas Irreligiöses oder gar Antireligiöses enthalten, sondern müssen sich bis auf das kleinste Pünktchen der religiösen Weltanschauung widerspruchslos einordnen, ja sogar, in die rechte Beleuchtung gerückt, derselben immer neue Bestätigung und Befestigung bringen, wenn auch das Gewicht dieses Zuwachses für gewöhnlich zu unerheblich scheint, um nicht die Mühe der Beschäftigung mit denselben im blos religösen Interesse zu wenig belohnt zu finden. Ebenso müssen diejenigen Theile der religiösen Weltanschauung, mit welchen dieselbe über die theoretische Weltanschauung übergreift, so beschaffen sein, daß sie nicht nur der letzteren nicht widersprechen, sondern sogar im Falle der nachträglichen theoretischen Verification eine schätzbare Vervollständigung ihres systematischen Zusammenhanges darstellen. Das religiöse Bewußtsein muß wünschen, daß diese Verification recht bald eintreten möge, beruhigt sich aber bis zu dieser erhofften Bestätigung damit, daß diese übergreifenden Hypothesen erstens mit der theoretischen Weltanschauung im besten Einklang stehen und zweitens durch die Erfordernisse des religiösen Bedürfnisses vorläufig hinlänglich gewährleistet sind.

Das theoretische Erkennen hat zwar diese aus der psychischen Organisation des Menschen stammenden Bedürfnisse und Postulate ebenfalls als empirische Daten zu respectiren, welche bei dem Inductionscalcül gleichfalls mit in Rechnung gestellt werden müssen, aber es kann ihnen bei unbefangener Würdigung nicht das gleiche Gewicht beimessen, wie das religiöse Bewußtsein naturgemäß thun muß, insofern es unter dem unmittelbaren gefühlsmäßigen Druck seines Bedürfnisses steht. Das theoretische Erkennen hat immer mit der Möglichkeit zu rechnen, daß entweder das fragliche religiöse Bedürfniß auf einer nothwendigen Illusion beruhe, oder aber, daß es nur erst einer niederen, noch unentwickelten Stufe des religiösen Bewußtseins angehöre, beim Fortgang zu einer höheren Stufe aber eine ganz andere Gestalt gewinnen und zu ganz anderen vorstellungsmäßigen Voraussetzungen führen werde; das religiöse Bewußtsein hingegen hat es nur mit sich selbst auf der jeweilig erreichten und eingenommenen Entwickelungsstufe zu thun und kann bei der Intensität seiner eigenen Bethätigung nicht zugleich noch auf die Relativität seiner Erscheinungsform reflectiren.

Wenn die Entwickelung des religiösen Bewußtseins zur höchsten Stufe gelangt ist, und das theoretische Erkennen constatirt hat, daß das religiöse Bedürfniß in dieser seiner vollkommenen Gestalt keinerlei Illusionen, weder nothwendige noch zufällige, mehr braucht und zuläßt, dann verschwindet naturgemäß jedes überschießende Plus der religiösen Weltanschauung über die theoretische, indem die Werthung der empirischen Daten des religiösen Bewußtseins als Inductionsmaterial für beide ganz dieselbe wird. Die religiöse Weltanschauung hat dann nicht mehr nöthig, im Moment religiöser Erregung das Gewicht des religiösen Bedürfnisses und seiner Postulate zu überschätzen, weil das theoretische Erkennen diese Postulate durchweg rechtfertigt; die theoretische Weltanschauung aber darf die rückwirkende Verstärkung, welche die aus anderweitigen Daten abgeleiteten Inductionen durch die psychologischen Thatsachen des religiösen Bewußtseins erfahren, um so höher schätzen, je weniger ein Divergenzpunkt zwischen beiden übrig bleibt. So wird auf der höchsten Stufe die bloße Uebereinstimmung des Grundstocks der religiösen und theoretischen Vorstellungen zu einer wirklichen Congruenz beider, wenngleich innerhalb des theoretischen Erkenntnißgebietes die einzelnen Theile einen sehr ungleichen Grad von religiösem Interesse behalten.

Jede Religion ohne Ausnahme hat sich zur Zeit ihrer Blüthe im völligen Einklang mit der theoretischen Weltanschauung des betreffenden Volkes befunden; alle Religionsgründungen haben an die vorgefundene theoretische Weltanschauung ihres Volkes angeknüpft, und alle Schwierigkeiten, mit denen neue Religionen zu kämpfen hatten, lagen nicht so sehr auf religiösem Gebiet selbst, als darin, daß sie zum Zweck der Erhebung des religiösen Bewußtseins auf eine höhere Stufe auch neue Vorstellungselemente in das vorgefundene einheitliche System der zugleich theoretischen und religiösen Weltanschauung des Volkes einführen, also diese in wesentlichen Punkten ändern mußten. Im Verlauf ihres geschichtlichen Lebens verhalten sich Religionen wie organische Species; sie accommodiren sich dem unausbleiblichen Wandel der Verhältnisse so sehr als ihre Accommodationsfähigkeit es zuläßt, und wenn diese Grenze überschritten wird, so verkümmern sie, werden auf begrenzte Lokalitäten beschränkt und sterben endlich aus.

Jede Species ist, soweit dies in ihren Kräften steht, bemüht, auf die umgebenden Lebensverhältnisse in einer ihrem eigenen Gedeihen förderlichen Weise einzuwirken; so ist auch jede Religion bestrebt, die Entwickelung des theoretisch erkennenden Bewußtseins in einer ihr selbst vortheilhaften Weise zu beeinflussen. Anfangs pflegen die Interessen des religiösen und des theoretischen Bewußtseins Hand in Hand zu gehen; die Religion und ihre Vertreter sind die wirksamsten Förderer und Pfleger der Erkenntniß und Bildung, und der Anpassungsproceß der Religion an die sich entfaltende theoretische Erkenntniß führt selbst eine Erstarkung derselben, eine Erhöhung ihrer Lebensfähigkeit und ihres religiösen Werthes herbei. Wenn aber die Religion ihren geschichtlichen Höhepunkt, ihre Blüthezeit erreicht hat und trotzdem der für die Entwickelung der Erkenntniß von ihr gegebene Anstoß fortwirkt, so daß diese sich selbstständig in einer Richtung fortentwickelt, welcher die Religion mit ihrem Anpassungsvermögen nicht zu folgen vermag, dann wendet sie sich feindlich gegen die Erkenntniß, von welcher sie sich in ihren Lebensgrundlagen, nämlich der Uebereinstimmung von religiöser und theoretischer Weltanschauung, bedroht sieht und sucht diese theoretische Entwickelungsrichtung als eine Verirrung zu bekämpfen.

Bei diesem Kampfe hat sie das Argument für sich, daß jeder Culturproceß, auch derjenige des intellectuellen Fortschritts, in der That geile Sprößlinge hervortreibt, welche im Fortgang der Geschichte erst durch die gesunden Triebe überwunden werden müssen, in der Zeit des Hervorkeimens und Aufsprießens aber schwer von den letzteren zu unterscheiden sind; sie darf sich sogar auf die Erfahrung berufen, daß solche einseitige Verirrungen des Geistes nicht selten in epidemischer Weise breitere Volksschichten ergreifen, und deshalb das bloße Pochen der Gegner auf die Masse und Zahl der Anhänger als nichts beweisend ablehnen. Dem schärferen Blick enthüllt sich allerdings der Unterschied zwischen einseitigen pathologisch-epidemischen Geistesverirrungen und gesunden Entwickelungsrichtungen der Geistescultur durch die entgegengesetzte Stellung beider zur Continuität des gesammten Entwickelungsganges der menschlichen Bildung; aber die Vertreter der Religion erkennen die Bündigkeit auch dieses Beweises nicht an.

Der Streit bleibt so lange unentschieden, als die betreffende Religionsstufe ihren Anhängern noch volle religiöse Befriedigung gewährt, weil so lange der im Dienste des Herzens stehende Verstand immer noch irgend welche sophistische Ausflüchte findet, um unter dem Widerspruch der gesichertsten Ergebnisse der Wissenschaft mit den unentbehrlichen vorstellungsmäßigen Voraussetzungen des specifischen religiösen Bedürfnisses hinwegzuschlüpfen. Der äußere Sieg der fortgeschrittenen theoretischen Weltanschauung über die zurückgebliebene religiöse wird erst dann

zweifellos, wenn die innere Kraft des religiösen Lebens erlahmt, wenn das religiöse Bewußtsein auf der gegebenen Stufe sich selbst nicht mehr so ganz heimisch und sicher, nicht mehr recht voll befriedigt findet. So lange die theoretische Kritik sich damit begnügt, die vorstellungsmäßigen Voraussetzungen des religiösen Bewußtseins als den Ergebnissen der Wissenschaft widersprechend nachzuweisen, aber nicht bestreiten kann, daß sie streng consequente Postulate des religiösen Bewußtseins auf dieser Stufe sind, so lange ist die Religion ein durch Kritik unzerstörbares Bollwerk für diejenigen Frommen, deren religiöse Herzensbedürfnisse stärker sind als ihr Verstand; sobald aber die theoretische Kritik sich auf die specifische Stufe des religiösen Bewußtseins selbst richtet, und das Gefühl der Relativität ihres Werthes, das Gefühl der specifisch-religiösen Reformbedürftigkeit der gegebenen Religion, die unbestimmte Sehnsucht nach etwas Neuem und principiell Höherem erweckt, so ist die geschichtlich gegebene Religion in ihrer Wurzel getroffen, sie siecht dahin, und es bleibt nur eine Frage der Zeit, wie lange die im Culturproceß meist um Jahrhunderte zurückstehende Volksmasse brauchen wird, um von dem bei der culturtragenden Minorität beginnenden Gefühl der Unzulänglichkeit ebenfalls ergriffen zu werden. Darum ist es ein nichts beweisendes Argument, wenn die Vertreter einer bestimmten Religion sich für die ungebrochene Lebensfähigkeit derselben auf die von der Kritik noch unberührten gläubigen Massen berufen, wenn doch schon in der culturtragenden Minderheit das Unzulänglichkeitsgefühl vorhanden ist und täglich an Boden gewinnt.

Die Vertreter einer bestimmten Religionsform sehen in der Bedrohung dieser stets den drohenden Untergang der Religion überhaupt, weil sie ihre Religionsstufe für die absolute Religion halten. Wer den geschichtlichen Proceß aus unbefangenem Gesichtspunkt betrachtet, der muß einräumen, daß die Thatsache einer principiellen Discrepanz zwischen religiöser und theoretischer Weltanschauung von vornherein unmöglich wäre, wenn nicht die bestimmte Religionsstufe mit der Endlichkeit und Relativität behaftet, zur geschichtlichen Ueberwindung bestimmt und dieser Ueberwindung nahe gerückt wäre, — der wird ferner anerkennen, daß der Fortschritt der theoretischen Erkenntniß nicht nur das religiöse Verdienst hat, die bestimmte Religion im aufsteigenden Ast ihrer Bahn zur fortschreitenden Anpassung und Vervollkommnung genöthigt zu haben, sondern auch das noch größere, im absteigenden Bahnast ihre Ueberwindung befördert und das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit geweckt und genährt zu haben. Denn nur aus diesem für das religiöse Bewußtsein allerdings schmerzlichen und quälenden Gefühl der Unzulänglichkeit der vorhandenen Religionsform kann die Kraft zum Aufschwung auf eine neue und höhere Stufe geschöpft werden. Die Entwickelung der theoretischen Erkenntniß hat dann das dritte religiöse Verdienst, dem religiösen Genius, welcher den Aufschwung auf eine höhere Stufe vollzieht, das Vorstellungsmaterial vorbereitet zu überliefern, aus welchem er die neue Weltanschauung zu erbauen hat.

Bevor jedoch die neue höhere Stufe des religiösen Bewußtseins wirklich erreicht wird, pflegen die Vertreter der bestehenden Religion die verschiedenartigsten Versuche zu machen, ob sich nicht die vorhandene Religion sammt ihrer religiösen Weltanschauung in einer Weise umgestalten lasse, welche die verlorene Uebereinstimmung mit der theoretischen Weltanschauung wieder herstellt. Diese Bestrebungen bewegen sich also formell auf demselben Boden der Anpassung, wie der ganze Entwickelungsgang der bestimmten Religion im aufsteigenden Bahnast, aber sie unterscheiden sich sachlich dadurch, daß sie nicht mehr die relativ vollkommenste Form für das gegebene religiöse Princip suchen, sondern die bereits gefundene relativ vollkommenste Form zu Gunsten einer Concordanz mit der theoretischen Weltanschauung wieder zerstören, entstellen, verzerren oder abschwächen.

Eine solche, als Vermittelungstheologie im weitesten Sinne zu bezeichnende Arbeit kann nur zweierlei Folgen haben: entweder sie verkümmert und verwässert das religiöse Leben durch Verstümmelung und Abschwächung des religiösen Princips der betreffenden Stufe, ohne irgend welchen religiösen Ersatz dafür zu gewähren; oder aber sie gewährt für die Zerstörung und Auflösung des alten religiösen Princips wirklichen Ersatz durch ein neues höheres religiöses Princip, dessen Neuheit und Heterogenität durch Einkleidung in althergebrachte Formen möglichst verhüllt wird. Im ersteren Falle ist ihr geschichtliches Ergebniß nichts als die unvermerkte Beförderung der Auflösung des Alten; im letzteren Falle ist es außerdem noch die unvermerkte Gewöhnung an ein thatsächlich Neues unter alten mißbräuchlich benutzten Namen und Formeln. Diese letztere Richtung bereitet recht eigentlich den Durchbruch des neuen religiösen Princips, den Aufschwung zu einer höheren Stufe des religiösen Bewußtseins vor; indem sie aber den neuen Wein in alte Schläuche füllt, den neuen Geist in alte Formen gießt, bleibt sie ebenso sehr in principieller Halbheit und in historischen und logischen Widersprüchen stecken, wie die rein destructive Richtung der Vermittelungstheologie.

Die theoretische Entwickelung hat in solchem Falle der Religionsentwickelung den vierten, religiös werthvollsten Dienst zu leisten, indem sie dieselbe kritisch zwingt, das principiell ergriffene Neue auch *als* neues Princip anzuerkennen und die neue religiöse Weltanschauung nur aus solchen Elementen zu erbauen, welche von diesem neuen religiösen Princip als nothwendige Voraussetzungen postulirt werden. Diese Voraussetzungen müssen im Allgemeinen ebenso verschieden von denjenigen der überwundenen Stufe, und theilweise ihnen entgegengesetzt sein, wie das neue Princip selbst von dem alten verschieden, beziehungsweise ihm entgegengesetzt ist; sie werden hingegen ebenso übereinstimmend mit der zeitweilig erreichten theoretischen Weltanschauung sein, wie die überwundene religiöse Weltanschauung von dieser abweichend und ihr widersprechend war.

So lösen sich die anscheinend unlösbaren Conflicte zwischen religiöser und theoretischer Weltanschauung aus dem Gesichtspunkt einer culturgeschichtlichen Entwicklung in vollständige Harmonie auf. Die Wissenschaft fördert die Religion, die auf gemeinsamem Boden mit ihr erwachsen ist, sie collidirt mit ihr, sobald sie den Mutterboden der gemeinsamen Weltanschauung verläßt, welchen die Religion in wesentlichen Punkten behaupten muß. Aber dieser Kampf kann seiner Natur nach niemals zu einem Siege der Wissenschaft über die Religion als solche führen; die Wissenschaft kann nichts thun, als der Religion die Hand dazu reichen, daß sie sich selbst überwindet, d. h. von einer niederen zu einer höheren Stufe des religiösen Bewußtseins emporschwingt, und indem sie das thut, *bewährt sie sich als der beste Freund und providentielle Helfer der Religion.*

Wer freilich die Religion nicht als das in der sich entwickelnden Vielheit ihrer besonderen Erscheinungsformen durchgehende Allgemeine betrachtet, sondern ausschließlich in einer bestimmten einzelnen Erscheinungsform sieht, der kann in der Wissenschaft nur den schlimmsten Feind der Religion sehen, der allmählich ihre Wurzeln untergräbt. Aus dem beschränkten Gesichtspunkt einer bestimmten geschichtlichen Religion kann man daher mit Recht sagen, daß dieselbe besser thäte, auf eine nur mit Hülfe der Wissenschaft zu erlangende Blüthe zu verzichten, als sich diesem Bundesgenossen anzuvertrauen, der sie nur großzieht, um sie nachher zu erdrosseln; aber diese Auffassung ist selbst zu berichtigen durch die höhere Einsicht, daß gerade in diesem durch die Wissenschaft beförderten Proceß des Aufblühens und Wiederverfallens der geschichtlichen Religionen sich die fortschreitende Entwickelung der Religion vollzieht.

(Schluß folgt.)

Die Grenzen des Ekels in der Kunst.

Von Julius Duboc.

Daß die moderne Kunst auf ihren verschiedenen Gebieten einen sehr starken Antheil des Grauenhaften in ihren Farbenmischungen verbraucht, wird ernsthaft wohl von Niemandem bestritten. Zeuge dessen sind eine Reihe der „sensationellsten" Gemälde der Jetztzeit, wie Skarbinas „Erwachen in einer Leichenhalle", G. Max' „Kindesmörderin", Gallaits „Pest von Tournay", Bonnets bei lebendigem Leibe verwesender „Hiob" — ein Hauptstück dieser Richtung: Jan van Beers „Volksdank gegen Jakob van Artevelde", das vor einigen Jahren in Berlin ausgestellt war, nicht zu vergessen —; Zeuge ferner ist die ganze Romanliteratur, welche die Sittenzustände der Gegenwart, wo sie Schreck und Entsetzen aufweisen, zum Gegenstande einer schonungslosen Schilderung macht, dieser Literatur, deren hervorragendster Repräsentant und Träger Zola ist. Was in E. Sue und den Mystères de Paris, die man vor etlichen dreißig Jahren in Deutschland ungefähr ebenso athemlos wie gegenwärtig Zolas Romane verschlang, nur vorspielte, ist in diesen eherne Wirklichkeit und bitterer Ernst geworden. Das Entsetzen hat jede romantische und romanhafte Draperie abgethan, nackt stellt es sich hin, nackt will es betrachtet sein, in seiner nackten Erscheinung will es wirken. Und es wirkt — kein Zweifel. Es fragt sich nur *wie* und es fragt sich, mit welchem künstlerischen *Recht*.

Ich glaube, daß man dieser letzten vielumstrittenen Frage, die den denkenden Geist doch immer wieder zur Beantwortung reizt, vergeblich näher zu kommen versucht, so lange man sich nicht die scharfe Demarcationslinie zum Bewußtsein bringt, die gewisse verwandte Empfindungsgebiete scheidet.

Der Fehler, diese Unterscheidung zu vernachlässigen und dadurch Verwirrung zu erzeugen, wird fast regelmäßig begangen. Dadurch fehlt von vornherein eine klare Erwägung des Sachverhalts. Die entstandene Lücke pflegt dann mit Formeln über Wesen und Aufgabe der Kunst ausgefüllt zu werden, die sehr leicht abstracte Gemeinplätze bleiben, weil ihnen die genaue Abrechnung mit dem psychologischen Thatbestand fehlt. Sind Grauen oder Grausen einerseits und Ekel andererseits verwandt? O ja wohl, die Verwandtschaft documentirt sich, auch ohne Nachweis eines Stammbaums, thatsächlich in uns durch die unter Umständen vorhandene Möglichkeit beide Eindrücke zu *einem* Gesammteindruck, an dem jene beiden Momente noch Theil haben, zu verbinden, was bei Eindrücken, die außer aller verwandtschaftlichen Beziehung stehen, nicht möglich sein würde. Aber wie weit reicht die Verwandtschaft, bis zu welcher Grenze und welche Bewandtniß hat die so oder anders zu ziehende Grenzlinie für das ästhetische Gebiet? Hier beginnt die Schwierigkeit, die meistens unbeantwortet bleibt oder der einfach die Anerkennung geweigert wird, indem man beide Beziehungen als etwas fast Gleichwerthiges, höchstens durch eine Nüance getrennt, beide als Spielarten derselben Grundempfindung, behandelt. Und doch bedarf es nur der genauen Erwägung *einer* prägnanten Gebrauchsanwendung, wie sie z. B. in dem Ausruf Gretchens: „Heinrich, mir *graut* vor Dir!" enthalten ist und der Substituirung dieses Grauens durch den Ausdruck des Ekels, um sofort zu erkennen, daß hier ein unverkennbar schärfster, bis ins Mark schneidender, unmöglich zu verwischender Unterschied gegeben ist, der vor Allem ins Auge zu fassen ist. Könnte Gretchen zu Faust wohl sagen: „Heinrich, mir *ekelt* vor Dir?" Wie Goethe die Situation gestaltet, die Beziehungen zwischen beiden hingestellt hat: unmöglich. Warum?

Die nächstliegende Antwort dürfte sein: weil sich bei der Empfindung des Ekels der Gegenstand, der mir dieselbe erweckt, *unter* mir befindet. Bei der Empfindung moralischen Ekels erscheint mir der Gegenstand *verächtlich*, wird also unter mir gesetzt, aber auch mit dem rein sinnlichen Ekel (Auswurfsstoffen oder gewissen Thieren gegenüber) verbindet sich stets eine oft sehr willkürliche, von den mannichfachsten Eindrücken und Ideen- oder Gefühlsassociationen abhängige Schätzung, welche aber immer darauf hinausläuft, daß dem betreffenden Gegenstand in der Auffassung des von Ekel Ergriffenen eine *niedrige* Stellung angewiesen wird. Kurz, der ekelerregende Gegenstand wird *unter* das Individuum gesetzt. Dagegen wird dem Gegenstand des Grauens ein *Uebergewicht* zuerkannt, weil er etwas *Bedrohliches* an sich hat, alles Bedrohliche aber sich als Uebermacht — sonst würde das Bedrohliche eben nur leerer Schemen sein, keine wirkliche Bedeutung besitzen — fühlbar macht. Es liegt nun nahe, daß ein Gefühl, welches dem Geliebten die ihm einmal zugewiesene und von dem Liebesgefühl untrennbare Stellung *über* sich beläßt, welches dem Blick in die Höhe, wo der geliebte Gegenstand thront, keinen Zwang anthut, wenn ihm auch die *lichte* Höhe verdunkelt erscheint, daß ein solches Gefühl an dem Liebenden, also an Gretchen Faust gegenüber, noch bestehen und als möglich erscheinen kann, während ein Gefühl, welches den Geliebten *unter* sich erblicken müßte, zur Unmöglichkeit wird. Aber damit haben wir nur eine Seite an dem Gefühl des Grauens charakterisirt und seinen leicht verständlichen Gegensatz zum Ekel bezeichnet. Für die ästhetische Schätzung ist noch eine andere Beziehung und gerade sie vorzugsweise ins Auge zu fassen.

Der Gegenstand des Grauens hat etwas Bedrohliches an sich und das Bedrohliche ist ja geeignet, *Furcht* zu erwecken. So sollte man denn, obenhin betrachtet, denken: vor dem Grauenhaften empfinde der Mensch Furcht. Und doch ist das, genau genommen, nicht der Fall und um so weniger, je reiner der Eindruck des Grauens wirkt, je ausschließlicher sein ihm eigenthümlicher Charakter gewahrt ist. Alle Furcht hat es mit der mehr oder minder lebhaft empfundenen Besorgniß für die Erhaltung des eignen Ich zu thun. Dies ist der ihr eigenthümliche Nerv. Gerade dieser Nerv vibrirt im Grauen *nicht*. Er liegt gewissermaßen gebannt und gelähmt. Denn die überwältigende Macht im Anschauen des Grauenvollen bewirkt, daß das anschauende Subject bei dem Gegenstand festgehalten wird und *nicht zu sich selbst* (und damit zur Besorgniß um sich) kommt. Im Grauen liegt auf diese Weise eine festgefrorene Furcht, der lebendige Fluß, durch dessen Bewegung das Furchtgefühl dem Herzen zugeführt werden müßte, stockt. Im Grauen kann daher das *Furchtbare ohne Furcht angeschaut* werden — vorausgesetzt, daß das Maß des Grauenhaften nicht eine solche Steigerung erfahren hat, daß das Anschauen sich in ein leeres, dem Bewußtsein fast entschwindendes Anstarren verwandelt. In demselben Verhältniß wie zur Furcht steht das Grauen nun zum Ekel, d. h. wenn der Künstler es versteht, durch eine Steigerung der einzelnen wirkenden Momente den ekelhaften Gegenstand zum Gegenstand meines Grauens zu machen, so erlöst er mich von dem Ekel und bewirkt, daß wie das Furchtbare ohne Furcht, so nun das Ekelhafte ohne Empfindung des Ekels angeschaut werden kann.

Von welcher Tragweite ist nun aber dieser eigenthümliche Vorgang und welche Bedeutung dürfen wir ihm für die Kunstwirkung zuerkennen? Wir können darauf nicht antworten ohne an die Aufgabe, die der Kunst überhaupt gesteckt ist, zu erinnern und diese wiederum, wenn sie anders lebendig sein und wirken soll, muß ihre Maßbestimmung aus dem *Leben* selbst entnehmen. Der Lebensproceß, wie er im Menschen naturgesetzlich und naturnothwendig wirkt, *richtet ihn auf*. Die aufrechte Stellung und Haltung des Menschen, im Gegensatz und zum Unterschied von der Thierwelt, ist das umfassendste sinnfällige, symbolisch-bedeutungsvollste Charakteristicum der Erscheinung des Menschengeschlechts. Mit ihr ist Alles in Relation und Verbindung zu setzen. Alles dient in letzter Tendenz der *Erhebung* und *soll* ihr dienen und dasselbe Gesetz wie für das Leben gilt auch für die Kunst. Nur ist diese so gefaßte Aufgabe, um keine einseitigen Folgerungen abzuleiten, in weitester Auslegung dessen, was als Erhebung zu gelten hat, zu fassen und es ist daran zu erinnern, daß die Kunst ihrer Aufgabe nicht durch Einwirkung auf den Verstand, sondern auf Sinnlichkeit und Empfindung zu genügen hat. Unter diesen beiden Vorbehalten, von denen der erstere einer genaueren, hier unstatthaften Ausführung bedarf, würde es möglich sein, mittelst dieser Formel das Gebiet und die Aufgabe der Kunst ebenso *weit* zu fassen als *wesentlich* abzugrenzen

Machen wir die Anwendung von dem Gesagten auf die Gegenwart. Wenn eine Zeit daran arbeitet sich vom Unwürdigen zu befreien, wenn sie sich zu diesem Behuf, das, was ihr Ekel macht, mit Indignation zum Bewußtsein bringt, so ist das ein Act der Erhebung. Und wenn die Kunst ihr darin in ihrer Art helfend zur Seite tritt, wenn sie mit ihren Mitteln die Empfindungen vertieft, die Eindrücke verschärft, so wirkt sie zu dieser Erhebung mit und wird also dem höheren, auch für sie gültigen Gesetz alles Seins und Schaffens nicht untreu. Dies ist der allgemeinste Rechtstitel, auf den der Künstler sich berufen kann, wenn er an Gegenständen des Ekels nicht vorübergeht, sondern sie zur Behandlung zieht. Es handelt sich nicht um Realismus und Idealismus, um Naturalismus und Materialismus, um Gleißnerei und Lebenswahrheit und wie alle die volltönenden und doch meistens sinnarmen Schlagworte heißen, mit denen die Parteien den Kampf führen, sondern um einen einfachen aber durchschlagenden Gesichtspunkt: Erhebung als Lebensgesetz und dessen Fruchtbarmachung für die ästhetische Behandlung und Wirkung. Wie aber kann der Künstler den Gegenstand des Ekels, dem er also nicht den Rücken zuzuwenden braucht, nur zu Behandlung ziehen, wie kann er ihn nur verbrauchen? Das Ekelhafte stößt ab. Wenn der Mensch sich gleichwohl freiwillig demselben nähert, freiwillig mit ihm zu schaffen macht, so kann er das, wie der Arzt oder Naturforscher oder der Socialphilosoph, Wissens- und Belehrungszwecken zu Lieb, oder wie der Menschenfreund im Drang zu helfen thun. Diese Zwecke vermitteln alsdann die Berührung mit dem, was sonst abstoßen müßte und unberührt bleiben würde. Aber die Kunst hat keinen dieser Zwecke. Sie ist wesentlich nur Darstellung, wenn auch Darstellung nach Form und Inhalt; nur mittelst der Darstellung kann sie wirken. Stößt sie in dem, worin ihr Wesen liegt, ab, so hat sie sich jeder Wirkung begeben. Jeder weist sie, ohne sich weitere Rechenschaft zu geben, aber doch mit vollem Recht zurück. Deshalb hat das Ekelerregende als solches in der Kunst keine Stätte und kein Unterkommen. Zum Grauenhaften erhöht aber gewinnt es dasselbe, weil dann die oben bezeichnete Folge eintritt, daß nun der Gegenstand einer Empfindung des Ekels ohne diese Empfindung angeschaut werden kann. Darin liegt die allgemeine psychologisch-ästhetische Bedeutung des Grauenhaften in der Kunst. Ihre Tragweite ist allgemein gültig, selbstverständlich aber noch erhöht in einer Zeit der Gährung und Neugestaltung wie der gegenwärtigen, weil eine solche dahin drängt das, was ihren Widerwillen, ihren Ekel erregt, sich zum Bewußtsein zu bringen, um es auszuscheiden.

Ein Punkt und zwar ein wesentlicher ist im Zusammenhang des bisher befolgten Gedankenganges schließlich noch zu erwähnen. Dem Menschen vermittelt sich Alles, was er an Freude und Leid erlebt, durch Nervenreize, durch Nervenerregung. In die richtigen Bahnen gelenkt, ihrem Wesen entsprechend in harmonischer Ausgleichung verarbeitet, dienen sie der Erhebung des Menschen. Aber sie sind es nicht selbst, so wenig wie der Diener der Herr, der Weg das Ziel des Weges ist. Wird der Nervenreiz an sich zum Ziel und Zweck erhoben, entweder von Seiten des künstlerisch Producirenden oder des Empfangenden, so ist also von Erhebung nicht weiter die Rede. Von dem Gesetz und Princip, das für alles Leben und Schaffen gelten soll, hat sich alsdann der Abfall vollzogen. Wir haben für den Cultus des bloßen Nervenreizes das nicht sehr schön klingende, aber immerhin charakteristische Wort: Kitzel, für das sich nicht leicht ein anderes substituiren lassen wird. Meinen und sprechen wir von künstlerisch vermittelten Nervenreizen, so scheint es am angemessensten dies sprachlich als Phantasiekitzel zu bezeichnen. Der Phantasiekitzel, der je nach der Disposition des Menschen von allen möglichen Erregungscentren aus, namentlich auch durch die starken Einwirkungen, die den Gegenständen des Schreckens anhaften, ausgelöst werden kann, verträgt durchweg eine viel stärkere Steigerung wie das Grauen in seiner ästhetischen Wirkung. Wenn der Künstler sich in dem Maß vergreift, das ihm sein eigues rein gestimmtes, keusches Empfinden lehren muß und lehren kann, so wird er nicht mehr die ästhetische Wirkung des Grauens, jene feine Narkose des gebannten, aber nicht gelähmten Seelenzustandes erzielen, der von Furcht und Ekel befreit sich ganz in den Gegenstand versenkt. Das Uebermaß würde abstumpfend wirken und diese Wirkung aufheben. Der Ekel würde zurückkehren. Wenn der Künstler aber freilich darauf ausgeht, vorwiegend oder ausschließlich Phantasiekitzel zu erregen, oder das Empfinden dessen, der dem Kunstwerk gegenübertritt, diese Richtung einschlägt, so wird eine viel stärkere, ja eine unberechenbar starke Dosis des Grauen- und Ekelhaften möglich sein, das je concentrirter desto unfehlbarer seinen lediglich stimulirenden Effect zu äußern vermag. Wir haben alsdann das Sensationsbild, den Sensationsroman in seiner schlimmen Bedeutung vor uns.

Die Grenzen des Ekels auf dem Gebiet der Kunst liegen nach dieser Auffassung im Grauenhaften, was so viel heißt als: die Zulässigkeit derartiger Stoffe hört da auf, wo die durch die künstlerische Behandlung zu erzielende Wirkung oder Erzeugung eines Eindrucks des Grauens sich versagt. Sie besteht also unter allen Umständen da nicht, wo die Stoffe einer Erhöhung zu einem Eindruck des Grauens überhaupt unfähig sind. Die Musterkarte solcher unsagbar, determinirt ekelhafter Sujets ist aber bekanntlich groß. Namentlich das, was gleichzeitig trivial und ekelhaft ist, gehört in diese Kategorie.

Ob Zola und die ihm nacheifern ein künstlerisches Recht haben zu schildern, wie sie schildern, ob seine Verehrer ein Recht haben sich seiner Erzeugnisse zu freuen und sie zu rühmen, heißt also vor Allem, ob sie mit dieser bezeichneten Gattung des Ekelhaften sich nicht eingelassen haben — darauf geben die neuesten naturalistischen Romane eine mehr wie deutliche Antwort; es heißt ferner, ob sie die Steigerung zum Grauenerregenden nicht so, das heißt so unmäßig traktiren, daß dadurch die ästhetische Wirkung im Eindruck des Grauenhaften wieder vernichtet wird und nur jene den Massen willkommenste, aber verwerfliche Wirkung übrig bleibt, welche dem Phantasiekitzel dienstbar ist. Da und nicht bei angeblichen Gegensätzen von Idealismus und Naturalismus, welche in Wahrheit gar keine Gegensätze sind, liegt die Entscheidung.

Berliner Sittenromane.

Der Lokalpatriotismus der Berliner ist in den letzten Jahren gewaltig erstarkt. Früher lobte der Berliner seine Heimat bekanntlich nur hinter ihrem Rücken, d. h. wenn er selbst nicht in ihr weilte, und auch dies that er gemeiniglich nur dann, wenn er durch das Preisen der eigenen Stadt die Vorzüge der fremden weniger begehrenswerth erscheinen lassen wollte. Die angeborene Sucht, alles Fremde zu kritisiren, das „Nörgeln", war ehedem jedenfalls weit öfter die Ursache begeisterter Lobgesänge auf Spreeathen, als wirkliche Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit so mancher Berliner Einrichtungen. Das ist, wie gesagt, jetzt ganz anders geworden. Es liegt doch ein angenehmes Gefühl in dem Bewußtsein, Bürger der dritten Weltstadt zu sein, und seitdem die Bewohner anderer Weltstädte mit Neid auf uns und unsere neuesten Errungenschaften blicken, ist der Stolz auf die liebe Vaterstadt sogar in der Brust der früheren lautesten Raisonneure erwacht. Gern nimmt der Berliner auch, aus Freude, Mitglied eines so starken Gemeinwesens zu sein, die Beschwerden in den Kauf, die ihm der Natur der Sache nach dadurch auferlegt werden. Und wahrlich, sie sind schwer, die Lasten; sie sind nur mit höchster Anspannung aller physischen und moralischen Kräfte zu überwinden, alle jene Hindernisse, die sich ihm tagtäglich entgegenthürmen. Entbrennt doch der mörderische Bruderzwist, den man „Kampf ums Dasein" nennt, und der erst mit dem Aufhören alles organischen Lebens sein Ende erreicht, nirgends so heiß, als in der Weltstadt. „Siegen oder untergehn", so lautet die grausame Parole, die in diesem Kampfe ausgegeben ist. Ein wildes Tosen, ein Sausen und Brausen, ein Wirbel, der Existenzen und ganze Familien erfaßt

und im Nu vernichtet, ein Sturm, der neue Erscheinungen auf die Bildfläche zaubert, wie er Blasen auf dem Wasserspiegel hervorbringt, eine wilde Hetzjagd nach Gewinn, Ruhm und Ehre, ein hunderttausendstimmiger Schrei der Verlassenen, Verlorenen und Untergehenden, Jubelrufe und Seufzer, Liebesflüstern und Verwünschungen, Lachen und Stöhnen und Fluchen in wildem Durcheinander — das ist das Leben der Großstadt.

Jeder von uns hört und sieht es, nur — und das ist merkwürdig genug — diejenigen, die es mit am meisten angeht, unsere Dichter, scheinen kein Auge und Ohr dafür zu haben. Sie beklagen sich über Mangel an Stoff und doch liegt der Stoff zu den ergreifendsten Trauerspielen, den spannendsten Romanen und den lustigsten Komödien hier im vollsten Sinne des Wortes auf der Straße. Sie brauchen blos an den Palästen der Reichen, an den Miethskasernen, in denen die Armen ihr Obdach haben, vorüberzugehen, um genug Material für Dutzende von Werken zu finden. Die Steine in Berlin sprechen, und wer ein wahrhafter Dichter ist, der muß die erschütternde Sprache, in der sie reden, verstehen. Wenn doch hier nur Goethes Wort befolgt, wenn doch nur „ins volle Menschenleben" hineingegriffen würde, es ist wahrhaftig interessant.

Aber unsere Dichter haben eben auch noch nicht den nationalen Fehler der Deutschen abgestreift, das Eigene klein und unwichtig, das Fremde schön und groß zu finden. Sie verlegen ihre Novellen nach Italien und Frankreich, nach Amerika und womöglich auf eine südaustralische Inselgruppe, können sich aber nicht dazu verstehen, der Heimat ihr Recht zukommen zu lassen. Das Bois de Boulogne und Trastevere bei Rom sind ja ganz schöne Gegenden, ist der Thiergarten, sind die reizend gelegenen Orte an der Oberspree denn aber so ganz poesielos?

Einem Chinesen war vorbehalten zu entdecken, was den Deutschen bisher entgangen: ein Mitglied der chinesischen Gesandtschaft zu Berlin wurde von den Schönheiten in und um Berlin zu mehreren Dichtungen begeistert und seine Gedichte: „Die Lindenallee an der Königin-Augustastraße bei Mondschein", „Im zoologischen Garten" u. s. w. sind, den Uebersetzungen nach zu urtheilen, stimmungsvoll und mit echter Empfindung geschrieben. Ein Chinese ging uns voran — recht bezeichnend!

Ein in der Hauptstadt des deutschen Reiches und in unsern Tagen spielender Roman, der möglichst alle Berufs- und Gesellschaftsklassen in den Rahmen seiner Handlung faßt, das wäre eine lohnende Aufgabe, der Mühe und des Schweißes der Edelsten werth. Selbstredend müßten diese Edelsten mit dem überlieferten Cultus des Romantismus brechen, sie müßten dem Realismus huldigen, dem echten Realismus, der in Alphonse Daudet seinen beglaubigten Vertreter gefunden hat, nicht jener potenzirten Schreibweise, dem Hyper-Realismus, der als Naturrealismus ganz mit Unrecht eine besondere literarische Species zu sein behauptet, und als dessen Apostel Emile Zola so lange gilt, als er und seine Richtung von der Mode goutirt werden.

Hans Wachenhusen hat mit seinem Roman „Was die Straße verschlingt" den Anfang in der vorbezeichneten Richtung gemacht. Es ist ohne Zweifel ein tüchtiges Werk, entspricht aber aus naheliegenden Gründen nicht allen den Anforderungen, die man an den „modernen realistischen Roman" stellen kann. Wachenhusen hat eben selbst zu lange nach der Manier der alten Romantiker gearbeitet, als daß er sich jetzt von der Schule derselben lossagen könnte, ohne Spuren dieser gewaltsamen Lösung des alten Verhältnisses zurückzulassen. Er selbst hat zu lange in der Schönrednerei geschwelgt, als daß er nun, wo er seinen Tag von Damaskus gefunden, gleich richtig Maß und Ziel innehalten könnte. Er will die Sitten unserer Zeit schildern, und schildert — die Unsitten; er vergißt, daß thatsächlich neben dem Verrotteten viel Tüchtiges, neben dem Falschen viel Wahres besteht. Er macht im Drange, die Zeit und die Menschen nicht besser zu schildern, als sie sind, den Fehler, uns schlechter darzustellen, als wir eben sind.

Max Kretzer, der Verfasser des neuen Romans „Die Betrogenen"*), befindet sich dem gegenüber von vornherein im Vortheil. Er hat nicht nöthig etwas zu vergessen, er braucht nur hinzuzulernen. Er ist ein Kind seiner Zeit, in modernen Anschauungen erzogen, hat sich von jeher die realistischen Franzosen zum Vorbild genommen und kennt die Materie, die er behandelt, durch und durch. Schon seine früheren Werke „Die beiden Genossen" und „Sonderbare Schwärmer" zeigten, daß in dem jungen Schriftsteller ein eigenartiges, starkes Talent verborgen sei. Das neueste Werk giebt den Beweis für die stetige Entfaltung der natürlichen Anlage.

Kretzer hat sich einen höchst interessanten und besonders wichtigen Factor unseres modernen Lebens zum Object seiner Studien und Arbeiten erwählt: das arbeitende Volk. Er ist der Schriftsteller des vierten Standes. Aber diesen vierten Stand, der von unsern andern Romaneiers bisher kaum der Beachtung gewürdigt wurde, hat er eingehend studirt. Er kennt das Leben, das Denken und Fühlen der Arbeiter, wie kein anderer moderner Schriftsteller; er studirte das Verhältniß des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber, er bemühte sich den Standpunkt kennen zu lernen, den unter den verschiedensten Verhältnissen der Mann, der mit schwerer Arbeit kaum so viel erringen kann, als zum nöthigen Lebensunterhalt gehört, den Reichen und den mühelos Erwerbenden gegenüber einnimmt. Er lebte lange Zeit in und mit der Berliner Arbeiterbevölkerung und hat lange Zeit ihr Lieben und Hassen, ihr Hoffen, Wünschen und Entsagen kennen gelernt. Er erfuhr, daß diese Welt im Kleinen ihre besonderen Erscheinungen hat, daß sie von besondern, an andern Stellen kaum wahrnehmbaren Ereignissen heimgesucht wird — und so ist er, ausgestattet mit außerordentlicher Beobachtungsgabe, klarem Blick zur Unterscheidung des Interessanten und Wichtigen vom Nebensächlichen, sowie mit bedeutendem Schilderungs- und Darstellungsvermögen der Schilderer des arbeitenden Berlins geworden.

Der Roman „Die Betrogenen" ist der Frau Gertrud Guillaume, geb. Gräfin Schack, jener Dame, die sich in edelster Aufopferung der Hebung einer gewissen Klasse von Angehörigen des weiblichen Geschlechts weiht, gewidmet. Daraus kann man schon auf den Inhalt des Werkes schließen; es handelt sich um eine jener bedauernswerthen Frauen, die den Liebesschwüren und Eheversprechungen des leichtsinnigen Mannes zu viel Glauben schenkten, die sich ihm ganz hingaben und dann, vom Verführer betrogen und verlassen, mit ihrem Kinde der Schande und dem Spotte ausgesetzt sind. Eine von diesen „alten Geschichten", die sich doch tagtäglich wiederholen, erzählt Kretzer in kräftiger, energischer Weise. Da gibt's keine Beschönigung und Bemäntelung, auch keine Prüderie und Rücksichtnahme am falschen Ort; da steht vielmehr, wie es sich für den Sittenschilderer geziemt, das richtige Wort am richtigen Platze. Das ist ein Stück echtes Berliner Leben, da wird an einem Beispiel das Elend einer ganzen Klasse dargethan, da klärt uns die Schilderung eines Individuums über die Existenz von Tausenden auf, mit denen wir zusammenleben, mit denen wir dieselbe Luft athmen, die tagtäglich auf der Straße an uns vorübergehen — und die wir doch so wenig kannten.

Die eigentliche Handlung, der Roman zwischen Edmund Rother und Maria Seidel, ferner zwischen Rothers Gattin, Louise, und Robert Seidel ist gut erfunden, logisch entwickelt und interessant ausgeführt, aber bei Weitem nicht so stark in der Gliederung, nicht so vertieft und nach allen Richtungen ausgenutzt, wie es hätte der Fall sein können und wie es beispielsweise Daudet sicher gethan hätte. Es hat den Anschein, als wollte der Verfasser in diesem ersten großen Roman den Leser vor allen Dingen mit der Sphäre vertraut machen, in der sich seine Figuren bewegen, um bei folgenden Werken schon auf volles Verständniß in weitesten Kreisen rechnen zu können. So nehmen denn die Schilderungen und Episoden einen ganz bedeutenden Raum ein, aber sicherlich nicht zum Nachtheil des Lesers, der dadurch in eine ihm zum größten Theil wohl ganz fremde Welt eingeführt wird. Die Schilderungen sind so klar, anschaulich und treffend, daß der Autor in dieser Beziehung schon mit den Besten ruhig einen Wettstreit aufnehmen kann. Die Darstellung des sonntäglichen Lebens im Arbeiterviertel Berlins, die Beschreibung

*) Berlin, Kogge und Fritze.

der Miethskaserne in der Manteuffelstraße, des Lebens und Treibens in den Vergnügungslokalen der Demimonde, des Café National in der Friedrichstraße einerseits, der „Neuen Welt" in der Hasenhaide andererseits sind so zutreffend, so munitiös genau, so fesselnd und den thatsächlichen Verhältnissen so entsprechend, wie es nur bei einem Meister der Darstellungskunst der Fall zu sein pflegt.

Was dem Roman an nachdrücklicher Schärfe in der Haupthandlung abgeht (das Wiederfinden der Geschwister Robert und Maria z. B. hätte weit wirkungsvoller gestaltet werden können), das wird reichlich ersetzt durch die überaus gelungenen Episoden. Der Genremaler Freigang und sein Freund, der Heiligenmaler Schlichting, der drei Tage lang, der Kunst wegen, Madonnen malt, und an drei andern Wochentagen, des Erwerbes halber, bunte Porzellanvasen producirt; der Schlossergeselle Schott mit dem Haß auf alle Bourgeois und den leisen socialdemokratischen Anwandlungen; Lina Schmidt, ehemals Fabrikmädchen, jetzt Kellnerin, die ihre Tugend in Atlaskleider und Federhüte umgesetzt hat; die Pflegemutter Frau Sandkorn, die dem berüchtigten Gewerbe der „Engelmacherinnen" angehört, die Arbeiter und Arbeiterinnen der Rother'schen Teppichfabrik, sie Alle sind so anschaulich gezeichnet, so direct dem Leben entnommen, daß sie plastisch sich vor uns erheben. Ganz vorzüglich ist aber die eine Episode, welche neben der Haupthandlung sich abspielt und fast denselben Raum in Anspruch nimmt, wie diese — die Geschichte von Jenny Hoff, dem lebenslustigen Fabrikmädchen, und Herrn Leo Brendel, dem hoffnungsvollen Volontär im Rotherschen Comptoir. Wie Jenny, die Tochter des „angestellten Beamten" (ihr Vater ist nämlich Kohlenschipper bei den städtischen Gaswerken), in die Fabrik kommt, wie sie durch ihre holde Jungfräulichkeit und natürliche Lieblichkeit den Heiligenmaler Schlichting, dem sie zur Madonna Modell gesessen, derartig bezaubert, daß er sie allen Ernstes heirathen will und sich deshalb um ihre geistige Ausbildung bemüht, wie Leo Brendel, das zweiundzwanzigjährige Mitglied der jeunesse dorée, der sich rühmt, alle moralischen Gebrechen der Gesellschaft bereits zu kennen, und der sich im dreiundzwanzigsten Jahr glücklich die Schwindsucht an den Hals gebummelt hat, das Mädchen systematisch verführt, wie Jenny trotz aller Vorhaltungen dem Laster in die Arme fällt und dann von Stufe zu Stufe sinkt, bis sie sich ganz öffentlich in den Nachtconditoreien herumtreibt, wie Schlichting sich das Zertrümmern seines schönsten Traums zu Herzen nimmt, verzagen will und schließlich in der Arbeit Trost und Erlösung findet — das trägt Alles in der Charakteristik wie in der Darstellung so durchaus das Gepräge des Echten und Wahren, das hierdurch allein schon dem Werke ein literarischer und ethischer Werth zu eigen wird. Ja, ein ethischer Werth! Denn nicht der macht sich um die Moral verdient, der das Laster einfach verleugnet oder sich mit dem Mäntelchen der Prüderie behängt nnd von solchen verfänglichen Dingen lieber nicht plaudert, sondern derjenige, welcher dem Laster den erborgten Schein raubt, ihm all den Flittertand in Fetzen vom Leibe reißt und es in seiner ganzen abschreckenden Nacktheit zeigt. Daß dem Verfasser nicht daran lag, pikante Scenen zu schildern, das geht aus der Art hervor, wie er die Sache behandelt hat; im andern Falle würde der Roman zur Klasse der „Literatur bei verschlossenen Thüren" gehören — so, wie er geschrieben ist, ist er von höchstem Interesse auch für den Psychologen und Culturforscher, schon allein durch die Enthüllungen über das Treiben der „Engelmacherinnen" und über das gemeinsame Arbeiten von Männern und Mädchen in denselben Fabrikräumen.

Wohl schießt Kretzer zuweilen über das Ziel hinaus; die Scenen im Café National und der Inhalt der daselbst geführten Gespräche überschreiten die dem Realismus gezogenen Grenzen und haben einen Zola'schen Hauch. Dieses Zuviel aber ist das Zuviel der Jugend und des Temperamentes. Studium und Zeit werden auch hier heilsamen Einfluß ausüben und richtiges Maß lehren. Kretzers Blick ist ungetrübt, er ist auch nicht Pessimist — er hält die Welt nicht für absolut gut, aber auch nicht für vollkommen schlecht. Er sieht sie, wie sie ist, er schildert sie, wie er sie sieht, und das gibt seiner Darstellung das so erfreuliche Gepräge der Wahrheit.

In einer Beziehung macht sich bei dem jungen Verfasser eine Schwäche noch recht sehr geltend — seine Ausdrucksweise ist nicht die beste, sein Stil ist oft fehlerhaft; so spricht er z. B. auf S. 254 von einem „Weiterminiren der Breschungsversuche", ferner gebraucht er die Wendung „sich des gesteckten Zieles untreu werden" (S. 139), er spricht (S. 22) von dem „gleich einer Dirne in die Stirne gekämmten, kurzgeschnittenen Haar" ꝛc. Diesem Mangel kann er nur durch sorgfältiges Studium, durch strenge Selbsterziehung abhelfen.

Kretzer hat Daudets Schreibart studirt und sich den großen französischen Realisten sichtlich zum Vorbild genommen; er hat sich die Daudet'sche Manier so ganz zu eigen zu machen gesucht, daß er auch in äußerlichen Momenten, sicherlich ohne Absicht, sich an seinen großen Vorgänger anlehnt. „Fromont jeune et Risler aîné" schließt bekanntlich damit, daß der betrogene und verlassene Mann beim Sonnenaufgang einen Scheideblick auf Paris wirft; ähnlich ist's im deutschen Roman. Schlichting will Berlin verlassen, hat sein Gepäck schon nach dem Potsdamer Bahnhof gebracht und ersteigt nun in Gesellschaft seiner Freunde Freigang und Maria Seidel den Kreuzberg, um bei Sonnenuntergang der Stadt, die ihn so lange beherbergt und in der er größte Freude und herbstes Leid erfahren, einen letzten Blick zuzuwerfen. Charakteristisch für die Denkverschiedenheit zwischen dem französischen und dem deutschen Dichter ist das Ausklingen. „Dirne!" ruft Fromont, und man weiß nicht, meinte er damit seine Gattin oder die Stadt, die sich vor ihm ausbreitete. Schlichting muß im Scheidemoment auch noch einmal Jenny Hoff, die Dirne, sehen, aber er verwindet den tiefen Schmerz, in milder, versöhnter Stimmung sagt er den Freunden und der Weltstadt Lebewohl.

Es geschah in dem vorliegenden Werke zum ersten Male, daß ein Dichter seinen Romanstoff dem weltstädtischen Leben entnommen und in würdiger Weise durchgeführt hat, und wir haben uns hier so eingehend damit beschäftigt, weil wir die Thatsache für wichtig genug halten. Wir haben jetzt einen „Berliner Roman" — mögen andere Berufene auf der von Kretzer eingeschlagenen Bahn folgen. Berlin verdient's, daß es auch in literarischer Beziehung nicht mehr so stiefmütterlich behandelt wird, wie es bisher geschah. Der zweite Grund zu dieser eingehenden Besprechung liegt aber in dem Umstand, daß wir in dem jungen Verfasser ein außergewöhnlich reiches Talent vermuthen, das noch die schönsten Früchte zeitigen wird, wenn es von der Kritik vor Abwegen gewarnt wird und selbst unentwegt an seiner Weiterbildung arbeitet. Vor Allem hüte sich Kretzer, in der Absicht deutlich zu sein, die Grenzen des Zulässigen und damit die des Schönen zu überschreiten. In der Beschränkung zeigt sich der Meister und man braucht nicht Alles zu schreiben, was man von einem Gegenstande weiß. Der Realismus ist ein lobenswerthes und achtunggebietendes Princip, der Naturalismus aber ist Unform und seine letzte Consequenz ist das Chaos.

Adolf Gerstmann.

Eine Stunde im Standesamt zu Winkelsroda.

Von Emil Peschkau.

Vor allem möchte ich nicht, daß man glaubt, Winkelsroda sei irgend ein kleines Landstädtchen in irgend einem Winkel von Deutschland. Es ist im Gegentheil eine Stadt, die sich sehen lassen kann, eine Stadt mit zwei Theatern, einer Börse und einem „Verein für Handlungscommis", welcher jährlich einen Vortragscyclus (Kinkel, Büchner, Brehm u. s. w.) veranstaltet; es ist eine Stadt, in der drei große politische Zeitungen, fünfzehn Lokalblätter, zwölf Wochenschriften, siebenunddreißig Fachorgane und verschiedene unklassificirbare Bildungsverbreiter erscheinen;

es ist eine Stadt, in der man zwar nicht zu jeder Zeit die Frösche quaken, aber doch täglich ein Concert hören kann; eine Stadt, deren Klavierconsum fast so fabelhaft ist, wie der Procentsatz der Steuer, welche sie von ihren Bürgern erhebt; eine Stadt mit Markthallen, Wasserleitung, Kunstgewerbeverein, Gesundheitsrath, nächtlicher Straßenreinigung, Trambahn, Sedansfeier, Schulpaläſten, mit einer „Deutschen Dichterhalle", vier Leihbibliotheken und 1231 Hotels, Restaurationen, Wein- und Bierstuben, mit einem Verein gegen Bettel und zahlreichen andern Wohlthätigkeitsanstalten, einem conservativen, freiconservativen, liberalen, secessionistischen, fortschrittlichen und demokratischen Wahlklub, abgesehen von einem, den man nicht nennen darf, — kurz und gut eine Stadt, in welcher für jeden Geschmack gesorgt ist, eine Großstadt comme il faut — wenn's der Herr Generalpostmeister erlaubt. Wer aber etwa meinen sollte, daß alldas nur eine Reclame sei, der gehe nach Winkelsroda und überzeuge sich selber; oder er verschaffe sich wenigstens die Resultate der letzten Volkszählung, aus denen er ersehen wird, daß Winkelsroda 100,000 Millionen Thaler Einwohner besitzt, die nicht ausgewachsenen Millionen ungerechnet. Eine solche Stadt aber kann sich gewiß sehen lassen, und wenn die Wiener und Berliner Zeitungen darüber streiten, welche der beiden Städte die größere sei (statt sich zu freuen, daß sie zwei solche Kerle besitzen), so lachen sich die Winkelsroder ins Fäustchen, denn die Hauptsache sind am Ende doch immer die Thaler und wenn man, unserer fortgeschrittenen Zeit entsprechend, nicht mehr die Köpfe sondern die Thaler zählen würde, wer weiß ob Winkelsroda nicht an der Spitze der deutschen Civilisation schritte.

Soviel zur Einleitung, die um so nöthiger war, als die folgende Geschichte sich gerade darauf viel einbildet, daß sie in einer großen Stadt passirt ist. Nun aber die Geschichte selber.

Es ist ein wahres Glück, daß wir Menschen nicht etwa so von Ewigkeit zu Ewigkeit auf dem Erdenball umhertorkeln, sondern daß wir geboren werden und sterben. Das bringt nicht nur ein bischen Abwechselung in die ganze Tragikomödie, es ist auch insoferne gut, als sonst kein Standesamt nöthig wäre und dann ein paar Tausend brave Unterthanen mehr den Kampf ums Dahaben führen müßten, während sie so in der stillen Ecke einer staatlichen Versorgung ihr beschauliches Leben absolviren. Freilich befindet sich zwischen den beiden Stationen des Geborenwerdens und des Sterbens noch eine dritte: das Heirathen, und so könnte man vielleicht der Ansicht sein, daß das Standesamt auch unter einem Geschlechte von lauter ewigen Juden nicht zu entbehren wäre. Ich glaube aber, daß dann das Heirathen gar nicht Mode sein würde, aus Gründen, die ich meinen scharfsinnigen Lesern kaum vorzuführen brauche, und selbst jene bayerischen Abgeordneten, welche zwei Liebende bestraft wissen wollten, auch wenn sie nicht zusammen wohnten, selbst jene Menschenfreunde würden unter solchen Umständen machtlos sein.

Sei dem aber wie immer, das Standesamt existirt Gott sei Dank und in Winkelsroda liegt es in der Neuenbrückerstraße Nr. 11, eine Treppe hoch. Als mich das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes vom 6. Februar 1875 dahin führte, befand ich mich in der fröhlichsten Stimmung. Ich kam ja nicht, um mich trauen zu lassen, und ich hatte auch nicht den Tod einer geliebten Person zu Protokoll zu geben. Ich kam einzig und allein in der Absicht, die Existenz eines kleinen Weltbürgers zu constatiren, damit sie diesem, wenn er sie in späteren Jahren benöthigen sollte, nicht bestritten werden konnte. Da ich mit meiner Zeit sehr sparsam umgehen muß, sintemal wohl ein Rentier (oder wie man nach der älteren Orthographie schrieb: ein Rennthier) ohne Humor, aber ein Humorist nicht ohne Geld leben kann, so fand ich mich bereits eine Minute vor neun Uhr in dem Hause Neuenbrückerstraße Nr. 11, eine Treppe hoch, ein, in der Hoffnung, auf diese Weise selbst dem pünktlichsten Familienvater noch einen Vorsprung abzugewinnen. Man kann sich meinen Aerger vorstellen, als es neun Uhr schlug und bereits der erste Concurrent, aber noch kein Standesbeamter erschien. Ich war immer der Meinung, öffentliche Beamte seien pedantisch genau, während unsereins leichtsinniges Künstlerblut in sich habe. Dies muß wohl ein Irrthum gewesen sein, denn auf der Tafel vor meinen Augen stand mit großen Lettern geschrieben:

Bureaustunden von 9 bis 2 Uhr.
Sonnabend und Sonntag
bis 12 Uhr.

Aber es wurde ½10, der Corridor füllte sich so sehr, daß wir für die Zukunft unserer Armee keine Sorge zu haben brauchen — und der Standesbeamte kam immer noch nicht. Ich weiß nicht, ob er um ¾10 oder um 10 erschien, möglicher Weise — ich will dem Manne kein Unrecht thun — kam er auch schon eine Secunde nach ½10 Uhr. Da ich aber dringend zu thun hatte, so stieg ich, als der letzte Schlag der halben Stunde ertönte, die eine Treppe hinab und verließ das Haus Nr. 11 der Neuenbrückerstraße mit der Absicht, meiner Staatsbürgerpflicht um 11 Uhr genug zu thun — dann war es gewiß wieder hübsch einsam in dem Anmeldezimmer für Geburten.

Indeß — mögen die vorhergegangenen Tage für die Vermehrung der Bevölkerung von Winkelsroda besonders günstige gewesen sein oder trafen irgend welche andere Constellationen zu, als ich in das Bureau trat, drängten sich daselbst die Väter wie Schafe vor dem Gewitter auf einem Oelgemälde. Ich schob mich so gut als möglich zwischen zwei derselben (nämlich der Väter) durch und saß nun fest. Wie ein Stratege von Geburt prüfte ich sogleich den Operationsschauplan. Das war ein ziemlich großes Zimmer mit kahlen Wänden und Spinnweben an der Decke. Es war in zwei durch ein Holzgitter getrennte Theile geschieden und in dem größeren derselben befanden sich die Pulte für den Beamten und seinen Schreiber, während der kleinere außer einem verehrlichen Publicum auch noch die mächtigen Gestelle aufnehmen mußte, auf denen die Geburtsregister, große, graue, staubige Bände, aufrecht nebeneinander standen.

Der Beamte war ein stämmiger Herr mit einem Bauch, der vor dem Schreibpult kaum unterzubringen war, trotzdem die Tische öffentlicher Aemter auf solche Eventualitäten meist eingerichtet sind. Neben sich hatte der Mann zwei Brödchen liegen und die Brosamen auf den Papierblättern bewiesen, daß es einem anderen nicht gegönnt war, das dritte im Bunde zu bleiben. Zur Zeit aber aß der Mann nicht und er trank auch nicht, obwohl das Barometer seiner Nase beständig auf „Durst" stand. Der Mann schrieb. Ja, er schrieb, und zwar setzte er die Hand so vorsichtig an und malte Haar- und Schattenstriche mit einer so bewundernswerthen Geduld, daß ein Kalligraphielehrer seine Freude daran gehabt hätte. Als das Wort glücklich beendet war, sah er auf und bemerkte, daß vor das Gitter ein neuer Vater getreten war. Da zog es wie Wetterwolken über seiner Nasenwurzel zusammen, hinter der großen Stahlbrille schossen Blicke der äußersten Verachtung hervor und die Schnupftabakinsel über dem grauen Schnurrbart verlängerte sich zusehends.

„Können Sie 's denn nicht erwarten?" begann er endlich zu poltern, aber er polterte nicht „hurtig" wie der „tückische Marmor" bei Vater Voß, er polterte langsam, bedächtig, gleichsam als wäre jedes Wort eine That, der man auch die Zeit lassen müsse, welche ihrer Wirkung entspricht. „Können Sie 's denn nicht erwarten?" fuhr er dann fort. „Sehen Sie denn nicht, daß man arbeitet, wie ein Schklav, und sich abhetzt, wie ein Droschkengaul? 'S kommt Jeder an die Reihe, Einer nach dem Andern. Es wird fortgearbeitet bis 12 Uhr und dann sind wir morgen auch wieder da . . ."

„Ja wohl sind wir morgen auch wieder da," seufzte ich im Stillen, „wenn der Mann noch viel solche Reden hält."

Inzwischen begann dieser sein Verhör.

„Sind Sie denn jetzt auch an der Reihe?"

„Ja wohl."

„Ordnung muß sein. Das geht nicht, daß der Eine früher kommt als der Andere, wenn der Andere früher gekommen ist als er. 'S kommt Jeder an die Reihe, nur Geduld. Also wie heißen Sie denn?"

„Johann Bartelmus."

„So. Ist 's ein Sohn oder eine Tochter? Lebt 's Kind? Ist 's in Ihrer Wohnung geboren?"

„'S ist eine Tochter, lebt und ist in meiner Wohnung geboren."

„Na, geben Sie Ihren Trauschein her. So... Wie heißen Sie also?"

„Johann Bartelmus."

„Keine andern Vornamen?"

„Johann August Alexander Bartelmus."

„So, also Johann August Alexander Bartelmus." — Er begann den Namen langsam in sein Buch zu malen. „Johann August Alexander Bartelmus. Und welcher ist Ihr Rufname?"

„Johann."

„Johann, richtig. Wie ist ihr Stand und Ihre Wohnung?"

„Hammelmetzger, Pflaumgrubenstraße 17."

„So, in der Pflaumgrubenstraße wohnen Sie? Haben Sie auch 's Geschäft dorten?"

„Ja."

„Und 's Kind ist auch dorten geboren?"

„Ja."

„Die Frau heißt Rosa Rosalia, geborne Rübsam, nicht wahr? Und geheirathet haben Sie am 15. Januar 1880... Das war das Jahr mit dem kalten Winter. Fritzjung, schau'n Sie doch zum Ofen, man kommt ja bei der Hetzjagd gar nicht dazu."

Herr Fritzjung, der Schreiber, that, wie ihm geheißen, und legte ein paar gewaltige Scheite in das Ofenungethüm, welches ohnehin eine furchtbare Hitze verbreitete. Der Beamte sah ihm dabei mit prüfendem Auge zu, offenbar konnte er sich auf den Pflichteifer seines Untergebenen noch nicht in dem Maße verlassen, als es wünschenswerth gewesen wäre.

„So, wo sind wir denn stehen geblieben?" ging es dann weiter. „Ja richtig bei der Frau. Und was für eine Religion haben Sie denn, Herr — Herr Johann Bartelmus?"

„Gar keine."

„Was — gar keine? Sie müssen doch eine Religion haben. Das Gesetz schreibt 's vor, da ist die Rubrik und die muß ausgefüllt werden."

„So schreiben Sie freireligiös."

„Freireligiös — hören Sie, Fritzjung, schreiben Sie freireligiös."

Der Schreiber streckte seinen Kopf über das Regal, welches die beiden Pulte von einander trennte, empor und Chef und Untergebener tauschten einen verständnißvollen Blick aus, während das verehrliche Publicum über den freireligiösen Hammelmetzger kicherte.

„So, also freireligiös. Und die Frau?"

„Evangelisch."

„Was ist das Kind, Sohn oder Tochter?"

„Tochter."

„Ist's in Ihrer Wohnung geboren?"

„Ja."

„Lebt das Kind?"

„Ja."

„Welche Namen bekommt das Kind?"

„Martha — Martha —"

„Sonst nichts?"

„Martha — verdammt, jetzt hat mir's meine Frau so genau gesagt, und jetzt hab' ich sie doch vergessen . . . ."

„Na, lassen Sie sich nur Zeit."

„Martha — Martha — ja Martha, und Bertha war auch dabei; Martha, Bertha . . . ja jetzt hab' ich's: Martha, Bertha, Olga . . ."

„Martha, Bertha, Olga . . Wann ist 's Kind geboren?

„Am Montag."

„Der wievielte war das?"

„Der 27ste."

„Um wieviel Uhr?"

„Ja wir haben nicht auf die Uhr geschaut."

„Das Gesetz verlangt's aber — ich muß meine Pflicht thun."

„'S wird so zwischen sieben und acht Abends gewesen sein."

„Na also. Warum sagen Sie das nicht gleich? Um ½8 also. . ."

„Ja, zwischen sieben und acht . . ."

„So, Herr Bartelmus, jetzt unterschreiben Sie da Ihren Namen. Johann Bartelmus, Sie können auch Jean Bartelmus oder Hans Bartelmus schreiben, wie Sie wollen, ganz wie Sie wollen . . . So und den Schein können Sie morgen abholen. Adjes."

Der Beamte setzte sich wieder an seinen Tisch und schrieb nun, unbekümmert um die ungeduldig Harrenden, die auf die Geburt des Fräuleins Bartelmus bezüglichen Daten wieder hübsch langsam und kalligraphisch auf den Bogen Kanzleipapier, welchen er tagtäglich nach Schluß der Aufnahmen dem Reporter der Zeitungen überlieferte. Inzwischen waren zwei Personen an das Gitter herangetreten, ein Elegant, den eine Atmosphäre der neuesten Modeparfüms umgab, und ein verkommen aussehendes Individuum, dessen Schnapsdunst mit dem Duft von Jokeyclub & Cie. einen verzweifelten Kampf ums Dasein kämpfte. Jeder von den beiden Vätern behauptete, der erste dagewesen zu sein, und so entspann sich nun ein Wortgefecht, das wohl so bald kein Ende genommen hätte — denn der Beamte benützte diese Gelegenheit und verzehrte inzwischen in aller Gemüthsruhe das zweite Brödchen — wäre nicht plötzlich die Thüre aufgesprungen und Herr Johann Bartelmus wieder vor das Gitter gestürzt. Alles sah ihn mit dem größten Erstaunen an, während dessen er den Athem nachholte, den er bei seiner Eile versäumt hatte. Endlich ermannte er sich und begann zu sprechen:

„Jetzt hab' ich's — es hat mir immer noch 'was gefehlt. Martha, Bertha, Olga, Christina heißt sie."

Der Beamte sperrte die Augen weit auf und polterte: „Was wollen Sie denn schon wieder? Müssen Sie Einen auch noch aufhalten in der Arbeit? Was soll denn das heißen?"

„Wir haben ja die Christina vergessen. Mein Kind soll nicht Martha, Bertha, Olga, sondern Martha, Bertha, Olga, Christina heißen. Meine Frau hat mir's ja ein paarmal vorgesagt — 's ist zu dumm! Also bitte, schreiben Sie die Christina noch dazu."

Jetzt zog etwas wie Sonnenschein über das Gesicht des Beamten herauf, er begann zu lachen — ja, er lachte. Es war doch auch zu komisch, was der Mensch für Anschauungen vom Gesetz hatte. Und nun hielt er dem Hammelmetzger eine lange Rede, in welcher er ihn belehrte, daß das Gesetz keinerlei Aenderung eines fertiggestellten Protokolls dulde, so daß dem armen Hammelmetzger nichts übrig blieb, als niedergeschlagen und gedemüthigt das Gemach zu verlassen.

Nun wollten die beiden Streithähne ihren Kampf aufs Neue beginnen, aber sie machten ihre Rechnung ohne die Uhr, welche der Standesbeamte aus seiner Westentasche zog. „Es fehlen sechs Minuten auf zwölf Uhr, meine Herren," sagte er mit dem ganzen Phlegma eines Mannes, der sich als Vertreter der Staatsgewalt fühlt, „zu einem von Ihnen brauch' ich aber zwanzig Minuten, also kann ich keinen mehr nehmen. Morgen fangen wir wieder an."

Vergebens flehte der Elegant, ihn und seinen Concurrenten doch noch zu absolviren, und als er bemerkte, man könne, wenn man nur schnell sei, zwei Väter in fünf Minuten ganz gut erledigen, da brach das Gewitter los. Es war wahrhaft mitleiderweckend, wie der arme Beamte jammerte über die Hetzjagd, auf der keinen Augenblick Ruhe sei, auf der man nicht einmal sein Frühstück verzehren könnte u. s. w. Darüber wurde es endlich zwölf Uhr und der Schreiber erhielt den Auftrag, das Zimmer zu räumen und die Thüre zu schließen, was auch geschah. — —

Das ist die Geschichte einer auf dem Standesamt zu Winkelsroda verlebten Stunde. Eine lustige Geschichte werden drei Viertel meiner Leser sagen, während der Rest von dummem Zeug sprechen wird. Eine wahre Geschichte wird ein Viertel urtheilen, während zwei Viertel nur ihre Lustigkeit anerkennen und das vierte Viertel

mich als Lügner und Verleumder denuncirен wird. Diesem vierten Viertel aber möchte ich zum Schlusse sagen: Seid nicht so böse, lacht Euch lieber ins Fäustchen. Kennt Ihr nicht die Geschichte vom Fuchs, der die Trauben für sauer erklärte, nur weil er sie nicht besaß? Nun seht, vielleicht bin ich selber ein solcher Fuchs, und — wahrlich — wenn man mir jetzt die Wahl stellte: Willst Du Standesbeamter oder Schriftsteller werden? — ich zupfte nicht lange unschlüssig an meinem Jäckchen, sondern antwortete rasch und sicher: Ach, bitte Papa — Standesbeamter! — Darum also keine Feindschaft! Wenn der Eine die Trauben hat, soll dem Andern wenigstens das Vergnügen unbenommen sein, sie für sauer zu erklären.

Notizen.

Unsere schon kaum mehr zu bewältigende Shakespeare-Literatur hat in jüngster Zeit durch mehrere Publicationen Bereicherung gefunden. Am wenigsten schwer wiegt die Broschüre von Karl Knortz: Shakespeare in Amerika (Berlin, Theodor Hofmann), die manches Neue und Interessante bietet, so z. B. eine Besprechung der merkwürdigen Vining'schen Hypothese, daß Hamlet eine Jungfrau sei. — Dankenswerth ist auch der Versuch von Felix Boas: „Der Sturm und das Wintermärchen in ihrer symbolischen Bedeutung" (Stettin, Dannenberg), obgleich der Verfasser in seinem Deutungseifer allzu viel „Hineingeheimnißtes" entdecken will. — Wichtiger ist die Quellenstudie: Shakespeares Selbstbekenntnisse von Fritz Krauß (Weimar, A. Huschke). Der jüngst verstorbene Shakespeare-Forscher unternimmt hier eine literarische Ehrenrettung, deren doch, wie uns scheint, die Persönlichkeit des großen Britten wahrlich nicht bedurfte, obwohl von gewisser Seite die glühenden Sonette an Southampton gründlich mißverstanden und cynisch gedeutet worden sind. Jedenfalls ist es dem Verfasser gelungen, an der Hand der Sonette, die im Anhang von ihm selbst vortrefflich verdeutscht zu lesen sind, ganz neue Standpunkte für die Betrachtung von Shakespeare als Dichter und Mensch zu gewinnen und Mancherlei zu finden, was künftig mit zu beachten sein wird. — Gleichzeitig ist von der grundlegenden und geradezu klassischen Ausgabe von Shakespeares Werken, herausgegeben und erklärt von Nikolaus Delius (Elberfeld, R. L. Friderichs, 2 Bde.) die fünfte Auflage erschienen. Textkritik und Commentar erscheinen hier in unveränderter Vorzüglichkeit, doch sind in den Einleitungen zu mehreren Stücken in Uebereinstimmung mit anderen Kritikern wichtige Revisionen angebracht, so daß das Werk vollständig auf der Höhe der heutigen Forschung steht. Wir empfehlen das unentbehrliche Buch Allen, die sich für den großen Meister interessiren.

* * *

Caroline und ihre Freunde. Mittheilungen aus Briefen von G. Waitz. Leipzig, S. Hirzel. Eine werthvolle Nachlese zu desselben Verfassers 1871 erschienenen: „Caroline", welche so wichtige Briefe der merkwürdigen Frau an ihre Geschwister, die Brüder Schlegel u. A. enthielt. Auch in diesen zum Theil auszugsweise wiedergegebenen Briefen erscheint die interessante Gattin von A. W. v. Schlegel und Schelling in ihrer ganzen Bedeutung. Mag man über manche Ereignisse ihres Lebens urtheilen, wie man will, so war doch diese rechte Schriftstellersfrau eine der begabtesten, starkgeistigen ihres Geschlechtes und der freundschaftlichen Beziehung mit namhaften Männern einer wichtigen Epoche unserer Literaturgeschichte würdig. Einzelne Phasen ihres vielbewegten Lebens, namentlich die Beziehungen zu Schlegel und seiner Familie, treten hier in ein helleres Licht, und wir lernen klar erkennen, daß dies Frauen-Ideal der Romantik uns nicht einen Dichter, sondern eine ganze Dichterschule erzogen hat.

* * *

Wir erhalten folgende Berichtigung:

In der Anzeige des Eberhard'schen Synonymischen Handwörterbuches in Ihrer Nummer vom 1. d. M. wird mein Name neben dem meines Freundes und Collegen Herrn Prof. Dr. Boltz als Bearbeiter desjenigen „Theils" genannt, den Sie für „unpraktisch und philologisch-historisch unzulänglich" erklären. Da mir aber lediglich die Uebersetzung der Stichwörter ins Englische übertragen worden und ich an der Einleitung, auf welche allein der Tadel sich beziehen kann, durchaus keinen Antheil gehabt (die Arbeit datirt übrigens vom Jahre 1863), so ersuche ich Sie hiermit, dieses Ihren Lesern zur Kenntniß zu bringen.

Leipzig. Dr. David Asher.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr Redacteur!

Da in Ihrer geschätzten Wochenschrift mein Buch: Jean-Jacques Rousseau, Fragments inédits etc., schon am 29. April sehr wohlwollend angezeigt wurde, so darf ich mir wohl auch gestatten, Ihnen zu demselben einige Berichtigungen und Ergänzungen einzusenden, die sich mir in der Zwischenzeit aufgedrängt haben und die ich den Freunden Rousseauischer Studien nicht vorenthalten möchte.

1) Die „Conseils à un Curé" (Seite 6 bis 9) sind an den Abbé Martin gerichtet, der seit 1751 Curé von Deuil bei Paris war. (Mémoires de Madame d'Épinay etc. par M. Paul Boiteau I. 362 bis 370 und La jeunesse de Madame d'Épinay etc. par Lucien Percy et Gaston Maugras S. 379 Anm.)

2) Die „Notes marginales" (S. 18—23) zu dem Arrêt du Parlement, der am 9. Juni 1762 gegen den Verfasser des Emile und sein Werk erlassen wurde, sind nicht von Rousseau gemacht, sondern sie sind von einem Freunde des Marschalls von Luxembourg gemacht (Lettres, du maréchal de Luxembourg à Mr. Rousseau, Saint Hubert, 25 juillet 1762 und Paris 4 septembre 1762, abgedruckt in J. J. Rousseau ses amis et ses ennemis etc. Par Streckeisen-Moultou I. 481 u. 483). Eine Abschrift dieser Notes marginales schickte Rousseau den 10. August 1762 an seinen Freund Moulton in Genf, den er schon durch einen Brief vom 6. Juli 1762 zu dem Entschlusse bestimmt hatte, für ihn gegen den Arrêt du Parlement zu schreiben. (Oeuvres complètes de J. J. Rousseau, Paris, Hachette X. 359. Vergl. Ebendort 346 u. 347 sowie 358. — J. J. Rousseau, ses amis etc. I. 50 und 51, 55 und 56.) Moulton kam wahrscheinlich mit dem beabsichtigten Werke nicht zu Stande; aber wie sich unter seinem Nachlasse in Genf die handschriftlichen Fragmente davon befinden (J. J. Rousseau, ses amis etc. I. 53 Anm. 1), so dürfte dort auch noch die Copie sein, die Rousseau von den Notes marginales angefertigt hatte.

3) Zu den Briefen, die in meinem Buche S. 19 Anm. 3 angeführt sind, gehört noch Lettre de Rousseau à M. Du Peyrou, le 8 décembre 1764. (Oeuvres compl. XI. 180.)

4) Am 1. Januar 1765 schickte nicht nur d'Ivernois von Genf, sondern auch Du Peyrou aus Neuchâtel (Handschriften der Bibliothek in Neuchâtel) eine Anzeige des Pasquills Le sentiment des Citoyens an Rousseau nach Motiers, und wahrscheinlich erhielt derselbe gerade den zweiten Brief zuerst. (Zu Seite 31.)

5) Was Seite 50 und 81 von dem Levasseur-Manuscripte der Confessions gesagt wird, bezieht sich nicht auf dieses, sondern vielmehr auf das Moulton-Manuscript, welches der vortreffliche Rousseau-Kenner Eugène Ritter in Genf auf meinen Wunsch gütigst nachgesehen hat.

Das sind, Herr Redacteur, die Irrthümer oder Lücken, die ich nachträglich an meiner Arbeit selber entdeckt habe; ich werde jedem Kritiker dankbar sein, der mich in meinen Forschungen weiter bringt.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Berlin, den 8. Juli 1882. Albert Jansen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Für ein politisch-literarisches Wochenblatt werden gut und interessant geschriebene feuilletonistische Beiträge gesucht. Die einzelnen Artikel dürfen den Raum von zwei Spalten des Gegenwartformats nicht überschreiten. Offerten sub **M. P. 59.** postlagernd **Stuttgart.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Richard Wagner's
Leben und Wirken.

In sechs Büchern dargestellt von

Carl Fr. Glasenapp.

Eine Festgabe zum Bayreuther Bühnenweihfestspiele „Parsifal".

Neue **vermehrte Ausgabe** mit einem Namen- und Sachregister.

2 Bände. 1882. gr. 8. XII, 404 u. IV, 552 S. Preis 12 *M.*, eleg. geb. 15 *M.*

Das von der Kritik günstig aufgenommene biographische Werk Glasenapp's erscheint gelegentlich der diesjährigen Bayreuther Festspiele in erneuter Gestalt, indem es der Verf. ergänzend bis auf die neueste Zeit fortgeführt hat. Der neu hinzugefügte Schluss umfasst in fünf Abschnitten die Lebensschicksale und äusseren Verhältnisse, welche die Ausführung des Bühnenweihfestspieles „Parsifal" begleiteten. Ein Register erhöht die Brauchbarkeit. Der Preis hat trotz des um 5 Bogen erweiterten Umfanges eine Erhöhung nicht erfahren.

Ferner erschien:

Richard Wagner's Leben und Wirken

von

Carl Fr. Glasenapp.

Supplement

die Jahre **1876—1882** umfassend nebst einem Register über das gesammte Werk.

1882. gr. 8 VII, S. 479—558. Preis 1 *M.* 50 *Pf.*

Dieses Supplement, welches als selbständiges Heft das bisher vorgelegene Werk bis zur Gegenwart fortsetzt, ist speciell für diejenigen bestimmt, welche bereits im Besitze der früheren Ausgabe sind und wird diesen eine willkommene Gabe sein.

Verlag von **Rudolph Hartmann** in **Leipzig.**

Nach 3 Wochen die II. Auflage.

In zweiter Auflage erschien soeben:

„Den Manen Berthold Auerbach's"

unter Mitwirkung der hervorragendsten Schriftsteller als: „F. Bodenstedt, F. Dahn, G. Ebers, G. Kinkel, J. Lohmeyer, R. Löwenstein, M. Ring, E. Rittershaus, P.K. Rosegger, E. Ziel, Th. Zolling u. A."

zu Gunsten der russischen Juden herausgegeben von

Edm. Lichtenstein-Anageton.

Der Preis ist auf 1 *M.* 25 *Pf.* festgesetzt.

Die Presse hat sich über das Werkchen sehr günstig geäussert, so sagt z. B. der „Kladderadatsch":

„Den Manen Auerbach's" lautet der Titel des schönen, von E. Lichtenstein-Anageton, unter Mitwirkung der hervorragendsten Schriftsteller herausgegebenen Gedenkbuchs, dessen Ertrag für die russischen Juden bestimmt ist. Es ist in Wahrheit ein wohlthuendes Buch.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hann.-Altenb. Esbhn. Saison 15. Mai-30. Sept. **BAD PYRMONT.** Pferdebahn z. Salzbade u. Bahnhof, 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Soeben erschien:

Aus

Wilhelm von Tegetthoffs Nachlass.

Von

Adolf Beer.

gr. 8. Preis 7 *M.* 60 *Pf.*

Die hinterlassenen Papiere des Seehelden von Helgoland und Lissa, welche wir hiermit veröffentlichen, bedürfen wohl keiner besonderen Empfehlung.

Verlag von **Carl Gerold's Sohn** in **Wien.**

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Machiavelli, Niccolo, Mandragola. Komödie in fünf Aufzügen. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Albert Stern. Mit dem Bildniß Machiavelli's. Preis 1 *M.*

Das dem größeren Publikum bisher fast gänzlich unbekannte derb-satyrische Lustspiel des berühmten Politikers, das genialste der italien. Literatur, zugleich ein getreues Spiegelbild der corrumpirten Sitten der altflorentinischen Republik, erscheint hier in neuer Uebersetzung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Catalog No. 139 von **J. A. Stargardt** in **Berlin,** Markgrafenstrasse 48, enth. Autographen-Sammlung, Manuscr. v. A. v. Humboldt, Militaria, Ornamentbücher, Americana, Slavica, einige Kostbarkeiten aus der Didot'schen Bibliothek u. aus der Preysing'schen von Schloss Neubeuren.

In unserm Verlage erschien:

Handbuch der Nationalökonomie

für

Studirende, Landwirthe, Industrielle, Kaufleute u. andere Gebildete.

Von

Dr. K. Walcker,

Docenten der Staatswissensch. a. d. Univ. Leipzig.

Erster Band.

Allgemeine Volkswirthschaftslehre einschließlich der Eisenbahn-, Münz-, Bank-, Versicherungs- und Armen-Politik.

$32^3/_4$ Bogen. Preis *M.* 9.—

Das Ganze ist auf 4 Bände berechnet. Der II. Band, ca. 25—30 Bogen stark, soll die Agrar-, Gewerbe- und Handels-Politik, der III. Band, ca. 25—30 Bogen stark, die Geschichte der neueren National-Oekonomie seit 1776 mit einer Einleitung über die ältere Zeit behandeln. Jeder Band ist für sich verständlich und wird einzeln abgegeben. Das ganze Werk soll bis 1885 vollendet sein. Dasselbe ist mit wissenschaftlicher Objectivität und Unparteilichkeit geschrieben, aber zugleich gemeinverständlich und praktisch gehalten. Der Verf. giebt z. B. im I. Bande Tabellen über die Rentabilität der wichtigsten Eisenbahn- und Bankactien und erörtert die Gründe für und wider Capitalanlagen in ländlichem und städtischem Grundbesitz und in Werthpapieren verschiedener Art.

Leipzig. **Roßberg'sche Buchhandlung.**

Humoristischer Roman von Alphonse Daudet.

Im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** und **Leipzig** erschien soeben:

Wundersame Abenteuer

des edlen

Tartarin von Tarascon.

Roman

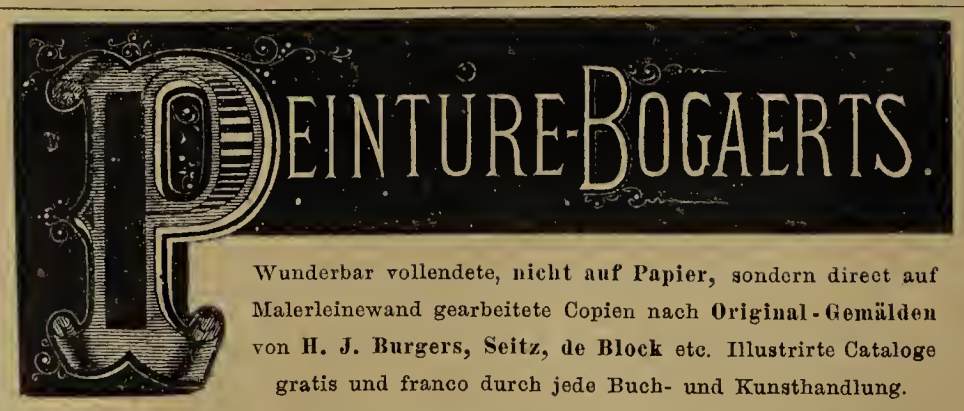
von

Alphonse Daudet.

☛ Einzig autorisirte Uebersetzung mit dem Portrait Daudet's. ☚

Preis eleg. brosch. **M. 2.50,** fein geb. **M. 3.50.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen.



Wunderbar vollendete, **nicht auf Papier,** sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von **H. J. Burgers, Seitz, de Block** etc. Illustrirte Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 29. Berlin, den 22. Juli 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die wahren Ursachen der herzegowinischen Erhebung. Von Spiridion Gopčević. — **Literatur und Kunst:** Der Briefwechsel von George Sand. Von H. Druskowitz. — Religion und Wissenschaft. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Spaziergänge auf der Insel Zante. Von Hans Hoffmann. — Ein rheinisches Sängerfest. Von X. — **Aus der Hauptstadt:** Sommeroper im Krolltheater. Von H. Ehrlich. — Zur Concurrenz um das deutsche Reichstags-Gebäude. Von G. Ebe. — Offene Briefe und Antworten. Zum letztenmal der Münchener Bilderdienst. Von Friedrich Küchenmeister. — Inserate.

Die wahren Ursachen der herzegowinischen Erhebung.

Von Spiridion Gopčević.

Nach fünfmonatlichen Kämpfen ist in den occupirten Provinzen so ziemlich „die Ruhe wiederhergestellt".

Wenn man den — in letzter Zeit allerdings etwas stiller gewordenen — officiösen Sirenenstimmen Glauben schenken darf, wartete die östreichische Regierung blos auf diesen Moment, um, nachdem sie ihre Autorität wiederhergestellt, mit liberalen Händen Reformen durchzuführen, welche künftighin Aufstände überflüssig machen würden. Man deutet auch die jüngste Ernennung Kallays in diesem Sinne.

Sollten sich diese Verheißungen bewahrheiten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Absichten der östreichischen Regierung von Erfolg gekrönt würden, denn kein mit den Verhältnissen Vertrauter kann sich der Ueberzeugung verschließen, daß blos die Mißgriffe der bisherigen Regierung es waren, welche die Herzegowiner zum Verzweiflungskampfe trieben. Denn ein solcher war es, und ich glaube kaum, daß Jemand ernsthaft der Ansicht sein könnte, fremde Emissäre allein seien im Stande, einen Verzweiflungskampf anzufachen.

Man hat sich in Oestreich während des Aufstandes gar sehr bemüht, diesen als ein Resultat fremder Einflüsse hinzustellen und als einzigen Grund der Unzufriedenheit die Einführung des Wehrgesetzes zu bezeichnen. Ich begreife es, daß man während des Aufstandes zu dem in Oestreich seit jeher beliebten Vertuschungssystem griff — schon um den Unwillen der Bevölkerung und die Anklagen der Abgeordneten hintanzuhalten. Heute aber, nach Bezwingung des Aufstandes, kann es nur im Interesse Oestreichs liegen, sich vor weiterer Selbsttäuschung zu bewahren und jene Uebelstände rückhaltslos zu beseitigen, welche den Hauptgrund zur Unzufriedenheit geben. Mir war es möglich, an Ort und Stelle die nöthigen Erhebungen zu pflegen, Eingeborne, Beamte, Offiziere und Eingewanderte aller Klassen zu sprechen und mir über die wahren Ursachen der Erhebung ein klares Bild zu verschaffen. In nachstehenden Zeilen will ich dem deutschen Publicum das Resultat meiner Forschungen mittheilen, weil es nicht nur im Interesse der Gerechtigkeit und Civilisation, sondern gerade in jenem Oestreichs sein muß, wenn Umstände bekannt werden, welche eine gewisse Klasse Leute der Welt gegenüber gerne geheim hielten.

Ein mir befreundeter Schriftsteller von Ruf und ich hatten Gelegenheit mehrere Flüchtlinge der Umgebung von Bilek zu sprechen und sie über die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit zu befragen. Ich gebe hier die Antwort mit den eigenen schlichten Worten der Leute wieder. Sie sagten:

„Als 1878 F.-M.-L. Jovanović die Herzegowina occupirte, stieß er blos auf den Widerstand der Mohamedaner. Wir Christen hielten uns neutral. Da erfuhr unser Vojvoda, Don Ivan Mussić, daß die seit einer Woche von den Insurgenten eingeschlossene östreichische Besatzung der Festung Stolac wegen Mangel an Wasser an Uebergabe denken müsse und Jovanović keine Anstalten zum Entsatz treffe. Um den verhaßten Mohamedanern diesen Triumph nicht zu gönnen, entschloß sich Mussić schnell, brach mit uns zum Entsatz auf und kam eben rechtzeitig an, durch sein Erscheinen die Belagerer zum Abzug zu bringen. Unmittelbar darauf vereinigte er sich mit den zum Entsatz herangerückten östreichischen Truppen.

„Seither operirten wir gemeinsam mit den Oestreichern, umsomehr, als uns der General dafür besondere Erkenntlichkeit versprach. Nachdem wir ihn also dergestalt nach Kräften unterstützt, kam Jovanović mit unsern Führern auf dem Goričko polje zusammen und dankte für die bewiesene Loyalität. Er forderte uns auf, jetzt die Waffen niederzulegen und ruhig an unsern Herd zurückzukehren, wogegen unsere Wünsche befriedigt werden sollten. Speciell versprach er uns fünf Gulden per Kopf, Aufbau der verbrannten Häuser, Vertheilung von Vieh, Kornsaaten und Feldgeräth. Er gab uns ferner sein Ehrenwort, daß in unserm verwüsteten Bezirk durch sieben Jahre keine Steuern eingehoben werden sollten, und daß wir auch später nie wieder verhalten würden, die Tretina (33⅓ Procent der Ernte) dem Beg zu zahlen.

„Wir verließen uns auf diese Versprechungen, denn wir dachten, einem kaiserlichen General werde eine Zusage nicht minder heilig sein, als uns niederen Leuten. Wir fanden uns jedoch schmählich getäuscht! Nicht ein einziges Versprechen wurde gehalten! Korn und Vieh bekamen wir blos als Entschädigung für geleistete Frohndienste bei Straßenbau ꝛc.; wenn Einer durch einen Monat hindurch die harte Straßenarbeit bei Bilek verrichtet hatte, bekam er dafür — sieben Oke (8 Kilo!!!) Korn als Entschädigung! Dagegen wurden nicht nur alle bestandenen Steuern aufrecht erhalten, sondern diese sogar theilweise erhöht und noch dazu neue erfunden. Die Steuer für Schafe z. B. wurde von 20 Kreuzer auf 40, für Ziegen von 20 Kreuzer auf 50, für Ochsen und Pferde von 2 Gulden auf fl. 2,50 resp. fl. 2,30 erhöht. Dagegen führte man die bisher unbekannte Hundesteuer und ebenso eine Hausteuer ein, welche 10 Proc. — nicht vom Erträgniß, sondern des Werthes (!) beträgt. Sogar das Brennholzsammeln, das uns die Türken niemals verwehrt, ist uns jetzt bei Strafe von fünf Gulden verboten! Wo sollen wir uns aber in diesem holzarmen Lande Feuerungsmaterial verschaffen?"

— Warum habt ihr keine Beschwerde erhoben? frug mein Freund den Herzegowiner erstaunt.

„Wir wollten es," war die Antwort. „Die von uns an den Kaiser abgesandten Petenten wurden jedoch in Trebinje verhaftet und in den Kerker geworfen, wo sie selbstverständlich keine angenehme Behandlung erfuhren."

Wir waren empört, hofften indeß, die Angaben der Herzegowiner seien übertrieben und erkundigten uns bei anderen Leuten; wir fanden indeß nicht blos obige Mittheilungen bestätigt, sondern erfuhren noch eine Fülle neuer, uns bis dahin unbekannter Details.

Bezüglich der Steuern gestanden uns selbst Offiziere und Beamte, daß deren Druck ein bedeutender und deren Last gegenwärtig größer sei als jene zur Zeit der Türkenherrschaft. Man wird gut thun, sich dabei zu erinnern, daß der Aufstand von 1875, welcher zur Entrollung der Orientfrage führte, gerade eben wegen des Steuerdruckes entstand und daß Graf Andrassy damals für Entlastung der ausgesogenen Herzegowiner eintrat.

Darnach wird das Vorgehen der bosnischen Landesregierung um so unbegreiflicher. Die ungerechteste und verhaßteste aller Steuern, die Tretina, wurde und ist heute noch aufrecht erhalten. Die Desetina (Zehent) sollte den Zusagen der Regierung gemäß in eine andere angemessenere (Einkommen-)Steuer verwandelt werden; statt dessen wird sie nach wie vor eingesammelt, obschon die neuen Steuern bereits in Wirksamkeit getreten. Dazu kommt noch, daß die Steuereinnehmer sich durch ihr brutales Benehmen ebenso verhaßt machen, wie seiner Zeit der Aga. Allgemein wurde uns geklagt, daß die Steuereintreiber nach der Ernte sich ziemlich lange Zeit lassen, zur Fassung des Zehents zu erscheinen. Umsonst sind alle Klagen der Landleute, daß ihnen die Frucht auf dem Felde faule; den Beamten bewegt dies nicht, es sei denn — ein ausgiebiger Bakschisch beschwinge seine Bleisohlen! Nur wenn es gilt die Eingebornen zur Frohnarbeit zu holen (denn anders kann man ja die gegen lächerliche Entschädigung erzwungenen öffentlichen Arbeiten nicht nennen), dann sind die Beamten gleich zur Hand.

Ueberhaupt wurde uns überall und von allen Seiten, ganz besonders seitens der im Lande garnisonirten Offiziere, die Willkürherrschaft der Beamten als ein Hauptgrund zur allgemeinen Unzufriedenheit bezeichnet.

„Wenn diese . . . Beamten nicht wären," sagte uns ein Stabsoffizier, „hätten wir uns die Sympathien des Volkes erwerben können. Das Beamtenheer ist eine reine Landplage geworden. Obwohl wir die Steuern verdoppelten, wird doch ein großer Theil der Einkünfte von dem Beamtenheere verschlungen. Von $6\frac{1}{2}$ Millionen gehen nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ auf die Finanzadministration allein auf. Man kann annehmen, daß jeder eingehende Gulden 50 Kreuzer an Administration kostet. Die Beamten thun rein was sie wollen und halten zusammen wie Stahl und Eisen. Ein Drittel von ihnen faulenzt stets auf Urlaub; man könnte ja leicht mit der Hälfte der gegenwärtig angestellten Beamten ausreichen, aber gewissen Orts betrachtet man Bosnien als eine Versorgungsanstalt für Faulenzer und Beamte, die in der Monarchie sonst unverwendbar sind."

Ich wiederhole, daß dieses vernichtende Urtheil über die bosnischen Beamten und ihre Willkürherrschaft aus dem Munde eines östreichischen Stabsoffiziers kommt, der seit 1878 im Lande weilt. Zwei Freunde waren Ohrenzeugen. Uebrigens hörten wir von Bewohnern aller Stände dasselbe Urtheil, und selbst in den Berichten ausländischer Consuln kann man die Bemerkung finden, daß die östreichische Administration in den occupirten Provinzen nicht weniger corrupt ist als vordem die türkische — und das will viel sagen!

Die Brutalität vieler Beamten tritt besonders bei den nur allzu häufigen Pfändungen hervor. Letztere sind unmittelbar die Ursache der Insurrection gewesen. Unter den Türken nämlich hatte der Beg, wenn er den Kmeten auch noch so bedrückte, doch immer ein Interesse, die Milchkuh nicht zu schlachten, d. h. er ließ den Rajah, wenn auch tief verschuldet und fast Leibeigener, doch in Haus und Hof, so daß er nicht Hungers zu sterben brauchte. Heute ist dies anders. Die östreichische Steueradministration kennt keine Unterhandlungen; da heißt es blos: „Kannst du zahlen oder nicht?" In letzterem Falle kommt die Pfändungscommission und setzt die Kmetenfamilie ohne weiteres auf die Gasse.

Was soll nun der also dem Hungertode Ueberantwortete machen? Betteln kann man dort nicht, es bleibt also nichts übrig, als daß der Gepfändete zur Puschka greift und Hajduk wird. Dann aber wundert man sich höheren Orts, wenn das Land von „Räubern" wimmelt, welche gegebenen Falls sich in „Insurgenten" verwandeln!

Daß auch die Zollbeamten durch ihre Plackereien die Bevölkerung erbittern, wird Niemanden wundern, der Gelegenheit hatte, diese unleidliche und lästige Race an den östreichischen Grenzen kennen zu lernen.

Selbstverständlich tragen die Beamten dafür Sorge, daß eine wahrheitsgetreue Darstellung ihrer Wirthschaft nicht in die Oeffentlichkeit oder zur Kenntniß der obersten Regierung kommt. Fremde, welche dies thaten, wurden als „östreich-feindlich" und ihre Berichte als „gehässig" gebrandmarkt; Oestreichern, die es versuchten, ihren Unwillen über das unpolitische, die Monarchie schädigende Vorgehen der Beamten Ausdruck zu geben, sperrte man den Mund, indem man ihnen Mangel an „Patriotismus" vorwarf — denn gewisse Leute finden blos das „Vertuschen" eines „wahrhaften Oestreichers" würdig. Waren aber Einheimische so kühn, Beschwerde erheben zu wollen, verstand man es meisterhaft, sie unschädlich zu machen. Die Petenten wurden stets rechtzeitig abgefaßt und in den Kerker geworfen, die öffentliche Meinung erdrosselt. Zu diesem Zwecke verbot man auch den „Srpski List" von Zara, weil er in cyrillischen Lettern gedruckt und national gesinnt ist. Blos die officielle „Bosanske-hercegovačke Novine" wurde geduldet.

Zum Ueberfluß beging die bosnische Landesregierung den Fehler, dem Volke sein Theuerstes — die Muttersprache — nehmen zu wollen. Man begann mit der größten Ungeschicklichkeit zu germanisiren. In Trebinje z. B. fand ich alle Straßennamen deutsch, mit deutschen Lettern, z. B. „Rudolfs-Platz", „Schulgasse"; ebenso die Aufschriften „Trebinjčica-Brücke", „Volksschule" 2c. Ein ehemaliger deutscher Corporal wurde schlauerweise der letztgenannten Schule als — Lehrer vorgesetzt(!). Als sich der, von der Regierung selbst ernannte Schulinspector, Professor Zore aus Ragusa in Bewegung setzte, um diese unerhörte Willkür persönlich zu untersuchen, verwehrte ihm der Platzcommandant, Oberst Babić (ein serbischer Renegat), den Eintritt in die Stadt und zwang ihn zum Rückzug. Prof. Zore beschwerte sich in Wien über diese militärische Anmaßung und diesen Eingriff in seine Rechte, wurde jedoch mit seiner Beschwerde abgewiesen, weil der „Platzcommandant thun dürfe, wie er für gut finde"(!).

Der serbische Schulmeister von Mostar, Jovo Ljepova, wurde aus dem Lande vertrieben, weil er nebst 60 Anderen eine Petition an den Kaiser unterschrieben, in welcher er wegen Aufhebung der serbischen Schulen durch die Behörden Klage führte. Daß in einem rein serbischen Lande, wo außer den Offizieren und Beamten keine Seele Deutsch versteht, das Aufzwingen einer fremden Sprache erbittert, wird Jeder begreifen, dem selbst seine Muttersprache theuer. Zudem ist gerade in den occupirten Provinzen ein Sprachzwang ganz ohne praktischen Werth.

Aber nicht blos mit dem Sprachzwang begnügt sich die Regierung; auch mit dem Religionszwang versucht sie es. Die Katholiken bilden eine verschwindende Minorität im Lande und gerade sie werden unpolitischerweise am meisten von der Regierung begünstigt. Die Griechen hingegen werden mit allen Lockmitteln und Drängen zur Apostasie verleitet. Der griechische Metropolit von Sarajevo wurde vom Regierungsrath Graf Mierosowski eingeladen zur römischen Kirche überzutreten und ihm für diesen Fall goldene Berge versprochen. Die katholische Propaganda findet überhaupt allseits kräftige Unterstützung durch die Behörden. Die Jesuiten wurden eingeführt und man gestattet ihnen, bei Sarajevo ein Kloster zu errichten. Für die paar Katholiken errichtete man noch ein Erzbisthum in Sarajevo und Bisthümer in Mostar und Banjaluka.

Wenn man sich aber gegen die, die große Majorität der Bevölkerung bildenden Griechen Alles erlauben zu können wähnt, ist man andrerseits gegen die ebenfalls in Minorität befindlichen Mohamedaner desto unterwürfiger. Aus Furcht vor einer Wiederholung der Aufstandes von 1878 (man erinnert sich, daß damals die Bezwingung von 20,000 fast ausschließlich mohamedanischen Insurgenten die Mobilisirung von 268,633 Mann, 109,365 Pferden, 29,425 Fuhrwerken, 4718 Tragthieren und 460 Geschützen, sowie zwei Monate Zeit erforderte!) schmeichelte man einigen Begs, begünstigte die Mohamedaner gegen die Griechen und stand von der Einführung aller den Mohamedanern mißliebigen Neuerungen ab. Daß es der Regierung trotz dieser Demüthigungen nicht gelungen, sich Sympathien zu erwerben, beweist der jüngste Aufstand, in dem Mohamedaner, Griechen und Katholiken einmüthig gegen die verhaßte Fremdherrschaft in Waffen standen.

Der Handelsstand wurde ebenfalls gegen die Occupation erbittert, weil mit derselben ein zahlloser Schwarm ungarischer Juden das Land überschwemmte, überall seine „27-Kreuzer-Bazare" errichtete und durch den scheinbar so billigen „Schund" alle soliden Geschäftsleute, alle ehrbaren und von Alters her berühmten Gewerbe zu Grunde richtete. Andere Juden eröffneten allenthalben Schnapsbuden, wo sie billigen Fusel zum Ruin der Bevölkerung ausschenken.

Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, untergräbt die Armee nach Kräften die öffentliche Moralität. Hauptsächlich haben die Offiziere die bis 1878 in den occupirten Provinzen von allen Reisenden so rühmend hervorgehobene Sittlichkeit der Weiber erschüttert. Wuthschäumend sehen die ehrsamen Familienväter die Sittenlosigkeit unter ihren Familienmitgliedern einreißen; die ehemals so strenge Zucht läßt sich nicht mehr aufrecht halten. Es ist genau so wie in Cettinje. Bis 1877, d. i. zur Ankunft der russischen Offiziere und fremden Diplomaten gab es in ganz Montenegro keine käuflichen Weiber. Seither haben die Fremden in Cettinje (aber auch nur in Cettinje allein!) die Mehrzahl der Mädchen und Frauen leichtsinnig zu machen gewußt; — das ist offenbar die erste Segnung der von außen kommenden „Cultur"!

Nach all dem Mitgetheilten wird man es überflüssig finden, in der Suche nach den Ursachen der letzten Erhebung nach fremden Einflüssen auszuspähen. Möglich, daß der eine oder andere Emissär das Seinige zum Schüren beitrug, aber was hätte ihm dies genutzt, wenn nicht das Volk durch die beständigen Fehler der Regierung erbittert und unzufrieden gewesen wäre? Mein Freund und ich bemühten uns vergebens, den Leuten vorzustellen, daß sie sich nutzlos ans Messer lieferten, daß ihr Widerstand gegen eine so furchtbare Uebermacht Wahnwitz sei, indem sie von außen keine Hülfe zu erwarten hätten. Die Insurgenten antworteten uns ruhig: „Wir wissen es, aber nachdem man uns zum Aeußersten getrieben, nachdem man uns Alles genommen, was bleibt uns übrig, als mit den Waffen in der Hand zu sterben?"

Was ich hier geschrieben bezieht sich selbstverständlich blos auf die occupirten Provinzen, denn die Ursachen des bocchesischen Aufstandes waren ganz andere. Zur Aufklärung will ich darüber Folgendes bemerken:

Montenegro hatte 1813 auf Einladung Englands und der Bocchesen die Franzosen aus den Bocche di Cattaro vertrieben. Am 29. November erklärten sich die Bocchesen für ewige Zeiten mit Montenegro vereinigt. 1814 gab jedoch ein Beschluß der Wiener Conferenz die Bocche an Oestreich. Infolge Bittens des russischen Kaisers erklärte sich der Vladika zur Herausgabe der Bocche bereit, wenn Oestreich sich verpflichte, sämmtliche Rechte, Privilegien und alte Institutionen der Bocchesen für ewige Zeiten zu respectiren. Oestreich übernahm diese feierliche Verpflichtung, der Zar garantirte sie in einem Briefe vom 20. Mai und die Montenegriner schenkten der Monarchie ohne jedwede Entschädigung das von ihnen eroberte Ländchen. Unter den von Oestreich feierlich anerkannten Privilegien der Bocchesen befand sich auch jenes, nur zur See Kriegsdienste zu thun. Die Verletzung dieses Privilegiums durch Einführung der Landwehrpflicht brachte daher die Bocchesen zur gewaffneten Vertheidigung ihres guten Rechtes.

Um wieder auf die occupirten Provinzen zurückzukommen, will ich bemerken, daß angeblich jetzt große Reformen eingeführt werden sollen. Dies wäre sowohl in Interesse des Landes als auch der Monarchie zu wünschen, denn es ist das einzige Mittel, künftighin Aufstände zu vermeiden. Vor Allem müßte aber die Agrarfrage geregelt, das Beamtenheer vermindert und purificirt und die unlautern Elemente aus dem Lande entfernt werden. Durch Straßenbau allein begründet man noch keine „Cultur"!

Literatur und Kunst.

Der Briefwechsel von George Sand.

Briefe sind für die Würdigung einer Persönlichkeit meist auch bedeutsamer als Memoiren, als eine Selbstbiographie. Ist der Autobiograph, der Memoirenschreiber besonders discret, wird er oft Umstände, Vorgänge seines Lebens, bei denen andere Personen ins Spiel kommen, verschweigen und sich dadurch selbst nicht genügend erklären, oder es wird ihm widerstehen, die Geschichte eigener Seelenzustände preiszugeben. In Briefen an Freunde, an Vertraute, im Zwiegespräche gleichsam, ist die Sprache freier, aufrichtiger und manch neues Streiflicht fällt auf die Persönlichkeit. Die „Lettres d'un voyageur", von denen viele an Freunde gerichtet waren, geben einen tiefen Einblick in Gemüthszustände George Sand's, deren in ihrer „Histoire de ma vie" mit keinem Worte Erwähnung geschieht. Die soeben in zwei Bänden erschienene Correspondenz*) dieser Dichterin ist in doppelter Hinsicht bedeutungsvoll: einmal lernen wir all das Liebenswerthe und Schöne, all das Sympathische und Große in ihr so ganz kennen; dann enthüllt die „Correspondance" Umstände, durch die gewisse Handlungen der Dichterin vollkommen gerechtfertigt erscheinen, entkräftet gewisse Beschuldigungen, die man leichtsinnig gegen sie erhoben hat und immer noch erhebt, und bietet einen Einblick in allerlei interessante Einzelheiten ihres Lebens. Und welch ein reges Leben spiegeln diese Briefe; welch ein glücklicher Humor durchströmt die meisten derselben und endlich die Sprache — die zauberische George Sand'sche Sprache!

Der erste Band umfaßt Briefe vom Jahre 1812 bis 1836; der zweite von 1836 bis 1847. Viele auszeichnende Grundzüge der Dichterin treten uns schon in dieser Gruppe von Briefen entgegen: Pietät, Güte, Mütterlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Treue. Wie herzlich, wie innig, wie pietätsvoll schreibt sie ihrer Mutter, wie allerliebst ist in den Briefen an die letztere das „bavardage de mère" über ihre Kinder Maurice und Solange. Ihre mütterliche Natur verräth sich in verschiedener Form in den Briefen aus dieser Epoche. So bringt sie Boucoiran, dem Erzieher ihres Maurice, ein ernstliches Wohlwollen entgegen und hat allerlei gute Rathschläge für ihn. Obwohl sie oft über eigene körperliche Leiden zu klagen hat, erfahren wir aus einem Briefe an ihre Mutter, daß sie Dorfarzt in Nohant ist, ihren Patienten Medicamente bereitet und treffliche Kuren macht. Wie wenig ihr Gemüth in jener Zeit auch ausgefüllt war, wie sehr sich ihre häuslichen Zustände mit den Jahren verschlimmerten, ihr beweglicher Humor, ihr biegsamer Charakter hielten Herz und Geist gesund. Die Mehrzahl ihrer Briefe erwärmt sonnige Heiterkeit, Witz, ja übersprudelnder Humor. Es fehlte ihrem damaligen Leben auch nicht an Zerstreuungen mannichfacher Art. Im Sommer 1825 macht sie mit ihrem Manne Casimir Dudevant und ihrem Söhnchen eine Reise nach den Pyrenäen. Der großartige Anblick, der sich ihr hier darbietet, hebt ihre Seele aus den Angeln. Im Jahre 1827 wird eine

*) George Sand, Correspondance, I et II. Paris, Calmann Lévy 1882.

*

Reise nach Bordeaux unternommen, zu Hause, in Nohant, gibt es allerlei Vergnügungen, wie Cavalcaden, lustige Gesellschaften, Bälle, Maskeraden, von denen die junge Frau in ihren Briefen mit naiver Heiterkeit erzählt. Sie ist im Innersten nicht glücklich und hat Anfälle tiefer Melancholie. Schon im Jahre 1827, wo ihre häuslichen Verhältnisse noch erträglich sein mochten, schreibt sie ihrer Mutter: „J'ai eu plusieurs accidents, où j'ai failli me tuer.“ Welcher der Grund dieser Schwermuthsanfälle war, erfahren wir nicht. Ueberhaupt entnehmen wir aus der ersten Gruppe der Briefe fast nichts von dem, was die Dichterin in jener Zeit gedacht und empfunden habe. Diese Briefe verrathen fast nirgends einen tieferen Hang zum Nachdenken und Träumen, nirgends eine größere Fülle der Phantasie. Wir wissen, wie früh sich die schöpferische Phantasie in dem Kinde Aurora geregt, wie sich die letztere, nach dem Austritt aus dem Kloster, wo sie ihre Erziehung empfangen, mit den Anschauungen der größten Geister, freilich etwas unmethodisch, vertraut gemacht. Lesen wir die Briefe aus den Jahren 1823—1830, so scheint es, als hätte die junge Frau nie geträumt, nie Tiefsinniges gelesen, nie geistige Bedürfnisse gefühlt. Nur einmal spricht sie von Lectüre, und in einem Briefe an ihre Mutter von 1830 schreibt sie, daß ihr Los das glücklichste wäre, wenn sie Talent zur Malerei besäße. Dagegen kündigt sich die große Schriftstellerin allerdings schon in der Klarheit, Reinheit und natürlichen Grazie des Stils an. Außer den schon genannten charakteristischen Zügen macht sich in diesen Briefen auch ihre Abneigung gegen große, oberflächliche Gesellschaft, ihr Gleichheitssinn geltend.

Man weiß, wie sich die häuslichen Verhältnisse der Dichterin immer widerwärtiger gestalteten. Nicht nur, daß es zwischen ihr und ihrem Manne immer weniger zu einer Verständigung kommen wollte, daß er sie wie eine Unmündige behandelte, es wurde ihr Zartgefühl auch durch die Excesse, welche die Trunksucht ihres bei ihr wohnenden Bruders Hippolyte und seiner Zechgenossen veranlaßte, aufs Tiefste verletzt. Den entscheidenden Anlaß jedoch, der sie bestimmte, sich aus dem häuslichen Sumpfe zu retten, verschweigt sie in ihrer Lebensgeschichte. Ein Brief an Boucoiran vom 3. December 1830 bringt über diesen Punkt Klarheit und nimmt ihrer Trennung von ihrem Hause vollends jeden Anschein des Leichtsinns und der Frivolität. Sie theilt Boucoiran nämlich mit, daß sie im Schreibtisch Dudevants ein an sie adressirtes Packet mit der Aufschrift: „Ne l'ouvrez qu'après ma mort“ gefunden habe. Im Gefühl, daß ihre Gesundheit zu erschüttert sei, als daß sie darauf rechnen könnte, Jemanden zu überleben und vollbewußt, keine Indiscretion zu begehen, habe sie das Packet geöffnet und das Testament ihres Mannes gelesen. Welcher war sein Inhalt? Hören wir die Dichterin selbst. „Vive Dieu! quel testament! Des malédictions, et c'est tout! Il avait rassemblé là tous ses mouvements d'humeur et de colère contre moi, toutes ses réflexions sur ma perversité, tous ses sentiments de mépris contre mon caractère.“ Nach dieser Entdeckung war sie ja gezwungen, sich von Dudevant loszusagen. „Je veux une pension, j'irai à Paris,“ lautet in demselben Briefe ihr Entschluß. In wenigen Tagen war Alles zu ihren Gunsten entschieden.

Schon am 13. Januar 1831 schreibt sie Boucoiran aus Paris, daß sie sich auf dem stürmischen Meere der Literatur einschiffen wolle. Mit der ihr eigenthümlichen Offenherzigkeit bezeichnet sie als das Motiv ihrer Absicht: „il faut vivre“. Die Jahrespension, die Dudevant ihr ausgesetzt, betrug 3000 Frcs. Damit konnte die Freigebige, die nicht gern rechnete, zumal in Paris, nicht existiren. Die Literatur sollte also ihre Einkünfte verbessern. Es war zunächst ihr Traum, jährlich 1000 Thaler zu erwerben. Ausdrücklich hebt sie in einem Briefe an Charles Duvernet vom Januar 1831 hervor, daß sie keinen inneren Drang zur Literatur fühle. Einen Monat später jedoch schreibt sie einem anderen Freunde, daß ihr die Literatur *zur Leidenschaft werde*, und zu gleicher Zeit Boucoiran, daß die Schriftstellerei eine heftige, unzerstörbare Leidenschaft sei, die den Kopf nicht mehr verlasse, dessen sie sich einmal bemächtigt. Sie theilt ihren Freunden im Berry in jener Zeit mit, daß sie unter Delatouches Anleitung für den „Figaro“ arbeite, da der Journalismus ein Postulat sei für den angehenden Schriftsteller. Sie weiht ihre Freunde in ihre kleinen Mißerfolge und Enttäuschungen ein, über die sie jedoch ziemlich rasch hinweggekommen ist. Wiederholt gesteht sie in diesen Briefen, daß sie keinen Ehrgeiz verspüre und daß ihr die Berühmtheit die eigentliche Ursache der Aufregungen im Schriftstellerleben erscheine. Als im folgenden Jahre das Erscheinen der „Indiana“ Paris in einen Sturm von Schrecken, Entzücken und Bewunderung versetzte, als die bescheidenen pecuniären Erwartungen der Dichterin so glänzend übertroffen wurden, schreibt sie Boucoiran, daß dieser Erfolg sie ängstige und ihr die Freude am Schreiben verderbe.

Erst nach ihrer Uebersiedelung nach Paris gelangt sie zum Bewußtsein ihrer geistigen und moralischen Natur. Sie hat endlich, was sie ihrem innersten Wesen nach bedurfte: Freiheit und Arbeit. War sie doch zur Arbeit geboren und welche Arbeiterin ist sie geworden! Im Jahre 1834 schreibt sie ihrem Bruder aus Venedig (I, 202), daß sie oft dreizehn Stunden in Einem schreibe, wenigstens aber sechs oder sieben. Freilich wird sie der Anstrengungen mitunter überdrüssig und klagt sie in den späteren Briefen an ihre Freunde wiederholt über die Lucubrationen, denen sie sich unterziehe und wie sie sich oft zur Arbeit zwingen müsse; allein immer fühlte sie auch den Segen derselben und von ihr rührt der Ausspruch her, daß die Arbeit ein Naturgesetz sei, dem sich Niemand ohne Schaden entziehe. Prägt sich nicht schon in dieser Anschauung eine tiefe Sittlichkeit aus? — Das Freiheitsbedürfniß der Dichterin, ihre Verachtung der Convenienz und der Menschen kommen in den Briefen aus der ersten Zeit ihres Pariser Lebens wiederholt zum Ausdruck. Für öffentliche Angelegenheiten, für Politik zeigt sie in dieser Zeit noch wenig Interesse und schreibt sie ihren Freunden im scherzhaften Ton über politische Ereignisse. Erst in einigen Briefen aus den Jahren 1835 und 1836 beginnen die republikanischen und socialistischen Tendenzen der Dichterin, die bei ihr ja nur ein Ausfluß des poetischen Gefühls, nur Herzenssache waren, sich geltend zu machen.

George Sand lebte, der Verabredung mit Dudevant gemäß, einige Jahre abwechselnd in Paris und in Nohant. Im Spätherbst 1833 erfolgte die Reise nach Italien mit Alfred de Musset, die für beide Theile so unheilvoll werden sollte. Die Sammlung enthält nur wenige Briefe der Dichterin aus dieser Zeit. Nachdem Alfred de Musset sie in Venedig verlassen, schreibt sie am 6. April 1834 an Boucoiran: „Nous nous sommes quittés peut-être pour quelques mois, peut-être pour toujours. Dieu sait maintenant ce qui deviendront ma tête et mon cœur.“ Bedeutungsvoll ist der Brief, den sie Boucoiran am 31. August 1834, bald nach ihrer Rückkehr aus Italien, von Nohant schreibt. Er athmet die tiefe Melancholie, die vielen der „Lettres d'un voyageur“ einen so ergreifenden Charakter gibt. Aber was das Wichtigste ist: George Sand spricht hier zu einem ihrer besten Freunde und Vertrauten, dem gegenüber sie sich immer so offen äußert, von einem Manne, mit dem sie Alfred de Musset später eines frivolen Verhältnisses bezichtigt, in einer Weise, sie läßt demselben durch Boucoiran Worte sagen, daß wir allen Grund haben, an der Gerechtigkeit von Mussets Beschuldigung zu zweifeln. Mit welchem Unrecht man sie in jenen Jahren allerlei frivoler Freundschaften und Beziehungen beschuldigte, geht aus einer naiven Bemerkung in einem Briefe an Franz Liszt vom 5. Mai 1836 hervor. Die Gerüchte über das „leidenschaftliche Weib“ waren nicht weniger falsch als die über das „emancipirte Weib“.

George Sand war ihrer ganzen Natur nach viel mehr für die Freundschaft, für die gute Kameradschaft, als für die Leidenschaft geschaffen. Sie stand durch ihr ganzes Leben mit vielen Männern, die durch Geist oder Charakter sich auszeichneten, in einem kameradschaftlichen, collegialen Verhältniß. Sie war eine treue Freundin, eine treffliche Collegin, stets bereit ihre Genossen mit Rath und That zu unterstützen. Sie hatte aber auch ausgezeichnete Freunde. So schreibt sie an Gustav Papet in einem Briefe vom August 1837, wo sie ihm den Tod ihrer Mutter mittheilt: „Le ciel m'en a dedommagé en me donnant des amis

tels que personne peut-être n'a eu le bonheur d'en avoir." Je weiter wir ihre Briefe verfolgen, je mehr sehen wir den Kreis ihrer Freunde sich vergrößern. Der Ton in den Briefen an ihre älteren Freunde und Collegen ist ein völlig freier. Da fehlt es ebenso wenig an Ausdrücken freundschaftlicher Gesinnung, an Rathschlägen wie an Neckereien, an mitunter ziemlich burschikosen, robusten Späßen und Mittheilungen oder rückhaltloser Opposition. Man lese z. B. den Brief an Adolph Guéroult vom 17. Februar 1837. In diesen Briefen spricht überall Freund zu Freund, Kamerad zu Kamerad. Eben diese Offenherzigkeit, diese Unbefangenheit in Verbindung mit der schönen Uneigennützigkeit und Bereitwilligkeit, welche sich in diesen Briefen ausprägt, wird alle die sympathisch berühren, welche die Weiblichkeit nicht in der Aengstlichkeit und Prüderie erblicken, und in einem kameradschaftlichen, unbefangenen Verkehr der Geschlechter überhaupt das Ziel sehen, nach dem die Gesellschaft trachten sollte. An diese Briefe reihen sich die an die junge Gräfin Marie d'Agoult, die Freundin Franz Liszts, die später unter dem Namen Daniel Stern historische und philosophische Werke herausgab, und die an Madame Marliani. Besonders liebenswürdig sind jedoch die Briefe an Marie d'Agoult, die sich durch die Jahre 1835 bis 1838 ziehen. George Sand fühlte für diese junge Dame eine wahrhaft enthusiastische Freundschaft. Sie apostrophirt sie einmal „ma belle comtesse aux beaux cheveux blonds", sie sagt ihr, daß sie das einzige Schöne, Verehrungswürdige und wahrhaft Edle sei, was ihr — George Sand — je in der patricischen Gesellschaft begegnet wäre. Wir wissen, daß George Sand im October 1835 die Scheidung ihrer Ehe eingeleitet hatte. Ihrer Freundin d'Agoult theilt sie in einem intimen Briefe den immerhin triftigen Grund mit, weshalb sie die Scheidung um jeden Preis wünsche: Dudevant habe sie eines Abends im Zustande der Trunkenheit tödten wollen. Erst am 25. Juli 1836 wurde die Scheidung ausgesprochen, nachdem die Dichterin selbst plaidirt (II, 146).

Einige Monate nach der Auflösung ihrer Ehe sollte sie ein schönes Zeugniß ihrer Mutterliebe ablegen. Ihr Sohn Maurice erkrankt und in ihrer Besorgniß um ihn überwindet sie sich so weit, den Vater zu beschwören, er möge kommen. Der ergreifende Brief, in dem sie sich an ihn wendet, ist uns erhalten (II, 158). „Aujourd'hui, il ne s'agit plus de nos dissensions personelles," sagt sie zu dem Vater ihres Kindes, „il s'agit d'un intérêt qui passe avant tout: la santé de notre enfant. Ne le jetons pas, au nom du ciel! dans une rivalité d'affection, qui excite sa sensibilité déjà trop vive."

Ihr Verhältniß zu ihrem Sohne, der die künstlerische Begabung von seiner Mutter geerbt und sich später als Maler und Schriftsteller hervorthat, war immer ein ungemein inniges. Er wird mit fortschreitenden Jahren immer mehr ihr Vertrauter, ihr Freund. Ihre Briefe an ihn sind voll überströmender Herzlichkeit und Zärtlichkeit, voll Sorge um seine geistige Entwicklung, seinen Fleiß, seinen künstlerischen Bildungsgang.

Im August 1837 verlor die Dichterin ihre Mutter, an der sie trotz der mannichfachen Kränkungen, die sie von ihr erfahren, trotz des vielen Mißgeschicks, das sie ihr verdankte, mit treuer Liebe hing. Ihr Schmerz um die Todte scheint sehr tief gewesen zu sein, und in den Briefen, wo sie den Trauerfall erwähnt, finden sich ergreifende Stellen. Poesie ist es, wenn sie der Gräfin d'Agoult schreibt (II, 177): „Ma mère n'est plus! Elle repose au soleil, sous des belles fleurs où les papillons voltigent sans songer à la mort. J'ai été si frappé de la gaieté de cette tombe, au cimetière Montmartre, par un temps magnifique, que je me suis demandé pourquoi mes larmes y coulaient si abondamment." Das Jahr 1837 war überhaupt reich an schmerzlichen, aufregenden Ereignissen für die Dichterin. Während ihre Mutter in Paris in der Agonie lag, bekam sie die Nachricht, daß Dudevant ihre Tochter entführt habe. In einem Briefe an Duteil vom 30. September 1837 (II, 178) erzählt sie die schnöde That Dudevants und ihr eigenes energisches Handeln. Sie eilt nach Paris, telegraphirt, alarmirt die Polizei. Von da geht sie nach Nérac, in dessen Nähe, nämlich in Guillery, Dudevant damals lebte, und wohin er Solange entführt. Trotz des Ernstes der Situation erzählt sie nun mit vielem Humor, wie sie in Nérac den Unterpräfecten zu gewinnen gewußt, wie sie mit dem letzteren, einem Gendarmerielieutenant und einem Gerichtsdiener in einem Wagen sitzend, gefolgt von berittener Gendarmerie und den Einwohnern von Nérac, nach Guillery zieht, und Dudevant gezwungen wird, Solange in die Hände der Mutter zu liefern. Kaum hat sie ihre Tochter wieder errungen, zieht es sie, die elastische souveraine Künstlernatur, wie sie am Schluß ihres Briefes erzählt, nach den nahgelegenen Pyrenäen, wo sie sich ihres Töchterchens erfreut, die wie „ein Dämon" reitet.

Bald nach der Scheidung ihrer Ehe reist sie mit ihren Kindern nach Genf, wo Liszt und die Gräfin d'Agoult sie erwarten. Dort hat sie unter ihrer Berühmtheit zu leiden, sie wird, wie sie einem Freunde schreibt, Gegenstand der öffentlichen Neugierde. Auch von den schlimmeren Schattenseiten ihrer Berühmtheit spricht so manche Stelle ihrer Briefe. Buloz, der Herausgeber der Revue des Deux-Mondes, bedrängt sie hart um Manuscripte; man treibt Mißbrauch mit ihrem Namen; Flaubert bittet sie, ihm eine Vorrede zu einem Werke zu versprechen, von dem nur — der Plan fertig ist u. A. m. Doch läßt sie sich nicht zu Arbeiten verleiten, die nicht in der Richtung ihres Talentes liegen und schreibt Jules Janin im Februar 1837, daß sie nicht für die Débats schreiben könne.

Opfermuth und Güte gehörten zu den tiefsten Zügen ihres Wesens und es ist bezeichnend, wenn sie der Gräfin d'Agoult einmal schreibt, daß sie, je älter sie werde, so mehr vor der Güte sich beuge. Ein Geist der Güte durchströmt auch all ihre Briefe. Ihre Güte, im Verein mit einem feinen Gerechtigkeitsinstincte, zog sie zu dem Volke, zu den armen Klassen, sie gaben ihrer Poesie den demokratischen Charakter. Es sind ferner Offenheit, Geradheit und Einfachheit, sowie Kühnheit, Seelenstärke und eine gewisse Souverainetät des Wesens, die uns in ihren Briefen immer wieder entgegentreten. Schicksale, die so Manchen für immer niedergebeugt haben, zwingen ihr nicht mehr als ein Lächeln ab. So theilt sie ihrem Freunde Calamatta den Mißerfolg ihres Dramas „Cosima", das im Jahre 1840 in Paris zur Aufführung kam, mit sehr viel Seelenruhe unter Scherzen mit und sagt: „L'incident me paraît burlesque."

Obwohl sie in ihren Briefen oft von den Arbeiten spricht, mit denen sie sich beschäftigt, erfahren wir meist nur die Namen derselben, fast nirgends geht sie näher auf die betreffenden Stoffe ein, fast nirgends bespricht sie sich mit ihren literarischen Genossen darüber, und dies ist für ihre Denk- und Produktionsweise überaus charakteristisch. Der Gräfin d'Agoult schreibt sie im Juli 1836, daß sie „Lélia" überarbeite, und wenn diese Dichtung sie einst in den Scepticismus gestürzt, so befreie sie sie nun von demselben. Charles Poncy schreibt sie im December 1842, daß sie die „Histoire de ma vie" begonnen habe, die in einer Reihe von Erinnerungen bestehen soll, mit Details, welche Poesie und Einfachheit besitzen werden. Doch gedenke sie in dem Werke keineswegs ihr ganzes Leben zu enthüllen, da sie den Hochmuth und den Cynismus der Confessionen verachte. — Und wie spricht die Dichterin über andere Dichter, über fremde Dichtungen? Ueber die romantische Dichtung urtheilt sie wiederholt abfällig. So warnt sie Eugène Pelletan vor der romantischen Vermengung des Erhabenen mit dem Platten, und mahnt ihn correct zu sein; ebenso warnt sie Charles Poncy vor gewissen romantischen Metaphern und empfiehlt ihm als Gegengift die Lectüre von Corneille, Bossuet, J. J. Rousseau und selbst Boileaus. Von Victor Hugo sagt sie einmal, daß er zwar der größte Neuerer in der Poesie sei, über die Klassiker aber doch nicht gesiegt habe, da die Schönheit des Details nichts sei ohne die Schönheit des Ganzen. Rabelais stellt sie außerordentlich hoch (II, 263), nennt seinen Roman eines der schönsten Monumente des menschlichen Geistes und bemerkt, daß Rabelais in viel höherem Grade der Erwecker des französischen Geistes zur Zeit der Renaissance gewesen sei, als Montaigne.

Reich ist der Inhalt dieser beiden Bände Briefe. Sie sagen von schweren Schicksalen, sonnigem Glück und thatenfrohem, soli-

darischem Leben. Wir wiederholen bereits Gesagtes, wenn wir bemerken, daß sich George Sand in diesen Briefen vornehmlich als wohlwollend, opfermüthig, offen, wahrhaftig, einfach in ihrem tiefsten Wesen und frei von all den Fehlern, die man „weibliche" nennt, darstellt. Sie scheint vor Allem zur Freundschaft berufen und nicht zur Leidenschaft. Sie ist kameradschaftlich gegen ihre Freunde, sie spricht frei und rückhaltslos zu ihnen, ohne deswegen „unweiblich" zu sein. Oefter als die humane Denkerin und Kämpferin, die feine Beurtheilerin von Leben und Kunst hören wir in den Briefen das heitere, übermüthige Volkskind, welches sie von mütterlicher Seite ja war, öfter als den Schmerz und den ruhigen Ernst hören wir den lachenden Humor.

H. Druskowitz.

Religion und Wissenschaft.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Die religiöse Weltanschauung muß für denjenigen, der ein religiöses Verhältniß auf ihrem Grunde erbauen will, als Wahrheit im transcendentalen Sinne gelten; aber so wenig sie die Unsicherheit eines haltlos schwankenden Zweifels verträgt, ohne zur vorstellungsmäßigen Voraussetzung des religiösen Verhältnisses untauglich zu werden, ebenso wenig braucht sie eine absolute Gewißheit, d. h. mathematisch ausgedrückt: eine von der 1 nicht unterschiedene Wahrscheinlichkeit. Was sie haben muß, ist lediglich ein praktisch ausreichender Grad von Wahrscheinlichkeit, ein Wahrscheinlichkeitscoëfficient, der sich von der 1 so wenig unterscheidet, daß dieser Unterschied praktisch bedeutungslos und einflußlos wird.

Auch die gesichertsten Ergebnisse der exacten Realwissenschaften (die Formalwissenschaften wie Mathematik und Logik bleiben hier außer Betracht) besitzen keine absolute Gewißheit, sondern ebenfalls nur eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit; diejenigen Ueberzeugungen von der Wahrheit bestimmter Voraussetzungen, auf Grund deren wir unsere Entschließungen im praktischen Leben zu treffen pflegen, haben natürlich eine sehr viel kleinere Wahrscheinlichkeit als die gesichertsten Ergebnisse der exacten Wissenschaft, und dennoch halten wir sie allgemein für ausreichend, und es fällt uns nicht ein, im Hinblick auf den Abstand ihrer Wahrscheinlichkeit von der Gewißheit mit unsern Entschlüssen zu schwanken, oder mit unserm praktischen Eingreifen zu zaudern. In demselben Sinne wäre es logisch ungerechtfertigt, wenn das praktische religiöse Verhalten des Menschen durch die Reflexion auf die abstracte Möglichkeit gelähmt werden sollte, daß die Ueberzeugung von der Wahrheit sich infolge des Unterschiedes dieser Wahrscheinlichkeit von der absoluten Gewißheit als irrig herausstellen könnte; wenn der Unterschied dieser Wahrscheinlichkeit von der Gewißheit nur klein genug ist, so ist er praktisch auf das Verhalten des Menschen ohne Einfluß, und muß und darf es sein, weil er gegen die weitaus überwiegende Größe der positiven Wahrscheinlichkeit so wenig ins Gewicht fällt, daß er relativ in Bezug auf die Motivationskraft der letzteren verschwindet.

Nur wenige Menschen (die Philosophen nicht ausgenommen) denken scharf genug, um die Unerreichbarkeit der Gewißheit in theoretischen wie in praktischen Erkenntnissen einzusehen; die meisten verwechseln in theoretischer Hinsicht eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit mit der Gewißheit selbst, in praktischer Hinsicht eine zur maßgebenden Motivirung ausreichende Wahrscheinlichkeit mit der Gewißheit. In Bezug auf die religiöse Weltanschauung drückt sich diese Verwechselung so aus, daß die subjective Ueberzeugung von der Wahrheit derselben, oder der intellectuelle Glaube, als Bürge für die absolute Gewißheit des Glaubensinhalts angesehen wird, was er weder ist noch sein kann, noch für die religiösen Zwecke zu sein braucht; das religiöse Bewußtsein verlangt nicht mehr und nicht weniger, als einen zur Begründung eines religiösen Verhältnisses praktisch ausreichenden Grad von subjectiver Ueberzeugung.

Es ist für den einzelnen Menschen religiös gleichgültig, ob er in der Illusion befangen ist, daß religiöser Glaube absolute Gewißheit besitze, oder ob er diese Illusion kritisch durchschaut hat und weiß, daß religiöser Glaube nur einen Grad von Wahrscheinlichkeit verlangt, der zur zuverlässigen praktischen Motivirung des religiösen Verhältnisses ausreicht; allgemein genommen scheint die Identificirung der religiösen Ueberzeugung mit der Gewißheit für das religiöse Leben vortheilhafter zu sein, und doch ist dieses ein trügerischer Schein, dessen Gegentheil wahr ist. Nur derjenige, der selbst noch in der unkritischen Illusion von der Gewißheit des religiösen Glaubens befangen ist, kann fürchten, durch Zerstörung dieser Identification für sein religiöses Leben eine Einbuße zu erleiden, während derjenige, welcher diesen Zusammenhang unbefangen durchschaut, ganz genau weiß, daß eine der Gewißheit nahekommende Wahrscheinlichkeit praktisch genau dieselben psychologischen Folgen hat, wie die Gewißheit (wenn sie erreichbar wäre) nur irgend haben könnte. Die Gewißheit hätte also keinenfalls einen Vorzug vor der praktisch ausreichenden Wahrscheinlichkeit; dagegen liegt eine schwere Gefahr für die Religion in der irrigen Meinung, daß der religiöse Glaube mit absoluter Gewißheit identisch sein müsse, nämlich die Gefahr der logisch unüberwindlichen Intoleranz, und als logischer Rückschlag die Annahme der illusorischen Beschaffenheit alles Glaubens und aller auf ihn gegründeten Religion.

Jede religiöse Weltanschauung, die in sich durchgebildet und in einem geschichtlichen Entwickelungsproceß den Verhältnissen angepaßt ist, stellt ein in sich geschlossenes Ganzes dar, aus dem man keinen Stein herausnehmen darf, ohne Gefahr, den ganzen Bau zu Falle zu bringen. Je mehr Geistesarbeit von den Trägern einer bestimmten Religion darauf verwendet ist, diese religiöse Weltanschauung durchzubilden, desto mehr stärkt sich die Ueberzeugung, daß jeder Theil derselben organisches Glied des Ganzen ist und mit den wesentlichen und unentbehrlichen Vorstellungsgrundlagen des religiösen Bewußtseins in unabtrennbarem Zusammenhange steht. Die objective Wahrheit der so dogmatisch fixirten religiösen Weltanschauung gilt als unveräußerlicher Hort für die objective Möglichkeit der Religion, und die subjective Ueberzeugung von dieser Wahrheit gilt als Vorbedingung für die subjective Möglichkeit der Religion; mit einem Wort, der Glaube im objectiven und subjectiven Sinne des Wortes, und zwar der Glaube an eine ganz bestimmt fixirte und systematisirte religiöse Weltanschauung wird zur unerläßlichen Bedingung der Religion. Ein abweichender Glaube muß getrübte religiöse Functionen zu Tage fördern, ein entgegengesetzter Glaube muß das Gegentheil der Religiosität, d. h. positive Irreligiosität, zur Folge haben, wie der Mangel an Glauben den Mangel an Religiosität (privative Irreligiosität) mit sich bringt.

Wer nun die Religion für das edelste Gut und den höchsten Besitz der Menschheit erachtet, wer ihren Verlust, ihre Verkehrung ins Gegentheil und ihre Trübung und Entstellung abwehren will, der muß mit allen Kräften dahin streben, den Glauben fest und ungetrübt zu erhalten, jede Schädigung und Verdrängung des alleinseligmachenden Glaubens, jede Verunstaltung der reinen Lehre zu verhüten. Wer Wächter der Religion sein will, muß somit vor Allem Wächter des Glaubens sein, muß bis zum letzten Athemzuge kämpfen gegen Unglauben, Wahnglauben und entstellte Lehre, muß sie in ihre fernsten Schlupfwinkel verfolgen, ihrem Entstehen und Umsichgreifen unter den Menschen mit allen Mitteln vorbeugen, kurz sie wo möglich ausrotten. Wenn die Religion das höchste Lebensinteresse ist, dann muß die Intoleranz, d. h. die Unduldsamkeit gegen den religiös gefährlichen falschen Glauben und seine Vertreter, höchster Lebenszweck sein. Wer hiergegen auftritt und Toleranz im Namen der Humanität und Nächstenliebe verlangt, der weiß nicht, was er thut; denn wie läßt sich Schonung der Bösen mit dem Kampf gegen das Böse, wie Duldung schleichenden Gifts mit der Pflicht des Arztes, wie Duldung einer ungehinderten Verführungsfreiheit

mit der Pflicht der Sorge für die Seele des Nächsten vereinbaren? Toleranz kann immer nur da auftreten, wo die Energie des religiösen Lebens geschwächt ist, wo die Religion aufgehört hat, das höchste, alle andern dominirende Lebensinteresse zu sein, wo schwächliche Sentimentalität und religionslose Humanität dem Menschen die Freiheit nicht mehr verkümmern mögen, sich und Andere auf seine Façon unselig zu machen. Auch die Geschichte bestätigt es, daß alle Zeiten der Blüthe bestimmter Religionen Zeiten der grimmigsten Intoleranz und religiösen Verfolgungssucht waren, und daß Toleranz immer erst in den Zeiten des religiösen Verfalls sich einstellt.

Alle Versuche, vom Standpunkt einer Religion aus die Toleranz zu vertheidigen, müssen nothwendig als Verrath an der Religion selbst sich darstellen, und wenn sie mit noch so geschickter Sophistik geführt sind; es gibt nur einen Weg, Religion und Toleranz zu vereinigen, das ist die Anerkennung der blos relativen Wahrheit jeder bestimmten religiösen Weltanschauung. Diese Anerkennung ist aber unvereinbar mit dem Dogma, daß der religiöse Glaube absolute Gewißheit besitzen müsse, um religiös werthvoll und leistungsfähig zu sein; sie setzt voraus, daß die subjective Ueberzeugung von der Wahrheit des Glaubensinhalts einen Spielraum für die Möglichkeit abweichender religiöser Weltanschauungen von gleichfalls relativer Wahrhrit offen lasse. Und zwar muß dieser Spielraum nicht blos niederen Formen zu gute kommen, welche zu dieser Stufe des religiösen Bewußtseins hingeführt haben, sondern auch coordinirten, welche sie ergänzen, und höheren Formen, welche aus der Gesammtheit der coordinirten Formen hervorgehen sollen; denn sonst könnte man höchstens Toleranz gegen niedere zurückgebliebene Formen und gegen die Unfähigkeit ihrer Vertreter zu höherem religiösem Aufschwung, nicht aber gegen Fortschritts- und Fortbildungsbestrebungen üben, welche um so intoleranter zu verfolgen wären. Wer eine bestimmte historisch gegebene Religion für die absolute Religion hält, der wird nicht umhin können, die aus ihr consequent herausgebildete religiöse Weltanschauung für die absolute Wahrheit und den Glauben an dieselbe für eine absolute Gewißheit zu erklären, damit aber auch die Intoleranz zu einer logischen Consequenz der Religion zu proclamiren. Wer die Verschiedenheit der religiösen Weltanschauungen aus dem Gesichtspunkt der Entwickelung begreift und jeder von ihnen ein gewisses Maß relativer Wahrheit, wie es der jeweiligen Stufe des religiösen Bewußtseins entspricht, zuzuschreiben bereit ist, der wird sich auch gegen die Erkenntniß nicht verschließen können, daß seine eigene religiöse Weltanschauung ebenfalls nur ein Glied im Entwickelungsproceß des Ganzen und darum gleichfalls nur von relativer Wahrheit ist.

Diese Erkenntniß wird die Energie und Intensität des religiösen Lebens nicht im geringsten beeinträchtigen, sobald man sich darüber klar geworden ist, daß das religiöse Verhältniß gar keine Gewißheit, sondern nur einen praktisch ausreichenden Grund von Wahrscheinlichkeit für seine vorstellungsmäßigen Voraussetzungen erheischt. Das evolutionistische Verständniß der Religion ist also nur erreichbar, wenn die naive Verwechselung von Wahrscheinlichkeit und Gewißheit beim religiösen Glauben kritisch enthüllt wird; der evolutionistische Gesichtspunkt ist aber wiederum der einzige, aus welchem — wie vorhin der Conflict zwischen religiöser und theoretischer Weltanschauung — so jetzt der Conflict zwischen religiösem Glaubenseifer und Toleranz gelöst werden kann. Darum ist die kritische Enthüllung jener Verwechselung keine gleichgültige, sondern eine sehr wichtige Sache für die Religion. Wird sie versäumt, und bleibt der Anspruch des religiösen Glaubens auf Gewißheit als ein auch von gegnerischer Seite unkritisch acceptirter bestehen, so ist die nothwendige Folge davon, daß die Religion zu Schaden kommt, weil sie zu sicher gehen wollte; die Gegner erklären dann mit Recht die Concordanzversuche zwischen der Religion einerseits und der Wissenschaft und Toleranz andrerseits für sophistische Truggespinnste, ziehen aber daraus nicht mit den orthodoxen Zeloten die Consequenz, daß Wissenschaft und Toleranz zu verwerfen und auszurotten seien, sondern die entgegengesetzte, daß die Religion eine culturfeindliche Illusion sei. Der Anspruch der Religion auf absolute Gewißheit des Glaubens ist auf die Dauer jedenfalls unhaltbar; sie hat nur die Wahl, entweder sich rechtzeitig mit dem Anspruch auf Wahrscheinlichkeit zu begnügen, oder aber das Kind mit dem Bade ausgeschüttet zu sehen, d. h. die Erfahrung zu machen, daß mit der Entlarvung des illusorischen Charakters der Glaubensgewißheit dann auch der ganze Glaubensinhalt zu den Illusionen geworfen wird. —

Aus dem Gesichtspunkt, daß für den religiösen Menschen der Bestand seiner bestimmten Religion von der unerschütterten Wahrheit seiner religiösen Weltanschauung abhängt, daß mit den religiösen Vorstellungen eo ipso auch die Motivationskraft dieser Vorstellung und die aus diesem Motivationsproceß resultirenden religiösen Functionen mitgesetzt sind, erscheint die religiöse Weltanschauung als das unbedingt Maßgebende für die Religion; es kommt noch dazu, daß es schwer ist, die religiösen Functionen selbst zu beschreiben, leicht aber, die religiösen Vorstellungen zu beschreiben, durch welche sie angeregt werden, daß also alle Mittheilung von Religion und alle Darstellung bestimmter Religionsformen wesentlich auf der Beschreibung der religiösen Weltanschauungen beruht, durch welche die entsprechenden religiösen Functionen erregt werden.

Man braucht nur einen Schritt weiter zu gehen und die psychologische Auslösung der religiösen Functionen als eine bei jedem normalen Menschen selbstverständliche Folgeerscheinung von gleichsam mechanischer Sicherheit des Eintretens anzusehen, dann sinken die eigentlichen religiösen Functionen zu einem kaum noch erwähnenswerthen Zubehör oder Accidenz der religiösen Weltanschauung herab und diese letztere rückt selbst in die Stelle der Religion ein. Der Glaube an die bestimmte religiöse Weltanschauung wird nun zum unmittelbaren Maßstab der Religiosität, und die Bekundung des Glaubens im Bekenntniß zur ausreichenden Legitimation über den Besitz derselben; der Grad der Rechtgläubigkeit gilt nun als entscheidend für den Grad der Frömmigkeit, und der Grad der Eingeweihtheit und Vertrautheit mit allen Einzelheiten und Feinheiten des theologischen Systems wird maßgebend für den Grad der Heiligkeit der Frommen. Hiermit wird die Religiosität des Laien zu einer Religiosität zweiter Klasse herabgesetzt und der Stand studirter Theologen zu einer religiös bevorzugten Stellung emporgeschraubt (wie im pharisäischen Judenthum); der religiöse Eifer bekundet sich wesentlich in theologischem Gezänk um die „reine Lehre" (wie in der altlutherischen Orthodoxie), und die religiöse Hingebung und demüthige Opferwilligkeit offenbart sich nach solcher Verlegung des religiösen Schwerpunkts auf das intellectuelle Gebiet vornehmlich durch das „Opfer des Intellects", d. h. durch die vernunftwidrige Unterordnung des menschlichen Denkvermögens unter die von der Autorität der Kirche legitimirte religiöse Weltanschauung (wie im Katholicismus).

Eine solche Verwechselung der Religion selbst mit ihren vorstellungsmäßigen Voraussetzungen hat allemal eine Verkümmerung der Religion zur Folge; indem das den ganzen Menschen umfassende religiöse Leben zu einseitigem Intellectualismus vertrocknet, tritt gelehrter Hader und Buchstabendienst an die Stelle lebendiger religiöser Anregung, und die Gemeinde der Laien geht auf die Dauer leer aus; bei den berufsmäßigen Vertretern der Religion steigert solcher Intellectualismus die ohnehin schon bestehende Tendenz zur Intoleranz ins Extrem, und das an die Stelle innerer Frömmigkeit gesetzte Lippenbekenntniß führt unwillkürlich zu einer systematischen Züchtung der Heuchelei. Die Beschränkung des religiösen Glaubens auf das intellectuelle Gebiet macht den Glauben todt und unfruchtbar; wo alles Gewicht auf das bloße Fürwahrhalten der religiösen Weltanschauung gelegt und der Eintritt der religiösen Functionen als selbstverständliches Accidenz bei Seite geschoben wird, da müssen die religiösen Functionen allmählich nothwendig verdorren, d. h. das innere religiöse Leben des Gemüths stirbt ab, und darum bleiben dann auch die Früchte aus, die von ihm erwartet werden.

Die Verwechselung von religiöser Weltanschauung und Religion beruht wesentlich auf der falschen Voraussetzung, daß von

den gleichen religiösen Vorstellungen jeder normale Mensch in gleicher Weise afficirt werden müsse. Diese Voraussetzung ist darum falsch, weil bei ihr nicht nur die Verschiedenheit der intellectuellen Anlagen, der charakterologischen Gewöhnung und Gemüthserziehung und der socialen Verhältnisse und Zustände, sondern auch die principielle Verschiedenheit der vom Menschen eingenommenen Entwickelungsstufe des religiösen Bewußtseins außer Acht gelassen ist. Die ersteren Unterschiede erklären die Thatsache verschiedener Sekten, Parteien und Richtungen innerhalb derselben geschichtlich bestimmten Religion; der letztere Unterschied erklärt die andere Thatsache, daß dieselben religiösen Vorstellungen den auf der entsprechenden Stufe des religiösen Bewußtseins stehenden Menschen religiös anregen und vollkommen befriedigen, dem auf tieferer Stufe stehenden Menschen entweder unverständlich bleiben, oder doch blos durch unwesentliche Aeußerlichkeiten imponiren, den zu höherer Stufe emporgestiegenen aber als ideell überwundene historische Ueberbleibsel anmuthen und völlig kalt lassen.

Wo die Vertreter der Religion ein Volk an den Irrthum gewöhnt haben, die religiöse Weltanschauung an die Stelle der Religion zu setzen oder die religiösen Functionen wesentlich auf dem Gebiete der Vorstellung zu suchen, da dürfen sie sich nicht wundern, wenn die Vertreter der theoretischen Weltanschauung diesen landläufigen Irrthum kritiklos acceptiren und in der Ueberzeugung von dem bessern Recht ihrer theoretischen Weltanschauung nicht nur die religiöse Weltanschauung, sondern die Religion selbst durch die theoretische Weltanschauung der Wissenschaft ersetzen zu sollen glauben. Die religiöse Weltanschauung kann ja in der That nur so lange mit irgend welchem Schein von Recht eine gewisse Selbstständigkeit gegenüber der theoretischen Weltanschauung behaupten, als sie die unentbehrliche Voraussetzung des inneren religiösen Lebens und seiner Bedürfnisse bildet; sobald aber dieses Verhältniß von der Theologie auf den Kopf gestellt wird und das innere religiöse Leben als bloßes Accidenz der geglaubten religiösen Weltanschauung behandelt wird, erlischt dieser einzige Rechtstitel, und die theoretische Weltanschauung ist im unbedingten Recht, wenn sie sich an die Stelle der religiösen setzt, und diese, soweit sie von ihr abweicht, einfach negirt. Ebenso sehr aber ist die theoretische Weltanschauung unter den gemachten Voraussetzungen im Recht, sich für den vollgültigen Ersatz der Religion zu proclamiren; denn wenn sie die religiöse Weltanschauung ersetzt, und diese die Stelle der Religion vertritt, so ersetzt sie in der That die Religion selbst.

Die theoretische Weltanschauung tritt gegenwärtig meist in Gestalt der Philosophie (oder doch einer philosophisch sich geberdenden naturwissenschaftlichen Weltanschauung) hervor; der philosophische Irrthum, daß die Philosophie die Religion zu ersetzen habe, steht also auf gleicher Linie und ist der unmittelbare Nachkomme des theologischen Irrthums, daß die religiöse Weltanschauung, d. h. die theologische Dogmatik oder Glaubenslehre, die Religion zu ersetzen habe; beide sind auf dem Boden der verkehrten Annahme erwachsen, daß die religiösen Functionen wesentlich, wo nicht ausschließlich, auf dem Gebiete der Vorstellung liegen. In dem Anspruch, daß die Philosophie oder die Dogmatik die Religion ersetzen solle, ist nun aber nicht mehr Sinn als in dem gleichwerthigen, daß die Nationalökonomie das nationale Wirthschaftsleben, oder die Astronomie den Umlauf der Gestirne, oder die Aesthetik die Kunst, oder die Nahrungsmittellehre die Ernährung ersetzen solle. Die religiöse Weltanschauung ist ein unentbehrlicher und wesentlich mitbestimmender Factor für das religiöse Leben, sie ist, wenigstens für das Bewußtsein, der Ausgangspunkt des religiösen Lebens, und darum sind die auf ihre Ausbildung im religiösen Interesse gerichteten intellectuellen Functionen allerdings als religiöse Functionen zu bezeichnen; aber sie sind nur mittelbare secundäre religiöse Functionen, insofern sie lediglich darauf abzielen, die unmittelbaren, primären religiösen Functionen zu befördern, und darum bleiben diese letzteren immerdar der wahre und eigentliche Inhalt des religiösen Lebens.

Die Philosophie hat in zweifacher Gestalt versucht, die Religion zu ersetzen. Als die altlutherische Orthodoxie in der Neologie und dem theologischen Rationalismus ihr Ende gefunden hatte, da trat der philosophische Rationalismus der vulgären Aufklärung mit dem Anspruch hervor, an Stelle der abgewirthschafteten geschichtlichen Religionen die für alle Menschen von selbst evidente „Naturreligion" oder „Vernunftreligion" zu setzen; der Inhalt derselben war zunächst ein seichter Deismus mit der Ideentrias eines persönlichen Gottes, persönlicher Unsterblichkeit und persönlicher Willensfreiheit, aber schon in den Kreisen der französischen Encyklopädisten schlug dieser geistlose Deismus in ebenso geistlosen Materialismus um, wie er sich neuerdings noch bei uns in dem „neuen Glauben" von D. F. Strauß präsentirt hat. Gegenüber diesem Verfall des philosophischen Theismus in Deismus und Materialismus stand eine aufsteigende Entwickelung des philosophischen (metaphysischen) Monismus von Spinoza durch Fichte zu Schelling, Schopenhauer und Hegel; hier war es im Gegensatz zu der theistischen Transcendenz des persönlichen Gottes die monistische Immanenz des unpersönlichen Gottes, an welche die Speculation sich hielt. Wie viel höher dieser philosophische Gedankengehalt auch stehen mochte, so blieb doch der Irrthum bestehen, daß die Religion, obschon das bestmögliche Surrogat der Philosophie für die unphilosophische Volksmasse, doch für die philosophischen Köpfe in weit vollendeterer Weise ohne Rest durch Philosophie ersetzt werde; gerade bei den vorgeschrittensten Trägern dieser Entwickelung, bei Hegel und seiner Schule, tritt dieser principielle Irrthum am unverhohlensten ans Tageslicht, und obgleich der ergänzende Hinweis auf das Gefühl als die Sphäre des unmittelbaren religiösen Lebens bei Hegel nicht fehlt, so wird doch von dieser Hindeutung praktisch kein rechter Gebrauch gemacht, vielmehr die realen Momente des religiösen Processes in bloße Phasen des Erkenntnißprocesses aufgelöst und intellectualistisch verflüchtigt. A. E. Biedermann war der erste Hegelianer, der diesen Fehler gründlich erkannt und berichtigt hat.

Wenn der Anspruch der Philosophie, die Religion ersetzen zu wollen, ebenso wie der gleiche Anspruch der theologischen Dogmatik für immer zurückzuweisen ist, so erhebt sich doch dessen unbeschadet die andere Frage von Neuem, ob nicht diesem Anspruch eine gewisse Berechtigung innewohne, wenn derselbe darauf beschränkt wird, daß die Philosophie nicht die Religion sondern die theologische Dogmatik zu ersetzen habe. Zum Theil fällt diese Frage mit derjenigen nach dem Verhältniß der religiösen und theoretischen Weltanschauung zusammen, aber sie hat doch einen engeren Sinn als diese. Nicht die Philosophie in ihrer Totalität kann die theologische Dogmatik ersetzen wollen, sondern nur so weit sie die religiösen Functionen selbst und deren unentbehrliche vorstellungsmäßige Voraussetzungen behandelt, d. h. so weit sie Religionsphilosophie ist. Anderseits wird die theologische Dogmatik, wenn sie mehr als blos reproducirende Zusammenstellung der Dogmen, wenn sie wissenschaftliche Bearbeitung der Dogmen sein will, nicht umhin können, zugleich Religionsphilosophie sein zu wollen, und ihr Unterschied von einer nichttheologischen Religionsphilosophie kann nur darin bestehen, daß sie zum Ausgangspunkt und Material ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung die Dogmen einer bestimmten geschichtlichen Religionsform nimmt, während diese die letzte und höchste im gesammten Entwickelungsgange der Menschheit erreichte Stufe des religiösen Bewußtseins zum empirischen Material der wissenschaftlichen Bearbeitung wählt.

Aus dieser Unterschiedsangabe ersieht man, daß die Religionsphilosophie die Dogmatik nur deshalb und insofern nicht als reine Religionsphilosophie anerkennen kann, weil und insofern sie dieselbe des Irrthums zeiht, eine bereits ideell überwundene Stufe des religiösen Bewußtseins, wie sie in den Dogmen einer bestimmten Religion vorliegt, für das geeignetste empirische Material zur wissenschaftlichen Extrahirung des bis jetzt höchsten religiösen Bewußtseinsinhalts anzusehen und zu behandeln; die Dogmatik hingegen kann einer nichttheologischen Religionsphilosophie — abgesehen von inhaltlich abweichenden Ergebnissen — keinen andern principiellen Mangel mehr verwerfen, als daß sie die Anknüpfung an die historisch überlieferten

Dogmen einer bestimmten Religion unterläßt und darum didaktisch nicht geeignet ist für die praktische Vorbildung von Geistlichen dieser bestimmten Religion. Die Dogmatik verbindet praktisch theologische Zwecke mit wissenschaftlichen, und muß darum nothwendig ein Mehreres bieten als die Religionsphilosophie, welche nur wissenschaftliche und keine praktischen Zwecke kennt; die Rechtfertigung dieser praktischen Zwecke der Dogmatik beruht auf der Voraussetzung, daß entweder diese Religion selbst die letzte und höchste bisher erreichte Stufe des religiösen Bewußtseins repräsentire, oder daß doch der Glaubensinhalt einer ihr überlegenen Stufe nur in ihrem Vorstellungsmaterial und ihren Formeln adäquat darstellbar sei.

Sind diese Voraussetzungen richtig, so kann die Religonsphilosophie die Dogmatik unbedingt nicht ersetzen; ihr Nutzen ist alsdann darauf beschränkt, den Dogmatikern aller bestimmten Religionen Anregungen, Impulse und Beihülfen zur Fortentwickelung ihrer betreffenden Dogmatiken zu gewähren und nur für diejenigen philosophisch gebildeten Menschen die Stelle einer Dogmatik zu ersetzen, welche in keiner der gegebenen Religionen mehr eine ihrem religiösen Bedürfniß entsprechende Vorstellungswelt zu finden vermögen. Sind aber jene Voraussetzungen der Dogmatik nicht richtig und selbst nur einem einseitigen dogmatischen Vorstellungskreis angehörig, dann allerdings kann die Religionsphilosophie in stetig wachsendem Maaße die Dogmatiken aller noch bestehenden Religionen ersetzen; dann beruht das Recht des Fortbestehens dieser Dogmatiken neben der Religionsphilosophie nicht auf einer ideellen selbstständigen Bedeutung, sondern lediglich auf einer realistischen Connivenz der Wissenschaft gegen die Rückständigkeit der breiteren Volksschichten hinter der vorausgeeilten culturtragenden Minderheit. Die Dogmatik kann alsdann ihre Anknüpfung an die Vorstellungen und Formeln einer ideell überwundenen Stufe des religiösen Bewußtseins nur noch damit zu rechtfertigen suchen, daß dieselbe, obzwar wissenschaftlich inadäquat, doch praktisch unentbehrlich sei, weil die ideell überwundene Religionsstufe mit geschichtlichem Beharrungsvermögen noch in der Masse des Volkes wurzele, und es Aufgabe der religiösen Lehrer des Volkes sei, bei der religiösen Erziehung desselben an die dem religiösen Gemeindebewußtsein geläufigen Vorstellungen und Glaubenssätze anzuknüpfen und von diesen aus das Volk allmählich zu den höheren und reineren Ideen emporzuführen, welche ihren adäquaten Ausdruck allerdings nur in den wissenschaftlich geläuterten Formeln der Religionsphilosophie finden können. Aus diesem Gesichtspunkt erscheint dann die Dogmatik als religionsphilosophische Propädeutik für die Geistlichen (und somit indirect für das Volk) und das höchste Ziel, dem die Dogmatik nachstreben kann, ist dann das, Krypto-Religionsphilosophie zu werden, d. h. alle Vorstellungen und Formeln des überlieferten Dogmenkreises so umzudeuten, daß der Inhalt der Religionsphilosophie trotz der unangemessenen dogmatischen Umhüllung möglichst getreu zur Darstellung gebracht wird.

Wie groß auch in geschichtlicher Hinsicht der propädeutische Werth solcher mit sanfter Hand hinüberleitenden Dogmatik sein mag, so kann die Wissenschaft doch nicht anders, als die Unwissenschaftlichkeit derselben, soweit sie sich von der Religionsphilosophie unterscheidet, aufdecken; denn wie groß auch inhaltlich der religionsphilosophische Werth der in dieser Richtung sich bewegenden Arbeiten sein mag, es ist und bleibt formell unwissenschaftlich, erstens, daß sie ihre religionsphilosophischen Goldkörner in den Schlacken dogmatischer Umhüllung verbergen, anstatt sie als lauteres Metall darzubieten, und zweitens, daß sie den Dogmen einer überwundenen Stufe des religiösen Bewußtseins geschichtswidrige und vernunftwidrige Gewalt anthun, um sie zum Ausdruck der religionsphilosophischen Wahrheiten einer höheren Stufe brauchbar zu machen, wozu dieselben doch der Natur der Sache nach auf keine Weise wahrhaft brauchbar werden können. So gewiß demnach eine noch so scharfsinnig im Einzelnen durchgeführte Dogmatik die Religionsphilosophie zu ersetzen außer Stande ist, so gewiß ist die Religionsphilosophie dazu berufen und befähigt, die Dogmatik allmählich in immer weiteren und weiteren Kreisen zu ersetzen, und spätestens dann ganz an deren Stelle zu treten, wenn die Dogmatik ihre historische Aufgabe einer religionsphilosophischen Propädeutik in ausreichendem Maße erfüllt haben wird.

Spaziergänge auf der Insel Zante.

Von Hans Hoffmann.

In wenig mehr als zwei Stunden führt das Dampfschiff von dem kleinen peloponnesischen Hafen Katákolo — dem Ausfuhrhafen des „Deutschen Hauses" von Olympia — hinüber nach Zante oder Zakynthos; die directe Entfernung von dem nächsten Punkte des Festlandes beträgt sogar nur 2—3 deutsche Meilen. Diese schmale Wasserstraße aber trennt zwei merkwürdig verschiedene Welten, trennt Asien von Europa, eine Wüstenei von einem Paradiese.

Wer den Peloponnes durchritten hat, bringt den allgemeinen Eindruck mit sich eines höchst interessanten, manchmal sehr großartigen, manchmal hinreißend schönen, immer aber öden, einsamen, tief melancholischen Landes. Herrliche Berge hat er gesehen und romantische Thäler, beide meist völlig kahl, selten mit Buschwerk, noch seltener mit wirklichen Wäldern besetzt, einige stattliche Burgruinen des Mittelalters, sehr wenige und kümmerliche antike Reste — aber nicht hat er „vieler Menschen Städte gesehen"; kaum daß am Ende jeder langen, mühevollen Tagereise ein armseliges Städtchen winkt: denn welch elende Barackenhaufen sind selbst die größeren Orte wie Argos, Tripolis und Pyrgos! Ein gesundes Ackerfeld, sonst dem Naturschwärmer ein mäßig begeisternder Anblick, hier wird es zur erquickenden Augenweide und eine ordentliche prosaische Fahrstraße lernt man mit freudigem Staunen begrüßen. Denn wahrlich, kaum ein anderes Gefühl ist am Ende einer Peloponnesreise so mächtig als die gerührte und dankbare Bewunderung der wahrhaft seiltänzerischen Fähigkeiten des arkadischen Bergrosses! Kein Hals, kein Bein, kein Finger ist gebrochen auf solchen Pfaden!

Und welche Nachtquartiere hat man erduldet! Hier bestand das einzige Meublement des gastlichen Gemaches aus einem alten Sacke, der die Stelle des antiken Impluvium vertrat und den durch ein ansehnliches Löchlein der Decke hereinsäuselnden Regen auffing, dort rieselten die Hagelkörner durch die Spalten des Daches ohne Umstände in die Kaffeetassen, die Abkühlung des heißen Getränkes munter fördernd, während man erschöpft und frierend in denkbar engster Gemeinschaft mit Hunden, Katzen, Hühnern, Schweinen und leider sogar Menschen um das grenlich qualmende Feuer kauerte und vergebens nach einer halbwegs menschenwürdigen Mahlzeit seufzte.

Wer nie Pilláf*) mit Unschlitt aß,
Wer nie den Schirm im Bett aufspannte,
Wer nie am Mangal**) fröstelnd saß,
Der kennt dich nicht, du göttliche Levante!

singt ein modernes west-östliches Volkslied, das der Peloponneswanderer seufzend als melancholischen Abendsegen zu murmeln pflegt.

Und, o heilige Fluth des Alpheios, unlieblich ist es, deine winterlich reißende Fluth auf unsicherer Furt zu durchreiten, bis zu den Knien im Wasser, und bis zum Haupte von der bleichen Furcht geplagt, aus dem schwankenden Sattel stürzend mit ganzem Leibe ein unwillkommenes und nicht ungefährliches Bad zu erleiden!

Ja es ist ein trauriges, unfreundliches, freudenleeres Land geworden, das stolze Reich des alten Pelops, und ein armseliges, schmutziges, unlustiges und gedrücktes Volk seine Kinder, unschön an Bildung und von geringer Anmuth — das ist kaum

*) Reisbrei.
**) Kohlenbecken.

mehr Halb-Asien, sondern ganz echtes, ungeschminktes türkisches Asien — — und in Zakynthos kehren wir nach Europa heim.

Betten! Gute Mahlzeit! Trinkbarer Wein ohne Harzzusatz! das sind die drei ersten Zaubergrüße, mit denen dies goldene Eiland uns empfängt! aber es sind die letzten und einzigen nicht: Zante, fior di levante! Noch heute kann es mit gleichem Recht wie vor Jahrhunderten die Blume der Levante heißen!

Der erste Anblick des Landes von der Seeseite ist freilich nicht gerade der glücklichste, obgleich die langgestreckte weiße Linie der Stadt mit dem belebten Hafen gar freundlich und gastlich herüberwinkt. Aber unmittelbar dahinter erhebt sich ein hoher, von einem alten Kastell gekrönter Hügelrücken, der durch Erdbeben vielfach zerrissen und in unmalerische und nicht eben schöne Formen zerfallen ist, während er zugleich jede weitere und schönere Aussicht völlig abschließt.

Der sich so sichtlich und greifbar darstellende Reichthum des Landes ist keine Augentäuschung, sondern glückliche Wirklichkeit; diese kleine Ebene ist eine der wenigen wahrhaft fruchttragenden Strecken des unglücklichen Hellas von heute. Und der Segen der Natur ist wacker ausgenutzt; kein Fleckchen der weiten Fläche ist unbebaut, und zahllose Gräben geben Zeugniß, daß man dem schlimmsten Feinde der südländischen Cultur, dem Wassermangel, mit Sorgfalt zu begegnen weiß. Gleich die nächsten Nachbarn von Zante, die Bauern, Winzer und Kaufleute von Kephallenia (Cefalonia) bilden den vollkommensten Gegensatz. Ihr Land ist rauh, sehr gebirgig, schroff und steinig, es fordert strenge Arbeit, um fruchtbar zu sein — und also wird diese Arbeit geleistet. Jedenfalls habe ich nie ein gastfreieres, gefälligeres und lebhafteres Völkchen kennen gelernt, im starken Unterschied — soweit meine persönliche Erfahrung reicht — von den dumpferen Peloponnesiern; und da mag man sich gern erinnern, daß wie auf den östlichen, so auch auf den ionischen Inseln nach dem Urtheil der Gelehrten sich hellenisches Blut weit reiner erhalten hat als auf dem von Slaven und Albanesen überschwemmten Festlande. Auf Zakynthos gilt dies besonders von den weltfernen Dörfern hinter jenem abschließenden Gebirgswalle.

Der beständige Anblick dieser letzteren Schranke reizte mehr und mehr meine Neugier, zu wissen, wie es drüben aussehe. Denn Genaueres, als daß es auch dort Dörfer und Menschen gebe, wußte mir in der Stadt Niemand anzugeben; Keiner, so Viele ich fragte, hatte das verhüllte Land mit Augen gesehen. So genügsam sind diese Menschen auch in ihrem Wissensdurst. Die Karte gab nur mangelhafte Auskunft; ich stellte mir etwa eine zweite Ebene vor, die sich jenseits zum Meere senke, wie man solchen plötzlichen Anblick auf Korfu von der Höhe des nördlichen Gebirgszuges mit Entzücken genießt. Ich beschloß, die Entdeckungsfahrt zu unternehmen.

Eines Morgens rüstete ich mich mit etlichen tragbaren Speisen und Erfrischungen und durchzog die Ebene, eine köstliche Wanderung in der behaglichen Februarsonne, doch ohne Zweifel im April oder gar Mai schon äußerst beschwerlich, denn nicht allzu hänfig streut ein Oelwäldchen seinen lockeren Schatten über den Weg. Zante besitzt, wie alle jonischen Inseln, den im übrigen Hellas fast unerhörten Luxus vortrefflicher Straßen, welche das Land in allen Richtungen bis zu den entlegensten Dörfern durchziehen: selbstverständlich ein englisches Vermächtniß. Nach etwa zwei Stunden gelangte ich an den Fuß des Berges, an einer zufälligen Stelle, da ich aus verfehltem Abkürzungstriebe abseits von der eigentlichen Straße und dem Paß gerathen war. In eigensinniger Consequenz einen Umweg vermeidend, kletterte ich pfadlos gerade hinauf durch eine flache, steile Schlucht, ein äußerst anstrengender, aber durch den immer offenen herrlichen Rückblick beständig neu erquickender Aufstieg; es ist überall hier eitel Stein und Geröll, nur mäßig mit Gras und ganz niedrigem Gestrüpp bewachsen.

Als ich in halber Höhe meiner Schlucht in tiefer sonniger Einsamkeit betrachtend einmal ruhte, sah ich plötzlich von unten her einen wild aussehenden Kerl in unglaublich schnellen Sprüngen die Steile hinauf eilen; es war offenbar, er hatte es auf mich abgesehen. Ich lockerte mein Brodmesser, welches ich sonst ach! nur scherzweise mit dem Namen Dolch geschmückt, sah mich auch nach einem Feldsteine um: doch leider, sie waren ringsherum so groß, daß sie wohl ein homerischer Held, nicht aber zwölf Männer wie sie jetzt sind als Waffe hätten schwingen können. Der verdächtige Andringling aber war mit einem mächtigen Stabe bewaffnet, welcher dem Begriff einer Keule noch bequem unterzuordnen war. Mit einem schmerzvoll tastenden Griffe nahm ich Abschied von meinem Reisepfennig und meiner treuen Uhr und ergab mich dumpf.

Da stand der Gefürchtete vor mir, auf seine Keule gelehnt, und betrachtete mich — Gott sei Dank, nicht mit wilden, auch nicht mit arglistigen, ja nicht einmal mit mitleidigen, sondern geradehin mit vollbewundernden Blicken!

„Herr, Du bist ein Europäer!" rief er endlich aus, „ich merkte, daß Du ein Europäer seist, und darum wollte ich Dich betrachten."

Ich ließ mich betrachten.

„Bist Du ein Engländer?" fragte er dann.

„Nein, ein Deutscher."

„Ein Deutscher! Das ist besser noch! — Bismarck!!"

Seine Bewunderung meiner Person stieg nun sichtlich zu einer solchen Höhe, als wäre ich der große Kanzler selbst oder mindestens dessen leiblicher Sohn gewesen. Da hielt ich es für nöthig, ihn ein wenig über meine Unwürdigkeit aufzuklären und ihm zu versichern, daß der echte Bismarck mich schier um Hauptes Länge überrage, abgesehen davon, daß er mir auch sonst in etlichen Stücken ein wenig überlegen sei.

„Ja," sagte er mit der wichtigen Miene eines Wissenden, „Bismarck ist der größte Mann der Welt. *Ὁ Βίσμαρκ εἶνε ὁ μεγαλίτερος ἄνθρωπος τοῦ κόσμου!*"

Weiter forschte er, ob es Krieg geben werde. Ich mußte meine Unwissenheit bekennen, gestand aber auch, daß nach meiner Ansicht weder der König, noch der Sultan, noch der Kaiser Wilhelm, noch Bismarck etwas völlig Sicheres vorhersagen könne.

„Ja dann," meinte er, „wenn es der Bismarck nicht weiß, dann ist Der da oben der Einzige, der es wissen kann."

Auch den Kaiser Gulielmos mußte ich meinem göttlichen Ziegenhirten — als solchen ließ ihn die nähere Betrachtung seines friedfertigen Stabes und seine tief unten zerstreute Herde erkennen — genau nach seinem Aussehen, seiner Größe, seinem Alter schildern, und dies Alles, sowie insbesondere die stattliche Rüstigkeit des hohen Greises erregte seine tiefste Bewunderung.

Als ich ihm endlich zum Abschied die Hand drückte, fragte er noch: „Hungerst Du nicht, dürstest Du nicht, wenn Du wanderst?" Da ich nicht leugnen konnte, daß ich gelegentlich diesen menschlichen Schwächen unterworfen sei, gab er mir den Rath, das erste beste Bauernhaus zu betreten: „Sie geben Dir, was sie haben, und verlangen nichts dafür." Ich fand noch am selben Tage Gelegenheit, die Wahrheit dieser tröstlichen Verheißung zu erproben.

Nach einem letzten langen Blick der Bewunderung kehrte er in großen Sprüngen zu seinen Ziegen drunten zurück, und ich setzte keuchend, und doch gehobenen Muthes, meinen Weg zur Höhe fort. Und so sei denn jeglichem deutschen Manne, dem das undankbare Vaterland den verdienten Zoll der Anerkennnng seiner Person und seiner Thaten vorenthält, ernstlich gerathen, sich nach Hellas aufzumachen: sein Sehnen wird gestillt werden.

Endlich erreichte ich den höchsten Rand des Berges und fand hier freilich, was den erhofften Blick in das jenseitige Land betrifft, eine ziemliche Enttäuschung.

Ich sah vor mir nichts als eine wüste steinige Hochfläche von mäßigem Umfange, eine leichte Einsenkung der Berghöhe, einsam und nur wenig belebt durch einige kleine Kornfelder und ein winziges Wäldchen von immergrünen Eichen — einen kümmerlichen Rest des homerischen Waldreichthums der *ὑλήεσσα Ζάκυνθος*, und doch auch so noch erquickend für das Auge schon durch die Seltenheit des Anblicks und erquickend für den müden und erhitzten Leib durch den traulichen Schatten der dicht verschlungenen dunkelgrünen Zweige jener schönen Bäume. Ein ver-

borgenes Stückchen träumerischer Romantik auf dem lustig-nüchternen Eiland. Der friedliche Glockenklang eines nahen stillen Klösterleins konnte solchen Eindruck stimmungsvoll verstärken.

Später belehrte ich mich, daß die ganze westliche Hälfte der Insel aus ähnlichen begrenzten Hochflächen besteht, welche zwar Dörfer tragen und Menschen ernähren, aber an Fruchtbarkeit und Schönheit mit der großen Tiefebene keinen Vergleich zulassen. Zuletzt fällt dieses Bergland steil und hafenlos zum jonischen Meere ab, ähnlich wie auch Korfu eine freundliche und gastliche Seite nur dem Festlande zeigt, gegen die offene See sich mit starren Felsenwänden panzert.

Wenn nun zwar dieser Einblick in das Stückchen Bergland den mühevollen Aufstieg kaum würdig belohnt hätte, so that sich dafür um so entzückender dem rückwärts wieder nach Osten Schauenden ein gewaltiges Gemälde voll Pracht und Herrlichkeit auf, das ich getrost den allerglänzendsten Leistungen des gesammten Mittelmeeres an die Seite stelle. Breit dehnt sich als Vordergrund zu unsern Füßen die glückliche Ebene, von den freundlichen Oelbergen reizvoll umrahmt, die aus dieser Höhe wie leichte anmuthige Erdwellen erscheinen und nur zur Rechten sich kräftig zusammenfassen und erhöhen in dem isolirten, stattlichen, kühn zugespitzten, kahlen Berge Skopós, dessen Höhe von fast fünfhundert Metern ein ansehnliches Kloster krönt. Zur Linken, in schöner Gruppirung dem Skopós entsprechend, schließt sich die Nachbarinsel Kephellania mit ihrem mächtigen, 1500 Meter hohen, dunkel bewaldeten Monte nero oder Elatos scheinbar ungetrennt an Zakynthos an.

Und nun im Mittelgrunde das Meer! Nach Norden, Osten und Süden sieht man es das blühende Land umfluthen, mannichfach und reizend gegliedert in Sunde, Golfe und Buchten, dies leuchtende Meer unter griechischem Himmel!

Das Allerherrlichste aber ist zuletzt der weite Hintergrund, der das schönste Bild mit schönerem Abschluß vollendet. Hinter jenem breiten blauen Streifen überblickt man die Küsten von Hellas bis tief ins bergige Land hinein in einer kaum glaublichen Ausdehnung. Fern im Norden thürmen sich die dichtgedrängten weißen Zacken der wilden Gebirge von Akarnanien und Aetolien, getrennt durch die tief einschneidende Bucht bei Patras von dem prächtigen Kranz der Peloponnesischen Höhen. Vor allen schön bauen sich die letzteren auf: in langen reinen Linien schwingen sich die schneeschimmernden Ketten von Achaia, Arkadien und Messenien um den weiten Horizont, bis südöstlich in letzter Ferne noch die scharfen Spitzen des fünfzackigen Thaygetos dem freudig staunenden Auge begegnen. Die ganze Westhälfte von Hellas in Einem Blick!

All diese Gebirgsmassen aber scheinen sich sinnvoll zu gruppiren, wie um einen festen, leuchtenden Mittelpunkt, um den schönsten aller Berge, den tief beschneiten Olenos oder Erymanthos, dessen wundervolle Pyramide sich gerade uns gegenüber, 2250 Meter hoch, hinter der Ebene von Elis emporhebt. Ein Meisterstück klassischer Composition, das die Natur selber hier in malerischer Laune gebildet!

Wer aber möchte bei dem Zauber solches Bildes noch daran denken, daß jene verführerisch blinkenden, lockenden Küsten und Berge in Wahrheit nichts Anderes als die traurigste Einöde verhüllen? Und gar beim Anblick dieses lachenden Riesengartens zu meinen Füßen wollte mir der eben vollbrachte Ritt durch das schöne Jammerland da drüben fast wie ein böser Traum vorkommen.

Ein geschickter Pessimist könnte hier ein sinnreiches Symbol des Verhältnisses von irdischer Schönheit und irdischem Glück zu Papiere bringen.

Ein geschulter Reisender aber pflegt — wenigstens in der für den Druck bestimmten Beschreibung — an einer solchen weitschauenden und zugleich hochklassischen Stelle unverzüglich den eigens dazu mitgebrachten Homer — selbstverständlich im Urtext — aus der Tasche zu ziehen und einen möglichst ortsbezüglichen Passus zu lesen, beziehungsweise zu declamiren, worauf ihm dann mit erfreulicher Geschwindigkeit ganz neue Lichter sowohl über die Dichtung als über die Landschaft aufgehen. Ich meinerseits verzichte bescheiden auf so hochcultivirten Doppelgenuß, ganz wie mir zu einem schönen Gemälde die schönste Musik eine höchst unerwünschte und nur verwirrende Zugabe wäre. Und wozu auch die Umstände? Wir athmen ja doch unmittelbar und ohne mühselige Beschwörung den Duft homerischer Poesie aus diesen Linien und Lüften, wir werden ihn nicht los, den göttlichen Dulder Odysseus, er schifft überall mit uns über diese Meere und schweift mit uns um alle diese Inseln und Gestade — und wiederum, wenn wir später daheim im stillen Studirstübchen die ewigen Gesänge wieder lesen, da werden wir's schon merken, daß wir nicht umsonst das Land Homers mit Augen gesehen haben. Die wohlbekannten Helden und Götter werden in neuem Sonnenglanze und auf festerem Boden fortan vor unsern Augen wandeln. Wer kann sich das Phäakeneiland Scheria je wieder anders vorstellen als unter dem Bilde von Korfu, nachdem er dies Land der Wonne kennen lernte? Und wer sähe nicht mit verdoppelter Freude seinen Odysseus heimkehren in jenes reizende Ithaka mit seinen engen, traulichen, vielgewundenen Fjorden, seinen stattlichen Felsenwänden und seinem freundlichen, rebenübergrünten Thal? Eine Heimat, nicht unwerth, mit endlosem Heimweh gesucht zu werden!

Als ich endlich von meiner hohen und herrlichen Warte auf einem besseren, gebahnten Wege hinabgestiegen, das anmuthig dicht am Bergesfuß gelegene Dorf Galaro durchschritt, kam plötzlich ein Bäuerlein eifrig hinter mir hergelaufen und rief mit freundlichem Winke: „*Κύριε, κύριε*, hungerst Du nicht? Dürstest Du nicht . . .?"

Ich durfte beides mit Ernst bejahen und ließ mich nicht zu lange nöthigen, ein Glas Wein und einen Bissen Brod in seinem Hause einzunehmen. Das Haus unterschied sich sehr erfreulich von den arkadischen Hütten des Schmutzes und Elends; es war zweistöckig und besaß in seinem oberen Stockwerk sogar eine „gute Stube" von anständigem Aeußern, in welche ich mit sichtlicher Freude und Stolz als geehrter Gast eingeführt ward. Wie ich eintrat, beeilte sich die Gattin meines freundlichen Wirthes zuallererst, eine schlimme Nachlässigkeit, die sie offenbar eben entdeckte, wieder gut zu machen: die ewige Lampe vor dem Bilde der Allheiligen war erloschen und wurde nun in Hast vor dem Fremdling wieder angezündet. Dann erhielt ich an Speise und Trank, soviel mein Herz begehrte, gebratenes Fleisch, trinkbaren Wein, zuletzt guten Kaffee und guten Tabak. Unter diesen trefflichen Spenden aber bemühte sich mein Bäuerlein, mir in der üblichen Weise durch hundert Fragen die tiefsten Geheimnisse der europäischen Diplomatie zu entreißen, und nachdem ich mit den gewohnten discreten Andeutungen meine Meinung geäußert hatte, ging er auf meine persönlichen Verhältnisse und Zwecke über.

„Was thust Du in Hellas? Gräbst Du in Olympia?"

Ich wußte schon aus älterer Erfahrung, daß es unmöglich sein würde, ihn von meiner völligen Unschuld an archäologischen Thaten zu überzeugen, schlug deshalb der Wahrheit gelassen ins Angesicht und ließ ihn bei dem Glauben. Denn in diesen Gegenden, noch so nahe dem heiligen Bezirk, ist die Kunde von dem schönen Werke des deutschen Reiches auch in die einsamen Dörfer gedrungen, und jeder Deutsche wandelt hülflos von einem archäologischen Nimbus umgeben unter den Hellenen umher. Nicht zu seinem Schaden, denn die Ausgrabungen werfen kaum minder als der französische Krieg und der Herrscher im Donnergewölk Bismarck einen stark verklärenden Abglanz auch auf das schäbigste deutsche Haupt.

Und nun doch wieder Bismarck und kein Ende! Ja wirklich, so ungefähr unter dem Bilde des olympischen Zeus stellen sich die Hellenen den großen Kanzler vor; er ist's, der in eherner Hand allein die Wage aller europäischen Reiche hält. Darum hegten sie damals einen stillen, mit demuthsvoller Bewunderung freilich immer noch verträglichen Groll wider ihn, weil er ihnen Thessalien und Epiros nicht so ohne weiteres auf dem Präsentirteller darbieten wollte — denn woran konnte es liegen als an seinem guten Willen? Es war keine leichte Aufgabe des Patrioten,

unsern Kanzler hierin weiß zu brennen und doch keinen Zweifel an seiner unbedingten Allmacht aufkommen zu lassen.

Nicht verschwiegen soll werden, daß ich — um das furchtbare Bild des ehernen Halbgottes in eine etwas menschlich-vertraulichere Beleuchtung zu rücken — gelegentlich merken ließ, daß der Gewaltige trotz alledem auch der irdischen Gebrechlichkeit gewisse Zwangszölle entrichte ...

„Ach, den Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr ..."

„Ja," sagte mein Bauer ernst und bedeutungsvoll, „das kommt vom Denken!" Und er wiegte bescheiden sein lockenumwalltes, struppiges Haupt.

Als ich endlich nach vollbrachter Mahlzeit meinen wißbegierigen Wirth nach der Schuldigkeit fragte, siehe da ward mir das menschenfreundliche „Nichts!" zur Antwort, und auf mein weiteres Andringen, wenigstens einen kleinen Entgelt seiner Auslagen nicht zu verschmähen, erwiederte er beharrlich: „*Εἶνε χρέος*! Es ist Pflicht!" Und dabei blieb es. Nicht einmal ein Trinkgeld war anzubringen: und „solches" sagt Konrad Ferdinand Meyer „ist nicht irdisch. So handelt nur ein Himmlischer."

Dagegen litt er mit sichtlicher Freude, daß ich seinen Namen zum Angedenken in mein Taschenbuch eintrug. Die alte hellenische Liebe zum Nachruhm! Stilianós Mylonâs, d. i. Stilian Müller, so hieß der Wackere.

All jene sinnvollen Gespräche konnte ich freilich nur mit bedenklichen Mühen, mit häßlichem Stottern und Radebrechen führen. Wenn ich aber solcher mangelhaften Beherrschung der Landessprache mich selbst anklagte und dagegen, um nicht ganz die Achtung zu verlieren, eine vollkommene Sicherheit im Altgriechischen heuchlerisch vorgab, so ward mir allemal, hier wie anderwärts die Antwort: „Du, Herr, verstehst die richtige hellenische Sprache, wir sprechen eine schlechte und falsche." So tief ist die archaisirende Sprachweisheit der atheniischen Klassicisten ins Volk gedrungen. So fragte ich einst einen Knaben in einem korfiotischen Dorfe nach verschiedenen Vocabeln. Z. B. „Das Pferd?" — „Wir sagen *ἄλογο*, es heißt aber *ἵππος*." — „Der Esel?" — „Wir sagen *γαΐδαρο*, er heißt aber *ὄνος*." — „Das Haus?" — „Wir sagen *σπίτι*, es heißt aber *οἶκος*", u. s. f. Freilich durfte jener Knabe einen besonderen Grund zur Bevorzugung antiker Sprachformen anführen, denn er hieß Perikles — *ὁ τοῦ Ξανθίππου*, setzte er mit stolzem Lächeln hinzu und gab sogleich in wohlgesetzter altattischer Rede eine gedrängte Uebersicht der Verdienste seines großen Namensahns. Es ist aber in der That das wahrhaft fanatische Streben sämmtlicher Neugriechen, eine sprachliche Entwicklung und Neubildung von etwa anderthalb Jahrtausenden schlankweg zu verleugnen und sich mit Hast und aller Gewalt auf die Sprache des Demosthenes zurückzuschrauben — und doch muthen sie sich damit Größeres zu, als wenn uns etwa eines schönen Tages vom hohen Cultusministerium decretirt würde, uns fortan der reinen Sprache des Nibelungenliedes wieder zu bedienen! Sie werden aber allzumal ernstlich böse, wenn Jemand die Vernünftigkeit solcher Schulmeisterei bezweifelt — denn sie wittern dahinter alsbald einen blasphemischen Zweifel an der Reinlichkeit ihrer urhellenischen Abstammung! Und freilich, ist es zu verwundern, wenn ein Volk, dem die Gegenwart so wenig Grund zu Stolz und Freude gibt, sich doppelt gern einer noch so fernen Vergangenheit getröstet? —

Nach so mannichfachen und so ruhmvoll bestandenen Abenteuern dieses Marsches glaubte ich mich moralisch berechtigt, den folgenden Tag mit desto bequemerem Schlendern durch die nächste Umgebung der Stadt gemächlich hinzubringen. Und reich belohnte sich auch die genügsamere Schaulust, ja, ich lernte noch ganz neue, stillere Reize der prächtigen Insel kennen. Unmittelbar neben der Stadt streckt sich in nördlicher Richtung eine Hügelkette am Meere hin, schroff, dünenartig zum schmalen Strand abstürzend, dicht mit Oliven bestanden. Hier haben die wohlhabenden Familien von Zakynthos ihre Landhäuser, meist einfach und von anspruchsloser Bauart, doch beneidenswerth ob ihrer Lage hoch am Bergesrand mit dem vollen, weiten Blick auf die leuchtenden Küsten des Festlandes, sie selbst umgeben von zierlichen, immer blühenden Gärten, die meist dem Wanderer harmlos offen stehen und ohne Zaun und Hecke frei in die weite Oelpflanzung übergehen. Dieser seltsame Baum mit seinem knorrig zerrissenen Stamm und seinen matten, graugrünen, wenig beweglichen Blättern ist gerade in solcher lachenden, farbenbunten Landschaft von wunderbar abtönender, mäßigender und wohlthuender Wirkung, zumal wo seine stille Eintönigkeit wie hier beständig durch die Gärten unterbrochen und fröhlich belebt wird. Wilde Rosen hängen hier auch im Februar in reicher Fülle von den hohen und starren Aloeblättern hernieder, und die allerprächtigste Ueberraschung ist es, wenn plötzlich ein fruchtbeladener Orangengarten mit seiner berauschenden Farbengluth aus dem ruhigen Waldesdämmer auftaucht.

Es sind wahrhafte kleine Paradiese, jene bescheidenen Schlößchen am Meer, köstlich schon in ihrer winterlichen Einsamkeit: und wie mag sich im Sommer diese Stille reizend beleben mit den gepriesenen Schönheiten von Zante und ein heiteres Treiben der Jugend von Haus zu Haus walten! Die träumende Phantasie wenigstens mag sich solche Zauberschöpfungen einer verschwenderischen Natur und kluger Menschenhand nicht gern anders denn als Lieblingsstätten auch des reinsten menschlichen Glückes vorstellen. —

Und nun zum Abschied noch einmal hinauf zum hochragenden Castell! Noch ein allumfassender Rundblick auf Stadt und Insel und Meer und benachbarte Küsten, ein herrlicher Scheideblick für den zumal, der das Land zuvor mit Freuden durchwandert und die höchsten und die stillsten Reize der „Blume des Ostens" Blatt für Blatt genossen hat — noch ein Gruß dem hohen Erymanthos! Und dann hinab — die Rauchsäule dort im Süden verkündet den nahenden Dampfer — und Zakynthos ist nicht die einzige glückliche Insel des jonischen Meeres!

Ein rheinisches Sängerfest.

Man braucht unseren wohlbesungenen Rheinstrom nicht häufig befahren zu haben, um von rheinischen Weinen, rheinischen Frauen und rheinischen Sängerkehlen, seinen drei edelsten Erzeugnissen, einen annähernd richtigen Begriff nach Hause zu tragen. Zur genauen Kenntniß der schönen Dreiheit ist natürlich ein längerer Aufenthalt nöthig. Weine, Frauen und Sänger müssen einer gründlichen Nagelprobe unterworfen werden, um ihren wahren Charakter zu erforschen, ein Mittel, das bei den Frauen, wenn man es in verkehrtem Sinne anwendet, allerdings sein Bedenkliches hat, richtig, d. h. im uneigentlichen Sinne gefaßt, aber seine Wirkung auch bei ihnen nie verfehlt. Von der rheinischen Sangeslust, der elementaren Kraft und Fülle rheinischer Kehlen und die fast epidemisch gewordenen permanenten Züchtungen und Neugründungen rheinischer Männergesangvereine und kleinen und großen Preis-, Fest- und Wettsingen ist man auch draußen im Reich unterrichtet. Weniger bekannt dürfte es sein, daß gerade die ältesten, besten, musikalisch leistungsfähigsten Männergesangvereine der schönen Provinz durch strenges Perhorresciren jeder Betheiligung an öffentlichen Preissingen ihrer Popularität und öffentlichen Anerkennung eine Grenze gesteckt haben, deren Ueberschreitung im Interesse des von ihnen vertretenen Kunstzweiges sehr zu wünschen wäre. Es sind die hervorragendsten Vereine der Städte Köln, Bonn, Coblenz, Düsseldorf, Neuß, Aachen und Crefeld, welche sich unter dem Namen „Rheinischer Sängerbund" zu dem Zwecke vereinten, abseits von der breitgetretenen Heerstraße des gewöhnlichen Männergesangtreibens ihre Kräfte an eine kunstgemäßere Durchbildung ihrer Leistungen und das Erstreben wahrhaft künstlerischer Ziele auch in Bezug auf ihr öffentliches Wirken zu setzen. Als äußeren Beweis der ehrlichen Anbahnung dieses Zweckes geben die sieben Vereine alljährlich ein sogenanntes Sängerfest, dessen ersten Tag ein großes Instrumental- und Vocalconcert ausfüllt, während der zweite Tag rein geselligen Vergnügungen gewidmet ist. Es wird auf diesen Jahresfesten, deren fünfzehntes am 9. und 10. d. M. hier in Bonn gefeiert wurde, unter Mitwirkung namhaftester Solisten viel gute Musik zu Gehör gebracht und was die Hauptsache ist, gut zu Gehör gebracht. Vortreffliche Dirigenten, wie die königl. Musikdirectoren Julius Tausch, der Freund und Nachfolger Schumanns auf dem Düsseldorfer Kapellmeisterposten, A. Grüters,

ein vielseitig und gründlich gebildeter Musiker, Professor S. de Lange aus Köln, F. Wenigmann und H. Lorscheidt, der feurige Dirigent der hiesigen „Concordia", haben die einzelnen Vereine auf eine Stufe technischer Leistungsfähigkeit gehoben, welche wir bei manchen in Amt und Würden stehenden Chören oft vergebens suchen und die absolute Abwesenheit jeden intoleranten Parteigetriebes verleiht auch den Concertprogrammen des Sängerbundes ein prototypisches Gepräge. In dem hiesigen Festconcerte wurden neben mehreren Liedervorträgen der Solisten, der Altistin Fräulein Anna Lankow und des nicht minder rühmenswerthen Baritonisten Carl Mayer zwei Novitäten aufgeführt: Eine dramatische Scene für Altsolo und Chor: „Die Hexe" von C. Gramann, dem Componisten der „schönen Melusine", und eine Composition des talentvollen Darmstädter Hofkapellmeisters W. de Haan, eine wirkungsvolle musikalische Umdichtung der bekannten Uhland'schen Ballade: „Der Königssohn". Außerdem sang der Gesammtchor die von Kremser musterhaft arrangirten „Altniederländischen Volkslieder", ein paar Chöre von J. de Lange und Tansch und die Crefelder „Liedertafel", welcher der Einzelvortrag zugefallen war, die beiden technisch und musikalisch gleich schwer zu bewältigenden Chöre Schumanns: „Rastlose Liebe" und „Die Minnesänger", sowie einen Chor ihres berühmten Compatrioten Carl Wilhelm, des Sängers der Wacht am Rhein, dessen schönes Denkmal jetzt eine Zierde Crefelds bildet. Die angeführten Novitäten werden auf den Schwingen ihres inneren geistigen Gehaltes schon von selbst ihren Weg machen und die relative Armuth des Männerchor-Repertoires dürfte ihren Flug kräftig unterstützen.

Die Aufführung der Gramann'schen „Hexe" hatte in unserer frommen Stadt eine kleine Verschwörung unter den Ultramontanen emporbeschworen, deren Zweck es war, die hübsche, vom Componisten für Fräulein Lankow, resp. die Bonner „Concordia" geschriebene Novität zu hintertreiben. Ob unsere lieben „Frommen im Lande" eine zu große Antipathie gegen die Gramann'sche Muse besitzen oder ob ein offenes Unmusikalischsein der Grund ihres Zornes war — ich weiß es nicht. Die poetisch und historisch gleich richtige Rolle, zu welcher Fritz Mauthner in seinem Texte zu der Composition die finstere Mönchsschaar und das bethörte Volk verurtheilt, das, gehorsam dem Befehle jener, die Fackeln auf den Scheiterhaufen schleudert, kann doch unmöglich die Veranlassung zu der Intrigue gewesen sein. Wie es bei den Hexenprocessen zuging, dürfte ja selbst Karlchen Mießnick zu erzählen im Stande sein und ich bin überzeugt, daß die Intelligenz dieses Musterquartaners durch diejenige unserer Ultramontanen tief in Schatten gestellt wird. Jedenfalls hat Fräulein Lankow als Vertreterin der „Hexe" auch insofern ihr Zaubermittel zur Geltung gebracht, als sie es war, die den Vortrag des Werkes überhaupt ermöglichte, und ist die berührte Froschmäusekrieg-Scene absolut nicht im Stande gewesen, die schöne Feier, welche eine gestern arrangirte gemeinsame Rheinfahrt zu einem animirten Diner in dem sagenumwebten Rolandseck reizend beschloß, dauernd zu trüben.

Bonn. X.

Aus der Hauptstadt.

Sommeroper im Krolltheater.

Diana von Solange, Oper in 5 Acten vom Herzog zu Gotha, Text von Prechtler, zum ersten Mal aufgeführt am 15. Juli.

Die Kritik hat gegenüber einem Kunsterzeugnisse eines regierenden Fürsten vor Allem dankend anzuerkennen, daß er seine Muße der Kunst widmet, sie hat dann eigentlich nur das Gute hervorzuheben; denn auf Fehler und Schwächen hinzuweisen wäre nutzlos; was soll der Fürst bei seiner nächsten Oper vermeiden? Diana von Solange enthält sogar einige Stücke, die selbst auch einem Fachcomponisten verdientes Lob und Ermunterung einbrächten, und von beachtenswerthem lyrischen Talente zeugen. Das Dramatische ist allerdings schwächer, wie es bei dem Texte auch nicht anders möglich. Dieser wäre ausgezeichnet zu nennen, wenn er mit dem dritten Acte begänne oder die Handlung auf drei Acte beschränkte. Daß ein König von Portugal, der seinen Tod herannahen fühlt, und im zweiten Acte hinter der Scene stirbt, auf die Scene gebracht wird, nur um sein Testament zu machen und den rechtmäßigen Erben einzusetzen, gegen welchen eine Partei am Hofe im Interesse Philipps II. von Spanien intriguirt, ist ganz überflüssig, die Handlung konnte ganz gut mit der Testamentseröffnung beginnen, und der Plan des Fuegos, durch Diana von Solange den Gesandten jenes Erben zu umstricken, konnte in anderer, jedenfalls in rascherer Weise entwickelt werden. Der zweite Act ist entschieden nur ein Lückenbüßer, der vierte und fünfte sind zu lang. Wir heben das hervor, weil der Text von einem Fachdichter verfaßt war und von einem begabten. In der Musik haben wir eine Romanze im ersten Acte, ein Terzett im zweiten, ein wirklich reizendes Troubadour-Quartett und ein Lied des Gesandten, ein Duett zwischen ihm und Diana. Der erste und fünfte Act leiden unter der Länge und dem Mangel an Interesse. Wie gesagt, vieles Lyrische dürfen wir aufrichtig loben, gleichviel von Wem es componirt wäre. Die Aufführung war eine sehr gute. Fräulein Basta in der Hauptrolle bewährte sich als vortreffliche Coloratursängerin, Fräulein Seeger führte die kleine Rolle der Herzogin sehr gut aus, die Herren Oberländer (Gesandter), Schütte-Harms (König) thaten ihr Bestes, die Chöre waren sehr gut einstudirt, das Publicum bezeugte öfters rege Theilnahme.

H. Ehrlich.

Zur Concurrenz um das deutsche Reichstags-Gebäude.

Welche Fluth von Entwürfen, und sämmtlich von deutschen Architekten, denn nur diese waren zur Concurrenz des Reichstagshauses zugelassen! Was hätte erst werden können, wenn man eine internationale Concurrenz beliebt hätte? Jedenfalls hätte man dann den Spruch: „Viel Köpfe, viel Sinne", bei gewissenhafter Betrachtung aller Pläne noch gründlicher studiren können, als schon jetzt; dann aber ohne den Genuß zu haben, den das Gefühl gewährt, sich nur vaterländischen Geistesprodukten gegenüber zu wissen. Wirklich und kaum glaublich, ist die neuestens ganz verfehmte Ausstellungshütte am Cantianplatz nahezu so gefüllt, wie dies sonst bei der großen akademischen Kunstausstellung der Fall zu sein pflegt. Eigentlich ist es Schade um das alte Lokal, daß es nicht etwas reputirlicher aussieht und etwas weniger feuergefährlich ist, denn sonst bietet es gut beleuchtete, und in bequemer Höhe, übersichtliche Wände. Es scheint schon ganz vergessen zu sein, welche Tortur die Ausstellungen im alten Akademie-Gebäude in dieser Hinsicht den Beschauern auferlegten, und wie freudig man die am Cantianplatz zum ersten Male gebotenen Bequemlichkeiten begrüßte. — Allerdings mit dem Vorwurf der Feuergefährlichkeit ist seit dem Ringtheaterbrand nicht zu spaßen; umsomehr als die seitdem in ununterbrochener Folge gemeldeten Theaterbrände, unserer Hygiene nicht zu gedenken, die Eindringlichkeit der gegebenen Lehre immer von Neuem auffrischen. Danach wäre es gar nicht zu verwundern gewesen, wenn man auf den Gedanken gekommen wäre, auch die jetzt ausgestellten architektonischen Pläne zu imprägniren. — Aber den Herren Malern war doch, wie man zu sagen pflegt, „die Braut zu schön", als sie ihren Ausstellungs-Strike so energisch inscenirten; denn gesetzt den Fall, der gefüllte Kunsttempel wäre eines Nachts mit den wohlversicherten Bildern so ganz ungefährlich abgeglimmt, so würde dies immerhin nicht unbeträchtlich zur Hebung der vaterländischen Kunstproduktion beigetragen haben. Die einmüthige Ablehnung des gefährlichen Ausstellungslokals bezeugt mindestens in zweifellosester Weise den rein idealen selbstsuchtlosen Standpunkt unserer Künstler; eine Thatsache, die wohl von denen zu beherzigen ist, welche die moderne Kunst des Materialismus anklagen.

Es sind etwa 190 Pläne eingegangen, einschließlich des einen stark an die Architektur unseres „Zoologischen" erinnernden. Jeder Plan durchschnittlich zu 12 Blättern gerechnet, macht rund Zweitausend getuschter und gemalter Zeichnungen. Eine wahrhaft überwältigende Masse, welche als Unterlage einer Berufsstatistik betrachtet eine respectable Zahl von Architekten ergibt, die sich der hohen Kunst gewidmet haben. An Architekten fehlt er danach Deutschland nicht! Was würde Plato dazu gesagt haben, der in seinem Staate keinerlei Künstler dulden wollte? — Und um in die Gegenwart vorzurücken; was sagt Herr Reichensperger dazu, daß unter dieser Fülle noch nicht einmal die Gothiker, wenigstens nicht in bemerkenswerther Weise vertreten sind? —

Namen und curriculum vitae der Sieger hat übrigens die Tagespresse längst verkündet, und es kann sich hier nur noch um eine kleine resümirende Betrachtung handeln, welche, das Persönliche ganz bei Seite lassend, sich der Erörterung einiger allgemeiner Gesichtspunkte zuwendet.

— Die ungewöhnlich zahlreiche Betheiligung erklärt sich in der Hauptsache durch den hohen idealen Inhalt der Aufgabe, aber auch das Programm, das mit seinem Versprechen von zwanzig Preisen den Himmel voller Geigen hing, mußte als verführerischer Don Juan wirken. Berlin verwandelte sich für alle jugendlich genialische Gemüther in das Heinrich Heine'sche Eldorado: „wo eine Auster, frisch und klar, in jedem Stein enthalten, und in den Straßengössen voll der beste Rheinwein fließet". Das folgerichtige Ergebniß war die endlose Liste des Leporello; aber der Zug war zu kräftig gewesen, denn im Verhältniß zur Zahl der Bewerber waren nun immer noch zu wenig Preise zu vertheilen. Die national-ökonomische Bilanz zwischen dem Verlust an Arbeitsleistung und dem Gewinn an Förderung künstlerischer Einsicht und Gestaltungskraft mag ein Anderer ziehen.

Ja, das Programm! Eine wahre monumentale Sphinx! Vorn appetitlich anzusehen, wegen der Verheißungen des krönenden Lorbeers, aber hinten die mit undurchsichtigem, nicht zu hebenden Schleier bedeckten grausigen Krallen, der räthselhaften sybillinischen Forderungen betreffs der Eingänge, der Lage und des Zusammenhangs der Räume, und was noch weiter an Wolfsgruben und spanischen Reitern vorgesehen war. — Einer oder der Andere soll zwar doch unter den Schleier geguckt haben, aber wäre dies auch, so hätte es doch gar nichts auf sich, denn die Lösung der Räthsel war doch nicht unter dem Schleier zu finden, wie es der Erfolg gezeigt hat; übrigens kann es auch vorkommen, daß der Verfasser des Räthsels selbst die Lösung nicht weiß. Von den Vielen, welche die Lösung ebenfalls nicht fanden und deshalb unbarmherzig in den Abgrund gestürzt wurden, muß wenigstens erwartet werden, daß sie mit dem Anstand und Humor des antiken Gladiators untergehen: „Ave bestia, morituri te salutant!"

Speciell die Bestimmungen des Programms über die Lage der Zugänge, welche nicht vom Königsplatze aus genommen werden sollten, haben vielfach irregeführt; aber man muß zugeben, daß diese Unklarheit in der Sache selbst steckte und überhaupt nicht in logisch einfacher Weise zu beseitigen war. Der Königsplatz fordert mit zwingender Macht die Hauptfront und den Hauptzugang für sich, gegen diese Nothwendigkeit hat auch die anderslautende Forderung des Programms nichts ausrichten können. Auch die prämiirten Pläne haben durchweg fast den Haupteingang vom Königsplatze, allerdings leider als eine Art von Maske, denn es ist jedesmal, um doch dem Programm gerecht zu werden, mit mehr oder weniger Glück der Versuch gemacht, sich von der Brandenburger Thorseite oder von der Sommerstraßenfront her, ebenfalls dahin durchzuwinden. Diese durch die Lage des Gebäudes hervorgerufene principielle Zwiespältigkeit hat sich als unlösbar herausgestellt. Im Großen und Ganzen bekommt man bei Durchsicht der Pläne den Eindruck, als ob das Lösen von Räthseln dieser und ähnlicher Art die Schöpfungskraft der Bearbeiter zu bedeutend in Anspruch genommen hätte, und weiter kommt man zu dem Schlusse, daß, wenn drei oder vier tüchtige Architekten, denen diese Sysiphus-Arbeit erspart gewesen wäre, welche mit der Sache beauftragt und im Stande gewesen wären, das Pro und Contra während derselben mit der Commission der Bauherren frei zu erwägen, also mit vollem Lichte zu arbeiten: daß diese etwas Besseres und Entscheidenderes geliefert hätten, als dies jetzt durch die Unsummen von Entwürfen geschehen ist. Diese Erwägung spricht allerdings nicht zum Vortheil des Concurrenzwesens, fast wäre man versucht zu sagen Lotteriewesens, überhaupt; indeß drängt sie sich doch mit einiger Nothwendigkeit auf, und wird von vielen Fachgenossen getheilt.

Bei der ersten Concurrenz um den Plan des Reichstagshauses vor etwa zehn Jahren folgte die Arbeit der Jury nach der öffentlichen Ausstellung der Zeichnungen; damals konnte also die öffentliche Meinung sich vor erfolgtem Wahrspruche äußern. Diesmal war das Verfahren umgekehrt und es ist deshalb natürlich, daß Jeder sich vorbehält, nachträglich, abgesehen von der Entscheidung der Jury, ein selbstständiges Urtheil zu gewinnen. Die Auswahl der Prämiirten trifft die Jury unzweifelhaft in souverainer Machtvollkommenheit und das Ergebniß dieser Wahl wird Niemand antasten wollen. Das launige Telegramm des Hauptsiegers, in dem er die Jury wegen des „ganz vortrefflichen" Resultats ihrer Arbeit beglückwünscht, ist deshalb nicht minder berechtigt. Indeß hat wohl jede Jury eine individuelle Meinung, und eine anders zusammengesetzte Jury wäre sehr wahrscheinlich auch zu einem anderen Resultate gelangt, und diesem Gedanken folgend, darf man auch wohl von den abweichenden Urtheilen Notiz nehmen, wie sie im größten Theile unserer Tagespresse ziemlich laut geworden sind. Es handelt sich dabei hauptsächlich um die Stellung der prämiirten Projecte unter einander. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob die mit ersten Preisen bedachten Pläne sich wirklich so weit über die in zweite Linie gerückten erheben, um den bedeutenden Vorzug zu rechtfertigen, den man denselben eingeräumt hat? — Viele Kritiker sind der Ansicht, daß dies nicht der Fall ist und daß es den Verhältnissen der Leistungen mehr entsprochen hätte, wenn statt der zwei ersten noch weitere drei zweite Preise zur Vertheilung gekommen wären. Für die mit den dritten Preisen behafteten Pläne tritt das Mißverhältniß des wirklichen Werthabstandes gegen den durch Prämiirung ausgesprochenen noch greller zu Tage. Die Abstufung der Preise von 15,000 bis 3000 Mark bezeichnet eine große Distanz, und doch werden Manche darin übereinstimmen, daß dies dem wirklichen Werthverhältnisse der Pläne in keiner Weise entspricht. Es liegt auf der Hand, daß dem schwerlich so sein kann und es ist kaum nöthig, dies weiter zu begründen; denn bei einer Concurrenz von etwa 190 Plänen, an der sich notorisch eine große Anzahl hervorragender Architekten betheiligt haben, müssen doch wohl mindestens zehn nahezu gleichwerthige Pläne vorhanden sein; und so ist es auch in der That, nur ist die Zahl der auf gleichem Schätzungs-Niveau stehenden Pläne noch etwas größer. Leider hat die Jury die naheliegende Gelegenheit nicht benutzen wollen, die zehn nächststehenden Projecte durch Ankauf auszuzeichnen. Selbstverständlich konnte es sich dabei nicht um die 2000 Mark des Ankaufspreises handeln, sondern um die damit ausgesprochene Anerkennung. Man hat es vorgezogen, sogenanntes „schätzbares Material" in bunter Weise anzukaufen. Diese Art der Motivirung hat wohl einigermaßen überrascht; obgleich man zum Beispiel gern zugibt, daß hierbei das vortreffliche Ferstel'sche Project wegen des geringen Formfehlers nicht ausgeschlossen zu werden brauchte.

Bedeutender als die Erwägungen über die Entscheidung der Jury, welche doch in keinem Falle eine unanfechtbare mathematische Formel sein kann, ist die Frage nach der allgemeinen Physiognomie der Ausstellung. Kann wirklich ein bemerkenswerther Fortschritt der Architektur in Deutschland seit den letzten zehn Jahren constatirt werden? — Von mancher Seite scheint dies als gewissermaßen selbstverständlich ohne Weiteres bejaht werden zu sollen; aber vor der unbedingten Zustimmung sollte hierüber wohl ein kleines Bedenken gestattet sein. Um der Sache näher zu treten und die Frage, ob diesmal im Durchschnitt Besseres und Höherstehendes geleistet wurde, gewissermaßen ad oculos zu demonstriren, ist bereits von anderer Seite der Vorschlag gemacht worden, die besten damaligen Entwürfe neben den jetzt geleisteten frischen Projecten zur Ausstellung zu bringen. Zur Ausführung wird dieser Vorschlag wohl kaum kommen, aber er hat sehr viel Vernünftiges. Das Ergebniß eines solchen Vergleichs würde vermuthlich der sein, daß, wohl den geklärten Umständen entsprechend, bei der zweiten Concurrenz mehr praktisch Zutreffendes geleistet ist, daß aber in Absicht auf Monumentalität kein übermäßiger Fortschritt nachzuweisen ist. Hierbei drängt sich die Erwägung auf, wie sehr schwer es ist, über den monumentalen Werth eines Bau-Projects im Augenblicke ein stichhaltiges Urtheil zu gewinnen. Man braucht nur an die Resultate so mancher Concurrenzen zu erinnern, bei denen die Ausführung keineswegs dem Bilde entsprach, das man sich von dem prämiirten Projecte versprochen hatte. Unserer Ansicht nach hätte das Bohnstedt'sche erste Project in diese Kategorie gehört, denn es hatte zu kleine Axenweiten und war zu niedrig für den Platz; aber in Bezug auf den Wechsel der öffentlichen Stimmung in derartigen Dingen, bleibt dasselbe ein bemerkenswerthes Beispiel. Welchen glänzenden, bestechenden Eindruck machte der genannte Entwurf damals! Und daß selbst die Fachgenossen zum großen Theil derselben Meinung waren, beweist die jetzige Ausstellung, in der an ganz, halb und viertel nachgemachten Bohnstedt'schen Projecten durchaus kein Mangel ist. Bohnstedt selbst ist auch wieder mit demselben Projecte in die Arena getreten, mit verändertem, dem neuen Programm angepaßten Grundrisse, aber doch für die Front nach dem Königsplatze im Wesentlichen dieselben Trümpfe ausspielend: den schönen Triumphbogen mit den begleitenden tiefen Säulenhallen. Aber, welcher Unterschied in der Wirkung! Damals allgemein bewundert, heute weder prämiirt noch angekauft, und auch vom Publicum nur so obenhin beachtet als ein wieder erschienenes Gespenst aus vergangenen Tagen. Ist dies einst

gefeierte Project nun so viel schlechter geworden, oder sind die neuen Projecte um so viel besser? O, keines von beiden! Es beweist nur, daß allein das Neue reizt und anzieht, und daß die augenblickliche relative Werthschätzung nicht mit der dauernden, absoluten verwechselt werden darf.

Was die durchschnittlich erfolgte Stilrichtung anbelangt, so gewinnt man im Allgemeinen den Eindruck, als ob wir recht kräftig ins französische Fahrwasser steuerten. Die hellenische und speciell Schinkel'sche Richtung ist bis auf Weniges verschwunden, ebenso ist das neueste Kind der wechselnden Mode, die deutsche Renaissance, die noch bei der Hamburger Rathhaus-Concurrenz mit monumentalen Ansprüchen auftrat, diesmal nur in Absonderlichkeiten vertreten, denen gerade die Monumentalität am meisten abgeht. Die Neu-Gothik hat sich ebenfalls fast ganz zurückgehalten, obgleich es derselben bei der Zusammensetzung der Jury hätte leicht werden müssen, Preise zu erreichen; dafür tritt nun aber der Einfluß der französischen Renaissance ganz bedeutend in den Vordergrund. — Der Gedanke einer national-deutschen Kunst enthält also nichts Wirkliches? Sollte er nur ein Phantom sein, dem man jedesmal vergebens nachjagt? Es ist wenigstens möglich, daß dem so ist, denn die historische Betrachtung der Stilentwicklung muß zugeben, daß in bedeutenden Kunstepochen jedesmal nur ein Stil, vielleich in gering unterschiedenen Varietäten, über das ganze jedesmal erschlossene Culturgebiet der Welt herrschte, abgesehen von allen Nationalitäts-Verschiedenheiten,

Das Resultat der besprochenen Concurrenz soll sich, wie man hört, nicht wieder verflüchtigen; das Wallot'sche Project soll zur Ausführung kommen, natürlich mit Modificationen. Eines Theils kann man es nur gut finden, wenn dem Sieger seine Ehre wird; aber soviel darf doch gleichzeitig hervorgehoben werden: in den Augen des Publicums hat keines der Projecte durchschlagend gewirkt, nicht annähernd so, wie das früher mit dem Bohnstedt'schen der Fall war. Aber es wurde ja weiter oben schon darauf hingewiesen, daß die öffentliche Meinung sich damals wahrscheinlich geirrt hatte, und demnach kann man nur damit schließen, hier die Hoffnung auszusprechen, daß die öffentliche Meinung jetzt wieder im Irrthum ist, und die Monumentalwirkung des Wallot'schen Projectes in der Ausführung die Erwartungen übertrifft. Was hier und da gemeldet wurde über die Absicht, das Wallot'sche Project mit den andern prämiirten Projecten, und schließlich noch mit dem angekauften „schätzbaren Material" zusammenzuschweißen, und commissionsweise eine neue architektonische Schönheit in der Art zu bilden, etwa wie der Sophist Lucian seine Helena, nämlich von einer Göttin die Lippen, von der andren die Haare entnehmend und so fort, so ist das doch wohl nur spaßhafte Vermuthung! — Freilich wird auch diesmal, wie sonst überall üblich, mit Wasser gekocht werden, aber in diesem Falle handelt es sich um eine Sache von so hervorragender Wichtigkeit, daß man wohl hoffen darf, der weise Genius des jungen deutschen Reiches werde dieselbe einem gedeihlichen Ende zuführen. G. Ebe.

Offene Briefe und Antworten.

Zum letztenmal der Münchener Bilderdienst.

Geehrter Herr Redacteur!

Es hat seit Veröffentlichung der Drobisch-Affaire in Nr. 22 der „Gegenwart" von 1882 allerhand angebliche Aufklärungen und Berichtigungen geregnet, durch welche bewiesen werden soll, daß die Abbitte vor den Bildnissen der bayrischen Könige Maximilian I., Joseph und Ludwig I., gesetzlich in Baiern gestattet, nicht durch Drobisch indirect mit beseitigt worden sei. Keine hat leugnen können, daß die Aufhebung des Bilderdienstes in die nächste Zeit zwischen der Uebergabe der Pseudo-Bittschrift von Drobisch und ein paar Monaten nachher fällt. Der zur Abbitte vor Ludwigs Bildniß 1836 verurtheilte frühere Professor des Staatsrechts, Bürgermeister von Würzburg und Landtagsabgeordnete Wilhelm Joseph Behr wurde am 6. März 1848, 30 Tage nach der Affaire, 13 Tage vor Ludwigs Abdankung, von Ludwig I. amnestirt und mit 10,000 fl. für seine Haft entschädigt. Ueber Eisenmanns, dieses berühmten ärztlichen Schriftstellers und Arztes, der gleichzeitig amnestirt wurde, verwandtes Schicksal weiß ich speciell nichts; ebensowenig, ob er wirklich mit lauten Worten vor dem Bilde Ludwigs Abbitte gethan hat oder ob (was dem Eisenmann'schen Charakter entsprochen haben würde) des lautlos Daknienden Kniee, falls er überhaupt kniete, gewaltsam vor dem Bilde gebeugt worden sind.

So viel steht fest, Ludwig selbst noch hat circa 40 Tage nach Ueberreichung des Pamphlets von Drobisch die einst Gemaßregelten begnadigt. Was wir durch die bayrischen Berichtiger erfahren (die zum Theil, wie Heigel, selbst die gotteslästerigen §§ 311 und 404 des von Feuerbach, Aretin und Gönner*) verfaßten bayrischen Gesetzbuches [des sogenannten Codex Maximilianeus von 1813] ein dunkles Blatt der „deutschen", richtiger wohl der „bayrischen Geschichte" nennen) ist nichts als ein Beweis dafür, daß der König Ludwig I. die betr. §§ nicht geschaffen, sondern ererbt hatte; es ist aber weiter der deutliche Beweis dafür von ihnen geliefert worden, daß Ludwig I. diese §§ stets in Anwendung bringen ließ und — einige platonische Wallungen in 1827, 1831 und 1834 abgerechnet — diesen §§ gegenüber, (wozu er keine ständische Erlaubniß brauchte, niemals von seinem königlichen Gnadenrechte Gebrauch gemacht hat, d. h. er ließ die Justizämter nie dahin instruiren, daß, wenn auch auf Bildabbitte erkannt worden sei, er doch diese Abbitte nicht ausgeführt wissen wolle. Ebensowenig theilte er den Justizämtern mit, er wünsche von Fall zu Fall besonderen Bericht, und weiter, daß die Verurtheilten veranlaßt würden, des Königs Gnade um Erlaß dieser Strafe anzuflehen. Es steht also fest, daß Ludwig thätlich nicht eingegriffen hat in Beseitigung der Bildabbitte vor und bis Januar 1848.

Etwa 50 Tage nach Ueberreichung von Drobischs Pamphlet sah am 19. März 1848 Ludwig I. sich genöthigt, abzudanken, oder, wenn das nicht passen sollte, dankte Ludwig ab. Die erste Regierungsthat des weisen und humanen Maximilians II. war die Aufhebung der widerwärtigen Gesetzparagraphen im Codex Maximilianeus und darunter auch der §§ 311 und 404. Innerhalb 50 Tagen (19. März bis 12. Mai) passirte das Aufhebungsgesetz beide bayrische Kammern und wurde sofort publicirt zur Ehre König Maximilians II. und nachträglich des bayrischen Landes.

Ob Ludwig I. vom 1. Februar 1848 an (so lange dürfte damals wohl Zeit nöthig gewesen sein, wenn alle, auch die entferntesten Justizämter Bayerns etwa durch Ludwig I. instruirt worden wären, daß auf Gnadenwege von Ausführung der Bildabbitte abgesehen werde) bis zum 19. März 1848 die Strafe noch ausführen ließ oder nicht, ist durch die bisherigen „actenmäßigen" Ausweise von Seiten der bayrischen Autoren weder widerlegt noch bestätigt. Sub judice lis erit. Wie schon bemerkt, am 6. März erließ Ludwig I. eine allgemeine Amnestie; die Gründe des Erlasses zu prüfen, ist weitere Sache der Geschichte.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß ich des verstorbenen Hettners Ansicht bin, die Drobisch'sche Affaire gehöre zu denen, welche eine Veröffentlichung erheischen, nicht aus Dünkel oder sonstigen persönlichen Gründen, sondern weil derartige Schriftstücke und Vorgänge nicht dem Einzelnen, sondern der Geschichte gehören, und daß ich um Nichtnennung meines Namens, außer im Nothfalle, gebeten hatte, da mein Name irrelevant war.

Dresden. Dr. Friedrich Küchenmeister.

*) Anselm von Feuerbach war nicht der berühmte Philosoph, sondern der Vater des letzteren, der von seinem Vater hiernach kaum seine freisinnigen philosophischen Richtungen geerbt haben mag. Wenn Dr. Heigel hervorhebt, daß Feuerbachs Gegner „Gönner" 1818 die Milderung der gehässigsten Ausführung der Bildabbitte dahin, daß die Abbitte fortan nicht mehr öffentlich, sondern geheim stattfinden müsse, bewirkt habe, so hat er zu bemerken vergessen, daß außer Feuerbach noch Aretin und Gönner selbst den Codex Maximilianeus ausgearbeitet haben (vgl. Meyers Conversationslexicon). Hat denn Gönner seiner Zeit Einspruch gegen die fraglichen §§ erhoben und blieb er in der Minorität?

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Geistige Frische, außerordentlich **reicher und gediegener Inhalt und schnellste Mittheilung** aller Ereignisse sind die besonderen Vorzüge des „Berliner Tageblatt", denn hierdurch wurde es die bei Weitem

gelesenste u. verbreitetste Zeitung Deutschlands!

Für die Monate

August und **September**

abonnirt man auf das

täglich zweimal erscheinende

ca. 70 Tausend Abonnenten.

Probe-Nummern gratis franco.

Berliner Tageblatt

nebst seinen 3 werthvollen Beiblättern:
Illustr. Witzblatt „ULK",
Illustr. belletrist. Sonntagsblatt
„Deutsche Lesehalle",
„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft",
bei **allen Postanstalten** für

3 Mark 50 Pf.

(für alle **4 Blätter** zusammen).

Während der nächsten 2 Monate veröffentlicht das **„Berliner Tageblatt"** die neueste Novelle von

Paul Heyse

„David und Jonathan",
den neuesten **spannenden** Roman von
Balduin Moellhausen,
„Der Haushofmeister".

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konstantinopel.

Von **Edmondo de Amicis.**

Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von

A. Burchard.

2 Thle. in 1 Bd. 30½ Bogen.
Preis eleg. brosch. 5 *M.*, in Bädekerbd. 6 *M.*

Dies geistvolle und fesselnde Buch ist von einer großen Anzahl der bedeutendsten Blätter aufs günstigste besprochen. Die Wiener „Presse" sagt kurz und treffend: „Amicis' ‚Konstantinopel' enthält geradezu berauschende Kapitel, in denen frische Beobachtung aus dem Born der Geschichte, gesättigte Phantasie, reichstes Colorit und künstlerische Abrundung sich bestens vereint zeigen."

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik

herausgegeben von Professor Dr. **Johannes Conrad** in Halle a. S.

Neue Folge. Vierter Band. 5. und 6. Heft.

Inhalt: **Erwin Nasse, Der Cobdenclub und die deutsche Waarenausfuhr.** — **Sartorius von Waltershausen,** Arbeitszeit und Normalarbeitstag in den Vereinigten Staaten von Amerika. — **A. v. Miaskowski,** Zur Geschichte und Literatur des Arbeiterversicherungswesens in Deutschland. — **Freiherr von Reitzenstein,** Die wirthschaftliche Gesetzgebung Frankreichs in den Jahren 1879—1881. — **Bötzow,** Die überseeische Auswanderung Europäischer Staaten in den Jahren 1871—1881. — Uebersicht über die neuesten Publikationen Deutschlands und des Auslandes. — Literatur etc.

MEYERS REISEBÜCHER.

Führer

— umfassen meist grössere Reisegebiete und verbinden die erschöpfendste Führerkenntnis mit einer reichen Ausstattung an bildlichen und topographischen Hilfsmitteln —

(Gross Format):

Süddeutschland	M.	7,50
Thüringen	-	3,00
Deutsche Alpen, *westl. u. östl.,* à	-	3,00
Südfrankreich, *von Gsell-Fels*	-	10,00
Paris und Nordfrankreich	-	7,50
Oberitalien, *von Gsell-Fels*	-	12,00
Unteritalien *und* ***Sizilien*** à	-	6,00

(Klein Format):

Rheinlande	M.	5,00
Österreich-Ungarn	-	6,00
Schweiz	-	6,00
Italien in 60 Tagen	-	9,00
Skandinavien	-	7,50
Orient, *I. Ägypten*	-	7,50
— II. Palästina, Türkei u. Griechenland	-	12,50

Wegweiser (Klein Format):

— beschränken sich auf allgemein gesuchte Ausflugsgebiete und entsprechen dem Reisebedürfnis der grossen Mehrzahl, welche mit Zeit und Geld zu geizen hat —

Thüringen, *mit Karten*	M.	2
Harz, *do.*	-	2
Riesengebirge, *do.*	-	2
Schwarzwald, *do.*	-	2
Schweiz, *do.*	-	2

Sprachführer (Taschenformat):

Touristenwörterbücher, die durch zahlreiche sprachliche und sachliche Winke dem Reisenden ermöglichen, sich über alles Vorkommende schnell und richtig auszudrücken.

Französisch, *in Leinwand geb.*	M.	2,50
Italienisch, *do.*	-	2,50
Arabisch, *in Leder geb.*	-	6,00
Türkisch, *do.*	-	4,00

= *Vorrätig in allen Buchhandlungen.* =

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Meyers Reisebücher — Gotthardbahn.

Die neueste (zehnte) Auflage von

MEYERS SCHWEIZERFÜHRER,

mit 21 Karten, 8 Stadtplänen und 28 Panoramen,

klein Format, gebunden *M.* 6.—,

enthält die vollständigste Beschreibung (mit Plänen und Profilen) der *Gotthardroute* und berücksichtigt alle durch dieselbe bedingten Veränderungen in den Reiseplänen für *Schweiz* und *Ober-Italien.*

Dazu gehören die soeben erschienenen

MEYERS SPRACHFÜHRER,

Italienisch, von Dr. **Kleinpaul,**
Französisch, von Prof. **Pollak,**

Taschenformat, in Leder geb. *M.* 4, in Leinwand geb. *M.* 2.50.

das Non plus ultra praktischer Reisewörterbücher, welche alles enthalten, was ein der Sprache Unkundiger im Lande braucht — Vokabeln, Redensarten, Fragen, Sätze — alles in *Lexikonform,* also im Nu zu finden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Väter und Söhne.

Schauspiel in 5 Akten

von

Ernst von Wildenbruch.

Preis 2 *M.*

In allen Buchhandlungen vorräthig.

In **Th. Grieben's** Verlag (L. Fernau) in **Leipzig** erschien:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen über die

geistige Entwickelung des Menschen

in den ersten Lebensjahren

von Professor Dr. W. Preyer.

Preis 8 *M.*

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 30. Berlin, den 29. Juli 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Frankreich und die ägyptische Frage. Von Wilhelm Singer. — Die Gasfeuerung. Von Hanns von Spielberg. — **Literatur und Kunst:** Der Torso des Belvedere. Nach einer Sage. Von Martin Greif. — Jugendbriefe von Alexander von Humboldt. — „Ein Kind des Meeres" von Hieronymus Lorm. Besprochen von Theophil Zolling. — Die Bedeutung der Phantasie. Von Schmidt-Schwarzenberg. — Wiener Frauen. Von Em. Ranzoni. — Molière in Deutschland. Von P. Schl. — Notizen. — Inserate.

Frankreich und die ägyptische Frage.

In dem lichten Bau der Republik, wo die Menschen ausgesöhnt mit sich und der Welt pflegend die Menschlichkeit, die Künste und Wissenschaften, zusammenleben sollten im glücklichen Verein, ertönt wüstes Geschrei und erhebt sich wirres, unerquickliches Gezänke. In der Wölbung des Baues zeigen sich bedenkliche Risse und die Zaghaften beginnen sich bange zu fragen, ob dieselbe nicht plötzlich zusammenstürzen und die Unachtsamen da unten, welche in blinder Leidenschaft wüthig einander gegenüberstehen, unter den Trümmern begraben würde? Oder ganz unbildlich gesprochen: der schier unheilbare, geräuschvolle und würdelose Parteienzwist im republikanischen Lager droht das einstige Werk der 363 zu vernichten und die unparteiischen friedlichen Bürger, welche heute noch mit stummer Verwunderung das seltsame und unbegreifliche Schauspiel betrachten, können sich eines schönen Tages angewidert wegwenden von denen, auf welche sie früher ihre schönsten Hoffnungen gesetzt. Seit dem Sturze des sogenannten „großen Ministeriums" ist noch kein Tag der Ruhe in Frankreich eingetreten. In der Kammer zersplitterten sich die großen Parteien in eine Anzahl streitbarer Fähnlein, die blindlings dort angreifen, wo sie die Passion hintreibt. Vorgeschrittene Republikaner gehen mit der Rechten, Radicale mit den Gemäßigten, Socialisten mit den Regierungsmännern; eine Menge ungesunder Coalitionen, geschaffen um einander im Schach zu halten, lähmen die Arbeitsmöglichkeit der Kammer, benehmen ihr Kraft und Initiative und verurtheilen sie zur lächerlichen Rolle fader und abspannender Ohnmächtigkeit. Ihre ganze Kunst müssen die Parteien aufwenden, um einander nicht zu unterliegen. Wen kann es unter solchen Umständen Wunder nehmen, daß oft die seltsamsten und unbegreiflichsten Abstimmungen zu Tage kommen? Da die besten Kräfte verschwendet werden müssen an dem Akrobatenstück, die Balance nicht zu verlieren, wo will man eine systematische, ruhige, mäßige, den Landeswünschen entsprechende Politik hernehmen? Die größte und die kleinste Frage wird darnach gemessen, ob deren Durchsetzung dem Ministerium und ihrer Partei oder der Opposition nützlich oder schädlich sein könne. Dadurch werden die großen Fragen ins Unwürdige verkleinert und die unbedeutenden zu einer völlig unberechtigten Wichtigkeit emporgeschraubt. Ein schreiendes Mißverhältniß in beiden Fällen. Inmitten einer solchen parlamentarischen Unordnung wurde Frankreich von einer äußeren Angelegenheit, nämlich der ägyptischen Frage, heimgesucht. Die Organe des deutschen Reichskanzlers haben diese Frage mit Recht ein schwieriges Problem genannt. Seine Lösung bedarf einträchtiges Zusammenwirken und den guten Willen allen Factoren im Inlande wie im Auslande. Auch dieses Problems nun hat sich in Frankreich die Parteileidenschaft bemächtigt. Der Steuermann, der das Staatsschiff zwischen gefährlichen Klippen durchführen soll, findet noch ein stürmisch erregtes, hochwogendes Meer und es gehört all seine Geduld, all seine Kaltblütigkeit und all sein Vertrauen auf das ewige Princip der Gerechtigkeit dazu, um nicht muthlos und verzweifelt zu werden und sich und diejenigen, die ihm anvertraut sind, einem ungewissen Schicksal zu überlassen.

Müßig wäre es, heute zu untersuchen, ob es durchaus zweckmäßig und nothwendig war, zur Zeit als die Nationalpartei in Aegypten sich gegen den Khedive aufzulehnen begann, die ägyptische Frage aufzuwerfen und mit gewaltiger Hand in die Geschicke dieses vielgeprüften Landes hineingreifen zu wollen? Der damalige Minister des Aeußeren, Leon Gambetta, hielt letzteres für nothwendig, und nach einigem Widerstreben ließ sich die englische Regierung zu dieser Ansicht nicht völlig, aber doch bekehren. Die erste Folge der von Frankeich und England abgeschickten Collectivnote zur Befestigung und Aufrechterhaltung des Khedivates war keine Beruhigung und Unterwerfung der rebellischen Partei, sondern vielmehr die drohende Vereinigung der Ostmächte gegenüber Frankreich und England. Der Mann mit den hochfliegenden Ideen, dem als Vorbild Napoleon I. vorschwebte, erlebte nicht den endlichen Triumph seiner eingeleiteten Action. Die Kammer erinnerte ihn unsanft an seine Sterblichkeit und schickte ihn heim zu seinen Penaten. Der Urheber der ägyptischen Frage jüngsten Datums war nun zwar verschwunden, allein die Wirkungen seiner Action waren nicht aufgehoben, und wie sehr sich der Nachfolger Gambettas, Herr v. Freycinet, auch bemühte, wieder den Weg des Friedens und der Versöhnung einzuschlagen: ganz wollte Niemand mehr zurück, weder die beiden Westmächte noch die Nationalpartei, und wohl oder übel mußten die Alliirten und Europa mit dieser unerwünschten Angelegenheit sich befassen.

Wenn nun Frankreich, dessen Interessen in Aegypten selten mit denen Englands parallel laufen, in den meisten Fällen vielmehr den Gährungsstoff zum Gegensatz in sich tragen, im Innern des Landes einig und stark sich gezeigt hätte; wenn alle in lokalen Ursachen gelegenen Streitigkeiten geschwiegen und die Republikaner den äußeren Fragen gegenüber ihren Nationalwillen unzweideutig bekundet hätten, so wäre die Lösung der ägyptischen Angelegenheiten immer noch keine bequeme Aufgabe gewesen, jedenfalls aber leichter als jetzt, wo die Opposition mit größter Heftigkeit und Schonungslosigkeit eine den Intentionen der Regierung ganz entgegengesetzte Politik in Aegypten verfolgt haben will. Während nämlich Herr v. Freycinet und allem An-

schein nach die urtheilsfähige Majorität der Kammer den friedlichen Weg vorschlägt: sich zwar von England nicht vollständig zu trennen, es nicht allein in Aegypten und uneingeschränkt wirthschaften zu lassen, sonst aber im europäischen Concert zu verbleiben, um die Coaliirung der vier Westmächte nicht noch accentuirter zu machen, dictirt die Opposition unter Gambettas Führung engen Anschluß an England um jeden Preis, rasches Vorschreiten in Gemeinschaft mit England, unbekümmert um Europa, das ein fait accompli (meint die Opposition) sicherlich anerkennen würde. Dieser Zwiespalt, bewegte er sich auch in den Grenzen der Objectivität, hätte schon den einen in die Augen springenden Nachtheil, daß er zunächst dem Alliirten die Möglichkeit verschafft, alle ihm aus dieser Opposition erwachsenden Vortheile zu benutzen und sie durch eine mit derselben concordanten Haltung je nach Bedarf zu verschärfen; dann aber, daß der Alliirte, nicht wissend ob die französische Regierung die ihr in den Weg gelegten Hindernisse überwinden werde, zaudert, zögert, abwartet, sich nicht gleich entschließt, oder umgekehrt, aus Mangel an Vertrauen, unbekümmert um die Allianz seinen Weg geht. Dies ist aber noch nicht das Schlimmste. Wichtiger fällt in die Wagschale, daß die Frage eine ihr eigentlich nicht innewohnende Bedeutung erhält, indem zu den äußeren Unordnungen noch der Riesenkampf zwischen der Friedens- und der Actionspartei in Frankreich tritt, welcher es dem Minister des Aeußern völlig unmöglich macht, die Verhältnisse in Aegypten ruhig abzuschätzen und der dortigen Sachlage entsprechende Maßregeln zu treffen und vorzuschlagen, sondern welcher bedingt, daß der Minister Wege aufsucht, die auch von der zu Oppositionszwecken aufgestachelten öffentlichen Meinung gebilligt werden; ein Umstand, welcher oft zu den verkehrtesten Vorschlägen führen muß. Concret stellt sich der Fall folgendermaßen: die Opposition unter Führung Gambettas perhorrescirte unter allen Umständen das türkische Einschreiten. Alle Mächte jedoch, ohne Ausnahme, verlangten dasselbe. Da aber die öffentliche Meinung Frankreichs durch die Opposition zu weit in dieser Richtung hineingedrängt worden, mußte ihr Herr v. Freycinet Rechnung tragen, dem türkischen Einschreiten zähen Widerstand entgegensetzen, sich solcherart isolirt ganz Europa gegenüber auf einen verschiedenen Standpunkt stellen und lieber hunderterlei dilatorische Maßregeln, von welchen man sich nur halbwegs eine Wirkung versprechen durfte, annehmen, als der radicalen Maßregel der türkischen Intervention zustimmen, die wohl manche Unannehmlichkeit für Frankreich, manchen unübersehbaren Nachtheil enthält, zur Zeit aber, als der Aufstand in Aegypten noch nicht so weit gediehen war, nicht in so umfassendem Maße hätte angewendet werden müssen, als es heute der Fall wäre, und folglich auch leichter wieder zum status quo ante hätte hinübergeführt werden können. Wenn Frankreich in Aegypten jetzt eine schwächere Rolle spielt, als es zu spielen berechtigt wäre, wenn die auswärtigen Mächte seine Vorschläge zögernd und zuwartend empfangen, wenn sie sich den Expansionsgelüsten der oppositionellen Partei in Frankreich ohne Wohlwollen gegenüberstellen, wenn dadurch wirklich die französischen Interessen in Aegypten Schaden litten, so wäre dies einfach dem unverzeihlichen Umstande zuzuschreiben, daß Frankreichs politische Welt, in dem Augenblicke, als ihr im Oriente eine kritische Situation erwuchs, sich nicht durchaus, wie sie mußte, einig gezeigt hat.

Denn Niemand ist sich darüber im Unklaren, daß es sich in den jüngsten, aufgeregten Kammerdebatten über den Rüstungscredit eigentlich nicht gar so sehr darum gehandelt, ob vornehmlich mit England oder mit Europa gegangen werden solle, sondern ob Herr v. Freycinet Gambettas Ansturm bestehen werde oder nicht. Herrn v. Freycinet Schwierigkeiten, Hindernisse in den Weg zu legen, ihn als unentschlossen, unfähig, verwickelt, heuchlerisch, weiß Gott noch wie hinzustellen, nahm Keiner von der Actionspartei Anstand; mit grausamem Behagen wurde die ganze advokatische Rabulistik aufgewendet, um irgendwo einen Widerspruch in seinen Aeußerungen zu entdecken, als müßte die französische Diplomatie nicht die Maßregeln nach den Umständen vorschlagen und als wäre sie es allein, welche die Macht besäße, die Geschehnisse nach ihrem Gutdünken zu leiten, oder als entwickelten sich revolutionäre Vorgänge im Orient nach ewigen genau vorhersehbaren Gesetzen. Solcher Art ist die Frage gar nicht mehr, mit welchem Glanze und mit welcher Autorität der Leiter der auswärtigen Politik vor die Mächte treten könne, wenn er vor ihren Augen in einer manchmal geradezu unwürdigen Weise malträtirt wird; die Frage ist vielmehr, wie die Kammer, welche schließlich das entscheidende Wort führt, zur ruhigen, sachgemäßen, den Thatsachen entsprechenden Abschätzung der Sachlage gelangen soll, wenn sie zum Zeugen und Mitspielenden eines persönlichen Duells gemacht, wenn ihre Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstand der Beurtheilung abgezogen und auf die inneren Kämpfe, welche mit der ägyptischen Frage an und für sich in keinem Zusammenhange stehen, mit allen Mitteln hingelenkt wird? Der kleinste Meinungszwiespalt wird zur unüberbrückbaren Kluft erweitert, jede Verschiedenheit in der Ansicht zur letzten Consequenz getrieben. Solcher Art ist dem Minister des Aeußern jedwede Freiheit der Bewegung benommen. Ein Vorwärtsschreiten wird als ein unbesonnenes Wagniß, jeder nothwendige, durch die Verhältnisse gebotene Schritt zurück als ein schmachvoller Rückzug verschrieen. Getragen vom Vertrauen der öffentlichen Meinung, unterstützt von den herrschenden Parteien hätte der Leiter von Frankreichs auswärtiger Politik jene Elasticität und Geschmeidigkeit, jene Geduld und Kraft — je nach Umständen — äußern können, welche bei Abwickelung einer jeden politischen Frage, namentlich aber im Oriente, geradezu unerläßlich ist.

Niemals ist also für das trostlose Parteigezänke ein unglücklicherer Zeitpunkt gewählt worden, als der gegenwärtige. Es ist wahr, die Kammer hat dem Ministerpräsidenten vor einigen Tagen ein Vertrauensvotum gegeben. Allein ob damit seine Position eine so starke ist, wie sie es sein müßte, ist eine wohl aufzuwerfende Frage. Haß und Zwietracht gähren und arbeiten fort und werden rastlos Anlaß zu neuem Ansturm suchen. Irgend ein unbedeutender Zwischenfall in den nächsten Tagen schon kann dem Ministerium einen zweiten Stoß versetzen und dann würde es kaum mehr Lust finden, sich den Bitternissen der Regierung weiter auszusetzen. Wer folgt nach? Jemand, der streng mit England geht? Die Frage bleibt noch offen, wie weit England sich von den Umarmungen Frankreichs wird gefangen nehmen lassen wollen, und wenn auch die französische Allianz im gegenwärtigen Momente dem Kabinet von St. James sehr willkommen sein mag, der Augenblick, wo England der Geliebten los zu werden trachten wird, kommt in nicht zu ferner Zeit — oder ist der Nachfolger Jemand, der wieder unter Gambettas Einfluß steht, der erlaubt, daß Gambetta von Neuem die „geheime Gewalt" ausübt? Dies würde Unordnung und Unruhen im Innern des Landes und eine feindselige Haltung der Mächte nach sich ziehen, welche inzwischen Gambettas Ideen über auswärtige Politik nur zu gut kennen gelernt haben. Es gibt Leute, welche behaupten, ehe dieses Jahr umläuft, käme Gambetta doch wieder ans Ruder. Auch dies ist möglich. In Frankreich wechselt die Stimmung wie das Wetter, und der tiefe Haß, der jetzt gegen ihn herrscht, kann sich durch irgend einen eclatanten überraschenden Anlaß wieder in Enthusiasmus verwandeln. Nach aller menschlicher Voraussicht, nach den Gesetzen der Logik und den Anzeichen und Wahrnehmungen aber sind die Chancen für seine Wiederkehr nur sehr geringe, ja vielfach hält man letztere für gar nicht mehr möglich. Wollte er zu viel zur Vergrößerung des jetzt schon allgemein werdenden Unbehagens beitragen, wollte eine Situation, welche alle Elemente des Gedeihens und Wohlergehens in sich trägt, auch weiterhin in so beispiellos übermüthiger Weise verdorben werden, dann kann ein öffentlicher Zornesausbruch wie ein Sturmwind die gegenwärtigen Leiter von Frankreichs Geschicken, die Gerechten wie die Schuldigen, wegfegen und ein Dritter, der im Verborgenen lauert, aus dem Streit der feindlichen Brüder unter dem verdienten Hohngelächter der gesammten Welt rücksichtslos den Nutzen ziehen!

Paris, im Juli 1882. Wilhelm Singer.

Die Gasfeuerung.

Die Beschaffung von billigem und gutem Trinkwasser und von billigem und bequemem Licht für die Bevölkerung unserer großen Städte wird unter die wichtigsten Aufgaben der modernen Technik gerechnet, und die großartigen Wasserwerke, Kanalisationsarbeiten und Gasanstalten kennzeichnen die Bedeutung, welche man der Verallgemeinerung dieser wesentlichsten Existenzbedürfnisse, die unmittelbar neben dem dringendsten Nahrungsbedarf ihren Platz behaupten, zumißt.

In neuester Zeit erst gesellt sich dem Wasser und dem Licht die Wärme insofern zu, als die Technik bestrebt ist, auch für sie den Ort der Erzeugung von der Gebrauchsstelle zu trennen und die bisherigen einzelnen Feuerstellen in einer Centralstelle zu vereinigen, von der aus die Wärme und die durch sie repräsentirte Kraft, ganz ähnlich wie Licht und Wasser, jedem Consumenten zugeführt werden soll. Wir sehen die Anfänge dieser Bestrebungen bereits in unseren Centralheizungs-Anlagen — gleichviel ob dieselben als Luft-, als Wasser- oder als Dampfheizungen hergestellt sind — hervortreten; während man in Europa aber sich nur auf einzelne Gebäude, allerhöchstens engbegrenzte Complexe beschränkt, hat sich die Centralheizung in Amerika bereits zur Districtsheizung ausgebildet, bei der die Wärme gebenden Agentien (z. B. dort fast ausschließlich nach Birdsill Hollys Dampfheizungssystem) durch Röhrenleitungen nach verschiedenen Gebäuden in einer ganzen Stadt resp. einem Stadtviertel vertheilt werden.

Es erscheint heute aber bereits zweifellos, daß die eigentliche Zukunftsheizung auf der Feuerung mit gasförmigen Brennmaterialien beruht, die zur Zeit erst in den Anfängen ihrer Entwickelung steht, sich aber sicher gleich schnell und ebenso im weitesten Umfang einbürgern wird, wie dies der Gasbeleuchtung innerhalb der letzten fünf Decennien gelungen ist, denn die Gasheizung bietet die einzig denkbare Möglichkeit einer wirklich rationellen Verwerthung der rohen Heizmaterialien!

Es ist leider eine traurige Thatsache, daß gegenüber den wesentlich auf die intensivste Ausnutzung der Rohstoffe gerichteten Fortschritten aller anderen Gebiete der chemischen Technologie, der Verlust bei dem größten chemischen Proceß unserer Erde, der Verbrennung, nahezu 90% beträgt, daß kaum 10% der theoretischen Wärmeeinheiten zur wirklichen praktischen Verwerthung gelangen. Es würde zu weit führen, hier die Ursachen dieses kolossalen Wärmeverlustes, der wesentlich in der Construction unserer Oefen, Herde und Kamine begründet liegt, eingehender erörtern zu wollen, gewiß ist aber, daß derselbe nicht nur den Betrieb unserer Fabriken und das Heizen unserer Wohnräume enorm verthenert, sondern daß er auch die auf der Erde vorhandenen Rohstoffe in einer durch nichts zu rechtfertigenden Weise vorzeitiger Erschöpfung entgegenführt. Eine Commission des englischen Parlaments hat berechnet, daß unter Zugrundelegung des heutigen Steinkohlenconsums die mächtigen Gruben Großbritanniens in spätestens 300 Jahren erschöpft sein werden und die Frage: Was dann? ist noch in keiner Weise gelöst, wenn man auch nicht zweifeln darf, daß es dem Menschengeist bis dahin gelungen sein wird, den nothwendigen Ersatz herbeizuschaffen! Jedenfalls ist, wie Quaglio mit Recht sagt, das Mißverhältniß in der Verwerthung unserer Brennmaterialien, ihre unverantwortliche Vergeudung ein schreiender Mahnruf an unser Jahrhundert des technischen Fortschritts, die Praxis der Verbrennung dem theoretischen Inhalt der Brennstoffe an Wärmeeinheiten näher zu bringen.

Streng genommen ist freilich jede Heizung eine Gasheizung, denn alle Brennstoffe können im festen oder flüssigen Zustande überhaupt nicht verbrannt werden, vielmehr muß jedes einzelne ihrer Theilchen, jede Molecüle, erst in Gasform übergehen, ehe es verbrennen kann. Der gesammte Verbrennungsproceß zerfällt also in die Periode der Verwandlung des Brennmaterials in Gas und in die Periode der Verbrennung dieser gasförmigen Produkte. Bei unseren gewöhnlichen Feuerungsanlagen aber gehen diese beiden Perioden nebeneinander auf einem Herde vor sich, während bei der Gasheizung beide Perioden gänzlich getrennt sind: die in einem besonderen Apparat erzeugten Gase werden nach dem von ersteren getrennten Verbrennungsherde überführt. Hierbei vermag man besser als bei jeder anderen Feuerungsanlage die beiden Hauptgrundsätze eines rationellen Verbrennungsprocesses zur Ausführung gelangen zu lassen: es kann nämlich erstens die Berührung der Brennstoffe mit dem Sauerstoff (hier die Mischung der Gase mit der atmosphärischen Luft) in wünschenswerthem Maße gesteigert und zweitens die eigentliche Verbrennungstemperatur durch Vorwärmung der atmosphärischen Luft erhöht werden.

Den Apparat, in welchem die Vergasung stattfindet, nennt man allgemein den Generator (die Heizung selbst daher auch Generatorheizung) und er ist im Wesentlichen nichts Anderes als ein sehr tief gelegener Rost, auf welchem man mit einer dickeren Brennmaterialienschicht als gewöhnlich arbeitet, so daß nicht mehr eine Flamme gebildet wird, sondern ein Strom brennbarer Gase (Generatorgase), die auf der eigentlichen höher gelegenen Feuerstelle mit einem gegenüber gewöhnlichen Anlagen um 20 bis 30% gesteigerten Heizeffect verbrennen. Es mag hier zugleich bemerkt werden, daß als Schöpfer der ganzen modernen Gasfeuerung nicht mit Unrecht der frühere Hüttenmeister Bischof zu Mägdesprung bezeichnet wird, der in seinem 1859 erschienenen Buche „Ueber die indirecte aber höchste Ausnutzung der Brennmaterialien" die leitenden Principien der ganzen Methode zum ersten Male klar stellte. Inwieweit sich in neuerer Zeit Thoma, Laurens, Schinz, Fischer und vor Allen Friedrich Siemens und Pütsch um ihre Ausbildung verdient gemacht und ihre Einführung in die Praxis gesichert haben, ist bekannt. Die Glasfabrikation arbeitet, man kann fast sagen jetzt ausschließlich mit Generatoren, in der Keramik gewinnt die Gasheizung immer mehr Terrain und für die Hüttentechnik ist sie heute bereits ganz unentbehrlich geworden — wobei nicht zu übersehen ist, daß die Generatoren die Benutzung auch solchen Brennmaterials gestatten, das früher verächtlich bei Seite geschoben wurde: Staubkohle, Gerölle, Torf 2c.

Es ist nothwendig, hier den Unterschied besonders hervorzuheben, welcher zwischen diesen Generatorgasen und dem in unseren Gasanstalten producirten Leuchtgas besteht: dieses ist ein durch trockene Destillation in Retorten erzeugtes, jenes ein Verbrennungsprodukt; dieses verbrennt seinem wesentlichsten Bestandtheil, dem Kohlenwasserstoff, zu Folge mit helleuchtender, jenes mit wenig leuchtender Flamme, da sein Hauptbestandtheil nicht Kohlenwasserstoff, sondern Kohlenoxydgas ist. Man muß ferner dem entsprechend für diejenigen Gasheizapparate, welche wir in unserem Hausgebrauch heute mit Leuchtgas speisen: Gaskocher, Gasöfen und die Gasmotoren, die genannte Gasart nur als Nothbehelf betrachten, die nur so lange zur Verwendung gelangen wird, als dem Consumenten eigentliches Heizgas nicht zugänglich ist, denn die Erzeugung des Leuchtgases ist der des Heizgases gegenüber enorm theuer.

Bisher hat die eigentliche Gasheizung nur in einzelnen Zweigen der Industrie, wie wir oben anführten, Verwendung gefunden, weil die Verbrennung der Generatorgase noch in ziemlich hohem Maße an die nächste Nähe ihrer Bildung gebunden war und ihre Fortleitung in einem Röhrennetz an verschiedenen Unzuträglichkeiten zu scheitern schien. Und doch kann man die Frage der Gasheizung in dem weiten Sinn, in dem wir heute eine Gasbeleuchtung haben, nur dann für gelöst erachten, wenn jeder Consument sich durch das einfache Drehen eines Hahnes aus der in sein Haus, unter seinen Dampfkessel geführten Röhrenleitung das erforderliche Heizmaterial zu jeder Stunde und in jeder Quantität zu schaffen vermag. Nun ist aber die chemische Zusammensetzung der Generatorgase derart, daß sie einmal außer dem Kohlenoxydgas schwere Kohlenwasserstoffgase und ca. 20 bis 30% Stickstoffgas enthalten; die ersteren würden sich bei der Abkühlung in den Röhren zu Theer verdichten, während der vollkommene unverbrennliche Stickstoff als nutzloser Ballast durch die Leitungen mitgeschleppt werden müßte und sie in ihren Dimensionen 2c. wesentlich vergrößern würde.

*

In allerneuester Zeit sind jedoch Generatoren construirt worden, bei denen die Theerbildung vermieden resp. der Theer durch zweckmäßige Condensation entfernt wird, und eine uns von Amerika überkommene Methode wird, wenn nicht Alles täuscht, auch die zweite Schwierigkeit, den überflüssigen Stickstoff, beseitigen. Die Anwesenheit dieses lästigen Stoffes in den Generatorgasen stammt nämlich aus der zur Verbrennung der Kohle nothwendigen athmosphärischen Luft und nach dem amerikanischen Verfahren, welches Strong sich vor etwa zwei Jahren patentiren ließ, soll der Zutritt von Luft zu dem Verbrennungsproceß möglichst beschränkt, dagegen stark überhitzter Wasserdampf in den Generator eingeführt werden. Der Wasserdampf zersetzt sich alsdann naturgemäß in Sauerstoff, welcher im Verein mit den Verbrennungsgasen Kohlenoxydgas bildet, und in Wasserstoff, das brennbarste, am meisten hitzgebende Gas. Der Erfinder nennt das entsprechende Gasgemenge einfach „Wassergas" und der bekannte Ingenieur Quaglio bezeichnet es mit Bestimmtheit als den Brennstoff der Zukunft, indem er berechnet, daß bei seiner Anwendung 60% der theoretischen Heizkraft des Brennmaterials als Nutzeffect resultiren gegenüber den 10%, welche wir mit unserer heutigen Feuerungsmethode erzielen.

Ausgedehnte Versuche nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa (Stockholm) haben diese Ansicht bestätigt und zugleich festgestellt, daß sämmtliche Gattungen kohlehaltiger Rohstoffe, vom reinen Anthracit bis zum ordinären Torf, anwendbar sind, so daß speciell z. B. die Staubkohle, die sich jetzt in ungeheueren Halden vor den Gruben ansammelt, wieder nutzbar gemacht werden kann. In petroleumreichen Ländern spielen außerdem die billigen Rückstände des Erdöls in dieser Beziehung eine große Rolle und sie können bei zweckmäßigen Transporteinrichtungen (Schiffen mit eisernen Cysternen-tanks) auch für uns von Wichtigkeit werden, besonders seitdem die unerschöpflichen Petroleumquellen von Baku in rationellerer Weise als früher ausgebeutet zu werden scheinen. Lieferten dieselben im Jahre 1878 doch bereits 104 Millionen Kilo raffinirtes Petroleum und 208 Millionen Kilo Rückstände. Um sich aber den ökonomischen Effect einer Centralisirung der Heizung für eine ganze Stadt in einzelnen Anstalten zu vergegenwärtigen, muß man endlich auch der kolossalen Transportkosten der Rohmaterialien in ihrer jetzigen Gestalt bis in die Häuser, des Verdienstes der zahlreichen Zwischenhändler u. s. w. gedenken und die Idee liegt nahe, sogar die Transportkosten von dem Gewinnungsort des Materials bis zu der heizenden Stadt in der Art zu beschränken, daß die Gasanstalten unmittelbar an den nächstgelegenen Kohlengruben oder Torfstichen angelegt und die Gase selbst in meilenlangen Röhrenleitungen dem städtischen Weichbild zugeführt werden. Die Erwägung, daß wir bisher im festen Brennstoff einen großen Procentsatz erdiger Natur mit bewegen, der beim Verbrennen als Asche zurückbleibt, beim Transport des Gases aber wegfällt, läßt dies Princip äußerst rentabel erscheinen und in der That haben sich speciell für Berlin zwei hervorragende Techniker, der Bauinspector Westphal und der Civilingenieur Pütsch, mit der Bearbeitung eines allerdings nicht auf das Strong'sche Wassergas gegründeten Projects beschäftigt, wonach das Heizgas auf den Rauen'schen Braunkohlenwerken bei Fürstenwalde erzeugt und in einer etwa fünf Meilen langen Leitung der Hauptstadt zugeführt wird. Das Unternehmen selbst ist keineswegs an inneren Gründen gescheitert, sondern lediglich um deswegen nicht zu Stande gekommen, weil im Publicum damals für Gasheizung noch kein Interesse und kein Verständniß vorhanden war, während man sich jetzt allmählich wenigstens mit dem Gedanken anfängt vertraut zu machen, daß unsere Brennmaterialien, speciell unsere Kohlen und der für Norddeutschland so wichtige Torf, überhaupt Heizgase zu liefern im Stande sind.

Das Strong'sche Wassergas soll aber nicht nur als Heizgas die rationellste Feuerungsmethode ermöglichen, sondern es soll zugleich durch einen secundären Proceß mittelst flüssiger oder fester Kohlenwasserstoffe carburirt, das ist leuchtend gemacht werden, und so ein Leuchtgas von höherer Lichtkraft und größerer Billigkeit, als unser jetziges, bilden. Die technische Ausführung gerade dieser Verwandelung ist eine sehr wenig umständliche; sie kann an jedem beliebigen Punkte der Röhrenleitung oder auch in der Gasanstalt selbst geschehen, und wir möchten uns nicht versagen, hier einzuschalten, daß der verstorbene Altmeister der chemischen Technologie, Rudolph von Wagner, bereits 1874 bei noch unvollkommenen Apparaten das Wassergas auch als Leuchtgas der Zukunft bezeichnet hat (Jahresbericht der chem. Techn. 1874, S. 991). Das gleiche Röhrensystem führte uns alsdann Wärme, Kraft und Licht zu und wenn alle Erwartungen, die man nach den bisherigen Resultaten zu stellen berechtigt, sich vollkommen bestätigen, erscheint der Ausspruch eines bedeutenden amerikanischen Chemikers, des Dr. Wurtz, nicht übertrieben, der die Bestrebungen, welche auf die Einführung des Strong-Gases zielen, als den nächsten großen Schritt in der Civilisation, als gleichbedeutend mit der Einführung der Dampfkraft, des Bessemerprocesses und der elektrischen Telegraphie hinstellt!

Unsere Gasgesellschaften haben der Angelegenheit bisher noch wenig Sympathie entgegengebracht, ja sich ihr in wenig kluger Nichtachtung theilweise feindselig gegenübergestellt. Und doch wird an sie gerade zunächst die Frage herantreten, ob und in wie weit sie ihr vorhandenes Röhrennetz für den doppelten Zweck der Heizung und Erleuchtung verwerthen wollen und bei der Mehrzahl wäre die Adoptirung des neuen Systems unter allmählicher Ueberführung der Betriebseinrichtungen um so wichtiger, als die größere Leuchtkraft des Strong-Gases bei gesteigertem Consum sie ohne Vergrößerung der Anlagen wieder auf Jahre hinaus hinreichend leistungsfähig machen würde. In Amerika werden bereits gegen 30 Städte, darunter als größte Baltimore, mit Wassergas beleuchtet, zwei große Compagnien beschäftigen sich zur Zeit mit der Einführung desselben im Staate New-York, wo es zugleich zu Heizungszwecken dienen soll, die Versuche in Wien und Stockholm sind ungemein günstig ausgefallen und es ist nur bedauerlich, daß die ernsten Bestrebungen des Professor Reuleaux, den Berliner Magistrat für die Sache zu interessiren, nicht von Erfolg begleitet waren und seiner Zeit durch seine Abreise nach Australien unterbrochen wurden. Wir stehen sicher, wie auf der ganzen Linie der Naturwissenschaften, auch hier vor einer umgestaltenden Reformation, die auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der Culturvölker von dem größten Einfluß sein wird.

Hanns von Spielberg.

Literatur und Kunst.

Der Torso des Belvedere.

Nach einer Sage.

Wieder durcheilte die Straßen von Rom die geflügelte Kunde:
„Eben gehoben ans Licht wurde ein herrlicher Schatz,
Eines Heroen Gestalt, zwar nur als Torso erhalten,
Aber der Nacken bezeugt, daß es ein Herkules war."
Also durchdringt es die Stadt und es schaart sich die horchende Menge,
Alle verlangenden Sinns eilen zur Stätte des Funds.
Dort das Gebilde zunächst umwandeln in ernstem Genießen
Staunende Jünger der Kunst, stumm in das Wunder vertieft.
Schweigen herrschet umher, nur selten beweget die Lippe
Einer zur Rede und spricht leis ein empfundenes Wort.
Da mit Einmal entsteht ein Gemurmel und laute Bewegung,
Schnell nach dem Wege der Stadt wendet sich jeglicher Blick.
Sieh, auf die Schulter gelehnt des besorgt ihn führenden Jünglings
Naht mit beschleunigtem Schritt ehrfurchtgebietend ein Greis.
Wohl ist sein Auge nicht mehr das Nächste zu scheiden im Stande,
Eifer der Sehnsucht treibt dennoch zu eilen ihn an.
Mächtig vom Anblick bewegt weicht rings die ergriffene Menge —
„Buonarroti!" entrang scheu sich den Lippen der Ruf.

Aber die Künstler mit Stolz den willkommenen Meister umschaarend
Bringen mit freudigem Gruß ihre Verehrung ihm dar.
Doch er vernimmt sie nur halb und lenkt die noch übrigen Schritte
Nach dem bekränzten Gerüst, drauf sich der Marmor erhebt.
Jetzt zum verwitterten Stein beugt leis er den athmenden Busen
Und er umfaßt die Gestalt gleich einem liebenden Freund.
Doch das erregte Gefühl bald weicht es vollkommener Fassung
Und in besonnener Ruh prüft er das mächtige Werk.
Langsam gleitet sein Arm den gewaltigen Nacken hinunter
Und er befühlet den Zug jeglichen Muskels genau.
Oftmals kehrt er zurück zur eben bewunderten Stelle,
Tastet zur Schulter hinauf, gleitet die Hüfte hinab.
Also weidet er sich am Einklang der herrlichen Bildung,
Statt mit verschleiertem Blick prüft er mit schauender Hand.
Wohl auch entdeckt er mit Schmerz des vollendeten Körpers Verstümmlung,
Denn nur zu Vieles verging, werth daß es dauerte stets.
Gänzlich fehlet das Haupt und es mangeln die redenden Glieder,
Leib und Hüften allein blieben noch übrig vom Bau.
Nichts sonst deutet mehr an, wie beschaffen das göttliche Werk war,
Das die Tausende einst, die es betrachtet, entzückt.
Doch jetzt spielen ihm neu auf dem Strunke die fühlenden Hände
Und aus den Trümmern ergänzt glücklich sein ahnender Geist.
Vor ihm dämmert es auf, er erblickt ihn leibhaft und wirklich,
Wie nach der irdischen Müh' ruht der unsterbliche Held.
Sieh, auf dem Felle des Leu'n, das die Rauheit des Felsens ihm glättet,
Sitzt der olympische Gast, sorglich von Hebe bedient.
Wohl zur Seite noch lehnt von den Fahrten gewohnt ihm die Keule,
Aber die Leier doch auch stützt er sich friedlich auf's Knie.
Heiter vor Allem erhebt sich das Haupt und es nicket der Göttin,
Die ihm auf Erden bereits öfters erschienen zum Trost.
Freude bewegt ihn; er dankt dem Geschick, das im Kampf ihn geläutert
Und ihm zu treten gegönnt unter die Götter ein Gott. —
So der gestürzten Gestalt bemächtigt sich wieder der Kühne,
Wie sie dem Bildner dereinst keimte aus frommem Gemüth,
Und mit der Jugend Gewalt, die frisch noch ihm grünet im Alter,
Prägt er für's Leben sich ein, was in der Seele nur steht.
Aber da kommt es ihm plötzlich, er fühlt, daß bedachtlos er schwärme,
Da nur ein Traum ihm erschuf, was er gesetzet geglaubt.
Nochmals umfaßt er den Stein, doch er findet das Meiste vergangen —
Strenger Vernichtung Loos schneidet ihm mitten durch's Herz.
Und es verläßt ihn der Muth, es entstürzen ihm heftige Thränen,
Rasch vom Begleiter entführt scheidet er ohne ein Wort.

Martin Greif.

Jugendbriefe von Alexander von Humboldt.

Vorbemerkung der Redaction.

Ein Freund unseres Blattes hatte die Güte, uns einen handschriftlichen Schatz von Jugendbriefen Alexander v. Humboldts zur Verfügung zu stellen. Von seiner dankenswerthen Erlaubniß zur Veröffentlichung machen wir um so lieber Gebrauch, als sich unter diesen Manuscripten Manches findet, was zur Kenntniß des großen Naturforschers ungemein werthvoll ist. Alle sechzehn Briefe stammen aus den Jahren 1788—1790 und sind von dem damaligen Studenten an seinen Freund Wilhelm Gabriel Wegener aus Hohenlübbichow im Kreise Königsberg in der Neumark gerichtet. Im Herbste 1785 hatte der 18jährige Wegener, nachdem er das Gymnasium auf dem Grauen Kloster zu Berlin absolvirt, die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt auf der Hochschule zu Frankfurt a. O. kennen gelernt. Namentlich Alexander schloß sich mit ungewöhnlicher Wärme an den tief angelegten und vielseitig gebildeten Theologiestudenten an, und Beide haben dem von den Jünglingen mit enthusiastischer Hingabe gestifteten Freundschaftsbunde noch in später Zeit die Treue bewahrt.*)

In diesen Jugendbriefen haben wir schon ein gutes Stück des ganzen Humboldt. Philosophie und Naturwissenschaft sind seine Lieblingsfächer. Offen gesteht er dem Freunde: seine Philosophie sei „wie ein Kind, das noch immer am Gängelbande geführt werden muß"; aber die in diesen Briefen enthaltene (von uns nicht zum Abdruck bestimmte) Abhandlung über Wunder und Wunderglauben zeigt schon den vorurtheilslosen Denker und strengen Dialektiker. Seine Bemerkungen zumal über Botanik sind von seltener Tiefe und lassen den künftigen Meister der Naturforschung ahnen. Dabei entwickelt er eine erstaunliche Belesenheit und namentlich philologische Vielseitigkeit. Seine Briefe wimmeln nicht blos von polyglotten Citaten, sie sind auch häufig seitenlang im besten Griechisch, Latein, Hebräisch, Italienisch oder Französisch abgefaßt. Ueberall zeigt sich ein freier, heller Kopf. Wohl lebt er nur seinen Studien und ist ihm „das alberne Geniewesen" nicht minder verhaßt, als das seichte Salongeschwätz, aber er versteht es ungezwungen und leicht — wir möchten fast sagen: in moderner Feuilletonmanier — von allerlei weltlichen Dingen zu plaudern, so daß schon da der gewiegte Weltmann erkennbar ist. Namentlich seine Bilder aus der Berliner Gesellschaft und den Frankfurter Professorenkreisen sind lebendig und von culturhistorischem Werth. Hier erweist er sich als scharfer, weltkluger Beobachter, der gar wohl die Satire zu handhaben versteht und sich oft bis zum echten Humor versteigt. Die rein menschliche Seite zeigt sich aber am schönsten in seinem Freundschaftsgefühle, das sich, nach damaliger Art, oft in überschwänglichen Worten Luft macht. Die beiden Freunde sind sich „mehr als Brüder". Sie sind „durch Aehnlichkeit in Neigungen, Gefühl, Denkart, kurz in jeder Modification des Ichs ganz für einander geschaffen". — „Wahr und vorzüglich schön," schreibt Humboldt am 8. Mai 1788, „ist Deine Bemerkung über die Weisheit des Schöpfers, der uns im physischen und moralischen mehr vor, als um und neben uns sehen läßt. Ich theilte dieselbe vor wenigen Tagen einer Freundin mit, deren Urtheil für mich eine besondere Gültigkeit hat; die Edle sagte, daß sie den Mann wünsche kennen zu lernen, der so wahr und schön empfände. Es ist die schönste und auch die klügste, nein! ich muß sagen, die weiseste unter den Frauen: Henriette (in hebräischer Schrift) Herz." Und später einmal: „Unsere Briefe sollen uns noch in späteren Jahren süße Denkmäler unserer jugendlichen Freuden und Leiden sein."

Wir geben im Folgenden eine Auswahl der interessantesten Briefe, in ihrer Integrität oder im Auszuge, ganz so wie sie geschrieben sind, nur unter Weglassung solcher Stellen, die lediglich von Persönlichkeiten oder Gegenständen handeln, welche kein allgemeineres Interesse darbieten.

I.

Berlin, (September 1788.)

Ich mache Dir keine Vorwürfe, lieber Bruder, daß Du mir auf meinen letzten Brief noch immer nicht geantwortet hast. Daß Deine Disputation gerade in diese Zeit fallen müßte, und daß ein solches Geschäft, quod, si non alea ipsa tamen aleae ὁμοιοτατον εστι, einem den Kopf ziemlich einnimmt, das alles konnte ich mir nach meiner Divinationsgabe schon selbst prophezeien. Auch höre ich von Löffler, daß ich mich nicht geirrt habe. — Wie herzlich ich mich gefreut über den glücklichen Ausgang Deiner Disputation, darf ich Dir, mein Bester, der Du mich und meine warme innige Liebe zu Dir kennst, nicht erst sagen. Wenn ein solcher Streit im Grunde auch nur ein bloßes Spiel ist, so ist man

*) Wegener wurde 1789 Feldprediger beim Regiment Gensd'armes in Berlin, in welcher Eigenschaft er u. A. den Marsch nach Schlesien im J. 1790 mitmachte und hier in näheren Verkehr mit Goethe kam. 1795 wurde er als Superintendent und Oberpfarrer nach Züllichau berufen, als unmittelbarer Nachfolger Herzliebs (des Vaters von Minna Herzlieb). In dieser Stellung ist er bis zu seinem Tode im J. 1837, höhere Aemter wiederholt ablehnend, verblieben.

anfangs doch wohl etwas dabei beklommen. Deine Disputation habe ich von Löffler erhalten. Ich kann nur über das Formale urtheilen, aber gewundert habe ich mich wenigstens, daß Du in so kurzer Zeit so viele Materialien hast sammeln können. Der Ketzer Markion*) hat wenig Interesse für mich, aber alles was von Dir kommt, ist meinem Herzen wichtig.

Während meiner Anwesenheit in Frankfurth ist manches neue in meiner Lage vorgefallen. Vorigen Monat war ich in der Neumark, in Ringenwalde. Meine Mutter ging über Schwedt, ich mit Zöllner über Neustadt und Freienwalde, wo wir einige Tage blieben, um das Messingswerk, die Eisenspalterei, den Kupferhammer, Spechtshausen und die 3 Wermigobrischen Fabriken in Augenschein zu nehmen. Ich konnte Dir nicht die Zeit bestimmen, wenn ich nach dem Alaunwerk kommen würde, weil ich es selbst nicht bestimmt wußte. Auch zweifle ich, daß Du damals Frankf. würdest haben verlassen können. Sonst hätte ich schon viel darum gegeben, um Dich, lieber Bruder, zu sehen und zu umarmen. Zöllner blieb einige Tage bei uns in Ringenwalde. Er ist aus Neudamm gebürtig, eines blutarmen Försters Sohn. Ein Müller ließ ihn studiren. Sein Vater ist ein verständiger, überaus braver Mann, seine Mutter eine ganz gewöhnliche Bauerfrau. Es war für mich ein rührender Anblick, den Sohn, der stets mit vornehmen Leuten umgeht, selbst viel in den Pallästen der Prinzen ist, hier unter einem Strohdache so vergnügt zu sehen. Andere würde eine falsche Schaam verleiten, den Anblick der elterlichen Dürftigkeit zu verbergen. Er ist stolz darauf, ihn zu zeigen. Das hat mich sehr in seinem Charakter gefreut. Freilich mag sich wohl Eitelkeit mit in das Spiel mischen. Man sieht gern in das Nichts zurück, aus dem man sich durch eigene Geisteskraft riß. Doch wer will die Ursachen der menschlichen Handlungen enträtseln!

Montag, den 29. Sept.

Vorgestern war ganz Berlin auf den Beinen. Blanchard steigen zu sehen verdiente wirklich die 2 ℔ die es mich kostete. Der Anblick einer so großen, 26 Fuß breiten Maschine, eines Mannes der durch seine übermenschliche Kühnheit es wagte über den Ozean zu gehen, der majestätische Gang des Balls, und am meisten der Gedanke an den Fortschritt der menschl. Kultur, die nun schon das 3te Element sich unterwarf, alles dies machte einen großen, herzerhebenden Eindruck. Den Ball konnte man über ½ Stunde schweben sehen. Er fiel hinter Buchholz nieder. Der Fallschirm mit den Hunden that herrlichen Effekt. Er soll 16 Minuten gefallen sein. Doch das wird wohl alles in die Zeitung kommen. Blanchard selbst ist gar nicht so arg als man ihn macht. Ich habe mit ihm bei Herzens gegessen. Prahlen thut er wenig und von der Physik hat er, wie mich Herz versichert, gar keine üble Kenntnisse. Eitel ist er freilich. Aber wer wäre es nicht in seiner Stelle geworden! Daß er spielt, 3 Frauen hat ꝛc. sind platte Lügen die man aber in Berlin überall glaubt. Mußte sich der Philosoph Mirabeau dies doch auch bei uns gefallen lassen! Md. Blanchard ist eine feine, recht anständige Frau, die ich genau genug kenne. Ihr Mann ist mehr denn zu viel beschenkt worden, vom König an bis auf den kleinsten unserer Prinzen. Donnerstag war auch ein interessanter Tag! Dalberg wurde öffentlich zum Mitglied der Akademie aufgenommen. Das ist einer von den wenigen, denen es Gott auf die Stirn geschrieben, was sie sind. In seinem Gesichte herscht so eine himlische Güte, die jedes Herz für sich einnimmt. Die Geschichte weiset uns kein Beispiel auf, wo ein so großer, von der ganzen Nation so verehrter Mann zu einem geistlichen Herrscher wäre bestellt worden.**)

II.

Berlin, den 12. Dez. 1788.

... Frau von der Recke, Schwester der Herzogin von Curland habe ich gestern und vorgestern gesehen, was ich lange wünschte. Man erkennt in ihr ganz die edelmüthige Frau, die Cagliostro und Stark entlarvte, ganz und fast zu viel die erhabene geistliche Sängerin — aber auch mehr weibliche Eitelkeit und Schwäche, als man ihr bei diesen großen Eigenschaften zutrauen sollte. Sie hat wie ein Comet, wo sie geht, einen Schweif von Gelehrten aller Art hinter sich. Nicolai (nomen collectivum für das Gesindel, wie Voß sagt, was sich allgem. deutsche Bibliothek nennt), Gedicke, Reinhart, Ramler, Teller, Biester ... sind ihre Anbeter, denn einmal ist sie schön, dann Schwägerin eines Herzogs (der Gelehrte nach Mietau beruft) und dann ist sie klug. Die Berliner Gelehrten sollen sie erst verderbt haben. Allemal ist sie eine so sonderbare als wichtige Erscheinung. Sie ist lange nicht so klug als die Herz in Berlin, die, weil zu edel, zu bescheiden, nicht Herzogin, gar Jüdin ist, zu wenig geschätzt wird.

III.

Berlin, den 27. Dez. (1788).

Wenn es möglich wäre, lieber Bruder, daß ich auf Dich böse werden könnte, so hätte ich warlich jetzt ein wenig Lust dazu. Aber, dem Schicksal dank' ich es, daß ich eine so warme, herzliche, unwandelbare Liebe zu Dir hege, daß mich selbst Dein langes ich glaube Monathlanges Stillschweigen nicht zum Unwillen reizen kann. Ich weis nicht ob mich der Himmel so gut oder so böse geschaffen hat. Denn bis jetzt hat mich noch nie einer meiner Freunde beleidigen können und wie Du, lieber Wegener, der Du, wie unter meinen Freunden der beste, so auch meinem Herzen der Theuerste, Unvergeßlichste bist. Nein unwillig bin ich nicht über Dich, aber unruhig recht sehr unruhig. Täglich habe ich an Dich gedacht und nie lebhafter als seit diesen lezteren Tagen. Muß mich die Idee, daß Du krank bist, auch überall verfolgen! Ein nicht ungewöhnlicher, einfältiger Traum — wie kann er einem vernünftigen Menschen so ganz den Kopf verrükken. Und doch, doch, mein Bruder, habe ich eine so schwere Ahndung! Gott gebe daß ich unrecht gehabt, daß meine Liebe zu Dir mich mit eitlem, nichtigem Kummer erfüllt. Vielleicht erhalte ich noch Nachricht von Dir, ehe dieser Brief abgeht. O käme sie, diese Nachricht, nie war sie erwünschter nie erwarteter! Vielleicht war nur eine Reise, Geschäfte, eine Saumseligkeit was weiß ich die Ursach Deines Stillschweigens. Schreibe bald, mein Theurer! Warst Du Schuld an der großen Lükke in einem mir so frohen Briefwechsel, o so vergebe ich Dir zum voraus, vergebe Dir gern, erlasse Dir alle Entschuldigungen — wenn Du mich nur bald mit einem Briefe erfreuest.

Ich habe Dir erst einmal seit unserer lezten Zusammenkunft geschrieben. Ich hoffe der Brief ist nicht verloren gegangen. Ich hätte Dir öfter schreiben sollen, aber ich säumte, weil ich immer auf Antwort harrte.

Erwarte heute keinen langen Brief von mir. Ich bin wie die Menschen die ihre Fragen kurz einrichten, um bald die erwünschte Antwort zu haben. Doch muß ich Dir einen Gewissensfall vorlegen, in dem Du als Freund kompetenter Richter bist. Du sollst entscheiden, ob ich recht gehandelt habe: Du kennst den jungen Willdenow und weißt wie sehr er mein Freund ist. Es kam darauf an ihm einen Dienst und einen recht wesentlichen zu leisten. Ich erbot mich freiwillig dazu. Ich mußte mich bei einem Menschen für ihn verwenden, der ehemals mein Freund zu sein schien, von dem ich aber weiß daß er gegenwärtig mich verachtet. Ich sollte zu ihm gehen, ihm sagen daß ich ihn hochschäzte, ihn um etwas bitten. Der Schritt war hart. Meine Offenherzigkeit verbot ihn mir, aber die Freundschaft sie siegte und ich glaube sie siegte mit Recht. Hätte es mein eigenes Wohl betroffen, o kein — hätte mich dazu bringen sollen. Ich würde mich erniedrigt zu haben glauben. Aber bedenke nur ein Freund, den ich liebe, reine Aufopferung für ihn .... Ach es giebt der Banden so wenige die die Menschen mit Menschen knüpfen ohne Zwang, ganz nach dem Wunsche des Herzens, die durch keine äußere Kraft sanzirt sind, wo Treue und wechselseitige Liebe die Stellen des Eides vertreten. Nichts ist mir daher heiliger, verehrungswerther als Freundschaft, sie die so ganz ein Werk der Freiheit und darum so edel und herrlich ist. Ich habe lange mit mir gekämpft. Aber nach langem Kampfe habe ich heute den Schritt gethan. Du hättest ihn auch gethan, denn ich glaube er war recht gethan. Er hat meinem Herzen viel gekostet aber was thäte man nicht einem Freunde zur Liebe.

Ich breche hier ab. Reiße mich, Bruder, reiße mich bald aus meiner Ungewißheit. Nie habe ich mehr einen Brief erwartet. Ich flehe Dich daher nun ein Paar Zeilen. Du weißt wie zärtlich ich dich liebe. Käme doch mal ein Augenblick wo ich es auch Dir durch eine Aufopferung zeigen könnte. Ich schließe Dich dreimal in meine brüderlichen Arme!

Alex: Humboldt.

---

*) Die Dissertation hatte folgendes Thema: Marcionem codicem N. T. adulterasse dubitatur, ursprünglich eine Streitschrift gegen Michaelis.

**) Das letzte Blatt des Briefes ist anscheinend absichtlich — zerrissen; die Ueberreste zeigen, daß es von Wöllner und dem Wöllner'schen Edikte handelte.

IV.

(März 1789.)

Liebster Bruder!

Wie soll ich, wie kann ich Dir das Vergnügen schildern, welches mir Dein Brief gewährt hat! Je länger ich Dich kenne, desto theurer wirst Du meinem Herzen, je weiter ich mich von Dir entferne, desto stärker wird meine Sehnsucht nach Dir. Die glücklichen Tage in Frankf. sind entflohen. So froh kehren sie nie wieder zurück. Doch meine innige Liebe, meine Freundschaft zu Dir, soll unsterblich sein, wie die Seele, die sie empfindet! Ich kehre jezt in meine vorige Laufbahn zurück. Mein akadem. Leben beginnt von neuem. Aber meine ganze Lage ist verändert. Ich bin bereit den ersten Schritt in die Welt zu thun, ungeleitet und ein freies Wesen. Ich freue mich dieses Zustandes, so mißlich er zu sein scheint. Lange genug gewohnt, wie ein Kind, am Gängelbande geführt zu werden, harrt der Mensch die gebundenen Kräfte nach eigener Willkühr in Thätigkeit zu sezen und sich selbst überlassen der eigene Schöpfer seines Glücks oder Unglücks zu werden. Aber ich sehe mit bescheidener Zuversicht diesem Zustand entgegen. So eingeschränkt meine Lage war, habe ich doch mannichfaltige Gelegenheit gehabt, die Menschen um mich her zu beobachten. Keine starke Leidenschaft wird mich hinreißen. Ernsthafte Geschäfte und am meisten das Studium der Natur werden mich von der Sinnlichkeit zurückhalten. Du kennst mich, lieber Wegener, unter allen meinen Freunden am besten. Du magst es selbst beurtheilen ob Du mich stark genug hälst, allein auf dem schlüpfrigen Pfade des Lebens zu wandeln. Nein glücklich, unaussprechlich glücklich würde ich sein, wenn ein Freund, wie Du, mir zur Seite ginge. Göttingen ist für mich ein wüstes Land. Bekannte finde ich dort genug. Mein Bruder, Dohna, pius Dohna*), Stiegliz, Meklenburg, Bing, und cheu! me miserum! Kieserberg quod Dii avertant malum! sind alles Leute, mit denen ich nicht harmonire. Ich zweifle nicht, daß unter 800 Menschen nicht ein Paar sein sollten, denen ich meine Freundschaft schenken könnte. Aber wie lange dauert es oft ehe man sich findet. Kannten wir uns nicht ein viertel Jahr, ehe wir fühlten, wie sehr wir für einander geschaffen sind. Und ohne Freund — welch ein Leben. Und wo ist der Freund, den ich Dir in meinem Herzen gleichsezen könnte. Meine Reise ist auf den 8ten April angesagt. Schicke keinen Brief nach Berlin, den ich später erhalten sollte. Ich habe die Hofnung gänzlich aufgegeben Dich früher zu sehen. Warum? weiß ich mir selbst nicht zu sagen. Die Reise geht über Magdeburg, Helmstädt, Braunschweig und Nordheim. Ohnerachtet ich in allen diesen Orten mich aufhalten muß, besonders in Braunschweig, wo ich an den Hof gehen muß, so weiß ich doch nicht bestimmt, ob ich Dir von der Reise werde schreiben können. Auf jeden Fall soll es in G— mein erstes Geschäft sein Dir von meiner Ankunft Nachricht zu geben und Dir meine Wohnung, Adresse pp. zur ferneren Correspondenz zu melden. Mein Bruder war 4 Wochen bettlägrig. Er war gefährlich krank an einer Art von Faulfieber. Jetzt ist er wiederhergestellt. Er nuzte jede Zeit um Deutschland nach allen Seiten zu durchkreuzen. Vor kurzem war er in Gotha, Weimar, Jena, Erfurth. In den Ferien wollte er nach Strasburg gehen. Aber seine Krankheit hat ihn gehindert, diesen großen Plan zu vollführen. Er reiset daher bloß nach Minden und Hannover und kommt mir nach Braunschweig entgegen. Ich freue mich ihn nach einem ganzen Jahr wiederzusehen. — Daß Du Botanik in Erhohlungsstunden treiben willst freut mich unendlich. In Deiner Einsamkeit wirst Du kein anziehenderes Studium finden, daß Dir reinere und wohlfeilere Freuden gewährte. Die Pflanzen (ohne Empfindelei zu reden) werden unsere Freunde unter denen uns einige werther als andere sind. Auf jedem einsamen Spaziergange wandelt man wie mitten unter seinen Bekannten. Welche Freude, wenn man auf einmal viele seiner Lieblinge zusammen findet. Unbedeutende Gegenden erhalten Interesse für uns, weil wir hier zuerst eine Pflanze entdeckten, die uns noch unbekannt war, weil wir dort die Blume vermissen, die vor kurzem noch blühte. Der Pastor Hummel war mir unbekannt. Die Botanik ist eine edle Beschäftigung für Geistliche. Auch war ein englischer Priester Ray einer der größten Phytosophen der Vorzeit. Könntest Du den Hummel nicht bewegen, da er doch gewiß unsere neue Flora Berolin. kennt, ein Verzeichniß der Pflanzen zu machen, die er um sein Dorf findet u. welche in jener Flora nicht enthalten sind, damit man den Unterschied der Oerter bemerken könnte. Dies Verzeichniß würde ein angenehmes Geschenk für unsren, hiesigen botanischen Zirkel sein. Der große Jaquin in Wien, der durch sein botan. Reisen nach Jamaika und Südamerika berühmt ist, hat in seinem 70ten Jahre erst ein Kompendium für die Botanik geliefert, ein herrliches vollendetes Werk. Ich wage es, lieber Bruder, Dir 1 Exemplar davon zum Andenken anzubieten. Ich kann es diesem Briefe nicht beifügen, weil ich es noch nicht vom Buchhändler habe kommen lassen. Ich werde es daher ungebunden an Deinen Bruder, den Feldprediger, übermachen, mit der Bitte es Dir mit Gelegenheit nach Hohenlübbichow zu senden. Wenn Du es nur erhälst, wenn die Bäume grünen. Denn in der Stube die Anfangsgründe der Botanik zu studiren, ohne unmittelbare Vergleichung mit der Natur, ist ein trocknes, höperlangweiliges Studium. — Moriz ist allerdings bis auf weitere Fußreisen in Berlin und zwar angestellt bei der Akademie der Künste, um für die jungen Künstler die Theorie der schönen Künste zu lesen. Er ist mit Göthe, der ihn sehr schäzt aus Italien zurückgereiset. Nach Berlin hat ihn der Herzog von Weimar mit gebracht. Er ist noch immer derselbe, ein wahres Genie, wahrer Sonderling. Nur in seinem Aeußeren hat er sich geändert. Er geht fast immer im Haarbeutel und seidenen Strümpfen. Sein Kollegium hat er in den Zimmern der Kunstakademie seit ohngefähr 3 Wochen mit ungeheurem Applausus angefangen. Er hat wohl 15—20 der angesehnsten Damen zu Zuhörerinnen. Der Minister Heinitz, Graf Neal und die meisten Leute vom Hofe versäumen keine Stunde. Das Kollegium ist gewiß das glänzenste, was in Deutschland gelesen wird. Ich hörte ihn einmal. Sein Vortrag ist edel, fließend und nur zu rednerisch. Aber die Materialien! Welch ein großer Gemisch von glänzenden Irthümern. . . . Höre nur: „Ein Wesen geht in das andere über, eine niedere Organisation wird von der höheren verschlungen und veredelt. Das Thier frißt die Pflanze, der Mensch das Thier. So wird die Pflanze erst Thier, dann Mensch.“ Bei diesen Worten sagte ein Hofmarschall: it est sublime! Welch ein Gemisch von Materialismus und Monadologie. Ein wahres Monadenfressen! Dann: „Die Natur schuf den Menschen um durch ihn ihre eigene Vollkommenheit zu beobachten.“ Aber neben allem diesen viel scharfsiniges, wahre Aufblize des Genius. So wenig mir Morizens Grundsäze über das Schöne gefallen, so hört' ich ihn doch gern: Seine Beredtsamkeit ist hinreißend und seine glänzendste Epoche jezt da.*)

So viel für heute, lieber Bruder. Ich umarme Dich von ganzem Herzen und höre nie auf Dich zu lieben. Dein treuer Freund und Bruder

Berlin, d. 27. Merz. Alex. Humboldt.

V.

Göttingen, Mai 1789.

. . . Ich war fast eine Stunde bei Jerusalem**) und habe in der ganzen Stunde, worin er noch mit vieler Lebhaftigkeit sprach, nichts gehört,

*) Der nachmalige Minister; er hatte mit Humboldt und Wegener zusammen in Frankfurt studirt.

*) Moritz war auf dem Gymasium zum Grauen Kloster auch Wegeners Lehrer gewesen. Derselbe entwirft von ihm — in einem hinterlassenen Tagebuche — folgende interessante Charakteristik:

„Der Professor Moritz trug uns, nachdem er seine Fußreise nach England zurückgelegt hatte, wöchentlich in 2 Stunden Allerlei planlos aus der deutschen Sprache und der schönen Wissenschaft vor. Er kam gewöhnlich erst gegen $^3/_4$ und wir versammelten uns dann um ihn, als um unseres Gleichen. Der größte Sonderling, den ich je gekannt habe. Offenbar hatte er originelles Genie, und durch seine spielende Lehrart ist er uns nützlich geworden; denn wir lernten durch ihn Geschmack am eigenen Denken und Spekuliren finden, und wenn wir gleich schlechterdings gar keine Sachkenntnisse erhielten, so war doch sein Unterricht in formeller Rücksicht nicht vergeblich. Indessen schadete es uns, daß er alle gewöhnliche Rücksichten der guten Lebensart vernachlässigte und uns dadurch in dem Wahn bestärkte, daß dies leidige Genieweſen zur Eigenschaft eines aufgeklärten, schöngeisterischen Philosophen gehöre. Wenn er sich auf dem Katheder der Länge nach hinreckte, und wie aus einem Traum erwachend, ein Blatt aus Theokrits Idyllen herausriß, solches einen „Auszug“ nannte, dann an dem Blatte allerhand kraftgenieartige Bemerkungen machte, so war diese theateralische Scene wohl fähig, uns in einer gespannten Erwartung zu erhalten.“

**) J. F. W. Jerusalem, der berühmte Kanzelredner († 2. Sep. 1789). Sein Sohn Karl Wilhelm war das Urbild des Werther.

was Scharfsinn, oder kalte Vernunft, oder freie Empfindungen, oder sonst etwas markirt hätte. Ich sah nichts an ihm, als einen Mann von 80 Jahren, der ein recht hübsches (ehrwürdiges?) Gesicht hat, mit einer rothen Mütze und der einem oft die Hände giebt. Nun frage ich mich, wie ist es möglich, daß alle Menschen so bezaubert von ihm sein können? Ich erkläre es mir so. Alle haben eine übergroße Meinung von seinem Charakter, von seiner Aufklärung, denn wenige nehmen sich wohl die Mühe (die ich mir leider! einmal nehmen mußte) die labrigen, weitschichtigen, hüperlangweiligen Betrachtungen der Natürlichen Religion durchzuschwimmen. In Braunschweig sprach man von Jerusalem, wie man in Athen mag von Jupiter gesprochen haben. (Will man etwas unwiderstreitlich machen, so sagt man Jerusalem hat es gesagt und alle glauben.) Wer nun mit solchen Ideen zu einem achtzigjährigen Greise in die Stube tritt, zu einem Mann, der von nichts öfter (aber auch darum besser??) als vom künftigen Zustande spricht, der gegen alle Menschen schon darum allein süß u. zärtlich ist, weil er immer glaubt, er sieht sie zum letzten Male, der mag freilich mit einer noch größeren Idee von Jerusalem weggehen, als er zu ihm kam. Dazu endigt sich jede Conversation mit ihm mit einem feierlichen Abschiede, wobei viel vom Tode gesprochen wird. Du kannst leicht denken, daß dieser letzte Eindruck sich stark in das Urtheil mischt. Aber glaube mir, lieber Bruder, die rothe Mütze, der kahle Kopf und das Händegeben thut viel, viel zur Sache. Ich habe viele alte Leute gesehen, die mich zehnfach mehr interessiren als Jerusalem, den mir die Aebtissin von Gandersheim den halb verklärten Jerusalem nannte. Aber ich suchte auch wenig bei ihm. Denn ich ich hatte von jeher aus seinen Büchern (und aus den Früchten sollt ihr sie ja erkennen) einen sehr niedrigen Begriff von den Kenntnissen, der Aufklärung und Beredsamkeit dieses Mannes. Dazu der nur zu begründete Verdacht, daß J— nicht alles glaubt was er sagt . . . Doch wenn man das in Braunschweig lese, würde ich strangulirt, ob ich gleich gewiß bin, daß dort viele Menschen so wie ich denken, keiner aber wagt, es zu äußern. Ich selbst habe es noch keinem andern geäußert, weil ich mir viel dadurch schaden könnte. Ich rechne auf Deine Discretion . . .

Den 16ten Aug. 89.

Ich bin nicht im Stande Dir die Empfindungen der Freude und der herzlichsten, innigsten Theilnehmung zu schildern, die der Empfang Deines Briefes in mir erregt hat. So ist denn der wärmste, sehnlichste meiner Wünsche nicht vereitelt!*) Sonderbare Führung des Schicksals! Wenn alles um uns her und in uns dumpf und düster ist, wie in den Seelen der Verbrecher, oder in den Schatten der Nacht, leuchtet oft ein freundliches Gestirn . . . . Alle Deine Hofnungen waren dahin. Dein Brief war ein sonderbares Gemisch von Empfindung und Vernunft. Aber die anklagende Empfindung tönte lauter. Wie ist auf einmal jetzt die Szene verändert. Andere mögen sich über solche schnelle Uebergänge freuen, anderen mögen sie Trost in den Stunden des Kummers geben! Ich liebe nicht solche Verkettung der Weltbegebenheiten, in der der Verstand nichts erkent, durch die der Mensch hinweggerissen, sich als des Schicksals Sklave fühlt. Mag es immer eitele Freude, elendes Blendwerk sein, wenn wir darum selbstwirkend zu sein glauben, weil wir den Lauf der Begebenheiten ahnden — preisen wir doch nicht den Schiffer glücklicher, der den Wind beobachtet, der ihn treibt, als den der von unbekannten Strudeln bald hier hin, bald dort hin geschleudert wird?

Ich bin fast an dem Ziel meiner Wünsche für Dich. Wir werden zusammen leben, zusammen traurig und glücklich sein. Aber meine jezige Trauer wird schon dadurch gelindert, weil ich die künftigen mit Dir zu theilen gedenke. Sonderbar genug, lieber Bruder, daß jeder Gedanke an meinen Berlinischen Aufenthalt mit Kummer verwebt ist. Unglückliche Familienverbindungen, eine widrige Lage, in der man Leuten zürnen muß, die man aus so manchen anderen Gründen hochschätzt, — alles wird meine künftige häusliche Ruhe stöhren. Wohl mir dann in Deiner Nähe! Du wirst mich das Glück fühlen lassen, zu wissen, daß unter allen Gütern der Erde, ein Freund das schäzbarste, so wie das unvergänglichste sei.

*) Wegener hatte kurz vorher die ersehnte Vocation zum Feldprediger erhalten.

(Schluß folgt.)

„Ein Kind des Meeres" von Hieronymus Lorm.

Hieronymus Lorm ist mehr Denker als Dichter. Sein Verstand ist stärker als seine Phantasie. Philosophische Feuilletons, geistreiche Aphorismen, lyrische Gedichte mit epigrammatischer Pointe und ähnliche scandirte Gedankenarbeit, das ist sein eigentliches Gebiet. Wenn er neuerdings auch dem Romane huldigt, gegen den er ehemals blitzende Epigramme und funkelnde Feuilletons abgeschossen, so folgt er gewiß weniger einem inneren als äußeren Drange. Der Schriftsteller, der nach starker Wirkung strebt, ist gezwungen, das Publicum da aufzusuchen, wo es ihm halbwegs entgegenkommt. So kredenzt denn auch Lorm das „Opium des Occidents", wie Lamartine den Roman genannt hat. Er ist genöthigt, unserer Romansündfluth Vorschub zu leisten, und wahrlich! man merkt seinen Produkten diese Noth an. Wohl bringt er es nicht übers Herz, alltägliche Heirathsgeschichten zum seichten Zwecke des Zeitvertreibs zu begehen, aber seine einschlägigen Arbeiten entbehren der rechten Schaffensfreude, die stimmungsvoll das Werk durchschimmert. Es fehlt ihnen auch noch mehr. Lorms Lust zu fabuliren ist gering. Es mangelt der epische Fluß, die zwingende Gewalt der Darstellung, die Anschaulichkeit der Schilderung, welche Gebrechen freilich durch ebenso große Vorzüge aufgewogen werden, die für den Erzähler jedoch erst in zweiter Linie kommen. Versuchen wir es einmal, gegenüber seinem neuesten Roman: „Ein Kind des Meeres" (Dresden, H. Minden) Licht und Schatten zu vertheilen.

Görg Ronsen, der Vater der Heldin dieses Buches, stammte aus einer skandinavischen Familie. Nachdem er in jungen Jahren verwaist, fiel ihm von Seiten seines zum Katholicismus übergetretenen und Priester gewordenen Oheims ein Legat zu, unter der Bedingung, daß er sich in einer böhmischen Klosterschule auf den geistlichen Stand vorbereite. Schon hatte Görg die Weihen empfangen, als er dem Heimweh und der religiösen Skepsis nicht länger widerstehen konnte und mit dem aufgezwungenen Berufe brach. Er entfloh, irrte lang in der Welt herum und kam zuletzt in ein Fischerdorf an der Ostsee, wo er einem alten Flunderfänger einen nicht näher bezeichneten Dienst erwies, worauf ihn der Dankbare einlud, seine Hütte mit ihm zu theilen. Diese Weltflucht schien ihm verlockend. Der Fischer verhalf ihm zur Einbürgerung und zum Eintritt in die Zunft und hinterließ ihm Hütte und Gewerbe. In dieses Paradies sollte aber auch bald eine Eva kommen. Eines Tages strandete ein Segelschiff in der Nähe, und eine halbtodte Frauensperson wurde auf die Düne geschwemmt. Sie war eine Engländerin, hieß Ella Roxlet und hatte ihren Bruder, nachdem sie sich mit ihm entzweit, verlassen, um sich in Deutschland als Erzieherin fortzuhelfen. Sie wollte nach Danzig, wo ihre längst verstorbene Mutter als Mädchen gelebt und mit Erfolg in der Sprache ihres Landes Unterricht gegeben. Nun hatte sie mit ihren Hoffnungen Schiffbruch gelitten und war der Barmherzigkeit eines ihr völlig fremden Mannes überantwortet. Allein das Mitleid ist die Mutter der Liebe. Görg und Ella wurden ein Paar und begnügten sich lange Jahre, während welcher ihre Ehe durch ein Töchterlein gesegnet worden, mit ihrer einsamen, ärmlichen Fischerexistenz. Eines Tages jedoch kehrte Görg mit triumphirender Freudigkeit aus dem Haff nach Hause. Er hatte im Binnenwasser Bernstein entdeckt. Rasch verband er sich mit dem bisherigen Krämer Veit Ulmenholz. Beide machten eine Eingabe an die Regierung, man möchte ihnen behufs Bernsteinfischerei eine bestimmte Strecke des Strandgebietes auf sieben Jahre in Pacht geben. Ella reiste sofort zu dem Verwandten ihrer Mutter, dem Schiffsagenten Ponsereau, nach Danzig und erhielt die Zusicherung, daß ihnen die Caution vorgestreckt werden solle, falls der Sohn des Hauses, der Ingenieur Victor Ponsereau aus Hâvre, sich für die Solidität des Unternehmens ausgesprochen habe. Victor hieß in der That Görgs Pläne gut und trat als Techniker der Association bei. Die Caution wurde ausbezahlt, der Gewinn übertraf alle Hoffnungen, und fünf Jahre später besaß Görg Ronsen ein ansehn-

liches Vermögen. Nur Einer war unzufrieden: Veit Ulmenholz. Er erklärte die Erträgnisse für viel zu gering, sprach von einem Plane, die Gewinnungskosten des Materials zu verringern, und ließ bei alledem durchblicken, daß er Görg wie einen unbefugten Eindringling betrachte, welcher nur durch den jeweilig geschlossenen Vertrag an dem Geschäft participire. Veits Plan wurde durch den Berg- und Hüttenmann von Ruf und Ansehen Jacob Pummerer der Societät vorgelegt. Es sollte an Strandstrecken, wo das Meer sich zurückgezogen, ein Bergwerksbau den Bernstein aus der Tiefe schürfen. Da einzig Görg gegen das Project stimmte, so wurde gleich mit der Arbeit begonnen. Schon hatte der Bau ein Jahr gedauert, als Wasser und Triebsand während eines Sturmes das Werk zerstörten. Ja, Görg Ronsen büßte dabei sein Leben ein. Jetzt hatte Veit sein Ziel erreicht. Da der Pachtvertrag ohnehin beinahe abgelaufen war, so beeilte sich der betrügerische Compagnon, sich der armen Wittwe zu entledigen. Zu langen Processen hatte sie weder das Geld, noch die Gesundheit. Gerne nahm sie den Antrag Victors an, der sich um ihre jetzt zur Jungfrau herangereifte Tochter Hermine bewarb. Kurz nach der Hochzeit verschied Ella Ronsen. Hermine folgte ihrem Manne nach Hâvre, aber ihr bescheidenes Eheglück währte nur wenige Jahre. Victor starb. Hermine siedelte mit ihrem vierjährigen Kinde nach Deutschland über, um den Prozeß gegen Ulmenholz, der sich mittlerweile als reicher Bankier in der Residenz etablirt, lebhafter als bisher zu betreiben. Hier beginnt der Roman.

Hermine Ponsereau erregt in der Hauptstadt durch ihre Anmuth und zumal ihre räthselhafte Lebensstellung Aufsehen. Sie besucht die Soiréen der Finanzwelt und sogar das Haus ihres Feindes Ulmenholz (!). Bei diesem Anlasse macht sie zwei Eroberungen. Die Eine ist pour le bon motif, wie die Franzosen sagen. Der junge Rechtsgelehrte Bruno Saldinger bietet ihr nach kurzer Bekanntschaft Herz und Hand an. Der andere Liebhaber ist der Sohn ihres Gegners, der leichtfertige Geck James Ulmenholz. Den ehrlosen Absichten des Letzteren gegenüber zögert sie keinen Augenblick, den Antrag des jungen Advokaten anzunehmen, der ihr überdies verspricht, ihren schwierigen Proceß durchzuführen. James gibt sich mit seinem Mißerfolge nicht so leicht zufrieden. Er fordert seinen glücklichen Nebenbuhler. Ein amerikanisches Duell wird vereinbart, und der Ausgang des Processes soll zugleich über das Todeslos entscheiden. Gewinnt Veit Ulmenholz, so tödtet sich Bruno, gewinnt Hermine Ponsereau, so opfert sich James. Vorderhand vernimmt Bruno unter solchen Umständen gerne Hermines Entschluß, auf kurze Zeit, um jedem Gerede auszuweichen, zu ihrem Oheim nach London zu übersiedeln; denn sie darf nichts von dem schrecklichen Duell erfahren. Noch ist Bruno guten Muthes; ist es ihm doch gelungen, den offenbaren Helfershelfer Veits, den seither spurlos verschwundenen Jacob Pummerer, zu entdecken. Ja, dieser ist sogar bereit, ihm sämmtliche Papiere zu Veits Entlarvung zu übergeben. Freilich verlangt er dafür 8000 Thaler. Wie soll man diese auftreiben? Ein Zufall kommt zu Hülfe. Bruno hat einen Bruder, Alfred, der Disponent bei Ulmenholz ist und eben in Geschäften nach London reisen muß, wo er 1162 Pfund Sterling einkassiren soll. Alfred veruntreut die 8000 Thaler, um seinen Bruder gegen seinen Prinzipal zu unterstützen. Aber bald wird der brave Bursche von furchtbaren Gewissensbissen geplagt. In einem Anfall von Wahnsinn gesteht er telegraphisch sein Verbrechen ein und erwartet die Häscher. Doch Ulmenholz glaubt nicht an seine Schuld, sondern nur an momentane Geistesverwirrung und läßt ihn durch Freunde festnehmen und pflegen. Allein Hermine, die durch einen schwatzhaften Freund von dem Duell gehört hat und an dem guten Ausgang des Processes verzweifelt, beschließt, lieber sich selbst zu opfern, um bei Andern die Wirren des Lebens zu lösen. Sie sucht den Tod in den Wellen und holt sich dabei eine Verkältung, an der sie bald darauf stirbt. Bruno vergleicht sich mit Ulmenholz und sendet von dem ersten Geld den unterschlagenen Betrag nach London an seinen Bruder, so daß Alles in bester Ordnung ist. Alfred heirathet eine Jugendgeliebte — dieselbe, die ihn in seinem Delirium pflegte — und adoptirt seine Mündel, das Kind Herminens.

Wüßten wir nicht, daß der Erzähler dieser Geschichte seit Jahrzehnten krank, gelähmt und des Gehörs beraubt ist und nur auf einem Auge noch geschwächtes Sehvermögen besitzt, wir könnten es beinahe diesem Buche entnehmen. Wie man es von den Werken Klopstocks behauptet hat, so ließe sich auch aus diesem Roman ein „Er über Ihn" schreiben. Der Pessimismus, der hier die Feder führte, entsteht mit Recht in einer solchen leidschweren Existenz. Wer würde nicht durch dauernde Krankheit niedergebeugt und verbittert? Die Beschaulichkeit, das Sentenziöse, das Brüten über Welt und Menschenschicksal findet so seine Erklärung. Da Lorm aber nur in sich und nicht auch um sich schauen kann und nach außen wenig erlebt hat, so schildert er die Welt nach Hörensagen. Seine Phantasie baut sich eine, vom Verstand allerdings controlirte Welt auf, die nicht immer der Wirklichkeit entspricht. Dazu kommt, daß er furchtbar viel gelesen hat, so daß er mit seinen Gebilden recht eigentlich in einer literarischen Welt lebt. Er nimmt seine Stoffe, Figuren, Motive nicht aus dem Leben, sondern aus dem Buche. Statt nach der Natur, nach Modellen, arbeitet er „nach berühmten Mustern". Und wohlgemerkt, es sind ihm dabei nicht die geringsten Reminiscenzen vorzuhalten, denn was er gibt, ist nicht anempfunden, sondern gefühlt, nicht copirt, sondern innerlich verarbeitet, und seine eigene Phantasie ist so reich und künstlerisch geläutert, daß er alle Anleihen stolz verschmähen darf. Aber darum sind seine Romanfiguren doch vorzugsweise literarische Geschöpfe, die in einer Literaturatmosphäre leben. Und jeden Augenblick verräth sich diese Provenienz. Bei Görg erinnert Lorm an das verwandte Schicksal des großen Schriftstellers Sealsfield, der auch aus der Kutte sprang; wenn Ruperta ihre Freundin Hermine durch die Erzählung ihrer Meerfahrten beglückt, so ermangelt er nicht, auf Desdemona und die Geschichten des schwarzen Generals zu verweisen; und wenn seine Personen nicht an gebrochenem Herzen sterben, so glaubt er sich dafür entschuldigen zu müssen, da dies sonst in Romanen und Romanzen allgemein gesagt und gesungen werde. Aber gleichviel, diese erdichtete Welt, in der so viel Absonderliches, wie der gütliche Vergleich mit einem gemeinen Betrüger, und so viel Unnützes, wie der Opfertod Herminens, geschieht, hat auch einen Reiz und zwar jenen romantischen, den die meisten Leser im Romane suchen. Dazu kommt noch, daß der Verfasser äußerst geschickt für die nöthige Spannung sorgt. Ein athemloses Interesse weckt er schon dadurch, daß er so gut wie Ponson du Terrail das Kapitel jedesmal dort abbricht, wo die Sache aufregend zu werden anfängt. Freilich dürfen wir nicht allzu scharf zusehen, aus welchen Gründen sich diese erstaunlichen Geschehnisse zutragen, denn gerade in der Motivirung nimmt es Lorm nicht so genau. In unserer sublunarischen Welt würde sich die Geschichte wohl ganz anders abspinnen. Das Verhältniß zwischen Veit und Pummerer ist nicht klar. Warum ignorirt Veit seinen Mitschuldigen plötzlich? Warum wird Pummerer so ohne weiters zum Verräther, der sich selbst mit compromittirt? Lorm will uns glauben machen, daß in der Wirklichkeit die Kosten des verunglückten Bergbaues, welche natürlich von beiden Unternehmern gemeinsam hätten getragen werden sollen, vorläufig von Görg Ronsen allein bestritten worden waren, ohne daß Sicherstellung für den von Veit Ulmenholz zu leistenden Antheil vorhanden gewesen wäre. Credat Judaeus Apella. Unserem Glauben muthet hier der Verfasser etwas Ungeheuerliches zu. Für gemeinsame Rechnung ausgeführte Arbeiten werden von Antheilhabern auch gemeinsam bezahlt, das ist selbstverständlich und in der ganzen Welt so Brauch. Im gegebenen Fall ist aber Görg, der uns stets als äußerst intelligent gepriesen wird, nicht unpraktisch genug, um die Kosten allein zu tragen, zumal er von diesem Unternehmen nichts wissen wollte. Und die energische, kluge Ella? Wie hätte man sie, welche sozusagen die Seele der Association war, hintergehen können? Versichert doch der Verfasser einige Seiten zuvor, daß sie stets „in die Correspondenz und Buchführung auf das genauste Einsicht" nahm und

daß „die Leute, die dabei beschäftigt waren, unmittelbar unter ihrer Controle" standen. Sie war sogar routinirt genug, um mehrere Unterschleife zu entdecken. Wie hätte sie also nicht die einfache und klarliegende Thatsache bemerken müssen, daß für den ganzen Neubau nur ihres Mannes Conto belastet wurde? Ueberhaupt steht dieser ganze kaufmännisch-juridische Theil auf sehr schwachen Füßen. Man merkt, daß der Verfasser da im Dunkeln tappt und das Dunkel geflissentlich noch vermehrt, damit — er selbst nicht ertappt werde.

Die Charakterzeichnung ist nicht eben das Beste an dem Buche. Sie streift die Figuren nur obenhin. So eigenartig sie sind und so viel hübsches psychologisches Detail auch da und dort zu finden ist, so fehlt es doch an Relief und Farbe. Obendrein sprechen alle Personen dieselbe Sprache, freilich Lorms klare und geistvolle Prosa, die immer wie ein Labsal wirkt. Schlimm ist es nur, daß er seine geistvollsten Bemerkungen oft einer unbegabten und ungebildeten Figur in den Mund legt. So beginnt z. B. der Roman gleich einem Feuilleton: „Der Regenschirm fand seinen Sänger an einem französischen Dichter. ‚O seltener, o neuer Freund!' rief der Poet, ‚Du bleibst gegen den gewohnten Brauch verborgen im Winkel stehen, wenn mir die Sonne fröhlich lacht, drängst Dich aber sogleich dienstbeflissen hervor, wenn Sturm und Wetter losbrechen.' Der Regen selbst ist nicht so glücklich, so besungen zu werden. In humoristischen Schmähungen höchstens haben die Dichter seiner gedacht, wie Shakespeare, wenn er den Narren im „König Lear" wehmüthig über den Regen, der da regnet jeglichen Tag, raisonniren läßt. Preisend gedenken seiner nur Leute, die von dichterischer Bethätigung sternenweit entfernt sind, Landwirthe, Droschkenkutscher und Parapluiemacher. In der Stille des Gemüthes aber hat ihn schon Mancher gesegnet, der in einer großen Stadt und mitten in stark bewegter Geselligkeit leben muß. In diesem Falle gewährt der Regen zwiefachen Vortheil: er schützt so ziemlich vor überflüssigen und unwillkommenen Besuchen und er gibt einige Sicherheit, diejenigen, die man gerne aufsucht, zu Hause zu treffen. So dachte der junge Rechtsgelehrte Bruno Saldinger" ... Mit Verlaub: nein so denkt ein ganz anderer vielbelesener Mann: Herr Heinrich Landesmann, genannt Hieronymus Lorm. Aehnlicher Stellen sind mehrere, und das „so dachte" vermittelt manchmal Worte und Menschen, die im Leben noch viel weniger zusammenkommen. Derlei Aphorismen lassen wir uns eher dort gefallen, wo der Autor sozusagen in seinem eigenen Namen spricht, obgleich dadurch die Objectivität der Darstellung gestört wird. Gleichviel, es ist ein geistreicher Dichterkopf, der da zwischen den Zeilen herausguckt und immer etwas Bedeutendes zu sagen hat. Man höre nur einmal folgende Aphorismen: „Die Lieblingskinder der Natur sind gewöhnlich die Stiefkinder des Schicksals ... Es gibt in dieser Welt keine Menschen, die undankbarer wären, als langgepflegte Kranke, denn sie gewöhnen sich, die ihnen gewidmete Pflege als etwas Selbverständliches und ihre Wünsche und Launen als Gesetze der Selbsterhaltung anzusehen ... Es ist das wünschenswertheste Ziel, im Lebensunterhalt mehr von der Natur, als von den Menschen abhängig zu sein. Wenn sie unsere Erwartungen täuscht, so haben wir doch keinen Anlaß, die Faust gegen sie zu ballen, und keinen Grund, unsere Entbehrungen noch durch Erbitterung zu verschärfen. Die Natur ist ohne Herz, aber dies ist etwas ganz Anderes, als die Herzlosigkeit der Menschen ... Eine günstige Wendung des Geschicks hält man nur zu gerne für den erreichten festen Schauplatz des Lebens selbst, auf dem es sich fortan immer bewegen werde, ohne zu ahnen, daß das Erreichte noch nicht die Lebensbühne, sondern nicht selten nur der verhüllende Vorhang ist, der sich unvermuthet vorziehen und hinter welchem das Schicksal erst sein eigentliches und nicht mehr erfreuliches Spiel beginnen wird ... Das Glück muß vorgebildet im Menschen liegen."

Da aber, nach meiner Ansicht, eine Recension keineswegs den Zweck hat, die Lectüre überflüssig zu machen, und der Kritiker nicht ein Buch liest, damit es das Publicum nicht zu lesen braucht, so muß ich es dem Leser überlassen, die zahlreichen anderen gedanklichen und sprachlichen Schönheiten herauszusuchen. Bei diesem angenehmen Werke wird man noch manches Anmuthende finden, wovon hier nicht die Rede war. Eine rührend eigenartige Mignon, die Circusheldin Ruperta genannt Donna Ramiglia, die originelle quäkerhafte Salonfigur Jonas Gimmelsohn, die lustige Respectsperson Frau Schallupp und manche fesselnde Episode. Schon um dieser Beigaben willen wünsche ich dem anziehenden Roman zahlreiche Leser und — was hier gleichbedeutend ist — Freunde.

Theophil Zolling.

Die Bedeutung der Phantasie.

Von Schmid-Schwarzenberg.

Mit Aristoteles überzeugt, daß wir im Grunde nichts wissen, wenn wir das Princip der Welt nicht erkennen, hat der Münchener Philosophie-Professor J. Frohschammer, unbefriedigt von den in der Geschichte hervorgetretenen Ergebnissen metaphysischer Forschung auf Grundlage eingehender Analyse der Natur und des Menschen die „Phantasie" als Princip aufgestellt.*) Die Schwierigkeit der Aufgabe — ein neues Weltprincip zu suchen — die Vieldeutigkeit des Wortes „Phantasie" im herkömmlichen Gebrauche, die vorwiegend realistische Richtung der Zeit und noch andere Ursachen mögen erklären, warum bis jetzt diesem hochinteressanten und für die Entwickelung des Geistes so wichtigen Versuche so wenig eingehende Aufmerksamkeit gewidmet worden ist, zumal nachdem dieser Versuch nicht Produkt eines subjectiven Einfalles, sondern einer tief begründeten Nöthigung ist, wie der Verfasser in den kritischen Beleuchtungen vorhandener Weltanschauungen aufweist. Die eindringlichste Nöthigung zum Forschen nach dem Grundprincipe des Weltprocesses liegt wohl in der Behauptung Schopenhauers, daß der unbewußte Wille das Weltprincip sei.

Denen, welche sich mit dem Principe Frohschammers beschäftigen wollen, ist zunächst anzurathen, sich klar und deutlich zu machen, was der Verfasser unter „Phantasie" versteht und verstanden haben will. Das Wesen der Phantasie ist nach ihm Kraft, näher: ausbildende und einbildende Kraft, sie ist als Weltprincip objectiv und subjectiv gestaltende Kraft. Diese Kraft steht in organischer Verbindung mit der Idee und bestimmt auch den Trieb. „Der Trieb, welcher das organische Ganze durchwaltet, ist nur möglich durch eine waltende, alles Einzelne in sich fassende, (ideal) bedingende, bestimmende Gesammtmacht: die lebendige Idee des Ganzen. Und dies ist wiederum nichts Anderes als die objective (concrete) reale Bildungspotenz, das Formprincip (Phantasie) des Ganzen, das allenfalls auch mehr oder weniger zu subjectiver Phantasie sich erheben kann — in leisen Anfängen beginnend. Diese im Triebe sich bethätigende lebendige Bildungskraft (objective Phantasie) zeigt sich besonders im Generationstrieb, übergreifend über den individuellen Organismus."

Ueber die „subjective Phantasie", ihr Verhältniß zum Intellectus, zum Willen u. s. w. belehrt uns meisterlich das dritte Buch des Werkes und ist auf dasselbe zum gründlichen Studium zu verweisen, da ein Beispiel anzuführen der Raum dieser Blätter verbietet.

Hat nun der Verfasser in seinem Werke „Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses" den Naturproceß und zumeist den Menschen gründlich beobachtet, um alle Daseinsweisen der Einen Natur mit dem Einen Princip zu begreifen, so hat er in seinem neuesten Werke „Ueber die Principien der Aristotelischen Philosophie"**) den großen Forscher des Alterthums befragt, wie seine Principienlehre zu dem neuen Grundprincip des Weltprocesses, zur „Phantasie" sich verhält. Mit Recht und Grund frug der Verfasser einen andern großen Forscher, um die Isolirt-

*) Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses. München, Theodor Ackermann.

**) München, Adolf Ackermann.

heit aufzuheben, in welche ihn die Aufstellung seines eigenen Weltprincipes versetzt hatte. Hatte doch auch Aristoteles, das Weltprincip suchend, gesagt: So laßt uns die hören, welche vor uns philosophirt haben, denn es liegt am Tage, daß auch sie Principien gesucht haben. Und es blieb nicht ohne Frucht; Aristoteles fand an Anaxagoras einen Vorgänger in der Weltauffassung.

Bezüglich der philosophischen Auslegung des Aristoteles sagt Frohschammer, daß es nicht genüge, an einzelnen Worten zu deuten, um Uebereinstimmung zu gewinnen; vielmehr wird es sich darum handeln, den Grundcharakter der Aristotelischen Welterklärung zu beachten, die allgemeine Erklärungsweise zu bestimmen, um dadurch trotz einzelner Dunkelheit und Schwierigkeit, die übrig bleiben mag, doch für das Ganze dieser Philosophie das allgemeine, wenn nicht deutlich ausgesprochene und ausgeführte, doch zu Grunde liegende einheitliche Princip zu finden.

Den Stagiriten von dieser Höhe aus betrachtend findet der Verfasser zunächst dieses: „Die allgemeinste und durchgreifendste Eigenthümlichkeit der philosophischen Welterklärung des Aristoteles besteht darin, daß er allenthalben die Kunst, das Verfahren bei Schaffung eines Kunstwerkes, die nothwendigen Factoren und deren Bethätigung dabei ins Auge faßt und als Analogie für die Erklärung der Natur und ihrer Wirkungen verwendet. Ja das Verfahren der Natur und der Kunst bei Schaffung ihrer Werke wird geradezu als ganz gleichartig bezeichnet." Dies weiter verfolgend kommt der Verfasser zu dem Schlusse: „Wollen wir des Aristoteles Welterklärung kurz zusammenfassend charakterisiren, so können wir sagen: Der ganzen Welt (Natur) wohnt ein allwaltender Künstler inne, der nach Analogie der bewußten Künstler wirkt und schafft, indem er das wahrhaft Seiende, die Einzelwesen oder Substanzen (*οὐσίαι*) hervorbringt, beständig Stoff und Form verbindend in den unendlichen Abstufungen der Arten des Daseienden."

Frage: Was ist dieser in der Natur verborgene und sich beständig offenbarende, ohne Bewußtsein wirkende Künstler eigentlich, oder was bildet das eigentliche Wesen dieser lebendigen, objectiv in der Natur wirkenden Kunst? Der Verfasser antwortet: „Das Wichtigste in der Thätigkeit des Künstlers ist die Phantasiethätigkeit; sie zeigt ja das Ziel (Bild, Form) für die formgebende Wirksamkeit desselben. Denken wir nun die Person des bewußten Künstlers hinweg und doch noch eine künstlerische Wirksamkeit, so muß jedenfalls das Wesen aller Kunstwirksamkeit: das zu erstrebende Ziel und demnach auch die schaffende Macht des Ziels, die Phantasie, noch da und wirksam sein, wenn auch ohne subjectiven Träger, nur objectiv, real und unbewußt wirkend."

Wenn wir nun die Phantasie nicht personificiren wollen, was ist sie oder wessen Eigenschaft ist sie? In den Geist des Aristoteles sich versetzend schreibt der Verfasser: „Es ist berechtigt zu behaupten, daß nach Aristotelischer Weltauffassung Ein gleiches, wesentlich einheitliches Princip in allen Sphären des sinnlichen und geistigen Daseins wirksam sei. Und dieses Grundprincip ist als *εἶδος* als Formprincip geltend gemacht. Dieses *εἶδος* ist objectiv das, was subjectiv *φαντασία* und das *ποιητικόν* überhaupt ist. Das *εἶδος* ist der unmittelbare Ausdruck des der Natur immanenten, ohne Bewußtsein wirkenden Künstlers, oder der immanenten lebendigen Kunst, deren Wesen wir als objective Phantasie bezeichnen können."

Vielleicht trägt meine folgende Betrachtung zum Verständniß beider Forscher bei.

Dem Aristoteles stand ein ihm wie dem antiken Geiste überhaupt unüberwindliches Hinderniß entgegen, den Proceß der Welt aus Einem Keimkerne zu begreifen und der Phantasie ihre principielle Bedeutung zu geben. Es ist der substantielle Dualismus von Materie und Form (Geist). Da die sog. *ὕλη* das „Erste Schlechte" und doch ein constitutiver Factor der Welt ist, konnte Aristoteles die Welt vom Absoluten nicht ableiten und bestimmte sie daher in Anschauung ihrer Principien als voraussetzungslos. Auch hilft es nichts zu sagen, es innewohne dem Stoffe eine Sehnsucht, ein Verlangen nach einem Gut, nach Vollkommenheit. Dies widerspricht (contradictorisch) dem Begriffe des Wesens der Materie, was wohl auch Aristoteles geahnt hat, indem er von allen Gestaltungen der Natur so negativ gesprochen hat. Folgerichtig konnte Aristoteles nur das contradictorische Gegentheil von dem nicht intelligenten Stoffe, den reinen Intellectus mit seiner reinen theoretischen Thätigkeit, dem Wissen und dem Wissen um das Wissen, als das Ideal aufstellen. Ist er nun Beweger des allein bewegungsfähigen Mitprincips der Welt (*εἶδος*), so muß das Ideal für die Welt die reinste theoretische Thätigkeit (*θεωρία*) sein. Darum ist auch der Tod dem Geiste Befreier vom denkunfähigen Stoff und von der Erinnerung an die mittelbare Verbindung mit ihm durch die *ψυχή*. Wo ist da das Ideal für die künstlerisch gestaltende Kraft, die Phantasie? Den Aristoteles kritisch behandelnd und wohl auch ergänzend hat der erste deutsche Philosoph auf Grund der Erfahrung und des Nachdenkens ausgeführt, daß durch das reine Wissen nichts wird, daß es dem Schaffen erst folgt. Unbehülflich, aber gewiß aufhebenswerth ist dann sein folgender Satz, daß Gott gefaßt werden müsse als schaffende Kraft, welche von Ewigkeit zu Ewigkeit das Beste, sich selbst als solches offenbart (hervorbringt), ohne deshalb Schaffer der Welt zu sein. Dann ist er allerdings das Ideal der natura naturans, des Inbegriffs aller Möglichkeiten. Sie bringt sich immer selbst hervor, dem höchsten Dasein, dem Ideale zustrebend, von dem sie Ahnung und Wissen durch ihre Grundeigenschaften „Phantasie" und „Denken" hat. Die (subjective) „Phantasie" allein macht nichts, so wenig wie das Denken und Wissen allein, sondern Alles die hervorbringende, gestaltende, phantasirende und denkende Naturkraft. Da weiterhin der sog. Stoff als Princip, als das Nichtseiende bestimmt worden ist, so konnte wohl auch in dem Geiste des Aristoteles der Gedanke dämmern, daß das Grundprincip des Weltprocesses eine der absoluten schaffenden und wissenden, also an und für sich seienden Kraft ähnliche, und wenigstens bezüglich ihres Processes (Daseins) nicht voraussetzungslose dem Ideal zustrebende, also phantasirende, denkende und entsprechend schaffende und weiterhin vermittelst der Phantasie durch das Denken um sich wissende Kraft sein könnte, welche um des ihr nothwendigen Processes willen extensiv und protensiv und schließlich intensiv sich bethätigen muß, wozu sie aber des Nichtseienden nicht bedarf.

Solche Gedanken mögen in dem Geiste des Aristoteles gedämmert haben, desselben Philosophen, der in seiner Physik gesagt hat: Nach meinem Princip muß die Erde sich bewegen. Aber er konnte hier wie in der Metaphysik den trägen Stoff nicht los werden.

Den halb verborgenen und manchmal verhüllten Gedanken des Aristoteles nachgegangen zu sein und ihre Bedeutung für die Phantasie im Weltprocesse lichtvoll aufgezeigt und dadurch principsuchende Geister intensiv angeregt zu haben, soll dem geistvollen Verfasser reiche Befriedigung verschaffen.

Meine Zeilen sollen beitragen zu bewirken, daß in gebildeten Kreisen das Verlangen entsteht, über das Wesen und die Bedeutung der geheimnißvollen „Phantasie", des bevorzugten Lieblings Goethes, gründlich aufgeklärt zu werden.

Wiener Frauen.

Das Weib ist der Segen, das Weib ist der Fluch des Mannes und des Hauses! so verkünden alle Frauenkenner: die griechischen und römischen Dichter, die Minnesänger, Dante, Calderon, Shakespeare, Voltaire und Goethe, ja sogar Madame Dudevant, die freilich allein mehr aus der Schule geschwatzt hat, als alle anderen schriftstellernden Frauen zusammengenommen. Allüberall finden wir die Frauen in gleichem Maße gelobt wie getadelt, d. h. überschwänglich, sie haben eben überall sowohl den Himmel als die Hölle in ihrer Brust; das war und ist so in Griechenland und Rom, in Frankreich, England, Spanien, in Deutschland und auch in Wien; ja die Wienerinnen sind nicht

weniger anmuthig, heiter und aufopfernd als ihre Schwestern irgend wo anders, aber sie sind auch nicht weniger gefährlich; sie sind schöner als die Pariserinnen, sauberer als die Italienerinnen, unbefangener als die Schwäbinnen, anspruchsloser als die Engländerinnen und übertreffen alle Weiber dieser Erde an der Dauerhaftigkeit ihrer guten Laune; jäher Wechsel des Geschickes, ja wahrhaftes Unglück erträgt keine Frau mit so herzerquickender Heiterkeit wie die Wienerin, das Bedürfniß fremdes Leid zu mildern, Trauernde zu trösten wird mit ihr geboren; der Verzweiflung nahe gebracht würde sie ihren eigenen Schmerz vergessen, wenn ihr ein anderes Wesen — sei es Kind, Weib oder Mann — in den Weg träte, das noch unglücklicher schiene. Diese tiefgehende Gutmüthigkeit unserer Frauen ist wohl der Hauptgrund der gemüthlichen Stimmung des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens Wiens, welcher es unter andern auch seinen unvergleichlichen stets regen Sinn, Armen und Unglücklichen zu helfen und den verdienten Ruf, die wohlthätigste Stadt der Welt zu sein, verdankt. Die Wienerinnen sind die gutherzigsten Frauen, die man sich denken und wünschen kann und sie lieben ihren Nächsten immer wie sich selbst, zuweilen sogar noch etwas mehr; und es ist ihre segenvollste Tugend und ihr folgenschwerster Fehler, daß sie eben „zu gut" sind.

Der Wunsch zu gefallen ist wohl allen Frauen gemeinsam, aber es scheint, daß diese weibliche Eigenschaft in der Wienerin ganz besonders ausgebildet ist, sie will durch ihre Erscheinung und durch ihr Wesen aller Welt Freude machen; sie will gelten, indem sie Wohlgefallen erregt und darin ist die Fürstin, welche ihre Toilette aus den ersten Pariser Ateliers bezieht, ganz gleich der Putzmacherin, welche höchst eigenhändig Scheere und Nadel führt, um sich „schön zu machen". Mit diesem Grundzuge hängt aber auch die weniger erfreuliche Thatsache zusammen, daß in den Augen der Wienerin nur das Geltung hat, was auffällt oder Aufsehen macht und Ansehen gewann; für das Veilchen, das im Verborgenen blüht, hat die Wienerin kein Auge, ihre Freunde und Freundinnen, ja der Geliebte, der Gatte und sogar die Kinder müssen eine Art Schmuck für sie sein, wenn sie sich freudig zu ihnen bekennen, freudig zu ihnen halten soll. Nicht der Rede und nicht des Ansehens werth, verloren in ihren Augen ist derjenige, nach dem Niemand sieht und von dem Niemand spricht, für ihn gibt es nur eine Rettung: wahrhaft elend und unglücklich zu werden, denn dann ist er, wie gesagt, des Mitleids und der Hingebung der Wienerin sicher.

Aber freilich, wäre die Wienerin weniger eifrig darauf bedacht zu gefallen, sie würde nicht die bezaubernde Erscheinung sein, als die wir sie heute preisen können, und sie würde nicht ihre Kleider so geschmackvoll zu wählen und so anmuthig zu tragen wissen, wie sie dies kann; in der Kunst, die zu ihrem Haar, zu ihrem Gesichte und zu ihren Augen passenden Farben zu finden, ist ihr nur die Pariserin zu vergleichen; sie wird, wenn sie schwarze Augen und dunkle Haare hat, ganz gewiß so schlau sein, eine dunkelgrüne Robe zu tragen und mit tiefrothen Blumen oder Bändern ihr Haupt zu schmücken; wenn sie etwas zur Fülle neigt, Rohseide und überhaupt lichte Farben vermeiden; wenn sie sich holder Vergißmeinnichtaugen und goldener Locken erfreut, stets Blau bevorzugen. Sie geht mit der Mode, allein sie trachtet doch selbst Mode zu machen; so gab es denn in Wien von jeher Frauen, welche die Reize ihrer Toilette der eigenen Initiative zu danken hatten; nicht nur Modistinnen, sondern auch bewährte Kostümezeichner konnten von ihnen lernen. Recht schlagend zeigte sich das wieder einmal bei dem im vorigen Jahre zu einem wohlthätigen Zwecke von den Damen und Herren der Aristokratie in der Hofburg veranstalteten Carousel, das bei elektrischem Lichte abgehalten wurde. Die meisten Damen fügten sich den Anordnungen des leitenden Malers und kleideten sich in tiefe und satte Farben; allein diese Farben wirkten nicht, das weißlich blaue Licht ließ das schönste Braunroth oder Saftgrün stumpf und leblos erscheinen; eine einzige Dame, die wegen ihrer Schönheit und wegen ihres Geistes gefeierte Fürstin F..., kehrte sich an die Meinung der Fachleute nicht, sie strahlte in hellblauem mit Silber und Perlen gesticktem Sammet und verdunkelte alle Anderen. Vollständig unabhängig von der jeweiligen Mode war die Fürstin Melanie Metternich, Frau des berühmten Staatskanzlers, eine geborene Gräfin Zichy; freilich war sie von der Natur ganz besonders begnadet, indem sie in einem schön geschnittenen Gesicht zu dunkelbraunem Haar, große und glänzende, ins Blaue schillernde graue Augen besaß, und also alle erdenklichen Farben wählen konnte ohne besorgen zu müssen, daß eine oder die andere als ein Mißton erscheine. Was die Damen der Welt nur unternehmen, wenn ihre Lust am Putz von einem entsprechenden schöpferischen Geschmacke begleitet ist, das wagen von der Nothwendigkeit getrieben in beengten Verhältnissen lebende Beamtens- und Bürgerstöchter, oder -Frauen unter allen Umständen; und wer Augen im Kopfe hat um derlei zu sehen, wird bei einem Rundgange durch die Stadt bald bemerken, daß die Wienerin es meisterhaft versteht, sich Hüte und Roben selbst zu machen und ohne fremde Beihülfe ihre Toilette zu stimmen.

Da die Wienerin übrigens die Kunst zu gefallen von Jugend auf übt, so ist ihr alles das, was in ihrer Haltung und in ihrem Betragen darauf abzielt, so sehr zur zweiten Natur geworden, daß es durchaus als etwas Angeborenes, Ursprüngliches, höchst Natürliches erscheint. Ihr Blick, ihr Gang, ihr Grüßen, ihr Kommen und Scheiden hat nie etwas Gemachtes oder Absichtliches, Alles an ihr muthet wie selbstverständlich an und wirkt mit gewinnendster Unmittelbarkeit; sie ist bequem im Umgange und es ist bequem mit ihr umzugehn; die vornehmsten Damen halten es in dieser Hinsicht gerade so wie die einfachste Bürgersfrau. Aber freilich, indem sie sich nicht gerne Zwang anthut, sieht sie doch auch sehr darauf, daß Andere sie durch allzu große Zwanglosigkeit nicht dazu nöthigen, zurückhaltender und gemessener in ihrem Gehaben zu sein, als ihr dies nach Natur und Gewohnheit eigenthümlich ist; sie überwacht weder ihre Blicke noch ihre Zunge, aber sie nimmt es krumm, wenn Leute, denen diese Art neu ist, diese schwerer auffassen, als sie gemeint ist, oder gar soweit gehen, unstatthafte Consequenzen daraus zu ziehen; sie weist zuweilen Galanterien nicht ab, die anderswo mit mißtrauischem Unwillen abgelehnt würden, denn sie ist von Kindheit an offene und nachdrückliche Huldigung gewöhnt und der Kreis von Artigkeiten, welche sie mit der Gewissensbeschwichtigung „das verpflichtet ja zu nichts" über sich ergehen läßt, ist ziemlich weit gezogen; sie muß mit Auge und Mund sehr beredt gewesen sein, wenn es Einer ungestraft wagen will, sie beim Wort zu nehmen. Wer dies nicht weiß, der wird unseren Frauen gegenüber leicht voreilig, macht sich gründlich lächerlich und hat bei ihnen, wenn er nicht rasch und gewandt sein Spiel in anderer Weise aufnimmt, alle Chancen verloren. Die Lächerlichkeit tödtet eben in Wien so wie in Paris; nichts verabscheut die Wienerin so sehr an Andern, nichts fürchtet sie so sehr für sich. Daher vermeidet sie so ängstlich jede Bizarrerie in der Toilette und in ihrem Betragen, sie zeichnet sich gerne aus und läßt sich gerne auszeichnen, aber sie schrickt vor jeder Absonderlichkeit zurück. Durch und durch aufrichtig und wahrhaft ist sie auch im Allgemeinen gar nicht geneigt, sich irgend einen Reiz anzulügen, den sie nicht besitzt; die echte Wienerin schminckt sich weder, noch liebt sie falsche Haare und sie perhorrescirt die Watte; sie bleibt eben zeitlebens ein Naturkind und hat Lachen und Weinen in Einem Sacke.

Wien hat keine Gesellschaft wie andere Großstädte, wo die ausgezeichneten Capacitäten aller Stände sich zusammenfinden zu gegenseitiger Anregung und Förderung: Wien hat mehrere Gesellschaften, die erste, die zweite und die dritte; es war dies nie anders und ist auch nach der Revolution nur insofern anders geworden, als nun die hervorragenden Männer aller Stände oft und gerne und meist auf gleichem Fuße miteinander verkehren. Die Damen der ersten Gesellschaft sind dagegen seither exclusiver geworden, den Grund dafür hat eine wortbehende Frau aus den „besten Kreisen" längst kurz und bündig in dem Ausspruche: „Wir müssen auch in uns gehen, wir haben uns allzu sehr encanaillirt", ausgedrückt. Intimen Verkehr mit den Damen der ersten Gesellschaft genießen auch die ausgezeichnetsten Frauen der zweiten

Gesellschaft nur höchst ausnahmsweise. Die Fürstinnen und Gräfinnen schließen sich klüglich so sehr ab, daß selbst Familienvorfälle, welche, wenn sie öffentlich verlauteten, als Sensationsnachrichten wirken würden, für das große Publicum geheim bleiben. Das war ehedem ganz und gar nicht so, man kannte vor 30 und 25 Jahren die Abenteuer der Fürstin P. E., die Liaisons der unglücklichen Gräfin K .... und die grotesken Passionen der Gräfin Ch..... ganz genau und sprach in jeder Soirée laut und offen darüber. Die blaublütigen Wienerinnen halten gegenwärtig sehr auf ihren Nimbus, der freilich um so makelloser glänzt, aus um so weitrer Ferne er seine blendenden Strahlen gegen die gläubige Menge entsendet. Aber wer mit ihnen verkehrt wird gerne zugeben, daß sie an herzgewinnender Natürlichkeit und Unbefangenheit allen anderen Wienerinnen ebenbürtig sind.

Literarische und künstlerische Neigungen konnte man den Wienerinnen von ehedem, wollte man sich nicht arger Uebertreibung schuldig machen, nur sehr ausnahmsweise nachrühmen; ihre Kunstliebe concentrirte sich auf das Theater und ihre Ideale waren sammt und sonders entweder am Burg- oder Operntheater oder zuweilen auch an einem Vorstadttheater engagirt; in allen Gesellschaftskreisen wurde daher auch mit Vorliebe Komödie gespielt, und während der Dichter Grillparzer unbeachtet seine einsamen Wege ging, hatte jede Frau, die für geistig regsam gelten wollte, die Bildnisse der Rettich, der Müller, Fichtners oder Löwes, der Lutzer oder Hasselt, Moriani's oder Ander's in ihrem Boudoir. Nur in sehr wenigen Coterien widmete man ein paar Schriftstellern und Dichtern wie Bauernfeld, Lenau und Stifter und einzelnen producirenden Künstlern wie Schwind und Schubert einigen Cultus, der aber als auffällige Ausnahme die allgemeine Theilnahmlosigkeit in ein um so grelleres Licht stellte.

Das ist nun anders und besser geworden, es ist kein Vorzug mehr, das Talent und die Berühmtheit zu schätzen, darin ist nun alle Welt und sind vor Allem alle Frauen, die irgend etwas bedeuten, einig. Wie vor Jahrzehnten Taschenspieler (Döbler), Virtuosen (Liszt, Thalberg u. s. w.), Schauspieler und Sänger, so werden heute Dichter und überhaupt schaffende Künstler gefeiert und, wie um recht augenfällig darzuthun, daß diese Huldigung eine rein geistige ist, hätscheln die Wiener Frauen vor Allem solche Künstler, deren von dem Nimbus des Ruhmes umstrahlten Häupter im Schnee des Alters glänzen; so haben sie bei Grillparzer, als er ein Greis geworden, nachgeholt, was sie an ihm versäumt, da er Jüngling und Mann war; da fühlten sie auf einmal Alle für ihn, als wären sie insgesammt Schwestern Fröhlich; ja eine seiner Verehrerinnen, Frau Littrow, schrieb sogar ein gutes Buch über ihn. Nicht weniger eifrig erwiesen sich die Wienerinnen Semper zu verzeihen, als er nach Wien gekommen war, um der Welt das Abendroth seiner künstlerischen Thätigkeit zu zeigen. Sie ließen sich von ihm, der ein Schalk war, die Gesetze des Stiles erklären und lauschten gläubig seinen immer etwas dunklen Aussprüchen, womit er das Thema „im Anfange war die textile Kunst" variirte, und ihre Verehrung wurde immer verdutzter, je geheimnißvoller er sich über die wichtigen Rollen ausließ, welche die Reihung, das Band, die Decke und die Naht in der Kunst spielen. Jeder Anlaß, der es gestattete, dem hochgepriesenen Meister eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, wurde mit freudiger Hast ergriffen, man stickte und häkelte eigenhändig Comodemützen und Uhrtäschchen für ihn, überraschte ihn mit Cigarrenkästchen, deren duftiger Inhalt dem geschmackvollen Aeußeren entsprach u. dgl. Daß es übrigens einem Schriftsteller, Maler oder Bankünstler in den Augen der Wienerinnen nicht schadet, wenn er jung ist, wird man ihnen hoffentlich nicht übel nehmen, ja Jedermann, welcher die rührende Sorgfalt kennt, welche einige geistig hochstehenden Frauen dem unglücklichen Anselm Feuerbach widmeten; wie sie sich bemühten, den immer wieder an Nervenüberreizung, Weltschmerz, Lebensüberdruß, Selbstvergötterung und verzweiflungsvoller Muthlosigkeit leidenden Mann zu trösten und aufzurichten, muß sich tief vor ihnen neigen ob dieser aufopferungsvollen Bethätigung selbstloser Verehrung eines eigenartigen Talentes; ich betone diesen Einen Fall ganz besonders, weil sich da die Frauen mit einem großen Theil des Publicums und selbst des kunstverständigen in Opposition befanden, das für die Vorzüge dieses Künstlers zwar kein volles Verständniß hatte, um desto richtiger aber dessen schwache Seiten herausfühlte. Wenn die Wienerinnen Künstler wie Richard Wagner, Makart, Lenbach, Poeten wie Auerbach oder Bodenstedt mit Beweisen ihrer Verehrung überhäufen, so schmücken sie dadurch in den Augen der Leute sich selber; für ihre Huldigungen Feuerbachs blieb ihnen diese Anerkennung versagt, aber sie bewiesen damit, daß bei den edelsten unter ihnen die innere Herzensgüte stärker ist, als die Eitelkeit, der Drang, Trostbedürftigen in ihren Leiden Linderung zu bringen und sie aufzurichten mächtiger, als der Wunsch Allen zu gefallen.

Man sagt der Wienerin nicht ohne Grund nach, daß sie genußsüchtig sei; da sie aller Welt wohl will, so ist es selbstverständlich, daß sie darauf hält, sich selber wohl zu befinden; sie will überall dabei sein, wo etwas zu sehen ist und wo man sich sehen lassen kann; die Dame muß bei sensationellen Vorstellungen ihre Loge haben, den exclusivsten Ball in wunderbarer Toilette mitmachen, wenn in dem Palais eines Hochtory Komödie gespielt wird oder lebende Bilder gestellt werden, womöglich mit agiren, sie muß das eleganteste Hotel, die kunstvollste Einrichtung besitzen, die erste Modistin beschäftigen; die reiche Bürgersfrau muß wenigstens ihre Sitze in den ersten drei Reihen haben, wenn ein Stern erster Größe in irgend einem Theater sich sehen läßt, und der Kreis alles dessen, was man nach ihrer Ansicht haben muß, ist im gewissen Sinne so weit gezogen wie jener, welchen die Dame, unbekümmert um jede Möglichkeit und Unmöglichkeit, in das Budget des Herrn Gemahls hineinzeichnet; ja im Wesen bleibt sich die Sache immer gleich, ob wir nun die Fürstin oder die Putzmacherin, die Banquiersfrau oder die Fabriksarbeiterin betrachten, alle müssen sie immer so viel haben, daß in der von der Wienerin als Axiom hingestellten Phrase „das muß man haben" das traurige Schicksal so mancher Familie begründet ist.

Die Wienerin ist nicht arbeitsam durch natürlichen Drang, sie findet von Haus aus in der Arbeit keinen Genuß, aber sie arbeitet anfänglich, um genießen zu können; das ist für sie nothwendig und diese Nothwendigkeit treibt sie zur Arbeit; da guter Geschmack ihr angeboren ist, so erreicht sie auch in allen Dingen, wozu dieser nothwendig ist, bedeutende Erfolge. Belege dafür sind die Kunststickerinnen, die Malerinnen für Kunstindustrie und auch einige derjenigen, welche der eigentlichen Kunst dienen. Wien zählt gegenwärtig an Oelmalerinnen so viele wie Berlin und München, darunter eine Künstlerin, welche in der deutschen Landschaftsmalerei mit den besten Namen zugleich genannt werden muß. Bei einem jeden Rundgang durch die Stadt kann man sich davon überzeugen, daß bei einer großen Anzahl von schönen Wienerinnen der so mächtige Wunsch zu gefallen gebändigt ist von dem Entschlusse, ehrbar das schmale Brod zu verdienen, das sich in der Eigenschaft einer Verkäuferin in einem Cigarren- oder Modewaarenladen oder als Probiermamsell gewinnen läßt, aber freilich wird der Kundige da auch erkennen, daß es nahezu ebenso viele schöne Wienerinnen gibt, welche viel lieber als pfauenartig geputzte Drohnen, denn als fleißige Arbeitsbienen durch das Leben gehn. Die Wienerin ist eben in allen Gestalten und allüberall in der großen Stadt zu finden, in einer wissenschaftlichen Vorlesung ebenso gut wie im Dingeltangel, im Burgtheater, wenn eine Shakespeare- oder Schillerwoche in Scene gesetzt ist, und beim Harfenisten, um das alte „Alleweil fidel" zu hören! Sie ist das edelste und das nichtsnutzigste, das beständigste und das veränderlichste, das selbstsüchtigste und das aufopferungsfähigste Geschöpf, da ein Engel, dort ein Teufel, hier ergeben, dort unbezwingbar, sie birgt das Paradies und den Tartarus in sich, und wer es unternimmt, sich für immer an sie zu binden, der hat den Himmel oder die Hölle auf Erden.

Und so schließt sich der Ring und wir kehren zurück, von wo wir ausgegangen, und enden damit zu sagen: Die Wienerin ist so sehr Weib als seit Eva irgendwo und irgendwann ein

Wesen diesen Namen verdiente; sie lockt und verlockt gerade so wie ihre Stammmutter mit herrlich schimmernder Frucht die Adamssöhne, von woher sie auch kommen mögen; an diesen ist es zu errathen, wie viel vom Herrgott oder wie viel vom Teufel in der vielverheißenden Frucht enthalten ist. An dem, der wählt, liegt es, nicht an derjenigen, welche gewählt wird, und hier zu Lande — es ist anderswo auch so — erhält Jeder die Wienerin, welche er verdient. Em. Ranzoni.

Molière in Deutschland.

Von den dreizehn Abschnitten des letzten Buches von Ferdinand Lotheissen: „Molière, sein Leben und seine Werke" (Frankfurt a/M.) betitelt sich der dreizehnte: „Molière in Deutschland". Und wenn das Buch einen seiner Hauptzwecke erfüllt, so muß es dazu beitragen, Molière in Deutschland und Deutschland in Molière tiefer einzuführen, als es bisher geschah. Beides ist Noth. Molière muß nach Deutschland und Deutschland muß zu Molière kommen. Dort hat die deutsche Bühne, hier die deutsche Forschung ihre Aufgabe. Dort tritt der Dramaturg und der Uebersetzer, hier der Commentator und der Biograph in seine Wirksamkeit. Neben der trefflichen Uebersetzung des Grafen Baudissin, dieses Nachdichters und Anempfinders ersten Ranges, der bei freiester Form dem Sinne des Dichters am nächsten kommt, ist das biographische Werk Ferdinand Lotheissens der lang entbehrte Wegweiser in die Tiefe des Molière'schen Wesens und Wirkens. Und wenn dieser Wegweiser auch nicht überall bis auf den Grund führt — wie wenig wußte man bei uns überhaupt von dem großen Komiker. Was er seiner Nation und seinem Könige war, wie er sich zu den einzelnen Ständen und zu den einzelnen Menschen, namentlich den berühmten Schriftstellern verhielt, erfahren wir aus diesem Buche sehr genau; und seiner Lebensgeschichte, wie sie erzählt wird, folgen wir wie auf einem Flusse der durch anziehende Gegenden führt, so daß unser Blick immer auf der Landschaft ruht und den Fluß nur soweit berücksichtigt, als er selbst ein Theil der Landschaft ist. In die Tiefe des Flusses schauen wir nicht, was auf seinem Grunde wühlt und wallt, bleibt uns verborgen. Diesem Letzten aber vergleicht sich das innere Schaffen eines Dichters, seine eigentlichen Werke liegen so tief im Grunde seines Wesens, daß man sie allein an dem Bilde seiner Zeit nicht zu erkennen vermag. Der Historiker muß hier dem Aesthetiker Raum lassen. Und auch der Biograph muß, wenn er seinen Gegenstand erschöpfen will, wie der Uebersetzer etwas vom Nachdichter in sich aufnehmen. Hier liegt der Mangel des trefflichen Lotheissen'schen Buches. Der Verfasser, welchem wir eine Geschichte der französischen Literatur des 17. Jahrhunderts verdanken, hat sich durch seine tiefen culturgeschichtlichen Studien bewegen lassen, Molière allzu einseitig als typischen Repräsentanten seiner Zeit aufzufassen. Und gerade in der ersten deutschen Biographie, die des großen Gegenstandes würdig ist, wäre der Nachdruck auf die Frage zu legen gewesen: nicht nur was war Molière seiner Zeit? sondern was ist an Molière klassisch? Was trägt ihn, den größten Franzosen, mit Shakespeare und Goethe über Raum und Zeit hinweg? Was vor Allem kann er noch heutigen Tages uns Deutschen bieten und sein — dieser Histrio gallicus comico-satyricus sine exemplo, wie ihn schon 1695 sein alter Dolmetsch gleich auf den Titel der schwerfälligen aber wohlgemeinten Uebersetzung genannt hat. Jener war sich gewiß nicht völlig bewußt, welch tiefe Wahrheit er aussprach. Und als er Molières Dialog mühsam in seine holprige Prosa übertrug, wußte er nicht, daß er hier mit einer Lustspielsprache hantire, welche noch nach zwei Jahrhunderten unerreicht dastehen werde. Wenn wir Deutsche unsere überrheinischen Nachbarn um Eines beneiden, so sollte es der große Lustspieldichter sein, den wir nie besessen haben und sobald auch nicht besitzen werden. Daran krankt das deutsche Lustspiel zu allen Zeiten, daß unsere großen Dramatiker niemals humoristische Genies und unsere großen Humoristen niemals dramatische Genies gewesen sind. Jene haben sich von jeher mit Vorliebe der Tragödie, diese dem Romane zugewandt. Der einzige Meisterwurf, welcher gelang, ist vielleicht erst in letzter Linie dem Komiker in Lessing zu verdanken. Gerade die „Minna von Barnhelm" aber trägt den Stempel Molière'schen Einflusses. Von Franziska führt eine directe Linie hinauf zu den Kammermädchen der Molière'schen Komödien, und ihre derbe Grazie nachzuahmen ist nur noch Lessing gelungen. Wir haben auf unserem modernen Repertoire eine Reihe von Stücken, welche heute vielleicht stärker wirken, als Lessings Minna. So lange aber diese Komödie — ein anderer Name bezeichnet das Stück nicht — noch wirkt, so lange sollte auch Molière nicht von der deutschen Bühne verschwinden. Steht jenes Drama uns näher durch die Persönlichkeit des Dichters, durch den vaterländischen Stoff und durch das klassische Originaldeutsch: so weht uns aus den besten, den wirklich klassischen Komödien des Franzosen der Geist eines Dichters entgegen, welcher sich nicht gelegentlich mit Erfolg im komischen Genre versucht hat, sondern welcher in diesem Genre lebt und webt und eine Produktivität entfaltet hat, wie in ähnlicher Quantität bei uns nur stümperhafte Theaterlieferanten. Es ist nicht erquicklich auf die Geschichte unseres deutschen Lustspiels zurückzuschauen. Bis zur „Minna von Barnhelm" stellt sie sich fast dar wie eine Vorgeschichte dieses einzigen Dramas — im ähnlichen Sinne wie man etwa Marlowes Faust und das Volksschauspiel zur Vorgeschichte des Goethe'schen Faust rechnen darf. Alles was man seit Andreas Gryphius von Bestrebungen, ein komisches Kunstdrama zu schaffen, wahrnimmt, strebt auf der Stütze der französischen Literatur einer Höhe entgegen, welche Lessing schließlich erreicht. Der Name Molières steht über diesem beschwerlichen Pfade wie ein Leuchtstern.

Schon 1725, nachdem die dritte deutsche Molièreübersetzung erschienen war, glaubt der junge Leipziger Magister Gottsched, jener nachmals so berühmte Geschmacksdictator, einem Dresdener Hof- und Operndichter um einer erbärmlichen Allegorie willen nicht besser schmeicheln zu können, als wenn er ihn den „teutschen Molière" nannte. Gottsched ist freilich niemals der Meinung gewesen, als sei dieser Histrio Gallicus so durchaus sine exemplo. Später als er sein ästhetisches Regelbuch schrieb und das erste deutsche Repertoire „regulärer" Dramen zusammenstellte, fand es sich, daß Molières schöpferisches Genie sich in den Rahmen dieser Regeln nicht einzwängen ließ, daß es an allen Ecken und Kanten hervorragte. Darum galten dem deutschen Kunstprofessor die Epigonen Destouches und Holberg mehr als der Meister: sie hatten regelmäßiger, ergo geschmackvoller gearbeitet. Um 1750 aber war es der junge Leipziger Magister Lessing, welcher nichts sehnlicher wünschte als ein deutscher Molière zu werden, und ein gleiches seinem Freunde Mylius wünschte. Mylius gehört zu der Anzahl junger begabter Dramatiker, welche der mißgünstige Zufall um das Jahr 1750 einer vielversprechenden Production zu frühzeitig durch den Tod entraffte. Und Lessing — ist er der deutsche Molière auf Grund des einzigen Stückes geworden? Es ist ihm nicht einmal gelungen, das Lustspiel eine Weile auf der Höhe zu halten, auf welcher er einsam steht. Als 1766 die Minna erschien, starb in Leipzig der alte Gottsched, nachdem seinem literarischen Ruhme schon zwanzig Jahre früher zu Grabe geläutet war, und in demselben Leipzig tummelte sich der Studiosus Wolfgang Goethe. Ein Jahrhundert nach Molière begann auch in Deutschland die klassische Poesie ihre ersten Blüthen zu treiben. Aber je üppiger es aufschoß, auf dem Felde der Komödie wucherte desto stärkeres Unkraut. Goethe, dem wir einige doch etwas akademisch kühl klingende Lobsprüche auf Molière verdanken, hat mit dem Lustspiel gar nichts zu schaffen. Schillers pathetische Komik konnte wohl die Tragödie würzen, aber kein selbstständiges Lustspiel, am wenigsten im Molière'schen Sinne schaffen. Es kam der Romantiker Wilhelm Schlegel mit seinem chauvinistischen Spotte über Molière, den er nicht begriff, und endlich kam Heinrich von Kleist, welcher mehr als alle Früheren die Ader zum deutschen Molière in sich hatte. Er übersetzte den Amphitryon, den Molière selbst nach Plautus bearbeitet hatte, und — wie so viele deutsche Dramatiker dem Schicksal eines frühen Todes verfallen — dichtete ein einziges Lustspiel: während neben ihm August von Kotzebue „schmierte wie man Stiefel schmiert". Daß im Laufe dieses Jahrhunderts kein deutscher Molière aufgestanden ist, wissen wir Alle.

Um so freudiger muß daher Alles willkommen geheißen werden, was die Klassicität des alten Franzosen uns nahe rücken kann. Neben der congenialen Uebersetzung des Grafen Baudissin wird auch die Biographie Lotheissens das Ihrige thun. Den deutschen Bühnen bleibt das Uebrige unbenommen. Zwar wünschen wir nicht, daß in unserer experimentirenden Zeit auf Vorstadtbühnen Molières Komödien dem Schicksale Calderons und Shakespeares verfallen, schlecht und verständnißlos aufgeführt zu werden. Auch die Darsteller dieser komischen Charaktere müssen etwas vom aneignenden Nachdichter in sich haben. Beispielsweise darf Zöschen

Dorine, dieses herzerfrischende Bild graziösester Derbheit nicht, wie es hier in Berlin an vornehmer Stelle, wo der Tartuffe sonst würdig gegeben wird, geschah, von der Köchin des Schauspielhauses als lärmender Küchendragoner vorgestellt werden. Von unseren großen Bühnen sollten drei oder vier Molière'scher Komödien niemals gänzlich verschwinden. Der Dichter ist uns seinem Wesen und Wirken nach viel zu sehr entfremdet. Möge das leicht und flüssig wie ein Roman geschriebene Buch Lotheissens dazu beitragen, ihn uns nahe zu bringen!

P. Schl.

Notizen.

Unter dem bestechenden Titel: Gold, Sammlung des Ursprünglichen und Genialen in deutscher Lyrik (Leipzig, Fr. Thiel) hat Ludwig Eichrodt, der bekannte vielbelachte „Biedermaier", dessen Gedichte auf dem Gebiete der humoristischen und parodistischen Lyrik fast einzig dastehen — nur Vischer-Schartenmaier reicht ihm das Wasser — eine originelle Anthologie herausgegeben. Sie will ein Brevier für diejenigen sein, die das Edelste der deutschen Lyrik beisammen haben möchten. Bisweilen wird nur eine Strophe abgedruckt, oder, wo der Sinn nicht entstellt wurde, Strophen weggelassen, die matt zu nennen, jeweils auch nicht absolut nöthig sind. Die Tendenz ist eine ästhetische. Das rein Lyrische kommt zur Geltung, darum sind auch Balladen nicht vertreten; dagegen bringt das Buch lyrische Glanzstellen aus Drama und Epos, die andere Sammlungen zu bieten unterlassen. Wir bezweifeln, daß sich alle Dichter mit dieser bruchstückweisen Veröffentlichung von „Versen, die Musik in sich tragen" einverstanden erklären werden. Aber die Freunde der Poesie werden den originellen Einfall, dem das schmucke Buch seine Entstehung verdankt, gutheißen. Für eine spätere Ausgabe dürfte sich ein Register der vertretenen Dichter empfehlen.

* * *

Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Von Georg Voigt. Zwei Bände. Berlin, Georg Reimer.

Der rühmlichst bekannte Leipziger Geschichtsprofessor gibt hier eine neue Bearbeitung seines vor zwanzig Jahren erschienenen Jugendwerkes. Die seitdem erwachsene Literatur ist sorgfältig verwerthet, diejenigen Materien, die ehedem blos skizzirt waren, wurden voller zu ihrem Rechte gebracht und die humanistische Gedankenwelt nicht nur in den großen Strömungen, sondern auch auf manchem Seitenwege und in reicherem Detail dargelegt. Der Gang der Darstellung ist so gehalten, daß neben den literarischen Leistungen der Humanisten auch die typischen Persönlichkeiten und ihre Gruppenbildung ins Licht treten. Alles in Allem hat man es hier mit einem ebenso gründlich und geistvoll, als schön und prägnant geschriebenen Werke zu thun, das unter unserer Culturgeschichtsliteratur einen ersten Platz verdient. Das Vermächtniß des römischen Alterthums, wie es in Italien, der Wiege der Hierarchie und des germanischen Kaiserthums, eine Stätte findet und sein Eindringen in das geistige Leben diesseits und jenseits der Alpen, dieser ganze Receptionsproceß, nach welchem der Humanismus aufhört, lediglich Sache der Erudition zu sein und dem Mittelalter in Fleisch und Blut übergeht, ist hier aufs Klarste und Anschaulichste entwickelt. Namentlich die Kapitel über Petrarca, Boccaccio und Poggio sind geradezu meisterhaft. Voigt ist der Ansicht, daß wir die Erhaltung der klassischen Literatur zwar den Klosterbrüdern verdanken, aber daß die Kirche von den ihr anvertrauten Schätzen ebenso viel vernichtet als gerettet hat.

* * *

Die Pfingstweihe oder die Einsegnung. Von K. H. Keck. Gotha 1882, Friedrich Andreas Perthes.

Der Dichter dieses epischen Gedichtes sagt uns, daß er durch das 13. Capitel des ersten Korintherbriefes zu seinem Werke begeistert worden ist. Die suchende und überwindende Liebe ist deshalb der Inhalt des Gedichtes. Man denke aber nicht, daß das Werk in die Reihe der Tractätchen und plumptendenziösen Schriften gehört. Im Gegentheil, es ist reine Poesie und zwar idyllische Poesie mit allen ihren Vorzügen, aber ohne ihre Mängel. Die duftige Farbe, der innige Ton, das liebevolle Eingehen und die plastische Vertiefung — sie sind vorhanden; aber der Inhalt ist nicht jener kleinliche, in harmloser Behaglichkeit verlaufende Vorgang; es handelt sich vielmehr um die Gewinnung eines verhärteten, mit Gott und der Menschheit zerfallenen Gemüthes durch die Macht christlicher Liebe und Ueberzeugung, um seine Aussöhnung mit dem alten charakterfesten Vater, der ihn einst in zorniger Entrüstung verflucht hat. Wie Goethe zur Trägerin der sühnenden „reinen Menschlichkeit" die Jungfrau Iphigenie gewählt hat, so ist hier ein eben zur Jungfrau erblühendes Mädchen diejenige, durch welche sich die Macht der christlichen Gesinnung offenbart und siegreich bewährt.

Aber auch die Confirmationsrede des Pfarrers ist eine wohlthuende Zusammenfassung reinsten Christenthums. Wie dieser Pfarrer hat in der Literatur wohl noch keiner, weder der Voßische, noch auch der Goethe'sche und ebensowenig Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld geredet. Nur glaube man nicht, daß durch derartige didaktische Episoden die Charakteristik zu kurz gekommen sei oder die Erzählung an Spannung, die Situation an Anschaulichkeit verloren habe. Gerade in Bezug auf plastische Ausführung des Einzelnen trägt die Dichtung das Gepräge eines echten Epos, und der bedeutsame, unser Gemüth tief innerlich ergreifende Inhalt zwingt uns, dem Gange der Erzählung mit herzlicher Antheilnahme zu folgen.

P. H.

* * *

Dorothea von Schlegel und ihre Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel herausgegeben von J. M. Reich. Mainz, Franz Kirchheim. Zwei Bände.

Diese interessante Veröffentlichung läßt uns das ganze Wesen der merkwürdigen Tochter Moses Mendelsohns erkennen, die nach ihrem Austritt aus den Berliner Judenkreisen mit dem „göttlichen" Friedrich Schlegel in freier Liebe lebte, ihm die berüchtigte „Lucinde" eingab und selbst ein Seitenstück zu diesem romantischen Roman dichtete, den „Florentin", der seinem Vorbilde „Wilhelm Meister" ziemlich nahe kommt. Die Briefe und Tagebuchblätter aus dieser Zeit sind überaus geistvoll und frappant und enthalten in puncto der Ehe fast alles das aufgeschrieben, was eine rechte Frau thut, ohne daß sie es weiß. Hier heißt es: „Je größer der Einfluß ist, den eine Frau auf ihren Mann hat, desto vorsichtiger sei sie, denn nun hat sie für Zwei Rechenschaft zu geben... In einer schönen Ehe ist es nothwendig, daß die Frau gerade so viel Verstand besitzt, um den des Mannes zu verstehen, was darüber ist, ist vom Uebel." — Um so unerquicklicher werden diese Mittheilungen später, wo sie aufhört ein „Literaturweib" zu sein und nur noch katholische Proselytenmacherin ist. Geradezu abstoßend ist es, wie sie die Söhne ihres ersten Mannes, des jüdischen Bankiers Veit, aus den Armen des Vaters lockt und deren Uebertritt zur alleinseligmachenden Kirche herbeiführt. Hier füllen sich ihre ehemals geistvollen, natürlichen, einnehmenden Briefe mit philosophischer Salbung und christlichem Weihrauchduft, und der Stil adoptirt zuletzt die jesuitische Terminologie. Wir können uns unmöglich dieser christlichen Nächstenliebe erfreuen.

* * *

Die Manneszucht in ihrer Bedeutung für Staat, Volk und Heer. Von Fritz Hoenig, Hauptmann a. D. Berlin, R. Wilhelmi.

Ein gut geschriebenes Buch, das manche beherzigenswerthe Wahrheiten enthält. Hochinteressant sind namentlich die Kapitel über die militärische Literatur, welche, statt der geistige Mittelpunkt des Offiziercorps zu sein, bei uns ein kümmerliches Dasein fristet. Der Verfasser erkennt die Gründe hierfür darin, daß höhere Vorgesetzte es nicht lieben, wenn von Offizieren geschriftstellert wird, daß fast ausnahmslos nur Offiziere der Kriegsakademie oder des Generalstabs, also mehr oder minder officiöse Federn, schreiben, und daß beinahe immer der Autor sich hinter Anonymität verkriecht. Auf alle Fälle begrüßen wir derlei kritische Schriften, welche der Armee den Spiegel vorhalten und ihr deutlich sagen, daß nicht Alles so ist, wie es sein könnte.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Hervorragende Novität

aus dem

Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Das Bild des Eros.

Neue milesische Märchen

von

Oscar Linke.

1. Band.

In eleganter Ausstattung mit Kopfleisten und Initialen.

Broch. *M* 5.—, in stilvollem Einbande *M* 6.20.

Unter dem vorstehenden symbolischen Titel entrollt der Verf. der „Milesischen Märchen" reizvolle Bilder von hochpoetischer Wirkung und Schönheit aus Altgriechenland, die an den kühnen, farbenreichen Pinsel eines Makart erinnern.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konstantinopel.

Von **Edmondo de Amicis.**

Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von

A. Burchard.

2 Thle. in 1 Bd. 30½ Bogen.

Preis eleg. brosch. 5 *M*, in Bädekerbd. 6 *M*.

Dies geistvolle und fesselnde Buch ist von einer großen Anzahl der bedeutendsten Blätter aufs günstigste besprochen. Die Wiener „Presse" sagt kurz und treffend: „Amicis' ‚Konstantinopel' enthält geradezu berauschende Kapitel, in denen frische Beobachtung aus dem Born der Geschichte, gesättigte Phantasie, reichstes Colorit und künstlerische Abrundung sich bestens vereint zeigen."

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Collection Spemann Band 27

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält:

Max. Schmidt,
Die Miesenbacher
Ein Kulturbild aus d. bayr. Hochgebirge.

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, nicht auf Papier, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von **H. J. Burgers, Seitz, de Block** etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Tübingen.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Faust.

Ein Fragment

von **Goethe**

(1790).

In der **ursprünglichen** Gestalt neu herausgegeben von

Wilhelm Ludwig Holland,

Professor an der Universität Tübingen.

kl. 8. (168 und X Seiten.)

Ausgabe auf Druckpapier *M.* 1.—, Ausgabe auf holländischem Büttenpapier *M.* 4.—

Der Neudruck ist nach Dr. S. Hirzels Exemplar des ächten Fragment-Druckes seiten- und zeilengleich hergestellt; das Format stimmt mit dem des Originaldruckes überein; die zum Neudruck verwendeten Typen sind denen des alten Druckes möglichst ähnlich gewählt worden.

Seiner eigenthümlichen Ausstattung wegen wird dieser interessante Neudruck auch Bücherliebhabern, sowie dem größeren Publikum willkommen sein.

Kritische Bemerkungen finden sich im Nachwort des Herausgebers.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen.

Vier starke Bände gr. 8. Geh. *M.* 45.—, eleg. gebunden *M.* 51.—

Hierzu erschien ein Ergänzungsband — Band V — enthaltend:

Beispielsammlung zum dritten Bande

nach des Verfassers unvollendet hinterlassenem Notenmaterial mit zahlreichen Vermehrungen herausgegeben von

Otto Kade.

LVI und 605 Seiten gr. 8. Geh. *M.* 15.—, eleg. gebunden *M.* 17.—

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehmann, A., Prof. Dr., **Sprachliche Sünden der Gegenwart. 3. verbesserte und vermehrte Auflage.** gr. 8.

Preis geh. *M.* 2.80.

Der Herr Verfasser hat das als trefflichen Rathgeber auf stilistischem Gebiete längst anerkannte Buch aufs Neue sorgfältig durchgearbeitet, die Zahl der angeführten Beispiele beschränkt, dafür aber **vier neue wichtige Kapitel hinzugefügt** und damit den Werth seines Werkes noch erhöht.

Braunschweig, Juni 1882.

Friedrich Wreden.

Verlag von **Johannes Lehmann** in **Leipzig.**

Zur Geschichte der Hofnarren

Friedrich Taubmann

Ein Kulturbild

Zumeist nach handschriftlichen Quellen von

Friedrich W. Ebeling.

Mit Taubmann's Porträt und Faksimile.

☛ Zweite Auflage. ☚

Preis: Elegant geheftet *M.* 6.— In Originalband *M.* 7.—

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die erste Auflage war 14 Tage nach Erscheinen vergriffen!

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 31. Berlin, den 5. August 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Aegypten und England. Von Karl Blind. — Die Auswanderung. Von Ernst Otto Hopp. — **Literatur und Kunst:** R. Wagners „Parsifal" als Dichtung. Von G. Doempke. — Parsifal. Von H. Ehrlich. I. — Heinrich Kruses „Witzlav von Rügen". Besprochen von Theophil Zolling. — Carlyle und Emerson. Eine persönliche Erinnerung. Von A. Völte. — Notizen. — Inserate.

Aegypten und England.

Von Karl Blind.

Will England, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht, kein Klein-Holland werden, so muß es wohl bei den großen orientalischen Fragen mit eintreten, selbst wenn es die Knochen einiger seiner Musketiere dabei zu opfern hat. Das bischen Suez-Kanal aber, das den kürzesten Weg nach Indien bildet, ist ihm heute von doppelter und dreifacher Bedeutung. Hat doch Rußland in neuester Zeit Riesenschritte nach Mittel-Asien hin gethan und dadurch den Völkern Indiens bedeutungsvolle Winke gegeben! Und ist doch das Zaren-Reich im letzten Türkenkriege von der kaukasischen, wie von der Donau-Seite her, durch Gebietseroberung oder durch Gründung von Vasallenstaaten sowohl dem Nil als dem Bosporus beträchtlich näher gerückt!

Dies Letztere war Alles das Ergebniß des bischens Herzegowina. Den Lesern der „Gegenwart" ist es nicht unbekannt, daß wir auf die unausbleiblichen, weittragenden Folgen der herzegowinischen Frage schon beim halb-amtlichen serbischen Vorkriege hinwiesen und ab und zu die Warnung wiederholten. Hochweise wurden wir freilich damals belehrt: für Deutschland habe die Sache nicht die mindeste Bedeutung — eine Ansicht, die durch den späteren eiligen Besuch Bismarcks in Wien kaum erhärtet worden ist.

In England können weder Tories noch Liberale von der Schuld freigesprochen werden, die russischen Zwecke gefördert zu haben. Wenigstens hielt Disraeli in früheren Tagen das Vordringen der Russen durch das damals noch unabhängige Turkestan für ganz hübsch und erbaulich. Bei einer Zusammenkunft, die ich bald nach dem deutsch-französischen Krieg, im Beisein eines liberalen schottischen Unterhausmitgliedes, in einem Parlamentssaale mit ihm hatte, und bei welcher alle auf Rußland bezügliche Fragen eingehend zur Sprache kamen, schimmerte die sonderbare Auffassung immer noch bei ihm durch. Im Uebrigen erkannte er das Wiederanwachsen der Russengefahr in Ost-Europa.

Auf liberaler Seite fand ich während des Krieges von 1875—76 John Bright, einen in inneren Dingen so trefflich fortschrittlichen Mann, bei gleich eingehender Besprechung von einem Glauben an die „Wege der Vorsehung" erfüllt, dem ich mich natürlich nimmer hingeben konnte. Der Einmischung, sei es zu Gunsten der Türkei oder Rußlands, war John Bright abhold. Gladstone dagegen hätte am liebsten englische Knochen für die „edelmüthige, wahrhaft freisinnige Politik" der göttlichen Gestalt aus dem Norden eingesetzt, damit der unsagbare Türke nur ja recht kurz und klein geschlagen werde.

Das war die Blüthezeit der Versammlungen in der St. James-Halle, wo Herr Freeman im heiligen Kreuzritter-Eifer sein „Pereat Indien!" ausrief, und Gladstone mit allem Vorbedacht die berühmten Worte schrieb: „Wenn etwa Indien durch irgendwelche Erdumwälzung unterginge, so würde die englische Thatkraft sich schon irgend anderswo auf einem bewohnbaren Theile der Erde eine neue Laufbahn eröffnen!"...

So wahr ist noch heute, was M'Neil einst sagte: „Europas Staatsmänner sind die Werkzeuge, mit denen Rußland arbeitet".

Ja, das waren, als sich Gladstone noch in der Opposition befand, die schönen Tage, wo der Ankauf von Suez-Kanal-Actien als eine schwarze Unthat, die Verbringung indischer Truppen nach Malta, zur etwaigen Verwendung gegen Rußland, als eine dunkle Verschwörung gegen die englische Verfassung gebrandmarkt, das Fußfassen auf Cypern als ein närrisches Treiben würdig der Thoren in Wolkenkukuksheim verhöhnt wurde. „Was ist es denn mit diesem Cypern?" frug Gladstone. „Es wäre ja werthlos als Stellung für Kriegszwecke, selbst wenn wir die schweren Summen, die zur Verleihung dieser Eigenschaft nothwendig sind, bereits aufgewendet hätten." Und wiederum: „Wir sind jetzt ein Jahr in Cypern. Die ruhmredigen Prophezeiungen militärischen Nutzens, der uns daraus erwachsen sollte, waren von Anfang an ganz abgeschmackt; das lag auf der Hand. Der Waffenplatz, der angeblich Malta gleich, oder gar noch besser als Malta sein sollte: wo ist er jetzt? Noch ist er nicht aus der Stadt Nephelokokkygia herabgestiegen!"

Wie sich das Alles heute liest, wo Truppen eiligst von Limasol nach Alexandria beordert werden! Beaconsfield könnte sich im Grabe darüber umdrehen, daß er seinem Nebenbuhler und Nachfolger nicht ins Auge schauen kann.

Weit über Beaconsfield hinaus ist Gladstone mit einem Male gegangen — so weit, daß der linke Flügel seiner Partei in hellen Aufruhr ausgebrochen ist und ihn, der angeblich das goldene Zeitalter bringen sollte, nicht blos der „militaristischen Imperialpolitik", sondern des „unehrenhaften, feigen, grausamen, tyrannischen, verbrecherischen Gebahrens und der gräuelvollen Metzelei" anklagt. Das sind Worte, die mitten im Parlament fielen, aus dem Munde bekannter Führer, auf die sich Gladstone bei seinem Oppositionsfeldzuge gestützt hatte. Eine Reihe Blätter, die früher berserkerhaft mit dem Streitkolben im Vordertreffen standen, um ihm den Weg ins Amt zu bahnen, sind heut empört über seine „geheime Diplomatie"; empört über die „Verschlossenheit und Doppelzüngigkeit", deren sich die Regierung gegenüber dem Parlament schuldig gemacht; empört über die Bombardirungspolitik, die nicht Krieg sein will; empört über die „Ungeheuerlichkeit des Verbrechens", das gegen so viele Unschuldige zu Alexandria verübt worden.

Es mußte einst ein Ausschuß von Liberalen in London gestiftet werden, um den mit dem Dekan von Westminster zusammenspielenden liberalen Premier von der Entehrung der „Walhalla Englands" durch Errichtung eines Denkmals für den Prinzen Napoleon abzuhalten. Nicht geringe Anstrengung kostete das. Doch schließlich wurde Gladstones beharrlicher Entschluß im Unterhause selbst niedergezwungen.

Wieder mußte ein Ausschuß von Liberalen gestiftet werden, um ihn, der früher in den klarsten Worten das Recht der südafrikanischen Republik auf volle Unabhängigkeit anerkannt hatte, von der Kriegführung gegen die Bürger des Transvaal zurückzubringen. Das kostete noch heftigere Anstrengungen, denn da war Englands Kriegsehre im Spiel. Aber auch das gelang, nachdem sich John Bright auf die mit hervorragenden Namen aus Deutschland, Oestreich-Ungarn, den Niederlanden, Frankreich und Italien bedeckte Zuschrift in günstigem Sinne durch einen öffentlichen Brief an den Schreiber dieser Abhandlung erklärt hatte.

Als Mitglied jener beiden Ausschüsse ist es uns nur allzu gut bekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Agitation jedesmal zu kämpfen hatte. Jetzt ist ein „Aegyptischer Ausschuß" gegründet, in welchem eine Anzahl derselben Persönlichkeiten, die jene früheren Bewegungen leiteten, für Völkerrecht und Cultur gegen die Politik des Ueberfalles ohne Kriegserklärung und der rücksichtslosen Zusammenschießung einer uralten Stätte der Civilisation entschieden Einsprache erheben.

Weit größer jedoch, als beim Prinz-Napoleon-Denkmal und bei der Transvaal-Frage, sind die Schwierigkeiten diesmal, wo sich Englands Interesse am Suez-Kanal mit Macht aufdrängt, die Lage der Dinge aber, in Folge des versteckten Spieles und des unerwartet gewaltsamen Verfahrens Gladstones, sich heillos verwickelt hat. Um so anerkennenswerther ist die Bemühung derer, die für das Recht, für die Menschlichkeit, für civilisirtes Verfahren im Völkerverkehr kämpfen.

Nach jeder Richtung hin hat sich Gladstone schwerer Fehler, ja, schwerer Vergehen schuldig gemacht. Und ob nicht gerade das englische Interesse zuletzt tief darunter leiden wird, das muß die Zukunft lehren. Die Franzosen führten ehemals gern das Wort vom „treulosen Albion" im Munde. Treue aber hat Gladstone weder gegen das Parlament, das er hinterging, noch gegen die Regierung zu Konstantinopel, die er mit dem großen Wort von der „Landesfürstlichkeit des Sultans in Aegypten" täuschte, noch sogar gegen Frankreich bewiesen, mit dem zusammen er die Drohnote erließ, um nachher zu behaupten, es sei ihm gar nicht Ernst dabei gewesen, und schließlich — auf eigene Faust die Kanonen zu lösen.

Heutzutage nennt man dergleichen gern „Realpolitik". Der Nutzen, den man davon hat, ist aber oft der, daß Einem Niemand mehr traut, und die Nation, die sich auf solche Wege führen läßt, leicht in Gefahr kommt, auf fünfzig Jahre hinaus unter den Waffen stehen zu müssen. Für ein Gewerbs- und Handelsvolk, wie das englische, das an die Wehrpflicht nicht heran will, das also bei der Wichtigkeit seiner orientalischen Interessen allen Anlaß hätte, einen alten Bundesgenossen wie die Türkei nicht sinken oder zum Todfeinde werden zu lassen, ist eine solche Aussicht noch bedenklicher, als für eine waffengewohnte Nation.

Die Wendung in Aegypten, wie sie durch Arabi und die Nationalpartei sich darstellt, ist im Grunde die Frucht des von Gladstone umjubelten russisch-türkischen Krieges, ganz wie die Gründung einer halb unabhängigen Bulgarei es gewesen ist. Mit ersterer Wendung hatte man englischerseits alle Ursache, sich zu befreunden. Kann auch Herr v. Lesseps nicht als maßgebender Führer auf politischem Gebiete betrachtet werden, so ist doch gewiß der Suez-Kanal seine Specialität. Hielt er den Kanal unter Arabi für gesichert, so durfte man ihn mit Fug als ungefährdet betrachten. Warum hätte auch Arabi, sofern man ihm nur nicht als Feind entgegentrat, den Kanal schädigen sollen? War zu erwarten, daß er die Gans tödten würde, welche die goldenen Eier legt? Jetzt freilich, nachdem man mit Feuer und Schwert dreingefahren, und zwar ohne Kriegserklärung, gleich einem Seeräuber, dürfte der Kanal wohl in Gefahr sein.

Ein durch die Nationalpartei sich reformirendes Aegypten, unter der Oberhoheit der Regierung zu Konstantinopel, und unter Sicherung des Wasserweges, den England nicht in Feindeshand kann fallen lassen: das war somit das wahre englische Interesse. Die „zwiefache Finanzaufsicht" zu Gunsten von Staatspapier-Besitzern ließ sich damit nicht messen.

„Aber was soll es denn mit einer 'Nationalpartei' in dem Lande, in welchem so bunte Bevölkerung beisammen wohnt?" hört man die Leichtfertigen fragen. „Was heißt es denn, Aegypten für die Aegypter zu verlangen, da es doch gar keine Aegypter gibt?"

Geistreich sein sollender Unverstand!

Oder gibt es vielleicht auch keine Schweizer, keine Ungarn, keine Belgier, keine Engländer, weil es eben deutsche, französische, italienische und romanische Schweizer; magyarische, slavische, deutsche und rumänische Ungarn; flämische und wallonische Belgier; angelsächsische, walisische, niederschottische und gälisch-schottische, englisch-irische und stock-irische Bewohner des Vereinigten Königreichs gibt? Von Rußland, dem großen Völker-Zuchthaus, schon gar nicht zu reden.

Für Deutschland könnte das leidenschaftliche Sich-Heranwickeln Gambettas an das Bündniß mit England wohl zu denken geben. Es ist genau die Art, wie Napoleon III. schon im Januar 1852 begann. Bedenklich erscheint es jedenfalls für den Frieden und die Sicherheit Europas, wenn Frankreich abermals auf die Bahn der kriegerischen Abenteuer geworfen würde. Denn daraus ergäben sich leicht Verfassungsumstürze, deren Rückschlag nach Außen auf die Dauer nicht ausbleiben kann. Durch den neuesten Beschluß der Pariser Kammer ist allerdings die Politik der Einmischung in Aegypten noch über Gambetta hinaus, bis in Freycinets Reihen hinein geschlagen worden. Doch da dies das Ergebniß einer Verbindung höchst entgegengesetzter Parteigruppen ist, wird sich weitere Wachsamkeit gewiß empfehlen. Ließ doch Gladstone durch den Mund des Jung-Radicalen Chamberlain dieser Tage den Wink nach Paris hinüber geben: „das französische Bündniß sei der Angelpunkt der englischen Politik". Gambettas wurde dabei von Herrn Chamberlain besonders ehrend erwähnt! Das mag freilich auf der äußersten Rechten, wie auf der äußersten Linken in Frankreich wenig gefallen haben.

Ultimatums- und Bombardirungs-Politik, welche der englische Premier zuerst an der Seite Frankreichs gegen Aegypten in Aussicht stellte, dann wahrhaft bulgarisch gräuelvoll auf eigene Faust betrieb, und die er nachträglich wieder mit französischer Beihülfe fortzusetzen trachtete, ist ihm bei großen entscheidenden Fragen stets als Ideal der Staatskunst erschienen. Das vergessen in England oft seine eigenen Anhänger. Um so mehr täuscht man sich vielleicht im Auslande über sein innerstes Wesen.

Ohne Zweifel spinnt er gern endlose Reden aus und erfreut sich an schillernder Darstellungsweise, der Niemand auf den Grund sehen kann. Alles, was er sagt, läßt mehrere Auslegungen zu. Eine mittelalterlich theologische Casuistik, wie sie seiner religiösen Richtung entspricht, geht stets durch seine politischen Ausführungen. Aber diesem scheinbar auf spitzfindige Weitläufigkeiten angelegten Temperament ist ja, wie die Kirchengeschichte zeigt, das plötzliche Zuschlagen durchaus nicht fremd.

Gladstone hat es sich noch vor ein paar Jahren zum Ruhme angerechnet, daß das Kabinet, dem er während des amerikanischen Unions-Krieges angehörte, in der „Trent"-Angelegenheit auf die Verhaftung der Sklavenhalter-Gesandten Mason und Slidell sofort mit der Absendung von 10,000 Mann antwortete. Er rühmte sich in derselben Abhandlung, daß dies Kabinet den Sultan gezwungen habe, einem tyrannischen Pascha „den Kopf abzuschneiden"; und daß es beim schleswig-holsteinischen Krieg das Bündniß mit Frankreich suchte, um Deutschland zu bekämpfen.

Genau genommen, wollte er in Sachen der Sklavenhalter-Empörung noch viel weiter gehen. In Newcastle rief er damals jubelnd aus: „Jefferson Davis hat ein Heer und eine Flotte geschaffen, und steht im Begriff, eine Nation zu gründen!" Wäre es nach Gladstone und Palmerston gegangen, so hätte man den Südbund nicht blos als kriegführende Macht, sondern als un-

abhängigen Staat anerkannt und ihm durch Blockadebruch mittelst der englischen Flotte Hülfe gebracht. Die Haltung der arbeitenden Stände Englands — im Verein mit der Ansicht der Königin, die solchen Plänen entschieden zuwider war — verhinderte die Durchführung der Absichten Palmerstons und Gladstones.

Das Gleiche geschah bei der dänischen Frage. Wir aber mögen es uns merken, daß Gladstone nicht blos 1863 solcher Politik huldigte, sondern daß er noch vor seinem neuesten Amtsantritt sich gegen den Vorwurf, als habe er keinen Sinn für Englands Größe, mit den Worten vertheidigte: „Haben wir denn nicht im Jahre 1863 Frankreich eingeladen, zusammen mit uns ein Ultimatum an die deutschen Mächte zu richten und Dänemark zu vertheidigen gegen die Ränke, welche Deutschland unter dem Vorwand der Ansprüche des Herzogs von Augustenburg spann — wobei wir jedoch von Ludwig Napoleon hören mußten: das möge wohl ein großes brittisches Interesse sein, habe aber keine Bedeutung für Frankreich?"

Gesetzt den Fall, Napoleon wäre auf das von Gladstone befürwortete Bündniß eingegangen: wie viele Alexandrien hätten wir da an unseren Nord- und Ostsee-Küsten in Flammen aufgehen sehen? — —

Es hilft nicht, zu solchen Dingen die Augen zuzudrücken. Von John Bright war derlei gegen Deutschland nie zu befürchten; ebensowenig von manchen anderen freisinnigen Führern Englands. Auch von Disraeli-Beaconsfield nicht; die ersten Worte, die ich vor Jahren mit ihm wechselte, bezogen sich auf die deutschfreundliche Haltung, die er 1870 bei Beginn des Krieges bewiesen — wie er auch im amerikanischen Kriege nie die schlechten Gesinnungen anderer Tories oder Whigs kundgab. Das kann und soll man der Wahrheit halber gestehen. Dabei bleibt es natürlich ebenso wahr, daß Disraeli, trotz besseren inneren Wissens, für die stockige Landjunker-Partei, die er im Grunde seines Herzens mißachtete, oft mit den verwerflichsten Waffen den Kampf gegen die Fortschrittssache kämpfte.

Wie aber Gladstone sich noch 1878 seiner deutschfeindlichen Ultimatums-Politik rühmte, welche er sogar im Bunde mit dem zweiten Kaiserreich mit Waffengewalt durchführen wollte, so hat er auch kurz vor seinem neuesten Amtsantritt einmal sonderbare Zweifel erhoben: „Wer wohl eigentlich der Urheber des Krieges von 1870 gewesen sein möge?" Er behauptet, noch nicht ganz klar darüber zu sein! Was das im Munde eines Mannes bedeutet, der der Schleswig-Holsteiner und unser sonnenklares Nationalrecht für eine „Intrigue" erklärt, das versteht wohl Jeder, ohne daß sich ihm im Verkehr mit ausländischen Politikern der Gehörsinn besonders geschärft zu haben braucht.

Auch bei Beginn des letzten russischen Krieges hatte Gladstone, im Gegensatz zu denjenigen Liberalen, welche die Nichteinmischung wollten, gerade die Einmischung empfohlen. Sein Gedanke war: mit den Kriegsschiffen eine Sperrkette gegen die Herüberbringung türkischer Truppen aus Asien und Afrika nach Europa zu ziehen, also im Nothfall die ottomanischen Fahrzeuge zu bombardiren. Da hätte Rußland doppelt leichtes Spiel gehabt. Gegenüber der russenfeindlichen Gesinnung der damals im Amte befindlichen Tories einer- und den Friedensgrundsätzen eines Theiles der liberalen Partei andererseits vermochte Gladstone damit nicht aufzukommen. Es gelang ihm nur, durch planmäßige Obstruction die Parlamentsverhandlungen so zu zerrütten, daß England in der Meinung des Auslandes tief in sich gespalten erschien und zu keiner rechten That kam.

Sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß während jenes Krieges dem Beaconsfield'schen Ministerium — das übrigens auch in Folge der Haltung Lord Derbys in sich gespalten war — einmal von Wien aus, auf nichtamtlichem Umwege, ein Bündniß-Anerbieten gemacht wurde; daß aber von Berlin her ein „Halt" nach Wien hin gerufen wurde?

Während der bulgarischen Gräuel-Agitation in England empfahl Herr E. A. Freeman, der Geschichtschreiber, in der beliebten edlen Sprache: „Man solle den Türken wie ein wildes Thier an der Kette niederziehen und auspeitschen." Da Gladstone seinerseits die Türken als die „eine, unmenschliche Abart der Menschheit" bezeichnete, somit für vogelfrei erklärte, so war die Uebereinstimmung mit Freeman, der den Engländern rieth, „gleich Peter dem Einsiedler die Kreuzfahrt zu unternehmen", gewiß zur Genüge vorhanden. In Ermangelung des ächten turanischen Türken muß nun der Aegypter, gleichviel ob arabischer Semit oder Fellah, oder was sonst, herhalten. Wenn man nur einen Mohammedaner hat, so genügt das vorerst schon.

Das sind jedoch Spiele, bei denen bekanntlich Zwei oder Mehrere mitspielen können. Der nächste Erfolg der Politik Gladstones ist: daß ein altes, wieder in der Hebung begriffen gewesenes Culturland in barbarische Zustände zurücksinkt; daß auf die furchtbare Lohe in Alexandria vielleicht mit den Wassern des Nils, mit der Zertrümmerung des Kanals geantwortet wird; daß in der ganzen mohammedanischen Welt Nord-Afrikas (und in Afrika überhaupt ist der Islam eine mächtig zunehmende, große Bevölkerungstheile Jahr um Jahr zu sich herüberziehende Religion) eine Christen-Hetze ausbricht.

Wer weiß, welche Wirkungen das auf die Mohammedaner in Indien haben wird, wo der Islam ebenfalls unter den gedrückten Ständen — wie die neueste Statistik zeigt — große Fortschritte macht. In häufigem Verkehr mit Indern der verschiedensten Abkunft und des verschiedensten Glaubensbekenntnisses hat sich uns die Ueberzeugung seit Jahren eingeprägt, daß trotz der tiefen inneren Zerklüftung der dortigen Bevölkerungen ein böser Haß gegen die Fremdherrschaft glimmt. In welche Lage geriethe aber England, wenn zu dem blutigen Durcheinander in Aegypten, zu der andauernden grausen Wirrniß in Irland, noch eine Wiederholung der Ereigniffe von 1857 in Indien träte!

Mit der frischen Erinnerung an die Vorgänge im Transvaal erscheint dies Würfeln um die Zukunft des Reiches leichtsinniger, als man es von dem in seinem dreiundsiebzigsten Jahre stehenden Staatsmann erwarten sollte. Aber der Würfel ist nun geworfen — und England, das als Volk und in seinem Parlament über Gladstones wahre Absicht Monate hindurch listig getäuscht worden, sieht sich nun seiner „Waffenehre" halber (wenn da von Ehre die Rede sein kann!) in eine Verwickelung gezogen, die ihm dereinst noch Ströme Blutes kosten und die schwersten Verluste eintragen kann.

Und darum mußte im Namen des Parlamentsrechtes und der humanen, gerechten und offenen Behandlung auswärtiger Angelegenheiten die sog. Imperial- und geheime Kriegspolitik Beaconsfields gestürzt werden!

Die Auswanderung.

Von Ernst Otto Hopp.

Die Gegenwart hat ihre brennenden Fragen, bei deren Beantwortung die Mehrheit des denkenden Volkes weit tiefer interessirt ist, als es sich manche unserer Fachpolitiker vorstellen mögen oder träumen lassen, und daß zu denselben das trübe Thema von der deutschen Auswanderung gehört, wird nur der leugnen, dem unbekannt ist, welches Leid unsere Zeit bewegt. Die Auswanderung ist fast so unberechenbar wie der Cours an der Börse, ganz aufhören wird sie fortan nicht mehr; nach einer mehrjährigen Ebbe ist wieder einmal Hochfluth eingetreten, die eine erstaunlich große Summe von Arbeitskraft und Kapital aus dem deutschen Reiche wegschwemmt. In den drei ersten Monaten dieses Jahres sind bereits 64,129 deutsche Emigranten nach Amerika verzogen, und manchen Patrioten überkommt bei dem Bekanntwerden dieser Thatsache ein Gefühl heißer Scham. Wir sind ein mächtiges Volk, das über 45 Millionen zählt, und lassen es ruhig geschehen, daß uns alljährlich Hunderttausende unserer Kinder verloren gehen?

In den Tagesblättern liest man hier und da eine Notiz: „Der Hausbesitzer Schulze in Berlin hat eine Portierstelle ausgeschrieben, zu der sich, obwohl dieselbe sehr mäßig dotirt war, 173 Bewerber meldeten"; oder: „Für die vacante Bürgermeister-

*

stelle in Dingsda — das Gehalt beträgt 2000 Mark — sind 117 Meldungen eingelaufen"; oder: „man schätzt die Zahl der erwerbslosen Handlungsgehülfen in Berlin auf viele Tausende"; oder: „es gibt im deutschen Reiche jetzt über 300,000 Landstreicher". Ergibt sich heraus, wie sehr alle Erwerbszweige an Uebersüllung leiden — wir erwähnen hier nur die Bautechniker, Lehrer, Bildhauer, Kaufleute, Postbeamten, Schriftsteller, Juristen — so muß sich uns unwillkürlich die Frage aufdrängen: „Leiden wir in Deutschland an Uebervölkerung?" Die kolossale Zunahme der Vagabondage und der langsam, aber stetig anwachsende Pauperismus zwingen uns, dieselbe zu bejahen, wenn auch statistisch festgestellt sein mag, daß manche Gegenden des deutschen Vaterlandes per Quadratkilometer nur eine mäßige Ziffer an Einwohnern aufweisen. Die jährliche Zunahme an Köpfen beträgt für Deutschland durch den Ueberschuß der Geburten ca. 550,000. Man hat nun behauptet, daß eine auch noch so starke Auswanderung es nicht verhüten könne, daß die Uebervölkerung immer mehr Platz greife; doch hat man dabei nicht berechnet, daß durch große überseeische Kolonien unsere Gewerbthätigkeit und unser Handel in dem Maße vermehrt und erweitert werden könnten, daß noch auf lange Jahrzehnte, vielleicht auf Jahrhunderte hinaus, eine ansehnlich vermehrte Bevölkerung im Stande sein dürfte, sich in Deutschland zu ernähren.

Zu hemmen ist die Auswanderung durch keine Edicte; aber der Strom könnte in ein anderes Bette gelenkt werden. Dieses alljährlich und regelmäßig vor sich gehende Entnationalisiren von Hunderttausenden hat etwas unsäglich Trauriges. Wer im Auslande lange Jahre verbracht und es miterlebt hat, wie die deutsche Ehre dort mit Füßen getreten wird, wie das Renegatenthum unter den Kindern der eingewanderten Deutschen immer größere Dimensionen annimmt, wie die Erbgüter der Väter, deutsche Sprache und Sitte, immer häufiger verloren gehen, wie das Kind sich vor dem Deutschthum seines Vaters schämt, wie unter den Auslandsdeutschen Generationen emporwachsen, die von der Macht des deutschen Gedankens, wie er sich in unseren großen Geistesheroen repräsentirt, keine Vorstellung mehr besitzen, den mag wohl oft ein bitteres Gefühl überschlichen haben. Die großen historischen Ereignisse, die sich in den Jahren 1864 bis 1871 abgespielt haben, sind von gewaltigem Einfluß auf die Hebung des deutschen Nationalstolzes gewesen, aber man täusche sich nicht: in zwölf Jahren läßt sich die lange deutsche Geschichte von Zerrissenheit, Ohnmacht, Schwäche und Sonderinteressen nicht vergessen machen. Alle großen Wandlungen vollziehen sich langsam. Man frage doch die achthundert Zwischendeckler, die jetzt mit jedem Dampfer den Elbe- und Weserstrom hinunterziehen und die westatlantischen Gestade aufsuchen, welche Vorstellung sie von der deutschen Größe und Einheit haben? Für so viele derselben sind die großen Sentenzen unserer Helden der Feder nicht gedacht worden, die Bücher, Broschüren, Zeitungsartikel, die auf sie berechnet waren, kommen gar nicht vor ihr Auge. Von guten Rathschlägen werden sie nicht satt, und für den blutigen Ruhm haben sie verzweifelt wenig Verständniß, unbewußt stimmen sie mit dem bösen Heine'schen Wort überein:

„Unser Grab erwärmt der Ruhm —
Thorenworte, Narrenthum!"

Und das bischen deutsche Sentimentalität, das sich in einer heimlich zerdrückten Thräne zeigt und zum Durchbruch kommt, sobald der letzte Streifen der vaterländischen Küste entschwindet, das treibt ihnen bald die Berührung mit dem Amerikanismus aus, der die Taschen füllt und das Gemüth ausdörrt.

Zu allen Zeiten fast sind die Deutschen gern ausgewandert; man sagt, es wohne ihnen eine Sehnsucht nach den blauen Wundern der Ferne und eine Lust zu reisen inne. An den Kreuzzügen betheiligten sie sich lebhaft; und als jene Epoche zu Ende ging, pflanzten sie das Kreuz an den Gestaden der Ostsee auf und setzten sich das baltische Meer entlang bis zum finnländischen Golf fest. Später, nachdem sie sich von den Gräueln der Reformationskriege einigermaßen erholt hatten — ganz sind sie nie davon genesen — zogen sie in die neuentdeckten transatlantischen Gebiete, weniger um der Messer- und Gabelfrage willen, als aus religiösen Gründen und des schändlichen Druckes wegen, der in der Aera der Raubstaaten auf den in halbe Sklaverei Versunkenen lastete. Der Uebervölkerung halber begannen sie in diesem Jahrhundert auszuwandern. Bekanntlich gibt es nichts Neues in der Geschichte: es ist Felix Dahns Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß sie schon in den Jahrhunderten, die man mit dem Schulausdruck „Völkerwanderung" bezeichnet, aus derselben Ursache ihre heimischen Wohnstätten verließen. Damals, wie heute wieder in manchen Gauen Deutschlands, war die Uebervölkerung nur eine relative; die volkswirthschaftlichen Kenntnisse waren so gering, daß sich die Stämme der Cimbern und Teutonen, Vandalen, Heruler, Rugier, und wie sie alle heißen, auf ihrem Grund und Boden nicht zu ernähren vermochten. Heute sind wir in der Volkswirthschaftslehre etwas weiter gekommen, und viele Millionen ernähren sich von der Industrie. Man sucht nun zwar dieselbe immer mehr zu heben und die Gewerbthätigkeit zu fördern; aber der drohenden Verarmung entgehen wir dadurch nicht, denn wo Fabriken sich an Fabriken reihen, entsteht auch Pauperismus, er ist von diesen modernen Erfindungen fast unzertrennlich. Man kann durch bessere Verkehrswege, rationellere Wirthschaft, zahlreichere Schulen gewiß Manches thun, aber die großen sterilen oder doch wenig erträglichen Bodenflächen Norddeutschlands und das ungünstige Klima mit seinen verderblichen Frühlings-Nachtfrösten kann man nicht beseitigen, man müßte denn Deutschland unter eine Staatsglasglocke setzen. Alle Bestrebungen, dem Volke Broderwerb zu schaffen, haben eine Grenze. Die in wahrhaft entsetzlichen Proportionen zunehmende Vagabondage fordert zur Entdeckung von durchgreifenden Heilmitteln auf; die Vereine gegen Bettelei, wie die Gesellschaften, welche sich die Sicherung des Fortkommens der aus den Zuchthäusern entlassenen Sträflinge zum Zweck gesetzt haben, und ähnliche verwandter Tendenz mögen ja sehr nützlich sein, aber weit wirksamer wäre eine Association, die sich damit befaßte, den Verarmten und Verkommenen eine neue Heimstätte zu bereiten, wo sie aus eigener Kraft emporkommen könnten. Die Gefängnisse füllen sich immer mehr, und der Kampf ums Dasein wird für Hunderttausende ein so schwieriger, daß er alle Kraft absorbirt und ihnen nicht mehr gestattet, an der Culturtafel mitzuspeisen. Die Moral der Nation leidet unter der Uebervölkerung, die Nervenzerrüttung unseres Zeitalters ist ihre Folge. Die Zunahme der Selbstmorde, der Mangel an idealem Sinn, das Fehlen ethischer Grundstützen, die Verrohung der Gemüther lassen sich zu einem beträchtlichen Theil aus demselben Grunde herleiten. Ueberall, wo wir hinsehen, macht sich ein elender bananfischer Geist bemerkbar, auf den Hochschulen handelt es sich vielfach nicht mehr um das Studium, sondern um das Brodstudium, die Nahrungssorge hemmt die Schwingen des Talents und bannt den Geist in eine dumpfe Atmosphäre.

Die Auswanderung ist kein nationales Unglück, sondern eine Nothwendigkeit und wird sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer dringender als eine solche gestalten; nur müssen Mittel und Wege gefunden werden, daß das Vaterland Nutzen aus ihr zieht. Gebt uns Kolonien! ist ein Ruf, der immer lauter ertönt. Wir wollen nicht mehr für Amerikaner und Engländer arbeiten! Vor nunmehr zweihundert Jahren war es ein kurbrandenburgischer Regent, den man mit Recht den Großen nennt, der weitsichtig genug war, um auch die Zukunft zu bedenken. Das Saatkorn, das er auszusäen bestrebt war, ist verkümmert, aber die Erinnerung an seine Pläne ist noch nicht verloren; es ist immer noch nicht zu spät, wenn wir nur energisch wollen. Wir brauchen keinen Krieg mit einer auswärtigen Macht, um die gährenden Elemente unter uns zu beschwichtigen und zu befriedigen, aber wir brauchen mehr Raum für unsere Ellenbogen, wir müssen für unsere überschüssige Kraft einen Schauplatz aussuchen, auf dem sie sich versuchen und entwickeln kann. Die Zeitepoche der großen Städte, die jetzt angebrochen ist, birgt ihre großen Gefahren in sich; Irreligiosität, Unsittlichkeit, Armuth und Rohheit sind da, wo hunderttausende von Menschen zusammenströmen,

niemals ganz zu verbannen und auszurotten, sie bilden Ansteckungsheerde, von denen aus unheilvolle Krankheiten das gesammte Land überziehen. England wäre schon längst mit seiner Fabrikbevölkerung und seinen schreienden Gegensätzen von Arm und Reich in schwere sociale Kämpfe verfallen, wenn es nicht seinen Kindern so reichliche Gelegenheit bieten könnte, sich in fernen Ländern ein Heim zu gründen, oder doch, nachdem sich die Anschauungen eben dort geklärt, nach Hause zu kehren mit ruhigerem Herzen und gefüllterer Tasche. Was jetzt schon für Deutschland wünschenswerth erscheint, wird nach einigen weiteren Decennien unabweisbarer Zwang werden, und vielleicht liegen die Verhältnisse dann noch ungünstiger, als heutzutage.

Die Vereinigten Staaten von Amerika werden stets ein Ziel vieler Auswanderungslustigen bleiben; das dem Deutschen zusagende Klima und das zahlreiche dort bereits ansässige Deutschthum sind Magnete, die ihre Anziehungskraft nicht verlieren werden; allein daß, wie es jetzt der Fall ist, nahezu der ganze Strom der deutschen Auswanderung sich dorthin ergießt, um früher oder später vom Yankeethum amalgamirt zu werden, das ließe sich durch Gründung von Kolonien verhindern. Wenn man es für wahr hält, daß die materiellen Interessen, reichliches Essen und Trinken und lohnender Gelderwerb, das Höchste im Leben und das einzig Begehrenswerthe für den Menschen sind, dann ist Amerika das richtige Land; es ist nicht zu leugnen, daß es vielen Tausenden deutscher Einwanderer dort recht gut geht, daß sie nicht nur ihr Brod, sondern auch die Butter und das Fleisch darauf sich verdienen, aber mehr muß man nicht verlangen wollen. Der kränkliche fade Pietismus, der in so vielen Kreisen herrscht, die kolossale Heuchelei und die Corruption zahlreicher „Ringe" wie des ganzen politischen Lebens sind Mißstände, die auf die Moral des Einwandernden nur entsittlichend einwirken können. Die Freiheit ist da; aber sie blüht ohne Poesie, dem amerikanischen Leben fehlt die „geistige Humusschicht" der alten Culturvölker, eine Geschichte, die der allmächtige Dollar glücklicherweise nicht kaufen kann. In ihrem ganzen Sein ist zu viel Praxis und zu wenig Theorie, es mangelt an einer geistigen Basis und an Respect vor der Wissenschaft, das Handwerksmäßige herrscht vor, „Probiren geht über Studiren", sagt der smarte Yankee. Das Wort „ideal" ist in ihrer Sprache ein seltenes und wenig gehörtes; sie kennen seine Bedeutung und seinen Werth nicht. Der deutsche Handwerker, der Tagelöhner und Kossäthe, die nach Amerika ziehen und die große Masse der Auswanderung bilden, verstehen dieses Manquo zuerst nicht; sie fangen erst an zu begreifen, daß etwas fehlt, wenn sie vor Gericht beschieden werden und einsehen, daß die Rechtsverhältnisse so überaus traurige sind. Im Grunde leidet ja Amerika auch an der Krankheit unserer Zeit, daß der Verstand auf Kosten des Gefühls großgezogen und vorgezogen werden soll. Davon wissen die Zuzügler allerdings so wenig wie solche Reisende, die nur einige Monate in der großen transatlantischen Republik verleben und dann in hastigem Urtheil links und rechts gefährliche Lobpreisungen austheilen, ohne Land und Leute richtig erkannt zu haben.

Afrika und Südamerika enthalten Millionen Morgen fruchtbarsten Landes, die entweder eine Wildniß bilden oder doch nur von Wilden bewohnt werden oder von weißen Ansiedlern spärlich besiedelt sind. Die Deutschen haben es zu allen Zeiten verstanden, zu kolonisiren; in welchen Ländern, so darf man fragen, gebe es keine Deutsche, die nicht ihr gutes Fortkommen gefunden? Wir sind mindestens ebenso gute Kolonisatoren wie die Engländer, wir sind noch zäher, geduldiger und weniger verwöhnt, wir verstehen es, uns zu akklimatisiren, uns überall anzuschmiegen und den Verhältnissen anzupassen. Durchaus auf friedliche Weise könnten wir uns den Besitz von Kolonien sichern. Wenn — um hier nur ein Beispiel anzuführen — die deutsche Regierung oder eine Kolonisationsgesellschaft oder beide zusammen für zehn Millionen Thaler Landankäufe im westlichen Südamerika machen und alljährlich an 50,000 Kolonisten dorthin spediren wollten, so wäre die größte Wahrscheinlichkeit, ja, fast Gewißheit vorhanden, daß das ganze westliche Südamerika in einigen Jahrzehnten germanisirt werden könnte. Aehnliches wäre in Afrika zu erreichen. Dann hätten die Zurückbleibenden, die mit den Fortziehenden in steter Handelsverbindung bleiben würden, von der Auswanderung einen bestimmten Nutzen, und unser Export könnte sich, wie unsere Fabrikation, wesentlich heben.

Im Lärm der schnelllebigen Zeit und unter dem gehässigen Hader der Parteien ist der Auswanderungsfrage noch nicht die Aufmerksamkeit geschenkt worden, die sie verdient; doch die Stunde wird schlagen, da man ihr auf der Tagesordnung des öffentlichen Interesses eine andere als die letzte Stelle einräumt. Trotz allen gegenseitigen Nörgelns und Grollens, trotz aller Bemühungen, eine Rückwärtsconstruction unserer Geschichte einzuleiten, trotz aller inneren Fehden pflegen in Deutschland sonst dissonirende Stimmen sich in einen harmonischen Accord aufzulösen, sobald es sich um das Sein oder Nichtsein einer deutschen Zukunft handelt. Gott sei Dank! Die große Majorität unserer Nation glaubt an die deutsche Mission; der dilatorischen Behandlung der tiefernsten Auswanderungsangelegenheit wird endlich einmal die That folgen, und ein deutscher Staatsmann, der dasjenige durchsetzt und erfüllt, was Millionen als wünschenswerth und nöthig begehren, wird wahrlich ein „magnus Apollo" für das von den Ausländern so oft bespöttelte Vaterland werden.

Literatur und Kunst.

R. Wagners „Parsifal" als Dichtung.

Eine gerechte Beurtheilung des Musikers Wagner ist ungleich complicirter als diejenige des Poeten. Er selbst und seine getreuesten Anhänger leugnen zwar gelegentlich mit aller Emphase die Möglichkeit und Vernünftigkeit jeder getrennten Untersuchung seiner Qualitäten. Aber die Wissenschaft, auch die ästhetische, ist nun einmal die Lehre vom Unterschied, und Wort und Ton bleiben ewig und trotz aller Leitmotive zweierlei. In dem Streite um Wagners Musik ist die Frage nach dem Werthe seiner Methode bis zu einem gewissen Grade von der Frage nach der Intensität seiner Erfindungskraft und seiner Technik zu trennen, so mannichfaltig sich auch ohne Zweifel diese beiden Factoren in ihrer Entwickelung gegenseitig beeinflußt haben mögen. Es ist ganz wohl denkbar, daß Jemand ein Antiwagnerianer heißen kann, auch wenn er für das ursprüngliche musikalische Talent Wagners aufrichtige Bewunderung hegen sollte. Und umgekehrt hat es wenigstens nach Wagners früheren Operncompositionen Beurtheiler gegeben, welche deren Principien im Allgemeinen billigten, im Punkte der erfinderischen Begabung aber den Autor z. B. einem Meyerbeer nicht für ebenbürtig erachteten. Nimmt man noch dazu die Länge und die innere Ungleichheit der Wagner'schen Partituren und die bekannten Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten der musikalischen Analyse überhaupt, zumal einem größeren Publicum gegenüber, so erscheint die Betrachtung der dichterischen Leistungen Wagners jedenfalls einfacher, verlockender, die Debatte immerhin aussichtsreicher. Das Wort gestattet bis zu einem hohen Grade die Abstraction von der praktischen Wirkung, und das Wesen des künstlerisch Gewollten offenbart sich in der nur gelesenen und in der Phantasie reproducirten Handlung mit kaum minderer Klarheit, als in der realen Wiedergeburt durch die Bühnenkunst.

Wenn wir es hier versuchen, von dem Eindruck Rechenschaft zu geben, welchen R. Wagners „Parsifal" als Dichtung auf uns gemacht hat, so liegt uns ein durchgängiger Vergleich mit dem Urquell des Stoffs, dem mittelalterlichen Epos Wolframs von Eschenbach fern. Wir sehen von demjenigen, was wir über und aus Wolframs großartig-weitschichtigem Gedicht kennen und nicht kennen, bei der Lectüre des Wagner'schen Buchs ganz ab, welches übrigens nach jeder Richtung hin in vollster Ungebundenheit von seiner Quelle abweicht, und beau-

spruchen vorerst keine andere Erklärung, als die Dichtung über sich selbst zu geben im Stande ist.

Der erste Aufzug des Wagner'schen „Parsifal" versetzt den Zuschauer in einen Wald auf dem Gebiete der Gralsburg Monsalvat in den nördlichen Gebirgen des gothischen Spanien. Auf Monsalvat herrscht tiefe Trauer: denn Amfortas, der König des Grals, leidet an einem Uebel, welches aller Heilkunst trotzt und nur auf dem übernatürlichen Wege höchster Gnaden- und Wunderwirkung gebannt werden kann. Den Zusammenhang der Dinge, die Exposition des Stücks, erhalten wir aus dem Munde des biederen, in Treue und Tugend bewährten Gralsritters Gurnemanz. Dem frommen königlichen Helden Titurel sind einst in „heilig ernster Nacht" „des Heilands sel'ge Boten" erschienen:

„Das Weihgefäß, die heilig edle Schale,
darein am Kreuz sein göttlich Blut auch floß,
zugleich den Lanzenspeer, der dies vergoß —
der Zeugengüter höchstes Wundergut, —
das gaben sie in unsers Königs Hut."

Den „Heiligthümern" baute Titurel in den Bergen ein „Heiligthum", zu dem nur Reine den Weg finden konnten, und sammelte so um sich eine Ritterschaar, die durch des Grales Wunderkraft zu den höchsten Rettungswerken gestärkt wurden. Jenseits der Berge aber, im „üpp'gen Heidenland" hauste der Zauberer Klingsor. Um gleichfalls heilig zu werden, hatte er, da er in sich die Lust nicht zu tödten vermochte, die Hand an sich selbst gelegt (eine andere Stelle S. 30 und 31 bestätigt, daß Selbstverstümmelung gemeint ist), wurde aber von Titurel zurückgestoßen. Daher sein unversöhnlicher Haß gegen die Gralsritter. Um sie zu verführen, schuf er sich auf seinem Gebiet einen Zaubergarten voll teuflisch schöner Frauen, denen viele Gralsritter erlagen. Auch Amfortas, Titurels Sohn, der dem Altersmüden in der Herrschaft auf Monsalvat gefolgt war, hatte mit Klingsor ein unheilvolles Zusammentreffen, bei dem der heilige Speer in des Zauberers Händen geblieben war. Mit ihm hatte Klingsor dem Könige eine unheilbare Wunde beigebracht. Den Speer der Macht des Unholds zu entreißen, war Niemand im Stande gewesen, und Amfortas, unsterblich durch den Anblick des Grals, fuhr fort, durch die böse Wunde bei lebendigem Leibe Todesqualen zu leiden. Heilende Rettung und Wiedereroberung des Speers hat der Gral auf Amfortas' heißes Flehen durch ein Orakelwort in Aussicht gestellt, welches den zu erwartenden Retter, wie folgt, bezeichnet:

„Durch Mitleid wissend,
der reine Thor,
harre sein',
den ich erkor."

Als dieser heiß ersehnte „reine Thor" scheint sich der Jüngling Parsifal einzuführen, wenigstens treffen nach Gurnemanz' stiller Herzensmeinung alle Anzeichen seines Wesens mit dem Orakelwort zusammen. Rein ist er, da sich ihm der Weg nach Monsalvat geöffnet hat, der jedem Unreinen verschlossen bleibt, und auch an der erforderlichen Portion Thorheit scheint es ihm nicht zu gebrechen, da sein erstes Debut auf dem geweihten Gebiete der ahnungslose Bruch des Friedens war, indem er in kindischem Uebermuth einen der heiligen Schwäne des Waldsees tödtete. Auf näheres Befragen zeigt sich seine Thorheit immer deutlicher. „In Oeden" von seiner Mutter Herzeleide erzogen, kennt er weder die Welt, noch sich selbst. Der Unterschied zwischen Recht und Unrecht ist ihm so fremd, wie sein Name. Die Mutter hat er verlassen, ohne zu ahnen, daß seine Flucht ihr das Herz brechen werde, und ist knabenhaftem Abenteuerspiel nachgegangen. So hat sich sein Fuß willenlos in den Gralswald verirrt. Gurnemanz ahnt in dem weltfremden Jüngling den Retter und führt ihn per Wandeldecoration nach Monsalvat, wo sich eben die tägliche Wunderspeisung der Gralsritter vollzieht. In einem mächtig gewölbten Saale der Burg findet Parsifal die letzteren an langen Tafeln versammelt. Auf Befehl des greisen Titurel, der durch des Grals Wunderkraft im Grabe täglich neues Leben gewinnt, waltet der kranke Amfortas seines Amts. Unter bittern Selbstanklagen, daß er, der einzige Sünder unter Allen, des höchsten Heiligthums pflegen müsse, öffnet er einen goldenen Schrein und enthüllt die heilige Krystallschale. Die Knabenstimmen singen die Formel des christlichen Abendmahls: „Nehmet hin mein Blut um unserer Liebe willen! Nehmet hin meinen Leib, auf daß ihr mein gedenkt!" — Der Gral erglüht in purpurnem Licht, die Tische zeigen sich besetzt mit Wein und Brod, und die Ritter machen sich daran, die durch den Grahl gespendete Abendmahlsnahrung zu sich zu nehmen. „Starr und stumm, wie gänzlich entrückt" steht der Jüngling unter dem Banne dieses fremden Schauspiels; nur als Amfortas' unheilvolle Wunde aufs Neue zu bluten beginnt und der König laute Klagetöne ausstößt, greift Parsifal krampfhaft nach dem Herzen. Sein Benehmen befriedigt indessen Gurnemanz keineswegs, und als der Jüngling auf die Frage, ob er wisse was er gesehen, stumm den Kopf schüttelt, stößt Gurnemanz ihn mit dem unholden Wort: „Du bist doch eben nur ein Thor — laß Du hier künftig die Schwäne in Ruh und suche Dir, Gänser, die Gans," aus dem Saale hinaus.

Die höhere Erleuchtung, deren Parsifal im Reiche des Gral nicht theilhaftig geworden war, kommt über ihn erst in Klingsors Zauberschloß, wohin uns der zweite Aufzug versetzt. Hier lernen wir auch das seltsame Weib Kundry näher kennen, welches sich im ersten Act nur episodenhaft als unschön gestaltete, willige, aber in ihrer Weise fremdartig und abstoßend berührende Dienerin des Grals zeigt. Sie war in ihrer Urexistenz jene Herodias, die den Heiland auf seinem Leidenswege verlachte, und nun, ein weibliches Seitenstück zu dem „ewigen Juden" Ahasverus, verdammt ist, durch die Jahrhunderte fortzuleben unter immer erneuten Anfällen jenes „verfluchten" Lachens, bis sich ihr der Erlöser wieder naht. Kundry steht unter Klingsors mächtigem Einfluß, so daß er sie, wenn auch nicht für immer festhalten, so doch auf Zeiten an sich bannen und zu Diensten zwingen kann. Er benutzt die Lüsternheit ihrer Teufelsnatur dazu, um die Ritter des Grals, die sich seinem Gebiete unvorsichtig nahen, zu verführen. Das Werk ihrer buhlerischen Künste war es, daß Amfortas fiel und Klingsor ihm die heilige Lanze entwand, und heute soll sie ihre Macht an einem neuen Opfer üben, an dem Knaben, den Klingsor von einem offenen Thurm seines Gemachs aus schon in der Ferne „kindisch jauchzend" nahen sieht. Er citirt Kundry, die in tiefem Schlaf aus dem Erdboden emporsteigt, und befiehlt ihr, ihre Kunst an Parsifal zu üben. Sie weigert sich, da sie weiß, daß Jeder ihr unterliegt, und doch nur der sie erlösen kann, welcher ihr trotzt. Allein Klingsor ist der Meister ihres Willens, weil (aus gutem Grunde) einzig an ihm ihre Macht nichts vermag. Und daß Klingsor bereits ihren Willen bezwungen hat, beweist das unheimliche Lachen, in welches sie ausbricht, der unzweideutige Vorläufer des zu verrichtenden Werkes. In diesem bestialischen Paroxysmus versinkt Kundry und mit ihr das Gemach. Die Scene verwandelt sich in einen märchenhaften Zaubergarten, in dem schöne Mädchen in Blumengestalt ihr Wesen treiben. Sie empfangen den über die Mauer eindringenden Parsifal und verfolgen ihn mit lüsternen Neckereien, bis das Erscheinen Kundrys, die sich in eine verführerische Frauengestalt verwandelt hat, ihrem Treiben ein Ende macht. Sie ruft Parsifal bei seinem Namen, den er hier zum ersten Male hört, und erinnert ihn zugleich dadurch an seine Mutter. Parsifal sinkt „furchtbar betroffen" an Kundrys Lager nieder, tiefes Weh überkommt ihn, daß er der Mutter habe vergessen können. Da heftet die Zauberin ihre Lippen zu einem langen Kuß auf seinen Mund und — urplötzlich geht eine „furchtbare Veränderung" in dem reinen Thoren vor sich. Ein zerreißender Schmerz brennt in seinem Herzen, der ihn zunächst an Amfortas' Wunde mahnt. Bald aber erkennt er, daß das „furchtbare Sehnen", welches alle seine Sinne faßt und zwingt, „Qual der Liebe" sei, die ihn durchschauert „in sündigem Verlangen". Allein aus diesem Taumel der erwachenden Wollust wird er ebenso schnell in das Extrem religiöser Ek-

stase geworfen. Er sieht im Geist das Heilsgefäß, welches er aus unwürdigen Händen hätte befreien sollen, und er, der Verbrecher, blieb stumm und floh davon zu Knabenthaten! Zugleich erkennt er aber auch in Kundry die Verführerin. Die Scene steigert sich zu immer heißerer Leidenschaft: auf ihrer Seite glühende Liebesleidenschaft, die sich als Erlösungssehnsucht halb fühlt und halb maskirt, auf der seinen Abwehr, „Weltenwahns Umnachten", „höchsten Heiles heiße Sucht". Er stößt sie von sich, sie ruft um Hülfe, Klingsor erscheint und schleudert gegen Parsifal den heiligen Speer, der wirkungslos über dessen Haupt schweben bleibt. Parsifal erfaßt ihn und schlägt damit das Zeichen des Kreuzes: das Schloß versinkt, der Blüthenhain wandelt sich in eine Einöde, die Zaubermädchen sinken als welke Blumen zu Boden, Kundry ist schreiend zusammengebrochen. Zu ihr sich wendend, ruft Parsifal: „Du weißt, wo einzig Du mich wiedersiehst," und verschwindet.

Geraume Zeit nach der Handlung der beiden ersten Acte, an einem frühlingsfrischen Charfreitagmorgen, in einer freundlichen Gegend des Gralgebiets spielt der Schlußact. Gurnemanz ist zum Greise gealtert und lebt in einer Hütte als Einsiedler. Die Noth der Gralsritter ist aufs Höchste gestiegen. In dumpfer Verzweiflung weigerte Amfortas sich, des Graldienstes weiter zu walten; er ließ den Gral unenthüllt. Den Rittern ist damit die heilige Nahrung entzogen und „gemeine Atzung" nun ihr Theil. Auch Titurel ist ohne den lebenspendenden Anblick der Wunderschale dem Tode verfallen, und heute, zu seiner Leichenfeier, soll der Gral zum letzten Male in Amfortas' Händen erglühen, um dann für immer verborgen zu bleiben. Da naht nach langen Buß- und Fehdefahrten noch rechtzeitig Parsifal mit der zurückeroberten heiligen Lanze. Entzückt begrüßt ihn Gurnemanz und auch Kundry naht in ihrer dienenden Gestalt, aber demuthvoll und ohne die frühere Wildheit. Parsifal taust sie mit dem Wasser des nahen Quells auf den Christusglauben, nachdem sie, eine mittelalterliche Maria Magdalena, ihrem „Erlöser" die Füße gewaschen und sie mit ihren aufgelösten Haaren getrocknet hat. Hierauf werden die Drei durch Decorationswechsel nach der Gralsburg entrückt, wo eben Amfortas in wüthender Verzweiflung das Gewand von seiner entsetzlichen Wunde reißt und den Tod fordert. Da tritt Parsifal herein mit den Worten: „Nur eine Waffe taugt: — die Wunde schließt der Speer nur, der sie schlug" streckt er die heilige Lanze gegen Amfortas aus, dessen Seite er mit der Spitze berührt. Amfortas ist geheilt und — ein neues Wunder! — von der Spitze des Speeres fließt heiliges Blut, das Blut, welches sich nach dem „verwandten Quell" im Grale sehnt. Der Gral wird enthüllt und leuchtet. Eine Glorie ergießt sich durch das ganze Gemach. Der todte Titurel, für einen Augenblick wieder belebt, erhebt sich segnend im Sarge. Aus der Kuppel herab senkt sich eine weiße Taube, das Symbol der christlichen Dreifaltigkeit, auf Parsifals Haupt herab. Kundry sinkt entseelt zu Boden, Amfortas und Gurnemanz huldigen knieend dem neuen Könige des Grals, und „kaum hörbar leise" klingt im Chor das mystische Schlußwort:

„Höchsten Heiles Wunder:
Erlösung dem Erlöser."

Versuchen wir es, die allgemeinen äußeren Umrisse der in diesen drei Acten vor unserer Phantasie aufgebauten Handlung festzuhalten, so ergibt sich uns zunächst der Eindruck eines auf decorative Mittel basirten, mit sinnfälliger Stärke wirkenden Zaubermärchens, wie es etwa ein aus dem Altmodisch-naiven ins Modern-reflectirte übersetzter Raimund mit dem raffinirten Bühnenapparat der Gegenwart hätte in Angriff nehmen und zu Stande bringen können. Der eminent „theatralische" Blick Richard Wagners, der das Specifieum seines dramatischen Talentes bildet und ihn zu einem der besten Bühnenarrangeure der Gegenwart macht; das in all seinen Musikdramen hervortretende Geschick, seinen Stoff scenisch zu ordnen, um ihm mit ausgesprochenem Sinn für den Stimmungsgehalt decorative, „opernhafte" und balletmäßige Effecte abzugewinnen — diese für die praktische Wirkung höchst werthvollen Tugenden bewähren sich, soweit die Lectüre erkennen läßt, auch im „Parsifal" wieder im vollen Maße. Ungleich einfacher in der Textur, übersehbarer dem Umfange nach, und freier von epischen Wucherungen als die Nibelungentetralogie, gibt die Dichtung sich auch im sprachlichen Ausdruck weniger schwülstig und manierirt, als jenes letzte Erzeugniß der Wagner'schen Muse und als der an stilistischer Abenteuerlichkeit alles deutsch Gedruckte der Neuzeit übertreffende „Tristan". Gleichwohl finden sich auch im „Parsifal" gesuchte Alterthümeleien, Vergewaltigungen der Sprache in Wortbildung und Construction, namentlich aber ans Unverständliche grenzende Dunkelheiten des Ausdrucks immer noch in Menge. Das Princip der Alliteration, welches in der Sprache der Nibelungen so viel schadenfrohes Unheil angerichtet hat, kommt bei dem Parsifalstoff nicht zu Wort; und in den mehr lyrischen Partien des Werkes versüßt oft der Reim (dem Wagner übrigens so viel zu Liebe thut wie nur irgend ein Versschmied) die Ungefügigkeit des sprachlichen Ausdrucks.

Was die „tiefere Bedeutung" der Dichtung, die ideelle Tendenz anlangt, die nach der Wagnerschwärmer wörtlicher Versicherung die höchsten Offenbarungen des großen Weltgeheimnisses vor dem staunenden Zeitalter entfaltet, so ist dieselbe auch ohne Bayreuther Commentare nicht schwer zu entdecken. Es ist der uralte, durch alle Weltanschauung und Dichtung gehende Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, hier repräsentirt durch das Reich des heiligen Grals und das Zauberschloß Klingsors. Die Kinder des Lichts (Amfortas und die Gralsritter) sind durch die Schwachheit des Fleisches den Verlockungen der sündigen Finsterniß (Kundry) erlegen. Sie zu erretten, sendet der oberste Herr des Lichts einen Auserwählten (Parsifal), der durch ahnungslose, ungeprüfte und daher auch noch unbewährte Reinheit zu dem Kampfe mit den Mächten der Finsterniß prädestinirt ist, sich aber erst durch den siegreichen Widerstand in der Stunde der Versuchung als würdig erweisen muß. Nach mannichfachen Gefahren besteht er die Probe, vernichtet durch diesen Sieg das Reich der Finsterniß, bringt dem bedrohten Lichtreiche die Gewähr seines unzerstörbaren Fortbestehens und wird selbst zum Könige des Lichtreiches erhoben. Die indische Religion drückt den einfachen, aber tiefen Gegensatz durch die Begriffe des Ormudz und des Ahriman aus; die schönste und individuellste Analogie dafür bietet die Geschichte Christi.

Seinen Grundgedanken aus den Banden des transcendental Symbolischen zu erlösen, ist dem Dichter des „Parsifal" freilich nicht gelungen, und hierin liegt, wie fast durchgängig in Wagners Bühnendichtungen, die dramatische Schwäche des Stücks. An die Stelle der sittlichen Freiheit, welche die Seele des Handelns in jedem echten Drama höherer Art sein muß, setzt Wagner in seinem „Parsifal" unbedingter noch als im Nibelungenring, in „Tristan" und in „Lohengrin" die fatalistische Voraus-bestimmung, die Orakelformel, das Wunder in des Wortes dogmatischster Bedeutung. Das Wunder setzt in Erstaunen, aber es läßt kalt; die That und das Leiden, die sich uns aus dem freien Gefühl der Menschenbrust entsprungen darstellen — mögen wir ihrem Pathos nun zustimmen oder es verwerfen — greifen warm an das Menschenherz, erschüttern und erheben künstlerisch unsere Gedanken und unser Empfinden.

Von einer „höheren Bestimmung" geleitet, sich selber ein Räthsel, betritt Parsifal das Gebiet des Grals. Mit stummem Staunen, wie es die Fremdartigkeit des Anblicks rechtfertigt, sieht er die Vorgänge auf Monsalvat und das Leiden des Königs mit an; er benimmt sich durchaus so, wie es einem naiv verblüfften jungen Menschen so seltsamen Zuständen gegenüber natürlich ist; dennoch müssen wir erfahren oder vielmehr auf Treue und Glauben hinnehmen, daß in seinem Verhalten eine schwere Verschuldung liege. Wolframs Epos gebietet demjenigen, welcher Amfortas erlösen soll, als stricte Bedingung eine aus freien Stücken zu stellende Frage, und Parsifal unterläßt — im Widerspruch mit seiner richtigeren Empfindung — diese Frage, indem er der trügerischen Belehrung eines weltklugen Rathgebers folgt. Zum großen Schaden der dramatischen Deutlichkeit und Folge-

richtigkeit weicht das Drama in diesem Punkte von der Erzählung ab. Wagners Parsifal hat nicht die ausgesprochene Verpflichtung, zu fragen, allein seine Situation hat dadurch nicht an bewußter sittlicher Freiheit, sondern nur an nebuloser Unbegreiflichkeit gewonnen. Es soll etwas Unbestimmbares in ihm vorgehen, eine innere Wandlung, eine Bekehrung — wer kann sagen, was. Da sich ihm ohne sein Zuthun der Weg zur Gralsburg geöffnet hat, scheint er ja doch der Auserwählte, den Gurnemanz sogleich in ihm ahnt, wirklich zu sein. Dennoch trifft das Kriterium des Orakels, daß er „durch Mitleid wissend" werden solle, bei ihm dem Anscheine nach nicht zu. Wie hängt das zusammen? War er also von vornherein doch noch nicht der Auserwählte? Der Fortgang der Handlung zeigt ihn uns auf dem Wege der Prüfung, und hier wird er in der That „wissend", aber nicht, wie das Orakel es will, „durch Mitleid", sondern durch eine heftige Reaction gegen die Anfechtungen der Sinnenlust. Die fatalistische Bedingung ist also auch so nicht einmal erfüllt. Und am letzten Ende ist es sogar nicht das „Wissen" Parsifals, sondern der heilige Speer, wodurch die Krankheit des Königs geheilt wird. Die Schuld Parsifals aber, auf die der Fortgang der Handlung ein so entscheidendes Gewicht legt, wird in der Wendung, welche Wagner der Sage gegeben hat, eine pure Fiction. Hier fehlt jeder Zusammenhang der logischen Causalität, und die beflissene Vorspiegelung „höherer" oder „tieferer" Tendenzen kann uns nicht über einen Grundfehler hinwegtäuschen, dessen Ursprung nirgend anders als in dem Talent des Erfinders und Gestalters zu suchen ist.

Und wie im ersten Act das unlogische Orakel, so übt im zweiten Act das unpsychologische Wunder seine verwirrende Macht an dem Helden und seinem Publicum. Es soll hier unerörtert bleiben, wie weit das Wunder im Drama und speciell in dem der Musik vindicirten Drama statthaft sei, und wir wollen uns, wenn es sein muß, den Gesetzen seiner Magie willig unterwerfen, wo es als äußerliches Zaubermittel den dürren Stab in einen grünenden, den Schwan in einen Prinzen verwandelt. Wo es aber die Charaktere des Dramas angreift, wo es ohne psychologische Vermittelung den Guten böse, den Thoren klug hext, da beginnt der Widerstand unseres dramatischen Gewissens. So im zweiten Act des „Parsifal". Wenn hier der total ahnungslose Jüngling „in furchtbarer Veränderung" vor seines Geistes Auge plötzlich die ihm bisher verborgen gewesenen Geschicke des Gral erblickt, wenn sich ihm ohne jeden thatsächlichen Anlaß durch innere Erleuchtung das Schicksal des Amfortas und seine eigene Mission enthüllt, und der naive Thor im Handumdrehen als ein Wissender ersten Ranges vor uns steht, so verliert die Menschennatur mit der Handlung und ihrem Helden alle Fühlung; das ästhetische Genießen hört auf und man hat nur noch seine Brust zu bekreuzen, sich aufs Angesicht zu werfen und anzubeten die Macht des Grals und des Dichters, dessen Kraft in dem Schwachen am mächtigsten ist. Selig sind die im Geiste Armen! Gestalten, in welchen bis zu diesem Grade die Macht des Uebersinnlichen waltet, die in den entscheidendsten Momenten ihrer Entwicklung so ganz und gar nur Marionetten einer sie willenlos überwältigenden spiritistischen Dämonie sind, kann man unmöglich noch im dramatischen Sinn Charaktere nennen. Sie sind Besessene, maniaci, nicht Menschen, an denen ein menschlicher Antheil möglich ist.

Etwas individueller, als der aus sich selbst gar nicht bestimmbare und von täppischer Urwüchsigkeit unvermittelt ins Pathetische und „Weihevolle" überschlagende Parsifal ist Kundry, diese seltsame Mischung aus teuflischer Sinnenlust und büßendem Magdalenenthum, die wenigstens den Reiz einer phantastischen Curiosität besitzt. Unfrei unter dem magischen Einflusse Klingsors, strebt sie doch instinctiv dem Lichte zu. Den Beruf der Verführung, der ihr Schicksal ist, verwünscht sie mit verzweiflungsvollem Sehnen, aber durch die vis major wieder einmal in seine Strudel hinabgestoßen, kann sie sich den schaudervollen Wonnen seines Genusses doch nicht entziehen und wird Verführerin „con amore". Sie endet als „una poenitentium" und stirbt entsühnt am Ueberschwang der Heilsempfindung. Man kennt diese Figur, des Symbols entkleidet, auf der Bühne in anderem, modernerem Gewande unter einem unliebsamen Namen. Wagner hat für die Charakterisirung ihres schwer faßlichen Zwitterzustandes manchen überraschenden Zug gefunden. An elementarer Kraft, die nur zu oft ins Rohe und Unschöne ausartet, fehlt es ihr nicht.

Amfortas bleibt neben Parsifal und Kundry eine total passive Figur, der keine Art von Entwickelung zugedacht ist, und die nur das Zuständliche des zerknirschten, klagevollen Leidens personificirt. Klingsor in seiner fragwürdigen Verfassung und der biedere Gurnemanz sind Nebenpersonen, für die Handlung freilich unentbehrliche. Zu den sonderbarsten Bühnenfiguren gehört der im Grabe lebende Greis Titurel, der im letzten Act todt ist und im Schlußtableau auf einen Moment „wieder lebendig" wird.

Bis zu welcher schwindelnden Höhe der Wunderwirkungen sich dieser letzte Act erhebt, braucht nach unserer obigen Inhaltsangabe nicht weiter ausgeführt zu werden. Er versetzt uns in Geistesregionen, welche weit zurückliegen hinter der Weltanschauung der abgestorbensten dramatischen Heiligengeschichten des katholischen Calderon. Das ist das Schlimmste, das Fremdeste an Wagners neuester Dichtung — das Schlimmste schon darum, weil es nicht etwa als ein Fehlgriff aufgefaßt werden darf, sondern offenbar sich als ein bewußter Wille, eine Tendenz, eine trostlos irrige Orthodoxie des Meisters von Bayreuth darstellt. Wie ein Zauberschleier, der alle gesunden Züge der Natur als Verzerrungen erscheinen läßt, umhüllt der Mysticismus diese merkwürdige Dichtung ganz und gar. Wunder, Ekstase, Zerknirschung, Verzückung, Heiligenschein, Apotheose! Und das Alles am Sonnenlichte unseres aufgeklärten Jahrhunderts! Mysticismus, asketische Hysterie und ihre Genossin, die bis zur Krampfhaftigkeit aufgereizte Sinnlichkeit feiern in diesem Stück einen Hexensabbath, wie man ihn sich abenteuerlicher nicht vorstellen kann. Sein Endzweck aber ist — nach dem Willen und der Vorstellung des Meisters — die denkbar höchste Weihe, zu der die Kunst sich erheben kann. Deshalb scheut Wagner sich auch nicht, hier die Bühne zum Schauplatz solcher Vorgänge zu machen, welche bisher für das ausschließliche Privilegium der Kirche gegolten haben. In einem Sinnbilde, welches in seiner Handgreiflichkeit kein Moment des ursprünglichen Vorganges verkennen läßt, führt er das Mysterium des Abendmahls vor. Unter seinen kunstfertigen Händen gewinnt im dritten Act der Erlöser der Gralsritter von Moment zu Moment mehr die Gestalt des redemptor mundi; die Fußwaschung und Salbung muß seinem Spiel die Weihe der sublimsten Empfindungen verleihen, und wie auf den „Sohn", senkt sich am Schluß gar die Taube auf das Haupt des Parsifal herab, während von der Lanze, die Christi Seite durchbohrt hat, das heilige Blut in lebendigem Strome herabfließt. Was sagt der Gläubige, der in der Mysterienlehre seines Dogmas noch ein untastbar Heiliges sieht; was sagt vollends das profanum vulgus dazu? Für wen ist dieses fremdartige Schauspiel erdacht? Für den, welcher im Theater die Kirche sucht? Oder für den, welchem die Kirche nichts als ein Theater ist? In einen ästhetischen Genuß bei diesen Vorgängen wird sich unserer unmaßgeblichen Empfindung nach nur jene hysterische Ueberschwänglichkeit hineinzuträumen im Stande sein, welche sich auch auf den Marmorfliesen der Kirche, von Weihrauchsdampf umnebelt, in theatralischen Andachtsübungen gefällt. — Wagner hat mit besonderem Nachdruck die Absicht verkündigt, sein Weihefestspiel nicht über die esoterische Pilgergemeinde von Bayreuth hinausbringen zu lassen, und aus dem Geist, der dieses Zukunftsdrama durchweht, ist jene Absicht des Meisters erklärlich genug. Diesmal glauben wir ihm.

G. Doempke.

Parsifal.

I.

Die Beurtheilung einer Wagner'schen Kunstschöpfung ist für uns eine der schwersten Aufgaben. Es tritt so viel Großes vor uns, das wir gerne und dankbar bewundern, weil alles Hochkünstlerische uns erhebt; es tritt uns aber auch gar vieles Gewaltsame, Verletzende entgegen, das wir bei allem Hervorrufen der Erinnerung an jenes Große nicht vergessen können. Auch erscheint uns nicht blos manches ethische Princip Wagners wenig haltbar, sondern auch die Verwirklichung desselben in der künstlerischen Darstellung sehr oft recht bedenklich vom rein ästhetischen Standpunkte, der nicht das Was, sondern das Wie, also nur die Kunstleistung, die äußere Erscheinung ins Auge. faßt, und den aprioristischen Grundsätzen weniger Aufmerksamkeit widmet. Im großen Publicum vermischen Freunde und Gegner Wagners das Urtheil über seine Schöpfungen mit dem über seine geschriebenen Grundsätze. Es ist ja durch sein und der Partei gebieterisches Verlangen dem gebildeten Laien nicht möglich, einer andern Methode zu folgen, und beim Parsifal ist selbst der Fachmann und Aesthetiker in der schwierigen Lage, diese Mischung der Urtheile nicht immer vermeiden zu können. Denn hier ist der Glaube an das Princip so nothwendig, daß von ihm ein Theil der Wirkung auch der Musik abhängt; wessen Gefühl sich gegen die neue Art der theatralischen Frommheit sträubt (wir werden diesen Punkt noch genauer erörtern), der wird auch manchem Musikstücke gegenüber nicht die Begeisterung Jener fühlen, welche sich in die Kirche versetzt glauben (es sind allerdings gar sehr wenige Kirchengänger darunter), wenn er auch andererseits durchaus nicht in die Negation einstimmt, die, weil das, was auf der Bühne vorgeht, nicht wahres Christenthum ist, auch die Schönheit der Musik nicht gelten lassen will. Die „Gegenwart" hat schon beim Erscheinen des Textbuches vom „Parsifal" eine eingehende Besprechung von Dr. Paul Lindau gebracht, auf die wir zurückweisen. Wir müssen aber dennoch einige Stellen des Textes der Prüfung unterziehen, weil ja aus diesen Textstellen die Musik so zu sagen herausgewachsen ist, und nicht anders als mit ihnen gedacht werden kann. Die Sage vom Parsifal, wie sie von Wolfram nach Chrestien de Troye gedichtet ward, die verschiedenen Auslegungen des Wortes Gral, des Klingsor, der verschiedenen Darstellungen des letzteren als Klinschor, clin du soir ꝛc., die Unterschiede zwischen dem Charakter derselben Persönlichkeiten in Wolframs und Wagners Gedichten haben für den Zweck unserer Besprechung keine Bedeutung; wir wollen hier nur vorübergehend bemerken, daß wir nicht ohne gründliche Vorstudie auch an den Text gegangen waren, und nur bei der Art, wie Wagner *seine* Anschauungen darstellt, ein wenig verweilen. Parsifal ist (wie bei Wolfram) „der reine Thor", den Amfortas zu heilen berufen. Er kommt zuerst in den Gralstempel auf Monsalvat, wo er die Abendmahlsfeier sieht und gar nicht begreift, was da vorgeht; dann geräth er in das Zauberschloß Klingsors, wo er gegenüber der Verlockung der schönsten Mädchen und selbst der bisher unwiderstehlichen Kundry fest und rein bleibt und die Macht des bösen Klingsor vernichtet; endlich nach langer Wanderung gelangt er, ohne es zu wissen, nach Monsalvat zurück, heilt Amfortas und wird König vom Grale. Denn nur der ganz Reine und der fromm Büßende kann den Weg zum Gral finden.*) Diese christliche Tendenz wird in Wagners „Parsifal" mit größtem decorativen Aufwande, ja mit größtem Luxus der Ausstattung und mit der allerrealistischesten Darstellung der tiefsten Mysterien zu Tage gelegt. Da sind wandernde Decorationen, während Parsifal mit Gurnemanz gen Monsalvat schreitet und letzterer dem ersteren den Unsinn lehrt: „Du siehst mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit." Dann senken sich die Decorationen, der wunderbar schön gemalte, in allen Theilen meisterhaft erfundene und ausgeführte Gralstempel erscheint erst dunkel, dann durch oben herabfallendes Licht magisch beleuchtet. Langer Zug von Rittern, Knappen, Knaben, Leuchten des Grals, Abendmahl der Ritter mit Knabenchor von der obersten Kuppel. Im zweiten Acte ein Zaubergarten mit tropischer Vegetation, üppigster Blumenpracht, der alles bisher Gesehene übertrifft, herrliche lüsterne Kostüme der schönen Mädchen, die zuerst in „flüchtig übergeworfener Kleidung, wie soeben aus dem Schlafe aufgeweckt", erscheinen, dann in Blumengewändern den Parsifal durch die allerzärtlichsten Reden und Liebkosungen verlocken wollen, und Kundry, die in „leichter, verhüllender, phantastischer Kleidung" vor ihm auftaucht; endlich ein wahres Wunderwerk von Maschinerie und Verwandlung der Decoration: das Zusammenstürzen des Schlosses und das Verdorren des Gartens zur Einöde, als „Parsifal" den nach ihm geschlenderten aber über ihm in der Schwebe bleibenden heiligen Speer (den Klingsor dem Gralkönig Amfortas entwendet hat) erfaßt und mit ihm das Zeichen des Kreuzes macht.

Im dritten Acte erscheint Parsifal, der im ersten noch Knabe, im zweiten Jüngling, nunmehr Mann geworden, auf blühender Aue, mit vollkommenem blonden Christuskopfe; als ihm Gurnemanz und die büßende Kundry die letzten Theile der Rüstung abnehmen, sitzt er im weißen wallenden Hemde da, Kundry wäscht ihm die nackten Füße, trocknet sie mit ihren Haaren — die Erzählung vom büßenden Weibe im Evangelium wird hier in den kleinsten Einzelheiten ganz anschaulich dargestellt; in der letzten Scene taucht wieder der Gralstempel auf, am Schlusse noch herrlicher beleuchtet, als Parsifal, der neue König, die heilige Schale emporhebt, und die weiße Taube sich über ihm herabsenkt. Unwillkürlich drängte sich uns öfters der Gedanke auf: Ist es möglich, daß ein vom Christenthum durchdrungener großer Künstler die heiligen Mysterien in solcher luxuriöser Ausstattung vor ein gemischtes Publicum bringe; daß er nicht gerade aus dem Evangelium die von Christus immer gebotene Demuth und Einfachheit als Vorwurf seiner Schöpfung nehme, *da ja gerade die Tonkunst ihren herrlichsten Triumph feiert, wo sie ohne allen Apparat die religiösen Ideen wachruft und nährt?* Waltet hier nicht ein Raffinement, das weit abliegt von der wahren christlichen Gesinnung? Man wird uns vielleicht die Oberammergau-Spiele entgegenhalten. Aber abgesehen davon, daß wir diesen aus dem Mittelalter überkommenen Darstellungen, zu denen so viele Lustreisende herbeieilen, keine religiöse Bedeutung zuerkennen, glauben wir auch nicht, daß die Darsteller eine solche in starkem Grade beanspruchen. Und — wohlgemerkt! jene Passionsspiele bieten keine Episode wie jener zweite Act des Parsifal, in dem der Componist unmittelbar nach den heiligen Vorgängen im Gotteshause die Vorgänge in einem ganz anders zu benennenden Hause bis zur äußersten Grenze sehen läßt! Wir bewundern die Vielseitigkeit des Künstlers, der das Alles so nebeneinander zu schaffen vermag, aber wir protestiren auf das Allerentschiedenste, daß für

*) Es dürfte vielleicht manchen Leser interessiren, wie Immermann, der lang Vergessene, einst im „Merlin" die Gralmythe behandelt. Bei ihm sagt Parsifal zu Lohengrin:

„So ist es Lohengrin, die Schelmenlist,
Das höchste Kleinod durch den Pfennig Tugend
Sich zu erhandeln, hier verrufen ist.
Auf Monsalvatsch gibts wilde frohe Jugend,
Auf Monsalvatsch gerathen kühne Sünder,
Segnn, Amfortas, eitle Lüste suchend.
Das aber gilt uns Schelmenlist nicht minder,
So Einer meint, wenn er entsage und leide,
Da werd' er gleich des hehren Grales Finder."

Und Lohengrin:

„Des Menschen That, die einzig kenntliche,
Ist fühlen sich im Stande der Erwählten."

Offenbar wollte Immermann, daß der edelstrebende, *thätige*, wenn auch sündigende Mensch mehr werth ist, und mehr Hoffnung auf Gottes Gnade hegen darf, als der Entsagung predigende, aber seine Gesinnung weiter nicht bethätigende.

ein Musikdrama, in welchem solche Nebeneinander und mit der glänzendsten Ausstaffirung zur Anschauung kommen, eine tief religiös christliche Bedeutung in Anspruch genommen werde. Oder sollen vielleicht die Darstellerinnen der schönen Mädchen zur Frömmigkeit angeregt werden, weil Parsifal ihren Liebkosungen, die sie Monate lang einstudiren mußten, widersteht? Soll etwa der Sänger, der die Christus-Perücke aufsetzen muß, durch diesen Theater-Friseurapparat höhere Weihe erhalten? Nein, und tausendmal nein! „Parsifal" ist kein Werk christlichen Glaubens, sondern ein Werk großer künstlerischer Kraft, die mit vielem Geiste, außerordentlichem Geschicke und Raffinement evangelische Erzählungen und katholische Mythen zur Bühnenwirkung zu verwenden wußte. Und alle wahren Christen, die in Matthäi 5 und 6, in Lucä, in dem Gleichnisse vom Pharisäer die unvergänglichen Lehren des Christenthums erkennen, werden sagen: Nein, dieser Parsifal ist kein Werk christlichen Glaubens! Es mag zwar viele Besucher des Bayreuther Bühnenweihfestspieles geben, die sich dort religiös angeregt fühlten, besonders wenn sie bisher wenig an Religion dachten. Ei, es gab gewiß manche gute Leute, die, als sie vom Krämer Tetzel Ablaßzettel kauften, mit deren Ertrage Leo X. seine Bauten und die Künstler bezahlte, fest überzeugt waren, ein frommes Werk zu üben, und sich entsetzten, als der Luther gegen den Handel eiferte! Die Peterskirche, die unsterblichen Kunstwerke der Maler, bestehen noch heute, wer kümmert sich, wie und wodurch sie entstanden? Der „Parsifal" ist in vieler Hinsicht ein großartiges Werk, was kümmert mich die Gesinnung? Nur vom Ablasse will ich nicht reden hören, den man sich in Bayreuth holen konnte, wenn man an christliche Tendenz des Parsifal glaubte. Die lange Darlegung erschien mir sehr nothwendig, bevor ich zur rein ästhetischen Beurtheilung jedes einzelnen Musikstückes überging. Dixi et salvavi animam meam! Und nun zur Musik!

(Schluß folgt.) H. Ehrlich.

Heinrich Kruses „Witzlav von Rügen".

Wir sind gewohnt, Heinrich Kruse stets solche Stoffe dramatisiren zu sehen, die früher schon von Anderen, Großen und Kleinen, behandelt wurden. Brutus, Wullenweber, Moritz von Sachsen, Erich, Faliero, Rosamunde sind sämmtlich in der Geschichte schwankende Gestalten, die oft sich schon dem müden Recensenten gezeigt. Trotzdem ist es Kruse nie gelungen, sie auf der Bühne festzuhalten. Außer der „Gräfin" sind nur seine zwei letzten Stoffe: „Raven Barnekow" und „Witzlav von Rügen" meines Wissens noch nie vordem verarbeitet worden. Mit „Wullenweber" zusammen bilden die letztgenannten zwei Dramen eine Trilogie, welche den historischen Glanz der nordischen Hansastädte verherrlichen soll. „Raven Barnekow" und „Witzlav von Rügen" (Leipzig, S. Hirzel) spielen in Stralsund, Kruses schicksalsreicher Vaterstadt, und man kann wohl sagen, daß selten eine Stadt von ihrem berühmten Sohne so würdig im Liede gefeiert worden ist. Leider wohnt derlei stadtgeschichtlichen Stoffen, so wichtig sie auch dem Dichter und seinen Mitbürgern erscheinen mögen, eine mehr als lokale Bedeutung selten inne. Sie sind für ein engeres und engstes Vaterland interessant; des Dramatikers Vaterland muß aber größer sein. Es fragt sich daher in erster Linie, ob ein weiter geistiger Horizont, welthistorische Perspectiven, hinreißende dramatische Schlagkraft diesen Mangel vergessen lassen. Die Antwort wird für das neue, auch von frischer Seeluft durchwehte Stück weniger günstig lauten, als für „Raven Barnekow", wo ebenfalls der Kampf eines Stralsunder Bürgermeisters für die verbrieften Rechte seiner Stadt gegen die Vergewaltigung des angestammten Fürstenhauses geschildert ist. Auch hier ist der Titelheld, der übrigens vor der Lichtgestalt des Bürgermeisters Arnold Brandenburg ganz in den Schatten tritt, ein slavischer Fürst: Witzlav, Herr von Pommern und Rügen, zugleich einer der späteren fürstlichen Minnesänger aus der Jenaischen Handschrift.

Im Schloß auf dem Rugard läßt sich eine Deputation des Raths von Stralsund anmelden, an deren Spitze Arnold Brandenburg, der älteste Burgemeister, und der junge Ritter Bertram Wulflamm stehen. Witzlav empfängt die Abgesandten sehr ungnädig, denn er weiß wohl, was die störrigen Städter herführt. Der fürstliche Vogt hat am Strande zu Stahlbord eine Fähre angelegt, obgleich nach alten Rechten die Stadt das Recht auf die einzige Fähre hat, die nach Rügen übersetzt. Die Gesandten bringen ihr Anliegen vor, Brandenburg erst ruhig aber nachdrücklich, Wulflamm heftig, stürmisch, mit der Faust auf dem Degenknauf. Nachdem Witzlav einen wilden Zornausbruch gewaltsam bemeistert, lädt er die Stadtherren mit falscher Freundlichkeit ein, vorläufig auf der Burg zu bleiben und mit ihm und seinen Vasallen gemeinsam Ostern zu feiern. Insgeheim empfängt er aber einen dänischen Unterhändler, denn er plant mit dem Prinzen Hakon einen gemeinsamen Anschlag wider die Stadt. Die Beiden werden handelseinig. Morgen, am Ostersonntag, soll die dänische Flotte, achtzig Segel stark, in den Sund einlaufen und die Wasserthore stürmen, indessen Witzlav mit seinen Mannen, unterstützt von seinem städtischen Anhang, das Fahrthor öffnen, den alten meuchlerischen Rath entsetzen und neue Rathsherrn wählen will. Aber die beiden Patrizier haben auf Rugard den verdächtigen Schleicher bemerkt, schöpfen Argwohn und reiten ohne Abschied aus der Herrenburg nach Hause. Witzlav stört dies sonderbare Benehmen nicht sonderlich, hat er doch andere und wichtigere Gäste geladen. Da kommen sie, seine Getreuen und alle, wie er es befahl, mit ihrem ganzen Troß: der lustige Fritz Krassow, der bedächtige Malte Putbus, Degen Buggenhagen, Bugslav Bagevitz und andere Rügensche und Pommersche Edelleute. Er eröffnet ihnen, daß er sie weniger zum Osterschmaus geladen habe, als um sofort mit ihnen gen Stralsund zu ziehen. Während der Vorhang fällt, machen Alle lebhafte Zeichen der Verwunderung. In Anbetracht des aufgetragenen Eberbratens scheint mir dies ziemlich motivirt.

Der zweite Act ist der Belagerung und dem Entsatz von Stralsund gewidmet. Brandenburg und Wulflamm sind noch rechtzeitig eingetroffen, um den Widerstand zu organisiren. Nachdem ihr erster Angriff auf die Orlogschiffe abgeschlagen worden, gelingt es den braven Fischern und Bogenschützen unter Wulflamms Führung, das Königsschiff zu kentern, und sie hauen mit ihren Bootshaken und Aalharken so weidlich ein, daß bald die dänische Löwenflagge fällt, der Reichsschatz erbeutet wird und die ganze übrige Flotte in panischem Schrecken davonsegelt. Noch niemals war wohl eine Seeschlacht leichter gewonnen, und mit Recht erhebt sich in ganz Stralsund ein wildes Siegsgeschrei.

Wir sind schon beim dritten Aufzug angelangt und erfahren zunächst, daß es auch der fürstlichen Landarmee mittlerweile nicht besser ergangen, als den Dänen. Die meisten Edelleute sind schon nach Hause geritten, aber Witzlav gibt darum seine Sache noch lange nicht verloren. Er reist stehenden Fußes nach Rostock, wo eben anläßlich der Vermählung einer mecklenburgischen Herzogstochter mit einem braunschweigischen Prinzen die ganze Fürstenschaft Norddeutschlands versammelt ist. Dort will er die Stiftung einer Fürstenhansa anregen, die Macht von Stralsund, Rostock, Wismar und sogar Lübeck brechen und den Rittern wieder zu ihrer alten Herrschaft verhelfen. Umsonst sucht ihn sein Kanzler von seinem Beginnen abzuhalten. Witzlav bestellt sein Haus, übergibt das Schloß und seinen jungen Sohn Jaromar dem Schutze seines Kanzlers, schickt an die Sundischen den Fehdebrief und macht sich auf den Weg nach Rostock.

Indessen werfen wir einen Blick in das Familienleben bei Brandenburg. Dort ist Amor unters Dach geflogen. Der Burgemeister hat längst bemerkt, daß Wulflamm seine Tochter Anna liebt, und ist jetzt, nachdem sich dieser bei dem Strauß mit der Dänenflotte so hervorgethan, bereit, ihn zum Eidam anzunehmen freilich erst nach der Fehde, die Witzlav wirklich mit Hülfe der Fürstenhansa beginnt. Die Vorbereitungen zum gebührenden Empfang der Belagerer und die drohenden Gefahren stören das süße Getändel der Verliebten.

Auch der vierte Aufzug ist einer Belagerung von Stral-

sund gewidmet. Die Fürstenhansa hat mit großer Uebermacht die Stadt eingeschlossen. Wulflamm hat ausgespäht, daß die feindliche Macht heute noch getheilt und nur der Vortrab todtmüde im Hainholz vor der Stadt gelagert ist. Morgen wird Witzlav mit großem Heerschild herbeieilen. Dem will Brandenburg durch einen nächtlichen Ueberfall zuvorkommen. Er ruft die Bürger zu den Waffen und läßt die Hufe der Pferde mit Filz beschuhen, um eine geräuschlose Annäherung zu ermöglichen. Und die Sache gelingt abermals. Die vom Schlaf übermannten Feinde werden fast sämmtlich erschlagen, und der Prinz von Sachsen fällt nebst großer Beute in die Hand der Stralsunder. Allein Brandenburg, den man schon todtgesagt, ist schwer verwundet. Seiner Schmerzen ungeachtet, säumt er nicht, die Bürger zur sofortigen Ausnutzung des Sieges anzufeuern und ihnen die Zerstörung des Rugard zu gebieten, denn wenn das feste Nest, worin Witzlav seine Pläne spinnt, nicht verwüstet werde, so könne nicht Ruhe und Frieden einkehren. Eine Schlußscene bringt eine dritte Belagerung. Kanzler Platen verweigert den Sundischen die Uebergabe der ihm anvertrauten Burg und fällt, wie wir aus dem fünften Aufzug vernehmen, sammt der Veste und dem Prinzen Jaromar.

Darüber ist großer Jubel in Stralsund, wohin uns der Schlußact zurückführt. Doch Brandenburg fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht. Er versammelt Rath und Bürgerschaft und verabschiedet sich von ihnen und dem Leben in einer langen Ansprache, die das edle Pathos Attinghausens durch eine schlichte, phrasenlose, aber verständige und ergreifende Sachlichkeit ersetzt. In der Schlußscene begegnet sein Leichenzug, dem die ganze trauernde Stadt folgt, einem zweiten, aber schlichteren: Fürst Witzlav, jetzt ein gebrochener Greis, bestattet jammernd seinen einzigen Sohn. Sein Haß ist mit den Thränen weggeschmolzen, die er an Jaromars Sarg geweint hat. Er grüßt die Leiche seines großen Feindes, übergibt alle Hoheitsrechte der Stadt und will die letzten Tage als Bürger mit Bürgern verleben. —

Heinrich Kruse ist ein gemüthlicher Tragiker, und seine Helden sind Diderot'sche Hausväter, die der Zufall in heroische Lagen gebracht hat, ich möchte fast sagen: tragische Biedermaier. Sie sind so natürlich, daß sie fast trivial werden. Ihre nicht überschwängliche, doch thatkräftige und um Worte verlegene Vaterlandsliebe und ihr biderber, rechtlicher Sinn sind das einzig Ideale an ihnen. Ihre Manieren haben gar nichts Theatralisches. Sie hassen nicht nur das falsche, sondern überhaupt jedes Pathos und reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Kruse glaubt diesen rauhen, knappen Jargon entschuldigen zu müssen:

„Es lebt in dieser Stadt ein trotzig Seevolk,
Das mehr gewohnt ist an das kurze Tauend'
Auf seinem Schiffe, als an lange Reden."

Die Schimpfwörter nehmen einen breiten Raum ein. Hund, Geck, Hundsfott, fauler Schlingel, Fruchtlöffel, Grünnasen, Schranzen, Schmarotzer, Schneiderpüppchen, Strolche, Gänsejunge, Lümmel — kein Wunder, daß einer der also Regalirten bemerkt:

„Es sammelt sich bei mir, so wie sich die
Maulschellen sammeln bei dem Schneiderburschen."

Diese fürsichtigen, ehrbaren und weisen, ingleichen günstigen und lieben Herren brauchen aber auch kräftige volksthümliche Wendungen und sprüchwörtliche Redensarten, an denen man sein Behagen hat.

„Ihm steht der Hofdienst, wie der Sau das Halsband." —
„Sie werden's halten, wie der Hund das Fasten." —
„Platz! Platz für sieben Mann! es kommt ein halber!" —
„Zum argen Kind will Niemand Vater sein!
Verbrannten Brei schob Keiner an das Feuer!"

Oder man höre folgende zutreffende Bemerkungen, prägnante Wendungen und anschauliche Bilder, an denen das Stück sehr reich ist:

„Die Treue soll nicht wie ein blinder Hund
Dem Herrn auf alle Wege folgen — nein,
Ihn leiten, ist der Herr selbst blind geworden."
. . . „Ihr thut das Rechte, doch Ihr thut's nicht recht." —
. . . „Nennt Ihr das ruhig sein? Ihr hört uns gar nicht
Und unsre Rede fließt von Euch zurück
Wie Wellen, die der Sturm an Jasmund peitscht:
Sie werden weiß gefärbt; der Kreidefels
Bleibt unveränderlich."

Eine ganz eigene Physiognomie erhalten Kruses Dramen durch die trockene, volksthümlich derbe Komik. Freilich ist der Humor oft forcirt und nicht alle Witze sind treffend; eine große Rolle spielen zumal die frostigen Silbenstechereien, für die sich Kruse allerdings mit einem Hinweis auf den damaligen Zeitgeschmack und auf Shakespeare entschuldigen kann.

. . . „Auf Ehr', er hält es mit dem Bürgerpack!"
— „Die Bürger werden Euch schon packen, ja!"
. . . „Seid unbesorgt, wir haben glatte Bahn."
— „Du hast ein glattes Kinn, das ist gewiß." —
. . . „Ihr habt wohl unterdeß bei Eurem Schatz
Herumgelöffelt, Junker Bertram?"
„So?
Da habt Ihr eine falsche, ungerechte
Vermuthung aufgegabelt."
„Sieh einmal!
Wollt Ihr noch mit mir Silben stechen, Herrchen?
Dazu bin ich zu alt."
„Und ich, ich bin
Für solche Hudelei nicht jung genug."
— „Das heiß ich prahlen wie ein Junker, Herr!"
— „Ich junkre nicht, wie leere Aehren, nein!
Ich habe heute, denk' ich, Frucht geschafft."

Wenn sich aber an nur allzu vielen Stellen die platteste Prosa breit macht, wie z. B.

„Da ist nun dieser Zabel Oseborn,
Ein herzensbraver Mann, gewiß! Allein
Ein wenig ängstlich und ein wenig förmlich.
Wir wissen, was wir aneinander haben;
Doch manchmal ist es schier um zu verzweifeln.
Ein wenig Thorheit minder oder mehr,
Drauf kommt in Friedenszeit es gar nicht an" u. s. w.

dann ist man zu der Frage berechtigt, ob diese Sprache, die einen Ersatz für den verschmähten Schwung in der Natürlichkeit sucht, zum Stil der doch beabsichtigten hohen Tragödie paßt und ob es überhaupt der Mühe lohnt, diese hausbackenen und grobmateriellen Ergüsse, die man sich neben Spiegelbergs ausgelassenen Rodomontaden und des Berlichingers altfränkischem Fluchen in Prosa eher gefallen ließe, erst sorgfältig zu scandiren.

Kruses Diction dient eben weniger der poetischen Schönheit, als der Charakteristik. Diese ist gesund, wahr, originell, aber nicht reich und abwechselnd genug. Was wir da vor uns sehen, sind weder Abstractionen, noch Drahtpuppen, sondern lebende, handelnde Menschen, doch sie scheinen wie die Glieder einer Familie einem einzigen Typus anzugehören. Diese Familienähnlichkeit erstreckt sich jedoch nicht nur — die zwei Frauen und Junker Wulflamm ausgenommen — auf die Sprache, wohl aber zeigt auch ihr Wesen die nämliche treuherzig polternde Gemüthlichkeit. Der geringste Strandträger ist in Thun und Reden dem Burgemeister und sogar dem Regenten zum Verwechseln ähnlich, obwohl der letztere emphatisch ausruft:

„Ich bin ein Fürst und fürstlich will ich reden."

Ueberhaupt ist der so schwierig darzustellende Zwiespalt in der Natur Witzlavs, der neben der rohen Falschheit eines Tyrannen die weichen Gefühle eines Minnesängers haben sollte, nicht prägnant genug zur Anschauung gebracht, und wenn Brandenburg dessen Dichterei „nicht für ihn" (?) harmlos nennt und sententiös hinzufügt:

„Des Dichters Herz ist wie ein weiches Wachs,
Des Fürsten Sinn muß härter sein, als Stahl;
Er präget einer Welt das Siegel auf . . .“

so wird uns ein Gemeinplatz geboten, wo wir eine psychologische Motivirung erwartet haben. Das Sängerthum Witzlavs ist keineswegs genug betont, und ich begreife kaum, warum Kruse nicht eines der von Ettmüller und van der Hagen herausgegebenen und von Pyl übersetzten Lieder eingelegt hat. Statt dessen braucht Witzlav seine Kunst zu Anfang einmal blos, um seine falschen Gedanken zu verbergen:

„Ich dacht' an Andres.
Wie Vögel über Land und Meere ziehn,
So ziehn und wandern die Gedanken manchmal.
Ist Sängerbrauch! Das kommt vom Reimen, sagt man.“

Später wird er seiner Verse halber verspottet und am Schlusse erinnert er sich gern seiner Trösterin, der Harfe, um die allgemein beliebte Rührung hervorzurufen. Abgesehen von dieser Dichterei, gleicht er in allen Stücken seinem Widerpart, dem Burgemeister Brandenburg. Und auch dieser hat sein Steckenpferd. Er ist ein Alter Herr, ein ehemaliger stud. jur. Wo er als Anwalt seiner Stadt auftritt, da klingt seine Rede in ergötzlicher Weise an den schwerfälligen Kanzleistil des vierzehnten Jahrhunderts an. Wie Witzlav den Dichter, so kehrt Brandenburg gerne den Gelehrten heraus. Kurz, statt der Gegensätze finden wir den reinsten Parallelismus.

Das Stück hat vom Drama zu wenig und von der Historie zu viel. Sehr zum Schaden seiner dichterischen Freiheit und seiner dramatischen Schlagkraft, schließt sich Kruse immer eng an die geschichtliche Ueberlieferung an. Mit unleugbar großem Geschick hat er die chronikalischen Züge dichterisch zu beleben gewußt, aber seine Sorge um die historische Treue ist so peinlich, daß er lieber auf die schönsten Effecte, sobald sie der Tradition widersprechen, Verzicht leistet. Nehmen wir gleich ein Beispiel. Im zweiten Act ist der erste Sturm von den Dänen abgeschlagen worden, und in kläglicher Deroute kehren die Fischer wieder in die belagerte Stadt zurück. Da kommt plötzlich ein junges Weib aus dem Volke mit fliegenden Haaren, den Säugling auf dem Arm, durch das Thor gelaufen, drängt sich durch die Menge und hebt ihr Kind mit beiden Armen hoch empor.

„Soll ich mein armes neugebornes Kind
Von Feindes Hand in Mord und Brand verlieren,
So werf ich lieber gleich es hier ins Wasser.
Mein herzig Kind ist tapfrer, als Ihr feigen
Elenden Männer!
Fischer. Weib, halt ein! Wir wenden,
Und wir versuchen nochmals unser Glück.“

Ohne Zweifel ist dies ein historischer Zug, aber was soll uns dieses Weib, das wir nicht kennen und das gleich nachher wie ein Gespenst, spurlos auf immer verschwindet? Ein echter Theaterdichter hätte sich da den Teufel um die Chronik gekümmert und diese wirkungsvolle Harangue unbekümmert einer uns Näherstehenden zugewiesen, etwa — praemissis praemittendis — der durch ihr ewiges Flennen störenden Frau Burgemeisterin oder noch besser ihrer ohnehin etwas zu physiognomielosen Tochter, die sich wenigstens bei dieser Gelegenheit als das würdige Kind ihres Vaters erweisen würde. Kurz, der Dichter versteht es nicht, seinen Stoff zu concentriren. Die besten Motive und Scenen wiederholen sich sogar. Wir haben nicht weniger als vier Schlachten zu erdulden und drei Belagerungen auszustehen, von denen die letzte am Rugard ganz überflüssig ist, und diese Keilereien sind gerade so schwerfällig und grotesk, wie alle Theater-Schlachten. Blos die prächtige Figur des Strandträgers Clas macht uns die erste Belagerung erträglich, doch die heitere Wirkung dieser Episode wird durch eine nicht minder breite Wiederholung hinterher aufgehoben. Gleich Brandenburg in Witzlav, so hat Clas aus Stralsund sein Analogon in Fritz Krassow auf Rugard, der ebenfalls ein jovialer Patron und großer Schlemmer vor dem Herrn ist. Wie Clas sich die Seeschlacht vom Frühstückstisch aus ansieht, so läßt Krassow seine Vettern allein in den Kampf ziehen und schläft derweil seinen Rausch aus, — ein lustiger Einfall, der nur den Fehler hat, zweimal zu kommen.

„Witzlav von Rügen“ ist ein Buchdrama, mag der Verfasser noch so sehr im Hinblick auf die Bühne gearbeitet haben. Wie die Charaktere eine Entwickelung und Steigerung vermissen lassen, so auch die Handlung. Die Exposition hebt stimmungsvoll und lebendig an — die Situationsmalerei ist überhaupt vorzüglich —, aber von da ab liegt Alles in epischer Breite ohne Ueberraschung vor uns, eine unausgesetzte Retardation. Das Unwesentliche wird betont, die Episode überwuchert die Handlung, nebensächliche Motive werden zur Füllung der Acte in langen Scenen exponirt. Das würde bei der Aufführung noch greller zu Tage treten. Zahlreiche Decorationswechsel innerhalb eines Aufzugs und Sprünge in der Zeitfolge heben überdies die theatralische Illusion auf. Endlich gibt es noch ein Hinderniß für die Aufführung. Kruse verlangt nicht nur zu viel von den Schauspielern, er verlangt auch zu viele Schauspieler. Statt sich auf wenige Rollen zu beschränken, legt er dem geringsten Statisten ein halbes Dutzend Blankverse in den Mund. Sobald etwas hinter der Bühne vorgeht — und es wimmelt von Meldungen und Botenscenen — so stürzen viele ganz unbekannte Herrschaften herbei, die sich einen Augenblick wichtig machen, ein Schock Verse aufsagen und dann auf Nimmerwiedersehen abgehen. Außer den im Personenverzeichniß angegebenen 16 Herren und 2 Damen, gibt es noch folgende sprechende Rollen: eine Nachbarin, ein Stadtpfeifer, ein Rottmeister, ein gewisser Schiffer Altermann, der Vogt, ein alter Knecht, ein junges Weib, ein Stadthauptmann, ein Abt und oft lange Zwiegespräche haltende erste, zweite und dritte Bürger, Dänen, Strandträger, Fischer, Rathsherren, Frauen, Diener, Hauptleute; ganz zu schweigen von den zahlreichen stummen Personen, denn jeden Augenblick wird zu Schlachten, Triumphmärschen, Mahlzeiten, Leichenzügen der ganze Landsturm der Statisterie aufgeboten. Sogar ein Stallmeister macht einmal den Charakterspieler. Kurz, unser Dichter gleicht einem glücklichen Schatzgräber, der das Geheimniß seines Fundes aller Welt anvertraut. Durch seine großen Ansprüche erschwert er nur die Aufführung. Und das ist für einen Dramatiker von der Bedeutung Kruses sehr bedauerlich. Er sollte eben nicht vergessen, daß — um mich seiner Bildersprache zu bedienen — zu viel Köche den Brei und zu viel Schauspieler ein Stück verderben.

Theophil Zolling.

Carlyle und Emerson.

Eine persönliche Erinnerung.

Es war im Jahre 1833, als ein blonder, junger Gelehrter, den man in Europa kaum noch kannte, von Boston kam, um seinen Idealismus durch die Bekanntschaft mit den bevorzugten Männern unserer Zeit zu stärken. Rom und Paris wurden zuerst von ihm besucht, dann überschritt er den Kanal, sah sich das große London an, wo ihn zu seiner Freude seine eigene Sprache mit heimatlichen Klängen begrüßte, und pilgerte dann den Hochlanden zu, wo einsam ein junger Mann lebte, für den er die größte Sympathie empfand; weil er, gleich ihm, der höchsten Wahrheit nachforschte, den Zweck des Daseins zu enträthseln suchte.

Es ward ihm nicht ganz leicht gemacht, zu diesem zu gelangen. In Dumfries angekommen, fragte er: wo Craigenputtock zu finden sei? Denn auf seiner Karte stand es nicht.

Die Antwort lautete, daß ein Pachthof in Nithdale, in dem Kirchspiele von Dunscore, sechzehn Meilen von Dumfries entfernt, so genannt sei.

Keine öffentliche Heerstraße führte dahin, keine Postkutsche und kein Omnibus fuhr des Weges; er mußte ein eigenes Gefährte miethen und die Rückfahrt mitbedingen, um nicht, wie auf einem verlassenen Felsen, ausgesetzt zu werden.

Das kleine Haus, worin der junge Philosoph seine großen

Gedanken nährte, lag zwischen kahlen, mit Haidekraut bewachsenen Höhen. Carlyle machte auf Emerson den Eindruck eines Mannes, der seinen Lesern mit offenem Visir entgegentreten kann, dessen männliches Selbstbewußtsein, man möchte sagen, mit ihm geboren, dem die Würde des Mannes jenen Stempel der Vornehmheit aufgedrückt, wie sie die beste Gesellschaft Londons in dem hochgeborenen Aristokraten repräsentirt.

Er fand ihn groß und schlank von Wuchs, mit vorspringender Stirne, vollkommen die Formen beherrschend und seine glänzende Unterhaltungsgabe nach allen Seiten hin leicht entfaltend. Er sprach mit schottischem Accent und schien darauf Werth zu legen, daß er es that. Er erzählte lebendig, mischte eine Menge Anekdoten ein, lachte herzlich und floß über von Humor. Auch das Kleinste gewann durch die Betrachtung seines Geistes Wichtigkeit und wurde zum Farbenspiele seiner Anschauungen. Sechzehn Meilen in der Runde besaß er keine lebende Seele, mit der er ein Wort austauschen konnte, außer dem Geistlichen von Dunscore, und so waren Bücher seine einzigen Gefährten, ihr Inhalt allein seine Beschäftigung.

Er hatte eine Menge Worte für sich erfunden, die dem eigenthümlichen Gange seiner Gedanken genügten und seine Rede wie mit rothem Lichte durchzogen. So nannte er z. B. das Magazin von Blackwood: das „Sandmagazin", und das von Fraser: das „Kothmagazin". Ein Feld in der Nähe seines Hauses, das einem Bau hatte dienen sollen, bezeichnete er als: „Ein Grab der letzten Groschen".

Wenn man ein Talent zu sehr herausstrich, einem Genie eine zu große Bewunderung zollte, so warf er ein, daß das kleine Schwein in seinem Stalle auch nicht ohne Anlagen sei; denn gelegentlich gelinge es ihm auszubrechen und sich im Freien zu belustigen, was gewiß von Genie zeuge.

Dabei fand jedoch der Mensch, als solcher, vor ihm die Anerkennung, daß er auf diesem kleinen Planeten die Hauptperson sei und der Tod Neros gefiel ihm — Qualis artifex pereo! — besser als die meisten Geschichten.

Jeder Verkündiger irgend einer Wahrheit war ihm interessant.

Er hatte früher einmal viel über Amerika gelesen. Ludors Grundsätze deuteten ihm auf Rebellion, und er hegte die Besorgniß, daß diese Hinneigung, mehr oder minder, in Amerika vorhanden sei. Was ihm am besten dort gefalle, das sei, meinte er, die Möglichkeit für Jeden, für seine Arbeit Fleisch essen zu können.

Sie sprachen dann von Büchern.

Carlyle las Plato nicht und war für Sokrates nicht eingenommen; schließlich erhob er Mirabeau zum Helden. Gibbon nannte er eine herrliche Brücke, um von der alten Welt in die neue zu gelangen.

Er hatte sehr viel gelesen und alles durcheinander gelesen. Eines seiner ersten Bücher war: Tristram Shandy, und dann kam Robinson Crusoe. Hierauf folgte: Robertsons Amerika.

Aus Rousseaus Bekenntnissen zog er die Folgerung, daß er kein Dummkopf sei.

Vor zehn Jahren hatte er angefangen Deutsch zu lernen auf den Rath eines Mannes, der ihm versicherte, er würde in dieser Sprache finden, wonach er suche.

Die Literatur der Zeit verspottete er; — so wie den Aufwand an Geld, den die Buchhändler machten, um das zu preisen, was schlecht sei. So habe das Publicum denn alles Vertrauen zu der Glaubwürdigkeit der Presse verloren und stelle das Bücherkaufen ein. Statt Gewinn erzielt zu haben, drohe nun Bankerott.

Dann erging er sich über die Noth der ärmeren Klassen in England, die Uebervölkerung, den Egoismus der Staatsmänner, die dem öffentlichen Wohle keine persönlichen Opfer bringen wollten. Es sei an den oberen Klassen, den unteren den Weg zu zeigen. Die hungernden Irländer irrten auf der Haide umher. Seine Gattin reiche jedem Sohne Adams, der an ihre Thüre klopfe, ein Stück Brod. Das friste das Leben bis an das nächste Haus. Dort aber liege meilenweit unbebautes Land, das, urbar gemacht, nicht nur Brod, sondern auch Fleisch abwerfen würde, und Keiner lehre die armen Leute, es anzubauen. Schließlich würden sie die Reichen zwingen, sich ihrer anzunehmen, indem sie ihnen die Häuser über den Köpfen anzündeten.

Carlyle und sein amerikanischer Gast unternahmen einen langen Spaziergang über die einsame Haide, erstiegen eine Höhe, schauten nach Criffel hinüber, und dann hinab in die Niederung, wo der Dichter Wordsworth lebte. Sie setzten sich auf einen Felsblock hin und sprachen von der Unsterblichkeit der Seele. Es war nicht Carlyle, der dies Thema in Anregung brachte, denn er hegte, wie alle feinbesaiteten Geister, eine natürliche Abneigung, mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen und sich Beulen zu holen ohne jeglichen Nutzen. Allein einmal diese Saite angeschlagen, tönte sie rein und voll bei ihm aus; er sah Ursachen und Wirkung, sah, wie das Einst mit dem Jetzt sich verknüpfte, die Gegenwart in ihrem Schoße die Zukunft trug und alle Zeitalter eine unsichtbare Kette vereinte.

„Christus starb am Kreuze," schloß er seinen Satz, „die Folge davon war der Bau jener Kirche, deren Thurm sich dort in Dumfries erhebt; und auch, daß wir Beide hier nebeneinander sitzen. Die Zeit hat nur eine relative Bedeutung."

Sein Blick richtete sich stets nach London hinüber, als einem Centrum menschlicher Intelligenz. Er nannte London das Herz der Welt. Ihm war dieser ungeheure Markt sympathisch, woraus Jeder wieder seinen Nucleus bildete: Alles geht dort seinen ruhigen Gang, der Bäckerjunge bringt am Morgen die frischen Wecken und der Empfänger fragt nicht, wie und wo sie bereitet worden sind. Die Stadt gleicht einer ungeheuren Maschine, worin alles Räderwerk wie von selbst sich dreht, es ist ein Kunstwerk, wie nur Jahrtausende fortrückender Civilisation es schaffen konnten. —

Vierzehn Jahre nach diesem Gespräche sehen wir Emerson wiederum auf englischem Boden, diesmal als geladener Gast, um Vorträge in den verschiedenen Städten des Nordens zu halten. Carlyle wohnt jetzt in London, und dorthin eilt der Amerikaner, sobald seine eingegangenen Verpflichtungen es gestatten.

In einer Vorstadt Londons, wenige Schritte vom Ufer der Themse, findet er ihn, in einfacher, jedoch behaglicher Häuslichkeit, nur wenig gealtert wieder. Die hohe Gestalt hat sich vielleicht im Laufe dieser Jahre um etwas geneigt, das volle dunkele Haar einen kleinen Zuwachs von Silberfäden erhalten. Das schmale Gesicht mit den gerötheten Wangen, den leuchtenden Augen, ist das gleiche geblieben. Sein Lachen, sein Humor sind unverändert.

Beide Männer sind sich bewußt, als Denker an der Spitze ihrer Zeit zu stehen. Diese Spitze aber ist für sie selbst keine; denn sie haben die Räthsel des Daseins nicht einmal annähernd gelöst. Sie wissen, daß sie nichts wissen, und sollen dabei Andere lehren weise zu sein! . . .

Sie hatten manche Stunde in ernstem Zwiegespräche verbracht, als die Stunde der Trennung nahte, und Emerson vorschlägt, daß vor seinem Scheiden noch ein gemeinsamer Ausflug nach Stonehenge das Siegel auf ihre gegenseitigen Zugeständnisse drücken solle, die der Welt ein ewiges Geheimniß bleiben müßten.

England, das aus allen Hemisphären Kunstschätze zusammenträgt, die Monumente des alten Ninive in seine Museen übergeführt hat, die Keilschrift zu entziffern lernte, die Nadel der Kleopatra zu Hause aufstellte, das sich nichts entgehen läßt, was auf die Entstehung des Menschengeschlechtes, auf dessen Civilisation und Cultur hinweist — England kennt bis heute nicht die Bedeutung des merkwürdigsten Monumentes seines eigenen Bodens und weiß nicht, wer den Druidentempel in Stonehenge aufrichtete und wie man dort die Gottheit, dem er gewidmet war, verehrte.

Auf einsam öder Haide erhebt sich eine graue Steinmasse, die, näher betrachtet, aus einer Colonade besteht und hundert Schritte im Durchmesser haben mag. — Die Philosophen umgingen sie,

und dann auch eine zweite, innere Säulenreihe. Sie schauten den grauen Himmel an, der tief über ihnen lag, und vor Jahrtausenden, als diese Steine von nicht zu enträthselnder Hand hier aufgestellt wurden, in eben der Weise die düster melancholische Landschaft überwölkt haben mochte; und sie fragten sich, wer die Geschichte dieses Tempels zu schreiben berufen sei — eines Tempels, der alle später errichteten Kirchen in seiner Stärke überdauert. Die Zeit, die Ewigkeit und darin der Mensch, sie stellten das einander gegenüber.

Eine Lerche zog jubelnd über ihren Häuptern dahin. Carlyle sah ihr nach und sagte: sie sei das Produkt des Jahres; der Wind aber, der sie trage, sei von allem Anbeginne da gewesen.

Sie zählten die Steinblöcke und betrachteten das Material, das sonst in diesen Regionen nicht zu Hause ist. Woher aber kam es und wer trug es hierher? Das Buch der Vergangenheit, wie viele Kapitel bietet es, die mit Nutzen zu lesen wären, wenn man das Alphabet kennte? Carlyle, dem die Geschichte vergangener Zeiten von so großem Interesse war, der einen so mächtigen Drang fühlte, Glied an Glied zu reihen, um die große Kette vollständig zu machen, erging sich in Betrachtungen des Einst und Jetzt, die Jahrtausende zu Minuten machten. Er vergaß auf kurze Zeit, daß der Mann neben ihm Amerika angehöre, und sprach mit ihm, als ob sie die Welt mit gleichen Augen anzuschauen vermöchten. Was diese Steine zu ihnen sprachen, das durften sie zu deuten versuchen, ohne daß ihre Nationalität damit in Zusammenhang kam. Emerson hieß das Geheimniß, das sie einhüllt, schweigen und hoffen; Carlyle aber sprach davon, daß er auch hier, wie überall, wo ihm eine Frage unbeantwortet bliebe, Cypressen pflanze, denn der Schmerz sei das Losungswort seines Lebens. So schieden sie.

Sie haben sich nicht wieder gesehen.

A. Völte.

Notizen.

Albrecht Dürers Holzschnitt-Werk in Auswahl mit Text herausgegeben von Professor Dr. Carl von Lützow. Nach den Originalen durch Lichtdruck als Facsimile ausgeführt von Arnold und Zettler in München. Nürnberg, S. Soldan.

Wenige Jahre sind verflossen seit die Verlagshandlung von S. Soldan in Nürnberg eine treffliche Auswahl von Dürerischen Kupferstichen in wohlgelungenen Facsimile-Nachbildungen herausgegeben hat. Wurde jenes Unternehmen nun auch mit wohlverdientem Beifalle aufgenommen, so mußte man sich gleichwohl sagen, daß es nicht ausreichen würde, den echt deutschen Künstler in der ganzen Tiefe und Fülle seines Geistes, in der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit der Phantasie und dem unbegrenzten Reichthum der Gestaltungskraft unserem Volke zu erschließen. Dazu bedurfte es einer Ergänzung, und diese konnte einzig und allein in einer ähnlichen Auswahl aus des Künstlers Holzschnittwerk bestehen, denn gerade in diesen beiden Arten der vervielfältigenden Kunst tritt uns Albrecht Dürer als der größte unter allen Meistern der Renaissance entgegen.

Es läßt sich unmöglich verkennen: Dürers Hauptbedeutung liegt nicht in der Malerei, wo ihm der Mangel an Ausbildung im Coloristischen, die Unschönheit der Gesichter und die Plattheit der Formen hinderlich im Wege standen, wenn es galt den vollkommen idealen Stil zu erreichen. Sie liegt im Kupferstich und Holzschnitt; Dürer ist der Ausgangspunkt der ganzen nachfolgenden Kunstentwickelung dieser Art und zwar nicht blos für Deutschland allein, sondern für alle Culturvölker. Nicht in seinen Bildern, in seinen Kupferstichen und noch mehr in seinen Holzschnitten können wir Dürers tiefen Geist und originelle Phantasie vollständig ermessen. Namentlich in seinen Holzschnitten mit ihren einfachen Umrissen offenbart sich die ganze Fülle seines Wesens. Nirgend anderswo tritt sein schlichter, gemüthvoller und volksthümlicher Sinn so schön zu Tage als gerade in ihnen, nirgend anderswo wird uns der Geist seiner Zeit klarer vorgeführt. Wir sehen da in die Tiefe des religiösen Lebens, es tritt das Dämonische und der Teufelsspuk ebenso nahe an uns heran, als die auf dem Humanismus beruhende Allegorie, Mittelalter und neue Zeit reichen sich hier die Hände, und kein anderes Werk macht uns mit Tracht und Sitte, Straße und Haus, Stadt und Land so vertraut wie es Dürers Holzschnitte thun. Wenn wir aber darin dasjenige vermissen, was unser an den ewigen Mustern der Antike gebildete Geschmack schön nennt, so dürfen wir uns dadurch nicht zurückschrecken lassen: es wird uns durch Eigenartigkeit, Kraft und Gediegenheit vollständig ersetzt.

Angesichts dessen erscheint v. Lützows Dürer-Werk, das mittels vorzüglichen Lichtdruckes die Originale des großen Meisters in ihrem künstlerischen Gehalte trefflich zum Ausdrucke bringt, als ein höchst dankenswerthes. Es soll eine namhafte Anzahl hochinteressanter seltener Blätter vorführen, welche Dürer besonders charakterisiren. Daß die große Passion und das Leben Maria darin keine Aufnahme finden, erklärt sich leicht genug aus der weiten Verbreitung, welche dieselben bereits früher erlangt haben. Dagegen werden landschaftliche und architektonische Bilder, herrliche Wappen und Charakter aus der Zeit Maximilians I., Scenen aus dem Leben Christi ꝛc. vorgeführt werden und Dürers Holzschnitte mit Lützows erläuterndem Texte ein lehrreiches und anregendes Hausbuch bilden. Um die treueste Imitation zu ermöglichen ließ die Verlagshandlung das Papier, worauf die Facsimiles gedruckt sind, in der Stärke und Farbe des alten Büttenpapiers in Holland eigens anfertigen.

Carl Albert Regnet.

* * *

Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. 2 Bde. München, Bibliographisch-artistisches Institut.

Die Deutschen legen sich es zu hohem Ruhme aus, als Kosmopoliten erster Ordnung zu gelten, das weitestgehende Verständniß für nationale Individualitäten zu besitzen. Aber während sie es dahin bringen, die feinsten Schwingungen jeder Volksseele mitzuempfinden, haben sie der persönlichen Individualität insofern Schranken gezogen, als sie ihr das Recht, die Zeitgeschichte in subjectivem Spiegel aufzufangen, nur ungern zugestehen. Wir klagen, daß unsere Memoiren-Literatur in keiner Hinsicht einen Vergleich mit jener Englands und insbesondere Frankreichs zu bestehen vermöge, vergessen aber, daß wir fast nichts zur Pflege dieses Zweiges thun und im Grunde gar nicht so arm sind, um stets neidischen Blickes über die Grenze schielen zu müssen. Man wage doch einmal einen vorurtheilsfreien Griff in die verstaubten Repositorien, wo diese literarischen Schätze schlummern! Da ist von der Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen und den „Denkwürdigkeiten des Ritters Hans von Schweinichen" angefangen bis hinauf zu Varnhagen von Enses „Denkwürdigkeiten" und Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", bis zu den einschlägigen Arbeiten von Bogumil Goltz, Fr. Raumer, Hoffmann v. Fallersleben u. A. eine lange Reihe von Autobiographien, die in ihrer Gesammtheit eine bilder- und gestaltenreiche Chronika des nationalen Lebens während mehr als zwei Jahrhunderten abgeben. Auch edle Frauen haben daran mit gearbeitet, wie die Aufzeichnungen der Markgräfin von Bayreuth und der Prinzessin von Orleans bezeugen. Wir besitzen ferner aus unserer klassischen Zeit allein Selbstbiographien von K. Ph. Moritz, Franz Xaver Bronner, K. Fr. Bahrdt, J. Chr. Brandes, K. Spazier und Anderen, durchweg Werke, die durch die darin erzählten Schicksale wie durch ihre geistige Signatur in hohem Grade zu fesseln im Stande sind. Aber Alles, was das gebildete Publicum aus dieser Epoche kennt, ist Goethes „Wahrheit und Dichtung" und bestenfalls noch Jung-Stilling, der wie Klopstock zu den oft Gepriesenen aber selten Gelesenen gehört. Alles Uebrige liegt für jenes Häuflein von Deutschen, welche nicht Literarhistoriker von Fach sind, im Dunkel und würde heute, von einem geschickten Verleger lancirt, allgemein wie eine Novität überraschen.

Man wird vielleicht einwenden, daß die französischen Autobiographen Männer von Welt gewesen seien, Repräsentanten einer hohen socialen Rangstufe, die mit freiem Blicke auf das gesellschaftliche Getriebe hinabsahen, während bei uns zumeist trockene Gelehrte ihr Leben beschrieben haben. Das wäre jedoch eine leere Ausflucht, denn der deutsche Gelehrte ist kein Schulfuchs, dessen Horizont von den vier Wänden seiner Studirstube umfangen wird. Dies bekräftigen die „Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang", die gerade in einem Neudrucke des

Bibliographisch-artistischen Instituts in München vorliegen, wieder in schlagender Weise. Der Held dieser Selbstbiographie, ein Historiker, dessen Werke für die Geschichte der deutschen Kleinstaaterei grundlegend geworden — Vehse citirt ihn wohl über hundertmal — und der sich auch auf anderen Wissensgebieten ehrenvoll bethätigt hat, vereinigt in sich alle Eigenschaften, die wir den französischen Autoren nachrühmen. Obwohl schlichter Leute Kind, hat er sich dennoch stets auf weitem Plane bewegt und durch wechselvolle Schicksale zu einer glänzenden Lebensstellung aufgeschwungen. Er war der Vertraute und Gehülfe des Fürsten von Hardenberg, verkehrte mit Souverainen, stand in regem brieflichen und mündlichen Gedankenaustausche mit Jakob und Wilhelm Grimm, mit Lachmann und dem Minister von Montgelas, mit dem Orientalisten Hammer und dem Historiker Woltmann, kannte Bernadotte und Iffland, Matthison und van Swieten, Fürst Pückler-Muskau und Heinrich Zschokke, und sein Itinerarium reicht von Amsterdam bis Belgrad, vom Rhein bis zu den Ufern der Weichsel. Diese Selbstschau führt uns von Scenarium zu Scenarium, überall stoßen wir auf merkwürdige Menschen und originelle Gestalten, überall spielen sich die seltsamsten Historien ab, wir sind Zeugen einer wahrhaft „naupengeheuerlichen Geschichtsklitterung", um mit Fischart zu reden, und wenn auch Lang stets der Hauptacteur ist, um dessen persönlichstes Wohl und Wehe es sich handelt, er läßt nichts von Befangenheit spüren, er hält den Kopf aufrecht und das Auge offen für Alles, was ihm auf seinen Wegen begegnet. Vor Allem bewahrt er jedoch seinen guten Humor! Die unverwüstliche Laune, die selbst die gewöhnlichsten Ereignisse goldig umspielt, macht diese Memoiren zu einem der fesselndsten und belustigendsten Bücher. Man durchsuche die ganze hochgepriesene Memoiren-Literatur der Franzosen, man wird schwerlich ein Werk finden, das in diesem Maße von Esprit, von echtem Esprit erfüllt erscheint. Und trotz alledem lebt das Andenken dieses Mannes nur in einem verhältnißmäßig sehr kleinen Kreise, das große deutsche Lesepublicum, das immer nach guten Büchern schreit, hat ihn so gut wie vergessen.

Auf den culturhistorischen Werth seines Buches lege ich besondern Nachdruck, größern sogar als auf die köstliche Laune, die darin waltet. Freilich würde uns ohne die letztere Manches trocken und belanglos erscheinen, was nun, von allen Lichtern des Humors umleuchtet, reizvoll und fesselnd sich gestaltet. Lang besitzt eben jene bei Schriftstellern und Künstlern ebenso werthvolle als seltene Gabe: Temperament. Er ist ein „Causeur" im besten Sinne, wie die Deutschen wenige besessen. Anekdotisches Rankenwerk schlingt sich um alle Ereignisse, die er erzählt, und die Episode, das witzige Detail unterbricht jeden Moment die Haupt- und Staatsactionen. Er schreibt nicht Geschichte, aber er plaudert Geschichte — und gerade das hat ihm in den Augen mancher Philister so sehr geschadet. In der That zielt von dem Wenigen, was im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte über Lang veröffentlicht wurde, fast Alles dahin, die Unglaubwürdigkeit desselben zu erweisen. Ich gestehe offen, daß auch ich manche in dem Buche enthaltene Darstellung von Personen und Ereignissen nicht beschwören möchte, weil ich eben auf Grund anderer Quellen zu einer andern Vorstellung von denselben gelangt bin. Aber ist dies ein Grund, es zu verwerfen? Vergessen wir doch nicht, daß uns Memoiren nie die Contouren, sondern blos die Farben für ein Zeitgemälde geben sollen. Und damit hat sich Lang sehr freigebig gezeigt; er ist ein vorzüglicher Colorist, getreu im Lokalton und harmonisch in der Gesammtstimmung. Ihm wissentliche Entstellungen vorzuwerfen, wäre eine nicht zu rechtfertigende Verdächtigung. Daß häufig persönliche Tendenzen durchschlagen, ist nicht zu leugnen, scheint mir aber ebenso nothwendig als lobenswerth. Denn jedes echte Leben hat eine ausgesprochene Tendenz, die sich auch auf die Lebensbeschreibung übertragen muß, soll sie nicht ihren Hauptreiz und Werth verlieren. Worin dieser liegt, hat Lang in der Vorrede selbst hervorgehoben: „Ich weiß aus eigener Erfahrung, mit welcher geheimen Kraft alle und jede etwas ausführliche Lebensbeschreibungen an sich ziehen und wie sehr sie geeignet sind, wenn sie uns nur häufiger geboten würden, versöhnende Blicke in das menschliche Herz und das irdische Treiben zu öffnen."

Siegmund Feldmann.

Texte und Glossen. Resultate kritischer Gänge durch politische und unpolitische Gebiete mit besonderer Rücksicht auf socialpsychiatrische Phänomene. Von Leonhard Freund. Zürich, 1881, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Dies Buch scheint nur den einen Zweck zu haben, sich den Aerger über allerhand öffentliche und persönliche Mißstände in unklar gährender Darstellung vom Halse zu schreiben, und dabei all und jedem unserer Zustände und Personen einen kleinen giftigen Nadelstich zu versetzen. Daß wir häufig den Unwillen des Verfassers theilen, kann uns beim besten Willen die Thatsache nicht verbergen, daß das Buch gänzlich unwirksam bleiben muß. G. v. S.

* * *

Wir. Emsland-Geschichten von E. von Dincklage (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Auch von Emmy von Dincklage, einer der eigenartigsten unter unseren zeitgenössischen Novellistinnen, kann man sagen, daß ihr Genre klein, daß sie aber in diesem Genre groß ist. Als sie sich einmal daran machte, italienische Erzählungen zu schreiben, fiel der Versuch so schwach aus, daß man beinahe fürchtete, sie hätte sich bereits ganz „ausgeschrieben". Nun, das vorliegende neue Buch beweist gerade das Gegentheil. Der Preis unter diesen emsländer Erzählungen gebührt der letzten „Der Zipfel vom Mantel." Da ist Alles klar geschaut, warm empfunden und ansprechend erzählt; eine Heldin, wie „Bille" ist trotz des poetischen Lichts, in das die Verfasserin sie gerückt, so durch und durch ein echtes Kind des Volkes, daß man nur seine herzliche Freude an solcher Idealisirung haben kann. In der „Dorfpenelope" ist die erste Hälfte der Erzählung meisterhaft, nachher fällt der durchaus nicht emsländische „Naturdoctor" etwas aus der Rolle. Schwächer sind die beiden Novellen „Das blaue Herz", wo doch gar zu viel Lärm um nichts stattfindet, wenn auch die Gestalt des alten Wirths durch ihre schlichte Naturwahrheit ergreift, und „Oelbild", wo die Ausführung nicht ganz der Anlage entspricht und nur der derb-fröhliche Humor des alten Matrosen uns über die Mängel siegreich forthilft. Emmy von Dincklages Sprache aber verdient überall das gleiche Lob; es ist der echte, schlichte, markige Erzählerton für norddeutsche Dorfgeschichten, den sie anzuschlagen versteht. Aus dem ganzen Buche weht es uns mit dem kräftigen Erdgeruch frischer Ackerschollen entgegen. T—n.

* * *

Riviera di Ponente. Novellistische Culturbilder von V. R. Bredt (Leipzig, Otto Wigand).

Ein sehr wunderliches Buch, das der Verfasser „halb Libelle (?), halb Novelle, halb Reiseberichte, halb Herzensgeschichte" nennt und das in der That über Alles und noch etwas handelt. Er hätte entweder nur Culturbilder oder eine Novelle mit landschaftlichem Hintergrund geben sollen, denn so, wie es ist, kann das Buch keinen Leser befriedigen. Uebrigens schreibt der Verfasser sehr fließend und gefällig, und wer an der Riviera heimisch ist oder sie auch nur von kürzerem Aufenthalt her kennt, wird immerhin manche freundliche Erinnerung beim Durchlesen der Schilderungen in den ersten Abschnitten auffrischen können. Der Titel freilich wird durch das Buch nicht gerechtfertigt. T—n.

* * *

Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Herausgegeben von Richard und Robert Keil. Leipzig, E. Schloemp.

Es ist dies jedenfalls die bedeutendste Festschrift zu Goethes fünfzigjährigem Todestage und sie beweist aufs Neue, wie ungerecht Börnes Declamationen gegen den „großen Egoisten" sind. Goethe, welcher in der allgemeinen Noth keinen Augenblick den Muth verlor und nicht nur an seine eigene Sicherheit dachte, sondern in aufopferndster Weise Rath und Hülfe spendete, steht hier als Mensch groß und liebevoll da. Unter den publicirten zehn Briefen von und vierundvierzig an ihn ist ein jeder ein Beweis für sein warmes, patriotisches Herz. Das wichtigste Actenstück ist der bisher ungedruckte größere Bericht über die geistigen Zustände von Weimar und Jena, in Folge dessen die berühmte Universität nicht aufgehoben wurde und beide Städte französische Schutzbriefe erhielten. Die etwas hastig geschriebene Publication ist leider in den historischen Abschnitten noch sehr der Ergänzung bedürftig.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Hervorragende Novität

aus dem

Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Das Bild des Eros.

Neue milesische Märchen

von

Oscar Linke.

1. Band.

In eleganter Ausstattung mit Kopfleisten und Initialen.

Broch. *M.* 5.—, in stilvollem Einbande *M.* 6.20.

Unter dem vorstehenden symbolischen Titel entrollt der Verf. der „Milesischen Märchen" reizvolle Bilder von hochpoetischer Wirkung und Schönheit aus Altgriechenland, die an den kühnen, farbenreichen Pinsel eines Makart erinnern.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konstantinopel.

Von **Edmondo de Amicis.**

Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von

A. Burchard.

2 Thle. in 1 Bd. 30½ Bogen.

Preis eleg. brosch. 5 *M.*, in Bädekerbd. 6 *M.*

Dies geistvolle und fesselnde Buch ist von einer großen Anzahl der bedeutendsten Blätter aufs günstigste besprochen. Die Wiener „Presse" sagt kurz und treffend: „Amicis' ‚Konstantinopel' enthält geradezu berauschende Kapitel, in denen frische Beobachtung aus dem Born der Geschichte, gesättigte Phantasie, reichstes Colorit und künstlerische Abrundung sich bestens vereint zeigen."

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Verlag von **Johannes Lehmann** in **Leipzig.**

Zur Geschichte der Hofnarren

Friedrich Taubmann

Ein Kulturbild

Zumeist nach handschriftlichen Quellen von

Friedrich W. Ebeling.

Mit Taubmann's Porträt und Faksimile.

☞ Zweite Auflage. ☜

Preis: Elegant geheftet *M.* 6.— In Originalband *M.* 7.—

☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die erste Auflage war 14 Tage nach Erscheinen vergriffen!

Buchhandlungslehrling! In meinem Geschäfte ist am 1. October die Lehrlingsstelle zu besetzen. Ich reflektire nur auf einen jungen Mann mit guter Schulbildung, dem daran liegt mit zur Familie seines Chefs gerechnet zu werden; Kost und Wohnung im eigenen Hause! Etw. Reflektanten wollen sich gefl. mit mir direkt in Korrespondenz setzen.

A. Helmich, Buchhandlung in **Bielefeld.**

Collection Spemann

Band 28

enthält: *Andersen, Der Improvisator.* Roman. Mit Einleitung von E. LOBEDANZ.

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Monumentales geschichtliches Bilderwerk.

Soeben erschien im Verlage von

PAUL NEFF IN STUTTGART

Die zweite verbesserte Auflage:

BILDERATLAS

ZUR

WELTGESCHICHTE

Nach Kunstwerken alter und neuer Zeit.

146 Tafeln gross Folio mit über 5000 Darstellungen.

Gezeichnet und herausgegeben

von

Professor Ludwig Weisser,

weil. Inspektor des Königl. Kupferstich-Kabinets in Stuttgart.

Mit erläuterndem Text von Dr. Heinrich Merz.

In elegantestem Halbfranzband nur *M.* 30.—

Das Werk ist auch in 25 Lieferungen à *M.* 1.— oder complet broschirt à *M.* 25.—, eventuell auf Ratenzahlungen zu beziehen.

Weisser's „Bilder-Atlas zur Weltgeschichte" ist ein willkommenes Supplement zu jeder Welt- und Kunstgeschichte, zu jedem Conversations-Lexikon. Der Bilder-Atlas will all das Grosse, Schöne, Bedeutungsvolle im Leben der Menschheit, die Götter- und Mythenwelt der Alten, die Trachten der Vorzeit, das kriegerische Leben, das alltägliche Treiben öffentlich und daheim, die Gesichtszüge berühmter Männer und Frauen, die denkwürdigen Thaten und Ereignisse zur Darstellung bringen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg.

Die Historia

von Herrn Hartwig und

der treuen Else.

Von J. von Wildenradt.

Zweite Auflage.

24½ Bogen. 5 *M.*, elegant gebunden 6 *M.*

Diese Dichtung steht dem besten, was in der Neuzeit bei uns der kulturgeschichtliche Roman geleistet hat, an innerem Gehalte gleich; sie überragt diese Romane durch die reinere und höhere Kunstform. „Roman-Ztg."

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sang und Klang.

Lieder zum Componiren und andere praktische Kleinigkeiten

von

Heinrich Flemmich

(Parcival).

Preis 3 *M.*

Freiburg i. B.

Adolf Kiepert's Hofbuchhandlung.

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. **Josef Wiel** (Verf. des „Diätetischen Kochbuches"). Fünfte verb. und verm. Aufl. Brosch. *M* 4.—, geb. *M.* 5.— Das Buch ist ein getreuer Rathgeber, ein ehrlicher und billiger Hausarzt für Jedermann. — Hofrath k. k. Professor Th. Billroth in Wien empfiehlt den „Tisch" im Vorwort seines neuesten Werkes „Die Krankenpflege im Hause und im Hospital" ganz besonders.

K. k. Hofbuchhdlg. **Hans Feller** in **Karlsbad.**

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben:

Geschichte der Ethik.

Erste Abtheilung:

Die Ethik der Griechen und Römer.

Von

Theobald Ziegler.

Preis *M.* 8.—

Verlagsb. von **Emil Strauß** in **Bonn.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 32. Berlin, den 12. August 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Unsere Parteien. Von Friedrich Boettcher. — **Literatur und Kunst:** Der Materialismus als erkenntnißtheoretisches Princip. Von Max Schasler. — Emile Zolas „Pot-Bouille". Besprochen von Theophil Zolling. — Wagners „Parsifal". Von H. Ehrlich. II. (Schluß.) — Jugendbriefe von Alexander von Humboldt. (Schluß.) — Tagebuchblätter aus der Lombardei. Von H. Breitinger. — Notizen. — Inserate.

Unsere Parteien.

Von Friedrich Boettcher.

Die Klage über ungesunde Parteibildung ist so alt wie unser parlamentarisches Leben. Zwei große Parteien, hieß es, eine liberale und eine conservative, seien die allein normale und zweckentsprechende Theilung einer Volksvertretung. Die bei uns thatsächlich bestehende Vielheit von Absonderungen wurde den „politischen Kinderschuhen" zugeschrieben. Vielleicht darf man doch einige Zweifel hegen, ob diese an sich so einleuchtend scheinende Theorie den Grund der Sache richtig erfaßt habe. Und dies um so mehr, als das Musterbild, auf welches hingewiesen zu werden pflegt, nämlich das englische Parteiwesen, heute gar nicht mehr zutrifft. Die landläufige Unterscheidung von Whigs und Tories ist in Wirklichkeit nur noch eine historische Reminiscenz. Nicht allein die Irländer bilden eine selbstständige Partei, neben den Liberalen der alten Schule besteht auch eine sich deutlich abzeichnende radicalere Richtung, von anderen Nüancen gar nicht zu reden. Und ist dies auch nicht ganz erklärlich? Jene geschlossene Zweitheilung konnte bestehen, so lange das Parlament die Domäne einer im Wesentlichen auf denselben socialen Voraussetzungen beruhenden Aristokratie war. Je weiter das Wahlrecht ausgedehnt wurde, um so zahlreicher wurden natürlich die Unterschiede der politischen Meinungen und Bestrebungen. In Preußen umfaßte das Wahlrecht von Anfang an die Gesammtheit der Staatsbürger, im Reiche kam noch die vollständige Gleichheit der Berechtigung hinzu; daher denn auch die Parteispaltung hier noch weiter geht, als dort. Zu der Allgemeinheit und Gleichheit des Wahlrechts gesellte sich dann noch die dem Deutschen eigenthümliche Neigung, aus jeder Angelegenheit eine Gewissensfrage zu machen, in allen Dingen eine bis an Eigensinn streifende selbstständige Ueberzeugung zu haben. Wenn wir trotzdem vor der Gefahr einer individualistischen Atomisirung unserer Parlamente bewahrt geblieben sind, so liegt das eben daran, daß die Wirkung geschichtlicher Verhältnisse, gemeinsamer materieller und geistiger Interessen, vor Allem aber die Erkenntniß der Ohnmacht des Einzelnen schließlich denn doch stärker gewesen ist, als persönliche Lieb- und Rechthaberei.

Natürlich soll nicht behauptet werden, daß eine Vereinfachung unseres bestehenden Parteiwesens weder wünschenswerth noch überhaupt zweckmäßig wäre. Nur ist es gut, sich in dieser Beziehung keinen Täuschungen hinzugeben. Der Versuch der Bildung einer „großen liberalen Partei", wie er seit zwei Jahren unternommen worden, beruht ohne Zweifel auf einem sehr ansprechenden Gedanken. Aber sein bisheriger Erfolg ist lediglich, den früheren zwei liberalen Fractionen eine dritte hinzugefügt zu haben. Der thätigste und bedeutendste Führer der Fortschrittspartei warnt vor dem „Aufgehen in den allgemeinen liberalen Brei", und andererseits zeigen auch die Nationalliberalen keine große Lust, ihren besonderen Parteiverband aufzulösen. Man würde sehr Unrecht thun, wollte man dafür einem unberechtigten „Fractionsparticularismus" oder „Fractionsfanatismus" schuldgeben. Vielleicht ließe sich für alle auf dem Boden der constitutionellen Monarchie stehenden Liberalen ein in den letzten Zielen gemeinsames Programm ohne große Mühe aufstellen. Aber leider liegen diese Ziele noch in ferner Zukunft; die politische Arbeit des Augenblicks vollzieht sich in Deutschland unter einer außergewöhnlichen Verkettung der mannichfaltigsten Schwierigkeiten. Und diesen wirklichen Verhältnissen gegenüber haben Nationalliberale und Fortschrittspartei von jeher grundsätzlich verschiedene Stellungen eingenommen. Jene hat an der Gesetzgebung einen theils unterstützenden, theils selbst anregenden Antheil gehabt, freilich um den Preis mancher Zugeständnisse an der ihrigen entgegengesetzte Auffassungen; diese hat ihre Hauptaufgabe in der Wahrung der Reinheit ihrer Principien erblickt, daher ihre positive Mitwirkung zu den wichtigsten Gesetzen versagt und die Nationalliberalen sogar wegen ihrer „Compromißpolitik" aufs Aeußerste bekämpft. Heute kann man nun oft den Rath hören, das Vergangene begraben sein zu lassen. Das ist gewiß ein guter Rath; aber er hilft nicht über die Thatsache hinweg, daß jene Verschiedenartigkeit in der Methode zwischen Fortschritts- und nationalliberaler Partei, trotz der jede positive Thätigkeit der letzteren so außerordentlich erschwerenden augenblicklichen Umstände, noch heute fortdauert. Der Gegensatz in der Militärfrage ist bekannt; und nach den von der Fortschrittspartei während der letzten Reichstagssession gefaßten Fractionsbeschlüssen ist ein ähnliches Auseinandergehen in Bezug auf die socialpolitischen Gesetzentwürfe zu befürchten. Bei so weitgehenden Verschiedenheiten in den wichtigsten Angelegenheiten der praktischen Politik ist eine Verschmelzung zu einer einzigen Partei selbstverständlich ausgeschlossen.

Wenn die „Provinzialcorrespondenz", das anerkannte Organ der Regierung, dies neuerdings wiederholt in langathmigen Auseinandersetzungen zu beweisen versucht hat, so hat sie sich die Mühe genommen, offene Thüren einzustoßen. Vor Allem hätte sie zu diesem Zwecke nicht nöthig gehabt, den Unterschied zwischen Nationalliberalismus und Fortschritt weit über das Maß der Wirklichkeit hinaus zu übertreiben. Andererseits begeht sie den Fehler, die Bedeutung dessen, was sie dem gesammten Liberalismus als das einzige Gemeinsame zuerkennt, der Negation nämlich, zu unterschätzen. Es mag immerhin sein, daß eine volle Uebereinstimmung unter den Liberalen nur bezüglich der Abwehr gewisser in den letzten Jahren aufgetauchter Bestrebungen

besteht; aber, wie die Dinge liegen, ist dies für den Augenblick auch vollkommen ausreichend. Zu positivem Schaffen im Sinne selbst der gemäßigtern Liberalen wird die nächste Zeit wenig angethan sein. Die Hauptaufgabe des Liberalismus wird in der Erhaltung des Wesentlichen der in dem Jahrzehnt nach 1866 zu Stande gebrachten Gesetzgebung bestehen. Der Eifer, mit welchem sich die Fortschrittspartei der Vertheidigung jener Errungenschaften, welche sie einst nicht geringschätzig genug zu tadeln wußte, heute widmet, gewährt — nebenbei bemerkt — den Nationalliberalen nachträglich eine glänzende Genugthuung. Sind aber die Liberalen in diesem Abwehrzwecke ausnahmslos einig, so ist ihnen damit auch ein gemeinsames Verhalten gerade jetzt, zur Zeit der preußischen Wahlbewegung, von selbst geboten. Sie alle haben in erster Linie das Interesse, die conservativ-klerikale Majorität, welche das Abgeordnetenhaus während der letzten Legislaturperiode beherrscht hat, zu beseitigen. Sie müssen also, bei aller energischen Wahrung ihrer besonderen Standpunkte, in erster Linie eine numerische Schwächung der Gesammtheit des Liberalismus zu verhüten, demselben vielmehr in dem neuen Abgeordnetenhause die Mehrheit zu verschaffen suchen.

Es wäre ein bedenklicher Irrthum, wenn man sich von diesem ersten Gebote des diesmaligen Wahlfeldzugs durch die neuerdings eingetretene Veränderung in dem Verhältniß der Regierung zur Centrumspartei entbunden glauben wollte. Noch wissen wir überhaupt nicht, ob der plötzliche Rückfall der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in die Culturkampfssprache nicht blos ein diplomatisches Pressionsmittel, vielleicht gar nur die Anwandelung einer augenblicklichen Laune gewesen ist. Aber auch dann, wenn die Regierung der Curie wirklich auf die Dauer wieder einen festeren Willen zeigen würde, wäre die Gefahr, welche eine conservativ-klerikale Majorität in Verbindung mit den Herren v. Puttkamer und v. Goßler in sich birgt, keineswegs zu unterschätzen. Auf dem Gebiete des Schulwesens z. B. könnte noch unsäglich viel verdorben werden. Nicht minder bliebe der Möglichkeit, durch Nachgiebigkeit in kirchenpolitischen Dingen Zugeständnisse auf dem staats- und volkswirthschaftlichen Gebiete zu erlangen und umgekehrt, Thür und Thor geöffnet. Im Reichstage ist eine derartige Schacherpolitik durch die letzten Wahlen ziemlich aussichtslos gemacht, wie dies erst vor wenigen Wochen die wiederholten Niederlagen der von Windthorst geführten früheren Mehrheit gezeigt haben. Gelänge es, im Abgeordnetenhause die conservativ-klerikale Coalition zweifellos in die Minderheit zu drängen, so würden damit die rückschrittlichen Bestrebungen derselben auch im Reiche einen weiteren derben Stoß erleiden. Der ganzen von dieser Seite wirklich drohenden Reation wäre ein Riegel vorgeschoben. Und damit würde die „negative Einigkeit" der Liberalen einen Erfolg erreicht haben, wie sie ihn sich unter den obwaltenden Umständen besser gar nicht denken könnten.

Die „Provinzialcorrespondenz" verwendet ferner viel Scharfsinn darauf, die Unfähigkeit des Liberalismus zu positivem Schaffen darzuthun. Wenn sie in demselben Zusammenhange die schöpferische Thätigkeit der Nationalliberalen anerkennen muß, so hat sie sich damit schon selbst widerlegt. Aber was soll überhaupt diese Auseinandersetzung im gegenwärtigen Augenblicke? Fragt man nicht unwillkürlich, welche Schöpfungen denn die von der Regierung so wohlwollend behandelte conservativ-klerikale Majorität aus ihrer dreijährigen Herrschaft aufzuweisen hat? Bei einer genaueren Untersuchung würde, fürchten wir, das Wort von der Einigkeit nur in der Negation und von der Unfruchtbarkeit im Schaffen auf diese Parteien noch besser zutreffen, als auf die Liberalen. Wie könnte es auch anders sein! Was das Centrum in seiner jetzigen Gestalt zusammenhält, ist sein confessionell-katholischer Charakter. In ähnlicher Weise trägt unsere hochconservative Partei den Stempel eines einseitigen protestantischen Orthodoxismus. Beide Richtungen haben untereinander bis zu einem gewissen Grade gemeinsam den Gegensatz zum modernen Staate, insofern dieser die äußere Machtsphäre der Kirche beschränkt hat. Sobald sie aber das gemeinsame Ziel ihrer diesbezüglichen Bestrebungen erreicht hätten, würden sie sich als Todfeinde gegenüberstehen. Das Centrum im preußischen Abgeordnetenhause ist außerdem aus ganz heterogenen politischen Bestandtheilen zusammengesetzt, und im Reichstage bildet es vorwiegend den Sammelpunkt jener Elemente, welche den Umschwung von 1866 und 1870 bekämpft und sich mit demselben auch jetzt innerlich noch nicht versöhnt haben. Eine zwischen ihm und den preußischen Conservativen oder gar der Regierung gemeinsame positive Politik ist demnach schlechterdings undenkbar; man kann sogar zweifelhaft sein, ob es für sich allein über das kirchenpolitische Gebiet hinaus einen gemeinsamen Boden positiver Wirksamkeit finden könnte. Ganz richtig ist oft gesagt worden, daß eine confessionelle Partei nach Weise des Centrums in einer politischen Körperschaft überhaupt nicht berechtigt sei. Nichtsdestoweniger wäre es müßig, auf eine baldige Auflösung des Centrums zu speculiren, selbst nicht für den Fall einer wirklichen Beilegung des kirchenpolitischen Streites. So weit auch die verschiedenen Bestandtheile des Centrums oft auseinander streben mögen, schon die Macht der Gewohnheit und die Rathlosigkeit, wohin sonst man sich wenden könnte, schließt den alten Verband immer wieder zusammen. Auch im Falle einer Auflösung der Partei aber würde immer etwas — im Reiche z. B. eine rein particularistische Partei — an ihrer Stelle zurückbleiben.

Die Conservativen für sich betrachtet bieten auch nichts weniger als das Bild der Einheitlichkeit. In einem ganz ähnlichen Verhältniß, wie die Nationalliberalen zum Fortschritt, stehen die Freiconservativen zur eigentlichen conservativen Partei. Selbst die letztere aber kann nicht viel von ihrer Homogenität rühmen. Der Gegensatz in der Stellung zur kirchenpolitischen Frage, welcher zwischen ihr und den Freiconservativen so grell hervortritt, ist, wenngleich in geringerem Grade und mühsam vertuscht, auch in ihren eigenen Reihen vorhanden. Diese innere Verschiedenartigkeit mag die Conservativen in ihrer Thätigkeit einigermaßen gelähmt haben; aber sie erklärt und rechtfertigt doch keineswegs den gänzlichen Mangel an productiver Initiative, welche man von ihnen als der stärksten und deshalb führenden Partei verlangen und erwarten durfte.

Es begreift sich, daß mit einer Gestaltung des Parteiwesens, wie sie bei uns besteht, am wenigsten die Regierung, die eine Majorität im Parlamente haben muß, zufrieden sein kann. Ganz natürlich erörtern ihre Organe immer wieder den Gedanken, daß es in der praktischen Politik nur zwei Richtungen geben sollte: Regierungspartei und Opposition. Sie übersehen dabei nur den Widerspruch, in welchen sie sich mit sich selbst setzen. Erster Grundsatz des Fürsten Bismarck gegenüber dem Parlamentarismus ist, daß die Regierung keiner Partei angehören dürfe. Will oder kann sie das aber nicht, so ist die selbstverständliche Folge, daß sie auch nicht eine eigentliche Regierungspartei für sich beanspruchen darf. Nun liegen bei uns die Verhältnisse in der That so, daß die Regierung sich mit einer einzelnen Partei nicht identificiren kann; denn keine der bestehenden Parteien kann hoffen, jemals für sich allein eine starke Mehrheit in unseren Parlamenten zu bilden. Andererseits aber sind diese Parteien nicht aus Willkür entstanden, sondern aus wirklich vorhandenen Richtungen unseres Volkslebens hervorgegangen. Jede einzelne von ihnen hat bereits ihre Geschichte. Eine fundamentale Umgestaltung dieses Verhältnisses ist für absehbare Zeit nicht wahrscheinlich.

Positives kann unter solchen Umständen bei uns nur durch das Zusammenwirken der Regierung mit mehreren Parteien geschaffen werden. Würde jede einzelne Partei unerschütterlich auf jedem Titelchen ihres Programms verharren, und bestände andererseits die Regierung ebenso hartnäckig auf ihrem eigenen Standpunkte, so wäre unser politisches Leben zu verderblicher Stockung verdammt. Die vielgeschmähte Compromißpolitik also ist es, die sich aus unserem Parteiwesen als naturnothwendig ergibt. Selbstverständlich aber muß eine solche Politik, wenn sie zum Heile führen soll, auf gegenseitiges Vertrauen und aufrichtige Verständigung gegründet sein, nicht auf gegenseitiges „Früheraufstehen"

und gegenseitiges Ueberlisten. Mit jener Methode ist Großes in Deutschland geschaffen worden, mit dieser sind wir in einen Zustand allgemeiner Verstimmung, allgemeinen Mißtrauens, allgemeiner Verwirrung gerathen, dem wir uns nicht eher entwinden werden, als bis man in jene frühere Bahn zurückgekehrt sein wird.

Literatur und Kunst.

Der Materialismus als erkenntnißtheoretisches Princip.

Von Max Schasler.

In den Bemerkungen über „die materialistischen Tendenzen der heutigen Zeit"*) ist zwar vom Materialismus als falschem Gegensatz zum Idealismus die Rede gewesen; sein Wesen aber, d. h. das Princip, welches er als das einzig wahre alles Lebens behauptet, ist dort nicht näher bestimmt worden — außer daß, was ja schon im Namen ausgedrückt ist, dies Princip als die „Materie" bezeichnet wurde. Sehen wir nun einmal zu, was es mit diesem Princip eigentlich auf sich hat.

Hierbei ist vorläufig billiger Weise von jener ebenfalls unter dem Titel M. auftretenden Lebensanschauung abzusehen, welche, unter Leugnung aller idealen Zwecke, die sie nur als selbsttrügerische Illusionen betrachtet, lediglich auf Befriedigung des praktischen Egoismus ausgeht. Mit diesem praktischen M. darf der wissenschaftliche, welcher zunächst eine wesentlich erkenntnißtheoretische Bedeutung hat, schon deshalb nicht confundirt werden, weil letzterer sich sogar ernsthaft, wenn auch — wie wir sehen werden — vergeblich bemüht, die aus seinem Princip auch für das praktische Leben sich ergebenden Consequenzen als vereinbar mit den ethischen Grundlagen des öffentlichen und individuellen Daseins darzustellen; ja sogar ausdrücklich behauptet, daß, wo ein Zusammenhang zwischen seinem und dem Princip des praktischen M. sich zu manifestiren scheine, dies eben nur ein Schein sei, der lediglich aus der mißbräuchlichen Anwendung seines Princips resultire. Ob indeß die Bemühungen des theoretischen M., eine solche bedenkliche Verwandtschaft mit dem praktischen M. abzulehnen, nicht vielleicht doch nur mit Hülfe einer sehr durchsichtigen Sophistik zu einem anscheinenden Erfolg gelangen, wird sich aus der Prüfung seines Princips ergeben müssen.

Die Aufgabe für alle Erkenntnißtheorie wurzelt in dem Problem, einen dem Denken genügenden Erklärungsgrund des gesammten Weltorganismus und folglich auch des geistigen Organismus des menschlichen Daseins zu finden. Der M. nun stellt dafür die Hypothese auf — aber eine Hypothese, welche angeblich durch „die Thatsachen der Erfahrungswissenschaften" bewahrheitet werde —, daß die gesammte Erscheinungswelt mit ihrem unerschöpflichen Reichthum an organischer Gesetzmäßigkeit und ideeller Zweckmäßigkeit ausschließlich auf die Materie und deren rein mechanische, blos zufällige und daher zwecklose Bewegung zurückzuführen sei. Was ist nun aber die „Materie" als Princip, d. h. nicht diese oder jene Materie, sondern die Materie an sich, also ohne jegliche innere und äußere Bestimmtheit — denn hiermit würde sofort ein Unterschied gesetzt —, die Materie folglich ohne Form, Qualität, Quantität, Gewicht u. s. f., kurz die unorganisirte Materie? — Da die Materie als Gegenstand der Wahrnehmung nur als schon organisirt zu denken ist, so — sagt der M. — ist es nothwendig, über diesen ihren positiven Zustand hinaus zu jenem Urzustand derselben zurückzugehen, in welchem alle solche Bestimmtheit aufgehoben ist. — Wessen Auge nicht durch den Nebel des aprioristischen Construirens getrübt ist, dem muß sofort der Widerspruch in dieser Vorstellung auffallen: ein Etwas, das real existiren soll, ohne doch irgend eine Bestimmtheit zu besitzen, welche erst die Bedingung seiner Realität enthielte! Dies immaterielle (und gleichwohl nicht idealistische) Princip der Materie wird nun — denn einen Namen muß es doch haben — Atom genannt. — Der Begriff des Atoms*), etymologisch bekanntlich „das Untheilbare" bedeutend, gründet sich auf die unwissenschaftliche Vorstellung, daß man sich die organisirte Materie so lange getheilt denken soll, bis man zu einem Punkte gelangt, wo die Theilung ferner nicht mehr möglich ist; als ob dieser letzte, kleinste Abschnitzel der Materie, der bis dahin immer noch Form, Gewicht und bestimmte Qualitäten besaß, nun, durch die bloße Theilung und Verkleinerung, plötzlich körperlos, formlos und überhaupt qualitätslos werden könnte! Selbstverständlich kommt der M. zur Idee des Atoms nicht durch wirkliche Theilung, d. h. auf dem Wege des Experiments — obschon er dies sonst immer als die einzig wahre Methode, die Wahrheit zu erkennen, behauptet —, sondern er kommt dazu auf dem Wege des sich jeder Wahrnehmung und Erfahrung entziehenden Denkens, d. h. vermittelst einer ganz willkürlichen und abstracten Construction a priori. So ist in der That das Atom nichts als ein reines Abstractum, ein leeres Gedankending. — Um nun aber ja die Unkörperlichkeit des Atoms zu bewahren, die für diesen Begriff im Gegensatz zur organisirten Materie, welche ja erst daraus entstehen soll, nothwendig ist, macht der M. noch einen feinen Unterschied zwischen dem Atom und dem „Molecüle" (einer Erfindung der französischen Materialisten): das Molecüle soll nämlich das unendlich kleinste Theilchen einer bestimmten, d. h. schon organisch gestalteten Materie sein, während das Atom durchaus gar keinen substanziellen Unterschied zeige. Zum Molecüle gehören daher mindestens zwei, unter Umständen aber auch mehr Atome. Wie sich diese Addition mit dem Begriff des „unendlich kleinsten Theilchens" — eine Bestimmung, die ja auch dem Atom zukommen soll — vereinigen lasse, bleibt freilich ebenso unerklärt und unerklärbar wie die Möglichkeit, daß aus der (ohnehin, wie der M. behauptet, gänzlich zufälligen) Addition zweier immaterieller, qualitätsloser, kurz anorganischer Atome ein allerdings kleinstes, immerhin aber stoffliches Theilchen einer qualitativ differenten, organisch gegliederten Materie entstehen könne. Der Fortgang von dem leeren Gedankending, Atom genannt, zum bereits substanziellen Molecüle wäre allerdings als ein sehr wesentlicher Fortschritt für die Begründung der materialistischen Theorie zu betrachten, wenn dieser Fortgang sich auf irgend eine plausible, oder wenigstens widerspruchslose Weise rechtfertigen ließe. Hier stehen wir also vor dem eigentlichen Problem, mit dessen Lösung die Hypothese der materialistischen Welterklärung steht oder fällt. Aus der etymologischen Bedeutung des Atoms als untheilbaren, d. h. unendlich kleinen Theilchens der Materie, läßt sich schon seines blos negativen Werthes halber und weil ja dem Molecüle im Grunde dasselbe Prädicat zukommt, ein solcher Fortgang nicht deduciren; es muß also nach einer etwaigen positiven Bedeutung desselben gesucht werden, und diese hat man denn auch in dem volltönenden Begriff „Kraftcentrum" finden zu können geglaubt. Das Atom soll nichts als ein Kraftcentrum sein! — Centrum nun, wenn dabei — wie ja hier nothwendig — durchaus von jedem substanziellen Inhalt, von jeder stofflichen Existenz, von welcher die Begriffe der Ausdehnung und der körperlichen Eigenschaften überhaupt untrennbar sind, abstrahirt wird, bedeutet zunächst weiter nichts als eine lokale Bestimmung, d. h. einen mathematischen Punkt; und dies materielle Nichts soll Träger einer Kraft sein! — Abgesehen von dem darin abermals zu Tage tretenden Widerspruch solchen Begriffs — denn eine Kraft ist nur als „wirklich" denkbar, wenn sie wirkt; wirken kann sie aber nur durch ein materielles Substrat, was

*) S. Gegenwart Nr. 46. 1881.

*) Um einem naheliegenden Mißverständniß vorzubeugen, ist zu bemerken, daß der in der Chemie vorkommende Begriff des Atoms, welcher zur Erklärung gewisser Erscheinungen eine praktische Bedeutung haben mag (obschon besser dafür Molecüle gesetzt würde), mit dem metaphysischen Begriff Atom der materialistischen Philosophie nichts zu thun hat, also auch von uns nicht berücksichtigt werden kann.

*

dadurch zum Organ wird; mit andern Worten: eine Kraft ist nur als Ursache einer Wirkung real, sie ist der logische Rückschluß von einer wahrgenommenen, also materiellen Wirkung auf eine ihrem Wesen nach gänzlich unbekannte Ursache — also abgesehen von diesem Widerspruch, der schon im Begriff des „Kraftcentrums" liegt, merkt der M. auch gar nicht, daß er mit der Aufstellung dieses Princips in den allerabstractesten Spiritualismus verfällt. Denn wenn man sich unter „Kraftcentrum" überhaupt etwas Positives vorstellen könnte, so wäre es lediglich der Begriff der Idee in der abstractesten, nämlich von jeder Realität abstrahirenden Bedeutung des Worts als bloßer Idee; kurz: „Kraftcentrum" ist ebenfalls nichts als ein leeres Gedankending und in dieser Hinsicht allerdings dem Atom identisch. Damit ist freilich für die materialistische Theorie nichts gewonnen.

Selbst dieser interessante Begriff des „Kraftcentrums" bringt uns also noch keinen Schritt weiter in dem Fortgang vom Atom zum Molecüle. Dies hat denn auch der Materialismus sehr wohl begriffen; er hat eingesehen, daß Kraft ein leerer Name, ein todtes Nichts ist, dem kein irgendwie faßbarer Begriff entspricht, wenn ihr nicht die Eigenschaft sich zu äußern, d. h. nicht blos die Aeußerungsfähigkeit, sondern der Aeußerungsnothwendigkeit beiwohnt. Man erwäge: ein mathematischer Punkt ohne irgend welchen substanziellen Inhalt, also auch ohne irgend welche Bestimmtheit in qualitativer Beziehung, soll nun plötzlich, um das Wunder des Fortgangs vom Atom zum Molecüle zu realisiren, eine Eigenschaft besitzen: die Eigenschaft der „Bewegung" nämlich, nach dem Machtspruch des Materialismus. Wahrhaft kindlich erscheint aber die Vorstellung, welche sich die Materialisten von diesem Proceß machen: die Atome nämlich, welche als mathematische Punkte plan- und zwecklos im leeren Weltenraume umherschwärmen, gerathen zufällig an einander und — je nach ihrer Natur! — stoßen einander ab oder ziehen einander an. Diese als gänzlich unterschieds- und qualitätslos gedachten Punkte besitzen also von vornherein eine differente, ja geradezu entgegengesetzte Natur, welche in Folge dessen auch ihre Bewegung zu einer entgegengesetzten macht: Anziehung und Abstoßung. Selbstverständlich ist niemals ein Materialist in der glücklichen Lage gewesen, solch wunderbares Spiel der Atome auf irgend welche Weise wahrzunehmen, sondern diese jenseits jeglicher Erfahrung liegenden Vorstellungen sind sämmtlich reine Erfindung, wissenschaftlich titulirt: Hypothesen, die jeder substanziellen Basis entbehren. Nun konnte man sich ja dergleichen Hypothesen, wenn sie schließlich durch die Thatsachen der Erfahrung bestätigt werden, gefallen lassen; allein weit entfernt davon, enthalten sie, wie wir sehen, ein solches Nest von in sich selbst widersprechenden Vorstellungen, daß es in Wahrheit unbegreiflich ist, wie ein einigermaßen mit gesunder Logik begabter Verstand dabei beharren kann.

Im Grunde dient die Hypothese des Atomismus nur als metaphysisches Hülfsaxiom, mittelst dessen der Materialismus Das, worum es ihm hauptsächlich zu thun ist, nämlich die Lehre von der lediglich mechanischen, d. h. durch die blos zufällige Bewegung der Atome hervorgebrachten Entstehungsweise der Welt und aller Lebewesen, plausibel zu machen versucht. Sofern er also als „Mechanismus" sich nothwendig auf den Atomismus stützt und nur aus diesem die angeblichen Beweise für seine Weltanschauung schöpfen kann, war es nothwendig, die völlige Haltlosigkeit dieser Basis durch Nachweis ihrer vielfachen inneren Widersprüche aufzuzeigen. Wird freilich die Berechtigung des Atomismus zugegeben, d. h. die Möglichkeit statuirt, daß sich jene wesenlosen Punkte vermöge einer ihnen innewohnenden Kraft bewegen, anziehen und abstoßen, so ist das Weitere, nämlich die zufällige Cumulation der Atome zum Molecüle und weiter zur differenten Materie umsomehr ein Kinderspiel, als es dazu für den Materialismus ja gar keines von Innen heraus wirkenden Organisationstriebes, keines ideellen Princips, sondern einzig und allein des Zufalls bedarf. Consequenterweise leugnet daher der Materialismus jede von dem Begriff einer ideellen Wirksamkeit untrennbaren Zweckursache (causa finalis), indem er nur eine wirkende Ursache (c. efficiens), anerkennt.

Die weiteren Consequenzen liegen nun auf der flachen Hand: da alle Zweckmäßigkeit in der Naturbildung für den M. nur eine scheinbare ist, weil alle qualitativen Differenzen sich auf quantitative (Größe und Zahl) zurückführen lassen, so haben auch alle Aeußerungen eines anscheinend geistigen Lebens lediglich den Werth materieller Molecularbewegungen. Nicht blos der thierische Instinct, auch die menschliche Seele ist nichts als ein Phänomen der durch zufälligen äußeren Anstoß in Bewegung gesetzten Hirnmolecüle; von einer „Seelenlehre" kann daher nur allenfalls als einer Abtheilung der Physiologie, von einer „Ethik", d. h. der Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens als Grundlage der praktischen Sittlichkeit, aber nur insofern die Rede sein, als sie den Werth einer aus Opportunitätsgründen aufgestellten und „nach der Analogie der socialen Instincte der Thiere" (wie Häckel sich ausdrückt) aufgestellten Hypothese beansprucht, welcher es an jeder substanziellen Berechtigung mangelt.

Hier stehen wir nun an dem bereits angedeuteten Punkt, wo der theoretische M. durch seine Consequenzen unwiderstehlich zum praktischen M. fortgetrieben wird, von dessen außerhalb der Wissenschaft stehenden Vertretern sie denn auch mit anerkennenswerther Offenheit ausgesprochen werden. Wenn dagegen im Allgemeinen die wissenschaftlichen Vertreter des M., besonders seit Darwin, theils in unbegreiflicher Selbstverblendung, theils aus einem Rest des Pietätsgefühls, sich der vergeblichen Mühe unterziehen, den tiefen Abgrund, welcher zwischen ihrem Princip und den ethischen Grundlagen des gesammten geistigen Lebens der Menschheit liegt, durch Sophistereien aller Art zu überbrücken, so gibt es doch auch unter ihnen Männer, die vor jenen Consequenzen nicht zurückschrecken und, wie Ernst Häckel es in seinen populären Vorträgen gethan, nicht nur „die Idee von einem allgütigen Schöpfer", sondern auch die „von einer sittlichen Weltordnung und Alles, was damit in Zusammenhang steht", als bedeutungslose Illusionen kennzeichnen. Einige den erwähnten Vorträgen (über „Anthropogenie" und „Natürliche Schöpfungsgeschichte") entnommene Citate mögen als Belege dienen: „Die ganze Völkergeschichte oder die sogenannte Weltgeschichte muß durch natürliche Züchtung erklärbar, muß ein physikalisch-chemischer Proceß sein, der auf der Wechselwirkung von Vererbung und Anpassung im Kampf ums Dasein beruht. Und das ist in der That der Fall ...." „Alle verschiedenen Regungen unserer Seele beruhen auf rein materiellen Veränderungen unsres Gehirns, auf molecularen Plasmabewegungen, welche mittelst der Sinne durch die verschiedene Einwirkung des Lichts, der Wärme, der Feuchtigkeit u. s. s. hervorgebracht werden. Wir sind ein Spiel von jedem Druck der Luft...." „Der Wille der höheren Thiere ist, ebenso wie die anderen Geistesthätigkeiten, von denjenigen des Menschen nur quantitativ (nicht qualitativ) verschieden. Der Wille des Thiers, wie des Menschen, ist niemals frei." Zu diesem Satz ist nur zu bemerken, daß derselbe auf der althergebrachten sophistischen Verwechslung von Motivationslosigkeit und absoluter Unabhängigkeit im Begriff der Freiheit beruht. — „Was die vielgerühmte Zweckmäßigkeit in der Natur betrifft, so kommt Jeder, der tiefer in die Organisation eindringt, nothwendig zu der Anschauung, daß diese Zweckmäßigkeit nicht existirt, eben so wenig wie etwa die vielgerühmte Allgüte des Schöpfers ...." „Alle diese optimistischen Anschauungen haben leider eben so wenig Begründung als die beliebte Redensart von der sittlichen Weltordnung, welche durch die Weltgeschichte in ironischer Weise illustrirt wird." Dies wird genügen.

Nun kann man es ja keinem Menschen verargen, irgend welche Ueberzeugung zu haben, mag diese noch so einseitig oder widerspruchsvoll sein, noch auch ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn er dieselbe wissenschaftlich zu begründen und Anhänger dafür zu gewinnen sucht; ja dies kann für einen Mann der Forschung sogar als eine Pflicht seines Berufs betrachtet werden, vorausgesetzt, daß sich dieselbe eben innerhalb der Grenzen wissenschaftlicher Forschung hält. Wenn aber eine Theorie, die sich bei Weitem noch nicht über das Niveau einer bloßen Hypothese erhoben

hat und die ohnehin auf einem so seichten Grunde wie der Atomismus beruht, während sie andererseits in ihren Consequenzen so tief in das substanzielle Leben des Volkes eingreift, über jene Grenzen hinaus auf den großen Markt öffentlicher Vorträge „für das gebildete Publicum" getragen und mit der ganzen Kraft glänzender Beredtsamkeit als zweifellose Wahrheit verkündet wird — dann steht die Sache doch etwas anders. — Denn was vermag der Erfinder der Plastidultheorie für die vom ihm zerstörten Illusionen — angenommen selbst, es wären solche — als Ersatz zu bieten? Er spricht — in seiner bekannten Entgegnungsschrift gegen Virchow — von den „segensreichen Folgen, welche diese Theorie" (er nennt sie Entwicklungslehre) „in Bezug auf Politik und Religion nach sich ziehen werde, indem die wahre, auf Vernunft gegründete Naturreligion an die Stelle der dogmatischen Kirchenreligion tritt" — (als ob in einem System, das Alles auf den blinden Zufall basirt, überhaupt noch von Vernunft die Rede sein könnte!) — „und deren Grundlage, das menschliche Pflichtgefühl" — (Pflichtgefühl ohne sittliche Selbstbestimmung, d. h. ohne Willensfreiheit!) — „aus den socialen Instincten der Thiere historisch ableitet". — Er weist dabei auf „das bewundernswürdige Pflichtgefühl der Ameisen" hin, das er als „im besten Sinne geradezu christlich" erklärt und ist sogar bereit zuzugestehen, daß „die christliche Religion einen vortrefflichen humanen Kern enthalte", ja daß dieser „im besten Sinne social-demokratische Theil der christlichen Lehre, der die Gleichheit aller Menschen vor Gott und die Nächstenliebe, überhaupt die Liebe im edelsten Sinne ist, predigt, so naturgemäß (?), so edel und rein" sei, daß er „sie unbedenklich auch in die Sittenlehre seiner monistischen Naturreligion aufnehmen könne".

Was soll man, wenn man sich an die Grundanschauung der materialistischen Theorie erinnert, zu solchen Phrasen sagen? — Da von diesem Standpunkt aus die Begriffe edel, sittlich, Pflichtgefühl, Liebe, Gott u. s. f. überhaupt keinen Sinn haben, so bleibt, wie gesagt, nur eine Wahl zwischen unbegreiflicher Selbsttäuschung oder bewußter Sophisterei. Was beispielsweise den Begriff Liebe betrifft, so hat der Verf. selber dazu einen interessanten Commentar geliefert, den wir anzuführen nicht unterlassen können: In seiner Anthropogenie (S. 657) sagt er: „So wunderbar ist die Liebe und so unendlich bedeutungsvoll ihr Einfluß auf das Seelenleben, auf die verschiedenen Functionen des Markrohrs" — das „Seelenleben" reducirt sich nämlich für den Materialismus natürlich nur auf die Functionen des Markrohrs! —, „daß gerade hier mehr als irgendwo die übernatürliche Wirkung jeder natürlichen Erklärung zu spotten scheint. Und doch führt uns trotz alledem die vergleichende Biologie und Entwicklungsgeschichte ganz klar und unzweifelhaft auf die älteste und einfachste Quelle der Liebe zurück, auf die Wahlverwandtschaft zweier verschiedenen Zellen: Spermazelle und Eizelle."

Dies Beispiel dürfte genügen, um auch für die anderweitigen Begriffe idealer Bedeutung denjenigen Standpunkt zu finden, von welchem aus ihr Inhalt durch die Brille der materialistischen Weltanschauung nothwendigerweise erscheinen muß: nämlich als leerer Dunst.

Emile Zolas „Pot-Bouille".

So lange das vor ein paar Monaten in Paris erschienene Werk Zolas noch ungehindert von Hand zu Hand gehen durfte, habe ich mich wohl gehütet, durch eine einzige, wenn auch verdammende Zeile dafür Reclame zu machen. Weiß ich doch, daß kein Buch mehr gelesen und gekauft wird, als wenn die Kritik ihre Stimme im Namen der beleidigten Moral dagegen erhebt. Nun jedoch „Pot-Bouille" endlich von der Berliner Polizei confiscirt worden ist und jeden Augenblick ein allgemeines Verbot kommen kann, um den Roman innerhalb der deutschen Grenzen unschädlich zu machen, suche ich mein Exemplar von zu unterst in meiner Bibliothek hervor, nicht um diese neueste Hervorbringung des Naturalismus zu vertheidigen, denn ich rechne sie zur pornographischen Literatur, wohl aber um von jenen Partien zu sprechen, in denen sich ein gewaltiges Talent offenbart, das man nimmermehr todtschweigt.

Die Handlung kann nicht erzählt werden. Uebrigens ist sie nach dem Codex der neufranzösischen Schule nebensächlich. Ich sage nur so viel, daß „Pot-Bouille", dessen Titel offenbar von dem Pariser Ausdruck „faire pot-bouille" (gemeinsame Wirthschaft führen) kommt und vielleicht am besten etwa mit „Sudelküche" übersetzt werden kann, die Geschichte einer bürgerlichen Miethkaserne ist, deren sämmtliche „Parteien" sich an Lumpenhaftigkeit der Gesinnung überbieten. Ehebruch, Incest, Betrug haben da ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Von den hundert und einigen Personen, die Zola uns vorführt, sind nur drei nicht moralisch angefressen und wirklich unserer Theilnahme werth: der brave schwache Cassier Josserand, der von seiner verworfenen Frau zur Mitschuld eines Betruges gezwungen wird, worauf er an den Gewissensbissen gebrochenen Herzens stirbt; der liebenswürdige Abbé, der nur allzu leicht die Corruption seiner Beichtkinder verzeiht, und der demokratische Hausarzt Dr. Juillerat. Alle Anderen sind, wie sie die Magd Lisa kurz und treffend nennt: Cochon et Compagnie.

Daß Zola dies verdammende Urtheil nicht nur auf die Helden seines Romans, sondern auf die ganze Bourgeoisie ausdehnt, hat uns früher schon ein Schüler und Intimus Zolas, Paul Alexis, verrathen. Zola will, schrieb er einmal, in „Pot-Bouille" zeigen: „le pot au feu bourgeois, le train-train du foyer, la cuisine de tous les jours, cuisine terriblement louche et menteuse sous son apparente bonhommie", und so ist denn das Buch ein richtiges Pamphlet gegen das Pariser Bürgerthum geworden. Der Haß gegen die Bourgeois ist nicht nur eine Gewohnheit der Socialdemokratie, sondern auch des französischen Romanticismus. Unter der moralischen Ordnung von 1840 entstand dieser heftige Widerwille, der noch heute in den Studenten und Malerschülern des Lateinischen Viertels fortlebt. Es ist dieselbe polternde Wuth gegen die „bürgerliche Dummheit", die auch Zolas berühmter College Flaubert hegte, obgleich der wahre Weise höchstens ein Lächeln dafür hätte, und dem wir noch dessen unglückliche nachgelassene Novelle: „Bouvard et Pécuchet" verdanken. „Pot-Bouille" kann man also gewissermaßen die Revanche der Bohème nennen. Fragen wir jedoch, ob Zola überhaupt die Pariser Bourgeoisie kennt, dann müssen wir nach sorgfältiger Prüfung seines Buches mit einem entschiedenen Nein antworten. Der Verfasser ist noch ganz von den Vorurtheilen der Provinz und des Lateinischen Viertels über die Pariser „Mastburger" befangen, so daß wir uns wohl hüten sollen, die Bourgeoisie, von deren Fleiß, Unternehmungslust, Sparsamkeit und Ideenreichthum schon die Pariser Industrie zeugt, mit diesen Schemsälern zu identificiren. Der Pariser Bürger ist besser, als Zola ihn darstellt, gerade wie der Arbeiter besser ist, als uns das „Assommoir" sagt. Die zahlreichen Irrthümer beweisen klar, daß Zola sein Terrain nicht kennt, von vorgefaßten Meinungen beherrscht ist und von der Ausnahme auf die Regel schließt. Schon das postulatum, die Voraussetzung, der Ort der Handlung ist falsch. Der Roman spielt in einer vornehmen bürgerlichen Miethkaserne an der Rue Choiseul, also im Herzen von Paris, wenige Schritte vom Boulevard des Italiens entfernt. In diesem großen Hause kennen sich Alle, besuchen sich und plaudern zusammen, sogar auf der Treppe. Dergleichen kommt nur in Provinzstädten und in den Arbeitervierteln vor. Im „Assommoir" ist es auch ganz richtig geschildert, denn die Wohnungen des Proletariats sind klein und die Familien groß: man läßt also die Thüre offen und annectirt die Treppe bis zum Straßendamm, woraus sich von selbst die allgemeine Bekanntschaft und Verbrüderung ergibt. Für das vornehme Zinshaus des Bürgers gilt dies nicht. Nur ein Einziger kennt alle Parteien: der Concierge. Man kann Jahrzehnte in einem solchen Mikrokosmus wohnen, ohne den Namen oder auch nur etwas von der Existenz seines Nachbarn zu er-

fahren. Es gilt dasselbe, was Tell von den Wanderern in der Hohlen Gasse sagt:

„Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz."

Und diese Reserve, diese Abgeschlossenheit ist nöthig, wenn man seine Unabhängigkeit bewahren will. In einem solchen vornehmen Hause würde man auch die skandalöse Aufführung der Dienstboten keinen Augenblick dulden. Aber freilich, bei derlei angeblichen Bourgeois ist Alles möglich. Da haben wir einen Appellationsgerichtsrath, der seine Freunde, darunter einen Ladenschwengel, bei seiner Maitresse einführt; zwei junge Mädchen, die ihren Onkel betrunken machen und ihm am Ende 20 Francs aus der Hosentasche ziehen; einen braven Ehemann, der seinen Freunden erklärt, er würde den Betrug seiner Frau begreifen „si elle faisait ça pour de l'argent"; einen Commis, der mit seiner durchaus braven und ehrbaren Principalin hinter verriegelten Thüren rein geschäftliche Dinge bespricht, und bei einem Besuche ruhig Noten liest, während der Herr des Hauses einen Schlaganfall hat; ein Scheusal von einer Mutter, die offen von der Liaison ihres Sohnes mit einer 20 Jahre älteren Frau spricht; die ihre Töchter auf den „Mannfang", wie Friedrich Vischer sagen würde, dressirt, und sie prügelt, wenn sie sich nicht von jungen Männern abküssen lassen wollen; ein Mädchen, das einen alten Herrn heirathen will, obwohl er seit Jahrzehnten mit einer braven Arbeiterin in kinderreicher wilder Ehe lebt; eine durchaus anständige Frau, die ganz ruhig die Gründe entwickelt, warum sie nicht der Verführung zugänglich sei: 1) weil es dumm ist, 2) unnütz und 3) „parce que je n'en ai pas la moindre envie! . . . kurz eine Gesellschaft, deren Bekanntschaft man nur mit dem Stoßgebet des Kirchenvaters wagen kann: „Erlaube mir, o Herr, daß ich unter die Säue fahre." Und dann die Sprache dieser Gesellen! Wohl ist das Geld in solchen Kreisen viel oder vielleicht Alles, doch auch die Ehrbarkeit hat hier großen Werth. Selbst der frechste Spießbürger würde wenigstens in seinen Reden den Schein philiströser Respectabilität zu wahren suchen. Anders in diesem Mischmasch von wilden und unglücklichen Ehen. Schwurgerichtspräsident, Architekt, Geistlicher, Arzt, Kaufleute, sie alle bedienen sich derselben cynischen, knotigen Redensarten, und erstaunt fragen wir, wo denn die Damen den Jargon der Boulevards extérieurs gelernt haben. Diese ordinäre Sprache ließ man sich bei dem Pöbel des „Assommoir" gefallen; hier ist sie im Munde von Bürgern ganz am unrechten Ort. Cynisch ist nicht bourgeois, das Lupanar nicht Rue de Choiseul.

Zola hat keinen Witz und noch viel weniger Humor. Aber zuerst in diesem Romane, wahrscheinlich als Antwort auf den Spott der Kritik, bestrebt er sich, seine traurige Geschichte da und dort nach Kräften aufzuheitern. Er thut dies, indem er einen komischen Charakter erfindet, freilich komisch in seinem Sinne. Onkel Bachelard, der reiche Commissionär und unappetitliche Wüstling, verspricht seiner Nichte eine Aussteuer, stellt sich aber betrunken, sobald er sie bezahlen sollte; lieber steuert er eine Unschuld vom Lande, seine Maitresse, aus, nachdem er unter Thränen der Rührung constatirt hat, daß sie ihn hinterging. Aehnlich verhält es sich auch mit dem alten Vabre, über dessen einfältige statistische Arbeiten Jedermann und auch der Autor lächelt; er entpuppt sich aber noch posthum als gefährlicher Börsenspieler, der alle Welt hinters Licht geführt hat. Hier erkennt man, daß sich Zola für den ihm versagten Humor durch die Ironie entschädigt, auch auf die Gefahr hin, die von ihm selbst geforderte Objectivität der Darstellung zu stören. Freilich ist es es nicht die weltüberlegene Schalkhaftigkeit der Romantiker, aber eine giftige Ironie, welche von ihrer Warte herabsteigt und jeden Augenblick Partei nimmt und die Handlung durchbricht. So ist der Don Juan, der allen Schürzen nachläuft und dem die Spießbürgerinnen um den Hals fallen, der würdige Sprosse der berüchtigten Familie Rougon-Macquart, ein Ellenreiter (Calicot), und so uninteressant als nur möglich. Ironie schwebt z. B. über den ergötzlichen Debatten bei Pichons über — um mit Augier zu sprechen — „le luxe d'un enfant"; nach dem dritten Kind wird das junge Ehepaar im Namen des heiligen Malthus von den über solchen Leichtsinn empörten Schwiegereltern in aller Form Rechtens enterbt. Ironie liegt auch darin, daß in dieser lüderlichen Bourgeoisie-Wirthschaft die legitime Frau eines Mansardenbewohners aus dem Arbeiterstand, die ihren Mann besucht, vor der sittlichen Entrüstung des Hausherrn, der Miether und des Concierge weichen muß und hinausgewiesen wird. Hier merkt man freilich schon die Charge. Ebenso manchmal in den Beschreibungen. Schon der einleitende Accord ist zu sehr pointirt. Der Architekt Campardon leuchtet dem eben aus der Provinz angekommenen Octave die Treppe in sein Mansardenzimmer hinauf und nennt ihm unterdessen alle Miether, indem er stets bei jeder Wendung der Treppe mit gravitätischem Ernste hinzufügt: „Rien que des gens comme il faut." Derselbe Baumeister, zugleich Vertheidiger von Thron und Altar, der auf Wunsch seiner dummen, sexualkranken Frau seine Maitresse als autre madame Campardon in sein Haus nimmt, endet jede Conversation mit dem typischen: „On a beau dire il n'y a encore que la famille." Dazu paßt Duveyriers, des Ehebrechers und Erbschleichers, stereotypes: „Moralisons le mariage!" Ironie ist es auch, wenn sich die Helden immer da, wo die Handlung tragisch wird, lächerlich machen. August Vabre überrascht seine Frau bei Octave Mouret, aber indem er die Thüre sprengt, fällt er der Länge nach auf den Boden hin. Sogar der Tod ist vor Zolas Ironie nicht sicher. Der alte Vabre bekommt einen Schlaganfall, aber dabei stößt er sich den Kopf ins Tintenfaß, so daß seine verzerrten Züge mit dem Klecks im Auge eigentlich komisch aussehen. Diese Ironie geht oft so weit, daß sich Zola mit seinen literarischen Neigungen, ja selbst mit seiner Persönlichkeit in Scene setzt. Das Bürgerpack will nichts von Balzac wissen. Clotilde liest die „Revue des Deux-Mondes", indem sie dazu Klavier spielt. Marie Pichon wird von der Lectüre Lamartines und George Sands zum Ehebruch angeregt. Frau Campardon liest Dickens. Duveyrier ist Romantiker, und da er sich tödten will und zwar auf möglichst romantische Weise, so schießt er sich in den Mund an jenem Orte, wo die Hälfte des ganzen Romans hingehört. Sogar seine eigene Person und Familie versetzt Zola mitten unter diese schamlosen Spießer, so gut wie Kaulbach auf seiner Reformationsfreske oder A. v. Werner auf dem Congreßbild zu finden ist. Im zweiten Stock wohnt nämlich still und zurückgezogen eine glückliche, ehrbare Schriftstellersfamilie, ohne jeglichen Contact mit der Nachbarschaft, aber sie entgehen darum den Lästerzungen nicht. Der pater familias weckt die Entrüstung des ganzen tugendhaften Hauses durch seine „unanständigen Romane voller Schweinereien über die anständigen Leute", wie der Concierge versichert. „Die Polizei wird ihn nach Mazas schaffen; er thut wohl daran, sich zu verbergen und mit Niemand im Hause zu verkehren; sogar unseren Hausherrn soll er in seinem Roman abgezeichnet haben, ja wohl: Herrn Duveyrier in Person."

Die Composition ist das Beste an dem Buche. Die Handlung, obwohl durch viel überflüssiges Detail belastet, ist übersichtlich und gut erzählt, freilich ohne eigentlichen Abschluß, denn die Geschichte, die weniger zu Ende kommt als aufhört, könnte noch sehr wohl einen zweiten Band füllen. Die Bilder sind oft schief, geschmacklos, übertrieben. So sagt Zola von den Schultern der Mme. Josserand, sie seien „pareilles à des cuisses luisantes de cavale!" Dieselbe Dame bläst einmal die Lampe aus „d'une haleine si forte que la suspension en tremblait". Also ein wahrer Blasebalg! . . . Die Charakterzeichnung kann man zum Theil großartig nennen. Ich kenne keinen zeitgenössischen Dichter, der in einem Roman gegen hundert grundverschiedene, freilich niemals geistvolle und selten erfreuliche Typen mit so erschreckender Lebendigkeit vor uns hinzuzaubern verstünde. Namentlich Bachelard, der Portier Gourd, der blödsinnige Saturnin, Josserand sind wunderbar individualisirt. Den von Spielhagen ausgeplauderten Kunstgriff, Nebenpersonen nur eine leicht ins Gedächtniß fallende Außerordentlichkeit z. B. eine Warze, eine lispelnde Sprache zu geben, um über die Schärfe der Charakteristik zu täuschen, kennt Zola aus seinem Dickens auch, aber er macht davon beinahe keinen Ge-

brauch. Sogar die nebensächlichsten Episodenfiguren sind sorgfältig individualisirt, wenn auch oft blos durch Dialogfragmente, bei denen freilich jedes Wort charakteristisch ist. Eine Ausnahme macht einzig Verdier, der nur seinen breiten Rücken zeigt.

Wie meisterhaft sind ferner die kannegießernden Spießbürger gezeichnet oder die natürlich immer über ihre Mägde klatschenden Damen! Man kann eine Menge feiner und frappanter Züge entdecken. So heißt es von dem Cassier Josserand: „Er verschwand ganz bei sich zu Hause (s'effacait), so sehr, daß man ihn für einen Gast genommen hätte und daß man ihn immer suchte, selbst wenn man ihn vor Augen hatte." Ergötzlich ist auch der verkümmerte Bureausclave Pichon mit seinen Manieren eines alten Junggesellen: „Er ging über die Straße, indem er angstvoll auf die Droschken aufpaßte, denn in seinem Leben wurde er von der einzigen Sorge geplagt, kothig zu werden." Unerschöpflich ist Zola besonders in Beweisen für die kleinbürgerliche Beschränktheit, doch übertreibt er da meistens, z. B. wenn er schreibt: „Während des Diners unterhielt man sich über die englische Sprache, die das kleine Mädchen des Hauses lernen sollte. Campardon hatte zu diesem Zweck ein Dienstmädchen engagirt, die bei einer von London zurückgekehrten Schauspielerin gedient hatte. So gab denn jede Mahlzeit den Anlaß, ein philologisches Gespräch über die aufgetragenen Gerichte anzuknüpfen. Am heutigen Abend mußte man nach langen vergeblichen Versuchen, das Wort rumpsteack auszusprechen, den Braten wieder wegtragen, denn man hatte ihn über dem Feuer vergessen, so daß er hart wie eine Stiefelsohle geworden war."

Das Buch enthält endlich ein Dutzend packender Schilderungen, zu welchen ich Josserands Tod, die Ueberraschung der beiden Ehebrecher durch August Vabre und vor Allem die auch ethisch bedeutsame Scene rechne, wo Octave und Bertha in ihrem Versteck, ohne sich rühren zu dürfen, ihr Urtheil aus den unfläthigen Mäulern der keifenden Dienstboten anhören müssen. Andere Tableaus sind bei aller Complicirtheit unheimlich, naturgetreu, mächtig und anschaulich. Da ist keine dürre pragmatische Relation, sondern eine kräftige epische Darstellung mit wirklichen Menschen in Action. Hierher gehört der barocke nächtliche Besuch Duveyriers und seiner Freunde im ausgeräumten Apartement seiner durchgebrannten Maitresse; ferner die Salonscene, wo die geladenen Dilettanten den Verschwörungschor aus den „Hugenotten" singen, indessen sich die abgefeimte Bertha von dem naiven Heirathscandidaten in einem Winkel compromittiren läßt, so daß er sie anständigerweise heirathen muß. Geradezu großartig entworfen und ausgeführt ist die Hochzeit; zuerst die kirchliche Trauung, wobei die Messe immer von der heftigen Skandalscene unterbrochen wird, welche sich links vom Chor zwischen dem betrogenen Ehemann und dem vermeintlichen Liebhaber abspielt; und dann das gestörte Brautmahl mit Clotildes Ohnmacht und ihres Mannes Wuth, bis sich dieser am Ende zu einer Versöhnung herbeiläßt, aus welcher er noch viel lächerlicher hervorgeht. Freilich zeigt sich hier schon eine gewisse Manier. Wir bekommen zuerst eine bis ins Kleinste sorgfältige farbenstrotzende Beschreibung mit einer nebenher laufenden und sie immerfort unterbrechenden Handlung. Man braucht nur Flauberts „Madame Bovary" aufzuschlagen, um zu wissen, wem Zola dies Verfahren abgeguckt hat.

Bei all dem unleugbar außerordentlichen Talent, das es offenbart, ist es doch ein widerliches Buch, das im Leser zuletzt nur Unbehagen und Uebelkeit erweckt. Zolas Schwarzseherei, seine Scheu vor dem Schönen und Wohlthuenden fälschen die Wirklichkeit gerade so, wie die rosenfarbige Convention der von ihm an den Pranger gestellten Romantiker. Es fehlt Zola die Liebe. Man sehe nur seine amantes amentes! Sie haben keine Leidenschaft, sondern nur thierische Instincte. Die Liebe ist für sie ohne Illusion, und wenn sie ihre Gefühle erklären wollen, so machen sie keine idealistischen Redensarten, sondern genügen sich mit dem ekelhaft albernen Schwur: „On ne le saura pas, je ne le dirai à personne!" In Zolas sämmtlichen Romanen gibt es keine echte Mutter, kein echtes Kind. Die Zärtlichkeit ist ihm unbekannt. Das einzige Kind, das eine Rolle spielt, ist in „Page d'amour": ein kleines hysterisches Mädchen, das aus Eifersucht auf den Geliebten ihrer Mutter stirbt. Zumal in „Pot-Bouille" zeigt Zola so recht, wie niedrig er von der Mutterschaft denkt. Aus dem Schlußkapitel, wo die von Allen verachtete und bei ihrer Herrschaft fast verhungernde Magd in ihrer Dachstube heimlich niederkommt, hätte sich ein ergreifendes Gemälde von socialer Bedeutung schreiben lassen. Was wird aber daraus unter der Feder des naturalistischen Großmeisters? Ein Bild von sträflicher Gemeinheit. Ohne Nutzen für Handlung oder Charakterzeichnung, beschreibt er den Gebäract mit der Genauigkeit eines Scanzoni, aber statt der medicinischen termini technici — „le latin brave l'honnêteté" versichert ja Boileau — bedient er sich der rohesten Ausdrücke des Straßenjargons. Das Kind erblickt das Licht der Welt „ohne zu miauen" (sans miauler), wie eine Katze, und von der Kreißenden spricht er, als handelte es sich um eine werfende Kuh. Das heilige Mysterium, wo die Mutter an des Kindes Leben das ihrige wagt, wird von Zola auf empörende Weise profanirt. Ohne Zweifel ist es das Schändlichste, was er je geschrieben.

Schillers Taucher ist das Sinnbild des Dichters, der aus dem finster fluthenden Schooß des Lebens einen glänzenden Becher heraufholt. Nun, auch die Naturalisten wollen Taucher spielen, aber was sie heraufbringen, ist nicht der goldene Pokal der Poesie, sondern ein wesentlich anderes Gefäß . . .

Theophil Zolling.

Wagners „Parsifal".

(Schluß.)

II.

Obwohl wir voraussetzen dürfen, daß jeder einigermaßen musikalisch gebildete Leser die Wesenheit und Bedeutung des Wagner'schen Leitmotives kennt, wollen wir den Gegenstand dennoch hier gründlich erörtern, damit spätere Behauptungen und Darlegungen Jedermann ganz vollkommen klar und begründet erscheinen. Wagner erfindet für jeden Hauptcharakter, sowie für jedes Moment der Handlung, das mit seelischen Vorgängen in Verbindung steht, eine gewisse melodische Phrase oder bestimmten harmonischen Gang. So oft nun ein Träger jener Hauptcharaktere hervortritt, so oft von ihm die Rede ist, oder das Gespräch ein erwähntes Moment der Handlung berührt, erscheint das betreffende Motiv im Orchester, und zwar nicht immer in derselben Gestalt wie zuerst, sondern, je nach der durch die Handlung gegebenen Stimmung, in verschiedensten Tonfärbungen und Wendungen, in Dur und Moll, als Gegensatz zur ersten Erscheinung mit verschiedenartigsten Harmonien, manchmal nur in einzelnen Theilen als Anspielung. Auch läßt Wagner dort, wo verschiedene Charaktere und Gefühle gleichzeitig in einander und gegen einander wirken, auch die verschiedenen bezeichnenden einzelnen Motive charakteristisch in und gegen einander ertönen. So wird der Hörer gewöhnt, fast gezwungen, die Bedeutung dessen was er hört, mit dem was er sieht, vollkommen zu vereinen; das oft vernommene Leitmotiv prägt sich seinem Gedächtnisse ein und, sobald er es vernimmt, erzeugt sich in seinem Geiste eine Ideenverbindung zwischen Ton und Wort. Er braucht auch zuletzt der Musik gar nicht die zusammengefaßte Aufmerksamkeit zuzuwenden und kann der Handlung mit voller Spannung folgen. Im „Tristan", im „Ring des Nibelungen" ist dieses Princip mit vollster Ausdauer und mit großem Glücke durchgeführt; denn hier sind die Motive auch musikalisch glücklich erfunden, d. h. sie sind ganz originell.

Niemand wird nun bestreiten können, daß wo schärfste Charakterisirung durch ein immer wiederkehrendes Motiv bezweckt ist, die erste Bedingung zur Erreichung des Zweckes in der vollkommensten Eigenthümlichkeit und Unverkennbarkeit dieses Motives liegt. Es muß so scharf und präcis, so ganz für sich bestehend erscheinen, daß es eben nur den einen Charakter, die eine seelische Regung bezeichnet. Der mindeste Anklang an ein schon gehörtes, ähnliches Motiv, das zu irgend welcher anderen

Erscheinung einer Persönlichkeit oder Thatsache erklang — und das „Leitmotiv" verliert den größten Theil seiner Bedeutung; es soll ja eine ganz bestimmte Vorstellung hervorrufen, wie ist das aber möglich, sobald schon einmal die Erweckung einer anderen Vorstellung mit gleichen Tönen bezweckt worden war? Wenn der Leser sich an die Hauptmotive in den Nibelungen erinnert, wird er sofort erkennen, wie wir vollkommen im Rechte sind, wie jedes derselben so ganz für sich besteht, so daß man es sofort erkennt, wenn es auch nur am Klavier ausgeführt wird, und es mit einem andern nicht verwechseln kann; sie sind alle melodisch und rhythmisch gleich prägnant und bestimmt, also „absolut" musikalisch, d. h., auch vom Worte abgelöst, originell!

Dem ist aber ganz entschieden nicht so im „Parsifal"; mit Ausnahme des Motivs „Aus Mitleid wissend" und des sehr schönen Amfortas-Leidens-Motiv sind fast alle zwar ganz Wagnerisch, d. h. nur bei ihm zu finden, aber sie bieten Anklänge an schon früher von ihm, und zwar zu ganz anderen charakteristischen Darstellungen erfundenen. Wenn Parsifal der Reine die Zaubermädchen scherzend in Tönen beschwichtigt, die ganz einer Phrase aus Siegfrieds Anrede an Brünhilde beim Abschiede im ersten Acte der Götterdämmerung ähnelt; wenn ein Kundry-Motiv klingt wie der Fluch des Nibelungen Alberich; wenn man einmal das Motiv der Walkyre als Todesverkünderin zu vernehmen wähnt; wenn Kundry auf die Beschwörung Klingsors auftaucht und die Musik an Erdas Erscheinen erinnert; wenn das Vorspiel des zweiten Actes eine große Verwandtschaft mit dem Duette Telramunds und Ortruds im Lohengrin beurkundet; wenn die Zaubermädchen manchmal singen, daß man an die Rheintöchter denken muß, und im Duette zwischen Parsifal und Kundry, selbst bei dem Motive, das von der Mutter Parcifals, Herzeleide, erzählt, Tristan und Isoldens Klänge emporquellen: so darf man wohl sehr berechtigte Zweifel an der Unfehlbarkeit des Leitmotiv-Princips aussprechen und darauf hinweisen, daß dieses Princip vom originellen Stile zur Manier verführt. Wir wollen das deutlicher darlegen.

Wer die Haupt- und Mittelthemen der Beethoven'schen Symphonien, von der dritten beginnend, ebenso der Quartette und Sonaten prüft, der wird erkennen, daß sie alle nur von Beethoven sein können, d. h. alle seinen Stil, seines Geistes Gepräge zeigen, daß aber keines Manier zeigt. Jedes besteht für sich, keines deckt das andere; selbst die Themata der verwandten Stimmungen sind in der äußern Erscheinung einander nicht ähnlich; Keiner darf sagen: wenn ich dieses Thema kenne, so ist mir jenes schon einigermaßen bekannt; jedes ist eine neue Erscheinung. Nimmt man Fidelio in die Hand: wo ist in Beethoven ein Satz, der an das Vorspiel des zweiten Actes erinnert, wo ist wieder ein Thema zu finden, wie das des unbeschreiblichen Grab-Duettes? Wo ist in der Missa solemnis ein Ton, der früher erklungen? Alles ist Beethoven'scher Stil, nichts ist Manier. So auch in den „Meistersingern", dem Prachtwerke ohne Leitmotive, im ersten und letzten Acte der „Walkyre", in den ersten zwei Acten von Siegfried, im letzten der „Götterdämmerung".

Man weiß zwar immer, daß man Wagner hört, aber man hört es zum ersten Male, man wird an früher Gehörtes nur durch den Geist erinnert, nicht durch den Klang. Dagegen ist im Parsifal oft das Gegentheil der Fall, der Klang ist Wagnerisch, aber das Packende, Geistige tritt seltener hervor; die Motive decken sich, d. h. wenn man den „Tristan" und die „Nibelungen", den „Lohengrin" gehört hat, und nicht im vorhinein von Allem, was da kommen wird, begeistert ist, nicht über den neuen Stoff die nicht neue Musik vergißt (wir kommen auf diesen Punkt noch zurück), so wird man eben finden, daß früher gehörte Motive Vorläufer derer in Parsifal und zwar in der Art sind, daß die letzteren quasi als Epigonen erscheinen mögen.

Gehen wir nun vom Allgemeinen zum Besonderen über, zur Prüfung jedes einzelnen Theiles des Bühnenweihfestspieles. Das Vorspiel ist ganz in der Weise dessen vom „Lohengrin" gehalten, mit dem Unterschiede, daß hier nur das eine Motiv (in einer ganz unvergleichlichen Weise) durchgeführt ist, während im Parsifal drei verschiedene nach einander erscheinen ohne eigentliche Durchführung. Zuerst erklingt langsam getragen im Unisono der Streichinstrumente und Bläser das „Abendmahl"-Motiv, dessen letzter zweiter Takt den Schlußtakten des ersten Absatzes des Lohengrin-Motiv in einer Weise gleichen, daß man auf Absichtlichkeit schließen könnte; ein langes Harfen-Arpeggio folgt, durch welches dasselbe Motiv, von Trompeten und Oboen aufgeführt, leise durchklingt; es kommt nun dasselbe Motiv in Moll, mit demselben Harfennachspiel. Posaunen lassen das Graltempel-Motiv ertönen; Trompeten deuten das Glaubens-Motiv an, in scharfem Tonartwechsel — dann lassen Flöten und Hörner es in zarter Klangfarbe wieder erscheinen. Diese Wiederholungen dauern fort, durch Tremolo der Streichinstrumente unterstützt, bis dann ein Motiv vorübergehend auftritt, das später bei den Wanderungen Parsifals und Gurnemanz' nach dem Gralstempel öfters ertönt; das Vorspiel schließt nicht ab und geht in die Scene über, der Vorhang öffnet sich, und Gurnemanz mit zwei Knappen verrichten nach kurzer Ansprache des erstern ein Morgengebet unter den Klängen des Abendmahl-Motives; das darauf folgende recitativische Gespräch mit den zwei Rittern über den Zustand des leidenden Königs ist wenig bedeutend, die Anspielung auf den erwarteten Retter („Verheißungsmotiv") ist nur verständlich, nachdem man das Ganze gehört hat und den Klavierauszug wieder vor sich hat. Das Motiv, mit welchem Kundry zuerst von den Rittern und Knappen, die nach der Ferne blicken, angekündigt wird, zeigt Verwandtschaft mit mancher Wendung im dritten Acte der Walkyre; die Phrase, mit der Kundry dem Gurnemanz ein Balsamfläschen für den kranken König überreicht, ist dem Nibelungen-Alberichfluch auffallend ähnlich. Sehr schön und ganz eigenthümlich ist das Motiv, unter dessen Klängen der leidende Amfortas auf die Bühne getragen wird; auch sein Klagegesang ist schön erfunden.

In seinem Danke an Kundry für das Fläschchen tönen Anklänge an „Tristan" durch. In dem nun folgenden Gespräche der Knappen, die in wenig christlich-milder Weise die am Boden liegende Kundry anfahren, glaubt man zweimal den Zwerg Mime aus dem „Siegfried" zu vernehmen; in der Erinnerung Gurnemanz' an den heiligen Speer tritt ein Walkyre-Motiv hervor. Von dem Klingsor-Motiv das in dieser Scene schon angedeutet ist, werden wir später sprechen. Hehr und einfach klingt das Motiv des Verheißenen „durch Mitleid wissend", das Gurnemanz zuerst und nach ihm die Knappen im Quartett singen. Das erste Zwiegespräch Gurnemanz' mit Parsifal, der Vorwurf, daß er aus kindlicher Mordlust den Schwan getödtet, ist außerordentlich wirksam. Das dazwischen klingende Parsifal-Motiv ist frisch und energisch, trotz einer an das Walhalla-Motiv erinnernden Wendung. Das Motiv, das bei Parsifals Erzählung von seiner Mutter Herzeleide ertönt, ist Tristanisch; die Zwischenreden Kundrys bis zu ihrem Verschwinden sind wenig bedeutend. Dagegen in dem Zwischenspiel des Orchesters, während der Wanderung Gurnemanz und Parsifals zum Gralstempel, während die vorüberwandelnde Decoration die verschiedenen Gegenden zeigt, durch welche sie zu schreiten scheinen, entfaltet sich wieder das mächtige Genie Wagners in seiner vollen Kraft; es ist ganz unmöglich, wenn man es nicht vom Orchester hört, einen Begriff von der Großartigkeit dieser Klangwirkungen und von der Wirkung der thematischen Durchführungen zu fassen; eine Steigerung wie eben nur Wagner sie schafft. Die Glocken schallen; der Graltempel erst dunkel, dann immer heller erleuchtet, erscheint dem Blicke; ernst und feierlich tönt der Gesang der Ritter, die das Abendmahl zu nehmen kommen. Die Knappenchöre antworten, zauberhaft erklingt von der obersten Kuppel das Knabenchor, das Glaubensthema. Es ist das eine Wirkung, wie sie nur eine so ganz außerordentliche Begabung für die Bühne und verbunden mit so großer künstlerischer Schaffenskraft erdenken konnte; aber es ist eben eine Bühnenwirkung: kirchlich-mystische Handlung, wunderbare Decoration, magische Beleuchtung, sehr schöne Musik. Alles Aeußerliche ist mit großer Kunst angelegt, um das Auge des Publicums magisch zu fesseln und dieses in eine erregte Stimmung zu bringen, welche von der Tonkunst dann zur Extase gesteigert wird. Der Hörer, der nur künstlerisch

hört, dessen Auge ästhetisch sieht, bewundert den herrlichen Moment in der Musik, namentlich den wunderschönen abwechselnden Chor bei der Vertheilung der Brode; aber ein wahrhaft religiöses Moment findet er nicht bei solcher Entfaltung des decorativen Luxus.

Von großer Wirkung ist die Schlußscene, da die Ritter, die Knappen und Knaben sich allmählich unter einem Nachspiele des Orchesters entfernen, der Tempel immer dunkler wird, Parsifal und Gurnemanz allein zurückbleiben, dieser dem Thoren, der nicht ahnt, was er gesehen, die Thür weist, und der Vorhang sich langsam schließt unter den von den obern Kuppeln verhallenden Gesängen des Verheißungs-Motivs, dem die letzten Takte des Glaubensthemas folgen.

Der zweite Act beginnt mit einem sehr stürmischen Vorspiel, dem Klingsor-Motiv, das sehr stark an das vom zweiten Acte des „Lohengrin" erinnert, welches dem Duette von Telramund und Ortrud vorangeht; eine Stelle ist tonlich fast dieselbe; das erste Recitativ Klingsors ist gleichgültig, dagegen erscheint uns die Beschwörung Kundrys meisterhaft gedacht, obwohl sie auf der Bühne wirkungslos bleibt. Das folgende Zwiegespräch Klingsors und der Heraufbeschworenen ist wenig anregend, die Erscheinung der Kundry ähnelt in den Tönen jener der Erda im „Nibelungen", auch die Erzählung des Zauberers, der zum Fenster hinausschauend sich freut, daß Parsifal die von den Zaubermädchen bethörten ehemaligen Gralsritter, die nun im Schlosse weilen und ihm den Eingang wehren wollen, arg zurichtet. Der zwölfstimmige Mädchenchor, in welchem diese über den Frevler Wehe rufen, der ihre Geliebten verwundete, erinnert stark an eine chromatische Stelle der Venusgesänge im „Tannhäuser", die auch in der Ouverture öfters erscheint; diese Art der Chromatik, von Wagner ziemlich viel angewendet, hat viel von ihrer Wirksamkeit eingebüßt; es ist eben „Manier". Dagegen sind die ersten Gespräche zwischen den Mädchen und Parsifal und der Verführungschor, trotz des widerlichen Textes und der Darstellung, von bestrickendem Reiz des Wohlklanges und der orchestralen Klangfärbung. Vieles erinnert allerdings an den Rheintöchtergesang; doch wenn man wie wir nicht an die Unfehlbarkeit der Leitmotive glaubt, so erfreut man sich gern des Schönen, auch wenn es nicht ganz neu ist; daß in den unbedingten Anhängern des Meisters nicht Bedenken aufsteigen gegenüber solchen Aehnlichkeiten, ist freilich sonderbar und zeigt, daß die Parteien, wenn sie einmal in Hitze gerathen sind, auch Widersprüche nicht mehr erkennen. Die künstlerische Factur in diesen Chören ist ein wahres Prachtstück. Das Duett Parsifals und Kundrys ist eine jener langen Liebesscenen, die nur Wagner mit so spannender Kraft zu schaffen vermag. Manches ist ja auch „Isoldisch", besonders ein chromatischer Gang ist derselbe, der vom Vorspiele des „Tristan" angefangen durch jenes ganze Tondrama geht; aber bei all dem ist die Steigerung in dem Duett, die Kunst der Instrumentation und auch die dramatische Entwickelung, das allmähliche Erwachen zum Bewußtsein Parsifals von großartigster Wirkung. Nur der Schluß ist abschwächend, und, vom Standpunkte des Leitmotives betrachtet, sogar nicht folgerichtig ausgeführt. Parsifal hat den heiligen Speer, den Klingsor gegen ihn geschleudert, erfaßt und macht das Kreuzeszeichen; das Zauberschloß zerfällt in Trümmer, Kundry sinkt zu Boden; der reine Held, der Sieger schreitet von dannen; von der Höhe ruft er Kundry zu: Du weißt, wo du mich finden kannst! Hier müßte nach unserem Gefühl entweder das Grals- oder das Glaubens-Motiv ertönen; statt dessen führt das Orchester einen kurzen Satz aus, der ganz so klingt wie das Motiv der Todesverkündigerin Walkyre, das auch unmittelbar vor dem Trauermarsche nach Siegfrieds Tode vernommen wird. Gewiß hat der Dichter-Componist hier seine besonderen Absichten verfolgt — uns sind sie unerrathbar.

Der dritte Act beginnt mit einem Vorspiele, in welchem die Meisterschaft der Klangfärbung den geringern Reichthum der Erfindung verdeckt. In der Bemerkung Gurnemanz' über die Haltung Kundrys, die er aus der Erstarrung geweckt, und über die Wirkung des heiligen Charfreitags, treten starke Erinnerungen an „Tannhäuser" und „Lohengrin" hervor. Ganz prächtig, ganz hochgenial ist der Eintritt Parsifals gezeichnet, der in der schwarzen Rüstung mit dem Speere erscheint und stumm zum Rasenhügel schreitet; die Wirkung des Parsifal-Motives in düsterem Moll ist eine ergreifende. Das darauf folgende Gespräch zwischen Gurnemanz enthält mancherlei Stellen, die nicht als Reminiscenzen, aber als in der bekannten Manier ausgeführt, zu bezeichnen sind; viele Wendungen erinnern an „Lohengrin", besonders die Stelle „O Herr, war es ein Fluch, der dich vom rechten Pfad vertrieb"; die chromatische Behandlung der Erzählung vom Leiden Amfortas' ist auch nicht mehr neu. Die ganze nunmehr folgende Scene von der Stelle „Die heilge Quelle erquickt" bis zum „Charfreitagszauber" ist voll hoher Schönheiten; auch der „Zauber" reiht sich diesem an, wenn hier auch mehr die herrliche Klangfärbung des Orchesters wirkt, als die Neuheit der Erfindung; die bekannte Quarte „Mein lieber Schwan" kommt öfters zur Anwendung. Die Wanderung nach dem Tempel ist wieder ein echter großartiger Wagner, die ersten Chöre, die Klaggesänge auf Titurels Tod sind sehr schön, dagegen ist die lange Verzweiflungsscene des Königs Amfortas, der den Gral durchaus nicht mehr enthüllen will, entschieden zu grell gehalten, und die vielen chromatischen Gänge auf- und abwärts bieten auch nichts musikalisch Neues. Allerdings wirkt um so schöner das Erscheinen des Parsifal mit dem heilenden Speere, die Entsühnung des leidenden Königs, die Krönung des Helfers als Gralkönig unter „Glorienbeleuchtung", und während die weiße Taube sich von oben über ihm herabsenkt. Aber auch hier wiederholt die Musik das schon im ersten Acte Gehörte, und das geblendete Auge ist der Hauptsinn, durch welchen die Stimmung erzeugt wird.

Aus der ins Einzelne gehenden Prüfung und Darlegung wird der unbefangene Leser entnommen haben, daß „Parsifal" große Schönheiten enthält, aber in der Neuheit der Erfindung, in der Großartigkeit und Macht der Rhythmen und charakteristischen Melodien nicht mit den Nibelungen verglichen werden kann. Wenn nichtsdestoweniger manche selbst nicht unbedingte Anhänger glauben mögen, daß sie Neues gehört haben, so ist das, weil sie Sehen und Hören verwechseln, und weil im Parsifal bisher noch nie Gesehenes mit unerhörter Kühnheit, Geschick und genauester Kenntniß der Zeitströmung auf die Bühne gebracht worden ist. Im „Tristan" und „der Ring des Nibelungen" war die Entfesselung der sinnlichen Leidenschaften bis zur Selbstvernichtung der Hauptstoff; jetzt mit einem Male wird die höchste Entsagung, die Reinheit von allem Irdischen gepredigt; außer einer Sünderin und den Zaubermädchen kommt kein Weib auf die Bühne; die Sinnlichkeit, welche in den obenerwähnten zwei großen Werken die Hauptrolle spielte, ist hier die Sünde. Nichts Irdisches hat da ein Existenzrecht; Amfortas ist zwar Sohn des Titurel, aber von seiner Mutter ist nicht die Rede; Parsifals Sohn wird Lohengrin sein — aber die irdische Liebe ist dem neuen Gralkönig fremd. Solche starke Gegensätze, solche widernatürliche Verhältnisse, die eben nur in der erhitzten Phantasie, niemals im Leben ihren Ursprung haben, sind einem großen Theile der jetzigen Theatergeneration höchst willkommen. Das Christenthum, das man zur Schau trägt, ohne im mindesten christlich zu sein, von den in öffentlichen Versammlungen viel geredet wird, und dessen Gegentheil so viele Thaten darthun, dieses Christenthum war ein herrlicher Vorwurf für ein neues Bühnen-, Effect- und Kunstwerk. Es gibt auch keinen Künstler auf Erden, der aus den unmerklichsten Anzeichen den Lauf der Zeitströmungen mit solch wahrhaft prophetischem Geist zu erkennen vermag, neue Ideen mit so mächtiger Begabung künstlerisch zur Geltung bringt, und mit solcher Ausdauer, Rücksichtslosigkeit und Thatkraft sich als den Höchstvertreter der höchsten Ideen hinstellt (die er mit den Zeitbedürfnissen ganz geschickt in Verbindung zu bringen weiß) wie Wagner. Keinen besseren Beweis für das Zusammenwirken der stärksten Zeitbedürfnisse mit Wagners meisten Werken können wir geben, als die „Meistersinger". Dieses Werk ist, vom künstlerischen Standpunkte betrachtet, unbedingt sein Höchstes, in Reichthum der Erfindung, in melodischem Flusse, Schönheit der Harmonie (wie herrlich ist der Choral!), in vollendetem Aufbau und Durchführung ohne irgend welche

Leitmotive, in schönster Wirkung mit oft kleinsten Apparaten. Auch der Stoff ist gar liebenswürdig und oft meisterhaft behandelt. Aber die Schilderung des Bürgerlebens, die Liebe eines braven Mädchens zu einem tüchtigen Ritter, Lebemann und Dichter, ein edler, braver, beschaulicher und versöhnlicher Ehrenmann wie Hans Sachs gewinnen unserer Zeit sehr wenig Interesse ab; sie will ganz Anderes, ganz sinnlichste oder ganz übersinnliche Regungen. Daher werden die „Meistersinger" erst allgemein gewürdigt werden, wenn einmal die Wagnerfrage in die Kunstfrage übergegangen ist. So lange sich die Leute um die Missionsfrage streiten, so lange die „Bayreuther Blätter" noch als das neue Evangelium gelten, können die „Meistersinger" nicht zur vollen Geltung gelangen, und der Parsifal wird gepriesen werden als eine neue Phase, als eine Erhebung der Bühne zur religiösen Bedeutung. Der zweite Act?! nun der muß so mit in den Kauf genommen werden!

Aber der Parsifal wird eine Probe zu bestehen haben, an der seine Zukunftsfähigkeit sich erproben muß. Auf den Bühnen soll er ja nicht vorgeführt werden und nur als ein wahres Weihfestspiel für Bayreuth gelten, nicht profanirt werden. Das ist sehr löblich. Aber die Vorführung der religiösen Scenen im Concertsaale als geistliche Musik wäre gewiß keine Entweihung, im Gegentheil eine Erhöhung der Mission, der beste Beweis für die reine Schönheit- und Inhaltswirkung ohne irgend welche äußerliche Zuthat. Wurden doch vom Nibelungenring lange vor der Aufführung in Bayreuth Bruchstücke in Concerten aufgeführt und mit großem Beifalle — obwohl doch bei diesem Tondrama die dramatische Darstellung als eine wichtige Mitbedingung der Wirkung betrachtet werden durfte; dennoch drangen die Siegfriedlieder, das Duett der Brünhilde, der Trauermarsch siegreich durch in ihrer absolut-musikalischen Schönheit. Um wie viel mehr müssen daher die religiösen Scenen des Parsifal den Hörer begeistern, wenn sie wirklich so herrlich sind, daß sie nicht ohne die bestehenden Decorations- und Darstellungs-Zuthaten wirken! Diese Probe ist abzuwarten; sie wird entscheiden, ob der Parsifal auf der Höhe der Nibelungen steht, oder ob dem neuen Bühnenstoffe der größere Antheil gebührt in der Wirkung, als dem Kunstwerke an sich.

Im Mythus vom Grale steht vom Abendmahle: Und Jedem schmeckt es nach seinem Wunsche; Alle werden satt; Jedem schmeckt es nach seinem Hunger. So ist's auch mit der heiligen Kunst. Wenn nach den unbeschreiblichen letzten Takten des Scherzos der C-moll-Symphonie das Finale aufgeht in göttlicher unvergänglicher Herrlichkeit, wenn die Klänge von Sarastros Gebet — „Gebet der Tugend ihren Lohn, nehmt sie in Eurem Wohnsitz auf" — den Hörer durchschauern, dann kann man sagen: Jeder wird satt, Jedem schmeckt es nach seinem geistigen Hunger. Wird man das von Parsifal sagen können? Und doch ist's ein großartiges Werk!

Die Darstellung war über jedes Lob erhaben. Die Künstler haben alle wahrhaft Großartiges geleistet! Frau Materna sang die Kundry am ersten, Fräulein Brandt am zweiten Abende. Die erstere gebietet über besonders schöne Stimmmittel, und ihr Aeußeres ist auch der Rolle günstig. Sie war ganz ausgezeichnet im zweiten Acte. Dagegen bot Frl. Brandt in Auffassung und Spiel eine unübertreffliche Leistung; der dritte Act, als Kundry wieder aus dem Zauberschlafe erwacht, und sich gleich zum Dienen als Magd vorbereitet — dies erschrockene Entzücken beim Anblick des herannahenden Parsifal, dessen Wiederkehr sie ja von dem Fluche befreien wird, war hochkünstlerisch in jeder Beziehung. Parsifal sangen die Herren Winkelmann und Gudehus. Beide sind ausgezeichnete Künstler. Herr Winkelmann zeigte sich als trefflicher, bühnengewandter Darsteller, Herr Gudehus glänzte in den Scenen, die an die Entfaltung der Stimmmittel stärkste Anforderungen stellen. Herrn Scarias Gurnemanz ist die glänzendste Leistung, die man von ihm gesehen. Herr Reichmann entfaltete als Amfortas den ganzen Reiz seiner herrlichen Stimme; auch seine Darstellung hatte schöne Momente. Die Leistung ist um so höher anzuschlagen, als Amfortas fast immer liegend und vom Hintergrunde der Bühne singen muß. Die Stimme des alten Titurel ward von Herrn Kindermann trefflich gesungen. Die Mädchenchöre boten einen ebenso schönen Anblick, als herrliche Klangwirkungen. Die Männer- und Knabenchöre waren wie man sie wohl nirgend anderswo so vernehmen wird. Das Orchester unter Hofkapellmeister Levys Leitung war unvergleichlich, und wohl hatte Wagner Recht, in seiner letzten Rede das große Verdienst des trefflichen Kapellmeisters besonders zu betonen. Die Decorationen und Maschinerien übertrafen alles bisher Gesehene, und das Zusammenwirken gab wieder den Beweis von dem großen Organisationsgenie Wagners. Wir müssen diesen Mann bewundern, der so Ungemeines in den verschiedenen Kunstrichtungen schafft; aber wir wiederholen: Erst wenn alle diese Zuthaten nicht mitwirken, wird sich das Urtheil des Publicums über Parsifal feststellen.

Denn aus den ersten zwei Vorstellungen, selbst aus den folgenden, läßt sich eine richtige Ansicht über den allgemeinen Erfolg nicht bilden. Die unbedingten Anhänger behaupten, der Erfolg wäre bei weitem der größte, den ein Werk des Meisters gehabt, viele Andere, und selbst warme Verehrer, fanden ihn nicht so durchschlagend, nicht so nachhaltig, wie den des Ringes; besonders Diejenigen, welche auf den Kunstwerth und nicht auf Tendenz den Schwerpunkt legen, theilten die zuletzt erwähnte Ueberzeugung. Doch während der Vorstellung selbst waren nur Beifall- und Hochrufe zu vernehmen; nicht so allgemein, nicht so spontan wie z. B. im „Siegfried", als nach dem ersten Acte die Unabhängigen sich erhoben und ihre lauten Huldigungen darbrachten, aber immerhin stürmisch genug. Wagner dankte am ersten Abende mit einigen freundlichen Worten nach dem zweiten Acte, und bat, man möge bei der Sache bleiben und nicht hervorrufen. Nach der Vorstellung aber forderte er die Versammlung auf, den Künstlern durch Beifall die Zufriedenheit mit ihren ausgezeichneten Leistungen kundzugeben. Nach der zweiten Vorstellung erschien er auf der Bühne, umgeben von allen darstellenden Künstlern. Er dankte ihnen, daß sie durch ihren Fleiß und die große Mühe sein Werk zu solcher Geltung gebracht hatten, er erwähnte des erhabenen Beschützers, der seinem Wirken so edle Unterstützung gewährte; er dankte dem vortrefflichen Kapellmeister Levy, dessen unermüdliche Ausdauer und Gewissenhaftigkeit einen großen Theil des Gelingens beigetragen hatte. Er dankte den „Freunden", den Mitgliedern des Orchesters. Er sprach wie ein großer Künstler selbstbewußt, aber nicht mehr herausfordernd, ohne verletzende Nebenbemerkungen. Die Rede hat uns einen freundlichen Eindruck hinterlassen, und mit ihm wollen wir schließen.

Bayreuth, Nürnberg, München, im August.

H. Ehrlich.

Jugendbriefe von Alexander von Humboldt.

(Schluß.)

VI.

Göttingen, den 17. Aug. 1789.

Ich fahre fort Dir auf Deine Briefe zu antworten. Ich habe sie beide Ledülx mitgetheilt und wir haben zusammen empfunden, was sich dabei empfinden läßt. Schade um unseren Freund, dem der düstere Gedanke, jenseit der Ufer des Hindus zu leben*), jede Freude verbittert. Du willst Nachrichten haben über Michaelis, Eichhorn, Planck, Kästner und Spittler.**) Hier sind sie! Doch kenne ich in diesem Poikile großer Männer nicht allegleich genau. Michaelis — ich sah ihn noch heute morgen. Seine Gelehrsamkeit brauche ich Dir nicht anzurühmen. Er bringt kaum noch (seitdem Eichhorn über das alte Testament liefet) ein Kollegium zu Stande. Sein Vortrag abscheulich, wie sein Sprachorgan, und voller Zoten. Von seinem Charakter folgendes

*) le Dulx, aus Ostindien, hatte vorher mit Wegener und Humboldt zusammen in Frankfurt studirt.

**) Göttinger Professoren.

Gespräch mit meinem Bruder über Barth: mein Bruder: „man wird den D. Barth wohl 4 Jahr nach Spandau sezen." Michaelis (lächelnd): Vier Jahr, das läßt sich hören; das geht schon immer an. Ich würde zwar rathen, man sezte den Herrn auf Lebenslang, aber (mit dem Tone der äußersten Billigung) vier Jahr das geht schon immer an. Mein Bruder: „und zwar nach Spandau." Michaelis: „Spandau ist ein an„genehmer Ort, ich würde rathen man brächte den Herrn nach Magde„burg auf die Sternschanze. Zwar unter dem vorigen König wäre er „gar nicht bestraft worden. Darum 4 Jahre nach Spandau geht schon „immer an." Mad. Michaelis: Gott, die Frau und die armen Kinder. Michaelis: „Das thut nichts, die können ihn nicht entschuldigen, die „Ehre Gottes auf Erden muß maintenirt werden. Der Bösewicht hat „so viele vornehme Leute (hier meinte er sich) beleidigt." Ein sonderbarer Zug in Michaelis Charakter ist seine Liebe zu König und Militär. Die Schanzen die der König bei Danzig aufwerfen läßt beunruhigen ihn sehr. In der Preuß. Rangliste lebt er ganz. Sein Haus ist übrigens sehr angenehm. Es herrscht ein feiner, ungenirter Ton darin. Ich bin viel da. Er hat ein Paar Töchter, die sehr gebildet sind, von denen die eine aber gar die Gelehrte spielt. Eichhorn — ein junger Mann von angenehmer Bildung und großer Lebhaftigkeit. Er ist mir ein gar liebenswürdiger Mensch, ohnerachtet er eine etwas übertriebene Höflichkeit und große Eitelkeit hat. In seinem Pentatenchon sind über 300 Studenten. Er kann es in seinem Hause wegen Mangel an Platz nicht lesen. Er hat sich des alten Böhmers Auditorium geliehen. Ich höre ihn gern. Er spricht deutlich und zusammenhängend, fast ohne Heft, hat aber den sonderbaren Fehler einer singenden Monotonie, wie in d. Deklamation d. Rhapsoden. Seine Freimüthigkeit über d. alte Testament und Wunder überhaupt ist groß. Als er hier her kam, wurde ihm mehr Vorsicht von Hannover aus befohlen. Das neue Testament bleibt daher nicht sonderlich erklärt. (In Jena werden publica in den Ferien über die Unmöglichkeit der Wunder gelesen!) Griechisch soll Eichhorn wenig wissen, daher seine Erklärung des neuen Testaments nur mittelmäßig und seine allgemeine Litterargeschichte gar schlecht ist. Daß Eichhorn ein Mitglied unsres Heynischen Seminarinms war, zu dem ich mich nun auch halte, weißt Du wohl schon. (Harles, Wolf, Schütz, Köppen, Schneider, Jakobs, Hugo, Schlichtegroll, Reitemeier, Voß, Stollbergs, Heeren, Buhle — — — sind alles Seminaristen.) Wenn man Heynens Homer hört, die Art wie er die ältesten Mythen interpretirt, seine Art über die Kindheit des Menschengeschlechts zu raisonniren und seine immerwährenden Vergleichungen des Homers und Moses — so sieht man die richtige Erklärung des Alten Testaments gleichsam von selbst entstehen. Heyne ist der Mann, dem unser Jahrhundert gewiß am meisten verdankt, religiöse Aufklärung durch eigne Lehre und Bildung junger Volkslehrer, Liberalität im Denken, Anfang einer gelehrten Archeologie und erste Verbindung des Aesthetischen mit dem Philologischen. Dennoch hat Heyne noch nie ein Kompendium geschrieben, ohnerachtet er über 12 Kollegia liest, Röm. Litteratur, Griech. Litteratur, Archeologie, über die Tragiker, über den Aristophanes, über den Homer, Virgil, Horaz, Plautus und Cicero, Griech. Antiquitäten u. Röm. Antiquitäten. Diese Collegia folgen alle in gewisser Reihe auf einander, weil sie ursprünglich für's Seminarium und dann für solche sind, die (wie mein Bruder) sich zum Seminarium halten. Heynens Hefte sind so weitläufig und genau ausgearbeitet, daß man sie hier für 3—5 Louisd'or kauft. Köppens Kommentar ist in der That nichts als ein gestohlenes Heft von Heyne. Oft ist die Konstruktion kaum verändert. Wenn Du die Einrichtung unsres Seminariums nicht kennst, so will ich es Dir, wenn Du es verlangst, einmal beschreiben. Noch jezt ist es in dem herrlichsten Flor. Es sind 3 Menschen darin, Mathiä, Kries und Woltmann die an ausgebreiteter Gelehrsamkeit in Deutschland wohl künftig nicht viele ihres Gleichen finden werden. Man muß hier in G— erstaunen, wie die Menschen so schnell zu solcher Bildung gelangen können. Den Namen Mathiä mußt Du Dir merken. Innigst vertraut mit der Kantischen Philosophie, voller neuerer italien. engl. und spanischer Litteratur, und ein Grieche, wie außer Wolf wohl keiner unter Heynens Schülern gewesen ist, wird er sich in kurzem berühmt machen. Er hat die philos. Preisschrift über die Verbindung der Moral mit der Religion nach Kantischen Grundsäzen geschrieben. Jezt kommen Emendationen über die Tragiker und ein Kommentar zu Homers Hymnus an den Apoll von ihm heraus. Die Seminaristen sind mein angenehmster und lehrreichster Umgang. Mit Woltmann, der ein (wie es Bürger selbst nennt) bewunderungswürdiges Talent zur deutschen ja selbst griechischen Dichtkunst hat, bin ich täglich zusammen. Es ist ein trefflicher Mensch von Charakter, an den mich manche auffallende Aehnlichkeit mit Dir gezogen hat. Er ist von dem jüngsten Stollberg erzogen, hat den sonderbaren Enthusiasmus für die Alten von ihm eingesogen u. wird sich gewiß mal auszeichnen. Ich bin täglich Abends von 9—11 Uhr mit ihm zusammen, wo wir den Plautus u. Petron lesen. Es ist der Göttingische methodus vivendi, nicht früher auszugehen. Denn alles hat hier einen affektirten Fleiß. Durch Woltmann bin ich auch mit Ledüx, dessen bester Freund er ist, bekannt worden. — Aus dem Seidel in Berlin schließe gar nicht auf das Götting. Seminarium. Man hält ihn hier für einen elenden Menschen. Auch auf die Jurisprudenz hat Heyne durch sein Seminarium gewirkt, wo immer viel Juristen sind. Der junge Prof. Hugo (welcher viel Aehnlichkeit mit Reitemeier hat) interpretirt hier die Röm. Gesetze mit philolog. Gelehrsamkeit, weil man den Sinn des Gesetzgebers nur dann fassen kann, wenn man weis, in welchem Gehalt die Worte bei ihm u. überhaupt bei seinem Zeitalter stehen. — Erinnere Dich daß Heyne an des großen Gesners Stelle das Seminarium erhielt. Wen kann man in Deutschland ihm zum Nachfolger geben. Schütz, den Heyne schon bei seinem Leben hier her ziehen wollte, ist unthätig und durch die Litteraturzeitung gebunden. Wolf taugt seiner schlechten Methode wegen nicht einmal für Halle. Harles ist ein geschmackloser Kompilator. Man wird wohl einen Holländer, Friesemann, hohlen müssen. Denn in Deutschland sieht es armselig aus, wenn es darauf ankommt, eine Stelle zu besezen, die Gesner und Heine gehabt haben.

Spittler — Ich höre bei ihm neueste Geschichte; ein feiner Kopf, mit einem prächtigen Vortrage, der für die meisten Menschen das Ideal der höchsten Beredtsamkeit ist. Für mich ist er zu schwülstig. Völker sind reißende Ströhme, das preuß. Haus eine alte Eiche, unter deren Schatten sich der Freiheitliebende Deutsche hinwirft. Seine Darstellung der Geschichte, seine Aneinanderkettung der Begebenheiten ist meisterhaft. Schade daß er nicht Kirchengeschichte liesel. Er läse sie gewiß besser, als der, wegen seiner Freimüthigkeit schäzbare Plank. Spittler vermag nächst Heyne und Leß das meiste in Hannover. Er überschwemmt alles mit Schwaben. Jezt wird wieder ein Landsmann Seiffert, ein unberühmter Mathematiker, Professor hier. Gmelin, Reuß, Plank, Hugo sind auch Schwaben.

Kästner*), die lächerlichste Figur, welche die Erde trägt. Sein Vortrag ist undeutlich, da er keine Zähne hat. Er ist immer wizig, belacht sich aber selbst immer vorher, so daß man den Wiz selten versteht. Dafür ist er, wenn man ihn oft belacht, auch von Zeit zu Zeit so artig, den Dritten zu belachen, wenn man auch garnichts witziges gesagt hat. Ein großer Fehler unserer Akademie ist der geringe Eifer für Mathematik, der hier herrscht. Kästner ist dabei der gutmüthigste, gefälligste Mensch, den man sehen kann. Ich bin viel bei ihm. Er kann es nicht lassen beißend zu sein, fühlt aber selbst solche Gewissensbisse darüber, daß er stets um Verzeihung bittet. Er hat einen guten, aber höchst schwachen Charakter.

Eben habe ich bei Leß in der Moral hospitirt. Etwas elenderes habe ich nie gehört. Er hat viel ähnliches mit Fromm in Frankfurth an Charakter, Sprache und Gedanken. Nur ist Fromm noch beredt gegen ihn. Er sprach davon ob es einem Christen erlaubt sei ins Lotto di Genoua (so nennt er unsere Zahlenlotterie) zu sezen. Heißt das nicht recht kasuistisch die Moral vortragen. Ebenso kann man fragen, darf ein Christ l'Ombre spielen oder Schach.... Unsere englischen Prinzen müssen täglich 1—2 Stunden dieses Gewäsch hören. Die unglüklichen Kinder! Dabei müssen sie jede Stunde ausarbeiten und von Leß corrigiren lassen. So will es die elende englische Orthodoxie.

Ich lebe hier ganz der Philologie. Wenn ich noch ein Paar Jahre hier bleibe, denke ich mich (so sauer es mir wird) in die griechische Litteratur gut hineinzuarbeiten. Meinen Bruder hat der hiesige Aufenthalt treflich genuzt. Du glaubst nicht, mit welchem Sinn man hier alles zu betrachten anfängt. Mein Bruder hat sich hier und am Rhein durch seinen vertrauten Briefwechsel mit Forster und Jakobi (der vielleicht bald etwas davon herausgiebt) viel Namen gemacht. Ich muß gestehen, daß ich seine jezige Bildung, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit selbst zu

*) Abraham Gotthelf Kästner, der berühmte Mathematiker und witzige Epigrammatiker, war in Göttingen Ordinarius der Naturlehre und Geometrie.

bewundern anfange. Heyne hat von ihm gesagt, er habe lange keinen so treflichen Philologen aus seiner Schule entlassen. Nimm dazu seine schönen juristischen, historischen und politischen Kenntnisse, seine tiefe Einsicht in das Kant'sche System (worüber Rehberg mir selbst sein Erstaunen bezeugte), seine italien., franz., und englische Sprachkenntniß — und Du mußt gestehen daß Du wenige seines gleichen kennst, die nicht ex professo Gelehrte sind.

Wenn Du bald eine kleine philologische Schrift in Göttingen herauskommen siehst, wo auf dem Titel steht mit Zusäzen und herausgegeben von Heyne — so denke sie sei von mir. Es ist ein Versuch über den Weberstuhl der Lateiner und Griechen. Das opus ist gar wunder gelehrt — so daß es mich selbst anekelt. Ich habe die Entdekkung gemacht, daß der Weberstuhl der Alten gerade der Haute lisse stuhl sei, den die Sarazenen nach Frankreich gebracht haben. Das läßt sich aus Kupfern aus d. Herkulanum, aus dem Onomastikon des Pollux, aus dem Isidor, aus den Vatikanischen MSS des Virgil, aus dem Homer u. s. w. erweisen. Der Beweis ist sehr lang. Heyne hat viel Freude darüber. Was scapus, pecten, radius, insubulum etc. gewesen sei, wird nun alles leicht.....

Mein Bruder ist jezt mit Campe in Paris. Ledülx grüßt. Könnte ich Dich doch einmal sehen! Schreibe bald, lieber Bruder! Ich umarme Dich. A. Humboldt.

(Zerstreute Randbemerkungen.)

Ich habe mehrere Reisen von hier aus in's Hessische und durch Nieder-Sachsen gemacht. 8 Tage war ich Pirmont, wo ich täglich mit Jacobi, Rehberg, Möser, Markard, Eschenburg, Mauvillon pp. leider aber auch mit 7—8 Prinzen zusammen war. —

VII.

Göttingen, den 10. Jan. 1790.

Bei Gott, lieber, theurer Wegener, es ist das erste mal daß ich vor Dir beschämt da stehe. Die Art, wie ich Dich behandelt habe, ist mir selbst unbegreiflich. Du weißt (ich will, ich mag nicht glauben, daß Du es vergessen hast!) wie innigst ich Dich liebe, wie ich so von ganzer Seele an Dir hänge. Gewiß hast Du bisher wenige Korrespondenten gehabt, die so fleißig schrieben, als ich. Und nun auf einmal in vollen 3 Monaten keine Zeile. Ich darf nicht versuchen mich vor Dir zu entschuldigen, denn ich kann mich selbst nicht freisprechen! Aber erzählen will ich, was mit mir vorging, seitdem ich Deinen lezten langen, lieben Brief vom 16. Sept.!!! erhielt.

Ich war seit dem 24. Sept. nicht mehr in Göttingen. Ich machte während unserer Ferien mit einem Hrn. van Geuns aus Holland, der sich durch kleine botanische Schriften bekannt gemacht hat, eine naturhistor. Reise über Cassel, Marburg, Gießen, Frankfurth a/M., Darmstadt, die Bergstraße herunter nach Heidelberg, Speier, Bruchsal, Philippsburg, Manheim, Alzei, Mörsfeld ins vougesische Queckfilbergebirge, von da nach Mainz (wo wir 8 Tage im Hause bei Forster waren) dann zu Wasser den Rhein herab von Mainz bis Bonn, dann zu Lande nach Kölln, Düsseldorf (eigentlich Pempelfort, wo wir 8 Tage bei Jakobi wohnten) von da über Duisburg, Münster, Warendorf, Rittberg, Paderborn, Cassel zurück nach Göttingen. Von dieser wunderschönen Reise darf ich Dir nichts sagen, weil sie hundertmal beschrieben ist, weil keine Beschreibung die Rheinischen Naturschönheiten als z. B. das Binger Loch, die Bank von St. Goar, das Siebengebirge bei Bonn, die Unkler Basalthöhle pp. erreicht u. weil ich wegen Mannichfaltigkeit der Gegenstände nirgends anzufangen weis. Dein Brief wurde mir nach Manheim nachgeschickt, wo ich 3 glückliche Tage zubrachte, freilich in einem eigenen Genuß. Wir lagen die 3 Tage ununterbrochen in dem prächtigen botanischen Garten des Regierungsrath Medicus, der die Schäze beider Indien enthält. Die Ankunft Deines Briefes (Schmeicheleien erwartest Du nie von mir) half jene Freuden um ein großes vermehren. Ich hatte so lange auf Nachrichten von Dir gehoft und nun erhielt ich auf einmal eine umständliche Erzählung aller Deiner sonderbaren Schicksale*), die mich warlich wie die meinigen interessiren. Jede Zeile trug das Gepräge Deines schönen, liebenswürdigen Charakters und alles ließ mich fühlen den Werth brüderlicher Liebe, ungehäuchelter Freundschaft. Unter den vielen Zerstreuungen der Reise, die bald zu Fuß, bald zu Wagen gemacht wurde und auf der wir immer mit Steinen und Pflanzen zu packen hatten, war es in der That nicht gut möglich, an Dich zu schreiben. Es gehört bei mir eine eigene Stimmung dazu an Freunde zu schreiben. Sie läßt sich nicht herbeilokken und käme sie noch so spät, so müßte ich sie abwarten. Meine Reise war im Anfange des Novembers geendigt. Die Zeit seit meiner Zurükkunft bis jezt war ein Gewebe von Störungen und Widerwärtigkeiten. Eine Menge von Kollegien, die ich höre (ich habe deren 6!) nehmen einen großen Theil des Tages hin. Die Bibliothek, die ich noch zu meiner Philologischen Arbeit über die Webereien brauche, kann ich nur des Sontags benuzen. Ich habe ausdrükliche Erlaubniß von Heyne mich da einschließen zu lassen. Dringende Nebenarbeiten nehmen ohnehin Zeit weg, z. B. einiger Antheil den ich an dem Zürcher botan. Magazin nehme, wo noch im lezten Stück eine lateinische Abhandlung von mir steht. Meine Reisejournale sollten ausgearbeitet werden. Forster forderte von mir eine mineralog. Beschreibung der Unkler Basalte für den folgenden Theil seiner kleinen Schriften, in dem auch von meinem Bruder ein vortreflicher Aufsatz über den Einfluß des Theismus, Atheismus und Skepticismus auf die Sitten der Menschen erscheinen wird. Diese Beschreibung wuchs am Ende so an, daß sie jezt wahrscheinlich bald wird besonders gedrukt werden. Glaube nicht, lieber Bruder, daß ich mit meinen vielen Geschäften renommiren will. Unterliegen braucht' ich freilich der Last nicht, aber für meine Korrespondenz blieb mir in der That wenig Zeit übrig, besonders wenn Du bedenkst daß ich bestimmt alle Woche 1 auch wohl 2 mal an meine Mutter od. Kunth schreiben muß. Wilhelm, der mit Campe in Paris gewesen war, aus Frankreich nach Mainz zurückkam, dort 3 Wochen beim jungen Forster im Hause lebte, dann nach der Schweiz über Zürch, Schafhausen, Costniz, Bern, den Grindelwalder Gletscher, den St. Gotthard, Lausanne, Geneve hinein und über Neufschatel und Basel herausging, wieder 14 Tage in Mainz lebte, und durch Sachsen auf Berlin reisete, dieser Wilhelm, der mich eine so schändliche Periode bauen läßt, wollte mich in Gotha sprechen. Ich ritt im Anfange des Dez. in einem scheuslichen Wetter und bei noch scheuslicheren Wegen im Eichsfelde allein hin. Die Beschwerden der Reise waren leicht zu überstehen, um einen Bruder wiederzusehen, welcher Augenzeuge von so merkwürdigen Begebenheiten gewesen war. Wir wohnten 2 Tage bei Löfler im Hause. Es ist ein trauriger Anblik den armen, verlassenen Mann mit seinen 2 kleinen Kindern allein in seinem großen, leeren Hause zu sehen. Er glaubt den Schmerz nicht mehr zu fühlen, aber seine Zerstreuung, sein Tiefsinn alles zeugt von dem, was in ihm vorgeht. Er hat viel warme Liebe für Dich, mein Bester. Es war mir viel Werth mich mit ihm so ganz in die Frankfurth. Verhältnisse zurükzudenken. Ich war nie glüklicher als zu dieser Zeit. Meine Sommerreise nach Frankfurth a/O auf der ich Dich zu sehen glaubte, war mir lieber als alle meine jezigen Reisen am Rhein, am Main u. am göttlichen Nekkarthale. Was sind alle Empfindungen, die die tote Natur einflößt, gegen die Empfindungen der Freundschaft, gegen das Gefühl von guten Menschen geliebt zu werden. Löfler sagte oft, Du fehltest noch im Hause. Da schlug mir immer sehnsuchtsvoller das Herz. —

Löfler wird von dem Herzoge und der Herzogin angebetet. Er isset fast täglich bei Hofe. Der Herzog hat (es ist ganz entschieden!) die Genfer Reise bloß gemacht, um den tief gebeugten Mann zu zerstreuen. Gotter ist jetzt Löflers vertrautester Freund, woran man sich in Gotha sehr stößt, da es allgemein bekannt ist daß Gotter ein .....*) ist. Außer Gotter sah ich noch Ewald, den Philosophen, Weishaupt, den traurigen Antikantianer, dem man es eben nicht ansieht daß er die Welt illuminiren wollte, den Bibliothekar Reinhard, mit seiner wunderschönen Frau, Manso, u. die jungen treflichen Philologen aus unserem Seminarium Schlichtegroll und Jakobs. Da der neugierige Hof meinen Bruder

*) Bezieht sich wohl besonders auf folgenden Vorgang: Bei Besetzung der Feldprediger-Stelle im Regiment Gensd'armes stellte der General von Prittwitz die Entscheidung der Stimmen-Majorität der Offiziere anheim. Nun stimmten gleich viele der letzteren für Wegener wie für einen seiner Mitbewerber, Candidaten Löffler. Daher wurde, unter den Auspicien der Frau Generalin, das Los geworfen, das für Löffler entschied. Indeß erkrankte dieser einige Zeit nachher, resignirte in Folge dessen, und so ward — zu seiner Ueberraschung — Wegener berufen.

*) Die hier ausgelassenen Worte enthalten einen schweren sittlichen Vorwurf. (Bemerkung Wegeners, der das betreffende Wort ausgeschnitten hat.)

immer zerstreute so gingen wir den 3ten Tag noch nach Erfurth, wo es aber wegen der ausnehmenden Güte des Coadjutors Dahlberg (mit dem wir täglich aßen) nicht weniger Zerstreuung gab. Von Erfurth ging mein Bruder nach Weimar, Jena, Leipzig . . . An dem lezten Orte vermuthete ich ihn jezt.

Bei Löflers hatten die Kinder kurz vor meiner Ankunft die Masern gehabt. Ich vermuthe daß sie mich anstekten. Denn kaum war ich nach Göttingen zurück, so bekam ich sie mit einer Heftigkeit, die Gefahr fürchten ließ. Sie gingen doch glücklich vorüber, ohne böse Folgen, außer der gewöhnlichen Augenschwäche. Ich durfte in 3 Wochen nicht lesen schreiben. Seit 8 Tagen besuchen ich wieder meine Kollegia und nun soll mich auch nichts mehr abhalten, Dir redlich zu schreiben.

Du siehst, mein bester, theurer Bruder, daß mich mancherlei Widerwärtigkeiten und Zerstreuungen zwar nicht lossprechen, aber doch entschuldigen können.

Gott wenn ich bedenke, wie wunderbar sich die Verhältnisse fügen. Als wir vor 2 Jahren so oft zusammen im Steinbarthischen*) Hause auf Deinem großen Stuhle beim Ofen saßen, ließen wir es uns nicht träumen, daß Du jezt schon ordinirter Prediger sein würdest. Die Art wie Du es geworden bist, gleicht einem ordentlichen Roman, anfangs mit so weniger Wahrscheinlichkeit des glücklichen Ausgangs und dann auf einmal — Meine sehnlichsten Wünsche sind erfüllt. Wie manchen Kummer werd' ich in Deinen Schooß ausschütten, wie viel aus Deinem Umgange lernen. Nichts, nichts darf je die brüderlichen Bande zerreißen, die uns an einander knüpfen. Böse Familienverhältnisse machen mir oft den Gedanken schwer in mein Vaterland zurück zu kehren. Die Erinnerung an Dich, mein Theurer, erleichtert alles.

Deine Lage ist die glücklichste von der Welt. Du hast Muße fortzustudiren. Bei Deinen Kenntnissen kannst Du einmal viel leisten. Umgang mit Collegen mag wohl nicht angenehm sein. Diese Menschen sind alle verschroben. Weil sie so viel verkehrte Dinge sagen müssen, so verlernen sie am Ende vernünftig zu raisonniren. Willst Du Empfehlungen an Herzens haben?

le Dülx grüßt. Es ist ein braver Mensch aber voller Sonderbarkeiten. Es ist nun wohl entschieden, daß er in Europa bleibt.

Wenn Du an Albinus od. Mezner schreibst, so grüße sie herzlich von mir, besonders den letzteren. Dohna ist in Hamburg auf der Handelsakademie, wo ich auf den nächsten Winter auch hingehe. Im Sommer 1791 reise ich dann nach Holland und wahrscheinlich über Paris zurück.

Wenn Du großmüthig bist, so verzeihe mir meine halbverschuldeten Sünden. Ich schreibe Dir bald wieder, auch wenn Du nicht antwortest.

Dein

Alex. Humboldt.

Tagebuchblätter aus der Lombardei.

Von H. Breitinger.

Auch wer schon Alles gesehen, was an Städten zwischen Verona und Neapel liegt, wird in dem alten Bergamo eine Ortschaft sui generis entdecken, die mit keiner anderen sich vergleichen läßt. Schon die Lage auf der Bergeshöhe ist für eine italienische Stadt eine seltene Auszeichnung. Man denke sich eine alte Provinzstadt venezianischen Stiles, mit ragenden Palästen, imponirenden Amtsgebäuden, einer architektonisch reizenden, echt italienischen Piazza, uralten Ritterthürmen und Kirchen, umgeben von gewaltigen, mit prächtigen Bannreihen bepflanzten Bastionen, von welchen hier unabsehbare Horizonte, dort ein lieblich wechselndes Hügelland beherrscht werden. Aber wie die vortreffliche Stute des rasenden Roland hat diese Stadt nur einen Fehler: sie ist todt.

„Morta là sull' altra ripa giace:
Altro difetto in lei non mi dispiace."

*) Der Professor Steinbart in Frankfurt a. O., später auch beliebter Lehrer und Freund von Zschokke und Heinrich v. Kleist.

Die drei an ihren Berghängen haftenden Borghi der Neustadt sind die grausamen Blutsauger, die der ehrwürdigen Matrone das Leben aus den Adern gesogen haben.

Das alte Bergamo hat eine Vergangenheit, welche den fleißigen Forscher und den gemüthvollen Betrachter von Zeiten und Sitten mit köstlichen Funden zu lohnen reich genug ist. Vieles hat in dieser Richtung Professor Pasino Locatelli geleistet, sei es in Biographien bergamaskischer Berühmtheiten, sei es in historischen Novellen. Seine 1877 erschienenen Racconti versetzen uns so recht in die große Vergangenheit Italiens; sie schildern in einfach schöner Sprache den Charakter mehr als einer italienischen Culturepoche. Locatellis Buch wird Jeder, der den Reiz einer spannenden Erzählung an den tieferen Gehalt der Belehrung zu tauschen vermag, mit Genuß und Befriedigung lesen. Derartige Publicationen bilden ein heilsames Gegengewicht zu den vielen halbfranzösischen Erzeugnissen, die auch der italienische Büchermarkt immer massenhafter verbreitet. Leider sind es Stimmen in der Wüste. Die gedankenlose Menge zieht Unterhaltung ohne Inhalt dem Inhalte vor, welcher der heißen Gewürze entbehrt.

„Sie wollen stark Getränke schlürfen,
D'rum braut mir unverzüglich d'ran!"

So lautet die Weisung des Goethe'schen Theaterdirectors, so lautet auch heute die Weisung des Romanverlegers.

. . . Turin und Mailand! ein scharfer, aber keineswegs wohlthuender Gegensatz des Eindruckes. Turin ist eine Großstadt ohne großstädtischen Charakter. Die weiten Arkaden seiner schnurgeraden Straßen sind zu geräumig für die Zahl ihrer Beschreiter, wenigstens im Herbstmonate. Und wie verschieden von den Lombarden sehen diese Piemontesen aus! Statt des schönen, lombardischen Typus, statt der stattlichen Männer mit dem tiefschwarzen Haare und den feurigen Augen, dem schön geschnittenen Gesichte und dem schlanken, wohlgebauten Hals, — meist Leute von mittlerer oder kleiner Statur, unansehnlich, eckig oder vierschrötig: phlegmatische, berechnende, philiströse Wesen mit grauen Augen und ins Blonde spielenden Haaren. Statt des eleganten Schnittes der Mailänder Kleiderkünstler, ein biederer, ländlicher Schick, wie ihn der ostschweizerische Gemeindepräsident am großen Tage seines Besuches in der kantonalen Metropole zu entfalten pflegt. Kein Wunder, wenn über dieser Welt regelrechter Gassen und Menschen das tödtlich wirkende Gas einer fürchterlichen Langeweile schwebt. Aber gerade auf die erbarmungslose Symmetrie seiner Stadt ist der Turiner stolz; so lange Mailands Regelmäßigkeit noch zu wünschen übrig läßt, blickt er mit Verachtung auf die moralische Hauptstadt Italiens. Und dann die Sprache! Der Piemontese aus dem Volke spricht häufig nur sein Piemontesisch und steht dem Italienischen wie einer landesfremden Sprache gegenüber. Ein Mann, mit dem ich mich seit einer Viertelstunde zu verständigen gesucht, — fragte mich, ob ich Venezianer sei!

Ein herrlicher Morgen war angebrochen, als ich von Turin über den kaffeebraunen Po nach dem Kapuzinerberge schritt, von welchem aus man die Stadt gerade so übersieht, wie Salzburg vom Kapuzinergarten. Dann bestieg ich den Tramway, der in einer Stunde zwischen Landhäusern und Po nach Montecaglieri führt. Frau Clotilde Plomb-Plomb bewohnt da ein weitläufiges, die Po-Gelände weithin beherrschendes Schloß. Eine zweite Tramwaylinie, welche ich nachher benutzte, führt stromabwärts nach dem Dorfe Madonna del Pilone, von wo ein guter Fußgänger die savoyische Fürstengruft Superga in zwei Stunden leicht ersteigen kann. In der Stadt selbst hat mich nur Eines lebhaft interessirt, die prächtige Waffensammlung (Armeria reale) im Palaste des Königs. Sie ist weder sehr alt noch sehr umfangreich; denn sie wurde erst 1834 begonnen und besteht aus einem einzigen, freilich sehr großen Saale. Aber sie wirkt auf den Betrachter nach dem Recepte der Luxemburger Galerie in Paris: Wenig aber Ausgesuchtes. Meinem Erklärer gab ich von vorne herein ein schönes Trinkgeld mit der Weisung, mich nicht zu jagen, um mir Alles mit Ruhe

betrachten zu können. Er parirte willig gegen zwei Stunden und so gewann ich bleibende Eindrücke und Belehrungen.

Der Schnellzug von Turin nach Rom, der behendeste von ganz Italien, setzte mich nach einstündiger Fahrt im Bahnhofe von Asti ab, der Geburtsstadt Alfieris. Sie ist voll Erinnerungen an den großen Mann, der Italiens Zukunft in seiner Seele trug. Die halbstündige „Via Maestra" der langgestreckten „Stadt von hundert Thürmen", die heute über dreißigtausend Einwohner zählt, führt den stolzen Namen „Corso Alfieri". Fast am Ende derselben liegt Alfieris Stammhaus, immer noch Eigenthum der Familie. Man zeigt da das authentische Bett, in welchem der Dichter geboren wurde! Eine hinter seinen Vorhängen angebrachte Marmortafel bezeugt es den Besuchern. Ein sehr ausdrucksvolles Kniebild, Briefe und Handzeichnungen Alfieris und ein altes Rococo-Mobiliar bilden die übrigen Reliquien des Palastes. Auch jener innere Hof, wo nach Alfieris Selbstbiographie der störrige Junge in einem Wuthanfalle durch Grasessen sich vergiften wollte, ist noch unversehrt. Er verließ sein väterliches Haus, um die Junkerschule in Turin zu besuchen, von welcher er short and sweet berichtet: „Jo era un asino fra asini e sotto un asino." Auf dem großen Marktplatze, der „Piazza Alfieri", steht sein modernes Standbild in etwas theatralischer Haltung.

. . . Im Monat August bietet Mailand eine verhältnißmäßig schwach belebte Physiognomie. Es ist die todte Jahreszeit, und die Vergnügen der lebenslustigen Stadt sind bald gezählt. Equipagen sind selten, denn die Reichen leben jetzt draußen an den oberitalienischen Seen, oder am Meere oder sie sind auf Reisen gegangen. Die Uebrigen, die Träger der täglichen Arbeit, strömen Abends in die einzig schöne „Galleria" zusammen. Selbst Paris hat nichts, was sich mit dieser großartigen Halle vergleichen ließe. Hier pulsirt auch im September von 7 Uhr Abends bis gegen 10 Uhr ein bewegtes und frisches Leben. Der elegante Offizier, der junge Stutzer, die stattliche Matrone mit ihren feinen Mädchen, der Arbeiter, die Grisette, das Blumenmädchen wogen hier in immer wechselnder Fülle durcheinander. Auch wer nach unserer Weise beim Biere länger sitzen bleibt und die Nachzügler des späteren Abends sich ansieht, kann noch allerlei Erheiterndes erleben. Ein armer Teufel declamirt ihm für wenig Geld Manzonis „fünften Mai" mit einem Aufwande von Pathos, der eine Million verdiente. Bald kommt ein Anderer, ein wahrer Typus, eine groteske Zwerggestalt mit rabenschwarzen, fliegenden Locken, verwachsenen Schultern und gebrechlichen Beinchen. Auch der bereitet eine Aufführung vor. Die Arme auf der Brust gekreuzt, schreitet er ein paar Mal auf und ab, um die rechte Sammlung zu gewinnen. Dann bricht er los mit dem Untergange des Aristodemus von Monti. Am Schlusse zieht er den Dolch — eine alte Feile mit schmutzigem Holzgriff —, stößt ihn oder vielmehr sie heldenhaft in die Seite und wälzt sich zappelnd zu den Füßen des schläfrigen Kellners.

Aber auch literarische Gespräche gedeihen in Mailand. Mit meinen Begleitern, den Herren Verga und Capuana, beide den italienischen Romanlesern wohlbekannt, setzten wir uns im Café Biffi der Gallerie Victor Emmanuel zu Tische. Ein Vierter gesellte sich zu uns, der Deputirte C. von Neapel, ein alter Freund Ranieris, ein Mann von ruhigem und ernstem Wesen, einsilbig und vornehm in seiner Haltung. Nicht lange, so warf sich das Gespräch auf Ranieris neuliche Publication: „Zehn Jahre vertrauten Umganges mit Leopardi."

Das Thema kommt mir eben recht, dachte ich. Ein persönlicher Freund Ranieris wird mir ein Räthsel zu lösen und eine Frage zu beantworten im Stande sein.

„Ranieris Buch," bemerkte ich, „hat mir von dem sterbenden und geknickten Leopardi immer noch eine bessere Meinung gelassen, als von seinem gesunden, wohlconservirten Biographen."

„Wie das?" fragte Herr C. etwas hastig. „Sie kennen Ranieri sehr wahrscheinlich nicht. Ich kenne ihn seit vielen Jahren. Ich habe seine Enthüllungen über Leopardi gelesen, und ich stehe dafür, daß Alles, was Ranieri von seinem Freunde berichtet, die reine Wahrheit ist, mag nun auch Leopardis Ruhm darunter leiden, Leopardi, der Mensch, entschieden klein, Leopardi, der Idealist, sogar verdächtig erscheinen."

Herr Capuana nickte Beifall und lachte. Seine klaren, grauen Augen blickten vergnügt über den Tisch hin, und um den grauen Schnurrbart spielte das Hohnlächeln eines hartgesottenen Realisten.

„'s ist mir immer ein Hauptspaß," begann er, „wenn so ein platonischer Kunstreiter, mag sein Idealismus auch in realistische Pessimistenlauge getunkt sein, nachträglich als ein ordinärer Sonntagsreiter, mit anderen Worten, als ein Schwächling, ein Genüßling im kleinen Stil, oder wie in unserem Falle, als ein „Monologist der Liebe", als ein Confecthascher, Bonbonvertilger und Glaceschlemmer zum Vorschein kommt. Da sieht denn nachgerade doch ein Jeder, wie es mit diesem gefeierten Idealismus eigentlich bestellt ist. Dazu kommt das Lustige, daß, lange vor Ranieri, Leopardi selbst uns hinter die Coulissen seiner Marktbude geführt hat. Heißt es nicht im Auferstehungsliede:

„Mancano, il sento, all' anima
Alta, gentile e pura,
La sorte, la natura,
Il mondo e la beltà."

Das bedeutet doch wohl: „Mein Genie und meine Bildung und mein Idealismus sind schmählich im Stiche gelassen worden, vorerst vom Schicksale; denn meine Börse ist concav, — zweitens von der Natur; denn mein Rücken ist convex und mein Kopf sitzt tiefer als die Schultern, — drittens von der Welt; denn die elegante Gesellschaft ignorirt mich, — und last not least von der Schönheit; — denn ach! kein schönes Weib erbarmt sich meiner!"

Herr Verga sagte nichts als ein bezeichnendes Ecco! und der Deputirte machte keine Miene, die Autorität dieser Stimme zu Ranieris Nachtheil untergraben zu wollen. So blieb ich denn allein, um für die gute Sache des Idealismus eine Lanze zu brechen.

Schon hatte ich ein energisches „Che!" als vorläufigen Generalprotest vorausgeschickt, als mir zu guter Zeit noch beifiel, daß Herr Capuana mit Bezug auf Leopardis Weltschmerz, wenn auch etwas derb und naturalistisch, im Grunde nur die Anschauungen Paul Heyses wiederhole und bestätige, deren zwingenden Nachweisen Keiner sich verschließen wird. Was mich geärgert, war das Zusammenwerfen des Principes und seiner Vertreter. Daher ich denn versetzte:

„Ein hochstrebender Idealist kann ein sehr defecter Mensch sein. Rousseau, Byron und Leopardi bezeugen es, jeder auf seine Art. Aber sie suchen weder sich noch uns zu täuschen, sind ehrlich in ihrem „excelsior", und deshalb bereitet mir eine sogenannte „Enthüllung" über sie und ihres Gleichen nicht die boshafte Freude, die mir der vierte Act des Tartuffe gewährt."

Ein hartnäckiges, höfliches Schweigen verrieth mir das nachsichtige Mitleid meiner Tischgenossen. Ich benutzte die Pause, um Alles zu sagen.

„Die sogenannten Enthüllungen über das Räuspern und Spucken, über die schmutzige Wäsche und die fehlenden Hosenknöpfe großer Geister sind selten mehr als ein recht gemeines Futter gedankenloser Neugier. Was nützen sie? Sie verschaffen Philistern die Genugthuung, die erlauchteste Gesellschaft auf der Armensünderbank beisammen sitzen zu sehn, und wie der Hase in Lessings Fabel, bei der Entdeckung einer gewissen Schwäche des Löwen, vergnügt zu schmunzeln: „Nun begreife ich, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten." Diese Naseweisen der Enthüllungsliteratur suchen nur die schönsten Bilder zu beklexen. Gott sei Dank, daß Shakespeare keinen Boswell gefunden hat! Sein Leben ist ein Geheimniß, und nur seine Werke leuchten in einsamer Schöne wie die vier Monumente auf dem Rasenplatze von Pisa!"

Meine Freunde sahen mich ob meines Eifers groß an, aber ich fuhr unbekümmert fort:

„Und wie verhält es sich mit Ranieris Enthüllung? Welches Motiv hat Leopardis „besten Freund" veranlaßt, vierundvierzig

Jahre nach dessen Tode den großen Dichter dem Gespötte der Nationen preiszugeben; — mit schleichender und süßlicher Rhetorik, unter fortwährender Betheuerung innigster Pietät durch hundert Druckseiten hindurch nichts, aber auch gar nichts vorzubringen, was Leopardi nicht herabsetzte, nicht als einen kleinlichen, sinnlichen, kindischen, eitlen und häßlichen Menschen erscheinen ließe? Ranieri, der einstige Jesuitenfresser, liefert heute seinen angebeteten, unvergleichlichen Freund dem gemeinsamen Gegner lächelnd ans Messer, und die „Civiltà cattolica" schreibt denn auch frohlockend: „Bisher haben wir Leopardi wenigstens als Menschen geachtet, von heute ab vermögen wir auch das nicht mehr." Wollte Ranieri der Wissenschaft, der literaturgeschichtlichen Wahrheit einen Dienst erweisen? Aber diese hat ja nicht eine Thatsache dabei gewonnen. Ganz im Gegentheil. Die einfachsten Dinge sind verwirrt worden. Nach Ranieri, um nur Eines anzuführen, hätte Leopardi keinen Sinn für Naturschönheit besessen, die Reize der südlichen Landschaft sogar gehaßt! Je länger ich aber nach dem Motive einer so seltsamen Freundschaftsbezeugung forsche, um so ausschließlicher entdecke ich dieses in dem Interesse tiefverletzter Eitelkeit. Seitdem Leopardis Briefe im Druck vorliegen, hat Ranieris selbstgeschaffene Rolle eines unvergleichlichen Wohlthäters und eines einzigen Freundes beträchtlichen Seeschaden erlitten. Sie nimmt sich heute etwas legendenhaft und mythisch aus. Daher denn in unserem Buche die komische Entrüstung über Leopardis Briefe, „die Ranieri niemals gelesen hat noch je zu lesen gedenkt, deren Inhalt er nur vom Hörensagen kennt" (!!); daher denn auch der Versuch, die Glaubwürdigkeit jener Briefe zu erschüttern durch die auffallende Angabe, Leopardi habe von Ranieri förmlich Erlaubniß eingeholt, seine Angehörigen über seine ökonomische Lage fortwährend zu täuschen; daher denn endlich der versteckte Groll gegen den Schatten des heißgeliebten Freundes, eine Rancüne, die wie ein rother Faden durchs ganze Büchlein läuft, an zwei Stellen mit wohlberechneter Dunkelheit des Ausdrucks die häßlichsten Dinge insinuirt; und das Alles gegen einen Todten, gegen einen Freund, gegen einen Großen der Literatur, das Alles in einem Momente, wo die unbequemen Entlastungszeugen sammt und sonders das unfehlbare Schweigen der Todten beobachten."

„Die italienische Presse," versetzte Ranieris Freund, „hat Ranieris Buch mit Interesse besprochen und dessen Inhalt als ein unverdächtiges und wichtiges Zeugniß hingenommen. Nur Montesredini in der „Rivista minima" hat mit gewohnter Leidenschaft protestirt, aber nichts als Behauptungen und Gefühle den Thatsachen einer Zeugenaussage entgegengestellt."

„Gleichviel, sagte ich. Ich behaupte keck: Wer durch Ranieris verzwickte Rhetorik — er hat Leopardis klassischer Prosa doch verflucht wenig abgesehen! — bis zur wahren Meinung des Autors hindurchgedrungen, dem wird es sonnenklar, daß unser Zeuge nicht aus Liebe, sondern aus Haß, nicht aus historischem, sondern aus persönlichem Interesse schreibt, somit nicht eine Urkunde, sondern ein absichtlich und aus guten Gründen verspätetes Pamphlet zu Tage gefördert hat. Mag auch an Allem, was Ranieri uns erzählt, viel Wahres sein, der Verurtheilte ist nicht der abgezehrte, sterbende Dichter, sondern der wohlgenährte, alte Herr, der sein abgestandenes Gift unter den künstlichen Blumen einer nicht minder abgestandenen Rhetorik versteckt."

Der Deputirte protestirte hier lebhaft.

„Weder ich noch meine Landsleute haben in Ranieris Buch das herausgelesen, was Sie darin entdecken wollen: Ich wiederhole es —"

Draußen erscholl in diesem Augenblicke das Hornsignal, welches allabendlich die Neugierigen ins Centrum der Galleria Vittorio Emmanuele ruft, wenn hoch über ihren Köpfen die Kuppel sich entzündet. Wir traten hinaus und blickten träumend hinauf zu der braven kleinen Locomotive, die in muthwilligem Umlaufe ihr Flämmchen von Bec zu Bec trägt und im Nu ihre Strahlenkrone geflochten hat. Ich dachte an die Aureole, die man dem großen Leopardi rauben wollte.

Notizen.

Étude sur les Poésies lyriques de Goethe par Ernest Lichtenberger. Paris, Hachette & Cie.

Mezières' derzeitiger Vertreter auf dem Katheder für fremde Literaturen an der Sorbonne gibt soeben die zweite Auflage seines von der Akademie gekrönten Buches über Goethes lyrische Dichtungen heraus. Lichtenberger ist ein Goethomane reinsten Wassers, der auch dort, wo wir — um mit Lessing zu sprechen — „mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd" vor dem Meister stehen, mit dem Tribut seiner unbedingten Bewunderung nicht kargt, aber er zeigt sich immer als ein Mann von Geschmack und Kenntniß, der überdies warm und lebendig zu schreiben versteht. Er unternimmt es, Goethes Gedichte aus seinem Leben und sein Leben aus seinen Gedichten zu erklären, und kommt mit seiner biographischen Methode zu überraschenden Resultaten. Weniger gelungen ist der rein ästhetische Theil, wo ein wenig zu viel schematisirt wird. Das mag der Verfasser selbst gefühlt haben, denn er hebt mit Recht die Schwierigkeit hervor, über die Lyrik zu schreiben, bei welcher die Kritik „keine greifbare Substanz vor sich hat". Das fleißige und feinsinnige Buch verdient eine Uebersetzung ins Deutsche.

* * *

Dem Manne ist Alles erlaubt. Schauspiel in vier Aufzügen von Anna Baronin Létang. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Die Verfasserin, eine Belgierin, hat sich vor Jahresfrist durch einen Tendenzroman bekannt gemacht und erweckte Hoffnungen für die Zukunft. Durch ihr neues Werk sind dieselben nur unvollkommen erfüllt, vornehmlich deshalb, weil die Dichterin in seltsamer Verkennung ihres Talents die dramatische Form für die Kundgebung ihrer originellen Ideen wählte, während doch ihre Begabung offenbar auf dem Felde des Romans liegt. An die Aufführung ihres Stückes hat sie selber nicht gedacht, aber auch als Buchdrama kann ihr Werk die Aufmerksamkeit nicht erwecken, die es um seines Inhalts wie um seiner Diction willen wohl verdiente. Der Stoff ist zu spröde für die gewählte Form, fast überhaupt zu heikel, um von einer Frau behandelt zu werden, was allerdings andrerseits dem Buche auch wieder einen pikanten Reiz verleiht. Sehr beachtens- und disputirwerth ist die mit schneidiger Beredtsamkeit verfochtene Tendenz freilich unbedingt, und wer über die vielen Seltsamkeiten in Form und Sprache fortsieht, wird eine eigenthümlich anregende Lectüre in dem Buche finden. T—n.

* * *

Cultur- und Literaturgeschichte der französischen Schweiz und Savoyens in ihrer selbstständigen Entwickelung. Zum ersten Male dargestellt von Hermann Semmig. Zürich, Trüb.

Der Verfasser gibt in diesem Werke unter Zugrundelegung von Auszügen aus heimischen Schriftstellern ein Bild der Geschichte, Literatur, Kunst und Landschaft der welschen Schweiz und Savoyens und weist auf den Gegensatz zwischen der Entwickelung einer protestantisch-französischen Civilisation und Literatur und der katholischen oder voltairisirenden des eigentlichen Frankreich. Es gelingt ihm auch wirklich der Nachweis, daß nicht französischer Einfluß es gewesen, der die Literatur der welschen Cantone so sehr gehoben, sondern daß in eigenartiger Entwickelung mit naher Verwandtschaft und Anlehnung an das Germanenthum auf eignem Boden dieser Aufschwung gediehen ist. Es fragt sich nur, ob diese ein bischen altkluge, prüde, beschränkte Poesie wirklich der großen französischen Literatur gegenüber so gepriesen werden darf. Leider wird die Lectüre des anregenden Buches durch eine Unzahl von Druckfehlern erschwert.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

MEYERS REISEBÜCHER.

Führer

— umfassen meist grössere Reisegebiete und verbinden die erschöpfendste Führerkenntnis mit einer reichen Ausstattung an bildlichen und topographischen Hilfsmitteln —

(Gross Format):

Süddeutschland	M.	7,50
Thüringen	-	3,00
Deutsche Alpen, westl. u. östl., à	-	3,00
Südfrankreich, von Gsell-Fels	-	10,00
Paris und Nordfrankreich	-	7,50
Oberitalien, von Gsell-Fels	-	12,00
Unteritalien und Sizilien. à	-	6,00

(Klein Format):

Rheinlande	M.	5,00
Österreich-Ungarn	-	6,00
Schweiz	-	6,00
Italien in 60 Tagen	-	9,00
Skandinavien	-	7,50
Orient, I. Ägypten	-	7,50
— II. Palästina, Türkei u. Griechenland	-	12,50

Wegweiser (Klein Format):

— beschränken sich auf allgemein gesuchte Ausflugsgebiete und entsprechen dem Reisebedürfnis der grossen Mehrzahl, welche mit Zeit und Geld zu geizen hat —

Thüringen, mit Karten	M.	2
Harz, do.	-	2
Riesengebirge, do.	-	2
Schwarzwald, do.	-	2
Schweiz, do.	-	2

Sprachführer (Taschenformat):

Touristenwörterbücher, die durch zahlreiche sprachliche und sachliche Winke dem Reisenden ermöglichen, sich über alles Vorkommende schnell und richtig auszudrücken.

Französisch, in Leinwand geb.	M.	2,50
Italienisch, do.	-	2,50
Arabisch, in Leder geb.	-	6,00
Türkisch, do.	-	4,00

= *Vorrätig in allen Buchhandlungen.* =

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Collection Spemann

Band 29

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: *EDGAR A. POE Seltsame Geschichten.* Uebersetzt u. eingeleitet v. *Alfr. Mürenberg.*

Meyers Reisebücher — Gotthardbahn.

Die neueste (zehnte) Auflage von

MEYERS SCHWEIZERFUHRER,

mit 21 Karten, 8 Stadtplänen und 28 Panoramen,

klein Format, gebunden M. 6.—,

enthält die vollständigste Beschreibung (mit Plänen und Profilen) der *Gotthardroute* und berücksichtigt alle durch dieselbe bedingten Veränderungen in den Reiseplänen für *Schweiz* und *Ober-Italien.*

Dazu gehören die soeben erschienenen

MEYERS SPRACHFÜHRER,

Italienisch, von Dr. **Kleinpaul,**

Französisch, von Prof. **Pollak,**

Taschenformat, in Leder geb. M. 4, in Leinwand geb. M. 2.50.

das Non plus ultra praktischer Reisewörterbücher, welche alles enthalten, was ein der Sprache Unkundiger im Lande braucht — Vokabeln, Redensarten, Fragen, Sätze — alles in *Lexikonform,* also im Nu zu finden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, nicht auf Papier, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach Original-Gemälden von H. J. Burgers, Seitz, de Block etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Soeben erschien bei **E. Schloemp** in **Leipzig:**

Bayreuther Briefe.

Augenblicksbilder

aus den

Tagen der Patronatsaufführungen des **Parsifal.**

$3^1/_2$ Bogen. Preis 1 *M.*

(Umgehend franco Kreuzband.)

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Richard Wagner's Leben und Wirken.

In sechs Büchern dargestellt von

Carl Fr. Glasenapp.

Eine Festgabe zum Bayreuther Bühnenweihfestspiele „Parsifal".

Neue vermehrte Ausgabe mit einem Namen- und Sachregister.

2 Bände. 1882. gr. 8. XII, 404 u. IV, 552 S. Preis 12 *M.*, eleg. geb. 15 *M.*

Das von der Kritik günstig aufgenommene biographische Werk Glasenapp's erscheint gelegentlich der diesjährigen Bayreuther Festspiele in erneuter Gestalt, indem es der Verf. ergänzend bis auf die neueste Zeit fortgeführt hat. Der neu hinzugefügte Schluss umfasst in fünf Abschnitten die Lebensschicksale und äusseren Verhältnisse, welche die Ausführung des Bühnenweihfestspieles „Parsifal" begleiteten. Ein Register erhöht die Brauchbarkeit. Der Preis hat trotz des um 5 Bogen erweiterten Umfanges eine Erhöhung nicht erfahren.

Ferner erschien:

Richard Wagner's Leben und Wirken

von

Carl Fr. Glasenapp.

Supplement

die Jahre **1876—1882** umfassend nebst einem Register über das gesammte Werk.

1882. gr. 8 VII, S. 479—558. Preis 1 *M.* 50 *Pf.*

Dieses Supplement, welches als selbständiges Heft das bisher vorgelegene Werk bis zur Gegenwart fortsetzt, ist speciell für diejenigen bestimmt, welche bereits im Besitze der früheren Ausgabe sind und wird diesen eine willkommene Gabe sein.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 19. August 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Vom ägyptischen Kriegsschauplatz. Von Spiridion Gopčević. — Zur Entwickelungsgeschichte der Kindesseele. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Turgenjews „Jugendsünden". Von August Scholz. — „Gräfin Vera." Roman in drei Theilen von Helene v. Racowitza. Besprochen von Theophil Zolling. — Ueber den Bildungsgang des Journalisten. Von St. — Die Renaissance in Holland. Von G. Ebe. — Notizen. — Inserate.

Vom ägyptischen Kriegsschauplatz.

Von Spiridion Gopčević.

Alexandrien, Ende Juli.

Wenn ich in nachstehenden Zeilen versuche, dem Leser ein klares Bild der jüngsten Vorgänge in Aegypten zu entrollen, so kommt mir dabei der Umstand zustatten, daß ich denselben als Augenzeuge beigewohnt habe.

Durch eine glückliche Verkettung von Zufällen war Oberst Arabi Bey zu einer Art Dictatur gelangt. Arabi ist von niederer Herkunft, Sohn eines Fellachen, und kaum des Lesens und Schreibens kundig. Seine Unwissenheit ist unglaublich. Im Jahre 1870 frug er z. B. erstaunt, wie es denn nur möglich sei, daß Deutschland und Frankreich ohne Erlaubniß des Sultans Krieg führen dürften? Anno 1877 war er entrüstet, daß die türkische Flotte nicht — Moskau beschieße, und 1878 wunderte er sich, daß der Sultan den Einmarsch der Oestreicher in Bosnien nicht mit der Belagerung Wiens beantworte.

Bei solch fabelhafter Unwissenheit wäre es Arabi niemals gelungen eine Rolle zu spielen, wenn er nicht ausnehmend vom Glücke begünstigt worden wäre. Anfangs machte er schnell Carrière, da er sich vom frühern Chediv Said Pascha als — „Liebling" gebrauchen ließ; unter Ismail Pascha kam ihm seine Frau zustatten. Die erste größere Rolle spielte er 1879, da ihn Ismail Pascha als eines der vier Werkzeuge benützte, die durch eine abgekartete Emeute den europäischen Einfluß brechen sollten. Der Coup mißlang und Ismail mußte abdiciren; Arabi jedoch und Complicen hielten sich und wurden von Tag zu Tag populärer. Um sich dauernd zu befestigen, war es jedoch nöthig eine Partei zu bilden, und so flüsterte man Arabi die Parole ein: „Aegypten den Aegyptern!"

Dieses schöne Schlagwort ist ein Unsinn, da es gar keine ägyptische Nation gibt. Die Bewohner des ägyptischen Reiches setzen sich aus ein paar Dutzend verschiedener Nationalitäten zusammen, von denen auf das eigentliche Aegypten allein schon neun kommen (Fellachen, Kopten, Stadt-Araber, Beduinen, Berberiner, Neger, Türken, Levantiner und ansässige Franken), die sich untereinander verachten und anfeinden. Eine nationale Idee nach europäischen Begriffen gibt es nicht in Aegypten und es ist purer Schwindel, wenn einzelne islamophile Federn die ägyptische Bewegung als eine nationale hinstellen wollen. Arabi und Complicen verfechten keine nationale Idee; sie folgen lediglich ihren eigenen egoistischen Plänen und Absichten, indem sie das getäuschte Volk als Staffage verwenden. Bis vor wenigen Jahren lebten Eingeborene und Europäer in der schönsten Harmonie. Nie fiel es den Ersteren ein, die Superiorität der Letzteren anzufeinden oder auf dieselbe eifersüchtig zu sein. Jeder Europäer wurde als ein höheres Wesen betrachtet; sein Wissen, seine Cultur, sein Geld berechtigten ihn hierzu. Der Eingeborene lebte vom Europäer und war damit zufrieden.

Unter solchen Verhältnissen wäre es den Verschwörern nicht gelungen, das Volk aufzureizen, wenn sie sich hierzu nicht der verwerflichsten Mittel bedient hätten. Sie ließen in allen Moscheen gegen die laxe Religiosität predigen, erfanden die albernsten Verleumdungen gegen die Europäer, stellten diese als Tyrannen, Blutsauger des Volkes, Verworfene und Verdammte hin, citirten unermüdlich jene Koranstellen, welche von der Vernichtung der Andersgläubigen sprechen und betonten die unendlichen Vortheile, welche den Eingeborenen durch Vertreibung aller Europäer erwüchsen. Sie verstanden darunter nicht nur die Besetzung aller öffentlichen Stellen mit Einheimischen, sondern ließen auch durchblicken, daß man sich durch Confiscation des gesammten europäischen Besitzes in Aegypten bereichern könne.

Es läßt sich begreifen, daß bei einem naiven, unwissenden Volke, dessen Religion den Fanatismus geradezu bedingt, solche Predigten nicht ungehört verhallten. Der schon vergessen geglaubte religiöse Fanatismus erwachte; die schüchterne Abwehr der Europäer gegen die Uebergriffe und Anmaßungen der Partei Arabis war dazu geeignet, dem Volke Selbstbewußtsein einzuflößen, und die Armee, welche sich von der Militärpartei selbstverständlich die größten Vortheile versprach, bildete einen eisernen Ring um ihren Führer. Kein Wunder, wenn dieser unablässig die Vermehrung des Heeres verlangte, ein Begehren, dem sich der Chediv durch den Rath der Mächte schon im Interesse der Finanzen stets widersetzte.

Dadurch wuchs die Spannung immer mehr und mehr. Arabi sollte durch Beförderung zum Pascha und Geld geködert werden. Aber schon war es zu spät. Arabi konnte die von ihm beschworenen Geister nicht mehr loswerden. Seine Complicen — allen voran das blutrünstige Scheusal Tulba Pascha — wollten von einer Umkehr nichts wissen; Arabi sah sich gezwungen mit den Wölfen zu heulen; er konnte nicht mehr zurück!

Da er nicht mehr zurückkonnte, wollte er vorwärts; er glich einem Reiter, dessen durchgehendes Pferd ihn im Galopp an den Feind heranführt, und welcher deshalb von seinen Kameraden als tollkühner Held bewundert wird, während es doch blos das Pferd ist, das ihn wider seinen Willen fortreißt. Arabi ließ jetzt seine Blicke nach dem Thron des Chediv schweifen. Tevfik Pascha ist ein guter, aber unglaublich schwacher Mensch; ein Louis XVI! Kein Wunder, wenn manche europäische Vertreter (besonders der östreichische!) sich mit dem Gedanken zu beschäftigen begannen, Arabi Pascha als Chediv anzuerkennen. So stand also

der Dictator im Mai d. J. auf dem Höhepunkt der Situation, und wenn er nur ein Fünkchen Verstand besessen hätte, wäre er heute Chediv. So aber beging er ein Verbrechen, das gerade das Gegentheil von dem veranlaßte, was sich Arabi davon versprochen.

Durch die Anwesenheit der fremden Schiffe belästigt, dachte Arabi über Mittel und Wege nach, solche zu entfernen. Seine diesbezüglichen Vorschläge fanden jedoch nicht den Beifall des türkischen Commissärs Derwisch Pascha, welcher Arabi so schroff behandelte, daß dieser für seine Stellung zu fürchten begann. In seiner Angst verfiel Arabi Pascha auf ein entsetzliches Mittel, den drohenden Sturm zu beschwören. Er bildete sich ein, daß er sich am besten dann in seiner Stellung behaupten könne, wenn er seine Unentbehrlichkeit documentire. Daraus entsprang der teuflische Plan zum Massacre vom 11. Juni. Arabi Pascha calculirte so: Wenn ich einen Volksaufstand gegen die Europäer inscenire, einige hundert derselben zum heilsamen Beispiel todtschlagen lasse, dann mit der Armee intervenire und die Ordnung aufrecht halte, so habe ich den schlagendsten Beweis geliefert, daß ich durch meinen Einfluß und meine Gewalt über die Armee allein im Stande bin, die öffentliche Sicherheit zu verbürgen und die Ruhe zu sichern. Arabi Pascha verabredete daher mit Tulba Pascha, dem Polizeipräfecten Kandil von Alexandria und dem fanatischen Volkstribunen Nadim (welcher öffentlich zur Ermordung sämmtlicher Christen aufforderte) die Revolte vom 11. Juni, bei welcher 350 Europäer von den Arabern mit Knütteln (Naputz) todtgeschlagen wurden.

Arabi Pascha hatte aber seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die einzige Folge des Massacre war, daß jetzt die erschrockenen Europäer schaarenweise das Land verließen. Von 100,000 waren nach vier Wochen kaum mehr 1000 in Aegypten. Umsonst bemühte sich der verblüffte Arabi Pascha der Auswanderung Einhalt zu thun, umsonst verschwendete er seine schönsten Lockungen, umsonst beklebte er alle Straßenecken mit beruhigenden Plakaten, umsonst hielt er den Auswanderern die rührendsten Reden — das Geheimniß war schlecht bewahrt worden, man erfuhr, daß Arabi Pascha selbst das Massacre angeordnet hatte und schenkte dem Mordbrenner kein Vertrauen. Die Mächte verlangten Bestrafung der Schuldigen, aber die ägyptische Regierung erklärte sich außer Stand, diese ausfindig zu machen, und als man nun viele der Mörder, darunter Nadim, namhaft machte, stellte die ägyptische Regierung deren Existenz frech in Abrede. Im Gegentheile, die Unverschämtheit auf die Spitze treibend, verlangte Tulba Pascha die Bestrafung jener Europäer, welche sich am 11. Juni in ihren Häusern vertheidigt und dabei 100 Araber erschossen hatten.

Da riß endlich der englischen Regierung zuerst die Geduld. Da die Pforte den Antrag der Conferenz, türkische Truppen nach Aegypten zu senden, ablehnte (hauptsächlich wohl deshalb, weil Arabi Pascha höflich aber entschieden dem Sultan erklärt hatte, er würde die landenden Türken als Feinde empfangen), beschloß England auf eigene Faust zu handeln. Nachdem über Aufforderung des Admirals Seymour sämmtliche Franken (einige Halsstarrige ausgenommen) Alexandrien verlassen hatten, nahm ersterer die heimliche Befestigung der Stadt durch Tulba Pascha zum Vorwand, um am 11. Juli das Bombardement gegen die Fortificationen des Hafens zu eröffnen. Es begann um 7 Uhr 10 Minuten Morgens und währte bis 5½ Uhr Nachmittags, nachdem schon um 2 Uhr alle feindlichen Geschütze zum Schweigen gebracht worden. Andern Tags kam noch ein Nachtrag zur Beschießung, welcher von 10 Uhr 40 Minuten Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags währte.

Das Resultat war ein furchtbares. Mit dem lächerlich geringen Verluste von 6 Todten und 27 Verwundeten war es der englischen Flotte (8 Panzerschiffe, 6 Kanonenboote) gelungen, sämmtliche Forts und Batterien von Alexandrien bis zum Marabut zu zerstören. An 2000 Aegypter sollen dabei umgekommen sein. Die Schiffe selbst hatten nur unbedeutende Schäden. Von den englischen Geschossen fielen nur sehr wenige in die Stadt selbst und das waren keine Sprenggranaten. Obwohl ich die Stadt nach dem Bombardement nach allen Richtungen durchstreifte, sah ich blos zwei Häuser, welche durch Schüsse beschädigt waren und nur fünf (wohlerhaltene) Projectile in den Straßen.

Bis jetzt kann man den Engländern keinen Vorwurf machen; aber nach dem Bombardement benahmen sie sich nicht sehr geschickt. Admiral Seymour hätte wohl als Militär wissen können, daß man kein Bombardement unternimmt, wenn man nicht die nöthigen Landungstruppen bereit hat; als Politiker hätte er sich denken können, daß, nach dem Abzuge der ägyptischen Truppen, der fanatisirte und durch die Beschießung erbitterte Pöbel die vollständige Anarchie zu einem communistischen Aufstande benutzen würde. Es gereicht ihm daher nicht sonderlich zur Ehre, daß er nach dem Abzuge der feindlichen Streitkräfte ruhig zusah, wie der Pöbel die blühende Stadt vernichtete.

Es ist jetzt festgestellt, daß der Befehl hierzu von Arabi und Tulba selbst ausging. Diese beiden Ober-Schufte ließen erst alle in den Gefängnissen sitzenden Unter-Schufte aus und betrauten sie mit den bereits angesammelten Petroleumvorräthen. Um seine Truppen bei frischem Muthe zu erhalten, erlaubte ihnen Arabi Pascha, vor dem Abzuge die verschlossenen Häuser der geflohenen Europäer zu erbrechen und zu plündern. Unter Führung ihrer Offiziere plünderten sämmtliche ägyptische Soldaten die europäischen Häuser und Buden; ihnen folgte der Pöbel und schließlich, nach gethaner Arbeit, kam das Gesindel mit dem Petroleum und steckte die Stadt in Brand.

Das Feuer verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit. Bereits am 12. Abends stand das ganze europäische Viertel um den Mehemed-Ali-Platz in Flammen. Da sich die Engländer nicht ausschifften, griff der Brand immer schrecklicher um sich. Das entsetzliche Schauspiel, welches 4000 brennende Häuser — besonders des Nachts — boten, muß man gesehen haben! Beschreiben läßt es sich nicht!

Da die Engländer unthätige Zuschauer blieben, gingen die Amerikaner und Griechen mit gutem Beispiele voran, indem sie Truppen landeten, die Plünderer niederschossen und zu löschen versuchten. Jetzt erst wurden auch englische Seesoldaten und Matrosen ausgeschifft. Das Standrecht trat in Wirksamkeit, das erschossene Gesindel wurde ohne weiteres in zahlreiche auf dem Hauptplatze geöffnete Gräber geworfen.

Das Aussehen der Stadt läßt sich nicht in wenigen Worten malen. Der dritte Theil ist zerstört und zwar stehen kaum noch von den bestgebauten Häusern die Mauern. Im Allgemeinen sieht man blos riesige Ruinenhügel.

Die Engländer, einmal gelandet, thaten ihr Bestes, das Versäumte einzubringen. Sie organisirten den Polizeidienst, und wenn sie auch in ihrem Eifer z. B. so weit gingen, auf mich als vermeintlichen Plünderer eines Abends ein Pelotonfeuer zu eröffnen, so schadete dies nichts, umsoweniger, als die 12 Kugeln in der Dunkelheit unschädlich an mir vorbeipfiffen. Lord Beresford machte sich als Chef der Polizei um die Stadt sehr verdient. Daß es noch 12 Tage nach dem Bombardement stellenweise brannte und viele Straßen noch verschüttet waren, ließ sich bei der Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht vermeiden.

Den Befehl über die Besatzung übernahm Generalmajor Sir Archibald Alison, welcher in den nächsten Tagen auch Recognoscirungen unternahm.

Wir müssen hier auf Arabi Pascha zurückkommen. Nachdem er und Tulba Pascha die Ohnmacht ihres Widerstandes erkannt hatten, beschlossen die beiden Mordbrenner ein neues Heldenstück, das sich ihren vorhergehenden würdig anschließen sollte. Sie sandten nämlich 600 Mann nach Ramle, wohin sich der Chediv und Derwisch Pascha zurückgezogen hatten, mit dem Auftrage, diese Beiden zu ermorden und Ramle (eine europäische Sommerfrische nächst Alexandrien) zu verbrennen.

Als die 600 Rebellen anlangten, verstand es der geriebene Derwisch Pascha, die Offiziere durch alle möglichen Versprechungen zu gewinnen, während der gutmüthige Chediv die Soldaten durch eine warme treuherzige Ansprache so zu Thränen rührte, daß sie ihn zu vertheidigen schwuren und auch thatsächlich die beiden Paschas glücklich nach dem Palaste Ras et Tin geleiteten.

Arabi Pascha hatte sich unterdessen mit der Armee nach Kasr el Dauar zurückgezogen, wo er zwischen den Seen von Abukir und Marint eine feste, durch 70 Geschütze vertheidigte Stellung einnahm. Die erste Recognoscirung Alisons zeigte, daß Arabi Pascha 15,000 Reiter, 2 reguläre Infanterie-Regimenter und 6000 Irreguläre bei sich habe.

Das Fort Abukir sollte von den Engländern genommen werden, da es jedoch die weiße Flagge auszog und sich neutral erklärte, blieb es unbelästigt.

Am Suezkanal war ich Augenzeuge, wie die Araber in Folge eines falschen Siegestelegrammes Arabi Paschas ein großes Siegesfest hielten.

In Port Said liegen jetzt 17 Kriegsschiffe; hier dürfte schwerlich etwas zu besorgen sein; Suez hingegen ist bereits von 450 Engländern besetzt; ebenso Ismailia.

Wie heute die Sachen stehen, sehen sich die Engländer zum Weitergehen gezwungen. Zurückweichen würde nicht nur schimpflich sein, sondern auch die Existenz der Europäer in Aegypten unmöglich machen. Es handelt sich nur darum, ob die englische Regierung die Sache richtig erfaßt. Wie es heißt, sollen 20,000 Mann von England und 7000—10,000 von Indien her landen und Unterägypten besetzen. 27—30,000 Mann sind nicht viel, wenn es gilt ein so großes Land zu erobern und dauernd zu occupiren. Man darf nicht vergessen, daß Arabi Pascha mit 40,000 Mann — die sich möglicherweise auf 60- bis 80,000 Mann verstärken können — zwischen den beiden englischen Corps eine treffliche strategische Stellung einnimmt, welche es ihm mit Hülfe des Eisenbahnnetzes ermöglicht, sich bald auf den einen, bald auf den andern Gegner mit bedeutender Uebermacht zu werfen. Aber selbst angenommen, den Engländern gelänge es Arabi Pascha zu schlagen und zum Weichen zu bringen, so gewönnen sie dadurch nicht viel, denn wenn sich der Rebell nach Oberägypten oder Nubien zurückzöge, hätten die Engländer vielleicht noch jahrelang einen Guerillakrieg an ihren Grenzen. Man müßte daher von Suez her zuvörderst Kairo nehmen und dann erst von Alexandria vorrücken, um dergestalt Arabi Pascha den Rückzug unmöglich zu machen und ihn abzufangen. Bevor Arabi, Tulba und die anderen Complicen nicht dingfest gemacht sind, kann in Aegypten von Wiederherstellung der Ruhe keine Rede sein.

Zur Entwickelungsgeschichte der Kindesseele.

Von Otto Zacharias.

Was einer auf bloßer Selbstbeobachtung beruhenden und nur mit den Thatsachen der eigenen inneren Wahrnehmung operirenden Psychologie niemals gelingen wollte, nämlich die Entwickelungsfolge der seelischen Vorgänge festzustellen und ihren Zusammenhang unter einander zu ergründen: das ergibt sich bei Anwendung der naturwissenschaftlich-inductiven Methode wie von selbst, und es ist überraschend, wieviel der an der Wiege des Säuglings sitzende oder in der Kinderstube verweilende Beobachter lernen kann, wenn er die Zeichenschrift zu deuten vermag, die ihm in den primitiven Lebensäußerungen der kleinen Geschöpfe entgegentritt.

Zur Erhärtung des Gesagten kann ein interessantes Werk dienen, welches einer unserer namhaftesten Physiologen, Prof. Dr. Preyer in Jena, vor kurzem veröffentlicht hat.*) Dieses Werk enthält zahlreiche, völlig neue Beobachtungen über die Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensjahren, und eröffnet uns eine unversiegliche Quelle für das psychologische Studium. In seinem ersten Theile handelt es von der Entwickelung der Sinne, im zweiten von der des Willens und im dritten über die allmähliche Ausbildung der Verstandeskräfte.

Seitdem uns durch Charles Darwins unsterbliche Forschungen die Tragweite des Evolutionsprincips zum klarsten Bewußtsein gebracht worden ist, hat unsere Auffassung des Verhältnisses von Ursache und Wirkung, unser Begriff von Causalität auf organischem Gebiete, insofern eine wesentliche Modification erfahren, als wir nun den hohen Grad des Einflusses würdigen gelernt haben, den die körperliche und geistige Constitution der Voreltern auf die Nachkommenschaft, auf Kinder, Enkel, Urenkel und noch weiter, ausübt. Jedes organische Individuum, es sei Thier oder Mensch, ist das Produkt seiner Erzenger, und es erbt von diesen nicht blos die allgemeine Körperstructur, sondern auch specielle Anlagen und Neigungen. Das domesticirte Kaninchen wird in Folge der permanenten Gefangenschaft, in der es lebt, zahm; der Hund in Folge seines Umganges mit dem Menschen gelehrig. Der Jagdhund lernt sogar apportiren, und alle diese Fähigkeiten vererben sich weiter.

Auch am Menschen findet das Gesetz der Vererbung seine Bestätigung. Die Seele des neugebornen Kindes gleicht nicht der berühmten Tabula rasa des Philosophen Locke, welche erst durch die Hand der Erfahrung beschrieben werden muß, sondern lange vor der Geburt schon ist jene Seelentafel mit unsichtbaren Zeichen, den Spuren von Inschriften bedeckt, welche längst vergangene Generationen darauf zurückgelassen haben. Der Sensualismus, wie er in der englischen Erfahrungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts zum Ausdruck kam, findet durch die Beobachtungen Preyers seine endgültige, wissenschaftliche Widerlegung. Die Entwickelungsgeschichte der Kindesseele liefert uns einen positiven Beweis dafür, daß die Fähigkeit zum Empfinden, Denken und Wollen angeboren ist und nicht etwa erst durch Sinneseindrücke erzeugt oder geweckt wird. „Kein Mensch" — sagt Preyer — „ist ein bloßer Emporkömmling, der durch eigene Erfahrung allein seine Psyche zur Entfaltung brächte, vielmehr muß jeder durch sie die ererbten Anlagen, die Reste der Erfahrungen und Thätigkeiten seiner Ahnen ausbilden und wieder beleben."

Was ist nun im Kinde als angeboren und ererbt, was ist als erworbenes geistiges Besitzthum anzusehen? Die Beantwortung dieser Frage hat nicht blos ein physiologisches, sondern ein ganz allgemeines philosophisches Interesse. Sehen wir zu, was uns die aufmerksame Beobachtung lehrt.

Angeboren ist dem Kinde zunächst und vor Allem die Beweglichkeit seines Rumpfes und seiner Gliedmaßen; es krümmt und reckt sich, es bewegt Arme und Beine, spreizt die Finger, spitzt den Mund, wendet die Augäpfel hin und her, übt die Stimme und macht noch eine Anzahl anderer Bewegungen, die Preyer als impulsive, d. h. als solche bezeichnet, die ohne äußere Anlässe zu Stande kommen. Bei diesen Bewegungen ist das Großhirn ganz unbetheiligt; die Impulse dazu scheinen vielmehr von den motorischen Ganglienzellen des Rückenmarks auszugehen. Während der Säuglingszeit vermindern sich diese Bewegungen immer mehr und beim Erwachsenen kommen sie höchstens noch im traumlosen Schlafe vor.

Eine andere Art von Bewegungen, zu denen das Kind die Fähigkeit auch gleich mit auf die Welt bringt, sind die sogenannten Reflexbewegungen. Hierzu gehört das Schlucken und Niesen. Diese Bewegungen sind sehr merkwürdig, weil sie eine angeborne complicirte Coordination vieler Muskeln benöthigen. Die Reflexempfindlichkeit der Nasenschleimhaut ist eine rein erbliche Eigenthümlichkeit, ebenso die der Lippen und der Augenlider. Preyer hat beobachtet, daß die Reflexmaschinerie, d. h. die Fähigkeit auf einen gegebenen Reiz mit einer Bewegung zu reagiren, beim Kinde ihre volle Ausbildung mit Regelung der Athmungsthätigkeit erhält. Die Uhr, die vorher zwar schon aufgezogen ist, kommt dann erst in richtigen Gang. Die Reflexbewegungen der Neugeborenen sind darum von großer Bedeutung für die seelische Entwickelung, weil durch ihre häufige Wiederholung das harmonische Zusammenwirken vieler Muskeln als Mittel, Schädliches und Unlusterregendes abzuwehren, vervollkommnet und so die Willensausbildung ermöglicht wird. Zu den Reflexactionen gehört auch das Spreizen der Zehen, welches man wahrnimmt, sobald man ein Kind an der Fußsohle kitzelt; ebenso

*) Die Seele des Kindes. Leipzig 1882, L. Fernaus Verlag.

das Lachen, welches aus demselben Grunde erfolgt. Das Erschrecken kleiner Kinder bei starken Schalleindrücken, das Zusammenfahren derselben bei rascher Annäherung eines Gegenstandes u. s. w. ist auch auf Reflexthätigkeit zurückzuführen.

Eine dritte Art von angeborenen Bewegungen sind die instinctiven, welche (wie die Reflexactionen) gleichfalls nur nach gewissen sensorischen Erregungen, aber nicht mit der typischen Gleichförmigkeit der Reflexe hervortreten. Sie sind auch innerhalb gewisser Grenzen modificirbar, und es ist wohl schwer zu entscheiden, ob eine Handlung rein instinctiv oder zum Theil beabsichtigt ist. Ein gutes Beispiel für typische instinctive und angeborene Bewegungen beim Menschen ist das Saugen. Beim Hühnchen muß das Scharren und Picken, sowie das Sich-Schütteln und -Putzen als rein instinctiv gelten. Alle diese Bewegungen haben ein Ziel, einen ausgesprochenen und deutlich wahrnehmbaren Zweck, sie sind aber dennoch unbewußt und mechanisch, nicht gewollt. Wenn das soeben aus dem Ei geschlüpfte junge Huhn über sandiges Terrain läuft, so muß es — in Folge des Reizes, den der Sand auf seine Fußsohlen ausübt — scharren, nicht weil es ein Bewußtsein davon hat, daß durch Scharren ein Getreidekorn entdeckt werden könne, sondern darum, weil alle seine Vorfahren zahllose Generationen hindurch auf diese Weise ihre Nahrung gesucht und gefunden haben. Der Scharrmechanismus ist vererbt und wird rein instinctiv in Bewegung gesetzt. Dabei soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß das Hühnchen, wenn es älter geworden ist, nicht auch absichtlich den Sand auseinanderkratzen und Körner suchen könne. Bestritten wird nur, daß das kleine, eben erst aus dem Ei geschlüpfte Thierchen, aus angeborener Intelligenz so handele, wie wir es handeln sehen.

Instinctiv sind unzweifelhaft auch die Greifbewegungen, welche der Säugling schon in der 17. oder 18. Woche seines Lebens macht. Die geistige Entwickelung beginnt mit diesen Versuchen das Wahrgenommene zu er- und begreifen, und es ist kein Zufall, sondern tief begründet, daß wir das letztgenannte Verbum auch in der Bedeutung des lateinischen intelligere und cognoscere gebrauchen. Nach Preyer entsteht die Bewegung des ganz jungen Kindes, welche wir „Greifen" nennen, folgendermaßen: Das Hin- und Herfahren mit den Händen, besonders gegen das Gesicht, ist angeboren und impulsiv. Das Umfassen eines in die Hand des Säuglings gelegten Fingers (in den ersten Lebenstagen) rein reflectorisch. Hierauf folgt das mechanische (längere) Festhalten der in die Hand gelegten Gegenstände als unbewußte und instinctive Bewegung. Allmählich kommt ein Bewußtsein von der Thätigkeit des Festhaltens hinzu und schließlich betheiligt sich auch der Wille activ an der complicirten Handlung des Greifens. Letzteres geschieht aber nicht eher, als bis — wie es in der Sprache des Physiologen heißt — die Verbindungsbahn zwischen den motorischen und sensiblen Nervenfasern im Gehirn hinlänglich wegsam geworden ist. Es ist dies eine Sache steter und unablässiger Uebung, wenn auch die Tendenz zu einem harmonischen Zusammenwirken in den Tausenden von Muskel- und Nervenfasern, die bei einer Greifbewegung in Action treten müssen, als schon vorhanden und lange ererbt anzusehen ist. Prof. Preyer hält aber nicht blos das Saugen und Greifen, sondern auch das Sitzen, Stehen, Kriechen, Springen, Klettern und Werfen für überwiegend instinctive Bewegungen.*) Zur Begründung seiner Ansicht hebt er hervor, daß ein Kind, welches Niemanden habe rutschen oder klettern sehen, dennoch unfehlbar sich auf diese Weise fortbewegen werde, wenn man ihm nur die Freiheit lasse, es zu thun. Merkwürdiger Weise führt ein anderer Naturforscher, nämlich A. R. Wallace, in einer Abhandlung über Instinct bei Menschen und Thieren, das Gehenlernen gerade als Beweis für seine Ansicht an, daß der Mensch keinen angeborenen Instinct besitze.**) Das Gehen, sagt Wallace, sei augenscheinlich abhängig von der Anordnung der Knochen und Gelenke und der angenehme Gebrauch der Muskeln, welcher zum aufrechten Gange führe, werde allmählich der wohlthuendste. So könne wenig Zweifel darüber herrschen, daß ein Kind von selbst laufen lernen werde, auch wenn es von einem wilden Thiere aufgezogen würde. Das ist die Ansicht des berühmten Mitentdeckers der Selectionstheorie. Wie mich dünkt, ist dieselbe im Princip nicht von derjenigen Prof. Preyers verschieden. Denn da „die Anordnung der Knochen und Gelenke" beim Kinde zweifellos als vererbt anzusehen ist, so ist sicherlich auch der primitive Gebrauch dieser Körpertheile beim Rutschen und Kriechen als aus der gleichen Quelle entstammend zu betrachten. Es läuft demnach auf einen bloßen Wortstreit hinaus, wenn wir sagen Romulus und Remus hätten sich „instinctiv" am Fell der sie säugenden Wölfin festgehalten und aufgerichtet, oder wenn wir, den Ausdruck Instinct vermeidend, das Gehen und Stehen als „einfache, sich aus der Organisation von selbst ergebende Acte" bezeichnen. Man muß die detaillirten Ausführungen Prof. Preyers auf S. 147—176 seines Werkes mit den abweichenden Ansichten des englischen Naturforschers über denselben Gegenstand vergleichen, um sich eine eigene Meinung darüber zu bilden, auf wessen Seite die gewichtigeren Gründe zu finden sind. Ich persönlich fühle mich mehr von Preyers Argumentation überzeugt.

Zwei andere Arten von Bewegungen, die aber erst in den späteren Stadien des Säuglingsalters wahrgenommen werden, sind die imitativen und die expressiven. Die erste dieser beiden Bewegungsarten setzt die Thätigkeit des Großhirns voraus und je nach der langsameren oder rascheren Entwicklung eines Kindes, lassen sich solche Imitationen im 7.—9., ja manchmal sogar erst im 10. Lebensmonat nachweisen. Am leichtesten wird das Mundspitzen nachgeahmt; schwerer fällt es dem Kinde schon, wenn es das Geräusch des Pustens oder das Schwingen mit den Armen reproduciren soll (vgl. Preyer l. c. 177—179). Besonders mächtig sind die imitativen Bewegungen der Sprechmuskeln, und Preyer hat in Bezug auf die hier in Betracht kommenden Verhältnisse ein für den Anthropologen und Linguisten höchst interessantes Material gesammelt, über das sich jedoch nicht auszugsweise referiren läßt. Wer sich specieller für die Entwicklung der kindlichen Psyche interessirt, wird den Theil des Preyer'schen Werkes, der sich speciell mit dem Sprechenlernen der Kinder beschäftigt (S. 222—359), mit Genuß und Nutzen studiren.

Was die expressiven Bewegungen betrifft, so ist es schwer zu entscheiden, wieviel davon auf Nachahmung und wieviel auf ursprünglicher, instinctiver Thätigkeit beruht. Die Ausdrucksbewegungen des Lächelns und Lachens, die des Mundspitzens, des Stirnrunzelns und die Produktion der Gefühlslaute — scheinen sämmtlich reflectorischen oder instinctiven Ursprungs zu sein. Später können alle diese Bewegungen freilich auch willkürlich und mit vollem Bewußtsein erzeugt werden.

Ueber das Mundspitzen ist an dieser Stelle noch nachzutragen, daß dasselbe auf einer angeborenen und erblichen Facialis-Erregbarkeit beruht, die stets eintritt, wenn die Aufmerksamkeit des Kindes in höherem Grade angespannt wird. Wir können die Beobachtung machen, daß der Säugling sein Spielzeug immer mit Vorliebe an den Mund, resp. an die vorgeschobenen Lippen führt. Diese höchst merkwürdige Gewohnheit, über welche Ammen und Mütter keine Zeit haben nachzudenken, ist auf den altererbten Instinct der Nahrungsaufnahme, den natürlich schon die ältesten thierischen Vorfahren des Menschen besaßen, zurückzuführen. Der Schluß, daß Alles was interessant ist, in den Mund gehört, wird unbewußt und instinctiv gezogen; erst später belehrt uns die Erfahrung darüber, daß es noch viele Dinge gibt, die schön und interessant sind, aber doch — in die Mundhöhle gebracht, ein unangenehmes Gefühl erregen. Die Bewegung der Hand nach dem Munde ist seit zahllosen Generationen so fest mit der Vorstellung eßbarer und angenehmer Dinge associirt, daß sie stets ausgeführt wird, wenn der Tast- und Gesichtssinn in entsprechender Weise

*) Die Seele des Kindes S. 175 u. 176.

**) Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl. Deutsch von Dr. B. Meyer, 1870. S. 234 u. 235.

afficirt werden. So finden wir selbst noch an dem Kinde eine Reihe von Merkmalen, welche unseren Ursprung in einer niederen Form bezeugen. Wir müssen — sagt Ewald Hering — wie dem übrigen Körper, so auch dem Gehirn des neugeborenen Menschen ein weitgehendes Erinnerungs- und Reproduktionsvermögen dessen zuschreiben, was schon tausendfach an seinen Ahnen zur Entwicklung kam und vermöge dessen er die zum Leben nöthigen Fertigkeiten, soweit sie ihm nicht schon vollständig angeboren sind, wohl ungleich rascher und leichter erlernt, als es sonst möglich wäre. Nur erscheint das, was wir beim Thiere Instinct nennen, hier in freierer Form als Anlage. Freilich die Begriffe sind ihm nicht angeboren, aber daß sie aus dem complicirten Gemische der Empfindungen so leicht und sicher herauskryställisiren, das verdankt das Kind nicht seiner Arbeit, sondern der vieltausendjährigen Arbeit der Gehirnsubstanz seiner Vorfahren.

Zum Schluß will ich noch auf die sehr interessanten Untersuchungen Professor Preyers über die Entwickelung des Ich-Gefühls (S. 361—370) hinweisen, aus denen unwiderleglich hervorgeht, daß es kein einheitliches Ich im Sinne der bisherigen theoretischen Psychologie gibt. Das Ich ist vielmehr ein Abstractum, das nur in dem Sinne eine Existenz hat, wie andere Abstracta eine solche haben. Das Kind lernt sich erst nach und nach als ein Ich, als Ursachwesen, von welchem Wirkungen ausgehen, auffassen: indem es beim Spielen mit beweglichen Dingen die Entdeckung macht, daß es Veränderungen in der Außenwelt herbeizuführen im Stande ist. Mit dem Gefühl des Ursacheseins beginnt die Entwickelung des Ichgefühls, des Selbstbewußtseins, und der Schmerz, den das Kind dann und wann bei Anstellung seiner Experimente unvermeidlich empfindet, macht ihm den Unterschied von Subject und Object noch deutlicher klar. So bilden sich im Laufe der Zeit verschiedene Centra, verschiedene Ichgefühle aus: vor Allem ein Gehirn- und ein Rückenmarks-Ich. Man kann aber ebenso gut noch ein Ich, welches hört, ein Ich, welches riecht und ein solches, welches schmeckt, unterscheiden. Ursprünglich sind alle diese Empfindungsmittelpunkte ohne nähere gegenseitige Verbindung; erst allmählich bilden sich die intracentralen Verbindungsfasern aus. Es ist also wesentlich wechselseitige Association der verschiedenen Sinneseindrücke, welche das Empfinden, Wollen und Denken im Kinde zu dem Ichgefühl vereinigt. Dieses Gefühl ist wie alle anderen Gefühle einer Steigerung fähig, und der gereifte Mann hat nicht blos im figürlichen, sondern im buchstäblichen Sinne des Wortes ein ausgebildeteres Selbstbewußtsein wie das Kind.

So hat uns die Betrachtung der Lebensäußerungen des Menschen im frühesten Kindesalter auf die Höhen des philosophischen Denkens geführt und den Beweis geliefert, daß die wahre, fruchtbare Philosophie in der Naturwissenschaft durchaus keine Gegnerin, sondern eine Bundesgenossin besitzt.

Literatur und Kunst.

Turgenjews „Jugendsünden".

Von August Scholz.

Seit der „Neuen Generation" hat Turgenjew nur noch etliche weniger umfangreiche Arbeiten veröffentlicht, welche an dem endgültigen Urtheil über ihn nichts ändern können. Zwar soll er sich wiederum mit dem Plane einer größeren novellistischen Dichtung tragen. Ob es sich um Bilder aus der Zeit handelt oder nur um Reminiscenzen aus der Vergangenheit, ist uns nicht bekannt. Indessen wenn auch die Gicht, welche den Dichter schon seit Jahren quält, die neue Frucht zur Reife gelangen läßt, so wird doch für den Kenner der Turgenjew'schen Muse kaum eine Ueberraschung zu erwarten sein. Weit interessanter scheint es daher, die Aufmerksamkeit auf die Vergangenheit, auf Turgenjews Entwickelung, auf seine Jugend zu richten. Ist dieser Geist ersten Ranges, auf den ganz Europa mit Bewunderung und Verehrung blickt, urplötzlich erstanden? Als Turgenjew seine „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" zu schreiben begann, war er nicht mehr fern von den dreißiger Jahren. Wie stand er bis dahin zur Literatur? Was hat er zuvor geleistet?

In Wirklichkeit zerfällt Turgenjews literarische Existenz in zwei scharf geschiedene Epochen. Ehe er seine „Skizzen" schrieb, hatte er mit der Literatur bereits einmal gänzlich abgerechnet und den Entschluß gefaßt, sich aller literarischen Thätigkeit zu enthalten. Fast ein Zufall ist die Veranlassung zu nennen, welche Turgenjews Talent von Neuem und in neuer Form zur Entfaltung brachte. In Deutschland weiß man von jener ersten literarischen Epoche des russischen Dichters so gut wie gar nichts. Auch in Rußland selbst ist von seinen Jugendwerken nicht viel bekannt. Die russische Literatur war so fruchtbar und hatte so viel glänzende Erscheinungen auf einmal aufzuweisen, daß die Kritik selbst einem Turgenjew die gehörige Aufmerksamkeit noch nicht bezeigen konnte. Gleichwohl ist Turgenjew das vermittelnde Glied zwischen der älteren romantischen Epoche, aus welcher die Namen Puschkin, Lermontow und Gogol hervorragen, und der modernen realistischen Schule, in welcher Dostojewski, Pissemski, L. Tolstoj, Reschetnikow, Ostrowski, Saltykow und Nekrassow glänzen.

Turgenjew war in seiner ersten Periode, die etwa bis 1846 reicht, ein Nachahmer Puschkins und Lermontows, also ein legitimer Abkömmling Lord Byrons, der wohl in keinem Lande einen so mächtigen Einfluß auf die Literatur ausgeübt hat, wie gerade in Rußland. Unter den ersten poetischen Versuchen Turgenjews befand sich ein Drama „Sthenio" — eine ziemlich unselbstständige Nachahmung des Byron'schen „Manfred". Es war im Jahre 1836, als der damals achtzehnjährige Turgenjew dieses Drama verfaßte und seinem russischen Literaturlehrer auf der Petersburger Universität, dem Professor Pletnew, zur Beurtheilung übergab. Pletnew sprang zwar mit dem Erstlingswerke des jungen Poeten nicht sehr zart um, doch gab er ihm gleichzeitig zu verstehen, daß „etwas in ihm steckte". Im Laufe der vier folgenden Jahre veröffentlichte Pletnew auch ab und zu kleinere poetische Beiträge seines begabten Schülers in seinen „Zeitgenossen". Im Jahre 1841 wurden zwei Gedichte Turgenjews in den „Vaterländischen Annalen" veröffentlicht. Sie waren „Der greise Gutsherr" und „Ballade" betitelt und zeichneten sich im Uebrigen in keiner Weise besonders aus. Der Held des ersten Gedichtes ist ein russischer Gutsbesitzer, der kurz vor seinem Tode einen Rückblick auf sein verflossenes Dasein wirft und nur das Eine beklagt, daß er die Liebe nie kennen gelernt hat. Im Jahre 1843 publicirte Turgenjew seine „Parascha", ein Epos im Genre des Puschkin'schen „Onjegin". Der geniale Kritiker Bjelinski begrüßte in dem jungen Dichter, der ihm damals noch nicht persönlich bekannt war, sogleich ein hervorragendes Talent und widmete der „Parascha" eine sehr freundliche, ausführliche Kritik, welche auch weitere Kreise auf die, übrigens pseudonym unter der Chiffre T. L., erschienene Dichtung aufmerksam machte.

Die „Parascha" ist vollständig unter dem Einfluß des Puschkin'schen Genius geschrieben. Turgenjews Eigenart war damals kaum im Keimen begriffen, der junge Poet hielt es noch für eine rühmliche Aufgabe, den großen „russischen Byron" nachzuahmen. Die allgemeine Stimmung, der Gang der Handlung, die Schilderung der Charaktere, die Landschaftsmalerei ist durchaus im Genre des „Onjegin" gehalten. Die Fabel ist recht anspruchslos. Parascha, ein russisches Edelfräulein, verliebt sich in einen russischen Edelmann, der sich seinerseits in Parascha verliebt und sie — im Gegensatz zu Onjegin und Tatjana — heirathet. An diesem höchst primitiven Spalier rankt sich die Dichtung empor. Die Entwickelung der Charaktere ist die Hauptaufgabe, welche der Autor sich gestellt hat, außerdem wendet er der Situationsmalerei seine besondere Aufmerksamkeit zu.

Was die Gestalt der Parascha anlangt, so ist sie mehr oder

weniger eine Copie der Tatjana in Puschkins Epos Onjegin. Von dieser wird gerühmt, daß sie der erste echt russische Frauentypus ist. Die „russische Frau", wie sie seither zum poetischen Ideal erhoben wurde, ist ein eigenthümliches Wesen — vom deutschen Gretchen unterscheidet sie sich in gleicher Weise, wie von der feurigen, geistreichen, moussirenden Französin und der leidenschaftlichen Tochter des Südens. Ihre Stärke liegt im Verstande — nicht in dem hausbackenen Verstande, welcher die Wirthschaft zusammenhält und die Häuslichkeit schafft, sondern in einer gewissen reflectirenden Geistesschärfe, die gern in die Metaphysik hinüberschweift, aber doch durch einen natürlichen Takt vor Verirrungen der Reflexion bewahrt wird. Dabei zeichnet sich diese ideale Frau der russischen Poesie vor dem Manne sehr vortheilhaft durch Kraft des Charakters und Schnelligkeit des Entschlusses aus. Sobald man die Unthätigkeit bedenkt, zu welcher das Individuum in Rußland seit Jahrhunderten verdammt war, scheint es in der That kein Wunder, wenn auch die heutige Generation der russischen Männer den „Hang zum süßen Nichtsthun" noch nicht gänzlich überwunden hat und schwankend, wie mit verrenktem Rückgrat umhergeht. Wie anders nehmen sich dagegen die Frauen aus, welche die russischen Dichter uns zeichnen! Es scheint, als ob der beste Theil der Männlichkeit, der thatkräftigen Frische in sie übergegangen wäre, als ob sie berufen wären, dereinst in der Zukunft der russischen Gesellschaft eine bestimmende Rolle zu spielen. Aus der Vergangenheit und dem gesammten socialen Leben des großen russischen Reiches läßt sich dieses auffallende Verhältniß sehr wohl erklären, und die Russen selbst haben interessante Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt. Hier scheint uns indessen nur die Thatsache wichtig, daß Puschkin den Typus der specifisch russischen Frau zuerst entdeckt und in die Poesie eingeführt hat, und daß Turgenjews Parascha eine Geistesschwester der Puschkin'schen Tatjana ist. Und wenn Parascha auch nicht in die Lage kommt, die Kräfte, welche in ihr ruhen, in Bewegung zu setzen, so muthet sie uns doch neben ihrem blasirten Liebhaber frisch und lieblich an, wie ein Stück Natur. Unwillkürlich fesselt uns ihr Wesen; ist sie auch erst in der Entfaltung begriffen, so ahnen wir doch schon die Fülle inneren Lebens, die ihre junge Seele birgt. Zum ersten Male keimt in Paraschas Herzen die Leidenschaft empor. Noch ist der Gegenstand nicht gefunden, dem die liebesbedürftige Brust sich mit der ganzen Gluth ihrer Innerlichkeit hingeben kann; aber deutlich fühlt Parascha die Wirkung der unbekannten, unbestimmten Empfindung. Nicht lange sollte sie indessen von diesen Qualen der ungestillten Sehnsucht gepeinigt werden.

An einem heißen Sommertage wandte
Parascha zu der dunklen Grotte sich.
Vor ihr der See, der Garten, die sie kannte —
Auch dort der Hügel mit dem Wäldchen glich
Sich selber nur, wie sonst. Doch sieh! — was bannte
Im Hohlweg dort ihr Aug'? Ein Jäger saß —
Welch' sonderbarer Anblick! — unter'm Strauch,
Schnitt mit dem Taschenmesser Brod und aß.
Recht vornehm däucht' er sonst nach Art und Brauch,
Ein Gutsherr schien's — die Kleidung fein, die Hände
Bedeckt mit Handschuh'n. Als sein Mahl zu Ende,
Nimmt er vom Kopf die Mütze, ruft dem Hunde,
Gähnt, streckt sich unter'n Busch — und schläft zur Stunde.
Er schläft. Parascha blickte nach ihm hin,
Und zwar nicht einmal nur, ich will's bekennen!
Sie sinnt — oft sprachen Nachbarn vor — doch ihn
Sah sie noch nie — (ich will ihn jetzt nicht nennen
Noch schildern, wie er ist; ich weiß, ich bin
Ein Wortverschwender, dem nicht leicht zu lauschen).
Der Jäger schläft — es spielet leis der Wind
Mit seinen Locken, und die Blätter rauschen
Ob seinem Haupt so traulich und gelind!
Parascha schaut — er ist so übel nicht!
Und plötzlich lächelt lieblich ihr Gesicht,
Jedoch, warum? — vermag ich nicht zu künden —
Ich lernt' der Frauen Lachen nie ergründen.

So schwand ein Stündchen schnell; die Schwüle wich
Dem kühlen Abendwind — die Schatten ziehen
Sich länger — sieh, da regt der Jäger sich,
Wacht mälig auf, steht träge auf den Knieen,
Setzt lässig seine Mütze auf, erhebt
Sich halb vom Boden, sinkt dann plötzlich wieder
Zurück — vor seinem Blick Parascha schwebt!
Er sieht sie, lächelt, blickt verlegen nieder,
Dann plötzlich springt er auf — Parascha bebt —
Er eilet durch den Hohlweg kühn und leicht
Dem Garten zu — Parascha jäh erbleicht.
Verbindlich grüßend, bleibt am Zaun er stehn
Und sinnt und sinnet — soll er weitergehn?
Vor Scham erröthend, stand Parascha da,
Das Aug' zu Boden senkend; heftig pochte
Ihr Herz und regellos. Der Jäger sah
Ihr grad' in's Antlitz — nicht die Erste mochte
Sie sein. Er fragt: „Verzeihen Sie — hm, ja —
Wie spät ist's wohl?" Sie wußt' nicht ein noch aus,
Sie blickt ihn an und sagt: „Fünf Uhr ist's eben!"
Doch weiter fragt er: „Wem gehört dies Haus?"
Und eh' sie ihm noch Antwort recht gegeben,
Bat er wohl tausendmal für die Entweihung
— Gott weiß, für welche! — dringend um Verzeihung.
Doch ging er nicht — sagt, daß er Nachbar ja,
Daß sein verstorbner Ohm und ihr Papa
Stets Freunde waren — daß er wirklich froh
Der unerwarteten Begegnung wäre,
Und zwanzig Mal wohl seinem Mund entfloh
Die Frage, ob Verzeihung sie gewähre,
Bis endlich über'n Gartenzaun er sprang —
(Nicht hoch sind unsre Zäune, Gott sei Dank!)
Sein Antlitz lächelte so wunderbar,
So freundlich strahlt' sein braunes Auge wieder,
Daß es ihr lächerlich und sonderbar
Erschien, zu fliehen. Sieh — er beugt sich nieder,
Er sagt ihr etwas — lachen muß sie drüber,
Erst laut, dann leiser. Noch einmal hinüber
Er zärtlich lächelnd zu der Holden sah,
Drauf ging er fort und murmelte: Comme ça!
Sie schaut ihm nach, und eh' er noch entfloh'n
Dem späh'nden Auge, wendet er sich heiter
Zurück und geht alsdann, als ob er schon
Gewohnt des Sieges, achselzuckend weiter.

Parascha hatte gefunden, wonach ihr Herz sich sehnte. Freilich ist es ein ziemlich kläglicher Held, den der Dichter ihr entgegen führt: einer jener faden, blasirten Jünglinge der nikolaitischen Periode, deren Kraft und Natürlichkeit in der dumpfen Atmosphäre verdorben war, welche sie umgab. Petschorin, der Heros in Lermontows „Held unserer Zeit", ist das Vorbild dieser vor der Zeit geknickten Existenzen. Aber während Petschorin noch in träger Unthätigkeit und Selbstquälerei umkommt, da er keinen Ausweg sieht aus dem verpesteten Labyrinthe, in dem er wandelt, ist in Turgenjews Dichtung schon ein frischerer Hauch zu verspüren. Der Protest der Natur gegen die Unnatürlichkeit regt sich. Die russische Poesie steht seit Puschkin im engsten Zusammenhange mit dem gesellschaftlichen Leben, sie kann ohne Kenntniß desselben nur oberflächlich verstanden und beurtheilt werden. Alle besseren Dichtungen der russischen Literatur — und so auch die „Parascha" Turgenjews — tragen den Stempel der Zeit, in welcher sie entstanden sind. Wenn daher der Pseudo-Petschorin Turgenjews auch nur so weit zur Besinnung kommt, daß er, statt in träger Blasirtheit unterzugehen, sich in ein frisches, gutherziges Mädchen ernsthaft verliebt, so ist dadurch schon der Fortschritt bezeichnet, den die vierziger Jahre im Allgemeinen gegenüber den Dreißigern gemacht haben. Unter der starren Decke, welche der Despot Nikolaus über sein Reich ausgebreitet hat, regt sich und keimt wieder frisches Leben — das ist schon ein erfreuliches Vorzeichen der Besserung.

Auch Turgenjews Held ist ein Alltagsmensch und seine Historie eine Alltagshistorie. Aber Turgenjew haschte nie nach Effecten, er nahm sie nur, wo sie die Alltäglichkeit bot. In der „Parascha" geht's ohne alle Extravaganzen ab; schon nach dem zweiten Zusammentreffen mit dem Jäger wird Parascha so wunderlich zu Muthe, und auch er, der Held, der „kommende, sehende, siegende Cäsar", verspielt sein Herz. Die Liebenden sehen sich öfter und öfter, und eines schönen Tages, beim abendlichen Spaziergange, geschieht, was Jedermann erwarten mußte.

Und immer weiter, weiter gingen sie,
Er schaut sie an — o, welche Augenweide!
Sie blüht und strahlt so hold und lieblich, wie
Die Erde strahlt und blüht im Frühlingskleide,
Wenn feuchter, warmer Thau ihr Schmuck verlieh
Und leichte Nebel leise sie umfluthen.
Er blickt ins Antlitz ihr — er fühlt es klar,
Daß hell für ihn des keuschen Herzens Gluthen
Erglommen — daß er selbst bezaubert war.
Sie schwiegen beide; heilig ist dies Schweigen
Im Sturm der Herzen! Doch die Lippen neigen
Sich nieder und Paraschas kleine Hand,
Von seinem heißen Kusse leicht entbrannt'.

Sie sind beide glücklich — der Dichter aber ist mit dem Resultat, welches seine eigene Phantasie herbeigeführt hat, nicht zufrieden. Und zwar scheint es ihm nicht um den Helden — der schließlich kaum besser fortkommen konnte — sondern vielmehr um Parascha leid zu thun, die in der Ehe mit einem faden, wenn auch schließlich zur Umkehr gelangten Roué endet, während sie ihrer ganzen Veranlagung nach zu Besserem berufen ist. Turgenjew schildert die Stimmung Paraschas in der Nacht nach der Liebeserklärung in folgender Weise:

Sie ging in ihrem Zimmer auf und nieder —
Nicht Furcht noch Sehnsucht kannte nun ihr Herz.
Ihr Denken war verstummt; im Augenblick
Schien gänzlich umgewandelt ihr Geschick;
Sie sank in Schlummer bald; im Traum erschien
Ein traulich Bild ihr — sie erkannte: ihn!
Ihn — — ach, wie wird so traurig mir zu Muth!
Fast möcht' ich weinen, seh' ich dort die Holde
Am Fenster sitzen. Auf dem Kissen ruht
Ihr blasses Antlitz, von der Locken Golde
So leicht und mild umflossen. Leise thut
Ihr Mund sich auf zu einem stillen Lächeln,
Von ihren Schultern gleitet sanft das Tuch —
Ein leiser Abendwind mit lauem Fächeln
Des Mondes bleichen Strahl ins Dunkel trug.
So selig fliegt sie hin auf Traumes Schwingen —
Doch wie ein Glöcklein hör' ich zitternd klingen
Ein spöttisch Lachen — eine Stimme tönt,
Die — ach, wie wird so bang mir! — also höhnt:

Wenn der Sommersonne Brüten
Längst entfesselt' jeden Keim,
Oeffnen sich der Linde Blüthen,
Reift im Kelch der Honigseim.
Und es fliegt der muntren Bienen
Emsig Völkchen flink heran —
Süße Labung bieten ihnen
All die holden Blümlein an.
Tausend zarte Blüthenstengel
Beugen sich dem lieben Gast,
Und der kleine Bienenengel
Plündert mit geschäft'ger Hast.
Einer Knospe, dicht verschlossen,
Glichst auch du, mein holdes Kind —
Doch im jungen Herzen sprossen
Süße Keime hold und lind;
Und in heller Sommerwonne
Bist du herrlich nun erblüht —
Von der Schönheit Zaubersonne
Ist dein Wesen ganz durchglüht.
Neige denn zur Liebesfeier
Deinen Stengel, Blümelein —
Schau, dort kommt ein wackrer Freier,
Möchte gern dein Bienchen sein!

Die Ironie, mit welcher Turgenjew den Abschluß seiner Dichtung persiflirt, ist in diesen Zeilen nicht zu verkennen. Aber was soll geschehen? Welche Stellung soll er seiner Parascha in der todten russischen Gesellschaft anweisen? Nun, so ist es wohl das Beste, er läßt sie heirathen und auf dem Lande verbleiben, wo sie wenigstens der verderbende Hauch der Hauptstädte nicht zu erreichen vermag.

Wie bereits oben erwähnt, wurde Turgenjews Parascha von der Kritik günstig aufgenommen. Zwei Jahre später veröffentlichte er, und zwar diesmal unter seinem Namen, ein etwa 40 Seiten umfassendes Gedicht: „Das Gespräch", in welchem er zum ersten Male mit seiner Zeit scharf ins Gericht geht. Während die „Parascha" wesentlich unter dem Einfluß Puschkins entstanden war, lehnt sich Turgenjew im „Gespräch" mehr an Lermontow an.

Die Fabel ist ebenso einfach, wie diejenige der „Parascha". Ein Greis, welcher der menschlichen Gesellschaft überdrüssig geworden ist, zieht sich in die Einöde zurück, um hier, fern vom Getriebe der elenden Welt, seine Tage in stiller Beschaulichkeit zu beschließen. Der bedauernswerthe Alte hat viel gelitten, aber nicht ohne eigne Schuld. Ihm fehlte die Kraft, dem Drange der Dinge zu widerstehen; er ergab sich ihnen auf Gnade und Ungnade, in der Hoffnung, daß die jüngere Generation vollbringen würde, was die ältere nicht vermochte. Aber er täuscht sich in dieser Erwartung. Ein Vertreter der jüngeren Generation begegnet dem Alten in der Einsamkeit — auch er, der Jüngling, welcher kaum einen Blick ins Leben hineingeworfen hat, trägt schon den Stempel der Apathie, des Greisenthums!

Der Alte ist bei diesem Bericht, welcher ihm zeigt, daß Alles beim Alten geblieben ist, betrübt und niedergeschlagen. Er macht dem Jüngling Vorwürfe darüber, daß er nicht kraft- und muthvoll das Banner der Freiheit ergriffen hat. Der Jüngling erkennt die Berechtigung dieses Vorwurfs nicht an. Zum Propheten fühlt er sich nicht berufen, zum Nachfolgen jedoch ist er jeden Augenblick bereit:

Ja, wenn ein heiliger Prophet,
Der Wahrheit kündend vorwärts geht,
Mir sagte: Auf denn, folge mir! —
Ich nähme freudig sein Panier,
Und führte mich des Herzens Drang
Zu Schande selbst und Untergang,
Und sollte auch mit Spott und Hohn
Die feige Sklavenschaar mir droh'n.
Doch sag', wo gibt's Propheten?

„Einen Führer!" verlangt der Jüngling der Turgenjew'schen Dichtung; „einen Führer" verlangte auch die russische Jugend in jener Zeit, als sich die Zungen wieder zu lösen begannen und die Zügel, welche Nikolaus der Gesellschaft angelegt hatte, zu zerreißen drohten. Der Jüngling gibt zu, daß seiner eigenen Trägheit ein guter Theil seiner Unzufriedenheit zur Last falle. Aber wenn er hinblickt auf die Vergangenheit und das Verdienst der Alten prüft, so erscheint die eigne Schuld ihm doch geringer.

Alter, nun —
Du hast den Tadel nicht gespart —
Ich schwieg. Doch sag' — ihr Alten, war't
Ihr besser wohl? Was hat mein Ahn
Für seinen Enkel denn gethan?
Ihr Herr'n, so stark und tugendhaft,
Wo sind die Proben eurer Kraft?
Was habt ihr für das Volk vollbracht?
Nichts kann ich sehen — allerwärts Nacht!

O, weiset mir doch eine Spur
Von euren stolzen Thaten nur!
Du bleibst die Antwort schuldig? Ach
Ihr steht den Enkeln wenig nach!
Statt frisch und kühn ans Werk zu gehn,
Verdarbet ihr im Müßiggehn!
Zwar, daß wir besser, sag' ich nicht,
Und gleich Verdienst will gleichen Lohn —
Sieh — über'm Walde dort das Licht
Verkündet uns den Morgen schon!
Bald bricht der helle Tag herein —
Es flieht vor seinem lichten Schein
Der Schatten Heer. Uns beiden, traun,
Ist's nicht beschieden, ihn zu schaun!
Und wenn das Licht des Himmels dann
Durchbricht der dunklen Wolken Bann
Und rings die Erde sich verjüngt —
Dann schallt im lauten Jubelchor
Das Siegsgeschrei — doch nimmer dringt
Der frohe Laut an unser Ohr.
Eh' noch die Finsterniß entfloh'n,
Hat uns das Grab verschlungen schon —
Bezwungen hat uns beide bald
Der Gram der Seele — dumpf und kalt
Umnachtet uns des Todes Bann.
Vorüber geht der Enkel dann
Mit stolz erhobenem Gesicht —
Er kennt uns nicht und — ehrt uns nicht.

In der That war es dem Geschlechte der vierziger Jahre noch nicht beschieden, Großes zu vollbringen. Erst ein Jahrzehnt später fanden sich die ersehnten Führer, welche die russische Jugend ans Werk führten. Nicht lange freilich währte die Zeit der gesellschaftlichen Thätigkeit: neue Wolken thürmten sich über dem russischen Leben auf, und der frische Windhauch der Freiheit floh vor dem starren Froste des neuerwachten Despotismus.

Wir haben gesehen, daß Turgenjew sich schon in seinen beiden größeren Jugendgedichten als ein scharfsichtiger Beurtheiler seines Volkes und seiner Zeit erweist. Gleichwohl faßte er bald nach dem Erscheinen des „Gesprächs", dem zunächst noch eine Reihe von Gedichten, Novellen und dramatischen Arbeiten folgte, den Entschluß, sich gänzlich vom literarischen Felde zurückzuziehen. Das Gefühl, nicht mehr als ein Nachahmer zu sein, peinigte ihn. Auch Bjelinski, der scharf urtheilende Kritiker, mit dem der junge Poet übrigens auf freundschaftlichstem Fuße stand, bekannte Turgenjew offen, daß er ihn nur für ein Talent zweiten Ranges halte. Da übernahm im Jahre 1847 Panajew den „Zeitgenossen" und bat Turgenjew, ihm doch eine Kleinigkeit für den Abschnitt „Miscellen" zu schicken. Nur mit Widerstreben willfahrte Turgenjew und sandte eine kleine Skizze, „Chor und Kalinitsch", welche ihm gerade zur Hand war. Die „Kleinigkeit" machte Aufsehen, man verlangte mehr in diesem Genre, und so entstand im Laufe der nächsten Jahre eine Sammlung von Scenen aus dem Volksleben, welche unter dem Namen „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" veröffentlicht wurde und den Autor mit einem Schlage unter die Schriftsteller ersten Ranges versetzte.

Als Turgenjew seine Mission als prosaischer Dichter erkannt hatte, sagte er sich von seinen „Jugendsünden", wie er selbst die poetischen Producte seiner ersten literarischen Periode nennt, förmlich und feierlich los. „Ich fühle," sagt er in einem Briefe, „eine entschiedene, beinahe physische Abneigung gegen meine gereimten Dichtungen, und besitze nicht nur kein Exemplar derselben, sondern gäbe auch wer weiß was darum, wenn überhaupt keins davon auf der Welt existirte." In der That sind sowohl „Parascha" als auch „Das Gespräch" in Rußland selbst nur schwer zu bekommen. Aus den Gesammtausgaben seiner Werke hat Turgenjew alle Gedichte ausgeschlossen. Nur mit großer Mühe konnte Wengerow, Turgenjews russischer Biograph, Einsicht in die beiden Hauptdichtungen erhalten. Um zu zeigen, daß Turgenjew seinen Jugenddichtungen Unrecht thut, hat Wengerow dieselben einer eingehenden Analyse unterzogen und größere Piecen aus ihnen mitgetheilt. Auch wir sind der Ansicht, daß Turgenjew seinen Gedichten Unrecht thut. Seine „Scenen und Komödien" und manche seiner kleineren „Erzählungen" sind sicher nicht alle besser, als „Parascha" und „Das Gespräch", und doch haben jene in den Gesammtausgaben Aufnahme gefunden. Aber zugegeben selbst, daß die genannten Dichtungen nicht zu den Produkten ersten Ranges zählen, so ist doch sicherlich die Bekanntschaft mit ihnen zur Beurtheilung der gesammten literarischen Persönlichkeit Turgenjews unerläßlich. Der Forscher hat das Recht, nicht nur die reifen Früchte und die duftigen Blüthen, sondern auch die Wurzeln und Vorfrüchte eines Gewächses zu untersuchen. Wir wissen nun, daß Turgenjew, bevor er Blüthen trug, im russischen Leben und in der russischen Literatur erst Wurzel fassen mußte.

„Gräfin Vera."

Roman in drei Theilen von Helene v. Racowitza.

(München, G. Polluer.)

Es wäre ebenso geschmacklos als unverständig, wenn man, wie es wohl noch geschieht, der Frauenschriftstellerei das Recht der Existenz absprechen wollte. Wir verdanken einer George Sand, der Baronin de Staël, George Eliot und Fanny Lewald so treffliche Romane, einer Madame de Girardin so geistsprühende Feuilletons und der Marquise de Sévigné, Rahel und Fichtes Caroline so meisterhafte Briefe, daß wir Männer wohl oder übel genöthigt sind, diese durch Geist und Talent ehrlich verdiente weibliche Errungenschaft zu respectiren. Wenn wir trotzdem unseren Spott über die Weiber, welche die Tinte nicht halten können, nur gewaltsam unterdrücken, so ist es keineswegs darum, weil wir in ihrem Wirken, wie der geniale Murrkopf Proudhon, eine „Prostitution des Herzens" erkennen, sondern weil uns die Thatsache unbestreitbar scheint, daß alle die Damen, die da „ohn' Ende die fleißigen Hände" regen, uns in der Kenntniß des Ewig-Weiblichen um keinen einzigen Schritt gefördert haben. Das Buch über die Frau ist bis jetzt nur von Männern geschrieben worden. Die Schriftstellerinnen geben immer ein mehr oder minder kunstvoll arrangirtes Bild ihres Herzens, nie die ganze Natur, und von ihren Werken gilt das Wort der Mme. Staal-Delaunay über ihre „Memoriren": Je me suis peinte seulement en buste. Die Blaustrümpfe sagen uns nie Alles oder wenigstens nie das, was sie besser wissen, als die Männer. Ihre Leidenschaft verschleiern sie, ihren intimeren Empfindungen fehlt das richtige Wort, das feinste Gefühlsleben der Frau verbirgt sich hinter conventionellen Redensarten. Auch nicht Eine schreibt, um sich mit der furchtbaren Gewissenhaftigkeit eines Jean Jacques selbst zu zeichnen. Sie greifen zur Feder seltener aus innerer Nöthigung, als aus äußerer Noth. Manche schriftstellern, wie sie einen Strumpf stricken, aus Gewohnheit, weil es ihnen Spaß macht, um mit der Feder zu klatschen. Andere aus unglücklicher Liebe, um sich zu erinnern,

Per ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.

Und noch Andere aus Ehrgeiz, aus Reclamesucht, aus Freude am Skandal. Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß die Frauen Blaustrümpfe werden, wenn Niemand sich mehr um die Farbe ihrer Strümpfe kümmert.

Zu welcher Kategorie die neueste Romanschriftstellerin: Frau Helene von Racowitza gehört, kann man schon aus der Persönlichkeit der Autorin deduciren. Hat sie doch selbst in ihrer unbedeutenden und unerquicklichen Schrift: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" ihr Conterfei und ihre Skandale getreulich aufgezeichnet, gerade wie sie neuerdings, da kein Mensch mehr

nach ihr fragte, Veranlassung genommen, anonym eine Broschüre unter dem Titel: „Ein Münchener Kind in der Fremde" erscheinen zu lassen. Offen gesagt: ich kenne letztere Publication nicht, denn ich habe schon genug von der Versicherung des Verlegers, daß aus den neuesten Schicksalen der „durch ihre weltbekannten Beziehungen zu Lassalle berühmten" Geheimrathstochter „viele bedeutungsvolle Schlaglichter auch auf ihre früheren Lebensjahre fallen". Sicher ist, daß die männerberückende Salondame und spätere talentlose Schauspielerin, die gegenwärtig mit literarischen Arbeiten beschäftigt in New-York lebt und eben ihren ersten Roman: „Gräfin Vera" vom Stapel läßt, uns gewiß manches Unerhörte zu sagen hätte und bei dieser Gelegenheit die Unterlassungssünden ihrer Colleginnen von der Feder füglich gutmachen könnte. Leider will auch sie nicht, denn ihr Roman ist eine ziemlich banale Liebesgeschichte ohne Geist, ohne Tiefe, ohne Beobachtung, ohne Werth.

Die Erzählung beginnt mit der Schilderung eines Balles im Hause des Grafen Nikolai Kurakin. Wir lernen da eine ganze Musterkarte der verschiedenartigsten russischen und ausländischen Aristokraten kennen, zumal den Attaché Briatoff, der mit Vera Ivanowna, der schönen Herrin des Hauses, auf dem besten Fuße zu stehen scheint. Doch den vertrauensseligen Ehemann hat das Glück, an der Seite der schönsten, reichsten und gefeiertsten Frau Moskaus zu leben, ganz blind gemacht. Wie groß ist daher sein Staunen, als Vera sich gleich nach dem Ball ihm mit thränenüberströmtem Antlitz zu Füßen wirft und mit klagender Stimme ausruft: „Kola! ich liebe Dich nicht! ich muß Dich verlassen! — Kola! Kola! Kola! Du bist gut und schön und edel. Der beste Mensch der Welt — aber Du hast mich genommen ohne meinen Willen — im Schlafe meiner Seele hast Du meinen Leib gestohlen — — und meine Seele ist erwacht und fordert ihr Gut zurück!" — — Wohl weiß Graf Kola, daß seine Frau, die des „fortlaufenden" häuslichen Lebens überdrüssig ist — weshalb sie eben fortlaufen will — ihn, den um siebzehn Jahre Aelteren, als fünfzehnjähriges Mädchen geheirathet hat, aber von einem Diebstahl zu reden, scheint ihm doch etwas gewagt. „Nikolai war aufgestanden und in unmuthigem Weh ans Fenster getreten, wo er, ohne zu wissen, was er that, das Rouleaux" — ohne x wäre mir lieber! — „heraufzog und dann mit den Fingern einen heftigen Marsch auf die Scheiben trommelte," was in diesem Buch ein häufiges Zeichen verhaltenen Zornes ist. Doch Vera nimmt keine Rücksicht darauf, denn „sie war ein Weib und sie liebte". Sie fährt also in ihrer Beichte ruhig fort: „Da kam Er! Er!!! und — Kola! Kola! ich kann nicht bleiben — ich muß und will zu ihm — gib mich frei! Laß mich gehen!" Auf seine Frage erwidert sie, daß, was er schon geargwohnt, sein bester Freund Briatoff der Glückliche ist. Jetzt gibt er sie frei, und sie nimmt unverzüglich Abschied von Nadine, ihrem reizenden Kinde, und fährt mit ihrer Zofe nach Petersburg, wo sie von einem alten Diener in Empfang genommen und in einem Hotel zweiten Ranges in den „Zimmern für Herrn von Briatoff" untergebracht wird. Eine eigenthümliche Situation für eine Gräfin Kurakin und geborene Fürstin Wolchnzoff! „Wer war sie nun? von dieser Stunde an? Verstecken mußte sie sich, zitternd, daß Jemand sie erkenne als die, welche sie war, zitternd, daß Jemand sie erkenne für das, was sie nicht war!!" Der Galan aber hat seine Moskauer Geschäfte noch nicht abgewickelt und trifft erst mehrere Stunden später in Petersburg ein. Er steigt im vornehmsten Gasthof ab, worauf ihn Vera in einem „mackartrothen" Sammetkleide empfängt, gegen das wir sonst — bis auf das c — nichts weiter einzuwenden haben. Am nächstfolgenden Tage kehrt Briatoff in sein Hotel zurück, um dort den Besuch eines gewissen Herrn Teitelberg zu erhalten. „Ein mittelgroßer, behäbig aussehender Mann in kostbaren Zobelpelz und Mütze; als er beides abgelegt hatte, freilich ein bischen stark semitisch aussehend: breite schwere Uhrkette, die Biberweste mit Rubinknöpfen geschlossen, auf der leicht gebogenen Nase einen goldenen Kneifer, die Finger voll Brillanten und im Halstuch einen großen Solitär." Dieser Herr Teitelberg ist Wucherer, mit einem etwas schöneren Titel: Bankier, übrigens in jeder Beziehung ein ganz idealer Jude, welcher dem jungen Diplomaten, der ihm vor Jahren einen wichtigen Dienst geleistet, das für seine neueste Liaison nöthige Geld sofort vorzustrecken bereit ist. Zum Dank dafür wird er auch bei Vera eingeführt, nachdem er sich mit einem Schluck echten Danziger Goldwassers — „Huipp!" macht er dabei — Courage eingeflößt hat. Vera empfängt den Freund ihres „Freundes" aufs Beste, ja sie bestrickt ihn völlig.

Am nächsten Morgen steht Nadine vor ihrem Bette, und die alte Dienerin Aknlia erzählt ihr, daß sich das Kind im Auftrage des Vaters hier befinde. Als Nadine nach der Mutter Verschwinden „allerlei Französisches an ihn hin geliebkost", da sei Graf Kurakin weich geworden und habe Aknlia und die übrige Dienerschaft geheißen, sammt dem Kinde nach Petersburg zur Mutter zu reisen. Darauf habe er einen Brief geschrieben und sei auf seine Güter in die Krim abgefahren. In dem Briefe, den Aknlia jetzt ihrer Herrin übergibt, steht u. A. Folgendes: „Ich will nichts behalten, was mich an Dich gemahnen könnte, deshalb sende ich Dir das Kind. Weil es aber mein Kind ist und bleiben soll, so darf es auch weder Mangel leiden, noch je das Gnadenbrod von Deines Geliebten Tisch essen. Auch Du wirst meinen Namen weiter tragen. Erstens, weil Du die Mutter dieses meines Kindes bist und ich es nicht dulden werde, daß die Mutter anders heißt, — und zweitens, weil nicht ich, sondern Du den uns trennenden Schritt gethan und ich an Allem festhalte, was einst zwischen uns beschlossen war. Du wirst daher mit meinem Kinde eine jährliche Revenue beziehen, die, so lange ich lebe, aus der Hälfte meines Einkommens, das heißt — aus 350,000 Rubeln, bestehen wird. Davon könnt Ihr Beide — und auch der Dritte — leben, wie Ihr es gewohnt seid und wie ich es für mein Kind und dessen Mutter wünsche."

Ueber den Inhalt, die eigentliche Meinung dieses Briefes und die Folgen denkt Vera nicht weiter nach — ihr hat der Ton und das Geldanerbieten darin am wehesten gethan; nicht aber die Thatsache, daß sich der sonderbare Vater zu ihres und ihres Geliebten Gunsten seines Kindes entledigt. Um so besser versteht Briatoff, daß Kurakin die Scheidung verweigert, wodurch Vera in ihrer schiefen Stellung bleiben soll. Es ist dies Briatoff um so unangenehmer, als er auf seinen Posten nach Rom zurückkehren und Vera dort gleich als seine Frau oder doch wenigstens als seine Braut vorstellen wollte. Jetzt bleibt dem Pärchen nichts anders übrig, als nach Nizza oder Kairo oder sonst an einen Badeort zu reisen, wo man die Dinge nicht so streng nimmt. Briatoff ist entschlossen, von Kurakins Geld gar nichts anzunehmen, und den Starrsinn des Alten hofft er mit Teitelbergs Hülfe noch zu brechen. Letzterer, der Briatoff als einen „leichtsinnigen Strick" kennt, anerbietet sich sogar, sich der kleinen reisenden Familie anzuschließen, was mit Dank angenommen wird.

„Jetzt fehlt uns nichts mehr zum Glück," meint Vera.

„Nur Papa!" ergänzt Nadine, schon jetzt ein enfant terrible, indem sie sich mit ausgestreckten Händchen der Thüre zuwendet. Tableau! wie die Franzosen sagen.

Es kann nicht meine Absicht sein, das vierblättrige Kleeblatt auf seinen jahrelangen Kreuz- und Querzügen durch Europa zu begleiten. Die Andeutung mag genügen, daß Briatoff und Vera ihre schiefe Stellung in treuer Liebe ertragen, daß Teitelberg sie als „Großvater" begleitet, und daß Nadines Haß auf Briatoff immer größer wird. Sie leben meist in Italien, und der unzertrennliche Teitelberg, der für Mutter und Kind eine immer innigere Zuneigung empfindet, würde bis an sein seliges Ende bei der Familie Briatoff ausharren, wenn nicht ein „hundsgemeiner" Artikel in dem Pariser „Witzblatt (!) Figaro" den alten reichen Juden als den zahlenden Geliebten Veras persiflirt hätte. In Folge dessen reist Teitelberg sofort nach Petersburg zurück, und da Graf Kurakin sich gerade dort befindet, so will er versuchen, Letzteren zur endlichen Scheidung und Zurücknahme des Kindes zu bewegen. In der That läßt er sich bei dem Grafen melden und zwar, indem er ihm einen Brief

und ein Porträt seines Töchterchens bringt. Der Alte ist davon entzückt, aber von der Scheidung will er nichts hören.

Jahre vergehen. Der Gesandtschafts-Attaché von Briatoff ist nach Rom übergesiedelt. Bald nimmt er bei der Gräfin Vera Kurakin im Palazzo Orsini Quartier, und „wie im Himmel war ihnen die erste Nacht vergangen". Natürlich wissen die Leute bald, was sie davon halten sollen. Der unselige Trotzkopf Nadine wurde mittlerweile immer größer und unangenehmer. Die bekannte Schlußscene aus des jüngeren Dumas „Prinzessin von Bagdad" hat auch die ältere Helene von Racowitza nachzuzeichnen versucht. Vera schläft. Briatoff will zu ihr. Nadine vertritt ihm den Weg. Er stößt das Kind von der Thüre zurück. Keinen Laut brachte Nadine hervor, aber seither brennt des Kindes Haß lichterloh. Und wie hier Dumas'sche Lesefrüchte unverkennlich sind, so kann man das Ende der Geschichte auf viel angenehmere Weise aus Meilhac und Halévys „Frou-Frou" erfahren. Briatoff wird Spieler, läßt sich von Vera seine Schulden bezahlen, und hintergeht sie zuletzt mit einer gewissen Fürstin Hohenasten — „verflucht interessantes Haar und teufelsmäßig gierige Augen" — und dann mit der Cocotte Lucy von Arnstein. Vera, die mittlerweile „einem miserablen Endchen von Menschenkind", d. h. einem kränklichen Knaben, das Leben geschenkt hat, entdeckt die doppelte Untreue. Das erste Mal vergibt sie. Das zweite Mal hat sie nichts zu verzeihen, denn die Geliebte ihres Geliebten schleudert ihr ihre Schande ins Antlitz, und Briatoff, der die Wahl zwischen Vera oder der berechnenden Jüdin hat, folgt der letzteren, nachdem Vera „eine abweisende, beinahe abwesende Bewegung" gemacht hat. Vera erkrankt und geht der Auflösung entgegen. Ihr Knäblein eilt ihr im Tode voran. Ihr letzter Blick fällt auf den durch Teitelberg und Nadine aus Rußland herbeigeholten Kurakin. „Vergib mir," ruft der letztere, „daß ich ohne es zu wollen Dein Leben gestohlen" — also doch! — „und zerstört habe, und daß ich Dich nicht frei gab, als es vielleicht Dein Glück gewesen!" Allein es ist zu spät. „Sie ist gerettet, Graf! Gräfin Vera ist todt!" constatirte der Arzt, der solche Scherze zu lieben scheint. Damit endet das hübsche Buch.

Aber ich habe ja ganz die pikanten Episoden zu erwähnen vergessen, welche den Zweck haben, die traurige Hauptaction angenehmer zu machen und die Bogenzahl zu vermehren. Die Heldin dieses besseren Theils ist eben die Baronin Lucy Arnstein — gewöhnlich wird sie „Lucylein" genannt —, eine deutsche Jüdin, die wegen schlechten Lebenswandels von ihrem Gemahl geschieden ist und nun auf eigene Rechnung und Gefahr weiter liebt. Da sie ein überaus aufgewecktes und schönes Weibchen ist, so geht es ihr dabei recht gut. Ihre Verbindungen reichen bis in die höchsten Kreise der Petersburger Gesellschaft, und wenn sie Jemand los sein will, so braucht sie nur einen Wink zu geben, und die Ausweisung des Lästigen erfolgt ohne weiteres. Nebenbei macht sie mit einem alten Juwelier Geschäfte auf Halbpart, indem sie die ihr geschenkten Brillanten verkauft oder das Pendant — das Münchener Kind in der Fremde schreibt lieber „Pendent" — verloren zu haben vorgibt, so daß der großmüthige Geber zu einem Ersatz gezwungen wird. Scharfsinnig sind auch ihre religiösen Machenschaften. Sie sammelt für wohlthätige Zwecke, vertauscht je nach Bedarf die leichtfertigen Bilder ihres Boudoirs mit frommen Sujets und läßt sich als Nonne malen, damit ihr Gatte sie im Kloster glauben soll. Nicht minder reinlich und zweifelsohne sind ihre Beziehungen zu einem Commis, der sich um ihretwillen an der Kasse vergreift und nach Sibirien geschafft wird, aber derlei kommt ja vor. Etwas dunkler ist ihr Verhältniß zu „der berüchtigtsten Schönheit der Petersburger Halbwelt" Julie Fechani, mit welcher sie eine Ausfahrt in ein Koster unternimmt, wobei die Freundin in prächtigem Schlafrock aber ohne Strümpfe mitfährt. In Petersburg — Brrr! Ueberhaupt gibt sich diese Cocotterie alle erdenkliche Mühe, Pariser Chic zu haben, aber sie ist ganz von grabähnlicher Heiterkeit. Es fehlt die Ueberzeugung, das cannibalische Wohlsein. Schon der Jargon, den „das Rrrack' Rrrrack' des Fächers" begleitet, ist von einer gequälten Fröhlichkeit. „Ich habe so wie so bis heute Abend nichts vor, und ob ich nachher die paar faulen Visiten annehme oder nicht ist gänzlich — beinahe hätte ich „Wurscht" gesagt — enfin, ist gleichgültig." Na, uns ist es auch Wurscht oder farcimentum, wie Bismarck sagen würde. Eine Andere beklagt sich über die Nothwendigkeit des Schminkens. „Schlimm genug, daß ich mein Fell später am Tage mit der verdammten Anstreicherei verderben muß!" Die Damen, die so gerne das „rothschattirte"(?) Boudoir öffnen, reden auch sehr despectirlich von dem „Singsang in Form Schubert'scher Lieder", als ob es sich um den Kohl Racowitzascher Romane handelte. „Bah, muß man zu so etwas immer gleich lieben!" meint eine dieser gar nicht „anständig benehmerigen" Damen, denen eine Liaison und 100,000 Francs „elende Lumperei" sind. Dabei gibt es reizende Stillleben, wie das folgende: „Auf der andern Seite des Schiffes stand Lucylein und neben ihr ein Mann, den Nadine sofort als Briatoff erkannte. Er küßte die Hände der kleinen Frau, die er beide in den seinen hielt, wieder und immer wieder und legte sie dann auf sein Herz, indem er seinen Rock darüber zuschloß und seine Arme verschränkt darauf legte. Ohne zu überlegen, sprang Nadine auf die Gruppe zu und rief: 'Chère petite Baronne! Frieren Ihre kleinen Pfötchen? Dann bitte, bitte, lassen Sie mich sie erwärmen!' Bei dem Ton dieser Stimme waren Beide zusammengefahren und Lucylein hatte schnell ihre Hände zurückgezogen." — Ich kann mir nicht helfen, aber ich finde diese Pfötchenheizung entzückend.

Uebrigens ist das Buch flott geschrieben, manchmal nur zu flott. Wollte ich alle die sprachlichen Vermessenheiten in Bezug auf Orthographie, Stil, Satzbau und Logik hier anführen, die Leporello-Liste der Verfasserin wäre nicht groß genug. Nur einige der duftigsten Veilchen, die im Verborgnen blühn, will ich pflücken. „Der Lärm und der Tumult stiegen auf seinen Gipfelpunkt," ist sehr nett gesagt. „Die herrlichen Schätze, die der Weinkeller des Grafen, einer geographischen Karte gleich, aus allen weinbauenden Ländern der Welt geliefert hatte," würde aber der ungalante Polonius ein schlechtes Bild nennen. „Sie ist doch ein charmantes Geschöpf und Sie doch auch kein Cato" ist gerade so kühn wie: „daß ich an Ehrenhaftigkeit mit keinem Lord tauschen möchte noch brauchte." Ueber die Schnur springen kann man Seite 11 schon, allein im vorliegenden Fall würde ich lieber hauen. Scherzhaft scheint mir die Chaise, „in derem niedrigen Fond — auffallend durch die zarte graue Färbung, die gleichsam über Pferde, Kutschen (?) und Diener, Kissen und Herrin gebreitet lag". Niedlich finde ich auch einige Gallicismen. „Sie sind wirklich gut" würde ich lieber mit dem ironischen vous êtes vraiment bon! wiedergeben. „Sie bezeugten nicht gerade ihren Geist, den sie nicht besaßen," ist ganz französisch; deutsch würde man besser und logischer sagen: „denn sie besaßen keinen". Ein gutes Wort ist im Deutschen etwas ganz Anderes als ein bon mot. Aber das reizende Deutsch paßt vortrefflich zu dem allerliebsten Französisch. Für un huit ressort würde ich un huit-ressorts und auch mangeur de coeur lieber am Ende in der Mehrzahl schreiben. Noch heiterer steht es mit dem Italienischen. Da bringt es die Verfasserin fertig, in zwei Worten drei Schnitzer zu machen: „Ellissire d'ammore", wo ein l und ein s und ein m für den Hausgebrauch gerade genügen würden.

Theophil Zolling.

Ueber den Bildungsgang des Journalisten.

Das Wort des Fürsten Bismarck: „Die Journalisten sind Leute, welche ihren Beruf verfehlt haben", hat viel Wahres, ohne jedoch einen Vorwurf für die Angehörigen der Presse in sich zu schließen.

Ein Berufszweig, in welchem in den letzten Jahrzehnten eine so ungeheure Nachfrage nach neuen Kräften entstand, mußte sich nothwendig auch aus anderen Branchen rekrutiren. Ganz selbstverständlich waren aber nur solche geneigt, ihren alten Beruf zu verlassen, welche sich in diesem aus irgend einem Grunde

nicht mehr behagten oder doch im neuen besser fortzukommen hofften. In dieser Hinsicht theilt der Journalist das Schicksal aller anderen neuen Berufszweige. Wir denken hier besonders an das Eisenbahn- und Telegraphenwesen, an die Statistik, die Annoncenbureaux u. s. w. u. s. w. Einer neuen Erwerbsquelle strömen so lange Kräfte der verschiedensten Art zu, als bis auch der neue Beruf eine ausschließlich für ihn berechnete Vorbildung verlangt.

Auf diesem Punkt ist gegenwärtig mehr oder weniger auch der Journalismus angelangt. Die Frage erscheint daher der Erörterung werth: Welche Vorbildung ist dem Journalisten zu empfehlen?

Wenige Stände verlangen so universelle Kenntnisse und so sehr die Fähigkeit, sich über die verschiedensten Verhältnisse ein Urtheil zu bilden, als der Journalismus. Der Redacteur hat oft in wenigen Augenblicken zu entscheiden, ob eine eingelaufene Nachricht innerlich wahr ist, oder ob eine Täuschung versucht wurde, eine Reclame, eine Börsenspeculation u. s. w. vorliegt. Daher wird an erster Stelle zu fordern sein, daß der angehende Journalist eine höhere Schule, ein Gymnasium oder eine Realschule absolvirte.

Auch akademische Studien sind ganz unerläßlich, wenn auch die Zurücklegung eines Triennium auf der Universität nicht unbedingt gefordert werden sollte. Auf der Universität wird der angehende Journalist eine größere Zahl von Fächern zu hören haben, als seine Studiengenossen; aber sein Pensum wird dadurch erleichtert, daß er von Vorlesungen über wissenschaftliche Details absehen und sich mit dem Anhören der allgemeiner gehaltenen Vorträge begnügen kann. Er wird anregende Docenten über Geschichte, schöne Literatur und Kunst, über gemeinfaßliche Theile der Naturwissenschaft, eine Einleitung in das Rechtsstudium, über National-Oekonomie und philosophische Vorlesungen zu hören haben. Speciellen Fachstudien wird er sich indessen nicht widmen dürfen. Immerhin wird Jeder nach Neigung gewisse Studien bevorzugen. Der Eine wird der volkswirthschaftlichen Disciplin mehr Zeit als den übrigen zuwenden, der Andere der Jurisprudenz, ein Dritter den Naturwissenschaften. Und dies ist auch wünschenswerth, denn auch im Journalismus schreitet die Arbeitstheilung rüstig fort. Auch von dem Journalisten ist nicht zu verlangen, daß er alle Fächer beherrscht. Es werden daher schon jetzt vor Allem solche Journalisten gesucht, die in speciellen Fächern besonders Routine haben. Das Universitätsleben ist die Zeit, in welcher der angehende Mann sich seiner wahren Neigungen und Talente bewußt wird. Dies ist auch die Zeit, in der sich der studirende Journalist für ein begrenztes Gebiet in seiner späteren Laufbahn entscheiden sollte. Daher wird sich der an der Politik Interessirte besonders dem Studium der neueren Geschichte und den Staatswissenschaften zuzuwenden haben, während sich der Freund des gewerblichen Lebens vorzüglich in die Naturwissenschaften zu vertiefen hat. Nebenbei wird mit Ausdauer an der Bildung des Stiles und der Gewandtheit im Auffassen der Gedanken Anderer zu arbeiten sein. Dies kann am besten dadurch geschehen, daß der Student die von ihm gehörten Vorträge nach dem Gedächtnisse, ohne sich durch Notizen zu unterstützen, ausarbeitet. In größeren Städten wird er auch Versammlungen und Vereine besuchen und seine Referate über das Gehörte in den Zeitungen zu veröffentlichen streben. Kann er sich doch auch hierdurch einen Verdienst verschaffen, welcher dem Unbemittelten über die Studienzeit hinweghilft und auch dem Bemittelten einen ersten Einblick in die geschäftlichen Seiten der Journalistik gestattet.

Die Vorbildung des Journalisten wird jedoch hiermit keineswegs erschöpft. Ganz hauptsächlich wird der junge Mann durch Studien in Anspruch genommen werden müssen, die sich speciell auf sein Fach beziehen. Die Literatur der Presse ist wenig umfangreich; mit den vorhandenen Arbeiten wird er sich aber bekannt machen müssen. Vor allen Dingen hat er täglich mehrere Zeitungen verschiedener Richtungen zu lesen.

Ferner muß er sich genaue Kenntniß von der Organisation des Post- und Telegraphenwesens verschaffen; hat er doch später mit diesen beiden Factoren beständig zu rechnen.

Weiter empfiehlt es sich dringend, daß er in einem Annoncenbureau oder in dem Inseratencomptoire einer größeren Zeitung eine Zeit lang als Volontär arbeite, um in die Technik des Inseratenwesens eingeführt zu werden.

Endlich aber hat sich der angehende Journalist mit dem Buchdruckereiwesen vertraut zu machen. Die Differenzen, welche so oft zwischen einer Zeitungsredaction und der Druckerei entstehen, erklären sich zum großen Theile daraus, daß der Redacteur nicht genügend in die Technik des Druckereiwesens eingeweiht ist, daher oft Anforderungen stellt, die ganz unerfüllbar sind. Auch zum Abschluß von Verträgen ist es dringend erforderlich, über die Buchdruckerkunst genau unterrichtet zu sein. Hierbei schweigen wir ganz von den zahllosen kleinen Erleichterungen, die sich im Verkehr zwischen Redacteur und Druckerei ergeben, wenn der erstere die technische Sprache der letzteren redet.

In dieser Weise ausgebildet, wird sich der Journalist in jeder großen Stadt einen angesehenen und segensreichen Wirkungskreis eröffnen können. Will er es aber in seinem Berufe zur Meisterschaft bringen, so empfiehlt es sich dringend, daß er sich nicht sogleich an einen Redacteurposten fesseln läßt, sondern zunächst auf einige Jahre in das Ausland, nach Rom, Paris, London und, wenn irgend möglich, auch nach New-York geht, um hier als Correspondent thätig zu sein. Abgesehen von der Kenntniß von Land und Leuten, die er sich hier verschafft, wird er durch Aufenthalt in der Fremde allein befähigt, sich gründliche Kenntniß von den ausländischen Preßverhältnissen zu verschaffen. Man kann jede amerikanische Zeitung auch in Deutschland lesen; über die Organisation des „New York Herald", die Thätigkeit der amerikanischen Reporter, den Einfluß der Weltjournale auf das öffentliche Leben wird man sich aber erst dadurch unterrichten können, daß man mit den Männern der ausländischen Presse persönliche Beziehungen anknüpft. Auch bestehen jetzt in jeder großen Stadt Journalistenvereine, in denen der lernbegierige auswärtige Journalist stets gastfreundlich aufgenommen und hier in die internen Verhältnisse des Berufes eingeweiht wird. Nun würde ja nichts verfehlter sein, als auswärts zweckmäßig befundene Einrichtungen ohne Weiteres auf das Vaterland zu übertragen. Der Charakter jedes Volkes zeigt sich in nichts so sehr, wie in seiner Presse. Die Zeitungen, die gelesen werden wollen, werden daher vor allen Dingen dem Geschmacke der Leser entsprechen müssen. Der „Figaro" würde in London unmöglich, die „Times" in Paris langweilig sein. Nichtsdestoweniger kann doch gerade der deutsche Journalist in Ländern sehr viel lernen, deren öffentliches Leben mehr ausgebildet als das unsrige, und deren Presse daher auch mehr entwickelt ist, als die deutsche.

Wenn die neuere Journalisten-Generation diese oder eine ähnliche Vorbildung sich angelegen sein läßt, so wird es künftig heißen, die Journalisten sind Leute, welche ihren Beruf verstehen.

St.

Die Renaissance in Holland.

Von G. Ebe.

Mit dem Namen Holland verknüpft sich für unsere binnenländische Phantasie von altersher der Begriff des überseeischen Handels, des phlegmatischen, auf seinen in Borneo oder Sumatra erworbenen Reichthümern ausruhenden Mynhers, und der auf endlosen schnurgeraden Kanälen im langsamsten Tempo fortschwimmenden Treckschuite. Das Bild mag einmal annähernd richtig gewesen sein; aber heute ist es ganz und gar unzutreffend, denn mit dem sprichwörtlichen Reichthum steht es jetzt nur mäßig, seit die Colonien nicht mehr die ergiebige Milchkuh von vordem sind, sondern Zuschüsse vom Mutterlande verlangen; der

gebildete Holländer spricht rascher als wir es gewohnt sind, fast wie ein Franzos, und die Treckschuite hat längst dem Dampfschiffe Platz gemacht. Andererseits kann man auch wieder eine große Zähigkeit des Volkscharakters beobachten, der seine niederdeutsche Abstammung nicht verleugnet. Man hört bei Gelegenheit der überlustigen Kirmeß in Amsterdam dieselben derbsinnlichen neckenden plattdeutschen Volkslieder, genau gleichlautend in Text und Melodie mit denen, welche von der Dorfjugend beiderlei Geschlechts an der Weser und Aller während des üblichen abendlichen Wandelns gesungen werden; und Jeder, der echt plattdeutsch vocalisirt, versteht die Jungen auf der Straße und wird verstanden. Eine Kirmeß in Amsterdam — sie ist seit einigen Jahren verboten — war übrigens ein besonderes Stück und vorzüglich geeignet, zum Verständniß der holländischen Malerschulen des siebzehnten Jahrhunderts anzuleiten. Jeder, der die grotesken Gruppen von Männlein und Weiblein in schnapsseliger Stimmung johlend vorbei hopsen sah, die Weiber mit rothen runden Gesichtern, plumpen Taillen und in den Nacken hängenden Hüten, die Männer mit halbquer stehenden Augen und weit ausgegrätschten Beinen, der konnte sich von dem packenden Realismus eines Jan Steen, Ostade und Brouwer überzeugen; besonders da der Vergleich an den Bildern im Ryksmuseum sofort vorgenommen werden konnte. Amsterdam ist zum Ueberdruß das Venedig des Nordens genannt worden, auch gibt es eine gewisse Aehnlichkeit, einmal in der Quantität des vorhandenen Wassers und dann in der an beiden Orten naturnothwendigen Pfahlbauweise; aber die holländischen Grachten riechen doch noch schlechter, als die Lagunen, und außerdem gibt es in Amsterdam viel mehr Katzen und vermuthlich in der Folge auch weniger Ratten als in Venedig. Von der melancholischen Mondscheinpoesie der vielbesungenen Stadt an der Adria ist in dem praktisch nüchternen Holland kein Hauch zu spüren, derartige Schwärmereien läßt schon der immer vorhandene Häringsduft nicht aufkommen, und, um alles mit eins zu sagen: Holland imponirt nur bei hellem Tage, wenn man sich durch Augenschein überzeugen kann, daß Alles blank gescheuert ist und die Souterrains der Häuser, wie nicht minder die Trottoirs der Straßen rein gewaschen und mit dem Wischtuche sauber abgetrocknet sind, wie bei uns die Stuben. Also, romantisch erhabenen Schwung oder prunkvoll Formelles darf man im holländischen Leben nicht suchen, eher kann die gelegentlich zu Tage tretende unbefangene Nichtbeachtung des letzteren Moments auf den fremden Beobachter sogar lächerlich wirken. Ein solcher kleiner Vorfall, der sich in Haag abspielte, mag hier zur Bestätigung stehen: Der König sollte zur feierlichen Eröffnung der Kammer fahren, dazu war ein Carré von Soldaten vor dem Palais gebildet. Das Publicum stand bereits in einiger Spannung, das Heraustreten des Königs erwartend, da öffnete sich die Thür des Palais, aber nicht der Erwartete erschien, sondern ein schmuckes Dienstmädchen im üblichen hellen, getüpfelten Kattunkleide mit ihrem Seepter, das heißt diesmal mit dem Kehrbesen bewaffnet, und fegte harmlos, angesichts der ganzen Festversammlung und der militärischen Machtentfaltung, die Schloßrampe rein. Die Scene war komisch, aber nicht für den Holländer, wie man wohl bemerken konnte.

Die Kunst ist auch hier das getreue Spiegelbild, die monumentale Verkörperung des Lebens, und es ist deshalb nur selbstverständlich, wenn man in der holländischen Kunst einem Zuge derber praktischer Verständigkeit begegnet. Indeß ist diese, das Hochideale bei Seite lassende Richtung doch nicht in ihrem Werthe zu unterschätzen, sie ist, besonders auf dem Gebiete der Baukunst mindestens soviel, wenn nicht mehr werth, als die Coulissenarchitektur, welche, den praktischen Zweck ganz bei Seite schiebend, nur auf das Erreichen einer vorgefaßten künstlerischen Erscheinungsform ausgeht. Das in der holländischen Architektur vorzüglich Hervorragende ist die Gestaltung der Gitdehäuser und bürgerlichen Wohnungen, und die betreffenden Leistungen dürfen noch heute ein praktisches Interesse in Anspruch nehmen. Hat doch unsere eigene deutsche Richtung viel Verwandtes mit der holländischen, in Anbelang des geringen Ansprnchs an monumentale Durchbildnng unserer Bauten. Wenn Altmeister Goethe in einem Frankfurter Reisebericht vom Jahre 1797 äußert: er würde anrathen, der italienischen Manier nicht weiter zu folgen und mit steinernen Wohngebäuden sparsamer zu sein; und wenn er weiter hinzusetzt: es ist auch zu bedenken, daß ein steinernes kostbares Haus nicht so leicht den Besitzer verändert, und der Bürger, bei dem Alles Waare ist, sollte sein Haus niemals anders als Waare betrachten; so läßt dies gleichfalls in praktischer Verständigkeit nichts zu wünschen übrig, und ist allerdings dem Sinne der Italiener, wie er sich in der Renaissanceperiode so überwiegend in dem Bestreben äußert, das Haus zu einem Monument für das Dasein und die Dauer der Familie zu gestalten, geradezu entgegengesetzt.

Uebrigens ist die Originalität Hollands unbestreitbar. Schon in Folge seiner geographischen Lage, als eine Art Insel zwischen Nordsee, Ems und Maas herausgeschoben, hat das Land in Trachten und Sitten, wie in der Kunst ein eigenstes Gepräge bewahrt. Belgien und Holland haben von altersher soviel Bezüge zu einander, aber die Grenze dazwischen ist doch nicht blos eine politische. Während die alten belgischen Städte ein echt niederrheinisches Gepräge zeigen, ist in Holland, obgleich es die Rheinmündungen in sich schließt, von einem solchem Zusammenhange sehr wenig zu spüren. Hier zeigt sich in Folge der Lage und des Seeverkehrs ein vollständiges Vergessen und Nichtbeachtenwollen des Binnen-Hinterlandes, wie dies ähnlich, wenn auch nicht so schroff, auch in unseren deutschen freien Reichs- und Hafenstädten zu Tage tritt.

Im Mittelalter gehört Holland immerhin zur niederdeutschen Kunstschule; das Romanische verspätet sich hier bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts, während in Frankreich bereits in der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts die Gothik bis zum Gipfelpunkt der Entwickelung geführt wird. Diese Verspätung im Anschlusse an die jedesmal herrschende Stilbewegung bleibt für Holland langehin charakteristisch, und die eigene Originalität kommt erst in einer viel weiter zurückliegenden Zeit, in der Renaissancepoche des Landes, aber ebenfalls verspätet zum Vorschein. Zur romanischen Zeit wirken in Friesland besonders die westfälischen Bauten ein, dagegen sind in Belgien die niederrheinischen Einflüsse von größter Bedeutung. Indeß macht sich schon damals eine Besonderheit in der holländischen Architektur geltend, welche in den nachfolgenden Zeiten von entscheidend stilbildender Bedeutung werden sollte, nämlich der vorherrschende, durch den absoluten Mangel an Vorkommen natürlichen Gesteins im Lande selbst bedingte Backsteinbau. Der gothische Stil findet in den Niederlanden erst mit dem 14. Jahrhundert Eingang, und damit wird der Unterschied zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen noch einschneidender. Belgien erbaut seine schönen Kathedralen und seine nicht minder schönen weltberühmten Rathhäuser, während Holland arm an öffentlichen Gebäuden bleibt. Letzterem könnte nur das massenhafte und fast ausschließliche Auftreten des Ziegelmaterials einen eigenthümlichen Charakter verleihen, aber dazu kommt es doch noch nicht, weil die Bildung der Einzelformen nichts Selbstständiges hat. Die Herrschaft der Gothik in den Niederlanden dauert durch das ganze 15. Jahrhundert, und daß diese Richtung als tiefer innerlicher Ausdruck der Volksschule gelten muß, beweist die im ersten Viertel des Jahrhunderts in Flandern blühende wunderbare Malerschule der Eycks, welche weit über die Abendländer, bis nach Spanien und Italien umgestaltend wirkt. In Italien hatte damals die Renaissance bereits begonnen, und die unmittelbaren Nachfolger der Eycks sind Zeitgenossen der Brunelleseo, Michelozzo, Ghiberti und Masaccio, aber von daher geht vorläufig nichts auf die Niederlande zurück, welche ihren spätgothischen Charakter getren bewahren. Selbst im letzten Viertel des Jahrhunderts, als in Italien die höchste Blüthe der glänzenden decorativen Arbeiten der Frührenaissance eintritt, als Pollajuolo, Mino da Fiesole in Florenz und Rom ihre Meisterwerke schaffen, als Lionardo, Ghirlandajo, Mantegna, Bellini die mächtigen Sonnenstrahlen der Hochrenaissancekunst über die erstaunte Welt aussenden, und auch im benachbarten Deutschland durch Dürer sich der Uebergang zur Renaissance vorbereitet,

ist in den Niederlanden immer noch ein zähes Festhalten an den Ueberlieferungen der Spätgothik bemerkbar. Zumal in Holland läßt die Leydener Malerschule, mit Cornelis Engelbrechtsen, dem Zeitgenossen Dürers, an der Spitze, noch keinen Umschwung nach der neuen Richtung ahnen. Wenn die Renaissance in Deutschland und Frankreich etwa hundert Jahre braucht, um von Italien aus vorzudringen, so sind es in Holland anderthalb Jahrhunderte. Dies ist bei dem regen Handelsverkehr, der damals zwischen den betreffenden Ländern herrschte, immerhin ein bemerkenswerthes Factum; und diese Zähigkeit des Festhaltens erklärt sich eben nur aus der breiten volksthümlichen Basis, welche die Gothik sich in Holland erworben hatte, aus dem Zusammenstimmen ihrer Formen mit den intimsten Regungen der Volksphantasie.

Erst mit dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts beginnt der Einfluß der italienischen Renaissance in den Niederlanden, vermuthlich durch das Herüberkommen der Kupferstiche des Marc Anton von Bologna vermittelt. Der Ornamentstich mußte gleich nach seiner Entdeckung eine kolossale Wichtigkeit und Ausdehnung gewinnen, einmal als ein neues bequemes Mittel des bis dahin durch Zeichnungen schwierig vermittelten Verkehrs, dann weil so sehr viel Neues geschaffen wurde. Seine Wirkung auf das Kunstschaffen in allen Gebieten ist deshalb unberechenbar, es bildet sich hierdurch zuerst eine Art europäischer Kunsttradition. Zugleich beginnt nun die Herrschaft des conventionellen Schönheitsideals, und damit verschwindet die frühere markige Charakteristik, bis die Fluth des fremden massenhaft zudringenden Stoffs geistig verdaut und dem eigenen Geschmacke jeder Nation zusagend verarbeitet werden kann. In den Niederlanden sind Claasen, Lucas von Leyden und Boos die ersten Ornamentstecher, welche im Sinne der Renaissance arbeiten; danach kommen die weit berühmteren Floris, Cornelius und Jacob in Antwerpen, beide Architekten, Bildhauer und Ornamentstecher, welche ein neues Genre der Ornamentirung einführen, heute noch in den Niederlanden der Stil Floris genannt. In Italien war die Hochrenaissance zu dieser Zeit bereits im Absterben, und die in den nördlichen Nachbarländern auftretende Renaissance ist bereits von einer Nachahmung des Michelangelo abgeleitet. Dies Verhältniß läßt die Ornamentik der Floris ebenfalls erkennen, sie geht von dem Kartuschenwesen aus und bildet dies in der Art weiter, daß die Formen an geschnittenes und gerolltes Leder erinnern. Hiermit verbindet sich eine reiche Zuthat von Figuren, Thieren, Vögeln, Blumen, Früchten, Bändern und Draperien, dem naturalistischen Zuge niederländischen Gefühls entsprechend. Das Ganze fußt wohl auf der italienischen Spätrenaissance, wird aber erst von den Flamändern zur Vollendung gebracht.

Mit dieser Zeit, der Mitte des 16. Jahrhunderts, beginnt die allgemein interessante kunstgeschichtlich wichtige Entwickelung der holländischen Renaissance, und es ist hier auch wohl der geeignete Punkt auf ein uns vorliegendes, soeben erschienenes, von Herrn Galland verfaßtes Werkchen aufmerksam zu machen, welches denselben Gegenstand behandelt.*) Der Verfasser hält die eigenthümliche holländische Mischbauweise aus Ziegel und Haustein, in Verbindung mit der oben geschilderten Ornamentik, für wohl geeignet, um bei der Gestaltung des einfacheren Bürgerhauses, vorzugsweise in unseren mittleren und kleineren Städten, wieder erneute Anwendung zu finden. Man kann dieser Ansicht nur zustimmen, denn die Herstellung der Façaden aus Ziegeln mit Haustein-Detaillirung ist solide und verhältnißmäßig billig, und kann jedenfalls als ein bedeutender Fortschritt gegen die viel übliche Mörtelputzerei und Stuckverkleisterung betrachtet werden. In Wirklichkeit hat sich diese Bauweise bereits ein Feld erworben, auch speciell in Berlin, nur wäre zu wünschen, daß an der specifisch holländischen Auffassung der Giebelfaçade festgehalten würde, und daß nicht, wie es leider zu oft vorkommt, die charakteristische Sandsteinprofilirung mit ihrer derben Rustika in Mörtelputz nachgeahmt würde; denn diese Surrogatherstellung vernichtet vollständig das Princip der Bauweise, welche gerade darauf ausgehen muß, die am meisten dem Wetter ausgesetzten Bautheile aus dem solidesten Material zu bilden. Das erwähnte Werk des Herrn Galland ist ganz geeignet, in das Studium der holländischen Renaissance einzuführen; dasselbe gibt in knapp gezogenen Umrissen das Wesentliche der geschichtlichen Entwickelung. Vielleicht wäre von den Wohnhäusern etwas Ausführlicheres wünschenswerth gewesen, besonders die Grundrisse der meist üblichen, auf das knappste Frontmaß beschränkten Dreifensterwohnhäuser anbelangend. Auch die Ornamentik hätte man etwas eingehender behandelt sehen mögen, weil dieselbe hier mehr als anderwärts den Schwerpunkt der künstlerischen Durchbildung gibt. Indeß ist die Arbeit, so wie sie ist, als Anregung auf diesem noch wenig bearbeitetem Specialgebiete willkommen zu heißen.

Aus dem, was weiter oben über das Verhältniß der holländischen zur italienischen Renaissance gesagt wurde, ist zu schließen, daß es keine Frührenaissance von selbstständiger Bedeutung geben kann. Die Anfänge derselben sind bereits vom Barockstil beeinflußt, und während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in der Insurrectionszeit, geht die Architektur Hollands sogar wieder zur Spätgothik zurück. Indeß gewinnt die holländische Ornamentschule am Ende des Jahrhunderts eine selbstständige, vom Einflusse der Italiener freiere Richtung. Jan Vredemann de Vriese aus Leuwarden in Friesland, Maler, Architekt und Ornamentstecher, nimmt die Traditionen der Floris auf und bildet dieselben in echt nationalem Sinne aus. Dieser große Künstler wird deshalb in seinem Vaterlande der König der Architekten genannt und ist wirklich der Begründer der holländischen Renaissanceschule, der Ducerceau der Niederländer. In größeren Kreisen wirksam wird diese Richtung erst nach 1581, dem Jahre der Unabhängigkeitserklärung der Niederlande von Spanien. Das neue berauschende Gefühl nach langen Kämpfen errungener bürgerlicher Freiheit läßt die Malerschule in Haarlem aufblühen, welche zum ersten Male den reinen Realismus der Existenzmalerei künstlerisch voll zur Geltung bringt. Die Kraft der neuen holländischen Richtung läßt sich am besten ermessen, wenn man in Betracht zieht, daß der damals in Italien herrschende Klassicismus des Palladio, dem auch Süddeutschland folgt, hier ganz und gar wirkungslos bleibt; Holland beharrt in der Weiterbildung seiner eigenthümlichen Giebelfaçade. Das Verhältniß der typischen Backsteinflächen zu den umsäumenden Rustikapilastern und Gebälken in Haustein wird immer klarer, und die in derb-naturalistischem Geschmacke gehaltene Ornamentik ist ganz dazu angethan, den angegebenen Stimmungsaccord zu vollenden. Allerdings kommen gleicherzeit die Barockformen mehr und mehr zum Vorschein, wie dies die eigenthümliche, an Schlosserarbeit erinnernde Ornamentik des Rhynlandhauses in Leyden erkennen läßt.

Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts erlebt Holland seine Epoche der Hochrenaissance, und der engverbundene flamänische Einfluß wirkt durch das Genie Rubens sogar nach Frankreich hinüber. Dies beweist die gewonnene Selbstständigkeit umsomehr, als gleichzeitig in Italien Borromini, Bernini, Tiepolo und Andere die letzten Consequenzen des Barockstils ziehen, und in Deutschland die speciell nationale Renaissance zu Ende geht. Wenn, wie schon weiter oben erwähnt, die selbstständige nationale Kunstentwickelung in Holland, auf Grund der früher von Italien eingedrungenen Kunstformen schon von der Unabhängigkeitserklärung von Spanien her datirt, so gewinnt diese Richtung seit 1609, nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit Spanien, erst die volle Breite der Entwickelung. In der Malerei wird diese große Epoche am besten durch den Meister der Haarlemer Schule, den bewunderungswürdigen Frans Hals, gekennzeichnet. Aber auch auf dem Gebiete der Architektur entstehen nun ganz klassische Schöpfungen, die sich durch zähes Festhalten an den durch nationalen Charakter bedingten Hauptformen auszeichnen. Mit Recht hebt das citirte Werk von Galland die

*) Georg Galland, Die Renaissance in Holland in ihrer geschichtlichen Hauptentwickelung. Mit erläuternden Zeichnungen Berlin 1882, Carl Dunker (E. Heymons).

Schlachtwaag zu Haarlem als ein mustergültiges Beispiel hervor, denn hier ist wieder die originelle Ziegel-Haustein-Rustika vorhanden, aber der Renaissancegiebel ist mit einer Klarheit gelöst, die vorher nicht seines Gleichen findet.

Auf dieser Höhe sollte die holländische Kunst nicht lange bleiben, denn die genialen Uebertreibungen eines Rubens, des Michelangelo der Niederländer, wurden durch seine ungeschickten Nachahmer die Ursache des Verfalls für die verbundenen Provinzen. Rubens hatte, seit seiner italienischen Reise, einen unbedingten Einfluß auf die Schöpfungen der Künstler seines Vaterlandes in allen Gebieten; aber er selbst verließ schon die feinen und graziösen Formen der Renaissance, um eine schwerfällige und weiche Manier der Ornamentirung einzutauschen. Das Genre, welches Rubens nach seiner Rückkehr in sein Vaterland daselbst einführt und welchem die Uebertreibungen eines Borromini nicht fremd sind, wird noch heute in Flandern „Stil Rubens" genannt und wirkte selbstverständlich auch nach Holland hinüber. Indeß mußte eine Richtung, die vor Allem durch das unübertragbare Genie des Meisters groß war, bald durch die minderbegabten Schüler ausarten, ähnlich wie das Erhabene des Michelangelo seine Nachahmer zur Caricatur führte. Aus dem Vollen und Breiten der Rubens'schen Formgebung fiel man in das Verschwommene und in eine übergroße Schwerfälligkeit.

Als Reaktion gegen das Ueberhandnehmen der Barockformen, als erste Regung des wieder beginnenden Klassicismus in Holland, erscheint im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts der Bau des Stadthauses in Antwerpen durch van Kampen. Der Bau ist ganz in Haustein ausgeführt, mit durchgehender Pilastergliederung und Gebälken und ist wohl gelegentlich in seinem Werthe überschätzt, denn die Gesammtwirkung ist nüchtern und akademisch kalt. Jetzt ist das Gebäude in ein königliches Palais verwandelt und hat damit viel verloren. Die seinerzeit originelle Grundrißbildung, welche durch die Anlage der Vierschaar, des Sitzes für das Viermännergericht, in der Mitte der Hauptfront wesentlich bedingt wurde, ist jetzt unverständlich geworden und für die neue Bestimmung fehlt nun ein passend gelegener Hauptzugang. In gleiche Zeit mit dem Entstehen des erwähnten Baues fällt das Wirken Rembrandts, und im Jahre 1640 ist der Umschwung der holländischen Malerei vollendet. Ersichtlich fehlt hier schon der Zusammenhang mit der gleichzeitigen Richtung in der Architektur. Die Malerei war reine Staffeleimalerei geworden und hatte die Fühlung mit der Schwesterkunst verloren. In Deutschland tobte damals der dreißigjährige Krieg, und als man sich über unendlichen Ruinen wiederfand, hatte sich auch hier ein totaler Umschwung in der Kunst vollzogen: der Einfluß Frankreichs hatte nachgerade alles Eigene der Nachbarländer überfluthet. Streng genommen schließt mit demselben Zeitpunkte auch die Entwickelung der specifisch holländischen Renaissance ab, wenn auch noch mit dem einmal gewonnenen Formenschatze gedankenlos weiter gearbeitet wird.

Eine Episode bewirkt noch im dritten Viertel des 17. Jahrhunderts das Eindringen des Jesuitenstils, welcher durch die Kupferwerke des Pozzo eine rasche und weite Verbreitung fand; indeß wird diese Richtung sehr bald durch den Stil Louis XIV., dessen Hauptträger in Frankreich Charmeton, Lepautre, Berain, Perrault und Hardouin-Mansart sind, überflügelt. In Deutschland übt der Ornamentstil „auriculaire", so genannt, weil die Ornamente wie gerollte Ohren aussehen, eine kurze Herrschaft, verschwindet aber auch bald vor der beliebten Nachahmung der Franzosen. In Holland treten in der Malerei die Nachfolger Rembrandts, die Bauernmaler und Stimmungslandschafter auf, aber wie schon erwähnt ohne Zusammenhang mit den plastischen Künsten.

Verfolgen wir nun noch in kurzen Daten die Kunstbewegung der nachfolgenden Zeiten in Holland und seinen Nachbarländern, so finden wir, wie durch den Rest des 17. Jahrhunderts der Stil Louis XIV. sich in Frankreich fortsetzt und mehr und mehr in Holland und Deutschland eindringt. Der Anfang des 18. Jahrhunderts bringt in Frankreich den Stil de la Régence, die erste liebenswürdige Phase des Rococo, graziös, bequem und besonders für die Ausbildung des Innern geeignet, willkommen als eine Befreiung von der übertriebenen Majestät des Perückenstils. Robert de Cotte ist wohl als eigentlicher Erfinder dieses Genres zu nennen. Die Schäferidylle drängt sich in den monumentalen Stil und wird mit ihren Attributen durch die Kunst verkörpert. In Deutschland beginnt der Zopfstil sich zu bilden, allerdings in seiner phantasielosen Vernüchterung der Antike noch durch einzelne glänzende Leistungen genialer Meister aufgehalten. Schlüter baut in Berlin das königliche Schloß im engen Anschluß an die norditalienische Spätrenaissance; Pöppelmann schafft den Zwinger in Dresden als echter Schüler des römischen Guarini; Fischer von Erlach errichtet in Wien seine phantasievolle Karl-Borromäus-Kirche. In den Niederlanden bleibt dagegen der Stil Louis XIV. uneingeschränkt an der Tagesordnung, und erst im zweiten Viertel des Jahrhunderts dringen die Formen des Louis XV.-Stils, der zweiten zopfigen Phase des Rococo, auch hier ein. Indeß bleibt das Muschel- und Schnörkelwesen der Oppenord und Meissonier überall mehr auf die Innendecoration beschränkt, und wenn dieser Stil nach außen vordringt, läßt derselbe nur die überkräftige Plastik des Barocco verschwinden, ohne wesentlich Neues an die Stelle zu setzen. In Deutschland bildet sich nun der echte verwässerte Zopfstil, fast gleichbedeutend mit Stillosigkeit, besonders unter Friedrich Wilhelm I. in Preußen breit und behaglich aus, während in Süddeutschland das Rococo durch die beiden Neumanns eine glänzende Ausprägung erfährt.

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts tritt in Frankreich das Genre Louis XVI. auf und findet noch in Salembier einen originellen Ornamentiker. Aber während nun der Zopf in ganz Europa seine Geltung behauptet, taucht der Klassicismus von Neuem mit Macht auf. Die Aufdeckung von Herculanum und Pompeji, sowie die englischen Publicationen der griechischen Bauten durch Stuart, geben die Anregungen zu den Bauten Knobelsdorfs in Berlin und Soufflots in Paris. Mit den antiken Bestrebungen unseres Winkelmann und Carstens und den gleichzeitig auf Wiederbelebung des Mittelalters gerichteten der Boisserée und Mollers, finden wir uns mitten in das Tohuwabohu der modernsten Kunst versetzt.

Notizen.

Die durch Spemanns Collection angeregte, unter dem Titel: Das Wissen der Gegenwart bei G. Freytag in Leipzig erscheinende Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete erweist auch in ihrem eben erschienenen 3. Band: Allgemeine Witterungskunde von Hermann Klein ihren mehr populär-wissenschaftlichen Charakter, der sie eben von den schon bestehenden billigen Collectionen unterscheidet. Die Witterungskunde nach dem gegenwärtigen Standpunkte der meteorologischen Wissenschaft ist ein überaus interessanter und populärer Gegenstand, der unmittelbar und allgemein in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens eingreift. Die Fortschritte, welche die Meteorologie in Bezug auf die Vorausbestimmung des Wetters gemacht hat, sind unleugbar, wenn sich auch die ganz übertriebenen Erwartungen, zu denen diese modernste Wissenschaft Veranlassung gab, bis jetzt nicht erfüllt haben. Das vorliegende, klar und anschaulich geschriebene Buch, das überdies mit zahlreichen Bildern und Karten geschmückt ist, legt in gemeinverständlicher Weise die Grundzüge der Witterungskunde dar, besonders auch unter Berücksichtigung der gegenwärtig von verschiedenen Centralstellen ausgehenden Wettervoraussagen, so daß sich der Leser ein Urtheil über den Werth dieser Prognosen bilden und selbst den Wetterpropheten spielen kann. Auf eine andere Publication dieser Sammlung: Gindelys Geschichte des dreißigjährigen Kriegs kommen wir nach Erscheinen des Schlußbandes zu sprechen.

* * *

Adolf Palm, Briefe aus der Bretterwelt. Stuttgart, A. Bonz & Comp. Der als guter Feuilletonist bekannte Herausgeber des Stutt-

garter Tageblatts bietet hier in anziehender Form ernste und heitere Bilder aus der Theatergeschichte der schwäbischen Residenz. Von Nicodemus Frischlin und den „Engelländischen Komödianten" an, betrachten wir Schritt für Schritt die Entwicklung der Stuttgarter Bühne bis auf unsere Tage, wobei es an interessanten Parallelen und Episoden nicht fehlt. Die Karlsschule als Pflanzstätte für das Theater des Herzogs Karl, Schubart als Bühnenleiter, die Entstehung des Hof- und Nationaltheaters, der Lewald'sche Cirkel und die Romantiker, Dingelstedts Schwabenstreiche, die Direction Feodor Wehls und treffliche Charakteristiken der vorzüglichsten Mitglieder von Schauspiel und Oper, das Alles ist in angenehmstem Plauderton geistreich, gründlich und unparteiisch dargestellt. Da der Autor die Eigenliebe manches verkannten Genies allerdings etwas unsanft berühren mußte, so ist es begreiflich, daß eine Gegenschrift: Briefe aus der Blätterwelt von Adolfine Fichte (Kirchheim, Oßwald) zu reagiren versucht. Die Persiflage ist aber so langweilig und ohne jeden Witz und die Antikritik zeugt von einem so ungebildeten Geiste, daß Adolf Palm ruhig darüber zur publicistischen Tagesordnung übergehen kann.

* * *

Constantinopel. Von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen von A. Burchard. Rostock, W. Werther.

Dem bekannten italienischen Deutschenfresser und Gallophilen, der in dem seichten Revanche-Poeten Paul Deroulède die Quintessenz des neufranzösischen Genius feiert, geschieht unseres Wissen hier zum erstenmale die Ehre einer Uebertragung ins Deutsche. Der Stoff ist jedenfalls, so lange es eine orientalische Frage geben wird — und wir fürchten noch auf Jahrhunderte hinaus — äußerst actuell, und da es dem Uebersetzer gelungen ist, die echt italienischen Ueberschwänglichkeiten und rhetorischen Floskeln des Originals auf geschmackvolle Weise zu mildern, so können wir diese durch farbenreiche Schönheit und gedanklichen Schwung ausgezeichnete Reisebeschreibung des jungen Genuesers bestens empfehlen.

* * *

In der verdienstlichen „Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen", welche A. Foersters Verlag in Görlitz herausgibt, enthält der neueste Band: Die Minnesänger, ausgewählt und übersetzt von Karl Pannier, seit Simrock der erste nennenswerthe Versuch, diese Dichtungen in wortgetreuen Uebersetzungen einem weiteren Leserkreise zu erschließen. Mit feinem Sinn hat der Herausgeber die allzu farblosen Lieder weggelassen und unter den charakteristischen aber selten eines übergangen. Die Uebersetzung schließt sich möglichst genau an den Wortlaut und das Metrum an und vermittelt auf solche Weise die viel genußreichere Lectüre der Originale. Unreine Reime und Ungelenkigkeiten in der Sprache waren nicht immer zu vermeiden und sind oft gewollt, um eine genauere Anlehnung an den Urtext zu bewirken.

* * *

Das liebenswürdigste und lustigste Buch Alphonse Daudets ist ohne Zweifel sein vor etwa zehn Jahren erschienener „Tartarin", von dem es uns längst wundergenommen, daß er noch keinen deutschen Uebersetzer gefunden hat. Diesem entschiedenen Bedürfniß kommt nun endlich die bei H. Minden in Dresden erscheinende autorisirte Ausgabe nach: Wundersame Abenteuer des edlen Tartarin von Tarascon. Wer bei diesen frisch erzählten Abenteuern des phantasiereichen Südfranzosen, der durch seinen grundlosen Ruhm genöthigt wird, nach Afrika auf die Löwenjagd zu gehen, seinen Ernst behält, dem ist allerdings nicht mehr zu helfen. Dieser köstliche Typus des furchtsamen Bramarbas, der, nach des Dichters Intention, Don Quijote und Sancho Pansa in sich vereinigt, wurde, wie wir wissen, getreu nach der Natur aufgenommen und hat dem Autor die schriftliche Verwünschung des Rathes der Stadt Tarascon eingetragen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch auf die bei Philipp Reclam jun. in Leipzig (Universalbibliothek) erschienene vortreffliche Uebersetzung von Daudets: „Femmes d'Artistes" unter dem Titel: „Künstler-Ehen", deutsch von Adolf Gerstmann, aufmerksam machen.

Die Nachbar-Pußten. Roman aus der ungarischen Gesellschaft von Stefan Gätschenberger (Leipzig, Wilhelm Friedrich).

Der Verfasser, der offenbar in alle Verhältnisse des heutigen ungarischen Lebens genau eingeweiht ist, gibt hier eine Anzahl interessanter, der allerletzten Gegenwart entnommener Bilder aus dem Treiben der modernen Magyaren in Stadt und Land. Irren wir nicht, so hat er sogar lebende Persönlichkeiten und wahre Begebnisse so geschildert, daß sie unter der durchsichtigen Verschleierung wohl erkennbar sind. Insofern ist das Buch sicherlich nicht ohne actuelles Interesse, gerade jetzt, wo die Wogen des Deutschenhasses in Ungarn oft so hoch gehn. Ob der Verfasser in der Schilderung des hohlen, leeren, geradezu erbärmlichen Treibens der heutigen Magnaten übertreibt, vermögen wir nicht zu beurtheilen. In seinem Stil vermissen wir hin und wieder den höheren Schwung; nur in der prächtigen, anschaulichen Beschreibung der Szegediner Ueberschwemmung beweist er dichterisches Feuer und dramatische Gestaltungskraft. T—n.

* * *

Und noch heute erlöset sie uns! Erzählung von Oskar von Kellen (Leipzig und Lüneburg, L. Pollmann).

Das vorstehende Buch wurde in allen Zeitschriften als hervorragende belletristische Novität angekündigt. Und das ist es denn auch. Es ragt durch seine unfreiwillige Komik über Alles hervor, was uns der Büchermarkt seit langem brachte, es ist hervorragend schwülstig, ungesund, affectirt und spaßhaft. Das ganze, ziemlich dicke Buch ist ein riesiger Dithyrambus, überfüllt mit mehr oder minder geschmacklosen Metaphern; kein Satz ist, wie ihn andere vernünftige Menschen bilden, und das soll offenbar poetisch sein; Herr und Diener, Fährmann und Schloßvogt, Maler und Graf, Alles spricht nebst dem Erzähler selber in Trochäen und Jamben, dicht gespickt mit Hyperbeln und unmöglichen Vergleichen aus den Mythologien aller Völker für die gewöhnlichsten Dinge dieser Welt. Es herrscht hier eine Ueberspanntheit und Exaltation vor, daß man sich mehr als einmal an den Kopf greifen muß, um sich zu überzeugen, daß er nicht schwindelt. Allmählig tritt aber entschieden ein Gefühl der Seekrankheit ein. Die Fabel des Romans selber ist ebenso dürftig als rührend-naiv. Und doch ist der Verfasser kein gewöhnlicher Stümper, es ist Methode in seinem Unsinn. Vielleicht würde er bei einiger Enthaltsamkeit in gebundener Rede etwas leisten können. Vorläufig empfehlen wir sein Buch als bedeutende Erscheinung auf dem Gebiet der humoristischen Literatur; wer es liest, bei dem wird, um mit dem Verfasser zu reden, „die Wonne, wie ein goldnes Lämmlein, durch die Fluren hüpfen". Für die gelungenste der übrigen Metaphern erklären wir die, daß „die Kandelaber im Palast des Lebensglücks verloschen sind, aber die Sonne hoch über der Alhambra der Liebe" steht. Der Roman gewährt auch eine Art pathologisches Interesse. T—n.

* * *

Von Prof. Hermann Weiß' rühmlichst bekannter Kostümkunde (Stuttgart, Ebner und Seubert) ist soeben der erste Band der zweiten, gänzlich umgearbeiteten Auflage erschienen. Er enthält die mit zahlreichen Holzschnitten und farbigen Tafeln geschmückte Geschichte der Tracht und des Geräths der Völker des Alterthums, ganz dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechend noch mehr auf das Praktische gerichtet, als dies in der ersten Auflage der Fall war. Jetzt ist der Stoff eingehender, aber trotzdem übersichtlicher gegliedert, was dem trefflichen Buche gewiß zahlreiche Freunde erwerben wird.

* * *

Frauenliebe. Novellen von M. von Weißenthurn. (Leipzig, W. Friedrich.) Von einer Frau geschrieben, für Frauen berechnet, von Frauen handelnd. Das ist eigentlich Alles, was man von dem Buche sagen kann, es fordert sonst weder zu besondrem Lobe noch zu besondrem Tadel heraus. Der Stil ist meist poetisch, die Schilderungen nicht ohne Anschaulichkeit, das Sujet aber nicht immer anziehend, manchmal gar zu sentimental. Die Novelle „Eine Gewissensschuld" ist die lesenswertheste, aber auch die andren werden ihr Publicum finden.

T—n.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Monumentales geschichtliches Bilderwerk.

Soeben erschien im Verlage von

PAUL NEFF IN STUTTGART

Die zweite verbesserte Auflage:

BILDERATLAS
ZUR
WELTGESCHICHTE

Nach Kunstwerken alter und neuer Zeit.

146 Tafeln gross Folio mit über 5000 Darstellungen.

Gezeichnet und herausgegeben
von
Professor Ludwig Weisser,
weil. Inspektor des Königl. Kupferstich-Kabinets in Stuttgart.

Mit erläuterndem Text von Dr. Heinrich Merz.

In elegantestem Halbfranzband nur *M.* 30.—

Das Werk ist auch in 25 Lieferungen à *M.* 1.— oder complet broschirt à *M.* 25.—, eventuell auf Ratenzahlungen zu beziehen.

Weisser's „Bilder-Atlas zur Weltgeschichte" ist ein willkommenes Supplement zu jeder Welt- und Kunstgeschichte, zu jedem Conversations-Lexikon. Der Bilder-Atlas will all das Grosse, Schöne, Bedeutungsvolle im Leben der Menschheit, die Götter- und Mythenwelt der Alten, die Trachten der Vorzeit, das kriegerische Leben, das alltägliche Treiben öffentlich und daheim, die Gesichtszüge berühmter Männer und Frauen, die denkwürdigen Thaten und Ereignisse zur Darstellung bringen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Rodbertus-Jagetzows
Socialökonomische Ansichten
dargestellt von
Dr. phil. **Theophil Kozak.**
Preis 6 *M.*

JAPANS
landwirthschaftliche und allgemeinwirthschaftliche Verhältnisse.
Nach eigenen Beobachtungen dargestellt von
Dr. **Georg Liebscher.**
Mit einer Terraindarstellung und fünf statistischen Karten.
Preis 5 *M.*

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Sang und Klang.
Lieder zum Componiren und andere poetische Kleinigkeiten
von **Heinrich Flemmich** (Parcival).
Freiburg i. B. Brosch. 3 *M.* **Adolf Kiepert's** Hofbuchhandlung.

Parzival,
der Ritter ohne Furcht und Adel.
Eine Festgabe
von
Siegmey.
Mit 12 Zeichnungen von **H. Albrecht.**
Eleg. Ausstattung. Geh. 1 *M.*
Leipzig. **Rosenthal'sche** Verlagshdlg.

Verlag von **Gebr. Henninger** in **Heilbronn.**

Faust
von
Goethe.
Mit Einleitung u. fortlaufender Erklärung
herausgegeben von
K. J. Schröer.
Erster Theil:
Geh. *M.* 3.75. In eleg. Leinwandband *M.* 5.—
Zweiter Theil:
Geh. *M.* 5.25. In eleg. Leinwandband *M.* 6.50.

Fausts Leben
vom
Maler Müller.
(Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jh. 3.)
Geheftet *M.* 1.10.

Armand de Bourbon,
Prince de Conti,
Traité
de la
Comédie et des Spectacles.
(Sammlung französischer Neudrucke 2.)
Geheftet *M.* 1.60.

Molière's
Leben und Werke.
Vom Standpunkt der heutigen Forschung
von
R. Mahrenholtz.
(Französische Studien II. Band.)
Geheftet *M.* 12.—

Humoristischer Roman von Alphonse Daudet.

Im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** und **Leipzig** erschien soeben:
Wundersame Abenteuer
des edlen
Tartarin von Tarascon.
Roman
von
Alphonse Daudet.
Einzig autorisirte Uebersetzung mit dem Portrait Daudet's.
Preis eleg. brosch. **M. 2.50,** fein geb. **M. 3.50.**
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Binet fils & Cie, Reims,
Champagnes Elite & Dry Elite,
empfiehlt dem Kenner u. Feinschmecker
der Generalagent
J. Nebrich, Köln.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 34. Berlin, den 26. August 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die Militärverhältnisse Marokkos. Von Oskar Lenz. — Autokritiken. Bekenntnisse eines Achtundvierzigers. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Carl Fortlage. Von Johannes Volkelt. — Epilog zum Metastasio-Jubiläum. Von A. Stahly. — Democracy. Ein amerikanischer Roman. Besprochen von H. Zimmern. — Dappertutto. Eine italienische Reisephantasie. Von Ludwig Hevesi. — Notizen. — Inserate.

Die Militärverhältnisse Marokkos.

Von Oskar Lenz.

Die muhamedanischen Staaten Nordafrikas nehmen seit dem Bombardement von Alexandrien mehr als je das öffentliche Interesse Europas in Anspruch und eine ganze Reihe von Differenzen zwischen den Kabineten der verschiedenen Großmächte lassen sich auf jene Länder zurückführen. Und in der That, Europa ist berechtigt, auf diese theilweise wenigstens gesegneten Landstriche, die, einst die Pflanzstätte einer blühenden Cultur, jetzt der Mißwirthschaft barbarischer Despoten preisgegeben sind, einen energischen Einfluß auszuüben. Dieser Einfluß aber kommt nicht blos den betreffenden europäischen Staaten, sondern auch dem Lande, wo sich derselbe äußert, zu Gute; man branche nur zu sehen, was Algerien ist gegenüber Staaten wie Tunis und Marokko. Die Franzosen haben in der That ganz außerordentlich viel für Algier gethan und nur der gegen ihre eigenen Vortheile blinde politische und religiöse Fanatismus der Araber vermag das zu verkennen. Wenn diese noch immer versuchen, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu revoltiren und das ihnen verhaßte Joch abzuschütteln, so ist dies wohl allein auf die Form und die Mittel zurückzuführen, welche die Franzosen angewendet haben, um die einheimische Bevölkerung mit den Vortheilen der europäischen Civilisation bekannt zu machen. Auch haben hier wie in allen orientalischen Ländern die zahlreichen christlichen Aventuriers, welche sich aus allen Theilen Europas dort ein Rendezvous zu geben scheinen, das Ansehen der Abendländer empfindlich discreditirt.

Man hört neuerdings öfters von einer panislamitischen Bewegung, von einem heiligen Krieg, der Entfaltung der grünen Fahne des Propheten und ähnlichen Dingen reden. Arabi Pascha soll nach seinem Rückzug aus Alexandrien mehrmals damit gedroht haben. Das ist wohl nicht allzu ernsthaft zu nehmen. Allerdings gährt es in der ganzen islamitischen Welt Afrikas, von Chartum bis Segu, und von Aegypten bis Marokko; man fühlt eben, daß sich der Ring der modernen Cultur immer fester um den Islam legt, dessen Glanz bereits sehr fadenscheinig geworden ist; es ist begreiflich, daß sich die Religion Muhameds nicht ohne Gegenwehr aus den seit Jahrhunderten in ihrem Besitz befindlichen Ländern drängen lassen wird. Da nun aber fast alle Staaten Europas in den Mittelmeerländern interessirt, die Araber selbst aber unter sich zerfahren und uneinig sind, so ist eine ernstliche panislamitische Bewegung nicht allzu sehr zu fürchten; im Gegentheil würde sie, freilich mit großen Opfern auf beiden Seiten, den Vertheilungsproceß der in Rede stehenden Länder beschleunigen. Die Sentimentalpolitik mancher sogenannter Philanthropen, die in dem Eindringen der Europäer in fremde Länder eine unberechtigte Anmaßung sehen wollen, kann auf die Mittelländer gewiß nicht Anwendung finden; die civilisirte Welt kann nicht gestatten, daß dicht vor ihren Thoren der fortschreitenden Cultur Halt geboten werde.

Während Algerien und Tunis in festen Händen sind, in Aegypten vermuthlich England und Frankreich mit dem „europäischen Concert" ein Arrangement treffen werden, und Tripolitanien sich noch der Osmanenherrschaft erfeurt, ist bisher Marokko noch wenig in den Vordergrund getreten. Das „entfernte Abendland", Maghrib el Aksa (the far west), wie es der Araber nennt, hat es in der That besser verstanden, wie irgend ein muhamedanischer Staat, sich dem europäischen Einfluß zu entziehen. Marokko ist bis heute noch eines der am meisten abgeschlossenen Länder der Erde, und ein großer Theil des Landes, besonders die gebirgigen Partien, sind ebenso unbekannt wie die entlegensten Gegenden Innerafrikas.

Eine Menge günstiger Umstände trafen zusammen, daß es mir während meines Aufenthaltes in diesem Lande gelang, in viele Verhältnisse einen tieferen Einblick zu bekommen als die Mehrzahl der Reisenden vor mir; zahlreiche wichtige Daten wurden mir von dort jahrelang ansässigen Europäern gegeben, und so will ich im Nachstehenden einen kurzen Ueberblick über die Streitkräfte des Sultans von Marokko geben, die vielleicht berufen sind, in den allerneusten Wirren noch eine Rolle zu spielen.

Die Militärmacht Marokkos besteht aus folgenden Elementen: el-Bochâri, el-Machazniyah, el-Askar, el-Tobdschiyah, el-Bahariyah, el-Harkah. Betrachten wir kurz die einzelnen Glieder dieser Truppenmacht.

1) el-Bochâri. Es ist dies ein bereits im Jahre 1679 vom Sultan Maula Ismail, dem bedeutendsten Regenten aus der jetzt noch regierenden Familie der Filali, gegründetes Reitercorps, das, fast ausschließlich aus Negern bestehend, gewöhnlich unter dem Namen der „schwarzen Garde" aufgeführt wird. Der Name el-Bochâri kommt daher, weil es der Sultan seinerzeit dem in Marokko hochverehrten gelehrten Theologen und Schriftsteller Sidi Bochari geweiht hatte.

Dieses Corps, welches zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Stärke hatte, so daß es, bis auf 50,000 Mann gestiegen, dieselbe Rolle zu spielen begann, wie die Prätorianer in Rom und die Janitscharen in Konstantinopel, ist gegenwärtig kaum 5000 Pferde stark. Unter dem Großvater des jetzigen Sultans Muley Hassan zählte es noch 16,000 Mann. Maula Ismail versammelte seinerzeit alle geeigneten Neger, die sich in seinem Lande vorfanden, theilte sie in Regimenter und ließ sie sorgfältig drillen. Seine Bochâri zeichneten sich ebenso sehr durch

Grausamkeit als durch wilde Tapferkeit aus; mit ihnen eroberte er das heutige Reich Fâß und Marokko und dehnte seine Herrschaft sogar bis nach Timbuktu aus. Zum Unterhalte wies er ihnen Ländereien an, vorzüglich in der Nähe seiner Residenz Miknâs, welches daher von manchen Schriftstellern als Hauptquartier der „schwarzen Garde" angegeben wird.

Wie damals begleiten noch jetzt die Bochâri den Sultan auf allen seinen Zügen, im Frieden wie im Krieg. Ist er in Fâß, so ist doch stets ein Commando der Bochâri bei ihm; die übrigen kehren nach der Gegend zurück, wo sie belehnt sind und cultiviren den Boden, bis sie wieder aufgeboten werden, oder etwa auf einige Zeit nach Fâß rücken, um ihre dort zurückgebliebenen Kameraden in ihrem Dienst als Leibwache abzulösen. Sie erhalten im Frieden als Sold nur ungefähr $7\frac{1}{2}$ Francs monatlich, wenn sie im Dienst, d. h. am Hof des Sultans sind; auf dem Marsch und im Kriege Verpflegung für sich und die Pferde.

Im Wesentlichen sind gegenwärtig die Bochâri von der nachfolgenden Kategorie, den Machazniyah, wenig verschieden. Nach Landessitte tragen sie den weißen Burnus (in Marokko Dschelab genannt), und sind mit langen Flinten, nahezu geraden Säbeln und Yatagans (kurze krumme Dolche), selten mit Pistolen bewaffnet. Lanzen führen sie nicht. Sie greifen in gestreckter Carrière an, schießen ihre Flinten ab, und kehren langsam zurück, um wieder zu laden. Nur wenn der Feind weicht oder in Unordnung geräth, dringen sie weiter vor und kämpfen mit Säbel und Yatagan.

2) el-Dscheisch oder el-Machazniyah. Die Dscheisch sind eine uralte Institution, sie bilden nebst den Bochâri die Cavallerie der marokkanischen Armee. Der häufiger gehörte Ausdruck Machazini (mit starkem Accent auf der zweiten, mit kräftigem Rachenlaut auszustoßender Silbe und fast vollständigem Verschlucken des a in der ersten Silbe auszusprechen) kommt von dem in allen europäischen Sprachen gebräuchlichen Wort Magazin. Es bedeutete dies ursprünglich den Ort, wo der Sultan seine Schätze aufbewahrt, und die Wächter dieser Magazine wurden dann Machazini genannt. Sie sind also gleichfalls Reiter und mit Ländereien belehnt, von deren Ertrag sie leben und ihre Pferde unterhalten. Sie sind im ganzen Lande zerstreut, und jeder Amil, d. h. Gouverneur eines Districtes, hat je nach der Größe desselben 50—100 Machazini zu seiner Verfügung, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und ihm als Boten zu dienen. Sie repräsentiren also Polizei und Gendarmerie, sind aber gleichzeitig zu Kriegsdiensten verpflichtet.

Die Dscheisch haben keinen Anspruch auf Sold. Nur diejenigen, welche bei den Amilen Dienst thun, empfangen 2 Francs monatlich, und so oft sie zur Abgabenerhebung oder sonstigen Executionen im Bezirk verwendet werden, eine unbestimmte Entschädigung von dem Betheiligten (die sogenannte suchrah). Dieser Gebrauch führt selbstredend zu großen Uebelständen. Die Eigenschaft als Dscheisch oder Machazniyah ist erblich, ebenso wie das Grundstück, mit dem er belehnt ist, in der Familie bleibt, so lange als männliche Nachkommen vorhanden sind. Neue Belehnungen finden nicht statt. Hat ein Dscheisch mehrere Söhne, so können sie alle Heeresfolge leisten; wenn sie kein Pferd besitzen, zu Fuß, und werden dann Tsirâs genannt und erhalten, wenn sie von dem Amil des Bezirkes verwendet werden, geringeren Sold als die berittenen Dscheisch.

Den Marokko besuchenden europäischen Touristen fallen die Machazini am ersten auf. Sie tragen unter dem üblichen weißen Burnus einen ziegelrothen Kaftan und ebensolche Hosen, eine hohe rothe Kappe, langes Gewehr und Säbel und gewöhnlich auch einen langen Lederriemen, der zur Execution in den Gefängnissen dient, wo die Prügelstrafe in dem ausgedehntesten Maße Anwendung findet. Bei Touren in das Innere bekommt der Europäer einen oder zwei Machazini als Escorte mit, wofür er natürlich bezahlen muß; dafür sorgen dann aber auch diese Gendarmen, daß in den Dörfern, wo gerastet wird, die „Muna" in gehöriger Weise geliefert wird. Es ist dies eine charakteristisch marokkanische Einrichtung. Jeder mit einem Geleitsbrief des Sultans und Escorte versehene europäische Reisende, wie auch die auf Reisen befindlichen Beamten des Sultans, hat das Recht, in dem Orte, wo er übernachtet, die Muna zu verlangen, d. h. er bekommt Quartier, sobald er keine Zelte mit sich führt, Nahrung für sich und seine Begleitung, Futter für die Trag- und Reitthiere sowie noch ein Geschenk an Thee, Zucker und Kerzen, ohne dafür zahlen zu müssen. Die Machazini sorgen nun mit rücksichtsloser Strenge dafür, daß dies Alles in genügenden Quantitäten vom Ortsvorsteher geliefert wird, der Bezahlung dafür nicht annimmt. Es mag dies ursprünglich eine in wohlmeinender Absicht eingeführte Einrichtung gewesen sein, da es Gasthöfe in unserem Sinne in Marokko nicht gibt, es wird aber besonders von Seiten der Machazini viel Mißbrauch getrieben. Dieser letztere sorgt übrigens in anerkennungswerther Weise für die Sicherheit und Bequemlichkeit des ihm anvertrauten rumi (Römer), wie heute noch alle Europäer von den Marokkanern genannt werden.

Einschließlich der erstgenannten Bochâri, die wie erwähnt gegenwärtig schwer von den Machazini zu trennen sind, gibt es zur Zeit 10—12,000 Reiter beim Sultan und den verschiedene Gouverneuren im Lande. Die Dscheisch gehören vorherrschend den Stämmen Schiragah, Aulad Dschemmah, Schirardah, el Hudayah und den Ruwafah (Bewohner des er rif genannten Gebirges) an; im Kriege sollen sie 30,000 Mann stellen, ungerechnet derjenigen, welche im Dienst des Sultans und der Amile sind.

3) el-Askar. Mit dem türkischen Wort askiar (Soldat) bezeichnen die Marokkaner eine Infanterie, welche der Sultan Maula Abderrhamân infolge des Krieges mit Frankreich, nach dem Muster der französischen Zuaven oder der Turcos einrichtete. Sie besteht nur aus 4000 Mann, welche stets den Sultan begleiten. Man nennt sie jetzt die „alten Askar", da der regierende Sultan Muley Hassan neue Bataillone derselben Art gegründet hat. Er hob zu diesem Ende, meistens unter Anwendung von Gewalt, Rekruten aus und zwar von den Städten Marrakesch, Fâß, Rabat, Slâ, el Araisch (Larache) und Ksâr, Miknâs, Tandschah (Tanger) und Tetuan und von den Kabiâlt (Stämmen) Rhamnah, Seraghnah, Haha (im Lande des Wad Sus, südlich vom Atlas), Schiadmah und Inschugah (auch im Wad Sus), im Ganzen 6300 Mann. Die Städte konnten dem Verlangen des Sultans keinen Widerstand leisten, den Stämmen wurde die Gestellung einer bestimmten Anzahl von Rekruten als Strafe auferlegt, nachdem sie von den Truppen der Regierung besiegt waren, oder sich ohne Kampf unterworfen hatten. Der Sultan hat die Stammesgenossen bei einander gelassen und aus jedem Contingent einen mehr oder weniger großen taktischen Körper gebildet. Das größte hat die frühere Residenz Marrakesch (gewöhnlich Marokko genannt) mit 1000 Mann gestellt, die kleinsten lieferten Tanger und Tetuan mit je 200 Mann. Sie sind nach Art der Zuaven mit europäischen Gewehren bewaffnet und einem Bajonnet, welches in der Scheide getragen wird. Ihre Uniform ist brennend roth mit grünen, schmalen Aufschlägen. Die Instructeure der Askar waren anfänglich ägyptische und französisch-algerische Offiziere und Unteroffiziere aus dem arabischen Corps. Die Ausbildung der Truppen ist jedoch sehr mangelhaft, ebenso die Bewaffnung, da die Gewehre von sehr mannichfaltiger Construction und verschiedenem Kaliber sind. Der Dienst ist lebenslänglich, jedoch werden unheilbar Kranke und Alte nach ihrer Heimat entlassen. Die Asker beider Kategorien erhalten jährlich eine vollständige Uniform und zwar an dem großen Rhamadhanfest und bekommen zu ihrem Unterhalt die sogenannte Askar-el-kadim und zwar die ältere von Sultan Abderramahn errichtete Truppe täglich ungefähr $\frac{1}{3}$ Franc nebst einem Monatssold von etwas über 6 Francs, während die jüngeren Bataillone täglich einige vierzig Centimes und monatlich nicht ganz 10 Francs erhalten.

Trotz der europäischen Instructionsoffiziere, die neuerdings berufen worden sind, fehlt doch diesen regulären Truppen Alles, was nach unseren Begriffen dazu gehört. Schon der Unterschied des Alters unter den Soldaten ist im höchsten Grade der guten Ausbildung hinderlich; man sieht eine Menge ganz junger, noch

nicht ausgewachsener Bursche, die kaum das Gewehr tragen können, und ebenso zahllose graubärtige alte Männer; Disciplin und Respect vor den Offizieren ist natürlich auch mangelhaft, und die Uebungen auf den Exercierplätzen wirken durchaus komisch auf den Europäer.

4) el-Tobdschiyah, die Artilleristen. Seit alter Zeit existiren in den festen Städten der Küste, nach Art der Janitscharen-Tobdschi in der Türkei, von denen ebensowohl die Einrichtung als der Name genommen zu sein scheint, seßhafte, nicht uniformirte Artilleristen, deren ganzer Dienst gegenwärtig darin besteht, mit den wenigen noch mit Lafetten versehenen kleineren Geschützen gelegentlich die fremden Kriegsschiffe zu salutiren und an den muhamedanischen Festen sowie im Fastenmonat zu den Gebetzeiten und wenn ein Schreiben des Sultans öffentlich verlesen wird, die übliche Anzahl von Kanonenschüssen zu lösen. Sie sind größtentheils Handwerker und gehen außer Dienst ihrem Gewerbe nach.

Solcher Tobdschiyah befinden sich in Tanger, Tetuan, el Araisch, Rabat, Slâ, Dar el Baidah, Mazagan, Asfi und Mogador, im Ganzen 840 Mann. Ihr Dienst ist erblich, sie sind abgabenfrei, jedoch nicht mit Land belehnt, wie die Machazniyah, und erhalten einen monatlichen Sold von 9 Francs.

Außer ihnen verfügt Marokko nur noch über ein in neuerer Zeit aus der regulären Infanterie (Askar) entnommenes Detachement von 350 Mann, welche dieselbe Uniform tragen und gleichen Sold empfangen, wie jene. Sie bedienen die wenigen Feldgeschütze, welche der Sultan auf seinen Zügen mit sich führt. In diesem Corps dienen in der Regel auch die jetzt wenig zahlreichen Renegaten. Es sind dies zumeist spanische Deserteure, jedoch finden sich unter ihnen auch andere Nationalitäten vertreten.

Die Befestigungen der marokkanischen Städte sind fast alle in Verfall und könnten die Mauern einer europäischen Artillerie nicht widerstehen. Vor einigen Jahren haben englische Industrielle dem Sultan eingeredet, er müsse Tanger neu befestigen, um dasselbe vor einem Handstreich einer europäischen Seemacht zu schützen; er hat sich auch verleiten lassen, einige große Kanonen mit enormen Kosten kommen zu lassen; seit Jahren ist man mit der Aufstellung der Geschütze beschäftigt, aber die Mehrzahl liegt noch im Sand vergraben und wird wohl auch da liegen bleiben. Das Ganze war eine unnütze Ausgabe, aber es wollten eben einige Leute Geld verdienen und so mußte der Sultan dem Drängen der Engländer nachgeben.

5) el-Bahariyah, Seeleute, 900 Mann, sind die Ueberreste der Bemannung der marokkanischen Flotte. Eine marokkanische Kriegsflotte existirt nicht mehr, überhaupt ist die ganze Schifffahrt dieses Landes zu Grunde gegangen. Eine Handelsmarine gibt es gleichfalls nicht, und die Ueberreste des letzten Kriegsschiffes modern im Sande bei Larache. Selbst die Rif-Piraten scheinen seit dem letzten Krieg mit Spanien 1859—60 ihr Gewerbe des Seeraubes im Kleinen eingestellt zu haben. Sie beschränken sich jetzt darauf, mit ihren kleinen flachen Fahrzeugen das Bauholz ihrer Wälder längs der Küste nach Tanger und einigen Häfen am atlantischen Ocean zu bringen. Ihre offenen Boote können die hohe See nicht halten, abgesehen davon, daß ihnen alle nautischen Kenntnisse fehlen. Wenn so ein Schiff unter marokkanischer (rother) Flagge fährt, so ist es in der Regel von europäischen Kaufleuten ausgerüstet und mit europäischen Matrosen bemannt. Der Sultan besitzt nur noch einige Leichterfahrzeuge in den verschiedenen Hafenplätzen, welche für seine Rechnung arbeiten, und dabei werden im Frieden die Bahariyah als Matrosen verwendet. Statt des Soldes erhalten diese $^2/_3$ der Summen, welche sie beim Laden und Löschen der Handelsfahrzeuge erwerben, während $^1/_3$ dem Sultan zufällt. Ihr Stand erbt vom Vater auf den Sohn; sie sind abgabenfrei wie die Tobdschiyah und die Machazniyah und in denselben Hafenplätzen stationirt wie diese.

Im Kriege sind die Bahariyah verpflichtet, auch als Landsoldaten zu dienen und empfangen dann Verpflegung und denselben Sold wie die Askar.

6) el-Harkah, wörtlich die Bewegung, der Landsturm. Die Harkah besteht aus allen waffenfähigen Männern des Landes. Der Sultan bietet sie auf, so oft er ihrer bedarf, in ihrer Gesammtheit oder bezirksweise, sei es zum Zweck der Dämpfung von Aufständen im Innern, sei es für den Kampf gegen äußere Feinde.

Sie kämpfen zu Fuß oder zu Pferd je nach ihren Mitteln, sind aber in beiden Fällen mit den landesüblichen langen Flinten und dem Yatagan bewaffnet, manche Reiter unter ihnen führen kurze Wurfspieße. Die lange Lanze, die Hauptwaffe der Beduinen des Orientes, scheint in Marokko unbekannt zu sein.

Im Kriege wird dieser Landsturm mit Lebensmitteln versehen, Sold erhält er nicht.

Die Harkah wird im Falle des Bedürfnisses von dem Amil (Gouverneur) des Bezirkes zusammengerufen und im Kriege von ihm dem Sultan zugeführt. Kommt sie im Bezirk selbst zur Verwendung, so befehligt sie der Amil. Vor einigen Jahren unternahm der Sultan einen Kriegszug gegen die häufig revoltirenden Bewohner der nordöstlichen Gebiete des Reiches und nahm dazu 30,000 Mann, welche aus etwa 12,000 Reitern, Bochari und Dscheisch, 4000 Mann Askar und 14,000 Harkah aus verschiedenen Theilen des Landes bestanden.

Da die Gestellung der Harkah fast freiwillig ist, so läßt sich ihre Stärke schwer angeben. In Kriegen für die nationale Unabhängigkeit, eventuell für den Islam, dürfte ihre Zahl sehr groß sein. Wenn man in Betracht zieht, daß jeder Bewaffnete vom Knaben- bis zum Greisenalter zur Harkah gehört, und daß Jedermann bewaffnet ist, so mag die Schätzung mancher Schriftsteller, welche sie auf 3—400,000 Mann angeben, nicht übertrieben sein. Wohlunterrichtete Personen behaupten, daß gegen Ende des letzten Krieges mit Spanien etwa 300,000 Marokkaner, meist Harkah, bei Tetuan unter den Waffen standen.

Der Sultan von Marokko verfügt demnach im Fall eines Krieges mit einer europäischen Macht etwa über folgende Streitkräfte:

1) Bochari (schwarze Garde) 5000 Reiter; 2) Dscheisch (Machazniyah) 25,000 Reiter; 3) Askar 6300 Infanterie; 4) Tobdschiyah 840 Infanterie; 5) Bahariyah 900 Infanterie; 6) Harkah (Aufgebot aller waffenfähigen Mannschaft) 300,000 Reiter und Fußtruppen.

So unzuverlässig diese Truppen sein mögen, wenn sie der Sultan zu Aufständen im Innern verwenden will, so dürften sie doch in einem Krieg mit einer christlichen Macht, besonders wenn man ihnen einredet, der Islam sei in Gefahr, eine nicht zu unterschätzende Macht bilden. Freilich werden sie nirgends in offener Feldschlacht gegenüber einer wohlausgerüsteten und wohldisciplinirten europäischen Truppe Erfolge erringen können, aber ihre Vertrautheit mit dem Land, ihr wilder und leicht erregbarer Fanatismus lassen sie doch als einen Gegner erscheinen, der einen bedeutenden Aufwand von Truppen zu seiner Niederwerfung erfordern würde.

Autokritiken.

Bekenntnisse eines Achtundvierzigers.

Von Karl Blind.

Von der großen Erhebung der Jahre 1848—49 hat das jüngere Geschlecht in Deutschland so geringe Kenntniß, und es ist so manche Feder thätig, irreführende Angaben zu verbreiten, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, bei einem besonderen Anlasse der Wahrheit zur Ehre zu verhelfen. Mehr als ein Menschenalter ist seit jenen tragischen Ereignissen verflossen. Jeder sollte daher wohl mit Ruhe darüber sprechen und die Thatsachen hören können.

Nun denn, eine Thatsache steht hier vor Allem fest; und das ist: daß der deutschen Revolution ein ebenso entschieden

*

nationaler, wie demokratischer Zug eigen war — ein nationaler Zug, von dessen Stärke die nachgeborenen Verkleinerer jener mächtigen Bewegung keine Ahnung zu haben scheinen, wenn anders sie nicht wissentlich das Geschäft der Herabsetzung betreiben.

Wie tief die demokratische Strömung in den Märztagen und noch lange darüber hinaus ging, das ergibt sich vielleicht am Klarsten an der damaligen Haltung der monarchisch-constitutionellen Partei. Als der unter der Leitung von Heinrich von Gagern stehende Siebener-Ausschuß, dessen Mitglieder auf das verfassungsmäßige König- oder Kaiserthum hinarbeiteten, beim Vorparlament zu Frankfurt seinen Antrag auf Umgestaltung Deutschlands stellte, vermied er sorgfältig jede offene Erwähnung der Absicht, ein fürstliches Oberhaupt einzusetzen. Vielmehr verlangte er einfach ein „Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern", welche die „Centralgewalt" darstellen sollten. Näheres über die Natur des Bundesoberhauptes und der Centralgewalt war nicht gesagt. Man schwieg vorsichtig darüber. Jede Möglichkeit schien nach der Wortfassung offen gehalten.

Die weiteren Forderungen der Gagern'schen Partei lauteten wörtlich: „Ein Senat der Einzelstaaten; ein Haus des Volkes, hervorgehend aus Urwahlen; Ein Heerwesen; Eine Vertretung gegenüber dem Auslande; Ein System des Handels, der Schifffahrtsgesetze, des Bundeszollwesens, der Münze, Maß, Gewicht, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen; Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens; ein Bundesgericht; und Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte."

Das Alles sollte durch eine mit höchster Machtvollkommenheit bekleidete verfassunggebende Versammlung durchgeführt werden, mittlerweile aber ein aus dem Vorparlament gewählter Fünfzehner-Ausschuß die Einberufung dieser Versammlung betreiben. Keineswegs mit Unrecht ist damals von reactionärer Seite bemerkt worden: obiger Antrag der Freunde des constitutionellen König- oder Kaiserthums hätte nach seinem Wortlaute auch für Gründung einer Republik verwendet werden können. Denn es war nichts darin gesagt über die Nothwendigkeit fürstlicher Geburt des Bundesoberhauptes — so wenig wie (um dies beiläufig zu erwähnen) im alten deutschen Rechte die Erwählung des Königs oder Kaisers an eine solche Bedingung geknüpft war. Die voll-freie Geburt genügte ja im Mittelalter als Befähigung für die oberste Königswürde im Deutschen Reich.*)

Mit diesem Hinweise soll nur gezeigt werden, wie außerordentlich rücksichtsvoll die Gagern'sche Partei, gegenüber der starken demokratischen Strömung, bei Beginn der Umwälzung vorging. Dem Antrage des Siebener-Ausschusses entgegen stand im Vorparlament der von Gustav von Struve, Friedrich Hecker u. A. eingereichte, welcher die Herstellung eines bündischen Freistaates nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Amerika verlangte. Dieser Antrag wurde, gleich dem anderen, zur Seite gestellt und die Einberufung einer constituirenden Nationalversammlung beschlossen. Als dieselbe im Mai zusammentrat, war es der Freiherr von Gagern, der als erwählter Vorsitzender ausrief: „Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen. Wir sollen eine Verfassung für Deutschland, für das gesammte Reich schaffen. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränetät der Nation."

Also nicht fürstliche Oberhoheit, sondern Oberhoheit des Volkes. Das war der Standpunkt der constitutionellen Monarchisten. —

Die Stärke des nationalen Zuges ergab sich beim Vorparlament durch den fast einstimmig gefaßten Beschluß auf unverzügliche Einverleibung Schleswigs und Ost- und Westpreußens in den Deutschen Bund. Ueber unsere Grenzen war sich damals Jedermann klar: sie gingen von der Adria bis zum Belt, von den Vogesen bis zu Memel und March. Wer hätte gewagt, unsere östreichischen Gebietstheile ausstoßen zu wollen? Wer hielt es nicht für Pflicht, unsere Brüder in Böhmen und Mähren gegen slavische Vergewaltigung zu schützen?

Wenn im Laufe der Revolution eine theilweise Aenderung in den Parteiauffassungen eintrat, so geschah dies, was die deutsche Gebietsfrage anlangt, gewiß nicht auf demokratischer, sondern nur auf jener Seite, wo man ein Kaiserthum unter Hohenzollern'scher Führung schließlich auch um den Preis einer Ausscheidung Oestreichs zu gründen geneigt war. „Das ganze Deutschland soll es sein!" wurde noch 1849 mitten in der Nationalversammlung zu Frankfurt Denen entgegengesungen, welche ihre bisherige Ansicht über die Zusammengehörigkeit der östreichischen Bundesländer zu Deutschland fast über Nacht gewechselt hatten.

Was die entschiedensten Volksparteien im Besonderen betrifft, so läßt sich ihre gesammt-deutsche, vaterländische Haltung u. A. aus dem Umstande erkennen, daß der durch die preußische Regierung abgeschlossene Waffenstillstand von Malmö als ein „Verrath an Schleswig-Holstein" bezeichnet wurde; daß sich in Frankfurt ein Aufstandsversuch daran knüpfte; und daß die zweite, von Gustav Struve, M. W. Löwenfels und dem Verfasser dieser Abhandlung geleitete, bewaffnete Erhebung in Baden, im September 1848, ebenfalls gegen die schmachvolle Preisgebung unserer Brüder im Norden gerichtet war. Unter den Klängen des „Schleswig-Holstein meerumschlungen" fand der Kampf in Staufen, im Schwarzwald, gegen das stürmende fürstliche Heer statt. Nachdem Staufen in Brand geschossen und eingenommen war, erlitten die Musikanten, welche das vaterländische Lied gespielt, den Tod durch Standrechtskugeln ..... Nein; nicht Standrechtskugeln! Man zog die Unglücklichen vielmehr einfach aus dem Versteck, in welchem sie sich geborgen, einen Tag nach Erstürmung der Stadt hervor, und schoß sie ohne jede Förmlichkeit nieder.

Diese paar Erinnerungen mögen schon zeigen, wie die deutsche Demokratie in vaterländischen Dingen dachte und fühlte. Ist es da möglich, daß sich irgendwer durch die in Mathys Briefen enthaltenen, unlängst in der „Deutschen Revue" veröffentlichten Behauptungen täuschen ließe, als sei es 1849, bei der Erhebung von Baden und der Rhein-Pfalz, auf Gründung einer „süddeutschen Republik unter französischem Protectorat" abgesehen gewesen!?

So schrieb nämlich Herr Mathy an Herrn von Beckerath unterm 18. Mai 1849, nachdem sich das badische Heer vier Tage vorher für die deutsche Reichsverfassung erhoben und dadurch die großherzogliche Familie zur nächtlichen Flucht durch den Haardtwald und zum Lande hinaus gezwungen hatte. Und wiederum schrieb Mathy unterm 26. Mai: „Die Bewegung in Baden und der Pfalz stützt sich nun offen auf französische Hülfe, die zwar noch nicht officiell gewährt ist, vielleicht abgeschlagen, aber doch unter der Hand geleistet wird."

Eine unsagbare Verleumdung; actenmäßig als solche beweisbar.

Um dem Leser den Zusammenhang der Mathy'schen Erfindungen deutlich zu machen; um zu zeigen, warum gerade er jene Beschuldigung verbreitete, muß hier ein wenig auf seine Vergangenheit ausgeholt werden.

Herr Mathy war vor 1848 eine Zeitlang Flüchtling in der Schweiz und mit Mazzini im Verkehr gewesen. Mazzini hat mir darüber in späteren Jahren hier in London mancherlei Mittheilungen gemacht. An dem in französischer und deutscher Sprache veröffentlichten, Mitte der Dreißiger-Jahre gegründeten Mazzini'schen Blatte „Die junge Schweiz", welches den Sinnspruch „Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit" trug, wirkte Mathy als Uebersetzer mit.*) Dem italienischen Führer erschien dieser deutsche Verbannte in jenen Tagen als „voll von Begeisterung für unser Glaubensbekenntniß" (fervido allora d'entusiasmo per la nostra fede). Wohl erinnere ich selbst mich noch, wie Mathy in die badische Kammer trat; wie er eine Zeitlang dort sehr radicale Haltung einnahm; ja, wie er manchmal eine viel drohen-

*) Schwabenspiegel; 103: „Die fürsten sullen kiesen einen künic, der ein *vrîer herre* sî; also vrî, daz sîn vater unt sîn muoter vrî gewesen sint . . . ."

*) Vgl. Mazzinis „Scritti Editi e Inediti"; Band V, S. 83.

dere Sprache, als die sonst weitergehenden Abgeordneten führte. Allein die auffällige Art, mit der er oft plötzlich in die entgegengesetzte Haltung umsprang, war geeignet, Verdacht zu erregen. Sie machte den Eindruck, als suche er die Regierung durch abwechselnde Heftigkeit und Mäßigung zu veranlassen, ihn durch eine Anerbietung zu sich herüberzuziehen.

Diese Ansicht über Mathy sprach ich Ende 1847 und Anfangs 1848 in der Presse offen in einer Weise aus, welche den fortwährend gern an seine Parteitreue glaubenden Freunden in der Kammer wenig gefiel. Sie hielten seinen förmlichen Uebergang oder Abfall für eine Unmöglichkeit. In meiner Darstellung war dagegen unumwunden vorausgesagt: der Tag werde noch kommen, wo sich die über ihn geäußerte Meinung klar bestätige.

Mathy hat das nie vergessen. In der „Deutschen Zeitung" von Gervinus suchte er kurz vor der Revolution von 1848 auf polizeiliche Ausweisung desjenigen hinzuwirken, der ihn erkannt zu haben glaubte. Der vorausgesagte Tag des Uebergangs kam endlich, indem Mathy — der schon vor den stürmischen Ereignissen von Februar und März einmal nächtlicher Weile ins großherzogliche Schloß gegangen sein sollte — im April 1848 den demokratischen Agitator des Seekreises, seinen bisherigen persönlichen Freund Joseph Fickler, eigenhändig am Karlsruher Bahnhof verhaftete, und zwar unter der Beschuldigung landesverrätherischer Zettelungen.

Für diese Angabe ist gegen Fickler nie ein Beweis erbracht, nie auch nur versucht worden! Dann trat Mathy in die großherzogliche Regierung ein. Unter der Volksmasse, nicht blos unter den Radicalen, sondern auch unter den Liberalen, wurde er damals mit den Spitznamen „Judas" und „Pfui" belegt. Man verbrannte sein Bild öffentlich. Selbst diejenigen, welche seine Dienste annahmen, beobachteten seiner Persönlichkeit gegenüber zuerst eine scheue Zurückhaltung. Dieselbe Erfahrung hat ja schon Mancher gemacht, der ähnlich wie Mathy verfuhr: man freut sich des geleisteten Verrätherdienstes, doch man liebt nicht des Verräthers Person.

Ich habe Fickler, einen einfachen Volksmann, bereits vor 1848 gekannt, und seiner, damals in Konstanz erscheinenden Zeitung, weil sie eine der furchtlosesten war, mancherlei freie Beiträge zugehen lassen. Ein gewisser, aus den engen Verhältnissen erklärlicher Kantönli-Geist, doppelt erklärlich zu einer Zeit, wo das Wort „deutsche Einheit" schon als Hochverrath aufgefaßt werden konnte, war Ficklers Natur wohl eigen. Daß er aber dem Vaterlande untreu gewesen, ist ein schnöde Unwahrheit. Mehr als ein Jahr lang hielt man ihn nach seiner Verhaftung durch Mathy im Gefängniß, weil man eben sicher war, jedes Schwurgericht werde ihn sofort freisprechen. Sein Proceß kam sogar erst nach demjenigen vor, der uns, als den Mitgliedern der provisorischen Regierung vom September 1848, zu Freiburg gemacht wurde. Das Ergebniß war: die völlige Freisprechung Ficklers.

So endete die von Mathy wider ihn erhobene Beschuldigung des „Landesverrathes". —

Einmal zu den Gegnern übergegangen, entwickelte Mathy den ganzen Feuereifer eines Ueberläufers, für den kein Rückzug mehr möglich ist. Vor mir liegt ein merkwürdiges Schreiben von ihm, vom 1. October 1848. Es ist ein amtlicher Bericht, den er als Bevollmächtigter des Reichsministeriums nach einer Sendung zu dem großherzoglich badischen Staatsministerium erstattete. Wäre es nach den in dem Schreiben enthaltenen Forderungen des ehemaligen Genossen Mazzinis gegangen, so könnte der Verfasser der gegenwärtigen Darstellung einer Verleumdung nicht mehr entgegentreten; denn eine Standrechtskugel hätte seinem Leben ein Ende gemacht.

Nach Niederwerfung der September-Erhebung waren Struve und ich vor das Kriegsgericht zu Müllheim im Schwarzwald gestellt worden. Dasselbe erklärte sich jedoch für nicht zuständig, da die Verkündigung des Standrechtes in den betreffenden Bezirken erst zwei Tage nach unserer Gefangennahme hatte erfolgen können. Wohl waren die Gräber schon für uns gegraben. Allein bei der Erregtheit der öffentlichen Meinung war es ohne Zweifel auch der Regierung Leopolds erwünscht, nicht mit der Verantwortlichkeit für die standrechtliche Erschießung von Gegnern belastet zu werden, deren Partei kaum acht Monate nachher, Dank der Erhebung des großherzoglichen Heeres selbst, an die Stelle der fürstlichen Behörden rücken sollte. Ueber die Volksstimmung im badischen Oberlande berichtete im October 1848 Graf Keller, der Reichscommissar für die südwestlichen deutschen Bundesstaaten: „man sei im Allgemeinen der republikanischen Staatsverfassung sehr zugethan", und es unterscheide sich die Gesinnung hauptsächlich darin, ob man auf friedlichem oder auf anderem Wege sie zu erreichen hoffe.*)

Für Mathy galt indessen nur ein Gesichtspunct. Einmal ins andere Lager übergegangen, griff er zu jeder Waffe, um die Vertreter einer Richtung, welcher er einst als Mitarbeiter an der „Jungen Schweiz" selbst angehört hatte, zu bekämpfen, sie vom Leben zum Tode zu bringen; sogar unter offener Verletzung der von der großherzoglichen Regierung erlassenen Verfügungen.

In dem erwähnten Schreiben führt er aus, daß die Nicht-Erschießung der „gefangenen Freischaarenführer Struve und Karl Blind" eine verwerfliche „Schwäche" gewesen; daß „die Ruhestörer unschädlich gemacht und ihre Spießgesellen von wiederholten Einfällen abgeschreckt werden" müßten; daß man sich „nicht an Förmlichkeiten stoßen dürfe" (wie die gesetzliche Verkündigung des Standrechtes), sondern „rasches und energisches Handeln" zu zeigen habe; und daß, „wenn die Regierung nicht die Schwäche in diesem Augenblick ablegen und sich nicht entschließen könne, die Kraft zu entfalten, welche zur Rettung Deutschlands und ihrer selbst nöthig sei", der Centralgewalt nur übrig bleibe: entweder alle Hülfe zurückzuziehen oder „dafür zu sorgen, daß die Zügel der Regierung Badens in kräftigere Hände gelegt werden".

Also Absetzung der großherzoglichen Regierung, wenn die gefangenen Mitglieder einer provisorischen Regierung nicht gegen die vorhandenen Rechtsbestimmungen und gegen den eigenen Spruch des großherzoglichen Standgerichtes erschossen würden!

In seiner Schrift: „Die Bewegung in Baden von 1848—49" (S. 128), sagt indessen der großherzogliche Premier-Minister Bekk über die Forderung, uns nachträglich, im Widerspruch mit dem Erkenntnisse des Kriegsgerichtes selbst, dem Standrechte zu unterwerfen, und sich „nicht an Förmlichkeiten zu stoßen": es habe die Regierung sich nicht durch das Mathy'sche Verlangen bewegen lassen können, „einen Justizmord zu verüben". Damit ist wohl Mathy selbst moralisch gerichtet.

Eifrig suchte er damals (s. seinen Bericht) nach den Papieren der provisorischen Regierung, welche dem Sieger in die Hände gefallen waren. Es fand sich nichts darin, was etwa von ihm hätte verwerthet oder unzbringend umgedichtet werden können. Sein frommer Wunsch, uns nochmals vor ein Standgericht zu stellen, blieb unerfüllt.

Dagegen trat in Karlsruhe, im Mai 1849, nach der Flucht des fürstlichen Hauses, ein regierender Landesausschuß an die Spitze, dessen erklärter Zweck es war, der von höfischen Kamarilla-Verschwörungen bedrängten Deutschen Nationalversammlung als Stütze zu dienen und die nach der bekannten Antwort Friedrich Wilhelms IV. von Preußen noch haltbar gebliebenen Theile der Reichsverfassung zu retten. Dafür standen Heer und Volk in Baden anfänglich auf. Dafür nahmen die Truppen die großherzoglichen Abzeichen von den Fahnen weg. „Ein großes, ein einiges, ein freies Deutschland" war — wie es in dem vom Karlsruher Landesausschuß und den Reichstagsabgeordneten Naveaux, Adolf von Trützschler und Erbe unterzeichneten Aufruf hieß — das Ziel der Bewegung.

Die Sprengung der „Nationalversammlung" zu verhindern, die „Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes" zu schützen: dieser Zweck kehrt in den Kundmachungen jener Zeit stets wieder. Ein Entwurf für Ausbreitung der Erhebung, für Ausfüllung der durch die Abberufung oder den Rücktritt preußischer und

*) Bericht an den Reichsminister des Innern, Herrn von Schmerling, datirt Frankfurt, 8. October 1848.

anderer Mitglieder der Nationalversammlung entstandenen Lücken, und für Einladung der Deutschen Nationalversammlung, in Karlsruhe vorläufig ihren Sitz zu nehmen, wurde von mir ausgearbeitet und dem damals einflußreichsten Manne übergeben. Der Entwurf kam nicht zur Ausführung in Folge von Parteiverhältnissen im Landesausschusse, auf welche hier näher einzugehen nicht möglich ist.

Durch Obiges ist der echt vaterländische Geist der badischen Volksbewegung von 1849 genügend erwiesen. Bald entwickelte sie sich, der durch zwei vorhergegangene Erhebungen angedeuteten Richtung gemäß, im Kampf gegen die Reactionsheere wieder ins Freistaatliche. Von seinem Parteistandpunkt mag nun der Einzelne über diese geschichtlichen Vorgänge urtheilen, wie er will. An die deutsche Gesinnung ihrer Träger soll die Verunglimpfung nicht ungestraft rühren. —

Wie Herr Mathy gegen Fickler eine bodenlose Beschuldigung erhoben hatte, so that er es gegen den neuen Soldaten- und Volksaufstand durch seine Briefe vom 18. und 26. Mai 1849. Er spricht darin von einer angeblich beabsichtigten süddeutschen Republik unter französischem Protectorat, von einem offenen Nachsuchen um französische Hülfe.

Da ließe sich nun aus zahlreichen Aufrufen und Reden der Volksregierungen von Karlsruhe und Kaiserslautern und ihrer leitenden Männer aufs Schlagendste beweisen, daß immer und immer wieder betont wurde: „es sei kein Kampf des badischen, kein Kampf des rhein-pfälzischen Volkes, sondern ein Kampf des ganzen deutschen Volkes, für das große, für das deutsche Vaterland, für Deutschlands Einheit, Macht und Freiheit — Deutschland über Alles!“

So sprachen wörtlich die Radicalen; so die Gemäßigten. So diejenigen, welche vor Austrag des Kampfes die Reihen verließen, wie die Anderen, welche ihn treu bis in den Tod oder bis zum Uebertritt der Heeresreste auf Schweizer Gebiet fortsetzten. Sage man, was man wolle — nicht die Demokratie von 1848—49 war es, welche Demarcationslinien innerhalb unseres großen Vaterlandes ziehen oder gar Sonderbündnisse mit einer fremden Macht abschließen wollte. Mit Frankreich, dessen Erhebung den Anstoß zu der deutschen Bewegung gegen die Bundestagsschmach gegeben hatte, wollte man einfach in völkerrechtlich freundschaftlichen Beziehungen bleiben. Gegen jede fremde Lockung aber war die deutsche Demokratie dreifach gewappnet.

Noch mehr. Als Mathy seine angezogenen Briefe vom 18. und 26. Mai schrieb, war zwischen den neuen Regierungen von Baden und Pfalz und der Regierung der französischen Republik noch nicht einmal irgend welcher diplomatischer Verkehr eingeleitet oder versucht worden. Dies kann ich am besten bezeugen; denn ich überbrachte die ersten Vollmachten nach Paris, wo Dr. Friedrich Schütz, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, kurz vor mir angelangt war, ohne indessen, bei noch mangelnder Beglaubigung, irgendwelche Schritte thun zu können.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Carl Fortlage.

Von Johannes Volkelt.

In dem verflossenen Jahre erlitt die Philosophie in Deutschland mehrere recht empfindliche Verluste. Nicht weniger als vier bedeutende Denker wurden uns durch den Tod entrissen. Im Sommer kam aus Berlin die unerwartete Trauerkunde, daß der Meister des umsichtigen, fein und geschmackvoll abwägenden Philosophirens, Hermann Lotze, gestorben sei; im October verlor die Universität Würzburg Franz Hoffmann, den hochbetagten unermüdlichen Verfechter der Baader'schen Philosophie; wenige Wochen später verschied in Jena der gedankenmuthige Anhänger und sorgfältige Ergänzer des Fichte'schen Idealismus, Carl Fortlage, und im December wurde der einsame, verkannte Julius Bahnsen, einer der originellsten Denker der Gegenwart, von einer tückischen Krankheit weggerafft.

Von den genannten Philosophen ist weiteren Kreisen des denkenden Publicums keiner so zugänglich als Fortlage. Wiewohl seine ganze Persönlichkeit weit mehr auf stille Zurückgezogenheit in das Reich des Denkens angelegt war als auf kampfbegieriges Hinaustreten in den Drang und Lärm der Welt, so war er doch von dem ernsten Verlangen erfüllt, auch außerhalb der Sphäre des strengen Philosophirens die Culturarbeit zu fördern, das Licht und die Wärme seiner Ideale auch in das Leben und Ringen der Mitwelt einströmen zu lassen. Er ist überzeugt, daß vor Allem die Philosophie „die Mittel besitze, eine von unseligen Lasten befreiende und erlösende Wirkung auszuüben“. Die Philosophie hat „eine Seite, von welcher sie allgemeine Menschheitssache für Jedermann, unentbehrliche Seelenspeise jedes denkfähigen Geistes, höchste aufklärende und durch Aufklärung beglückende Macht werden kann und werden soll“. Und um so mehr fühlt er sich aufgefordert, die Philosophie ins Weite und Volle wirken zu lassen, als er „das Herz unseres Volkes täglich mehr ergriffen und entzündet sieht von dem überall in der geistigen Sphäre bis zur Uebersättigung enthaltenen Krankheitsstoffe einer materialistischen Denkweise“. Diese Erscheinung aber hänge wieder damit zusammen, daß wir in einer Zeit leben, wo neue Lebensanschauungen sich Bahn brechen wollen, wo Unerhörtes im Werden ist. Der Gegenwart schwebt verlockend und anfeuernd das Bild einer „Atlantis des erhöheten Wissens und der erhöheten Macht über die Natur“ vor. Was ist natürlicher, als daß auf den dahin unternommenen Eroberungszügen viele Geister sich überstürzen, auf Abwege gerathen, oder gar untergehen? Gerade heute findet es daher Fortlage an der Zeit, den zielbewußten, glaubensstarken Idealismus, wie ihn einst Fichte lehrte, auch über die Grenzen der Schule hinaus ohne jede Anbequemung an die der Speculation abgeneigte Gegenwart zu verkünden.

Aus seinen populären Schriften hebe ich die von weitem Blicke eingegebenen und in hohem Tone gehaltenen „Vorlesungen über die Geschichte der Poesie“ (1839) hervor, sodann aber vor Allem die drei Bände gesammelter „Vorträge“ (1869 und 1874). Alle diese Schriften legen Zeugniß davon ab, in wie hohem Grade Fortlage die Gabe besaß, Reife und Tiefe des Denkens mit leicht verständlicher und anziehender Darstellungsweise zu vereinigen und dabei noch obendrein den Bedürfnissen eines poetischen, stimmungsvollen Gemüthes und eines edlen Geschmackes gerecht zu werden. Vor Allem durch seine „Vorträge“ ist es ihm denn auch gelungen, sich ein größeres Publicum zu erwerben, und es ist nur zu wünschen, daß sich immer zahlreichere Leser von diesem kundigen Führer in die Fragen der Philosophie und besonders der Psychologie einweihen lassen mögen. Wie ihm der wissenschaftliche Ausbau der Psychologie am meisten am Herzen lag, so ist ihr auch die Mehrzahl seiner populären Aufsätze gewidmet. Was er nach vieljährigem Beobachten und Nachdenken in seinem zweibändigen „System der Psychologie“ (1855) als reifste Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit niedergelegt hatte, das wollte er nach manchen besonders anziehenden und für die ganze Auffassung des Seelenlebens bedeutungsvollen Seiten hin auch einem weiteren Leserkreise zugänglich machen. So ist bei ihm die populäre Schriftstellerei, während sie sonst nur zu häufig aus einer auf der Oberfläche gebliebenen, noch nicht bis zur Wissenschaftlichkeit vorgedrungenen Beschäftigung mit dem Gegenstande hervorgeht, vielmehr das vornehme, freie Ergebniß eines Nachdenkens, das die wissenschaftliche Arbeit weit hinter sich hat.

Fortlage wurde am 12. Juni 1806 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Gymnasialdirector war. Als er neunzehnjährig die Universität Göttingen bezog, stand der nachkantische Idealismus, besonders in seiner Hegel'schen Form, in voller Ruhmesblüthe. Doch gerieth er unter den bestimmenden, ideenweckenden Einfluß desselben erst in Berlin, wo er seine Studien fortsetzte

und sich von der Theologie zur Philosophie wandte. Wie wenig er sich indessen von der damaligen Speculation zu unkritischem und unselbstständigem Nacheifern fortreißen ließ, beweist seine Jugendschrift: „Die Lücken des Hegel'schen Systems", die er bald nach seiner Habilitation in Heidelberg (1829) veröffentlichte. Doch lag ihm damals der Weg, den er später zwischen den verschiedenen Richtungen der nachkantischen Philosophie einschlug, noch nicht in nüchterner Bestimmtheit vor Augen. Seine Entwicklung führte ihn durch eine romantische Ideengährung hindurch. Besonders die „Meditationen über Plato's Symposion" (1835) zeigen uns sein seligkeitstrunkenes Schwelgen in allen Erhabenheiten der Gottheit, der Liebe und Schönheit. Viel gereifter und maßvoller tritt uns seine Weltbetrachtung in den schon erwähnten „Vorlesungen über die Geschichte der Poesie" (1839) entgegen. Außerdem legt dieses auch heute noch hochinteressante Buch Zeugniß davon ab, daß Fortlage keineswegs sich einseitig in seine abstracten Ideen einspann, sondern daß er die reichsten Kenntnisse auf allen Gebieten der Literatur und zugleich die Gabe einer überaus zarten und enthusiastischen Anempfindung für die verschiedenen Weisen des poetischen Genius besaß. Neben der Poesie war es von nicht philosophischen Gegenständen besonders die Musik, die ihn zu eingehender wissenschaftlicher Beschäftigung einlud. Aus seinen musikalischen Studien ging das gelehrte Werk hervor: „Das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt" (1847).

Von Heidelberg war Fortlage, durch Schelling angezogen, nach Berlin übergesiedelt, wo er bis 1845 als Privatdocent lehrte. Hier genoß er den anregenden Umgang von Trendelenburg und Beneke, und ich irre wohl nicht mit der Annahme, daß dieser Verkehr wesentlich dazu beitrug, den Werth der Beobachtung und Erfahrung für die Philosophie in seinen Augen steigen zu lassen und seinem Forschen die Richtung auf ein eingehendes Zergliedern der elementaren und empirischen Vorgänge des Seelenlebens zu geben. Doch sollten die Früchte der hier empfangenen Klärungen nicht in dem geräuschvollen Berlin, sondern in dem kleinen, schon so oft der Philosophie günstig gewesenen Jena, wo er 1846 Professor der Philosophie wurde, zur Reife kommen. 1852 erschien die „Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant" und 1855 das „System der Psychologie". In diesen beiden Werken, zu denen dann noch 1875 die „Beiträge zur Psychologie" kamen, stellt er sich in seiner vollbestimmten und ausgereiften Eigenart dar.

Fortlages Lehrthätigkeit besaß nicht jene Eigenschaften, welche die Philosophie auch für weite Kreise der Studirenden zu einem anziehenden und aufklärenden Gegenstande zu machen geeignet sind. Die philosophischen Probleme bis zu leichtester Faßlichkeit zu vereinfachen, erleuchtende und das Denken fortreißende Anstöße zu geben, dies war nicht seine Sache. Sein gründlich und sorgfältig eingehender Vortrag, der nicht sowohl *über* die Sache sprach, als vielmehr *mitten in ihr* verweilte, konnte nur auf die kleinere Zahl Jener intensiv und nachhaltig wirken, die eines entgegenkommenden, ernsten und abstracten Nachdenkens fähig waren. Durch 35 Jahre lehrte er in Jena, und immer übte er seinen Beruf mit warmer Hingebung, stolzer Freude und der Gewissenhaftigkeit des kategorischen Imperativs aus.

Fortlage war eine Seele voll seltener Selbstlosigkeit, voll Kindlichkeit im besten Sinne des Wortes. Wie in seiner theoretischen Beschäftigung, so war er auch in seinem Handeln und im Beurtheilen fremden Handelns ein durchaus sachlicher Mensch; nur aus der ideal erfaßten Sache selbst schöpfte er seine Motive und Gesichtspunkte; Nebenrücksichten, Hintergedanken, Schliche waren ihm fremd. Ich habe wenig Menschen kennen gelernt, die so frei von dem Trachten nach eigener Ehre, von Eitelkeit und Neid gewesen wären. Selbst die Verbindung idealer Gesichtspunkte mit der *berechtigten* Rücksicht auf individuellen Nutzen und auf die Förderungen des realen Lebens war ihm etwas Ungewohntes. Wiewohl ihm die Welt an äußeren Erfolgen nicht gab, was er verdiente, so ließ er doch Verstimmung und Bitterkeit nicht in sich aufkommen. Der hochgestimmte und hoffnungsvolle Friede, der sich durch alle seine Schriften als Grundton hindurchzieht, trat Jedem, der ihn näher kennen lernte, auch als Grundton seiner ganzen Persönlichkeit entgegen. Mit freundlichem Vertrauen, mit dem beseligenden Glauben an die Macht des Guten stand er Welt und Menschen gegenüber. Freilich führte diese Sinnes- und Gemüthsart auch ihre Einseitigkeit mit sich. Fortlage wußte sich oft mit der verwickelten, vielseitigen Realität nicht zurechtzufinden; er unterschätzte oft die Macht des Niedrigen und Kleinen und wurde den gewaltigen, schmerzhaften Kämpfen, Schroffheiten und Härten, die zum Weltlauf und seiner Größe nothwendig gehören, nicht völlig gerecht. Doch wurde dieser Mangel von dem Wohlthuenden und menschlich Bedeutenden, das in seiner Persönlichkeit lag, weit überwogen. Auch in seiner letzten Krankheit, der er am 8. November des vorigen Jahres erlag, bewährte er seine Seelengröße. Er ertrug seine unsagbaren Leiden mit dem Heroismus einer stillen und ungetrübt bleibenden Dulderseele.

Für Fortlages Stellung in der Entwickelung der deutschen Philosophie sind in erster Linie seine psychologischen Leistungen maßgebend. Hier ist sein Philosophiren am originellsten. Nur die allgemeinste Grundlage bilden hier Fichte'sche Gedanken. Auf diesem Boden übt er ein Verfahren aus, das der Fichte'schen Art völlig fremd ist: das der Selbstbeobachtung, und er versteht hierdurch dem von Jenem unbebaut gelassenen Felde der Wissenschaft vom empirischen Ich eigenthümliche Früchte zu entlocken. Und nicht nur von der originellsten Seite zeigt sich uns hier seine Art, sondern wir lernen hier auch ganz besonders seine Fähigkeit kennen, sich liebevoll und sinnreich in die Einzelheiten des empirischen Materials zu vertiefen und so auf dem Wege, den Beneke und — wenigstens zum Theil — Herbart, diese beiden neben Fichte von ihm am höchsten geschätzten Psychologen, mit so großem Erfolge eingeschlagen haben, weiter zu arbeiten. Hierdurch wird es sich rechtfertigen, wenn ich gerade von Fortlages psychologischen Untersuchungen dem Leser noch einiges Orientirende zu sagen versuche.

Ganz abgesehen von Einzelleistungen, erhält Fortlage als Psychologe schon dadurch eine bemerkenswerthe Stellung, daß er zu einer Zeit, wo das Gebiet der Psychologie durch die speculativen Constructionen der Hegelianer und verwandter Richtungen und durch die mathematische Methode der Herbart'schen Schule beherrscht wurde, den gründlichen Versuch unternahm, mit der einseitig speculativen Methode, als der „schwächsten" auf diesem Felde, vollständig zu brechen und, ohne den Zusammenhang mit der Speculation aufzugeben, diese Wissenschaft in systematisch zusammenhängender Weise auf die *Beobachtung des „inneren Sinnes"* zu gründen. Er verlangt „Aufhellung der inneren Thatsachen, Lichtung des finsteren Chaos vom inneren Sinne". Auf diesem Wege sei für einen künftigen Columbus oder Kopernikus noch eine ganze zweite Welt zu entdecken. Nur wer da weiß, mit wie vornehmer Oberflächlichkeit die damalige speculative Philosophie die elementaren psychischen Vorgänge behandelte, vermag das Verdienst gebührend zu würdigen, das sich Fortlage vor fast 30 Jahren durch seine sorgfältige Analyse der Vorstellungsassociationen, der Verhältnisse des Gefühls- und Triebleben u. dergl. erworben hat.

Sehr wichtig für das Verständniß seiner Psychologie ist die Art, wie er das Bewußtsein auffaßt. In sinnreicher Weise geht er davon aus, daß wir den Zustand des Bewußtseins als eine innere Helligkeit empfinden, und führt uns von da zu dem Satze, daß das Bewußtsein eine Fähigkeit des Unterscheidens sein müsse. Nun wird die Unterscheidungsfähigkeit, in der das Bewußtsein bestehen soll, näher bestimmt, wobei die Merkmale des Irrens, Zweifelns und Lernens zur Sprache kommen. Ueberall wo zweifelnd gelauert, aufgepaßt, gewartet wird, ist Bewußtsein vorhanden. Jedes bewußte Wesen ist ein probirendes, versuchendes oder — am einfachsten ausgedrückt — ein *fragendes* Wesen, das Bewußtsein ist eine *Frage* nach der Zukunft, ein beständiges Oscilliren zwischen Ja und Nein. So führt uns Fortlage schrittweise zu einer Definition des Bewußtseins, die, ohne weiteres hingestellt, einiges Befremdliche haben würde,

die sich jedoch durch Vermittelung der angedeuteten Zwischenglieder als bedeutungsvoll darstellt und über die Eigenthümlichkeit des Bewußtseins Licht verbreitet. Zwar hat er dasselbe hiermit nicht erschöpfend bestimmt; schon darum nicht, weil es nicht nur ruhelos weiterstrebendes Fragen und Suchen, sondern ebensosehr entscheidendes Antworten, abschließendes Finden ist. Doch aber ist mit jener Definition das Bewußtsein in seiner Lebendigkeit, in der Unruhe seiner Activität erfaßt und so ein weithin erleuchtender Standpunkt gewonnen. Ueberhaupt ist für Fortlage das Bewußtsein ein „selbstständiges und thatkräftiges Agiren", ja „der activste aller Zustände", etwas absolut Ursprüngliches. Durch seine sämmtlichen psychologischen Betrachtungen zieht sich der Gegensatz zu allen materialistischen, positivistischen und ähnlichen Ansichten hindurch, die das Bewußtsein zu einem blos passiven Schauplatze von allerhand Vorstellungsvorgängen, zu einer an sich unselbstständigen Eigenschaft eines sei es materiellen oder immateriellen Substrates herabwürdigen.

An Fortlages Lehre vom Bewußtsein läßt sich noch ein anderer Grundzug seiner Psychologie deutlich machen. Mit viel Geschicklichkeit weiß er den Leser darauf hinzuleiten, daß das Bewußtsein sich niemals ohne Interesse, ohne Neugierde, ohne einen zu Grunde liegenden Trieb bethätigen kann. Nur in dem Maße, als ein Wesen seine Triebe zu hemmen vermag, ist es des Bewußtseins fähig. Bewußtsein ist Willensthätigkeit. Ja das gesammte psychische Gebiet setzt er als die Sphäre der „Triebkräfte" dem physikalischen Gebiet als der Sphäre der „Bewegungskräfte" entgegen. So führt er das Seelenleben überhaupt auf producirende Triebe zurück; diese sind das Bewegende in der Seele, die Vorstellungen sind ihre Produkte. Das Selbst ist geradezu ein Lusttrieb, in welchem sich das Gelingen auf eigenthümliche Weise mit dem Mißlingen verbindet. Auf diese Weise setzt er den Kern unseres Ich in das uns am intimsten Vertraute, in das Leben in seiner höchsten Steigerung und glühendsten Färbung; denn so darf man wohl das Streben nach Lust bezeichnen. Wie anziehend, ja beglückend dieser Gedanke für ihn war, geht aus den originellen und ausführlichen Erörterungen dieses Gegenstandes in den „Beiträgen" hervor. Hier bemerke ich nur noch das Eine, daß ihm der ewig gelingende Lusttrieb mit dem absoluten, vorzeitlichen, ewigen Selbste, also mit dem göttlichen Bewußtsein selber, zusammenfällt. So führt er an dieser Stelle seine Psychologie in die Tiefen einer kühnen, mystischen, freilich nicht befriedigend fundirten Metaphysik hinüber.

Herbart sieht die Vorstellungen als das Primäre der seelischen Processe an, bei Hegel ist es das unbewußte Bauen des logischen Begriffs, was die Seele organisirt; Andere, z. B. Horwicz, geben den Primat dem Gefühle, Wundt wieder meint, daß die psychologische Analyse schließlich auf die Vorstellung und das Gefühl als die einander coordinirten Theilerscheinungen eines und desselben unbekannten inneren Vorganges hinführe. Allen diesen Annahmen stellt Fortlage die Seele als ein schöpferisches Triebwesen entgegen und knüpft damit seine empirische Psychologie an Fichte an, der überall als letzten Grund des Ich das schöpferische Thun hervorhebt. Wiederholt preist er Fichte als den Urheber der neuen Psychologie.

Wer über Fortlages religionsphilosophische Ansichten schreiben wollte, müßte vor Allem die wichtige Stellung erörtern, die er dem Unsterblichkeitsgedanken gibt. Auch in der Psychologie kommt er auf ihn zu sprechen. Er hält die empirische Psychologie für fähig, die Einsicht zu eröffnen, daß dem gegenwärtigen Seelenzustande gegenüber ein entgegengesetzter in uns nicht nur möglich, sondern vollkommen angelegt und in Vorbereitung begriffen sei, ein Zustand, in welchem die Vernunft nicht, wie in unserem irdischen Dasein, von dem blinden Triebleben abhängen, sondern dauernde, herrschende Grundlage desselben sein werde. Vor Allem aber ist es das Moralgesetz, worauf er den Unsterblichkeitsgedanken gründet. Er drückt diesen Zusammenhang in schärfster Fassung aus, wenn er sagt: „Das ewige Leben ist darum vorhanden, weil ich will, daß es vorhanden sei. Ich will, daß es sei, weil ich das moralische Gesetz nicht als bloßes Mittel, sondern als alleinigen Lebenszweck vollziehen will." So ist für ihn die Unsterblichkeit ein Postulat der sittlichen Energie. Dieser Glaube war es auch, was ihn angesichts des Stückwerks, als das sich das irdische Leben in jeder Hinsicht darstellt, mit Trost und Zuversicht erfüllte. Er war von der Gewißheit beseligt, daß „gegen das unausbleibliche Wachsen der Früchte unseres Handelns in der unsichtbaren Welt das Ausbleiben derselben in der sichtbaren etwas Unerhebliches sei", und daß dereinst auch unsere Intelligenz der Hemmungen des Schlafes und der Sinne ledig und so der Erkenntniß der Natur bis in ihr Innerstes fähig sein werde. In diesem der ewigen Sonne des Geistes zustrebenden Glauben vollendet sich die Lichtgestalt unseres Philosophen, und so ist es denn aus dem Innersten seines Wesens herausgesprochen, wenn auf seinem Grabmonumente die Verse stehen:

Dort werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah.

Epilog zum Metastasio-Jubiläum.

Von A. Stahly.

Durch wie viel Grade von Anerkennung und von kritischer Sichtung muß ein Dichter hindurchgehen, um als Schlackenloser der Unsterblichkeit würdig befunden zu werden? Und wie viele Rangklassen gibt es unter den Honoratioren auf dem Parnaß? Gibt es einen Einheitsmesser, nach welchem sich der specifische Werth jedes einzelnen Dichtergeistes bestimmen ließe? Oder wenn die Unsterblichkeit wirklich, wie der von aller subjectiven Begeisterung abgezogene objective Werthgehalt des Dichters, eine Klassification zuläßt, wenn es, schematisch gesprochen, eine Unsterblichkeit ersten, zweiten, dritten u. s. w. Ranges gibt, fragen die Nationen, frägt der Enthusiasmus der Völker nach einer solchen kritischen Objectbestimmung, wenn er seine Genien in die Ruhmeshallen der Unsterblichkeit geleitet? „Nicht der Rede werth! Ein Dichter vierten Ranges!" ruft mir ein römischer College, ein sonst gründlicher Literaturprofessor zu, den ich auf die Bedeutung des damals in nächster Aussicht stehenden Metastasio-Jubiläums aufmerksam machte. Wenn Metastasio noch leben würde, er hätte in der That alle Ursache mit der Art unzufrieden zu sein, wie die deutsche Literarhistorie seine Werke umgeht und seine Verdienste verkleinert. So arg wie dem römischen Abbate ist wenigen italienischen Dichtergrößen, an denen die deutsche Katheder-kritik sonst auch nicht gern ein gutes Härchen läßt, mitgespielt worden. Und nicht nur draußen in der Fremde, daheim in seinem Vaterlande ist wohl selten ein Dichter so heftig angefeindet und den politischen Leidenschaften der Menge preisgegeben worden, als Metastasio. Hier ist seine Eigenschaft als Wiener Hofpoet (poeta cesareo) entscheidend gewesen. Zwar hat der Dichter als solcher nicht darunter gelitten, aber dafür ist der Mensch desto schlimmer weggekommen, und alle Welt erinnert sich, wie unverfroren republikanische Blätter Metastasio alle Rechte an die italienische Nation absprachen und als einen Zeloten des östreichischen Tyrannenregiments verlästerten, sobald die Nachricht von der Theilnahme des Wiener Hofes an dem italienischen Jubelfest und von dessen pietätvoller Bereitwilligkeit, die Metastasio-Ausstellung mit Originalmanuscripten des Dichters zu bereichern, bekannt wurde.

So haben fremde Ueberhebung und kritisirender Dünkel einerseits und politische Rabulisterei andererseits das Bild dieses herrlichen Dichtergeistes fast vollständig verwischt, und ein Versuch dasselbe aufzufrischen und die controversen Züge wenigstens in ihrer Echtheit wiederherzustellen, dürfte jetzt, nachdem der Festjubel sich gelegt, sowohl vom wissenschaftlichen als menschlichen Standpunkte aus gerechtfertigt erscheinen, umsomehr, als die neueste Jubelfeier der Italiener in dieser Richtung nichts gethan, ja für das außeritalienische Publicum so gut als gar nicht vorhanden gewesen ist.

Welcher Rang Metastasio in der Culturgeschichte seines Volks und ob ihm überhaupt ein Rang in der Weltliteratur gebühre? Ob dadurch, daß er Amt und Würden am Wiener Hofe bekleidet, von der Gnade des „östreichischen Erbfeindes" gelebt und seine Melodramen zum „Hausgebrauche der Habsburger" geschrieben, Metastasio die italienischen Bürgerrechte verwirkt und ein Widersacher seines Volks geworden?

Der Laie, der Metastasio nicht selbstständig zu beurtheilen im Stande, lernt aus den ihm geläufigen Handbüchern der Literatur regelmäßig das Eine über Metastasio, daß seine Dichtungen nur schimmernde Oberflächlichkeit und seine Dramen nur Unwahrheit der Situationen und Charaktere zu Tage fördern. Dieses von A. W. v. Schlegel herrührende Urtheil ist in seiner Allgemeinheit richtig. Ob aber dem Dichter hiermit sein volles Recht wird, möchte zu bezweifeln sein. Schlegel, welcher der italienischen Dramatik gegenüber einen ziemlich particulären, mitunter sogar irrthümlichen Standpunkt einnimmt, durfte sich eine solche summarische Verurtheilung Metastasios allerdings gestatten. Als Aesthetiker und Theoretiker des Dramas durfte er füglich abstrahiren von den Zufälligkeiten, die das Wirken des Dichters bestimmten und von Allem, was ihn an seine Zeit und an ihre Verirrungen fesselte. Daß die deutsche Literaturkritik Metastasio bislang nur eine, und vielleicht nicht einmal die stärkste Seite abgewonnen, kann nicht die Allgemeinheit und Strenge rechtfertigen, womit man den Dichter und seine Werke in Pausch und Bogen abzuthun gewohnt ist.

Metastasio hat als Lyriker und Dramatiker in die Kunstrichtung seiner Zeit eingegriffen und dieselbe auf lange hinaus fixirt. Als Lyriker in mittelmäßiger, als Dramatiker in ganz hervorragender Weise; freilich in eigenthümlich vorragender, indem Metastasio sich nur eine, und zwar die seiner Zeit lohnendere — ich verstehe darunter beileibe nicht die einträglichere — Seite der Dramatik, und zwar das lyrische Drama oder die Oper zum Ziele gesetzt hatte.

Da ist nun allerdings der „Mangel an Tiefe unter schimmernder Oberflächlichkeit" der Grundfehler seiner Opern. Liegt aber dieser nicht in der Gattung? Wo waren denn an den Höfen jener Zeit, von wo der Kunstgeschmack seine Flügel und der Künstler sein Brod nahm, unter Maria Theresia und Ludwig XVI., die idealen Ziele des Theaters? Was waren jene Bühnen anders, als eine Stätte der Fadheit, wenn nicht gar des frivolen Kitzels für die blasirten Fürstlichkeiten und ihre gleichgebornen Gäste? Und was ist die Spieloper eigentlich heute noch, was ist sie anders, wenn sie überhaupt etwas ist, als Musik, der irgend ein wohl oder übel versificirter Text zu Grunde liegt, als, um mit Schlegel zu reden, „glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe", in Musik gesetzte Prosa?

Metastasio fand bei seinem Eintritt in den italienischen Parnaß die lyrische Oper als eine unveräußerliche Domäne des Geschmacks und des Geistes jener Zeit vor, und wie mächtig das Wehen dieses Geistes, davon wissen auch unsere deutschen Bühnenklassiker zu erzählen. In die Zeit der vollsten, dichterischen Reife Metastasios, als sein Name, wie ein italienischer Literarhistoriker sich ausdrückt, zum Schlagwort der „großen Mode" geworden war, fällt das Erscheinen des Goethe'schen Werther, fällt die Blüthe des Sentimentalismus mit der wehenden Thränenflagge und dem unmännlichen Riechfläschchen. Goethe mag immerhin die Tendenz gehabt haben, mit seinem ersten deutschen Roman dem verweichlichten Zeitalter einen Spiegel vorzuhalten, der Werther bleibt dennoch, was er ist, ein Kind seiner Zeit, und wenn es richtig, daß der Goethe'sche Liebesnarr eine Satire auf die damals herrschenden Gefühlsduseleien, dann darf mit gleichem Fug behauptet werden, daß Niemand die verrotteten Theaterunsitten und die Abgeschmacktheiten seines Zeitalters blutiger gegeißelt, als Metastasio.

So ganz sind die Anmuth seiner Sprache und die schmelzende Weichheit seiner Formen ein Charakteristicum jener Zeit, daß sie als solche nur in ihr gedacht, nur aus ihr erklärt zu werden vermögen. Dieselbe raffinirte Süßigkeit des Gefühls, worunter der Gedanke seine Kränklichkeit und die Tugend ihre Schwäche verhüllt, offenbart sich uns in den Schöpfungen der Besten jenes Zeitalters, und Schillers Amalien und Luisen, sein Räuber Karl und sein Don Carlos sind von dem Vorwurfe einer krankhaften Schwärmerei, die, zwischen Sinnlichkeit und Tugend einherschwebend, sich nur mit Mühe im sittlichen Gleichgewichte erhält, ebenso wenig ganz freizusprechen, als es die Helden des jüngeren Goethe, Werther, Clavigo und Stella, jene Voltaires und vieler Geringerer aus der Nach-Schiller'schen Periode sind.

Mit der dramatischen Tiefe und Wahrheit Metastasios hat es freilich eine andere Bewandtniß. Metastasio war nicht genug Dramatiker, als er Dichter von Ursprung war, und es ist die Frage, ob die von ihm cultivirte Gattung, das Melodrama, der recitativen Dramatik eigentlich angehört. Ich verneine dies entschieden und halte es für ungerecht, wenn der Kunstrichter an Metastasio den Maßstab der recitativen Dramatik anlegt. Der Beweis ist nicht schwierig. In dem Instrumentaldrama — und das sind ja die sämmtlichen Dramen Metastasios — geben die Regeln der Musik den Ausschlag und das Wort des Dichters ist nur insofern da, als es den musikalischen Gedanken begleitet. Wie kann da von einer innerlichen Handlung, von Situationen, Charakteren ꝛc. nach den Gesetzen der reinen Dramatik die Rede sein? Der Componist nimmt den wesentlichen und besten Theil des Dramas — die Form und mitunter auch die Erfindung — vorweg für sich und überläßt dem Dichter die mechanische Ausführung. Dies ist der Fall des Librettisten und war es im Wesentlichen bei Metastasio. Aber man sehe, wie Metastasio seine Aufgabe gelöst. Nicht mechanisch, sondern bei aller Unselbstständigkeit originell, so originell, daß das Wort die Musik verdunkelte. Dieses ist uns durch den Enthusiasmus bezeugt, den seine Dramen hervorgebracht und durch ihren beispiellosen Erfolg auf der Bühne.

Diese war durch Rinuccini, den Erfinder der eigentlichen Oper, in neue und durch Zeno in schlüpfrige Bahnen gerathen. Erst durch Metastasio erhielt diese neue dramatische Gattung eine literarische Kunstform, wurde die gespielte Oper auch ein Drama, durfte man im Hochgenusse einer erhabenen poetischen Form sich auf die noch in dunkler Ferne leuchtenden idealen Ziele der Dramatik und der Bühnenkunst besinnen. Das unsterbliche Verdienst, dem italienischen Theater vorgearbeitet und das lyrische Drama in eine noch bis heute unerreichte Kunstform gebracht zu haben, sollte man dem genialen Dichter nicht verleiden, ebenso wenig als es, ich will nicht sagen von Vernunft, aber von Noblesse zeugt, dem östreichischen Hofe seine Munificenz für einen der größten Geister Italiens mit Gehässigkeiten zu lohnen. So schmerzlich für den italienischen Patrioten die Erinnerungen der habsburgischen Herrschaft auch sein müssen, über *eine* Frage gibt die Culturgeschichte unzweideutige Antwort, und zwar darüber, ob bei der Zerrissenheit, in welcher die Nation aus dem Mittelalter hervorging, die Künste und Wissenschaften, namentlich aber das Theater, ohne fürstliche Protection so gedeihlich und glänzend sich hätten entwickeln können, als dies thatsächlich geschehen. Raphael und Ariost, Dante und Michelangelo, Tasso und Metastasio haben durch die Gunst von Päpsten und Kaisern die Impulse zu den Adlerflügen ihrer Geister empfangen, und es ist gewiß billig, die Uebermacht der Despotie von der wohlthätigen Herrschergunst, die für Kunst und Wissenschaft begeistert, zu unterscheiden.

Gerade der Lebenslauf Metastasios bietet in diesem Punkte über alle Maßen beherzigenswerthe Daten. Was wäre aus dem ignoranten Goldarbeiterjungen geworden, wenn nicht private und Fürstengunst sich seiner bemächtigt und von der zartesten Kindheit bis ans Grab über ihn gewacht hätten? Von Anregungen zu seinem späteren Berufe konnte für den armen Knaben weder im Hause seiner Eltern, noch im Laden seines Principals eine Spur vorhanden sein. Da sieht ihn durch Zufall der reiche Gravina, während er des Handwerks Langeweile sich durch Singen zu verkürzen sucht, und er nimmt Gefallen an dem Ton der Stimme und an der Grazie, womit der Knabe seinen Vortrag begleitet, ja nach römischer Sitte

seine Verse improvisirt, und er wird sein Mäcen, nimmt ihn in sein Haus auf und ertheilt ihm eine fürstliche Erziehung. Der eitle Junge, auf sein besseres Ich aufmerksam gemacht und von den ersten Stegreifdichtern seiner Zeit gehätschelt, verleugnet sogleich seine Herkunft, indem er den väterlichen Namen abstreift und sich im Vollbewußtsein seines dichterischen Berufs den griechischen Metastasio beilegt. „Er klingt schöner," pflegte er zu sagen. Mit vierzehn Jahren schrieb er seine erste Tragödie „Giustino", eine Schülerarbeit, über die seine italienischen Bewunderer nichts Lobenswerthes zu berichten wissen. Durch Gravina und das Studium der griechischen Sprache auf die Philosophie der Hellenen aufmerksam gemacht, unternahm Metastasio mit seinem Gönner eine Reise nach der Magna Grecia, wo er Eindrücke für viele seiner späteren dramatischen Sujets gewann. Aber noch ließen die Anlagen des unruhig feurigen und nur den Freuden des Lebens nachjagenden Jünglings eine ernste Richtung seines Geistes nicht erkennen. Von dem mittlerweile verstorbenen Gravina zum Universalerben eingesetzt, hatte Metastasio nichts Eiligeres zu thun, als das ansehnliche Vermögen durchzubringen, und nun erst begegnet man den eigentlichen, größeren Anfängen des Dramatikers. Seine „Dido" war ein Blitzschein am damaligen Theaterhimmel, und wenngleich nur ein erster Versuch, so war doch alles in der Art bisher Dagewesene verdunkelt; freilich wäre dies ohne die lieblich einschmeichelnde Musik des Sarro nicht möglich gewesen, aber eben weil es möglich geworden, weil die Rhythmen der so überaus sonoren italischen Sprache mit jenen der Musik so innig verschmelzen konnten, weil eine solche Einheit des dramatischen Ausdrucks in der Oper bisher nicht für möglich gegolten, staunte ganz Italien über die Neuheit und erhob ihren Autor in den Himmel. Die strengsten Kritiker, sogar Baretti, der seine Zeitgenossen systematisch zu ärgern gewohnt war, hatten nur einstimmiges Lob über dieses Drama, und Einer aus der Menge meinte ganz ernsthaft, Virgil selbst hätte nicht so viel Seele und Schrecken in die Verzweiflung der verlassenen Dido legen können, als es Metastasio gethan. Von hier beschrieb die Laufbahn des Dichters eine stets aufsteigende Linie und endete nach dem Rücktritte Zenos mit seiner Ernennung zu dessen Nachfolger am Wiener Hofe. Das neidlose, unverhaltene Lob, mit dem er von seinem Vorgänger überschüttet wurde, beweist, wie ferne von Metastasio jenes buhlerische Drängen oder gar das eigennützige Hervorkehren seiner selbst gewesen, an das uns heute nach hundert Jahren gewisse Leute erinnern möchten, um die nationale Glorie des Dichters und seine Reinheit als Mensch zu verunschönen. Dagegen spricht übrigens außer der logischen Wahrscheinlichkeit die documentirte Thatsache, daß Metastasio, der lange vor seiner Berufung nach Wien einen Weltruf genossen und auf keine materielle Versorgung seiner Existenz angewiesen war, dieselbe als eine Auszeichnung angenommen, niemals aber sich darum beworben hat. Lombardi merkt an, die Jahresdotation des Metastasio sei um tausend Gulden schmäler, als die von Zeno genossene ausgefallen, und die Kaiserin habe den Titular für diese durch Sparsamkeit gebotene Schmälerung durch Verleihung eines Benefizes im Königreich Neapel und durch ganz besondere Hofehren entschädigt. Hiermit möchte dem Dichter und Menschen Metastasio der Tribut schuldiger Gerechtigkeit gezollt sein. Metastasio war und bleibt ein Stolz der italienischen Nation, eine Zierde der Weltliteratur, und weil als Mensch Niemand dem Tadel und der Kritik seiner Nebenmenschen entgeht, so soll auch von ihm, dessen Andenken nun hundert Jahre adeln, das Goethe'sche Wort gelten:

Was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Democracy.

Ein amerikanischer Roman.

Vor kurzem ist in Amerika ein Buch erschienen, das auch alsbald in England gedruckt worden ist und diesseits wie jenseits des Oceans kein geringes Aufsehen gemacht hat. Es bildet das literarische Ereigniß des Tages, und überall hört man lebhafte Discussionen über den Inhalt und neugierige Fragen und Vermuthungen hinsichtlich der Person des ungenannten Autors. Daß er oder sie kein Neuling im Gebrauche der Feder ist, das zu erkennen erfordert nicht allzu viel Scharfsinn; andererseits deutet aber, so vorzüglich die Erzählung ist, Mancherlei darauf hin, daß der Verfasser nicht gewohnt ist, seine Gedanken in novellistische Form zu kleiden, sondern sich dieses Mediums bedient hat, um seinem Werke mehr Eingang bei den „Massen" zu verschaffen, deren Interessen es behandelt. Denn „Democracy" ist ein politischer Roman, der mit Leidenschaft und Feuer geschrieben ist, und in welchem „mehr in Kummer als in Zorn" dargelegt wird, bis zu welchem Grade das öffentliche Leben Amerikas demoralisirt und corrumpirt ist. Es wird darin gezeigt, daß dieses größte Land der Welt nicht allein groß, sondern auch in Bezug auf sein politisches Leben roh ist und daß daselbst eine schamlose Käuflichkeit herrscht. Obwohl dies durchaus nichts Neues ist, so hat es doch, da es von einer amerikanischen Feder für Amerikaner geschrieben und nicht durch amerikanische Zeitungen oder die dortige öffentliche Meinung widerlegt worden ist, immerhin einen ganz besonderen Werth, und das Buch wird in England vielfach von den Gegnern aller amerikanischen und demokratischen Einrichtungen als Beleg für ihre Ansichten benutzt. Ob diese Auffassung des Romans eine gerechtfertigte ist, darüber ließe sich streiten. Uns gilt derselbe — und diese Meinung finden wir bei den meisten intelligenten Amerikanern vertreten — als ein beredtes Manifest zu Gunsten der Reform des Staatsdienstes, einer Reform, deren dringende Nothwendigkeit von den besten transatlantischen Geistern anerkannt ist, und die, wenn Garfield noch lebte, jetzt wahrscheinlich ihrer Vollendung um ein Bedeutendes näher gerückt wäre. Daraus, daß das Buch eine scharfe und rücksichtslose Skizze der politischen Kreise Amerikas ist, folgt indessen keineswegs, daß der Autor die republikanische Regierung und demokratische Gleichheit, auf welche das große Reich des Westens gegründet ist, für tadelnswerth hält. Genug sociale Satiriker haben die niedrigen Motive, von welchen die Regierungen aller Länder oft beeinflußt werden, vielfach auf das Strengste gegeißelt; sie haben sowohl die Versuchungen, denen die leitenden Staatsmänner ausgesetzt sind, wie die elenden kleinen Interessen beleuchtet, welche zuweilen den Gang der Staatsmaschine bestimmen, ohne daß damit zugleich über die Staatsform selber der Stab gebrochen werden sollte. Vom Jahre 1861 an strotzten die amerikanischen Zeitungen von Erörterungen über die politische Corruption, und jetzt endlich tauchen Zeichen auf, daß das nationale Gewissen aufgerüttelt ist. Gerade der Erfolg dieses Buches bestärkt uns in dem Glauben an eine allgemeine Umkehr. Und in Amerika, wie in England, vollziehen sich die Reformen bekanntlich schnell. Ist das öffentliche Interesse einmal geweckt, so sind alle patriotisch gesinnten Leute im Nu bereit, Hand ans Werk zu legen. Man braucht nicht an der Zukunft der großen Republik des Westens zu verzweifeln, mögen die dortigen Zustände auch hoffnungslos corrumpirt erscheinen. Das Volk ist im Innern gesund, und wenn es mehr aus Mangel an Zeit als aus Mangel an Interesse geduldet hat, daß die Staatsgeschäfte in die Hände arglistiger Berufspolitiker gefallen sind, so wird es, wenn es nur erst gründlich hierüber aufgeklärt ist, den Augiasstall mit überraschender Schnelligkeit zu säubern wissen. In keinem Lande herrscht jetzt weniger Bestechlichkeit als in England, und doch war dieselbe zur Zeit Walpoles und unter den elenden Regierungen der ersten Herrscher aus dem Hause Hannover schlimmer, als es wohl jemals in anderen Ländern gewesen.

Bevor wir nun den eigentlichen Zweck des Buches analysiren, müssen wir erst das Buch an sich beschreiben, das den

Anforderungen, welche an eine Erzählung gestellt werden, vollkommen genügt, da es mit Witz und Verstand geschrieben ist und von genauem Studium einer Gesellschaft zeugt, die uns sowohl in Romanen wie im Leben neu ist. Die Heldin ist eine schöne dreißigjährige Wittwe, eine Mrs. Lightfoot Lee, die sich in der New-Yorker Geselligkeit bewegt hat und das Leben daselbst leer fand. In der Verzweiflung zu verzweifelten Mitteln greifend, hatte sie deutsche Philosophen in der Ursprache und Herbert Spencer in ihrer Muttersprache gelesen, es sodann mit der Philanthropie versucht und Krankenhäuser und Gefängnisse aufgesucht. Aber alles dies führte zu weiter nichts, als daß sie sich Problemen gegenüber gestellt fand, deren Lösung über menschliche Kräfte geht, und nach einiger Zeit erklärte sie, ihr Pflichtgefühl verloren zu haben, und daß „ihretwegen sämmtliche Almosenempfänger und Verbrecher in New-York sich in ihrer vollen Majestät erheben und die Eisenbahnen des ganzen Continents verwalten könnten". Europa glaubt sie schon erschöpft zu haben, und überdies ist sie bis in die Fingerspitzen Amerikanerin. Ihr einziger Trost besteht in einem Gemälde von Corot, das darauf berechnet ist, ein verstimmtes Gemüth zu beschwichtigen, aber immerhin keine genügende Nahrung für das höhere moralische und intellectuelle Dasein bietet. Sie will den Dingen auf den Grund sehen. Sie hat ein Gefühl, wie etwa ein Passagier an Bord eines Oceandampfers, der sich nicht beruhigen kann, ehe er im Maschinenraum gewesen ist und mit dem Maschinenmeister gesprochen hat. Sie will mit ihren eigenen Augen die bewegenden Kräfte arbeiten sehen, mit eigenen Händen die mächtige Maschinerie der Gesellschaft berühren, sich ein eigenes Urtheil über die Wirksamkeit der treibenden Mechanismen bilden. Sie ist bestrebt, das große amerikanische Geheimniß der demokratischen Regierung bis ins Innerste zu ergründen.

Deshalb entschließt sie sich, den Winter in Washington zu verleben, und in dem schlimmsten Fall, daß sie die Gesellschaft von Washington wirklich so arg finden sollte, wie ihre Freunde sagten, so würde sie trotzdem erreicht haben, was sie wünschte; denn dann würde es ihr ein Vergnügen sein, zurückzukehren — „just die Empfindung, nach der sie sich sehnte". Innerlich weiß sie freilich, „daß sie den Kampf der Interessen von vierzig Millionen Menschen und eines ganzen Continents sehen wollte, Interessen, die in Washington concentrirt sind; die geleitet, gezügelt und beherrscht oder nicht gezügelt und beherrscht werden von Menschen, die wie andere Menschen sind; sie wollte die gewaltigen Kräfte der Regierung beobachten — was sie wollte, war Macht." Sie geht daher nach Washington, miethet daselbst ein Haus für die Saison und nimmt die trostspendende Corot'sche Landschaft und ihre Schwester Sybil mit, ein entzückendes, echt amerikanisches Mädchen, offen und gerade, warmherzig und durchweg praktisch. Sie erhalten sofort Eingang bei der besten Gesellschaft von Washington, und Mrs. Lee tritt ihre politische Lehrzeit an.

Wie wir sehen, ist die Inscenirung des Romans eine ebenso originelle, wie charakteristisch amerikanische. Mrs. Lee ist die Verkörperung eines bestimmten amerikanischen Ideals. Die Amerikanerin gilt allgemein in Folge der bevorzugten Stellung, welche ihr von den Männern des Continents eingeräumt wird, für ein ganz besonderes, den Frauen anderer Gegenden überlegenes Wesen. Wenn ein europäischer Autor — sagen wir eine englische Frau — dieses Buch in gleicher Absicht geschrieben hätte, so würde darin als Hauptacteur ein enthusiastischer junger Abgeordneter aufgetreten sein, dessen Kopf voll hoher Pläne steckt, und der sich vorgenommen hat, auf die Verbesserung der Zustände seines Vaterlandes dadurch hinzuwirken, daß er zeigt, wie schwer es ist, sich von Parteivorurtheilen frei und auf der Höhe einer idealen Unabhängigkeit zu halten. Anders der amerikanische Autor. Durch die Augen einer für die höchsten Interessen begeisterten Dame, die entschlossen ist, den geheimsten Triebfedern des Staatslebens nachzuspüren, lernen wir die politische Welt von Washington kennen.

Mrs. Lee besucht anfänglich unverdrossen die Congreßdebatten, sieht indessen nach kurzer Zeit ein, daß sie durch dieselben dem Kern des amerikanischen Geheimnisses nicht näher kommt. Inzwischen hatte sich ein Kreis der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Washingtons um die Schwestern versammelt; in erster Reihe zu nennen sind: John Carrington, ein Advokat von vierzig Jahren, Vetter der Mrs. Lee und in sie verliebt; Lord Sluye, der brittische Gesandte, kahlköpfig, linkisch, stotternd, aber ein scharfer Beobachter; Baron Jakobi, der bulgarische Gesandte, ein alter cynischer René; Mr. French, ein junges Congreßmitglied, bestrebt, den Ton des öffentlichen Lebens zu läutern; russische und italienische Legationssecretäre; ein New-Yorker Spekulant, Namens Schneidekupon, und Miß Victoria Dare, eine äußerst gefährliche Blondine, die stets Unheil im Schilde führt, kokettirt, „anscheinend den Männern zugethan ist, in Wahrheit aber nichts nach ihnen frägt", und ihre Glückseligkeit nur darin findet, alle Vorschriften des Anstandes zu verletzen. Diese Charaktere bilden jedoch nur gleichsam den Chor zu den Hauptpersonen der Handlung. Das dramatische Interesse von „Democracy" liegt in dem Conflict der Beziehungen zwischen Mrs. Lee und dem Senator Lilas P. Ratcliffe. Um diesen Ratcliffe mit seiner plumpen, wirksamen und von keinerlei Bedenken gehemmten Kraft zu zeichnen, ist das Buch hauptsächlich geschrieben worden. Durchweg originell in der Erfindung, ist diese Figur eine Meisterwerk der Charakteristik. Von dem Augenblick an, wo er auf dem Schauplatz erscheint, handelt die Erzählung von dem Verkehr dieses großen, in allen Ränken und Kunstgriffen des politischen Lebens von Washington bewanderten Staatsmannes, dieses gewissenlosen Intriganten mit der feingebildeten, etwas blasirten, doch von den höchsten Interessen bewegten Frau, welche hofft, durch ihn ihren Glauben an Größe wiederzugewinnen und einen Lebenszweck zu finden, welcher der Mühe lohnt. Denn das Interesse der Dame hatte, wie das bei ihrem Geschlecht zu sein pflegt, diese concrete Form angenommen. Ratcliffe ist das Haupt einer unternehmenden Partei und gilt für den größten lebenden Staatsmann Amerikas. Hier war also der Mann, den sie gesucht hatte, denn in ihrem Begriffsvermögen herrschte einige Confusion hinsichtlich der Macht und der Personen, welche dieselbe ausüben. „In ihren Augen war er der Hohepriester der amerikanischen Politik; er hatte die Bedeutung der großen Geheimnisse inne, er war im Besitze des Schlüssels zu den politischen Hieroglyphen. Durch ihn hoffte sie in die Tiefe der Staatskunst hinabzutauchen und aus dem schwarzen Grunde die Perle zu holen, nach welcher sie forschte, jenes geheimnißvolle Kleinod, das irgendwo in der Politik verborgen sein muß. Sie wollte diesen Mann begreifen lernen; in sein Innerstes hineinsehen, an ihm studiren und experimentiren, wie junge Physiologen an Fröschen und Katzen. Ob Gutes oder Schlechtes in ihm sein mochte — sie war entschlossen, es herauszufinden."

Senator P. Ratcliffe ist als ein großer, kräftiger Mann beschrieben, der eine gewisse ungestüme Beredtsamkeit und ein empfängliches Temperament besitzt. Er fällt sofort in die Schlingen der bezaubernden New-Yorker Wittwe, die so begierig ist, die Geheimnisse der Politik zu erforschen und Jemand zu finden, der groß genug ist, um auf der Ebene der demokratischen Mittelmäßigkeit einen Schatten zu werfen. Obgleich Mrs. Lee ihren großen Fisch so schnell am Haken hat, findet sie doch bald, daß er ihr völlig gewachsen ist. Er ist verliebt in Mrs. Lee, weiß aber außerdem recht gut, daß ihm eine Heirath mit dieser Frau gesellige Erfolge verschaffen kann, die seine alten ehrgeizigen Wünsche noch übertreffen würden. Im weiteren Verlaufe der Erzählung stellt sich heraus, daß die Anglerin Gefahr läuft, in die Gewalt des Geangelten zu gerathen. Washington war gerade in einer seiner periodischen politischen Krisen begriffen. Ein neuer Präsident wurde erwartet, den die officielle Welt kaum kannte, der seine Wahl einem Zufall verdankte, und von dem selbst seine eigene Partei nur so viel wußte, daß er ein kleiner Farmer aus Indiana und von bäurischen Manieren war. Er gehörte zu der Partei, welche mit jener von Ratcliffe geführten in Opposition stand, und es war allgemein bekannt,

daß seine Gefühle gegen den Prairie-Riesen, wie Ratcliffe vertraulich in den Zeitungen seiner Partei genannt wurde, nichts weniger als freundlich waren. „Der Grundzug seiner politischen Gesinnung war Feindschaft gegen Ratcliffe, doch lag ihm jede Rachsucht fern. Er kam nach Washington, entschlossen, seinem Lande ein Vater zu sein, eine edle Unsterblichkeit und — eine Wiederwahl zu erlangen."

Ratcliffes Bestreben geht nun natürlich dahin, sich dem Präsidenten unentbehrlich zu machen und zu gleicher Zeit für seine Freunde und Anhänger die Stellen einzuheimsen, welche, wie das Gerücht verlautete, der Präsident geschworen hatte, ihm zu versagen. Die detaillirte Beschreibung der Intriguen Ratcliffes, der Art, wie der geistig schwerfälligere Präsident schließlich umgarnt und zu einem hülflosen Werkzeug in den Händen des rohen, gewissenlosen Politikers wird, welcher der Held des Romans ist, bildet einen der trefflichsten Züge des Buches und ist meisterhaft durchgeführt. Und hierin liegt auch wohl die Pointe des ganzen Werkes, denn, deuten wir es richtig, so ist der Verfasser überzeugt, daß, so lange die Präsidenten schwach sind und die öffentliche Meinung corrumpirt ist, die Corruption in Amerika fortdauern wird, und daß an eine Reform des öffentlichen Lebens nur dann zu denken ist, wenn deren wesentliche Bedingungen erfüllt sind, d. h., wenn ein starker Präsident da ist und wenn die öffentliche Meinung mit Entrüstung auftritt. Den Ersteren haben wir mit Garfield verloren, Letztere scheint sich indessen jetzt Bahn zu brechen, und der Erfolg des vorliegenden Buches allein bürgt uns hierfür.

Der Autor läßt indessen, während er dem Leser alle diese politischen Verwickelungen vorführt, keineswegs die geschickt in einander geschlungenen Fäden der Erzählung außer Acht. Die Intriguen des Senators Ratcliffe bleiben nicht ohne beträchtlichen Einfluß auf seine Beziehungen zu Mrs. Lee, denn er ist klug genug, ihre Sympathien dadurch für sich zu gewinnen, daß er sich als das Opfer der Vorurtheile des Präsidenten hinstellt, und sie, gegen ihren Willen, zur Schiedsrichterin in seinen Angelegenheiten macht, so weit es ihm beliebt, sie in dieselben einzuweihen. Ihre Freunde sehen mit Besorgniß, welche Macht er über sie gewinnt; einige derselben, darunter auch Carrington, wissen, daß dieser Mann ein schlechter Mensch und ein Hauptträger der Corruption ist, doch vergebens suchen sie ihn dahin zu bringen, daß er sich in ihrer Gegenwart verräth. Er macht ihr gegenüber gar keinen Anspruch auf besondere Tugendhaftigkeit; ja, er gesteht offen ein, daß er, falls ihm die Tugend in der Politik nichts nutzen könne, sich ohne Bedenken des Lasters bedienen würde. Er legt ihr politische Gewissensfragen zur Entscheidung vor, da er aber seine Beichten sorgsam auf unbedeutende Sünden opportunistischer Art beschränkt, gelingt es ihm, sich in ihren Augen die Größe zu erhalten, die sie ihm beimißt. Sie sieht in ihm das Opfer eines verderbten Systems und ist nicht ganz sicher, ob es nicht etwa ihre Pflicht ist, ihm behülflich zu sein, letzteres zu reformiren. Er stellt sie schlauer Weise als ein Ideal von Seelenreinheit hin, eine Stellung, die für eine Frau stets mit ziemlicher Gefahr verbunden ist. „Ich habe ein Anrecht auf die Hülfe aller reinen Gemüther," sagte dieser arglistige Sohn Illinois'. So zieht er sie gewissermaßen als Theilhaberin in seine Interessen hinein und legt eine Last von Verantwortlichkeit auf ihre Schultern. Mrs. Lee beginnt allen Ernstes zu glauben, daß sie die Pflicht habe, sich für die politische Reinheit des Staates zu opfern. Schon entschlossen, Ratcliffe als ihren zukünftigen Gatten anzunehmen, wird sie nur durch die Enthüllung von gewissen seinen Charakter aufs Höchste compromittirenden Geheimnissen, welche Carrington zufällig bekannt geworden, vor dem entscheidenden Schritte gerettet. Ratcliffe hatte zwar dafür gesorgt, daß sein Nebenbuhler, dessen Mißtrauen er überdies herausfühlte, nach Mexiko gesandt worden, aber Carrington hatte einen Brief in Sybils Händen mit der Weisung zurückgelassen, denselben ihrer Schwester dann zu übergeben, wenn sie es für nöthig halten sollte; denn Sybil ist ebenso wie er gegen die Verbindung ihrer Schwester mit Ratcliffe. In dem Brief ist mit dürren Worten berichtet, daß Ratcliffe sich vor einigen Jahren hatte bereit finden lassen, seine Opposition gegen Concessionsertheilung zu einer gewissen Dampfschifffahrtsunternehmung für die runde Summe von 100,000 Dollars zurückzuziehen, welche ihm von einem Carrington wohlbekannten Manne ausgezahlt worden; als Testamentsvollstrecker dieses Mannes hatte Carrington unter den Papieren desselben Aufzeichnungen über die ganze Transaction gefunden. Diese Mittheilung traf Mrs. Lee wie ein Donnerschlag. Sie hatte zwar mit halbem Lächeln eingestanden, daß sie den ersten Schritt im politischen Leben gemacht habe und daher den Unterschied zwischen Recht und Unrecht nicht mehr genau wisse, aber ihrem Geiste hatte die Ahnung einer solchen geradezu verbrecherischen Operation gänzlich fern gelegen. Scham, Entsetzen und Erbitterung erfüllen ihr ganzes Wesen. Daß sie auch nur daran hatte denken können, einen Mann zu heirathen, der, wenn Gesetz und Gerechtigkeit gleichbedeutend wären, in einer Gefängnißzelle sitzen müßte — einen Mann, der im Stande war, für Geld einen Treubruch zu begehen! Und ferner muß sie noch erfahren, daß diese Angelegenheit milde ist im Vergleich mit vielen theils entdeckten, theils gemuthmaßten Betrügereien, über welche die politische Literatur Amerikas in Ueberfülle zu berichten weiß. Ihr wird endlich klar, daß sie nicht Ratcliffe geliebt hat, sondern ein von ihrer eigenen Eitelkeit geschaffenes Trugbild, das mit diesem Schlag für immer von ihrem Pfade verschwindet. Als sie sich etwas beruhigt hat, ist sie gerecht genug, einzusehen, daß „sie kein Recht hatte, Ratcliffe zu zürnen. Er hatte sie nie hintergangen. Er hatte stets offen eingestanden, daß er in der Politik keinen Codex der Moral kenne; wie konnte sie ihn daher für Handlungen tadeln, die er wiederholt in ihrer Gegenwart und mit ihrer stillschweigenden Zustimmung auf Grundsätze hin vertheidigt hatte, welche sowohl diese wie irgend eine andere Schurkerei als gerechtfertigt erscheinen ließen?"

Während sie sich noch in diesem sturmbewegten Gemüthszustand befindet, kommt er in der bestimmten Hoffnung, ihr Jawort zu erhalten. Sie versucht, ihn abzuweisen, ohne ihre Gründe anzugeben, er aber verlangt dieselben zu wissen, und sie händigt ihm Carringtons Brief ein. Obgleich er in dem Augenblick, da er das Schreiben sieht, weiß, daß sein Spiel verloren ist, gibt er seine höchst sinnreiche Version der Geschichte, wodurch sich sein perverser ethischer Standpunkt offenbart; denn er weiß nicht einmal, daß er eine böse Sache nur schlimmer macht. Nach seiner Ansicht herrscht kein Zweifel darüber, daß Parteiinteressen über allem Anderen stehen, und die Berücksichtigung von Recht und Unrecht ihnen weichen muß. „Mrs. Lee hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Erst in diesem Moment hatte sie wirklich das Gefühl, bis ins Innerste der Politik eingedrungen zu sein, so daß sie gleich dem Arzt, der sein Stethoskop anlegt, den Grad der organischen Krankheit messen konnte. Jetzt endlich wußte sie, weshalb der Puls mit solcher fieberhaften Unregelmäßigkeit schlägt, weshalb die Männer sich in solcher Aufregung befinden, die sie nicht erklären wollen oder können. Ihr Interesse an der Krankheit besiegte den Widerwillen über die häßliche Enthüllung. Wollten wir indessen sagen, daß ihr die Entdeckung wirklich Vergnügen gemacht hätte, so würden wir ihr Unrecht thun; nur überwältigte die Erregung des Augenblicks jede andere Empfindung in ihr. Sie dachte nicht einmal an sich. Erst später leuchtete ihr völlig ein, wie ungereimt Ratcliffes Gedanke war, daß sie angesichts einer solchen Geschichte noch Eitelkeit genug besitzen sollte, eine Reform der Politik zu unternehmen. Und noch dazu mit seiner Hülfe! Die Kühnheit des Mannes hätte ihr erhaben scheinen können, wenn er nur den Unterschied zwischen gut und böse, zwischen Lüge und Wahrheit gewußt hätte. Je mehr sie ihn aber kennen lernte, desto deutlicher merkte sie, daß sein Muth nur moralische Lähmung war, und daß er von Tugend und Laster sprach, wie der Farbenblinde von Roth und Grün; er sah Beides nicht so, wie sie es sah; hätte er selbst zu bestimmen gehabt, was er wählen sollte — er wäre rathlos gewesen. War die Politik schuld an dieser Atrophie des Sinnes für Moral, infolge von Entwöhnung? Inzwischen saß sie hier einem moralisch Irr-

sinnigen gegenüber, der nicht einmal so viel Humor besaß, um die Lächerlichkeit seines Verlangens einzusehen; sie sollte sich an den Strand dieses Oceans von Corruption begeben, um die Rolle des alten Königs Knut oder der würdigen Dame Partington zu repetiren, die mit Scheuereimer und Besen die Sturmfluth bewältigen wollte. Was aber nun mit solcher Creatur anfangen?"

Sie fällt einen Richterspruch über ihn, der wie das Urtheil des erwachten amerikanischen Gewissens über die in diesen Blättern geschilderte politische Welt klingt. „Er starrte ihr einen Moment mit einer Art blinder Wuth ins Gesicht, und dann schien er noch etwas erwiedern zu wollen, sie aber schritt an ihm vorüber, und bevor er sich dessen versah, war er allein." An der Schwelle des Hauses insultirt er den Baron Jakobi, wofür ihm der alte Slavonier mit seinem spanischen Rohr einen Streich über das Gesicht versetzt. Dies ist das Letzte, was wir von Ratcliffe hören. Es scheint, als ob der Autor mit der von Mrs. Lee über den Schändlichen verhängten Strafe nur halb zufrieden gewesen ist, und deshalb noch die durch den Stock hinzugefügt hat, um so einen letzten Eindruck hervorzubringen, der im Verhältniß zu der Infamie Ratcliffes steht. Mrs. Lee aber faßt den Entschluß, wieder auf Reisen zu gehen. „Ich will nach Aegypten," sagte Madeleine, noch schwach lächelnd; „die Demokratie hat meine Nerven total erschüttert. Oh, welch wonniges Ausruhen, in der großen Pyramide zu leben und für immer nach dem Polarstern emporzuschauen."

Wenn der Raum es gestattete, hätte ich gern detaillirter über diesen Roman berichtet, der eine der verwickeltsten und schwierigsten aller politischen Situationen behandelt. Ich hätte z. B. gern die Scene angeführt, in welcher Mr. French vom Senator Ratcliffe scharf zurecht gewiesen wird, als er es wagt, von „Reform des Beamtenthums" zu sprechen, „ein ganz so gefährliches Thema für politische Gespräche in Washington, wie es die Sklavenfrage in der Zeit vor dem Bürgerkriege war".

In politischer Beziehung liegt der Schwerpunkt des Buches in einer Rede des alten Baron Jakobi. Angesichts des Charakters, den das Buch besitzt, erscheint es nur natürlich, daß der Autor es vorgezogen hat, anonym zu bleiben. Er hat eine äußerst gravirende Anklage gegen den Mechanismus der Regierung formulirt, unter der er lebt. Einige seiner scharfen Porträts zeigen eine unbequeme Aehnlichkeit mit berühmten Persönlichkeiten aus den höchsten politischen und diplomatischen Kreisen. Die scandalösen Geschichten, mit denen er die verschiedenen erfolgreichen Laufbahnen illustrirt, tragen, wenn sie auch für die einzelnen Fälle der Erzählung erdichtet sein mögen, ein häßliches Gepräge von Wahrscheinlichkeit und, wie ich schon Eingangs erwähnte, hat das weitverbreitete Buch, so viel ich weiß, keinen Widerspruch hervorgerufen.

„Tantae molis erat Romanam condere gentem!" Schwer war die Arbeit, diese Republik des Westens zu gründen, und traurig fragen wir uns, wenn wir das Buch schließen und der verderbten moralischen Atmosphäre entrückt sind, die aus den darin geschilderten Zuständen emporsteigt, ob denn Alles vergeblich gewesen? Ob das Alles ist, was von der Demokratie, jenem Hoffnungstraum der Idealisten, dem Hort der Zukunft, kommen kann? Sollte der hoffentlich bald beseitigte Makel, der dieser jungen Gemeinschaft anhaftet, nicht vielmehr eine unvermeidliche Folge des Wachsthums, der so außerordentlich raschen Ausdehnung einer aus heterogenen Elementen zusammengesetzten und aus Trümmern der alten und complicirten Cultur gebildeten Gesellschaft sein? Legt doch auch der Verfasser, obwohl er die Corruption mit so leidenschaftlicher Entrüstung und Erbitterung beklagt, dem reinsten männlichen Charakter seines Buches die folgenden Worte in den Mund, welche wir geneigt sind, als sein eigenes politisches Glaubensbekenntniß zu betrachten:

„Ich glaube an die Demokratie, ich bekenne mich zu ihr. Ich will ihr treu dienen und sie stets vertheidigen. Ich gebe zu, daß sie ein Experiment ist, aber es ist die einzige Richtung, welche würdig ist, von der Gesellschaft eingeschlagen zu werden; die einzige Vorstellung ihrer Pflicht, welche großartig genug ist, um ihre Gefühle zu befriedigen; der einzige Erfolg, der eine Anstrengung oder ein Wagniß lohnt. Bleiben wir unserer Zeit treu! Wenn unser Zeitalter geschlagen wird, so laßt uns auf dem Felde der Ehre sterben, wenn es den Sieg erlangt, so laßt uns voran sein in den Reihen der Kämpfenden."

Viel wird über das Geschlecht des Autors dieses geistvollen Buches gestritten. Was mich betrifft, so neige ich zu der Ansicht, daß es von einer Dame geschrieben ist, und wie ich höre, rannt man sich in amerikanischen Salons zu, daß es das Werk einer Amerikanerin ist, die in engsten Beziehungen zu politischen Kreisen steht und vermöge ihrer Stellung eine genaue Kenntniß der Sitten und Gewohnheiten sowohl, wie auch der Grundsätze und Denkweise der officiellen Welt besitzen kann, auf die sie ein so peinliches Licht wirft. Ein bemerkenswerther Artikel über die Reform des amerikanischen Beamtenthums aus der Feder Mr. Henry Brook Adams, im Jahr 1869 erschienen, der ganz ähnliche Schlußfolgerungen ergibt, wie der vorliegende Roman, verleiht dieser Muthmaßung eine gewisse Berechtigung.

H. Zimmern.

Dappertutto.

Eine italienische Reisephantasie.

Von Ludwig Hevesi.

Wirft man einen Blick auf die Karte Oberitaliens, so müßte man sehr kurzsichtig sein, um nicht zu bemerken, daß über den größten Theil derselben ein ungeheures schwarzes Kreuz gemacht ist. Zwei schnurgerade, dicke Tintenstriche, kreuz und quer mitten durch all das Gewimmel von geographischen Einzelheiten, rücksichtslos über Ebene und Gebirge hinweg. Von Mailand bis Ancona der eine Strich, von Venedig bis Livorno der andere; bei Bologna ist der Knotenpunkt dieses ungeheuern X. Der „Indicatore Ufficiale" und mit ihm die ganze italienreisende Menschheit fassen diesen spreizbeinigen Buchstaben, der doch hier ein gar vielsagendes Symbol ist, in gewohnter Nüchternheit als zwei sich kreuzende Haupt-Eisenbahnlinien der Alta Italia auf. Aber je länger ein hellsichtiges Auge das geheimnißvolle Zeichen betrachtet, desto klarer wird ihm, daß nicht die Muse der Geometrie diese energischen Striche gezogen hat, sondern die Muse der Geschichte höchsteigenhändig. Ja, ich erkenne deinen unnachahmlichen, unverfälschbaren Federstrich, gewaltige Klio; du selbst hast hier dein Kreuz gemacht über ein Jahrtausend italienischer Vergangenheit. Das Luftschiff mag in grauroſiger Zukunft die Eisenbahnen vernichten, dieses Kreuz bleibt trotzdem gemacht für ewige Zeiten, und was es hinweggelöscht hat von der Erdkruste, das bleibt ungeschehen auf immerdar, verbürgten sich gleich tausend Archive voll zweifelloser Urkunden für die geschichtliche Wahrheit jedes Titelchens. Welch ein buntscheckiges Gewimmel unwiederbringlich verflossener Winzigkeiten im Bereiche dieses Alles mediatisirenden Kreuzes! Liliput an Liliput, soweit Auge und Gedächtniß reichen. Jede Stadt eine Hauptstadt, jedes Dorf eine Residenz. Mumien von Duodezriesen und Zwergen in Folio, alle gekrönt, stehen in Reih' und Glied geordnet. Mikroskopische Souverainetäten, mitunter wohl auch mit unbewaffnetem Auge schon wahrnehmbare Dynastien, Kirchthurm-Tyranniden, deren Allmacht einst fast über Büchsenschußweite reichte. Herzogthümer, Fürstenthümer, Marquisate, Grafschaften, Herrschaften und sogar etwelche Freistaaten, „Archien" und „Kratien" jeder Kategorie, Alles „Ex", Alles bunt durcheinander gewürfelt, zusammengebacken wie eines jener geologischen Ragouts, Breccia oder Conglomerat, und darin halb oder ganz versteinert. Der majestätische Fels des einigen Italien zeigt an vielen Stellen diese merkwürdige Formation; schlägt man mit dem Hammer an die einzelnen Brocken, so hört man einen dumpfen Hall oder hellen Klang — das ist der Name eines Städtchens oder auch nur der Titel eines Cavaliers, der einzige kleinlaute Rest eines Restes, der Schweigen heißt.

Wenn man sie im Laufe der Jahre nach und nach durchwandert hat, jene vielen großen und kleinen Vergangenheiten, die man „Gewesenheiten" nennen möchte, dringt man durch ihre besonderen und doch so familienähnlichen Physiognomien schließlich zu einem gemeinsamen Typus durch. In der geographischen Wirklichkeit ist dieser eigentlich nirgends vorhanden, aber dennoch erkennt man ihn allerorten in jenen so stattlichen, so kümmerlichen Sitzen feudal-particularistischen Exthums. Dieses Nirgends ist überall, dappertutto, und man beschreibe ein künstlich zubereitetes „Dappertutto", so werden nicht nur Modena, Parma, Piacenza, Mantua, Ferrara und Lucca, diese halbtodten Großstädte unter den norditalienischen Exresidenzen, einzelne Grundzüge ihres Gesichts wiedererkennen, sondern auch die weltverschollenen Miniatur-Fürstensitze, die Sedez-Kapitalen wie Pesaro, Urbino, Rimini, Gonzaga, Guastalla, Este, Mirandola, Correggio, Massa, Carrara, Piombino, das berühmte Fürstenthum Etcätera nicht ausgenommen ....

Dappertutto also ist jetzt eine ansehnliche Landstadt in der Emilia, mit genau 9437 (im 14. Jahrhundert 50,000) Einwohnern, an beiden Ufern des Flüßchens Fiume gelegen. Eine Sage schreibt die Gründung der Stadt dem Trojaner Skiron zu, von dem auch der hier geborene Philolog Verbale di Motto den Namen der Stadt abzuleiten versucht hat. Das Grabmal des Skiron vermuthet man (wohl mit Unrecht) in einem Via Scirone Nr. 14 eingemauerten Granitsarkophag, in dem neuere Alterthumsforscher nur einen mittelalterlichen Viehfuttertrog sehen wollen. Bei den Römern erlangte der Ort erst Wichtigkeit, als der Consul D. Apertus Tutus daselbst eine Veteranencolonie (Colonia Apertina) anlegte. Von Attila vergebens belagert, dem die Besatzung bei einem Ausfalle sein noch jetzt auf dem Rathhause gezeigtes Medaillonbildniß abgenommen haben soll, wurde es im 11. Jahrhundert von der uralten Familie der Nessuno emporgebracht. Ein blutiger Familienzwist zwischen den beiden Hauptzweigen dieses Geschlechts, den Nessuno di Nullaparte und den Nullo di Nessunparte, verheerte die Stadt achtzig Jahre lang, bis 1231 Papst Lacuster VII. als Schiedsrichter Stadt und Bezirk diesseit des Flusses dem Nessuno, jenseit desselben dem Nullo zusprach. Nessuno V. erbaute die Citadelle Nullaparte, deren Trümmer noch erhalten sind, während Nullo IX. in der Burg Nessunparte (jetzt höhere Töchterschule) glänzend Hof hielt. (Hungertod des Troubadours Mortadella, der die Burgfrau zu lieben gewagt; von Dante, Inf. Canto LII. V. 814 erwähnt: „Trovator di gran fama e maggior fame, perche 'l suo nom' mangiar non potea.") 1294 brach Nullo XIII. den Frieden, überrumpelte durch Verrath von Nessuno's Stallmeister Quartomanca die jenseitige Citadelle, von deren Thurm (Torre dell' Orrore) er das ganze Geschlecht der Nessuno eigenhändig hinabstürzte. Empört ob des Gräuels, ließ Quartomanca ihn dafür an einer dreißig Ellen langen Kette von selbigem Thurme in die freie Luft hinaushängen, wo er, ein Spiel der Winde und Krähen, elend verschmachten mußte. Nun bemächtigte sich Quartomanca der Herrschaft und unterwarf sich alsbald die ganze Umgegend. Zur Sühne baute er das Kloster San Bajocco (jetzt Seilerei). Zweihundert Jahre lang beherrschten die Quartomanca mit eiserner Faust diesen Theil der Emilia. Ihr Wappen, welches einen dreibeinigen Hund zeigt („il quarto manca", das vierte Bein fehlt), sieht man noch jetzt an den meisten öffentlichen Bauten von Stadt und Gegend. Der Berühmteste dieses Hauses war der Condottiere Arancio Quartomanca, genannt Boccagrande, der stärkste Esser seiner Zeit, aber ein tapfrer und schlauer Bandenführer, der in seiner Glanzzeit fünf verschiedenen Herren zugleich zu dienen wußte. In der Schlacht bei Limonata (1444) erstickte er heldenmüthig in seiner schweren Mailänder Rüstung. Unter seinem Enkel Manzo II. (Al Lesso) wurde Dappertutto von König Mansardello zur Grafschaft erhoben. Graf Manzo III. (Arrosto) zog Maler und Dichter an seinen Hof und erhielt von der Päpstin Fiammina, die er gegen das Cardinalcollegium drei Monate lang hielt, die Herzogskrone. Unter ihm blühte der große Maler, Bildhauer und Baumeister Dappertutto, eigentlich Anchio Sonpittore, Gründer der Dappertuttesischen Schule, welche den Uebergang von der Sienesischen zur Urbinatischen bildet. Die Pest von 1491 entvölkerte die Stadt, deren Bevölkerung auf 17 Köpfe sank. Auch der letzte Quartomanca starb und Papst Romano XI. (dei Prensieri) benützte den nicht ungünstigen Anlaß, um seinen Neffen, den blutigen Carnavale dei Danarj, mit dem Herzogthume auszustatten. Dieser und sein Sohn Carnavaluccio, gewöhnlich nur „i nepoti" (die Neffen) genannt, hausten als geniale Renaissance-Wütheriche; der letztere war der berühmteste Tänzer, Reiter, Schwimmer, Zecher, Don Juan, Bibelausleger, Falschspieler, Räthseldichter und Cameenkenner seiner Zeit. Carnavaluccio regierte 1541—1573 und starb an einem Gallenerguß, weil das Gift, das er seiner berüchtigten Geliebten Mirabella degli Zecchini hatte reichen lassen, nicht wirken wollte. Nun wurde das Fürstenthum Dappertutto der Reihe nach zu Parma, Toscana und endlich dem Kirchenstaate geschlagen. Napoleon verlieh es (selbstverständlich) 1805 seiner Schwester Elisa Bacciochi, der vielfach Gefürsteten, welche also den Titel Fürstin von Dappertutto gewiß mit Recht führte. Nach ihrer Entthronung blieb das Fürstenthum bei Toscana und fiel 1860 an das Königreich Italien.

Dappertutto zeigt den gewöhnlichen Charakter verödeter italienischer Residenzen. Breite, lange, menschenleere Straßen, unbewohnte, fast herrenlose Paläste*), deren geräumige Einfahrten in Schuhflickerwerkstätten und Grünzeugläden umgemauert sind, eingegangene Kirchen mit unbekleideten Rohziegelfaçaden, besten Falles als Speicher verwendet u. s. f. Der schöne, breite Corso Vittorio Emmanuele (früher zeitweilig Stradone Ferdinando II., Corso Napoleone, Viale del Nepote u. s. w.) durchzieht die ganze Stadt, im rechten Winkel geschnitten von der kaum engeren Via Cavour (vormals Via Elisa, noch im vorigen Jahrhundert Via Manzo al Lesso). Auf dem Kreuzungspunkte die berühmte Fontana delle sette statue, der Brunnen der sieben Statuen, von denen jetzt keine mehr zu sehen, die aber früher alle oben gestanden, nicht zu gleicher Zeit, sondern nach einander, um sieben jeweiligen „glorreich Regierenden" aus verschiedenen Häusern zu huldigen; die letzte (Napoleon I.) wurde für 10,000 Dollars nach Humanity (Illinois, Vereinigte Staaten) verkauft, wo sie den Hof des städtischen Schlachthauses schmückt. Dem Brunnen gegenüber ein 12 Meter hoher Obelisk zum Andenken der unter Garibaldi gefallenen Freischärler, wie das aus rothem Marmor gemeißelte Garibaldihemd an der Vorderseite zeigt. Der Corso, an dessen Arkadenhäusern man noch Spuren von Fresken (aus der Schule Dappertuttos) gewahrt, führt auf die große Piazza Garibaldi. Daran rechts der Dom (Santa Moneta), romanischer Bau mit schöner Kryptenanlage, im 18. Jahrhundert im Rococostil erneuert, 1853 durchaus hellgelb getüncht. Am Hochaltar „Santa Moneta, den Peterspfennig stiftend", von Dappertutto (Hauptwerk), in der Sacristei Todtenmaske Carnavaluccios (?). Das Wasser im Weihkessel rechter Hand soll dem großen Dappertuttesischen Physiker Acquavita († 1576) die Formel seiner bahnbrechenden Verdunstungstheorie eingegeben haben. Der Glockenthurm an der Kirche, „La Speculatrice" genannt, zählt 365 Fensterchen übereinander, welche die Tage des Jahres symbolisiren sollen (dem Küster ½ Lira). Die linke Seite des Platzes bildet der Palazzo Quartomanca, ein gewaltiger Quaderbau von Dappertuttesischer Gothik (horizontal mit runden Bogen), in seiner jetzigen Gestalt aus 1470 stammend, doch seither wiederholt erneuert. Darin die Sala del Municipio (außerhalb der Sitzungsstunden Winterturnanstalt), mit großem Deckenbild von Dappertutto („das Völkerrecht, auf die Kriegskunst und Staatsklugheit gestützt, aber von der Diplomatie begeifert, führt Manzo IV. auf den Thron von Dappertutto und läßt ihm die vier Welttheile huldigen"). In zehn Zimmern

*) In Parma trat ich einst in einen hübschen, aber verwahrlosten Palast und fragte den Hausmeister, wer der Besitzer sei. Ein Mailänder Fabrikant, sagte er. Auf meine Frage nach dem Namen desselben besann er sich ein Weilchen, mußte aber schließlich gestehen, daß er den Namen seines eigenen Hausherrn nicht wisse.

des zweiten Stockwerkes das Museo Civico (früher Bonaparte), dessen Hauptschatz die Perücke ist, um welche sich das berühmte komische Epos „Il parrucchiere incantato" des in Dappertutto geborenen Dichters Pennale Versobaldi (1705—1773) dreht. Das obenerwähnte Medaillonbild Attilas (dem Custoden ½ Lira) zeigt den Zopfstil des vorigen Jahrhunderts, ist deutlich als ein Werk von unbekannter Hand zu erkennen und ohne Kunstwerth. Vor dem Palazzo Quartomanca zwei kolossale Reiterstatuen in Erz, vom Volke nur „I Nepoti" genannt, Nessuno I. und Nullo I. darstellend, treffliche Arbeiten Dappertuttos, die dunkler patinirte 1807 von Napoleon nach Paris geschafft, 1815 zurückerstattet. An der nördlichen Ecke des Palastes, in der Höhe des dritten Stockwerkes, auf einer Console uralte, hellgrüne Bronzestatuette des dreibeinigen Hundes, Wahrzeichen der Stadt, vom Volke seit der päpstlichen Herrschaft höhnisch „l'ultimo Quartomanca" genannt. Nordöstlich vom großen Platze die grasbewachsene Piazza Dolcefarniente mit der Statue des ehedem vielgenannten Quietisten Marchese Dolcefarniente, als Repräsentant einer in Italien seither glücklich überwundenen Geistesrichtung noch jetzt von Interesse. Gegenüber der Palazzo Dolcefarniente, aus dem 17. Jahrhundert, jetzt Leihhaus; im Hofe zopfige Allegorie der Faulheit, Marmorgruppe von Buongiorno, 1764 errichtet. Sehenswerth ist noch in Calle Troppolunga Nr. 8 beim Apotheker Scaramuzza, einem leidenschaftlichen Lokalforscher, die große Scherbensammlung, auf Grund deren dieser Fachmann sein treffliches Werk „Ueber das Gesetz, nach welchem die Töpfe brechen" verfaßt hat. In dem stark verwahrlosten Kloster Bajocco (s. oben) ungeordnete Bibliothek, 21,000 Bände und ungefähr ein Manuscript; jeden zweiten Charfreitag zugänglich.

Die Straßen Dappertuttos sind unter der Fürstin Elisa vortrefflich gepflastert worden. Ihr verdankt man auch die Umwandlung der Stadtmauern in schattige Spaziergänge, die Anlegung des Campo di Marte (Marsfeld) als Exercierplatz (jetzt Vieh- und Getreidemarkt) und vor Allem das eine halbe Stunde vor Porta Semprechinsa gelegene fürstliche Lustschloß „Ma Mélancolie", als Bau unbedeutend, aber berühmt durch seinen schönen französischen Park, von Le Vôtre, einem Schüler des großen Gartenkünstlers Le Nôtre geschaffen. In Ma Mélancolie lebte König Ottoxerxes von Armenien nach seiner Vertreibung; sein Grab mit Büste von Canova in der armenischen Kapelle am östlichen Parkthor, von Aprikosenbäumen (sein Lieblingsobst) beschattet. Lohnender Ausflug auf das nahe „städtische" Schlachtfeld, eine kleine Stunde vor Porta degli Assassini; nicht weniger als neun Schlachten haben im Laufe der Zeit daselbst stattgefunden. Der Consul D. Apertus Tutus schlug hier 67 n. Chr. die gefährliche Veteranenrevolte nieder; 432 wurde Attila von den Einwohnern zurückgeworfen; 1201 schlug Nullo II. seinen Nebenbuhler Nessuno III. aufs Haupt; 1420 besiegte Manzo II. al Lesso den Anjou'schen Gonfaloniere Collerotto; 1796 überrumpelte Napoleons General Kellermann den östreichischen General Alvinczy und wurde dafür später Duc de Dappertutto; 1849 zwang Radetzky ein sardinisches Corps zur Waffenstreckung; 1859 warf Mac Mahon in blutigem Gefechte den östreichischen Feldzeugmeister Baron Freundlich (daher dessen Prädicat „von Dappertutto") über den Fiume zurück; dagegen bestand 1866 ein östreichisches Corps ein brillantes Reitergefecht gegen weit überlegene italienische Kräfte; endlich erlitten hier die anonymen Freischaaren von 1870 bei ihrem Putschversuch eine unblutige Niederlage durch die italienische Gendarmerie. Zur Erinnerung an all das steht auf dem Gefilde ein 20 Meter hohes rothes Steinkreuz (Croce di Sangue), auf dem alle neun Schlachten verzeichnet sind; es ist aber noch für mindestens zwanzig Raum gelassen, so daß die kriegsgeschichtlichen Bedürfnisse Dappertuttos für das nächste Jahrtausend so ziemlich gedeckt erscheinen.

Notizen.

Ein Morgenweckruf.

Es war vorauszusehen, daß die sich überschlagende Woge der Wagnerbegeisterung in diesem gesegneten Bühnenweihfestspiel-Jahre wieder die merkwürdigsten literarischen Schaumgebilde aufwerfen werde; jedoch auf eine Curiosität von der Natur der uns soeben zugegangenen werden sich selbst die sammelfreudigsten Specialitätenjäger nicht gefaßt gemacht haben, „Die Bedeutung des Morgenweckrufs in R. Wagners Bühnenweihfestspiel 'Parsifal', erörtert von Edmund von Hagen" (Berlin, Th. Barth) — inclusive Titelblatt, Vorwort und Inhaltsangabe 62 wohlgezählte Octavseiten — hier sagen Titel und Umfang schon Alles, was sich über diesen „zieren" Auswuchs an dem Palmbaum der Wagner-Literatur sagen läßt. 62 Seiten! Da muß man es dem Verfasser schon zu Gute halten, wenn er in der Vorrede die „Knappheit der Form" seiner Schrift als „das Resultat eines überreichen geistigen Gehalts zu entschuldigen bittet". Und dieser überreiche geistige Gehalt bedarf keiner weiteren Charakterisirung, wenn wir die unmittelbar darauf folgenden Sätze des Prooiminms citiren, die mit rührender Zuversicht verkünden: „Wir fühlen am ersten Aufführungstage des 'Parsifal', daß wir am Vorabende eines neuen Völker-Cultur-Morgens stehen, wie es heute vor 52 Jahren in Paris der Fall war." Müßte eine interessante persönliche Bekanntschaft sein, dieser „gute" Revolutionär aus dem Bayreuther Bühnenweihfestspiel-Lager! „Wir fühlen mit dem 'Parsifal', daß der Menschheit Pfade in neuer Festigung erstehen, daß neue Pfade der Erleuchtung gefunden sind. Damit fühlen wir das Hellwerden der Nacht der Menschheit, das Nahen eines Lichtes, welches den Menschen das Ende der Leiden und die ewige Freude des Geistes bringen wird, schon jetzt wie in der reinen Luft des Auferstehungs-Morgens." Der Leser wird uns nicht das Mißtrauen in sein Urtheil und die Geschmacklosigkeit zutrauen, nach dieser Stil- und Gesinnungsprobe ihn mit einer näheren Beleuchtung der Weckrufdelirien des Herrn von Hagen zu behelligen. Nur die Kapitelüberschriften der Broschüre mögen hier noch ein Plätzchen finden als kostbare Belege für die unergründliche Abnormität des Geistes, welcher sich in der intimsten Wagner-Literatur der staunenden Welt zu octroyiren unternimmt. Sie lauten: I. Ueber die Bedeutung des Morgens. II. Ueber das Erwecken. 1. Ueber den Schlaf. a) Die ästhetische Seite des Schlafes. b) Die ethische Seite der Schlafes. c) Die metaphysische Seite des Schlafes. d) Die symbolische Seite des Schlafes. e) Die historische Seite des Schlafes. 2. Ueber den Act der Erweckung. 3. Ueber das Wachen und die Wachsamkeit. a) Das Achten auf die Weltgeschichte. b) Das Achten auf die Symbolik des Lebens. c) Das Achten auf die Intellectualität der eigenen Persönlichkeit. d) Das Achten auf die Moralität der eigenen Persönlichkeit. e) Das Achten auf die Leiblichkeit. III. Ueber die Lehre von der Berufung. — Dies in „geistvoller Knappheit" die Methode des Wahnsinns. Auf den ersten Blick könnte man beinahe vermuthen, es sei ein erkünstelter, schlecht gespielter Wahnsinn angenommen, um die Sache des Meisters, der als Schöpfer einer neuen Völkercultur anscheinend verherrlicht werden soll, vor dem denkfähigen Theil der mitlebenden Menschheit boshaft zu discreditiren, denn für einen natürlich angeborenen Zustand des Defects ist er in der That zu reflectirt, zu logisch verkünstelt. Wenn sich dem näher Zusehenden darin nur nicht so ganz unverkennbar die Züge jener unheilbaren Familienähnlichkeit entdeckten, die jedes vom Festspielhügel herabwehende Orakel trägt, und deren „weihevoll" pathetisches Gepräge die Annahme eines frevelhaften Scherzes unmöglich macht. In der That, ein trauriges Handwerk, diese unglaubliche Falschmünzerei philosophischer Gedanken in der Gluth des ästhetisirenden Begeisterungstaumels — bedauernswerth, belachenswerth, aber auch hassenswerth, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine Richtung, welche solche Apostel zu zeugen im Stande ist, nach geistiger Herrschaft zu streben wagt und über viele schwache Gemüther und hohle Köpfe diese Herrschaft auch ausübt. Dp.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Hervorragende Novität

aus dem

Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Das Bild des Eros.

Neue milesische Märchen

von

Oscar Linke.

1. Band.

In eleganter Ausstattung mit Kopfleisten und Initialen.

Broch. *M.* 5.—, in stilvollem Einbande *M.* 6.20.

Unter dem vorstehenden symbolischen Titel entrollt der Verf. der „Milesischen Märchen" reizvolle Bilder von hochpoetischer Wirkung und Schönheit aus Altgriechenland, die an den kühnen, farbenreichen Pinsel eines Makart erinnern.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konstantinopel.

Von **Edmondo de Amicis.**

Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von

A. Burchard.

2 Thle. in 1 Bd. 30½ Bogen.

Preis eleg. brosch. 5 *M.*, in Bädekerbd. 6 *M.*

Dies geistvolle und fesselnde Buch ist von einer großen Anzahl der bedeutendsten Blätter aufs günstigste besprochen. Die Wiener „Presse" sagt kurz und treffend: „Amicis' ‚Konstantinopel' enthält geradezu berauschende Kapitel, in denen frische Beobachtung aus dem Born der Geschichte, gesättigte Phantasie, reichstes Colorit und künstlerische Abrundung sich bestens vereint zeigen."

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten

wird gegen Einsendung der Post-Quittung der bis zum 1. September abgedruckte Theil der gegenwärtig im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** erscheinenden neuesten Novelle von

Paul Heyse: „David und Jonathan",

gratis und franco nachgeliefert. Nach Beendigung derselben veröffentlicht das **„Berliner Tageblatt"** den neuesten **spannenden** Roman von

Balduin Mœllhausen: „Der Haushofmeister".

Circa 70,000 Abonnenten. Probe-Nummern **gratis** und **franco.**

Für den Monat **September** abonnirt man auf das **täglich 2 mal** erscheinende

„Berliner Tageblatt"

nebst seinen 3 werthvollen Beiblättern

illustrirtes Witzblatt: **„ULK"**, belletr. illustr. Sonntagsblatt: **„Deutsche Lesehalle"** und **„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"**

bei allen Postanstalten für **1 Mark 75 Pf.** (für alle 4 Blätter zusammen).

Geistige Frische, außerordentlich **reicher und gediegener** Inhalt und **schnellste Mittheilung** aller Ereignisse sind die besonderen Vorzüge des „Berliner Tageblatt", denn hierdurch wurde es die bei Weitem

gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, nicht auf Papier, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von **H. J. Burgers, Seitz, de Block** etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sang und Klang.

Lieder zum Componiren und andere poetische Kleinigkeiten

von **Heinrich Flemmich** (Parcival).

Freiburg i. B. Brosch. 3 *M.* **Adolf Kiepert's** Hofbuchhandlung.

Parzival,

der Ritter ohne Furcht und Adel.

Eine Festgabe

von

Siegmey.

Mit 12 Zeichnungen von **H. Albrecht.**

Eleg. Ausstattung. Geh. 1 *M.*

Leipzig. **Rosenthal'sche** Verlagshdlg.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Väter und Söhne.

Schauspiel in 5 Akten

von

Ernst von Wildenbruch.

Preis 2 *M.*

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 35. Berlin, den 2. September 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Leibnitz und die ägyptische Frage. Von Max Bewer. — Autokritiken. Bekenntnisse eines Achtundvierzigers. Von Karl Blind. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Franz Dingelstedt. Von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). — Paul Heyses Troubadour-Novellen. Von Theophil Zolling. — „Lorin" von P. A. Walujew. Von Eugen Zabel. — Journalisten der Zukunft. Eine phantastische Geschichte. Von Théodore de Banville. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Leibnitz und die ägyptische Frage.

Von Max Bewer.

In demselben Grade, wie heute die europäische Diplomatie durch die Möglichkeit einer Theilung der türkischen Länder in ein anhaltendes Interesse gezogen wird, ebenso war die christliche Staatenwelt zu den Zeiten des großen Philosophen, dessen politische Gedanken wir an dieser Stelle zu reproduciren gedenken, durch die Macht des Islams nicht nur in Bezug auf politische, sondern auch auf religiöse Fragen in Besorgniß gesetzt.

Nur zweihundert Jahre sind vergangen, seitdem jenes Universalgenie den Plan faßte, die Hauptmächte der Politik zu einem gemeinsamen Schritt gegen die Osmanen zu bewegen und gleichsam einen modernen Kreuzzug in Scene zu setzen, damit die das ganze christliche Leben bedrohende Ostmacht gebrochen werde, und endlich jeder einzelne Staat sich den allgemeinen Culturaufgaben, jeder in seiner besonderen Art, zuwenden könne — und heute lebt jenes mächtige Reich nur noch von der Gnade der erhaltenden Politik oder, besser gesagt, ist es die Eifersucht der übrigen Staaten, die allein den endgültigen Abschluß der geschichtlichen Tragikomödie am Bosporus verzögert.

Die Idee jenes Leibnitz'schen Planes war eine Frucht der kurmainzischen Politik, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Frieden zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. zu stiften und Punkte zu gewinnen, von welchen aus ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden Häusern Habsburg und Bourbon, deren Zusammenwirken den europäischen Frieden bedingte, dauernd zu machen möglich war.

Der Kurfürst Johann Philipp hatte für diese Ziele einen genialen Helfer in seinem ersten Minister: Johann Christian von Boineburg. Boineburg griff nicht nur diese Ideale des Kurfürsten mit Begeisterung auf, er suchte sie auch praktisch zu machen. Aber den Punkt des Archimedes, von dem man die alte politische Welt aus den Angeln zu heben gedachte, fand seine politische Combinationsgabe nicht.

Ein Zufall wollte, daß er inmitten dieser Pläne den jungen Leibnitz kennen lernte, den er als einen höchst scharfsinnigen und auch für die Diplomatie brauchbaren, mit dem umfassendsten Wissen ausgestatteten Gelehrten erkannte und nach Mainz brachte. Er weihte ihn in die Mysterien der hohen Politik, die von Johann Philipp und ihm selbst inaugurirt worden war, ein, und Leibnitz mit seiner wunderbaren Klarheit und erfinderischen Berechnungsgabe fand den vergebens gesuchten Punkt, wo man die Hebel der Friedenspolitik, und zwar mit der größten Wahrscheinlichkeit auf Erfolg, ansetzen könnte.

Sein Gedanke war, den König von Frankreich zu einer ägyptischen Eroberungsexpedition zu veranlassen. Diese Idee fand sofort den Beifall Boineburgs und des Kurfürsten. Wenn dieser Plan wirklich von Ludwig XIV. aufgegriffen werde, so glaubte man einerseits, daß für die gefährlichen Eroberungsgelüste des Königs in der Aussicht auf die Erwerbung Aegyptens ein würdiges Ziel gefunden, und die für Deutschlands Grenzen so sehr erwünschte Ablenkung der französischen Vergrößerungspläne gelungen sei, andererseits hoffte man, daß die wenn auch anfangs selbstständig-egoistische Unternehmung Ludwigs zu einem übereinstimmenden politischen Programm mit dem Hause Habsburg führen werde, insofern das von der Pforte bedrängte Oestreich (Ofen war in Händen eines türkischen Paschas) es dankend anerkennen müsse, wenn Ludwigs Angriff von Westen her die osmanischen Streitkräfte in der Nähe von Wien bedeutend vermindern würde! Dieser Plan hatte zunächst einen lebhaften Gedankenaustausch zwischen Boineburg und Leibnitz zur Folge und erweckte in den Herzen der kurmainzischen Patrioten große und berechtigte Hoffnungen.

Während man sich in diesen Ideen wiegte, ohne daß sie Gestalt gewonnen hätten, da tritt plötzlich das Gespenst eines französisch-holländischen Krieges auf, und um diesen und damit eine neue Machtvergrößerung Frankreichs in unmittelbarer Nähe der deutschen Grenzen zu verhindern, macht sich Leibnitz daran, seine Gedanken in directem Anschluß an die holländische Kriegsfrage durch eine Ludwig zu überreichende Denkschrift diesem so mundgerecht wie möglich zu machen: er legte dar, daß das eigentliche Holland — Aegypten sei, das sei das Holland der Welt. Von dort aus könne man den holländischen Handel vernichten und an Frankreich bringen, der Weg nach Indien stehe offen, die türkische Macht würde durch eine Occupirung Aegyptens von Seiten Frankreichs einen tödtlichen Schlag empfangen, und die Eroberung selbst würde ohne Zweifel eine dauernde, glorreiche Vermehrung des französischen Reiches sein. Ihre Wichtigkeit beweise die Geschichte: Kambyses, Alexander, Pompejus seien Namen, welche mit Aegypten verknüpft seien. Die Kreuzzüge seien politisch erfolglos geblieben, weil man nicht im Besitz dieses wichtigen Operationslandes gewesen sei. Zudem sei dieser Zug nach Aegypten, den die Welt von Ludwig erwarte, kein extravaganter, er sei durch Philipp II. August und Ludwig XI. vorbereitet, die Vorsehung habe die Ausführung Ludwig XIV. vorbehalten und Frankreichs ganzer Charakter sei aggressiver Natur. Es sei ferner eine würdige Aufgabe — und es gäbe keine würdigere für den „allerchristlichsten König" — heidnische Länder zu gewinnen, den Islam zu untergraben, und, nachdem er gebrochen, als unbestritten erste Macht der Welt im Verein mit Deutschland den Universalfrieden zu dictiren! Deutschland sei conservativer Natur (man denke an Bismarcks Wort von den Knochen des

pommerschen Landwehrmannes!), es liege in seiner Bestimmung sich zu dem Zwecke Frankreich anzuschließen und würde dies mit Freuden thun. Dann könnten die einzelnen Staaten, jeder nach seiner besonderen Natur, ihren speciell civilisatorischen Culturaufgaben nachgehen, und im voraus schon unter diesen glücklichen Auspicien schwärmt der sonst so kalte Kopf des Philosophen in der Vervollkommnung seiner Ideale, jetzt erst hält er die wahren Segnungen der christlichen, internationalen Liebesreligion für möglich, ja, er sagt es selbst, nun werde das tausendjährige Reich des Friedens kommen!

Aber bevor dieses „consilium aegyptiacum" dem französischen Könige überreicht werden konnte, gelangte der definitive Kriegsbeschluß, am 8. December des Jahres 1671, an die Friedensdiplomaten in Mainz.

Der Schlag war schwer.

Aber der Kurfürst, Boineburg und Leibnitz waren so sehr von dem Erfolg ihrer Vorschläge überzeugt, daß sie diese unbedingt, und auch ohne eine Verhinderung des holländischen Krieges herbeiführen zu können, Ludwig XIV. vorstellen zu müssen glaubten.

Zu dem Ende richtete Boineburg im Interesse des Leibnitzschen Planes eine Anfrage an den französischen Minister Pomponne. Es sei ein sehr fähiger Mensch im Besitz eines außerordentlich wichtigen Planes für Ludwig XIV., und er frage, ob das französische Kabinet es nicht verschmähe, den König davon zu benachrichtigen. Der Plan sei wissenschaftlich begründet, die Mittel zu seiner Ausführung würden später von derselben Persönlichkeit in der sachkundigsten Weise angegeben werden können.

Die Folge dieses Berichtes war, daß Leibnitz selbst am 18. März des Jahres 1672 nach Paris reiste. Leibnitz war vier Jahre in Paris, aber er war nicht im Stande, Ludwig zum Handeln zu bewegen. Die Politik des „allerchristlichsten" Königs bediente sich lieber der heidnischen Macht zur Schwächung des habsburgischen Hauses und zur Erwerbung deutscher Grenztheile, als des universalen Mittels des genialen Philosophen, um Europa den Frieden zu schenken.

Im Jahre 1683 standen auf französischen Einfluß die Türken vor Wien, und einige Jahre später ward von den Heeren Ludwigs die Pfalz verwüstet, gingen Worms, Speyer und Heidelberg in Rauch und Flammen auf! —

Wie tief muß der Mann der Wissenschaft diesen Schmerz empfunden haben! Sein ganzes Leben hat er an der Ausführbarkeit und dem Erfolg seines Planes nicht gezweifelt. Aber hundertundfünfundzwanzig Jahre etwa, nachdem Leibnitz nach Paris gegangen war, sollte seinem Geiste eine glorreiche Genugthuung werden. 1798 stand Napoleon unter den Pyramiden Aegyptens!

Hat er von den Ideen des Philosophen gewußt? Die Frage muß verneint werden. Aber sein strategischer Blick hatte ihn, als es die Vernichtung des englischen, wie zu Ludwigs Zeiten die des holländischen Handels galt, auf dieselbe Stelle gewiesen, auf die das Genie des Philosophen gezeigt hatte, das „Holland der Welt".

Die Expedition Bonapartes veranlaßte die Regierung Englands, in dem kgl. Archiv zu Hannover die betreffenden Schriften von Leibnitz, von deren Existenz man in England eine dunkle Kunde hatte, aufzusuchen. In England wurden sie als eine politische Broschüre gegen Napoleon gedruckt, und man nahm an, daß er von den Manuscripten Leibnitzens Kenntniß gehabt habe. Aber, wie gesagt, dies ist nicht der Fall gewesen. Erst später, im Jahre 1803, als Hannover von französischen Truppen besetzt wurde, erhielt er Kunde davon, daß jene Pläne in den Sälen des dortigen Archivs schlummerten. Der General Mortier schickte ihm eine — wenn auch unvollkommene — Abschrift. Bonaparte sprach über diese Schrift mit höchster Anerkennung und Bewunderung für den großen Geist, der sie geschrieben.

Im Lauf der Geschichte hat England Hollands Stelle behauptet, Frankreich (nach der Verweigerung des ägyptischen Credits!) scheint fast von Rußland verdrängt, Deutschland spielt am besten auch heute noch die „conservative" Rolle, die ihm Leibnitz ertheilt hat.

Ob Aegypten jemals von einer europäischen Macht in Besitz genommen wird? und welche mag wohl mit der Occupation dieses so wichtigen Landes jenen Friedensideen am meisten Rechnung tragen? Das zu beantworten müßte man — Leibnitz sein. Am billigsten und direct auch nicht unwahrscheinlich ist vielleicht die Antwort — gar keine.

Autokritiken.

Bekenntnisse eines Achtundvierzigers.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

Eine Vergleichung der Daten wird Alles vollends richtig stellen. Noch am 24. Mai befand ich mich in Karlsruhe: es war dies der Tag, wo der reactionäre Rittmeister von Glaubitz, an der Spitze einer Abtheilung Dragoner, plötzlich mit überraschender Schnelle und im Widerspruch mit der ihm gewordenen Weisung in die Hauptstadt Badens einrückte. Da zufällig alle Mitglieder des regierenden Landesausschusses das Rathhaus, vor welchem die Dragoner drohend sich aufstellten, verlassen und sich in ihre Wohnungen zerstreut hatten, so war ich, der ich dort zurückgeblieben, glücklicher Weise in der Lage, durch meinen Bruder, der eine Offiziersstellung beim Geschützwesen einnahm, rasch sichere Truppen von der benachbarten Kasernenveste Gottesaue herbeiholen zu lassen, um einen etwaigen Handstreich abzuschlagen. Der Dringlichkeit und der Gefahr halber nahm ich den Befehl auf mich. Nachträglich wurden die Offiziere der Glaubitz'schen Dragonerabtheilung auf Anordnung des Landesausschusses, als der Meuterei verdächtig, gefänglich nach Rastatt abgeführt.

Schon aus dieser Zeitangabe ergibt sich somit die Falschheit der Mathy'schen Behauptungen. Seinem gegen Fickler angewandten Verfahren treu, hetzte er, wie wir jetzt aus seinen Privatbriefen sehen, gegen die badisch-pfälzische Volkserhebung auf Grund angeblicher landesverrätherischer Zettelungen schon zu einer Zeit, wo die Abgesandten von Baden-Pfalz noch gar nicht einmal ihre Vollmachten in Paris hatten einreichen können! Erst gegen Ende Mai ging Dr. Friedrich Schütz von Frankfurt, ich von Karlsruhe aus nach Paris ab; und damals reiste man dorthin noch nicht mit der Eisenbahn, sondern mit dem sehr langsamen Eilwagen, der sog. „Diligence". Es weilten gleichzeitig Graf Teleki und Franz Pulszky als Bevollmächtigte Ungarns, Oberst Frapolli als Gesandter der unter dem Triumvirat Mazzinis, Saffis und Armellinis stehenden römischen Republik in Paris.

Ursprünglich war Dr. Arnold Ruge von Karlsruhe aus für den Pariser Posten mitbestimmt worden. Ob es seine mehr großpreußische, als gesammtdeutsche Auffassung war, oder ob andere Ursachen mitwirkten: im letzten Augenblicke wurde ihm die erwartete Vollmacht jedenfalls nicht ertheilt. Indessen reiste er, nebst einem Verwandten von ihm, mit mir zusammen nach Paris. Eine Reihe politischer Besuche, welche Dr. Friedrich Schütz und ich bei hervorragenden Parteiführern dort abstatteten, erfolgten, auf meine Anregung, unter Ruges Begleitung. Ruge war damals republikanisch gesinnt — wie er auch in späteren Jahren noch eine Zeitlang als Mitglied des Central-Europäischen Demokratischen Ausschusses mit Ledru-Rollin, Mazzini, Kossuth, Worczel u. A. zusammenwirkte. Die deutschen Verhältnisse im Jahre 1849 beurtheilte er übrigens irrig. Er sprach zu Paris wiederholt die feste Erwartung aus: das preußische Heer werde bei dem gegen Baden-Pfalz ausbrechenden Kampfe demokratische Gesinnung und Handlungsweise an den Tag legen und dadurch den Sieg unserer Sache herbeiführen! Bei so unkundiger Auffassung wurde die weitere Berathung mit ihm bald unersprießlich; meine persönlich freundschaftlichen Beziehungen blieben jedoch davon unberührt.

Obwohl erst seit einigen Wochen aus den Kasematten von Rastatt befreit, war ich höchst ungern nach Frankreich gegangen; doch blieb mir bei der Lage der Parteiverhältnisse kaum eine Wahl. Die überbrachten Beglaubigungsschreiben wurden nach meiner Ankunft am 29. Mai an den Minister des Auswärtigen, Herrn von Tocqueville (in der gewöhnlichen Sprache jener Tage noch „der Bürger de Tocqueville") übersandt. Allgemein herrschte indessen die Ansicht: ein Sturz Ludwig Napoleons sei von der entschieden republikanischen Partei der gesetzgebenden Versammlung beabsichtigt, und zwar wegen des widerrechtlich vom französischen Heer auf die römische Republik gemachten Angriffes. Frankreichs eigene Verfassung war durch diesen Ueberfall gegen Rom schreiend verletzt worden. Ludwig Napoleon und die Mehrheit im Parlament hatten sich damit thatsächlich außerhalb des Gesetzes gestellt. Als Leiter der Bewegung zu Gunsten der römischen Republik trat Ledru-Rollin auf, der ein Hauptmitglied der Februar-Regierung von 1848 und neben Ludwig Napoleon und General Cavaignac im December jenes Jahres Mitbewerber für die Präsidentschaft der Republik gewesen war. Daß Ledru-Rollin, damals der einflußreichste Führer, an die Spitze der Regierung treten würde, wenn die Volkserhebung gelänge, stand außer Frage. War doch er es gewesen, der im Februar den Ausschlag für die Republik gegeben und die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes erzielt hatte.

Für den Fall einer solchen erfolgreichen Wendung hatte ich von Karlsruhe noch ergänzende, von Struve entworfene Vollmachten mitgebracht, welche zu einer sofortigen frischen Beglaubigung dienen sollten. Mit Ledru-Rollin verkehrten wir mittlerweile öfters; ebenso mit Savoye, Beyer, Pascal Duprat und anderen Mitgliedern der Nationalversammlung. Ich kann nur bezeugen, daß keiner derjenigen Parteiführer, mit denen wir zusammenkamen, im Entferntesten je eine Andeutung gemacht hätten, die zu einem Verdacht unlauterer Absichten gegen Deutschland Anlaß geben konnte.

Ich sage dies, ohne mich einer Täuschung darüber hinzugeben, als sei die republikanische Partei Frankreichs gänzlich frei von Rheingrenz-Gelüsten gewesen. Selbst in der Verbannung habe ich ja manche bittere Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht. In Paris handelten wir mit aller gebührenden Vorsicht. Es befanden sich dort mehrere zweifelhafte Gesellen, leider deutscher Abkunft, von denen die Sage umging, daß sie unter demokratischer Maske allerhand polizeiliche Geschäfte besorgten — bald auf französischer, bald auf reactionärer deutscher Seite. Um ihnen jede Handhabe abzuschneiden, vermieden wir es, mit irgend welchen deutschen Vereinen in Paris in Verkehr zu treten. In späteren Jahren wurden jene dunkeln Catilinarier, die mit dem „rothen Berg-Prinzen" Fühlung hatten, auch richtig als bonapartistische Söldlinge enthüllt.

Die Einladung zu einem von der republikanischen Partei der gesetzgebenden Versammlung gegebenen Bankett lehnten wir ebenfalls ab. Das Bankett endete mit einem Tumult, in welchem die Hand der Polizei dunkel thätig war. Wie immer in stürmischen Zeiten, hatte man nach allen Seiten hin auf der Hut zu sein. Der „rothe Prinz", Jerome Napoleon, hing sich damals an die entschieden republikanische Partei. Durch einen seiner Anhänger sollte auch eine Beziehung zu uns versucht werden. Wir wiesen die gewünschte Anknüpfung kurz ab und stellten durch Mittheilungen an die französische Presse unsere Haltung klar fest. Auf vergilbten, vor mir liegenden Blättern aus jener Zeit sind Aufzeichnungen über die Parteien im Elysee, über Prinz Napoleon, Fialin de Persigny, Abbatucci, Viellard, de la Moskowa u. A. einer- und über die Partei Odilon Barrots und Tocquevilles andererseits enthalten, deren genauere Mittheilung wohl ein auffallendes Licht auf die späteren Ereignisse würfe.

Zum Zweck der Bemeisterung der vom national-demokratischen Geiste getragenen Heeres- und Volkserhebung von Baden-Pfalz wurden zwischen den geflohenen Ministern der großherzoglichen Familie, dem Reichsministerium zu Frankfurt, und dem als Mittelsperson handelnden englischen Gesandten zu Berlin, Lord Westmoreland, Unterhandlungen gepflogen, deren Wortlaut im Druck vorliegt. Auch der großherzogliche Minister-Resident in Paris, Freiherr von Schweizer, spielte dabei eine Rolle. Die verleumderische Angabe, als sei beabsichtigt gewesen, „die Hülfe fremder Waffen anzurufen in inneren Fragen des gemeinsamen Vaterlandes", fehlte auch dabei nicht.*) Nach dem schon am 18. Mai (vier Tage nach der Flucht der großherzoglichen Familie aus Karlsruhe!) geschriebenen Briefe Mathys, der dieselbe Beschuldigung bei der Verhaftung seines Freundes Fickler verwerthet hatte, wird man über die Urheberschaft der erfundenen Angabe kaum zweifelhaft sein können. —

Beim deutschen Volke sollte die Erhebung von Baden-Pfalz durch die Beschuldigung der Anrufung fremder Hülfe angeschwärzt werden. Wie gewissenlos die Verleumdung dabei vorging, ergibt sich aus der Thatsache, daß andererseits in Frankreich die Angabe ausgestreut wurde: unser Zweck gehe auf Gründung eines Rheinischen Freistaates, welcher Elsaß, Baden und die Pfalz umfassen solle. Also eine widersprechende Bezichtigung, je nach Bedürfniß in dem einen oder dem anderen Lande!

Ein Schreiben des Reichsministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, gezeichnet von dem Minister-Präsidenten Wittgenstein, und gerichtet an das Reichsministerium des Innern unterm 25. Juli 1849, theilt zwei ihm von dem Geschäftsträger der deutschen Centralgewalt in Paris übersandte Actenstücke mit. Eines, in französischer Sprache, bezieht sich auf meine Verhaftung und diejenige anderer Deutschen in Paris, z. B. Ewerbecks. Das zweite Schreiben ist eine dem „Bürger Kapp aus Westfalen" (dem heutigen Reichstagsmitgliede Dr. Friedrich Kapp) ertheilte Vollmacht eines deutschen Ausschusses in Paris, mit dem Landesvertheidigungs-Ausschusse in Kaiserslautern in Verbindung zu treten. Nun denn, in dem französischen, augenscheinlich geheimpolizistischen Quelle entstammenden Berichte heißt es u. A.: „Il paraît certain qu'il a été question de la création d'une République du Rhin, comprenant l'Alsace, Bade, et le Palatinat".

Hier war somit der Spieß umgedreht. Französische Stimmen behaupteten, um die napoleonische Reaction auf die Vertreter von Baden-Pfalz zu hetzen: wir arbeiteten auf den Wiederanschluß des Elsaß an Deutschland hin!

Die Wahrheit ist aber die. Es hatte sich im Elsaß, ebenso unter einer Anzahl Abgeordneter desselben in der gesetzgebenden Versammlung zu Paris, eine so starke Theilnahme für die demokratischen Bestrebungen in Deutschland gezeigt, daß, wie ich bezeugen kann, bei einzelnen Mitgliedern der republikanischen Partei Frankreichs eine gewisse Kühle gegen ihre eigenen elsässischen Mitabgeordneten bemerkbar wurde. Mancher mißtrauische Stock-Franzose schien von dem Siege der deutschen Revolutionssache eine geistige und politische Rückwendung des Elsaß zum alten Vaterlande zu befürchten. Schon sprachlich hatte das Französische in den Jahren 1848—49 dort noch lange nicht so tief gegriffen, wie zweiundzwanzig Jahre später; und unter den Bauern namentlich war man dem französischen Wesen noch sehr abhold. Nach dem Mißlingen des ersten, unter dem Freistaatsbanner erfolgten Aufstandes in Baden hatte ich im Sommer 1848 als Verbannter im Elsaß geweilt und war mit an der Spitze eines deutschen Flüchtlings-Ausschusses in Straßburg gestanden, welche Stadt ich von der Jugendzeit her schon gekannt. Oft nahm ich während dieses Aufenthaltes (1848) die Gelegenheit wahr, mich über die Stimmung des Bauernvolkes zu erkundigen. Stets fand ich, daß dasselbe, wenn auf das Wesen der Franzosen die Rede kam, mit einer gewissen Abneigung von den „Wälschen" sprach. Andrerseits wollte man jedoch nicht mit den „Schwaben" (Deutschen) wieder vereinigt sein. Auf weiteres Befragen kam meist die Antwort: „Wir sind und wollen eben Elsässer sein!" Die persönliche Abneigung gegen die „Wälschen" gab sich aber oft in scharfen Ausdrücken kund. Mit Aus-

*) Schreiben (Frankfurt, 27. Juni, 1849) des Reichsministers der auswärtigen Angelegenheiten, Generals Jochmus, an die Reichsgesandtschaften in London, Paris, Brüssel und Washington.

*

nahme von ein paar fremden Sprachbrocken, redete das Volk nur Deutsch. Hier war jedenfalls für kommende Möglichkeiten noch guter Boden vorhanden.

Naturgemäß konnten und mochten die freisinnigen Parteien Deutschlands, so lange Frankreich nicht zum ungerechten Angriff schritt, an die Grenzfrage nicht rühren. Die „fünfzig Jahre" bewaffneter Stellung, die wir — mit Marschall Moltke zu reden — zur Wahrung des einst durch Gewalt und Trug uns Geraubten, jetzt glücklicherweise Wiedergewonnenen noch werden einzunehmen haben, zeigen ja klar genug, wie freventlich es gewesen wäre, diese trennenden Dinge damals aufzurühren. Unter Franzosen stieg gleichwohl eine dunkle Besorgniß auf, es könne der Triumph gerade der freiheitlichen Bewegung in Deutschland zu einer Abwendung des Elsaß von Frankreich führen. Und bei solcher Lage hefteten deutsche Reactionäre die Beschuldigung landesverrätherischer Umtriebe den deutschen Demokraten an; wogegen französische Polizisten die umgekehrte Anklage auf versuchten Uebergriff nach dem Elsaß erhoben!

Friedrich Hecker war so grunddeutsch gesinnt, daß er nicht einmal in einen Flüchtlings-Ausschuß eintreten wollte, ohne förmliche Verwahrung gegen Annahme irgend welcher Geldunterstützung aus französischer Hand einzulegen, selbst wo es sich nur um Linderung der Leiden handelte. Aus seinen „Gepfefferten Briefen" kann Jeder ersehen, wie übermäßig weit er sogar, nach dem Krieg von 1870, die Grenze gegen Westen zu stecken bereit gewesen wäre. Ich habe nach jenem Krieg mit dem Freunde in Southampton eine Zusammenkunft gehabt, als er nach seinem Besuche in Deutschland wieder in sein amerikanisches Heim zurückkehrte. Wie echt vaterländisch zeigte er sich da! Der andere Freund, Gustav Struve, zeigte mir einmal im Herbst 1848 die Zukunftskarte eines nach dem Muster der Vereinigten Staaten geordneten Deutschland. Elsaß war darauf mit eingeschlossen. Eine solche Karte auszugeben hielt allerdings die Masse aller Deutschen und hielt ich selbst damals für unklug und unrecht. Dr. Hermann Ewerbeck, der Leiter der hauptsächlichsten politischen Vereinigung von deutschen Demokraten in Paris, war eine so deutsche Seele, wie nur eine. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, blos sein in schlechtestem Französisch, aber mit bester Gesinnung geschriebenes Geschichtswerk: „L'Allemagne et les Allemands" zu lesen — namentlich was dort über den „großen Monarchen", der uns das Elsaß stahl, gesagt ist.

Diese Gesinnungen der deutschen Demokratie waren Mathy und seinen Genossen recht gut bekannt. Allein während man sich aus Paris französische Polizeiberichte schicken ließ, welche sogar von einer beabsichtigten Heranziehung des Elsaß an Deutschland sprachen, scheute man sich gleichwohl nicht, das deutsche Volk auf die oben erwähnte Weise irre zu führen. —

Unsere Stellung zur Regierung Ludwig Napoleons ergibt sich endlich aufs Deutlichste aus den nachfolgenden Thatsachen.

Als Ledru-Rollin, um der von Napoleons Heer bedrängten römischen Republik willen, am 13. Juni 1849 seinen Erhebungsversuch machte, befand ich mich, nebst Dr. Friedrich Schütz, bei dem über die Boulevards hinschreitenden, gegen den Palast der gesetzgebenden Versammlung sich bewegenden Massen-Zuge. Die Cholera wüthete in jenen Tagen zu Paris. An einer Reihe Nebenstraßen sah man — grimme Satire auf die Kämpfe der Lebenden! — zahlreiche Leichenwagen halten. Ich war gerade an der Rue de la Paix anwesend, als Changarniers Truppen den Zug sprengten, und blieb dort, bis Alles vorüber war. Herrn Beyer, einen elsässischen Abgeordneten, der vom Conservatorium der Künste und Gewerbe, wo Ledru-Rollin und die Seinen zur Leitung sich befanden, die Boulevards herabkam, um Kundschaft einzuziehen, traf ich dort zufällig und gab ihm Nachricht über die Vorgänge — d. h. über den Sturz der versuchten Erhebung.

Es folgte der Belagerungszustand, die Niederwerfung des Aufstandes in Lyon, die Flucht der Führer. Massenverhaftungen wurden vorgenommen. Auch Dr. Friedrich Schütz rettete sich vor der Möglichkeit einer Verhaftung durch die eilige Abreise nach Brüssel. Mir selbst schien es, unserer Stellung und des Völkerrechtes halber, daß ich auf dem Posten auszuharren habe.

Meine völkerrechtswidrige Abführung nach La Force (dem jetzt abgetragenen, einst berühmten Kerker) gab zu einer Verhandlung in der gesetzgebenden Versammlung Anlaß, wo die deutschen Verhältnisse überhaupt erörtert wurden. Die Linke erhob entschiedenen Einspruch gegen die an dem Vertreter einer auswärtigen Volksregierung verübte Gewaltthat und forderte meine Freilassung auf Grund des Völkerrechtes. Herr von Tocqueville rief hier, um sich gegen die Opposition zu wehren, wörtlich aus:

„Haben Sie denn die Vergangenheit so weit vergessen, daß Sie nicht wissen sollten, daß dieselbe Partei, welche in Baden und der Pfalz triumphirt hat, seit zehn Jahren vom wüthendsten, vom unversöhnlichsten Haß gegen Frankreich erfüllt ist? . . . . . (Unterbrechungen zur Linken: „Gegen die französische Regierung!" — Der Kammer-Präsident: „Aber lassen Sie doch das französische Interesse vertheidigen!") . . . . . Das ist ja dieselbe Partei, die durch ihre Schriften, durch ihre Drohungen stets mit der größten, mit der bittersten Thatkraft sich gegen das Streben der französischen Nation nach einer Ausdehnung bis zum Rhein erhoben hat. Das, meine Herren, ist die Partei, welche den Kern der Bewegung in Baden bildet!"

Wie das doch ganz anders klang, als die Mathy'schen Beschuldigungen!

Die dreitägige Verhandlung schloß, in Folge dieses Tocqueville'schen Anrufes an die chauvinistischen Gefühle, mit dem Uebergang zur Tagesordnung. Ich verblieb also noch Staatsgefangener in La Force. Versuche wurden nachträglich gemacht, mich zu der Erklärung zu bewegen, daß ich mich nicht mehr als einen Vertreter der Regierungen von Baden-Pfalz betrachte, widrigenfalls meine Auslieferung über den Rhein erfolgen würde. Dort hatten unterdessen, nach verlorenen Schlachten der Unsrigen, die standrechtlichen Hinrichtungen von Gefangenen begonnen. Mein als Offizier des badischen Heeres vom Feind gefangen genommener Bruder war ebenfalls vor das Kriegsgericht gestellt.

In das Pariser Gefängniß La Force kamen die Nachrichten von diesen Erschießungen und von den Verurtheilungen zu vieljähriger einsamer Zellenhaft Schlag auf Schlag. Trotz der Gefahr der Auslieferung verweigerte ich indessen das von den französischen Behörden mir gestellte Ansinnen, die Erklärung abzugeben, als betrachte ich die übernommene Stellung als erloschen. Nachdem meine Gefangenschaft über zwei Monate gedauert, ließ indessen die Anklagekammer zu Paris das Verfahren gegen mich nachträglich fallen. Ich sollte dann gleichwohl auf das, die deutsche Grenze andeutende, rothe Brett der Rheinbrücke zu Kehl gestellt werden, um von der anderen Seite in Empfang genommen zu werden.

Als ich bemerkte: „dies sei gleichbedeutend mit einem Todesurtheil", stieß der mich begleitende Soldatenposten vor dem Untersuchungsrichter unwillig das Gewehr auf den Boden. Nach dreitägiger Unsicherheit über mein Schicksal wurde mir der Befehl der Ausweisung aus Frankreich „auf alle Zeiten" mitgetheilt, unter der Bedingung der Ueberfahrt nach England.

Das ist die wahre Geschichte von dem Verkehr zwischen Baden-Pfalz und Frankreich im Jahre 1849.

„Eine Verleumdung, einmal geboren, stirbt nie!" sagte Napoleon I., der sich bekanntlich selbst darauf verstand, Verleumdungen und Fälschungen in die Welt zu setzen. So kam denn auch, viele Jahre nach jenen tragischen Ereignissen, in der bayrischen Kammer, als es sich um die Amnestiefrage handelte, wieder einmal die alte Verleumdung zu Tag. Ich setzte sofort, um der aus Bayern Verbannten willen, ein festes Schreiben an die deutsche Presse auf und las es dem unserer Sprache nicht mächtigen Freunde Ledru-Rollin vor, damit er, dessen mißlungener Erhebungsversuch meine eigene Verbannung aus Frankreich zur Folge gehabt, ebenfalls wisse, daß ich jene nichtswürdigen Angaben „von A bis Z für erlogen erkläre". So stand es in meinem, in den deutschen Blättern veröffentlichten Schreiben.

Seitdem ist mir die Sache nie wieder vorgekommen, bis ich die gleichen Aeußerungen in den Mathy'schen, jetzt erst veröffentlichten Briefen von 1849 fand. Noch aus dem Grabe heraus spinnt sich also die Verleumdung fort.

Ich bin mit Ledru-Rollin, Louis Blanc, Savoye, Dupont de Bussac, Greppo und anderen französischen Republikanern in England viele Jahre hindurch im freundschaftlichsten Verkehr gestanden. Als 1870 der Krieg drohte, habe ich auf der großen Massenversammlung der Deutschen zu London erklärt: „Wenn Frankreich es wage, uns anzugreifen, um die vielbesprochene sogen. natürliche Grenze zu erlangen, so sei der Augenblick gekommen, wo Deutschland seinerseits die durch die Höhenzüge, durch die Geschichte, durch die Sprache angedeutete wirklich natürliche Grenze für sich wiederherzustellen habe." Der stürmische Jubel der in der Turnhalle versammelten Tausende ließ die Vollendung des Satzes nicht zu. Es war der erste Fingerzeig auf das, was nach furchtbarem Kampf wirklich kommen sollte.

Nun wird man nach obiger, actenmäßig belegten Darstellung den wahren Sachverhalt von 1849 beurtheilen können. Sind Lügen auch unsterblich, so ist doch eine dieser Haupt- und Staatslügen hiermit festgenagelt; und es wird sich daraus auch ein Zug zu dem Charakterbilde Mathys ergeben.

Literatur und Kunst.

Franz Dingelstedt.

Von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

Es ist immer erfreulich, die guten Seiten eines Verstorbenen in ein helles Licht gesetzt zu sehen, zumal wenn zu seinen Lebzeiten die Schattenseiten zu überwiegen schienen und auch Billigdenkende ihr Urtheil dadurch beeinflußt sahen. Franz Dingelstedt gehörte zu denjenigen Personen, auf welche Zeit seines Lebens das bekannte Schiller'sche Wort von dem Schwanken eines Charakterbildes Anwendung fand. Jetzt hat sich das Grab über ihm geschlossen und pietätvoll legt einer seiner engeren Stammesgenossen, Julius Rodenberg, in einem ansprechend geschriebenen Buche über Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker zwei Immortellenkränze auf die Ruhestätten dieser fast gleichzeitig abgerufenen und einst befreundet gewesenen Landsleute nieder. Ich wollte „auf die Hügel" schreiben, aber zur rechten Zeit besann sich meine Feder. Das Wort paßte nur auf den in einem Berliner Spital zur Ruhe gegangenen Freiheitskämpfer Oetker. Und doch wohl auch auf Oetker nicht. Sie werden Beide nicht der „kunstreich gefugten Grabkammer" entbehren, hat man doch die Leiche des hessischen Mitbegründers der deutschen Einheit, seiner Verfügung gemäß, nach Kassel übergeführt und dort unter großer Theilnahme der Bevölkerung bestattet.

Dennoch unterscheidet sich das Grab Oetkers jedenfalls von demjenigen Dingelstedts in einem markanten Zuge: das letztere wird mit dem freiherrlichen Wappen geziert sein.

Wir erfahren, daß sich in Dingelstedts Wappen eine Rose befindet, „zum bleibenden Gedächtniß daran, daß er Shakespeares Königsdramen, diese Tragödien vom Kampf der weißen und der rothen Rose, der deutschen Bühne neu gegeben hat".

Die Rose in dem Wappen des Feldwebelsohnes hat wie alle Rosen ihre Dornen gehabt; nicht nur um sie zu erreichen, hat es einen langen und mühevollen Kampf zu bestehen gegolten, und zwar durch Dornengestrüpp, von dessen Dichtigkeit wir Andern uns nur schwer eine Vorstellung machen können; nein, auch für alle Folgezeit werden diese Dornen stechen, wenn man seinem Verdienste als Dichter und Bühnenlenker Kronen flechten will.

Oder sind und bleiben wir, bei aller unserer Achtung vor der Staatsform, die unserer deutschen Zerrissenheit ein Ende gemacht hat, nicht in Antipathien gegen Diejenigen befangen, denen die bürgerliche Sphäre nicht genügt? Neigt sich nicht unwillkürlich die Wagschale unserer Sympathie nach der Seite Derer, welche der Selbstüberschätzung des sogenannten ersten Standes gebührend dadurch entgegentreten, daß sie einzig in tüchtigen Leistungen, nicht in äußeren Ehren, ihre Anerkennung suchen?

Gewiß, so ist es.

Und dennoch: wer kann leugnen, daß, wie unsere gesellschaftlichen Verhältnisse und die auf uns Europäer ererbten Gewöhnungen einmal beschaffen sind, gar viele Stellungen nur für Denjenigen, der mit Orden behängt und mit dem Adel „begnadet" ist, seinen Untergebenen gegenüber einen ersprießlichen Wirkungskreis bieten?

Nach solchen Stellungen aber zog den Dichter des kosmopolitischen Nachtwächters sein Ehrgeiz, sobald sein Weltblick Schärfe genug erlangt hatte, um wahrzunehmen, wie wenig in Deutschland bei der Volksgunst herauskam.

Wie man weiß, hatte Dingelstedt als Schulmeister begonnen, war in die Strömung der politischen Poesie hineingerathen, welche zwischen 1830 und 1848 so lebhaft wirbelte und schäumte, hatte 1841 vom Kurprinzen und Mitregenten die nachgesuchte Dienstentlassung bekommen und sich darauf nach dem damaligen Mekka des Liberalismus, nach der Stadt der großen Kammerdebatten, nach Paris gewandt. Da er dort sehr bald dahinter kam, wie angesehen der französische Journalist war und wie kläglich dagegen die Rolle der enragirten deutschen Tyrannenfresser, so folgte er dem Beispiel des erstern und suchte in den Pariser Salons festen Fuß zu fassen. Das ist damals leicht gewesen, gelang ihm aber um so leichter, als er Sprachkenntniß, esprit und stattliche Erscheinung zu Hülfsgenossen hatte. Natürlich nahmen Diejenigen, die auf ihn als lyrischen Agitator gerechnet hatten, ihm seine Metamorphose in einen Pariser Dandy sehr übel. „Wir Alle wissen: Dingelstedt ist eitel," schrieb damals aus Paris sein Freund Vogel über ihn, „er gefällt sich in seinen dermaligen Verhältnissen gut; er ist, dünkt mich, stolzer auf seinen Pariser Schnurrbart und Frack, als er auf ein deutsches Lied aus seiner ersten und besten Zeit war."

Wir haben jetzt gut lächeln über die ehrlichen Käuze, welche für Gewissenspflicht eines deutschen Flüchtlings hielten, Tag und Nacht fortzuwühlen. Es hat sich nicht Weniges geändert und Manches, ohne daß jenes Wühlen dazu nöthig gewesen wäre. Aber viele Arbeit war zu verrichten, und wer damals die Hand vom Pfluge zurückzog, konnte nicht wohl dem Scheine entgehen, er sei ein Abtrünniger.

Dingelstedt antwortete: ich bin ein Kind der unteren Stände, ich will hinauf in die Sphäre, „wo die schönen Formen wohnen".

Damit war seinen hessischen Freunden wenig gedient. Die heimischen Zustände hatten unerträgliche Seiten. Wie konnte der kosmopolitische Nachtwächter seinem Berufe untreu werden!

Er antwortete: „Sobald ich weiß, was ich unter euch soll und daß ich dieses auch kann, sobald die Heimath mich verlangt, wann und wie es sei, bin ich da."

Was er unter den Hessen sollte, hätte ihm freilich Niemand sagen können. Agitiren? Darauf stand Gefängniß. Aber was wollte man anders von ihm? Zu Amt und Würden kamen nur die „Gutgesinnten", und zu denen konnten seine Freunde ihn doch nicht setzen wollen.

So blieb er unter dem Verdacht des Abfalls von der guten Sache, bis 1844 gar der König von Württemberg den Einfall hatte, ihn zu seinem Bibliothekar zu machen, eine Wandlung, durch welche Dingelstedts Verhältniß zu den Liberalen vollends in die Brüche gehen mußte.

„Du bist Hofrath geworden," schrieb ihm Freiligrath, „ich will niemals etwas Anderes werden als Freiligrath."

Und Heine schmähte:

Sie machen jetzt ein großes Geschrei
Von wegen deiner Verhofrätherei,
Vom Seinestrand bis an die Elbe
Hört' ich seit Monden immer dasselbe:

Die Fortschrittsbeine hätten sich
In Rückschrittsbeine verwandelt — o sprich,
Reitest du wirklich auf schwäbischen Krebsen?
Aeugelst du wirklich mit fürstlichen Kebsen?

Das Heimweh nach Deutschland hätte füglich genügt, ihm jene Berufung willkommen sein zu lassen. Es kam hinzu, daß er überhaupt Ursache hatte, ungeduldig nach einer gesicherten Stellung auszublicken: er liebte die gefeierte Sängerin Jenny Lutzer, deren glockenhelle Stimme uns Aelteren noch lieblich im Ohre klingt, und seine Liebe wurde erwidert. Er hat, bis sie im Jahre 1877 ihm durch den Tod entrissen wurde, in dieser begabten und klugen Künstlerin eine treue und von ihm warm verehrte Lebensgefährtin besessen, und wie jedes glückliche und gut geordnete Hauswesen dem Gatten wie der Gattin zur Ehre und zur Empfehlung gereicht, so erfreut auch hier wohl allseitig im Interesse des Vielgeschmähten das Bild dieses glücklich in Lust und Leid bewährten Bundes.

Es kam das Jahr 1848. Gleich nach ihrer Verheirathung hatte Jenny Lutzer-Dingelstedt sich von den Brettern zurückgezogen. Zu Anfang 48 machte sie in Begleitung des „Hofraths" wieder eine Rundreise über eine Anzahl deutscher Bühnen. Der als abtrünnig Verrufene trat dadurch zu wenig passender Zeit nochmals an die Rampe der Oeffentlichkeit und hatte ohne Zweifel das Mißliche seiner zweischichtigen Stellung zu empfinden. Aber die Aufnahme der beliebten Sängerin war eine glänzende und die Einnahme nicht minder. „Ich mache keine Verse mehr und keine Prosa," schrieb er damals an Oetker, und ironisch setzt er hinzu, „schade um das schöne Talent, das mir in drei Jahren so viel abwarf, wie meine Frau in drei Abenden ersingt." An einer anderen Stelle heißt es: „Gehätschelt von ordentlichen Leuten, mit meiner wackeren Frau und durch sie populär geworden." Populär? Es ist wohl nicht allzu wörtlich zu nehmen. Das Jahr 1848 verstand unter Popularität etwas Anderes, und auch für die „ordentlichen Leute" hatte es eine eigenthümlich geschliffene Brille.

Wenige Wochen später war Oetker hessischer Minister. Es konnte nicht fehlen, daß Dingelstedt in seinem Stuttgarter Ruhehafen schon gleich bei dem ersten siegreichen Aufkommen der liberalen deutschen Strömung von dem Gefühle beunruhigt worden war, er versäume eine große Zeit. Im Mai hatte er an Oetker geschrieben, derselbe solle in den Zeitungen die Parole ausgeben: „wir möchten den Dingelstedt wieder haben". Er will als Vertreter für das Frankfurter Parlament auftreten; „die Wahrheit ist, daß ich fort muß ..." Sehr begreiflich! Oetker schreibt in seinen „Erinnerungen": „Auf der einen (der liberalen) Seite traute man ihm nicht; auf der andern (der höfischen) erregte es schon Unwillen, wenn er seine Pflicht als Bürgerwehrmann erfüllte." Genug, seine Stellung in Stuttgart war erschüttert, aber man wollte auch in Hessen „den Dingelstedt nicht wieder haben", und wohl oder übel, er mußte in Stuttgart

— „Der Cassius liest dem Tyrannen vor!" —

sich oben zu halten suchen.

Zum Legationsrath avancirt war er schon vor längerer Zeit, und auch seine Anstellung als Dramaturg hatte Beziehungen mit sich gebracht, die seinen Anlagen besser zusagen mußten, als der Umgang mit den wurmstichigen Schätzen der königlichen Handbibliothek. Aber er hatte doch Ursache, die Kopfstation Stuttgart für eine Verkehrsstelle zu halten, die nur für resignationsfähige Leute taugte. Er wollte irgendwo das Regiment führen, denn er fühlte, daß er das Zeug dazu habe. Und wir wissen, daß er sich durchaus darin nicht irrte.

Aber wie auf einen grünen Zweig hinauf kommen?

Rodenberg, obschon, wie er selbst sagt, in einer Art Dingelstedt-Cultus aufgewachsen — Nachwirkungen besonderer landsmannschaftlicher Reminiscenzen, die in dem Rintelner Gymnasium gepflegt wurden — hat doch im Interesse der Wahrheit seiner Charakterskizze an manche frühe Aeußerungen seines Freundes erinnert, die Dingelstedts Ideale und die ihm zu ihrer Verwirklichung vorschwebenden Mittel kennzeichnen.

„In ihm war Etwas vom Troubadour," sagt er im Hinblick auf Dingelstedts frühe lyrische Periode, „aber noch mehr vom modernen Menschen, der um Frauendank und Fürstengunst singt; und wenn er sechs Jahre später, in Paris, scheinbar Herwegh parodirt, in Wahrheit aber nur sein eignes Herz ausspricht in den Versen:

Ein Chaischen, ein Livréechen drauf,
Und fährt's auch mit Fiacre-Pferden —
Bruder! die Seele geht mir auf:
Ich muß geheimer Hofrath werden!

so schreibt er jetzt (1835) aus Ricklingen (wo er Lehrer in einem Pensionat für junge vornehme Engländer war) an Freund Oetker, daß er seinen Weg verfolgen wolle, 'an Weiberschürzen sich anklammernd und mit allezeit fertiger Laute Visite machend'."

Es ist, sagt Rodenberg begütigend, immer seine Art gewesen, es mit Denen zu halten, „welche sich nicht schämen zu besitzen, was sie zu erstreben sich nicht geschämt haben". — Wo überhaupt kein Anlaß zum Schämen vorhanden ist, wird aber jeder Strebende als glücklicher Besitzer sich ohne Zweifel des Schämens enthalten, und die Frage nach der Güte der Mittel, durch die man einen Zweck erreicht, wird bei jener Classificirung Dingelstedts umgangen. Der „Muth der Offenheit", den man ihm, wie sein Biograph es thut, nach so manchen Dingelstedtischen Aussprüchen nichts beschönigender Art gern zuerkennen möchte, ist daneben doch wohl auf dasjenige Maß zurück zu führen, das sich mit dem Streben nach Fürstengunst und nach Carrièremachen thatsächlich verträgt. Dies Maß ist kein großes. Gewiß war Dingelstedt gegen seine intimeren Freunde, vor allem in seiner frühesten Zeit, die Aufrichtigkeit selbst, — bis zur Unvorsichtigkeit, denn als ihm jene Phrase von dem Anklammern an Weiberschürzen in weltverachtend cynischer Laune aus der Feder floß, hätte er sonst sich sagen müssen, daß Oetker sie dereinst vielleicht drucken lassen werde. Auch später pflegte Dingelstedt sich seinen nicht höfischen Bekannten gegenüber mehr gehen zu lassen, als naheliegende Rücksichten dies erklärlich erscheinen ließen, und der Grund dafür war ohne Zweifel theils seine große Begabung für das Wahrnehmen und Verspotten menschlicher Schwäche — eigner nicht ausgenommen —, theils das Bedürfniß, bei passender Gelegenheit den Höfling zu verleugnen.

Zur Zeit als Dingelstedt sich aus Stuttgart fortsehnte, war er schon Familienvater und hatte seit jenen unvorsichtigen Aussprüchen an Reife, Geschäftskenntniß und Tüchtigkeit gewonnen. Seine dramaturgische Beschäftigung war mit seiner eigensten Neigung zusammen getroffen. Er konnte auch als Liberaler nicht mehr für allzu verdächtig gelten. So gelang es denn im Jahre 1850 dem Berather des Königs Max von Bayern, Legationsrath Dönniges, den König zur Berufung des schwäbischen Legationsraths zu bewegen.

Dingelstedts Freude über diese Berufung hat in seinen „Münchner Bilderbogen" — beiläufig gesagt ein reizend geschriebenes Buch — einen unverhohlenen Ausdruck gefunden; fast möchte man sagen einen kindlichen. Wie sehr täuscht das Publicum sich doch im Allgemeinen über die Lucrativität von Stellungen dieser Art, soweit sie wenigstens an Nichthöflinge vergeben werden! Auch im Jahre 1850 war das Leben in München längst über die Zeit seiner vielberufenen Spottwohlfeilheit hinaus. Nun, ein Mann von den Kenntnissen und der Begabung Dingelstedts vergoß am Halse seines Weibes Freudenthränen über ein Amt, das König Max mit — 2500 Gulden salarirte. Man sage immerhin: es war die Lust am Regieren, es war die — wenigstens in den Augen der Welt — bedeutende Charge, es war das Aufrücken aus dem kleinen nach dem größeren Königreiche, es war die Perspective auf dereinstige Berufungen nach Berlin oder Wien, was ihn so bewegte —, bestehen bleibt daneben doch das verwunderliche Mißverhältniß zwischen dem, was eine vorwiegend der ästhetischen Sphäre angehörende Stellung dieser Art im Budget der Civilliste bedeutet, und dem, was die große Menge in ihr erblickt. Im Grunde hätte er an seine ironische Parallele zwischen den magern Erträgnissen dreier Jahre

eines Schriftstellers und der goldnen Ernte dreier Spielabende einer Gesangs-Virtuosin sich erinnert fühlen können. Daß sein Weg, bei allem scheinbaren Glanze, ein steiniger, mühevoller, nicht zu beneidender gewesen ist, und daß zum Theil dies der Fall war, weil Dingelstedt keine eigentliche Beamten-Vergangenheit hatte, sondern nur den schwer bestimmbaren Werth eines Genies, — dies wird man festhalten müssen, will man den Kraftaufwand nicht unterschätzen, zu welchem er sich hat anspannen müssen, vermuthlich bis an sein Lebensende.

„Er hat im Leben viel Glück gehabt
Und ist doch niemals glücklich gewesen, —"

so meinte er einst, könne seine Grabschrift lauten. Gewiß mit Recht. Unersättlicher Ehrgeiz schon genügt, um das Glücklichsein nicht ganz aufkommen zu lassen. Aber gehörte er nicht zu den Unersättlichen, so doch zu Denen, die mit der Wirklichkeit einen zu aufreibenden Kampf bestehen mußten, als daß sie nicht oft bereuten, ihr die Welt der Ideale geopfert zu haben. Es ging durch sein Herz, wie er selbst klagt, „der Riß zwischen dem Idealen und der Wirklichkeit nicht blos wie eine mathematische Curve".

Bis zum Januar 1857 hat Dingelstedt sich als General-Intendant des Münchner Hoftheaters behauptet. Daß er entlassen wurde — nicht in Gnaden, erst im November hinkte der übliche Balsam in Form eines Ordens nach — wird in den „Münchner Bilderbogen" auf Kabalen seiner Feinde zurückgeführt, denen „der gute König" Max nicht zu widerstehen vermocht habe. „Er hat mir Vertrauen geschenkt, soweit sein armes, blutarmes und schon darum mißtrauisches Herz zu vertrauen vermochte," sagt Dingelstedt, und verräth damit von Neuem, wie wenig es ihm möglich war, ein Wortspiel aus schicklichen Rücksichten zu unterdrücken. — Die Antipathie der sogenannten Stockbayern gegen die „Fremden" ist oft genug besprochen worden. Heute heißt es „Aegypten für die Aegypter", damals „Bayern für die Bayern". Nicht nur Dingelstedt hat darunter zu leiden gehabt. Was nach seiner Schilderung Wasser auf die Mühle seiner Gegner war, sind, außer einem durch die Cholera verschuldeten Deficit, diejenigen Stücke gewesen, in denen man etwas die Münchner Gefühle Verletzendes witterte: die Jüdin von Halevy (aus katholischen Gründen anfechtbar), Tannhäuser (die Oper eines Aufrührers), Nathan („in welchem ein Jude mit drei falschen Ringen handelt"), Shakespeares Sturm (eine symbolische Verunglimpfung des Absolutismus) u. s. w. Mit allen diesen Stücken drang der General-Intendant dennoch durch. Auch Pepita tanzte, und sie stürzte München sogar in einen Wonnerausch, nachdem die Absicht, sie auftreten zu lassen, Anfangs aus Scheu vor Lola-Reminiscenzen Angriffe erfahren hatte. Mißlicher verlief Dingelstedts Versuch, an dem größesten katholischen Feiertage, am Frohnleichnamsfeste, Meyerbeers musikalische Verherrlichung der Widersacher des Katholicismus, die Hugenotten, im Hoftheater aufführen zu lassen. Die Vorstellung mußte geändert werden. Dingelstedt will sich nichts Arges dabei gedacht haben . . . Daß man diesem spottlustigen Kopfe zutraute, er wolle gewisse Leute ärgern, ist dennoch begreiflich genug. — Mehr noch war dies der Fall, als er mitten in dem heftigst wüthenden Streit über das angeblich von Friedrich Halm in dem Fechter von Ravenna begangene Plagiat die Debatte zu Gunsten Halms entscheiden wollte, indem er dem bisher nur anonym aufgeführten Stücke auf dem Theaterzettel den Namen Friedrich Halm hinzufügte. Der dadurch hervorgerufene Theaterskandal mag dem König als der Anfang von tumultuarischen Demonstrationen erschienen sein, die einen bedenklichen Charakter annehmen konnten, denn Bacherl war ja nur der Vorwand, ausgepocht wurden an jenem Abend des Münchner Hoftheaters in Dingelstedts so Vielen mißliebiger Person die vom König Max ins Land gezogenen, zumeist nicht einmal rechtgläubigen Fremden, „die den Landeskindern das Brod wegaßen".

Vielleicht fürchtete der König, daß Dingelstedt an solchen Vorgängen, je öfter sie sich wiederholten, desto mehr Gefallen finden möchte, und wahrscheinlich wäre dies wirklich der Fall gewesen. Die Aufführung der Jüdin hatte früher durch einen ähnlichen Volksprotest hintertrieben werden sollen. Durch die taktvolle Art, wie der König seinen damals neuen Hoftheater-Intendanten vor den Augen des Publicums eine Zeit lang in der königlichen Loge im Gespräche festhielt, war der bedrohliche Skandal vermieden worden. Dingelstedt bekennt aber in seinen „Bilderbogen" — und unwillkürlich muß ich dabei an den später über die deutsche Schiller-Stiftung unter seinem Regiment in Weimar heraufgezogenen Sturm denken —, daß es ihm leid gewesen sei, den Abend ohne eine große Action zu Ende gehen zu sehen. In seiner Phantasie habe er schon Alles durchgelebt — „wie ich das tobende Volk aus der Loge haranguire, wie ich hinuntereile auf die Bühne, den Vorhang fallen heiße, vortrete, rede, blitze, donnere, München durcheinander mische; wie ich die Vorstellung aufhebe, zum König stürme, meine Entlassung fordere . . . O vanitas vanitatum!" fügt er hinzu. „Wie manches Sturzbades aus der rauhen Wirklichkeit bedarf es, bevor die fiebernde Poeteneitelkeit abgekühlt, bis auf das letzte Fünklein ausgelöscht worden ist!"

Von München ging es nach Weimar. Der Großherzog hatte genug mit Poeten verkehrt, um für ihre möglichen Schwächen nachsichtig gestimmt zu sein und hinwider das viele Gute zu schätzen, was namentlich eine Begabung wie diejenige Dingelstedts dem Weimar'schen Theater zu statten kommen lasse werde. Aber auch in Wien hatten die Erfolge seiner Münchner Gesammt-Gastspiele für Dingelstedt Propaganda gemacht; die Erfolge seiner Weimar'schen Shakespeare-Historien kamen hinzu, und die Kaiserstadt rief ihn 1867 von der Musenstadt ab. Zuerst wurde im neuen Opernhause für ihn Platz gemacht, eine bloße Durchgangsstation, wie Jeder sich sagte; dann erreichte er sein eigentliches Ziel: das Burgtheater. Niemand hatte bestritten, daß er dahin gehörte.

Zieht man die Summe seines Lebens, so ist sie keine so erfreuliche, wie die Vielen, die er in äußeren Ehren überholte, geglaubt haben mögen. Seine unbestreitbar große lyrische Begabung ist, nachdem sie bedeutendes Aufsehen gemacht hatte, rasch der Nichtbeachtung verfallen. Ein Lyriker muß, um in Deutschland den Lieblingen der Nation gesellt zu werden, als Mensch Interesse einflößen. Dies Interesse hatte Dingelstedt verscherzt, und gewiß war er im Recht gewesen, es zu thun, denn seiner Natur nach brauchte er andere Erfolge. Aber das Mißachten von Kränzen, mit denen man uns erfreuen wollte, wird nicht leicht verziehen. Sie waren dem kosmopolitischen Nachtwächter in überschwänglichem Maße geworden. Nun er nach Auszeichnungen strebte, wie sie die Liebe des Volks nicht zu spenden vermag, glaubte man Denen gern, die ihm Uebles nachredeten, und strich seinen Namen aus der Reihe Derjenigen, mit Denen man sich durch ein sympathetisches Band verbunden fühlte. Vermissen wird aber solchen Zusammenhang Jeder, dem er einst zu Theil geworden war, und Dingelstedt hatte Zeit seines Lebens in seinem Wesen eine zu stark lyrische Saite, als daß sie bei dem volltönenden Klange anderer Gefeierter nicht oft schmerzlich getönt haben wird, verhehlte er doch in seinen „Münchner Bilderbogen" nicht den Unmuth, der ihn erfüllte, als königlicher Beamter den poetischen Gästen, welche König Max an den sogenannten Billard-Abenden um sich versammelte, nur ausnahmsweise gesellt worden zu sein. — Einst hatte er gesungen:

Die Poesie ist eine schöne Amme
Mit vollem Busen, doch mit leerer Brust;
Sie nähret ihre Kinder zwar mit Lust,
Doch ohne Herz und ohne Liebesflamme.

War es die Strafe für diese Verunglimpfung der Göttin, die ihn einst der Dunkelheit entrissen hatte, daß man ihn nicht mehr für ihren Priester gelten ließ?

Auf der andern Seite erschwerten seine kurzen dichterischen Erfolge ihm das Fußfassen in höfischen Kreisen, und wer hat sich je mit ihnen berührt, ohne die dort wehende Luft von derjenigen verschieden zu finden, in der sich's leicht und unbefangen athmet.

An die Qualen, die der Ehrgeiz unter Umständen dem Gemüthe bereitet, ist schon erinnert worden. War Dingelstedt in dieser Richtung zur Ruhe gekommen, als ihm das Burgtheater überantwortet worden, als er Baron geworden war? Es ist, je nachdem man seinen Standpunkt wählt, ein hoher, aber auch ein recht bescheidener Rang.

Die nämliche Frage — ist er am Ziel seiner Wünsche? — hatte man mit Ja beantwortet, als Dingelstedt nach Weimar berufen worden war; dort hat Goethe eine neue theatralische Epoche heraufgerufen, sagte man sich; dort kommt ihm ein von Ehrfurcht für die Poesie erfüllter Fürst entgegen; dort wird er selbst wieder Poet werden.

Als ob auch die Poesie nicht zu den Quellen zählte, die zur rechten Zeit gehegt und gefaßt sein wollen!

Ueber Dingelstedts Verdienste als Dramaturg und Theater-Dirigent fehlt noch eine abschließende fachmännische Darstellung. Es wäre zu wünschen, daß eine solche geschrieben würde und daß sie den Nachweis führte, er habe in der That auf diesem schlimm bestellten Acker eine Furche gezogen, deren segensreiche Spur nicht so bald wieder verloren gehen werde. Nicht daß ein Zweifel über seine große Befähigung für diese Aufgabe, die schließlich die Aufgabe seines Lebens geworden ist, bestände. Aber die Art, wie er sie löste, will klargelegt sein. Erst dadurch wird das liebevolle Bild, welches Freundeshand von ihm entwarf, diejenige Beleuchtung empfangen, die ihm eine wohlthuende Wirkung für alle Folgezeit sichert.

Paul Heyses Troubadour-Novellen.

Berlin, W. Hertz.

„Provence!" . . . Bei diesem Namen schlägt unser Herz schneller und flieht unser Geist in eine schönere Welt voll klassischer und romantischer Erinnerungen an das sonnige Land, wohin sich die aus Hellas und Latium vertriebenen Musen flüchteten, wo die griechischen Colonien die Finsterniß der mittelalterlichen Barbarei erhellten und wo zuletzt die „fröhliche Wissenschaft" des Gesanges erblühte. Damals und später bildeten die Pyrenäen noch keine Scheidewand, wie heute. Catalonien und Aragon reichten der Provensa die Schwesterhand, und eine einzige Sprache erklang von der Rhone und Loire bis zum Tajo. Die Exegese der heiligen Schrift, das Studium der römischen Pandekten, die sieben freien Künste wurden fleißig geübt, und die medicinische Facultät von Montpellier genoß bald Weltruf. Doch den feurigen Südländer zog mehr die Poesie an. Er entlieh von den spanischen Mauren die künstlichen Rhythmen und Reimverschlingungen und besang in fröhlicher Wanderlust die üppige Natur des Südens, und vor Allem der Liebe Leid und Lust. Aber diese Lyrik hat nicht den weibischen und ein wenig kindischen Charakter des deutschen Minnesangs der zwei ersten Perioden mit seinem innig sinnigen Schmachten und der transcendentalen Verehrung des Weibes. Der Troubadour ist kein Freund der platonischen Liebe, kein Toggenburger, der nur treue Schwesterliebe fordert, und die Besungenen sind noch viel weniger Heiligenbilder. Der Schwärmer Jaufre Rudel, der sich par distance vom bloßen Hörensagen in die Gräfin von Tripolis verliebte, ist ein würdiger Repräsentant dieser leicht entzündlichen Gefühlsmenschen, während Dantes Beatrice und Petrarcas Laura nur noch zum Leblosen idealisirte Nachbildungen der Troubadourliebe sind. In den meisten Gedichten wird der Ehemann todtgeschwiegen, und im Leben spielt er, wie im Decamerone, immer die Rolle des George Dandin, der rings um sich herum die Rechte des Herzens verkünden und die Sklaverei der Ehe verwünschen hört. Die angebeteten und angesungenen Eheweiber und Mütter werfen sich zu unumschränkten Richterinnen in Sachen des Geschmacks, der Ehre und der Galanterie auf, und dies Uebergewicht der Frau ist echt romanisch. Es bilden sich Liebeshöfe unter dem Vorsitz von ost bis sechzig Damen, und sie beurtheilen zuweilen recht kitzliche Fragen, wie z. B. einmal am Hofe zu Romanin: Utrum inter conjugales amor possit habere locum, worüber unterm Präsidium der Königin Alienor in negativem Sinne entschieden wird. Und die schönen und edlen Damen, die Maria de Ventadorn, Azalais de Porcaraigues, Bertrane de Signe, Constanze de Foix, Rostangue de Pierrefeu, Sail de Claustra, Dame Rogesta, sie leben und lieben auch danach und sind alle über die Maßen kokett. Ja manchmal spielen sie nur mit den armen Sängerherzen. Sie schmeicheln ihnen, damit sie für ihre Schönheit Reclame machen sollen, und wenn es geschehen ist, so heißt es nur zu oft: Zum Teufel erst das Instrument, zum Teufel hinterdrein den Sänger! Die Dame von Penne, welche ihren geliebten Vicomte von Saint Antonin, Raimond Jorda, todt in Palästina wähnte und aus Gram den Schleier nahm, ist gerade so eine schöne Ausnahme, wie der Sohn des Grafen von Barzellona, der singend den Thron der arabischen Könige gewann und sich in Rom krönen ließ. Es ging diesen ehemännerfeindlichen Troubadours in der Regel ziemlich schlimm. Bernard de Ventadorn wurde von seinem Schloßherrn schimpflich fortgejagt, Guilhem de Cabestang tödtete der eifersüchtige Herr von Roussillon, und der halbverrückte Pasteten-bäckerssohn und Jongleur Peire Vidal wurde erst von einer Dame von Baux wegen eines geraubten Kusses verbannt, dann ließ ihm der Ritter von Saint Gilles wegen eines indiscreten Verses die Zunge ausschneiden, und endlich zuletzt, als er sich für den Kaiser von Constantinopel hielt und mit einer papiernen Krone auszog, um sein Reich zu erobern, da hetzte man Hunde auf ihn, die ihn zerfleischten. Wie man sieht, war es unter Umständen sehr störend, Troubadour zu sein.

Dies ist nun die Welt, in die uns Paul Heyses „Troubadour-Novellen" einführen. Seine Quelle sind Friedrich Dietz' 1826 und 1829 erschienene Beiträge zur näheren Kenntniß des Mittelalters: „Leben und Werke der Troubadours", also ein beträchtlich alter Gewährsmann, der noch nicht auf der Höhe der heutigen provenzalischen Sprachforschung steht. Für die Dichtung genügt Dietz vollauf, und es nimmt mich sogar Wunder, daß dies wahre Compendium von poetischen Materialien nicht fleißiger benutzt wurde. Freilich ist nicht Jeder ein so guter Schatzgräber wie Heyse, der mit seinem Zauberstab auch taubes Gestein in reines Gold verwandeln kann. Unter seiner Hand werden widerhaarige Motive harmonisch, erhalten Dinge ohne Causalnexus eine zwingende Gewalt, wachsen die barocksten Einfälle zu vollendeten Gebilden empor. Dazu kommt der wunderbare Reiz einer marmorglatten, wohllautenden Sprache und einer künstlerisch abgerundeten Darstellung, die das Rohe mildert, das Häßliche verschönt und das Ganze in die rosige Beleuchtung eines poetischen Optimismus rückt. Wie der Dichter seine Stoffe durcharbeitet, weiterbildet und gliedert, sehen wir am besten an der zweiten Novelle: „Die Rache der Vizgräfin", die man in allen ihren Grundzügen schon bei Dietz finden kann. Dort ist sie aber nichts weiter, als eine richtige Ehebruchsgeschichte mit schalkhafter Pointe, ganz im Geschmacke Boccaccios. Der Vizgraf ist der prädestinirte Hahnrei, der Troubadour der herkömmliche Don Juan, die Vizgräfin eine leichtfertige Dame, welche lächelnd gelobt, sich erst dann ihrem Ritter hinzugeben, wenn ihr Gemahl selbst sie darum bitte; der Verlust ihrer Wette geht ihr nicht allzu nahe, worauf sie sich dann für die Untreue ihres Liebhabers an dessen Vertrauten schadlos zu halten weiß — kurz, eine leichtlebige, echt südfranzösische Gesellschaft. In Wirklichkeit muß sie sogar noch viel leichtsinniger gewesen sein, denn Friedrich Dietz irrt sich in der Person der Heldin. Diese Dame ist keineswegs „die Schwester jener Azalide von Claustra", welche zuerst die Gattin Bérauts von Mercoeur, eines der größten Edelherrn des Landes, und die Geliebte des Troubadours Peyrol war, sondern eine und dieselbe übel beleumdete Person, die also nicht mehr bei ihrem ersten Ehebruch war. Heyse ändert dies Alles. Seine Vizgräfin ist „keine Geringere, als die einzige Schwester des Delphins von Auvergne, die unter den vornehmen Damen jener Zeit um ihrer Tugenden und Anmuth willen wohl den Preis davon tragen mochte". Der Vizgraf ist auch hier ein alter Narr, eitel auf seine Frau, obendrein Invalide und angeblicher Kenner

des Minnesangs, ein in keiner Beziehung ernst zu nehmender Ehemann. Dennoch geschieht das Unmögliche. Sail, seine ernste, tugendsame junge Frau, liebt ihn; sie hat Mitleid mit seinen Wunden und haßt die jungen Herrchen und zumal die Minnesänger. Als daher Guillem, der berühmte Troubadour, zum erstenmal in das vizgräfliche Schloß kommt, da bereitet der Schloßherr seinen Gast darauf vor, daß er an seiner Gemahlin kein sehr geneigtes Publicum finden werde, indem sie trotz ihrer hohen Geburt sich gegen die edle Kunst des Gesanges spröde verhalte. Guillem läßt sich dies nicht zweimal sagen. Als gewandter Frauenbesieger hängt er seine Laute vorläufig an den Nagel und entschuldigt sich, als man dennoch Proben seiner Kunst verlangt, er habe nichts gedichtet, was solcher Hörerin würdig sei. Auch erzählt er nichts von Höfen und Grafenschlössern, wo er Frauengunst und Herrendank genossen; dagegen gibt er seinen Entschluß zu erkennen, zur Buße seiner jugendlichen Verirrungen das Kreuz zu nehmen und zur Ehre des Erlösers sich mit den Ungläubigen zu messen. Also ein Verführer, der sein Handwerk versteht! ... Kein Wunder, daß Dame Sail, die seinen leichten Ruf wohl kennt, angenehm überrascht ist, statt des kecken Gesellen einen bescheidenen sittsamen, wortkargen und sogar frommen Mann vor sich zu sehen. Am Abend des nächsten Tages reitet der Troubadour wieder davon, ohne von Versen und Reimen eine einzige Silbe gesprochen zu haben; gleichwohl muß er aber beim Abschied versprechen, dem Vizgrafen seine Trutz- und Rügelieder und seiner Gemahlin von seinen Minneliedern zu senden. Es vergeht fast eine Woche, ehe Guillem sein Wort einlöst, „und wunderlich war's, wie lange der edlen Frau diese sechs Tage dünkten". Jetzt holt Heyse aus seinem Dietz den Spielmann Hugo Marschall, Guillems Milchbruder, als den Ueberbringer der versprochenen Lieder, und um dessen schließlichen Verrath und der Vizgräfin Hingabe zu entschuldigen, verliebt sich dieser sogleich in die schöne, ernste Frau, so daß er zum erstenmale seinem Herrn und Jugendfreunde einen Sieg nicht gönnt und seine niedere Geburt beklagt. Guillem wird häufiger Gast auf der Burg, deren Herr es ihm beinahe übelnimmt, daß er die Hausfrau nicht in Liedern preisen will. Ja, der kurzsichtige Biedermann hält es seinem edlen Weibe vor, welch eine herrliche Gelegenheit, gefeiert zu werden, sie durch ihre offenbare Abneigung gegen die „fröhliche Kunst" verscherzt habe. „Frau Assalide schwieg zu diesen Vorwürfen mit leisem Erröthen, denn sie wußte es freilich besser, — oder schlimmer. Nie empfing sie Guillems Besuch, ohne daß in einer unbewachten Stunde der treue Hugo Marschall ihr ein neues Lied sang, das immer unverhüllter ihr Herz umwarb und ihre Sinne umschmeichelte, während der Dichter nur durch die stumme Sprache seiner braunen Augen bei ihr anfragte, ob sie in Wahrheit sein Verderben und seinen Tod wünsche oder mit einem Tropfen Hoffnung seine Flamme zu kühlen sich herablassen wolle. Sie fühlte, daß sie verloren war." Nachdem Heyse nun solchermaßen die Voraussetzungen der Chroniken motivirt hat, folgt er wieder treu seiner Quelle. Die verliebte Assalide schwört, nie einem fremden Manne das geringste Recht einzuräumen, wenn nicht ein Wunder geschehe, ja, wenn nicht ihr eigener Gemahl ihr gebiete, von ihm zu lassen. Guillem läßt sie schwören. Und auch bei Heyse dichtet er nun ein Lied und bringt es durch eine List dahin, daß der Vizgraf es seiner Frau vorliest, im Glauben, es handle sich um ein ganz anderes Paar.

Hier finden wir das von Dietz angeführte Lied wieder, aber in gediegener Heyse'scher Fassung, und es ist eine wahre Freude zu sehen, wie der Dichter jetzt seine Quelle verläßt und in seiner Weise fein und sinnreich die Situationen aneinanderknüpft. Als der einfältige Vizgraf die Verse vorgetragen, fühlte sich Sail von Stund an innerlich so ganz von ihm geschieden und freigegeben, als hätte sie ihm nie angehört. Statt sich aber jetzt dem schlauen Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wie es Dietz der Chronik nacherzählt, legt sie ihm nach der Sitte jener Zeit noch ein Probejahr auf, in welcher er sich keinerlei Untreue zu Schulden kommen lassen darf; nach dessen Ablauf, verspricht sie ihm, werde sie eine Wallfahrt nach der Kirche Saint-Antoine thun, zu welcher der Weg an seiner Burg vorbeiführt; da werde sie vor Sonnenuntergang bei ihm absteigen und die Nacht in seinem Schlosse zubringen. Auch bei Heyse verliebt sich indeß Guillem in die kokette Gräfin von Roussillon, feiert sie in einer schönen Canzone und verweilt sogar eine Nacht auf ihrer Burg. Frau Assalide erfährt es, und vergeblich sucht Hugo Marschall seinen Herrn zu vertheidigen. Ihrem Gelübde getreu, tritt sie jetzt die Wallfahrt an und steigt bei Junker Guillem ab; doch beim Mahle sitzt ihr Hugo zur Seite. In der Nacht klopft Guillem an ihre Thür, aber ihm antwortet eine Stimme aus dem Innern des Gemaches, die keine Frauenstimme ist. Am andern Morgen ist er ohne Abschied fortgeritten. Frau Assalides Wallfahrtszug setzt sich wieder in Bewegung. Sie ist todtenbleich und spricht mit Niemandem ein Wort. „Herr Hugo, der als Nächster im Zuge hinter ihr ritt, konnte den Blick von ihrer Gestalt nicht loslösen. Er fragte sich in den langen Stunden, wo kein Wort von ihren Lippen kam und kein Blitz aus dem erloschenen Auge ihn traf, ob dies dieselbe Frau sei, die er in seinen Armen gehalten. Auch ihm war, trotz der wonnevollen Erinnerung, unfroh zu Sinn. Er mußte an den Verrath der Treue denken und die tödtliche Wunde, die er seinem alten Freunde und Jugendgefährten geschlagen, und zuweilen stieg ein schauderndes Gefühl in ihm auf, wenn er erwog, daß er zum Werkzeug einer grausamen Rache gedient und sein traumhaftes Glück nicht der freien Hingabe eines zärtlichen Herzens gedankt habe." Wie der Herrin selbst zu Muthe ist, erfährt Keiner. Am Wallfahrtsorte angelangt, schneidet sie zum Zeichen ihres unwiderruflichen Entschlusses ihr Haar ab und sendet es ihrem Herrn; zu dem erstaunten Hugo aber sagt sie: „Die Welt ist ein Vorhof der Hölle. Untreue regiert allerwegen. Mein Gatte ist von mir abgefallen, um kindischen Ehren nachzujagen, Euer Freund hat mich verrathen, Ihr Euern Freund und ich mein Herz, das nichts von Euch wußte, als ich Euch meine Ehre und meine Pflicht ausgeliefert habe, wie eine Wahnwitzige, die ich war. Und doch konnte ich nicht anders; ein Dämon trieb mich dazu wie mit einer Dornengeißel. Denn als ich erfuhr, in wessen Macht ich mein Herz und meine Ehre hatte geben wollen, und wie das schwerste Opfer, das ich ihm aus übergroßer Liebe zu bringen gelobt, so schnöden Dank erfahren sollte, hat jener Dämon sich in meine Brust geschlichen und mich so traurig berathen, daß ich mein Bild im Spiegel hinfort nicht betrachten kann, ohne vor mir selber zu erschrecken. Ich weiß nun wohl, daß Ihr sagen wollt, Ihr würdet mich nie verrathen, und Eure Treue solle mir Ersatz sein für Alles, was ich verloren. Nur Schade, daß uns Treue werthlos ist, wo wir nicht lieben, und ich habe nie einen Mann geliebt, als den Einen, der mich so tief hat kränken können. So will ich mich zu Dem flüchten, der keiner armen Seele, die auf ihn blickt und hofft, je untreu geworden ist. Und wenn Euer Freund gar zu sehr verzweifelt sich geberden sollte, gebt ihm den Trost, der einem eitlen Manne der süßeste sein wird, daß ich das Klostergitter zwischen mich und ihn habe bringen müssen, um mich vor ihm zu schützen und nicht der noch größeren Schmach anheimzufallen: nach Allem, was geschehen, noch einmal mir selbst und meinem Stolze untreu zu werden und zurückzueilen in die Welt, um mich auf Gnad' und Ungnade in seine Arme zu stürzen."

Sie tritt ins Kloster als Sor Beata, Guillem fällt vor Odessa, und der Vizgraf bleibt ein Narr sein Leben lang.

An diesem Beispiel kann man erkennen, was und wie viel Heyse aus dem dürftigen Vorwurf gemacht hat. Die leichtfertige Anekdote, deren Schlußpointe darin besteht, daß die Gräfin, um sich an Guillem zu rächen, in dessen Abwesenheit mit Hugo in seinem Schloß übernachtet, ist in dieser fein psychologischen, ernsten, ja tragischen Novelle kaum mehr wiederzuerkennen. Freilich sind das keine heißblütigen Provenzalen mehr; zumal diese Assalide, die ihr Gelübde so furchtbar schwer nimmt, ist eine ganz Andere geworden. Alles ist solider, verinnerlicht, durchgeistigt, germanisch vermittelt, ein außerordentliches Kunstwerk. Aehnlich verhält es sich auch mit den übrigen Nachdichtungen, besonders der Novelle: „Der lahme Engel" und der köstlichen Idylle:

„Der verkaufte Gesang." Dem „Mönch von Montaudon" fehlt es etwas allzu merklich an Humor, wie an herzhaft gesunder Sinnlichkeit. Die eingelegten Canzonen, mehr Umdichtungen als Uebersetzungen, sind immer auf das Feinste nachempfunden. Jedes Flunkern mit Lokalfarbe wird säuberlich vermieden. Die übergroße Weichheit und Familienähnlichkeit dieser Troubadours — einzig in „Ehre über Alles", wo der mittelalterlich starre, grausame Zug unter dem Firniß der Bildung gezeigt wird, lernen wir eine Ausnahme kennen — hängt wohl damit zusammen, daß sie alle höfische Sänger sind, während es doch sonst auch gut bürgerliche Kerngestalten gab, die nichts von Herrendienst wissen wollten, gerade wie später unser Neidhart von Reuenthal.

Ueberhaupt ist der sanfte Lyrismus nur eine Seite jener literarischen Epoche. Die Troubadours waren nicht blos liebegirrende Guitarreklimperer, sondern auch entschiedene und muthvolle Parteigänger in den Kämpfen ihrer Tage. Und welcher Kämpfe! Zuerst das verzweifelte Ringen der Kreuzfahrer, welche sich fast alle, ihren heiligen Wahn im Herzen, in der Provence einschifften, um im gelobten Lande zu verderben und zu sterben. Dann die Kriege des Bürgerthums gegen die Ritterschaft und wider den Kaiser. „Die Troubadours," singt ein Spätling von ihrem Stamme, der neuprovenzalische Dichter Mistral, „die Troubadours hat Niemand besiegt. Mit den Zungen der Völkerliebe sangen sie frei in den Bart der Pfaffen und in die Ohren der Könige hinein von einer kommenden neuen Welt und von der Verachtung der alten Furcht... Die Republik von Arles bot inmitten ihrer Sümpfe dem Kaiser die Stirn, und Marseille schrieb in tiefer Feudalzeit auf seine Schwelle die Worte: Alle Menschen sind Brüder! Damals hatten wir Consuln und große Bürger, die, wenn sie das Recht drinnen fühlten, den König draußen zu lassen wußten.

Alor avian de Conse e de grand ciéutadin
Que, quand sentièn lou dret dedin
Sabien léissa lou rèi deforo!"

Und endlich der gewaltige, entsetzliche Kampf gegen Rom und Paris zugleich! Spanien, das annexionslustige Frankreich und vor Allem Rom, das in der hohen Cultur dieses Landes eine große Gefahr erblickte, sie alle erhoben sich wider dies an Kraft und Erleuchtung übermächtige Bürgerthum, und durch zwanzig Jahre wurden hier die Länder verheert, die Städte erstürmt und dem Boden gleich gemacht, die Scheiterhaufen der Inquisition entzündet und das reichste und gebildetste Volk Europas bis zum heutigen Tage in Fremdherrschaft geschlagen, wobei zu allererst auch die holde Blume der Poesie zerstampft wurde. Bei Heyse werden wir kaum daran gemahnt, daß die Troubadours im Liede nicht nur die Freiheit des Herzens, sondern auch, zu allererst in Europa, diejenige des Gewissens proclamirt hatten. Auf das Rücksichtsloseste griffen sie den Papst, den Kaiser und die Fürsten an. Sordell nennt in seinen Sirventen alle Potentaten seiner Zeit feige Memmen, denen er als Heilmittel ein Stück vom Herzen seines tapferen Collegen Blacas zu essen empfiehlt. Das schönste Prototyp dieser politischen Dichter ist der ungestüme Castellan von Autafort, Bertrand de Born, der mit seinen Liedern jedes Herz besiegt, eine Welt in Brand steckt, Vater und Sohn entzweit und dafür von dem strengen Dante in die Hölle versetzt wird. Am Schlimmsten kommt das Papstthum dabei weg, dessen Entartung die Provenzalen aus nächster Nähe, in Avignon, kennen gelernt hatten, und nicht alle Troubadours machen einen Unterschied zwischen guten und schlechten Priestern, wie Peire Cardinal, sondern stoßen wilde Blasphemien aus, gleich Guillem Figueiras. Von all diesen, unserem Hutten verwandten Dichterhelden merkt man in den „Troubadour-Novellen" nicht viel. Der welthistorische Hintergrund wird nur gestreift. Blos einmal ist nebenbei von den Kreuzzügen und den Albigenserkriegen die Rede. Sogar der Bluthund Simon von Montfort erscheint in der „Dichterin von Carcassonne" als ein höchst liebenswürdiger alter Herr.

Jedoch nicht nur in diesem Bezug leiden diese Novellen an einer gewissen Einseitigkeit. Auch literarhistorisch ist Heyse zu sehr bei dem alten Dietz stehen geblieben. Wir wissen seither, daß die Troubadours keineswegs blos Lyriker waren. Nichts ist unrichtiger, als wenn man, wie es erst kürzlich wieder geschehen, als Beweis für die flackernde, luftige Unzuverlässigkeit der Provenzalen anführt, daß ihre Poesie nicht bis zur höchsten Entwickelung, zum Epos und Drama, erwachsen sei. Ich meine, seit Entdeckung der großen provenzalischen Nationalepen und Volksromane sollte man nicht mehr von der poetischen Kurzathmigkeit der Troubadours sprechen. Man denke nur an die „Croisade Albigeoise", jene erst 1837 durch Fauriel entdeckte gewaltige Epopöe, die nur in Frankreich 700 Jahre und nur in Paris hundert Jahre unbekannt im Staube der Bibliotheken liegen konnte. Hier ist der Troubadourszeit allerdings ein gewaltiges Heldengedicht von raffinirt kunstvoller Form und großem Umfange gelungen. Da erscheint das ganze Mittelalter mit seinen Ideen und Leidenschaften, seinen bürgerlichen, religiösen und militärischen Sitten, und zwar nicht in der kalten Form der Chroniken, sondern in farbensatter, formschöner, sprachgewaltiger Dichtung. Die Schlachten, die Versammlung des Feudaladels, das lateranische Concil, die Erstürmung von Toulouse und Montforts Tod werden in breiter Schilderung dargestellt. Der Held dieses Gedichts ist nicht Montfort, nicht der Graf von Toulouse, sondern das ganze Volk der Provence. Namentlich der Charakter Montforts in seinem Fanatismus, seinem wilden Stolze und seiner Unterwürfigkeit gegenüber den Prälaten ist meisterhaft geschildert, und Heyse hätte wohlgethan, ihm einige historische Züge für seinen gutmüthigen Deus ex machina zu entnehmen. Aber es gibt noch viele solcher Epen, wie z. B. das berühmteste von Gerard de Roussillon, dann den Fier-a-Bras — von Immanuel Bekker herausgegeben — mit seinen 88 monorimen Alexandriner-Tiraden über die sarazenische Invasion, die großen Waldenser Epopöen, die Romane in Versen von Jaufre, Blandin de Cornouailles, Saint Honorat und Ermengauds „Breviari d'amor" mit seiner mystischen Beschreibung der Hölle und ihren zehn Strafen, geschrieben 1268 und von Dante 36 Jahre später benutzt. Die italienischen Poeten kannten diese provenzalischen Dichtungen überhaupt sehr genau. Tasso und Ariost schöpften daraus ihre besten Inspirationen. So holte sich Tasso u. A. aus dem „Fier-a-Bras" die schöne Stelle, wo Tankred zum Tode verwundet sein Bett verläßt, um die Herausforderung des Sarazenen anzunehmen, und seinen Zweikampf, dann Clorinde und deren wunderbare Bekehrung. Wenn jedoch Messer Lodovico dem Cardinal d'Este auf dessen Frage, wo zum Teufel er denn all das tolle Zeug her habe, aufrichtig antworten wollte, so hätte er als seine Quellen außer Virgil, Homer, Ovid in erster Linie die provenzalischen Epen: Jaufre, Blandin de Cornouailles, Fier-a-Bras, Peire de Provence u. s. w. angeben müssen, denen er fast alle ritterlichen Aventuren entnommen hat.

Aber am Ende war es ja gar nicht Heyses Absicht, ein culturhistorisch richtiges Bild jener „Tage des Gesangs und Zeit der Minne" zu geben. Er wollte uns nur Idyllen aus jener großen Zeit in deutscher Beleuchtung zeigen, und das ist sein gutes Dichterrecht. Wenn wir demnach auf den historischen und culturgeschichtlichen Werth kein zu großes Gewicht legen, so können wir uns schon rückhaltlos dem Zauber seines edlen, reinen, durchsichtigen Vortrags hingeben und uns von Herzen seiner Troubadours freuen. Er deutet die Landschaften kaum an, und doch leben sie mit den Personen zugleich unter seiner Feder vor uns auf: die weite, von Cypressen und Oelbäumen durchrauschte sonnenverbrannte Ebene von Avignon, die felsensprengende Quelle von Vaucluse, die grünen, lavendelumdufteten Berge der Cevennen und Alpillen, die Orangenwälder von Fréjus und der vom Mistral gepeitschte Strand von Aiguesmortes, der todten Hafenstadt der Kreuzfahrer.

Theophil Zolling.

„Lorin" von P. A. Walujew.

Kein Kenner der russischen Literatur unterläßt es, auf den eigenthümlichen Umstand aufmerksam zu machen, daß die Zahl der aristokratischen Schriftsteller in diesem Lande größer als in irgend einem anderen ist. Namentlich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts rühren die besten Leistungen der Literatur von Männern her, die fast alle der Hofgesellschaft angehören. Der Gedanke, den Mitgliedern der kaiserlichen Familie näher zu treten, eine Anstellung im Staatsdienste zu erhalten oder sich innerhalb jener Formen zu bewegen, welche der ausschließlichen Gesellschaft eigen sind, versetzt sie in Entzücken und bildet den Gegenstand ihres Neides und ihrer Bewunderung. An dieser Thatsache würde Niemand etwas Auffälliges finden, wenn die Autoren nicht nur ihre Persönlichkeit, sondern auch ihre Bücher dem herrschenden System untergeordnet und den Despotismus verherrlicht hätten, in dessen Nähe sie sich drängten. Genau das Entgegengesetzte ist aber der Fall. Aristokraten in ihren Lebensgewohnheiten, sind die russischen Schriftsteller die erbittertsten Demokraten, wenn sie die Feder ergreifen. Während sie sich von der Sonne der kaiserlichen Gunst bescheinen lassen, werden sie zu Sprechern des Volkes in dessen geheimsten Freuden und Leiden, geben sie dem Freiheitsdrange der Nation, der die Macht des Czaren den Mund verschlossen hat, den feurigsten und beredtesten Ausdruck. Der geistreiche Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft" führt eine ganze Reihe von Namen an, welche diese merkwürdige Erscheinung näher beleuchten, erwähnt aber auch mit Recht, daß sich die Dichter dieser Ausnahmestellung, welche sie der gemeinen Noth entrückte, durch die künstlerische Sauberkeit ihrer Werke würdig zeigten und stimmt dem Urtheil von Alexander Herzen bei, der einmal sagt: „Es ist für unsere Literatur ein großer Vortheil gewesen, daß ihre ersten Vertreter Männer der vornehmen Welt waren. Durch sie wurde in unser Schriftthum die Eleganz der guten Gesellschaft, Lauterkeit des Ausdrucks und Adel der Empfindung eingebürgert."

Es hat daher nichts Erstaunliches, wenn wir in dem Verfasser des „Lorin" (Drei Theile. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig: F. A. Brockhaus. St. Petersburg: Kaiserliche Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff) ein neues Talent auftauchen sehen, das aus den höchsten aristokratischen Kreisen heraus in die Literatur tritt. Graf P. A. Walujew hat als Minister des Innern in den Jahren 1861—68, später als Domänenminister und Vorsitzender des Ministerraths hohe Würden in Rußland bekleidet und man darf es ihm nachrühmen, daß das Amt den Menschen in ihm nicht ertödtet hat. Seine geistige Ueberlegenheit, vielseitige Bildung und Formgewandtheit haben sich bei jeder Gelegenheit glänzend bewährt. Als er im Jahre 1855 vom Kaiser Alexander zum Gouverneur von Kurland ernannt wurde, zeigte er sich sofort als Schüler der westeuropäischen Cultur, indem er gegen die bestehenden Mängel der Verwaltung eine scharfe Opposition erhob und namentlich die Beseitigung der Branntweinpacht und der Leibeigenschaft forderte. Der gleichzeitig ruhige und entschlossene Mann erfreute sich wegen der Lauterkeit seiner Absichten und seiner persönlichen Vorzüge einer allgemeinen Beliebtheit, die er auch auf seine späteren verantwortlicheren Posten übertrug. Nur die altrussische Partei, die aus der Vertiefung in das altslawische Wesen und dem Aufbauschen des Nationalitätsgefühls eine neue Cultur hervorzuzaubern hofft, hatte ihn als ihren persönlichen unerbittlichen Gegner scharf ins Auge gefaßt und wartete nur auf den Moment, der ihr das Heft wieder in die Hand geben würde. Ein solcher Moment trat mit dem Tode Alexanders II. ein, als die Katkow und Aksakow in Moskau wieder das Wort führten und der junge Czar dem Treiben dieser Männer huldvoll zulächelte. Die Altrussen konnten es nicht fassen, daß Graf Walujew, der als Domänenminister die Verfügung über Güter im Betrage von vielen Millionen hatte, nichts sollte „erspart" haben und wagten sich mit einer gemeinen Verleumdung wegen Unterschlagung an ihn heran. Das mußte dem in Ehren grau gewordenen und ohne Vermögen gebliebenen Manne allerdings zu viel werden; er wies das Boshafte und Heuchlerische der Anklage gründlich nach, gönnte aber im Uebrigen seinen Gönnern den Pyrrhussieg, indem er den Staatsdienst quittirte.

Wenn Graf Walujew jetzt mit einem größeren Roman vor die Oeffentlichkeit tritt, so wird die Neugierde der Lesewelt auf Grund der politischen Vergangenheit des Mannes eine ganz bestimmte Richtung nehmen. Einige werden in „Lorin" Porträts bekannter Persönlichkeiten, Andere womöglich Schilderungen aus der socialen Bewegung Rußlands erwarten. Schriftsteller wie Gogol und Turgénjew haben uns daran gewöhnt, die Stimmung einer Zeitepoche in ihren Büchern zusammengefaßt zu sehen; in ihnen lodert eine begehrliche Flamme, die bald hierher bald dorthin züngelt, man fühlt der Zeit den Puls, wenn man Romane wie „Todte Seelen" oder „Väter und Söhne" liest. Wer mit ähnlichen Erwartungen „Lorin" aufschlägt, wird das Buch enttäuscht aus der Hand legen, denn thatsächlich ist es gar keiner äußeren Absichtlichkeit entsprungen, sondern rein künstlerisch gedacht und gestaltet worden. Zwischen den Jahren 1876 und 1878 geschrieben, wurde es erst im verflossenen Winter dem Verleger übergeben, so daß nichts weniger als der Groll über das Aufgeben der politischen Thätigkeit in ihm nachzittern konnte. Walujew hat einfach am Abend seines Lebens Umschau gehalten in der Sphäre, in welcher er zum Heil für sein Vaterland thätig war, er hat persönliche Erinnerungen heraufbeschworen, die ihm theuer waren und auf diese Weise einen Abdruck seiner vornehmen Denkweise in dem Bilde des russischen Salonlebens gegeben, wie es ihm geläufig war. Mit Wehmuth mochte er an die Zeit zurückdenken, in der er als bevorzugter Elegant die Petersburger Gesellschaften bezaubern und den Weg zum Ruhme durch einen schillernden Regenbogen zu gehen schien. Er hatte es verstanden, jung zu sein und konnte daher ohne Schaden alt werden. Gegenüber dem Realismus, der gegenwärtig überall in der russischen Literatur vertreten ist, bleibt Walujew der Romantiker alten Stiles, der gern in theuren Erinnerungen schwelgt. Zwar beobachtet er gut und sicher, aber die Analyse der Charaktere ist doch nicht die Hauptsache, sondern vielmehr die Art und Weise, wie er Welt und Dinge in seinem beweglichen Gemüth sich wiederspiegeln läßt. Kann man sonst den Autor von seinem Werke ohne Schaden für beide trennen, so ist in diesem Fall der eine mit dem anderen innig verbunden. Findet man den Schriftsteller als Individualität nicht liebenswürdig, so wird man auch dem Buche keinen Geschmack abgewinnen können.

„Lorin" ist unseres Wissens das erste Werk belletristischer Art, welches Graf Walujew geschrieben hat. Seine früheren literarischen Arbeiten bezogen sich auf Verwaltungsgegenstände, denen er allerdings eine sehr sichere Feder lieh. Von dieser prosaischen Beschäftigung trägt der Roman kaum irgendwelche Spuren an sich. Wenn Disraeli seine Erzählungen schrieb, so gab er förmliche Anweisungen, wie man Dies und Jenes im Leben erreichen könne. „Endymion" hätte ganz gut den Titel tragen können: „Wie wird man Ministerpräsident?" Ganz anders der russische Staatsmann, der die Dinge mit idealen Augen anschaut und sich mit rein seelischen Vorgängen begnügt, als wolle er damit die Motive der Interessen, die ihn so lange umgaben, aufheben oder wenigstens kreuzen. „Lorin" ist kein socialer Roman, sondern ein Liebesroman, der seinen Stoff der sogenannten guten Gesellschaft, und zwar ausschließlich dieser entnimmt. Das Volk als solches redet gar nicht mit, es handelt sich nur um Menschen aus der Klasse der upper ten thousand. Als kluger Mann hat der Verfasser vorausgesehen, daß man ihm diese Einseitigkeit nicht durchgehen lassen werde, und er sucht dem Vorwurf in origineller Weise vorzubeugen, indem er an einer Stelle (III., S. 283 ff.) ein Gespräch über einen Tagesroman schildert, der ohne Weiteres sein eigener sein kann. Die eine Partei klagt darüber, daß es ein sogenannter Bel-Etageroman sei, nur Fürsten und Gräfinnen vorführe und außer der Sprache nichts specifisch Russisches enthalte. Die Meinung der Anderen ist dagegen wieder, daß der Roman schon deshalb verdienstlich sei, weil er

ohne die Schmutzflecken des Cynischen sei, welche sich selbst in den Werken der besten russischen Schriftsteller fänden. Den ewigen Krankheitsschilderungen müsse man endlich wieder das Betonen des Gesunden, Schönen und Guten entgegensetzen. In diesem Ansatz eines platonischen Dialogs vertheidigt der Verfasser seine Romantik gegen den Realismus und Naturalismus; er meint, daß man Schäden des öffentlichen Lebens durch praktische Maßnahmen heilen, aber nicht zum Gegenstande allgemeiner Darstellung machen soll, wodurch die Unzufriedenheit bis zum Unerträglichen gesteigert werde. Wir können es allerdings nicht leugnen, daß die Farbe des Romans mehr der gebildeten Gesellschaft Westeuropas, als dem eigentlich russischen Nationalcharakter entnommen ist. Auch äußerlich drückt sich das darin aus, daß die Handlung über ein weites Terrain und die Lieblingsstätten der modernen Cultur sich ergießt. Wir bekommen zwar ein sehr lebendiges Bild von St. Petersburg und seiner Umgebung, das der Autor aus einer unmittelbaren Anschauung heraus geschaffen hat, wir blicken in das Leben hinein, wie es sich im Czarensitze auf den Straßen und Plätzen, in den Verkaufsläden und Galerien, im Theater und bei der Maiparade auf dem Marsfelde, im Salon und auf dem Lande abspielt, auch ins Innere Rußlands werden wir geführt, aber mit ebenso großer Vorliebe verweilt der Dichter in Deutschland und Italien. Homburg, Innsbruck, München, der Comersee, Nizza, Rom, Salerno sind Stationen, die er durchaus mit den Augen eines international empfindenden und gebildeten Mannes betrachtet. Wie stark seine Sympathien für Deutschland sind, kann man schon aus der Fülle deutscher Citate ermessen, die den einzelnen Kapiteln vorgesetzt sind. Nur ein einziges Mal läßt ihn dabei sein Gedächtniß im Stiche, insofern er das bekannte Müllner'sche Wort: „Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehen" auf Houwalds Rechnung bringt. Wir haben keinen Grund, uns darüber sehr zu ereifern, denn wenn wir bedenken, mit welcher Leichtfertigkeit bei uns die heimischen Dichter angeführt werden, dürfen wir es dem Ausländer kaum übel nehmen, daß er einmal gegen Büchmann sündigt.

Mit der Figur des Titelhelden hat Walujew an einen älteren Typus der russischen Literatur, an Puschkins Eugen Onägin, angeknüpft. Wie dieser ist auch Lorin, ein Petersburger Offizier, eine weiche, in Folge eines zu reichen Seelenlebens früh ermüdete, zur Thatenlosigkeit neigende Natur, die mehr durch die äußeren Umstände bestimmt wird, als daß sie letztere zu bestimmen vermöchte. Puschkin hat seiner Dichtung das Wort des Fürsten Wjäsemsky: „Er übereilt sein Leben, beschleunigt sein Gefühl" vorgesetzt. Das paßt genau auf die Hauptfigur in Walujews Roman. Lorin erleidet eigentlich im Verlaufe der Erzählung keine weitere Durchbildung des Charakters; so wie er anfänglich vor uns steht, verabschiedet er sich auch am Schlusse von uns, nachdem sein Seelenleben dadurch zu einem Abschlusse gekommen ist, daß er die Hand derjenigen erhält, die ihm gleich bei der ersten Begegnung ihr Herz geschenkt hat, ohne daß es die Umstände gestatten, das Zusammengehörige sofort dauernd zu vereinigen. Etwa wie die Helden der ersten Gutzkow'schen Dramen „Werner", „Ein weißes Blatt", „Otfried" schwankt Lorin zwischen der Gräfin Iskritzky, die von ihrem in Paris lebenden Manne vernachlässigt wird, und Olga, der liebenswürdigen Tochter des Kanzleidirectors Ssobolin. Mit der Gräfin verbindet ihn ein älteres Liebesverhältniß, dem durch das junge Mädchen Gefahr droht. Ein zufälliger Ritterdienst, welchen Olga von Lorin annimmt, treibt die Eifersucht der Gräfin aufs Höchste; es kommt auf einem Balle zu einer so heftigen Scene, daß an eine Fortsetzung dieser Beziehung vor den Augen der Welt nicht zu denken ist. Sie reist nach Homburg und er folgt ihr, nachdem er noch die reine, tiefe, sich ihm menschlich erschließende Seele Olgas in ihrer Schwärmerei für ihn kennen gelernt hat. Während Lorin und die Gräfin nach Deutschland und von da nach Italien reisen, fügt es der Zufall, daß sie wiederholt mit Olga, die in Folge eines Brustleidens den Süden aufsuchen mußte, zusammentreffen, so daß der Liebesroman seinen Fortgang nimmt. Einem tieferen Conflict, der nach unserem Gefühl namentlich in dem gegensätzlichen Charakter der beiden Frauen gelegen hätte, ist der Verfasser aus dem Wege gegangen. Die jungfräuliche Natur Olgas, die in keuscher Naivetät ihre Seele Lorin schenkt, obwohl sie weiß, welche Fesseln ihn umschlingen, und die Gräfin Iskritzky, die femme incomprise, die ewig ruhelos und unbefriedigt ihr Herz an keine strengen Lebenspflichten binden will, können in der Verschiedenheit ihres Wesens nicht so ruhig nebeneinander hergehen, wie es uns der Dichter einreden will. Hier fehlt die Spitze, in welche die Gegenüberstellung dieser beiden Charaktere hätte auslaufen müssen. Auch der endliche Bruch mit der Gräfin erfolgt nicht in Folge einer freien männlichen Entschließung des Helden, sondern durch das Dazwischentreten eines Freundes, der jene dazu bestimmt, daß sie Lorin freigibt und plötzlich abreist. Es gehört zu den geschicktesten Wendungen des Romans, daß in diesem Momente eine Sammlung und Vertiefung in der Seele Lorins eintritt, indem sich die dunklen Bilder seiner Kindheit vor ihm aufhellen und er gleichzeitig den Anschluß an sein heimatliches Leben wiederfindet. Der Besuch in Dubrowino, die Begegnung mit dem Dorfgeistlichen Plato, der ihn von Kind auf gekannt hat, die Erinnerung an die frühverstorbene Mutter gehören zu den gelungensten Partien des Romans. Dagegen ist der Aufenthalt in Krasnoffersk, bei der Fürstin Pronsky, die ziemlich deutlich zu verstehen gibt, daß sie ihn liebt, zu breit ausgesponnen, zumal das gesellige Leben, wie es in der Gouvernementsstadt geschildert wird, keinen tieferen Inhalt aufweist. Schließlich verzehrt sich die Gräfin Iskritzky innerlich und findet einen frühen Tod, während Olga die Gattin Lorins wird.

Der Roman weist, wenn man ihn als kunstgerechte Composition betrachtet, bedeutende Mängel auf. Die Handlung verdichtet sich nicht nach der Richtung, welche das Interesse des Lesers einschlägt, sondern fließt gleichmäßig auseinander. Der Verfasser wendet einer Fülle von Personen die gleiche Liebe der Darstellung und Charakteristik zu, auf welche doch zunächst nur die Hauptfiguren Anspruch erheben dürfen. Freilich ist dies kein blos individueller Mangel, sondern der allgemeine Fehler selbst der besten russischen Dichtungen. Im Uebrigen weiß Walujew, obwohl er den Salon und die gebildete Gesellschaft niemals verläßt, über einen großen Farbenreichthum zu verfügen und nur die Art und Weise, wie er subjectiv durch eine die wesentlichen Momente zusammenfassende Schilderung seine Menschen charakterisirt, anstatt sie in der Bestimmtheit ihres Wesens durch den Gang der Handlung zu erklären, will uns kein Vorzug erscheinen. Die Kunst des Dichters zu malen besteht darin, daß er die charakteristischen Merkmale einer Person nicht etwa nacheinander aufzählt, sondern sie in die Fabel verflicht. Eine noch so detaillirte Schilderung einer Figur ergibt noch immer kein Bild, welches erst dann entsteht, wenn aus dem beständig Vorhandenen etwas einmal Geschehendes wird. Die ambrosischen Locken des Zeus sehen wir nur, weil er sie schüttelt und damit die Höhen des Olympos erdröhnen macht. Freilich mit der Mehrzahl der Romanschriftsteller, welche die nassen Bogen in die Druckerei schicken, ohne recht zu wissen, was dann eigentlich folgen wird, kann man darüber nicht rechten. Walujew zeigt sich aber durchweg als so feinen, vornehmen Künstler, daß es nicht schwer fallen kann, ihn zur Anerkennung dieses Gesetzes der Poesie zu bewegen. Wir erhalten mit seinem Roman keine Enthüllungen über die jüngste Entwicklung Rußlands, überhaupt nichts, was stoffhungrige Leser befriedigen könnte; aber wir lernen einen bedeutenden, ideal gesinnten Menschen kennen und das halten wir für keinen zu unterschätzenden Gewinn.

Eugen Zabel.

Journalisten der Zukunft.

Eine phantastische Geschichte.

Von Théodore de Banville.

O das freie Amerika! ... Während seiner eilfertigen Reise in die neue Welt konnte sich der junge Mitteleuropäer Isidor Lux überzeugen, daß daselbst sogar die Schafe praktischen Geist haben und die Zeit für viel und das Leben für wenig halten. In der That sind diese Thiere im Stande, wenn sie in dichtgedrängten, zahllosen Schaaren über einen Schienenweg gehen, einen Courierzug zum Halten zu bringen, denn die Locomotive zerdrückt wohl Hunderte, Tausende und Abertausende von ihnen zu Brei, aber über ihre blutigen, zerfleischten, zerquetschten Brüder gehen die Schafe unausgesetzt hinweg mit jener friedlichen Hartnäckigkeit, die ihre Kraft ist, und da sich immer noch mehr Schafe in den Weg stellen, als der Zug deren zu überfahren vermag, so gelingt es den stillen Thieren, das schreckliche eiserne Ungethüm mit feurigem Schlund und rauchendem Schädel zum Stillstand zu zwingen. Ohne Zweifel wären dies europäische Schafe nicht fähig; sie würden geduldig und dumm warten, bis der Zug vorüber ist, und auf solche Weise die Zeit versäumen, die ohne Zweifel das theuerste und kostbarste aller Güter ist.

In Amerika gehorcht Alles dem eisernen Gesetze des Fortschritts. Was bei uns im Rückstand, das ist auf jener industriellen Erde ganz eigenthümlich vervollkommnet, so zum Beispiel die Organisation der Tagesblätter. Auch Herr Isidor Lux hatte Gelegenheit, diese nicht neue aber wahre Bemerkung zu machen, denn kurz nach seiner Ankunft in Pug-Town im Staate Geggling begab er sich in einer wichtigen Angelegenheit in die Bureaux des „Whole Worlds harbinger", bewunderte die großen Gebäulichkeiten, um welche eine solche Menge von berittenen Courieren, Boten, Telegraphenbeamten, Wagen, Karren und Droschken sich drängten, daß man an dieser Stelle der Straße 27 irgend einen Gegenstand hätte herunterwerfen können, ohne ihn jemals den Boden erreichen zu sehen.

Was man von der Corruption fabelt, die in solchen Geschäften herrschen soll, ist sehr übertrieben, denn wenn man ein wenig die Schliche einer sinnreichen Diplomatie befolgt und mit Geschick Revolver und Dolchmesser spielen läßt, so gelingt es einem leicht, bis zu dem Director der Zeitung, dem Herrn Thomas Crocker, zu gelangen. Dies gelang auch unserem Isidor Lux. Als er die Thüre des Zimmers überschritt, wo sich gewöhnlich dieser berühmte Mann aufhielt, schoß Herr Crocker ohne großen Proceß gleich sechs Revolverschüsse auf ihn ab. Zum Glück wurde Isidor nicht getroffen; nur daß eine Kugel seinen Hut und eine andere seinen Rock durchbohrt hatten, was ja Kleinigkeiten sind, auf die man nicht zu achten braucht, wenn man einmal auf der anderen Seite des Oceans ist.

„Mein Herr," sagte der Amerikaner freundlich zu dem etwas erstaunten Isidor Lux, „da Sie mich besuchen, müssen Sie ohne Zweifel ein Geschäft mit mir haben. In Folge dessen sind Sie natürlich mein Feind; verzeihen Sie mir also, daß ich Sie als solchen behandelt habe. Nun die Sache mißlungen, können Sie sich setzen. Was beliebt?"

„Ich komme um ..."

„Nein," unterbrach ihn Herr Crocker, „sagen Sie mir den Grund nicht, bevor ich Ihnen nicht die erhabene und unbesiegbare Macht des Blattes, das ich zu redigiren die Ehre habe, vor die Augen geführt. Mit einer genügenden Zahl Annoncen im „Whole Worlds harbinger" können Sie Alles thun und sein, besonders das Unmögliche. Wollen Sie Cäsar, Fulton, Shakespeare sein? Oder ein Heiliger? Wollen Sie auf den Spitzbergen Ananas pflanzen? Wollen Sie Ländereien kaufen, die nicht existiren, eine Königstochter heirathen oder sich Ihrer Frau zu Gunsten eines anderen Bürgers entledigen?"

Isidor betrachtete den langbärtigen, langfüßigen Gentleman mit den vierschrötigen Schultern, die ganze Figur einem T vergleichbar, gut eingepackt in einen gelbgestreiften goldbraunen Rock und rothgestreiften blauen Unaussprechlichen. Er wollte ihm antworten, aber schon hatte sich Herr Crocker erhoben, um die Ankunft mehrerer kleiner Locomotiven zu überwachen, welche hinter den automatisch sich öffnenden Thüren ins Zimmer fuhren und ihm zahlreiche Briefe überbrachten. Nebenbei schickte er mit der wüthenden Beweglichkeit eines Klavierspielers Depeschen ab durch die telegraphischen und telephonischen Apparate, die an den Wänden angebracht waren.

Endlich setzte er sich und sagte in liebenswürdigem Tone zu Isidor Lux:

„Mein Herr, jetzt bin ich der Ihrige. Nur in ein paar Minuten muß ich mich auf einen Augenblick entschuldigen, denn ich habe im angrenzenden Walde ein Duell mit Herrn Walter York, dem Director des „Universal and famones Newspaper" und mit seinen drei Söhnen."

„Wirklich?" sagte Isidor, „und welches ist der Grund dieses Zweikampfes?"

„Herr York," sagte Crocker, „hat sich niederträchtig benommen. Er hat sein Wort gebrochen. Es ist sehr wichtig, daß wir unseren Lesern immer vor den Anderen die Theater-Referate bringen. Nun waren wir miteinander übereingekommen, daß wir über das Drama: „Die Mörder von Illinois" nichts bringen würden vor der Geburt des Verfassers. Der Wortbrüchige hat aber trotz alledem den ganzen Inhalt des Dramas nebst Probescenen mitgetheilt und zwar am Vorabend der Geburt. Kurz, es ist gemein."

„Aber erlauben Sie," sagte der verwunderte Isidor, „wie können Sie wissen, ob ein gestern geborener Knabe jemals ein Drama: „Die Mörder von Illinois" schreiben werde?"

„Nichts Einfacheres," entgegnete Herr Crocker. „Er wird eigens zu dem Zwecke erzogen, ein solches Stück zu schreiben, und seine Eltern haben sich bei einer ungeheuren Conventionalstrafe verpflichtet, daß sie es ihn in seinem zwanzigsten Jahre werden schreiben lassen. Wohin würden wir kommen, wenn wir genöthigt wären, erst über wirklich bestehende Stücke zu schreiben? Aber verzeihen Sie mir, das Duell ruft mich. Bitte, wählen Sie eine Cigarre. In weniger als zehn Minuten bin ich wieder hier."

Herr Crocker nahm seine Flinte und ging hinaus. In der That kehrte er zur bestimmten Zeit wieder und klingelte einem Kammerdiener.

„Jim," sagte er zu ihm, „lesen Sie die Gentlemen auf, die im Walde auf dem Boden liegen, und schaffen Sie sie nach Hause."

Dann fügte er hinzu, indem er sich gegen Isidor wandte, der außer sich schien: „Ich habe einem Jeden von ihnen das rechte Bein zerschmettert."

In diesem Augenblicke traten Angestellte mit zahlreichen Clichés herein, die sie auf einem großen Tische niederlegten.

„Treten Sie näher," sagte Herr Crocker zu Isidor, „und bewundern Sie die Mache, Größe und ebenso kühne wie geistreiche Ausführung. Sehen Sie, welch ein Tumult, welch ein Schrecken, welche tragische Rührung! Hier stürzt das ganze Rathhaus zusammen — dort läßt sich ein Weib an einem Strick herunter, indem sie dabei ihr Kind mit den Zähnen festhält! Und hier, sehen Sie, den mordbrennerischen Neger an einer Straßenlaterne gelyncht, und dort den Feuerwehrmann, geblendet, blutig, mit aufgerissenem Bauch — das Opfer seiner Pflichttreue. Das sind die Zeichnungen zu dem großen Brand in Quick-City im benachbarten Staat Liplabour."

„Ah!" rief Isidor, „hat es in Quick-City gebrannt?"

„Nein," antwortete ruhig Herr Crocker, „noch nicht. Es wird aber stattfinden am 27. nächsten Monats um sieben Uhr in der Frühe."

„Aber wie wissen Sie das?"

„Wie schwer Sie von Begriffen sind!" rief ärgerlich Herr Crocker aus. „Die Feuersbrunst ist von unserem Blatt veranstaltet mit Hülfe eines der ersten Inscenesetzer von New-York. In solchen Dingen müssen wir handeln wie der heidnische Gott Jupiter und wie Napoleon I., der, um die Ereignisse vorauszusehen, sie selbst machte. Auch muß ein tüchtiger Zeitungsdirector allzeit selbst Vorsehung spielen können."

Isidor Lux war so empört, daß er das lebhafte Bedürfniß empfand, seinem Gewissen zu gehorchen und energisch gegen eine solche Ungerechtigkeit zu protestiren. Uebrigens fand der große Journalist ein Mittel, seine explosionsdrohenden Gedanken abzuleiten, indem er voll graziösester Höflichkeit fragte:

„Mein Herr, möchten Sie nicht meine Tochter, Miß Eleonora Crocker, sehen?"

Auf die bejahende Antwort des jungen Mannes erschien alsbald die telephonisch herbeigerufene Miß Eleonora. Sie war eine schöne Dame, stark wie eine Eiche, ohne Zweifel von saftigen Roastbeefs ernährt, aber bleich und romantisch, im Ganzen eine gesunde Ophelia. Ihr eng anliegendes blau und roth gestreiftes Kleid mit wechselnden Reflexen wurde um die Taille von einer riesigen rothen und blauen Seidenschärpe umgürtet; an der Brust trug sie einen mächtigen Strauß von knallrothen Rosen und blauen Kornblumen, und ihr Plüschhut, ihre Strümpfe, ihre Bänder und sogar ihr Regenschirm vervollständigten diese imposante roth-blaue Harmonie.

Herr Crocker stellte sie vor: „Meine Tochter — Prophetin und Doctor medicinae."

„Als Prophetin," erklärte Miß Eleonora, „bin ich der Meinung, daß der Allmächtige uns helfen wird, die Amorrhäer und Amalegiten zu besiegen. Der Zorn wird das Rad seines Wagens sein, die Blicke aus seinen Augen die wüthenden Adler und seine Gerechtigkeit eine geschliffene Sense. Als Doctorin glaube ich, daß wir gar kein übernatürliches Princip anerkennen müssen, sobald es unseren Untersuchungsmitteln entgeht, und da es nur eine einzige Substanz gibt, so gibt es auch nur eine einzige Krankheit, welche die Folge von lebendigen Wesen ist, deren Organismus wir vor Allem kennen lernen müssen. Aber mein Herr" — endete Miß Eleonora, indem sie plötzlich den Ton änderte — „wünschen Sie mich nicht zu küssen?"

„O von Herzen gerne!" rief Isidor Lux entzückt, und schon griff er nach der Hand des schönen Mädchens. Aber Miß Eleonora fügte mit verführerischem Lächeln hinzu:

„Preis 20,000 Dollars."

„Es ist ihr Mittel, um zu einer Aussteuer zu kommen," erklärte Herr Crocker gutmüthig.

„Mein Gott, Miß," stammelte Isidor, „ich bin ein einfacher Mitteleuropäer ohne Mittel ... und dieser, zwar ohne Zweifel mäßige Preis ..."

„O wie Sie wünschen, mein Herr," versetzte Miß Eleonora, „wir zwingen Niemand." Mit diesen Worten zog sie sich majestätisch und nachdenklich zurück, und die Fluth von rothen und blauen Bändern umspielte knisternd ihren Hals und ihre Hände.

Endlich konnte Isidor Lux mit Herrn Crocker von der Sache reden, die ihn herführte. Ein kostbares Familienjuwel war ihm entwendet worden, und daher war er gekommen, es durch Vermittlung des berühmten Blattes wieder zu erlangen.

„Mein Herr," sagte der Amerikaner zu ihm, „nichts widersteht einer genügenden Zahl von Annoncen im „Whole Worlds harbinger", und Sie werden ohne Zweifel das Verlorene wiederfinden, wenn Sie für 2000 Dollars etwa inserirt haben. Wenn Sie nun aber nicht länger warten wollen, so können Sie mit Umgehung aller Mühe für ganz dieselbe Summe in den Besitz des Edelsteins gelangen ..." Hier öffnete Herr Crocker ein numerirtes Fach, aus dem er einen sehr schönen antiken Ring mit herrlich gravirtem Amethyst zog und ihn dem jungen Mann überreichte. Und als Isidor Lux sein Erstaunen nicht verbergen konnte, fügte er hinzu: „Ja, wir sind auf das Mittel verfallen, die Diebstähle zu centralisiren und dieses Fach den anderen Branchen unserer Zeitung einzuverleiben, um den Mechanismus zu vereinfachen."

Der Mitteleuropäer war von diesem Ueberschwange praktischen Geistes so außer sich gerathen, daß er sich beeilte, zu bezahlen und fortzugehen. Aber als er durch den dunklen Corridor ging, fühlte er sich plötzlich von zwei robusten Armen umfaßt, und auf Wangen, Augen, Lippen fiel ein hageldichter Regen von glühenden, süßen Küssen ... und eine energische und doch liebkosende Stimme — die Stimme von Miß Eleonora Crocker — flüsterte ihm wonnig ins Ohr:

„Well, dann also umsonst."

Isidor Lux fand, daß diese Küsse gar nicht übel schmeckten, aber er bestieg gleichwohl noch am selben Tage das erste Schiff, das nach Europa fuhr. Obwohl er ein sehr tapferes Gemüth besaß, so zitterte er doch bei dem Gedanken, die erstaunliche Prophetin heirathen zu müssen, und er empfand den lebhaftesten Wunsch, wieder in ein Land zu kommen, wo die Zeitungen weniger schnell bedient sind und sich ihre Informationen auf minder heftige und paradoxe Weise verschaffen.

Notizen.

Sommernachtserzählungen von Wilhelm Fischer (Leipzig, W. Friedrich).

Der Verfasser ist, wie aus seinem Vorwort erhellt, sich eines großen und absonderlichen Talents bewußt; es ist aber schade, daß er „wunderlich" mit „poetisch" und „gesucht" mit „originell" identificirt. Dabei soll keineswegs geleugnet werden, daß ihm eine beachtenswerthe dichterische Begabung innewohnt, aber die Sucht nach Ungewöhnlichem, der krampfhafte Drang, es anders zu machen, als Alle, haben ihn in die Irre geführt. Nur einzelne, hochpoetische Scenen können für die vielen Seltsamkeiten, ja, Verschrobenheiten seines Stils, für ermüdende Längen, Wiederholungen und abstruse Ideen entschädigen. Die beste Erzählung ist unbedingt die letzte: „Eine alte Liebesaventiure", die uns denn auch berechtigte Hoffnungen gibt, von dem Verfasser später Reiferes und Abgeklärteres zu erwarten; vor Allem muß er wohl beherzigen, daß das Einfachste immer noch das Schönste gewesen ist.

T—n.

* * *

Italienischer Sprachführer. Conversations-Wörterbuch für Reisende von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Schon beim Erscheinen des französischen Theils haben wir auf diese philologischen Reisebegleiter aufmerksam gemacht. Es sind uns selten sprachliche Hülfsbücher von so überraschender Einfachheit und praktischer Güte vorgekommen, wie diese handlichen, Dictionnaire und Conversationsbuch vereinigenden Publicationen. Auch das italienische Touristenwörterbüchlein, zu welchem der Verfasser Kleinpaul ein anmuthiges Vorwort geschrieben, bringt die Sprache des lebendigen Reiseverkehrs in ein System, in dem sich Jedermann augenblicklich zurechtfinden kann. Daneben trifft der Italienfahrer hier auch eine Reihe culturhistorischer Anmerkungen, denen für das Heimatland der Künste ein großer Werth innewohnt. Die Ausstattung — Sedezformat, nicht zu kleiner Druck — des Leinwandbandes ist geschmackvoll und zweckmäßig.

* * *

Der Triumphzug eines deutschen Poeten quer durch Amerika — so könnte man das Buch nennen, das Friedrich Bodenstedt als erste Frucht seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten (October 1879 bis Juli 1880) soeben unter dem Titel: „Vom Atlantischen zum Stillen Ocean" (Leipzig, Brockhaus) veröffentlicht hat. Keine langausgesponnene Schilderung von Land und Leuten nach den wenigen Typen, die der Durchschnittsreisende kennen lernt, sondern eine lebendige Aufzählung persönlicher Erlebnisse und Eindrücke, die den Leser mit dem intimen Leben des Volkes gleich bekannt und ihn die Freunde des Erzählers ebenfalls liebgewinnen macht. Es war naturgemäß, daß Bodenstedt sich am meisten zu den Deutsch-Amerikanern hingezogen fühlte, zu den Menschen, die seine Lieder auswendig konnten und ihn von Jugend auf in ihre Herzen geschlossen hatten. Aber auch von den Englisch-Amerikanern weiß uns der Verfasser nur günstige Züge mitzutheilen. Daß Bodenstedts Muse in jener Zeit auch nicht geschwiegen hat, wissen wir bereits aus seiner Sammlung: „Aus Morgenland und Abendland";

auch in dem neuen Buche finden wir noch eine Anzahl Gelegenheitsgedichte, von denen wir das Lob der „Minnehaha", der „lachenden Wasser" am höchsten stellen. Möge die in Aussicht gestellte Fortsetzung seiner Reisebeschreibung nicht zu lange auf sich warten lassen. D.

* * *

La femme envisagée au point de vue naturaliste, spiritualiste, philosophique et providentiel par M. d'Esterno. Paris, Calmann Lévy.

Ein überaus frisch und geistvoll geschriebenes Buch, bei dem man nur das Eine beklagen kann, daß es da und dort in den pikanten Ton des Pariser Feuilletons verfällt, womit doch der sittliche Ernst, der es eingegeben hat, arg in Widerspruch steht. Durchaus lobenswerth ist die Tendenz der Schlußkapitel mit dem zornerfüllten Protest gegen den Codex Napoleon und seinen bekannten Paragraphen: La recherche de la paternité est interdite. Der Verfasser zeigt die schrecklichen Folgen dieses allzu sehr vom militärischen Geiste Napoleons dictirten Gesetzes und nimmt die Frauen gegen dessen Grausamkeit in Schutz. Da die Franzosen endlich das Ehescheidungsgesetz erkämpft haben, sind wohl die Tage des Artikel 340 auch gezählt. Jedenfalls gebührt dem vorliegenden Buche das Verdienst, ihn mit Geist und Geschmack widerlegt, bekämpft und als gemeinschädlich verdammt zu haben.

* * *

Hermann von C. M. Wieland. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Muncker. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Der soeben ausgegebene Band von Seufferts deutschen Literaturdenkmalen des 18. Jahrhunderts enthält diesen mäßig langen, in Alexandrinern abgefaßten Erstling Wielands, den der damalige Tübinger Student mit der Bitte um ein Urtheil über seine Arbeit an den ihm persönlich noch unbekannten Bodmer schickte, und von diesem mit einer sehr günstigen und aufmunternden Kritik wieder zurück erhielt. Das nie zum Drucke bestimmte Gedicht hatte indeß seinen Zweck der Vermittlung seiner Bekanntschaft mit Bodmer erreicht. Wie Muncker in seiner trefflichen Vorrede nachweist, lehnt sich hier Wieland eng an Klopstock an, dem er sogar ganze Wendungen der Messiade entnommen hat, und besonders an Lohensteins „Arminius", aus dem er zahlreiche Motive schöpfte. Jedenfalls steht Wielands Epos hoch über Schönaichs einige Monate später erschienenen „Hermann". Man kann diesen Abdruck nach dem in der Züricher Stadtbibliothek liegenden Manuscripte auf alle Fälle willkommen heißen.

Offene Briefe und Antworten.

Carlyle und Hettner.

Verehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen und Ihren Lesern, im Anschluß an meinen Aufsatz über Carlyle und Emerson, auch über eine persönliche Erinnerung an den jüngstverstorbenen Hettner berichte.

Als ich Anfangs der fünfziger Jahre meinen Aufenthalt in Dresden nahm, wurde mir unter anderen berühmten Persönlichkeiten auch der damals aus Jena berufene liebenswürdige junge Aesthetiker Hermann Hettner bekannt, der mit seiner Gattin, einer Tochter des Baron Stockmar, ein angenehmes Haus machte. Er arbeitete damals an seiner Literaturgeschichte, und da ihm bekannt geworden war, daß ich während meines Aufenthaltes in England manche literarische Verbindungen angeknüpft, die noch fortbestanden, so ersuchte er mich, diese dahin für ihn zu verwerthen, daß sein Buch dort bekannt und besprochen werde. Willig, ihn zu verbinden, sandte ich es an Thomas Carlyle ab, mit der Bitte, mir zu schreiben, wie es ihm gefalle und wie es in England gefallen werde. Da die Antwort lange auf sich warten ließ — zu lange für die Geduld des ehrgeizigen Verfassers —, so sandte ich eine Mahnung nach, die das nachfolgende, Chelsea, 5. Juli 1856 datirte Schreiben hervorrief:

„Vergeben Sie mir meine Sünden in Bezug auf Professor Hettners Buch und versuchen Sie in irgend einer Weise, auch des Professors Vergebung für mich zu erlangen! Sie haben, wie ich deutlich sehe, gar keinen Begriff, wie ich in Bezug auf Bücher stehe, überhäuft wie ich seit Jahren bin mit der Herbeischaffung von Quellen über Preußische Geschichte (als Buße für meine Sünden) — und verhindert irgend etwas zu lesen, das ohne Bezug auf die mir gestellte Aufgabe ist, die einem Unternehmen gilt, das oftmals mich zu tödten droht, so gern ich es auch zu einem Abschluß bringe.

Um die Wahrheit zu gestehen, muß ich bekennen, daß ich Ihres Professors Buch nicht gelesen habe und auch nicht versprechen kann, daß ich es lesen will, weil ich viel zu wenig Herr meiner Zeit bin, um mich zu etwas der Art zu verpflichten — zum wenigsten in keinem festgestellten Zeitraum. Als Sie mir das Buch sandten, habe ich ein paar Abende darin geblättert, das ist nun aber schon lange her; ich las damals den einen und den andern Abschnitt, der mir besonderes Interesse versprach, und mein Urtheil darüber war: daß der Verfasser gute Studien gemacht, genaue Einsicht der biographischen Nachschlagebücher sich verschafft habe, mit deren Hülfe er dann dies Werk zusammengestellt, das nicht ohne Werth sein mag, aber das Gepräge trägt, daß der Verfasser kein origineller Denker sei, keine neuen Gesichtspunkte aufstelle, noch irgend persönliche Beziehungen zu den Autoren, die er aufführt, gehabt habe. Demnach wird das Buch außerhalb Deutschlands kein großes Interesse erwecken, wo man solche Kenntniß nicht überall begehrenswerth findet. Ich habe das Buch an Miß Wynne zum Lesen geliehen, die schon davon hatte sprechen hören, bevor sie es las; und ihr Urtheil kam dem meinigen nahe, war zum wenigsten in keiner Weise günstiger zu nennen. Was sie mir darüber schriftlich mittheilte, das wollte ich an Sie meiner Antwort beilegen; — allein meine Frau, der ich den Brief gegeben, hatte ihn, als ich ihn zurückforderte, bereits in Streifen geschnitten und zu Fidibus verwendet, so daß mir nichts übrig blieb, als selbst zu sagen, was jene für mich hätte sagen sollen. Das führte zu erneuertem Aufschub und schließlich zu völligem Vergessen der Angelegenheit, bis Sie mich daran erinnerten.

Dies ist die einfache Wahrheit, die ich Sie in ein schönes Gewand zu hüllen bitte, damit sie nicht verletze. Mögen Sie auch der in dieser Angelegenheit auf mir ruhende Schuld Ihre mildeste Verurtheilung angedeihen lassen. — Meine Absicht ist, das Buch des Professors Hettner der Londoner Bibliothek zu geben, damit es eine Masse von Lesern finde, die endgültig darüber urtheilen und meine Hand und mein Gewissen rein waschen von der Anklage, dem Autor nicht gerecht geworden zu sein.

Ich stehe im Begriff nach Schottland aufzubrechen, um ein wenig auszuruhen, Seebäder zu nehmen, Waldluft zu athmen; denn man beginnt nächstens zu drucken an diesem unaussprechlichen „großen Friedrich" (für mich eine wunde Stelle, dieser Fritz) und ich muß vor allen Dingen versuchen, meine Gesundheit ein klein wenig in bessere Verfassung zu bringen.

Oft bin ich in Dresden im Geiste bei Ihnen gewesen, seit Sie mich persönlich bei sich sahen, — während ich jenen Wirrwarr und jene „traurigen Belagerungen" studirte. Ich glaube nicht, daß Heynen selbst so viel litt, als er durch das Bombardement des großen Fritz vor 100 Jahren vertrieben wurde, wie ich, indem ich seine Spur verfolgte.

Seien Sie versichert, daß ich Ihnen von ganzem Herzen alles Gute wünsche und stets aufrichtig Ihnen ergeben bleibe T. Carlyle."

Vielleicht, geehrter Herr Redacteur, scheint Ihnen dieser Brief des berühmten Engländers und sein allerdings cum grano salis aufzufassendes Urtheil interessant genug zum Abdruck.

Achtungsvoll

A. Bölte.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Was sollen wir lesen?

Das ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische
Schweizer, Ungarische
Holländische, Belgische
Amerikanische, Englische
Französische, Hebräische
Italienische, Schwedische
Norwegische, Spanische
Portugiesische, Polnische
Neugriechische, Russische
Arabische, Rumänische
Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.

Probe-Abonnement für September 85 Pf.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S. W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Verlag von **Johannes Kriebel** in **Hamburg.**

Goethes Faust

II. Theil

für die Darstellung eingerichtet, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von

Robert Buchholz.

Hrn. B. Pollini, Director d. Stadttheaters in Hamburg, zugeeignet.

7 Bogen in 16. Eleg. geh. Preis 1 *M.*

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart.**

Die Familie.

Von

W. H. Riehl.

Neunte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.

8. (XIV und) 303 Seiten. 5 *M.*

Inhalt: **Mann und Weib. — Haus und Familie.**

Aus dem Schluß des Vorworts zur neunten Auflage: Meine Methode faßt sich in die zwei Worte: „Beobachten und Bedenken!" und mein Ziel in die zwei andern Worte: „Aus dem Leben fürs Leben!"

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Tracht und Bewaffnung

des römischen Heeres während der Kaiserzeit,

mit besonderer Berücksichtigung der rheinischen Denkmale und Fundstücke.

Dargestellt in zwölf Tafeln und erläutert von **Ludwig Lindenschmit.**

Gross-Quart. geh. Preis 6 Mark.

Blochs Dänischer Fleisch-Extract

in 1/4 Pfd.-Dosen	1/2 Pfd.-Dosen	1 Pfd.-Dosen
70 Pf.	1 *M.* 30 Pf.	2 *M.* 50 Pf.

Dieser Extract, der sich in kurzer Zeit namentlich durch die **Reinheit seines Geschmacks** und seine **Billigkeit** in Deutschland eingeführt und weite Verbreitung in **Haus** und **Krankenstube** gefunden hat, ist für jede Hausfrau von unschätzbarem Nutzen, da sich von diesem Extract **ohne jeden Zusatz** von Fleisch auf die schnellste und bequemste Weise eine **schmackhafte** und **wohlriechende Fleischsuppe** bereiten läßt.

Heymann Bloch & Co.,

Kopenhagen, Hamburg u. Malmö.

Niederlagen in Berlin bei Max Camphausen, Mittelstr. 29.

Wiederverkäufer erhalten angemessenen **Rabatt.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sang und Klang.

Lieder zum Componiren und andere poetische Kleinigkeiten

von **Heinrich Flemmich** (Parcival).

Freiburg i. B. Brosch. 3 *M.* **Adolf Kiepert's** Hofbuchhandlung.

Kraft-Zwieback,

welcher bei Skropheln, Katarrh, Magenleiden und namentlich schwachen Kindern u. Erwachsenen v. vielen Aerzten empfohlen wird, aber auch des guten Geschmacks wegen im Allgemeinen zu Thee und Kaffee gern gekauft wird, empfiehlt und versendet stets nur als frische Waare

Grünberg i. Schl.

Hornig, Bäckermstr.

Ich enthalte mich aller üblichen Anpreisschreiberei, sende aber auf Wunsch gegen Einsendung des nöthigen Portos ½ kg franco und gratis.

à kg *M.* 1.50 gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages, bei Bestellgn. von 4 kg franco Zusendung. Emballage wird nicht berechnet.

Im Verlage von **Theodor Kay** in **Cassel** erschien:

Galitzin, russische Kriege im 17. Jahrhundert. Mit 2 Plänen. Preis 9 *M.*

Obiges Werk bildet einen intergrirenden Theil der **Allgemeinen Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten** vom Fürsten **Galitzin.** Aus dem Russischen übersetzt von Streccius und Eichwald.

Verlag von **Johannes Lehmann** in **Leipzig.**

Zur Geschichte der Hofnarren

Friedrich Taubmann

Ein Kulturbild

Zumeist nach handschriftlichen Quellen von

Friedrich W. Ebeling.

Mit Taubmann's Porträt und Faksimile.

Zweite Auflage.

Preis: Elegant geheftet *M.* 6.— In Originalband *M.* 7.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die erste Auflage war 14 Tage nach Erscheinen vergriffen!

Im Verlage von **Johannes Lehmann** in **Leipzig** erschien:

Zur

Freiheit des Gewissens.

Eine

religionsphilosophisch-kirchenpolitische Studie

von **E. Küchler.**

Motto: „Fördere nach deinen Kräften die Erkenntniß der Menschen von ihrer Freiheit, vom Gesetze, unter dem die Freiheit steht, du förderst damit die Freiheit selber." Daub.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direct und portofrei von dem Verleger.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Väter und Söhne.

Schauspiel in 5 Akten

von

Ernst von Wildenbruch.

Preis 2 *M.*

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Parzival,

der Ritter ohne Furcht und Adel.

Eine Festgabe

von

Siegmey.

Mit 12 Zeichnungen von **H. Albrecht.**

Eleg. Ausstattung. Geh. 1 *M.*

Leipzig. **Rosenthal**'sche Verlagshdlg.

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 36. Berlin, den 9. September 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Europa und Nordamerika im Welthandel. Von Emil Deckert. — Die Anfänge des Germanischen Museums in Nürnberg. Von H. T. — **Literatur und Kunst:** Das Militär auf der Bühne. Von Francisque Sarcey. — Ludwig Steubs „Sängerkrieg in Tirol". Von Theophil Zolling. — Neues über Friedrich Taubmann. Von Heinrich Kleuz. — Ein neuer musikalischer Blaustrumpf. Von G. Doempke. — Von päpstlichen Gräbern. Von Th. Trede. — Notizen. — Inserate.

Europa und Nordamerika im Welthandel.

Von Emil Deckert.

Der Antagonismus zwischen der alten und der neuen Welt und insbesondere zwischen Europa und Nordamerika — unter letzterem das Gebiet der Vereinigten Staaten nebst den culturfähigen Theilen der Canadischen Herrschaft verstanden — ist ein zu tief begründeter, als daß er sich nicht nach und nach auch in der Rolle, welche die beiden Erdräume in dem wirthschaftlichen Leben der Menschheit spielen, schärfer und schärfer aussprechen sollte. Jahrhunderte hindurch war ja Nordamerika nichts anderes als eine wirthschaftliche Dependenz Europas. Seit sich die nordamerikanische Union aber politisch von der englischen Herrschaft emancipirte, und seit sich die Volksverdichtung in dem großen Freistaate sowie in dem eigentlichen Canada in rapider Weise derjenigen Europas zu nähern begann, ist dieses Verhältniß ein wesentlich anderes geworden. Gegenwärtig steht Nordamerika ohne Zweifel unserm Europa in vielen Beziehungen als ebenbürtiger Rival gegenüber, und schon seit geraumer Zeit dürfen sich hervorragende Geographen und Wirthschaftspolitiker — wir denken namentlich an Heeren, Ritter und Peschel — bedenklich fragen, ob die wachsende Concurrenz Nordamerikas in dem wirthschaftlichen Wettkampfe der Völker nicht allmählich zu einer vollkommenen Niederlage Europas führen müsse, und ob Europa nicht bereits gegenwärtig in vielen Beziehungen angefangen habe, hinter Nordamerika zurückzubleiben und in den Schatten zu treten. Besonders bezüglich des jungen Riesenreiches der Union erscheint heute die Frage durchaus nicht mehr überflüssig, ob dieselbe nicht dazu berufen sei und vielleicht bereits thatsächlich im Begriffe stehe, in gewisser Beziehung die Erbschaft des „alternden Europa" anzutreten, und die Initiative und Centralleitung in der allgemeinen Entwickelung der Cultur und der Weltwirthschaft, die bisher in den Händen Europas ruhte, künftig für sich in Anspruch zu nehmen. Diese Frage vom Standpunkte des Geographen aus in ein möglichst klares und vorurtheilsfreies Licht zu setzen, soll die Aufgabe der gegenwärtigen Darlegungen sein.

Dafür, daß Europa bis auf den heutigen Tag eine ziemlich unbeschränkte und unbestrittene Alleinherrschaft bezüglich des Welthandels und Weltverkehrs wie bezüglich der gesammten Culturentwickelung der Menschheit ausgeübt hat, brauchen Beweise kaum beigebracht zu werden. Man schaue nur die Werthziffer des europäischen Außenhandels an und bedenke, daß dieselbe doppelt so groß ist als diejenige aller übrigen Erdtheile zusammengenommen. Oder man überblicke die Ziffern, welche den Post- und Telegraphenverkehr Europas veranschaulichen, und welche für Europa ein ganz ähnliches dominirendes Verhältniß zu den übrigen Erdtheilen ergeben. Ueberragt ja doch auch die europäische Güterproduktion durch ihre absoluten Ziffern diejenige der anderen Erdtheile, und insbesondere diejenigen Nordamerikas, noch ganz gewaltig. Wir dürften dabei den Begriff „Güter" füglich im weitesten Sinne nehmen und namentlich außer an die materiellen Güter auch an die geistigen Güter und an die allerhöchsten Errungenschaften der Civilisation denken, wir erinnern aber an dieser Stelle, wo wir von dem Welthandel und Weltverkehr Europas und Nordamerikas reden, nur daran, daß der europäische Staatencomplex heute immer noch an Kohle und Eisen aus seinen Schächten fast viermal so viel erzeugt, als der nordamerikanische, daß Europa heute immer noch einen dreimal so starken Rinderbestand, einen viermal so starken Pferdebestand und einen fünfmal so starken Schafbestand aufzuweisen hat als die Union, daß die Aecker Europas heute immer noch dreimal so viel Getreide und viermal so viel Weizen tragen als diejenigen Nordamerikas, sowie endlich, daß diesseits des Oceans heute immer noch etwa zwei und ein halb mal so viele Dampfmaschinenpferdekräfte in den industriellen Etablissements thätig sind, als jenseits desselben.

Wird das aber so bleiben? Eine unbestreitbare Thatsache ist es, daß sich Nordamerika in allen den genannten Ziffern während der fünf letzten Jahrzehnte unserm Erdtheile mit Riesenschritten genähert hat. Hinsichtlich der Entwickelung des Eisenbahn- und Telegraphennetzes ist Europa heute bereits erreicht, und alle produktiven Kräfte der Union entfalten sich mit einer diesseits des Oceans unerhörten Rapidität. Dürfen wir aber deshalb die oben aufgeworfene Frage, ob Nordamerika einst der unangefochtene Sieger im wirthschaftlichen Wettkampfe sein werde, ohne weiteres Besinnen bejahen? Könnte jene Rapidität und Energie des wirthschaftlichen Fortschritts in Nordamerika nicht füglich auch eine blos momentane sein? Und könnten wir uns durch das augenblickliche Prosperiren der Union nicht vielleicht zu einer Ueberschätzung des größten Landes in seiner Bedeutung als Welthandels- und Wirthschaftsgebiet verführen lassen? Um das zu entscheiden, bedürfen wir eines möglichst strengen culturgeographischen Vergleiches der beiden Gebiete. Wir müssen die natürlichen Verhältnisse, welche die beiden großen Erdräume darbieten, einander gegenüber stellen und einer ruhigen und besonnenen Prüfung unterwerfen.

Wie bei Europa die geographische Lage, die Küstengliederung, die Bodenbildung und die klimatische, hydrographische und ethnologische Eigenart im engen Bunde mit einander es bewirkt haben, daß der kleine Welttheil mindestens für eine Anzahl von Jahrtausenden der eigentliche Brennpunkt des irdischen Culturlebens und damit zugleich auch der Mittelpunkt des gesammten Welt-

handels und Weltverkehrs geworden ist, das ist von berufenen Geistern häufig genug discutirt worden, und wir haben daher hier nur nöthig, einige weniger beachtete Hauptpunkte, die einen strengeren Vergleich gestatten, und die uns für unsere Frage besonders bedeutsam erscheinen, näher zu beleuchten.

Zuerst richten wir dabei unsere Aufmerksamkeit auf die natürlichen Grundlagen der europäischen Produktion. Soweit die geographische Lage die Produktionskraft der Erdräume beeinflußt, soweit dürfte Europa wohl wenigstens im Allgemeinen Nordamerika gleichzustellen sein. Was der letztgenannte Erdraum durch seine astronomische Lage — durch seine Lage zwischen niedrigeren Breiten und unter senkrechter einfallenden Sonnenstrahlen — etwa voraus hat, das wird dem europäischen Erdtheile durch seine günstige physische Lage — durch seine Lage zu den großen Land- und Wasserräumen — reichlich ersetzt. Denn wenn man mit einigem geographischen Verständnisse die Erdräume rund um Europa anblickt, so darf man sich hinsichtlich der Wirkungen, welche dieselben auf Europa ausüben, fast an die guten Geister im Märchen erinnert fühlen, die das Königskind in ihrer Mitte mit allerlei guten Gaben überschütten.

Die nahe Nachbarschaft Afrikas und insbesondere der Wüste Sahara — des heißesten unter allen Erdräumen — im Vereine mit der ununterbrochenen Landverbindung gegen Asien hin erhöht ganz bedeutend die Wirkung der sommerlichen Sonnenbestrahlung über Europa, und die Lage an dem stark durchwärmten nordatlantischen Oceane mildert in nicht minder beträchtlicher Weise die winterliche Kälte des Erdtheils, so daß Europa infolge dessen sowohl wärmere Winter als auch wärmere Sommer genießt, als man von seiner Polhöhe erwarten sollte. Und ebenso ist durch die yhpsische Lage Europas das Regime der Luftströmungen und die damit verbundene Vertheilung der feuchten Niederschläge über dem Erdtheile ein ungemein vortheilhaftes und der Production und Cultur fast allenthalben sehr günstiges. Die reich mit Wasserdunst beladenen Winde vom Atlantischen Oceane bringen dem europäischen Erdtheile einen zur Befruchtung seines Bodens und zur Speisung seiner Flüsse vollkommen genügenden Betrag an atmosphärischer Feuchtigkeit, während die trockenen Winde aus Asien dafür sorgen, daß auf den Regen auch rasch wieder Sonnenschein und Trockenheit folgt. Der große Wasserraum im Westen — gewissermaßen der vornehmste unter den guten Geistern des erwähnten Märchens — spendet Europa also ein kostbares und bedeutsames Geschenk in dem häufigen „schlechten Wetter", das wir als eine der Hauptursachen des europäischen Produktenreichthums und der europäischen Culturblüthe betrachten müssen; und ebenso der große Landraum im Osten in den sonnigen Sommertagen, die dem europäischen Landmanne und dem europäischen Obstzüchter und Winzer die Früchte reifen, sowie in den kalten, klaren Wintertagen, die die Nerven des Europäers stählen und die seine körperliche und geistige Spannkraft erhöhen.

Mag also Europa hinsichtlich der geographischen Bedingungen seiner spontanen Naturproduktion aus dem Pflanzen- und Thierreiche sowie aus dem Mineralreiche immerhin bescheidener ausgestattet erscheinen als verschiedene andere Erdräume, und mag es darin außer hinter den Tropenländern und hinter Britisch-Indien und China auch hinter Nordamerika sehr bedeutend zurückstehen, so gedeiht doch sicherlich die physische und geistige Arbeit des Menschen — der zweite Hauptfactor aller Produktion — in Europa mindestens ebenso gut als in den anderen Erdräumen, und namentlich ebenso gut als in Nordamerika.

Andere geographische Verhältnisse haben aber dazu beigetragen und tragen noch heute dazu bei, die menschliche Arbeit behufs der Produktion von Gütern jeder Art in Europa namentlich weit wirksamer zu machen, als das anderweit — und ursprünglich auch in Nordamerika — der Fall war.

Mehr als an irgend einen anderen Umstand denken wir hierbei an die reiche innere Gliederung des europäischen Erdtheils durch die zahlreichen, tief in seine Rumpfmasse einschneidenden Rand- und Binnenmeere und Golfe des Atlantischen Oceans und durch den bunten Wechsel seiner geologischen und orographischen Bildungen. Die Zerrissenheit in eine Menge von Halbinseln und Küsteninseln der mannichfaltigsten Größe im Vereine mit jener minutiösen Faltung, Zertrümmerung und Wiederverkittung der Erdschichten und mit jenem wechselvollen und unruhigen Durcheinander der geognostischen und orographischen Hebungssysteme, wie sie Europa als das merkwürdige Gegenbild aller anderen Erdräume in wahrhaft klassischer Weise darbietet, schuf in dem Erdtheile eine außerordentliche Mannichfaltigkeit natürlich abgegrenzter und unter sich verschiedenartiger Territorial-Abschnitte, welche groß und reich genug waren, um selbstständige Staats- und Wirthschaftsgebiete zu bilden, und welche auch gegenüber den gewaltigsten Eroberern und Imperatoren jederzeit ein hohes Maß von Selbstständigkeit bewahren mußten.

Italien und Spanien, England und Frankreich, Deutschland und Ungarn, Norwegen und Schweden, wie nahe liegen sie bei einander, und doch wie grundverschiedene kleine Welten stellen sie dar! Erhielten sich nicht die hispanische und gallische Provinz auch selbst unter der Alles uniformirenden und centralisirenden Römerherrschaft einen guten Theil ihrer Individualität? Oder gelang es etwa der gigantischen Willenskraft eines Bonaparte, alle die verschiedenen Territorien Europas auch nur momentan zu einer politischen Einheit zusammenzufügen?

Selbstverständlich hatte aber diese innere Individualisirung, welche unserer Meinung nach den geographischen Hauptcharakterzug Europas bildet, die weittragendsten Wirkungen bezüglich der gesammten produktiven Menschenarbeit des Welttheils wie bezüglich seiner gesammten spontanen Naturproduktion.

Völkerströme, welche sich etwa vom Osten her über den europäischen Welttheil ergossen — waren dieselben ursprünglich auch noch so homogen in sich — konnten und mußten sich in Folge jener streng ausgeprägten inneren Gliederung des Welttheils verhältnißmäßig rasch zu besonderen Volks- und Stammesindividualitäten entwickeln. So ging es den Gräco-Latinern und Kelten, so den Germanen, Slaven und Finnen. Oder ist der lebenslustige, leidenschaftliche, laut declamirende, stets zum Dreinschlagen geneigte, himmelstürmende Magyarenstamm z. B. nicht ein ganz anderer Volkscharakter als der ernste, ruhige, passiv duldende, fleißig arbeitende und langsam aber sicher fortschreitende Finnenstamm, der doch mit ihm derselben gemeinsamen Wurzel entsprang?

Und mußte es nicht schon durch die bloße Einwirkung der verschiedenen natürlichen Verhältnisse, welche die verschiedenen Territorien darboten, genau so geschehen mit den Pflanzen- und Thierarten, die in Europa einwanderten oder eingeführt wurden? Konnte die aus den Uferländern des Pontus nach Mittel- und Westeuropa verpflanzte Rebe am Taunus und Schwarzwald noch dasselbe Getränke liefern wie an der Hegyallya? Müssen nicht die ungarischen Weizenkörner nothwendigerweise von einer ganz anderen Qualität sein als die brittischen und französischen? Muß nicht der norwegische Fichtenstamm ein ganz anderes Holzgewebe haben als der deutsche? Und müssen die Gräser der irischen und holländischen Wiesen nicht einen ganz anderen Saftreichthum enthalten als diejenigen der südrussischen Steppen oder der ungarischen Pußten? Wölbt sich denn nicht über den nordwestlichen Territorien Europas ein ganz anderer Himmel als über den südöstlichen?

Uebrigens haben wir aber allen Grund anzunehmen, daß die reiche innere Gliederung der europäischen Planetenstelle — geologisch gesprochen — uralt ist, und daß sie auch in den frühesten Epochen der Erdgeschichte bereits vorhanden war. Hieraus ergibt sich aber für die verschiedenen Territorien des Welttheils auch eine starke Verschiedenheit ihrer Produktionskraft bezüglich der nutzbaren Mineralien. An der einen Stelle azoisches Gestein mit mächtigen Ablagerungen von Magneteisenerz, an der anderen paläozoische Felsarten, durchsetzt von Erzen anderer Art oder von Steinkohlenflötzen, an der dritten alte mesozoische Schichten Steinsalz bergend, an der vierten jüngere Schichten derselben Formationsgruppe Marmor liefernd: Schweden und Britannien, Deutschland und Italien oder Griechenland auch in dieser Beziehung gänzlich von einander abweichende geographische Charaktere!

(Schluß folgt.)

Die Anfänge des Germanischen Museums in Nürnberg.

In diesen Tagen sind es fünfundzwanzig Jahre, seit das Germanische Museum, dessen Sammlungen bis dahin nur sehr nothdürftig in gemietheten Räumen untergebracht waren, in das von der bayerischen Regierung erkaufte ehemalige Karthäuserkloster der alten Reichsstadt übersiedelte. Erst mit dem Erwerb dieses Grundeigenthums war der Fortbestand der Anstalt, oder doch ihr Verbleib in Nürnberg, einigermaßen gesichert. Bis dahin war unklar gewesen, wem sie eigentlich gehörte, auch konnte sie, so lange sie sich nur als „Reichsrumpelkammer" präsentirte, nicht die Sympathien weiterer Kreise gewinnen, deren sie so sehr bedurfte.

Ihre Gründung und ersten Geschicke bieten ein sehr lehrreiches Stück deutscher Culturgeschichte, ein treues Spiegelbild unserer damaligen politischen, socialen und literarischen Zustände. Nur wenige wissen Näheres darüber, denn die interna des Germanischen Museums blieben lange ein undurchdringliches Geheimniß. Die zahlreichen Publicationen, die von dort ausgingen, verschwiegen natürlich Alles, was dem Museum beim Publicum, auf dessen Beisteuer man angewiesen war, schaden konnte, und nicht minder zahlreiche Zeitungsberichte, meist vom Stifter des Museums inspirirt, hoben, sehr zum Schaden der Wahrheit, nur die Lichtseiten hervor, so daß der Täuschung kein Ende war. Nun wurden freilich, zumeist aus gelehrten Kreisen, auch gegnerische Stimmen laut, und nicht selten von großer Gehässigkeit. Man nahm Anstoß an dem Dilettantismus des Stifters, an dem Charakter der Stiftung, man hielt deren Ziel für unerreichbar und obendrein für werthlos. Dabei übersah man doch die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen die junge Anstalt zu kämpfen hatte, und man bedachte nicht, wie leicht es war, wenn sie erst auf sicheren Boden stand, ihr neue und erreichbare Aufgaben zu stellen.

Der Stifter selbst, Hans Freiherr von und zu Aufseß, geb. 1801, lebte und webte in den Traditionen des oberfränkischen Adels und besonders seines alten Hauses, das im Mittelalter dem bischöflichen Stuhle in Bamberg zwei Bischöfe gegeben, später zu den ersten Bekennern des Lutherthums gehörte und immer noch die Burg und das Mannlehenrittergut der Väter inne hatte. Aber nicht minder erfüllten ihn burschenschaftliche Erinnerungen, denn sowie er, kaum 16jährig, 1817 die Universität Erlangen bezog, schloß er sich an jene Verbindung an und verfolgte ihre Ziele mit einem wahrhaft heiligen Eifer. Es war die Romantik der Epoche des Wartburgsfestes, die ihn fesselte, zu seinen vertrautesten Freunden gehörte Ferdinand Maßmann, der dort die Bücher verbrannt hatte, er glühte für die Wiederherstellung des alten Reiches, und „Einkehr in die deutsche Vorzeit" war der Jungbrunnen, an dem er sich immer von Neuem labte. Man möchte ihn einen „ewigen Studenten" nennen, der dem schwarz-roth-goldenen Banner immerdar treu blieb, alle studentischen Bräuche in- und auswendig kannte, und dem, bis in seine alten Tage, auch im Zechen keiner überlegen war.

Er promovirte als Doctor der Rechte, stand auch kurze Zeit im juristischen Vorbereitungsdienst, doch hatte er es nicht auf eine staatliche Laufbahn abgesehen. Früh sein eigener Herr geworden, vermählte sich der kaum 23jährige mit einem 20jährigen Fräulein von großer Schönheit und gleich ihm von altem fränkischen und protestantischen Adel, Freiin Charlotte von Seckendorff, aus derselben Familie, welcher der einst so ruhmvolle Staatsmann und Geschichtschreiber des Lutherthums Veit Ludwig von Seckendorff entstammte und die auch sonst in der Literaturgeschichte mehrfach vertreten ist. Ein wichtiger Proceß, eine große Waldung betreffend, nöthigte den jungen Ehemann, den Urkundenschatz seines Hauses durchzumustern. Er gewann den Proceß und damit eine nicht unbeträchtliche Vermehrung seiner Einkünfte und konnte nun ganz seinen Neigungen leben. Längere Zeit arbeitete er im Archiv in Bamberg für Erforschung der Geschichte seines Geschlechts, dann wohnte er lange Jahre in seinem Schlosse zu Aufseß und fühlte sich wie ein Ritter aus den Tagen Berlichingens und Sickingens. Zahllose Wanderungen durch ganz Deutschland hatten ihn in so viele alte Burgen, Schlösser und Patrizierhäuser geführt, daß er das häusliche Leben unserer Vorfahren bis auf das geringste Hausgeräth kannte. Schloß Aufseß wurde nun in diesem Stile eingerichtet. Ein Thürmer meldete dem Schloßherrn die Ankunft eines Gastes durch einen Schuß, im Empfangsfall wurde die Zugbrücke aufgezogen und der hinübergeschrittene Ankömmling mit einem Willkommstrunke begrüßt. Alle möglichen Urkunden, Handschriften, Kunstgegenstände, Alterthümer aus der deutschen Vorzeit, deren Freiherr von Aufseß habhaft werden konnte, wurden gekauft, er verschmähte nicht, so wie er in eine alte Stadt kam, wie Bamberg, Nürnberg, Augsburg, mit allen Trödlern anzubinden, um durch sie seine Sammlungen zu bereichern. Da er viel dabei zusammenbrachte, wurde Schloß Aufseß ein Wallfahrtsort für Gelehrte und Geschichtsliebhaber aller Art. Hier hat Aufseß die Brüder Grimm, hier Pertz und Böhmer, den Freiherrn von Stillfried und so viele Andere empfangen. Er übte großartige Gastfreundschaft, stand mit dem gesammten fränkischen Adel in geselligem Verkehr, war ein eifriges Mitglied aller möglichen Geschichts- und Kunstvereine und gewann eine Unsumme von persönlichen Verbindungen über ganz Deutschland hinweg. Auch an Fürstenhöfe kam er häufig, König Ludwig ernannte ihn zum Kämmerer, und später lud ihn, den Violinvirtuosen ersten Ranges, der musikliebende Herzog Ernst von Koburg-Gotha häufig nach Koburg ein, um dort mit ihm „zu musiciren".

Freilich war ein solches Leben nicht geeignet, sein Vermögen zu vermehren, und sein Dämon, die Liebe zur „deutschen Vorzeit" spielte ihm einen noch schlimmeren Streich. Bereits hatte ihm seine edle und hochgebildete Gemahlin sechs Kinder geboren, als er ein Landmädchen seines Dorfes entdeckt, genau so, wie die deutschen Dichter des Mittelalters die Ideale der Minne schildern. Er läßt sich von seiner Gemahlin scheiden, die darüber wahnsinnig wird. Aber nun zeigt das Kind des Volks einen Adel des Gemüths, der den Freiherrn von so vielen Ahnen tief beschämt. Erschrocken, daß sie es war, die, wenngleich schuldlos, ein eheliches Glück störte, weist die stürmisch Umworbene eine Verbindung mit dem geschiedenen Freiherrn zurück, sie härmt sich zu Tode und beschwört sterbend ihren Verehrer, sich mit seiner vorigen Gemahlin zu versöhnen. Diese gesundet inzwischen, das geschiedene Ehepaar wird zum zweiten Male getraut, und Frau von Aufseß schenkt ihrem Gemahl nach der Wiederverheirathung noch vier Kinder.

Inzwischen war Aufseß mannichfach als Schriftsteller aufgetreten. Eine Reihe von kleinen Werken beschäftigten sich mit der Geschichte und den rechtlichen Verhältnissen seines Hauses und des fränkischen Adels. Doch schon 1832 suchte er sich durch Begründung eines „Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit" zum Vermittler aller Bestrebungen zur Erforschung deutscher Geschichte zu machen. Freilich offenbarte sich bald, daß er aller gelehrten Bildung ermangelte. Unter Haufen von Spreu war dennoch manch Weizenkorn zu finden. Er gewann zahlreiche Mitarbeiter, doch wenige Leser. Nur durch schwere Opfer konnte er das Blatt halten. Endlich erlangte er auf ein Gutachten Leopold Rankes, das im Germanischen Museum aufbewahrt wird, eine Unterstützung des damaligen Kronprinzen von Preußen, unter der Bedingung, daß er zur Leitung des Blattes einen Fachgelehrten hinzuziehe. Er gewann den gelehrten Archivar F. J. Mann in Karlsruhe, dem er später das Blatt ganz überließ, doch ging es allmählich ein. Nun plante Aufseß eine große Nationalanstalt, die alles auf deutsche Geschichte bezügliche Material sämmtlicher Archive, Bibliotheken, Kunst- und Alterthumssammlungen in einem großen Personen-, Orts- und Sachregister repertorisiren sollte. Mit diesem Plane erschien er 1846 vor der Germanistenversammlung in Frankfurt, aber er wurde verlacht, namentlich Professor von Sybel trat ihm schneidig entgegen.

Aufseß ließ sich nicht irre machen. Als 1848 seine Bauern in Aufseß, mit denen er bis dahin in patriarchalischen Formen

*

gelebt, auffässig wurden, und zwar in recht drastischer Weise, kehrte er ihnen für immer den Rücken und zog nach Nürnberg. Bei seiner 10 Kinder zählenden Familie mußte ihm daran liegen, seine Sammlungen, die einen großen Theil seines Vermögens verschlungen hatten und viel Werthvolles enthielten, möglichst hochwerthig zu verkaufen und doch wünschte er deren Zusammenbleiben um jeden Preis. So forderte er denn 1852 auf einer Versammlung der deutschen Geschichtsvereine in Dresden, unter Vorsitz des Prinzen (nachmaligen Königs) Johann zur Gründung eines Germanischen Museums auf, dem er sein Archiv, seine Bibliothek und seine Kunst- und Alterthumssammlung auf zehn Jahre überlassen wolle, nach Ablauf dieser Frist, binnen welcher die zu begründende Anstalt finanziell sicher gestellt sein werde, sollten jene Sammlungen taxirt und ihm abgekauft werden. In diesem Museum sollten jene Repertorien, die alles auf deutsche Geschichte vor 1650 Bezügliche, Personen- und Ortsnamen, sowie Sachliches aufzunehmen hatten, wie er's damals in der Germanistenversammlung begehrt, angefertigt werden. Die Dresdener Versammlung entschied günstig, waren doch ihre meisten Mitglieder nur Dilettanten. Nun bemühte sich Aufseß unter dem Adel und dem reichen Bürgerstand Actionäre aufzutreiben (die Actie zu 100 fl.), die das Kapital zur ersten Gründung boten; Fürsten und Geschichtsfreunde aller Kreise wurden um Jahres- oder einmalige Beiträge angegangen, Besitzer von Gegenständen zur Vermehrung der Aufseß'schen Sammlung gebeten, dieselben dem Museum zu schenken, besonders auch wurde der Buchhandel in Anspruch genommen. Ein Verwaltungsausschuß, über ganz Deutschland zerstreut, und ihn vertretend ein Lokalausschuß von 7 Nürnbergern, sollte die Verwaltung der Anstalt leiten, ein Gelehrtenausschuß, der die Geschichtskundigen aller Zweige historischer Wissenschaft in sich aufzunehmen hatte, sollte die wissenschaftlichen Aufgaben leiten. Man hoffte von allen deutschen Archiven und Bibliotheken Repertorisirung ihrer Schätze zu erhalten. Freiwillige Agenten in allen Ländern deutscher Zunge hatten die Interessen des Museums zu fördern und ihm Freunde mit Geldbeiträgen zu werben. Vorläufig sollte die Anstalt in Nürnberg ihren Sitz haben. Dort wurde 1853 die erste Conferenz des Germanischen Museums gehalten. Freiherr von Aufseß war erster, dessen Schwiegersohn Rektor Dr. Berg in Fürth zweiter Vorstand der Anstalt, beide unbesoldet, eine Anzahl junger Gelehrter unter Leitung des Germanisten Dr. Frommann aus Koburg, der bereits einen Namen hatte, wurden als Conservatoren, Secretäre u. s. w. berufen, freilich mit sehr kümmerlichem Gehalt. Die Räume, in denen das Museum seinen Anfang nahm, waren die kläglichsten von der Welt.

Gar bald mußte Aufseß erfahren, daß ihm sein Sanguinismus falsche Hoffnungen vorgespiegelt hatte. Keines Medicäers Güte lächelte der Anstalt. Selbst König Max II. von Bayern, der warme Freund historischer Studien, war zu keinem Beitrag zu bewegen, weil er glaubte, es komme nichts bei der Sache heraus. Der Großherzog von Sachsen-Weimar erbot sich, dieselbe auf der Wartburg aufzunehmen, doch waren die Räume ungenügend. Der Herzog von Koburg-Gotha war bereit, das Museum in der Veste Koburg unterzubringen, aber hier war derselbe Uebelstand, und obendrein lautete das Gutachten Gustav Freytags, der dasselbe in Nürnberg besucht hatte, erst müsse das Germanische Museum „entaufseßt" werden, ehe es gedeihen könne. Und jene Fürsten dachten nur an die Sammlungen, nicht an die Repertorien, die so vieles Personal erforderten. Meinte doch ein Spaßvogel, sämmtliche Bewohner Deutschlands reichten nicht, um solche Repertorien zu schaffen, wie sie Herr von Aufseß erstrebe, man würde „Kirgisen und Kalmücken" zuziehen müssen, um die Sache zur Vollendung zu bringen. Repertorien anderer Archive, Bibliotheken u. s. w. empfing man so gut wie keine.

Nun erst die Gelehrten von Fach! Wilhelm Grimm, Uhland, Pertz, von Bethmann-Hollweg, von Lancizolle, Gervinus, Wattenbach u. A. lehnten die Wahl zum Gelehrtenausschuß rundum ab, Jacob Grimm und viele Andere antworteten nicht und wurden deshalb, wider ihren Willen, als Ausschußmitglieder betrachtet!! Noch Andere, wie Joseph Eutychius Kopp in Luzern und Kaspar Zeuß in Bamberg, nahmen an, schieden aber bald wieder aus. Von denen, die angenommen hatten, thaten die Wenigsten auch nur das Mindeste für die Anstalt, eine löbliche Ausnahme machten Bluntschli und Wachsmuth. Die Urtheile der Gelehrten lauteten meist sehr geringschätzig. Böhmer, der große Frankfurter Forscher, nannte das Museum eine „Geschichtsforschungsfabrik". Stälin und Franz Pfeiffer gaben dem König von Württemberg ein sehr schlimm lautendes Gutachten ab. Hoffmann von Fallersleben raisonnirte, wo er nur konnte, über Aufseß' Beginnen. Dessen Todfeind war aber Pertz in Berlin, der durchzusetzen wußte, daß die Berliner Akademie ihre Schriften dem Museum versagte. Desto mehr protegirte Alexander von Humboldt das germanische Museum, neben ihm Graf Stillfried d'Alcantara, dessen Mitherausgeber der „Monumenta Zollerana", Geh. Archivrath Traugott Märcker, Aufseß' Schwiegersohn wurde.

Endlich gewährten doch eine Anzahl von Fürsten Beiträge, obenan Kaiser Franz Joseph und König Friedrich Wilhelm IV., auch Erzherzog Max, der nachmalige Kaiser von Mexiko, gab einen Jahresbeitrag. Es bildeten sich verschiedene Hülfsvereine, der thätigste davon in Berlin. Doch die Berliner Stadtverordneten lehnten noch 1858 einen Beitrag ab, ebenso die Stadt Gotha.

Jede Constellation suchte Aufseß zu benutzen, um Geld herbeizuschaffen. Er war nicht sehr wählerisch in den Mitteln, die er anwendete. Von den preußischen Zeitungen wurden die „Kreuzzeitung", von den übrigen die „Frankfurter Postzeitung" (damals schwarzgelb) und die „Augsburger Allgemeine Zeitung" die Organe, die er inspicirte, er war östreichisch, preußisch gesinnt, je nachdem. Jeder Fürst, in dessen Nähe er kam, wurde von ihm umlagert. Er hieß damals allgemein „der Schreck der Fürsten". Doch besuchten ihrer viele die Anstalt, während oft die bedeutendsten Gelehrten, trotz tagelangen Aufenthalts in Nürnberg, an ihr vorbeigingen.*)

Endlich hatte Aufseß das sehr umfangreiche, fast gänzlich verfallene ehemalige Karthäuserkloster als dauernden Sitz des Museums ins Auge gefaßt. Dieses Grundstück war in fiscalischem Besitz, und seine Räume wurden als Heumagazin der Chevauxlegers benutzt. Aber der Staat wollte dasselbe nur gegen ein stattliches Kaufgeld abtreten. Der Vertrag wurde geschlossen, doch um die erste Zahlung zu leisten, mußte Aufseß mit Zustimmung seiner majorennen Söhne sein Rittergut, wenn auch nur für einige Tage, einsetzen. So wurde das Germanische Museum Eigenthümerin und konnte ein größeres Kapital bei der Bank aufnehmen. Schließlich wurde König Ludwig I., der quiescirte, ein Retter in der Noth. Da der regierende König nichts für das Museum that, opferte der König-Vater, irren wir nicht, 5000 Gulden, um dem Germanischen Museum aufzuhelfen; so konnten allmählich die erworbenen Räume ausgebaut werden. In der Augusthitze von 1857 geschah die Uebersiedelung aus den Miethsräumen in der Nähe der Burg nach dem Karthause, am entgegengesetzten Ende der Stadt. Sie wurde den Beamten sauer genug. Die Jahresconferenz im September weihte dann die neuen Räume ein, zu deren ersten Besuchern allerdings König Max gehörte, der damals bei Nürnberg eine Revue abhielt.

Zwei nebensächliche Dinge gaben der Anstalt erhöhtes Ansehen: Wilhelm von Kaulbach schuf in ihrem Kreuzgang das herrliche Gemälde: „Die Oeffnung des Grabes Karls des Großen durch Otto III.", wie er denn auch Aufseß' Gestalt als Sebastian Münster in seinem Wandgemälde des Reformationszeitalters im Berliner Museum verewigte. Gleichzeitig gewannen eine Reihe von Beamten des Museums durch wissenschaftliche Leistungen

*) Wer von Gelehrten bei den Höfen mißliebig war, wurde nicht in den Gelehrtenausschuß gewählt. Erst 1858 wagte man Dahlmann, Beseler u. A. zu wählen!

einen Namen und wurden nach außen berufen. Harleß in Düsseldorf, Bartsch in Heidelberg, Joh. Falke in Dresden (†), Jakob von Falke in Wien, J. H. Müller in Hannover, Burckhardt in Weimar, Bechstein in Rostock, sie Alle haben im Germanischen Museum begonnen. Auch der seltsame Poet und Kunsthistoriker von Eye, der neuerdings europamüde nach Brasilien übersiedelte. Aus den Repertorien freilich, auf die so viel Fleiß verwandt worden ist, hat die Wissenschaft wenig Förderung gewonnen.

So behauptete sich das Germanische Museum, wenn auch in tausend Nöthen, das erste Jahrzehnt hindurch, und wirklich konnte nun Freiherr von Aufseß für seine Sammlung nach vereinbarter Taxe Zahlung erhalten. Dann trat er, nicht ganz freiwillig, von der Vorstandschaft zurück, doch wurde er Ehrenpräsident des Verwaltungsausschusses. Er verließ Nürnberg voller Wehmuth und siedelte nach Lindau über.

Das Germanische Museum aber kam noch lange Zeit aus Provisorien nicht heraus. 1862 wurde der ruhmvolle Germanist Michelsen zum ersten Vorstand erwählt, aber kaum war er 1863 von Jena nach Nürnberg übergesiedelt, als die schleswig-holsteinische Erhebung ausbrach und ihn, den alten Freund und Berather des Augustenburgischen Hauses, für immer in seine Heimat zurückführte. Nach langem Suchen fand man in dem gelehrten Historiker Wilhelm Stein in Eisenach, dem Freunde Mommsens, einen Vorstand, wie ihn das Museum brauchen konnte. Aber schon nach einigen Monaten ereilte ihn der Tod. Nun wurde der bedeutende Kunstforscher Essenwein erwählt, dem der älteste Beamte des Museums, Dr. Frommann, zur Seite trat. Unter ihm ist das Museum, das die Aufsessischen Bahnen völlig verlassen hat, geworden, was es heute ist. Wie es noch unter Aufseß die Bibliothek des Frankfurter Parlaments empfing, so wurde ihm ein Stück Hinterlassenschaft des deutschen Bundes zu Theil. Die Sammlungen, über die schon 1857 ein zweibändiger Katalog berichtete, sind, zumal durch werthvolle Vermächtnisse, riesig gewachsen. Nächst dem seit der Gründung neuerstandenen „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", der von Jahr zu Jahr Tüchtigeres leistete, ist es die Pflege bestimmter Theile der deutschen Alterthumskunde, die hier mit wissenschaftlichem Ernst betrieben wird. Auf die „Geschichtsforschungsfabrik" hat man verzichtet. Durch die Munificenz des deutschen Reiches ist man in den Stand gesetzt worden, immer Besseres und Größeres zu leisten.

Freiherr von Aufseß hat von Lindau aus gegen ein scharfes aber zutreffendes Gutachten, das Moriz Haupt der Regierung erstattete, noch einmal seinen ursprünglichen Plan vertheidigt, wenn auch ohne Erfolg. Der orthodoxe Lutheraner erlebte noch den Schmerz, daß einer seiner Söhne zur katholischen Kirche übertrat und ein fanatischer Ultramontaner wurde. Das Jahr 1866 berührte den alten Patrioten nicht minder schmerzlich, desto erhebender wirkten auf ihn der siegreiche Krieg mit dem Erbfeind 1870/71 und die Aufrichtung des deutschen Reichs. Einer seiner ehemaligen Beamten, Dr. Barack, damals in Donaueschingen, gab den ersten Impuls zur Neubegründung der eingeäscherten Bibliothek in Straßburg und wurde zu deren Oberbibliothekar berufen. Er lud 1872 seinen alten Chef zur Einweihung der neubegründeten Universität ein. Mit größerer Andacht ist damals wohl Keiner nach Straßburg gepilgert, als der greise Hans von Aufseß. Die Wiedergewinnung des Elsaß gehörte zu den Träumen seiner Jugend. Und doch sollte ihm das Fest in Straßburg zum tragischen Verhängniß werden. Erschöpft von den Anstrengungen des Tages, lechzt er auf seinem Zimmer nach einem Trunk Wasser. Unbekannt mit den Lokalitäten, sucht er vergebens nach Dienerschaft, kein Klingeln, kein Rufen hilft. Da thut er einen scharfen Pfiff auf einer Pfeife, die er bei sich führt, um seinen Hund zu locken. Einige chauvinistisch gesinnte Professoren stürzen herein, halten den ehrwürdigen Greis für einen französisch Gesinnten, der das Fest beschimpfen wollte, und mißhandeln ihn thätlich. Der Tiefgekränkte reiste nach Hause, aber es war sein Letztes, wenige Tage später starb er.

Seine Wittwe überlebte ihn um ein Jahrzehnt und sah noch drei ihrer Töchter zu Wittwen werden. Seit noch nicht zwei Wochen ruht die Hochbetagte, deren letzte Stunde in Bayreuth schlug, an der Seite ihres Gemahls in der Familiengruft zu Aufseß. H. T.

Literatur und Kunst.

Das Militär auf der Bühne.

Von Francisque Sarcey.

Ohne Sorge, ich beabsichtige keineswegs, bis auf die Sündfluth zurückzugehen. Ich werde mich nur ans französische Theater halten und auch das antike Theater mit seinen enormen Caricaturen des miles gloriosus nicht ausgraben, von dem Corneille in seiner „Illusion comique" ein lustiges Exempel gegeben. Dieser Typus ist von der zeitgenössischen Bühne verschwunden, oder es leben vielmehr diese grotesken Ungeheuer in kleineren und menschlicheren Proportionen noch fort, gerade wie das Evolutionsgesetz den ungeheuren Mammuth zu dem gegenwärtigen Elephantentypus vermindert hat. Aber auch diese komische Maske ist im Verschwinden begriffen und im modernen französischen Repertoire findet man sie höchstens noch als Hauptmann Baudrille in Legouvés „Le Coeur et la Dot", als Annibal in Augiers „Abenteurerin" und als Zuaven in Sardous „Unsere guten Freunde" wieder. Ich will hier aber nicht von dem Bramarbas reden.

Es ist eine in ihrer Allgemeinheit banale Wahrheit, daß das Theater in jeder Epoche deren Sitten und Vorurtheile widerspiegelt. Aber diese Wahrheit wird interessanter, wenn man sie bis ins Kleinste verfolgt und auf den Einzelfall anwendet. Wenn uns z. B. auf der Bühne der erste Liebhaber als ein Ingenieur vorgeführt wird, so können wir bestimmt darauf schließen, daß die Generation, für welche das Stück geschrieben wurde, die praktischen Wissenschaften liebte, sich sehr für Kanäle, Sumpfentwässerungen, Eisenbahnen u. s. w. interessirte, und daß alle Familienmütter am liebsten einen ehemaligen Polytechniker zum Schwiegersohne wünschten. So hat nach und nach jede Profession auf dem Theater regiert d. h. die Rollen der Wortführer der Leidenschaft gespielt. Man kann das Prestige, das ein Beruf auf die Gesellschaft ausübte, gewissermaßen an der Zahl der Helden messen, die er auf der Bühne zählte.

Nun, auch das Militär hat auf dem französischen Theater seine schönen Tage oder vielmehr Abende und seinen Verfall gehabt. Die Geschichte dieses Glanzes und Verfalles möchte ich hier erzählen, so daß die dramaturgische Studie sich auch zu einem Beitrag zur Sittengeschichte unserer Tage erweitert.

Das Militär eroberte die französische Bühne zur Restaurationszeit. Wenn es unter der Republik und unterm ersten Kaiserreiche Soldatenstücke gab, so waren es bloße patriotische Gelegenheitspieeen und Festspiele. Ein Feldlager, Uniformen, chauvinistische Couplets, Trommeln und Trompeten und von Zeit zu Zeit ein Böllerschuß, Pulverdampf und Fanfaren — mehr braucht es nicht für solche Eintagswerke, die mit der Gelegenheit, die ihnen das Leben gab, für immer verschwinden. Man gewinnt unzählige Schlachten an einem Theaterabend und ist froh, die Feinde, wenn sie auch blos gemalt sind, in die Flucht zu schlagen.

Aber derlei Gelegenheitsstücke sind bloße Zufälligkeiten im Theaterleben einer Zeit. Unter der Republik und dem Kaiserreiche hatte man schon übergenug wirkliche Kriege, um das Bedürfniß zu empfinden, deren auch noch auf der Bühne zu sehen oder zu hören. Die Theaterstücke sprechen zum Publikum weniger von dem, was es hat, als von dem, was es wünscht. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine über die Maßen raffinirte Gesellschaft sich in den Salons einschloß und von der Natur nur dasjenige sehen wollte, was man von den Fenstern aus,

die auf den Park von Versailles, Trianon oder Marly gingen, sehen konnte, da waren es Scenen aus dem ländlichen Leben und Schäferspiele im Geschmacke Florians, die das Publicum verlangte und mit Thränen in den Augen beklatschte.

Die Restaurationszeit, die für alle Welt eine Epoche des Friedens sein mußte, brachte den Soldaten auf die Bühne. Alle diese Offiziere, welche die großen Kriege des Kaiserreichs mitgemacht hatten, übten auf die Menge den doppelten Zauber des Ruhms und des Unglücks aus. Wir müssen uns freilich in die Ideen jener Zeit zurückversetzen. Heute sehen wir in dieser napoleonischen Epoche nichts als ein schreckliches fünfzehnjähriges Gemetzel. Das war damals anders. Diese Soldaten, die bleich und hager, aber stolz und barsch mit ihren abgenutzten Uniformen zurückkehrten, sie waren durch ganz Europa gekommen, hatten in allen Hauptstädten als Sieger ihren Einzug gehalten und die Welt vom Ruhme der französischen Tapferkeit erfüllt. Welche Heldenthaten hatten sie nicht zu erzählen! Sie waren auch recht freigebig mit ihren schwer zu controlirenden Berichten, wahren Geschichten aus Tausendundeiner Nacht, und Mütter, Frauen, Bräute und junge Leute hörten mit offenem Munde zu. Sie erschienen den zu Hause Gebliebenen wie homerische Helden und wuchsen ins Ungeheure.

Das ganze Publicum war von dieser Illusion befangen, die nur um so stärker werden mußte, je weiter man sich von dem Tag entfernte, an welchem der große Tyrann gestorben war. Von Woche zu Woche wurde das Ideal erhabener. Durch diese Aureole gesehen, erschienen Soldat und Offizier als Inbegriffe der Kraft und Milde, der Zärtlichkeit und des Muthes; man lieh ihnen alle die schönen Eigenschaften, womit die Einbildung des Volkes seine Helden auszustatten liebt. Das Unglück von Waterloo erhob sie noch mehr. Diese stolzen Männer hatten mit ihrem Muth den letzten Tag des sterbenden Frankreichs verschönt und auf die entsetzliche Katastrophe einen Schimmer von Gloire geworfen! Sie hatten den nur unter Thränen wiederzugebenden Bericht mit dem herrlich ersonnenen Epigraph versehen: Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht. Wie sollte man nicht mit Achtung und Rührung diese Uniformen betrachten, die Zeugen von so viel Ruhm und Mißgeschick!

Und diese Männer waren fast alle verachtet und abgewiesen von Seiten einer Regierung, die der Feind dem Vaterland auferlegt hatte. Und welcher Regierung! Voll reactionären Hasses, hörte sie auf die schlimmen Räthe der Emigranten und verpönte jede neue Freiheit. Die Liberalen — damals die gesammte Nation — haßten von ganzem Herzen dies lästige Gouvernement und reichten ihre Hände den Ueberlebenden der Großen Armee als ihren natürlichen Alliirten. Sie schützten sie mit dem Banner der Freiheit, und so galten, in Folge eines seltsamen aber häufigen Wechsels der Dinge, die ehemaligen Diener des absolutesten Despotismus für die Repräsentanten des Liberalismus und erfreuten sich der Popularität, die dieser Titel mit sich bringt.

Sie wurden Mode, und das will Alles heißen in Frankreich. Das Theater bemächtigte sich ihrer sofort, und sie bekamen die erste Rolle, die des Helden und Liebhabers. Ein neues Schauspielhaus, das nicht wie das Théâtre français auch auf das klassische Repertoire angewiesen war, entstand gerade um jene Zeit: das „Théâtre de Madame“ und heutige „Gymnase“. Ein überaus geschickter und findiger junger Schriftsteller, Eugène Scribe, der zukünftige Verfasser des „Damenkrieg“ und „Glas Wasser“, war dort angestellt, und er merkte schnell, daß man aus dieser Volksgunst, welche das Waffenhandwerk feierte, leicht Kapital schlagen könnte. Man öffne seine Theaterstücke! Sie sind voller Lieutenants, Hauptleute und Obersten; es ließe sich ein Regiment daraus machen. Dabei sind sie alle schön, tapfer und vor Allem jung. Damals war nämlich die gute militärische Zeit, wo man schon mit dreißig Jahren Oberst wurde. Heute können wir uns einen höheren Offizier fast nur noch mit kahlem Kopf und grauem Schnurrbart denken. Diejenigen von Scribe haben das Alter Romeos und sind ebenso verliebt, wie dieser. Es ist eine naive, ungestüme und lustige Leidenschaft, welche aber immer in den Grenzen des Anstands bleibt. Wenn sie sich manchmal ihres Nächsten Weibes gelüsten ließen, so war es nur eine Ausnahme und geschah mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln. Meistens wandten sie sich an heirathsfähige junge Mädchen, erklärten frei und frank ihre Liebe und heiratheten mit dem Schluß-Couplet. Denn damals waren die Vaudevilles Mode, und eines jedes mußte reich an patriotischen und sentimentalen Couplets sein, die man nach altbekannten Melodien sang. O diese Couplets! Welch einen übermäßigen Gebrauch machten sie von guerriers — lauriers, gloire — victoire, succès — français. Der Krieg war für diese Edlen nichts als ein Präludium der Liebe; sie wußten wohl, daß man seinen Muth auf dem Felde der Ehre bewiesen haben müsse, um ein Weib zu erringen.

„Hören Sie mich an,“ sagte der junge Hauptmann Adolph zu seinem blutjungen Obersten, dem Herrn de Gondreville, „auf Sie setze ich meine ganze Hoffnung. Sagen Sie nur Ihrer Schwester: sie möge blos Geduld haben und die nächste Schlacht abwarten . . .“ und bei dieser Stelle fiel das Orchester mit der Ritournelle ein und Adolph trat vor an die Rampe und sang mit martialischer und zugleich zärtlicher Stimme:

En prononçant le nom d'Elise
Tous deux gaiement nous chargeons l'ennemi;
Il est battu, la ville est prise,
Je suis blessé, Dieu merci! (Bis)
Qu'une blessure rend aimable!
Quel intérêt, je vais lui inspirer!
Un bras de moins, je puis tout espérer . . .
Et qui sait même? Un boulet favorable
Peut m'emporter et me faire adorer.

Mit welchem Vergnügen hörte damals das Publicum von diesen Schlachten singen und sagen, wohl wissend, daß man deren nur noch auf dem Theater erleben werde.

Die Jugend jener Zeit war ganz vernarrt in den Soldatenrock, seit man ihn nicht mehr für den Ernstfall tragen mußte. Die französischen Offiziere von heute haben kein größeres Vergnügen, als wenn sie die Uniform ausziehen können, und unterscheiden sich vom Civilisten nur durch die militärische Haltung, die man sich nicht wieder abgewöhnt. Anno 1820 verkleidete man sich aber als Soldat; man trug einen martialischen Schnauzbart, und spreizte sich im Waffenrock — Alles nur, um die Regierung zu ärgern.

Eines Tages hatte Scribe den bösen Einfall, diese Lächerlichkeit zu geißeln und zwar in dem Gelegenheitsstücke: Les montagnes russes. Der Spott war sehr sanft. Es handelte sich um einen Ladenschwengel, den ein alter Soldat zum Lieutenant ernennt. Die Handlungsbeflissenen von Paris aber zürnten darob; acht Tage lang pfiffen sie das Stück aus, das sie für beleidigend hielten; am Ende war der Verfasser genöthigt, sich dafür in einem Zusatz zu entschuldigen, worauf der Zwischenfall erledigt war. Er lernte so zu seinem Schaden erkennen, daß man nicht ungestraft an die Idole rührt, die — man selber geschaffen hat.

Damals träumte sich jeder junge Mann als Unterlieutenant der „Weißen Dame“ und wäre es auch nur, um mit ihm rufen zu können: „Ha, welche Lust, Soldat zu sein!“ gleich ihm in einem gespenstigen Opernschlosse Gastfreundschaft zu finden und die Ankunft der geheimnißvollen Erscheinung abzuwarten. Ein Offizier war ja überall sicher, eine hübsche Frau zu treffen und von ihr geliebt zu werden.

Ja, die Braven in des Königs Rock waren angebetet und zwar nicht nur die Unterlieutenants, Hauptleute und Obristen; auch den alten brummigen Haudegen flogen, trotz ihrer Rheumatismen, alle Herzen zu. Warum nicht? Waren diese tapferen Graubärte nicht in Wien, Moskau und Berlin gewesen? Eine Frau ist offenbar nicht schwerer zu erobern, als eine Festung. Das Alter thut nichts zur Sache. „Diese alten Knaster,“ sagte das Publicum, „verzweifeln doch niemals an sich selbst!“ Und es fand dies ganz natürlich.

In der „Chanoinesse“ gesteht der von Gicht, Wunden und

Rheumatismen geplagte General Bourgachard, daß für ihn die Stunde des Rückzugs gekommen sei.

„C'était jadis, je m'en souviens,
Que nous nous repassions, sans peine,
Amour, fillettes et bon vin;
Sans compter mainte autre fredaine.
Nous nous disions, nous autres chenapans:
Ces péchés-là, je puis me les permettre.
Pour m'en repentir, j'ai le temps
Où je n'en pourrai plus commettre."

Und er fügte in Prosa mit einem bezeichnenden Seufzer bei „Und diese Zeit ist da!" Aber das Publicum glaubte ihm nicht. Wie, der General Bourgachard alt und hinfällig, wie ein gewöhnlicher Civilist? warum nicht gar! Und richtig, die Braven bleiben ewig jung. In dem Hause, wohin der Zufall ihn geführt, sind zwei Frauen: eine ernste und schon mehr als reife Schönheit und ein liebliches Ding von 16 Jahren. Nun spricht man ihm davon, er soll die Junge heirathen, und diese Aussicht scheint ihm sehr verlockend. Schließlich leistet er Verzicht, obgleich das Publicum diese Heirath gerade so gutgeheißen hätte, wie er selbst.

Scribe hat einen dieser alten Eisenfresser wirklich zum Altar geführt, und Niemand im Auditorium protestirte dagegen. Und doch war er kein General, sondern ein einfacher Corporal und obendrein ein kahlköpfiger, häßlicher Stelzfuß. Es ist der Bertrand des „Mariage de raison". Dieser Bertrand liebt ein schönes, wohlerzogenes Fräulein und heirathet sie schließlich unterm Beifall des Publicums. Wohl war es nur eine Vernunftheirath, aber sie hätte gewiß die Zuschauer empört, wenn nicht der Waffenruhm einen Heiligenschein um dies biedere Corporalshaupt geflochten hätte. Man denke nur, er war bei Austerlitz!

Im Jahre 1856 nahm man dieses Stück im Gymnase-Theater wieder auf. Es wurde trefflich gespielt, und die Zuschauer bewunderten die unvergleichliche Geschicklichkeit, womit der Verfasser den Knoten geschürzt und gelöst hatte; aber der Schluß mißfiel allgemein. Jetzt hatte eben die Uniform ihren Zauber eingebüßt: das hölzerne Bein, mag es auch an einem Tage des Sieges geholt worden sein, verdarb uns den Mann und namentlich den Ehemann.

Der beste Typus dieser verliebten Bramarbasse ist der Stanislas in Scribes „Michel et Christine". Dieser findet freilich keine Gegenliebe, aber der Dichter hat nicht wenig Mühe darauf verwendet, ihm seine Ueberlegenheit zu sichern. Stanislas könnte, wenn er wollte, Christine heirathen, denn sie kommt ihm von Rechtswegen zu. Er tritt sie aber einem glücklicheren Nebenbuhler aus Güte und Großmuth ab. Er segnet das junge Paar, das er vereinigt, und singt mit gerührter Stimme das später vielbelachte unsterbliche Couplet:

„Du haut des cieux, ta demeure dernière,
Mon colonel, tu dois être content;
J'ai fait ici deux heureux, je l'espère;
Selon tes voeux j'ai placé ton argent."

Die Militärs im Theater von Scribe gehen eben jung, gefühlvoll, lustig, tugendhaft, verliebt und geliebt wie Könige über die Bretter und regieren als Helden und erste Liebhaber. Heute noch spielen sie voller Würde die fast immer brummige und oft lächerliche Rolle der Heldenväter. Man weiß, daß vom Heldenvater zum unfreiwilligen Komiker nur ein Schritt ist, aber sie scheinen ihn nie thun zu wollen.

Das Publicum nahm sie wenigstens damals immer ernst. Ein solcher Veteran geht in einem anderen Stück als Priester herum. Ein junger Schlingel beschimpft ihn und will ihn ohrfeigen. Der alte Soldat aber faßt den Arm seines Beleidigers und singt, indem er seine schwarze Soutane öffnet, um das rothe Band der Ehrenlegion am Knopfloch seiner Weste zu zeigen:

„Après avoir servi Napoléon,
Je n'ai voulu que Dieu pour maître!
Que Dieu pour maître!"

Und das ganze Haus klatschte Beifall und viele Frauen zogen ihre Taschentücher.

Doch jede Mode geht vorüber. Sobald der militärische Geist dem tiefen und immer mehr erstarkenden Bedürfniß des Friedens um jeden Preis weichen mußte, sank auch die Rolle des Soldaten auf der Bühne. Er hatte noch schöne Tage unter der Juli-Monarchie, aber den letzten Stoß erhielt er durch das zweite Kaiserreich, das doch schon durch seinen Namen bestimmt schien, die Tradition des ersten zu erneuern. Diese zweite Periode, die mit 1830 beginnt, endete mit den unsinnigen Späßen des Generals Bonm der Offenbachiaden und den Tollheiten der Revue: „Les Horreurs de la guerre", und daraus können wir leicht die Tiefe des Falls ermessen.

Wohl wahr, daß die Zeit des Verfalls schon mit der Krönung des Bürgerkönigs Louis Philipp begann, aber der Offizier verschwand doch nicht sofort und vollständig von der Bühne, die er beherrscht hatte. Es war die Zeit, wo in der Phantasie des Volkes unausgesetzt an der napoleonischen Legende gedichtet und gefabelt wurde. Die Refrains von Béranger, die Oden Victor Hugos belebten und erhitzten diesen Gloireschwindel, dessen Höhepunkt wir an jenen Tagen sahen, als ein Prinz von Geblüt auf einem Triumphwagen die Asche desjenigen brachte, der auf Sanct Helena gestorben war.

Das Theater konnte mit der Spiegelung einer so lebhaften und allgemeinen Leidenschaft nicht zurückbleiben. Zu dieser Zeit florirte denn auch das militärische Spektakelstück, das heute ganz verschwunden ist und noch vor zwanzig Jahren zu lustigen Parodien den Anlaß gab. Ein großes Theater wurde diesen Vorstellungen gewidmet, in denen das Volk ein Bild des Krieges und wie ein fernes Echo des Ruhmes fand.

„Vorwärts, meine Herren, zu Pferd!" rief regelmäßig der Generalissimus, und vom Parterre bis in die Galerien bebten alle Herzen vor Lust und Ungeduld. Endlich wird man Pulver zu riechen bekommen! Und wenn die Oestreicher oder Russen — namentlich die leicht erkenntlichen weißen Uniformen der Ersteren waren zum Klopfen beliebt — wenn dann Russen und Oestreicher geschlagen und zersprengt über die Scene flohen, dann gab es Freudenausbrüche und Beifallsdonner ohne Ende. Hier war ohne Zweifel eine hohe Schule jenes Chauvinismus, der viel Unheil über Frankreich gebracht hat.

Aber wenn sich der Offizier während dieser Epoche einer großen Beliebtheit erfreute, so verlor er doch nach und nach und für immer das erste Rollenfach, das er bis dahin fast unumschränkt besetzt hielt. Und so ist es bis heute geblieben. Die Armee war trotz aller von Oben angesetzten Hebel unterm zweiten Kaiserreich gerade so unpopulär, wie ihre Kriege in der Krim, in Italien, in China und Mexiko. Die heimlich subventionirten militärischen Spektakelstücke verschwanden, und da die Schlachten des Krieges von 1870/71 dem Enthusiasmus der Theaterbesucher nichts zu bieten hatten, so konnten sie auch unter der jetzigen Republik nicht mehr in Aufnahme kommen. Heute erfreuen sich die selten aufgeführten Volksdramen aus den Zeiten der ersten Republik eines nur mäßigen Besuchs, der Offizier spielt gar keine oder wenigstens nicht mehr die schönste Rolle auf der Bühne, und auch das ist ein Beweis für das Friedensbedürfniß der Nation, mögen sich auch zur Zeit einige chauvinistische Schreihälse am gedeckten Tischchen noch so kriegslustig geberden.

Ludwig Steubs „Sängerkrieg in Tirol".

Adolf Bonz & Comp.

Der fleißige Literarhistoriker Heinrich Kurz hatte den Einfall, in seiner deutschen Literaturgeschichte die Poeten nach ihrer provinziellen Zugehörigkeit zu ordnen und von ihnen gewissermaßen erst den Heimatschein und dann erst eine Talentprobe zu verlangen. Die Poesie unter dem Gesichtswinkel des „Nationale" mag auch eine Berechtigung haben, sicher ist aber, daß

sich bei dieser rein äußerlichen Classification manche Uebelstände ergaben. Die armen Poeten, die ein grausamer, aber unschuldiger Zufall z. B. in Stallupönen das Licht dieser unvollkommenen Welt erblicken ließ, wurden nun auch, sie mochten wollen und passen oder nicht, mit den ostpreußischen Barden zusammengesperrt, während sie vielleicht mit jeder Faser ihrer Reime z. B. mit der schwäbischen Dichterschule zusammenhingen und außerhalb dieses Zusammenhanges nicht ganz verstanden wurden. Andererseits steckte in diesem auf die Literaturgeschichte angewandten System der Unfreizügigkeit, wo Jeder an die Scholle gefesselt war, auf der seine Wiege gestanden, ein gutes Stück Particularismus, der mit seinem: „Ihr, ihr dort draußen in der Welt die Nasen eingespannt!" die halben und Viertels-Dichter seines Vaterländchens zu kolossalen Dichterhelden aufbauschte und mit triumphirender Miene auf ein eigenes Postament stellte. Freilich, manchen Provinzen war dies Vergnügen erschwert oder wohl gar unmöglich gemacht, denn ganze weite deutsche Erdstriche müssen dem Gott Apollo so unangenehm gewesen sein, daß es höchstens dem auf Dichterlinge gerichteten Mikroskop eines Kurz gelingen konnte, daselbst einen sicheren Menschen zu entdecken, der in der Kunst, Liebe auf Triebe zu reimen, eine gewisse Fertigkeit erlangt hatte. Auch das schöne Land Tirol dürfte den Spürsinn des schweizer Literarhistorikers auf eine harte Probe gestellt haben. Das von der Natur so sehr gesegnete „Landl" ist reich an Poesie aber arm an Poeten. Die dichterischen Stoffe liegen dort überall herum, doch Niemand hebt sie auf. Da gibt es außer der liederweckenden Naturpracht, noch die romantischen Sagen über die ritterliche Margaretha Maultasch, die Kämpfe des wackeren Erzherzogs Friedrich mit der leeren Tasche gegen Kaiser Sigmund und seines Sohnes Sigmund des Münzreichen wider die Venezianer und des unerschütterlichen Kaisers Max mit den Schweizern auf der Malserhaide bis zu den glorreichen Befreiungskämpfen gegen die Bayern und Franzosen — allein wo sind die solcher Helden würdigen Gedichte? Der Grund für diesen Mangel liegt in erster Linie keineswegs — wie die kräftige Volkspoesie beweist, die sich in den Liedern des unteren Inn- und Zillerthales ausspricht — in dem Mangel an poetischen Anlagen, sondern in der kargen und stocklateinischen Ausbildung der Jugend und der völligen Abgeschlossenheit vom Ausland, welche bis in die neuere Zeit durchgesetzt wurde. Nehmen wir den weitgereisten Minnesänger Oswald von Wolkenstein und den sehr zweifelhaften Tiroler Walter von der Vogelweide aus, der ohne Zweifel schon in jungen Jahren nach Deutschland kam und dort das Singen lernte, so wüßte ich nur den viel zu wenig bekannten Hermann von Gilm und Adolf Pichler zu nennen, deren Werken wirklich mehr als nur provinziale Bedeutung beizumessen wäre. Und darum schlug ich kopfschüttelnd das neueste und sehr dickleibige Buch Ludwig Steubs auf, dessen Titel: „Sängerkrieg in Tirol, Erinnerungen aus den Jahren 1842—1844" mich unwillkürlich mit der Besorgniß erfüllte, der vortreffliche Reiseschriftsteller, Novellist, Sprachforscher und Dichter habe sich des seligen Heinrich Kurz Diogeneslaterne und Mikroskop ausgeborgt.

Meine Besorgniß erwies sich hinterher als nur zum Theil gerechtfertigt. Das wieder überaus frisch und anmuthig geschriebene Buch ist ein Supplement zu des Verfassers geradezu klassischem Reisewerk: „Drei Sommer in Tirol", leider aber kein vierter Sommer. Es enthält zuvörderst drei auf Steubs Tagebuch sich gründende Reiseschilderungen, die eigentlich schon 1846 in und mit den Drei Sommern hätten ans Licht treten können, aber damals zurückgehalten wurden, weil sich in jenem Buche kein Raum mehr für sie fand. In diesem beschreibenden Theil der neuen Schrift hat man wieder den ganzen liebenswürdigen, kenntnißreichen, feinen und humorvollen Steub aus seiner besten Zeit. Man lese einmal — ein Register fehlt dem sonst gut ausgestatteten, jedoch leider nicht gehefteten Buche — die Kapitel über den Aufenthalt im Hause seines Freundes Streiter, das schalkhafte Porträt Nanneles und ihrer Schwärmerei für Robert Prutz, die anschauliche Beschreibung eines Besuchs auf der Oberbozener Kirchweih, und man wird sich sagen, daß da ein ursprünglicher Dichter zu uns spricht, der mit einem Worte Stimmung in uns zu erwecken und das in südländischem Schmuck prangende rhätische Hochland und jene guten, kernigen Menschen und sonnigen Tage in ihrer ganzen Lebendigkeit in sein Buch zu versetzen weiß.

Aber das Werk, und dies ist leider sein Hauptzweck, enthält auch einen gewissermaßen literarhistorischen Theil, der ebenfalls eigentlich in die Drei Sommer gehören würde. Die verschiedenen Beziehungen, die Steub dazumal mit den gebildeten Schichten und den Celebritäten des Landes angeknüpft, hatte er aus guten Gründen dort fast unerwähnt gelassen. „Es lag auch gar nicht im Plane, solche Persönlichkeiten hereinzuziehen, denn damals wandelten noch Alle im rosigen Lichte und die Obrigkeit war ziemlich argwöhnisch, so daß es sehr ungewiß ist, ob ihnen mit Nennung ihres Namens, Beschreibung ihres Lebens, Wiedergabe ihrer Ansichten und Meinungen etwas Liebes geschehen wäre. Jetzt dagegen ist diese Beängstigung ganz beseitigt . . ." Ich möchte nun aber fragen: ist mit Nennung ihres Namens, Beschreibung ihres Lebens u. s. w. dem Leser insonderheit „heraußen im Reich" etwas Liebes geschehen? und indem ich eben im Begriffe stehe, eine sehr scharfsinnige Auseinandersetzung über die Verschiedenheit des persönlichen und allgemeinen Werthes zu schreiben, guckt mir der kluge Steub lächelnd über die Schulter. Er hat ja Alles bedacht, geprüft und hat für Alles seine Entschuldigung und zwar immer eine sehr gute und triftige. „Wenn derlei," sagt er in der Vorrede, „von einem Nichttiroler gestellte Beiträge zur tirolischen Literaturgeschichte einer Entschuldigung bedürfen, so möchte sie in diesem Falle wohl darin liegen, daß die Anderen, die in dem Drama des Jahres 1844 mitgespielt, daß namentlich Beda Weber und Josef Streiter, ohne Memoiren oder Tagebücher zu hinterlassen, in die bessere Welt gegangen sind, so daß ich der einzige Ueberlebende, der Einzige bin, der über gewisse Vorgänge, die damals wenigstens dem lesenden und denkenden Publicum nicht unwichtig schienen, jetzt noch verlässigen Aufschluß geben kann." Und nun haben wir den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des Buches gewonnen. Der malerische Nachtrag zu den Drei Sommern, wendet sich an das große Publicum, der andere ist mehr für Tiroler, für zukünftige Verfasser einer tirolischen Literaturgeschichte und für die Nachfolger des seligen Heinrich Kurz und solche, die es werden wollen. In dieser Beleuchtung verstehen, entschuldigen und billigen wir Vieles. So vor Allem die breite Behandlung eines unerquicklichen literarischen Streites, den Steub eben ironisch den Sängerkrieg in Tirol nennt. Wenn derlei literarisches Gezänk nach dem klassischen Recept: figulus figulum odit nur für den Sprachforscher interessant, für das große Publicum aber langweilig und unter allen Umständen unerquicklich ist, so gilt dies in erhöhtem Maße dann, wenn die sich bekriegenden Brüder in Apoll weniger an die großen Minnesänger auf der Wartburg, als an das ergötzliche Gekeife von Molières Vadius und Trissotin erinnern. Im Xenienkampf bewundern wir das in seinem Selbstgefühl verletzte, zorngewaltige Dioskurenpaar, wie es „eine Armee in seiner Faust" gegen drei Generationen der literarischen Welt und wider Philister, Schwärmer und Heuchler kämpft und siegt; der unterliegende Immermann hat unsere volle Sympathie, wie er von Platens formgewaltigem romantischen Oedipus „getödtet noch Bewunderung gafft", aber wenn wir in diesem Buche den Bozener Rechtsanwalt Dr. Josef Streiter mit dem ultramontanen Klopffechter, Meraner Professor und Benediktiner Beda Weber sehen, wie sie sich in ihrem grotesken Streite, welcher von ihnen der größte Dichter Tirols und angrenzender Länder sei, der verwerflichsten Mittel bedienen, dann erscheint uns das ganze „Drama" in seinen Personen wie Motiven ebenso widerlich als uninteressant. Ich glaube, man kann es in der deutschen Literatur zu einer ansehnlichen Belesenheit gebracht haben, ohne von der Bedeutung dieser beiden tiroler Dichterfürsten zu wissen, obgleich oder weil Heinrich Kurz sie, seinem Princip getreu, ein-

gehend behandelt. Und Steub mag dergleichen selbst gefühlt haben. „Manche," schreibt er in der Vorrede, „können z. B. meinen, derartige der Unsterblichkeit kaum würdige Händel der 'minderen' Leute dürften ohne Schaden der Vergessenheit anheimfallen oder in ihr liegen bleiben, allein gegen solche Meinung werden mir vielleicht die Tiroler zu Hülfe kommen und behaupten, daß in ihrem Vormärz ein ebenso ahnungsreiches und hoffnungsvolles Leben geschlagen, wie anderswo bei Hoch- oder Niederdeutschen, und daß Alles, was hier erzählt wird, mit der Geschichte jener Tage als unauslösbarer(?) Bestandtheil innig-lich verbunden sei." Ganz Recht, wir wollen auch den Tirolern das Interesse nicht verleiden; für uns jedoch, denen in der Kunst das Wollen nichts gilt, sind und bleiben die Händel dieser zwei Herren ganz gleichgültig. Beda Weber, der aus dem Görres-schen Kreise und als Mitglied des Frankfurter Parlaments — er starb 1857, mit seinen Tirolern zerfallen, als Frankfurter Stadtpfarrer im Geruch der Heiligkeit, nachdem er noch ein wunderliches Buch über die Ekstasen einer verzückten Bet-schwester geschrieben — auch „im Reiche" etwas bekannt ge-worden, doch sammt allen seinen Schriften rasch der verdienten Vergessenheit anheimgefallen, steht in diesem Sängerkriege ent-schieden als der am wenigsten Sympathische da. Streiter, der sich und seine Gedichte in der „Allgemeinen Zeitung" vortrefflich findet und Webers Reimereien herunterreißt, ist, abgesehen von dieser Blöße, ein ehrenwerther Mann. Nachdem nun aber mit dieser Recension der Streit provocirt worden, kennt Beda keine Schonung mehr. Es regnet aus Meran jesuitische Briefe, ehr-abschneidende Zeitungsartikel, diplomatische Zuträgereien, ver-dächtigende Redensarten, bei denen jedes Wort ein Beda, jeder Satz ein Weber ist, und man bedauert nur den armen Steub, der ganz unschuldiger Weise in diesen schmutzigen Kampf hinein-gezogen wurde. Philosophischen Gemüthes urtheilt er jetzt folgendermaßen darüber: „Es liegt in den Tiroler Autoren ein literarischer Ehrgeiz, der für ihr Ländchen fast zu groß ist. Während wir gutmüthigen Altbayern, Franz von Kobell, Her-man von Schmid, M. Schleich, F. Trautmann, Carl Fernau, Eduard Fentsch und wie wir alle heißen und hießen, immer ohne Harm und Neid zusammenleben und lebten, gibts bei den Tirolern immer Stänkereien um den poetischen Primat. Die Streber in Innsbruck denken wohl nicht daran, wie weit und breit unser Deutschland ist, wie viele Jahre trotz der Eisen-bahnen vorübergehen, bis ein großer Name von der Sill bis an den Pregel oder die Königsau dringt, und wie wenig Welt-weisheit dahinter steckt, sich als literarischer Vortrommler auf einem so kleinen Spielplatz Aerger und Verdruß zu machen." Als ihm aber damals die Intriguen Webers zu bunt wurden, da vergaß er seine altbayerische Gelassenheit und fertigte den Wicht in einem Offenen Brief so furchtbar ab, wie vielleicht seit dem mythologischen Marsyas eine ähnliche Schindung nicht wieder vor-gekommen. War so viel edler Zorn nicht verschwendet? „Ein alter Würdenträger," berichtet Steub, „sagte mir in jenen Tagen mit warnendem Finger: 'Haben Sie denn Ihr Schwert ziehen müssen, um diesen Frosch zu zerhauen? Das hätte ich doch lieber den Tirolern überlassen!' — Nun, diesmal, entgegnete ich lächelnd, haben Sie den Vorrang gern einem Fremden eingeräumt. — Man sieht daraus, daß meine Eitelkeit, wenn sie da im Spiele gewesen, eigentlich ziemlich leer ausgegangen wäre."

Es ist eine der liebenswürdigsten Eigenschaften dieses Buches, daß Steub sich über den Dichterwerth des „bedeutendsten Tiroler Sängerpaars" und ihrer Affiliirten so gar keinen Illusionen hingibt. Beda Weber ist auch ihm ein confuser Kanzelredner, ein mittelmäßiger Historiker, ein Dichter niedrigster Qualität — obwohl von Cotta verlegt — und als Mensch ein Lump. „Das poetische Rüstzeug, feiner Rhythmus, klangreiche Worte, klingende Reime, sie sind allerdings vorhanden, aber es fehlt die Seele," urtheilt Steub sehr richtig über Webers „Lieder aus Tirol" und knüpft daran folgendes Bild: „Ein solches Gedicht ist eine glän-zende Rüstung mit wallendem Reigerbusch, damascirtem Brust-harnisch, goldgesticktem Waffenrock, eine Armatur in der Ambraser Sammlung, die aber nie schlagen und nie siegen wird, weil mittendurch ein hölzerner Stock geht." Was soll man von Rei-mereien wie die folgenden denken?

„Feuer leckt um Felsgeschiebe,
Hirtenfreudig aufgeflammt:
Zornesblüthen! Flammentriebe
Ihrer kühnsten Seraphsliebe,
Welche Raum und Zeit verdammt."

und die Strophe, in der sich der stämmige Pusterer als — Christi Braut besingt:

„Und all mein Gluthempfinden weint,
Zu lieben meinen Herzensfreund,
Der mich in Liebesseligkeit
Zu seiner liebsten Braut geweiht!!"

Höher stehen die Novellen Johannes Schulers und Josef Streiters Gedichte entschieden, aber das will nicht eben viel sagen. Streiter erscheint in diesem Buche nur da interessant, wo er von Anderen, Größeren spricht, und seine Briefe von seinen beiden Reisen nach Wien und Berlin im J. 1839 und 1841 lohnten den Abdruck viel eher, als die über 100 Seiten füllenden Auszüge aus der gänzlich belanglosen Correspondenz zwischen Schuler und Weber.

Am fesselndsten ist das Kapitel über Hermann von Gilm, den 1864 in Wien verstorbenen Tiroler Dichter. Seine Ge-dichte, wie seine Briefe an Steub sprechen von einer frischen, hochbegabten Sängernatur. Der Poet trägt selbst die Schuld, daß er, der sich neben einem Anastasius wohl sehen lassen darf, so gut wie unbekannt ist. Zwar singt er:

Tirol, so schön, so überreich gesegnet,
Ist arm an Dichtern; nur der Bach darf tosen
Und bricht die Fesseln freiheitsvoll und regnet
Den Diamantenschmuck auf wilde Rosen.

Es sind die Thäler und die Felsenwarten
Voll schwarzer Mäntel, ultrabreiter Hüte;
Die dulden auf der Erde keinen Garten
Und an dem Baum des Lebens keine Blüthe . . .

aber wie soll ein Dichter sein Publicum finden, wenn seine Werke nur handschriftlich als fliegende Blätter circuliren? Erst ein Jahr nach seinem Tode hat Freundeshand zwei Bände seines poetischen Schaffens gesammelt und in Wien herausgegeben, aber mehr als ein Stück ist zurückbehalten worden, welches das Licht des Tages nicht zu scheuen gehabt hätte, während mancher schwäch-liche Gesang eine kaum verdiente Stelle gefunden hat. Steub wäre der Mann, diesen Fehler gut zu machen. Er besitzt eine große Menge ungedruckter Gedichte und Briefe Gilms und ver-steht dessen heißblüthiges, edles Poetengemüth vortrefflich, wie die liebevolle Charakteristik des Dichters und Menschen beweist. Wie Schade, daß er sich leider diese gute Gelegenheit, seinem trefflichen Freunde ein würdiges Denkmal zu setzen, hier entgehen ließ! Sein Buch bringt zu viel von Weber und Streiter und zu wenig von Gilm und — Steub.

Theophil Zolling.

Neues über Friedrich Taubmann.

Vor ungefähr einem Monate erschien im Verlage von Jo-hannes Lehmann zu Leipzig in zweiter Auflage ein Buch über Friedrich Taubmann aus der Feder des Archivraths Dr. Friedrich W. Ebeling. Die zweite Auflage des Buches, welche schon nach vierzehn Tagen nothwendig wurde, beweist zur Genüge, daß es nicht nur bei Fachgelehrten, sondern auch bei einem weiteren Publicum wohlwollende Aufnahme gefunden hat. Und dies ist mit voller Berechtigung geschehen. Denn Ebeling hat zuerst ein getreues Bild des Wittenberger Professors entworfen, den uns vordem seine Biographen bald in einem Glorienschein, bald in

einer Narrenkappe zeigten. Den Glorienschein suchte ihm im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts der bekannte Bibliothekar und Bibliograph Friedrich Adolf Ebert in jugendlicher Begeisterung für seinen Helden auf ewig zu sichern. Er schöpfte aus den Werken Taubmanns selbst und kam, da sich in diesen nichts über die Stellung Taubmanns am kurfürstlich sächsischen Hofe findet und ihm eine Einsicht in archivalische Quellen nicht vergönnt war, zu dem Resultate, daß der Wittenberger Professor sich nie seiner Würde begeben habe, daß er vielmehr vollkommen verkannt sei. Denselben Geist athmet die in lateinischer Sprache abgefaßte Schrift Heinrich Ludwig Schmitts, der die Knaben- und Studienjahre Taubmanns mit Benutzung vieler Briefe desselben beschrieben hat. Die Ansichten Eberts und Schmitts blieben nun entscheidend, da Keiner, aus Mangel an geeigneten Quellen, dagegen auftrat, bis Ebeling im Besitze mehrerer gelegentlich gesammelter Notizen ein neues Licht über Taubmann verbreitete. In der That, Jedem, der nicht voreingenommen an das Buch herantritt, muß es einleuchten, daß Taubmann den kurzweiligen Rath am Hofe zu Dresden gespielt hat. Nur sind nicht die Anekdoten, welche über ihn existiren und fast alle den Taubmanniana entlehnt sind, mit dem Glauben hinzunehmen, mit welchem es Ebeling thut. Bringt dieser doch auch keinerlei Beweise für deren Echtheit bei, sondern nur persönliche Ansichten, wie z. B. S. 180: „Genau dasselbe erzählt Zincgref von Johann Lentz von Marburg, ich halte es aber für eine Verwechselung, wenn es nicht willkürliche Unterschiebung ist." Jenen blinden Glauben an Anekdoten scheint Ebeling mit K. E. Vehse gemein zu haben, mit dem er auch in stilistischer Hinsicht manche Aehnlichkeit hat. Da also Taubmann kurzweiliger Rath, nicht Hofnarr war, so ist der weitere Titel des Buches „Zur Geschichte der Hofnarren", von dem ich glaube, daß er mehr vom Verleger als vom Verfasser ausgegangen ist, unpassend, und auch die Einleitung in den ersten Theil ist nicht recht am Platze.

Zu Anfang des 1. Kapitels sagt Ebeling, daß Taubmann am 15. Mai 1565 geboren sei. Indem er diesen Tag ohne weitere Begründung als den einzig richtigen hinstellt, setzt er sich über eine Streitfrage hinweg, die alle früheren Biographen beschäftigt hat und meines Wissens bis jetzt noch nicht entschieden ist. Jedenfalls wäre es die Pflicht Ebelings gewesen, wenn auch nur mit wenigen Worten die Zweifelhaftigkeit dieses Datums zu erwähnen und nicht hierin blindlings der Angabe der Taubmanniana zu folgen. Ebert läßt die Sache ungewiß, obgleich er mehr zum 16. Mai hinzuneigen scheint; Schmitt hält den 16. Mai für das wahrscheinlichere Datum. Wenn wir einige diesbezügliche Stellen aus den Gedichten Taubmanns*) betrachten, so müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß Taubmann, anfangs selbst im Zweifel schwebend, sich bald dem 16. Mai zuneigte und, je älter er wurde, mit desto größerer Zuversicht dieses Datum als das seiner Geburt festhielt. Daraus ergibt sich aber für uns, die wir aller Quellen entblößt sind, welche Taubmann noch zu diesem Zwecke zu Gebote gestanden haben konnten, die Nothwendigkeit, das von ihm anerkannte Datum beizubehalten.

Ueber Taubmanns Geburtsort und dessen Umgebung hätte es sich wohl der Mühe verlohnt, etwas eingehender zu sprechen und Eberts und Schmitts Angaben aus seinen eigenen Werken zu vervollständigen.**)

Auch vermißt man genauere Nachrichten über die Beschäftigung Taubmanns in seinem Kindesalter. Ebeling sagt nur, daß er von seinem Stiefvater zum Schneider bestimmt sei. Ueber die voraufgehende Zeit wissen wir aus Taubmanns eigenen Schriften***), daß er seinen Eltern von früher Jugend an behülflich war, indem er theils das (Schuhmacher-)Handwerk seines Vaters mit angriff, theils die Ziegen im nahen Pelzer hütete oder Futter für das Vieh herbeischleppte.

In einer Note zur Seite 9 spricht Ebeling von den Verwandten Taubmanns. Er nennt daselbst Friedrichs Bruder Fabian „Ausrufer zu Poppenreuth". Wie er zu der Benennung „Ausrufer" gekommen, ist mir völlig unklar. Jedenfalls liegt dies nicht in dem „Poppenreuthei Parmeno concilii"*); es ist vielmehr durch „Poppenreuther Gemeindediener" zu geben, da Taubmann jene Bezeichnung wohl dem Terentius entlehnte, der im Eunuchus und in der Hecyra einen Sklaven Namens Parmeno hat auftreten lassen.

Das Urtheil Ebelings im 5. Kapitel über Taubmanns Aufführung am Hofe möchte ich wenigstens in etwas gemildert wissen. Hierzu bewegt mich u. A. eine gelegentliche Bemerkung Taubmanns zu einer Stelle des Plautus: „Bei uns ist das Trinken bei feierlichen Gelegenheiten gleich einem Bade. Wir werden heutzutage mit Getränk übergossen, und, während wir auf die Gesundheit eines andern trinken, richten wir die unsere zu Grunde. Und oft geschieht es, daß bei derartigen Badern das Recht, welches das Vieh hat, durch keine Bitten erlangt werden kann. Das Ochsenrecht kann man nicht haben, denen weder im Fressen noch im Saufen mehr wird aufgedrungen, als sie selbst wollen."

Im 7. Kapitel nennt Ebeling von Taubmanns Freunden nur Erasmus Schmied, den er als einen der dauerndsten bezeichnet. Merkwürdigerweise hat er ebenso wie seine Vorgänger Taubmanns besten Freund ganz unerwähnt gelassen, mit dem jener in einem solchen Freundschaftsverhältnisse stand, daß er es seinen Zuhörern bei Gelegenheit einer Plautusstelle als leuchtendes Vorbild hinstellte. Dieser wahrhafte Freund war der kurfürstliche sächsische Geheime Rath — wenn ich das Lateinische: optimi Principis Consiliarius et cubiculi interioris Secretarius richtig verstanden habe — Ludwig Wilhelm Moser. Weiter nennt Taubmann ausdrücklich seinen Freund den bekannten Justus Lipsius, der ihm noch auf seinem Sterbebette als Zeichen der Freundschaft die letzte Ausgabe der von ihm besorgten Germania des Tacitus vermachte. Auch bezeichnet Taubmann M. Piccardus und den Geschichtsschreiber Reinerus Reineccius als seine Freunde.

Daß Taubmann kein blinder Nachbeter war, sondern die Ansichten sorgfältig prüfte und selbst anerkannten Autoritäten gegenüber seine von der ihrigen abweichende Meinung offen zu vertreten wußte, beweist u. A. eine Stelle in der Culex-Ausgabe**), wo er Scaliger, dem „Imperator der Wissenschaften" — wie er ihn nennt —, zwar in sehr höflicher Form, widerspricht.

Der 2. Theil, welcher die Seiten 161—220 begreift, enthält „Humoristische Begebenheiten und Aussprüche", die größtentheils den Taubmanniana entnommen sind; welchen Werth wir ihnen beimessen, haben wir schon in der Einleitung angedeutet. Besser hätten sie gefehlt.

Der 3. Theil, welcher bis Seite 333 reicht, enthält „Lateinische Scherzgedichte mit Textberichtigung und gegenüberstehender Uebertragung ins Deutsche". Sie sind mit Sorgfalt durchgesehen und gewandt übersetzt. Es hätten aber nicht blos „Scherzgedichte" aufgeführt werden sollen, sondern auch einige ernste Gedichte, z. B. das Geburtstagsgedicht und das Gedicht an seinen Sohn Christian. Allerdings bietet das erstere manche Schwierigkeiten für die Uebertragung. Das letztere hätte aber unter allen Umständen Berücksichtigung finden müssen, weil es uns einen tiefen Blick in den edlen und frommen Sinn des Dichters thun läßt. Ich will versuchen, es wenigstens in Prosa zu übersetzen, allerdings mit Umgehung einer dunklen Stelle, was jedoch den Sinn des Ganzen nicht beeinträchtigt.

---

*) F. Taubmanni Schediasmata poëtica innovata, 1610, p. 350 etc., p. 354 n. 1., p. 413.

**) Siehe besonders Schediasmata p. 354. n. 2—6, 8, p. 355. n. 9, 10, 12—15, „Ad lectorem".

***) Schediasmata p. 351, 354. Verg. Culex, 1618, p. 47 B_2.

*) Schediasmata p. 718.

**) Culex p. 34 et 35.

„An Christian Taubmann, meinen Sohn.

Mein Christian, Hauptstütze der Eltern, den ich nicht, wie die Väter pflegen, nach einem in der Familie, sondern lieber aus reiner Liebe zu Christo Christian genannt habe, Du bist nun 6 Jahre alt und von guten Anlagen, ich müßte denn hierin aus allzu großer väterlicher Liebe schlecht sehen, was ich aber nicht glauben möchte. Wenigstens liebst Du schon jetzt, da Du noch ein Kind bist, sei es daß Du zu Bette gehst oder daß Du aufstehst — Du hast es von Deiner Mutter, welche Jahr für Jahr die heilige Schrift von Anfang bis zu Ende durchliest — freudig und gutwillig ein Kapitel aus der Bibel zu lesen. Auch bist Du in den übrigen Wissenschaften, soweit sie Dein zartes Alter fassen kann, nicht ungebildet.

Mein Christian, ich rede ganz offen mit Dir: in diesem Buche siehst Du das Bildniß Deines Vaters in getreuen Farbenstrichen. Siehe darauf, wenn Du dereinst mannbar geworden bist, mein Knabe. Ich weiß es recht wohl — wie mag ich Dir die Wahrheit verhüllen? — es hat nicht überall eine frische und glänzende Farbe: dort schwächt es sich ab, hier ist es ganz blaß. Klüglich magst Du hiervon wählen, was Deines Vaters ist; was des Menschen ist, wohlan! das decke menschlich zu.

Widme Dich dieser oder jener Wissenschaft. Wenn mir jedoch ein Wunsch freisteht, so möchte ich Dich dem Geheimdienst der Theologen weihen, da ja hier sich weniger Gelegenheit zu sündigen bietet. Doch nicht ich bestimme Dich kraft meines väterlichen Ansehens für ein gewisses Ziel in den Wissenschaften. Denn nicht dem Vater, sondern Gott allein steht es zu. Er verleiht die Anlagen eines glücklicheren Geistes, er verleiht die Macht, er den Willen. Denn Können ist nichts, wenn Dir das Wollen fehlt: wie auch Wollen nichts, wenn Du das andere nicht hast. Heutzutage ist der Nerv der Wissenschaften — das Geld: doch, da diese Dinge flüchtig sind, so wirst Du, wenn ich sterbe, keine reiche Erbschaft machen. Ich bin ein Dichter, ich trage das Los der Dichter. Aber den Muth verliere deswegen nicht! Hoff' auf Gott! Gott wird Dir Gönner zuführen, die mich vertreten und Dir eine wissenschaftliche Thätigkeit verschaffen. Da sieh' auf mich, den der Stiefvater mit 30 Groschen aus der Schneiderwerkstätte von sich in die weite Welt schickte, um das Gnadenbrod zu essen. Es fanden sich etliche, an die ich nicht im Traume gedacht hatte, welche mein schweres Los erleichterten und mich und meine Wissenschaft durch Rath und That unterstützten. Dem Frommen lenkt die Gottheit alles gnädig. Pflege nur Frömmigkeit, aber tief im Herzen, daß sie nicht nur vorn auf den Lippen schwebt. Frömmigkeit ist zu allem nützlich; denn sie hat Verheißung in diesem und in jenem Leben. Keine Macht vermag mehr als wahre Frömmigkeit. Ein Muster, sieh', ist Deine Mutter. Ihr eifere nach und denke stets daran, daß Du ein Christian*) bist."

Den Schluß des Buches bildet ein ausführliches „Namen-Verzeichniß", welches jedem derartigen Buche beigegeben sein sollte.

Schwerin i. M. Heinrich Klenz.

Ein neuer musikalischer Blaustrumpf.

Miß Amy Fay, die Verfasserin der soeben bei R. Oppenheim in Berlin in einer Uebersetzung aus dem Englischen erschienenen: „Musikstudien in Deutschland", erfreut sich einer mehrseitigen Begabung: sie spielt Klavier und schreibt für die Zeitungen.

Mittels des erstgenannten Talents veranstaltet sie Concerte, mittels des zweiten Bücher. Vor 13 Jahren über das große Wasser nach Europa herübergekommen, um sich in Berlin bei Tausig und Kullak, später in Weimar bei Liszt und schließlich wieder in Berlin bei Deppe ausbilden zu lassen, hat sie trotz der anstrengenden Uebungen und der ihren Klagen nach vielleicht noch anstrengenderen Abendgesellschaften Muße gefunden, an ihre Verwandten und Freunde in Amerika ein ganzes Tagebuch voller Briefe über ihre Erlebnisse und Beobachtungen zu schreiben, für die sich in dem Vaterlande der Virtuosin ein bereitwilliger Drucker und ganz neuerdings in Deutschland ein nicht genannter, aber nicht minder bereitwilliger Uebersetzer gefunden hat. Derselbe hofft, daß diese Briefe der transatlantischen Musikerin dem deutschen Leser „nicht minderes Vergnügen und nicht geringere Anregung als dem amerikanischen" gewähren werden (das englische Original ist bereits in zweiter Auflage erschienen), da sie „ein lebendiges Bild von den Beziehungen der Verfasserin zu den hervorragendsten musikalischen Persönlichkeiten, wie Liszt, von Bülow, Tausig, Joachim u. s. w. bieten." Trotz dieser Namen von erlauchtem Klang können uns aber diese Beziehungen der gesprächigen Dame an und für sich nicht genügend interessiren. Die Referentin selbst müßte vorerst einen etwas geschulteren Geist und vielleicht gar etwas ungewöhnlichere Beobachtung hinzubringen. So aber bleibt sie in echt frauenzimmerlicher Oberflächlichkeit am Aeußerlichen und Anempfundenen haften und füllt die Seiten mit flüchtig hingeworfenen Bemerkungen über Alles und noch einiges Andere, und mit buntem Anekdotenkram, der sich im Geplauder einer Theegesellschaft oder höchstens im Parterre einer anspruchsloseren Tageszeitung erträglich ausnehmen würde, aber in ein Buch zusammengetragen seine geistige Fadenscheinigkeit selbst hinter der ansprechenden Vortragsweise einer gewandten weiblichen Feder nicht zu verbergen vermag.

Miß Fay besitzt nämlich ein hübsches kleines Talent für feuilletonistische Plauderei, welches sie, nach einer eigenen Aeußerung zu schließen, von Berlin aus auch praktisch in Journalen geübt hat, und man mag sie recht wohl hören, wenn sie ihr Zimmerchen bei der Geheimräthin W. in Berlin beschreibt oder über eine Soirée beim amerikanischen Gesandten Bericht abstattet. Nur über Musik, wo diese entschieden über die Fingerübungen hinausgeht, muß sie nicht reden, zum mindesten nicht urtheilen wollen.

Des Kernigen und Originellen ist gar zu wenig in ihren musikalischen Betrachtungen, die unreife und triviale Phrase herrscht vor, mitunter bis zur Unerträglichkeit; wir hören etwa eine noch wesentlich verdünnte La Mara. Gleich eines der beiden Motti ihres Büchleins ist bezeichnend für ihr kritisches Vermögen: „Pour admirer assez il faut admirer trop, et un peu d'illusion est nécessaire au bonheur (Cherbuliez)." In der That ist sie größtentheils ganz Ah! und Oh! der Bewunderung — es ist nicht zu zählen, wie oft sie bald diese, bald jene Composition, bald diesen, bald jenen Componisten „wundervoll" findet. Das ist ja kein Verbrechen für eine Conservatoriumsschülerin und kann sie allerliebst kleiden. Aber muß denn die Menschheit beider Hemisphären damit behelligt werden?

Von der geistigen und musikalischen Intelligenz, welche die amerikanische Musikstudentin ihren illustren Beziehungen zu danken hat, nur ein paar Proben. „Tausig war leidenschaftlich für Philosophie eingenommen und sehr belesen in Kant und Hegel. Auch seine Arrangements dreier Strauß'scher Walzer bekunden seine Neigung für Metaphysik und für eigne Betrachtung der ewigen Dinge. Sie konnte nur das Produkt geistiger Kraft und Bildung sein. Wenn wir den Walzer selbst als Einschlag der Composition bezeichnen, so finden wir durch seine einfachen Fäden hin- und herschießend einen scharfen, complicirten tragischen Geist u. s. w." (S. 172). Bei solcher Vorgeschrittenheit der Auffassung ist es nur natürlich, daß sie Mendelssohns „Paulus", unbeschadet einiger schönen Einzelheiten, „etwas langweilig im Ganzen" findet (S. 37). Wahrscheinlich vermißt sie hier einige eingeschlagene tragische Fäden. Daß unsere genialischen Jünglinge mit langen Haaren und mit kurzem Gesicht, wie Ehlert einmal die Mendelssohnverächter genannt hat, aus dem „Paulus" wenig machen, ist begreiflich; was aber würde der einst von diesem Werke beseligte Robert Schumann sagen, wenn er hörte, daß heute deren Langeweile bereits das Stichwort für die Gänsekiele weiblicher Klavierzöglinge geworden ist?

War die Seele der Verfasserin für jene Nebelästhetik, welche die Musik nur als tongewordene „Idee" zu fassen weiß,

*) Christianus = 1) Christo angehörig, ein Christ; 2) Christian.

wahrscheinlich von Haus aus schon sehr empfänglich, so mußte sie unter Liszts Aegide in den Mondscheinhallen des musikalischen Wolkenkukuksheim vollends heimisch werden. Das Liszt gewidmete Kapitel trieft denn auch von unwillkürlich komischem Ueberschwange. Merkwürdig genug, an einem neuen Beispiel zu studiren, welchen betäubenden Einfluß die Persönlichkeit dieses merveilleusen Virtuosen auf die Nerven des weiblichen Geschlechts zu üben im Stande ist. Da ist nichts zu klein, zu nichtsbedeutend, was an diesem Musik-Cagliostro nicht schwärmerische Bewunderung verdiente. Ist er denn noch ein Mensch? Kaum glaublich! Höchst unwahrscheinlich! Welch immenser Geist in seinen simpelsten Scherzen, welche übermenschliche Herablassung in der trivialsten Höflichkeit! Ist er aber einmal mißlaunig, so ist er einfach ein „Löwe". — Stirbt Liszt einmal, so stirbt mit ihm das letzte der „Genies" aus der guten alten Romantikerzeit, der Typus jener mit dem „Stempel" versehener „höheren Naturen", welche man sich gar nicht auf einer ganz gewöhnlichen Eisenbahn fahrend vorstellen kann. Kommende Zeiten werden die Bewunderung für seine ausübende Künstlerschaft pietätvoll bewahren, aber über das Gebahren seiner genialischen Tafelrunde und den größten Theil seiner magisch phosphorescirenden Schriften mit einem Lächeln zur Tagesordnung übergehen. Sein Unglück und sein Fehler scheint uns zu sein, daß er sein Lebelang nicht genug mit wirklichen Männern zu thun gehabt hat, die ihn wie einen Mann und nicht wie ein halbgöttliches Phantasiegeschöpf behandelten. Seine neueste Biographin und Herausgeberin der vielbändigen „gesammelten Schriften" ist Fräulein Lina Ramann, eine würdige Schülerin und potenzirte Geistesgenossin des seligen Franz Brendel, deren geradezu fabelhafte Ergüsse man gelesen haben muß, um sie für möglich zu halten. So ist denn auch Amy Fay unter dem Einflusse von Liszts Individualität ganz und gar „hin". „Ueberhaupt," schreibt sie u. A., „gibt Liszt gar keine bezahlten Stunden; er ist viel zu groß für das" (S. 120, in Sperrdruck). „Er vergegenwärtigt Euch eine Idee, diese nimmt Besitz von Eurem Geiste und haftet da fest. Musik ist für ihn ein so wirkliches sichtbares Ding, daß er stets, auch in der physischen Welt, sofort ein Gleichniß oder ein Zeichen findet, um seine Ideen auszudrücken. Eines Tages bewegte ich meine Hand bei einer schwierigen Passage zu sehr und in rotatorischer Weise: 'Halten Sie Ihre Hand still, machen Sie keine Omeletten', sagte Liszt. Ich mußte natürlich lachen" (S. 130). „Liszt habe ich nur ein einziges Mal ärgerlich gesehen, aber da war er schrecklich. Wie ein Löwe! Es war als ein Schüler des Stuttgarter Conservatoriums die Sonate Appassionata zu spielen unternahm. Er hatte viel Technik und eine ziemlich gute Auffassung; aber dennoch war er dem Werke nicht gewachsen, und in der That, nur ein so machtvoller Künstler wie Tausig oder Bülow sollte das zu spielen wagen. Der Nachmittag war heiß; die Wolken zogen sich zum Sturm zusammen. Als der Stuttgarter anfing bewegten sich die Wipfel der Bäume wild hin und her, und ein leises Rollen des Donners kam aus der Ferne heran. 'Ach,' sagte Liszt, der am Fenster stand, mit seiner delicaten Raschheit des Empfindens 'eine passende Begleitung'. (Ihr wißt, Beethoven schrieb die Appassionata in einer Nacht, als er vom Gewitter überrascht worden war.) Wenn Liszt sie selbst gespielt hätte, würde das Ganze wie ein Gedicht gewesen sein. — — — Nach kurzer Zeit schob er den Schüler bei Seite und spielte selbst ein paar Takte, und wir sahen die heiße Leidenschaft über sein Gesicht zucken, dem Glanze eines dahinschießenden Blitzes vergleichbar. So wenig er auch gab, ich habe etwas so Herrliches nie gehört. Ich wußte nicht mehr, ob ich in dem Leibe oder außer dem Leibe gewesen bin. Großer Gott! Er ist ein zweischneidiges Schwert, das Alles zerschneidet."

Daß die Verfasserin ohne Wahl und mit ganzer Seele für Wagner schwärmt, ist selbstverständlich. Die Faustouverture muß auf sie natürlich schon wegen ihrer tiefen „poetischen" Intentionen eine „großartige Wirkung" machen. Die Tannhäuserouverture ist ihr „einer Beethoven'schen ebenbürtig" und nun gar der „wundervolle" Walkürenritt! „Jedermann war entzückt und ich vollkommen begeistert." Ganz und gar entspricht dem Aufregungsbedürfniß ihrer weiblichen Nerven der famose Kaisermarsch. „Der Kaisermarsch wurde da capo verlangt. Dieser Effect! Nach einem Sturm von Tönen kommen die Pauken mit einem scharfen tat-tat-tat-tat; dann übernehmen die Blasinstrumente die Melodie, gehen crescendo vorwärts und blasen zuletzt mit solcher Kraft und Vehemenz, daß man bis ins Mark erschüttert wird. Es war wie ein Erdbeben. Der Lärm war fürchterlich, wie das Brausen der Brandung. Ich hörte nie Musik, die dieser annähernd gleichkäme, und Wagner mahnte mich an einen riesigen Tritonen, der sich auf den Wogen belustigt und diese großen Tonwellen aus einer Hand in die andere wirft." — Und die Theorie der Zukunftsmusik kennt sie auswendig. Sie ist ja so einfach, daß sie nicht begreift, wie sich dagegen opponiren läßt: „Wagners Theorie ist, daß die Musik ein Schrei der Seele sei und seine Compositionen illustriren das sicherlich. Was Leidenschaftlichkeit und Intensität anlangt, so erbleicht alle andere Musik vor der seinigen." (S. 70 ff.) Nur Wagners menschlicher Charakter ist ihr „ein schlimmes Beispiel für jüngere Künstler, und ich glaube, er demoralisirt sie". Ihr Rath sei daher: „Können wir von Deutschland Musik, so kann Deutschland von uns Moral lernen." Das scheint, so schlechthin, denn doch ein Antrag, welcher der Amendirung bedarf.

Auch sonst ist Miß Fay mit Deutschlands Sitten und Gebräuchen nicht ganz zufrieden. Sie vertritt den „kühnen" Standpunkt, daß die Geschlechter in Deutschland gesellschaftlich gar zu ängstlich getrennt von einander leben, und begreift nicht, wie auf diese Art eine Heirath zu Stande kommen könne. Die Damen essen ihr zu oft, werden ihr in Folge dieser häufigen Stärkung zu unförmlich und zeigen diese Unförmlichkeit selbst auf der Straße mittels „viereckig ausgeschnittener Kleider". Auch halten sie ihre Zähne ganz schlecht, haben meist unregelmäßige Gesichtszüge und unreinen Teint. Besser kommen in ihrer Betrachtung die deutschen Männer davon; sie findet sie im Ganzen hübsch. Wir hoffen, daß die deutsche Männerwelt Grund hat, Miß Fay dies Compliment zurückzugeben.

G. Doempke.

Von päpstlichen Gräbern.

Von Th. Trede.

Gregor VII., Innocens III., Bonifacius VIII., diese drei Namen bezeichnen drei Granitsäulen, Träger jenes Riesenbaues, welchen wir das mittelalterliche Papstthum nennen: Gregor († 1085) war es, welcher den Gedanken der päpstlichen Universal-Monarchie zuerst klar und voll aussprach, Innocens († 1216) stand factisch auf dem Gipfelpunkte päpstlicher Macht und päpstlichen Glanzes, Bonifacius († 1303), der Zeitgenosse Dantes, war der Letzte, welcher das Papstthum völlig im Geiste jener zwei Vorgänger auffaßte, und die höchste Würde der damaligen Welt mit voller Majestät geltend machte. Wir durchwanderten den S. Peter in Rom, wir suchten Monumente, Grabdenkmäler, Inschriften, um uns mit Hülfe derselben die Gestalten jener Heroen des mittelalterlichen Papstthums zu vergegenwärtigen, und fanden in den Riesenhallen jenes päpstlichen Hades keine Spur des Gesuchten. Seltsames Schicksal jener Drei: Gregor starb als Flüchtling, Bonifacius als Gefangener, der erstere entwich vor dem Haß des deutschen Kaisers und vor der Wuth der Römer nach Salerno, wo er sterbend mit bitterem Wort sein Schicksal beklagte; der letztere ward von mächtigen Gegnern im Vatican gefangen gehalten, und schloß nach einem Anfall von Wahnsinn dort die Augen; Innocens verschied in Perugia; Gregor ruht im Dom von Salerno, seinen schlichten Grabaltar, seine schlechte Marmorstatue haben wir dort in einer Seitenkapelle oft gesehen; Innocens ward im Dom S. Lorenzo zu Perugia bestattet, und Bonifacius? Wir verließen die Prachthallen des St. Peter und stiegen nieder in jene unter demselben befindlichen Kellergewölbe,

welche die sacre grotte Vaticane genannt werden, die man aber richtiger als die Rumpelkammer des Vatican bezeichnen müßte, weil dorthin alle Bruchstücke der ehrwürdigen Denkmäler aus der alten, von Julius II. abgebrochenen St. Peters-Basilika hineingeschafft wurden. Dort fanden wir im Halbdunkel seinen Sarkophag, und auf demselben seine mit der Mitra bekleidete marmorne Todtengestalt. — Warum ruht Gregor VII., der Augustus des mittelalterlichen Papstthums, warum Innocens III., der Trajan auf der cathedra Petri, nicht in Rom? Warum läßt man die Gebeine des majestätvollen Bonifacius VIII. in jener Rumpelkammer? Die Leiche eines Benedict V., genannt Grammaticus, welcher in Hamburg verstarb (565), wurde trotz des weiten Weges später nach Rom gebracht. Was ist Benedict im Vergleich mit Gregor VII.! — Die ehrenwerthen Bürger des paradiesisch gelegenen Salerno ehren mit Feuerwerk und homerischem „Hochschmaus" ihren Schutzpatron, den heil. Matthäus, dessen Gebein sie in ihrem Dom zu besitzen glauben; um das Grab Gregors VII. kümmern sie sich aber absolut gar nicht, und seine Geschichte hat für sie, wie wir uns oft genug überzeugten, ungefähr dieselbe Bedeutung, wie die eines Odysseus oder eines Aeneas. Seltsame Thatsache: Jenes gut erfundene Mährchen, daß Papst Alexander III. in Venedig Friedrich Barbarossa den Fuß auf den Nacken setzte, hat man in der Sala regia des Vatican in einem stolzen Bilde darstellen lassen, ein Bild von der Canossa-Geschichte hat der Vatican nicht aufzuweisen, und als der Pinsel eines Rafael die Triumphe der Kirche in den Stanzen des Vatican malte, verewigte er wohl die Geschichte eines Attila und Leo, aber nicht eines Heinrich IV. und Gregor VII.

Bei unserer Wanderung von Denkmal zu Denkmal kam uns schließlich ungesucht die Frage: Wird einst die Marmorgestalt Pius IX. in die Thore S. Peters einziehen? Wenn das geschieht, welche Inschrift werden spätere Geschlechter an solchem Denkmal lesen? — Vielleicht wird man es an den bereits zu Lebzeiten dieses Papstes geschaffenen Denkmälern desselben genug sein lassen, an der Gedenksäule auf der Piazza di Spagna, welche den im Jahre 1854 vollendeten Ausbau des Marien-Dogmas der Welt verkündigt, — ferner an jener am Marmor des S. Peter haftenden, goldstrahlenden Inschrift, welche die Namen der Theilnehmer an dem bezüglichen Concil verewigt, endlich an seinem über der uralten Statue des Petrus angebrachten Mosaik-Porträt, unter welchem eine Inschrift meldet, daß bereits 1871 seine Regierungszeit über die des „Apostelfürsten" hinausgehe. Man kann getrost behaupten, daß unter allen Päpsten sich kein einziger befindet, der auch nur annähernd einen solchen Reichthum von Verewigungs-Mitteln aufzuweisen hätte als Pius IX., ist doch dergleichen fast in allen großen Kirchen desjenigen Gebietes zu finden, welches er während seines „Exils", d. h. nach seiner Flucht aus Rom, während der dortigen Eintags-Republik durchreiste. In Neapel, Salerno, Gaeta u. s. w. haben wir solche Inschriften gefunden, worin der Klerus der betreffenden Kirche die Thatsache meldet, daß Pius dort gewesen und mit freundlicher Miene (hilari vultu) die Kleriker zum Fußkuß zugelassen habe. Nehmen wir dazu die verschiedenen Vereine weiter Ausdehnung, welche Jener theils ins Leben rief, theils bestätigte, dann die papiernen Denkmäler der päpstlichen Ansprachen, Erlasse, Rundschreiben, aufgespeichert in den Actenschränken der Vaticanischen Riesenburg, fassen wir endlich alle die Kirchen ins Auge, welche Pius restaurirte, den Bahnhof Roms, welcher den römischen Bürgern nichts kostete, weil Pius ihn bezahlte, die Ausgrabungen, welche er veranstaltete, die kostbaren Geschenke, welche er zu seinem Jubiläum erhielt, und die jeder Fremdling im Vatican bewundern kann, falls er eine Erlaubniß zum Eintritt in die „heiligen apostolischen Paläste" und Trinkgelder für die dortigen Custoden besitzt, — — so darf man sagen: Es genügt. Man darf sogar noch mehr behaupten: Bei seinen Lebzeiten ist so viel geschehen, daß für den Todten — — „fast nichts zu thun mehr übrig bleibt". Leo XIII. hat seinem Vorgänger Sarg und Grab-Monument zugerichtet. Wer will es ihm verdenken, daß er vielleicht aus obigem Grund diesem Monument einen sehr schlichten Charakter gegeben? Oder ist diese Schlichtheit eine letztwillige Verfügung Pius IX.?

Sein Wille war es, außerhalb der Mauern Roms zu ruhen, sein Testament enthielt für sein Gebein ein Verbannungsurtheil, derselbe Papst, den im Dom zu Salerno eine Inschrift mit Gregor VII. vergleicht, wollte im Tode das Los des letzteren theilen, wollte nicht in derjenigen Stadt begraben sein, welche, einst Cäsarenstadt, dann Papstresideuz, unter seiner Regierung sich in die Hauptstadt eines Königreichs verwandelte, damit in ihr drittes Lebensstadium trat und ihren Charakter, ihre Bedeutung gründlich änderte. Derselbe Papst, der sich in seinen letzten Lebensjahren den „Gefangenen des Vatican" nennen ließ, wollte auch im Tode fortfahren, ein Märtyrer zu heißen, und in der Verbannung ruhen, deshalb jener Leichenzug, der, wie bekannt, sein Gebein nach S. Lorenzo fuori le mura (außerhalb der Mauern) brachte. Gerade diese und keine andere Kirche hatte sich der greise Nachfolger Petri erlesen. Außerhalb Roms liegt auch S. Paolo, jene fünfschiffige Prachtbasilika, mit ihren 80 Granitsäulen, eine Kirche, die Niemand ohne Staunen betrachten kann, und die in ihrer Art auf Erden einzig dasteht. Pius IX. weihte sie 1854 bei Gelegenheit des bekannten Concils, und hat ihren Bau fast vollendet, aber sie nicht zu seiner Ruhestätte erwählt. Ihm genügte es, in den endlos langen Reihen päpstlicher Mosaikbilder als der Letzte schon bei Lebzeiten zu glänzen. Er wählte statt dessen S. Lorenzo, die uralte Kirche eines hochberühmten Märtyrers, des römischen Diakonen Laurentius, dessen Ruhm schon sehr früh das Gebiet der Christenheit mit Kirchen erfüllte. Zu Tode rösten ließ ihn (so erzählt die Legende) der römische Präfect, und bereits Constantin der Große errichtete über seinem Grabe eine Kirche. Hat sich Pius IX. von dem Ruhm des Märtyrers, indem er sich selbst als einen Märtyrer bezeichnete, locken lassen, sich beim heil. Laurentius zur Ruhe zu betten?

Die Sonne eines prächtigen Frühlingsnachmittags leuchtete uns, als wir in Rom von S. Maria Maggiore aus die Schritte gen Osten lenkten und bald die Porta S. Lorenzo erreichten. Dies Thor hat seinen früheren Namen, Porta Tiburtina, längst geändert, denn als Mönche und Priester in Rom einzogen, mußten die Namen der Cäsarenzeit weichen. Die Sache aber ist dieselbe geblieben, denn zu diesem Thor hinaus führt der Weg noch immer gen Tibur, jetzt Tivoli, und die stille Campagna muß es sich gefallen lassen, daß ihr Friede durch sehr moderne Beförderung und deren schrilles Pfeifen empfindlich gestört wird. Die Kirche S. Lorenzo bietet durch ihren Säulenvorhof ein klares Bild einer uralten christlichen Basilika, zwei Reihen antiker Säulen theilen ihren Hauptraum in drei Schiffe, deren mittleres, wie bei allen altchristlichen Kirchen, die beiden Seitenschiffe bedeutend überragt. Das Sanctuarium ist eine Emporkirche, ähnlich wie in S. Miniato zu Florenz. Besonderes Interesse flößen ein die im Hauptschiff zur Linken und Rechten befindlichen zwei Ambonen (Kanzeln), ähnlich mosaicirt, wie die Prachtkanzeln im Dom zu Salerno. Der hintere Raum von S. Lorenzo ist älter und tiefer als der vordere Theil und kann als Unterkirche betrachtet werden, in letzterer ist das Grab Pius IX.

Man erblickt in der Hinterwand eine Rundnische von ziemlicher Höhe, die Innenfläche mit einem Freskobilde bemalt, welches einen Hirten in der Umgebung seiner Schafe darstellt. Unter diesem Bilde steht der in Form einer antiken Wanne gebildete, mit schwerem Deckel versehene Sarkophag aus dunklem Marmor, auf dessen Vorderseite eine Inschrift mit vergoldeten Buchstaben Namen und Regierungszeit des Verstorbenen nennt und dann die Worte enthält: Orate pro eo, d. h. Betet für ihn. Der Grabraum ist durch ein Gitterwerk abgesperrt, auf dem Leo XIII. sich als den Urheber jenes schlichten Monumentes bezeichnet. Kränze von fabricirten Blumen verzieren (d. h. verunzieren) die breite Wand, und mit wunderlichen Gedanken sowie großen Augen liest der erstaunte Fremdling in einem jener Kränze die Widmung Roms, in einem anderen die Widmung der Italia. — Ist dies oben beschriebene einfache Grabmal also eine Art Büßung für die im Leben gezeigte Ruhmessorge?

Der Gedanke, in der Verborgenheit von S. Lorenzo zu ruhen, stammt erst aus den letzten Lebensjahren des Verblichenen. Vorher hegte Pius ganz andere Pläne. Seiner Zeit war es allgemein in Rom bekannt, daß sich derselbe S. Maria Maggiore zur Grabesstätte ausersehen habe. Keine üble Wahl. Unter den 80 Marienkirchen der Siebenhügelstadt ist sie weitaus die glänzendste, uralt in ihrer ersten Gründung, voll feierlicher Pracht. In einer ihrer Seitenkapellen birgt sie eine madonna miraculosa, ein Madonnenbild, vom Alter geschwärzt, dem heiligen Lucas mit demselben Recht zur Last gelegt, wie die Griechen den Dädalos als Urheber ihrer alten aus Holz gefertigten Cultusstatuen bezeichneten. Eine andere Kapelle hat drei Bretter der Krippe Christi aufzuweisen. Wäre Pius hier bestattet worden, so wäre die Siebenzahl der dort beerdigten Päpste voll gewesen, und er als der Siebente in vornehme, hochberühmte Versammlung von Vorgängern eingetreten, deren Zeiten und Kräfte er so gerne heraufbeschworen hätte. Dort ruht Honorius III. († 1227), unter dem der Orden der Dominicaner und Franziscaner sich als doppelte Granitsäule unter den Stuhl Petri stellte, und jeder in seiner Weise sein volksthümliches, umfassendes Wirken für Jahrhunderte begann. Solche Zeiten und solche willfährige, allezeit schlagfertigen Legionen wünschte sich Pio nono. Dort ruht der Rehabeam unter den Päpsten, Pius V., der als Inquisitor und als Sittenrichter „mit Skorpionen" züchtigte, den Römern alle öffentlichen Schauspiele untersagte und den glänzenden Sieg seiner Truppen über die Türken bei Lepanto 1571 erlebte. Die Gedanken dieses fünften Pius sprach der neunte dieses Namens in seinen der Welt ins Angesicht geschleuderten Erlassen aus, voll Sehnsucht nach Triumphen ausschauend, die sein Vorgänger erlebte. Ihm war zu Muth, wie einem Themistokles, dem die Glorie eines Miltiades die Ruhe raubte. Wohl gelüstete es Pio nono, unter einem Dach zu ruhen mit Sixtus V., der gleichfalls in S. Maria Maggiore bestattet ist, einem der ungewöhnlichsten Menschen, als Knabe die Schweine des Vaters hütend, als Greis den Donnerkeil des Bannes auf dem Throne der „Apostelfürsten" schwingend, eisern, strenge, baulustig wie ein Hadrian. In solchen und den übrigen dort ruhenden Vorgängern sah Pius IX. sein Ideal, dasjenige der mittelalterlichen Hierarchie meteorartig aufleuchten, kein Wunder, daß er für jene Kirche eine Vorliebe besaß. Was aber ihm als Ideal vorschwebte, sah Pius IX. nicht verwirklicht. Wohl konnte er einen Piusverein ins Leben rufen, aber dessen Mitglieder waren nicht die Dominicaner des dreizehnten Jahrhunderts, jene mächtigen Volksprediger, jene Stützen und Vertheidiger der römischen Kirchenlehre, die sich zu ihrem Wappen das Bild eines Hundes erwählten, der die Fackel der Wahrheit (wie einen gestohlenen Knochen?) im Maule trägt. Wohl erhob Pius IX. die Lehre großer Franziscaner-Dialektiker von der unbefleckten Empfängniß der Maria zum Dogma, aber den Geist des dreizehnten und zwölften Jahrhunderts flößte er dem neunzehnten Jahrhundert nicht ein, und nach einem Franziscus von Assisi, diesem Mann voll heiliger Gluth, sah er sich vergebens um. Wohl redete und schrieb Pius IX. im Geiste des fünften dieses Namens, und ließ, wie dieser, die weltbekannte und weltverfluchende Bulle „In coena Domini" mit all ihren maßlosen Ansprüchen alljährlich vorlesen, aber die weite, weite Welt hatte das Erschrecken vor diesem Donner verlernt. Wohl hatte er, wie der fünfte Pius, Soldaten, aber der Tag von Lepanto kam nicht, vielmehr ein ganz anderer; denn, nachdem Pius IX. im Jahre 1869 die Restauration der Porta Pia vollendet hatte, zogen hier die Truppen Italiens im Jahre 1870 ein, Gäste, für welche der Papst in der That jenen Eingang nicht geschmückt hatte. Vor Jahrhunderten schon war die päpstliche Weltmonarchie zu Grabe gegangen, nun ging auch der weltliche Besitz der Päpste zu den Todten, der souveräne Fürst wandelte sich in den „Gefangenen des Vatican" und die weite, weite Welt hörte das Grabgeläut, den Schlachtendonner in Frankreich, im Uebrigen aber sah sie stumm und still, wie sich der Kirchenstaat zu seinen Vätern versammelte. Das waren bittere Enttäuschungen. Wenn vor Jahrhunderten ein Mensch niederschmetternde Erfahrungen machte, so pflegte er im ärmlichen Gewande in die Einsamkeit zu ziehen und als Eremit und Büßer seine Lebenstage zu vollbringen. Was diese im Leben thaten, das legte Pius IX. seinem Todtengebein auf. Im Leben blieb er in den Marmorgemächern des Vatican, im Tode ward er Einsiedler in S. Lorenzo.

Das waren unsere Gedanken, als wir lange vor seinem Grabe standen, und, wie Traumbilder, die Geschichte alter und neuer Tage vor uns vorüber zog. Indeß, die Wahrheit offen gestanden: dies schlichte Denkmal muß auf einen Jeden, der vorher so manches stolze Denkmal in S. Peter oder in anderen Kirchen geschaut, einen immerhin wohlthuenden Eindruck machen. Wir waren soeben in S. Peter und in S. Maria Maggiore zum speciellen Zweck der Besichtigung der Papstdenkmäler gewesen, ehe wir gen S. Lorenzo pilgerten. Wie sehr wird man in S. Peter oft abgestoßen durch die gewaltsamen Mittel der nach Affect haschenden Barockzeit, wenn sie durch ihre dort aufgestellten Grabmonumente und Statuen der Päpste mit allerlei allegorischem Beiwerk, mit kostbarstem Material, durch übermenschliche Größe, durch imponirende Gesten den Eindruck der Macht, Würde und Hoheit hervorrufen will. „Es steigt das Riesenmaß der Leiber weit übers Menschliche hinaus." Man empfängt jedenfalls nicht den Eindruck der apostolischen Würde, wenn man z. B. vor einem Innocens XII. steht, und sein Angesicht mit einem Cavalierbart geschmückt erblickt, oder vor der Marmorgestalt eines Benedict XIV., der in cäsarischer Weise den Arm ausstreckt, wie etwa ein Imperator Augustus in seiner weltbekannten vaticanischen Statue. Wenn wir am Grabmonument eines Urban VIII. nicht nur allegorische Lobpreisungen, sondern auch ein grinsendes Gerippe schauen, so enthält letzteres freilich eine herbe Wahrheit, hinterläßt aber einen unbeschreiblich widerlichen Eindruck, und warum man beim Denkmal Alexanders VII. die nackten Knochen eines marmornen Todtengerippes gar vergoldet hat, ist ein Räthsel, worauf uns der große Bernini, dem dieses Denkmal zur Last fällt, wenn er noch lebte, schwerlich eine Antwort zu geben vermöchte. — Erst die Monumente der neueren Zeit, als ein Canova und ein Thorwaldsen auch zur Herstellung päpstlicher Denkmäler herangezogen wurden, zeigen einen anderen Charakter, schlichte Wahrheit, edle Würde, aber einfacher als alle ist die Ruhestätte Pius IX. Fast scheint es, als wollte man von jetzt an wieder zur Einfachheit, wie sie vor tausend Jahren und darüber herrschte, zurückkehren. Was bedeutet ferner das Hirtenbild über dem Sarge des Letztgenannten? Soll es wirklich eine Erinnerung daran sein, daß die päpstliche Würde in nichts Anderem besteht, als in dem Dienst eines Seelenhirten? Die Gestalt des Hirten erinnert lebhaft an die bekannten Hirtenbilder der Katakomben. Soll mit jenem Bilde gesagt werden, daß der römische Papst, der sich „Stellvertreter Christi" auf Erden nennt, diese Stellvertretung nur durch den Hirtendienst und die Hirtentreue verwirkliche?

Als Constantin der Große über dem Grabe Petri die S. Peters-Basilika erbaute, begann man bald, die Nachfolger des Apostels, damals noch römische Bischöfe, in der Säulenvorhalle dieser Kirche in einfachen Sarkophagen zu bestatten, von welcher Sitte jener Raum den Namen: „Porticus der Päpste", auch das „Paradies" erhielt. Jahrhunderte hindurch ward diese Sitte beibehalten. Bis auf einige Reste sind diese ebenso merkwürdigen als wichtigen historischen Denkmäler verloren gegangen, als der kriegerische, stolze Papst Julius II. die baufällige Basilika abbrechen ließ, und dann 1506 den Grund zur heutigen S. Peterskirche legte. Was übrig blieb, befindet sich unterhalb der letzteren in den zu Anfang genannten Sacre grotte Vaticane, der vaticanischen Rumpelkammer. Wer sich überzeugen will, wie sehr die Schlichtheit des Denkmals Pius IX. an die grauen Jahrhunderte nach Constantin erinnert, der steige, wie wir, in jene Kellergewölbe nieder. In früherer Zeit war es Sitte, auf den päpstlichen Monumenten Inschriften in Poesie, viel später erst in Prosa anzubringen, und die Zahl der uns bewahrten Inschriften ist größer, als die Zahl der auf uns gekommenen Denkmäler. Höchst charakteristische sind unter ihnen die, wie nichts

Anderes, uns die Gedanken und Anschauungen ihrer Zeit verrathen. In einer solchen wird z. B. Papst Gregor I. († 590) der Consul Gottes genannt, Hadrian I. als Zierde Roms bezeichnet, von Pelagius I. gerühmt, daß er seine Hand nie mit schnödem Gewinn befleckte, von Pius II. gesagt, daß er Alaungruben eingerichtet habe, von Bonifacius IV., daß er das Pantheon von Dämonen reinigte, von Leo IX., daß Rom wie eine Wittwe um ihn weine und nie einen Vater, wie er gewesen, wieder haben werde. Am Grabmonument Pius IX. zeigt sich keine Lobesinschrift. Unter allen Grabmälern der Päpste ist das seinige das einzige, welches die Worte trägt: Orate pro eo.

Vittorio Emanuele ruht im Pantheon in Erwartung eines Riesendenkmals, zu dem aber noch nicht der Grund gelegt ist. Pius IX. ruht in S. Lorenzo, wohl ohne Aussicht auf Kanonisation, welche genannte Inschrift auszuschließen scheint. — So ruhen sie Beide. Den ersten brachte sein Volk an jene einzige Grabesstätte, die auch das Gebein Rafaels umschließt, der letzte verbannte sich sterbend in das Gebiet derjenigen Mauer, welche in S. Lorenzo noch aus der Zeit des Papstes Pelagius II. vorhanden ist. Dieser ließ 578 die von Constantin errichtete Kirche neu erbauen, und das geschah zu einer Zeit, als sich Papst und Papstthum in harter Bedrängniß durch die Longobarden befanden, und keine weltliche Macht zur Hülfe sich bereit finden wollte. An diese Zeit gedachte zweifellos der greise Pius; deshalb ist in jener Mauer, der Zeugin jener Tage, sein einsames Grab, ein deutlicher Markstein an dem langen Wege, den das Papstthum seither durchmessen.

In der Campagna schmetterten die Lerchen, als wir auf weiten Umwegen über einsame Gefilde zur antiken Mauer der „ewigen" Stadt zurückkehrten und bei der Porta Pia schließlich anlangten. Die Bresche, welche hier im Jahre 1870 durch italienische Kanonen geschossen wurde, ist längst vermauert, und eine Marmortafel zur Rechten des Thores meldet die Namen der bei Besitzergreifung Roms Gefallenen.

Notizen.

Man schreibt uns aus der Schweiz vom Ende August: Vielleicht interessirt es Sie, in Kürze zu erfahren, wie man hier draußen unter Einheimischen und Fremden über die letzten Weltereignisse denkt. Der Sommer war im Ganzen für die Touristen nicht sehr günstig, wenn auch den sogenannten Luftkurgästen, namentlich im Engadin, trotz des unsicheren Wetters, tägliche stundenlange Spaziergänge vergönnt blieben. Aber mancher Abend mußte doch in dem Salon oder Lesezimmer des Hotels verlebt werden. Da wurde musicirt und geplaudert, und auch die Politik kam dabei zur Geltung. Man kümmerte sich im Allgemeinen wenig um die inneren Vorgänge in Deutschland, die ja auch jetzt in der Ferne womöglich noch farbloser erscheinen als zu Hause. Die Wahlvorbereitungen für die preußische Kammer sind wahrlich an dramatischen Momenten nicht überreich, und was die Conservativen im Verein mit Antisemiten und Klerikalen für die kurze Spanne Zeit, die ihnen noch gewährt sein mag, eifrig planen und brauen, läßt jenseits des deutschen Gebietes vollständig kalt. Briefe aus der Heimat wollen wissen, die berufene Coalition, soweit sie trotz Herrn von Schlözers ohne seine Schuld so gut wie gescheiterter Sendung noch besteht, werde eine Schlappe erleiden und die Opposition erheblich gestärkt aus dem Wahlkampfe hervorgehen. Mit Sicherheit läßt sich natürlich darüber nichts prophezeien, und Vieles wird davon abhängen, wie sich die wahrhaft freisinnigen Parteien schließlich unter einander vertragen. An versöhnlichen Reden hat es ja die Zeit über nicht gefehlt. Bennigsens und Hänels Ansprachen haben überall einen unbestreitbar günstigen Eindruck gemacht. Von der Illusion der großen halbliberalen Mittelpartei sind unsere guten Freunde im Ost und West wohl jetzt geheilt, und sie werden dem vergeblichen Bemühen um diese geträumte Heerschaar, die auch die Regierung für sich gewinnen sollte, keine kostbare Zeit mehr opfern wollen. Hoffen wir das Beste! Alles in Allem konnten die Wahlaussichten die Theilnahme des reisenden Publicums wenig fesseln. Man folgte mit ganz anderer Spannung den Wechselfällen der auswärtigen Lage und namentlich den Ereignissen in Aegypten. Muß man großentheils die gewohnten Zeitungen entbehren, so wird dadurch auch das tägliche Gezänke erspart, sowie die eifrige Polemik, ohne welche die Blätter nun einmal nicht leben können. Diesem oder jenem öffentlichen Organ wird bekanntlich nachgesagt, es habe genau dreihundert und fünf und sechzig Meinungen, nämlich eine für jeden Tag des Jahres, und dem Leser wird die Wahl darunter während des Sommers minder schwierig, einfach deswegen, weil er den Ausdruck derselben seltener zu Gesicht bekommt. Eine wunderbare Erscheinung ist andererseits, daß, wo es sich um auswärtige Fragen handelt, selbst deutsche Staatsbürger, ja sogar Abgeordnete, in der freien Natur eine eigene Meinung zu äußern wagen. Man begegnet weniger der sonst unvermeidlichen Bemerkung, das verwickelte Problem möge auf sich beruhen und Bismarck werde schon für geeignete Erledigung sorgen. Das Bombardement von Alexandria fiel schon für Viele in die Ferien. Von den Aeußerungen der Berliner Officiösen, soweit diese sich überhaupt vernehmen ließen, drang wenig über die Grenze. Mancher nahm sich deswegen wirklich heraus, über die räthselhaften Erscheinungen im Pharaonenlande selbst nachzudenken und offen herauszusagen, wie ihm zu Sinn war. Bekanntlich wurde seit langen Jahren nicht soviel auf der einen Seite phantasirt, auf der anderen gelogen, wie in der ägyptischen Verzwickung. Eigensinnige, in ihre Systeme verrannte Doctrinäre hatten schon seit Monaten die gewissenlosen, nach Geld und Beute lüsternen Militärs in Arabis Gefolge für eine Nationalpartei ausgegeben oder mit einer solchen verwechselt, wollten wie gewöhnlich trotz handgreiflicher factischer Widerlegungen nicht Unrecht gehabt haben und schlugen mit ihren historischen Darstellungen der Wahrheit Tag für Tag ins Gesicht. Dazu kamen alsdann Gladstones unversöhnliche Gegner, die gar nicht merkten, daß der frühere Widersacher der Tories die Wege Beaconsfields zu wandeln sich gegen seinen anfänglichen Willen gezwungen sah, und daß sie durch die leidenschaftliche Bekämpfung seiner ägyptischen Aetion mit sich selbst, mit dem, was sie früher an anderen Orten gebilligt und unterstützt hatten, in einen unlösbaren Widerspruch geriethen. Gladstone wollte beim Beginn des Conflicts nicht einmal so weit gehen, wie er von Gambetta dazu gedrängt wurde. Als England aber engagirt war, stürzten die Franzosen in üblicher Manier ihr Ministerium und ließen den Alliirten im Stich. Die Engländer fühlten, was nunmehr für ihr Prestige in Indien, der ganzen muselmännischen Welt gegenüber auf dem Spiele stand, wenn sie die scheußlichen, von Arabi veranlaßten Metzeleien vom 11. Juni ungestraft ließen, und sie übernahmen selbst, in Ermangelung sonstiger Hülfe, aber in wenigstens stillschweigendem Einverständniß mit dem europäischen Concert, die Restauration des gesetzlichen Zustandes. Das stieg einigen chauvinistischen Londoner Blättern zu Kopf, die ein englisches Protectorat über Aegypten verlangten, officiell desavouirt wurden, aber eine Handhabe für endlose Anklagen der englischen Absichten lieferten, die, wie es scheint, die besser orientirte, namentlich ostmächtliche Diplomatie gleichgültig ließen und sich jedenfalls erst an den Thatsachen zu bewähren haben werden. Die Ereignisse nehmen inzwischen ihren Lauf, unbekümmert um akademische Philippiken der Zuschauer, um Applaus oder Zischen der Galerie, sowie um unterirdische Intriguen der Russen oder sonstiger interessirter Parteien. Deutschland und Oestreich beobachteten nicht umsonst mehrfach eine bemerkenswerthe Zurückhaltung, während die Petersburger amtlichen Orakel redselig zu hetzen suchten. Schließlich wird, wer siegt, Recht behalten, und alle Welt wird den Erfolg vorhergesehen haben, sich auch vor seinen völkerrechtlichen Gewissen damit abfinden. Daß bei der endgültigen Regelung der Sache Europa zu Worte kommen soll, hat England feierlich zugesagt und ist im Uebrigen selbstverständlich.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Ein Schriftsteller,

Dr. phil., 28 Jahre alt, nicht ganz unbekannt, sucht Stellung als Feuilletonredacteur bei einem liberalen Blatte oder als Mitredacteur einer grösseren Zeitschrift. Honoraransprüche bescheiden.

Offerten sub **O. E. 21.** abzugeben in der Exped. d. Bl.

Was sollen wir lesen?

das ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische
Schweizer, Ungarische
Holländische, Belgische
Amerikanische, Englische
Französische, Hebräische
Italienische, Schwedische
Norwegische, Spanische
Portugiesische, Polnische
Neugriechische, Russische
Arabische, Rumänische
Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.
Probe-Abonnement für September 85 Pf.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S.W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin** und **Leipzig.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Christoph Willibald von Gluck.

Sein Leben und seine Werke
dargestellt
von
August Reißmann.

Mit Portrait in Stahlstich und Notenbeilagen.
Gr. 8. 6 *M.* 50 *Pf.* Eleg. geb. 8 *M.*

Der Verfasser der bekannten und geschätzten Biographien Schubert's, Schumann's, Mendelssohn's, Haydn's, J. S. Bach's und Händel's giebt in diesem seinem neuesten Buche ein lebensvolles Charakterbild Gluck's, dessen Werke zugleich eine unparteiische und eingehende kritische Würdigung finden.

Das Buch ist auf das Eleganteste ausgestattet und eignet sich vorzüglich zu Geschenken.

Collection Spemann Band 30

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: Pedro A. de Alarcon, Manuel Venegas. Mit einer Einl. von F. Eyssenhardt.

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, nicht auf Papier, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach Original-Gemälden von H. J. Burgers, Seitz, de Block etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Die
Deutschen seit der Reformation
mit besonderer Berücksichtigung
der Culturgeschichte.
Von
Friedrich von Weech,
Großh. Badischem Geh. Archivrath.

Mit zahlreichen Porträts und vielen Vollbildern.
4. Vollständig in einen Band geheftet *M.* 10.20, eleg. gebunden *M.* 12.—

Se. Majestät der deutsche Kaiser hat die Übersendung eines Exemplars mit folgendem Schreiben beantwortet:

Ich habe durch Meinen Geheimen Kabinetsrat das demselben unter dem 21. v. M. für mich übersandte Exemplar Ihres Werkes „Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte" empfangen und unterlasse nicht, Ihnen, mit dem Ausdruck Meines Beifalls über Ihre glückliche, volkstümliche Lösung einer anerkennenswerten Aufgabe, für die Darreichung des Buches freundlichst zu danken.

Berlin, den 10. Februar 1879.

(gez.) **Wilhelm.**

An den Großherzogl. Badischen Geh. Archivrat Dr. F. von Weech in Karlsruhe.

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin** und **Leipzig.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Dante's
Göttliche Komödie.

Uebersetzung, Kommentar und Abhandlungen über
Zeitalter, Leben und Schriften Dante's.
Von
August Kopisch.
Dritte Auflage.
Durchaus revidirt, berichtigt und ergänzt von
Dr. **Theodor Paur.**
Mit zwei Bildnißtafeln.

Lex. 8. *M.* 16.— Elegant gebunden *M.* 19.—

Von einem der bedeutendsten Dante-Forscher verbessert und herausgegeben liegt in neuer zeitgemäßer, würdevoller Ausstattung die verdienstvolle Arbeit von Kopisch in dritter Auflage vor.

Preisermässigung.

Den Preis des Werkes:

Geschichte der bildenden Künste
von
Carl Schnaase.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
8 Bände. 8.
Mit vielen Illustrationen.
(bisher brosch. *M.* 105, geb. *M.* 120)

haben wir auf

M. 60.— brosch. und M. 75.— geb.

ermässigt, und kann dasselbe durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Stuttgart, den 1. September 1882.

Verlag von **Ebner & Seubert.**

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Sedan.
Eine Tragödie in fünf Acten
von
Heinrich Hart.
Mit einem Prolog.
Preis 2 *M.*

Kritische Waffengänge. Herausgegeben von **Heinrich Hart** und **Julius Hart.** Viertes Heft: Das „deutsche Theater" des Herrn L'Arronge. Preis 1 *M.*

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Kraft-Zwieback,

welcher bei Skropheln, Katarrh, Magenleiden und namentlich schwachen Kindern u. Erwachsenen v. vielen Aerzten empfohlen wird, aber auch des guten Geschmacks wegen im Allgemeinen zu Thee und Kaffee gern gekauft wird, empfiehlt und versendet stets nur als frische Waare

Grünberg i. Schl.
Hornig, Bäckermstr.

Ich enthalte mich aller üblichen Mittelschreiberei, sende aber auf Wunsch gegen Einsendung des nöthigen Portos ½ kg franco und gratis.

à kg *M.* 1.50 gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages, bei Bestellgn. von 4 kg franco Zusendung. Emballage wird nicht berechnet.

Ein Wort an Alle,

welche die **altclassischen** Sprachen schnell erlernen wollen.

Gratis und franco zu beziehen durch **C. A. Koch's** Verlagshandlung in **Leipzig.**

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung W. Spemann in Berlin und Stuttgart, betr. „Deutsche National-Litteratur".

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 37. Berlin, den 16. September 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die politische Oekonomie im Lichte der deutschen Wissenschaft. Von Alphons Thun. — Aesthetik des Essens und Trinkens. Von R. von Jhering. — **Literatur und Kunst:** Die amerikanische Bühnendichtung der Gegenwart. Von Wilhelm Müller-Cincinnati. — A. N. Duchesne, ein Geistesverwandter Charles Darwins im vorigen Jahrhundert. Von Otto Zacharias. — Mozarts siebenundvierzig Symphonien. Von S. Bagge. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die Welt, in der man sich langweilt." Lustspiel in 3 Acten von E. Pailleron. Von Z. — Offene Briefe und Antworten. Eine erste kritische Kleist-Ausgabe. Von Theophil Zolling. — Inserate.

Die politische Oekonomie im Lichte der deutschen Wissenschaft.

Von Alphons Thun.

Heißt es nicht Eulen nach Athen tragen, wenn wiederum ein Handbuch der politischen Oekonomie in der deutschen Literatur erscheint! wird mancher Leser ausrufen. Fühlt doch fast ein jeder Professor sich veranlaßt, das Gerippe seiner Vorlesungen, wenn auch nur als Leitfaden drucken zu lassen! In der That fehlt es nicht an solchen Früchten akademischer Systemsucht, doch nur wenige derselben haben den Kampf ums Dasein vor dem Lesepublicum bestanden. Die einen Werke, mehr zur Selbstbefriedigung der Verfasser geschrieben, sind alsbald nach ihrem Erscheinen vergessen worden; anderen haben Kritiker von der Schärfe eines Lassalle, oder in neuester Zeit eines H. v. Scheel, der einst eine förmliche Razzia auf schlechte Lehrbücher unternahm, den Todesstoß versetzt. Dritte, ihrem Inhalte nach vortreffliche Werke, beschränken sich auf die sogenannte theoretische Nationalökonomie oder sind unvollendet, was von A. Wagners und auch noch von Roschers großen Systemen gilt. Im Grunde sind es doch nur drei Männer von wissenschaftlicher Bedeutung, welche das Gesammtgebiet der politischen Oekonomie dargestellt haben: Rau, Schäffle und Stein. Des ersteren sechsbändiges Werk ist heute wohl unbedingt veraltet. Schäffles System hat sich in der dritten Auflage in formaler Hinsicht so sehr gegen die zweite verschlechtert, daß es nur mit dem größten Mißbehagen genossen werden kann, und Steins Werk über die Volkswirthschaft, ja selbst sein Handbuch der inneren Verwaltungslehre haben nicht die Verbreitung gefunden, welche sich bei der Berühmtheit seines Namens wohl erwarten ließ.

So läßt sich denn an einem jeden selbst von den besten Werken mäkeln und die Möglichkeit des Bessermachens ist noch eine offene. Ueberhaupt kann ja die Frage aufgeworfen werden, ob denn heut zu Tage ein einziger Mann noch im Stande ist, die täglich sich verbreiternde und vertiefende Nationalökonomie in allen ihren Zweigen und Specialitäten in gleicher Weise zu umfassen, oder ob die Differenzirung der einzelnen Gebiete dafür nicht schon zu weit vorgeschritten ist. In der That ist dieses bereits bis zu einem gewissen Grade der Fall, und wenn das unzweifelhafte Bedürfniß des größeren gebildeten Publicums nach einem Alles umfassenden, mit völliger Fachkunde geschriebenen Handbuche der Volkswirthschaftslehre befriedigt werden soll, so wird das nicht anders geschehen können, als indem der gewaltige Stoff, etwa nach dem Vorbilde des v. Holtzendorff'schen Rechtslexikons, in passende Abschnitte getheilt und Specialisten zur Bearbeitung überlassen wird. Es ist ein glücklicher Gedanke der Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen gewesen, nach einem solchen Plane ein „Handbuch der politischen Oekonomie" erscheinen zu lassen und Professor G. Schönberg als Herausgeber zu gewinnen. Dieser Letztere hat das Verdienst, den Stoff in zweckmäßiger Weise zertheilt und für die einzelnen Abschnitte die besten Mitarbeiter gewonnen zu haben. Es war wahrlich nicht leicht, sich die Mitwirkung der Specialisten zu sichern, und dieser oder jener bekannte Name wird auch heute noch vom Leser nur ungern vermißt werden; nicht weniger leicht mag es gefallen sein, die zugesagten Beiträge zur rechten Zeit auch wirklich zu erhalten. Freuen wir uns daher, daß das voller Spannung erwartete Werk endlich erschienen ist! Die theoretischen Abschnitte der Volkswirthschaftslehre sind vom Herausgeber selbst, von v. Scheel, Neumann (Tübingen), Kleinwächter, Mithoff und Lexis bearbeitet worden. Die Darstellung des Verkehrs- und Geld-, Kredit- und Versicherungswesens ist Sax, Nasse und A. Wagner anvertraut. Aus der Feder von v. d. Goltz, Meitzen, und Helferich stammen die Kapitel über die Land- und Forstwirthschaft. Die Abschnitte über Gewerbe und Handel sind Beiträge von Schönberg, Brentano, Klostermann und Lexis. Die Bevölkerungslehre hat Rümelin dargelegt. Alle diese 24 Kapitel umschließt der erste voluminöse Band auf 1244 Seiten, und es ist bedauerlich, daß derselbe nicht dadurch handlicher gemacht worden ist, daß man die theoretische und praktische Nationalökonomie nach alter deutscher Sitte getrennt gebunden hat. Der zweite bequeme, nur 663 Seiten zählende Band beginnt mit der Finanzwissenschaft, in welche Gefficken, v. Scheel, Schall, Helferich, A. Wagner und Riecke sich getheilt haben, und endet mit einer kurz gefaßten, vielen Lesern gewiß sehr willkommenen Darlegung der Verwaltungslehre (Statistik, Behördenorganisation, Gesundheits-, Armen- und Sittlichkeitspolizei) von Rümelin, G. Meyer, Jolly und Löning. Damit ist wohl der Stoff der politischen Oekonomie erschöpft, und das wißbegierige Publicum wird kaum einen Abschnitt vermissen, es sei denn einen Abriß der Socialwissenschaft, der gegenüber ja bekanntlich die Grenzen der Nationalökonomie noch nicht scharf gezogen sind. Wünschen wir dem Alles umfassenden, von Fachgelehrten geschriebenen, umfangreichen und dabei verhältnißmäßig doch billigen Handbuch den besten Erfolg!

Freilich läßt sich bei aller Freude über das Erscheinen dieses Werkes nicht verkennen, daß die Vertheilung des Stoffes unter mehrere Verfasser Gefahren mit sich gebracht hat, welche zum Theil nicht ganz vermieden werden konnten. Schon ein flüchtiger Blick auf das Verzeichniß der Mitarbeiter lehrt uns, daß dieselben wohl zu unterscheidenden, zum Theil sogar ent-

gegengesetzten Richtungen angehören. Diese Differenzen treten auch in den Beiträgen zu Tage; die einzelnen Autoren polemisiren gegen einander und sind über sehr wichtige Principienfragen, z. B. in der Besteuerung, verschiedener Meinung. Es fehlt also dem Handbuch an der Einheitlichkeit der Conception, wie sie sich im System eines einzelnen Gelehrten vorfindet. Im Allgemeinen überwiegt aber doch die socialethische Richtung, wie sie der Herausgeber nennt, die schroffen Differenzen treten in den Artikeln der weniger streitbaren Mitarbeiter in den Hintergrund und können als interne Zwiste auch von der Kritik verschwiegen werden. Ein anderer Mangel, der gleichfalls aus dem Wesen des Handbuchs als Sammelwerk folgt, durch größere Aufmerksamkeit des Herausgebers aber hätte beseitigt werden können, ist der, daß einzelne Lehren gar nicht behandelt worden sind. So ist es z. B. der Theorie der Handelsbilanz ergangen. Dieselbe wird von Nasse, v. Scheel und Lexis kurz erwähnt, aber nicht eingehend entwickelt, sei es, daß der eine Mitarbeiter sich auf den andern verlassen hat, sei es, daß ein jeder die Darlegung dieser heiklen Lehre von sich abwälzen wollte — der Grund ist mir nicht bekannt —, der wißbegierige Leser ist es aber, der dabei zu kurz kommt. Ebenso wenig vermag dieser sich darüber zu belehren, wie die thatsächliche Vertheilung des Einkommens und Vermögens sich gestaltet hat, und welches das gerechteste Princip für dieselbe ist. Drittens muß noch ein letzter Mangel zur Sprache gebracht werden, von so delicater Natur für den Herausgeber, daß der Kritiker nachträglich für ihn eintreten muß; der Mangel nämlich, welcher die formelle Seite der Abhandlungen betrifft. Die meisten sind in der richtigen Weise, verständlich und abgerundet geschrieben, sie sind für ein weiteres gebildetes Publicum berechnet, und dasselbe wird dadurch befriedigt sein, daß seinen Anforderungen an den guten Geschmack Genüge geleistet worden ist. Aber das Gefühl der Zufriedenheit wird nicht durch sämmtliche Beiträge erweckt; bei einigen sehen wir das bereits abgeschnitten gewähnte Zöpflein des Professors noch immer hervorhängen. So lesen wir hier eine Unzahl Citate gelehrtester Art, welche den ganzen Werdegang (Verdauungsproceß hätte ich beinahe geschrieben) der Abhandlung vorführen, ohne das weitere Publicum interessiren zu können. So starrt uns dort ein knochiges Paragraphengerippe entgegen mit endlosen I und II, A und B, 1 und 2, a und b, α und β, aa und bb, mit großer, kleiner und gesperrter Schrift und mit weiß Gott noch welchen Eselsbrücken, die bei der vervollkommneten Technik der Gegenwart erbaut werden können. Was für Leser haben denn eigentlich die geehrten Herren Verfasser im Auge gehabt? Der Eine wohl lauter Professoren, der Andere Studenten im Fuchssemester! Die Kundschaft dieser Leute wäre doch für das Handbuch zu klein, der gebildete Leser wird aber solche Abschnitte nur mit Kopf- und Augenschmerzen durchzustudiren vermögen, da sie, wie bereitwillig zugestanden werden soll, ihres vortrefflichen Inhalts wegen nicht überschlagen werden können.

Auf eine Kritik der einzelnen Abhandlungen kann an diesem Orte nicht eingegangen werden. Es mag genügen, zur Charakteristik des Geistes, in welchem das Handbuch geschrieben ist, die Stellungnahme einzelner Gelehrten zu brennenden Tagesfragen kurz zu skizziren. Von der höchsten Bedeutung ist der Artikel von Professor Lexis über den Handel, dessen Function er mit ganzer Schärfe hervorhebt; seine Ansichten über die Frage: ob Schutzzoll oder Freihandel, lassen sich in Folgendem resümiren. Die Freihandelstheorie kann, so lange es concrete Staaten gibt, nicht als abstractes Princip a priori aufgestellt werden; es können vielmehr Gründe dafür aufgeführt werden, daß wie so viele andere Formen staatlicher Eingriffe, so auch Schutzzölle unter gewissen Umständen im Interesse einer Nation liegen. Solche Eingriffe sind jedoch von einem allgemeinen geschichtsphilosophischen Gesichtspunkt aus nur als vorübergehende Maßregeln der Zweckmäßigkeit zu betrachten; als Zukunftsideal bleibt der freie Verkehr in der Culturwelt anzusehen, welcher auch allmählich durch die weitere Ausbildung der Verkehrsmittel trotz zeitweiliger Hemmungen erreicht werden wird. Schutzzölle dürfen niemals um der Privatinteressen der Unternehmer willen, sondern nur wegen der Masse der Arbeiter gewährt werden. Wenn dabei thatsächlich die Unternehmer den Hauptvortheil haben, so ist das ein Uebelstand, den man in den Kauf nehmen muß, wenn anderenfalls Arbeitslosigkeit und Noth der Arbeiter eintreten würde. Die Unternehmer haben nun einmal nach der herrschenden Wirthschaftsordnung das Kapital in der Hand und damit die Leitung der Produktion und sind nach einer Katastrophe nicht sofort durch neue zu ersetzen. Principiell richtig wäre es allerdings, wenn die bevorzugten Unternehmer die Rentengewinne, die sie den Schutzzöllen verdanken, als Steuer wieder herausgeben müßten, doch ist das praktisch nicht durchführbar. Zwischen ländlichen und industriellen Schutzzöllen ist in dieser Hinsicht kein Unterschied; billigeres Getreide ist kein Vortheil, wenn Hunderttausende arbeitslos sind oder durch ihre Concurrenz die Löhne auf Hungersätze herabdrücken. Schutzzölle dürfen unter den heutigen Verhältnissen nicht zur sogenannten Erziehung neuer Industriezweige eingeführt werden. Ihre Neueinführung ist nur dann gestattet, wenn infolge internationaler Verschiebungen der Produktionskräfte ein großer Erwerbszweig, der viele Tausende von Arbeitern beschäftigt, in seinen privatwirthschaftlichen Existenzbedingungen nachweisbar ernstlich bedroht ist; und selbst dann sollen sie nur dazu dienen, die schmerzlichen Stöße und Störungen der Uebergangsperiode zu mildern. Ebenso sind alte Schutzzölle nur dann vorläufig noch beizubehalten, wenn ihre Aufhebung nachweislich einen großen Produktionszweig so sehr erschüttern würde, daß Tausende von Arbeitern in Noth geriethen, und daß so viele Arbeiter nicht sofort und mit Leichtigkeit wieder Beschäftigung finden, werden die Gegner des Tabaksmonopols wohl nicht bestreiten.

Alle diese Ausführungen sind nur principielle Behauptungen; ob aber die thatsächlichen Voraussetzungen der Anwendung dieser Principien in den gegebenen Fällen vorhanden sind, hält Professor Lexis in einem Handbuch für nicht zu entscheiden. Da kommt es auf ein Abwägen der concreten Gründe für und wider an, und in der Praxis wird schließlich von einem leitenden Staatsmann oder einer Partei nach der einen oder anderen Seite durchgegriffen und damit die Verantwortung für alle Folgen übernommen. Professor Lexis beschränkte sich daher im Wesentlichen darauf, die Argumente beider Parteien in voller Klarheit darzulegen, und es ist ihm sogar zweifelhaft, ob in diesen Dingen jemals wirklich exact der wissenschaftliche Beweis über das Vortheilhafte oder Schädliche der staatlichen Maßregel geliefert werden kann. Nach diesen Ausführungen werden weder die Freihändler noch die Schutzzöllner die Abhandlung des gelehrten Verfassers als Zeugniß für ihre praktische Agitation verwerthen können.

Mit hoher Genugthuung wird es den Leser erfüllen, daß die Darstellung des Geld- und Münzwesens einem Fachgelehrten von der Bedeutung des Geheimrath Nasse übertragen worden ist. Schon wiederholt war er zu einer Meinungsäußerung provocirt worden; sein Schweigen wurde als Meinungswechsel gedeutet, und gestützt auf die lautredenden Namen eines Schäffle, A. Wagner, Lexis, Neuwirth erklärte der geschickte Leiter der bimetallistischen Bewegung in Deutschland, Dr. Arendt, die deutsche Wissenschaft für seine Sache gewonnen. Aber der Autoritätenbeweis ist ihm nicht geglückt; nach einander haben sich Soetbeer, Knies, Roscher, Nasse für den Monometallismus erklärt; nur haben sie sich stiller gehalten als die laute Opposition, in Bestätigung des Sprüchworts: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Professor Nasse in seiner gerechten Weise erkennt die Vorzüge eines allgemeinen internationalen Währungsvertrages an; das Werthverhältniß $1:15\frac{1}{2}$ würde sich geraume Zeit in Folge desselben behaupten. Doch würde damit unter den gegenwärtiden Produktionsverhältnissen eine Prämie auf die Silberproduktion gesetzt sein, und die Goldmünzen ganz allmählich aus dem Verkehr verschwinden. Noch viel rascher würde dieser Proceß sich in einem Münzbunde von beschränktem Umfange vollziehen; eine Suspension der Silberausprägung aber würde zu einer hinkenden Währung mit massenhaftem Kredit-

gelde führen und den Bankerott des ganzen Systems constatiren. Ebenso wenig übersieht Professor Nasse die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage; doch würden dieselben vielfach übertrieben. Im innern Verkehr merke man von einer Aenderung des Werthverhältnisses der beiden Edelmetalle noch nichts; ein Steigen oder Sinken der Goldpreise aus Mangel oder Ueberfluß an dem Währungsmetall sei weder in Gold- noch in Silberländern nachweisbar. Erhebliche Geldklemmen auf dem Kapitalmarkt in Folge gegenseitiger Goldentziehung seitens der Goldwährungsländer seien bisher nicht vorgekommen; im Gegentheil hätten die Discontosätze nur selten einen so dauernd niedrigen Stand behauptet wie in den letzten Jahren. Abgesehen von weiteren massenhaften Silberverkäufen erscheint dem Verfasser die Nachfrage nach Gold und Silber für den Geldgebrauch nicht gerade in Widerspruch zu stehen zu dem Verhältniß, in welchen beide Metalle producirt werden. Denn wahrscheinlich würden dann nur Centraleuropa, die Vereinigten Staaten und die brittischen Colonien mit Ausschluß von Indien die reine Goldwährung zu behaupten im Stande sein, das östliche Asien würde Silberwährung haben, die übrige Welt überwiegend auf Papier und Silber angewiesen sein. Eine solche Vertheilung könnte keinerlei Bedenken erregen, so lange das neuproducirte Gold noch fast den gleichen Werth habe wie das neugewonnene Silber. Gegen diese Zukunftsschilderung werden aber die Bimetallisten den schwer widerlegbaren Einwand erheben, daß das gegenwärtig vorhandene Gold kaum dazu hinreicht Deutschland, geschweige denn Italien, oder gar all den genannten Ländern die Einführung der reinen Goldwährung zu ermöglichen.

Und nun zum Schluß einen flüchtigen Blick in die Abhandlung über die directe Besteuerung von Professor A. Wagner, welcher mit der Botschaft vom 17. November 1881 die sociale Phase in der Finanzpolitik gekommen sieht, in welcher die Besteuerung nicht nur als ein Mittel zur gerechten Beschaffung der Staatseinnahmen, sondern auch zur gerechteren Gestaltung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse benutzt wird. In dieser Diagnose wird der berühmte Verfasser wohl dem lautesten Protest begegnen. Wie vorauszusehen sieht er in den directen Steuern die feste Grundlage des Steuersystems, auf welcher sich dann als Ausbau die Verkehrs- und Verbrauchsbesteuerung erhebt. Speciell ist er sowohl ein Anhänger der Ertrags- wie der Einkommensteuern, deren Reform er für Preußen dringend fordert. So widersetzt er sich z. B. einer Aufhebung, auch einer erheblichen Ermäßigung der Grundsteuer, weil sie wie ein Geschenk im Betrage der kapitalischen Steuer an die Grundbesitzer wirken würde. Dagegen erklärt er sich auffallender Weise für eine Ueberweisung der staatlichen Grundsteuer an die Selbstverwaltungskörper, welche ihrerseits die communalen Zuschläge aufheben sollen. Also wird schließlich doch die Grundsteuer erheblich ermäßigt und den Besitzern das große Geschenk gemacht! Bei der Einkommensteuer will der Verfasser die Steuerfreiheit nicht über 1500 Mark ausgedehnt wissen, da selbst England bis vor kurzem nicht über 2000, gegenwärtig über 3000 Mark gegangen ist. Wohl aber soll nach ihm die Progression bis zu 5 bis 8 Procent ansteigen, in Kriegszeiten gar bis auf 6 bis 10 Procent — eine Forderung, die er jedoch selbst mehr als ein Gerechtigkeitspostulat als eine finanziell praktische Maßregel bezeichnet, da die Zahl der großen Einkommen eine geringe ist. Beistimmung wird sein Vorschlag eines Declarationszwanges finden, womit eine Prüfung der Steuererklärung durch eine Commission verbunden werden soll.

Möge der Leser selbst in dem trefflichen und gründlichen Werke die Abhandlungen studiren, welche seine Kritik oder seinen Beifall herausfordern.

Aesthetik des Essens und Trinkens.

Von R. von Jhering.

Es wird einem Schriftsteller nicht häufig geschehen, daß er sich wegen Wahl seines Themas zu rechtfertigen hat. Ich meinerseits befinde mich seit einiger Zeit in der Lage, den kleinen für das größere Publicum bestimmten Aufsätzen*) eine solche Rechtfertigung vorausschicken zu müssen. Die Themata, welche dieselben behandeln, liegen meiner Fachwissenschaft: der Jurisprudenz so fern, daß dieselben schon in manchen meiner Fachgenossen Befremden und den Verdacht erregt haben, als hätte ich bei meiner Schriftstellerei der Jurisprudenz den Rücken gekehrt. Das Erscheinen des zweiten Bandes von meinem „Zweck im Recht" wird sie darüber belehren, daß ich dabei die Jurisprudenz nicht aus den Augen verloren habe, und daß, wenn ich das Gebiet derselben vorübergehend verlassen habe, dies nur in der Absicht und mit der Hoffnung geschehen ist, die Ausbeute, die ich außerhalb desselben gewonnen habe, für sie zu verwerthen.

Das Gebiet, dem alle die obigen Themata und auch das gegenwärtige angehören, ist die Sitte. Die Untersuchungen, der ich letztere unterzog, sollten mir dazu dienen, die Allgewalt des Zweckgedankens, auf den ich die ganze Schöpfung des Rechts mit Ausschluß aller andern mitwirkenden Motive und Quellen zurückführe, auf dem dem Recht so nahe liegenden Gebiete der Sitte zur Evidenz zu erheben und zugleich die eigenthümliche Aufgabe, welche der Sitte in Bezug auf die Gestaltung und Sicherung der Ordnung der Gesellschaft zukommt, in das volle, bisher nichts weniger als richtig erkannte Licht zu setzen. Mit dem Satz: die Sitte ist nichts als eine allmählich und unmerklich, aber nichts desto weniger mit klarer Erfassung und Verfolgung ganz bestimmter Ziele beschaffte Zweckschöpfung des Volks, gedenke ich zum Recht zurückzukehren, um dann das Gewicht des gewonnenen Resultats bei der Frage, ob es sich für letzteres etwa anders verhalte, ob ein Gedanke, der im Niedern sich bewährt hat, sich im Höhern sollte verleugnet haben, in die Wagschale zu werfen.

Als ich meine Untersuchung begann, habe ich nicht geglaubt, daß mein Weg, der mich an so vielen der juristischen Betrachtung so fern liegenden Erscheinungen vorbeiführen sollte, mich sogar auch auf das Essen und Trinken bringen würde. Das Vermittlungsglied dazu bildete der Begriff des Anstands. Ich habe denselben einer eingehenden Untersuchung unterzogen, wobei ich mich überzeugte, daß derselbe wesentlich negativer Art ist und auf den des Anstößigen, dem er zu wehren bestimmt ist, zurückweist — alle Anstandsgesetze haben den Zweck, das Anstößige fern zu halten. Eine genauere Analyse dieses letzteren Begriffs führte mich, nachdem ich ihn selber festgestellt hatte, zur Unterscheidung gewisser Kategorien des Anstößigen: des sinnlich, ästhetisch, pathologisch, sexuell Anstößigen. Der zweiten Kategorie, deren nähere Begriffsbestimmung hier nicht am Ort sein würde, gehört der Gegenstand an, den ich im Folgenden behandle, er enthält den Versuch, die Anstandsregeln, welche die Sitte für das Essen und Trinken aufstellt, auf gewisse Grundgedanken zurückzuführen.

Die Befriedigung der thierischen Bedürfnisse des Menschen hat der Sitte zur Aufstellung mancher Anstandsregeln Anlaß geboten. Bei keinem Bedürfniß liegt die Form, welche die Sitte für die Befriedigung desselben vorgezeichnet hat, so weit ab von der Art und Weise, wie sie beim Thiere erfolgt, als bei diesem. In nichts hebt sich der Culturmensch mit seiner sinnlich bedürftigen Seite so sehr vom Thier ab, als im Essen und Trinken, sowohl in dem, was, als in der Art, wie er ißt und trinkt. Dem Menschen ist von der Natur durch

*) In der „Gegenwart" die Artikel über das sociale Motiv der Mode (1881, Nr. 34), über das sociale Motiv der Tracht (1882, Nr. 1 und 3), in Westermanns Monatsheften (1882, Aprilheft) der über das Trinkgeld.

*

seine überlegene Intelligenz die Möglichkeit gewährt, einen Trieb, der zunächst nur dem Zweck der Ernährung dient, zu einer Quelle reichen Genusses zu gestalten, und er hat bekanntlich das Seinige redlich gethan, um diese Möglichkeit auszunutzen. Der Mensch hat sich der Freude, die er am Essen und Trinken empfindet, so wenig zu schämen, daß er sich der Tafelfreuden im Gegentheil als eines eigenthümlich menschlichen Vorzuges vor dem Thiere rühmen darf. Von jeher haben sie ihm als Ausdruck und Verherrlichung aller Anlässe häuslicher, genossenschaftlicher und öffentlicher Freude gedient, kein Fest, keine Feierlichkeit, keine Ehrenbezeugung, kein öffentlicher Ausdruck der Gemeinsamkeit ohne ein solennes Mahl. Selbst den Göttern ward im Opfer ein Mahl angerichtet, um auch sie der Tafelfreuden theilhaftig zu machen. In diesem Sinne kann man das gemeinsame Essen und Trinken geradezu als eine sociale Institution bezeichnen. Von manchen ehemals bedeutungsvollen gemeinschaftlichen Verbänden ist als Caput mortuum vergangener Herrlichkeit oft nichts als das gemeinsame Festessen übrig geblieben.*)

Im Folgenden soll der Nachweis erbracht werden, wie die moderne Sitte die Formen des Essens und Trinkens ästhetisch gestaltet hat. Es ist ein Stück der auf die Erzielung des vollen Genusses der Tafelfreuden gerichteten Aesthetik des Essens und Trinkens, das ich dem Leser vorzuführen gedenke. Freilich ein dürftiges Stück Aesthetik, das selbst hinter demjenigen, das beim gastlichen Mahle dem Geschmack und Kunstsinn der Hausfrauen, Köche, Tafeldecker zufällt, zurückbleibt, aber doch das erste und unerläßlichste — kein Reichthum der Tafel, keine Kunst der Ausschmückung vermag den Mangel desselben zu ersetzen.

Unser Untersuchungsobject bilden die Anstandsregeln, welche den Zweck haben, das ästhetisch Anstößige beim Essen und Trinken fern zu halten. Ein wunderliches Object für eine wissenschaftliche Untersuchung! Der Erfolg muß darüber entscheiden, ob es derselben würdig war.

Das Thier frißt, säuft, der Mensch ißt, trinkt. Warum besondere Ausdrücke für den Menschen? Bei fast allen anderen leiblichen Verrichtungen bedient sich die Sprache für den Menschen derselben Ausdrücke wie für das Thier: beide liegen, schlafen, ruhen, stehen, gehen, laufen, schwimmen, fallen, athmen, schwitzen u. s. w., warum also hier besondere Ausdrücke? Weil die Sprache richtig erkannt hat, daß es sich hier um einen Vorgang handele, der durch die Art, wie er geschieht oder wenigstens geschehen soll, wie kein anderer den Menschen vom Thier abhebt. Es ist also keine bloße Verschiedenheit des Ausdrucks, für die wir nur die Courtoisie der Sprache in Bezug nehmen könnten**), sondern es ist eine Verschiedenheit der Sache selber, welche die Sprache hier zum Ausdruck bringt — mit jenen beiden Ausdrücken rückt sie die obigen Vorgänge aus der Sphäre des Thierischen in die des Menschlichen.

Damit ist der entscheidende Gesichtspunkt namhaft gemacht, welcher wie der Sprache bei der Bezeichnung dieser Acte, so der Sitte bei der Aufstellung der Anstandsregeln für die Form ihrer Vornahme vorgeschwebt hat, es ist die Fernhaltung alles Thierischen.

Worin liegt das Thierische bei ihnen? Die Beantwortung dieser Frage wird die einzelnen Punkte darlegen, an denen die Anstandsgesetze ansetzen. Es sind folgende.

Das erste Merkmal des Thierischen liegt in der Gier und Hast, mit der das hungrige und durstige Thier sich über den Stoff herstürzt. Dieselbe führt uns in ihm die unwiderstehliche Gewalt der Triebe, das rohe Walten der sinnlichen Natur vor Augen, und das ist ein Anblick, der uns beim Menschen anwidert, wir verlangen von ihm, daß er auch da, wo er der Natur seinen Tribut entrichtet, seine menschliche Würde, die in der Freiheit des Willens gelegen ist, behaupte, gleich als ob nicht die Natur, sondern sein eigener freier Wille ihm den Act dictirte — das Essen und Trinken bei ihm soll nicht den Charakter eines Naturprocesses, sondern eines Willenactes an sich tragen. Auf jenes zielt das „Fressen, Schlingen, Saufen" beim Thier, auf dieses das „Essen, Trinken" beim Menschen. Der Grund dieser Forderung ist allerdings nicht ästhetischer, sondern ethischer Art, aber die Form, in der dieselbe zur Verwirklichung gelangen soll, fällt als Form nicht der Moral, sondern der Sitte, dem Anstande anheim — wer gierig und hastig ißt, begeht damit nichts Unmoralisches, sondern verstößt nur gegen den Anstand. Aber auch nur die Form des Essens und Trinkens fällt unter die Vorschriften des Anstands, nicht das Maß, die Innehaltung des letzteren ist ein Gebot der Moral. Beide verhalten sich völlig unabhängig von einander, der Unmäßige, der das letztere übertritt, kann dabei das erstere: die Form sorgsam beobachten, der Mäßige, der ersteres befolgt, kann letzteres durch die Art, wie er ißt, verletzen.

Ein zweites Merkmal des Thierischen besteht in der Continuität des Actes beim Thier im Gegensatz zu den Pausen, die der Mensch (worunter hier stets der Mensch, wie er den Gesetzen des Anstands zufolge sein soll, verstanden wird) dabei macht. Das Thier unterbricht sich nicht, es hört, wenn es nicht gestört wird, mit dem Essen und Trinken erst dann auf, wenn der Naturprozeß völlig abgespielt hat, nur seine Gier mindert sich. Der Mensch dagegen unterbricht sich dabei und würzt das Essen durch Unterhaltung. Damit constatirt er, daß es ihm nicht blos um Befriedigung des thierischen Bedürfnisses zu thun ist, daß vielmehr auch der Geist seinen Antheil daran behauptet. Pausen beim Essen enthalten daher eins jener Mittel, wodurch der Mensch dem Vorgang den Charakter des ächt Menschlichen aufprägt — die unfreiwilligen, welche durch das successive Erscheinen der Speisen beim reicheren Mahl bedingt sind (Gänge), kommen, wenn sie auch nicht durch das Interesse, die Unterhaltung zu fördern, hervorgerufen worden sind, doch demselben thatsächlich zu gute — wären sie nicht sonst nöthig, so müßte man sie aus dem Grunde einführen; sie bilden ein werthvolles Complement der Tafelfreuden. So kann man also selbst die Zeitdauer, welche der Mensch dem Mahle widmet, da sie in geistigen Interessen ihren Grund hat, als ein unterscheidendes Merkmal des menschlichen und thierischen Essens bezeichnen. Die Sprache hat dies charakteristische Moment treffend betont, indem sie nur bei jenem von einer Mahl-zeit spricht (worunter ursprünglich das gemeinsame Mahl verstanden ward, bei dem allein eine Unterhaltung möglich ist); das Thier kennt keine Mahlzeit, d. h. es beansprucht für den Act keine längere Zeit als durchaus nöthig ist, um den Hunger und den Durst zu stillen. Der Mensch dagegen, wenn er mit Mehreren zusammen ißt, „läßt sich Zeit" beim Essen, wie die Sprache wiederum so treffend bemerkt, er will „seine Zeit haben" dabei, d. h. er verlangt mehr dafür, als durch den physischen Vorgang geboten wäre. Dieses Plus der Zeit, welches eben der Ausdruck Mahlzeit betont, kommt auf Rechnung seiner Menschennatur.

Drittens. Das Thier liegt oder steht bei dem Act, wenigstens bildet dies die Regel — der Affe bewährt auch darin seine Uebereinstimmung mit dem Menschen, daß er sitzen kann, aber zum Stuhl und Tisch hat auch er es nicht gebracht — der Mensch setzt sich zum Mahle, das Liegen gilt für unanständig (s. u.).

Viertens. Das Thier ist bei der Verrichtnug des Actes auf die ihm von der Natur verliehenen Werkzeuge angewiesen, der Mensch, zu dessen unterscheidenden Merkmalen vom Thier bekanntlich die Erfindung und der Gebrauch künstlicher Instrumente gehört, ist auch hier der Natur durch die Kunst zu Hülfe gekommen. Das ursprüngliche Motiv, das ihn zur Anfertigung der zur Vornahme des Actes dienlichen künstlichen Werkzeuge veranlaßte, war praktischer, nicht ästhetischer Art: die Noth, das Bedürfniß, nicht der Anstand, die Reinlichkeit. Unter den verschiedenen Geräthen, die wir heutzutage an unseren Tischen finden, ist das Messer (in der Urzeit der geschärfte Stein —

*) So z. B. die „Zunftessen" in manchen Gegenden der Schweiz und Deutschlands; die Zugehörigkeit zu den englischen „Inns" wird durch Theilnahme am gemeinsamen Essen documentirt, sie gilt als praesumtio juris et de jure der Betreibung des Rechtsstudiums!

**) Für die es bekanntlich an Beispielen nicht fehlt, z. B. in der Hofsprache: der Souverain „geruht" etwas zu thun.

so bei den ältesten Opfern) das erste gewesen, welches das Licht der Welt erblickt hat. Seine Bestimmung war nicht sowohl die, das Fleisch zu zertheilen, als zu vertheilen, nur der Hausvater oder der dazu angestellte Zertheiler, wie Homer ihn öfter erwähnt, führte das Messer, nicht die Gäste, ihre Messer waren die des Thieres: die Zähne. In welcher Ordnung die übrigen ihm gefolgt sind, das zu untersuchen ist Sache des Culturhistorikers; aber lange Zeit hat es gekostet, bis der Apparat, den wir heutzutage als unerläßliches Erforderniß selbst des gewöhnlichen bürgerlichen Tisches betrachten, und dessen in früherer Zeit selbst die Tafel der Könige und Großen entbehrte*), zusammen gebracht war. Ich werde denselben unten zum Gegenstande einer besonderen Betrachtung machen, da er mir Gelegenheit gibt, einen ganz interessanten Gesichtspunkt an ihm nachzuweisen. Das Interesse, das er an der gegenwärtigen Stelle für mich hat, erschöpft sich mit der Bemerkung, daß, welche Motive immerhin auch unsere heutige Ausstattung des Tisches zu Wege gebracht haben, das Vorhandensein derselben und der Jedem zu seinem besonderen Gebrauch zur Benutzung überwiesenen Geräthe ein unumgängliches Erforderniß des Anstandes bildet, man bedient sich derselben nicht aus bloßen Zweckmäßigkeitsrücksichten seiner selbst wegen — dann könnte man es damit halten, wie man wollte — sondern aus Rücksichten des Anstandes, der Andern wegen, um ihnen einen ästhetisch widerwärtigen Anstoß zu ersparen — der Mensch hebt sich auch dadurch vom Thier ab.

Also Fernhaltung alles dessen, was beim Essen und Trinken an das Thier erinnern kann, ist der erste Gesichtspunkt, den wir gewonnen haben.

Der zweite Gesichtspunkt ist der der Verhüllung des Scheines der Unmäßigkeit. Des Scheines? Nicht der Unmäßigkeit selber?

Wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir gestehen, daß Unmäßigkeit den erklärten Zweck aller Tafelfreuden bildet, sie haben die Bestimmung uns zu verlocken, das von der Natur durch den Zweck der Ernährung vorgezeichnete Maß zu überschreiten, sie setzen an die Stelle dieses Zweckes den des Genusses, der aber nicht blos qualitativ, sondern auch quantitativ höhere Ansprüche erhebt, als jener — wenn durch einen Zauberstab die Speisen und Weine eines opulenten Mahles in Wasser und Brod verwandelt, oder wenn wir auf Gefangenkost gesetzt würden, wie wenig würden wir zu uns nehmen! In diesem Sinne enthält das Menu einer jeden reich besetzten Tafel das Programm der Unmäßigkeit. Aber die Sitte hat es verstanden der Sache eine Gestalt zu geben, bei der das Anstößige der Unmäßigkeit verschleiert wird, indem sie dieselbe äußerlich mit dem Gewande der Mäßigkeit bedeckt. Ein Vergleich unserer heutigen Weise mit derjenigen früherer Zeiten wird dies zeigen.

Aus unsern modernen kleinen Gläsern können wir heutzutage nicht weniger trinken, als unsere Altvorderen aus ihren mächtigen Humpen und Pokalen, sachlich hat also die Verdrängung der letzteren durch erstere der Unmäßigkeit im Trinken nicht gesteuert. Aber der Form nach, also in ästhetischer Beziehung enthält sie einen zweifellosen Fortschritt, eine Verfeinerung der Sitte, die uns mittelst ihrer den Anblick der Unmäßigkeit erspart. Der Humpen ist das Symbol, das Programm der Unmäßigkeit, das Glas das der Mäßigkeit, jener ruft schon durch seine äußere Erscheinung die Vorstellung der Massenhaftigkeit des Stoffes hervor, auf dessen Bewältigung es abgesehen ist, dieses steuert nur auf Weniges zu, es trägt die Mäßigkeit, Bescheidenheit zur Schau, es belläßt uns in der Illusion der Mäßigkeit, es besitzt die werthvolle Eigenschaft nicht zu verrathen, wie oft es gefüllt ist — es zählt, es plaudert nicht.

Ein ähnlicher Gegensatz waltet zwischen der früheren und der heutigen Weise in Bezug auf das Essen ob. Es gab eine Zeit, wo die Gerichte beim festlichen Mahle in einer Massenhaftigkeit aufrückten, daß die Tische zu brechen drohten. Auch in der damaligen Zeit kannte man allerdings bereits die Einrichtung des successiven Erscheinens der Gerichte (Gänge), wie sie bei einem reichen Mahle durch die Rücksichten der Küche und des Heerdes geboten ist, aber von unseren heutigen Gängen unterscheiden sich die damaligen ebenso wie ein schwerbeladener Lastwagen von einem Kabriolet, jeder einzelner Gang war wuchtig, massenhaft, die Tafel mußte stets ganz gefüllt sein*), ihr bloßer Anblick allein schon mußte den Gästen die Beruhigung gewähren, daß es auch dem excessivsten Appetit an nichts fehlen würde, der erhebende Eindruck des Massenhaften, ein Seitenstück zum Humpen, der dem Durst dieselbe Aussicht eröffnete! Also abermals das offen verkündete Programm der Unmäßigkeit. Eben das ist es, woran unser heutiges Gefühl Anstoß nimmt, wir verlangen, daß wenigstens der äußere Schein gewahrt werde. Diesen Dienst leistet uns die heutige Gestaltung der Einrichtung der „Gänge" beim Mahle. Dieselben machen als solche nie den Eindruck des Massenhaften, an den sich einmal unwillkürlich die Vorstellung der Unmäßigkeit knüpft, sie führen wie das Glas das Quantum successiv in kleinen Dosen zu und lassen ebensowenig wie letzteres eine sichtbare Spur davon zurück, — auch sie plaudern nicht — die Illusion der Mäßigkeit wird durch sie in keinem Moment gestört, dem Auge bleibt der Anblick des Massenhaften erspart.

Ein dritter Punkt, an dem derselbe Grundzug unserer heutigen Sitte: die Abwehr des äußeren Scheines der Unmäßigkeit sich bewährt, ist das Sitzen beim Mahle. Vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet läßt sich gegen das Liegen so wenig einwenden, daß man es im Gegentheil für malerisch schöner erklären muß, da es dem menschlichen Körper Gelegenheit gibt, seine Gestalt und Schönheit in den verschiedensten Lagen zur Anschauung zu bringen, während das Sitzen bei Tisch nur den Oberkörper sichtbar werden läßt und der Bewegung desselben eng zugemessene Grenzen setzt — ein griechisches Symposium würde in malerischer Beziehung das Abendmahl von Leonardo da Vinci schlagen. Warum liegen wir nicht bei Tisch? Weil es zu viel Raum wegnimmt? Aber auch wo der Raum zu Gebote steht, verstatten wir es uns nicht, der Anstand untersagt es. Warum? Weil das Liegen den Eindruck der Bequemlichkeit macht? Eine Bequemlichkeit, die uns in dem, was wir zu verrichten haben, nicht hindert, ist nicht verwerflich, und bei Tisch wünschen und wollen wir die Bequemlichkeit, denn das Mahl soll uns nicht blos zum Essen, sondern zugleich zum Ausruhen und zur Erholung dienen, sonst würden wir es stehend einnehmen, und schlechthin ist das Liegen ja auch nicht verpönt, z. B. nicht im Freien bei einer Landpartie. Warum also im Hause? Auch hier gibt die Sprache uns die gewünschte Auskunft. Sie bezeichnet ein Mahl, das in Völlerei ausartet, einerlei ob man dabei sitzt oder liegt, als Gelage, während sie den Ausdruck für das solenne Mahl, das sich innerhalb der Schranken des Anstandes bewegt, dem Sitzen entlehnt (Banquett von der Bank, auf der man sitzt s. u.), das Liegen gilt ihr mithin als Ausdruck der Unmäßigkeit. Nicht also die Bequemlichkeit als solche ist es, welche sie mißbilligt, sondern die Bequemlichkeit, welche den Zweck hat der Unmäßigkeit zu dienen. Hat sie Unrecht, wenn sie dem Liegen diesen Zweck unterschiebt? Die Geschichte ertheilt die Antwort: als die Völlerei in Rom überhand nahm, ersetzte man die einheimische Weise des Sitzens bei Tisch durch das Liegen. Das Liegen ist eine orientalische Sitte, die im Orient durch klimatische Verhältnisse bedingt sein mag**); die Weise des Abendlandes ist

*) In einer an die Offiziere gerichteten Hoftafelordnung aus dem 17. Jahrhundert findet sich noch die Bestimmung, daß sie ihre Hände nicht an den Kleidern ihrer Tischnachbarinnen abtrocknen sollen; Servietten kannte man also damals noch nicht.

*) Zu dem Zweck trug man manche Gerichte, die erst später in Angriff genommen werden sollten, beim Beginn des Mahles auf, und ersetzte diejenigen, welche zunächst an die Reihe kamen, durch neue, so daß die Tafel stets vollständig besetzt war.

**) Die dazu dienenden Vorrichtungen haben bis auf den heutigen Tag ihren orientalischen Namen beibehalten: Sopha, Divan, Ottomane, Kanapee (letzteres sprachlich griechischen Ursprungs von

das Sitzen, ein Gegensatz von scheinbar rein äußerlicher Art, in Wirklichkeit aber von tief innerlicher Bedeutung — ein Mann, der gewohnt ist zu sitzen, ist ein anderer, als der gewohnt ist zu liegen, die Thatkraft steht oder sitzt, die Faulheit und Apathie liegt, es gehört viel dazu, sie vom Lager aufzuscheuchen. Das Symbol der Apathie des Orientalen ist sein Ruhebett, das der Lebendigkeit und Rührigkeit des Abendländres der Stuhl.

Unsere Vorfahren haben sich in Bezug auf die Annahme der orientalischen Sitte strenger erwiesen als die Römer und Griechen, die gute Sitte hat es weder beim häuslichen noch beim gastlichen Mahle je zugelassen, sie saßen auf der Bank, gewisse Personen, z. B. die Lehrlinge beim Handwerker, mußten sogar stehen. Daß sie darum nicht weniger gegessen und getrunken haben, als die Römer, ist freilich bekannt, aber meine Behauptung geht auch nicht dahin, daß das Sitzen bei Tisch einen praktischen Werth beanspruchen könne, indem es der Unmäßigkeit selber steuere, sondern lediglich einen ästhetischen, indem es den Schein derselben, der sich für uns einmal an das Liegen knüpft, fernhalte. Es verhält sich damit ebenso wie mit den kleinen Gläsern und der Einrichtung der Gänge — sachlich setzen auch sie der Unmäßigkeit keine Schranke, aber sie haben einmal den ästhetischen Vorzug, sie in das Gewand der Mäßigkeit zu kleiden. Ob dies historisch das Motiv ihrer Einführung gewesen ist, gilt mir gleich, kurzum, so wie sie nun einmal bestehen, gehören sie nach unseren heutigen Begriffen zur Scenerie des anständigen Mahles.

Zu den beiden Gesichtspunkten, welche unsere bisherige Untersuchung uns für die ästhetische Gestaltung der heutigen Weise des Essens und Trinkens ergeben hat: Fernhaltung alles Thierischen und Fernhaltung des Scheines der Unmäßigkeit, gesellt sich noch ein dritter hinzu, der uns einen höchst beachtenswerthen Fortschritt der modernen Zeit gegenüber der Vergangenheit vor Augen führt. Ich will ihn kurz bezeichnen als Erhebung vom Communismus beim Mahle zum Individualismus.

Unser heutiges Decorum erfordert, daß jeder Tischgenosse alle diejenigen Geräthe, deren er bedarf, für sich allein zum ausschließlichen Gebrauch erhält: seinen eigenen Stuhl, seinen Teller, seine Gabel, sein Messer, seinen Löffel, sein Glas, seine Tasse, seine Serviette, und wir würden den größten Anstoß daran nehmen, wenn uns in dieser Beziehung eine Gemeinschaft mit anderen Tischgenossen zugemuthet würde. Einst war es in dieser Beziehung anders bestellt, und ich betrachte es als eine ganz dankbare Aufgabe, diesen Gegensatz darzulegen. Der Leser kann daran inne werden, wie viel wir der Sitte in dieser Richtung verdanken, und daß sie selbst in dieser niedern Region einen ganz bestimmten Gedanken zur Verwirklichung gebracht hat: was einst gemeinsam war, hat sie getheilt.

Unsere Vorfahren saßen wie bei allen gemeinsamen Zusammenkünften, so auch beim gastlichen Mahle mit Mehreren zusammen auf einer und derselben Bank*), daher wie oben bereits bemerkt, für letzteres der Ausdruck Bankett (ital. banchetto, franz. banquet). Unser heutiger Stuhl verdankt seinen Ursprung der Bank, er ist seiner ursprünglichen Gestalt nach nichts als ein Stück, ein Segment der Bank, die der größeren Bequemlichkeit oder der Unabhängigkeit des Sitzens wegen in einzelne Theile zerlegt ward.*) Wohl von ihm zu unterscheiden ist der auch unseren Vorfahren bekannte Sessel, d. h. der mit Rücken und Armlehnen versehene und an erhöhter Stelle aufgerichtete Sitz: der „Hochsitz". Er bildete das Vorrecht und Symbol der Macht**), im Hause das des Hausherrn, in öffentlichen Verhältnissen das des Königs (Thron, Thronsessel), des Richters, sodann der Götter, Helden; die Masse saß auf der Bank: bei einem Collegium die Mitglieder desselben, während der Vorstand auf dem Stuhl saß (daher Vor-sitzender), im Hause das Gesinde und die Familienangehörigen und ebenso die Gäste. Der eigene Stuhl beim Mahle wie bei allen anderen Gelegenheiten ist eine Errungenschaft der späteren Zeit. Er läßt sich bezeichnen als der Fortschritt von der Gemeinschaftlichkeit zur Ausschließlichkeit, Umschlag vom Communismus in Individualismus. Ob er lediglich durch das Motiv der größeren Bequemlichkeit, Behaglichkeit des Sitzens, der Unabhängigkeit von Nachbarn bewirkt worden ist, gilt mir gleich, ich halte mich an die Thatsache: die Bank hat sich gespalten in Stühle, jeder Gast bei Tisch hat seinen Stuhl für sich.

Derselbe Vorgang wiederholt sich bei allen oben genannten Utensilien. Einst aßen alle Gäste aus der gemeinsamen Schüssel, wie es noch heutzutage auf dem Lande vielfach üblich ist, gegenwärtig hat jeder seinen eigenen Teller für sich. Wie die Bank den Stuhl, so hat die Schüssel den Teller aus sich entlassen.

Einst tranken Mehrere aus einem und demselben Humpen, heutzutage hat Jeder sein eigenes Glas für sich***) — der Humpen entläßt das Glas aus sich, wie die Bank den Stuhl, die Schüssel den Teller. Derselbe Vorgang wiederholt sich bei der Kanne in Bezug auf die Tasse.

Einst führte nur der Hausherr das Messer, jetzt hat es jeder Gast für sich.

Einst diente das Tischtuch allen Gästen gemeinsam zum Abwischen der Hände, heutzutage wird jedem seine eigene Serviette gereicht. Bank, Schüssel, Humpen, Messer, Tischtuch, alle lösen sich in kleinere Stücke auf, wie das Mahl selber in einzelne Gänge, der Gedanke der Separation in Anwendung auf die Tafel — eine Gleichartigkeit der Entwicklung, die, wenn sie sich auch in der niederen Region des täglichen Lebens bewegt, doch den Beweis liefert, wie selbst hier eine gewisse Gesetzmäßigkeit herrscht — die Welt des Kleinen und Kleinsten als Tummelplatz des Gedankens.

κωνωπεῖον = Mückennetz von κώνωψ Mücke, sachlich ägyptischen Ursprunges). Die Uebertragung derselben wird durch die Berührung mit den Arabern in Spanien und in den Kreuzzügen erfolgt sein.

*) Daher die Bank sprachlich als Zeichen der Gemeinsamkeit. Beispiele: die Abtheilungen des früheren deutschen Reichstags (z. B. Grafen-, Prälatenbank), die höheren Collegien (Herren- oder adelige und gelehrte Bank) — die Bank der Geschwornen — die Spielbank = gemeinsames Spiel — das Bankett = gemeinsames Mahl — die Redewendung: „durch die Bank" = etwas gleichmäßig für Mehrere Geltendes — der Bankert d. i. der nicht in dem nur für die Ehegatten ausschließlich bestimmten Ehebett, sondern auf der Allen zugänglichen Bank Erzeugte (das lateinische vulgo quaesitus) — vielleicht auch die Wechselbank (die Bankgeschäfte waren ursprünglich regelmäßig Compagniegeschäfte). Auch in Rom war die Bank (subsellium = niederer Sitz von sub und sella) das Zeichen der Gemeinsamkeit, so die Bänke der Tribunen (nicht wie Mommsen, Röm. Staatsrecht, I, S. 323 meint, weil sie keine magistratus populi romani waren), der Senatoren, der Geschwornen.

*) Der Stuhl der alten Zeit ist von Holz, ungepolstert und ohne Seitenlehnen, ganz wie die Bank, die Rücklehne fand sich auch bei der letzteren. Das Entstehen des Stuhles aus der Bank liegt noch klar vor bei den Chorstühlen der Domherren, die sich schon äußerlich als abgetheilte Sitze auf einer und derselben Bank kundgeben.

**) Ebenso das solium (der griechische θρόνος) der Römer, der dem Hausherrn und dem König gebührte; aus ihm ging später die sella curulis der patricischen Magistrate hervor, Mommsen a. a. O. S. 316. Die Symbolik des Stuhls und der Bank ist also bei den Römern ganz dieselbe wie bei den Germanen: die Bank das Zeichen der Gemeinschaft, der Stuhl das der Einzelmacht. Damit mag auch die deutsche Bezeichnung des ungarischen Stuhlrichters zusammenhängen, er war ursprünglich Richter der königlichen Dienstmannen (judex servientium) und urtheilte mit Geschwornen (jurati), daher der Stuhl-richter im Gegensatz der Bank-richter.

***) Dadurch hat sich das Vortrinken in Zutrinken verwandelt, das Anstoßen der Gläser symbolisirt noch die alte Einheit des Trinkgefäßes.

Literatur und Kunst.

Die amerikanische Bühnendichtung der Gegenwart.

Von Wilhelm Müller-Cincinnati.

„Nach der wohlbegründeten Ansicht namhafter Gelehrter ging den Schauspielen der Griechen und Römer eine feierliche Procession voraus, in welcher die Priester das zum Opfer bestimmte Thier unter entsprechendem Ceremoniell durch die Straßen führten und es dann auf dem Platze, gleichviel ob dieser ein Theater oder Circus war, den Göttern darbrachten. Es ist zu beklagen, daß dieser Gebrauch bis auf den heutigen Tag bei der Aufführung von Schauspielen obwaltet nur mit der Modification, daß man anstatt einen Ochsen oder Bock auf dem Altar zu schlachten, gewöhnlich den armen Dichter, wenn solcher ein Amerikaner ist, als Opferthier verwendet." Diese Worte entlehne ich James Rees, einem Schriftsteller, der selber die amerikanische Bühne mit mehreren Stücken bereicherte. Man könnte annehmen, der Mißerfolg seiner dramatischen Hervorbringungen habe Rees diese bittere Klage in den Mund gelegt. Dem ist aber nicht so. Denn sowohl seine Bühnenstücke, als auch die zeitgenössischen Autoren, welche er dem Publicum als „die keuschen und klassischen Erzeugnisse verdienstvoller Dichter" anpries, fanden bei der Aufführung ungetheilten Beifall. Nach wenig Jahren aber waren sie vom Theater verschwunden und in der Literaturgeschichte wurde ihrer kaum erwähnt. Dasselbe Schicksal traf die meisten auf amerikanischem Boden entstandenen dramatischen Dichtungen und ist besonders für die Bühnenstücke unserer Tage bezeichnend.

Die ersten nennenswerthen Versuche auf diesem Gebiete waren nach englischen Mustern gearbeitet. Sonderbar mag es erscheinen, daß die Verfasser, einem Gemeinwesen angehörend, das in einer neuen Welt die Grundlagen seiner staatlichen Existenz legte, mit Vorliebe ihre Stoffe den alten, besonders der römischen Geschichte entnahmen. Diese eigenthümliche Wahl läßt sich dadurch erklären, daß die Amerikaner, besonders in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, sich nicht ungern als politische Erben des altrömischen Republikanismus betrachten und deshalb in den kraftvollen Gestalten der Vorzeit Ideale tragischer Helden erblickten, welche durch ihren Freiheitsdrang und ihren Patriotismus von vornherein der allgemeinsten Sympathie sicher waren. Andere Bühnenschriftsteller wandten sich der Indianersage und den romantischen Ereignissen der Colonialperiode zu und dramatisirten die Geschichte der liebreizenden Pocahontas und des mächtigen Häuptlings Metamora. Die meisten dieser Römerhelden und Indianerfürsten reden, wie es sich für Träger geschichtlicher Ideen und Personen von Distinction ziemt, in Jamben und befleißigen sich einer gewählten Sprache, die stellenweise von der poetischen Inspiration der Verfasser Kunde gibt. Allenthalben macht sich das Streben bemerkbar, neben dem Bühneneffect auch der dramatischen Gestaltung der Handlung und der psychologisch richtigen Entwickelung der Charaktere gerecht zu werden. Die Bühnenwirksamkeit bleibt jedoch Hauptsache.

Die Versuche auf dem Gebiet des Lustspiels förderten meistens Burlesken oder Possen zu Tage, und es verdient nur ein Stück aus den vierziger Jahren, weil es in verschiedener Beziehung sogar spätere Erzeugnisse übertrifft, unsere Beachtung. Es benennt sich „Fashion", Lustspiel in fünf Acten, und hat eine Dame Mrs. Anna Cora Mowatt zur Verfasserin. In einer Besprechung desselben sagte einer der bekanntesten Kunstkritiker New-Yorks: „Wir glauben, daß in diesem Lustspiel der Grundstein zu einem Bau gelegt wurde, der als ein dauerndes Denkmal des einheimischen Dramas betrachtet werden darf. Es gibt strebsame und begabte Köpfe, welchen der Erfolg ihrer schönen Landsmännin ein mächtiger Sporn zum künstlerischen Schaffen sein wird. Die Losung zum Kampf ist ausgegeben, und wir erwarten einen baldigen Sieg." Diese sanguinische Hoffnung hat sich bis auf den heutigen Tag noch nicht erfüllt. Wenn schon die letzten Jahrzehnte das Theater in England auf eine niedrige Stufe sinken sahen, so trat in Amerika eine Periode gänzlicher Unfruchtbarkeit ein. Die alte Schauspielergeneration war von der Bühne abgetreten, und der Nachwuchs besaß nicht die Fähigkeit, das Publicum für das legitime Drama zu erwärmen. Man spielte Hamlet und Othello vor leeren Häusern, während die gleichzeitig in anderen Theatern aufgeführten Parodien dieser Dramen, die meistens den Komiker Brougham zum Verfasser hatten, ein zahlreiches und enthusiastisches Publicum fanden. Ihren Gipfelpunkt erreichte diese Sucht zum Parodiren, als wenig Wochen nach der ersten Aufführung der „Nachtwandlerin" in New-York ein unternehmender Theaterdirector eine Parodie derselben Oper auf die Bühne brachte und alle Männerrollen mit Frauen und umgekehrt besetzte. Diese Geschmacklosigkeiten hatten zur Folge, daß die besseren Klassen mit Vorliebe italienische und englische Opern, musikalische Aufführungen oder französische Sensationsdramen besuchten. Die Menge ließ sich durch Maggie Mitchel im „Lorle" und in der „Grille" rühren, ergötzte sich an den kräftigen Späßen der Neger Minstrels und strömte nach Ausstattungsstücken, wie Black Crook, und Pantomimen, wie Humpty Dumpty. Eine geraume Zeit lebten die amerikanischen Theater ganz und gar von den Brosamen, die von den Tischen ihrer transatlantischen Vettern fielen. Erst die letzten Jahre zeigen wieder Anläufe zu selbstständigem Schaffen, die schon deshalb nähere Beachtung verdienen, weil die Verfasser ihre Stoffe aus dem amerikanischen Leben wählen und meistens im Rahmen des Volksstückes auf die Bühne bringen. Der literarische Werth dieser Erzeugnisse ist nicht bedeutend; aber da sie Zeichen eines wiedererwachenden Schöpferdranges sind und sich glänzender Bühnenerfolge rühmen dürfen, mithin einen Maßstab für den Geschmack des modernen Theaterpublicums abgeben, so ist die Besprechung derselben von culturgeschichtlichem Interesse. Nach den verschiedenen Phasen des amerikanischen Lebens, welche in diesen Stücken dramatisch zur Anschauung kommen, lassen sich drei Gattungen derselben unterscheiden. Die eine Art zeigt uns die Vorläufer der Civilisation im fernen Westen, die Goldgräber und Trapper, deren Abenteuer und Kämpfe in der Sierra die Dichter zum Vorwurf genommen haben. Eine andere wählt ihre Gestalten aus der Landbevölkerung des Ostens, wo sich, wenn irgendwo in Amerika, das angelsächsische Element in ungemischter Reinheit erhalten und gewisse Eigenthümlichkeiten ausgebildet hat. Der Held dieser Stücke ist der Yankeeonkel vom Lande, der sich in den complicirten Verhältnissen der Großstadt durch seinen gesunden Menschenverstand rasch zurecht findet und schwierige Culturprobleme mit trocknem Witz erledigt, oder mit „schlagender" Dialektik zu lösen trachtet. In der dritten Klasse beleuchten die Verfasser sociale Zustände des Landes und bringen die Repräsentanten verschiedener Berufsklassen, den ruhmredigen Politiker, den emporgekommenen Krämer, den scheinheiligen Temperenzapostel und den Proteus der modernen Industrie, den in allen Sätteln gerechten Agenten, auf die Bühne.

Als Muster der Goldgräberdramen führe ich Joaquin Millers „Daniten" an.*) Der Verfasser hat sich durch seine phantasiereichen Lieder aus der Sierra rasch eine hervorragende Stellung unter den amerikanischen Poeten der Gegenwart erworben und ist besonders in England als eine Art literarischer Curiosität viel gefeiert und noch mehr angestaunt worden. Wenn sich ein wirklicher Dichter der Bühne zuwendet, so findet man häufig, daß er ein bedeutsames Werk voll schöner Gedanken, aber ohne dramatisches Leben schafft. Bei Joaquin Miller ist gerade das Gegentheil der Fall. Die Daniten sind in erster Linie effectvolles Bühnenstück und wirken weniger durch treffende Charakterzeichnung oder spannende Handlung, als durch grobe Ueber-

*) Gegenwärtig schwebt vor den Gerichten in New York ein Proceß, in welchem es sich um die „Daniten" und ein anderes Drama handelt, deren Autorschaft Joaquin Miller und der Schauspieler Rankin beanspruchen. Es kommt also darauf an, ob Joaquin Miller, der bisher in der literarischen Welt als Verfasser der „Daniten" galt, auch vor dem richterlichen Tribunal seine Vaterschaft beweisen kann.

raschungen und raffinirte Theaterkunstgriffe. Der Held des Stückes, Sandy, ist ein edler Goldwäscher, ein rauher Sohn der Berge, dem Europens übertünchte Höflichkeit nie die patriarchalischen Beziehungen zu seinen Kameraden erschwerte. Er legt eine stark ausgesprochene Abneigung gegen Bücherweisheit an den Tag und ist deshalb in den geheimnißvollen Künsten des Lesens und Schreibens nicht sonderlich bewandert, aber das Herz hat er auf dem rechten Fleck und besitzt ein so schönheitsbegeistertes Gemüth, daß er oft beim Anblick der Sierra in einen Paroxismus landschaftlicher Schwärmerei geräth und mit beredtem Worte die erhabene Natur preist. Diese lyrischen Ergüsse des Helden sind die einzigen Merkmale, an denen sich erkennen läßt, daß das Stück einen wirklichen Dichter zum Urheber hat. Da sie aber nach der Gepflogenheit der englischen Bühne unter sanfter Flötenbegleitung, oder auf den zitternden Wellen eines Violintremolos unser Ohr erreichen, machen sie auf den gebildeten Zuschauer, den der poetische Schwung ohne musikalische Zuthat erfreuen würde, beinahe immer einen komischen Eindruck. Es liegt auf der Hand, daß ein Mann von der Richtung Sandys einer reizenden jungen Wittwe, welche mit ihrem Töchterlein von mehreren Daniten, den Anhängern einer religiösen Secte, verfolgt wird und im Lager der Goldgräber Schutz sucht, mit ritterlicher Großmuth zur Seite steht und sich am Ende in dieselbe verliebt. Die Mission der beiden Daniten führt schon im ersten Act zu haarsträubenden Scenen. Einmal schlummert das Kind am Rand eines Abgrundes und einer der Würgengel nähert sich mit der unverkennbaren Absicht, dasselbe in die Tiefe zu schlendern, als zum Glück der wackere Sandy des Weges kommt und diese Unthat verhindert. Wenige Minuten darauf will es ein überaus günstiger Zufall, daß er der Mutter unter ähnlichen Verhältnissen denselben Dienst erweist. Mutter und Tochter werden dessenungeachtet auf eine dem Zuschauer nicht recht zum Bewußtsein kommende Weise getrennt. Der dritte Act führt uns in den aus Baumstämmen erbauten Kramladen, in welchem wir die hervorragendsten Vertreter der Colonie finden, den Parson, der wegen seiner salbungsvollen Beredtsamkeit diesen geistlichen Titel führt und den Judge, einen gutmüthigen Aufschneider, welcher die Unterhaltung mit politischen Erörterungen zu würzen pflegt und davon überzeugt ist, daß „im glorreichen Klima von Californien alles und sogar die Lumpen großartiger gedeihen, als sonstwo in der Welt". Ein Chinese, der als Mädchen für Alles die Hausarbeit für die gesammte Colonie besorgt und als allgemeiner Prügeljunge im Verlaufe des Stückes mindestens fünfmal durchgewalkt und unzählige Mal hinausgeworfen wird, dabei aber seinen Peinigern fortwährend Eulenspiegelstreiche spielt, ist die komische Figur im Stück. Zwei weibliche Wesen, von denen die eine wegen körperlicher Mißgestalt und abschreckender Häßlichkeit kaum als Repräsentantin eines anderen Geschlechtes angesehen werden kann, die andere aber in einem nicht näher zu bezeichnenden Verhältniß zur Colonie steht, erfüllen selbst in ihrer Ausnahmestellung noch eine sittliche Mission unter den Abenteurern. Wir sehen diese Helden der Sierra in dem Kramladen versammelt, um dem Lehrer, dessen Ankunft mit der Postkutsche erwartet wird, mit Knitteln, Besen und Stöcken einen echt westlichen Empfang zu bereiten. Da öffnet sich die Thüre, und der Lehrer — ist eine junge bildhübsche Lehrerin, die es sich aus Philanthropie in den Kopf gesetzt hat, diesen Halbwilden das Alphabet, die Regeldetri und andere Errungenschaften der modernen Cultur zu übermitteln, und deshalb just nach diesem Goldgräberlager ihre Schritte lenkt. Die Scene beim Eintritt dieser pflichteifrigen Jüngerin Pestalozzis ist von zündender Wirkung. Die Knittel und Stöcke werden zu Boden geworfen und jeder der Anwesenden bestrebt sich, seine Persönlichkeit im vortheilhaftesten Licht zu zeigen. Nachdem man der Lehrerin eine Hütte angewiesen hat, werden alle im Laden befindlichen Toilettengegenstände aufgekauft, sogar der Chinese wird beim Stehlen eines Papierkragens ertappt. Die neue Angekommene ist niemand Geringeres, als die Tochter der im ersten Act von den Daniten Verfolgten, und die Mutter selbst befindet sich in Männerkleidung unter dem Namen Billy Piper im Lager, sucht mit den Anderen Gold und erfreut sich der besonderen Freundschaft Sandys. Dieser sowohl als der Parson verlieren ihr Herz an die junge Schöne; sie begünstigt Sandy, knüpft aber zugleich ein inniges Freundschaftsverhältniß mit Billy Piper an. Die Verkleidete theilt der Freundin das Geheimniß ihres Geschlechtes mit, ohne zu ahnen, daß sie ihre Tochter zur Vertrauten macht. Aus Eifersucht umschleicht der Parson des Nachts das Haus der Lehrerin, in welchem Billy Piper vor der Verfolgung der Daniten Schutz sucht. Als der vermeintliche Rivale aus der Hütte kommt, wird er vom Parson angefallen und an den Rand eines Abgrundes gedrängt. Da erscheint einer der Daniten, schießt auf Billy Piper, trifft aber den Parson, der für todt auf dem Platze bleibt. Im vierten Act finden wir Sandy und die Lehrerin als Mann und Frau, und — obschon sich solche physiologische Processe in der Wirklichkeit nicht mit dieser ungewöhnlichen Schnelligkeit zu vollziehen pflegen — als glückliche Eltern eines vielversprechenden Sprößlings, mit welchem der Chinese als Kindermädchen von zweifelhaftem Beruf allerlei Allotria treibt. Das Glück der Neuvermählten wäre vollkommen, würden nicht die freundschaftlichen Beziehungen der jungen Frau zu Billy Piper den Verdacht Sandys erregen und zu stürmischen Auftritten führen. Im letzten Act erscheinen die Daniten wieder, und da Sandy sich Pipers annimmt, beschuldigen sie ihn, den Parson ermordet zu haben. Da kehrt dieser im entscheidendsten Augenblick etwas gealtert zwar, aber im Ganzen wohl erhalten zurück, gibt über seine wunderbare Errettung Auskunft, befreit Sandy von jedem Verdacht und überliefert einen Daniten als wirklichen Mörder der Behörde. Billy Piper hat sich unterdessen der Männerkleidung entledigt und erscheint als Frau auf der Scene, wodurch das eheliche Verhältniß der Gatten in seiner früheren Herzlichkeit wieder hergestellt wird. Und als dann noch zu guterletzt durch einen aus Chicago eintreffenden Brief die wahren Beziehungen der Lehrerin zur Verfolgten offenbar werden und Sandy seine Geliebte aus dem ersten Act im fünften als Schwiegermutter begrüßt, worüber natürlich in der ganzen Colonie die unbändigste Freude herrscht und der Judge dem allgemeinen Jubel in den Worten Ausdruck verleiht: „So etwas kann nur in dem glorreichen Klima von Californien vorkommen," muß man eingestehen, daß der Autor seiner Aufgabe in zwar allzu überraschender, aber befriedigender Weise gerecht geworden ist, und das unmöglich scheinende Problem, drei Generationen an einem Theaterabend glücklich zu machen, meisterhaft gelöst hat.

Man sieht, daß Joaquin Miller das Material, aus welchem er sein Drama baute, den Erzählungen Bret Hartes entlehnt hat. Doch was uns in der Novelle bei der unvergleichlichen Darstellungsweise Hartes entzückt, wirkt hier, in der grellen Bühnenbeleuchtung, oft abstoßend und kann nur einem groben Geschmack genügen.

Es erübrigt mir noch von jenen Bühnenstücken zu sprechen, welche man als sociale Sensationsdramen mit eingeschalteten Possenscenen bezeichnen kann, und ich wähle als charakteristisch für diese Gattung Colonel Sellers. Dieses Stück ist eine Dramatisirung von Charles Warners' und Mark Twains viel gelesenem Roman „Das vergoldete Zeitalter". Wenn hier von dramatischer Bearbeitung die Rede ist, so ist dies nicht so zu verstehen, als habe der Verfasser die Haupthandlung des Romans zu Grunde gelegt und vielleicht die hervorragenden Charaktere in dasselbe eingeführt, sondern er hat einfach drastische Scenen der Erzählung mit Rücksicht auf ihre Bühnenwirksamkeit aneinandergereiht. Es wäre interessant nachzuweisen, wie viel vom ursprünglichen Geiste der Dichtung bei diesem Destillationsproceß flüchtig wurde. Da jedoch im gegebenenen Falle der Romanschriftsteller und der dramatische Zuschneider ein und dieselbe Person sind, so lassen sich Mark Twain über den Mißbrauch fremden Eigenthums keine Vorwürfe machen. Fassen wir das Stück ins Auge. Squire Hawkins hat, einer Einladung seines früheren Nachbars, des Colonel Sellers folgend, Tennessee verlassen, um sich in Missouri eine neue Heimat zu gründen. Unterwegs nimmt er, obgleich selbst in ärmlichen Verhältnissen, zwei verwaiste Kinder, einen Knaben, Clay, und nach einer Dampf-

schiffexplosion ein Mädchen, Laura, in den Kreis seiner Familie auf. Bei seiner Ankunft in Missouri wird der Squire von seinem Freund in enthusiastischer Weise empfangen und gastlich bewirthet. Der Colonel stürmt mit einer Fluth von Projecten auf Hawkins ein, und obgleich dieser schon mehrmal zu seinem Schaden gelernt hat, daß die kühnen Speculationen die gehofften Reichthümer nicht ins Haus bringen, so läßt er sich doch bereden, den Rest seines Vermögens zu einem neuen Unternehmen, der Zucht von Mauleseln herzugeben. Das Geschäft florirt, Hawkins arbeitet sich empor und hofft von der Zukunft das Beste; denn er besitzt ausgedehnte Ländereien in Tennessee, die schon in wenigen Jahren einen ungeheuren Werth repräsentiren und seinen Kindern reiche Einkünfte abwerfen müssen. Sellers aber will über Nacht Millionär werden; er drängt Hawkins zu neuen Unternehmen, die fehlschlagen und den finanziellen Ruin Beider herbeiführen. In der Stunde der Noth erscheint ein Agent und bietet dem Squire Hawkins 10,000 Dollars für sein Besitzthum in Tennessee; dieser aber stößt die letzte hülfreiche Hand zurück, da er seine Kinder nicht um den künftigen Reichthum bringen will. Er vermag sich nicht mehr aus der Armuth emporzuringen und stirbt im Elend. Die Kinder könnten durch Arbeit das Los der Familie erleichtern, aber die Hoffnung auf die kommenden goldenen Tage läßt sie zu keinem energischen Handeln kommen. Nur Clay, der angenommene Knabe, nimmt den Kampf mit dem Dasein auf und wird zur Stütze der Familie. Colonel Sellers lebt in den ärmlichsten Verhältnissen; aber selbst in der bittersten Noth verliert er nicht den Muth und brütet jeden Tag einen neuen großartigen Plan aus, der Millionen einbringen muß. Bald beschäftigt er sich mit der Zusammensetzung eines unfehlbaren Augenheilmittels und hat alle Ingredienzen, nur das heilende Agens fehlt ihm noch; bald will er ein rationelles Beleuchtungssystem einführen und auf die einfachste Weise von der Welt, nämlich durch elektrische Zersetzung des Trinkwassers, ein billiges Gas erzeugen. Als Washington Hawkins, der Sohn des Squires, die Familie Sellers eines Tages beim Mittagsmahl überrascht, und zu seinem großen Erstaunen nichts als rohe Weißrüben auf dem Tische sieht, läßt sich der erfinderische Colonel nicht einen Augenblick aus der Fassung bringen und theilt dem jungen Hawkins unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß die Pest im Anzuge sei und sich etwa in drei Monaten über ganz Missouri verbreiten werde. Nach den gewichtigsten medicinischen Autoritäten gäbe es aber kein besseres Schutzmittel gegen diese furchtbare Seuche, als eine mehrwöchentliche Weißrübendiät, weshalb er und seine Familie schon über einen Monat ausschließlich von diesem edlen Wurzelgemüse lebten. Die Pest hält nun zwar nicht ihren Einzug in Missouri, wohl aber besetzt eine Abtheilung conföderirter Soldaten das Dorf. Der commandirende Offizier, Colonel Selby, ein ritterlicher Südländer, bringt der mittlerweile zur glänzenden Schönheit herangereiften Laura seine Huldigungen dar. Clay Hawkins hegt ebenfalls zärtliche Gefühle für seine Pflegeschwester und warnt sie eindringlich vor dem Soldaten. Laura aber läßt sich mit ihm trauen und verlebt einige Wochen in ungetrübtem Liebesglück. Da wird Colonel Selby nach New-Orleans versetzt, und als sich Laura anschickt, ihn zu begleiten, fordert er sie auf, zu ihren Angehörigen zurückzukehren, da sie nur durch eine Scheinheirath mit ihm verbunden sei. Zudem könne er ihrer Gesellschaft keinen Reiz mehr abgewinnen und kehre jetzt wieder zu seiner rechtmäßigen Frau nach dem Süden zurück. Laura ist vernichtet; als eine stolze und energische Natur weiß sie jedoch ihr Weh zu tragen und hegt nur noch einen Gedanken — den Frevel des Einen am ganzen Geschlecht zu rächen. Mittlerweile haben New-Yorker Speculanten den Bau einer Eisenbahn durch Missouri in Aussicht genommen und Ingenieure nach dem Westen geschickt, um auf Grund der vorgenommenen Vermessungen eine Subvention vom Congreß in Washington erhalten zu können. Colonel Sellers wird von dem Geschäftsführer der östlichen Firma für einen der einflußreichsten Männer des Westens gehalten; gleichzeitig weiß er sich bei Mr. Dilworthy, einem der Senatoren von Missouri, als Repräsentant des New-Yorker Hauses aufzuspielen. Er vermittelt die Bekanntschaft Lauras mit dem Senator, und dieser führt die westliche Schönheit als seine Nichte in der Washingtoner Gesellschaft ein. Während Dilworthy das Eisenbahnproject durch seinen Einfluß im Senat zu fördern sucht, wirkt Laura des Abends im geselligen Cirkel im Interesse der Compagnie. Der Glanz ihrer Erscheinung und der Zauber ihrer Unterhaltungsgabe sichern ihr bald einen hervorragenden Platz in den fashionablen Kreisen der Hauptstadt; sie weiß ihre Bewunderer in Fesseln zu schlagen, für ihre Pläne zu benützen und dann fallen zu lassen. Colonel Sellers trägt als Lobbyist gleichfalls zum Gelingen des Projectes bei und weiß durch sein joviales Wesen und durch seine speculative Combinationsgabe besonders bei den Repräsentanten westlicher Landdistricte einen solchen Eindruck zu machen, daß ihn letztere im vertraulichen Gespräch häufig schon mit „General" anreden. Da erscheint Colonel Selby, der Jugendgeliebte Lauras, in Washington. Sie verlangt eine Unterredung unter vier Augen, mit der Absicht, ihn zu verderben; allein er weiß sie durch die Betheuerungen seiner Reue zu versöhnen. Laura will ihm verzeihen, wenn er seine Familie verläßt und ihr ganz angehört. Selby geht scheinbar auf ihre Forderungen ein, heimlich aber trifft er Vorbereitungen zur Abreise nach New-York. Dies wird Laura hinterbracht, und im Wahnsinn der Leidenschaft erschießt sie ihren Verführer. Sie wird verhaftet und wegen Mordes processirt. Der Vertheidiger plaidirt temporäre Geistesverwirrung und weiß durch ergreifende Darstellung ihrer Jugendschicksale die allgemeinste Theilnahme für die Angeklagte zu erregen. Während einer juridischen Auseinandersetzung der Advokaten redet Colonel Sellers, der als Zeuge erschienen ist, die Geschwornen an, und entfaltet dabei eine solch merkwürdige Beredtsamkeit, daß der Gerichtshof in starrer Verwunderung seinen Ergüssen lauscht und nach der durch ihr gespreiztes Pathos unaussprechlich komisch wirkenden Schlußtirade in ein schallendes Gelächter ausbricht. Das Urtheil der Geschwornen lautet: Nicht schuldig. Laura sieht sich wieder im Besitz der Freiheit; aber während ihrer Gefangenschaft hat der Congreß die Gesetzvorlagen des Senators Dilworthy zur Unterstützung der Missouri-Eisenbahn verworfen. Laura hat ihre gesellschaftliche Stellung eingebüßt und entbehrt der Mittel, in gewohnter Weise weiter zu leben. Im Roman nimmt sie jetzt — in Uebereinstimmung mit einem wirklichen Vorfall — die Anerbietung eines Agenten an und betritt als Vorleserin die Bühne, wird jedoch vom Publicum mit solch unzweideutigen Zeichen der Verachtung empfangen, daß sie von Verzweiflung erfaßt in ihr Hotel eilt, wo ein willkommener Herzschlag ihrem verfehlten Dasein ein Ende macht. Dieser echt tragische und versöhnende Zug paßt nicht zur melodramatischen Anlage des Stückes, und so muß jetzt der verschmähte Clay Hawkins als Retter auftreten und der Gefallenen aufs Neue Hand und Herz anbieten, wodurch dem Zuschauer die Perspective auf ein unter Umständen recht glückliches Stillleben des jungen Paares im fernen Westen eröffnet wird. Was die Charaktere anbelangt, so ist der gutmüthige, von blinder Speculationswuth erfaßte und in der Einbildungskraft mit Millionen regierende Colonel Sellers der würdige Repräsentant einer in den Vereinigten Staaten weit verbreiteten Species; auch die anderen Figuren sind mit vielem Geschick nach dem Leben gezeichnet. Aber während in dem Roman die handelnden Personen Raum und Gelegenheit finden, sich nach verschiedenen Richtungen als volle Individualitäten zu manifestiren, kommt in dem knappen Rahmen des Dramas häufig nur eine Seite zur Anschauung, wodurch den Figuren etwas Caricaturenartiges anhaftet. Derselbe Mißstand macht sich bei den anderen Stücken bemerkbar. Das Hauptverdienst der Verfasser liegt in dem Versuch, der Bühne eine volksthümliche Gestalt zu geben, dieselbe mit nationalen Typen zu beleben und so das Interesse für die dramatische Kunst nicht ganz erkalten zu lassen. —

Diese Stücke zeigen zur Genüge, daß sie den ästhetischen Anforderungen, welche man an ein Kunstwerk zu stellen berechtigt ist, nicht entsprechen können. Von einer fortlaufenden, sorgfältig

gegliederten Handlung, von einer Steigerung des dramatischen Effectes, einer sorgfältigen Ausarbeitung der Charaktere ist keine Rede. Die Reihenfolge der Scenen ist nicht das Resultat innerer Nothwendigkeit, sondern wird durch den Zufall bedingt. Der Deus ex machina, den der dramatische Autor nur in den Zeiten äußerster Noth anruft, herrscht hier mit allmächtiger Gewalt. Dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit wird systematisch Hohn gesprochen und der Leichtgläubigkeit des Publicums das Ungeheuerste zugemuthet. Neben Streiflichtern von wirklich humoristischer Leuchtkraft fehlt es nicht an handgreiflichen Späßen und gelungenen Ueberraschungen. Dabei wiederholen sich die Prügeleien und Revolverangriffe in raschester Folge. Wie viel von diesen allzu realistischen Scenen auf Rechnung der Schauspieler zu setzen ist, bin ich allerdings nicht im Stande anzugeben, da ich die erwähnten Stücke nicht gelesen, sondern nur bei der Aufführung gesehen habe. Ein Europäer, der niemals in Amerika gewesen wäre und der Vorstellung dieser und ähnlicher Dramen beiwohnen würde, müßte zum Schluß gelangen, daß das Gros des amerikanischen Volkes aus großmüthigen, aber unwissenden Abenteurern, polternden Farmern, renommirenden Politikern und sentimentalen Betschwestern bestünde. Die Repräsentanten der besseren Gesellschaft haben noch keine nennenswerthe Verwendung gefunden und vor Allem ist der geistig regen, willensstarken Amerikanerin keine Gerechtigkeit widerfahren. Es ist nicht zu leugnen, daß das Verschwinden der äußeren Standesmerkmale in diesem Lande, sowie der nivellirende Einfluß republikanischer Institutionen dem Bühnenautor, besonders dem Lustspieldichter, die Arbeit erschweren; dafür bietet aber der Westen eine ganze Fülle neuer und höchst interessanter Erscheinungen. Sicherlich lassen sich für den auffälligen Mangel an Theaterstücken, die neben der Bühnenwirksamkeit auch literarischen Werth haben, tiefer liegende Gründe anführen.

Das amerikanische Volk hat in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seiner nationaleu Existenz ein Riesenwerk vollbracht. Es eroberte der Civilisation einen Continent, es schuf auf freiheitlicher Basis einen mächtigen Volksstaat, begründete einen Welthandel und schwang sich zur industriellen Großmacht empor. Diese Arbeit nahm die besten Kräfte in Anspruch. Die hervorragenden Geister der Nation griffen lieber selbst als erste Helden in die Entwickelung eines großen historischen Schauspiels ein, als daß sie die Thaten Anderer im Drama zur Anschauung brachten. Und wenn der Dichtung Stimme aus dem Munde eines gottbegnadeten Sängers erklang, so verherrlichte dieser die Wunder der jungfräulichen Natur, oder er besang im ruhigen Fluß der epischen Muse die Thaten seines Volkes. Das Epos finden wir zumeist am Anfang, das Drama dagegen auf dem Höhepunkt einer Civilisation. Der Amerikaner besitzt das Bedürfniß geistiger Erholung in demselben Maße wie jeder andere Culturmensch, und daß seine Schaulust eine außerordentliche ist, wird ein Jeder zugestehen, der die Schaaren der Landbewohner bei jeder entsprechenden Veranlassung, sei es zur Installirung eines Würdenträgers der Republik, oder bei der Ankunft einer neuen Dampfspritze zusammenströmen sah. Da aber das Leben in der neuen Welt selbst vielfach aufregende Momente enthält, so verlangen die meisten Besucher der öffentlichen Vergnügungsplätze nach vollbrachtem Tagewerk entweder eine stärkere Reizung des Nervensystems, oder sie scheuen vor jeder geistigen Anstrengung zurück und erwarten nur Sinnenkitzel und Befriedigung ihrer Schaulust. Die Leiter amerikanischer Bühnen kommen diesem tiefgefühlten Bedürfniß getreulich nach. Die Presse hat selten einen Ruf der Warnung ertönen lassen und die Bedeutung des Theaters als eines Erziehungsinstitutes in Betracht gezogen oder dem Volke nahe zu legen gesucht. So kam es, daß die Anstalt, welche vor allen anderen zur Läuterung und Veredelung des öffentlichen Geschmackes beitragen sollte, bis zu gewissem Grade für die Verwilderung desselben verantwortlich gemacht werden muß und selbst die Hand bot zur Degradirung der Kunstform, unter deren Devise sie einzig und allein eine hohe culturelle Mission erfüllen kann.

In keinem europäischen Land nimmt ein so großer Theil der Bevölkerung eine feindselige Stellung gegen das Theater ein, als dies in Amerika der Fall ist. Wenn man erwägt, daß die Anhänger der Baptisten- und Methodistenkirche nach Millionen zählen, und daß alle eifrigen Mitglieder dieser Secten den Theaterbesuch wenn nicht als Sünde, so doch als unstatthaft verachten und deshalb ihren socialen Einfluß und ihre finanzielle Unterstützung der Bühne entziehen, so wird man diesen Umstand als ein wesentliches Hinderniß in der Entwickelung des Dramas bezeichnen müssen. „Was uns in der puritanischen Denkweise am achtunggebietendsten erscheint, ist keineswegs der Schönheit hold; die Gewohnheiten eines industriellen Gemeinwesens sind der Feinheit des Geschmackes nicht förderlich", schrieb Margaret Fuller vor Jahren, und ihre Worte sind heute noch so wahr, wie damals. Eine andere hervorragende Eigenschaft des Angloamerikaners ist die staunenswerthe Energie, mit welcher er seine Kräfte an die Verwirklichung eines bestimmten Planes wendet. Führt ihn nun gar sein Streben auf ein Gebiet, dessen Bebauung zur gesellschaftlichen Bildung gehört, mithin Modesache werden kann, so entwickelt er häufig im Ringen nach Erfolg einen ungestümen Eifer, der ihn verleitet durch eine Treibhauscultur das erreichen zu wollen, was nur nach einem langsamen Wachsthum als reife Frucht vom Baume der Civilisation fällt.

Endlich hat die amerikanische Bühne durch die Art ihrer Leitung selbst zum Verfall des Dramas beigetragen. In europäischen Ländern gibt es eine Anzahl von Theatern, die aus der Staatskasse Subventionen beziehen, oder sich der Protection der Fürsten erfreuen. In Amerika operiren aber die Theaterunternehmer auf rein geschäftlicher Basis, und wie im Allgemeinen der schnelle Erwerb das Streben des Volkes ist, so gilt ihnen der finanzielle Erfolg um jeden Preis als höchste und einzige Norm in der Leitung ihrer Unternehmen. Anstatt durch Darstellung trefflicher Stücke in vernünftiger Abwechselung und durch Pflege des Ensemble sich ein kunstliebendes und zuverlässiges Publicum heranzubilden, zieht es der amerikanische Director vor, durch Vorführung des Ungewöhnlichen und Außerordentlichen auf irgend einem Gebiet die Schaulust der Menge aufs Aeußerste zu stimuliren, um in möglichst kurzer Zeit eine reiche Ernte zu halten. Durch dieses Streben wurde das „Starsystem", das Engagement von Gästen, in solchem Grade ausgebildet, daß es zur vollständigen Mißachtung aller Kunstinteressen führt. In den großen Städten spielt ein Schauspieler allabendlich dieselben Rollen, in den kleinen zieht mit jeder Woche ein neuer Gast als allgebietender Herrscher ein, welchem die Welt auf den Brettern gehorchen muß. Da bei dem Beruf des Mimen die Persönlichkeit von größter Bedeutung ist, so werden oft die wichtigsten Veränderungen durch rein äußerliche Rücksichten veranlaßt. Ist der Gast klein, so würde er unter einer Gruppe wohlgebauter Männer nicht zur Geltung kommen; ist er groß, so würde er neben der kleinen Liebhaberin lächerlich erscheinen. Unter solchen Umständen hängt das Repertoire vom Zufall ab, und das Geschäftsinteresse allein ist bei der Leitung der Bühne maßgebend. Da versiegt dem darstellenden Künstler die Quelle der Begeisterung, er sinkt zum Handwerker oder höchstens zum einseitigen Bühnenvirtuosen herab, der vielleicht auf der G-Saite der Leidenschaft Erschütterungspassagen ausführen kann oder durch burleske Komik die Lachmuskeln zu reizen versteht, niemals aber „das Leben auf der Bühne zu gestalten vermag". Der Geschmack des Publicums wird auf diese Weise systematisch verdorben, so daß ein dramatischer Dichter von Begabung und idealem Streben für seine Leistungen keine Anerkennung findet. Die Bühnenleiter aber, welche dem unersättlichen Verlangen nach Neuem durch fortwährende Steigerung zu genügen suchen, fallen den regelmäßig eintretenden Reactionsperioden gewöhnlich selbst zum Opfer.

Der poetische Genius des amerikanischen Volkes hat auf verschiedenen Literaturgebieten stolze Thaten zu verzeichnen. Edgar Allan Poe ist ein volltöniger Sänger, welcher tiefen Naturlauten mit hinreißender Kraft und im kühnen Rhythmenschwung Ausdruck gibt. Henry Wadsworth Longfellow ist ein feinfühliger Dichter, der, wenn auch ohne scharf ausgesprochene Eigenthümlichkeit, für sanfte Stimmungen und schöne Gedanken vollendete

Formen findet. Nathaniel Hawthorne, der Romantiker aus dem Yankeelande, weiß uns scharf gezeichnete Charakterbilder aus der Puritanerzeit zu geben und die bedeutungsvollen Ereignisse der Colonialperiode mit dem duftigen Glanz einer reichen Phantasie zu umweben. Bret Harte endlich, der poetische Columbus der Sierra, ist ein elementarer Dichtergeist, der das menschliche Gemüth in seiner ganzen Ausdehnung von den tiefsten Abgründen zu den lichtesten Höhen erfaßt und den kernigsonnigen Humor zu verklären weiß. Und sollte die neue Welt keinen Meister hervorbringen, welcher die Kämpfe und Siege seiner Tage den Zeitgenossen und der Nachwelt im Spiegel der dramatischen Dichtung vorhält? Freilich ist das Aufblühen der dramatischen Literatur an andere Bedingungen als den gesetzlichen Schutz der Production und an energische Willensacte eines Volkes gebunden. Die dramatische Dichtung gleicht einem Gewässer, das an einem Orte sinkt, um an dem anderen um so höher zu steigen. So wie sie im Alterthume an den Ufern des heiligen Ganges Pflege fand, um dann unter dem Himmel Griechenlands in verjüngtem Glanze zu erstehen, so wird einstens wohl die ferne Zukunft in der neuen Welt stolze Schöpfungen voll eigenartiger Schönheit erwachsen sehen. Wann die endlosen Steppen des Westens in fruchtbare Felder verwandelt sind; wann von den schneegekrönten Häuptern der Sierra bis zu den blauen Fluthen des atlantischen Oceans eine Zunge erklingt; wann sich die verschiedenen Stämme zu einem gleichartigen Volke mit nationalem Bewußtsein verschmolzen und eine eigenthümliche Cultur erzeugt haben, dann mag ein erhabener Geist die edelsten Gefühle, die mächtigsten Leidenschaften und stolzesten Gedanken seines Volkes in einem Drama verkörpern.

A. N. Duchesne,

ein Geistesverwandter Charles Darwins im vorigen Jahrhundert.

Von Otto Zacharias.

Das Verzeichniß derjenigen Autoren, welche mit mehr oder weniger Berechtigung als Vorläufer Darwins angesehen werden, ist jetzt auf etliche dreißig Namen angewachsen. Die Reihe beginnt im griechischen Alterthum mit Empedokles und endigt mit Personen, die der jüngsten Vergangenheit angehören oder noch gegenwärtig am Leben sind.

Wenn man sich die Freiheit nimmt, von einem Darwinismus vor Darwin zu sprechen und Männer zu Evolutionisten stempelt, die ein halbes oder ein ganzes Jahrhundert vor der Zeit des berühmten englischen Forschers gelebt haben, so kann es sich begreiflicher Weise nicht um eine vollständige Identität der betreffenden Ansichten, sondern lediglich um eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen den Vorgängern und dem Nachfolger handeln. Die Zeichen einer solchen Verwandtschaft sind aber nicht überall da zu erblicken, wo die Idee auftaucht, daß sich die höheren Lebensformen früher einmal aus den niederen entwickelt haben. Denn ein derartiger Glaube herrscht, wie der englische Missionär Dr. Turner gefunden hat, schon seit den ältesten Zeiten auf einigen Südsee-Inseln. So halten es z. B. die Eingeborenen von Nukunau für ausgemacht, daß der Mensch allmählich aus den Fischen des Meeres entstanden sei. Deshalb wird aber Niemand diese Insulaner als Vorläufer Darwins betrachten dürfen.

Ein wirkliches Kriterium dafür, ob die Denkweise eines Forschers, gleichviel ob er der Gegenwart oder der Vergangenheit angehört, als „darwinistisch" zu bezeichnen ist, kann nur in der Stellung gefunden werden, die der Betreffende dem Speciesbegriff gegenüber einnimmt. Und da ist es denn wunderbar, daß wir in dem Botaniker und Pflanzenzüchter A. N. Duchesne schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Forscher vor uns haben, der sich mit diesem Begriffe auseinander zu setzen sucht. Seine Gedanken darüber hat er in einem merkwürdigen, jetzt fast verschollenen Buche niedergelegt, welches im Jahre 1766 zu Paris erschien. Es trägt den einfachen Titel: Histoire naturelle des Fraisiers, und gibt eine äußerst anschauliche und sorgfältige Darstellung aller damals bekannten Erdbeerpflanzen. Es ist die erste Monographie der Species Fragaria aus der Feder eines französischen Autors*), aber ihre Bedeutung liegt nicht in diesem äußerlichen Umstande, sondern darin, daß Duchesne den Versuch macht, die zahlreichen und verschiedenen Abarten der Erdbeerpflanzen genealogisch zu klassificiren und sie sämmtlich von einer einzigen Stammform, der Fragaria semperflorens, abzuleiten. Zu unserer größten Ueberraschung sehen wir sogar, daß Duchesne bereits das Schema eines förmlichen Stammbaumes entwirft, um die Descendenzen der verschiedenen Erdbeerpflanzen desto besser zur Anschauung zu bringen. La forme d'Arbre généalogique — sagt er — les rendra encore plus sensible et en fera mieux saisir l'ensemble.**) Er ist sich jedoch der Lückenhaftigkeit seines Unternehmens vollständig bewußt und er bekennt ganz bescheiden, daß er sich nicht schmeichele, immer das Richtige getroffen zu haben.

Aber gleichviel ob seine Genealogie vollständig richtig ist oder nicht — für uns ist schon die Thatsache von hohem Interesse, daß Duchesne genau ein volles Jahrhundert vor dem Erscheinen der „Generellen Morphologie" den Weg einschlägt, den Prof. Ernst Häckel in letzterem Werke ebenfalls betritt, aber mit noch umfassenderen Kenntnissen und größerer Kühnheit weiter verfolgt.***) Allerdings wird sich auch der Jenenser Forscher nicht schmeicheln dürfen „immer das Richtige getroffen zu haben", aber darin hat er sicherlich Recht, wenn er auf die skeptische Frage der Systematiker, ob es neben Linnés künstlichen Kategorien noch ein natürliches System geben könne, die siegesgewisse Antwort ertheilt: „Es gibt allerdings ein solches System und zwar nur ein einziges innerhalb der großen Hauptabtheilungen des Thier- und Pflanzenreiches. Dieses einzig natürliche System ist der reale Stammbaum."†)

Diese Antwort wurde den Zweiflern im Jahre 1866 gegeben. Hundert Jahre früher, anno 1766, hatte Duchesne schon Folgendes gesagt: „Die genealogische Ordnung ist die einzige, auf welche die Natur hinweist, die einzige, welche den Geist vollständig befriedigen würde; jede andere ist willkürlich und sinnlos."††)

In diesen Worten ist ebenso klar wie in den obigen von Häckel das Programm der modernen Biologie enthalten. Es scheint fast als hätte Duchesne die Unzulänglichkeit der künstlichen Klassification noch lebhafter empfunden als selbst Lamarck, der hergebrachtermaßen für den Vorläufer Darwins par excellence gilt. Man kann die Histoire naturelle des fraisiers nicht lesen, ohne fortdauernd das Gefühl zu haben, daß man es darin nicht blos mit Papier und Druckerschwärze, sondern mit den Erfahrungen eines Mannes zu thun hat, der die Natur aus eigener, gründlicher Anschauung kennt. Es hat einen großen Reiz, sich in ein solches Buch zu vertiefen. Wiederholt schildert der Verfasser, wie er gesät, gepflanzt, beobachtet und verglichen habe, um über diesen oder jenen Punkt Klarheit zu bekommen. Oft sei das erwartete Ergebniß ausgeblieben, dann habe er dafür eine andere werthvolle Belehrung empfangen u. s. w. Wir sehen den jungen, forschungseifrigen Mann im Geiste vor uns, wie er in seinem Garten zu Versailles thätig ist und sich bemüht in den geheimnißvollen Zusammenhang der Pflanzenformen einzudringen. Umsicht, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit

---

*) J'ai vu avec étonnement, qu'une plante utile, cultivée depuis fort long-tems, intéressante par sa structure, n'avoit pas jusqu'à ce jour d'historien particulier . . . Hist. nat. d. Fraisiers, Avertiss. pag. IV.

**) Histoire nat. pag. 221.

***) Die „Generelle Morphologie" erschien 1866.

†) Generelle Morphologie. II. Band. S. 398.

††) L'ordre généalogique et le seul, que la nature indique, le seul qui satisfasse pleinement l'esprit; tout autre est arbitraire et vide d'idées. Hist. nat. p. 220.

sind die Eigenschaften, die uns bei dem Schriftsteller Duchesne überall entgegentreten. Auch darin gleicht er seinem großen englischen Nachfolger in bemerkenswerther Weise.

Vor Allem aber verdient hervorgehoben zu werden, daß Duchesne sich immer streng an die Thatsachen hält, daß die Speculation niemals bei ihm überwuchert und daß er in diesem wichtigen Punkte unbedingt über Lamarck zu stellen ist.

Die Theorie ergibt sich bei Duchesne stets nur als eine unmittelbare Folge aus den Thatsachen. Auch seine genealogischen Ideen entstammen, wie wir gleich sehen werden, aus dieser Quelle.

Im Jahre 1761 hatte er in seinem Versuchsgarten zu Versailles Samen der gewöhnlichen Walderdbeere (Fragaria vesca) ausgesät, und als derselbe aufgegangen war, entdeckte er unter den jungen emporwachsenden Pflanzen auch ein merkwürdig abweichendes Individuum, welches anstatt der bekannten dreizähligen Blätter auf jedem Stiele nur ein einfaches, aber etwas größeres Blatt trug. Duchesne war im höchsten Grade über diese Thatsache erstaunt. Er konnte sich diese weitgehende Abweichung von der Stammart nicht im entferntesten erklären, aber er beschloß die Sache weiter zu verfolgen. Die ersten reifen Samenkörner, die er erhielt, wurden auf der Stelle wieder ausgesät, und zwar geschah das am 15. Juni 1764.

Mit Ungeduld erwartete er das Keimen und Aufwachsen der neuen Generation. Nach sechs Wochen waren die jungen Pflanzen endlich soweit entwickelt, daß er sich von dem Wiedererscheinen der merkwürdigen Blätter überzeugen konnte. Sein Erstaunen war grenzenlos. Er hatte nicht im mindesten erwartet, daß ein zufällig aufgetretener Charakter sich so constant vererben würde. Aber die Thatsache lag unzweifelhaft vor. Es war eine neue Art der Erdbeerpflanzen entstanden, und wiederholte Aussaaten an den verschiedensten Lokalitäten vorgenommen bestätigten, daß dieselbe sich ganz normal fortpflanzte. Duchesne gab ihr mit Bezug auf ihren Entstehungsort den Namen: Fraisier de Versailles. In der Botanik führt sie die Bezeichnung: Fragaria monophylla.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das plötzliche Auftreten dieser einblätterigen Erdbeerart daran Schuld war, daß Duchesne auf den Gedanken kam, alle Erdbeerpflanzen von einer einzigen Stammart abzuleiten. La formation de cette nouvelle race de Fraisier — sagt er — doit rendre plus que probable l'hypothèse que toutes viennent originairement d'une seule.*) Gegen diese Argumentation läßt sich kein Einwand vorbringen. Denn da die Fragaria monophylla von allen übrigen Erdbeerpflanzen in einem höheren Grade verschieden ist, als diese es unter sich sind, so ist es — wenn die erstere aus einer von ihr erheblich abweichenden Stammform hervorgegangen ist — auch sehr wahrscheinlich, daß die anderen Subspecies oder Racen der Erdbeere auf ähnliche Weise entstanden sind. Wir wissen bereits, daß Duchesne die Fragaria semperflorens für die Stammart sämmtlicher existirender Erdbeerracen hielt, und haben gesehen, daß er auf Grund dieser Ueberzeugung einen Stammbaum derselben aufstellte.

Nichtsdestoweniger aber ist unser Autor in dem Glauben befangen, daß die Species als solche constant sei. Das Linné'sche Dogma hat es ihm angethan, und er kann nicht davon lassen. Er gibt zwar in Folge seiner Erfahrung mit der Fragaria monophylla gern zu, daß sich neue Racen bilden und daß diese ihre Merkmale mit vollkommener Treue auf ihre Nachkommen vererben, aber der naheliegende Gedanke, daß diese neuen Racen vielleicht beginnende Species sein könnten, kommt ihm nicht. Zu einer Würdigung der Bedeutung verhältnißmäßig kleiner Abweichungen für die Speciesbildung fehlt ihm einestheils das geologische Zeitmaß; dann aber auch die Idee von einem nimmer ruhenden Kampfe ums Dasein, in dem die vortheilhaften Varietäten erhalten bleiben und die andern zu Grunde gehen. Aber trotz alledem haben wir in A. N. Duchesne einen wirklichen Geistesverwandten Charles Darwins zu erblicken, wie auch kürzlich der berühmte Botaniker Alphonse de Candolle anerkannt hat.*) Denn beide lassen sich von denselben Gesichtspunkten und denselben Principien der Forschung leiten. Jener einzige Gedanke, daß die genealogische Ordnung bei aller Klassification maßgebend sein müsse, stempelt Duchesne zum Evolutionisten.

*) Histoire nat. pag. 134.

Dasselbe gilt von seiner ungemein scharfsinnigen Erklärung der Getrenntgeschlechtigkeit oder des Diöcismus bei den Pflanzen. Vor Duchesne hatte Niemand den Versuch gemacht, eine Erklärung für die eigenthümliche Thatsache zu geben, daß in manchen Blüthen nur die männlichen Generationsorgane wohlentwickelt, dagegen die weiblichen verkümmert sind, während in anderen gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Es war bisher noch keinem Systematiker eingefallen, sich über diese merkwürdige Naturerscheinung, welche doch offenbar zu Umständlichkeiten bei der Befruchtung führen mußte, den Kopf zu zerbrechen. War eine solche Getrenntgeschlechtigkeit den Pflanzen ursprünglich anerschaffen oder hatte sie sich erst später entwickelt? Duchesne entschied sich für die letztere Annahme und stellte folgende Hypothese über den Diöcismus auf. Ursprünglich waren alle Pflanzen hermaphroditisch und besaßen Blüthen, die sich selbst befruchten konnten. Durch irgend einen Zufall aber entstand einmal eine Mißbildung, eine Blüthe mit verkümmerten Staubfäden, die, um Samen erzeugen zu können, mit dem Pollen einer andern befruchtet werden mußte. Durch diese Fremdbestäubung (fécondation étrangère) wurde aber der Einfluß der mütterlichen Blüthe auf die neu entstehende Generation nicht paralysirt. Es entstanden vielmehr Samen, aus denen sich nur Pflanzen mit Blüthen zu entwickeln vermochten, die entweder blos männliche oder blos weibliche Zeugungsorgane besaßen. Auf diesem Wege bildete sich allmählich die Getrenntgeschlechtigkeit aus, wie wir sie gegenwärtig in der Pflanzenwelt vor uns sehen. Etwas Aehnliches, sagt Duchesne, müsse auch in der Thierwelt stattgefunden haben, da man dort ebenfalls bei jedem der beiden Geschlechter die charakteristischen Organe des anderen nachzuweisen vermöge.**)

Zwischen dieser Erklärung des Diöcismus und derjenigen, welche Darwin in seinem Werke über die Entstehung der Arten gibt, ist freilich ein sehr großer Abstand.***) Aber wenn wir den Standpunkt der Wissenschaft zu Duchesnes Zeit in Betracht ziehen, müssen wir uns wundern, daß er überhaupt schon den Versuch macht, jenes eigenthümliche Phänomen der Geschlechtstrennung bei den Pflanzen genetisch zu erklären. Nach alledem verdient der Verfasser der Histoire naturelle des Fraisiers mit in das Verzeichniß der Männer aufgenommen zu werden, welche man als Vorläufer Darwins bezeichnet. Bisher aber fehlte sein Name in dieser Liste.

*) Vergl. Darwin, considéré au point de vue des causes de son succès. Genève 1882, pag. 8—10.

**) Hist. naturell. d. Fr. pag. III. Remarque.

***) Entstehung der Arten. Deutsch von Carus. 4. Aufl. Stuttgart 1870. S. 107.

Mozarts siebenundvierzig Symphonien.

Wie viele sonst gebildete und sogar „musikalische" Menschen, welche „Abonnementsconcerte" besuchen und sich jahraus jahrein mit den bekannten drei (höchstens sechs) Mozart'schen Symphonien abspeisen lassen, mögen wohl wissen, daß des großen deutschen Meisters Symphonien an Zahl beinahe ein halbes Hundert erreichen? — Und selbst: wie viele Musiker, die es von Jahn und Köchel her wissen, mögen sich wohl bisher die „Mühe" gegeben haben, die nun in der Breitkopf und Härtel'schen Gesammtausgabe der Werke Mozarts (4 Bände) vollständig vorliegenden bisher unbekannten Partituren genauer anzusehen?

Die muthmaßlich beschämende Antwort auf obige zwei

Fragen veranlaßt uns, an dieser Stelle das deutsche gebildete Publicum aufmerksam zu machen, daß sich mit dieser neu eröffneten Serie von Mozarts Compositionen eine bisher verschlossene Welt des Genusses und der Belehrung aufgethan hat. „Des Genusses" — denn in unserer Zeit thut nichts wohler, als Meistertönen zu lauschen, die frisch aus übersprudelnder Jugendfülle und ungehemmter Erfindung, ohne jene graue Reflection, die unserer Zeit eigen, hervorströmen! — „Der Belehrung" — denn welcher Meinung lebte man wohl bisher über die ungedruckten Symphonien Mozarts? Daß das überwiegend kindische, unreife, unbedeutende Jugendprodukte sein dürften, an denen heute Niemand mehr Gefallen finden könne, die daher besser, und zu Mozarts eigenem Vortheil, unbekannt blieben. Was zeigt uns aber der wirkliche Anblick und die nähere Bekanntschaft? Daß man es hier nicht blos mit Jugendstudien und mehr formellen als ideellen Produkten, sondern mit wirklichen Kunstwerken, mit köstlich erfrischenden Erzeugnissen einer höchst genialen Natur zu thun hat. Und das ist wahrhaftig „Belehrung", nicht allein für das Gros der Musikfreunde, sondern und ganz besonders für die Musiker, welche bisher mit hochmüthigem Mitleid auf mehr als drei Viertel einer gewissen Gattung von Werken eines der wunderbarsten deutschen Tonmeister glaubten herabblicken zu dürfen!

Es ist ja begreiflich, daß man erst jetzt anfängt, solchen „ausgegrabenen" alten Musikwerken mit besserem Verständniß und größerer Sympathie entgegenzukommen. Des Riesengeistes Beethoven neun Symphonien mußten natürlich zunächst alles Vorhergangene in Schatten stellen. Wer mochte wohl, so lange er unter dem absoluten Banne einer solchen Erscheinung stand, sich sonderlich für Werke interessiren, die einer entschieden naiven Zeit angehören und ihr getreuer Ausdruck sind, einer Zeit also, die der unseren mit ihrem unruhigen Drängen und Treiben diametral entgegensteht. Die Verhältnisse haben sich aber einigermaßen geändert. Seitdem man einsehen gelernt hat (wenigstens in einem Theile der musikalischen Welt), daß die Symphonie seit Beethoven keine wesentlichen Fortschritte mehr gemacht, ja daß, nach manchen sehr respectablen Leistungen, im Allgemeinen doch ein entschiedener Rückgang stattgefunden hat, wenden sich die Blicke gern wieder rückwärts und suchen verlassene Gebiete wieder auf. Immer lebhafter sehen wir bei echten Kunst- und Menschenfreunden die Empfänglichkeit sich steigern für Produktionen, die um so reiner wirken müssen, als sie so hoch gespannte Ansprüche von vornherein gar nicht hervorrufen, dafür aber in ihrer Art desto vollkommener sind.

Allerdings wird man fragen dürfen, wie es denn kam, daß von jenen 47 Symphonien nur etwa die Hälfte in irgend einer Form, und nur etwa ein Viertel in Partitur bisher gedruckt, mindestens die Hälfte also nur jenen Eingeweihten bekannt geworden war, die zu den Manuscripten Zugang fanden. Die einfache Erklärung ist die, daß der Besitzer der Mehrzahl der Manuscripte, der Musikverleger André in Offenbach, nicht den Muth gehabt hat, sie durch den Druck zu veröffentlichen, sie aber doch nicht leichtlich Andern überlassen wollte; daß eine geraume Zeit erforderlich war, bis das Haus Breitkopf & Härtel sich zur Gesammtausgabe der Werke Mozarts entschlossen und alle erforderlichen Manuscripte oder sicheren Copien erworben hatte. Alldem mußten noch die mühevollen Arbeiten eines O. Jahn und L. v. Köchel vorausgehen, um nur zunächst die Existenz und documentirte Echtheit aller für eine Gesammtausgabe in Betracht kommenden Werke nachzuweisen. Jetzt aber sehen wir mit Freude eine Serie der Mozart'schen Werke nach der andern in Vollständigkeit und gleichmäßig schöner Partiturausgabe aus jener Officin hervorgehen. Und die Serie der Symphonien ist es vor allen, die unser Interesse in Anspruch nimmt, weil gerade auf diesem Gebiete Mozart ein großer Antheil an der aufsteigenden Entwicklung zugeschrieben werden muß, und weil sich dieser Entwicklungsproceß in Mozarts Symphonien, dieselben ganz für sich betrachtet, vollständig darstellt; denn so wie seine ersten Symphonien der Kindheit der Gattung, so gehören die letzten der vollständigen Ausbildung derselben an und werden nur ideell, oder inhaltlich, nicht in formeller Hinsicht, von Beethoven überflügelt.

Jene Vertheilung der Symphonien auf Mozarts (sozusagen) ganzes Leben läßt sich bequem in folgender Weise rubriciren, wobei noch der Ort bezeichnet ist, wo die betreffenden Symphonien (sicher oder wahrscheinlich) componirt sind:

Nummern der Symphonien.	Lebensjahre Mozarts.	Ort der Composition.
1—4	8—9	London
5	9	Haag
6—9	9—13	Wien
2—7 Supplement	13—15	Rom
10, 11, 13	— —	Mailand, Bologna
12, 14—30	15—18	Salzburg
31	22	Paris
32—34	23—24	Salzburg
35	26	Wien
36—38	37—30	Linz, Prag
39—41	32	Wien.

Um die Sache noch mehr zu vereinfachen, theilen wir das Ganze in drei Gruppen und bezeichnen die Lebensjahre in Verbindung mit den Nummern wie folgt:

	Kindheit.	Jugend.	Reife.
Lebensjahre	8—15	15—24	26—32
Nummer der Symph.	1—13 u. Suppl.	14—34	35—41.

Es entfallen nach dieser Rechnung, die freilich nicht gar zu buchstäblich, sondern approximativ genommen werden muß, in die Zeit der Kindheit 19, in die Jugendzeit 21, in die Zeit der Mannesreife 7 Symphonien. Beide obige Eintheilungen erleichtern uns die Darstellung und wohl auch dem Leser die Orientirung — mögen daher gestattet sein.

In den Symphonien aus der „Kindheit" frappirt neuerdings die merkwürdige Sicherheit der Factur — da spürt man nirgends Zweifelhaftes in der musikalischen Intention, oder Mangel an Fertigkeit in Ausführung derselben. Nach dieser Seite könnte man ganz vergessen, daß man es mit Werken eines 8—15 jährigen Knaben zu thun hat. Anders freilich steht es mit dem Gehalt: kindlich, naiv, manchmal auch nichtssagend sind die Themen; mit der Durchführung derselben werden wenig Umstände gemacht; knapp und kurz sind die Formen, manchmal so knapp, daß sie an die zu kurzen Aermel und Höschen im Wachsen begriffener Jungen erinnern. Wer würde aber auch von diesen Jahren mehr erwarten, besonders auf einem Gebiete, das damals bei weitem noch nicht die Wichtigkeit besaß wie später; war doch des jungen Tonmeisters Dichten und Trachten schon damals (im Alter von 13—15 Jahren) auf die Oper gerichtet, und hierin holte er sich bereits in Italien Lorbeeren, die auf dem Gebiete der Symphonie nicht zu erringen gewesen wären. In den „römischen" und überhaupt italienischen Symphonien fällt ein gewisser conventioneller Stil auf, namentlich von Nr. 4 (des Supplements) an, und später immer mehr. Wollte sich Mozart den landesüblichen Stil aneignen? Die Sachen klingen gar nicht recht Mozartisch, mehr gemacht als erfunden, mit einem Worte kühl und formell. Das wird wohl auch der Grund sein, warum man ihrer Echtheit nicht recht getraut und sie, außerhalb der chronologischen Reihenfolge, in ein „Supplement" verwiesen hat.

Nach den italienischen Reisen scheint nun aber unsern jungen Meister eine ganz besondere Lust und Liebe zu dieser Gattung ergriffen zu haben. Oder war es die Heimat, das traute Leben im Familienkreise, die schöne Natur Salzburgs, was auf ihn wirkte und ihn in so glücklicher Stimmung erscheinen läßt? — Nicht allein die große Zahl der in Salzburg geschriebenen Symphonien (siehe oben), auch der ganze Ton derselben ist auffallend anders als früher: herzlich, fröhlich, launig, ungebunden, ja man könnte sagen: ungenirt, d. h. merkwürdig frei im Rhythmischen und im Satz. Dies gilt besonders von den im 15. und 16. Lebensjahre geschriebenen Symphonien Nr. 14—21, auf die wir hiermit besonders aufmerksam machen wollen und die in der That reizend sind.

Die darauf folgenden Symphonien (die sogenannten Cranz'schen, weil sie zuerst bei Cranz in Hamburg in vierhändigem Arrangement erschienen) sind ernster, männlicher, zum Theil nicht so anmuthig als jene Salzburger, zum Theil aber auch bedeutender, wie namentlich die in G-moll Nr. 25, und in A-dur Nr. 29. Dann, in den weiteren Symphonien, einschließlich der Pariser Nr. 31, wird der Stil wieder etwas conventionell, die Wärme der Empfindung und die Frische der Erfindung stehen zurück. Der symphonische Geist Mozarts scheint eine Ruhepause nöthig gehabt zu haben um sich schließlich in den letzten (Prager und Wiener) Symphonien (Nr. 35, 38—41) zu jener Höhe emporzuheben, welche aus der Vereinigung der zum ernsten Männlichen gelangten Persönlichkeit mit der größten musikalisch-contrapunktischen Leistungsfähigkeit hervorgeht. Den höchst würdigen Schlußstein des Gebäudes bildet die berühmte sogenannte „Jupiter"-Symphonie, jenes große Meisterwerk, welches sich, nebst der G-moll Symphonie, in Folge der eminenten Höhe des Gehalts neben Beethoven nicht allein erhalten konnte, welches sogar, was absoluten Wohlklang und vollkommen rein musikalische Intention betrifft, von Manchen noch über Beethoven gestellt wird.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier in das Detail einzugehen und die bezeichneten Perioden und einzelnen Symphonien noch näher zu charakterisiren. Dagegen fordert die praktische Seite des Gegenstandes noch eine Beleuchtung. Es muß nämlich die Frage aufgeworfen werden: Inwiefern darf man hoffen, daß der gehobene Schatz nicht ausschließliches Eigenthum der „gelehrten" Musiker bleibe, sondern auch dem Publicum zugänglich gemacht werde? — und hierauf möchten wir noch mit einigen Worten eingehen.

Am gewissesten dürfte der Sache zunächst durch die üblichen Arrangements für Klavier, zu vier oder auch nur zu zwei Händen (da die Einfachheit des Satzes in diesen Mozart'schen Symphonien bei der heutigen Klaviertechnik vier Hände kaum zu fordern scheint) Vorschub geleistet werden. Sicherlich werden sich Bearbeiter finden, welche auf diesem Wege zur Verbreitung der ganzen Serie, oder auch vorläufig blos der bedeutenderen Symphonien, namentlich jener Salzburger, das Ihrige thun werden. Aber hiermit ist's nicht abgethan. In der Originalgestalt, im Orchester, kommt erst die rechte Wirkung zu Stande. Es wäre also zu wünschen und zu hoffen, daß unsere Concertdirigenten Interesse für diese Sache gewännen, und durch Aufführungen dem Publicum die Bekanntschaft vermittelten. Aber da ist uns schon mehrfach eingewendet worden: das „dünn besetzte" Mozart'sche Orchester jener Symphonien (neben dem Streichquartett oft nur 2 Oboen und 2 oder 4 Hörner, ausnahmsweise manchmal 1 Flöte oder 2 Fagotte, selten Trompeten und Pauken) bilde ein Hinderniß; das Publicum sei zu sehr an den Vollklang des gegenwärtigen Orchesters gewöhnt, als daß es sich mit so kleinem Orchester befreunden könne. Wir halten diese Ausrede für nichtig. Da bei Mozart das Streichquartett der Träger des Orchesters ist, und daher immer schon für sich voll klingt, so darf man dem Meister wohl auch in seinen älteren Symphonien zutrauen, daß er eine volle Klangwirkung ohne Clarinetten, Trompeten und Posaunen herzustellen weiß; überdies bietet die große bekannte G-moll Symphonie den sprechendsten Beweis der Wirkung eines solchen Orchesters — es hat noch Niemand darin die ebengenannten Instrumente vermißt!*) — Freilich, wo man den Gaumen des Publicums bereits durch ein beständig leckeres modernes Orchester verwöhnt hat, wo die gesunde Grundlage des Orchesters, das Streichquartett, etwa schwach besetzt ist und schon für Beethoven nicht genügt, wo man den Sinn für Mozart'sche und Haydn'sche Orchestermusik hat verkümmern oder eingehen lassen — da wird auch die ältere Mozart'sche Symphonie nicht auf sofortige begeisterte Aufnahme rechnen dürfen. Dann liegt aber die Schuld an den Orchester- und Vereinsvorständen, bei Leibe nicht an Mozarts genialen feinsinnigen Compositionen und an seiner Orchester-Zusammensetzung. Solchen unnatürlichen und schädlichen Zuständen entgegenzuwirken, sind vor Allem die Conservatorien und Musikschulen berufen. Möchten diese überall ihre Schuldigkeit thun! Möchten sie aber auch baldigst bei der Verlagshandlung Breitkopf & Härtel dadurch Unterstützung finden, daß dieselbe mit dem Stich der Stimmen vorangeht — gerade die reizvollsten Symphonien fehlen noch in der Stimmausgabe; copirte Stimmen aber kommen zu theuer! S. Bagge.

*) Die Musikschule in Basel brachte vor kurzem die kleinere G-moll Symphonie (Nr. 25) mit einer Besetzung von 40 Violinen zur Aufführung, wobei 2 Oboen 2 Fagotte und Hörner den großen (Kirchen-) Raum vollständig füllen halfen, das Hervortreten des Streichelementes aber wirkte gerade sehr wohlthätig.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Welt, in der man sich langweilt."

Lustspiel in 3 Acten von E. Pailleron.

Wenn man das lustige Stück und dessen etwas absonderlichen Titel verstehen will, so muß man nicht vergessen, daß der französische „ennui" nicht ganz unserer deutschen „Langeweile" entspricht, sondern auch Melancholie, Ueberdruß, Weltschmerz, Spleen bedeuten kann. Eduard Pailleron, dem wir unter Anderem die bekannten Stücke „L'Age ingrat" und „Faux ménages" und den besten Einacter des modernen Theaters: „L'Etincelle" verdanken, hat in früheren Jahren einmal einen Schwank: Le Monde où l'on s'amuse verfaßt, zu welchem die neueste Komödie eben das Seitenstück bildet. Wenn die Welt, wo man sich amusirt, jene schon halbirte oder sich halbirende ist, die Dumas fils geschildert und mit zweifelhaften Wittwen und unzweifelhaften geschiedenen Frauen bevölkert hat, welche in gemeinsamem Amusement ihre Schande vergessen wollen, so ist die Sphäre, worin das neue satirische Sittenbild spielt, im Gegentheil eine hoch zugeknöpfte, prüde, gezwungene und daher langweilige Gesellschaft. Es ist die Welt, wo man nach Molières Worten die ermüdende Tugend einem bequemen Laster vorzieht oder es wenigstens sich selbst und Anderen einredet. Es ist das Reich der Lüge. Da wird der alte Adam in spanische Stiefel eingeschnürt und jede freiere Regung erstickt. Aber die sociale Verlogenheit findet ihre Strafe in sich selbst. Sie erzeugt die Langeweile. Sie langweilt sich und Andere. Da jedoch diese Sklaven der Heuchelei nicht sonderlich unterhaltend und also keineswegs dramatisch wären, so ist Pailleron darauf bedacht, ihnen einige Vertreter der Wahrheit und der Unterhaltung entgegenzusetzen, welche diese ganze verlogene Welt verwundert und empört betrachten und ihr das vom gesunden Menschenverstand eingegebene Urtheil sprechen. Es geschieht folglich ganz das Nämliche wie in Molières „Femmes savantes", wo der „bonhomme" Chrysale, dem eine gute Suppe lieber ist als die schönsten Worte, den gelehrten Narren und Närrinnen gegenübergestellt ist.

Bevor ich die Handlung, wenn es überhaupt eine solche gibt, erzähle, will ich die Charaktere und Typen kurz skizziren, die der Verfasser in Scene gesetzt hat. Wir haben da zuerst die aufrichtigen Langweiler, die aus Ueberzeugung und innerem Bedürfnisse seriös sind. Zuerst die Gräfin von Céran, welche in ihrem Salon, ganz wie Skobeleffs Freundin: Madame Edmond Adam, Senatoren, Abgeordnete und Akademiker fabrizirt und junge oder verkannte Talente unterstützt; dann Miß Lucy Wattson, eine spitze Engländerin voll philosophischer Velleitäten, ein Weib ohne Weiblichkeit, endlich eine Menge schöner junger Damen, welche nur für Schopenhauer und Hegel — Tocqueville, im Original — schwärmen und die „Instincte der Materie" leugnen. Dann kommen die Streber, die Voltaires genre ennuyeux im Gegentheil für gut finden — um zu Ehr' und Ansehen zu gelangen. Es sind alle angehende oder verkannte Politiker und Gelehrte, ungeduldige Candidaten für die Kammer oder die Akademie, welchen der Ernst Mittel zum Zweck ist, um in dem Salon der Gräfin Connexionen zu suchen, „se faire des rélations", wie man in Paris sagt. Wir treffen unter ihnen vor Allen den Sohn der Gräfin, Roger, einen hübschen Burschen in der Verkleidung eines Pedanten, einen Tartufe der Wissenschaft, der das Feuer seiner Augen dämpft und erst unter dem Hochdruck der Liebe sein wahres Wesen zeigt; dann der parfumirte Lieblingsprofessor der Damen und Salonpsycholog Bellac — Paillerons Modell war ohne Zweifel der Pariser Professor und Philosoph E. Caro, bellâtre Caro, Bell-ac — der sich von seinen schönen

Hörerinnen in Weihrauchwolken hüllen läßt und ihnen dafür das Manna einer sublimen Philosophie spendet; de Saint Réault, „Sohn eines so talentvollen Mannes", weshalb er einen Lehrstuhl für Sanskrit und Prakrit haben möchte; der Unterpräfect Paul Raymond mit seiner jungen Frau, die sich redlich langweilen, um eine Präfectur zu bekommen, und nur auf verschwiegenen Corridoren durch heimliche Küsse sich für alle ausgestandene Qual schadlos zu halten suchen.

Auf der anderen Seite stehen die vernünftigen Leute. Die Herzogin, der Gräfin Tante, eine einfache, trefflich gelaunte, überaus joviale Frau, Feindin der sie umgebenden Pedanterie, etwas leichtfertig und schnellfertig mit dem Wort. George Sand hat uns mehrere solcher großen Damen gezeichnet, welche eine bewegte Vergangenheit hinter sich und eine stille, friedliche Zukunft vor sich haben, energische Raceweiber ohne Principien, aber von weichem Herzen, die ein besonderes Vergnügen in der Unterstützung der Liebenden suchen, in deren Glück sie manche süße Erinnerung finden mögen. Endlich Suzanne de Villiers, ihre Nichte von illegitimer Geburt, welche hier dieselbe Rolle spielt, wie Henriette in Molières Femmes savantes. Sie ist wild und ausgelassen, von einer fast unnatürlichen Offenheit, ein ausgelassener Backfisch, der nur darum auf den seriösen Ton des Hauses eingeht, um den Geliebten eifersüchtig zu machen.

Und nun die Handlung des reizenden Stückes! Suzanne liebt Roger de Céran. Die Gräfin wünscht aber die Heirath ihres Sohnes mit Lucy Wattson. Aber die Ereignisse bestimmen es, wie gewöhnlich, anders, als die Eltern es gewünscht. Lucy verliebt sich in Bellac, wenigstens so weit es eine gelehrte Frau fähig ist. Was Bellac anbetrifft, so ist es klar, daß unter allen Schönheiten, die ihn verhimmeln, die Engländerin ihm am nächsten geht. Uebrigens sucht die Gräfin nur einen Vorwand, um sich des ewig spöttelnden Mädchens zu entledigen. Ein aufgefundener Brief läßt sie an eine Liebelei zwischen Suzanne und Bellac glauben. Dieses Billet ist auf verheißungsvollem Rosapapier geschrieben und lautet: „Heute Abend um 10 Uhr im Gewächshaus. Schützen Sie Migräne vor." Unterschrift und Adresse fehlen. Auch Roger ist der Meinung, daß der Wisch von Bellac geschrieben und an Suzanne gerichtet sei. Die Herzogin hält Bellac und Suzanne für die Schuldigen. Suzanne, welcher der Brief auf einen Augenblick in die Hände fällt, glaubt an ein Einverständniß zwischen Roger und Lucy. Aber man kann sich ja leicht vergewissern!

Es ist zehn Uhr, also die Stunde, da eine Dame der Gesellschaft nothwendig die Migräne bekommen und sich zurückziehen wird. Die Herzogin, die Gräfin und Roger warten in fieberhafter Aufregung, während im Nebenzimmer ein alter Barde eine fünfactige Tragödie vorliest, die einen einzigen guten Vers enthalten soll. Wer wird sich jetzt entfernen? Still, die Thür des Hintergrundes öffnet sich! Man hört ein paar hinkende Verse des aufgeregten Dichters. Frau Raymond erscheint, klagt über Migräne und verschwindet in dem Garten. Natürlich hat ihr Mann, der dieser Poesie und den strengen Blicken seiner Umgebung entfliehen will, seinem Weibchen ein Rendezvous gegeben und zufälliger Weise gerade im Gewächshaus. Einige Minuten vergehen. Die Thüre öffnet sich zum andern Male. Ein zweiter Vers der Tragödie donnert herein. Diesmal kommt Lucy Wattson. Auch sie hat Migräne, ganz wie der von ihr verlorene Brief es vorschreibt, und sie eilt zum süßen Stelldichein. Und die Thüre öffnet sich zum dritten Male und läßt wieder ein paar Jamben durchschlüpfen. Suzanne steckt ihr Köpfchen herein, spricht etwas von Migräne und schlüpft hinaus, um die Amerikanerin zu belauschen. Drei Migränen für eine! Roger folgt mit klopfenden Herzen Suzanne, und Herzogin und Gräfin beschließen, sich im Gewächshause auf die Lauer zu begeben.

Der dritte Act ist das modernisirte Finale von Beaumarchais' „Figaros Hochzeit". Wir sahen schon so etwas voraus, als wir die Helden und Heldinnen sämmtlich in das Gewächshaus huschen sahen. Der Verfasser hat mit bekannter Schlauheit der Herzogin die vorsichtigen Worte in den Mund gelegt: „Dieses Gewächshaus . . . aber das sind ja die Kastanienbäume des Figaro!" Habemus confitentem . . . Gleichviel, das bewußte Plagiat ist amusant. Herzogin und Gräfin legen sich in den Hinterhalt und belauschen die folgenden dreifachen Rendezvous. Zuerst Raymond und Frau, die sich unter tausend Küssen über das langweilige Haus und die pedantische Gräfin lustig machen. Dann erscheinen Lucy Wattson und der Professor Bellac, die in einem mit transcendentalen Redensarten versetzten Liebesduett von einer im Grunde sehr wenig platonischen Liebe schwärmen. Endlich Suzanne und Roger. Ihre Scene ist herrlich ausgeführt. Die Situation ist diese: Roger glaubt von Suzanne für Bellac gewonnen zu werden, während Suzanne sich wundert, daß Roger sie in der Dunkelheit wirklich für die viel größere Engländerin halten kann. An feinen Wendungen fehlt es nicht. So flüstert einmal Suzanne empört, als Roger ihre Hand ergreift: „O, er nimmt sie bei der Hand!" Dann klärt sich das doppelte Mißverständniß auf und ihre Herzen finden sich. Suzanne erhebt sich plötzlich. „Laß uns fortgehen!" — „Warum?" — „Es ist finster." — „Gerade wie zuvor auch." — „Ja, aber da hatte ich noch nicht gesehen." — „Ach, Suzanne, bleibe noch!" — „Nein, ich bitte Sie!" — „Sie? soeben duztest Du mich noch?" „Ja, aber jetzt nicht mehr." Am Ende erscheint die Herzogin. Bellac heirathet die Engländerin, Roger seine Suzanne, und Raymond soll die ersehnte Präfectur erhalten. Wird aber die jetzt aufgeklärte Gräfin darauf verzichten, in der Welt, wo man sich langweilt, zu leben?

Die halb politische, halb literarische Satire ist, wie man sieht, ziemlich harmlos ausgefallen. Der Dichter will nur unser Lachen, und in der That ist wohl noch niemals amusanter über die Langeweile geschrieben worden. Alles ist liebenswürdig, geistreich und munter, aber nichts ist neu. Daß der dritte Aufzug der acte des maronniers von Beaumarchais ist , hat uns — Pailleron selbst gesagt. Der Schluß, wo die Liebe über die Heuchelei siegt, ähnelt dann wieder dem „Tartuse", wie die Salonscenen den bekannten Auftritten zwischen Vadius und Trissotin. Die Lectüre des „Philippus Augustus", dem ein Hörer nach dem anderen entflieht, wobei dann groteske Fragmente durch die aufgehende Thüre vernehmbar werden, ist ein trefflicher Einfall. Der zweite Theil des zweiten Actes ist matter; hier knüpft sich eben, wenn auch äußerst geschickt, eine herzlich fadenscheinige, fast kindische Intrigue an, wobei in herkömmlichster Weise mit Verwechslungen, Mißverständnissen und Belauschungen operirt wird. Die Charakteristik ist sehr obenhin und begnügt sich mit leichten, beinah immer chargirten Typen. Das Glücklichste ist der lebendige, witzsprühende Dialog, der das ganze Stück weit über die Sphäre des Schwankes, der es sonst in vielen Beziehungen angehört, in das Gebiet der feinen Komödie erhebt.

Sogar die mangelhafte Darstellung im Wallnertheater hat uns eine Idee von der Güte des Stücks gegeben und läßt es uns begreiflich erscheinen, daß wir es da mit einem der erfolgreichsten Werke des modernen französischen Theaters zu thun haben. Die Künstler des Wallnertheaters, an die Posse und ihre Ab- und Unarten gewöhnt, wußten nicht recht, was sie mit dem graziösen Lustspiel anfangen sollten. Sie waren alle mit wenigen Ausnahmen zu schwer und nahmen das Tempo zu langsam. In wirklich ausgezeichneter Weise traten nur die possenhaften Partien in die Erscheinung. Viele der feinsten und witzigsten Sächelchen, die in Paris regelmäßig einen Beifallssturm entfesseln, verpufften hier wirkungslos, trotzdem die durch Oscar Blumenthal revidirte Bearbeitung von Emerich Bukovics dem Original nach Möglichkeit gerecht wird. So ist es denn fraglich, ob das prächtige Stück, das in der Comédie française an die fünfhundert Mal gegeben wurde, im Wiener und Hamburger Stadttheater einen außerordentlichen Beifall hervorrief, und im hiesigen Residenztheater oder etwa gar im Schauspielhause gewiß einen gleich sensationellen Erfolg errungen haben würde, in Berlin sein dankbares Publicum finden dürfte, so günstig auch die erste Aufführung aufgenommen worden ist. Z.

Offene Briefe und Antworten.

Eine erste kritische Kleist-Ausgabe.

Mit der Herausgabe der sämmtlichen Werke Heinrich von Kleists beschäftigt, bitte ich alle Diejenigen, die etwa Briefe oder sonstige Handschriften desselben besitzen, um gef. Mittheilung an mich. Selbst die kleinste Notiz, die im Zusammenhalt leicht eine große Bedeutung gewinnen kann, ist mir willkommen. Auch ersuche ich die öffentlichen Bibliotheken um gef. Mittheilung etwaiger Briefe, Manuscripte oder seltener erster Drucke (fliegender Blätter) des Dichters. Namentlich erwünscht wären mir Nachrichten über den Verbleib der angeblich in Privatbesitz befindlichen Originalhandschrift des „Prinzen von Homburg", sowie der anderen Schriften. Die Zurückerstattung erfolgt mit dem besten Danke möglichst umgehend.

Berlin W, Königin Augustastr. 12, im September 1882.

Dr. Theophil Zolling.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Ein Schriftsteller,

Dr. phil., 28 Jahre alt, nicht ganz unbekannt, sucht Stellung als Feuilletonredacteur bei einem liberalen Blatte oder als Mitredacteur einer grösseren Zeitschrift. Honoraransprüche bescheiden.

Offerten sub **O. E. 21.** abzugeben in der Exped. d. Bl.

Was sollen wir lesen?

Das ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische
Schweizer, Ungarische
Holländische, Belgische
Amerikanische, Englische
Französische, Hebräische
Italienische, Schwedische
Norwegische, Spanische
Portugiesische, Polnische
Neugriechische, Russische
Arabische, Rumänische
Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.

Probe-Abonnement für September 85 Pf.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S. W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Binet fils & Cie, Reims,

Champagnes Elite & Dry Elite, empfiehlt dem Kenner u. Feinschmecker **der Generalagent**

J. Nebrich, Köln.

Novität von R. Baumbach.

Von der Landstrasse.

Lieder

von

RUDOLF BAUMBACH.

Preis eleg. brosch. *M.* 2.—

Vorräthig in Kalbleder und Leinwand gebunden.

Verlag v. **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Blochs Dänischer Fleisch-Extract

in ¼ Pfd.-Dosen	½ Pfd.-Dosen	1 Pfd.-Dosen
70 ₰.	1 *M.* 30 ₰.	2 *M.* 50 ₰.

Dieser Extract, der sich in kurzer Zeit namentlich durch die **Reinheit seines Geschmacks** und seine **Billigkeit** in Deutschland eingeführt und weite Verbreitung in **Haus** und **Krankenstube** gefunden hat, ist für jede Hausfrau von unschätzbarem Nutzen, da sich von diesem Extract **ohne jeden Zusatz** von Fleisch auf die schnellste und bequemste Weise eine **schmackhafte** und **wohlriechende Fleischsuppe** bereiten läßt.

Heymann Bloch & Co.,

Kopenhagen, Hamburg u. Malmö.

Niederlagen in Berlin bei Max Camphausen, Friedrichstr. 134.
Wiederverkäufer erhalten angemessenen **Rabatt.**

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Sedan.

Eine Tragödie in fünf Acten

von

Heinrich Hart.

Mit einem Prolog.

Preis 2 *M.*

Kritische Waffengänge. Herausgegeben von **Heinrich Hart** und **Julius Hart.** Viertes Heft: Das „deutsche Theater" des Herrn L'Arronge. Preis 1 *M.*

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Soeben erschien in elegant ausgestatteter neuer Auflage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. P. L. Bouviers

Handbuch

der

Ölmalerei

für

Künstler und Kunstfreunde.

Sechste Auflage.

Mit Illustrationen.

Nach der fünften Auflage gänzlich neu bearbeitet

von

A. Ehrhardt,

Professor a. d. Kgl. Akademie der bildenden Künste zu Dresden, Mitglied des akademischen Rats, Ritter etc.

Nebst einem Anhang

über Konservierung, Regeneration und Restauration alter Gemälde.

Preis geheftet 9 *M.*, gebunden 10 *M.* 50 ₰.

Dieses Werk bildet in Folge seines sachkundigen und reichen Inhalts einen unentbehrlichen Ratgeber für jeden Künstler und Kunstfreund. Um die Anschaffung desselben zu erleichtern, lassen wir gleichzeitig eine Ausgabe in fünf Lieferungen à 1 *M.* 80 ₰ erscheinen.

Braunschweig.

C. A. Schwetschke & Sohn
(M. Bruhn).

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konstantinopel.

Von **Edmondo de Amicis.**

Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von

A. Burchard.

2 Thle. in 1 Bd. 30½ Bogen.
Preis eleg. brosch. 5 *M.*, in Bädekerbd. 6 *M.*

Dies geistvolle und fesselnde Buch ist von einer großen Anzahl der bedeutendsten Blätter aufs günstigste besprochen. Die Wiener „Presse" sagt kurz und treffend: „Amicis' ‚Konstantinopel' enthält geradezu berauschende Kapitel, in denen frische Beobachtung aus dem Born der Geschichte, gesättigte Phantasie, reichstes Colorit und künstlerische Abrundung sich bestens vereint zeigen."

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Preisermässigung.

Den Preis des Werkes:

Geschichte der bildenden Künste

von

Carl Schnaase.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

8 Bände. 8.

Mit vielen Illustrationen.

(bisher brosch. *M.* 105, geb. *M.* 120)

haben wir auf

M. 60.— brosch. und M. 75.— geb.

ermässigt, und kann dasselbe durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Stuttgart, den 1. September 1882.

Verlag von **Ebner & Seubert.**

Kraft-Zwieback,

welcher bei Skropheln, Katarrh, Magenleiden und namentlich schwachen Kindern u. Erwachsenen v. vielen Aerzten empfohlen wird, aber auch des guten Geschmacks wegen im Allgemeinen zu Thee und Kaffee gern gekauft wird, empfiehlt und versendet stets nur als frische Waare

Grünberg i. Schl.

Hornig, Bäckermstr.

Ich enthalte mich aller üblichen Attest-Schreiberei, sende aber auf Wunsch gegen Einsendung des nöthigen Portos ½ kg franco und gratis.

à kg *M.* 1.50 gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages, bei Bestellgn. von 4 kg franco Zusendung. Emballage wird nicht berechnet.

Hierzu eine Beilage betr. „Tägliche Rundschau".

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 38. Berlin, den 23. September 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegen genommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Zur englischen Kriegführung in Aegypten. Von Hauptmann a. D. Fritz Hoenig. — Europa und Nordamerika im Welthandel. Von Emil Deckert. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Roman oder Novelle? Eine ästhetische Studie. Von Friedrich Spielhagen. — Honeggers Allgemeine Culturgeschichte. Von Friedrich von Hellwald. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Ein Verkommener. Drama in vier Acten von Leonhard Marholm. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Zur englischen Kriegführung in Aegypten.

Von Hauptmann a. D. Fritz Hoenig.

Die kriegerischen Begebenheiten, welche sich zur Zeit im Lande der Pharaonen abspielen, haben weit mehr das Interesse aller europäischen Staaten in Anspruch genommen, als dies gewöhnlich Kriege in entfernten Ländern zu thun pflegen. Wollte ich ein einigermaßen erschöpfendes Bild derselben geben, so müßte ich einen Raum beanspruchen, der mir hier nicht gewährt werden kann. Dennoch will ich versuchen, mit möglichster Umgehung von Zahlen und Daten, das Wesen derselben zu berühren. Eine gerechte Kritik wird man erwarten dürfen, soweit die Verhältnisse zu übersehen sind; eine endgültige nicht, denn dafür müßten die Wirren zunächst beendet und das geschichtliche Material zugänglich sein. Letzteres fehlt, in Folge einer seitens des englischen Oberbefehlshabers etwas rigoros gehandhabten Censur, gar sehr; aber einfache Thatsachen, welche der Telegraph in lakonischen Worten verkündet hat, können bei näherer Betrachtung doch in etwas den Schleier lüften, und uns einen Einblick in den „Plan" des Feldherrn, sowie in seine Ausführung ermöglichen.

Das englische Unternehmen in Aegypten, welches meistens in der Presse abfällige Urtheile erfahren hat, ist eine der schwierigsten Operationen der Kriegsgeschichte und es war überhaupt, in der Art, wie es zur Ausführung gebracht worden, nur mit Hülfe des Telegraphen und Dampfes möglich.

Die politischen Verwickelungen übergehend, finden wir im Hafen von Alexandrien eine starke englische Kriegsflotte, welche zunächst durch ihr Erscheinen, also durch moralischen Druck, ihr Ziel zu erreichen suchte. Nachdem das nicht glücken wollte, richtete ihr Befehlshaber an den Gegner (Arabi Pascha) die Aufforderung, die Küstenbefestigungen von Alexandrien binnen 24 Stunden zu räumen, widrigenfalls die Beschießung derselben erfolgen werde. Man weiß, daß die revoltirende Militärpartei darauf nicht einging, und daß in Folge dessen die Beschießung der Befestigungen begann. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein, denn die ägyptischen Werke waren ziemlich widerstandslose Erdhaufen, das Geschützmaterial zu ihrer Vertheidigung war dem der englischen Kriegsschiffe an Tragweite, Trefffähigkeit und Durchschlagskraft der Geschosse sehr unterlegen, und daß die ägyptischen Artilleristen an Erfahrung, Ausbildung und Tüchtigkeit den englischen weit nachstanden, eine ganz natürliche Erscheinung. Die sich bekämpfenden Gegner verfügten sonach über zu ungleiche Kampfmittel, als daß man aus dem Vorfall für die Ausrüstung und den Bau der Kriegsflotten besondere Lehren gewinnen könnte. Die ägyptischen Kanoniere vertheidigten sich mit anerkennenswerther Entschlossenheit, aber bald waren ihre Erdwerke in Trümmerhaufen verwandelt, denen die Vertheidiger den Rücken wandten. Unmittelbar nach der Räumung der Hafen- und Strandbefestigungen von Alexandrien zog Arabi Pascha seine Truppen von der Seeseite der Stadt durch das südöstlich von ihr, nach dem Innern zu gelegene europäische Viertel zurück, um bei Kafr-Dowar eine Vertheidigungsstellung zu nehmen. Während dieses Actes erfolgte seitens der Araber die Plünderung und Verbrennung eines Drittels von Alexandrien. Hiermit schließt sozusagen die Einleitung des Unternehmens.

Ohne Zweifel hatte England einen großen militärischen Fehler begangen. Es konnte zwar nicht mit Sicherheit angenommen werden, daß, falls die Aegypter aus ihren Befestigungen herausgeworfen würden, sie sich in der geschehenen Weise durch Mord und Brand rächen würden. Indessen lag der Gedanke an Repressalien bei der den Europäern als feindlich bekannten arabischen Bevölkerung zu nahe, als daß die Staatspolitik ihn nicht gehabt haben sollte. Um so mehr muß es auffallen, daß der mit der Beschießung der Strand- und Hafenbefestigungen beauftragte Admiral Seymour ohne eine Truppenunterstützung gelassen wurde, welche unmittelbar nach dem Abzuge des Gegners ans Land gesetzt werden und ihm folgen konnte, um die mächtige Hafenstadt vor immer möglichen Gewaltacten zu schützen. Ob einige schlechte Erdwerke vernichtet wurden oder nicht, machte nichts aus; in ihnen konnte England nicht die Herrschaft über die wichtige Hafenstadt und Aegypten erblicken; diese war vielmehr erst dann gesichert, wenn es Alexandrien von Küste zu Küste, südlich um dasselbe herum, mit ausreichenden Truppen besetzen konnte und Kairo eingenommen hatte. Dieser Fall war indessen von der Staatspolitik nicht vorgesehen, und so muß die Zerstörung von Alexandrien rite der kurzsichtigen englischen Staatspolitik und der aus ihr sich ergebenden mangelhaften Heeresleitung zur Last gelegt werden. Wir haben demnach den merkwürdigen Umstand, daß der Angreifer (Seymour), nachdem er den Gegner aus der Stadt verjagt, in eine rathlose Lage geräth, daß gewissermaßen „der Sieger doch der Besiegte" ist, und daß die nach und nach in Alexandrien eintreffenden englischen Truppen in die Lage der Belagerten kommen. Es kann nicht bestritten werden, daß, wie die Dinge lagen, England vor Alexandrien einschreiten mußte; aber es mußte, falls es zur Gewalt griff, die Beschießung so lange hinausschieben, bis die nöthigen Landungstruppen zur Hand waren, was bei seinen mittelländischen Besitzungen nicht mehr als 5 Tage in Anspruch genommen haben würde. Hatte man aber so lange gezögert, dann war dieser verhältnißmäßig kleine Zeitverlust ohne alle störenden Folgen. Daß er so nicht handelte, war ein großer militärischer Fehler, und dieser beruhte, wie stets in ähnlichen Lagen, auf Verkennung und

Unterschätzung des Gegners. Dieser war zwar ein Meuterer, aber er hatte das ägyptische Heer zum größten Theile auf seiner Seite. Man glaubte keinen ernsten Widerstand anzutreffen, und gerade darin lag der Grundirrthum der sich so lange hinschleppenden Angelegenheit. Als die englische Politik ihn einsah, war es zu spät. Alexandrien konnte nicht mehr gerettet werden, wohl aber mußte es gerächt werden! Mit diesem Gedanken treten wir erst in die eigentliche Kriegslage. Seit der Beschießung der Befestigungen Alexandriens verlaufen dann volle sechs Wochen, bevor so viel Truppen im Lande sind, daß man zu athmen und zu handeln wagte; und diese mußten unter schwierigen inneren Verhältnissen zum Theil dem indischen Heer entnommen werden. Während der langen Pause verschanzen sich beide Gegner. Der Rebell Arabi Pascha steht in einer befestigten Stellung bei Kafr-Dowar, seine Flügel sind Abukir und Mex, so daß die Engländer sich belagert und von dem täglich zunehmenden Heere des Gegners bedroht sehen. Arabi mit dem negativen Zweck der Abwehr (Vertheidigung) dictirt in dieser langen Zwischenzeit förmlich das Gesetz; die Engländer mit dem positiven des Angriffs, der Unterwerfung bleiben stehen, wagen über Alexandrien nicht hinaus zu dringen, umgeben die Ost-, Süd- und Westfront mit Wall und Graben und warten, gestützt auf ihre Flotte, verständig ab. Hätte der Rebellenführer über ein einigermaßen geschultes Heer verfügt, es würde ihm nicht schwer geworden sein, die Engländer aus Alexandrien zu werfen und die Stadt gänzlich dem Untergang zu weihen. Daran fehlte es, und so begnügte er sich mit dem Einüben seiner Truppen und damit, den Bewohnern Alexandriens den Süßwasserkanal abzuschneiden.

Erst jetzt schritt das englische Kabinet zur Bildung eines besonderen Operationscorps; es ernannte den General Wolseley zum Befehlshaber und den General Alice zu seinem Generalstabschef.

Hierbei muß die Geschicklichkeit der Ausführung, oder auch das Glück, mit dem sie begünstigt wurde, hervorgehoben werden. Die von Malta, Gibraltar und den Garnisonen des Mutterlandes eingeschifften Truppen erreichten ohne jeden Unfall die Rhede von Alexandrien, die von Indien Suez. Wir haben also eine transmaritime Concentration von vier verschiedenen Bahnen aus, von denen die beiden hauptsächlichsten, England und Indien, fast ziemlich gleich weit vom ersten strategischen Zielpunkt, Alexandrien, entfernt sind; ein immerhin seltener Fall. Dieses Corps zählte zwar nicht mehr als eine deutsche Division, es mußte plötzlich von allen Seiten zusammengezogen und dann organisirt werden, Dinge, welche Zeit erfordern. Ganz begreiflich, daß der Verlauf der Begebenheiten Vielen sehr langsam vorkam, welche diese Schwierigkeiten nicht übersahen.

In die Zeit der transmaritimen Concentration fällt das merkwürdige Diplomatenstück über das sogenannte „Militärbündniß" zwischen England und der Türkei, wobei England in der Hauptsache seine Wünsche durchsetzte. Wie hätte es auch anders sein können? Es war thatsächlich Herrscher der Lage, seitdem seine Kriegsflotte vor Alexandrien eingetroffen. Wer wollte, wer konnte ihm ernstlich hinderlich in den Weg treten? Keine europäische Macht war dazu im Stande, außer denn Frankreich. Diese aber schien nicht geneigt, sich mit England um den Preis eines sehr fraglichen Beutestücks zu schlagen. Die Nähe der türkischen Truppen nutzte dem Sultan nichts, was England sehr wohl einsah. Denn diese mußten allemal das Mittelmeer als Durchgangssphäre passiren. Hier aber gebot England, und da dieses keine türkische Truppenausschiffung im Vasallstaat des Sultans gestattete, außer an den Punkten, die ihm am ungefährlichsten waren, so waren alle militärischen Maßregeln der Türkei hinfällig. Die ägyptische Frage war daher militärisch bereits so gut als gelöst, seitdem England vor Alexandrien an Streitkräften zu Meere allen anderen Staaten überlegen war. Das hatte es wohlweislich nicht übersehen. Der endgültige Ausschlag konnte nur noch eine Frage der Zeit sein.

Das englische Heerwesen würde dem eines europäischen Großstaats gegenüber kaum ins Gewicht fallen. Aber für Expeditionen in Kolonien ꝛc. ist es durchaus geeignet, vermöge der langen Dienstzeit (6 Jahre) und weil es kein Volksheer ist. England hat noch Soldaten von Metier; wo sie fechten, ist ihnen gleichgültig, wenn sie dabei nur ihr Auskommen finden. Trotz der numerischen Schwäche des englischen Heeres ließ sich voraussehen, daß es allein zur Niederwerfung von 20—30,000 Rebellen ausreichen würde, die sehr lose organisirt, ungleich und ungenügend bewaffnet und ausgebildet, kaum in der Lage sein konnten, einen Feldkrieg zu führen. Außerdem ist nicht zu bestreiten, daß es seit Alexandrien die moralische Verpflichtung fühlte, die Sache allein zu beenden, welche es muthwillig und eigenmächtig mit einem beispiellos kopflosen Unternehmen begonnen hatte.

Das nächste Ziel des General Wolseley mußte sein, den Gegner entscheidend zu schlagen, um dann Kairo zu gewinnen, und dem Khedive das unterworfene Land zu Füßen zu legen. Dafür hatte er einen sehr ungünstigen Kriegsschauplatz. Das Nildelta ist von zahlreichen Bewässerungskanälen und Kanälchen durchzogen, welche an sich jede militärische Operation erschweren. Diese beginnen in der Hauptsache erst nördlich von Kairo; sie dehnen sich zwischen, dann nur seitwärts der Nilarme bis zu den Wüstengrenzen und zum Meere aus, und dieses eigenthümliche Deltaland mußte mit dem Steigen des Nils noch beschwerlicher zu passiren sein, als es an sich schon ist. Zudem liegt seine Hauptstadt Kairo auf dem rechten Nilufer, um ein Drittel näher an Ismailia als an Alexandrien. Der General Wolseley, der sich vergewissert hatte, daß die Stellung bei Kafr-Dowar nur in der Front — und zwar nur sehr schmalen — anzugreifen war, wobei er, auch wenn er Sieger bliebe, bis nach Kairo große Schwierigkeiten finden mußte (unter Anderem Nilübergang), beschloß, die Basis seiner Operationen an den Suezkanal zu verlegen, und dann von Ismailia-Suez aus concentrisch auf Kairo vorzustoßen.

Dieser Plan, welcher im Weiteren durch die Wüste führen mußte, ist fast allgemein verurtheilt worden, und doch scheint es mir das Beste gewesen zu sein, was Wolseley thun konnte, vorausgesetzt, daß er wußte, wer sein Gegner war, ob dieser kriegstüchtig sei oder nicht, schnell, unternehmend oder nicht! Davon hing Alles ab, wenn man über die augenscheinliche Neutralitätsverletzung des Suezkanals hinweggeht. Worin bestand die Gefahr des Wechsels der Operationsbasis? In der Unmöglichkeit eines anderen Rückzuges als durch Syrien, falls die Waffenentscheidung zu Gunsten Arabi Paschas ausfiel; während Wolseley in Alexandrien stets auf seiner natürlichen Rückzugslinie stand und dort im Falle des Unglücks Heer und Flotte retten konnte, konnten beide leicht im oder am Suezkanal verloren gehen. Aber Wolseley kannte seinen Gegner und er beurtheilte ihn richtig. Er hielt ihn nicht für unternehmend, seine Truppen nicht für so kriegstüchtig, daß er darum auf die Ausführung seiner Idee hätte verzichten müssen, und er handelte darin richtig. Denn die Kenntnisse aller einschlagender Verhältnisse beim Gegner ist der beste Weg für das Glücken eines wohldurchdachten Planes; es ist eine Feldherrneigenschaft, richtig zu schätzen!

Die Ausführung des Frontwechsels verdient in jeder Beziehung das Wort mustergültig. Zwar haben sich die Kriegscorrespondenten bitter über die Geheimnißthuerei Wolseleys beklagt; und sie mögen recht verblüfft gewesen sein, als sie einsahen, daß alle ihre Nachrichten über die Beschießung Abukirs irrig waren. Aber man führt nicht Krieg, um Correspondenten zu befriedigen. Die Einschiffung der bereits gelandeten Truppen, ihre Abfahrt und Wiederlandung in Ismailia und Port Said ist an sich die größte Truppenverschiffung seit dem Krimkriege, und wohl selten sah das Meer eine so stolze Flotte auf seinem Rücken dahinziehen. Beide Hafenstädte fielen ohne Schuß in die Hände der Engländer und nun konnte die regelmäßige Ausschiffung und Ausführung der Idee beginnen. General Wood war auf der Linie Alexandrien-Ramleh mit einer Brigade Kafr-Dowar gegenüber belassen worden, mit dem Auftrage zu beobachten, zu demonstriren und den Abmarsch der Hauptkräfte zu verdecken. Später sollte er Alexandrien um jeden Preis halten. So gut der General Wolseley seine Abfahrt verheim-

licht hatte, blieb sie dennoch Arabi nicht unbekannt. Dieser hatte bereits bei Tel-el-Kebir einige Verschanzungen angelegt, weil er von Indien aus einen Anfall für möglich hielt. Der Punkt war gut gewählt. Seit der Besetzung von Ismailia durch die Engländer legte er nördlich, östlich und südlich desselben eine Reihe starker Werke an, die mit 60—70 Geschützen ausgerüstet wurden; hinter sich hatte er Eisenbahn und Süßwasserkanal nach Kairo und überdies durch Eisenbahn und Telegraph Verbindung mit Kasr-Dowar. Nach und nach versammelte er denn seine Hauptmacht, etwa 25,000 Mann, um Tel-el-Kebir. So war Wolseleys Plan der Ueberraschung mißglückt. Aber auch abgesehen davon hatte er ihn voreilig ausgeführt, und zwar insofern, als nach der Besetzung von Port Said und Ismailia seine Kräfte nicht stark genug waren, um sofort auf Tel-el-Kebir vorzustoßen. Dafür mußten zunächst alle verfügbaren Truppen versammelt werden, und wir wissen, daß diese zum Theil aus Indien eingeführt, in Suez ans Land gesetzt, durch Fußmarsch den Anschluß an das Operationscorps gewinnen mußten. Nun leitete Arabi den Süßwasserkanal von Sagasig nach Ismailia westlich Tel-el-Kebir ab, wodurch die Benutzung desselben für den englischen Verpflegungsnachschub unmöglich wurde, und außerdem fand Wolseley in Ismailia nur eine Locomotive vor, um die Bahnstrecke Ismailia-Gasassy befahren zu können.

Vom Standpunkt der Verpflegung der Truppen aus gesehen, konnte die Basis des Suezkanals den englischen Truppen an sich nicht gefährlich werden; indessen beging Wolseley den weitern Fehler, dies zu spät einzusehen und zu sichern. Wieder trat eine Wendung in den Operationen ein, und schon zeigte sich Arabi so kräftig, daß er am 6. September das englische Lager bei Gasassy angriff. Zurückgeworfen, vereinigte der General Wolseley nunmehr hier vier Fünftel seiner Streitkräfte, stellte die Verpflegung sicher und legte sich auf eine Auskundschaftung der gegnerischen Stellung, wie sie nur ein vorsichtiger, energischer und planbewußter General erreichen konnte. Die besten Nachrichten hat wohl Major Macdonald mit seinen bengalischen Reitern eingebracht, indem dieser Offizier bis dicht an die feindliche Stellung vorritt, sie genau in Augenschein nahm und darüber eingehenden Bericht erstattete. General Wolseley wagte sie wegen der erkannten Stärke bei Tage nicht anzugreifen. Am Abend des 13. September setzte er seine Truppen in 3 Colonnen in Bewegung; in der Frühe des Morgens am 14. brach er wieder auf, und dann wurde das feindliche Lager unter dem Schutze der Dämmerung angegriffen (überfallen). Der Erfolg war ihm; um 9 Uhr befand sich der Gegner auf der Flucht, das Lager mit allem Material in seinen Händen. Arabi entkam nach Kairo, und um das Maß des Unerwarteten zu füllen, an dem diese Expedition so reich ist, lieferte die Geschichte das merkwürdige Ereigniß, daß die Avantgarde auf bei Tel-el-Kebir erbeuteten Eisenbahnzügen nach Kairo hineinfahren konnte, ohne Widerstand zu finden. Arabi wird gefangen ausgeliefert. Damit dürfte der Widerstand endgültig gebrochen sein. Wenn man über den Verlauf der Operation englischerseits ein Urtheil abgeben muß, so wird dasselbe ungefähr so lauten:

Das Unternehmen wurde von Anfang an nur mit der Flotte betrieben; diese konnte aber Aegypten nicht erobern. Darauf entstand eine nachtheilige, nur dem Gegner werthvolle Pause. Während dieser mißt man erst die erforderlichen Streitkräfte ab, stellt sie bereit, schifft sie ein und aus; schifft sie wieder ein, ändert die Operationsbasis und macht wieder Halt! Beide Male eine Nothwendigkeit, entsprungen aus mangelhafter Vorbereitung, die aber Wolseley nicht zur Last gelegt werden kann. Er beging nur die Fehler, sie nicht zu erkennen, und darum voreilig zu handeln, um sich dann wiederholt zur Unthätigkeit des Abwartens verurtheilt zu sehen. Nachdem dann seine Streitkräfte sich zu sammeln anfingen, thut er alles Mögliche, die begangenen Fehler wieder gut zu machen, wobei er besonders verstand, aus seiner Reiterei einen Vortheil zu ziehen, der zeigt, daß der englische General auch in dieser Beziehung den Titel Feldherr verdient. Dann legt er den Schwerpunkt auf die Schlacht. Zu ihr zieht er Alles heran, versieht die Truppen mit hinreichender Verpflegung unter sehr schwierigen Verhältnissen und setzt sie, nach sorgfältigen Vorbereitungen, auf eine Karte. Der Erfolg ist ihm. Der General hat wieder gezeigt, daß er das Glück am Schopfe zu fassen versteht, und darin beruht, nach Napoleon I., eine Hauptfeldherrneigenschaft.

Wie sich die Dinge weiter gestalten, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls war zunächst die militärische Unterwerfung Aegyptens nöthig, bevor an die Ordnung der politischen Zustände gedacht werden konnte. Diese zu regeln gehört vor das Schiedsgericht Europas.

Europa und Nordamerika im Welthandel.

Von Emil Deckert.

(Schluß.)

Die reiche innere Gliederung Europas und die scharfe Individualisirung seiner Territorien hinsichtlich ihres Baues wie hinsichtlich ihres Klimas, ihrer Bevölkerung und ihrer natürlichen Produktionskraft mußte aber in leicht erklärlicher Weise zu einem großen Segen für die gesammte Culturentwickelung des Welttheils und für die Steigerung seiner Produktion und Consumtion ganz im Allgemeinen werden.

Die schöne Gliederung des europäischen Erdtheils, die sein Kartenbild fast als das Bild eines organischen Wesens erscheinen läßt — als das Bild einer Jungfrau, wie Christian Wechel will, als das Bild eines Drachens, wie der alte Strabo meint, als das Bild eines Baumes, wie Andere sagen —, diese Gliederung führte fast mit Naturnothwendigkeit auch zu einer so schönen und organischen Gliederung der menschlichen Arbeit, wie sie in keinem anderen Erdraume zu bemerken ist. Die verschiedenen Territorien bildeten gewissermaßen ebenso viele verschiedene Werkstätten, unter die sich die Gesammtarbeit des Welttheils vertheilte, um sich innerhalb derselben weiter und weiter zu specialisiren und bis in die kleinsten Einzelheiten zu organisiren. Wie grundverschieden sind doch Deutschland und Frankreich und England und Italien hinsichtlich ihrer nationalen Arbeit! Und wie sehr stehen alle diese Staaten vor allen Dingen hinsichtlich ihres Antheils an der gesammten Culturarbeit Europas auf ihren eigenen Füßen!

Dadurch aber, daß die einzelnen Länder und Staaten verhältnißmäßig sehr selbstständig und selbstthätig ihre Culturaufgabe verfolgten, und dadurch, daß sich die menschliche Arbeit in dem europäischen Erdtheile am vollkommensten gliederte und organisirte, dadurch entfaltete der Erdtheil allmählich auch die gewaltigste Leistungsfähigkeit hinsichtlich der Entdeckungen und Erfindungen wie hinsichtlich der Occupation von Naturprodukten durch Jagd, Fischfang und Bergbau, oder hinsichtlich der Stoffveredlung durch Viehzucht, Ackerbau, Gartenbau, Forstcultur und durch Industrie. Schon auf den frühesten Stufen der Cultur bewährte sich die menschliche Arbeit in Europa durch die Zähmung der wichtigsten Hausthiere sowie durch den Anbau und die Acclimatisation der wichtigsten Culturpflanzen als außerordentlich wirksam, namentlich aber erreichten alle menschlichen Künste — auch wenn sie, wie der Bronzeguß oder das Eisenschmieden außerhalb Europas erfunden wurden — in diesem Erdtheile die höchste Stufe der Vollkommenheit. Selbst die hohe Blüthe der Kunst im engeren Sinne sowie die hohe Blüthe der Wissenschaft, durch welche die Güterproduktion in Europa in einem so hohen Grade beeinflußt wird, ist ja zum Theil mit hieraus zu erklären. Die menschliche Arbeit wurde durch ihre territoriale Theilung innerhalb des Welttheils nach allen Richtungen hin wirksamer als in den anderen Erdgegenden, sie erreichte in Europa gewissermaßen ihren höchsten Nutzeffect, und in diesem Umstande beruht unserer Ueberzeugung nach in ganz hervorragender Weise die große Ueberlegenheit und die dominirende Stellung, die der Erdtheil als Produktions-, Consumtions-, Cultur- und Handelsgebiet gegenüber allen anderen Erdräumen, und namentlich auch noch gegenüber Nordamerika einnimmt.

Müssen hiernach die geographischen Grundlagen der Güterproduktion in dem europäischen Erdtheile als ganz außerordent-

lich günstige bezeichnet werden, so ist dies in keinem geringeren Maße auch der Fall mit den directen Grundlagen des Verkehrs, wie dieselben durch die Natur und die geographische Stellung des Welttheils gegeben sind.

Die scharfe Individualisirung der einzelnen Staaten und Länder Europas hinsichtlich ihrer Natur und ihrer wirthschaftlichen Arbeitsleistungen bildete selbstverständlich auch zugleich einen mächtigen Antrieb zum Handel und Verkehr innerhalb des Welttheils, indem in jedem derselben jederzeit ein starkes Ergänzungsbedürfniß gegenüber dem anderen rege erhalten wurde. Eins mußte dem anderen gewissermaßen zu Hülfe kommen. Dieser Antrieb zum Handel und Verkehr konnte und mußte aber in Europa um so rascher und leichter aus einem latenten zu einem actuellen werden, als die trennenden Schranken zwischen den einzelnen Territorien nirgends ins Kolossale entwickelt waren, sondern sich vielmehr ganz allgemein durch ein edles Maßhalten charakterisirten. Die trennenden Meerstraßen und Binnenmeere zwischen den einzelnen Staatsgebieten waren nicht zu breit und unübersetzbar, und die trennenden Gebirgsketten zwischen ihnen nicht zu hoch und unübersteiglich. Dadurch rief aber dieselbe geographische Eigenthümlichkeit, welche schon die Güterproduktion durch die menschliche Arbeit, und welche schon die menschliche Civilisation und damit zugleich auch die menschliche Consumtion in Europa mehr als in irgend einem anderen Erdraume begünstigte, bereits innerhalb der Grenzen Europas ein viel stärkeres Wallen und Wogen und Hin- und Herströmen der Güter und Waaren und Menschen hervor, als es irgendwo anders auf Erden der Fall war. Was Wunder, wenn allmählich auch ein stärker und stärker werdendes Ueberfluthen und Ueberfließen Platz griff, und wenn von Europa aus die eigentliche Welthandels- und Weltverkehrsbewegung eingeleitet wurde!

Dafür, daß der Handel und Verkehr innerhalb der europäischen Grenzen sich in dem Zeitalter der Entdeckungen zum Welthandel und Weltverkehr im vollsten Sinne des Wortes — zum Handel, der den ganzen Erdkreis mit seinen Fäden und Bahnen umspannt — entfaltete, dafür erscheint uns ganz besonders die physikalische Lage des Erdtheils auch noch in einer anderen als in der angegebenen Weise bedeutsam.

Läßt man den unbedeutendsten der Erdtheile — Australo-Polynesien, das nur etwa $^1/_{300}$ der gesammten Menschheit beherbergt — außer Betracht, so lebt der europäische Kaufmann in dem Mittelpunkte der bewohnten Erde und ihrer sämmtlichen Produktions- und Consumtionsgebiete. Damit erfreut er sich aber ohne Zweifel der denkbar besten Geschäftslage für den Welthandel und Weltverkehr, der eben alle diese Gebiete umfassen und beherrschen will. London, Liverpool, Hamburg, Bremen, Antwerpen, Rotterdam, Paris und Berlin liegen ziemlich genau in dem Centrum der von mehr als 1400 Millionen Menschen bewohnten Landhalbkugel-Oberfläche, San Francisko, Valparaiso, Rio Janeiro, Kapstadt, Kalkutta, Singapore, Hongkong, Schanghai und Yokohama dagegen liegen mehr oder minder nahe an der Peripherie derselben. Von den genannten europäischen Handelsmetropolen aus hat man also bis zu jedem beliebigen Produktions- und Consumtionsgebiete der Erde höchstens den Radius der Landhalbkugel-Oberfläche zu durchlaufen, von den genannten amerikanischen, afrikanischen und asiatischen Weltmärkten aus dagegen eine mehr oder minder große Sehne, die selbstverständlich den Radius in der Regel an Länge sehr bedeutend übertrifft. Bedenkt man nun, daß Räume zu durchlaufen Zeit und Geld kostet, und daß Zeit im Geschäftsleben selbst Geld ist, so hat man das Geheimniß von der Gunst der geographischen Verkehrslage Europas. Das mercantile Uebergewicht Europas über alle anderen Erdräume erscheint uns durch die eigenthümliche Gruppirung der Land- und Wasserräume auf Erden in ganz ähnlicher Weise begünstigt, wie das politische, geistige und wirthschaftliche Uebergewicht zahlreicher central gelegener Hauptstädte innerhalb ihrer staatlichen oder natürlichen Territorien.

Freilich darf man bei der Würdigung der Vortheile, welche die centrale Lage auf der von Menschen bewohnten Erdoberfläche dem europäischen Welttheile gewährt, auch nicht vergessen, daß dieselben durch andere geographische Verhältnisse sehr wohl illusorisch gemacht werden können, und daß dies bezüglich Europas bis zu einem gewissen Grade thatsächlich der Fall ist. Die dem europäischen Erdtheile zunächst gelegenen Landräume Afrikas und Asiens — die Sahara, das centralasiatische Steppengebiet und Sibirien — sowie auch diejenigen Nordamerikas — Grönland, Baffinsland und Labrador — sind ja großentheils nichts weniger als Produktions- und Consumtionsgebiete hohen Ranges, und dieselben bereiten dem freien Weltverkehre durch ihre ganze Natur weit mehr Hindernisse, als sie ihm Vortheile gewähren. Sie trugen höchstens wesentlich mit dazu bei, die europäische Cultur und die europäische Güterproduktion sehr selbstständig zu gestalten, und den Europäern die Kraft zu stählen, allmählich fast alle Naturhindernisse des Weltverkehrs überwinden zu können.

Eine reiche Entschädigung für die eben erwähnte Ungunst der physischen Lage bezüglich des Welthandels und Weltverkehrs wurde dem europäischen Erdtheile übrigens durch den Atlantischen Ocean geboten. Dieser Ocean mußte ja durch seine ganze Eigenart mehr als ein anderer zu Fahrten in weite Fernen locken und schulen. Außerdem kann man aber auch bei gründlicher Betrachtung desselben kaum daran zweifeln, daß derselbe seine im Zeitalter der Entdeckungen erworbene Superiorität als cultur- und verkehrsgeographisch bedeutsamstes unter allen Meeren künftig durch allen Wechsel der Zeiten bewahren wird.

Von entscheidender Wichtigkeit erscheint uns hierbei namentlich die ungeheure Aera seines Entwässerungsgebietes, die reichlich 50 Millionen Quadratkilometer oder etwa das Dreifache von derjenigen des Pacifischen Oceans umfaßt, und die bis zu einem gewissen Grade zugleich sein natürliches Verkehrsgebiet bildet. Die Tonnage des Schiffsverkehrs in den sämmtlichen Häfen eines Meeres wird ja ceteris paribus immer in einer gewissen zahlenmäßigen Beziehung zu der Area der Stromgebiete stehen, die ihm ihr Wasser zusenden, und wenn dem Atlantischen Ocean von zwei Fünftheilen der trockenen Erdoberfläche sämmtliche Flüsse zueilen, so ist es leicht begreiflich, daß ihm damit zugleich auch ein guter Theil der Güter und Waaren, die auf dieser Fläche erzeugt werden, zum Weitertransport zugeführt wird. Uebrigens enthält die Entwässerungsfläche des Atlantischen Oceans aber auch ungewöhnlich zahlreiche Produktions- und Consumtionsgebiete höchsten Ranges, in denen die frei schaffende Natur, oder in denen die Cultur der Menschen eine weit größere Summe von Gütern erzeugt und bedarf als in anderen. Wir haben kaum nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß zur Entwässerungsarea des Atlantischen Oceans die große Hälfte von Nordamerika, Brasilien, Mexiko, die Laplatastaaten sowie die Nil-, Niger- und Kongoländer mit ihrer gewaltigen Produktions- und Consumtionskraft gehören.

Außerdem ist der Atlantische Ocean auch der schmalste unter den Hauptoceanen, so daß ihn Alexander von Humboldt mit einem Strome vergleichen durfte, und daß er von Europa aus in wenigen Tagen zu queren ist, und endlich bietet er an der europäischen Seite in seinen zahllosen Meerengen, Golfen und Theilmeeren eine so herrliche Stufenleiter nautischer Schwierigkeiten, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn an seiner ausgedehnten europäischen Küste das unternehmungslustigste Seefahrergeschlecht der Erde erwuchs, das selbstverständlich ein Hauptinstrument zur Entfaltung der hohen Cultur- und Handelsmacht des europäischen Erdtheils bilden mußte.

Daß wir es als eine ganz besondere geographische Gunst für unseren Welttheil zu betrachten haben, wenn der erste Rival Europas im Welthandel und Weltverkehr — Nordamerika — zugleich sein Nachbar ist und den europäischen Seefahrern und Kaufleuten als nächstes transatlantisches Gegengestade winkt, ist selbstredend. Es wird dies, sowie das ganze Verhältniß der beiden großen Concurrenten zu einander, aber noch viel klarer werden, wenn man erwägt, welche geographischen Voraussetzungen die Produktion und der Verkehr in diesem Erdraume haben.

Daß Nordamerika — vielfach das vollkommene Gegenbild Europas — hinsichtlich seiner natürlichen Produktionskraft in zahlreichen Punkten viel höher zu stellen sei, als Europa, wird nicht wohl zu bestreiten sein.

In scharf ausgesprochenem Gegensatze zu Europa hat ja der

nordamerikanische Erdtheil eine verhältnißmäßig sehr ruhige geologische Vergangenheit gehabt, und infolge dessen zeichnen sich auch die Gesteinsschichten, welche seinen Boden zusammensetzen, durch eine sehr ungestörte flächenhafte Entwickelung über ungeheure Räume aus. Die azoischen und paläozoischen Formationsgruppen erstrecken sich in der Thalmulde der großen canadischen Seen und in dem Alleghanygebirge über viele Hunderttausende von Quadratkilometern, die Schichten der Kohlenformation nehmen ebenfalls Hunderttausende von Quadratkilometern an dem oberen und unteren Ohio sowie in Illinois und Iowa und an dem unteren Kansas und Arkansas ein, und ganz ähnlich ist es mit den triassischen Schichten in dem Indianerterritorium und in Texas, mit den kretaceischen im Thale des mittleren Missouri und mit den tertiären und alluvialen in der großen Küstenniederung am mexikanischen Golfe und am Atlantischen Oceane. Derselbe geotektonische Typus herrscht aber auch sogar in dem Felsengebirge, wo neben den kretaceischen und tertiären Gesteinsschichten namentlich auch vulkanische Bildungen von großer Gleichförmigkeit sich über gewaltige Flächenräume ausdehnen.

Eine unmittelbare und praktisch überaus bedeutsame Folge von dieser Bauart des Territoriums ist die ungeheure Ausdehnung und Ergiebigkeit der Lagerstätten nutzbarer Mineralien in Nordamerika, durch welche ganz besonders die Union in so seltener Weise gesegnet ist. Wenn die Goldfelder Californiens lange Zeit sprüchwörtlich als das non plus ultra natürlichen Bodenreichthums gelten, wenn der berühmte Comstockgang bei Virginia-City in Nevada gegenwärtig die reichste Silberfundstätte der ganzen Erde ist, wenn die Kupfergruben von Marquette am Oberen See und die Quecksilberquellen von Californien geradezu unerschöpflich erscheinen, wenn sich am Westrande der Alleghanies Petroleumquelle an Petroleumquelle reiht, und wenn heute die Union hinsichtlich der Kohlen- und Eisenproduktion Deutschland bereits übertroffen hat und England mit Riesenschritten zu erreichen strebt, so ist dies vor allen Dingen aus dem geschilderten Aufbau der nordamerikanischen Bodenschichten zu erklären. Hat man ja doch die produktive Kohlenfläche der Union auf 500,000 Quadratkilometer — das ist das Vierzehnfache von derjenigen Europas — geschätzt, und betrug ja doch die Kohlenausbeute des Staates im Jahre 1881 schon mehr als 1400 Millionen, die Roheisenausbeute aber mehr als 80 Millionen Centner!

Auch bezüglich der beiden anderen Naturreiche aber hat sich die Produktionskraft Nordamerikas als eine sehr gewaltige bewährt. Die reichen Niederschläge im Osten des Gebietes sowie auch in seinem Westen, im Vereine mit den hohen Sommertemperaturen, begünstigen sehr die Entwickelung einer reichen Pflanzenwelt, und dieselbe war schon von Natur durch eine viel größere Zahl von Gattungen und Arten ausgezeichnet als die europäische, weil die Eiszeiten in Nordamerika in einem weit geringeren Maße zerstörend auf das organische Leben wirkten als in Europa. Beispielsweise ist der nordamerikanische Wald an Nutzhölzern unendlich reicher als der europäische.*) Außerdem sagte aber das nordamerikanische Klima auch zahlreichen Culturpflanzen aus der alten Welt in einem sehr hohen Grade zu, so daß mit denselben eine Acclimatisation im großartigsten Maßstabe vorgenommen werden konnte. Wer denkt hierbei nicht an die Baumwolle und an den Weizen, die heute bekanntlich unter den vegetabilischen Exportartikeln der Union die Hauptrolle spielen!

Die einheimische Thierwelt Nordamerikas mag vielleicht derjenigen anderer Erdräume gegenüber arm genannt werden — zum Theil infolge der oben geschilderten einförmigen Bildung des nordamerikanischen Bodens, die eine Spaltung der Arten nicht sehr begünstigte —, aber immerhin bot dieselbe dem Menschen einen bedeutenden Reichthum an Jagdwild, und vor allen Dingen prosperirten die aus Europa eingeführten Hausthiere in Nordamerika in einem ebenso hohen Grade wie die von daher gekommenen Nutzpflanzen und wie die von daher eingewanderten Menschen. Wenn man auch nicht gerade behaupten kann, daß die Hausthier-Rassen daselbst edlere geworden seien, so sind sie doch durch riesige Zahlen vertreten.

*) Asa Gray zählt 233 Arten auf.

Welches ist nun aber die Rolle, die dem Menschen und seiner Arbeit bei der nordamerikanischen Güterproduktion durch die geographischen Verhältnisse des Erdraumes, den er eingenommen hat, zugefallen ist?

Hand in Hand mit dem oben geschilderten einförmigen Baue des nordamerikanischen Territoriums geht eine relative Ungegliedertheit desselben auch hinsichtlich seiner Bodenplastik. So erscheinen die Halbinseln des Unionsgebietes — Delaware, Florida und Altcalifornien — denjenigen Europas gegenüber an dem ungeheuren Rumpfe fast wie zwerghafte Verkrüppelungen, und in jedem Falle haben sich dieselben bisher vollkommen unfähig gezeigt, irgend welche höhere und selbstständigere Mission bei der Culturentwickelung des Welttheils zu übernehmen. Ebenso fehlt es aber auch im Innern des weiten Landes fast vollkommen an bestimmt gezogenen Naturgrenzen zur Individualisirung einzelner Territoralabschnitte, und nur der Westen ist von dem Osten durch wüstenhafte Hochflächen, denen mächtige Gebirgsketten — die Rocky-Mountains, die Windriver-Mountains, die Wahsatch-Mountains, die Uinta-Mountains 2c. — aufgesetzt sind, sehr schroff geschieden. Die riesenhafte Entwickelung der nordamerikanischen Hauptströme und Binnenseen, die zum Theil ebenfalls eine unmittelbare Folge von der eigenthümlichen geologischen Tektonik des Bodens ist, bildet vielmehr ein weiteres Moment von eminenter Bedeutung, um die geographische Einheit Nordamerikas zu der denkbar vollkommensten zu gestalten. Der Mississippi, der nach seinem Wasservolumen der fünfte Strom der ganzen Erde ist, spiegelt in der Ruhe seiner Fluthen gewissermaßen die Ruhe der geologischen Entwickelung des von ihm durchflossenen Landes ab, und ganz besonders wird er jederzeit als ein mächtiges Unificirungsmoment auf den gesammten Handel und Wandel des Welttheils wirken. Schließlich ist übrigens auch das Klima Nordamerikas auf weite Strecken hin außerordentlich gleichförmig. Es ändert sich nur auf weit aus einander liegenden Räumen ganz allmählich, und das östliche Waldland geht dadurch nur ganz unmerklich und stufenweise in die centrale Steppe und diese wieder ebenso in die westliche Plateau-Wüste und in das westliche Waldland über. Während bunte Mannichfaltigkeit, reiche innere Gliederung und scharfe innere Individualisirung den Hauptcharakterzug Europas bildet, so gewahren wir in Nordamerika allenthalben eine gewisse geographische Uniformität und Unification.

Daß nun der Mangel innerer Gliederung und Individualisirung durch Bergketten und Binnenmeere, welcher dem nordamerikanischen Erdtheile in hervorstechender Weise charakteristisch ist, der Entwickelung einer höheren Cultur ab ovo günstig gewesen sei, müssen wir nach dem über Europa Gesagten selbstverständlich leugnen, wenn wir uns nicht des gröbsten Widerspruchs schuldig machen wollen. Der Entstehung einer von den ersten Keimen an selbstgewachsenen Cultur, die auch nur annähernd der europäischen ebenbürtig genannt werden dürfte, war der nordamerkanische Erdtheil unserer Meinung nach entschieden ungünstig, und es scheint uns nicht im geringsten unwahrscheinlich, daß die rothbraunen Urbewohner des Landes allenthalben in Nordamerika ihr unstetes und wildes Jägerleben weiterführen würden, wenn sich etwa in Europa kein Columbus gefunden hätte, um die Neue Welt einer höheren Bestimmung entgegenzuführen.

Ganz anders freilich will die Frage angesehen und beantwortet werden, sobald es sich dabei nur darum handelt, die in Europa bereits zu einer gewissen Männlichkeit herangereifte Cultur auf amerikanischem Boden zu noch höheren Entwickelungsstufen emporzuheben.

Die aus Europa eingewanderten Mittelländer (Kaukasier), die heute die weit überwiegende Mehrzahl der nordamerikanischen Bevölkerung bilden — schon von Natur die höchstbegabte unter den Menschenrassen —, hatten ihre Geister innerhalb der engbegrenzten Territorien des heimatlichen Erdtheils genügend geschult und gekräftigt und von unmittelbaren geographischen Einflüssen frei gemacht, um den größeren Spielraum, der ihnen auf den weiten Flächen der Neuen Welt mit ihrer überschwenglichen natürlichen Produktionskraft geboten wurde, verhältnißmäßig rasch überschauen und nach allen Richtungen hin beherrschen zu können. Besonders brachten sie den stark ausgeprägten Individualitäts-

sinn, den Geist der Initiative und die Lust am Schaffen mit über den Ocean herüber, und bis jetzt wenigstens scheint es nicht, als ob ihnen in ihrer neuen Heimat etwas von diesem wichtigen Erbtheil aus der alten verloren gegangen sei.

Das produktive Arbeiten und das Wetten und Wagen im Handel und Wandel vor allen Dingen scheinen sie nur immer besser gelernt zu haben, und ohne Zweifel dankt ihnen die allgemeine Culturentwickelung der Menschheit bereits manchen bedeutsamen Fortschritt. Waren es ja doch zu einem guten Theile auch gerade die besten und rührigsten seiner Söhne, die Europa — mit oder ohne Absicht — nach der Neuen Welt aussandte, um sie mit ihrer Culturmission zu betrauen!

Die höhere Einheit, der alle Nordamerikaner angehören, ist übrigens beachtenswerther Weise nicht blos eine ideale, wie in Europa, sondern — entsprechend ihrer geographischen Grundlage in der Einheit des Territoriums — eine völlig reale, in einem hohen Grade unificirt hinsichtlich der staatlichen Organisation wie hinsichtlich des Nationalbewußtseins, des Nationalcharakters, der Sitte und der Sprache. Hat der Deutsche oder der Irländer einmal den Boden der Union betreten, um daselbst seinen dauernden Wohnsitz aufzuschlagen, so wird er früher oder später Anglo-Amerikaner. Und auch sogar der Neger, der gegen seinen Willen in die Neue Welt verschlagen worden ist, wird dem einen großen ethnologisch-socialen Körper assimilirt — ein merkwürdiger Gegensatz zu der minutiösen Spaltung der Stämme auf dem europäischen Boden. Gerade die reale einheitliche Organisation — die ja bekanntlich in Nordamerika dem Individuum den denkbar freiesten Spielraum gewährt — hat aber unserer Meinung nach sehr viel mit dazu beigetragen, das amerikanische Volk wenigstens vorläufig in dem Wettkampfe der Völker um die höchsten Wirthschafts- und Culturleistungen ungemein wirkungskräftig zu machen. Sie ist daher bei der Beantwortung der Frage, ob einst die Zeit kommen könne, wo Nordamerika als Consumtions- und Produktionsgebiet über Europa zu stellen sein werde, auch niemals aus den Augen zu lassen.

Und wenn wir zum Schlusse noch an die unmittelbaren geographischen Voraussetzungen des Weltverkehrs denken, so hat das amerikanische Territorium durch seine Eigenart seine Bevölkerung namentlich schon im Binnenhandel daran gewöhnt, riesenhaften Distancen ins Angesicht zu schauen, um mit ihnen zu kämpfen und sie zu überwinden.

Freilich waren die Amerikaner schon Welthändler als sie den amerikanischen Boden betraten. Es war dies eben auch wieder eins der vielen Erbstücke aus Europa! Aus Europa brachten sie vor allen Dingen auch ihre hochentwickelten nautischen Künste mit. Und das war gut, denn die amerikanischen Binnenmeere waren eine viel weniger gute Schule für Seefahrerkünste der höchsten Gattung, als die europäischen. Die Oceane aber, welche den nordamerikanischen Welttheil umfluthen, sind für den unvollkommen geschulten Seemann so unendlich groß und weit. Nur den Culturmenschen aus Europa konnten sie als mächtige Förderer des Welthandels dienstbar sein, ihnen aber gewähren sie gerade von Nordamerika aus ganz unleugbare Vortheile.

Obwohl die Summe der Abstände von den drei anderen Wirthschaftsgebieten höchsten Ranges — von Europa, Indien und China, die für den Welthandel und Weltverkehr von entscheidender Bedeutung sind — für Amerika viel größer ist als für Europa, so sind die Seewege von Amerika nach diesen Gebieten hin doch wesentlich kürzere, weil geradere, und auch dieser Umstand gibt bezüglich des Wettkampfes um die Superiorität im Welthandel und Weltverkehr, wie er zwischen Europa und Nordamerika entbrannt ist, selbstverständlich nachzudenken.*) Haben ja doch die Seewege zur Ueberwindung weiter Entfernungen in der gegenwärtigen Entwickelungsphase der Verkehrsmittel ohne Zweifel vor den Landwegen den entschiedenen Vorzug. Auf jenen wirkt vor allen Dingen bereits ganz allgemein der Dampf als motorische Kraft, auf diesen dagegen zunächst noch in sehr beschränkter Weise.

Die Schlüsse aus dem Gesagten zu ziehen überlassen wir dem Leser. Wir warnen nur noch vor allen charlatanistischen Propheten, welche auf die von uns berührte Frage mit allzu rascher Antwort dienen, und wir geben zu bedenken, daß nach unseren Darlegungen keins der großen Gebiete in dem Kampfe Grund haben dürfte zu optimistischer Prahlerei oder zu pessimistischer Verzagtheit.

*) Die Entfernung von Orenburg nach Peking beträgt nur ca. 4800, die von Konstantinopel nach Peschawar nur 4200, die von Liverpool nach New-York 6000 km. Von San Francisco nach Shanghai sind es dagegen 11,000, von ebendaselbst nach Singapore 14,000 km. Die Seewege von London nach Bombay und Calcutta durch den Suezkanal haben aber eine Länge von 12,000, resp. 15,000 km., die von London nach Singapore und Hongkong 16,700, resp. 19,000 km. (ebenfalls via Suezkanal), und von London nach Calcutta um das Cap der guten Hoffnung mißt der Weg reichlich 22,000, nach Hongkong sogar ziemlich 26,000 km.

Literatur und Kunst.

Roman oder Novelle?

Eine ästhetische Studie.

(Gelegentlich Serge Panine par Georges Ohnet, Ouvrage couronné par l'Academie Française.*)

Von Friedrich Spielhagen.

Der französische Romandichter hat es zum Theil leichter, als der deutsche, zum Theil macht er es sich leichter. Er hat es leichter, denn er bemüht sich die vaterländische Welt, die er schildern soll und will, nicht erst mühsam zu construiren, nachdem er sie gleichsam aus allen Ecken und Winkeln zusammengesucht — er findet sie fix und fertig vor in seinem Paris, dem Centrum des französischen Lebens, in welchem von der Peripherie alle Radien zusammenlaufen; dem Schauplatz, auf welchem hergebrachter Weise das neue Stück spielen muß und auf dem er sich mit der völligen Sicherheit eines Komödianten bewegt, der jeden Ein- und Ausgang, jede Coulisse, jedes Versatzstück, jedes Möbel seiner Bühne aus langjähriger Praxis kennt; und — was noch viel mehr heißen will — auch ganz genau sein Publicum kennt: was es zu sehen wünscht, worüber es weinen, worüber es lachen wird und — umgekehrt — worüber es sich empören und was es entschieden ablehnen würde, wenn — er unklug genug wäre, es ihm zu bieten. Aber er wird sich wohl hüten, so unklug zu sein, und eben dieses Uebermaß vorsichtiger Klugheit ist auch vielleicht seine Schwäche; ist es, was ihn verführt, es sich, wie ich oben sagte: leichter zu machen, als er von rechtswegen dürfte: den schwierigeren Problemen aus dem Wege zu gehen, und lieber Staffeleibilder von bescheidenem Umfange mit minutiösem Pinsel zu malen, als Frescogemälde von bedeutenden Dimensionen, denen die Wucht und Bedeutendheit des Vorwurfs und die Kühnheit der Ausführung entsprechen muß.

Mögen pedantische Beschränktheit und unpatriotische Liebedienerei des Auslandes gegen den deutschen Roman einwenden, was sie wollen — sie werden die Thatsache nicht wegdisputiren können, daß unsere Dichter der epischen Aufgabe: Weltbilder aufzustellen, oder, wenn man denn durchaus will: Bilder ihres Volkes und seiner Strebungen in einem gewissen Zeitabschnitt, mit lobenswerther Einsicht, treuestem Willen und einem respectabeln Aufgebot von Energie, Erfindungskraft und Kunst nachzukommen sich bestrebt haben; und daß dieses Streben von einem Erfolge gekrönt ist, der sich den Erfolgen der anderen Culturnationen auf dem analogen Gebiet nicht nur ebenbürtig an die Seite stellt, sondern dieselben, Alles in Allem, übertrifft Oder was hätte denn England nach Thackerays Heimgang, wenn wir die eine George Eliot ausnehmen, producirt, was sich an Tiefe des Gehalts und Feinheit der Kunst mit den Romanen unserer G. Freitag, Auerbach messen könnte, ohne zu leicht be-

*) Paris, Paul Ollendorff.

funden zu werden? Und selbst Thackeray, ja — ich wage es zu sagen — selbst Dickens — sie hasten, mit der Geistes- und Gemüthstiefe dieser unserer Dichter verglichen, an der Oberfläche des Lebens, haben einen banausischen Anstrich. Aber die Franzosen! ihr Victor Hugo mit seinen „Misérables"; ihr Daudet mit seinem „Fromont jeune", seinem „Nabob", seinem „Rois en exil" ꝛc. — nun, ich will die Verdienste dieser Männer und anderer um den zeitgenössischen Roman wahrlich nicht herabsetzen — ich will sogar die Bedeutung Zolas in seinen grau in grau gemalten Unsitten-Gemälden anerkennen, aber ich müßte mich sehr täuschen, oder was die Werke dieser Dichter vor denen der unserigen in unsern Augen voraus zu haben scheinen, ist eben wirklich nur ein Schein: der Zauber des Fremden, der für das deutsche Gemüth unwiderstehlich zu sein pflegt. Und wo etwa ein wirklicher Vorzug zu constatiren wäre, kommt er nicht auf das größere Genie oder die größere Kunst unserer überrheinischen Concurrenten, sondern ist die Folge gewisser günstigerer Verhältnisse, unter denen sie arbeiten dürfen und die ich oben bereits angedeutet habe. Ist — um es mit einem Worte zu sagen — die Folge eben jener politisch-socialen Centralisation des französischen Lebens, an deren Vortheilen auch die Romandichter — und diese vor Allen — participiren, und die ihnen verstattet, in einem scheinbar kleinen Ausschnitt doch gewissermaßen das in allen seinen winzigsten Theilen von centripetaler Kraft energisch durchdrungene Ganze zu schildern.

Dieses eigenthümliche Verhältniß dürfte denn auch der Grund sein, weshalb jene scharfe Scheidung zwischen Roman und Novelle, die bei uns im Princip wenigstens anerkannt ist und meistens auch in der Praxis beobachtet wird, bei den Franzosen weder principiell zu bestehen scheint, und ganz gewiß, falls sie besteht, nur eine laxe praktische Anwendung findet. Wenn Paul Heyse sich zum Schreiben setzt, weiß er so sicher, ob das, was er vorhat, eine Novelle ist oder ein Roman, wie ein Baumeister, ob er das Fundament zu einem Palais oder einer Villa legt; ich zweifle, daß selbst der kunstverständigste unter den französischen Dichtern in dem analogen Momente sich der entsprechenden klaren Einsicht in seine eigenen Intentionen erfreut. Nun mag aber der Dichter in gewissen Stunden mit Schiller gern seine ganze Aesthetik für einen einzigen praktischen Hand- und Kunstgriff hingeben — die theoretische Schulung kommt ja auch der Kunstübung auf das herrlichste zu gute. Und so ist es gewiß kein Zufall, daß wir neben unserer eigentlichen Roman-Literatur eine Novellen-Dichtung haben von einer Fülle und stilvollen Schönheit und Reinheit, mit der sich, was andere Nationen in diesem Genre erzeugen, auch nicht annähernd messen kann.

Umgekehrt entspricht in Frankreich der geringen Neigung, über die Grenze zwischen Roman und Novelle ästhetische Untersuchungen anzustellen, eine gewisse Laxheit in der poetischen Praxis, die, wie wir sehen werden, von den übelsten Folgen ist. Natürlich wird der Kundige auch dort eine lange Reihe von ganz eigentlichen Romanen zu verzeichnen haben und eine nicht geringe Anzahl von Produkten der erzählenden Muse, die nach Inhalt und Form als Novellen anzusprechen sind. In der ungeheuren Masse aber der Production gerade auf diesem Gebiete möchten jene Fälle, wie zahlreich auch immer, doch nur als Ausnahmen anzusehen sein, während die Regel durch das Vorherrschen eines ganz eigenthümlichen Erzeugnisses constituirt wird, dessen Art und Natur zu untersuchen und womöglich festzustellen die Aufgabe dieser Zeilen ist.

Es wird kaum möglich sein, die charakteristischen Eigenschaften dieser Produkte im Genaueren anzugeben, ohne zugleich die Gründe anzudeuten, aus denen ihre Entstehung herzuleiten sein möchte.

Ein guter Roman kann nicht wohl anders als einen gewissen, d. h. beträchtlichen Umfang haben. Dieser, aus dem Wesen der Kunstgattung resultirende Satz wird durch die Wirklichkeit der epischen Production durchaus bestätigt. Wie wäre es auch anders möglich? wie könnte der Dichter zu jener Breite und Weite der Weltübersicht gelangen, auf die es ihm in erster und letzter Linie ankommt, wollte man ihn im Stoff beschränken? Und wo bliebe der Dichter, der Künstler, wollte er diesen weitschichtigen Stoff nicht bis in die kleinsten Einzelnheiten formen, d. h. zur Darstellung bringen? Dieses Darstellen aber ist eben ein gar schwieriges Ding, das eine robuste Phantasie, eine subtile Hand, vor Allem auch eine nimmermüde Energie erfordert. Und ist ebenso auch ein sehr langwieriges, auf die nach- und mitschaffende Phantasie eines geduldigen Hörers oder Lesers rechnendes, wovon man sich in und an den Werken eines Homer, eines Cervantes, eines Goethe und anderer Epiker ersten Ranges sattsam überzeugen kann.

Ist aber Langwierigkeit und Umständlichkeit die unausrottbare Natur des epischen Geschäftes, so liegt von vornherein die Vermuthung nahe, daß es für die rasch zum Ziele strebende Lebhaftigkeit des französischen Naturells im Ganzen wenig geeignet ist. Ich meine, daß dieser Vermuthung der Stand der französischen Romanliteratur Alles in Allem entspricht. Und die Bestätigung würde noch viel evidenter sein, käme dem französischen Romandichter nicht die oben angedeutete Gunst der Verhältnisse, unter denen er arbeiten darf, so auffallend zu Hülfe; und erhöhte er diese Gunst nicht noch willkürlich dadurch, daß er es sich eben, wie ich es ausdrückte, leicht macht, d. h. sich seine Ziele nicht hoch steckt, hartnäckig seine Menschen und Dinge nur von der einen Seite sieht und schildert, unbekümmert darum, ob er sich der epischen Todsünde schuldig macht und uns ein Advokaten-Playdoyer anstatt eines objectiven richterlichen Resumé gibt. Oder wollen wir anstatt Advokat „Staatsanwalt" sagen, so käme das freilich in der Sache auf dasselbe heraus, verstattete uns aber die Exemplification auf ein Musterexemplar für unsere Ansicht; auf Zola, der uns in dem ungeheuren Kampf der zerstörenden und der schaffend-erhaltenden Gewalten nur die ersteren in ihrer minirenden Thätigkeit zeigt — als ob die Welt durch aus Ahrimans sei, nachdem er endgültig über den herrlichen Ormuzd triumphirt; — und dessen Willensenergie und bedeutendes Können in Folge dieser einseitigen Verwendung nur dazu dienen, die Grellheit und Schiefheit seines sogenannten Weltbildes bis zur Unerträglichkeit zu steigern.

So würde Alphonse Daudet, trotzdem er wahrlich auch vor dem Reich der Schatten keine schwächliche Furcht hat, aber doch auch die Sterne liebt und gerne zu ihrem milden und versöhnenden Glanz aufschaut, seinem robusten Nebenbuhler alle Wege überlegen sein, wenn seine Kunst zu componiren mit seinem eminenten Darstellungstalente gleichen Schritt hielte. Aber einseitig, oder doch nicht immer zu reeller künstlerischer Höhe sich erhebend, wie das Wirken dieser beiden Schriftsteller ist — sie lassen weit hinter sich die zeitgenössischen landsmännischen Concurrenten, die sich ihre Ziele so viel näher stecken und denen in der Erstrebung selbst dieser näheren Ziele noch oft genug der Athem ausgeht.

Das Charakteristische aber aller derer, welche in diese große Kategorie gehören, ist Folgendes. Ihre Kraft reicht von vornherein nur zur Novelle aus, d. h. also zur Darstellung eines kleineren, scharf begrenzten Ausschnittes des großen Weltgetriebes. Daraus wäre ihnen ja nun gewiß kein Vorwurf zu machen, verbände sich damit die rechte Einsicht, und vermöchten sie jenen Ausschnitt, zu dessen Darstellung das Maß ihrer Kraft ausreichte, nun auch wirklich scharf abzugrenzen. Das ist nun aber keineswegs der Fall. Es fehlt ihnen an jener Einsicht; es fehlt an dem ausgebildeten Gefühl und Takt für das Schickliche in den verschiedenen Genres der Kunst. Die französischen Romaneiers nehmen durchschnittlich zu viel Stoff, legen ihre Bilder zu groß an, so groß, daß dieselben bei allseitiger consequenter Durchführung — d. h. wenn der Dichter, wie es seine Künstlerpflicht ist, darstellen und nur darstellen wollte, — einen beträchtlichen Umfang gewinnen, d. h. einen Roman geben würden.

Aber eben dieser beträchtliche Umfang, den vorauszusehen er noch gerade Ueberlegung genug hat, geniirt ihn aufs äußerste. Er weiß, daß er seinem immer nach Neuem gierigen, indolenten Publicum nicht viel, d. h. nicht mehr als höchstens einen mäßig starken Band zumuthen darf. Vielleicht ist damit auch das Arbeitsquantum gegeben, welches er dem eigenen Fleiß, der eigenen Ausdauer aufzubürden wagt.

Wie hilft sich nun der geschickte Mann aus dieser üblen Lage?

Er theilt seinen „Roman" in zwei Theile: in eine Vorgeschichte und in die Geschichte, die er eigentlich erzählen will, d. h. auf die es ihm einzig und allein ankommt, weil er sich nur von ihr den nöthigen Erfolg verspricht.

In jenem ersten Theil: der Vorgeschichte, werden die Lebensläufe der Hauptpersonen bis zu dem Momente, wo die eigentliche Geschichte anhebt, cursorisch erzählt; die Verhältnisse, in welchen sie zueinander stehen, in den springenden Punkten markirt. Alles in Allem also ein Prolog, auf welchen dann das Stück folgt.

Natürlich ist das Stück aus einem ganz anderen Ton als der Prolog, wie man leicht erkennen wird, durch eine Vergleichung der folgenden Anfänge des ersten und zweiten Kapitels des Romans, dessen Titel ich in die Ueberschrift dieses Aufsatzes aufgenommen, weil er mir zunächst zu diesen Bemerkungen Veranlassung gegeben, und ich im Verlaufe der Untersuchung noch wiederholt darauf zurückzukommen gedenke.

Erstes Kapitel:

„In einem sehr alten und sehr weitschweifigen Hotel der Rue St. Dominique hat sich seit dem Jahre 1875 das Haus Desvarennes eingerichtet, eines der bekanntesten des Pariser Handels und der angesehensten der französischen Industrie. Die Büreaux nehmen die beiden Seitenflügel ein, die nach dem Hof gehen und ehemals als Communs dienten, als die edle Familie, deren Wappen über der Thorfahrt gemeißelt ist, noch Eigenthümer des Grundstückes war. Madame Desvarennes bewohnt das Hotel, das sie prachtvoll hat restauriren lassen und in dessen großen und hohen Räumen sie mit einem sehr sicheren Geschmack wahrhaft bewundernswerthe Kunstgegenstände aufgehäuft hat. Ein gefährlicher Rivale der d'Harblay, der Groß-Müller von Frankreich, ist das Haus Desvarennes eine ökonomische und politische Macht. Verlangt in Paris Auskunft über seine Solidität — man wird euch sagen, daß man ohne Gefahr 20 Millionen auf die Unterschrift des Chefs des Hauses vorschießen kann. Und der Chef des Hauses ist eine Frau.

Diese Frau ist merkwürdig u. s. w."

Dies Und-so-weiter geht in unserm Falle bis S. 26 und dem Schluß des ersten Kapitels, und die ganze Entstehungsgeschichte des kolossalen Desvarennes'schen Vermögens mittheilend: wie klein Herr und Frau Desvarennes angefangen haben, oder eigentlich nur die Frau, da der Mann eine Null gewesen; wie sie sich von einer einfachen Bäckerin zu der Lieferantin aufgeschwungen, die halb Paris mit Mehl versorgt; wie die Leutchen lange keine Kinder gehabt; ein verlassenes Kind angenommen; dann noch selbst mit einem Töchterchen beschenkt worden, das die Mutter (der Vater ist unterdessen gestorben) an einen jungen Schützling und Freund des Hauses verlobte, während die andre junge Dame hinter dem Rücken der Pflegemutter ein Verhältniß mit einem vagirenden polnischen Fürsten anknüpft — eben dem, nach welchem sich die Geschichte nennt: Serge Panine — und den sie dann auch in der Familie vorstellt. „So geschah es, daß unter dem unscheinbarsten Vorwande der Mann in das Haus trat, welcher dort eine so bedeutende Rolle spielen sollte."

Ende des ersten Kapitels.

Zweites Kapitel:

„An einem Maienmorgen des Jahres 1879 stieg ein junger, sehr elegant gekleideter junger Herr aus einem trefflich gehaltenen Coupé vor der Thür des Hauses Desvarennes aus. Der junge Herr schritt lebhaft an dem uniformirten, mit einer Militärmedaille decorirten Portier vorüber, der sich immer unmittelbar neben dem Eingang hielt, um die Leute, welche in die Bureaux wollten, zurechtzuweisen. Er drückte auf einen geschickt verhüllten Knopf einer kleinen durch die Mauer gebrochenen Thür. Eine Feder schnappte; und der sich öffnende Eichen-Flügel ließ den Besucher durch, der sich nun in einem Vorzimmer befand, auf welches mehrere Gänge mündeten. Tief in einem großen Fauteuil saß ein Angestellter des Bureau, der ein Journal las und nicht einmal ein zerstreutes Ohr lieh den im leisen Tone geführten Unterhaltungen eines Dutzend von Leuten, die eine Audienz wünschten und ungeduldig darauf warteten, daß an sie die Reihe käme. Der Angestellte, als er den jungen Herrn durch die verhüllte Thür eintreten sah, ließ sein Journal auf das Fauteuil fallen, nahm schnell sein schwarzsammtenes Käppchen ab und machte zwei Schritte vorwärts mit dem Ansatz eines Lächelns auf den Lippen.

— Guten Tag, mein alter Felix, sagte der junge Herr mit einem freundschaftlichen Gruß zu dem Angestellten, ist meine Tante da?

— Ja, Herr Savinien, Madame Desvarennes ist in ihrem Bureau, aber u. s. w. u. s. w.

Ich wiederhole: die Verschiedenheit des Tones der Mittheilung, dessen sich der Autor in dem ersten Kapitel bedient, und des andern, welchen er hier im zweiten Kapitel anschlägt, ist zu auffallend, um nicht auch von dem weniger geübten Ohre sofort bemerkt zu werden. Es ist der farblose der pragmatischen Relation und der colorirte der eigentlichen Darstellung, — viel weiter von einander unterschieden, als etwa ein Oelgemälde von einem Stahlstich oder Holzschnitt, das denselben Gegenstand darstellt. Denn jene Mittheilung in Form der Relation stellt eben nicht dar, führt uns nicht das Object selber vor, sondern bezeichnet es nur; gibt uns die Relationen, die Verhältnisse, in welchen die Objecte zu einander stehen; und verhält sich daher zu der eigentlichen Darstellung, welche uns eben die Objecte selbst gibt, wie die topographische Karte einer Landschaft zu der Landschaft selbst, wie sie aus dem Pinsel des Malers hervorgeht. Nicht weniger offenbar ist der Grund, weshalb sich der Autor dort jener, hier dieser Mittheilungsmethode bedient. Dort — im ersten Kapitel — wollte er im Fluge einen langen Weg durchmessen, hier will er uns Schritt für Schritt einen verhältnißmäßig kurzen führen. Ein Festzug also gleichsam, welchem der vorsichtige Veranstalter eine Erklärung vorausgehen läßt: was dasselbe im Ganzen bedeutet, wie er zusammengesetzt ist, welches die einzelnen Abtheilungen, welches die Hauptpersonen sein werden; woran man dieselbigen erkennen kann, und wodurch sie die ersten Stellen im Zuge verdienen: „Diese Mutter hatte für die späte Frucht ihres Leibes eine jener exclusiven glühenden tollen Leidenschaften, welche die der Tigerinnen für ihre Jungen sind .... Diese Autokratin, die Widerspruch niemals hatte ertragen können, und vor der sich ihre Umgebung willig oder nichtwillig beugte: wurde nun ihrerseits gegängelt. Die Bronze ihres Charakters wurde zu Wachs zwischen den rosigen Händchen ihres Töchterchens ..."

Habt ihr wohl aufgepaßt? habt ihr verstanden? ahnt ihr bereits, was diese tolle Leidenschaft aus der Mutter machen wird, nachdem sie sich durch ihre wächserne Nachsicht zu irgend einer irreparabeln Thorheit hat verleiten lassen? Natürlich ahnt ihr es; nur daß ihr es, Gott sei Dank, nicht genau wißt; denn wozu wäre sonst der Festzug selbst? wozu die Mühe und Arbeit der noch restirenden vierhundert und einigen Seiten des „Ouvrage"?

In der That, wozu wären sie, wenn der Autor in demselben Tone fortfahren wollte? Hatte er bisher zur Mittheilung eines Materials, das, wenn man es nach der Zeit messen will, ein volles Menschenalter mindestens umfaßt, 26 Seiten gebraucht, so könnte er für die nun folgenden Ereignisse, die sich innerhalb eines halben Jahres abspielen, ohne auch nur einen wichtigen Nebenumstand auszulassen, gut und gern mit einem halben Bogen auskommen. Das sollten sich doch Jene klar machen, welche in jener kühlen farblosen Mittheilungsmethode womöglich den Triumph der Objectivität bewundern. Sie sollten sich klar machen, daß dies die Objectivität des Historikers, des Sittenschilderers ist, aber nicht die des epischen Dichters; daß es gewiß eine Kunst ist, in jener Weise gut zu berichten, nur beileibe nicht die epische Kunst, überhaupt keine im ästhetischen Sinne; und daß sie, die jener Methode das Wort reden, die Schuld tragen, weshalb Schriftsteller, die über gar keine oder doch ganz ungenügende Darstellungsmittel verfügen, sich fort und fort in die Zunft der berufenen Romandichter drängen, ohne daß man sie hinausweisen, ihnen den Beweis ihrer Stümperhaftigkeit führen könnte. Sind sie ja — nach jenen Kritikern — in ihrem vollen Rechte, wenn sie in ihren sogenannten Romanen was sie darzustellen nicht die Kraft haben, berichten; und weil sie denn einmal ins

Berichten gekommen, d. h. sich andauernd einer Form bedienen, die im ästhetischen Sinne gar keine ist, auch solche Dinge in ihren Bericht ziehen, die sich factisch nicht mehr darstellen ließen: alles mögliche Wissenswürdige oder auch nicht Wissenswürdige, was sie gern an den Mann bringen möchten, und das — wenigstens wie es hier geboten wird — mit der Poesie nicht nur kein halbbrüderliches, sondern überhaupt gar kein verwandtschaftliches Verhältniß mehr hat. Darf man sich da wundern, wenn das Publicum ewig über das, was es von dem Roman fordern darf und muß, im Unklaren bleibt? und Leute, die sich schämen würden, Malerei nicht von Klexerei, Musik nicht von Gedudel unterscheiden zu können; die auch nicht auf die Kritik des nächsten Tages zu warten brauchen, um zu wissen, ob sie am Abend vorher ein gutes oder schlechtes Theaterstück gesehen haben, einem Roman gegenüber völlig rathlos sind; die Frage nach dem Kunstwerth desselben, als außer ihrer Urtheilssphäre liegend, entschieden ablehnen, und höchstens zu constatiren wagen, ob sie das Buch mit Interesse gelesen haben oder nicht? . . .

Ich weiß sehr wohl, daß diese durch und durch prosaischen Vorgeschichten, wie ich sie hier zu charakterisiren versucht habe, keineswegs ausschließlich eine fehlerhafte Eigenthümlichkeit der französischen Romanschreiber sind — es würde leider nicht schwer halten, aus der deutschen Romanliteratur (von der verwilderten englischen ganz zu schweigen) Beispiele der in Frage stehenden ästhetischen Versündigung in betrübend großer Zahl zusammenzustellen. Aber ich glaube nicht zu irren, daß unsere Nachbarn in dem prickelnden Bestreben, möglichst schnell zu dem zu gelangen, was ihnen als die eigentliche Sache erscheint, und in ihrer ästhetischen Kurzsichtigkeit, die nicht bemerkt, daß jenes, was sie da vorher treiben, entweder nicht zur Sache gehört und dann wegzulassen ist; oder zur Sache gehört, und dann freilich nicht weggelassen werden darf, aber wohl: mit derselben verarbeitet werden muß und — ohne den von ihnen gefürchteten Kräfteraum und Zeitaufwand nicht verarbeitet werden kann — ich sage: daß unsere Nachbarn aus Eitelkeit und Kurzsichtigkeit am häufigsten und schwersten in diesen Fehler verfallen. — Hat sich doch selbst der feinsinnige, meistens echt poetische Alphonse Daudet nicht von demselben frei zu halten gewußt, obgleich sein ästhetisches Gewissen sich dagegen sträubt, und er dann eine löbliche, aber erfolglose, oder doch nicht hinreichend erfolgreiche Anstrengung macht, sich auf dem engen Pfade ästhetischer Tugend zu erhalten. Sein berühmtester Roman „Fromont jeune“ bietet dafür ein überaus charakteristisches Beispiel.

Man erinnert sich des ersten Kapitels: jener köstlichen Schilderung des Hochzeitsfestes vom braven Risler und der kleinen Chèbe. Das ist ein Leben, eine Bewegung von jenem rührenden: „Madame Chèbe . . je suis content!“, das der gute Mensch seiner Schwiegermutter beim Nachtisch zuflüstert, bis zu dem Moment, wo Sidonie in der Balkonthür ihres neuen glänzenden Heims steht und nach dem Mansardenfenster hinaufschaut: dem Fenster des Treppenflurs, an dem ihre Eltern wohnten . . .

„Das Flurfenster!

„Wieviel Erinnerungen nur das Wort schon in ihr wach rief! Wieviel Stunden, wieviel Tage hatte sie da zugebracht, um nach der Fabrik hinüber- und hinabzublicken! Selbst in diesem Augenblick glaubte sie da oben das blasse Gesichtchen der kleinen Chèbe zu sehen, und innerhalb des Rahmens dieses Fensters der Armuth zog ihre ganze Kindheit, die trübselige Jugend eines Pariser Mädchens aus dem Volke an ihrem inneren Blick vorüber.“

Der Kunstgriff ist bekannt. Der Autor bringt die betreffende Person in eine Situation, die sie einladet, jenes Stück Leben, das der Leser kennen muß und dessen Darstellung doch zu lange aufhalten würde, in der Erinnerung zu durchlaufen. Jede Kunst hat solche Hülfsmittel, gegen deren Anwendung nichts einzuwenden ist, da nicht künstlerische Willkür, sondern technische Nöthigung sie geboren hat. Das entbindet freilich den Künstler nicht von der Pflicht, mit diesen Mitteln streng hauszuhalten, sie eben auch nur im Nothfalle und selbst dann mit der nöthigen Discretion zu gebrauchen. Wir wollen gewiß den Dichter nicht chicaniren, im Gegentheil: wir wissen zu wohl, daß, wollte er nie „die Bescheidenheit der Natur“ verletzen, er schwerlich jemals mit seiner Aufgabe zu Ende käme. Er soll überall bis an die äußerste Grenze des Möglichen vordringen dürfen. Aber darüber darf er nicht hinausgehen, darf nichts gegen die Natur unternehmen wollen. Und so müssen jene Erinnerungen der betreffenden Person wenigstens natürlich zu kommen scheinen; sie darf nicht länger bei derselben verweilen, als es ihr Seelenzustand und die Situation erlauben. Auch wäre es gegen die psychologische Erfahrung, wenn die Erinnerungen allzu deutlich wären, wenn sie nicht wie dissolving views durch die Seele glitten: im Dämmerschein — selbst solche Momente, die in der Wirklichkeit nur allzu grell beleuchtet gewesen waren. Vor Allem aber müssen es wahr und wahrhaftig die Erinnerungen der Person, dürfen es nicht Dinge sein, die sie gar nicht wissen oder doch nicht so wissen kann.

Das Alles liegt auf der Hand — der Kinderverstand, scheint es, müßte es begreifen. Und doch hat Daudet in diesem Falle so ziemlich gegen alle von uns angeführten natürlichen Bedingungen gesündigt. Die Erinnerungen der einstigen „kleinen Chèbe“, jetzigen Madame Risler aîné, gehen durch vier Kapitel und 64 Seiten bis zum Ende des ersten Buches! Es ist zu viel, viel zu viel selbst für die rapideste Erinnerung! Die Geschichte kann der jungen Frau, die da in der offnen Balkonthür in die Nacht hinein, zu dem Mansardefenster der elterlichen Wohnung emporstarrt, — und gewähren wir der poetischen Licenz den freiesten Spielraum — nicht so, und zum Theil überhaupt nicht durch die Seele gehen. Diese Geschichte träumt nicht Sidonie Risler, geborene Chèbe — sie erzählt der sentimentale, der sarkastische, der gefühlvolle, der witzige Alphonse Daudet — erzählt sie in *seiner* Weise, in *seinem* Tone. Und er ist so bei der *Sache*, daß er der *Person*, aus deren erinnerndem Geiste heraus sich das doch Alles gestalten soll, zeitweise völlig vergißt, und zuletzt (auf S. 80) nur mit einem „Et voilà comme il se fait que le soir de son mariage la jeune Mad. Risler“ — d. h. mit einem unkünstlerischen Salto mortale zu derselben zurückgelangen kann.

Alles in Allem also, wenn auch ausgehend von einem vornehmeren Geiste und mit dem Versuch wenigstens, eine künstlerische Wendung zu nehmen, hier wiederum ein Beispiel jener leidigen Gepflogenheit der französischen Romanschreiber: der eigentlichen Geschichte eine andre vorangehen zu lassen, welche jener als Einleitung diente, dem Autor (wie er meint) die Hände zu seinem Hauptgeschäft frei machten und ihm erlauben soll, dasselbe möglichst „elegant“ auszuführen.

Und wenn das doch nur geschähe! wenn wir doch nun wenigstens aus der prosaischen Einleitung, die wir über uns ergehen lassen mußten, definitiv heraus wären; uns von jetzt an einer rein künstlerischen Darstellung erfreuen könnten!

Das ist aber leider keineswegs der Fall. Alle Augenblicke nimmt der Autor den Freibrief zurück, welchen er seinen Personen gegeben. Mögen sie immerhin versuchen wollen, sich nun auf ihre eigenen Füße zu stellen, sich durch ihr Thun über sich selbst auszuweisen! Erscheint eine derselben in dieser löblichen Absicht auf dem Plan, flugs ist der diensteifrige Autor hinter ihr her, schildert sie uns vom Kopf bis zu den Füßen, gibt uns eine Analyse ihres Charakters, ihrer Denkungsart und eine längere oder kürzere Relation ihres Lebenslaufs bis zu dem gegenwärtigen Augenblick. Diese rohe, kläglich kindische Manier, durch die sich bei uns nur noch Stümper und Dilettanten der Erzählungskunst kennzeichnen, wird bei den Franzosen selbst von ihren besten Autoren nicht verschmäht, und wird in unserm „gekrönten“ Roman ausgiebigst angewandt.

Hier *ein* Beispiel für viele.*)

Die Hauptperson, eben jene Madame Desvarennes, sitzt in ihrem Bureau und besorgt ihre Correspondenz. Ihr Factotum, ein gewisser Herr Maréchal, erscheint. Nun heißt es weiter:

„Hinter ihm kam ein starker, untersetzter, luxuriös gekleideter Mann, schwerfälligen Ansehens. Sein sehr braunes, mit einem groben Bart eingerahmtes Gesicht, seine von den buschi-

*) Serge Panine p. 47.

gen Brauen überragten Augen gaben ihm für den ersten Blick etwas sehr Hartes, Strenges. Aber diesen Eindruck hob sein Mund sofort wieder auf. Seine fleischigen, sinnlichen Lippen verriethen wollüstige Neigungen. Hätte ein Adept Lavaters oder Galls seine Finger über die Schädel-Protuberanzen des neu Angekommenen gleiten lassen, würde er das Zeichen der Verliebtheit außerordentlich entwickelt gefunden haben. Dieser Mann, einmal von Liebe erfaßt, mußte wahnsinnig lieben.

— Guten Tag, verehrte Frau, sagte er in vertraulichem Tone, indem er auf Madame Desvarennes zutrat.

Die Frau hob lebhaft den Kopf und sagte mit freundschaftlicher Stimme:

Ach! Sie sind's, Cayrol! Das trifft sich gut; ich wollte gerade nach Ihnen schicken.

Jean Cayrol, aus dem Cantal gebürtig, war in den rauhen Bergen der Auvergne aufgewachsen. Sein Vater — — —"

Folgt nun das curriculum vitae des Mannes nebst eingeflochtener specieller Analyse seiner physischen, moralischen, intellectuellen Eigenschaften. Wir erfahren, daß er stark ist „wie ein Stier", „sehr intelligent", „ein ausgezeichneter Financier", „gierig nach Reichthümern", aber entschlossen, „lieber zu sterben, als sich durch unehrliche Mittel zu bereichern".

Wenn der Leser den Mann jetzt noch nicht kennt, so ist es gewiß nicht Schuld des Autors!

Und das Alles wird uns auf mehreren Seiten mitgetheilt, während die betreffenden Personen in der angedeuteten Situation verharren müssen, und ihre eingefädelte Unterhaltung nicht um eine Linie aus der Stelle rückt!

Nicht genug damit. Es handelt sich in diesem Augenblick hauptsächlich um das Verhältniß des „Ankömmlings" zu Serge Panine, dem Titelhelden; und da der Autor nach dieser Seite wohl hinreichend vorgesorgt hat oder zu haben glaubt, läßt er lieber Frau Desvarennes und Herrn Cayrol noch ein paar Seiten länger in der Schwebe, als daß er jenes Geschäft nicht zuvor besorgte, wobei es denn natürlich an einem Porträt des „blauen Serge" und anderen Indiscretionen nicht fehlen wird.

„Er war wirklich bewunderungswürdig, dieser Panine, mit seinen Augen, deren Blau so rein war, wie bei einem jungen Mädchen, und seinem langen blonden Schnurrbart, der zu beiden Seiten seines rosigen Mundes herabhing. Dabei eine wahrhaft königliche Haltung, den Abkömmling eines altadligen Geschlechts verkündigend. Eine allerliebste Hand u. s. w.

„Seine Geschichte war in Paris sehr bekannt. Er war geboren in jener Provinz Posen, welche Preußen, dieser Haifisch Europas, gewaltsam anectirt hatte u. s. w. u. s. w."

Noch immer ist das Vertrauen des Autors auf die Geduld des Lesers nicht erschöpft. Es fällt ihm ein, während derselbe (und das vorgeführte Paar) noch immer auf Fortsetzung jener angefangenen Unterredung warten, daß eben dieselben Personen vor längerer Zeit über dasselbe Thema, das sie jetzt (vermeintlich) beschäftigen wird, eine Unterredung gehabt haben. So wird denn in die unterbrochene Unterredung jene vorhergegangene wörtlich eingeschoben. Endlich, nach vollen elf Seiten, sind alle Regisseurgeschäfte erledigt, und die jäh sistirte Scene kann weiter gespielt werden.

(Schluß folgt.)

Honeggers Allgemeine Culturgeschichte.

Von Friedrich von Hellwald.

Die Geschichte ist die Kenntniß des Vergangenen und faßt man diesen Begriff in seiner weitesten Ausdehnung, so gibt es kaum eine zweite Wissenschaft, die einen so gewaltigen Umfang besäße wie die historische, die Naturwissenschaft ausgenommen, welche am Ende auch noch alle Geschichte in sich schließt, insofern Alles was geschehen, auch in der Natur geschehen ist. Hält man sich aber auch, und mit Recht, von allen solchen extremen Deutungen ferne, erblickt man auch in der Geschichte blos jene Wissenschaft, welche berichtet was mit den Völkern vor sich gegangen, die auf der Erde gelebt haben und noch leben, so bleibt ihr Gebiet immer noch unermeßlich genug. Und wahrlich, überblickt man den Stand und die Richtungen der gegenwärtigen historischen Forschung, so läßt sich nicht verkennen, daß dieselbe trotz der weit getriebenen Arbeitstheilung im Einzelnen, doch in der Summe ihrer Bestrebungen eine Universalität aufweist, worin keine andere Periode mit ihr auch nur annähernd zu wetteifern vermag. Niemals zuvor hat man sich mit solchem Interesse dem Geschichtlichen zugewendet, niemals alle Lebensäußerungen der Menschheit von den fernsten und entlegensten Zeiten bis auf die jüngste Vergangenheit mit solchem Eifer gesammelt und studirt, als wie dies heute geschieht. Daraus ist der einst gänzlich unbekannte Begriff der Culturgeschichte entsprossen, welcher die früher übliche Art der Geschichtschreibung, die wenig mehr denn die politische Geschichte der einzelnen Völker betrachtete, in der Gunst des Publicums immer mehr verdrängt hat. Ich will hier auf den Streit über die Begrenzung des historischen Begriffes nicht weiter eingehen, ich constatire nur die Thatsache, daß gerade Culturgeschichte im weitesten Sinne die Lieblingsneigung, wenigstens der deutschen Lesewelt geworden ist. Kein Wunder daher, daß manche Kräfte sich der Pflege des neuen und des Anbaues noch so sehr bedürftigen Gebietes zugewandt haben und noch immer zuwenden. Es ist dies im höchsten Grade erfreulich und jedes neue culturgeschichtliche Werk kommt der jugendlichen Disciplin zu statten, welche blos durch das Zusammenwirken Vieler gedeihen kann. Denn der Pfleger dieser neuen Geschichtswissenschaft, will er nicht blos auf den Beifall der Menge, sondern auch auf wissenschaftlichen Erfolg rechnen, befindet sich allerdings in der fatalen Nothwendigkeit, sich auf einer Menge sehr verschiedenartiger Wissensgebiete bewegen zu müssen; fatal insoferne, als es nahezu unmöglich ist, daß er dieselben alle beherrsche. Religiöse und Rechtsbegriffe, Rasseneinflüsse, Literatur, Sprache, Kunst, Bodengestaltung, ja selbst die klimatischen Verhältnisse soll er berücksichtigen; kurz, nichts, was mit der Entwicklung eines Volkes im Zusammenhange steht, darf ihm eigentlich fremd bleiben.

Ein Werk, welches all diesen vielseitigen Anforderungen Rechnung zu tragen gewillt scheint, ist J. J. Honeggers auf die große Ausdehnung von fünf Bänden berechnete „Allgemeine Culturgeschichte" (Leipzig 1882, J. J. Weber), von welcher soeben der erste Band ausgegeben ward. Wir besitzen freilich schon eine Reihe allgemeiner Culturgeschichten, darunter Werke von bestem Klang. „Aber" — so tröstet sich, und mit Recht, der bekannte Verfasser — „das ganze Gebiet, wenigstens nach seiner jetzigen Auffassung, ist immer noch jung und wird mindestens ein Jahrhundert lang wohl vor der Gefahr bewahrt bleiben, zu den ausgeschriebenen zu zählen, wie man das etwa andern Zweigen der Literaturproduktion einreden könnte, in denen trotzdem ohne Bedenken rüstig weiter gearbeitet wird. Kurz, auf jenem Boden hat noch jede neue Seite der Betrachtung, jede individuell modificirte Disposition freien Raum." Welche Stellung Honegger in der deutschen Literatur einimmt, brauche ich wohl den Lesern dieser Blätter nicht zu sagen; auf dem culturgeschichtlichen Gebiete ist er bekanntlich kein Neuling, denn abgesehen von einigen größeren einschlägigen Werken hat sein vor einigen Jahren erschienener „Katechismus der Culturgeschichte" die wohlverdiente Gunst des Publicums erobert. Honeggers neuem großen Werke durfte Referent indeß mit um so größerer Spannung entgegenblicken, als er selbst der Verfasser einer nicht unbemerkt gebliebenen Culturgeschichte*) ist, deren dritte Auflage eben in Vorbereitung sich befindet. Ich habe darin den Versuch gemacht, im Gegensatze zu den bis dahin üblichen Darstellungen der Culturgeschichte nach vorgefaßten Parteistandpunkten, dem Gange der Cultur in ihrer einfachen natürlichen Entwicklung zu folgen und dabei die Identität der Gesetze aufzuzeigen, welche die Menschheit, sowie alle übrigen Organismen beherrschen. Für Darwins Evolutionslehre fand

*) Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart; von Friedrich von Hellwald. Augsburg 1875, Lampart & Comp. 8. Zweite neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1876—1877. 2 Bde.

ich Schritt um Schritt die unabweislichsten Belege in dem Entwicklungsgange der menschlichen Cultur, zum nicht geringen Entsetzen der dogmatischen und idealistischen Welt, welche vor dem Realismus der Thatsachen ängstlich die Augen verschließt und jedes Staarstechen perhorreseirt. Seit meinem eigenen Buche ist nun ein größeres, umfassendes Werk über allgemeine Culturgeschichte nicht erschienen; Honegger tritt nun zuerst auf den Plan, und ich durfte wohl begierig sein, welche Stellung er einnehmen, welche Weltanschauung er zur Geltung bringen werde. In Deutschland hat sich bekanntlich seit mehreren Jahren jene geistige Reaction breit gemacht, die ich schon vor langem verkündet; auf den stürmischen Beifall, den seinerzeit die Deseendenz- und Entwicklungslehre gefunden, folgte unter dem Drucke gewisser politischer Constellationen der von einigen Notablitäten eingeleitete Umschwung der Gesinnungen, der heute verwirft, auf was er gestern schwor. Nur mit Scheu wagt man es heute noch, das verpönte Wort „Darwinismus" zu flüstern, und am 14. August d. J. wurde in der Eröffnungssitzung des deutschen Anthropologentages zu Frankfurt a/M. die Lehre des großen Britten förmlich zu den Todten geworfen, die gegenwärtige Strömung als die Rückkehr zur „strengeren" Forschung gefeiert. Unter solchen Umständen gehört immerhin ein nicht ungewöhnlicher Muth dazu, die Wahrheit des Erkannten nicht zu verleugnen, ihr Panier, trotz gegnerischen Sturmgebrauses, hoch zu halten. Zur aufrichtigen Freude aller denkenden Anhänger der Darwin'schen Entwickelungslehre, welche ihren untilgbaren Kern von den anhaftenden Schlacken zu sondern wissen, welche eine Läuterung, nicht aber eine Beseitigung derselben zugeben, will ich gleich vornweg mittheilen, daß Honnegger in der frischen, freien Luft seines Schweizerlandes sich den vollen Sinn, das volle Verständniß für die Bedeutung des Darwinismus bewahrt hat. Natürlich, si duo faciunt idem, non est idem. Honegger, von Haus aus Literarhistoriker und nicht Naturforscher, präeisirt seinen Standpunkt dahin, daß er der Deseendenzlehre gegenüber sein Urtheil reservire und als Culturgeschichtschreiber ihr nur die Anerkennung und Zustimmung aussprechen wolle, „welche sie als die wohl rationellste Erklärung des Entwicklungsganges der organischen Wesen zu beanspruchen das volle Recht hat". Mehr aber kann und darf man von einem besonnenen Forscher wohl auch nicht verlangen.

Honeggers erster Band ist ein grundlegender; er behandelt die Fundamentalfragen der eivilisatorischen Entwicklung, die Anfänge des Menschengeschlechtes und seiner Cultur. Er ist also ein ungemein wichtiger, ja der wichtigste von allen, denn die hier niedergelegten Ansichten müssen naturgemäß das ganze Werk beherrschen. Unser Autor beginnt mit einer Erörterung über den Begriff der Cultur und die Gliederung der Culturgeschichte, dann aber holt er weit aus, um die Weltbildungstheorie, die Erde und ihre Umwälzungen, das organische Leben, den Schauplatz des Menschengeschlechts und seiner Cultur, d. h. die verschiedenen Welttheile uns vor Augen zu führen. Es wird vielleicht die Meinung verstattet sein, daß in allen diesen Punkten größere Knappheit genügt hätte, gänzlich vermissen möchten wir solche einleitende Betrachtungen in einer allgemeinen Culturgeschichte doch nimmermehr. Wohl ist es richtig, Geschichte ist nicht Naturgeschichte, aber wenn ein Kritiker Honeggers jüngst die Behauptung aufstellte, die Culturgeschichte habe sich ausschließlich mit jenem Produkt der Natur zu besassen, an welchem die Cultur allein zur Erscheinung gelangt — mit dem Menschen, so muß ich der Honegger'schen weiteren Auffassung beipflichten, die obige Behauptung dagegen als den Ausfluß einer unklaren Vorstellung bekämpfen. Eben weil die Culturgeschichte es mit dem Menschen zu thun, der doch nur ein Naturprodukt ist, muß sie ihn mit der umgebenden Natur in Beziehung setzen. Der Satz: Cultur ist nicht Natur, ist total falsch und beweist nur, daß der Kritiker sich von dem Begriffe Cultur keine Rechenschaft zu geben weiß. Denn Cultur ist auch Natur, nichts Anderes als eine andere Form, unter welcher die Natur sich uns zeigt. Es dürfen uns eben, wenn es sich um Culturgeschichte handelt, nicht blos die sogenannten Culturvölker der Geschichte vorschweben, sondern wir müssen im Auge behalten, daß Cultur, freilich in sehr verschiedenen Abstufungen, aber immerhin Cultur, ausnahmlos alle Zweige der Menschheit, ja sogar manche Thierarten berührt. Eine allgemeine Culturgeschichte, wie Honegger sie plant, muß also der Cultur als solche nachgehen, überall wo sie sich findet. Es ist wahr: „Erst mit dem Lallen der Sprache beginnt der Hauch der Cultur sich zu regen," falsch aber zu folgern: „was darüber hinausliegt, gehört weder der Naturgeschichte noch der Geschichte an." Mit dem nämlichen Rechte müßte man den Historiker auf die Darstellung der Thatsachen beschränken und ihm das Forschen nach den theils fernab liegenden, theils versteckten Ursachen verwehren. „Das Sein," sagt aber Alexander von Humboldt sehr wahr, „wird in seinem Umfange und innern Sein verständlich erst als ein Gewordenes erkannt." Gleiches gilt wohl auch von allem „Gewesenen", welches doch den Inhalt der Geschichte und der Culturgeschichte bildet. Die Schilderung des Werdens, der Mutter des Geschehens, schließt aber nothwendig die Untersuchung der Bedingungen dieses Werdens in sich ein.

Nur aus einer solchen fundamentalen Verkennung der Aufgabe des Culturforschers können Ansichten entstehen wie: „Ob Arten der Uebergänge, ob Zuchtwahl oder nicht, die ganze Descendenztheorie kann den Culturhistoriker in seinen Kreisen nicht stören; in diesen bildet Mittelpunkt und Peripherie der Mensch, und nur der Mensch, von dem Augenblicke an, wo er eulturfähig geworden ist, wenn auch dieser Augenblick viele Jahrtausende umfaßt. Mit der Sprache beginnt das erste, aber immerhin nur erst schwache Erglimmen des Frühroths der Cultur." O sancta simplicitas! wäre man da beinahe versucht auszurufen; der Mensch soll Mittelpunkt und Peripherie — mathematisch ein nonsense — zugleich sein, als ob es nicht schon genug daran ist, daß er den Mittelpunkt bildet, um den sich die ganze Darstellung dreht. Man gönne doch dem Gemälde auch den Rahmen, in welchem es erst zur vollen Geltung kommt. Diesen Rahmen, diese Peripherie, wenn man will, geben nun die wechselseitigen Beziehungen des Menschen zur äußeren Natur ab, welche wiederum nicht ohne Hereinbeziehung der naturwissenschaftlichen Momente verständlich werden können. Daß die Darwin'sche Theorie die Kreise des Culturgeschichtschreibers nicht stören könne, ist demnach eine haltlose Phrase, denn wer nach diesem Recept den Menschen loslösen wollte von seinen Beziehungen zu den Mitorganismen, wer ihn erst fassen wollte von dem Augenblicke an, wo er schon culturfähig geworden ist, der würde Alles eher als eine Culturgeschichte zustande bringen. Die Cultur ist nichts Anderes — ich habe dies an anderer Stelle entwickelt — als die Zähmung des Menschengeschlechts. Wie kann man aber die Geschichte der Zähmung schreiben, wenn man nicht vom Ungezähmten seinen Ausgang nimmt, wenn man nicht das Wesen des Ungezähmten selbst untersucht? Uebrigens hat die Geschichtschreibung, so denke ich, die Pflicht, getreu der Geschichtsforschung zu folgen, der Ausdruck der letzteren zu sein. Was aber Object der Geschichtsfassung sein darf oder soll, darüber hat wohl nimmermehr die historische Wissenschaft selbst zu verfügen; darüber entscheidet einzig und allein das Wissensbedürfniß des menschlichen Geistes, in dessen Dienste am Ende jede Wissenschaft, also auch die Culturgeschichtswissenschaft steht. Auf welche Weise, mit welchen Mitteln dieses Wissensbedürfniß befriedigt wird, auf welchen Wegen also die Geschichtsforschung ihren Zweck, d. h. die Kenntniß des Vergangenen erreicht, ist schließlich gleichgültig; genug, daß sie ihren Zweck erreicht.

Einem solchen Ideengange mag wohl auch Honegger gehuldigt haben, als er den Kapitalsragen über Abstammung und Alter der Menschen dreist auf den Leib rückte. Die moderne Anknüpfung der Geschichtschreibung an die Naturwissenschaften erscheint ihm mit vollstem Recht als ein Gewinn ersten Ranges. Er mäkelt daher auch nicht an der thierischen Abstammung des Menschen, welche zu bestreiten selbst in den heutigen Zeitläuften einfach lächerlich wäre, und widmet ein ausführliches Kapitel der Descendenzlehre und Culturgeschichte. „All unsere Ideen über Ursprungs- und Urgeschichte des Menschen" — sagt er im schnurgeraden Gegentheile zu der oben erwähnten kritischen Stimme — „sind heute aus freien Stücken oder wider-

strebend von der Descendenzlehre bestimmt. Der Darwinismus hat für die Culturgeschichtschreiber schon dadurch fundamentale Bedeutung, daß er die Methode der Forschung bedingt und uns einen mächtig wirkenden Sporn gibt, wie Probleme der Entwicklung unseres Geschlechtes, für welche uns die geschichtlichen Documente abgehen, auf dem Wege der naturgeschichtlichen Forschungsweise gelöst werden können." Es sind dies wahrlich goldene Worte, die um so schwerer ins Gewicht fallen, als der Verfasser im Allgemeinen jeder Hypothese mit löblicher Vorsicht, ja Skepsis entgegentritt. Die Lehre Darwins, sagt er weiter, „interessirt die Culturgeschichte fast ebenso stark wie die Naturwissenschaften; ja ihre Folgerungen sind auch für jene von geradezu umwälzender Bedeutung." Da ich der Erste gewesen, welcher die Folgerungen der Darwin'schen Lehre auf die Culturgeschichte systematisch angewendet, so wird man es verzeihlich finden, wenn ich den obigen Ausspruch Honeggers mit Genugthung registrire. Mit lebhaftem Vergnügen finde ich auch eine völlige Identität der Anschauung in Bezug auf den „Kampf ums Dasein", da Honegger die nämlichen Gewährsmänner wie ich in ihren Aussprüchen heranzieht. Vielleicht hätte auch dieser Abschnitt etwas kürzer gefaßt werden können, man sieht aber überall, daß der Autor den ihm ursprünglich ferne liegenden Gegenstand nach allen Richtungen durchdacht und darin zu selbstständigen Schlüssen gelangt ist. Honegger läßt sich auch hier kein X für ein U machen und weicht vor keiner Folgerung zurück, wenn ihm die Prämissen wissenschaftlich gesichert dünken. Ueberall, in seinem ganzen Buche, weist er zähe auf die Momente hin, welche Mensch und Thier mit einander verknüpfen; ein psychisches Verbindungsglied ist ihm, wie anderen vorurtheilslosen Denkern, der Nachahmungstrieb, in unserem Geschlecht am stärksten bei Kindern und Frauen, die noch der Natur näher stehen. Er notirt bei den Thieren eine Art Arbeitstheilung und spricht ihnen auch den Kunstsinn nicht ab. Kurz, überall stellt sich im Lichte der modernsten Forschungen die Menschheit als die potenzirte Fortsetzung der Thierwelt dar.

In einer Reihe von interessanten Abschnitten erörtert nun Honegger diejenigen Momente, welche den Menschen direct berühren, als da sind die Rassen, die Gesetzmäßigkeit im Einzel- und Völkerleben, Natur und Cultur, Klima und menschliche Entwicklung; Wohnungs- und Kleidungsweise, Nahrungsart, elementare Berufsformen, Ehe und Familie, Staat und Gesellschaft, Recht und Sitte, Eigenthum, Sprache, Zahl und Schrift, Religion, Mythus und Kunst. Darin beseitigt er die verwerfliche Lehre von der Unbeständigkeit der Naturgesetze und zeigt, wie die Naturverhältnisse ihre Herrschaft am stärksten geltend machen in den elementaren Entwicklungsstadien der Menschen und Völker. Freilich, welche die auf niederster Culturstufe stehenden Völker sind, darüber streiten sich die Ethnographen. Wir leben im Zeitalter der Ehrenrettungen; auch in der Ethnologie werden die lange für die niedrigsten gehaltenen Menschenstämme jetzt gerne auf eine höhere Stufe befördert; einer muß allerdings am tiefsten stehen, welcher es aber ist, das sagen die gelehrten Herren nicht. Die Anklänge oder Anfänge zu gewisser Bau- und Werkzeugthätigkeit lassen sich im Thierreiche nachweisen. Der Begriff der Ehe und Familie ist kein dem Menschen als Gattungswesen an- oder eingeborner, sondern nur mit der Cultur gekommener; die tiefsten Rassen kennen eheliche Verbindung so wenig wie die Thiere, und noch weniger das Gefühl, das wir Liebe heißen. Honegger hält alle den sogenannten Hetärismus der Urzeit negirenden Elemente nicht für ausreichend. Natürlich hat der Autor in diesen die Fundamentalfragen behandelnden Kapiteln es mit einer Fluth von mehr oder weniger gut begründeten Ansichten und Hypothesen zu thun, welche wohl auch Schuld daran tragen, daß so Mancher an diesen Untersuchungen keinen Geschmack findet und sich davon abwendet in der Ueberzeugung, die Wahrheit werde man doch niemals ergründen. Indeß, Lichtungen in diesem Walde von Theorien sind doch schon aufgefunden worden. So ist die früher geltende Idee von einer gemeinsamen Ursprache aufgegeben, und es wird ein sprachloser Urzustand angenommen. Auch Honegger verwirft den homo primigenius alalus, wie ihn die neueren Forschungen sehr wahrscheinlich machen, nicht. Die Sprache gilt auch ihm als eine instinctive Schöpfung des Menschengeistes. Sehr interessant ist ferner, daß er von angebornen sittlichen Begriffen nichts wissen will; sie sind die reine Abstraction der Erziehung und allgemeinen Bildung, daher unendlich wechselnd. Den Ideen und Sitten gehen in den Elementarstadien der Menschheit die bloßen Gewohnheiten voraus. Uebrigens sind die moralischen Vorstellungen ebenso schwankend und unsicher, wie die religiösen, unbestimmbar Zeit und Art ihres Erwachens. Die Beziehung zwischen Religion und Sittlichkeit ist sehr schwach, zumal in den Anfängen; jene hat nur wenig hebend auf die Sittlichkeit gewirkt. Dagegen hängt diese mit den ersten Schwingungen der Regungen des Gewissens zusammen, und dieses wieder ist genau von dem Culturgrad einer menschlichen Genossenschaft bestimmt.

Diese wenigen Sätze werden genügen, um dem Leser eine Idee von Honeggers Auffassung der culturgeschichtlichen Probleme und seiner Denkart zu geben. Meinem eigenen Buche sagt man Eiseskälte nach, welche ihm die Weltanschauung des Verfassers eingehaucht habe. Nach den hier gelieferten Proben dürfen wir bei Honegger gewiß keine Gluthhitze erwarten; mag er auch der Kunst und Literatur, wie bei seinem Entwicklungsgange wahrscheinlich, mehr Raum widmen, ihnen eine eingehendere Berücksichtigung zu Theil werden lassen, als dies bei mir der Fall gewesen, so viel läßt sich schon jetzt absehen, daß eine auffallende Discrepanz der Grundansichten in beiden Werken nicht zu Tage treten wird. Möchte ich auch in einigen, übrigens ziemlich untergeordneten Punkten in diesem ersten Bande mit dem geschätzten Verfasser nicht völlig Einer Meinung sein, möchte ich auch die Darstellung, im Interesse des Buches selbst, weniger fragmentarisch und abgerissen, stilistisch mehr gerundet gewünscht haben — es sind dies Nebendinge, welche gegenüber den großen Vorzügen des Ganzen durchaus verschwinden. Da ich selbst die Schwierigkeit einer solchen Arbeit vollauf zu würdigen in der Lage bin und mich gewiß nie dem Wahne hingeben konnte, es sei etwa mit meinem eigenen Buche ein schwer zu überholender Markstein erreicht, so will ich vielmehr unverhohlen der Freude Ausdruck verleihen, Honeggers Allgemeine Culturgeschichte als eine vom Geiste der modernen Wissenschaft durchtränkte, unabhängige und unbefangene, in ihrer Anlage weitausfehende Leistung begrüßen zu können.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ein Verkommener.

Drama in vier Acten von Leonhard Marholm.

War das Leben oder war die Nachwelt dem unglücklichen Johann Christian Günther ungnädiger? Es ist dies eine wohl aufzuwerfende Frage, denn so elendiglich Günther an eigener Schuld zu Grunde ging, die medisanten Nachgeborenen verzerrten sein ohnehin schwankendes Charakterbild noch mehr. Säufer, Wüstling, Vagabund, Ehebrecher, Gottesleugner, Pornograph — es ist beinahe keine Schande, die man nicht dem genialen Hauptvorläufer Lessings angedichtet hätte. Am mildesten hat noch Goethe über ihn geurtheilt: „Er wußte sich nicht zu zähmen, darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Das dürfte wohl das Richtige sein. Günther war eine wilde, leidenschaftliche Natur, von leicht entzündlichem Herzen, ohne sittlichen Halt. Von da bis zu dem moralischen Schensal, das Steinbach, Bürkner, Litzmann aus ihm machten, ist es aber noch ein weiter Weg, und die jüngsten Forschungen eines Kalbeck und Wittig lehren uns, daß der Dichter viel, viel besser war als sein Ruf. Ein jedes neu aufgefundene Document zeugt gegen die Verleumdungen und Anschwärzungen, denen der unglückselige Schlesier zum Opfer fiel. Seine neueste Biographie in dramatischer Form urtheilt anders. Leonhard Marholm nennt ihn einen Verkommenen und macht ihn zum wenig beneidenswerthen Helden eines Dramas, das ohne Zweifel die schwerste Prüfung ist, die Günther posthum noch auszustehen hatte.

Wir sehen hier nicht Johann Christian Günther in seiner Liebe zur Leipziger Leonore. Das vielberufene letzte Rendezvous am Grabe ihrer Eltern wird uns geschenkt. Gebrochenen Herzens, verwüsteten Geistes und zerrütteten Körpers, ein Verkommener, erscheint der poeta Caesareus laureatus in Breslau, und es beginnt jenes Verhältniß zu Frau Marianne von Breßler geb. von Wirth, das den Biographen schon so viel Kopfzerbrechens gemacht hat. Es bildet den Angelpunkt von Marholms Drama. Der früheste Günther-Biograph Steinbach berichtet 1738, also 19 Jahre nach dieser Begebenheit: „Da Günther überhaupt im Breßlerischen Hause gar zu frey wurde und von daher allein leben wollte, auch von dar und dorten her allerhand Histörchen, so er hin und her gespielet, erzehlet wurden, hätte man sich seiner gerne nach und nach entzogen, wozu man auch allerhand Anstalten machte. Die Frau von Breßlerin, die ihn doch noch wegen seiner Dichtkunst gar wohl leiden mochte, rückte ihm zu unterschiedenen Malen seine freye Aufführung vor, stellte sich auch gegen ihn etwas kaltsinniger, daher sie auch das Dichten, ihrem Vorgeben nach, ganz auf die Seite legte. Günther richtete an sie ein Gedicht, als wenn es ihr wäre zu dichten verboten worden. Es wolte aber vor Günthern hier nicht mehr seyn, der also seinen Fuß weiter setzte.“ Spätere Biographen haben aus dieser anscheinend literarischen Liaison ein ehebrecherisches Verhältniß deducirt, obwohl in keinem Gedichte Günthers an Frau von Breßler mehr als dichterische Galanterie gegen seine schöne Wohlthäterin zu erkennen und trotzdem in seiner eigenen Beschreibung seines Breslauer Lebens nicht die Spur einer Verstimmung, sondern vielmehr das vollste Lob der Dankbarkeit gegen Herrn oder Frau von Breßler zu finden ist. Namentlich der letzte Forscher, Litzmann, macht über Günthers „unsittliches Benehmen“ sehr moralisirende Glossen. Der Verfasser des „Verkommenen“ endlich weiß eine andere Auskunft. Günthers menschliches und literarisches Verhältniß zu Frau von Breßler, aus der er eine Lustspielwittwe macht, war ein Mißverständniß! . . . Seine Liebesbetheuerungen in Prosa und Versen galten nicht ihr, sondern einer Nichte ihrer Verwandten Binette Tüchtig (!), und diese Nichte heißt Leonore Jachmann! Et nunc erudimini!

Der erste Act spielt im Salon der Frau Wittwe von Breßler. Eine seiner Haupteigenthümlichkeiten ist, daß die Gäste sich da gegenseitig alle möglichen Grobheiten an den Kopf werfen. Günther erscheint in ziemlich angeheitertem Zustande, und Besser und König, seine Brüder in Apoll, wittern gleich in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler im Kampfe um Hof- und Frauengunst. Günther zeigt seine Fertigkeit in der edlen Kunst des Improvisirens, indem er einige seiner Gedichte an die Adresse von Besser, Marianne und Leonore aufsagt. Den Actschluß bildet, überaus unglücklich, das mißverstandene Liebesgeständniß. Günther spricht von Leonore, Marianne bezieht seine Liebe auf sich. Der Vorhang thut wohl daran, so schnell wie möglich zu fallen, denn ein einziges Wort kann das grausame Mißverständniß, auf dem das ganze Stück beruht, aufklären.

Der zweite Act bringt Günthers Vater herbei, der etwas Näheres über seinen verlorenen Sohn wissen möchte. Er ergeht sich in endlosen Klagen und zeiht seinen Christian sogar des Diebstahls. Vor Jahren hat ihm der saubere Herr Sohn nämlich geschrieben, daß er zu promoviren beabsichtige, was ein hübsches Stück Geld koste; der Alte habe ihm seinen Sparpfennig mit dem Auftrag geschickt, den Rest bei einem ehemaligen Universitätsfreund anzulegen, damit die zum Kapital geschlagenen Zinsen den Ausfall ergänzen sollten. Seither war sein Sohn verschollen und als nun das väterliche Haus eines Tages in Flammen aufging, wobei die Bewohner nur das nackte Leben retten konnten, da schrieb der Kreisphysikus Günther aus Striegau an seine „Connexion“ in Leipzig um die verzinste Summe, erhielt aber zur Antwort, daß man nichts von einer solchen wisse. Frau Marianne hat einen heroischen Entschluß. Sie gibt vor, Christian habe das Geld keineswegs unterschlagen, sondern vielmehr bei ihrem hochseligen Manne sicher angelegt. Man weiß nicht, ob die Freude des alten Günther mehr dem wiedergefundenen Gelde oder dem wiedergefundenen Sohne gilt, aber seinem Entzücken wird nur allzu bald ein Dämpfer aufgesetzt, als er den frommen Betrug der liebenden Frau Marianne entdeckt. Er wirft ihr das Geld vor die Füße, und da er just seinen Sohn an Leonorens Arm eintreten sieht, so beeilt er sich, ihm ganz unverhohlen seine Meinung zu sagen und das junge Ding vor dem verlotterten Menschen zu warnen. Leonore wird in der That stutzig, was man ihr am Ende ja nicht verdenken kann. Gleichzeitig zieht auch Marianne, die ihren süßen Irrthum einsieht, ihre Hand von ihm zurück. Aber Günther verzagt noch nicht, denn es eröffnen sich ihm andere Aussichten. Er hat ein Gedicht auf den König Friedrich August II. von Polen und Sachsen gemacht, der sich eben in Breslau aufhält, und dieser devote Lobpsalm hat dergestalt Gnade vor des Königs Augen gefunden, daß Günther hoffen darf, zum Hofdichter ernannt zu werden. Hat er des Königs Beifall bei der heutigen Audienz, so ist ihm eine ehrenvolle Bestallung gewiß.

Im dritten Act fangen die Contremines zu springen an. Hofpoet König, dessen Nachfolger im Amte Günther werden soll, gerade wie er ihn aus Mariannes Herzen verdrängt hat, lockt den schlesischen Collegen in eine plumpe Falle. Statt in den Empfangssaal des Königs August wird Günther in das Apartement Königs im Palais gewiesen. Dort findet er lustige Gesellschaft am gedeckten Tischchen, und es währt nicht lange, so ist es König und seinen Mitverschworenen gelungen, ihn in den gar nicht coursähigen Zustand der Betrunkenheit zu versetzen. In Folge dessen stürmt er unangemeldet vor Ihro polnische und sächsische Majestät, wird natürlich hinausgewiesen, und mit seinen Chancen bei Hofe ist es für immer vorbei. Wie man sieht, hat Marholm hier das alte Märchen von Günthers Betrunkenheit im Salon des Grafen Schaffgotsch zu Breslau, wodurch er sich die Gunst des Augenblicks verscherzt haben soll, an geeigneter Stelle verwerthet. Der Act endet mit den Zornausbrüchen der ins Gerede der Klatschbasen gekommenen Frau Marianne und dem melodramatischen Vaterfluche des alten Günther.

Damit ist die Komödie eigentlich zu Ende. Was jetzt noch folgt, ist blos für die unverbesserlich neugierigen Leute hinzugefügt, welche immer das Ende vom Liede wissen wollen und erst dann mit dem Helden zufrieden sind, wenn sie ihn „auch todt im Wochenblättlein lesen“ können. Aus Johann Christian Günther ist der tolle Christel geworden, der sich zum Spott und Aerger der Bauern in den Dorfschenken an der Leipziger Poststraße herumtreibt, mit einem brennenden Scheit in der Hand umher rast und zuletzt, wie Zolas Coupeau, am Alkoholismus zu Grunde geht; freilich auf sentimentale Weise: in den Armen seiner beiden Geliebten, Leonore und Marianne, die ein sinnreicher Theaterzufall des Weges daherführt.

Gebührt dem Gaste des Residenztheaters, Herrn Barnay, der Dank der Kritik dafür, daß er dies neue Stück, das ohne seine wichtige Gönnerschaft wohl nie das Licht einer Berliner Rampe gesehen hätte, protegirt und auf die Bretter des kleinen Theaters an der Blumenstraße verpflanzt hat? Ja und nein. Ein besonderes, der Aufmunterung werthes Talent kann ich in dem ohne Zweifel pseudonymen Herrn Marholm, der mir eine Dame zu sein scheint, nicht erblicken. Von dem Ungeschick der Seenenführung und Motivirung zu geschweigen, die den Anfänger verräth, aber noch der Besserung fähig wäre, zeigt sich doch nirgends weder in der schwülstigen Sprache, noch in den ein leidenschaftliches Tempo fordernden Seenen ein echt dramatisches oder auch nur literarisches Talent. Die geistige Frische und naive Kraft des begabten Anfängers fehlen. Trotzdem muß die Kritik Herrn Barnay verbunden sein, daß er sich überhaupt zu einer Vergrößerung seines Repertoires herbeizulassen geruhte. Die großen Herren des Virtuosenthums haben uns daran gewöhnt, in Betreff der Reichhaltigkeit ihres Repertoires recht bescheiden zu sein. Da werden jahraus jahrein immer die nämlichen Paradegäule getummelt, dieselben Seenen mit den gleichen Kunstpausen, Grimassen, Nuancen und Abgängen versehen und der Dichter immer mehr in die zweite und letzte Reihe geschoben. Es ist jedoch Herrn Barnay hier der Beweis gelungen, daß sich ein Bühnenvirtuos, wenn er nur ernsthaft will, auch in das mangelhafte Stück eines Anfängers liebevoll vertiefen kann. Er hat sein Bestes geboten und uns großmüthig fast ganz mit den Auswüchsen der Routine verschont. Er spielte den Günther vielleicht allzu sehr mit der Nareiß-Maske — dies mag ihn zu dem ganzen Stück hingezogen haben — aber sonst sprach er natürlich und spielte schlicht und folglich ergreifend. Das Verlotterte, Nonchalante, Zerrüttete kam trefflich zur Darstellung, und einige Momente, wie die verhängnißvolle, an die unrechte Adresse gerichtete Liebeserklärung vor dem ersten Actschluß, die Verzweiflung, als sich Leonore von ihm abwendet, und die Orgie im dritten Act, wo die Trunkenheit in seine düster brütenden Gedanken hineinspielt und sie zuletzt übermannt, waren eines Meisters werth. Von den übrigen Darstellern und ihrer Kunst wollen wir, nachdem das Publicum darüber gelacht hat, doch lieber schweigen. Z.

Notizen.

Neuerdings haben die Vorgänge in Frankreich, die chauvinistischen Kundgebungen unserer guten Nachbarn von jenseits der Vogesen gegen Deutschland die Aufmerksamkeit überall einigermaßen gefesselt. Man hat die Bedeutung derselben vielleicht etwas überschätzt, wozu die Beseitigung Freycinets und das Erscheinen des gambettistisch angehauchten Duclerc an der Spitze der Geschäfte das ihrige beigetragen haben. Doch weiß sich gerade dieses Ministerium von außen her scharf überwacht und wird schließlich ganz so Frieden halten, wie es selbst Gambetta trotz seiner auf einige turbulente Volksschichten berechneten hochtönenden Phrasen und Programme gethan hatte oder thun mußte. Die Pariser Regierungsorgane haben auch schon die heroischen Vorkämpfer der Straße St. Marc sowie die Prügelhelden des Odeons in allen Tonarten verleugnet und verwarnt. Selbst vor den intransigenten Augen Rocheforts in seiner Laterne hat der wichtigthuende Janhagel keine Gnade gefunden. Man hat bei uns gewiß Recht, den Schreihälsen die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Aber es wäre ohne jeden Zweifel ein Fehler, wollte man Oel ins Feuer gießen und den schürenden Gecken, die Frankreichs in überwiegender Majorität friedensbedürftige und friedensfreundliche Bourgeoisie aufstacheln möchten, das Spiel erleichtern. Der gouvernementale Temps mahnt seine Landsleute zur Ruhe, und wenn er, um dabei nicht bismarckisch zu erscheinen, zugleich die angebliche diplomatische Niederlage des Reichskanzlers in Aegypten feiert, so sollte man ihn kaum einer Widerlegung würdigen. Jeder Einsichtige weiß ohnehin, welche Bewandtniß es mit diesem vermeintlichen Echec am Nilufer hat. Nichts amüsanter wie die ausländischen Speculationen über Bismarcks Schachzüge, die auch in der ägyptischen Frage schon wieder ein ganzes buntes Kapitel bilden. Bald soll er England ein Bein stellen, bald die Westmächte um jeden Preis spalten wollen und deswegen umgekehrt die Pforte im Stich lassen, zu den Uebergriffen Großbritanniens schweigen. Die letztere Vermuthung ist auch bei uns nicht ausgeblieben, wie denn ein Theil der heimischen Presse, wenn es sich um auswärtige Fragen handelt, nicht selten dem leitenden Staatsmanne die wunderlichsten Dinge zuschreibt und damit nach außen hin ein keineswegs gutes Beispiel gibt. Daß, wenn England und Frankreich sich zanken, Deutschland den Vortheil davon hat, ist eine landläufige, aber gleichwohl sehr problematische Vorstellung. Erfahrene und kundige Leute haben oft die entgegengesetzte Ansicht geäußert. England ist trotz jeweiliger ihm aufgezwungener Kämpfe durch seine ganze Entwickelung, durch seinen Welthandel und seine über den Erdkreis ausgedehnten Beziehungen eine conservative, auf den Frieden angewiesene Macht, deren Zusammengehen mit Frankreich dieses heilsam zähmen und von Abenteuern zurückhalten muß. Eine französisch-englische Coalition gegen Deutschland ist geradezu undenkbar. Die Gefahr einer für uns bedrohlichen gegnerischen Allianz liegt nach der russischen Seite, und diese wird durch ein gutes Verhältniß zwischen den westlichen Kabinetten am wirksamsten durchkreuzt. Die pathetischen Versicherungen des Journal des Debats, des Temps und Genossen, Frankreich werde sich nicht durch deutsche Intriguen von England trennen lassen, können denn auch bei ruhigen und aufmerksamen Beobachtern nur einen heitern Eindruck hervorbringen. Es sieht im Uebrigen trotz der ägyptischen Wirren, die uns am Ende nur indirect berühren, und trotz vorübergehender französischer Zuckungen im Großen und Ganzen nach Frieden aus. Auch Gambetta, käme er wieder zur Herrschaft, würde ihn nicht stören können. Als er noch Frankreich regierte, wußte man in Deutschland vollkommen, wessen man sich unter für seine Revanchegelüste günstigen Bedingungen von ihm zu versehen hatte. Aber es geschah von Berlin aus nichts, was seinen Sturz beschleunigen und die empfindlichen Franzosen sagen lassen könnte, daß wir uns in ihre inneren Angelegenheiten mischen wollten. Man erinnert sich der seiner Zeit fast in allen öffentlichen Blättern Europas verbreiteten Fabeln und Erfindungen über Gambettas Besuch in Varzin. Subtile Zeitungsschreiber hatten dem Dictator von Tours seinen Ausflug auf Tag und Stunde nachgerechnet und den unwiderleglichen Beweis geführt, daß er den Reichskanzler auf dessen Landgut gesehen haben müsse. Es war bekanntlich kein wahres Wort daran. Aber der Berliner gewöhnlich sehr prompte Dementirungsapparat schwieg. Es sollte nicht auf deutsche amtliche Enthüllungen hin heißen, Gambetta habe die Entrevue gewünscht und einen Korb erhalten. Erst als Gambetta in einem Gespräche mit dem Prinzen von Wales die Zusammenkunft etwas unziemlich spöttisch in Abrede stellte und das Desaveu durch Herrn Blowitz in der Times veröffentlichen ließ, erfolgte in einem diesseitigen ministeriellen Organ die negative Bestätigung des Factums, daß Gambetta an Varzin vorbeigereist war. Diese Einzelheiten wurden erst ganz vor kurzem irgendwo in Erinnerung gebracht, und sie können als zuverlässig gelten. Man mag daraus erkennen, welch eine gemessene Haltung die officiellen deutschen Kreise Herrn Gambetta gegenüber beobachtet hatten. Sollte er als Ministerpräsident wiederkehren, oder durch Mittelspersonen seinen Einfluß noch mehr verspüren lassen, so würde unsere Wachsamkeit sich verdoppeln, aber wir würden ohne viele Redensarten, Exclamationen und journalistische Trompetenstöße mit ihm fertig werden.

* * *

„Deutsche National-Litteratur. Historisch kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner (Berlin und Stuttgart, W. Spemann)" ist der Titel eines Unternehmens, welches um seiner Eigenartigkeit willen gewürdigt zu werden verdient. Wenn in der Hochfluth von Klassikerausgaben, die neuerdings in dem Büchermarkt eingetreten ist, die Unterschiede unter den einzelnen ganz geringfügiger Art sind, so nimmt die vorliegende von Joseph Kürschner herausgegebene „Deutsche National-Litteratur" eine Sonderstellung ein. Die bisherigen Ausgaben enthielten theils die Schriften eines unserer deutschen Geisteshelden, theils hatten die Herausgeber Streifzüge auf dem Gebiete unserer Literatur, und allerdings meist der sogenannten klassischen, unternommen und die Werke derer, die ihrem Geschmacke besonders zusagten, zu einer häufig nicht eben glücklich zusammengestellten Sammlung vereinigt. Auch Kürschners Unternehmen stellt eine solche Sammlung dar, aber was sie von allen bisherigen trennt, ist der Rahmen, der sie umgibt. Wir werden hier nicht eine durch nichts, als die Bedeutung, welche sie an sich haben, motivirte Vereinigung der Geistesprodukte unserer literarischen Größen erhalten, sondern, wie der Herausgeber verheißt, ein Amalgam von Literaturdenkmälern und Literaturgeschichte, dergestalt, daß erstere durch das Band der letzteren zusammengehalten und ihre Beziehungen zu einander dargelegt werden. Die Idee ist neu und wird vermutlich nicht überall begeisterte Anhänger finden. Mancher wird die literarhistorische Umrahmung als überflüssig bezeichnen, Manchem ist auch die Schablone der bisherigen Sammlungen lieb geworden, das literarhistorische Bindeglied erscheint ihm ebenso störend wie der einzelne lebende Bilder oder einzelne Theile einer Tondichtung verbindende Text. Wir dagegen sind der Ansicht, daß man den literarhistorischen Faden, welcher sich durch die Collection zieht, nicht mit einer Geschichte der Literatur identificiren kann, und dafür spricht auch die Absicht des Herausgebers, dem ganzen Werke einen Grundriß der deutschen Literaturgeschichte beizugeben; daß andrerseits ein solches Bindeglied von erheblicher Bedeutung für das Verständniß der einzelnen Theile ist, wird wohl Niemand leugnen wollen. Die Wahl zwischen der geringfügigen Störung und den eminenten Vortheilen ist nicht schwer. Die Anordnung des Ganzen wird um so mehr gerechtfertigt, als die Adresse, an welche sich Kürschners Ausgabe richtet, das große Publicum ist, aber gerade deshalb hätte ein Ausdruck in der dem ersten Hefte vorausgeschickten Ankündigung vermieden werden sollen, welcher dieses irrezuleiten geeignet ist. Jemand, der die Bemerkung liest, das geplante Unternehmen sei in erster Linie dem heranwachsenden Geschlechte bestimmt, und der dann beim Durchblättern des ersten Heftes die Anmerkungen unter dem Texte entdeckt, könnte auf den Gedanken kommen, es sei eine neue, das ganze geistige Schaffen der Nation umfassende und berücksichtigende Schulausgabe mit erklärenden Anmerkungen beabsichtigt. Und doch ist dem nicht so. Wir haben eine historisch-kritische Ausgabe vor uns, die den Text in sorgfältigster Revision bringt, erklärt durch Commentare und Einleitungen, und vervollständigt durch Material, das theils zum ersten Male gedruckt, theils bisher noch nicht Aufnahme in einer Gesammtausgabe fand; nebenbei findet man da die Angabe der nöthigen bibliographischen Hülfsmittel, sowie eine Berücksichtigung der zeitgenössischen Kritik, so daß sich die Literaturgeschichte zum culturhistorischen Abbild des Dichters und seiner Zeit erweitert. Als Concession an den Zeitgeschmack kommt ein Schmuck von Illustrationen dazu, freilich nicht im Sinne der berüchtigten „Illustrirten Klassiker"-Ausgaben, die zu Bilderbüchern für die gedankenlose Menge herabsinken, sondern künstlerische Beigaben zum literarisch-bibliographischen Theil: Dichterporträts nach beglaubigten Vorlagen, Facsimiles, Titelblätter der ersten

Ausgaben, Reproductionen von Theaterzetteln, Dichterhäuser und gräber u. s. w.

Der Herausgeber hat die gesammte Entwicklung unserer Literatur in sieben Perioden getheilt und die bedeutendsten Produkte einer jeden sollen in der „Deutschen National-Litteratur" zur Publication gelangen. Die lange Reihe der Mitarbeiter enthält Namen von ausgezeichnetem historischen Klange wie H. Düntzer, Karl Bartsch, Ludwig Geiger, H. Lambel, O. Behaghel, Bierlinger, C. Lemcke, Blümner, Boxberger, Franz Muncker, Frhrr. v. Liliencron, Jacob Minor, H. Pröhle, Paul Nerrlich, Erich Schmidt, H. Oesterlei, K. J. Schröer, C. Wendeler u. A. Die drei Seiten des Umschlages geben Notizen aus der literarischen Welt. Das erste Heft bringt den Anfang des ersten Theiles von Goethes Faust, herausgegeben von Heinrich Düntzer. Dem Abdruck der Dichtung geht eine Einleitung voraus, in welcher die Genesis des Werkes naturgemäß den größten Raum einnimmt. In den Kreis ihrer Betrachtung zieht sie ferner die Faustpläne Lessings und des Malers Müller. Die Entwicklung der Sage nach Pfitzer, dessen Bearbeitung derselben neben dem Puppenspiel Goethes Quelle bildete, zeichnet sich durch ungemeine Klarheit und Durchsichtigkeit aus. Weshalb der Dichter Wissensdrang an Stelle der von den Quellen gebotenen Genuß- und Ehrsucht einsetzte, wird eingehend begründet. Auch der schwierigen Frage der Bühneneinrichtung des ersten Theiles der Dichtung tritt Düntzer in einem kurzen Abschnitte näher. Daran schließen sich Angaben über das, was bisher für die Faustforschung geschehen, und Mittheilungen über die ersten Aufführungen im Schlosse Monbijou zu Berlin im Jahre 1820, am Hoftheater zu Braunschweig, in Dresden, Leipzig und Weimar, über Bühnenbearbeitungen und Ausgaben. Die unter den Text gesetzten Anmerkungen hätten etwas sparsamer sein können, doch soll man mit dem verdienten Herausgeber nicht im Einzelnen darüber rechten, was, unbeschadet des Strebens, bei dem Leser nirgends einen Zweifel bezüglich des Verständnisses der Dichtung bestehen zu lassen, hätte fortbleiben können. Das Zuviel ist hier weniger gefährlich als das Zuwenig. Das letztere macht sich nur an einer Stelle fühlbar. Wenn der Herausgeber „seine eigenen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten" mit „ihm seine eigenen Vorstellungen zu entwickeln" erläutert, so hätte er billigerweise auch auf der folgenden Seite der Einleitung „der ganze Faust sollte zwei beträchtliche Bände, über zwei Alphabete, ausmachen" erklären müssen.

Außer einer Handzeichnung Goethes begleiten das Heft Nachbildungen des Titelkupfers vor dem siebenten Bande der „Schriften" Goethes, der die erste Aufführung des Faust anzeigenden Theaterzettel von Braunschweig und Weimar, endlich einer Seite aus der auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschrift der Valentinscene. Die Illustrationen sind dem großen Publicum bestimmt, um dieses, welches nicht häufig in der Lage ist, seltene alte Drucke, erste Ausgaben, Handschriften und Aehnliches aus eigener Anschauung kennen zu lernen, mit charakteristischen Aeußerlichkeiten vertraut zu machen. Der kleineren Gemeinde derer, welche die Ausgabe ihren wissenschaftlichen Arbeiten zu Grunde legen, kommen vorzugsweise die durchgeführte Zeilenzählung und die zu erwartenden Registerbände entgegen.

Alles in Allem haben wir hier — schon die erste Lieferung läßt es erkennen — ein überaus zeitgemäßes, verdienstliches, unterstützungswürdiges Unternehmen vor uns, das dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern, wie auch dem durch Unternehmungsgeist und Geschmack rühmlichst bekannten Verleger zur hohen Ehre gereicht. Die äußere Ausstattung und zumal die typographische Ausführung sind so gediegen, daß die Billigkeit des Preises — 50 Pfennig die Lieferung — damit ganz und gar nicht im Einklang steht. Um so größer wird die Verbreitung sein. Unser Publicum in weitesten Kreisen wird sich daran gewöhnen, die Literatur nicht aus Compendien ihrer Geschichte, sondern aus frischer unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen. Hier ist ihm das beste Material in geradezu überwältigender Fülle und sorgfältiger Verarbeitung geboten: die innige Vereinigung von Literatur und Kritik angewandt auf die Gesammtheit der deutschen Literatur. Darum wünschen wir der großartig angelegten „Deutschen National-Litteratur" Kürschners auch den verdienten großartigen Erfolg!

F. Kanitz, Donau-Bulgarien und der Balkan. 3 Bände. 2. Auflage. Leipzig, Renger (Gebhardt u. Wilisch).

Diese ernsthaft angelegten und anschaulich ausgeführten Reise-Studien aus den Jahren 1860—1879, die bei ihrem ersten Erscheinen mit Recht als objectiv und bahnbrechend gerühmt wurden, erfordern schon heute einen Neudruck, was bei einem durch reiche Ausstattung mit Illustrationen und Karten nothwendig sehr kostspielig gewordenen Werke doppelt ins Gewicht fallen muß. Dies treffliche Buch verdient wirklich sein Glück und wird nunmehr, obgleich — oder weil? — der Berliner Areopag seither Rumänien, Serbien, Montenegro unabhängig erklärte, Oestreich zum Curator Bosniens und der Herzegowina bestellte und auch ein Fürstenthum Bulgarien gründete, trotz alledem nicht antiquirt sein, sondern als zuverlässiger und bis in die neueste Zeit fortgeführter Rathgeber in zukünftigen Verwicklungen befragt werden. Sind doch, von Griechenlands Forderungen und Albaniens ungeklärter Zukunft abgesehen, die Neugestaltungen im illyrischen Dreiecke durchaus nicht abgeschlossen, wie auch das Los des von Beginn problematischen „autonomen Ost-Rumelien" keineswegs entschieden ist.

* * *

Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit. Dargestellt von Ludwig Lindenschmit. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Ein werthvoller von zwölf Tafeln begleiteter, zu einem Unterrichtsmittel für höhere Lehranstalten bestimmter Beitrag zur Kenntniß der römischen Bewaffnung, sowie zur Kunde unserer vaterländischen Alterthümer, indem die darin gebotenen Darstellungen zum größten Theile die Tracht und Ausrüstung des durch mehrere Jahrhunderte am Rhein stehenden Römerheeres vorführen. Bisher mußten immer blos die römischen und griechischen Schriftsteller befragt werden, wobei fast nur die Kenntniß der Namen der einzelnen Waffenstücke und ihrer Vertheilung auf die verschiedenen Truppenkörper gewonnen wurde, da leider die flüchtigen und oft schwer verständlichen Beschreibungen der einzelnen Gegenstände keine klare Anschauung ermöglichen. Auf Grund der hier besonders berücksichtigten rheinischen Denkmale und Fundstücke haben nunmehr wichtige und bisher nur dem Namen nach bekannte Theile der Legionarbewaffnung greifbare Form und Gestalt angenommen.

* * *

Byzantinische Novellen von Hermann Lingg (Berlin, Otto Janke). Erst seit Kurzem hat sich Hermann Lingg nach reichen Erfolgen auf politischem Gebiete der Prosa zugewandt, um zu einem zahlreicheren Publicum reden zu können, als es gemeiniglich heutzutage sich dem Poeten gegenüber einfindet. Das ist eine Signatur der Zeit, der auch viele andere namhafte Dichter Rechnung zu tragen beginnen, wiewohl Roman und Novelle bei ihnen nicht aus innerer, künstlerischer Nöthigung entstehen, wie vorher lyrisches und episches Gedicht, Essay oder Buchdrama. Es gewährt einen eigenen Reiz, den bekannten Poeten als Novellisten zu beobachten, aber daß Hermann Lingg dabei nicht in seiner eigentlichen Domäne thätig ist, darüber wird und kann Niemand im Zweifel sein. Seine „Byzantinischen Novellen" vermögen uns nicht recht zu erwärmen. Der Dichter wollte sich wohl gleich von vornherein dem Zeitgeschmack zuwenden, als er, einmal zu novellistischer Production entschlossen, auch sofort culturhistorische Novellen schrieb. Aber abgesehen davon, daß die Probleme, um die es sich hier handelt, für uns von geringem Interesse sind — z. B. im „Bilderstreit" — ist der Dichter auch in dem Bestreben, kurz zu sein, in den Fehler verfallen, die Ereignisse sich geradezu einander jagen zu lassen, so daß oft auf einer Seite Schlacht, Aufruhr, Sieg, Frieden in verwirrendem Durcheinander abgehandelt werden. Es kommt zu viel in diesen Geschichten vor, und zu wenig wirklich Fesselndes, Originelles, Spannendes, es herrscht keine künstlerische Ruhe, die Helden erregen zu wenig unsere Sympathie, verschwinden überhaupt zu sehr im Gewirr der handelnden Personen. Am besten haben uns die skizzenartigen Novellen „Doppelte Kriegslist" und „Das Haupt" gefallen, auch „Nikisa" ist nicht ohne Reiz. In den anderen, besonders in „Die Wagenlenker", geht es doch etwas gar zu bunt her. Wir würden Hermann Lingg lieber bald einmal auf näher liegendem Gebiet begegnen. T—n.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Kraft-Zwieback,

welcher bei Skropheln, Katarrh, Magenleiden und namentlich schwachen Kindern u. Erwachsenen v. vielen Aerzten empfohlen wird, aber auch des guten Geschmacks wegen im Allgemeinen zu Thee und Kaffee gern gekauft wird, empfiehlt und versendet stets nur als frische Waare

Grünberg i. Schl.
Hornig, Bäckermstr.

à kg ℳ 1.50 gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages, bei Bestellgn. von 4 kg franco Zusendung. Emballage wird nicht berechnet.

Ich enthalte mich aller üblichen Attestschreiberei, sende aber auf Wunsch gegen Einsendung des nöthigen Portos ½ kg franco und gratis.

Was sollen wir lesen?

Das ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische
Schweizer, Ungarische
Holländische, Belgische
Amerikanische, Englische
Französische, Hebräische
Italienische, Schwedische
Norwegische, Spanische
Portugiesische, Polnische
Neugriechische, Russische
Arabische, Rumänische
Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.
Probe-Abonnement für September 85 Pf.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S. W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Novität von R. Baumbach.

Von der Landstrasse.
Lieder
von
RUDOLF BAUMBACH.
Preis eleg. brosch. ℳ 2.—
Vorräthig in
Kalbleder und Leinwand gebunden.

Verlag v. **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Band
Collection Spemann 31
Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.
enthält: Oskar Wächter, Vehmgerichte und Hexenprozesse in Deutschland.

Vom Fels zum Meer
Preis per Heft nur 1 Mark.
die verbreitetste, weil gediegenste, amüsanteste u. am reichsten illustrirte Monatsschrift, die über erste Mitarbeiter auf allen Gebieten verfügt, beginnt eben einen neuen Jahrgang und ladet zum Abonnement ein.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Soeben erschien:
Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik
herausgegeben von Professor Dr. **Johannes Conrad** in Halle a. S.
Neue Folge. Fünfter Band. 1.—3. Heft.
Preis des einzelnen Heftes 2 ℳ 50 ₰.

Inhalt: **Heym**, Die Zillmersche Theorie der Reserveberechnung und die zukünftige Versicherungsgesetzgebung. — **Lexis**, Zur Währungsfrage. — **Sartorius von Waltershausen**, Arbeitszeit und Normalarbeitstag in den Vereinigten Staaten von Amerika. — **Soetbeer**, Preussisches Volkseinkommen im Jahre 1881. — **Földes**, Die Eisenbahnenquête in Italien. — **Schuhmann**, Die italienische Agrar-Enquête. — **v. d. B.**, Die Preisentwickelung während der letzten Decennien nach den Hamburger Börsennotirungen. — Die Schwankungen des Discontosatzes in den letzten Decennien. — Coursnotirungen in Paris, Wien und Berlin im Anfang des Jahres 1882. — Nationalökonomische Gesetzgebung. — Literatur. — Uebersicht über die neuesten Publikationen Deutschlands und des Auslandes.

Soeben erschien in elegant ausgestatteter neuer Auflage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. P. L. Bouviers
Handbuch
der
Ölmalerei
für
Künstler und Kunstfreunde.
Sechste Auflage.
Mit Illustrationen.

Nach der
fünften Auflage gänzlich neu bearbeitet
von
A. Ehrhardt,
Professor a. d. Kgl. Akademie der bildenden Künste zu Dresden, Mitglied des akademischen Rats, Ritter etc.

Nebst einem Anhang
über Konservierung, Regeneration und Restauration alter Gemälde.
Preis geheftet 9 ℳ, gebunden 10 ℳ 50 ₰.

Dieses Werk bildet in Folge seines sachkundigen und reichen Inhalts einen unentbehrlichen Ratgeber für jeden Künstler und Kunstfreund. Um die Anschaffung desselben zu erleichtern, lassen wir gleichzeitig eine Ausgabe in fünf Lieferungen à 1 ℳ 80 ₰ erscheinen.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke & Sohn
(M. Bruhn).

Interessant!
Soeben erschien in **dritter** (Pracht-) Auflage auf Velinpapier:
Schöne Geister.
Künstler-Novellen und Skizzen
von
Bernhard Stavenow.
17 Bogen. Eleg. geh. 4 ℳ, geb. m. Goldschnitt 5 ℳ.

Das Geheime Civil-Kabinet des **Deutschen Kaisers** hat an den Verfasser folgendes Schreiben gerichtet:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben das von Ew. Wohlgeboren dargebotene Exemplar Ihres Buches „Schöne Geister" anzunehmen beschlossen und werden dieser Sammlung von originellen Künstler-Novellen nach noch näherer Einsicht ihres Inhalts gern einen Platz in Allerhöchst Ihrer Handbibliothek einräumen. Von Seiner Majestät beauftragt, Ihnen für die interessante Zuwendung zu danken, entledige ich mich dieses Befehls, indem ich Ew. Wohlgeboren von demselben ergebenst in Kenntniß setze. Der Geheime Kabinetsrath, Wirkliche Geheime Rath von Wilmowsky. — An Herrn Dr. Bernhard Stavenow Wohlgeboren in Görlitz."

Bremen.
Verlag von **Hinricus Fischer.**

Hierbei ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von Oskar Leiner in Leipzig über „Esaias Tegnérs, des Sängers der Frithiofs-Sage, poetische und prosaische Werke."

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 39. Berlin, den 30. September 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Deutsches aus den Trienter Alpen. Von Ludwig Molendo. — **Literatur und Kunst:** Zur Erinnerung an einen halb Vergessenen. Ein Erinnerungsblatt zu Krauses fünfzigjährigem Todestag. Von Moritz Brasch. — Roman oder Novelle? Eine ästhetische Studie. Von Friedrich Spielhagen. (Schluß.) — Ein Sonntag in Lecco. Von H. Breitinger. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Kunstausstellungen. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Blind gegen Mathy. Von Karl Blind und L. Mathy. — Inserate.

Deutsches aus den Trienter Alpen.

Von Ludwig Molendo.

Der verlorene Bruderstamm der Friesen, den uns die Dänen so lange vorenthielten, hat ein seltsames Gegenstück im Süden, in den Trienter und Venezianer Alpen. Im Norden suchten einem deutschen Lande die Dänen ihre unerquickliche Sprache aufzudrängen; im Süden überfluthet das melodischere Idiom Italiens unser Gebiet, aber nicht weil die gewaltigen Signori uns bezwungen hätten, sondern weil der Bund zweier volks- und freiheitsfeindlicher Gewalten und sonstige Zufälle es so wollen. Dort im Gebirge zwischen dem Pusterthal und den Poebenen, zwischen Etsch und Boita (Piavegebiet) stoßen heute die Grenzen zweier großen Sprachen und Nationen in der mannichfaltigsten Zersplitterung aneinander, und zwischen sie eingekeilt stecken auch noch Trümmer einer in der Vorzeit weitverbreiteten, heute fast aussterbenden Race, welche von den beiden bald nur zurückgedrängt, bald fast ganz aufgesogen wurde. Noch heute, nachdem die Anstürme der Kelten und Römer, der germanischen und slavischen Stämme auf die Ostalpen längst aufgehört haben, nimmt mancher Volkstheil steten reichlichen Antheil am Verkehre, während ein anderer ohne alle Berührung mit ihm wie verzaubert in einem wilden Hochthale der nächsten Nachbarschaft sitzt. Gibt es doch hier noch ein kaiserliches Landgericht, auf dessen Verkehrswegen keines unserer modernen Last- und Luxusfuhrwerke die nöthige Breite und Böschung findet, ein Gericht ohne Straßen, Livinallongo mit seinen Saumpfaden und antediluvianischen Karren.

Tiefer im Süden, durch doppelte Bergketten von rothem Porphyr und Granit vom Avisiogebiete getrennt, zieht sich die große Längsthalung der Valsugana in üppiger Schönheit dahin, durchrauscht von der Brenta, dem Medocus der Alten. Ueber die niedrige, vom lieblichen See von Caldonazzo erfüllte Wasserscheide hinweg setzte sich diese Thalbildung, vom Gewässer der Fersina erfüllt, nach Trient zur Etsch hinaus westlich fort. In Süd und Nord dieser Thallinie nun liegen zahlreiche deutsche Gemeinden in den innern Gebirgswinkeln versteckt, theils noch im Besitze ihrer Muttersprache, wie die venezianischen Sette Communi und wie Palu, theils ging sie verloren wie im Thal von Baselga. Eine dritte Gruppe solcher Deutschen findet sich zwischen Roveredo und den Sette Communi in Füllgreit an den Quellen des Astico und Leno. Alle diese Gemeinden sind von Italiens Sprache umschlossene und bedrohte Sprachinseln: die Thatsachen sind bekannt und mehrfach von L. Steub, Perkmann, Sternberg, Schaubach und Anderen besprochen. Ich wende mich deshalb lieber zu den mir durch langen mühevollen Aufenthalt liebgewordenen nördlicheren Gebieten, und werde erst später wieder auf diese südlichen Riffe zurückgreifen.

Aber nun diese Deutschen selber, wo sind sie denn heute zu finden? Sind es die Leute mit dem deutschen Schnitte des Conterfeis und herben italienischen Lauten auf der Zunge, — unfreiwillige Renegaten unserer Sprache, die ihnen Zeit und Menschen genommen? In der That, so lange wir die Bauern von Zembra nicht die süße Sprache Petrarcas zerquetschen hören, können wir sie für Landsleute halten. Deutsche Namen haften noch an Land und Leuten, an der Karte der Avisioalpen so gut wie an den Schildern in Cavalese, wenn schon auf ersterer nur mehr isolirt. Der runde Kopf des Monte „Kugal" oder „Cucal", und die „Sassi", welche den spaltartigen Eingang ins Monzonithal verdämmen, der Sasso di „Damm" und der S. di „Loch", auch Joch und Paß Sadola (Sattel) zwischen Fleims und Caoria, der Zwölferkogl und Gries in Fassa mahnten mich stets weniger an Rhätien und Rom, als an die Ortsbezeichnungen deutscher Berglente, welche auch in der westlichen Nachbarschaft jenseits der Pordoipässe einem von Buchen nie beschatteten Hochthale den Namen „Puchenstein" als Erinnerung an ihren Fleiß hinterlassen haben, wie sie auch in Gastein, Rauris und wo sie sonst Erz pochten, gethan. Auch der culturhistorische Stolz von Fleims, das Brüderpaar Christoph (1732 bis 1798) und Ignaz Unterberger (1748—1797), welche die Villa Pinziana in Rom schmückten, und von denen Ignaz die Weise Correggios so täuschend nachahmte, daß sein Bild als ein Correggio bezahlt und von R. Morghen gestochen wurde, blühte, wie ihr Name verbürgt, aus deutschen Wurzeln auf, gerade wie ihr berühmterer Nachbar aus Cadore, Tizian Vecellio, wohl vom deutschen Wetzel abstammt.

Die Bauerngerichte mit selbstgewählten Geschworenen und bäuerlichen Richtern, welche Cembra und Fleims besaßen (und wie man schreibt auch die Sette Commmi), deuten als deutsche Institution ebenfalls die Herkunft der verständigen Avisiobauern an. Auch der Zug des Herzens spricht für ihr deutsches Blut! das Volk trieb hier stets deutsche Politik und betet auch heute noch nicht am Altar der bella Italia. Hier kam es nicht, wie drüben im venezianischen Caprile, vor, daß wohlhabende junge Männer nach Piemont flüchteten, nicht nur um der österreichischen Conscription zu entgehen, sondern um wirklich dort Soldaten zu werden. Wenigstens was am Avisio gröbere Fäuste führt, Bauern und Handwerker, standen in bösen Tagen stets treu auf der Seite der Deutschtiroler, sie, denen doch unsere Sprache „in Verstoß" gerathen war.

Jetzt freilich ist die deutsche Sprache hier ein verlöschendes

Licht, das nächstens kaum mehr ein Gemeingut der Wirthe sein wird. Deutsch ist dort nicht salonfähig. Noch in den zwanziger Jahren und später verstanden sogar in den oberen Hochthälern der Valsugana die meisten Männer Deutsch. Jetzt wollen es die Leute ordentlich mit Gewalt vergessen. Man machte es ihnen zum unnützen Ballast, indem man es aus Kanzlei, Kirche und Seminar verbannte. Viele schämen sich in der That desselben, weil es nicht mehr „guter Ton" ist; und das ist eben einfach alles natürliche Folge davon, daß die deutsch-östreichische Bureaukratie in Südtirol ausgesprochen antinational vorging und sowohl gemischte, als auch rein deutsche Gemeinden fortdauernd mit Italienern, Laien wie Geistlichen, administrirte, d. h. sie einer anderen Nationalität hinwarf, so zu sagen als deutsches Erz für welsche Glocken. Dort haben reichliches Genießen und der enorme Arbeits- und Geldverlust, den die vielen frommen Gewohnheiten mit sich bringen, manchen Bauernhof von deutschen in italienische Hände gebracht, und wenn es an der Etsch so fortginge, würden sich die deutschen Dörfer allmählich in italienische verwandeln. Aber wo liegt der tiefere Grund der fatalen Erscheinung, und wo die Möglichkeit der Besserung? Gehen wir einen Schritt weiter, so finden wir einen Hauptschaden in jener Denkweise der Leute, die das irdische Betriebskapital lieber erbeten, als ersparen zu können wähnt, und die auf den Zufall rechnet, statt auf die Selbsthülfe. Man wirthschaftet hier noch in derselben theuren Weise fort, als ob seit 60 Jahren Arbeitslöhne und Steuern nicht enorm gestiegen wären, und man lernte nicht die Differenz durch Sparen, durch Meliorationen (z. B. im Weinbau von der theueren Anlage der Lauben an bis zur wenig sorgfältigen Lese), durch leichtere Beschaffung der Betriebsmittel, durch Abschaffung von Feiertagen und Ausdehnung des Marktes auszugleichen, wie man in der übrigen Welt mit leidlichem Erfolge versucht hat.

Es fehlt also in erster Linie an der Belehrung und Führung, es fehlt am guten Willen zur Belehrung: oder wenn letzteres nicht der Fall, dann müssen hier Unwissenheit und Schlendrian wahre Orgien feiern. Jedenfalls ist nicht nur der Bevormundete, sondern in erster Linie sind die Vormünder, geistliche wie weltliche, für die schlechte Dressur und das Unglück des willig oder vielmehr willenlos Folgenden verantwortlich.

Es ist nun keine sentimentale unpraktische Grille nationaler Biedermänner, hier klagen, zürnen und dreinfahren zu wollen. Es ist ja noch nicht zu spät. Der Krebs entwickelt sich erst seit fünfzig Jahren, seit der Restauration, — eine kurze Zeit im Leben eines Volkes, das hier, seit dem Eindringen der Ostgothen (487) und Longobarden (555), körperlich unverkümmert und mit einem sehr empfänglich angelegten Geiste seine dreizehn Jahrhunderte geblüht hat. Das Uebel ist nicht chronisch, ist kein Zeichen altersschwachen Verfalls; es ist noch heilbar, wenn es auch nicht mehr ohne Substanzverlust abgehen wird. Die Prognose ist noch günstig, wenn man nur ungesäumt an die Operation geht, wenn man sich nicht scheut, die richtigen Mittel auch redlich zu wollen, und nöthigenfalls den Patienten zu zwingen, sie zu nehmen. Sie liegen nahe genug und werden zwar kein Wunder — die Zeiten sind vorbei — aber langsame Genesung bewirken. Die Welt und speciell Oestreich hat schon ärgere Schäden verwunden, obwohl beiden die Cumings und wie die andern Propheten des Weltunterganges alle heißen, jedesmal das Ende prophezeiten. Nun, wir hoffen, die neuen Bahnen sollen dem deutschen Elemente zu Gute kommen, und vielleicht weht bald auch von Wien her ein frischerer Wind in dies schwüle Land.

In den östlichen Trientiner Alpen, am Leno und Astico, an der Fersina und in Füllgreit, zu Lafraun u. s. w. hat aber überhaupt kein üppiges Leben die Leute und die deutsche Sprache von der Heimat getrieben, davor schützen schon die geringen Bedürfnisse und geringen Mittel; hier steht es fest und ist ein Meisterstück der Verwaltungskunst, daß man deutschen Gemeinden absichtlich und ohne jeden Druck von außen ihre Sprache verkümmert. Sie sollte weichen, und hat auch alle milderen Thalsohlen verloren; sie lebt nur noch im kargen Hochlande, dessen Rauhheit ihr ein Asyl zu bieten scheint: die frische Luft gibt ihr die große Zähigkeit, mit der sie noch immer der Erstickung sich zu erwehren sucht. Auch der rohe Haß, mit dem die Schöngeister des Trentino alles Deutsche ächten wollen, scheint das unterbundene Nationalgefühl zu kräftigen Zuckungen zu galvanisiren.

Die Fluth der Verwelschung dringt von den südlichen Thalmündungen bereits bis 2800 Fuß Meereshöhe hinauf. Mindestens liegen um dieses Niveau herum die vor der heutigen Küste verstreuten genannten deutschen Sprachinseln; so hoch liegt auch Asiago (3133 Fuß) im Hauptkessel der Sette Communi, die allein 30—40,000 Seelen stark sind; so hoch auch jenes Palu im Canecathale, das man endlich der zerstörenden Woge noch im letzten Augenblicke zu entreißen sucht, und zwar nicht seitens der grünen Tische Innsbrucks, sondern von München aus regte es der Verfasser der deutschen — „Träume" an. Diese wackeren armen Bauern haben manchen Schmerzensschrei hell genug an ihre deutschen Oberlenker adressirt; fand man endlich die Sache doch interessant, so speiste man die Verwalteten mit irgend etwas wie Commission, Papier und Schlendrian ab: nur keine Anstrengung, es lebe die Gemüthlichkeit! Jetzt bitten die Bauerschaften auch im „Auslande" um deutsche Schulbildung und deutsche Groschen. Eine dringende Mahnung erging ans deutsche Volk ... ja, wenn es sich um Denkmäler oder Todte handelte, denen unsere Schöngeister lange Reden und leckere Festessen nachschicken könnten! Aber um Lebende! Um Bauern, arme deutsche Bauern in den wildfremden Südtiroler Hochalpen! Wie sehr man auch die Zeitungen durchwühlt, die Schande ist nicht zu leugnen, daß der patriotische Ruf der Steub und anderer Trefflichen wenig Echo in nordischen Blättern weckte und fast noch weniger in Oestreich. Warum gingen seinerzeit die deutschen Bauern der Valsugana in ihrer Noth nicht lieber gleich an den Nationalverein? Der hatte doch etwas, und konnte hier mit wenig Aufwand ein besseres Werk stiften, als wenn er auf böhmische Dörfer speculirte ....!

Daß ein Schein von Wahrheit am genial erfundenen geschichtswidrigen „Trentino" flimmert, verdankt Oestreich zum größten Theile der systematischen Unterdrückung seiner Hauptsprache an der Südostgrenze Tirols, oder den Umarmungen der Bureaukratie durch die Ultraklerikalen, deren Lippen gerade jetzt wieder in Wien von Freiheit und Liebe nur so träufeln. Das ist noch ein Segen von langer Zeit her, von Karlsbad und Verona. Es handelt sich in diesen Zeilen nicht darum, eine statistische Darstellung der Südtiroler Zustände, d. h. des Verfalles des südtiroler Deutschthums zu geben. Hier sollen nur die indirecten Ursachen des Uebels und seine traurigen Folgen, wie sie heute vorliegen, dargelegt werden, gerade heute, wo Bismarck als treuer Freund und Rathgeber zu Oestreich steht, wo vielleicht der Augenblick der Abhülfe günstiger als je sich zeigt. Was geschieht also in Südtirol? Unterscheiden wir vorerst zwischen dem, was vollzogene Thatsache ist, und zwischen Zuständen, die erst dazu führen sollen.

Der erstere Fall zeigt uns eine in der Sprache italianisirte Bevölkerung am Avisio, zu Piné und an anderen Orten, welche gleichwohl, so zu sagen mehr aus Instinct, als aus Bewußtsein, noch zu den Deutschen hält. Wie lange noch? Seien wir offen: wenn nicht bald Ereignisse eintreten, welche den Leuten ihre Gesinnungen werthvoll auch für die Zukunft machen; wenn man nicht mit Takt ihre Interessen wahrt, indem man auch in der weltlichen wie geistlichen Verwaltung dieses sogenannten Trentino beweist, daß der Deutsche, wenn auch bei aller Duldung und Schonung des ihm feindlichen Elements hier doch noch Herr ist: dann wird, beim gesteigerten Andrängen der Gegenpartei, dem Verlust der Sprache auch der Verlust der Sympathien, welche den Fleimser Bauern auf die deutsche Seite stellen, nur zu bald nachfolgen. Man behaupte nicht, daß mit der Angewöhnung der italienischen Sprache nothwendig auch italienische Politik Hand in Hand gehen müsse: die Italiener der Südschweiz haben ein leuchtendes Beispiel gegeben, daß sie eine freie gute Selbstverwaltung höher stellen, als den auf die Spitze getriebenen sentimentalen Nationalitätenschwindel.

Im zweiten Falle sehen wir das schöne und traurige Beispiel, wie sich Deutsche gegen die Verwelschung muthvoll stemmen, — schön, weil das Schauspiel selten und erhebend ist, traurig, weil es in einer deutschen Provinz unter deutscher Regierung möglich geworden ist. Worin liegt hier die nächste drückendste Gefahr? Man hat den Leuten, die unter sich nur deutsch sprechen, seit etwa fünfzig Jahren italienische Lehrer und Pfarrer aufgedrängt. Ihre Söhne — und das theilen sie mit allen Deutschen Welschtirols, gleichviel ob sie im Gebiete der Brenta oder Etsch oder wo immer wohnen, — ihre Söhne, die Söhne der deutschen Südtiroler, müssen sich vier Jahre in einem fremden Idiome für die deutsche Seelsorge ausbilden im welschen Trient. Man bedenke, daß hier eine reifende, noch biegsame Jugend, unmittelbar unter den materiell für sie hochwichtigsten, deutschfeindlichen Einflüssen erzogen wird, und man wird begreifen, wie schwer und immer schwerer es auf die Dauer wird, daß die deutschen Gemeinden aus sich selbst heraus, durch ihr bildungsfähiges Element, Schutz gegen die Entnationalisirung finden können.

Das Treiben des Verkehrs allein, wie brave Leute nicht nur an Inn und Etsch meinen, hat noch nie — seit die phönikischen Großhändler an den westlichen Küsten handelten, bis zum heutigen Tage, wo der Rastelbinder endlich das von ihm so lange schachernd durchzogene Land der Lessing und Goethe verläßt, um dann als echter Slovene in der Heimat uns zu verachten — eine Sprache unterdrückt; zu diesem Resultate müssen immer auch Gewalt und eingreifende Veränderung in Sitte und Glauben mithelfen. Verkehrtes Treiben aber seitens der Verwaltung leistet, wie wir sehen, auch Vorzügliches. Die Sette Communi sowie die schwächer bevölkerten dreizehn Gemeinden an den Quellen des Progno standen Jahrhunderte unter Venedig, als Staaten im Staate; denn um sich ein tapferes Grenzvolk treu zu erhalten, ließen die Nobili (zwar schnöde Obligarchen, aber — praktische Leute) den Bauern ihr freies Gemeindewesen und tasteten nie an deren Sprache: in Venedig war stets ein Procurator, der die Händel dieser Deutschen in ihrer Zunge schlichten mußte. Erst dem Erben Venedigs, einer reactionären Bureaukratie, blieb das in der Geschichte einzig dastehende Experiment vorbehalten, ein Grenzland mit gemischter Bevölkerung dadurch sichern zu wollen, daß man das verlässige eigene Fleisch und Blut der unsicheren Minorität opfert, und das Opfer gleich selber durch officielle Unterbindung der eigenen Sprache in Scene setzt: ja daß man es auch heute noch, wo der Irrthum längst erkannt, mit keinem Zucken aus der officiellen Machtsphäre unterbricht. Wenn die Deutschöstreicher nicht einmal in diesen Tagen eine solche unsinnige Sprachberaubung aufhalten können, dann dürfen sie allen Ernstes an ihrem culturhistorischen Berufe zweifeln.

Literatur und Kunst.

Zur Erinnerung an einen halb Vergessenen.

Ein Erinnerungsblatt zu Krauses fünfzigjährigem Todestag (27. September).

Von Moritz Brasch.

Ich glaube, es ist Lichtenberg, der irgendwo die Frage aufwirft, wie die Weltgeschichte sich wohl ausnehmen würde, wenn man, anstatt nach den immer und immer wiederholten bekannten Celebritäten, sie einmal nach den vergessenen Größen construiren würde. Natürlich setzt er hierbei voraus, daß die letztern ebenso gut oder gar noch besser ihre historische Rolle hätten durchführen können wie jene, und daß sie es eigentlich nur einem ungünstigen Zufall oder einem Selbstverschulden zuzuschreiben hätten, wenn sie von der Nachwelt in die dunkeln Hinterkammern der Geschichte verwiesen worden sind. An dieses Wort des alten Göttinger Humoristen muß ich denken, so oft ich über das Leben und die Lehre des Philosophen Karl Christian Friedrich Krause nachdenke. An Universalität und Tiefsinn, an Originalität und Ideenreichthum keinem der großen deutschen Philosophen seit Kant nachstehend, an schriftstellerischer Produktivität und streng durchgeführter Systematik nur noch von Hegel übertroffen, an Reinheit und Idealität der Persönlichkeit mit dem älteren Fichte vergleichbar, hat er doch weder bei Lebzeiten einen nennenswerthen Einfluß auf den Geist seiner Zeit ausgeübt, noch später es zu bedeutender Anhängerschaft gebracht. Und wie wenig gekannt ist er gegenwärtig! Als im Mai vorigen Jahres dem Philosophen die Pietät einiger seiner Anhänger in Eisenberg im Altenburgischen ein bescheidenes Denkmal errichtete, haben die Zeitungen von dieser Thatsache kaum Notiz genommen. Und doch finden sich in der Krause'schen Philosophie Ideen, welche Anknüpfungspunkte für die wichtigsten Fragen unserer Zeit darbieten. Es fehlt nicht an gewichtigen Gründen, welche dieses mangelnde Interesse wohl erklären. Dieselben werden sich ergeben, indem ich versuche, eine gedrängte Skizze von dem eigenartigen und leidensvollen Leben Krauses wie von den Grundgedanken seiner Philosophie zu entwerfen.

Krause wurde am 7. Mai 1781 zu Eisenberg im Herzogthum Altenburg geboren, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog schon 1797 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Jena war zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Sitz und der Mittelpunkt für alle höheren philosophischen Interessen in Deutschland, nachdem Königsberg, wo Kant 1797 bereits seine Vorlesungen eingestellt hatte, seine Hauptanziehungskraft verloren hatte. So war die thüringische Universität, wo der geniale Kantianer Karl Leonhard Reinhold, der Freund Schillers, lehrte, und wo die von Schütz ins Leben gerufene „Jenaische Literaturzeitung" als das einflußreiche und officielle Organ der neuen philosophischen Weltanschauung erschien, die besuchteste deutsche Hochschule. Doch hatten sich hier schon eigenthümliche speculative Neubildungen gezeigt, nachdem der an Reinholds Stelle berufene Fichte 1794 die ersten Grundlinien seiner „Wissenschaftslehre" publicirt hatte, in der er mit einem kühnen Sprunge über die Kantische Erkenntnißtheorie hinaussetzt. Als aber gar die ersten Schriften Joseph Schellings, der 1798 auf Goethes Veranlassung berufen war, jenen verwegenen Flug naturphilosophischer Speculation einleiteten, die später die herrschende Richtung in der deutschen Philosophie wurde, als die „Ideen zur Philosophie der Natur" (1797) und die Schrift „Von der Weltseele" jenen speculativen Enthusiasmus in der studirenden Jugend entzündete, der gar sehr mit dem nüchternen Ernste der ältern Kantianer contrastirte, da begann die Epoche des philosophischen Sturmes und Dranges, denen sich nur Wenige zu entziehen vermochten.

Der junge Krause wurde ein eifriger Hörer Fichtes und Schellings, doch zogen ihn die glänzenden und phantasievollen Vorträge des letztern weit mehr an, und wenn in den ersten Arbeiten Krauses das pantheistische Element über das theistische überwiegt, so ist dies wesentlich dem fascinirenden Einfluß Schellings zuzuschreiben. Bald hatte aber auch unser junger Philosoph der Theologie entsagt, um sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Schon 1802 habilitirte er sich für die philosophischen Disciplinen, und wie ernst der junge Docent seinen akademischen Beruf nahm, geht daraus hervor, daß er außer über Logik und Naturphilosophie auch über Rechtsphilosophie und Mathematik Vorlesungen ankündigte. Der Inhalt dieser Vorlesungen, welche er sehr bald auch veröffentlichte, zeigt eine gewisse vermittelnde Richtung zwischen dem radicalen Idealismus Fichtes und der pantheistischen Naturphilosophie Schellings. Aus dieser Zwischenstellung ist Krause, trotz der spätern Erweiterung und Vertiefung seiner Ideen, eigentlich niemals herausgekommen, so daß wir hier die Keime jenes Schwankens zu suchen haben zwischen inbrünstigem Theismus, durch den er sich mystisch in die Idee einer ewigen und unendlichen Persönlichkeit Gottes versenkt, und speculativem Pantheismus, mittels dessen er sich zur Ewigkeit der Welt und zum Allleben der Natur erhebt. Es wird

*

immer unerklärlich bleiben, wie in diesem so scharf denkenden Kopfe zwei so diametral entgegengesetzte Richtungen sich kreuzen konnten. Freilich finden sich derartige unauflösliche psychologische Räthsel in der Geschichte der Philosophie vielfach vor. Dieser ersten Jenenser Periode der Krausen-Philosophie gehören die Schriften an: „Grundriß der historischen Logik" (1803), „Grundlage des Naturrechts" (1803), „Grundlage eines philosophischen Systems der Mathematik" (1804) und „Anleitung zur Naturphilosophie" (1804). Man hat in diesen ersten Arbeiten Krauses vielfach Anklänge von Spinozas Substanzlehre finden wollen und seine „Wesenlehre" auch daraufhin analysirt, indem man auf die parallele Reihe der Spinozistischen Attribute „Denken" und „Ausdehnung" mit dem Krause'schen Gegensatz von „Vernunft" und „Natur" hinwies und auf die Wiederholung dieses Parallelismus in jedem einzelnen Wesen, von dem niedrigsten unorganischen Gebilde bis hinauf zu den höchsten Organismen, ja bis zum Menschen selbst, Gewicht legte. Aber man hat doch übersehen, daß bei Krause ein nicht aufgehender Rest von Dualismus übrig bleibt, der sich als solcher erst in dem lebendigen „Urwesen" aufhebt, während in der Spinozistischen Anschauung alle Weltgegensätze als nur für unsere menschliche Betrachtung vorhanden angesehen werden. Im Uebrigen ist bei der ins Speciellste gehenden Durchführung, welche Krause seinen Grundideen gegeben hat, jener im Urwesen Gottes aufgehende Gegensatz nicht nur in der leiblich-psychischen Organisation des Menschen, sondern auch in allen vom Menschen ausgehenden Schöpfungen, in der Familie, im Staats- und Gesellschaftsleben, ja in allen wissenschaftlichen und künstlerischen Produktionen vorhanden, und die Aufhebung desselben zur Einheit und Harmonie bildet eben den Inhalt aller menschlichen und geschichtlichen Entwickelung.

Daß der noch sehr junge Philosoph in den genannten Schriften bereits die Grundzüge seines spätern in umfassendern Werken detaillirten Systems festgestellt hatte, geht hervor aus einer Aeußerung im „Entwurf eines Systems der Philosophie", einer spätern Umarbeitung der oben erwähnten „Anleitung zur Naturphilosophie": „Schon im Jahre 1803 gelangte ich zum vollen Wesen schauen vor uns über aller Gegenheit und allen einzelnen Attributen und der Gliedbau der Wissenschaft stand dem Erstwesentlichen nach vollständig vor meinem begeisterten Auge da." Was Krause hier die „Wesenschauung" nennt, ist nichts anderes als die Conception einer höchst umfassenden und tiefen Gottesidee, welche bei ihm den Mittelpunkt des „Gliedbaues der Wissenschaft" bildet. Thatsächlich gibt er auch in der genannten Schrift eine Deduction des gesammten Universums aus Gott heraus, der hier noch vielfach im Anklang an Schelling das „Absolute" genannt wird, später aber kurzweg das „Wesen" heißt. Diese seine „Wesenlehre" entwickelt er nun in einer Reihe von Werken, welche sich über alle Theile der Philosophie erstrecken und in denen wesentlich die deductive und synthetische Methode zur Anwendung gelangt, obgleich Krause fortwährend auch von der Nothwendigkeit des analytischen und inductiven Verfahrens spricht, ohne sie doch so ernstlich anzuwenden. So ist ihm überall das „Wesen" oder Gott, den er in seiner Kategorienlehre („Historische Logik" 2. Aufl. 1828) einer scharfen anatomischen Section unterzieht, der lebendige und schöpferische Ausgangspunkt wissenschaftlicher Entwickelung, z. B. in der Metaphysik als Realprincip aller Erkenntniß. Krauses Gott ist ein durchaus transcendentaler, d. h. über die Welt und ihre Gegensätze erhaben. Als göttliche Persönlichkeit wird er im Selbstbewußtsein sich seiner inne. Alle jene populären Attribute, die wir ihm zuschreiben, wie Allweisheit, Allgüte, Alliebe sind nur äußere, für uns faßbare Manifestationen seines Willens. Insofern er auf die beiden Ordnungen, die Natur und die Geisterwelt den ewigen Gesetzen derselben entsprechend, aber doch auch wiederum frei, einwirkt, erscheint er als absolute Urmacht.

Was ich oben über Krauses Schwanken zwischen Theismus und Pantheismus bemerkte, findet in dieser „Urwesenlehre" seine Bestätigung. Alle Bemühungen dieses wie jedes anderen Theismus, den Dualismus zwischen Gott und Welt zu verdecken, führen nur zu unauflöslichen Widersprüchen, und will man gar das Verhältniß der beiden etwa analog dem unseres psychischen „Ich" zu unsern körperlichen Zuständen auffassen, so vergrößert man nur den Knäuel der Widersprüche. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese letzteren sich nun um so mehr in den einzelnen Theilen seines Systems wiederholen, je mehr der ganze Charakter des Krause'schen Philosophirens sich als ein streng durchgeführter Schematismus erweist. Ich hebe aus dem Gesammtsystem seine „Vernunftwissenschaft", „Naturwissenschaft" und „Vereinswesenlehre" heraus. Was die erstere betrifft, so läßt es Krause dunkel, ob er darunter eine Art von allgemeiner Psychologie versteht. Er hat leider das Verständniß seiner Lehre unter Anderm auch dadurch erschwert, daß er, statt bisher feststehender Namen für bestimmte philosophische Disciplinen neue Termini einführte. „Vernunftwissenschaft" scheint ihm eine Art Geisterlehre zu sein, also eine Wissenschaft, die abgesehen von der menschlichen Psyche die Natur des Geistigen überhaupt zu erkennen hat, d. h. jenes „Geistwesens", das im Universum dem „Leibwesen" gegenübersteht. Dieses letztere ist nun Object der Naturphilosophie, als deren Theile Krause: Geometrie, Mechanik, Dynamik, Chemie und Organik (oder wie er die drei ersten nennt: „Raumgestaltlehre", „Beweglehre", „Naturkraftlehre") unterscheidet, und die er theils in den „Vorlesungen über das System der Philosophie" (1828), theils in den „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft" entwickelte. Ein heutiger Naturforscher, der es über sich gewinnen könnte, eine dieser naturphilosophischen Schriften Krauses zu lesen, würde natürlich lächeln etwa über folgenden „Gliedbau": „Der Eine Naturproceß gliedert sich in 1) den Proceß der Identität, den Verdichtungsproceß, dessen Ergebnisse die Himmelskörper sind (Sonnen und Erden), 2) den Proceß der Differenz oder der Durchdringung, a) der innern Durchdringung, dessen Momente der magnetische, der elektrische und der Wärmeproceß sind, die sich wie Länge zu Länge und Breite, zu Länge, Breite und Höhe oder wie Linie, Flächen und Solidum zu einander verhalten, b) der äußern Durchdringung (chemischer Proceß); 3) den Proceß der Indifferenz (der organische Proceß)." Er würde, wie gesagt, lächeln, wie er über jedes andere Buch aus der Periode der Schelling-Oken-Steffens'schen Naturerkenntniß lächeln würde, aber er würde hier doch, falls er selbst ein mathematisch durchgebildeter Kopf wäre, erstaunen, auf wie solider mathematischer Basis Krause diese seine „Construction der Natur" aufgebaut hat.

Uebrigens geht ein gewisses demonstrativ-mathematisches Element durch alle Arbeiten Krauses, was um so merkwürdiger ist, als nebenher und unvermittelt ein tiefer mystischer Grundzug durch dieselben sich hinzieht: wiederum ein unausgeglichener Gegensatz in unserem Philosophen, der sich nicht minder in den praktischen Theilen seiner Philosophie wie in seinem eigenen Leben geltend macht. Oder ist nicht auch in seiner Ethik und Gesellschaftslehre etwas seltsam Unausgeglichenes, daß neben der mathematisch bestimmten und progressiv aufsteigenden Organisation seiner „Verbände", welche von der Familie bis zur Menschheit hinauf sich erweitern, doch wiederum die „Liebe", d. h. die individuellen Sympathien der Seelen, als das treibende Agens alles Staats- und Gesellschaftslebens hingestellt wird? Krause vertieft sich mit Vorliebe in mathematische Untersuchungen, kann sich aber nebenbei tagelang der Gefühlsschwelgerei der Musik hingeben, wie er ja neben einer „Grundlage eines philosophischen Systems der Mathematik" eine auf stark mystischer Basis erbaute „Theorie der Musik" (herausgeg. von V. Strauß 1838) verfaßt hat. Vielleicht dient uns als Schlüssel das tiefsinnige Wort Platos, welcher sagt, daß derjenige, welcher die Sphärenharmonie des Kosmos wahrzunehmen vermag, auch in sich alle Widersprüche zu harmonischer Eintracht ausgleichen kann. Daß unser Philosoph trotz der widrigsten Schicksalsschläge den Frieden und das Gleichgewicht der Seele sich zu bewahren wußte, nimmt uns gewiß für die Person des Mannes ein, wenn uns auch die „Harmonie" seiner Weltanschauung nicht ganz einleuchten will.

Von 1805—1824 hielt sich Krause in Dresden auf. Nunmehr beginnt die Passionszeit für unsern Denker. Widerwärtig-

keiten aller Art stürmten auf ihn ein. Der ganz mittellose Mann, der schon einen gewissen Namen als philosophischer Schriftsteller sich erworben hatte, mußte zur Erhaltung seiner Familie Privatunterricht ertheilen. Seit 1806 der Loge „Zu den drei Schwestern" angehörend, gelangte er hier bald zu einem gewissen Ansehen und wurde auch 1808 „Bruder Redner". Mit feurigem Enthusiasmus hatte er die Idee aufgegriffen, die bildungsfähigen Keime des Freimaurerordens zu jenem „Menschenbunde" zu entwickeln, dessen Grundgedanke ihm noch von Jena her als eine Consequenz des Fichte'schen Begriffes der „sittlichen Gemeinde" vorschwebte. Zu gleicher Zeit vertiefte er sich in die Schriften des damals immer offener hervortretenden Saint-Simonismus, die auf Krause einen so bestimmenden Einfluß ausübten, daß er die Ideen desselben zur Grundlage einer Umgestaltung des gesammten Freimaurerwesens, wie zum Ausgangspunkt einer religiösen und social-politischen Reform der menschlichen Gesellschaft nahm. Zunächst suchte er in einer Reihe von kritischen Flugschriften die maurerische Geheimnißkrämerei und das Formelwesen bloßzulegen. Dann ging er an den positiven Ausbau, den er in dem bekanntesten und herrlichsten seiner Werke: „Das Urbild der Menschheit" (1811) auszuführen unternimmt. In keiner seiner Schriften tritt die edle und enthusiastische Natur Krauses so sympathisch uns entgegen wie hier. Freilich gehört sehr viel Naivetät dazu, um an die Möglichkeit der Realisirung dieses auf Liebe, Humanität und Brüderlichkeit zu begründenden „Menschenbundes" zu glauben, dem er nicht ganz alle phantastischen äußeren Formen und Symbole vorenthalten möchte. Das „Urbild" ist das einzige Buch von ihm, das wirklich populär geworden. Das hat es zum Theil seiner schönen und gehobenen Sprache zu verdanken. Sonst ist gerade die sprachliche Form der Krause'schen Schriften dasjenige, was die Meisten bisher abgeschreckt hat. Krause hatte den unglücklichen Gedanken, eine Reform der philosophischen und wissenschaftlichen Terminologie unserer Sprache herbeiführen zu wollen, d. h. für alle aus dem Lateinischen und Griechischen stammende Worte „urdeutsche" zu setzen. Wenn er dadurch zu einer schnellern Verbreitung seiner Philosophie beitragen wollte, so hat er leider das gerade Gegentheil erreicht. Daß seine Bücher in Folge dessen geradezu ungenießbar geworden sind, wird man begreifen, wenn man fortwährend auf Ausdrücke stößt, wie „Selbheit", „Satzheit", „Gegensatzheit", „Vereingesatzheit", „Wesenschauung", „Selbeigenschauung", „Schauvereinbildung", „Richtheit", „Faßheit", „Satzheitvereinheit", „Selbstganzwesenschauung", „Gliedbau", „Lebebund", „Darleben" u. s. w. Krause hat in den Schriften „Die Würde der Sprache" und „Ausführliche Ankündigung eines neuen vollständigen Wörterbuchs oder Wortreichthums deutscher Sprache" (1816) sich über das Princip dieser „Sprachreform" ausführlich ausgesprochen. Sein verhängnißvoller Irrthum besteht darin, daß er durch eine derartige radicale Purification ein wissenschaftliches und nationales Verdienst erwerben zu können hoffte, etwa der großen That eines Christian Thomasius vergleichbar, der sein Leben lang mit zähem Muthe dafür kämpfte, an Stelle des scholastischen Gelehrtenlateins die deutsche Muttersprache einzuführen. Krause hat leider umgekehrt ein neues scholastisches Idiom geschaffen, welches freilich unschädlich blieb, weil es Niemand verstand.

Hat man sich indeß einmal, was freilich nicht ganz leicht ist, mit dieser seltsamen Sprache vertraut gemacht, so gewinnt man für das Studium der philosophischen Werke Krauses immer mehr Interesse. Doch werden es gegenwärtig wohl mehr die staatsphilosophischen Schriften desselben sein, die durch die Anknüpfungspunkte, welche sie für gewisse Zeitfragen darbieten, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Krauses Gesellschaftssystem hängt mit seiner „Wesenlehre" allerdings genau zusammen, doch sind die Grundgedanken auch ohne diese verständlich. Daher muß man auch hier von der „Vereinswesenlehre", welche etwa das uns unbekannte Vereinsleben aller Geister im Weltall entwickelt, ganz abstrahiren. Uns geht hier zunächst das Menschengeschlecht an, dessen verschiedene ethische Seiten die Religionswissenschaft, die Sittenlehre, die Rechtswissenschaft und die Kunstlehre zu behandeln haben. Diese verschiedenen Disciplinen jedoch bilden nur die Theile jener großen „Geschichtswissenschaft", welche die Aufgabe hat, die Gesetze und die Geschichte des Gesammtlebens des Menschengeschlechts darzulegen. Es ist unverkennbar ein großer Zug, der durch diese praktische Philosophie Krauses geht, der sich auch nicht vermindert, wenn man jedes dieser Segmente aus dem Leben der Menschheit in Betracht zieht. So wird die Religionswissenschaft, d. h. die Lehre von den Bedingungen, unter denen unser Leben mit dem Leben Gottes immer wesensinniger sich gestalten soll, nicht nach dem religiösen Werth der einzelnen historischen Confessionen, sondern nach den religiösen Bedürfnissen der Menschheit behandelt. Die Sittenlehre, die das „Gute" zum Ziel hat, soll die Bedingungen entwickeln, unter denen dasselbe in der Menschheit zu realisiren sei. Ein unverwüstlicher Optimismus ist das Charakteristische dieser Sittenlehre. Derselbe durchzieht aber auch seine Rechts- und Gesellschaftslehre, welche sich unmittelbar aus jener als ihre Erfüllung ergibt. Denn die Realisirung der höchsten Lebenszwecke sei nur innerhalb der Gesellschaft möglich. Aber er vermag nur denjenigen Gesellschaftszustand als einen wahren Rechtszustand anzusehen, durch welchen dem Individuum die ungehinderte Verfolgung jener höchsten sittlichen Ziele ermöglicht wird. Dieses kann nur durch die „Organisation der Gesellschaft" nach den einzelnen Persönlichkeitskreisen (Familien, Stämmen und Völkern), dann aber nach den Güterkreisen, welchen die Religion, die Kunst und die Wissenschaft angehören, realisirt werden. An Stelle des gegenseitigen Kampfes der Interessen soll eine Organisation treten, welche ihre harmonische Ausgleichung verbürgt. Dieser „Rechtsbund" hat nun mit den für Tugend, Religion, Wissenschaft und Kunst gebildeten Verbänden in einen innigen Connex zu treten; eine Anzahl excentrisch sich schneidender Kreise, welche doch zusammen einen einzigen Kreis bilden: den „Menschheitsbund". Dieser hat alle menschlichen Bewohner der Erde zu umfassen, deren religiöse, nationale und ethnologische Verschiedenheiten gegenüber dem gemeinsam zu erstrebenden Ziele, der Verwirklichung des wahren Gottesreiches, verschwinden. Krause hat nun die sich kreuzenden Beziehungen dieser „Verbände" zu einander und zum Ganzen in einer Weise detaillirt, die seinem schematisirenden Verstande, mehr aber noch seiner — Phantasie alle Ehre macht. Denn bei aller Freiheitsbegeisterung, die aus dem Plane spricht, wird man doch das Utopistische desselben unschwer erkennen. Zuweilen glaubt man, wenn man diese Entwickelungen verfolgt, in der „Utopia" des englischen Kanzlers Morus oder in der phantasievollen „Voyage en Icarie" Etienne Cabets zu lesen. Daß das Krausesche Gesellschaftsideal von durchaus socialistischer Tendenz ist, kann als ganz unzweifelhaft gelten. Es liegt aber auch ein edler, kosmopolitischer Zug darin, der es erklärlich macht, daß diese Gesellschaftsphilosophie in demokratischen Köpfen am meisten Anklang gefunden hat. Auch sonst stellt Krause vielfach socialistische Forderungen auf, z. B. das „Recht auf Arbeit".

Gewiß erscheint die Frage berechtigt, wie er die wesentlich idealen Bedürfnisse der menschlichen Natur, also Wissenschaft, Religion und Kunst, innerhalb dieser Organisation befriedigen will. Krause hat gerade diesem Punkte sehr eingehende Betrachtungen gewidmet. Die Wissenschaft ist ihm die vernünftige Einsicht in den Zusammenhang Gottes und der Welt: wer diese Einsicht nach allen Richtungen hin pflegt, kann in keinen Widerspruch gerathen mit jenem Proceß der Verschmelzung göttlichen und menschlichen Seins, der sich im Gefühl vollzieht, d. h. mit der Religion. Aber auch der „Kunstbund", welchem die Pflege des Schönen auf Erden obliegt, ist ein integrirender Theil jener universellen Gemeinschaft. Ueber das Wesen der Kunst und des Schönen hat Krause an zerstreuten Stellen seiner Schriften Untersuchungen angestellt, die ihn nicht nur als tiefsinnigen Aesthetiker, sondern auch mit der historischen Entwickelung der Künste vertraut erscheinen lassen. Die Kunst ist ihm ein unentbehrliches Erziehungs- und Bildungsmittel. Kunstlehre ist die Wissenschaft vom Können, Bilden, Schaffen im weitesten

Sinne. Die schöne Kunst dagegen bildet durch die Phantasie Individuelles nach Ideen. Wie alle menschliche Thätigkeit ihre Quelle in der Urthätigkeit Gottes hat, so sind ihm auch alle menschlichen Künste in jener großen Kunst Gottes enthalten, welche die Gesammtheit aller werkthätigen, bildenden und lebengestaltenden Kräfte umfaßt, die zugleich sein Walten sind. Aber Krause erweitert dadurch den Begriff der Kunst, daß er zugleich die Forderung aufstellt, daß unser ganzes Leben ein ethisches Kunstwerk sein solle; dieses wird durch jene „Lebekunst" erreicht, welche die Fähigkeit ist, das Leben gut, schön und harmonisch zu gestalten und es den großen Aufgaben der gesammten Menschheit conform zu machen. In dieser Weise läuft auch die Aesthetik Krauses (neu herausgegeben von Hohlfeld, Dresden 1881) in ein ethisches Postulat aus, das seine Begründung in der „Vereinswesenlehre" findet. Diese letztere aber stützt sich wiederum auf die „Wesenlehre". So gewinnt in diesem Panentheismus — wie man diese Weltanschauung genannt — jede philosophische Disciplin, also auch die Ethik, die Gesellschaftslehre und die Aesthetik, eine wesentlich religiöse Färbung.

Die freimaurerischen Reformbestrebungen hatten Krause in gar arge Conflicte mit den Dresdener Bundesbrüdern gebracht. Die Folge war, daß er nicht nur aus der Loge ausgeschlossen wurde, sondern auch noch mancherlei Vexationen und Anfeindungen zu erdulden hatte. Dazu kam ein nie endender Kampf um die materielle Existenz (Krause war verheirathet und hatte eine zahlreiche Familie). Der Versuch, den durch Fichtes Tod vacant gewordenen Lehrstuhl an der Berliner Universität, worauf ihm Hoffnung gemacht war, zu erlangen, schlug fehl. Die freien Vorträge in Dresden, zu denen er eine andächtig lauschende Hörerschaft sonst um sich zu sammeln pflegte, wurde ihm vielfach beschränkt und censurirt. Wir befinden uns eben in der Blüthezeit des Bundestags und unter der Wirksamkeit der Karlsbader Beschlüsse! Da entschloß er sich, Dresden zu verlassen und nach Göttingen überzusiedeln (1824). Er habilitirte sich an der damals noch hochberühmten Georgia Augusta und sah sich bald von einer Anzahl Hörer umgeben, auf welche die eigenartig zündenden Vorträge Krauses einen mächtigen Eindruck machten. Schon war ihm eine Professur in Aussicht gestellt, da trat wiederum ein für ihn verhängnißvolles Ereigniß ein. Einer seiner Lieblingsschüler, Heinrich Ahrens, der spätere Leipziger Rechtsphilosoph, war in die durch die Julirevolution auch in Hannover ausgebrochene Bewegung mitverwickelt worden. Was lag näher, als daß man auch gegen seinen Lehrer, den Verkünder des „Menschheitsbundes" vorging? Es wurde gegen ihn eine Criminaluntersuchung eingeleitet, doch wußte er sich derselben durch heimliche Entfernung aus der ihm liebgewordenen Universitätsstadt zu entziehen. Im nächsten Jahre (1831) finden wir ihn in München, wo der nunmehr fünfzigjährige Gelehrte auf Grund einiger mathematisch-metaphysischer Arbeiten, die er der Akademie einreichte, sich von Neuem habilitiren will. Schon hatte ihm Franz von Baader die wohlwollendsten Perspectiven in Aussicht gestellt, da traf von Göttingen eine Denunciation gegen Krause als einen „gefährlichen Demagogen" ein. Da ihm nichts bewiesen werden konnte, so mußte er auf andere Weise unschädlich gemacht werden. Man erhob gegen den Mann, der sich bereits einen klangvollen Namen als philosophischer Schriftsteller gemacht hatte, eine Anklage auf — Zauberei. Die Sache klingt unglaublich, ist aber buchstäblich wahr. Krause hatte sich in Dresden vielfach mit der Theorie des Mesmerismus beschäftigt und auch praktisch einige Heilerfolge erzielt. Dieses bot die Handhabe zu einem Vorgehen gegen die Philosophie, gegen welches der Hochverrathsproceß der Athener gegen Sokrates sich verhält wie eine Aeschyleische Tragödie zu einem Kotzebue'schen Rührstücke. Und was that der hochangesehene und einflußreiche Präsident der Münchener Akademie, Krauses ehemaliger Jenenser Lehrer und College, Herr Joseph von Schelling? Nahm er sich des unglücklichen Mannes an, dessen metaphysische Lehren doch im Grunde Fleisch von seinem Fleisch waren? Schelling, der damals längst über seine metaphysischen Jugendsünden hinaus war und bereits mitten in seiner „positiv-christlichen Philosophie" stack, zuckte die Achseln. Der Minister Fürst Wallerstein intervenirte zwar und verhinderte die Ausweisung Krauses, aber gegen eine Habilitation legte Schelling sein Veto ein. Und dabei blieb es auch. Diese Ereignisse blieben auf die schon erschütterte Gesundheit Krauses nicht ohne Einfluß. Nach einer mehrwöchentlichen Krankheit, von der er sich durch einen Aufenthalt in dem Alpenbade Partenkirchen scheinbar erholt hatte, endete ein Schlagfluß am 27. September 1832 dieses müde gehetzte Denkerleben.

Krause hat in Deutschland kaum eine Schule begründet. Seine bedeutendsten Schüler, wie Leonhardi in Prag, Ahrens in Leipzig, Lindemann in München, Röder und Schliephake in Heidelberg, haben einen Theil seiner Manuscripte*) und Vorlesungen**) herausgegeben und auch durch eigene Arbeiten (wie Ahrens und Röder im Gebiete der Rechtsphilosophie***) eine Fortbildung der Lehren des Meisters versucht, doch haben sie wenig gethan, um das Verständniß dieser Philosophie weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Neuerdings haben einige jüngere Anhänger, wie Paul Hohlfeld (Jena 1879), Alfred Cleß (Stuttgart 1881) und B. Martin (Leipzig 1882) schätzenswerthe Beiträge zur Commentirung der Krause'schen Weltanschauung geliefert. Was uns aber noch fehlt, ist eine wissenschaftliche und historisch-objective Darstellung und Würdigung dieser Weltanschauung. Es ist bemerkenswerth, daß uns das Ausland in dieser Beziehung längst vorangegangen ist. Die Schriften des Professors Tiberghien in Brüssel haben durch ihre elegante und anziehende Darstellung mehr zum Verständniß der „Menschheitsphilosophie" beigetragen als alle Bemühungen der deutschen Krausianer. Noch merkwürdiger aber ist es, daß in der Heimat der Inquisition der Idealismus Krauses die begeistertsten Verkünder gefunden hat. Nach dem Tode des gelehrten del Rio in Madrid, sind es die Professoren Manuel Ruiz de Quevedo, Salmeron, Giner de los Rios u. A., welche die studirende Jugend Spaniens in die Ideen des idealsten deutschen Philosophen einweihen.

Roman oder Novelle?

Eine ästhetische Studie.

Von Friedrich Spielhagen.

(Schluß.)

Hier nun drängen sich ein paar Fragen auf.

Hat der gekrönte Autor keine Ahnung davon, wie tief er in den Augen des Kenners herabsinkt, wenn er in einer Weise erzählt, die man selbst dem grünsten Anfänger nicht durchgehen lassen würde, und zu welcher (was das Beschämendste für ihn sein möchte) ein wirkliches Talent niemals greift, auch nicht bei seinen ersten Versuchen?

Sodann: Wenn er eine Ahnung davon hat, und es also nur die Noth sein kann, die ihn zu so kläglichen Mitteln greifen läßt, ist diese Noth vorhanden? oder, anders ausgedrückt: war die Einleitung nicht vollständig genug, so daß er hier (in der nun ernsthaft begonnenen Action) in jenes Vorstadium zurückgreifen mußte?

Auf die erste Frage ist zu antworten: nein, er hat keine Ahnung von der ästhetischen Erbärmlichkeit seiner Technik, so wenig wie das Publicum von Fehlern, die so groß und häßlich

---

*) Leonhardi publicirte aus dem Nachlaß u. A.: „Die reine und allgemeine Lebenlehre und Philosophie der Geschichte zur Begründung der Lebenkunstwissenschaft" (Prag 1843); ferner „Die absolute Religionsphilosophie" (2 Bde. Prag 1834—43).

**) Ahrens veröffentlichte die „Vorlesungen über psychische Anthropologie" (Prag 1848).

***) Röder gab das „System der Rechtsphilosophie" (Leipzig 1874) heraus.

sind, daß sie, wenn man sie ins Musikalische oder Malerische übersetzte, das damit behaftete Musikstück oder Gemälde unweigerlich von einem Concertsaal, von einer Ausstellung ausschließen würden.

Die zweite Frage ist nicht so einfach und bestimmt zu beantworten; jedenfalls muß man da Mehreres unterscheiden. Einmal den constatirten Mangel an Formgefühl und technischer Routine, der den Autor, wie das immer der Fall, hier zu unerlaubten Mitteln greifen, dort erlaubte Mittel zu stark anwenden läßt; ein andermal wieder auf einem Umwege nach einem Ziele treibt, das ihm gar nicht entgehen könnte, wenn er ruhig seine Straße zöge.

So darf man behaupten, daß die „Einleitung", wie sie durchweg unkünstlerisch ist, so auch zum Theil unnöthig ist; daß Vieles von dem, worüber der Autor den Leser aufklären zu sollen meint, aus dem Folgenden fraglos mit vollkommener Klarheit sich ergeben würde; vorausgesetzt, daß es dem Autor gefallen hätte, den Plan der eigentlichen Geschichte ein wenig zu erweitern; und freilich ihm dann auch möglich gewesen wäre, dieselbe — ein wenig besser zu erzählen.

Wie er es angefangen, und bei dem Maße der Technik, über das er zu verfügen hat, muß man allerdings sagen: die Einleitung ist nicht zu lang, sondern: ist nicht lang, nicht ausführlich genug. Es mußte die Vorgeschichte des „schönen Serge" und so noch eine ganze Reihe von Vorgeschichten mit hineingezogen werden, bevor der Autor wirklich seinen Zweck erreichen und die letzten Kapitel des Romans, dessen überreicher Stoff ihm soviel Mühe und Arbeit gemacht, ohne Unterbrechung glatt hintereinander weg erzählen konnte.

Denn dies ist der richtige Ausdruck für die Sache: diese Romane sind nur die letzten Kapitel von Romanen, deren übriger Stoff in Form der vielbesprochenen Einleitung und jener eingestreuten ungeschickten Erklärungsepisoden wohl oder übel, d. h. mehr übel, als wohl, wenn nicht bewältigt, so doch auf die Seite geschafft wird.

Aber, möchte hier Jemand einwerfen, wäre da nicht die Bezeichnung „Novelle" als ein geläufigerer und die Sache doch auch deckender besser?

Der Einwurf ist nicht ohne scheinbare Berechtigung und verdient deshalb eine ernstliche Prüfung.

Die Aehnlichkeit zwischen der in Frage stehenden Sorte von Romanen und der Novelle springt in die Augen. Da ist zuerst, — in den meisten dieser Romane wenigstens — nur eine geringe Anzahl von Hauptpersonen, die von einer wo möglich noch geringeren Begleitschaar von Nebenpersonen unterstützt wird — gerade wie es die Novelle liebt. Da brauchen wir nicht über das geheimnißvolle Wesen der Menschen lange zu grübeln: sie treten fix und fertig, so zu sagen, vor uns hin; ja der Hauptaccent des Interesses fällt nicht sowohl in das Wesen und den Charakter der Menschen, als in die Peripetien des Conflictes, der aus dem Contact dieser fertigen Menschen resultirt, und auf dessen Katastrophe mit möglichster Kraft hinzuarbeiten, die einzige, jedenfalls die hauptsächlichste Aufgabe des Dichters scheint — Alles genau so, wie wir es bei der Novelle zu fordern und zu finden gewohnt sind. Und daß die etwaige Länge eines derartigen spannenden Romanes die Bezeichnung Novelle unmöglich machte, kann man gewiß nicht behaupten, angesichts der modernen Novelle, welche die lakonisch-knappe Vortragsweise früherer Zeiten längst überwunden, sich längst auf die Darstellung der complicirtesten Seelenzustände und Conflicte eingelassen hat, ja, dieselben mit Vorliebe aufsucht und zur Bewältigung dieser ihrer größeren Vorwürfe natürlich auch umfangreicherer Mittel, besonders eines größeren Raumes bedarf.

Um bei der Erwiderung dieser Einwürfe mit dem letzten Punkte zu beginnen, so muß zugestanden werden, daß aus dem äußeren Umfang einer Erzählung in der That nur mit großer Unsicherheit auf die ästhetische Kategorie derselben geschlossen werden kann. Kommt es doch auch bei uns nicht selten vor, daß der Titel „Roman" wirklich nur eine Concession an den Leser ist, der sich wundern möchte, eine ausgedehnte Geschichte als Novelle bezeichnet zu sehen, die man doch, rein ästhetisch genommen, so nennen müßte, weil sie Alles in Allem — trotz ihrer echt modernen psychologischen Akribie und Vertiefung in die Abgründe der Menschennatur, — der Goethe'schen Definition der Novelle entspricht, „eine sich ereignete unerhörte Begebenheit" ist.*) Der Altmeister hat hier wieder einmal das Resultat einer langen ästhetischen Analyse auf die einfachste Formel gebracht. In der That ist die glaubwürdige Darstellung einer unerhörten d. h. höchst merkwürdigen Begebenheit die Aufgabe des Novellendichters — eine Aufgabe, bei der er alles andere, und wäre es an und für sich noch so interessant, dem einen Hauptzweck unterordnen muß; wer die Charaktere der Betreffenden nur soweit in Betracht zieht, als die Möglichkeit und Wirklichkeit der Begebenheit darauf basirt; den Weltlauf — das Menschengetriebe im Großen — unbeachtet läßt, es wäre denn, daß jene Begebenheit ohne einen Einblick in dasselbe unverständlich bliebe. Umgekehrt, wie der Romandichter gerade das Menschengetriebe, den Weltlauf erschöpfend darstellen möchte und sich nicht ohne Trauer und Wemuth bescheidet, wenn er sieht, daß er immer doch nur einen Theil seines Vorhabens auszuführen im Stande ist. Und sich mithin, in Anbetracht der Verschiedenheit ihrer Aufgaben, Strebungen und Darstellungsmethoden, der Roman und die Novelle in der Dichtkunst von einander unterscheiden möchten, wie in der medicinischen Wissenschaft die Lehre vom menschlichen Organismus von der Kenntniß der Functionen u. s. w. eines bestimmten Organs. Gewiß ist das Organ ein integrirender Theil des Ganzen und kann ebenso wenig ohne jenes begriffen werden, wie jenes ohne dieses; und so weist auch jede Begebenheit — und je „unerhörter" desto eindringlicher — in das Ganze der Menschheit hinüber. Aber wie eine Monographie über einen besonders merkwürdigen pathologischen Einzelfall, ohne sich nur einen Schritt von ihrer Aufgabe zu entfernen — bei der strengsten Methode und knappsten Darstellung — den Umfang eines Lehrbuches erreichen oder gar übersteigen kann, das etwa das ganze betroffene Organ behandelt, — so wüßte ich in der That nicht, weshalb unter Umständen, in einem speciellen Falle eine Novelle aufhören sollte, Novelle zu sein, weil sie an Umfang es mit den landläufigen Romanen aufnimmt. Daß es nicht die Regel sein wird, gebe ich ebenso willig zu, als ich bereit bin anzunehmen, es werden Lehrbücher ganzer Disciplinen gemeiniglich die Monographien über Specialfälle an Bogenzahl übertreffen.

Ich hoffe nicht zu weit von unserm Thema abgeschweift zu sein. Es handelte sich um die Bestätigung der Richtigkeit des Einwurfs, daß die etwaige nach unsern Begriffen zu große Stärke jener Romane kein Hinderungsgrund sein würde, sie der Kategorie der Novelle beizuzählen, in welche sie ja auch andere, wichtigere, weil aus ihrem Wesen geschöpfte Kennzeichen zu weisen scheint: die geringe Anzahl ihrer Personen, der rapide auf die Katastrophe gespannte Lauf der Geschichte.

Indessen diese Kennzeichen sind in den von uns untersuchten Fällen nicht echt, weil die correspondirenden Eigenschaften an einer ganz bestimmten Vorbedingung haften: an dem Vorhandensein jener „Einleitung". Die Einleitung ist zum Theil unnöthig, wie wir sehen; ist zum Theil nur eine Folge des technischen Ungeschicks ihres Autors. Aber nehmt sie ganz weg, und die „unerhörte" Begebenheit wird zu einer unmöglichen d. h. zu einer, die wir nicht mehr verstehen; oder doch zu einer Monstruosität, die wir allenfalls noch verstehen, die uns aber in ihrer Auflehnung und Empörung gegen das ästhetische und moralische Gesetz so abscheulich dünkt, daß wir dem Autor dankbar gewesen wären, wenn er uns mit der Bekanntmachung derselben verschont hätte.

Der Autor hat uns für diese Behauptungen einen vortrefflichen Beweis in die Hand gespielt. Er hat — offenbar in dem Glauben, daß, was von seinem Werke nach Weglassung der Einleitung übrig bleibe, eine Novelle sei — ein Etwas also, das sich seiner Natur nach zur Dramatisirung eignet — aus eben

*) Goethe bei Eckermann (Gespräche I, 220): „Was ist die Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit."

jenem Rest ein Drama gemacht. Wäre ihm nun diese Operation gelungen, d. h. das aus jenem Rest (ohne Hinzunahme weiteren Stoffes) geschöpfte Drama ein gutes, in sich selbst rnhendes, sich aus sich selbst erklärendes geworden, so würden wir den Rückschluß nicht nur machen können, sondern machen müssen, daß jener Rest allerdings eine Novelle ist; ebenso wie im anderen Falle (dem der nicht gelungenen Operation) die Beschaffenheit des Restes als eines Romans, respective Romanfragmentes klar hervorträte.

Dies im Großen der Gang unsers Beweises.

Doch bevor wir in denselben eintreten, sei uns eine Bemerkung einzuschalten gestattet, welche als Uebergang zu demselben dienen mag.

Bekanntlich entgeht in Frankreich kaum noch ein bedeutenderes episches „ouvrage" d. h. eines, das eine bedeutendere Sensation gemacht hat, der Umwandlung in ein Drama. Und es ist charakteristisch, daß die Operation meistens von dem Dichter selbst vorgenommen wird, als sei es ein restirender Theil seines Geschäftes, welches von vornherein auf diesen Abschluß hin angelegt war. Oft kann man sich des Eindrucks, daß dies wirklich der Fall, kaum erwehren.

Ich habe bereits, indem ich die Erzählungsmethode in unserm Roman (und tausend anderen französischen Romanen) zu schildern versuchte, das beständige Eingreifen des Dichters in den natur- und kunstgemäßen Fortschritt der Geschichte und seine umständlichen Erläuterungen der Verhältnisse der Personen untereinander, seine detaillirten Analysen ihrer Charaktere u. s. w. — als „Regisseurarbeit" bezeichnet. Und glauben wir, wenn wir ihn so hantieren sehen, nicht in der That einen eifrigen Regisseur bei seiner Arbeit zu belauschen: wie er einem Mimen, dem er die rechte Phantasie und Fassungskrast nicht zutraut, die Rolle auszudeuten und anzupassen sucht: „Sehen Sie, Herr, (oder Dame) so und so muß Ihre Maske, so Ihre Miene, Ihre Geste sein, damit das Publicum, sobald Sie hier rechts aus der Coulisse treten, weiß, daß Sie ein Erzhallunke (respective ein completer Engel) sind. Wie Sie das anfangen, und die Leute erst allmählich durch Ihr Thun, Ihr Reden in das Verständniß des Charakters einführen wollen — es scheint, Sie sind ein denkender Künstler — alle Achtung! aber wir können das nicht brauchen; bei uns muß das schnell gehen; sonst langweilen sich die Leute, oder glauben, wenn Sie ihnen nicht von vornherein den rechten point de vue geben, sich von Ihnen an der Nase geführt, und wir haben den Schaden." — Und wiederum gleicht es nicht der Arbeit eines Coulissenmeisters, wenn uns der Autor, so oft seine Personen, den Schauplatz wechseln, erst die Scene aufbaut in Form oft seitenlanger Beschreibungen*), in denen uns kein Detail geschenkt wird bis zu den Möbelstoffen, von Rännen selbst, die wir im Laufe der Geschichte nicht ein einziges Mal betreten werden, die der eifrige Mann (der hier vom Coulissenmeister zu einem Castellan oder Tapezierer herabsteigt) uns nur bei dieser Gelegenheit (welche er sich selber macht) aufschließt, um sich an unserm blöden Staunen ob all der Pracht und Herrlichkeit zu ergötzen? Diesem Descriptions-Luxus im unepischen, von Lessing im Laokoon gebrandmarkten Stil der Beschreibung des Schildes, welchen Venus dem Aeneas bringt, entspricht genau die wiederum völlig unepische (aber echt dramatische) Dürftigkeit, mit welcher an anderen Stellen das Lokal (im weiteren Sinne) behandelt wird. Nachdem der Autor es einmal in der eben definirten Weise, so zu sagen: rein mechanisch festgestellt, kommt er nicht wieder, oder doch kaum jemals darauf zurück. Und gewiß niemals mit der Liebe des Epikers, der seine Personen, er mag wollen oder nicht, immer vor dem Hintergrunde, inmitten der Natur- und sonstigen Umgebung sieht; der es gar nicht lassen kann nnd nicht müde wird, die feinen Beziehungen zu berühren, anzudeuten nnd aufzudecken, in welchen der Mensch zu dieser Umgebung steht.

*) Siehe z. B. in unserm Roman die Beschreibung des Desvarennes'schen Stadthauses S. 99, und die Schilderung des Schlosses Cernay S. 157.

Indessen es bleibe schwierig oder sei unmöglich, im Einzelfalle zu entscheiden, wie weit der Dichter hier und in seiner übrigen Art den epischen Stoff anzufassen und zu bearbeiten mit vollem Bewußtsein auf einen bestimmten Zweck hinarbeitet, oder nur dem unwiderstehlichen Zuge folgt, der von außen her durch die Anforderungen der Mode, das Uebergewicht des Theaters auf ihn ausgeübt wird — in der Sache kommt es auf dasselbe hinaus, darauf: daß er, so viel an ihm war, gethan hat, um den letzten Schritt, den Uebergang auf die Bühne möglichst leicht, möglichst bequem, man möchte sagen: unumgänglich zu machen.

Nun aber ist es ein bekanntes Gesetz, daß dieser Schritt der Uebertragung eines Motivs aus einer Kunstgattung oder Species in die andere, so leicht und bequem er scheint, nur dann mit Erfolg gemacht werden kann, wenn zwischen den betreffenden Kunstsphären eine Verwandtschaft herrscht, die man wohl eine der Wahl nennen darf, da sie sonst toto genere verschieden sein mögen. So sehnt sich das Lied nach innigster Verbindung mit der Musik, die ja ihrerseits wieder Lieder ohne Worte dichtet, während bereits die Ballade, besonders die ausgeführtere, ihres epischen Beisatzes wegen sich spröder zeigt, und die eigentlich epische Poesie kaum die geringste Hinneigung verräth. Wiederum mag ein rein dramatisches Motiv den Musiker mächtig ergreifen, und er versuchen, es in seine Sprache zu übertragen. Dann: wie oft hat nicht schon der Anblick eines schönen landschaftlichen Bildes, eines Porträts sogar, den Dichter zu Strophen begeistert, aus deren Wohllaut die Stimmung, die Anmuth, welche der Maler in sein Werk zu legen verstand, widerklangen? Aber derselbe Dichter, und beherrschte er sein Organ, die Sprache, völlig, würde Unmögliches versuchen, wollte er die mystischen Tiefen einer Beethoven'schen Symphonie mit dem Worte ermessen, ebenso wie die vielstimmige Musik für die Gedankenschwere Schiller'scher Reflexionspoesie keinen adäquaten Ausdruck hätte.

Von der langen Reihe derartiger, bald einseitiger, bald gegenseitiger Attractionen und Repulsionen interessiren uns hier nur zwei Verhältnisse, die, in welchen Roman und Novelle zu dem Drama stehen.

Glücklicherweise gehören sie zu den ausgesprochensten, so daß man aus ihnen Regeln abstrahiren kann, die kaum eine Ausnahme zulassen. Diese Regeln lauten:

Kein Romanstoff ist auch zugleich dramatisch, folglich kann kein Roman in ein Drama umgedichtet werden.

Jeder Novellenstoff ist auch zugleich dramatisch; folglich kann jede Novelle in ein Drama umgedichtet werden.

Freilich wolle man unter „Romanstoff" — „Novellenstoff" nicht etwa jedes beliebige Material verstehen, das unter anderem in einem Romane, einer Novelle verarbeitet werden mag, sondern die Idee, welche dem Romane, der Novelle zu Grunde liegt und in denselben zum vollkommenen Ausdruck gebracht ist. Diese Idee nun ist im Romane von einem solchen Umfange, ist so verästelt und verzweigt in Geist, Herz und Gemüth der vielen Individuen, die alle zusammenwirken müssen, damit das vom Dichter beabsichtigte Bild der Menschheit herauskommt; treibt das Gefaser ihrer Wurzeln so weit umher und so tief in den schweren Boden ganz bestimmter historischer, socialer Verhältnisse, deren Darstellung nöthig ist, um jenem Bilde einen Charakter zu geben — der Dramatiker, der thöricht genug ist, diesen reichen Stoff, diese fruchtbare Idee auf seine Weise, mit seinen Mitteln reproduciren zu wollen, erlahmt auf halbem Wege. Und das ist noch der beste Fall, und er mag von Glück sagen, wenn er den Theil, den er herausgegriffen, — vielleicht nur die Episode, auf die er sich beschränkt, — ungefähr zum befriedigenden Ausdruck gebracht hat. Das ganze Unglück aber bricht über ihn herein, wenn er hartnäckig den eingeschlagenen Weg verfolgt und durch Dunkelheiten, in denen kein schärfstes Auge sich zu orientiren, über Abgründe, die keine schlagfertigste Phantasie zu überbrücken vermag, dem ihm unerreichbaren Ziele zustrebt. Ich habe an Ibsens „Nora" diese Calamität in ihren Einzelheiten zu schildern versucht. Indessen

lag dort der Fall für den Kritiker insofern nicht günstig, als der Roman, aus dem er das Drama herleitete, nicht existirte außer in seiner Phantasie. Günstiger für ihn*) liegen die unzähligen Fälle, wo der Roman, nach welchem der Dramatiker arbeitete, vorhanden ist und er also sein Verdict durch den zwischen den beiden Objecten angestellten Vergleich in jedem Punkte substanziiren kann.

Wir sind nun in dieser Lage. Und da unser Autor selbst sein „ouvrage couronné" dramatisirt hat, so geht er auch der Wohlthat verlustig, die Unzulänglichkeiten des Dramas dem Bearbeiter in die Schuhe schieben zu können. Ueberdies muß ausdrücklich das große Geschick, welches er bei der Operation an den Tag gelegt, hervorgehoben werden. Er hat das Drama gerade so gut gemacht, wie eines sein kann, das aus einem „ouvrage" gemacht wird, welches ein Roman ist oder, wie wir gesehen haben, ein paar letzte Romankapitel.

Und doch scheint der Stoff auf den ersten Blick einem richtigen Novellenstoff ähnlich zu sehen, wie ein Ei dem andern:

Ein bluтarmer junger polnischer Fürst heirathet ein junges tugendhaftes Mädchen, das einzige Kind einer bürgerlichen Wittwe, die sich ihren ungeheuren Reichthum durch ungewöhnliche kaufmännische Intelligenz und eine immense Arbeitskraft selbst erworben hat. Der fürstliche Schwindler bricht die Ehe; vergeudet das ihm zugebrachte Vermögen; würde, wenn man ihn gewähren ließe, auch den Rest vergeuden; hat bereits, wie die Ehre der Familie, so die des Handlungshauses compromittirt, und wird, da er sich weigert, seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen, im Gegentheil droht, Tochter und Mutter in seinen unvermeidlichen moralischen und ökonomischen Ruin mit hinabzuziehen, von der letzteren erschossen.

Ist hier nicht die „unerhörte Begebenheit", wie sie die Goethe'sche Definition in ihrer strictesten Anwendung nur verlangen kann? zugleich (und zwar in einer Evidenz, die uns von dem weiteren Nachweis der Wahlverwandtschaft zwischen Novelle und Drama zu entbinden scheint) die That, welche das höhere Drama verlangt, um dieselbe in ihren Vorbereitungsstadien bis zur Katastrophe und über diese hinaus in der Reaction des Weltlaufs gegen die einseitige Energie des Thäters darzustellen?

Dies Alles! freilich aber nur auf den ersten Blick. Sobald wir genauer zusehen, bemerken wir die weitverbreiteten Wurzeln, mittelst welcher der Roman aus dem tiefen Grunde der socialen Verhältnisse und der durch tausend Umstände bedingten Formation und Entwickelung der Charaktere seine mächtige Lebenskraft saugt. Da repräsentirt denn fast jedes Beiwort eine Geschichte für sich, die wir kennen müssen, soll in das Ganze ein Zusammenhang kommen, welcher unsern Verstand und unser sittliches Bewußtsein befriedigt. Wir müssen uns voll in die precäre, ja verzweifelte Lage des jungen Mannes versetzen können, sollen wir zum mindesten begreifen, wie er ein armes Mädchen, das er liebt (Jeanne), opfert, um ein reiches, das er nicht liebt (Micheline), zu heirathen. Und Michelines Verrath an ihrem Verlobten (Pierre) wäre wiederum unbegreiflich, oder doch zu verächtlich, ohne Hinzurechnung des Zaubers, den auf das trotz ihres Reichthums einfach erzogene, bürgerliche, französische Mädchen der polnische Fürst, der Kämpfer für die Freiheit seines geknechteten Vaterlandes, der auf dem Schlachtfeld von Sadowa verwundete Held ausübt. Und wäre auch dies (und noch so mancher Zug in der Geschichte) zu verstehen auf die bloße Versicherung des Autors hin, — völlig unbegreiflich — und versicherte er es uns tausendmal und führte er es uns leibhaftig vor — ist und bleibt die Hauptsache, auf die Alles abzielt: die That der Heldin.*) Wie? eine höchst ehrbare, durchaus gutgesinnte, streng rechtlich denkende Frau, bürgerlichen Standes, die jedenfalls Zeit ihres Lebens keine Pistole in der Hand gehabt, greift zur Mordwaffe und schießt einen Menschen über den Haufen, der ihr (zugegeben) in verhängnißvoller Weise im Wege steht? Ja, wenn die Geschichte ein Jahrhundert oder so früher spielte, und die Dame auf einem Throne geboren wäre, auf einem Throne säße, — eine selbstherrliche Katharina, die sich in der Eile zur Executorin eines Todesspruches macht, welchen sie übrigens jeden Augenblick decretiren könnte — aber so! Gerade so, sagt der Autor; denn meine Madame Desvarennes, gewesene Bäckersfrau, wie sie ist, habe ich euch als eine selbstherrliche Natur geschildert, als eine Autokratin, die keinen Widerspruch duldet und zu dulden braucht, weil sie sich Alles selbst verdankt: ihren unermeßlichen Reichthum, ihre Machtstellung in der Finanzwelt, das königliche Ansehen, dessen sie sich bei Hoch und Niedrig erfreut. Und ich habe euch erzählt, wie schmerzlich diese Frau lange Jahre des Kindes geharrt hat, das endlich zu ihrer unsäglichen Freude geboren wurde; das ihr einziges blieb; und auf das sie nun den unverbrauchten Schatz ihrer zärtlichen Gefühle häufte; und das sie liebte, anbetete mit einer Energie, die aus ihrem Charakter, mit einer Ausschließlichkeit, die aus ihren Verhältnissen verständlich ist — mit einer Tigerinnenliebe, um meine treffende Bezeichnung zu wiederholen . . .

Geschildert? erzählt? wo denn? ja so: in der Einleitung, — auf jenen 26 Seiten, welche den Leser in einer knappen, nicht völlig, aber so ziemlich übersichtlichen, zweckentsprechenden Weise mit Allem bekannt und vertraut machen, womit er bekannt und vertraut sein muß, um das, was folgt, zu verstehen.

Das, was folgt, wäre, wenn es nicht eben jener Einleitung bedürfte, eine Novelle, die sich in ein Drama hätte umdichten lassen. Und ist, wie die Sache jetzt liegt, das Finale eines Romans, welches der Autor für eine Novelle hielt, die er, wie sie da ging und stand, in ein Drama verwandeln zu können meinte, wenn er sie nur, mit Weglassung des bischen epischen Beiwerks Scene für Scene dialogisirte.

So setzt denn nun das sogenannte Drama, wie vorauszusehen, genau auf Seite 27 ein, wo, wie sich der Leser erinnern wird, der Autor den bis dahin innegehaltenen gedämpften Ton der pragmatischen Relation vertauschte mit dem kräftigen der eigentlich epischen Darstellung, welche es nur mit Menschen in Action zu thun hat.

Ich muß den freundlichen Leser bitten, auf dem von mir angedeuteten Wege weiter zu gehen, und sich zu überzeugen, welch ein — trotz der geschickten Mache — brutales Stück Arbeit dieses Drama ist. Deshalb ist, weil der Verfasser über die Natur seines Werkes durchaus im Unklaren war; die Nothwendigkeit der „Einleitung" nicht begriff, oder doch nicht die Consequenzen aus dieser Nothwendigkeit zog, und sich sagte, daß, wenn die folgende Geschichte ohne dieselbe unverständlich blieb, ein Drama, das ausschließlich auf diese folgende Geschichte basirt war, ebenso unverständlich sein mußte. Oder wenn er glaubte, die Macht der dramatischen Gegenwart, der Reichthum der schauspielerischen Ausdrucksmittel im Gesten- und Mienenspiel würden ein Uebriges thun und für den Zuschauer, den Hörer die ästhetischen Sprünge und Risse in der Handlung und in den Charakteren ausfüllen und verkleben, so bedachte er wiederum nicht, daß der Kunst selbst des guten Schauspielers nach dieser Seite doch sehr enge Grenzen gezogen sind und es eine Menge zarter und complicirter Beziehungen und Verhältnisse gibt, die durch keine noch so ausdrucksvolle Geste, durch

*) Aber auch freilich günstiger für den Dramatiker, dessen Arbeit oft nur deshalb erträglich ist, weil das Publicum aus seiner Bekanntschaft mit dem Romane die Dunkelheiten aufklärt, die Risse und Sprünge überbrückt und schließlich für das, was ihm von der Bühne geboten wird, vielleicht noch dankbar ist, wie ein Leser für gute oder gutgemeinte Illustrationen eines ihm wohlbekannten und lieben Romantextes.

*) Denn die Heldin sowohl des sogenannten Romans als auch des Dramas ist und bleibt Madame Desvarennes, sowohl de jure als de facto. Und es ist ein trauriger Beweis von des Verfassers — Unsicherheit in ästhetischen Dingen, wenn er an die Stelle dieser ersten Person eine andere setzt, die zu dem Beruf der ästhetischen Führerschaft nichts mitbringt, als — einen anziehenden ausländischen Namen.

kein noch so reiches Spiel der Mienen allein verständlich gemacht werden können.*)

An einen gewissen halsbrecherischen Sprung, der in der Handlung klafft, an einen Riß, der durch den Charakter der Haupthelden geht, und denselben völlig zerreißt, hat der Autor freilich im Roman so wenig wie im Drama gedacht. Das ist das Benehmen der Frau Desvarennes nach der That. Sie hat den jungen Mann erschossen. Die Umstände liegen so, daß der unmittelbar darauf erscheinende Polizeibeamte annehmen muß, der Unglückliche habe sich selbst das Leben genommen. Die Mörderin bestätigt es durch ihr Schweigen; ihr Vertrauter (der einen Blick mit der Patronin gewechselt und sofort „Alles begreift") bekräftigt durch eine ausdrücklich dahin zielende Versicherung die fälschliche Annahme. Also Beide lügen, lügen gröblich, drehen der irdischen Gerechtigkeit eine fürchterliche Nase: der Vertraute aus Liebe zur Herrin; die Herrin aus — Furcht? — Das ist bei ihrem Charakter unmöglich — also aus derselben falschen Scham, welche ihr das Erscheinen ihres Schwiegersohnes auf der Angeklagtenbank als ein Unerträgliches erscheinen ließ, und sie jetzt den Schluß ziehen läßt, daß, was für den Schwiegersohn des Hauses Desvarennes unzulässig sei, es für die Herrin des Hauses doch doppelt und dreifach sein müsse. Was aus der Moral, was aus der irdischen Gerechtigkeit werden soll, wenn diese Sorte poetischer Moral in die Praxis des Lebens übersetzt wird — darüber nachzudenken hat der Autor sicherlich nicht eine Minute seiner kostbaren Zeit verloren.**) Ihm kam es nur auf einen möglichst wirksamen Schluß seines Dramas an; er hielt diesen für den wirksamsten. Und daß er eben diesen Schluß auch für den Roman anticipirte, wo er doch frei über Zeit und Raum verfügte, und wohl gar aus dem nun folgenden Proceß (mit der obligaten Freisprechung seitens der gerührten Geschworenen) ein wirksames Kapitel hätte machen können, — darin finde ich nur eine Bestätigung der gewaltsamen Tendenz des französischen Romans zum Drama, für welches wir die von uns nun im Detail geschilderte epische Form — vielmehr Unform — als Vorbereitungsstudium und Durchgangspunkt zu betrachten haben.

Dies Resultat unserer Untersuchung mag allzu geringfügig erscheinen im Verhältniß der Länge des Weges, der uns zum Ziele führte. Aber man möge wohl bedenken, daß es, wie in der Kunst selbst, so in der Wissenschaft der Kunst nichts Geringfügiges gibt. Und dies hier ist nicht einmal relativ geringfügig. Es ist im Gegentheil von der äußersten Wichtigkeit, die Gefahr zu erkennen, welche dem doch wahrlich ohnehin nur zu gefährdeten Roman aus diesem seinem Gravitiren nach dem Drama erwächst. Nicht blos bei den Franzosen! auch bei uns! Auch bei uns sind die Fälle nicht selten und mehren sich zusehends, wo selbst geachtete und achtbare epische Dichter Werth und Würde ihrer Kunst aufs Spiel setzen, um durch den unepisch beschleunigten Gang der dargestellten Handlung, durch die Darstellung selbst in ihrer dramatisch-scenischen Lebendigkeit, das Vorherrschen des pointirten Dialogs u. s. w. eine erhöhte Wirkung auf das Publicum zu erzielen, oder vielleicht auch nur der ihre Seele erfüllenden Leidenschaft Luft zu machen suchen.

Ist solches Streben doch ein sprechendes Zeichen — unter vielen ähnlichen und gleichen — der Zeit, in der wie leben; der Zeit, welche, wenn es gilt, den vielbegehrten Erfolg zu erringen, nicht mehr nach dem Preise fragt, und für die Leidenschaftlichkeit seines Wollens und Wünschens, die fieberhafte Regsamkeit seiner Phantasie und seines Denkens überall umher nach einem adäquaten Ausdruck sucht und tastet.

Das können und müssen wir begreifen, um uns gerade deshalb, gerade jetzt erst mit aller Energie an die unumstößlichen Gesetze zu klammern, welche das Leben und die Kunst bedingen und regieren.

In der Einsicht und Ueberzeugung, daß kein Erfolg dauerhaft ist, der mit ungesetzlichen Mitteln errungen wurde, und der Dichter niemals sicherer den Ausdruck seiner erregten Seele verfehlt, als wenn er die Grenzen mißachtet, die nicht Willkür, sondern die Natur der Kunst selbst zwischen ihren Gattungen gezogen hat.

*) So z. B. das Verhältniß zwischen Serge und Jeanne. Man vergleiche die correspondirenden Scenen des Romans (S. 121 ff.) und des Dramas (I. 12). In dem Roman, wie im Drama droht Jeanne, ihrer Pflegemutter „Alles" zu sagen. Dort aber antwortet Serge: „Alles? Nun wahrlich, das wäre nicht viel"; und wir erfahren, daß, was bisher zwischen ihnen vorgefallen, auf eine immerhin recht lebhafte Liebelei hinausläuft. Hier hat Serge auf das drohende „Alles!" nichts zu erwidern; er interpretirt das fragwürdige Wort nicht; er wiederholt es nur — im verächtlichen Ton, begleitet mit einem Achselzucken, wollen wir annehmen, obgleich der Text es nicht vorschreibt — was gewinnen wir dadurch? sicher nicht die freundliche Gewißheit, daß dies Alles eben — nichts ist: nichts Irreparables, Unwiederbringliches, Unlösliches. Aber in dem einen Falle ist der junge Mann ein Leichtsinniger, im andern ein Schurke. Und ähnlich so steht es mit Jeanne, die im Roman erst nach verzweifeltem Kampfe fällt, während das Drama sie uns bereits als ein Mädchen vorführt, das durch den nächsten Schritt — die Annahme der Hand Cayrols — den letzten Rest unsers Mitleids verscherzt.

**) Bekanntlich hatte die Polizei in Berlin mehr Zeit. Sie überlegte sich den Fall und hielt dafür, daß es der Wirkung des Stückes nicht schaden werde, wenn Mad. Desvarennes sich zu ihrer That bekenne, — (nach meinem Vorschlag etwa mit den Worten: Nein, Herr Commissar, glauben Sie ihm nicht! Ich habe den Fürsten getödtet. Ich konnte nicht anders. Ob ich es durfte — darüber mögen die Richter entscheiden.); — jedenfalls bestand sie darauf, daß die pure nackte Lüge: „der Fürst hat sich selbst getödtet" in ein vieldeutiges „der Fürst ist dem irdischen Richter entzogen" verwandelt werde. — Es ist gewiß nicht erfreulich, wenn sich die Polizei in ästhetische Angelegenheiten mischt; aber betrübend ist es, wenn sie dabei gegen Dichter, Theaterdirector und Kritik Recht behält.

Ein Sonntag in Lecco.

Von H. Breitinger.

Die Italiener sind die gottesfürchtigste Nation der Erde. Zu diesem Schlusse gelangt ein Jeder, der nur einmal in Italien übernachtet hat. Man mag sich niederlegen, wo man will, so hat man einen Campanile (Glockenthurm) zum unsichtbaren Bettgesellen. Kaum hast du dich aufs Ohr gelegt, so gellt dir dieser Schalk die Viertelstunden und die Stunden ins Ohr, repetirt eine jede mindestens zweimal, und sobald der Morgen graut, hebt noch obendrein der Glöckner sein kunstreiches Spiel an, erst sachte, sachte, dann lauter und lauter, dann wieder leise, endlich ersterbend schwach und fein, bald gemessen feierlich, bald in rasendem Prestissimo, bald in trockenen und halben Doppelschlägen. Chauteaubriand hätte mir seine tönende Declamation über das Glockenläuten hier in Italien abbüßen müssen, und Goethe hat gewiß eine italienische Erinnerung fixirt, wenn er im fünften Acte seines zweiten Faust den Helden jammern läßt:

„Wie schaff ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe!"

Worauf der unkirchliche Mephisto versetzt:

„Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß!
Wer leugnet's? Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bimm-Baum-Bimmel . . .
Mischt sich in jegliches Begegniß,
Als wäre zwischen Bimm und Baum
Das Leben ein verschollner Traum."

Heine sagte einmal, man könne in Italien keinen Citronenbaum betrachten, ohne daß eine Engländerin daneben stehe. Ich möchte dasselbe vom italienischen Bett und dem Campanile behaupten.

Dank den Bemühungen des Virtuosen am Glockenstrange erwachte ich schon beim Angelusläuten. Gleich bei meinem ersten Ausgange, — es mochte halb neun sein, denn die Sonne trieb die Müssigen bereits in den Schatten, — traten mir einige echt italienische Volksscenen entgegen.

Ich stand auf dem Theaterplatz (Largo del teatro), als Trompetengeschmetter und Rossegetrabe durch die Via Roma heranbrauste. Il ciarlatano! Il ciarlatano! riefen einige Seidenspinnerinnen, deren rothe Kattunröcke bereits durch alle Straßen wogten. Richtig, auf einem eleganten Zweispänner, dessen Seiten mit bunten Fellen und Schabraken behangen waren, auf dessen etwas erhöhter Banquette drei schwarzgelockte Musikanten arbeiteten, fuhr ein neapolitanischer Heilkünstler auf den Platz. Der Wagen faßte Stellung im Schatten eines großen Gebäudes und war im Nu von einer gaffenden Menge umgeben. Der große Mann stellte sich auf seine langen Beine, hob den glänzenden Cylinder vom Haupte, setzte an dessen Stelle eine schwarze Sammetmütze, zog baumwollene Manschetten über die Rockärmel, öffnete seinen Operationskasten, seine ambulante Apotheke und machte sich mit seinen Phiolen und Instrumenten, nach dem Rhythmus eines von den Musikanten mit Brio vorgetragenen Stückes, tausenderlei zu schaffen. Das dauerte über eine Viertelstunde, und immer dichter sammelte sich unterdessen die Menge, welche den langen schwarzen Gesellen und die an den Wagenseiten befestigten Tableaux begaffte. Letztere wiesen illuminirte Diplome verschiedener Universitäten und Akademien in prächtigen Goldrahmen. Endlich klingelte der große Mann, die Musik verstummte und nun begann sein Vortrag, das Meisterstück eines mit unerschütterlicher Ruhe vorgetragenen Schwindels. Seitdem der göttliche Ariosto in seinen „Erbolato" der Versuchung nachgegeben, die Rede eines solchen Quacksalbers zu componiren, hat die Redekunst dieser Herrn ihre Fortschritte aufzuweisen.

„Um Euere Krankheiten zu erkennen, muß der Arzt vor Allem Euren Leib studirt haben. Er muß die Anatomie und die Physiologie aus dem Grunde besitzen. Ich aber würde von solch gelehrten Dingen zu Euch unwissenden Bauern gar nicht reden, gewahrte ich nicht hie und da unter Euch gebildete Leute, die meinem Vortrage folgen können, die wissen was Physiologie und Anatomie bedeuten." Alsdann pflanzte er auf dem vorderen Wagenrade das Skelett eines einjährigen Kindes auf, dessen großer Schädel und gekrümmter Buckel der kleinen Erscheinung etwas Possenhaftes verliehen, und lenkte nun die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf diesen Gegenstand. „Hier habt ihr das Gebein eines armen Kindes, das mir leider in den Händen geblieben ist (rimasto fra le mani). Warum? so fragt vielleicht Einer unter Euch. Nun, warum? warum? Weil man mich halt zu spät geholt hat!!!" — Dann zog er eine Phiole aus seiner Apotheke, hielt sie hoch in die Luft empor und brüllte mit starker Stimme: „Hier ist das Elixir vitae, das universelle Remedium, das ich durch unablässiges Studium alter Bücher der Vergessenheit entrissen und der Menschheit aufs Neue geschenkt habe. Ich will Euch das ehrwürdige Buch zeigen, in welchem ich es entdeckt, ein Werk aus dem achten Jahrhundert nach Christi Geburt." Hier zog er eine schweinslederne Scharteke unter dem Wagensitze hervor. „Ich will Euch auch die Abbildungen der Pflanzen zeigen, aus denen es gezogen wurde." Hier schlug er das Buch auf und wies auf einige Holzschnitte. — „Glaubt nicht," fuhr er sodann fort, „daß man ein so fürchterliches Mittel zuerst an Menschen erprobt habe. Nein, in Rom und Neapel und an andern hochberühmten Universitäten habe ich es erst an Thieren probiren lassen. Auch diese Thiere sollt ihr schauen." Hier öffnete er abermals das Buch aus dem achten Jahrhundert und zeigte Abbildungen von Thieren. Dann begann er von der wundersamen Heilkraft seines Elixirs zu reden. „Es schneidet das Uebel an der Wurzel ab, wie dieses Schwert das Fleisch unserer Feinde durchhaut!" Hier schwang er einen rostigen Kavalleriesäbel ältester Ordonnanz. — „Für Alles, Alles ist mein Elixir zu gebrauchen. Die tauben Ohren und die entzündeten Augen mögen sich nahen. In einem Tage werden sie geheilt sein. Jene schimpflichen Krankheiten aber, die man hier auf dem Markte nicht behandeln kann, werde ich im Gasthofe kuriren." Jetzt drängte sich ein Mann durch die Menge und bestieg den Wagen. Die Musik begann einen Walzer, während der Patient unter gespanntester Aufmerksamkeit der Zuschauer vom großen Manne verhört wurde. Dieser hielt ihm die Uhr ans Ohr, flüsterte, lächelte, nickte, schüttelte den Kopf und setzte den Kranken ruhig in die Wagenecke. Die Musik brach plötzlich ab, der Charlatan aber schrie über die Menge hin: „Caso inveterato! Dieser Mensch würde eine Kanone nicht hören, die neben ihm losginge!" Nun begann er nach dem Takte des neu beginnenden Walzers das kranke Ohr zu reiben, auszufegen und endlich mit seinem Elixir zu füllen. Dann legte er seinem Patienten eine große Binde über Augen und Ohren und setzte ihn ruhig wieder in die Ecke. Es stieg nun ein rothrockiges Spinnermädchen mit entzündeten Augen ein. Sie fühlte sich offenbar geschmeichelt, in der schönen Kutsche sitzen zu dürfen und Gegenstand eines öffentlichen Vortrages zu werden. Hier nahm der Charlatan Veranlassung, den anwesenden Familienvätern ins Herz zu reden. „Hausväter, Familienhäupter! Ihr vernachlässigt Eure Kinder. Habt Ihr kein Herz und keine Eingeweide? Für so wenig Geld könntet Ihr ein Mittel kaufen, um alle Uebel und Gebrechen der Eurigen zu heilen, und Ihr zögert, Ihr wagt zu geizen und zuzuwarten?"

Als ich nach einer Stunde wieder vorbei kam, war bereits die ganze Kutsche mit verbundenen Köpfen angefüllt und der schwerhörige Mann saß noch immer gesenkten Hauptes in seiner Ecke. Unterdessen hatte ich mir am unteren Largo eine andere Scene angesehen. Da saß, von rothen Röcken dicht umgeben, an einem aus dem nächsten Café geborgten Tischchen, eine dralle, braune Maid, die eifrig Karten mischte. Sie erklärte mit beredten Worten deren Bedeutung und forderte ihre Zuschauerinnen beim heiligen Antonius auf, sich für einen Soldo die Zukunft eröffnen zu lassen. Ich schob das Vorgebirge meiner weißen Weste durch die dreifache Reihe und wandte mich an die hübsche Rednerin mit den Worten: „To', dimmi un po'il fatto mio!" Großes Gelächter in der rothen Corona. Auch die Kartenschlägerin mußte lachen und streckte bereitwilligst ihr ganzes Spiel hin. Ich zog zwei Karten: eine Dame in grünem Kleide und eine geöffnete Schatulle aus der einige Perlenschnüre und Goldketten heraushingen. Die Dame in grünem Kleide war eine heimliche Feindin, die mich bei meiner Frau angeschwärzt und den Keim bedenklichen Familienzwistes gepflanzt hatte, aber meine Energie und meine Schlauheit werden die schlimme Feindin schließlich überwinden. Das Schmuckkästchen bedeutete natürlich ein reiches Erbe, eine Million, auf welche hin ich der Wahrsagerin vorläufig zwanzig Centesimi ausbezahlte. Sie gab mir noch einen rosarothen Zettel auf den Weg, der die glücklichen Lottoternen enthüllte.

Die heiße Sonne trieb mich in das nahe Café „Delle due Colonne". Hier saßen die Notabilitäten der Stadt, unter anderen auch der wohlbekannte Romanschreiber Ghislanzoni, ein Bürger von Lecco, der erst auf dem Theater, später mit größerem Glücke in der Literatur sein Heil versucht hat. Ich suchte dann einen liebenswürdigen jungen Freund auf, dem ich ein Vergnügen bereitete mit der Bitte, mir die Honneurs seiner Geburtsstadt zu machen. Als die Hitze sich etwas gelegt hatte, ließen wir anspannen, um einige der durch Manzonis „Promessi Sposi" berühmt gewordenen Lokalitäten aufzusuchen. Hoch oben am Berge, der östlich von Lecco sich hinzieht, sieht man die Ruinen des Schlosses, das Manzoni seinem Don Rodrigo als Wohnsitz zuweist, darunter den weißschimmernden Campanile von Don Abbondios Pfarre. Seitdem Manzoni die Lucia erfunden, hat sich auch seine „Casa die Lucia" — natürlich eine Kneipe — finden lassen. — Ueber der Bahnlinie nach Bergamo, ein Viertelstündchen von der Stadt, liegt ein aristokratisches palastähnliches Herrenhaus, Galeotto genannt, welches Manzoni längere Zeit bewohnt hat. Hier besuchten wir einen gelehrten Priester, der mich mit seiner Schrift über Petrarca beschenkte. Dann ging es zurück auf die staubige Landstraße, vorbei an der Kirche des Padre Christoforo in der Vorstadt Pescarénico, nach einem alten weinlaubumrankten

Wirthshause am Fuße eines steilen, vom „Kastell des Ungenannten" gekrönten Vorberges. Wir entsagten hochherzig dem Genusse der antiquarischen Erforschung jener Ruinen und studirten dafür das flotte Treiben der Dorfjugend im Tanzlokale der Osteria, lobten den dunkeln Wein des alten Wirthes, der uns dafür beim Abschiede von der Höhe seiner Terrasse herab mit erhobenen Händen den Segen gab. Noch eine halbe Stunde scharfen Trabes längs der Adda und wir erreichten den sogenannten Porto, d. h. eine Fähre, die uns über den Strom setzte. Die sinkende Sonne legte ihren Gold- und Purpursaum um die vielen ragenden Bergeshöhen, als wir in die rechtsufrige Landstraße einbogen. Eine bezaubernd schöne Landschaft umgab uns, von malerischem Kleinleben beseelt. Dort auf einem Rasendamme saß der Curato mitten unter seinen Bauern, weiter oben zwischen Reben, Mais und Kastanien blinkte das Lichtlein eines Heiligenbildes, vor dem eine einsame Alte ihre Andacht verrichtete. Schaaren von Mädchen und Burschen kehrten aus der Stadt, städtische Bewohner nach Lecco zurück. Im Zwielicht erreichten wir die Stelle, wo Lucia über den Fluß setzte und ihrem Bergdorfe ein letztes Lebewohl zurief. Dann kam die stattliche alte Addabrücke. Hier sandten wir unsern Wagen in die nahe Stadt zurück und wanderten nach Malgrate, dem villageschmückten Gegenüber von Lecco. Auch hier herrschte reges Leben, man feierte die Kirchweih „Sant-Abbundi" mit Geigen, Tanzen und Singen. Im Wirthshause zu den „Promessi Sposi" ging es hoch her. Durch die gedrängten Reihen der soupirenden Lecchesen bewegte sich, die Guitarre in der Hand, ein Improvisatore, der einem jeden Gaste einen humoristischen Vers zusang. Aus der allgemeinen Heiterkeit schloß ich auf das Talent dieses fahrenden Sängers und nicht ohne Spannung erwartete ich den Augenblick, wo die Reihe an mich käme. Der Sänger fixirte mich ein paar Sekunden, dann schlug er entschlossen in die Saiten und sang:

Ob der Doctor auch sterbe,
Der Apotheker verderbe,
Das hat keine Noth:
Ihr bleibt frisch und roth! —
Doch wenn der Wein verdirbt,
Keine Reblaus nicht stirbt,
Da dürst's Euch nicht geniren,
In den Styx zu marschiren!

„Du ahnungsvoller Engel du!" seufzte ich, als ich dem Propheten das wohlverdiente Honorar überreichte.

Wir hatten die Lampen wegnehmen lassen, um die zauberhafte Mondbeleuchtung voll zu genießen. Am Ufer war es nachgerade still geworden und wir hörten deutlich den Ruderschlag der Barke, die uns abzuholen kam. Die zwanzig Minuten der Ueberfahrt werde ich nie vergessen. Wie lieblich schmeichelte die laue Luft, wie weich umspielte das Mondlicht die zitternden Umrisse von Gebirg und Gestade!

„Wie kann ich Ihnen für diesen schönen Abend würdig danken?" sagte ich zu meinem Begleiter als wir den Quai von Lecco erreicht hatten.

„Wissen Sie wie?" versetzte er scherzend. „Schreiben Sie ein Feuilleton: Ein Sonntag in Lecco."

Signor C.! Heute hat der Moor seine Schuldigkeit gethan.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Italien in Berlin. Teresina Tua. Wachtel. Aussichten für die Saison.

Italienische Oper im Skating-Rink, jetzt „Philharmonie"; italienische Chorsänger im Wintergarten des Centralhotels; eine italienische Geigerin Teresina Tua im Krolltheater; sollte man nicht glauben, Berlin wäre eine halbitalienische Stadt, gleich wie Triest oder Trient, und nicht die Bewahrerin der Kunstüberlieferungen eines Bach und Gluck? Freilich sprechen von dieser Ueberlieferung die Zeitungen mehr als die Opernkassa-Berichte; „Iphigenie auf Tauris" ward vor einem leeren Hause gegeben, während „Carmen" (nach drei Jahren) noch immer die größten Einnahmen bringt.

Die Italienische Oper in der Philharmonie hat in diesem Jahre wenig günstige Resultate erzielt, obwohl einige Mitglieder zu den besten Künstlern ihrer Gattung gehören und einige Vorstellungen ganz Ausgezeichnetes geboten haben. Von den erstern ist vor Allen Signora Varesi zu nennen, die schnell den Ruf einer Sängerin allerersten Ranges erworben und im Komischen wie im dramatisch Leidenschaftlichsten gleich hochbedeutend sich gezeigt hat. Ihre Stimme ist nicht zu den schönsten zu rechnen, aber trefflich ausgebildet und jeder Schattirung fähig; die Coloratur ist besonders im Staccato und in den chromatischen Läufern eine ganz eigenartige in Schönheit, Kühnheit und Wohllaut. Der Vortrag zeugt von tiefster Empfindung und vornehmer Auffassung; als Darstellerin entwickelt die Signorina ungemeine Grazie und Leichtigkeit in den komischen Partien (Rosina, Norma in Don Pasquale) und wahrhaft großartige mit Scheinheitssinn gepaarte Leidenschaft in den ernsten Partien; ihre Lucia hat in hohem Grade interessirt, trotz der Erinnerung an die große Adeline Patti und trotz der Musik, der wir schon überdrüssig geworden, als Donizetti noch die Bühne beherrschte. Die Abende, an welchen die Signorina Varesi sang, waren auch die einzigen, an welchen das Publicum sich zahlreicher in dem Hause einfand; im Uebrigen schien es seine Gunst ganz abgewendet zu haben von der Italienischen Oper, obwohl der vorjährige Liebling Brogi oft sang und der neue Tenor Vicentelli ein sehr interessanter Künstler genannt werden kann. Mehrere Umstände haben bei dieser Abneigung mitgewirkt, hauptsächlich jedoch die fatalen Mißgriffe, die im Anfange mit den Primadonnen der großen Verdi'schen Oper begangen worden; drei alte, ganz unfähige Damen traten in den Opern auf, in welchen der Schwerpunkt auf der Leistung der ersten Sängerin ruht! Da nun eine italienische Oper überhaupt nur noch Anziehungskraft ausüben kann, wenn sie von den besten Kräften und mit bestem Zusammenwirken vorgeführt wird, so ist leicht zu erklären, wenn das Berliner Publicum nicht nach dem Skating-Rink wandelte, und zu Kroll strömte, wo Wachtel die alten, unendlich oft gehörten Rollen, jedoch mit der alten Kraft und derselben unglaublichen Elasticität, Frische und Sicherheit gab. Erst gegen Ende seines langen Gastspiels (er sang wenigstens acht Mal den „Postillon") wurde eine Ermüdung in der Stimme bemerkbar; aber selbst die Hörer, denen die Gattung seines Gesanges nicht die sympathischeste ist, mußten zugestehen, daß er in der Beherrschung der Stimme, in dem Wechsel des Falsetts und zugleich in der Sicherheit der höchsten Brusttöne noch immer einzig dasteht! Dabei hüpfte er auf der Scene herum wie ein Zwanzigjähriger, der bald Sechzigjährige!

Von der italienischen Chorgesellschaft haben wir nicht viel zu sagen; der aus dreißig Damen und Herren bestehende, theilweise ins Nationalcostüm gekleidete Chor hat uns nur Bedauern erregt; wem ist wohl der Gedanke gekommen, die armen Leute so weit her ins fremde Land zu locken, ohne ihre Leistung einigermaßen zu kennen? Wünschen wir ihnen, daß sie bald in die Heimat zurückkehren, bevor trauriges Los sie trifft, und wenden wir uns zu Angenehmem, Erfreulichem, zu den Concerten der Teresina Tua, die in kurzer Zeit das kühle Berliner Publicum in wahre Aufregung versetzt hat. Die junge Künstlerin, Italienerin, die ihre ersten Lorbeeren als Schülerin des Pariser Conservatoriums errang, welches ihr die Ehrenpreise zuerkannte, hat nach einer glänzenden Concertreise in ihrem Vaterlande die Berliner Sanction nachgesucht und erhalten. Sie ist eine Individualität. Ein sehr lieblicher Ton, glänzende und ganz sichere Technik, feuriger Vortrag und natürliche Empfindung, dazu ein ganz besonderes graziöses, jugendliches Aeußere sichern ihr überall die beste Aufnahme. Allerdings ist sie ganz ein Kind der französischen Schule, und ihr Programm tritt aus dieser nicht heraus: Concert von Bériot, Phantasie von Wieniawski und Vieuxtemps sind die meist wiederkehrenden Nummern. Nur das G-moll-Concert von Bruch deutete auf eine Bekanntschaft mit deutscher Musik. Sie hat also mehr für Eleganz als für die tiefere musikalische Bildung studirt. Aber was sie in den oben angeführten Stücken bot, war immer reizvoll und so eigenthümlich fertig, daß selbst der

hehrste Vertreter der deutschen klassischen Musik, Joachim, zu den lautesten Anerkennern im Publicum gehörte. Und im Andante im Bruch'schen Concerte entfaltete sie eine Innigkeit der Empfindung und eine Einheitlichkeit des schönsten Vertrages, daß der Beifallssturm des Publicums kein Ende nehmen wollte. So wäre denn die Concertsaison mit einem recht guten Omen eröffnet. Ein zweites Unternehmen, das erst im Entstehen begriffen ist, läßt uns noch angenehmere Hoffnungen nähren. Die ehemalige Bilse-Kapelle wird unter der Leitung des ehemaligen bayerschen, jetzt sächsischen Hofkapellmeisters Prof. Dr. Wüllner im Saale der Philharmonie (ehemals Skating-Rink) eine Reihe von Abonnementconcerten veranstalten, in welcher die bedeutendsten ausübenden Künstler als Soliften wirken sollen. Bülow, Frau Menter und St. Saëns haben ihre Mitwirkung bereits zugesagt. Es wäre also endlich die Möglichkeit für die Künstler vorhanden, sich öffentlich mit vollem und gutem Orchester hören zu lassen, ohne Verluste zu erleiden, und sich obendrein über die schlechte Begleitung ärgern zu müssen. Unsere bisherigen Concertverhältnisse waren einer Großstadt ganz unwürdig. Da die Concerte nur am Abende stattfinden können, so waren die Künstler, die mit Orchester spielen wollten, an ein einziges gebunden: an die „Berliner Symphonie-Kapelle". Das der Hofoper ist allabendlich beschäftigt, das der Hochschule (aus Schülern und Lehrern bestehend) kann selbstverständlich nur in eigener Sache, nicht für Bezahlung verwendet werden, das neue Bilse'sche ist contractlich an das Concerthaus gebunden. Blieb also nur die oben erwähnte Kapelle, die, vor etwa 30 Jahren vom alten Liebig gestiftet, viele Verdienste um Verbreitung guter Musik erworben hatte, in den letzten Jahren aber immer tiefer gesunken und factisch unbrauchbar geworden war. Ohne mehrere Proben konnte das leichteste Concertstück nicht mehr vorgeführt werden, und wir haben selbst beim Es-dur-Concerte von Beethoven erlebt, daß im Adagio die Hörner ihr Solo vergaßen und der Dirigent das nicht merkte! Es war also ein Concert mit Orchester nicht blos mit großen Unkosten verbunden, über welche nur die berühmtesten Künstler hinauskamen, sondern meistens auch mit Aerger, über welchen Keiner hinauskommen kann. Dies neue Unternehmen bietet den Künstlern sichern und sehr anständigen Ehrensold und ein treffliches Orchester. Wir hoffen, es wird vom Publicum gewürdigt und unterstützt werden, dann kann es talentvollen und minder berühmten Künstlern zum Segen dienen, ihnen Gelegenheit geben, sich in voller künstlerischer Kraft zu zeigen, auch wenn der Geldsack nicht voll ist.

Inzwischen hat der treffliche Bilse eine neue Kapelle gebildet (mit der alten waren Zerwürfnisse eingetreten) und seinen Ruhm als Entdecker bester Kräfte und feuriger Dirigent voll bewährt. Sein erstes Concert war von glänzendem Erfolg begleitet und seine Soliften, die Herren Liégeois (Cellist) und Chaussier (Hornist), gewannen allgemeine verdiente Anerkennung. Von der Königl. Hofoper können wir nur berichten, daß Frau Sachse-Hofmeister, die in früheren Jahren dem Institute angehörte, dann in Dresden und Leipzig gewirkt hatte, nunmehr wieder in den Verband getreten ist, und als Fidelio und Iphygenie Beweise ausgezeichneter Fortschritte in Auffassung, Vortrag und Darstellung gegeben hat. Weiteres ist abzuwarten, besonders die sehr wünschenswerthe größere Sorgfalt für die Aufführung der klassischen Opern; die des Don Juan gehört noch immer zu denen, welche Theatern nicht ersten Ranges nachsteht.

H. Ehrlich.

Kunstausstellungen.

„Den Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben"... An die Stelle der großen akademischen Herbst-Ausstellung sind die Permanenten, Privat-, Special- und Sonder-Ausstellungen gerückt. Während die feuergefährliche Baracke am Cantianplatz, die den euphemistischen Namen eines Kunstausstellungsgebäudes führt, gemach verfaulen kann, hat sich die Kunst in anderen Lokalen aufgethan Auf eine „Ziermann-Ausstellung" im Künstlerverein und eine Jerichau-Baumann-Ausstellung im Meyer'schen Kunstsalon ist jetzt die Eröffnung des Salons Gurlitt gefolgt, dessen Eigenthümer von dem schönen Princip ausgeht, keine reisenden Sensationsbilder aufzunehmen und keine ermüdenden Massenausstellungen zu veranstalten, sondern eine kleine aber streng gewählte Anzahl neuer Schöpfungen von Künstlern ersten Ranges zu vereinigen, um eine Gemeinde wahrhaft Kunstsinniger und Kunstverständiger zu erfreuen. Unter den blos 45 Nummern finden wir Kunstwerke eines Adolph Menzel, Gustav Richter, Alma Tadema, Arnold Böcklin, Franz Defregger, Henty Siemiradzky, Franz Lenbach, Fritz August Kaulbach, so daß sich ein betrachtendes Verweilen reichlich lohnt.

Alma Tadema hat sein von der Münchener Ausstellung von 1879 bekanntes kleines Meisterwerk „Eine Frage" geschickt, das bekanntlich Georg Ebers zu einer anmuthigen archäologischen Idylle angeregt hat. Dies Bildchen ist ein kleines Meisterwerk. In südlicher Sonnengluth hat sich ein gebräunter Bursche lang auf eine Marmorbank hingestreckt und blickt erwartungsvoll zu dem lieblichen Antlitz des weißgekleideten Mädchens auf, das neben ihm sitzt und in jedem Zug, jeder Bewegung die innig Liebende verräth — das ist Alles so tief empfunden und fein durchgeführt, daß es uns auf den ersten Blick begreiflich erscheint, wie sich ein Dichter davon angeregt fühlen konnte, die Frage auszudenken und weiterzuspinnen. Poetisch ist auch das verwandte, aber in größeren Dimensionen ausgeführte Bild Siemiradzkys: „Der Liebe Schwärmzeit". Auch hier sehen wir ein junges antikes Liebespaar, aber die Frage ist hier längst gelöst und die Liebe Gewißheit geworden. Die Glücklichen haben sich vor das Thor ihrer Vaterstadt Pompeji geflüchtet, um in der lauen sternhellen Sommernacht zwischen den Tumuli der Gräberstraße auf und nieder zu wandeln. Der Mond ist hinter dem Vesuv verschwunden und selbst die Sterne flimmern matter; aber lebende Geschöpfe leuchten den Liebenden. Es sind kleine Glühwürmchen, welche glänzend zwischen den Denkmälern hin und wieder fliegen. Eben hat der Jüngling einen dieser verliebten Leuchtkäfer erhascht; das Mädchen ist hinzugeeilt und nun setzen sich beide auf eine Bank, um den Gefangenen zu betrachten. Die Maid schmiegt sich an den Geliebten, aus dessen Hand das kleine Thier mit phosphorescirendem Glanze leuchtet und die Gesichter der beiden Glücklichen sanft überstrahlt. Die Stimmung ist vortrefflich, nur Schade, daß die beiden Köpfe so herzlich uninteressant ausgefallen sind. Mehr als nur ein künstlerisches Modebild ist Fr. A. Kaulbachs elegante junge Dame auf der Promenade, den besten Bildern eines Stevens vollkommen ebenbürtig. Von Arnold Böcklin finden sich zwei neue Gemälde. Der bizarre Künstler scheint in jüngster Zeit wieder zu den Indigotinten seiner „Gefilde der Seligen" (National-Galerie) zurückgekehrt zu sein. Auch auf seinem originellen landschaftlichen Idyll: „Sommertag" finden wir einen stahlblauen Himmel, der sich in einem Bach von selbiger Nuance mit wunderbarer Intensität spiegelt. Es ist nur erstaunlich, daß die nackten Gestalten, die sich in dem Flusse tummeln, nicht ebenfalls blau gefärbt daraus hervorgehen. Sieht man von dieser Absonderlichkeit ab, so fesselt das Bild durch seine Empfindung und einen seltsamen poetischen Reiz. Zumal die hohen Pappeln, die an einer Biegung des Flüßchens stehen und im Abendwind die silberne untere Seite ihrer Blätter zeigen, sind von einer entzückenden Naturwahrheit. Leichte, weiße, an Dorés Manier gemahnende Federwölkchen sprenkeln eine Ecke des Himmels, indessen lichte Nebel die Contouren eines nahen Dorfes und fernerer Hügel verwischen. Noch absonderlicher ist das unbegreifliche große Gemälde: „Auf Abenteuer", wo die blauen Lieblingstinten den Himmel, das Meer und den Stahlpanzer eines Ritters von der traurigen Gestalt färben, der starr und steif mit dem Helm in der Linken auf einem müden Ackergaul die Düne empor reitet. Das vom langen Bart umwallte Haupt ist stolz und edel, und aus den Augen bricht ein schwärmerischer Schimmer. Trefflich ist auch der Ausdruck des Pferdes: es schaudert förmlich, indem seine Hufe auf „verbrannte menschliche Gebeine" stoßen, welche den Strand bedecken. War hier eine Schlacht geschlagen oder eine menschenfresserische Mahlzeit gehalten worden? Und was hat das Segelschiff zu bedeuten, das auf regungsloser See vom Strande hinweg zu fahren scheint? Hat es den edlen Ritter ans Land gesetzt, und wenn dies der Fall: wie kann dann die Mähre von den paar Schritten schon so müde und abgehetzt sein? Solche Bilder nehmen sich, so flott sie gemalt sind, ohne ein erklärendes Programm wie eine Mystification aus, dergleichen auch dem offenbar von Böcklin angeregten talentvollen Max Klinger als Ideal vorgeschwebt haben mag. „Am Abend" betitelt sich sein großes Gemälde, wo sich ein junger Grieche auf einer grünen Wiese mit drei Frauen unterhält und ein knallrother Mantel eine hervorragende Rolle spielt. Am besten ist die dämmernde Landschaft gelungen, die Gesichter und Gestalten entbehren jeder Anmuth. Namentlich der Jüngling, der eine seiner Freundinnen mit einem rosenumkränzten Reise zu fangen sucht, ist gänzlich verzeichnet. Herr Klinger sollte seinem Schweizer Vorbild lieber in

den poesievollen und malerischen Vorzügen, nicht aber in den Bizarrerien nacheifern, die man eben höchstens einem Böcklin verzeiht.

Unter den Porträts erwähnen wir vor Allem Menzels meisterhafte Bleistiftzeichnung von Professor Du Bois-Reymond und Lenbachs Professor H. Helmholtz. Die geistige Größe beider Männer, ihr scharfsinniger Forscherdrang ist hier äußerst lebendig wiedergegeben. Die Individualisirung durch Bleistift und Farbe kann nicht trefflicher durchgeführt werden, nur Schade, daß Lenbachs Pinsel kein sauberes Fleisch und vor Allem keine reine Wäsche wiedergeben will. Nennen wir noch Defreggers „Junge Frau in Trauer", voll inniger Natürlichkeit, Adolph Schreyers mit Pariser Chic gemaltes Thierstück: „Flucht aus dem brennenden Stall", zwei schwermüthige Landschaften von Karl Scherres, Passinis freundliche Aquarelle einer Orangen essenden Venetianerin und einige Landschaften von Albert Hertel und Gurlitt Vater, so glauben wir alle hervorragenderen Erscheinungen dieses Salons angeführt zu haben.

Auch Meyers Permanente Ausstellung enthält zur Zeit manches künstlerisch Bedeutende, z. B. den Carton zu Professor Wilhelm Camphausens Wandgemälde in der Ruhmeshalle des hiesigen Zeughauses. Es stellt die Huldigung der schlesischen Stände im Fürstensaale des Breslauer Rathhauses vor König Friedrich II. am 7. November 1741 dar, bei welcher Ceremonie unbegreiflicherweise gerade das Reichsschwert vergessen wurde, auf welches der Eid der Treue geleistet werden sollte. Der junge König zog schnell entschlossen zum Ersatz seinen eigenen guten Degen, der die schlesischen Lande erobert hat, und überreichte ihn seinem Feldmarschall Schwerin. Der Carton nimmt sich jedenfalls besser aus als die Freske mit ihrem feuerrothen Thronzelt und sonstigen schreienden Farben, die sich Camphausen hoffentlich noch in letzter Stunde zu dämpfen entschließt. Interessanter sind Moriz v. Schwinds Cartons zur Zauberflöte, welche bekanntlich für die Ausschmückung des Foyers im Wiener Opernhause geschaffen wurden. Die gegebenen architektonischen Formen boten dem Künstler besondere Schwierigkeiten, und es ist bewunderungswerth, wie geschickt sich Schwind in den ungünstigen Raum zu fügen verstand. Zwei mit den Spitzen aneinanderstoßende Zwickelflächen sind den Papageno-Episoden gewidmet, die großen halbkreisförmigen Lünetten über den Thüren geben den Inhalt der Oper in figurenreicher Composition wieder, die Medaillons zeigen uns das Geschick von Tamino und Pamina. Es steckt ein gewisser musikalischer Rhythmus in diesen reizvollen Compositionen, die der Farbenharmonie fast ganz entrathen zu können scheinen. Z.

Notizen.

Dantes Göttliche Komödie. Uebersetzt von August Kopisch. Dritte Auflage ergänzt und berichtigt von Theodor Paur. Berlin und Leipzig, J. Guttentag (D. Collin).

August Kopisch, der humorvolle Dichter der „Heinzelmännchen" und ohne Zweifel eine der liebenswürdigsten Erscheinungen unserer Nationalliteratur, tritt hier in der ungewohnten Rolle eines tiefernsten Dante-Uebersetzers und -Commentators vor uns. Die Verlagshandlung scheint schon nach der ersten Auflage gefunden zu haben, daß dieser Dualismus dem großen Publicum gegenüber einer Erklärung, ja fast einer Entschuldigung bedarf, und Richard Gosche schrieb zu diesem Zweck ein Vorwort zur zweiten Auflage (1861), worin mit Geschick darauf hingewiesen wurde, daß Kopischs im Ganzen heiter gestimmte Dichtung von ernsthaften, ja tragischen Hervorbringungen begrenzt wird, deren trauriger Charakter mannichfach an den plastischen Ernst des großen Italieners erinnert, mag er nun seine Stoffe der Legende oder der weltlichen Sage entnommen haben. Wir halten dafür, daß dieser Hinweis überflüssig war, denn jeder Kenner hat sich längst gewöhnt, von der traditionellen Charakteristik des von seinem Freunde Platen angeregten schlesischen Dichters abzusehen, und der wahre Humor, von dem Kopisch erfüllt war, erklärt und bedingt geradezu diesen tragikomischen Zwiespalt. Seine Dante-Studien behaupten denn auch in der einschlägigen Literatur bis zum heutigen Tage eine hervorragende Stelle und namentlich die Uebersetzung steht in allererster Reihe neben den regelrechten Terzinen von Karl Bartsch und Fr. Notter und den Blankversen des Königs Johann von Sachsen (Philalethes). Mag man auch beklagen, daß Kopisch, der uns sonst in seinen eigenen Dichtungen als virtuoser Reimkünstler bekannt ist, auf den musikalischen Reiz des dreifach in einander verschlungenen Reimsystems verzichtet hat, so übertreffen doch seine reimlosen Terzinen, welche sich in Rhythmus und Gedankengang dem Original äußerlich und innerlich aufs Engste anschmiegen, an Treue alle vorhandenden Verdeutschungen. Eine in Inhalt und Form genaue metrische Uebersetzung ist ja bei der Leichtigkeit der italienischen Reimung und bei der Schwierigkeit der deutschen ein wohl unlösbares Problem. Kopischs Arbeit kommt dem Ideal einer wörtlichen rhythmischen Nachdichtung zumal in der vorliegenden von Dr. Theodor Paur revidirten Gestalt sehr nahe. Der neue Herausgeber hat Alles noch einmal genau mit dem von Karl Witte festgestellten Originaltext verglichen, zahlreiche Flüchtigkeitsfehler, Flickwörter, sprachliche Härten, Hiaten und Elisionen ausgemerzt, so daß diese Bearbeitung wirklich lesbarer geworden ist. Ja sein Bestreben, dem Vorbild in Sinn, Form und Rhythmus möglichst gerecht zu werden, ging sogar so weit, daß er in Fällen, wo der Vers mit einer betonten oder mit zwei unbetonten Silben abschließt und ein Wortheil in den folgenden Vers herübergezogen ist, das Original ganz genau nachbildete, was doch in einer Uebersetzung, die einen wichtigsten Bestandtheil, den Reim, von vornherein über Bord geworfen, wohl ziemlich bedeutungslos ist. Noch wichtiger und dankenswerther sind die Berichtigungen und Ergänzungen Paurs zu Kopischs Commentar und Abhandlungen über Zeitalter, Leben und Schriften Dantes. Der treffliche Pfleger italischer Volkspoesie hatte sich zwar nach Kräften bemüht, in das Wesen des dantesken Geistes und Zeitalters einzudringen, aber seit den Forschungen von Karl Witte, Blanc, Hettinger, Scartazzini sind seine Ansichten und Resultate doch zum großen Theil veraltet. Kopischs hauptsächlichster Gewährsmann Dino Compagni, welcher zumal bei Darstellung der florentinischen Verhältnisse als Zeuge angerufen wurde, ist aber keineswegs so abgethan, daß seine Glaubwürdigkeit für völlig erschüttert gilt, wie Paur behauptet. Der Herausgeber mußte nothgedrungen Manches entfernen und verbessern, und er hat sich seiner Aufgabe trefflich erledigt: die Anmerkungen sind ergänzt und revidirt, eine leider nicht vollständige bibliographische Einleitung ist neu hinzugekommen. Schlechterdings hat er sich nicht bemüßigt gesehen, auch den allegorisch-symbolischen Deutungsversuchen, in denen sich Kopisch so übereifrig gefällt, als handelte es sich um die Entdeckung einer zweiten Blauen Grotte, die allzu phantastischen Flügel zu beschneiden; er begnügte sich blos damit, am Schlusse einen schüchternen Protest einzulegen. Zur ästhetischen Würdigung der Commedia im Einzelnen und Ganzen und für die Entschleierung ihrer Mystik ist auch nach dem jüngst erschienenen geistvollen Werke Hettingers über den philosophisch-theologischen Gehalt des Gedichts noch Vieles zu thun. Kopischs gutgemeintes „Hineingeheimnissen" fördert uns aber nur sehr wenig. Um so dankbarer sind wir ihm für seine durch Paur verbesserte Uebertragung in der vorliegenden Gestalt. Die Ausstattung des unentbehrlichen Buches ist eine äußerst geschmackvolle. Die prächtigen Reproductionen der ältesten Büste, des Giotto'schen Jugendbildes und einer bronzenen Dante-Medaille des 15. Jahrhunderts sind willkommene Beigaben, ebenso das bisher ungern vermißte Namenregister; nebenbei bemerkt, ist in diesem — und auch im Texte zweimal — statt Santafiore: Santafiora zu lesen.

* * *

Hammelburger Reisen von Karl Heinrich Ritter v. Lang. Mit Anmerkungen von Fr. Hartmann. München, Bibliographisch-artistisches Institut.

Ein willkommener Neudruck des ebenso witzigen als scharfsinnigen Pamphlets wider das verrheinbündete Bayern unseligen Angedenkens. Köstlich ist namentlich das Kapitel über des Verfassers Schicksale im Kautzen-Land, wobei das Leben und Trinken in München gegeißelt wird und zwar vor Allem die Akademie, ihre lächerliche Inschrift am botanischen Garten, die Münchener Zeitungen, das Concordat, die Hohenloher Wunder und die Unfruchtbarkeit der Gesetzgebung in dem zu einer „Großmacht" sich emporreckenden Lande. Das Buch enthält jedenfalls Vieles, was noch für heutige Verhältnisse Geltung hat, und ist weitaus das Geistreichste, Verständnißvollste und Witzigste, was über die Misere der Kleinstaaterei geschrieben wurde.

Offene Briefe und Antworten.

Blind gegen Mathy.

I.

London, 1. Sept. 1882.

Verehrtester Herr!

Meine „Selbstbekenntnisse eines Achtundvierzigers" sind von der „Nationalzeitung" als eine Verunglimpfung Mathys aufgefaßt worden. Gestatten Sie mir gütigst nachfolgende Bemerkungen:

Daß ich dem Schicksale aller Exilirten verfallen sei, die vaterländischen Dinge allezeit nach dem Maßstabe zu beurtheilen, der zur Zeit des Beginns des Exils Mode war, dürfte doch wohl vor und während des schleswig-holsteinischen Krieges von 1863—64, im französisch-deutschen Krieg von 1870 bis nach Sedan, zur Zeit des Culturkampfes und bei verschiedenen anderen Gelegenheiten kaum bewiesen worden sein. Mancher politisch oder wissenschaftlich hervorragende Mann in Deutschland, ob fortschrittlich, nationalliberal oder sonstwie gesinnt, könnte aus brieflichem Verkehr oder aus persönlich in London gemachter Bekanntschaft Zeugniß darüber ablegen. Eine bald 33jährige Verbindung mit einer Reihe der geachtetsten deutschen Blätter spricht wohl auch deutlich genug. Daraus erklärt es sich möglicherweise, daß, wenn die Verfechtung der vaterländischen Sache im Auslande hier und da sehr dringlich war, man auch unter den gemäßigtsten Freisinnigen drüben sich öfters des auf fremdem Boden Weilenden erinnert hat.

Auf die Erhebung von 1849 aber, die im Anschluß an die deutsche Nationalversammlung und an die noch haltbar gebliebenen Bestimmungen der Reichsverfassung begann, ein Brandmal drücken zu lassen, wie es in den Mathy'schen Briefen geschah, das wird meinerseits nimmer geduldet werden. Als Herr Mathy 1848 im Begriff stand, sich den Weg in die großherzogliche Regierung zu bahnen, da verhaftete er ohne Ermächtigung seinen persönlichen Freund Fickler eigenhändig unter der Beschuldigung landesverrätherischer Zettelungen mit Frankreich. Für diese Bezichtigung ist — wie ich in der „Gegenwart" ausführte — nie ein Beweis erbracht, nie auch nur versucht worden. Nach mehr als einjähriger Untersuchungshaft erfolgte die völlige Freisprechung des so schmählich Verleumdeten.

Herr Mathy hat dann wiederum 1849 — wie jetzt aus seinen Briefen erhellt — vier Tage nach der Erhebung in Baden, bei welcher das großherzogliche Heer, zur Stützung der bedrohten deutschen Nationalversammlung, zusammen mit dem Volke aufstand, eine zweite ähnliche Verleumdung gegen die Bewegung als solche herumgeboten, als handle es sich bei ihr um „Gründung einer süddeutschen Republik unter französischem Protectorat!" Die Volksregierungen von Karlsruhe und Kaiserslautern dagegen betonten in ihren Aufrufen stets: „es sei kein Kampf des badischen, kein Kampf des rhein-pfälzischen Volkes, sondern ein Kampf des ganzen deutschen Volkes für das große, für das deutsche Vaterland, für Deutschlands Einheit, Macht und Freiheit. — Deutschland über Alles!"

Auf welcher Seite ist da der „vergiftete Pfeil" abgeschossen worden? Wer hat ein „Zerrbild", eine „Caricatur" entworfen? Wer einen „Verunglimpfungsversuch" gemacht?

Als Mathy, der sich „nicht an Förmlichkeiten stoßen" wollte, gegen das klare bestehende Gesetz im Jahre 1848 Struves und meine Hinrichtung durchzusetzen suchte, obwohl sich das großherzogliche Kriegsgericht selbst für unzuständig erklärt, also die Sache ans Schwurgericht verwiesen hatte, da antwortete der gemäßigt liberale Premierminister Badens, Herr Bekk: die Regierung könne sich nicht durch das Mathy'sche Verlangen bewegen lassen, „einen Justizmord zu verüben". Damit ist Mathys „ausgezeichneter Liberalismus" wohl geschildert.

Was seine Beschuldigung gegen die Heeres- und Volkserhebung von 1849 betrifft, so habe ich es, da ich mit Dr. Friedrich Schütz, dem Mitgliede des Frankfurter Parlamentes, Baden-Pfalz in Paris vertrat, in der „Gegenwart" actenmäßig nachgewiesen, daß umgekehrt die (ebenfalls erdichtete) geheimpolizistische französische Beschuldigung dahin lautete: Wir gingen mit Gründung eines den Elsaß zu Deutschland ziehen wollenden rheinischen Freistaates um; und daß der Minister des Auswärtigen, Herr de Tocqueville, meine völkerrechtswidrige Verhaftung in der Pariser gesetzgebenden Versammlung mit der Erklärung begründete: „Die in Baden-Pfalz triumphirende Partei habe sich ja von jeher mit der bittersten Thatkraft gegen das Streben der französischen Nation nach einer Ausdehnung bis zum Rhein erhoben."

Nahe stand es daher daran, daß ich 1849 von der uns todtfeindlich gesinnten Regierung Ludwig Napoleons an die mittlerweile in Baden in Thätigkeit getretenen preußischen Standgerichte ausgeliefert worden wäre. Ist nun durch obige, hier kurz angedeutete Thatsachen keine „Klarstellung der Streitfrage" erfolgt? Wo ist da überhaupt noch eine Streitfrage?

Ich selbst habe Herrn Mathy als „Uebersetzer" von Mazzinis Blatt: „Die junge Schweiz" bezeichnet, aber auch aus Mazzinis Werken angeführt, daß dieser den damaligen deutschen Verbannten Mathy als „voll von Begeisterung für unser Glaubensbekenntniß" schilderte. Ich könnte mehr sagen. In der badischen Kammer zählte Mathy anfänglich zu den Radicalen, und er war mit Hecker und den Anderen persönlich und politisch befreundet. Noch zur Zeit, wo er bereits umgeschwenkt hatte, hörte ich ihn ab und zu in der Kammer im früheren Tone reden — viel drohender sogar, als andere Führer; einmal geradezu revolutionär. Das war vor 1848. Fern liegt mir indessen, irgend Jemandem eine ehrliche Gesinnungsänderung vorzuwerfen; ich achte alle ehrlichen Ueberzeugungen und stehe seit vielen Jahren mit Männern sehr verschiedenartiger Parteirichtung in gutem Verkehr.

Aber nicht blos um meinet-, sondern vor Allem um der zahlreichen Blutzeugen und dahingegangenen Freiheitskämpfer willen, die Leben, Stellung und Eigenthum in die Schanze schlugen, in den Tod gingen oder in der Verbannung starben und ihre nach 33 Jahren wieder angegriffene Ehre nicht mehr schützen können, erhebe ich meine Stimme zur Steuer der geschichtlich nachweisbaren und klar nachgewiesenen Wahrheit. Daß Mathy zweimal gegen politische Gegner die denkbar schnödeste Verleumdung gerichtet hat, daran kann keine ihm gewidmete Lebensbeschreibung etwas ändern.

Mit vollkommener Hochachtung

Karl Blind.

II.

Mannheim, 24. September 1882.

Geehrter Herr Redacteur!

In den „Bekenntnissen eines Achtundvierzigers", die in Ihrer Wochenschrift veröffentlicht sind, bekämpft Karl Blind zwei Aeußerungen Karl Mathys als Verläumdungen. In seinem ersten Citat erlaubt er sich aber eine sinnentstellende Abänderung: Blind citirt umschreibend, Karl Mathy habe an Herrn von Beckerath geschrieben: „es sei bei der Erhebung von Baden und der Rheinpfalz auf Gründung einer süddeutschen Republik unter französischem Protectorat abgesehen gewesen". In dem Briefe Karl Mathys vom 18. Mai 1849 steht aber wörtlich:

„Die Bewegung in Baden hat eine ebenso solide Grundlage, wie die Politik der Könige; den Meineid empörter und irregeleiteter Soldaten. Es ist dort völlige Auflösung des Staates eingetreten, und der Gesellschaft in Aussicht. Württemberg und die Pfalz haben Aehnliches zu gewärtigen; eine süddeutsche Republik unter französischem Protectorate gehört daher keineswegs zu den Unmöglichkeiten."

Mathy spricht also von einer — schwachen — Möglichkeit, und daraus macht Blind eine Absicht. Sollten Sie nicht, um der Wahrheit die Ehre zu geben, diese Berichtigung in Ihre Zeitschrift aufnehmen? Denn auf das ungenaue Citat baut Blind eine ganze Reihe seiner Anklagen gegen Mathy, mit denen er dessen Charakterbild vor der Nachwelt richtig stellen will.

Hochachtungsvoll

L. Mathy,
Professor am Gymnasium.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Was sollen wir lesen?

Das
ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische
Schweizer, Ungarische
Holländische, Belgische
Amerikanische, Englische
Französische, Hebräische
Italienische, Schwedische
Norwegische, Spanische
Portugiesische, Polnische
Neugriechische, Russische
Arabische, Rumänische
Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.
Probe-Abonnement für September 85 Pf.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S.W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Interessant!

Soeben erschien in **dritter** (Pracht-) Auflage auf Velinpapier:

Schöne Geister.

Künstler-Novellen und Skizzen
von
Bernhard Stavenow.

17 Bogen. Eleg. geh. 4 *M.*, geb. m. Goldschnitt 5 *M.*

Das Geheime Civil-Kabinet des **Deutschen Kaisers** hat an den Verfasser folgendes Schreiben gerichtet:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben das von Ew. Wohlgeboren dargebotene Exemplar Ihres Buches „Schöne Geister" anzunehmen beschlossen und werden dieser Sammlung von originellen Künstler-Novellen nach noch näherer Einsicht ihres Inhalts gern einen Platz in Allerhöchst Ihrer Handbibliothek einräumen. Von Seiner Majestät beauftragt, Ihnen für die interessante Zuwendung zu danken, entledige ich mich dieses Befehls, indem ich Ew. Wohlgeboren von demselben ergebenst in Kenntniß setze. Der Geheime Kabinetsrath, Wirkliche Geheime Rath von Wilmowsky. — An Herrn Dr. Bernhard Stavenow Wohlgeboren in Görlitz."

Bremen.

Verlag von **Hinrichs Fischer.**

Die Gartenlaube.

Wöchentlich 2—2½ Bogen **mit vielen prachtvollen Illustrationen.**

Vierteljährlich 1 Mark 60 Pf., mithin der Bogen nur ca. 6 Pf.

Das vierte Quartal dieses Jahrgangs bringt außer einigen kleineren Novellen die fesselnde Erzählung

„Spätsommer" von **C. von Sydow**

(Verf. von „Dorette Rickmann" u. s. w.).

Was die „Gartenlaube" sonst den **Hunderttausenden** ihrer Abonnenten an der Hand der beliebtesten populären Schriftsteller und namhaftesten Künstler zu bieten vermag, ist allbekannt. Demgemäß stellt auch das für das nächste Quartal aufgesetzte Programm eine besondere Fülle interessanten und vielseitigen Lesestoffs im Schmucke vorzüglicher — nur originaler — Illustrationen in Aussicht.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Vom **Fels zum Meer**

Preis per Heft nur 1 Mark.

die verbreitetste, weil gediegenste, amüsanteste u. am reichsten illustrirte Monatsschrift, die über erste Mitarbeiter auf allen Gebieten verfügt, beginnt eben einen neuen Jahrgang und ladet zum Abonnement ein.

Neues Abonnement.
1882. IV. Quartal.

Kladderadatsch.

Humoristisch-satirisches Wochenblatt.

Redaction: G. Dohm. — Illustrator: W. Scholz.

In Bild und Wort: Originell und pikant!

Preis pro Quartal 2 *M.* 25 ₰ bei allen Postämtern und Buchhandlungen.

Die Verlagshandlung **A. Hofmann & Co.** in Berlin, Kronenstraße Nr. 17.

Von der Verfasserin des mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen „Weinalbum" erschien soeben im **Metzler**'schen Verlage in **Stuttgart**

Eine Hochzeitsreise
und
Gedichte vermischten Inhalts
von **Helene von Engelhardt.**

In elegantem Einband *M.* 3.20.

Ein nach Inhalt und Ausstattung gleich vorzügliches Buch, welches sich als sinniges Geschenk für Freunde ächter Poesie trefflich eignet.

Kraft-Zwieback,

welcher bei Skropheln, Katarrh, Magenleiden und namentlich schwachen Kindern u. Erwachsenen v. vielen Aerzten empfohlen wird, aber auch des guten Geschmacks wegen im Allgemeinen zu Thee und Kaffee gern gekauft wird, empfiehlt und versendet stets nur als frische Waare

Grünberg i. Schl.
Hornig, Bäckermstr.

Ich enthalte mich aller üblichen Attest-Schreiberei, sende aber auf Wunsch gegen Einsendung des nöthigen Portos ½ kg franco und gratis.

à kg *M.* 1.50 gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages, bei Bestellgn. von 4 kg franco Zusendung. Emballage wird nicht berechnet.

Neu!

Die Philosophie

als descriptive Wissenschaft.

Eine Studie
von
Dr. **Alex Wernicke,**
Docent d. Mathematik u. Philosophie a. d. Herzogl. techn. Hochschule zu Braunschweig.

Preis *M.* 1.—.

101 Schachaufgaben
von Kohtz & Kockelkorn.

Preis *M.* 3.50.

franco gegen franco
durch jede Buchhandlung.

Goeritz & zu Putlitz in **Braunschweig.**

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 40. Berlin, den 7. October 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: England in Aegypten. Von Heinrich Brugsch — Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. Von Victor Meyer. — **Literatur und Kunst:** Reisepflichten. Von Otto Roquette. — Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland. Ein Beitrag zum Besten der Rechtsprechung. Von Friedrich Vischer. — Die fremden Anregungen des französischen Romantismus. Von Georg Brandes. — Autokritiken. Mein erstes Theaterstück. Von Alphonse Daudet. — **Aus der Hauptstadt:** Elektrische Träumereien. Von Al Hafi. — Dramatische Aufführungen. Reif-Reiflingen. Schwank in fünf Acten von G. von Moser. Von Z. — Notizen. — Inserate.

England in Aegypten.

Von Heinrich Brugsch.

Die Geschwindigkeit und Schneidigkeit, mit welcher die Engländer den letzten ägyptischen Wirren ein jähes Ende bereitet haben, hat billiger Weise die Freunde der britischen Nation und ihrer Politik mit ebenso großer Bewunderung erfüllt, als sie den Gegnern derselben eine unerwartete Ueberraschung und Enttäuschung bereiten mußte. Man hatte hüben und drüben wohl keinen Augenblick daran gezweifelt, daß es der britischen Macht schließlich gelingen würde, den rebellischen Führer der aufständischen Aegypter zu Boden zu werfen, aber Niemand hatte erwartet, daß die englisch-indische Armee ihre Lorbeeren an den Ufern des Niles in so kurzer Zeit und in so reichem Maße pflücken würde, als es zu aller Welt Erstaunen thatsächlich geschehen ist. Denn auf der einen Seite leisteten den abgefallenen Aegyptern der angeschwollene Fluß mit seinem weitverzweigten Kanalsysteme, wegelose Sandwüsten und die heißeste Jahreszeit mit ihren unvermeidlichen Krankheiten als treue Bundesgenossen die wesentlichste Hülfe, auf der anderen Seite kämpften die Rebellen in der eigenen Heimat, unterstützt von einer fanatisch erregten Geistlichkeit und von dem größten Theile einer erbitterten Volksmasse, ausgerüstet mit Waffen neuester europäischer Erfindung und wohl geschult in den Uebungen und Leistungen der modernen Kriegskunst. Ein langer und hartnäckiger Widerstand ließ sich somit voraussetzen und man durfte auf blutige Ereignisse gefaßt sein. Der Tag von Tell-el-kebir hat mit einem Schlage den Nimbus der ägyptischen Leistungsfähigkeit zerstört und den Namen des Ortes gerechtfertigt, denn die ägyptische Ohnmacht und Schlaffheit hat sich selber ein Tell-el-kebir, d. h. „einen großen Schutthaufen", als bleibendes Denkmal gesetzt. Das Wort des Propheten Jesaias vom zerbrochenen Rohrstab Aegypten hat noch heute seine Geltung, und in den Weissagungen Jeremiae ist die Stelle: „Die Tochter Aegypten steht mit Schanden, denn sie ist dem Volke von Mitternacht in die Hände gegeben," fast buchstäblich wiederum in Erfüllung gegangen.

Wie man auch immer über die Wege und Ziele der englischen Politik denken mag, was auch immer die britische Regierung über die Zukunft Aegyptens beschlossen haben mag, vorläufig steht die eine Thatsache fest, daß England durch sein kräftiges Vorgehen gegen das fanatische, unter dem Deckmantel der Religion rebellirende Araberthum an den Ufern des Niles der europäischen Wohlfahrt und Sicherheit im Morgenlande die größten Dienste geleistet hat. Man muß lange Zeit im Orient gelebt und mit den Orientalen in stetem Verkehr gewesen sein, um die Bedeutung dieses religiösen Elementes zu würdigen. Das Wort Islam wirkt wie mit Zaubermacht auf den Orientalen, es läßt ihn seine gewöhnliche Schlaffheit vergessen, erregt seine ganze Energie und macht ihn fähig selbst Verbrechen gegen Andersgläubige ohne Gewissensbisse zu begehen. Die Diener des Islam betrachten sich als das auserwählte Volk Gottes, wie sie den Propheten als seinen unmittelbaren Sendboten und das von ihm geschriebene Religionsbuch, den Koran, als die Summe aller Weisheit ansehen. Man würde irren bei der Annahme, daß die Bildung, vom orientalischen Standpunkte aus, den Morgenländer toleranter mache, oder daß europäische Erziehung und der Umgang mit Europäern die religiösen Vorurtheile abschwäche oder verwische. Die europäische Bildung und die Berührung mit europäischen Elementen erzeugt erfahrungsmäßig vielmehr das gerade Gegentheil; sie steigert den Glauben an die Allmacht des Islam bis zum Fanatismus nicht nur auf dem Gebiete der Religion, sondern nach allen Richtungen des intellectuellen Lebens bis zu rein wissenschaftlichen Anschauungen hin. Als lehrreiches Beispiel schwebt mir noch heute die Unterhaltung vor Augen, welche ich mit einem sonst vernünftig organisirten Manne mohamedanischen Glaubens über die verschiedenen Längen der Elle im Alterthume zu führen Gelegenheit hatte. Ich muß dazu bemerken, daß mein Fragesteller ein europäisch gebildeter Mann war, der acht Jahre lang in Frankreich mathematische Studien mit allem Eifer betrieben hatte und mit den besten Zeugnissen mehrerer Hochschulen versehen war. Es handelte sich in unserem Gespräche um die Länge der altägyptischen Elle, welche durch Untersuchungen und durch erhaltene Ellenmaße über jeden Zweifel erhaben festgestellt ist. Er ließ sich nicht davon abbringen, daß hier trotz aller scheinbaren Genauigkeit ein Fehler von mehreren Centimetern vorliege und führte alles Ernstes zum unumstößlichen Beweise für seine Meinung die — Mauer der Kaaba in Mekka auf. Er habe die verschiedenen Theile derselben mit mathematischer Gründlichkeit gemessen, und sich an Ort und Stelle davon überzeugt, daß nach einer göttlichen Eingebung sämmtliche Längenmaße der Welt, der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, daran vermerkt seien, daß somit ein Irrthum gar nicht vorliegen könne. Auch die altägyptische Elle sei an irgend einer Stelle durch eine entsprechende Mauerlänge vertreten und ich könne überzeugt sein, daß Gott wahrscheinlich besser als ich die wahre Länge der altägyptischen Elle kennen müsse. Ein anderer nicht weniger gebildeter und in Europa geschulter Aegypter, über den mir einmal der Khedive Ismael die Bemerkung machte: er habe

so viel in Europa gelernt, daß er darüber des gesunden Menschenverstandes verlustig gegangen sei, gestand mir eines Tages, daß alles menschliche Wissen, alle Erfindungen und Entdeckungen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Koran enthalten seien. Es käme nur darauf an, die betreffenden Stellen des heiligen Buches heraus zu finden und ihrem eigentlichen Inhalte nach zu verstehen. Auf meine bescheidenen Gegenbemerkungen erwiderte wir der gelehrte Kollege — er ist jetzt Minister — „Man ersieht daraus, daß Sie ein Christ und kein Muslim sind." Ich könnte hunderte von Beispielen, die mir im Gedächtniß geblieben sind, der Reihe nach aufführen, um den Beweis zu liefern, daß europäische Bildung, d. h. verständische Anschauung der Dinge wie sie eben sind, und Islam zu einander im grellsten Gegensatze stehen und daß es eine vergebliche Mühe sein würde, den Morgenländer in einen Abendländer umzuwandeln.

Eitelkeit von innen heraus oder Zwang von außen her sind die einzigen Beweggründe, die ihn veranlassen, sich mit den verschiedenen Zweigen des europäischen Unterrichtes bekannt zu machen, wobei der Trieb zum Lernen in den Regierungsschulen durch die Besoldung in klingender Münze wach erhalten werden muß. Die europäischen Wissenschaften werden durchweg schablonenmäßig behandelt, und ihre praktische Verwerthung für einen gegebenen Fall durch den größten Mangel an logischem Denken und an Urtheilskraft fast zu einer reinen Unmöglichkeit. Eine Grundwahrheit in einfachen klaren Worten auszusprechen erscheint dem Orientalen als die schwerste Aufgabe. Bilderreiche, verschnörkelte und confuse Phrasen lassen den Inhalt derselben nur schwach durchleuchten.

So sehr dem Morgenländer im Allgemeinen und dem Aegypter insbesondere jener europäische Geist abgeht, welcher das Wissen belebt und es nicht nur als Mittel, sondern als Zweck hochschätzen läßt, so geneigt ist er anderwärts, sich alles europäische Wesen anzueignen, welches ihm äußerlich den Anschein eines feinen und gebildeten Mannes gibt. Er liebt das, was die Amerikaner bezeichnungsvoll mit dem Worte show auszudrücken pflegen, und er will, um es kurz zu sagen, durch sein äußeres Auftreten blenden. Einer meiner Freunde in Aegypten, ein ehrlicher, gesinnungstüchtiger, aber derber Türke, welcher längere Zeit als Kriegsminister seines schweren Amtes gewaltet hatte, machte mir einst das offene Geständniß, daß jeder seiner Offiziere ein Monsieur sein wolle, daß sie aber sämmtlich im Grunde genommen nichts weiter als chanazir d. i. Schweine seien, schmutzige Ignoranten mit äußerlichem Anstrich. Es lag viel Wahres in diesem herben Urtheil, das die Sache von Grund aus erschöpfte. Die französische Erziehung, der Aufenthalt in Paris, das Besuchen geistreicher Salons und der stete Umgang mit oberflächlich gebildeten Franzosen, die Lectüre französischer Romane und Zeitungen, der Besuch französischer Theater und Cafés, der französische Luxus und die wechselnde Pariser Mode, dazu der leichte Sinn und der heitere Witz unserer liebenswürdigen Nachbarn jenseits des Rheins hatten auf die jungen Aegypter einen unwiderstehlichen Reiz ausgeübt, da es ihren angebornen eigenen Neigungen entsprach, ihren Drang nach äußerem Schliff befriedigen zu können. Der moderne Aegypter betrachtete sich als besondere Ausgabe eines Franzosen, nur mit dem beneidenswerthen Vorzuge ein Muslim zu sein.

Nachdem in den letzten Jahren der Regierung des Khedives Ismael das Franzosenthum festen Fuß im Lande der Pharaonen gefaßt hatte, konnten die nächsten Folgen nicht ausbleiben und die Rückseite der Medaille zeigte sich bald genug in ziemlich grellen Farben. Aegypten wurde von Franzosen überschwemmt und die einflußreichsten und hochbesoldetsten Stellungen an die Ankömmlinge vergeben. Hatten in den glücklichen Jahren der blühenden Anleihen die französischen Banquiers ihr Schäfchen ins Trockene gebracht und wie die Ratten das sinkende Staatsschiff rechtzeitig verlassen, nachdem Millionen an den verschiedenen Anleihen verdient worden waren, so trat die traurige Zeit der Schuldenregulirung ein, in welcher es hauptsächlich französischen und englischen Beamten im ägyptischen Dienste überlassen ward, dem jungen Aegypten den pecuniären Standpunkt klar zu legen und Einnahme und Ausgabe der Staatsgelder zu überwachen. Die bitterste Enttäuschung war die natürliche Folge der neuen Ordnung der Dinge und man vollzog mit möglichster Geschwindigkeit die Schwenkung, um sich fern von Europas übertünchter Höflichkeit dem Islam in die Arme zu werfen und die wahre Maske zu zeigen.

Ich muß bemerken, daß der Aegypter ganz insbesondere unter den Völkern des Orients die Eigenschaft besitzt, dem Vornehmeren und Mächtigeren gegenüber eine kriechende Demuth, dem Geringeren und niedriger Stehenden gegenüber einen verletzenden Hochmuth an den Tag zu legen. Der letztere steigert sich bis zur unglaublichsten Selbstüberschätzung in allen Fällen, in welchem ein ebenbürtiger Gegner auch nur im geringsten Maße sich nachgiebig gezeigt hat. Diese Nachgiebigkeit wird als Furcht vor der eigenen Stärke ausgelegt und jede Vorsicht außer Acht gelassen, um die wirkliche Kraft des Gegners zu prüfen. Trägt der Gegner wider alles Erwarten den Sieg davon, so tritt wiederum die kriechendste Demuth an die Stelle der eigenen Hochschätzung. Die ägyptische Armee, ein Conglomerat von ägyptischen, nubischen und Neger-Soldaten, hatte wahrlich keinen Grund, nach ihren Niederlagen auf der Insel Cypern, in der Türkei und in Abessinien stolz auf errungene Lorbeeren zu sein. Nichtsdestoweniger schwoll Soldaten und Führern der Kamm, als der in Kairo am 18. Februar 1879 in Scene gesetzte militärische Aufruhr das Ministerium Nubar stürzte und den Engländer Wilson nöthigte, sein Amt als Finanzminister niederzulegen. Hochmüthige Selbstüberschätzung bemächtigte sich der Armee und der ehemalige Gardeoberst Achmed Arabi trat als Führer einer sogenannten nationalen Militärpartei auf, deren thörichtes Gebahren und klägliches Ende die Geschichte der letzten Monate sattsam gelehrt hat. Die ganze ägyptische Armee war eine Schablone und ihre Waffen ein gefährliches Spielzeug in den Händen großer Kinder, welchen der nöthige Verstand und der Muth fehlt, um nur gegen eine Hand voll europäischer Krieger Stand zu halten. Selbst die Zulukaffern müssen den Aegyptern gegenüber als Männer gelten, die im Kampfe um Freiheit und Heimat wenigstens das ihrige gethan haben.

Es kann England nicht hoch genug angerechnet werden, der Komödie an den Ufern des heiligen Stromes mit einem kräftigen Schlage ein Ende gemacht und die Aegypter auf den richtigen Standpunkt zurückgeführt zu haben. Die gesammte mohamedanische Welt betrachtete die Aegypter mit ihrer schlagfertigen, wohl ausgerüsteten und europäisch disciplinirten Armee als eine Säule des Islams, die unter dem besondern Schutze Allahs die Fahne des Propheten entfalten und sämmtliche Ungläubige zu Paaren treiben würde. Man sah mit fieberhafter Spannung den Nachrichten von Siegen über Siegen entgegen, träumte von der bevorstehenden Weltherrschaft der Völker des Islams und erkannte in Arabi den von Gott gesendeten Propheten, der nur die Hand zu erheben brauche, um das ganze englische Heer zu vernichten. Auf offener Straße in Kairo, in Gegenwart christlicher Zuhörer, denen ich diese Mittheilung schulde, predigte der Schech Abdullah Medim, einer der bedeutenderen Ulema der Azharmoschee, von dem nahen Heile, beglückwünschte Arabi als Propheten Gottes und erregte den Fanatismus seiner mohamedanischen Glaubensgenossen in einer Weise, die das Schlimmste für die in Kairo befindlichen Europäer besorgen ließ. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß eine einzige Niederlage der Engländer, nur ein einziger Sieg Arabis, für Leben und Eigenthum der nicht nur in Aegypten, sondern in den einzelnen Ländern des übrigen Orients weilenden Christen und Juden die entsetzlichsten Folgen herbeigeführt haben würde. Mit den Aegyptern hat der gesammte Orient eine sehr deutliche Lehre empfangen, die, man kann es nur wünschen, den Keim zur Besserung bei ihnen erwecken möge. Zu ihrem eigenen Schaden haben sie erfahren müssen, daß die Zeiten des religiösen Fanatismus vorüber sind und daß europäische Bildung, europäische Kraft und europäischer Muth mit Leichtigkeit den orientalischen religiösen Hochmuth zu beugen im Stande sind.

Hat sich die britische Regierung durch ihr kräftiges Einschreiten und die britische Armee durch ihre glänzende Ausdauer und Tapferkeit um die europäische Civilisation wohl verdient gemacht, so dürfte die so günstig gebotene Gelegenheit England Veranlassung geben, die Aegypter selbst zur Dankbarkeit zu verpflichten, und dem reichen, von Gott gesegneten Lande die Wohlthaten einer gesetzlich geregelten Ordnung und damit die Wohlfahrt seiner Einwohner zu sichern. Die Wege dazu sind ungemein einfach und stehen den Engländern nach allen Seiten hin offen. Ich bezeichne sie in wenigen Worten in den nachstehenden Sätzen: Strenge Bestrafung der militärischen und geistlichen Rädelsführer der Meuterei, Auflösung der unbrauchbaren Armee, Bildung einer ausländischen Gendarmerie, Schöpfung einer Centralgewalt unter englischer Oberaufsicht, Verminderung der ausländischen Beamten, Beschränkung der hohen Besoldungen, Ausmerzung aller unfähigen und unbrauchbaren Beamten, radicale Beseitigung des in Aegypten in Blüthe stehenden Protectionswesens, Verbot jeder Art von Bestechung, williges Entgegenkommen bei begründeten Klagen und schnelle und gerechte Verwaltungsjustiz. Den Besitzern ägyptischer Schuldtitel müßte es selbstverständlich überlassen bleiben, die Folgen ihrer Speculationswuth zu tragen. So wenig sich eine europäische Großmacht veranlaßt gesehen hat, den Gläubigern der türkischen oder spanischen Regierung zu ihren Geldern zu verhelfen, so wenig sollte sich England um die ägyptischen Gläubiger kümmern oder gar, wie es bisher geschehen, durch officielle, übermäßig besoldete Controleure mit politischen Aspirationen ein System fortsetzen lassen, das die eingehenden Staatsgelder in erster Linie zur Befriedigung der Forderungen der Gläubiger verwendete und erst in zweiter Linie den Rest der vereinnahmten Gelder zur Deckung der nothwendigen Ausgaben für die Regierung hergab. Gerade diesem unerhörten Systeme verdankt die ägyptische Unzufriedenheit ihren eigentlichen Ursprung. Es ist nicht leicht, mit einem Male den ägyptischen Augiasstall zu reinigen, aber selbst die Anbahnung der vorgezeichneten Wege wird den Aegyptern den Beweis liefern, daß England bemüht ist, europäische Anschauungen in die Verwaltung hineinzutragen, den Beamten die Erfüllung ihrer Pflichten, nicht blos die Einkassirung ihrer Besoldungen, als Zweck ihres Berufes und ihrer Stellung vor Augen zu führen, und Recht und Gerechtigkeit ohne Unterschied der Person, des Standes und der Nationalität walten zu lassen. Von dem Augenblick an, daß die Aegypter einsehen und begreifen lernen, daß eine europäische Macht nicht die systematische Aussaugung, sondern die Wohlfahrt ihres Landes bezweckt, wird die in vielen Beziehungen gerechtfertigte Unzufriedenheit der Eingebornen schwinden und der europäischen Intervention gegenüber die Achtung an die Stelle des Hasses treten. Aegypten mit seiner gemischten Bevölkerung wird sich nie zur Höhe einer Nation aufschwingen können, aber das Land wird die wichtigste Station in dem großen Völkerverkehr bleiben, auf welcher sich Morgenland und Abendland brüderlich die Hand reichen. Europa wird niemals Aegyptens und Aegypten niemals Europas entbehren können. Die Bewohner des ägyptischen Nilthales sind die Wächter an dem großen Thore des Ostens, nach welchem die Land- und Wasserstraßen Afrikas, Asiens und Australiens ihre Richtungen nehmen. Man würde einen argen Mißgriff begehen, den Wächtern ihre Rolle zu verleiden oder ihnen Vorwände zu Klagen zu geben, welche früher oder später religiöser Fanatismus auszubeuten noch einmal versuchen würde. England ist ebenso klug als erfahren, um die weltgeschichtliche Stellung der Aegypter zu verkennen. Seine eigenen Interessen erfordern gebieterisch die Schöpfung einer soliden Regierung und Verwaltung in Aegypten unter britischer Aegide mit Berücksichtigung des eigenthümlichen, hauptsächlich durch die Lehren des Islam bedingten Charakters der einheimischen Bevölkerung Aegyptens. Was den Engländern nach dieser Richtung hin in dem völkerreichen Indien gelungen ist, wird in Aegypten mit viel größerer Leichtigkeit von ihnen erreicht werden. Trotz aller politischen Meinungsverschiedenheiten werden die aufgeklärten Großmächte Europas sich kaum der Ansicht verschließen, daß die britische Regierung durch ihre schnelle und kräftige Intervention den europäischen Interessen und der europäischen Civilisation die wesentlichsten Dienste geleistet hat und von diesem Standpunkte aus jeder Unterstützung werth erscheinen muß. Sich dieser Anschauung verschließen, hieße geradezu Leben und Gut der eigenen Unterthanen im Orient aufs Spiel setzen und die landläufige Vorstellung der Morgenländer bestätigen, als sei die Uneinigkeit der Großmächte die sicherste und zuverlässigste Bürgschaft ihrer Existenz.

Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler.

Von Victor Meyer.

Am 23. September hat Friedrich Wöhler, 82 Jahre alt, sein thatenreiches Leben beschlossen. Der Tod des unvergleichlichen Mannes, wenn auch nach dem ehernen Gesetze der Natur nicht überraschend, erweckt das schmerzliche Bewußtsein, daß ein Verlust erlitten worden, der nicht ausgeglichen werden kann, daß eine eigengeartete Natur, wie sie nicht wieder entstehen wird, dahingegangen ist. Nicht nur einen der größten Entdecker aller Zeiten, sondern zugleich den anspruchlosesten Mann, den bescheidensten Gelehrten, den hülfreichsten Menschen haben wir in ihm verloren, in That und Wahrheit das Musterbild eines deutschen Lehrers und Forschers.

Wöhlers unsterbliche Verdienste sind längst Gemeingut der Culturvölker, und sie heute an dieser Stelle würdigen zu wollen, liegt uns fern. Ohne Zweifel werden Berufene sich beeilen, an seinem frischen Grabe der Welt ins Gedächtniß zu rufen, was er in den Tagen seiner Kraft Unvergängliches vollbracht hat, und zugleich werden, so hoffen wir, Berichte aus seinem Privatleben weiteren Kreisen seine edle Menschennatur erschließen. Allein von wissenschaftlich Neuem, das ihm, noch unveröffentlicht, angehörte — wie wir solches häufig beim Scheiden gelehrter Forscher als wohl bewahrten Schatz in ihrem Nachlasse finden — wird nach Wöhler wohl kaum gemeldet werden. Schon seit Jahren hatte der arbeitsmüde Greis selbstständiger Forschung entsagt, und wenn er auch bis in die letzte Zeit durch gelegentliche Mittheilung kleiner Notizen bewies, daß er seiner Wissenschaft noch gedachte, so zeigte doch gerade die bescheidene Natur dieser Publicationen, im Gegensatz zu den Epochen bezeichnenden Leistungen seiner Manneszeit, daß er mit dem Forscherleben abgeschlossen hatte. Dagegen hat Wöhler noch vor kurzem einem weiteren Kreise von Fachgenossen Einblicke in die Tage seiner Jugend gestattet, welche das Gefühl ungetheilter Bewunderung, das die Mitwelt seit mehr als einem halben Jahrhundert ihm zollt, durch das Bewußtsein verschönen, daß er der Liebe aller guten Menschen in nicht geringerem Maße wie ihrer Verehrung würdig sei. In der That, die „Jugenderinnerungen eines Chemikers", welche Wöhler vor wenig Jahren mitgetheilt hat, verdienten in den weitesten Kreisen bekannt zu werden. Wenn auch durch den Abdruck in den „Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft zu Berlin" Vielen zugänglich gemacht, sind sie doch auf diesem Wege nur Chemikern bekannt geworden. Und doch würden die reichen Mittheilungen aus seinen Wanderjahren, würde die schlichte Wiedergabe seiner Erlebnisse, die ein Spiegelbild seines lautern Charakters ist, allen Gebildeten eine Quelle der Freude sein.

Der Einsender dieser Zeilen war so glücklich, mehrfach Schreiben Wöhlers zu empfangen; eines derselben, 1878 geschrieben, aus dem uns so recht wohlthuend der Hauch stiller Beschaulichkeit anmuthet, welcher den vom vollbrachten Lebenswerke ausruhenden Greis umweht, möge hier mitgetheilt sein. Es sei erlaubt, der Wiedergabe desselben einige erläuternde Worte vorauszuschicken.

Man weiß, daß der unwissenschaftliche Begriff der „Lebenskraft" weit über den Anfang unsers Jahrhunderts hinaus in der Naturforschung herrschend war. Während man alles Mineralische als unter dem Einflusse der Naturgesetze stehend ansah, glaubte man, daß das Gebiet des Organisirten, das

*

Pflanzen- und Thierreich, der Herrschaft einer geheimnißvollen Macht unterliege, welche, weil allein sie Lebendes zu bilden vermöchte, eben jenen Namen der Lebenskraft erhielt. Speciell für die Wissenschaft Wöhlers hatte diese Anschauung zur Folge, daß die sogenannte „organische" Chemie als von der „unorganischen" specifisch verschieden angesehen wurde. Denn während in dieser die Naturkräfte herrschten, sollte jene dem Gebote der Lebenskraft unterthan sein. In der That widersprachen einer solchen Eintheilung die damaligen Erfahrungen nicht. Es war den Chemikern schon längst gelungen, die Bestandtheile der Gesteine und selbst complicirte mineralische Verbindungen künstlich darzustellen, niemals aber war ein Produkt des pflanzlichen oder thierischen Lebensprocesses unter den glücklichen Händen eines Experimentators durch Synthese erstanden. Da erschien im Jahre 1828 Wöhlers ruhmvolle Entdeckung: die künstliche Darstellung des Harnstoffes. Es war ihm gelungen, das wichtigste Umsetzungsprodukt des menschlichen Stoffwechsels, einen Körper, den zu bilden bisher allein unser Organismus befähigt schien und den man nur aus animalischen Secreten hatte gewinnen können, künstlich aus seinen Elementen: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, aufzubauen. Die Theorie von der Lebenskraft — ohnedies erschüttert durch das allmählich zur Erkenntniß gelangende Princip von der Erhaltung der Energie — war durch Wöhlers denkwürdige That thatsächlich widerlegt; der glänzendste Beweis für die Unumschränktheit des chemischen Könnens war erbracht und der Name Wöhlers durch eine Entdeckung geziert, die nicht nur für die Naturwissenschaft, sondern für die gesammte Culturgeschichte epochemachend sein mußte.

Als ich im Sommer des Jahres 1878 gelegentlich meiner Vorlesungen über organische Chemie ausführlich über jene Entdeckung sprach, kam es mir in den Sinn, daß nun gerade 50 Jahre seit dem synthetischen Funde Wöhlers verflossen seien, und ich machte meine Zuhörer auf dies eigenartige Jubiläum aufmerksam. Die Folge war, daß diese alsbald nach Schluß der Vorlesung ein mit zahlreichen Unterschriften bedecktes Glückwunsch-Telegramm nach Göttingen sandten, in welchem sie dem greisen Forscher die Empfindungen zum Ausdruck brachten, die auch sie, als seine indirecten Schüler, gegen ihn hegten. Als Antwort traf nach wenigen Tagen das folgende Schreiben ein:

Göttingen, 26. Juni 1878.

Hochverehrter Herr College!

Sie haben mir die Ehre erwiesen, in Ihrer Vorlesung meiner zu gedenken, und haben das Interesse an dem Gegenstande Ihres Vortrages bei Ihren Zuhörern so lebendig zu erregen verstanden, daß dieselben veranlaßt wurden, durch ein in liebenswürdigster Form abgefaßtes Telegramm mir ihre Glückwünsche zu dem fünfzigjährigen Jubiläum der künstlichen Bildung des Harnstoffs darzubringen. Ich bitte Sie, Ihren Herren Zuhörern für diese überaus freundliche Aufmerksamkeit meinen wärmsten Dank ausdrücken zu wollen und ihnen zu sagen, daß sie mich doppelt erfreut hat als ein Zeichen, daß ein alter Chemiker, dessen Kräfte nicht mehr gestatten, sich an dem weiteren Aufbau der Wissenschaft selbst noch zu betheiligen, von der jüngeren Generation nicht ganz vergessen ist, an deren raschen Fortschritten und wundervollen Erfolgen er aber immer noch seine Freude hat, gleich dem alten Fuhrmann, der selbst nicht mehr fahren kann, aber das lustige Peitschenknallen der Jüngeren noch gerne hören mag.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ganz ergebenster
Wöhler.

Es möge bei diesem Anlasse gestattet sein, aus den schon oben erwähnten „Jugenderinnerungen eines Chemikers" eine kurze Probe mitzutheilen, welche von der liebenswürdigen Art, wie Wöhler zu erzählen verstand, eine Vorstellung gibt. Er berichtet von der Zeit, da er im Laboratorium des großen Schweden Berzelius tiefer in die Geheimnisse der chemischen Forschung eindrang, von seinem Aufenthalt in Stockholm, wo damals die bedeutendsten Entdeckungen in Laboratoriumsräumen gefördert wurden, die wir heut wohl nur als Küchen bezeichnen würden. Gelegentlich der Beschreibung des Berzeliusschen Laboratoriums schildert er eingehend die einzelnen Vorrichtungen und Instrumente, die sich in den Arbeitsräumen befanden, und erzählt dann weiter von letzteren: „Außerdem befand sich darin die Spülanstalt, bestehend aus einem Wasserbehälter von Steinzeug mit Hahn und einem darunter stehenden Topf, wo täglich die gestrenge Anna, die Köchin, die Gefäße zu reinigen hatte. In dem anderen Zimmer befanden sich die Wagen und einige Schränke mit Instrumenten und Geräthschaften; nebenan noch eine kleine Werkstatt mit einer Drehbank. In der nahen Küche, in der Anna das Essen bereitete, stand ein kleiner, selten gebrauchter Glühofen und das fortwährend geheizte Sandbad. — — — — Die erste Analyse, die Berzelius mich vornehmen ließ, war die eines neuen Zeoliths. Auch machte er sie eigentlich selbst, um mir die Methode und alle die kleinen Handgriffe zu zeigen, die ihm eigenthümlich waren. Nachher erhielt ich Lievrit, dessen Analyse ich zur Prüfung meiner Beharrlichkeit so oft wiederholen mußte, bis ich stimmende Resultate bekam. Hatte ich flüchtig gearbeitet und sie stimmten nicht, so pflegte er zu sagen: „Doctor, das war geschwind, aber schlecht." — Die Analyse des Wolframs unter Anderem führte mich auf die kleine Arbeit über einige neue Wolfram-Verbindungen; besonders aber waren es die Untersuchungen über die Cyansäure, die ich wieder aufnahm, und für die sich Berzelius sehr interessirte. Er zeigte mir zu meiner großen Befriedigung, was er in seinem „Jahresbericht" über meine früheren Versuche über diese Säure gesagt hatte, und ließ sich darüber aus, wie die Existenz derselben viel zur größeren Wahrscheinlichkeit der Chlortheorie beigetragen habe. Auch war ich überrascht, ihn, den seitherigen standhaften Vertheidiger der alten Ansicht, jetzt stets von „Chlor" statt „oxydirter Salzsäure" reden zu hören. Als einstens Anna beim Reinigen eines Gefäßes bemerkte, es rieche stark nach oxydirter Salzsäure, sagte Berzelius: „Hör' Anna, Du darfst nun nicht mehr sagen oxydirte Salzsäure, sondern mußt sagen Chlor, das ist besser."" —

Wir schließen mit diesen kurzen Citaten, deren Wiedergabe der Leser freundlich entgegennehmen möge, und bei deren Mittheilung an dieser Stelle der Einsender einzig von dem Wunsche geleitet wurde, einen großen Forscher, dessen Thaten von Allen bewundert werden, auch als Menschen dem Verständniß der Gegenwart näher zu bringen.

Literatur und Kunst.

Reisepflichten.

„Wieder zurück? Sieh da! Wo waren Sie denn im vergangnen
Sommer? Ich setze voraus, daß Sie sich draußen erholt!"
Danke! Gewiß! Recht wohl! „In der Schweiz? In den bayrischen
Bergen?
Oder Tirol? Denn der Rhein ist doch schon gar zu verbraucht!"
Himmel, wo war ich denn gleich? Denn irgendwo muß ich gewesen
Sein, sonst gibt's ein Gespräch überverwunderten Stils.
Ist doch der Reiseverkehr so erleichtert! Die Kosten belaufen
Auch nicht so sehr sich ins Geld, nämlich für den, der es hat.
Leis' ergründ' ich nur erst, wo der Andre gewesen. Die Ostschweiz
Hat er bereiset? So war ich in dem westlichen Theil.
„So!" ruft Jener. „Da war ich vergangenes Jahr! Sogar einweihn
Half ich das neue Hotel auf dem Ixixer-Gespitz.
Ganz scharmant ist der Wirth, und die Aussicht wirklich umfassend.
Waren Sie dort nicht, Freund, haben Sie gar nichts gesehn!"
Auf dem Ixixer? Versteht sich! Wo werd' ich denn gar nichts gesehen
Haben! Ich habe gesehn, was man nur immer verlangt!
War auch allemal da, wo der Andre gewesen; die Bildung
Will es; ich werde zugleich so den Gebildeten los.

Denn des Erzählens ist sonst kein End', und des besser erworbnen
Wissens berühmt sich so gern, wer nicht die Kosten gescheut.
„Freilich, die Wirthshausrechnungen sind," so redet der Andre
Weiter, „oft über Gebühr, eh' man zum Ziele gelangt.
Auch das Gehetz auf der Bahn, wenn man mit der Frau und den Töchtern
Reist, und das viele Gepäck hindern zuerst den Genuß.
Aber gelangt man nur erst zum Hotel, wo die Zimmer bestellt sind,
Findet man's in der Pension billig und wirklich bequem.
Auch an Gesellschaft pflegt ja nicht Mangel zu sein, und man lebt dort
Bald mit der fremdesten selbst fast wie zu Hause sich ein.
Freund nicht bin ich vom Steigen und Klettern, ein wenig Spazieren
Ist mir genug um den Platz, wo man sich häuslich gewöhnt.
Kam ich der schönen Natur so weit entgegen, so mag sie
Sich zu entfalten vor mir nun auch das Ihrige thun.
Darum lieb' ich mir Orte, wo viel auf einmal zu sehen,
Was in behaglichem Kreis man nach Bedürfniß genießt.
Freilich, das Wetter verdarb uns das Sitzen im Freien. Von Aussicht
Wenig. Sie hatten's wohl auch schlecht in der westlichen Schweiz?"
Prachtvoll! ruf' ich. Nicht besser zu wünschen! Denn immer beim schönsten
Wetter auf Reisen zu sein hab' ich mich lange gewöhnt.
Etwas muß ich voraus doch haben! Ein wenig beneiden
Mag man mich immer. Es prahlt Jeder mit seinem Genuß.
„Wirklich?" entgegnet der Andre: „Sie waren begünstigt! Doch dafür
Sehr entschädigte uns neuer Bekannten Verkehr.
Hatt' ich doch täglich mein Whist, wie daheim! Im Salon war ein muntres
Treiben, Gelegenheit auch immer zu hübscher Musik.
Trefflich geschult sang Frau N. N. Ihr Mann ist Fabrikherr;
Ledergeschäft; steinreich; selber ein Kenner der Kunst.
Auch ein Tenor war da, und die niedlichste junge Pianistin
Spielte. Der Platz am Klavier wurde zu Abend nicht leer."
Götter! Ihr wolltet mir wohl! frohlock' ich im Stillen, daß ihr mich
Gnädig vor solcherlei Art Alpenvergnügen bewahrt!
„Uebrigens aber," so schloß der Befriedigte, „wagten sich meine
Töchter, dem Wetter zum Trotz, doch in die Gegend hinaus.
Lassen Sie sich nur erzählen, wie weit sie gestiegen! Die Führer
Waren nicht wenig erstaunt, daß sie so tapfer zu Fuß!" —
Das war Einer nur, der mich vernommen. Nun kommt die Gesellschaft,
Ach, und es schwirrt um mich her schrecklich Bericht um Bericht!
„Nun, Sie waren —?" Ich war! „Wir waren —" Ich wohnte — „Wir wohnten
Villa —" Veraltet! „Man speist besser im British Hotel!"
Wetterbericht, Wirthstisch, Geldwechselung, Kellnerbedienung,
Wägt mit geräuschigem Wort sommergereift die Kritik.
Denn es verlangt die Saison, daß erfüllt sei die Reiseverpflichtung.
Bliebst du zurück, man bestaunt dich nur von oben herab.
Schwer auch begreift es sich, daß das Geschick nicht immer die Zehrung
Wohlausreichend und baar Jeglichem drückt in die Hand.
Schwerer noch, daß man verschmäht, aus der Noth sich die Tugend zu machen,
Und was die Mode verlangt ohne Begehren verlacht. —
Rüstige Wanderer, fröhlich zu Fuß, mit dem Stab und dem Ränzel,
Ihr nur reist mit Genuß, euch nur ist schön die Natur!
Ihr nur bringet aus Mühen nach Haus frischblühndes Erquicktsein,
Und es bedurfte dafür nicht des gedehntesten Wegs.
„Bester, was wollen Sie denn?" Ruft plötzlich dazwischen der Nachbar,
„Wie weit kommt man zu Fuß? Wofür auch ist denn die Bahn?"
Dacht' ich doch wieder zu laut! Und ich hab' es ja tief zu verbergen,
Daß ich auf Stunden nur weit Muße des Sommers genoß;
Daß ich den Nachbarwald nur gesehen, wo Rudel von Hirschen
Stolz in der Einsamkeit einzig begegnet dem Schritt;
Daß, da mit Dampf in die Welt die Vergnügungssucht sich im Wettlauf
Jagt', in der Nähe der Tag mir um so schöner nur war.
Nun sind Alle zurück, und berichten. Ich höre mit Staunen
Wie sie gegessen, gewohnt, was sie befriedigt bezahlt.
Sonst blieb Alles beim Alten, und wär' es zu leisten, sie stellten
Nur noch dümmer sich dar, als in der letzten Saison.

Otto Roquette.

Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland.

Ein Beitrag zum Besten der Rechtsprechung.

Von Friedrich Vischer.

Schon lange gehe ich damit um, eine also betitelte Jeremiade zu schreiben.*) Gesteh' ich's: nicht nur Geschäftsdrang, sondern mitunter auch Kleinmuth hat auf den guten Willen gedrückt; es nützt ja doch nichts, hab' ich oft gedacht, man wird es für eine Grille nehmen wie Anderes auch, das du schon gesagt, und wird's achselzuckend bei Seite legen. Den Kleinmuth hätte ich vielleicht von selbst wieder abgeschüttelt, doch ist es mir eben recht, daß ich Succurs bekommen habe, und zwar von dorther, woher ich ihn am meisten bedarf: von Norddeutschland, denn dort sind die Leiden meines armen Schützlings am heftigsten, dort wird meine Fürsprache die taubsten Ohren, die sauersten Mienen treffen, und nach dieser Himmelsgegend kann ich nun mit gestrecktem Arm das aufgeschlagene Buch emporhalten: Die Kunst des Vortrags von Emil Palleske (Stuttgart 1880, Verlag von K. Grabbe). Palleske: man weiß es ja, daß er ein Norddeutscher war, wenn es auch nicht die Endung „eske" sagte! — Ist überhaupt ein gutes Büchlein, draus viel zu lernen, was gar nöthig zu lernen, denn mit der Laterne muß man sie ja suchen, die Leute, die nicht meinen, sie dürfen nur recht voll sein von der Sache und dann den Mund recht aufthun und die Silben übereinander purzeln lassen, so seien sie gute Redner, Declamatoren. Nun, da lest! Erstes Kapitel: „Jugendgeschichte meines R!" Lest, wie er sich plagen muß und redlich plagt, den ersten, schönsten, wichtigsten aller Consonanten, den er falsch sprach als Sohn des Nordens, recht sprechen zu lernen!

Jetzt aber vor allen Dingen sei an den Eingang in meine Predigthalle die Warnungstafel aufgesteckt!

Gewarnt, daß sie draußen bleiben, sind hiermit:

1. Alle und Jede, die da meinen, es komme nur darauf an, was man sage, dann etwa wohl auch, daß man es lebhaft genug sage, was aber den Laut- und Silbengehalt der Sprache angeht, so sei der Gebrauch ihrer Zunge, wie sie ihn von Mama und Kindesmagd gelernt, just recht und gut und schön und sei ein Pedant, ein Schulfuchs, wer da drein reden wolle. Es gibt Wichtigeres zu thun, werden diese sagen. Daß es neben dem Wichtigeren manches Wichtige gibt, unter Anderem Reinhaltung der Sprache, davon werden wir sie nimmer überzeugen.

2. Alle und Jede, die nicht verstanden haben, nicht verstehen oder verstehen wollen, was schon auf genannter Pagina genannten Heftes zu lesen steht: „Ich weiß sehr wohl, daß der Einzelne unschuldig ist; er schnappt die Mißhandlung eines Grundlauts der Sprache wie durch Contagium als Kind in der Luft auf, — die Affectation ist aufgekommen in so unvordenklichen Zeiten, daß der jetzige städtische Erbe des Lallunfugs von eigener Schuld natürlich freizusprechen ist" u. s. w. Ein wenig werden wir diesen Satz im Folgenden zwar einschränken müssen, aber auch nur ein wenig. Wie gar nichts Böses hier im Schilde geführt wird, davon will ich denjenigen, die schon den alten Sermon ungläubig und ärgerlich gelesen haben, eine Probe geben, indem ich ihnen Lachstoff biete: sie genießen die Satis-

*) Vgl. Altes und Neues, Heft 2, 230.

faction, daß den Irrprediger bereits die Nemesis erwischt hat in Gestalt eines schrecklichen Setzers oder Correctors, der ihm folgenden Streich spielte: ich wollte dort sagen, wer von „Natua" spreche, der könne kaum ein Gefühl von Natur haben; — das Ungeheuer läßt mich sagen, wer von Natur spreche, der könne kaum ein Gefühl von Natur haben, — als ob ich so dumm und unverschämt wäre, zu behaupten, wer ein Gefühl ausspreche, der lüge. Dieser Mensch las das Wort Natua und dachte: Ei, ei, da ist ein A statt eines R stehen geblieben, und richtig — corrigirt ein R hinein!

Nun also noch einmal: Alle und jede diese 1 und 2 sind hiermit vor dem Eintritt gewarnt, sie mögen die folgenden Blätter nur gleich aus der Hand legen, sie werden sich blos ärgern, und das können sie sich ersparen; die Leser Nr. 2 insbesondere meine ich, denn ihnen werde ich vergeblich wiederholen, daß nicht der A, der B, der Y, der Z gemeint ist, wenn ich jetzt wie dazumal das gefälschte R manierirt, affectirt nenne, daß ja die Rede ist nicht von Verbrechen des Einzelnen an der Sprachnatur, sondern —

Doch genug Vorwort! Es mag losgehen! Und um nicht allzu langweilig zu werden, nur gleich recht unlogisch! Ehe nur deutlich gesagt, von was eigentlich die Rede ist, sollen etliche Beispiele aufmarschiren.

Was ist „Jaundaz?" — Ich kam in meine Abendgesellschaft und stellte die Frage — „„Dummes Zeug! was willst du?"" „Ja, das Wort hab' ich heut gehört, ein Hamburger Herr hat's gebraucht; der Teufel mag wissen, was es ist, ich nicht — helft mir rathen!" Man rieth und rieth. Ein scharfsinniger Kopf fragt nach dem Zusammenhang, worin das Unwort vorgekommen; ich besinne mich nach Kräften und entsinne mich, daß von Zeitperioden die Rede war, und der Schlaukopf — wahrhaftig erräth's: Jahrhunderts heißt es. — Kommt derselbe Herr, der Schöpfer des Räthsels, des andern Morgens wieder zu mir, wir plaudern von Literatur und ich höre das Wort: Fiamenna. Sollte ich N für T gehört haben? Boccaccio hat ja einen Roman Fiametta geschrieben; allein es war ja doch nicht von italienischen Poeten die Rede. Oder N für L? Allein ich kenne keine Fiamella. Jedoch ich war nun vom vorigen Abend her schon ein wenig gescheidter geworden, dachte ordentlich nach, recapitulirte mir die Begriffereihe des Satzes und entdeckte, daß der nordische deutsche Bruder hatte sagen wollen: für Männer. — Weitere Illustration —: ich höre einen Berliner bei der Madonna fluchen. Sonderbar, dachte ich, der Herr ist doch nicht katholisch, auch fluchen die Katholiken nicht einfach bei der Madonna, sondern nur mit Zusatz eines verwünschenden Zeitworts. Eigentlich hatte ich vernommen: Dadonna, da ich aber ein solches Wort nicht kenne, so meinte ich im ersten Laut ein D für ein M gehört zu haben. Ich brauchte ziemlich Zeit zu dem Denkproceß, durch den ich endlich errieth, der Herr werde ausgerufen haben: der Donner! — Noch ein netter Fall: in Oldenburg fragte ich einen Herrn nach einem Weg, er war so freundlich, mich zu begleiten, wir plauderten unterwegs, auf einmal blieb er stehen und sagte: Ja! während ich ihn doch nichts gefragt hatte. Ich sah ihn verblüfft an, erst nach etlichen Secunden erläuterte er das Wort mit einer deutenden Geberde, und jetzt erst verstand ich, daß er gesagt hatte: Hier! Das H war dabei unhörbar weich gesprochen worden.

Doch es ist Zeit, daß wir einen deutlichen Satz aufstellen, der uns leiten soll; erst auf unserem weiteren Gange werden wir die Stelle erkennen, wohin diese aus der Reihe herausgegriffenen Beispiele eigentlich gehören.

Das R wird vermöge einer durch den Athem hervorgebrachten Vibration der Zungenspitze an der Stelle der Mundhöhle über den Schneidezähnen hervorgebracht. Es ist ein Rollen, das R ist der Trommelton der Sprache, ist die Pauke im Orchester ihrer Töne, ihr rechter Kraftlaut, der Donner unter den Consonanten, daher vorzüglich geeignet, dem Ausdruck der Leidenschaft zu dienen, und von den Italienern la lettera patetica genannt.

Die genannte Form der Hervorbringung ist die einzig richtige. Wir wollen sie einfach das Zungen-R nennen. Zwar gibt es eine Art von Surrogat: statt die Zungenspitze an der bezeichneten Stelle setzt der Athem vielmehr das Gaumensegel in zitternde, rollende Bewegung: das sogenannte Zäpfchen-R oder Gaumen-R. In Schwaben nennt man dies Reißen oder Lurbsen; noch in meiner Schulzeit wurde es als Naturfehler belacht, ein Lurbser hatte viel Spott von Kameraden auszustehen. Es ist ein sehr mangelhaftes Surrogat. Der unzureichende Ersatzlaut modificirt sich natürlich sehr verschieden; wenn das Rollen, Vibriren, Tremuliren des Zäpfchens nicht sehr gut, nicht ganz glattweg von statten geht, so entsteht, weicher oder schärfer, nur annähernd, oder deutlich hörbar und wirklich täuschend, der Laut G oder Ch; hierauf kommen wir zurück und begründen dann erst ganz das Prädicat „mangelhaft". — Man muß billig sein: Viele brauchen dies Surrogat, weil sie das richtige R nicht sprechen können.

In der That, das R ist schwer, ist der schwerste Laut im ABC. Die Kinder lernen es am spätesten und Viele lernen es nie. Darunter sind nun freilich Manche, die es nur nicht gelernt haben, weil es Mühe kostet oder weil sie nicht wollten. Sind diese erkennbar, unterscheidbar? Ja wohl! Es gibt eine sichere Probe. Man gebe Acht, ob sie das R nicht blos am Schluß, sondern auch im Anfang der Silbe mit einem Ersatzlaut vertauschen; ist dies der Fall, so folgt, daß sie es nicht sprechen können; bringen sie es aber am Silbenanfang, wenn auch nur bei den Wörtern, wo das R nicht allein, sondern in Verbindung mit andern Consonanten steht (Strafe, Kraut), richtig heraus, so folgt, daß es entweder Bequemlichkeit ist, wenn sie es am Silbenende nicht sprechen, oder — etwas Anderes, das im Folgenden den Schwerpunkt unserer trübseligen Betrachtung bilden soll.

Der edle, energische Laut ist in mehreren Culturländern frühe schon um die Achtung verkürzt worden, die er so sehr verdient. Die Römer nannten ihn litera canina; es muß ziemlich frühe aufgekommen sein, denn schon ein Bruchstück aus Lucilius Satiren besagt es und dieser Satiriker lebte vor Horaz; es ist übrigens sonderbar, denn der Knurrton des Hundes ist nicht dem Zungen-R, sondern dem Zäpfchen-R ähnlich und die Römer sprachen doch ganz gewiß ein so reines Zungen-R wie die jetzigen Italiener; die nordischen neueren Völker aber, zur Fälschung dieses Lauts wohl frühe geneigt, ließen sich die abschätzige Vergleichung gefallen und bedienten sich ihrer gerne, schlecht von ihm zu sprechen — wie der Fuchs von den Trauben — möchte ich hinzusetzen, aber das paßt nicht recht, also besser: wie der Lecker von einer einfach gesunden Speise. So besonders die Engländer; hier muß diese verkehrte klassische Tradition früh ins Volk gedrungen sein, das beweist die Amme in Romeo und Julie, im Gespräch mit Romeo, Act 2 Sc. 4. Romeo sagt zur Ehre seines Namens, er beginne mit demselben Buchstab wie Rosmarin; dabei wird das R premirt, muß also energisch gesprochen werden; jetzt sagt die Amme: „Ach, Spaßvogel, das ist ja der Hundsname (Hundsbuchstab), R ist für den Hund" (Schlegel übersetzt frei: das schnurrt ja wie ein Spinnrad). Es folgt hieraus, daß die Amme ihrerseits in dieser Scene, wo sie aufgeputzt als Dame, den Peter als Fächerträger hinter sich, daherstolzirt, modegemäß das R meiden, also z. B. anfangen muß: „Peta! Meinen Fächa!"

In den Gegenden Deutschlands, wo man dem R ausweicht wie diese Amme, ist es aufgekommen, das Zungen-R das harte R zu nennen. Also das allein richtige R wäre das harte R! Das ist gerade, wie wenn ich das richtige G das harte nennte im Unterschied von einem weichen, unter diesem ein Ch verstünde und nun statt des G ein Ch spräche auch da, wo nicht Zusammenstoß von zwei G oder einem G mit einem K es anräth, das G zu schwächen (wie in weggenommen, Seligkeit); nun, und das geschieht ja auch: in eben den Landstrichen, wo man das rechte R das harte nennt, gilt auch das G in: Flug für zu hart und wird also Flug und Fluch gleich ausgesprochen. Man sieht: einen richtigen Laut als hart denunciren, das heißt

auf dem richtigen Wege sein, das ABC um seine ehrlichen Buchstaben betrügen, d. h. die Sprache verderben. — Wahr ist allerdings, daß man in der Heimat des falschen R manchmal ein wirklich hartes R zu hören bekommt: das ist von Leuten, die, zur Erkenntniß gelangt, mühsam das rechte R gelernt haben: man hört ihnen die Mühe an und das R geht nun fast in ein D über, das ihnen auch zum Stab dienen mußte, um jenes zu lernen (vgl. Palleske, Kunst des Vortrags S. 21. — „sagen Sie einmal statt treffen „tedeffen" u. s. w.)." Allein das bessert sich mit der Zeit wie die steife Haltung des Reitschülers; das wirklich harte R des Anfängers kann nicht den Vorwurf der Härte gegen das mühelos richtige R des Geübten begründen.

Doch ich vergesse fast, daß der Satz, der uns zu diesen Bemerkungen geführt hat, noch unbewiesen dasteht, unbewiesen für Leser aus dem Lande der Ungläubigen. Das Zungen-R ist das allein richtige R, so hieß der Satz; die Einräumung, daß es schwer zu sprechen sei, hat uns ein wenig bei Seite geführt. „Wie beweist du denn, daß es so ist?" Die Antwort ergibt sich aus dem, was ich über das Zäpfchen-R gesagt habe: es entstehe bei diesem Surrogat, wenn das Tremuliren des Gaumensegels nicht ganz glattweg von statten gehe, schwächer oder schärfer, nur annähernd oder deutlich hörbar und wirklich täuschend der Laut G oder Ch. Der erstere Laut entsteht im Silbenanfang. Ich verstand einmal eine Italienerin, die mir sagte, sie komme von Rom, Goma für Roma und besann mich vergeblich auf eine Stadt dieses Namens. Palleske gesteht, daß er in seiner Vorzeit, d. h. in der Zeit, ehe er das R lernte, von den Tgümmern des gömischen Geiches sprach. — Am Silbenschluß aber kommt im genannten Falle bei etwas schärferer Bewegung des Reißens am Gaumensegel ein Ch zum Vorschein, und dies nun ist der Punkt, der genau ins Auge gefaßt sein will, denn hieran knüpfen sich andere, weitere, breit herrschende Verschlechterungen, keine geringeren als die, die ich mit den einleitenden Beispielen illustrirt habe.

Das Ch nur etwas scharf zu sprechen ist nicht möglich, ohne daß ein vorangehendes A anklingt (das hebräische Patach furtivum). Jetzt hört man statt R den Laut ach. Weiter: nun versetze man sich in die Anfänge von Dialekten oder dialekthaften Lokalaussprachen der Laute einer schriftmäßig gebildeten Sprache. Gewisse Eigenheiten, ursprünglich vielleicht von Naturfehlern ausgehend, finden in kleinen, dann weiteren und weiteren Kreisen Gefallen und Nachahmung, werden endlich endemisch und fixiren sich, als wären sie normal. Es scheint physiologisch, ist es aber durchaus nicht, nur die dunkeln Anfänge hatten, wie gesagt, vielleicht physiologischen Grund. So hat sich denn in einem Theile der fränkischen Lande, speciell in Frankfurt a. M. und Umgegend, Gebiet der pfälzischen Zunge, wie mit Gewalt einer Naturnothwendigkeit ach für R festgesetzt. Majoach für Major, Pfeachd (eigentlich mit niederdeutschem P für Pf: Peachd) für Pferd; achgeben, achbieten für ergeben, erbieten. Es studirte z. B. in Tübingen ein Frankfurter, nannte sich Melber, sprach aber Melbach, und so schrieben wir alle seinen Namen, bis wir ihn von seiner Hand geschrieben lasen. Ein in diesem Punkt unbekehrter Frankfurter oder Pfälzer wird übel daran sein in Spanien, er wird immer für Gold sagen Auge, d. h. für oro: ocho. In der Zeit des Parlaments führt sich ein Herr bei mir ein und nennt sich Malachikman. Ich denke: nun da sieht's gut aus, jetzt kommen gar auch noch Araber; ich war ungeduldig, denn die Bekanntschaften, Besuche nahmen kein Ende; der schwarzbärtige Kopf stimmte zu einem Orientalen. Aber es entpuppte sich ein guter Deutscher: Maler Hickmann. — In einer Gesellschaft von Frankfurtern brachte ich den Punkt zur Sprache, meine Behauptung wurde bestritten, aber ein Schullehrer gab mir Recht und bestätigte meinen Satz mit schlagenden Beispielen aus seiner Erfahrung: da dort alle Welt für R ein ach spricht, so muß, wer nicht Uebung hat, auch umgekehrt ein richtiges ach für ein R oder ar nehmen, und so kam es in seiner Schule vor, daß Kinder, wenn er das Wort Weihnachten dictirte, schrieben Weihnarden, obwohl das kein Wort ist; und ein Knabe, dem er das Wort Tag dictirte (wofür freilich der Lehrer selber Tach sagte), schrieb: Tar, obwohl das ebenfalls kein Wort ist. Kurios ist die Schwierigkeit, die da entsteht, wenn ein R mit einem G zusammentrifft, also z. B. in: Berg. Das G wird in jenen Gegenden wie Ch gesprochen, das R bleibt ach, so entstünde das Wort Beachch; da dies denn doch des Guten zu viel ist, so bildet sich eine Form, die ich immer wie ein Beasch höre.

Wie weit in unserem lieben Deutschland das so zugerichtete arme R geographisch wandert, kann ich nicht angeben, ich meine, stark nach Mitteldeutschland, Thüringen, Sachsen hinein. Als ich in Zürich den ersten öffentlichen Vortrag gehalten, machte sich ein von Deutschen redigirtes Blättchen über meine schwäbische Aussprache lustig. Ich fragte einen der Redactoren, einen Sachsen, was eigentlich gemeint sei, und erhielt zur Antwort, ich spreche z. B. Jeder statt Chjädach (wobei es sich auch vom J handelt, mit dem wir uns hier nicht beschäftigen, von dem aber gelegentlich zu erwähnen ist, daß es, wo es frei steht, in Sachsen ein ich [Familiche, Italichen] oder, wenn ein Jot, ein chj wird, wie das Beispiel zeigt).

Soweit wäre denn nun unser Satz, das einzig richtige R sei das Zungen-R, erwiesen und begründet; denn man sieht ja: wenn nicht die Zungenspitze durch ihr Vibriren diesen Laut zu Stande bringt, so klingt ein fremder Laut an, der Mißverständniß verursacht.

(Schluß folgt.)

Die fremden Anregungen des französischen Romantismus.

Von Georg Brandes.

Der dichterische und künstlerische Durchbruch, der um das Jahr 1830 in Frankreich stattfand, hatte fremde und inländische Quellen. Die Einwirkung vom Auslande her ist die auffälligste.

Mit Feuereifer eignete das junge Geschlecht sich das Fremde, das, obgleich alt, sich bisher in Frankreich nicht Eingang verschafft hatte, sowie das, was nun die Gegenwart durch seine Neuheit fesselte, auf einmal an und nahm es mit einem Eifer auf, dessen Größe dem Unterschied gleich kam, in welchem die neue Erscheinung sich von der steifen Regel der früheren Literatur abzeichnete. Vor den Augen der jungen Schule bildete sich ein Farbenglanz, worin alle Farben sich in einer gewissen übereinstimmenden Weise brachen. Die Strahlen, die hindurchdrangen, veränderten zugleich die Farbe.

Vor allen anderen war Shakespeares Name frühzeitig im Munde der Romantiker die entscheidende Losung geworden. A. W. Schlegel hatte Shakespeare die Bahn gebrochen; denn in seinen berühmten Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die auch in französischer Uebersetzung erschienen, war er der Erste gewesen, der ihn verherrlichte und erklärte. Der Franzose Mercier, „der Prophet des Romantismus", stimmte mit Leidenschaft in diesen Ton ein, Villemain und später Guizot folgten derselben Spur; Nachahmungen und Uebersetzungen, letztere getreuer als diejenigen früherer Jahrhunderte, trugen das ihre dazu bei, den Namen und die Kunst des großen Britten populär zu machen. Noch zu Beginn der zwanziger Jahre war man so weit zurück, daß englische Schauspieler, die im Theater Porte-Saint-Martin Shakespeare zu spielen versuchten, mit dem Rufe empfangen wurden: „Sprecht französisch! Nieder mit Shakespeare! Er war einer von Wellingtons Adjutanten!" Doch wir haben gesehen, daß ihren Nachfolgern nur wenige Jahre später eine glänzende Aufnahme zutheil wurde. In die Zwischenzeit fällt unter anderm Beyles hartnäckiger Kampf, um Shakespeare die schuldige Anerkennung zu verschaffen, und die Herausgabe des Blattes le Globe, das anfangs dreimal wöchentlich, darnach als Tageblatt als das Organ des jüngeren Geschlechts wirkte und unter dem Beistand von dessen vorzüglichsten Kräften den Feldzug für die neuen Principien außerordentlich tüchtig leitete.

Beyle (Stendahl), der trotz seiner Paradoxie einer der klarsten und originellsten Köpfe der Zeit ist, drückt seine Bewunderung für Shakespeare entschieden aus, ohne sich deshalb eines Mangels an Pietät für Racine schuldig zu machen, den er als Shakespeares Gegenbild aufstellt. Er weist nach, daß die Momente vollständiger Illusion, die sich während einer Theatervorstellung einfinden können und sollen, bei Shakespeare häufiger sind als bei Racine, und daß das eigentliche Vergnügen bei einem tragischen Schauspiel von diesen kurzen Illusionsmomenten und der Bewegung, welche sie in ihren Intervallen im Gemüth des Zuschauers hinterlassen, abhänge. Was hauptsächlich das Entstehen der Illusion hindert, ist die Bewunderung, welche die schönen Verse einer Tragödie erregen. Man muß sich die Frage klar machen: Was ist die Aufgabe für den dramatischen Dichter, schöne Entwickelungen in wohlklingenden Versen zu geben oder menschliche Regungen wahr zu malen? — Und er geht in seiner Beantwortung dieser Frage weiter als späterhin die romantische Tragödie unter Victor Hugo und Alexander Dumas sich bewegte, indem er den Vers als Form für das tragische Drama absolut verwirft. Sobald die Tragödie ihre Wirkung darin sucht, ein genaues Gemälde der Gemüthsbewegung zu geben, muß sie, nach seiner Ansicht, vor Allem darauf hinarbeiten, Gedanken und Gefühle mit größter Klarheit auszudrücken. Doch diese Klarheit wird durch den Vers beinträchtigt. Beyle führt Macbeths Worte gegenüber Banquos Schatten, der auf seinem Platze sitzt, an: „the table is full", und behauptet, daß Reim und Rhythmus zur Schönheit einer solchen Stelle nichts hinzuthun können. Augenscheinlich entsprach später Vitet, und nicht Hugo, diesem seinem dramatischen Ideal.

Beyle räth Keinem, Shakespeare nachzuahmen. Was man an ihm nachahmen soll, ist nur seine Fähigkeit, die Welt, inmitten welcher er lebte, zu studiren, seine Kunst, den Zeitgenossen jene Art Tragödie zu geben, deren sie bedurften; denn auch nun, 1820, lebe das Bedürfniß nach einer bestimmten Art von dramatischem Schauspiel, selbst wenn die Zeit des Dichters, eingeschüchtert durch den großen Ruf eines Racine, nicht wage, dies von ihm zu fordern. Nur wenn man sein Zeitalter studirt und ihm Genüge leistet, sei man in Wahrheit romantisch. Denn „der Romanticismus" sei die Kunst, der Welt diejenigen literarischen Werke zu schenken, die, nach dem gegenwärtigen Zustand ihrer Anschauungen und Gewohnheiten, ihr das größtmögliche Vergnügen zu gewähren vermögen, während der Klassicismus den Leuten eine Literatur darbiete, die ihren Urahnen den größtmöglichen Genuß bereitete. Racine war zu seiner Zeit romantisch, Shakespeare sei romantisch, erstens weil er den Engländern von 1590 die blutigen Entscheidungen, welche die Bürgerkriege mit sich führten, darstellte, ferner weil er eine Reihe meisterlicher, bis ins Feinste abschattirter Bilder gegeben habe, von den zarten Regungen des Herzens an bis zum Wesen der gewaltigen Leidenschaften. Die romantische Theorie bestehe somit nicht darin, England oder Deutschland nachzuahmen, sondern darin, daß jedes Volk seine ihm eigenthümliche, dem nationalen Charakter entsprechende Literatur habe, gleichwie wir Alle Kleider tragen, die uns angepaßt und für Jeden eigens gefertigt sind. — Wie man sieht, ist für Beyle die Romantik fast ganz gleichbedeutend mit dem Begriff moderne Kunst. Eigenthümlich für den obenerwähnten eingewurzelten Hang des romantischen Charakters zur Klassicität ist seine wiederholte Behauptung, daß man „romantisch" in Hinblick auf die Ideen sein müsse, denn dies sei „die Forderung des Jahrhunderts", dagegen müsse man klassisch in der Ausdrucksweise, der Sprachform und den Redewendungen bleiben; denn die Sprache sei Ueberlieferung und darum so gut wie unveränderlich. Man solle sich bestreben, wie Pascal, Voltaire und La Bruyère zu schreiben.

In verschiedenen Varianten formuliren die bedeutendsten Mitarbeiter des „Globe" die Definition von dem sich vorwärts kämpfenden Romantismus in Uebereinstimmung mit einander, wie auch mit Beyle. Zu der Zeit, da Hugo noch königlich gesinnt, christlich und conservativ war, war „le Globe" bereits revolutionär, philosophisch und liberal. Der erste, der im „Globe" daran ging, das Programm des Romantismus zu geben, war Thiers, der, wie es in der Regel bei einem literarischen oder künstlerischen Durchbruch geschieht, sogleich die Worte Natur und Wahrheit als Losung aufstellte. Er bekämpft in der bildenden Kunst das Akademische, das Symmetrische, fordert in der dramatischen Poesie die historische Wahrheit, ungefähr dasselbe, was man später unter Lokalfarbe verstand. Duvergier de Hauranne bestimmt in einem Artikel „Ueber das Romantische" den Klassicismus als Routine, den Romantismus als Freiheit, nämlich als Freiheit für die verschiedenartigsten Talente (Hugo und Beyle, Manzoni und Nodier), sich in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu entfalten. Während Ampère den Klassicismus als Nachahmung, den Romantismus als Originalität definirt, versucht ein Anonymus (aller Wahrscheinlichkeit nach Sismondi) eine strengere Definition zu geben, indem er bemerkt, daß das Wort Romantismus nicht gebildet worden sei, um die literarischen Werke zu bezeichnen, worin irgend eine Gesellschaft ihren Anschauungen Ausdruck gab, sondern daß es nur diejenige Literatur in sich begreift, die ein treues Bild der modernen Civilisation gibt. Da diese, seiner Ueberzeugung nach, in ihrem Wesen spiritualistisch ist, so sei der Romantismus als der Spiritualismus in der Literatur zu definiren. Mit jugendlicher Gewaltsamkeit und in dreisteren Ausdrücken tritt der spätere Verfasser der „Barrikaden", der zwanzigjährige Vitet, auf, indem er das Wesen des Romantismus bestimmt. Es bedeute schlichtweg Unabhängigkeit in Kunstangelegenheiten, individuelle Freiheit in der Literatur. „Der Romantismus ist," sagte er, „der Protestantismus in der Literatur und Kunst"; und augenscheinlich denkt er dabei ausschließlich an das Losreißen von einer päpstlichen Autorität. Der Romantismus, fährt er fort, ist weder eine literarische Doctrin noch eine Parteisache, sondern das Gesetz der Nothwendigkeit, der Veränderung, des Fortschritts: „In zwanzig Jahren wird das ganze Volk romantisch gesinnt sein; ich sage das ganze Volk, denn die Jesuiten zählen nicht zum Volk."

Es besteht kaum ein Nuance-Unterschied zwischen diesen Definitionen und derjenigen, zu welcher Victor Hugo gelangte: „Der Romantismus ist der Liberalismus in der Literatur"; und man wird sich nicht wundern, daß der „Globe" die Vorrede zu „Cromwell" mit dem Ausdruck begrüßte: „Die Bewegung hat nun sogar Herrn Hugo erfaßt." In Wirklichkeit brachte er ihr von seiner Seite nicht viel mehr als den Sieg.

Nächst Shakespeare war Walter Scott der englische Dichter, dessen Einfluß wenn nicht am tiefsten, so doch am deutlichsten war. Er bahnte sich den Weg über die Grenze hier wie überall. Der große Schotte hatte schon früher in Deutschland, Italien und Dänemark Bewunderer gefunden, die, beseelt von einem lebendigen Nationalgefühl und mit volksthümlichen und sittlichen Idealen vor Augen, den Ton seiner Romane anschlugen. Die Waverley-Romane begannen schon 1814 zu erscheinen, bereits 1815 werden sie von La Motte Fouqué in germanisch-junkerlicher Richtung nachgeahmt, 1825—26 erscheinen Manzonis „Promessi Sposi", 1826 beginnt der Däne Ingemann zum Besten eines kindlichen Nationalgefühls und nicht weniger kindlichen Royalismus die Herausgabe seiner romantisch-historischen Erzählungen, in denen der Geist Walter Scotts sich wunderlich mit dem Stil Fiesoles mischt. Beinah sofort nach ihrem Erscheinen machten die Waverley-Romane in der Uebersetzung großes Glück in Frankreich. Scotts Name war so populär, daß im Anfang der zwanziger Jahre die Theaterdirectoren die Dichter aufforderten, nach seinen Romanen Schauspiele zu „arrangiren". Das mißlungene Drama „Emilia" von dem Dichter aus der Uebergangszeit Soumet war eine solche Bearbeitung nach Walter Scott. Das junge romantische Geschlecht fühlte sich übrigens am meisten von denjenigen Eigenschaften der Romane angezogen, die man in den protestantischen Ländern nicht am höchsten geschätzt hatte: dem malerisch beschreibenden Talent und dem mittelalterlichen Ton. Walter Scott gefiel in Frankreich, weil man bei ihm eine reiche Auswahl von Harnischen und Bogen, ein buntes Kostüm und die romantische Architektur alter Burgen fand. Seine nüchterne Lebensanschauung, seine protestantische Sittlichkeit, die ihm in

Deutschland und im Norden Leser gewann, übersah oder mißbilligte man. Beyle war der erste, der scharfe kritische Einsprache gegen Scott erhob. Er prophezeite ihm, trotz des augenblicklichen Lärms, den man um seinen Namen machte, nur einen kurzwährenden Ruhm; denn nach seiner Meinung bestand Scotts Talent mehr in der Fähigkeit, die Kleidung der Leute zu schildern und ihre Gesichtszüge zu malen, als darin, ihr Gefühlsleben wiederzugeben und uns ihre Leidenschaften zu zeigen. Gewiß könne und solle die Kunst niemals die Natur Zug für Zug nachmalen; sie bleibe immer eine schöne Unwahrheit; doch Walter Scott halte sich gar zu wenig an die Wahrheit; seine leidenschaftlichen Personen scheinen sich vor sich selbst zu schämen, sie entbehren der Sicherheit und der Dreistigkeit, sie haben allzu wenig natürliche Züge. Ziemlich bald begann man denn auch, Scott vorzuwerfen, was Balzac später oft gegen ihn geltend macht, daß er die Frauen und ihre Leidenschaften nicht zu schildern verstehe oder jedenfalls nicht wagte, diese Leidenschaften mit ihrer Wonne, Qual und Buße inmitten einer Gesellschaft zu schildern, die ein übertriebenes Gewicht auf literarische Ehrbarkeit legte. Diejenigen seiner Romane, die in der modernen Zeit spielten, machten keinen Eindruck; man hielt sich an „Ivanhoe", „Quentin Durward", „die schöne Maid von Perth" und einige andere. Was man besonders an dem fremden Dichter schätzte, war, daß er die beiden früheren Formen des größern Romans — die erzählende, deren Kapitelüberschriften förmliche Auszüge waren und in welcher der Erzähler immer den Kopf hervorstreckte, und die Briefform, die alle Conflicte und Leidenschaften zwischen ein „Theurer Freund!" und ein „Ihr ergebener . . ." einzwängte — durch den dialogisirten dramatischen Roman ersetzte. Die größten Talente unter den jungen französischen Dichtern offenbaren seinen Einfluß. Derjenige unter ihnen, der in moralischer Hinsicht England am nächsten stand, Alfred de Vigny, schrieb seinen Roman Cinq-Mars, der unter Richelieu spielt, ein unterhaltendes, doch jetzt veraltetes Werk, worin der Gegensatz von gut und böse alle anderen Gegensätze verdunkelt und worin der mangelnde Blick für Richelieus Größe als Staatsmann auffallend ist. Scotts allseitige Charakteristik vermißt man im höchsten Grade; an ihre Stelle ist ein lyrisches Element getreten: die Verherrlichung einer jugendlich unbesonnenen Ritterlichkeit, der altfranzösischen Bravour. Gleichzeitig mit de Vigny ließ Prosper Mérimée den großen Schotten auf sich einwirken und verfaßte unter diesem Einfluß seine „Chronik unter Karls IX. Regierung", eine Mosaik lebenswahrer Situationen, ein Werk, dessen Geistesrichtung noch weiter entfernt von der Scotts liegt. Mérimée sucht in der Geschichte die starken und gewaltigen Leidenschaften um ihrer selbst willen auf, nur mit dem französisch-romantischen Nebenzweck, die Spießbürger durch die unverhohlene Schilderung aufzureizen; seine Charakterzeichnung ist meisterhaft scharf und knapp, die Darstellung kalt, unter dem Trotz gegen alle moralische Convenienz ausgeführt.

Es ist bekannt, daß Alexander Dumas späterhin in vielen leichten, unterhaltenden Romanen — z. B. die drei Musketiere — auf seine Weise sich Scotts Farbenreichthum und historischen Stil aneignete. Weniger bekannt ist dagegen, daß Balzac, der Begründer des modernen französischen Romans, ganz wie de Vigny und Mérimée sich von dem in der Geschichte des Romans Epoche machenden fremden Meister angezogen fühlte. Er wollte in seine Spur treten, ohne ein bloßer Nachahmer zu sein. Er glaubte, in dem beschreibendem Genre, welches die Romantik von Neuem zu Ehren brachte, recht wohl mit Scott wetteifern zu können, und traute sich die Fähigkeit zu, dem Dialog ein ganz anderes Leben zu geben. Bei Walter Scott fand sich nur ein Frauentypus; in Frankreich würde derjenige, der sich darauf werfe, historische Romane zu verfassen, die glänzenden Laster und bunten Sitten des Katholicismus den dunkeln Gestalten des Calvinismus in der leidenschaftlichsten Periode der französischen Geschichte einander gegenüberstellen können. Auf diese Weise war er gegen Einförmigkeit gesichert. Endlich faßte er, dessen Geist stets über Riesenwerken brütete, den Plan, jeden Zeitraum von Karl dem Großen bis auf die Gegenwart in einem oder mehreren Romanen darzustellen, die eine zusammenhängende Kette bilden sollten; es war eine ähnliche Idee wie die, welche später Freytag in seinem Werk „Die Ahnen" in Beziehung auf Deutschland verwirklichte. Ein Glied dieser Kette sollte der erste Roman sein, den Balzac mit seinem eignen Namen herausgab, „Les Chouans", worin die Kämpfe in der Vendée zur Revolutionszeit geschildert werden, und der 1829 erschien, just in demselben Jahr wie „Cinq-Mars" und „Chronique du règne de Charles IX." Andere Bruchstücke des geplanten großen Werkes sind die viel später herausgegebenen Bücher „Sur Catherine Médicis" und „Maître Cornelius", ein Roman, in welchem Balzac, in directem Wettstreit mit Walter Scott, Ludwig XI., dem der fremde Dichter, seiner Auffassung nach, Unrecht gethan, eine Hauptrolle spielen läßt. Diese Bücher, die an und für sich betrachtet einen gewissen Werth haben und lebendige, gründliche Charakterstudien enthalten, zeigen doch, daß, wenn Balzac seinen Plan, die Vorzeit ins Leben zu rufen, ausgeführt hätte, seine Bedeutung in der Literaturgeschichte des Jahrhunderts eine ganz untergeordnete gewesen sein würde; man hätte ihn einfach zu Walter Scotts Schülern gezählt.

Auch bei Victor Hugo riefen die Scott'schen Vorbilder den Wunsch hervor, einen großen historischen Roman zu verfassen. Er beschloß, demselben als Mittelpunkt die alte Kathedralkirche von Paris zu geben, deren Uebertünchung ihn mit Schrecken erfüllt hatte, und für deren historisch-monumentales Wesen er eine ähnliche Schwärmerei hegte, wie Goethe seiner Zeit für den Straßburger Münster und Oehlenschläger für die Domkirche von Roeskilde. Laut Contract mit einem Buchhändler sollte dieser jetzt so berühmte Roman im April 1829 abgeliefert werden; Hugo vermochte den Contract nicht einzuhalten, bekam zuerst eine Frist von fünf Monaten, dann eine weitere bis zum 1. December 1839 gegen Bezahlung einer Strafe von 1000 Frcs. wöchentlich, wenn der Roman bis dahin nicht fertig sei. Am 27. Juli hatte er seine Vorarbeiten in Ordnung und begann mit der Niederschrift; Tags darauf brach die Julirevolution aus; Hugos Haus war dem Kugelregen ausgesetzt, bei dem Umzug in eine andere Wohnung ging das Buch mit all seinen Aufzeichnungen zum Roman verloren. Er bekam eine weitere Frist von drei Monaten, ließ sich daheim auf unbestimmte Zeit verleugnen, sperrte seine schwarzen Kleider ein, um nicht ausgehen zu können, schlüpfte in seine Arbeitsjacke, kaufte sich eine Flasche Tinte und arbeitete, ohne irgend einen Besuch zu machen oder zu empfangen, bis zum 14. Januar 1831, wo die Tintenflasche leer und der Roman fertig war: Nur ein einziges Mal während dieser Zeit hatte er sich eine Zerstreuung gegönnt, das war, als er ausging, um die Minister Karls X. verurtheilen zu sehen; doch um seinem Vorsatz nicht untreu zu werden, hatte er an diesem Tage seine Bürgermiliz-Uniform angezogen.

Schon von frühester Jugend an hatte Hugo einen tiefen Eindruck von Walter Scott empfangen. In einer Besprechung von „Quentin Durward", die er mit 21 Jahren schreibt, äußert er die höchste Bewunderung für Scotts historischen Sinn, sittlichen Ernst und dessen dramatische Form. Gleichwohl findet sich ein Satz darin, wodurch er gleichsam den Schritt angibt, um den er selbst die Kunst weiterführen zu können hofft. Derselbe lautet: „Nach Walter Scotts malerischem aber prosaischem Roman erübrigt es noch, eine andere Art von Roman zu schaffen, die unserer Meinung nach schöner und vollendeter sein wird. Das ist der Roman, der Drama und Epos in Einem ist, der wohl malerisch, aber zugleich poetisch, wohl wirklich, aber zugleich ideal, wohl wahr, aber zugleich groß ist und der Walter Scott und Homer in sich begreift." Die letzten Worte, die, in echt Hugo'scher Weise, durch ihre Uebertreibung die Wirkung verderben, dürfen uns nicht hindern, den klaren Blick des jungen Schriftstellers für das, was er selbst einmal im Romanfach zu leisten im Stande sei, anzuerkennen. Er scheint gefühlt zu haben, daß seine Romane große Gedichte in Prosa sein würden, eher große malerische Legenden als Bilder aus der Wirklichkeit, wie die Scotts.

„Notre Dame de Paris", welches Werk den Zweck hatte,

ein Bild von dem Leben und den Sitten zu Paris im 15. Jahrhundert zu geben, ist das Produkt einer großartigen architektonischen Phantasie. Hugos Hang zum Mächtigen und Kolossalen hat hier einen passenden Gegenstand gefunden. Er beseelt diese Kirche, füllt sie mit dem Hauche seines Geistes, so daß sie ein lebendiges Wesen wird; und wie man aus einem einzelnen Wirbelknochen oft eine ganze Thiergestalt construiren kann, so beschwört sein Hirn, indem es von jener Kirche seinen Ausgangspunkt nimmt, das ganze umliegende Paris herauf, das längst verschwunden ist. Die Zustände des Glaubens und Aberglaubens, der Sitten und Künste, der Gesetze und des Herzens in jener alten Zeit sind in breiten, kräftigen Zügen gemalt, ohne besondere Schärfe, aber mit jener Art Magie, die überwältigt. Die Menschengestalten sind geniale Grundrisse zu Charakteren, im Stil der Epopöe, in halb übernatürlicher Größe ausgeführt. Walter Scotts ehrbare und bürgerliche Menschlichkeit ist durch einen farbentrunknen Künstlergeist, sein frommes Gemüth durch Leidenschaft im großen Stile ersetzt, die, ohne gestillt zu werden, auf die eiserne, blinde Nothwendigkeit hindeutet, auf jene ἀνάγκη, die in die Wand der Kirche geritzt ist und uns Alle, den Zigeuner wie den Priester, die Schönheit wie das Thier, Phöbus wie Quasimodo, Jahrhundert für Jahrhundert unter ihren ehernen Tritten zermalmt.

Noch stärker als Walter Scott ergriff Byron. Das heftige Element von Leidenschaft in seinen Gedichten, das im Zusammenhang mit den Unregelmäßigkeiten seines Lebens stand; Childe Harold und noch mehr Lara, die vom Finger des Schicksals gezeichnete Persönlichkeit, die, in geheimnißvoller Schwermuth brütend, ihren Stolz und ihre Qual von Land zu Land schleppt; dieser Typus in seinen Byron'schen Formen, phantastisch vergrößert durch all das, was von Mythen und Gerüchten an dem Leben des Dichters klebte: dies war es, was die Jugend, die Hugo geweckt oder um sich geschaart hatte, bezauberte. Ihrer wenige waren die Kritischen, die wie Beyle — übrigens ein großer Bewunderer Byrons — behaupteten, daß er „als Verfasser von regelmäßigen, tödtlich langweiligen Tragödien" durchaus nicht der Häuptling der Romantiker sei. Unmittelbar nach Byrons Tode hatte schon die ganze Horde der französischen unbedeutenden Poeten sich über die beiden Themata Griechenland und Lord Byron hergemacht und das ganze Jahr hindurch fortgefahren, dieselben mit so viel Eifer zu besingen und mit so wenig Fähigkeit, die Eigenthümlichkeit des Verstorbenen zu verstehen und zu charakterisiren, daß Sainte-Beuve im Globe gegen Mißbrauch der Worte: Byron, Freiheit, Trauerhymne u. dgl. Protest einlegen mußte. Sowohl Hugo wie Lamartine hatten bei der Nachricht von Byrons Tod ihren Gefühlen für ihn Ausdruck gegeben, ersterer in einem Artikel, letzterer in einem Gedicht. Beide legten zu jener Zeit bei der Schilderung von Byrons Dichterpersönlichkeit das Hauptgewicht auf seinen Skeptieismus und Pessimismus; keiner von ihnen scheint einen tieferen Eindruck von Byrons Manneswerken empfangen zu haben; die frische, beißende, politisch-religiöse Satire in Don Juan blieb 1824 überhört und unverstanden, sowohl von ihnen wie von so vielen Anderen. Doch während Hugo vor Allem bemüht ist, den Gegensatz zwischen der Poesie Byrons und der des 18. Jahrhunderts nachzuweisen — „der Unterschied zwischen dem Lachen Byrons und Voltaires ist der, daß Voltaire nicht gelitten hatte" — ist Byron für den weichlichen und halbwegs gläubigen Lamartine noch der gefallene Engel. Lamartines „Fünfter Gesang von Childe Harold", worin er die Byron'schen Töne anzuschlagen bestrebt ist, zeigt, inwiefern er die Aehnlichkeit zwischen sich und dem englischen Lord zu finden glaubte, nämlich in der romantisch heroischen Persönlichkeit. Er benützt Byrons Maske, um hinter derselben dem Zweifel und den revolutionären Sympathien Ausdruck zu geben, die nur schwach in seinen poetischen Meditationen aufblitzen, die er aber bald in seinem eignen Namen aussprechen sollte. Uebrigens lockte wahrscheinlich die Erinnerung an Byron sowohl ihn wie Hugo nach dem Orient; letzterer begnügte sich mit dichterischen Fahrten; Lamartine setzte eine großartiege Reise in Scene, zu welcher er sich mit fürstlicher Pracht ausrüstete. Lamartine wie Hugo empfingen indeß von Byrons letzten Werken, wie auch von seinen letzten Thaten und seinem Tode einen tiefwirkenden politischen Eindruck.

Spuren Byron'schen Einflusses finden sich genug bei der Mehrzahl der in jener Zeit debütirenden Dichter; doch war die Originalität dieses jungen produktiven Geschlechts so bedeutend, daß Byrons Zerrissenheit, die als ansteckendes Beispiel überall zu verführen wußte und Nachahmung und Affectation in so manche Literatur aussäete, von diesen Geistern abprallte. Nur Einer war unter ihnen, in dessen Ohren gerade diese Byron'schen Töne wie Grüße von einem verwandten Geiste klangen, und dies war, eigenthümlich genug, der eleganteste und aristokratischste unter ihnen und der ausgeprägteste Pariser von ihnen allzusammen: Alfred de Musset. Die meisten von diesen hervorragenden Individualitäten sind außerhalb Paris geboren: Victor Hugo und Nodier in Besançon, George Sand in Berry, Balzac in Tours, Gautier in Tarbes, Lamennais in der Bretagne, Sainte-Beuve in Boulogne-sur-Mer; und diese bringen, jeder auf seine Weise, einen kräftigen Fond von Provinzialismus mit, der sich von Byron'schem Einfluß nicht durchdringen läßt, obgleich man ihn — übrigens in äußerst verschiedenen Formen — bei George Sand und Th. Gautier verspürt. Mérimée, der in Paris geboren ist, wurde frühzeitig allzu stark abgekühlt, um von Byrons poetischem Naturell beeinflußt zu werden, er wurde zumeist aus zweiter Hand, durch Stendhal von dem Negativen in seinem Wesen angezogen. Doch in keinem spiegelt sich Byron so klar wie in jenem bleichen, schlanken Pariser Kind, das all die Schwachheit und all die auserlesene Anmuth besitzt, die sich bei vornehmen Geschlechtern in den letzten Erben vorfinden, mit denen der Stamm ausstirbt. Byron war als echter Engländer im Anfang seines Auftretens Spiritualist gewesen, geistig und melancholisch; das Sinnesleben nimmt nur einen geringen Platz in den Poesien seiner Jugend ein. Erst in seinem Mannesalter, nachdem er Italien besuchte und sich in den romanischen Ländern niederließ, wird seine Dichtung, wie die Goethes in Venedig, sensuell und frech und derb. Umgekehrt bei Musset: er nimmt in seiner Jugend jene Art von brutalem Realismus, der zuweilen in Byrons späterer Poesie hervortritt, zum Ausgangspunkt und wird nach und nach mehr geistig in seiner Poesie. Auf seiner Höhe ist er, sowohl als Beobachter wie auch als Erotiker, feiner als Byron, seine Dichtung ist von einer raphaelischen Schönheit, die Byron weder erreicht noch sucht. Er ist der französische, schwächere, anmuthigere Byron, wie Heine der deutsche, kleinere, muthwilligere, witzigere Byron, wie Paludan-Müller der dänische, satirische, loyal-conservative Byron ist. Musset leidet wie ein Jüngling, klagt wie ein Weib; er ist, wie der Bildhauer Auguste Préault ihn einmal nannte, „Fräulein Byron".

Shelley, dessen Name erst viel später nach Frankreich drang, blieb dieser Generation gänzlich unbekannt. Was die Seeschule betrifft, so war Sainte-Beuve, welcher frühzeitig in die englische Sprache eingeweiht und der kritischste Geist von allen war, der einzige, der den Werth dieser naturliebenden und nach Wirklichkeit trachtenden Schule fühlte, der sich etwas von ihrem Wesen aneignete und bemüht war, sie durch einzelne Uebersetzungen populär zu machen. Brizeux, der Dichter der Bretagne, erinnert an die Schule, ohne sie jedoch gekannt zu haben.

Von Deutschland aus war der Einfluß weniger stark als von England, und diesem Lande gegenüber ist die freie Behandlung der Eindrücke noch leichter nachweisbar. Man sah Deutschland überschattet von den alten teutonischen Eichen; um seine Quellen und Flüsse schwebten Elfen, die weißen Gewänder im thaufrischen Grase nachschleifend; in seinen Bergen wohnte das Gnomenvolk, und auf den Gipfeln derselben hielten die Hexen ihren Sabbath. Deutschland war das Land der Walpurgisnachtsträume. Von Goethes Werken wurde nur ein einziges viel gelesen, nämlich Werther, in welchem der exaltirte Ausdruck der Leidenschaft hinriß. Werther erschien wie ein René, weil man ihn — der doch so viel älter war als René — durch die René-Gestalt kennen lernte; und diese Anschauungsweise beraubte ihn

seiner Frische und näherte ihn dem Childe-Harold-Typus. Die Figur des Faust nahm einen Druck in gleicher Richtung an; diese mächtige Gestalt, die ganz Europa imponirte, war den Franzosen vollkommen fremd und wurde nie nach ihrem Wesen aufgefaßt. Die französische Poesie hatte sich niemals um die Kämpfe und Leiden des Forschergeistes gedreht. Und dieser deutsche Doctor, der naiv genug ist, den Teufel in einem Pudel zu sehen, sentimental genug, religiöse Gefühle auf Margarethas Schwelle zu hegen, und doch gewissenlos genug, die Verführte zu verlassen und ihren Bruder im unehrlichen Zweikampfe zu tödten, war viel zu unfranzösisch, um verstanden zu werden. Was für Einwendungen Männer der klassischen Schule gegen Goethes Faust richteten, erhellt aus den Vertheidigungsartikeln. „Wie viele Menschen," heißt es in einem Artikel von Duvergier de Hauranne, „macht nicht schon die bloße Vorstellung von einem Pakt mit dem Teufel gefühllos für die Schönheiten dieses Meisterwerkes! Sie begreifen nicht, daß man eine solche Unwahrscheinlichkeit ungerügt hingehen lassen kann, und doch sahen sie ohne die geringste Einwendung, seit ihrer Jugendzeit, wie Agamemnon seine Tochter opfert, um günstigen Fahrwind zu bekommen!" An den klassischen Aberglauben war man gewöhnt, aber von dem mittelalterlichen fühlte man sich abgestoßen. Groß war auch die Zahl derer, die Goethes Werke, ohne sie zu lesen, als uncivilisirte Poesie verwarfen. Der stupide Angreifer der Romantiker, der Sekretär der französischen Akademie, Anger, brachte noch im Jahre 1825 die Mitglieder der Akademie zum Lächeln durch einen Ausfall gegen die Romantiker, „diese Liebhaber der schönen Natur, die gerne den Apollo von Belvedere mit einer ungeheuerlichen Statue des heiligen Christophorus vertauschten und mit größtem Vergnügen Phädra und Iphigenie für Faust und Götz von Berlichingen dahingäben", indem er letztere Titel mit burlesker Betonung wie barbarische Namen aussprach. Die Bewunderung der Romantiker für Faust war indeß, wie schon angedeutet, unfruchtbar. Obwohl Gérard de Nerval den ersten Theil des großen Drama zur höchsten Zufriedenheit des alten Goethe übersetzte, und obwohl Delacroix' Gemälde von Faust und Mephistopheles, die durch die Luft reiten, ebenfalls die Bewunderung des alten Dichters und Kenners erregte, läßt sich in der französischen Literatur jener Zeit nur spärlich (wie bei Quinet) der Einfluß von Goethes Faust nachweisen.

Wiewohl es scheinen könnte, daß Schiller durch seine Berührungspunkte mit Rousseau und seine blühende dramatische Rhetorik den Franzosen leichter zugänglich war als Goethe, so schlug er doch nur in geringem Grade bei dem jüngeren Geschlechte durch. Alle seine dramatischen Werke wurden zwar bearbeitet und aufgeführt, aber dies geschah unmittelbar bevor die eigentliche romantische Schule sich bildete; und die halbromantischen Dichter der Uebergangsperiode, die, je nach Lust und Laune, seine Stücke zu regulären Tragödien im herrschenden Geschmack zustutzten, verpfuschten seine Werke, anstatt das Verständniß für dieselben zu erschließen. Aus der „Jungfrau von Orleans" und aus „Don Carlos" fabricirte Soumet eine „Jeanette d'Arc" und eine „Elisabeth von Frankreich"; „Fiesco" wurde von Ancelot bearbeitet und mißhandelt, „Wallenstein" von Liadières; aber weder die Klassiker noch die Romantiker fühlten eine Befriedigung von dem Resultat, und selbst der strenge Beyle, der sich doch bestrebte, zu den Quellen zu gehen, urtheilt, daß Schiller in zu hohem Grade dem altfranzösischen Geschmack gehuldigt habe, als daß er seinen Landsleuten, die Tragödie, wie ihre Sitten sie verlangten, hätte geben können. Für Schillers wirkliche Größe mangelt ihm vollständig der Blick; er war augenscheinlich des Deutschen viel zu wenig mächtig, um „Wallenstein" verstehen und genießen zu können, und im Uebrigen ließ er sich, wie so manche Andere unter den Jüngeren, bei seinen Lobpreisungen in so hohem Grade durch die Rücksicht auf das leiten, was die Klassiker am meisten ärgern konnte, daß er Werners „Luther" als dasjenige neuere Drama preist, das Shakespeare am nächsten kommt, und den Verfasser des Stückes einen bei weitem größeren Dichter nennt als Schiller.

Außer Goethe machte unter allen gleichzeitigen Dichtern Deutschlands nur E. Th. A. Hoffmann einen tieferen Eindruck. Ja, für die Franzosen wurde Hoffmann der Deutsche par excellence. Tieck war zu unbestimmt, Novalis zu geheimnißvoll, als daß sie in Frankreich ein Publicum wie z. B. in Dänemark hätten finden können; doch Hoffmann verband mit dem unberechenbar Phantastischen, das für die Franzosen ein vollständig neues poetisches Element war, die scharfe Sicherheit in den Contouren, die ihnen zusagte, und die an ihren Landsmann, den Lothringer Callot, erinnerte. Hoffmanns künstlerischer Muth, der die Caprice bis zum Aeußersten durchzuführen wagt, gewann sie ihm. Er war grell, er schente nicht die stärksten Wirkungen und war in all seiner Zügellosigkeit kleinlich genau, wie eine bildliche Darstellung der Versuchungen des heiligen Antonius, von Brenghel oder Teniers ausgeführt; er kam, im Gegensatz zu Novalis, den Franzosen durch seinen Berliner Rationalismus entgegen, der so verwandt mit dem französischen ist; es war eine Art von Verstandesmethode selbst in seiner Tollheit. Darum hatte er allein unter allen deutschen Dichtern Nachfolger, fast könnte man sagen Schüler, in Frankreich. Schon Charles Nodier verrieth sich stark beeinflußt durch Hoffmanns Phantasiestücke; später ist Gérard de Narval noch in weit höherem Grade diesem Einfluß unterworfen, und er zeigt sich deutlich in Gautiers Novellen. So originell letztgenannter Dichter überhaupt auch ist, so stand er, der kaum ein deutsches Wort konnte, doch in verschiedenen Perioden seines Lebens unter deutschem Einfluß. Wie seine Jugendnovellen („Romans et Contes") an Hoffmann erinnern, so erinnert vieles in seinen „Emaux et Camées" an Heinrich Heine. Außerdem hatte Goethes West-östlicher Divan ihm in ungewöhnlichem Grade imponirt. Was ihn am meisten bei Goethe anzog, war die künstlerische Unanfechtbarkeit, die in den späteren Lebensjahren des Dichters hervortrat.

Autokritiken.

Mein erstes Theaterstück.

Von Alphonse Daudet.

Während der letzten Pariser Weltausstellung ging ich einmal über die Boulevards. Eine kosmopolitische und provinziale Menge strömte über den Straßendamm und die Trottoirs. Die großen Omnibusse und Droschken, zum Brechen vollgestopft, rollten inmitten eines betäubenden Lärms von Flüchen, Geschrei, Wagengerassel und Peitschenschlägen in dichter Reihe hinter- und nebeneinander gegen das Marsfeld. In diesem Augenblicke trat eine Gruppe arabischer Chefs aus dem Grand Hôtel. Diese schweigsamen Nomadenkrieger, deren Namen seit zweitausend Jahren an die Scholle gefesselt, gingen stolzen Ganges fürbaß und schienen so wenig erstaunt ob dem großen Paris, als ihre Ahnen zur Zeit Jugurthas über das große Rom es sein mochten. Es war ein schöner Anblick, diese Wüstensöhne zu sehen mit den drei weiten, zum Zeichen der Macht und des Reichthums übereinander geschlungenen Burnussen, mit den hohen scharlachrothen Lederstiefeln, mit dem weißen Haik um die Stirne, die eine kameelshäutige Schnur umgürtet, und über dem Allen der Großcordon der Ehrenlegion mit seiner breiten Schärpe und dem großen, schweren Kreuz — der hochgeachtete Großcordon, dessen man sich aber auch manchmal an Stelle des Taschentuches bedient, so gewaltig ist noch, unbeschadet des Fortschritts unserer Civilisation, die Einfachheit dieser edlen Söhne aus der Sahara. Es war nicht das erstemal, daß ich ihnen begegnete, auch Tags zuvor nicht, da ich sie zur Bewunderung von ganz Paris bei der Parade in Vincennes in dem Glanz ihrer Waffen und Costüme vorübergaloppiren sah. Sie und ich waren alte Freunde. An ihrer Spitze marschirte mein lieber Bach-Aga-Bualem, den ich seit 18 Jahren nicht wieder gesehen hatte — der alte, immer lange, dürre und wie Tusche schwarze Bach-Aga-Bualem mit seinem hageren Affen- oder

Wolfskopf und den schönsten und wildesten Augen von der Welt. Ich sprach nicht mit Bualem, und ich werde den Grund später angeben; aber welche Erinnerungen weckte diese Begegnung in mir! Wie in den Verwandlungen auf der Bühne, war das Boulevard mit seiner Volksmenge, seinem Lärm, seinen Zeitungskiosks plötzlich mit Eins verschwunden, einen Augenblick schwebten und verschwanden dann das Opernhaus mit seinem vergoldeten Giebel und die Madelaine-Kirche sammt ihrem mit einem Kreuze gekrönten griechischen Fronton im Nebel und statt alledem sah ich einen blauen Himmel, eine heiße Sonne, einen unendlichen Horizont. Ja man geht auf den Flügeln der Träumerei weit und schnell, und jetzt war ich in der fernsten Ferne von Paris in vollem Glück, in voller Sonne ganz dort unten am Ende von Algier im Thale des Scherif an einem schönen Februartag 1862. Vor mir eine Ebene von dreißig Meilen, welche links und rechts von einer doppelten Linie von Bergen eingefaßt ist, die im goldenen Aether wie goldig und violett, wie Amethyst erscheinen; da und dort von weitem sah man eine Caravanserai, ein Dorf, einen Marabustorch und ab und zu im weißen Sonnenschein schwarze bewegliche Flecken, die man, ohne den reinen, tiefblauen Himmel, statt für Herden für den Schatten schwer dahinziehender Wolken gehalten hätte. Wir waren den ganzen Morgen auf der Jagd gewesen, da aber die Hitze des Nachmittags zu stark wurde, so hatte Bualem das Zelt aufschlagen lassen. Eine der Seiten war aufgehoben, wie ein Schutzdach, und da konnte der ganze Horizont hereindringen. Davor senkten die regungslosen Pferde die Köpfe; unser Kaffeebursche, platt auf dem Sande liegend, braute uns inmitten seiner Töpfe einen Mokka auf einem mageren Feuer von trockenen Wurzeln, deren feiner Rauch kerzengerade emporstieg; wir aber ruhten ohne ein Wort zu sagen im Schatten unseres weißen, von der Sonne vergoldeten Zeltes, auf den weichen Divans.

Es war ein herrlicher Nachmittag, der niemals hätte zur Neige gehen sollen — einige jener goldenen Stunden mit Bualem-Ben-Scherifa, seinen Freunden Si-Sliman, Sid-Omar, Aga-Ataf, die sich mir noch zwanzig Jahre später sonnenhell wie am ersten Tage von dem dunklen Grunde des Lebens abheben. Aber wie unlogisch und falsch ist doch unsere traurige Menschennatur! Noch kann ich nicht ohne sehnsüchtige Trauer mich jener Siesta unter dem Zelte heute erinnern, aber damals empfand ich dort, ich muß es gestehen, Heimweh nach Paris.

Ja, ich sehnte mich nach Paris, das mich meine durch dreijähriges Noviziat in der Literatur arg compromittirte Gesundheit plötzlich zu verlassen gezwungen hatte; ich beklagte meine Verbannung von allen Denen, die ich liebte, und von der schönen Stadt mit ihren Nebeln, ihren Lichtern, ihren Zeitungen, ihren neuen Büchern, ihrem Geplauder im Kaffeehaus oder Abends unter der Facade der Theater, ihrem schönen Kunstfieber und fortwährenden Enthusiasmus, die mir beide damals nur von ihrer aufrichtigen Seite erschienen. Ich beklagte sie namentlich wegen meines Stücks — meines ersten Theaterstücks! — dessen Annahme am Odéon-Theater mir am Tage meiner Abreise mitgetheilt worden war. Gewiß, die Landschaft vor mir war schön und ihr Rahmen von einer eigenen Poesie; aber gerne hätte ich Algerien und den Atlas, Bualem und seine Freunde, das Himmelsblau und das Roth der Oleanderrosen vertauscht mit der grauen Colonnade des Odéon und seinem engen Bühneneingang und der kleinen Portiersloge, die ganz tapeziert ist mit den Bildern und Autographen von Schauspielern und Schauspielerinnen in Costüm. Wie, ich führte hier in Algier das Leben eines Rittersmannes aus den heroischen Jahrhunderten, indeß ich drüben im Triumph, aber mit der, riesige Bescheidenheit heuchelnden Miene eines neuen Autors, dessen Stück man spielt, durch diesen engen Corridor hätte gehen können, der mich bei der Ueberreichung meines Stückes zitternd und furchtsam gesehen hatte?! Ich encanaillirte mich in der Gesellschaft arabischer Häuptlinge, die wohl pittoresk sein mochten, deren Unterhaltung aber sehr ungenügend war, während der Souffleur, der Maschinist, der Director, der Regisseur und die ganze Bande der allzu stark geschminkten Schauspielerinnen und der Schauspieler mit blaurasirtem Kinn sich mit meinem Stücke beschäftigten! Ich athmete den frischen und scharfen Duft der von der Brise umhauchten Orangenwälder ein, indeß es nur von mir abhing, mein Geruchsorgan mit dem besonders deliciösen ranzigen Geruch zu erfrischen, den die Coulissen ausströmen! Und die Ceremonie der Vorlesung des Stücks im Beisein der Bühnenmitglieder — die Wasserflasche, das Glas mit Zucker, das Manuscript beim Schein der Lampe? Und die Proben, zuerst im Foyer, um das große Kamin, dann auf der Bühne mit ihrer unermeßlichen, mysteriösen Finsterniß, ganz vollgepfropft von Geräth und Decorationen, gegenüber dem leeren, hohlen und eisigen Zuschauerraum mit seinem verhüllten Kronleuchter und seinen zugedeckten Logen und Bänken! Vor der Aufführung dann wieder die Schauseite des Theaters mit ihrem Kranz von Lichtern, die vorfahrenden Equipagen, die Menge vor der Kasse, die ungeduldige Erwartung der Dinge, die da kommen werden, ganz allein in Gesellschaft eines treuen Freundes, und dann die herzbeklemmende Aufregung, wenn lebhafte, schwarzbefrackte Silhouetten hinten vorübergehen mit der Mittheilung, daß der Vorhang gefallen und der Name des Verfassers durch den Regisseur mit lauter Stimme dem klatschenden oder pfeifenden Publicum genannt worden ist. „Vorwärts," sagt der Freund, „und Muth! jetzt müssen wir sehen, wie die Dinge abgelaufen sind, den Schauspielern danken und endlich den Kameraden, die im Kaffeehaus auf Dich warten, die Hand schütteln . . ." Und so träumte ich mit offenen Augen unter dem Zelt, in der erschöpfenden Sonnengluth eines schönen afrikanischen Wintertages, während in der Ferne unter den senkrechten Strahlen des untergegangenen Balls ein weißer Cysternenrand sich röthlich färbte und man als einziges Geräusch in der großen stillen Ebene nur das Klingeln eines Glöckleins und die melancholischen Rufe der Hirten vernahm.

Nichts störte übrigens meine Träumerei. Meine Gastfreunde verstanden, alle vier zusammen, zwanzig französische Wörter, ich kaum zehn arabische. Der Freund, der mich bei den Häuptlingen eingeführt hatte und mir als Dolmetsch diente (ein spanischer Kornhändler, dessen Bekanntschaft ich in Algier gemacht), war nicht zur Stelle, da er durchaus die Jagd fortsetzen wollte; so rauchten wir denn stumm unsere dicken Cigaretten, indem wir von Zeit zu Zeit einen Schluck schwarzen Kaffees aus den mikroskopischen Tassen tranken.

Plötzlich entstand ein großer Lärm. Die Hunde bellen, die Diener eilen herbei, ein verteufelt langer Kerl von Spahi in rothem Burnuß hält sein Pferd hart vor dem Zelt an: — „Sidi Daoudi?"

Es war eine Depesche von Paris, die mich von Dorf zu Dorf verfolgte, von Milianah aus. Sie enthielt nur die paar Worte: „Stück gestern gespielt, großer Erfolg, Darstellung vorzüglich."

Ich las die willkommene Depesche und las sie wieder, an die zwanzig, an die hundert Male, wie man es mit einem Liebesbrief thut. Man denke nur: mein erstes Stück! . . . Als mich aber die Agas mit vor Rührung zitternden Händen und glückstrahlenden Augen sahen, da lächelten sie mir zu, die großen braunen Kerle, und wechselten unter einander einige arabische Worte. Der Gelehrteste von Allen bot sogar seine ganze Wissenschaft auf, um mir zu sagen: „France . . . nouvelles . . . famille? . . ." Ach nein, keine Familiennachrichten, sondern etwas Anderes, Besseres! Und da ich das Bedürfniß fühlte, mein Glück auch Anderen mitzutheilen, so setzte ich mir in den Kopf, vermittelst der vier arabischen Wörter, die ich wußte, und der zwanzig französischen, in deren Besitz ich sie vermuthete, ihnen zu erklären, was ein Theater sei und eine erste Aufführung in Paris bedeute. Verlorne Liebesmüh, wie man sich denken kann! Aber die Jugend verzweifelt an nichts. Ich suchte Vergleichungspunkte, verdoppelte die Geberden und schwang den blauen Umschlag der Depesche mit den Worten: „Karageuz! Karageuz!" gerade als ob mein rührender und auf tugendhafte Thränen speculirender Einacter irgendwelche Beziehung zu den schrecklichsten Possen des ungeheuerlichen türkischen Hanswursts gehabt hätte; wie wenn man ohne Beleidigung das klassische Odeon

vergleichen könnte mit den heimlichen Schlupfwinkeln der maurischen Städte, wo jeden Abend und dem Verbot der Polizei zum Trotz die guten Muselmanen sich an den cynischen Späßen ihres Lieblings ergötzen.

Das ist afrikanische Fatamorgana. In Paris erwartete mich die Enttäuschung. Denn ich kehrte sofort zurück und früher, als die Klugheit und der Arzt es gestattet hätten. Aber was kümmerten mich die Nebel und der Schnee, die ich dort traf, was kümmerte mich das milde Azur, das ich dort hinter mir zurückließ?! Nur mein Stück sehen und sterben! ... Eingeschifft, ausgeschifft ... ich stürme durch Marseille und schlottere bald im Waggon mit Wonne. Ich kam nach Paris, es war gegen sechs Uhr, die Nacht regierte. Ich verzichtete auf das Essen und rief: „Kutscher, nach dem Odéon!"

Der Vorhang erhob sich eben, als ich mich in meinem Sperrsitz niederließ. Das Haus hatte ein seltsames Aussehen. Es war Fasching, man tanzte in allen Vergnügungslokalen des Lateinischen Viertels und nicht wenige Studenten und Studentinnen waren ins Theater gekommen, um zwei Stunden im Maskenballcostüme hier zu verbringen. Es gab Pierrots, Colombinen, Harlekins von allen Farben. „Das ist schwer," dachte ich, „diese Narren zu Thränen zu rühren!" Dennoch weinten sie, und sie weinten so heftig, daß ihr Buckel vorne ganz von Thränen glänzte. Vor mir hatte ich eine „Narrheit", deren Rührung jeden Augenblick die Schellenkappe erzittern machte; und zu meiner Linken eine Pierrotte, eine dicke Lise mit empfindlichem Herzen, die sehr komisch aussah mit den zwei großen Thränenbächen, die aus ihren runden Augen hinunter rollten und eine tiefe Spur in die mehlbestreuten Wangen zeichneten. Meine Depesche hatte wirklich die Wahrheit gesagt: mein Einacter hatte einen großen Erfolg. Während dessen hätte ich, der Verfasser, hundert Fuß tief unter der Erde liegen mögen. Das Stück, das diese braven Leute beklatschten, schien mir abscheulich. Es war nicht mein Stück. Wie könnte ich meinen Helden in diesem dicken Herrn wiedererkennen, der sich, um recht väterlich und tugendhaft zu erscheinen, eine Béraugermaske angeschminkt hatte? Ich war ungerecht. Die Schauspieler machten ihre Sache so gut als möglich und ich verdankte ihnen ein guten Theil meines Erfolges. Aber die Enttäuschung war zu stark, der Unterschied zu groß zwischen dem, was ich glaubte geschrieben zu haben und alledem, was sich mir jetzt zeigte mit allen seinen sichtbaren Runzeln, allen von der Raupe grell beleuchteten Löchern, und ich litt sehr darunter, mein Ideal so verwandelt zu sehen. Trotz der Rührung und des Applauses fühlte ich mich von einer unsagbaren Scham erfaßt. Ich merkte, wie mir das Blut heiß zum Kopfe stieg. Mir schien, als ob sich dies ganze Carnevalspublicum über mich lustig machte und als ob es mich kennen sollte. In Schweiß gebadet, athemlos, kopflos verdoppelte ich in Gedanken die Gesten der Darsteller. Ich hätte sie schneller gehen, schneller reden lassen mögen, damit meine Pein abgekürzt würde. Wie athmete ich auf, als der Vorhang fiel, und wie stürmte ich fort, den Mauern entlang, mit aufgestülptem Kragen, beschämt und hastig, wie ein Dieb!

Seither habe ich oft für das Theater geschrieben, aber ohne den unangenehmen Eindruck bezwingen zu können, den mir ein jedes meiner Werke auf der Bühne macht. Ich bewundere und beneide die jungen und alten Theaterschreiber, welche bei den Proben herzhaft ihren Stuhl vor das Loch des Souffleurs stellen, corrigiren, disputiren, Zusätze anbringen, Striche machen und zu dieser Arbeit ihre ganze Seele hingeben, und endlich am Abend der ersten Vorstellung sich unter den Kronleuchter setzen und ihr Werk ansehen und sich selbst Beifall klatschen mit der Freude eines Soldaten in der Schlacht. Da hat man es mit einem Buche viel besser, denn es gibt sein Innerstes nicht den Blicken preis und bietet sich nicht selbst an. Der aufgehende Vorhang macht ein Geräusch, wie wenn man ein Kleid zerreißt, und das jungfräuliche Geschöpf wird nackt und bloß der beleidigenden Neugier von zweitausend Paar Augen hingegeben; es gemahnt mich immer an die armen Mädchen, welche vor Kälte zitternd und vor Scham linkisch sich für einen Thaler auf dem Tisch eines Ateliers entkleiden. Darum, wenn ich jemals wieder ein Stück aufführen lasse, so verlasse ich Paris und fliehe in die Ferne, weit hinaus übers Meer in das Land von Bualem, dort ruhigen Gemüthes die gute oder schlechte Depesche zu erwarten, die mir nach langem Suchen ein schöner Spahi in rothem Mantel überbringt.

Aber halt, ich vergaß noch den Grund zu gestehen, warum ich den alten Bualem-Ben-Sherifa nicht anredete, als ich ihm zur Zeit der Weltausstellung beim Grand Hôtel begegnete. Zwischen uns hat sich nämlich eine kleine Schwierigkeit erhoben, die mich jetzt genirte. Der spanische Kornhändler, der mich ihm vorgestellt, soll nämlich ein übles Ende genommen haben. In jenen von Leuten aus allen fünf Welttheilen bevölkerten Colonien schließt man oft Freundschaft, ohne sich näher zu kennen. Dann hört man eines schönen Tages wohl etwa Folgendes:

„Und wie geht es jenem reizenden Burschen, Sie wissen, wen ich meine?"

„Jawohl, er ist jetzt Galeerensträfling!"

Das sind die Nachtheile der Colonisation!

Aus der Hauptstadt.

Elektrische Träumereien.

Der menschliche Größenwahn konnte sich wohl selten so geschmeichelt und zu den selbstgefälligsten Posen so herausgefordert fühlen, wie in den letzten Wochen, die ganz und gar der Bewunderung des elektrischen Lichtes gehörten. Es liegt nach den Berichten, die von der Münchener Ausstellung in die Welt geflattert sind, und nach den Versuchen, die man in Berlin mit der Beleuchtung der Straßen und Plätze vorgenommen hat, ganz sichtlich Allen in den Gliedern, daß wir an der Schwelle einer neuen Epoche stehen, und ein Widerstrahl der elektrischen Flammen leuchtet von stolzen Menschengesichtern. Es ist unmöglich, von etwas Anderem zu reden. Alle Gespräche sind mit Elektricität geladen. Wer sich ausschließen wollte, müßte sich wie auf einem Isolirschemel vorkommen. Als ich vor einigen Tagen mich von einem Freunde verabschiedete, um ins Theater zu gehen, rief er mir nach:

„Ich wünsche Ihnen angenehme Beleuchtung!"

Und wenn auf dem Anhalter Bahnhofe die Züge nach München abgelassen werden, so geht es als Abschiedswunsch von Mund zu Mund:

„Vergnügtes Glühlicht!"

Von dem neuen friedlichen Siege des Scharfsinns, von der jüngsten Eroberung der Wissenschaft sind alle Herzen voll und Manchem scheint es erst jetzt verständlich zu werden, wie schön es ist, ein „Zeitgenosse" zu sein! Aladins Wunderlampe stellt dies vorgeschrittene Geschlecht in die Rumpelkammer, den großen Feuerfinder Prometheus vermag es kaum noch als einen mittelmäßigen Vorläufer von Siemens und Halske wohlwollend gelten zu lassen, und als in der letzten Woche ein prächtiges Herbstgewitter über die Hauptstadt niederging, erschienen uns seine wichtigthuenden Blitze und seine prahlerischen Donnerschläge nur als ein kümmerlicher Beitrag des Himmels zu der großen Elektricitäts-Ausstellung der Erdbewohner. Ja, ja! Der Mensch fühlt sich wieder einmal als Herr der Schöpfung und man hat bereits angefangen, ernstlich darüber nachzudenken, ob die Sonne nach dem System Edison oder nach dem System Siemens ihr immerhin anerkennenswerthes tägliches Beleuchtungswerk regulirt? ...

Wenn man auf dem Potsdamer Platz in Berlin in die Runde blickt und sich von der Lichtfülle der elektrischen Lampen umfluthet sieht, so begreift man freilich den Menschenstolz, der sich jetzt auf den Zehenspitzen emporreckt. Das ist in der That das Ideallicht — das ist ein elektrischer Sonnenaufgang, der nur auf den wirklichen Sonnenuntergang wartet, um seinen strahlenden Glanz zu entfalten. Da schimmert die ganze Runde in weißem Licht wie in dem keuschen Schneeglanz einer Winterlandschaft, während zugleich an den Akazienzweigen, welche dort über eine Gartenmauer herübernicken, jedes Blatt in einem verklärten anachronistischen Lenzgrün leuchtet, als durchströmten es noch alle

frischen Säfte. Das ist das Licht der Verjüngung, das unter seinem silbernen Schleier die Erde schöner zurückgibt, als es sie gefunden hat, und es ist nur allzu verständlich, daß bei diesem Anblick so manche Hyperbeln der Bewunderung laut werden. Schon warnen uns vorsichtige Verwandte, uns nicht ohne Waffe aus den Strahlenbüscheln des Platzes in die acherontische Laternenbeleuchtung der Nebenstraßen zu wagen. Murrende Stimmen fordern bereits auf, endlich einmal dem lichtscheuen Treiben der Gasgesellschaften prüfend näher zu treten, und es ist nicht unmöglich, daß dem Director der städtischen Gaswerke demnächst ein entrüsteter Volkshaufe entgegenruft:

„Nieder mit dem Dunkelmann!"

Phantasievolle Leute aber sehen schon die Zeit herannahen, da die letzte Gaslaterne als eine Merkwürdigkeit vergangener Jahrhunderte im märkischen Museum gegen Eintrittsgeld gezeigt wird! . . .

Freilich hat auch dies Licht seinen Schatten. Es gehörte bisher mit zu der Romantik des Straßenlebens, daß helle und dunkle Strecken abwechselten. Der „Schleier der Nacht" war einer der beliebtesten Toilettengegenstände für die heimliche Liebe, und nirgends findet sich bekanntlich der reizende Weg von Mund zu Mund leichter, als — im Finstern. Aber nun ist jedem vertraulichen Stelldichein sein Ziel gesetzt. Die elektrische Lampe mit ihrem eifersüchtigen Flammenauge dringt indiscret bis in den letzten Winkel und scheucht die verstohlene Zärtlichkeit aus jedem Versteck auf. Junge Damen, die wir um ein Rendezvous bitten, werden uns in Zukunft antworten: „Schön! Wenn Sie bei Tage Zeit haben! Aber um Gotteswillen nicht nach Sonnenuntergang — denn bei hellerlichtem Abend dürfen wir uns zusammen nicht sehen lassen! . . ." Und wie bedauernswerth sind die Abendschönheiten, nachdem man den Abend zum Tage gemacht hat! Goethe kann seinen Mephisto gut sagen lassen: „Und Euch taugt einzig Tag und Nacht!" Er kannte die elektrische Beleuchtung noch nicht, welche den Tag in Permanenz erklärt hat. Ach, da war der alte Ufteri schon prophetischer veranlagt! Wenn er uns zur Lebensfreude aufforderte, „so lang' noch das Lämpchen glüht", so ist das eine dichterische Vorahnung der Glühlampen, die alle deutschen Gesangvereine überraschen wird.

Mit lebhafter Neugierde darf man den elektrisch beleuchteten Theatern entgegensehen. Die versammelten Bühnenleiter haben sich ja in München mit nichts Anderm als mit den Fragen der Elektricität beschäftigt, und ich bin begierig, ob sie wirklich glauben, daß die gutgemeinten Lügen und die listigen Täuschungen der Scene die volle Beleuchtung ertragen werden? Wird man nicht bei der erbarmungslosen Aufrichtigkeit des elektrischen Lichts jede Puderflocke, jeden Strich des Schminkpinsels bemerken können? Wird man noch an die Echtheit der Pappdeckelgebüsche und den ewig blauen Leinwandhimmel der Bühne glauben, wird man noch eine Atrappe des Buchbinders für ein Brathuhn und die Kattunfalten der Theatergewässer für Meereswogen halten, wenn der elektrische Strahl die ganze Herrlichkeit Lügen straft? Ich befürchte, daß hier so manche heitere Täuschung zerfallen wird — und Gustav Freytag wird gut thun, mit Berücksichtigung Edisons eine neue „Elektrotechnik des Dramas" zu schreiben . . .

Mit unverhohlener Geringschätzung aber blicken wir in dem Zeitalter des elektrischen Lichts zum gestirnten Himmel empor. Wie thöricht waren doch die Poeten, wenn sie die Sterne „golden" oder in besonders gehobenen Augenblicken sogar „gülden" nannten! Von unsern elektrisch beleuchteten Plätzen aus kommen sie uns höchstens wie arme blinkende Leuchtkäfer vor und der Mond erscheint uns gelb und blaß wie ein Eierkuchen. Wozu wird uns überhaupt noch diese überflüssige Mondampel täglich angezündet? Wir brauchen den Mond nicht mehr! Wir bestehen durchaus nicht auf seinen Schein und lassen ihn höchstens als Nothlampe gelten, wenn die elektrische Beleuchtung einmal versagen sollte. Mit der Mondscheinlyrik ist es nun natürlich für immer vorbei. Sie muß zeitgemäß umgestaltet werden, und wie es eine romantische, eine schwäbische Schule gegeben hat, so muß in der Dichtung der Gegenwart so bald wie möglich eine elektrische Schule hervortreten, die uns eine mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattete Liebeslyrik schafft. Da wird beispielsweise eine zärtliche Huldigung also klingen:

„Was ist des Mondes Strahlenkranz,
Was ist der Sonne Frühlicht
Wohl gegen deiner Blicke Glanz
Und deines Auges Glühlicht?
Und reichst du mir das Händchen dar
Zum frohen Bunde Hymens,
So glänzt mein Leben freudenklar
Wie Bogenlicht von Siemens."

Ein elegisches Gedicht wird den Wortlaut haben:

„Du fragst, warum von Zeit zu Zeit
Die Thräne mir das Auge feuchtet? . . .
Mein Weg ach! führt durch Dunkelheit,
Als wär' mit Gaslicht er beleuchtet.

Vielleicht verwandelt mein Geschick
Sich unter besseren Gestirnen:
Dann leuchtet wohl auch mir das Glück
Mit Edison'schen Milchglas-Birnen!"

Berufene Dichter mögen diese Andeutungen weiter ausführen. Hier genügt wohl die erste Anregung. Al Hafi.

Dramatische Aufführungen.

Reif-Reiflingen.

Schwank in fünf Acten von G. von Moser.

Wenn ein Dichter in die Jahre kommt, wo der Flügelschlag seiner Phantasie zu erlahmen und seine ganze literarische Zukunft nur noch in der Vergangenheit zu liegen droht, da forcirt er seine Muse nicht, sondern gibt in naiver Resignation den verwundert nach der Ursache seines Schweigens fragenden Freunden und Verehrern etwa mit Grillparzer die klassische Antwort: „Es fallt mir nix ein." Anders Herr von Moser. Auch ihn, den einst erfindungsreichsten Odysseus unseres heutigen Theaters, kann man kaum mehr im ungerechten Verdachte eines Einfalls halten. Was er geben konnte, hat er gegeben: an die hundert zum Theil treffliche Einacter und ein paar Dutzend großer Komödien, die, halb Posse, halb Lustspiel, unseren genügsamen Zeitgenossen wohlgefallen haben. Weil er aber selbst sehr gut erkennt, daß ihm die kühne Seglerin Phantasie untreu geworden und auch die Ader des Witzes spärlicher fließt, und da er doch andererseits auf die zahlreichen Annehmlichkeiten der Bühnendichterei nicht verzichten mag, so kam er auf den Gedanken, sich in der Art der französischen Autoren-Collaboration mit jüngeren, frischeren Kräften zu verbinden. Rosen, Schönthan, Bürger heißen die Glücklichen, denen Moser für ihr Bischen Erfindungsgeist und Frische die Beisteuer einer oft erprobten scenischen Routine und die Garantie einer beliebten Firma gab, und zumal der letzte Erfolg: „Krieg im Frieden", in Compagnie mit Schönthan verfaßt, erwies den praktischen Werth solcher Verbindungen. Aber Moser empfand mit der ganzen Sparsamkeit eines ausgeschriebenen Dichters das Bedürfniß, die alte Idee noch einmal zu fructificiren, die beliebte Lieutenantsfigur noch einmal auf die Bühne zu führen, die alten Witze noch einmal aufzuwärmen und vorzusetzen. In seinem Geiste entstand der großartige Gedanke einer Reif-Reiflingen-Trilogie, von der freilich sein besser berathener Mitarbeiter nichts wissen wollte. Und so kommt es, daß an diesem der Komödie zweiten Theil nur Gustav von Moser schuld ist.

„Reif-Reiflingen" verräth sich in jeder Scene als das Werk eines Schriftstellers, der uns nichts mehr zu sagen hat. Das Gute ist nicht neu, das Neue nicht gut. Der Dialog ist von einer platten Alltäglichkeit und zeigt mehr Witzbestrebungen als Witzergießungen. Die neu hinzugekommenen Figuren gehören zum ältesten Theaterinventar, die aus „Krieg im Frieden" herübergenommenen erscheinen chargirt und wirkungsloser. Sogar der unverwüstliche Titelheld hat fast seinen ganzen Fond von liebenswürdigem Humor und Frische eingebüßt. Sein Witz bewegt sich immer in denselben Redensarten eines Prudelwitz, die man sich ein paar Male gefallen läßt, deren beständige Wiederholung aber ermüden muß. Jetzt findet er Alles „stilvoll" und braucht bis zum Ueberdruß die geistvolle Wendung: „um mich eines . . .'schen Ausdrucks zu bedienen." Zuletzt jodelt und schnadahüpfelt er wie ein Alpenfex und singt sogar chauvinistische Couplets, die uns den lieben Spaßvogel erst recht verderben.

Von einer Einheit der Idee und der Charaktere ist keine Spur. Nach Rosens Vorgang und Recept haben wir es weniger mit einem Stück, als mit fünf nothdürftig aneinandergeschweißten Einactern zu thun, von denen jeder mit den ehrwürdigsten komischen Motiven aus Kotzebue, Jünger und Steigentesch angefüllt ist, ohne daß Anleihen bei jüngeren Poeten wie Kalisch, Benedix, Jacobson verschmäht wären. Jeglicher Act hat seine eigene Handlung oder doch eigene als solche sich geberdende Vorgänge und Allotria. Der erste Aufzug könnte den Titel: Gestörte Einquartierung tragen, denn hier sehen wir den unangemeldet auf Besuch gekommenen Herrn von Reif, wie er jeden Augenblick sein vermeintlich ihm angewiesenes Zimmer wieder räumen muß, bei welchen Umzügen die nothwendigen aber discreten Utensilien eines eleganten Lieutenants, z. B. das Haarbrenneisen, zum Vorschein kommen. Der zweite Act zeigt uns ein gestörtes Rendezvous im Försterhause zwischen des Nimrods Töchterlein und einem schüchternen Provisor. Einer Verschwörung der Frauen gegen die auf die Jagd ziehenden Männer ist der dritte Act gewidmet. Der vierte führt uns in ein bis dahin fast gar nicht erwähntes Interieur: das Haus eines jungen Apothekers, der sich von einem Freunde eine Feuerwehruniform geborgt hat und nun jedesmal, wenn er Lust hat, mit seinen Freunden eine Partie Skat zu spielen, sich als freiwilliger Steiger verkleidet und von seiner nichts Böses ahnenden Frau so gerührten Abschied nimmt, wie nur Hektor von seiner Andromache sich wegzuwenden pflegt. Der letzte Act zeigt eine allgemeine Verschwörung gegen Reif, der die Ehe- und Liebespaare wider Willen hintereinander gebracht haben soll. Natürlich klären sich die verschiedenen Mißverständnisse im Handumdrehen auf, und es erfolgt eine vollständige Lösung der Handlung — die nicht da ist.

Eine achtunggebietende Bühnengeschicklichkeit hält dieses Durcheinander zusammen, doch will es dem Verfasser selten mehr gelingen, eine komische Situation ganz zu erschöpfen und durchzuführen. Er ist offenbar zu sehr von der Sorge gequält, die Zuschauer könnten die Geduld verlieren, so daß er sie fortwährend wieder mit anderen Sächelchen zu zerstreuen sucht. Embryonen von Lustspielen und Possen bedecken die Wahlstatt. Müßige Anläufe zu neuen Verwicklungen erfüllen das Stück, und ist einmal Anlaß zu etwas Situationskomik da, so verpufft sie ganz in der flüchtigen Ausführung. So war es eine gute, wenn auch nicht neue Idee, daß ein jovialer Onkel dem mißliebig gewordenen Reif die freiwillige Abreise, bevor sie zur unfreiwilligen wird, nahe zu legen hat. Der alte Herr setzt sich mit dem Hinauszuwerfenden ans gedeckte Tischchen und hofft, ihn durch ein paar Gläser Wein gefügig zu machen. Was geschieht aber? Der Alte vergißt seine diplomatische Sendung, trinkt etwas über den Durst und amüsirt sich trefflich in der Gesellschaft des verpönten Gastes. Die allgemein erwartete Pointe, daß der Gute sein Opfer weinselig umarmt, würde diese Scene einzig wirksam abschließen. Statt dessen wird der Jubelgreis sentimental, erinnert sich seiner Jugend und ihrer lyrischen Anfälle und steht plötzlich auf, um eine Probe seines in Verse gebrachten Ueberschwangs zu holen. Als er endlich wiederkommt, ist die Scene längst vergessen und Reif-Reiflingen fort. Im dritten Aufzug macht Moser ferner Miene, als wollte er uns eine zweite Auflage der Lysistrata vorsetzen, aber die ganze Verschwörung verläuft im Sande und Niemand spricht mehr von der beabsichtigtermaßen gestörten Jagd. Ebenso geht es, als die Apothekersfrau den ehemännlichen Pseudo-Feuerlöscher entlarvt. Man erwartet eine in jeder Beziehung große Scene voll Furcht und Mitleid, aber mit ein paar Worten ist die Enthüllung und das Geständniß geschehen; der Bloßgestellte schleicht sich in das Zimmer seiner zornigen Frau, wo ohne Zweifel die Versöhnung vor sich gehen wird. Was liegt dem Publicum daran? denkt Moser, und flugs hat er ein neues Mittelchen bereit, um den Act zu füllen und die dringend nöthige Heiterkeit zu erwecken: Reif-Reiflingen singt ein Couplet. Dieser musikalische Nothbehelf wird noch einmal angewendet. Schon um die Mitte des zweiten Actes weiß der Verfasser nicht mehr, was er weiter bringen soll. In dieser Pein läßt er schnell eine Zither herbeischleppen und ein Concert arrangiren, bei dem die Förstertochter, der Provisor und sogar Reif als imitirte Tyroler zu jodeln und zu tanzen haben — gerade so, als spielte das Stück im bayrischen Oberland und hieße: „Das Versprechen hinterm Herd", dem dieser zweite Act unleugbar nachgebildet ist.

Und dennoch hat dies confuse Stück im Wallner-Theater reichlichen Beifall gefunden. Es ist dies der allgemeinen Beliebtheit des Verfassers und namentlich der hauptsächlichen Darsteller zuzuschreiben, die ihr Bestes boten. So ein „Liebling des Publicums" kann fast jedes Stück annehmbar machen, denn er braucht sich nur zu zeigen, um sogleich einen dröhnenden Beifall zu wecken. Immerhin möchte ich Herrn Moser rathen, das nächste Mal wieder einen Mitarbeiter zu nehmen, denn er steht, um mich, wie sein Reif-Reiflingen, eines Auerbach'schen Ausdrucks zu bedienen, offenbar nicht mehr „auf der Höhe". Z.

Notizen.

Von der Landstraße. Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind.

Der muntere Sänger, der neuerer Zeit eine erstaunliche Productivität entfaltet, singt hier von sich selbst sehr treffend:

Mitunter wird Sehnen in mir wach,
Zu sagen und zu singen
Wie Wolfram, der Ritter von Eschenbach
Von hohen, göttlichen Dingen.
Dann leg' ich bei Seite die Rohrschalmei,
Bei Seite die Spielmannsfiedel;
Ist aber das Lied geschlüpft aus dem Ei,
Ist's wieder ein Schelmenliedel . . .

und demzufolge fehlt es den wenigen ernsthafteren Gedichten des zierlichen Bändchens selten an einer schalkhaften Pointe. Das Anmuthende bei Baumbach ist gerade, daß er die weltschmerzliche Maske flieht und lustig und witzig, ganz nach seinem Temperament, frisch von der Leber weg singt.

Da sprach ich kurz und bündig:
„Ich bin der Herr und künd'g!"
Und warf das Leid hinaus.

Mag man über die oft manierirte mittelalterliche Vaganten-Poesie der Scheffel'schen Richtung mit ihrer ewigen Weinseligkeit denken, wie man will, auch den neuesten Liedern Baumbachs wird man Duft, Frische, Naivetät und Humor gewiß nicht absprechen.

* * *

Zeitgenossen und Zeitgenössisches. Von Karl Hillebrand. Berlin, Robert Oppenheim.

Auch in diesem sechsten Bande seiner unter dem Collectivtitel: Zeiten, Völker und Menschen gesammelten Feuilletons erscheint Hillebrand als ein Meister des Essays im Sinne eines Sainte-Beuve oder Macaulay. Die für so viele für den Tag geschriebene und vom Tage verwehte Artikel verhängnißvolle Ueberpflanzung aus der Zeitung in ein Buch erweist sich an diesen gedankenreichen, kenntnißvollen und sorgfältig geschriebenen Aufsätzen als ein im Gegentheil überaus wohlthätiger Proceß. Diese gediegenen, soliden Arbeiten, die für die Tagesliteratur fast zu schwerwiegend sind, finden erst in Buchform ihre richtige Umgebung, ihr adäquates Publicum. Der vorliegende Band bringt geistvolle Charakteristiken von Guizot, Philarète Chasles, Sainte-Beuve, Antonio Panizzi (Mérimées Freund), den neapolitanischen Revolutionär Settembrini, eines der edelsten Zeugen der martirologgio, politisch-sociale Stimmungsbilder über belgische und deutsche Verhältnisse u. A. m. Wichtig ist Hillebrands Urtheil in der Gymnasialfrage, wo er der Meinung ist, daß eine einheitliche allgemeine Bildung auf den klassisch-mathematischen Unterricht gegründet sein müsse, und ein ungefähres Schulprogramm als Plan der zukünftigen nationalen Schulen für unsere leitenden Stände entwickelt. Mit Hillebrands conservativen oder parlamentsfeindlichen politischen Ansichten mag man, wie wir, nicht einverstanden sein, aber man wird doch anerkennen müssen, daß seine Ideen immer anregend und originell sind.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Was sollen wir lesen?

Das ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische
Schweizer, Ungarische
Holländische, Belgische
Amerikanische, Englische
Französische, Hebräische
Italienische, Schwedische
Norwegische, Spanische
Portugiesische, Polnische
Neugriechische, Russische
Arabische, Rumänische
Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.
In Oesterreich 1 Fl. 50 kr.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S. W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen. Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose 850 300 150 80 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Meine wahrhaft schön singenden

Kanarienvögel

werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist.

R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Rubens und die Antike.

Eine kunstgeschichtliche Untersuchung

von

Dr. Friedr., Freiherr Goeler von Ravensburg.

Ein Band. Lex. 8. In hocheleg. Ausstattung mit Kopfleisten und Initialen. Mit 6 Lichtdruck-Tafeln. Brosch. **10** *M.*

Das vorliegende Buch behandelt ausführlich die sämmtlichen mythologischea, allegorisch-mythologischen und antik-geschichtlichen Darstellungen von Rubens und enthält mehrere ***fast noch unbekannte*** *Gemälde von Rubens, die hier zum* ***ersten Male*** *publicirt werden. Die Widmung hat Se. K. K. Hoheit der* ***Kronprinz des deutschen Reiches*** *allergnädigst angenommen.*

Vom Fels zum Meer

Preis per Heft nur 1 Mark.

beginnt soeben den zweiten Jahrgang.

Vom Fels zum Meer **hat den größten Erfolg gehabt** und im ersten Jahre seines Bestehens 35,000 Auflage erreicht. **Es ist die glücklichste Vereinigung** der Vornehmheit exklusiver Revüen und der Gemütlichkeit, Wärme und Allgemeinverständlichkeit des Familienblattes und befriedigt alle Faktoren der gebildeten Familie in hervorragender Weise.

Vom Fels zum Meer **wendet sich an alle Gebildeten** der Nation, richtet seine Ziele auf wahre und unvergängliche Ideale, trägt dem Bedürfnis nach Unterhaltung und Belehrung gleich sehr Rechnung, **bringt Romane und Novellen, Reisebeschreibungen,** Städtebilder, Lebensschilderungen, Medizinisches, Technisches, Astronomisches, Kriegswissenschaft, Kunst, Litteratur, Gedichte, Mode, Rätsel, Sport, Winke für Küche und Haus 2c.

Vom Fels zum Meer **pflegt in ausgezeichneter Weise die Illustration** in echt künstlerischem Sinne und bringt neben Kunstblättern in größtem Format Folgen originellster Textillustrationen. **Es veröffentlicht im neuen Jahrgang:** Novellen von E. Werner, S. Junghans, M. Schmidt, V. Blüthgen, F. v. Saar, R. Voß, A. Kielland, A. Silberstein, A. Daudet, L. Hesekiel; weitere Beiträge von G. Nachtigal, G. Rohlfs, K. Vogt, C. Sterne, v. Nußbaum, Eitelberger, Bartsch, Geiger, A. Lammers, Gesscken, J. Stinde, Bona Meyer, v. Falke, B. Buchner, v. d. Goltz, von dem Redakteur der Zeitschrift Joseph Kürschner u. s. w.

Vom Fels zum Meer **enthält von jetzt ab eine besondere Musik-Beilage** unter Redaktion K. Reineckes, mit Beiträgen von Moscheles, Hiller u. a., **hat neben zahlreichen, zum Theil doppelseitigen Vollbildern** von Knaus, Meissonier, Defregger, Thumann, Beyschlag, Gebhard, Pletsch, zahlreiche Textillustrationen von künstlerischem Wert vorbereitet, so von R. Püttner, W. Friedrich, Specht, R. Kaufmann, Eug. Bracht, Hentschel, Baisch, W. Gentz, Weber, Speier, Mannfeld, Dietrichs u. v. a. m.

Vom Fels zum Meer **ist wegen seiner äußeren und inneren Gediegenheit, mit der sich ein enorm billiger Preis verbindet, die empfehlenswerteste Zeitschrift** ihres Genres und wie wenige dazu angethan, den geistigen Mittelpunkt der gebildeten deutschen Familie zu werden. Es bietet auch denen herzlichen Gruß und Willkomm, die ihm bisher fern gestanden, und wird ununterbrochen alles aufbieten, jedem Anspruch gerecht zu werden.

Blochs Dänischer Fleisch-Extract

in 1/4 Pfd.-Dosen	1/2 Pfd.-Dosen	1 Pfd.-Dosen
70 ₰.	1 *M.* 30 ₰.	2 *M.* 50 ₰.

Dieser Extract, der sich in kurzer Zeit namentlich durch die **Reinheit seines Geschmacks** und seine **Billigkeit** in Deutschland eingeführt und weite Verbreitung in **Haus** und **Krankenstube** gefunden hat, ist für jede Hausfrau von unschätzbarem Nutzen, da sich von diesem Extract **ohne jeden Zusatz** von Fleisch auf die schnellste und bequemste Weise eine **schmackhafte** und **wohlriechende Fleischsuppe** bereiten läßt.

Hermann Bloch & Co.,

Kopenhagen, Hamburg u. Malmö.

Niederlagen in Berlin bei Max Camphausen, Friedrichstr. 134.
Wiederverkäufer erhalten angemessenen **Rabatt.**

Hierzu ein Prospekt betr. Neumanns Geographisches Lexikon, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 14. October 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Vor den Wahlen. Von Friedrich Boettcher. — Russische Politik. Von Hercynius. — **Literatur und Kunst:** „Athenaïs" von Ferdinand Gregorovius. Von J. J. Honegger. — Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland. Ein Beitrag zum Besten der Rechtsprechung. Von Friedrich Vischer. (Schluß.) — François Coppée's „Olivier" im deutschen Gewande. Von Wilhelm Bolin. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Skalden-Kunst. Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Dahn. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Schlußwort Karl Blinds über Mathy. — Inserate.

Vor den Wahlen.

Von Friedrich Boettcher.

Einer der seltsamsten Wahlkämpfe, die Preußen seit Einführung der Verfassung gesehen hat, geht seinem Ende entgegen. Seit Jahren bewegt sich unser politisches Leben in Unklarheiten und Widersprüchen — niemals aber ist die Verwirrung größer gewesen, als im gegenwärtigen Augenblicke. Wer etwa aus den Kundgebungen der Parteien, aus Reden und Zeitungsartikeln zu erkennen suchen wollte, um was eigentlich es sich in dieser Wahlbewegung handele, würde sich vergebens bemühen. Könnte man doch sogar, wenn man nicht wüßte, daß dieselbe dem preußischen Abgeordnetenhause gilt, in Zweifel sein, ob nicht vielmehr eine Erneuerung des Reichstages beabsichtigt wäre. In der ganzen Wahldiscussion laufen Aufgaben der Reichs- und der Staatsgesetzgebung kraus durcheinander. Bis zu einem gewissen Grade ist das freilich nicht zu vermeiden; denn das staatliche Leben des deutschen Volkes, obschon es von verschiedenen Punkten aus geregelt wird, ist in Wirklichkeit doch nur eines, und so kann, wenn die demselben zu gebende Gesammtrichtung erörtert werden soll, die Landespolitik von der Reichspolitik niemals ganz getrennt werden; am wenigsten in Preußen, welches vermöge seiner Größe und seiner führenden Stellung am innigsten mit dem Reiche verwoben ist. Aber in einer Wahlbewegung concrete Fragen zum Zankapfel zu machen, mit welchen die zu Wählenden infolge der feststehenden Abgrenzung der Competenzen überhaupt nichts zu schaffen haben werden, kann die Lage nur noch mehr verwirren.

In erster Linie indeß trägt an der allgemeinen Unsicherheit die Regierung die Schuld. Ihr anerkanntes Preßorgan erklärt ein Wahlprogramm des Ministeriums für überflüssig und unzweckmäßig. Dabei stellt es sich, als ob ein solches Programm nur von den boshaften Liberalen verlangt würde — eine um so unglücklichere Wendung, als in conservativen Blättern aller Schattirungen, von den Centrumsorganen gar nicht zu reden, seit Monaten lebhafter über die unklare Haltung der Regierung geklagt wird, als je in der liberalen Presse. Und in der That ist diese Klage nur zu berechtigt. Die „Provinzialcorrespondenz" verweist ganz allgemein auf parlamentarische Aeußerungen und sonstige Kundgebungen, welche einem Jeden, der sehen wolle, über die Ziele der Regierung genügenden Aufschluß gäben. Aber alle Welt weiß, daß in diesen Aeußerungen und Kundgebungen im Laufe der Zeit die auffallendsten Verschiedenheiten, ja vollständige Widersprüche sich herausgestellt haben. Außerdem wäre eine bestimmtere Aufklärung schon deshalb wünschenswerth, weil das Finanzministerium seit der letzten Landtagssession seinen Inhaber gewechselt hat, man also gar nicht wissen kann, in wieweit der Standpunkt des vorigen Finanzministers noch maßgebend ist.

Daß unter solchen Umständen ein unzweideutiges Regierungsprogramm ganz überflüssig sein soll, muß billig Wunder nehmen. Noch mehr aber muß man erstaunen, wenn die angebliche Unzweckmäßigkeit einer solchen Kundgebung mit der Befürchtung begründet wird, daß dadurch der Opposition nur neue Waffen in die Hand gegeben werden würden. Man ist seit Jahren daran gewöhnt, daß die Regierung mit ihrer publicistischen Vertretung wenig Glück hat; aber die hier in Rede stehende Ungeschicklichkeit übersteigt denn doch fast die Grenze des Denkbaren. Man mag gelegentlich einen einzelnen Plan geheim halten, um den Gegnern nicht vorzeitig Gelegenheit zu Gegenmaßregeln zu geben. Aber eine Regierung, die aus Furcht, der Opposition dadurch einen Vortheil zu verschaffen, eine offene Aussprache über ihre gesammte Politik vermeiden zu müssen glaubt und diese Furcht obendrein noch vor aller Welt eingesteht — eine solche Regierung gibt sich selbst auf. Wie stolz klang dagegen Fürst Bismarcks Sprache, wenn er für die Regierung das Recht und die Pflicht in Anspruch nahm, zu jeder Zeit, insbesondere aber vor den Wahlen, die Bevölkerung rückhaltslos über ihre Absichten aufzuklären! Und dies Recht sowohl wie diese Pflicht liegt auch gerade bei unseren Verhältnissen in der Natur der Sache. Unter dem rein parlamentarischen System, wo die Regierung lediglich ein Ausfluß der Mehrheit der Volksvertretung ist, mag es ausschließlich den Parteien vorbehalten bleiben, die Losung für den Wahlkampf zu geben. Wo aber, wie bei uns, die Regierung den Anspruch erhebt, über den Parteien zu stehen, wo sie für sich überall die Führung im Staatsleben verlangt und dem Parlamente nur die Rolle des Unterstützenden zugestehen will, ist es für sie unerläßlich, vor den Wahlen ein umfassendes und klares Programm aufzustellen.

Nach verschiedenen neueren Kundgebungen des Fürsten Bismarck zu urtheilen, soll die kaiserliche Botschaft, mit welcher am 17. November v. J. der Reichstag eröffnet wurde, dies Programm vertreten. Aber die Botschaft enthält nur eine Stelle, welche die Landesgesetzgebung berührt, und gerade von dieser Stelle ist es am meisten zweifelhaft, inwieweit sie heute noch als aufrechterhalten gelten kann. Es ist der von der Steuerreform handelnde Absatz. Die in Preußen beabsichtigte Steuerreform war dort in demselben Rahmen angedeutet, in welchem sie nachher der Verwendungsgesetzentwurf vom 16. März 1882 näher ausführte. Und Fürst Bismarck schien in der That diesen

Entwurf in seiner Reichstagsrede vom 12. Juni d. J. zum eigentlichen Mittelpunkt der diesmaligen Wahlbewegung machen zu wollen. Seitdem aber ist von ihm in den officiösen Veröffentlichungen nichts mehr zu hören. Statt dessen hat die „Provinzialcorrespondenz" die staunende Welt mit einer Reihe von Finanzerörterungen erfreut, an deren Ende alle Parteien ohne Unterschied bekannten, nunmehr von den wirklichen Steuerreformabsichten der Regierung erst recht nichts zu wissen. Wie kann unter solchen Umständen der Hinweis auf die Botschaft vom 17. November noch einen praktischen Werth haben? Dazu kommt, daß dieselbe als den sichersten Weg zum Ziele das Tabaksmonopol bezeichnet. Die inzwischen eingetretene vollständige Niederlage dieses Projects hat unmöglich — wie dies auch durch neuere Erklärungen der officiösen Presse bezeugt wird — ohne Rückwirkung auf jene Reformabsichten bleiben können.

Betreffs anderer hochwichtiger Angelegenheiten der preußischen Gesetzgebung, über welche volle Klarheit vor den Wahlen dringend nothwendig wäre, kann in der für die Reichslegislative bestimmten Botschaft ein Aufschluß überhaupt nicht gesucht werden, und so fehlt es z. B. für ein Urtheil über die dermalige Stellung der Regierung zur Vollendung der Verwaltungsreform an jedem Anhaltspunkte. Vollends aber die Kirchenpolitik liegt in tiefem Dunkel. Die Versicherung, daß man redlich bestrebt sei, den Frieden zwischen Staat und Kirche wieder herzustellen, kann nicht genügen; denn dieser Phrase bedient sich heute Jedermann. Alles kommt auf den concreten Weg an, den man zu diesem Zwecke einzuschlagen gedenkt. Die verschiedenen Parteien haben ihre Ansichten in dieser Beziehung mehr oder weniger deutlich kundgegeben, nur die Regierung läßt es an jeder Aufklärung fehlen. Was Herr von Schlözer in Rom fordern soll, und wie viel er davon etwa bereits erlangt hat, hüllt sich in undurchdringliches Geheimniß. Die Politik der discretionären Vollmachten aber, wie sie namentlich in dem letzten Kirchengesetz zum Ausdruck gekommen, hat der Regierung nur von allen Seiten Mißtrauen eingetragen.

Wenn trotz alledem die officiösen Organe die Wählerschaft immer wieder auffordern, dem alten Parteiwesen zu entsagen und sich einmüthig um die Regierung zu schaaren, so verhallt das natürlich wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Mehr als je ist dieser Wahlkampf ein Kampf der bestehenden Parteiungen untereinander. Und als solcher hätte er sich sehr einfach gestalten können. Der letzte Landtag hat seine Signatur erhalten durch die conservativ-klerikale Majorität. Nicht ganz mit Recht hat man dieselbe der Unfruchtbarkeit beschuldigt. Wenn sie nicht größere Erfolge ihrer Zerstörungsarbeit aufweisen kann, so ist das nicht ihre Schuld, sondern die der Regierung, welche sie daran verhindert hat. Angesichts der Neuwahlen erhob sich also von vornherein die Frage, ob diese Majorität auch in dem künftigen Landtage fortbestehen würde. Im bejahenden Falle würde sich die Möglichkeit bieten, daß die Regierung ihr alsdann größere Zugeständnisse machen würde, und das um so mehr, als einige Mitglieder des Ministeriums schon im letzten Landtage dieser Richtung eine weitgehende Sympathie bezeugt haben. Solcher Perspective gegenüber war den verschiedenen Parteien die Operationslinie von selbst vorgezeichnet. Conservative und Ultramontane mußten ihr Augenmerk auf die Erhaltung ihrer parlamentarischen Machtstellung richten, während den Liberalen die Aufgabe zufiel, die für sie alle unzweifelhaft gemeinsame Gefahr einer conservativ-klerikalen Majorität zu vereiteln. Besitz behaupten ist immer leichter, als Besitz erwerben. Die Liberalen hatten also mehr als ihre Gegner Veranlassung, ihre ganze Kraft auf das eine gemeinsame Ziel zu richten und Alles zu vermeiden, was die Bethätigung dieser Kraft beeinträchtigen konnte. Das sachlich Trennende konnte um so unbedenklicher in den Hintergrund treten, als die Beseitigung der conservativ-klerikalen Majorität für alle liberalen Richtungen die Vorbedingung zu positivem Schaffen ist. Für den Augenblick hing Alles an einer einträchtigen Wahltaktik. Und diese war nur möglich, wenn man den alten Einfluß der verschiedenen Richtungen loyal respectirte, nicht in der Art, daß die einzelnen Centralwahlcomités sich von vornherein über die Köpfe der Wähler hinweg den bisherigen Besitzstand gegenseitig garantirten, aber doch so, daß von diesen Centralstellen aus jedenfalls nicht die Initiative zu Veränderungen dieses Besitzstandes in den einzelnen Wahlkreisen und damit zu Spaltungen unter den Liberalen ergriffen wurde.

Einem solchen einmüthigen Vorgehen der Liberalen kamen die Verhältnisse im gegnerischen Lager in unerwarteter Weise zu Hülfe. Gewisse in der Breslauer Diöcese hervorgetretene Anmaßungen der katholischen Kirche, die durch die freche Sprache der Centrumspresse noch verschlimmert wurden, machten in protestantischen Kreisen viel böses Blut und hatten zwischen Conservativen und Ultramontanen ein Zerwürfniß zur Folge, dessen Spuren noch nicht verwischt sind. Ganz thöricht wäre es nun freilich, wenn die Liberalen durch dies Zerwürfniß die Gefahr einer conservativ-klerikalen Mehrheit im nächsten Abgeordnetenhause als von selbst beseitigt betrachten wollten. Die Verbindung zwischen Conservativen und Ultramontanen beruht nicht auf so zarten Herzensneigungen, daß sie durch anzügliche Redensarten ernstlich gestört werden könnte; sie ist eine Vernunftehe, wie sie sich nüchterner nicht denken läßt. Im Kampfe gegen den modernen, gegen den constitutionellen Staat wird man die Reactionäre beider Confessionen immer wieder vereinigt finden. Aber für die Aufklärung der protestantischen Wähler waren diese Vorgänge, war besonders der demuthsvolle Rückzug der Conservativen und der hochfahrende Ton der Ultramontanen von nicht zu unterschätzendem Werthe. Dazu kam ein Wahlaufruf der conservativen Parteileitung, der Alles, was bisher in Deutschland in ähnlichen Kundgebungen an sinn- und würdeloser Phrase geleistet worden ist, weit hinter sich ließ. Der Zweck, die eigene Rathlosigkeit durch eine lärmende Beschimpfung der Gegner zu verdecken, war hier so durchsichtig, daß auch das ungeübteste Auge ihn zu erkennen vermochte. Und um das Maß voll zu machen, ließ dann noch die Regierung den Conservativen als Antwort auf hier und da hervorgetretene Selbstständigkeitsregungen recht nachdrücklich zu Gemüthe führen, wie sehr, nach Ausweis einer noch nicht weit zurückliegenden Erfahrung, die Existenz ihrer Partei von der Gnade der Regierung abhängig sei. Gegenüber einer derartig von allen Seiten durch die eigenen Freunde in Verlegenheit gebrachten Gesellschaft ist dem Gegner das Spiel allerdings wesentlich erleichtert.

Leider ist auf der liberalen Seite das klare Gebot und die Gunst der Lage nicht in erforderlichem Maße beachtet worden. Jene loyale Berücksichtigung der bisherigen Verhältnisse ist nicht erfolgt; vielfach hat man Eroberungszüge in freundnachbarliches Gebiet unternommen. Wie bei den vorjährigen Reichstagswahlen ist es wieder in erster Linie die Fortschrittspartei, welche den Frieden gebrochen hat. Wie damals, so ist auch jetzt wieder in den meisten Fällen die Spaltung von der Berliner Centralleitung in das Land künstlich hineingetragen worden. Und so stehen sich in nur zu vielen Wahlkreisen Angehörige der verschiedenen liberalen Richtungen wie Todfeinde gegenüber, während die conservativen und ultramontanen Zuschauer sich vergnügt die Hände reiben. Aber in einem Punkte unterscheidet sich diesmal der häusliche Zwist bedeutsam von dem vorjährigen. Damals wurde die Fehde fast ausschließlich von den weiter links gehenden Richtungen gegen die Nationalliberalen geführt. Das secessionistische Centralcomité hatte sich mit dem von Eugen Richter befehligten verständigt und machte mit ihm gemeinsame Arbeit. Diesmal ist die Kriegskunst des Herrn Richter zwar auch wieder vorwiegend auf die Verdrängung von Nationalliberalen gerichtet, aber der eigentliche Streit ist — wenigstens in der Presse — am erbittertsten zwischen ihm und den Secessionisten entbrannt, ja in den Reihen der Fortschrittspartei selbst ist es zum Bruch gekommen. Der äußere Anlaß zu diesem Auseinandergehen ist gewesen, daß Richter sich mit dem von Hänel zu Stande gebrachten Compromiß der schleswig-holsteinischen Liberalen nicht einverstanden erklären wollte; der wirkliche Grund aber liegt tiefer.

Man thut Herrn Richter Unrecht, wenn man meint, daß er nur aus Fractionsherrschsucht auf Eroberungen ausgehe. Nichts

berechtigt zu einem Zweifel daran, daß er nach gewissenhafter Ueberzeugung handelt. Der Kern dieser Ueberzeugung aber besteht in der Ansicht, daß es für die Zukunft des deutschen Liberalismus keinen gefährlicheren Feind gäbe, als den Fürsten Bismarck. Aus dieser Ueberzeugung ergibt sich für Richter von selbst die Nothwendigkeit einer unbedingten Opposition gegen den leitenden Staatsmann. Nun weiß er aber, daß weder die Nationalliberalen, noch selbst die Secessionisten Neigung haben, sich auf solch unbedingte Opposition einschwören zu lassen, daß sie vielmehr bereit sind, wo immer es ihnen möglich ist, sich mit dem Reichskanzler zu verständigen. Darum ist es für ihn, der Jeden für verloren hält, welcher Bismarck nur einen Finger reicht, ein selbstverständliches Bestreben, die liberale Partei unserer Parlamente möglichst nur aus Männern seiner Anschauung zusammengesetzt zu sehen, und es ist nur begreiflich, wenn er überall, wo er Boden fassen zu können glaubt, ohne jede Rücksicht auf eine andere liberale Partei seinen Vortheil wahrzunehmen sucht. Im vorigen Jahre, bei den Reichstagswahlen, ist es ihm mit Hülfe einer erstaunlichen Agitation gelungen, die Mitgliederzahl seiner Partei zu verdoppeln. Wer konnte da von ihm erwarten, daß er diesmal zu Gunsten einer liberalen Vereinigung, die nach seiner Auffassung für die Zukunft des Liberalismus gar keine Bürgschaft enthält, die größtmögliche Ausbeutung der „nach links gehenden Strömung" unterlassen werde? Und wie wenig er mit seiner Handlungsweise unter seinen Freunden isolirt steht, hat das Auftreten eines Mannes bewiesen, der in der Fortschrittspartei vielleicht das unbestrittenste Ansehen genießt, dessen politische Uneigennützigkeit jedenfalls über allen Zweifel erhaben ist. Die Warnung Virchows vor den „Dämmerungsliberalen" ist doch in der That nur der schärfste Ausdruck der Abneigung gegen ein engeres Zusammenschließen aller liberalen Elemente.

So ist denn durch das Richter'sche Vorgehen thatsächlich die Frage aufgeworfen, ob in dem preußischen Liberalismus die radicale oder die gemäßigtere Richtung die vorherrschende sein soll. Fiele die Entscheidung zu Gunsten des ersteren Theiles dieser Alternative aus, so ist für jeden Unbefangenen klar, daß zum mindesten für die Dauer des Bismarck'schen Regimes an einen irgendwie maßgebenden Einfluß der Liberalen auf die Staatsleitung nicht mehr zu denken wäre. Daraus ergibt sich für diejenigen Liberalen, welche an die Möglichkeit einer Verdrängung des Fürsten Bismarck weder glauben, noch dieselbe herbeizuführen beabsichtigen, welche ferner die Hoffnung auf eine trotz Allem und Allem noch mögliche Verständigung einem unabsehbaren Conflicte mit dem mächtigen Staatsmanne vorziehen, die Aufgabe, eine solche Vorherrschaft des Radicalismus zu verhüten. Ob die Lösung dieser Aufgabe nicht leichter gelingen würde, wenn heute die gemäßigtere liberale Partei noch eine einzige compacte Masse wäre, statt in zwei durch keinen durchschlagenden Unterscheidungsgrund getrennte Gruppen auseinander zu fallen, ist eine müßige Frage. Man muß die Dinge nehmen, wie sie liegen, und das bestmögliche Ergebniß zu erreichen suchen.

In wieweit die unvermeidlich gewordene Auseinandersetzung der Liberalen untereinander eine wirksame Vereitelung der conservativ-klerikalen Mehrheit beeinträchtigen muß, ist jetzt nicht zu entscheiden. Ueberhaupt ist hier nicht der Ort und heute auch nicht mehr die Zeit, Prophezeiungen anzustellen und gute Rathschläge zu ertheilen. Die Absicht dieser Betrachtung war nur, die Fragen, Gegensätze und Wandlungen, welche diese merkwürdige Wahlbewegung in ihrem Verlaufe hervorgebracht hat, zusammenzufassen. In wenigen Tagen werden die Wähler das Wort haben. Erst wenn ihr Ausspruch feststeht, wird der Augenblick gekommen sein, das Geschehene zu beurtheilen und der Zukunft das Horoskop zu stellen.

Russische Politik.

St. Petersburg, Anfangs October.

Wird die Moskauer Reise des Kaiserpaares, die wie ein Phantom vorüberrauschte, einen Wendepunkt in dem Uebergangsstadium zu bedeuten haben, in dem wir nun seit mehr als 18 Monaten leben? Niemand weiß es, Niemand kann es sagen. Es gab einzelne Sanguiniker, die solches annahmen und erwarteten, aber die Annahme scheint nicht Stand zu halten. Die ganze politische Aktion ist bei uns so lange Zeit, auf dem inneren Gebiete wenigstens, eine rein negative gewesen, daß es hohe Zeit ist, zu positivem Wirken überzugehen. Man thäte Unrecht, wenn man nicht anerkennen und zugeben wollte, daß wenigstens ein kleiner Schritt zum Besseren gethan ist, seit Ignatieff die Zügel nicht mehr in Händen hat. Es wird jetzt wenigstens von oben her weniger gewühlt. Jenes athemlose, erschöpfende Treiben, jenes destructive Loswirthschaften gegen Organisationen, an deren Stelle man zunächst nichts Besseres zu setzen hatte, hat unser an und für sich schon wenig zuverlässiges Beamtenthum nur noch mehr aus den Fugen gebracht. Allerdings fand Ignatieff bereits das Beamtenthum in einem gegen früher bedeutend deteriorirten Zustande vor. Es darf nicht ungesagt bleiben, daß auch Loris-Melikoff einen guten Theil der Schuld hiervon trägt. Loris-Melikoff hat den an und für sich ganz anerkennenswerthen Versuch gemacht, bei der gesammten Verwaltung ein humaneres Verfahren einzuführen. Er hat darauf hin auch dem Beamtenthum gegenüber die Zügel lockerer gelassen. Zudem war er keineswegs frei von jener Popularitätssucht, die es mit Niemandem verderben will. Er hatte kein bestimmt und scharf ausgeprägtes Ziel vor Augen, in seinem Streben war viel Verschwommenes, er begnügte sich von einem Tag auf den andern zu leben. Deshalb kann man ihm auch, nachdem er fünf Vierteljahre eine nahezu unbeschränkte Gewalt in den Händen gehabt hatte, eine positiv organisirende That nicht nachsagen. Er paktirte mit sehr Vielen, und kam dabei mitunter auf recht bedenkliche Abwege; so hat er sich wiederholt mit dem Panslavismus in Verbindung gesetzt, weil er dieser Partei zur Befestigung seiner Stellung — und darauf legte er sehr viel Gewicht — zu bedürfen glaubte; er ist es ferner gewesen, der der antisemitischen Bewegung in Rußland schon im Jahre 1880 durch Hervorsuchen veralteter rigoroser Gesetze gegen den Aufenthalt der Juden in gewissen Städten einen ersten Anstoß gab. So ist seine Thätigkeit vielfach eine zersetzende und auflösende gewesen, und sein Verfahren hat unter allen Umständen viel dazu beigetragen, die Depravation des Beamtenthums, welches scharfer Controle und einer durchgreifenden Hand bedurfte, sowie die damit zusammenhängenden unzähligen schweren Mißstände und Unerträglichkeiten nur zu erhöhen. Die stramme Zucht, die Graf Peter Schuwaloff in seinem Ressort eingeführt hatte, ging mehr und mehr verloren, ohne daß deshalb die Uebergriffe der Polizei geringer wurden. Unsere Tschinowniks sind noch auf lange hinaus nicht zur Selbstthätigkeit gemacht, und unter Loris-Melikoff ist die Zahl derjenigen, die nur redeten und absprechend kritisirten, was angeordnet wurde, nur größer geworden, noch größer aber die Zahl derjenigen, die überhaupt nichts thaten, nur auf Wohlleben bedacht waren, und sich dabei in hergebrachter Weise „die Hände wärmten". Genug, die letzten drei Jahre haben die schweren Schäden in unserem Beamtenthum nur noch mehr hervortreten lassen. Dabei muß aber ausdrücklich anerkannt werden, daß hier die mittleren und unteren Schichten keineswegs mehr gravirt sind, wie die höher gestellten Persönlichkeiten, daß auch die Beamten der Communen und ständischen Körperschaften keineswegs eine vortheilhafte Ausnahme machen. Graf Tolstoi hat auch nach dieser Richtung hin die Verwaltung unter sehr schwierigen Verhältnissen übernommen. Es ist bekannt, daß es ihm sehr schwer gemacht wurde, auch in seinen unmittelbaren Büreaux so viel Ordnung zu schaffen, daß die nothdürftige Erledigung der laufenden Geschäfte gesichert wurde. Geordnetere Zustände werden wenigstens äußerlich durch Tolstoi herbeigeführt werden, aber der

*

Mann, den die Situation erheischt, ist er sicherlich nicht. Ueber den eng begrenzten Kreis der Mittel, die Absolutismus und Büreaukratismus an die Hand geben, kommt auch er nicht hinaus. Nimmt man dazu noch einen panslavistischen Anhauch, so hat man die Impulse zusammengefaßt, von denen er bestimmt wird. Die anerkennenswerthe Energie, die er den von Ignatieff in Scene gesetzten Judenexcessen gegenüber entfaltete, entsprang vor Allem dem Bestreben, eine Menge sehr verhängnißvoller Keime zu zerstören, die sehr üppig ins Kraut zu schießen drohten, Keime, aus denen bedenklichere Früchte, als die bloße Plünderung von Judenquartieren erwachsen konnten.

Tolstoi ist kein Mann weiten Blickes und sicherlich nicht die große reorganisirende Persönlichkeit, deren Rußland bedarf, aber er hat doch den Glauben an das, was er unternimmt, und den entschiedenen Willen, Ruhe und Ordnung auf seine Weise zu schaffen, während Ignatieff Gewicht darauf legte, die Bevölkerung immer von Neuem anzustacheln, in leidenschaftlichen Emotionen zu halten, sie gar nicht zu sich selbst kommen zu lassen. Jenes Vertrauen auf sich selbst und auf das, was sie erstreben, haben keineswegs alle unsere Minister. Vor einigen Tagen hielt einer dieser Herren in einer Provinzialstadt eine Rede, in der er etwa sagte: „Wir, die Minister von der Höhe unserer Ministersessel, verordnen und bestimmen ꝛc. und wissen nicht, was in loco vorgeht.“ So tief hat sich das Bestreben, den Leuten nach dem Munde zu reden, eingefressen, daß ein Minister, der allerdings noch immer kein Recht hat, im Namen der Collegen zu sprechen, seine eigene Ignoranz offen eingesteht und sich darüber lustig macht. Möglich, daß der Herr in Bezug auf sich selbst Recht hat, warum aber bleibt er bei dem testimonium paupertatis, das er seiner Kenntniß der Verhältnisse ausstellt, warum bleibt er „auf der Höhe seines Ministersessels?“ Eingegeben waren jene Worte entschieden von dem Bestreben, sich populär zu machen; das Bewußtsein, daß dabei die Würde der Regierungsgewalt im Ganzen compromittirt wird, fehlt gänzlich, eine geistreich sollende Phrase, die die Lacher auf seine Seite bringt, gilt dem Redner mehr. Und so geht es bei den höher gestellten Persönlichkeiten vielfach: gewöhnlicher Opportunismus, ein gelegentlicher Einfall, das Anbringen einer pikanten Phrase, ist mehr werth als das Princip, mehr als die Staatsraison.

Die erste größere Maßregel Tolstois ist die Preßordonnanz, eine reine Repressivmaßregel, die, wie so ziemlich Alles, das bei uns verfügt wird, doch schließlich ihres Zwecks verfehlen wird. Es ist richtig, daß das Reglement ursprünglich in viel drakonischerer Form von Ignatieff vorgelegt war, und daß es Tolstoi einigermaßen gemildert hat. Ignatieff war augenscheinlich von der Absicht geleitet, die ganze Presse mundtodt zu machen und nur seinen Freund Aksakoff und sein Organ, die „Nowoje Wremja“, zu Worte kommen zu lassen, mit anderen Worten, diesen eine Art von Redemonopol zu gewähren. Vor Allem wollte er die Gelegenheit suchen, den „westlich“ gesinnten „Golos“ gründlich zu beseitigen. Bei Tolstoi ist nun die Galgenfrist etwas länger, und das Privilegium der ungehinderten politischen Discussion soll schließlich Herrn Katkoff verbleiben. Die Anschauung, daß mit der bloßen Repression in Preßsachen doch herzlich wenig gethan ist, daß die Gegenrede sogar nothwendig ist, will bei uns nicht zum Durchbruch kommen. Man kann eben heutzutage nicht mehr die ganze Presse zum Schweigen bringen; unsere Blätter und unser lesendes Publicum sind an den Eiertanz gewöhnt, den sie zwischen den Ordonnanzen der Regierung und dem Streben freier, oppositioneller Meinungsäußerung aufzuführen haben; nebenbei kommt dann auch ein sehr unfläthiger persönlicher Klatsch auf, der im höchsten Grade demoralisirend wirkt. Die Regierung hat es überdies nie verstanden, ihre innere Politik durch eigene Organe mit Geschick vertreten zu lassen, sie hat es verschmäht, auch den handgreiflichsten Lügen und Entstellungen consequent entgegen zu treten. Die gelegentlichen Anläufe, die nach dieser Richtung unternommen worden sind, verliefen bald wieder im Sande.

Werden die Fragen der inneren und auswärtigen Politik ohne öffentliche Discussion entschieden werden können? fragt der „Golos“. Das führt auf den wundesten Punkt, auf das schwerste Räthsel des russischen Staatslebens. Die Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten durch die Presse allein, durch eine Presse, die bei uns in erster Linie Geschäft ist, deshalb den Leidenschaften der Parteien schmeichelt und instinctiv den Strömungen folgt, in denen sie die Mehrheit des lesenden Publicums oder die leitenden Kreise treibend glaubt, und dabei nach Bedürfniß wechselt, außerdem aber das Damoklesschwert der Verwarnung und Unterdrückung bei jedem mißfälligen Worte über sich hängen hat — ist nicht im Stande, die Leitung der öffentlichen Meinung zu übernehmen. Dazu bedarf es noch anderer Organe, wie sie nur in repräsentativen Institutionen gegeben werden können. Man will wissen, daß wir solchen Einrichtungen näher seien, als man denkt, daß Loris-Melikoff mit der Ausarbeitung von Verfassungsprojecten beschäftigt und wiederholt vom Kaiser empfangen sei. Das sind Gerüchte, die umlaufen, ohne einstweilen meines Erachtens besonderen Anspruch auf Glaubwürdigkeit zu haben. Fest zu halten ist in der Frage der hier zu begründenden Repräsentativeinrichtungen stets, daß dieselben kein einfaches Abbild der entsprechenden westlichen Zustände sein können, da das nur dahin führen würde, eine Vertretung zu schaffen, die nimmermehr das repräsentiren würde, was die russische Bevölkerung erstrebt; es kann vielmehr unter den obwaltenden Verhältnissen nur anknüpfen an die Semstwos, an eine Erweiterung der Zahl ihrer Mitglieder, an eine Erweiterung ihrer Befugnisse, an eine Zusammenfassung derselben zu einer Gesammtvertretung. Die Nihilisten wird man allerdings damit schwerlich zufriedenstellen können, aber wo sind die Institutionen, mit denen das geschehen könnte? So weit hat sich über diese Frage die Meinung auch in durchaus liberal gesinnten Kreisen geklärt, daß hier zunächst nichts Anderes hilft, als energische Abwehr. Der Hauptsache nach wird es sich bei dem Fortschreiten in der Richtung nach der Herstellung repräsentativer Einrichtungen zunächst darum handeln, die Bevölkerung durch Heranziehung zur staatlichen Thätigkeit aus jener theils lethargischen, theils absprechend und rein negativ kritisirenden, theils schadenfrohen Haltung herauszubringen, die sich über jede Verlegenheit der Regierung nur die Hände rieb.

Wo freilich sind die Männer, die solches Werk in die Hände nehmen könnten? Niemand weiß sie zu nennen. Von den Männern, die jetzt hervorragende Stellungen einnehmen, ist es keiner. Weder Tolstoi, noch Pobedonoszeff, noch Katkoff sind dazu gemacht; letzterer ist ohne Frage der geistig am höchsten stehende von allen dreien, aber er ist doch kaum darüber hinausgekommen, das, was er für das Heil seines Vaterlandes hält, laut zu verkünden, ohne in der Lage gewesen zu sein, in verantwortlicher Weise Hand anzulegen. Graf Peter Schuwaloff wird demnächst hier erwartet; er ist ein Intimus des Grafen Tolstoi und kann bei so nahen Beziehungen zum Ministerium des Innern möglicher Weise bei Organisationen von Nutzen sein; in ein Amt wird er indessen schwerlich treten.

Die slavistischen Strömungen wuchern fort, man sieht sie als ein Gebiet an, auf welchem sich politische Leidenschaft und Fanatismus einigermaßen austoben können; so dienen sie in gewisser Beziehung als ein — freilich recht gefährliches — Spielzeug, das man der Menge hinwirft. Allerdings ist seit dem Rücktritt des Grafen Ignatieff, der die slavischen Aspirationen gründlich ausnutzte, ein gewisser Rückschlag eingetreten. Tolstoi denkt denn auch um ein gut Theil maßvoller und enthält sich des beständigen Stachelns und Schürens, mit dem Ignatieff überall die speciell moskau-russischen Elemente an die Oberfläche bringen und zu den alleinbestimmenden machen wollte, ohne sich um irgend welchen Einspruch zu kümmern, auch wenn dabei die besseren und gebildeteren Schichten niedergetreten wurden. Am meisten betroffen wurden hiervon natürlich die deutschen Elemente. Die Revision des Senators Manassein in den Ostseeprovinzen wurde in der Art ihrer Ausführung auch dem Minister des Innern zu viel, der den Senator zurückberief, um ihn in seinem rücksichtslosen Eifer gegen die Deutschen und für die Esthen und Letten etwas herunterzustimmen. Auch hat es sich glücklicher Weise nicht be-

stätigt, daß die bekannten obligatorischen Reverse bei Mischehen in den baltischen Provinzen, die Kaiser Alexander II. 1865 aufgehoben hatte, wieder eingeführt sind. Esthen und Letten werden freilich, wie seit 20 Jahren herkömmlich, auf Kosten der Deutschen gründlich gehätschelt, und ihre Idiome für russisch erklärt, obwohl man sonst die Herrschaft der russischen Sprache sehr rigoros einführt. Man will nicht davon abgehen, die Deutschen unter die sogenannten Ureinwohner der baltischen Provinzen zu beugen und läßt sich die Mühe nicht verdrießen, die esthnischen und lettischen Pächter gegen die deutschen Grundbesitzer aufzuhetzen. Die Schuld der Moskauer Schule ist es nicht, wenn wir in den baltischen Ländern nicht bereits ausgeprägt irische Agrarzustände haben. Anders stellen sich die Verhältnisse den Polen gegenüber. Die seit dem Ende der sechziger Jahre verfolgten Bestrebungen, Russen und Polen auf dem Boden des Panslavismus einander zu nähern — was die Polen bisher stolz abwiesen, da sie sich als die geistig überlegene Nation fühlten — scheinen endlich doch in gewissen Kreisen einigen Erfolg zu haben. Was der Panslavismus nicht vermochte, das bahnt der gemeinsame Deutschenhaß an. Es tritt die eigenthümliche Anschauung auf, daß die ungezählten schweren Leiden, die Polen von den Russen erduldet, nur Folge des bis vor kurzem herrschenden „deutschen Systems" seien. Daß Fürst Tscherkasski und seine Gehülfen nach dem letzten Aufstande die polnischen Grundbesitzer nicht auf Grund des deutschen Systems ruinirt haben, sondern in Gemäßheit der ureingeborenen russischen Idee von der alleinseligmachenden Wirkung des Princips der Gesammtgemeinde — dieser und mancher andere nicht minder kräftige Einwurf wird einfach übergangen. Die Furcht vor der fortschreitenden Germanisirung schlägt solche Gründe nieder. Wenn man von der Ausbreitung des Deutschenhasses spricht, so muß man dabei nicht an die breiten und großen Volksmassen denken, die nichts kennen als den Ruf und das Wort des Czaren, sondern an bestimmte Schichten aus den mittleren und höheren Ständen: Halbdenker und Stimmungsmenschen, Fanatiker, die sich rekrutiren aus bei Seite geschobenen Beamten, jungen Grundbesitzern, die von ihren Einnahmen nicht mehr leben können, aus dem Proletariat der Universitäten, d. h. den Studenten, die aus kleinen Familien stammend, wegen Mangel an Mitteln die Studien nicht haben beenden können — alles dies Kategorien, die bei uns zahlreicher sind als anderswo.

Glücklicher Weise denkt man im Ministerium des Auswärtigen wesentlich ruhiger und nüchterner über das Verhältniß zu Deutschland. Herr von Giers verfolgt in dieser Beziehung eine absolut correcte und maßvolle Politik; er ist durchaus für das Einvernehmen mit Deutschland und ein ausgesprochener Gegner des Zusammengehens mit Frankreich; und der Kaiser billigt diese Politik im hohen Maße. Die Ernennung von Giers zum Minister des Aeußern trotz der unglaublichen dagegen in Bewegung gesetzten Intriguen war der erste schwere Echec Ignatieffs. Es steht fest, daß der Minister bei dem jüngsten Aufenthalte des Kaisers in Moskau eine längere Unterredung mit Katkoff gehabt und auch dieser unumwunden anerkannt habe, daß die Basis der russischen Politik nach außen ein aufrichtiges Einvernehmen mit Deutschland sein müsse. Die Räubergeschichten hiesiger Zeitungen von dem Fraternisiren russischer und französischer Offiziere im Hinblick auf die Allianz beider Länder gegen Deutschland — von den tiefsinnigen Eröffnungen eines östreichischen Generals über die Hinneigung Oestreichs zu Rußland, über die Abneigung gegen das östreichisch-deutsche Bündniß, das übrigens, wie der General sagt, gar nicht existirt — alles das sind Phantastereien, die den Thatsachen und dem ernsten Willen des Kaisers gegenüber nicht Stand halten. Und ebenso wird der weitere Verlauf der ägyptischen Frage lehren, daß Rußland auch hierbei seine Wege keineswegs von denen Deutschlands getrennt hat.

So ist in Bezug auf die äußere Politik die Sachlage eine immerhin befriedigende. Was dagegen die innere Politik angeht, so hat es, wie die Verhältnisse jetzt liegen, den Anschein, daß die Dinge sich zunächst einfach so weiterschleppen werden, wie sie sich bisher hingeschleppt haben. Es giebt Viele, die darauf hoffen, daß ein kaiserliches Wort diesem Zustande ein Ende machen werde. Man weiß es, daß der Kaiser bei den schweren Verhältnissen, die in den 18 Monaten seiner Regierung auf ihn lasteten, noch gar nicht dazu kommen konnte, seine innersten Gedanken zu erschließen. Man soll sich darüber nicht täuschen, daß Alles, was zur Lösung der großen Frage, d. h. der Frage der Repräsentation, geschehen kann, nur von oben herunter erfolgen muß; jeder andere Weg wird zu Katastrophen führen, die an Gräßlichkeit Alles übertreffen dürften, was die alte und neue Zeit gesehen hat. Nur das Wort des Kaisers kann hier beschwörend einwirken.

Hercynius.

Literatur und Kunst.

„Athenaïs" von Ferdinand Gregorovius.

Von J. J. Honegger.

Der durch seine „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" berühmt gewordene Verfasser führt uns hier in einer kleinen, aber sehr anmuthenden Arbeit*), die fast wie ein Traum ablaufende Geschichte einer byzantinischen Kaiserin aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. vor. Der Aufenthalt, welchen er im Frühjahr 1880 zu Athen machte, hat den Gedanken einer Ausführung des interessanten Menschenbildes, den er früher schon gefaßt hatte, vollends gereift.

Wer ist Athenaïs? Eine Griechin, nach ihrer Bekehrung zum Christenthum Eudokia geheißen, ist sie die ebenso schöne wie geistvolle und hochgebildete Tochter eines der letzten Vertreter jener athenienfischen Philosophenschule, die in ihrer Blüthezeit als Bildungsanstalt hochbedeutend gewesen war, damals aber, schon lange im Sinken begriffen, nur noch von dem Abglanze der einstigen Größe zehrte. Leontius heißt der glückliche Vater, unter den letzten Sophisten durchaus nicht als Berühmtheit bekannt, so daß sein Name durchaus nur durch den wunderbaren Glanz und Ruhm der Tochter auf die Nachwelt gekommen ist. — Das vielbewegte Leben dieser Frau selbst aber zeigt so springende Gegensätze innerlich wie äußerlich, so gewaltige Glückswechsel, und bewegt sich auf der wundervollen Stätte der Weltcentren Athen, Konstantinopel und Jerusalem, so daß es uns fast wie ein Traum anmuthet; wie denn Finlay sagt: „Das ereignißvolle Leben Eudokias, der Gemahlin Theodosius' II., braucht keine romantischen Begebenheiten aus orientalischen Märchen zu borgen; es erfordert nur einiges Genie seines Erzählers, um ein reiches Gewebe der Romantik zu entfalten." Es zeigt drei in schneidenden Gegensätzen sich bewegende Phasen: 1) die stille, aber innerlich reiche Jugend- und Bildungszeit bis zu dem Augenblicke, da sie, eine von ihren Brüdern Enterbte, als Bittende oder ihre Ruhe Suchende zur Schwester ihres Vaters nach Konstantinopel ging und da von der allmächtigen frommen Pulcheria, der Schwester des unbedeutenden jungen Kaisers, zu dessen Gemahlin erkoren ward. Von dem Moment an tritt natürlich diese selbst geschichtlich bedeutsame Frau, langehin die eigentliche Regentin des schwachen Staates, als bestimmende Figur in die Laufbahn der so wunderbar rasch Emporgehobenen ein. 2) Die Zeit ihrer Hoheit als Kaiserin. Es handelt sich dabei um die Stellung innerhalb der heillosen Intrignen des von Eunuchen und speculirenden Diplomaten regierten Hofes und um das wie es scheint ziemlich lange annehmbar gebliebene Verhältniß zur mächtigen Schützerin Pulcheria, die freilich auf dem schlüpfrigen Boden im Verlauf auch ihren Einfluß einbüßen sollte. 3) Die letzte Periode, nämlich die der Zurücksetzung und des Unglücks. Wohl war's die Einwirkung eines jener verderblichen Eunuchen, welche den raschen Fall der Kaiserin herbeiführte. Sie wurde der Untreue angeklagt; der hohe Staatsmann, auf den die Klage ging, hingerichtet; sie selber unter milder Form zur Seite ge-

*) Leipzig 1882, F. A. Brockhaus.

stellt. Von da an treffen wir sie als Pilgerin und Büßerin. Gleich nach jenem Conflict wallfahrtet sie nach Jerusalem; sie kehrt hernach noch einmal nach Konstantinopel zurück, ohne eine Restitution zu erlangen; darauf wendet sie sich wiederum nach Jerusalem, in der Stille frommen Werken ergeben, und stirbt da. Die merkwürdige Geschichte ihres Falles, in welchem ein schöner Apfel (also ein zweiter Eva-Apfel) verrätherisch mitspielt, lese man auf S. 179 des kleinen Buches nach. — Nicht minder interessant ist der ebenso bewegte Lebenslauf der einzigen ihr gebliebenen Tochter, die dem abendländischen Kaiser vermählt wird, und ferner diejenige des Gatten und des Reiches, über welche seit ihrer Verstoßung viel Unglück hereinbricht, von innen und außen.

Der wenn auch längst verblichene, doch immer noch mit mildem Strahl und fesselnder Anziehung nachwirkende Glanz eines einstigen Welt- und Culturcentrums mochte zur Zeit der Athenaïs kaum lebhafter nachzuempfinden sein, als gerade in ihrer Mutterstadt Athen. So meinte der geistvolle Neuplatoniker Synesius von Cyrene, ein Schüler der berühmten und unglücklich endenden Philosophin Hypatia, von denen, welche dort gewesen wären, daß man sie ohne weiteres wegen ihrer Gelehrsamkeit anstaune: „Solche Leute sind von uns andern Sterblichen in nichts verschieden, zumal was das Verständniß des Aristoteles und Plato betrifft; aber sie schreiten unter uns einher wie Halbgötter, weil sie die Akademie und das Lykeion und die bunte Halle des Zeno gesehen haben, die aber nicht mehr eine bunte ist, denn der Proconsul hat die Gemälde daraus hinweggenommen und so die Herren gehindert im Weisheitsdünkel groß zu thun." Damit ist gegeben, daß die altberühmte Hellenenstadt, nachdem sie in dem Organismus des römischen Weltreiches längst jede Spur von politischer Bedeutung verloren, immer noch die literarische Stellung einer Hochschule für einen großen Theil der griechisch redenden Völker bewahrt hatte. Und der magische Zauber, den die Erinnerungen und Denkmäler einer großen Culturvergangenheit noch langehin auf das Herz der Epigonengeschlechter üben, gibt auch der eifrige Kirchenvater Gregor von Nazianz zu, trotzdem er den Aufenthalt in dieser noch hartnäckig heidnischen Stadt für die rechtgläubige Jugend verderblich hält. Aber er erfuhr eben jenen Zauber an sich, nachdem er mit seinem Freunde Basilius bis zum dreißigsten Jahre daselbst studirt hatte. Nichts — bezeugt er — ist so schmerzlich als die Empfindung, von Athen und den Studiengenossen daselbst zu scheiden. — Unser Autor selber hat die Stellung der Stadt im damaligen Leben schön umschrieben wie folgt: „Athen war noch immer eine gesuchte Bildungsstadt, die mit den großen Schulen in Konstantinopel, in Alexandrien und Antiochia wetteifern konnte. Aber die Vereinsamung und Entfernung dieser Stadt des Perikles und Plato von den geschichtlichen Strömungen der auf neuen Bahnen herschreitenden Menschheit, und ihre Theilnahmlosigkeit an den großen geistigen Kämpfen und Lebensfragen, welche diese umgestalteten, verurtheilten Athen dazu, nur als heiliges Museum des Alterthums fortzudauern, nur noch ein literarisches und antiquarisches Schattendasein zu führen. Und hier würde die Kehrseite der Idealität Athens darzustellen sein, der fossile Zustand einer in ihre Erinnerungen versunkenen Provinzialstadt, welche kein politisches Leben mehr besaß, sondern nichts war als die veraltende Akademie einer untergehenden Wissenschaft, aus der kein das Bewußtsein der Menschheit entzündender und kein den Geist der Welt reformirender Gedanke mehr ausgehen konnte." Nehmen wir also diese Sophistenstadt mit dem abgeblaßten Philosophenmantel des aus der Welt getriebenen Heidenthums; im Gegensatz zu ihr das zum Christenthum herübergedrängte und ewig von Parteien zerrissene Konstantinopel, ein Bild der Zerfahrenheit beider auseinander fallender Weltreiche, des morgen- und des abendländischen; im Hintergrund endlich mit nichts von Anziehung außer dem idealen Schimmer der neuen Weltreligion, das traurig öde Jerusalem: mit diesen Stätten ist der Kreis umschrieben, in welchem sich das hochinteressante Leben unserer Heldin bewegt, von dem uns übrigens die Zeitgenossen nur spärliche Kunde hinterlassen haben.

Die vielbewegte und hochinteressante Zeit begreift vielleicht überhaupt die großartigste Wendung in sich, die in der Weltgeschichte eingetreten ist; es ist der langsame, aber gründliche Verfall der alten Welt und sonach der Uebergang in die neue Geschichte; das allmähliche Abtreten der alten Völker und ihrer Religion, des abgestorbenen Heidenthums und dafür das siegende Aufstehen des Christenthums mit seinen neuen Völkerstämmen. Das Material und die Formen der Geschichte haben bereits Jahrhunderte über eine vollständige Wandelung durchgemacht, in deren letzten Zuckungen wir eben stehen. Früher schon als Staatsreligion anerkannt, sitzt mit dem frömmelnden Schwächling Theodosius II., dem halbgelehrten Gemahl der schönen bekehrten Heidin, das Christenthum auf dem Thron des morgenländischen Reiches; und was von dem hellenischen Heidenwesen, seinen Göttern und seiner Weltanschauung geduldet oder nicht beachtet noch da ist, in die Stille und Verborgenheit zurückgedrängt, führt mehr nicht als ein Scheinleben fort. — Die Bedeutung dieser Zeit spricht Gregorovius im Vorwort aus wie folgt: „Zu anziehend ist der Proceß jener Epoche, wo das antike Heidenthum in der Stadt Platos den letzten Verzweiflungskampf mit dem christlichen Glauben kämpft; wo die alten Götter des Olymp in einem schauerlichen Weltbrand untergehen; wo die großen Barbarenkönige Alarich, Genserich und Attila wie apokalyptische Reiter ihren Verheerungszug durch die Länder der alten Cultur nehmen; wo die großen christlichen Theologen, ihre Verbündeten in der Vernichtung der schönen antiken Welt, Hieronymus, Augustinus, Johannes Chrysostomus, die beiden griechischen Gregore, Cyrillus und der Pabst Leo I., das dogmatische Lehrgebäude der Kirche feststellen; und wo endlich jene seltsame asiatisch-griechische Schöpfung der Geschichte, die wir den Byzantinismus nennen, ihre erste bestimmende Physiognomie zu zeigen beginnt." Ja wohl, räthselhaft, interessant und bedeutsam sind jene Jahrhunderte des großen Uebergangs. So kommt es denn auch, daß eher noch eine Anschauung der Zeit selbst, als ein lebendiges Porträt der in ihre Strömungen hineingeworfenen glücklich-unglücklichen Frau zu gewinnen sein mag. Bietet sich doch gerade diese Athenaïs-Eudokia — das gibt schon ihr Doppelname kund — als ein natürlicher Mittelpunkt, um welchen alle diese schwankenden und ringenden Erscheinungen sich gruppiren lassen; sie, die eben selbst vom Heidenthum zum Christenthum und aus dem noch antik-philosophischen Athen in das orthodox-christliche Byzanz übertritt. — So ist allüberall ein zwischen Ableben und Neuerstehen schwankendes Gähren. Eine mächtige Rolle in diesen Kämpfen spielen von vornhereiu und verhältnißmäßig vielen Raum im Buche nehmen ein die heillosen Parteistreitigkeiten in der christlichen Kirche selbst, Widerstreit der auf ihre Formeln fanatisch versessenen Sekten, Verfolgung der Patriarchen und Bischöfe, Glaubensedicte und Concile; wenig anmuthende Früchte, die bekanntlich auf dem Boden des schwachmüthigen Byzantinerthums Jahrhunderte über besonders gut gediehen sind. Natürlich war auch in diesen Stücken Konstantinopel der Centralplatz aller Reibungen. Unser Autor stellt uns das geistige Bild jener Stadt so hin: „Es sind überall grelle Gegensätze, die im Leben Konstantinopels zur Zeit des Theodosius und der Athenaïs sichtbar werden; denn hier vereinigten sich Heidenthum und Christenthum, die alte abgestorbene und die neu aufstrebende Welt. Hier sah man bei einander asiatischen Reichthum und gierige Pöbelarmuth, christlichen Glauben und chaldäische und persische Astrologie; fakirhaftes Mönchsthum und das Bettelphilosophenthum Griechenlands; feinste klassische Bildung der Hellenen und ungezähmte Rohheit der Skythen; die Reste aller alten Religionen des Morgenlandes, die Laster und Tugenden der antiken und neuern Menschheit, den finstern Ernst und die Heuchelei christlicher Askese und die frivolste Genußsucht." Und den Kampf zwischen der schönen heidnischen Bildung und dem düster-ernsten Christenthum geht fortwährend in der Kaiserin selber vor sich, ohne recht abzuschließen. Eine interessante Probe desselben ist es, als die hohe Frau auf ihrer ersten Jerusalemfahrt, von ihrer griechischen Beredtsamkeit fortgerissen, den Antiochiern eine begeisterte Rede hält. Und wie ihr Leben

von der abblühenden Heidenstadt aus durch die heidnisch-christliche zum geweihten Centrum der neuern Menschheitsreligion überführt, wie die drei Städte Ausgangs-, Durchgangs- und Endpunkte dieses individuellen Daseins anzeigen, so verhalten sie sich auch zum allgemeinen Gange der Weltcultur. Schön sagt das Gregorovius mit folgenden Worten: „Eine unberechenbare Verkettung der Lebensschicksale hatte sie aus den Olivenhainen ihrer Vaterstadt Athen zu den Palmen der fernen Stadt Davids und Salomos geführt. Beide wunderbaren Städte bezeichneten für sie den Ausgangs- und den Endpunkt ihres Lebens, und beide waren die entgegengesetzten Pole der menschlichen Cultur — Hellas war das gelobte Land und Athen das Pilgerziel der Heiden. Und noch immer lebte in der Menschheit, selbst bei Christen, die sehnsüchtige Liebe fort, welche sie nach der Heimat der größesten Genien des Alterthums und ihren ehrwürdigen Denkmälern zog. Aber diese herrliche Welt der Griechen hatte Jesus von Nazareth dem Tode geweiht. Die Bibel hatte den Homer verdrängt. Was Hellas und Athen für die antike, das bedeuteten jetzt für die neue Menschheit Palästina und Jerusalem."

Hochinteressant ist eine Art Anhängsel zu den Lebens- oder vielmehr zu der Geistesgeschichte der merkwürdigen Kaiserin; es besteht nämlich in einem ganz eigenartigen Gedichte, das die literarisch feingeschulte Frau neben anderen, verloren gegangenen verfaßt hat. Es ist das Leben der Märtyrer Cyprianus und Justina, in drei Büchern, von denen das erste und zweite fast ganz erhalten sind. Das erste Buch erzählt die Geschichte der schönen Justina aus Antiochia, welche als heimliche Christin ihre Eltern zum christlichen Glauben bekehrt; dasselbe geschieht dem Zauberer Cyprian, den ein heidnischer Jüngling, welcher sich in Justinen verliebt hat, zu Hülfe gerufen. Das zweite Buch schildert den vergangenen Lebenslauf dieses Magiers, nach seinen eigenen, reumüthig vor dem Volke abgelegten Bekenntnissen. Das dritte erzählt die Leiden und den Tod des zum Märtyrer der neuen Kirche gewordenen Cyprian und seiner jetzt in himmlischer Liebe ihm verbundenen Freundin. Ueber Stellung und Bedeutung der erhaltenen Fragmente sagt unser Autor: „Sie geben Eudokia einen Anspruch auf literarischen Ruhm; denn sie zuerst bearbeitete dichterisch einen der dankbarsten Legendenstoffe, worin dieselbe tiefsinnige Idee den Kern bildet, welche Dante und Goethe in unsterblichen Dichtungen entwickelt haben. Mehr als 12 Jahrhunderte nach Eudokia hat Calderon aus demselben Stoff sein Trauerspiel El Magico prodigioso gezogen und nicht geahnt, daß seine Vorgängerin darin eine geistvolle byzantinische Kaiserin gewesen war." Das unter uns so gut wie unbekannte Gedicht hat der Verfasser zum erstenmal in jambischer Uebersetzung verdeutscht.

Es ist ein anmuthendes Bild, das da von kundiger und geübter Hand entworfen worden; ein idyllisch-poetischer Hauch liegt über ihm und die Gruppirung ist künstlerisch durchgebildet.

Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland.

Ein Beitrag zum Besten der Rechtsprechung.

Von Friedrich Vischer.

(Schluß.)

Auf der Stelle, wo wir noch stehen, haben wir eigentlich einen Doppellaut: einen Vocal A und einen Kehllaut Ch, ersteren hervorgerufen durch letzteren. Allein es kommt noch anders, es soll dem armen „harten" R noch viel schlimmer ergehen: der Erzeuger des A, der Laut Ch, fällt weg und es bleibt nur das A, also nun statt des prächtigen Consonanten R ein bloßer Vocal. Ich will mit diesem Satze natürlich nicht sagen, es haben Leute, die ach für R sprechen, einmal angefangen, das motivirende ch vom a wegzulassen; ein solcher Zusammenhang kann ja nicht angenommen werden; es beliebt eben, die Zunge zurückzuziehen, als wollte sie mit nun eintretendem Rollen des Gaumensegels ein ach für ein R hervorbringen, diese Bewegung aber nicht zu vollenden, das Gaumensegel unbeschäftigt zu lassen und nun blos einen A-Laut zu produciren. Wie wir diese Laune zu erklären und aufzufassen haben, davon später ein Wort! Wir haben nun hiermit das zum Aeußersten gefälschte R, das, je weiter man gegen Norden kommt, um so verbreiteter auftritt. Man rühmt gern das hannöverische als das beste Deutsch. Ich habe das nie finden können. Müßten wir uns hier nicht auf unser Thema beschränken, so wäre ein Wort von der dortigen Mißhandlung auch anderer Laute zu sagen: man hört bereits auf gut Englisch O oder etwas wie Oe statt U und statt des wirklichen A ein Ae oder Ao (— schwer zu schreibendes dumpfes Mittelding zwischen A und O); aber allein schon das ewige A statt R genügt zur Streichung des Prädicats: „das beste Deutsch" und zur Vertauschung mit dem andern: das schon halb anglisirte Deutsch. — Wir sind mit Hannover sogleich stark nach Norden gesprungen. Der Mißbrauch beginnt schon um ein Gutes weiter südlich. Ganz rein und gesund lebt das R nur bei dem alemannischen Stamm; von Schwaben, wo es ihm immer noch meist gut geht, und von Bayern und Oestreich soll in andrem Zusammenhang später die Rede werden. In Mitteldeutschland, am Mittelrhein flattert, örtlich nicht genau bestimmbar, neben dem etwas knochigeren Bruder, dem ach für R, bereits das dünne bloße A herum. In Ems ging ich einmal aus, den Lindaberg zu suchen; ich fragte und fragte, aber von einem solchen wußte kein Mensch. Endlich löste sich das Räthsel; man hatte mir den „Wintaberg" als besonders schönen Aussichtspunkt gerühmt, und da ich von keiner Winta, aber von einer Linda weiß, so hatte ich gemeint, ich habe ein W für ein L gehört. Der Berg heißt Winterberg. — Grüne Oasen in der Sprachsandwüste A für R bilden überall die Gegenden, wo das slavische Element, theilweise schon germanisirt, aber noch spürbar, oder in der Umgebung noch ganz erhalten, seinen, in diesem Punkt höchst wohlthätigen Einfluß äußert. Denn dem Slaven fällt es nicht ein, das R zu verderben. Im Frankenlande, da, wo slavisches Element um den Weg ist, hört man ein ganz frisches, fröhliches R; Nürnberg und Umgegend ist solches Land. Ferner ein Theil von Böhmen, der nordwestliche wenigstens, wo einst Franken zwischen Slaven eingedrungen sind; ich meines Theils glaube kaum irgendwo ein reineres Deutsch gehört zu haben, als von gebildeten Einwohnern Karlsbads, ja sogar auch von Landvolk in der Umgegend der Stadt, und die Reinheit beruhte vorzüglich auf dem klaren R. Consequent freilich ist der Satz vom glücklichen Einfluß des Slavischen nicht festzuhalten; im Königreich Sachsen geht es, wie schon oben mit Beispiel belegt ist, trotz der bekannten Stärke des slavischen Bestandtheiles der Einwohner, unserem geplagten Wanderer schlecht genug; da müssen eben vom Norden her die städtischen Neigungen der Flächenbevölkerung stark eingewirkt haben. Dagegen in Pommern, in einigen Theilen der Provinz Preußen tritt meines Wissens unser Satz wieder in Geltung; „meines Wissens": ich gestehe die Unsicherheit meiner Wahrnehmung, denn da ist im Osten namentlich Königsberg, wo man, Rußland so nahe, ein gutes R erwarten sollte und doch im Stiche gelassen wird, falls nicht anzunehmen ist, das A für R, das ich von Bewohnern dieses Grenzpostens gehört, sei anderswoher geholt. — Blicken wir aber nach den Ostseeprovinzen: da steht es vortrefflich, die Kur- und Livländer darf man als Muster im schönen R aufstellen, die böse Nachsage, sie sprechen hart, ist just ihr Ruhm. — Wenden wir uns wieder nach Westen: unsicher bin ich auch über die Erfahrungen unseres vielgeprüften Pilgers im rein deutschen Lande Westfalen; ich meine von Brüdern dieses Stammes schon ein gesundes R gehört zu haben, ein andermal fand ich mich an das Wort des Kaisers Julian erinnert, er habe die Sänger am untern Rhein zur Harfe zwitschern hören wie die Vögel. In Hamburg gewiß steht es wahrhaft entsetzlich, und in Schleswig-Holstein? Ich weiß nicht, wie es dort steht; wenn übel, so zweifle ich, ob darum, weil daselbst noch die Enkel der Angelsachsen wohnen, die einst Britannien erobert haben und drüben

seit unbekannter Zeit so sündlich das R verderbten. Man müßte genau wissen, wie sich Stadt und Land verhält; spricht das Landvolk noch ein richtiges R, sprechen es nur die Städter nicht, so ergibt sich, daß auf deutschem Boden da etwas vorgegangen ist, was ebenso und ohne Einfluß von Hüben und Drüben in England und nicht minder anderswo in Deutschland vor sich gegangen ist und was wir eben auf dem Weg sind uns klar zu machen.

Zu sagen ist vorerst noch, daß zwar meist, doch nicht immer ein A statt des R erscheint, wo dieser Laut ins Unbestimmte abgeschwächt, verdünnt, verschwemmt wird. Oft hört man auch ein dumpfes E, oft nichts als eine Dehnung des vorhergehenden Vokals, dies besonders, wenn ein Consonant folgt: Berlin lautet nun nicht Bealin, sondern Beelin oder Behlin, Norden nicht Noaden, sondern Nooden oder Nohden u. s. w. Stark, Mark wird staak, Mahk, oft meint man auch etwas wie ein I zu hören: staik, Maik. In München wollte ich ein Reisehandbuch für Tirol kaufen, der Herr im Laden war ein Norddeutscher, er nannte mir neben Bädeker u. A. das Buch von Noë und setzte hinzu, doch sei dies mehr eine Anweisung für Pech-Touristen. Ich lachte und wollte eben sagen, für Pechtouren bedürfe es wohl keiner Anweisung, besann mich aber, daß er wohl hatte sagen wollen: Bergtouristen, daß er statt dessen gesagt: Beechtouristen, und daß ich, da mir ein Wort Beech nicht bekannt, dem B ein P und dem langen E ein kurzes substituirt hatte, um nur irgend einen Sinn in dem mißhandelten Worte zu finden. Oft meint man auch ein O für ein er zu hören; so vernahm ich im Harz für: Neuwerk ein halb englisches: Neuwohk. — Eine Oase betritt der Reisende, wenn er in Süddeutschland dem Norden zugeht, bekanntlich in Darmstadt; das R im Silbenschluß wird hier einfach zu nichts als einer Dehnung des vorhergehenden Vokals (Dahm- oder Daamstadt). Mitten in Schwaben gab es einst auch eine solche Oase, es war die gute Stadt Reutlingen, man zog ihre Bewohner gern auf mit „Hihschhönle" (für Hirschhörnle); neuerdings vernimmt man es kaum mehr; das Laster ist längst im Weichen begriffen.

Wir haben nun wohl Material genug gesammelt, um endlich zum Urtheil übergehen zu können. Dieses liegt im Gesagten freilich schon vorbereitet, ist aber nun in Schärfe zu fassen. Hinlänglich ist dafür gesorgt, daß wir damit die ganz Unschuldigen nicht treffen, denen die Natur den R-Laut versagt hat und die sich mit einem andern dafür aushelfen. Die Rede ist von der breiten Herrschaft eines falschen Ersatzlauts unter Millionen, deren unendliche Mehrzahl sehr wohl ein R sprechen könnte. Da ist also Ach, A oder Eh für R — wir haben es gehörig betont — nicht ein physiologischer Mangel; wir fügen hinzu, daß Kinder norddeutscher Familien, die in der Heimat „Vata, Mutta, mia, dia" sprachen, wenn sie, zu uns versetzt, die hiesige Schule besuchen, in kurzer Zeit das richtige, redliche R von ihren Lehrern und Kameraden annehmen.

Was ist es nun, wenn es nicht Natur (Naturmangel) ist? Wenn die Verschleifung, die Verwässerung zugleich einen Laut trifft, der so recht Naturton hat wie das kräftig rollende R? Nun, was anders denn, als — sagen wir zunächst: Naturlosigkeit?

Ungerecht! wird man einwerfen, warum denn: Naturlosigkeit? Es ist eben Bequemlichkeit, wie die Dialekte sie lieben, und da die Dialekte naiv sind, so ist das falsche R doch eher zu natürlich, als naturlos.

Ich antworte: A für R tritt allerdings breit, weitherrschend auf im ganzen Gebiete des baiuwarischen Dialekts, also Bayern und Oestreich (Stoach für Storch, dnach für durch, Noa für Narr). Wohl, aber das geschieht nur im Dialekt, nur wenn man sich im Dialekte gehen läßt, und da klingt es wirklich nur naiv, hört sich gar nicht unangenehm, nur drollig, hanswurstisch. Aber ich bitte doch, zu bemerken: in unserm ganzen Trauersermon ist nicht vom Dialekt, sondern von Hochdeutsch die Rede, will sagen: von der Aussprache, welche als reines Deutsch gilt, für welche das Prädicat der Richtigkeit beansprucht wird. Der Bayer, der Oestreicher behauptet sein A statt R nicht als das Normale; es kann ihm passiren, daß er es hinübernimmt, wenn er schriftdeutsch redet, aber er wird es nicht in Schutz nehmen, wenn man es angreift; in der Regel wird also das falsche R da nicht vernommen als Stück einer Aussprache, die in ihren übrigen Lauten schulgemäß auftritt, sondern umgeben von anderweitigen nicht schulgemäßen, nur dialektischen Aussprachformen, bildet also ein Glied eines Aussprachssystems, das als Ganzes Naturton hat. Auf dem Theater vollends würde in Wien und München ausgelacht, ja ausgepfiffen, wer sprechen würde: Schwesta, Mutta, Valeumda. Der Frankfurter trägt allerdings gern sein ach statt R in sein Hochdeutsch über, doch ich zweifle, ob man, wenn man ihm darüber zu Leibe geht, auf so zähen Widerstand stoßen wird, wie ihm weiter nördlich sicher diese meine Klagschrift begegnen wird. Nicht Dialekteinmischung in Hochdeutsch wie hier ist das in Norddeutschland so verbreitete A für R; der falsche Laut tritt als Theil eines Ausspruchsystems auf, das schulmäßig — wenn nicht ganz ist, doch offenbar sein will, und man hört sogleich heraus, daß er als Theil dieses Ganzen Anspruch auf Richtigkeit macht. Er ist offenbar nicht durch Einfluß des Dialekts hineingekommen. So viel ich beobachten konnte, spricht der norddeutsche Bauer ein richtiges Zungen-R; freilich geht meine Beobachtung nicht weit, ganz bestimmt entsinne ich mich nur, im Hannöverischen so gehört zu haben, aber das ist doch nicht wenig, denn dort sitzt ja echt niedersächsisches Volk. Ich komme hier auf die frühere Bemerkung über die Angelsachsen zurück. Ich glaube nicht, daß sie, als sie England eroberten, schon gewohnt waren, das R am Silbenschluß zu zerschmelzen wie jetzt ihre Nachkommen auf der Insel. Das muß dort in den Städten aufgekommen sein als Modemanier, und nicht anders muß es in Norddeutschland so gegangen sein. Hiermit gelangen wir an den Punkt, den wir suchen.

Es ist ein bekannter Satz, daß in der fortlaufenden Veränderung der Sprachen außer anderen geschichtlichen Factoren, namentlich dem Triebe zur Abkürzung, die Mode und zwar wesentlich auch als Affectation, eine Rolle spielt. Das geht von den Kreisen der „Gesellschaft", namentlich ihres Rahms, der „crême" aus. Gewiß nicht das Volk ist es, das in England aus: ich (ik, ek, eik) endlich ein bloßes I (Ei), aus: genug (niederdeutsch genoch) endlich enof, aus nacht, knecht endlich night, knight (neit, neit) gemacht hat. Gleichwie affectirte Ausdrücke aufkommen, so kommen affectirte Lautformen auf. Man lese nach, was Hamlet zu Ophelia sagt (III, 1): „Gott hat euch ein Gesicht gegeben und ihr macht euch ein anderes; ihr tänzelt, ihr trippelt und lispelt, gebt Gottes Kreaturen verhunzte Namen und spielt eure Koketterie als Unwissenheit aus." Bei „Lispeln" wird man recht wohl auch an das zerlaufene R zu denken haben und in der Scene mit Osrik (V, 2) muß der Schauspieler seinen Mode-Hofjargon mit derselben Aussprache vortragen und mit derselben muß Hamlet ihn nachäffen. Daß ich nicht fehlschließe, dafür zeugt die Scene mit der Amme, vergleiche meine obige Anmerkung. Und so wie es in England ging, wird es eben anderwärts auch gegangen sein und geht es noch immer. Die Modemanier arbeitet allwärts und allzeit an den festen Gliedern des Sprachkörpers wie ein Fluß an kantigen Steinen auf seinem Grunde: er ruht nicht, bis er ein gut Theil zu glatten, runden Kieseln abschwemmt. Das weibliche Geschlecht, das vornehme besonders, die Salondame hat dabei gewiß von jeher keinen kleinen Einfluß geübt. Es liebt die energischen Laute nicht, es liebt zu lispeln, es lernt in Mehrzahl schwerer, als das männliche, das R, häufig wenigstens spät; vom Mädchen zum Backfisch geworden entdeckt es, daß der Mangel des R ein süßer Mangel, holde Vermeidung einer vermeintlichen Härte sei, vom Backfisch zur Dame geworden kokettirt es damit und die Verehrer der reizenden Lurbserin lurbsen ihr nach. Es hört sich wie ein zart verschämtes, kostbares Scheuen und Ausweichen der Zunge vor dem besonders männlichen Consonanten; aber mein lieber, mein holder Backfisch, welches Geschlechts und Alters du sein magst, so schrecklich ist das R doch nicht, der Umgang mit ihm bringt dich nicht um deine Unschuld, es ist kein Lovelace und kein Don Juan; ach was, du weißt das eigentlich wohl und thust nur so!

Auch in Frankreich ist das falsche R aufgekommen, zwar nicht die völlige Verdünnung zu einem Vocal wie in einem großen Theil unseres Nordens, aber doch weicher Gaumenlaut statt Zungenlaut. Die Südfranzosen rollen das R schön und voll mit der Zungenspitze wie die Spanier und Italiener. Es ist nach der phonetischen Seite überhaupt ewig schade, daß einst die langue d'oui über die langue d'oc gesiegt hat. Doch das verderbte R ist unverkennbar nur ein späteres pures Modeprodukt des Nordens, speciell der Hauptstadt Paris; ich meine sogar, man habe in meiner Knabenzeit noch pardôn gesagt, während man jetzt pachdôn sagen soll (eigentlich, da auch das a affectirt verderbt wird: pächdôn). Auf dem Theater freilich, im klassischen Stück wenigstens, herrscht Strenge. Der Schauspieler Jörmann erzählt von einem Besuch bei Talma, dessen Urtheil über seinen Vortrag er zu vernehmen wünschte; er trug ihm ein Stück aus einer Rolle vor; Talma zuckte die Achseln und sagte: Mein Herr, Ihnen fehlt die vibration. Jörmann wußte nicht, was er meinte; der französische Roscius lud ihn ein, Abends im Théâtre français zu erscheinen und genau aufzumerken, wie er das Wort prendre spreche; Jörmann kam, gab hübsch Acht, vernahm zwei prächtige Zungen-R und wußte nun, was vibration ist; er war ein Norddeutscher und an das falsche R von Kind auf gewohnt.

Mag ich nun Recht haben oder nicht mit meinem Satze vom Einfluß des Weibes, speciell als Backfisch, auf diese Dinge, weibartig kokett, manirirt klingt das A für R jedenfalls, backfischartig nimmt es sich jedenfalls aus. — Nun sehe man sich aber die Erscheinung näher an mit Hinzunahme des Toncharakters der Sprechweise, wovon sie einen Theil bildet. Der Norddeutsche spricht im Uebrigen schärfer und gestoßener, auch schneller als der Süddeutsche, die Kürzung vieler ursprünglich langer Silben ist von dorther in die neuhochdeutsche Sprache eingedrungen, viele Silben, deren Länge sich dennoch erhalten hat, werden dort kurz gesprochen (Zug, Schlag); ohne Zweifel im Norden zuerst ist es aufgekommen, die Zeitwörter greifen, reiten im Präteritum zu conjugiren: griff, ritt. Dies ist eigentlich entschieden falsch; es hieß ja: grîfe, Prät. greif, rîte, Prät. reit; das ei wurde ein ie, das doch ohne Frage lang ist. Wäre es richtig, zu schreiben und zu sprechen: griff, ritt, so müßten wir auch schreiben und sprechen: ich schribb (von schreiben). Im Süden sagt heute noch kein Mensch griff, ritt, sondern alle Welt: grief, riet. Und so schrieben wir auch so lang, bis gegen die Setzer und Correctoren nicht mehr aufzukommen war, weil man ins Unendliche ihr: griff, ritt vergeblich in grief, riet corrigiren mußte. Und jetzt ist der Fehler wirklich zur Regel geworden: ein Beispiel, wie sich Sprachen verändern; Majoritäten bilden sich für eine Form, die eigentlich falsch ist, und endlich wird sie Gesetz; so kommt es, daß heute noch der Norddeutsche, wenn er uns sagen hört: grief, riet, einfach meint, wir sprechen ein schlechteres Deutsch. Ebenso verhält es sich mit den Wörtern Mutter und muß. Sie sind ursprünglich lang (Muoter, muoz) und so spricht sie heute noch das Volk im Süden, die Majorität vom Norden her hat aber längst für beide Wörter die Kürze durchgesetzt. — Von Härten im norddeutschen Idiom erwähne ich noch die scharfe Aussprache des g in der Endungssilbe ung; das unc (Hoffnunc, Jünglinc) ist allerdings alt, ist richtiges Mittelhochdeutsch, erst im Inlaut wurde das c zum g: Hoffnungen, Jünglings. Hier ist der Süden Deutschlands zu Gunsten der Weichheit von der alten Regel abgewichen und hat auch im Auslaut g gesetzt, der Norden ist darin mit der Schreibung zwar gefolgt, aber mit der Aussprache nicht. — Solches und so manches Andere gibt also dem Lautsystem im norddeutschen Sprachgebiet eine gewisse trockene Schärfe und Spitzheit:

„Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
Auf dich herbei mit pfeilgespitzten Zungen".

Nun, und im vollem Widerspruch mit diesem mehr knöchernen Charakter muß das arme R wie zerlassenes Fett als Vokallaut in der Gaumengegend verschwimmen! —

Gelegentlich sei hier auch die Aussprache gewisser französischer Laute erwähnt, da die Norddeutschen doch so sehr lieben, Fremdwörter aus dieser Sprache zu entlehnen: die komische Zuschärfung des Nasenlauts zu einem ng (train — Träng, cependant — spangdang, S. Quentin — Säng-Kang-Teng) und des L mouillé zu einem lch (Mongmiralch, Detalch). Ein Aufsatz in der Augsb. Allg. Zeitung hat sich vor einiger Zeit damit beschäftigt, ohne die Erklärung zu finden. Diese Aussprache, wenigstens des ng für Nasenlaut, ist altfranzösisch; als die Hugenotten in Preußen aufgenommen wurden, war sie noch normal, durch diese (die wohl häufig als Sprachlehrer fungirten) muß sie dort verbreitet sein und erhielt sich nun im deutschen Norden, während sie in Frankreich schwand. Eduard Gans, der Jurist, Schüler Hegels, sagte mir einmal, er spreche ganz geläufig französisch, komme oft nach Paris und begreife nicht, warum man ihn dort so oft für einen Gascogner halte. Der Grund war einfach: die Gascogner sprechen diese Laute noch altfranzösisch.

Hierdurch vermehrt sich denn die Mischung falsch harter und fälschlich erweichter Laute. Es kommt nun aber etwas hinzu, wovon man nicht absehen kann noch darf. Der Norden Deutschlands hat sich weit mehr vom Dialekte losgelöst, als der Süden, es wird in jeder gebildeten Familie, in aller guten Gesellschaft nur hochdeutsch gesprochen, während im Süden der Gebrauch des Dialekts weit und hoch hinauf unter den Ständen im Schwange geht. Man kennt den Grund: hochdeutsch ist ja ursprünglich geographische Bezeichnung, bedeutet oberdeutsch, und das allgemeine Deutsch, das Deutsch für Alle, — „für Oberländer und Niederländer" sagte Luther, der das Meiste zu seiner Befestigung that —: dieses unser jetziges Rein- und Schriftdeutsch hieß Hochdeutsch, weil es zum weitaus größeren Theil aus oberdeutschen Elementen gebildet war. Der Norden Deutschlands hatte hierzu (vom Platt- oder Niederdeutschen aus) einen weit größeren und schwereren Schritt, als der Süden, er mußte diese neue Form lernen fast wie man eine fremde Sprache lernt. Der Süden, der ungleich größeren Nähe sich bewußt, blieb nachlässiger, verharrte wenigstens für den Hausbrauch im Dialekt und behielt sich das Hochdeutsche nur für die Fälle vor, wo die Situation correcte Sprache fordert: Amt, öffentliche Rede u. s. w. Das hat nun seine zwei Seiten. Einestheils ist es, versteht sich, vom Uebel. Man erlangt keine rechte Fertigkeit, keine Sicherheit im Reindeutsch, ist stets in Versuchung, Dialektsformen und Dialektsaussprachfehler in das Hochdeutsche einzumischen. Davon wäre ein Lied zu singen, ich möchte bei dieser Anklage gern verweilen, um recht zu zeigen, daß es nicht süddeutsche Eigenliebe ist, was mir die Feder führt, ich erwähne aber in Kürze nur den gröbsten Fehler der meisten Schwaben, daß sie nämlich I und U vor M oder N in ein nasales E und O verderben (Berlen, Wen, Denst, Konst, Donst für Berlin, Wien, Dienst, Kunst, Dunst); der junge Schiller reimt lustig: Schöne, Miene, Bühne, Scene, denn er sprach: Schene, Mene, Behne, Scene (s. Melancholie an Laura). — Dennoch hat der Mißstand auch sein Gutes. Wer im Dialekte lebt, der bleibt der Sprachnaturquelle näher, als wer sich ganz von ihm losgesagt hat. Ich behaupte, daß er sich feineren Sprachsinn bewahrt, und kann nur freilich hier den Beweis für dies Paradoxon nicht antreten; es sei kurzweg nur das Eine angeführt, daß unsere Bildungssprache, als sie sich aus den Dialekten herausdestillirte, eine Welt von Sprachschätzen ungehoben im Schoße der letzteren liegen ließ; ich verzichte ungern darauf, eine Reihe trefflicher, treffender, unübersetzlicher, dem Hochdeutschen verlorener Wörter als Beispiele anzuführen. — Dem Norddeutschen nun spürt man in seinem schulmäßig richtigen Sprechen unmittelbar seine ungleich größere Sicherheit an und hört zugleich auch ein starkes Gefühl dieser Sicherheit heraus, etwas sehr Bewußtes, wogegen der natursaftige süddeutsche Dialekt sammt den Aussprachfehlern, die aus seiner Einmischung ins Hochdeutsche entstehen, als naiv erscheint: dem Fremden als kindlich, komisch naiv, an sich wohl naiv in besserem, etwas Achtung vor der Natur einschließendem Sinne des Worts. Das fertige Loshaben der rectificirten Sprachform fühlt sich nun an wie ein behaupteter Besitz höherer Weis-

heit. Das wäre wohl nicht der Fall, diese dunkle Symbolik würde sich nicht einstellen, wenn nicht nach der Seite des Inhaltes häufig Sprachwendungen aufträten, die ein Bewußtsein von Besitz überlegener, höherer Klarheit verrathen, wenn nicht oft eine Neigung zur Ironie sich kund gäbe, die mit dem vorherrschenden Charakter der Verständigkeit so gerne sich verbindet.

„Symbolik": ich meine hier mit dem Wort jenen dunkeln und doch bestimmten Gefühls- und Phantasieact, vermöge dessen wir einer sinnlichen Erscheinung Seelenqualitäten unterlegen und hieraus Schlüsse ziehen, durch die wir die vorgestellte Qualität nach anderen Seiten oder Sphären verfolgend erweitern. Man erinnere sich an die Stimmungen, Vorstellungen, die sich für uns an Farben knüpfen. Ebenso verhält es sich mit den Klängen — und das führt uns auf die Linie, nach der wir schon lange hinsteuern.

Ich bin ernstlich überzeugt, daß das große Unrecht, das der Süddeutsche so häufig im Urtheil über den Norddeutschen ausübt, nicht zum kleinsten Theil aus dieser dunkeln Symbolik zu erklären ist. Das A für R gemahnt also naturlos, affectirt im contrastirenden Zusammen mit dem Scharfen in derselben Sprechweise, das den Eindruck eines Bewußtseins von Ueberlegenheit macht. Zunächst scheinen beide Bestandtheile unvereinbar: das scharf Gestoßene und das zuckerig, butterich Zerfließende. Herber Mann und holder Backfisch in Einem, Sägfisch und Mollusk, Hartschnabel und Breimaul in Einem: so denkt der geärgerte Freund klarer und voller Laute. Nun geht's weiter. Wo die Leute so sprechen, meint der Schwabe, der noch nicht hinausgekommen ist, da werden die Häuser alle abstract, kahl modern, die Schüsseln hungrig karg, ja die Schwalben in der Luft von Pappendeckel und das Wasser wird Alkohol sein. Wie staunt er, wenn er hinauskommt, wenn er die alten Städte, die alten Theile der alten Städte sieht: malerisch, gediegen, historisch, ehrwürdig! Ein Münster, Hildesheim, Halberstadt, Goslar, Magdeburg, Bremen, Lübeck, Danzig — ich nenne nur, was mir gerade einfällt von Zeugen gediegener, naturgesunder Tüchtigkeit und Kraft. Und angesichts der saftigen Rindsbraten auf den gastlichen Tischen, wo bleibt das „Hungrig"? Er sieht keine Weinberge mehr, aber ist denn das nahrhafte Malzgetränke nicht vom Norden zu uns gekommen? Das sind nun doch wohl Werke und Zeugen nicht von Zierpuppen, sondern von Leuten, die Mark haben?

Nun, und der Kriegsgeist, dem wir die Siege verdanken, die stramme Ordnung, die straffe Kraft der Zusammenfassung, die uns die Einheit brachte? — RRRR!

Alles wahr, ganz wahr, aber schade bleibt es doch, daß die naturfastige Welt dort drüben im Norden, der wir das verdanken, sich selbst das Unrecht anthut, ihre Kraft in einer Sprachform zu verleugnen, die nach Schwächlingsgeziertheit aussieht. Ihr habt es zu Stande gebracht, uns zu einem Ganzen zu verbinden; warum sagt ihr vabinden statt verbinden? Ihr habt einen Bismarck erzeugt, könntet ihr nicht auch seinen Namen so sprechen, daß das Mark darin nicht zerquetscht wird? Warum Bismachk, Bismahk oder Bismaik?

Ich hoffe, man merkt, daß Schreiber dieses kein Preußen-, kein Norddeutschen-Hasser ist; aber er gesteht, daß sein Ohr und Sinn nimmer an den Mißlaut sich gewöhnen kann. Ich bin viel, einmal auf ein halb Jahr lang im Norden gewesen, ein Zweig meiner Familie war dort ansässig, aber das mißhandelte R ist mir heute wie gestern, heute wie vor fünfzig Jahren neu, wirft mich in die geschilderte, ungerechte, längst überwundene Symbolik zurück, in die doch so blinde, verkehrte Antipathie gegen die Norddeutschen. Es ist eben für ein normales Gehör nicht zu ertragen, man kann nicht anders, man muß inwendig — unter Einverstandenen auch auswendig — räsonniren, wettern, schelten. In Karlsbad, in Kissingen, wo zur Zeit, da ich dort war, in Mehrzahl Norddeutschland vertreten war und von allen Seiten „Vata, Mutta, mia, dia" mir in die Ohren klang, da konnte die Quelle kaum halb das Ihre thun, weil so verdorbener Sprachquell auf Stimmung und Magen drückend von allen Seiten beständig mich umrauschte. Eine Dame spricht mir von „Kohmähka". Was ums Himmelswillen mag „Kohmähka" sein? Sie fügte dann hinzu: „Pigähde", und nun ging mir ein Licht auf: Kurmärker (und Picarde). Es war eine Braunschweigerin, daher auch O für U und Ao für A. — Soll es uns angenehm sein, soll es uns sympathisch stimmen, wenn im Theater zu Berlin Madam Hedwig Tell sagen darf: heut kommt da Vata, Kinda, liebe Kinda!? — Ich weiß es von einem Ohrenzeugen, daß ebenda eine Schauspielerin, die den Erzengel Michael im Prolog spielte und als solcher für den Herrn fungirte, den Geist der Welten selbst sagen ließ: „Solang ea auf dea Eade lebt" „— — kannst du ihn afassen" u. s. w. u. s. w. Der Wahrheit zur Steuer muß ich noch erwähnen: ich weiß vom Intendanten des Theaters in Schwerin aus seinem eigenen Munde, daß er keinen Schauspieler, keine Schauspielerin anstellt, die das R nicht als Zungen-R sprechen. Und gewiß ist dies genau so richtig, wie man im Gesang kein Gaumen-R und kein A für R duldet. Was aber auf der Bühne und im Gesang recht ist, das ist wohl auch Recht und Gesetz für die Umgangssprache. Wollte Jemand dies bestreiten, für die Conversation Ausnahmen in Anspruch nehmen, so wäre zum Ueberfluß noch ausdrücklich herauszuheben, was sich aus allen gebrachten Beispielen ergibt: daß man am Ende doch redet, um verstanden zu werden. Unter sich, im Lande, wo alle Welt das R im Munde zerlaufen läßt, da macht es keine Schwierigkeit; die Combination, welche nöthig ist, um je an gegebenem Punkte der Rede zu begreifen, daß ein A als R zu verstehen ist, wird zur raschen Gewöhnung, wie es z. B. im Französischen sich durch Uebung lernt, aus dem Zusammenhang zu entnehmen, ob ein A den Dativ oder: Hat bedeutet. In unsrer Umgebung aber, wo das R ein R ist, lernt sich diese Gewöhnung nicht, wenn also ein R = A-Sprecher unter uns sich vernehmen läßt oder wenn wir in die R = A-Regionen hinüberreisen, da beginnt die liebe Noth mit dem Verstehen. Der Beispiele hiersür habe ich wohl genug angehäuft; es sei aber noch angeführt, daß ein norddeutscher Herr, ein Bekannter aus früherer Zeit, der mich mit großer Freundlichkeit in einer italienischen Stadt umführte, verwundert über mein ewiges: Was? He? Wie? mir endlich sagte, er bemerke mit Leidwesen, daß mein Gehör abgenommen habe. Ich erwähne es, weil ein Leser, dem meine Sätze neu sind, mich vielleicht längst in demselben Verdacht hat. Unter Süddeutschen hat aber noch kein Mensch ihn geschöpft. Und wie kann dies Nichtverstehen gesellig beunglücken! Ich fand in einem Restaurationslokal, wo ich Abends Unterhaltung zu suchen pflegte, häufig einen jungen Mann, den ich zu meinen strebendsten und denkendsten Zuhörern zählte. Ich mußte ihn aber meiden wie den bösen Feind, wiewohl er oft allein saß und sichtbar sich gerne mit mir unterhalten hätte; es waren mehrere Tische im Saal, es ging laut her und unter dem Stimmengeräusch verstand ich kaum die Hälfte seiner Worte, denn er sprach ein Mittelding zwischen Hamburgisch und Berlinisch; z. B. ich hörte das Wort Nohwähn und brachte nur durch Schlüsse heraus, es solle Norwegen heißen (er verschwemmte auch das G). Ich fragte oft zwei-, dreimal, verstand beim dritten Mal abermals nicht — da half es nichts, ich mußte mich der Marter entziehen, auf Gefahr, ihn zu verletzen, denn er mußte merken, daß ich ihn mied, und konnte nicht erkennen, warum. Die norddeutsche Aussprache ist ohnedies überhaupt weiter hinten in der Mundhöhle lokalisirt, als die süddeutsche. Wir haben den Eindruck, als verklingen die Laute, statt vorn herauszugehen, hinten im Rockkragen. Da man nun im Gespräch nicht wohl das Ohr hinten an den Rockkragen des Andern auscultirend anlegen kann, so ist in Fällen, wie der genannte, kein Ausweg, als: „der Rest ist Schweigen".

Sollte es nöthig sein, daß ich zum Schluß noch zu Punkt 2 auf der vorangestellten Warnungstafel zurückkehre? Dort wird vor dem Lesen dieser Blätter gewarnt, wer nicht verstehen will, daß kein Einzelner gemeint ist, wenn ich von Manier, von Affectation rede, der späte Erbe des eingerissenen Unfugs wird von jeder Schuld freigesprochen. Mit einer kleinen Modification wollen wir dies jetzt so ausdrücken: die Portion von Mitschuld, die unter vielen Millionen von Menschen auf den

einzelnen Mann kommt, wenn durch die contagiöse Fortpflanzung der Mode ein Sprachmißbrauch einreißt, ist so klein, daß sie fast Null gleicht. Diese Modification deckt mich gegen einen Vorwurf, den man erheben könnte: mein Vorgehen, könnte man sagen, habe etwas ähnlich Verletzendes, wie wenn man Einem seine Nase verspottet, für deren Form er doch nichts kann, die nun einmal so, wie sie gewachsen, ein Stück seiner Persönlichkeit bildet. So ist es denn doch nicht. Ich habe bereits gesagt, daß solche Idiomformen nicht physiologisch seien; das Unbewußte der Angewöhnung ist doch keine Naturnothwendigkeit; ein Bewußtsein läßt sich wecken, es kann darüber reflectirt werden und dann tritt auch Freiheit ein, daran zu ändern. Meine Nase kann ich nicht anders ziehen, einige starke Unrichtigkeiten meines Idioms kann ich ablegen. Sträube ich mich gegen die Weckung des Bewußtseins, suche mit Gründen zu decken, was jedem guten Grund zuwider Mode geworden, dann kann nicht mehr von minimaler Schuld, die fast gleich Unschuld, die Rede sein und dann hat die Symbolik der Auffassung, die im geschilderten Charakter der Aussprache ein Bild selbstgefälliger, naturloser Bewußtheit sieht, nicht ein Stück Unrecht, ein Stück Recht, sondern nur ganz Recht. Ich stieß auf Widerspruch, als ich früher einmal den Mißbrauch der Zerquetschung des R angriff. Ein verdienter Schriftsteller hielt mir brieflich entgegen: die höhere Cultur bringe nothwendig eine gewisse Abschleifung von Sprachlauten mit sich; der Spanier spreche wohl das schöne, volle Zungen-R, aber diese Nation stehe doch hinter den modernen Culturvölkern zurück, stecke noch halb in der Natur. Er konnte sich auf den Erfahrungssatz berufen, daß Fortschritt in der Bildung immer auch um Opfer an Naturfülle, Naturschönheit erkauft wird. Aber — „wer zu viel beweist, beweist nichts" ist doch auch kein leerer Satz. Das geschichtliche Gesetz der Abschleifung der Sprachen hat denn doch seine Grenze; Grundlaute dürfen nicht angegriffen werden, nicht rohe Natur ist es, was diese bewahrt wissen will. Ist es rothhäutisch, den Kraftlauten der Sprache ihren Körper voll und ganz zu lassen, ist es erlaubt, bildungshalber an diesem Körper herumzufeilen, bis er flach wird, oder — ein besseres Bild — ihn wie Gefrornes im Mund verlaufen zu lassen, dann würde ich vorschlagen, lieber einmal an unsere vielen ung zu gehen. Diese Endungsform, vollends wenn sie noch unc heißt wie in unserem Norden, ist doch wohl der häßlichste Theil unserer Sprache und höchst unbequem im Munde; mancher Dickhörige freilich schreibt oder spricht mit Heiterkeit: in der Hoffnung, meine Besitzung durch Erweiterung, Ordnung, Anpflanzung, nach richtiger Berechnung u. s. w. u. s. w. Ich würde nun vorschlagen, daß wir dieses lästige ung etwa zu einem ui oder ua erweichten, also Hoffnui oder Hoffnua und sofort, oder daß wir es in einen Zischlaut zusammenzögen, also etwa Hoffnuz u. s. w. — Wäre niedlich!

Der Herr war ein Berliner. Ein anderer Brandenburger ließ mir sagen: weil die Schwaben das R mit der Zunge sprechen, soll das richtig und Gesetz sein und die Preußen hübsch folgen? Nein, mein Lieber, weil es Gesetz ist, sprechen die Schwaben das Zungen-R und sollten die Preußen es auch thun. Und zum Ueberfluß — denn ich habe bereits deutlich gezeigt, daß ich meinen Schwaben nichts schenke — will ich nur gestehen, daß leider! leider! diese Sprachtugend sichtlich bei uns abnimmt. Schon oben konnte ich nur sagen, es gehe dem R im Schwabenlande immer noch meist gut. Meine Beobachtungen sind in der That nicht erfreulich. Ich konnte früher in den Redeübungen, die ich von Zeit zu Zeit halte und wobei ich den besten Theil des Semesters mit meist vergeblicher Bemühung um richtige, reine und deutliche Aussprache zu verlieren pflege, die Schwaben immer als Muster im R vorstellen können; neuerdings hat sich das traurig verändert, im letzten Curs waren es 3 von 10, die das R nicht in den Gaumen rutschen ließen wie die Backfische. Ich rief ihnen zu, sie sollen bedenken: wir Schwaben haben mit den Alemannen uns zu wehren, daß nicht —

Dieser Satz verlangt eine neue Linie, er ist ein Schluß- und Hauptsatz. Süddeutschland hat sich zu wehren, daß nicht im Deutschen der Widerspruch zwischen Schreibung und Sprechung einreiße wie in Frankreich und England. Ein R schreiben und ein A sprechen ist kaum weniger verkehrt, als ein au oder eau oder eaux schreiben und ein O sprechen oder ein igh schreiben und ein ei sprechen. Man weiß, wie es in diesen Sprachen so gekommen ist. Nehmen wir z. B. das Wort autre. Der Gallier schrieb anfänglich alter und sagte alter. Nun sprach er aber das L mit Zurücknehmen der Zunge nach dem Gaumen als Kehlen-L: ein Laut, der im Russischen und Polnischen neben dem reinen L normal besteht. Nun klang alter fast wie auter; man kann sich das genau vorstellen, wenn man das Kehlen-L der Schweizer vergleicht: als, Hals lautet hier fast wie aus, Haus. Soweit folgte nun die Schreibung der Sprechung, daß man jetzt auch autre schrieb. Von diesem au statt al war es aber nicht weit zu O und so wurde aus alter ein oter, aber hierin folgte die Schreibung nicht der Aussprache, man fuhr fort autre zu schreiben (auf die Versetzung der zwei Endlaute re brauchen wir hier nicht einzugehen). Dies ein Beispiel von vielen; es ist gleichgültig, an welchen Punkten der Mißbrauch anfing, er riß eben ein, griff an diesem und jenem Punkt an und lief weiter und weiter; und so, wenn wir Deutschen R schreiben und A sprechen, wird es bei dieser Bresche nicht bleiben, der Einsturz des Normalverhältnisses zwischen Schrift und Aussprache wird weiter greifen und endlich da ankommen, wo er in Frankreich und England angekommen ist. Hat es doch auch auf andern Punkten schon stark bei uns angesetzt: in breiten Strecken schreibt man g und spricht J (in zwei Wörtern ist dieser Unfug freilich so stehend geworden, daß ihm die Schreibung endlich folgte: jäh für gäh und Jauner für Gauner ist entschieden falsch); bei der Aussprache des S wird in nördlichen Strichen Deutschlands die Zunge zu tief angesetzt, so daß es fast wie D lautet, nun hört man statt: sehr ein der, statt: Gesetz, Jedez; so auch in Vokalen: kein kleiner Theil von Deutschland schreibt u und spricht einen Mischlaut zwischen O und Oe, wie die Engländer, die es freilich eben aus ihrer Heimat, Norddeutschland, mitbrachten.

Man muß sich nun recht verdeutlichen, wie es sich mit dem Widerspruch zwischen Schrift und Aussprache eigentlich verhält: er fixirt sich in den Köpfen bis zur völligen Verdunklung des Begriffs von Schriftzeichen und ihrer Bedeutung. Eine Dame sang: Ihr Jätter meines Lebens u. s. w. Der Singlehrer verbessert: „Götter"; sie aber behauptet, es stehe ja deutlich gedruckt: Jätter, es stehe doch da auf dem Papier. Sie selbst sprach doch in manchen Silben das G richtig, da nämlich, wo es nicht zu verderben ist, z. B. in der Verbindung mit L (königlich u. dgl.), allein das veränderte nichts an ihrer Verstockung, sie zog schlechterdings die Consequenz nicht. So droht es denn auch mit dem R zu kommen und an was Alles es noch kommt, ist nicht abzusehen, und also noch einmal: wehre dich Süddeutschland gegen das Eindringen des R = A!

Ich habe nicht schelten und spotten wollen; man thut eben, was man kann, und versucht es mit dem Mittel des Ueberzeugens. Aber wie wenig vermag der Einzelne! Was hilft es, wenn ich mit meiner Schreiberei auch den einen oder andern R = A-Laller bekehre! Was will das sagen gegenüber Millionen, die meine armen Blätter nicht lesen und, wenn sie lesen, für wohlweise Nörgelei halten! — Wie aber, wenn es doch ein Mittel gäbe? Viribus unitis! Ich finde Rath. Ich darf wohl hoffen, daß dieser mein Krankheitsbericht einen und den andern Schulmeister in den Landen zu Gesicht kommt, wo die Epidemie herrscht. Ueberzeuge ich von diesen vorerst nur Einen und gibt er der Ueberzeugung Folge, so ist eine Handhabe gegeben. Hat er jährlich etwa 70 Kinder in der Schule, bringt er von diesen etwa 40 das richtige R bei, so ist ein hübscher Anfang gemacht. Die Jahrkurse wechseln ja, wir haben in drei Jahren 120 natürliche, unwillkürliche Propagandisten des Zungen-R; man rechne weiter und schöpfe Hoffnung! Und nun habe ich vielleicht erst zu wenig vorausgesetzt: kann nicht das Glück wollen, daß ich zwei ja drei Schulmeister überzeuge? Also dann jährlich 80 oder gar 120, in drei Jahren 240 oder 360 Propagandisten! Man rechne abermals weiter und hoffe noch blühen-

der: man mache einen ungefähren Durchschnittsüberschlag der Zahl von Geschwistern, Nachbarkindern, die ein gebessertes Kind jährlich bessert —, noch mehr, man nehme an, unter den bekehrten Schülern seien etliche, die selbst zu Schulmeistern aufsteigen, also aus Bekehrten Bekehrer werden — welch trostreicher Blick ins Unendliche!

Edle Volksschullehrer! Lange nicht nach Verdienst gewürdigter Stand der Volksbildner! Seht, welches weitere, große Verdienst ihr euch erwerben könnt! Die Frage der Rechtschreibung ist ein Knoten, so verschlungen, daß er unendlich schwer zu lösen ist, die Frage der Rechtsprechung: wie ungleich planer liegt sie doch, da ihr der klare Anhalt physiologisch an den Sprachorganen gegeben ist! Ihr könnt, wenn ihr wollt! Versagt euch nicht der guten Sache!

Ist aber all mein Hoffen eitel, glaubt mir in den Landen, gegen deren Aussprache ich predige, kein Mensch, daß R nicht A ist, so gibt man mir doch wohl wenigstens zu, daß die Schreibweise der Aussprache folgen soll. Also gut, regeln wir jene nach dieser! Wir schreiben dann also künftig ein R nur noch in Silbenanfang, wo es als Zungen-R spricht, wer kann und will, als Gaumen-R, wer nicht anders kann oder fälschlich so will; im Uebrigen schreiben wir zwei verschiedene A: das eine ist der bekannte Vokal, das andere bedeutet den Laut, der früher auch am Silbenschluß R geschrieben wurde und den zurückgebliebene, ungebildetere deutsche Brüder auch an dieser Stelle noch als R sprechen, den aber der fortgeschrittene Theil Deutschlands jetzt feiner als eben den Vokal spricht, den das Zeichen A bedeutet. Ich verabschiede mich vom Leser mit einer Probe dieser künftigen Orthographie:

Da Mensch soll sich von da bloßen Natua zua Cultua aheben und dies voanehmlich auch an da Sprache zeigen, indem ea die gröbaen Ualaute daselben mildat. Ein solcha Ualaut ist namentlich das R. Wenn gebildete Menschen sich miteinanda untahalten, soll es nicht klingen wie ein Donnawetta oda als wüade da Zapfenstreich geschlagen. Lasset uns diesen rohen Laut übaall da, wo die gebildetae Meaheit da Deutschen ihn längst als A spricht, künftig auch so schreiben. Ein gewissa Vischa hat sich einmal wieda lächalich gemacht als Vafassa eines Aatikels: Leiden des aamen Buchstaben R auf seina Wandaung duach Deutschland. Diesa eigenliebige Schwabe glaubt uns predigen zu düafen. Aba ea iat sich. Kein Mensch kümmat sich um den Propheten im schwäbischen Winkel. Man kennt ihn längst als Grillenfänga. Ea mag hübsch zusehen, ob ea etwas acheicht. Ea wiad uns in unsra Sichaheit nicht aschüttan. Statt unsan Schulmeistan zu predigen, sollten die Schwaben hübsch bitten, daß ihnen eine Zahl Schulmeista als Lehra des richtigen Deutsch aus dem Lande da Intelligenz vaabreicht weaden.

François Coppée's „Olivier" im deutschen Gewande.

Von den neuern Dichtern Frankreichs, worunter manche wahrhaft gottbegnadete, ist François Coppée einer der begabtesten und am längsten durch mehrfache Uebertragungen in Deutschland bekannt. Erst kürzlich ward in dieser Wochenschrift (Nr. 22) auf eine Reihe seiner poetischen Stillleben hingewiesen, von Rob. Waldmüller übersetzt und 1881 in Stuttgart erschienen. Ihnen waren gar manche kleinere Gedichte desselben, von Em. Geibel übertragen und zum Theil in eben dieser Zeitschrift veröffentlicht, voraufgegangen. Noch früher und wohl am meisten bekannt wurde Coppées Name in Deutschland durch das größere Gedicht „Der Strike der Schmiede" — in einer guten Uebersetzung von dem unlängst verstorbenen Vorleser Emil Palleske häufig vorgetragen — und durch das Drama „Der Geigenmacher von Cremona" an vielen deutschen Theatern ein gern gesehener Einacter. Zwei andere Dramolets hatte Graf Wolf v. Baudissin übersetzt und 1875 (Leipzig, Hirzel) herausgegeben. Von dem nämlichen vielbewährten Uebersetzer erschien dann, als nachgelassenes Werk, die Uebersetzung der Novelle „Olivier". Von eben dieser poetischen Erzählung liegt nun eine neue Uebertragung ins Deutsche vor, und zwar von der Hand des Freiherrn Gisbert Vincke*), einem nicht minder gewandten Uebersetzer in metrischer Form als der Urheber der früheren Olivier-Uebersetzung. Schon der Umstand daß eine und die nämliche Dichtung in kurzer Zeit zwei solche Uebersetzer findet, verdient eine besondere Beachtung und fordert zu einem Vergleiche beider Leistungen auf.

Das übertragene Poem selbst, eine gar hübsche Herzensgeschichte eines jungen Poeten und an Umfang die längste der erzählenden Dichtungen Coppées, ergeht sich mehr in einer Reihe aneinander gefügter Genrebilder als in der behäbigen Darstellung eines epischen Vorgangs. Aeußerst knapp in der Diction, entwickelt es sich vorwiegend in Stimmungsfolgen, weniger in Begebenheiten, die nur ausnahmsweise als unmittelbar stattfindend geschildert werden. Wiewohl der Satzbau des Originals häufig eine Länge annimmt, die dem Charakter des uns vornehmlich durch Prosa bekannten Französisch scheinbar fremd ist, zeichnet der Dichter mehr in andeutenden Grundstrichen, wobei der Ausdruck selbst immer gedrängt und bündig bleibt. Durch das Ganze weht ein lyrischer Hauch, und dieser geht unfehlbar verloren, wenn das Gedicht in der Uebertragung an Breite zunimmt. Eben dies ist bei der Uebersetzung des Grafen Baudissin der Fall. Dieselbe hat beiläufig anderthalbhundert Zeilen mehr als das Original, wiewohl Baudissin demselben treulichst Wort für Wort nachgeht und nur ausnahmsweise, wo er metrische Lückenbüßer braucht oder infolge einer offenbaren Flüchtigkeit beim Uebersetzen auch Umdichtungen hat, die beim schließlichen Ueberlesen der Arbeit vor dem Druck leicht ausgemerzt worden wären. Baron Vinckes Uebersetzung dagegen hat nur drei Zeilen mehr als das Original, und so ist schon äußerlich eine größere Uebereinstimmung mit demselben erzielt, welche die Wahrung der nöthigen Knappheit im Ausdruck verbürgt.

François Coppée dichtet seine poetischen Erzählungen in Alexandrinern. Beide deutsche Uebersetzungen sind im Blankvers gehalten, wiewohl es bei der von Baudissin auffälligerweise heißt „im Versmaße des Originals übersetzt". So ohne weiteres sind nun Alexandriner und Blankvers nicht identisch, obschon es, wie Baron Vincke in der Vorrede zu seiner Uebersetzung mit Recht hervorhebt, kaum mehr zweifelhaft sein kann, daß der französische Alexandriner deutsch am besten durch den Blankvers wiederzugeben sei, wenngleich er antithetische Wendungen minder scharf zuspitzt. Bei der gepriesenen Formgeschmeidigkeit des Deutschen hat man es freilich schwer zu fassen, weshalb dort ein Versmaß ungeeignet sein soll, welches dem metrisch so spröden Französisch ganz geläufig ist, zumal der Alexandriner in stammverwandten Sprachen — im Schwedischen und Holländischen — volles Bürgerrecht genießt. Dennoch hat der Alexandriner im Deutschen, der doch die viel künstlicheren antiken Versmaße sich angeeignet, nicht heimisch werden wollen. Es liegt dies aber darin begründet, daß der französische Alexandriner ein völlig anderer Vers ist als der deutsche. Dieser läßt sich nur scandiren; dann theilt ihn die unvermeidliche Cäsur in zwei völlig gleiche Hälften, und daraus erwächst — bei längeren Gedichten — eine unerträglich langweilige Monotonie. Der französische Alexandriner dagegen wird nicht scandirt, sondern conversationsmäßig gesprochen; so hat jede Zeile ihren eigenen Tonfall, und fast nur der Reim markirt den Vers. Im Deutschen hat man ähnliche Wirkung erzielen wollen durch eingestreute Daktyle, jedoch nicht mit Glück und ohne Anklang zu finden**); der Vers verliert dann die Einheit, er wird zu sehr Knittel-

*) Olivier, Novelle in Versen von François Coppée. In freier Uebertragung von Gisbert Freiherrn Vincke. (Autorisirt.) Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.

**) Freiligrath hat allerdings den Alexandriner benutzt, aber nur für kürzere Lyrik, untermischte ihn aber auch dann meist mit kürzeren Zeilen, als Antidot gegen Monotonie. Dankbar wäre wohl auch den Fünffüßer zu reimen, allein auf die Dauer würde auch das langweilig ins Ohr fallen und den leichten Ton der Erzählung beeinträchtigen.

vers. Im Deutschen kommt der Blankvers unserer Conversationssprache am nächsten, und wesentlich darum wählte ihn das höhere Drama. Selbstverständlich ist es aber beim Blankvers mit dem bloßen Zusammenstellen des betreffenden Silbenfalles nicht gethan, sondern ist ein Schwung der Sprache selbst dabei vorausgesetzt und hat man auch sonstige Rücksichten des Ebenmaßes und des Wohlklangs nicht außer Acht zu lassen.*) Trotz ihres äußerlichen Unterschiedes kommen der deutsche Blankvers und der französische Alexandriner so nahe, daß sie bei einer geschickten Uebersetzung im Allgemeinen sich Zeile für Zeile decken müssen. Es trifft dies, wie schon vorhin bemerkt, bei der Olivier-Uebersetzung Vinckes beinahe genau zu. Die seltenen Fälle, sagt er in seinem Vorwort, wo der französische Ausdruck einmal kürzer ist als der deutsche, werden ziemlich ausgeglichen durch die entgegenstehenden, wo die Wiedergabe des Alexandriners den Raum eines Blankverses noch nicht erfordert. Freilich gesteht der Uebersetzer, daß Treue des Buchstabens häufig durch Treue des Sinnes ersetzt worden, was er jedoch mit Recht als eine Nothwendigkeit betont, welche durch die Charakterverschiedenheit der beiden Sprachen bedingt wird, wenn die Uebersetzung — was doch ihre vornehmste Aufgabe ist — als deutsches Gedicht sich darstellen soll.

Hierin eben besteht der wesentliche Vorzug der neuen Uebersetzung des Olivier gegen die frühere, der man im Ausdruck die Uebersetzung gar zu sehr heraushört. Außer daß der zu genaue Wortanschluß die deutsche Wiedergabe bei Baudissin schwerfällig macht, so läßt er sich sogar ein unmittelbares Herübernehmen französischer Wörter zu Schulden kommen, die dem deutschen Vers einen ganz fremdartigen Klang verleihen. Denn offenbar ist es nicht glücklich, wenn nicht nur eingebürgerte Fremdwörter wie Boulevard, Boudoir, Diligence u. dgl. mehr, sondern auch Pays latin für Studentenviertel, Retraite für Zapfenstreich, elegantes Quartier für feineres Viertel, christliche Resignation für Entsagung, und nun gar Octroi und Abattoir wie selbstverständliche deutsche Ausdrücke verwendet sind. Daß bei ihm andrerseits so willkürliche Wiedergaben vorkommen wie z. B. die erste Zeile in Oliviers Tagebuch am 20. Juni wo des Originals

„De son calme nouveau mon âme est étonnée“

ganz unmotivirt

„Die neue Meeresstille staun' ich an“
(Vincke: „Ich bin erstaunt wie ruhig jetzt mein Herz“)

heißt, rührt wohl nur von unterbliebener Revision der Arbeit her. Bedenklich ist es aber immerhin, daß es stehen geblieben und leider nicht vereinzelt ist. Gleich der Schluß der unmittelbar vorhergehenden Tagebuchstelle (15. Juni) ist ebenfalls sehr unglücklich ausgefallen. Die reizenden Strophen des Originals:

„Jouissons du moment heureux, saisissons l'heure,
Sans en attendre une autre aussi bonne ou meilleure.
Satisfait d'admirer, sans vouloir le saisir,
Ce frêle papillon de l'âme, le désir.“

erhalten bei Baudissin folgende Gestalt:

„Erfreuen wir uns dann
Des holden Augenblicks; ergreifen wir
Die Stunde, hoffen nicht auf eine zweite
Oder noch schön're! Sei es uns genug
Der Seele zartem Falter, der Bewundrung
Uns hinzugeben, nicht sie festzuhalten.“

Daß le désir mit „Bewunderung“ wiedergegeben ward, rührt natürlich nicht von mangelhafter Sprachkenntniß her, sondern beruht auf metrischer Verlegenheit. Weit geschickter im Bewältigen dieser Schwierigkeit ist Vincke, bei dem die vorhin aus dem Original angeführten Zeilen eben so hübsch und wohlklingend wie originalgetreu lauten:

„Genieße den Moment, halt' fest die Stunde,
Erwarte nicht, daß eine bess're kommt;
Bewund're nur, doch nimmer woll' ihn fesseln
Der Seele leichten Schmetterling, den Wunsch.“

Solche Proben dichterischer Gewandtheit auf Seiten Vinckes lassen sich ohne Schwierigkeit vermehren. Wir begnügen uns namentlich auf die ganze Tagebuchpartie der Novelle hinzuweisen, welche bei ihm durch und durch die Anmuth einer Originaldichtung athmet, was um so höher anzuschlagen, als der Uebersetzer gerade hier von seinem Recht, Sinntreue für Worttreue zu nehmen, den sparsamsten Gebrauch macht. Nur an wenigen Stellen ist er einzelnen Ausdrücken des Originals nicht ganz gerecht geworden. Dies gilt namentlich von dem dort ganz am Schlusse vorkommenden Passus, wo „l'étendue du temps“ weniger glücklich durch „Raum der Zeit“ wiedergegeben ward, zumal hier, nach unserm Dafürhalten, „die Spanne Zeit“ sowohl metrisch wie poetisch angemessener gewesen wäre. Ebenso dürfte für die Wiedergabe des französischen „jusques aux Invalides“ eine deutlichere Wendung zu finden sein als das Buchstäbliche und deutsch gewiß zweideutige „bis zu den Invaliden“ (V). Daß in Kap. VII mit „veste de velours“ ein anderes Kleidungsstück gemeint ist als das bei Vincke angegebene, wird wohl ebenso auf einem Versehen bei der Correctur beruhen, wie es bei der Tagebuchstelle vom 26. Juni der Fall, wo für „la dernière neige“ des Originals „das letzte Sehnen“ anstatt „der letzte Schnee“ sich eingeschlichen. Derlei Kleinigkeiten, deren man nicht viele finden wird, sind bei einer spätern Auflage leicht beseitigt.

Aber noch ein Vorzug der neuen Olivier-Uebersetzung vor der früheren bleibt hervorzuheben. Bei aller Freiheit, womit Baron Vincke seine Uebersetzung dem Original gegenüber metrisch gehalten, hat er demselben bei Kap. XII und XIV die größte Treue in der Wiedergabe der dichterischen Form bewiesen. Jedes dieser Kapitel enthält nämlich ein abgeschlossenes lyrisches Gedicht aus der Feder des Titelhelden der Erzählung und sondert sich von dieser selbst durch Aenderung des Metrums ab, indem dort die Alexandriner in vierzeilige Strophen gegliedert und bei XII mit zwei Halbzeilen untermischt sind, wobei auch noch die Reimstellung geändert ist. Diesen wichtigen Umstand hat Baudissin allerdings nicht übersehen, läßt aber nicht nur an beiden Stellen den Reim fallen, so daß also Kap. XIV bei ihm Blankvers ist und sich von dem erzählenden Theil der Dichtung nicht abhebt, sondern gestaltet bei Kap. XII auch das Metrum um, indem er dessen Zeile 1 und 3 ohne Cäsur bringt und für die beiden Halbzeilen je einen Vierfüßer setzt, während bei Baron Vincke nur der Alexandriner gegen den Fünffüßer vertauscht bleibt, dagegen der Reim, der in diesen beiden Kapiteln ganz unerläßlich, strengstens beibehalten ist. Ueberhaupt fällt jede Mehrung eines Vergleichs der ältern Uebertragung mit der neuern zu Gunsten der letztern aus, indem selbige weit entschiedener als jene den Eindruck einer deutschen Dichtung macht, deren nun stattgefundene Veröffentlichung den Freunden poetischer Lectüre nur erwünscht sein kann.

Wilhelm Bolin.

*) Näheres darüber findet man in der sinnigen Ars poetica, welche Baron Vincke in seinem kürzlich veröffentlichten Büchlein „Ein kleines Sündenregister“ (Freiburg i. B. 1882) entwickelt.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Skalden-Kunst.

Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Dahn.

Was wohl den gelehrten und dichterisch veranlagten Königsberger Professor bewogen haben mag, aus einer guten Ballade ein schlechtes Theaterstück zu machen? Denn eine gute Ballade ist wohl das Gedicht: „Skalden-Kunst“, das sich in seinen Gesammelten Liedern findet. Es wird uns da erzählt, daß in Herjadal arger Krieg zwischen König und Prinz, Vater und Sohn, Alt Olaf und Jung Olaf entbrannt ist, den der

schlaue Skalde Swan durch einen Komödienkniff schlichtet. Der edle Sänger hat nämlich erkannt, daß es den beiden Gegnern im Grunde ganz so ergeht, wie Heines seltsamen Liebenden: sie sehen sich an so feindlich und wollen vor Liebe vergehn. Um so leichter wird das Werk der Versöhnung. „Komm," sagt also Swan zum alten König,

„Um Mitternacht an Odhins Eiche
— Du kennst sie gut, die rundthurmgleiche, —
Tritt schweigend an die rechte Seite
Und horch auf mich — und sieg' im Streite."

Dem Prinzen aber gibt er dasselbe Rendezvous:

„Herr, traue mir und meiner Kunst:
Um Mitternacht — thu' mir die Gunst —
Du kennst die Odhins-Eiche — tritt
Zur Linken ihr mit leisem Schritt:
Und horch auf mich und meine Rede
Und glorreich wend' ich dir die Fehde."

Als dann das doppelte Stelldichein — rechts der König, links der Prinz, in der Mitte die Eiche — stattfindet,

Da aus dem Busch tritt Swan hervor,
Und klagt zur Eiche laut empor:
„Ihr Götter, so habt ihr's geendet?"
Und zu dem Stamm nach rechts gewendet
Leis ruft er: „König freue dich:
Dein Sohn erstach in Reue sich:
Du hast gesiegt!" Dann zu der Linken:
„Jung Olaf, Sieg magst nun Du trinken:
Dein Vater, diesen Kampf zu meiden,
Warf sich vom Fels!" — Da scholl von Beiden
Da scholl vom Vater und vom Sohn
Laut durch die Nacht ein Wehe-Ton:
„O lebte noch mein theurer Sohn:
Wie gerne räumt ich ihm den Thron!"
— „Weh um den König, meine Herrn!
Wie stürb ich für den Vater gern."
Da nahm der Skalde Beider Hände:
Sie faßten sich und sonder Ende
Liebkosten Beide sich mit Brunst:
Swan sprach: „Seht, das war Skalden-Kunst!"

Wie man sieht, eine Anekdote, nicht mehr, nicht weniger. Dahn thut sich sogar im Nachwort zu seinem bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienenen Stück viel zu Gute darauf, daß er den Stoff dieses Dramas „ausschließend seiner frei erfundenen Ballade" entnommen habe. Jedenfalls muß er sich auf das daraus gewonnene Stück etwas weniger einbilden. Es ist geradezu unbegreiflich, daß ein Theaterkind wie er, ein Dramatiker, der in seinem früheren Stück einen so großen Sinn für das Bühnenwirksame bekundet, auf den Einfall kommen konnte, diesen anekdotenhaften Stoff zu einem Drama von drei Acten auszuspinnen — drei Acte, wo ein Einacter mehr als genügt hätte! Wenn er wenigstens bei der Dramatisirung zuerst darauf bedacht gewesen wäre, den Conflict zu vertiefen und zu compliciren, — aber nein! er versetzt den Thatbestand der Ballade, gerade so wie er ihn „frei erfunden" hat, ohne weiteres ins Drama. Wir bekommen nicht einmal die Reidinge, welche Vater und Sohn aufhetzen, zu sehen: Vater und Sohn werden uneins durch ein Mißverständniß — die pure Höflichkeit des alten Königs gegenüber einem Nachbarkönigssohn weckt im Prinzen die Sorge um sein Erbrecht — und ein Mißverständniß — Swans Klage, daß „der Unglückselige" gestorben sei — führt sie wieder zusammen. Neu hinzugekommen ist nur die junge Prinzessin Bathild, die den Sänger Swan liebt und ihn richtig auch heirathet, aber erst — wo bleibt da die in unzähligen Jamben als mächtig gepriesene Skalden-Kunst? — *nachdem* er zum König von Seeland ausgerufen worden ist. So endet das Stück, das niemals hätte anfangen sollen, wenigstens mit einer „standesgemäßen" Heirath, die ohne Zweifel der Intendanz des Schauspielhauses verlockend genug erschien, um Annahme und Aufführung zu motiviren.

Bei der Ausführung hat sich Dahn von zwei Richtungen beeinflussen lassen, und wir brauchen nur die gereimte Vorrede zu dem gedruckt vorliegenden Stücke zu lesen, um die eine zu erkennen. Er hat nämlich sein Drama der Tochter Rückerts gewidmet und versichert ihr:

„Dein großer Vater aber hätte
Dies Spiel gelobt: mit dem gewaltgen Haupt,
Dem Ehrfurcht heischenden, hätt' er mir, schweigend,
Ernst, zugenickt, wie er wohl häufig pflag."

Nun ist aber der treffliche Rückert in theatralibus nichts weniger als ein competenter Richter, denn seine eigenen Dramen — öde Wechselreden ohne Gestalt und Gehalt — gehören ohne Zweifel zu den langweiligsten Hervorbringungen unserer Literatur. Wenn es also Dahn seinem Vorbilde in dieser Beziehung gleichthun wollte, so ist es ihm durchaus gelungen. Aber man kann noch ein anderes Element constatiren. Dahn hat zuletzt vier Libretti — Operndichtungen nennt er das — verfaßt, und so zeigt es sich in seinem Schauspiel, daß er noch mitten im Opernstil befangen ist. „Skalden-Kunst" hat Lieder, Solis, Duette, Tuttis; Held und Heldin schmiegen sich zusammen, er sagt einen halben Satz, sie vollendet ihn, und ganze Romanzen werden auf solche Weise abgeleiert. Man höre das folgende „fast bange, ehrfürchtige Zwiegespräch":

Ring. Da sagt man recht — durch Runen und Gesänge —
Bathild. Durch hehre Zeichen — unter alten Sprüchen —
Ring. In heilger Bäume Rinde leis geritzt —
Bathild. Bezwingen sie in segenvollem Zauber —
Ring. Der Menschen Sinn: — — Das lernten sie von Odhin.
Bathild. Ganz in der Nähe, — nicht? — im Zauberwalde —?
Ring. Ragt Odhins Esche, die gewaltige.
Bathild. Die sieben Männer kaum umklaftern. —

Und das geht so noch eine zweite Seite fort. Dieses Sichvommundeabfangen wiederholt sich im folgenden Act wieder und wird förmlich zur Manier.

Bathild. Und morgen ziehen alle Deine Krieger —
Swan. Auf jenes Haupt, dem Fremdling selber heilig, —
Bathild. Das eine Doppelkrone trägt: von Gold die Eine, —
Swan. Die andre, ehrfurchtwürdigre: von Silber.

Wer dieses Hinneigen zum Opernhaften genau constatiren will, der schlage das Buch auf und lese zumal die Parenthesen, welche von Winken für Regisseur und Schauspieler strotzen. Namentlich scheint unserem Dichter die ganze Schauspielkunst in den Kunstpausen zu liegen. Swan eröffnet das Stück mit einem kurzen Monolog, der vorgeschriebener Maßen nicht mehr und nicht minder als eine große Pause, sechs mittlere und drei kleine Pausen enthält. Auch auf schöne plastische Stellungen und Gruppen wird viel Rücksicht genommen. Nachher muß sich Swan — der hiesige Darsteller hatte dies versehen — hoch emporrecken, den Speer in der Rechten, damit er an das Bild Odhin gemahnt. Dann sind der Vorschriften über die Gesticulation kein Ende. „Bathild macht auf dem Hügel Halt und betrachtet staunend den Fremdling — mit der Hand deutend — immer mehr ergriffen, während sie ihn staunend betrachtet — kleine Pause — Pause: sie stockt verwirrt — Pause: sie will ins Knie sinken." Ganze Seiten sind librettohaft eingeklammert und mit minutiösen Anweisungen versehen. Der Dichter kann ja mit Recht der Meinung sein, daß man unseren Schauspieler nicht allzu viel überlassen darf und am besten immer mit dem Zaunpfahl deutet, aber diese und ähnliche Kleinlichkeiten beweisen doch, wie viel er auf solche Aeußerlichkeiten hält. Sogar der Vorhang wird gemeistert: zuerst fällt er langsam, dann sehr rasch, endlich wieder langsam. Vielleicht wird Herr Dahn das nächstemal auch der eisernen Gardine das Tempo anweisen.

Die akademisch vornehme Diction enthält, wie es sich bei einem Dichter wie Dahn von selbst versteht, auch große Schönheiten. Zwischen dem nöthigen Vorrath von vorgeschriebenen und autorisirten Pausen, den Kolons und besonders zahlreichen Gedankenstrichen findet sich manche feine Wendung, mancher schwungvolle Vers. Am wenigsten gefällt mir die Individualisirung, denn von Charakteristik ist nichts zu merken. Dahn gibt einer jeden seiner Personen ihren Geburtsschein mit. Der König ist wohlgezählte sechzig Jahre alt, sein Sohn vierundzwanzig, seine Tochter einundzwanzig und Swan vierzig — und darauf beschränkt sich fast die ganze Charakteristik. Der König und sein Sohn haben die „Gewöhnung, wenn sie, wie sie es oft thun, in Zorn auflodern, die linke Hand mit geballter Faust rasch bis über das Haupt zu erheben", und diese Aehnlichkeit könnte man sich gefallen lassen, wenn sie nur nicht auch ganz dieselbe Sprache reden würden. Bathild ist ein Backfisch ohne Physiognomie und Swan ein moderner Phrasenmacher. Bei einem Dichter, der so viel auf den streng historischen Eindruck hält, ist es doppelt empfindlich, wenn er uns

geistige Anachronismen zumuthet. Es ist mir absolut gleichgültig, ob Swan einen Schlapphut und eine Netztasche trägt und wie auf seinem Schiffe Helm, Schild, Brünne und Schwert malerisch aufgestellt sind, aber es thut mir in tiefster Seele weh, wenn der altnordische Literat im hintersten Thule neumodische Gefühle und furchtbar gebildete Redensarten auskramt, über Schopenhauers Entsagung und Kants Pflicht docirt, uns sonnenklar beweist, daß der Sänger mit dem König gehen soll, und des ausführlichsten entwickelt, wie er's eigentlich mit der Religion hält.

Die Darstellung that ihr Bestes für das todtgeborne Stück. Trotzdem aber Dahn noch eigens vorschreibt, die Rolle des Swan „nie dem jugendlichen Liebhaber, vielmehr dem Charakterspieler und nur im Nothfall dem Heldendarsteller zu übertragen", und den Sänger zu Bathild sagen läßt: „Dein Vater könnt' ich sein: — — grau wird mein Bart", so gab ihn doch Herr Ludwig mit der ganzen verführerischen Erscheinung eines jugendlichen Theater-Adonis, so daß man über seine weisheitstriefenden Worte nur lächelte. Das Lächeln wurde aber im dritten Acte zum Lachen. Die burlesk plumpe Ueberrumpelung von Vater und Sohn blieb, vielleicht in Folge einiger unsinniger Regiestriche, fast unverständlich, und als nun gar dieselbe Liebesscene, die im ersten Acte beginnt und dann sich ohne Steigerung im zweiten fortsetzt, zum drittenmale wiederkehrte, da verlor der weniger naive Theil des Publicums die Geduld. Man zischte. Wenn Herr Dahn daher im Vorworte besorgt:

„Man wird wohl spotten, daß die Dichtung nur
Durch allzu große Thatenlosigkeit
An Tasso mahnt und Iphigenie —"

so kann ich ihn vollständig beruhigen: es ist keinem Menschen auch nur entfernt eingefallen, an einen solchen Vergleich zu denken. Z.

Notizen.

Wilhelm Scherers Geschichte der deutschen Litteratur (Berlin, Weidmann) ist bis zum sechsten Hefte vorgeschritten. Wie mit den Vorträgen und Aufsätzen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich (Berlin, Weidmann), einer Sammlung von zwanzig geistvoll geschriebenen Abhandlungen, die sich auf den Ursprung unserer Literatur, auf die geistige Entwicklung speciell in Oestreich und auf einzelne Erscheinungen in unserem und dem vorigen Jahrhundert beziehen, welche auf die Literatur ihren Einfluß geübt haben, wendet sich der Verfasser mit seinem jüngsten Werke an weitere Kreise. Hat sein 1878 in zweiter umgearbeiteter Auflage erschienenes Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache" (Berlin, Weidmann) eine neue Epoche der grammatischen Forschung inaugurirt, so fixirt er in der „Geschichte der deutschen Litteratur" die Ergebnisse der literarhistorischen Untersuchungen bis in die jüngste Zeit hinein, und ohne den gelehrten Apparat zu sehen, erhalten wir ein lebensvolles Bild von der Entwicklung unserer Literatur, welches in jeder Linie dem heutigen Stande der Wissenschaft entspricht. Scherers glänzende Darstellungsweise, seine klaren, lichtvollen Schilderungen, seine treffenden Parallelen, seine scharfen Antithesen sind bekannt genug. — In dem vorliegenden sechsten Heft bringt der Verfasser das Kapitel, in welchem er die Anfänge der modernen Literatur charakterisirt, mit einem Abschnitte über das Theater zum Abschluß. Entstehung und Entwicklung der Oper, des Kunst- und des Volksdramas werden in scharfen Umrissen gezeichnet. Das elfte Kapitel ist überschrieben „Das Zeitalter Friedrichs des Großen". Die Wahl dieses Titels dürfte mancherlei Bedenken begegnen, und daß sich Scherer diese nicht verhehlt hat, beweisen die einleitenden Worte, worin er die Bedeutung des Königs für den intellectuellen Fortschritt seiner Zeit kennzeichnet. Die Centren des geistigen Lebens, Leipzig, Zürich, Hamburg, Halle, Berlin geben den Rahmen ab für die lebensvollen Schilderungen der einzelnen Persönlichkeiten, in deren Werkstätte uns der Autor schauen läßt, und deren Beziehungen zu einander er zu gleicher Zeit vor unsern Blicken entrollt. Das sechste Heft schließt mit Lessings theologischen Streitigkeiten ab. — Bei Scherers rastloser Arbeitskraft dürfen wir hoffen, uns bald des Besitzes des vollendeten Werkes zu erfreuen.

Offene Briefe und Antworten.

Schlußwort Karl Blinds über Mathy.

London, 2. October 1882.

Hochgeehrter Herr.

Verbunden wäre ich Ihnen für Aufnahme folgender Antwort an Prof. L. Mathy, den der an und für sich zu achtende Wunsch, das Andenken eines Verwandten zu schützen, zum Versuche der Abmilderung einer der sonnenklarsten Ungerechtigkeiten verleitet hat.

Schon am 14. Mai 1849, am Tage nach der Erhebung der badischen Truppen in der Festung Rastatt zum Schutze der deutschen Nationalversammlung, erwähnte Herr Karl Mathy brieflich u. A. auch der „französischen Führer", welche „die Meuterer" haben „sollen". Kein wahres Wort war daran.

Am 18. Mai entwickelte sich seine Darstellung, nach dem bekannten Recepte Don Basilios, zu der Aeußerung: „Eine süddeutsche Republik unter französischem Protectorat gehört daher keineswegs zu den Unmöglichkeiten."

Am 26. Mai schwoll die Verleumdung bomben- und kanonenhaft zu der Behauptung auf: „Die Bewegung in Baden und der Pfalz stützt sich nun offen auf französische Hülfe, die zwar noch nicht officiell gewährt ist, vielleicht abgeschlagen, aber doch unter der Hand geleistet wird." Dieser Brief Mathys endigt mit den Worten: „Eben läßt mich der Großherzog rufen. Ich muß schließen."

Wer also hat eine „sinnentstellende Abänderung" in Mathys Briefen gemacht?

Prof. L. Mathy, der von einer solchen redet, geht nicht blos an den eben angeführten Worten vorbei. Er behauptet nicht blos: Karl Mathy habe nur von einer „schwachen Möglichkeit (!!)" gesprochen. Nein, er läßt mich auch mit Anführungszeichen ein sogen. Citat machen, das ich gar nicht mit Anführungszeichen als wörtlich citirten Satz gegeben hatte! (Vgl. Prof. L. Mathys Brief mit der Nr. 34 der „Gegenwart", S. 132, 2. Spalte, Z. 35—40.)

Selbst die „National-Zeitung" schrieb in ihrem Angriffe: „Die Veröffentlichung dieser Aeußerungen (K. Mathys) wäre ohne Zweifel besser unterblieben. Historischen Werth konnten sie, die im Eifer des erregten Parteikampfes von 1849 gethan waren, kaum beanspruchen; und wer sie 1882 drucken ließ, konnte nicht wissen, ob Mathy selbst hiermit einverstanden gewesen wäre."

Höchst wahrscheinlich wäre er nicht damit einverstanden gewesen. Denn nach der von mir in der „Gegenwart" (Nr. 35) geschilderten, uns in Paris zu Theil gewordenen Behandlung waren seine, dem ganzen echt vaterländischen wie freiheitlichen Geiste der badisch-pfälzischen Erhebung zuwiderlaufenden Umherflüsterungen vor aller Welt als schnöde Erfindung erwiesen.

Mit vollkommener Hochachtung

Ihr

Karl Blind.

N. S. 5. Oct. Wie ich sehe, hat jüngsthin ein badisches Blatt den Versuch gemacht, mittelst eines angeblichen Aufrufes der provisorischen Regierung der Rhein-Pfalz an das französische Volk, datirt Kaiserslautern, 10. Juni 1849, die erwähnten Verdächtigungen zu stützen. Das Schriftstück ist unzweifelhaft unecht und eine fremdsprachliche Mache. Gerade vom 10. Juni liegt ein echter Aufruf der provisorischen Regierung von Rhein-Bayern mir vor, worin die preußischen Soldaten als Brüder angeredet, das preußische Volk als ein tapferes, hochherziges bezeichnet, und am Schluß gesagt wird: „Brüder, Soldaten, reicht uns die Hände! . . . . Laßt uns für das gemeinschaftliche Ziel kämpfen, die Einheit und Freiheit des deutschen Volkes . . . . Es lebe das große, mächtige, freie Deutschland!" Gezeichnet: Fries. N. Schmitt. Dr. Hepp. (S. Gustav Struves „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden"; Bern, Verlag von Jenni, Sohn, 1849 — S. 253—254).

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Soeben erschienen:

Karl Maria von Weber.

Sein Leben und seine Werke

dargestellt von

August Reißmann.

Mit Portraits, Illustrationen und Notenbeilagen.

8. auf feinem Velinpapier.

geh. *M* 6.—, fein geb. *M.* 7.50.

Dieses Werk schließt sich den weitverbreiteten Musiker-Biographien (Schumann, Mendelssohn, Schubert u. s. w.) des Verf. an, indem es eine Darstellung der künstlerischen Entwickelung des Meisters, sowie seiner kunst- und kulturgeschichtlichen Bedeutung giebt. Eine werthvolle Beigabe bilden d. „Kyrie" und „Sanctus" aus Weber's (ungedruckter) G-dur-Messe.

Verlag von **Robert Oppenheim. Berlin** W.

Verlag von **G. Reimer** in **Berlin**, zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Shakespeare's

dramatische Werke

nach der Uebersetzung von

Aug. Wilh. Schlegel und **Lud. Tieck,**

sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von **H. Ulrici**, herausgegeben durch die **Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.**

Zwölf Bände groß Octav.

Zweite Auflage 15 Mark.

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig**, erschienen soeben:

Fanny Lewald, Treue Liebe. Erzählung. Ein Band. Preis eleg. geh. *M* 3.60, fein geb. *M.* 4.50.

Prinzessin *, Moderne Wohlthätigkeit.** Erzählung. Ein Band. Preis eleg. geh. *M.* 2.—, fein geb. *M.* 3.—

Hans von Zollern, Ein politischer Schachzug Friedrich's des Grossen. Historischer Roman. Zwei Bände. Preis eleg. geh. *M.* 7.50, fein. geb. *M* 9.—

— **Vorräthig in allen Buchhandlungen.** —

Neue Kataloge. Gratis und franco.

No. 178: **Biographieen, Memoiren, Briefwechsel.** 1000 Nummern.

No. 179: **Geschichte.** 1361 Nummern.

Monatlich ein „Antiquarischer Anzeiger", die neueren Erscheinungen enthaltend.

Schletter'sche Buchhandlung in **Breslau.**

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Vor Kurzem erschien:

Die Venus von Milo.

Eine

Untersuchung auf dem Gebiete der Plastik

und ein

Versuch zur Wiederherstellung der Statue

von **C. Hasse,**

o. ö. Professor d. Anatomie a. d. Universität Breslau.

Mit 4 Lichtdruck- u. 4 lithograph. Tafeln.

Preis: 7 *M.*

Blochs Dänischer Fleisch-Extract

in ¼ Pfd.-Dosen	½ Pfd.-Dosen	1 Pfd.-Dosen
70 ₰.	1 *M.* 30 ₰.	2 *M.* 50 ₰.

Dieser Extract, der sich in kurzer Zeit namentlich durch die **Reinheit seines Geschmacks** und seine **Billigkeit** in Deutschland eingeführt und weite Verbreitung in **Haus** und **Krankenstube** gefunden hat, ist für jede Hausfrau von unschätzbarem Nutzen, da sich von diesem Extract **ohne jeden Zusatz** von Fleisch auf die schnellste und bequemste Weise eine **schmackhafte** und **wohlriechende Fleischsuppe** bereiten läßt.

Heymann Bloch & Co.,

Kopenhagen, Hamburg u. Malmö.

Niederlagen in Berlin bei Max Camphausen, Friedrichstr. 134.

Wiederverkäufer erhalten angemessenen **Rabatt.**

Vom Fels zum Meer

Preis per Heft nur 1 Mark.

die verbreitetste, weil gediegenste, amüsanteste u. am reichsten illustrirte Monatsschrift, die über erste Mitarbeiter auf allen Gebieten verfügt,

beginnt eben einen neuen Jahrgang und ladet zum Abonnement ein.

Bei **Th. Grieben's** Verlag (L. Fernau) in **Leipzig** ist erscheinen:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen über die

geistige Entwickelung des Menschen

in den ersten Lebensjahren

von

Prof. Dr. **W. Preyer.**

Preis 8 *M.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 *M.* Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Band

***Collection Spemann* 32**

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: Bulwer, Eugen Aram, Roman. I. Bd., übers. v. Fr. Notter, eingel. v. L. Proescholdt.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien:

Entwickelung und Gestaltung

des Heeressanitätswesens der europäischen Staaten

von **Emil Knorr,**

Kgl. preuß. Major im Nebenetat des gr. Generalstabes.

Lieferung 1. Preis *M.* 1.50.

Das Werk wird in der zweiten Auflage innerhalb dieses Jahres vollständig im Umfange von 65 Druckbogen zum Preise von *M.* 20.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Helwing'sche Verlagsbuchhandlung in **Hannover.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 42. Berlin, den 21. October 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Geschichte der „Irredenta". Von Capitolinus. — Der Streit um die Entwicklungslehre. Von A. Wernich. — **Literatur und Kunst:** Goethe und Friedrich Preller. Von Otto Roquette. — Eine neue Novellistin. Von Johannes Volkelt. — Von Bozen nach Meran. Von Ludwig Steub. — **Aus der Hauptstadt:** Gesammtgastspiel des Großherzoglich Meiningen'schen Hoftheaters. Von Z. — Opern und Concerte Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zur Geschichte der „Irredenta".

Von Capitolinus.

Der Bombenwurf in Triest am 2. August hat den Namen der „Irredenta" wieder in den Vordergrund gedrängt. Andere Ereignisse, wie die Entdeckung des Koffers mit Zündstoffen am Bord des aus Venedig in Triest eingelaufenen Lloyddampfers „Milano", die Festnahme des italienischen Triestiners Oberdank, als derselbe in Ronchi die östreichische Grenze mit anderen Bomben überschritten hatte, haben den Verdacht zur Gewißheit gesteigert, welcher schon den ersten Bombenwurf auf die Rechnung der genannten politischen Gesellschaft setzte. Die Irredenta droht also Ursache neuer Verwicklungen zwischen Italien und Oestreich zu werden. Es lohnt sich daher wohl, einen Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung einer Gesellschaft zu werfen, welche es verstanden hat, in wenigen Jahren die Aufmerksamkeit von Europa auf sich zu ziehen.

Die thatsächlich geringe Stärke der Irredenta spiegelt weit weniger die eigene Bedeutung wieder, als die geringe Autorität und Ohnmacht der italienischen Regierung im eigenen Lande. Je kleiner das Häuflein der Irredentisten ist — und es ist in der That klein — welches seit 1879 unaufhörlich von sich reden macht, desto kläglicher erscheint die Schwäche und die Einsicht der Regierung, welche schließlich doch, und mit ihr das Land, die Schuld ausbaden muß.

Der Ursprung der „Irredenta", wie dieselbe heute besteht, fällt ungefähr in die Zeit des Berliner Congresses von 1878. Obgleich Matteo Renato Imbriani immer nur in dem bescheidenen Gewande ihres Schriftführers auftritt, so war er es doch, welcher die Gesellschaft gründete. Auch heute noch ist er ihr intellectueller Geist und Leiter. Imbriani ist ein von der Redlichkeit seiner Sache aufrichtig und ernst überzeugter rastloser Agitator, ein excentrischer aber einseitiger Geist ohne staatsmännischen Scharfblick. Um ihn schaarten sich nach und nach Föderalisten und Unitarier, Monarchisten und Republikaner. Bei dem Einen war die Irredenta und ihr Programm, welches die Einverleibung in Italien aller Landstriche der Nachbarländer, wo Italiener wohnen, anstrebt, das wirkliche Ziel; bei dem Anderen war sie nur ein Mittel zum Umsturze der Monarchie. Die verschiedensten politischen Richtungen der Mitglieder der Irredenta trafen nur in einem Punkte zusammen, in dem Hasse gegen Oestreich. Die Verfeindung Oestreichs und Deutschlands mit Italien ist für die Radicalen eine Lebensaufgabe und der Angelpunkt, auf dem sie die Freundschaft mit der französischen Republik aufzubauen hoffen. Für sie ist die irredentistische Bewegung ein Vorwand, um die Monarchie als feige, furchtsame Augendienerin gegen Oestreich — wie sie dieselbe täglich nennen — vor dem italienischen Volke herabzusetzen. Ihr Wahlspruch ist: „Nur die Republik vermag Italien zu vollenden!" Die triestinische und trientinische Emigration, welche dieser radicalen republikanischen Richtung nur zum allergeringsten Theil huldigt, benutzt ihrerseits die Bundesgenossenschaft der Republikaner, um die Frage wach zu halten, ohne zu bemerken, daß sie durch dieses tadelnswerthe Bündniß gerade das Vaterland Italien, für welches sie ihre Provinzen gewinnen will, untergraben hilft. Hieraus ersieht man, wie sehr der so häufig angestellte Vergleich zwischen den russischen Nihilisten und den italienischen Irredentisten unhaltbar ist. Die Nihilisten sind in ihren Zwecken und Zielen einig und einheitlich disciplinirt, sie sind eine große, mächtige, weitverbreitete Verbrüderung; die Irredentisten dagegen sind winzig an Zahl und lediglich durch ein zufälliges Moment miteinander verbunden, welches eigentlich nur die auswärtige Politik tangirt. Der Radicalismus, die Socialisten und Republikaner haben sich in Italien der Irredenta als Aushängeschild bemächtigt; in ihren Händen ist dieselbe ein wirksames Agitationsmittel zunächst für ihre Zwecke in der innern Politik geworden, während die trientinische und triestinische Emigration in Italien, welche sich in eigenthümlicher Verblendung an diese Elemente klammert, bis auf wenige Individuen den bestehenden freisinnigen monarchischen Institutionen Italiens huldigt. Das Bündniß zwischen ihnen und den Radicalen kann daher nur ein unnatürliches, ein ungesundes genannt werden. Dasselbe hat sich allmählich aus der Zeit der Freiheitskriege von 1859—1866 entwickelt, als die Emigration meistens unter die Fahnen Garibaldis eilte und die republikanische traditionelle Opposition mit in die Epoche der friedlichen Entwicklung des italienischen Staatswesens hinüber nahm. Nichtsdestoweniger schien diese Richtung allgemach nach der Einnahme Roms nach und nach zu verschwinden. Wohl gab es triestinische und trientinische Comités in Rom, Venedig und Mailand, aber ihre Thätigkeit war keine turbulente. Die italienische Regierung war der Emigration in liberalster und freigebigster Weise entgegengekommen, indem sie derselben bei Anstellungen im Militär- und Civildienste des Staates häufig vor den Eingeborenen den Vorzug gab und sie zum Theil auf das Glänzendste versorgte. Dieser Zustand blieb ziemlich ungetrübt bis zu dem Augenblick, als Benedetto Cairoli Ministerpräsident wurde. An seinen Namen knüpften sich garibaldinische Traditionen im weitesten Sinne und mithin Hoffnungen von großer Tragweite, welche neue Nahrung erhielten durch die Verheirathung Cairolis mit einer trientinischen Patrizierin, welche sich gar gern mit Politik beschäftigte. Die

persönlichen Beziehungen des Ministerpräsidenten zu Matteo Renato Imbriani*) waren so geartet, daß er ihn sogar im Schlosse von Neapel dem Könige Humbert (1878) vorstellen durfte, als letzterer zufällig bei Cairoli ins Zimmer trat und Imbriani daselbst vorfand. Die radicalen Freundschaftsbeziehungen, welche Cairoli als Ministerpräsident nicht gut verleugnen und in der Kammer nicht entbehren konnte, erleichterten den Republikanern sowohl als den Irredentisten ihr Treiben, nicht weniger als ihre gegenseitige Annäherung. Beide gingen in dem gastlichen Hause Cairolis, welcher das Ministerium des Auswärtigen bewohnte, ein und aus. Diese alten Freundschaften verhinderten den Ministerpräsidenten, gegen ihre turbulenten Demonstrationen ernstlich einzuschreiten, als dieselben zum ersten Male öffentlich mit der größten Feindseligkeit gegen Oestreich aufzutreten wagten. Der Minister des Aeußern, Graf Corti, und der Kriegsminister, General Bruzzo, legten Angesichts dieses Treibens, welches sie mißbilligten, ihre Portefeuilles nieder. Cairoli aber mußte im Strome der Irredenta, deren lautes Rufen und Agitiren er mit der öffentlichen Meinung verwechselte, mit fortschwimmen. Er mußte es dulden, daß man unausgesetzt und laut nach der Erwerbung von Triest und Trient schrie als Ersatz (?) für Bosnien und der Herzegowina, deren Abtretung an Oestreich Italien auf dem Congresse in Berlin gebilligt hatte. Je weniger Logik in dieser sonderbaren Motivirung der Ansprüche zu erkennen war, je lauter wurde der Lärm der Irredenta. Am 1. März 1879 trat sie in Neapel wieder mit ihrer in freien Heften erscheinenden Zeitung L'Italia degl' Italiani (vierter Jahrgang) in die Oeffentlichkeit. Ein Brief Garibaldis aus Caprera vom Januar desselben Jahres billigte in seiner gewöhnlichen kurz-lakonischen Weise das Unternehmen mit folgenden Worten: „Liebe Freunde! Ich bin erfreut über euere edelmüthige Absicht, die „Italia degl' Italiani" wieder erstehen zu lassen. Es war wirklich nothwendig. Ja, Alle werden wir in den bevorstehenden Tagen des Kampfes den Ruf wiederholen: Italia o Morte! (Italien oder den Tod!)"

Zu jener Zeit hatte die Irredenta im Parlament gewissermaßen officielle Vertreter in ihrem Präsidenten, dem Garibaldinischen General Avezzana und in dem republikanischen Deputirten Bovio, ihrem Vicepräsidenten, welchem von der Regierung eine Professur an der Universität Neapel übertragen wurde. Am 1. März 1879 schrieb letzterer in der Italia degl' Italiani: „Die Italiener von Triest und Trient behaupten mit Recht, daß die Nation sich (im Plebiscite) nicht für einen Theil, sondern für das ganze italienische Volk aussprach; die Discussion dreht sich jetzt deshalb nur um die Mittel und um die Frage, ob man das Ziel durch Evolution oder durch Insurrection erreichen will. Auf eine Evolution können wir nur dann hoffen, wenn wir zur Insurrection bereit und vorbereitet sind. Dem Waffenlosen gewährt Niemand seine Rechte!" Am 18. März des folgenden Jahres brachte Bovio gelegentlich der Debatte über das Budget des Ministeriums des Aeußern eine Resolution ein, deren Wortlaut charakteristisch genug ist, um unverändert wiedergegeben zu werden. Dieselbe lautete: „Die Kammer ladet unter Uebergang zur Tagesordnung die Regierung ein, von dem Ausland die Integrität des nationalen Rechts zu verlangen." Was diese nicht zur Abstimmung gelangte Motion nach der langen, heißblütigen Debatte über die äußere Politik im Munde des Vicepräsidenten der Irredenta bedeutet, bedarf keiner Erklärung. — Cairoli, welcher sich damals wider seinen Willen abwehrend und kühl gegen seine radicalen Freunde verhalten mußte, wurde dadurch zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe im Parlamente seitens Crispis, Cavalottis u. s. w. Hinter den Coulissen der Diplomatie waren nämlich kurz vorher ernste Dinge vor sich gegangen, welche Cairoli nicht mitzutheilen wagte.

Die irredentistischen Demonstrationen in ganz Italien, der Leichenzug Ciceruacchios, des von den Oestreichern 1849 in Adria auf der Flucht aus Rom erschossenen römischen Volkstribunen, die feierliche Beisetzung auf Staatskosten des Präsidenten der Irredenta, des Generals Avezzana am 28. December 1879, an denen die Regierung in officieller Form theilnahm, konnte der östreichischen Regierung unmöglich gefallen. Es mußte ihr zum mindesten sonderbar vorkommen, daß der Ministerpräsident Cairoli neben dem Irredentechef Imbriani die Zipfel des Bahrtuches am Leichenwagen vor dem östreichischen Botschaftshotel vorübertrug. An dieser Auffassung konnte die nachträgliche Rauferei, welche sich, nachdem Cairoli den Leichenzug an der Porta Pia verlassen hatte, über dem offenen Grabe Avezzanas auf dem Kirchhofe zwischen der Polizei und den Irredentisten entspann, nichts ändern. Im Gegentheil wurde die Situation durch dieses widersinnige heuchlerische Einschreiten gegen die Fahne und die Redner der Irredenta nur noch verschlimmert.

Am 31. December 1879, also kaum drei Tage nach dem Leichenbegängnisse Avezzanas, veröffentlichte Imbriani unter dem Titel: „Zur Steuer der Wahrheit" (Per la Verità) eine vierzehn Seiten starke Broschüre, in welcher er, entrüstet über die auf dem Kirchhofe begangene Wortbrüchigkeit der Regierung, die Verhandlungen haarklein erzählte, welche zwischen ihm und Menotti Garibaldi, als Mandatare der Irredenta einerseits, und den Ministern Depretis und Miceli andererseits in Gegenwart des Unterstaatssekretärs des Innern, Bonacci, Schwiegersohn des jetzigen Ministers des Aeußern, Mancini, im Kabinete des Ministers des Innern im Palazzo Braschi stattgefunden hatten. Der Minister Miceli erinnerte, wie Imbriani mittheilt, in diesen Gesprächen daran, daß er als Freiwilliger den Feldzug von 1866 in Tyrol mitgemacht und bereit sei von Neuem zu marschiren. Bonacci bemerkte, daß das Begräbniß Avezzanas eine ausschließlich für die Irredenta bestimmte Demonstration sei, der die Regierung volle Sympathie entgegenbringe. Der Minister des Innern, Depretis, welcher vielleicht in seinem Busen das thörichte Beginnen seines Chefs und Collegen Cairoli der wahrscheinlichen Folgen halber mißbilligte, aber den Muth nicht besaß, demselben entgegenzutreten, ermahnte zur Mäßigung; er bat, die Inschriften: „Triest und Trient", auf den Kränzen und Fahnen zu verdecken, weil Oestreich nur auf einen Vorwand warte, um Italien anzugreifen. „So sehr er auch die Wünsche und Bestrebungen der Irredenta theile," äußerte Depretis, „so müsse er doch vor jeder Herausforderung warnen, weil Italien militärisch noch nicht stark genug sei, um Oestreich zu bekämpfen." Nichtsdestoweniger setzte die Irredenta ihren Willen durch; Depretis, Miceli und Bonacci verständigten sich mit Imbriani und Menotti Garibaldi darüber, daß während des Zuges durch die Stadt die Zipfel des Leichentuchs auf dem Sarge des Präsidenten und Gründers der Irredenta gehalten würden: vom Ministerpräsidenten und Minister des Aeußern Cairoli, von einem Senator, von einem Deputirten, vom Bürgermeister von Rom, von einem höheren Offizier des Heeres, von einem Garibaldiner, von einem Vertreter der Irredenta und von je einem Mitgliede der Emigration von Triest und Trient. Diese Anordnung wurde auch ausgeführt. Der Staat bezahlte nicht allein alle Unkosten für die Beisetzung, sondern entschädigte durch den Minister des Innern, Depretis, die Irredenta auch für alle bei dieser Gelegenheit gehabten Ausgaben.

*) Zum Unterschiede von seinen Brüdern schreibt Imbriani stets seinen Namen mit allen Vornamen. Der bekannte Literat Vittorio Imbriani, welcher conservativen Ideen huldigt und eine Zeit lang an der Berliner Universität studirte, ist sein Bruder. Ein dritter Bruder Giorgio fiel unter Garibaldi bei Dijon. Alle drei machten sämmtliche Freiheitskriege mit, der jetzige Chef der Irredenta als königlicher Grenadieroffizier, Giorgio als Offizier unter Garibaldi, und Vittorio als einfacher Soldat ebenfalls unter Garibaldi, weil man ihn im königlichen Heere als zu kurzsichtig nicht annehmen wollte. Im Jahre 1866 gerieth Vittorio in östreichische Gefangenschaft. Alle drei sind Söhne des neapolitanischen Dichters und langjährigen Rectors der Universität Paolo Emilio Imbriani und der Baroniu Carlotta Poerio, Schwester der beiden bekannten italienischen Poeten und Patrioten gleichen Namens. Alle drei Brüder Imbriani huldigten verschiedenen politischen Ansichten; sowohl der in Dijon gefallene als die noch beiden lebenden Vittorio und Matteo Renato galten stets für äußerst charaktervoll, aber für nicht minder excentrisch. Jetzt stehen die beiden Ueberlebenden wohl im Beginn der vierziger Jahre.

Nach diesen Vorgängen gestalteten sich die Beziehungen Italiens zu Oestreich zu sehr gespannten. Schon 1878 hatte die deutsche Regierung ihre Stimme in Rom mit Nachdruck hinsichtlich des Treibens der Irredenta vernehmen lassen; dieser Warnung Bismarcks folgten bald die ernsten Worte des Italien sonst so sehr wohlwollenden östreichischen Ministers Haymerle vor den Delegationen; schließlich kam es zu der bekannten drohenden Truppenansammlung in Südtirol an der italienischen Grenze. Eine Kriegserklärung seitens Oestreich war täglich zu erwarten.

Hierauf schwieg die Irredenta eine Zeit lang, obgleich ihre Zeitung in freien Heften unter der Leitung Imbrianis bis Ende 1881 ruhig forterschien. Daß aber die Thätigkeit der Irredenta nicht unterbrochen wurde, zeigte das Auftreten ihres Vicepräsidenten Bovio in dem während der Wahlcampagne unter dem Vorsitze der damaligen Dissidenten Crispi, Zanardelli und Nicotera in Neapel am 6. Mai 1880 abgehaltenen Meeting, in welchem die Angriffe Crispis sowie Bovios auf die äußere Politik des Kabinets Depretis-Cairoli das Hauptthema bildeten. Neue Nahrung erhielt die irredentistische Agitation durch die so ungeschickt aus parlamentarischen Zwecken improvisirte Reise des Königs Humbert nach Wien. Alle radicalen Blätter secundirten der Irredenta bei dieser neuen Regung, welche zum Theil in persönliche Angriffe auf den König ausliefen. In Neapel und Rom sequestrirte man Plakate und Blätter wegen Majestätsbeleidigung; aber nur in einem einzigen Falle wagte es die Regierung eine Verurtheilung eintreten zu lassen. Einige junge Leute, welche man in der Nacht, als der König aus Wien nach Rom zurückkehrte, daselbst beim Ankleben von beleidigenden Zetteln ertappte, erhielten Gefängnißstrafe. Alle übrigen Preßprocesse aber wurden niedergeschlagen.

Die Apotheose Garibaldis, welche nach dessen Tode von den Radicalen und Irredentisten auf dem Kapitol gefeiert wurde im Verein mit der aus Paris dazu herbeigeeilten radicalen Deputation, war ein neues Lebenszeichen der Irredenta, ein neuer Protest gegen jede deutsch-östreichisch-freundliche Politik. Der Triumphwagen Garibaldis war geschmückt mit den Kränzen der Irredenta. Auf diese Kundgebung, welche im Juni dieses Jahres stattfand, folgte die Agitation gegen den Besuch von Italienern auf der Ausstellung in Triest. Mit der Post versandte Circulare des Irredenta-Comités forderten alle italienischen Zeitungen auf, von der Reise nach Triest abzurathen. Dieses Rundschreiben erhielt einen blutigen Commentar durch die Bomben am 2. August, dem bald ein zweiter gefolgt wäre, wenn man das offenbar in Rom geplante Oberdank'sche Attentat nicht noch rechtzeitig verhütet hätte. Diese Thatsachen, sowie das jetzt regelmäßige Erscheinen des officiellen täglichen Journals der Irredenta „Pro Patria", welches seit dem 1. September d. J. in Neapel unter der Leitung Imbrianis herauskommt, schließen vorläufig das gedrängte Bild ab, welches wir in objectiver Weise von dem Wesen und der Entwickelung der vielgenannten und von der italienischen Regierung so häufig todtgesagten Gesellschaft zu entwerfen versucht haben.

Wir würden den Raum und den Rahmen dieser kurzen Skizze überschreiten müssen, wenn wir hier die Irredentafrage hinsichtlich ihres Einflusses erörtern wollten, den dieselbe auf die politische und diplomatische Vereinsamung Italiens in Europa unstreitig ausgeübt hat. Auch wollen wir hier nicht untersuchen, wie viel directe Schuld an diesem Zustand auf die Schwäche der italienischen Regierung und wie viel davon auf die sehr übertriebene Stärke der Irredenta zurückfällt. Unbefangene und unparteiische Beobachter können sich ihr Urtheil darüber nicht unschwer aus dem oben gebotenen Material hinlänglich bilden.

Rom, im October 1882.

Der Streit um die Entwicklungslehre.

Von A. Wernich.

Zwei Wege sind es, auf denen die Naturforschung gefördert werden kann: Beobachtung und Reflexion. Von denen, die als Forscher gelten wollen, führt den Einen frühzeitig ein gebieterischer Instinct zu Beobachtung und Versuch am Einzelnen, er strebt nach Thatsachen, nach Kenntniß. Der Andere möchte in seiner jugendlichen Begeisterung das ganze All umfassen, nach Resultaten und allgemeinen Gesetzen, nach Erkenntniß dürstet sein ganzes Wesen. Und obgleich selten ein Menschengeist so einseitig ist, um nur den einen Weg ausschließlich zu kennen, so bleibt die eine Tendenz doch im Uebergewicht — nicht blos im Individuum, sondern für ganze Perioden der Wissenschaft.

Unser Zeitalter darf sich rühmen, viele charakteristische und lebensvolle Illustrationen zu diesen alten Wahrheiten geliefert zu haben; mancher lebhafte Bücherstreit anscheinend verwandter Naturen wird uns leichter und schneller begreiflich, als dies in früheren Entwicklungsperioden möglich war. Und doch bleiben uns Bilder nicht erspart, die durch ihre bis zur Disharmonie grelle Tönung etwas Ueberraschendes haben: die jüngste Naturforscherversammlung in der Wartburgstadt Eisenach hat uns mit einem solchen Bilde beschenkt. Es stellt den Jenenser Entwicklungsforscher Häckel dar, wie er mit einer Hand zu den Kränzen, die den Grabhügel Darwins schmücken, die Siegespalme des Triumphators legt — und die andere dräuend erhebt, um ein Anathem zu schleudern. Und dieser Bannfluch richtet sich in einem Athem gegen die Brutalität der unheilbarsten Dunkelmänner und gegen die wissenschaftliche Richtung des Anthropologencongresses in Frankfurt. Als „unwürdige Erniedrigungen eines großen Menschenwohlthäters" kennzeichnete der Redner die Beifallszeichen, mit denen jener Congreß einige Ausführungen Virchows begleitet hatte — und das Wort klingt um so befremdender, da es eingeleitet wurde durch die Versicherung, Darwins Reform der Entwicklungslehre habe für immer das Denken, Wollen und Empfinden der Menschen auf neue Bahnen gelenkt und einen endgültigen Sieg errungen.

Woher in dieser gehobenen Stimmung der Mißklang und aus welcher Wolke des Unmuths dieser gegen Gleichstrebende geworfene Donnerkeil? — Wer Häckel als selbstthätigen Naturforscher aus seinen Arbeiten kennt, wird ihn viel zu hoch stellen, um einen kleinen selbstischen Aerger — etwa über ungenügende Berücksichtigung seiner „Anthropogenie" seitens der Anthropologen — ihm unterzulegen. Auch die Annahme, es sei ein lange angehäufter Zorn gegen die Schwerfälligkeit anderer Forscher nun mit einem Schlage zum Durchbruch bei ihm gelangt, trifft nicht zu. Denn er hat gelegentlich wissenschaftlichen Gegnern schon Aergeres gesagt und er wollte am offenen Sarge seines großen Todten versöhnlich sein. Trug doch auch thatsächlich im weiteren Verlauf seine Rede, indem sie die Naturanschauung von Goethe und Lamarck an die Seite der Darwin'schen stellte, einen versöhnlichen Zug.

Es hat mit diesen Bestrebungen, Darwin bald in dieser bald in jener Vergesellschaftung mit früheren Forschern auftreten zu lassen, eine eigenthümliche Bewandtniß. Seitdem Zeller zuerst vor vier Jahren die bekannten kühnen Entwicklungshypothesen, die den alten griechischen Naturphilosophen — dem Anaximander, dem Xenophanes, Empedokles und Anaxagoras — zugeschrieben werden und die Ansichten des Aristoteles auf ihre Beziehungen zu Darwin kritisch gesichtet hatte, sind ihm Andere in dieser Fragestellung gefolgt. Ueberall wo man suchte fanden sich Fäden, die beim leichten Anziehen auf Darwin wie auf einen Mittelpunkt hinzuleiten schienen: hier eine Stelle aus Linné, dort ein beißender Scherz Voltaires, der Demaillet und Maupertuis wegen ihrer Darwinismen angreift; — dann wieder eine Causerie Diderots, eine gewichtige Stelle aus Caspar Friedrich Wolffs Schriften — ganze Absätze und Kapitel aus Geoffroy St. Hilaire und Lamarck und jene vielcitirten, übrigens nicht immer richtig wiedergegebenen Aussprüche Goethes. Nimmt man die natür-

*

lichen und selbstverständlichen Beziehungen zum alten Erasmus Darwin und die mannichfachen von Charles Robert selbst gepflegten zu vor ihm dahingegangenen Compatrioten hinzu, so kommt bald eine Art von Allerweltsverwandtschaft zu Stande, in welcher der rothe Faden der wirklichen geistigen Descendenz in Gefahr ist verloren zu gehen. Es würde zu weit führen, darauf zu antworten, ob alle diejenigen, welche ein Verdienst darin suchten, den schlichten und gesellschaftsscheuen Eremiten von Down in möglichst illustre Kreise hinein zu complimentiren, dabei immer seiner Sinnesart entsprachen und immer mit der sachlichen Kritik zu Werke gingen, welche die vorerwähnte kleine akademische Schrift Zellers in so wohlthuendem Grade auszeichnet.

Aber Manchem unwillkommen, recht aufdringlich springt in diesen feinen Kreis ein kleiner, schwärzlicher, heftiger, rücksichtsloser Mensch mit beiden Füßen hinein, — es ist unser alter, den Besuchern der Naturforscherversammlungen als deren Gründer geistig so wohlbekannter Oken. Leider darf ich das Verdienst, dem ungebetenen Gast die Thür geöffnet zu haben, nicht für mich in Anspruch nehmen; wer es für unangemessen hält, den alten deutschen Naturphilosophen auf einer Bühne mit Darwin auftreten zu lassen, wende sich mit diesem Vorwurf gegen des Ersteren verdienten Biographen. — „Wenn Oken sagt," heißt es in der Gedächtnißrede von Ecker in Freiburg, „der erste Uebergang des Unorganischen zum Organischen ist die Verwandlung in ein Bläschen, und Thiere und Pflanzen sind nichts Anderes als vielfach wiederholte solche Bläschen, so muß man anerkennen, daß heute, da man einzellige Thiere, contractile und Wanderzellen kennt, dieses prophetische Wort nicht so sehr weit von der Wahrheit entfernt ist; — und wenn er als Aufgabe der Naturphilosophie hinstellt zu zeigen, wie die Elemente und die Weltkörper entstanden, wie sie sich zu höheren und mannichfaltigeren Gestalten ausgebildet, sich in Mineralien geschieden, endlich organisch geworden und im Menschen zum Selbstbewußtsein gekommen sind, — so ist damit auch die künftige Aufgabe der Darwin'schen Lehre bezeichnet."

Mögen wir es aber einerseits keineswegs für absurd halten, den Geist des unruhigen Professors heraufzubeschwören, mag er sich sogar, von weitem gesehen, noch in allerlei äußeren Contouren (wie durch den kolossalen Umfang, durch die Mannichfaltigkeit der Themen bei seiner geistigen Production) mit der Aehnlichkeit des Schattens an Darwins Geistesgröße anzuheften scheinen, so kann es auf der anderen Seite keine dankbarere Aufgabe geben, als hinzuweisen auf die Unterschiede der beiden Naturphilosophen und Entwicklungslehrer. Zu einem Theile liegen sie bereits in reinster Objectivirung vor: wer kennt noch den Ideengang des Okenismus, und wer unternimmt es daran zu zweifeln, daß nicht etwa nur die Theorien, sondern daß vielmehr die ins Specielle gehenden Forschungsarbeiten Darwins künftigen Geschlechtern Anregung und Vorbild sein werden? — Mit wahrer Genugthuung, die natürlich sehr verschiedene Grade aufweist, sagen wir uns, daß durch das Auftreten Darwins die mechanische Weltschöpfungtheorie eine ausreichend wichtige Vervollständigung erhalten hat, um die Zahl ihrer Anhänger mit jedem Jahre zu vermehren und die bedeutendsten Forscher mit der Vertiefung und dem Ausbau des „Darwinismus" zu beschäftigen.

Gleichzeitig liegt jedoch im Aufkommen und im Gebrauch dieser Benennung selbst der Angriffspunkt gegen Darwin. Er ist Naturphilosoph, ist der Träger eines Systems und tritt dadurch wie ein geborener Gegner derjenigen Naturforscher auf, denen ihre Eigenart gebietet, die Besonnenheit über den Tiefblick, die einfache Thatsache, die Kenntniß über die Erkenntniß zu stellen. Ja — ein geborener Gegner — und doch kein Gegner. Denn Alles, was sein unsäglicher Fleiß im Laufe eines langen Lebens an Forschungsarbeiten zu Stande brachte, strebte jener positiven Richtung zu, machte sich der Beobachtung dienstbar. Nie ist sein Scharfblick ermüdet, um die kleinste Thatsache durch tage- und jahrelange Beobachtung über den Zweifel zu erheben. Darin aber, daß ihn der angeerbte Tiefblick und die großväterliche Naturanlage immer in den Zauberkreis des Weltzusammenhanges hineinzwingt, in der so bescheidenen, hundertmal bei ihm wiederkehrenden Wendung: „es hat keine Schwierigkeit zu vermuthen" — liegt gewissermaßen der tragische Conflict seines Lebens. Es hat etwas Ergreifendes, den reinen wahren Forscher, der so fest und bodensicher dahinschreitet, von Zeit zu Zeit nach den Dädalusschwingen greifen und kurzen kräftigen Fluges über Schluchten und Hinderniſſe hinschweben zu sehen. Es erscheint ihm, „ebenso voreilig, über die Aufeinanderfolge organischer Formen in der Welt zu dogmatisiren, als es sich für einen Naturforscher schicken würde, für fünf Minuten auf einem öden Punkt in Australien zu landen und dann über die Zahl und Ausbreitung seiner Naturerzeugnisse zu sprechen". Und doch kann er es selbst nicht vermeiden, beim Aufbau seiner Lehre Stützen und unentbehrliche Factoren zu benutzen, die so viele schwache und ungeprüfte Punkte aufweisen wie die Lehre von der Fortpflanzung und Vererbung der Eigenschaften.

In diesem echt dramatischen lebenslangen Kampfe mit sich selbst wird aber einst eine reifere Erkenntniß die eigentliche elementare Größe des Mannes sehen. Dieser innere Widerstreit, wie er sich in keinem der lebenden Naturforscher auch nur annähernd so großartig vollzogen hat, ist das wahre mikrokosmische Abbild unserer ganzen Forschungsrichtung und ist es in erster Linie, was Darwin weit über die alten und modernen Naturphilosophen, denen er sonst geistig verwandt ist, erhebt.

Nur in diesem Sinne können wir aber auch im sogenannten Darwinismus etwas über das Vergängliche, über das Gleichniß Hinausreichendes, können wir in ihm den siegenden und triumphirenden Zug entdecken. Im Streite um die Entwicklungslehre selbst gibt es keine definitiven Siege; kein Sterblicher wird sich je erkühnen dürfen, von dem Grenzhügel, den er selbst erklommen, auf vollkommen unterworfenes Land zurückzublicken oder gar den noch unabsehbar sich vor ihm dahinstreckenden Wissensprovinzen seine Siegesbedingungen zu dictiren. Wie leicht hat man mehrfache Vorstöße des Pandarwinismus auf derartige ununterworfene Gebiete zurückgeschlagen! Kaum erinnert man sich noch der socialdemokratischen Pamphlete von Marx und Leopold Jacobi, die unter solcher Fahne große Eroberungen für ihre Lehre machen wollten, und die Prätension, daß hinter dem Häckelismus das ganze Heer Darwin'scher Schlüsse und Beweise als Nachhut marschiere, ist schon von weitem als eine irrige zu erkennen. Die Gesichter der pseudo- und pandarwinistischen Propheten, der „Pfaffen der Darwinlehre" zeigen, so zu sagen, viel zu geringe Kampfesspuren, Furchen und Narben.

So fällt der Vorwurf, den Häckel gegen die Störenfriede seines Siegesjubels erhob, auf ihn selbst zurück. Das augenblickliche Verstummen der Lästerer war ein Achtungszeichen dem Charakter des Dahingegangenen gegenüber, im Streite um die Entwicklungslehre bezeichnete es keinen Sieg, nicht einmal einen Waffenstillstand. Denn Auftauchen und Niedergehen großer Pfadfinder auf diesem Gebiete bedeutet nimmer den Frieden, sondern neuen Streit, mögen sie auf der Höhe des Lebens wandeln wie Goethe, oder nach einer unruhigen Existenz in dürftigen Verhältnissen enden wie Oken und Lamarck, oder bei aller äußerlichen Lebensharmonie und Stille den heftigsten Kampf in sich selbst auskämpfen wie Darwin.

Wer aber selbst den gefundenen und noch kaum gelichteten Bahnen nachstrebt, der thut nicht gut, sich aufzuhalten mit ihrer Einfriedigung gegen kritische und skeptische Einwürfe. Nur solche sind es ja, die von den selbstdenkenden Entwicklungsforschern und Anthropologen gegen eine Alleinherrschaft darwinistischer Lehren erhoben worden sind. Geradezu einen Verhau richtet aber Jeder inmitten des Forschungspfades auf, der dem soeben mühsam zu Boden gefällten dogmatischen Hinderniß mit einem neuen Dogma entgegen zu treten unternimmt. Gleiches Recht, gleicher Wind und gleiche Sonne ist Alles, was die das eigene Roß tummelnden Ritter vom Geiste auf dem Turnierplatz der nach ewiger Entwicklung ringenden Entwicklungslehre von den Preisrichtern und von ihren Gegnern verlangen.

Literatur und Kunst.

Goethe und Friedrich Preller.*)

Von Otto Roquette.

Zu den durch Goethe besonders begünstigten und geförderten jungen Künstlern gehört Friedrich Preller (geb. 1804 in Weimar), der später durch seine Wandmalereien aus der Odyssee im Museum zu Weimar hochberühmte Meister. Mit vierzehn Jahren kam Preller in das durch Goethes Einfluß gestiftete Zeicheninstitut, an dessen Spitze Heinrich Meyer stand. Meyers Lehre war jedoch wenig anregend, und am wenigsten geeignet, Jemand für die Kunst zu begeistern. Verstimmt gegen die Neueren überhaupt, erwartete er auch von den aufstrebenden Jüngeren nichts mehr. Nach und nach wurde er doch aufmerksamer auf Preller, beschäftigte sich mehr mit ihm, erbot sich sogar, ihm Unterricht im Oelmalen zu geben. Goethe, der den Instituten für Kunst und Wissenschaften vorstand, und besonders seine eigene Schöpfung immer im Auge hatte, mochte bei den Preisvertheilungen öfter den Namen des jungen Preller von Meyer gehört haben.

„Eines Tages," so erzählt Preller, „ich war etwa fünfzehn Jahre alt, ließ Goethe mich zu sich rufen. Noch erinnere ich mich des Augenblicks, da ich die Nachricht erhielt, und der ungeheueren Aufregung, mit der ich der Aufforderung nachkam. Ich fühlte, als ich die Treppe hinaufstieg, mein Herz schlagen, meinen Athem stocken. Als ich in seine Studirstube eintrat, stand er hoch aufgerichtet vor mir, seine herrlichen Augen schienen Funken zu sprühen, ich fühlte, daß mir die Gedanken vergingen. Seine Stimme, seine väterliche Anrede brachte mich ins Geleise zurück. Er lobte mit wenigen freundlichen Worten meinen Fleiß, und ermuthigte mich, stets nach der Natur zu zeichnen. „Ich habe eine kleine Arbeit für Sie," sagte er, „bei der Sie selbst etwas lernen, was Ihnen bleiben wird. Nehmen Sie das kleine Schriftchen, lesen Sie das, und dann beobachten Sie die verschiedenen Wolkenbildungen, und bringen mir davon deutliche Zeichnungen." Die Broschüre war, wenn ich mich recht erinnere, eine Uebersetzung des Engländers Howard, und handelte im Allgemeinen von der Bildung verschiedener Wolkenschichten. Goethe hatte wohl im Sinn, die Sache ausführlicher zu behandeln, und dafür wollte er durch Zeichnungen gewisse Anhaltepunkte haben. Ich habe damals eine Menge kleiner Zeichnungen an ihn abgeliefert, übrigens für mich selbst davon den größten Nutzen gezogen."

Der Kunstjünger war seit dem ersten Besuche (1819) häufig in dem Arbeitszimmer Goethes. In den Annalen (1821) erwähnt Goethe seines jungen Gehülfen ausdrücklich im Zusammenhange mit seinen meteorologischen Studien: „Die athmosphärischen Beobachtungen in der Mitte des April waren merkwürdig, so wie der Höhenrauch vom 27. Juni. Der junge Preller brachte meine Wolkenzeichnungen ins Reine."

Daß der Anfänger in so jungen Jahren schon etwas Selbstständiges leisten sollte, erwartete Goethe weder, noch mochte er es gut heißen, dagegen suchte er ihn in anderer Weise künstlerisch zu fördern. Er rieth ihm die Umrisse der Carstens'schen Werke, zu welchen er ihm den Zutritt für eine längere Benutzung ermöglichte, zu zeichnen, und wiederholt nachzubilden. Gerade die einfache, und auf jede eingehende Ausführung verzichtende Wiedergabe der Linien empfahl Goethe dringend, da Licht und Schatten, sowie die Modulation und Berechnung des Effectes, auf die Jugend einen besonderen Zauber ausübe, und von dem leicht abziehe, was bei Carstens noch höher steht. Waren die Vortheile einer solchen entsagenden und schwierigen Arbeit in der That einleuchtend und förderlich, so drängte es den Jüngling dennoch, etwas Eigenes hervorzubringen. Er fing an Porträt zu zeichnen. Dies führte ihn weiter auf den Einfall, einen Versuch im Genre zu machen.

Angeregt durch das winterliche Schlittschuhlaufen, entwarf er ein Bild, eine Fahrt auf dem Eise, worin er die Gestalten und Porträts aller seiner Genossen und Freunde anbrachte. Als echt weimarisches Produkt erregte das Bild auf der Ausstellung der Zeichenschule Aufmerksamkeit und Vergnügen. Goethe, welcher das heranreifende Talent Prellers erkannte, wünschte demselben für seine Studien einen umfassenderen Spielraum und durchgreifendere Bildung, als sie in Weimar möglich war, und so empfahl er ihn dem Herzog, da Preller ganz unbemittelt war und seine Eltern nichts für ihn thun konnten. Goethe mochte im Sinne haben, seinen Schützling die Wege nach Italien zu bahnen, Carl August aber entschied für Antwerpen, wo van Bree, an der Spitze der Akademie, ihm der geeignete Führer erschien.

Es stellte sich jedoch in Antwerpen heraus, daß Preller sich in dieser Schule, trotz alles Eifers und Fleißes, nicht auf dem für seine künstlerische Entwicklung gedeihlichsten Wege befand, und auf sein eigenes Bitten war Carl August denn bereit, ihn Holland mit Italien vertauschen zu lassen. Preller kam vorerst nach Weimar zurück, um sich für die Akademie in Mailand, wohin er bestimmt war, zu rüsten, und seine bisherigen Arbeiten und Studienblätter seinen Beschützern vorzulegen.

„Goethe, der mich auch in Antwerpen nicht außer Acht gelassen," so erzählt Preller, „war besonders erfreut, daß ich dort das Studium der menschlichen Figur zu meiner Hauptsache gemacht hatte. Von ihm ging ich niemals weg, ohne eine Anregung oder eine gute Lehre mit nach Hause zu bringen. Da ich von Zeit zu Zeit die in der Natur gefertigten Blätter, die farbigen sowohl als die mit Blei gezeichneten, dem alten Herrn vorlegte, kam ich einmal an einem Vormittag mit meiner Mappe zu ihm. Er setzte sich an seinen gewöhnlichen Platz am großen Tisch, nahm mir die Mappe ab, ließ mich neben sich sitzen, und sah ruhig Blatt für Blatt durch, ohne einen andern Laut, als das gewöhnliche: Hm! Beim letzten Blatt räusperte er sich, und zwar so stark, daß ich einen Schreck bekam, und begann folgendermaßen: „Ich sehe mit wahrer Freude, daß Ihnen die Natur am Herzen liegt, doch damit Sie sich mit ihrem Wesen im Ganzen vertraut machen können, will ich Ihnen einen Rath geben. In der ganzen Natur ist kein Produkt, heiße es, wie es wolle, ohne irgend eine Beziehung zu einem andern, in seiner Nähe stehenden. Um Ihnen ein durchaus deutliches Beispiel zu geben, merken Sie genau auf beisammenstehende Bäume oder geringere Pflanzen. Die, welche dicht beisammen sind, entwickeln sich ganz anders als solche, welche größeren Raum zwischen sich haben. Auch der Boden, auf welchem sich die Pflanze entwickelt, ist von höchster Bedeutung, daher muß der angehende Künstler auch nach dieser Seite hin die Augen wohl aufthun. Ich sehe, daß Sie die Gegenstände alle stark charakterisiren, es sind aber herausgerissene Einzelheiten. Zeichnen oder malen Sie niemals irgend einen Gegenstand allein, sondern fügen Sie stets seine nächste Nachbarschaft bei, und wenn das oft auch nur mit ein paar Strichen geschieht. In kurzer Zeit werden Sie schon bemerken, wie sich Ihre Kenntniß der Natur erweitert hat. In der Farbengebung ist es nicht anders, mit dem Einen wird Ihnen auch das Andere klar werden." — „Wie sehr Goethe hierin Recht hatte," fügt Preller hinzu, „habe ich durch mein ganzes Leben erfahren."

„Ihre Natur," sagte er ein andermal, „neigt vorzugsweise zum Wilden und Sterilen hin, und wird Sie daher an Poussin weisen. Aber um nicht einseitig zu werden, muß man auch das sich anzueignen suchen, was nicht in unsrer Neigung liegt. Vergessen Sie daher neben dem Naturstudium auch den andern großen Meister, den Claude Lorrain nicht. Sie werden von Allen lernen, dafür bürgt mir Ihr Streben."

„Und wieder ein andermal, als ich mich vor der Abreise nach Italien von ihm verabschiedete: „Sie kommen in ein Land,

*) Ein im Octoberheft der „Zeitschrift für bildende Kunst" erschienener Aufsatz gleichen Titels von A. Dürr, hindert mich nicht, den meinigen zu veröffentlichen, da dieser einen von jenem wesentlich verschiedenen Weg geht, gestützt auf autobiographische Aufzeichnungen Prellers (im Archiv der Akademie der Künste zu Berlin) sowie auf ungedruckte Briefsammlungen, welche mir von der Familie Preller zur Benutzung überlassen worden sind. O. R.

wo die Schönheit deutlicher, verständlicher ist, als bei uns. Aber für's Erste ist Ihnen Alles fremd. Haben Sie die Augen offen und befleißigen Sie sich, immer klar in dem zu sein, was Sie wollen! Möge es Ihnen gut gehen!" Und damit reichte er mir die Hand zum Lebewohl."

Eckermann theilt vom 25. Juli 1826 eine Unterhaltung mit, worin Goethe sich über Preller mit vollem Antheil ausspricht und die Rathschläge, die er diesem als „Reisesegen" mitgegeben, wiederholt. Dann fährt Goethe fort: „Es ist mit der Ausbildung des Künstlers, wie mit der Ausbildung jedes andern Talents. Unsre Stärken bilden sich gewissermaßen von selber, aber diejenigen Keime und Anlagen unsrer Natur, die nicht unsre tägliche Richtung und nicht so mächtig sind, wollen eine besondere Pflege, damit sie gleichfalls zu Stärken werden." — „Ich bin gewiß, daß Preller einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde, ganz vortrefflich gelingen wird. Ob er aber im Heiteren, Anmuthigen, Lieblichen gleich glücklich sein werde, ist eine andere Frage, und deshalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz besonders ans Herz gelegt, damit er sich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der Richtung seines Naturells liegt." Nachdem er sich Eckermann gegenüber ausführlicher über Landschaftsmalerei verbreitet, schließt Goethe: „Ich bin gewiß, daß es bei Preller, als einem geborenen Talent, Wurzel schlagen und gedeihen werde."

Von Mailand aus konnte Preller schon nach Verlauf von sechs Monaten zwei Landschaften an den Großherzog nach Weimar absenden. Den Eindruck, welchen sie daselbst gemacht, theilte er sehr beglückt seiner Braut nach Antwerpen mit: „Die Bilder sind ganz zur Zufriedenheit des Großherzogs, Goethes und mehrerer Kenner ausgefallen. Der Großherzog läßt mir durch den Vater seine Zufriedenheit schreiben; er konnte nicht die Zeit erwarten, ehe sie ankamen, und schickte alle Wochen zwei- bis dreimal zum Vater, um etwas von mir zu erfahren. Die erste Aeußerung beim Betrachten soll gewesen sein: „Nun, es freut mich sehr, bei dem ist das Geld gut angewendet!" Sie wurden zuerst beim Großherzog aufgestellt, dann in der Großherzogin ihrem Audienzsaal, und später soll sie Goethe gehabt haben, bevor sie zum Großherzog zurückgebracht wurden, wo sie jetzt noch stehen."

Nach seinem Lehrjahre in Mailand erhielt Preller die Erlaubniß nach Rom zu gehen. Aus dieser, für den jungen Künstler an Anregungen überreichen Zeit soll hier nur das mitgetheilt werden, was ihn mit Goethe in Beziehung erhält. Er hatte es während der ersten zwei Jahre an Sendungen nach Weimar, Beweise seines Fleißes und Fortschreitens, nicht fehlen lassen, und vor Allen Goethen in Briefen stets Rechenschaft über seine künstlerische Entwickelung gegeben.

Briefe von Goethe finden sich im Nachlaß Prellers nicht vor. Da aber Preller häufig darüber spricht, wie Goethe Dies oder Jenes von ihm aufgenommen habe, so ist anzunehmen, daß die Antworten mündlich an den Vater des jungen Mannes gerichtet wurden, welcher seither häufiger in Goethes Haus ging, und so nach Rom vermittelt wurden. Da Preller wiederholt ausspricht, daß er häufig an seinen Gönner geschrieben habe, so werden sich seine Briefe wohl im Goethe'schen Hausarchiv einst entdecken.

Carl August von Weimar war, noch während Prellers Aufenthalt in Weimar, gestorben, hatte aber festgesetzt, daß sein Schützling das Stipendium auch nach seinem Tode für zwei Jahre in Rom empfangen sollte. Nach Ablauf dieser Zeit war es Goethe, der dem jungen Künstler die Verlängerung des Stipendiums auf ein ferneres Studienjahr bei dem Großherzog Carl Friedrich auswirkte. Fortan gingen Prellers Sendungen an Zeichnungen und Gemälden direct an Goethe. So schickte er ihm zwei Oelgemälde, italienische Landschaftsbilder, schon nach Ablauf des zweiten römischen Jahres. Goethe empfing die briefliche Anzeige, aber die Bilder wollten nicht ankommen. Sie schienen unterwegs verloren gegangen zu sein, erschienen aber nach einer unerhört langsamen Reise von Jahr und Tag dennoch, und kurze Zeit vor Preller selbst, in Weimar. Dieser, so unruhig er über den Verbleib seiner Gemälde war, mußte sich vorerst in das Zuwarten fügen.

Unter seinen Bekanntschaften in Rom war am bedeutendsten für ihn die des hannöverschen Gesandten Kestner, des jüngsten Sohnes von Goethes Jugendfreundin, Lotte Buff-Kestner. Bald auch sollte er mit Goethes Sohn, August, der längst in Rom erwartet wurde, in sehr nahe Beziehung treten. Ja er war ausersehen über die letzten Tage und Augenblicke des jüngeren Goethe die betrübende Auskunft geben zu können. Er mag daher selbst das Wort nehmen.

„Kurz nach meiner Rückkehr (von Neapel nach Rom im Herbst 1830) traf August von Goethe, der Sohn meines hochverehrten Gönners und Beschützers, in Rom ein. Sein Aeußeres erinnerte lebhaft an die Schönheit des Vaters, so daß ich mich an ihm nicht satt sehen konnte, und da er eben so liebenswürdig als schön war, so konnte ihm die herzlichste Aufnahme in unserem Kreise nicht fehlen. Ich war glücklich, während der kurzen Dauer seines Lebens in Rom ihm als Führer von einigem Nutzen zu sein, und befand mich fast ununterbrochen mit ihm zusammen. Leider ward er uns bald durch den Tod entrissen. Ueber die näheren Umstände dieses schmerzlichen Ereignisses kann ich als Augenzeuge zuversichtlichen Bericht geben, und fühle mich hierzu um so mehr veranlaßt, als namhafte unrichtige Erzählungen darüber im Schwange gewesen sind. August Goethe war nämlich eines Abends zu Kestner, an den er von seinem Vater empfohlen war, gebeten, um dort Thorwaldsen kennen zu lernen. Etwas bleich trat er ein und gab auf unser Fragen an, er müsse sich in S. Pietro erkältet haben, da er erhitzt in den kühlen Raum eingetreten sei. Kestner schlug als geeignetes Mittel gegen solche, scheinbar geringfügige, Erkältung für den nächsten Tag eine Partie nach Albano vor, und Goethe ging bereitwillig auf diesen Vorschlag ein. Dann erzählte er im Verlauf des Abends vieles Interessante von seinem Vater und von dem weimarischen Leben. Ich erinnere mich noch, wie Thorwaldsen, freudig erregt, seinen Worten lauschte, und sich dabei unausgesetzt die Hände rieb. Vor dem Scheiden mußte Goethe ihm versprechen, daß er ihm für ein Porträt in Relief sitzen wolle. Um elf Uhr etwa gingen wir auseinander. Der Verabredung gemäß brachen wir am andern Morgen um acht Uhr auf. Allein schon als wir bei herrlichem frischem Wetter durch die Campagna fuhren, bemerkte ich, daß Goethes Unwohlsein ihn zu keinem rechten Genuß kommen ließ, während Kestner und ich in Entzücken schwelgten. In Albano angekommen, führten wir ihn zunächst zu der vielbesungenen schönsten Jungfrau Italiens, der Vittoria, die er, da er kein Italienisch verstand, sprachlos anstarrte. Als wir aber nach Verlauf einer halben Stunde die Esel bestiegen hatten und nach den Seen ritten, ward Goethes Befinden so schlimm, daß wir mit Mühe nach Albano zurück kamen. Nach ein paar Stunden Ruhe befand er sich besser und bestand darauf, mit uns nach Frascati zu fahren. Dort aber kam er in einem solchen Fieber an, daß wir so rasch als möglich nach Rom zurück fuhren, wo wir etwa um zehn Uhr Abends eintrafen. Ich durchwachte die Nacht an seinem Lager, auf dem er in heftigem Fieber sich umherwarf. Der Arzt, den ich am anderen Morgen herbeirief, vermuthete eine versteckte Hautkrankheit. Der Tag entschied nichts, und ich hielt es für gut, den Maler Meyer, der Thür an Thür mit Goethe wohnte, zu bitten, daß er die Nachtwache mit mir theile. In dieser Nacht, etwa um ein Uhr, als Meyer seine Wache angetreten und ich mich etwa eine Stunde lang auf ein paar Stühlen ausgestreckt hatte, sprang Goethe plötzlich auf und umklammerte mich, daß ich glaubte erdrückt zu werden. Mit Mühe brachten wir ihn ins Bett zurück. Im Augenblick aber, da ich ihm den Kopf aufs Kissen legte, schlug er die Augen groß auf und sank mit einem tiefen Athemzuge zusammen. Der sogleich von mir gerufene Arzt machte mit seinem Ausspruch „E morto" allen Zweifeln ein Ende. Der Section wohnte ich bei. Nach der Behauptung des Arztes hatte ein Gehirnschlag in Folge einer nicht zum Ausbruch gelangten Pockenkrankheit August Goethes Leben ein Ende gemacht. Wir deutschen Künstler haben ihn zur

Gruft getragen. Er liegt an der Pyramide des Cajus Cestius in einem Walde von Cypressen begraben. Das Reliefporträt, zu dem er zu sitzen versprochen hatte, wurde erst nach seinem Tode von Thorwaldsen in Arbeit genommen und dann in den Grabstein eingelassen."

August Goethe starb am 28. October 1830. Von seiner Bestattung konnte Preller nur mit Hülfe der Freunde nach Hause gelangen, da er, bereits angesteckt von der Krankheit des Verstorbenen, sich kaum noch auf den Füßen erhielt. Sein Zustand nahm eine lebensgefährliche Wendung, die Blattern kamen bei ihm zum Ausbruch. Nach langwierigem Verlauf der Krankheit wurde seine Gesundheit hergestellt. Die Ansteckung pflanzte sich auch auf andre deutsche Künstler fort, und ein Krankenlager folgte auf das andre.

Ist über diese und die nächstfolgende Zeit nur sehr wenig an Aufzeichnungen von Preller erhalten, so waren jene beiden Bilder, welche er fast verloren gegeben, wiederholt Gegenstand der Besprechung in einer Correspondenz Goethes mit Herrn v. Quandt in Dresden.

Im Jahr 1829 waren durch Goethes Anregung und Vermittelung die weimarischen Künstler und Kunstfreunde dem von Quandt gestifteten sächsischen Kunstverein beigetreten, und durch Goethes Hände gingen die Sendungen aus Weimar für die Dresdener Kunstausstellung. Am 7. Juli 1830 schrieb Goethe an Quandt: „Zwei Bilder von unsrem Preller in Rom erwarte ich täglich, und hoffe auch diese noch zur rechten Zeit nach Dresden befördern zu können." Aber erst nach Verlauf eines Jahres kann Goethe das Eintreffen melden. Am 6. Juni 1831 schrieb er: „In diesen Tagen sende ich zwei Landschaften von unsrem guten Preller ab; wir wünschen, daß sie Beifall erhalten und billig honorirt werden." Sie gingen aber auch da noch nicht ab, da Goethe krank wurde und einige Wochen lang alle Geschäfte stockten, sondern erst am 9. Juli 1831.

Darauf entgegnete Quandt (18. Juli) zuerst über ein ebenfalls durch Goethe zur Ausstellung geschicktes Bild der Louise Seidler, dann fährt er fort: „Auch sind bei uns zwei Landschaften angekommen, wir wissen nicht genau von wem, da der Altenburger Fuhrmann solche ohne Brief ablieferte. Es geht die Sage, sie kämen aus Weimar und wären von einem Künstler Namens Preller gemalt. Dieser Künstler hat sich nicht entblödet, aus Poussin'schen Bildern ganze Stücke zu nehmen und seine Landschaften so zusammen zu setzen, was durch Kupferstiche zu beweisen sehr leicht ist. Er scheint sich die Aufgabe gemacht zu haben, Poussins mit dem vermessenen Pinsel des Salvator Rosa zu malen, und so bleibt ihm und der Natur kein Theil an diesen Werken."

Goethe hatte in seinem Briefe vom 22. Juni mit Verhandlungen andrer Art genug zu thun, so daß er nur hinzufügen konnte: „Von den Arbeiten des jungen Prellers, der soeben aus Italien zurückkommt und ein reiches Portefeuille Studien nach der Natur mitbringt, thue nächstens einige fernere Erwähnung."

Dies geschieht denn am 18. September, wo er, nachdem einiges Geschäftliche über den Kunstverein abgethan ist, fortfährt: „Mit unsrem Preller haben Sie es, nach meiner Ansicht, zu hart genommen. Ich will jenen beiden Bildern nicht das Wort reden, weil ich dabei auch manches zu erinnern habe; verzeihen Sie aber, wenn ich auf Ihre Behauptung, es ließe sich aus Kupferstichen die Nachahmung Poussins nachweisen, erwiedere: Sie scheinen die egoistische Originalität unsrer deutschen Künstler nicht beachtet und beherzigt zu haben, daß der Charakter der Apenninen noch immer derselbige ist, und daß Poussin, insofern er in diesen Gegenden wieder verkehrte, sich selbst wiederholen müßte. Freilich erscheint er bei seinem großen Genie immer wieder aufs Neue lebendig. Unser Preller, dem man ein eingeborues Talent zur Malerei nicht ableugnen kann, wenn er auch vielleicht hie und da den Weg verfehlt, hat bei seiner Rückkehr aus Italien Zeichnungen und Skizzen nach der Natur zu Hunderten nach Haus gebracht. Sollte ich ihm Ew. Hochwohlgeboren Urtheil mittheilen, so müßt er in Verzweiflung fallen." Auch sonst fand Goethe Grund, über das Dresdener Comité und den „unseligen Kunstkenner" an der Spitze, zuweilen ungehalten zu werden.

Von den beiden Landschaften Prellers ist in der Correspondenz Goethes mit Quandt nicht mehr die Rede. Das Comité brachte sie wohl oder übel auf die Ausstellung, und sie wurden nun in einem öffentlichen Blatte „erbärmlich heruntergerissen". Diese Kritik wurde dann auch Prellern gesandt. „Wenn ich so leicht zu entmuthigen gewesen wäre," sagt er, „so hätte es hier sicher geglückt."

In der Mitte des Mai 1831 muß Preller in Weimar wieder eingetroffen, und einer seiner ersten Wege wird zu Goethe gewesen sein. Der Heimgekehrte fand den freundlichsten Empfang. Daß von dem jetzt zweiundachtzigjährigen Goethe dabei nicht die Rede auf seinen in Italien verstorbenen Sohn gebracht wurde, wird Niemand wundern, der da weiß, daß Goethe es ablehnte, einen Cultus irdischer Verluste zu treiben. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß (neben Kestner und Andern) auch Preller nach seiner Genesung über Augusts Tod von Rom aus geschrieben, und über seine eigne hülfreiche Thätigkeit in den letzten Tagen und Stunden desselben Auskunft gegeben haben wird. Goethen hatte der Schmerz, den er unterdrücken zu können gehofft, überwältigt und auf das Krankenlager geworfen, so daß man für sein Leben besorgt war. Er genas noch einmal, wollte jetzt aber im Innern verschließen, was für ihn nun ein für allemal über alle Gespräche hinauslag. Sieben Monate waren darüber vergangen, und es ist wohl nicht anzufechten, daß er sich nicht über eigne Angelegenheiten mit dem heimkehrenden jungen Preller unterhalten mochte, sondern seinem Schützling lieber einen angenehmen Empfang bereitete, und über Italien, Kunst und Studien mit ihm sprach.

Ein stillschweigender Verkehr über August sollte zwischen ihnen aber doch noch stattfinden. Als Preller ihm erzählte, daß er in seine Skizzenbücher die Porträts aller seiner Bekannten in Rom gezeichnet habe, bat Goethe sich dieselben aus, um sie für sich allein zu durchblättern. Preller verstand, daß Goethe nach den Zügen seines Sohnes suchen wollte, welche sich in der That darin befanden. Er brachte ihm die Bücher. Als er nach einigen Tagen wiederkam, reichte Goethe sie ihm „still und ernst" zurück. Aber zu Hause angelangt und an bekannter Stelle nachschlagend, fand Preller, daß er Recht gehabt, denn Augusts Porträt war nicht mehr da.

Am 29. Juli schrieb Goethe an Kestner nach Rom: „Der gute Preller scheint sich hier ganz thätig einzurichten, ist schon durch einige Bestellungen in Beschäftigung gesetzt, und ich werde nicht verfehlen, ihm, nach Gelegenheit der Umstände, treulich beizustehen. Das einzige Bedenkliche finde ich, daß er seiner eignen Neigung zu sehr nachgegeben, die ihn ins Einsame, Wüste hintreibt, was er auch ganz wacker und tüchtig darstellt, was aber den gebildeten Menschen der neueren Zeit nicht gerade zusagt; und am Ende will denn doch der Künstler Abnehmer haben, auf deren Wünsche, die nicht immer ganz unvernünftig sind, er doch einige Rücksicht zu nehmen hätte."

Wo Preller solchen „nicht ganz unvernünftigen" Wünschen begegnete, suchte er sie denn auch zu erfüllen, andererseits aber wußte er bei seinem mehr und mehr heranreifenden Talent die Anerkennung, ja Bewunderung für das Eigenartige seiner künstlerischen Individualität zu erzwingen. Was die Hauptaufgabe seines Lebens werden, später seinen Ruhm begründen sollte, war dem Jüngling bereits im Süden Italiens aufgegangen: die Gestalt des Odysseus. An den Gestaden von Sorrent und Capri fand er bereits die Scenerie für die Darstellung der homerischen Welt, und auch die homerische Stimmung war ihm bereits gekommen. Noch aber ließ der bestimmende Antrieb auf sich warten, und Goethe sollte den ersten glücklichen Wurf seines Schützlings nicht erleben.

Preller war in der nächstfolgenden Zeit nicht nur häufig bei Goethe, sondern auch in dessen Familie, bei seiner Schwiegertochter Ottilie, welche noch in Trauerkleidern ging, und bei deren Kindern, und es bildete sich zwischen ihm und dem Goethe-

schen Hause eine nahe Beziehung für das ganze Leben. Aber nicht mehr ein volles Jahr sollte er sich des persönlichen Verkehrs mit seinem großen, über Alles verehrten Gönner freuen. Goethes Tod (22. März 1832) erschütterte ihn aufs Tiefste. Viele wünschten die irdische Hülle desselben noch mit dem Griffel fest zu halten, Preller allein erhielt von der Familie die Erlaubniß, ein Abbild Goethes auf dem Todtenbette zu nehmen. Es ist eine kleine, wunderbar schöne Umrißzeichnung, das Haupt des Verblichenen mit dem Lorbeerkranze darstellend. Preller war selbst in der Schaar derjenigen, welche Goethe zu Grabe trugen. Wie tief er seinen Verlust empfand, sagt ein Brief, welchen er bald darauf an Kestner nach Rom richtete. Und an einer anderen Stelle schreibt er: „Zu dem unbeschreiblichen Schmerze, den Mann verloren zu haben, der mir von Jugend auf gewogen war und mich anzuregen gewußt hatte, trat nun noch die Trauer, daß er von mir nichts gesehen, was ihm vielleicht Freude gemacht hätte."

Aber schon in jenem Briefe an Kestner kann er von einer Aufgabe Mittheilung machen, durch dessen Ausführung er den ersten entscheidenden Schritt nicht nur in die Oeffentlichkeit that, sondern zugleich auch den Grundton anschlug für die Entwickelung seiner späteren Stoff- und Ideenwelt. Es ist jener Auftrag des Dr. Härtel in Leipzig, ein Zimmer seines neuerbauten Hauses mit Wandgemälden auszuschmücken. Preller wählte dazu die Odyssee, aus welcher er den Stoff zu sieben Darstellungen nahm. Es ist ein Jugendwerk, aber als solches immerhin bedeutend genug. Dreißig Jahre sollten vergehen, bis er zu einer neuen, endgültigen Fassung desselben Vorwurfs gelangte, ohne daß er in dieser ganzen Zeit der antiken Heroen- und Mythenwelt, die den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens bilden sollte, gänzlich entsagt hätte. Zwischen seiner ersten Odyssee in Leipzig vom Jahre 1834 bis zu seinem Odysseecyklus im Museum zu Weimar, welchen er 1869 vollendete, malte er die nordische Natur, das Meer mit seinen Klippen und Brandungen, Seestürme, einsame Felsenhöhen der Alpenwelt, das Ernste, Düstere, vorwiegend Gewaltige. Dann durchdrang ihn die antike Ruhe und Schönheit mit Einem Male wieder, die höchste Idealität der Kunst erfüllte ihn fortan ganz, und er lebte nur noch seiner heroischen oder mythisch-idyllischen Welt und an den Gestaden des Südens, den er denn auch persönlich noch mehrmals aufsuchte.

Die frühen Einwirkungen Goethes, wie ihm die Verehrung und Erinnerung an den Dichter geheiligt blieb, belebten sich in dem reifen Manne erst recht, ja seine Kunst ist ohne eine Beziehung auf Goethe kaum zu denken. Er ist in der Malerei, und nicht blos der Landschaftsmalerei, der eigentliche Vertreter der Goethe'schen Anschauungen und Ideen.

Auch eine Art von Parallele bietet sich dar in Goethes und Prellers künstlerischem Entwicklungsgange. Seit Goethe in der Jugend das Gedicht „Der Wanderer" geschrieben, der, über Trümmer antiker Tempel schreitend, die bestimmte Vorahnung einer idealen Kunst in sich erwachen fühlt, seitdem sollte über Götz, Werther, Faust, Egmont hinaus die ganze Macht naturalistischer Schaffensfreude ihn beleben, bis er bei der Iphigenie anlangte. Und dennoch war ihm der rein ideale Trieb niemals verloren gewesen. Prellers Phantasie belebten in der Jugend schon die Gestalten und Bilder der Odyssee, da er im Süden Italiens seinen Homer las. Er durfte diese Gestalten und Landschaften höchsten Stils in einem ersten Cyklus festhalten. Dann folgte bei ihm eine längere Epoche naturalistischen Schaffens, bis er bei seinem großen Odysseewerke anlangte und damit zur idealen Kunst zurückkehrte, die auch von ihm innerlich niemals aufgegeben worden war.

Eine neue Novellistin.

Von Johannes Volkelt.

Helene Böhlau, die jugendliche Verfasserin der mir vorliegenden drei Novellen*), hat sich durch diese Erstlingsarbeiten als eine über das Gewöhnliche weit hinausragende Dichterin in die Literatur eingeführt. Gar oft treffen wir auf Novellen und Romane, welche sich zwar durch Mancherlei auszeichnen, was dem wirklichen Dichter keineswegs fehlen darf, die aber doch nicht als Schöpfungen echt dichterischer Kraft gelten können. Sie sind vielleicht ganz geschickt, ja fesselnd componirt, Verstöße gegen äußere und innere Wahrscheinlichkeit kommen nicht vor, die Charaktere sind sauber und consequent durchgeführt, die Sprache ist fließend und anmuthig; und doch mangelt ihnen Feuer und Gold der Poesie, Hauch und Schimmer des Künstlerischen. Gestalten, Handlung, Sprache sind nicht aus der Phantasie herausgeboren, nicht aus dem Drange seelenvollen inneren Schauens. Eben dieser Vorzug ist es, wodurch mir die vorliegenden Novellen reichen Genuß verschafften. Es spricht aus ihnen ein Gemüth zu uns, das die Dinge der Welt mit sinnendem Blicke und mit warmer Liebe auffaßt und diesen Weltgehalt durch eine starke, feurige und zugleich besonnene Phantasie zur Anschauung zu bringen weiß.

Bevor ich Einiges über die künstlerische Art der Verfasserin im Zusammenhange sage, will ich der ersten Novelle ein paar Worte widmen. Diese führt uns das traurige Schicksal eines jungen, grundbraven, aber nur mäßig begabten Malers vor, dem innere Unbefriedigung, Entschlußlosigkeit und dann wieder vorübergehende Selbsttäuschungen das Leben recht schwer machen. Gerade in einer Zeit innerer Rathlosigkeit faßt Hans Grandje eine warme Neigung zu der vornehmen Tochter seines Hauswirths und gewinnt durch diese Liebe wieder Glauben an seine künstlerische Kraft. Und auch Eva gibt sich ihm in reiner, leidenschaftlicher Neigung hin, da sie in ihm etwas Außergewöhnliches gefunden zu haben glaubt. Doch da naht das zerschmetternde Verhängniß in Gestalt eines Freundes unseres Helden, der, gleichfalls Maler, eine ganz andere Natur ist als dieser: starkgeistig, eigenwillig, voll Schicksalstrotz, auch in der Kunst gegen das Hergebrachte gewaltsam vorgehend. Von der Welt verkannt, innerlich gebrochen, und auch den Keim zu tödtlicher physischer Krankheit in sich tragend, kehrt er aus der Ferne zurück. Als der Starke, das Leben höhnend und, doch voll Gier nach Leben, mit dem Tode ringt, lernt ihn Eva kennen. Da kommt es über sie wie eine höhere Erleuchtung: indem sie es miterlebt, wie dieser Mensch noch im Todeskampfe von Leben glüht und strotzt, wird sie ihrer eigenen Lebensenergie, ihrer Sehnsucht nach kraftvoller Größe unwidersprechlich inne; sie liebt den sterbenden starken Kämpfer und denkt nicht mehr des unglücklichen, schwächlichen Grandje.

Insofern es so recht in der Aufgabe der Novelle liegt, einen seelisch interessanten Conflict, unter Beiseitelassen des früheren und späteren Lebensweges der zusammenstoßenden Personen, in zugeschärfte Form und scharf heraushebende Beleuchtung zu bringen, wird man unserer Erzählung manches Lob ertheilen dürfen. Dagegen müssen sich sofort schwere Bedenken gegen die innere Wahrscheinlichkeit jenes Aufflammens der Liebe am Todtenbette erheben. Wohl ist es ein — ich möchte sagen — metaphysisch ergreifender Gedanke, gerade aus dem Anblicke der mit dem Tode ringenden Vollkraft des Lebens, aus dem Miterleben ihres Todesschauers, das Gefühl der eigenen Urtiefen des Lebens und der Liebe zu dem sterbenden Helden entspringen zu lassen; allein menschliche Wahrscheinlichkeit hat dieser ungeheure Umschlag in unserer Novelle nicht gewonnen. Am auffallendsten wirkt der jugendliche Einfall der Verfasserin, die Erzählung fortwährend in der Weise zu unterbrechen, daß sie mit einer Mischung von spottender Ironie und liebendem Mitleid lange Anreden an Hans Grandje richtet. Dadurch erhält die Erzählung etwas Dünnes, Spielendes, Unobjectives.

*) Novellen von Helene Böhlau. Berlin 1882, Wilhelm Hertz.

Die beiden folgenden Novellen sind weit handlungsreicher und viel weniger skizzenhaft gehalten; sie zeigen das Talent der Verfasserin erst in seiner vollen Entfaltung. Weitaus am bedeutendsten ist „Salin Kaliske". Diese Novelle ist mit kühnem Wurfe und fortreißendem Zuge geschrieben und beweist wirkliche Größe der Phantasie. Ein stilleres, weicheres Gepräge trägt die folgende: „Maleen". Es gebricht mir an Raum, den Inhalt dieser beiden Erzählungen auch nur in Kürze wiederzugeben. Ich will lieber die ganze künstlerische Art unserer Dichterin mit wenigen Worten zu charakterisiren versuchen.

Zunächst muß das Bestimmte und verhältnißmäßig Gereifte der Lebensanschauung überraschen, von der die Novellen wie von einem warmen, kräftigen Herzensquell durchdrungen werden. Helene Böhlau hat eine schöne Religion des liebenden Mitleids und des reinigenden Schmerzes in sich heranreifen lassen; das Leben hat es ihr wie ein unergründliches, furchtbares und doch zugleich Seligkeit in sich bergendes Geheimniß angethan. Die eilende Zeit, der Wechsel der Dinge und Schicksale hat etwas Traumhaftes, macht bange und rathlos, erfüllt mit Angst vor dem Leben. Ungezählte Schmerzen fallen über jeden Menschen her und wecken in ihm das Bedürfniß nach einem befreiten, idealerem Dasein. Wenigstens ein Schimmer von Erlösung wird ihm dadurch zu Theil, daß er liebend und mitleidend sein Herz den Schmerzen der Menschheit öffnet; so vergißt er des eigenen Leides. Heiße, räthselhafte Leidenschaften bewegen das Menschenherz und gestalten die Geschicke; sie sind eine unzertrennliche Mischung von Schlimmem und Gutem, Finsterniß und Licht, Angst und Seligkeit. Auch das Glück hat seine Stelle in der Welt; allein es ist flüchtig, rings umgeben von Gefahr und Jammer. Doch wird dadurch sein Zauber nur erhöht und verfeinert; sein goldener Glanz erfüllt das arme Menschenherz mit immer neuer Sehnsucht. Leuchtet das Glück für kurze Zeit einem Menschenkinde, so vergißt es die Welt mit ihrem Elend. In diesem Zauber des Glückes, vor Allem des Glückes der Liebe, liegt eine andere Art der Erlösung für das gequälte Herz.

Dies ungefähr ist die Lebensanschauung, die aus den in dem Buche gezeichneten Gestalten und Erlebnissen hervorleuchtet. Wenn nun auch die Verfasserin hiermit keineswegs nach allen Seiten die richtige Stellung zum Leben einnimmt, und ich namentlich ihren Unglauben an den Bestand des Glückes und ihr Hervorheben des Unseligen in jeder, auch der reinen Leidenschaft gemildert zu sehen wünschte, so überwiegt doch bei weitem das Wahre, Edle und Wohlthuende. Ueberhaupt muß man sich hüten, eine Dichtung allein schon wegen ihrer einseitigen, disharmonischen Lebensanschauung zu verwerfen; es kommt dabei doch vor Allem darauf an, ob sich in der Art, wie die Dichtung Leben und Welt betrachtet, ernstes Sinnen, ideales Bedürfniß und ein adliges Gemüth ausspricht. Und dies eben ist in diesen Novellen der Fall, auch wo uns, wie in „Salin Kaliske", trübe, sündhafte Leidenschaften geschildert werden.

Die Erzählung läßt die Verfasserin in einer gewissen springenden Weise vorrücken. Doch sind die Scenen, die sie aneinanderreiht, stets bedeutungsvoll für die darzustellenden Charaktere und Geschicke. Sie erzählt nichts Nebensächliches, läßt nicht unnütze lange Gespräche führen, sondern bricht da ab, wo das Charakteristische genügend herausgehoben ist, um sofort zu einer neuen Scene überzugehen. Dabei hat man, trotz des Ruckweisen der Erzählung, fast nie den Eindruck des Gemachten; auch das Abenteuerliche und Seltsame gibt sich uns wie natürliches Schicksal, wie etwas, das nicht anders kommen konnte. Vor Allem habe ich hierbei den zerrissenen Lebensgang des hin- und hergestoßenen Salin Kaliske vor Augen.

Mit dem Schicksalsartigen, das die Weise des Erzählens an sich trägt, verknüpft sich zugleich der Charakter des Traumhaften im guten Sinne. In „Salin Kaliske" scheinen die Gestalten dem Schoße eines geheimnißvollen Fatums zu entsteigen; wir gewinnen die Ahnung von furchtbar waltenden Mächten. Ich erinnere an das Zusammentreffen Salin Kaliskes mit dem wilden, rachedurstigen Madry, an das sündhafte Aufblitzen der Liebe zwischen diesem und der dämonischen Horpyna, an die Ermordung Joskys auf der im Sonnenbrande daliegenden Haide, an das rettende und dann vernichtende Erwachen der Liebe des einsamen Salin mitten in der einsamen Winterwelt. Diese und andere Scenen haben etwas von dem Charakter einer großen Vision. Doch fehlt auch das Traumhafte in dem Sinne des lieblichen Märchens unseren Novellen nicht. Die Kindheitszeit Maleens in der gleichnamigen Erzählung ist mit der feinsten Empfindung für das süße Helldunkel und das hüpfende Hineilen der Kindertage geschildert.

Hiermit hängt auch das Stimmungsvolle der Darstellung zusammen. Wie die ganze Lebensanschauung der Verfasserin erwarten läßt, liegt über ihren Dichtungen ein milder Hauch der Trauer und des sinnenden Mitleids ausgebreitet. Zuweilen freilich ist die Stimmung eine trostlos trübe; besonders gilt dies von dem Ausgange der beiden ersten Novellen. Und doch gehört zum vollendet Künstlerischen auch dies, in die Trauer selbst eine gewisse Versöhnung und Befreiung zu legen. Nach meiner Ueberzeugung sollte die Verfasserin bei ihren künftigen Arbeiten vor Allem darnach streben, diesen Ton der lediglich passiven Trauer, des trostlos auslaufenden Leidens aufzugeben und bei der Darstellung der Schmerzen und Kämpfe in der Welt die kraftvolle Befreiung, die männliche Erhebung mehr zum Worte kommen zu lassen.

In wie hohem Grade die Phantasie Helena Böhlaus objectiv ist, zeigt vor Allem die Erfindung und Gestaltung der Charaktere. Es sind höchst verschiedenartige Figuren, die sie uns vorführt; alle aber sind auf sich gestellt und voll eigenartigen Lebens, nicht wenige mit einem Wesen, das einem weiblichen Gemüthe sehr ferne liegt, ausgestattet. Es ist bemerkenswerth, daß eine jugendliche weibliche Phantasie diese engen, krummgewachsenen, unheimlich heißen, still und träumerisch in sich zurückgedrängten Naturen, wie sie in „Salin Kaliske" vorkommen, so scharf und lebenswahr zeichnen kann. Und ebenso lebenswahr tritt uns die harmonische Gestalt der in stiller Gemüthstiefe liebenden und leidenden Maleen entgegen.

Und wieviel muß nicht die Verfasserin an Gefühlen und Stimmungen in sich erlebt haben, da sie verwickelte, ungewöhnliche, dem gröberen Auge unzugängliche Gemüthszustände mit so zarter und sicherer Hand zu zeichnen versteht. Wie verständnißvoll weiß sie nicht in „Maleen" die Regungen und Stimmungen der Kinderseele, und dann die seligen Träume des liebenden Mädchenherzens und endlich den irren Jammer des betrogenen zu belauschen! Und überall sind es vornehme, menschlich ergreifende, aus der Tiefe leise und sicher herausgeholte Züge, wodurch sie das Seelenleben ihrer Personen charakterisirt. Am reichsten entfaltet sich dieses Talent der Verfasserin in der Darstellung der inneren Entwicklung Salin Kaliskes. Man kann es nicht ohne tiefe Ergriffenheit lesen, wie unter dem Drange wirrer, furchtbarer Geschicke sich das Herzeleid der Welt immer mehr seiner weichen und leidenschaftlichen Seele bemächtigt.

Auch über die Sprache des Buches wäre Mancherlei zu sagen. In wohlthuender Weise verbindet sie Einfachheit und Zwanglosigkeit mit poetischer Gewähltheit und Vornehmheit, sie muthet wie ein Quell aus einer ursprüglichen, tief bewegten Dichternatur an und trifft den Ausdruck des Behaglichen und Friedensvollen ebenso sehr wie den der glühenden, gefährlichen Leidenschaft.

Ich habe mir bei dem Lesen dieses Buches oft gesagt, daß es gar manches absprechende Urtheil erfahren werde. Wer nach spannendem Lesestoff verlangt, wird diese Dichtungen ebenso wenig schätzen, wie derjenige, der nur brave und ehrbare Menschen oder doch wenigstens den Sieg und die Beglückung der Tugend dargestellt sehen möchte. Um aus ihnen Genuß zu ziehen, dazu gehört vor Allem Sinn für künstlerische Form und dann auch die Ueberzeugung, daß auch das Wehe der Welt, das Unterliegen des Guten, das Unselige und Nächtliche des Menschendaseins berechtigt ist, eine künstlerische Darstellung zu verlangen.

Von Bozen nach Meran.

Von Ludwig Steub.

Die gute alte Zeit ist wieder da! Es gibt wieder Stellwagenkutscher, Güterwagen und längst vergessene Wirthshäuser werden wieder voll. Eine solche Wiederkehr vergangener Tage hatte man hier zu Lande auch im Jahre 1868 erlebt. Auch damals waren etliche Brücken und etliche Bahnstrecken fortgerissen worden und die Stadt Bozen drei Tage von aller Welt abgeschnitten. Der Postwagen, der auf der Meraner Straße einen Durchbruch versucht hatte, kam unverrichteter Dinge, aber hoch hinauf mit Schlamm bespritzt und mit durchnäßten Briefschaften wieder zurück. Am vierten Tage machte ich mich gleichwohl mit einem Gefährten auf und ging zu Fuß nach Alpwang, der zweiten Station, drei Stunden aufwärts von Bozen. Dort standen vor dem Posthause, das die Eisenbahn schon längst außer Thätigkeit gesetzt hatte, bereits etliche Wagen, welche Reisende hierher gebracht, und die Fußgänger, die von Bozen kamen, in Empfang nehmen und weiter befördern wollten. Als wir in Klausen ankamen, dem nächsten Städtchen, das die Eisenbahn ebenfalls brachgelegt, fielen Wirth und Kellnerin mit stürmischen Fragen über uns her, wie es denn da unten stehe mit der Eisenbahn. „Von Bozen her geht sie nicht mehr; Alles fortgeschwemmt!" und mein Gefährte setzte noch, vielleicht aus Bosheit, kopfschüttelnd hinzu: „Kann auch nicht mehr reparirt werden; ist der Boden weggerissen!" Das klang wie eine Engelsbotschaft. Der Wirth und die Kellnerin schlugen jubelnd die Hände über dem Kopfe zusammen und riefen freudig durcheinander: „Gott sei Dank, die verfluchte Eisenbahn ist hin, jetzt kommen wieder bessere Zeiten! Gott sei Dank!" Es läßt sich nicht leugnen, daß damals am ganzen Brennerweg, vielmehr von Kufstein bis Ala, eine sehr gereizte Stimmung gegen die Eisenbahn herrschte und diese eigentlich als ein fluchwürdiger Landschaden betrachtet wurde, denn fast alle die Wirthshäuser, in deren gastlichen Hallen sich vorher die Fuhrleute erquickt hatten — und sie hatten nicht leicht eines vorübergehen lassen —, sie lagen jetzt unbeachtet, vergessen und verschollen an der Bahn und den Wirthen ging jeder Pfiff, den diese abließ, wie ein Dolchstich durch das arme Herz.

Aber nach wenigen Wochen war damals die Bahn geheilt und nach wenigen Wochen wird sie es auch diesmal wieder sein. Uebrigens hat man an Eisack und Etsch wohl noch nie so viele Aufregung und Erbitterung wahrgenommen wie in diesen Tagen. Das pythagoräische Schweigen der Behörden, die Unmöglichkeit, etwas Sicheres über die Sachlage zu erfahren, die allgemeine Unbehülflichkeit, die unbeschreiblichen Zustände in dem vielbeschrieenen Blumau, wo der Bahnzug nach Bozen dreimal abfuhr, wo aber die Lohnkutscher immer geflissentlich zu spät kamen, weil ihnen dann auch die Fahrt bis Bozen zufiel, so daß sie für vier Stunden vierzig Gulden herausdrücken konnten — da ward viel Schimpfens gethan!

Nachdem ich nun acht Tage zu Bozen gesessen, erfaßte mich die Sehnsucht, das liebe, schöne Meran auch diesmal wieder anzusehen und mich nach dem Befinden der wackeren Meraner persönlich zu erkundigen. Seit ein paar Tagen ist die Verbindung auch wieder in der Art hergestellt, daß von Bozen bis Terlan, zwei Stunden weit, Stellwagen gehen, von Terlan aber bis Meran die Eisenbahn.

Der Stellwagen fährt vom Greifen ab, ein Gasthof, der mit dem alten finstern Wesen der meisten Bozener Wirthshäuser gebrochen und die Reinlichkeit, Helle und Eleganz der neuen Zeit sich vorgesetzt hat. Diesen Morgen um halb sieben Uhr war's aber doch noch so ziemlich wie in der guten alten Zeit. Die „Schwemm", d. h. die große Stube für das mindere Volk, war kühl und schlecht beleuchtet; dort saß ein frierender Gast, der einsam seinen Kaffee, da einer, der seinen Cognac trank. Der Wirth schrieb und zog seine Rechnungen aus, auf welche ein dritter und vierter ungeduldig warteten; den Hausknecht sah man an der Thüre vorbei die Koffer heruntertragen; ein, zwei, drei Damen springen ängstlich herein und rufen nach ihrem Gepäcke — kurz, es war wie vor vielen Jahren, da man früh aufstehen und in geschäftiger Langweile auf den Stellwagen warten mußte.

Der stand auch schon, mit drei Pferden bespannt, auf der Gasse. Er hatte auch ein „Cabriolet" und ich hatte einen Platz darin, aber der mußte erst mühsam erklettert werden. Der ganze bajuvarische Stamm, zu dem auch die Tiroler gehören, zeigt eine entschiedene Vorliebe für Unbequemlichkeit. Wenn man sie machen läßt, werden alle Bänke zu schmal, alle Thüren zu nieder, alle Betten zu kurz. Der Stellwagen hatte auch unter dieser Stammeseigenthümlichkeit gelitten. Das Cabriolet war an und für sich zu schmal und das Dach reichte überdies so weit vor, daß der Einschlupf fast eine eidechsenartige Gelenkigkeit voraussetzte. Eine Staffelei hätte die Besteigung gewiß erleichtert, aber sie herbeizuschaffen hatte jetzt Niemand Zeit — in Terlan bot der besonnene Hausknecht aus eigenem Antriebe diese wohlthätige Vorrichtung dar —, und wenn nicht ein guter Mensch bereits im Innern gesessen wäre und mich mit beiden Händen hineingezogen hätte, so hätte ich das Ziel meiner Wünsche wohl gar nicht erreicht.

Bald wurde mir auch die Bekanntschaft des Kutschers zu Theil, der mich an alle meine Jugendfreunde, an alle die Seppele, Hansele, Michele erinnerte, mit denen ich vor vierzig Jahren die Tiroler Straßen auf- und abgefahren bin. Er war ebenso bieder und ebenso grob wie sie.

Endlich knallt die Peitsche und der Stellwagen setzt sich in Bewegung. Nach gutem alten Herkommen humpelten auch etliche Weiber nach, „Weiber aus dem Volke", die sich verspätet hatten und schreiend um nachträglichen Einlaß baten. Weiter drinnen stand ein wohlgenährter Bozener Bürger an der Gasse, der auf seine Persönlichkeit trauend, dem Kutscher nur verständnißinnig zulächelte. „Nur hinten hinein!" rief aber dieser und dies wiederholte sich so oft, daß die hintere Kajüte ausgesehen haben muß wie ein Kaninchenlager.

Also waren wir auf der Landstraße. Da gab es nun wirklich wieder wirkliche Güterwagen, die von Meran herunterkamen und einen so lieblichen Apfelduft verbreiteten, daß über ihre Ladung kein Zweifel sein konnte. Die feinen Meraner Aepfel, von denen ein Stück zu St. Petersburg einen Rubel kostet, ihnen ist die Welt auch jetzt nicht verschlossen — aber viele tausend Traubenkörbe, die nicht lange Lieferungszeit vertragen, sind in Meran wieder aufgethan und ihr Inhalt zu Praschglet verwendet worden. Unter Praschglet versteht man aber die Brühe, die hier zu Lande entsteht, wenn die Trauben gleich vom Stocke weg in die großen Fässer geworfen und da zerstoßen werden. Daraus geht nach der Gährung der rothe und der weiße Tiroler hervor.

Die Straße ging fast immer aufwärts und der Wagen kam bei seiner reichen Ladung nur langsam vorwärts. Als wir im Freien waren, sahen wir auch bald den neuen See sich dehnen, der vor etwa drei Wochen, nämlich am 16. September, entstanden, aber auf keiner Landkarte zu finden ist. Er zieht sich von Terlan bis Sigmundskron, mißt über zwei Stunden in die Länge und abwechselnd eine Stunde in die Breite. Sein Dasein verdankt er dem Eisack, der sich unterhalb Bozen mit der Etsch vereinigt, bei diesem Hochwasser aber so viel Schotter herbeiführte, daß er die letztere ganz absperrte, so daß sie sich in die weite Ebene ergoß, die sich zwischen den beiden Strömen ausbreitet. Was dieser See an Trauben, Aepfeln und anderen Früchten zudeckte, wird vorläufig auf zwei Millionen Gulden geschätzt. Wie lange es dauern wird, bis die Ebene wieder das frühere Erträgniß abwirft, das weiß man nicht.

Lediglich als landschaftliches Phänomen betrachtet, ist dem jungen See sein Reiz nicht abzusprechen. Er ist schon so ruhig und in sich gekehrt, wie wenn seine glatten Fluthen gleich in den ersten Schöpfungstagen entstanden wären. Auch hat er die letzten drei Wochen benutzt, um seinen Schlamm und Unrath zu Boden fallen zu lassen, und so schielt er bereits ins Blaue. Heute ist ein sehr schöner Tag; an den nächsten Bergen ziehen

sich weiße, leichte Nebel hin, die man zu andrer Jahreszeit für Frühlingswolken halten könnte, und Uhland würde vielleicht auch von fern eine Flöte tönen hören. Der See ist durch geradlinige Reihen von Weiden und Apfelbäumen, die aber nur mit den Wipfeln herausschauen, in seine Reviere getheilt, d. h. man erkennt an diesen Baumreihen die Grenzen der einzelnen Besitzthümer. Es schwimmen viele Aepfel und noch mehrere Kürbisse auf dem stillen Gewässer. Hier und da sieht man auch ein ärmliches Schifflein, das noch Einiges zu retten sucht. An dem Ufer ziehen sich die Rebenlauben hin, deren Blatt im Wasser verdorrt ist und trostlos über die Latten herabhängt.

Der See liegt übrigens in der schönsten Gegend Deutschlands, wenn man noch so sagen darf, da ja die gefürstete Grafschaft Tirol — wie die klerikalen Journale behaupten — nicht mehr zu Deutschland gehört und die strebsamen Italiener auf ihren Schulkarten den Brenner bereits als ihre Nordmark malen. Hier saßen schon die Römer in üppigen Gärten, auf glänzenden Villen und erquickten sich am rhätischen Wein, den bekanntlich Augustus allen anderen vorzog. Nach ihnen thaten sich da die Gothen, die Langobarden gütlich, und schließlich kamen die Bajuvaren und setzten sich in die weiland römischen Höfe, die sie noch bewohnen. Daher die Namen Girlan = Cornelianum, Prissian = Priscianum, Sirmian und viele andre.

Die Berge sind nicht sehr hoch und um Schneefelder und Gletscher zu sehen, muß man schon bis ins Vinstgau hinauf schauen, dagegen sind sie sehr steil und bestehen alle aus dunkelrothem Porphyr, den der tiefgrüne Buschwald, der an ihm hinaufklettert, malerisch verkleidet. Haben sich die Römer Villen, so haben im Mittelalter die Deutschen da ihre Burgen gebaut, wahrhaft unzählige, die meist noch in stolzen Ruinen an den Bergen hängen. Ihre Namen sind aber schwer zu erfragen; der Kutscher weiß sie nicht und auf den Landkarten finden sie, weil ihrer zu viele, auch nicht alle Platz. Da muß einmal viel Leben gewesen sein, viele Lustbarkeit und viele schöne Tage! Der Ritter, die Burgfrau, die Edelfräulein, die Junker, waren vielberühmt im ganzen Lande. Jetzt ist Alles vergessen; auch was sich als Sage im Munde des Volkes erhalten, ist in einer Viertelstunde erzählt.

Nun kamen wir aber an eine schwierige Stelle, die seit kurzem sehr viel besprochen und fast berühmt geworden ist. Hier findet sich nämlich in der Landstraße eine merkliche Einsenkung und dieses ihm günstige Bodenverhältniß hat der See benutzt, um von der Straße Besitz zu ergreifen. Wir stehen also mit vollem Wagen und drei Pferden vor einem Wasserstreifen, auf dessen Durchfahrt, da sie sehr langsam geht, wohl eine Viertelstunde zu verwenden sein wird. Wenn die Flößer auf der Donau an den Strudel kommen, so ziehen sie alle die Mützen und beten um glückliche Fahrt — mich hätte es nicht gewundert, wenn die „hinten" auch einen Rosenkranz angestimmt hätten.

Nun also — ein Peitschenknall und die Pferde treten folgsam in das Wasser, das sie mit ihren Hufen rechts und links herumschleudern. Die Arbeit ist sehr anstrengend und die Rosse sangen bald wie die Schlöte zu dampfen an. Die Fluth reichte bis an die Achsen, aber die Besatzung des Wagens hielt sich mannfest, was freilich auch das Beste war, denn aussteigen konnte Niemand, außer wer etwa schwimmen wollte.

Endlich war dies auch überstanden und nach einer starken halben Stunde liefen wir glücklich in Terlan ein. Terlan ist ein uraltes Dörflein, welches dreierlei Merkwürdigkeiten aufzuzeigen hat — erstens nämlich wächst hier der Terlaner, der beste weiße Wein in Tirol, der nachgerade auch in die weite Welt geht, zweitens steht an der Dorfkirche ein schiefer Thurm, der sehr berühmt ist und im Etschland bekannter ist als die beiden zu Bologna, drittens sind hier in derselben Kirche alte Wandgemälde zu sehen, die vor nicht langer Zeit entdeckt worden sind. Es ist wirklich seltsam — wo man jetzt in Tirol die weißen Wände anpickt, kommen alte Fresken heraus, so neulich auch wieder in der Johanniskapelle zu Brixen. Die zu Terlan sind sehr ausgiebig, denn sie bedecken alle Wände von oben bis unten. An einer Stelle findet sich eine Jahrzahl, 1407, die aber nicht auf alle paßt. Sie stellen Verschiedenes dar, was in der heiligen Schrift beschrieben ist. Jetzt werden sie von einem Bozner Maler restaurirt und ist nur zu wünschen, daß wenn einmal die gar Gestrengen, die Pecht und die Lübke, herauskommen, die Restauration auch vor ihren Augen Gnade finden möge.

Nach einer Stunde, die ich bei einem Viertele Terlaner und etwas Lectüre verbracht, erschien der Bahnzug von Meran, der also zur Zeit, wie schon oben gesagt, nicht weiter als bis Terlan gehen kann und daher das Entgegenkommen des Bozner Stellwagens nöthig macht.

Auf der Meraner Bahn gibt es, was nicht allen Leuten recht ist, nur zwei Plätze, den ersten und den dritten, gerade wie es auch nur einen Napoleon, den ersten und den dritten, aber keinen zweiten gibt. Der Bahndamm hat von Terlan bis Meran, so viel ich bemerkte, nicht gelitten, dagegen sind mehrere Brücken mitten durchgerissen, andere wieder unversehrt geblieben. Die Etsch sieht jetzt etwas erschöpft aus und fließt ruhig in ihrem künstlichen Bette. Der Zug fuhr sehr vorsichtig und kam in einer Stunde wohlerhalten nach Meran. Ich war in der vorletzten Station, in Marling, ausgestiegen und nicht ohne nasse Strümpfe durch die thanigen Wiesen nach Untermais geeilt. Dort ging ich wieder in die Villa Guttenberg, in deren Namen ich als intermittirender Schriftsteller schon vor ein paar Jahren ein gutes Omen zu finden glaubte. Sie wurde von Herrn Stockhausen, einem Kölner, erbaut, der der erste Buchdrucker zu Meran gewesen. Jetzt herrscht in dem Hause seine Wittwe, eine sehr brave Frau, welche mich jedesmal versichert, daß sie es für eine große Ehre halte, wenn ich bei ihr einkehre. Mir verschlägt es nichts und ich lasse sie daher bei ihrem Glauben.

Sonst sind die Meraner jetzt nicht gut aufgelegt. Der Traubenversand muß ganz unterbleiben und die gehofften Gäste, die bis von den Wenden und Gothen kommen sollten, schreiben alle nach einander ab. Wie groß und schön waren noch die Aussichten vor vier Wochen!

Uebrigens ist die Gegend von Meran für mich die schönste in Europa — ich streite aber nie darüber, denn mir ist es sehr angenehm, wenn es Andern anderswo gefällt, damit sie nicht alle daher laufen, was unausstehlich wäre. Vor sechs Jahren bin ich eigens bis Neapel gereist und habe alle die binnenländischen Landschaften Italiens, so viele an der Bahn liegen, in Vergleich gezogen, aber keine gefunden, die nach meinem Bedünken dem Meraner Thale über wäre. Freilich haben die Seelandschaften ihren eigenen Schnitt und können mit den ersteren nicht wohl verglichen werden, aber es gibt auch Leute, die an der See geboren sind und die, wenn sie eines aufgeben müßten, lieber die Alpen festhielten — sie seien doch viel mannichfaltiger und farbenreicher.

Wenn auch dieses Jahr die gebratenen Tauben oder vielmehr die Kurgäste jetzt noch in weiter Ferne, fast unsehbar, dieses Elysium umkreisen, es wird eine Zeit kommen, um Martini, um Weihnachten, wo sie wieder treu und anhänglich die gewohnte Winterheimat aufsuchen. Auf dieser Landschaft ruht ein Segen, den ihr schon ihre alten Verehrer, der heilige Valentin, der heilige Corbinian und der heilige (?) Aribo, ein geborner Meraner, hinterlassen haben. Durch Ehrlichkeit, Menschenliebe und mäßige Preise sucht sie sich das Wohlgefallen der Himmlischen auch jetzt noch zu erhalten. Darum überall Gedeihen, Wohlstand und Fortschritt. Die Gasthäuser, die Pensionen und die Villen schießen wie die Pilze aus dem Boden. Wie die Scheffel'schen Vögel noch den ganzen Ocean, so werden die Meraner Meister noch einmal ganz Obermais zubauen. Dies wäre schrecklich, denn diese Rebenhalde, so malerisch und so historisch wichtig, wäre gar nicht zu ersetzen!

Eigentlich sollte Einer, wenn er Architekt wäre, hier nur Burgen oder Alpenhäuser oder eine Mischung von beiden bauen. Das eine wie das andre stimmt historisch und landschaftlich zu diesem Boden, aber die Bauherren gehen lieber mit der Mode, und da alle Stile zugelassen werden, so ist diese Maiser Halde oder überhaupt die Meraner Gegend bereits ein architektonisches

Potpourri geworden. Uebrigens geben diese Landhäuser deutlich zu erkennen, daß sie nur „für minder Bemittelte" dastehen und nur diesen dienen wollen. Wenn man die Villen an den italienischen Seen, die dortigen Palazzi betrachtet, so kommt man freilich leicht auf den Gedanken, daß die damaligen Italiener weit mehr Geld gehabt als wir, allein manche Familie, die einst in einem Palazzo gewohnt, soll jetzt in einem Dachstübchen hocken, und so wollen wir denn auch bei Leibe nicht weiter gehen, als unsere Kräfte reichen. Schade ist's und allgemein beklagt wird, daß jetzt manche Besitzer ihre Landhäuser mit hohen weißen Mauern umziehen, also gerade da anfangen, wo die jetzigen Bozner glücklicher Weise aufhören. Die Bozner haben nämlich die bisher so engen, schmutzigen, staubigen, kurz unausstehlichen Wege in ihrem „Dorf" jetzt angenehm erweitert und mit grünen Stacketenzäunen eingefaßt. Das macht sich jetzt so leicht und ist so hübsch und so bequem, daß man gar nicht begreift, wie sie den elenden Zustand fünfzehnhundert Jahre lang aushalten konnten.

Freilich will man auch in Meran behaupten, „daß nichts mehr zusammengehe" — d h. daß die alte Geselligkeit ersterbe u. s. w. In den vierziger Jahren war das allerdings viel anders! Wie heiter war damals das Münchner Leben, als Thiersch, Martius, K. F. Neumann, Pocci und Andere mehr noch im rosigen Lichte wandelten! Oder das Leben zu Innsbruck in den Tagen der Schuler, Kern, Sebastian Ruf, Flir u. s. w. Und endlich gar die lustigen Zeiten zu Meran, wo Friedrich Lentner den Zauberstab der Freude führte und immer mit Maß, aber nie erliegend, für Männlein und Weiblein, namentlich aber auch für die Jungfräulein, seine Wald- und Gartenfeste, seine Lustfahrten, seine Winterwonnen erdachte, seine Kostüme dazu schneiderte und seine Lieder dazu dichtete. Jetzt lebt man zu München so langweilig wie zu Innsbruck und zu Innsbruck ennuyirt man sich gerade so wie zu Meran. Wenn da jetzt der Lentner wieder aufstünde und in die jungen Leute das alte Leben brächte, ja, er würde von Bürgerschaft und Magistrat, von der weißgekleideten Schuljugend und dem hochwürdigen Klerus — wenn der Decan Santner noch lebte, ginge auch dieser mit — ehrenvollst empfangen werden!

So aber ist's wirklich nicht mehr viel! Sind die Leute von freien Stücken langweiliger geworden oder ist's ein äußerer Einfluß? Einiges möchte man namentlich den norddeutschen Sitten und Manieren zuschreiben, die eigentlich durch die Hamburger durchgesickert und ursprünglich englische sind. Vor hundert Jahren lebte man in Norddeutschland wohl noch ebenso bescheiden, so zuvorkommend und umganglich wie im Süden, aber seitdem scheint unsern Brüdern Verschiedenes in den Kopf gestiegen zu sein und sie streben jetzt alle nur nach innerer Größe und äußerer Vornehmheit. Noch vor vierzig Jahren, wenn man zu Meran auf der Wassermauer ging, sah man sich immer an, als wollte man sagen: „Wart', dich lern' ich auch noch kennen und ich freue mich schon darauf!" Jetzt wirft Jeder dem Andern Blicke zu, als wenn er ihm seine Existenz verübelte. Jetzt sitzt man vier Wochen an der Table d'hôte nebeneinander und bittet sich höchstens einmal um den Senf oder den Speisezettel. Jetzt klagen die Norddeutschen, daß die Table d'hôten so langweilig und den süddeutschen Brüdern die berühmte „Gemüthlichkeit" so völlig ausgegangen, was wohl begreiflich ist.

Hierauf sage ich zu meiner Widerlegung: Lassen wir München und Innsbruck aus dem Spiele und bedenken wir, daß Meran vor vierzig Jahren ein kleines Städtchen war mit sechs oder sieben gesunden Familien und etlichen zugewanderten Patienten, denen nicht viel fehlte, da gelang es dem liebenswürdigen Lentner leicht, obgleich er selbst nichts trank, eine Tafelrunde von Zechern heranzuziehen, seinen berühmten „Stehwein", dem er in der „Chronik von Labenberg", welche Fridolin Plant zu Meran herausgegeben, ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Da that nun Alles mit, da konnte man leicht mit vierzig, fünfzig lieben Häuptern nach Labenberg ausfahren, aber mit tausend Patienten geht das nicht mehr. In dem Saal, wo damals die Ritter des Stehweins getanzt, stehen jetzt auch die Fremdenbetten. Wenn sich die Damen, die aus der Ferne kommen, etwas zugeknöpft halten, so ist das auch nicht zu tadeln, denn gerade in den Kurorten gerathen sie am leichtesten in Beziehungen, die ihnen später lästig werden. Und wenn die Männer mitunter bedauern, das kein rechtschaffener Abendtrunk zusammen kommt, daß sich dieser ärmlich da und dort an zwei, drei Stammgästen fortfriste, so ist zu bedenken, daß hier Alles weit auseinander liegt, daß Viele leidend sind oder den Abend bei ihren Leidenden zu Hause zubringen wollen. Sehr zu wünschen wäre freilich, daß sich mehrere Männer fänden, die, wie in Deutschland draußen, das Kurpublicum durch öffentliche Vorträge zu unterhalten und zu belehren suchten. Alle Wochen ein solcher Leseabend und die Gesellschaft würde vielleicht doch ein bischen aufgemischt! Daß die Umgangsformen merklich spröder geworden, ist wohl zuzugeben, allein darüber mögen Andere klagen. Mir ist's ganz recht, wenn mich Niemand anredet — ich brauche dann auch keine Antwort zu geben. Ich selbst habe unvorgestellt schon lange keinen Landsmann mehr angesprochen — zum letzten Male vor etlichen Jahren zwei preußische Majorinnen zu M**, die ich aber auch nicht wieder anreden werde.

Greece is no land of social mirth, sagte Lord Byron von dem schönen Griechenland, das er doch so innig liebte — so kann man wohl auch sagen, Meran wird nie wieder ein Ort für lustigen Zeitvertreib werden, aber sein milder Himmel, seine schöne Landschaft, seine Schlösser und Burgen, seine herrlichen Berge werden es immer als ein Paradies erscheinen lassen, wenn auch nur als ein Paradies der Einsamen.

Aus der Hauptstadt.

Gesammtgastspiel des Großherzoglich Meiningen'schen Hoftheaters.

Die Meininger haben ihr zweites diesjähriges Gastspiel soeben mit ihrem vierzigsten Theaterabend geschlossen. Sie sind, wie man hört, weder mit dem materiellen noch dem künstlerischen Erfolge ihrer Campagne zufrieden. Sie grollen dem Publicum, dessen Interesse erlahmt scheint, und der Kritik, die sich ihnen gegenüber Alles in Allem ablehnend verhielt. Für die Renitenz des Publicums ließe sich allenfalls ein äußerer Grund anführen: die schlechte Lage des Victoria-Theaters in einem entfernten, armen Stadtviertel — eines Theaters, von dem sich das Publicum seit Langem abgewandt und das schon manchen Director ruinirt hat. Und dieses so ungünstig gelegene Haus vermaßen sich die großherzoglichen Hofschauspieler allabendlich füllen zu können — blos auf Grund ihrer Beliebtheit, mit ihren abgespieltesten Stücken, ohne neue Kassenmagnete . . ! Sagen wir es gleich heraus: dieses beabsichtigte Zehren vom Nachruhm war eine falsche Berechnung. Die meisten Stücke wurden bereits bei der zweiten Aufführung so ziemlich gemieden; ja es zeigte schon die Première jene klaffenden Lücken in Logen und Galerien, die in ihrer gähnenden Leere einen Theatersaal so traurig machen. Nun, den Berlinern ist diese Zurückhaltung wahrlich nicht zu verdenken. Sollten sie in die beiden „Wallenstein"-Abende strömen, die ihnen die Meininger erst vor ein paar Monaten durch viele Wochen vorgespielt hatten? Sollten sie einen Abend einer ganz unzulänglich gegebenen „Iphigenie" opfern oder sich für die alte „Preciosa" erwärmen, die schon unseren Vätern nur Dank der herrlichen Musik Webers schmackhaft erschien? „Tell", „Wintermärchen", „Fiesco" kannten wir von früheren Gastspielen her zur Genüge; die „Ahnfrau" — eine Schauertragödie, nur gut für Leute, die, wie Jung Siegfried und der Knabe im deutschen Volksmärchen, das Gruseln lernen wollen — brachte wohl blos der unwiderruflich einzigen Vorstellung halber ein günstiges Kassenresultat, und einzig Kleists grandios wilde „Hermannsschlacht" erzielte volle Häuser, was freilich zum guten Theil nur der Ankündigung der letzten Vorstellungen zu danken war. Und da beklagen sich die Meininger noch über mangelhafte Unterstützung seitens der Presse, statt reuevoll in den eigenen Busen zu greifen! . . .

Unstreitig bot das Gesammtgastspiel manches Schöne und viel des Anregenden. Der dritte Act des „Wintermärchens" mit der Volksscene, die Aufruhr- und Schlachtscenen im „Fiesco", Wallensteins Lager, das Hereinstürmen der Pappenheimer und Wallensteins Ermordung, das letzte Auftreten der Ahnfrau, der Vorübermarsch des Römerheeres und das Erscheinen der Alraune im Teutoburger Walde (Hermannsschlacht) — das sind meisterhaft arrangirte, von Farbe und Leben strotzende Bilder, die einem jeden Zuschauer unvergeßlich bleiben. Die meisten Vorstellungen standen als Ganzes weit über dem künstlerischen Niveau des Königl. Schauspielhauses. Es wurde immer mit einem schönen Eifer gespielt und ein aufrichtiges Streben spornte selbst die weniger Begabten an. Dazu kommt die sonst ungewohnte Pracht der Inscenirung. Ein ungemein glücklich für das Malerische disponirtes Auge ordnet die Gruppen, bringt in die Massen Stimmung und Bewegung, beseelt die Decorationen; ein feiner Sinn sucht den Grundton des darzustellenden Dichtergebildes festzuhalten und zur Erscheinung zu bringen; eine erstaunliche Kunstfertigkeit im Gebrauche der Theatermaschinerie und Requisiten, vor Allem eine Virtuosität in der Technik der Beleuchtung, wie wir sie kaum in den Pariser Theatern finden. . . Weniger günstig stellt sich das rein künstlerische Facit. Wie das Zusammenspiel die Glanzseite, so ist das Einzelspiel die partie honteuse der Truppe. Nehmen wir den trefflichen Herrn Nesper aus, der alle seine Mitspielenden in jeder Hinsicht um Haupteslänge überragt, und nennen wir allenfalls noch die Heldin Fräulein Haverland, den Intrigantenbaß Herrn Teller — seinem Mulei Hassan fehlte der Humor —, den strebsamen Herrn Arndt, dessen Isolani eine vorzügliche Leistung war, und den leider immer gegen die Ungunst seines Organs kämpfenden Herrn Weiser, so ist der Rest der Darsteller nicht der Erwähnung werth. Das immer larmoyante Frl. Christien fesselt uns nicht, der hölzerne Herr Richard langweilt, und andere Unzulänglichkeiten ärgern uns. Dieser Mangel wird naturgemäß da am empfindlichsten, wo das Stück wenige Personen und keine glänzenden Aufzüge und Decorationen verlangt. Aus diesem Grunde war die Vorstellung der „Iphigenie" kaum einer Vorstadtbühne würdig, während andererseits „Fiesco" mit seinen grobtheatralischen Effecten und wenig vertieften Figuren, seinen opernhaften Sonnenaufgängen, tumultuarischen Massen wohl am besten zur Darstellung kam. Im Ganzen kann man wohl sagen, daß da, wo die eigentliche Schauspielkunst anfängt, die Kunst dieser Schauspieler in der Regel aufhört.

Wenn man bedenkt, daß die einzige Novität, welche die Meininger uns diesmal vorzusetzen wagten, Wolffs „Preciosa" hochseligen Angedenkens ist, so wird man begreifen, daß das Berliner Publicum dem ganzen Cyklus nur ein mäßiges Interesse entgegenzubringen vermochte. Dabei war die Aufführung dieser funkelnagelneuen Novität weit weniger gut, als ihre Darstellungen an unserer Hofbühne. Die paar Scenen phantastischer Zigeunerromantik, die zu malerischen Tänzen, Gruppen und Chören Anlaß geben, genügen unter keinen Umständen, um uns über das Jämmerliche der conventionellen Handlung, die Bonbondevisen der Diction und die weinerliche Unnatur der Titelheldin hinwegzuhelfen. Dabei thaten die Meininger noch einen zweiten Mißgriff. Sie, deren erstes und schönstes Verdienst es ist, den Dichter selbst und keinen von irgend einem halbgebildeten Regisseur destillirten Homunculus reden zu lassen, sie erlaubten sich textliche Eingriffe und Interpolationen, welche von der hiesigen Kritik leider gar nicht gerügt worden sind. Wenn Pedro seinen exercirenden Heerschaaren zuruft:

„Halten Sie, mein Liebster, Bester,
Sonst marschir'n Sie ins Orchester!"

wenn er den sonst nur bei Renz gebräuchlichen Wunsch ausspricht: „August soll mal runterkommen!" oder an eine Posse jüngsten Datums gemahnt mit der sinnigen Actschluß-Pointe:

„Wenn die Gäste nur vergnügt,
Das genügt!"

so sind das Geschmacklosigkeiten, die eines Theaters mit reformatorischen Tendenzen und eines gebildeten Publicums gleich unwürdig sind. Und wohlgemerkt, das waren Alles nicht etwa Extempores eines angeheiterten Sonntagskomikers, sondern von der Großherzoglichen Theaterintendanz gebilligte und, wie man mir versicherte, sogar von ihr verfaßte und vorgeschriebene Scherze.

Soll die Meiningen'sche Wanderbühne wieder die allgemeine Gunst erringen, so thut ihr eine Verjüngung in doppelter Hinsicht Noth. Die zahlreichen Herrschaften, die sich in schülerhafter Declamation gefallen, müssen durch frische bessere Kräfte ersetzt werden. Ein Theater, das mit solchen Prätensionen auftritt, darf selbst in den unbedeutendsten Episoden keine Stümperleistungen zeigen, die das beste Ensemble beeinträchtigen. Sodann bedarf sie einer Bereicherung ihres Repertoires. Nur leeres Virtuosenthum kann sich darin gefallen, uns zwischen Sieben und Zehn immer die alten Paraderollen vorzuführen. Die Meininger dürfen — succès oblige — uns nicht stetsfort dieselben Paradestücke sehen lassen. Gerade diese berufenen Wanderapostel haben die schöne Mission, ungehobene Literaturschätze zu heben, junge Talente zu entdecken, neue Werke dem Buchdramendunkel zu entreißen und für sie Propaganda zu machen. Hoffentlich lehrt sie ihre neueste kleine Berliner Schlappe die Wahrheit des alten Satzes, daß eine Bühne nur im engen Anschluß an die zeitgenössische Production gedeihen kann. Z.

Opern und Concerte.

Vom „Puff". Frl. Hermine Bély. Die Jungfrau von Belleville.

Schlechtes naßkaltes Wetter, unzählige Concertanzeigen, in den Zeitungen alle Tage Nachricht von der Entdeckung eines neuen Sternes am Kunsthimmel — die Musiksaison hat begonnen. Gegen Regen und Concerte hilft kein Protestiren, dagegen gedenken wir dem „Puff", dem ewigen Vorpreisen, besondere Aufmerksamkeit zu widmen und an jene Künstler beiderlei Geschlechtes, denen schon lange vor ihrem Auftreten alle möglichen Notizen vorausgehen, die höheren Anforderungen zu stellen, welche durch solche Vorkündigung ihrer Leistungen quasi verlangt werden. Wenn von Sängern oder Virtuosen, lange bevor er oder sie in Berlin erscheint, gemeldet wird, er oder sie haben da und dort Triumphe gefeiert, und dieser oder jener ältere Künstler habe ihn oder sie als Löwen gepriesen, und wenn das Alles auf Treu und Glauben hingenommen werden muß, da ein Beweis weder durch andere Zeitungen noch durch den Namen des Nachrichtgebers gegeben wird (dieser bleibt in bescheidener Dunkelheit), muß man da nicht die größten Erwartungen entgegenbringen? Oder sollen etwa die Nachrichten den Zweck verfolgen, daß, weil jene da und dort so sehr gefallen haben, sie in Berlin anzuerkennen sind ohne weitere Prüfung? In diesem nicht unwahrscheinlichen Falle halten wir es für Pflicht, die Selbsttäuschung des Belobten und Belobenden (die nicht immer zwei Personen sind) zu zerstreuen. Es kann aber auch der entgegengesetzte Fall eintreten: daß ein ganz unbekannter Künstler, über den vorher gar kein Lärm erscholl, uns durch Leistungen überrascht; einem solchen gegenüber halten wir uns doppelt verpflichtet, den schweren Weg, so viel als in unsern Kräften liegt, zu ebnen. Eine solche Erscheinung bot Fräulein Hermine Bély von der ungarischen Nationaloper in Pesth, die nach Berlin gekommen war, um an der Königl. Oper zu gastiren, und eventuell für Fräulein Lehmann angestellt zu werden, welche nach vielfacher bestimmter Meldung ihre Entlassung entschieden verlangt hatte. Fräulein Lehmann blieb aber, und Fräulein Bély ward zum Gastspiele nicht zugelassen, weil ihre Anstellung doch keinesfalls erfolgen konnte. Da sie jedoch von Berlin nicht scheiden wollte, ohne wenigstens gehört zu werden, so trat sie in einigen Concerten in dem für künstlerische Unternehmungen nicht günstigen Wintergarten des Centralhotels vor das Publicum und errang ungewöhnliche und verdiente Erfolge. Ihre Stimme ist umfangreich und sehr rein und bis in die höchsten Lagen sicher steigend, die Coloratur bedarf der Ausgleichung, ist aber glänzend und bietet einen seltenen, reinen und ausdauernden Triller. Im Vortrage hat Fräulein Bély noch viel zu lernen, besonders sich manche Effecte abzugewöhnen, die nur auf ein wenig musikalisches Publicum wirken können; aber sie besitzt auch natürliche ungekünstelte Empfindung und Feuer, und mit solchen Gaben ist es ein Leichtes, auch edlen Vortrag zu gewinnen. Sie hat, wie wir schon bemerkten, großen Beifall gefunden. Ueber neue Erscheinungen im Gebiete der Oper ist weiter nichts zu berichten. Dagegen hat der Operetten-Tempel der Friedrich-Wilhelmstraße wieder eine neue Spende erhalten: „Die Jungfrau von Belleville" von Millöcker,

Text von Zell und Genée, nach Paul de Kocks gleichnamigem Romane. Dieser ist insofern einer der unbedenklichsten, als man zum Bedenken gar nicht gelangt, sondern aus einer Kockiade in die andere gezogen wird; man muß es den Operetten-Dioskuren als besonderes Verdienst anrechnen, daß sie den Inhalt so geschickt zu verwenden, und einen nur lustigen, nirgends anstößigen Text zu bereiten verstanden. Die Musik bietet manches Triviale, doch auch einige sehr feine und gut gearbeitete Stücke, das Ganze ist überwiegend gefällig und lustig. Die Aufführung war vorzüglich, Fräulein Erdösy, Fräulein Schmidt, Herr Steiner (an Swobodas Stelle angeworben, ein echter Spieltenor), Herr Szika, Herr Wellhof sangen und agirten, daß man vor Lachen nicht zum Urtheilen kam. Das Publicum der ersten Vorstellung (nur von dieser wissen wir zu berichten) zeigte sich günstig gestimmt, und nahm nur einmal Anstoß, und zwar an der anständigsten und dem Romane getreu nachgebildeten Scene: die Heldin, die „Jungfrau", ein neckischer Kobold, der aus purem Muthwillen und in aller Unschuld die sonderbarsten Abenteuer, Stelldichein ꝛc. ꝛc. einfädelt, und im gefährlichen Momente der Entdeckung immer ihre Stiefschwester (einmal sogar die alte Tante) vorzuschieben weiß, entdeckt am Ende, daß jene, die plötzlich verschwand, wegen des unglückseligen Verdachtes von dem Pflegevater verstoßen und der Noth preisgegeben und von dem Geliebten verlassen ward; sie (die Heldin) ist seine nunmehrige Braut. Rasch entschlossen erklärt sie, „ich will das Unrecht gut machen" und vereinigt die Liebenden. Sollte man es möglich halten, daß hier mißbilligende Stimmen aus dem Publicum ertönten? Den in uns auftauchenden Betrachtungen gegenüber wollen wir rasch die Erinnerung an Joachims und Genossen herrlichen ersten Quartettabend emporrufen, in welchem ein (auch im Werthe) sehr leichtes G-moll-Quartett von Haydn, das C-dur-Quartett von Mozart und das E-moll von Beethoven zu Gehör kamen; des himmlischen Wolfgangs Schöpfung war für uns der Glanzpunkt der Wiedergabe. H. Ehrlich.

Notizen.

Nero. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Weiser. Zweite Auflage. Karlsruhe, Friedrich Gutsch.

Nero wurde dramatisch unzähligemale behandelt, aber immer ist er allein als psychologisches Problem aufgefaßt, wobei der große historische Zug darüber verloren geht. Obendrein aber sind diese Charakterstudien im Ganzen als verfehlt zu betrachten, weil nirgend die Wurzeln seines Werdens bloßgelegt werden. Schon von dieser Seite aus ist Weisers Tragödie, die man am besten mit dem Titel: „Wie man ein Nero wird" bezeichnen sollte, höchst merkwürdig. Zur Charakteristik gehört aber auch andererseits eine gewisse Lokaltreue. Der Nero in Hamerlings „Ahasver" ist ein Wagner'scher Naturbursche, der den Schopenhauer gelesen hat, während doch der Pessimismus der Römerwelt noch nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt und ein einfaches „Après nous le déluge!" ohne metaphysische Sophistereien war. Das metaphysische Element kann einzig und allein in diesem Falle durch das Christenthum vertreten werden, das uns Weiser deutlich zum Ausdruck bringt, indem er die Gestalt des Paulus heraufbeschwört. Der Dichter beabsichtigt die Vergötterung des Ich-Genusses, das Heidenthum, dem selbstverleugnenden Aufgehen in das All, in den einen Gott, in titanischem Kampf gegenüberzustellen. Die Götzen der Welt ringen verzweiflungsvoll gegen den unbekannten Gott, die dunkle, geheimnißvolle Gewalt des Weltgeistes, welche als Idee das Schicksal weiterführt. Die Unterordnung unter das Ganze hätte aber noch deutlicher in einer andern Form, in dem stoischen Römerthum, dem Aufgehen in die Staatsidee, ausgeprägt werden müssen. Um so bedeutsamer tritt eine andere Urkraft, die vulkanische Unterminirung der Staatsgebäude durch die unerbittliche Noth, durch das hungernde Proletariat, uns hier entgegen in der originell neugeschaffenen Figur des Tigellin. Derselbe, historisch ein Bastard, ist bei Weiser der Sohn eines Nubierfürsten und — der Agripina, die ihn ausgesetzt hat, eine durchaus nicht gezwungene Erfindung, welche hier zu ebenso dramatischen als wirklich dichterischen Conflicten ausgebeutet wird. Trefflich ist die Scene, wo Tigellin, als Bluthund Neros, an seiner Mutter das Todesurtheil vollstreckt und ihr zugleich erbarmungslos sein Verhältniß zu ihr enthüllt. Hier tritt der socialistische Nihilismus mit wahrhaft fürchterlicher Wahrheit der schonungslosen Genußsucht der Besitzenden gegenüber, wie denn überhaupt die Charakteristik der Agripina, welche die dämonische Sinnengier Roms verkörpert, bei weitem als die gelungenste erscheint. Agripina wirkt einheitlich; nicht so Nero. Seine Sinnlichkeit ist vom Naiv-Instinctiven weit entfernt und zum Raffinement übergegangen, das ihn der Schmerzenswollust in die Arme treibt und ihn in der grandios concipirten Schlußscene, wo er am Kreuze Pauli niedersinkt, zum Verständniß des Christenthums führt. Wenn er dort sterbend ausruft: „Ich lasse dir die Welt," so soll damit das vergebliche Ringen des trotzigen Ichs, auf sich allein gestellt die Welt zu umfassen, im Gegensatz zu den allmächtigen Gesetzen der Weltgeschichte angedeutet werden. Freilich hätte diese Idee doch klarer ausgesprochen werden müssen. Auch täuscht sich der Herr Verfasser gar sehr, wenn er wähnt, in verschiedenen Figuren deutliche Abstufungen der römischen Weltanschauung geliefert zu haben. Seine zahllosen Nebenfiguren sind so schablonenhaft behandelt, daß zwischen Galba, Menenius, Silanus, Severus nicht die geringste Unterscheidung vorliegt. Die interessanten Erscheinungen des Otho und Petron sind ganz gewöhnlich und schemenhaft aufgefaßt, Aktäa, Octavia, Theophila sind stereotype Tugendboldinnen und die üppige Poppäa reiht sich gar bald dieser edlen Schwesterschaft an. Paris ist eine Puppe, Lokusta eine Theaterphrase und Paulus, trotz einiger glücklicher Momente, ein gewaltiger Phrasenheld. Nur die Gestalt des Nero (außer Agripina) ist mit wirklicher Liebe behandelt und demgemäß herausgearbeitet. Daß dies aber nie und nimmer ein römischer Cäsar, ein historischer Nero sei, wird dem Leser gar bald einleuchten. Dieser neronische Größenwahn erinnert uns unwillkürlich an Richard Wagner'sche Heroen — dieser Nero stammt augenfällig aus Skandinavien her. Darum hat er auch einen Schildknappen Wuls, darum rhapsodirt er über dem Brande Roms in nordischen Stabreimen und zwar wie ein echter isländischer Skald über die Macht des Feuers des verderblichen Loki. Darum endlich — und darauf beruht ja die Tendenz des Stückes — fühlt er sich von der Idee des Christenthums innerlich erschüttert und in seiner Glorification des Egoismus gedemüthigt. Ein germanischer Cäsar mag eben solchen ethischen Anwandlungen erliegen — ein Römer nie und nimmermehr. Der historische Nero starb mit dem vollkommen logischen Todesschrei des Größenwahnsinns: „O welch ein Künstler stirbt in mir!" und das wirkliche Römerthum ist überhaupt nie von der christlichen Weltanschauung durchsättigt worden, weil es sein äußerster Antipode war. Möge sich unser Dichter daher in Zukunft einem Stoffe zuwenden, der nicht an sich schon antipathisch, noch durch die Unmöglichkeit historischer Wahrheit erschwert wird! C. B.

* * *

Catalogue illustré du Salon 1882, publié sous la direction de F. G. Dumas. Paris, Leipzig, Vienne, H. Le Soudier.

Wir empfehlen diesen vierten Jahrgang des besten unter den zahlreichen illustrirten „Salon"-Katalogen, der sich bei dem großen Publicum wie bei den Künstlern und Kunstfreunden mit Recht gleicher Beliebtheit erfreut. Wir erhalten hier ein zwar nicht vollständiges aber doch erschöpfendes Bild der diesjährigen Pariser Kunstausstellung, die bekanntlich zwar wenig des Außerordentlichen, aber doch viel des Guten gezeigt hat. Die Wahl der zu reproducirenden Bilder erfolgte ohne Rücksicht auf die mannichfaltigen Coterien in durchaus unparteiischer Weise, indem alles Neue, Interessante und Treffliche, darunter die Beschickungen der preisgekrönten und hors-concours-Künstler sämmtlich aufgenommen wurden. Die 400 Holzschnitte, alle nach den Originalzeichnungen der betreffenden Künstler, sind prächtig ausgeführt und zum Theil, wie Berands monologisirender Schauspieler Coquelin, Girons Judic als „Lili" und fast alle Landschaften geradezu xylographische kleine Meisterwerke. Eine willkommene Neuerung besteht darin, daß die Holzschnitte in verschiedenen Tönen — schwarz, dunkel- und hellbraun, je nach dem Charakter des dargestellten Gegenstandes — gedruckt sind. Unser Ceterum censeo lautet: wann werden es einmal unsere Kunstausstellungen zu einem solchen illustrirten Kataloge bringen?

* * *

Das System der Künste aus einem neuen im Wesen der Kunst begründeten Gliederungsprincip mit besonderer Rücksicht auf das Drama entwickelt von Dr. Max Schasler. (Leipzig 1872, Wilhelm Friedrich.)

Schasler ist der Erste, welcher das Problem der Gliederung der Künste mit derjenigen Aufmerksamkeit und Gründlichkeit behandelt hat,

welche dasselbe verdient. Er sieht ein, daß sich eine Eintheilung der Künste und Fixirung der Werthstellung jeder einzelnen im Systeme nur aus dem Wesen der Kunst ergeben kann. Das bestimmt er mit Aristoteles als „die Ideengestaltung in der Form der Wirklichkeit". Indem die Kunst nun einerseits an die Wirklichkeit gebunden ist, wird sich eine Eintheilung der Künste auf die Anschauungsformen: Raum und Zeit, oder vielmehr auf einen höheren Gegensatz, in welchem jener enthalten ist, gründen lassen. Dieser höhere Gegensatz ist der des Simultanen und Successiven. Die Künste der simultanen Gruppe sind: Architektur, Plastik, Malerei; der successiven: Musik, Mimik, Poesie; andere produktivere, wie Gartenkunst u. a., weist der Verfasser mit vollem Rechte aus der Reihe der Künste. Da aber aus jenem Princip nur diese einfache Theilung in zwei Gruppen hervorgeht, während die in jeder Gruppe vereinigten Künste dadurch noch zu keiner Sonderung, geschweige denn organischen Gliederung gebracht werden können, so tritt nunmehr die weitere, wichtige Frage an uns heran, aus welchem Sonderungsprincip innerhalb dieses allgemeinen Gegensatzes die einzelnen Künste jeder Gruppe genetisch zu entwickeln sind. Ergab sich das erste Princip aus demjenigen Factor der Kunst, welcher „Wirklichkeit" heißt, so muß das zweite aus dem anderen Factor, nämlich der „Idee" resultiren. Der Schwerpunkt des Buches liegt nun in dem glücklichen Gedanken, daß das Maß des ideellen Gehaltes oder mit anderen Worten „das Gewichtsverhältniß zwischen Idee und Material oder künstlerischen Darstellung" die Sonderung der einzelnen Künste von einander, und ihre Werthstellung im Systeme bestimme. Dasjenige, worin aber das Princip des Gegensatzes von Idee und Material zu suchen, ist die Bewegung, als wesentlichster Darstellungsform des Geistes, und somit kann man jene beiden Eintheilungsprincipien wieder auf einen allgemeinsten Gegensatz zurückführen, nämlich auf den von Ruhe und Bewegung. Ihm entspricht dann wieder der coneretere von Natur und Geist und Stoff und Kraft. Je ruhiger, je stofflicher eine Kunst, je mehr das Material in ihr prävalirt, um so tiefer steht sie in der Reihe der Künste, um so höher, je mehr die Idee überwiegt, je reicher sich dieselbe darzustellen vermag. In überzeugender Weise thut der Verfasser nun dar, wie in der Architektur die größte Gewichtsdifferenz zwischen Idee und Darstellungsmaterial, und zwar zu Gunsten des letzteren, herrscht, wie die Idee in der Plastik und Malerei immer mehr an Macht gewinnt, wie der Uebergang in die zweite Gruppe der Künste dadurch herbeigeführt wird, daß die Idee in der Musik aus ihrer sekundären Stellung heraustritt und zur herrschenden Macht wird, welche sich in der Mimik steigert, um in der Poesie das größte Uebergewicht über den Stoff zu erringen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich nach dem vom Verfasser gewiß nicht leicht gefundenen Princip des wechselnden Ideengehaltes allein eine richtige Sonderung und Werthschätzung der Künste ergibt. Auch mit der Stellung, welche er der Mimik im Systeme der Künste anweist, wobei er natürlich nicht die Mimik in ihrem jetzigen verkümmerten Zustande, sondern die hochentwickelte antike Mimik im Auge hat, sind wir völlig einverstanden. Was wir an dem so hervorragenden Buche ausstellen möchten, ist ein oft allzu ängstliches Schematisiren. Vortrefflich sind die beiden Abschnitte über das Drama, schlagende Wahrheiten enthält das Kapitel „Die Verbindung der Künste zu einer künstlerischen Gesammtwirkung", welches die Wagnerianer nicht sonderlich erfreuen wird. Trotz der großen Schwierigkeit des Themas ist die Darstellung allgemein verständlich, also auch dem Laien zugänglich, insofern er nur etwas philosophische Veranlagung mitbringt. D.

* * *

Ariosts rasender Roland. Die schönsten Episoden des Gedichts nach der Uebersetzung von Johann Diederich Gries. 2 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut — ist so recht eine Erscheinung unseres vielbeschäftigten Zeitalters. Wer hätte heute noch Zeit, Gedichte zu lesen und gar Gedichte von solcher Länge, wie der Orlando furioso?! Es schien daher der Verlagshandlung gerathen, „zumal auch mancherlei leere Stellen darin mit unterlaufen", den Kern der Dichtung in einer Auswahl der schönsten Episoden zu geben, in welche sowohl Bojardo als Ariost ihre Roland-Epen zerlegt haben. Hoffentlich gelingt es auf diese etwas radicale Weise, dem herrlichen Epos das große Publicum zu gewinnen, das ihm nachweislich seines Umfangs wegen fern blieb. Die klassische Uebersetzung von Gries nimmt sich auch in diesem Auszug trefflich aus; eine gelungene Einleitung über Ariosto und seine Zeit und eine biographische Skizze über den Uebersetzer sind vorangeschickt.

Goethes Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Adolf Schöll. Zweite vervollständigte Auflage bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Erster Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening.

Die Briefe Goethes an Frau von Stein, diese ein halbes Jahrhundert umfassenden, die Scala der Gefühle vom Siede- bis fast zum Nullpunkt durchlaufenden Aeußerungen des Dichters an ein und dieselbe Adresse, gleich werthvoll für die Beurtheilung des Schreibers als charakteristisch für die Nachhaltigkeit der Einwirkung, welche die Empfängerin auf ihn auszuüben vermochte, liegen uns in einer zweiten, gänzlich umgearbeiteten Auflage vor. Fielitz hat mancherlei Hülfsmittel, welche Schöll 1848 nicht zu Gebote standen, herangezogen, neue Principien für die Datirung der nicht unbeträchtlichen Anzahl von Briefen und Zettelchen, welchen Tages- und Jahresbezeichnung mangelt, aufgestellt, endlich eine umfassende Collation der Originale veranlaßt. Die Ergebnisse sind fast auf jeder Seite zu constatiren. Die Anordnung der Briefe hat häufige Aenderungen erfahren, theilweise auf Grund der Forschungen, welche wir Düntzer verdanken, theilweise in Folge einer erneuten Benutzung der Weimarischen Hofjournierbücher und der erstmaligen Verwerthung der Kalender-Tagebücher Knebels. Trotzdem bleibt noch manches Billet, das sich nirgends unterbringen läßt. Die ästhetischen Gründe, die der Herausgeber anführt, um es zu rechtfertigen, wenn er diese unbestimmbaren Zettel, nur um sie untergebracht zu haben, irgendwo einschiebt, erscheinen uns wenig stichhaltig. Nach unserem Dafürhalten würde es ebenso zweckmäßig gewesen sein, diese an das Ende eines jeden Jahrganges zu stellen, als den Anmerkungen, wie in der ersten Ausgabe, ihren Platz unter dem Texte, nicht aber auf den letzten Seiten des Bandes angewiesen zu haben. Wie eine Vergleichung der ersten und zweiten Ausgabe zeigt, haben sich bei der scheinbar sehr sorgfältig ausgeführten Collation manche Ungenauigkeiten herausgestellt, welche sich in die erste Ausgabe eingeschlichen hatten. Diese sind getilgt, dagegen ist überall die Orthographie der Originale eingeführt. Am wenigsten modificirt sind die jedem Jahrgange vorangeschickten Einleitungen. Nur an einigen Punkten ist in Rücksicht auf Aenderungen im Text von der ersten Ausgabe abgewichen, vollständig umgearbeitet ist allein die Haupteinleitung, die der erste Herausgeber bereits selber verworfen hatte. Auch die äußere Ausstattung ist eine entsprechend würdige geworden. B.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrteste Redaction!

Gestatten Sie mir eine kurze Notiz zu dem prächtigen Artikel: „Aesthetik des Essens und Trinkens" von R. v. Jhering in Nr. 37 Ihres geschätzten Blattes.

Man versuche einmal die in dem genannten Essay vorkommende einfache Sentenz: „Das Thier frißt, säuft, der Mensch ißt, trinkt" kurzweg ins Französische, Englische und Italienische zu übersetzen und man wird finden, daß dies unmöglich ist. Manger, to eat, mangiare; boire, to drink und bere, diese Wörter werden unterschiedslos von Menschen und Thieren gebraucht. — Brébis comptées, le loup les mange (Sprüchw.); donner à manger et à boire aux chevaux. — The dog drinks water. — Il cavallo mangia e beve. Handelt es sich nicht um die Unterscheidung zwischen Mensch und Thier, sondern um die Bezeichnung der Völlerei, d. h. des unmäßigen, unanständigen Essens und Trinkens der Menschen, so haben allerdings die gedachten Sprachen dafür besondere Ausdrücke: — manger goulument, ivrogner; to quaff, to guzzle, to tipple, to guttle, to gluttonize; crapulare, ingojare etc. — Hier zeigt die deutsche Sprache eine beachtenswerthe Eigenthümlichkeit, und es wäre eine interessante Aufgabe für Sprachforscher, dieselbe näher zu beleuchten.

Marienwerder, 3. Oct. 1882. Karl Graeser,
Gymnasial-Oberlehrer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von **L. O. Weigel** in Leipzig.

Soeben erschienen:

Ueber Hamlet

von

Emil Mauerhof.

13 Bogen gr. 8. Geheftet 3 *M.*

Der Verfasser setzt sich durch seine Auffassung des Charakters des Prinzen, sowie durch seine Deutung „dunkler" Stellen im Drama in bewußten, rücksichtslosen Widerspruch mit sämmtlichen neueren deutschen Hamlet-Erklärern.

Messalina.

Ein Trauerspiel

von

Emil Mauerhof.

8 Bogen kl. 8. Geheftet 2 *M.*

Der Stoff ist der Gegenwart entnommen. Eine edle Frau aus der hohen Gesellschaft geht als eine Art problematische Natur im Goethe'schen Sinne in der Erkenntniß der Unmöglichkeit ihre durch fremde und eigene Schuld befleckte Vergangenheit zu sühnen, schließlich zu Grunde.

Interessante literarische Neuheit.

Als 1. Bd. der VII. Serie unserer Vereins-Publicationen erschien vor Kurzem:

Vom rollenden Flügelrade

Essays und Skizzen

von

Max Maria von Weber.

(Nachgelassenes Werk.)

Mit biographischer Skizze des Verfassers von **Max Jähns**, Major im Großen Generalstabe.

Einzel-Preis:
eleg. in Halbfranz geb. 6 *M.* — geheftet 5 *M.*

Weber's Essays sind Muster ethnographischer Darstellung, wahre Cabinetsstücke; worin Weber aber geradezu unerreichbar bleibt, das sind seine Genrebilder, Charakterfiguren und Miniatur-Dramen aus dem Bereich des „Rollenden Flügelrades". Historien wie „Rothes Glas" und „eine Winternacht auf der Locomotive" sind von und nach Weber nicht wieder geschrieben worden. (Wiener Presse).

Bureau des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur in Berlin, W. Kronenstraße 17.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50 ₰** in Freimarken zu beziehen.

Binet fils & Cie, Reims,

Champagnes Elite & Dry Elite,
empfiehlt dem Kenner u. Feinschmecker
der Generalagent
J. Nebrich, Köln.

Bei **Th. Grieben's** Verlag (L. Fernau) in **Leipzig** ist erscheinen:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen über die

geistige Entwickelung des Menschen

in den ersten Lebensjahren

von

Prof. Dr. **W. Preyer.**

Preis 8 *M.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 *M.* Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Neue illustrierte Monatsschrift!

Soeben erschien im Verlage von C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig, Heft I. von:

Aus allen Zeiten und Landen.

Geschichtliche, biographische und kulturgeschichtliche Bilder und Skizzen in anregender und unterhaltender Darstellung.

Illustrierte Monatsschrift für Gebildete aller Stände.

Preis vierteljährlich 3 *M.*

Abonnements-Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter entgegen.

Soeben erschien im Verlage von **G. D. Bädeker** in **Essen** und ist zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Poesie und Moral

im

Wortschatz

mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und englischen Sprache

von

Dr. **Otto Kares,**
Schuldirektor.

Den Freunden des deutschen Volksthums gewidmet.

Preis geheftet 2 *M.* 40 ₰; elegant gebunden 3 *M.* 50 ₰.

Aus gewandter Feder stammend, ist das Werkchen bestimmt nicht nur für Philologen, Schulmänner, Theologen, Redner und Schriftsteller, sondern auch für alle Gebildete, welche deutsche Denkart und Sprache lieben; es eignet sich besonders zu einem geistig anregenden und sittlich fördernden Geschenk für Freunde einer idealen Lebensanschauung, für Studenten, Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten.

Hierzu Beilagen der Verlagshandlungen J. Engelhorn in Stuttgart, C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig und F. A. Brockhaus in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 43. Berlin, den 28. October 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Canaltunnel. Von Leopold Katscher. — **Literatur und Kunst:** Der Materialismus als socialistisches Princip. Von Max Schasler. — Taines Geschichte der Revolution. Von Ferdinand Lotheißen. — Novellen von Ernst von Wildenbruch. Von Theophil Zolling. — Mein Preisausschreiben. Ein literarisches Märchen. Von Emil Peschkau. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Goldsand. Sensationsstück in vier Acten von Victorien Sardou. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Antikritisches. Von Felix Dahn. — Inserate.

Der Canaltunnel.*)

Von Leopold Katscher.

Nur wenige Leser werden ahnen, daß Großbritannien vor ungezählten Aeonen — jedenfalls vor dem Erscheinen des Menschen auf der Erde — zum Festland von Europa gehörte und erst im Laufe der Zeit durch gewisse Erschütterungen und daraus folgende Bewässerung des einst an der Stelle des heutigen Canals La Manche vorhanden gewesenen tiefen Thales zur Insel wurde. Das in Rede stehende Project nun hat den Zweck, den urweltlichen Zustand der Dinge indirect wieder herbeizuführen. Man glaube aber nicht, daß der Gedanke, eine trockene Landverbindung zwischen Frankreich und Großbritannien herzustellen, erst in den letzten Jahren entstanden ist. Im Gegentheil, schon im Anfang unseres Jahrhunderts hat sich der Wunsch nach einem solchen Verkehrsmittel geltend gemacht und von Zeit zu Zeit sind seither immer wieder neue Vorschläge aufgetaucht. Mehrere Ingenieure haben die Errichtung einer Riesenbrücke übers Meer befürwortet; Charles Boyd veranschlagte die Kosten einer Brücke auf 30 Millionen Pfund Sterling (= 600 Millionen Mark), Charles Boutet die der seinigen auf 8 Millionen Pfund; ein gewisser Barlow wollte sogar eine Brücke mitten durchs Wasser schlagen, wußte aber nicht einmal annähernd anzudeuten, welche Summen ein solch unerhörtes Ding verschlingen würde. Abenteuerlich hoch wären auch die Kosten der eisernen Röhren gewesen, die nach den Plänen verschiedener Techniker auf dem Meeresboden von einem Ende der See bis zum andern gelegt werden sollten. Der Engländer Bishop verfocht vor sechs Jahren in einer Broschüre ein solches Röhrensystem, das seiner Ansicht nach „nur" 22 Millionen Pfund kosten würde; seine Landsleute Chalmers und Marsden projectirten ähnliche Eisenröhren, deren Kosten blos je 12 Mill. Pfd. betragen hätten; T. Bateman fühlte sich fähig, einen solchen Metalltunnel gar nur um zwei Drittel dieser Summe herzustellen, während hingegen der Franzose Hector Horeau für etwas ganz Analoges einen Voranschlag von nicht weniger als 87,400,000 Pfd. St. (= 1748,000,000 Rm.) machte! Weit bescheidener sind die Förderer der Idee, die anglofranzösischen Eisenbahnzüge auf gewaltigen Fähren über See zu bringen; einer von ihnen, John Fowler, will sich sogar mit 2,000,000 Pfd. St. begnügen.

Auch an anderen Projecten hat es nicht gemangelt, allein sie haben ebenso wenig durchdringen können wie die vorstehend angeführten, denn die Mehrheit der Fachleute hält sie für undurchführbar, oder doch für schwerer durchführbar und minder vortheilhaft als einen Erddurchstich unter dem Meer, d. h. einen unterseeischen Kreidetunnel. Es ist doch merkwürdig, wie weit es die Kunst der Ingenieure gebracht hat! Mit Feder oder Zeichenstift lassen sie Wüsten verschwinden, berauben sie Berge ihrer Eingeweide, legen sie tief unter der Erde Eisenbahnen an, bewässern sie die Sahara, kürzen sie den Weg von Europa nach Indien um Tausende von Meilen ab, schneiden sie Continente auseinander und verwandeln sie Inseln in Halbinseln. Und sehr oft bleibt es nicht bei Feder oder Bleistift; der Suezkanal, der Panamakanal, der jüngst begonnene Korinthcanal, die unterirdischen Stadtbahnen Londons, die beiden Londoner Tunnels unter der Themse, der Durchstich des Mont Cenis und des St. Gotthard beweisen, daß die fruchtbare Phantasie der Herren Techniker nicht unerreichbaren Idealen nachfliegt. Der Mensch ist unermüdlich in der Ueberwindung von Hindernissen und Schranken, die die Natur ihm entgegengestellt hat.

Keine der gegenwärtig geplanten oder begonnenen Unternehmungen auf diesem Gebiete ist so kühn, beispiellos und wichtig und keine wirbelt so viel Staub auf, wie die künftige Eisenbahn unter den Meereswogen seit dem letzten Herbst aufwirbelt; sie hält in Frankreich wie in England die Presse, das Publicum und die wissenschaftliche Welt in Athem, hier zu Lande auch noch die Volksvertretung, und man sieht der endgültigen Entscheidung der befugten Kreise über diese interessante, weittragende Frage mit Spannung entgegen; dieselbe wird für die nächste Parlamentssession erwartet.

Der Erste, der auf die Idee kam, den Canal La Manche zu untergraben, war ein Franzose Namens Mathieu, der dem Ersten Consul Napoleon Bonaparte einen diesbezüglichen Vorschlag machte, — schon vor achtzig Jahren, also zu einer Zeit, da von den Eisenbahnen noch keine Spur vorhanden war. Der Mann wollte zwei Gänge graben, deren einer die Fahrstraße bilden, während der andere zur Entwässerung dienen sollte; den Verkehr sollten Vorspannpferde besorgen, die den Weg angeblich in einer Stunde hätten zurücklegen können, was uns bei einer Entfernung von 4—5 geographischen Meilen ganz unglaublich dünkt. Ob der Tunnel zu Kriegs- oder Friedenszwecken geplant

*) Seit dieser Artikel geschrieben wurde, hat die englische Regierung, wie es schon das Blaubuch voraussehen ließ, wirklich die Einstellung der Canaltunnel-Arbeiten verordnet. Da dieser Sieg eines Chauvinismus, der sich seiner militärischen Schwäche sehr wohl bewußt ist, das gewaltige Project nicht auf die Dauer unmöglich machen kann, so ist dieser Studie auch unter veränderten Umständen ihr bleibender Werth gesichert.
D. R.

wurde, ist unbekannt; jedenfalls war die Idee beim damaligen Stande der einschlägigen Wissenschaften eine wunderbare und bewundernswerthe. Warum sie einschlief, wissen wir nicht, aber sie ruhte bis 1838, als ein anderer Gallier, der hervorragende Ingenieur Thomé de Gamond, sich für sie begeisterte. Er muß als der Vater des Planes einer englisch-französischen Tunnel-Eisenbahn angesehen werden; seiner Unternehmungslust und Ausdauer hat man es zu danken, daß die Idee nicht mehr zur Ruhe gekommen ist, und alle englischen Techniker, die sich derselben später angenommen, haben nur auf der von Gamond geschaffenen Grundlage weiter gearbeitet. Dieser Mann beschäftigte sich mit der Sache bis zu seinem vor ungefähr zehn Jahren erfolgten Tode und machte von Zeit zu Zeit verschiedene Vorschläge. Er opferte sein Vermögen für Beobachtungen und Experimente geologischer und technischer Natur. So sehr aber auch Napoleon der Dritte wie das englische Königspaar sich für den Gegenstand interessirten, es wurde nichts daraus und auch die Zurschaustellung der Gamond'schen Pläne auf der großen Pariser Weltschau von 1867 führte zu keinem unmittelbaren greifbaren Ergebniß. Mittlerweile hatten sich auch einige hervorragende englische Ingenieure mit der Sache beschäftigt. Nach langen Untersuchungen und Bohrungen kam Sir John Hawkshaw zu dem Schlusse, der Tunnel könne höchst wahrscheinlich hergestellt werden. Der Minentechniker William Low schenkte der praktischen Seite der Angelegenheit Aufmerksamkeit und dachte über die Ventilationsfrage nach. Er schlug vor, es mögen zwei separate Tunnels gebohrt werden, die einander lüften sollten, wie dies in allen Kohlenbergwerken der Fall zu sein pflegt. Auch James Brunlees befaßte sich mit der Idee und die genannten Fachleute wandten sich durch einen englisch-französischen Durchführungsausschuß an die Pariser Regierung. Diese erklärte sich nach Einvernehmung verschiedener Enquêten und Commissionen für das Project, doch verhinderte der Krieg von 1870—71 weitere Maßnahmen. Die von Lord Richard Grosvenor geleitete Actiengesellschaft „Canaltunnel-Compagnie", die 1872 ins Leben gerufen wurde, setzte sich alsbald mit der französischen Staatsverwaltung in Verbindung; dasselbe that eine analoge Gesellschaft, die sich in Paris unter dem Vorsitz des berühmten Volkswirthes Michel Chevalier gebildet hatte. Das frühere Verlangen nach einer staatlichen Zinsengarantie wurde fallen gelassen, da keine Hoffnung auf Gewährnng einer solchen vorhanden war. Nachdem mehrere Behörden günstige Gutachten abgegeben hatten, sprach sich der eingesetzte Regierungsfachausschuß dahin aus, daß das Unternehmen empfehlenswerth sei. Im October 1874 begann die französische Regierung mit der englischen zu unterhandeln und auch diese zeigte sich der Idee sehr geneigt. Zehn Monate später nahm die Nationalversammlung einen Gesetzentwurf an, dessen Hauptpunkte Folgendes besagten: Die französische Tunnelgesellschaft verpflichtet sich, binnen fünf, eventuell acht Jahren auf französischem Gebiete mindestens 2,000,000 Frs. für Untersuchungen, Experimente 2c. auszugeben. Nach Ablauf dieser Zeit hat die Gesellschaft das Recht, entweder das Unternehmen fahren zu lassen, oder die definitive Concession zu nehmen. Vorher muß sie mit einer ähnlichen englischen Gesellschaft ein Uebereinkommen getroffen haben, welches die gemeinsame Herstelluug und den gemeinsamen Betrieb des künftigen Unternehmens nach gleichmäßigen, den Gesetzen beider Länder entsprechenden Regeln und Grundsätzen sichern müßte. Die Arbeiten müssen binnen zwanzig Jahren, vom Tage der definitiven Concessionirung an gerechnet, vollendet sein. Die Concession wird auf 99 Jahre ertheilt und die Regierung verpflichtet sich, 30 Jahre hindurch — von der Vollendung an gerechnet — kein Concurrenzproject zu concessioniren. Die Regierung hat das Recht, den Tunnel bei dem Staate drohender Gefahr zeitweilig verkehrsunfähig zu machen, ohne die Gesellschaft pecuniär entschädigen zu müssen; wohl aber ist sie bereit, die Dauer des Monopols um einen entsprechenden Zeitraum zu verlängern. Unterläßt es die Gesellschaft, eine oder die andere Bestimmung der Concessionsurkunde zu erfüllen, so verliert sie die Concession und der Staat tritt in alle ihre Rechte ein. Alle Vertheidigungswerke und anderen Sicherheitsmaßregeln sind von der Gesellschaft auf eigene Kosten beizustellen.

In derselben Woche wurde ein im Großen und Ganzen ähnliches Gesetz vom englischen Parlament geschaffen. Es geschah aber nichts, denn ohne Geld lassen sich bekanntlich keine großen Sprünge machen, und es gelang der englischen Compagnie nicht, das für die Vorarbeiten nöthige Kapital zusammenzubringen. Das Haus Rothschild und die nahe interessirte London-Chatam-Dover-Bahngesellschaft erklärten sich bereit, je 20,000 Pfd. St. zu zeichnen, falls die noch fehlenden 40,000 Pfd. St. anderweitig aufgetrieben werden könnten. Es liefen aber nur 3—4000 Pfd. St. ein. Dieser Mißerfolg hatte zwei Ursachen: erstens setzte das Publicum damals noch zu wenig Vertrauen in die Ausführbarkeit des Unternehmens; zweitens lehnte die andere nahe interessirte Bahncompagnie, die englische Südostbahngesellschaft, es ab, sich den Förderern des Hawkshaw-Brunlees'schen Planes anzuschließen, weil ihre Ingenieure der Ansicht waren, daß die von der Canaltunnelcompagnie in Aussicht genommene Trace oder Strecke nicht die richtige sei, sondern eine falsche, d. h. geologisch schlecht und finanziell kostspieliger. Diese Uneinigkeit der Fachleute hatte zur Folge, daß die ganze Angelegenheit vollständig ins Stocken gerieth. Weder auf französischer noch auf englischer Seite geschah etwas seit 1876, und wer weiß, wie lange es gedauert hätte, bis die Geschichte wieder aufgetaucht wäre, würde nicht ein energischer Mann, der Präsident der Südostbahngesellschaft, Sir Edward Watkin, sich in Gemeinschaft mit den Ingenieuren Brady, Sir Fred. Bramwell, dem bereits mehrfach erwähnten Low, dem Obersten Beaumont u. A. zu einem entschlossenen Durchhauen des gordischen Knotens aufgerafft haben. Nachdem man ein volles Lustrum nichts mehr vom Canaltunnel gehört, faßte die genannte Bahngesellschaft auf Anregung ihres Vorsitzenden voriges Jahr den Beschluß, die Vorarbeiten auf eigene Rechnung und Gefahr zu veranlassen. Kaum hatte das Parlament die Erlaubniß dazu ertheilt, so erwarb die Südostbahn ein angemessenes Stück Land und begann darauf loszuarbeiten. Nach wenigen Monaten waren die Bohrungen mit überraschend günstigem Resultate so weit gediehen, daß es leicht fiel, anfangs 1882 eine Actiengesellschaft zu bilden, die von der Südostbahn das Grundstück, die Maschinen und die begonnenen Vorarbeiten übernahm und das zur Weiterführung erforderliche Kapital — etwa 250,000 Pfd. St. — beistellte.

Trotz alledem erscheint die Ausführung des Projects vor der Hand verzögert, hinausgeschoben. Man wird fragen, wie sich das verhält. Die Schuld liegt wahrlich nicht an den Franzosen. Diese hören nicht auf, für die Eisenbahn unter den Meereswogen zu schwärmen. Der bekannte Secretär Gambettas, Joseph Reinach, bemerkte kürzlich in einer englischen Monatsschrift, seine Landsleute hätten sich längst ausnahmslos auf die durch den geplanten Durchstich zu bewerkstelligende Förderung von Handel und Verkehr und das Aufhören der so lästigen Seekrankheit und der Unsicherheit der Schifffahrt gefreut. Anders ein großer Theil der Engländer. Dieser Gruppe liegt weniger an solchen Vortheilen als an der Sicherheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes. Kein vernünftiger Mensch wird Patrioten solche Grundsätze verdenken und die Förderer der Tunnelidee geben zu, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen würden, falls die Ausführung des Planes Großbritannien in Gefahr brächte. Allein sie können nicht einsehen, daß dies der Fall, während die Freunde einer vollkommenen Insularstellung Englands steif und fest an eine solche Gefährdung glauben. Die „Times" begann mit einer langen Geschichte von einer Invasion des Landes durch die Gallier mit Hülfe des Tunnels; hochgestellte Admirale und Generale tanzten dem leitenden Blatte nach, indem sie viel und heftig gegen die Landverbindung mit Frankreich schrieben, und zahlreiche bedeutende und unbedeutende Männer protestirten dann öffentlich gegen die Herstellung derselben als unpolitisch und thöricht. Die Gegenargumente andersgesinnter Militärs und Ingenieure überzeugten die Pessimisten von der Unmöglichkeit, den Tunnel zu Invasions-

zwecken zu benutzen; sie machten nun allerlei politische, wirthschaftliche und finanzielle Einwendungen und wollen sich trotz aller Widerlegungen nicht bekehren lassen. Früher dagegen war man nicht nur an der Seine, sondern auch an der Themse von der Idee der Unterfahrung des Canals La Manche höchlich entzückt. Während jetzt vielfach behauptet wird, das Unternehmen würde die Nachbarvölker einander entfremden, dachte man noch vor wenigen Jahren, es werde die Nationen miteinander verbrüdern und einen Nagel zum Sarge des Kriegswesens bilden. Leute, die das Project einst als sehr segensreich, unumgänglich nothwendig u. s. w. bezeichneten, wüthen jetzt dagegen.

Die Zukunft wird die Störrischen eines Bessern belehren, wie sie es bereits wiederholt gethan; wir erinnern hier nur an das Geschrei der Engländer gegen die Einführung der Eisenbahnen oder des Pennyportos — von beiden glaubte man nur Verluste erwarten zu können —, gegen den Suezcanal, der ihnen nicht nur finanziell gewagt, sondern auch strategisch gefährlich dünkte (!), gegen die erste Londoner Weltausstellung, von der man — auch die „Times"! — voraussetzte, sie werde das Land in politisches und moralisches, in materielles wie sanitäres Verderben stürzen. Mittlerweile jedoch haben Vorurtheil und Unwissenheit schlimme Früchte getragen. Die von Sir Edward Watkin begründete „Submarin-Continental-Eisenbahngesellschaft" war recht fleißig gewesen und hatte bis zum Frühling 1882 ein langes Stück Vortunnel und eine kleine Strecke unter dem Meere gebohrt. Dies veranlaßte die ältere „Canaltunnelgesellschaft", sich neuerdings hervorzuwagen, und beide Concurrenten reichten definitive Concessionsgesuche ein. Plötzlich jedoch sah die Regierung sich in Folge des falschen patriotischen Lärms bewogen, die Einstellung der Arbeiten anzuordnen, bis ein aus höheren Militärs und Marinecapacitäten zusammengesetzter Ausschuß die strategische Seite der Frage geprüft und die gesetzgebenden Factoren ihre Entscheidung getroffen haben werden. Gleichzeitig wurde die zweite Lesung der betreffenden Gesetzentwürfe, die am 16. Mai hätte stattfinden sollen, auf unbestimmte Zeit vertagt und die diesjährige Parlamentssession ist vorigen Monat zu Ende gegangen, ohne daß etwas Weiteres geschehen wäre, denn das genannte Comité hat seinen Bericht zwar schon Mitte Juli erstattet, allein die Londoner Regierung verhielt sich sehr reservirt, machte aus dem Bericht ein Geheimniß und erklärte in letzter Stunde, die Sache könne erst in der nächsten Session zur Sprache kommen. Nebenher liefen Streitigkeiten zwischen dem Handelsministerium und der Watkin'schen Compagnie; diese wollte die Arbeiten nicht einstellen und es bedurfte wiederholter gerichtlicher Anträge, um zu bewirken, daß dem vielfach für ungerecht gehaltenen Gebote der Staatsverwaltung endlich Mitte August Folge geleistet wurde, nicht ohne daß unterdessen ein tüchtiger Vorsprung gewonnen worden wäre. Auf französischer Seite wird eifrig weiter gearbeitet, während den englischen Freunden der Zukunftsbahn nichts übrig bleibt als zu hoffen, daß sich Lesseps' Wort nächsten Winter bewahrheiten werde: „Der Tunnel wird gebaut werden und die Engländer werden daraus ebenso den größten Nutzen ziehen wie aus dem Suezkanal."

Welche Erfahrung hat man aus den bisherigen Vorarbeiten gewonnen? Die Hauptfrage ist nicht: Soll der Tunnel gemacht werden — denn darüber, daß er von Nutzen wäre, falls keines der beiden Länder dadurch in politische Gefahr geriethe, ist man ja ziemlich einig —, sondern: Kann er gut, billig und brauchbar gemacht werden? Nun denn, die Antwort lautet fast unwiderleglich: Ja. Die Herstellungskosten, die noch vor sechs Jahren auf „4—8 Millionen Pfund" veranschlagt wurden, dürften in Wirklichkeit nicht mehr als 2—2½ Millionen betragen, denn man erspart zwei stark ins Gewicht fallende Ausgabeposten, mit denen man früher rechnete. Man glaubte, man müsse die Tunnelwände mit Ziegeln ausmauern und man könne zu der für den Durchstich erwünschten Erdschichte nicht gelangen, ohne durch eine andere, wasserreiche zu bohren, was natürlich kostspielige Pumparbeiten erfordert hätte. Beide Voraussetzungen haben sich in der Praxis als irrig erwiesen. Die beste Bohrschichte ist die graue Kreide, weil sie weich, leicht zu schneiden, sehr dauerhaft und wasserdicht ist. Gewöhnlich jedoch liegt sie nur unterhalb der feuersteinhaltigen, wasserreichen weißen Kreide. Die Südostbahn jedoch begann ihre Bohrungen an einer zwischen Folkestone und Hythe befindlichen Stelle, wo das graue Material frei zu Tage tritt; dasselbe gilt von den Arbeiten der Pariser Gesellschaft am französischen Ufer. Indem man der grauen Kreide folgte, brauchte man nicht tiefer als etwa 50 Meter zu bohren, um einen genügend weit vom Meeresboden entfernten Tunnel beginnen zu können und man hat mehr als zwei Kilometer gebohrt, ohne auf Wasser zu stoßen. Nach dem heutigen Stande der Geologie kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß dieser günstige Zustand auf der ganzen in Aussicht genommenen Strecke ununterbrochen vorhanden ist; sollte dem aber auch nicht so sein, d. h. sollte man auf Risse, Spalten oder andere Wasseradern stoßen, so gibt es Mittel, diese Schwierigkeit zu überwinden. Die graue Kreide ist so ungemein haltbar, daß sich eine Auskleidung der Tunnelwände als überflüssig erweist; höchstens wird man dazu Cement (Concrement) verwenden, den man aus dem Bohrschutt gewinnen würde, so daß die Kosten höchst geringfügig wären.

Mit Hülfe der vom Obersten Beaumont erfundenen, von comprimirter Luft getriebenen Bohrmaschine ging das Herstellen eines kreisrunden Tunnels von 7 Fuß Durchmesser sehr rasch von statten, so daß das ganze Unternehmen, wenn einmal die endgültige Genehmigung ertheilt ist und gleichzeitig auf beiden Seiten gearbeitet wird, in weniger als fünf Jahren hergestellt sein kann; wir meinen den definitiven, 15 Schuh messenden Durchstich, der mit den nöthigen Zugängen und Steigungen etwa 28—35 Kilometer lang sein würde. Die Concessionäre von 1875 ließen sich vorsichtshalber einen Zeitraum von zwanzig Jahren geben und glaubten, das Ganze nicht vor 10—12 Jahren bewältigen zu können. Die Fahrpreise werden ebenfalls nicht so hoch sein, wie man früher dachte; als Maximaltarif ist in Aussicht genommen: I. Klasse 50, II. 37½, III. 27½ Centimes per Kopf und Kilometer; die Concurrenz der Schifffahrt wird übrigens dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Hinsichtlich der Betriebskosten kann es als ausgemacht gelten, daß dieselben weit geringer sein werden als bei den oberirdischen Linien, schon deshalb, weil die Züge den ganzen Tunnel ohne Aufenthalt durchlaufen würden; es wird auf dem Wege keine Bahnhöfe geben und die Abnutzung wäre gering. Auch die Beleuchtungsfrage bietet keine Schwierigkeiten; während des Baues und Betriebes wird man sich des elektrischen Lichts bedienen, das sich bereits bei den bisherigen Arbeiten vortrefflich bewährt hat.

Weit schwieriger ist die befriedigende Lösung der Ventilationsfrage. Man war bis vor kurzer Zeit im Publicum der Ansicht, das Project könne an diesem heikeln Punkte scheitern. Wir können jedoch versichern, daß in dieser Richtung nichts zu befürchten ist: der Tunnel kann leicht und gut ventilirt werden. Während des Baues sind schon die Vorbedingungen einer genügenden Lüftung günstigere als bei anderen großen Tunnelirungen, denn man braucht keine Sprengungen vorzunehmen und keine luftverderbende Beleuchtung zu benutzen, wie beim Mont Cenis und Gotthard, und die Bohrmaschine ventilirt den Tunnel mit Hülfe der sie treibenden comprimirten Luft gleichsam ex officio. Und was die Lüftung während des Betriebs betrifft, so wird man keine Dampflocomotiven verwenden, sondern die seit wenigen Jahren aufgekommenen Maschinen, die die Züge mittels zusammengepreßter Luft treiben, so daß nicht nur keine Verschlechterung der Luft, sondern geradezu eine Erneuerung derselben eintreten würde. Bis zur Vollendung des Durchstichs wird wahrscheinlich auch das Princip der elektrischen Locomotiven so weit entwickelt sein, daß es sich auf den Betrieb der Eisenbahn unter den Meereswogen bei gleichzeitiger Verbesserung der Luft wird anwenden lassen. Da man überdies wahrscheinlich zwei Tunnels bohren wird — für jede Richtung einen eignen —, so wäre ein weiterer Lüftungsbehelf gewonnen, da sich einheitliche Strömungen erzielen ließen, was bei den genannten Bergtunnels

*

nicht der Fall ist. Vielleicht würde schon dieser Umstand allein genügen, die Anwendung der gewöhnlichen Dampflocomotiven zu ermöglichen; diese ließe sich aber auch dadurch bewerkstelligen, daß man den Kohlenrauch mittels an der Oberfläche aufgestellter Riesenpumpmaschinen vertriebe oder etwa die neue „Chemische Lunge" des hiesigen Arztes Dr. Richard Neale einführte; es ist dies ein hinter die Locomotive einzustellender, offener, reservoirartiger Waggon, der eine alkalische Lösung enthält, welche während des Fahrens alle bösen Elemente der Luft anzieht und somit die letztere reinigt oder vielmehr reinigen soll, denn zu einer praktischen Erprobung ist es noch nicht gekommen.

Gute Luft, helle Beleuchtung, Wohlfeilheit des Betriebs und der Herstellung, leichte Durchführbarkeit und nicht zu hohe Fahr- und Frachttarife sind also ziemlich gesichert. Was die von dem Unternehmen zu erwartenden Vortheile betrifft, so glauben wir, daß sie recht erheblich wären. Abgesehen von den nicht geringen Unannehmlichkeiten, denen die von und nach England reisenden Personen, die den Canal zu kreuzen haben, durch die lästige Seekrankheit, das zweimalige Umsteigen u. s. w. ausgesetzt sind, wäre es für die Handelswelt ein großer Gewinn, wenn an die Stelle des langsamen, unverläßlichen, gefahrvollen Seeverkehrs ein rascher, geregelter Waarenaustausch auf einem Schienenwege träte, der nichts mit Wind und Wetter zu schaffen hätte. Die Statistik zeigt, daß die Anzahl der Reisenden im Verhältniß zur Kürze der Seefahrt steigt, nicht mit Rücksicht auf die Niedrigkeit des Preises. Die theuerste, aber kürzeste Canaldampferlinie befördert achtmal so viel Passagiere als die längste, obgleich diese dreimal billiger ist. Während also diejenigen, die gesund sind, allein und ohne Gepäck reisen und nicht zur Seekrankheit hinneigen, nach wie vor den Weg übers Meer nehmen würden, läßt sich ganz gut voraussetzen, daß die große Mehrheit einen angenehmen, nicht zu kostspieligen Landweg wählen würde, sowie daß die Anzahl der Passagiere sich nicht minder stark vermehren dürfte wie der Umfang des Güterverkehrs.

Hoffentlich wird noch vor Ablauf des gegenwärtigen Decenniums nicht nur der Panamacanal, der Korinthcanal und der Nicaraguacanal, sondern auch die Eisenbahn unter den Meereswogen vollendet sein. Der heutige Zeitgeist wird nicht gestatten, daß die einseitigen Insulaner aus bei den Haaren herbeigezogenen strategischen Rücksichten den Fortschritt der Cultur hemmen.

London, Ende September.

Literatur und Kunst.

Der Materialismus als socialistisches Princip.

Von Max Schasler.

Es ist bereits früher in diesen Blättern von mir auf den Zusammenhang hingedeutet worden, welcher zwischen dem theoretischen und dem praktischen Materialismus herrscht und der durch die aus dem Princip des ersteren zu ziehenden Consequenzen bedingt ist; ein Zusammenhang, der freilich von den Vertretern des ersteren entschieden abgeleugnet wird, während er von denen des zweiten, unter ausdrücklicher Berufung auf jene, betont wird. Die Gründe des Ableugnens sind indeß so ersichtlich sophistischer Art, daß sie kaum einer Widerlegung bedürfen; sie kommen sämmtlich auf die schon früher gerügte Verwechslung der Begriffe einerseits des Materialismus und des Realismus, andererseits des Idealismus und des Spiritualismus hinaus; d. h. sie basiren auf dem sehr deutlichen Fehlschluß: Weil zwischen Materialismus und Spiritualismus ein unversöhnlicher Gegensatz, d. h. völliger Widerspruch herrscht — ein Widerspruch, der aber zwischen Realismus und Idealismus, wie wir früher sahen, nicht vorhanden ist —, die Materie aber das „einzig Reale" ist, so existirt das Ideelle überhaupt gar nicht. — In solcher Scheinlogik, die allerdings für den oberflächlich Gebildeten etwas Verführerisches haben mag, ist der Materialismus überhaupt außerordentlich stark, und es dürfte daher wohl angezeigt sein, an einem eclatanten Beispiele das Trügerische solchen Argumentirens auch für das blödeste Auge zu verdeutlichen.

Ganz analog der Verwechslung des Reellen und Materiellen einerseits und des Ideellen und Spirituellen andererseits wird auch von den Materialisten das „Uebernatürliche" fortwährend mit dem Unnatürlichen und dem Widernatürlichen confundirt und einfach als spiritualistischer Nonsens gebrandmarkt. Um dies plausibel zu machen, führt Haeckel (zur Bestätigung des Satzes, daß die Organe, z. B. das Sehorgan, sich lediglich auf mechanische Weise zu so vollkommenen Werkzeugen der Wahrnehmung entwickelt hätten), das Beispiel eines Wilden an, der zuerst eine Locomotive oder ein Segelschiff erblickt. Er sagt wörtlich (Natürliche Schöpfungsgeschichte S. 634, 4. Aufl.): „Bei Betrachtung solcher höchst vollkommenen Organe (wie das Auge), die scheinbar von einem künstlerischen Schöpfer" — hier haben wir sogleich die Substituirung der immanenten Idee durch die Vorstellung eines supranaturalistischen, d. h. anthropomorphisirten Subjects, als ob dies ohne Weiteres dasselbe wäre! — „für ihre bestimmte Thätigkeit zweckmäßig erfunden und construirt, in der That aber durch die zwecklose Thätigkeit der natürlichen Züchtung mechanisch entstanden ist" — in diesem abstracten Entweder-Oder, das kein Drittes zuläßt, liegt schon ein Sophismus — „empfinden viele Menschen ähnliche Schwierigkeiten des naturgemäßen Verständnisses, wie die rohen Naturvölker gegenüber den verwickelten Erzeugnissen unserer neuesten Maschinenkunst. Die Wilden, welche zum ersten Male ein Linienschiff oder eine Locomotive sehen, halten diese Gegenstände für die Erzeugnisse übernatürlicher Wesen. Auch die ungebildeten Menschen unserer eigenen Race sind nicht im Stande, einen so verwickelten Apparat in seiner eigenthümlichen Wirksamkeit zu begreifen und die rein mechanische Natur desselben zu verstehen ..." — Dies Beispiel beweist nun aber in der That gerade das Gegentheil von Dem, was es beweisen soll. Denn haben sich etwa die Planken, Spieren, Maste, Segel, Taue u. s. f. des Schiffs, die Schienen der Eisenbahn, die Räder, Hebel, Röhren, Schrauben u. s. f. der Locomotive auf natürliche Weise, d. h. (nach Haeckels Definition) durch die zwecklose Thätigkeit der blos mechanisch bewegten Holz- und Eisenmoleküle zufällig zusammengefunden, oder sind sie nicht vielmehr durch eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete, rein ideelle Thätigkeit in gesetzmäßiger Weise construirt worden, um eben Das zu bilden, was sie in ihrer Verbindung bedeuten sollen: ein Schiff und eine Locomotive? — Wenn also der „Wilde" Haeckels die Erzeuger solcher Maschinen für „übernatürliche Wesen" hält, so hat er vollkommen Recht, und zwar in doppelter Hinsicht: einmal, weil sie damit den Beweis liefern, daß sie jedenfalls über seiner (des Wilden) Natur stehen; sodann, weil überhaupt die bloße „Natürlichkeit" des Menschen nicht als die Quelle solcher Erzeugnisse zu betrachten ist.

Hier liegt also der Sophismus klar am Tage; nämlich: weil der Mensch auch eine natürliche Seite hat, so stammt Alles, was er schafft, aus seiner bloßen Natürlichkeit; und: weil die Thätigkeit der Locomotive auf einer mechanischen Wirkung beruht, so muß auch ihr Ursprung ein blos mechanischer, d. h. ohne Zweckursache waltender, rein zufälliger sein. Denn wäre er nicht natürlich, so wäre er ja übernatürlich; Uebernatürlichkeit aber — und die Idee steht ja eben über der Natur — ist dem Materialismus gleichbedeutend mit Unnatürlichkeit, Widernatürlichkeit, d. h. Unwahrheit und Widerspruch.

Auf dem hier an dem selbstgewählten Beispiel Haeckels nachgewiesenen Trugschluß, dessen Aufdeckung gerade das Gegentheil, nämlich die Nothwendigkeit einer Idee für alle zweckmäßige Thätigkeit beweist, beruht überhaupt der ganze angebliche Widerspruch zwischen der Zweckursache und der blos wirkenden Ursache, d. h. zwischen teleologischer und mechanischer Erklärungsweise aller Organismen; gerade dies Beispiel illustrirt in schlagender Weise die Wahrheit, daß Idee und Wirklichkeit,

weit entfernt, einander zu widersprechen, im Gegentheil nothwendig einander bedingen, weil sie nur durch und mit einander existiren können. Nur der abstracte Teleologismus (des Spiritualismus) und der abstracte Mechanismus (des Materialismus) sind ihrer Einseitigkeit halber unwahr, und erst in ihrer Einheit, d. h. als Idealrealismus, werden sie wahr. Um die Anwendung hiervon auf das Haeckel'sche Beispiel zu machen, können wir sagen: Ohne die mechanische Wirkung der materiellen Bestandtheile könnte zwar die Idee des Schiffs oder der Locomotive nicht realisirt werden, aber ebenso wenig würden ohne diese die Zweckursache enthaltende Idee sich jemals die materiellen Bestandtheile zu dem beabsichtigten Organismus zu ordnen vermocht haben.

Was nun den erwähnten Zusammenhang des theoretischen mit dem praktischen Materialismus betrifft, so sind wir weit davon entfernt, Darwin und Haeckel, überhaupt den theoretischen Materialismus, direct für die brutalen Extravaganzen der socialistischen Propaganda verantwortlich zu machen, obwohl umgekehrt die philosophisch sich geberdenden Wortführer jener Propaganda zur Begründung ihrer destructiven Lehren sich ausdrücklich auf Darwin und Haeckel und auf die von ihnen proclamirten Folgesätze der materialistischen Weltanschauung zu berufen pflegen. Marx erklärt in seiner Schrift „Misère de la Philosophie", daß man „bei der geschichtlichen Forschung nicht nach dem Warum" (d. h. nach den ideellen Ursachen der geschichtlichen Entwicklung), „sondern lediglich nach dem Wodurch" (d. h. nach den zufälligen materiellen Umständen) „zu fragen habe." — „Da" — ruft er aus — „nach den neuesten Resultaten der Naturwissenschaft bekanntlich das Erste und Wesentlichste die Materie ist, so hat man die Ursachen der gesammten Culturgestaltung einer bestimmten Zeit ausschließlich in den materiellen Bedingungen des nationalen Lebens zu suchen. Alle Formen der staatlichen und socialen Ordnung, der Künste und Wissenschaften einer Zeit, ihr Recht, ihre Sittlichkeit und ihre Religion, mit einem Wort das gesammte Culturbewußtsein einer bestimmten Entwicklungsphase, hängt einzig und allein von der Gestaltung der materiellen Productionsverhältnisse ab... Die Weltgeschichte ist nichts als eine Geschichte des Kampfs ums Dasein zwischen den socialen Klassen"... „Aber dieser Kampf ums Dasein" — erläutert der Verfasser in seinem „Kommunistischen Manifest" vom Jahre 1848 diesen Satz — „ist nicht blos ein Kampf zwischen Kapital und Arbeit, sondern auch zwischen größerem und kleinerem Kapital, d. h. der Besitz concentrirt sich allmählich in immer größeren Massen und in immer weniger Händen, bis die Zahl der relativ Eigenthumslosen eine so ungeheure Majorität bildet, daß der Umschlag der Gesellschaft aus der Form der Bourgeosie in die des Proletariats ein mit Naturnothwendigkeit zu erwartendes Ereigniß wird, d. h. — bis die Nichtbesitzenden, da sie die Majorität besitzen, einfach den Besitzenden ihr Eigenthum abdecretiren und es zum allgemeinen Gesellschaftsbesitz machen."

Man erkennt aus dieser Darstellung, daß es dem praktischen Materialismus der Socialisten ebenso sehr wie dem theoretischen der neuesten Naturwissenschaft darum zu thun ist, logisch zu verfahren und die Berechtigung seiner Principien philosophisch zu begründen. Und man glaube nicht, daß das Proletariat, d. h. die rohe besitzlose und kritiklose Masse, unzugänglich für solche Logik sei! Wenn die uncultivirte Phantasie der Arbeiter auch die Subtilität solcher philosophisch klingender Deductionen nicht zu fassen und noch weniger den Sophismus darin zu durchschauen vermag, so begreift sie um so klarer die Bedeutung und Tragweite der daraus gezogenen praktischen Consequenzen. Was aber die grundlegenden Gedanken einerseits für den theoretischen, andrerseits für den praktischen Materialismus betrifft, so gleichen sie in der That einander wie ein Ei dem andern. Man vergleiche z. B. mit den früher citirten Stellen aus Haeckel (denen wir noch eine große Zahl ähnlicher hinzufügen könnten) folgende Sätze des philosophirenden Socialismus: „Das Ideelle ist nichts als das im Menschengehirn umgesetzte Materielle" (Marx); „die Materialität ist die ausschließliche Eigenschaft aller Wirklichkeit, und Alles, was als ideelle Kraft uns erscheint, also auch Geist und Seele, ist nur die dem Materiellen als solchem beiwohnende Bewegung der Moleküle" (Engels). Ja, letzterer „Philosoph" erklärt sich ausdrücklich für die Theorie Darwins und die Kohlenstoffhypothese Haeckels, die er „als zweifellose Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung" betrachtet und als Grundlage seiner Weltanschauung aufstellt. Demzufolge bezeichnet er „das bewußte Denken als bloßes Produkt der Molekularbewegung der Gehirnatome" und was „die sogenannten absoluten Wahrheiten, z. B. die Sittlichkeitsbegriffe", betreffe, so hätten sie „schon deshalb nicht den geringsten absoluten Werth, weil sie je nach der besonderen Gestaltung der Gesellschaft verschwinden, also wandelbar und rein conventionell" seien. — Zum Ueberfluß mag noch darauf hingewiesen werden, daß der bekannte Most in seiner illustrirten Wochenschrift „Die neue Welt" es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hat, die Darwinistisch-Haeckel'sche Theorie der mechanistisch-materialistischen Weltanschauung für den großen Haufen mundgerecht zu machen.

Wenn daher Virchow in seiner bekannten Rede gegen Haeckel darauf hindeutet, daß „der Socialismus mit der Descendenztheorie bereits Fühlung gewonnen" habe, so scheint uns dieser Hinweis durchaus gerechtfertigt und Haeckels heftiger Protest dagegen, den Thatsachen gegenüber, vergeblich, da die ausdrückliche Berufung der socialistischen Agitatoren auf diese Theorie, unter Nennung der Namen der Begründer desselben, sowie die Thatsache, daß sie die materialistischen Hauptsätze derselben als Grundlagen für ihre praktische Lehre von der illusorischen Natur aller sittlichen, religiösen und politischen Lebensformen acceptiren und verwerthen, wohl bei keinem Unbefangenen noch einen Zweifel über den tiefen inneren Zusammenhang beider Ausläufer des Materialismus, des theoretischen unsrer heutigen Naturwissenschaft und des praktischen des heutigen Socialismus, übrig lassen können.

Daß die praktische Verwerthung solcher Principien zu den bedauerlichsten Resultaten führen muß, liegt auf der Hand; denn was kann es für die civilisatorische Entwicklung der Nationen und der Menschheit Gefährlicheres geben, als die Wurzel alles geistigen Lebens, die Grundlagen aller idealen Bestrebungen im Volke, in systematischer Weise zu zerstören? Es wäre überflüssig, hier an die Heldenthaten der Pariser Commune oder an die Attentate eines Nobiling und Consorten, die sich ausdrücklich als atheistische Socialdemokraten bekannt haben, zu erinnern: tagtäglich bringen die öffentlichen Blätter hinreichende Belege für die culturfeindliche Thätigkeit der socialistischen Propaganda; nur einer eigenthümlichen und in philosophischer Beziehung interessantesten Form des socialistischen Materialismus wollen wir Erwähnung thun, weil sich in ihr die letzten Consequenzen jenes Princips am prägnantesten ausdrücken: wir meinen den namentlich in Rußland mehr und mehr um sich greifenden Nihilismus.

Der Nihilismus kann, wenn man ihn seinem inneren Wesen nach ins Auge faßt, als der zur Selbsterkenntniß gekommene theoretische Materialismus definirt werden. Der wissenschaftliche Materialismus nämlich sucht sich nach der praktischen Seite noch immer in der Illusion zu erhalten, als ob er mit dem als frivol erkannten praktischen Materialismus gar nichts gemein habe, ja als ob seine wissenschaftliche Ueberzeugung von der rein mechanischen Natur des Geistes sich ganz wohl mit der individuellen Sittlichkeit und persönlichen Makellosigkeit des Handelns vertrage. Nun kann ja zugegeben werden, daß es unter den theoretischen Materialisten ebensowohl tüchtige und ehrenhafte Männer und sittlich strenge Charaktere gibt, wie unter ihren Gegnern, den Spiritualisten, erbärmliche Subjecte und Schufte; aber wohlgemerkt: nicht auf Grund dieser ihrer Ueberzeugung sind sie es, sondern trotz derselben und im offenbaren Widerspruch mit den Consequenzen ihres Princips. Ueber solche Illusionen ist nun der Nihilismus hinaus. Er folgert ganz consequent: Wenn es nur ein ewiges und unerschaffenes, überhaupt wahrhaft reales Wesen gibt, das „Atom" nämlich, dieses aber offenbar als ein durchaus leeres Gedankending, als ein in sich selbst widersprechendes Nichts erkannt werden muß, so ist die ganze

Erscheinungswelt, weil die hinter derselben liegende Ursache der Erscheinung, das Ding an sich, unerkennbar bleibt, ebenfalls ein leerer Schein, d. h. eben auch nur ein inhaltloses Nichts; somit gibt es in Wahrheit gar nichts Reales, es ist Alles Schein, sozusagen der reine Schwindel. So haben denn die Nihilisten, und von ihrem Standpunkt aus mit Recht, im eigentlichsten Sinne des Worts „ihre Sache auf Nichts gestellt", und es bleibt ihnen thatsächlich nur die Wahl, sich selber ebenfalls zu nihiliren, d. h. der Selbstmord, oder, da doch das liebe Dasein nicht gern entbehrt werden mag, die praktische Verwerthung ihres Princips durch Vernichtung aller substanziellen Lebensverhältnisse der bestehenden Culturwelt. Ihr Grundsatz ist der bekannte mephistophelische, daß „Alles, was entsteht, werth sei, daß es zu Grunde geht; drum besser wär's, wenn nichts entstünde". Der Nihilismus kann daher dreist jene Worte auf seine Fahne schreiben, mit denen Mephisto in ehrlicher Weise sich selbst charakterisirt:

So ist denn Alles, was man Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Ob der theoretische Materialismus jemals zu der Erkenntniß kommen wird, daß er durch Ausmerzung der Idee, d. h. durch Leugnung aller teleologischen Thätigkeit als organisatorischen Lebensprincips der Welt, nothwendig in solche Consequenzen hineingetrieben werden muß?

Taines Geschichte der Revolution.

Von Ferdinand Lotheißen.

In den Jugenderinnerungen, welche Renan seit einiger Zeit in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht, spricht er sein Bedauern darüber aus, daß er die Geschichte als Hauptstudium seines Lebens gewählt habe. Hätte er sich statt dessen den Naturwissenschaften zugewandt, würde er vielleicht eine Reihe unvergänglicher Wahrheiten entdeckt haben. Der Geschichtsforscher aber könne nie ein definitives Resultat erzielen, und das Urtheil selbst des größten Historikers werde immer wieder durch spätere Enthüllungen oder neue Documente umgestoßen.

Renans Wort klingt doppelt traurig, da er so beim Abschluß seines großen Werkes über die Anfänge des Christenthums spricht, eines Werkes, das ihn über fünfundzwanzig Jahre seines Lebens gekostet hat. Aber wenn es wahr ist, daß die Ergebnisse aller Geschichtsforschung schwankend sind, theilt diese solches Schicksal mit allen andern Zweigen der Wissenschaft, und es dünkt uns, daß in dieser Gewißheit des steten Fortschritts auch ein Trost und ein Sporn liege. Dem Historiker aber bleibt die große Aufgabe, das Bewußtsein des Zusammenhanges der Gegenwart mit der Vergangenheit lebendig zu erhalten. In diesem Bewußtsein birgt sich eine nicht zu unterschätzende moralische Kraft, die durch nichts ersetzt werden kann.

Die melancholische Betrachtung Renans kommt uns in den Sinn, da wir das neueste Werk eines andern französischen Historikers besprechen wollen. Hippolyte Taine hat sich in seinem merkwürdigen Buch „Les origines de la France contemporaine" die Aufgabe gestellt, die heutigen Zustände Frankreichs verständlich zu machen, indem er zeigt, wie sie sich allmählich aus den früheren Verhältnissen mit Nothwendigkeit gerade so entwickeln mußten.

In kurzer Zeit wird es ein volles Jahrhundert sein, daß die französische Nationalversammlung zu Versailles zusammentrat und damit eine neue Epoche in der Geschichte der europäischen Völker eröffnete. Was hat man nicht Alles seitdem über die Revolution geschrieben! Wieviel einander widersprechende Urtheile hat man nicht über sie gefällt, wieviel glänzende Theorien hat man nicht entwickelt, um sie zu erklären! Trotz alledem ist die Wahrheit über jene gewaltige Sturmfluth, die über Frankreich, ja über ganz Europa dahin brauste, noch lange nicht ergründet. Auch Taine versucht seine Kraft an dieser Aufgabe. „Was ist das heutige Frankreich?" fragt er. „Um diese Frage zu beantworten, muß man wissen, wie das heutige Frankreich geworden ist." Der Satz klingt effectvoll, scheint neu und überraschend, sagt aber eigentlich nichts, was nicht von jedem Geschichtsforscher schon lange als wahr erkannt worden ist. Das Leben und Thun einer Epoche wird nur richtig erkannt, wenn man weiß, wie es sich aus den Verhältnissen einer früheren Zeit entwickelt hat. Taines Werk gestaltet sich denn auch zunächst zu einer Geschichte der ersten französischen Revolution, die ja das moderne Frankreich geschaffen hat. Von den drei Bänden, die bis jetzt erschienen sind, behandelt der erste die Zustände in Frankreich vor der Revolution, der zweite schildert die Lockerung aller Bande, die sich schon im Jahre 1789 zeigte, und der dritte beschäftigt sich mit den Jakobinern und ihrer wachsenden Macht. In energischem Bild wird darin dieser Sieg der revolutionären Idee als „die Eroberung des Landes durch die Jakobiner" bezeichnet.

Taine erklärt die Revolution kurzer Hand als den Triumph der Brutalität.*) Schon in dem Gesetzgebenden Körper habe kein Mann von Bedeutung gesessen. Unter 745 Deputirten zählt er 400 Advocaten, meistens der schlimmsten Art.**) Kein Adliger, kein Grundbesitzer, kein Mitglied des hohen Klerus, kein Mann, der sich im Staatsdienst oder im Kriegswesen hervorgethan hätte! Niemals sei mehr geschwatzt worden, als damals, und Taine entwirft dabei ein lebendiges Bild von dem Durcheinander, dem Lärmen, den kindischen Schaustellungen in den Sitzungen des Gesetzgebenden Körpers.

Mit diesem verdammenden Urtheil über die Menschen, die damals handelnd auftraten, hängt es zusammen, daß Taine in seiner Geschichte hauptsächlich die Situationen klar darzulegen sich bemüht, daß er die Bewegung der Massen schildert, aber von den einzelnen Führern so wenig als möglich Notiz nimmt.

Eine solche Behandlung der Revolutionsgeschichte wäre früher kaum möglich gewesen. Allein man ist durch die Erfahrungen, die man gemacht hat, nüchtern geworden in Frankreich. Je entschiedener man auf der einen Seite nach einer radicalen Umwandlung aller Verhältnisse strebt, um so abfälliger beurtheilt man auf der andern Seite alle revolutionären Versuche. Zu den Gegnern derselben gehört auch Taine, der in seinem Buch nicht als Geschichtschreiber, sondern als Ankläger der Revolution auftritt. Er sieht sich dabei nicht allein, denn schon vor ihm hat Mortimer Ternaux in seiner ausführlichen Geschichte der Schreckenszeit denselben Standpunkt eingenommen. Aber Taine erhebt den Anspruch auf besondere Beachtung, weil er nicht allein bisher unbekannte geschichtliche Mittheilungen bringt, sondern auch eine neue Methode historischer Arbeit gefunden zu haben glaubt. Ob diese seine Behauptung gerechtfertigt ist, wollen wir etwas genauer prüfen.

Unsere Zeit steht so sehr unter der Herrschaft der Naturwissenschaft, daß man selbst auf Gebieten, die ihr ganz fremd sind, wenigstens die Methode der Arbeit annähernd gleich gestalten will. So sprach Zola vor einigen Jahren vom „wissenschaftlichen Roman", so will nun Taine die Methode des Naturforschers auch von dem Historiker angewandt wissen. Als Anhänger der positiven Philosophie ist er der Meinung, daß das Thun der Menschen durch äußere Einflüsse genau bestimmt werde, und er spricht ihnen eigentlich jede Vernunft ab. „Was wir beim Menschen so nennen, ist keine angeborene, ursprüngliche, dauernde Gabe, sondern eine späte Erwerbung und eine leicht vergängliche Mischung." „So wie der Mensch krank wird, so wird er auch verrückt. Das ist eine ganz natürliche Entwicklung. Gesundheit ist nur ein schöner Zufall."***) Temperament, Leidenschaften, physische Bedürfnisse, persönliches Interesse — das sind die Herren und Meister des Menschen. Dazu kommt noch

*) La Révolution Bd. I. S. 138 (Band II des Gesammtwerks).
**) La Révolution Bd. II. S. 95 (Band III des Gesammtwerks).
***) Band I. S. 312.

der Einfluß der Umgebung, des Bodens und Klimas; — kurz, Taine sieht in dem Menschen nicht viel mehr als eine Maschine, deren Wirkungen man daher auch seiner Meinung nach genau berechnen kann, wenn man sich nur Rechenschaft von allen auf sie einwirkenden Kräften gibt. Um zu dieser Kenntniß zu gelangen, will er die Methode des Zoologen anwenden, der die Metamorphose eines Insects studirt, indem er hunderte von Insecten untersucht. So will auch er den Charakter einer Begebenheit erkennen, indem er alle möglichen Documente darüber beibringt. Um z. B. nachzuweisen, daß schon in den ersten Zeiten der Bewegung völlige Anarchie im Lande herrschte, und die radicale Partei aller Orten nach einem festen Plan gewaltthätig vorging, daß besonders die Wahlen zum Gesetzgebenden Körper unter unerhörtem Druck und selbst Blutvergießen stattfanden, bringt Taine eine schier unendliche Reihe von Notizen über alle möglichen Vorfälle im Lande; daß es in Villeneuve-Saint-Georges zu einem Scandal kam, im Städtchen Montagne die Häuser einiger Herren von Adel verwüstet wurden, wobei selbst die Pomadestangen der Damen zu Grunde gingen u. s. f. Für den Naturforscher gibt es ja nichts Unbedeutendes.

Ist denn aber diese Art der Geschichtschreibung wirklich mit der Methode naturwissenschaftlicher Forschung zu vergleichen? Wir sehen ganz davon ab, daß der Zoolog zwar hunderte von Insecten studirt, um über ein Factum Gewißheit zu erlangen, daß er aber in seinem Bericht darüber nicht alle hunderte von Thieren der Reihe nach anführt. Der Hauptunterschied bleibt doch immer der Umstand, daß der Historiker nicht auf die Beobachtung von Thatsachen allein angewiesen ist, sondern daß er mit psychologischen Vorgängen und moralischen Kräften zu rechnen hat, die sich nicht auf der Wage abmessen lassen. Wenn Taine auch noch viel mehr Beispiele gröbster Wahlbeeinflussung citirte, seine Darstellung bliebe unvollständig, wenn er nicht die geistigen Strömungen klar machen könnte, welche ein ganzes Volk mit einem Mal zu so gewaltthätigem Gebahren mit fortreißen.

Wenn dem aber so ist, hat Taine keine neue Methode der Geschichtschreibung angewandt, sondern nur gethan, was jeder gewissenhafte Historiker vor ihm geübt hat. Er hat mit bewundernswerthem Sammelfleiß alle möglichen Daten und Facten vereinigt, aus welchen sich ein Bild der Zeit gewinnen ließ. Andere Geschichtschreiber thun dies auch, nur verarbeiten sie ihre Vorarbeiten zu einem künstlerisch abgerundeten Werke, um so ein lebendiges Bild früherer Epochen zu bieten. Taine hat sich diese Mühe nicht genommen, sondern einfach seine Notizen, so wie er sie gefunden hat, zusammengestellt und mitgetheilt. In dieser Formlosigkeit aber sehen wir weder eine neue Methode noch einen Fortschritt, und bei einem französischen Schriftsteller würde sie uns doppelt überraschen, wenn wir nicht wüßten, daß die neueste französische Geschichtschreibung um so wissenschaftlicher und gründlicher zu sein glaubt, je verworrener und je weniger lesbar ihre Darstellung ist.

In der Sorge um das Detail verliert sie oft den freien Blick, der einen weiten Horizont umfaßt und große Gesichtspunkte festhält. Schon Michelet wies auf diese Gefahr hin, als er sagte: „Ich liebe das Mikroskop und bediene mich seiner. Aber für die Geschichtschreibung wird es gefährlich. Nur zu leicht hält man dann kleine Moose und Schimmelpilze für hohe Wälder, und sieht Insecten und Infusorien für Riesen an."*)

Trotz seines Mangels an Composition, bietet Taines Werk viele Abschnitte von höchstem Interesse. So ist es ihm gelungen, die Majestät des alten Königthums zugleich mit seiner Schwerfälligkeit und inneren Schwäche vortrefflich darzustellen. Die fast erdrückende Masse von Notizen und Ziffern, die er auch hier gibt, trägt dazu bei, die Schilderung dieser glänzenden Ohnmacht recht wirkungsvoll zu gestatten. Nicht minder gelungen erscheinen die Abschnitte, in welchen nachgewiesen wird, wie in der ersten Zeit schon allerorten Maulhelden vorkommen und in ihrer Eitelkeit gekränkte Individuen auftauchten und durch ihre seichten Reden, ihre Anklagen und Versprechungen sich einen Anhang zu verschaffen wußten, mit dessen Hülfe sie bald eine Art Dictatur ausübten.

Wenn nur Taine sich immer auf zuverlässige Berichte stützte! Allein bei der Auswahl derselben zeigt er sich als Parteimann, insofern er sich fast ausschließlich an Actenstücke und Darstellungen hält, welche von der conservativen Seite herrühren. Im Allgemeinen mag diese, die unterliegende Partei, mit ihren Klagen Recht gehabt haben. Doch weiß man, wie in Zeiten aufgeregten politischen Kampfes selbst kleine Begebenheiten oft in tendenziöser Weise entstellt werden, und eine Controle der conservativen Darstellung durch Vergleichung mit den Berichten der republikanischen Partei wäre wohl rathsam gewesen. Bei Taine erscheint die royalistische Partei immer als schuldlos, als Ziel mörderischer Attentate, die sie durch nichts provocirt hat. Mag dies auch oft der Fall gewesen sein, so ist es doch sicher, daß die Conservativen nicht gerade die reinen Engel waren, sondern daß auch sie sich oft genug zu Gewaltthätigkeiten hinreißen ließen. Es wäre ja seltsam, wenn dem nicht so gewesen wäre. Bei dieser Einseitigkeit übersieht Taine einen wesentlichen Factor der Revolution, die überraschende politische Schwärmerei, die Begeisterung für ein ideales Gut, das die Nation beseelte. Die Revolution war der Ausbruch einer lange verborgenen schweren Krankheit im Organismus des Staats. Man hätte sie durch rechtzeitig angewandte Mittel wahrscheinlich beschwören können, allein da man dies versäumte, ist es nicht zu verwundern, daß das Volk im Paroxismus seines Fiebers zu den wildesten Ausschreitungen hingerissen wurde.

Nicht Alle, welche vom Taumel ergriffen zu Fanatikern wurden, darf man als Verbrecher betrachten. Es fanden sich viele reine Charaktere unter ihnen, die in allen Stürmen und Schrecken festhielten an der Hoffnung auf ein neues goldenes Zeitalter. Diese Stimmung zeigte sich besonders in dem exaltirten Wesen der Frauen. Wir wollen hier nicht auf Mme. Roland verweisen, die man vielleicht als eine Ausnahme betrachten könnte, sondern auf die vielen Beispiele einfacher Bürgersfrauen, welche sich mit voller Seele der Revolution anschlossen. Von der Mutter Littrés wird erzählt, daß sie nach dem Staatsstreich Bonapartes am 18. Brumaire den Deputirten ihrer Heimat im Tuileriengarten angehalten, und ihm inmitten einer ängstlich schweigenden Volksmenge seine Schwäche mit heftigen Worten vorgeworfen habe.*) Vor einem Jahr etwa hat der bekannte Pariser Deputirte Lockroy eine Sammlung von Briefen seiner Großmutter veröffentlicht, aus denen man ersehen kann, welche Begeisterung in vielen gebildeten Kreisen herrschte, und daß selbst die Gewaltthaten der Terroristen dort Zustimmung fanden. Frauen, die sich im gewöhnlichen Leben mitleidig und gefühlvoll erwiesen, hielten rücksichtsloses Blutvergießen für nöthig, um das Glück der Menschheit zu begründen! Solche Verirrung ist entsetzlich, aber man darf sie nicht mit der Gesinnung gemeiner Blutgesellen verwechseln. Lockroys Großmutter, damals eine junge Frau, schrieb am 23. Mai 1792, ein barbarisches Complot gegen die Freiheit und das Leben der hervorragendsten Patrioten sei entdeckt worden, und sie fügt hinzu: „Die dumme Masse verlangt materielle Beweise, und man kann doch nur moralische Gewißheit bieten, da alle bösen Geister so verschlagen und vorsichtig sind, daß sie ihre Verbrechen im Dunkel vorbereiten und keine Spur bestehen lassen, die sie verrathen könnte. . . ." „Der Himmel rüstet sich, uns ein neues Wunder erleben zu lassen!" und in dieser Hoffnung sieht sie muthig allen Angriffen der Feinde entgegen. Anfangs August desselben Jahres meldet sie ihrem Gatten, der als Commissär in die Provinz geschickt war, daß sie einer Sitzung der Nationalversammlung beigewohnt und vor Bewunderung Thränen vergossen habe. Es handelte sich damals um die Errichtung neuer Armeen. „Alles weinte, Aristokraten und Patrioten. Die Frauen schluchzten laut. Ich meinestheils konnte mich vor Bewunderung und Freude nicht

*) Geschichte Frankreichs Bd. 13. Kap. 16.

*) Man vergleiche den Aufsatz von Caro über Littré in der Revue des deux mondes vom 1. April 1882. S. 519.

fassen, und erkannte in dieser edelmüthigen Hingebung die Rettung des Landes." Dieselbe Frau kann aber bald darauf berichten, daß „der perfide d'Anglemont sein Haupt zur Guillotine getragen", und daß der Intendant der Civilliste, La Porte, „den Lohn seiner Verbrechen erhalten hat". Die Septembertage mit ihren Gräueln, dem Massenmord in den Gefängnissen, erfüllt ihre Seele zwar mit Abscheu, aber sie glaubt wiederum an eine Verschwörung der Aristokraten und ist überzeugt, daß die Vorsehung das Land durch diese Katastrophe gerettet habe. Die Hinrichtung des Königs berührt sie kaum; sie erinnert sich dabei des Sturzes der Tarquinier, die verbannt wurden und dann ihr Land bekriegten, und sie betont immer aufs Neue den Opfermuth und die Tugend des niederen Volkes.*)

Gerade diese fanatische, aber von keinem persönlichen Eigennutz eingegebene Stimmung scheint uns Taine zu wenig zu beachten. Die Nation war leicht irre zu führen, da sie seit zweihundert Jahren geflissentlich jeder politischen Thätigkeit entfremdet worden war. Taine hat das in dem ersten Band seines Werkes überzeugend nachgewiesen. Um so merkwürdiger ist es, daß er diesen Beweis später vergißt und sich selber widerspricht. Man mußte erwarten, daß er den Machthabern, nicht allein dem König, sondern auch dem Adel und dem Klerus, die Schuld an den zerrütteten Zuständen Frankreichs, folglich auch an dem Ausbruch der Revolution, zuschreibe. Allein mit einem Mal ändert sich die Anklage und auf der Armesünderbank erscheinen die Philosophen des 18. Jahrhunderts. Sie haben durch ihre Oberflächlichkeit das ganze Unglück verschuldet, wie Taine behauptet. Als sie ihre Theorien von Freiheit und Gleichheit aufstellten, hatten sie nicht den wirklichen Menschen vor Augen, sondern ein Abstractum, nach dem alle Menschen gebildet werden sollten. In der französischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts sieht Taine das Gift, das viele Generationen verdorben hat. Die Verkündigung der allgemeinen Menschenrechte wäre nichts wie ein prahlerisches Aushängeschild und nicht ernst gemeint gewesen. Zum mindesten hätte man ihnen auch die Erklärung der allgemeinen Pflichten entgegenstellen müssen.

Die französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts verdienen den Vorwurf der Oberflächlichkeit. Aber sie haben diesen Fehler reichlich gut gemacht, und es wird ihr Ruhm für alle Zeiten bleiben, daß sie für Toleranz, für Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, der Frohnden, für Abschaffung der Tortur gekämpft haben. Rousseau hat allerdings vielen Phrasenhelden den Stoff zu ihren pomphaften Reden geliefert, aber auch ohne seine Schriften, die wie Brandraketen durch das Land flogen, hätten die Schreier und Ehrgeizigen schnell die Oberhand errungen. Das liegt in der Natur einer jeden revolutionären Bewegung. Wir erinnern an die Vorgänge des Jahres 1848, in welchem neben idealer Begeisterung sich viel Unsinn geltend machte, und die Führer oft nichts weniger als praktische, klarsehende und uneigennützige Menschen waren. Auch Männer, die sonst ruhig dachten, wurden von dem Taumel mit fortgerissen. Soll man nun die Philosophen und Schriftsteller der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts für das Jahr 1848 verantwortlich erklären, oder muß man die Schuld nicht in der engherzigen Politik der Staatslenker früherer Zeit suchen?

Neben den Philosophen sieht Taine noch einen großen Schuldigen, den literarischen Klassicismus. Dieser habe durch sein Streben nach Regelmäßigkeit, durch seine Angst vor jedem natürlichen Ausdruck, die Sprache ärmer gemacht, den Geist geschwächt. Das sei ungefährlich gewesen, so lang er allein geherrscht habe. Als sich aber im vorigen Jahrhundert diese klassische Richtung mit dem wissenschaftlichen Streben verbunden habe, sei das Resultat jene unselige Philosophie gewesen, welche die Menschen irre leitete. Nun kann man ein Gegner des französischen Klassicismus sein, der ja dem modernen Geschmack nicht mehr entspricht; aber ihm vorzuwerfen, daß er den Geist geschwächt und die Sprache verdorben habe, ist gegenüber einem Molière, Racine, La Fontaine und vielen Andern mehr als kühn. Oder sollte man bei Voltaire und Montesquieu eine Schwächung des Geistes wahrnehmen? Wenn die französische Poesie im 18. Jahrhundert verknöcherte, hatte das einen andern Grund, und beweist nicht, daß die Nation ihrem Verfall entgegen ging.

In einen ähnlichen Widerspruch verfällt Taine bei der Beurtheilung des Adels und seines Verhaltens während der Revolution. Er tadelt ihn, daß er sich nicht wehrte, sondern selbst seine Vorrechte in der berühmten Augustnacht 1789 preisgab. Und doch hatte er im ersten Band nachgewiesen, wie der König dem Adel jede Macht geraubt und ihm nur ungerechtfertigte Privilegien gelassen hatte, die ihn nicht stärkten, sondern ihm nur den Haß des Volkes zuzogen.

Das königliche Frankreich war in seinen Grundfesten erschüttert, als die Revolution ausbrach. Eine gewaltthätige Minorität kam allenthalben zur Herrschaft, die Jakobiner organisirten ihre Clubs durch das ganze Land und besaßen bald die Macht. Aber wenn der Friede erhalten worden wäre, hätte das Volk die Nichtigkeit seiner Führer bald erkannt; der Krieg führte die Krise herbei und entfesselte die Leidenschaften vollends. Taine schiebt die Schuld an dem Ausbruch des Kriegs mit den alliirten Mächten den Girondisten zu, die sich dadurch am Ruder hätten erhalten wollen. Dem Volk hätte man eingeredet, die feindlichen Heere wollten die Emigranten zurückführen und die alten Verhältnisse wieder herstellen. Taine schildert die Aufregung und den Zorn darüber mit kräftigen Farben: „Mit dem Krieg nimmt Alles eine andere Gestalt an. Nun handelt es sich nicht mehr um die Wahl zwischen Ordnung und Unordnung, sondern zwischen dem neuen und dem alten Staat. Hinter den Fremden sieht man an der Grenze die Emigranten. Die Aufregung ist furchtbar, besonders in den unteren Klassen, die bisher allein die Last des alten Gebäudes trugen, unter den Millionen Menschen, die von ihrer Hände Arbeit leben, die seit Jahrhunderten Elend, Unterdrückung und Verachtung erduldeten. Sie brauchen sich nur zu erinnern an die unerschwinglichen königlichen, kirchlichen, herrschaftlichen Taxen, an die 81 Procent directer Steuer, die Executionen, Beschlagnahmen, Frohnden, Haussuchungen, an die Verwüstungen durch das Wild, an die Langsamkeit und Willkür der Gerichte, die Brutalität der Polizei. Sie brauchen nur die Augen zu öffnen, um die Größe ihrer Befreiung zu würdigen. Und nun kündigt man ihnen an, daß das Alles rückgängig gemacht werden soll. Ein furchtbarer Zorn pflanzt sich von der Werkstatt fort bis zur Hütte; patriotische Gesänge verkünden die Verschwörung den Tyrannen und rufen zu den Waffen. Eine zweite Woge der Revolution steigt donnernd empor, weniger breit als die erste, aber höher und zerstörender."

Und die ganze tiefgehende Erregung wäre nur das Werk weniger Girondisten gewesen? Hatte denn der Herzog von Braunschweig nicht sein Manifest erlassen, in welchem er mit der Zerstörung von Paris drohte? Wenn Marat in seinem „Volksfreund" sechstausend Aristokratenköpfe verlangte, um das Land zu retten, so forderten die royalistischen Journale das Leben der Volksvertreter, und druckten Briefe der Emigranten ab, welche verhießen, fünfzehntausend Galgen für Frankreich aufzurichten, damit der deutsche Kaiser seine Milde beweisen könne! Das „Journal de la Cour et de la Ville" ermahnte eines Tags die Nationalgarde, die Lokale der Jakobiner zu erstürmen und alle nieder zu machen.

Hat Taine Recht mit seiner Schilderung der Leidenschaft, die im Volk aufflammte, als er von einer Rückkehr der alten Zustände hörte — und er hat Recht damit —, so scheint es doch, daß die Revolution den „Millionen Menschen, die seit Jahrhunderten Elend, Unterdrückung und Verachtung erduldeten", Erleichterung gebracht hat, und somit die Revolution nicht blos „den Sieg der Brutalität" vorstellt.

Wir können uns diese Widersprüche in dem Taine'schen Buch und seine Einseitigkeit nur dadurch erklären, daß der Verfasser mit den gegenwärtigen Zuständen Frankreichs unzufrieden ist. In der steigenden Fluth des Radicalismus, in dem Einfluß,

*) Journal d'une bourgeoise pendant la révolution 1791—1793, publié par son petit-fils Ed. Lockroy. Paris 1881, Calmann Lévy.

den so mancher Rhetor sich erworben hat, sieht Taine eine große Gefahr. Er mahnt seine Landsleute zum Widerstand und zeigt ihnen, wie allein die stete Nachgiebigkeit der conservativen Parteien in der ersten Revolution den Terroristen zum Sieg verhalf. So wird seine Geschichte der Revolution, vielleicht ohne daß er es weiß, zu einer großen politischen Streitschrift, und so hat sie auch bei ihrem Erscheinen gewirkt. Die Einen priesen sie als eine muthige That, die Andern verdammten sie als eine hochverrätherische Handlung.

Aber hat die Geschichte jemals die Völker belehrt? hat sie mit den warnenden Beispielen, die sie auf jeder Seite bietet, jemals den Gang der Ereignisse aufgehalten? Die Gewißheit, daß seine Mahnung ungehört verhallen werde, mag ein Grund mehr für die Bitterkeit sein, mit der Taine seine Urtheile ausspricht.

Novellen von Ernst von Wildenbruch.

Berlin, Fremd und Jeckel.

Geborene Dramatiker pflegen selten gute Novellisten zu sein, und wenn ihnen wirklich einmal ein epischer Wurf gelingt, so liegt der Hauptreiz fast immer nur in dem theatralisch schlagkräftigen Gang der Handlung und der lebendigen Gegenständlichkeit der Situationen. Schillers „Geisterseher", Kleists Novellen, Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde" bestätigen die Regel. Die soeben erschienenen drei Erzählungen des erfolgreichsten unserer jüngeren Dramatiker gewähren uns in mehrfacher Beziehung eine angenehme Ueberraschung.

„Francesca von Rimini" ist die erste und wohl auch die beste der drei Novellen. Franciska von Maienberg — Wildenbruch bevorzugt die altmodischen, charakterlosen Namen — ist ein seltsames Mädchen: schön, geistreich, etwas emancipirt, liebt sie nur das Positive, haßt die Träumer und die Träumerei und anerkennt nur den Verstand, nicht den berechnenden, sondern die große königliche Macht, die aus den Augen der großen Malergestalten entgegenblitzt (?). Hat sie Sinnlichkeit? Anscheinend nicht. Sie betrachtet sich mit ihrem Vater „so gut wie verheirathet" und denkt sich die Ehe nicht anders, als wie die Bethätigung der Tochterliebe. Was sie zu dem zukünftigen Geliebten hinziehen würde, ist kein „verliebtes Spiel", sie will kein „liebes Männchen" zum Umhalsen und Küssen, sondern nur einen bedeutenden, einen beherrschenden Mann, dessen Arm sie stark und sanft umfängt. Aber die Stunde, da die Natur ihr Recht verlangt, muß auch für sie schlagen. Zuerst findet Franciska ihr Jungfrauenideal verkörpert in dem neuen Gouverneur der Garnison, einem um etwa vierzig Jahre älteren General, der ihr als „der Erste in Pella" eine hervorragende gesellschaftliche Stellung sichert. Die Verlobung findet statt, — ist es uns gleich unbegreiflich, wie einem klugen und zielbewußten Mädchen, das gar nichts von einem Backfisch hat, nicht alle Nachtheile einer so ungleichen Ehe schon vorher klar werden müssen. Wildenbruch hat gut schreiben: „Man hätte sich Franciska schwer an der Hand eines jüngeren Tänzers vorstellen können," — wir wittern dahinter einen Kunstgriff, um uns über die Unwahrscheinlichkeit einer solchen Heirath hinüberzuhelfen. Ich berühre hier nur leicht die wunden Stellen der Novelle, wo mir die Uebergänge, die feineren Schattirungen, der Causalnexus zu fehlen scheinen. So sind die beiden Hauptpersonen gleich mit der Hochzeit ganz verwandelt. Der prächtige Cavalier, der General, wird plötzlich zu einem Ritter von der traurigen Gestalt. Bisher glänzte er, der die Welt gesehen und was er gesehen auch behalten hatte, durch treffliche Unterhaltungsgabe, er sprach mit solcher Energie, daß er nie lang wurde, anschaulich, und war kurz und scharf in seinen Urtheilen. Nach der Hochzeit kümmert er sich aber plötzlich um „wichtige politische Fragen", erinnert sich seiner parlamentarischen Pflichten, liest gähnend die Abendzeitungen, seine Falten erscheinen schärfer, und er erreicht den Gipfel der Lächerlichkeit, indem er eifersüchtig wird, kurz: er ist nur noch ein Ehemann. Und auch Franciska bemüht sich vergebens, nur noch Excellenz zu sein, und „die königliche Macht des Verstandes" übt auf sie plötzlich keinen Zauber mehr aus. Jetzt denkt sie sich die Ehe ganz anders, das verliebte Spiel scheint ihr des Strebens werth und „ein sehnendes Verlangen nach Jugend" erwacht in ihr. Und sie, die ehedem die Träumerei und die Träumer gehaßt, sie verliebt sich in den linkischen, melancholischen Lieutenant von Gartenhofen, der durch sein weltscheues, steifes, verlegenes Wesen das Gespött seiner Kameraden herausfordert. Der Lieutenant mit dem langweiligen Namen hat aber eine Entschuldigung: er ist ein zweiter Raphael, ein Künstler. Er zeichnet und malt insgeheim, und Franciska ahnt wohl in ihm die wahlverwandte schöne Seele. Wie sich ihre Herzen stumm und ohne sich auszusprechen finden, ist sehr effectvoll geschildert. Franciska, die sich zu zerstreuen sucht, läßt in ihrem Hause Lebende Bilder stellen, und unter Aufführung des windigen Adjutanten soll die Vorstellung stattfinden. Aber es fehlt noch ein sentimentaler Tasso, der seiner Leonore die „Gerusalemme" vorliest. Da erinnert man sich Gartenhofens, des „merkwürdigen Menschen aus dem man nicht klug wird". Aber der blöde Liebhaber spielt seine Rolle gut. Er bringt künstlerischen Geist in die Tableaux, und als Tasso darf er sich wahrlich sehen lassen.

„War das der schüchterne, verlegene Mann? das der eckige Offizier, der jetzt dort über ihr stand im schwarzen Sammtkleid, schlank und mit so freiem Anstand, als hätte er mit der steifen, starren Uniform das Kleid abgelegt, das seine Natur in Fesseln schlug, als athmete er heute zum erstenmale die Lebensluft, die die Natur ihm bestimmt und das Schicksal ihm versagt hatte? Sein bleiches Antlitz war zu ihr gesenkt, seine Augen blickten in die ihrigen. Heute ging sein Blick nicht an ihr vorüber, heute tauchten seine Augen in ihre Augen, als wollten sie darin ertrinken, so heiß in dunklem Feuer spielend, daß sie die Gluth dieser Augen körperlich bis in ihr tiefstes Inneres zu fühlen meinte. Hätte sie gewollt, sie hätte nicht hinwegzusehen vermocht, sie hing wie gebannt an diesem verzehrenden Blicke, der wie eine dunkle geheimnißvolle Welt vor ihr aufging und ihre ganze Gestalt wie mit leidenschaftlich bebenden Armen zu umfangen schien. Es war ihr, als ob der Gram, der in diesen Augen wohnte, wie eine tödtlich ansteckende Krankheit auf sie überging; ihre Lippen fingen an zu zittern, und als der Vorhang endlich sank, sank auch ihr Gesicht unwillkürlich in ihre Hände."

Offenbar ist Wildenbruch ein Anhänger der Theorie vom blitzähnlichen Sichverlieben, dem coup de foudre, den Stendhal-Beyle sogar in ein System brachte. Jetzt hat also Gartenhofen „seine Augen in ihre Augen getaucht", „seine Seele in die ihrige hinübergespielt", und nun hat er sie schon unbedingt. Aber auch der General versteht sich auf die Augensprache. Sein Blick nimmt plötzlich einen „lauernden Ausdruck" an. Er ist zweifelsohne auf den blöden Offizier eifersüchtig, und als ihm daher Franciska in einer echt weiblichen trotzigen Laune dessen Versetzung in eine andere Garnison vorschlägt, da führt er ihren Gedanken hastig aus. Daß Franciska selbst seine Entfernung veranlaßt, ist psychologisch sehr fein. Sie liebt ihn wohl, aber sie zürnt ihm dunkel; es ist, wie wenn sie ahnen würde, „welch zügellos leidenschaftliches Spiel seine Phantasie mit ihrer Gestalt zu treiben wagte". Gartenhofen ist nämlich im Grunde eine heiße Natur mit wilder Einbildungskraft. Es geht ihm wie jenem Helden aus Flauberts Madame Bovary, der in seinen ausschweifenden Gedanken von dem geliebten Wesen vorweg Besitz ergreift: „il l'habillait et la déshabillait". Und so malt er denn heimlich die Geliebte, wie sein Geist sie sich vorstellt, nicht nach dem Leben, sondern nach dem Traum, in allen möglichen Kostümen und Stellungen und endlich sogar als — „Act". Als dann die Sache ruchbar wird, büßt er dafür wie ein Schuljunge, den man auf bösen Gedanken ertappt hat. Der Adjutant entwendet ihm auf die ordinärste Weise die Studienmappe — er hat nicht einmal die Entschuldigung der Trunkenheit für seinen Diebstahl — und zeigt sie den Kameraden, der General hört davon und läßt sich die Zeichnungen ausliefern. Das unaus-

weichliche Duell zwischen Gartenhofen und dem unmöglichen Adjutanten kann jeden Augenblick stattfinden. Mittlerweile durchstöbert auch Franciska die böse Mappe, aus deren Blättern ihr überall das eigene Bild entgegenstarrt.

Jetzt war sie bis zum letzten Bilde gelangt, und jetzt mußte sie den Schrei hinunterwürgen, der sich ihr entrinnen wollte, als ihre Augen auf dieses Bild fielen. Sie war nicht mehr allein, auf diesem Bilde war noch Einer — Er. Und wie war sie mit ihm vereinigt? In wilder tödtlicher Umarmung und Verschlingung, als Francesca von Rimini, die mit Paolo dem Geliebten dahinflattert in ewiger Nacht, in ewiger todvereinigter Liebe. Sie war unwillkürlich zurückgefahren und hatte die Augen mit den Händen bedeckt, denn trotz der einsamen Nacht, die sie umgab, überfluthete sie die Scham und drang wie ein glühender Pfeil in ihr schauerndes Herz. Sie hatte die Mappe zusammenwerfen, hatte aufspringen und fliehen wollen, aber sie vermochte es nicht, sie konnte nicht mehr los. Langsam, widerstrebend sanken die Hände von ihrem Gesicht, und zitternd und bebend saß sie und schaute auf das furchtbare, wundergewaltige Bild. Ja es war wirklich wahr, das Unerhörte, was sie im ersten Augenblicke zu sehen geglaubt hatte: als wenn in der Gluth seiner wilden Phantasie jede Hülle hinweggeschmolzen wäre, die ihre Schönheit von seinem Verlangen trennte, so sah sie sich, die weißen leuchtenden Glieder nur vom zarten Flor umwallt, den Rücken überströmt von der schweren Woge des blonden lang entrollten Haars, in die Arme des Mannes geworfen, der mit ihr emporschwebte in brausendem mächtigem Flug, die Lippen auf ihre Lippen gepreßt in langem lechzendem Kuß. Tief und tiefer neigte sie sich auf das Bild herab; sie sah Paolos Antlitz auf Francesca niedergebeugt, ganz so wie das seine an jenem Abende zu ihr, und Francescas Augen zu ihm erhoben wie die ihrigen damals zu ihm. Ein Schwert, dessen Griff zwischen Paolos Schultern hervorragte, ging durch Beider Brust und hestete sie aneinander wie ein gemeinsames tödtliches Weh, dem sie gemeinsam hatten erliegen müssen. Ueber dem Schmerze der Vernichtung aber dämmerte in beider Antlitz ein Lächeln auf, leise und fern, ein seliges, stilles, triumphirendes Lächeln, wie das Bewußtsein der Liebe von ihrer Unsterblichkeit und Unzerstörbarkeit. Ihre Hände preßten sich ineinander, ihre Lippen bewegten sich unbewußt.

„Ich verstehe Dich," flüsterte sie leise vor sich hin — und wie das schreckliche Bild, als es entstand, das Herz dessen, dem es entsprungen, dereinst vergiftet hatte, so drang es nun, wie ein tödtlich berauschender Gifttrank auch in Franciskas Seele ein. Ein dunkler Mantel umrauschte die beiden Gestalten des Bildes; und der Wind der seine Falten bauschte, schien es zu sein, der sie im Fluge emportrug; und plötzlich war es ihr, als hörte sie die Stimme des brausenden Sturmes, als vernähme sie den stürmenden Lobgesang der schönheitsdurstigen Natur, als fühlte sie den Hauch der lodernden Seele, die sie umarmt gehalten hatte, überall, immerdar zu jeder Zeit, an jedem Orte — und plötzlich begriff sie es, was es bedeutet, wenn sich dem Menschen die ganze allmächtige Welt vereinigt und verkörpert in einem einzigen, einem geliebten Menschen — sie rang die Hände in einander. — „Paul", sagte sie tonlos vor sich hin, und noch einmal „Paul", und es fiel ihr ein, daß sie ein vermähltes Weib war, die Frau eines alten Mannes. — Von ihrem Sessel sprang sie auf, bis mitten in das Zimmer, und reckte die Arme aus, als müßte Einer hineinstürzen und sie umarmen, so wie sie ihn — es war ihr, als erstickte sie, und ohne zu wissen, was sie that, ging sie an das Fenster und riß es auf; die eisige Winterluft schlug ihr entgegen, und im Augenblick, da sie den Fensterflügel geöffnet, sanken ihr die Arme wie leblos nieder.

Gartenhofen büßt die Ausschweifungen seiner Einbildungskraft grausam genug mit dem Tode. Der Adjutant erschießt ihn im Zweikampf. Seine letzten Augenblicke verklärt noch der Besuch Franciskas, die nächtlicher Weile an sein Lager eilt und ihm das Geständniß ihrer Liebe in den Tod nachschickt. Dann kehrt sie in das väterliche Haus zurück, um unverweilt an einem hitzigen Fieber zu sterben.

Die Liebhaber spielen bei Wildenbruch keine beneidenswerthe Rolle. Auch der Held der im Tone einheitlicheren, aber sonst am wenigsten ansprechenden Novelle: „Brunhild", der träumerische Student Benno Rother, welcher sich in eine verrückte Löwenbändigerin vernarrt, deren dämonisches Wesen das Groteske streift, wirkt mit seiner Dummenjungenliebe wie eine Mystification. Auch hier geschieht das Verlieben wieder durch die dämonische Kraft des Blickes. Benno Rother berichtet darüber: „Ihre Augen hielt sie starr auf mich gerichtet, und in dem Augenblick hatte ich ein Gefühl, als bekäme ich einen Schuß mitten in die Brust. Ich blickte von ihr hinweg und suchte meine Aufmerksamkeit auf die Wölfe zu richten, ich sah nach links, nach rechts, ich wollte es vermeiden, sie anzusehen, — endlich kehrten meine Blicke doch wieder zu ihr zurück, und ich sah ihre Augen mit demselben furchtbaren Ausdruck auf mich gerichtet, wie vorher." Besser als diese in melodramatische Prosa umgesetzte Chamisso'sche „Löwenbraut", gefällt mir die zweite Novelle: „Vor den Schranken". Der Held ist ein junger Referendar, ebenfalls ein steifer, linkischer Patron, dessen Arme „eckig in den Schultern hängen, als ob sie mit hölzernen Stiften darin befestigt wären". Wie Gartenhofen ein heimlicher Maler, so ist der Referendar ein latenter Dichter oder Aehnliches. Er liest in dem befreundeten Hause des Gerichtsraths Hainsberg fast allabendlich zum Thee aus einem mitgebrachten Buche vor, und wenn Wildenbruch es auch discret verschweigt, so können wir darauf wetten, daß es eigene Produkte sind. Und dieser Träumer soll nun in Folge eines böswilligen Zufalls die Geliebte des Straßenräubers Schomburg vertheidigen, welcher schwierigen Aufgabe er sich zum allgemeinen Erstaunen mit so viel Geschick und Suada entledigt, daß die offenkundige Hehlerin freigesprochen wird. Die Erzählung erhebt sich über die Criminalgeschichten gewöhnlichen Schlages durch das feine psychologische Detail und die ungemein plastische Darstellung. Gleich der Eingang, wo die Schützengilde den Kirchhof umstellt und den Räuber sammt seiner Braut fängt, ist von einer unvergleichlichen Totalität des Ausdrucks und der Stimmung. Trefflich ist auch die Scene, wo Heidenstein — so heißt der doppelt unglückliche Referendar — seine Clientin verhört. Wenn wir bei Wildenbruch lesen, daß sie „die großen blauen Augen mit leidenschaftlicher Gewalt auf ihn richtet", so wissen wir gleich, daß Gott Amor da wieder sein geheimnißvolles Wesen treibt. Und in der That scheint sich der Herr Referendar in die Räuberbraut zu verlieben. Zu spät erfährt er von ihr selbst, daß sie schuldig ist, und daß er also eine Verbrecherin der Gerechtigkeit entzogen hat; sein Gewissen regt sich in ihm, aber doch keineswegs so energisch, daß er nicht den Gedanken hätte: „den Lohn seiner Mühen" einzuheimsen. Das ist schlecht, aber doch echt menschlich. Er redet sich ein, die Unselige von ihrer Umgebung zu befreien und ihr Arbeit verschaffen zu wollen, und als er sie bei Nacht und Nebel besucht, da würde wohl kaum Alles so ehrbar zugehen, wenn das Stelldichein nicht plötzlich gestört würde. Der gleichzeitig verurtheilte Schomberg, der sich seinen Häschern auf einen Augenblick entreißen konnte, stürmt herein und haut wie ein Wüthender um sich. Einen dem Referendar geltenden Messerstich fängt die dankbare Clientin auf, und sie stirbt glücklich in seinen Armen. Auch hier, wie in den beiden anderen Novellen, löst der beste Freund verlegener Novellisten, der Tod, eine unentwirrbare Situation.

Was mir die Geschichte etwas verdirbt, ist eine Sentimentalität, die sich als unliebsame Concession an das große Publicum erweist. Ob der Referendar Lieschen, die Tochter des Gerichtsraths, wirklich liebt, wissen wir so recht eigentlich nicht; wir merken nur, daß er sich als echter Dichter für die romantische Räuberbraut erwärmt. Aber trotzdem endet er nach einer langwierigen Krankheit als Gatte des herzlich unbedeutenden Lieschen und fühlt sich mit einem Male ganz behaglich in der philiströsen Misere. Den Beschluß macht eine Familienscene, wobei der ehemalige Dichter in Hemdsärmeln vor seinem Weibchen sitzt, indessen es ihm das verworrene Haar kämmt — ein spießbürgerlicher Simson, für den wir uns nicht mehr interessiren können. Auch die räthselhafte Episode mit dem blonden Haar gefällt mir ganz und gar nicht. Der Referendar findet später ein solches auf dem Rock, den er an jenem verhängnißvollen Abend getragen, und es stammt ohne Zweifel von der sterbenden Verbrecherin. Am Schlusse heißt es nun, der mittlerweile zum Rechtsanwalt beförderte Referendar trage an seiner Uhrkette eine kleine goldene Kapsel: „wenn man sie

öffnete, würde man ein einzelnes blondes, künstlich verflochtenes Haar darin finden — das war das Hochzeitsgeschenk gewesen, das er von Lieschen empfing am Tage, da sie sein Weib wurde." Dieses Haar ist wirklich das bedenklichste Haar, das ich in der Geschichte finde. Wie kann Lieschen ihren Eheliebsten am Hochzeitstage an eine Verirrung gemahnen, die für ihn so verhängnißvoll war und ihm zur Unehre gereichte, und die sie selbst mit gerechtem Schmerz erfüllen muß?

Nur Wildenbruchs außergewöhnliche Darstellungskunst vermag uns für derlei mittelmäßig erfundene Geschichten und Personen zu interessiren. Ein Offizier, der den Anderen bestiehlt, ein Lieutenant, der uns als hochfliegender Idealist geschildert wird und der sich zuletzt als ein gewöhnlicher Pornograph entpuppt, ein linkischer Vertheidiger, der sich in eine Verbrecherin verliebt und ihr Haar an seiner Uhrkette trägt bis an sein seliges Ende, ein sentimentaler Student, der sich in eine groteske Menageriedame vergafft — wo mag der Dichter seine Modelle gefunden haben? Zumal für seine Helden war er genöthigt, an seine literarhistorischen Reminiscenzen zu appelliren. Daher das gewaltsame Erinnern an Dantes Francesca und Paolo, an den Mythus von Brunhild und Siegfried, an Chamissos bekannte Ballade. Und wie diese heroischen Figuren außerordentlich sind, so hat auch ihre Sprache — ich erinnere nur an die hitzigen Superlative der Löwendame — meist etwas Forcirtes, Schwülstiges, Uebertriebenes, das sich auch der Schilderung mittheilt. Ein anderer Mangel hängt mit einem künstlerischen Unvermögen Wildenbruchs zusammen. Wir wissen schon aus seinen Dramen, daß er keinen Charakter sich ausleben und entwickeln lassen kann. Im Drama stört uns das weniger, denn der Dichter malt hier in großen, breiten, grellen Zügen. Die Novelle aber kann der feineren Schattirungen, der ausgleichenden Motive, der sorgfältigen pragmatischen Relation nicht entbehren. Wildenbruch zeigt uns nicht die entstehende und wachsende Leidenschaft, blos die Verwicklung, nicht die Entwicklung, nur die That, nicht den Gedanken, der That werden will. Abgesehen davon, muß man eingestehen, daß seine nicht plastisch abgerundete, aber markige und kräftige Darstellung sich dem Leser mit urwüchsiger Gewalt aufdrängt. Die Sprache ist nicht von charakterloser Glätte und die Bilder sind fast immer neu und treffend. Es ist Alles hier jung, frisch, ungestüm. Ein liebenswürdig anheimelnder Humor, z. B. in der Schilderung des Schwurgerichtspublicums und der Zeichnung des Lohndieners Fischmann und der Klatschbase Frau Habermann, macht den unerbittlichen Ernst der Handlung und die pessimistische Grundstimmung erträglicher. Und wie anschaulich und packend weiß Wildenbruch zu schildern und mit sparsamen Strichen Farbe und Stimmung zu machen! Jegliches steht in sinnlicher Deutlichkeit da und spricht von dem scharfen Wahrnehmungsvermögen des Dichters. Das kommt, weil er sich mit seinen Personen identificirt, sie selbst ist. Die zum Verwechseln geschaffene Familienähnlichkeit seiner drei Liebhaber ist nicht blos zufällig. Die Schwächen, die ich da und dort angedeutet, rühren daher, daß eben Wildenbruch selbst im Irrthum seiner Helden befangen ist. Er steht nicht über seinen Geschichten, sondern mit seiner warmherzigen, leidenschaftlichen Individualität mitten darin, und darum erweckt er auch in uns ein ähnliches Gefühl, als ob wir selbst das Alles erleben würden. Die hinreißende Gewalt mancher Scenen zeugt von großer dichterischer Kraft, und wer einmal Gartenhofens Tod, die Gefangennahme Schombergs, Marie Lückes Verhör, die Schwurgerichtssitzung und etwa die Scenen Brunhildes mit dem Panther und dem Löwen gelesen hat, der wird diese mit Meisterhand hingeworfenen Bilder nicht so leicht wieder los. Es steckt eben in Wildenbruch etwas Elementares, und mir scheint es fast, als ob dies in den drei Novellen besser und voller zum Durchbruch gelangte, als in seinen Dramen. Ein noch nicht geläutertes, aber großes eigenartiges Talent wird man dem Novellisten fast noch weniger als dem Dramatiker absprechen können.

Theophil Zolling.

Mein Preisausschreiben.

Ein literarisches Märchen.

Von Emil Peschkau.

Es war am Rorschacher Ufer des Bodensees in dem reizend gelegenen Schlößchen, welches einem lieben Freunde zum Sommeraufenthalt diente. Wir saßen auf der Plattform und der Blick schweifte von den Spitzbogenfenstern des Ahnensaales über die halbzerbröckelte Balustrade hinweg nach der leicht bewegten Fläche des Sees, auf welcher die Dampfschiffe ihre Spuren zogen, und hinüber nach den grünen Ufergeländen und den von zarten Abendwolken umsäumten Bergen des Bregenzer Waldes. Vor uns dampfte in zierlichen Schälchen der „Mokka" — „Wiener Mischung" hatte der Freund zur Erhöhung der Behaglichkeit bemerkt — und der blaue Rauch unserer Havanna-Cigarren kräuselte sich über unsern Häuptern. Wir sprachen natürlich über die modernen Literaturzustände und waren merkwürdiger Weise in allen wesentlichen Punkten der gleichen Anschauung. Merkwürdiger Weise, denn ein Zeitungsbesitzer und ein Schriftsteller sind selten zwei Seelen und ein Gedanke und noch seltener zwei Herzen und ein Schlag. In diesem Falle traf aber auch das letztere zu, und so konnte selbst eine kleine Meinungsverschiedenheit nur dazu führen, daß Jeder seine Bereitwilligkeit, Unrecht zu haben, erklärte und daß wir deshalb beschlossen, uns unter allen Umständen Klarheit zu verschaffen. Der streitige Punkt betraf die Preisconcurrenzen, von denen der Freund behauptete, sie wären ganz und gar werthlos, während ich meine Ansicht dahin äußerte, daß ein derartiger Wettkampf doch den jungen Talenten, die heute sich nur mit der äußersten Kraftanstrengung über die Masse des literarischen Proletariats emporzuheben vermögen, Gelegenheit biete, die Sporen zu erringen, die nun einmal das Publicum klirren hören muß, damit es an den Ritter glaubt.

„Wir wollen doch selber den Versuch machen," sagte Paul mit jenem feinen Lächeln, das neben der Ironie immer so viel Gemüthlichkeit ausdrückte, daß man nie verletzt ward. „Wir wollen einen Preis ausschreiben und zwar für einen Roman, weil dieser gerade das Thema unseres Gesprächs bildete. Das äußerliche Arrangement soll meine Sache sein, dagegen übernimmst Du die literarische Arbeit, d. h. die Prüfung der Manuscripte. Mein Chefredacteur soll Dir dabei zur Seite stehen und bei der Entscheidung will ich gern selbst mitwirken, weil ein Mann, der nicht von der Zunft ist und doch immer sich mit literarischen Dingen gern beschäftigte, stets neben den Fachleuten sein Urtheil abgeben sollte. Also, wir wollen eine Prämie von zweitausend Mark neben dem üblichen Honorar bestimmen und Du wirst dabei vielleicht einen Einblick in Verhältnisse gewinnen, von denen Niemand eine Ahnung hat außer dem, der wie ich den belletristischen Theil eines Blattes redigirt. Du besinnst Dich noch?"

„Nein, nicht mehr. Ich bin dabei und jetzt, wo ich selbst mit aller Gewissenhaftigkeit richten werde, bin ich überzeugt, daß wir mehr als ein Talent entdecken. Darum — eingeschlagen?"

„Eingeschlagen. Die Ausschreibung soll sofort erfolgen." — —

Fünf Monate später war der Termin für die Einsendung der Arbeiten abgelaufen, und nicht weniger als 738 Manuscripte aus allen Ländern deutscher Zunge harrten der Prüfung. Darunter waren 627 von weiblicher Hand geschrieben und wenn man 100 davon als Abschriften gelten ließ, so waren noch immer mehr als zwei Drittel weibliche Handarbeit. Weitaus die Mehrzahl dieser Romane konnte man schon nach der Lectüre der ersten zwei, drei Seiten ad acta legen. Der Schuljungenstil, die fehlerhafte Orthographie und die unglaublich albernen Expositionen bewiesen sofort, daß man es nur mit stümperhaften Schreibversuchen zu thun hatte. Eines der Manuscripte begann mit folgendem Satze:

„Der Mond schien hell. Er war ohne Begleitung ausgegangen, ganz einsam und träumerisch wandelte er an dem

dunklen Firmamente dahin. Die Grenouille kletterte die Sprossen ihrer Leiter empor und freute sich wie der Spazzacammino „des rosigen Lichts". Des Barometers liquides Silber stieg aufs Erfreulichste und ein Morgen schön wie Venus die schaumgeborene, als sie dem Meere entstieg, stand in Erwartung."

Ein anderer „Roman" enthielt schon auf den ersten Blättern nichts als Phrasen, zusammengesucht aus den beliebtesten Leihbibliothekerzählungen. Ein dritter war anständiger geschrieben, aber die ganze Handlung, wie ich sie beim Durchblättern herauslas, bestand darin, daß ein reiches Mädchen von einem armen Teufel geliebt wird, ohne daß der Papa sein Jawort gibt, und daß dieser dann in einer Krise sein ganzes Vermögen verliert und nun froh ist, den inzwischen mit Hülfe einer Erbschaft wohlhabend gewordenen armen Teufel zum Schwiegersohn zu bekommen. Unter sämmtlichen Manuscripten war nicht eins, welches unsere Ansprüche nur einigermaßen befriedigte. Von der alten Garde hatte sich offenbar Niemand an der Concurrenz betheiligt und ein junges Talent war nicht aufgetaucht. Unter 738 Leuten, welche Romane schrieben, war nicht ein wirklicher Schriftsteller. Alle diese Patrone führten entweder als armselige Dilettanten die Feder, oder sie hatten zu dieser nur gegriffen — weil es Geld zu verdienen gab. Einige von ihnen hatten offenbar Vieles erlebt und glaubten, es genüge, wenn man das Erlebte zu Papier bringe, um ein literarisches Erzeugniß zu schaffen. Andere verfügten über eine gewisse Gewandtheit im Schreiben und standen wenigstens mit Grammatik und Rechtschreibung auf besserem Fuße, aber was sie erzählten, war nichts als angelesenes Zeug. Keiner schien auch nur eine Ahnung zu haben, daß ein Roman ein Kunstwerk ist und deshalb eine harmonisch entwickelte Form verlangt, Keiner hatte soviel Selbstbescheidung, daß er nicht nachplapperte, was hundert Andere schon gesagt hatten, und in 738 Produkten, welche den Anspruch erhoben, dichterische zu sein, war auch nicht ein Tropfen Poesie zu finden! — Mehrere der Concurrenten waren wenigstens so offenherzig, in den Begleitschreiben zu ihren Manuscripten ihre Absichten offen darzulegen. So schrieb ein Herr, der behauptete, dem hohen Adel anzugehören und auf seinem Landgute „nur der Literatur" zu leben, er verzichte gern auf Honorar und Preis, denn er dichte nur zum Zeitvertreib, und wenn er unter den Bewerbern erscheine, so wolle er nur seinen Verwandten zu lieb „die Ehre haben". Eine Dame bat flehentlichst, man möge ihr doch ja den Sieg gönnen, denn man errette damit ein unglückliches Wesen aus den kümmerlichsten Verhältnissen. Sie sei ein armes, altes Mädchen, das an einer unheilbaren Krankheit leide, und habe nur zur Feder gegriffen, weil sie sich auf keinem andern Wege etwas zu erwerben wisse. Ein junger Mann beichtete, daß er, obwohl er eine Handelsschule mit bestem Erfolge absolvirte, noch immer keine Stellung gefunden habe, und daß er hoffe, man werde ihm deshalb auf anderem Gebiete die Aussicht eröffnen, sich ehrlich durchs Leben zu bringen. Und so ging es weiter — Jeder sah das Romanschreiben nur als Mittel zur Erreichung irgend eines Zweckes an.

Der Termin war abgelaufen und ich eilte zur bestimmten Stunde in die Wohnung des Freundes. Wieder dampfte der Mokka in den feinen Sèvres-Tassen und die Havanna-Cigarren lagen bereit. Aber wir saßen nicht auf jener Veranda, von wo aus der Blick eine Welt voll Schönheit in wenig Minuten durchreisen konnte, das Auge sah nichts als Mauern und Dächer und eine schwere Dunstschicht, welche über dem tieferliegenden Stadttheile lag, und was man hörte, war nicht der Gesang der Vögel und der tausendstimmige Chorus der kleinen Wunderthierchen, welche über die Grashalme und Blütenkelche klettern und schwirren, es war das Gerassel der Droschken und das Geknarre der Lastfuhrwerke, das Gejohle der heimkehrenden Arbeiter und das Geschwätz der Menge, der ganze wechselnde Lärm des Straßenlebens an einem Markttage.

„Deine Miene ist nicht gerade siegesgewiß," begann der Freund, nachdem wir uns begrüßt hatten. „Nicht wahr, ich habe Recht und Du hast verloren? Aber tröste Dich, es hat sich doch noch ein Talent gefunden. Da — lies."

Er reichte mir einen Brief und die ersten Zeilen desselben fesselten mich sofort derartig, daß ich das ganze Schreiben ohne Unterbrechung zu Ende las. Es lautete wie folgt:

„Sehr geehrte Herren!

Vier Monate lang kämpfte ich mit dem Gedanken, ob ich mich an Ihrer Concurrenz betheiligen solle. Nun ist mein Entschluß gefaßt; er lautet: „Nein!"

Ich bin im voraus überzeugt, daß das Resultat Ihres Unternehmens ein preisgekröntes Frauenzimmer sein wird, denn das was „man" will — ich brauche das „man" nicht näher zu präcisiren — kann höchstens ein schreibendes Weib. Ein Mann, der es versucht, beweist mit dem Versuche schon den Mangel jeglicher Begabung. Damit man aber nicht, wie immer nach derartigen Concurrenzen, jammert, es gäbe keine Talente mehr, schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Keine Zeit hat ein Privilegium auf Genies und es leben heute gerade so viel, wie nur jemals. Aber der deutsche Bildungsphilister will keine Genies, er fällt gleich in Krämpfe, wenn er ein Individuum sieht, das nicht ein Naturselbstabdruck seines werthen Ich ist, und er greift zum Riechfläschchen, wenn wo ein Gedanklein zum Vorschein kommt, das nicht auf seinem eigenen Niveau schwimmt. Sehr geehrte Herren! Ich kann, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, behaupten, daß ich Talent hatte. Ich kann es deshalb behaupten, weil ich es von mir geworfen habe, wie der Durstende in der Wüste einen Goldklumpen von sich wirft, um rascher zur Quelle zu gelangen. Auch ich war ein Durstender — ich durstete nach alldem, was andere Menschen besitzen: nach einem kleinen traulichen Heim, nach Weib und Kind, nach dem Glück des Lebens. Darum zerbrach ich die Feder und ward ein Arbeiter wie Andere. Ich bin ein tüchtiger Ingenieur geworden und Alles blüht mir, was ich erhofft. Und doch bin ich nicht ganz glücklich, denn immer und immer wieder gibt es Minuten, wo ich das Gold aufs Neue aufheben möchte. Weg damit!

Ich habe viel geschrieben und ein paar der besten unserer alten Dichter haben mir das Beste darüber gesagt. Aber was ich schrieb war ursprünglich und deshalb paßte es keiner Zeitung und deshalb wagte sich kein Verleger daran. Und weil das Talent in mir auch alle Poren des Menschen durchdrang, weil ich selbst so wenig — Bildungsphilister bin, deshalb fand ich auch sonst weder Gunst noch Geld. Wenn ich draußen im Feld vor dem Fernrohr stehe und die Trace eines neuen Schienenwegs ermittle, da kümmert sich weder Gott noch Teufel drum, ob mein Hirn anders ist als das der Dutzende. Ich thue meine Arbeit und die ist gut und ich komme vorwärts. Die Zahlen, die ich an meinem Nivellirinstrumente ablese, die kann mein Gehirn nicht beeinflussen, die stehen fest. Wenn ich aber schreibe, wenn ich dichte, dann kann ich den Genius nicht todtschweigen, dann spricht er. Der Künstler kann Handwerker sein, wenn er ein Handwerk betreibt. In seiner Kunst aber kann er es nie sein. Ihr aber wollt Handwerker in der Kunst und darum danke ich meinem guten Vater, daß er mich ein Handwerk lernen ließ.

Mein letztes, was ich schrieb, war ein Roman und als ich Ihr Ausschreiben las, zuckte es mir deshalb stark in den Fingern. Aber die Vernunft siegte — ich sage Ihnen meine Meinung, aber mein Buch bekommen Sie nicht. Es wäre ja doch durchgefallen und wer weiß, wohin mich das Alles wieder getrieben hätte. Es ist ein Dämon, das Gold! Warum aber mein Roman durchgefallen wäre? Ich will Ihnen die Gründe für diese Annahme so präcis angeben, wie es sich für einen Mathematiker schickt. Also:

1) Mein Roman spielt nicht in einer „Residenz" und nicht in Dornburg oder Waldenstadt und nicht in N. oder P., sondern — erschrecken Sie nicht — in Stuttgart. Denken Sie Sich einen Roman, der in Stuttgart spielt, wo alle Straßen ihre wirklichen Namen haben und alle Personen nach Modellen gezeichnet sind.

2) Mein Roman ist, wie jede große Dichtung, eine Tragödie.

Es passirt herzlich viel Komisches und Lustiges drinnen, aber der Ausgang ist tragisch. Nun heißt es zwar bei Ihnen nicht, wie bei den meisten derartigen Concurrenzen, daß ein heiterer Ausgang bevorzugt wird, aber der Durchschnittsleser will das und Sie werden keinen andern Willen haben.

3) Ein Faden meiner Handlung spinnt sich bei Hofe ab. Denken Sie sich, der Stuttgarter Hof in einem Roman. Und dazu ist ein wirkliches Ereigniß, eine Ohrfeige, die ein Oberst-hofmeister erhielt — die Geschichte ist Ihnen gewiß noch in Erinnerung — und noch manches andere Factum in die Handlung verwoben. Tollkühner! werden Sie sagen. Aber das Genie ist eben tollkühn.

4) Eine Episode des Romans bildet eine Begebenheit, welche, als sie passirte, durch alle Nicht-Stuttgarter Blätter ging. Eine Anzahl hochadeliger Officiere bildete eine Spielgesellschaft. Eines Tages machte man die Entdeckung, daß Einer davon, der Sohn einer der vornehmsten Familien, der sein Geld mit den Dirnen der Sommertheater verputzte, falsch spielte. Man drang nun nicht etwa auf seinen Austritt aus der Armee, sondern man begnügte sich, ihn zu veranlassen, daß er — zu einem preußischen Regimente übertrat. Die Sache ward später ruchbar, der saubere Cavalier ging nach Amerika und seine „Kameraden" mußten quittiren. Die Geschichte ist wahr. Im Roman erzählt, würde der Autor aber der abscheulichsten Tendenz beschuldigt werden.

5) Den Hauptfaden der Handlung bildet der Verlauf einer — wilden Ehe. Und — horribel, werden Sie sagen — ich vertheidige die wilde Ehe. Ich zeige, wie rein und sittlich, wie groß und erhaben eine solche sein kann, und zeige als Gegenstück dazu eine Anzahl der erbärmlichsten und unmoralischesten Ehen, auf die aber Niemand einen Stein wirft, denn sie sind gesetzlich. Hahaha! Ich möchte das Gezeter Eurer Philister hören! Nicht daß ich behaupte, das Privilegium auf die Wahrheit zu haben. Ich bin Künstler und stelle dar — das ist Alles. Euer Philister aber kümmert sich nicht um das Kunstwerk, er kann nicht objectiv genießen und will überall nur sich selbst und seine Anschauungen finden. Warf man doch einer Berliner conservativen Zeitung vor, daß ihre Romane nicht conservativ seien, und ein großes demokratisches Blatt wurde einmal öffentlich aufgefordert, es möge doch darauf achten, daß auch sein Feuilleton demokratisch sei!

6) Alles das, nach der pikanten Seite hin verarbeitet und in dem trockenen Dienstmannston der Colportageromane oder der Erzählungen in den Blättern für die untern Volksschichten vorgetragen, würde vielleicht wirken. Aber mein Buch ist ein Kunstwerk. Ich bildete, indem ich schrieb. Ich vermied das Sensationelle, das Pikante und das Gemeine. Ein hohes, ernstes Ideal schwebte mir vor, und ich machte weder Concessionen an die Dummheit, noch an die Unwissenheit. Ich suchte nicht, die Handlung künstlich zu verwickeln, und buhlte nicht um die Gunst eines Standes, eines Geschlechtes oder eines Lebensalters. Das Kunstwerk war sich bei mir Selbstzweck und demgemäß war auch mein Stil, stets der Sache angepaßt, malerisch und plastisch, derb oder weich, tändelnd oder gedrungen und knorrig, nie aber jener trockene, referirende Ton, welcher der Menge allein willkommen ist, weil er ihr am leichtesten das Verständniß erschließt, und sie von der Lectüre ja nichts verlangt, als daß eine Stunde damit angenehm vertrieben wird.

Und nun meine Herren, sagen Sie selbst, ob ein solches Monstrum concurrenzfähig wäre. Das aber müssen Sie zugeben, daß es ein Buch ist, wie in Deutschland seit Langem keines geschrieben wurde, vorausgesetzt, daß ich kein Lügner bin, daß ich wirklich genial ausgeführt habe, was ich Ihnen hier andeutete. Daß dies der Fall ist, daß Sie es wirklich mit einem Genie zu thun haben, dafür möge Ihnen als Beweis mein ferneres Stillschweigen dienen. Sie werden nie meinen Namen erfahren und nie mehr etwas von mir hören. Und wozu hätte ich Ihnen dann geschrieben?

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner besonderen Hochachtung ausgenommen in puncto Literatur."

Wir sahen uns lange schweigend an, nachdem ich den Brief zu Ende gelesen, und dann sprachen wir den ganzen Abend darüber. Ich war in einem außerordentlich erregtem Zustand und der Freund versprach mir, Alles zu unternehmen, um dem seltsamen Kauz auf die Spur zu kommen.

Er that auch das Menschenmöglichste, aber es war vergebens. Ich bewahre den Brief des Mannes wie eine Reliquie auf, ihn selbst habe ich aber nie kennen gelernt. Ob der Dämon nicht doch noch seine Krallen nach ihm ausstreckt und ihn fortzieht von der friedlichen Arbeit? Dann blickt er wohl in das Auge seines Weibes und folgt der Bitte des Kindes, das verlangend die Aermchen nach ihm ausstreckt. Gewiß — das Genie ist nur glücklich, wenn es sich nicht offenbaren kann. Und doch — und doch — aber, ich bin ja kein Philosoph, sondern nur Märchendichter. Mag Jeder seine Gedanken spinnen, wie er will. Meine Schuldigkeit ist erfüllt, wenn ich nur noch berichte, daß unser Preis nicht vertheilt wurde — aus Mangel an preiswürdigen Manuscripten. Nur drei von den 738 Arbeiten behielt der Freund zum Abdruck zurück; für das Bedürfniß der Leser, meinte er, waren sie gut genug, während von der Veröffentlichung jenes Monstrums in seinem Blatte, auch wenn der Autor ein Shakespeare des Romans, gar nicht die Rede hätte sein können.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Goldsand.

Sensationsstück in vier Acten von Victorien Sardou.

Die Kenner von Sardous Muse sind durch die Ankündigung dieses „neusten" Sensationsstückes nicht wenig in Verlegenheit gesetzt worden, denn von einem Stücke „La poudre d'or" hat sich ihre Schulweisheit nicht das Mindeste träumen lassen. Daß das Drama in dem Verzeichniß der sämmtlich bei Calmann Lévy in Paris erschienenen Werke des beliebten Dramatikers keineswegs zu finden ist, beweist nicht eben viel. Denn der geschäftskundige Autor pflegt, um der Räuberei der nicht dem internationalen Literaturvertrag beigetretenen Länder, vornehmlich Rußlands und Amerikas, zu entgehen, seine Stücke seit einiger Zeit gar nicht mehr in Druck zu geben, sondern sie nur in sorgfältig abgestempelten und numerirten Abschriften baar zu verkaufen. Auch der Verdacht, daß das „neue" in Amerika spielende Stück mit dem in Berlin schon bekannten „Onkel Sam" identisch sein dürfte, erwies sich als hinfällig. Erst nachträglich erfuhr man, daß „Goldsand" für die Ausstellung in Philadelphia geschrieben und noch auf keiner europäischen Bühne gegeben worden, wohl aber auf dem amerikanischen Theater durchgefallen sei. Und jetzt hatte ich auch die Lösung des Räthsels. Ich erinnerte mich, während meiner Pariser Zeit eine Journalnotiz in dem von den dortigen Theaterreportern beliebten Sensationsstile gelesen zu haben, wonach Sardou den Besuch einer geheimnißvollen „Dame in Schwarz" erhalten habe, welche bei dem berühmten Dramatiker gegen Hinterlassung einiger Tausenddollarnoten — nie ohne dieses! — ein eigens für sie geschriebenes Theaterstück bestellte. Hinterher hieß es dann wieder, die Dame selbst sei die Verfasserin des Stückes, und Sardou habe sich zur bloßen Durchsicht und Unterschrift verpflichtet. Dies Stück mit der großen Vorgeschichte glaube ich in der jüngsten Novität des Victoriatheaters zu erkennen, und jetzt ist es mir auch klar, daß die zweite Version die richtige sein muß: das Schauspiel ist das Werk der mysteriösen amerikanischen Schauspielerin und Directrice, Sardou hat blos einige in seinem „Onkel Sam" nicht mehr verwendete Pointen beigesteuert, ein paar Scenen umgeschrieben und sich vor Allem nicht entblödet, seinen Namen durch Signirung eines Machwerks bloszustellen.

„Goldsand", das Sardou für die Pariser Bühnen zu schlecht fand, ist also werthlose Exportwaare und als solche einer Besprechung gar nicht werth. Neben die geistvolle humoristische Charge: „Onkel Sam" gehalten, nimmt sich die Novität aus, wie ein Jahrmarktsbild neben

einer Fresko. Die Sitten und Unsitten des fernen Westens werden da in der Manier eines Colportage-Romans behandelt. Raub, Mord, Brandstiftung überwuchern so sehr, daß für seine Sittenschilderung gar kein Platz mehr bleibt. Das criminalistische Interesse wird durch sensationellen Spektakel wachgehalten. Die Beraubung einer Goldgräbergesellschaft durch einen französischen Hausirer und einen Stierkämpfer, den seine mit Cigarren handelnde Geliebte zum Verbrechen treibt, wird dem Kassirer der Compagnie zur Last gelegt. Die Lynchjustiz fordert seinen Tod, und der Unglückliche hat nur noch Zeit, seinem Sohne die Reinigung seines Namens von der unverdienten Schmach auf die Seele zu binden. Die Umstände verketten sich aber dergestalt, daß der rächende Sohn den Vater seiner Geliebten für den Mörder seines Erzengers hält, worauf dann das Pärchen, wie die Helden einer Feerie, eine Reihe von Prüfungen durchzumachen hat. Nachdem die Liebenden mit knapper Noth dem durch einen explodirenden Aquäduct gelöschten Savannenbrand (!) entgangen, sind sie Zeugen davon, wie sich die beiden wahren Mörder selbst beschuldigen und anfallen, und ihrer glücklichen Vereinigung steht jetzt nichts mehr im Wege.

Sardous Hand merken wir da und dort in der viel zu breiten, aber manchmal drolligen Exposition, die uns lustige Straßentypen von San Francisco vorführt; besonders aber in der großen Conversationsscene des dritten Actes, wo ein junger Arzt — es ist eben der Sohn des unschuldig Gelynchten — den beiden sich wie Robert und Bertram geberdenden Raubmördern das Horoskop stellt und sie zum Geständniß zwingt, und endlich in der darauf folgenden effectvollen Liebesscene, wo Sardon das von ihm mit Vorliebe behandelte Thema vom falschen Verdacht in leidenschaftlicher Dialektik variirt. Der Rest ist Schweigen.

Es ist sehr zu bedauern, daß die neue Direction des Herrn Scherenberg sich nicht glücklicher eingeführt hat. Am Abend der ersten Aufführung schien sich Alles gegen das Stück verschworen zu haben. Die Schüsse versagten, die Säcke mit dem Goldsande platzten, die Maschinerien spielten nicht gehörig, und die Schauspieler fielen aus den Rollen. Nur die Claqueurs entwickelten eine schöne Präcision. Z.

Notizen.

Friedrich Schlegel 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften herausgegeben von J. Minor. Erster und zweiter Band. (Wien, Carl Konegen.)

Statt des Supplements zu den Werken Friedrich Schlegels, welches schon August Wilhelm herauszugeben gedachte, liegt uns heute, nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, seit August Wilhelm seine Pläne Tieck eröffnete, eine Gesammtausgabe der prosaischen Jugendschriften Friedrich Schlegels, welche in die Zeit von 1794—1802 fallen, in zwei Bänden vor, deren erster die Schriften zur griechischen Literaturgeschichte enthält, während der zweite die in die Werke bisher nicht aufgenommenen Aufsätze umfaßt, die sich auf deutsche Literatur und Philosophie beziehen und einen gesellschaftlichen Charakter tragen. Der Abdruck derjenigen Abhandlungen, welche den ersten Band ausmachen, rechtfertigt sich durch das Wort „Jugendschriften" auf dem Titelblatte des Werkes. Wie sie in den Gesammtausgaben vorliegen, weisen sie alle die Veränderungen sachlicher und formeller Natur auf, denen der Autor selbst die ursprüngliche Fassung später unterworfen hat, so daß sie in der Gestalt wohl für wenig geeignet gelten konnten, uns mit den Jugendarbeiten Schlegels bekannt zu machen. Diesem Uebelstande abgeholfen zu haben, ist das Verdienst der Ausgabe Minors, welche überall den ersten Text wieder herstellt. Aus der Einleitung zum zweiten Bande heben wir die Untersuchung hervor, welche der Herausgeber hatte anstellen müssen, um zu entscheiden, was von den anonym erschienenen Recensionen und Fragmenten wirklich als Friedrich Schlegels Eigenthum zu betrachten sei, was nicht. Daß die Autorschaftsfrage in manchen Fällen ungelöst bleiben mußte, liegt in der Natur der Sache, und es ist daraus für den Herausgeber durchaus kein Vorwurf abzuleiten. Nicht zu verzeihen ist dagegen einem Herausgeber der Schriften Friedrich Schlegels die Geschmacklosigkeit, ähnlich triviale Redewendungen zu gebrauchen wie „er machte in christlicher Lebensphilosophie." Ein gleicher Mangel an Geschmack spricht sich in der sonderbaren Apostrophe der „kritischen Freunde" in der Vorrede des ersten Bandes aus. Um sich diesen gefällig zu erweisen und ihnen die einmalige Mühe des Tadelns zu ersparen, hat der Herausgeber sich veranlaßt gesehen, alle zehn Zeilen eine Zahl, die Seitenzahl des ersten und zweiten Druckes, einzuschalten! Wie geartet denkt sich der Herausgeber eigentlich sein Publicum? Er versteht doch darunter kaum das „große" Publicum, glaubt doch nicht etwa, daß die „Historischen und kritischen Versuche über das klassische Alterthum" vielerorten als häusliche Theetischlectüre enthusiasmirte Liebhaber finden? Zudem erklärt er wenige Zeilen vorher, daß die Ausgabe auch wissenschaftlichen Zwecken dienen solle. Die Angabe und bequeme Uebersicht des zur Vergleichung heranzuziehenden Materials gehört aber gewiß zu den vornehmsten Erfordernissen einer jeden wissenschaftlichen Ausgabe. B.

* * *

Das Bild des Eros. Neue milesische Märchen von Oscar Linke. Jena, Hermann Costenoble.

Aspasia, des Perikles Gattin, hat ein Souper veranstaltet und die Freunde des Hauses, Pheidias und Anaxagoras, Sophokles, Alkamenes, Protagoras, Euripides, Hipponikos und Sokrates eingeladen. Nach dem Mahle die Zeit zu kürzen, soll jeder auf Wunsch der Wirthin ein Geschichtchen vortragen. Bedingung ist, daß sich jede erzählte Begebenheit auf das Wirken des Eros bezieht. Man glaubt so schließlich das Wesen dieser Gottheit fixiren zu können. Die Idee ist im Großen und Ganzen nicht neu. Den Erzähler durch irgend etwas kenntlich zu machen, sei es nun, daß man ihm das Antlitz einer drehbaren Statue zuwendet, oder, wie dem jedesmaligen Vertheiler beim Kartenspiel, einen Hut aufsetzt, läßt sich auch nicht zu den Dingen rechnen, die Ben Akibas Wahlspruch Lügen strafen. Genügt es, um uns den ganzen Zauber griechischen Lebens empfinden zu lassen, einen lustigen Studentenstreich nach der Tripodenstraße zu verlegen, uns den stud. jur. et cam. Eugen Müller als Eutyches und Fräulein Dora Schulze als Diomeia vorzustellen, so ist nicht zu begreifen, weshalb man die Helden und Heldinnen der Schäferromane nicht als Vollblutgriechen und Griechinnen gelten lassen will. Ebenso schwierig wie die Lösung dieses Widerspruchs erscheint uns das Verständniß mancher Kapitel. Wir müssen bekennen, daß es uns bei der Lectüre derselben nicht recht gelingen wollte, uns unter den tiefblauen Himmel von Hellas zurückzuträumen, vielmehr ließ Manches darin Bilder aus einem weit rauheren Landstriche vor unserem geistigen Auge erstehen. Dem Zeitgeschmack Rechnung zu tragen, hält es Oscar Linke für passend, in die Schilderung einer athenischen Kneiperei ein Nachtstück in Zolas Manier einzufügen. Erwähnenswerth ist noch, daß die Gäste des Perikles und der Aspasia ihren Schiller ziemlich fest haben, ja, man staune, auch Einiges aus Bismarcks Reden bei passender Gelegenheit ohne Besinnen anzubringen verstehen. Immerhin läßt sich dem Verfasser ein ungemein ansprechendes Erzählertalent nachrühmen. B.

* * *

Gustav Schwab, Kleine prosaische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von K. Klüpfel. Freiburg i. B. u. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Dies Buch gibt ein freundliches Bild von Schwabs kritischer Thätigkeit in der Periode des kräftigsten Mannesalters und regsten Schaffens (1826—1839) und bietet zumal in den Recensionen über Uhland, Hölderlin, Kerner, Lenau, Mörike und Rückert viel Ansprechendes voll liebenswürdig eingehender Gewissenhaftigkeit und ohne jede Spur von Cameraderie. Es bildet zuvörderst eine werthvolle kritische Arbeit über die schwäbische Dichterschule, die so viel des Schönen geleistet hat. In seiner angeborenen Gutmüthigkeit ist Schwab allerdings da und dort, z. B. im Lobe von König Ludwigs Gedichten, zu weit gegangen. Mit so „reißender Ungeduld" stritt sich „das deutsche Vaterland" um die „ihm vom Throne herab gebotene" Gabe keineswegs; es sei denn, daß Schwab das Vaterland nur von bayerischen Hofräthen und Antiquaren und Makulaturhändlern bevölkert glaubte.

* * *

Mary Lafon, Cinquante ans de Vie littéraire. Paris, Calmann Lévy.

Monsieur und Madame Lafon erzählen hier am Abend ihres Lebens ihre literarischen Erinnerungen, und es setzt dabei viel Klatsch und Tratsch, aber auch viel des Aufhebens werthes Detail ab. Freilich möchten wir diesen Memoiren keinen allzu großen documentarischen Werth

beilegen, denn Lafon ist erstens ein Provenzale und als solcher leidet auch er an dem bekannten Nationallaster einer ausschweifenden Phantasie, welche es mit der Grenze zwischen Wahr und Unwahr nicht zu genau nimmt, weshalb er denn auch manche Anekdote, die schon im Meidinger zu finden ist, als ein Selbsterlebniß erzählt. Dann aber ist Lafon, trotz unleugbaren Talents, ein verunglückter Poet, dessen Haß namentlich auf die Reneensenten, die sein Genie nicht anerkannt, selbst übers Grab hinaus währt und sich jetzt noch in hämischen Bemerkungen und scandalösen Geschichtchen gefällt. Namentlich spielt hier, und dies ist eben echt provenzalisch, der nachträgliche Einfall, der esprit d'escalier, eine sehr große Rolle, und es ist erstaunlich, wie scharf und witzig der Verfasser in allen Lebensjahren und unter allen Umständen geantwortet haben will. Wenn nur die Hälfte dieser oft tollkühn beleidigenden Repliken wirklich an Ort und Stelle improvisirt wurden, so muß man sich verwundern, daß Lafon so wenig Ehrenhändel haben und zu so hohen Jahren kommen konnte.

* * *

Des Aristophanes Werke. Uebersetzt von Joh. Gust. Droysen. 2 Theile. Leipzig, Veit & Comp.

Zum Lobe dieser klassischen Uebersetzung, die bereits in dritter Auflage erscheint und neben welcher sich diejenigen von Voß, Seeger und sogar Donner äußerst ungelenk und schwer lesbar ausnehmen, braucht nichts mehr gesagt zu werden. Die Lectüre dieser schöngeformten, gewandten und sinngetreuen Arbeit eines congenialen Geistes ist ein Genuß, der dem Zauber des Originals wunderbar nahe kommt. Der Curiosität halber sei bemerkt, daß in der berüchtigten „Lysistrate", vielleicht der schwierigsten Aufgabe der Uebersetzungskunst, der energisch harte Dialekt der Lakonier durch Schweizer Mundart wiedergegeben wird, welche Stellen in ihrer ungeschlachten Natürlichkeit für deutsche Leser freilich gar sehr eines Glossars bedürfen. Wir empfehlen dieses Buch, das in jeder Beziehung ein Prachtwerk ist.

* * *

Von Meyers Hand-Lexikon (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig) erscheint soeben die dritte Auflage in 40 wöchentlichen Lieferungen — gewiß ein willkommenes Signal für Alle, welche noch nicht im Besitze dieses für jeden gebildeten Menschen unentbehrlichen Vademecums sind. Ein Wunder an Vielseitigkeit, Prägnanz und Sicherheit, ja von schier sprüchwörtlich gewordener Unfehlbarkeit wird „der kleine Meyer" zweifelsohne auch in dieser neuen gesichteten und ergänzten Auflage mit seinen mehr als 60,000 Artikeln und Hunderten von Illustrationen, Karten, Tafeln und Beilagen abermals sein.

Offene Briefe und Antworten.

Antikritisches.

Hochverehrter Herr!

Ein hervorragender Berliner Theaterkritiker brachte neulich wieder einmal die Behauptung, „das Drama müsse in der Gegenwart wurzeln", das heißt seine Stoffe der Jetztzeit entnehmen. Betrachten wir diesen bis zur Sättigung wiederholten Satz näher: messen wir ihn an dem Maßstab der Geschichte und prüfen wir seine etwaigen ästhetischen, kunstphilosophischen Stützen. Wir scheiden dabei das Lustspiel und das niedere Schauspiel einerseits, das Trauerspiel und Schauspiel höheren Stiles andrerseits. Für das Lustspiel ist einzuräumen, daß es, aus nahe liegenden Gründen, seine dankbarsten Stoffe am häufigsten in der Gegenwart findet, deren Krankheiten, Modethorheiten, Einseitigkeiten es geißeln will. Jedoch der Lustspieldichter verfolgt keineswegs ausschließlich diesen Zweck: das Menschliche — im Sinn der „Schröder" — überhaupt, das Ungereimte, Widerspruchvolle, der „verkehrte Wille", der das Gegentheil seiner Zwecke herbeiführt, das Komische ist an keine Zeit gebunden und die Geschichte lehrt nicht nur, daß Lustspiele als Meisterwerke allerersten Ranges auch von späteren Geschlechtern bewundert werden, für welche sie „historische" erst geworden sind (Molière, Minna von Barnhelm), sie zeigt auch, daß Lustspiele, deren Stoffe der Dichter „der Vergangenheit" entnahm, die also von Anbeginn „historische" waren, zu den vorzüglichsten ihrer Gattung zählen können (Glas Wasser, Zopf und Schwert). Dieser Hinweis auf das „historisch" gewordene oder von Anfang „historisch" gewesene Lustspiel zeigt, daß jenem Satz nicht einmal für das Lustspiel uneingeschränkte Geltung zukömmt. (Aehnliches wie vom Lustspiel gilt vom Schauspiel niedrigeren Stiles, in welchem der Conflict überall nicht einen tragischen Anlauf nimmt oder doch das Pathos des Ausdrucks, in gewissem Sinn auch der Empfindung, schwächer ist — eine Dramengattung, welche, der Antike fremd, erst im späten Mittelalter auftaucht.) Im Trauerspiel aber und im Schauspiel höheren Stils (Wilhelm Tell) lehrt die Geschichte das schroffe Gegentheil jener Behauptung. Sehen wir von minder bedeutenden Epochen der dramatischen Literatur- und Bühnengeschichte ab, so ergeben sich als die wichtigsten das althellenische, das englische, das spanische, das französische und das deutsche klassische Trauer- und Schauspiel. Wohlan: mit einer einzigen Ausnahme (den „Persern") sind alle hellenischen Tragödien der Sage (resp. Geschichte) der Vorzeit, oft der fernsten, entnommen. Wollen wir die mittelalterlichen Mysterien als Vorstufe des Dramas gelten lassen und heranziehen — so finden wir die Geschichte Christi und der Heiligen der Vorzeit als Stoff derselben. Die spanischen Trauer- und Schauspiele haben oft genug historische oder erfundene oder legendenhafte, aber in die graue Vorzeit verlegte Stoffe. Von Shakespeares Trauer- und Schauspielen reicht nur Eines bis fast in seine Gegenwart herab: alle andern sind römisch, griechisch, mittelalterlich vor dem 16. Jahrhundert oder gehören, wie Lear und Macbeth, der ganz besonders durch die Entrüstung der Kritiker geehrten nordischen Welt und Vorzeit an. Corneille und Racine behandeln ausschließend griechische, römische, orientalische, mittelalterliche Stoffe. Wir kommen zu Lessing, Schiller, Goethe. Ist Nathan oder ist die (ungefähr Lessing gleichzeitige) Miß Sara Sampson das herrschende Stück des Lessing-Repertoires geworden und geblieben? (Von Emilia Galotti zu schweigen.) Schiller: seiner Zeit angehöriger Stoff: ganz allein „Kabale und Liebe." Sonst 15., 16., 17. Jahrhundert: Tell, Jungfrau, Fiesco, Maria Stuart, Wallenstein, Räuber; früh mittelalterlich: Braut von Messina. Goethe: modern: nur die Geschwister; sonst griechische Vorzeit (Iphigenie), Renaissance (Tasso), Reformationszeit (Faust, Götz, Egmont). Wie nimmt sich jene Behauptung gegenüber der Geschichte, gegenüber diesen Eidhelfern aus. Aber ästhetisch, kunstphilosophisch betrachtet müssen wir zu demselben Ergebniß gelangen. Jene Forderung wird das Trauerspiel wie das Schauspiel hohen Stils auf den Aussterbeetat setzen oder zu unwahren Uebertreibungen verführen. Tragische, unlösbare Conflicte, welche mit dem Untergang des Helden enden müssen, kommen in der Gegenwart höchst selten so rein vor, daß sie ästhetisch brauchbar sind: sie begegnen freilich leider oft genug, aber sie gehören der Pathologie, der Criminalstatistik an. Die fortschreitende Civilisation läßt rücksichtslos ihrer Leidenschaft in den Abgrund folgende Naturen viel seltener aufkommen — sie mischt reichlich genug das Wasser der nüchternen Vorsicht in den Wein des Affects — und selbst wenn solche Naturen anfangen, in schwere Verwickelungen zu gerathen, findet eben diese Civilisation tausend Mittel und Mittelchen, den Conflict zu lösen, bevor er tragisch werden konnte. Wollte der Dichter aber solche tragische Naturen und solche tragische Conflicte erfinden und in die Gegenwart verlegen, so würde man ihm ebendeshalb mit Recht nichts glauben, man würde ihn der maßlosen Uebertreibung beschuldigen und ihm einwenden: „Guter Mann, das kommt so nicht mehr vor." Was vom Trauerspiel, gilt mit geringer Abschwächung auch vom Schauspiel hohen Stils: bei welchem der Conflict wenigstens einige Zeit lang als tragischer, als unlösbarer scheinen muß, bis die psychologische Heilung unerwartet und doch wohl begründet, eintritt. Das Publicum sagt: „Bange machen gilt nicht." Es kommt nicht zum Selbstmord: das Stück spielt ja in der Gegenwart. (Denn wir wiederholen, die so zahlreichen modernen Selbstmorde sind fast nie ästhetisch verwendbar.) Wir bleiben also bei der entgegengesetzten durch die Geschichte bestätigten, durch innere Gründe gestützten Behauptung: Trauerspiel und hohes Schauspiel müssen nicht in der Gegenwart, vielmehr (regelmäßig) in der Vergangenheit ihre Stoffe suchen.

Verehrungsvoll

Felix Dahn.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Novellen von Ernst von Wildenbruch

enthaltend:

Francesca von Rimini. — Vor den Schranken. — Brunhild.

Broschirt 4 *M.*, elegant gebunden 5 *M.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Schönste Dichtung

der neueren Zeit.

Hartwig und Else.

Von

Joh. v. Wildenradt.

Zweite Auflage.

Eleg. gebunden 6 *M.*

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50 ₰** in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **B. F. Voigt** in **Weimar.**

Die

Blattpflanzen

und

deren Kultur im Zimmer

von

Dr. Leopold Dippel,

ord. Professor in Darmstadt.

Zweite verb. und verm. Auflage.

Mit 34 eingedruckten Holzschnitten.

Gr. 8. Geh. 5 *M.*

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Meine **wahrhaft schön** singenden

Kanarienvögel

werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist.

R. Maschke,

St. Andreasberg im Harz.

Lichtstrahlen

aus Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung

Inhalt: Natur und Naturforschung. Der Mensch und die menschliche Gesellschaft. Wissenschaft und Kunst. Idealismus u. Religion. Cultur.

Brosch. 2 *M.*

In eleg. Leinwandband 3 *M.*

Verlag von Lampart & Co. in Augsburg.

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, nicht auf Papier, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach Original-Gemälden von H. J. Burgers, Seitz, de Block etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 *M.* Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

DIE FINANZEN FRANKREICHS

von **Dr. Richard von Kaufmann,**

Professor der Staatswissenschaften an der techn. Hochschule zu Aachen.

Preis geh. 25 M., geb. in Halbfranz 30 M.

Der bekannte französische Nationalökonom *Maurice Block* in Paris sagt über vorliegendes Buch in der Kölnischen Zeitung, Nr. 270, I. Blatt:

„... Frankreich selbst hat kein Spezialwerk über seine Finanzen, das so vollständig und so ganz auf der Höhe der Wissenschaft ist wie das vorliegende. Der Wert desselben wird immer gründlicher gewürdigt werden, je mehr man sich in dasselbe eingearbeitet haben wird; es ist ein ‚standard work', ein klassisches Buch, das dem deutschen Fleiss und insbesondere dem Verfasser Ehre macht."

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Lothar Bucher, **Der Parlamentarismus.** 2. Auflage. broschirt 5 *M.*, geb. 5 *M.* 50 ₰.

Fürst Bismarck von **Wilhelm Müller,** Prof. in Tübingen. brosch. 5 *M.*, geb. 5 *M.* 50 ₰.

Dies irae. **Erinnerungen eines französischen Officiers an Sedan.** brosch. 2 *M.*, geb. 3 *M.*

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Ls. Ehlermann in Dresden.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 44. Berlin, den 4. November 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Befestigung Wiens. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Eine Dichterin des Protestantismus in Holland. Von Theodor Wenzelburger. — Die Musikgeschichte von Ambros. Von G. Doempke. — Zum Brüsseler Friedenscongreß. Eine Plauderei. Von Hans Wachenhusen. — Rückblick auf die Münchner Elektricitätsausstellung. Von H. W. Vogel. — **Aus der Hauptstadt:** Kunstausstellungen. Von Alfred Lichtwark. — Dramatische Aufführungen. „Gesellschaftliche Pflichten." Schwank in vier Acten von H. Wilken und Oscar Justinus. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die Befestigung Wiens.

Von Gustav Weisbrodt.

Ein höherer Offizier (Oberstlieutnant Rechberger v. Rechkron) hat unter dem Titel „Wiens militärische Bedeutung. Eine historische Studie", wie er selbst anführt „im Auftrage und unter Leitung der Direction des k. k. Kriegsarchives" eine hochinteressante Arbeit verfaßt. Die Arbeit gibt sich als eine rein akademische Erörterung und officiöse Stimmen haben nicht verfehlt, ihr ex post ausdrücklich nur eine solche Bedeutung zu vindiciren; es bedarf aber kaum der Bemerkung, daß das „k. k. Kriegsarchiv" wichtigere Dinge zu thun hat, als akademisch in der Oeffentlichkeit zu discutiren, daß jene Publication vielmehr direct bestimmt ist, mit historischen, politischen und militärischen Gründen für die Nothwendigkeit der Befestigung resp. der Wiederbefestigung Wiens zu plaidiren oder das Thema wenigstens vorläufig dem größeren Publicum, vor allen Dingen Wiens selbst, mundgerecht zu machen.

Neu ist die Anregung des Gegenstandes nicht. Unmittelbar nach der Katastrophe des Jahres 1805 hatte der Erzherzog Karl die Deckung Wiens gegen einen von Westen andringenden Feind gefordert und ein Offizier vom Generalquartiermeisterstab legte ein Project vor, welches auf der bestimmten Erwägung basirte, daß die erste Operation des Feindes jederzeit dahin gerichtet sein werde, sich der Hauptstadt zu bemächtigen und sie zum Pivot seiner weiteren Action und zu seinem Hauptdepot zu machen. Das Jahr 1809 mit seiner zweiten Katastrophe kam indeß heran und noch war nichts geschehen, aber es wurde doch das Bedürfniß eines großen Waffenplatzes als unabweislich erkannt und Komorn, mit einem starken Donau-Waag-Brückenkopf, dazu in Aussicht genommen. Erzherzog Karl widersprach nicht gerade, aber er hielt die Festung Komorn für den Schutz der westlichen Reichstheile entschieden unzureichend und drang auf die Befestigung des Donauthales, und Kaiser Franz zeigte sich geneigt, „um nicht nur Armeevorräthe anzuhäufen, sondern auch einer zahlreichen Armee Schutz zu gewähren", dort eine „Festung ersten Ranges" zu schaffen. Die Frage erweiterte sich aber alsbald zu einem vollständigen System der Reichsvertheidigung. Der Sieger von Aspern betrachtete das Donauthal als den das Ganze beherrschenden Schlüssel und wollte Komorn nur als Hauptwaffenplatz gelten lassen; es sollten deshalb Enns und Mauthausen als permanente Festungen etablirt, Wien mit zwei Brückenköpfen versehen, Budweis als place du moment, Przemysl und Brixen als Depotfestungen, Trient, Rolesso und Jaslo als Festungen dritten Ranges erklärt werden. Anderer Meinung war der Erzherzog Johann, der nachmalige Reichsverweser. Die befestigte Stadt Steyr sollte den Uebergang am Zusammenflusse der Enns und Steier sichern, Enns und Mauthausen sollten der Depotplatz für eine Armee werden und ein verschanztes Lager erhalten, in Böhmen sollte Budweis, als Straßenknotenpunkt, in eine Festung umgewandelt und Pilsen durch ein Fort gedeckt werden, für Mähren wurde Olmütz als Hauptwaffenplatz bezeichnet, in Schlesien sollte, zur Sicherung des dortigen Straßenknotenpunktes, Teschen ein verschanztes Lager erhalten, in Galizien, an dem Vereinigungspunkt von vier Hauptstraßen, Przemysl befestigt werden, in Ungarn Ursok, als Paßsperre des Uebergangs über die Karparthen, durch ein Fort geschützt, und mit weiteren Befestigungen sollten Huszt als Knotenpunkte der Eingänge aus Galizien und der Bukowina nach Ungarn, Tokay, zur Sicherung des Uebergangs über die Theiß, Eperies als Hauptentrepot, die Anhöhe bei Nehre als Sperrpunkt der von Sandec über Bela nach Käsmark führenden Straße, endlich Rosenberg als Vereinigungspunkt mehrerer Straßen versehen werden. Auf Grund dieser verschiedenen Vorschläge trat dann im Jahre 1829 wirklich, unter dem Vorsitz des Grafen Bellegarde, eine Commission zusammen, um „rücksichtlich einer ersprießlichen Befestigung der Monarchie" Berathung zu pflegen. Es wurden zwei verschiedene Gattungen von Festungen beantragt, die eine als „für die Sicherheit des Staates höchst dringlich", die andere nur als „höchst nützlich" bezeichnet. Vor allen Dingen sollte durch „permanente Befestigungen dem Vordringen des Feindes im Donauthal gegen die Residenz ein starkes Hinderniß entgegengesetzt" werden, Linz und Enns waren als die „den strategischen Forderungen am meisten entsprechenden Punkte" genannt. Außerhalb des Donauthales galt als der Punkt, der „im Vertheidigungssystem der Monarchie gegen Westen zunächst und am meisten bedacht werden müsse", Budweis. Die Sicherung von Brixen und Pilsen wurde erst „bei vorhandenen Mitteln für die Folge" in Aussicht genommen. Was Prag betrifft, so gingen die Meinungen der Commission auseinander: ein Theil wollte die böhmische Hauptstadt, „um dem aus Sachsen und der Lausitz eindringendem Feinde ein Bollwerk entgegenzustellen", zur Festung gemacht wissen, ein anderer Theil war der Ansicht, Königgrätz und Josephstadt, ohnehin bedeutende Straßenknotenpunkte, würden in dieser Hinsicht dasselbe leisten. Die Schlußbemerkung des betreffenden Protokolls lautet, charakteristisch genug: „Sollte es sich darum handeln, aus diplomatischen Rücksichten keinem benachbarten Staat ein Mißtrauen zu zeigen und würden finanzielle Erwägungen uns die Erbauung dreier aus permanenten Werken bestehenden und mit Noyau versehener ver-

schanzter Lager gestatten, so wird 1) ein solches Lager an der oberen Weichsel und den Karpathen, 2) ein anderes bei Linz und 3) noch ein anderes zwischen Mailand und dem Ticino auf der Hauptstraße nach Turin beantragt."

Das waren viele und große Projecte, aber von ihnen allen kam nur die Befestigung von Linz mit den seitdem einigermaßen obsolet gewordenen Thürmen des Erzherzogs Maximilian zur Ausführung. Jedoch schon in den vierziger Jahren trat die allgemeine Befestigungsfrage wieder in den Vordergrund und in den sechziger Jahren stellte der Feldmarschall Heß, der einst, als Generalstabschef Radetzkys, die Vortheile des italienischen Festungsvierecks so ausgezeichnet zu verwerthen gewußt, den bestimmten Antrag, Wien durch Befestigungen gegen den äußeren Feind zu schützen, und der Generalstab arbeitete den Plan dafür aus. Die Residenz sollte durch weit vorgeschobene Gürtelwerke permanenten Stils — 26 solche Werke waren beantragt, die, auf einer Peripherie von 9 deutschen Meilen vertheilt, einen größten Durchmesser des Lagerraums von 3 deutschen Meilen ergeben hätten — gegen ein Bombardement und gegen eine unmittelbare Beschießung, dann aber auch durch eine innere und engere, „erst im Erfordernißfall zu improvisirende" passagere Befestigung „gegen Handstreiche und Sturmangriffe" geschützt werden. Es kam das Jahr 1866 und wiederum war nichts geschehen, aber das Jahr 1866 ließ die Befestigung nur noch um so gebieterischer erscheinen, aber freilich lasteten die Folgen des Kriegs materiell und moralisch zu drückend auf dem Reiche, als daß dieselbe sofort hätte in Angriff genommen werden können. Erst der deutsch-französische Krieg trat mit einer neuen ernsten Mahnung an die Heeresleitung heran und sie zog die Befestigung der Ennslinie und Wiens abermals in Erwägung; sofort aber erhob sich in der Presse ein Sturm, der den Widerstand der parlamentarischen Factoren als einen kaum zu bewältigenden erkennen ließ, und abermals wurde die Befestigungsfrage von der Tagesordnung abgesetzt. Gleichwohl kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie alsbald wieder auf derselben erscheinen wird, daß sie zu derselben Zeit erscheinen wird, wo die Beschaffung der erforderlichen, jedenfalls sehr bedeutenden Mittel auf weniger Schwierigkeiten als gegenwärtig stößt. Die Befestigung mag, auf kürzere oder längere Zeit, vertagt werden, aber man wird sie nie aus den Augen verlieren dürfen, so lange es als sicher gelten muß, daß Wien jederzeit das strategische Ziel jeder feindlichen Invasion sein wird. Es kann das nicht bestimmter, nicht einleuchtender nachgewiesen werden als in den zwei Sätzen: „Aus allen Oestreich umklammernden Staaten convergiren gegen Wien nicht nur zahlreiche, sondern auch mannichfache Bewegungslinien und sie vereinigen sich dort zu einem der bedeutendsten Straßenknoten. Jede feindliche Operation, von wo aus auch dieselbe gegen den Staat Oestreich begonnen werden mag, trifft, wenn sie nicht durch die lebenden Streitkräfte schon früher paralysirt werden konnte, zuletzt immer auf den strategischen und politischen Punkt Wien. Bis zum Jahre 1866 war es Frankreich, welches im Bündniß mit Italien gleichzeitig von Westen und von Süden gegen das Centrum der Monarchie vordringen konnte. Heute umfaßt Deutschland unsere Monarchie im Westen und Nordwesten vom Bodensee bis Mislowitz in Preußisch-Schlesien. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der deutsche Nachbar in einem Kriege gegen Ostreich nur Wien als strategisches Operationsobject ins Auge fassen kann, um so mehr als er von Westen durch das gänzlich ungeschützte Donauthal und von Norden aus Schlesien über Glatz den kürzesten Weg zum Centrum des Reiches findet. Gegen Rußland ist die geographische und politische Position so scharf markirt, daß sich diesbezüglich kaum irgend Jemand einer Täuschung hingeben dürfte. Der große Nachbar im Osten kann von seiner Basis, die von Polen bis zum Pontus reicht, auf mehreren Haupt-Operationslinien gleichzeitig gewaltige Heersäulen gegen das Centrum der Monarchie in Bewegung setzen. Ignorirt und unterschätzt man die jüngsten Veränderungen in der politischen Gestaltung der Balkan-Halbinsel nicht, so erscheint Rußlands Machtsphäre wesentlich erweitert. Die Ursachen, welche zur Gründung neuer selbstständiger Reiche führten, legen die Möglichkeit einer nicht minder ausgedehnten südslavischen Operationsbasis für Rußland in einem Kriege gegen Oestreich nahe und dadurch erscheint letzteres von Krakau bis Belgrad durch den östlichen Gegner umklammert.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der vorliegenden Arbeit, daß sie — während im Uebrigen alle Welt darüber einig ist, daß Oestreich gegen Rußland nicht vorsichtig genug sein kann — von jeder Möglichkeit eines feindlichen Zusammenstoßes mit Italien, das sich seiner irredentistischen Gelüste noch weitaus nicht entäußert hat, ganz abzusehen scheint, dagegen diejenige Eventualität, die man heute noch als die entfernteste liegende bezeichnen muß, die Eventualität eines Conflictes mit dem engst verbundenen Deutschland, sehr bestimmt ins Auge faßt. Ob das gerade politische Klugheit oder auch nur Schicklichkeit ist, möchte zu bezweifeln sein. Man soll keinen Teufel, auch diesen nicht, an die Wand malen: nicht einmal akademisch und als „Studie".

Literatur und Kunst.

Eine Dichterin des Protestantismus in Holland.

Von Theodor Wenzelburger.

Jüngst waren die Säle des zu Vorlesungen und musikalischen Abenden bestimmten Gebäudes „Diligentia" im holländisch klassischen „Voorhout", dem schönsten Stadttheil der Residenz Haag, festlich geschmückt. In den beiden vordern Räumen waren mehr als 100 Zeichnungen, verschiedene musikalische Compositionen und etwa 700 von niederländischen und fremden Schriftstellern beschriebene Albumblätter ausgestellt, der Hauptsaal war mit Blumen und Laub verziert, ein sanft gedämpftes Licht fiel durch die Palmenzweige, auf dem Orchesterplatze saß an einem Flügel Hollands großer Componist Verhulst und eine lautlose Stille herrschte unter den Anwesenden, deren Zahl mehr als 200 betrug. Um drei Uhr öffneten sich die Flügelthüren und herein trat am Arme ihres Mannes, des hochbegabten Malers Bosboom, Hollands große und gefeierte Romanschriftstellerin, Anna Louise Gertruda Toussaint, voraus gingen vier liebliche, weißgekleidete Mädchen, Blumen auf den Weg streuend, Verhulst spielte den eigens zu der Feier componirten Festmarsch und alle Anwesenden erhoben sich mit ehrfurchtsvollem Schweigen, um der gottbegnadeten Frau, die an diesem Tage ihren siebzigsten Geburtstag feierte, die verdiente Huldigung darzubringen. Nachdem sie von dem Festcomité begrüßt worden war, erschien der Adjutant des Prinzen von Oranien, der ihr ein Miniaturporträt seiner verstorbenen Mutter, der Königin Sophie, überreichte, es erschien der ehrwürdige Beynen, um ihr im Namen der Königin Emma und der Prinzessin Heinrich herzliche Glückwünsche zu überbringen, Amsterdam und Haag waren durch ihre Bürgermeister vertreten, Alkmaar, ihre Geburtsstadt, bezeugte durch den Dichter Hofdijk aufs Neue seinen Stolz und seine Freude über den Ruhm seiner Ehrenbürgerin, vom ganzen Lande waren Bewunderer, Freunde und Bekannte der Dichterin zusammengekommen, fast alle Schriftsteller und Künstler von Bedeutung hatten sich eingefunden, und so gestaltete sich das Fest zu einer echt niederländischen Nationalfeier.

Die Dichterin ist die Tochter eines Apothekers in Alkmaar und ich würde auf diesen Umstand nicht besonders hingewiesen haben, wenn nicht durch ein seltsames Spiel des Zufalls eine Reihe der bedeutendsten niederländischen Dichter ebenfalls ihre unmittelbare Herkunft von einem Vertreter desselben Berufes herleiteten, dem bekanntlich — wenigstens in Deutschland, man denke nur an Hermann und Dorothea — in Romanen und Erzählungen eine sehr stiefmütterliche, oft wenig beneidenswerthe Rolle zugewiesen ist.

Bis zu ihrem zwanzigsten Jahre von ihrer Großmutter in Harlingen erzogen, bildete sie sich, wieder nach Alkmaar zurück-

gekehrt und ihrem Drange nach einer unabhängigen Lebensstellung folgend, zur Lehrerin aus, im Jahre 1833 bestand sie das Examen und von 1833 bis 1835 wohnte sie als Gouvernante bei einer vornehmen Familie in Hoorn.

Die Zeit vom Anfang dieses Jahrhunderts bis zum Jahre 1830 war für die Entwicklung eines regen literarischen Lebens in den Niederlanden nicht besonders günstig: die Einverleibung der Niederlande in Frankreich und der prädominirende Einfluß des letztern hatte den Pulsschlag des nationalen Lebens gelähmt und die Zeit von 1815 bis 1830, wo man das vom großen Schweiger angestrebte Ideal der Vereinigung der 17 Provinzen endlich verwirklicht sah, wiegte die weicheren Naturen in einen Zustand idyllischer Selbstzufriedenheit, während andererseits eine harte politische Arbeit und der stets schärfer hervortretende Gegensatz der Parteien die Arbeitskraft des intellegenten Theiles der Bevölkerung vollauf in Beschlag nahm. Die damaligen Hauptvertreter der Literatur — Bilderdyk, Feith, v. d. Palm, selbst van Lennep, van Geel und van Hogendorp — gehörten ihrer Denk- und Anschauungsweise nach noch dem 18. Jahrhundert an, der alte französische Klassicismus herrschte unbedingt, und entsprechend der conservativen Stimmung, welche in politischer Beziehung die nördlichen Niederlande beherrschte, dachte auch Niemand daran, auf literarischem Gebiete eine Reformation zu erwarten. Da kam die Julirevolution und brachte Leben und Bewegung in die allgemeine Stagnation, in feuriger Begeisterung sammelte sich das Volk um seinen Monarchen, der mit bewaffneter Hand die abgefallenen südlichen Provinzen zum Gehorsam zurückzubringen suchte. Aber trotz der glänzendsten Waffenthaten und der hingebendsten Opferfreudigkeit riß sich Belgien los, um in der durch eine mehr als 200jährige geschichtliche Entwicklung geforderten staatlichen Sonderexistenz zu einem blühenden Gemeinwesen heranzuwachsen. Die politischen Vorgänge aber verfehlten ihre Wirkung auf das geistige und literarische Leben nicht, und um die Mitte der dreißiger Jahre war der französische Einfluß zur Seite geschoben und der große Schotte beherrschte das aufstrebende jüngere Geschlecht.

Mit ungeheurem Fleiße studirte denn auch das wieder ins Vaterhaus zurückgekehrte junge Mädchen die Werke Walter Scotts, und wenn in ihrem 1836 erschienenen Erstlingswerk „Almagro" auch zugleich der Einfluß Byrons unverkennbar ist, so konnte sich doch auf die Dauer ihre tief und innig angelegte Natur und der streng calvinistische Zug, der durch ihr ganzes Leben geht, von dem wilden Feuer und dem titanenhaften Uebermuth des genialen Lords unmöglich angezogen fühlen. Mit ihrem zweiten Roman: „Der Graf von Devonshire", romantische Episode aus der Jugend von Elisabeth Tudor, tritt sie vollständig in die Fußspuren Walter Scotts. „Nach diesem," sagt sie in der Vorrede, „sich an einen geschichtlichen Roman zu wagen, der auf englischem Boden spielt, ist eine Vermessenheit, ganz dazu angethan, um das gebildete Publicum gegen sich einzunehmen. Und dennoch, wer den Muth nicht hat, das Höchste als Vorbild zu nehmen, wird bald unter das Mittelmäßige herabsinken. . . . Aber mein Devonshire ist auch kein geschichtlicher Roman, wenigstens nicht in dem Sinne, wie ihn Walter Scott aufgefaßt hat. Er schreibt, um die Sitten, das Jahrhundert, das Lokale zu schildern, und flicht, um Interesse zu erregen, das Romantische dazwischen. Ich gebrauche dies Alles nur, um nicht gegen das Lokale zu sündigen, wie der Schauspieler das Costüm seines Charakters annimmt, nicht um zu zeigen, wie Sulla und Oedipus gekleidet waren, sondern um nicht anders auszusehn, als wie man sich dieselben vorstellt. Der Autor von Ivanhoe, Waverley und Woodstock personificirt eine Secte, einen Stand, eine Partei in einem Individuum; ich bediene mich der Parteien und Secten nur insoweit, als ich meine Personen in dieselben verwickelt sehe. Ich bin also nicht die lächerlich eingebildete Nachahmerin Walter Scotts und habe es auch nicht sein wollen." Es war in der That ein ebenso kühner Griff, wie ein schwieriges Beginnen, die beiden Töchter Heinrichs VIII., Maria und Elisabeth, in ihrer Jugend und beide in Liebe entbrannt zu Devonshire nebeneinander zu stellen, und die Kritik hat auch nicht gesäumt, auf die wenig glückliche Wahl des Stoffes hinzuweisen, obwohl sie die hohe Begabung der jungen Dichterin bereitwillig anerkannte; denn schon jetzt glänzen die beiden Eigenschaften, die sich bald zu unübertroffener Höhe bei ihr entwickelten, das tiefe historische, intuitive Verständniß der von ihr behandelten Zeit und die durchaus wahre, die feinsten und geheimsten Falten der Individuen durchdringende Psychologie. Das Mädchen, das außer Alkmaar und Harlingen noch keine Stadt gesehen, schildert im Almagro das Leben in Paris und die Zustände der Stadt mit ebenso wahrheits- und naturgetreuen Farben, wie das Hofleben in Devonshire, so daß man sich beinahe versucht fühlt zu glauben, sie sei in dieser Athmosphäre geboren und erzogen worden. Dieselbe überraschende Lokalkenntniß legte sie in der ebenfalls 1838 erschienenen Erzählung: „Engländer in Rom", die 1587 unter Sixtus V. spielt, an den Tag. Welche tiefe, ernste Studien muß doch die Dichterin gemacht haben, wenn es selbst dem scharfen Blick des Alterthumsforschers nicht gelingen konnte, einen Verstoß in der Auffassung von Zeit und Ort zu entdecken!

Sie, die einst im eminenten Sinne des Wortes die nationalniederländische Romandichterin werden sollte, hatte bis jetzt ihren Stoff auf fremdem Boden gesucht und gefunden, und erst als ihr Verleger im Jahre 1838 sich mit dem Ersuchen an sie wandte, ihm einen Roman aus der ersten Periode der Reformation zu liefern, der den Einfluß der letztern auf das bürgerliche und häusliche Leben der Niederländer darstellen sollte, und sie sich dazu bereit erklärte, hatte sie den Boden gefunden, in dem ihr Talent die schönsten Blüthen treiben sollte. Im Jahre 1840 erschien „Das Haus Lauernesse", ein Roman, der die Zeit von 1521—1525 behandelt und im Jahre 1876 in achter Auflage erschien. Wenn irgendwo, so wäre hier das Wort „Vermessenheit" am Platze gewesen, denn es ist eine der allerschwierigsten Fragen, auf welchem Wege die Reformation überhaupt in die Niederlande gedrungen ist, aber gerade diese Schwierigkeiten, diese offenbare Lücke in der bisherigen Geschichtsschreibung, dieses Unsichere in Verhältnissen und Personen zogen sie an. Aber erst nach zweijährigem, tiefem Studium ging sie an die Arbeit, und als diese die Presse verlassen hatte, war sie neben Jacob van Lennep unbestritten die glänzendste Repräsentantin der niederländischen Literatur. Eine deutsche und eine englische Uebersetzung haben „Haus Lauernesse" auch im Auslande bekannt gemacht.

Und nun entwickelte sie eine ans Wunderbare grenzende Fruchtbarkeit. Wer sich überhaupt ein wahrheitsgetreues Bild der Zustände in den Niederlanden während des achtzigjährigen Kampfes gegen Spanien machen will, der wird nirgends besser zu Gaste sein, als bei ihr. Es liegt natürlich außerhalb des Bereiches dieser Zeitschrift, ein genaues Verzeichniß aller nach dem Jahre 1840 erschienenen Werke der Dichterin zu geben, denn dasselbe würde einige Seiten beanspruchen; nur so viel mag bemerkt werden, daß fast keine wichtigen Begebenheiten, fast keine bedeutenden Männer aus dieser uns mit dem Schauer des Furchtbaren und der Bewunderung erfüllenden Zeit namhaft gemacht werden können, die uns nicht, sei es in besonderen Werken, sei es in kleineren, für Zeitschriften geschriebenen Erzählungen in vollendeter plastischer, natürlicher und geschichtlicher Wahrheit entgegentreten.

Die glänzendste Perle von allen diesen Schöpfungen ist aber der Cyklus der Leycester-Romane, ein Epos in Prosa, wie man sie nicht mit Unrecht genannt hat. Im Jahre 1845 begonnen, erschien das Werk unter den folgenden Titeln: „Der Graf von Leicester in den Niederlanden" 1845; „Die Frauen aus der Leycester'schen Periode" 1850 und „Gideon Florenssohn, Episode aus der letzten Periode der Regierung des Grafen Leycester in den Niederlanden" 1854. Wieder war das historische Feld, auf dem sie sich hier bewegte, vollständiger Neubruch, denn jene denkwürdige Episode aus dem niederländischen Freiheitskampf war trotz ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses auf die folgenden Ereignisse so gut als unbekannt. Auch hier mußten wieder Jahre angestrengten Fleißes und des gründlichsten Quellen-

*

studiums der Composition vorangehen und wie genial und vollständig sie diese ihre schwierige Aufgabe gelöst hat, wurde von ernsten und strengen Historikern, die einen Theil ihres Lebens der Quellenforschung gewidmet haben, wie Groen van Prinsterer, laut und unumwunden anerkannt. Leycester selbst ist so eminent historisch getreu geschildert, daß man oft glaubt, eine historische Monographie, nicht einen Roman vor sich zu haben. Künstlerisch am vollendetsten ist die letzte Serie, Gideon Florenssohn und wie bei Goethes Hermann und Dorothea kann auch hier nur die Aufgabe der Kritik sein, auf den Reichthum an Schönheiten hinzuweisen, von denen das Kunstwerk förmlich strotzt. Ich wüßte aus der neueren Literatur anderer Völker kaum ein einziges Produkt namhaft zu machen, das, als historischer Roman nach den strengsten Anforderungen beurtheilt, der Toussaint'schen Schöpfung an die Seite gestellt werden könnte. Im Auslande hat man dies auch bereitwillig anerkannt und schon im Jahre 1848 hat die „Revue des deux Mondes" der genialen Dichterin den wohlverdienten Lorbeerkranz um die Stirne gewunden.

Schon oben wurde auf den calvinistischen Zug hingewiesen, der ihre Persönlichkeit, wie auch ihr Schaffen beherrscht. Und in der That, wie hätte es bei einer Dichterin, die sich in jener Zeit, wo der Calvinismus, mit furchtbarer Kraft auftretend, das den Aufstand gegen Spanien beherrschende Moment bildet, so eingelebt hat, auch anders sein können? Busken Huet, der Kunstkritiker, hat sie deshalb auch geradezu die „Dichterin des Protestantismus" genannt, und in der That, in allen ihren Romanen stehen ihre Lieblingsfiguren — Otteline in „Haus Lauernesse, Devonshire, Gideon" — auf Seiten der neuen Lehre, für die sie keinen Augenblick zaudern, selbst ihre Liebe zum Opfer zu bringen. Am ausgeprägtesten tritt dieser protestantische Charakter wohl im „Wunderdoctor von Delft" 1870 hervor, einem Roman, der die unmittelbar auf die Leycester'sche Periode folgende Zeit behandelt und von dem 1880 in der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg eine deutsche Uebersetzung erschien. Außer ihren historischen Studien mag zur Entwicklung dieser Richtung auch ihr häufiger Aufenthalt im Pfarrershause in Heilo beigetragen haben, wo namentlich die Schwester des Pfarrers, Betsy Hasenbroek, eine zartfühlende, mystisch angelegte Natur, und die daselbst häufig verkehrenden Nicolas Beets, der Dichter der unsterblichen „Camera obscura", und Beynen, der spätere Rector des Gymnasiums im Haag, der Freund und Gesinnungsgenosse Groen van Prinsterer's, einen bleibenden Einfluß auf sie ausgeübt zu haben scheinen.

Nicht wenig war die Welt überrascht, als im Jahr 1874 „Major Franz" erschien, in dem sie plötzlich den historischen Boden verließ, um ihre erstaunten Leser mitten in unser modernes Gesellschaftsleben zu führen. Mit ihren früheren Schöpfungen hatte dieses Produkt außer der meisterhaften Charakterisirung lediglich nichts gemein, aber diese erscheint hier freilich in so vollendeter, unübertrefflicher Weise, daß man beinahe sein Bedauern darüber nicht unterdrücken kann, daß die Dichterin nicht früher schon dem gesellschaftlichen Roman dieselbe Hingebung gewidmet, wie dem historischen. Fünf niederländische schnell auf einander folgende Auflagen, eine deutsche, englische, französische und schwedische Uebersetzung beweisen mehr als Worte den glücklichen Griff, den sie hier gethan hat. Man darf sagen, man hat hier das feinste Mosaikbild, zusammengesetzt aus jahrelangen, selbst gemachten und erlebten Erfahrungen, denen die Individualität der Dichterin eine seltene Lebensfrische verleiht.

Hochgeachtet und mit äußeren Ehren in reichlichster Weise überschüttet, ist die glänzende Frau noch rastlos thätig und man darf in der nächsten Zeit sicher einer neuen Schöpfung ihrer genialen Feder entgegensehen. Im Jahre 1851 reichte sie ihre Hand dem Kirchenmaler Bosboom und „das Künstlertalent ihres Mannes" — sagt Busken Huet — „ist ebenso groß, als das ihre und stimmt in Geist und Richtung in merkwürdiger Weise mit demselben überein. Das gedämpfte mystische Licht, das zwischen den Säulen seiner Kirchen spielt, ist das Glaubenslicht Ottelinens, und so oft auf seinen Kanzeln ein Redner fehlt, kann man es der wartenden Gemeinde ansehen, daß sie in frommer Andacht das Erscheinen von Gideon erwartet. Es ist in der Harmonie eines solchen Künstlerlebens mehr Reichthum als die Welt schenken kann."

Der „Niederländische Spectator" erschien zu ihrem 70. Geburtstag mit einer schönen sinnvollen Zeichnung: auf einem mit Blumen umwundenen Säulenstück steht die Büste der Dichterin; rechts sitzt Klio und links setzt ihr eine andere Muse einen doppelten Lorbeerkranz auf und darunter steht das Distichon:

Ihr, die siebzig Jahre der Wahrheit diente und Schönheit,
Legen Geschichte und Kunst doppelten Lorbeer ums Haupt.

Die Musikgeschichte von Ambros.*)

Von G. Doempke.

„Sie wünschen eine Geschichte der Musik zu lesen, ja zu studiren, geehrte Frau" — schreibt F. Hiller in einem seiner liebenswürdigen 'Briefe an eine Ungenannte' (1877) — „und ich soll Ihnen die beste bezeichnen. Es gibt aber keine beste. Breit angelegte Versuche, die uns im Stich lassen, wo wir gerade am sehnsüchtigsten zu wissen begehren, — Einzelforschungen von großem Werthe aber übermäßiger Ausdehnung — zusammengeraffte Auszüge, welchen man in jeder Zeile ansieht, wie tief der Verfertiger unter seiner Aufgabe stand." Bei der erstgenannten dieser Kategorien mag Hiller zumeist an die neueste dieser auf Universaldarstellung gerichteten Unternehmungen, an das große, damals vor Palestrina stehen gebliebene Werk von Ambros gedacht haben. Die oft ausgesprochene Hoffnung, daß dieses Werk bald dahin gelangen werde, jene dritte Kategorie, die phrasenhaft zusammengeleimten Auszüge (obenan die in 6 Auflagen ziemlich stark verbreitete Calamität der Brendel'schen Vorlesungen) gebührend zu verdrängen, findet eben leider schon an dem sehr fragmentarischen Zustande desselben eine Schranke. Und überhaupt kann man diesen berühmten vierbändigen Torso, wie viel daran auch zu respectiren und zu bewundern ist, unmöglich ohne diverse ziemlich schwere Seufzer betrachten. Statt schlecht und recht mit derjenigen Periode der Musikgeschichte anzufangen, über welche er uns am meisten Neues, Sicheres und Werthvolles zu sagen hatte, welche ihn, den Neffen Kiesewetters, der musikalischen Archäologie von Haus aus eigentlich zugewandt hatte, ward A. W. Ambros, sei es von seinem Ehrgeiz, sei es durch Unterschätzung der Schwierigkeit und falsche Auffassung des Bedürfnisses zu einer ab ovo zu beginnenden universalen Musikgeschichte getrieben — einer seine ohnehin in verschiedenen Berufen zersplitterte Kraft weit übersteigenden Aufgabe, an der schon mehrere Vorgänger gescheitert waren, und die er überdies noch durch bedenkliche Verquickung mit Raisonnements aus der allgemeinen Culturgeschichte geflissentlich der strengeren Beschränkung zu entziehen suchte. Hätte er Alterthum und Mittelalter nur einleitungsweise behandelt und ausführlich mit der sogenannten Periode der Niederländer begonnen, zu deren Erforschung von Kiesewetter schon ein respectabler Anfang gemacht worden war, so würde er sicherlich wenigstens noch zu einer gründlichen und vollständigen Behandlung der Musik des 17. Jahrhunderts gelangt sein, jener Zeit von der Entstehung der Oper bis kurz vor Bach und Händel, deren genauere und zuverlässige Kenntniß wir bis zur Stunde so unmittelbar und dringend vermissen. „Zur Begründung meiner Ansichten über die Entwicklung der Suite," so hören wir z. B. Spitta in seiner Bach-Biographie klagen, „liegt mir freilich nur ein lückenhaftes Material vor. Wer die Lage kennt, in welcher sich die Musikgeschichte dem 17. Jahrhundert gegenüber befindet, wird dies verzeihlich finden." Mit unserer Kenntniß

*) Geschichte der Musik von August Wilhelm Ambros. Mit zahlreichen Notenbeispielen und Beilagen. 2. Auflage. 5 Bände. 1880—82. Leipzig, F. E. C. Leuckart.

der ältern Entwicklung der Sonate, des Liedes, der Oper, des Oratoriums, der Geschichte der Instrumente und des Concertwesens, des modernen Tonsystems und seiner theoretischen Lehren ist es nicht viel besser. Theils fehlen noch die strengen und umfassenden Sammlungen und Vorarbeiten, theils sind sie weit verzettelt oder schwer zugänglich und bedürfen der Zusammenfassung und ergiebigeren kritischen Verwerthung.

Wunderlich ist die Täuschung, der sich Ambros hinsichtlich des muthmaßlichen Umfangs seines Werkes auf dem einmal eingeschlagenen Wege von Band zu Band hingab. Der erste Band (1861) endete mit dem „Untergange der antiken Welt", sprach aber in der Vorrede von nur „zwei beabsichtigten folgenden Bänden". Obwohl von einer Geschichte der uns außer der Theorie vollständig verloren gegangenen antiken Musik überhaupt nur uneigentlich die Rede sein kann, so hätte dieselbe danach also ein Drittel des Werks einnehmen sollen! Der drei Jahre später fertige Band (über das Mittelalter bis zur ersten Niederländischen Schule incl.) leitete sich mit der verschämten Erklärung ein: „Ich weiß wirklich nicht, wie ich bestehen werde, wenn ich hier bekennen muß, daß der ursprünglich auf drei Bände angelegte Plan meines Werkes eine Erweiterung erfahren hat: es werden vier Bände statt drei." Der geneigte Leser möge aber nur nicht vor einem möglichen fünften, sechsten u. s. w. Bande Besorgniß hegen. Der vierte Band sollte danach „mit der Zeit von 1600 beginnen und bis auf unsere Tage führen". Also die letzten drittehalb Jahrhunderte der Musik, diese unermeßlich reiche und mannichfaltige Entwicklung, welche uns heute praktisch doch unleugbar am allermeisten interessiren muß, und welche außerdem trotz Josquin, Palestrina und Orlando Lasso die größte Anzahl größter Genien hervorgebracht hat, sie gedachte Ambros mit einem einzigen Bande, mit demselben Raume abzufinden, wie das dunkle Vorgebiet des Mittelalters oder wie die anderthalb Jahrhunderte von 1450—1600. Thatsächlich jedoch stellte sich beim Erscheinen des dritten recht stattlichen Bandes (1868) heraus, daß dieses letztere Pensum noch keineswegs darin absolvirt war. Vielmehr gleicht dieser Band wie der Verfasser selbst beklagt, „einem breit anwachsenden Crescendo, nach welchem das lange vorbereitete und vom Hörer erwartete Fortissimo — ich meine Palestrina — ausbleibt". Da die schon fertigen Abschnitte über diesen und seine Nachfolger bis 1600, dem künftigen vierten Bande vorbehalten seien, so werde es wohl mit einem fünften Bande seine Richtigkeit haben. „'Himmel,' höre ich rufen, 'wer deckt uns vor einem sechsten, siebenten Bande?' Nur ruhig, ihr Herren: sunt certi denique fines." In Wirklichkeit war das traurige Ende der im Jahre 1876 mit kaum 60 Jahren erfolgte Tod des Verfassers, so daß, trotz obiger Angabe vor acht Jahren, nicht einmal der vierte Band von ihm selbst publicirt noch vollkommen druckfertig hinterlassen worden ist. Vielmehr ward ein solcher erst von G. Nottebohm 1878 aus dem Nachlasse des Verstorbenen herausgegeben, und zwar als „Fragment" mit mancherlei Lücken und Fehlern. Dieser vierte Band enthält außer der „Blüthezeit des Palestrinastils" noch die Reaction gegen denselben, die Anfänge des neuen monodischen Stils, die Entstehung der Oper, die Schule Monteverdes, die Hauptvertreter der italienischen Organistenschule (Frescobaldi, Froberger u. A.), Einiges über die Neuerungen Gesualdos und Viadanas, endlich über Theoretiker und Lehrer, wie die Schule Zarlinos.

Diese einzelnen posthumen Abhandlungen tragen zum großen Theil mehr den Charakter selbstständiger Essays als streng in das Ganze eingefügter Abtheilungen. Sowohl an Ausdehnung als an Gründlichkeit sind sie, wie mit Recht hervorgehoben worden ist, sehr ungleich, auch abgesehen von der losen und etwas zerfahrenen Disposition, wonach z. B. der Abschnitt über die Theoretiker Zarlino, Zacconi, Artusi u. s. w. an achter statt an vierter oder fünfter Stelle des Bandes steht. Frescobaldi ist mit einer außerordentlichen Ausführlichkeit behandelt, Viadana dagegen, selbst im Vergleich zu Gesualdo, mit einer so nichtssagenden Flüchtigkeit, daß sie kaum allein auf Rechnung der unvollkommenen Ausarbeitung des Manuscripts gesetzt werden kann. Obwohl S. 248 mit Recht Viadana „eine viel folgenreichere, epochemachende Wirksamkeit" zugeschrieben wird als Gesualdo, so handeln doch von letzterem zusammen mit den Notenbeispielen zwölf Seiten, von Viadana nur zwei, und selbst diese sind fast rein negativ und verwirrend: seine Bedeutung soll „nicht in der Erfindung des Generalbasses, sondern ganz wo anders zu suchen sein", ohne daß wir über dieses „ganz wo anders" mehr als eine ungenügende Andeutung erhalten, und ohne daß jene Ansicht Kiesewetters überzeugend begründet würde. Fast noch mehr sind wir der Willkür preisgegeben, wenn der als Ergänzung zu Monteverde und Cavalli durchaus nothwendige Carissimi im siebenten Abschnitte noch gänzlich fehlt, obwohl ihm mit jenem sehr detaillirt behandelten Zeitgenossen, dem Venetianer Cavalli, gleiche Bedeutung für die Oper zuerkannt wird, noch abgesehen von seinen geistlichen Cantaten; und wenn dagegen mit dem Behagen des Culturhistorikers einem für die Kunstentwicklung fast gänzlich unerheblichen Charlatan wie Joh. Kapsberger, einem monodistischen Nachtreter Monteverdes in Rom, ein eigenes, 20 Seiten langes Kapitel mit diversen Notenbeispielen und vollständiger Analyse eines seiner „Hauptwerke" gewidmet wird; ein Kapitel, welches außerdem unbegreiflicher Weise lange vor den Florentinern und Monteverde und dicht hinter den Riesenmessen der Palestrinaschule steht, wohl dem Schauplatz Rom zu Liebe. Gegen die in den Abschnitten über Monteverde, über Frescobaldi und über die Theoretiker Zarlino u. s. w. begangenen Flüchtigkeiten und Fehler haben sich Autoritäten wie Chrysander, bezw. O. Kade ebenfalls mit Recht gewendet. Das mancherlei Treffliche in dem Bande soll darum nicht unterschätzt werden, besonders das Kapitel über Palestrina und so manches auch in den Kapiteln über die neue oppositionelle Richtung und die ersten Opern.

Sehr zu rechten ist nichtsdestoweniger mit dem Verleger und seinem zum Theil wenigstens herangezogenen autoritativen Beistande, dem eben genannten als Forscher namhaften Schweriner Musikdirector O. Kade, einem langjährigen Freunde von Ambros, daß sie es mit der Revision der 2. Auflage des ganzen Werks so wenig ernst und gründlich genommen haben. Denn noch viel ungleicher an kritischem Werth als der vierte Band in sich, ist wieder der vierbändige Torso als Ganzes betrachtet. Die unentschlossene Rathlosigkeit des Verlegers bei der neuen Auflage zeigt gleich der erste Blick auf die Titelblätter der verschiedenen Bände. Beim ersten Band heißt es: „Geschichte der Musik von A. W. Ambros. Zweite unveränderte Auflage. Erster Band. 1880. (Leipzig, F. E. C. Leuckardt)." Danach scheint doch ursprünglich die Absicht geherrscht zu haben, alle vier Bände einfach unverändert wieder abzudrucken. Aber schon der noch in demselben Jahre (die neue Auflage erfolgte in Lieferungen) erschienene zweite Band kündet sich an: „Geschichte der Musik von Ambros. Zweite verbesserte Auflage. Zweiter Band." Es ist klar, daß es in ehrlicher Correctheit umgekehrt heißen müßte: „zweiter Band, zweite verbesserte Auflage"; da ja der erste Band unverbessert geblieben war. Und keineswegs blos der erste. Denn wenn es nun von da ab analog weiter heißt: zweite verbesserte Auflage, 3. und dito, 4. Band, so ist dies in Bezug auf den 4. wieder ebenso ungenau, da auch dieser unverändert geblieben, sogar wieder mit dem ganzen ungewöhnlich langen und noch unvollständigen Verzeichniß von Berichtigungen an falschen Buchstaben, weggelassenen Noten u. dgl. geziert ist, ebenso wie im ersten und sogar im zweiten Bande die Zusätze, Berichtigungen und Nachträge alle wiederkehren, ohne daß im Text auch nur darauf verwiesen wäre. Die Betheiligung O. Kades an der Revision des Werks beginnt erst mit dem 16. Bogen des zweiten Bandes und beschränkt sich auch in diesen $1\frac{1}{2}$ Bänden fast nur auf die Beseitigung von Druckfehlern, die Rectificirung von Notenbeispielen und Beilagen durch dankenswerthe Vergleichung mit den Quellen, und außerdem nur noch auf einzelne kleine Berichtigungen und Zusätze. „Eine größere Umgestaltung des ganzen Stoffmaterials," heißt es in Kades Vorwort zum 3. Bande, „um die verschiedenen Gruppen zu besserer Uebersicht in organisch verwachsenen Zusammenhang zu bringen, glaubte die Verlags-

handlung aus Pietätsrücksichten für den verstorbenen Verfasser ablehnen zu müssen. Gleichwohl dürfte, um nur einen Punkt hervorzuheben, das Verständniß für den geschichtlichen Fortgang dem Leser sich gewiß weit leichter eröffnen, wenn der Abschnitt: Die italienische Musik des 15. Jahrhunderts, der jetzt sehr weit hinten nach den englischen Madrigalisten steht (s. S. 477 u. f.), ungleich früher unmittelbar vor Johannes Ockeghem (s. S. 172) eingereiht würde. Ebenso möchten des Verfassers Ansichten über die bevorzugte Stellung der Messe, gegenüber dem in zweite Linie gestellten Motett, einer Rectificirung wohl bedürfen. Denn nur im Motett und im weltlichen Liede wurden die contrapunktischen Formen gewonnen, die dann bei der Messe oft in der verschwenderischsten Weise in Verwendung kamen, nicht aber umgekehrt." Ueberhaupt erhält, wie Kade an anderer Stelle hervorhebt, die Gruppirung der ganzen altklassischen Musik erst realen Boden durch Bezugnahme auf den Cantus firmus. „An der Bearbeitung des gregorianischen Gesanges erhob sich der ältere Tonsatz zu seinen klassischen Formen. Die drei in ihrer Selbstständigkeit nur kurzen Perioden bezeichnen sich in ihrem Werth durch ihr Verhältniß zum gregorianischen Gesang. Er überwog in der ersten, stand im Gleichgewicht in der zweiten, trat allmählich in den Hintergrund in der dritten. Dieser „ex visceribus" entnommenen Gliederung wird sich die Geschichtsdarstellung schwerlich entziehen dürfen, will sie anders sachlich verfahren, wie ihr auch bei Ambros eine etwas schärfere Betonung hätte zu Theil werden können." Während ferner in den dritten Band seiner ganzen Gliedernng nach, wie schon erwähnt, noch Palestrina als Schlußstein hätte aufgenommen werden sollen, mußte der Band dafür von zwei Abhandlungen entlastet werden, welche zur Wahrung der Einheit und Deutlichkeit vielmehr in den vierten gehört hätten. Das sind die beiden Abschnitte über die Venetianische Musik und ihre Ausläufer (Willaert, Gabrieli u. s. w.) und über die deutsche venetianisch gebildete Tonsetzerschule (Hasler, Gallus, Eccard, Praetorius u. s. w.). „Denn die Venetianische Schule ist im ganzen doch immer ein Ableger der Römischen und erst nach vorangegangener Entwickelung der letzteren verständlich, nicht aber umgekehrt." Ist es nun wohl zu loben, daß diese erkannten Fehler „aus Pietätsrücksichten" in der neuen Auflage einfach wiederkehren? Musikgeschichte ist an und für sich schon die schwierigste aller Kunstgeschichten in Folge des sozusagen unrealen, der Natur und dem Begriff fremden Wesens der Töne und in Folge der zu spärlichen Gelegenheit, alte uns fremd gewordene Musiken ordentlich kennen zu lernen. An Reproduction aber ist die musikalische Kunst viel enger gebunden als jede andere. Dem gebildeten Laienpublicum sollte man dieses Studium, falls man es ihm überhaupt zumuthet, — und diesen Sinn hat offenbar die neue billigere Lieferungsausgabe — wenigstens nicht dadurch erschweren, daß man aus Pietätsrücksichten Fehler und Unklarheiten der Auffassung gleichmüthig stehen läßt, als wäre die Sicherung des unverfälschten Ambros eine viel wichtigere Sorge für Publicum und Wissenschaft, als die mit Opfern und Mühen aller Art begonnene Erkenntniß der Musikgeschichte. Die Berichtigungen und Zusätze des Revisors hätten ja als solche immerhin gewissenhaft vermerkt werden können.

Bleiben indeß der dritte durch Neuheit des Materials und der Auffassung seiner Zeit durchaus epochemachende Band und selbst starke Theile des unfertigen vierten trotz dieser Stabilirung immerhin von hohem, außerordentlichem Werth, so liegt die Sache bei den beiden ersten Bänden wesentlich ungünstiger. Am allerungünstigsten beim ersten. Derselbe würde zur zweiten Auflage höchst wahrscheinlich einer wesentlichen Revision bedurft haben, selbst wenn er bei seinem Erscheinen vor 20 Jahren eine durchaus erfreuliche Leistung gebildet hätte. Denn die seitherigen Forschungen von Westphal, Marquard, Gevaert, Chappell, v. Jan u. A. über die antike Musik bilden einen so außerordentlichen Fortschritt auf diesem sehr schwierigen und verhältnißmäßig wenig dankbaren Gebiet, daß man sich sehr verwundern müßte, den veralteten Band von Ambros einfach wieder abgedruckt zu sehen. Wie sehr steigt aber dies Befremden mit der bekannten Thatsache, daß dieser erste Band von jeher das peinliche Kopfschütteln der Fachgenossen erregt hat. In der Bagge'schen „Deutschen Musikzeitung" von 1862 erschien über denselben eine sehr eingehende, unbedingt verwerfende Recension von P. Marquard, dem später durch die Herausgabe der harmonischen Fragmente des Aristoxenus rühmlichst bekannten Forscher, worin der Mangel an Klarheit der Disposition, an gründlicher Forschung, an Schärfe philologischer Kritik, sowie die Menge des ermüdenden und ziemlich nutzlosen culturgeschichtlichen Ballasts in überzeugender, sachverständiger Weise sehr lebhaft beleuchtet wurden — ein Urtheil, dem eine Reihe anderer Musikgelehrten, sowohl directe als indirecte Fachgenossen wie E. Krüger, Chrysander u. A. im Wesentlichen sich angeschlossen haben, mochte auch das in einigen Partien vorhandene Gute (z. B. die reichliche Mittheilung positiver, wenn auch an Werth und Beglaubigung ungleicher Tonsätze und Melodien, namentlich indischer und arabischer) bereitwilliger anerkannt werden. Gevaert, der gelehrte und sonst gegen seine Vorgänger sehr dankbare Verfasser der umfangreichen „Histoire et théorie de la musique de l'antiquité" (1875—1881) thut des einschlägigen Bandes von Ambros nicht einmal Erwähnung. Für Laien ist der größte Theil davon heute erst recht, trotz der Menge des Materials und eines gewissen äußern Geschicks, wenig zu empfehlen. Was die unveränderte Neuauflage dieses ersten Bandes eigentlich für einen Zweck haben soll, ist also unerfindlich. — Wesentlich originaler und inhaltreicher als der erste war der zweite Band (über das Mittelalter), zum Theil schon darum, weil er hinsichtlich der Quellenlage sich auf einem etwas festeren Boden bewegte. Obwohl auch hier das Meiste aus der Zeit vor Notker und Guido hypothetisch blieb und sich Partien genug finden, wo der Verf. bescheidene Argumente mit geläufiger Phantasie überkleidet, welche mehr sagt, als sie weiß, so sind doch wiederum andere Theile des Bandes, besonders der zweiten Hälfte, theils bedeutend, theils anregend; die selbstständige und gründliche Arbeit herrscht bei aller Schwierigkeit und Dunkelheit der Materie je weiter desto mehr vor, so daß dieser zweite Band auch heute, obwohl im Einzelnen vielfach überholt und revisionsbedürftig, noch nicht zu entbehren ist. Ein wesentlicher Gewinn war u. A. die Anschaulichkeit der Notenbeispiele, die richtige Entzifferung einiger bisher entstellter Troubadour- und Volksgesänge. Mit großer Ausführlichkeit sind die Anfänge der Mehrstimmigkeit, die verwickelten Kapitel vom Discantus, der Mensuralmusik und dem Contrapunkt behandelt. Daran schließt sich als Schluß die erste Niederländische Schule, d. h. die ersten Erscheinungen einer vollständig ausgebildeten Kunst, und damit der Uebergang zum dritten Bande.

Die Niederländer nun sind die eigentliche Domäne des Verfassers. Zwei Jahre vor dem Erscheinen des ersten Bandes ging vom Stuttgarter „Ueber Land und Meer" aus eine augenscheinlich vom Autor selbst herrührende Ankündigung durch die Zeitungen, daß Ambros an einer Geschichte der Musik arbeite, die für die Culturgeschichte wichtig werden, und namentlich die Periode der Niederländer in einer ganz neuen Beleuchtung zeigen werde. Und in der That gebührt ihm dieser Ruhm. Hatte auch sein Oheim Kiesewetter schon 1826 in seiner epochemachenden Preisschrift „Von den Verdiensten der Niederländer um die Musik" die Bedeutung dieser Schule zuerst im Zusammenhang dargestellt, so war dies doch im Ganzen ohne besondere Begeisterung und nur in großen Umrissen geschehen, in nichtakademischen Kreisen auch bald wieder vergessen worden, so daß Oulibicheff, der verrannte Mozart-Biograph, kurz und gut erklären konnte, Josquin sei gar kein Musiker gewesen, und daß Berlioz nicht viel Besseres von ihm denkt — von Josquin, den schon Kiesewetter zu den „größten musikalischen Genies aller Zeiten" zählt. Ferner haben Forkel und insbesondere Baini, der Palestrinabiograph, in Sachen der verkannten Niederländer viel auf ihrem Gewissen. „Um seinen göttlichen Palestrina zum blauen Meerwunder zu machen, stellt Baini alle Vorgänger desselben als Barbaren hin, während er für Palestrina den ganzen enthusiastischen Windmühlenflügelstil in Bewegung setzt, durch den jedem Italiener die Biographie zum 'Elogio' umschlägt." Ambros dagegen sieht von Wilhelm Dufay, dem glänzenden Morgenstern

der ersten Niederländischen Schule, bis zu Palestrina eine stetige Entwickelung in einer Reihe edler Meister und bedeutender, selbst herrlicher Werke; sehr analog der gleichzeitigen Entwickelung der Malerei von den alten Florentinern und Sienensern zu Raphael Sanzio. Die sogenannte „Errettung" aus einer allmählich gänzlich verzopften Musik durch Palestrina, die ehemals allgemein angenommen und nachgesprochen wurde, gehört seit den Forschungen von Ambros zu jenen Traditionen, von welchen man sagen kann: „Viel Irrthum und ein Körnchen Wahrheit." Der ruhigere, maßvollere Stil Palestrinas im Vergleich zu dem intricaten Stimmgewebe mancher alten Messen von Isaac und Josquin war keine neue oppositionelle Richtung, sondern hat sich im Laufe der Zeiten in naturgemäßer Entwicklung herausgebildet, und „Palestrina verhält sich zu seinem Lehrer Goudimel etwa wie sich der Raphael der ersten Periode (des Disputa und des Sposalizio) zu seinem Lehrer Perugino verhält". Das Quellenmaterial, auf Grund dessen der dritte und Theile des vierten Bandes ein so wesentlich verändertes und reiches Bild der Periode von ca. 1450 bis 1600 geben, ist ein höchst imposantes. Außer der hinterlassenen Sammlung Kiesewetters waren dazu mehrfache Reisen des Verfassers nach Italien nothwendig, um in Venedig, Bologna, Florenz und Rom eingehende Studien und Sammlungen zu betreiben. Da Ambros seinem bürgerlichen Berufe nach Oberstaatsanwalt war, daneben je eine Professur für Musik und Kunstgeschichte an der Prager Universität und der Malerakademie bekleidete, — eine staunenswerthe, heutzutage unerhörte Polyhistorie — so braucht kaum gesagt zu werden, welcher Energie und Arbeitskraft, welcher Mühen und Opfer es außer der Unterstützung durch die k. k. Akademie der Wissenschaften bedurfte, um sein Werk auch nur so weit als es geschehen ist, zu fördern, obwohl die verhältnißmäßig geringe Weiterführung desselben in den sieben letzten Lebensjahren immerhin etwas Auffallendes hat. Denn gerade seit der Uebersiedelung nach Wien (1872) konnte er, der Unterstützung des Hofes sicher, in behaglicherer Stellung fast ganz der Schriftstellerei leben.

Der fortwährend wiederkehrende Lieblingsgedanke des „Culturhistorikers" Ambros, daß sich die geistigen Grundzüge einer Epoche stets und in allen ihren Productionen parallel aussprechen, hat unzweifelhaft manche interessante Anregung geboten, birgt aber unseres Erachtens noch mehr des Unheils. Auf Maß und Art der Durchführung kommt es natürlich dabei an. Kiesewetter spricht mit leisem Tadel von den Aesthetikern, welche „die Künste als eine schöne Kunst umfassen wollen", und Grillparzer meint gleich im ersten seiner vortrefflichen Aphorismen zur Musik (Ges. Schr. IX, 142): „Der übelste Dienst, den man in Deutschland den Künsten erweisen konnte, war wohl der, sie sämmtlich unter den Namen der Kunst zusammenzufassen". Hingegen üben auf die culturgeschichtliche Neigung von Ambros das Wort „Zeitgeist", „Hauch der Geschichte", eine so magische Gewalt aus, daß er, verführt durch seine glänzenden, obschon nicht immer tiefen Kenntnisse in Literatur und bildender Kunst, mit seinen geistreichen Analogien nur zu oft in gekünstelte Constructionen verfällt. Ueberhaupt darf man es bei aller Originalität des erstaunlich vielseitigen und gewandten Mannes aussprechen, daß seine reichen Einfälle, seine geistige Beweglichkeit, die oft bis zur Burschikosität übersprudelnde Fülle und Unruhe seiner Denk- und Schreibweise, welche aus seinen berühmten glänzenden Feuilletons und im persönlichen Umgang mit ihm so reizvoll hervorfunkelten, dem ernsten Denker und Gelehrten Ambros zuweilen verhängnißvoll geworden sind. Daß die beiden Seiten an sich schlechthin unvereinbar in einem Schriftsteller seien, soll keineswegs behauptet werden. Ambros hat sie oft, aber bei weitem nicht immer im Gleichgewicht gehalten. So ist z. B. sein einst viel genanntes Büchlein über „die Grenzen der Musik und der Poesie" (1856, 2. Aufl. 1872), welches durch eine Fülle geistreicher Aperçus blendet, im Kern der ästhetischen Frage von einer geradezu leichtsinnigen Oberflächlichkeit und hat denn auch dem durch Hanslick bereits so heilsam angebahnten Streben nach Klarheit in jener Kardinalfrage bedeutend geschadet; wie es ihm denn sogar den nicht ganz unverschuldeten Beifall des Obermystikers Liszt, des Autors der denkwürdigen „symphonischen Dichtungen" eintrug. Etwas von dieser schillernden Manier und nicht immer blos das Bessere daran ist auch in Ambros' Musikgeschichte übergegangen. In dem sachlich mangelhaften Kapitel über den Theoretiker Zarlino, der außer der mittelalterlichen und zeitgenössischen Musik auch die Theorie der antiken für seine Lehrgebäude zu verwerthen suchte, findet sich folgende Probe blühenden Ausdrucks: „Liest man seine (Zarlinos) 'Harmonischen Institutionen', so ist es fast, als durchwandre man eine der Städte Italiens, wo Ruinen antiker Prachtgebäude neben dem mittelalterlichen Dom, dem gothischen Palaste stehen und all diesem die Renaissance, als Trägerin neuer Zeiten und Ideen, ihre glänzenden Bauwerke eingefügt hat."

Recht bezeichnend für die aufdringliche Uebertreibung einer Analogie ist, um ein zweites Beispiel zu nennen, die Art, wie zur nähern Beleuchtung von Peris und Caecinis Opern, als von Werken „echt Florentinischen Geistes", die Florentiner Malerschule von Giotto bis Leonardo da Vinci herangezogen wird, deren Züge jener Musikstil ganz auffallend „genau wiederhole", nämlich „die Verbindung, ja ganz eigene Verschmelzung von realistischer Naturnachahmung mit jenem höhern Stil, welche die Dinge aus der niederen Sphäre des Alltäglichen in die Regionen des Idealen emporhebt und sie eben dadurch veredelt ꝛc." Diese kaum den allerhöchsten Genien gelungene Verschmelzung so entgegengesetzter Dinge, muß sich doch der harmlose Leser sagen, ist schon in der Malerei als Eigenschaft einer ganzen Schule etwas wunderbar. Wie sie aber gar in der Musik „genau wiederkehren" soll, die bekanntlich einer realistischen Nachahmung beim besten Willen gar nicht fähig ist, da sie zur sogenannten Malerei über andere Mittel als andeutende Analogien und eine conventionelle Symbolik ihrer Natur nach gar nicht verfügt, das muß allerdings „ganz eigen" zugehen. Die Oper, selbst die mit überwiegendem Recitativgesang, kann doch wahrhaftig nicht als treue Naturnachahmung gelten, selbst wenn ein Peri sich in der That dieses Ausdruckes bediente. Der Redegesang ist noch immer Gesang; die Natur kennt nun einmal weder Quarten und Sexten, noch einen basso continuo. Daß jene Gemälde „an technischer Vollendung, an Schönheit freilich auf einer ganz andern Stufe stehen" als die Florentiner Opern, wird zugestanden, doch ferner neben jener allgemeinen Florentiner Realistik und Noblesse als tertium comparationis die „Einwirkung der Antike" hervorgehoben (resp. in der Musik der Tradition darüber), welche Einwirkung jedoch „nicht zur Despotie werden durfte, da die Künstler vielmehr in Vielem freie Hand behalten". Der an dieser Stelle vom Verfasser in einer kurzen Parenthese erledigte Umstand, daß den Musikern eben nicht antike Kunstwerke vorlagen, sondern nur eine unklare und mißverstandene Tradition darüber, während die Dichtkunst und die bildenden Künste das antike Erbe wirklich antreten konnten, dieser Unterschied ist von so entscheidender Wichtigkeit, daß er eben eine genaue Analogie ausschließt. „Statt der von den Florentiner Kunstfreunden gehofften Wiedergeburt der antiken Musik," heißt es bei Ambros selbst 120 Seiten früher, „eroberte die Tonkunst vielmehr völlig neue, bisher nicht einmal geahnte Gebiete, wodurch sie der antiken Musik womöglich noch unähnlicher werden sollte, als sie bisher ohnehin schon gewesen." Ja, „die schwierigen Theorien, welche die Musik bei völligem Mangel an wirklichen Musterwerken aus dem Alterthum überkam, waren weit eher geeignet sie zu verwirren und in ihrer Entwicklung zu hemmen als sie zu fördern" (S. 148). Trotzdem wird uns fortwährend versichert, die Epoche der ersten Opern seit 1600 sei das „genaue Gegenbild" der allgemeinen Geistesbewegung der Renaissance. Musik und bildende, bauende Kunst seien eben nur Aeußerungen einer und derselben geistigen Strömung. Chronologische Schwierigkeiten können dabei nicht stören. Die wirkliche Renaissance ist zwar ein bis zwei Jahrhunderte früher, ihre Blüthezeit fällt gerade zusammen mit der gründlichsten musikalischen Gothik des herrschenden Niederländischen Contrapunkts, aber was sind ein paar Jahrhunderte im Laufe der Geschichte? „Wie immer kömmt auch diesmal die Musik als Nachzüglerin der anderen Künste", denen sie um 1500

nur noch zu schwach(?) war zu folgen. Trotzdem soll wiederum diese streng organisch constructive Musik der blühendsten Niederländer „ganz dem phantastischen Zuge entsprechen", welcher überhaupt durch das 15. Jahrhundert geht. „In Kunst und Leben hat dieses ganze Jahrhundert etwas Jünglinghaftes mit seinem Glauben an jenes mit unendlicher Begeisterung gesuchte Ideal, welches die Renaissance in dem Leben und den Werken der antiken Welt zu finden meinte, mit seinem Drange, die ganze Breite und Fülle und Tiefe der Dinge zu erfassen, ein Drang, der den Seefahrer so gut über unbekannte Meere nach fernsten Inseln und Ländern trieb, als den Forscher in die Tiefen platonischer Speculation, aristotelischen Wissens, das man jetzt nicht mehr durch das theologisch mystische Medium der Scholastiker, das phantastisch getrübte der Araber, sondern an der reinen, echten Quelle kennen lernen wollte. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Kaiser Maximilian I. sich damals den warnenden Spruch 'halt Maß' zur Devise wählte; denn Maß zu halten war gar nicht im Sinne jener Zeit." Stellen und Gedanken von solcher Hypertrophie und widerspruchsvollen Unklarheit in einem bedeutenden, epochemachenden Werke!

Von der alten stricten Gefühlstheorie kann Ambros auch hier nicht lassen. Es hört sich ganz hübsch an und mag gelten, wenn Palestrinas wunderbare Gesänge „tönend gewordene Raphael'sche Marienbilder" genannt werden. Bedenklich wird die Sache aber schon, wenn Bachs Fugenthemen „meist ein ganz bestimmtes Charakterbild (von Freude, Wehmuth, Schmerz, düsterm Brüten, Scherz, heiterm Gaukeln u. s. w.) geben" (wohl nach dem Recept des alten Mattheson: „die Leidenschaft, welche in einer Courante vorgetragen werden soll, ist die Hoffnung"?), während dies bei Frescobaldis Themen noch nicht der Fall sei — eine ähnliche Unterscheidung, wie die von Ambros einst ebenfalls acceptirten Marx'schen Kategorien von Musik der Seele (Haydn, Mozart) und Musik des Geistes (Beethoven). Es kann auch nicht wohl bloße Courtoisie sein, wenn Ambros in der Vorrede zum ersten Bande einem so fadenscheinigen und den schlimmsten romantischen Phrasen der Neudeutschen völlig ergebenen Buche, wie dem bekannten Brendel'schen Compendium der Musikgeschichte, welches allerdings in poetisirenden Redensarten und Metaphern ungemein stark ist, das Lob eines „brillanten, ungemein geistvollen, mit allgemeinem(!) und verdientem Beifall aufgenommenen Buches" ertheilt und es in einem Athemzug mit Größen wie Jahn und Bellermann unter seinen Vorgängern nennt, worüber sich schon Marquard und Krüger mit Recht moquirt haben, und welches Urtheil ihm erst nach Jahren (siehe die Vorreden zum 3. Bande und zu den „Bunten Blättern") leid gethan zu haben scheint, nachdem Brendel seine Musikgeschichte herablassend als „schätzbaren Beitrag" gewürdigt hatte. Es ziemt den Freunden des Verstorbenen nicht, solche frappanten gelegentlichen Unzuverlässigkeiten ganz zu vertuschen; sie gehören zu seinem Bilde wie seine oft gerühmten bedeutenden und glänzenden Eigenschaften.

Mit dem vierten Bande schließt in der 2. Auflage zwar die eigentliche Ambros'sche Darstellung, jedoch nicht das ganze Unternehmen. Vielmehr ist demselben schließlich noch durch ein der praktischen Kunstverbreitung gewidmetes Supplement ein wesentlicher Zuwachs gewonnen worden.

Auch dieser längst gehegte Plan des Verfassers und des Verlegers ist erst jetzt, nach Ambros' Tode, zur Ausführung gelangt: die Herausgabe eines besondern Notenbeilage-Bandes mit einer Auswahl aus den für das Werk gesammelten, bisher unbekannten Tonwerken der berühmtesten Meister des 15. und 16. Jahrhunderts. An sich von kostbarem Kunstwerth, soll diese Reihe ganz neuer Schätze zugleich die beste Illustration zu dem Text des dritten, weitaus werthvollsten Bandes bilden. Zu dieser Publication hatten Ambros und sein Verleger an dem schon genannten Forscher O. Kade einen trefflichen Mitarbeiter gewonnen. Bei einer Zusammenkunft zur Zeit der Holbein-Ausstellung in Dresden, bei welcher Ambros natürlich nicht fehlen konnte, im Sommer 1871, ward endlich die Entscheidung dahin getroffen, daß die Zusammenstellung und Redaction der Notenbeilagen wesentlich den Händen Kades anvertraut wurde, während Ambros sich auf das Drängen der Freunde protocollarisch zur schleunigen Ausarbeitung des vierten Bandes verpflichtete. Als letztere mit dem jähen Tode von Ambros nach fünf Jahren noch nicht erfolgt war, geschweige denn eine Fortsetzung, ward für die zweite Auflage des Werkes nunmehr wenigstens der Notenband in erfreulichem Grade gefördert. Indessen ist der Antheil Kades an dieser Mustersammlung glücklicher Weise nicht nur ein redactioneller geblieben. Im Ganzen bietet nämlich der in 15 Lieferungen erschienene, handliche Octavband 85 Tonstücke von 35 Tonsetzern, über welche das 66 Seiten lange Vorwort ausführliche Verzeichnisse, Quellennachweise und wichtige redactionelle Bemerkungen enthält. Es stammt danach kaum ein Drittel, nämlich 26 Nummern, aus dem Nachlasse von Ambros, die übrigen 59 aus der Sammlung des Herausgebers Kade, der ebenfalls seit mehr als 30 Jahren bemüht ist, aus allen bedeutenden Bibliotheken Deutschlands und Italiens die seltensten und wichtigsten Manuscripte für jene Zeit in correcten Partiturabschriften zusammenzubringen und vor dem Untergang zu bewahren. (Prospect und Titel des Bandes drücken sich über den Antheil Kades an diesen Schätzen theils mißverständlich, theils geradezu unrichtig aus). Zugleich beabsichtigte der Freund mit einer solchen Beisteuer einen Ausgleich zwischen niederländischer, italienischer und deutscher Composition anzubahnen, da letztere im Vergleich zu den beiden ersteren bei der Ambros'schen Textdisposition entschieden im Nachtheil zu stehen schien. Darum finden sich von deutschen Componisten, wie Isaac, Senfl, Hofheimer, Stoltzer, Scandellus, Walther, Greiter, Koler, Walliser u. A. geistliche und weltliche Stücke größeren wie kleineren Umfangs gewiß nicht zum Schaden der Sammlung aufgenommen. Der Münchener Meister Orlandus Lassus ist aus einem praktischen Grunde gänzlich unberücksichtigt geblieben, weil nämlich von diesem in vorderster Reihe glänzenden Namen in anderweitigen Ausgaben bereits 373 Stücke, darunter ganze Serien von Magnificats und Psalmen, veröffentlicht worden sind. Von den Niederländern sind natürlich die Meister Ockeghem, Hobrecht und Josquin am reichsten vertreten. „Es vereinigt dieses Urkundenbuch eine reiche Sammlung geistlicher wie weltlicher Tonsätze vom einfachsten, unscheinbaren, für gesellige Zwecke bestimmten Liedlein bis hinauf zu dem erhabensten, der Andacht gewidmeten, ausgeführtesten Kunstwerke des Motettes und der Messe, meist wahre Kabinetsstücke seltenster Art und unschätzbaren Werthes, die durch Neudruck noch nie in die Oeffentlichkeit getreten sind." Die Beibehaltung aller Originalschlüssel (nicht weniger als sieben) wird wohl leider nicht zur Erleichterung der beabsichtigten Verbreitung in weiteren gebildeten Kreisen dienen. Ob diese alte complicirte Orthographie in einer wesentlich auch praktischen Zwecken gewidmeten Elitesammlung wirklich so wichtig und unumgänglich war, wie der Herausgeber betont, sei dahingestellt. Wenigstens gibt es auch einige unverächtliche Gründe dagegen.

Daß die Seitenzahlen der laufenden Hinweise auf den Text des Ambros'schen Werkes sich stets allein auf die neue (2.) Auflage desselben beziehen, ist wenig höflich gegen die Besitzer der nur wenig veränderten ersten. Die Reihenfolge der Tonsetzer schließt sich dem Fortgang des dritten Textbandes genau an, obwohl, wie erwähnt, gegen dessen Gruppirung Kade selbst wohlbegründete Bedenken erhoben hat. Einzelne nicht unwichtige Irrthümer aber wenigstens, die „aus Pietät" im Text stehen gelassen waren, sind im Vorwort zu den Notenbeilagen berichtigt, so zwar, daß im 3. Bande zu lesen steht, es sei von Heinrich Finck keine Messe nachweisbar, während in dem Notenbande gerade eine solche von diesem sonst mehr in der Lied- und Hymnencomposition bedeutenden deutschen Meister geboten wird, mit vielen werthvollen Bemerkungen des Herausgebers. Einige treffliche Worte des letzteren am Ende der Vorrede mögen hier schließlich eine Stelle finden: „Zwar hat dieser Kunstgesang seine ihm gehörige Zeit gehabt, die nie wiederkehren wird. Was einst vorzugsweise Musik gewesen, konnte mit der Zeit nur als besondere Gattung an einen besondern Platz zurücktreten. Aber uns den Genuß ihrer edelsten Früchte sichern und auf deren Erhaltung dringen, mußte schon des starken Gegensatzes wegen,

im eigenen Interesse einer neu ankommenden Praxis liegen, die eine ältere nicht ungestraft bei Seite schieben kann, ohne ihren Fortschritt mit einem empfindlichen Rückstande anzutreten. Es ist die höchste Zeit für uns, endlich einmal mit einer gründlichen Untersuchung der Vergangenheitsmusik den Anfang zu machen, um zu sehen, wie unendlich viel vergessen worden ist, welche Schätze der Schutt der Jahrhunderte birgt."

Zum Brüsseler Friedenscongreß.

Eine Plauderei.

Von Hans Wachenhusen.

Der Krieg ist die größte Brutalität unseres die Humanität mit vollen Backen predigenden Jahrhunderts, es sollte sich also Niemand darüber wundern, wenn er brutal ist. Und doch kehren die Klagen hierüber immer wieder.

Deutsche Correspondenten beschuldigten jetzt eben die englischen Truppen des Mordes an den bei Tel-el-Kebir verwundeten Aegyptern. Englische Soldaten haben bei Erstürmung der ägyptischen Position die daliegenden Verwundeten erstochen, erschossen, — todt gemacht.

Wie viel daran wahr, das wird kaum der Wirklichkeit gemäß bekannt werden, denn es ist immerhin eine heikle Sache, dergleichen einzugestehen. Eine Beschuldigung wie diese mit Entrüstung als eine Beleidigung der Soldatenehre zurück zu weisen, ist vor der Welt immer die beste Rechtfertigung.

Ich erwähne dieser annoch bestrittenen Thatsache nur, um darauf aufmerksam zu machen, daß kaum überhaupt ein Krieg geführt wird, ohne daß ein Gegner dem andern dergleichen nachsagt. Ein Ringkämpfer, wenn er besiegt ist, wird den glücklichen Gegner immer beschuldigen, er habe ihn durch unerlaubte Griffe geworfen. Ebenso machten es die Franzosen im Jahre 1870; nur durch Verrath hatten sie besiegt werden können, nur durch die schnödeste Spionage hatten die Deutschen ihnen ihre Schwächen abgelauscht. Als ob nicht jede kriegführende Macht ihre Spione hätte!

Als ich nach Niederwerfung der Commune in Paris wieder zu meinem Schneider trat und ihn fragte, ob er mich, einen Preußen, noch würdig finde, ferner für mich zu arbeiten, bat er nur, mir von Neuem Maß nehmen zu dürfen, da alle seine Maße verloren gegangen seien, und während er das that, bewies er mir, daß wenn sie, die Franzosen, bei Wörth nur 20,000 Mann mehr gehabt hätten, der ganze Krieg in Berlin und nicht in Paris seinen Abschluß genommen haben würde.

„Vous-avez raison! Passons la dessus!" rief ich, Alles zugebend, aber er konnte doch nicht umhin, mir zu versichern, daß die Deutschen sehr unehrliche Gegner seien und die schändlichsten Vandalismen verübt hätten.

Ein Schneider ist in solchen Dingen keine Autorität, ich muß aber hinzufügen, daß überhaupt dergleichen Behauptungen selten aus ganz sicherer Quelle fließen.

Welch ein Geschrei wurde von den französischen Zeitungen Anno 1859 während des Feldzuges in der Lombardei über die östreichischen Truppen erhoben! Die Grenzer, hieß es, die Kroaten und Slovaken seien wilde Thiere, entmenschte Ungeheuer, die an den Verwundeten die undenkbarsten Grausamkeiten verübten! Ich weiß nicht, welche Pariser Zeitung es war, die zuerst gegen die Oestreicher die alle Welt entsetzende Beschuldigung erhob, sie übten die Barbarei, die daliegenden feindlichen Verwundeten mit dem Bajonett zu durchstechen.

Ich kümmerte mich damals ernstlich um die Sache und fand denn, daß allerdings ein Körnchen Wahrheit an dieser Beschuldigung. Die Zuaven hatten nämlich beim Tirailliren in verschiedenen Gefechten die List geübt, sich als verwundet auf den Boden zu werfen, dann waren sie aufgesprungen und hatten die an ihnen vorüber vordringenden Jäger heimtückisch erstochen oder erschossen. So war es also in der That vorgekommen, daß östreichische Tirailleure, den daliegenden Rothhosen nicht trauend, sich ihrer versichert; es war dann auch dasselbe von französischer Seite geschehen; im Ganzen aber waren diese einzelnen Fälle nicht eines solchen Geschreies werth

Daß dahingegen von den französischen Soldaten völkerrechtswidrige Geschosse in Anwendung gebracht worden, davon überzeugte mich eine Spitzkugel, die einem armen Kerl aus dem fleischigsten Theil seines Körpers herausgeschnitten wurde. Dieses Blei war oben an der Spitze eingekerbt, hatte sich im Fluge durch den Luftdruck tulpenförmig auseinander gebogen und dadurch eine Wunde verursacht, die beim Herausnehmen der Kugel einen großen Fleischverlust verursachte.

Von einer anderen, den Oestreichern in diesem Kriege nachgesagten Brutalität habe ich schon erzählt; sie mag indeß auch hier en passant wieder ihre Stelle finden.

Eine Pariser Zeitung brachte nämlich während jenes Krieges die schaudererregende Nachricht, das östreichische Hauptquartier habe beim Einrücken in eine Stadt der Lomellina unter anderen dem Municipio aufgegebenen Requisitionen auch die Lieferung von belle donne (schönen Frauen) verlangt . . „Die Dummheit!" rief der Arzt des Hauptquartiers, als er die Zeitung las. „Ich habe für unsere Kranken bella donna aus der Apotheke requiriren lassen! In dem ganzen Nest wäre nicht ein einziges Weib zu finden gewesen, am wenigsten ein schönes!"

Daß die Araber in den algerischen Kämpfen die verwundeten Franzosen in einer schenßlichen Weise verstümmelten und daß das auch heute geschehen sein würde, wenn die ägyptischen Truppen Erfolge gehabt hätten, daß die türkischen Baschibozuks keinen todten Feind für wirklich todt, keinen Verwundeten als besiegt ansahen, ehe sie ihm den Kopf abgeschnitten, und daß das im letzten Kriege trotz allen Tagesbefehlen noch geschehen; daß die slavischen und mohamedanischen Völkerschaften von Bosnien, Montenegro, der Herzegowina ꝛc. wenn nicht die Köpfe, doch die Nasen und Ohren der gefallenen oder kampfunfähigen Gegner verlangten — das Alles ist bekannt. Es ist das eben ihre Kriegsführungsweise und wohl dem, der sich nicht mit ihnen abzugeben braucht.

Wer aber möchte behaupten, daß *wir* so gar sehr human in der unsrigen seien! Wir sind es eben nur im Wiederzusammenflicken dessen, was wir dem Gegner an seinem, eine unsterbliche Seele und einen schweren Tornister tragenden Leibe zerfetzt haben, — nicht aus Reue, nur um zu zeigen, daß wir auch human sein können, nachdem wir so brutal wie möglich gewesen.

Ein Krieg hat den Zweck, dem Gegner in jedem einzelnen Gefecht so viel Leute kampfunfähig zu machen als sich immer thun läßt. Nicht nur die Menschlichkeit, auch das Gesetz des Soldaten gebietet den unschädlich gemachten Gegner zu achten. Das rothe Kreuz übernimmt ihn liebevoll und behandelt Freund wie Feind mit gleicher Sorgfalt. Wen die Kugel so unglücklich getroffen, daß er genug davon hat, dem ist nicht mehr zu helfen, er wird eingescharrt. Aber die Mittel, durch welche heute unsere Kriege geführt werden, machen es leider unmöglich, mit Menschenhand und Menschenkunst alles das zu retten, was wohl noch zu retten *wäre*; Tausende und Abertausende verenden in einem Kriege aus Mangel an Hülfe, an Verbandzeug, an Aerzten, an Krankenträgern, an Transportmitteln, an Obdach.

Und ist das anders möglich seit unsere Kriege mit großen Vernichtungsmaschinen geführt werden? Eine Kugel, wenn sie die Brust eines Braven im Kampfe getroffen, wird von diesem in der Hitze des Gefechtes oft kaum empfunden, bis er plötzlich neben dem Kameraden zusammensinkt. Eine Kugel aus dem Rohr des Gegners wird dem Feinde mit tapferer Hand gesendet; Kugel gegen Kugel, Auge gegen Auge, und der Procentsatz der wirklich durch die Kugel *Getödteten* ist oft ein unglaublich geringer. Jetzt aber kommen die *Maschinen*. Sie werfen riesige Zuckerhüte als Geschosse, deren Füllung und Sprengstücke Verderben speien, daß die Glieder umherfliegen. Bei Beaumont z. B., als sich das französische Lager bei hellem Mittag beim Abkochen überrumpeln ließ, schleuderten unsere Kanonen ihre Geschosse in das-

selbe, so daß wir ganze Corporalschaften um die Gamelle herum zersetzt, verkohlt daliegen sahen.

Ist das ehrlicher Kampf? Ja, nach den Principien des heutigen Maschinenkrieges. Nach denen der Humanität hätte man — wenn thunlich — es vorziehen müssen, den Feind zu umzingeln und ihm mit sanfter Gewalt die Waffen abzunehmen. Was ist da noch Menschenwerth? Eine vergiftete Kugel ist völkerrechtswidrig, eine Maschine, die Hunderte massacrirt, ist aber noch lange nicht der Gipfelpunkt dessen, was man im Interesse der Kriegsführung bei Krupp ꝛc. zu erfinden strebt. Die große Josephine auf dem Mont Valerien bei Paris ward vor zwölf Jahren als Monstrum betrachtet, heute ist sie eine Kinderkanone.

In den früheren Kriegen war es nicht völkerrechtswidrig, dem Belagerer siedendes Pech auf die Köpfe zu gießen, heute ist es Kriegsgewohnheit, eine belagerte Stadt auszuhungern. Mögen Pestilenz und aller übriger Jammer über sie kommen, warum ergibt sie sich nicht? Die belagerten Pariser aßen auch Ratten und Mäuse; als mich aber während der Friedensverhandlungen der befreundete Redacteur einer großen Pariser Zeitung in Versailles besuchte und wir zusammen frühstückten, schmeckte ihm nichts; er meinte, so schlecht zubereitet wie die Speisen im ersten Hotel von Versailles seien ihre Ratten und Mäuse nicht gewesen.

Es mag Manches von dem, was ich hier schreibe, paradox klingen, aber es bleibt thöricht, Sentimentalität in den Krieg hinein tragen zu wollen. Es ist allerdings ein Mord, einen Feind, der uns ehrlich gegenüber gestanden, wie einen Hund abzustechen, wenn er hülflos und verwundet vor uns liegt, aber was macht man mit ihm, wenn er im Sterben noch zu schaden sucht? Vor Sedan wurden auch Weiber füsilirt, die aus den Kellern geschossen, am Balanthor lag sogar ein erschossenes Weib auf dem Schlachtplan. Führt man Krieg mit Weibern? nein! Aber wenn sie Männer werden! Es ist wie gesagt Kriegsusance, den Gegner nur kampfunfähig zu machen, und macht die Kugel ihn todt, so ist das Soldatenlos; wer aber hemmt in der Hitze des Gefechts die Bestie im Menschen, wenn sie entfesselt ist, und galt es nicht ehedem als die höchste Bravour, keinen Pardon zu geben?

In dem Leben des heranwachsenden Mannes gibt es zwei schwierige Momente für den, der ihm als Erzieher oder Führer dient: es ist schwer, ihn als Knaben an die Schularbeit, als Jüngling an den Feind zu bringen; ist er einmal bei der Sache, so macht sich Alles von selbst. Aber wo ist die Zeit, wo der Kampf Mann gegen Mann denen, die den Krieg noch heute als eine göttliche Schickung glorificiren wollen, einen Schein von Recht geben konnte? Er gibt allerdings vielfach noch heute dem Braven Gelegenheit, die höchsten Mannestugenden, Muth und Tapferkeit, zu entwickeln, aber wo bleiben diese Tugenden einer gemeinen, Tod und Verderben speienden Maschine gegenüber?

Freilich, Maschinenarbeit ist ja jetzt Alles, und so auch das, was einst der Kampf dieser Tugenden gegeneinander gewesen. Ich erinnere mich eines Moments aus der Schlacht von Königgrätz, wo der Chef einer über das Feld jagenden Batterie den am Boden liegenden Verwundeten zurief: „Kinder, macht die Augen zu, ich muß mit meinen Kanonen über Euch hinweg!“ Und die Maschine zermalmte die Glieder der Unglücklichen, um dahin zu rasen und ihre Schuldigkeit zu thun!

Fragt sie, was sie heut zu Tage im Kampfe leistet; sagt ihr, sie solle human sein! Wenn sie erst im Stande sein wird, Alles zu leisten, was eine Schlacht bedingt, so werden die Kriege aufhören.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt sie dir oder gilt sie mir.

So sang der Dichter. Heute kommt anstatt der Kugel eine ganze Mitrailleusenladung geflogen. Ich will nicht gesagt haben, daß Shrapnell seine wohlthätigen Granatkartätschen nicht schon zu Anfang unseres Jahrhunderts erfunden; ich erinnere mich auch, mit welchem Interesse schon bei Magenta das erste von den Oestreichern eroberte gezogene Geschütz betrachtet wurde, mit welchem Staunen ferner die Leute vor die Krupp'sche Riesenkanone in der Pariser Ausstellung von 1867 traten. Aber ist man nicht immer noch mit Erfindung des Ideals einer Menschen-Erlösungsmaschine beschäftigt, und da will man Sentimentalität in den Krieg tragen? A la guerre comme à la guerre! Elihu Burrits Oelblätter sind verweht, die Schalmeien des Brüsseler Friedenscongresses blasen jetzt eben wieder so lieblich, aber es wird deshalb doch keine einzige Kanone weniger gegossen.

Rückblick auf die Münchner Elektricitätsausstellung.

Von H. W. Vogel.

Wir brauchen keine Gewitter mehr, um unsere Atmosphäre mit Elektricität zu schwängern, sie ist bereits hinreichend damit gesättigt. Elektricität als Kunstprodukt beschränkt sich nicht mehr auf Telegraphenämter, galvanoplastische Anstalten, physikalische und physiologische Kabinette; sie hat ihren Wirkungskreis gewaltig erweitert und fordert die öffentliche Aufmerksamkeit unausgesetzt heraus.

Von Tag zu Tag vergrößert sich das zur Verhäßlichung Berlins beitragende Spinnewebennetz der über die Gassen hinweggespannten Telephondrähte, aufdringlich schreit das blendende, durch keinen Vorhang zu dämpfende elektrische Straßenlicht in die intime Häuslichkeit der Leipziger Straßenbewohner hinein, jede Zeitung, politische wie belletristische, ist bemüht, ihren Lesern allwöchentlich etwas Elektricität aufzutischen und neue Anwendungen der wunderbaren Naturkraft, die wir nur ihren Wirkungen, keineswegs ihrem Wesen nach kennen, stehen in Aussicht. Man wird Kabel in die Häuser führen, bald elektrisch Nähmaschinen treiben, mit Glühlicht statt mit Petroleum oder Gas erleuchten, vielleicht sogar mit Elektricität kochen und backen.

Und während in der norddeutschen Metropole das „Bogenlicht“ aufging und bisher seine Schuldigkeit thut, „herrlich wie am ersten Tag“, wurde in dem bekannten Glaspalast der ersten süddeutschen Hauptstadt ein Quantum Elektricität entwickelt, welches dem Publicum an einer Reihe ausgestellter Apparate die verschiedensten Anwendungen der Naturkraft illustriren sollte.

Internationale Ausstellung, verbunden mit elektrotechnischen Versuchen, nannte sich das löbliche, von Professor Beetz und Ingenieur von Miller ins Leben gerufene Unternehmen, das schon ein Jahr nach der internationalen elektrotechnischen Ausstellung in Paris eröffnet wurde. Selbst der wärmste Freund desselben wird zugeben müssen, daß es dem Pariser zu schnell folgte. Nicht jeder Elektrotechniker hat Lust, sich alljährlich in die hohen Kosten einer Ausstellung zu stürzen. Dieser Grund hat wohl die meisten der großen Elektricitätsfirmen, welche in Paris vertreten waren, von der Beschickung abgehalten. Paris zählte 1760 Aussteller, München nur 120, darunter nur 20 außerhalb des deutsch-östreichischen Postvereins wohnende. Das Epitheton international verdiente die Ausstellung daher kaum; ja sie konnte nicht einmal als eine genügende Repräsentation der deutschen und östreichischen Elektrotechnik gelten.

Aber ihren belehrenden Zweck hat die Ausstellung zweifellos erfüllt; sie gab dem bayrischen, resp. dem Münchener Publicum Gelegenheit zur Kenntnißnahme zwar nicht mehr ganz neuer, aber ihm bis dahin noch nicht genügend vorgeführter Anwendungen der Elektricität; und in Bezug auf zwei derselben erlangte sie auch für weitere Kreise Wichtigkeit, beide das Theater betreffend, eine akustische: Mittheilung der hörbaren Theile der Theatervorstellungen in der Ferne, und eine optische: Erleuchtung der Bühnenräume durch Glühlicht.

Man hatte großartige Veranstaltungen getroffen, um die Kenntnißnahme dieser Anwendungen der Elektricität nicht nur den Fachtechnikern des Theaters, sondern auch dem Publicum zu ermöglichen.

Es waren telephonische Auditorien angelegt, welche mit der Kgl. Hofoper, dem Theater am Gärtnerplatz, mehreren Café chantants und mit Oberammergau in Verbindung standen. In den erstgedachten Auditorien konnten je 16 Personen zugelassen werden, die mit telephonbewaffneten Ohren (jeder Hörer empfing deren zwei) auf 4 bis 5 Minuten der Vorstellung aus der Ferne lauschen konnten; denn ein Lauschen ist es, nicht ein leichtes bequemes Hören. Es klingt wie eine Musik

oder Unterhaltung durch die geschlossene Thür und für nicht Feinhörige ist der Kunstgenuß ein mäßiger.

Schreiber dieses vernahm z. B. im Telephonkabinet der Oper die Violinen nur schwer; Andere haben dieselben gleichzeitig ganz vorzüglich gehört. Ueberraschender noch als diese Telephonmittheilung einer nur 1 Kilometer entfernten Oper wirkten aber die telephonischen Verständigungen mit dem 96 Kilometer entfernten Oberammergau. Gespräche, Lieder, sowohl Solo als Chor, wurden ebenso deutlich zu Gehör gebracht, als lokale Telephonnachrichten, ein Beweis, daß die Bemühungen, das Telephon für den „Externverkehr" an Stelle des Telegraphen zu verwenden, der Verwirklichung näher gerückt sind.

Bald wird dem Publicum der Provinz der Genuß einer hauptstädtischen Oper oder eines Concerts am häuslichen Herde ermöglicht werden. Edisons und Bells Erfindung haben sich zur Lösung dieses interessanten Problems vereinigt. In der Münchner Oper bilden schmale, quadratische, zur Vermeidung störender Erschütterungen in Gummischnüren hängende, mit einem Hörrohr versehene Kästen die sogenannten Transmitter d. h. die Hörapparate, welche zur Rechten und Linken des Souffleurkastens auf der Bühne einerseits, im Orchester andrerseits aufgestellt sind. Ihre Einrichtung ist höchst einfach; sie bestehen im Wesentlichen aus einer Eisenmembrane, die durch die Schallwellen in Erzitterung gesetzt wird und bei derselben mehr oder weniger stark gegen ein ihre Mitte berührendes Kohlenstück drückt, das mit der Membrane in eine elektrische Leitung eingeschaltet ist. Mit dem Druck verändert sich das Leitungsvermögen und damit die Stärke des elektrischen Stromes, und die Variationen derselben erzeugen in einem, in die mehr oder weniger lange Leitung eingeschalteten Telephon genau dieselben Töne, welchen sie ihren Ursprung verdanken. Edisons Telephonprincip (Veränderung des Leitungsvermögens der Kohle durch den Druck) ist es auch, welches bei dem Mikrophon zur Anwendung kommt und hier dazu dient, zarte, dem unbewaffneten Ohr kaum wahrnehmbare Geräusche kräftig zu vernehmen (z. B. das Gehen einer Fliege). Edison hat es es ferner verstanden, diese Wirkungen in kräftigerer Weise als durch den einfachen elektrischen Strom in die Ferne zu tragen, indem er statt dessen den durch ihn erregten Inductionsstrom zur Telephonirung benutzte. Die zahlreichen Modificationen, die mit dem Edison'schen Transmitter und Bell'schen Telephon seit der kurzen Zeit ihres Bestehens vorgenommen worden sind — in München hatte man Gelegenheit, verschiedene Dutzend neuer Systeme der Art (und diese repräsentiren nur einen kleinen Theil der wirklich existirenden) zu studiren — beweisen, in welchem großartigen und rapiden Entwicklungsproceß sich dieser neue Zweig der Elektrotechnik befindet, und dieser Umstand läßt zuversichtlich hoffen, daß die den Systemen noch innewohnenden Mängel bald überwunden sein werden.

In wie weit die von Bell ebenfalls entdeckte Photophonie (Fortpflanzung von Schallwellen mittelst Lichtstrahlen) und Radiophonie (Erregung von Tönen durch intermittirende Strahlen) für die praktische Telephonie Bedeutung erlangen werden, steht noch dahin. Die Münchner Ausstellung gewährte zur Kenntnißnahme dieser hochinteressanten Novitäten keine Gelegenheit.

In noch höherem Maße als das akustische Feld nahm das optische die Aufmerksamkeit des Ausstellungspublicums in Anspruch. Freilich war die Ausstellung auch in Bezug auf dieses Feld eine einseitige. Die verschiedenen elektrischen Beleuchtungssysteme waren ungenügend vertreten. Das glänzendste von allen, das Bogenlicht, entstehend durch Uebergang eines starken elektrischen Stromes zwischen getrennten Kohlenstücken, war in höchstens acht Constructionen vorhanden, das mildere Glühlicht, bestehend aus einem dünnen, in einen luftleeren Glasballon eingeschlossenen, vom elektrischen Strome durchflossenen und dadurch glühend gemachten Kohlenfaden war zwar in den meisten jetzt existirenden Varianten repräsentirt, einige jedoch nur in vereinzelten, nicht in Function tretenden Exemplaren. Wirklich in Action traten nur drei: Edisons, Swans und Müllers Glühlichtlampen. Erstere dominirten aber in solchem Grade, daß die andern fast dagegen verschwanden. Die dritte Art elektrischen Lichtes, das auf der vorjährigen Ausstellung in Paris in verschiedenen Systemen vertretene und der Beachtung werthe Contactglühlicht, welches sich bildet, wenn Elektricität zwischen zwei in freier Luft befindlichen, sich berührenden Kohlenstücken übergeht, fehlte, abgesehen von einem kleinen Modell für Schulzwecke, in München gänzlich. Dagegen wurde die Anwendung des elektrischen Lichtes für Bühnenzwecke in München in viel großartigerer Weise vorgeführt, als auf der vorjährigen Fachausstellung. Das in Paris aufgestellte, mit Werdermann'schen Contactlampen beleuchtete kleine Theater konnte eigentlich nur als Modell gelten. Die Münchner versuchshalber in der elektrischen Ausstellung errichtete Bühne nebst Zuschauerraum war in so großem Stile angelegt, daß sie allenfalls für die dramatischen Bedürfnisse einer Mittelstadt ausgereicht hätte. Um den Effect der elektrischen Beleuchtung recht instructiv zu zeigen, fanden allabendlich Vorstellungen lebender Bilder gegen Extra-Entrée statt. Elektrisches Bogenlicht ist schon lange für Bühnenzwecke benutzt worden, wenn es der Erzielung blendender Lichteffecte (Prophetensonne u. dgl.) galt. In München aber versuchte man — wohl zum ersten Male im großen Stile*) — die Anwendung von Glühlicht an Stelle des Lampenlichts zur Coulissen-, Soffiten- und Rampenbeleuchtung, und diese Versuche interessirten sämmtliche Bühnenleiter in um so höherem Grade, als sie eine Tagesfrage berührten, die nach der Ringtheaterkatastrophe in Wien eine brennende genannt werden muß, obgleich sie von der Verhinderung von Theaterbränden handelt. Die Directoren der hervorragendsten Bühnen waren zu einer gemeinschaftlichen Prüfung des Gegenstandes eingeladen worden; sie fanden sich zu einem „Congreß" am 28. Sept. in München zusammen und es ist zweifellos, daß sie, abgesehen von den Einrichtungskosten der neuen Beleuchtung, einen günstigen Eindruck von derselben erhalten haben.

Bogenlicht und Contactlicht können nicht als absolut gefahrlos in Bezug auf Entzündung fremder Körper gelten. Ihr Licht bildet sich in freier Luft. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß brennbare Stoffe in den Brennpunkt der Kohlen gerathen, welche die Pole bilden, daß ferner die weißglühenden Kohlen abbröckeln und auf brennbare Körper fallen. Durch Umhüllung mit Glocken, Drahtgaze, Untersatz von „Aschentellern" läßt sich die Gefahr ganz bedeutend reduciren, so daß sie sicher geringer ist als bei Gaslicht (bei dem noch die bei elektrischem Licht unmöglichen Explosionen unterlaufen können); aber ganz verhindern läßt sie sich nicht. In dieser Hinsicht ist das Glühlicht den andern elektrischen Lichtern vorzuziehen, denn der Kohlenfaden glüht nicht in freier Luft, sondern in einem von der Atmosphäre ganz abgeschlossenen Glasballon. Von einer Entwickelung heißer Gase, von Rauch und Geruch ist bei ihm keine Rede, und der Einwand, daß beim Zerbrechen des Ballons der glühende Kohlenfaden doch mit fremden Körpern in Berührung kommen könne, wird hinfällig durch das Factum, daß bei Zutritt der Luft der Kohlenfaden fast augenblicklich abbrennt und verlischt. In der That konnte ein Glühlicht, welches mit dünner Gaze umwickelt war, vor den Augen der in München versammelten Theaterdirectoren zerschlagen werden, ohne daß der Stoff in Brand gerieth.

Das Glühlicht besitzt im Gegensatz zum Bogenlicht eine entschieden gelbliche Farbe, völlig ähnlich dem gewöhnlichen Lampenlicht, dem es auch in seiner Intensität nahe steht. Ein Argandbrenner hat etwa 20 Kerzen, ein Edison-Glühlicht Nr. 1 etwa 16 Kerzen Stärke. In der Straßenbeleuchtung wird es nicht viel mehr leisten als Gaslicht. Der in Berlin im Sommer in der Kochstraße mit Glühlicht von Siemens monatelang mit Erfolg fortgesetzte Versuch hat das deutlich bewiesen! Tausende von Menschen haben um jene Zeit die Kochstraße Abends passirt, ohne zu ahnen, daß die Straße mit elektrischem Glühlicht und nicht mit Gaslicht erleuchtet war. Für Erhellung von Straßen und großen Hallen wird das Bogenlicht dem Glühlicht stets „über" sein. Die Vorwürfe, es sei „zu blau", „zu kalt", „zu blendend", sagen nicht viel. Man hat auch dem Gaslicht mancherlei Vorwürfe zur Zeit seiner Einführung gemacht und damit die Entwicklung der Gasbeleuchtung nicht aufgehalten. Wie vorzüglich das angeblich „zu blaue" Bogenlicht für Farbenunterscheidung geeignet, wie weit es darin dem Gaslicht überlegen ist, beweist seine Einführung in Färbereien und Druckereien. Thatsächlich ist aber das Bogenlicht gar nicht blau, sondern es erscheint nur so im Contrast mit dem rothgelben Gaslicht. Im Vergleich zu Tageslicht erscheint sogar das angeblich blaue Bogenlicht entschieden gelblich, wie man sich in Berlin leicht überzeugen kann, wenn man in der angehenden Dämmerstunde die bereits in Function gesetzten Bogenlichter der Läden von Levin, Ehrenhaus und Hildebrandt von der Straße aus beobachtet. Ein Uebelstand des Bogenlichts bleibt aber,

*) Der erste, der Glühlicht im Kleinen für Theaterzwecke verwendete, war wohl Richard Wagner. Die nicht eben sehr geschmackvolle rothe Glasschale, welche den heiligen Gral im Parzifal vorstellt, leuchtet bei den Worten des Chors: „O heil'ge Wonne, wie hell grüßt uns heute der Herr", vermöge eines darin angebrachten elektrischen Glühlichts.

daß es in schwächeren Lichtern als 150 Kerzen Stärke nicht hergestellt werden kann und daß es oft in unangenehmer Weise zischt oder aber flackert. Diese Fehler zeigt Glühlicht nicht. Störungen im Gang der Maschine können freilich auch hier Schwankungen hervorrufen. Das Glühlicht läßt sich ferner in Lampen bis zu 4 oder 8 Kerzen Stärke herab darstellen, und dadurch eignet es sich besser für den Arbeitsplatz, sei es im Comptoir oder in der Werkstatt. Seine gelbliche Farbe ist hier nicht von Nachtheil; für Bühnenbeleuchtung aber ist diese sogar ein Vortheil; denn hier ist die Farbe aller Ausstattungsstücke bis auf die Schminke herab der röthlich gelben Abendbeleuchtung entsprechend gewählt. Die Frage, ob das Glühlicht die für solche Zwecke wichtige, leichte Veränderung der Helligkeit erlaubt, ist durch die Münchner Experimente im bejahenden Sinne entschieden. Es ist leicht, den lichterregenden elektrischen Strom, der eine Reihe Lampen speist, zum Theil in eine Nebenleitung abzulenken und dadurch zu schwächen, oder aber mehr oder weniger transparente, resp. auch farbige Medien zur Lichtdämpfung oder Färbung vor die Lampen zu setzen.

Freilich ist das Glühlicht theurer als das Bogenlicht. Mit einer Pferdekraft erzeugt man bei Bogenlicht mindestens 250 Lichtstärken, mit Glühlicht, System Edison, höchstens 128, und wenn ersteres sich jetzt in der That billiger stellt, als Gaslicht gleicher Helligkeit, so dürfte dieses günstige Verhältniß beim Glühlicht noch nicht vorliegen. Dieser Umstand kann aber gar nicht in Betracht kommen gegenüber dem ungeheuren Vortheil der Feuersicherheit. Der eiserne Vorhang der Theater gewährt nur einen halben Schutz und vielleicht auch diesen nicht, wenn er, was sehr leicht eintreten kann, im entscheidenden Momente versagt.

Wie man hört, ist das Beispiel der Münchner Ausstellung nicht ohne gute Folgen geblieben. Das Hoftheater daselbst so wie das Carl-Theater in Wien haben sich zur Einführung des Glühlichts entschlossen. Andre Bühnen haben dieselbe ernstlich ins Auge gefaßt. Sollte die Ausstellung auch weiter keinen Segen stiften als diesen, so ist sie nicht vergebens dagewesen.

Aus der Hauptstadt.

Kunstausstellungen.

Die Ausstellung des Künstlervereins. — Christian Wilberg.

Als es entschieden war, daß die große akademische Ausstellung in diesem Herbste ausfallen sollte, prophezeiten kundige Männer, daß die kommende Wintersaison einen ungewöhnlich starken Kunstniederschlag erfahren würde. Sie scheinen Recht zu behalten. Noch hat die Saison nicht die Kinderschuhe ausgetreten, und schon sind allerwärts kleinere Ersatzausstellungen im Gange. Die Nationalgalerie hat die Werke des verstorbenen Landschafters Wilberg zusammengestellt, der Künstlerverein bietet die erste seiner drei Monatsausstellungen, und der große Lichthof des Gewerbemuseums ist mit einer historischen Sammlung seltener japanischer Gemälde angefüllt. Wir wollen vorerst die beiden Ausstellungen herausgreifen, die demnächst geschlossen werden.

Die Ausstellung des Künstlervereins unterscheidet sich von dem, was wir sonst in denselben Räumen zu sehen gewohnt sind, nur durch eine etwas größere Zahl guter Bilder. Ueber das Unternehmen als Ganzes läßt sich erst nach Ablauf der drei Monate ein Bild gewinnen. Soviel scheint jedoch sicher, daß wir ohne das Dazwischentreten des Vereins einige der bedeutendsten Productionen in dieser Saison schwerlich hätten zu Gesicht bekommen.

Vor keinem der Gemälde sind wir so oft und so lange stillgestanden wie vor Eduard von Gebhardts Klosterschülern. Zwei halbwüchsige Jünglinge in der Tracht des Reformationszeitalters sitzen an einem Tisch mit Folianten vor einer Bücherwand. Der eine, ein schlanker magerer Bursch, hat seine Feder niedergelegt und beugt sich mit dem Ausdruck des aufmerksamen Lauschens zu seinem Genossen. Dieser liest ihm eine Stelle vor, deren Sinn er nicht zu ergründen vermag. Mit dem Finger verfolgt er den Text, auf seinem Gesicht, das über die Blätter geneigt ist, brütet die Verzweiflung an der eigenen Kraft. Die Stirn ist gewaltsam in Falten gelegt und das Auge bohrt sich in die Zeilen, als ob die physische Anstrengung dem geistigen Proceß zu Hülfe kommen könnte. Man sieht, wie sein Verstand sich an das Wort klammert, wie seine Augen am Text hangen. Auch der andere ist im tiefsten Nachdenken begriffen, doch sein Körper weiß davon nichts. Ohne Anspannung sitzt er da, seine Hände liegen lose übereinander, aber seine ruhigen Augen, in denen ein inneres Feuer wiederstrahlt, sind fest geradeaus gerichtet, als hätten sie schon das Ziel im Auge, zu dem sie den kürzesten Weg suchen. Er bedarf des geschriebenen Wortes nicht und sein Verstand schaltet frei mit dem Inhalt. Dunkle Locken fallen über seine Stirn, die Augenbrauen sind tief herabgezogen wie bei Allen, die viel beobachten oder viel denken, und sein Mund mit den dünnen ausdrucksvollen Lippen preßt sich energisch zusammen. Aber die frische Farbe der Jugend ist von seinen Wangen, mager ist sein Hals, und an seinen Händen sind die Gelenke deutlich abgegrenzt. Er ist dem Kameraden an Alter kaum voraus. Aber der ist vom nordischen, später reifenden Typus. Seine Züge sind knabenhaft glatt und noch gar nicht durchgearbeitet. Das kurzgeschorene Haar hat die trockene Glanzlosigkeit des Uebergangsalters und eine schwer zu faffende graublonde Schattirung, die Hände verrathen in ihren festen Formen bedeutende Körperkraft. Bei aller Einfachheit ist auch das Gewand charakteristisch verschieden. Der junge Gelehrte trägt ein schlichtes schwarzes Wamms, der Bedrängte ein braunes mit geschlitzten Aermeln. Die Mache des Bildes ist von höchster Sicherheit und Vollendung ohne irgendwie in Distelei auszuarten; das Colorit ernst, fast herb, aber doch von großer Innerlichkeit. — Wie schade, daß Gebhardt so selten zu profanen Stoffen greift. Thut er es ja einmal, so ist seine Wirkung eine unwiderstehliche auch für Diejenigen, welche der alterthümelnden asketischen Richtung seiner neutestamentlichen Compositionen sonst nur mit Anstrengung gerecht zu werden vermögen.

Eine innerlich verwandte Aufgabe hat sich Marcus Grönwald gestellt und anziehend gelöst. In einer ärmlichen Klosterkapelle sind die Nonnen mit dem Blumenschmuck für ein Fest beschäftigt. Kränze windend sitzen sie vor dem Pfeiler, der die vergitterte Empore trägt. Sie sind still bei ihrer Arbeit; nur eine ist auf einen Tritt gestiegen, um ein Heiligenbild zu schmücken. Ihrer bewegten Haltung und dem schelmischen Ausdruck ihrer Züge nach ist sie die Lebhafteste. Fragend wendet sie sich zu einer anderen Schwester, die dominirend im Mittelpunkt sitzt. Ihr edles, ernstes Gesicht, die ruhige Würde ihrer Haltung geben ihr ein solches Uebergewicht, daß die übrigen Schwestern sie wie Schülerinnen umgeben. Doch ist sie nicht die Aebtissin; diese ruht in einem großen Sorgenstuhl nicht weit von ihr, aber auch sie hat die Augen auf die Sprechende gerichtet, als ob auch sie im Banne dieses überlegenen Geistes stände. Ganz allein steht im Schatten des Hintergrundes eine liebliche junge Gestalt in dunkler Nonnentracht und hält in Träumen versunken einen frischen Zweig in der Hand. Ohne Anstrengung, ohne die Benutzung eines novellistischen Hülfsmittels wird den lebendigen Charakteren das intime Leben der Gemeinschaft klar gelegt.

Mit einem Werke von überraschendem Können und erstaunlicher Sicherheit der Beobachtung ist ein bisher wenig bekannter junger Künstler, O. Schlabitz, in die Reihe derjenigen getreten, deren Namen man bei künftigen Ausstellungen zum Voraus im Catalog aufsuchen wird. Er ist ein Schüler Gussows, wagt aber in seinem „Schwurgericht" eine äußerst figurenreiche Composition. Zwar wird sich der Beschauer über den eigentlichen Inhalt des Vorganges nicht ganz klar, aber das kann bei einer so verwickelten Action kaum anders sein. Wir stehen der Fensterwand des Saales gegenüber. Ein volles, fast grelles Licht fällt uns entgegen, das nur von der einen Seite durch einen grauen Leinenvorhang gemildert wird. Die Richter sitzen auf den erhöhten Bänken unter den Fenstern, links die Geschworenen, rechts die Angeklagten, zu ebener Erde vor uns die Zeugen. Vor dem Tische steht ein verblühtes Weib, die Klägerin, in herausfordernder Stellung und weist auf einen Haufen Stoffe vor ihr. Sie scheint sich in einem Kampf mit dem Präsidenten zu befinden und von diesem zur Ruhe verwiesen zu werden. Die Angeklagte, ein blutjunges Mädchen, durch deren blondes Haar das Licht scheint, hat schluchzend das Gesicht mit der Schürze verhüllt. Einen unerschöpflichen Reichthum der Beobachtung entfaltet Schlabitz an den übrigen Figuren. Vorn die Zeugen, zum Theil neugierig, die Frauen in einer Haltung, der man deutlich das verzehrende Gefühl der Schande ansieht, in einer schlimmen Sache zu erscheinen. Dann der gelassene Staatsanwalt, der aufmerksame junge Vertheidiger, die gespannt lauschenden Zuschauer. Daneben steht in unerschütterlicher Ruhe an jeder Seite ein Gendarm mit seinem Gewehre. Es ist eine ganz moderne Scene. Kein wohlthätiger Schatten

mildert die barbarischen Farben der Frauenkleidung; Richter und Staatsanwalt erscheinen in der geschmacklosesten aller Amtstrachten, in dem mittleren Fenster über dem Präsidenten prangt ein Bild der Themis sorgfältig in den öden Farben eines modernen Glasgemäldes copirt. Aber das Alles ist mit unerbittlicher Wahrheit gemalt, wie es der Künstler gesehen. Eine besondere Vorliebe scheint er jedoch für den grauen Behang des Fensters gehabt zu haben. Bis zur Täuschung getreu ist das ungleiche durchscheinende Gewebe mit dem Schatten des Fensterkreuzes herausgebracht; wie denn überhaupt die sich schneidende Beleuchtung, die dem Zuschauer direct entgegenfällt, zu den complicirtesten Lichteffecten geführt hat. Ueber die Tragweite der Begabung des jungen Künstlers gestattet dies Werk nach verschiedenen Richtungen ein Urtheil. Er ist nicht ohne Humor, hat eine lebhafte Auffassung für Individualitäten und momentane Bewegung, aber seine Hauptstärke liegt in der Beobachtung des rein Thatsächlichen. Zu idealisiren scheint ihm ganz versagt.

Auf derselben Höhe der gewissenhaften Durcharbeitung von Schlabitz' Schwurgericht steht das Genrebild eines andern jungen Künstlers, der ebenfalls zum ersten Mal mit einem größeren Werk auftritt. „Erst fangen, dann hangen" von O. Keinke spielt auf der halbdunklen großen Tenne eines westfälischen Bauernhauses. Vor der verschlossenen Thür der Gesindestube lärmt eine bewegte Gruppe. Magd und Knecht versuchen das Schloß aufzureißen und mit dem Ausdruck der äußersten Entrüstung auf dem Gesicht und drohend geballter Faust steht ein schönes Mädchen daneben, auf dessen Armen der Abdruck einer schwarzen Hand verräth, gegen wen sich die Empörung richtet. Dem schwarzen Gesellen ist auf der Flucht sein Kehrbesen am langen Rohr zwischen die Thür geklemmt, die den Anstrengungen bald nachgeben muß. Er hat aber schon einen Ausweg gefunden durch ein hochliegendes Fenster, von dem eine Leiter auf den Boden führt. Seine Verfolger können ihn nicht sehen, aber ein kleiner Junge, der sich an den Rock eines zuschauenden Kindermädchens klammert, hat ihn schon entdeckt und sucht die Verfolger zappelnd vor Freude aufmerksam zu machen. Anders spiegelt sich der Vorgang auf dem Gesicht der übrigen Zuschauer. Lächelnd sieht, die Hände auf dem Rücken, von der andern Seite der Diele ein alter Bauer zu, und in der Thür, die nach dem hellen Garten führt, erscheint die Silhouette der Bäuerin, die bei dem Lärm entsetzt die Arme erhebt. Es ist ein sehr liebenswürdiges Bild von ungewöhnlich sorgfältiger Durchbildung der Charaktere, die sich in einem dramatischen Moment unbelauscht gehen lassen. Dasselbe gilt von den rein malerischen Eigenschaften. Die Gewänder legen sich so weich über die Glieder, daß man unter ihnen einen ausgeführten Act vermuthen sollte. Es ist eine Freude, so ernstem Wollen gegenüber zu stehen.

Aus dem Gebiete des bäuerlichen Genre, das noch immer in Blüthe zu stehen scheint, mögen noch die Arbeiten von E. Harburger und G. Hellquist erwähnt werden. Des ersteren „Dorfarzt" durchwärmt der liebenswürdige Humor des Künstlers, der uns in Bildern und Zeichnungen so oft die Stirn geglättet. Auf seinen Stock gestützt betrachtet der ergraute Doctor mit hochgezogenen Brauen und bedenklich vorgeschobenem Munde das kranke Kind mit dickem Kopftuch. Der Vater hält es auf dem Schoß und beide sehen mit dumpfer Ehrfurcht auf den Helfer, dessen Ausdruck sich leise in ihren Zügen wiederspiegelt. Die Geschichte ist in leichter, flotter Weise vorgetragen, wie es sich für das Thema schickt, aber mit großer Sicherheit. Hellquist war genöthigt, unter seine Scene aus einem bayrischen Volksgarten eine schriftliche Anweisung zum Verständniß zu geben, weil sich die Pointe, auf die es ihm ankam, nicht malen ließ. An einen Tisch, an dem ein Bauer mit seiner Tochter frühstückt, ist ein Italiener mit den Büsten von Bismarck und Moltke getreten. Der Bauer hat seine Geldtasche herausgezogen und kratzt sich unschlüssig hinterm Ohr, während ihm seine schelmische Tochter zuredet. Das Bild selbst kann uns nicht sagen, ob der Käufer nicht weiß, wen er wählen soll oder ob er überhaupt nicht schlüssig, zu kaufen. Dafür thut es die Unterschrift auf dem Rahmen: Bismarck oder Moltke? Der Künstler hat hier die vom Wort abhängige Illustration mit dem auf eigenen Füßen stehenden Kunstwerk verwechselt. — Abgesehen von diesem wunden Punkt ein vorzügliches Bild. An dieser Stelle fügt sich am besten der allerliebste Studienkopf eines Bauernkindes von Knaus ein.

Unter den Porträts werden Alma-Tademas Ludwig Barnay und Hans Richter viel bewundert, die uns den Künstler auf einem Gebiete zeigen, auf dem er bei uns naturgemäß weniger bekannt ist. Er hat Barnay in der Rolle des Marc Anton dargestellt, fast in halber Figur. Redend, mit pathetischer Geberde steht er vor uns. Beide Hände hat er auf die Brust gepreßt, die Linke hält die Schriftrolle, die Rechte ist gespreizt und die Ellbogen sind sehr hochgehoben. Es ist die aus verschiedenen Affecten zusammengefaßte Bewegung eines Menschen, der mitten im Handeln plötzlich anhält. Noch sind die Arme wie zur That erhoben, aber die Hände liegen schon negirend an den Körper gedrückt. In der Rede an der Leiche paßt diese Bewegung am besten auf jene Stelle, wo sich Marc Anton weigert, Cäsars Testament zu lesen, das in der Schriftrolle angedeutet sein wird. Die Energie und feierliche Symmetrie der Bewegung zieht den Blick an und läßt ihn nicht sofort den imposanten Kopf aufsuchen. Die kräftig geschnittenen Züge unter den schwarzen Locken sind wohlgetroffen. Auch in ihnen spiegelt sich bei aller vornehmen Ruhe der doppelte Inhalt des Moments. Noch zuckt es um den energischen Mund, aber das verweinte Auge blickt schon weich, fast unsicher. Den Hintergrund bildet ein niedriger Giebel aus Terracotto in sehr alterthümlichen Formen und Farben, ein Rest des alten thönernen Rom.

Bewundernswerth ist wieder die Darstellung des Stofflichen. Das Fleisch ist Fleisch, weich und elastisch, und die Eigenthümlichkeiten der Wolle und des Leinens der Gewänder sind scharf contrastirt. Merkwürdig ist, daß der erste Eindruck des Bildes etwas vom Selbstporträt besitzt, eine leichte Gezwungenheit. Es mag wohl die Ursache dieselbe sein. Dasselbe undefinirbare Etwas, das dem Selbstbildniß an der vollen Lebendigkeit fehlt, geht auch der Bewegung des Schauspielers ab, der außerhalb der Scene einen Moment der Handlung markirt. In beiden Fällen wird man an den vermittelnden Spiegel erinnert. So kommt es auch, daß Barnays Porträt trotz der idealen Züge und der vollendeten Wiedergabe der antiken Einzelheiten nicht einen Augenblick für eine Darstellung des Antonius selbst angesehen werden kann.

Auf dem Porträt Barnays steht Alma-Tadema noch mit einem Fuß auf dem Boden seiner geliebten Antike; mit dem Bildniß Hans Richters tritt er ganz in unsere Kreise. Der Künstler im schwarzen Rock sitzt bequem angelehnt und blickt ruhig vor sich hin. Der blonde Kopf steht vor einem braunen Hintergrund, der sich im Ton ein wenig der kräftigen Gesichtsfarbe nähert, dennoch kommt der Kopf plastisch los. Die Technik wirkt mit kaum sichtbaren Mitteln. Wie einfach ist der weiche wallende Bart zu vollem Scheine der Wirklichkeit durchgeführt. Das Bild macht den Eindruck frappant individueller Aehnlichkeit und trifft zugleich den typischen Ausdruck des modernen Gesichtes.

Von unsern deutschen Künstlern glänzt Crola (Düsseldorf) durch ein prächtiges Bild des Unterstaatssecretärs v. Grimer Excellenz. Gustav Richter stellt ein Porträt aus, das auffallend sentimental arrangirt ist. An ein altdeutsches Fenster lehnt sich ein herrlicher Frauenkopf, von taghellem Mondlicht übergossen. Schwärmerisch blickt das dunkle Auge hinaus, und ein goldener Reif schlingt sich durch das schwarze Haar. Man weiß nicht recht, was man aus dem Werke machen soll. Malerisch hat es namentlich in den Schatten seine Qualitäten. Carl Stauffer, dessen kühnes Porträt des Bildhauers Max Klein auf der letzten akademischen Ausstellung so gerechtes Aufsehen erregte, ist diesmal weit weniger glücklich. Ein männliches Bildniß, Kniestück, macht einen sehr günstigen Eindruck, aber auf dem Porträt von Excellenz v. Lauer, dem Leibarzt unseres Kaisers, verdirbt die bunte Uniform mit den unzähligen blanken Orden den Effect des sehr lebendigen Kopfes.

Die Landschaft gedeiht üppig wie nur je. Alte und neue Namen drängen sich, aber wenig von alledem trägt den Stempel des Bleibenden. Donzette, der sein Gebiet des Mondscheineffects auf märkischen Seen nur selten verläßt, bietet ausnahmsweise eine anheimelnde Landschaft vom Waldesrande durch hohe Buchen gesehen. Kameke, in seiner Weise ebenso sehr Spezialist, bringt eine in gelben Tönen schwelgende Gebirgslandschaft mit Felsen, die bis zum Herausfallen plastisch behandelt sind. Von Kubierschky fiel uns eine hübsche Thüringer Ansicht, Herbstschnee, auf, mit originellen Effecten der weißen Decke auf dem grünen Laub und Gras. Eine herrliche Landschaft von der istrischen Küste erinnert uns endlich wieder an E. v. Lichtenfels, den genialen Wiener Landschafter. Wilde Felsen umgeben eine kurze Bucht, in die das Meer athmende Wogen schickt. Wolken jagen darüber hin und tief im Schoße der dunklen Schlucht entspringt eine einsame Quelle, die nach schnellem Falle ins Meer fließt. Die Aussicht auf dasselbe ist von trübem Nebel versperrt, so daß sich das Auge von selber auf die phantastischen Formen am Ufer zurückzieht. Saltzmann, der Weltumsegler, bringt eine Ansicht von Valparaiso nach einer früher aus-

gestellten Skizze. Schönleber schildert die blühenden Gärten einer kleinen schwäbischen Stadt mit fesselnder Poesie. Wrage malt einen melancholischen Tag am Halligenmeer mit ergreifender Vertiefung in die Einsamkeit und Oede der nördlichen Natur.

Das Stillleben scheint besonders von Frauen gepflegt zu werden. Außer Meister Grönland hatte sich kein Mann auf diesem Gebiete betheiligt. Meta Aronson mit einer farbenreichen Skizze und Anna Peters mit feinsinnig zusammengestellten Feldblumen standen unter ihren Mitbewerberinnen oben an.

In der Nationalgalerie haben die Oelgemälde und Aquarelle Christian Wilbergs einen weit stärkeren Besuch aufzuweisen als die meisten der früher von der Direction veranstalteten Ausstellungen der Werke verstorbener Künstler. Bei einem Landschafter ist dies Ereigniß doppelt wunderbar, und die künstlerische Bedeutung des Mannes ist gewiß nicht höher anzuschlagen, als beispielsweise die seiner letzten Vorgänger in den Räumen, Carl Blechens und Adolf Schrödters, die weit weniger Beachtung fanden. Das Räthsel löst sich, wenn man die näheren Umstände ins Auge faßt. Wilbergs erstaunliche Productivität sicherte ihm einen Platz in allen Ausstellungen. Wenn es galt, einen Raum mit landschaftlichen Darstellungen zu schmücken oder ein Panorama herzustellen, in dem die Landschaft eine Rolle spielte, so stand er in erster Linie derjenigen, die in Betracht kamen. Und als der Expedition nach Pergamon ein Landschaftsmaler beigesellt werden sollte, fiel die Wahl auf ihn als einen, der allezeit schlagfertig war. So vereinigt sich die Popularität, deren sich sein Name durch Arbeiten an öffentlichen Gebäuden, wie die Landschaften im Café Bauer und das große Panorama der Fischereiausstellung, erfreut, mit dem Interesse an den Gegenständen der Darstellung, wie bei den Reisebildern von Pergamon, um der Ausstellung seiner Hinterlassenschaft eine öffentliche Theilnahme zu sichern, die nach so vielen Erfahrungen eine rein künstlerische Bedeutung nicht gewährt. Es kommt hinzu, daß der Künstler mitten in seiner Laufbahn ein unerwartetes Ende fand.

Wilbergs Anfänge waren düster. Seine Neigung zur Kunst fand in seinem Vater, einem Stubenmaler, energischen Widerstand. Der schwächliche Knabe wurde in Havelberg, seinem Geburtsort, zu einem Maurer in die Lehre gegeben. Erst nach dem Tode seines Vaters konnte er seinem Hange folgen, aber er mußte bei der handwerksmäßigen Stufe der Kunst beginnen. Bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre war er in Havelberg Stubenmaler wie sein Vater. Als er sich dann nach Berlin wandte, wurden einflußreiche Männer auf den mit großer Leichtigkeit arbeitenden jungen Mann aufmerksam, besonders der jetzt in London lebende Maler Otto Weber, der ihm die erste Schulung gewährte. Seine seltene Fähigkeit, Arbeiten von großem Maßstabe zu bewältigen, brachte ihn in das Atelier des Decorationsmalers Gropius, der ihm bald selbstständige Arbeiten anvertrauen konnte. Mit großem Eifer arbeitete Wilberg nebenbei selbstständig Perspective und Architektur. 1868, in seinem dreißigsten Jahre, machte er die ersten Studien nach der Natur in Wasserfarben. 1870 half er Oswald Achenbach in Düsseldorf bei dessen Dekorationen zu dem Oratorium Paulus. Von da ab ging sein Weg schnell und stetig aufwärts. Seine Entwickelung war eine unglaublich schnelle. Schon im Jahre 1873 erhielt er für ein in Italien gemaltes Bild, die Ansicht eines römischen Parks, auf der Wiener Weltausstellung die Medaille für Kunst. Noch einmal sah er Italien mit Einschluß Siciliens, ehe er 1877 die bekannten Landschaften im Café Bauer malte. Im nächsten Jahre entstanden die Freskobilder im Palais des Herrn von Ticle-Winckler in der Regentenstraße zu Berlin. Darauf folgte er 1879 Professor Conze auf der Reise nach Pergamon, deren Ausbeute einen beträchtlichen Bruchtheil der Ausstellung bildet. Kaum zurückgekehrt malte er in zwei Monaten das Panorama für die Fischereiausstellung, den Golf von Neapel. Von einer Reise nach der Schweiz im nächstfolgenden Jahre (1881) legen zahlreiche Studien ein Zeugniß ab.

Was er seitdem an großen decorativen Arbeiten geplant, ist leider unvollendet geblieben. Drei Arbeiten waren es vor Allem, deren Vorstudien ihn in Anspruch nahmen. Neue Wandgemälde für das Café Bauer, die vier Lünetten für das Polytechnikum in Charlottenburg und das großartige Panorama der Ausstellung für Hygiene. Letzteres hatte er fast vollendet, als es im Mai dieses Jahres in Flammen aufging. Es gab ein Bild der Campagna von Rom im dritten Jahrhundert nach Christus.

Er stand schon wieder in neuer Arbeit. Ihm war von Professor Werner der landschaftliche Theil des Panoramas der Schlacht von Sedan übertragen, das jetzt in der Ausführung begriffen ist. Um die großen Panoramen der französischen Künstler zu studiren, reiste er in Begleitung von Prof. Werner nach Paris. Nachher sollten an Ort und Stelle auf den Schlachtfeldern Terrainstudien gemacht werden. Dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Am 3. Juni erkrankte der Künstler in Paris an einem Darmleiden und starb nach kaum zweitägigem Krankenlager.

Was Wilberg in der kurzen Periode seiner reifen Kraft geschaffen — sie umfaßt einen Zeitraum von etwa zehn Jahren — zeugt von einer ganz ungewöhnlichen Schaffensfreude. Er gehörte nicht zu den Naturen, die einen Gedanken lange mit sich herumtragen und langsam gestalten. Der Conception folgte die Ausführung auf dem Fuße. So ist es erklärlich, daß seinen sämmtlichen Arbeiten eine Richtung auf das Decorative innewohnt. Gemüth oder Leidenschaft in einer landschaftlichen Stimmung auszudrücken, war ihm versagt. Aber auf seinem Gebiete that es ihm so leicht Niemand gleich und wir hätten noch manche reiche Gabe von ihm zu erwarten gehabt.

Alfred Lichtwark.

Dramatische Aufführungen.

„Gesellschaftliche Pflichten."

Schwank in vier Acten von H. Wilken und Oscar Justinus.

Im Wallnertheater folgen sich die Novitäten mit erstaunlicher Schnelligkeit. Paillerons „Welt, in der man sich langweilt" konnte sich, trotz des lobenden Unisonos der Kritik, auf der von derberen Effecten lebenden Bühne kaum länger halten, als G. v. Mosers ebenso einstimmig als langweiliges Machwerk verurtheilter „Reif-Reiflingen". Leider wußte sich Herr v. Moser über das Mißgeschick seiner letzten Schöpfung gar nicht zu trösten, und das jüngste Kind seiner Uebellaune ist eine polemische Stilübung, welche ihre Verdächtigungen mit dem überflüssigen Geständniß beginnt, daß ihr Verfasser leberleidend und nach Karlsbad unterwegs sei. Ich selbst, der am zärtlichsten bedachte Widersacher, ich will diesen rührenden Appell an das Mitleid nicht ungehört verhallen lassen und bitte hiermit den gallichten Dichter obendrein um Entschuldigung. Ich glaubte ihn nämlich keines Einfalls mehr fähig, und nun überrascht uns seine „Abwehr" mit etwas, was seine Stücke seit langem vermissen lassen: mit einer neuen komischen Figur. Ich kann dem traurigen Possendichter nur dringend rathen, den gespensterschenden Theaterschreiber, der in jedem Kritiker blos einen Concurrenten erblickt, in seinem nächsten Stücke zu verwenden, damit er endlich wieder einmal die Lacher auf seine Seite bringt. Immerhin ist der neueste Einfall G. v. Mosers recht bezeichnend für die hohe Meinung, die dieser Bühnenspeculant von der Kritik und seiner Kunst hat. Einer Widerlegung ist sonst seine confuse Kapuzinade nicht werth. Wenn er sich aber den pathetischen „Abgang" erlaubt: „sobald das Publicum mir zu erkennen gibt, daß ihm meine Stücke nicht mehr gefallen, werde ich es an der Zeit halten, meine Feder bei Seite zu legen" — so kann er seine naive Drohung jetzt, da sein „Reif-Reiflingen" drei Wochen lang vor leeren Häusern durchgefallen ist, ganz getrost ausführen, denn das Publicum hat das Urtheil der Kritik — „Concurrenz", würde Herr v. Moser sagen — deutlich genug bestätigt.*)

Aber gehen wir zu seinen Nachfolgern auf dem Wallnertheaterzettel über! Die Herren Wilken und Oscar Justinus treten mit ihrem Schwank: „Gesellschaftliche Pflichten" ohne jede Prätention auf. Ihr Stück erörtert kein soziales Problem, verspottet keine Modekrankheit, geißelt keine Laster und Sünden; sein einziger Zweck ist, die Zeitgenossen durch ein harmloses Spiegelbild ihrer Narretheien zum Lachen zu bringen. Dies geschieht keineswegs durch eine von einer komischen Idee durchdrungenen Handlung, sondern vermittelst einer Reihe von mehr oder minder heiteren Episoden und Figuren. An die Stelle der Verwickelungen tritt die von der Handlung fast unabhängige komische Situation. Das Ganze dreht sich um eine Verwechselung des Datums. Eine Schaar regelrecht eingeladener Gäste betritt die Wohnung des Hutmachermeisters Menzel just im Augenblick, da sich die Familie, erschöpft

*) Auch sein allerneuestes Erzeugniß: „Glück bei Frauen" ist soeben, wie die Zeitungen melden, in Hamburg abgelehnt worden.

von den Vorbereitungen zu ihrer vermeintlich erst morgigen Soirée, zwischen strohumwundenen Stühlen und noch nicht untergebrachten Divans in unwirthschaftliche Waschkörbe zur Ruhe begibt, so daß Frack und Ballrobe mit Nachtgewand und Haube eine ergötzliche Maskerade bilden. In dieser echt komischen Situation gipfelt das Stück. Was drum und dran hängt, ist oft recht erheiternd, wie z. B. die Figur des poetischen Filzsieders, der für sein Akrostichon auf den Namen seiner geliebten Alexandrine einen mit X beginnenden Vers sucht. Dem feineren Lustspiel gehört die Scene an, wo dem geldprotzigen Hutmacher, der sich so viel auf seinen gänzlichen Mangel an Schulden zu Gute thut, von einem mißachteten Dichter bewiesen wird, daß er im Gegentheil seinen Verpflichtungen gar nicht nachkomme, weil er kaum eine einzige Obliegenheit gegenüber seiner Familie und der Gesellschaft erfülle. Den Freunden von Gustav Freytags Muse wird Manches hier anheimeln. Hutmacher Menzel ist ohne Zweifel dem köstlichen Hausbesitzer Heinrich Hummel aus der „Verlorenen Handschrift" nachgebildet; er ist ebenfalls ein brummiger Kauz von Hutmacher und wenn er sich mit seinem von ihm tyrannisirten Buchhalter im Comptoir festsetzt, um dem Dichter Ernst Schröder, der seine Tochter liebt, tüchtig den Kopf zu waschen, so werden wir an das reizende Kapitel erinnert, in dem besagter Herr Hummel seinem Feind und zukünftigen Schwiegersohn Doctor Fritz Hahn energisch den Standpunkt klar macht. Für diese Reminiscenzen verdienen die Verfasser des Schwankes keinen Vorwurf, nachdem wir ja in letzter Zeit allerlei große Herren angetroffen haben, die ihre Anleihen minder selbstständig verarbeiteten und von weniger hoch herunterholen. Z.

Notizen.

Das Wahlergebniß war für alle Welt unangenehm, hat aber für Preußens Zukunft keine schwerwiegende Bedeutung. Mit diesem etwas kühlen aber sachlich begründeten Urtheil wird das Verdict des Landes vom vorletzten Donnerstag in aller Kürze richtig bezeichnet sein. Was in anderem Sinne von den Herolden der verschiedenen Parteilager für die Oeffentlichkeit vorgebracht wurde, entsprach der in solchen Fällen hüben und drüben unvermeidlichen Parole, konnte aber die Würdigung der inneren Lage infolge der Wahloperation keineswegs erschöpfen. Vollauf zufrieden mit dem Resultat waren nicht einmal die angeblich siegreichen Conservativen, die recht gut wissen, daß es mit ihrer Herrschaft zu Ende geht und das Zeitungsgerede von einer selbstständigen Fraction ihres Zeichens, die nicht großentheils zur Gefolgschaft des Kanzlers gehört, eitel Humbug ist. Auch mit ihrer Majorität an der Seite der Klerikalen ist es nicht weit her, sintemalen der Regierung die Abtrennung einer Anzahl von unbedingt für gewisse Gesetzentwürfe nothwendigen conservativen Stimmen, die mit Hülfe der Gemäßigtliberalen eine gelegentliche Mehrheit schaffen, niemals sehr schwer geworden ist und auch weiterhin gelingen dürfte, unbeschadet natürlich pathetischer Redensarten und hochtönender Verkündigung der unabänderlichen zehn Gebote des Parteiprogramms. Das Alles sind bekannte Dinge, die keinen Eingeweihten überraschen können. Schwer begreiflich ist nur, wie die Ultras während der kurzen politischen Lebenszeit, die ihnen noch vergönnt ist, sich durch den Uebermuth ihrer Sprache und ihr sonstiges Gebahren um den Rest von Fühlung mit den anderen Klassen der Bevölkerung bringen, die ihnen noch zu Gebote stand. Da waren die englischen Tories doch jederzeit klüger. Auch wenn sie die Herrschaft hatten, blieben sie mit den gegnerischen Parteien in gesellschaftlicher Beziehung auf möglichst gutem Fuße und gedachten des Endes, wo sie wieder außerhalb des Amtes populärer Sympathien bedürftig sein würden. Einer irgendwie volksthümlichen Zukunft haben dagegen unsere Conservativen von der äußersten Observanz wohl ein für allemal entsagt. Sonst würden sie in Ton und Haltung doch etwas vorsichtiger sein und die Versicherung, der Liberalismus aller Schattirungen habe gründlich abgewirthschaftet, nicht mit ermüdender Eintönigkeit wiederholen. Daran glauben sie natürlich selber nicht, sind sich vielmehr im Stillen bewußt, daß es sich, will man den Gneist'schen Ausdruck gebrauchen, um ein letztes Interim, um eine Geschichtsparenthese handelt, welche sie, nicht zum eigenen Vortheil, thunlichst ausnützen möchten. Alles in Allem wird die bevorstehende Kammersession, offen gesprochen, schwerlich amüsanter sein, als es die letzte war. Den besseren Theil des Interesses hat ohnehin das deutsche Parlament seit seinem Bestehen vorweggenommen. Schon die Beseitigung in unserem Abgeordnetenhause der auswärtigen Politik, die seit der Gründung des Reiches auf dessen Vertretung übergegangen ist, so weit es sich nämlich um das Budget und die äußerliche Competenz handelt, mußte die öffentliche Theilnahme für die Debatten des großartigen Provinziallandtages, der auf dem Dönhofsplatz tagt, erheblich verringern. Die Unfruchtbarkeit der inneren Kämpfe, die oft genug die Gesetzgebung zum Stillstand brachten, hat zur Verstärkung der Gleichgültigkeit gegen die Vorgänge im Schoße der Kammern das ihrige beigetragen. Auch der Reichstag erfährt allerdings nicht viel von den Gängen unseres auswärtigen Amtes auf dem Gebiete der großen Politik. Aber der Umfang seiner Zuständigkeit ist doch ungleich weiter gezogen, was dem Gesichtskreise seiner Mitglieder naturgemäß zu Statten kommt. Die Zeit naht ohnehin heran, wo das Forum der auswärtigen Politik für die deutsche Volksvertretung mehr und mehr eine nicht nur theoretische Geltung beanspruchen wird. Wir werden dann, um zu erfahren, welche Linie die deutsche Regierung beispielsweise in der ägyptischen Frage innehält, nicht mehr auf unbestimmte officiöse Andeutungen obendrein auswärtiger Correspondenzen oder spärliche Enthüllungen englischer Blaubücher angewiesen sein. Neulich wurde durch eine amtliche englische Depesche bekannt, daß der Reichskanzler England aus begreiflichen Gründen kein Mandat in Aegypten ertheilen wollte, ihm indessen seine moralische Unterstützung für die Wiederherstellung der Ordnung zugesagt hatte. Wer möchte leugnen, daß eine solche rechtzeitige Erklärung, vollbeglaubigt in einem ministeriellen Entrefilet dem Publicum vermittelt, zahlreiche Mißverständnisse und irrthümliche Voraussetzungen in der englischen und continentalen Presse verhindert hätte! Es ist glücklicherweise zu einer richtigen Erkenntniß des deutschen übrigens nur bedingten Interesses zur Sache nicht zu spät. Vielleicht erleben wir es noch, daß eine Anfrage im deutschen Reichstag wegen solcher oder ähnlicher Dinge eine entsprechende Erwiderung hervorruft und nicht als eine unzulässige vorlaute Zudringlichkeit angesehen und übereifrig verlästert wird.

* * *

Leid und Lied. Von Friedrich Rückert. Neue Ausgabe. Frankfurt a/M., J. D. Sauerländer.

Eine neue Ausgabe der 1872 zum ersten Male veröffentlichten „Kindertodtenlieder", aber unter verändertem Titel und veränderter Anordnung und ohne jenen Stempel der Intimität und Pietät, der eine weitere Verbreitung ausschloß. Das Tagebuchmäßige dieser von frommem Sinn getragenen, tiefempfundenen Gedichte erklärt sich aus der Art ihrer Entstehung. Es sind Gelegenheitspoesien im höchsten Goethe'schen Sinne. Rückert schrieb seine „Lamente" nicht für die Welt, sondern für Herz und Haus, und erst nach Jahren entschloß er sich, sie handschriftlich jenen Freunden mitzutheilen, die durch Miterleben ein Recht darauf zu haben schienen. Wir sind der Wittwe Rückerts dafür dankbar, daß sie sich nach langem Kampfe doch zur Veröffentlichung bestimmen ließ. Rückerts dichterische und menschliche Totalität, seine tiefe Innerlichkeit, sein poetisch beschauliches Sinnen und Minnen, seine Virtuosität der Form, tritt in diesen herrlichen Gedichten voll und ganz in die Erscheinung. Sie sind ein wahres Vermächtniß, welches das deutsche Volk hoch in Ehren halten wird.

* * *

Idylle aus der Vogelwelt. 18 Originalzeichnungen von H. Giacomelli. Mit Gedichten von Julius Sturm. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Giacomellis köstliche Vogelbilder, denen wir zuerst in der Pariser „Illustration", dann in „Ueber Land und Meer" begegneten, bilden hier, mit den Versen von Jul. Sturm in einem Bande vereinigt, auf prächtigem Papier, in reizenden Umrahmungen von David Franz ein Prachtwerk, das allen feinsinnigen Gemüthern, namentlich den Frauen, empfohlen sei.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.

Inserate.

Ein namhafter deutsch. Schriftsteller (Litterarhistoriker, Kritiker, Lyriker), Dr. phil., verheirathet, 32 J. alt, seit 10 J. im hoh. Staatsd., wünscht Neigung halber eine Stelle als Bibliothekar, event. an einem Journal oder für das Feuilleton einer gröss. polit. Zeitung zu Ostern oder Mich. 83 als Redacteur möglichst dauernde Stellung. Gef. Off. Lit. Z. 82. an d. Exped. d. Bl.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Neu! Spannend! Hochinteressant!

Verlag von F. Pauly.
Heide i/Holst.

Herodias

Neuester, spannendster Roman
von
Karl Hartmann-Plön.

Vorräthig in allen Buchhandlungen u. in jeder guten Leih-Bibliothek.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Tacitus }
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 *M.* Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Soeben erschien im Verlage von **G. D. Bädeker** in **Essen** und ist zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Poesie und Moral
im
Wortschatz
mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und englischen Sprache
von
Dr. **Otto Kares,**
Schuldirektor.

Den Freunden des deutschen Volksthums gewidmet.
Preis geheftet 2 *M.* 40 ₰; elegant gebunden 3 *M.* 50 ₰.

Aus gewandter Feder stammend, ist das Werkchen bestimmt nicht nur für Philologen, Schulmänner, Theologen, Redner und Schriftsteller, sondern auch für alle Gebildete, welche deutsche Denkart und Sprache lieben; es eignet sich besonders zu einem geistig anregenden und sittlich fördernden Geschenk für Freunde einer idealen Lebensanschauung, für Studenten, Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten.

Neue illustrierte Monatsschrift!

Soeben erschien im Verlage von C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig, Heft I. von:

Aus allen Zeiten und Landen.

Geschichtliche, biographische und kulturgeschichtliche Bilder und Skizzen in anregender und unterhaltender Darstellung.

Illustrierte Monatsschrift für Gebildete aller Stände.

Preis vierteljährlich 3 *M.*

Abonnements-Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter entgegen.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Arnold, Wilh., Studien zur deutschen Kulturgeschichte. 8. 360 Seiten. *M.* 6.—

Inhalt: Ueber das Verhältniß der Reichs- und Stammesgeschichte. — Die Ortsnamen als Geschichtsquelle. — Die deutschen Stämme in Elsaß und Lothringen. — Zur Geschichte des Rheinlands. — Das Aufkommen des Handwerkerstandes im Mittelalter. — König Rudolf und die Basler. — Die Anfänge des Grundeigenthums und Kapitalverkehrs in den Städten. — Die Rezeption des römischen Rechts und ihre Folgen.

Cohn, Gust., Volkswirthschaftliche Aufsätze. 8. 731 Seiten. *M.* 15.—

Inhalt: Parlamentar. Untersuchungen in England. — Der Staat und die Eisenbahnen. — Die Einkommensteuer im Canton Zürich. — Die Wehrsteuer. — Ehre und Last in der Volkswirthschaft. — Arbeit und Armuth. — Internat. Fabrikgesetzgebung. — Die Fremdenindustrie in der Schweiz. — Ueber Differenzgeschäfte. — Ueber Handelsakademien.

Lindner, Theod., Das Urkundenwesen Karls IV. und seiner Nachfolger. 8. 232 Seiten. *M.* 7.—

Martens, Dr. W., Regens a. D., Neue Erörterungen über die Römische Frage unter Pipin und Karl dem Großen. 8. 38 Seiten. *M.* 1.—

Zwiedineck-Südenhorst, H. von, Die Politik der Republik Venedig während des 30jährigen Krieges. Erster Band: Von der Verschwörung zu Venedig 1618 bis zum Abschluß der Liga mit Frankreich und Savoyen 1623. 8. 327 Seiten. *M.* 6.—

Band
Collection Spemann 33

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: BULWER, Eugen Aram, Roman. II. Bd., übers. v. Fr. Notter, eingel. v. L. Proescholdt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien die **Erste Lieferung** von des

Grafen A. F. von Schack Gesammelten Werken.

Preis 50 ₰. Vollständig in 30 Lieferungen.
Näheres der Prospekt, welcher **gratis** und **franco** versandt wird.

Hierzu ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 45. Berlin, den 11. November 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Nach den Wahlen. Von Janus. — Ueber die Umgangsformen. Von Rudolf von Jhering. — **Literatur und Kunst:** Der Streit um den Pessimismus. Von Eduard von Hartmann — Bayreuther Nachklänge. Von Wilhelm Lübke. — Kleine Betrachtungen. Von Friedrich Bodenstedt. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Nach den Wahlen.

Die Commentare zu dem preußischen Wahlergebniß sind nachgerade erschöpft. Wie weit sie immer im Einzelnen auseinandergehen mochten, — die Thatsache einer Niederlage des gesammten Liberalismus haben Alle anerkennen müssen. Zwar sind Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung bei der im letzten Abgeordnetenhause von ihnen besessenen Mitgliederzahl verblieben, während nur die Nationalliberalen eine beträchtliche Anzahl von Sitzen verloren haben; aber von vornherein ist kein Zweifel darüber gewesen, daß in diesem Wahlkampfe allen liberalen Richtungen eine gemeinsame Aufgabe gestellt war. Für sie alle war es gleich wünschenswerth, daß in dem neuen Abgeordnetenhause nicht aus Conservativen und Klerikalen allein eine Majorität gebildet werden könnte; sie alle trifft deshalb auch das Mißlingen der Erfüllung dieses Wunsches mit gleicher Schwere. Für Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung kommt sogar noch ein besonders beschämendes Moment hinzu. Während die Nationalliberalen nur 4 Sitze an die Conservativen verloren haben, hat die Liberale Vereinigung 5, die Fortschrittspartei 10 Mandate an dieselben abgeben müssen. Nach dem Verhältniß der Stärke, mit welcher die liberalen Parteien im letzten Abgeordnetenhause vertreten waren, berechnet, bedeuten diese Zahlen nicht mehr und nicht weniger, als daß die Liberale Vereinigung den Conservativen gegenüber eine fast fünfmal, die Fortschrittspartei sogar eine fast sechsmal geringere Widerstandskraft gezeigt hat als die Nationalliberalen. Wenn Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung ihre Fractionsverluste durch Eroberungen auf nationalliberalem Gebiete wieder ausgeglichen haben, so kann das an der Bedeutung dieses Verhältnisses nichts ändern. Man mag also beurtheilen, mit welchem Rechte in fortschrittlichen Blättern die Schuld an der Niederlage des Liberalismus nur den Nationalliberalen zugeschrieben wird.

Aus dem Gewinne aber, welchen die beiden weiter links stehenden Fractionen auf Kosten der Nationalliberalen gemacht haben, erhellt zugleich eine der Ursachen, die das Mißlingen einer Verhütung der conservativ-klerikalen Majorität herbeigeführt haben. Man erkennt aber — wenn man es aus den maßlosen Angriffen des Herrn Eugen Richter auf alte nationalliberale Wahlkreise nicht längst gewußt hätte —, daß die Streitkraft dieser „entschiedeneren" Richtungen zum guten Theil auf ganz andere Punkte gerichtet gewesen ist, als auf die eigentliche und unmittelbar drohende Gefahr. Eine andere Ursache liegt in dem Liebäugeln mit den Ultramontanen, das sich nicht allein die Fortschrittspartei, sondern auch die Liberale Vereinigung hie und da hat zu Schulden kommen lassen. Solche Umstände konnten die dem gesammten Liberalismus gestellte Aufgabe nur verwirren, die auf die Erreichung des Zieles gerichtete Thätigkeit nur lähmen. Von dem großen Zuge einer einheitlichen Action — so schön auch in Versammlungen und Zeitungsartikeln gelegentlich davon geredet wurde — war nirgends eine Spur.

Damit ist freilich das Wahlergebniß bei weitem nicht genügend erklärt. Dieselben Erscheinungen waren auch bei den vorjährigen Reichstagswahlen beobachtet worden; aber das damalige Resultat war dem gegenwärtigen nur im Punkte des Verlustes der Nationalliberalen ähnlich; dagegen erzielten Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung eine Verdoppelung ihrer Mandate. Es liegt nahe, den auffallenden Unterschied auf die Verschiedenheit der Wahlsysteme zurückzuführen. In der That ist nicht zu bezweifeln, daß die preußische Eintheilung der Wähler in Censusklassen den Wirkungen der Agitation ein erhebliches Hinderniß in den Weg legt. Dazu kommt, daß die mündliche Abstimmung den Einfluß des Beamtenthums schon an sich unterstützt und daß dasselbe gelegentlich der bekannten Reichstagsverhandlungen zum Eingreifen in die Wahlthätigkeit nachdrücklich aufgefordert worden war. Die Verwaltungsbeamten bis zum letzten Posten hinunter sind diesmal nicht nur eifrige Wähler, sondern auch ebenso eifrige Agitatoren im Sinne der Regierung gewesen. Nichtsdestoweniger kann auch an dem Wahlsysteme mit Allem, was damit zusammenhängt, nicht die ganze Schuld des liberalen Mißerfolges liegen. Bisher waren noch immer die Ergebnisse des Reichs- und des preußischen Wahlverfahrens im Großen und Ganzen dieselben gewesen, und gerade auf diese Thatsache hatten ja Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung ihre Siegeszuversicht gegründet. Auch muß man sich erinnern, daß das preußische System in den sechziger Jahren trotz des stärksten Druckes von Seiten der Regierung wiederholt eine ganz oppositionelle Kammer geliefert hat. Es wird also nichts übrig bleiben, als in dem Votum vom 26. October neben Anderem auch einen Umschwung in der Volksstimmung anzuerkennen.

Soweit dieser Umschwung sich in bisher nationalliberalen Wahlkreisen nach links vollzogen hat, ist er von untergeordneter Bedeutung. Die schwierige Position geduldigen Abwartens, welche der nationalliberalen Partei durch verschiedene Umstände, insbesondere aber durch die unklare Haltung der Regierung bereitet ist, stellte die Wähler allerdings auf eine harte Probe. Seit längerer Zeit hatte es nicht an mehr oder weniger bedeutsamen Regierungsacten gefehlt, welche eine freisinnige Bevölkerung verstimmen, theilweise sogar erbittern mußten. Daß sich unter solchen Umständen eine Reihe liberaler Wahlkreise in der Aufregung der Wahlbewegung durch den Ruf nach mehr „Entschieden-

heit" gefangennehmen ließ, hat gar nichts Ueberraschendes; merkwürdig ist vielmehr nur, daß dieser Entschiedenheitsfeldzug gegen den Nationalliberalismus an so vielen anderen Punkten ohne Erfolg blieb, und noch merkwürdiger, daß all das entrüstungsvolle Donnern wider die Reaction den „Entschiedenen" gegenüber den Conservativen nicht nur keinen Gewinn, wohl aber eine ansehnliche Zahl von Verlusten eingetragen hat. Hierin allein liegt die charakteristische Seite des Wahlergebnisses, und nur um ihre Deutung kann es sich handeln.

Die hochconservative Presse hat nicht gezögert, eine Bekehrung des Volkes zu ihrer Partei zu verkünden. Der Beweis dafür würde sich um so schwerer erbringen lassen, als diese Partei in dem abgelaufenen Wahlkampfe weder ihre Ziele klar zu bezeichnen, noch sich auf hervorragende Thaten aus der letzten Legislaturperiode zu berufen vermocht hat. Andererseits wird sich ebensowenig behaupten lassen, daß das Volk durch die Wahlen sich rückhaltslos für das „Programm der Regierung" erklärt habe; denn dies Programm ist während der ganzen Wahlbewegung ein Buch mit sieben Siegeln geblieben; in der brennendsten Frage, der Steuerreformangelegenheit, hat die gouvernementale Presse sogar eine arge Verwirrung angerichtet. Der Wahrheit am nächsten werden wohl diejenigen kommen, welche in der Fruchtlosigkeit der radicalen Agitation, in der Abwendung des Volkes von der Fortschrittspartei vorzugsweise eine Ablehnung der auf dieser Seite beliebten politischen Methode erblicken. Die systematische Anfeindung und Verkleinerung des verdienstvollsten Staatsmannes, den Deutschlands neuere Geschichte kennt, die geringschätzige Behandlung aller Regierungsvorschläge, die bramarbasirende Verketzerung aller Andersdenkenden, die Uebertreibungen aller Art — das ist es, was Tausenden und aber Tausenden neuerdings den Geschmack an dem Auftreten der fortschrittlichen Agitatoren verdorben hat. Dazu kommt die innere Unwahrheit eines Verfahrens, das über Reaction schreit und derselben da, wo sie wirklich hereinbricht, auf kirchenpolitischem Gebiete, unbedenklich unter die Arme greift. Dazu kommt ferner die unbefriedigende Leere einer Politik, die, statt an große Reformen heranzutreten, sich mit kleinen Wahlmanövern begnügt. Solche Mittelchen verfangen nicht mehr. In immer weiteren Kreisen regt sich der Wunsch, aus dem Zustande drohender Versumpfung herauszukommen, aber nicht in der Richtung des Conflicts, sondern in derjenigen der Verständigung mit der Regierung zu positivem Schaffen. Das scheint die Lehre zu sein, die sich am ungesuchtesten aus diesen Wahlen ergibt.

Praktischeren Werth indeß hat jetzt die Frage, welche Folgen das Wahlergebniß für die Gestaltung unserer inneren Politik haben wird. Wenn in dem vorigen Abgeordnetenhause die Gefahr einer conservativ-klerikalen Majorität bestand, so ist dieselbe in dem neuen noch um ein Bedeutendes gesteigert. Bisher bildeten Deutschconservative und Centrum nicht die Mehrheit; sie bedurften dazu der Hülfe entweder der Freiconservativen oder der Polen. Fortan haben sie das nicht mehr nöthig. Deutschconservative und Centrum vereint haben das Schicksal aller Regierungsvorschläge, aller Anträge in der Hand, können der ganzen Legislaturperiode die Richtung geben. Es fragt sich nur, ob zwischen ihnen eine entsprechende feste Verständigung bestehen wird. Die wortführenden Preßorgane beider Parteien scheinen dies als selbstverständlich zu betrachten; sie finden die Bahn frei für eine „klare Politik". Ueber die Perspective, welche diese Bahn eröffnet, ist Niemand in Zweifel: es ist die frische und fröhliche Reaction. Ginge es jetzt allein nach dem Herzen von „Kreuzzeitung" und „Germania", so stände die Entwickelung Preußens nicht allein, sondern des ganzen deutschen Reichs an der denkbar gefährlichsten Klippe. Glücklicherweise bedarf das conservativ-klerikale Bündniß zu einer wirklich erfolgreichen Arbeit der Mitwirkung der Regierung. Wie wird diese sich stellen?

Von ultramontaner und conservativer Seite ist ihr der Vorwurf gemacht worden, während der letzten Legislaturperiode eine energische Bethätigung jener „klaren Politik" verhindert zu haben. Damit verbindet man die Aufforderung, nunmehr, nach diesem die bisherige Majorität so glänzend bestätigenden Wahlergebniß, jede ängstliche Rücksichtnahme zu lassen und entschlossen den Weg der „Reformen" zu betreten, zu welchen Conservative und Centrum bereit sind. Nach den gemachten Erfahrungen kann man annehmen, daß die dermaligen Minister des Innern und des Cultus dieser Aufforderung vielleicht keine unüberwindlichen Bedenken entgegensetzen würden. Anderes kann man von dem Ministerpräsidenten erwarten. Man braucht die wirklichen Verdienste der preußischen Conservativen um den Staat nicht zu verkleinern und darf doch behaupten, daß sie in den verhängnißvollsten Momenten unserer Geschichte eine erstaunliche Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit bewiesen haben. Der Größte, der aus ihren Reihen hervorgegangen, hat sich, um sein nationales Werk zu vollbringen, so weit über den Gesichtskreis seiner Standes- und Gesinnungsgenossen hinausheben müssen, daß er ihnen lange Zeit unverständlich geblieben ist, einem Theile von ihnen sogar als Feind gegolten hat. Heute wiederum ist die Enge des Horizontes das Charakteristische der conservativen Politik, wie sie in der „Kreuzzeitung" und weit crasser noch in den minder vornehmen Organen der Partei vertreten wird. Was kann es Naiveres geben, als die Hoffnung, daß man nur den „Culturkampf" zu beseitigen, d. h. die Maigesetze in ihren wesentlichen Bestandtheilen aufzuheben brauche, um in dem Centrum den zuverlässigsten Mitarbeiter an der Errichtung des „christlichen Staates", wie ihn die Conservativen sich denken, zu gewinnen! Im Zerstören aller der Einrichtungen, welche die Herrschaft der Kirche im öffentlichen Leben zurückgedrängt haben, wird das Centrum stets Schulter an Schulter mit den protestantischen Reactionären gehen; aber sein Endziel ist nicht das Ideal der „Kreuzzeitung", nicht ein von dem protestantischen Adel unter einem protestantischen Königshause regiertes Preußen, sondern der von der römischen Kirche und von ihr ausschließlich beherrschte Staat. Möglich, daß selbst im Centrum Manche sich dieses letzten Zweckes nicht bewußt sind; aber eine Partei, die als solche keine andere Bestimmung hat, als die Interessen der katholischen Kirche zu vertreten, trägt damit ihr Gesetz von vornherein fertig und unabänderlich in sich, ein Gesetz, das selbstverständlich nur zusammenfallen kann mit den historisch feststehenden Ansprüchen und Bestrebungen der römischen Hierarchie. Wenn ein großer Theil der Conservativen die Consequenzen, die sich bei diesem Sachverhalt aus dem Zusammenhange mit dem Centrum schließlich ergeben müssen, nicht sieht oder nicht sehen will, so wird doch Niemand dem weitblickenden Staatsmanne an der Spitze der Geschäfte zutrauen, daß auch er sich darüber täuschen könnte. Es ist wahr: Fürst Bismark hat versucht, das Centrum zu benutzen; er hat ihm in dieser Hinsicht Zugeständnisse gemacht bezw. machen lassen, über deren Zweckmäßigkeit sich streiten läßt. Aber daß er sich jemals zum ausführenden Werkzeuge einer Politik machen könnte, welche „Kreuzzeitung" und „Germania" im Verein ihm als die allein richtige aufdrängen wollen, wäre ein Widerspruch in sich. Und so ist es im Augenblick Fürst Bismarck allein, auf den sich die Hoffnung gründet, daß eine gefährliche Reaction vermieden werde.

Indeß, wenn er auch die Macht hat, wirkliche Erfolge der conservativ-klerikalen Coalition zu verhüten, so fragt sich doch, ob er im Stande ist, dieselbe zu entbehren. Ohne parlamentarische Majorität kann die Regierung nicht leben. Da aber Deutschconservative und Freiconservative allein eine Mehrheit nicht bilden können, so bleibt nur die Wahl, eine solche mit Zuhülfenahme entweder des Centrums oder der liberalen Seite zu construiren. Der eigenthümliche Streit, welcher unmittelbar vor den Wahlen zwischen den „selbstständigen" conservativen Blättern und der Regierungspresse ausgebrochen ist und nach den Wahlen fortgesetzt wird, läßt erkennen: einerseits, daß Fürst Bismarck den letzteren Weg zu betreten wünscht, andererseits, daß die äußerste Rechte einer solchen Combination widerstrebt. Gerade die Heftigkeit aber, mit welcher dies Widerstreben kundgegeben wird, verräth die Achillesferse der „großen conservativen Partei". Man kann keinen Augenblick bezweifeln, daß, sobald Fürst Bismarck diese Partei unumwunden vor die Wahl stellen würde, für oder gegen ihn zu sein, das Häuflein der „Selbst-

ständigen" rasch genug wieder zu jenen Proportionen zusammenschmelzen würde, die aus der Zeit des Declarantenthums erinnerlich sind. Im Ernst kann für die Ausführbarkeit jener zweiten Mehrheitscombination nur in Frage kommen, ob eine genügende Anzahl Liberaler für dieselbe zu gewinnen wäre.

Die nationalliberale Partei hat noch in der letzten Session des Abgeordnetenhauses durch ihr Eintreten für die Eisenbahnpolitik der Regierung genugsam bewiesen, wie wenig sie zu einer Opposition um jeden Preis geneigt ist. Auch heute beharrt sie bei ihrem alten Grundsatze, die Vorschläge der Regierung rein sachlich zu prüfen und dieselben zu unterstützen, wo immer sie es mit ihrer Gesammtauffassung von den Erfordernissen des Gemeinwohls vereinbaren kann. Im Uebrigen ist ihr eine bestimmte Stellungnahme zu dem „Programm" der Regierung nicht möglich, solange dasselbe nicht in greifbarer Gestalt vorhanden ist. Wenn der Grundzug der beabsichtigten socialpolitischen Reformen als der Schutz der Schwachen bezeichnet wird, so liegt darin nichts, dem der Liberalismus sich widersetzen müßte; im Gegentheil, derselbe Liberalismus, der die in unserer heutigen Gesellschaftsordnung herrschende Freiheit des Individuums gefordert und durchgesetzt hat, ist auch verpflichtet, dafür zu sorgen, daß diese Freiheit nicht für ganze Menschenklassen zur thatsächlichen Knechtschaft, zu einer Quelle des Elends werde. Soweit hier ein Eingreifen des Staates nothwendig, muß es auch von den Liberalen unterstützt werden, selbstverständlich unter der Bedingung, daß durch dies Eingreifen nur auf der einen Seite der Mißbrauch der Freiheit abgewendet, auf der andern Seite der Mangel der Freiheit ergänzt, nicht aber die Freiheit selbst zerstört wird. Was sodann die Steuerreform anlangt, so ist hier, wenn es sich wirklich nur um eine gerechtere Vertheilung der Steuerlast zu Gunsten der ärmeren Klassen handeln soll, die Möglichkeit einer Verständigung mit den gemäßigten Liberalen noch weniger ausgeschlossen. Und nicht allein von den Nationalliberalen wird dies zu behaupten sein. Wenn weiter links der auf die Dauer unvermeidliche Bruch zwischen verständigem Liberalismus und Radicalismus sich vollzieht, so ist nicht undenkbar, daß eine in dem angegebenen Rahmen gehaltene Reformarbeit auch von dorther Mitwirkung findet.

So öffnet sich in demselben Augenblicke, da die Reaction ihre lange ersehnten Triumphe feiern zu können meint, die Aussicht auf die Möglichkeit einer Umkehr von der rückläufigen Bahn zu einem gesunderen Entwickelungsgange. Freilich nur auf die Möglichkeit. Die Liberalen haben im gegenwärtigen Augenblicke weder etwas zu fordern, noch etwas zu bieten. Die Initiative liegt beim Fürsten Bismarck. Man wird abwarten müssen, ob er sie so ergreift, daß man auf liberaler Seite überzeugt sein darf, die Grundlagen der bestehenden Rechtsordnung auf allen Gebieten erhalten und nur wirkliche Verbesserungen an derselben vorgenommen zu sehen. Ohne dies Vertrauen würde die Theilnahme liberaler Männer an einer „festen" Majorität nicht möglich sein. Es würde alsdann voraussichtlich bei der bisherigen Praxis, es bald mit dieser bald mit jener Majorität zu versuchen, sein Bewenden behalten, nur daß dies Wechselspiel nach dem letzten Wahlausfall noch schwieriger und deshalb auch unfruchtbarer wäre. Janus.

Ueber die Umgangsformen.

Von Rudolf von Jhering.

Ueberall, bei allen Völkern und auf allen Culturstufen finden wir gewisse Normen und Formen in Uebung, welche das Individuum in seiner persönlichen Berührung mit Anderen zu beachten pflegt, und welche die Sprache als Umgangsformen bezeichnet. So verschiedenartig dieselben immerhin auch im Einzelnen gestaltet sind, so ist ihnen doch derselbe Grundzug gemeinsam: daß die öffentliche Meinung die Beachtung derselben erheischt und die Nichtbeachtung derselben als einen „Verstoß" gegen das Hergebrachte rügt. Wie das „Ver-gehen" und die Ueber-tretung die Abweichung vom Pfade des Rechts, die „Ver-irrung" die von der Bahn der Moral, die „Sünde" die Nichtbefolgung des religiösen Gebots charakterisirt, so der „Anstoß, Verstoß, anstößig, Anstoß geben" die Abweichung von der Sitte.

Der Umstand, daß wir dieser Erscheinung überall begegnen, hätte sie, sollte man meinen, längst zum Gegenstande des wissenschaftlichen Nachdenkens machen müssen. Eine Erscheinung, die auf den niedrigsten wie auf den höchsten Culturstufen sich gleichmäßig wiederholt und zwar gerade auf ersteren in einer Gestalt, hinter der, sowohl was die Genauigkeit der Ausprägung als die Peinlichkeit der Beobachtung anbetrifft, die des Rechts und der Moral auf jenen Stufen weit zurückbleibt*), muß doch wohl zwingende Gründe für sich haben. Worin bestehen dieselben? Nach einer auch nur einigermaßen befriedigenden Antwort darauf sehen wir uns vergebens um, bei keinem Theil unseres Lebens ist die Erkenntniß desselben so sehr hinter der Thatsächlichkeit zurückgeblieben, als bei diesem. Die Reisenden berichten uns über die Formen und Gebräuche des Verkehrs bei wilden Völkern, aber das Interesse, das man diesen Berichten zuwendet, erschöpft sich regelmäßig an der Verwunderung über das Fremdartige, Seltsame, Absonderliche dieser Formen, ohne zu einem eindringenden Nachdenken über den Grund derselben anzuregen. Es sind „Wunderlichkeiten", d. h. Dinge, die wir damit abthun, daß wir uns wundern d. i. das Geständniß ablegen, sie nicht zu verstehen.

Selbst um das Verständniß derjenigen Formen, die wir selber in dem Verkehr mit Anderen beobachten, steht es um nicht viel besser, nur freilich aus anderen Gründen. Jeder Gebildete kennt sie, aber nur insoweit, als er sie praktisch zur Anwendung zu bringen hat. Allein damit hat es auch sein Ende. Er kennt sie wie die meisten Menschen ihre Muttersprache, d. h. er wendet sie richtig an, ohne sich ihrer Gründe, ja nur einmal der Regeln selber in ihrem ganzen Umfange bewußt zu sein. Das Bewußtsein der letzteren erstreckt sich regelmäßig nur soweit, als Verstöße dagegen das Bewußtsein excitiren; das Positive wird erst durch die Negation Gegenstand der Erkenntniß — der Mythus vom Sündenfall. Gar Vieles von dem, was einst auf längst überwundenen Culturstufen die Regel bildete und von dem die Gesittung den Menschen erst allmählich hat befreien müssen, ist heutzutage in der gebildeten Gesellschaft so gänzlich unmöglich geworden, daß das Auge des Gebildeten es factisch nie mehr wahrnimmt. Daß die allmähliche Entwicklung des Anstandsgefühls dasselbe erst hat ausrotten und abthun müssen, daß also auch hier latente Regeln des Anstandes vorliegen, welche uns gegen dasselbe schützen, kommt uns nur darum nicht in den Sinn, weil diese Schichten der Sitte zu den frühesten Niederschlägen des gesellschaftlichen Lebens gehören, deren Ablagerung sich zu einer Zeit vor allem Menschengedenken vollzog, — Schichten, so tief gelagert und so gänzlich von den späteren Bildungen überdeckt, daß kaum je ein Stückchen davon in der angegebenen Weise durch Mißachtung der Regel an die Oberfläche gelangt — sie verstehen sich für uns von selbst, was so viel heißt: der Mensch hat sie nicht gemacht, er hat sie von allem Anfang besessen und befolgt.

So kennen wir eigentlich nur diejenigen Regeln, die auf der Oberfläche des heutigen Lebens liegen. Und selbst dieses Kennen, — wie dürftig ist es mit demselben bestellt! Es ist das Kennen der praktischen Anwendung: des Könnens, aber nicht das der theoretischen Einsicht: des Wissens, d. h. des klaren, wissenschaftlichen Bewußtseins über ihre Gründe und ihren systematischen Zusammenhang.

Sache der Wissenschaft wäre es gewesen, auch hier wie überall das Kennen zum Wissen zu erheben. Aber die Aufgabe lag für sie zu tief unter dem Niveau des wissenschaftlich Wissens-

*) Eine culturhistorische Beobachtung, die ich hier, wo ich mein Absehen auf die heutige Zeit gerichtet habe, nicht weiter ausführe, und für die einfach auf die ethnographischen Darstellungen des Culturzustandes wilder Völker Bezug genommen werden mag.

*

werthen. Soll die Wissenschaft untersuchen, warum wir uns grüßen, warum wir uns erheben, wenn Jemand ins Zimmer tritt, warum wir uns nicht mit Du, sondern mit Sie anreden? Das sind Nichtigkeiten, Aeußerlichkeiten, um die sich die wissenschaftliche Erkenntniß nicht zu bekümmern hat! So ist denn die literarische Behandlung des Gegenstandes fast ausschließlich dem literarischen Handwerk, den Verfassern von „Complimentirbüchlein" und „Anleitungen zur guten Lebensart" anheimgefallen, Anleitungen, die demjenigen, der sie nöthig hat, in der Regel wenig nützen, und demjenigen, der sich im elterlichen Hause oder in der Schule des Lebens die gesellschaftliche Bildung angeeignet hat, überflüssig sind. Nur die Franzosen, lange Zeit für die übrigen Völker praktisch die Meister und Lehrer der feinen gesellschaftlichen Sitte, dürfen das Verdienst beanspruchen, das Verständniß derselben durch manche treffende Beobachtungen und Reflexionen gefördert zu haben, während der diesem Gegenstande gewidmete Zweig der deutschen Literatur bis in die neueste Zeit hinein, wo ein gewisser Umschwung zum Bessern eingetreten ist, den Eindruck der äußersten Armseligkeit macht, einer wahren literarischen Sahara, die auch darin ihre Uebereinstimmung mit der wirklichen bewährt, daß nur das Kameel in ihr seine Nahrung findet; sie steht auf einer Linie mit den „Briefstellern" für den gemeinen Mann.*)

Die Wissenschaft hat sich mit Unrecht diesem Gegenstand abgewandt. Auch hier findet sie einen dankbaren Stoff zum tiefern Eindringen, zum philosophischen Denken vor, auch auf diesem Gebiete des Lebens hat sie Gelegenheit sich zu überzeugen, daß nicht der Zufall, die Willkür, die Laune auf demselben ihr wildes Spiel treiben, sondern daß auch hier der Zweck seinen Sitz aufgeschlagen und, wie immer, Ordnung geschaffen hat. Scheinbar und nach der Behauptung Vieler, die sich in der oben geschilderten Weise damit beschäftigt haben, ein wüstes Gewirr von lauter äußerlichen, zusammenhangslosen Bestimmungen, fügt sich die Masse bei ernster Vertiefung in den Gegenstand zu einem einheitlichen, planvoll angelegten, consequent durchgeführten und innerlich gegliederten Ganzen zusammen. Nicht die Wissenschaft hat hier erst Ordnung zu schaffen, sondern blos zu erkennen, ihre Sache ist es nur, mit der Leuchte heranzutreten und dasjenige, was das Leben in jener dunklen Region, wo scheinbar die zweckbewußte Thätigkeit aufhört, weil wir sie im Einzelnen nicht wahrnehmen, geschaffen hat, aus dem Zwielicht des Unbewußten in das helle Licht des Bewußtseins zu rücken.

Auch hier hat die Sprache der Wissenschaft längst vorgearbeitet, und sie kann sich einen großen Theil der Arbeit ersparen, indem sie dasjenige, was jene zu Tage gefördert hat, einfach in Besitz nimmt. Aber selbst dies ist von der Wissenschaft bisher über Gebühr versäumt worden, wie ich an anderer Stelle nachzuweisen hoffe. Für den gegenwärtigen Zweck greife ich nur den folgenden Punkt heraus.

Die Sprache bringt jene Normen unter den Gesichtspunkt der Umgangsformen. Warum nennt sie dieselben Umgangsformen, warum nicht Verkehrsformen? Verkehr ist der weitere, Umgang der engere Begriff, jener umfaßt gleichmäßig den geschäftlichen wie den geselligen Verkehr, dieser blos letzteren. Warum also weist die Sprache mittelst jenes Ausdrucks diese Formen blos dem Umgang, warum nicht dem Verkehr zu? Haben dieselben für den geschäftlichen Verkehr keinen Werth?

Die Sprache hat auch hier wiederum vollkommen das Richtige getroffen. Sie legt den Accent auf den Umgang, nicht um damit auszudrücken, daß jene Formen für den geschäftlichen Verkehr werthlos seien, sondern um zu betonen, daß der Schwerpunkt ihrer Bedeutung nach Seiten des Umgangs hin fällt (a potiori fit denominatio).

Im geschäftlichen Verkehr bildet die persönliche Berührung das bloße Mittel zum Zweck, im geselligen dagegen den Zweck selber. Dort können wir uns vertreten lassen, — zum groben Kaufmann, Handwerker, mit dem wir selber die persönliche Berührung scheuen, schicken wir unsere Dienstboten oder einen Dienstmann, im Proceß bedienen wir uns eines Advokaten, oder in Ermanglung persönlicher Vertretung wählen wir den Weg der schriftlichen Verhandlung, die den Vorzug der größeren Sicherstellung gegen ein ungebührliches Benehmen vor der mündlichen voraus hat — die Feder des ungeschlachten Menschen ist bekanntlich weit weniger gefährlich als seine Zunge! — und selbst für den schlimmsten Fall, daß die persönliche Berührung unumgänglich ist, unterziehen wir uns ihr in der Erwägung, daß die Unannehmlichkeit derselben sich durch das Geschäft selber bezahlt mache, nehmen sie als leidige Zugabe mit in den Kauf.

Ganz anders beim Umgang. Hier ist die persönliche Berührung Selbstzweck, sie soll sich nicht durch einen Zweck, der außer ihr liegt, sondern durch sich selbst bezahlt machen. Vertretung durch einen Andern ist hier ebenso ausgeschlossen wie Vertretung beim Essen und Trinken. Nicht minder der schriftliche Weg. Die Person will im Umgang die fremde Person

*) Ich habe mich für den vorliegenden Zweck mit dieser Literatur bekannt gemacht und dieselbe, soweit das Material der hiesigen Bibliothek es mir verstattete, bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein verfolgt. Ich theile meine Ergebnisse kurz mit, kann jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie unvollständig sind, und daß es gewiß ein dankenswerthes Unternehmen sein würde, an der Hand eines vollständigen literarischen Apparats die geschichtliche Entwicklung der Vorstellungen und Vorschriften über den feinen Umgangston darzustellen. — Man bezeichnete diesen Theil der Sitte früher lateinisch als Ethica complementoria, wobei offenbar der Gedanke vorschwebte, daß das äußere Benehmen eine Ergänzung (complementum) des moralischen Verhaltens enthalte und darum der Ethik angehöre. Daher die „Complimente" und die „Complimentirbüchlein". Ich gebe als Beispiel den Titel eines dieser Werke an: „Ethica complementoria das ist Complementirbüchlein, in welchem enthalten eine richtige Art, wie man sowohl mit hohen als niedrigen Standespersonen, bei Gesellschaften und Frauenzimmern hochzierlich reden und umgehen solle, durch Georg Grefflingern, gecrönten Poeten und Not. Publ. Mit angefügtem Trenchir-Büchlein, und züchtigen Tisch- und Leber-Reimen. Amsterdam 1675." Ein anderer Name dafür war Sittenschule. Als Beispiel nenne ich das von J. V. von Sittewald datirt von Sittenbach (also offenbar pseudonym) 1694. Es läßt sich kaum etwas Unflätigeres denken als diese „Sittenschule", sie enthält eine Collection der schmutzigsten Anekdoten, bestimmt, um mittelst ihrer die Unterhaltung zu würzen. Allen Werken dieser Kategorie merkt man es an, daß sie von Leuten geschrieben sind, welche die gute Gesellschaft nur vom Hörensagen kennen, nach Art der Komödianten auf Winkeltheatern, welche die Könige spielen; sie haben einige Aeußerlichkeiten zusammengerafft, ohne den Geist, der dieselben beseelt, verstanden zu haben. Das einzige deutsche Werk, das von einem Manne geschrieben ist, der sich in den höheren Gesellschaftskreisen bewegt hatte, ist das bekannte des Freiherrn von Knigge über den Umgang mit Menschen, Aufl. 3, 1788. Aufl. 12 von Karl Gödeke, 1844. Dasselbe berührt aber die Umgangsformen nur nebenbei (z. B. Kap. I, No. 44—48) das eigentliche Ziel desselben bildet die Entwerfung einer Politik des Umgangs: der weltkluge Mann. Ebenso verhält es sich mit dem offenbar durch die Knigge'sche Schrift veranlaßten dreibändigen Werk von Fr. V. Beneken, Weltklugheit und Lebensgenuß oder praktische Beiträge zur Philosophie des Lebens, Hannover 1806, wo Bd. 1, Nr. 4—8 die Anstandsregeln behandelt werden. — Alles, was die deutsche Literatur in dieser Richtung aufzuweisen hat, wird durch dasjenige, was die französische in diesem Punkt bietet, sowohl an einzelnen geistvollen Bemerkungen als an speciell diesem Gegenstand gewidmeten Werken, gänzlich in den Schatten gestellt, und so abschreckend die Lectüre der deutschen, so anziehend ist die der französischen Werke. Sie geben nicht dürre Regeln zum Zweck der äußeren Abrichtung, sondern sie suchen in den Sinn derselben einzudringen, und sie entwickeln in der That den Geist der feinen französischen Höflichkeit. Eine hervorragende Stellung nimmt hier der Abbé de Bellegarde ein, er scheint sich die Theorie des Umgangs zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, wie die Menge der von ihm herrührenden Werke zeigt: Réflexions sur ce qui peut plaire ou déplaire dans le commerce du monde, Amsterdam 1699. Suite de réflexions sur ce etc. Amsterdam 1699. Les règles de la vie civile avec des traits d'histoire. Pour former l'esprit d'un jeune prince, Haag 1720. Reflexions sur la politesse des mœurs avec des maximes pour la société civile. ed. 6. Haag 1728.

genießen. Bietet letztere in ihrem Benehmen nicht die nöthigen Garantien eines wohlthuenden Verkehrs, so leistet man, wenn nicht überwiegende Vortheile ihn gleichwohl wünschenswerth machen, auf letzteren lieber gänzlich Verzicht.

Die Umgangsformen haben nun die Bestimmung, dies Benehmen in einer Weise zu regeln, wie es der Zweck des Umgangs mit sich bringt, sie stellen den Typus des gesellschaftlich correcten Menschen auf, wie dieses Volk und diese Zeit sich ihn denkt. Sie enthalten den Inbegriff der an der Hand der Erfahrung gewonnenen Bedingungen des Umganges, wie das Verkehrsrecht den Inbegriff der auf gleiche Weise gewonnenen Bedingungen des Verkehrs. Der Codex der feinen auf den Umgang bezüglichen Sitte bildet das Seitenstück zum Codex des Rechts, nur daß er nicht die Form der Schrift an sich trägt, er gehört, wenn man sonst den Ausdruck jus auf die Regeln des geselligen Verkehrs anwenden will, wie es ja die Sprache in der That thut, indem sie von Gesetzen des Anstandes, der Höflichkeit u. s. w. spricht, nicht zum jus scriptum, sondern zum jus non scriptum — er lebt in derselben Weise im Volke, wie das wirkliche jus non scriptum: das Gewohnheitsrecht.

Warum aber nimmt sich überhaupt die Sitte des Umgangs an? Warum überläßt sie die Art, wie er zu gestalten ist, nicht rein dem persönlichen Urtheil? Warum bevormundende Regeln für etwas, was rein Sache des persönlichen Beliebens ist? Mag Jeder selber sehen, wie er es treibe, und, wenn seine Gewohnheiten, Formen, Manieren dem Andern nicht gefallen, sich die Moral daraus ziehen, sich ändern, wenn er den Verkehr mit ihnen zu erhalten wünscht, oder bleiben, wie er ist, wenn er darauf verzichten will, es handelt sich dabei ja lediglich um sein eigenes individuelles Interesse. Welche Nöthigung lag für die Sitte vor, sich hier einzumischen und Regeln über das passende Benehmen aufzustellen? Wären es blos Zweckmäßigkeitsregeln, man würde sie sich schon gefallen lassen, Jeder könnte es dann ja mit ihnen halten wie er Lust hätte. Aber jene Vorschriften haben nicht die bloße Bedeutung von Klugheitsregeln, wie es deren auch für den Umgang in Menge giebt, und wie sie selbst zum Gegenstande literarischer Behandlung gemacht worden sind, z. B. in dem oben genannten Werk von Knigge, sondern den von gesellschaftlichen Imperativen, sie tragen einen obligatorischen Charakter an sich, ihre Uebertretung begründet einen Verstoß, was bei bloßen Zweckmäßigkeitsregeln nicht der Fall ist, kurz sie fallen nicht unter den Gesichtspunkt der Politik, sondern der Ethik des Umganges.

Warum also stellt die Sitte sie auf? Ueberall, wo die Sitte sich einmischt und ihre Gebote erläßt, handelt es sich um ein Interesse der Gesellschaft. Welches Interesse hat die Gesellschaft am Umgang? Damit berühren wir den springenden Punkt der ganzen Frage, in ihm liegt das Verständniß dieses Stückes unseres Lebens beschlossen. Der Umgang ist eine sociale Institution, Umgang ist sociale Pflicht.

Der Umgang ist eine sociale Institution. Es ist nicht ein blos individuelles Interesse, das in ihm seine Befriedigung findet: das Bedürfniß nach Geselligkeit, Mittheilung, Unterhaltung, Anregung, Belehrung. Auch dieses Interesse hat seine volle Berechtigung, und es mag immerhin für das Subject das ausschließliche Motiv bilden, warum es den Umgang sucht. Allein das subjective Motiv steht auch hier wiederum wie in so vielen anderen Verhältnissen, wo das Individuum nur der eigenen Lust und Neigung folgt, im Dienste eines höheren Zwecks, das Individuum dient im Umgang den Zwecken der Gesellschaft. Was die Luftbewegung in physischer, bedeutet der Umgang in moralischer und intellectueller Beziehung: das Medium der Verbreitung des moralischen und intellectuellen Fluidums über die Menschheit. Umgang ist der Zwillingsbruder des Verkehrs, beide zusammen beschaffen die Circulation der vorhandenen materiellen und immateriellen Güter. Ohne Verkehr Stagnation des ökonomischen Güterumlaufs, ohne Umgang Stagnation des geistigen und moralischen. Umgang ist fortgesetzte Erziehung des Menschen. Hat das Haus und die Schule ihr Werk an ihm verrichtet, so nimmt der Umgang dasselbe auf. Indem wir unserem Vergnügen nachzugehen glauben, treten wir in die Schule des Lebens, lernen und lehren wir, nehmen wir auf und theilen wir mit, bilden wir uns selber und Andere. Alle Weisheit der Welt, die in den Büchern aufgeschichtet liegt, kann den lebendigen Austausch der Gedanken nicht ersetzen, selbst demjenigen nicht, der das größtmöglichste Maß derselben sich angeeignet hat, denn das Bücherwissen ist gefrornes Denken, das erst, indem es durch die Friction im persönlichen Verkehr warm und flüssig wird, seine Probe besteht. Und selbst wenn Jemand sich geistig reich genug dünkte, um des Umganges entbehren zu können, so soll er sich zu ihm verstehen der Anderen wegen, um ihnen von seinem Ueberfluß zukommen zu lassen, wie der Reiche beim Armen. Wer ein Licht hat, für den gilt der Satz des Evangeliums: Du sollst dein Licht leuchten lassen — das Licht ist einmal dazu da, daß es der Welt leuchte.

Und wie das Wissen die persönliche Anregung, so kann auch alle geschriebene und gesprochene Moral die Einwirkung des unmittelbaren Eindrucks der moralischen Persönlichkeit nicht ersetzen — ein Mann, der das Sittliche oder die Sitte in concreter Gestalt durch sein Beispiel veranschaulicht, ist mehr werth als hundert Bücher, die es predigen. Der edle, tugendhafte, charaktervolle Mann wirkt, ohne es zu wissen und zu wollen, schon durch seine bloße Persönlichkeit sittlich erhebend, er strahlt moralische Wärme und Kraft aus, die großen Männer der Geschichte auf ein ganzes Volk, auf die ganze Menschheit, die gewöhnlichen Leute wenigstens auf ihre nächste Umgebung, — Sonne und Ofen.

In diesem Sinn hat jeder in irgend einer Weise tüchtige Mann im gesellschaftlichen Leben die Verpflichtung, sich selber, d. h. seine Persönlichkeit der Welt nicht vorzuenthalten, in intellectueller wie moralischer Beziehung Lehrer und Prediger zu sein, und darum hat die Gesellschaft ein Anrecht darauf, daß er mit Anderen verkehre.

So füge ich dem ersten Satz: der Umgang ist eine sociale Institution, den zweiten hinzu: Umgang ist eine sociale Pflicht.

Umgang ist sociale Pflicht. Der Einsiedler versündigt sich gegen die Gesellschaft, denn er entzieht ihr die Dienste, die er im Stande wäre ihr zu leisten, ganz abgesehen davon, daß er sich selber schädigt, denn Niemand entzieht sich auf die Dauer der Gesellschaft, ohne in irgend einer Weise Schaden zu nehmen, Einseitigkeit ist die unausbleibliche Folge der Einsamkeit. Mag auch in erster Linie die Kraft des Menschen seiner Berufsthätigkeit gehören, der Ueberfluß seiner Kraft und Zeit gebührt der Gesellschaft, selbst seine Heiterkeit, sein Frohsinn, seine gesellschaftlichen Talente und feinen Formen. Wären wir Menschen im Stande, die Einwirkungen des einen von uns auf den andern zu verfolgen, wir würden oft mit Staunen inne werde, welche nachhaltigen Wirkungen sich an die scheinbar unbedeutendsten persönlichen Berührungen knüpfen. Der bloße Anblick der fremden Größe kann die eigene schlummernde Kraft wecken, eine einzige Unterhaltung mit einem bedeutenden Mann für das ganze Leben entscheidend wirken, und wie nach dem Gesetz der Erhaltung der Kraft sich Wärme in Bewegung, Bewegung in Kraft umsetzt, so kann auch im Werke des Denkers die Erfrischung und Anregung, die er im geselligen Verkehr dem Witz und der Heiterkeit des Lebemannes, und in dem des Dichters und Malers diejenige, die er dem Zauber weiblicher Anmuth und Schönheit verdankt, sich in kostbarer Weise verwerthen und für die Menschheit die schönsten Blüthen treiben, Scherz setzt sich da in Ernst, Schönheit in Poesie um. Der Same, aus dem auf fruchtbarem Boden das Größte in der Welt hervorgeht, ist dem bloßen Auge ebensowenig sichtbar, wie derjenige, den die Luft mit sich führt — der Umgang aber ist eins der wirksamsten Vehikel, das ihn weiter trägt.

Mit der Entwicklung der Cultur hat die todte Person: das Buch der lebendigen eine bedenkliche Concurrenz gemacht, und jenes hat allerdings große Vorzüge vor dieser voraus. Die todte Sprache des Buchs redet zur ganzen Welt, der gleichzeitigen, wie der kommenden, die lebendige der Person nur zu

den Wenigen, die ihre Stimme vernehmen. Und sodann ist das Buch ein bequemer Geselle, den wir rufen und verabschieden können, ganz wie es uns beliebt, während die Person uns Zwang auferlegt und uns nicht selten das Wenige, was sie uns bietet, durch lästige Zugaben theuer bezahlen macht. In Hinblick auf diese beiden unleugbaren Vorzüge können wir es als einen der größten Fortschritte der Cultur bezeichnen, daß wir für den Bezug unserer geistigen Nahrung nicht ausschließlich mehr auf die Person angewiesen sind. Die Form, in der das Buch sie uns zuführt, ist ungleich umfassender, reicher, exacter und zugleich viel bequemer, billiger, leichter. Und doch! was würde aus dem Menschen, wenn er bloß diese getrocknete Speise zu sich nehmen sollte? Es würde ihm gehen wie dem Seemann, der lange der frischen Kost entbehrt hat und dafür durch den Scorbut büßen muß. Scorbut ist das Kennzeichen des Büchermenschen und die Strafe für sein Vergehen gegen das Grundgesetz der Gesellschaft, welches den lebendigen Austausch der Urtheile und Ansichten und die fortgesetzte Selbsterziehung im Verkehr mit Andern verlangt. Der Mensch verkrüppelt in der Einsamkeit, der richtige, volle, gesunde Mensch ist nur der Mensch in der Gesellschaft, das Postulat des ζῶον πολιτικόν gilt auch für den Umgang. Die öffentliche Meinung: die Zuchtmeisterin des Sittlichen würde des wirksamsten Mittels ihrer Einwirkung auf ihn beraubt sein, wenn er sich durch Fernhaltung vom Umgang außer Contact mit ihr setzen wollte. Er soll und muß das Urtheil der Welt über sich, wenn auch nicht hören, so doch merken — auch das Schweigen kann beredt sein, — selbst ihr Urtheil über Andere kann ihm als Spiegel der Selbsterkenntniß dienen.

Die bisherige Ausführung hatte den Zweck, die hohe sociale Bedeutung des Umganges ins richtige Licht zu setzen. Aber damit ist der oben postulirte Beweis, daß die Sitte genöthigt war, sich des Umganges anzunehmen und ihm feste Bahnen vorzuzeichnen, noch keineswegs erbracht. Es wäre ja denkbar, daß es dessen gar nicht bedürfte. Wenn das Individuum ohne alle Anleitung von selbst das Richtige träfe, wozu brauchte die Sitte es ihm erst noch vorzuschreiben? Die Geschichte und die tägliche Erfahrung ertheilen die Antwort darauf. Der Mensch bedarf in Bezug auf den Umgang nicht minder der Erziehung und der gesellschaftlichen Zucht, wie in Bezug auf das Recht und die Moral. Es gibt kein angebornes Schicklichkeitsgefühl, so wenig wie ein angebornes Sittlichkeitsgefühl, und wenn es ein solches gäbe, so wäre damit die praktische Unterordnung des Individuums unter dasselbe noch in keiner Weise verbürgt. So hat die Gesellschaft bei dem hohen Interesse, das der Umgang für sie hat, sich desselben annehmen müssen, um ihn so zu gestalten, daß er bestehen kann, und sie behauptet in dieser Beziehung ihm gegenüber ganz dieselbe Stellung wie der Staat gegenüber dem Recht, d. h. sie hat nicht bloß die Grundsätze aufgestellt, die gelten sollen, wie letzterer es bei den Rechtsgrundsätzen gethan hat, sondern sie sorgt auch dafür, daß sie thatsächlich beachtet werden. Die Quelle, aus der sie erstere geschöpft hat, ist die Erfahrung, das Mittel, wodurch sie ihre Beachtung erzwingt, die öffentliche Meinung.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß die Umgangsformen keine blos ästhetische*), sondern eine praktisch-sociale, d. i. ethische Bedeutung haben. Allerdings greift bei ihnen auch der ästhetische Gesichtspunkt Platz, allein er ist nicht der entscheidende. Wäre er es, so könnte Jeder es mit ihnen halten, wie er Lust hätte, und die Verletzung derselben würde nur den Vorwurf des Unschönen, Geschmacklosen, nicht den des Unschicklichen, Unanständigen, eines Verstoßes gegen die Sitte begründen. Die Umgangsformen gehören demnach zu den socialen Imperativen, man muß sie befolgen, und zwar der Gesellschaft wegen. Ihre Theorie fällt mithin der Ethik anheim, welche ja gerade diese gesellschaftlichen Imperative zum Gegenstande hat, und wenn letztere sich bisher der Beachtung derselben entschlagen hat, so ist sie eben damit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben.

Die Unterlassungssünde war allerdings eine verzeihliche. Die ethische Bedeutung der Umgangsformen ist nur eine mittelbare. Die Vorschriften, welche die Sitte in Bezug auf sie aufstellt, haben nicht wie die des Rechts und der Moral das an sich Gute oder Sittliche zum Gegenstande, sondern nur die Bestimmung, letzteres zu fördern, d. h. sie haben wie die Sitte überhaupt nur eine sittlich-adminiculirende Function.

Die Sprache hat diese ihre blos mittelbare ethische Bedeutung richtig getroffen, indem sie dieselben als bloße Formen bezeichnet. Diesen Gesichtspunkt hat sie in den mannichfachsten Wendungen ausgeprägt (gesellschaftliche Form, Formen, Umgangsformen, Manieren, dehors, façons, Etiquette). Ueberall wiederholt sich in der Terminologie der Sitte der Gegensatz des Aeußern zum Innern, der Form zum Inhalt, überall scheidet die Sprache ganz genau das dem innern Sittengesetz Entsprechende: das Moralische, Sittliche von dem dem äußern Entsprechenden: der feinen Sitte, dem Sittsamen, der Höflichkeit. Für dieses hat sie die Ausdrücke: Benehmen, Betragen, Wesen, die sie nie für den inneren, für jenes: Charakter, Gesinnung, Halt, die sie nie für den äußeren Menschen gebraucht. Nicht zu verwundern, daß bei dieser scharfen Gegenüberstellung von Innerem und Aeußerem jene Auffassung über das Wesen der gesellschaftlichen Formen sich bilden konnte, welche in ihnen etwas rein Aeußerliches, sittlich Bedeutungsloses erblickt. Bei den Griechen und Römern, bei denen sich die begriffliche Scheidung der Sitte von der Moral noch nicht vollzogen hatte, findet sie sich aus eben diesem Grunde noch nicht, sie gehört zu jenen eigenthümlichen Irrthümern, welche erst durch den Fortschritt der Wahrheit möglich werden. Das Fehlsame dieser Ansicht besteht nicht blos darin, daß sie die oben begründete sociale Bedeutung dieses Stückes der Sitte (objectiv adminiculirende Function) gänzlich außer Acht läßt, sondern daß sie auch den individuell sittlich fördernden, erzieherischen Einfluß (subjectiv adminiculirende Function) nicht in Anschlag bringt. Wäre die gute gesellschaftliche Form nichts als ein Mantel, den man umhängt und ablegt, ohne daß dies den inneren Menschen berührt, es möchte darum sein, und bei manchen Menschen: den sittlich völlig unzugänglichen, unbildsamen Naturen mag in der That ihre Bedeutung sich daran erschöpfen. Aber bei den sittlich bildsamen Naturen, welche gottlob die Regel bilden, ist das Verhältniß ein anderes, die Form wirkt bei ihnen auf den inneren Menschen zurück, sie übt einen sittlich veredelnden, einen erzieherischen Einfluß aus, es ist nicht das rein äußerliche Verhältniß des Mantels zu seinem Träger, sondern das sich gegenseitig bedingende innerliche zwischen Schale und Kern. Die Zucht zur Form, die schon beim Kinde beginnt, bringt demselben das Erste bei, was der Mensch zu lernen hat: das Dasein von Geboten in der Welt und die Nothwendigkeit der Unterordnung unter dieselben. Die Selbstbeherrschung, die es in dieser Schule des rein Aeußerlichen gewonnen hat, kommt ihm für die sittliche Erziehung zu Gute — die Sitte arbeitet der Moral vor. Und sodann ist es in der That nicht etwas blos Aeußerliches, was ihm beigebracht wird, sondern in dem Aeußerlichen steckt bereits der Kern alles Sittlichen: die Rücksicht auf Andere. Das Motiv aller Umgangsformen ist die Rücksicht auf Andere. Es kann aber nicht ausbleiben, daß die in der Schule der Form zur Gewohnheit gewordene Rücksicht auf Andere für die gesammte Lebensanschauung des Menschen, für seine sittliche Gesinnung, ihre Früchte trägt. Von zwei mit völlig gleicher Ausstattung gesetzten Menschen muß derjenige, der bei im Uebrigen völligen gleichen Verhältnissen den Vorsprung der rein formalen gesellschaftlichen Erziehung vor dem andern voraus hat, nothwendigerweise sittlich besser, edler werden. Es ist nicht wahr, daß diese Erziehung blos die Schale

*) Wie dies von Manchen behauptet wird, z. B. von H. Martensen (Bischof von Seeland). Die christliche Ethik. 2. Aufl. Gotha 1873. Bd. 1, S. 537, welcher das Anständige als die „ästhetische Seite der sittlichen Persönlichkeit, den äußeren Wiederschein in dem ganzen Wesen, Auftreten der Persönlichkeit" definirt. In der theologischen Ethik von Chr. von Hoffmann, Nördlingen 1878, S. 80 wird der Ethik jede Beziehung zur „äußeren Lebensform und Sitte" abgesprochen.

glättet; mit der Schale trifft sie zugleich den Kern, indem sie ihm unvermerkt Stoffe zuführt, die er sich aneignet.

Für die Bedeutung, die ich der guten Sitte für die Gesellschaft vindicire, ist übrigens die Stellungnahme zu dieser Frage von dem individuell erzieherischen Einfluß derselben ohne allen Belang, für sie handelt es sich lediglich darum, ob die Beachtung der Umgangsformen objectiv den Umgang erleichtert, die Mißachtung derselben ihn erschwert, und diese Frage kann so wenig zweifelhaft sein, daß ich nicht Anstand nehme, die Behauptung aufzustellen: für den gesellschaftlichen Verkehr ist ein geschliffener Kieselstein, der von Hand zu Hand gehen kann, ohne daß Jemand bei seiner Glätte Gefahr läuft, sich die Hände daran zu ritzen, besser als ein ungeschliffener Diamant, an dessen Kanten, Ecken, Spitzen man sich die Hände verletzt. Es handelt sich ja nicht darum, beide zu kaufen — dann würde letzterer allerdings der werthvollere sein — sondern sich blos mit ihnen zu berühren, und für die bloße Berührung kommen andere Rücksichten in Betracht als für den Kauf. Und sodann ist jene Antithese nur auf das Aeußerste des an sich Möglichen gestellt, die richtige Fassung derselben lautet nicht: geschliffener Kiesel oder ungeschliffener Diamant, sondern muß lauten: geschliffener oder ungeschliffener Kiesel, geschliffener oder ungeschliffener Diamant.

Die bisherige Ausführung hatte den Zweck, die Theorie der Umgangsformen als ein Problem der Ethik darzuthun. Aber der dazu erforderliche Beweis ist nur erst zur Hälfte erbracht. Es ist nachgewiesen, daß die Umgangsformen oder, was dasselbe, die Gesetze des Anstandes oder der feinen Sitte, welche dieselben vorzeichnen, für die Gesellschaft, welche einmal zu ihrem Gedeihen des Umgangs bedarf, zum Zweck der Sicherung desselben nöthig sind, aber daraus ergibt sich noch keineswegs, daß sie einen geeigneten Gegenstand zur Entwerfung einer wissenschaftlichen Theorie darbieten. Es wäre ja möglich, daß sie nur ein Aggregat von lauter einzelnen, disparaten Bestimmungen enthielten, die eben des fehlenden eigenen inneren Zusammenhanges wegen aller Versuche der Wissenschaft, einen Zusammenhang zwischen ihnen herzustellen, spotteten. Daß es sich in Wirklichkeit anders verhält, ist bereits oben ausgesprochen worden, und ich habe auch die Antwort darauf: wie denn der Schein des Gegentheils sich bilden konnte, nicht vorenthalten. Ein Gegenstand, von dem nur einzelne hervorragende Punkte beleuchtet sind, während die übrigen Partien im Dunkel liegen, muß nothwendigerweise den Eindruck des Zerrissenen machen. Selbst mir, der ich ihm seit geraumer Zeit meine angespannte Achtsamkeit zugewandt habe, geschieht es nicht selten, daß ich irgend etwas Neues an ihm wahrnehme, das mir bisher entgangen war, und ich nehme keinen Anstand, die Richtigkeit meiner obigen Behauptung, daß bei keinem Stück unseres Lebens das subjective Bewußtsein sich so wenig mit dem Gegenstande selber deckt als bei ihm, auch für mich selber anzuerkennen. Gleichwohl aber reicht das Material, über das ich verfüge, aus, um die Aufgabe, die ich der Ethik gestellt habe: die Entwerfung einer Theorie der Umgangsformen, in Angriff zu nehmen und wenigstens die Grundzüge derselben festzustellen. Ich habe die Aufgabe zu lösen gesucht und gedenke meinen Versuch nächstens zu veröffentlichen. So unvollkommen und ergänzungsbedürftig derselbe auch ausgefallen sein mag, wie es jeder erste Versuch stets sein und bleiben wird, so glaube ich doch mittelst desselben den Beweis erbracht zu haben, daß es sich bei unseren Umgangsformen um ein einheitliches, planvoll angelegtes, genau durchdachtes und consequent durchgeführtes Ganzes, um eine Schöpfung aus einem Guß handelt, kurz ausgedrückt: unsere heutigen Umgangsformen enthalten eine vollständige Organisation des Umgangs von Seiten der Sitte, ein ebenbürtiges Seitenstück zu der Organisation des Verkehrs von Seiten des Rechts.

Literatur und Kunst.

Der Streit um den Pessimismus.

Von Eduard von Hartmann.

Der Streit um den Pessimismus, der bald nach Erscheinen der ersten Auflage meiner „Philosophie des Unbewußten" entbrannte, ist im Laufe dieser dreizehn Jahre nicht nur nicht zur Ruhe gekommen, sondern die von ihm aufgeregten Wogen sind immer höher gegangen und haben immer größere Verbreitungskreise geschlagen.

Zuerst glaubte man, meinen Pessimismus mit demjenigen Schopenhauers über einen Leisten schlagen und als Produkt einer pathologischen Stimmung unwillig bei Seite schieben zu dürfen; wenn man ihm überhaupt Beachtung schenkte, so geschah es nicht sowohl aus philosophischem, als aus culturgeschichtlichem Interesse. Diese Periode der kopfschüttelnden Verwunderung und des mißachtenden Scheltens erreichte 1873 mit dem Erscheinen von A. Tauberts Schrift: „Der Pessimismus und seine Gegner" ihr Ende, welche die Unterschiede zwischen Schopenhauers asketisch-quietistischem Stimmungspessimismus und dem energisch-thatkräftigen Verstandespessimismus nachwies und den mit optimistischem Entwickelungsglauben verbundenen Pessimismus als eine „moderne Culturidee ersten Ranges" proclamirte.

Die Haagsch Genootschap tot verdediging van den Christelijken godsdienst fühlte sich bewogen, einen Preis für die beste Arbeit über den philosophischen Pessimismus auszusetzen, und theils durch diese Concurrenz veranlaßt, theils unabhängig von derselben erschienen 1873—77 eine Menge Schriften*), in welchen man sich zum ersten Mal darauf einließ, das Problem ernsthaft und in würdiger, wissenschaftlicher Form zu discutiren. Das Ergebniß war, daß man dem Pessimismus für das Gebiet des natürlichen Lebens einen kleineren oder größeren Spielraum einräumte, ja wohl gar (wie Edmund Pfleiderer und Johannes Rehmke) ihm dasselbe völlig preisgab, desto entschiedener aber das Gebiet des sittlichen Lebens von seinem Geltungsbereiche ausgeschlossen wissen wollte; in der Idee der Sittlichkeit sah man nicht nur die Grenze, sondern zugleich auch den positiven Ueberwinder alles Pessimismus. Hierin lag nun zwar der ganz richtige Gedanke, daß der Pessimismus allein ohne Verbindung mit irgend welchem Optimismus in Bezug auf den zweckvollen Entwickelungsgang des Weltprocesses außer Stande sei, den Menschen vor Verzweiflung und Quietismus zu schützen; aber dieser richtige Gedanke wurde dadurch entstellt, daß der Unterschied und Gegensatz zwischen Optimismus in Bezug auf zweckvolle Weltentwickelung und Optimismus in Bezug auf den Glückseligkeitszustand der Welt bei dieser Entwickelung — daß dieser für das Gebiet des natürlichen Lebens mehr oder minder anerkannte Unterschied und Gegensatz für das Gebiet des sittlichen Lebens nach wie vor verkannt und verwischt wurde.

Das Erscheinen meiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" im Jahre 1878 eröffnete eine neue Phase der Discussion, indem sie den thatsächlichen Beweis lieferte, daß eine Ethik, und eine sehr rigoristische Ethik, innerhalb eines pessimistischen Systems möglich sei, und dadurch alle leeren Declamationen über die Unmöglichkeit einer Moral unter pessimistischen Voraussetzungen über den Haufen warf. Es galt nun zu zeigen, entweder, daß die dargelegte Ethik keine Ethik sei, oder daß sie im Widerspruche mit den pessimistischen Voraussetzungen aufgestellt und durchgeführt sei; zugleich aber forderte das bedrohliche Vorrücken des Pessimismus auf das Gebiet des sittlichen Lebens die Gegner zu einer erneuten und sorgfältigen Prüfung der wissenschaftlichen Grundlagen desselben auf. Dies Alles wurde in ausgiebiger Weise versucht, und die Recensionscampagne der

*) Eine Uebersicht der bezüglichen Literatur von 1868—1880 findet man im Anhang von O. Plumachers Schrift: „Der Kampf ums Unbewußte" (Berlin 1881) S. 115—150.

Phänomenologie veranlaßte mich durch die vielfachen Mißverständnisse, welche in derselben zu Tage traten, mich in einigen Abhandlungen nochmals mit der historischen und methodologischen Begründung und Klarstellung meines pessimistischen Standpunktes zu befassen, welche vereinigt unter dem Titel „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" erschienen.

Inzwischen hatte die Teyler'sche theologische Gesellschaft zu Haarlem eine Preisbewerbung ausgeschrieben über „den Pessimismus und die Sittenlehre mit Rücksicht auf E. v. H.s Phän. des sittlichen Bewußtseins". Von den neun eingelieferten Arbeiten wurden wegen Stimmengleichheit unter den Preisrichtern zwei prämiirt, diejenigen des Pfarrers Paul Christ und des Amtsrichters Hugo Sommer; beide sind unter dem Titel „Der Pessimismus und die Sittenlehre" vor kurzem (in Haarlem) erschienen. Etwa gleichzeitig erschienen unter demselben Titel zwei weitere Schriften vom Pfarrer Albert Bacmeister (Gütersloh bei Bertelsmann) und von Professor Johannes Rehmke (Leipzig und Wien bei Klinkhardt). Die drei erstgenannten Schriften sind noch ohne Rücksicht auf meine Broschüre „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" ausgearbeitet, wenngleich Christ und Sommer in Anmerkungen auf dieselbe hinweisen; die vierte von Rehmke hingegen läßt ihr auch im Text schon Berücksichtigung zu Theil werden.

Bacmeister ist ein Theologe von mehr positiver Richtung; seine Arbeit, obwohl die längste unter den vieren, schließt sich genau meiner Phänomenologie an und verfolgt dieselbe auf Tritt und Schritt nach Art einer Recension, was bei einem Umfang von 15 Druckbogen denn doch ermüdend wirkt. Ueber die erste Hälfte meines Buches, die sich mehr auf psychologischem Gebiete bewegt, macht er eine Reihe interessanter und feiner Bemerkungen; auf metaphysischem Gebiet hingegen zeigt er nicht das gleiche Maß von Verständniß. Meine Stellung zur Religion verkennt er vollständig und greift deshalb überall fehl, wo die Beziehungen meines Pessimismus und meiner Ethik zur Religion zur Sprache kommen.

Christ ist ein freisinniger Protestant von vornehmer Haltung und mildem Geiste, und seine Schrift liest sich entschieden am angenehmsten und leichtesten von den vieren. Er vermeidet gänzlich das metaphysische Gebiet und hält sich rein an die Erörterung der Beziehungen zwischen Sittenlehre und Pessimismus. Seine Schrift verdiente ohne Zweifel die Prämiirung, wenn es der Teyler'schen Gesellschaft darauf ankam, den im Amte befindlichen Geistlichen ein bequemes und praktisch zureichendes Hülfsmittel zur Orientirung über den Gegenstand in die Hand zu geben, das an philosophische Vorbildung und Verständnißfähigkeit keine zu hohen Ansprüche stellte. Auffallend ist es, daß Christ das System Schopenhauers und das meinige für wesentlich ein und dasselbe System erklärt, während seit mindestens fünf Jahren die Mehrzahl der selbstständigen Kritiker darüber einig sind, daß die Unterschiede und Gegensätze zwischen beiden weit schwerer wiegen als die Aehnlichkeiten.

Sommer ist ein stricter Lotzianer, dem der Kampf gegen den Pessimismus Herzenssache ist. Seine Schrift gleicht nicht sowohl dem objectiven Resumé des Präsidenten nach einer Gerichtsverhandlung, als vielmehr dem leidenschaftlichen Plaidoyer des Staatsanwalts, der durch rabulistische Zusammenstellung aller scheinbaren Belastungsmomente von der Schuld des Angeklagten überzeugen oder vielmehr überreden will. Selbst in dem Urtheil der Preisrichter wird gesagt, daß Sommer „nicht selten in seiner Kritik die Grenze, welche das Strenge vom Unbilligen trennt, zu überschreiten scheint". Was jedoch weit schwerer wiegt als diese Grenzüberschreitungen im Einzelnen, ist die verkehrte Klassification, die er meinem System im Ganzen zu Theil werden läßt. Nicht nur den naturalistischen Dynamismus, sondern auch den Schopenhauer'schen Panthelismus und den Hegel'schen Paulogismus — und demgemäß auch meinen concreten Monismus des unbewußten absoluten Geistes — subsumirt nämlich Sommer unter den Begriff des Materialismus und behandelt meine Ethik und Religionsphilosophie als eine solche, die auf materialistischer Grundlage erwachsen ist. Das ist nicht mehr blos schief zu nennen, das entzieht sich einfach jeder Discussion; eine auf dieser Basis aufgeführte Kritik konnte nur von Preisrichtern prämiirt werden, die meine Werke gar nicht oder ganz oberflächlich kannten und sich durch den „heiligen Eifer" Sommers gegen den Pessimismus bestechen ließen.

Wenn diese drei Arbeiten zu den Argumenten, die in den journalistischen Recensionen über die Phänomenologie bereits zu Tage getreten waren, nichts wesentlich Neues hinzufügen, so hat dagegen die Schrift von Rehmke ein tieferes philosophisches Interesse und darf als geeignet gelten, zur Klärung der Streitfragen sowohl durch die Irrthümer*), welche sie aufrecht erhält, sowie durch die weiteren Concessionen, die sie macht, beizutragen. Der Verfasser hat schon früher durch zwei andre Schriften über meine Metaphysik und über meinen Pessimismus in schätzbarer Weise in die Discussion eingegriffen und hat sich durch ein größeres erkenntnißtheoretisches Werk („Die Welt als Wahrnehmung und Begriff", Berlin bei Reimer) als selbstständiger Denker von eigenartiger Haltung legitimirt. Seine neueste Schrift geht denn auch viel energischer und directer dem Kern der Probleme zu Leibe, und er wirkt schon dadurch klärend, daß er den empirischen und den metaphysischen Pessimismus streng auseinander hält, den die Uebrigen mehr oder weniger vermischen. Was aber das Wichtigste an der Arbeit ist, das ist sein Zugeständniß, daß nicht nur über die Unhaltbarkeit des trivialen Optimismus (in Bezug auf das Gebiet des natürlichen Lebens und egoistischen Strebens) „unter den ehrlichen Leuten kein Streit mehr sein sollte" (S. 91), sondern daß auch aller ethische und religiöse Optimismus unhaltbar und durch meine Kritik zerstört ist, wenn man darunter die Meinung versteht, als ob durch irgend welches Streben, Wollen und Thun auf sittlichem und religiösem Gebiete für den Menschen die Glückseligkeit erreichbar sei (S. 112—114 u. 125—127). Dagegen hält Rehmke den religiösen Optimismus in dem Sinne aufrecht, daß in dem religiösen Gotteskindschaftsbewußtsein, welches dem Menschen ohne sein Zuthun aus Gnaden geschenkt ist, ihm zugleich eine allem Wollen und Thun vorangehende Glückseligkeit geschenkt sei, und daß diese die einzige überhaupt mögliche Glückseligkeit sei; der Mensch bleibt in dieser Glückseligkeit, so lange er in dem Gotteskindschaftsbewußtsein bleibt und nur aus ihm heraus (d. h. sittlich) handelt, aber er würde schon dann aus demselben heraus und in egoistische Pseudomoral zurückfallen, wenn er auch blos die Bewahrung und Behauptung dieser Glückseligkeit zum Motiv seines Wollens und Handelns machen wollte.

Es ist klar, daß hiermit der ethische Optimismus im bisherigen Sinne des Worts als eine ebenso unhaltbare Position wie der triviale Optimismus aufgegeben und die Vertheidigung des Optimismus vom ethischen auf das religiöse Gebiet zurückverlegt ist. Es handelt sich nun blos noch darum, ob das religiöse Bewußtsein eine positive Glückseligkeit gewährt, wie Rehmke behauptet, oder ob es blos eine Erlösung von der Unseligkeit der Schuld und des Uebels und damit eine vorübergehende Contrastbeseligung nebst dauerndem (eudämonologisch indifferentem) Frieden zu bieten hat. Diese Fragen sind in den beiden Theilen meiner Religionsphilosophie („Das religiöse Bewußtsein der Menschheit" und „Die Religion des Geistes") behandelt, mit welcher demnach die letzte Phase des Pessimismusstreits inaugurirt sein dürfte. Möge sich bald eine theologische Gesellschaft finden, welche durch Ausschreibung einer Concurrenz über „den pessimistischen Pantheismus und die Religion" den Austrag dieser Erörterungen beschleunigt.

In meiner Schrift „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" war die erste und umfangreichste Abhandlung dem Nachweis gewidmet, daß die Leistungen und Verdienste des großen Kant auf dem Gebiete der praktischen Philosophie wesentlich in seinem Kampfe gegen den Eudämonismus und die eudämonistische Pseudomoral sowohl in ihren feineren wie in ihren gröberen Formen zu suchen sei, und daß dieser Kampf ebenso sehr bei

*) Eine Polemik gegen die letzteren kann hier nicht in meiner Absicht liegen und bleibt für einen anderen Ort vorbehalten.

Kant den Pessimismus zu seiner Voraussetzung habe, als er nur unter entschiedener Entfaltung der pessimistischen Fahne siegreich zu Ende geführt werden könne. Ich hatte gezeigt, daß Kant alle Bestandtheile des Pessimismus genau in demselben Sinne gelehrt habe, wie man dieselben bei mir bekämpfe, und daß somit als „Vater des Pessimismus" Kant zu bezeichnen sei, und nicht Schopenhauer, der den richtigen Pessimismus Kants einseitig verzerrt und zum quietistischen Stimmungspessimismus entstellt habe. Ob Kants Reform der Moral wirklich in einer völligen Lostrennung und Reinigung der Moral von allem Eudämonismus bestanden habe, war eine historische Frage, die als solche auch die philosophischen Facultäten interessirte; als Beweis dafür mag gelten, daß die philosophische Facultät der Universität Halle über das Verhältniß der Kant'schen Moral zum Eudämonismus eine Preisbewerbung ausgeschrieben hat, welche am 15. November d. J. spruchreif wird.

Der Wogenschlag des Pessimismusstreits hat auch bereits die Grenzen des „Landes der Denker" überschritten und Völker in Bewegung gesetzt, die sonst den Problemen der deutschen Philosophie ziemlich kühl gegenüberzustehen pflegen. Sehen wir von einigen akademischen Gelegenheitsschriften in italienischer und magyarischer Sprache ab, so sind es hauptsächlich eine Anzahl englischer, amerikanischer und französischer Broschüren und Bücher, die in den letzten Jahren über den Gegenstand erschienen sind. Von den englischen Schriften ist die umfangreichste Sullys Pessimisme*), die neuerdings auch in französischer Uebersetzung erschienen ist; in Frankreich ist am bekanntesten das Buch des Akademikers Caro. Es ist nicht zu verwundern, daß die Kritik des Pessimismus im Auslande dieselben Stufen zu durchlaufen hat wie die deutsche, und daß sie als die später aufgetretene hinter dem Stand der Discussion in Deutschland immer um einige Posttage zurück ist, also gegenwärtig noch in der Phase der Discussion steckt, in welcher Deutschland sich in der ersten Hälfte der siebziger Jahre befand. Es kommt dazu, daß den Ausländern meine Metaphysik sammt den Beziehungen des Pessimismus zu derselben noch um Vieles fremder und unverständlicher gegenübersteht als den Deutschen, so daß diese ausländischen Erscheinungen für den Fortschritt der philosophischen Wissenschaft ohne Belang sind, wenn auch ihr Werth für die Erweckung philosophischer Interessen im Auslande nicht zu unterschätzen ist.

Die vorstehenden Bemerkungen dürften hinreichen, um die Ueberzeugung zu erwecken, daß der Pessimismus ein lebhaft ventilirtes Problem geworden ist, und daß eine historisch-kritische Uebersicht über den Verlauf der fraglichen Discussionen und ihren inneren Zusammenhang mit früheren culturgeschichtlichen Phasen der pessimistischen Ideen im Alterthum und Mittelalter nachgerade zum literarischen Bedürfniß geworden ist. Es fehlt bisher an einer Geschichte des Pessimismus, da die Schriften von Huber („Der Pessimismus") und Gaß („Optimismus und Pessimismus. Der Gang der christlichen Weltanschauung") nur als feuilletonistische, beziehungsweise specialistische Vorstudien zu einer solchen zu betrachten sind. Möge die unter der Presse befindliche Geschichte des Pessimismus von O. Plunacher zur Klärung der Ansichten über diesen Gegenstand in ähnlicher Weise beitragen, wie Langes Geschichte des Materialismus dies für ihren Gegenstand gethan hat.

*) Vergl. die treffliche Widerlegung von O. Plunacher im „Mind" 1879, Nr. 13.

Bayreuther Nachklänge.

Von Wilhelm Lübke.

Ueber Wagners „Parsifal" ist seiner Zeit so viel und zum Theil so Treffliches geschrieben worden, daß es überflüssig erscheinen kann, nachträglich noch einmal auf das Werk zurückzukommen. Und doch wird vielleicht dem Kunsthistoriker gestattet sein, über eine Schöpfung, die jedenfalls zu den merkwürdigsten und eigenartigsten unsrer Zeit gehört, auch von seinem Standpunkt aus ein Urtheil abzugeben, ihren Zusammenhang mit anderen modernen Kunsterscheinungen nachzuweisen. Vielleicht läßt sich aus solchen Betrachtungen ein neues Licht für das Verständniß des Werkes gewinnen.

Man kann über „Parsifal" nicht schreiben, ohne mit einer Reverenz vor der eisernen Willenskraft, der unbeugsamen Consequenz seines Urhebers zu beginnen. Das soll aber von meiner Seite keinen Uebergang in das Wagnerlager bedeuten. Im Gegentheil: „Parsifal" hat mich ebenso unbekehrt gelassen, wie die früheren Schöpfungen des „Meisters". Man kann eine hohe Meinung von der Begabung eines Künstlers haben, ohne darum mit seiner Richtung einverstanden zu sein. Wir bewundern die Genialität eines Bernini, ohne darum zu verkennen, daß seine theatralisch gespreizten, manierirten, unnatürlich übertriebenen Gestalten einer grundverkehrten Auffassung ihre Existenz verdanken. Aehnlich wie bei jenem Hauptmeister der Barockskulptur erkennen wir bei Wagner eine Auflösung der gesunden Kunstprincipien; aber wir können darum doch die hohe Begabung, mit der dieselbe in Scene gesetzt wird, nicht leugnen. Erwägt man vollends das Greisenalter des Componisten, so steigert sich diese Anerkennung zu einer Huldigung vor dem Genius und der Energie eines Künstlers, der nun schon seit mehreren Decennien die Welt mit seinen Schöpfungen erfüllt und seine Zeitgenossen ebenso sehr zu maßloser Vergötterung, wie zu einseitiger Verdammung entzündet. Hat man doch zur Zeit der Parsifalaufführungen in einem angesehenen Blatte gelesen: dies Werk bezeichne den Höhepunkt in der künstlerischen und geistigen Entwicklung des Meisters; es klinge aus ihm der tief im Herzen der modernen Menschheit, ihr zum Theil unbewußt schlummernde Grundton heraus, ja es sei in ihm der Finger in die Wunde des heutigen Geschlechtes gelegt!

Wir sind des bombastischen Phrasenschwalles in jenem Lager längst zu sehr gewohnt, um uns noch über irgend etwas, was von dorther orakelt wird, zu verwundern. Ist doch neuerdings Wagner geradezu als Erlöser der Menschheit proclamirt worden, eine Rolle, zu der er nicht blos durch seine Musik, sondern auch durch sein Vegetarianerthum, seine (schon minder harmlosen) Hetzen gegen die Vivisection und gegen die Juden befähigt erscheint. Allen diesen schwindelhaften Uebertreibungen gegenüber wird jeder Unbefangene, der sich mit dem „Parsifal" vertraut gemacht und eine der musterhaften, ja geradezu vollendeten Aufführungen des Werkes erlebt hat, gern gestehen, daß in dieser, wie in jeder anderen Schöpfung des außerordentlichen Mannes, eine Reihe großer scenischer und selbst musikalischer Schönheiten Auge und Ohr berauschen, daß aber im Ganzen und Großen die Kraft und Frische der Erfindung beträchtlich nachgelassen hat, während das Geschick der Durchführung sich wo möglich noch gesteigert und zum höchsten Raffinement entwickelt zeigt.

Ich will vorweg bemerken, daß es die fünfte Vorstellung des „Bühnenweihfestspiels" am 8. August war, welcher ich beizuwohnen Gelegenheit fand, und daß diese Vorstellung eine ganz vorzügliche war. Es fehlte in der That auch nicht an bedeutsam wirkenden Momenten. Aber wie hat auch Wagner sich's angelegen sein lassen, mit dem höchsten Raffinement Alles zu einem packenden Gesammteffect zu steigern. Zunächst, indem er die Zuschauer zwingt, zu ihm nach Bayreuth zu kommen, ein Zeitopfer von mehreren Tagen zu bringen, sich aus dem Tagestreiben, aus allen Beziehungen des Alltaglebens herauszureißen, versetzt er sie in jene mußevolle Stimmung, in welcher das Gemüth besonders empfänglich wird für die Eindrücke der Kunst. Er gibt dadurch solchen Aufführungen, im Gegensatze zu unseren gewöhnlichen Theaterabenden, etwas Weihevolles, Außergewöhnliches. Sodann, indem er Alles entfernt, was die Aufmerksamkeit zerstreuen könnte, zwingt er alle Zuschauer, ihre concentrirte Aufmerksamkeit auf die glänzenden Bilder zu richten, welche seine Bühne darbietet, und die um so intensiver wirken, als man von dem sonst so störenden äußeren Apparat des Orchesters nichts erblickt. Kehrt man von Bayreuth in unsere gewöhnlichen

Theater zurück, so ist diese Störung die allerempfindlichste, und es läßt sich schwer begreifen, warum unsere Intendanten und Directionen nicht längst diesen unleugbar großen Fortschritt sich angeeignet haben, während es doch Directoren gibt, die die Verdunkelung des Zuschauerraumes acceptirt haben, freilich oft nur aus elenden Sparsamkeitsrücksichten. Uebrigens will ich nicht verhehlen, daß mir diese Verdunkelung in Bayreuth viel zu weit getrieben erschien. Man hatte den unheimlichen Eindruck, in einem Keller eingesperrt zu sein, wo man aus Licht- und Luftmangel ersticken zu müssen meinte. Daher kam es denn wohl, daß — für mich wenigstens — das Köstlichste im Parsifal doch der Augenblick war, wo man im ersten Zwischenacte heraustrat und die liebliche Landschaft draußen im milden Abendlichte liegen sah. Wie unnatürlich geschraubt erschien dagegen der raffinirte Hokuspokus da drinnen!

Nimmt man indeß dies Alles zusammen, erwägt man die ausgezeichneten künstlerischen Kräfte, die hier — zum Theil sogar in doppelter oder dreifacher Besetzung — mitwirkten, die Pracht der scenischen Ausstattung, die Sorgfalt in der Einstudirung des musikalischen und dramatisch-mimischen Theils, so müßte es verwundern, wenn nicht, selbst bei viel geringerer Begabung des Componisten, ein berauschender Eindruck erzielt würde. Erinnert man sich dann aber, wie mittelmäßig und wie gleichgültig auf den meisten Bühnen Meisterwerke wie Don Juan, Zauberflöte, Figaros Hochzeit, Fidelio, Freischütz ꝛc. zur Darstellung kommen, so liegt der Wunsch nahe, es einmal zu erleben, daß diesen unsterblichen Schöpfungen dieselbe Sorgfalt der Aufführung zu Theil würde, wie sie Wagner für seine Werke zu erzwingen weiß. Und wie geschickt berechnet der kluge Mann die Strömungen der Zeit, wie fein speculirt er auf die Schwächen der Menschen! Er weiß sehr gut, daß unter seinen leidenschaftlichen Anhängern die große Mehrzahl von Herzen unmusikalisch ist, und daß nur eine verschwindend kleine Zahl den stürmisch complicirten Gängen seiner Orchesterpassagen zu folgen vermag. Die Masse will vor allen Dingen durch eine die Sinne in Aufruhr setzende, alles Dagewesene an elementarer Gewalt der Wirkung überbietende Musik betäubt werden. Dazu aber fügt der menschenkundige Künstler noch den erdenklichsten Pomp der Scenerien, die höchste Pracht scenischer Verwandlungen, künstlicher Beleuchtungseffecte, contrastirender Kostüme, und so bringt er jene Bühnenwerke zu Stande, bei denen die Musik, so recht im Sinne des großen Opernpublicums unserer Zeit, mehr mit den Augen als mit den Ohren genossen wird. So entsteht im Zuschauer ein Sinnenrausch, bei dem es ihm selbst nicht klar wird, wie viel davon auf Rechnung der einen oder der andern Kunst zu setzen ist. Daher kommt es, daß, während der unsterbliche musikalische Gehalt eines Mozart, Beethoven, Weber in jedem Tonstück, auch außerhalb des Theaters, entzückend fortklingt, bei Wagner umgekehrt nur die gesammte Bühnenwirkung dem Musikstück eine Art von Berechtigung zu geben vermag.

Im Parsifal nun vollends steht, wie gesagt, auch die eigentliche musikalische Erfindung nicht mehr auf der früheren Wagner'schen Höhe. Die Leitmotive — von diesen musikalischen Steckbriefen ist hier der ausschweifendste Gebrauch gemacht — ermangeln meistentheils der Prägnanz, der charakteristischen Ausprägung. In der kunstvollen Verwebung derselben leistet der Componist Erstaunliches; aber diese ganze Art der Composition ist der schlagendste Beweis von dem Ueberwiegen des Reflectirten, Verstandesmäßigen in dieser Musik. Sie strömt nicht dahin mit dem natürlichen Wohllaut, den die Phantasie unserer großen Meister stets über uns ausgießt; sondern sie arbeitet sich mühsam durch Hindernisse hinweg, stets gepeitscht von der rücksichtslosen Energie des Componisten, der, was ihm an freigestaltender Phantasie abgeht, durch erkünstelte Combinationen zu ersetzen sucht. Wer sich daher nicht der bloßen elementaren Wirkung dieser ungeheuren Tonmassen willenlos gefangen gibt und in jener Betäubung dasitzt, die das Kriterium des Wagnerschwärmers ist, wer vielmehr diese Musik tiefer zu erfassen sucht, der empfindet bald, daß es ein complicirtes Rechenexempel ist, das seinem Verstande aufgegeben wird.

Von der Meisterschaft, mit welcher Wagner das Orchester behandelt, braucht nicht weiter geredet zu werden; wo er rein orchestrale Stellen gibt, wie bei der Wandeldecoration im ersten Act, steht er als Künstler am höchsten. Aber wo seine Gestalten singen, da erkennt man fast immer, daß ihm jene Genialität nur in Ausnahmefällen zu Gebote steht, die durch spontane Erfindung der einfachsten vocalen Themen, Sätze, Motive mit wunderbarer Macht an das Centrum unseres musikalischen Empfindens anpocht. Jene herrlichen Melodien, die bei unseren großen Meistern uns immer wieder mit Entzücken überrieseln, sie sind dem Componisten des „Parsifal" fast gänzlich versagt. Wo er leidenschaftlicher Accente bedarf, wie bei der Verführungsscene der Kundry im zweiten Act, da steigert er sich so gewaltsam, daß er eine Reihe von Mißklängen darbietet. Ueberhaupt tritt die Dissonanz so massenhaft in diesem Werke hervor, daß man Wagner — der dem ernsten Brahms den Doctortitel so sehr mißgönnt — füglich zum Doctor der Kakophonie ernennen könnte. Eine wunderbare Ausnahme macht der in seinem Greisenalter so asketisch gewordene Componist in dem Chor der Blumenmädchen. Diese leicht bekleideten jungen Damen, welche dem armen Parsifal mit einer polizeiwidrigen Deutlichkeit zusetzen, sind musikalisch so reich ausgestattet, daß hier eine der köstlichsten Perlen der Oper anzuerkennen ist. Man bemerkt mit Vergnügen, daß der alte Adam in Wagner bisweilen aufwacht und ihm gelegentlich eine üppige Melodik eingibt.

Im Uebrigen aber ist die endlose Oede dieses trostlosen psalmodischen Recitirens, der man fast den ganzen Abend ausgesetzt ist, eine jener Wunderlichkeiten, an denen Wagner mit merkwürdigem Eigensinn festhält. In der Gesellschaft gehört es sicherlich zum guten Ton, Jedermann ausreden zu lassen und nicht durcheinander zu schreien. Aber dies parlamentarische Princip, wenn es in solcher Ausdehnung auf die Musik angewandt wird, ist nur dazu angethan, diese Kunst um einen großen Theil ihrer zaubervollsten Wirkungen zu bringen. Die lehrhaften Katheder-vorträge des biedern Gurnemanz erinnern bedenklich an die weitläufigen Expectorationen des seligen Wotan. Man schmachtet den ganzen Abend förmlich nach einem Duett oder Terzett. Nichts von alledem: es ist eine eigenthümliche Art von Askese, zu der das Ohr verdammt wird. Und damit hängt noch etwas Anderes zusammen: der Mangel an wirklicher Dramatik. Die endlos hinausgesponnenen Scenen, die mühsam sich hinschleppenden Erzählungen, die in dieser Oper noch lähmender sind als in allen früheren Wagners, sind sie nicht die absolute Negation alles Dramatischen? Und das bei einem Componisten, der das Dramatische um jeden Preis auf seine Fahne geschrieben hat, und an der älteren Opernform gerade am meisten das „Undramatische" rügt! Also für den Verlust des vollen Melodienzaubers erhalten wir nicht einmal eine wirklich dramatische Musik. Selbst die großen Scenen im ersten und dritten Act, in welchen die Hauptmomente des christlichen Cultus, das Abendmahl, die Fußwaschung, Taufe und Priesterweihe „weihevoll" parodirt werden, sind ja schon durch ihre Endlosigkeit erschöpfend. Man berechne einmal, wie lange der „reine Thor" als angenagelter Stummer dem Gralgottesdienst zuschauen; wie lange die Pseudo-Magdalena vor dem Pseudo-Christus Parsifal auf den Knieen liegen muß! Es ist die alte Klage, daß Wagner nie ein Ende zu finden weiß und durch Hinausschleppen jedes Motiv todt macht. Gern sei dagegen die mystische Wirkung der Chöre bei der Gralfeier, sei die vollendete Schönheit der scenischen Anordnung, sei auch die musikalische Stimmung im Anfang des dritten Actes nnd noch manches wahrhaft künstlerisch Gelungene anerkannt.

Aber man muß nun vor Allem fragen: in wessen Dienst ist dieser ganze Aufwand scenischer und musikalischer Wirkungen gestellt? Nach der Absicht des „Meisters", wie sie von seinen fanatischen Anhängern gedeutet wird, soll hier ein Werk des höchsten „ästhetisch-sittlichen" Gehaltes vorliegen, ein „Abbild des wunderbaren Gewebes des psychischen Seelenlebens" (die Wagnerianer werfen mit Worten wie ethisch, psychisch, sittlich in unglaublicher Weise um sich, wie z. B. auch die Rolle der Kun-

dry als „psychisch-ethischer Charakter" — Speck in Butter gebraten! — bezeichnet wird, womit nur der Beweis geliefert ist, daß die guten Leute wahrscheinlich ebenso wenig von Ethos und Psyche wissen, wie ihr Herr und Meister!). Also derselbe Mann, der von gehässigem Neid gegen die Künstlergröße eines Brahms erfüllt ist, derselbe Pamphletist, der zu sagen wagt, niemals habe Mendelssohn durch seine Musik eine Seele wahrhaft zu ergreifen vermocht, wird nun geradezu als Welterlöser ausposaunt, und sein „Bühnenweihfestspiel" soll den Kern dieser Erlösungsthat enthalten. Und derselbe Wagner, der in jüngeren Jahren nichts so sehr verherrlichte als die Sinnlichkeit, nichts so leidenschaftlich angriff als das Christenthum, das er als kunstfeindlich brandmarkte, will uns jetzt in die Mystik des Mittelalters versenken und eine christliche Askese predigen, die in dieser Gestalt selbst dem Mittelalter fremd war. An die Bestrebungen der Romantiker, wie sie etwa in Zacharias Werners „Weihe der Unkraft" vorliegen, will er von Neuem anknüpfen, so daß man unwillkürlich an das Distichon A. W. v. Schlegels erinnert wird: „Viele Verwandlungen gibt's" u. s. w. Was hat Wagner aus Wolframs „Parcival", einer der liebenswürdigsten und frischesten Gestalten der mittelalterlichen Dichtung, gemacht? Wie er seinen Namen willkürlich verhunzt hat, so ist er ähnlich mit dem Charakter umgesprungen, indem er ihn zu einem jammerseligen Ohnmächtling, einer schlotternden Betschwester umgeschaffen hat. Denn was thut dieser „Parsifal", um unser tieferes Interesse zu erregen? Seine einzige positive Leistung ist das Erschießen eines Schwanes, wahrlich ein Act, der uns weder als ein Verbrechen noch als eine Heldenthat erscheinen will. Im Uebrigen verharrt er während der ganzen dreiactigen Oper in stumpfer Passivität, als ein Werkzeug geheimnißvoller Zaubermächte, deren Walten ganz im Sinne der unklarsten Romantik an die Stelle freier sittlicher Selbstbestimmung tritt. Was macht uns Shakespeare so groß und ehrwürdig? Doch wohl vor Allem dieses, daß seine Gestalten ein Gewissen haben, daß sie aus freier Selbstbestimmung handeln und ein Bewußtsein von jenen sittlichen Gesetzen haben, denen die Welt des Geistes unterworfen ist. Deshalb erregen sie unsre tiefste Sympathie, die ihnen selbst da noch mit Theilnahme folgt, wo sie, von Leidenschaft verblendet, gegen die göttliche Weltordnung verstoßen. Und was ist dagegen der Grundzug aller katholisirenden Romantik? Daß wir nichts von jener freien Sittlichkeit finden, daß vielmehr der Mensch ein Spielball überirdischer Mächte, gaukelnder Zauberkünste ist. Und so verhält es sich mit Parsifal. Man sage nicht, durch seinen Widerstand gegen die Verführung bewähre er sich als Auserwählter. Dieser Widerstand hätte nur dann Werth, wenn wir ihn als Ausfluß eines kräftigen Willens, einer männlichen Heldennatur erkännten. So wie die Sache aber liegt, können wir darin nur den Ausdruck der Schwäche erblicken, denn wir erhalten die Ueberzeugung, daß dieser Kümmerling von Haus aus ein impotenter Betbruder ist.

Indeß: wir wollen jede psychologische Wandlung zugeben; warum sollte bei Wagner nicht im Greisenalter jene sprüchwörtliche Umgestaltung vor sich gehen können, die von der Sinnlichkeit zur Askese sich wendet? und warum sollte er ihr nicht mit voller Ueberzeugung in einem Kunstwerke Ausdruck geben können? Aber man sehe sich einmal das Christenthum im Parsifal näher darauf an, ob es wohl stichhaltig ist. Was soll uns der „Gral", was uns die heilige Lanze? Sind dies wirklich Symbole eines geläuterten Christenthums, oder sind es nicht vielmehr Ausflüsse eines mystischen Wunderglaubens, den die heutige Menschheit unmöglich mehr theilen kann? Eine religiöse Anschauung, welche den Menschen zum Spiel von Zaubermächten macht und seine freie Selbstbestimmung, den Quell aller Sittlichkeit, aufhebt, ist ein Attentat auf das heutige Bewußtsein. Es ist ein raffinirtes Pseudo-Christenthum, welches die heiligen Gestalten und Handlungen zu einer Maskerade verwendet und mit allem Sinnenpomp und berauschender Mystik eine Religiosität darbietet, deren Taumelwirkungen etwa auf hysterische Damen und blasirte Weltmänner berechnet sind. Ganz so machte es neuerdings Gabriel Max, als er uns einen Christus am Kreuze malte, zu den Füßen des Erlösers aber die durch den Rahmen des Bildes abgeschnittenen Hände der unter dem Kreuze zu denkenden Angehörigen darstellte, wie sie betend, verzweifelnd, händeringend ausgestreckt sind. Dieselbe Unnatur, dasselbe Raffinement wie im Parsifal. Wenn man dies Alles erwägt, ist es da ein Wunder, wenn uns der anmuthige Hügel, auf welchem das Wagnertheater weit in die liebliche Landschaft schaut, wie ein Kalvarienberg vorkam, auf welchem der „Meister" die gesunde Vernunft und die natürliche Empfindung ans Kreuz geschlagen hat?

Warum sollten wir nicht den Parsifal als eine der vielen Zauberopern gelten lassen, deren unerreichtes Vorbild die Zauberflöte ist; warum sollten wir dem Textdichter Wagner nicht einen Platz neben dem biedern alten Schikaneder einräumen? Plattheiten und Trivialitäten gibt es ja auch im Parsifal genug. — Warum? Weil Wagner selbst mit aller Emphase sein „Bühnenweihfestspiel" schon durch diese bombastische Bezeichnung als etwas außer aller Linie stehendes Erhabenes uns aufdrängen, weil der Chor seiner posaunenden Anhänger es als eine höchste göttliche Offenbarung, als eine Art neuer Religion uns anpreisen will. Noch nie, so lange die Welt steht, ist die Selbstvergötterung zu einem Götzendienste wie dieser aufgebauscht worden. Wer noch nicht ganz von der Narkose dieses schwindelhaften Treibens betäubt ist, wird sich mit Widerwillen von einer Erscheinung abwenden, welche das Werk künstlerischer Schöpferkraft in die tiefe Sphäre industrieller Reclame herabzieht. Den allerfatalsten Eindruck aber erhalten wir, wenn weihevolle Handlungen, heilige Gestalten des christlichen Cultus in einer kecken Travestie der Bühne dienstbar gemacht werden. Die großen Erfolge des Oberammergauer Passionsspieles mögen den klugen Mann, der das Begehren seiner Zeit so gut versteht, auf diesen Weg hingedrängt haben, und so bietet er uns ein Stück mißverstandenen Mittelalters, in welchem moderne katholisirende Mystik sich mit üppiger Sinnlichkeit zu einem für schwache Geister berauschenden Ganzen verbunden hat. Wir haben hier eine Kunst, die der Jesuitenkunst der Barockzeit innerlich wahlverwandt ist; denn auch dort werden die sinnlichsten Reizmittel eines gesteigerten Naturalismus dazu verwendet, trunkene weltvergessene Askese, hysterisch gesteigerte Ekstasen in sinnbetäubenden Effecten zu verherrlichen. Der gesunde Menschenverstand wird unter Weihrauchqualm zu Grabe getragen, und die Unvernunft als Fetisch auf den Thron erhoben. Wenn nun der Chor der Wagnerbacchanten dies als höchste christliche Kunstthat anpreist, so erheben wir feierlichen Einspruch gegen diese aufgedrungene Pseudo-Religiosität. Wollen wir die Reinheit und Tiefe echt christlichen Empfindens in der Musik ausgedrückt, so schlagen wir die unsterblichen Schöpfungen unsres großen Sebastian Bach auf; handelt es sich aber um den Ausdruck echt katholischer Weltanschauung, so greifen wir zu Palestrina und seinen Zeit- und Kunstgenossen, wo jene mittelalterliche Mystik in wunderbarer Erhabenheit uns entgegentönt, während die Musik des Parsifal in der raffinirten Unwahrheit ihrer Affecte nichts als hohle Affectation gewährt.

Wir hoffen inzwischen, daß alle gesunden Elemente der Gegenwart sich nicht in diesen Götzendienst einfangen lassen werden, der schließlich nichts Anderes bedeuten kann, als den musikalischen Ausdruck einer rückläufigen Gesinnung, die allerdings von allen Seiten mit vollen Segeln heranzieht. Stellt sich nicht das moderne Staats- und Gesellschaftsleben in bedenklichster Weise unter die Zeichen der Reaction? sollen wir an die unser Zeitalter entehrenden Judenverfolgungen, an das immer drohender anschwellende Wogen ultramontaner Strömungen erinnern? an jene kecken Versuche, die große That der Reformation mit Schmach zu überhäufen, die lichten Gestirne unsrer klassischen Literaturepoche in den Nebeln des finstersten Fanatismus zu ersticken? Was würden Lessing und Herder, Goethe und Schiller sagen, wenn sie ihr Volk von solcher Geistesumnachtung bedroht sähen? Wie würden sie, die unserer Nation einen Schatz lichter Gedanken in krystallreinen Schalen hinterlassen, darüber urtheilen, daß man der heutigen Menschheit die abgestandenen Symbole mittelalterlicher Mystik als Gegenstände der Verehrung auftischen will! Hoffen wir, daß die

Mehrzahl der Vernünftigen am Gral und der heiligen Lanze nicht die ausposaunten Schibolethe einer „heilig hehren Heilsordnung", sondern nur die harmlosen Spiele einer neuen Zauberoper erkennen!

Und nun noch eine Betrachtung zum Schluß! Ich habe schon an Bernini und seine Barocksculptur erinnert. So genial jener Meister war, der mit seiner Kunst die ganze Zeit ein Jahrhundert lang beherrschte, heute wissen wir Alle, daß er die Gesetze des plastischen Schaffens zur Auflösung gebracht und in seinen malerisch überladenen Reliefs sowie den affectirten stillosen, die natürliche Form aufs Willkürlichste entstellenden Statuen und Gruppen die Grundprincipien der Plastik zerrüttet und dem wildesten Manierismus die Thore geöffnet hat. Aber wir wissen auch, daß Thorwaldsen und Schadow endlich auftraten, um die reinen Stilgesetze der Kunst wieder zu Ehren zu bringen und im Studium der Griechen und der Natur die Plastik zu erneuern. So wird es auch mit dieser Wagner'schen Kunst gehen. Der geniale Zauberer, der den Popanz der unendlichen Melodie geschaffen hat, weil ihm die wirkliche, die endliche Melodie abgeht, der aus dieser Noth eine Tugend macht und seine Melodienarmuth mit der reichen Pracht seiner Instrumentation zu bemänteln sucht, er hat ebenso die innersten Gesetze der Musik aufgelöst. Denn der wahre musikalische Herzschlag liegt vor Allem in der bezaubernden Melodik der menschlichen Stimme, die in ihren einfachen Weisen Alles auszudrücken hat, was die menschliche Seele in Lust und Leid bewegt. Das tiefe Entzücken, das uns bei den Weisen eines Mozart, Beethoven, Weber überströmt, es bleibt aus bei den endlos und mühsam hingesponnenen öden Psalmodien Wagners, und selbst seine raffinirten Orchestereffecte vermögen diese Armuth nicht zu verdecken. So hat er die Gesetze musikalischen Schaffens auf den Kopf gestellt und einen Manierismus entfesselt, auf dessen Bahnen seine Jünger, verlassen von seinem Genie, die Kunst vollends in den Abgrund ziehen müssen. Aber wir zweifeln nicht, daß einst wieder echte Meister auftreten werden, die uns aus Wust, Schwulst und Unnatur befreien und der Welt wieder eine echte Musik an Stelle dieses seltsamen Zwitterdings bringen werden.

Kleine Betrachtungen.

Von Friedrich Bodenstedt.

Dieses zweibeinige Räthsel, Mensch genannt,
Ist sich selbst so wenig wie Andern bekannt:
So lange Menschen die kreisende Erde durchwandern,
Täuscht Jeder sich selbst und Einer den Andern.

Am leichtesten und scheinbar am besten kommen diejenigen Menschen durch die Welt, welche das ganze Leben leicht nehmen, sich selbst am angenehmsten und Andere am geschicktesten zu täuschen wissen. Am schwersten wird das Leben denen gemacht, die es wirklich ernst damit nehmen und in jedem Falle lieber die gute Meinung Anderer als die Achtung vor sich selbst opfern.

Niemand kann die verborgenen Triebfedern der Handlungen eines Andern mit Sicherheit erkennen; gelten die Handlungen für gut, so gilt auch der Mensch für gut, selbst wenn er die Verkörperung alles Bösen auf Erden wäre. Die öffentliche Meinung hat ihre Lieblinge, die sie auch dann nicht fallen läßt, wenn sie sich von ihnen getäuscht sieht. Sie will nicht enttäuscht sein, um sich nicht selbst als mitschuldig an einer enthüllten Schuld bekennen zu müssen; schon aus Eitelkeit bringt sie lieber die größten Opfer zu Gunsten einer schlechten Sache, als sich eines langen, haarsträubenden Irrthums zeihen zu lassen.

Fälle solcher Art bieten sich überall und immer, allein eben weil sie so oft vorkommen, wird in dieser raschlebigen Zeit einer über den andern bald wieder vergessen. So war es mir selbst mit einem ganz absonderlichen Falle ergangen, der zu seiner Zeit großes Aufsehen machte, aber mir erst kürzlich — nach einem Menschenalter — in die Erinnerung zurückgerufen wurde, als die Zeitungen von einem neueren Falle ähnlicher Art berichteten. Von diesem soll hier nicht weiter die Rede sein, sondern nur der frühere in ein paar Worten erzählt werden, der sich ereignete, als ich vor vielen Jahren eine Zeit lang in einer norddeutschen Handelsstadt lebte, wo ehrenfeste Gesinnung immer vorherrschend war.

Zu der Zeit, von welcher ich rede, galt als die angesehenste Persönlichkeit der Stadt ein alter Herr, welcher eigentlich einer ganz andern Zeit anzugehören schien, in Tracht und Haltung an einen bourgeois-gentilhomme des vorigen Jahrhunderts erinnerte und sich in allen Stücken dergestalt von den übrigen Bewohnern der Stadt unterschied, daß er nicht verfehlen konnte aufzufallen, wo er sich auch zeigen mochte, ob auf der Straße, in der Kirche oder in seinem eigenen Hause.

Blitzende Schnallenschuhe, seidene Strümpfe und Kniehosen, schneeweiße, bauschige Spitzenmanschetten und Hemdkrausen gaben der feierlichen Haltung des stattlichen alten Herrn einen eleganten Anstrich, während das freundliche Gesicht von Wohlwollen zu strahlen schien. Auch wußte Jedermann nur Gutes von ihm zu sagen; er hatte immer eine offene Hand für die Armen, hielt immer Mittel bereit zur Förderung wohlthätiger Zwecke und war ein eifriger Kirchenbesucher, dessen andächtige Geberde der ganzen Gemeinde zur Erbauung diente. Kurz, er galt für einen Mann, der so recht nach dem Herzen Gottes lebte, weshalb denn auch der Segen Gottes sichtbarlich auf ihm ruhte, ohne ihm Neider oder gar Feinde zu erwecken. Was Wunder, daß ihm das allgemeine Vertrauen in einer Weise entgegenkam, die so ehrenvoll wie lästig für ihn sein mußte. Es gab keinen Vertrauensposten, der ihm nicht angeboten wurde, keine öffentliche Kasse zu wohlthätigen Zwecken, die man nicht von ihm verwaltet zu sehen wünschte, und wie sehr er sich auch gegen die vielen Ehrenämter sträubte, die ihm im Lauf der Jahre angetragen wurden, man ließ nicht nach, bis er dafür gewonnen war.

Des ehrwürdigen Mannes Thätigkeit für das Wohl seiner Mitmenschen schien gar keine Grenzen zu kennen, denn aus der Nähe und Ferne kamen Leute, die bei ihm Rath und Hülfe suchten, und er konnte Niemandem etwas abschlagen. Er war ein starker Magnet nicht blos für öffentliche Kassen, sondern auch für Privatgelder, selbst für die kleinsten Ersparnisse, die, bei ihm angelegt, immer weit höhere Zinsen trugen als sonst üblich. Und diese Zinsen wurden immer pünktlich ausbezahlt, weshalb es denn höchst selten vorkam, daß Jemand sein Kapital zurückzog.

Wie es der so von allen Seiten in Anspruch genommene Greis nun anfing auch noch für die Freuden der Geselligkeit Zeit und Stimmung zu gewinnen, war schwer zu begreifen, aber ihm erschien nichts unmöglich. Seine Hauseinrichtung war von fürstlicher Pracht und dabei anheimelnd bis ins Kleinste; er hatte einen vortrefflichen Koch nebst wohlgeschulter Dienerschaft und die Damen wußten die feine Aufmerksamkeit in seinem Benehmen gegen sie nicht genug zu rühmen. Er sah häufig Gäste bei sich und diese verließen sein Haus immer ebenso entzückt von seiner anspruchslosen Liebenswürdigkeit, wie von seinen ausgesuchten Diners. Er erfreute sich bei Jung und Alt, Arm und Reich, einer Verehrung, wie sie selten einem Fürsten zu Theil geworden, denn sie äußerte sich in ganz ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen. Wenn er in seiner eleganten Equipage durch die Straßen fuhr, so sah ihm Alles nach, wie einem höheren Wesen, und wenn er in der Kirche erschien, so erhoben sich die Leute, an denen er vorüberschritt, unter ehrerbietigen Verbeugungen. Sein Erscheinen wurde immer durch einen imposanten Livréediener angekündigt, der ihm wie ein Herold voranschritt, ein Gesangbuch tragend, dessen Einband glänzte wie die Andacht seines Herrn.

Die Stadt war stolz darauf, eines solchen Sohnes sich rühmen zu können, der seinerseits dieser Stadt mit einer Liebe anhing, die ihm nie erlaubte sich weiter über ihr Weichbild hinauszuwagen, als die Zugkraft seiner Pferde bei einer Spazierfahrt aufs Land reichte.

So standen die Sachen, bis einen schönen Tages, überraschend wie Schneefall mitten im Sommer, allerlei unheimliche

Gerüchte über den Wundermann vernehmbar wurden, erst nur leise wie unterirdisches Quellengemurmel, allmählich aber immer lauter verkündend, was durch die Gerüchte dann bald bestätigt werden sollte: der Heilige sei als Betrüger großen Stils entlarvt und in Untersuchungshaft gezogen.

Ehe dies geschehen war, hatten angesehene und reiche Männer, denen er sich anvertraute als seine Stellung unhaltbar geworden, Alles aufgeboten ihn zu retten, indem sie nicht nur große Summen opfern wollten, um mit seinen Gläubigern ein Abkommen zu treffen, sondern ihm auch Mittel und Gelegenheit boten zu entfliehen und in einem fremden Lande unter bescheidenen Verhältnissen fortzuleben. Er hatte sich nie entschließen können, sein kostbares Leben der Eisenbahn anzuvertrauen, oder gar einem Dampfschiffe, und da kein anderes Mittel zu schnellem Entkommen vorhanden war, so hielt ihn die Furcht vor einem Unfall von der Flucht zurück. Die Furcht, einer zimperlichen Feigheit entspringend, die er nie zu überwinden gesucht, erklärte auch sein vorsichtiges und doch unsicheres Auftreten im Gehen und seine Gewohnheit, immer nur ganz langsam zu fahren; sie wurde überhaupt zum Leitfaden durch das Labyrinth seiner Verschuldung.

Er war zu feige, oder, was dasselbe ist, zu schwach gewesen, der ersten Versuchung zu widerstehen, die ihn ablockte von der Bahn des Rechten, und verlor darüber diese bald ganz aus den Augen. Der erste Schritt in die Irre blieb entscheidend; denn dieselbe Schwäche, welche ihn zuließ, verhinderte den Entschluß zur Umkehr. Seine von Haus aus angesehene Lebensstellung ließ nicht so leicht Verdacht gegen den Schuldigen aufkommen, zumal er die Maske der Respectabilität mit erstaunlicher Geschicklichkeit bis an sein Lebensende zu tragen wußte. Das Schuldgefühl scheint ihn von jeher weniger beunruhigt zu haben als die Furcht vor Entdeckung und Strafe. Nur ein gutes Gewissen macht wahrhaft tapfer und erzeugt eine Selbstachtung, welche mit den Respectabilitätsbegriffen nichts zu thun hat, ja, oft gegen diese verstößt, weil sie immer eine Hülle von trügerischem Schein haben, der, was dahinter steckt, nicht klar erkennen läßt.

Ein Mann, der mit aller Sorgfalt den Schein der Respectabilität wahrt, *kann* zugleich ein vortrefflicher Mensch sein, aber er braucht es nicht zu sein, wie unser Beispiel schlagend beweist.

Ein halbes Jahrhundert lang hatte der Schuldige unter der Maske der höchsten Respectabilität sein verwegen scheinendes und doch nur durch die äußerste Feigheit zu erklärendes Spiel getrieben ohne Argwohn zu wecken. Je tiefer er innerlich sank, desto höher stieg äußerlich sein Ansehn. Die Würde, die er dabei fortwährend zur Schau tragen mußte, war ihm durch lange Uebung dergestalt zur Gewohnheit geworden, daß sie ihn selbst vor dem Untersuchungsrichter nicht verließ, den es nicht wenig überraschte, daß ihm der Angeklagte mit alter Vertraulichkeit und freundlicher Gönnermiene die Hand reichte, als ob es sich in der Sache, die ihn hergeführt, nur um Kleinigkeiten handelte. Seine Geständnisse ließen nichts zu wünschen übrig: er hatte die Zinsen der ihm anvertrauten Gelder immer von den neuen Summen ausgezahlt, die ihm zuströmten. Nur wenn diese Summen, mit welchen er auch seinen kostspieligen Haushalt bestritt, nicht mehr genügten, die laufenden Ausgaben zu decken, griff er die öffentlichen Kassen an, welche unter seiner Obhut standen, und bei seiner Art, sie zu verwalten, mehr und mehr zusammenschmolzen.

Diese Manipulationen würden nun freilich nicht lange verborgen geblieben sein, wenn die Revision, welche von Zeit zu Zeit stattfand, eine gründliche gewesen wäre; allein man nahm es damit nicht so genau, im festen Vertrauen auf die Redlichkeit des allverehrten Mannes. Aeußerlich war Alles immer in bester Ordnung und die Schnüre der wohlverpackten Werthpapiere zu lösen, um zu prüfen, ob ihr Inhalt mit der deutlich auf dem Umschlag zu lesenden Werthangabe stimmte, konnte man sich nie entschließen, zumal auf die Revision regelmäßig ein Diner folgte, welches auch seine Zeit verlangte. — Eben die herkömmlich im Handel und Wandel der Stadt vorherrschende Redlichkeit, welche überhaupt nicht leicht Mißtrauen aufkommen ließ, erklärt das blinde Vertrauen zu einem Manne, den Alle für besser hielten als sich selbst, bis er unter der Last seiner Schuld zusammenbrach.

Er bekannte nach der ersten Nacht, die er im Gefängniß zugebracht, seit langen Jahren nicht so ruhig und fest geschlafen zu haben und sein einziges Streben war in der langen Zeit, die er noch zu leben hatte, sich größere Bequemlichkeit und bessere Kost zu verschaffen als gewöhnlichen Sträflingen gewährt wird. Von ernster, innerer Umkehr konnte bei dem alten Feigling, dessen ganze Lebenskunst darin bestand, sich und Andere zu täuschen, nicht die Rede sein; Heuchelei war ihm zur zweiten Natur geworden und hatte die Unterscheidungslinien zwischen Recht und Unrecht in seinem süßlich verschwommenen Wesen völlig verwischt. Solche Molluskennatur weckt an sich kein tieferes psychologisches Interesse, überrascht aber in unserem Falle umsomehr durch ihre erstaunliche Wirkung nach außen, welche zu tiefer eingehenden Betrachtungen herausfordert.

Ein Mann von auch nur einigermaßen männlichem Gepräge würde nicht im Stande gewesen sein, sich in so allgemein erbaulicher Art durch ein halbes Jahrhundert hindurchzuströmmeln; es konnte das nur einem ganz haltlosen Scheinmenschen gelingen, der sich, wie Wasser, Allem anschmiegte was ihn berührte.

Das Beispiel dieses Scheinmenschen hat — eben weil es von so glänzender Dauer war und dem alten Sünder am Schluß noch einen rettenden Ausweg eröffnete, den er nur aus Feigheit verschmähte — eine Menge Nachahmer gefunden statt abschreckend zu wirken, denn die Welt hört nicht auf, sich täuschen zu lassen, und unter dem Deckmantel der Kirchlichkeit geschieht es am leichtesten.

Der ganze Zuschnitt des modernen Lebens erscheint wie auf Heuchelei eingerichtet, so daß der ehrlichste Mensch, der nur der Stimme seines Gewissens folgt, am schwersten fortkommt, und derjenige, der am besten zu täuschen versteht, am leichtesten.

Diese Zustände sind nicht etwa in böser Absicht von oben herab künstlich geschaffen, sondern aus der natürlichen Entwickelung der Dinge hervorgewachsen, unter Einflüssen, die um so verderblicher wirkten, je länger man sich dagegen zu wehren suchte.

Die Nachweise der verschiedenen Phasen dieser Entwicklung würden eine wundersame Geschichte von Täuschungen ergeben, die äußerst lehrreich sein könnte, wenn die Völker überhaupt aus der Geschichte etwas lernten. Hier will ich nicht weiter zurückgreifen als meine eigene Erfahrung reicht, nämlich bis zur Einführung der Eisenbahnen in Deutschland, wo für die weisesten Regierungen diejenigen galten, welche gar nichts davon wissen wollten oder sich am längsten dagegen sträubten.

Am klarsten und ehrlichsten begründete seine Abneigung gegen das neue Verkehrsmittel König Ernst August von Hannover durch seine Erklärung: „Ich will keine Eisenbahnen im Lande; ich will nicht, daß jeder Schuster und Schneider so rasch reisen kann wie ich.“*) Der König und seine Gesinnungsgenossen, wozu damals sämmtliche Kutscher gehörten, täuschten sich in der Annahme, daß sie Macht genug hätten, dem verhaßten Eindringlinge zu widerstehen.

Allein auch die begeistertsten Lobredner der Eisenbahnen täuschten sich gründlich in den höchsten Erwartungen, welche sie an deren Einführung knüpften. Diesen Propheten einer auf Schienensträngen heranbrausenden besseren Zeit erschien nämlich Jeder als ein Dummkopf, wer nicht glauben wollte oder einsehen konnte, daß mit der Leichtigkeit des Verkehrs der Menschen unter einander auch ihre Bruder- und Nächstenliebe wachsen müsse, so daß von Kriegen bald gar nicht mehr die Rede sein werde. Keine Prophezeiung ist schneller zu Schanden geworden als diese! Je näher die Völker einander kamen, desto härter stießen sie aufeinander, als ob die Geschwindigkeit des Fahrens den Menschen

*) Vergl. Erinnerungen des Generals v. Hartmann, Bd. I, S. 110 (Berlin bei Paetel).

in die Glieder gefahren wäre, um die Heftigkeit des Anpralls zu steigern. Die ganze alte Welt starrte bald in Waffen, deren verderbliche Vervollkommnung zum rühmlichsten Ziel des Wetteifers gerade unter den ältesten Culturvölkern wurde, denen dann die noch halb in Barbarei steckenden Rassen im Sturmschritte nachzukommen suchten. Nicht blos erhob sich ein Volk gegen das andere, um die Wirkung neuer Sprenggeschosse und Zerstörungsmaschinen zu erproben, sondern die beschleunigte Leichtigkeit des Verkehrs mußte auch dienen, altversprengte, halbverschollene, in der Diaspora lebende Stämme aufzusuchen, die man als Blutsverwandte zu ködern suchte, um ihnen Haß gegen Nationen einzuflößen, mit welchen sie seit Jahrhunderten in Eintracht gelebt hatten. Das Auftauchen der Nationalitätenfrage fällt mit der Einführung der Eisenbahnen zusammen, hat mit deren Entwicklung gleichen Schritt gehalten und ihre volle Lösung ist ohne fernere blutige Kriege, welche zur völligen Auflösung alter Staaten führen müssen, nicht denkbar.

Zu den Bewegungswundern des Dampfes sind die der Elektricität gekommen, welche, so sehr sie dem Fortschritt dienen, zugleich das menschliche Gehirn auf eine grausame Weise zermartern, da sie uns täglich aus der ganzen Welt eine Menge aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen gemischte Nachrichten zublitzen, denen wir nicht ausweichen können, obgleich sie in den meisten Fällen nur zerstreuend und unnütz aufregend wirken, uns Zeit und Stimmung rauben. Man denke nur an das lange Martyrium Garfields, das wir haben Stunde für Stunde mit durchmachen müssen, oder an die widerwärtigen Scenen, in welchen sein Mörder sich als einen Gesandten Gottes aufzuspielen suchte! Die Zeitungen haben natürlich ein Interesse daran, alles Grausige aus der Nähe und Ferne uns erst löffelweise zu bieten, um den Rest in großen Schüsseln folgen zu lassen, aus denen dann Jeder aus dem Vollen schöpfen kann. Niemand wird besser oder klüger dadurch, im Gegentheil ist leicht zu gewahren, daß es auf die Masse gradezu verwildernd wirkt und einen Verbrechercultus erzeugt, der haltlose Menschen leicht verlockt, durch irgend eine ruchlose That selbst ein Gegenstand allgemeinen Interesses zu werden. Denn das Laster findet leichter Nachahmung als die Tugend.

Die Zeitungen sorgen zugleich für Erzählungsliteratur und müssen, da diese in Stücken geboten wird, darauf sehen, daß jede Nummer möglichst pikant und spannend sei; so kommt der gewissenhafte Leser, besonders wenn ihm mehrere Zeitungen zugänglich sind, nie aus den Spannungen heraus, um zu erfahren, wie wieder einmal ein Hans mit seiner Grete einig wird. Die materialistische Zeitströmung geht mehr und mehr auch durch unsere Romane und Erzählungen, aber weder diesen noch den Lesern zum Gewinn. Echte Romandichter, vom Schlage eines Wilhelm Raabe, die es ehrlich mit der Kunst meinen und ihr priesterlich dienen, werden immer seltener, und finden auch nicht einen so großen Leserkreis als federgewandte Autoren, welche der Zeitströmung folgen.

Das Parlament und der Roman sind heute die Stätten, wo alle Fragen, welche die Zeit bewegen, am freiesten und breitesten, weithin vernehmbar erörtert werden können. Das Theater ist dagegen zu fast völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken; seine Führung besteht wesentlich in der Ausführung eines Eiertanzes von Rücksichten, die mit der Kunst nichts zu thun haben. Wie es soweit gekommen, läßt sich nur an der Hand der Geschichte erklären und das soll bald mit einiger Ausführlichkeit geschehen. Als Resultat wird sich herausstellen, daß von denjenigen Dramen unserer klassischen Dichter, durch welche die deutsche Schauspielkunst zu ihrer höchsten Blüthe gelangte, welche einst zündend in alle Herzen und Geister einschlugen und auch jetzt noch ihre Zündkraft bewähren, heute kein einziges — weder „Nathan" noch „Die Räuber", weder „Fiesco" noch „Wilhelm Tell" u. s. w. — auf einer deutschen Hofbühne gegeben werden dürften „als Novität". Was also zur Hebung und Belebung des Theaters vor einem Jahrhundert in dem politisch zerrissenen, unfreien Deutschland möglich war, ist heute nicht mehr möglich in dem einigen, mächtigen und freien Deutschland. „Der Menschheit große Gegenstände" dürfen nur noch in Parlamenten und Volksversammlungen dem Volke vorgeführt werden, als ob es für dieses erbaulicher und gefahrloser wäre, die unmittelbaren Ausbrüche der Parteileidenschaft zu vernehmen, als die gemessene, zu Wohllaut erhobene Sprache der Kunst.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Das „Wagner-Theater" des Director Neumann hat innerhalb drei Wochen drei glänzende Nibelungen-Cyclen und zwei ganz überfüllte Concerte im Saale der Philharmonie (ehemals Skating-Rink) und bei Kroll veranstaltet. Ueber das „Festspiel" haben wir in diesen Blättern zweimal, 1876 nach Bayreuth und 1881 nach den ersten hiesigen Aufführungen, ganz weitläufige Artikel veröffentlicht, heute gebietet uns die Pflicht nur mehr erstens zu berichten, daß die diesjährigen Cyclen womöglich noch mehr Anziehungskraft bewiesen als im verflossenen Jahre (wir selbst haben keinen „Siegfried" versäumt), zweitens den ausführenden Künstlern die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Das Ehepaar Vogl, die edelsten Wälsungen, hat unbegrenztes Lob in diesen Blättern bereits erhalten, es kann nichts weiter gesagt werden, als daß sie ganz dieselben sind. Der unübertreffliche Lieban-Mime ist auch in diesem Jahre die festeste Stütze der Siegfried-Aufführungen. In neuen Rollen erschien Frau Reicher-Kindermann und ganz neu Fräulein Klafsky und Herr Reichmann. Die erstgenannte Künstlerin hatte nur als Fricka im „Rheingold" gewirkt, allerdings gleich damals die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Jetzt aber sang sie zuerst „Isoldens Tod" im Concerte, dann die Brünhilde in der „Walkyre", „Siegfried" und „Götterdämmerung", und ward sofort und von allen Seiten als die größte jetzt lebende Künstlerin ihrer Art verkündet. Fräulein Klafsky, die mit Frau Vogl als Sieglinde abwechselte, ist eine sehr begabte junge Künstlerin, deren Vortrag, Stimme und Spiel eine glänzende Zukunft erhoffen lassen. Herr Reichmann, der in diesem Jahre (anstatt Scaria) den Wotan sang, war von früheren Jahren (aus der Kroll-Sommeroper) ein Lieblingsgast der Berliner. Er errang auch diesmal glänzendste Erfolge. Außer ihm sang Herr Tomaschek zweimal den Wotan im „Rheingold" und zeigte sich als ein sehr tüchtig gebildeter, stimmbegabter Sänger. Herr Unger, der in Bayreuth den Siegfried zuerst gegeben hatte, trat auch hier zweimal auf, gewann aber nur einen Achtungserfolg. Herr Stritt aus Frankfurt a. M. sang den Siegmund in einer Sonntags-Extravorstellung der „Walkyre" und zeigte recht schätzenswerthe Eigenschaften; manchmal reichte die Kraft nicht aus.

Neben den Nibelungen brachten die zwei Concerte von Etelka Gerster-Gardini das Publicum in Aufregung. Allerdings den Enthusiasmus des Jahres 1877 konnte die Künstlerin nicht mehr erzeugen, denn sie hat sich nach der Seite des Glänzenden vervollkommnet, dagegen an Innerlichkeit und Sinnigkeit des Ausdruckes, am Schmelze der einst so weichen sympathischen Stimme eingebüßt. Sie ist gesanglich wie physisch viel stärker geworden, und gerade die Zartheit der ganzen Individualität war es ja gewesen, welche einst uns Alle so sehr enthusiasmirt hatte! Der Beifall war jetzt lebhaft, oft stürmisch, aber nicht so überquellend freudig, wie einst in der Nachtwandlerin und den Puritanern; und die Urtheile waren sehr getheilt, man vernahm viele Stimmen der Enttäuschung.

Ein bemerkenswerthes Pianisten-Concert war das von Herrn Professor Barth, Lehrer an der Königl. Hochschule. Er ist ein ganz ausgezeichneter Klavierspieler, seine Technik kann in ihrer vollsten Ausbildung nach allen Seiten in ihrer Unfehlbarkeit den größten Virtuosen gleichgestellt werden, ebenso auch die Ausdauer und Kraft; der Ton ist immer gut klingend; auch Gewissenhaftigkeit und gründliches Studium muß ihm unbedingt zuerkannt werden. Also Alles was das Handwerk im besten Sinne des Wortes erringen kann, besitzt er in vollem Maße; aber was den Künstler kennzeichnet, das fehlt ihm fast Alles: Rhythmus, Phantasie, die Fähigkeit, den Bewegungen der Empfindung verschiedenartigen Ausdruck zu verleihen. Sein Ton ermangelt der Wärme, sein Vortrag ist immer gleichförmig, nicht ein Takt läßt erkennen, daß eine geistige selbst-

ständige Auffassung mitstudirt hat. Er verhält sich zu dem wahren Künstler wie ein sehr tüchtiger Bureauchef zu einem geistreichen Minister. Jener führt Alles, was ihm vorgeschrieben ist, besser aus als sein Vorgesetzter, aber was eben nicht vorgeschrieben ist, wo er Eigenes hinzudenken soll, da bleibt er stehen, während der Minister keiner so fleißigen Ausführung fähig sein mag, dafür aber Ideen besitzt. Wenn man Herrn Barth lange spielen hört, so ist es gerade als wenn man von großen Flötenuhrwerken klassische Stücke ausführen hörte. Da ist Alles klar, jede Nüance, jeder Ton, nichts fehlt als — das Leben! H. Ehrlich.

Notizen.

Die Kunstschätze Italiens. Geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von D. Raab, W. Unger, W. Wörnle, K. v. Siegl, W. Krauskopf u. A. Stuttgart, J. Engelhorn.

In unserer von Jahr zu Jahr mehr ins Ungeheure anwachsenden italienischen Reiseliteratur fehlt es neben vorzüglichen Publicationen, welche Land und Leute schildern, keineswegs an Wanderbüchern durch die Kunstwelt des gottgesegneten Landes. Unter den besonders zahlreich vertretenen Prachtwerken, welche dem Hauptinteresse der Italienfahrer, der reichen Kunstwelt, gewidmet sind, verspricht die obige Erscheinung aus Engelhorns rührigem Verlage weitaus die erste Stelle einzunehmen und zwar nicht nur durch die seltene Pracht der Ausstattung, sondern auch durch die sinnreiche und harmonische Anlage des Ganzen. Während nämlich dem Text unserer meisten Prachtbücher ein blos untergeordneter Werth innewohnt, der ihn zu einer blos die Illustration erläuternde und ihr dienende Beigabe macht, so ist hier dem vortrefflichen Text aus der Feder Carl von Lützows eine nicht minder hohe Bedeutung zu vindiciren, als dem illustrativen Theil. Carl von Lützow begnügt sich nicht mit der Rolle eines kunstverständigen Erklärers, er ist zugleich auch Culturhistoriker und Geschichtschreiber. Er schildert das große Ganze der italienischen Kunst als ein Zusammenhängendes, von geographischen Gesichtspunkten aus gegliedert, und hebt die Stammeseigenthümlichkeiten der Künstler hervor. Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe, jede hervorragende Aeußerung altitalischen Kunstvermögens findet hier eine feinsinnige Würdigung. Hierzu kommt der hohe Werth der beigegebenen Radirungen und Holzschnitte, woran die tüchtigsten deutschen Radirer, Zeichner und Holzschneider mitarbeiteten. Diese Einheit in Wort und Bild ist schon aus der 1. Lieferung ersichtlich, welche mit den Kunstschätzen Venedigs den Anfang macht. Eauxfortes wie Wörnles h. Barbara von Palma Vecchio, Ungers Colleoni-Statue und Kühns Madonna da Pesaro von Tizian sind Meisterwerke der Radirnadel, wie wir solchen in dieser Vollendung selten auf dem deutschen Büchermarkte begegnet sind.

* * *

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. Dreizehnte vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin, Haude u. Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

Der Name Büchmanns ist selbst zum geflügelten Worte geworden, neben der Anzahl der Auflagen jedenfalls ein sprechender Beleg für die allgemeine Beliebtheit der „Geflügelten Worte" als eines trefflichen Hülfsmittels in allen Citatennöthen. Die vorliegende dreizehnte Auflage erscheint nicht unbedeutend vermehrt; daß bisher hier und da etwas übergangen wurde und auch jetzt noch nicht die absolute Vollständigkeit erreicht sein dürfte, findet in der Fülle des Stoffes hinreichende Erklärung und Entschuldigung. Büchmann definirt geflügelte Worte als solche, die von nachweisbaren Verfassern ausgegangen, allgemein bekannt geworden sind und allgemein wie Sprüchwörter angewendet werden. Wie sich mit dem letzten Punkte einfache Neubildungen wie Turnen, Volksthum, Zerrbild, und die neu aufgenommenen Worte Nationalité, Restaurant, Zartgefühl, Teleskop, sentimental, Amerika, Aesthetik, Erdbeschreibung in Einklang bringen lassen, bleibt uns unklar. Die Aufnahme des „Giftbaums der Börse" und der „Würdigen Zurückhaltung" halten wir für verfrüht. Liegt dem Verfasser eine Vermehrung um jeden Preis am Herzen, so bietet sich in den stehenden Redensarten moderner Possenhelden ein Feld von großer Ergiebigkeit dar. Eine lange Dauer läßt sich geflügelten Worten dieser Art freilich nicht prognosticiren.

* * *

Von den in Louis Gerschels Verlag in Berlin erscheinenden „Gesammelten Schriften Leopold Komperts" liegt uns der erste Band unter dem Titel: „Geschichten aus dem Ghetto" vor. Es ist dies dasjenige Buch, das zumeist Komperts Ruf und literarische Stellung begründet hat; in ihm sind die Keime der späteren Entwicklung dieses tiefsinnigen Culturschilderers bereits zukunftsverheißend vorhanden. Niemand wird diese fünf Erzählungen, die in ihrer Gestaltungskraft und Tiefsinnigkeit sich dem Besten anreihen dürfen, was deutsche Erzählungskunst geschaffen, ohne Rührung aus der Hand legen.

Offene Briefe und Antworten.

Berlin, den 15. October 1882.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir zu dem Essay von Friedrich Vischer in Nr. 40 und 41 d. Bl. einige sachliche Bemerkungen, die sich allerdings nicht auf das Hauptthema des Aufsatzes beziehen sollen. Ich will nicht mit dem Verf. rechten, ob wirklich die R = A-Aussprache eine norddeutsche Unart ist, auch nicht darum, ob das Gaumen-R leichter dahin fährt als das Zungen-R: jedenfalls ist es eine Unart, die man sich leicht angewöhnen und auch leicht wieder abgewöhnen kann, die also nicht geduldet zu werden braucht.

Aber der Verf. spricht im Verlaufe seiner Abhandlung (S. 249) auch von Länge und Kürze der Silben und nennt als solche Silben, die ursprünglich lang gewesen, deren Kürzung aber von Norddeutschland her eingedrungen sei oder eindringe, die Wörter Zug, Schlag und die Präterita von ich greife und ich reite. Bleiben wir zunächst bei den genannten Substantiven stehen. Ich kann mir nicht denken, daß der Verf. im Ernste glaubt, die Wörter Zug und Schlag seien früher jemals allgemein lang gesprochen worden. Jedes mittelhochdeutsche Handwörterbuch würde ihm gesagt haben, daß sie zuc und slac, nicht zûc oder zauc oder zuoc oder ziuc und slâc gelautet haben. Aber auch das glaube ich ihm nicht, daß gegenwärtig die kurze Aussprache solcher Wörter weiter um sich greife, da überwiegend und seit lange gerade das Gegentheil der Fall ist. Die ursprünglich kurzen Stammsilben sind noch immer zusehends im Schwinden begriffen. Êrde verdrängt das alte Erde, der Schmied den gröberen Schmidt, der elegante Hôf den schlichten Hof (oder Hoff), der fast reinliche Schmûtz den viel unsaubreren Schmutz, ja und — ohne es zu wissen, zeugt der Verf. gegen sich selber, mir war es neu — in einigen Gegenden Deutschlands soll man bereits ich rît statt ich ritt und grîf statt griff sagen. Stets habe ich in den Schriften des verehrten Herrn Verfassers diese Formen (riet, grief, rieß, schlich u. s. w.) mit Kopfschütteln betrachtet; jetzt könnte ich mich bei der Aufklärung beruhigen, wenn der Verf. nicht offensiv geworden wäre und unser wackeres ritt und griff als einen „Fehler", als „ebenso unrichtig, wie wenn man sagen wollte, ich schritt".

So einfach ist die Sache doch nicht. Man wehrt dem Feuer zu brennen, dem Winde zu wehen, aber nicht der Sprache sich zu verändern, wie sie will oder wie sie muß: sonst fabricirt man etwas, das den Namen Sprache nicht mehr verdient. Dieses weiß der Herr Verf. so gut wie ich: hier aber vergaß er wohl einen Augenblick, daß in Formenübertragungen wie aus du rit(t)est und wir rit(t)en in ich rit(t) (statt des alten Präteritums reit, welches neben dem aus rîte gewordenen Präsens reite nicht mehr gefiel), daß in solchen Formenübertragungen also jede Sprache lebt und webt, demnach gegen die Verdrängung des -ei- der einsilbigen Formen durch das (wohlgemerkt!) kurze -i- der mehrsilbigen gar nichts einzuwenden ist, und ferner, daß Verbalstämme verschiedener Individualität wie sie in ritt, riß, griff, strich einerseits und in mied, schrieb, stieg andrerseits vorliegen, nicht per Zwangsjacke zu uniformiren sind, am wenigsten in einer Sprache, die sich neben einem Vâter eines Gevatters erfreut.

Ihr ergebenster

Otto Schroeder.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12.

Berlin W.

Inserate.

Neu! Spannend! Hochinteressant!

Verlag von F. Pauly.
Heide i/Holst.

Herodias

Neuester, spannendster Roman
von
Karl Hartmann-Plön.

Vorräthig in allen Buchhandlungen u. in jeder guten Leih-Bibliothek.

CARL FRAENKEL
PAPIER & SCHREIBWAAREN
Conto-Bücher Fabrik
Neuheiten f. d. Weihnachtstisch. Kataloge gratis. Monogramm-Papier von M. 1.50 an.
Buchdruckerei.
BERLIN, W. 33 d. Französische-Strasse

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Der Meister im Schachspiel.

Anweisung, von den Anfangsgründen bis zur Meisterschaft im Schachspiel zu gelangen. Mit vielen Musterpartien der hervorragendsten Schachmeister Anderssen, Labourdonnais, von Heydebrand u. d. Lasa, Mac Donnel, Morphy, Paulsen, Polerio, Steinitz u. A.

Siebente verm. und verb. Auflage
von
Dr. Max Lange.
gr. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Copien der
Pergamenischen Reliefs
Zeus-Gruppe — Athena-Gruppe
aus der Gigantomachie
45 cm breit 31 cm hoch
à 33 M. von Elfenbeinmasse
Kiste u. Emballage 2 M. 50 Pf.
Prospecte mit Abbildungen gratis.
Gebrüder Micheli
Berlin
Unter den Linden No. 12.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 Pf oder 18 Bände à 4 M. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, **nicht auf Papier**, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von **H. J. Burgers, Seitz, de Block** etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek der Classiker u. modernen Meister der Musik.
Volksausgabe Breitkopf & Härtel.
Ausführliche Prospecte gratis.
Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

Kunstnovität ersten Ranges.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Die Baukunst des Mittelalters in Italien

von der ersten Entwicklung bis zur höchsten Blüthe.

Von Dr. **Oscar Mothes**, königl. sächs. Baurath etc.

Mit ca. 200 meist noch unedirten Illustr. von Bauwerken in Holzschnitt u. 6 lithogr. noch unedirten Illustr. von Bauwerken Italiens in 7—12 f. Farbendr.

Ein starker Band. Lex. 8. Erscheint in 4 Theilen zu ca. 8 bis 10 M per Theil.

Der I. u. II. Theil sind bereits erschienen.

Das vorstehende, mit **eingehendster** Kenntniss der **Denkmäler**, deren Alter, Entstehung etc. verfasste Werk ist bestimmt, eine **Lücke** in der **Geschichte** der **ital. Baukunst** auszufüllen, indem der Herr Autor dasselbe **unparteiisch**, auf **eigene** und auf die **neuesten Forschungen** anderer Fachmänner sich stützend, unter Berücksichtigung der **Personalkunde** in **correcter** und **verständnissvoller** Darstellung behandelt. Das Buch bringt **vorwiegend** noch **nicht veröffentlichte Illustrationen** von Denkmälern der Baukunst und hat **Se. Majestät der König Albert von Sachsen dessen Widmung allergnädigst anzunehmen geruht.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** Pf in Freimarken zu beziehen.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Ein Apostel
der
Wiedertäufer
von
Dr. Ludwig Keller
(K. Staatsarchivar in Münster i. W.).
gr. 8. Preis M. 3.60.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 46. Berlin, den 18. November 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Lage in Frankreich. Von Wilhelm Singer. — Esmarchs Samariterschulen. Von Dr. med. Fr. Dornblüth. — **Literatur und Kunst:** Egon Ebert. Von Friedrich Schütz. — Die Bearbeiter der Victoria-Literatur. Von Heinrich Breitinger. — Ein moderner Sünder. Eine Plauderei. Von A. Ch. Bauer. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Ebbe und Fluth. Posse mit Gesang von E. Jacobson. Von Z. — Kunstausstellungen. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die Lage in Frankreich.

Von Wilhelm Singer.

Wenn es wahr ist, daß Frankreich Ursache gehabt, sich des Sturzes des Ministeriums Freycinet zu erfreuen, so ist es jedenfalls in der angenehmen Lage, diese Freude voll und ganz allein zu genießen. Es kann hämische Leute geben, welche behaupten, Frankreich sei im gegenwärtigen Augenblicke isolirt, in seinen Freuden und Leiden auf sich selbst nur angewiesen. Sie mag vom französischen Standpunkte aus nicht zu ruhmvoll gewesen sein, die Politik des Herrn v. Freycinet, allein sie hatte den praktischen Vortheil, daß sie Frankreich, bei aller Wahrung der Sonderstellung, den vier Großmächten Deutschland, Oestreich, Italien und Rußland näher brachte und sich mit ihnen in eine gewisse von Wohlwollen durchströmte Concordanz zu setzen wußte. Heute bei Regelung der ägyptischen Angelegenheit stünde die Partie, wäre diese Politik weiter verfolgt worden, besser für Europa und besser für Frankreich. Dessen Revindicationen würden, wenn auch kaum eine active Unterstützung, doch einen starken moralischen Rückhalt an der Quadrupelallianz (ad hoc) gefunden und England in seiner Isolirtheit sich arg zu vertheidigen gehabt haben. Die Rollen sind nun vollständig gewechselt. Jetzt ist es eher England, welches das sogenannte Wohlwollen der Großmächte genießt. Stark durch seinen Kriegszug, sowie durch das Bewußtsein, auf keine offene Gegnerschaft zu treffen, macht es Frankreich Vorschläge nach Gutdünken, und wenn Frankreich sich nach Europa umsehen wollte, es fände kaum einen Helfer und theilnehmenden Freund! Doch wozu diese Rückblicke? Sie haben heute keinen Werth mehr. Das französisch-englische Interessen-Duell muß trotz der Ungleichheit der Waffen und trotz des besseren Terrains für einen der Gegner ausgefochten werden. Frankreich hat heute alle Ursache, an dem Institut der Finanzcontrole, das früher in zweite Linie gerückt war, festzuhalten. Mit diesem Institute ist die Möglichkeit der Einmischung in Aegyptens Geschicke für Frankreich noch immer gegeben; der Finanzcontroleur ist eine Art Minister außer dem Consul und das verkörperte Sinnbild der Präponderanz der Interessen über die der anderen Staaten. Allein gerade deshalb findet es Englands Gegnerschaft. Aus seiner ganzen Action ist zu ersehen, daß England bei allen freundschaftlichen Versicherungen nur das eine Ziel verfolgt, das alleinige Protectorat über Aegypten auszuüben und zu diesem Zweck alle europäischen Einflüsse entweder völlig zu zerstören oder auf das mindeste Maß herabzudrücken. Daher entdeckt es gegenwärtig an der mit Waffen bekämpften Nationalpartei plötzlich früher nicht beobachtete Tugenden; daher geht den englischen Staatsmännern auf einmal sogar der Ruf: „Aegypten den Aegyptern!" ein wenig zu Herzen, daher die plötzliche Sorgfalt für den gefangen gesetzten Arabi, während es doch vor wenigen Monaten noch ein Kosename war, wenn man ihn nur einen Banditen genannt hat. Sollen aber die Aegypter unter Englands Führung und bestimmendem Einfluß in Aegypten wirthschaften, dann räsonniren die Engländer: wozu die Finanzcontrole? Namentlich, da sich nicht leugnen läßt, daß diese die Hauptursache der Unzufriedenheit der nationalen Partei ausmachte. Es ist ja wahr, daß die Finanzcontrole ihr fiscalisches Amt rücksichtslos zu Gunsten der europäischen Speculanten ausübte, und daß die Fellahs sauer arbeiten mußten, um die Kassen der Europäer zu füllen. Allein für Frankreich ist dieses Institut jetzt kostbar, wie die humanste und nobelste Einrichtung. Den Versuchen Englands, es beiseite zu schieben, wurde in Paris bereits mit einem entschiedenen Nein geantwortet. Lord Granvilles langsam schreitender Verstand suchte daher nach einer Substitution. Er wollte, daß nur ein einziger Controleur ernannt werde (anstatt zwei, wie bisher), sprach aber nichts davon, ob derselbe englischer oder französischer oder sonst welcher Nationalität sein und wer das Recht der Einsetzung und Abberufung haben, überhaupt zu wessen Gunst derselbe eingesetzt werden solle. Auch dieser Vorschlag wurde abgelehnt. So wird nun ein neuer Modus vorgeschlagen. Supponiren wir Frankreichs Zustimmung zur Ernennung blos *eines* Finanzcontroleurs; dann wird aber verlangt werden, daß dessen Besetzung für eine gewisse Zeit bald von England, bald von Frankreich geschehe. Wenn hierüber auch ein Einverständniß erzielt wird, so gibt es hier Patrioten genug, welche darin blos eine scheinbare Befriedigung für Frankreich finden. Wenn aber nicht, dann bleibt den Franzosen nichts Anderes übrig, als die „Freiheit" ihrer Action wieder an sich zu nehmen. Freiheit! Großes, herzerhebendes, leuchtendes Wort, was sollst du in diesem Fall bedeuten? Du sollst bedeuten, daß Frankreich das Tafeltuch zwischen sich und England entzwei schneidet und in Aegypten Alles wahrnimmt, was der englischen Domination zum Schaden gereichen kann. Du sollst den Deckmantel für den Interessenconflict abgeben, der eine Kluft zwischen England und Frankreich eröffnen würde; du sollst in Aegypten Alles ermuthigen, was den englischen Plänen und Absichten geheim und offen sich widersetzt; du sollst der Gährungsstoff sein für neue Nörgeleien und Quälereien; ein neuer Schmerz in der großen blutigen Wunde, welche man die orientalische Frage nennt!

Inzwischen ist in Tunis eine Veränderung geschehen, welche die verschämte Annexion dieses Landes an Frankreich vollends erleichtert hat. Der Bey Muhamed es Sadok ist gestorben und

sein tauber und willenloser Bruder ist ihm mit einer Schnelligkeit auf dem Thron gefolgt, die mehr seiner politischen Fürsichtigkeit als seinem Herzen Ehre macht. Ehe Se. Majestät der Sultan Miene machen durfte, ein Wörtchen mit drein zu reden, hat der französische Ministerresident alle Ceremonien der Machtübergabe an dem armen Bey bereits verübt, so daß die Türkei — diesem orientalischen Gretchen — für seinen Freund nichts mehr zu thun übrig bleibt. Ein geheim gehaltener Vertrag, der aber gegenwärtig ans Tageslicht gezogen worden, „regelt" die Verhältnisse Frankreichs zu Tunis, die Kammer wird ihn annehmen, nachdem das öffentliche Gewissen durch den Mund der Radicalen einige Genugthuung erhalten haben wird. Von dieser Seite drohen augenblicklich also keine diplomatischen Schwierigkeiten, es sei denn, daß Italiens Unmuth von Neuem aufflammen dürfte. Die Hauptangelegenheit für Frankreichs auswärtige Politik bedeutet die ägyptische Frage, die zu Oppositionszwecken hoch aufgebauscht worden ist und gegenwärtig nicht leicht reducirt werden kann. Je radicaler diese Frage entschieden wird, desto besser für die gesammte Welt. Zwar birgt sie keine unmittelbare Gefahr, aber ihr Fortbestand kann einer geschickten Diplomatie als Vorwand für Zwistigkeiten dienen, die sich dann in andere Regionen fortpflanzen, wo viel Zündstoff aufgesammelt liegt .....!

Und was soll man zu Frankreichs innerer Lage sagen? Ferne liegt uns Schadenfreude über die bedauerliche Verwirrung und Disciplinlosigkeit, in welche sich die Republikaner muthwillig gestürzt haben. Wir constatiren blos als Beobachter die offen am Tage liegenden Thatsachen. Eine Gesellschaft verbrecherisch gesinnter Individuen hat Todesgeschosse unter wehrlose Menschen geworfen, hat eine Genossenschaft zur Zerstörung des Eigenthums und zur Vernichtung alles Bestehenden gebildet. Nihilisten nennen sie sich in Rußland, Anarchisten in Frankreich. Zwar ist ihre Zahl hierzulande noch nicht groß und ihr Einfluß auf die arbeitenden Klassen bisher ein geringer. Wenn die Regierung einige Umsicht und Festigkeit zeigt, so kann das verbrecherische Wirken dieser Leute vielleicht nicht ganz aufgehoben, aber doch wesentlich beschränkt werden. An und für sich wären die Anarchisten wohl nicht im Stande, das Land für längere Zeit in Angst und Schrecken zu versetzen. Die Gefahr liegt darin, daß die Erhebung dieser Todtenvögel in eine Zeit fällt, in welcher hier keine gesicherte Regierung besteht und in welcher die Kammer zum Tummelplatz von Kämpfen der Parteien um Macht und Dasein gemacht werden wird. Als in Chalons sur Marne der Proceß gegen die Minenarbeiter verschoben wurde, weil man glaubte, angesichts der Drohungen würden die Geschworenen nicht mehr die Freiheit des Urtheils haben, da ging ein Gefühl der Demüthigung durchs ganze Land. Wenn einmal der Bürger sich durch die Justiz nicht mehr geschützt fühlt, meinten die Aengstlichen, dann ist das Feld für den Staatsstreich offen. Die legitimistisch-monarchischen, reactionären und klerikalen Parteien, Herzoge, ehemalige Beamte und Pfaffen agitirten jetzt in der That mit maßloser Kühnheit. Die schrecklichsten Unglücksbotschaften kursirten in Paris und auf dem Lande. Allein diesmal ging die Gefahr noch vorüber. Weder Heinrich V. noch der Herzog d'Aumale, noch der junge Victor Napoleon wurden zur Rettung Frankreichs aufgerufen. Aber die Feinde der Republik haben die Maske abgerissen und gezeigt, wessen sie fähig sind. Ob deshalb die Anarchisten ihr verbrecherisches Beginnen eingestellt, wer kann dies mit Bestimmtheit sagen? Thatsache ist, daß man sich im Lande vom ersten Schrecken erholt hat. Geblieben ist nur eine gewisse Anarchie in den Geistern, welche leider den größten Theil der republikanischen Partei ergriffen hat. Geht es so fort, dann wird die nothwendige Unterordnung und Gliederung im Organismus des Staates und der Gesellschaft bald nur eine Fabel sein. Die Arbeiterfrage, welche aber nicht gleichbedeutend ist mit der Frage der Anarchisten, nimmt immer größere und bedrohlichere Dimensionen an. Wenn die Unordnung in diesen Kreisen beständig werden sollte, dann träfe die französische Industrie ein harter Schlag und der französische Wohlstand litte in bedenklichem Grade. Wo bliebe dann die Republik? Angesichts einer solchen Situation, Angesichts so gefährlicher Strömungen sollten die regierenden Parteien treu und fest zu einander stehen — gerade das Gegentheil ist jedoch der Fall. Seit dem Sturze des Ministeriums Freycinet ist ein neues Ministerium, welches man, wenn man ihm wohl will, ein Versöhnungsministerium, wenn man ihm abgeneigt ist, ein Vacanzenministerium nennt, am Ruder. Allen Respect vor seinem Chef, Herrn Engen Duclerc! Wenn jemals ein Mann mit aufrichtigem, redlichem und patriotischem Sinn an die Regierung gekommen, so war es Herr Duclerc. Man kennt seine berühmte republikanische Vergangenheit, seine Intelligenz, womit er sich vom Schriftsetzer zum Senator emporgearbeitet hat, seine Unabhängigkeit, die ihn das Exil allen Vortheilen eines Dienstes unter dem Empire vorziehen ließ, seine Arbeitskraft, womit er sich eine sorgenlose Existenz zu bereiten verstand. Man weiß, daß Herr Duclerc ein offener, praktischer, tüchtiger Minister ist. Genügt das? Genügt entschiedener Wille, um die Schwierigkeiten zu besiegen? Herr Duclerc kann sich wohl Hoffnungen auf längeren Bestand machen, die Möglichkeit ist auch vorhanden, wenn er sich mit Klugheit innerhalb derselben zu halten weiß. Aber seine Lage ist ohne sein Verschulden eine unfreie, er ist durch die Macht der Thatsachen derjenigen Partei, welche im Machtstreite die stärkere sein wird, auf Gnade und Ungnade ergeben. Es wird allgemein behauptet und hat nach den uns bekannten Thatsachen wirklich den Anschein, daß Gambetta und die Seinen vorderhand und so lange sie es für nützlich und nothwendig erachten, das Ministerium Duclerc unterstützen werden. Die Gegner Gambettas, welche ihren Blick mehr oder minder nach dem Elysée gekehrt haben, wo in stillem Ausschauen der Präsident der Republik verweilt, werden zum mindesten nicht in Opposition treten, um nicht die Verantwortung für die Verwirrung zu übernehmen, die ein allzu früher Sturz des Ministeriums Duclerc im Gefolge haben könnte. Wenn aber einmal in dem Kriege der Gambettisten gegen die Antigambettisten (denn so steht ja die Sache) eine von den Parteien Siegerin geblieben ist, wird Herr Duclerc die Früchte dieses Sieges auch mitgenießen? Sowie die Kammer ihre Pforten öffnen wird, dann nehmen die Radicalen und Intransigenten den Sturmlauf gegen das Ministerium. Diese Angriffe können abgeschlagen werden. Aber dieser Kampf ist das Geringste, obwohl er Ueberraschungen mit sich bringen kann. Die Hauptsache ist der Streit, welchen Gambetta mit seinem Anhange direct gegen die Anhänger der Politik des Herrn von Freycinet und indirect gegen den Präsidenten Herrn Grevy führen wird. Alle Welt neigt sich zur Annahme hin, daß Gambetta den Sieg erringen werde, weil der Regierungsapparat jetzt ihm zur Verfügung steht, da ohne seine Unterstützung das Ministerium Duclerc aufgehört hätte zu sein. Auch darum übrigens, weil seine Partei die militantere, resolutere und zähere ist. Stürzt aber dieses Ministerium trotz der Unterstützung früher als seine Zeit gekommen, dann bricht von allen Seiten der Sturm herein! Auflösung der Kammern! Starke Regierung! Ordnung! Diese Schlagworte werden in das Land hineingerufen werden und von da mit verdoppelter Kraft wiederhallen. Wenn aber der Präsident der Republik einmal zur Kammerauflösung sich entschließen müßte, dann scheint uns, würde auch seines Bleibens nicht länger sein im Elisée. Dann würde eine neue Situation geschaffen, welcher er als Fremder gegenüberstände, deren Ziele ihm verborgen lägen und deren er nicht Herr zu werden vermöchte. Es ist in Frankreich eine absolute Unmöglichkeit, auch nur halbwegs sichere Voraussagungen zu machen, aber alle Welt hat das Gefühl, daß wir so sehr bewegten Tagen entgegengehen, wie wir sie seit dem Sturze Mac Mahons nicht mehr erlebt haben.

Paris.

Esmarchs Samariterschulen.

Von Dr. med. Fr. Dornblüth.

Im letzten Winter hat Professor Esmarch in Kiel, der verdienstvolle und hochberühmte Chirurg, einen Samariterverein und eine Samariterschule begründet, und seither mündlich und schriftlich die Gründung gleicher Anstalten in ganz Deutschland angeregt. In diesen „Samariterschulen" sollen nach dem Muster der Ambulance Classes der englischen Johanniterritter Laien-Männer und -Frauen unterrichtet werden, um bei plötzlichen Unglücksfällen die erste Hülfe zu leisten bis der Arzt kommt. Nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern auch ohnehin sterben nach Professor Esmarchs Versicherung alljährlich „viele Menschen eines elenden Todes, die durch rasche Hülfe zu retten gewesen wären, weil Niemand da war, der sie zu leisten verstand". Deshalb soll durch die Samariterschulen überallhin das erforderliche Wissen und Können verbreitet werden, und Herr Prof. Esmarch selbst hat durch Veröffentlichung seiner zu diesem Zwecke in Kiel gehaltenen Vorträge („Die erste Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen. Ein Leitfaden für Samariterschulen in fünf Vorträgen von Dr. Friedrich Esmarch, Professor der Chirurgie an der Universität zu Kiel, Generalarzt I. Klasse und Geheimer Medicinalrath. Leipzig 1882, Vogel") gezeigt, wie man solche Schulen einrichten und führen kann. Seine Vorträge behandeln ganz kurz den Bau des menschlichen Körpers, sodann die Verletzungen, namentlich Quetschungen, Wunden, Blutungen, Knochenbrüche, Verrenkungen, Verstauchungen, Verbrennungen, Ertrinken, Erfrieren, Erstickungen, Bewußtlosigkeit, Vergiftung, sowie die Art und Weise der ersten Hülfeleistung bei solchen Unfällen, und endlich den Transport Verunglückter. Daran schließt sich dann noch eine ganz kurze Anleitung zu praktischen Uebungen der Schüler, welche ebenso wie die Vorträge wesentlich unterstützt werden können durch den von dem Kieler Samariterverein, also von Herrn Esmarch, zusammengestellten Kasten mit Abbildungen und Verbandgegenständen. Die ganze Anleitung ist höchst praktisch und wie ich selbst (bei Vorträgen vor Polizeibeamten, Feuerwehrleuten 2c.) erprobt habe, für ihren Zweck äußerst brauchbar, lehrt im Ganzen weder zu viel, noch zu wenig, macht überall wo es nöthig ist auf die Nothwendigkeit des Arztes und auf die durch Versäumnisse, verkehrte Hülfe, oder zu großes Selbstvertrauen und selbstständiges Handeln der Nothhelfer möglichen Schädigungen mit gehörigem Nachdruck aufmerksam und zeichnet sich in jeder Beziehung vor den gewöhnlichen „Aerztlichen Rathgebern für Nothfälle", oder wie sonst sie sich nennen mögen, sehr vortheilhaft aus, was freilich von einem so bewährten, und gerade auf dem fraglichen Gebiete ganz hervorragend erfahrenen Arzte nicht anders zu erwarten war.

Die Samariter sollen nicht den Arzt ersetzen, sondern nur die bis zu seiner Ankunft nothwendigen Hülfeleistungen erlernen und ausüben. Nach den Satzungen des Samaritervereins in Kiel werden „für diese Hülfeleistungen in erster Linie in Aussicht genommen die Angestellten aller Corporationen, privater oder staatlicher Behörden, Militärs und Seelente, welche am häufigsten in die Lage kommen können, bei Unglücksfällen zugegen zu sein; es soll aber auch der Unterricht jedem Einzelnen Gelegenheit geben, diejenigen Kenntnisse zu erwerben, durch welche er in dem angedeuteten Sinne sich seinen verunglückten Mitmenschen nützlich erweisen kann". Und weiter heißt es ebendort: „Jedem Theilnehmer an einem Samariter-Cursus, welcher sämmtliche Vorlesungen gehört und an den Uebungen Theil genommen hat, steht es frei, ein Examen abzulegen; wer dasselbe besteht, erhält ein Diplom, welches ihn als Samariter legitimirt, damit aber zugleich verpflichtet, die Hülfe unentgeltlich zu leisten."

Diese von der reinsten Humanität eingegebenen Ideen, Verunglückten immer möglichst rasche Hülfe zu gewähren und zu diesem Zwecke allen denjenigen, welche den guten Willen haben, zu helfen, auch zu lehren, wie sie helfen können, sind gewiß, überall den lebhaftesten Sympathien zu begegnen. Die von Professor Esmarch eingeleitete Ausführung dieser Ideen hat aber in ärztlichen Kreisen, die doch unzweifelhaft in erster Linie berufen sind, die Zweckmäßigkeit des Verfahrens zu beurtheilen, ernste Bedenken und mehr oder weniger entschiedenen Widerspruch hervorgerufen.

Am gewichtigsten, durch die Männer, von denen sie ausgeht und durch die Gründe, welche sie ins Feld führt, erscheint die Gegnerschaft des Centralausschusses der Berliner ärztlichen Bezirksvereine, der Repräsentanten nicht nur der zahlreichsten und bedeutendsten Privatärzte Berlins, sondern auch der angesehensten medicinischen Professoren der Berliner Universität. Nach vorausgegangener Discussion in einzelnen ärztlichen Bezirksvereinen hat der genannte Centralausschuß seinen „ernsten Bedenken gegen die Sache, wie solche gleichmäßig von allen Mitgliedern der Versammlung getheilt werden," in einem durch die medicinische Presse veröffentlichten, alsbald in viele politische Blätter übergegangenen Schreiben an Herrn Professor Esmarch Ausdruck gegeben. Die Bedenken, die wesentlich übereinstimmend auch bereits von anderen einzelnen Aerzten und ärztlichen Vereinen ausgesprochen sind, begründen sich darauf, daß ein thatsächliches Bedürfniß für solche Maßnahmen vielfach bezweifelt wird, gewiß aber (in Deutschland) nicht nachgewiesen ist; daß aber einem solchen, wenn es vorhanden wäre, durch die in Samariterschulen Ausgebildeten nicht abgeholfen werden könne, weil auch die Hülfeleistung in den einfachsten, hierher gehörigen Fällen mehr Umsicht und positives Wissen erfordere, als füglich durch eine Samariterschule zu erlangen sei.

Auch andere Aerzte und Aerztevereine, welche im Gegensatz zu der großstädtischen Praxis die Verhältnisse der kleineren Städte und des platten Landes kennen, scheinen überwiegend der Meinung zu sein, daß durch Verzögerung der ärztlichen Hülfe im Ganzen wenig Unfälle verschlimmert werden, weil bei ernsten Unglücksfällen immer ziemlich rasch solche erlangt und geleistet werde; die meisten Verschlimmerungen von Verletzungen u. dgl. m. rührten vielmehr daher, daß überhaupt keine fachverständige Hülfe verlangt und angewendet würde, und nach den vorliegenden Erfahrungen älterer und vielbeschäftigter Praktiker, denen ich meinestheils mich entschieden anschließen muß, ist zu befürchten, daß trotz aller Vorschriften der Samariterschulen die von ihr ausgebildeten Nothhelfer sehr häufig als völliger Ersatz des Arztes gebraucht werden, selbst gegen ihren eigenen Willen, wenn die erste Aufregung des Unglücksfalles vorüber ist und es nun scheint, als könne der Arzt doch nichts mehr nützen, oder als werde die Sache nun auch wohl ohne den Arzt gehen. Viele Samariter werden aber aus gutem Willen, um den Betreffenden Kosten zu sparen, aus Eitelkeit oder wenigstens nicht genügend begründeter Selbstüberzeugtheit, oder auch aus Gewinnsucht selbstständig weiter behandeln: wissen wir doch Alle, wie oft für „unentgeltliche" Dienstleistungen Lohn (oder Entschädigung in unverfänglicher Form) gegeben und genommen wird! Die Samariter hören nicht auf, schwache Menschen zu sein, und je mehr ihnen durch Prüfung und Diplom der Glaube an ihre eigene Befähigung gegeben wird, desto mehr werden sie in Versuchung gerathen, ihre vermeintlichen Kenntnisse und Fähigkeiten anzuwenden. Bedenkt man noch, daß der einzelne Samariter im gewöhnlichen Leben außerordentlich selten Gelegenheit haben wird, in wirklichen Nothfällen Hülfe zu leisten, so wird man nur natürlich finden, daß er auch leichtere und andere Verletzungen, und schließlich, je mehr ihm ein großer Theil des Publicums Vertrauen entgegenbringt, sogar innere Krankheiten in Behandlung nimmt. Wir sehen ja alle Tage, daß gar viele Menschen und darunter sogar manche, die sich schwer gekränkt fühlen würden, wollte man sie nicht zu den Gebildeten rechnen, nicht nur Apothekern und Badern, die doch noch in einer gewissen Beziehung zur Heilkunde stehen, sondern auch gänzlich ungebildeten Pfuschern oder gewissenlosen Betrügern ihre und der Ihrigen Gesundheit und Leben anvertrauen!

Die Aerzte sind in der That durch ihre Erfahrungen berechtigt zu fürchten, daß Samariterschulen, an denen Jedermann theilnehmen kann, vorzugsweise dazu beitragen werden, jenes gemeingefährliche Pfuscherthum zu vermehren, welches schon jetzt

*

weit mehr Schaden an Gesundheit und Leben anrichtet, als alle Unglücksfälle, bei denen nicht augenblicklich ein Arzt zur Stelle ist. Gerade weil der kurze Unterricht der Samariterschulen nicht genügen kann, um den Schülern genügende Umsicht und positives Wissen mitzutheilen, werden sie sehr bald in dem Erlernten unsicher werden und dann, um nicht ihren Mangel an Wissen und Können einzugestehen, nach eigenem Ermessen urtheilen und handeln. So machen es jetzt u. A. sehr oft Hebammen, für welche deshalb in allen civilisirten Staaten strenge Aufsicht und Nachhülfecurse entweder schon bestehen, oder von allen Sachverständigen dringend verlangt werden. Und doch werden die Hebammen in Staatsanstalten mit gehörigem Unterrichtsmaterial, wissenschaftlich und praktisch, von den erfahrensten Fachmännern ausgebildet und nach gesetzlich bestimmten Vorschriften zugelassen und geprüft, während es bei den Samariterschulen jedem einzelnen Arzte überlassen scheint, Unterricht zu ertheilen, wenn und wie es ihm gefällt, und endlich sogar nach eigenem Gutdünken Prüfungen anzustellen und Diplome zu ertheilen! Ist es dabei nicht sehr wahrscheinlich, daß häufig Ungeeignete zugelassen werden und daß die Lehrer sich über Charakter und Befähigung ihrer Schüler täuschen?

Hygienisches Wissen zu verbreiten, die Kunst des Gesundseins zu lehren, habe ich von jeher für eine der schönsten Aufgaben des Arztes gehalten und der Erfüllung dieser Aufgaben mit Wort und Schrift viel Zeit und Arbeitskraft gewidmet; die Kunst, Kranke und Verletzte zu behandeln und zu heilen, erfordert aber eine so breite Grundlage von Wissen und Können, und gerade in den Fällen, wo schnelle und entschiedene Hülfe nöthig ist, eine solche, nur durch tiefe Bildung der Einsicht, des Wissens und Charakters zu erwerbende Umsicht, Ruhe und Besonnenheit, daß dazu ein paar Samariterstunden bei weitem nicht ausreichen, selbst wenn das Feld so eng begrenzt wird, wie es Esmarch gethan hat. Auf diesem Gebiete ist das Halbwissen, wie ich aus vielfältigen, im Laufe langer Jahre gesammelten Erfahrungen weiß, meistens gefährlicher als das Nichtwissen, weil es nur zu oft zu schädlichem Handeln anreizt. Und auch die Erfahrung habe ich gewonnen, daß wohlwollendes, auf Halbwissen begründetes Pfuscherthum oft viel gefährlicher ist und höchst wahrscheinlich weit mehr Schaden anrichtet als das gewerbsmäßige, lediglich auf Ausbeutung der Unwissenden ausgehende Pfuscherthum. Die Gefahr, ein solches zu erziehen, sollte also bei Gründung von Samariterschulen wohl erwogen werden.

Wenn thatsächlich, was nicht erwiesen und meines, so wie vieler anderer erfahrener Aerzte Erachtens nicht der Fall ist, außer in Kriegsfällen, viele Unglücksfälle vorkommen sollten, wo wesentlicher Schaden dadurch geschieht, daß ärztliche Hülfe nicht rasch genug beschafft werden kann, so wäre es allerdings wünschenswerth, auf geeignete Hülfskräfte Bedacht zu nehmen. Zu diesem Zwecke könnten, ähnlich wie es in den Navigationsschulen geschieht, auch Polizeibeamte, Militärs, gewisse ausgewählte Feuerwehrleute u. dgl. m., die kraft ihres Berufes oft in der Lage sein werden, bei Unglücksfällen zunächst zur Hand zu sein, in den nothwendigsten Hülfeleistungen unterrichtet werden; auch könnte es einzelnen ausgewählten Persönlichkeiten, wie Bauführern, Landleuten, Schullehrern und Predigern, besonders auf dem Lande und vielleicht auch deren Frauen gestattet werden, an dergleichen Unterrichtscursen Theil zu nehmen. Es wären dies vorzugsweise Personen, die durch ihre Lebensstellung an Besonnenheit und Umsicht gewöhnt, durch Bildung und Charakter eine gewisse Garantie gegen Fehlgriffe und Mißbräuche geben. Ihre Auswahl, beziehungsweise die Zulassung zu Samariterschulen, müßte also zunächst von festzustellenden Bedingungen abhängig gemacht werden, oder da an eine gesetzliche Regelung vorderhand nicht zu denken ist, so wäre die Einrichtung solcher Schulen wohl am besten den betreffenden Behörden, Corporationen u. s. w. zu überlassen.

Andererseits kann, selbst wenn die Abhaltung von öffentlichen Vorträgen und die Ertheilung von Unterricht an Samariterschulen, oder sogar die Gründung solcher jedem Arzte freigegeben würde, denselben niemals überlassen werden, Prüfungen und Fähigkeitszeugnisse an- und auszustellen, deren Methode und Anforderungen sie allein und ohne Controle festzusetzen und nach ihrem jeweiligen Belieben anzuwenden hätten. Viel größer aber als die möglichen Mißgriffe von Seiten der Unterrichtenden und Prüfenden erachten wir den Schaden der Prüfungen und Diplome nach Esmarch'schem Muster darin, daß hier in den geprüften Samaritern ebenso wie in den sich ihrer Hülfe Ueberlassenden ein falsches Gefühl der Befähigung und Sicherheit erzeugt werden würde, während gewinnsüchtige Ausbeutung durch vorher abgelegte Versprechungen und nachträgliche Entziehung des Diploms keineswegs ausgeschlossen sind. Den Vortheil, daß ein mit Diplom versehener Samariter rascher den Zutritt zu einem Verletzten haben werde, als ohne solches, können wir nicht hoch anschlagen, da erfahrungsmäßig unter solchen Umständen Jedem, der helfen will und seine Fähigkeit dazu behauptet, rasch Platz gemacht zu werden pflegt; in größeren Orten wird ohnehin in der Regel sehr rasch ärztliche Hülfe zur Stelle sein, in kleineren und auf dem Lande dürfte es aber auch an geprüften Samaritern fehlen; während Personen, die durch Lebensstellung, Bildung, Erfahrung u. s. w. Vertrauen verdienen, auch stets genügend bekannt sind, um Zutritt zu erhalten und Gehör für ihre Weisungen zu finden.

So ansprechend die Idee Esmarchs, Kenntnisse und Fähigkeiten zu verbreiten, damit bei Unglücksfällen möglichst rasch gute Hülfe zur Hand sei, auf den ersten Blick erscheint, so müssen wir doch das von ihm vorgeschlagene Mittel für verfehlt halten, oder wenigstens neben zweifelhaftem Nutzen ihm recht bedenkliche Mängel und Fehler zuschreiben, die sich wahrscheinlich in der Erfahrung größer herausstellen würden als der zu schaffende Nutzen. Das Pfuscherthum ist eine um so größere Gefahr für die öffentliche Gesundheit, je mehr es durch eine gewisse Schulung, durch Prüfungen und staatliche oder autoritative Anerkennung sich selbst befähigt und berechtigt glaubt und im Publicum einen ähnlichen Glauben erweckt.

Dagegen scheint die denkbar allgemeinste Verbreitung von Kenntnissen über die Bedingungen der Gesundheit und über dasjenige, was der Einzelne für sich selbst, für seine Familie u. s. w. zur Erhaltung und Förderung derselben thun kann, höchst wünschenswerth und durch die Aufnahme der Gesundheitslehre als Unterrichtsgegenstand in die Schulen, natürlich den übrigen Zielen und Zwecken der einzelnen Schulen und Schulstufen angepaßt, nicht unerreichbar zu sein.

Literatur und Kunst.

Egon Ebert.

Von Friedrich Schütz.

Hoch und ungebeugt wie die Eiche ragte er in die Lüfte. Nun ist er gebrochen und vom Hauche der Verwesung umweht In den letzten Octobertagen verschied Egon Ebert zu Prag, wo ihm die Deutschen trauernd das Geleite zum Grabe gaben, in das mit ihm der älteste der deutsch-böhmischen Dichter unserer Tage sank.

Sechzig Jahre sind ins Land gegangen, seit Eberts Lied zum erstenmale tönte. Schüchtern erklang es damals von seinen Lippen, aber nicht lange und er galt als ein echter Musensohn, dem aus frischer Kehle frohe Weisen über Wald und Liebe schmetterten. Prag, der Wohnort des jungen Poeten, war damals deutsch; eine belletristische Zeitschrift, der Schwager Eberts war ihr Herausgeber, vereinigte alle besten Geister der Stadt. Das czechische Idiom war mißachtet. Nur im Munde des letzten Standes war es heimisch, kaum galt es als Sprache von Knecht und Magd. Wer hätte ihm vorhergesagt, daß es einmal Regierungsjargon in Oestreich werden könnte? Eberts Jugendtage führten ihn in die Kreise der Prager geistigen Welt, welche ein

gemeinsames Empfinden geeinigt hatte, des grimmigen Hasses gegen die Regierung, die alle Gedankenregung niederzuhalten für Staatsweisheit und sich glücklich pries, Oestreich in eine Sumpfatmosphäre gehüllt zu haben, in der jeder edle Keim zu ersticken drohte. Deutsche und slavische Fäuste ballten sich gegen dies jämmerliche Princip, ab und zu erscholl auch ein Zornesruf, aber die vorsichtige Censur schloß sofort den Mund des kühnen Sprechers. An der Gegenwart verzweifelnd wurde die junge Opposition zur begeisterten Lobpreiserin der Vergangenheit, eine natürliche Regung, welcher die Oertlichkeit eines Bodens zu Statten kam, auf dem ein Heer historischer Erinnerungen zusammenströmte.

Alle Stände einigten sich in dieser eigenartigen Aeußerung ihres verdammenden Urtheils der tristen Zeit. Der edle Graf Sternberg gründete, um die werthvollsten Reliquien der Vergangenheit zu sammeln, das Landesmuseum, Palacky schrieb auch die ersten Bände seiner Geschichte, eine Apologie der unverjährlichen Volksrechte, junge Poeten slavischer Zunge traten für die Volkssprache ein, demüthig dem deutschen Geiste Gruß und Huldigung entbietend. Ebert schlug aus dem steinigen Boden böhmischer Urgeschichte Poesien, in denen ein echtes Talent ab und zu auch im Ton der Erregung über den Zustand des Vaterlandes erklang. Goethes mächtige Hand förderte diesen kleinen Prager Geistesbund. Wenn er wie ein Halbgott am Strudel in Karlsbad erschien, flogen die Prager Dichter, Staatsmänner und Führer der schweigenden Opposition in seine Nähe. Die Slaven legten ihm huldigend Uebersetzungen seiner Dichtungen zu Füßen, Ebert las Bruchstücke von im Werden begriffenen Heldengedichten, Graf Sternberg förderte die Sammelerfolge des im Egerer vulkanischen Becken nach Mineralien forschenden Dichterfürsten. Wenn Ebert in späteren Tagen gesprächig dieser Zeit gedachte, leuchtete sein klares Auge, und seinem sonst gern schweigsamen Munde entströmten lebendige Schilderungen des Kurlebens von Karlsbad, dessen Mittelpunkt Goethe war mit seiner hohen, edlen Gestalt, die alle Morgen im langen blauen Ministerrocke am dampfenden Strudel aus der Menge ragte.

Goethe starb. Sein Auge hatte die Wandlung nicht mehr geschaut, die das öffentliche Leben in Böhmen alsbald nehmen sollte. Die struppige Natur des czechischen Wesens erwachte, es schickte sich an, grollend, feindselig die deutsche Hand zu berühren, die ihm eben reiche Förderung, Stütze und Hülfe geliehen hatte. Zürnend kehrte Ebert, der die böhmische Sage in die vornehme Welt deutscher Dichtung geleitet hatte, seinen Freunden von ehedem den Rücken. Er ist ihnen feind geblieben bis an sein Lebensende, immer mehr gereizt gegen die Genossen seiner Jugend, je klarer sein Auge erkannte, wie das nationale czechische Streben, das in so harmloser Hülle die Bühne betreten hatte, sich anschickte ein Verbündeter alles bildungsfeindlichen Strebens zu werden, die Sporen des Ritterthums verdiente, welches die böhmischen Geister wiederholt zu Todtengräbern der Freiheit in Oesterreich gemacht hat.

Ebert hat außer solchem Grolle wenig Kümmerniß erfahren in seinem Leben. Die Zeichen des Glückes standen über ihm. Klar und heiter floß sein Dasein dahin, er schuf mühelos und sein Schaffen wurde in reichem Maße oft über Gebühr laut anerkannt, die schwarze Sorge der Dichterlaufbahn hat er nicht gekannt. Noth und Entbehrung blieben ihm fern. Sein Vater war ein vermöglicher Beamter, der Hofrath des alten Geschlechtes der Fürstenberge gewesen, und hauste auf einem der stolzen Güter, das diese deutsche Familie in Böhmen erworben hatte. Hier wurde Egon Ebert, der in der böhmischen Hauptstadt 1801 das Licht der Welt erblickte, erzogen.

Im Oertchen Pürglitz, das, nicht allzuweit von Prag entfernt, freundlich aus waldigem Grün schaut, verbrachte er seine ersten Jugendtage. Er schritt auf geweihtem Boden. Schiller hatte hier geweilt, als er in dem nahen Wallensteinbezirke seinen Forschungen oblag, hier in diesem Orte, den seit grauen Jahren mächtige Bergwerke umrahmen, hatte der große Dichter nach Behauptung der örtlichen Ueberlieferung den Stoff für seinen „Gang nach dem Eisenhammer" gefunden.

Der Archiv- und Conferenzrath der Fürstenberge sah nicht ohne Schrecken, daß ein Funke poetischen Talentes in die Seele seines Sohnes geflogen war. Er wollte einen für ein nützliches Amt geeigneten Mann aus ihm gemacht haben, nicht einen poetischen Träumer, aber die Natur förderte die Ausbrüche der überschwenglich sich äußernden Begabung und sah nicht ohne Stolz, wenn schon das kluge Kindesauge Egons in die glänzende Welt phantastischen Lebens schaute. Eines Tages wurde Egons Reisebündel geschnürt. Man schickte ihn nach Wien, ins Löwenbergische Convict, wo er erzogen werden sollte.

In diesen östreichischen Convicten rauschte, wiewohl sie geistliche Oberleitung hatten, der josefinische Geist. Die Lehrer hatten in der französischen Revolutionszeit denken gelernt, die Schüler trieben Politik, lasen die „Allgemeine Zeitung" und fanden in den Debatten des englischen und französischen Parlamentes oppositionelle Exercitien gegen die heimische geistesknebelnde Macht. „Die Gymnasiasten," pflegte Ebert zu erzählen, „waren klüger als die regierenden Herren, es war uns Erholung, muthwilliger Zeitvertreib Parlament zu spielen, die mißliebigen Collegen wurden, zum Ministerium gewählt, die Zielscheibe jugendlichen Spottes und kindlicher Lust am Angriffe und Kampfe!" Solche Ungebundenheit wurde allerdings manchmal übel vermerkt und auch der junge Ebert dankte ihr, als sie sich bei ihm poetisch geäußert hatte, strafende Mahnung seitens der Obern seiner Anstalt.

In seine Heimat zurückgekehrt, war er zum Jüngling herangereift. Er warf den Ballast jugendlicher Sturmideen von sich. Ein Trauerspiel, das er geschaffen, flog als Maculatur in die Ecke. Seine Denkerphysiognomie bildete sich in den klaren Zügen, in denen sie von der Seele hervorragender Genossen auf uns herniederschaut. 1828 war er bereits ein anerkannter hervorragender Dichter, der die Muse der Volksdichtung beherrschte, das Epos meisterhaft behandelte und es klug verschmähte, sein Talent in unklaren Empfindungen zu zerbröckeln.

Als er „Wlasta" schrieb, war er der Held des Tages. Die böhmische Amazone, durch den Zauberstab einer jungen Dichterphantasie zu neuem Leben erwacht, wurde im Bilde von unzähligen deutschen Malern verherrlicht, man schuf Wlastaroben für die Frauen, Wlastastöcke für die Männer, auch der Czeche begeisterte sich für eine nationale Heldin, in der sein Auge die Verkörperung seines Volkes sehen mochte, das, die Dinge auf den Kopf stellend, den übergeordneten deutschen Herrn ebenso unterjochte, wie in der entschwundenen Sagenzeit Wlasta alle männliche Stärke sich unterthänig machte.

Die literarische Welt urtheilte kühler. Sie fand in Ebert den Vorläufer einer Schule, die in Oestreich emporkam und dem Wesen des Staates entsprach, der Alles dem Scheine, nichts dem Wesen opferte, dem die nominelle Macht mehr galt, als die wirkliche — einer Schule, die es zum höchsten Glanze in der Form zu bringen vermochte, während ihr der tüchtige Kern fehlte. Man kann Ebert kaum treffender beurtheilen, als es Goethe gethan, der schon nach den ersten Erfolgen des jungen Dichters fand, „daß er ein recht erfreuliches Talent zeige, aber daß ihm die eigentliche poetische Grundlage, die Grundlage des Realen fehle, daß er Landschaften, Sonnenauf- und Untergänge, Stellen, wo die äußere Welt die des Dichters sei, vollkommen mache, wie man sie nicht besser machen könne, daß er jedoch Handlung und Charakteristik ins Allgemeine ziehe, in das, was junge Leute für romantisch und poetisch halten und das, was in der ästhetischen Welt gewöhnlich dafür passire".

So ist Ebert auch als Dichter geblieben, ein Meister des Wortes, aber ein unfertiger Künstler, so oft es galt, den Regungen der Seele zu lauschen, ein Spiegelbild des Lebens, der Menschen und ihrer Art zu geben. Wie sollte solch ein Talent die Bühne erobern, wie es Eberts Ehrgeiz so oft gewollt. Er scheiterte mit seinem Erstlingswerke, das die böhmische Sage vom Raube einer Nonne durch einen Königssohn erzählte, verunglückte, als er die Vorzeit hinter sich ließ und in den frischeren Strom späterer Tage herabstieg. Sein letztes Bühnenwerk „Brunoy", ein mit grellen Farben gemaltes Bild aus der

Adelshalbwelt Ludwig XVI., fand nicht einmal den Weg auf die heimische Bühne und verbittert zog sich Ebert in seine Studirstube zurück.

Man hatte ihn bei diesem Anlasse einen veralteten Poeten gescholten, mit zopfigen Allüren.

Zornig rührte er seine Leier und antwortete:

Der hat den Zopf, so sprecht ihr kleinen Tröpfe
Von Männern, die voran Euch leuchtend gingen,
Doch sie zu schänden wird euch nie gelingen,
Schreit ihr auch heiser Euch und schreit Euch Kröpfe!

O hättet Ihr doch Goethes, Schillers Zöpfe,
Nur auch die Köpfe, dran die Zöpfe hingen,
Oder die Kraft sich ihnen nachzuschwingen,
Mögt Ihr auch Locken tragen oder Schöpfe.

Nicht für der Zöpfe Schönheit läßt sich streiten,
Doch wohlgeordnet war in jenen Zeiten
Der innere Kopf durch harten Zopf und Touren.

Doch hinter Euren herrlichen Frisuren
Steckt ein Talentchen tief im fernsten Winkel,
Und sonst im weiten Raume Stolz und Dünkel!

In das Dichtergemach, dessen Held sich so grimmig gegen seine Tadler zur Wehre setzte, zog bald wieder helle Freude ein. Sein siebzigster Geburtstag wurde zur Kundgebung innigster Theilnahme der Deutschen in Böhmen und in Oestreich. Ebert wurde besungen und angejubelt wie in der goldenen Zeit seiner Jugend, in der er Glanzstücke deutscher Poesie geschaffen, unsern Balladenschatz bereichert hatte und mit einzelnen seiner Dichtungen Uhland an die Seite gerückt war.

Ebert hat sich bis zum letzten Athemzuge ein Herz für Leiden und Strebungen seiner Stammesgenossen in Böhmen erhalten. Die Fürstenberge, „seine Brodherren", die ihm eine Sinecure gereicht hatten — es war ein Fürstenberg, der Straßburg dem vierzehnten Ludwig ausgeliefert — verriethen ihre Abkunft und schlossen sich der feudalklerikalen Liga in Böhmen an. Ebert, der fürstenbergische Beamte, bekämpfte sie. Seine alternde Muse pries das Verdienst Josefs um Oestreich und, wenn auch das Wort nicht mehr im Sturm und Drang der Jugend klang, im Geiste lebte volle Frische. So blieb er sich treu, so oft auch die politischen Ereignisse in dem öffentlichen Leben Oestreichs mit seinen wilden Fluthen und Ebben, Steigen und Fallen dem Deutschthum abhold gewesen sein mögen, und so grausam auch manchmal das Geschick den östreichischen Deutschen die Cordeliarolle zuwies, obgleich der Deutsche in Oestreich für Bildung und Aufklärung, die ihm feindlichen Völker aber für die Umkehr zu den düstersten Zuständen wirkten. Als der Lebensabend Eberts gekommen war, blickte sein Auge trüber als ehedem. Die Verwirrung in seinem Vaterlande war wieder höher gestiegen, und leichtfertig war sie durch die Kunst der Regierenden noch mehr verwirrt. Ueberall huschten bange Geister umher, Zweifel wie lange noch der Streit, die Zeit der Versuche und Prüfungen werde bestehen können. In einem Gedichte, das Ebert seinem Jugendfreunde Anastasius Grün gewidmet, klingt seine Klage um das Vaterland in erschütternden Tönen aus. Ebert ließ das Haupt immer banger sinken. Sein Gemüth durchwühlte die Ahnung, daß solche Fortdauer der Kriege zum Untergange des Staates führe. Auch Furcht, daß ihm der Tod schon nahe, bereitete ihm Qual und Sorge.

In seinen letzten Versen sagt er:

Mit Schrecken erfüllt mich, noch mit Grauen
Der Tod nicht, durch das Sterben.
Und lasse gnädiger Gott mich nur
Zur Zeit von hinnen scheiden.
Wo Alles grünt und blüht, Natur
Auflebt zu neuen Freuden.
Dann heg ich wohl die Zuversicht,
Daß Sterben nur ein Wandern
Aus hellem Licht zum helleren Licht,
Aus einem Lenz zum andern.

Sein Gebet, sein Hoffen, sein Wünschen blieb unerfüllt. In kalten herbstlichen Boden hat man ihn gebettet, und als sein Todtenglöcklein läutete, umhüllten sein Vaterland noch düstere Nebel. Der Frühling war noch nicht gekommen und Oestreich wandelt auf den verhängnißvollen Bahnen weiter, die zu seinem Unheile und Verderben führen müssen.

Die Bearbeiter der Victoria-Literatur.

Von Heinrich Breitinger.

Die zusammenfassende Bearbeitung einer zeitgenössischen Literatur ist keine undankbare Sache; arbeitet sie doch jener Neugier in die Hände, welche die Franzosen so treffend mit dem Ausdrucke „l'intérêt de l'actualité" bezeichnen, jenem berechtigten Interesse, welches die Erzeugnisse der Gegenwart, die literarischen Zeichen der Zeit und die glücklichen Helden des Tages auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegt.

Aber hinter dem lockenden Thema lauern Klippen ganz bedenklicher Art. Einmal sind die Acten weder geschlossen noch gesichtet, das Leben des Autors ist oft noch ein versiegeltes, oft ein apokryphisches Buch, seine Werke lassen sich noch nicht aus seinem Briefwechsel oder aus den Bekenntnissen „of self and friends" erklären, und schließlich steht der kritische Maler mit seinem descriptiven Pinsel zu nahe am Gebirge, um dessen Umrisse, dessen Licht- und Schattenmassen, dessen kühne Vorsprünge und hohle Tiefen zu beherrschen. Die Uebersicht ist schwer zu gewinnen, noch schwerer die richtige Gruppirung und der innere Zusammenhang. Wie viele unserer Lieblinge von der Nachwelt einst hingerichtet werden, wer kann das heute sagen? Der Geschichtsschreiber des Tages hat genug gethan, wenn er das Urtheil der Mitwelt zu vernehmen und richtig zu formuliren weiß.

Unter den heutigen Literaturen Europas hat nun die englische ein besonderes Anrecht auf unsere Theilnahme, und zwar nicht nur als urverwandtes Erzeugniß germanischen Geistes, sondern auch deshalb, weil sie in ihrer neuesten Phase die wunderbare Wandlung des alten Englands ins moderne und junge England so recht zur Anschauung bringt. Wo sind nun aber die Führer durch dieses Irrsal verschiedenartigster Richtungen, heterogener Thatsachen und widersprechender Geister?

Mit Uebergehung alles dessen, was an essayistischen Monographien von englischen und amerikanischen Zeitschriften, von der Revue des deux Mondes und seit 1874 von der „Deutschen Rundschau" und andern Organen geleistet worden, sollen hier nur diejenigen Arbeiten besprochen werden, welche entweder eine zusammenfassende Uebersicht zu geben versuchen, oder durch ihr Erscheinen in Buchform weiteren Leserkreisen zugänglich geworden sind.

Was zunächst England selbst betrifft, so sammelt es mit herkömmlicher Gemächlichkeit seine monographischen Bausteine, ohne das Unternehmen einer zusammenfassenden Synthese zu überstürzen. Dies ist nun allerdings der sicherste Pfad, aber es ist ein ewiges Stimmen und das ersehnte Concert beginnt nie. Hippolyte Taine in seinen geistreichen „Noten über England" hat es treffend ausgesprochen, daß für den Franzosen, bei seinem instinctmäßigen Streben nach Klarheit, die allgemeine Thatsache, die logische Einheit, eine letzte Formel die Hauptsache bleibe, während der Engländer umgekehrt an dem Ding an sich, an den abgelösten Einzelnheiten seine Freude habe, sie mögen im Buche auch noch so kunterbunt zusammengerüttelt worden sein. So kommt es denn, daß nach dem Tode eines Byron, eines Walter Scott, eines Macaulay, eines Dickens eine dickleibige Lebensbeschreibung des großen Todten wie eine Arche Noä, in welcher sämmtliche Thiere der zeitgenössischen Literatur mitverpackt worden, von Stapel geht, während alle Fragen allgemeiner Natur, die Stellung des Autors in der Gesammtentwickelung seiner Literatur, sein Antheil an der literarischen Tradition, sein Einfluß auf die jüngere Generation, sein Zusammenhang mit

den geistigen Vorfahren, kurz alle Elemente der Formen- und Ideengeschichte mit kühlem Schweigen übergangen werden.

Diesen Stempel des Thatsächlichen, diesen specifisch biographischen Charakter tragen denn auch fast alle zusammenfassenden Werke von Samuel Johnsons „Lives of English Poets" bis auf Chambers' Cyclopädia und auf Morleys „English men of Letters". Chambers' Werk stammt aus dem Anfange der vierziger Jahre; in der vierten Ausgabe von 1879 sind die „Victoria-writers" ziemlich vollständig nachgetragen, aber es wird nicht einmal der Versuch gemacht, etwas Allgemeines über diese Epoche zu sagen; alles löst sich in kleine Monographien auf, und mit unerschütterlicher Ruhe wird die mit Kädmon und Alfred anhebende Liste von Biographien und Musterstücken fortgesponnen.

Das Nec plus ultra dieser naiven Freude am Thatsächlichen hat nun Professor Henry Morley im zweitausendsten Bande der Tauchnitz Collection geleistet. Mit so vielen Andern begrüßte ich diese Publication als eine zeitgemäße und willkommene, aber wohl mit allen Andern fand ich mich nach vorgenommener Lesung sehr enttäuscht. In einem knapp gehaltenen Vorworte dankt Baron Tauchnitz der Vorsehung für die glücklich erreichte Zahl von zweitausend Bänden; aber Kunden und Leser hätten von der irdischen Vorsehung des Verlegers eine glücklichere Abrundung jenes zweiten Tausend sich gewünscht; denn ohne Uebertreibung darf man behaupten, daß in Morleys Wirrwarr biographischer, statistischer und bibliographischer Fragmente von der Literatur als einer geistigen Entwicklung nirgends die Rede ist, während alles Mögliche, das nicht zum Thema gehört, mit behaglichster Breite verhandelt wird. Zwar kann man sich recht wohl denken, daß eine englische Miß, die den Continent als Touristin durchfliegt, zwischen einem Sandwich und einem „drop of something" Morleys „Curiosity-Shop" mit Vergnügen durchstöbert und mit dem bekannten Aufschrei „How delightful!" etwa folgende Stellen dieses „Compendiums" begleitet:

„John Wilsons Lehrer trat der Neigung seines Zöglings zum Leben in der freien Natur durchaus nicht entgegen. Klappte derselbe seinen Homer mit den Worten zu: „Ich möchte fischen gehn!" so versetzte der Lehrer: „Geh fischen!" —

„Anno 1816 nahm De Quincey achttausend Tropfen Laudanum per Tag; achttausend Tropfen machen aber beinah einen Schoppen aus."

„Wilson" (damals noch ein reicher Mann) „publicirte im Jahre 1812 sein Gedicht „die Palmeninsel", welches seine Hochzeitsreise bezahlen half."

„William Chambers wurde im April 1800, Robert Chambers im Juli 1802 geboren, ein jeder von ihnen mit sechs Fingern an jeder Hand und sechs Zehen an jedem Fuße. Die äußeren Finger und Zehen wurden in Williams Falle glücklich entfernt, aber in Roberts Falle nicht ohne zarte Stellen an den Füßen zurückzulassen, welche durchs ganze Leben einigen Schmerz beim Gehen verursachten. Ihr Vater beschäftigte Weber in der Baumwollenspinnerei und war auch Agent für Glasgow Häuser. Wenn er in Geschäften nach Glasgow ging, so machte er vierzig Meilen zu Fuß und war zwei Tage auf dem Wege (S. 217)."

„Miß Barrett fühlte den ganzen Reiz der griechischen Dichter und las auch die Werke der griechischen Kirchenväter. Im Anfange der Regierung Victorias zeigten sich ernste Anzeichen von Auszehrung, weshalb sie, nach Torquay gesandt ward. Ein oder zwei Jahre später ertrank vor ihren Augen ein Bruder durch das Umschlagen eines Bootes, ganz nahe am Ufer. Man brachte sie in kleinen Etappen nach London, wo sie stets beharrlich studirte und sich wieder erholte. Im Jahre 1840 ließ Miß Barrett den „Seraphim und andere Gedichte" drucken, und 1840 gab es eine Gesammtausgabe ihrer Gedichte in fünf Bänden." (S. 187).

Alles das mag für den englischen Snob sehr „delightful" sein, aber die Quintessenz und Uebersicht einer Literaturperiode ist es nicht. Das Buch ist in der That ein Muster planloser Arbeit. Der Eintheilungsgrund ist der chronologische: zuerst die „Welle" derjenigen, die Anno 1837 „sehr alt" waren, dann die Wellen der Alten, der Reifen, der Jungen und der Epigonen. Nun ist es aber dem Beherrscher dieser Gewässer passirt, die zwei bedeutendsten Dichter der Victoria-Literatur, Tennyson und Swinburne, jenen mit sechs (!!), diesen mit zwei Zeilen (!!) auf dem allerletzten Blatte des Buches abzuthun, während ein volles Viertheil des Ganzen mit einem „Blick auf die Vergangenheit" vertändelt wird. Und alles das acht Jahre nach dem gewissenhaften Buche des Amerikaners Stedman, acht Jahre nach der dreizehnten Auflage des gediegenen Handbuches von Spalding, drei Jahre nach der Veröffentlichung von Justin M'Carthys wohlüberlegter Rundschau in der Victoria-Literatur (siehe Appeltons Journal oder den Abdruck in Hallbergers Magazin von 1879). Henry Morleys Buch „of English Literature in the reign of Victoria" wird höchstens als Muster der englischen Vernarrtheit in „das Ding an sich" seine Dienste thun. Wer seinen Unwerth durch den Gegensatz erkennen will, der halte es z. B. mit Hettners Geschichte der englischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert zusammen: hier eine tiefdurchdachte Synthese, dort eine Harlekinsjacke von tausend Lappen, „a King of shreds and patches", um mit Hamlet zu reden.

Eine satirische Rundschau unter den englischen Dichterschulen des Jahrhunderts, welche das Verfahren einer jeden derselben in ein Küchenrecept faßt, erheiterte 1876 das Oxforder Studentenpublicum und die Londoner Leserwelt: „Every man his own Poet; or the inspired singer's recipe book." Die Tendenz erhellt aus dem Motto, jener Stelle des Petronius, wo die asiatische Beredtsamkeit und ihre üppige Rhetorik mit den Worten gegeißelt werden: „Erst neulich kam diese windige, unerhörte Geschwätzigkeit herüber von Asien nach Athen, und wie ein Pesthauch drang sie in die hochstrebende Brust unserer Jugend." Als Muster der Satire selbst stehe hier das Recept der sog. präraphaelitischen Schule, welche um 1850 in Malerei und Dichterei das Alpenglühen einer untergegangenen Romantik hervorzaubern wollte. „Nehmt ein Packet schimmliges Englisch von lauter veralteten und unverständlichen Wörtern. Mengt es in die doppelte Masse von allerneuestem Englisch, das ihr selbst erst machen müßt. Mischt es untereinander, bis das Ganze keiner bekannten Sprache mehr gleichsieht, und nun kann es losgehen. Die Composition wird gewöhnlich in bestimmte Formen gegossen, von denen es nicht ganz ein Dutzend gibt. Eine beliebte, sehr leicht zu construirende Schablone ist die folgende. Man nehme drei in grade Schlafröcke gekleidete Jungfrauen, ziehe ihnen die Haarnadeln aus, daß ihr Gelocke auf die Schultern niederwalle. Mit Vortheil lassen sich einige Sterne hineinstreuen. Man umgebe den Kopf einer jeden mit einem Heiligenscheine, drücke in die Hand einer jeden eine Lilie, ungefähr halb so groß wie sie selbst, drehe die Hälse verschieden, stelle sie dann in Reihe und Glied vor eine Mauer, mit je einem Apfelbaum dazwischen und großen Blumen zu ihren Füßen; Bäume und Blumen von der rechten Art finden sich massenhaft auf Kirchenfenstern ꝛc." (Seite 22, dritte Auflage. London 1877, Simpkin.)

Was hier dem Spotte überliefert wird, hat Stedman in seinen „Victorian Poets" mit Achtung und Wärme behandelt. Es ist sonderbar, daß die beste Geschichte der englischen Literärsprache und das beste Buch über die neueren englischen Dichter in Amerika geschrieben wurden. Marsh stammt aus Vermont, Stedman aus Connecticut. Letzterer, heute ein Fünfziger, lebt in New-York, als Dichter und Kritiker hochgefeiert. Seine 1876 bei Chatto in London erschienenen „Victorian Poets" (440 Seiten) sind Georg Ripley, dem jüngst in New-York verstorbenen Verfasser geschätzter Handbücher der Literatur gewidmet. Stedmans Vorrede macht uns mit seinen kritischen Grundsätzen bekannt: keiner bestimmten Schule will er angehören, das Schöne begrüßen wo er es findet.

Der erste Abschnitt des Werkes selbst gibt eine Gebietsübersicht und eine kurze Charakteristik der Entwicklungsmomente. Die objective Romantik Walter Scotts wird durch die subjective Romantik Byron'scher Lyrik aus dem Felde geschlagen, während die Seeschule langsam und geräuschlos ihren Boden sich erobert. Am Anfange unserer Periode (1835—1875) war Byrons Gefühlspoesie in Sentimentalität ausgeartet, während an Stelle seiner Leidenschaft die Ruhe des Träumers und die Reflexion der Beschaulichkeit traten. Zwei poetische Weisen gewannen nun

Boden: eine unter dem Einflusse der Idealisten Landor und Keats entstandenen Kunstschule, und die auf Wordsworth zurückgehende didaktisch-beschreibende Gruppe. Aus beiden zusammen entsprang die antidramatische, idyllische Manier Tennysons. Den Kreis aber schließt die dramatisch-lyrische Weise Swinburnes.

Die dem deutschen Leser aus Georg Brandes' „Hauptströmungen" bekannte Gestalt von Walter Savage Landor ist Gegenstand des ersten, die Uebergangsdichter Hood, Arnold, Bryon, Waller und Procter sind das Thema des zweiten Abschnittes. Es folgen Elisabeth Barrett Browning, Alfred Tennyson, dessen Verhältniß zu Theokrit; vierzig Seiten über „the general choir", das heißt die ehrsame Zunft des Massenchors, dann Robert Browning und die Neueren: Buchanan, Rossetti, Morris und endlich Algernon Charles Swinburne. Ein sorgfältiges, sehr ausführliches Register beschließt das werthvolle Buch.

Keinem aufmerksamen Leser können die zwei Hauptverdienste von Stedmans Arbeit entgehen; man merkt sehr bald, daß man hier einem selbstständigen Denker und einer ehrlichen Arbeit aus erster Hand gegenübersteht. Stedman hat Alles selbst gelesen. Dies ist leider nicht so selbstverständlich als es einem unbefangenen, mit den Kniffen der heutigen Buchmache nicht vertrauten Leser erscheinen möchte. Man schlage beispielsweise die zwei Kapitel über Tennyson auf. Wie fein wird hier das Wesen der idyllischen Manier analysirt, wie schlagend und gründlich der directe Einfluß Theokrits auf das technische Verfahren des englischen Dichters nachgewiesen, wie treffend ist die Parallele zwischen der alexandrinischen und der Victoria-Zeit, wie einfach und einleuchtend die Erklärung des Mißerfolges von „Maud". Der Laureate Englands sollte seiner officiellen Stellung genügen, seiner Nation eine angenehme politische Weise pfeifen, er folgte zum ersten Male einer äußeren Nothwendigkeit und machte gerade in dem Momente Fiasco, wo Tausende zum ersten Male ihn zur Hand nahmen; daher eine merkliche Reaction in der Gunst und Würdigung der Lesewelt. Und mit welcher Sicherheit bestimmt Stedman sodann die Einflüsse auf Swinburnes Erstlingswerk (S. 384). „Sein erster Band (die Dramen: Königin Mutter und Rosamond, 1861) verschaffte ihm keinen Namen; doch sehen wir heute, daß dieses Buch bedeutsam war. Es zeigte nämlich, daß der neue Autor vollständig unabhängig von der idyllischen Tagesmode sei. Keine Spur von Tennyson, nur eben eine Spur von Browning; vor Allem aber ein eigener dramatischer Ton, der an den Rhythmus, das Feuer und die Handlung der großen Dramatiker Englands anklingt." — Nicht selten wird eine feine Beobachtung in glücklicher Antithese ausgesprochen: „Byron wirkte auf die Nationen, Tennyson nur auf Fachgenossen." — „Bei Tennyson ist die Landschaft Wirklichkeit, seine Personen aber sind ideale Schatten." — „Der moderne „Comfort" ist ein Feind des poetischen Genusses; denn was die Dichter so reizend zu schildern pflegen, das hat er ja verwirklicht." — „Den Idealisten und den Realisten zeichnet am besten das phantastische Selbstgeständniß Blakes: „Ich habe kein Auge für die Außenwelt, mir ist sie Hinderniß, nicht Antrieb. Die Sonne geht auf; siehst du nicht eine feurige Scheibe, so groß wie ein Guineenstück? Ich aber sehe die zahllosen himmlischen Heerschaaren, die da rufen: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Allmächtige! Mein leibliches Auge befrage ich so wenig als eine Fensterscheibe. Ich schaue durch, nicht mit ihm."

Stedmans Diction und Stil befriedigen mich weniger als sein Wissen und sein Denken. Der phantasiearme, nüchterne, prosaische Ausdruck des Nordamerikaners macht seine Diction so ziemlich farblos, und gelegentliche Längen und Wiederholungen thun seiner Composition erheblichen Eintrag. Seine Manier ist der gerade Gegensatz der fließenden, phantasievollen, packenden Weise Macaulays, das pulsirende Leben fehlt seinem Stile und der romanische Procentsatz seines Wortvorrathes läßt dem sächsischen Elemente, die zahlreichen Amerikanismen dem „racy English" des Mutterlandes allzu wenig Raum.

Wenden wir uns nun nach Frankreich. Schon im Anfange der sechziger Jahre arbeitete Taine an seiner Literaturgeschichte, die mit seinen Studien über Carlyle den Idealisten und Stuart Mill den Positivisten abschloß, während seine „Noten über England" persönliche Beobachtungen an Land und Leuten ergänzend hinzufügen. Diese geistreichen Bücher sind nun freilich keine Geschichte, sondern französische Anmerkungen zum englischen Geiste. Wer bei Chambers die Thatsachen nachgelesen, wird bei Taine die allgemeinen Gesichtspunkte und die Abstractionen finden. Er wird aber auch auf einen zweifachen Mangel stoßen: denn wie so viele Schriftsteller seiner Zeit, verliert sich Taine in jene rhetorische Amplification, die dem Gedanken an Kraft entzieht, was sie dem Ausdruck an bestechendem Glanze zuführt. So wäre z. B. die geistreiche Gegenüberstellung von Alfred de Musset und Alfred Tennyson eine wirksamere, wenn die Worte nicht so häufig über die Gedanken hinausliefen. Der andere Mangel ist in Taines so reichem Talente selbst begründet. Er besitzt eine Künstlerader und eine Philosophenader, er versteht lebendig zu schildern und scharfsinnig zu speculiren. Unglücklicherweise aber sucht er den Philosophen auch da zu beschäftigen, wo der Künstler allein zu befehlen hat. Statt des Gemäldes gibt er dann graue Theorie. „Nennt mir das Land, sein Klima, den Zeitpunkt, die Umgebung und die Haupteigenschaft des Autors, und ich construire euch den Mann." „England ist ein feuchtes, sumpfiges Land, ergo haben die Engländer große Füße und gewaltige Whiskers. — Byron war ein Normanne, ergo wirkt in ihm die Berserkerwuth noch immer nach." Wo Taine seine Schablone vergißt, und seinem Pinsel freien Lauf läßt, wo der Philosophe dem Maler weicht — und dies geschieht zum Glücke häufig —, da ist er lebensvoll und wahr und erscheint dann ebenbürtig jenem feinen Beurtheiler englischer Literatur und Cultur, Emile Montégut, der seit 1847 zu den besten Essayisten der Revue de deux Mondes zählt.

Eine ehrenvolle Erwähnung schulden wir endlich auch dem Buche des Journalisten Odysse Barot: „Histoire de la littérature contemporaine en Angleterre 1830—1874 (Paris, Charpentier, 500 Seiten), einer guten Compilation, welche gelegentliche Ungenauigkeiten durch ihre lichtvolle Anlage, ihre gefällige Darstellung und ein umsichtig gesammeltes Material vergessen macht.

In Italien widmen die Zeitschriften der englischen Literatur von Zeit zu Zeit einen Artikel, und Camerini's gesammelte Aufsätze enthalten Lesenswerthes über Tennyson und seine Zeitgenossen.

Bei uns in Deutschland brachte „Unsere Zeit" 1879 nicht weniger als acht Artikel von Miß Mary Robinson über die heutigen Dichter Englands. Diese Arbeit fußt zum Theil auf Stedman, welchen sie nicht immer richtig verwerthet hat (siehe z. B. den Passus über die isometrischen Verse Tennysons), aber sie bringt auch manches Neue bei, namentlich mit Bezug auf die „minor poets". Weshalb ist das englische Original dieser Artikel nie im Drucke erschienen? Die „Rundschau" (Band VIII 1876) enthält einen lehrreichen Artikel über die englischen Revuen, (Band X) Wilhelm Scherers Aufsatz über George Eliot, (Band XI) einen Nekrolog von Max Müller über Kingsley, (Band XVI) eine Arbeit über Macaulay. Natürlich ist für die neuere Literatur Englands in erster Linie auch die „Gegenwart" und ihre einschlägigen Beiträge aus der Feder von Friedrich Spielhagen, Johannes Scherr, Leopold Katscher, H. Zimmern, Gottfried Kinkel u. A. anzuziehen.

In Buchform erschienen Treitschkes Aufsatz über Lord Byron, Strodtmanns Artikel über Swinburne, Brandes' „Moderne Geister"; „Aus und über England" von Karl Hillebrand (geschrieben 1873, als Buch gedruckt 1876). J. Scherrs Geschichte der englischen Literatur (2. Aufl. 1874) und Bornmüllers Biographisches Schriftstellerlexikon der Gegenwart (1882) sind trotz ihrer Lücken willkommene Orientirungsmittel. So fehlt es denn nicht an zahlreichen Führern durch die vielverschlungenen Pfade der heutigen englischen Literatur. Wem es auf die Hauptsachen ankommt, der halte sich an das Beste, wer aber, wie der arme Famulus des Doctor Faust, Alles wissen möchte oder sollte, der folge dem Grundsatze des alten Humanisten: „Nil spernendum."

Ein moderner Sünder.

Eine Plauderei.

Sonst, wenn der Sommer entschwunden war und auch der Herbst, diese eigenartige Doppelnatur, bereits aufgehört hatte, sich von seiner guten Seite zu zeigen, wenn er anfing, uns mit seinen Stürmen aufzuspielen und wohl gar, sei es auch nur um zu schrecken, einen frühzeitigen Schneefall entfesselte, mir konnte das Alles, in früheren Jahren, die Zufriedenheit nicht rauben. Ich gehöre nicht zu denen, die Unmögliches verlangen, noch dazu von der Natur, die des Schlummers um so mehr bedarf, je Großartigeres sie geleistet hat und, nach ihrem Wiedererwachen, leisten wird. Wenn also der Winter nahte, so sagte ich mir: Draußen ist es vorbei, jetzt mußt du Menschen aufsuchen. Und da ich wiederum nicht zu jenen Pessimisten gehöre, welche ihres Gleichen hassen, so freute ich mich dieser Nothwendigkeit und ging, natürlich nicht ohne sorgfältige Auslese, hierhin und dorthin. Hier bildete die Vergangenheit, also die Erinnerung an die sommerlichen Erlebnisse, dort die Zukunft, das heißt die Pläne für das kommende Jahr, den Mittelpunkt des Gesprächs. Die Gegenwart selbst kommt freilich in der modernen Unterhaltung oft recht stiefmütterlich fort, und es bedarf für die meisten Menschen einer äußeren, festgeformten Anregung, um sie zum Stillhalten zu vermögen, stillhalten hier nicht im körperlichen, sondern im zeitlichen Sinne gefaßt, zum Stillhalten am gegebenen Augenblicke, dessen Ablösung durch einen folgenden die Meisten gar nicht erwarten können, und der doch, wenn man sich darauf versteht, bekanntlich so schön werden kann, daß man ihm ein „Verweile doch!“ zurufen möchte. Indeß, für jene äußere, festgeformte Anregung, welcher die Gedanken blos zu folgen nöthig haben, ist ja in unserem Zeitalter, und insbesondere in unserer guten Stadt eher in zu reichlichem, als zu dürftigem Maße gesorgt, durch Vorträge und Ausstellungen, durch Concerte und Theater; und so bietet der Anfang des Winters alljährlich eine recht bunte Perspective.

In diesem Jahre aber befinde ich mich in einer verzweifelten Situation. Seit der Herbst zum Sturmherbst geworden, seit die Städter aus dem Gebirge, von der See und vom Lande allmählich zurückkehren, bin ich, fast instinctiv, menschenscheu geworden. Ich, der sonst nur selten einen Tag vergehen ließ, ohne Menschen, denkende, fühlende Menschen zu sehen und zu sprechen, ich wage mich jetzt kaum auf die Straße, nicht des Sturmes wegen, der da heult — der hat mich niemals abgehalten; nein, eben der Menschen wegen, die ich sonst suchte, und die ich jetzt meide. Soweit ist es mit mir gekommen! Wenn ich einen unerläßlichen Gang habe, so setze ich mir meinen großen Calabreser auf, den ich mir vor zwei Jahren aus dem Süden mitgebracht habe — er ist freilich nicht mehr so ganz neu; aber um so besser! Wird er mich doch den Blicken meiner Bekannten um so sicherer entziehen! Kein Räuber aus den calabrischen Bergen hat seinen Hut je so tief ins Gesicht gedrückt, wie ich den meinigen. Und doch, ein paar Mal bin ich ertappt, angefaßt und angesprochen worden. Dem muß ich in Zukunft vorbeugen; ich werde also nur noch in geschlossenen Droschken meine Geschäfte erledigen. Das ist zwar auf die Dauer etwas langweilig und etwas kostspielig; aber was will das sagen, wenn ich nur der Ansprache meiner Freunde entgehe?

Schließlich fühle ich mich doch beengt in meiner Studirstube, und mit Freuden vernehme ich, daß Frau v. H., meine verehrte Freundin, mit der ich schon so manchen Winter verplaudert, die ich schon in so mancher schönen Gegend unsrer schönen Erde aufgesucht habe, in diesen Tagen, als eine der Letzten, von Ostende heimgekehrt ist. Zu ihr will ich gehen — nein, nicht gehen, fahren — natürlich im geschlossenen Wagen; ihr will ich Alles gestehen, und sie wird mir Absolution ertheilen. Sie weiß, daß ich nun einmal meine Fehler habe, daß ich hin und wieder sündige, daß ich in diese moderne Gesellschaft nicht so völlig hineinpasse; und wenn sie vielleicht auch nicht geahnt haben mag, daß ich mich auf diese Art in eben dieser Gesellschaft einst unmöglich machen sollte, daß ich einst gezwungen sein würde, mich auszuschließen und einzuschließen, wie ich es jetzt thue, — sie wird mich jedenfalls anhören; sie wird meine Gründe, meine Vertheidigung erwägen, und wenn sie mich erst freigesprochen hat, dann kann ich noch hoffen, mich auch in den Augen der Uebrigen rein zu waschen.

Wenige Minuten später drückte ich auf die elektrische Klingel vor der Wohnung der Frau von H., und fragte den öffnenden Diener, ob sie zu sprechen sei.

„Ich glaube nicht, daß die gnädige Frau schon — — aber ich will einmal fragen.“

Jetzt erst wurde ich, auf die Uhr blickend, gewahr, daß ich in der Aufregung gar nicht die übliche Besuchszeit abgewartet hatte. In der That mußte ich mich eine geraume Zeit in dem Empfangszimmer mit mir allein beschäftigen. Endlich erschien sie.

„Das ist schön von Ihnen, Herr Doctor, daß Sie mich so bald aufsuchen!“

„So bald, das klingt wie Ironie, gnädige Frau; die Stunde ist sehr früh, so unerlaubt, daß ich — —“

„Daß ich Sie ein wenig warten lassen mußte; das ist wahr; aber Ihnen gegenüber thue ich das mit etwas leichterem Herzen, als bei Andern, weil ich weiß, daß Sie sich mit sich selbst vortrefflich unterhalten, und daß Ihnen daher die Zeit des Wartens keine so ganz verlorene ist. Und dann, wenn Sie ein Stündchen später gekommen wären, so wären Sie wahrscheinlich nicht der Erste gewesen, der mich gesprochen; und ich weiß doch, daß Sie darauf etwas geben.“

„Sie erwarten also — —“

„Ihren Freund, den Regierungsassessor, der ebenfalls vorgestern zurückgekehrt ist und mir, wie er mir schrieb, Grüße persönlich übermitteln will.“

„Dann werde ich Sie in der That nicht lange aufhalten — ich möchte ihm nicht gern begegnen.“

„Ei, was ich höre! Sie sind auseinander?“

„Ich möchte ihn meiden, nicht mehr und nicht weniger als meine andern Bekannten. — Aber zunächst, wie ging es Ihnen und wie geht es Ihnen?“

„Nun, ich habe meine Franzensbader Kur geduldig wie alljährlich ausgehalten, mich dann am Rhein von den Strapazen der Langeweile erholt und schließlich in Ostende den sommerlichen Staub abgeschüttelt —“

„Soweit das in diesem Jahre nicht schon das Wasser von oben besorgt hatte.“

„In der That, es war entsetzlich, dieses Regenwetter. Und wo waren Sie, wenn man fragen darf? Ach richtig, fast hätte ich vergessen, Ihnen für den hübschen Brief zu danken, den Sie mir zu meinem Geburtstage geschrieben haben. Er war übrigens von hier datirt. Sie müssen diesmal erst spät fortgekommen sein.“

„Allerdings, etwas spät —“

„Aber was ist Ihnen denn eigentlich? Sie antworten so zögernd, Sie wollen Ihren Freunden nicht begegnen, Ihre ganze Art und Weise, es muß etwas vorgegangen sein ...“

„Allerdings, und etwas Entsetzliches.“

„Etwas so Entsetzliches, daß Sie mir's, wie es scheint, nicht einmal sagen wollen! Nun, so muß ich mich aufs Rathen verlegen. Gewiß ist es unterwegs geschehen. Denn was könnte sich im Sommer hier, in der verlassenen Stadt, ereignen. Es fehlt ja der Stoff zu Ereignissen. Also unterwegs. Wenn ich nur wüßte, wo es geschehen ist. Können Sie nicht das wenigstens verrathen?“

„O daß ich es vermöchte! Aber ich würde Ihnen Alles offenbaren, wenn ich Ihnen dies Eine sagte.“

„Sonderbar! Ich würde an eine Badegeschichte, an einen Brunnenklatsch denken; aber ich weiß, Sie halten es in einem Badeorte gar nicht so lange aus, daß Sie das schuldige oder unschuldige Opfer eines solchen werden könnten. Aber mein Gott, was können Sie denn verbrochen haben? Halt, Sie haben Sich verliebt!“

„Aber meine Beste, ist denn Lieben ein Verbrechen?“

„Ein Verbrechen allerdings nicht; aber es kann zur Blamage

werden, wenn man, so wie Sie, jahrelang der Liebe gespottet und stets feierlichst erklärt hat, von dieser Thorheit werde man sich fern halten. Und gerade heraus, nicht wahr, ich habe es getroffen?"

„Doch nicht. Und glauben Sie, wenn dem wirklich so wäre, daß ich dann nicht, um es recht prosaisch auszudrücken, gute Miene zum bösen Spiel machen würde?"

„Also eine andere „Sünde". Aber mich dünkt, es wird eine Sünde von ähnlichem Schlage sein. Wissen Sie, Herr Doctor, ich gebe es auf dies Räthsel zu rathen; und wenn Sie mir durchaus die Lösung vorenthalten wollen, so reden wir von etwas Anderem. Sie sehen, ich bin vertrauensvoll und weit entfernt, den Umgang mit Ihnen hinfüro meiden zu wollen."

Bei diesen Worten nahm Frau von H.s Stimme den Tonfall einer ebenso begreiflichen wie peinlichen Ironie an. Dies gewahr werdend, fuhr sie fort:

„Als Entschädigung für dieses Vertrauen verlange ich nun aber, daß Sie mir sagen, wo Sie den Sommer gewesen sind, in Engadin — ich weiß, wie sehr Sie es lieben — in Norwegen — es war dies Jahr sehr viel Verkehr dort — oder vielleicht gar in Schottland? Das wäre sicherlich etwas für Ihren gewählten Geschmack. Oder haben Sie sich, Ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen, diesmal etwas mehr in der Nähe gehalten?"

„Nun denn, ich will es Ihnen sagen. Von der Schweiz, von Schottland, von Norwegen, von nah und fern, von allen Gegenden der Erde sprechen Sie. Wissen Sie aber, wo ich gewesen bin? Den ganzen Sommer über? — Hier zu Hause bin ich gewesen, und das eben ist mein Verbrechen. Ich war nicht verreist, und diese Abweichung von den Gesetzen der modernen Gesellschaft kann ich, wie ich erfahren habe, vor ihr nicht verantworten."

Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als Frau von H. bereits aus voller Kehle zu lachen anfing.

„Das ist aber wirklich außerordentlich komisch!"

„Komisch, sagen Sie? Tragisch, höchst tragisch. Lassen Sie sich erzählen und hören Sie mir freundlichst mit Nachsicht und Geduld zu; denn es ist eine lange Erzählung. Wenn der biedere Wandsbecker Bote heutzutage auf Erden weilte, so würde er Gelegenheit finden, zu seinem Reiseliede ein Pendant zu dichten, mit den Anfangsversen:

Wenn Einer keine Reise thut,
So kann er was erzählen.

Die Geschichte fängt an zur Zeit, sobald die ersten Lerchen schwirren; ja mitunter spukt sie schon gegen Ende des Winters, wenn der Ballsaal zum letzten Male vor seinen Ferien die Gäste empfängt. Es ist ganz besonders warm drinnen, das macht die laue Luft da draußen; eine Dame, gewaltig mit dem Fächer agirend, tritt an einen jungen Mann, sagen wir an mich heran und meint: Gott sei Dank, daß der leidige Winter mit seinen unvermeidlichen gesellschaftlichen Genüssen vorbei ist! Nicht wahr, Sie freuen sich auch des nahenden Sommers? Und ehe ich noch dieser Freude aufrichtigen Ausdruck verleihen kann, heißt es weiter: Was haben Sie für den Sommer vor? Sie sind gewiß mit Ihrem Reiseplan schon fertig? Da ich nun mit meinem Reiseplane weder „fertig" bin, noch ihn auch nur begonnen, ja meist nicht einmal überhaupt an ihn gedacht habe, so muß ich mir eine recht radicale Antwort suchen. Ich sage also zum Beispiel: Verehrte Frau, ich mache niemals vorher Reisepläne; ich packe einfach eines Tages den Koffer, lasse eine Droschke vorfahren und sage zum Kutscher: Fahren Sie mich auf irgend einen Bahnhof! In der That mache ich es meist wirklich nicht viel anders; und einmal, wo ich es, Scherzes halber, genau so gemacht habe, bin ich zu einer Sommerfahrt gelangt, die ich zu den amüsantesten meines Lebens zähle. Etwas dergleichen muß auch meine Gesprächsgenossin empfinden. Ja, wie gut es doch ein alleinstehender junger Mann hat, — meint sie — so frank und frei, ziellos und planlos, nur dem Zufall sich überlassend, die Welt durchstreifen zu können!

Hiermit ist das erste Examen überstanden. Daß ich den Examinatoren nie sehr hold war, ist begreiflich. Die Hauptsache habe ich aber erst in diesem Sommer entdeckt. Bisher habe ich mich nur immer darüber geärgert, daß man schon so frühzeitig, daß man überhaupt vorher Rede stehen muß, wohin man seine Schritte lenken werde. Aber hinter dem Ganzen steckt etwas viel Schlimmeres. Es wird da ganz stillschweigend, als etwas durchaus Selbstverständliches die Voraussetzung gemacht: Gereist wird — es fragt sich nur: wohin?"

„Aber bester Doctor, Sie müssen doch selbst gestehen, daß diese Voraussetzung in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle mit Recht gemacht wird."

„Ich gebe zu, eine gewisse Schuld —"

„Und nun gar, was Sie speciell betrifft, so muß ich selbst bekennen: Sie haben uns in dieser Hinsicht so sehr — nun, wie soll ich sagen — verwöhnt, daß Ihr Hierbleiben in der That in Erstaunen setzen muß."

„Das ist die Macht der Gewohnheit. Wie lange ist es her, da ging eine Bewegung durch die Stadt, wenn es hieß: Herr A. oder Familie B. gehen auf Reisen. Und heute kommt man ins Gerede, wenn man es wagt zu Hause zu bleiben. — Aber hören Sie weiter! Wenn die Examina, denen ich unterworfen war, allmählich seltener und seltener wurden, so verdanke ich es nur dem Umstande, daß mehr und mehr Fragende selbst verreisten. Ich hatte schließlich einige Wochen Ruhe. Was aber nun kam, dagegen erschienen die Frühjahrsexamina nur wie eine Art vertraulicher Vorprüfung. „Sie sind noch hier?" — „Es wird etwas spät für Ihre Reise werden." — „Sie wollen gar nicht fort? Ja, wer das glaubte! Sie machen ja Ihre Pläne stets im letzten Momente!" — Sie sehen, gnädige Frau, ich wurde in meiner eigenen Schlinge gefangen. Und wenn ich schließlich dem Frager erklärte, ich sei weder fortgewesen, noch beabsichtige ich für den Rest des Sommers fortzugehen, da entfernte er sich kopfschüttelnd, wie wenn er eben die Entdeckung gemacht hätte, daß es um Jemand nicht so ganz richtig bestellt wäre. Nun können Sie sich vorstellen, in welcher Weise von mir in der Gesellschaft gesprochen werden mochte. Der Eine vermuthete, ein holdes Wesen fesselte mich an die Stadt; ein Andrer dachte sich, mehr prosaisch, nicht mein Herz voll, sondern meine Kasse leer; ein Dritter schloß, ich müsse krank sein und nicht die Kraft zum Reisen in mir fühlen; kurz, ein Heer von Gerüchten gerieth in Umlauf; und wenn sich mir jetzt Einer nahte, so wußte ich: er fragte nicht mehr nach der Reise; nein, er sprach von Theilnahme, er hätte gehört, ich fühlte mich nicht wohl — oder ob er mir vielleicht eine Anweisung auf seinen Züricher Banquier mitgeben könne, oder dergleichen mehr — lauter ebenso wohlgemeinte wie für mich wohlthuende Anerbieten. Nimmt es Sie jetzt noch Wunder, daß ich meine Bekannten mied, daß ich zum Einsiedler wurde?"

„Gewiß nicht. Da Sie sich nun aber doch einmal aus Ihrem Versteck heraus und zu mir gewagt haben, so gestatten Sie mir vielleicht eine Frage."

„Mit Vergnügen."

„Ich bemerke aber, daß sie nichts weniger als originell ist."

„Sie wird originell dadurch, daß sie aus Ihrem Munde kommt."

„Warum sind Sie denn nun wirklich nicht verreist?"

— Ich hätte beinahe gesagt: Also auch du, mein Sohn Brutus! Aber ich unterdrückte es und bemerkte: „Gestatten Sie mir statt der Antwort eine Gegenfrage. Warum sind Sie denn eigentlich verreist?"

„Ich? Nun aus tausenderlei Gründen: erstens, weil ich ins Bad mußte, zweitens, weil mir die Zeit hier zu lang, drittens, weil mir die Luft hier zu schlecht geworden wäre, viertens, weil ich wieder einmal andere Eindrücke, weil ich Beschäftigung für den Geist haben wollte, die für eine Frau im Sommer hier in der Stadt schwer zu haben ist, kurz, weil ich das Bedürfniß fühlte zu reisen."

„Gut. Von dem Einfluß, den auch hier die Mode ausübt, wollen wir absehen. Also Sie reisen, weil Sie das Be-

dürfniß fühlen zu reisen. In ganz analoger Weise bin ich nicht gereist, weil ich nicht das Bedürfniß fühlte zu reisen. In ein Bad brauche ich glücklicher Weise nicht zu gehen. Lange Weile ist mir bei der Fülle von Arbeitsstoff, der mir zur Verfügung steht, fremd. Die Luft, die ist freilich recht schlecht hier, und selbst in der nächsten Umgegend schafft die höher steigende Sonne eine kaum erträgliche Hitze. Aber ich habe mir geholfen, indem ich der Sonne vorangeeilt bin; täglich früh Morgens ging ich in Wald und Feld hinaus, und war zurück, ehe die Langschläfer das Frühstück erledigt hatten. Abends ruderte ich oder setzte mich auf den Dampfer und bildete mir ein, ich genösse die Seebrise; es weht in der That auf unserem breiten Strome etwas dem Aehnliches, namentlich spät Abends. Es läßt sich wirklich aushalten, und es spielt viel Einbildung beim Luftwechsel mit. Als ich einmal in Innsbruck — es war ein prächtig frischer Tag — einen Professor aufsuchte, sagte mir das Dienstmädchen: Der ist nicht zu Hause, der ist in der Sommerfrische. — Was schließlich die neuen Eindrücke betrifft, von denen Sie sprachen, so war ja in diesem Sommer reichlich auch hier dafür gesorgt: Wettrennen, Kaisermanöver, Sängerfest u. s. w."

„Das habe ich freilich Alles versäumt."

„Ja noch mehr. Nicht allein, daß ich nicht das Bedürfniß fühlte zu reisen, ich fühlte geradezu das Bedürfniß zu Hause zu bleiben. Offen gestanden, ich war im Winter etwas faul gewesen, ich hatte gründlich nachzuholen. Und um allgemein zu werden: ich meine, wenn eine Reise genußreich werden soll, so muß sie verdient sein."

„Das klingt sehr schön, Herr Doctor. Wie aber, wenn ich mir für meine Person einen kleinen Zweifel erlaube? Ich maße mir gewiß kein Verdienst an; und doch habe ich mich noch stets vortrefflich unterwegs amüsirt. Oder bezieht sich Ihr Satz nur auf das männliche Geschlecht?"

„Keineswegs. Man muß nur unter Verdienst immer das Rechte verstehen. Und wodurch kann eine Frau sich die Erholung sommerlichen Wanderlebens reichlicher verdienen, als wenn sie, wie Sie, verehrte Frau, den Mittelpunkt eines ebenso gemüthlichen wie anregenden Verkehrs bildet und dadurch den Winter erst zu einer Jahreszeit macht, in welcher es sich lohnt zu leben?"

„Zu viel Ehre, Herr Doctor! Ich lege mir die Sache anders zurecht. Ich sage: Wer vier Wochen lang in Franzensbad hat zubringen müssen, der hat sich eine Vergnügungsreise redlich verdient."

„Das kommt hinzu. Kurz, irgend ein Verdienst muß vorhanden sein; und sei es auch nur das Verdienst, sich genügend auf die Reise vorbereitet zu haben."

„Nun denn, Herr Doctor, ich ertheile Ihnen hiermit feierlichst Absolution, spreche Sie jeglicher Sünde frei und erkläre Sie für befähigt, die Gesellschaft wieder aufzusuchen. Das hätten Sie doch aber viel bequemer gehabt, wenn Sie all das, was Sie mir vorbrachten, den Andern auch gesagt hätten!"

„Meinen Sie, daß man mir geglaubt hätte? Ich war vom Gegentheil überzeugt."

„Man wird Ihnen glauben, wenn ich Ihnen assistire."

„Das würde mich freuen. Und wenn ich dann wirklich die Leute überzeugt haben werde, daß man keinen speciellen Grund haben muß, um daheim zu bleiben, dann werde ich, voll Befriedigung des Geleisteten, meinen Plan ausführen."

„Welchen Plan?"

„Ich will es Ihnen ins Ohr sagen: ich will diesen Winter nach Italien, und das ist's eigentlich, weshalb ich im Sommer hiergeblieben bin. Aber bitte, sagen Sie es nicht weiter; denn sonst —"

„Sonst geht die Moral verloren!"

A. Ch. Bauer.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ebbe und Fluth.

Posse mit Gesang in drei Acten. Mit freier Benutzung eines Hennequin'schen Schwanks von E. Jacobson.

Der Hennequin'sche Schwank ist das im Februar 1878 am Pariser Variétés-Theater zur ersten Aufführung gelangte Lustspiel von Hennequin und Albert Milland: „Niniche", — ein Stück, das in Paris an zweihundert Wiederholungen erlebte. In Berlin wurde die auch im Wiener Carltheater mit großem Erfolg aufgeführte deutsche Uebersetzung polizeilich beanstandet und das Verbot gegenüber all den späteren Bearbeitungsversuchen aufrecht erhalten, so daß dem Director des Wallnertheaters nichts Anderes übrig blieb, als auf Grund des verpönten französischen Originals ein fast neues Stück schreiben zu lassen. Er wandte sich für diese Arbeit an seinen beliebten Hausdichter Jacobson, der das schwierige Problem gut gelöst und aus dem echt französisch übermüthigen Lustspiel eine sittsame Berliner Posse gemacht hat.

Wenn ich aber die französische „Niniche" ein Lustspiel nenne, so folge ich dem Theaterzettel der Variétés. In Wahrheit gehört das Original einem ganz neuen Genre an. Es ist halb Vaudeville, halb Operette. Der Umstand, daß die Titelrolle für die ausgezeichnete Coupletsängerin Madame Judic geschrieben war, veranlaßte die Autoren, dem musikalischen Theil eine solche Bedeutung zu geben, daß z. B. im zweiten Act die Handlung ganz opernhaft in einer musikalischen Scene weitergeführt wird, was bisher noch in keinem Vaudeville vorgekommen ist. Auch der an Ungereimtheiten und Tollheiten reiche Inhalt weist auf die Vorbilder Offenbachs und Hervés aus der ersten Blüthezeit der Operette hin. Niniche, schlecht und recht eine Cocotte, hat einen polnischen Grafen und Diplomaten geheirathet, der ihr Vorleben nicht kennt und keine Ahnung hat, daß sie die Maitresse des Sohnes seines königlichen Herrn, des Großen Stanislaus, gewesen ist; sie wird jetzt durch die Umstände genöthigt, noch einmal „bei der Vergangenheit einen Besuch zu machen" und Niniche zu werden. Als Gräfin trägt sie ihr natürliches rabenschwarzes Haar, als Niniche zeigte sie sich im wohlgefärbtesten Blond. In diesem Perrückenwechsel liegt der beste Witz der Rolle und des Stückes. Die ehrsame Frau Gräfin hat als Niniche Schulden hinterlassen, und die Gerichtssiegel sind bereits an ihr „jungfräuliches Gemach" in Paris gelegt worden. Zu ihrem Schrecken erinnert sie sich im Seebade, wo sie eben an der Seite ihres Gemahls weilt, daß in ihrem Secretär ihre galante Correspondenz mit dem jungen Prinzen Ladislaus, die sie in ihrer jetzigen Stellung leicht compromittiren könnte, liegen geblieben ist, und ihre Angst verdoppelt sich, als sie erfährt, daß der alte Polenkönig soeben einem seiner Geschäftsträger die Mission ertheilt hat, ihm diese Briefe um jeden Preis zu verschaffen, und daß dieser Diplomat kein anderer ist, als — ihr Mann. Und nun sehen wir im Verlaufe des Stückes Niniche, ihren Gemahl, einen ehemaligen Anbeter und einen phantastischen Bademeister auf der wilden Jagd hinter diesen Briefen her, die von Hand zu Hand oder eigentlich von Hose zu Hose gehen, denn das Unaussprechliche oder vielmehr die Unaussprechlichen spielen in diesem ausgelassenen Stücke eine so wichtige Rolle, daß die sittliche Entrüstung des Berliner Polizei-Präsidiums fast begreiflich erscheint.

Der deutsche Bearbeiter hat die Haupthandlung beibehalten, obwohl seine Niniche — Caprice oder Frau Fluth (!) nennt er sie — eine leidlich sittsame Dame ist, deren einzige Extravaganz darin besteht, daß sie zum Vergnügen der Kunstenthusiasten auf einer wohlaccreditirten Bühne als prima ballerina di primo cartello aufgetreten war, was sie unbegreiflicherweise ihrem polnischen Eheliebsten verheimlicht hat. Auch da und dort ist manche polizeiwidrige Anzüglichkeit nicht mit herübergenommen. Die Pantalons treten weniger cynisch in den Vordergrund. In „Niniche" trägt der edle Pole den glücklich erbeuteten Briefwechsel seines Prinzen höchst despectirlich in der Hosentasche, und Niniche und ihre Helfershelfer verfallen auf das geniale Mittel, ihm ein Bad aufzunöthigen, während dessen das Kleidungsstück entwendet und so radical durchforscht wird, daß es der Länge nach zereißt, worauf dann der Graf in

höchst unvollständiger Toilette aus dem Badezimmer schleicht. Jacobson hat an die Stelle der lädirten Inexpressibles decenterweise einen Gehrock gesetzt, was wenigstens im Hinblick auf den guten Geschmack gelobt werden kann. Um so komischer ist eine andere Neuerung Jacobsons. Sie bezieht sich ebenfalls auf das beliebte Thema. Es ist die Jagd nach der blauen Hose. Ein rabbiater Badegast, welcher sich von einem Individuum beleidigt glaubt, von dem er sich nur das Eine gemerkt hat, daß er cyanblaue Beinkleider trägt, eilt hinter seinem Gegner her, der sich und seine blauen Verräther in einen Badekarren flüchtet; der Wilde reißt aber die Thüre auf, doch nur um sich alsbald in aufrichtigen Entschuldigungen zu ergehen: der Boden des Karrens ist nämlich eingebrochen, und von dem Verfolgten bekommt man auf diese Weise gerade jenen Theil nicht zu sehen, der mit dem blauen Individuum bedeckt ist. Weitere Entdeckungen werden durch einen langen Mantel und Zusammenknicken der Kniee vereitelt. Zuletzt aber — und dieser drastische Zug gehört nur der deutschen Bearbeitung an — stürmt eine ganze Schaar ebenfalls blau behoster Kellner herein und zwar gerade im Augenblick, da der wilde Jäger sein Opfer gepackt hat. Rathlos steht er nun vor diesem Pleonasmus von blauen Beinfutteralen. Welcher ist sein Gegner? Der Vorhang senkt sich, noch ehe das blaue Wunder ergründet ist.

Anderes ist minder glücklich wiedergegeben oder geändert, doch muß man nicht vergessen, daß der deutsche Autor mit einer sich in Aesthetik und Ethik mischenden Polizei zu rechnen hatte. Am empfindlichsten sind die Striche in der Rolle des Bademeisters. Im Französischen ist Monsieur Grégoire, der schöne Baigneur von Trouville, nur Bademeister aus Liebe zum schönen Geschlecht, hat es aber sonst nicht nöthig. Von zehn bis zwölf arbeitet er begeistert, um die Damen in verführerischem Negligé aus nächster Nähe zu sehen, aber Nachmittags ist er wieder tadelloser Gentleman und Lebemann, und gerade dieser Dualismus — derselbe Costümeffect wie Niniches Haarwechsel — sichert den besten Heiterkeitserfolg, wenn man sieht, wie der simple Bademeister in luftigem Gewande in seinem Karren verschwindet und gleich darauf als vollendeter Stutzer erscheint. Dadurch, daß Jacobson den Bademeister zu einem wirklichen und wahrhaftigen Neptun von Beruf gemacht, hat er von vornherein auf einen unwiderstehlich heiteren Effect verzichtet. Daher konnte denn auch Herr Engels aus der ihrer Pointe beraubten Figur nicht viel machen, und auch Fräulein Wegner, welche die im Grunde doch unanständige Heldin höchst ehrbar geben sollte, erschien ebenfalls gehemmt und unbehaglich. Um so heimischer fühlten sich die Beiden, wenn sie nach althergebrachter Coupletmanier vollständig aus ihren Compromißrollen fallen durften. Dann konnte man sich ohne Rückhalt dieser zwei trefflichen Künstler freuen, so daß recht eigentlich die Gesangseinlagen den Erfolg des Abends entschieden haben.

Z.

Kunstausstellungen.

Im Künstlerverein. — Aeltere Aquarelle von Menzel in der Nationalgalerie.

Dunkle Gerüchte von ganz besonderen Herrlichkeiten hatten die Erwartung auf die zweite Folge in den Räumen des Künstlervereins ziemlich hoch gespannt. Leider ganz unnöthiger Weise, denn die Zahl der guten Bilder ist bedeutend geringer ausgefallen als im vergangenen Monat. Das Vergnügen am Sensationellen findet allerdings etwas besser seine Rechnung. Es wird ein leibhaftes Zugbild vorgeführt, ein Publicumbild, wie es einer der Aufseher nicht gerade wohlklingend aber sehr bezeichnend nannte.

Wir würden es gern mit Stillschweigen übergehen, doch sein Gegenstand ist so schlimmer Natur, daß wir gegen seine innere Verdorbenheit laut und entschieden Einspruch erheben müssen. Bis jetzt hat uns noch kein Andrer geboten, was in seiner Lucrezia Borgia, die sich vor ihrem Vater, Papst Alexander VI. und seinem Hofe als Tänzerin producirt, Hermann Kaulbach wagt.

Eine sinnliche Erscheinung darzustellen ist zwar ein unveräußerliches Recht der Kunst. Sie läßt es sich auch niemals verkümmern, so lange sie Frische und Gesundheit besitzt. Erst in der Zeit des Niederganges oder in Perioden der Unentschlossenheit, wie die unsre, verfällt sie darauf, die Wirkung der Sinnlichkeit zu schildern. Das ist auch Kaulbachs Absicht. In fratzenhaftem Grinsen umspielt das Wohlgefallen den Mund aller Zuschauer vom thronenden Vater in den weißen Gewändern seiner heiligen Würde, vom herausfordernd dreinschauenden Bruder bis zu dem Zwerg, welcher der Tanzenden die Laubgewinde hält. Soweit ist die Scene in der modernen Kunst nicht neu, Siemiradzki und die Franzosen haben in andern Gewändern dasselbe gezeigt. Hermann Kaulbach aber sucht seine Vorgänger noch durch die Hereinziehung des historischen Skandals zu übertrumpfen und macht den unästhetischen Stoff dadurch zu einem geradezu unmoralischen. Was an der üblen Nachrede, die von der reactionären Bewegung der Spätrenaissance über die Heiden der Blüthezeit in Umlauf gesetzt wurde, im letzten Grunde wahr sein möge, bleibt ganz gleichgültig dabei, wir Alle kennen die Historien, und sie fallen uns beim Anblick der Scene wieder ein. Aeußerlich tritt Kaulbach lammfromm auf. Die Lucrezia erschreckt weder durch eine riskirte Stellung noch durch Verzicht auf Toilette. Sie trägt eine Art vortheilhaften Bajaderenschleiers und macht eine so rührend unschuldige Miene mit kindlichem Augenaufschlag, als brächte sie sich einer edlen Sache zum Opfer. Bei solchem Gehalt ist es schließlich ganz gleichgültig, wie hoch das Werk technisch steht. Für die Wahl des Stoffes fehlt dem Künstler die eine Entschuldigung, die für einen so groben Mißgriff als Entschuldigung dienen könnte: eine überschäumende Kraft.

Nach diesem in sich so ungesunden Produkt thut es einem wohl, sich zu einem Werke zu wenden, wie R. Böhms Thusnelda, die von ihrem Vater Segest dem Germanicus übergeben wird. Freilich nur wegen der auf das Ideale gerichteten Gesinnung und dem Ernst des Künstlers, der seine Schöpfung auch technisch zur möglichsten Vollendung bringen möchte; der Stoff ist zwar ein gewissermaßen patriotischer, und es wäre nicht undenkbar, daß eine reife Kraft uns durch das tragische Schicksal der deutschen Fürstin erschüttern könnte. Aber das vermag Böhm noch nicht. Sein lebensgroßer Segest, der im Mittelpunkt des Bildes uns den Rücken zuwendet und mit der Rechten dem römischen Feldherrn ziemlich roh seine Tochter weist, gehört mit seinem Wolfsfell und seinen Bundschuhen noch zu sehr in die Gattung der Theatergermanen nach Wagners Phantasie. Thusnelda ist dieselbe, die nachher auf Pilotys Riesenbild königlich durch die Straßen Roms schreitet. In langen Gewändern und aufgelöstem Haar steht sie mit finsterm Ausdruck im Schatten eines Vorbaues. Die vor ihr mit einem Kinde auf dem Arm verzweifelt zu Boden gesunkene germanische Jungfrau würde die königliche Geberde der hochaufgerichteten Thusnelda steigern, wenn man nicht die Absicht merkte. Des Gleichgewichtes wegen kniet auf der andern Seite neben dem Feldherrn ein Germane. Dieses Arrangement der Hauptfiguren erinnert ebenso sehr an das Theater wie die Vertheilung der Massen, rechts neben Thusnelda der Chor klagender Weiber, links hinter dem Römer die schreienden Soldaten. Die Hauptfiguren haben überdies noch nicht gelernt, sich auf der Bühne zu bewegen, und weder Segest noch Germanicus ist mit sich im Reinen, was für ein Gesicht am besten zu der Situation paßt. Dem ernsten Wollen des, wie es scheint, noch jungen Künstlers gegenüber thut es uns herzlich leid, daß wir nicht warm werden können. Aber wer ein Gewand durchbildet wie den reich gestickten Mantel der Thusnelda, und Acte zeichnet, wie die Frauen und der rechte Arm des Segest, von dem darf man erwarten, daß er über kurz oder lang das Schema verlassen wird. Wir sind auf Böhms nächste Arbeit gespannt.

Als drittes Historienbild reiht sich A. v. Werners Luther auf dem Reichstage zu Worms an. Trotz der geringen Dimension, die an eine Skizze denken läßt, geht die Ausführung so sorgsam vor, daß über die Absicht des Künstlers bei keinem der zahlreichen Köpfe ein Zweifel bleibt. Mit herausfordernder Haltung steht Luther als Mönch in dem prunklosen Raum, an dessen kahlen Wänden die Herolde nur mit Mühe das Gedränge der Zuschauer in Schranken halten können. Er hat den Blick auf Karl V. gerichtet, der im Schatten des Baldachins zwischen den Fenstern kaum zu erkennen ist. Wenn der äußere Apparat nicht an die allbekannte Scene erinnerte, aus der Geberde dieses Luthers würden wir nicht auf die Vermuthung gerathen, daß es sich um einen der ergreifendsten historischen Momente handelt. Er hat die Linke wie zum Schlage ausgestreckt und auf seinem Gesichte liegt nichts von jenem gewaltigen Willen, der im Kampf mit einer Welt nicht schwankte, sondern nur eine rein physische Streitlust. Die Bewegung der Lippen streift sogar das Gemeine. Man könnte die Gestalt für einen frechen Bußprediger halten, der zur Fastenzeit dem Fürsten und seinem Hof eine Strafpredigt hält. Denn auch

die Gesichter der Umgebung erinnern nicht an jene Epoche, deren aufrüttelnde Bewegung Physiognomien bildete wie die unsre. Bart und Haar sind geschnitten, wie die Zeit es verlangt, aber man sollte glauben, eine Versammlung von Handwerkern vor sich zu haben, und nicht die Blüthe eines Volkes, in dem ein Dürer schafft, das einem Hutten zujubelt. Man darf sich jedoch über diese Unzulänglichkeit nicht wundern. Der Mangel in Werners Begabung muß mit Nothwendigkeit bei einem historischen Stoffe weit nachdrücklicher bemerkbar werden als da, wo er in der Gegenwart bleibt. Er vermag mit einer seltenen Schärfe das Aeußere einer Gestalt, die Züge eines Gesichtes festzuhalten, aber er bleibt bei der Wiedergabe des geistigen Ausdruckes unter der Wirklichkeit zurück. Ihm das zum Vorwurf zu machen, wäre nicht gerecht, Niemand kann über seinen Schatten springen. Aber man muß sich bei der Stellung des Künstlers über die Thatsache klar sein.

Das Genre bietet diesmal reichliche Abwechslung. — Wie Edmund Harburger sein Bild benennt, haben wir gar nicht beachtet. Es bedarf auch keines Namens, um in seinem ganzen Inhalt verstanden zu werden. Wir haben wieder mit einer der von unzudringlichem Humor durchwehten Wirthshausscene zu thun. Vor seinem jungen Gaste, der ihn mit leisem Lächeln anblickt, steht der behäbige Wirth und sieht mit unsäglichem Behagen auf die Meerschaumpfeife, die er im Munde trägt und durch ein Riesenfutteral vor jeder Berührung geschützt hat. Auf seinem Gesichte liegt ein Ausdruck wohlthuenden Selbstbewußtseins, der bei erfahrenen Männern den Nachklang einer nachdrücklichen Rede zu bilden pflegt. Wie fest sind die beiden durch dieses ganz unscheinbare Mittel zu einer Gruppe verbunden! In der Verarbeitung solcher scheinbar unbedeutender Stoffe liegt Harburgers Stärke. Die vollkommene Absichtslosigkeit seiner Werke nähert seine Arbeiten den Schöpfungen naiver Zeiten. Und doch ist er ohne die Schule des ganz modernen Humors, den die Münchener Fliegenden Blätter pflegen, gar nicht denkbar.

C. Röchlings Name ist bis jetzt weiteren Kreisen hauptsächlich durch seine lebensvollen Illustrationen aus dem Berliner Straßenleben bekannt, die das „Daheim" bringt, durch seine Scenen aus dem Landsknechtsleben, die von süddeutschen Fabrikanten auf Majolikatellern vervielfältigt werden, und durch seine Thätigkeit als Illustrator militärischer Blätter. Dem Kriegsleben entnimmt er auch mit Vorliebe die Stoffe zu seinen Gemälden. „Zu Tode wund" spielt in einem zerschossenen und ausgebrannten Hause, zwischen dessen halbeingestürzten Wänden eine kleine Zahl der Unsern sich des Feindes erwehren. Einen tödtlich getroffenen Kameraden haben sie beiseite getragen und im Schutz der Mauer auf die Trümmer gebettet. Er fühlt sein Stündlein kommen und reicht mit flehendem Blick einem jungen Soldaten, der zu ihm herangetreten ist, sein Taschenbuch. Im Angesicht des Sterbenden scheint das junge Blut einen Augenblick zur Besinnung über sein eigenes Schicksal zu kommen. Aber es gilt kein Verweilen, schon zieht es ihn zu dem Fenster, an dem aus den Gewehren seiner Genossen der lichte Pulverdampf aufsteigt, und diese doppelte Regung drückt sich in der Haltung aus. Die Linke hält das Gewehr auf den Boden gestemmt, und nur halb beugt er sich zu dem Verscheidenden. Durch diese Bewegung ist dem Bilde jede Sentimentalität genommen. Diese würde sich außerdem auch schwer mit der sorgfältigen Durchführung vertragen, die auf reiche Studien schließen läßt. Die zeichnerischen Qualitäten des Bildes sind sehr bedeutend, nur das Colorit, obgleich ungemein wahr, erscheint ein wenig schwer.

Die Kasseler Schule vertritt auf unsern Ausstellungen selten ein Andrer als der Schlachtenmaler Kolitz, von dem der nächste Turnus ein neues Bild bringen soll. Ein vielversprechender Schüler, C. Sellmer, hatte auf der letzten akademischen Ausstellung ein launiges Genrebild aus dem Jägerleben, „Ohne Jagdschein", andre kleinere Sachen brachten im Laufe des Winters unsere Kunstsalons. Sie waren im Stoff nicht neu, hatten aber einen so frischen Zug, daß man sie nicht ohne weiteres wieder vergaß. Trotzdem hat er uns durch sein größeres Gemälde: „Wilderes Rache" nicht wenig überrascht. Im Zimmer des Försterhauses liegt der Erstochene auf der Bahre, wie man ihn vom Walde hereingetragen hat. Um ihn sind Gerichtsbeamte und Aerzte beschäftigt, während von der Familie nur im Schatten eines Nebengemaches die Gestalt eines älteren Mannes erkennbar ist, der ein junges Weib an seiner Brust hält. Den Nachdruck hat der Künstler auf die Charakterisirung der Fremden gelegt, die in einem solchen Augenblick in den Kreis der Familie treten, und hier entfaltet er ein seltenes Talent der Beobachtung. Der alte Mediciner, welcher sich über die Leiche beugt, der junge College, der sich mit gelassener Miene den Aermel zurückschiebt, um die Hand frei zu haben, der würdevolle Justizrath im Pelz, der sich mit achselzuckender Bewegung zu einem Untergebenen des Todten wendet, der kahlköpfige Schreiber am Tisch, sie Alle sind ohne jede Uebertreibung in ihrer berufswürdigen Gleichgültigkeit geschildert. Ein feiner Takt hat den Künstler bewahrt, den Schmerz der Familie als Contrast zu betonen. Nur ein halbwüchsiger Bursche, ein Knecht oder Gehülfe, steht neben dem handtirenden Arzte mit dem Ausdruck der tiefsten Erschütterung in dem halbintelligenten Gesicht. Er hält die Mütze in den gefalteten Händen vor sich hin und beugt sich zu dem Alten, als ob er die Hoffnung noch nicht fahren lassen könnte.

Von J. E. Strecker athmet ein kleines Bild ganz prächtig die Stimmung, die es ausdrücken will. „Behaglich" sitzt eine ältere Frau vor dem Fenster mit weißen Gardinen, durch das die Wintersonne ins warme Zimmer strömt, und schenkt sich aus schlichten Gefäßen den Kaffee ein. Der Vogel am Fenster bläht das Gefieder auf, und draußen liegt auf Dach und Weg der Schnee. Das Alles ist nicht neu, aber so herzlich empfunden sieht man es gern. Vergessen wir nicht ein anspruchsloses aber ganz vortreffliches Bildchen von W. Amberg, der Herrensteg in Misdroy, auf dem zwei junge Mädchen stehen geblieben sind, um eine Anzeige an der Mauer zu lesen.

Die Porträts sind wieder ziemlich zahlreich, aber wir wollen uns damit begnügen, in H. v. Angelis Gräfin Czernin, Knaus' Bildniß eines dunkeln Mannes — wieder einmal ein Meisterwerk —, Gräfs brillantem Brustbild von Windscheid, zwei Porträts von O. Begas und dem in der Farbe etwas grauen aber frappant gezeichneten Vollbild eines Knaben von C. Stauffer die hervorragendsten zu nennen.

Unter den Landschaften beanspruchen die beiden großen Schilderungen südlicher Gegenden von Eugen Bracht ein besonderes Interesse, weil dieser Künstler vor kurzem an Wilbergs Stelle die Leitung einer Landschafterklasse in der Berliner Akademie übernommen hat. Ebenso hat er bei den Arbeiten an dem großen Panorama der Schlacht von Sedan, das A. von Werner im Verein mit C. Röchling, O. Kenike und G. Koch ausführt, die Erbschaft des Verstorbenen angetreten. Er steht im besten Mannesalter und ist erst nach manchen Kämpfen definitiv bei der Kunst geblieben, die ihm im Anfange seiner Laufbahn so herbe Entmuthigungen brachte, daß er von ihr abstand, und erst nach zehnjähriger Thätigkeit als Kaufmann zu ihr zurückkehrte. Seine Lieblingsthemata sind Haidegegenden und die Wüste. In der Nationalgalerie repräsentirt sein Schaffen eine im vergangenen Jahre auf der akademischen Ausstellung gekaufte Ansicht des todten Meeres. Die beiden Gemälde im Künstlerverein, „Im Sonnenbrand" aus dem peträischen Arabien und der Palmenhain bei Bardinghera, sagen über ihn nichts Neues aus. Nur daß sie etwas nach Manier schmecken.

Bennewitz von Loefens Märkische Landschaft führt uns vor den ruhigen Spiegel eines Sees mit waldigen Hügelufern, in den eine schmale Landzunge mit durchsichtigem Baumwuchs weit vorspringt und das jenseitige Gestade wie durch einen Schleier zeigt. Das Wetterhorn von Harrach macht in den hellgelben Tönen des Vordergrundes und den mit großer Bravour behandelten Felsen in der Ferne einen starken Effect, der nicht zum kleinsten Theile von dem dunklen Rahmen bedingt wird. Eine etwas kühle Holsteinische Landschaft von B. Ruths gehört in der tiefgefühlten Wiedergabe der idyllischen Stimmung zu den besten Arbeiten des Künstlers und ist von Manier ganz frei, ein Vorzug, den nicht alle seine Werke theilen. Tübbeckes beiden Winterlandschaften, von denen die größere eine Ansicht von Marburg als Hintergrund des Wasserspiegels bietet, zeigen uns den liebenswürdigen, sorgfältig vorgehenden Künstler seinem Lieblingthema, der schneelosen Winterlandschaft, getreu.

Im Stillleben glänzt Hermine von Preuschen durch ihre flotten farbenprächtigen Compositionen von äußerst decorativer Wirkung. —

Das Album von A. Menzel, zehn Blatt Aquarelle, für einige Zeit in der Nationalgalerie dem Publicum zugänglich gemacht, ist eine ältere Arbeit und den meisten Zeitgenossen nur durch die Tradition bekannt. Es kam gleich nach seiner Entstehung 1854 an den russischen Hof, in dessen Sammlungen es nur selten einem Fremden zu Gesichte kam. Und doch handelt es sich um eins der bedeutendsten Werke unserer Kunst. Man kann es der Verwaltung der Nationalgalerie nicht genug Dank wissen, daß sie der jüngeren Generation die Kenntniß dieser einzigen Schöpfung zu vermitteln unternommen. Ohne sie wäre das Bild des großen Künstlers nicht vollständig.

An das Album knüpft sich eine historische Erinnerung. Es wurde im Jahre 1854 von Friedrich Wilhelm IV. der Gemahlin des Kaisers Nikolaus zum Andenken an das Fest der weißen Rose gesandt — jene Ritterspiele, mit denen fünfundzwanzig Jahre früher die preußische Prinzessin in Berlin gefeiert wurde, als sie zum ersten Male als Kaiserin von Rußland ihre deutsche Heimat besuchte. Ursprünglich sollte nur das Fest geschildert werden, welches den Anlaß gegeben. Dann aber wurde die Idee auf eine Verherrlichung der berühmtesten Turniere in preußischen Landen erweitert. Menzel fand dabei die vielseitigste Gelegenheit, seine unsagbare Begabung für die Auffassung des historisch Charakteristischen zu entfalten. Wie kläglich muthen uns heut die meisten der großen Historienbilder jener Zeit an, in denen die antiquarische Gelehrsamkeit, so prunkend sie auftritt, der folgenden Generation nur ein Lächeln entlockt. Menzel schaltet mit den Formen der vergangenen Perioden ganz frei und selbstständig, er vermag in ihnen zu denken und zu erfinden. Diese Fähigkeit haben wir bis jetzt fast ausschließlich im Stil des Rococo an Menzel zu bewundern Gelegenheit gehabt. Das Album zeigt ihn ebenso trefflicher in früheren Perioden.

Das erste Blatt bildet die Einleitung. Ein Gedicht von Scheerenberg gab dem Künstler Stoff zu einer sinnigen Composition. Am Fuß eines alten Tannenbaumes sitzt ein uraltes Weib und spinnt. Scherzende Liebesgötter fangen den Faden auf und schlingen ihn durch die Zweige des Baumes über die bunten bedeutungsvollen Blumen am Boden und einen blühenden Rosenstrauch, der als lieblicher Gegensatz neben dem Waldbaum aufgesprossen ist. Dann erfaßt der Wind den Faden und zerreißt ihn in flatternde Stücke, deren Verschlingungen die Worte des Gedichtes bilden. Der Künstler hat zwischen den Zeilen seiner lustigen Erfindungsgabe in allerlei Einschiebseln freien Lauf gegeben: Wellen verklungener Tage — die Schrift ist von einem leichten Spinnengewebe übersponnen — Von Mutter Sage — Ausgesponnen wieder, — Lebenslieder — zwitschernde und singende Vögel schlüpfen durch die Buchstaben — flattern federleicht — hier ist die fliegende Bewegung der Schrift am stärksten — Nach Windsgekose — Singen als Troubadour — das S als Harfe gebildet — Der Erinnerung — Zur Huldigung — hier kniet auf dem letzten Schwunge ein allerliebster Liebesgott mit über die Brust geschlagenen Armen — der Blancheflour — vom Zauber der weißen Rose. — Man wolle den Versen nicht allzu kritisch zu Leibe gehen.

Das erste Blatt schildert ein Turnier Heinrich des Voglers vor Magdeburg, ein farbenprächtig Blatt mit wundervollen Pferden. Der Kaiser und die Prinzessinnen schauen von hoher, mit orientalischer Pracht geschmückter Estrade zu. Den Rahmen bildet ein täuschend nachgeahmtes Elfenbeinschnitzwerk in den romanischen Formen der Zeit, unten ein Streif aus verschlungenen Thieren, an der einen Seite Heinrich als Vogelsteller, hinter ihm ein Baum, dessen Spitze ein Adlernest krönt, aus dem sich der Wappenvogel aufschwingt; an der andern Heinrich als Städtebauer, eine Mauer neben einem Fluß errichtend, und als Heidenbesieger ein Götzenbild zu Boden stoßend. Oben in der Bekrönung bilden den Mittelpunkt die Thürme Magdeburgs, zwischen denen die liebliche Wappenjungfrau mit Kränzen des Siegers harrt.

Ein Mummenschanz, unter Johann Georg 1592 am Brandenburger Hofe ausgeführt, zieht an dem bunten Holzbau vorbei, von dem der Hof zuschaut. Das Orchester in phantastischen Vogelgestalten eröffnet den Zug, weiter im Hintergrund kommt ein Glücksschiff herangeschwankt. Die steife Grandezza der lachenden Fürstlichkeiten hat der Künstler durch das ausgelassene Gelächter der Leibwache zu ihren Füßen parodirt. Der Rahmen ist ein Meisterwerk in der freien und doch täuschend stilrichtigen Behandlung der deutschen Renaissance, die uns neuerdings wieder so vertraut geworden. Brauner Marmor mit grünen Einlagen und reicher Vergoldung geben eine satte harmonische Farbenstimmung, wie sie selbst bei modernen Arbeiten oft noch frommer Wunsch bleibt. Und das war 1854!

Zwei herrliche Blätter halten die Erinnerung an ein zu Ehren der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrichs, 1750 im Lustgarten bei künstlicher Beleuchtung veranstaltetes Ringelstechen fest. Auf beiden ist der warme Ton des Bildes durch die in kaltem Grau und Weiß gehaltenen Umrahmungen gehoben. Das erste führt die Reitbahn vor, in der sich die Ritter in antikisirender Tracht auf herrlichen Pferden tummeln, während tausende kleiner Lampen, welche die Linien einer improvisirten Architektur verfolgen, ein röthliches Dämmerlicht über sie ausgießen. Im silbernen Rahmen von den ausgelassensten Rococoformen kämpfen die Putten mit einer Katze und einem Hahn.

Der alte Ziethen ging als Sieger hervor. Unter der Loge des Königs überreicht ihm die Patronin des Festes, vor der er sich auf ein Knie niedergelassen, den Siegespreis. Aus der magisch erleuchteten Loge schaut der König zu, in einer der Seitenlogen lächelt Voltaire. Die Lichtwirkung ist eine wahrhaft bezaubernde, nur das Flötenconcert vermag eine Vorstellung von der wunderbaren Herrlichkeit zu geben. Der Rahmen in Grau und Weiß, eine reiche Roecoarchitektur mit kräftig bewegten Karyatiden steigert die Gluth der rothen Beleuchtung ungemein. Das Ganze bietet ein Beispiel von einer Größe des Stiles, die in moderner Zeit unerhört ist.

Nun erst folgen die Schilderungen des Festes der weißen Rose in fünf Blättern. Auf dem ersten reitet der Festzug durch das Thor der Communs in den Schloßhof. Die Pferde gehören zu den besten, die Menzel gezeichnet hat. Sonst boten die modernen Farben der Harmonie unüberwindliche Schwierigkeiten. Dann folgt das Turnier im Hof des neuen Palais vor der Empore der Fürstlichkeiten. In zwei langen Reihen reiten die Kämpfer einander mit grüßend erhobenen Schwertern entgegen. An jeder Seite erhebt sich eine Fahnenstange mit weißen Rosen umwunden, und neckisch versucht ein fliegender Putto oben in der Mitte die beiden reichen Wimpel aneinander zu binden. Neben dem Postament harrt an der einen Seite ein Putto als Chirurg mit offenem Besteck, an der anderen Seite einer als Quacksalber, beide mit der großen Gelehrtenperrücke des vergangenen Jahrhunderts.

Die Krönung der Sieger und der Festball, beide im Muschelsaal des neuen Palais, bieten dem Meister neue Gelegenheit, seine Beherrschung des künstlichen Lichtes zu entwickeln. Als vorgeschriebene Repräsentationsstücke, für deren Inhalt der Künstler nicht recht warm zu werden vermochte, stehen sie nicht auf gleicher Höhe wie die Bilder aus den Tagen Friedrichs, und es sieht aus wie eine Satire auf die eingebildete Zeit der nackten Klassicität, daß gar nicht einmal, wie bei den früheren Blättern, der Versuch gemacht wird, aus den Formen der Zeit eine Umrahmung zu gewinnen.

In der Festvorstellung jedoch steht der Künstler wieder auf seiner höchsten Höhe. Durch einen dreifach durchbrochenen Rahmen von heller Roecoarchitektur blicken wir in den dunklen Theaterballsaal. Von der Bühne her durchströmt ihn das Licht. Dort schwebt auf Wolken eine herrliche Frauengestalt in weißen Gewändern mit segnender Geberde, die Königin Luise. Vor der Umrahmung, die wie eine reiche Logeneinfassung behandelt ist, tummeln sich die lustigen Putten in Schleier gehüllt, als hätten sie Abendtoilette angelegt. Einige drängen sich an die Brüstung und lauschen durch das Gitter, andere bilden die Kapelle. Am Eingang steht einer als Wächter und mahnt die Nachschlüpfenden zum Stillesein. Sogar die beiden auf den Consolen hoch oben sind lebendig geworden, aber sie wagen sich noch nicht herab. Man würde die Häufung der Schwierigkeiten in der Behandlung des Lichtes für Raffinement erklären müssen, wenn sie sich in der Totalwirkung irgendwie bemerkbar machten und etwas Andres wären als das Resultat des selbstlosesten Studiums und Experiments.

Unsere Kenntniß des Künstlers hat durch die Bekanntschaft mit diesem jugendfrischen Werke eine unerwartete Bereicherung erfahren.

A. L.

Notizen.

Ueber die Wolken. Roman von Wilhelm Jensen (Leipzig A. Bergmann). In unseren Tagen, da wir auch in Deutschland unsere Romanschriftsteller mehr und mehr einem Hyperrealismus zudrängen sehen, gehört Muth dazu, ein Buch, wie Jensens „Ueber die Wolken" zu veröffentlichen, in dem die Handlung keinerlei aufregende Momente aufweist und nur der psychologischen Kleinmalerei, der feinsinnigen poetischen Schilderung alle Kraft und Fähigkeit zugewandt wird. Vielleicht wird es deshalb auch, wie der dichtende Held des Buches, durch dessen Mund Jensen hier so manchen Stoßseufzer der eigenen Brust in Worte kleiden läßt, seine Leser nur jenseits der Wolken finden, wenigstens

jenseits der Wolken der Alltäglichkeit, der Trivialität und des Naturalismus. Denn es ist eitel Poesie in dem Buche, das sich kaum mit Recht einen Roman nennt und eigentlich nur den Werdeproceß eines echten Poeten unserer Tage enthält; das freilich in so liebevoll-feinfühliger Charakteristik, so humorvoll, so schneidend-satirisch und wieder so herzgewinnend mit einer staunenswerthen Kenntniß der Menschenseele, daß man nur seine Freude daran haben kann, wenn solche Bücher auch heute nicht Mode und nicht Jedermanns Sache sind. Das Buch ist freilich von Schwächen nicht frei. Die ersten Kapitel sind viel zu breit ausgesponnen, so belustigend auch diese hochehrbaren Herren und Damen der kleinen Universitätsstadt sind, denen man im Leben schon einmal begegnet zu sein meint, und vor Allem ist der Abschnitt, in dem über die Gedichte des Helden zu Gerichte gesessen wird, bedeutend zu lang. So zahlreiche längere Gedichte — noch dazu alle der Sammlung „Stimmen des Lebens" entnommen und daher den Lesern Jensens wohlbekannt — durften nicht in den Rahmen des Romans gezwängt werden, zumal auch wenigere den gleichen Zweck erfüllt hätten; sie hier, eins nach dem andren, von den Hörern kritisirt zu sehen, da man sie doch als Jensen'sche Gedichte schon kennt, versetzt geradezu in eine unbehagliche Stimmung. Ueber das mehr oder minder „Wahrscheinliche" des Inhalts soll sonst nicht gerechtet werden, es ist eben Poesie, was Jensen uns bietet und seiner altmodischen Auffassung nach soll der Roman auch Poesie bringen. Jensen ist kein Photograph, er ist ein Künstler, ein großer Künstler. T—n.

* * *

Aeschylos' Tragödien. Deutsche Nachdichtung von Oswald Marbach. Stuttgart, Göschen.

Aus den Tragödien des Aeschylos das dauernd Gültige, den Gedankeninhalt, gewissermaßen den Kern aus der Hülle lokaler und zeitlicher Bezüge, die den Culturhistoriker interessiren mögen, herauszuschälen und als abgerundetes Ganze der abgeirrten Kunstschöpfung unserer Tage entgegenzuhalten, um sie auf den in den Meisterwerken des griechischen Tragödiendichters vorgezeichneten Pfad zurückzuführen, ist der Gedanke, welchen Marbach seiner Nachdichtung zu Grunde gelegt hat. Sagen und mythologische Anspielungen, welche dergestalt in die Handlung verflochten sind, daß ihre Loslösung nicht ohne erhebliche Umgestaltung des Ganzen durchzuführen war, hat der Verfasser in poetischer Form innerhalb der Dichtung selbst commentirt. Diese Behandlungsweise läßt alle Schwierigkeiten, welche mit der Lectüre selbst einer Uebersetzung verbunden sind, fortfallen, auch dem allgemeinsten Verständniß sind so die Wege gebahnt. Der Eindruck, den das Original an sich erzeugt, geht darüber allerdings verloren, indeß macht die zweckmäßige Bearbeitung Marbachs den Verlust weniger fühlbar. In einer geistvollen und fesselnden Haupteinleitung wird dargelegt, wie in allen Dramen des Aeschylos dieselbe Fundamentalidee wiederkehrt, die Lösung der Frage, wie sich Gott, Mensch und Schicksal zu einander verhalten. Als Specialeinleitung geht jeder Tragödie eine Darstellung der in derselben behandelten Sage voraus. Ueber die Einrichtung der griechischen Bühne orientirt eine Schlußbemerkung der erwähnten allgemeinen Einführung. Obwohl diese ziemlich kurz ausgefallen ist, so enthält sie doch alles Nöthige. B.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin** und **Leipzig.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen).

Soeben erschien:

Gesammelte Erzählungen
von
Magdalene Thoresen.
Frei nach dem Norwegischen
von
Walter Reinnar.
Fünfter Band:
Bilder von der Westküste Norwegens.
8. 3 *M.*, eleg. geb. 3 *M.* 50 *Pf.*

Früher erschien:

Erster Band: **Dorfgeschichten aus Norwegen.** 8. 4 *M.* 50 *Pf.*, eleg. geb. 5 *M.* — Zweiter Band: **Inga, die Sonne des Hilfelhals.** 8. 4 *M.* 50 *Pf.*, eleg geb. 5 *M.* — Dritter Band: **Der Student. — — Skizzen.** 8. 4 *M.* 50 *Pf.*, eleg. gebunden 5 *M.* — Vierter Band: **Signe.** 8. 4 *M.* 50 *Pf.*, elegant gebunden 5 *M.*

Jeder Band wird einzeln verkauft und ist auch unter Separattitel zu haben.

Magdalene Thoresen ist die erste lebende Dichterin des skandinavischen Nordens. In ihren Erzählungen ist die großartige Natur Norwegens und der Charakter des norwegischen Volkes so getreu gezeichnet, daß sich denselben nichts Aehnliches an die Seite stellen läßt, selbst nicht die berühmten Bauernnovellen Björnstjerne Björnson's. Magdalene Thoresen's Erzählungen haben den großen Vorzug, daß sie von dem Hauche einer tiefen, innigen Poesie beseelt und durchgeistigt sind. Diese Meisterwerke der Erzählungskunst sollten in keiner Familienbibliothek fehlen.

Binet fils & Cie, Reims,
Champagnes Elite & Dry Elite,
empfiehlt dem Kenner u. Feinschmecker
der Generalagent
J. Nebrich, Köln.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Das Nibelungenlied.
Nachgedichtet
von
Dr. Adalbert Schröter.
2 Teile in 1 Bde. 8. Mit Kopfleisten und Initialen. In eleg. Ausst. brosch. 6 *M.*, in stilvollem Einbd. 7 *M.* 50 *Pf.*

Das **Nibelungenlied** hat in der vorliegenden Form **nach dem Urteile des Herrn Geh. Hofrats Professor Dr. Friedrich Zarncke zu Leipzig wohl begründeten Anspruch, „als die gelungenste aller existierenden Erneuerungen des Nibelungenliedes bezeichnet zu werden,** indem sich der Umdichter seiner Aufgabe in glänzender Weise entledigte. Es ist ein Wohlklang in seinen Versen und eine Pracht in seiner Diktion, mit der sich nur wenige Dichter werden messen können." „Es handelt sich bei dieser Umdichtung darum, **daß unsere gebildeten Leserkreise,** die das Original nicht studieren, durch diese neue Übertragung wirklich gepackt und angezogen werden," wie bei der Walthers von der Vogelweide durch den Autor, die mit allgemeinstem Beifall aufgenommen wurde.

Neueste und vollständigste **deutsche Landeskunde.**

Soeben erscheint: **Neumanns**

Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs,

mit **Ravensteins großem Spezialatlas v. Deutschland,** geb. und illustriert mit 30 Städtplänen, vielen statist. Karten und mehreren Hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen 2c. Komplett in 40 Lieferungen zu 50 *Pf.* **Wöchentlich eine Lieferung.**

Enthält auf 1500 Oktavseiten in ca. 40,000 Artikeln alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen, sämtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke sowie alle irgendwie erwähnenswerten Ortschaften. Die Einwohnerzahlen nach neuestem offiziellen Material, die Erhebungen über die Religionsverhältnisse, Angaben über die Verkehrsanstalten, die Gerichtsorganisation, Industrie, Handel und Gewerbe sowie zahlreiche historische Notizen jedem Land und Ort beigefügt.

Durch die Beigabe des ausgezeichneten **Ravensteinschen Spezialatlas** wird dem für die Vaterlandskunde wichtigen Werk die wertvollste Ergänzung.

= Subskription in allen Buchhandlungen. =

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Soeben erschien im Verlage von **George Westermann** in **Braunschweig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Trinkgeld.

Von

Rudolf von Jhering,

Geh. Justizrath und Professor in Göttingen.

Preis 1 ℳ.

In dieser hochinteressanten Studie des berühmten Göttinger Juristen wird die in unser sociales Leben so tief eingreifende Sitte des Trinkgelds auf ihre rechtliche und sittliche Zulässigkeit hin einer scharfen, auf das geistvollste und anschaulichste durchgeführten Erörterung unterzogen.

Lichtstrahlen

aus Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung.

Inhalt: Natur und Naturforschung. Der Mensch und die menschliche Gesellschaft. Wissenschaft und Kunst. Idealismus u. Religion. Cultur.

Brosch. 2 ℳ.

In eleg. Leinwandband 3 ℳ.

Verlag von Lampart & Co. in Augsburg.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen. Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dos.

850 300 150 80 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Neu!

Portfolio-Staffelei-Mappe.

Aufbewahrungs-Mappe u. Vorlege-Tisch zugleich für Bilder, Kupferstiche etc. etc. mit verstellbaren Metallfüssen. Elegantes Decorationsstück u. Zimmerschmuck. Preisliste zu Diensten. Weihnachts- und Neuheits-Katalog gratis.

Carl Fraenkel 33 d. Französische Strasse Berlin W. (Postamt 56.)

No. XXIII. Deutsche Philologie u. Literatur.

No. XXIV. Neuere ausländ. Philologie und Literatur.

erschienen soeben bei

Paul Lehmann,

Buchhandlung und Antiquariat.

Berlin W., Französische Str. 33 e.

Ankauf kleinerer und grösserer Büchersammlungen.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 ℳ. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Verlag der **Haude- und Spenerschen Buchhandlung** (F. Weidling) in Berlin.

Geflügelte Worte. Von G. Büchmann. 13. verm. Aufl. Geh. 5 ℳ, eleg. geb. 6 ℳ, mit Goldschn. ℳ 6.25.

Sentenzenschatz aus Dichtern und Denkern aller Zeiten. 2. verm. Aufl. Eleg. geh. 2 ℳ, eleg. geb. 3 ℳ.

Der Treppenwitz der Weltgeschichte. 2. verm. Aufl. Geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

Auf Verlangen versende ich überallhin gratis und franco

nachstehende soeben ausgegebene Kataloge meines antiquarischen Bücher-Lagers:

Nr. 12. **Kunst, Literatur, Belletristik und Geschichte.**
Nr. 13. **Theologie, Philosophie, Paedagogik.**
Nr. 14. **Medicin, Naturwissenschaften, Mathematik, Forst- und Landwirthschaft.**
Nr. 15. **Philologie, alte und neue Sprachen, Archaeologie.**
Nr. 16. **Jurisprudenz und Staatswissenschaft.**
Anhang: Geschichte — Varia.

EMIL STRAUSS Buchhandlung und Antiquariat in Bonn.

Verlag von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** u. **Leipzig.**

Soeben erschien vollständig:

Geographisches Handbuch

zu Andree's Handatlas

mit besonderer Berücksichtigung der kommerziellen, statistischen und politischen Verhältnisse.

Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner von

Richard Andree.

Ein stattlicher Band von 59 Bogen., eleg. in solidem Halbfranz geb. ℳ 12.50.

Dieses wertvolle Werk vereinigt in sich die Eigenschaften eines Schlüssels zum Andree'schen Handatlas mit denen eines allgemeinen geographischen Hand- und Nachschlagebuches. Ein ausführliches Register erleichtert die Orientierung.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung Alphons Dürr in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 47. Berlin, den 25. November 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Irland in Amerika. Von Robert Lutz. — Ueber das Kriegsrecht. Von L. Geßner. — **Literatur und Kunst:** Besuch in Heidelberg. Von Martin Greif. — Dresden im Herbste 1846. Rückblicke von Alfred Meißner. — Der Streit um den Hexameter. Von J. Mähly. — Reise eines Deutschen durch Sibirien. Von Friedrich von Hellwald. — **Aus der Hauptstadt:** Prells Fresken im Architektenhause. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Irland in Amerika.

Von Robert Lutz.

In den Vereinigten Staaten ist ein zweites Irland entstanden in Folge der massenhaften Einwanderung seit zwei Jahrhunderten; und so groß ist die irische Bevölkerung in Nordamerika, daß man von derselben als von Groß-Irland im Gegensatz zu Klein-Irland, welches die grüne Insel selbst ist, spricht. Um die gegenwärtige irische Landligabewegung zu verstehen, muß man zuerst die Irländer in Amerika kennen lernen. Denn von dort her erhält die irische Revolution ihre geistigen Waffen und Geldmittel, ihre meisten Führer und ihre Antriebe. Diesen herrschenden Einfluß der amerikanischen Irländer auf das Geschick der grünen Insel, welche eigentlich den Namen einer rothen Insel verdient, lernen wir würdigen, wenn wir eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der Irländer in Amerika versuchen.

Dreiundzwanzig Jahre nach der Landung der englischen Kolonisten auf der „Mayflower" an der nordamerikanischen Küste (1620) trafen die ersten Irländer auf dem neuen Boden ein. Sie kamen nicht als Freiwillige, sondern als Sklaven. Englische Kaufleute hatten mit Cromwell, dem damaligen Regenten von England (1653), ein Geschäft in Lieferung von kräftigen Irländern und mannbaren Irländerinnen nach den westindischen und nordamerikanischen Kolonien gemacht. Die Regierungscommissäre entnahmen die gewünschten Leute zumeist aus den Arbeitshäusern und Strafanstalten. Die Zahl der auf solche Weise durch die englischen Kaufmannshäuser nach Nordamerika verschifften Irländer wird auf 6400 geschätzt. Die irische Einwanderung nahm von da an einen ununterbrochenen Verlauf. Eine genaue Statistik über dieselbe gibt es nicht; doch besitzt man über die stärkern Zuzüge ziemlich zuverlässige Nachweise. Zu den Einwanderern am Anfang des vorigen Jahrhunderts gehörten zahlreiche protestantische Irländer, keine Vollblutirländer, sondern die Nachkommen der Engländer und Schotten, welche die Regierung auf der grünen Insel angesiedelt hatte. Als die Grundbesitzer in Irland damals vom Getreidebau zur Weidecultur übergingen, sahen sich die protestantischen Pächter massenweise von der Pacht vertrieben. Sie bildeten einen tüchtigen Stamm in den neuen Kolonien. Sie wurden die eigentlichen Begründer des Staates Pennsylvanien. „Im Jahre 1727 (meldet die „Philadelphia Zeitung") wanderten 4500 Leute ein, die meisten aus Irland." Im Jahre darauf kamen 5600 Irländer in Philadelphia an. In den folgenden 10 Jahren lieferte Irland den Hauptstamm für die Besiedelung von Georgia und Carolina. In den Jahren 1771/72 wanderten 17,350 Irländer, meist Leineweber und Feldarbeiter ein. Diese fortgesetzte Einwanderung von Irland fiel schwer ins Gewicht, als 1775 Washingtons Kampf gegen die englische Regierung seinen Anfang nahm. Die Irländer ergriffen mit Begeisterung den Gedanken der Befreiung; sie gehörten zu den opferwilligsten und muthigsten Streitern im Unabhängigkeitskrieg. Kurz vor Ausbruch desselben hatten die Irländer aller Confessionen sich in der „Gesellschaft der treuen Söhne vom heiligen Patrick" einen Mittelpunkt geschaffen. Unter den Mitgliedern dieses Vereins fand Washington mehrere seiner besten Generale. Als die Bank von Pennsylvanien zum Zweck der Versorgung der amerikanischen Truppen gegründet wurde mit einem Kapital von 300,000 Pfd. St., waren unter den 93 Gründern 27 Mitglieder jener irischen Gesellschaft, welche zusammen allein 103,000 Pfd. St. beisteuerten. Die damaligen amerikanischen Irländer standen, beiläufig bemerkt, auf einer höhern Stufe der Bildung, des Wohlstandes und der Achtung, als dies bei der Masse ihrer heutigen Landsleute der Fall ist. Nach Beendigung des Krieges erkannte Washington die Dienste der obigen Gesellschaft dadurch an, daß er sich als ihr Ehrenmitglied feierlich aufnehmen ließ. So wurde aufs ehrenvollste der irische Namen mit der Gründung der Unabhängigkeit Nordamerikas verknüpft und die Irländer haben sich dadurch einen bleibenden Rechtstitel auf den amerikanischen Boden erworben.

Die irische Einwanderung in diesem Jahrhundert war lange Zeit hindurch die stärkste im Vergleich mit derjenigen anderer Nationen; erst in neuester Zeit ist sie durch die deutsche überholt worden. Kaum war der Bann der napoleonischen Continentalsperre gebrochen, als sich aus Irland ein lang zurückgehaltener Strom von Auswanderern über den Ocean ergoß. Die Vermengung von Irländern und Engländern in den überlieferten Ausweisen der früheren Jahrzehnte läßt den irischen Antheil an der großbritannischen Gesammtauswanderung nicht genau erkennen. Doch dürfte die Angabe von Stephen Brynes, daß von den 8 Millionen Einwanderern in Nordamerika von 1820—1872 3 Millionen Irländer waren, eher zu niedrig gegriffen sein. Das Verhältniß der Zahl der irischen Einwanderer zu der Zahl der übrigen erhellt aufs deutlichste aus den Ziffern der amtlichen Volkszählung in den Ver. Staaten von 1870, wonach die Gesammtzahl der in Irland geborenen Personen rund 1,855,000 betrug, gegen 550,000 Engländer, 140,000 Schotten, und 1,690,000 Deutsche. Erst seit 1870 hat das deutsche Einwanderercontingent die Oberhand gewonnen. Wie viel Abkömmlinge der irischen Race in Nordamerika vorhanden sind, erhellt aus dem Census von 1870 nicht; die amerikanischen Ir-

länder selber machen Anspruch auf 10—15 Millionen der keltischen Race in den Ver. Staaten. Der Haß gegen England, die beständige Sorge um das Geschick der heimatlichen Insel, und die gedrückte Lage der Ihrigen bewahrt die amerikanischen Irländer viel mehr als z. B. die Deutschen vor einem Verlieren des Nationalbewußtseins; ja sogar tritt dasselbe bei den in Amerika geborenen Irländern häufig stärker hervor, als bei deren in Irland geborenen Eltern.

Mit Besorgniß und Verdruß sahen die Amerikaner vom alten Schlag, in welchen der puritanische Geist Altenglands noch stark war, die zunehmende Einwanderung der Irländer. Ihr streng protestantisches Gefühl war tief abgeneigt gegen das überwiegend katholische Volksthum der Söhne des heiligen Patrick. Aus dem Gefühl religiöser und politischer Engherzigkeit heraus entstand die Bewegung der Knownothings oder der „amerikanischen Eingeborenen", welche 1843/1844 die Republik heftig erschütterte. Der Untergang der freien Republik wurde von den „Natives" verkündigt, wofern die Regierung nicht der irischen Einwanderung Einhalt gebiete und die Aufnahme der Irländer als amerikanische Bürger erschwere. Von jener Zeit her rührt die Anhänglichkeit der amerikanischen Irländer an die Partei der Demokraten, weil diese, im Gegensatz zu der früheren Partei der Whigs, eine schnelle Verleihung des amerikanischen Bürgerrechts befürworteten. Ihren Höhepunkt erreichte die Hetze der „Natives" im Mai 1844, wo Philadelphia der Schauplatz eines mehrtägigen Bürgerkriegs wurde, wobei die katholischen Kirchen und sonstige öffentliche Gebäude der Katholiken niedergebrannt wurden. Einige Jahre später lebte diese antirömische Bewegung noch einmal kurz auf, trat aber bald in den Hintergrund vor der immer mehr die Tagesordnung einnehmenden Antisklavereibewegung. Mit der Auflösung der Nativisten verschwand die alte Whigpartei, um der Entstehung der heutigen republikanischen Partei Platz zu machen, welche alsbald die Leitung in der Sklavereifrage übernahm. „Heute bildet der Amerikanismus der Knownothings nur noch eine Unterströmung, aber wie bei einigen unterirdischen Flüssen in Amerika, fließt sie stark und tief."

Seit dem Bürgerkrieg, in welchem sich die Irländer ebenso hervorthaten, wie im Unabhängigkeitskrieg, ist die Stellung derselben eine andere geworden. Sie werden als ein starker Bestandtheil der amerikanischen Nation anerkannt. Von den modernen Amerikanern wird ihr Katholicismus nicht länger als eine Gefahr betrachtet. Aber erst nach 1848 begannen die Wechselbeziehungen zwischen den Irländern in beiden Welttheilen inniger zu werden und eine politische Bedeutung anzunehmen, welche mit der Entwickelung der Presse, des Telegraphen und der Dampfschifffahrt eine immer größere geworden ist. Den Ausgangspunkt der gegenwärtigen irischen Revolution muß man in den Jahren der irischen Hungersnoth von 1847 und 1848, in dem darauf folgenden Auszug von über einer Million Irländer nach den Ver. Staaten, in der politischen Bewegung des „Jungen Irland", und in der Verpflanzung der Ideen Mitchells, Davis', Doheneys und Lalors nach dem neuen Freiheitslande suchen. Der Geist der Revolution, welcher 1848 in Irland unterlegen war, fand von da ab seine Operationsbasis über dem Ocean, und was damals die „Times" den irischen Heimatflüchtigen nachsagte: „Sie ziehen mit der Rache im Herzen", wird von Bagenal mit Recht heute in Erinnerung gebracht, wo die Saat dieser Rachsucht in voller Blüthe steht.

Deuten wir kurz die Ereignisse seit 1848 an. Der Ruf nach einem Pächterrecht hatte eine Weile den verunglückten Aufstand von 1848 überdauert. Von 1849—1852 bestand die Bewegung der „irischen Pächterliga", welche im letzteren Jahre ihren Höhepunkt erreichte, wo es ihr gelang, fünfzig ihrer Anhänger ins Parlament zu bringen. Aber der Triumph war kurz. Der Verrath der Partei an die Regierung machte der Sache ein Ende; die „Blechbande" wurde ein sprüchwörtlicher Spottnamen für die irischen Abgeordneten. Im Jahr 1853 wurde die Saat zur Bildung des Bundes der Fenier gelegt. Der letztere hat bereits vollständig den Charakter einer Verschwörung, zu welcher sich die amerikanischen und die heimatlichen Irländer die Hand reichen.

Drei, dem Unglückstag von Ballingarry, an welchem die irische Revolution von 1848 ihr Ende gefunden hatte, glücklich entronnene Flüchtlinge: Stephens, O'Mahoney und Doheney waren die Begründer der Feniergesellschaft. Während die zwei letzteren sich die Bearbeitung der amerikanischen Irländer zur Aufgabe machten, übernahm Stephens die Aufwühlung Irlands. Stephens hatte in Paris die Organisation und Ideen des demokratischen und socialen Radicalismus kennen gelernt und suchte dieselbe auf seine Heimat zu übertragen. Im Gegensatz zu der früheren Nationalpartei, welche höheres Wissen und Bildung repräsentirte, warb Stephens, ein Mann aus dem Volk, direct unter den niedrigen Klassen. Da seine Genossen in Amerika keine Einheit unter ihren amerikanischen Landsleuten herzustellen vermochten, half Stephens durch eine Reise in den Vereinigten Staaten 1858 mit solchem Erfolge nach, daß er bei seiner Heimkehr einen amerikanischen Zweig der Verschwörnng in blühendem Zustande zurücklassen konnte. Von 1847 bis 1854 waren alljährlich durchschrittlich 100,000 Irländer in Amerika angekommen. Unter diesen Männern, welche sich als die frischen Opfer der englischen Mißregierung ihres Landes fühlten, rekrutirte sich der Fenierbund rasch. Das Programm der Feniers enthielt die agrarischen Ideen Lalors, stellte aber die vollständige Loslösung Irlands von England an die Spitze und setzte an die Stelle der „moralischen Insurrection" die gewaltthätige. Alle Grundeigenthümer, welche in England ihre Renten verzehren, sollten ihrer Güter beraubt, und das Kirchengut eingezogen werden. Die Verfassung sollte auf demokratisch-republikanischer Grundlage beruhen. Ein hervorstechender Zug des Programms war seine Kirchenfeindlichkeit; ein Zug, welcher durch die amerikanischen Irländer neue Nahrung erhielt. „Seit 1860 bis zur Gegenwart ging der Einfluß der amerikanischen Ideen dahin, die politische Macht der Priester zu brechen." Bei den Parlamentswahlen von 1869 und 1870 kam diese Anschauung zum erstenmal in Irland zur Geltung, indem mehrere republikanische Candidaten über die klerikalen siegten. Seine militärische Ausbildung erhielt der Fenierbund im amerikanischen Bürgerkrieg. Die irischen Regimenter, besonders die irische Division des Generals Meagher, zeichnete sich durch Heldenmüthigkeit aus. Es war die Absicht der irischen Führer, Aufmerksamkeit und Wohlwollen der amerikanischen Staatsmänner zu erwerben, und man rechnete auf einen Krieg zwischen Amerika und England. Diese Hoffnung schlug fehl; der Bürgerkrieg ging 1865 zu Ende. Die ausgedienten irischen Soldaten kehrten in Massen nach ihrer Heimat zurück und bildeten den Herd einer Schilderhebung. Als aber der französische General Cluseret und Oberst Massey am 5. März 1867 losschlagen wollten, war die Sache bereits an die Regierung verrathen. Der Versuch endete mit einer Enttäuschung, welche gleich stark war auf einheimischer wie auf amerikanisch-irischer Seite. Beide Theile hatten sich in einander verrechnet. Die Irländer daheim hatten sich auf die Macht und den Einfluß ihrer Brüder drüben verlassen, und umgekehrt. Auch war die Zeit, in der sich England des tiefsten Friedens erfreute und kein Wölkchen die Beziehungen zwischen ihm und Nordamerika trübte, so ungünstig wie möglich gewählt. Nach diesem Mißerfolg ging der Fenierbund in Stücke, und er blieb todt von 1867 bis 1879, wo seine übrig gebliebenen Trümmer ein fertiges Material für die nationale Landliga hergaben. Dieses Material, vorzugsweise amerikanischen Ursprungs, hat eine ausgesprochene fenische Strömung in die Bewegung der Landliga gebracht. Wie die Ermordung von Cavendish und Burke zu beweisen scheint, hat das amerikanische Fenierthum jetzt sogar die diplomatische und bis zu einem gewissen Grade an sich haltende Führung der Landliga überholt und sucht die letztere sich unterzuordnen. Das würde die sociale Revolution auf breitester Basis, die völlige Loslösung von Irland, und die Uebertragung der Revolution auf englischen Boden bedeuten. Das Organ dieses Fenierthums ist die in New-York erscheinende „Irish world". Seit mehreren Jahren bringt jedes Schiff,

das aus Amerika in Dublin landet, ganze Ballen dieser Zeitung unter das Volk. Ohne sich mit ihr zu decken, diente die „Irish world" der Landliga als Organ. Man muß sich die Landliga ihrem Ursprung nach als einen zum Zweck eines praktischen Vorgehens geschaffenen Compromiß zwischen den amerikanischen Feniers und den gemäßigteren Homerulern vorstellen. Die letzteren, welche in Boston ihre Hauptvertretung haben, wollen sich mit der Schaffung eines irischen Grundeigenthümerstandes und der Stellung Irlands als eines großbritannischen Bundesstaates begnügen. Unterstützt von der „Irish world" und der Bostoner Partei riefen die amerikanischen Irländer Davitt und Devoy 1878 „die neue Wendung" ins Leben. Sie sind die Gründer der Landliga, welche nach Art des Fenierbundes, doch ohne dessen Geheimnißthuerei, organisirt wurde in Gestalt eines übers ganze Land verbreiteten Netzes von lokalen Verbänden; das Ganze geleitet von einem Ueberwachungsausschuß. Das politische Programm war eine Wiederholung des von Lalor aufgestellten und beschränkte sich auf die Bodenfrage. Es war geeignet, alle irischen Parteien zu gewinnen und die gesammte Bevölkerung ins Interesse zu ziehen. Durch eine planmäßige Agitation mit „constitutionellen Mitteln" sollte den Grundeigenthümern ihr Besitz entwerthet und verleidet werden. Die gemeinverständliche Losung war: „Das Land für die, welche es bebauen!" Alles Andere stand in zweiter Linie. Von 1879 bis 1882 gelangte das Programm der Landliga in überraschender Weise zur Ausführung und zu einem nahezu vollständigen Siege. Wir können hier bei den einzelnen Momenten der Bewegung von da an, wo Davitt 1879 aus Amerika herüberkam, um den Hebel in der nothleidenden Provinz Connaught anzusetzen, bis zur Ausgabe des Feldgeschreies: „Verweigerung jeder Rente", wodurch Gladstones zu spät gekommene Landacte lahmgelegt wurde, nicht verweilen; sie gehören der frisch in der Erinnerung der Zeitungsleser haftenden Geschichte an. Bagenal kann nicht umhin, den Erfolg, der bereits Ende 1879 ein überraschender war, hervorzuheben. Während Davitt die Landliga fest begründet hatte, stürzten die Obstructionisten das englische Parlament in Verwirrung. Mit allen seinen Schritten, energischen wie versöhnlichen, hatte Gladstone das Unglück, zu spät zu kommen. So mit der Verhaftung von Davitt, Killen und Daly Ende 1879, als die Liga bereits allein stehen konnte, so mit der Einbringung der Landbill; so mit der Zwangsacte und der Verhaftung von Parnell und Genossen, und so weiter bis auf die allerjüngste Zeit, wo Inconsequenz und Schwäche das System der Widersprüche vollends ausgebildet haben. Parnells Sendung zu Anfang 1880 in die Ver. Staaten widmet Bagenal ein eigenes Kapitel. Von da an datirt Parnells Ruhm als geistig beredtester Führer der Liga. Wie Stephens 1858 die fenische Verbrüderung unter den amerikanischen Irländern bewirkte, so rief Parnell eine einmüthige Begeisterung in Nordamerika, sogar weit über die irischen Kreise hinaus, für die Sache der Landliga hervor. In den großartigen Beiträgen zum Fond der Liga fand sich ganz „Groß-Irland" zusammen. Zur rechten Zeit frischt Bagenal die Reden Parnells in verschiedenen amerikanischen Städten wieder auf. Die Entrüstung von Parnell und Genossen über die Ermordung von Cavendish und Burke mag eine aufrichtige gewesen sein, sie wird diese Männer aber keinen Augenblick abhalten von der Verfolgung ihres Zieles. Dabei kann sich Parnell in den Mantel der Loyalität hüllen, indem er geltend macht, daß er bei seiner Freilassung Gladstone die Unterstützung der beabsichtigten Bill für die Erlassung der rückständigen Rente zugesagt habe, nicht aber die Gutheißung einer neuen, diesmal in der That sehr energischen Zwangsacte. So macht Parnell Frieden mit der Revolution, welche immer mehr den fenischen Charakter annimmt. Als Bagenals Buch erschien, unmittelbar vor der letzten Mordthat, wodurch die Revolution in eine neue Wendung gestoßen wurde, war der Stand der Parteien unter den amerikanischen Irländern folgender: „Es gibt drei große Parteien, die erste unter dem Herausgeber der „Irish world", Herrn Patrick Ford von New-York; die zweite unter Führung der Herren Collins in Boston, dem Präsidenten der amerikanischen Landliga, und John Boyle O'Reilly von Boston, Besitzer des Bostoner „Pilot"; und die dritte vertreten von John Devoy, Besitzer der „Irish nation". Eine vierte, die aber selbst von den entschiedensten Revolutionären gemieden wird, verdient eigentlich den Namen einer Partei nicht; man kann sie die Dynamitfaction nennen; sie stellt den Nihilismus in der erschreckendsten und wildesten Form dar. Der Hauptunterschied zwischen der Fordpartei und der Collins- oder Bostonpartei besteht darin, daß die erstere zu Gunsten einer Revolution und Loslösung von England ist und als Mittel zu diesem Zwecke die Politik der Rentenverweigerung ansieht, welcher später eine bewaffnete Revolution zu folgen hätte; während die Bostonpartei für „constitutionelle Agitation" und Home rule ist." — Die extreme Partei scheint aber immer mehr die Oberhand zu gewinnen. Ein Zeichen dafür ist der Uebertritt von John Devoy, welcher vorher sich getreu an die „moralische Erhebung" von Lalor gehalten hatte, zum äußersten Radicalismus. In seinem im November 1881 gegründeten Blatt „Irish nation" fordert er die Irländer zur bewaffneten Massenerhebung auf. „Unabhängigkeit heißt Revolution, rothhändig und unbarmherzig", schreibt er in seiner Antrittsnummer.

Bagenal schließt mit einer trüben Betrachtung der irischen Zustände. Niemand könne wissen, welchen Ausgang der Kampf, dessen erster Theil beendet ist, nehmen werde. „Die agrarische Revolution hat ihr Werk nahezu erreicht," schreibt er, „aber hinter der eben vergangenen Fluthwelle der Revolution drängt bereits die zweite heran, welche die kaum gewonnene Neuordnung wieder in Frage zu stellen droht. Die Arbeiter, von gleicher Zahl oder noch größerer als die Pächter, sind bereits in Bewegung. Sie beklagen sich, daß man sie kaltgestellt hat, während sich die Pächter warm gebettet haben. Die Revolutionsmänner sehen sich so zwei mißvergnügten Klassen gegenüber. Auf der einen Seite sind die früheren Besitzer zu Kostgängern der Pächter mit einem schwachen Rechtstitel herabgedrückt; auf der andern Seite verlangt die Masse der Lohnarbeiter von den Pächtern einen Antheil an der Beute. Wie lang die Arbeiter und die Farmer unter sich Frieden halten werden, ist eine interessante Frage. Soviel ist sicher, daß zwischen ihnen bereits die Saat einer neuen Revolution ausgestreut ist."

Ueber das Kriegsrecht.

Von L. Geßner.

Ueber die Frage, unter welchen Bedingungen der Krieg gerechtfertigt erscheint und innerhalb welcher rechtlichen Grenzen er geführt werden soll, gehen die Meinungen auch heute noch weit auseinander. Die hier in Frage kommenden Grundsätze sind noch vor kurzem in der viel besprochenen Correspondenz zwischen dem hervorragendsten Strategen der heutigen Zeit und einem der angesehensten Lehrer des Völkerrechts erörtert worden. Es handelte sich um das Manuel eines internationalen Kriegsrechts, welches von dem Institut de droit international im Jahre 1880 zu Oxford entworfen und demnächst veröffentlicht worden war. Graf Moltke betonte in gedachter Correspondenz ganz besonders die sittliche Bedeutung des Krieges, weil dieser auf große moralische Eigenschaften des Menschen belebend einwirke, während Bluntschli den Krieg im Grunde nur als ein zur Zeit noch nothwendiges Uebel wollte gelten lassen.

Schon Heraklit sagt in Unterstützung der Auffassung des großen deutschen Strategen, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei. Ebenso hat der größte Denker Englands den Krieg als eine im Grunde wohlthätige Einrichtung für das Völkerleben bezeichnet. Baco sagt, der Krieg habe für die Gesundheit des staatlichen und gesellschaftlichen Organismus ganz dieselbe Bedeutung, wie die Bewegung für die Gesundheit des menschlichen Körpers. Der englische Philosoph ist daher weit entfernt davon, den Krieg lediglich als ein nothwendiges Uebel anzusehen.

*

Die Auffassung von Bluntschli wurde bereits von den alten christlichen Kirchenvätern getheilt, was bekanntlich die katholische Kirche des Mittelalters sehr wenig anerkannte, aber sowohl kirchliche als weltliche Schriftsteller beschäftigten sich im Mittelalter bereits mit der Aufgabe, bestimmte Rechtsgrundsätze für den Krieg aufzustellen. Die neuere völkerrechtliche Wissenschaft hat von diesen sehr bemerkenswerthen und wichtigen wissenschaftlichen Bestrebungen im Allgemeinen sehr wenig Notiz genommen. Bereits Hugo Grotius, welcher sich so große Verdienste um die Begründung der völkerrechtlichen Wissenschaft erworben hat, kann von diesem Vorwurfe nicht freigesprochen werden. Er beruft sich fast ausschließlich auf die römischen Juristen, denen es an völkerrechtlichen Begriffen im Grunde völlig fehlte und beschäftigt sich sehr wenig mit jenen mittelalterlichen Rechtsgelehrten, welche bereits vor ihm eine Anzahl wichtiger Rechtsgrundsätze für den Völkerverkehr aufgestellt hatten. Es ist das Verdienst Kaltenborns, die Leistungen dieser mittelalterlichen Publicisten in seinem 1848 erschienenen Buche, „Die Vorläufer des Hugo Grotius auf dem Gebiete des Jus naturae et gentium, sowie der Politik im Reformationszeitalter" wieder an das Licht gezogen zu haben. — Neuerdings hat ein belgischer Rechtsgelehrter Dr. E. Nys diese Aufgabe weiter verfolgt. In seinem in diesem Jahre zu Brüssel erschienenen Buche: „Le droit de la Guerre et les Précurseurs de Grotius" gibt er in geschmackvoller Form eine gründliche Darstellung dieser mittelalterlichen Rechtsanschauungen über den Krieg und das Kriegsrecht. Eine kurze Mittheilung hierüber dürfte auch für weitere gebildete Kreise in einer Zeit nicht ohne Interesse sein, welche mit Eifer und Erfolg die Aufgabe verfolgt, den Ausbruch der Kriege thunlichst zu beschränken und vor Allem die Leiden derselben nach Möglichkeit zu mildern.

Besonderes Unheil stiftete im Mittelalter der Privatkrieg, das Faust- und Fehderecht, durch welches jeder dem Ritterstande angehörende Privatmann befugt sein wollte, mit bewaffneter Hand selbst seine Ansprüche zur Geltung zu bringen. In Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, England, in dem ganzen feudalen Europa war dieser Privatkrieg in Geltung. Selbst ein so mächtiger Kaiser wie Friedrich Barbarossa kämpfte gegen dieses Unwesen in Deutschland vergeblich an. Auch die angesehensten Rechtsautoritäten der Universitäten von Bologna und Paris erklärten sich bereits im 13. Jahrhundert gegen dasselbe auf das entschiedenste. Sie stützten sich dabei namentlich auf den Grundsatz des römischen Rechts, daß der Gebrauch der Waffen ohne Erlaubniß des Fürsten nicht gestattet sei (Ut armorum usus inscio principe interdictus sit). Dieser Kampf gegen den Privatkrieg führte zu rechtlichen Erörterungen über die Natur des Krieges und die Grenzen, innerhalb welcher dieser als gerechtfertigt erscheine. An diesen wissenschaftlichen Kämpfen betheiligte sich auch Thomas von Aquino, der auf die religiösen und sittlichen Anschauungen des 13. Jahrhunderts einen so mächtigen Einfluß geübt hat. Es ist bemerkenswerth, daß dieser große Theologe, so entschieden er den Privatkrieg bekämpft, doch die Auffassung der älteren Kirchenväter nicht mehr theilt, daß der Krieg von christlichem Standpunkte aus schlechterdings verwerflich sei.

Der Gedanke des heiligen Augustinus, daß der Wille auf den Frieden gerichtet sein solle und nur die Nothwendigkeit den Krieg begründen könne (Pacem habere voluntatis est, bellum autem debet esse necessitatis) wird von den Publicisten des 14. Jahrhunderts, wie Franz Arias und Conrad Brunus vielfach wiederholt. Diese beschäftigen sich bereits eingehender mit den Einzelnheiten des Krieges. Es werden die näheren Bedingungen erörtert, unter denen eine Kriegserklärung erfolgen kann. Die Schranken, welche für den Fürsten in dieser Hinsicht bestehen, werden besprochen. Namentlich soll der Fürst sich nicht zu einer Kriegserklärung entschließen, bevor er seine Notabeln befragt und die Gutachten angesehener Rechtsverständigen gehört hat. Auch über das Beuterecht, über Waffenstillstände, über die Grenzen der Kriegslist, sowie über Friedensschlüsse wird gehandelt. Besonders eingehend und gründlich in dieser Hinsicht ist ein Buch des französischen Abtes Honoré Bonnor oder Bonnet, welches unter dem Titel „l'Arbre des batailles" König Karl VI. von Frankreich gewidmet ist.

Diese wissentschaftlichen Bestrebungen machten in den folgenden Jahrhunderten erhebliche Fortschritte. Die unmittelbaren Vorläufer von Grotius hatten für das Völkerrecht im Allgemeinen und besonders für das Kriegsrecht in vieler Hinsicht bereits einen festen Rechtsboden gewonnen. In dieser Hinsicht hat sich namentlich das Buch von Albéric Gentil de jure belli verdient gemacht. — Ganz besondere Verdienste aber hat sich um die Wissenschaft des Völkerrechts und besonders des Kriegsrechts der Jesuit Suarez anerkanntermaßen erworben. Er bekundete überall eine durchaus humane Gesinnung und ebenso einen sehr scharfen Rechtssinn. In seinem Buche De legibus ac Deo legislatore nähert er sich vielfach bereits den modernen völkerrechtlichen Anschauungen. Er gibt auch eine scharfe und durchaus correcte Definition des Jus gentium, was keinem seiner Vorgänger gelungen war. Den Krieg erkennt er zwar unter Bedingungen als berechtigt an, verlangt aber entschieden, daß die Anforderungen der Humanität stets Berücksichtigungen finden. In Betreff der erwähnten Bedingungen bemerkt er: „Die Rechtmäßigkeit eines Krieges hängt namentlich von drei Voraussetzungen ab: zunächst muß er von der berechtigten Gewalt erklärt sein; zweitens muß ein legaler Grund und Rechtstitel vorhanden sein; drittens muß der richtige Modus gleichmäßig im Anfange des Krieges, im Verlaufe desselben und auch im Siege beobachtet werden." Der Krieg sei an und für sich kein Uebel, aber er werde häufig dazu gemacht. („Licet bellum per se non sit malum, tamen propter multa incommoda quae secum affert ex iis negotiis est, quae saepe male fiunt".)

Es läßt sich nicht verkennen, daß die mittelalterliche Wissenschaft den Krieg bereits als ein Uebel betrachtet, welches nur durch die Nothwendigkeit und namentlich durch das Gebot der Selbstvertheidigung gerechtfertigt sei. Auch besteht bei den damaligen Vertretern der Wissenschaft bereits ein Verständniß dafür, daß die Gerechtigkeit und Humanität es verlangen, die Schrecken des Krieges thunlichst zu mildern. Papst Innocenz III. hatte schon die Verwendung der Wurfgeschosse verboten, und auch einige der alten Publicisten erklären es für unerlaubt, solche, namentlich vergiftete Waffen zu gebrauchen, welche die Verwundungen unnöthiger Weise gefährlicher und schmerzhafter machen. Diese wissenschaftlichen Bestrebungen, welche namentlich im 18. Jahrhundert durch die Arbeiten hervorragender Rechtsgelehrten und Philosophen einen großen Aufschwung nahmen, sind leider auf die Praxis der Kriege bis in das 19. Jahrhundert hinein im Wesentlichen ohne Einfluß geblieben. Nur das Beuterecht hatte im Landkriege durch die Einführung eines geordneten Contributionsverfahrens allmählich eine bessere Gestalt gewonnen. Aber erst in der neuesten Zeit haben die civilisirten Mächte sich über Maßnahmen geeinigt, welche ernstlich das Ziel verfolgen, die unnöthigen Gräuel des Krieges zu beseitigen. In dieser Hinsicht ist der am 22. August 1864 zu Genf abgeschlossene Vertrag, um das Schicksal der Verwundeten im Kriege zu verbessern, von großer Bedeutung. Noch einige andere Maßregeln in diesem humanitären Sinne sind neuerdings getroffen, von denen wir nur das am 11. December 1868 zu St. Petersburg auf Anregung von Rußland geschlossene Uebereinkommen noch erwähnen, welches die Anwendung gewisser explodirender Geschosse, die mit entzündlichen und brennbarem Stoff angefüllt sind, untersagt. — Einigen Erfolg haben auch wohl die wissenschaftlichen Bestrebungen gehabt, welche darauf gerichtet waren, die Zahl der Kriege zu vermindern. Das schon in früherer Zeit zur Anwendung gebrachte schiedsrichterliche Verfahren ist auch neuerdings mit Erfolg bisweilen zur Geltung gelangt. Auch ist der im Jahre 1871 zwischen England und den Vereinigten Staaten abgeschlossene Vertrag zu Washington, welcher den bekannten Alabamastreit durch Einsetzung eines Schiedsgerichtes erledigte, als ein wichtiges Präcedenz nicht mit Unrecht bezeichnet worden, um die auf Beschränkung der Kriege gerichteten Hoffnungen mehr und mehr zu verwirklichen. Aber auch ein

Staatsmann, wie Guizot, welcher geneigt war auf den praktischen Erfolg der Ideen großes Vertrauen zu setzen, warnt in dieser Hinsicht entschieden vor zu weit gehenden Erwartungen. Die sehr bemerkenswerthe Stelle in seinen Memoiren lautet: „Je ne suis point de ceux, qui mettent leur orgueil, un sot orgueil, à ne pas croire à l'empire des idées morales, je suis convaincu que cet empire est réellement en progrès de nos jours dans les rapports des nations, et que les considérations de droit et de bonheur public exercent sur les questions de paix et de guerre bien plus d'influence que jadis. Mais elles n'y dominent point. Nous avons passé une partie de notre vie à voir ces questions régies par de tout autres mobiles, et si les passions qui poussent à la guerre se reveillèrent effectivement en Europe, je doute fort que les principes de justice et d'humanité fussent en état d'y opposer un suffisant obstacle".

In diesem Augenblicke ist in Europa augenscheinlich viel Zündstoff angehäuft. Im Osten und Westen fehlt es nicht an Symptomen jener Leidenschaften, von denen Guizot sagt, daß sie zum Kriege drängen. Gewisse Nationen lassen sich in ihren internationalen Beziehungen nicht sowohl von „den Principien der Gerechtigkeit und Humanität", sondern von den Launen einer übermäßigen Empfindlichkeit leiten. Mit Bezug auf Frankreich bemerkte in dieser Hinsicht kürzlich der „Standard", eine solche Empfindlichkeit sei im internationalen Leben der Todfeind aller Freundschaft. Wenn Nationen in friedlichen Beziehungen leben wollten, müßten sie sich wie Weltmänner, aber nicht wie sentimentale Jünglinge behandeln.

Die Gefahren, mit denen die Panslavisten in Rußland und die Chauvinisten in Frankreich den Frieden Europas bedrohen, sind gewiß sehr ernster Natur. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß die politischen Dinge sich häufig ganz anders entwickeln, als dies die allgemeine Stimmung und selbst die klügsten Politiker vorauszusehen glaubten. Wer im Jahre 1871 behauptet hätte, der Ausbruch des neuen Krieges zwischen Deutschland und Frankreich würde länger als zehn Jahre auf sich warten lassen, wäre sicherlich von allen Seiten belächelt worden. Ein mächtiger und kluger Staatsmann hat es verstanden, die politischen Streitfragen friedlich auszugleichen, welche seit dem Berliner Vertrage den Frieden in Europa zu stören drohten. Die griechische Frage ist definitiv erledigt, die ägyptische Frage geht allem Anscheine nach ihrem friedlichen Ausgange entgegen. — Es scheint daher die Hoffnung nicht unberechtigt zu sein, daß der drohenden Gefahr ungeachtet der Frieden in Europa noch auf längere Zeit erhalten bleibt. Dann würde glücklicher Weise Zeit gewonnen sein, um die wichtigen Vorarbeiten der Staatsmänner und der Vertreter der Wissenschaft für die Reform des Kriegsrechts vor Beginn eines neuen Krieges zum Abschluß zu bringen.

Die ersteren Vorarbeiten haben bekanntlich auf Anregung Rußlands im Jahre 1874 zu Brüssel stattgefunden. Eine definitive Vereinbarung der Mächte über die in der Conferenz aufgestellten Rechtsgrundsätze, durch welche, wie das Schlußprotokoll vom 27. August 1874 betont, die Interessen der Civilisation und Humanität gefördert werden sollen, ist jedoch bisher noch nicht erfolgt. — Unter den wissenschaftlichen Vorarbeiten nimmt auch das von dem Institut de Droit international zu Oxford im Jahre 1880 festgestellte Manuel des Kriegsrechts eine beachtungswerthe Stelle ein, weil sich angesehene Rechtsgelehrte aus den meisten Ländern Europas an diesen Arbeiten betheiligt haben. Es fehlt daher nicht an geeigneten Grundlagen, um die in Brüssel unter Hinzuziehung militärischer Sachverständigen eingeleitete Vereinbarung eines internationalen Kriegsrechts zu beschleunigen. Eine solche Vereinbarung wäre ein gewichtiger Fortschritt für die Veredelung des Völkerverkehrs. Sie brächte den großen Gewinn, daß ein neuer Krieg nicht auf Grund einer vielfach veralteten und dem Humanitätsbewußtsein nicht mehr entsprechenden Praxis, sondern den heutigen Rechtsanschauungen gemäß geführt werden würde.

Literatur und Kunst.

Besuch in Heidelberg.*)

Thal, der Heimat nahe,
Frühgeliebtes Thal,
Deinen Freund umfahe
Traulich noch einmal.

Der des Lebens Stürmen
Kümmerlich entrann,
Wolle du ihn schirmen
Diesen bangen Mann.

Laßt ihn rückwärts schauen,
Wo sein Eden lag,
Laß vor ihm erblauen
Einen Zukunftstag.

Gönn' ihm da zu träumen,
Wo die Stille lauscht,
Wo im Ueberschäumen
Nur die Welle rauscht.

Oder zu den Höhen
Führ' ihn sacht empor,
Wo ein ernstes Wehen
Flüstert seinem Ohr.

Im verfallnen Schlosse
Laß ihn finden Rast,
Dessen Prachtgeschosse
Du umkleidet hast,

Das in seinen Trümmern,
Frischem Grün gesellt,
Morgendlich im Schimmern
Leuchtet in die Welt.

Laß ihn jung sich fühlen,
Wenn auch nur im Traum,
Bad' ihn, Fluß, im Kühlen,
Tröst' ihn, Schattenbaum,

Daß er bald genese
In der Bergesluft,
Reichen Herbstes Lese
Ahn' im Blüthenduft.

Denn wer einsam ringet,
Nicht auf Lohn bedacht,
Sorgenvoll verbringet
Er so manche Nacht.

Nur Natur im Frieden
Macht es wieder gut —
Gönne du dem Müden,
Daß er in dir ruht.

Martin Greif.

*) Obiges Gedicht ist der gegen Weihnachten erscheinenden dritten Auflage von Martin Greifs Gedichten entnommen.

Dresden im Herbste 1846.

Rückblicke von Alfred Meißner.

Es war eine Zeit, in welcher der Oestreicher auszuwandern gezwungen war, wenn er die Freiheit und Unabhängigkeit seiner Muse retten wollte. In Oestreich durfte nichts ohne Gutheißung der Censur gedruckt werden, aber auch wenn der Oestreicher draußen Druckorte aufsuchte, und etwas drucken ließ, was die einheimische Censur nicht passirt hatte, war er strafbar. Sobald seine Schuld ruchbar ward, wurde er vor die Polizei gerufen und verhört. Umfangreiche Protokolle wurden aufgenommen und schließlich hatte er Geld- oder Arreststrafen zu erleiden.

Das hinzunehmen war nicht Jedermanns Sache. Die freieren Köpfe sehnten sich nach Deutschland, wo man um so viele Grade freier war, und gezwungen oder freiwillig hatten viele derselben ihren Aufenthalt außerhalb des Vaterlandes genommen. Aber auch das war nicht ohne Schwierigkeiten. Man bedurfte, um sich in den deutschen Städten halten zu können, eines von der Heimat ausgestellten Passes. Verweigerte die heimatliche Behörde die Verlängerung desselben, war der Oestreicher gezwungen, von Ort zu Ort umherzuirren und den Punkt zu suchen, wo man ihn dulde. So hatte erst nach längerer Irrfahrt Duller in Darmstadt, Dräxler-Manfred in Wiesbaden, H. von Hormayr in Bremen, Fallmerayer in München, Karl Beck in Berlin, Schuselka in Hamburg ruhige Stätten gefunden. In Leipzig saß eine ganze Colonie östreichischer Schriftsteller ziemlich unbehelligt, dennoch war der Sicherheit des Asyls nicht zu trauen.

Auch ich hatte ein Manuscript zur Hälfte vollendet, und andere Pläne im Kopfe, die sich mit dem Verbleiben in Oestreich nicht vertrugen. Nicht mit der Absicht die Heimat für immer zu verlassen, wohl aber derselben eine Zeit lang fernzubleiben, begab ich mich im September 1846 nach Sachsen, zuvörderst nach Dresden.

Es ist von jeher der Fall gewesen, daß eine Stadt zeitweise die geistige Führerschaft in Deutschland übernahm. Einst war Weimar ein Hauptpunkt der Entwickelung gewesen, dann Berlin, jetzt war es Dresden mehr als Berlin geworden. Es war entschieden ein geistiger Vorort. Bedeutende Männer der Literatur und Kunst waren beisammen und bedeutsame Schöpfungen tauchten fast gleichzeitig auf. Gutzkow, Auerbach — Richard Wagner, Robert Schumann — Rietschel, Semper — waren diese Namen nicht glänzend genug, um den Blick auf diese Stadt zu lenken?

Es war eine literarische Stadt. Alles las dort. Selbst die Portechaisenträger in der Schloßgasse und die Soldaten auf der Hauptwache hielten, so lange sie nicht Dienst hatten, ein Buch in der Hand. Auch ein literarischer König war da, aber damit der Schiller'sche Vers von „des Medicäers Güte" nicht Lügen gestraft werde, kümmerte er sich gar nicht um seine literarischen Collegen. Philalethes übersetzte den Dante und alle Danteforscher sind furchtbar ernsthafte Geschöpfe. Das Theater besuchte er nur, wenn ein Stück seiner Verwandten, der Prinzessin Amalie, gegeben wurde.

Mir war im Hause meiner Tante, der Schwester meines Vaters, ein bescheidenes Quartier angewiesen worden. Ihr Gatte, J. G. von Quandt, ein reicher Mann, der als Kunstkenner und Kunstschriftsteller in großem Ansehn stand, hatte sich sein Haus auf der Neustadt mit prachtvoller Aussicht auf die Elbufer nach Art eines italienischen Palazzo eingerichtet und eine Enfilade von neun Zimmern im ersten Stockwerke ganz mit Gemälden ausgefüllt. Es waren theils Werke alter Meister, die Herr v. Quandt auf seinen Kunstreisen erstanden, theils moderne Bilder, die er bei lebenden Künstlern bestellt hatte. Neben seltenen Fiesoles, Filippo Lippis und Francesco Francias sah man dort prachtvolle Landschaften von Koch, Rohden, Schik, Friedrich, einen gewaltigen Seesturm von Catel, schöne Architekturbilder von Domenico Quaglio u. s. w. Alle diese Zimmer der Beletage standen unbewohnt, nur die nach Dresden kommenden Fremden durchzogen sie mit der Lorgnette in der Hand. Mein Onkel, etwa 60 Jahre alt, hauste rückwärts in einem großen Bibliothekzimmer, seinem Sanctuar, vor deren Thüre die Originalbüste Goethes von Rauchs Meisterhand in carrarischem Marmor ausgeführt, symbolisch aufgestellt war. Herr v. Quandt war mit Schopenhauer befreundet, stand mit diesem in Correspondenz, belächelte aber mit Ueberlegenheit dessen schwermüthige Philosophie. Er war ein philosophischer Lebenskünstler und Epikuräer, im höchsten Grade gelehrt, geistreich, witzig, ein Goetheaner, wie es ihrer nur wenige gibt, der jeden unangenehmen Eindruck von sich fern zu halten liebte. Hatte er auch bereits mit den Fatalitäten des Lebens Bekanntschaft gemacht — so hatte er bei einem Sturze von einem Baugerüste beide Beine gebrochen und hinkte — das focht seine Philosophie nicht an. Allerdings half ihm der Besitz von Wagen und Pferden seine Lahmheit leichter als Andere zu tragen. Er ahnte noch nicht, daß ihm die furchtbarsten Heimsuchungen des Schicksals noch für die letzten Lebensjahre aufgespart seien.

Allwöchentlich einmal sah mein Onkel die Maler und Bildhauer Dresdens bei sich, im großen Bibliothekzimmer, das mit Cartons und Gipsabgüssen reich geschmückt war. Es wurde in diesen Reunionen, die Nachmittags begannen und sehr spät endigten, sehr viel guter Bordeaux getrunken und viele feine Havanas geraucht. Ich durfte als bescheidener Gast diesen Symposien beiwohnen. Da lernte ich die Maler Hübner und Jul. Schnorr, die Bildhauer Rietschel und Jul. Hähnel, den Architekten Semper kennen. Letzterer, der Erbauer des Dresdener Theaters, Professor der Baukunst an der Dresdener Akademie, war eben epochemachend aufgetreten. Er hatte bereits seine Schrift über die Polychromie der Alten veröffentlicht. Durch ihn entschied sich, daß weder die Wiederaufnahme des griechischen Stils noch die Wiederaufnahme der Gothik möglich sei, sondern die Bauformen der Renaissance unseren Culturformen entsprächen. Er hatte zuerst beim Baue der Dresdener Synagoge coloristische Wirkungen angewendet und hatte durch den Theaterbau gezeigt, was er vermöge. Nun war ihm der Bau des Museums übertragen worden, zunächst um die Schätze der alten Bildergalerie aufzunehmen. Es war bestimmt, es dem Zwingerpalast direct vorzulegen und so die beiden Flügel desselben zu einem Ganzen zu verbinden. Die Debatte über diesen Bau und was damit zusammenhing, füllte den ganzen Abend aus. Ich hörte von nichts als von Einkehlungen und Lissenen, von selbstständig und organisch gegliederten Bogen, von Friesen, Pilastern, Füllungen und Gurtbändern, bis mir der Kopf zu wirbeln anfing. Im Stillen beschloß ich, von der Erlaubniß, diesen Sitzungen beizuwohnen, nur den mäßigsten Gebrauch zu machen. Doch bewahre ich eine dankbare Erinnerung an Professor Rietschel, der freundlich und liebenswürdig an mich herankam und das Gespräch auf mir näher liegende Dinge lenkte.

Da war es doch unterhaltender bei Ferdinand Hiller! Dieser, ein feiner, weltkluger, behaglicher Mann, ein ausgezeichneter Pianist, als Musiker in Mendelssohn'schem Geiste in allen Formen thätig, hatte sich seit ein paar Jahren in Dresden angesiedelt und sah jede Mittwoch Alles, was Kunst betrieb oder sonst einen Namen hatte, in seinem Salon. Dort eingeführt zu sein, war eine Auszeichnung und bot Gelegenheit Alles kennen zu lernen, was Dresden an einheimischen und durchreisenden Notabilitäten aufwies. An manchen Abenden waren alle Räume gedrängt voll und fast jeder der Anwesenden hatte auf irgend einem Felde einen bekannten Namen. Es war kein ausschließlich deutscher Salon, man hörte auch viel Französisch reden: die Hausfrau, eine ausgezeichnete Sängerin, die unlängst erst, um ihrem Gatten zu folgen, der Bühne Lebewohl gesagt hatte, war eine Polin, schön, jung, von halbslavischem Reize. Sie hatte die wunderbarsten Augen. Drei oder vier glänzende Schönheiten gruppirten sich um sie, Verwandte, die längere oder kürzere Zeit in Dresden zubrachten. Seit Mazarin hatte vielleicht Niemand so schöne Nichten gehabt wie Ferdinand Hiller. Sie sind auch alle durch ihre Schönheit zu Heirathen in ungewöhnlichen Sphären gelangt: die eine wurde eine Gräfin

Kolowrat, die andre die Frau des französischen Schriftstellers Ernst Feydeau u. s. w.

Bei Hiller als Gast wohnte Berthold Auerbach. Er hatte eben, nachdem seine früheren Romane fast unbeachtet vorübergegangen, mit der ersten Sammlung seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten einen großen Erfolg erlebt. Man verdankte ihm die Mahnung, daß in der einfachen Heimatswelt, in dem anspruchslosen Menschenthume eine sittlich erhebende Kraft ruhe. Nun hatte er seine Novellen „die Sträflinge" und „die Frau Professorin" geschrieben, und arbeitete damals an einer Schrift „Schrift und Volk". Seine Compositionsweise war eine auffallend musivische. Auf den weiten Spaziergängen, die wir in die Umgebung Dresdens unternahmen, trug er beständig ein Büchlein mit sich, in welchem er sofort jeden sich ihm aus der Debatte ergebenden Gedanken fixirte. Aus seinen und empfundenen Bemerkungen wurde so allmählich ein Buch.

Eines Tages wurden in Hillers Salon einige vierzig oder fünfzig Stühle aufgestellt, Einladungen waren nach allen Seiten ergangen, Auerbach sollte seine „Frau Professorin" vorlesen. So lernten wir das Lorle kennen, das vollendetste Porträt, das er je gemalt, seine vollkommenste Schöpfung, lebendig, wahr in allen Zügen, rührend, bezaubernd, theilweise — z. B. im Abschied Lorles — von tragischer Größe. Nicht zu seinem Vortheile hat Berthold Auerbach später seine Form zu erweitern gesucht. Seine Stärke lag nicht in der Composition, sondern in der rührend einfachen, schlichten und väterlichen Weise zu erzählen. Er beeinträchtigte selbst seine edelsten Eigenschaften, wenn er ausgebildeter Technik nachtrachtete. Seine Muse war selbst jenes Lorle, welches in der Stadt seinen Reiz einbüßte.

Wieder einmal hieß es, Robert Schumann sei aus Leipzig zu Besuch in Dresden angekommen. „Nun das ist schön, daß du da bist," hatte Hiller beim Wiedersehen lachend zu ihm gesagt. „Da werden wir uns tüchtig ausschweigen können." Mir, der seit den Knabenjahren die tiefste Bewunderung und Verehrung für Schumann im Herzen trug, schien der Scherz pietätlos. Indeß lernte ich bald das merkwürdige Insichgekehrtsein des Meisters kennen. Er war der größte Schweiger, sei's, daß der Gegenstand der meisten Reden und Gespräche ihm zu unbedeutend schien, oder daß ihm, der doch auch so glänzend zu schreiben verstand, der hergebrachte Ausdruck nicht genügte. In Hillers Salon, im Schwarme der Besuchenden versteckte er sich wohl einen ganzen Abend, ohne zehn Worte zu sprechen. Ich erinnere mich auch einer Kahnfahrt auf der Elbe, bei der die Frauen Lieder von ihm sangen, er aber schweigend, dann und wann mit zugespitzten Lippen vor sich hinsummend, stumm am Steuer saß und in das Abendroth hinausstarrte. Er lebte nur in sich und in der wunderbar tönenden Welt, die er in sich trug.

Auch Gutzkow war eine ganz meditative, in sich gekehrte Natur, aber wie verschieden geartet, wie ganz anders als Schumann! Sein Schweigen barg ein ununterbrochenes Verarbeiten der Fragen, die ihm von außen zukamen. Und alle Fragen der Zeit gingen ihm nahe. Wie er mit gewohnheitsmäßig halbgeschlossenen Augen Alles aufnahm, Alles bemerkte, so beschäftigten ihn alle Probleme, wofern sie sein Jahrhundert in Anspruch nahmen. Alles wurde zum Stoffe, aus dem er seine Fäden spann: während seines ganzen literarischen Wirkens waren ihm seine Stoffe durch die Ereignisse dictirt worden. Sein Versallen in Selbstversenkung alternirte mit plötzlichem Erwachen, in welchem er das Wort scharf wie eine Stahlklinge führte und die Dinge wie mit einem fremdartigen elektrischen Lichte zu beleuchten verstand. Eine große Weichheit des Gemüths war in ihm mit durchdringender Schärfe des Verstandes beisammen.

In diese Kreise trat der junge Mensch und war vorerst schon glücklich, in ihnen geduldet zu werden. Alle diese Männer standen noch in der Fülle ihrer Kraft, hatten ihr Bestes gegeben, nach dem sie beurtheilt werden konnten, und traten fortwährend mit neuen Werken hervor. Der junge Mensch wünschte nichts dringender, als sich die Achtung dieser Männer zu erwerben, der Beifall ausgezeichneter Menschen war ihm das Höchste. Und dieser Beifall wurde ihm zu Theil, als sein Buch endlich gedruckt vorlag. Da begannen für ihn glückliche Tage . . .

Gutzkow war seit 1845 als Dramaturg der Dresdener Bühne angestellt, er war mit Leib und Seele dabei und glaubte an eine Wiederbelebung der deutschen Dramatik. Es ließ sich aber nicht ersehen, daß seine Oberleitung viel geändert habe. Das war begreiflich, denn Emil Devrient war der heimliche oberste Leiter der Bühne. An allen bedeutenden Männern, die es besaß, hatte Dresden zu mäkeln, einzig Emils Größe stand unbestritten da. Er war der Abgott der Frauen, der „göttliche Emil". Er galt für den ersten deutschen Schauspieler. Ein Heldenspieler war er gewiß schon damals nicht mehr, schon darum, weil meist schon im dritten Acte Kraft und Stimme zu Ende waren. Dann forcirte er nur noch und stieß die Worte zwischen den halbgeschlossenen Zähnen hervor. Seine Affectation und Effecthascherei waren ohne Grenzen. Hatte er sich wieder einmal den Dresdnern in einer neuen Rolle gezeigt, so ging er auf Gastrollen aus, kein Theater war ihm zu gering. Trotz allem laut proclamirten Cultus des Ideals spielte er am liebsten in Stücken der Frau Birchpfeiffer, Holteis und Raupachs, die ihm vergönnten in Paraderollen beliebig aus dem dramatischen Rahmen herauszutreten. Unendlich viel hat Gutzkow von der Eitelkeit dieses Mimen zu leiden gehabt, die unersättlich war und nach immer neuem Lob in den Zeitungen verlangte.

Schon in den ersten Wochen meines Dresdener Aufenthalts hatte ich Richard Wagner kennen gelernt, ich hatte mit ihm und zahlreicher Gesellschaft, zu der auch Gutzkow gehörte, einen Spaziergang nach dem Waldschlößchen gemacht. Fast unter Mittelgröße, eher klein, mit stechenden Augen, zusammengekniffenen Lippen, scharf gebogener Nase, auffallend breiter, stark ausgearbeiteter Stirn und vorstehendem Kinn, hatte er viel von einem Professor an sich, wie er denn auch in einer Zeit der Bärte sich ganz rasirt zeigte. Aber frühe Kämpfe hatten ihm schon eine ungewöhnliche Reizbarkeit gegeben, er hatte bereits etwas ewig Aufgeregtes, Gereiztes, Giftkochendes in sich. „Tannhäuser" hatte unlängst das Licht der Bretter gesehen; aber es war kein rechter Erfolg gewesen. Man hatte das Textbuch gelobt — die Ausstattung war eine ungewöhnlich brillante gewesen — den musikalischen Theil fand man „ungenügend". Man vermißte eigentliche Charakteristik und geniale Naturkraft, man meinte, das Ganze sei mehr künstlich zurechtgelegt und leide an Langweiligkeit.

Auf diesem ersten Spaziergange hatten wir viel mit einander gesprochen, doch ausschließlich über Politik. Richard Wagner hielt die politischen Zustände für reif zur gründlichsten Aenderung und sah einer in nächster Zeit stattzuhabenden Umwälzung als etwas Unausbleiblichem entgegen. Die Umwandlung werde leicht und mit wenig Schlägen vor sich gehen, denn die staatlichen und gesellschaftlichen Formen hielten nur noch ganz äußerlich fest. Ich erinnere mich noch genau der Worte: eine Revolution sei bereits in allen Köpfen vollzogen, das neue Deutschland sei fertig wie ein Erzguß, es bedürfe nur eines Hammerschlags auf die thönerne Hülle, daß es hervortrete. Inzwischen hatte sich Gutzkow uns genähert, er opponirte, betonte die Kraft der Trägheit, die Macht des Alten und Furcht vor Neuem, die Gewohnheit der Massen zu dienen und zu folgen, den Mangel an Charakter in der unendlichen Mehrzahl. Er äußerte in seiner vorsichtigen Weise hunderterlei Bedenken. Wagner verlor die Selbstbeherrschung und brach die Debatte mit starken unmuthig gesprochenen Worten ab.

Wem hat die Zukunft Recht gegeben? Bald genug kam das Jahr Achtundvierzig! Wohl fielen in nächster Zeit die geweissagten Schläge, aber sie änderten kaum etwas an der Gestalt der Welt. Am allerwenigsten trat ein neues Deutschland in Erzguß zu Tage. Der kreisende Berg gebar eine — rothe — Maus und bald war wieder Alles wie vorher. Deutschland legte sich nach der ungewohnten Aufregung bald wieder aufs Ohr, um wieder sechszehn Jahre zu schlafen . . .

Am 6. October kam ich endlich dazu, den Tannhäuser zu hören: es war die dritte Aufführung. Bei der zweiten war es nicht ganz glatt abgegangen, das Publicum war in eine gereizte Stimmung gerathen, es war viel gezischt worden, nun hatte sich Tichatschek krank gemeldet und die Wiederholung war neun Tage ausgesetzt worden.

Diesmal war der Erfolg ein solcher, daß der Componist — damals gab es noch keinen Meister! — zufrieden sein konnte. Das Haus war anständig gefüllt und die Stimmung eine so gute, daß Wagner und seine Sänger nach jedem Acte gerufen wurden.

Ich gestehe offen, daß ich dieser Musik nie die weltaufregende Wirkung zugetraut hätte, die sie denn doch gehabt hat. Nur das Lied zum Lobe der Frau Venus, das Finale des ersten Actes, in welchem die Wartburggenossen den wiedergefundenen Freund begrüßen, der Einzugsmarsch und das Lied an den Abendstern rissen mich aus der Ermüdung heraus, die mich bald überfallen hatte. Für das Verschwimmende, Träumerische, das bloße Auf und Nieder der Tonwellen hatte ich keinen Sinn; die Pilgerlieder erschienen mir eintönig, der Sängerkrieg, in welchem ich die frappantesten Melodien erwartet hatte, mißlungen. Mein für derlei Hören noch ungeschultes Ohr glaubte in den zur Liebe lockenden Dämonengesängen des Venusberges eine gelinde Katzenmusik, und in den schneidenden Violinfiguren, welche das Pilgerlied mit den Venusbergsklängen durchsetzen, ein unorganisches Tohuwobohu zu vernehmen.

Dagegen hatte das Textbuch, das, keck genug, die Gestalt Heinrichs von Ofterdingen im Tannhäuser aufgehen läßt und die Hörselbergsagen mit dem Sängerkriege auf der Wartburg verschmilzt, mich sehr interessirt. Der Stoff behandelte gewisse Punkte, die man noch nicht auf der Bühne behandelt gesehen: das Versinken eines genialen Individuums in die Sinnlichkeit und sein Sichherausreißen aus dem Sinnestaumel. Das war neu und einer Wirkung sicher. Und doch war die Durchführung dieses Problems eine solche, die man auf keine Weise mit dem Freidenker und Revolutionär, den ich unlängst hatte sprechen hören, vereinigen konnte. Wenn man mit etwas modernem Geiste an den Stoff herantritt, denkt man sich doch den Tannhäuser als einen Mann, der sich von mittelalterlich christlicher Anschauung emancipiren wollte. Nun war aber Alles gar zu sehr im Sinne eines Mönchsthums gefaßt, das sich die alten Götter als ein herabgekommenes Geistergesindel vorstellt und in dem Schwärmer für die antike Welt nur einen Gesellen von liederlichen Sitten sieht. Und nichts Anderes ist Tannhäuser in der Oper. Drum erfaßt ihn auch bald Mißbehagen und Ekel vor solchem Heidenthum und vor sich selbst und mit dem Rufe: Mein Heil ist in Maria! flüchtet er in die Oberwelt. Hier geräth er nun wieder in eine Versammlung von Minnesängern und Rittern, welche, höchst absurd, nur eine Liebe feiern, die vom bloßen Anschauen lebt, man meint, Tannhäuser sei unter lauter Mönche gerathen. Kaum wagt er eine Rechtfertigung und tritt schon schuldbewußt, ein gar sonderbarer Held, die Bußfahrt nach Rom an. Dazu der katholicisirende Schluß — es ist begreiflich, daß man zu solcher Dichtung bedenklich den Kopf schütteln mußte. . . . Lange noch nach der Aufführung saß ich, alles dies besprechend, mit Bildhauer Hähnel im Wirthshause zusammen. „Und doch irren Sie," sagte dieser, der zu den besonderen Freunden Wagners zählte, „wenn Sie wegen allem diesen Wagner für ein Kryptokatholiken halten . . . Er arbeitet nur mit den Mitteln der alten Romantiker Tieck, Arnim, Brentano, weil er recht wohl weiß, welche Macht diese Romantik noch über die Geister ausübt . . . Was wollen Sie? Meyerbeer ist wohl auch ein schlechter Christ und arbeitet in den Hugenotten mit protestantischen Tendenzen . . . Schließlich müßte Tannhäuser ja ein Deutschkatholik sein, weil er sich vom Papste lossagt . . ."

An einem der folgenden Tage sah ich Ferdinand Hiller eine Rolle in der Hand halten. „Da hat Richard Wagner," sagte er, „einen neuen Operntext geschrieben und mir ihn zu lesen gegeben. Er heißt „Lohengrin" und behandelt die Sage vom Schwanenritter. Ein ganz vortreffliches, höchst effectvolles Libretto! Wie schade, daß Wagner selbst es componiren will! Seine musikalische Begabung reicht nicht dazu hin! In anderer Hand würde das eine ganz andere Wirkung haben!"

So urtheilte man in jener Zeit. Richard Wagner strafte allerdings dies Urtheil Lügen und gab in seinem Lohengrin sein bestes Werk, meiner Ansicht nach dasjenige, das von seinen Werken am längsten leben wird. Mit der „Unzulänglichkeit", die damals so allgemein betont wurde, hatte es aber doch seine gute Bewandtniß. Man verstand darunter den Mangel an wirklicher Dramatik, das geringe Maß von Melodienzauber, das stete Vorwiegen pathetischen Ernstes, den Mangel an wirklicher lebendiger Charakteristik. Allerdings sind alle diese Unzulänglichkeiten seitdem als der Anfang einer neuen Kunstform gepriesen worden. Darauf gehe ein, wer alle Moden und Thorheiten seiner Zeit mitmachen zu müssen glaubt! Vielleicht muß man auch, um das Kunstwerk der Zukunft recht zu fassen und zu würdigen, schon heute mit den Ohren der Zukunftsgeneration ausgestattet sein.

(Schluß folgt.)

Der Streit um den Hexameter.

Von J. Mähly.

Ein umfangreiches Buch mit Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, von Kritik und Geschmack zu schreiben über einen literarischen Gegenstand, um seine Mühe schließlich zu krönen mit dem trostlosen Resultat, daß es mit diesem Gegenstand nichts sei, daß sein ganzes Wesen auf unmöglichen, unerfüllbaren Voraussetzungen beruhe und von jeher beruht habe — dazu gehört eine felsenfeste Ueberzeugung und ein heroischer Muth. Nachdem der Verfasser der „Geschichte der deutschen Homerübersetzung im XVIII. Jahrhundert"*), Herr Adalbert Schroeter, sämmtliche Versuche, welche innerhalb der Grenzen seiner Aufgabe liegen, aufs genaueste und gewissenhafteste, mit eindringender Sachkenntniß und möglichst unbefangener Würdigung von Menschen und Dingen, die bei dieser Frage eine Rolle zu spielen berufen waren, zergliedert hat, schließt er seine Studien mit den Worten: „Er sei vorbei, der stelzbeinige Faschingszug der antiken Metren, in der deutschen Poesie! Doch in dem Elemente (?) der alten Sprachen soll uns der Hexameter immerdar ein so vielbewundertes Kunstgebilde bleiben, als wir in seinem modernen Ableger eine peinliche Caricatur oder einen hülflosen Schatten beklagen und verurtheilen."

Wir wollen mit unserer Ansicht nicht zurückhalten und bekennen freimüthig: Hoffentlich geht der Wunsch des Herrn Verfassers nicht in Erfüllung, und wird die Gnade, welche er großmüthig den griechischen und römischen Klassikern gewährt, von unserer deutschen Mit- und Nachwelt auch unsern deutschen Klassikern wie bisher gewährt und gewahrt bleiben. Der Verfasser wird sich selber sagen müssen, daß sein Wunsch, nach hundertfünfzigjähriger unangefochtener Praxis, etwas spät komme und daß, wer einen so alten „Götzen" zu Boden schlagen will, mit den schneidigsten Waffen ausgerüstet sein müsse. Dieses blankgeschliffene Rüstzeug aber fehlt unserem Ritter und mußte ihm fehlen, weil es überhaupt für diesen Fechtgang nicht vorhanden ist und alle Hiebe Scheinhiebe sind. Seine Gegner, einen Gottsched, Bodmer, Voß, trifft er wohl, weil er ihre Blößen kennt, aber die Gegner sind nicht die Sache; diese hat sich, trotzdem daß ihre Vertreter zwar Legion, aber der Mehrzahl nach Pfuscher sind, durch glänzende Muster auf eine Art bewährt, daß ihre Gegner zu Schanden werden. Prüft man die Gründe derselben näher, so erstaunt man, wie luftig und fadenscheinig sie sind und möchte unwillig werden über die Vermessenheit, mit solchen Nichtigkeiten einer ehrwürdigen Errungenschaft ans Leben gehen zu wollen.

*) Jena, Costenoble.

Wir wissen nicht, ob der ingrimmige Verfasser ein Schüler von Moritz Haupt ist, zu dessen geistreichen Grillen es gehörte, den deutschen Hexameter für einen Wechselbalg zu halten, aber Schüler oder nicht, so scheint durch Haupts Autorität das spröde, abweisende Verhalten gegen den deutschen Hexameter ein wenig in Mode gekommen zu sein. Aber große Gelehrte haben oft sehr subjective „Stimmungen"; man hält ihnen diese Eigenheiten zu gute, weil sie reichlich aufgewogen werden durch anderweitige hervorragende Eigenschaften; leider aber finden jene mehr Nachahmung als diese. Der Hauptstoß beim Turnier ist gewöhnlich der, den auch unser Verfasser applicirt: „der Widerstreit des Wort- und Taktaccentes im antiken Vers" der „uns ein verschlossenes Räthsel" bleibe. Als ob dieser Widerspruch nicht auch für die jambischen und trochäischen Versmaße gälte! und doch hat unseres Wissens nach Niemand gegen unsere deutschen Jamben, beispielsweise gegen unseren dramatischen Eilfüßler (sit venia verbo!) oder Zwölffüßler, welch letzterer doch entschieden den Alten nachgebildet ist, eine Lanze einzulegen gewagt. Das fehlte noch — und doch wäre es nur consequent. Zünftige werden vielleicht sagen: „Aber den Jambus haben wir ja bereits im Nibelungenlied fix und fertig, er ist deutsches Eigenthum, wie der ganze Nibelungenvers!"

Ist denn das so sicher? Wissen wir denn überhaupt, welchen Gang unsere deutsche Metrik genommen haben würde, ohne Kenntniß der antiken (zunächst lateinischen) Maße? Und ist denn jener „Widerspruch" ein so unumgängliches nothwendiges Schönheitsgesetz? Weiß der Verfasser nicht, daß er die zweite Hälfte des lateinischen Hexameters gar nicht berührt, sondern daß hier Wort- und Taktaccent zusammenfallen? weiß er nicht, daß im Jambus der lateinischen Komödie (also in dem nächst dem Hexameter gebräuchlichsten Versmaß) die Dichter auf möglichste Concordanz der beiden Accente ausgingen? Und wenn auch hierüber noch Streit herrscht, so wäre ein solcher Streit ja rein unmöglich, wenn nicht jene Concordanz in tausenden von Versen zuträfe! Ferner — das entscheidendste Moment in dieser unnöthiger Weise so stark betonten Frage — hat das Lateinische, obschon es in Bezug auf Betonung einen ganz andern Charakter aufweist als das Griechische, gleichwohl völlig unbeanstandet die griechischen Maße herübergenommen, und wir sollten das im Deutschen nicht dürfen, wir, deren Sprache dem Lateinischen hinsichtlich der Betonung — wir meinen hier den Umstand, daß das Lateinische und vorwiegend auch das Deutsche barytone Sprachen sind, das Griechische dagegen zahllose Oxytona hat — dem Lateinischen also viel näher steht als dem Griechischen? Wie hoch oder nieder taxirt man denn diesen so schwerwiegenden Umstand beim Hervorheben jenes vermeintlich so nothwendigen Widerspruches? Man ignorirt ihn einfach, weil er genirt; manchem Eiferer mag er auch gar nicht bekannt sein. — Indeß, wie gesagt, jetzt, nachdem mehr als ein Dutzend Jahrzehnte ins Land gegangen sind, von denen jedes uns unzählige Hexametergarben brachte, ist es nicht mehr an der Zeit, von der Berechtigung des Hexameters zu sprechen; wir haben ihn, wir stehen vor einem fait accompli und wir wollen uns doch darüber freuen, statt an vermeintlichen selbstgeschaffenen Unzuträglichkeiten herumzutasten und herumzumäkeln. Zu bedauern ist, einweilen noch, nur eins — was merkwürdiger Weise der Verfasser nur ganz kurz erwähnt hat, obschon es Wasser auf seine Mühle wäre — nämlich, daß noch keine unverrückbaren Normen für die Silbenwerthe (ob lang, ob kurz, ob doppelzeitig, resp. hochtonig, tiefstonig, oder beides) aufgestellt und der Subjectivität, will sagen Bequemlichkeit der Dichter zu laxe Schranken gesetzt sind Aber trotz dem aufrichtig gesprochenen „leider" möchten wir doch gleich hinzusetzen, daß der deutsche — wir wiederholen es, unangefochtene — Jambus ähnliche Licenzen aufweist und erträgt: jedes einsilbige Wort kann hier nach Umständen, d. h. nach Belieben als betont oder tonlos gebraucht, jeder Tiefton zur Tonlosigkeit herabgestimmt werden. Im Hexameter geht man freilich noch weiter; man gebraucht nicht blos im Stillen und gleichsam in der Deckung, man proclamirt sogar öffentlich die Trochäenfreiheit, d. h. den Ersatz einer unbequemen Länge (resp. des Hoch- oder des Tieftons) durch eine bequemere Kürze (resp. tonlose Silbe) und, was noch ärger ist, aber sogar renommirten Dichtern hundertmal passirt, ohne daß sie's nur merken, man stellt das Tonverhältniß geradezu auf den Kopf, ja wohl:

1. Dieser Unfug kommt | vor, weil | ihm Nachsicht ja gewährt wird;
   Warum | sollt er es | nicht . . . . ?

Immerhin besser, wenn auch noch mit den oben angeführten Licenzen sattsam beschwert, würde die Umänderung sein in

2. Weil man | Nachsicht gewährt, gedeiht der | Unfug so | fröhlich.

Wir wollen keine Namen dichtender Individuen verrathen, in deren Versen die Härten von Nr. 1 (die unerträglichsten von allen) förmlich wuchern, nur auf ein sachliches Beispiel wollen wir verständnißinnige Leser aufmerksam machen, nämlich auf ein bekanntes Epos, dessen Held ein gewisser König von Sion ist.

Nun ist allerdings zwischen der Vertheidigung des deutschen Hexameters und der Möglichkeit einer vollendeten Homerübersetzung noch ein weiter Weg — aber ist es nicht das Los jeder, auch der besten Uebersetzung, welche ihrem Charakter treu bleiben und nicht das Original überflügeln will, daß sie bis auf irgend welche Distanz hinter ihm zurückbleiben muß? Keine Sprache der Welt, auch die vollkommenste nicht, vermag die Eigenthümlichkeiten, Nüancen und psychologischen Schattirungen einer anderen wiederzugeben, und insonderheit was den Versuch einer deutschen Homerübersetzung anbetrifft, so durfte der Verfasser des vorliegenden Buches mit vollem Recht behaupten, daß zwar „unsere herrliche Sprache" alle Gebiete des Gedankens und der Gefühle mit Zauberkraft unter ihr Scepter zu zwingen vermöge, daß aber ihr „Mahnruf sich immer mehr geistigen als sinnlichen Nachdruck geben könne" (sic!) und daß sie immer mehr psychisch als physisch, mehr nur mittelbar auf die Sinne wirken, mehr durch seelische Affectionen als durch phonetische und musikalische Effecte leisten werde — aber was diese richtige Charakteristik mit dem stelzbeinigen Faschingszug der antiken Metren in der deutschen Poesie überhaupt und mit dem Hexameter insbesondere zu schaffen habe, vermögen wir nicht einzusehen. Oder wären denn jene homerischen Vorzüge durch irgend ein modernes Metrum eher erreichbar? Was haben denn in aller Welt die Metren mit dem Sublimat von Sprachgeist zu thun? Eher ließen wir uns noch die Behauptung gefallen — denn genau besehen und streng genommen wäre sie richtig — daß überhaupt jede mit dem Anspruch einer Uebersetzung auftretende Umwandlung eines sprachlich und zeitlich Fremden in die Muttersprache — ob nun deutsch oder wälsch, gleichviel — eigentlich ein Unding sei, weil zwischen Sprache und Bildungsstand eines jeden Volkes eine ganz bestimmte Wechselbeziehung stattfindet, welche, selbst wenn wir uns geistig in jene Bildung und Sittenwelt hineinzusetzen vermöchten, mit den Mitteln der vorgeschrittenen Sprache gleichwohl nicht mehr darstellbar wäre. So rigoros ist aber unser Verfasser nicht, und doch sollte er es sein, wenn er consequent sein wollte! — Aber wir thun ihm vielleicht in seiner Vernichtungsfehde gegen den armen Hexameter Unrecht und er hat ihn wirklich mit Hieben über Hieben todtgemacht. Oder ist es anders auf Seite 345? Hören wir ihn: „Der deutsche Hexameter ist ein so armes Ding; immer die gleiche Fußzahl" (sonderbar! wir glaubten bisher, es sei im Griechischen accurat eben so und erklärten uns daraus den Namen Hexameter, aber halt! es kommt eine Erklärung:) „denn die katalektischen sind unzurechnungsfähige Embryonen" (das ist sehr gelehrt gesprochen, aber im Grunde völlig nichtssagend, denn welcher halbwegs ernste Dichter erlaubt sich solche Embryonen auch nur in dem Maße, wie Virgil!): „immer derselbe mannweibliche Ausgang" (hier grinst uns eine thiermenschliche Sphinx entgegen und wir sind versucht die bekannten Reimverse von Graf Oerindur und dem „Zwiespalt der Natur" zu Hülfe zu rufen); „derselbe massive Anklang mit Ausschluß jeden Auftaktes" (genau dieselbe peinliche Situation wie im vorigen Satze); „das alles

ohne irgend ein äußeres musikalisches Bindemittel" (soll der Citheranschlag des Rhapsoden gemeint sein? dann o weh! ihr lateinischen Poeten sammt und sonders); also „kein Bindemittel als das dehnbarste Zahlgesetz" (das auch die feinfühligen Griechen unverbrüchlich gehalten haben); weiter: „Er ist deshalb (wegen dieser vielen stichhaltigen Gründe?) so kläglich grau, der deutsche Hexameter; ermangelt der Arme doch des üppigen Schmucks der griechischen Diphthonge" (den Diphthongen oi kennt das Deutsche allerdings nicht, das ist wahr, ebenso wahr, daß die beiden alten Sprachen den großen Vorzug einer Fülle von klar und voll tönenden Silben haben, wahr ist aber auch drittens, daß von allen den vorgeführten Paradeargumenten dies das einzige, wirklich streitbare und stichhaltige ist!): Was wir sonst noch zu hören bekommen vom „syntaktischen Parallelismus" und „symmetrischen Organismus" des griechischen Hexameters u. s. w., ist, wenn nicht geradezu Phrase (was nicht selten der Fall), so doch kein Argument, weil die Mittel dazu auch in unserer Sprache vorhanden sind. Wer mit dem Posaunenstoß „deutsche Spondeen gibt es nicht" die Veste des Hexameters glaubt umblasen zu können, wer „Eislauf" und „Eisfahrt" (das heißt je zwei betonte Silben mit gutem und schlechtem Takttheil, genau wie in den beiden alten Sprachen) nicht für Spondeen hält, sondern ihnen blos den Werth von Trochäen zuschreiben will, mit dem ist, ob nun sein Wappen Streitsucht oder Unkenntniß ist, nicht zu streiten, nach dem Spruch der alten Logiker: Contra principia negantem non est disputatio. Wir wollen's „zum Uebrigen legen", zu der Schrulle von der „größern Kunstvollendung" des Schillerschen „Fiesco" und des Goethe'schen „Götz" gegenüber der „Braut von Messina" und der „natürlichen Tochter", sowie von der „horrenden Ueberschätzung der antiken Einflüsse auf die nationale Kunst", oder von dem Ausspruch, daß der arme Gottsched, als er den Eingang der Ilias in deutsche Hexameter übertrug, „unwissentlich eine der verhängnißvollsten Thaten im Bereich deutscher Verskunst verrichtete"! Bedenklicher aber als diese Schrullen, die ja auch in einem fein organisirten Gehirn Platz haben, sind bei einem Kritiker, der über metrische und sprachliche Schwächen so unerbittlich zu Gerichte sitzt, arge Verstöße gegen den Sensus grammaticus. Er flickt dem alten Voß am Zeug — meist, wie uns bedünkt, mit Recht —, sehr mit Unrecht aber bemängelt er sein „vielgewandert" und meint nun wörtlich: „Darf man „vielgewanderter" schreiben, so darf man auch vielgerittener, vielgetrunkener, vielgegessener, vielgelesener schreiben von einem Manne, der viel geritten, getrunken, gegessen, gelesen hat." Hier ist ein derbes „Hoho!" am Platze. Ist es möglich? Ein solches quid pro quo bei einem Sprachkritiker? Wie würde sich der alte Heinrich Voß, der sattelfeste Grammatiker und Schulmeister, weiden an dem Triumph, den ihm sein schöngeistiger Gegner durch diesen einzigen Lapsus bereitet hat! Fürwahr, er dürfte sich theilweise gerächt, entschädigt fühlen für das Leid, das der Gegner auf ihn gehäuft! Und doch: gegenüber Voß — so schwer es uns auch fällt, es zu sagen und einem hundertjährigen Dogma entgegenzutreten — gegenüber Voß und seiner Uebersetzung hat der Verfasser im Großen und Ganzen Recht. Voß hat unleugbar, auch als Uebersetzer, seine großen Verdienste, er hat die deutsche Sprache gereinigt von den metrischen Ungethümen, hat die Wildniß urbar gemacht durch Schnitt, Ordnung und Zucht, hat den Sprachwerthen ihr Gewicht zugewogen, manches Schwankende fixirt, manches Tastende auf den richtigen Weg gewiesen, aber es war immer nur die vom hausbackenen pedantischen Verstande geführte Hand, die zuschnitt und zustutzte; wo Herz, Gemüth und Phantasie sprechen sollten, da vernahm er nur die Stimme der Mathematik, die Grazien wohnten weit weg und das kritische Messer war nicht mit dem Oel der Schönheit gesalbt — je länger, je weniger. Friedr. Leopold Graf von Stolberg, sein gleichzeitiger Rival in der Homerübersetzung, war ihm, was Gelehrsamkeit und Kenntniß der Technik betrifft, lange nicht gewachsen, er behandelt das Metrische cavalierement und auch die Mathematik macht ihm keine Sorgen — über die Gleichzahl der Verse setzt er sich souverain hinweg! — aber alle diese Minus macht er wieder mehr als wett durch seinen dichterischen Verstand, durch sein Plus an Schönheitssinn, an Feingefühl, an poetischem Takt, an sprachlichem Fluß und Ebenmaß — und das sind denn doch Haupttugenden und wiegen die äußere Correctheit des mühsam zurechtgezimmerten Materials mehr als auf! Wer von der Lectüre des Voß'chen Homer unmittelbar zum Stolberg'schen übergeht, dem geht der Athem leichter von Statten, er fühlt sich wie aus schwülem Dunstkreis in die freie Luft, „aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Häuser quetschender Enge" auf die breite schöne Heerstraße gebracht, wo sein Fuß nicht mehr an Ecken und Kanten anstößt. Dieses Verhältniß richtig gestellt, und dem Namen Fr. Leopold von Stolberg den gebührenden Ehrenplatz zugewiesen zu haben, halten wir für ein Hauptverdienst des vorliegenden Buches.

Reise eines Deutschen durch Sibirien.

Von Friedrich von Hellwald.

Die Literatur über das nördliche Asien ist nicht allzu reich an deutschen Werken und ganz besonders in der Neuzeit sind es vorwiegend Engländer, Russen und Schweden gewesen, welche die Kunde des weiten Erdstriches gefördert haben, dessen Name Sibirien noch immer der Schrecken nicht völlig entkleidet ist, womit ihn die Vorstellungen verflossener Zeiten umgeben hatten. Mit wahrer Freude nahm ich daher den hübsch ausgestatteten Band*) zur Hand, worin ein Deutscher, ein Kölner Kind, Herr Wilhelm Joest, nachdem er schon in der halben Welt sich umgesehen, jene Eindrücke niedergelegt hat, welche er auf einer Durchquerung Sibiriens empfing. Herrn Joests Reise fällt in die Zeit vom 4. Juni bis 14. September 1881, so daß seine Aufzeichnungen uns buchstäblich mit der sibirischen Gegenwart vertraut machen, so weit er auf seiner immerhin flüchtigen Tour sie zu belauschen im Stande war. Um gleich meinen Gesammteindruck vorweg auszusprechen, will ich sagen, daß wenige Reisebücher interessanter, unterhaltender zu lesen sind als jenes von Joest. Selbst einige Härten des Stiles, welchen wir mannichfach begegnen, thun dem keinen Eintrag. Eine wissenschaftliche Arbeit ist das Buch allerdings nicht, aber dies lag auch gar nicht in des Verfassers Absicht, der eben blos einen ungeschminkten Bericht seiner Reiseerlebnisse geben wollte. Immerhin findet er dabei Gelegenheit, manche interessante Wahrnehmung einzuflechten, und da es ihm sichtlich auf Darstellung des Thatsächlichen ankam, Herr Joest auch als ein aufmerksamer und — was nicht hoch genug angeschlagen werden kann — objectiver Beobachter sich erweist, so wird sein Buch wohl Niemand ohne bleibenden Nutzen aus der Hand legen. Zu bedauern bleibt, daß Herr Joest bei Antritt seiner Reise kein Wort Russisch sprach; er würde mit der Kenntniß dieses schönen Idioms weit mehr Genuß, weniger Schwierigkeiten und noch reichere Gelegenheit zu merkwürdigen Beobachtungen gefunden haben.

Herr Joest kam aus dem sonnigen Japan nach Wladiwostok, der Hauptstadt der am japanischen Meere gelegenen und geographisch zu Ostsibirien gehörigen Seeprovinz. Diese „Beherrscherin des Ostens" — wie ihr Name lautet — machte keinen sehr angenehmen Eindruck auf unseren deutschen Besucher, obwohl er bei dort ansässigen Landsleuten die freundlichste Aufnahme fand. Die schweren Blockhäuser, welche ziemlich wirr durcheinander stehen, sahen finster und trübselig aus, und Herr Joest war froh als er die Fahrt nach dem Westen antreten konnte. Es ist nicht meine Absicht, den wackeren Reisenden auf Schritt und Tritt zu begleiten, dies möge der freundliche Leser im Joest'schen Buche selber thun; nur einige der wichtigsten Momente seien hier hervorgehoben. Der erste Theil der Reise ging von Wladiwostok direct nach Norden, um in Chabarowka den Amur

*) Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien, von Wilhelm Joest. Mit fünf Lichtdrucken und einer Karte. Köln, Du Mont-Schauberg.

zu erreichen. Es geschah dies zuerst in einer Dampfnußschale auf dem Flüßchen Snifún bis Rasdolnoi, wo die „Troika", das Dreigespann, bestiegen wurde, ein kleiner offener Marterkasten ohne Sitz und Rückenlehne. Auf den Stationen lernte unser Wanderer die russischen Bauernhäuser kennen, von denen er versichert, daß sie nicht im entferntesten jenen gleichen, welche uns die jüngsten Weltausstellungen als solche vor Augen führten. Dagegen ist der ob seiner Unreinlichkeit verrufene russische Bauer und Arbeiter wahrscheinlich reinlicher als sein College im übrigen Europa, da er regelmäßig einmal in der Woche badet. Wohl aber ist in diesem Punkte der günstiger situirte Russe nicht besser als der gemeinste Muschik und Herr Joest hatte mit diesem geringen Waschbedürfniß der Leute auf seiner langen Fahrt einen harten Kampf zu bestehen. Der große Durchschnitt aller Russen wäscht sich nur einmal in der Woche, dann allerdings gründlich, und zwar im Dampfbade, deren es beinahe in jedem Dorfe eines gibt. Ueber Nikolsk, dem einzigen größeren Orte der unteren Ussuri-Provinz, einem traurigen Neste, dem aber alle sibirischen Städte vom Amur bis zum Ural gleichen, gelangte man an die Ufer des großen Chanka-Sees, welcher im Dampfboot gekreuzt wird und melancholisch, langweilig wie jeder Binnensee, ohne bergige oder bewaldete Ränder daliegt. Die Plage jener Himmelsstriche sind die Moskiten, deren Qualen zu beschreiben der Verfasser nicht genug Worte findet. Erst auf dem Ussuri wurden die das Fahrzeug einhüllenden Mückenwolken durch stärkeren Luftzug wenigstens einigermaßen zerstreut. Auf diesem Grenzflusse schwamm nun Herr Joest bis zu dessen Vereinigung mit dem Amur bei Chabarowka hinab. Beide Ufer des Ussuri sind flach und die Gegend unbeschreiblich trostlos, die linke chinesische Seite ganz unbewohnt, und am rechten Ufer nur zeitweise belebt durch einzelne Wohnungen der Golde, eines Zweiges der großen tungusischen Völkerfamilie, mit dem der Reisende später näher bekannt wurde.

Am siebenten Tage, nachdem er Wladiwostok verlassen, erreichte Herr Joest bei Chabarowka den Zusammenfluß des Ussuri mit dem Amur, jenem Riesenstrome, auf dem er noch zweitausend Werst stromaufwärts zu fahren hatte, ehe seine Ueberlandreise beginnen sollte. Es ist schwer zu sagen, ob der Ussuri in den Amur fließt oder umgekehrt; wie dem aber auch sei, Herr Joest nennt den Amur den trostlosesten aller Flüsse. Bei Chabarowka ist der reißende Strom über drei Kilometer breit und friert trotzdem im Winter meist auf sechs Monate zu. Er bildet sodann, ebenso wie im Sommer, den einzigen Verkehrsweg für Chabarowka, das im Herbst und Frühjahr vollkommen von der übrigen Welt abgeschlossen ist. Es fällt schwer, sich ein trostloseres Bild wie den meilenweit ausgetretenen Amur vorzustellen: nichts wie eine unendliche trübe, fahle Wasserfläche, auf der höchstens ein entwurzelter Baum treibt oder aus welcher hier und da einige Weidenbüsche hervorragen und im Hintergrund eine Reihe melancholischer Telegraphenpfosten; nichts Erquickendes für das Auge, nichts Erfrischendes für das Gemüth, nur öde gelbe Wassermassen und darüber ein bleierner Himmel. So passirte man die Mündung des Sungari, des bedeutendsten Flusses der Mandschurei, an welchem die Stadt Tzitzikar und noch andere große Orte liegen, dann das eine angenehme Abwechslung bietende Khingan-Gebirge und die große, etwa 30,000 Einwohner zählende Mandschurenstadt Aigun. Die Ufer wurden allmählich belebter, zu beiden Seiten lugten Mandschurenhütten aus dem Weidengebüsch, nackte Kinder spielten im Wasser, Mädchen mit großer Schmetterlingsfrisur erwiderten lachend die Grüße der Reisenden, während die Männer, ohne sie eines Blickes zu würdigen, ihre eigenthümlichen Fallnetze, die auf Rädern in den Fluß geschoben werden, inspicirten. Zwölf Stunden später näherte sich das Schiff der Residenz Sr. Excellenz des Gouverneurs der Amur-Provinz, der Stadt Blagowjeschtschensk, die etwa 6000 Einwohner zählt. Diese wohnen in Holzhäusern, deren Brennbarkeit wohl Niemand bezweifelt. Zwei Tage hielt sich Herr Joest hier auf, dann fuhr er mit dem von Nikolajewsk kommenden Postdampfer, immer den Amur stromaufwärts, nach Strjetensk. Bei Ustj Strjelka lenkte der mit verzweifelter Langsamkeit sich bewegende Dampfer in die Schilka ein, einen landschaftlich recht hübschen Strom in der Breite der Mosel, welcher sich hier mit dem aus der Mandschurei kommenden Argun zum Amur vereinigt. Gerade einen Monat, nachdem er Wladiwostok verlassen, langte endlich Herr Joest zu Strjetensk in Transbaikalien an.

Auch Strjetensk ist ein trostloser Platz, den man gern so rasch als möglich wieder verläßt, bildet aber den Ausgangspunkt für die Ueberlandtour nach Westen, ebenso wie es Endstation der aus dem europäischen Rußland kommenden Reisenden ist. Unser Verfasser versah sich hier mit einem tüchtigen Reisewagen, einer sogenannten Tarantaß, welchen er bei einem deutsch sprechenden Juden erstand. Wie anderwärts sprechen auch in Sibirien die Juden, deren es dort nicht wenige gibt und die sich des Schutzes der Regierung erfreuen, fast alle deutsch. Sonst trifft man die Kenntniß dieser Sprache bei den meisten Telegraphenbeamten, die zum großen Theile Deutsche oder Dänen sind. Auf der Ueberlandreise, bei deren Einzelheiten wir uns nicht weiter aufhalten wollen, lernte Herr Joest die specifische Tugend der Sibiriaken, der Juden sowohl wie der Russen, die Gastfreundschaft, nach Gebühr schätzen. Auf der ganzen Strecke vom Amur bis nach Petersburg stehen Werst für Werst Wegweiser, welche die Entfernung von der nächsten Station nach jeder der beiden Richtungen, häufig auch nach Moskau oder Petersburg anzeigen. Im Allgemeinen gewinnen wir aus Joests Schilderungen den Eindruck, daß die postalischen Einrichtungen in Anbetracht der zu überwindenden Schwierigkeiten geradezu mustergültig genannt werden dürfen, und wenn trotzdem die Reise eine mühselige, oft qualvolle ist, so liegt dies vornehmlich in Gründen, welche mit der Natur der Verhältnisse innig verbunden sind, nicht an mangelndem guten Willen seitens der Regierung. Mit den Augen nüchterner, wahrheitliebender Beobachter betrachtet, nehmen sich die Dinge überhaupt ganz anders aus, und während Herr Joest uns über die landschaftlichen Reize des von ihm durcheilten Sibirien jedwede Illusion benimmt, während er uns die Trunksucht als ein Hoch und Niedrig befleckendes Laster kennen lehrt, mit dem der Reisende auf Schritt und Tritt in Berührung kommt, sammelte er über die Verhältnisse der nach Sibirien strafweise Verbannten Notizen, welche das Los der dahin Exportirten in einem keineswegs unfreundlichen Lichte erscheinen lassen. Die Bergwerke von Nertschinsk hat er allerdings nicht besucht, allein in Nertschinsk hatte er Gelegenheit Mancherlei zu erfahren, was sehr gut zu den ziemlich günstigen Schilderungen stimmt, die wir von anderer Seite schon, so von unserem Brehm und neuerdings wieder durch den Engländer Henry Lansdell über das Gefängnißwesen und Verbanntenleben in Sibirien empfingen. Wem der bedeutende Unterschied zwischen den Schilderungen der Behandlung und Lage der Verbannten durch ältere, oft anonyme Autoren und der wahren Sachlage auffällt, der möge bedenken, daß manche dieser Schriftsteller überhaupt nie in Sibirien gewesen sind, während andere mit Absicht tendenziös gefärbte Phantasie- und Lügengebilde veröffentlicht haben.

Weder Tschitá, die Hauptstadt Transbaikaliens, nach Werchne Udinsk, von wo aus Herr Joest einen lohnenden Ausflug nach Kjachta an der chinesischen Grenze unternahm, vermögen uns zu fesseln. Aber selbst das Bild, welches er von Irkutzk entwirft, ist kaum geeignet uns den Aufenthalt in diesem Paris Sibiriens beneidenswerth erscheinen zu lassen. Dagegen gibt es vielleicht keine Stadt der Erde, wo so viel, um es gelinde zu sagen, getrunken wird, wie hier. Dabei sind die Leute in hohem Maße entgegenkommend und gastfrei, und der Fremde kann sich kaum des ewigen Schnäpschens und der Sakuska erwehren. Die Damen geniren sich allerdings zuweilen vor dem Ausländer, allein blos zum Scheine heucheln sie Enthaltsamkeit. Man trinkt in Irkutzk den Branntwein in denselben Quantitäten und bei denselben Gelegenheiten wie der Rheinländer etwa seinen „Schoppen" Mosel. Freilich darf man nicht außer Acht lassen, wie in dem kalten nordischen Klima Alkohol weit mehr denn in unseren gemäßigten Himmelsstrichen Bedürfniß ist und auch thatsächlich in größeren Quantitäten ohne Nachtheil vertragen werden kann.

Die zahlreichen Dörfer, welche auf der Weiterreise passirt wurden, machten insofern einen wohlhabenden Eindruck, als neben den alten zerfallenen Blockhäusern manchmal ganz hübsche neue Hütten errichtet waren, denen die Bewohner durch geschnitzte Fensterläden, zuweilen selbst durch einen Blumentopf auf dem Fensterbrett ein freundliches Ansehen zu geben sichtlich bestrebt waren. Auch das Feld längs der Straße war bebaut, Roggen und Hafer standen gut, der Buchweizen blühte und die Brachfelder waren dicht mit wilden Blumen besäet. Der schwarze Boden scheint äußerst fruchtbar zu sein und producirt regelmäßige gute Ernten, trotzdem ihm der sibirische Bauer beinahe Unmögliches zumuthet. Oft ohne Fruchtwechsel ackert man mit den primitivsten Pflügen und Eggen zehn Jahre auf demselben Felde, ohne an irgend eine Düngung zu denken. Wird die Ernte dann zu gering, so läßt man den Boden 15—20 Jahre brach liegen und saugt inzwischen ein anderes Feld in derselben Weise aus. Streckenweise führte der Weg durch schönen Birkenwald, doch ist die Planlosigkeit und Barbarei zu bedauern, mit der überall die Wälder verwüstet werden. Es ist, als ob der Russe keinen Baum sehen könnte, ohne ihn umzuhauen. Abgesehen von dem nothwendigen Bau- und Brennholz, fällt oder zerstört der Sibiriake einen Baum, sobald er nur irgend ein Stück Holz oder Rinde nöthig zu haben glaubt. Die 3408 Werst von Irkutzk nach Jekaterinburg am Fuße des Ural legte Herr Joest in der überraschend kurzen Zeit von 16 Tagen und ebenso vielen Nächten ohne weiteren Unfall zurück. Die Reise war recht ermüdend und ungeheuer langweilig; dies in wenigen Worten der gewonnene Gesammteindruck. Nicht ohne ein Gefühl tiefer Erleichterung bestieg Herr Joest in Jekaterinburg die über den Ural nach Europa führende, sehr bequem eingerichtete Eisenbahn, und mit dem festen Vorsatze, freiwillig nimmer dieses trostlose Land zu betreten, nahm er frohen Herzens Abschied von Sibirien.

Aus der Hauptstadt.

Prell's Fresken im Architektenhause.

Die Gelegenheit zur Ausübung des Fresko bietet sich leider nur selten. Der Staat hat zwar in letzter Zeit wieder öfter Wandmalereien ausführen lassen, aber er stellte keine Anforderung in Bezug auf die Technik. Hier und da läßt ein Privatmann einen Versuch machen, der jedoch für den ausübenden Künstler so wenig Folgen hat, wie für die Kunst.

In jüngster Zeit allerdings hat der Staat die Angelegenheit eifriger aufgenommen, wo sich der Anlaß bot. Ein solcher Fall sind die im Festsaal des Architektenhauses ausgeführten Wandmalereien.

Die engere Concurrenz gewann im Jahre 1878 Herman Prell, ein junger Künstler, dessen Name zum ersten Male gelegentlich der Fresken, die er für ein Ausstellungsgebäude seiner Vaterstadt Leipzig entworfen hatte, in weiteren Kreisen bekannt geworden. Er zählte kaum vierundzwanzig Jahre und war noch jung in der Kunst. Seine Skizzen zeigten sich so originell, daß man sich viel von ihnen versprechen durfte. Die Ausführung hat die Erwartungen noch übertroffen. Neben den fertigen Bildern erscheinen die gleichzeitig ausgestellten Skizzen wie Andeutungen. Leider konnte der Künstler nicht ganz frei schaffen. Die Gliederung des Raumes legten ihm schwere Fesseln an.

In dem Concurrenzausschreiben war die Wahl der Stoffe freigestellt. Der Bestimmung des Saales angemessen wählte Prell seine Vorwürfe aus der Geschichte der Baukunst. Eine traditionelle Behandlung, die für jede Möglichkeit ein Schema bereit hat, schloß der eigenartige Raum aus. Ueberdies haben wir uns an Historienbildern satt gesehen. Prell hat fast durchgehend allegorische und symbolische Stoffe gewählt. Die große Abwechselung, die er sich auf den Seitenwänden gestattet, schadet der Einheit durchaus nicht, denn an der Hauptwand halten gleichartige streng durchgeführte Stoffe das Ganze zusammen. Den Sopraporten hat er sämmtlich Goldgrund untergelegt, einmal um eine rhythmische Gliederung zu gewinnen, dann aber auch, um sich für die Gestaltung volle Freiheit zu bewahren. Was sich auf Goldgrund abspielt, ist damit den gemeinen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit entrückt.

Mit freier Hand sind die Perioden der Entwickelung gruppirt, nicht nacheinander abgerollt. Ueber die Südseite vertheilen sich die Bilder aus der Kunst des Alterthums, über die Nordseite die des Mittelalters. Die Rückwand erhält die Renaissance, das Produkt der beiden Bewegungen, mit ihrem Ausläufer des Barockstiles und mit der modernen Zeit, die eines eigenartigen Kunstcharakters entbehrt.

Wir beginnen unsere Betrachtung bei der Antike. Neben der Thür an der Südwand gehört das eine schmale Feld der ägyptischen, das andere der griechischen, die breitere Fläche zur Seite der römischen Kunst. Ueber der Thür ruht Orpheus, der mythische Sänger, der als Symbol der Wesenseinheit aller Künste gelten kann.

Wie sollte auf dem engen Raum ein Bild von der Riesenhaftigkeit der Kunst des Nillandes gegeben werden, wenn die Landschaft ausgeschlossen ist? Eine märchenhaft phantastische Darstellung hat dem Künstler ausgeholfen. Ueber das dunkle gigantische Haupt einer Sphinx, das zwischen Schilf und Lotos auf dem Sumpfgrunde liegt, beugt sich in wehende Gewänder gehüllt eine geisterhafte Frauengestalt und lauscht der Klage, welche aus dem wie im Schmerz verzogenen Munde der Sphinx zu strömen scheint, die mit großen, leeren Augen aufschaut. Der Nachtwind zieht über das Land und er bläht den Schleier des Geistes wie ein Segel auf. An dem tiefen Himmel funkeln die Sterne. Den Namen und die Familie des Geistes kennen wir allerdings nicht; Besucher pflegen erst verwundert nach ihm zu fragen und möchten gern wissen, was er zu bedeuten hat. Sollte es nicht genug sein, daß wir auf den ersten Blick erkennen, wir hätten es mit einem Märchen zu thun?

Majestätisch ruht der Orpheus auf dem Gipfel eines Berges. Ein weiter grüner Mantel umhüllt die in starker Verkürzung von vorn gesehene Gestalt. Das bärtige Haupt in strenger alterthümlicher Frisur und mit weißem Narzissenkranz im Haar, hält er sinnend gesenkt. Zu dem Klange seiner Leier thürmen spielende Liebesgötter die weißen Marmorblöcke eines Tempels übereinander, während an der andern Seite ein Panther, durch das Lied gezähmt, sein wildes Haupt erhebt. Vom Grunde wächst neben der Thür ein knorriger Olivenstamm empor, dessen Krone mit ihrem silbergrauen feinvertheilten Laubwerk den goldenen Hintergrund überzieht. Die Idee der Composition ist eine sehr glückliche und ihre Verkörperung im farbigen Bilde von großer Wucht. Durch ihren symbolischen Inhalt tritt diese Sopraporte in einen Gegensatz zu dem benachbarten Vollbilde, an das sich keinerlei tiefsinnige Betrachtungen knüpfen lassen. Es ist der griechischen Kunst gewidmet.

Ein jugendlicher Bildhauer, der im Vordergrund eines schattigen Tempelhofes kniet, hat sich von seiner Arbeit erhoben, um den feierlich bewegten Gestalten zweier Mädchen nachzublicken, die im Hintergrund mit Blumenspenden den Pfad zum Tempel hinaneilen. Hoch oben auf dem Hügel sind von diesem nur die hellen in der Sonne leuchtenden Stufen und die Ansätze der Säulen sichtbar, die an dem tiefblauen Himmel aufstreben. Hinter dem Jüngling wächst ein schlanker Lorbeerbaum empor. Der Gegensatz zwischen dem schattigen Hof und dem leuchtenden Marmor des Tempels und Blau des Himmels packt auf den ersten Blick. Gedanken und Ausführung erinnern entfernt an Tadema.

Von der jugendfrischen Zeit Griechenlands wenden wir uns zu der vielseitig erfahrenen Kunst im Dienste des Staats und des vornehmen Privatlebens bei den Römern. In einer mächtigen Vorhalle steht ein Imperator einsam vor seinem Gefolge und blickt über den tiefer liegenden Palasthof auf einen Prachtbau, der mit Treppen und Terrassen jenseit im Sonnenlichte aufsteigt. Er hat eine helle Binde um das stolze Haupt und seine Gestalt ist, als ob ihn fröstele, dicht in den Purpur gehüllt. Hinter ihm kniet ein Sklave und entrollt den Plan des eben vollendeten Gebäudes; neugierig schaut ihm der Neger, der den Fächer schwingt, über die Schultern, und ein schönes Weib spielt mit einer Goldkette an ihrem Hals, die wohl ein Festgeschenk bedeuten mag. Ein wallender Vorhang hält das Sonnenlicht ab, und auf dem glatten Mosaikboden steht eine große Bronzevase mit grüner Patina und vergoldetem Einsatz.

Es ist mit diesem Bilde wie mit jenem aus dem romanischen Kloster auf der andern Seite. Sie sind Historienbilder in höherem Sinne, sie wollen nicht einen pikanten oder interessanten Moment festhalten, sondern geben ein an sich bedeutungsloses Ereigniß von typischer Allgemeinheit, das den wesentlichen Inhalt einer Zeit zu erschöpfen sucht.

Auf der gegenüberliegenden Wand beginnt die Reihe mit einer Schilderung der Urzeit; das Seitenstück bildet auf der andern Seite der Thür eine Scene aus der Periode des romanischen Stiles. Als Sopraporte liegt dazwischen eine Allegorie des Mittelalters, und auf dem größeren Felde nebenan vollzieht sich die Taufe eines gothischen Doms.

Die Anfänge der Baukunst vertritt ein Pfahlbauer, der an der Ecke seines Gerüstes beim Anblick eines langsam das Haupt aus dem Wasser erhebenden Ungeheuers zusammenfährt und, im ersten Moment des Schreckens erstarrt, nicht im Stande ist, einen Fluchtversuch zu machen. Mit aufgerissenen Augen stiert er die Erscheinung an. Träge bewegt sich die ungeheure Masse und schaut mit blödem Blicke zu ihm auf. Einem Ichthyosaurus mit schwerem Leib und langem Hals sieht das Unthier am ähnlichsten. Es ist von unheimlichem Leben und macht den Eindruck, als hätte es der Künstler nach der Natur studiren können. Oede dehnt sich die silbergraue Wasserfläche des Sees aus und trübe Wolken verhüllen den Himmel. Es ist uns schwer begreiflich, wie man in dem Bilde hat einen Witz sehen können. Vielleicht that es die Erinnerung an Scheffel'sche und Geibel'sche Spottlieder, die das ganze Geschlecht der Saurier in Verruf gebracht. In der Darstellung selbst kann man vielleicht einen grandiosen Humor finden, der sowohl im Wandgemälde überhaupt wie in einem Festsaal seine Berechtigung hat, aber niemals einen Witz. Dafür nimmt der Künstler die Sache zu ernst. Den erschreckenden Menschen hat er mit drastischer Lebendigkeit geschildert, die aber von jeder Uebertreibung weit entfernt ist. Einen Pfahlbauer, der noch nach Christi Geburt gelebt haben könnte, überhaupt mit einem Geschlechte untergegangener Drachen zusammenzubringen, ist eine künstlerische Licenz, die in der Idee ihre Berechtigung hat, denn es handelt sich offenbar um nichts Anderes als eine Erinnerung an die trübseligen Uranfänge der Kunst und Cultur. Insofern ist das Bild ein durchaus modernes. In vergangenen Zeiten wäre es in dieser Form nicht denkbar gewesen.

Dem Orpheus gegenüber sitzt unter blühenden Rosenbüschen ein tiefverhülltes Weib und beugt dem nackten Knäblein, das auf ihrem Schoße steht, einen blühenden Rosenzweig vom Strauch. Lächelnd schaut sie zu, wie es mit beiden Armen nach den weißen Blüthen greift. Ein Helm steht daneben an der Erde mit bunter Zier und flatternder Decke. Ueber den Goldgrund wächst das schematische Laubwerk der späten Gothik, durch das sich blühende Ranken schlingen. Zinnen und mächtige Quadern, die zu den Seiten der Thür sichtbar werden, scheinen einen alten Römerthurm bedeuten zu sollen. Der Sinn des Ganzen kann nicht zweifelhaft sein, es ist die Kirche als Erzieherin der jugendlichen Barbarenvölker. Daß bei der Composition die landläufigen Embleme vermieden sind, daß in allem Beiwerk die höchste Mäßigung herrscht, kann dem Künstler nur zum Lobe gereichen.

Würdig reiht sich das folgende Bild an. Durch den Bogen eines romanischen Kreuzganges fällt ein spätes Licht auf zwei Mönche. Der eine kniet malend vor einem Wandbilde des Sündenfalles, der andere, hinter ihm, lehnt sich müde an den Pfeiler und sieht ihm zu. Er trägt noch die Feldgeräthe, mit denen er vom Acker gekommen. In rührender Hingebung verfolgt der bärtige Mann mit dem streitbaren Kopf die Hand des kunstreichen Bruders, auf dessen ganz im Profil gesehenem Antlitz kindliche Naivität und Begeisterung ineinanderfließen. Ueber den Dächern jenseit des Gartens glüht das Abendroth, und in dem dämmernden Garten wandelt, die Hände auf dem Rücken, ein nachdenkender Mönch. An diesem Werke ist Alles aus einem Gusse, der Gedanke des Ganzen, in drei Gestalten das ganze Culturleben einer Periode zusammenzufassen, der besondere Gedanke des Contrastes zwischen dem malenden und dem zuschauenden Bruder, die feste Composition, das Colorit. Und dabei diese monumentale Einfachheit der Mache! Mit wie geringen Mitteln ist die Gewandung zu stofflicher Wahrheit gebracht, wie lebendig erscheint daneben das Fleisch! In dieser ungesuchten Schlichtheit klingt das Studium der japanischen Bilderbogen wieder, die mit derselben Keckheit ihre Wirkung durch das Weglassen alles Entbehrlichen erzielen. An tiefem Gehalt ist dies Bild mit den Mönchen vielleicht das bedeutendste der Folge.

Die Taufe des gothischen Domes ist wieder eine figurenreiche Schilderung. Hoch oben auf dem Umgang unter dem Glockenstuhl steht der weißbärtige Meister in festlicher Handwerkertracht, umgeben von den Vertretern aller Stände, denen das Gedeihen des Baues am Herzen gelegen. Der Alte ist auf den Rand der Brüstung gestiegen und stützt sich mit der Linken auf eine emporstrebende Fiale, in der Rechten hebt er den Römer hoch, um ihn in die Tiefe hinabzuschmettern. Seine Begleiter benehmen sich wie Menschen, die nicht gewohnt sind, von hohem Standpunkte zu sehen. Ein Rathsherr in reicher Tracht beugt sich über die Brüstung und starrt mit einem Ausdrucke hinab, als hätte er an dem Grauen ein inneres Behagen; ein Ritter hinter ihm blickt zu den Wolken hinauf; ein junger Mönch auf der andern Seite legt die Hand über die Augen und schaut über die weite Stromebene, von der ein ferner Streif mit dunklem Ufer und schimmerndem Wasserlauf auch auf dem Bilde erscheint. Gehülfen des Meisters sind beschäftigt, Kränze und Laubgehänge anzubringen, Posaunentöne und Glockengeläute tragen die Weihe des Augenblicks über das ganze Land. Im Hintergrunde rechts steht unter dem Volk der Künstler selbst, gradeaus schauend, eine jugendliche Männergestalt. Das Gefühl der Höhe und Luftigkeit vermitteln flatternde Schwalben.

So mannichfaltig die Bilder an den Seiten bewegt sind, so ruhig baut sich die Rückwand auf, ein großes Mittelfeld zwischen zwei Sopraporten. Und doch hatte es der Künstler hier mit einer großen Schwierigkeit zu thun. Die Seitenfelder sind fast so breit wie die Mittelfläche. Um nun die Bildwirkung der Mitte nicht zu stören, mußte er darauf verzichten, die breiten Sopraporten durch die Composition zu füllen, wie er es bei den schmäleren an den Seitenwänden gethan. So bleibt jederseits neben den Gruppen über der Thür ein breiter Goldstreif des Grundes stehen, durch geringfügige Accessorien nur wenig unterbrochen.

Von dem Charakter des Mittelbildes hängt die Wirkung des Saales wesentlich ab. Prell hat, um zu der vollen Ruhe zu kommen, als Inhalt eine groß angelegte Allegorie gewählt. Vor einer Marmornische, die sich in einer hellen Wand erhebt, thronen drei herrliche Frauengestalten. Die Mittlere, ein reifes Weib, in prächtiger Tracht, das Gesicht von einem weitrandigen Hute beschattet, legt ihre Arme um die Schultern der Genossinnen, die sich ein wenig zur Seite wenden zu den lustigen Putten und Schätzen am Boden. Die Plastik hält den Hammer träumerisch gesenkt und hat das sinnende Haupt mit tief melancholischem Ausdruck, der an die schmerzlichen Züge der Madonnen Michel Angelos erinnert, auf die Hand gestützt. Sie scheint die schimmernden Prachtgefäße nicht zu sehen, welche die Putten zu ihren Füßen herbeischleppen. Die Malerei, mit dem wallenden Haare, das Lionardo liebte, neigt sich den nackten Schelmen entgegen und streckt die Hand nach den farbenreichen Blumen aus, die sie ihr, auf bunte Kürbisse kletternd, entgegen halten. Vor den Stufen des Thrones öffnet sich ein Wasserbecken, in das eine Löwenmaske einen breiten Strahl ergießt. Am Rande liegt rücklings auf die Hände gestützt ein allerliebster Putto und schaut lächelnd zu dem Bilde heraus. Jenseits der Mauer ragen die edlen Formen der immergrünen Bäume des Südens empor, und in langer Reihe entfaltet sich der Statuenschmuck eines italienischen Renaissaneegartens. Rein malerisch gedacht ist dieses Bild ein überaus vornehmer Schmuck, der Geschlossenheit und Ruhe mit athmendem Leben und reicher Farbenwirkung vereint. Einzelheiten, wie der Kopf und der kühle Busen der Mittelfigur, die Putten mit der Kanne und das Kind am Brunnen erreichen eine seltene Höhe der Vollendung. Der Gedanke trifft zugleich das Wesen der Renaissanee, die das Bild verherrlichen soll, und überhaupt das ideale Verhältniß der drei bildenden Künste zu einander. In der Mitte thront die Baukunst, die den Schwesterkünsten Erzieherin und Lehrmeisterin war. Damit kommt am Schluß und Gipfelpunkt der ganzen Reihe der Grundgedanke des Schmuckes für den Festsaal der Architekten noch einmal zur lebendigen Erscheinung.

An die Ausgänge der Renaissaneebewegung im Barock und Rococo erinnert die eine der Sopraporten. Ihr Gedanke ist den phantastischen Wanddecorationen jener Zeiten entnommen. Auf dem Gipfel eines Felsens liegt eine üppige Frauengestalt, scherzend zu einem Putto gewandt, der sich vor einem Wasserstrahl unter einer Muschel verborgen hat. Ein Delphin zur Seite der Thür schickt ihn in weitem Bogen herauf, von der Muschel aufgefangen plätschert er von der andern Seite zu einem letzten Muschelbecken hinab. Aus dem Schilf am Rande lugt ein Putto, dessen leuchtender Körper am besten die einzigen Eigenschaften des Fresko veranschaulicht. Den Hintergrund bilden phantastische Felsen und regelmäßige Taxushecken, über deren dunklem Umriß der Halbmond aufgeht.

Bei dem Seitenstück, der modernen Zeit gewidmet, bot der Stoff große Schwierigkeiten. Wir besitzen kein künstlerisches Eigenthum, das

den Schätzen früherer Epochen an die Seite gesetzt werden dürfte. Als Vertreter des modernen Menschen hat Prell darum den Ingenieur gewählt, dessen schöpferische Arbeit den Ruhmestitel unserer Zeit bilden wird. Es ist ein bärtiger Mann in voller Jugendkraft. Bequem auf eine Hand gestützt, ruht er einen Augenblick neben einem Haufen von Entwürfen aus, — nicht länger, als die rauchende Cigarrette in seiner Linken vorhält. Er trägt das moderne schwarze Gewand, ohne daß eine Verschönerung versucht wäre, sogar der hohe Hut steht neben ihm. Eine mächtige Eisenconstruction erhebt sich hinter ihm über dem Qualm von Schornsteinen. Durch einen sinnigen Zug ist auf dieser Composition der ganze Cyclus, der ohne Anspielung auf vaterländische oder gar Lokalgeschichte gedacht ist, auf die Entstehungszeit des neuen Reichs und speciell an seinen Entstehungsort Berlin geheftet. Aus der Tiefe des Felsens bringen Zwerge die alte Krone geschleppt, die Krone Karls, die so lange unserm Volke als Symbol seiner Wünsche gegolten. Zugleich ist damit die andere Seite unsers Lebens, dem die originelle Kunst mangelt, verständlich genug angedeutet. Wir haben bisher in der technisch-wissenschaftlichen und in der politischen Arbeit Ersatz gesucht. Scheu emporflatternde Raben und rothe Wolken — ein Morgenroth? — füllen den Raum um die Zwerge.

Auf diesem Bilde hat man mehrfach an dem modernen Gewande, dem hohen Hut, der Cigarrette Anstoß genommen. Wir würden dies gar nicht erwähnen, wenn es nicht so durchaus charakteristisch wäre. So lange wir uns einreden, daß unser modernes Costüm eine ernsthafte künstlerische Darstellung nicht verträgt, entziehen wir unserer Kunst den nährenden Boden und unserer Tracht ein wesentliches Mittel der Veredelung.

Noch ist der Schmuck des Saales nicht vollendet. Den Mittelpunkt der Decke soll ein großes Gemälde allegorischen Inhalts einnehmen, dessen Ausführung den Künstler im nächsten Winter beschäftigen wird.

Der Cyclus verdient eine ganz besondere Beachtung nicht nur als das erste größere Werk einer seltenen Begabung. Er ist für die jüngste Richtung unserer Kunst von hohem Interesse. Es sind nicht nur einzelne Motive, wie die rothen Wolken auf Goldgrund, die Behandlung des Oelbaumes auf dem Bilde vom Orpheus, in denen sich das Studium japanischer Vorbilder verräth. Die große Einfachheit, die nur das Wesentliche gibt, die schlichte, etwas herbe Auffassung ist den bunten japanischen Bildern nahe verwandt. In ähnlicher Weise offenbart sich hier zum ersten Male an einer großen Aufgabe, was ein kräftiges Talent an Einflüssen von eigenartigen Künstlern wie Tadema und vor Allem Boecklin verarbeitet. Seine Anregung verräth sich in der kräftigen, satten Färbung so gut wie in der Phantastik einiger Stoffe. Ganz frei steht Prell aber gerade in seiner inhaltreichsten Schöpfung, den Mönchen im Kreuzgang, da.

A. L.

Notizen.

Lessings Leben von Heinrich Düntzer. Leipzig, Wartig (Ernst Hoppe). Bei unseren Klassikern wird die Summe ihres Thuns in der Regel erst Decennien nach ihrem Ableben gezogen. Ihre Schöpfungen bedürfen der sorgfältigen Sichtung, und dieser Proceß, ein Fegefeuer besonderer Art, trägt die Gestalt einer historisch-kritischen Gesammtausgabe ihrer Werke. Ist diese vollendet, so wird einem Goethe, einem Schiller erst vollinhaltlich zu Theil, was dem Durchschnittssterblichen schon der leibliche Tod eröffnet: das Nachwirken bei späteren Geschlechtern. Dem kritischen Herausgeber schließt sich der Biograph an. Kehrt letzterer willkürlich das Verhältniß um, so mag er gute und lobenswerthe Vorarbeiten liefern, niemals wird und kann aber sein Urtheil ein abschließendes sein. Die meisten unserer Klassikerbiographen huldigen dieser Richtung. Eine kritische Goethe-Ausgabe existirt ebenso wenig wie eine kritische Lessing-Ausgabe. Die Zeit für beide ist noch nicht gekommen. Das hindert indeß Heinrich Düntzer durchaus nicht, seinem Leben Goethes eine Lessing-Biographie folgen zu lassen. Auf wissenschaftlichen Werth kann diese nach dem Vorausgeschickten keinen Anspruch machen. Anerkannt soll werden, daß die äußeren Lebensschicksale des Dichters sachgemäß skizzirt werden, den höheren Aufgaben einer Lessing-Biographie wird der Verfasser dagegen in keiner Weise gerecht. Daß Düntzers Klassikerbiographien Pendants zu den illustrirten Klassikerausgaben bilden, trägt nicht dazu bei, sie in unseren Augen zu heben. Was wir am meisten an dieser Arbeit auszusetzen haben, ist der kleinliche Standpunkt des Biographen, der vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, über dem Wust von Notizen, Zettelchen und Sächelchen den Dichter und seine Dichtung vergißt. Wir vermissen jegliche Charakteristik Lessings und seiner Zeit, eine psychologische Erklärung mancher Eigenheiten seines Wesens, eine vorurtheilsfreie, große Würdigung seines Schaffens, ein congeniales Mitgefühl und Verständniß. Was dagegen Richtigkeit und Zuverlässigkeit der Facta anbetrifft, steht der seinen Stoff virtuos beherrschende Düntzer einzig da, — und so wird denn auch seine prächtig ausgestattete Lessing-Biographie viele Freunde finden. — Gleichzeitig erscheinen auch zwei populäre Klassikerbiographien in neuen Auflagen: von Palleskes „Schillers Leben und Werke" die elfte, von Lewes' „Goethes Leben und Werke" die vierzehnte Auflage, beide in Stuttgart bei Carl Krabbe. Zum Lobe dieser anerkannt trefflichen Bücher läßt sich kaum noch etwas hinzufügen. Es sind keine trockene Materialiensammlungen, keine philosophisch construirende Würdigungen, sondern lebensvolle, kräftige Lebensbeschreibungen voller Frische und Anmuth der Darstellung. Daß ihr wissenschaftlicher Werth kein hoher sein kann, erhellt schon aus unseren einleitenden Bemerkungen. Wenn sich auch nach Goedekes trefflicher kritischer Schiller-Ausgabe eine wirklich vollgültige Biographie dieses Dichters schreiben ließe, bei Goethe wäre auf Jahrzehnte hinaus, bis nicht alles Material durchgearbeitet und herausgegeben ist, diese Arbeit verlorene Liebesmüh'. Bis dahin mag uns die in manchem Betracht vorzügliche Arbeit des Engländers genügen, zumal wenn sie von einem Deutschen so mustergültig übersetzt, in ihren thatsächlichen Irrthümern so gewissenhaft berichtigt und dem Stand der laufenden Goethe-Literatur so eng angepaßt wird, wie es durch Julius Frese geschehen ist. Palleskes „Schiller" und Lewes' „Goethe" sollten wirklich in keinem gebildeten Hause fehlen.

* * *

Die Weihnachtsliteratur beginnt schon, unsern Redactionstisch zu füllen. In erster Linie sind es die für die liebe Jugend bestimmten Bücher, welche sich unserer Aufmerksamkeit empfehlen. Dem rechten Zusammenwirken zwischen Schule und Haus, das stets als die wichtigste und schwierigste Aufgabe der Pädagogik betrachtet worden, ist der auch in den Kreisen der Lehrer und Erzieher beliebte: „Mentor", ein Notizkalender für Schüler (13. Jahrgang, Altenburg bei Pierer) gewidmet, der diesmal außer dem Verzeichniß historischer und culturgeschichtlicher Merktage eine Reihe tabellarisch geordneten Lernstoffes, eine geographisch-statistische Tabelle und eine kleine Geschichte der alten Philosophie in leicht faßlicher katechetischer Form enthält. — Ein allerliebstes Bilderbuch, das ebenfalls das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet, sind Lothar Meggendorfers „Allerlei nette Pflanzen", heitere Kinderlieder von Richard Schmidt-Cabanis (München, Braun und Schneider). Der beliebte Humorist, der so vortrefflich den naiven Kinderton zu treffen weiß, hat da die originelle Idee, dem jungen Völkchen spielend etwas Botanik beizubringen, in schelmischen Versen aus- und durchgeführt. Selbst Erwachsenen werden diese lustigen Kinderlieder, die oft reizend pointirt und immer virtuos gereimt sind, manche heitere Augenblicke bereiten und z. B. die ergötzliche Geschichte vom Ball bei Petersiliens recht herzlich belachen. Vor Allem wird der anmuthige Text aber diejenigen erfreuen, für die er geschrieben ist, umsomehr als auch Meggendorfer, der bekannte Illustrator der „Fliegenden Blätter", seine Sache nicht minder brav gemacht hat. Die energisch, aber sauber colorirten großen Bilder mit ihren naturgeschichtlich präcis ausgeführten Pflanzen und den gesunden Kindertypen müssen auf jedes jugendliche Gemüth einen erfrischenden und bleibenden Eindruck machen. — Schließlich machen wir noch auf den neuesten (20.) Band von Julius Lohmeyers und Oscar Pletschs „Deutscher Jugend" (Leipzig, Alphons Dürr) aufmerksam. Der neue Jahrgang der mit Recht altrenommirten illustrirten Jugend- und Familienzeitung reiht sich seinen Vorgängern auf das Würdigste an und ist überaus reich an sorgfältig ausgewähltem Lesestoff, der dem geübten pädagogischen Blicke Lohmeyers alle Ehre macht. Der unter der künstlerischen Leitung von Oscar Pletsch stehende illustrative Theil enthält eine ganze Reihe vorzüglicher Holzschnitte. Wir kennen keine zweite Jugendschrift, die in diesem Maße ihren schönen Zweck erheiternder Belehrung so vollständig erfüllt.

* * *

Jakob von Falkes Costümgeschichte der Culturvölker (Stuttgart, W. Spemann) ist mit der 16. Lieferung zum Abschluß ge-

langt. Erst jetzt zeigt sich die unvergleichliche Mannichfaltigkeit an gebotenem Stoff und die lichtvolle Uebersichtlichkeit, womit er geordnet ist. Leider hat sich der kunstsinnige Verleger nicht bemüßigt gesehen, die zahlreichen Costümbilder colorirt herauszugeben — ein einziger Farbendruck mit den Moden Louis XVI. bildet eine Ausnahme —, aber die Holzschnitte sind so sauber und künstlerisch, meist nach gleichzeitigen Stichen und Gemälden, ausgeführt, daß der Farbenschmuck kaum vermißt wird. Was dem prächtigen Buch aber seinen schönsten Werth verleiht, ist der meisterhafte Text Falkes, der in knapper, geistvoller Form den Faden in der scheinbaren Willkür der ewig wechselnden Trachten und Moden bloßlegt, den inneren Zusammenhang aufdeckt, das Gesetz zu erkennen sucht. Unsere Leser kennen bereits Falkes Theorie von der pragmatischen Entwicklung der Mode aus dem Bedürfniß ihrer Zeit heraus. Hier hat er seine Ansicht in fesselnder Darstellung consequent entwickelt, und die dabei abfallenden geistreichen Aperçus machen die Lectüre zu einem großen Genuß.

* * *

Die Sklaven. Trauerspiel in fünf Acten von Gottfried Aga. Halle, Pfeffer (R. Stricker).

Den historischen Hintergrund für dieses Drama gibt der bekannte Aufstand des Spartacus ab. Die Entwicklung der Handlung vollzieht sich in rascher Folge, fast in Ueberhast, bis auf den letzten Act, wo sich unnöthige Wiederholungen breit und fühlbar machen. Alle Sorgfalt in der Charakterzeichnung hat der Verfasser, wie es scheint, den Nebenpersonen angedeihen lassen wollen. Während Crixus den gewissen-, freund- und vaterlandslosen Egoisten, Nubo den redlichen, bis zum Tode getreuen Rathgeber, Clodius den seinem Adelsstolze die Tochter und das Glück seines Alters hinopfernden Vater lebendig verkörpern, tritt Spartacus uns gegensätzlich nicht als der Träger der höchsten sittlichen Ideen entgegen, sondern schrumpft zum Vertreter eines höchst zweifelhaften Princips, des der Utilität, zusammen. Die Freiheitsidee ist etwas Secundäres bei ihm, sie entsteht und fällt mit der Liebe zur Octavia. Die Diction verräth entschiedene Mängel. Im Gebrauch von Bildern und sonstigem schmückenden Zierrath hat sich der Verfasser einer wahrhaft puritanischen Enthaltsamkeit beflissen. Stellenweise, so in den Worten des Castus, hat es den Anschein, als ob die Rede sich zu packender Darstellung aufschwingen wollte, doch nur zu bald fließt sie, hier und da an einen im engen Bette des jambischen Pentameters liegenden Stein stoßend und ihn im Laufe um- und niederreißend, wieder in ermüdender Einförmigkeit dahin. B.

* * *

Die Gefallene. Roman von A. Bölte. Leipzig, A. Bergmann. Die Verfasserin hat ein trauriges Sujet, das, wie sie behauptet, der Wirklichkeit entnommen ist, in einem recht ergreifenden Gemälde verarbeitet. Mit ebenso viel Geschick wie Geschmack hat sie alle grellen Farben vermieden, wo die Begebenheit selbst das grellste Licht verbreitet, und durch die decente Behandlung und die einfache aber beredte Sprache das Abschreckende des Gegenstandes thunlichst gemildert. Es fehlt in dem Roman nicht an Anklängen und Hinweisen auf gewisse gegenwärtig mit Vorliebe discutirte und von manchen Seiten stark betonte Theorien wie die, daß es nur ein Sittengesetz für beide Geschlechter gebe, aber der Ton wird dadurch kein trocken lehrhafter und die offenbar vorhandene Tendenz beeinträchtigt nicht wesentlich die künstlerische Abrundung des Ganzen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Soeben erschien:

Die Sklaven.
Trauerspiel in fünf Acten
von
Gottfried Aga.
Preis *M.* 1.20.
C. E. M. Pfeffer (R. Stricker) in **Halle a. d. Saale.**

Schönste Dichtung
der neueren Zeit.
Hartwig und Else.
Von
Joh. v. Wildenradt.
Zweite Auflage.
Eleg. gebunden 6 *M.*
Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Beiträge zur
Theorie und Technik des Romans
von
Friedrich Spielhagen.
Preis brosch. *M.* 6.—, in eleg. Halbfrzbd. *M.* 7.50.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Meine wahrhaft schön singenden
Kanarienvögel
werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist.
R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.

Zum **Probe-Abonnement** geeignet.

Die hochinteressanten **Memoiren**
des Geh. Reg.-Rath **Stieber**
aus seinen hinterlassenen Papieren bearbeitet,
durch welche **zum ersten Male dem größeren Publikum interessante Einblicke in die Geheim-Geschichte der letzten Decennien** gewährt werden, erscheinen gegenwärtig neben dem spannenden Roman von **Balduin Moellhausen: „Der Haushofmeister“ ausschließlich** im **täglichen Feuilleton** des

Berliner Tageblatt.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis zum **1. December** abgedruckte Theil des Feuilletons gegen Einsendung der Post-Quittung **gratis** u. **franco** nachgeliefert.
Die sonstige Reichhaltigkeit und die Gediegenheit des Inhalts, denen dasselbe seine großen Erfolge zu verdanken hat und wodurch es die

gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden ist — sind allgemein bekannt. **Probe-Nummern gratis** und **franco.**
Man abonnirt auf das **„Berliner Tageblatt“** mit seinen 3 Beiblättern: „ULK“, illustr. belletr. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“**, und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**“ für den Monat **December** bei allen Reichs-Postanstalten zum Preise von nur **1 Mrk. 75 Pf.**

Soeben erschien in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien
von
Wilhelm Joest.
Mit fünf Lichtdrucken und einer Karte.
Elegant brosch. Preis 7 *M.* Gebunden Preis 8 *M.* 50 *A.*
Der Verfasser gibt in unparteiischer Weise die Eindrücke, die er auf einer an Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen reichen Reise empfunden, und schildert besonders eingehend die Zustände der russisch-sibirischen Gesellschaft.
M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung in **Köln.**

Drehbares Büchergestell,
vierseitig, höchst elegantes, praktisches und hübsches Bibliotheks-Möbel, auf möglichst beschränktem Raum viel Platz für Bücher und Zeitschriften bietend. Preisliste zu Diensten. Weihnachts- und Neuheits-Verzeichniss gratis.

Carl Fraenkel,
33d Französische Str.
(**Berlin** W. Postamt 56).

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig**.

Immanuel Pyra

und sein Einfluss auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen.

Von Dr. **Gustav Waniek,**
Professor am k. k. Staatsgymnasium in Bielitz.
8. Pr. geh. *M.* 4.50 n.

Soeben erschien:

Sich selbst im Wege.

Ein Stimmungsbild von
Maximilian Bern.
Dritte verbesserte Auflage.
120 Seiten. Min.-Ausg. Eleg. geb. 3 *M.*
Verlag von **Schulze & Co.** in **Leipzig.**

Soeben erschien und steht gratis und franco zu Diensten:

157. Katalog:
Deutsche und ausserdeutsche Literatur und Sprache. Kunst. Musik.
4034 Nummern.
Breslau, Schmiedebrücke 56.
Wilhelm Koebner
(L. F. Maske's Antiquariat).

Grosse
Jubiläums-Lotterie.
6700 Gewinne im Gesammtw. v.
225000 Mk.
Darunter
1 Goldsäule im W. von **40000 M.**
effectiver **Baarwerth 36000 Mark.**
1 Silbersäule im W. von **20000 M.**
effectiver **Baarwerth 18000 Mark.**
Ziehung vom 28. bis 31. December cr.
zu Breslau.
Loose à **3 Mk. 15 Pf.** incl. Reichsstempel sind zu haben in den durch Placate kenntlichen Verkaufsstellen, sowie zu beziehen durch
A. Molling, Hannover,
General-Debit.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Collection Spemann
Band 34
Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.
enthält: Tegnér, Die Frithjofs-Sage. Nach dem schwedischen Original in den Versmassen desselben neu übersetzt von Edmund Lobedanz.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:
Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.
Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.
Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 *M.* Jeder Band ist einzeln käuflich.
Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:
„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."
Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien die **Erste Lieferung** von des
Grafen A. F. von Schack Gesammelten Werken.
Preis 50 ₰. Vollständig in 30 Lieferungen.
Näheres der Prospekt, welcher **gratis** und **franco** versandt wird.

In diesem Jahre neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Der Wunderborn.
Eine Sammlung der schönsten Märchen und Sagen aus deutschen Gauen.
Herausgegeben von **Karl Seifart.**
Illustrirt von **Eugen Neureuther.**
Folio-Format. Preis in glänzendem Prachtband M. 10.—
Der Wunderborn wird infolge seines **Alt und Jung ansprechenden Inhalts,** seiner ebenso **gediegenen als reichen Illustration** und seines **wohlfeilen Preises** voraussichtlich eines der **beliebtesten deutschen Familienbücher,** ein **vielbegehrtes Geschenkwerk zu festlichen Gelegenheiten, besonders zu Weihnachten** werden.
Verlag von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart.**

PEINTURE-BOGAERTS.
Wunderbar vollendete, nicht auf Papier, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach Original-Gemälden von H. J. Burgers, Seitz, de Block etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.
Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.
Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Hochinteressantes Reisewerk.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**
Unter den Kannibalen auf Borneo.
Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra.
Von **C. Bock.**
Aus dem Englischen. Mit einleitendem Vorwort von **A. Kirchhoff.**
Lex.-8. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitten und 1 Karte.
Broch. 21 *M.*, in originellem mit Deckenzeichnung versehenem Einbande 23 *M.* 50 ₰.
Das Werk wird nicht verfehlen durch seine glänzende Ausstattung mit 30 Farbendruckbildern, durch seine reiche Fülle werthvollen geographischen und ethnologischen Materials in Schilderung noch **gänzlich unbekannter Gegenden** und noch niemals gesehener Menschenracen verdientes Aufsehen zu erregen.

Hierzu Beilagen des Verlags von Adolf Titze und der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 48. Berlin, den 2. December 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Colonisation und Cultivation. Von A. Lammers. — **Literatur und Kunst:** Eine Erinnerung an Gottfried Kinkel. Von Karl Blind. — Madame Louise Ackermann. Von Ferdinand Groß. — Ein neues Märchenbuch. Von Theophil Zolling. — Felix Dahns Rechtsphilosophische Studien. Von H. Mielke. — Dresden im Herbste 1846. Rückblicke von Alfred Meißner. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Zu Wilhelm Lübkes Bayreuther Nachklängen. Von Julius Duboc. — Inserate.

Colonisation und Cultivation.

Von A. Lammers.

Der „Deutsche Colonialverein", welcher sich augenblicklich um den Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, Oberbürgermeister Miquel, Dr. Varrentrapp, Freiherr Hermann v. Maltzan u. s. f. in Frankfurt am Main bildet und dort am 6. December seine constituirende Versammlung halten will, faßt ungefähr alle die Anschauungen zusammen, welche in dem zeitgenössischen Drange nach colonialer Expansion für Deutschland überhaupt einen positiven Kern erkennen, und für möglich halten und wünschen, daß etwas geschehe. Besser als der zwei Jahre früher entstandene „Westdeutsche Verein für Colonisation und Export" in Düsseldorf wird er die Aufgabe lösen können, für alle hierher gehörigen Fragen der Gegenwart und Zukunft ein nationales Forum zu bilden, das sie planvoll, folgerecht und unter verantwortlicher sachkundiger Leitung erörtert, weil er von vornherein die ganze Fläche des Vaterlands überspannt und frei ist von irgend welchem wirthschaftspolitischen Parteicharakter oder dem Anschein desselben.

Der Düsseldorfer Verein ist übrigens in dem neuen Frankfurter Verein durch seine Gründer und Leiter selbst vertreten: Regierungsrath Königs, Missionsinspector Fabri zu Barmen und dessen Sohn, den Vereinssecretär Dr. T. Fabri. Letzterer beabsichtigt den Winter über in den größeren Städten des industriellen Rheinland-Westfalens durch Vorträge für die Aufbringung der dort erforderlichen bedeutenden Mittel zu wirken. Denn ohne solche geht es allerdings nicht. Es ist nicht blos auf eine allgemeine Anregung abgesehen, der dann Andere auf ihr eignes Risico thatsächliche Folgen geben mögen, sondern auf unmittelbares Handeln. Das starke Export-Interesse Rheinland-Westfalens soll zu Anfängen bewußter deutsch-nationaler Colonisation führen. Als Feld für dieselbe ist das östliche Südamerika in der gemäßigten subtropischen Zone erkoren. Die Fabri'sche Idee berührt sich hier mit der Haupttendenz des Berliner Vereins für Handelsgeographie und Export, welche ja ebenfalls dorthin zielt, und der wir einerseits die deutsche Ausstellung zu Porto Alegre in Südbrasilien, andrerseits die brasilianische Ausstellung in unserer Reichshauptstadt verdanken. Missionsverbindungen haben ursprünglich den praktischen und unternehmenden Geist des älteren Dr. Fabri in diese Bahn gezogen. Er ließ es sich angelegen sein, Kirche und Schule der zahlreichen deutschen Ansiedler Südbrasiliens zu versorgen. Daraus entstand ganz natürlich der Wunsch, ihnen einen regelmäßigen Nachschub aus Deutschland zu vermitteln, damit ihre Nationalität und deutsch-protestantische Cultur nicht mit der Zeit doch untergehe inmitten des sie umgebenden Rassengemisches von Portugiesen und Indianern. Mehr als Ein Hinderniß aber stellt sich dieser Stärkung der sogenannten deutschen Colonien in der südöstlichen Ecke des amerikanischen Kaiserreichs ebensowohl wie colonialen Schöpfungen außerhalb Brasiliens in den Weg. In Preußen ist die Auswandererbeförderung nach Brasilien untersagt, weil früher brasilianische Gutsbesitzer deutsche und andere europäische Einwanderer vielfach schlecht behandelt haben. Aber das ist noch nicht die größte Schwierigkeit. Diese liegt vielmehr in der von Jahr zu Jahr zunehmenden Versteifung des deutschen Auswandererzuges auf ein einziges großes Ziel, die Vereinigten Staaten. Wie von diesem Strome einen Arm ableiten nach dem soviel weiteren, minder bekannten, geringere Freiheit und Gleichberechtigung bietenden Brasilien oder anderen südamerikanischen Staaten? Die unternehmenden Männer am Niederrhein hoffen offenbar diese Aufgabe lösen zu können. Die Organisation der Auswanderung, diese alte socialpolitische Quadratur des Zirkels, schwebt ihnen als möglich vor. Andere, und darunter feurige Freunde und Anwälte des nationalen Expansivdrangs über den Ocean hinaus, sind der Meinung, die Zeit für eine Gängelung der Emigration sei hoffnungslos vorüber, und man könne ihn, wenn überhaupt, nur sehr allmählich, im Kleinen und von weitem beikommen. Aber da es sich hierbei allerdings dann schon um ein Mehr oder Minder handelt, so wird man es ja den bevorstehenden praktischen Versuchen des Düsseldorfer Vereins anheimstellen können, kleingläubige Zweifler zu beschämen.

Der „Deutsche Colonialverein", der von materieller Reichshülfe gänzlich absieht, begnügt sich in dieser Beziehung, „das nationale Interesse an der Erhaltung einer dauernden und festen Verbindung der überschüssigen Kräfte mit dem Vaterlande" hervorzuheben. Man darf dahinter wohl die Absicht erblicken, den Mitteln und Wegen zur Erhaltung eines beiderseitig ersprießlichen Zusammenhanges mit unsern schon vorhandenen und noch entstehenden Colonien ein systematisches, auf die That gerichtetes Studium zu widmen. Unzweifelhaft kann dafür noch gar Vieles geschehen. Zwischen dem auswärtigen Amte, das sich auf die Rechts- und Macht-Sphäre beschränken muß, und den Geschäftsinteressen, die nicht über das Bereich des Gelderwerbs hinausgehen, ist noch Raum für eine freie und doch die Gesammtheit vertretende, der Gesammtheit dienende nationale Action, welche dem deutschen Bewußtsein überall in der Welt zur Kräftigung gereichen würde. Davon bleiben die Landsleute in den Vereinigten Staaten nicht ausgeschlossen, im Gegentheil sie verdienen ihr erstes Object oder vielmehr ihr erster und hauptsächlicher Coagent (wenn das Wort erlaubt ist) zu sein. Brauchen wir uns ihrer politisch auch glücklicherweise nicht anzunehmen, so

könnte ein geordneter literarischer und persönlicher Verkehr doch nach vielen Seiten hin gute Früchte tragen. Die Lebendigkeit ihrer Sympathie für das Land ihrer Vorfahren und das Volk, dem sie angehören, mag davon in nicht geringem Grade abhängen und hat für uns Alle einen unberechenbaren Werth. Was aber von ihnen, das gilt von allen deutschen Niederlassungen auf dem Erdenrund, in denen wir ja schon nach einem gewissen weitgreifenden Sprachgebrauch Colonien besitzen, und deren Emporsteigen zu wahrhaft colonialer Bedeutung mitunter dadurch bedingt sein kann, daß sie hinlänglich feste Fühlung mit dem Heimatlande unterhalten — daß es eine Stelle gibt außer ihren heimischen Geschäftsfreunden und der Berliner Wilhelmsstraße, wo sie mit Erfolg anklopfen mögen, um ein ihnen vorschwebendes Nationalinteresse zu gründlicher und einigermaßen autoritativer Prüfung zu bringen. Hätten wir eine derartige Instanz schon gehabt, als die leidige Samoafrage auftauchte — sie hätte wohl niemals soviel Anlaß zu Irrungen, Verwirrungen und Ereiferungen geliefert. In der Sichtung der chimärischen und allzu abenteuerlichen Projecte von den Keimen gesunder, hoffnungsvoller Gründungen wird sich die Frankfurter Centralstelle, wie man meinen sollte, vor Allem zu bewähren haben.

Sie will positiv und activ zunächst, sagt der Aufruf, „die Errichtung von Handelsstationen als Ausgangspunkte für größere Unternehmungen fördern", und „im geeigneten Falle" dann „den Reichsschutz für deutsche Niederlassungen erwirken".

Dieses Programm erwartet seine nähere Bestimmung und Verdeutlichung, seinen Charakter sozusagen von der Art der Ausführung. Aber es lehnt sich an, möchte man glauben, an solche geschäftliche Unternehmungen wie die der Hamburger Häuser Godeffroy und Hernsheim in der Südsee, Woermann im mittleren West-Afrika. Eben da war eine Zeit lang als Kaufmann und Plantagenbesitzer Dr. Hübbe-Schleiden, der die Sprache unseres öffentlichen Lebens um den Begriff der „Cultivation" bereichert hat. Er versteht darunter, im Gegensatz zu eigentlicher Colonisation, die Hinausführung von Kapital und Unternehmungsgeist auf fruchtbare ferne Gefilde, wo ihnen ein sonst unerhörter Gewinn winkt; Theilnahme des deutschen Volks an der Erziehung halbroher Stämme zur Arbeit und Wirthschaft, da wo andere Nationen sich ihrer noch nicht angenommen haben. Sein bevorzugter Erdtheil ist demnach Afrika. Als Jurist seinem Bildungsgange nach, zeitweiliger Kaufmann und Landwirth, patriotischer Socialpolitiker hat er die afrikanischen Verhältnisse, unter die sein Lebensgang ihn für ein paar Jahre warf, mit scharfen empfänglichen Augen betrachtet und das Negerleben ebenso vielseitig als anziehend geschildert. Dem Deutschen, diesem Schulmeister unter den Völkern, wie er ihn nicht ohne Grund anzusehen scheint, traut er eine besondere Gabe zu, die schwarzen Mitmenschen arbeitsam und haushälterisch zu machen, — mehr als dem steifen stolzen Engländer, dem genußsüchtigen Franzosen u. s. f.

Hier wäre also wohl ein gewisser Ausweg für, „die wachsende Ueberfüllung ... in den höheren Berufszweigen", welche der Aufruf des Colonialvereins als erste der Ursachen aufführt, die in einem größeren Umfang die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Colonialfrage gelenkt haben. Deutschland bringt zu viel studirtes Proletariat hervor, wie die Nationalökonomen anfangen sich auszudrücken. Die Rangschätzung, wie sie hergebracht und üblich ist, der dem Studentenleben beigelegte hohe Reiz, die Sicherheit der Beamtenversorgung, die Zahl der hohen und höheren Schulen, die Wohlfeilheit ihres Besuches durch Zuschüsse aus Steuermitteln und durch Stipendien — das Alles zieht jahraus jahrein ein Uebermaß junger Leute in diese Carrieren, von denen abwechselnd bald diese bald jene verhängnißvoll überfüllt, aber niemals eine zu leer ist. Ein noch viel dringenderes Interesse also als daran, die Auswanderung unserer Bauern und Tagelöhner zweckmäßig zu lenken, haben wir am Ende vorläufig daran, eine nicht zu schwache Auswanderung von Gymnasial- und Realschul-Zöglingen in Gang zu bringen. Was England an seinem ostindischen Reiche, Holland an Java für die sogenannten jüngeren Söhne der guten Familie hat, das braucht Deutschland ebenfalls: eine Versorgungsstätte für den Ueberschuß der Gebildeten, die zu viel gelernt oder zu einseitig sich ausgebildet haben für die noch offenen Berufszweige daheim. Wollen sie die Afrikaner zu nützlicher Arbeit erziehen helfen, so thut sich ihnen ein weites und ergiebiges neues Feld auf. Der Colonialverein wird dorthin die Blicke lenken und die noch unheimliche fremdartige Sache den Binnenländern vertraut machen können. Was kann sich daran bei einigem Umfang und Erfolge dann nicht Alles schließen! Außerordentlich viel Beschäftigung für Ingenieure und Techniker aller Art, denn Wegebau, Wasserbeschaffung, die mannichfaltigen Verkehrsmittel der Zeit sind gleich die nächsten Erfordernisse, wenn eine Gegend anfängt sich wirthschaftlich zu „cultiviren". Aber auch der eigenthümliche Sinn und Gedankengang des Juristen wird dann bald zu thun bekommen. Er möge seinen Patriotismus namentlich darin bewähren, daß er die Rechts- und Staatsverhältnisse werdender Colonien in einer Art gestaltet, welche dem auf allgemeiner Wehrpflicht beruhenden deutschen Reiche möglichst wenig militärische Abenteuer zumuthet. Denn in dieser Hinsicht, daran kann kein Zweifel sein, sind wir schlechter als England darauf eingerichtet, mit den Aufgaben einer positiven Colonialpolitik fertig zu werden. Allein Frankreich stellt ja jetzt auch seine gesammte dienstfähige Jugend ins Heer, und trägt doch kein Bedenken weiter und immer weiter zu colonisiren. Es kommt also auf ein verständiges Compromiß an.

Literatur und Kunst.

Eine Erinnerung an Gottfried Kinkel.

Von Karl Blind.

Wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft traf uns hier die Nachricht von Gottfried Kinkels Tod. Wohl ist es eine Reihe von Jahren her, seit wir, bei seiner zweiten Vermählung, mit Freiligrath und dessen Gattin am Hochzeitstische des Freundes saßen und ich in der Anrede alles Glück und lange Dauer für diese neue „Eidgenossenschaft der Herzen" heranwünschte. Bewegten Sinnes stand Kinkel auf und brachte, nach uralter Sitte, zuerst den Manen der dahingeschiedenen Gemahlin, die so jäh und schreckhaft geendet, mit ein paar Tropfen Weines ein Gedächtnißopfer. Dann blickte er muthig in die Zukunft, die sich ihm froh aufthat.

Keine Ahnung hatten wir damals, daß der Mitverbannte schon einige Jahre nachher Londons bleifarbenen Himmelsstrich mit der Alpenluft der Eidgenossenschaft vertauschen, das beim Hochzeitsmahl gesprochene Wort sich also auch darin bewahrheiten werde. Auf schweizer Boden glaubten wir seitdem den hochgewachsenen, kräftigen Mann, dessen Haar nur durch die Kerkerleiden schon im fünfunddreißigsten Jahre ergraut war, in bester Gesundheit trotz so mancher tiefbewegenden Wendung der Dinge. Nun ist auch dieser Kämpfer plötzlich zum „großen Heere" eingegangen. Immer kleiner wird das Häuflein derer, die einst durch Sturm und Drang die Fahne der deutschen Freiheit und Einheit trugen, für die Hebung der Nation aus Zerrissenheit und Knechtung tapfer stritten und litten.

Vor dem deutschem Volke liegt das Leben und Wirken des Dichters wie ein offenes Buch da. Seine Lieder haben manches Herz ergriffen und sind im Vaterlande weithin beliebt. Seine in der großen Erhebungszeit bewiesene Hingebung an eine sinkende gerechte Sache wird ihm, als einem Bürger derer, die da kommen werden, bei der Nachwelt die ehrende Erinnerung sichern.

In noch viel ausgedehnterem Maße als Freiligrath machte Kinkel einen nur allmählichen Entwicklungsgang durch, bis er sich aus Fesseln des Geistes und der politischen Anschauung ganz herausrang. Wer die durch schwere Erlebnisse ungetrübte Heiterkeit seinen Sinnes kannte; wer ihn hier als liebenswürdigsten Gesellschafter gesehen: der vermochte kaum zu begreifen, daß

Kinkel als junger „Gottesgelehrter" nicht blos mystischem Wunderglauben nachgehangen, sondern sich oft mit trübseligen Gedanken über vermeintliche Sündhaftigkeit selbst gequält, in Gebeten auf einsamem Felde die Kraft zur sogenannten Weltüberwindung gesucht hatte. Seine erste Frau war es, die ihn, nach Lesung von Strauß' „Leben Jesu", langsam auf die freiere Geistesbahn brachte. Sie auch hat unzweifelhaft auf seine, den Eindrücken leicht zugängliche Natur in Bezug auf die Betheiligung am Staatsleben anregend eingewirkt, ja, die politische Ader, wenn nicht in ihm geweckt, so doch muthig gestärkt.

Im Jahre 1840 hatte er an Friedrich Wilhelm IV. sein Gedicht „Am Huldigungstage" gerichtet. Zwei Jahre nachher sang er ein anderes: „An das Volk!" Dort heißt es:

„Tief haben Deine Fürsten Dich zerspalten,
Und sich bezahlt gemacht mit Deinem Blut;
Doch hat die innere Lebenskraft gehalten,
Und stark geblieben ist der deutsche Muth.
So weit erklingt das Lied der Nibelungen,
So weit der Staufenkircher Noth und Leid,
Ist bis zu dieser Stunde nicht zersprungen
Die goldne Kette deutscher Einigkeit. —

Drum blicke nicht nach Nord und Ost mit Sorgen, —
Kommt erst der Feind: Du bist Dir selbst genug.
Gedenke kühn an Hellas' Freiheitsmorgen:
War Hellas eins, als es die Perser schlug?
Doch fiel der Sparter bei den Thermopylen,
Dann schlug Athen die große Meeresschlacht!
Die Stimmen strebten nach den gleichen Zielen: —
So groß ist heut' auch noch des Blutes Macht.

Dein Schwert, entreiß' es allen Fürstenknechten,
Und schwing' es selber in der starken Faust!
Dich hat gekränkt in Deinen höchsten Rechten
Die feige Schaar, der Du nicht mehr vertraust.
Zerreiß' den Frieden, der die Ehre schändet,
Kraft Deiner eignen heil'gen Willensmacht, —
Und wenn ein Welttheil gegen Dich sich wendet:
Fordr' ihn heraus, und biet' ihm kühn die Schlacht!"

An der Hochschule zu Bonn lehrte Kinkel zuerst als Docent der Kirchengeschichte, bis er, seiner sich freier gestaltenden Richtung wegen, den Verfolgungen weichen mußte. Er trat dann als Professor der Kunstgeschichte in die philosophische Facultät über. Nach den Berliner März-Tagen schwang er am Bonner Stadthause, im Beisein von Arndt, Dahlmann und einer jubelnden Menge, das lang als hochverrätherisch geltende schwarz-roth-goldene Banner, dessen Farben mancher Student einst, zu unserer Universitätszeit, geheim auf der Brust unter der Kleidung getragen. Kinkels damalige, noch sehr gemäßigte Haltung mag am besten aus den Worten erkannt werden: „Es werde wahr, was der König gesprochen hat: es werde aus dem Staatenbund ein Bundesstaat! Ich hebe die Fahne und rufe: Es lebe das große, unvergängliche, durch unsere Eintracht heilige Deutsche Reich!"

Dem vierten Stande und seiner Noth hatte Kinkel stets ein warm fühlendes Herz entgegengetragen. In Folge der deutschen Revolution stiftete er nun einen „Handwerker-Bildungsverein" und wirkte mehr und mehr für die gesellschaftliche Hebung der Arbeiter in Stadt und Land. Wie er diese Aufgabe auffaßte, ist aus dem Antrage zu entnehmen, den er in dem, ebenfalls von ihm zu Bonn gegründeten „Demokratischen Verein" durchsetzte; dahin lautend: „daß das persönliche Eigenthum unverletzlich sei." In diesem Sinne führte er die „Bonner Zeitung" und das von ihm herausgegebene „Montagsblatt zur Belehrung des Handwerkerstandes und zur Förderung seiner Interessen".

Die Verdächtigung heftete sich gleichwohl an seine Fersen. Man suchte seine Häuslichkeit zu zerrütten, indem man ihn communistischer Bestrebungen, blutgieriger Gelüste beschuldigte und dadurch seiner Gattin die Schülerinnen in der Musikschule abwendig machte. Mit welchen Waffen der Fälschung von Aeußerungen, gelegentlich sogar der Unterschiebung von angeblichen Druckschriften, jeder irgendwie hervorragende Führer der Volksbewegung von den natürlichen oder übergelaufenen Handlangern der Reaction damals bekämpft wurde, darüber ließe sich ein langes Kapitel schreiben. Ein solches „Bubenstück" wurde später wenigstens einmal von einem preußischen Richter nach Gebühr gekennzeichnet.

So boten Verläumderzungen das abenteuerliche Gerücht herum: „es sei ein Preis darauf gesetzt, den Schreiner herauszubringen, welcher die von Frau Johanna Kinkel gezeichnete und bestellte Guillotine verfertige!" In Wahrheit ist Kinkel schon vor der Revolution, als der Vereinigte Landtag sich für Beibehaltung der Todesstrafe aussprach, mit einem Gedicht gegen dieselbe aufgetreten, und hat in der „Bonner Zeitung" („Kein Schaffot mehr!") während der Revolution denselben Standpunkt eingenommen. Man mag über die Richtigkeit seiner Ansicht in Bezug auf Todesstrafe verschiedener Meinung sein; aber das war klar und deutlich sein Standpunkt.

Sein ganzes, eher auf Rede und Gegenrede angelegtes, als zur scharfen, rücksichtslosen Führerschaft taugendes Wesen malt sich noch in dem Lied, das er in der Gefängnißzelle dichtete, als er ein Todesurtheil erwartete:

„Den Feinden mild, den Freunden gut,
Die Hand noch rein vom Fluche;
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
In meines Schicksals Buche:
So werf' ich in den Opferbrand
Ein reichbekränztes Leben —
O Glück und Stolz, mein Vaterland,
Für Dich es herzugeben!"

Die Einheit Deutschlands war Kinkels Hauptstreben gewesen, als er seine politische Laufbahn begann. Mit dem verrätherischen Waffenstillstande von Malmö brach bei ihm die Wendung zur entschiedenen Demokratie durch. Nun erkannte er in seinem Blatte das Recht derer an, die sich unter der Freistaatsfahne gegen die Schmach von Malmö erhoben hatten, „in Frankfurt, in Stausen" und anderwärts aber „mit Kanonen und Säbeln" niedergeworfen worden waren. Nach der Ablehnung der Kaiserwürde durch Friedrich Wilhelm IV. schrieb Kinkel:

„Statt den Willen der Nation zu achten, legt der Gewählte selber in die einheitsfeindliche Hand der Fürsten die Entscheidung; von ihrer Gnade sollen wir nach der letzten preußischen Note unsere Freiheit octroyirt bekommen: um die Freiheit und um die Einheit werden wir so mit Einem und demselben Federstrich betrogen. Hinter uns und unseren Wünschen haben die Fürsten selbst die Brücke abgebrochen. . . . . Wir stehen mitten in der reißenden Fluth. . . . . Nur vor uns liegt Land, liegt eine Rettung; und sie heißt Republik. . . . . Um ein Müssen handelt es sich, und dies Müssen lautet: Untergehen oder durchschwimmen, Knute oder Freiheitsmütze, Bürgerkrieg oder Einheit."

Im Freistaate, und zwar nur im Freistaate mit durchgreifenden Verbesserungen der Lage der arbeitenden Stände, sah er fortan das Heil. Seinem Handwerker-Blatt gab er jetzt den Namen „Spartacus". In die zweite Kammer nach Berlin gewählt, sprach er dort im gleichen Geiste. Den von Herrn v. Bismarck-Schönhausen hingeworfenen Fehdehandschuh, der zu einer „Entscheidungsschlacht" aufforderte, hob er keck auf, indem er dem Redner für dieses Wort förmlich dankte.

Bald trieb die Nothlage des Vaterlandes, dessen Nationalversammlung nicht mehr ihres Bleibens in Frankfurt hatte, zu dieser Entscheidungsschlacht. Sachsen, Pfalz, Baden standen auf — in letzterem Lande das Heer voran, das doch die zwei im April und September 1848 versuchten Erhebungen hatte niederschlagen helfen.

Nach dem mißlungenen Siegburger Zeughaussturme nahm Kinkel nächtlicher Weile von seiner Gattin und den Kindern Abschied, indem er ihr den schon bei der Hochzeitsfeier gesprochenen Vers Sallets wehmüthig ins Gedächtniß rief:

*

Und der dies Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen —
Sie wird nicht sagen: Bleib!

In der Rheinpfalz trat er, mit grunddeutsch, nationalen und republikanischen Gesinnungen, als Schriftführer im Hauptquartier zu Kaiserslautern ein. Dort hatte er Gelegenheit die Männer kennen zu lernen, gegen deren schnöde Verunglimpfung unlängst in diesen Blättern Verwahrung eingelegt worden ist. Mit Karl Schurz, seinem späteren kühnen Befreier, verließ er Neustadt, um in Willichs Freischaar als einfacher Wehrmann mitzukämpfen. Im Gefechte bei Rothenfels durch eine preußische Kugel an der Stirne verwundet und für einige Augenblicke bewußtlos niedergestreckt, hatte er sich vor dem Standgericht zu vertheidigen, das so viele edle Vaterlands- und Freiheitsfreunde in den Tod sandte.

Hier war es, wo Kinkel, nachdem er die volle Berechtigung und Gesetzmäßigkeit der gewaffneten Erhebungen von 1849 betont hatte, den Mitgliedern des Standgerichtes zurief: Wenn die Krone Preußen jetzt endlich eine kühne und starke Politik verfolge und mit dem Schwert, denn anders gehe es nicht, Deutschland in Eins schmiede, um es groß und geachtet bei unseren Nachbarn hinzustellen, die innere Freiheit wirklich und dauernd zu sichern, die auf Preußen drückende Militärlast gleichmäßiger auf das ganze Deutschland zu vertheilen, und vor Allem den Armen, als deren Vertreter er sich fühle, Brod zu schaffen — wenn das der Partei gelinge, die ihn jetzt richte, so würde er, wenn noch einmal zum Abgeordneten gewählt, einer der ersten sein, die mit frohem Herzen rufen: „Es lebe das deutsche Kaiserthum! es lebe das Haus Hohenzollern!"

Mit dieser Aeußerung ging Kinkel allerdings von dem Standpunkte ab, mit dem er in den Kampf gezogen war. Er selbst hatte dem Kriegsgericht zu Rastatt, da er nur als einfacher Wehrmann betheiligt gewesen, erklärt: es dürfe rechtlich gegen ihn nur auf eine „mäßige Freiheitsstrafe" erkannt werden. Das Gericht erkannte jedoch, wie folgt; und man wird aus seinem Erkenntniß ein Bild der Zustände gewinnen:

„Die Gesetze des preußischen Landrechtes bestimmen zwar für Diejenigen, die sich nicht als Anführer beim Aufruhr betheiligt haben, nur 6 bis 8 Jahre Gefangenschaft. Weil aber der Angeklagte ein Mann von so hoher Bildung ist, und besser, als ein Anderer, wußte, was er that; weil ferner bei ihm die Entschuldigung (!!) wegfällt, daß er bei dem Aufstand Etwas für sich zu gewinnen (!!) vermeinte: darum erhöhen wir für ihn die Strafe auf lebenslängliche Festungshaft."

Selbst dies furchtbare Urtheil genügte den Rachegelüsten der Reactionspartei nicht. „Leider ist der Hochverräther Kinkel noch nicht erschossen!" schrieb die „Neue Preußische Zeitung." Aehnlich das Blatt der ultramontanen Partei in den Rheinlanden. Vom königl. General-Auditoriate wurde denn auch das standgerichtliche Urtheil, laut Kundmachung des Generals von Hirschfeld, „als ungesetzlich Sr. Maj. dem König zur Aufhebung überreicht", von diesem jedoch „aus Gnaden" bestätigt, — doch mit dem Befehle der „Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthause", anstatt in die Festungshaft!

Ueber den General von Hirschfeld wurde berichtet, daß er ausgerufen habe: „Wenn 'ein Kinkel' der Todesstrafe entgehe, so könne er es ferner nicht mit seinem Gewissen vereinigen, überhaupt noch ein Todesurtheil zu unterzeichnen" — und diesen Ausspruch druckten die Regierungsblätter ab. Die „National-Zeitung" aber nahm sich des in Naugard eingekerkerten, Tag um Tag Wolle spinnenden Dichters an, der im Alter von 34 Jahren zu geisttödtender, lebenslänglicher Zuchthausarbeit verurtheilt oder vielmehr durch königliche Gnade dazu befohlen war, während die siegreichen Gegner und die Verleumder einer echt vaterländischen Erhebung ihren Triumph feierten.

Obwohl in Rastatt zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, wurde Kinkel nochmals vor Gericht nach Köln gebracht. Damals schrieb Adolf Stahr: „Einen auf Lebenszeit Verurtheilten noch einmal vor die Schranken des Gerichts zu zerren, kommt mir vor wie Leichenraub. Vielleicht irre ich indeß. Vielleicht ist das Recht menschlicher, als die Gnade, und fordert sein schuldiges Haupt für das Beil. In der Züchtlingstracht; mit kurzgeschorenem Haar, dessen Schwärze im Kerker rasch ergraut war, und mit abgenommenen Bart; von der langen Haft und der schlechten Nahrung anscheinend matt und hinsiechend, trat der sogenannte „Rebell gegen Preußens König, aber der gehorsame Diener der souverainen Deutschen Nationalversammlung"*), vor die Richter. Das eigene Kind hatte ihn nicht wiedererkannt, bis es des Vaters Stimme hörte.

„Wohlan denn," — schrieb Stahr damals — „vernichtet Euern Feind, wenn Ihr könnt. Aber entwürdigt Ihn nicht! Nehmt ihm nicht sein menschlich Selbstgefühl durch unwürdige Behandlung; stumpft nicht seinen Geist; zerbrecht nicht seinen Mannessinn; macht nicht aus Eurem Gefangenen einen matten Blödsinnigen, indem Ihr den geistesadeligen Kämpfer für seine Ueberzeugung gleich behandelt der verwüsteten Bestialität eines ergrauten Diebes oder eines verhärteten Mörders."

In seiner Vertheidigungsrede zu Köln behauptet Kinkel die „durch die Märzrevolution errungene Souverainetät des deutschen Volkes". Er erinnerte daran, daß er allerdings eine Verfassung verworfen hatte, welche die Ausschließung der „deutschen Brüder in Oestreich vom Reich" zur Folge haben mußte. Noch „mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes" bekannte er sich im Namen der „Armen und Unterdrückten, deren Elend aus der Welt fortzuschaffen" sei, als „Socialisten und darum als Demokraten". Eine Andeutung ließ er jedoch auch hier einfließen: daß ein „nützliches Compromiß" hätte stattfinden können, wenn Preußen „sein tapferes Heer für die Reichsverfassung, statt gegen sie, in den Kampf führte".

Kein Todesurtheil erfolgte; doch der gefangene Dichter mußte die Züchtlingsjacke tragen, bis der Befreier kam. Ehe Karl Schurz, der spätere Senator, Gesandte und Minister der amerikanischen Republik, die That vollzog, war er mit dem Ersuchen um Einführungsbriefe an mitverbannte, in Paris wohnende deutsche Parteifreunde bei mir in Brüssel gewesen — doch war keinem sein erst reifendes Vorhaben bekannt.

Bald nachdem Kinkel den englischen Boden betreten, machte er die Reise nach den Vereinigten Staaten, um dort Mittel für die Ansetzung neuer Hebel der demokratischen Bewegung zu erlangen. Zur Entfaltung einer wirklichen Thätigkeit ist es aber nie gekommen. In der That war er zur regelrechten Führung einer solchen Propaganda nicht geschaffen. Wie er selbst mir bald nach dem Tode seiner ersten Gemahlin einmal andeutete, war sie dagegen von dem Wunsche, eine Aufrüttelung der Massen in dieser Weise versucht zu sehen, kräftig bewegt. An dem von ihm gegründeten Londoner Wochenblatte „Hermann" blieb er nur kurz betheiligt. Er legte es dann in die Hände von Dr. Hermann Juch, der es Jahre lang tapfer führte.

Beim großen Schiller-Fest der Deutschen in London (1859), das zur Sammlung unserer Volksgenossen in England diente, hielt Kinkel die Rede im Krystall-Palaste, während Freiligrath das herrliche Lied dazu gedichtet, Graß die Schiller-Büste geliefert und der Verfasser dieser Erinnerungen des Dichters Lebensbeschreibung für die in den Palast strömenden Engländer verfaßt hatte. Vom Eintritt in den National-Verein abgesehen, dem Freiligrath und wir fernblieben, erschien Kinkel wenig in der politischen Oeffentlichkeit. Der Kampf ums Dasein nahm ihn schwer in Anspruch. Seine in jenen Tagen unerwartet erfolgte Wiederholung der Erklärung: daß er das Haus Hohenzollern begrüßen würde, wenn es Deutschland mit dem Schwerte zur Einigkeit zusammenzimmere, bewies, wie zugänglich er stets für jedesmalige Umstände und Eindrücke war.

Im persönlichen Verkehr trat er wohl, wie es schien, manchmal auf den alten Standpunkt von 1848—49 zurück. Doch beim Kriege von 1866 erklärte er sich für die preußische Regierung. Freiligrath sang dagegen das „Westfälische Sommerlied".

*) Aus Adolf Stahrs Brief.

So standen sich die beiden Dichter 1866 gegenüber. Als wir in der Schlußsitzung des Schleswig-Holstein-Ausschusses zu London den Antrag stellten, das noch vorhandene Geld an die Gemeinde-Verwaltung der nun nicht mehr freien Stadt Frankfurt zu überweisen, erhob sich Kinkel mit der Bemerkung dagegen: „daß man zu Preußen stehen und nicht durch solche Geld-Ausfolgung gewissermaßen nachträglich den von der Stadt Frankfurt gegen Preußen geleisteten Widerstand billigen dürfe."

Einige Jahre später waren wiederum Viele, die zu Deutschlands gerechter Sache gegenüber Frankreich bis zum Ende hielten, schmerzlich betroffen, daß Kinkels beredter und liederreicher Mund stumm blieb, während Freiligrath sein „Hurrah, Germania!" und „Die Trompete von Gravelotte" sang. Der geschichtlichen Wahrheit schulden wir es, diese Dinge anzudeuten — ohne Bitterkeit; nein, nur in treuer Liebe zum großen Gesammtvaterlande, das die Wacht, wie früher am Rhein, so heute auch an der Donau zu halten hat.

Das rasch bewegliche, leicht zu verstimmende Dichtergemüth mag Kinkels Auffassungen oft beeinflußt haben. Sein Ziel war jedenfalls einst gewesen: „das ganze Deutschland auf dem Grundstein der Volksfreiheit zur einigen Nation erbaut zu sehen". Dafür hat er mannhaft sein Leben, seine Zukunft eingesetzt. „Hätten wir gesiegt," rief er zu Köln aus, „so retteten wir unserem Volke den Frieden mit sich selber, die Einheit des Vaterlandes, diesen Grundgedanken der deutschen Revolution, und in ihr den Schlüssel zu allen künftigen Eroberungen von Glück und Größe. Wenn wir siegten in diesen Kämpfen — bei Gott, meine Herren! statt des Fallbeils, mit dem heute ein rheinischer Staatsprocurator im Bunde mit dem Gesetze des französischen Tyrannen uns bedroht, würden wir aus Ihren Händen heute die Bürgerkrone fordern für unser Haupt!" Und an anderer Stelle: „Meine Herren, wir haben nicht gesiegt. ... Die Folgen fallen auf unser Haupt."

So hatte denn der hochbegabte, von edlem Streben erfüllte Mann, nach glücklicher Befreiung aus der Zuchthauszelle, auf fremdem Boden in einer seines Geistes kaum würdigen, das eigene Studium erschwerenden Thätigkeit für sich und die Seinen um das Brot zu ringen, bis ihn die Berufung als Professor der Kunstgeschichte nach Zürich wurde. Deutschland hat ihn seitdem wieder öfters gesehen und gehört. Nicht in dem engen Rahmen dieses Erinnerungsblattes kann auf seine Wirksamkeit als Dichter, Schriftsteller und Lehrer näher eingegangen werden. Das aber sei gesagt, daß, wie man auch über einzelne Vorgänge seines öffentlichen Auftretens denken mag, an dem Manne, der einst um der Nation und der Freiheit willen tapfer für seine Ueberzeugung einstand, und der nun eine trauernde Wittwe mit zahlreichem Sprößlingskreise auf Schweizer Erde hinterläßt, schwer gefehlt worden ist. Das wird die Nachwelt sicher erkennen.

Madame Louise Ackermann.

Von Ferdinand Groß.

Es ist eine fable convenue, daß nur die Fürsten nicht die Wahrheit vertragen können. In Wirklichkeit wollen auch die Völker sie nicht hören, in Wirklichkeit verspüren auch sie keine Lust, sich selber in einem Spiegel zu sehen, der die in ihn fallenden Bilder mit peinlicher Treue zurückwirft ... So ist's denn erklärlich, daß im Publicum die schönfärberischen Richtungen der Literatur leichter Wurzel fassen als diejenigen, die mit unerbittlicher Wahrheitsliebe das Leben darstellen, wie es wirklich ist, nicht wie es sein könnte, wenn wir in der besten Welt lebten. Der Erzähler, der seinen Gestalten ein glückliches, ruhiges Schicksal bereitet, ihr Dasein in ein sanftes, friedliches Bette lenkt, wird immer mehr Freunde finden als der andere, der die Dinge bei ihrem rechten Namen nennt und die Menschen nicht glücklicher werden läßt, als in der Regel das Schicksal ihnen zu sein gestattet. Die Popularität eines Schriftstellers hängt davon ab, ob er Eingang findet in die Familie, und für diese ist nach althergebrachter Tradition nur das geeignet, was die Nachtseiten der Menschheit verdeckt und peinliche Irrwege nur dazu einschlägt, um dann desto froher und jubelvoller an das erwünschte, taghelle Ziel zu gelangen. Wird einmal ein Autor populär, der — wie Emile Zola — mit kecker Hand den Schleier von der Wirklichkeit zieht, so ist er es trotzdem geworden, so hat er die Popularität sich errungen, indem er irgendwelchen — sonst von der Literatur wenig gehegten — Instincten des Lesers entgegenkommt. Aber die Wahrheit und nur die Wahrheit, das ist es nicht, was man bei einem Dichter sucht, was man von ihm verlangt. Der Poet soll uns eine schöne, makellose Welt herbeizaubern; das verlangen wir für unser liebes Geld. Kann Einer durchaus auf Erden nichts Erfreuliches finden, so gehe er nicht unter die Dichter; wir brauchen keine Sänger des Schmerzes ... In diesem Geleise bewegt sich die landläufige Logik, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn ein Dichter, der dem menschlichem Schmerze tief ins Auge gesehen hat und ihn unentwegt in mächtigen Klängen ausdrückt, sich auf die Sympathie einer verhältnißmäßig kleinen Gemeinde angewiesen sieht. Allezeit wird dem Genießenden Petrarca angenehmer sein als Leopardi, von welchem Ranieri mit Recht sagen konnte, er habe die Hölle mit den Melodien des Paradieses besungen: „Cantò, per così dire, l'inferno colle melodie del paradiso ..." Der Dichter, auf welchen diese Zeilen hinweisen sollen, ist eine Frau und eine Französin: Madame Louise Ackermann in Paris, trotz dieses Namens — den sie erheirathet hat — nicht von deutschem Stamme, keine Nachkommin der Charlotte Ackermann. Als Louise Choquet wurde sie im Jahre 1813 in Paris geboren. Erst ziemlich spät, nach dem Tode ihres Gatten — der dagegen protestirte, seine Frau „geistig decolletirt" zu sehen — trat sie in die Oeffentlichkeit, und sie hat bisher nur zwei Bände erscheinen lassen: „Contes et poésies" und „Poésies", denen nächstens ein Heftchen „Pensées d'une solitaire" folgen wird. Ihr Gepäck ist nicht umfangreich aber gewichtig; sie darf als die begabteste poetische Verkünderin des Pessimismus in Frankreich gelten — nicht etwa jenes pikanten, mit sich und den Anderen spielenden Weltschmerzes, den Alfred de Musset wehmüthig-koketten Lächelns cultivirt, sondern jener starren, in sich abgeschlossenen Anschauung, die mit der Kraft eines Trotzig-Verzweifelten die Welt als trostlos erkennt, als trostlos darstellt und in der Erkenntniß ihre Befriedigung findet. „Die großen Geister aller Zeiten," sagt Schopenhauer, „haben sich pessimistisch geäußert; fast jeder derselben hat seine Erkenntniß des Jammers dieser Welt in starken Worten ausgesprochen." Eine Erscheinung nach Schopenhauers Geschmacke ist Louise Ackermann. Den großen Geistern darf man in der That sie beizählen. Ob jedoch der Pessimismus das richtige Feld sei für die poetische Production? Das ist eine kaum zu beantwortende Frage, und sie hat auch gar nichts mit der hier zu constatirenden Thatsache gemein, daß Louise Ackermann eine ungewöhnliche dichterische Begabung verkörpert und daß sie Achtung auch Demjenigen abringen muß, der von der Poesie verlangt: sie möge die Wunden der Menschheit lindern oder heilen, nicht aber sie zeigen und erörtern auf offenem Markte ... Unstreitig verlieren die positiven Religionen an Boden, und je mehr dies der Fall ist, desto rascheren Schrittes gehen wir der Allgemeinherrschaft des Pessimismus entgegen. Letzterem scheint die Zukunft zu gehören. Die Poesie kann Versuche anstellen, ihn abzuwehren. Louise Ackermann aber macht sich zu seinem Herold, sie kennt keine Furcht, kein Zögern, keine Halbheit, sie hat den Muth, aus ihren Anschauungen die letzten Consequenzen zu ziehen — auch wenn diese uns entgegengrinsen wie hohläugige Todtenschädel. Die Richtung der Madame Ackermann mögen wir verdammen; ihren Muth müssen wir bewundern. Aber nur nach und nach scheint die Dichterin dorthin gekommen zu sein, wo wir sie heute finden. Langsam hat sie sich entwickelt, Schritt für Schritt. In ihren Anfängen zeigt sie ein anderes Gesicht als heute. Den „Contes" setzt sie als Motto das Wort Goethes voran: „Liebe sei vor allen Dingen — Unser Thema, wenn wir singen." Sie citirt diesen Vers im Original. Deutsche Sprache und Literatur sind ihr

nicht fremd. Sie hat beide studirt und überdies persönlich eine Reihe von Jahren in Berlin verlebt ... Besagtem Motto entspricht in der That der Inhalt der „Contes". Es sind rosig angehauchte Geschichten, Umdichtungen von Stoffen aus dem indischen Sagenkreise, von Märchen aus „1001 Nacht," neckisch gaukelnde Episoden, vorgetragen in einer Sprache, die oft in Archaismen, manchmal in Süßlichkeit und Minauderie sich gefällt. Ueber einzelne Stellen liegt ein melancholischer Schleier gebreitet. Aber noch hat Louise Ackermann sich selbst nicht gefunden. In den „Contes" frappirt uns manche liebreizende Wendung, vor der wir stehen bleiben wie der Wanderer vor einer Blume, die er pflückt. In der Liebe sieht die Dichterin des Lebens ganzen Gewinn, sie preist das Los, zu sterben für das, was man liebt. Das Dornröschen erblickt sie in der menschlichen Seele, den Königssohn, der es erweckt — l'éveilleur suprême — in der Liebe. Nicht aus der Rippe sondern aus dem Herzen Adams hat Gott das erste Weib gemacht. Solcher hübscher Kleinigkeiten findet sich die Fülle. Aber das sind nur Nippes, die keineswegs errathen lassen, welche Kraft in dieser spielenden Zartheit ihre Wurzeln habe. Gleichzeitig mit den „Contes" ließ Louise Ackermann ihre ersten kleineren Gedichte erscheinen. Die „Adieux à la poésie", mit welcher die Sammlung beginnt, klingen sehr wehmüthig, aber es ist zum Theil nur die akademische Wehmuth, zu der fast jeder Dichter sich gerade in der Jugend verpflichtet glaubt. Die Dichterin — die kaum erst beginnt, ihren Gedanken und Empfindungen künstlerische Form zu geben — will der Poesie entsagen, will schweigend leiden, denn Schmerzen verkünden, sei bitterer als sie tragen:

„Car je sentirais à les dire
Plus de douleur qu'à les porter."

Sie verläßt das Vaterland, wo sie sich vergeblich nach einer großen Liebe gesehnt, wo sie gehofft, ihr einsames Geschick einem anderen Geschicke gesellen zu können; ihr Herz ist todt, aber sie leidet doch; in ernstem Studium, in der Flucht in eine geistige Zauberwelt sieht sie das einzige Mittel des Trostes ... Je weiter wir ihren Spuren nachgehen, desto deutlicher gewahren wir, wie ihr literarisch-conventioneller Schmerz sich in einen realistisch-menschlichen verwandelt, wie sie als Weib, nicht nur als Dichterin, weint. „In memoriam" heißt das ergreifende Gedicht auf den Tod ihres Mannes. An vergangene Freuden will sie nicht erinnert sein, vor dem „Schatten glücklicher Tage" schreckt sie zurück. Sie macht sich Vorwürfe darüber, daß sie noch die Sonne schön finde, die ihm nicht mehr leuchte, und nicht pro domo spricht sie also, wenn sie der Liebe das Wort redet, wenn sie die Lampe der Hero feiert: „Oh, Leuchtthurm der Liebe! der durch finstere Nacht du uns hienieden durch die Klippen führst, du, den wir schimmern sehen zwischen dem Himmel und den Wogen, erlösche nicht, Lampe der Hero!" Madame Ackermann schlägt rührende Töne an, es fallen ihr liebliche Bilder in den Schoß, aber erst in denjenigen Versen, welche sie „Poésies philosophiques" überschreibt, offenbart sie sich als Original, als ein Poet, der ohne Anlehnung und Anempfindung Neues und Selbstständiges zu sagen weiß. Hier bewegt sie sich nicht in ausgefahrenen Geleisen. Hier reißt sie sich los aus den Banden jeder Schablone, hier wirft sie alles Traditionelle über Bord; wir sehen sie emporwachsen, eine große dunkle Gestalt, wir lassen uns von ihr führen, und hier und da erschrecken wir, wenn sie unumwunden und ohne jedes Zagen ausspricht, was wir tief in der Seele empfunden, aber uns gescheut haben, in Worte zu kleiden, vielleicht gescheut, uns selbst zu bekennen. Diese starke Frau hat das Zittern verlernt, immer fremder wird ihr die Furcht, sie fühlt sich als Anwalt der Menschheit, die nur ein Spielball ist in der Hand despotischer Mächte. Dabei preist sie aber die Liebe; sie bekundet männlichen Geist und zugleich ein weibliches Herz. In der Gedankenwelt bebt sie vor keiner Erfahrung zurück. In der Gefühlswelt bewahrt sie sich die Ehrfurcht vor einem tiefen, zärtlichen Empfinden, und gerade weil sie an kein Jenseits glaubt, will sie im Diesseits das Glück des liebenden Herzen als etwas Heiliges respectirt wissen ... Sie sieht voraus, daß sie mit ihren pessimistischen Gesängen Niemanden entzücken wird. Und nicht, um Blasphemie zu treiben, schlägt sie solche Töne an, sondern weil sie nicht anders kann. Sie ist auf einem Schiffe, das vom Sturme gerüttelt und geschüttelt wird, aber sie flüchtet sich nicht in den untersten Raum, sondern geht auf Deck, dem Sturme zu trotzen. Daß sie zufällig eine Frau ist, soll sie nicht hindern, zu kämpfen. „Wie!" singt sie in ihren harmonisch schönen Versen, „Die Freiheit läßt ihrem Zorne freien Lauf; überall ringt die Wahrheit danach, sich entgegen der Macht Jahrhunderte alter Irrthümer einen Weg zu bahnen. Und ich sollte nicht theilnehmen an diesem großen Schauspiele? Wie! Dieses Herz, das da schlägt, dürfte kein menschliches sein, weil es ein weibliches ist? .." Wahrhaft imposant in seiner Kühnheit ist das Gedicht „Les malheureux". Es schildert die Unglücklichen, die am jüngsten Tage nicht auferstehen wollen und nichts Anderes wünschen, als zu vergessen, daß sie je gelebt. Sie mögen nicht Himmel und Licht wiedersehen, diese Zeugen ihres noch nicht verwundenen Leides, die über der Unglücklichen Elend mitleidlos gelächelt. Nach einem nimmer endenden Schlafe geht ihr Verlangen ... In „L'amour et la mort" legt die Dichterin dar, daß die Liebe die einzige beglückende Macht sei. So lange sie uns nicht verläßt, wohne ein guter Funke in uns. Sie mache uns sogar tolerant gegen — Gott. „Wenn tief im friedlichen Himmel ein Wesen ohne Mitgefühl herrscht, ein Wesen, dessen ewiges Auge unberührt auf Leben und Tod hinabsieht — dann sei, unter dem Blicke dieses Auges, an des Grabes Rande, eine Liebesregung dein Lebewohl, dann zeige, wie groß der Mensch ist, wenn er liebt, und verzeihe Gott!" Aber von der Natur solle man nichts Gutes erwarten, sie nicht für besser halten, als sie wirklich ist. „Sie, die unsterbliche Rabenmutter, hat nur einen Wunsch: immer ohne Pause, ohne Ende, zu gebären. Eine habgierige Mutter, hat sie für sich die Ewigkeit genommen und Euch den Tod gelassen. Ihre Vorsorge geht nur auf das, was erst zur Welt kommen soll; alles Uebrige versinkt in ein höchstes Vergessen; Ihr aber, Ihr habt schon geliebt, Ihr könnt also verschwinden: der Wunsch der Natur hat sich erfüllt." Die Schopenhauer'sche Definition der Liebe als Trieb zur Fortpflanzung hat noch kein Dichter so offenherzig in sein Glaubensbekenntniß aufgenommen. ... Madame Ackermann theilt mit dem Frankfurter Weltweisen den Ausgangspunkt für die Erklärung der Liebe, sie vindicirt dieser jedoch eine Macht über Geister und Herzen, die Jener schwerlich zugegeben hätte. Sie glaubt an den Zauber der Liebe, aber sie braucht für diese kein Jenseits, keine bessere Welt. In den „Paroles d'un amant" sagt der Liebende, er wisse wohl, daß er Staub, Lehm, ein sterbliches Geschöpf in seinen Armen halte, aber man solle ihm nicht von der Ewigkeit reden. „Ewigkeit! Welch eine wunderliche Drohung! Warum werft Ihr dem Lebenden, der von Trauer erdrückt wird, dieses Wort hin, das ein ohnehin gebrochenes Herz erbeben und erstarren macht? Wie! dem Grabe zum Trotze sollte der Himmel sich dem Gegenstande meiner eifersüchtigen Liebe öffnen? Es ist genug an einem Grabe, ich will nicht, daß eine ganze Welt sich zwischen uns stelle." Er schaudert davor, die Geliebte anders wiederzusehen, als er sie auf Erden besessen, von anderen Gedanken beseelt, von einem anderen Feuer durchglüht, in nichts mehr sich selber ähnlich. Er will lieber, daß sie ganz und gar sterbe, daß er sie niemals wiedersehe. „Der Schmerz, der in mir wühlt, ist noch immer weniger grausam als Euere schreckliche Hoffnung." Ihm erhöht es die Entzückungen der Liebe, ins Nichts hinauszublicken. Ihm dünkt die Umarmung süßer, wenn man sich dabei über einem Abgrunde wisse. Das Gefühl gänzlichen Vergehens schließe die Liebenden enger aneinander. .. In den Dialogen des Menschen mit der Natur läßt sie diese den Menschen einen „Inbegriff alles Elends" — cet abrégé de toutes les misères — nennen und ihm verkünden, er sei nur die unvollkommene Skizze des Meisterwerkes, das sie geträumt habe. Der Mensch antwortet mit seinen Flüchen. Als „kühnes Atom" schleudert er ihr das Anathema ins Gesicht, wirft ihre Sünden und Ver-

gehen ihr vor und schließt seine Verwünschungen mit der Anklage: sie habe aus einem herrlichen, grenzenlosen Universum nichts als ein Grab zu machen gewußt.

Bedürfte es einer Widerlegung des spießbürgerlichen Vorwurfes, Madame Ackermann sei unweiblich, weil sie pessimistisch denke, so läge sie in dem Gedichte „La guerre". Aus der Tiefe ihres Frauenherzens heraus protestirt die Dichterin gegen die Kriege. Der freiwillige Tod erscheint ihr als etwas Großes. Aber um ihn herrlich zu sterben, bedürfe man keines Krieges. Man glaubt, Victor Hugo zu hören, wenn die Dichterin ausruft:

„. . . . la vie humaine est de source divine;
N'y touchez pas; arrière! un homme, c'est sacré!"

Sie feiert Goethe, weil er noch in der Todesstunde sich nach mehr Licht gesehnt. Dagegen greift sie Pascal wegen seines Rückfalles an. In dem Gedichte „Pascal" erklärt sie sich gefeit gegen jede Versuchung, die von ihr ein sacrificium intellecti verlangen könnte:

„Nous nous détournerions du Tentateur eéleste
Qui nous offre son sang, mais veut notre raison."

Ihr ist es zauberisch verlockend, an eine Zukunft zu denken, in welcher es keine Menschen mehr unter dem Himmel geben werde, und sie betrachtet diejenigen, die noch im Schoß der Zukunft schlummern, als „gerettet" davor, geboren zu werden . . . In der Antike ist Niemand ihr so sympathisch wie Prometheus. Sie läßt ihn dem übermächtigen Jupiter zurufen: „Erdrücken heißt nicht siegen." Prometheus ist von Mitleid erfüllt für die Menschen. Darum will Jupiter ihn vernichten. „Dein Richter erwartet Dich: das menschliche Gewissen," droht Prometheus dem Gotte, „es kann Dich nicht freisprechen, es verwirft Dich." Er hofft, den Tag zu erleben, da der Mensch sich vom Götterdienste losgesagt haben und als Weltenlenker das düstere, blinde Paar erkennen wird: die Kraft und den Zufall . . . Madame Ackermann findet unzählige Variationen ihres Themas. Was sie als Dichterin gethan, faßt sie in dem Gedichte „Le cri" zusammen. Sie gleiche dem Meerfahrer, der sich auf einem untergehenden Schiffe befinde und vor dem Ende noch einen letzten Schrei ausstoße. „Geheiligt ist jeder Schrei der Todesangst. Er protestirt, er erhebt Anklage im letzten Augenblicke. Nun wohl! Dieser Schrei der Angst und des unendlichen Schreckens, ich habe ihn ausgestoßen. Nun mag ich versinken!"

Dieser Angstschrei geht durch alles Denken und Dichten von Louise Ackermann. Eine beengende Atmosphäre herrscht in dem Bereiche ihrer Poesie. Trotzdem meine ich, daß sie etwas Bleibendes geschaffen hat. Ihre „Poésies philosophiques" werden als ein Merkzeichen der Kämpfe gelten müssen, welche in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der denkende Culturmensch bestehen mußte. Auf welche Seite der Sieg sich neige, jene Verse einer Frau werden auch in ferner Zukunft beachtenswerth sein: entweder als erste Accorde einer Symphonie, die die Welt erobert hat, oder als charakteristische Aeußerung einer Stimmung, die von den Menschen überwunden worden. Wir leben in einer Periode des Ueberganges, und Niemand weiß, was da werden mag. Den Stempel dieser Periode tragen die Verse von Louise Ackermann auf der Stirn; der Geist der Zeit spricht aus ihnen, und wir sollen ihm lauschen, gleichviel ob das, was er zu sagen hat, uns behagt oder nicht.

Ein neues Märchenbuch.

Daß für unsere Kinder das Beste gerade gut genug sei, ist ein vielcitirtes Wort, das unsere illustrirte Jugendliteratur erst in neuester Zeit zu beherzigen anfängt. Nachdem sie sich lange zwischen schwerfälligen Prachtwerken, denen meist jeder künstlerische Geschmack abgeht und schwarzen oder schlecht colorirten Bilderbogen, zwischen hohlen, gemüthlosen Idealisirungen und häßlichen Caricaturen hin und her bewegt hat, erhielt sie erst neuerdings aus der Fremde die Anregung, durch chromolithographische Bilder, die ganz auf der Höhe der heutigen Technik stehen, in dem kindlichen Gemüthe Farbenfreude und Formgefühl zu wecken, ohne darum über den naiven Ideenkreis des jugendlichen Alters hinauszugehen. Namentlich die Farbendrucke der Engländer, die feineren von Edmund Evans und die buntscheckigen Schilling-Toy-Books eines Walter Crane, eröffneten uns auf dem Felde der Illustration ganz neue Perspectiven. Das nach Farbe lechzende Auge des Kindes hatte hier leicht faßliche, künstlerisch ausgeführte und immer anmuthig schelmische Bilder. Wie es sich aber darum handelte, diese englischen Kinderillustrationen bei uns einzubürgern, da stellte es sich heraus, daß sie dem deutschen Wesen doch nicht vollständig entsprechen. Alle Achtung zumal vor dem Talent einer Kate Greenaway, der das Verdienst, ein neues Genre wenn auch nicht erfunden, so doch zur Vollkommenheit ausgebildet zu haben, entschieden gebührt; sie ist originell und anmuthig in ihren Figuren wie in ihren Farben, auch ein gewisser kindlicher Ton ist getroffen, aber deutsch ist sie eben nicht. Ihr junges Volk besteht aus kleinen Herren und Damen und zwar angehenden Misters und Ladies, mit denen unsere Buben und Mädel sich nicht recht befreunden konnten. Hansi und Hanni hatten wohl vor Little Johnny und Kitty eine gewisse staunende Hochachtung, aber

„Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief" —

nämlich das ganze Wasser des Canals, der zwischen uns und den stammverwandten Insulanern liegt! Der germanische Humor fehlte nicht, wohl aber das deutsche Gemüth, die deutsche Anschauung, die deutsche Intimität. Diese nach Londoner Nebel schnuppernden Stumpfnasen, das nach strengen kosmetischen Regeln gepflegte Semmelblond, die im Nursery kunstvoll großgezogenen Bausbacken, das unverkennbare Yes und No in jeder Bewegung und Miene und dann das Costüm! . . . Die Mädchen entweder correcte kleine Damen mit Handschuhen bis an den Ellbogen, Gainsborough-Hut und Cu de Paris oder ins Komische übersetzt mit großmächtigen Hauben oder Strohhüten à la lucarne oder blümeranten Capuchons — Alles so ehrpusselig steif, wie eine deutsche Mutter ihr Kind nimmermehr anzieht. Endlich die wässerigen, läppischen Verse, die höchstens das Entzücken einer vertrockneten Miß Gouvernante erregen können. Frau Käthe Freiligrath-Kroeker bemühte sich wohl redlich, die stockenglischen Reime in deutsches Gewand zu kleiden, aber man merkt ihren Sprüchlein noch immer zu sehr die englische Anlehnung an, mögen sich auch Jack und Jill mittlerweile in Hänschen und Bärbelchen verwandelt haben. Für manchen Geschmack ist darin auch ein bischen zu viel die Rede vom Küssen und Heirathen . . .

„Says the little girl to the little boy:
What shall we do? —
Says the little boy to the little girl:
I will kiss you!"

Es ist daher kein Wunder, wenn die zierlichen Hefte im deutschen Hause mehr auf dem Salontisch als in der Kinderstube liegen und daß der Acclimatisirungsversuch nicht recht gelingen will. Aber die Anregung blieb nicht verloren. Bald sahen wir deutsche Künstler, welche das technische Verfahren sich zu Nutze machten und deutschen Geist in die englische Form brachten. Die Palette der Londoner Illustratorin mußte für deutsch gedachte Compositionen herhalten. Das Vollendetste, was bei uns in dieser Art geschaffen wurde, ist ohne Zweifel das soeben herausgekommene Prachtbuch: Märchenstrauß für Kind und Haus mit 45 Illustrationen in Chromolithographie von V. P. Mohn.*)

Sagen wir es gleich heraus, Mohns Märchenstrauß ist nicht nur das schönste Märchenbuch, sondern überhaupt das gediegenste

*) Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Kinder- und Familienbuch, das je auf den deutschen Weihnachtsmarkt gekommen. Das gemüthvoll große Talent eines echt deutschen Künstlers, der Geschmack eines kunstsinnigen Verlegers, das Geschick eines bewährten Jugendschriftstellers, die technische Fertigkeit einer renommirten Kunstanstalt (Mühlmeister und Johler in Hamburg) haben ihr Bestes zu diesem anmuthigen Werke gegeben, und nur durch das Zusammenwirken dieser Potenzen war ein solches Buch möglich. Zehn der unvergänglichsten Volksmärchen, die das Prototyp und die Quintessenz des Genres vorstellen, wurden hiefür ausgewählt, wobei der Text keine bloße Erläuterung bildet, sondern gleichberechtigt den Bilderschmuck begleitet und ergänzt. Noch selten sind bei einem Buche Wort und Bild in so harmonisch enger Verbindung gestanden. Ein bloßer Nachdruck nach Grimm, Bechstein oder Musäus war schon aus räumlichen Rücksichten nicht geboten, und so wurden denn diese lieben alten Geschichten neu erzählt, einfach, lebendig, naiv, geschmackvoll. Enthalten unsere Märchen schon um ihres mythologischen Ursprungs willen manches für Kinder nicht Geeignete, wie z. B. unnöthige Grausamkeiten, so ist hier Alles in feiner Weise ausgemerzt oder verändert. Dabei wird jeder doctrinäre Ton vermieden. An Stelle der Schulmeistermoral waltet eine taktvolle poetische Gerechtigkeit. In heiterer Fabulirlust wird fesselnd und schlicht erzählt und die weise Mahnung Lafontaines befolgt:

Une morale nue apporte de l'ennui;
Le conte fait passer la morale avec lui.

Diesen trefflichen Text begleitet nun Professor Paul Mohn mit Stift und Pinsel. Zum Lesen und Denken gesellt sich die Anschauung, der bildende Kunstgenuß. Manche Blätter sind in nicht weniger als achtzehn Farben ausgeführt, nur einige sind braun belassen — ohne Zweifel in richtiger künstlerischer Erkenntniß, daß ein allzu buntscheckiger Gesammteindruck vermieden werden mußte. In anmuthiger, durch ihren Reichthum imponirender Abwechslung folgen sich die immer tadellos ausgeführten Vollbilder, Randleisten, Arabesken, den Text einschließend und ergänzend. Die gesättigte Farbenpracht der Vollbilder wird durch die eben an die englische Manier erinnernde Anmuth der leichter colorirten Illustrationen angenehm unterbrochen. Mohn ist ein viel zu großer Künstler, um die Miß Greenaway nachzuahmen, aber einzelne Bilder, wie z. B. Aschenbrödels Hochzeitszug, beweisen, daß eine gewisse Anregung wenigstens in der Farbengebung stattfand. Alles ist durch und durch deutsch. Man wird erinnert an Moritz v. Schwinds Märchen-Cartons und zumal an den Altmeister Ludwig Richter, dem Mohn nicht nur verwandtschaftlich nahe steht, und dessen künstlerischer Einfluß sich hier in liebenswürdigster Weise geltend macht. Richterisch sind die treuherzigen Kindergestalten, die rührenden kleinen Züge, aus denen uns eine Welt von Gemüth entgegenleuchtet. Das am Grabe der Mutter betende Aschenbrödel gemahnt uns wie ein nachträglich colorirter Holzschnitt aus Bechsteins Märchenbuch oder Horns Spinnstube; die lieben Vögelein fehlen natürlich nicht und namentlich das irdene Krüglein, das als Blumenvase dient, scheint ein echt Richter'scher Einfall. Und wie gemüthvoll ist die Thierwelt wiedergegeben! Alle die drolligen Spatzen, die frommen Täubchen, die listigen Eichhörnchen, die altklugen Spechte, die treuen Hunde, die philosophischen Störche muthen uns so vertraut, so heimatlich, so menschlich an! Selbst dort, wo der Künstler sich anscheinend verzeichnet hat, — auf dem ersten Rothkäppchen-Bilde der Wolf und die hyänenhafte Wildsau im „Schneewittchen" — da nimmt er gerade Rücksicht auf die leicht erregbare Phantasie des Kindes. Der zebrastreifige Eber wirkt doch ganz gespenstig und bleibt gewiß dem jugendlichen Beschauer unvergeßlich. Und wie sind erst die Zwerge und die Kinder charakterisirt! Da kommen die kleinen, langbärtigen Gesellen, über Wege und Stege trippelnd, mit ihren Laternchen in der Hand nach Hause gesprungen und ihr Schrecken über das todt daliegende Schneewittchen äußert sich in einer drolligen Geberdensprache. Entzückend sind namentlich die Kindergestalten. Das ist gesunder germanischer Nachwuchs, nicht zierlich, geziert, englisch, sondern frisch, rothbackig, urwüchsig. Man betrachte die drei Geschwister im „Aschenbrödel", die sich zu der Pantoffelprobe drängen: zuerst das blondköpfige ältere Schwesterchen, welches, halb schon mit Augen und Sinn bei der wichtigen Haupt- und Staatsaction, nur mechanisch das Schwesterchen, das eine Puppe schleppt, über die steinernen Stufen vor sich her schiebt, indeß der hochverehrte Bruder in Mädchenrock und Häubchen, ein Rößchen hinterdrein ziehend, eine schnellere Gangart anschlägt. Gerade in solchen nebensächlichen Arabeskenfiguren offenbart sich Mohns kindlich-naiver Humor am schönsten. Die sechs Brüder des würdigen Däumling auf ihren Irrfahrten im Walde oder hinter dem siebenmeilenbestiefelten Knirps her oder mit den Kronen auf den Köpfen in dem mächtigen Bett wird Niemand ohne ein herzliches Lachen sehen können. Ja, sogar die Sterne und die Engel denkt sich Mohn in Kindergestalt. „Die Sternlein waren lauter freundliche Kinderchen, die vergnügt in die Welt hinunterschauten, das Abendsternlein aber war ein Jungfräulein, das den Sternlein allerlei schöne Geschichten erzählte." Der Wegweiser, natürlich mit dem unausweichlichen Spätzchen darauf, zeigt den Weg: „Nach den Sternen." Und nun geht es hinauf in die Wolkenregion, wo die Sonne hinter ihrer Zackenhaube neugierigen Auges hervorschielt, während die Mondessichel mit scharfgeschnittenem Menschenprofil dahinschwebt. Die Sternlein mit ihrer funkelnden Flamme auf den Köpfen sitzen in frommer Kinderunschuld auf ihren Stühlchen, sie sind sorgfältig gekämmt und ordentlich angezogen; man sieht es ihnen an, daß die Mutter oder die Schwester — etwa der zur holden Jungfrau erblühte Abendstern — die Toilette überwacht hat. Eins spielt mit einem Stern auf einem Stock, das Andere nascht aus einem Töpfchen, zwei Geschwister besehen sich ein schönes Bilderbuch. Kurz, der Kampf ums Dasein am Himmel scheint sich friedlich wie in der Kinderstube abzuspielen. Mit der Aufnahme des mehr legendenhaften „Marienkind" kann man vielleicht nicht ganz einverstanden sein, aber es ist sicher, daß diese Erzählung den Künstler zu dreien seiner schönsten Blätter Anlaß gegeben hat. Hier sieht man auch, wie vortrefflich Mohn — im Gegensatz zu Kate Greenaway — erwachsene Leute darzustellen vermag an dem Holzhacker, der sein Kind der Jungfrau übergibt, der feierlich und huldvoll dahin schwebenden Muttergottes und der keuschen Gestalt des Marienkindes auf dem brennenden Holzstoß. Aber das Schönste sind hier wieder die Kinder. Diesmal stellen sie Engelein vor, die sich lustig auf den Wolken tummeln oder behutsam über die goldenen Sterne trippeln. Sie tragen meist nur ein kurzes Hemdchen, das hinten manchmal gar nicht decent auseinander geht, aber die weißen Flügelein sind sorgsam über das leichte Gewand gezogen, so daß sie lustig auf- und zuklappen können.

Was jedoch das neue Märchenbuch zu einer ganz eigenartigen Erscheinung auf dem deutschen Büchermarkt stempelt und ihm eine Stelle hoch über der bisherigen Illustrationsliteratur anweist, das ist die malerische Eigenschaft der hauptsächlichen Blätter. Hier ist ein großer Zug, ein großer Stil; es sind keine bloßen Illustrationen, sondern geradezu kleine Tableaux, mit pittoreskem Geschick ausgeführt und durch raffinirteste Farbendruckkunst vervielfältigt. Dies gilt zumal von den prächtigen Vollbildern. Da hält der Königssohn auf weißem Zelter staunend vor dem versteinerten Schlosse Dornröschens. Die von üppigen Pflanzen und Spinngeweben überwucherte Burg liegt altersgrau und verwittert in der Abendsonne, und selbst die Häuser des nahen Dorfes und die burggekrönten Waldhügel und Höhenzüge der Ferne scheinen mit in den Schlaf gezogen. Ein nicht minder groß gedachtes, stimmungsvolles Landschaftsbild veranlaßt die unsterbliche Geschichte vom gestiefelten Kater. Im kühlen Waldesgrunde, malerisch zwischen Felsen und Buchen verloren, rauscht die Mühle, während im Vordergrunde der jüngste Müllersohn traurig den Kater streichelt, der ihm als ganzes väterliches Erbe zufiel. Fast noch schöner ist das große Blatt zum „Däumling." Der sternenhelle Himmel, das geheimnißvolle Weben im nächtlichen Wald, die schaurige Hütte mit den erleuchteten Fenstern und dem rauchenden Kamin und dann die sieben Jungen, welche der Hütte zuspringen, unter deren

niedriger Thür die gute Menschenfressersfrau mit dem Licht in der Hand steht, das ist ein vollendetes Genrebild mit trefflichem landschaftlichen Hintergrund. Nennen wir noch das poesievolle Titelbild, wo das Phantastische, Gespenstische, Mystische so ergreifend zum Ausdruck kommt. Hier halten die Geister der mondbeglänzten Zaubernacht wirklich den Sinn gefangen: Nixen im grünen Gewässer badend und in seligem Reigen zum Himmel aufschwebend, ein neckischer Zwerg mit dem Schlüsselbund zu einem geheimen Schatz und eine traumverlorene Fee, die sich in der Waldeinsamkeit auf ihre Leier stützt. Oder man nehme gleich das mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Umschlagbild vor und lasse seinen süßen Zauber voll und ganz auf sich einwirken! Ueber den im Mondenglanze liegenden Hütten eines eingeschneiten Waldgehöftes wölbt sich hoch auf den Wolken ein himmlischer Dom, zwischen dessen gothischen Pfeilern ein Vorhang das Innere verhüllt. Eine schöne Jungfrau in weißem Gewande und lang hinwallenden blonden Locken streift eben den Vorhang zurück, und indem sie einen von Milde und Güte erfüllten Blick erdenwärts gleiten läßt, erhebt sie langsam den Zauberstab. Still, ihr armen Sterblichen, — die Märchen-Jungfrau beginnt ihre Erzählung und umgaukelt euern Sinn freundlich mit den entzückenden Gestalten, die dem deutschen Volke von altersher lieb und vertraut sind. — Möge sie viele dankbare Lauscher finden!

Theophil Zolling.

Felix Dahns Rechtsphilosophische Studien.*)

Als vierten Band seiner „Bausteine" veröffentlicht Felix Dahn eine Reihe von Abhandlungen, welche sich nicht nur mit einzelnen Untersuchungen rechtsphilosophischer Probleme beschäftigen, sondern in ihrem innern Zusammenhange des allbekannten Dichters als einen eigenartigen Philosophen von fest ausgeprägter Weltanschauung offenbaren. Der Grundzug dieser letzteren ist ein lebens- und kampfesfreudiger Pantheismus. Es ist für mich kein Zweifel, daß in diesem Monismus, in der Versöhnung der realen und idealen Auffassung des Kosmos die Philosophie der Zukunft liegt. Unsere ganze philosophische und naturwissenschaftliche Entwicklung seit Kant drängt darauf hin, und alle Schwierigkeiten, welche der Durchführung eines solchen Princips zu widersprechen scheinen, sind nichts gegen die Forderung unserer Vernunft, eine höchste Einheit aufzustellen, worin Welt und Weltgesetz sich verbinden. Jeder Aufstellung von Principien muß eine Kritik des menschlichen Erkennens und Denkens vorhergehen; nur die Erkenntnißtheorie liefert uns die Schlüssel, mit denen wir versuchen können, die großen Thore des Kosmos unserm Geiste zu erschließen. Das Universum spiegelt sich in den Sinnen und in der Seele des Menschen ab, aber ob dieses Spiegelbild, dieser Complex von Empfindungen, Anschauungen und Begriffen die wahre, wirkliche Welt ist, ob die Gesetze unseres Denkens mit denen des Seienden übereinstimmen und warum sie in diesem Falle identisch sind, das zu untersuchen ist die erste und oberste Aufgabe aller Philosophie. Für Dahn ist das Vernunftgesetz eins mit dem höchsten Princip des Universums; die Gesetze der Logik können von denen des Seienden nicht verschieden sein, weil unser Denken eben ein Theil dieses Seienden ist. In diesem Gedanken berührt Dahns Weltanschauung sich mit dem Hegel'schen System, in welchem alles Wirkliche nur die Realisirung der Idee ist. Aus dem höchsten Princip des Denkens müssen sich daher alle unsere Ideen und Ideale rein logisch ableiten lassen. Welches ist dieses erste Gesetz des Denkens? — Nehme ich das simpelste, gedankenloseste Urtheil, wie: heute ist es kalt — so wird in ihm der Eindruck einer einzelnen momentanen Sinnesempfindung unter ein Allgemeines subsumirt: heute, kalt sind höhere Allgemeinheiten für eine Reihe von Einzelvorstellungen. In diesem Suchen nach den höheren Allgemeinheiten bewegt sich all unser Denken und Wissen von der Natur; wie wir in der Fülle der Naturerscheinungen die Gesetze ihres Bestehens zu entdecken uns bemühen, wird unser Denken auf dem Gebiet der Moral, der Aesthetik, des Rechts nur dann befriedigt, wenn es ihre Gesetze ergründet hat. Dieses höchste Gesetz der Subsumirung des Einzelnen unter ein Allgemeines ist der ideale, innere Grund des Rechts, dem eine reale, äußerliche Nöthigung in dem Sinn für die Gemeinschaft (Familie, Sippe, Horde, Staat) und in dem Bestreben, materielle Zwecke ungeschädigt zu erreichen, beigestellt ist. Auf Grund dieser Betrachtung stellt Dahn sodann die Definition auf: Das Recht ist die vernünftige Friedensordnung einer Menschengenossenschaft über ihre äußern Verhältnisse zu einander und zu den Sachen.

Dieser Versuch, zwischen der realistischen Utilitätstheorie Iherings und dem spiritualistischen Naturrecht Krauses zu vermitteln, ist gewiß anerkennenswerth. Trotzdem erscheint die ganze Deduction der Rechtidee aus einem rein logischen Gesetz mir nicht frei von Einwürfen. Ist das erste Princip der Vernunft, das nach Dahn sich in den allergewöhnlichsten Urtheilen ausspricht, wirklich die Subsumirung des Einzelnen unter ein höheres Allgemeines? Der Satz: Dies ist ein Messer, besagt nach meinem Dafürhalten nicht etwa, daß ich das Einzelding unter ein höheres Allgemeines, den Begriff Messer subsumire, sondern bei genauer Analyse nur Folgendes: Dieses Einzelding hat genau die Eigenschaften, welche ein anderes Einzelding hatte, das ich unter dem Namen Messer kennen gelernt habe. Und ebenso sind in den Begriffen kalt und heut nicht etwa Allgemeinheiten ausgedrückt, wie Dahn meint; kalt ist nicht die Subsumirung einer Reihe von Einzelempfindungen, sondern es ist eine einzelne Empfindung, nach der ich alle gleichartigen benenne, ebenso wie ich nicht deshalb von einem Heut spreche, weil dieses eine bestimmte Reihe von Zeitmomenten in sich schließt, sondern weil ich es mit dem Gestern und Morgen vergleiche. Das sind logische Bestimmungen, die nicht auf dem Gesetz der Subsumirung, sondern der Vergleichung beruhen.

Aber dies Gesetz der Subsumirung besteht doch, wie wäre es sonst möglich, von höheren Principien zu sprechen? Gewiß besteht es, aber es ist ganz anderer Art, als Dahn anzunehmen scheint. Vergleiche ich die Bahnen der Planeten, so finde ich, daß jeder von ihnen sich in einer Ellipse um die Sonne bewegt. Dies ist eine Thatsache, allein die menschliche Vernunft ist durch die Kenntnißnahme dieser Thatsache durchaus noch nicht befriedigt. Wir wollen mehr wissen, als die bloße Vergleichung angibt, wir streben nach einer höheren Einheit, die uns diese Erscheinung erklärt, denn erst durch Aufstellung dieser Einheit wird uns die Thatsache zum Gesetz Die wahre Subsumirung des Einzelnen unter ein Allgemeines besteht nicht darin, die Reihen der Einzeldinge in Klassen und Arten einzutheilen, sondern ihre gemeinsame Ursache, ihr Warum zu entdecken. In formaler Hinsicht ergibt sich damit als höchstes Gesetz des Denkens: das Causalitätsprinzip.

Diese Unterscheidung der Denkgesetze fehlt bei Dahn, das letztere erwähnt er überhaupt nicht. Darin scheint mir der Grund zu liegen, weshalb er in allen seinen rechtsphilosophischen Untersuchungen eine wichtige Frage ganz außer Acht läßt: die Beziehungen des menschlichen Willens zum Recht. In seiner Definition des Rechts ist nicht die Rede vom Handeln des Einzelnen dem Einzelnen gegenüber, sondern von einer äußeren Ordnung. Wie wichtig aber ist für die gesammte Rechtsphilosophie eine Untersuchung über die Natur des Willens! Ich kann mir sehr wohl denken, warum Dahn absichtlich diese Frage umgangen hat, aber ich meine, der Pantheismus müsse für dieses Problem eine Lösung finden, welche die Forderung des menschlichen Gemüthes, für seine Thaten und Empfindungen verantwortlich zu sein, mit dem allgemeinen Vernunft- und Naturgesetz der Nothwendigkeit versöhnt.

Auch das Vernunftgesetz der Vergleichung scheint mir für für die Ableitung der Rechtsidee durchaus nicht unfruchtbar zu sein. Ich würde aus seiner Verbindung mit dem der Causalität folgende Definition des Rechts aufstellen, die allerdings formell

*) Berlin 1883, Otto Janke.

von der Dahns weit verschieden ist: Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, denen sich die Willensäußerung eines Jeden zu unterwerfen hat, damit sich die Freiheit eines Jeden mit des Andern Freiheit — oder besser für Freiheit: Willensäußerung — vertrage, also das Ganze der Bestimmungen, an die sich Alle halten müssen, um in gleicher Weise vor Verletzung geschützt zu werden. — Die Ableitung dieser Definition fällt nicht in den Rahmen meiner Kritik.

Nachdem Dahn so den Umfang und Inhalt dessen, was Recht sei, gefunden hat, zieht er aus seiner Begriffsbestimmung mehrfache Folgerungen. Mit aller Schärfe polemisirt er gegen die Aufstellung eines sogenannten Naturrechts, d. h. eines für alle Völker und Zeiten gleichmäßigen Musterrechts. Interessant ist in dieser Hinsicht die Kritik, welche er an Trendelenburg und Ahrens übt und in der er besonders und mit Recht gegen die Vermischung von Recht und Ethik sich wendet. Beides sind, wenn auch nicht verschiedenartige, so doch selbstständige Gebiete, die man scharf von einander trennen muß. Hier hält er sich an die Kant'sche Bestimmung, nach der die Ethik die innere Welt der Gesinnungen, das Recht die äußeren Bedingungen des Handelns angeht. Widersprüche im Princip zwischen ihnen sind nicht denkbar, weil beide Manifestationen des einen gemeinsamen Grundes, des Weltgesetzes und der Weltvernunft sind, nur daß sie aus verschiedenen Trieben erwachsen sind. — Mir scheint diese Unterscheidung nicht zutreffend. Nicht nur daß die innere Welt der Gesinnungen mehrfach, besonders im Strafrecht, von ganz besonderem juristischen Gewicht ist, auch die Ethik geht nicht allein auf unsere Gesinnungen, sie schreibt uns vielmehr ganz bestimmte Gesetze für unser Handeln vor. Wohl verstanden, mein Einwurf wendet sich nur gegen die Art der Unterscheidung, nicht gegen das Princip des Unterschieds. Ich begnüge mich mit der Andeutung, daß für mich der Unterschied beider Gebiete in dem Zweck des Handelns liegt.

Die größte Manifestation der Rechtsidee ist der Staat. Wie das Recht, so hat auch der Staat eine ideale und eine reale Wurzel seiner Existenz. Diese letztere ist nach Dahn in den geschichtlichen Verhältnissen gegeben, meistens in der Stammesgemeinschaft, dann in der Sicherung und Förderung des Lebens durch die Gemeinschaft, während jene in dem menschlichen Grundzuge zum Einheitlichen, Allgemeinen enthalten sein soll. Die Aufgabe des Staates ist die Verwirklichung der nationalen Rechtsidee, d. h. derjenigen Rechtsauffassung, welche sich in einem Volke historisch gebildet hat; er ist in diesem Sinne Rechtsstaat und zugleich Culturstaat, dem als solchem drei wichtige Aufgaben zufallen: die Aufgabe der Controle im höchsten Interesse der Allgemeinheit, die Aufgabe ergänzender Hülfe und die Aufgabe richterlicher Entscheidung im Falle des Conflictes der einzelnen Lebenskreise unter einander. Diese drei Pflichten deducirt Dahn aus dem Begriff der vernünftigen Friedensordnung, welche der Staat in Realisirung der Rechtsidee darstellen soll. Man sieht, er hat dabei deutlich den realen, wirklichen Staat im Auge, kein Schattenbild. Aber daß er diesen concreten Staat zu gleicher Zeit hinstellt als die Realisirung der Rechtsidee, scheint mir schärfer als alles Andere zu beweisen, daß Dahns Definition des Rechts nicht richtig ist, daß sie zu weit geht. Ich muß ihm hier denselben Vorwurf zurückgeben, den er Trendelenburg, Ahrens und Andern macht: er vermischt das Ethos mit dem Recht, die sittlichen und rechtlichen Aufgaben des Staates. Wie will man nationalökonomische und humanitäre Maßregeln des Staates, die Unterstützung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen auf rechtliche Forderungen begründen? Wie die Familie nicht aufgeht in sittliche Verpflichtungen, so der historisch gewordene Staat nicht allein in rechtliche. Die Doppelnatur desselben dennoch einzig aus der Idee des Rechts ableiten, heißt den Umfang des Rechtsbegriffes nicht klar bestimmen.

Allein was ich auszustellen hatte, das halte ich nicht für das Bedeutsame dieser einfach und klar geschriebenen Aufsätze. Ich weiß, daß bisher keine Philosophie begründet worden ist, welche allen Einwürfen gegenüber Stand hielte; was mir an Dahns Ideen anfechtbar erschien, steht weit hinter den Vorzügen seines Buches zurück. Vor Allem muthet Jeden der frische, kritische Geist sympathisch an, welcher seine eigene Fachwissenschaft von der Höhe der modernen Bildung betrachtet und mit dem weitschauenden Blick des Philosophen neue Aufgaben und Ziele für sie entdeckt. Die Hinweise auf das Studium der vergleichenden Rechtswissenschaft, in deren Kreis auch die Rechtsanschauungen der Wilden gezogen werden müssen, die geistvolle Darstellung von der historischen Entwicklung der Rechtsphilosophie, — einige Rechtsphilosophen wie Hobbes und Locke sind in interessanten Lebensskizzen besonders charakterisirt —, die scharfe Polemik gegen das allein selig machende römische Recht, die Gedanken über das Verhältniß des Rechts zur Gerechtigkeit, über das Wachsen und die Umwandlungen der Rechtsanschauungen im Volke, über die Berechtigungen der Revolutionen, über den Zweck der Geschichte, über das Recht der Strafe, sowie über das Verhältniß von Staat und Kirche werden jeden philosophisch Gebildeten ungemein anregen, selbst da, wo sie zum Widerspruch reizen. Das große Publicum aber wird aus diesen flüssig geschriebenen Abhandlungen zu einer tieferen Erkenntniß von dem Wesen des Rechts gelangen und mit Erstaunen bemerken, welch eine Fülle verwickelter philosophischer Probleme in den gewöhnlichen Handlungen des Tages verborgen liegt.

H. Mielke.

Dresden im Herbste 1846.

Rückblicke von Alfred Meißner.

(Schluß.)

Vor ein paar Jahren hatte man von Leipzig aus einen schüchternen Anfang gemacht, Schillers Geburtstag als geschichtlichen Festtag zu feiern. Nun hatte Heinrich Laube es versucht, unseren nationalsten Dichter zum Helden eines Theaterstückes zu machen und trug sich mit der Hoffnung, dasselbe werde am Schillertage gleichzeitig auf allen Hauptbühnen gegeben werden. Diese Hoffnung war zu sanguinisch gewesen, aber drei Theater fanden sich, die an Schillers Geburtstage mit den „Karlsschülern" hervorkommen wollten: Mannheim, München und Dresden. Alles blickte der Aufführung mit Spannung entgegen, Alles war begierig zu sehen, wie der verwegene Mann seine Aufgabe gelöst habe. Ich kannte das Stück bereits, der Verfasser hatte es im September in Leipzig Moritz Hartmann und mir vorgelesen. Nun kam Laube herüber, der Inscenesetzung beizuwohnen. Emil Devrient spielte den Schiller, Fräulein Bayer, spätere Frau Bürk, die Gräfin von Hohenheim, Fräulein Berg die Generalin, Fräulein Lebrün die „Laura". Der Erfolg war ein bedeutender und durchgreifender. Der Autor wurde nach dem zweiten Acte und im vierten Acte, Fräulein Bayer sogar bei offener Scene gerufen, was in Dresden nicht wenig sagen wollte. Am Schlusse des Stückes mußte der Dichter nochmals vor dem Publicum erscheinen und man ging mit den Eindruck fort, daß dem deutschen Theater ein wirksames und interessantes Stück gewonnen sei.

Nach dem Theater versammelten wir uns, etwa zwölf Personen, bei Richard Wagner. Der geistreiche Friedrich Pecht, der brave Robert Heller, der mit Laube aus Leipzig herübergekommen, ferner ein Redacteur R. Schmieder befanden sich unter den Eingeladenen, die den gedeckten Tisch in einer bescheidenen Wohnung umstanden. Nun erschien der zu Feiernde, stramm und in bester Laune. Man nahm Platz, die Unterhaltung war zuerst sehr munter. Man war der Ansicht, während die ersten Platten umhergingen, Laube habe da sein bestes Werk geliefert. Der vierte Act besonders sei eine poetische Production in echt deutschem Sinne.

Richard Wagner hatte sich schon lange auf seinem Stuhle hin- und hergewiegt. Nun begann er die Frage aufzuwerfen, ob man denn nicht, um überhaupt einen Schiller zu schreiben, etwas von Schillers Genius haben müsse? Diese Frage war häklich, man vermittelte, man widersprach, nun aber schritt Wagner immer entschiedner zum Angriff vor. Es sei doch nur ein wohl-

componirtes Intriguestück in Scribe'schem Geiste, in welchem einige sehr pikante Seenen — namentlich jene, wo Schiller die Fürstengruft in Gegenwart des Fürsten vorlesen muß — herumschwimmen. Es löse keineswegs die Aufgabe, wie wir sie bei einem Drama voraussetzen, dessen Held der schwungvollste und populärste Dichter sei.

Dies war vielleicht in der That wahr, es war aber außerordentlich widrig, solche Kritik aus dem Munde des Gastgebers in einem Kreise zu vernehmen, der ja den heutigen Abend hatte feiern wollen. Mit solcher Schärfe zu urtheilen, wo ein ganzes Publicum sich zufrieden erklärt hatte — das war eine seltsame Ovation! Aber Richard Wagner ließ sich nicht stören. Er behauptete weiterhin, daß der Fürst im Stücke seine Grundsätze mit Gründen rechtfertige, die erst eine absolutistisch gesinnte Geschichtsphilosophie von heute zusammengeklügelt, und schließlich, daß Laube dem theatralischen Effect zu Liebe über alle Wahrscheinlichkeit hinausgegangen sei.

Solche Nichtachtung alles gesellschaftlichen Brauches machte sich Allen fühlbar, nur der „Festgeber" empfand sie nicht oder setzte sich über sie hinweg. Immer unbehaglicher wurde das Beisammensein. Zwar wurde wieder eingelenkt, ein beglückwünschender Toast sollte Alles wieder gut machen, aber nichts wollte mehr verfangen, man leerte die Gläser und ging verstimmt auseinander. Ich war mit Laube fortgegangen und irrte mit dem ganz unmuthig Gewordenen noch lange in den stillen, schwarzen Gassen am Flusse umher.

Am andern Tage kam die Nachricht, daß die „Karlsschüler" am selben Tage in Mannheim und in München gegeben worden seien und auch dort einen vollen Erfolg gehabt hätten.

Seit einiger Zeit sah man Gutzkow noch nachdenklicher als sonst und noch gesenkteren Kopfes im blauen kragenbesetzten Mantel durch die Ostraallee den Weg zum Schauspielhause wandeln. Uriel Acosta war beendigt, wurde einstudirt, und sollte demnächst mit Emil Devrient in der Hauptrolle in Scene gehen. Man wußte im voraus, daß man es mit einem Werke zu thun habe, das für die Ideen der Toleranz und reiner Aufklärung mit Entschiedenheit eintrete und sah der ersten Aufführung, die am 13. December stattfinden sollte, mit großer Spannung entgegen, mit um so größerer, als man wußte, daß der Verfasser des „Werner" und des „Urbild des Tartüffe" hier den ersten Schritt in die hohe Tragödie gethan habe und man infolge seiner neuen Stellung zur Dresdener Hofbühne besondere Anforderungen an dies Debüt machen zu dürfen glaubte.

Der langerwartete Abend kam. Man war angenehm erstaunt, wohlklingende Verse von einem Autor zu vernehmen, der bisher nur in Prosa zum Publicum gesprochen; nun sah man, daß ein wesentlich politischer Stoff in poetischen Formen vorgeführt werde. Das Confessionelle war nach seinen verschiedenen Richtungen, der blinden Orthodoxie, dem versöhnlichen Jüstemilieu, der fortschrittlichen Aufklärung, außerordentlich treffend hingestellt und Jedem lag es nahe, sich diese Typen jüdischen Lebens ins Christliche zu übersetzen. Emil Devrient, der den Uriel, einen schrecklich koketten Uriel, in wunderbaren Gewändern spielte, war leider dem leidenschaftlichen Theile der Rolle zumal im dritten Acte gar nicht gewachsen und brachte diese mit seinen allzu drastisch angewandten bengalischen Feuerkünsten in bedenkende Gefahr. Da kam aber Ben Akiba, dessen „Alles schon dagewesen!" das erstemal hier gesprochen wurde, und lenkte wieder alles zum Guten. Er wurde trefflich gespielt; der Greis mit weißem Haar und Bart, in dessen Worten sich Tiefsinn mit Blödsinn so seltsam mischt, hatte den stärksten Eindruck des Abends hervorgerufen. Der fünfte Act ließ gar sehr starke Kürzungen wünschen, schmälerte aber im Ganzen und Großen den Erfolg nicht wesentlich. Das Stück hatte einen großen Succeß erlebt, der Autor wurde nach dem Schlusse enthusiastisch gerufen.

In der That hatte Gutzkow sein bisher bestes Werk geschrieben, weil er einfacher, weniger raffinirt, weniger auf der Suche psychologischer Seltsamkeiten, weniger spitzfindig ans Werk gegangen und einen immer bedeutsamen Stoff: den Conflict des Glaubens mit den Banden der Familie, herzlich und ergreifend behandelt hatte. Natürlich gab es ihm zu Ehren in Hillers Hause einen Uriel-Acosta-Abend, es war am dritten Tage nach der Aufführung. Emil Devrient war da, die schöne Marie Bayer, welche die Judith gespielt hatte, saß vielumworben in prachtvoller Toilette auf dem niedern Divan, den ihr Kleid ganz bedeckte und blickte fortwährend in der Richtung der Thüre, um dem Helden des Tages entgegenzufliegen, sobald er eintrete. Endlich kam er, langsamen Schrittes sich vorwärts bewegend, düster und mit gesenktem Haupte wie Hamlet. Kein Autor, dessen Stück einen Durchfall erlebt, hätte müder und trüber blicken und dem Lobe ängstlicher ausweichen können. So blieb er auch bei Tische. Kaum lichtete sich seine Stimmung, als der feurige Uffo Horn, mit Gutzkow von Hamburg her befreundet, eine begeisterte Improvisation losließ. Und Gutzkows Verstimmung war nicht ohne Grund. Es verlautete schon, daß wenig Hoffnung vorhanden sei, in Dresden den Acosta wieder zu erleben. Er sollte, flüsterte man, hohen Ortes bedeutendes Mißfallen erregt haben. Man erzählte sich besorgt, daß eine hohe Frau während der Vorstellung zu mehreren malen unwillig den Fauteuil gerückt. Man wußte nicht, ob das genüge, in einem constitutionellen Staate das Stück verbieten zu lassen?

Die Uriel-Acosta-Aufführung war das letzte Ereigniß, das ich in Dresden miterlebte. Bald darauf mußte ich abreisen, plötzlich, unvorbereitet, fluchtartig: die Publication, die mir hier die Thüren erschlossen, hatte in der Heimat einen heftigen Zorn der Behörden erregt. Ich verließ Sachsen, aber noch lange behielt ich die schöne Stadt in leuchtender Erinnerung, in der ich eine so seltene Vereinigung bedeutender Menschen nebeneinander wirken gesehen und so interessante Bekanntschaften gemacht hatte.

Viele Jahre hatte ich Dresden nicht wieder besucht. Es war die Zeit der großen Reaction gekommen und Dresden war ein Ort geworden, den Unsereiner lieber mied. Hier waltete der edle Graf Beust und es florirte unter demselben ein ganz infames Polizeisystem. Endlich, im Herbst 1867 kam ich wieder hin. Mein Oheim und meine Tante hatten inzwischen das Zeitliche gesegnet, der eine meiner beiden Vettern war infolge einer im Duell empfangenen Kugel langsam hingesiecht, der andere war seit langer Zeit abwesend, verschollen. Dessenungeachtet war mein erster Gang in die Neustadt gerichtet, um das Haus in der Klostergasse mir wieder anzusehen, in dem ich seit meiner Knabenzeit so manchen frohen Tag erlebt. Es trieb mich mächtig dahin. Es war ein schöner, sonnenheller Morgen, von der Brücke aus grüßte ich mit dem Blicke den Garten mit den hohen Eisengittern und den schönen Trauerweiden, aber die Fontaine darin sprang nicht mehr. Ich bog um, kam in die Klostergasse, und trat in den wohlbekannten Hausflur. Er war leer, die Stallungen und Remisen geräumt. Da erfuhr ich, daß das Haus verkauft sei: es war an die Regierung übergegangen. Alles deutete auf eine große finanzielle Katastrophe, doch welcher Art sie gewesen, wie sie gekommen, wußte ich nicht. Ich hörte oben hämmern und rumoren, ich ging die Treppe hinauf, um zu sehen, was da vorgehe. Die einst mit Gemälden angefüllten Räume wurden zu Kanzleien hergerichtet. Große Kisten lagerten in den Gängen. Wo waren die Bilder? Fort, in der Auction losgeschlagen, noch standen diejenigen da, die keine Käufer gefunden. Ich erkannte Familienporträts, ein heftiger Unwille wallte in mir auf. So hatte denn Alles weggegeben werden müssen? So wurde denn Alles zerstört, was mir einst so schön und vornehm erschienen? Jeder Hammerschlag ging mir durch die Seele. Wehmüthig blickte mir aus einem Winkel das Bild meines Großvaters, des alten Skizzenautors entgegen. Ich kaufte es für wenige Thaler und trug es sofort unter dem Arme heim, in trüben Gedanken über den Wechsel alles Irdischen.

Später habe ich eine ganze Reihe der werthvollsten Bilder aus der Quandt'schen Sammlung im Leipziger Museum wiedergefunden.

Dresden hatte sich unendlich erweitert und verschönert, aber es war das alte nicht mehr, das ich so gerne gehabt. In der ganzen Stadt, in der Stadt, wo ich so gesellig gelebt, gab es für

mich keine bekannte Seele mehr. Fortgezogen, gestorben! das schien mir die allgemeine Losung. Ich begehrte aber auch nach den Erlebnissen des Morgens mit Niemanden zu sprechen und blieb den ganzen Tag allein. Mir war, als ob ich fußhoch im welken, abgefallenem Laube alter Erinnerungen herumwate.

Um mich ein wenig zu zerstreuen, ging ich in das Theater, das so starke Eindrücke in mir zurückgelassen. Es wurde Lear gegeben. Aber es war auch das alte Theater nicht mehr, das Gutzkow geleitet, die Art in der tragirt wurde, erschien mir schrecklich. Ich trat in das ganz verödete Foyer und sah mich darin um. Ringsum an den Wänden hingen die Porträts bedeutender Mitglieder der Dresdener Bühne aus früherer Zeit, meine Blicke schweiften von einem zum andern und ich erkannte das Bild Emil Devrients, das nach seinem großen Erfolge als Uriel Acosta gemalt worden war. Das war etwas, das mich jetzt mehr als Alles andere an eine vergangene Lebensperiode erinnerte. Das Bild war aber entsetzlich nachgedunkelt und erschien mir höchst manierirt in Haltung und Auffassung.

Ich warf mich abseits auf einen Divan und dachte über alte Zeiten nach.

Da erschien ein Mann an der Thüre, dessen Knopfloch mit einer Fülle bunter Bändchen geziert war. Er warf einen Blick ins Foyer, wie um zu sehen, ob es leer sei, und ging quer über den Saal, ohne mich gewahr zu werden, auf das Porträt zu, das ich eben fixirt hatte. Die Haltung des Mannes konnte über seine Jahre nicht täuschen: er war sehr alt. Nun stellte er sich gegenüber dem Bilde, und verlor sich in Betrachtung desselben. Wohl fünf Minuten stand er unbeweglich da. Nun warf er den Kopf zurück, streckte das rechte Bein vor, vergrub die rechte Hand in die Weste und ahmte, sich allein wähnend, die Positur der vor ihm stehenden Figur nach, als ob er sich selbst zum Spiegelbild derselben machen wolle. In dieser Stellung verharrte er lange, lange. Sein Treiben hatte wirklich etwas Gespenstiges. Ich stand auf und kam leise näher, mir den Seltsamen anzusehen.

Welche Verwunderung! Der in Bewunderung Emil Devrients versunkene Greis war Emil Devrient selbst, jetzt ein hoher Sechziger, Ehrenmitglied des Dresdener Theaters und seit Jahren hier nicht mehr in Wirksamkeit. Ich zog mich leise zurück.

Der göttliche Emil spielte noch immer auf auswärtigen kleinen Bühnen seine jugendlichen Liebhaberrollen und befand sich, wenn man ihn hörte, noch immer auf der Höhe seiner Kraft. Wunderte man sich, daß er sich keine Ruhe gönne, so erwiderte er gekränkt, daß er es als seine Pflicht erkenne, fort und fort aufzutreten, um in einer Theaterwelt, die immer tiefer sinke, das Banner wahrer Kunst, das Banner des Idealismus emporzuheben. Merkwürdig nur, daß er dazu fast lediglich Stücke wie: Lorbeerbaum und Bettelstab, Rubens in Madrid und die Memoiren des Teufels wählte!

Er lebte, abgesehen von seinen theatralischen Rollen, schon längst ein vollständiges Doppelleben, je nachdem er sich bei festverschlossenen Thüren auf seinem Zimmer befand, oder das Haupt mit der schwarzen Lockenperücke gekrönt, Elasticität in jedem Schritte, jugendliches Feuer in jeder Bewegung, in der Welt erschien. Die vollständige Theilung in zwei Persönlichkeiten illustrirt am besten eine Anekdote, die ich unlängst in Gotha vernommen hatte.

Emil war in der kleinen thüringischen Residenz erschienen, der Herzog, der ihm gewogen war, hatte den Hoffourier beauftragt, den Künstler für den nächsten Tag zur Tafel einzuladen.

Der Hoffourier, dem der Hofschauspieler Emil Devrient von frühern Besuchen im Schlosse sehr wohl bekannt war, trat nun mit folgender Meldung vor seinen Herrn:

„Hoheit, so zeitig ich mich auch an die Ausführung Hochdero Auftrags gemacht, es war mir nicht möglich, diesen bei Herrn Emil Devrient persönlich vorzubringen. Als ich um acht Uhr morgens in den Gasthof kam, waren der Herr Hofschauspieler bereits ausgegangen und nirgends zu finden. Dafür traf ich dessen Herrn Vater und sprach ihn auch; da ich mit Pochen nicht nachließ und durch die Thüre hereinrief, daß ich in Serenissimi Auftrag komme, mußte er mich schließlich einlassen. Der alte Herr war in der Nacht zu Besuch seines Herrn Sohnes angekommen und hatte sich, von der Reise ermüdet, in dessen Bett zur Ruhe begeben. Der Herr Papa nahm den Auftrag dankend entgegen. Er wird seinen Herrn Sohn bei dessen Rückkehr von Höchstdero Einladung in Kenntniß setzen und dieser wird unfehlbar zur anberaumten Stunde im herzoglichen Schlosse erscheinen."

Während ich diese Scene vor meinem inneren Auge vorübergehen ließ, stand Emil Devrient noch immer vor seinem Bilde.

Ich wollte ihn aus seiner Versunkenheit nicht wecken. Leise, auf den Zehenspitzen, entfernte ich mich aus dem Saale des Theaterfoyers, um jede Erkennungs- und Begrüßungsscene zu vermeiden.

Am anderen Morgen hatte ich Dresden, wo mich nichts mehr hielt, wieder verlassen.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Konzerte.

„Raimondin" von Persall im Königlichen Opernhause. „Juanita" von Suppé neu überarbeitet, in der Friedrich-Wilhelmstadt. Concerte der Philharmonie, der Signora Varesi, Carlotta Patti, Pianistinnen: Frau Menter, Frau Grosser u. s. w.

„Raimondin" ist nicht das Werk eines Componisten „vom Fache", sondern eines Königlich Bayerischen Generalintendanten, der aber mehr Talent besitzt, als gar manche Kapellmeister, die ihm ihre Opern einsenden. Allerdings — und das darf nicht verschwiegen werden — gibt es viele Dinge in der Kunst, die eine ganz gemein handwerksmäßige stete Uebung verlangen; auch das größte Talent muß dieser Uebung obliegen, es kann durch sie mehr erlangen, nicht aber sie ersetzen. Scalen glatt und rasch zu spielen kann dem bedeutendst begabten Klavierspieler nicht auf anderem Wege gelingen als dem Dümmsten nur durch vieles Ueben; und gewisse technische Handhabungen in der Composition und nun gar in der Oper unterliegen ganz demselben Gesetze; der trockenste geübte Macher übertrifft den begabten Ungeübten. Herr v. Persall ist ein sehr begabter Mann, er besitzt unbestreitbare lyrische Erfindung, hat auch tüchtigen Musikstudien obgelegen, aber es fehlt ihm eben das Handwerken. Doch selbst wenn es ihm im stärkeren Maße zu eigen wäre, konnte er mit diesem Stoffe und Texte nicht viel Besseres schaffen. „Raimondin" ist nämlich nur „Die schöne Melusine" unter männlicher Firma. Der Textdichter hat seine Melusine mit ein paar Zuthaten ausgestattet, welche eine dramatische Gestaltung noch mehr erschweren, als die ursprüngliche Form des Märchens. In diesem ist die Melusine eine Quellnixe; in der Oper lebt sie nur mit den Nixen, ist aber von Hause eine Königstochter, die von ihrer Mutter in die Verbannung gesendet worden ist. Diese war eine mächtige Fee, an den König von Alban verheirathet, der ward ihr treulos, dafür sperrte sie ihn in eine Kluft, und als die treue Tochter ihn befreien will, verfällt sie ebenfalls der Rache der beleidigten Fee. Zum Ueberflusse war noch die Mutter Raimondins (der sich in Melusine verliebt und ihre Zuneigung gewinnt) diejenige, um welcher willen jener König von Alban die Treue brach. Das Alles erfährt man durch die Erzählung Melusinens, als der Gatte, durch Einflüsterungen eines neidischen Verräthers aufgehetzt, in Melusinens Zurückgezogenheit eindringt, obwohl sie nur „am Tage des Herrn" sich zurückzieht und ihn ihres frommen Glaubens versichert hat. Der ganze letzte Act besteht nur aus einem Zweigesange Melusinens, die nach ihrem halbverfallenen Schlosse kam, um ihr Kind wiederzusehn, mit Raimondin, der nach langer Wanderung zurückgekehrt ist, und entsühnt in der Geliebten Armen mit ihr stirbt. Allerdings kann für diese einfachste dramatische Entwicklung der letzte Act von „Tristan und Isolde" als vorher dagewesener Fall angeführt werden; aber uns dünkt, selbst Wagner wird diesen nicht als Muster bezeichnen. Die Handlung bietet also nur einige empfindsame lyrische Momente, für dramatische Accente ist Anregung nicht vorhanden. Die Musik des Herrn v. Persall hat auch mehrere sehr liebenswürdige Arien, unter denen wir das Schlummerlied im letzten Acte als besonders wirksam

hervorheben, auch einige hübsche Chöre; sie wird ihrem Componisten überall ehrende Anerkennung gewinnen, Zugkraft wohl nicht zeigen.

Um die sehr gute Aufführung erwarben sich Frl. Beeth, die Herren Ernst, Betz und Krolop anerkennenswerthe Verdienste. Ausstattung und Decoration waren märchenhaft prächtig, fast wie für ein Weihnachtsschaustück.

„Juanita" von Suppé (Text von Zell und Genée), der wir schon vor einigen Jahren bei der ersten Aufführung gebührende Aufmerksamkeit erwiesen haben, kam in neuer Bearbeitung unter persönlicher Leitung des Componisten zur Wiederaufnahme. Das Unternehmen der Ueberarbeitung war ein sehr löbliches, aber unserer Ueberzeugung nach ein im Principe nicht glückliches. Es mag möglich sein, ein ernstes Drama noch ernster zu gestalten und es auf eine höhere Stufe zu bringen; wie man aber eine komische Operette amüsanter machen will, wenn sie nicht gleich komisch gewirkt hat, das dünkt uns ein unlösbares Räthsel. Die Textdichter haben ausgemerzt, was sich bei den hiesigen ersten Vorstellungen als nicht haltbar erwiesen hatte; die Zuthaten sind meistens recht lobenswerth, mitunter auch wirksam; ob sie den wünschenswerthen dauernden Erfolg haben werden, läßt sich nicht bestimmen, das Publicum erwies sich sehr freundlich. Die Aufführung war ganz vortrefflich.

Unter den Concerten der letzten Zeit sind zuerst die Philharmonischen zu nennen, weil sie den Bedingungen wahrer Orchesterconcerte mit Abwechslung von Virtuosenleistungen vollkommen entsprechen, und hoffentlich unter Prof. Wüllners (von Dresden) Leitung Aufschwung nehmen werden. Im zweiten kam eine neue Suite von Tschaikovski zu Gehör, eines der originellsten und geistreichsten Tonwerke der Neuzeit. Die erste Fuge und das darauf folgende Divertimento sichern dem Componisten einen sehr ehrenhaften Platz unter den Lebenden. Die Aufnahme war von Seiten des Publicums sowie von der gesammten Kritik eine unbedingt günstige.

In Virtuosenconcerten stehen die Damen in der Vorderreihe: Signora Varesi, die in der Italienischen Oper der Philharmonie (vormals Skating-Ring) so glänzende Erfolge errungen hat, gab ein Concert, in welchem ihre vielen trefflichen Gaben die Theilnahme des Publicums fanden, aber auch die Ermüdung in der Stimme den Wunsch rege werden ließ, daß die ausgezeichnete Künstlerin sich Ruhe gönne, wenn sie nicht dem Tremoliren ganz verfallen will.

Signora Carlotta Patti gab ebenfalls ein Concert und zeigte, daß ihre immense Geläufigkeit und Sicherheit in den achtzehn Jahren seit sie zuerst in Berlin erschien, nicht abgenommen habe. Ihr Gatte, Herr de Munck, ist ein sehr feiner Cellovirtuose.

Neben den Sängerinnen glänzten die Amazonen des Klaviers: Frau Menter, obenan in glänzender Technik, in Bravour und Sicherheit — aber kalt, ohne nachhaltigen Eindruck. Frau Grosser besitzt nicht die Kraft und Ausdauer der Frau Menter, ist aber eine sehr feine und geistreiche Künstlerin, eine der wenigen Schülerinnen Liszts, die auch im Vortrage von ihm gelernt haben. H. Ehrlich.

Notizen.

In der auswärtigen Politik herrscht wenigstens an der Oberfläche seit einiger Zeit eine bemerkenswerthe Stille. Dieser und jener Geschäftsträger, der in der Abwesenheit des ständigen Gesandten oder Botschafters gern eine frappante Depesche nach Hause schickt, mag sich über den Mangel an thatsächlichem Material beklagen. Die Diplomaten haben es in derartigen Fällen schlimmer als eine Anzahl sensationslustiger Journalisten, die solche Lücken oft frischweg durch Phantasiestücke ersten Ranges ausfüllen können. An interessantem Stoffe fehlt es ja auch den Blättern nicht. Abgesehen von Aegypten, dessen traditionelle Sphinxe jetzt durch eine zwar nicht mehr junge, aber noch sehr rührige an der Spitze des englischen Ministeriums vermehrt wurden, sordern die russischen wie die französischen Unruhstifter unausgesetzt die Wachsamkeit der friedlich gesinnten Regierungen und der Presse heraus. Die moderne Pest ist der Chauvinismus, und man wird ihrer nicht sobald Herr werden. Nicht immer ist er so harmlos wie in der Seele jenes patriotisch gesinnten Bürgersmannes, der sich ohne Vorbereitung und sonstige Kenntnisse auf einem Herbstausfluge nach Rom verirrt hatte und seinem Tischnachbar in einer bekannten Pension am Spanischen Platz seine Freude darüber ausdrückte, daß die deutsche Industrie jetzt auch am Tiberufer überall, selbst in den Monumenten und Ruinen, vertreten sei. Als der Andere ihn verwundert um nähere Auskunft ersuchte, zeigte es sich, daß der gute Mann die stets wiederkehrende, in den einzelnen Buchstaben etwas verwischte Devise des römischen Senats und Volkes: S. P. Q. R. für die Geschäftsanzeige einer Firma: Spor! gehalten hatte. Solcher rührenden Unwissenheit begegnet man allerdings selten, dagegen nur zu oft, auch bei uns, männlichen und weiblichen Chauvinisten, die es nicht einmal mit der Wahrheit auf Kosten fremder Völkerschaften immer genau nehmen, hauptsächlich aber auf alle nicht-germanischen Einrichtungen und Gewohnheiten selten gut zu sprechen sind. An ihre Adresse hat einmal ein bekannter, sicherlich gut deutsch gesinnter Historiker einen Vortrag über das Thema gerichtet: Was wir von den Franzosen lernen können! Statt davon zu profitiren, hat die bezeichnete Kategorie von Spießbürgern, mögen sie auch zeitweilig in guter Gesellschaft erscheinen und dort wichtig thun, den Franzosen nicht etwa deren gute Eigenschaften, sondern ihre fehlerhaften Auswüchse, namentlich in der Beurtheilung des Auslandes, getreulich abgelauscht und nachgeahmt. Alle Welt hofft natürlich lebhaft, daß uns die Wiederkehr Gambettas oder gar eine monarchische Restauration, wie die der Orleans oder der Bonaparte, erspart werden möge. Sollte aber Gambetta wirklich das gegenwärtige schattenhafte Ministerium bei Seite schieben und wieder deutlicher selbst auf der Bühne erscheinen, so wird der Weltfrieden dadurch ebensowenig wie das erstemal, als er Premier war, über Nacht aus den Fugen gehen. Er wird im Verhältniß der größeren Machtfülle auch vorsichtiger sein und im Uebrigen schwerlich lange herrschen. Jedenfalls will besonnenen Menschen die Nothwendigkeit, stets den Teufel an die Wand zu malen und beispielsweise, wenn die Orleans wiederkehren sollten, den Krieg mit Deutschland als unvermeidlich zu verkünden, nicht recht einleuchten. Jeder dynastische Prätendent wird sich bei unseren bedenklichen Nachbarn durch Schmeicheleien und Concessionen an die revanchelustige Menge zu halten suchen, was indessen gewisse Politiker in unserer Nähe Jahre hindurch mit den Napoleoniden zu liebäugeln, bis die Zulus dem Spuk ein Ende machten, nicht verhindert hat. Auch die Orleans, deren Wiederkehr übrigens keineswegs vor der Thüre steht, würden nicht ohne Weiteres nach Metz marschiren, schon weil sie einige Hindernisse auf ihrem Wege finden dürften. Die Franzosen mögen ihre Angelegenheiten selbst besorgen und zusehen, wie sie aus ihren krausen Zuständen herauskommen. Unsere verfrühte publicistische Einmischung hat nur zur Folge, daß diejenigen bei ihnen populär werden, welche wir im Voraus als unsere Todfeinde unnöthiger Weise proclamiren. Die wirkliche Gefahr einer solchen Umwälzung wäre dort nur dadurch geboten, daß das monarchisch restaurirte Frankreich bündnißfähiger erscheinen würde. Unsere guten Freunde auf der anderen Seite, die Panslavisten, würden aufhorchen, wiederum ihre Lenden gürten, den Rubel ins Rollen bringen und die Emancipation orientalischer Raeen aufs Neue nach ihrer Art in Angriff nehmen. Das sind die schlimmsten Cumpane, und man darf sie niemals aus den Augen verlieren. Die Besuche des Herrn von Giers im Westen werden sie zum Nachdenken, schwerlich aber zur Raison bringen. Neulich war in Brüssel ein Meeting versammelt, das allen kriegführenden Nationen den Text las und für internationale Schiedsgerichte mit beredter Wärme plaidirte. Man hat über die Herren Theoretiker wohlfeil gelacht und sie gefragt, ob sie zur Vollstreckung ihrer Urtheilssprüche eine Armee bereit hätten, und welchen Staat sie mit der Exeution beauftragen wollten. Könnten aber die Mitglieder jenes wohlmeinenden Bundes durch ihre Propaganda den Chauvinismus aus der Welt bringen oder doch hüben und drüben zurückdrängen helfen, würden sie der Menschheit einen wirklichen Dienst leisten und ihrem eigenen idealen Friedensziel um einige Schritte näher kommen.

* * *

Unter den neuen Prachtwerken nennen wir zuvörderst das im Verlage von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig soeben vollständig erschienene dreibändige Werk: „Nordland-Fahrten", malerische Wanderungen durch Schweden, Norwegen, Irland, Schottland und England. Da der Zug der deutschen Reisesehnsucht nun auch nach den nordischen Ländern zu gehen anfängt, auf welche uns die skandinavischen Landschaftsmaler, die in Düsseldorf studirten, zuerst aufmerksam gemacht, so wird diesem glänzenden Reisewerk ein wohlverdienter Erfolg nicht

ausbleiben. Der Text stammt von angesehenen Schriftstellern und vermeidet mit Geschick ebenso den begeisterten Schilderungsdusel gewisser Feuilletonisten wie die trockene Lehrhaftigkeit der Ethnographen von Fach. Besonders die Schilderungen von Hans Hoffmann und zumal die Partien über Wales, London und die Seedistricte aus der Feder des trefflichen Feuilletonisten Francis Brömel sind wahre Cabinetsstücke beschreibender Darstellung. Die vielen hundert Holzschnitte nach Originalzeichnungen der hervorragendsten Künstler sind in jeder Beziehung eine wahrhafte Bereicherung unserer illustrirten Literatur, so daß wir das Vorhaben der Verlagsbuchhandlung, noch einen vierten (Ergänzungs-) Band über Holland und Dänemark folgen zu lassen, nur mit Freuden begrüßen können, um so mehr als kein Geringerer als der bekannte Geograph und Ethnolog Friedrich von Hellwald den beschreibenden Theil übernommen hat. Das landschaftlich malerische Moment muß hier gegen die überaus reiche Scenerie der ersten Bände natürlich zurücktreten. Wir empfehlen das prächtige Werk bestens.

Von der geradezu klassischen Uebersetzung der Fabeln La Fontaines, welche wir E. Dohm verdanken, erscheint soeben bei W. Möser in Berlin die zweite Auflage mit den berühmten Illustrationen von Gustav Doré, der wir eine große Verbreitung wünschen. Möge sich die Verlagshandlung nun auch noch zur Herausgabe von Dohms Uebersetzung in einer billigen, nicht illustrirten Edition entschließen, welche der meisterhaften Nachdichtung den verdienten Eintritt in jedes deutsche Haus ermöglichen würde, was durch den Preis der theuren Prachtausgabe leider sehr erschwert wird.

Ebenfalls in zweiter Auflage erscheint bei F. A. Brockhaus in Leipzig das gediegene Stahlstichwerk „Shakespeare-Galerie" mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht, dessen erstes Erscheinen überall und besonders auch im Ausland großen Anklang gefunden hat. Von den andern „Galerien" unterscheidet sich das Werk namentlich dadurch, daß die bildliche Darstellung nicht nur einzelne Figuren, sondern ganze Scenen umfaßt. Hans Makarts humorvoller „Falstaff im Waschkorb", H. Hofmanns Scene aus dem „Kaufmann von Venedig" und namentlich seine von neckisch graziöser Charakteristik erfüllte Duellscene aus „Was ihr wollt" — die eine spätere Lieferung enthalten wird — sind dem Dichter verständnißvoll nachempfunden und von Zeichner und Stecher mit gleich glänzender Technik ausgeführt.

Ein Prachtwerk allerersten Ranges verspricht die von Franz Hanfstängl in München herausgegebene Publication in Folio: „Die Königliche Pinakothek älterer Meister zu München" werden zu wollen. Diese Subscriptions-Ausgabe, die dem Künstler wie dem Laien gleich willkommen sein wird, soll die Perlen der berühmten Gemäldesammlung direct nach den Originalen photographirt umfassen, zweihundert Bilder enthalten und in möglichst kurzen Zwischenräumen erscheinen. Die Reproductionen, vor Allem die des bekannten Rubens'schen Gemäldes „Raub der Töchter des Leucippus" und Dows „Marktschreier", zeigen alle Vorzüge von Hanfstängls renommirter Technik: feine Ausführung, peinliche Treue und bedeutender Kunstwerth.

* * *

Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur nähern Kenntniß des Mittelalters von Friedrich Diez. Zweite vermehrte Auflage von Karl Bartsch. Leipzig, Barth.

Unter Diez' Werken nimmt das vorliegende einen hervorragenden Platz ein. Naturgemäß haben manche Behauptungen des Verfassers von Seiten des Herausgebers eine Berichtigung erfahren müssen; erwägt man indeß, daß die erste Auflage vor mehr denn fünfzig Jahren erschienen ist, so würde man in Verlegenheit gerathen, sollte man ein zweites vor einem halben Jahrhundert edirtes wissenschaftliches Werk namhaft machen, das so wenig von den Ergebnissen neuerer Untersuchungen berührt würde, als das, wie sich Bartsch ausdrückt, „nach Inhalt und Form geradezu klassische Buch Friedrich Diez'". Ohne der Phantasie die Zügel schießen zu lassen, hat er es zuwege gebracht, das Wenige, was wir aus den provenzalischen Biographien, aus knappen Notizen zeitgenössischer Schriftsteller und aus den Werken der Troubadours über die äußeren Schicksale der formgewandten Sänger der Provence wissen, zu anschaulichen und lebensvollen Schilderungen zu gestalten. Einen hohen Reiz verleihen dem Buche die überall eingestreuten prosaischen und metrischen Uebersetzungen, welche von ebenso feinem Verständniß der Vorlage wie nicht geringer Gewandtheit in Behandlung des Verses Zeugniß ablegen. So eng wie Kannegießer schließt Diez sich freilich nicht an die Form an, und während jener, von dem Gesichtspunkte, daß gerade diese etwas für die provenzalischen Dichtungen außerordentlich Wesentliches sei, ausgehend, auch im Reime dem Originale die größte Treue bewahrt, so gilt von den Uebersetzungen in dem „Leben und Werke der Troubadours" dasselbe, was der Verfasser in der Vorrede zu der 1826, also drei Jahre früher als diese, erschienenen „Poesie der Troubadours" über seine Behandlung der Originale bemerkt, daß „der in der Strophe gebundene Reim den Bezirk derselben nicht überschreitet, während der Dichter die in der ersten Strophe angeschlagene Reimform gewöhnlich auch in der folgenden wiederholt". Für wie trefflich Kannegießer Diez' Uebertragungen ansah, geht daraus hervor, daß er ihnen, wo es irgend anging, nicht nur einzelne Wörter, sondern ganze Verse entlehnte. Wenn Bartsch beklagt, daß er nicht auf ein Handexemplar des Verfassers habe zurückgreifen können, so finden auch wir das bedauerlich, weit mehr vielleicht noch als der verdiente Herausgeber, da wir die Hoffnung desselben, daß die neue Ausgabe möglicherweise diesen Schatz ans Tageslicht fördern dürfte, nicht theilen können. Wie wir aus authentischen Quellen wissen, haben sich Bücher in Friedrich Diez' Nachlaß überhaupt nur in verschwindend geringer Anzahl vorgefunden, solche von einigem Werth sicher nicht, die ganze Bibliothek des Gelehrten bestand aus — Zeitschriftenausschnitten. Mit dieser Thatsache hatte sich bereits vor Bartsch ein Herausgeber Diez'scher Schriften, August Scheler, dem wir die vierte Ausgabe des „Etymologischen Wörterbuches der romanischen Sprachen" verdanken, abfinden müssen. Scheler äußert über diesen Punkt Folgendes: „Einige wenige streng berücksichtigte Notizen ausgenommen, fand sich im Nachlaß des seligen Verfassers kein Material zur Vorbereitung einer neuen Auflage vor; nicht einmal ein zu diesem Behufe annotirtes Handexemplar konnte ausfindig gemacht werden." Diez hat einige Aehnlichkeit mit dem bekannten Mathematiker Gauß, der ein von einem Collegen an der Georgia-Augusta entliehenes compendiöses Werk über Botanik, worin er nur lückenhafte Kenntnisse besaß, nach wenigen Tagen schon zurückbrachte und dem nicht wenig erstaunten Freunde auseinandersetzte, daß er daraus nichts mehr lernen könne. Er hatte den dickleibigen Folianten in der kurzen Zeit vollständig durchgearbeitet. Diez blieb in Betreff der Sicherheit des Aneignens kaum hinter Gauß zurück, und da er des ersten Bandes eines Werkes nicht mehr zu bedürfen glaubte, wenn der zweite erschienen war, so wählte er das einfachste Mittel, sich seiner zu entledigen: er trug ihn zum Antiquar. B.

* * *

Studien zur Goethe-Philologie von J. Minor und A. Sauer. Wien, Carl Konegen.

Von den vier Abhandlungen sind zwei aus Arbeiten entstanden, welche ursprünglich in dem Scherer'schen Seminare verfaßt wurden. Diese beiden nehmen aber an Umfang nicht weniger als zwei Drittel des ganzen Buches ein. Ehe wir näher auf die einzelnen Aufsätze eingehen, sehen wir uns noch zu der Bemerkung veranlaßt, daß es für die Verfasser sehr angenehm gewesen sein mag, die Gedanken, welche der eine entwickelt hatte, mit Hülfe des von dem andern gesammelten reichen Belegmaterials stützen zu können, daß der Leser aber weit befriedigter sein würde, wenn er überall genau wüßte, ob er es mit den „Gedanken" J. Minors und den „Belegstellen", die A. Sauer zusammengetragen oder umgekehrt, zu thun hat. Dieser Wunsch erhält noch mehr Berechtigung, da die Verfasser nur „im Allgemeinen" einer des andern Ansicht vertreten zu können meinen. Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit Goethes ältester unter dem Einflusse der Anakreontiker stehenden Lyrik, deren reale Unterlage ihn allein von diesen scheidet. Die Untersuchung erstreckt sich auf die ersten beiden Bände des jungen Goethe, der Nachweis des Zusammenhanges wird von dem Verfasser mit Heranziehung der Phraseologie und des Wortschatzes an der Hand einer trefflichen Zusammenstellung von Parallelstellen aus Uz, Gleim, Hagedorn, Lessing, Cronegk, Weiße, Gerstenberg, Jakobi, Michaelis und Herder in der eingehendsten Weise geführt. Zugleich hat sich der Verfasser bemüht, den Entstehungsort der „Neuen Lieder" festzustellen. Er kommt dabei zu dem Resultate, daß die nach Frankfurt zu verweisenden Dichtungen im Gegensatz zu den in Leipzig entstandenen einen mehr ernsten Charakter tragen. Die Gedichte des zweiten Bandes zeigen kaum noch Spuren anakreontischer Einwirkung. Die Umwandlung hat sich

unter dem Einflusse des Volksliedes, Ossians und der Griechen vollzogen. Derjenige, welcher ihn auf diese Studien hinleitete und ihn aus den leichten Banden der Anakreontik befreite, war Herder. Auf Herders Verhältniß zu dem jungen Goethe bezieht sich die zweite Abhandlung Sie schildert in übersichtlicher Folge, wie mannichfach die Anregungen waren, welche der Straßburger Verkehr zwischen Herder und Goethe für diesen mit sich brachte, wie jener nicht nur Goethes künstlerisches Schaffen, seine Behandlung des Verses beeinflußte, ihn nicht allein auf die Volkspoesie, Ossian, Homer und Pindar hinwies, sondern zugleich durch seine eigene fertige Männlichkeit Goethes Wesen festigte und kräftigte. Herders bedeutende Erscheinung hat sicher manchen Zug zum Faust geliehen, wenn aber der Verfasser die Derbheit desselben zum Anlaß der Dramatisirung des derben Götz macht, so geht er entschieden zu weit. Den Götz behandeln die letzten beiden Aufsätze; der eine untersucht die zwei ältesten Bearbeitungen der Dichtung, um, was der Vorgänger auf diesem Gebiete, Heinrich Düntzer, nicht erreicht, die allgemeinen Principien, welche die Umarbeitung veranlaßten, festzustellen, der andere gibt eine erschöpfende Darstellung der Anlehnung Goethes an Shakespeare, welche wiederum auf Herder'schen Einfluß zurückzuführen ist. Die vier Abhandlungen zeichnen sich durch ihre abgerundete Form, einfache klare Sprache aus, das Belegmaterial ist mit großem Fleiße gesammelt, wir dürfen deshalb die Studien J. Minors und A. Sauers als einen schätzenswerthen Beitrag zur Goethe-Philologie begrüßen. B.

* * *

Vom rollenden Flügelrade. Skizzen und Bilder von Max Maria von Weber. Mit einer biographischen Einleitung von Max Jähns. Berlin, A. Hofmann und Comp.

Diese neue Publication des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur gehört ohne Zweifel zu den interessantesten Bänden der gesammten Collection. Der im vergangenen Jahre verstorbene Eisenbahntechniker Weber, ein Sohn unseres großen Componisten, wußte das an sich prosaische Verkehrsleben von einem so freien und umfassenden Standpunkt aus zu betrachten, daß es in seinen geistvollen feuilletonistischen Darstellungen bei allen technischen Erörterungen fast idealisirt erscheint. Leider fand er nicht mehr Zeit, um diese Aufsätze, von denen einige zum Theil bereits unter dem Strich großer Zeitungen erschienen sind, der für eine Buchausgabe nothwendigen Revision zu unterwerfen, so daß mehrere Wiederholungen stehen geblieben und z. B. auch die Reisebriefe aus Nordamerika in einer Form hier veröffentlicht sind, welcher der gewissenhafte Weber gewiß nicht das Imprimatur ertheilt hätte. Die Novelle „Winternacht auf der Locomotive" und „Rothes Glas" sind für Webers Schreibweise am meisten charakteristisch. Auch die liebevoll orientirende biographische Einleitung von Major Jähns gereicht dem schönen Buche zur Zierde.

* * *

Ferdinand Raimunds sämmtliche Werke. Herausgegeben von Carl Glossy und August Sauer. Vier Bände. Wien, Carl Konegen.

Eine kritische Ausgabe von Raimunds Werken mit dem ganzen strengwissenschaftlichen Apparat?! Warum nicht? Der geniale Dichter der volksthümlichen Zauberstücke verdient dies so gut, wie mancher akademische Parnassier, dem er an Tiefsinn und Poesie unendlich überlegen ist. Und dann haben es seine durch Bearbeiter, Regisseure und Schauspieler jämmerlich verballhornten Texte dringend nöthig, einer kritischen Säuberung unterzogen zu werden. Aus den voriges Jahr in der Wiener Stadtbibliothek zum Vorschein gekommenen Original-Manuscripten Raimunds ergaben sich so vielfache Abweichungen und Veränderungen, welche frühere Bearbeiter — selten zum Vortheile des Dichters — vorgenommen, daß die Wiederherstellung der richtigen Texte zum Bedürfniß und zur Pflicht geworden ist. Es fand sich dabei ein Material, das nicht nur die Originalsprache Raimunds wiederherstellte, sondern noch eine große Anzahl bisher unbekannter Dichtungen zu Tage förderte. Erläuterungen und Anmerkungen, sowie die einzelnen Varianten namentlich für norddeutsche Bühnen sind sorgfältig angegeben und dazu kommt noch eine nach den besten Quellen bearbeitete Biographie, die durch Erzählungen von Freunden und Zeitgenossen des Dichters ihre Ergänzung finden konnte. Wir empfehlen bestens diese musterhafte Raimund-Ausgabe.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Wilhelm Lübkes Bayreuther Nachklängen.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Den durchdachten und sinnvollen Ausführungen von W. Lübke in Nr. 45 dieser Zeitschrift möchte ich als Ergänzung noch eine Anmerkung hinzufügen, die einen, wie mich dünkt, nicht zu unterschätzenden religionsphilosophischen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellt. Ich gehe davon aus, daß so hoch wie Wagner in einer gewissen Popularität und schwärmerischen Huldigung eines großen Theils seiner Zeitgenossen gestiegen ist, Niemand steigt, den nicht eine Zeitwelle hebt, und dies specifische Verhältniß möglichst scharf zu erfassen und zu formuliren werde ich mich bemühen. Es ist ja unzweifelhaft sehr richtig und von unbestreitbarem Gewicht, wenn man einen sehr großen Theil des weihevollen Eindrucks, zu dem sich nicht nur die eigentlichen Wagner-Schwärmer sondern auch noch eine große Mittelpartei in ihrer Berührung mit den Tonschöpfungen des „Meisters" bekennt, von den besonderen Bayreuther Einrichtungen abhängig erklärt. Alles in dieser Beziehung Angedeutete fällt psychologisch betrachtet schwer in die Wagschale. Ob es aber die ganze Wirkung erklärt? Ich erinnere daran, daß namentlich in der Aufnahme des „Lohengrin" seitens des Publicums schon ein ganz ähnliches Element der Sympathie präludirte. Und diese Oper erfreute sich doch noch nicht des Vortheils der Bayreuther Veranstaltungen. Aber es wurde in ihr zum erstenmal jene Richtung in ein Gebiet der Ekstase und Verzückung mit mystischen Anklängen vollzogen, die sich dann im „Parsifal" potenzirt hat. Und zwar wurde dieser Uebergang vollzogen, diese Mystik zum Ausdruck gebracht in einer Tonsprache, die durch die ihrem Schöpfer eigen angehörige Instrumentation und musikalische Klangfarbe ganz neue, bisher dahin ungehörte Wendungen nahm, die also gewissermaßen selbst schon ein Geheimniß war und sich geheimnißvoll offenbarte. Wenn überhaupt eine Neigung in der Zeit vorhanden war sich an Ekstasen und Verzückungen zu berauschen, so mußte die Art und Weise, wie Wagner derselben musikalisch die Hand bot, bestrickend wirken. Vergessen wir nun nicht, daß in unserer Zeit nach der religiösen Seite eine einzige große Lücke besteht, daß ihr durch die Erschütterung der Glaubensvorstellungen der eigentliche religiöse Aufschwung fehlt, nach dem Gemüth und Phantasie gleichwohl in dunklen Aspirationen dursten, so vergegenwärtigen wir uns, wie nahe hier die Gebiete aneinanderstreifen, so ist die ungeheure Wirkung ohne weiteres erklärlich, die derjenige, wäre er auch weniger „klug" gewesen, erzielen mußte, der hier einen dem Verschmachten nahe gebrachten Geschlecht einen Labetrunk kredenzte. Hier ist meines Erachtens die Zeitwelle, die ihn emportrug, und hier liegt, wenn nicht die Rechtfertigung, so doch die Erklärung für alle jene Ausdrücke, die so gerechten Anstoß erregen, wie die, daß Wagner den Finger in die Wunde des heutigen Geschlechts gelegt habe, oder gar, daß er zum Erlöser der Menschheit geworden sei. Ohne Zweifel repräsentirt ja Bach eine viel größere Tiefe und Reinheit echt religiösen Empfindens und nicht minder thut dies innerhalb der katholischen Weltanschauung Palestrina, aber das ist es ja eben, nur ein glaubensstarkes Geschlecht wird in diesen Meistern den Ausdruck seines innersten Empfindens anerkennen — die sonstige Wirkung derselben ist eine mehr ästhetisch vermittelte — während ein nach religiöser Erhebung schmachtendes Geschlecht in der Musik ganz andere Bedürfnisse zu befriedigen sucht.

Diese Betrachtung rechtfertigt natürlich nicht, was man mit Recht als Pseudo-Religiosität verwirft, aber sie wahrt der Wagner'schen Musik gleichwohl ihren Zusammenhang mit dem an sich berechtigten Sehnen einer Zeit, der der alte Gehalt fast ohne Ersatz zerfallen ist, und das ist, was am ehesten als das positive Element dieser merkwürdigen Erscheinung anzuerkennen sein dürfte. Und sie zeigt ferner, inwiefern in der Wagner gewidmeten abgöttischen Verehrung noch etwas mehr wie bloßer Wort-Bombast enthalten sein kann und was dies mehr ist, und sie mäßigt damit das Gefühl einer Aufwallung, welches sonst nur dazu dient, die Kluft immer weiter aufzureißen, indem es Manche gerade in dem verletzt, was ihnen als ihr heiligstes Gefühl erscheint. Julius Duboc.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Neue billige Pracht-Ausgaben.

Voßens Luise. Illustrirt von Ramberg und Thumann mit sechs Photographien.

Großes Folioformat; in elegantem Goldschnitteinband. Preis 12 Mark.

Aus Ramberg's Hermann und Dorothea-Bildern: Dorothea im Zuge der Auswanderer.

Goethe-Ramberg, Hermann und Dorothea

mit 8 Photographien. Siebente Auflage.

Großes Folioformat; in elegantem Goldschnitteinband. Preis 12 Mark.

Beide Werke sind Pendants. Anerkannt als die schönsten und billigsten und zudem classische Festgeschenke.

Berlin, G. Grote'scher Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Die Neugestaltung unserer Weltansicht

durch die Erkenntniß der

Idealität des Raumes und der Zeit.

Eine allgemeinverständliche Darstellung von

Hugo Sommer,

Amtsrichter in Blankenburg am Harz.

Preis 3 *M.*

Berlin, den 20. October. **G. Reimer.**

In allen Buchhandlungen zu haben:

Die Jungfrau vom Kynast.

Ein Sang aus Schlesiens Bergen von Julius Gesellhofen.

Sauber geheftet 3 *M.*, fein gebunden 4 *M.*

Gleich nach Erscheinen dieses lyrischen Epos haben alle größeren Organe Schlesiens in **ausführlichen Feuilletons** der Dichtung eine **glänzende** Kritik zu Theil werden lassen.

Breslau, Decbr. 1882.

J. Max & Comp.

Enorme **Preisherabsetzung!**

Eine klassische

Bibliothek f. 30 Mark.

(2. Sammlung) in sehr eleganten, reich mit Gold verzierten Einbänden:

1) **Heine's** sämmtliche Werke, 12 **Bände.**
2) **Wieland's** Werke, **10 Bände.**
3) **Lenau's** sämmtliche Werke, **2 Bände.**
4) **Börne's** sämmtliche Werke, **12 Bände.**
5) **Chamisso's** sämmtl. Werke, **4 Bände.**
6) **Byron's** sämmtliche Werke, **8 Bände.**
7) **Blumauer's** sämmtl. Werke, **3 Bände.**
8) **Oeser,** Perlen deutscher Poesie, **1 Band.**
9) **Weber's** Demokritos, **1 Band.**

Alle neun anerkannt vorzüglichen Werke, (wovon **Heine** allein 18 Mk. Werth) in den **prachtvollsten Einbänden** zusammen

für nur 30 Mark!

liefert unter Garantie f. **neu** u. **fehlerfrei**

Selmar Hahne's Buchhandlung.

Berlin S., Prinzenstraße 54.

NB. Die Besichtigung steht Jedermann täglich frei. Versand gegen Einsendung oder Nachnahme.

Prospecte u. Kataloge gratis.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

La Mara, Musikalische Studienköpfe.

Fünfter Band:

Die Frauen im Tonleben der Gegenwart.

Mit einem Tableau der Künstlerinnen.

8. Pr. geh. *M.* 4 n., geb. *M.* 5 n.

Inhalt: Clara Schumann — Sofie Menter — Anna Mehlig — Mary Krebs — Pauline Fichtner-Erdmannsdörfer — Laura Kahrer-Rappoldi — Wilhelmine Clauß-Szarvady — Arabella Goddard — Erika Lie-Nissen — Ingeborg von Bronsart — Annette Essipoff-Leschetizky — Vera Timanoff — Wilma Neruda-Norman — Pauline Viardot-Garcia — Désirée Artôt — Zelia Trebelli — Adelina Patti — Christine Nilsson-Rouzaud — Marie Wilt — Amalie Joachim — Pauline Lucca — Marianne Brandt — Therese Vogl — Amalie Materna.

Vierter Band: **Klassiker.**

Neue Ausgabe. Mit einem Tableau.

8. Pr. geh. *M.* 4 n., geb. *M.* 5 n.

Inhalt: Mozart — Bach — Händel — Gluck — Haydn — Beethoven. Nebst systematischen Verzeichnissen von deren sämmtlichen Werken.

Soeben erschien im Commissionsverlage von **Rasch & Coch** in **Eisenach** und ist von dieser für 50 ₰ in Briefmarken franco oder durch jede andere Buchhandlung zu beziehen:

Philosophie und Kantianismus.

Ein Vortrag,

gehalten in der allgemeinen Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte den 21. Septbr. 1882 zu Eisenach von

Johannes Rehmke,

Professor in St. Gallen.

Lichtstrahlen

aus Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung.

Inhalt: Natur und Naturforschung. Der Mensch und die menschliche Gesellschaft. Wissenschaft und Kunst. Idealismus u. Religion. Cultur.

Brosch. 2 *M.*

In eleg. Leinwandband 3 *M.*

Verlag von **Lampart & Co.** in **Augsburg.**

Enorme **Preisherabsetzung!**

15 Jugendschriften und **Bilderbücher** elegant gebunden für Knaben u. Mädchen von 2—15 Jahren liefert in vorzüglicher Auswahl zusammen

für nur 6 Mark!

in neuen fehlerfreien Exemplaren.

Selmar Hahne's Buchhandlung,

Berlin S., Prinzenstraße 54.

Versand geg. Einsendung od. Nachnahme.

Specielle Verzeichnisse **gratis u. franco.**

Als 15. Band der Grote'schen Sammlung ist soeben erschienen:

Julius Grosse's Gedichte

in neuer vermehrter Auswahl und mit einer Zuschrift von **Paul Heyse.**

Preis 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Julius Grosse's Gedichte — alte und neue — in Auswahl von Paul Heyse — das ist ohne Zweifel eine originelle literarische Erscheinung, worüber das Vorwort die nähere Aufklärung liefert. Und in der That, nicht leicht wird man einen Band Lyrik, hier das Spiegelbild eines ganzen Dichterlebens, mit mehr Befriedigung und auch Genuß aus der Hand legen, als es bei dieser Doppelarbeit der nahe befreundeten Dichter der Fall ist.

Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin (Rich. Schoetz) Berlin SW., Wilhelmstraße 122.

Weisheit und Witz

deutschen Sprüchen.

Brochirt *M* 2.50. — Eleg. gebund. *M* 3.50.

in alt-Reimen u.

Gesammelt vom Herausgeber von:

„Altdeutscher Witz und Verstand."

Zweite Auflage.

„Herrig's Archiv für neue Sprachen" sagt über die 1. Aufl. der so beliebten Sammlung von Sprüchen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert:

„Diese ansprechende Sammlung ist von dem rühmlichst bekannten Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand" veranstaltet worden und empfiehlt sich als ein außerordentlich schönes Hausbuch, welches wegen des Reichthums des Inhalts sowohl, als auch wegen der Eleganz der Ausstattung allseitig viele Freunde finden wird."

Im Verlage von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bruder Rausch.

Ein Klostermärchen in zehn Abenteuern von

Wilhelm Hertz.

7 Bogen kl. 8. Geheftet Preis *M.* 2.20.

In eleg., stilvollem Einband *M.* 3.—.

Im „Bruder Rausch" hat der Dichter eine Lieblingsgestalt der alten deutschen Volksliteratur in selbständiger Weise neu belebt. In die bunten Abenteuer, welche der heidnische Hausgeist im Kloster und auf seiner Fahrt in die Welt besteht, ist eine Fülle tiefsinniger Gedanken verflochten, welche dem Werke neben seiner an poetischen Schönheiten reichen, phantastisch bewegten Handlung eine höhere ideelle Bedeutung verliehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BODENSTEDT. Vom Atlantischen zum Stillen Ocean.

8. Geheftet 8 M. 50 Pf. Elegant gebunden 10 M.

Dieses neueste Werk des berühmten Verfassers, Schilderungen von seiner Reise in den Vereinigten Staaten enthaltend, hat in Deutschland wie in Amerika Aufsehen erregt und eignet sich besonders zu Weihnachtsgeschenken.

Neueste Dichtung von Oscar von Redwitz.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein deutsches Hausbuch von Oscar von Redwitz.

Preis brosch. 5 M., elegant gebunden 6 M.

Zum allerersten Male ist in dieser durchaus eigenartigen episch-lyrischen Dichtung aus dem Grunde des deutschen Hauses der Schatz der Poesie gehoben worden und zwar in einer Art von poetischer Familienchronik, in welcher der ebenso kernige wie gemüth- und geistvolle und zugleich liebenswürdig humoristische Schreiber derselben, der echt deutsche Dr. Fritz Falke, als Assessor, Rath und Präsident, als Junggeselle und Bräutigam, als Ehegatte, Vater und Großvater, während vierzig Jahre alle häuslichen Ereignisse und Herzensempfindungen aufgezeichnet zu „Lehr und Vorbild" für Kinder und Enkel, denen er an seinem siebzigsten Geburtstage dies sein „Deutsches Hausbuch" als Vermächtniß übergibt. Die ganze Innigkeit und Tiefe eines in Freud' und Leid gleich glücklichen, reinen Familienlebens spiegelt sich darin, und die stets wechselnde, mannichfaltige poetische Form erhöht noch wesentlich den Reiz dieser ideal-realistischen Dichtung, die wir, ganz abgesehen von dem hochangesehenen Namen ihres Poeten, als Weihnachtsgabe wie Familienbuch ersten Ranges mit vollstem Rechte bezeichnen dürfen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Mozart.

Ein Künstlerleben

dargestellt von

Ludwig Meinardus.

Mit 2 Portraits.

8. 32 Bogen. Geheftet M. 7.50. — Elegant gebunden M. 9.—.

In dem vorliegenden Mozartbuche beabsichtigte der Verfasser dem meisterhaften Studienwerke Otto Jahn's, welches sich wesentlich an den Musiker von Fach wendet, ein Werk an die Seite zu setzen, welches den Genius Mozarts mit Begeisterung schildern, ihm aber auch nicht weniger in seiner Eigenschaft als Mensch gerecht werden soll; so stellte sich Mozarts, des Menschen und Meisters Erdenwallen, gleichsam wie ein wundervolles tragisches Drama dem Autor bei tieferem Eindringen in seinen Lebenslauf und in den logischen Gang der Ereignisse je länger desto klarer vor Augen. Es kam dem Verfasser darauf an, ein lebenswahres, lebenswarmes Bild zu zeichnen, um einen der liebenswürdigsten und bewundernswerthesten Geister deutscher Nation dem Herzen jedes vaterländisch gesinnten Menschen jeglichen Standes, Alters und Geschlechtes nahe zu bringen.

Und so ist das Mozartbuch das Denkmal eines echt deutschen Meisters für das deutsche Volk, errichtet von einem deutschen Tonkünstler.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Für Buchhändler.

Eine Dame, erste wissenschaftliche Lehrerin an einer städtischen höheren Mädchenschule, wünscht deutsche Uebersetzungen englischer oder französischer Schriften (Romane, Novellen 2c. 2c.) zu übernehmen u. erbittet gef. Offerten unter **J. H. 2107.** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 Pf oder 18 Bände à 4 M. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien die **Zweite Lieferung** von des

Grafen A. F. von Schack Gesammelten Werken.

Preis 50 Pf. Vollständig in 30 Lieferungen.

Näheres der Prospekt, welcher **gratis** und **franco** versandt wird.

Neuer Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.

Winckelmann's Briefe an seine Züricher Freunde. Nach den auf der Züricher Stadt-Bibliothek befindlichen Originalen in vermehrter und verbesserter Gestalt neu herausgegeben von Professor Dr. H. Blümner in Zürich. Klein 8. M 5.—.

Hervorragende Weihnachts-Novität.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin W.**,
12. Königin Augusta-Str.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Märchenstrauß

für

Kind und Haus.

Mit Bildern von **P. P. Mohn.**

45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text. Quart-Format.
Elegant cartoniert, Ladenpreis **12 Mark.**

Als Festgeschenk geeignet, überall wo feinerer, künstlerischer Sinn vorhanden; nicht nur für Kinder, auch für Frauen und überhaupt jedem gebildeten Hause zu empfehlen.

Im Verlage von **Ebner & Seubert** in **Stuttgart** erschien soeben:

Grundriss
der
Kunstgeschichte
von
Wilhelm Lübke.
Neunte durchgesehene Anflage.
2 Bände mit 619 Holzschnitt-Illustrationen und dem Porträt des Verfassers.
gr. 8. brosch. Preis 14 *M.* 40 ₰.
Eleg. geb. 16 *M.* 40 ₰.

Geschichte
der
Renaissance in Deutschland
von
Wilhelm Lübke.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
2 Abtheilungen mit 382 Illustrationen.
gr. 8. brosch. Preis 28 *M.*
Eleg. geb. 34 *M.*

Leitfaden
für den
Unterricht in der Kunstgeschichte,
Baukunst, Bildnerei, Malerei und Musik.
Sechste vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit 134 Illustrationen.
gr. 8. brosch. Preis 3 *M.* Eleg. geb. 3 *M.* 75 ₰.

Ein junger Mann von repräsentativem Aeussern, 29 Jahr, Posner, $2^1/_2$ Jahr in Frankreich, letztes Jahr Comptable eines Speditionshauses in Mouscron, wünscht Vertretungen erster Häuser für das industrielle Norddepartement Frankreichs u. Belgien, unternähme ev. auch Reisen. Referenzen und Photographie zu Diensten. Gef. Offerten **H. S.** postlagernd Mouscron (Belgien).

Für Kunstfreunde, Philologen 2c.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, auch zur Ansicht:

Architektonik der Römer
von Dr. **R. Adamy,**
Dozent der Aesthetik und Kunstgeschichte an der Großherzoglichen Technischen Hochschule zu Darmstadt.
gr. Lex.-8. 315 Seiten mit 93 Holzschnitten und 15 Zink-Hochätzungen.
Preis 9 *M.*
Hannover.
Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fünfzehn Essays
von **Herman Grimm.**
Dritte Folge.
Gr. 8. 464 S. Preis geh. 8 *M.* Eleg. geb. 9 *M.*

Inhalt: Vorbemerkung — Ralph Waldo Emerson — Fiorenza — Raphaels Schule von Athen — Michelangelos Sarcophage in der Sacristei von San Lorenzo — Raphaels Madonna di Terra nuova — Zwei Stiche von Friedrich Weber: 1. Tizians Irdische und Himmlische Liebe; 2. Holbeins Portrait des Erasmus von Rotterdam — Die Enstehung des Volksbuches von Dr. Faust — Ralph Waldo Emerson über Goethe und Shakespeare. Uebersetzt aus dem Englischen: 1. Goethe, der Schriftsteller; 2. Shakespeare, der Dichter — Bettina von Arnim — Die Brüder Grimm: 1. Wilhelm Grimm; 2. Jacob Grimm; 3. Ludwig Emil Grimm — Rauchs hundertjähriger Geburtstag — Anselm Feuerbach — Zwei Dürersche Kupferstiche — Raphaels Galatea in der Farnesina zu Rom — Raphaels erste Zeiten — Register.

Berlin. **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Felix Dahn,
Felicitas.
Historischer Roman aus der Völkerwanderung.
8. Pr. geh. *M.* 5 n., geb. *M.* 6 n.

(A. u. d. T.: Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Band I.)

Felix Dahn's neuester, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer gewidmeter Roman versetzt die Leser erstmalig auf deutschen Boden im Jahre der Einnahme des weströmischen Reiches durch den Germanen Odovaker. Im schönen Salzburg, dem festen Kastelle der Römer, welches von dem jugendfrischen Volke der bajuvarischen und alamannischen Germanen überfluthet wird, spielt sich die freundliche Erzählung ab.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschien soeben:

Vier Clavierstücke von Nicolai von Wilm.
Op. 33.

Nr. 1. Sarabande ..... *M.* 1.—	Nr. 3. Gavotte ..... *M.* 1.—
Nr. 2. Courante ..... *M.* —.80	Nr. 4. Ländler ..... *M.* 1.—

Früher erschienen von **Nicolai von Wilm** in demselben Verlage:

Zu 2 Händen:	Zu 4 Händen:
Op. 8. **Schneeflocken.** Sechs Clavierstücke. 2 Hefte ..... à *M.* 1.50	Op. 21. **Frühlingsstrauss.** Sechs Clavierstücke zu 4 Händen. 2 Hefte à *M.* 1.80
Op. 12. **Zwölf kleine Tonstücke** für Pianoforte. 2 Hefte ..... à *M.* 1.50	Op. 30. **Suite Nr. 2** in Cmoll zu 4 Händen ..... *M.* 5.—
Op. 24. **Zehn Charakterstücke** für Pianoforte. 2 Hefte ..... à *M.* 1.80	Op. 32. **Das Märchen von der schönen Magelone** zu 4 Händen ..... *M.* 6.—

Im Verlage der **Hahn**'schen Buchhandlung in **Hannover** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Venus von Milo.
Ein neuer Versuch ihrer Ergänzung, Erklärung und Würdigung
von
Dr. ph. **Friedrich Kiel.**
Mit 1 Holzschnitt-Tafel. Lex. 8. 1882. 2 *M.* 40 ₰.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schildereien
aus dem Alpenlande.
30 Lichtdruckbilder nach Gemälden von **C.** und **E. Heyn.** Gedichte von **R. Baumbach.** Randzeichnungen von **Stauffacher.**
Gross-Folio.
Einband: Halbfranz, Decke in Lwd. mit reicher Relief- u. Goldpressung. *M.* 55.—

Festgeschenk für Freunde der Länder- und Völkerkunde, außerordentlich spannend und unterhaltend.

15 Jahre in Süd-Amerika.
Gesehenes und Erlebtes
von **Paul Treukler.**
Mit zahlreichen Illustrationen in Lichtdruck. 3 Bände in Prachteinband 12 *M.*
Die Presse hat sich einstimmig aufs Günstigste über dieses Werk geäußert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie vom **Weltpost-Verlag, Leipzig.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Lothar Clement,
König Ludwig XI. von Frankreich.
Trauerspiel in 5 Akten. 8. 105 S. Pr. geh. *M.* 3 n., geb. *M.* 4 n.

Dieses von Autoritäten der Kunst und Wissenschaft hochgestellte Drama, das bereits am Hoftheater zu Weimar mit großem Erfolge aufgeführt wurde und an mehreren bedeutenden Bühnen zur Darstellung gelangen wird, behandelt das letzte Ringen des mächtigen Königs; in koncentrischer Handlung, in markig-poetischer Sprache bietet es einen lebensvollen Kampf, Schuld aus Leidenschaft und Leiden aus Schuld, das den gewaltthätigen Herrscher zu einem Untergange führt, der gleichzeitig richtet und versöhnt. Als spannende Lektüre empfohlen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur
Theorie und Technik des Romans
von
Friedrich Spielhagen.
Preis brosch. *M.* 6.—, in eleg. Halbfrzbd. *M.* 7.50.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Grosse
Jubiläums-Lotterie.
6700 Gewinne im Gesammtw. v.
225000 Mk.
Darunter
1 Goldsäule im W. von 40000 M.
effectiver Baarwerth 36000 Mark.
1 Silbersäule im W. von 20000 M.
effectiver Baarwerth 18000 Mark.
Ziehung vom 28. bis 31. December cr.
zu Breslau.
Loose à 3 Mk. 15 Pf. incl. Reichsstempel sind zu haben in den durch Placate kenntlichen Verkaufsstellen, sowie zu beziehen durch
A. Molling, Hannover,
General-Debit.

Neu.
Weltpost-Briefwaage,
zugleich das Porto für Briefe, Geschäftspapiere, Mustersendungen für den ganzen Weltpostverein angebend. Hochelegant ausgeführt, fein vernickelt. Weihnachts- u. Neuheits-Katalog gratis.
Carl Fraenkel,
33d Französische Str.
Berlin W. (Postamt 56).

— Neu! — Neu! —
Soeben erscheint in **7. Auflage:**
Dr. med. **H. Klencke,**
Hauslexikon der Gesundheitslehre
vollständig in 28 Lieferungen à 50 ₰.
Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf dieses hochinteressante Werk an.

„Der Hamburger Antiquar"
L. M. Glogau Sohn
versendet gratis und franco seine soeben erschienenen
Bücher-Cataloge
gegen Porto-Vergütung von 30 Pf.
Lagerbestand ca. 300,000 Bände aus allen Wissenschaften. Preise bekanntlich billig.
Bücher-Ankauf jederzeit.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die
äussere Form neuhochdeutscher Dichtung
von **Rudolf Asmus.**
M. 5.—

Hochwichtiges Reisewerk
aus dem Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena.**
Durch Sibirien
von
Henry Lansdell.
Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen. 2 starke Bde. von ca. 46 Bog. gr. 8. Mit 43 großen u. kleineren Holzschnitten und 1 großen Karte in Farbendruck.
In illust. Umschlag br. ca. 16 *M.*, in orig. Einband mit Deckenzeichnungen 4 *M.* mehr.
Eine **selten interessante Reise** von **8000 Meilen** vom Ural bis zum stillen Ocean von **geographischer, ethnographischer** und **hochpolitischer** Bedeutung. **Die 1. Auflage des Originals wurde in England noch vor Ankündigung gänzlich ausverkauft.** Die vielfach irrigen Ansichten über das Land und die Leute berichtigend, schildert der Verfasser seine gefahrvollen Erlebnisse in **anziehender** und **höchst unterhaltender** Weise.

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart.**
Idyllen, Elegieen und Monologe
von
Otto Roquette.
144 Seiten. Eleg. cartonnirt. *M.* 4.—
(Inhalt: Idyllen. — Aus den Lehrlingsjahren 1846—1852. — Elegieen und Monologe.)

Regelmäßig erscheint die Fortsetzung der neuen Auflage von
Brehms Tierleben
Chromo-Ausgabe.
Mit 170 Tafeln in Farbendruck,
unter Leitung der Zool. Dr. **Girtanner** in St. Gallen, Prof. **Klunzinger** in Stuttgart, Prof. **O. Schmidt** in Straßburg und Prof. **Taschenberg** in Halle,
und 1840 **Textbildern,** nach dem Leben ausgeführt von den Malern **O. Winkler** und **G. Mützel.**
Ausgabe in 140 Lieferungen (wöchentlich) zum Preis von . . . . . **1 Mark,**
Ausgabe in 10 Halbfranzbdn. (vierteljährl.) zum Preis von . . . . . **16 „**
☞ Erschienen sind bereits die Abteilung **„Vögel"**, drei Bände, und der erste Band der **„Säugetiere".**

Vorher ist dasselbe Werk komplett erschienen als
Schwarze Ausgabe.
Geh. in Halbfranz; **Säugetiere** 3 Bände, **Vögel** 3 Bände, **Insekten, Fische, Lurche** und **Niedere Tiere** à 1 Band. Jeder Band **15 Mark.**
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verlag von **Gebrüder Borntraeger** in **Berlin.**
Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. *Historisch-linguistische Skizzen. Vierte durchgesehene Auflage.* 1883. gr. 8. br. 10 *M.*
Das literarische Centralblatt 1870 No. 20 sagt in einem längeren Referat über dieses Werk: „Ein Buch von überraschendem Reichthum des Inhalts, hervorgegangen aus einer Verbindung sprachwissenschaftlicher, culturhistorischer, naturwissenschaftlicher, geographischer Kenntnisse und eigener auf ausgedehnten Reisen erworbener Anschauungen, wie sie sich höchst selten zusammenfinden." . . . . „eine Fülle bedeutender Aufschlüsse, scharfsinniger Combinationen und geistvoller Betrachtungen, durch welche sich dieses Buch auszeichnet, das man nicht aus der Hand legen kann, ohne von wahrer Hochachtung für den Verf. erfüllt zu sein."
Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. *Zweite stark vermehrte Auflage.* 1879. 8. br. 5 *M.*, eleg. und dauerhaft geb. 6 *M.*
Ein feines geistreiches Buch, aus dem der Gebildete hohen Genuss schöpfen wird, einen um so höheren, wenn er Land und Volk bereits kennt.
Carus Sterne, Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. *Zweite Auflage* mit 394 Abbildungen im Text und 11 Vollbildern. 1881. gr. 8. br. 12 *M.*, eleg. geb. 14 *M.*
Ein nach Form, Inhalt und Ausstattung gleich hervorragendes Werk der populär-naturwissenschaftlichen Litteratur.

Geschichte
der
griechischen Plastik.
Für Künstler und Kunstfreunde.
Von Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. Overbeck.**
Dritte verm. u. verb. Auflage.
2 Bände. Imp.-8. 1008 S. mit Holzschnitten und Holzschnitttafeln.
1882. Halbfranzbd. 37 *M.*, Halbsaffianbd. 38 *M.*

An der Waldecke.
Eine Erzählung von **Anna v. Werder.**
1883. 2. Aufl. 304 S. Geb. *M.* 3.80.

Bienchen.
Eine Erzählung von **Anna v. Werder.**
1883. 2. Aufl. 264 S. Geb. *M.* 3.20.

Frau Ludwike.
Eine Erzählung von **Anna v. Werder.**
1883. 256 S. Geb. *M.* 3.20.

Weihnachten
in deutscher Dichtung
von Dr. **A. Freybe.**
1881. 243 S. Geb. *M.* 4.80.

1. Das Julfest und die Weihnachtsfeier in Geschichte und Sage. — 2. Die Weihnachtsgeschichte im Volksepos. — 3. Weihnachten im Lied. — 4. Die dramatischen Darstellungen der Weihnachtsgeschichte.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig.

Musik im Hause!
424 Piecen für Piano
zusammen für nur 10 Mark
100 der neuesten Tänze.
120 der schönsten und berühmtesten Lieder
11 der beliebtesten Ouverturen
27 berühmte Compositionen v. Mozart, Beethoven, Haydn 2c.
50 Lieder ohne Worte von Mendelssohn
6 berühmte Kinderstücke v. Mendelssohn
30 Walzer, Nocturnes 2c. von Chopin.
80 Opernpiecen u. leichte Vortragsstücke
Alle diese = 424 = Piecen in 7 **eleg. ausgestatteten** großen **Quart-Albums, großer Druck, neu** und **fehlerfrei**
zusammen für 10 Mark!
Heitere Musik!
36 der neuesten Operetten
und Opern in den schönsten Potpourris, und
50 Tänze von Strauß
zusammen für 6 Mark!
Ferner empfehle:
Eine ganze classische
Bibliothek f. 30 M.!
Schiller's Werke 12 Bde., **Göthe** 16 Bde. **Lessing** 6 Bde., **Shakespeare** 12 Bde., **Lenau** 2 Bde., **Hauff** 2 Bde., **Körner** in 1 Bde., **Democritos** d. lachende Philosoph (Auswahl) in 1 Bde. u. ein prachtvolles **Dichter-Album** mit Goldschnitt. Alle diese **neun** anerkannt **classischen** Werke, sämmtlich in den **elegantesten reich mit Gold verzierten Einbänden**
zusammen für nur 30 Mark!
= **unter Garantie für neu und fehlerfrei.** =
Moritz Glogau jr.,
Hamburg, Grasskeller 20.

Deutsche Jugend Preis per Heft nur 1 Mark
Schönste und gediegenste Jugendschrift
für Knaben und Mädchen. — Erster Jahrgang.
Herausgeber: Julius Lohmeyer.
Empfohlen durch oberste Landesunterrichtsbehörden.
Nur Beiträge namhaftester Jugendschriftsteller und Künstler.
Inhalt: Erzählungen, Märchen, Sagen, Reise-, Natur-, Lebens-, Geschichts-Bilder; Spiele; Aufgaben 2c. 2c.
Schönheitsvollste Weihnachtsgabe von dauerndem Wert.
Verlagshandlung von **Alphons Dürr** in Leipzig.

System der Volkswirthschaft.
Ein Hand- und Lesebuch
für Geschäftsmänner und Studierende
von
Wilhelm Roscher.
Drei Bände.
Erster Band: **Grundlagen der Nationalökonomie.** 16. Auflage *M.* 11.—
Zweiter Band: **Nationalökonomik des Ackerbaues und der verwandten Urproduktionen.** 10. Aufl. *M.* 10.—
Dritter Band: **Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes.** 3. Auflage. *M.* 12.—
Nachdem alle drei Bände dieses großen, durch zahlreiche Auflagen in Deutschland und Uebersetzungen im Auslande hinlänglich bekannten Werkes in diesem Jahre und zum Theil eben jetzt neu erschienen sind, der erste Band als 16., der zweite als 10., der dritte, der zuerst im Sommer 1881 herauskam, als 3. Auflage: machen wir darauf aufmerksam, daß nunmehr nicht blos die Grundlehren der gesammten Nationalökonomik, für Produktion, Umlauf, Vertheilung, Consumtion, Bevölkerung (Band I), sondern auch alle produktiven Hauptzweige der Volkswirthschaft im Einzelnen hier zusammengefaßt werden: Jagd, Fischerei, Viehzucht, Ackerbau, Forstwirthschaft (Band II), wie Handel, Gewerbefleiß und Bergbau (Band III).
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek der Classiker u. modernen Meister der Musik.
Volksausgabe Breitkopf & Härtel.
Ausführliche Prospecte gratis.
Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

Wildermuth's
Jugendgarten
erschien auch in diesem Jahre wieder mit einer Fülle **anziehender Erzählungen** und **belehrender Aufsätze,** illustrirt durch schöne farbige und Tonbilder. — Der stattliche Band gewährt den Kindern eines Hauses während des ganzen Jahres Anregung und Unterhaltung und kann deshalb als ein wahrer **Hausschatz für jede Familie** bezeichnet werden.
Preis hübsch cartonnirt M. 6.—, prachtvoll gebunden M. 6.75.
Alle soliden Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.
Verlag von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart.**

In meinem Verlage ist soeben erschienen:
Das Leben
des
Feldmarschalls
Grafen Neithardt von Gneisenau.
In 2 Bänden
von
Hans Delbrück.
Mit Gneisenau's Bildniß und einem Plan von Colberg.
750 Seiten in Oktav. Complet 8 *M.*
Berlin, den 25. November 1882.
G. Reimer.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Schelmenlieder von Edwin Bormann.
eleg. brosch. *M.* 3.—, geb. in Leinwand und Kalbleder vorräthig.
Der Verleger erlaubt sich auf diese hochdeutschen Gedichte des geschätzten und hervorragenden Humoristen insbesondere aufmerksam zu machen. Viele davon erschienen früher in den Fliegenden Blättern, Schalk etc., wo sie ebenso grossen als verdienten Beifall fanden.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Otto Wigand in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 49. Berlin, den 9. December 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Herbert Spencer über nordamerikanische Zustände. Mitgetheilt von Udo Brachvogel. — Baron Rothomb. Von E. Frensdorff. — **Literatur und Kunst:** Min Port. Von Klaus Groth. — Zur Kritik des Darwinismus. Von Ludwig Noiré. — Coquelin in Wien. Von Hugo Wittmann. — **Aus der Hauptstadt:** Eine japanische Gemäldesammlung im Gewerbemuseum. Von A. Lichtwark. — Dramatische Aufführungen. Der Westindier. Schauspiel in vier Acten von Franz Bittong. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Zum Schutz der Schutzrede für das R. Von Fr. Vischer. — Inserate.

Herbert Spencer über nordamerikanische Zustände.*)

Mitgetheilt von Udo Brachvogel.

Es will mir scheinen, als ob die anglosaxonischen Bewohner des heutigen Amerika sich in einem Punkt gar zu sehr von dem Urzustand der Wilden, welchen einst ihr Land gehörte, entfernt haben. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie im Allgemeinen übercivilisirt seien. In den großen Schichten der Bevölkerung selbst altbesiedelter Landestheile ist kein Ueberschuß an solchen Tugenden und Gewohnheiten zu beobachten, welche zur Herstellung und Aufrechterhaltung eines harmonischen Gesellschaftswesens nothwendig sind. Namentlich draußen im Westen fehlt es dem Handeln und Denken der Leute noch gar sehr an jener „erleuchteten Milde", von der uns gelehrt worden, daß sie den Mann der Bildung vom Barbaren unterscheide. Trotz alledem ist meine oben aufgestellte Behauptung in dem einen Punkt, den ich dabei im Auge habe, richtig.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Mensch im Urzustand einer geregelten Thätigkeit nicht fähig ist. Emporgejagt vom Hunger, aufgestachelt durch das Gefühl der Gefahr oder der Rache, kann er für eine Zeit wohl eine angespannte Thätigkeit entfalten. Aber die dabei entwickelte Thatkraft ist nur eine krampfhafte, alsbald wieder erschlaffende. Gleichförmige, eintönige Tagesarbeit ist für ihn eine Unmöglichkeit. Anders der entwickelte, fortgeschrittene Mensch. Der unerbittliche Zwang des Lebens innerhalb der Gesellschaft haben in ihm nach und nach das Bedürfniß einer geregelten Thätigkeit gereift und soweit geschärft, bis in England und ungleich mehr noch in Amerika die Arbeit für Viele geradezu eine Leidenschaft geworden ist. Aus diesem einen Widerspruch zu der Natur und dem Urzustand aber hat sich gleich noch ein zweiter entwickelt. Der Wilde hat nur das Bedürfniß und den Genuß des Augenblicks im Auge und läßt die Anforderungen der Zukunft gänzlich außer Acht. Der Amerikaner thut das gerade Gegentheil. Ganz und gar vom Jagen nach künftigen Gütern eingenommen, weiß er kaum noch, was ihm der eben dahinschwindende Tag an Gütern bietet, und wenn er die ersehnten Schätze wirklich erjagt, hat er kein würdigendes Auge für sie, weil er schon wieder auf der Jagd nach neueren und ferneren Schätzen ist.

Was ich während meines Aufenthalts in Amerika gesehen und gehört habe, hat mir die Ueberzeugung aufgezwungen, daß dieser allmähliche Uebergang von gewohnheitsmäßiger Unthätigkeit zu unablässiger, fieberhafter Thätigkeit nachgerade zu einer solchen Höhe gediehen ist, daß eine Rückwandlung, eine Reaction unvermeidlich ist. Wo ich auch hingekommen bin, überall war ich über die Menge von Gesichtern betroffen, welche in harten und scharfen Linien die Geschichte ertragener Anstrengungen und Kämpfe erzählten. Nicht weniger erstaunt war ich über die unverhältnißmäßig große Anzahl von Männern mit grauen Haaren, ein Unverhältniß, welches sich, wie die von mir angestellten Nachforschungen ergaben, daraus erklärt, daß sich das Haar der Amerikaner in der Regel zehn Jahre früher entfärbt, als dies in Europa der Fall ist. Und nicht genug damit, in allen Kreisen, mit denen ich in Berührung gekommen, bin ich Leuten begegnet, welche entweder selbst unter zeitweisen, durch geschäftliche Ueberanstrengungen herbeigeführten Zusammenbrüchen ihres Nervensystems gelitten hatten, oder von Bekannten und Freunden zu erzählen wußten, die sich bald durch Ueberarbeitung getödtet, bald für jede weitere Thätigkeit untauglich gemacht, bald derartig ruinirt hatten, daß sie Jahre und Jahre zu ihrer Wiederherstellung gebrauchten. Ich wiederhole hier nur, was mir alle Personen, welche diese Erscheinung eingehender beobachtet haben, darüber sagten: daß durch dieses Leben unter

*) Herbert Spencer, der berühmte Begründer der Wissenschaft der Sociologie und zugleich ihr genialster Verkündiger, hat im vorigen Sommer einen lang gehegten Wunsch zur Ausführung gebracht und die Vereinigten Staaten von Nordamerika besucht. Leider gestattete dem gerade in der neuen Welt unzählige Bewunderer besitzenden Philosophen der Zustand seiner Gesundheit nicht, diesen Besuch zu einer öffentlichen Angelegenheit werden zu lassen und auch als Vorleser vor das große Publicum zu treten. Aber verloren für seine Wissenschaft und deren Aeußerung auf amerikanischem Boden ist diese Reise darum doch keineswegs gewesen. Auch in Amerika hat der scharfblickende Kenner und Erforscher der Gesellschaftsseele und aller Phasen und Formen ihrer Entwicklung sich nicht nur fleißig in seinem eigensten Material umgesehen, sondern auch noch vor seiner am 10. November erfolgten Rückkehr nach England Gelegenheit genommen, sich wenigstens über einen der augenfälligsten Punkte seiner Beobachtungen in lebendiger Rede auszusprechen. Er benutzte zu diesem Zweck das ihm am Vorabend seiner Abfahrt von einer Anzahl wissenschaftlicher, literarischer und sonstiger Geistes-Celebritäten von Boston und New-York in letzter Stadt gegebene Festbanket, um in einem after dinner speech weit über die Grenzen einer Tischrede hinausreichende Worte an die Amerikaner des heutigen Tages zu richten. Als ein von solchen Lippen kommender Beitrag zur Charakteristik der derzeitigen amerikanischen Generation und einer ihrer Haupteigenthümlichkeiten, um nicht zu sagen eines ihrer Hauptübelstände und Hauptfehler, darf diese außergewöhnliche Tischrede auch außerhalb Amerikas auf Beachtung rechnen. Wir legen dieselbe daher auch den Lesern der „Gegenwart" in der uns prompt zugesandten Uebertragung unseres New-Yorker Mitarbeiters, Udo Brachvogel, vor. D. Red.

einem steten Hochdruck der größte aller Schäden angerichtet wird, daß es den Körper untergräbt und seine Kräfte lahm legt.

Jener feine Denker- und Dichtergeist, dessen Verlust Amerika eben jetzt betrauert, Emerson, sagt in seinem „Essay über den Gentleman": daß das erste Erforderniß zu einem solchen darin bestehe, daß sein „animalisches Theil" nichts zu wünschen übrig lasse. Dieses Erforderniß ist ein allgemeines, — es erstreckt sich gleicherweise auf den Mann, den Vater, den Bürger! Wir hören wohl allerlei Geringschätziges über diesen „jämmerlichen Leib" und wie die Ausdrücke über dieses unser animalisches Theil lauten müssen, und gar Manche werden durch solche Redensarten dazu ermuthigt, den Gesetzen der Gesundheit Hohn zu sprechen. Aber die Natur hat auch hier ihre stillen Wege, auf welchen sie diejenigen unschädlich macht, die in dieser Weise eine ihrer vornehmsten Hervorbringungen bedrohen und gefährden, und auf denen sie die Welt nur von den Abkömmlingen Jener bevölkert läßt, die nicht so thöricht sind.

Doch nicht genug mit diesen directen übeln Folgen; es gibt auch noch eine ganze Anzahl, die sich nicht in so unmittelbarer Weise geltend machen. Ausschließliche Hingabe an die Arbeit hat die Wirkung, daß Zerstreuungen und Vergnügungen der Kraft zu zerstreuen und zu vergnügen verlustig gehn, und daß somit, wenn Erholung zum gebieterischen Bedürfniß wird, das Leben aus dem dann eintretenden Mangel am Einzigen, was ihm noch Reiz leiht, an dem in dem Geschäftserwerb liegenden Reiz, öde und gegenstandslos wird. Die in England gang und gäbe Behauptung, daß der Amerikaner, wenn er in Europa reist, keinen andern Zweck verfolge als den, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zusammenzusehn, findet auf die in Amerika selbst reisenden Amerikaner nicht weniger seine Anwendung. Als ich jüngst am Niagara war, der uns eine volle Woche beschäftigte und entzückte, sagte mir der Hotelwirth, daß es für die Amerikaner Regel sei, an einem Tage zu kommen und schon am nächsten wieder zu gehen. Der alte Froissart, welcher von den Engländern seiner Zeit sagte: „daß sie ihre Vergnügungen in der ihnen eigenen trübseligen Weise erledigten", würde, wenn er jetzt noch lebte, ohne Zweifel von den Amerikanern sagen: „daß sie ihre Vergnügungen in der ihnen eigenen zitternden Hast hinabwürgen". Die Engländer sowohl wie in viel höherem Grade die Amerikaner wissen nichts von jener Hingabe an den Augenblick, welche ein so unerläßliches Erforderniß des wirklichen Lebensgenusses ist. Sie werden durch das stets wache und stets im Vordergrunde stehende Gefühl zahlloser Verantwortlichkeiten um jede Möglichkeit dieser Hingabe gebracht. Und so steht dicht neben den schweren physischen Nachtseiten, welche die Ueberarbeit im Gefolge hat, der weitere Nachtheil, daß sie auch den Werth dessen zerstört, was unter andern Umständen der der Erholung gewidmete Theil des Lebens als ein unschätzbares Gegengewicht gegen die Ueberanstrengungen der Arbeit bieten würde.

Damit ist jedoch die Aufzählung der hierher gehörigen Uebelstände noch keineswegs erschöpft. Auch die unheilvollen Folgen für die Nachkommenschaft wollen ins Auge gefaßt sein. Zerstörte Gesundheiten und untergrabene Körperconstitutionen erscheinen in den Kindern wieder und verhängen ungleich mehr Uebles über dieselben, als alle ihnen auf Kosten jener hinterlassenen großen Vermögen Gutes gewähren können. Wenn erst die Wissenschaft das Leben zum Gegenstand ihrer vollkommenen Kenntniß und Regelung gemacht haben wird, dann wird man sich auch darüber klar sein: daß unter den Pflichten des Menschen die Sorge für seinen Körper eine der gebieterischsten ist, und dies nicht nur aus Rücksicht für sein eigenes Wohlbefinden, sondern auch für seine Nachkommen. Seine Körperconstitution wird dann als eine Art ihm selbst nur unter der Auflage gewisser Verpflichtungen übertragenes Besitzthum betrachtet werden, welches er auf diejenigen, die ihm folgen, ungeschädigt und unverkürzt, wo nicht gar verbessert und veredelt, weiter zu übertragen hat, und man wird dann der allgemeinen Ansicht sein, daß von ihm seinen Erben vermachte Millionen keinen Ersatz bilden für eine gleichzeitig vermachte schwache Gesundheit und eine verringerte Fähigkeit, das Leben zu genießen.

Und ferner ist der Schaden in Betracht zu ziehen, den dieses Uebermaß von Anstrengung und Arbeit den Nebenmenschen auf dem Gebiet der Concurrenz in Gestalt der rücksichtslosen Bekämpfung ihrer Anstrengungen und Arbeit zufügt. Man hat mir von einem großen amerikanischen Handelsmann erzählt, der mit voller Ueberlegung und Berechnung darauf ausging, das Geschäft eines Jeden, welcher mit dem seinigen concurrirte, zu ruiniren. Und selbst wenn die Concurrenz nicht so weit geht, so erschwert doch derjenige, welcher sich zum ausschließlichen Sklaven der Anhäufung von Gewinn macht, indem er einen unverhältnißmäßigen Theil des gesammten Geschäfts oder Berufs, dem er angehört, an sich reißt, allen Andern, die sich dem nämlichen Geschäft oder Beruf gewidmet haben, das Leben in ganz ungehöriger Weise und schließt gar Manche, die sonst wohl eine Existenz darin hätten finden können, ganz und gar davon aus.

Um mit einem Wort die Wahrheit zu sagen: Amerika braucht eine höhere Lebensauffassung, braucht ein des Strebens und Ringens danach würdigeres allgemeines Ideal! Ob wir in die Vergangenheit zurückblicken, oder in der Gegenwart um uns herumsehen, wir finden, daß das gang und gäbe Lebensideal ein wechselndes ist und von den gesellschaftlichen Zuständen bedingt wird. Jedermann weiß, daß es bei allen alten Völkern von Bedeutung für das Höchste galt, ein erfolgreicher Krieger zu sein, und daß es noch heute bei einer Anzahl barbarischer Völker ebenso ist. Wenn wir uns daran erinnern, daß im Himmel der nordischen Völker der tägliche Zeitvertreib in Kämpfen und Schlachten mit magischer Wundenheilung bestand, so gibt uns das einen Begriff, wie tief eingewurzelt die Anschauung sein konnte, daß Krieg der einzig richtige Beruf des Mannes sei, und daß Arbeit und Gewerbe sich nur für Sklaven oder ganz untergeordnete Gesellschaftsklassen zieme. Oder mit andern Worten: wenn beständige Racenstreitigkeiten beständige Kriege zur Folge haben, dann entwickelt sich eine Lebensauffassung und ein Lebensideal, die diesen Bedingungen genau entsprechen. In der modernen civilisirten Gesellschaft hat sich das von Grund aus geändert. Namentlich in England und mehr noch in Amerika. Mit der Abnahme der kriegerischen Herrlichkeit und dem zunehmenden Wunsch der gewerblichen und geschäftlichen Thätigkeit sind eine Menge Beschäftigungen, an denen meist ein Makel haftete, ehrenvoll geworden. Die Pflicht zu arbeiten ist an die Stelle der Pflicht zu kämpfen getreten, und wie sich einst im Fall dieser letzteren das damit verknüpfte Lebensideal als ein so feststehendes entwickelte und herausstellte, daß es Niemandem beifallen konnte, es in Frage zu ziehn, so sehen wir jetzt in dem Falle jener ersteren ganz dasselbe geschehn. Praktisch gesprochen: das Geschäft hat als großer Lebensberuf den Krieg abgelöst.

Wird dieses moderne Lebensideal bis in die ferne Zukunft bestehen bleiben? Ich glaube nicht. Wie sollte, während alles Andere einem beständigen Wechsel unterliegt, gerade ein Ideal dazu kommen, bestehen zu dürfen? Das Ideal des Alterthums paßte genau für jene Zeiten, da Mann gegen Mann stand und eine Race die andere zu unterjochen hatte, damit die stärkere bestehen mochte. Das moderne Ideal ist genau den Strömungen und Anforderungen einer Zeit entsprechend, in welcher Dienstbarmachung und Ausbeutung der Erde und Unterwerfung der Naturgewalten unter die Herrschaft des Menschen das dringendste Bedürfniß ist. Später aber, wenn diese beiden großen Zwecke in der Hauptsache erreicht sein werden, dann wird auch ein neues Lebensideal das menschliche Streben bedingen, und dieses neue Ideal wird von dem gegenwärtigen gar sehr verschieden sein.

Sollten wir nicht im Stande sein, die Natur dieser Verschiedenheit vorauszusehn? Ich meine, wir sollten es! Vor einigen zwanzig Jahren hielt ein guter Freund von mir, der zugleich ein warmer Freund Amerikas war, obgleich ihn die Amerikaner nie von Angesicht zu Angesicht sehn sollten, John Stuart Mill, eine Inaugurationsrede aus Anlaß seiner Bestallung als Lord Rector von St. Andrews. Dieselbe enthielt, wie Alles, was seiner Feder entstammte, eine Menge bewunderungswürdiger Dinge. Trotzdem bildete die selbstverständliche Annahme, daß das Leben dem Lernen und der Arbeit gehöre, den Grundton

des Ganzen. Unwillkürlich drängte sich mir damals das Gefühl auf, als sollte ich mich auf den entgegengesetzten Standpunkt stellen. Ich wäre gar zu gerne für den Satz eingetreten: daß das Leben nicht zum Lernen und Arbeiten da sei, sondern daß das Lernen und das Arbeiten für das Leben da seien. Der erste und unmittelbarste Zweck, den das Sammeln von Kenntnissen für das Leben haben soll, hat unter allen Umständen darin zu bestehn, das Leben zu einem möglichst befriedigenden und vollständigen zu machen. Jeder andere Zweck des Lernens steht erst in zweiter Reihe. Und ebenso versteht es sich von selbst, daß der erste und unmittelbarste Zweck der Arbeit der ist, alles das herzustellen, dessen man zu einem möglichst vollständigen und befriedigenden Leben bedarf, während alle sonstigen Zwecke der Arbeit gleichfalls erst in zweiter Linie stehn. Und doch hat in der jetzt herrschenden allgemeinen Auffassung das, was in zweiter Reihe zu stehn hat, in so hohem Maße den Platz des in erster Linie Stehenden usurpirt! Doch mögen wir überall die ausgesprochene Neigung gewahren, die Mittel, den Zweck zu erreichen, an Stelle des Zwecks selbst zu setzen! Wohl sieht ein Jeder ein, daß der erklärte Geizhals sich dieses Fehlers schuldig macht, indem er, die Anhäufung von Geld zum einzigen Lebenszweck und Lebensgenuß machend, ganz und gar darüber vergißt, daß das Geld doch nur den Zweck hat, Lebensgenüsse zu erkaufen. Aber nur Wenige scheinen gleichzeitig einzusehn, daß es mit der Arbeit, mit deren Hilfe dies Geld angehäuft wird, ganz dasselbe ist; daß auch die Anstrengung, körperliche wie geistige, nur ein Mittel zum Zweck ist; und daß es unvernünftig ist, dieses Mittel in einer Weise zu verfolgen, welche dem es Verfolgenden eine vollständige und befriedigende Lebensführung ebenso unmöglich macht, wie dem Geizhals die Anhäufung von Reichthümern, von denen er keinen Gebrauch macht.

Ich denke aber, daß eine Zeit kommen wird, da sich diese Einsicht doch allgemein Bahn brechen wird. Und nicht unter den letzten Gründen, dies zu denken, steht mir die Thatsache, daß der die ganze Welt und ihr Leben durchdringende und bestimmende Proceß einer steten Entwickelung (evolution) das Entstehen und die Ansammlung eines großen Ueberschusses von Thatkraft und Leistungsfähigkeit, welcher nicht durch die bloße Herbeischaffung und Befriedigung materieller Bedürfnisse absorbirt werden kann, mit sich bringt, und daß alle Umstände auf ein stetes Anwachsen dieses Ueberschusses und seiner Segnungen für die Menschheit in der Zukunft hinweist. Es ist überflüssig, gerade dem Amerikaner zu sagen, welch ein Trost in dieser Aussicht liegt. Denn wie die Dinge jetzt stehen, haben wir, und zwar nicht nur in Amerika, unbedingt zu viel vom „Evangelium der Arbeit" gehabt. Es ist hohe Zeit, daß endlich auch das Evangelium der Erholung und des Lebensgenusses gepredigt werde!

Baron Nothomb.

Von E. Frensdorff.

Selten wohl wurde das Leben und Wirken eines Diplomaten, der einen Staat wie Belgien bei einer auswärtigen Regierung vertrat, noch längere Zeit nach seinem Tode soviel, zum Theil sogar in polemischer Weise, besprochen, wie es dem Baron Nothomb widerfahren ist. Ein belgischer Historiker, Theodor Juste, hatte schon vor einigen Monaten seiner früher erschienenen Biographie Nothombs interessante Erinnerungen in Broschürenform folgen lassen. Im vorigen October brachte darauf die Revue des deux Mondes eine Art Nekrolog aus der geistvollen und stets fesselnden Feder des unter dem Pseudonamen G. Valbert schreibenden Victor Cherbuliez, der dem verstorbenen Staatsmanne befreundet gewesen war. In Belgien selbst hat es an mannichfachen, von Anerkennung und dem Ausdruck patriotischen Dankgefühls getragenen Rückblicken nicht gefehlt. Es wird denn auch hier keine Lebensbeschreibung des verewigten Mannes beabsichtigt, zumal wir schon vor einigen Jahren, bei Gelegenheit eines damals veröffentlichten Buches, das dazu anregte, in einem großen deutschen Blatte seine Laufbahn ausführlich nach Verdienst besprochen haben, darin auch einen tröstenden Ersatz fanden, als die Trauerkunde von Nothombs plötzlichem Tode uns während des vorjährigen Herbstes in den Schweizer Bergen erreichte, und ihr mit publicistischer Pietät einigermaßen gerecht zu werden von der Ferne aus nicht vergönnt war. Für die kurze Erwähnung einiger Züge indessen, die vielleicht in den bis jetzt erschienenen Nachrufen nicht genug hervorgehoben wurden oder gar hier und dort Mißverständnisse veranlaßt haben, wird es wohl bei dem Hinweis auf die fraglichen Essays nicht zu spät sein.

Was diese retrospectiven Betrachtungen durchweg bezeichnet, ist mit einer vereinzelten Ausnahme der freundliche Ton und das Zeugniß rückhaltloser Achtung. Nothomb hatte in Wirklichkeit keinen Feind. Seine politischen Gegner in der Heimat, die ihm als Mitbegründer des belgischen Staates, der längere Jahre Minister, erst der öffentlichen Arbeiten, dann des Innern gewesen, natürlich nicht fehlen konnten, hatte er, wie die Engländer sagen, längst niedergelebt. Hier in Berlin, während seiner sechsunddreißigjährigen Gesandtschaft, bestanden zwischen ihm und allen seinen Collegen sowie auch den gouvernementalen Kreisen nur angenehme Beziehungen, die auch seinem Einfluß, wenn es sich um belgische Dinge handelte, zu Statten kamen. Eine sehr vereinzelte malitiös gemeinte Bemerkung, in einem anonymen Artikel über das hiesige diplomatische Corps in einem süddeutschen Blatte, war erstlich nicht begründet und rührte andererseits offenbar von einem Unkundigen her, widerlegte sich daher selbst. Man erinnert sich übrigens, daß, wenn auswärtige Vertreter bei uns, im Gegensatz zu anderen Hauptstädten, Angriffe nicht immer gastfreundlicher Natur von unberufener Seite in den Blättern zuweilen erfahren haben, solche Attaquen über das Grab hinaus selten oder niemals unternommen wurden.

Daß die Franzosen nicht immer mit Baron Nothomb zufrieden waren, gehört einer anderen Gedankenreihe an und hatte seine besonderen Gründe. Er war für sein Land in schweren Zeiten, wo die Existenz des jungen Staates bedroht war, nachdrücklich und erfolgreich eingetreten. Das konnten ihm die westlichen Nachbarn nicht vergessen. In derselben Octobernummer der Revue des deux Mondes, die Victor Cherbuliez's liebenswürdige Seiten über Nothomb enthält, hat der Verfasser der politischen Chronik, Herr von Mazade, für nöthig erachtet, unmittelbar auf Reflexionen über die Vorgänge in Aegypten seinerseits eine Kritik der Erinnerungen Theodor Justes folgen zu lassen, die bei allem dem belgischen Gesandten gespendeten Lob sich sehr unwirsch darüber vernehmen läßt, daß er in einigen intimen, von Juste mitgetheilten Briefen an ein Familienmitglied sich über Frankreich und die Franzosen in keineswegs sympathischer Weise geäußert habe. Herr von Mazade findet das für den Repräsentanten eines neutralen Staates nicht geziemend und überdies undankbar, weil das liberale Frankreich die belgische Unabhängigkeit stets respectirt habe.

Wie weit der von Mazade erhobene Vorwurf, daß jene vertraulichen Briefe publicirt wurden, zutreffen mag, läßt sich von hier aus nicht beurtheilen. Herr Juste wird seine Gründe dazu gehabt haben, wird auch ohne Zweifel vorkommenden Falles die Antwort dem Redacteur der Pariser Revue nicht schuldig bleiben. Zur Sache scheint dieser aber doch zu vergessen, daß, wenn das liberale Frankreich, wie er versichert, die belgische Unabhängigkeit stets geachtet hat, eine volle thatsächliche Bürgschaft dafür, als jene Briefe geschrieben wurden, dem sonst vortrefflichen Gedächtnisse des Verfassers derselben wohl nicht gegenwärtig war. Die Preußen belagerten damals Paris. Was aber das siegreiche Frankreich gethan, ob es die Grenzen des kleinen Nachbarstaates beim Friedensschluß wirklich unversehrt gelassen hätte, dafür mochte gewiß Niemand einstehen. Nothomb war unter dem Eindruck jener berühmten Besprechungen über Belgien, die noch gar nicht so lange hinaufreichten, auf deutscher Seite niemals ernst gemeint waren, während sein französischer College hier

*

in Berlin einen klugen Handel auf dem Rücken Belgiens abzuschließen glaubte, dabei allerdings den Kürzeren zog. Unter dem Eindrucke dieser bitteren Erfahrung war kaum zu erwarten, daß, wenn der belgische Staatsmann in einem Briefe an eine in Paris weilende Tochter eine Bemerkung über die damaligen packenden Ereignisse fallen ließ, diese eine sonderliche Vorliebe für die Franzosen wiederspiegeln sollte.

Der herbe Tadel des Herrn von Mazade legt ein untrügliches Zeugniß dafür ab — und dies kann bei uns nicht vergessen werden — daß Baron Nothomb, unbeschadet seiner neutralen Stellung und Aufgabe, sehr freundlich für Deutschland gesinnt war, was ja auch Allen, die ihn näher kannten, kein Geheimniß sein konnte. Daß aber die von den Großmächten verbürgte Neutralität Belgiens einen seiner Vertreter verhindern sollte, für den Staat, bei welchem er während eines halben Menschenlebens beglaubigt war, wo seine Kinder erzogen waren, wo er ein ländliches Besitzthum erworben und eine Tochter an einen Offizier höheren Ranges verheirathet hatte — daß ihn die belgische Neutralität verhindern sollte, für diesen Staat eine lebhafte Zuneigung zu empfinden, wird der Autor der Wochenchronik in der Revue des deux Mondes nicht behaupten wollen.

Wie Nothomb unterrichtet und weitsichtig war, geht aus der Stelle eines der erwähnten confidentiellen Briefe hervor, wo er schrieb, die Deutschen würden Paris bald zur Uebergabe gezwungen haben, um dann bis Orleans vorzudringen. Der Kaiser habe Befehl gegeben, Straßburg und Metz zu schonen, welche Festungen die Deutschen behalten würden. Das schrieb Nothomb am 10. September 1870. Erinnert man sich, wie die Frage, ob wir Metz behalten würden, noch längere Zeit hinaus diesseits der Grenze hier und dort mit Unrecht als controvers behandelt wurde, so wird man dem Scharfblick des fremden Diplomaten in diesem Punkt seine Anerkennung nicht versagen können.

Eine gewisse Verwunderung und eine zum Theil erregte Polemik wurde durch ein von Theodor Juste ohne Angabe der Unterschrift mitgetheiltes Schreiben aus Rom vom 5. September 1878 hervorgerufen, welches Nothomb, von der Pariser Ausstellung zurückkommend, in Berlin vorgefunden hatte, und das ihn um eine Art Vermittlung zwischen der Curie und dem deutschen Reichskanzler wegen Wiederaufnahme der seit den Kissinger Präliminarien suspendirten Verhandlungen Namens des Staatssecretärs der geistlichen Angelegenheiten ersucht haben sollte.

Herr Theodor Juste fügt hinzu: „Ich weiß nicht, ob Herr Nothomb vertrauliche Unterredungen mit dem Fürsten Bismarck hatte und ob irgend ein Resultat erzielt wurde. Uebrigens reiste er bald nach Italien ab."

Dies soll, weil die neutrale Stellung des Gesandten überschreitend, in der Presse mancherlei Bemerkungen in verschiedenem Sinne veranlaßt haben, von welchen uns nur Bruchstücke zu Gesicht gekommen sind.

Man kann wohl als feststehend annehmen, daß Herr Nothomb sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands nicht gemischt hat. Sonst hätte zu jener Zeit wohl irgend etwas davon verlautet, gleichviel welche desfallsige Einladungen an ihn von Rom aus ergangen sein mochten.

Was aber den zur Erholung unternommenen damaligen Ausflug des Baron Nothomb nach Rom betraf, wohin ihn seine Gemahlin und seine Tochter, die Frau Generalin v. Zedlitz, begleitet haben, so wird uns zuverlässig versichert, daß er unterlassen hat, eine Audienz bei dem Papst zu verlangen, obgleich er mit diesem in Brüssel, wo Leo XIII. Nuntius gewesen, seit langen Jahren persönlich bekannt war, und Rücksichten der Höflichkeit das Nachsuchen einer Audienz sicherlich gerechtfertigt haben würden. Vielleicht wollte er gerade die bei einem solchen Empfang unvermeidliche Berührung innerer deutscher Kirchenfragen vermeiden. Man hat nach unserer Ueberzeugung von jenem in Theodor Justes Erinnerungen erschienenen römischen Briefe, der im besten Fall ein Interesse historischer Curiosität beansprucht, zuviel Aufhebens gemacht. Derselbe findet seine natürliche Erklärung in den vielseitigen Beziehungen des Verstorbenen, die solche Aufforderungen oder Anknüpfungen, wie man sie nennen will, zuweilen herbeiführen mochten

Wissenschaftlich thätig und überaus sorgsam in der Erfüllung seiner amtlichen Pflichten war er bis zum Ende geblieben, wenn er auch schon in der letzten Zeit vor seinem Tode nicht mehr derselbe wie früher war, an der Tagespolitik nicht mehr das gleiche lebhafte Interesse nahm, seine Bekannten auch jedes längere Gespräch, das ihn körperlich bald afficirte, sorgfältig vermieden. Freundlichen Andeutungen, die ihm riethen, durch seinen Rücktritt und die Schonung der Kräfte sich ein längeres Dasein zu sichern, wollte er niemals Gehör geben.

In einem Briefe an Juste vom Ende August 1874, vor seiner Abreise nach Aegypten, hatte er noch lebensfreudig geschrieben: „Seit ich weiß, daß Disraeli wie ich in seinem siebzigsten Lebensjahr ist, zweifle ich an nichts mehr."

Einem seiner hiesigen Collegen, einem Botschafter, sagte er noch einige Jahre später: „Ich werde nur mit dem Leben von meinem Berufe scheiden. Ich will aufrecht sterben!"

Und er hat Wort gehalten. Er starb vom Schlage gerührt am 16. September 1881, als er von seinem Gute Kunersdorf bei Dresden sich nach Berlin begeben hatte, um nach Karlsruhe zu reisen und den König Leopold bei der Hochzeitsfeier des Kronprinzen von Schweden mit der Prinzessin von Baden zu vertreten. Ein Jahr vorher hatte er noch, von seinem Enkel, einem Sohn des Generals v. Zedlitz, begleitet, den Festen zur Erinnerung des fünfzigjährigen Bestehens der Unabhängigkeit Belgiens in Brüssel beigewohnt, und viele Ehrenbezeugungen waren ihm zu Theil geworden.

Sein Leben und Wirken war mit der Entwicklung des belgischen Staates so vielfach verflochten, daß seine Biographen manche geschichtliche Probleme, die auch andere Länder berühren, nur streifen konnten. Was darüber früher oder neuerdings in die Oeffentlichkeit gedrungen, verdiente vielleicht eine weniger flüchtige Skizze.

Literatur und Kunst.

Min Port.

De Port is noch dar, geit apen un to,
Ok knarrt un jankt un klappt se as do.
Dar gung'n de mi leef weern ut un in:
De Fru, de Kinner, Verwandte un Frünn.
Wa oft, wenn se klapp, dat ik dacht: Wat nu?
So keem en Gesicht, dat ik reep: Dat büst du!
Inn Sünnschin weer't, Sünnschin op de Böm,
Sünnschin opt Gesicht, opt Gras un de Blöm,
Sünnschin int Hart — so keem't in de Port,
So gung't in un ut, Dag an Dag, jümmer fort.
Dar keem wul Regen un Snee mit mank,
Dat weih, dat de Port in de Angeln jank,
Dat baller un klapp, ik reep al binn:
Süh dar! Wa schön! Kumm man in! Kumm rin!

* * *

Allmählich keem't — do gung Een ut de Port,
Darhin gung de Weg, un nu weer Se fort.
Ja, rut weer se kam', torügg keem se nicht,
Un mi — mi lepen de Thran'n vun't Gesicht.
De Sünn schien wedder, de Blöm de blöhn,
De Summer weer dar, un de Böm warn grön,
Ik hör de Port, wa se klappt un knarrt —
De Sünnschin kumt mi nich wedder int Hart.

* * *

Denn weer't en Anner — ok He gung fort,
Hoch weer he wussen hier achter de Port.
Dat Nest ward to lütt, de Vagel ward flügg,
He geit in de Welt, he winkt noch torügg:
Ade! ade!
Un de Port de knarrt,
Un ik sitt dar mit min eensam Hart.

* * *

So ward se still un stiller min Port,
All wat mi leef geit hinut un blift fort.
Bekannte to vel, jümmer weniger Frünn,
Un endlich bliev ik alleen hier binn.
Un wenn de Port tolezt mal knarrt,
Denn is't, wenn man mi rutdregen ward.
Un denn för en Annern geit se es nu,
Un he röppt to en Anner, wenn se geit: Dat büst du!
Un de hier plant hett un sett de Port
Em drogen se rut an en stillen Ort.

Klaus Groth.

Zur Kritik des Darwinismus.

Von Ludwig Noiré.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,

sagte schon Goethe in einem seiner tiefsinnigen naturphilosophischen Sprüche.

Und „Vererbung" ist neben der Anpassung das häufigste Schlagwort darwinistischer Erklärung.

Kein Zweifel, eines der tiefsten Grundprincipien, aber auch eines der tiefsten Geheimnisse des Lebens liegt in diesem Worte geborgen.

Die Frage darf aufgeworfen werden: Wie kommt es denn, daß man sich bei diesem Worte gleichwohl so leicht beruhigt, daß man es sofort als eine genügende Erklärung betrachtet und den philosophischen Denker, der auf eine strenge Kritik und genaue Analyse des in ihm enthaltenen Begriffs dringt, als einen überlästigen Zweifler oder gar scholastischen Begriffsspalter abweist?

„Was Vererbung ist, das weiß jedes Kind, es ist einer der selbstverständlichsten Begriffe." Nun, dann gehört er erst recht ins Gebiet der Philosophie, denn diese weiß, daß das Selbstverständliche überall nach einer anderen Seite zugleich das Unbegreifliche ist. Was ist selbstverständlicher als Raum, Zeit, Wille — und dennoch bedurfte es des ganzen Tiefsinns eines Kant und Schopenhauer, um diese Begriffe zu erleuchten.

„Vererbung," sagt Max Müller*), „ist gerade jetzt ein Lieblingsthema und die merkwürdigsten Thatsachen werden zusammengetragen, um die Wirksamkeit dessen, was man Erblichkeit nennt, zu erleuchten. Aber je mehr solche Thatsachen wir kennen, um so weniger scheinen uns die zu Grunde liegenden Principien verständlich. Vererbung ist eines jener zahlreichen Worte, die gerade durch ihre Einfachheit und Klarheit so sehr geeignet sind unsere Einsicht zu verdunkeln. Wenn der Vater blaue Augen hat und der Sohn blaue Augen hat, was ist einleuchtender als daß letzterer sie ererbt hat? Wenn der Vater stottert und der Sohn stottert, wer bezweifelt, daß dies durch Erblichkeit geschieht? Wenn der Vater ein Musiker und der Sohn ein Musiker ist, so sagen wir ohne Bedenken, daß das Talent bei ihnen erblich ist. Aber was ist denn mit dem Worte Erblichkeit gemeint? In keinem Falle das was es für gewöhnlich bezeichnet, daß nämlich etwas Aeußerliches wie das Geld, das vom Vater gesammelt, nach dessen Tode gesetzlich auf den Sohn übergeht. Was immer sonst unter Erblichkeit zu verstehen sein mag, diese Bedeutung hat es nicht. Aber unglücklicherweise ist das Wort vorhanden und es erscheint fast pedantisch, sich über seinen Sinn den Kopf zu zerbrechen; denn die meisten Leute sind dankbar, wenn ein bequemes Wort ihnen die Mühe angestrengten Denkens erspart."

„Glauben Sie ja nicht," fährt Max Müller fort, „daß ich die einfachen und planen Thatsachen leugne, die unter den Begriff Erblichkeit fallen. Ich leugne nur, daß dies Wort irgendwelche Lösung eines überaus schwierigen Problems enthalte. Es ist ein Name, eine Metapher, gerade so schlecht, wie die alte Metapher von den angeborenen Ideen; denn es existirt kaum ein Punkt der Uebereinstimmung zwischen dem Vorgang, wornach der Sohn die blauen Augen, das Stottern oder das musikalische Talent mit dem Vater gemein hat, und dem, wornach das Gesetz nach des Vaters Tode dem Sohne den Besitz der Pfunde, Schillinge und Pence zusichert, die jener in seiner Kasse hatte."

Es gibt nach meiner Ueberzeugung keine größere und nützlichere Förderung der menschlichen Erkenntniß, demnach auch keine größere Wohlthat, die man dem Menschen erweisen kann, als wenn man in diesem die Ueberzeugung erweckt, daß er sich bisher statt einer befriedigenden Erklärung mit einem bloßen Worte begnügt hat. Denn das heißt nichts Anderes, als seine Vernunft von dem Lotterbette der Selbstgenügsamkeit, aus dem asylum ignorantiae aufscheuchen und sie zu neuem, ernstem Forschen und Weiterstreben anstacheln.

Daher waren auch große Skeptiker meist die Vorboten großer neuer Wahrheiten. So war Hume der Vorläufer des gewaltigen Kant. „Wie habe ich das Recht, den Begriff der Ursache anzuwenden? Woher weiß ich, daß Brod ernährt?" Das waren verblüffende Fragen, die von den Zeitgenossen gar nicht verstanden wurden. Kant verstand sie, wurde von ihnen tief erschüttert oder, wie er sagt, aus dem dogmatischen Schlummer erweckt. Und er beantwortete sie mit der „Kritik der reinen Vernunft", der größten Leistung des Menschengeistes.

Ich glaube, daß obige Aeußerung des großen Sprachphilosophen, mit welcher er sich gegenüber der Sturmfluth der Alles wissenden und Alles erklärenden Darwinisten schlicht und redlich als einen biologischen Knowwothing declarirt, einen nicht minder wichtigen und bedeutungsvollen kritischen Zweifel enthält, als der Hume'sche gewesen ist, und daß durch dessen richtige Würdigung und endgültige Lösung reiches Licht auf bis jetzt ganz dunkele und unzugängliche Gebiete fallen dürfte.

Natürlich dürfte die Lösung des Zweifels nicht auf solche Weise geschehen, wie die Zeitgenossen Humes dessen Skepsis zu widerlegen vermeinten. Treffend sagt Kant von ihnen: „Sie gaben sich alle Mühe, das zu beweisen, was Hume niemals in Zweifel gezogen hatte und setzten das als selbstverständlich voraus, was gerade der Gegenstand seines Zweifels war und worüber er Aufklärung verlangte." Daß unsere Vernunft Alles durch den Ursachenbegriff erkläre, das wußte Hume so gut wie die Oswald, Reid und tutti quanti. Aber mit welchem Rechte sie dies thue, das war ihm räthselhaft und darüber bekannte er seine Unwissenheit. Wenn es ihm einmal gelang, den Gegnern den wahren Kern seiner Frage klar zu machen, so beriefen sie sich auf den gesunden Menschenverstand. Diesen aber anzurufen ist allemal ein Zeichen, daß man mit seiner Weisheit zu Ende ist und keine Gründe mehr vorbringen kann.

So wäre es denn auch ein arges Mißverständniß, wenn man sich daran geben wollte, Max Müller damit zu widerlegen, daß man aus unzähligen Thatsachen nachwiese, wie überall in der organischen Welt jenes Princip der Vererbung herrscht und wie alle Erscheinungen derselben einzig und allein dadurch erklärt werden können. Denn er würde sagen: Je zahlreicher die Fälle, die ihr auf solche Art begreift und uns begreiflich zu machen sucht, um so dringender und unabweislicher die Nothwendigkeit, meiner Vernunft jenes Princip verständlich zu machen und nachzuweisen, daß es eine überzeugende, die Vernunft vollkommen befriedigende Kraft in sich trägt. Dies wird aber niemals dadurch geschehen, daß ihr euch auf das Vernunftgemäße

*) „Ueber individuelle Freiheit." Deutsche Rundschau. 1880, S. 199.

und Einleuchtende jenes Begriffs beruft, denn das ist keine Erklärung, sondern die scholastische Windmühle des idem per idem.

Worauf es hier ankommt, ist einfach Folgendes: Hat Max Müller mit seiner Skepsis Recht, ist das Wort Erblichkeit auf organische Vorgänge angewandt nichts weiter als eine Metapher und noch dazu eine schlechte Metapher, existirt kein Punkt der Uebereinstimmung zwischen der Uebertragung des Besitzes vom Vater auf den Sohn und dem Fortpflanzen väterlicher Anlagen in den Nachkommen: dann ist jenes Princip der Erklärung natürlicher Vorgänge falsch, dann ist mit dem Worte Vererbung nichts weiter ausgerichtet, als ehedem mit solchen Wörtern wie horror vacui, Archäus, forma substantialis und dergleichen scholastischen Quidditäten, mit denen die menschliche Vernunft in eitlem Selbstbehagen ihr Spiel trieb, da sie eine Gruppe von unverstandenen Erscheinungen durch ein ebenso unverständliches Wort erklärt zu haben sich schmeichelte.

Es ist daher durchaus nothwendig und eine unerläßliche Aufgabe für die Vernunft, daß sie jenen selbstgeschaffenen, also aus ihrem eigenen Vermögen geschöpften Begriff einer strengen kritischen Prüfung unterwerfe, daß sie nachweise, mit welchem Rechte sie sich desselben bediene und von ihm einen so ausgedehnten Gebrauch mache, daß sie fast das ganze organische Leben dadurch erklärt und von einem biogenetischen Grundgesetz redet, in welchem Vererbung und Anpassung als die beiden großen Principien unbedingt vorausgesetzt werden.

Zunächst möchte ich den Ausdruck, mit dem Max Müller die Anwendung des Wortes Vererbung abweist, näher beleuchten. Eine „schlechte Metapher" kann nur eine solche sein, die eine Analogie oder Aehnlichkeit zwischen gewissen Vorgängen statuirt, auf welche dieselbe durchaus keine Anwendung finden kann. So habe ich, wie schon Kant sagte, nicht das mindeste Recht, den Begriff eines Uhrmachers oder Fabrikanten auf die Welt und ihren Ursprung zu übertragen. So ist es eine falsche Metapher von dem Zwecke des Daseins zu reden, denn auf das Dasein selbst findet der Begriff des Zweckes, der erst mit der menschlichen Vernunftthätigkeit auftritt, keine Anwendung. So ist der Begriff einer todten Natur eine grundfalsche Metapher, die von einer Unterscheidung im menschlichen und animalischen Dasein hergenommen, Ursache eines am weitesten verbreiteten Irrthums geworden ist. So war sowohl die Frage, worauf denn die Erde ruhe, wie auch die Ansicht Epikurs, daß die Atome in geradliniger Richtung fielen, der Ausdruck einer falschen Metapher.

Richtige Metaphern heben dagegen die Aehnlichkeit oder Gleichheit an sich scheinbar ganz verschiedener Verhältnisse oder Vorgänge in Bezug auf gewisse Punkte hervor; sie enthalten oft große und neue Wahrheit, indem sie weit auseinander liegende Dinge zum erstenmale mit einander vergleichen; denn auf Vergleichung beruht alle Methode menschlicher Erkenntniß und es findet sich alsdann meistens, daß die Aehnlichkeit durchaus keine blos zufällige ist, sondern daß dieselbe aus gleichem Ursprunge und gleichen Principien zu erklären ist. So wurde Newton, indem er zum erstenmal den Fall des Apfels mit der Bewegung des Mondes verglich, zu der kühnen Metapher gedrängt: „der Mond fällt auf die Erde", und er wurde dadurch, daß er in Folge dieser Metapher das Princip der allgemeinen Schwere aufstellte, der Vater der wahren Physik. So hielt man lange Zeit den Satz: „die Sprache ist der Körper des Gedankens" nur für eine glückliche Metapher, bis die neuere Sprachphilosophie die tiefe Wahrheit dieses Satzes erwies, indem sie zeigte, daß so wenig ein Geist ohne Körper, ebenso wenig ein Gedanke ohne sprachlichen Ausdruck existiren könne.

Darum war denn auch die Hypothese von den angeborenen Ideen eine falsche Metapher, denn ehe das Kind zu reden anfängt, hat es überhaupt keine Ideen, diese sind ihm deshalb nicht angeboren, sondern müssen entwickelt werden durch Unterricht und Erziehung. Wie ist es nun aber mit der Vererbung?

Hier trenne ich mich von der Ansicht Max Müllers und sage: Weit entfernt, daß dies Wort in seiner Anwendung auf organische Vorgänge eine falsche oder schlechte Metapher enthielte, ist es vielmehr eine wahre und einzig richtige, also nothwendige Metapher, zu welcher die menschliche Vernunft unausweichlich getrieben wird, daher sie denn auch diesen Begriff, überall wo gedacht wird, mit einer Art von Naturzwang auf physische und geistige, durch Geburt übertragene Eigenschaften wird anwenden müssen. Damit ist aber zugleich gesagt, daß Vererbung des Besitzes und Erblichkeit der Eigenschaften keineswegs disparate, nur durch ein logisches Band zusammengehaltene Dinge sind, sondern daß sie beide aus einer gemeinsamen, im tiefsten Grunde des menschlichen Wesens entspringenden Wurzel hervorgetrieben sind.

Diese Behauptung soll nun im Folgenden ihre philosophische Begründung erhalten.

Es ist eine der trivialsten, gleichwohl aber wichtigsten und wenig beachteten Wahrheiten, daß die menschliche Erkenntniß stets vom Bekannten zum Unbekannten vorangeht. Wäre man sich dieser Wahrheit bewußt, so müßten Ansichten, wie sie heute noch bei der großen Mehrzahl der Gelehrten über den Ursprung der Sprache herrschen, längst verurtheilt und beseitigt sein. Glaubt man wirklich, daß die Worte so entstehen konnten, daß die Urmenschen beim Anblick eines Gegenstandes, z. B. der Sonne, des Mondes, einen sinnlosen Schrei ausgestoßen hätten? Wer ist so thöricht, daß er dies für Sprache, für Bezeichnung halten könnte? Wer dies zugeben kann, dem fehlt der Logos sowohl in der objectiven Erklärung wie auch in seinem eigenen Kopfe.

Wenn irgendwo, so ist das Folgeleben in der Sprache nothwendig vorauszusetzen. Was ein Wort ist, hat bereits eine Bedeutung, ansonsten ist es ein sinnloser Laut, ein Schrei. Wende ich das Wort auf einen bisher unbekannten Gegenstand an, so wird dieser eben dadurch benannt und bekannt. Man konnte die Sonne die strahlende, die leuchtende, die wärmende oder wie immer nennen, aber benennen mußte man sie mit einem bereits bedeutungsvollen Laute. Das Wesen der Sprache ist also Logos, sie verbindet und vergleicht, es ist ferner Metapher, sie überträgt.

Rückwärts schreitend in die Vergangenheit, muß also die Forschung immer weniger Laute und immer weniger Bedeutungen antreffen. Dieser ganze Proceß ist erst zu Ende, wo mit dem ersten Worte die erste Bedeutung in menschlichen Seelen sich darstellte.

Was war nun das primum cognitum, das zugleich das primum appellatum gewesen ist, aus welchem also die ganze Vernunft-Tradition mit ihren staunenswerthen Folgen hervorgegangen ist? Auf diese Frage habe ich die Antwort gegeben in meinen beiden Schriften: „Der Ursprung der Sprache" und „Die Lehre Kants und der Ursprung der Vernunft."

Sicher ist, daß es etwas gewesen sein muß, an dem die werdende Vernunft bereits einen gewissen Antheil hatte. Es konnte keine Empfindung sein, denn Empfindungen sind unserer Vernunft auch heute noch unerklärlich und unaussprechbar. Es konnte kein Naturobject sein, denn ein solches ist entweder Gegenstand der Begierde und der Empfindung, also gleichfalls unaussprechbar und unbegreiflich, oder es ist gleichgültig, erweckt gar kein Interesse, findet also keine Beachtung.

Vernunftgemäß ist nur das Wirken, dem die Form der Causalität im Geiste entspricht. Welches Wirken aber dem Menschen am frühesten und lebhaftesten bewußt gewesen sein muß — nun das werden wohl im nächsten Jahrhundert die Kinder in der Schule lernen, einstweilen verstehen es viele der Weisen und Hochgelehrten noch nicht.

Das selbst- und zweckbewußte Wirken also ist es, mit welchem die menschliche Vernunft ihre eigenen Wege erleuchtete und dabei selbst immer heller und selbstbewußter wurde. Es ist ja nichts natürlicher und nothwendiger, als daß alle die Verhältnisse, Leistungen, Schöpfungen, an denen die Vernunft selber einen gewissen Antheil hat, dieser viel verständlicher sein müssen, als der dunkle Untergrund unseres Daseins, unsere animalische, von instinctiven Regungen geleitete Natur.

Es konnte aber nicht ausbleiben, daß im Fortgange der geistigen Entwickelung hochbegabte Geister einmal sich auch auf

diese unergründlichen Räthsel besannen und eine Aufklärung, eine die Vernunft befriedigende Lösung derselben suchten. Da bot sich denn keine andere Handhabe, als die Vergleichung des vernünftigen Thuns mit dem instinctiven. Solche Vergleichungen mußten eine Zeit lang nur als Analogien, als passende Metaphern gelten, bis endlich eine tiefere Einsicht die Wesensgleichheit durchschaute, begreifen lernte, daß die Vernunftthätigkeit nur eine hochgesteigerte, formal unterschiedene Fortsetzung der natürlichen Thätigkeit sei.

So verglich Aristoteles das vernunftentsprossene Werkzeug (Organon) mit den Theilen des thierischen und pflanzlichen Körpers und erhob sich zu der großartigen Anschauung, daß wie das Werkzeug verschiedenen Thätigkeiten diene, ebenso auch alle Theile der lebendigen Wesen zu bestimmten Zwecken, Functionen vorhanden seien.

Natura nil facit frustra neque supervacaneum und Natura ubique sibi consentanea est, das waren große Wahrheiten, durch die jener außerordentliche Geist für alle Zeiten den Anspruch auf den Namen des Begründers der Naturgeschichte der Lebewesen sich erworben hat. Die uns heute so geläufigen Ausdrücke organisch, Organismus, Organisation bezeichnen aber gleichfalls für immer den Weg, den das Vernunftdenken nehmen mußte, um zu diesen wichtigen Begriffen zu gelangen. Heute wissen wir auch, daß das Werkzeug sich an die natürliche Thätigkeit angeschlossen und seine Wirksamkeit nur eine durch Vernunft ermöglichte Erweiterung und Fortsetzung der letzteren ist.

Das aristotelische Princip war lange Jahrhunderte das einzige allgemeine Princip zur Interpretation und Auffassung der lebenden Naturwesen. Die Fortschritte nach dieser Richtung betreffen die Einzelheiten, sie stehen in genauem Zusammenhange mit den Fortschritten der objectiven Erkenntniß der Naturvorgänge und der sich im Anschlusse daran entwickelnden Technik, d. h. Werkzeugthätigkeit. Die optischen Apparate belehrten uns über die Construction unseres Auges, Saug- und Druckpumpen über die Thätigkeit des Herzens, die elektrischen Drähte über die in den Nerven wirksame Kraft und das Jahrhundert der Dampfmaschinen erkannte, daß alles thierische Leben, mechanisch betrachtet, nicht nur der Dampfmaschine vergleichbar, sondern im letzten Grunde gar nichts Anderes sei, als durch Verbrennung oder Wärmeentwickelung zu Stande kommende Bewegung.

Ein neues großes und befruchtendes Princip konnte in die Naturbetrachtung erst eingeführt werden, als es der Vernunft gelang, ein Gebiet ihrer eigenen Thätigkeit zu bestimmen und vermittelst allgemeiner Auffassung zu umfriedigen, dessen innerer organischer Zusammenhang durch harmonische Wechselwirkung der Kräfte ihr bisher entgangen war, weil sie denselben nur so weit betrachtete, als sie im Einzelnen daran betheiligt war, die große allgemeine Gesetzlichkeit dagegen übersah. Ich rede von der Nationalökonomie, der Wissenschaft der durch den Antheil der Vernunft geschaffenen allgemeinen Lebensbedingungen der Menschheit.

Die Nationalökonomie, wie sie von dem eminent philosophischen Geiste des großen Adam Smith zuerst gedacht und in ihren weitesten Umrissen abgegrenzt wurde, trat sofort mit neuen, sehr bedeutsamen Principien in die Arena. Unter diesen ist keines so wichtig, wie das von dem Schöpfer der Wissenschaft entdeckte und zugleich richtig begründete Princip der Theilung der Arbeit.

Hier fiel zum erstenmale Licht auf ein bisher ganz dunkles Gebiet. Der große Organismus der arbeitenden menschlichen Genossenschaften, der in seiner Entwickelung für die nunmehr aufmerksam gewordene Vernunft das Entstehen von neuen Organen und Functionen ganz begreiflich und gleichsam augenscheinlich machte, mußte nothwendig zu dem Schlusse der Analogie führen, es möchten wohl die Organe der Lebewesen aus einem ähnlichen Princip zu erklären sein. Das Entstehen und Umbilden von Organen durch die Function trat in den Gesichtskreis der denkenden Betrachtung. Das Werden von Organismen durch Um- und Ausbildung ursprünglich vorhandener einfacher Formen und Kräfte war die natürliche Consequenz dieses Gedankens. Milne-Edwards war der Erste, der das Princip der Arbeitstheilung deutlich und bestimmt auf den thierischen Organismus übertrug; dieses hörte damit auf nur eine Erklärung durch Analogie, also eine glückliche Metapher zu sein, es wurde die Wesensgleichheit der nationalökonomischen und organischen Schöpfungen und Vorgänge behauptet, nur daß bei jenen die Vernunft mitbetheiligt, bei diesen dagegen der dunkle Trieb allein wirksam ist.

Die der Theilung der Arbeit zu Grunde liegende Voraussetzung ist die ursprüngliche Gleichartigkeit der Individuen, die in den ältesten Genossenschaften alle zum Leben erforderlichen Thätigkeiten unterschiedlos ausführen. Auch diese Idee wurde auf die organischen Wesen übertragen und gab dem naturwissenschaftlichen Denken eine Richtung, die zuletzt zu der hochwichtigen Entdeckung der primären Individuen oder Elementarorganismen, der Pflanzenzelle durch Schleiden und der Thierzelle durch Schwann, führte.

Wie mächtig die Einwirkung der neuentstandenen nationalökonomischen Wissenschaft auf die Gedankenkreise der Naturphilosophie gewesen ist, geht auch daraus hervor, daß Darwin sein bahnbrechendes Werk (ich sage absichtlich nicht „epochemachendes", denn der Beginn der Epoche liegt um hundert Jahre rückwärts) direct unter der Anregung der Malthus'schen Ideen über die Bevölkerungsgesetze verfaßte.

Drei Ideen sind es, in welche sich das einheitliche Princip, als dessen Entwickelung die ganze Nationalökonomie betrachtet werden muß, gleich von Anfang philosophisch gliedert, diese Ideen sind: Arbeit, Besitz, Tausch. Sie alle sind nothwendig, um den Grundbegriff des Werthes zu constituiren, der ohne eine jede derselben und ohne Zusammenfassung der drei gar nicht gedacht werden könnte.

Diese drei Ideen entsprechen genau den drei Analogien der Erfahrung, wie sie Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" S. 176—218 als die Grundformen alles empirischen Denkens aufgestellt und mit unvergleichlichem Tiefsinn entwickelt hat. Und zwar entspricht der Besitz dem Grundsatze der Permanenz, die Arbeit dem Grundsatze der Production und der Tausch dem Grundsatze der Wechselwirkung (commercium, communio).

Arbeit, Besitz und Tausch sind sociale Factoren, sie sind ohne Mitwirkung der Vernunft unmöglich, die ganze sociale Organisation mit dem wunderbaren Zusammenstimmen der ungeheuern Mannichfaltigkeit individueller Kräfte beruht auf ihnen, könnte ohne sie nicht einen Augenblick bestehen.

Alle diese Ideen und die aus ihnen fließenden Verhältnisse sind daher der Vernunft unmittelbar verständlich. Nichts ist einleuchtender, als daß meine Arbeit Ursache meines Besitzes ist, daß das, was ich selber durch meine Thätigkeit hervorgebracht, zu meiner persönlichen Sphäre gehört, daß ich darüber verfügen kann. Vernunftmäßig wird es aber erst dadurch, daß diese Idee sich verallgemeinert, daß sie von den Uebrigen ebenso aufgefaßt und mein Besitz demnach als ein Recht allgemein anerkannt wird. Allgemeine Begriffe (die general ideas Lockes) und das durch sie ermöglichte Gemeinverständniß sind eben das Charakteristische der Vernunft.

Arbeit ist organisirte Thätigkeit, der Besitz ist organisirte Stetigkeit (Permanenz). Beide sind aber nichts Anderes als durch Vernunft entfaltete Weiterbildungen ursprünglicher natürlicher Kräfte. Denn Thätigkeit und Selbsterhaltung sind auch den unvernünftigen Wesen eigen.

Nun ist aber der auf dem socialen Boden und durch Vernunftthätigkeit erwachsene Besitz eine wahre Erhöhung und Steigerung der individuellen Wesenheit vermöge der sie umgebenden und von ihr unzertrennlichen Rechtssphäre. Und hier sehen wir zum erstenmale deutlich und vernunftmäßig ein, daß durch Succession, durch freie Selbstbestimmung ein wesentlicher Theil ursprünglich erworbener Kraft von den Eltern auf die Kinder übergeht. Wir sehen dies vollkommen ein und sind daher nicht nur geneigt, sondern geradezu genöthigt, den Begriff der Vererbung als eine gute, treffliche Metapher auf das ganz dunkle, unverständliche Gebiet der Erblichkeit physischer und geistiger Anlagen durch Generation zu übertragen. Künftige Einsicht wird zweifelsohne zu dem Resultate gelangen, daß auch hier durchaus kein

bloßes Bild vorliegt, sondern Wesensgleichheit obwaltet. Denn der Besitz ist keineswegs ein unbedeutendes, gleichgültiges Accidens, sondern eine wichtige, wesentliche Eigenschaft, eine mit allen Kräften erstrebte Lebensbedingung des socialen, vernunftbegabten Wesens, das wir Mensch nennen. Gleichsam als ein typisches Vorbild dessen, was nachmals der sociale Mensch mit Aufgebot aller seiner Vernunftkräfte erreicht hat, sehen wir schon auf den untersten Stufen der Thierwelt, mit beinahe allein herrschender Gewalt auftretende Instincte, durch welche die Individuen alle Einleitungen, Vorbereitungen und Veranstaltungen für das lebensfähige Auftreten des künftigen Geschlechts treffen und unmittelbar darnach als nach erfüllter Lebensaufgabe sterben, so daß hier bereits die Vererbung nach ihrer doppelten Seite, der bis jetzt noch ganz unbegreiflichen physiologischen und der äußeren, dem Vernunftdenken zugänglichen (wenn auch nach den Motiven, d. h. eben jenen Instincten noch räthselhaften) uns entgegentritt.

Nicht minder hat der das ganze sociale Leben durchdringende und vermittelnde Tausch der Naturbetrachtung eine Fackel entzündet, um damit die dunkeln Vorgänge des organischen Lebens zu erleuchten. Die Ideen des durch beständigen Austausch der Stoffe und Kräfte sich erhaltenden Lebens, das, was man mit bezeichnendem Ausdruck den Kreislauf des Lebens genannt hat, sind dem socialen und ökonomischen Gebiete entnommene Metaphern, die eben dadurch ihren Werth und ihre allgemeine Verständlichkeit erhalten haben. Die organische Chemie zieht die Bilanz des Lebens mit seinen Einnahmen und Ausgaben, sie zeigt, daß dasselbe überhaupt nur möglich ist, wenn dieselben beständig in Einklang stehen oder sich ausgleichen. Daß aber, wenn dieser Austausch nicht Grundlage und eigentliches Wesen des Lebens (physikalisch betrachtet) wäre, auch in den auf Vernunft gegründeten socialen Gebilden der uns so bekannte und gleichsam zur andern Natur gewordene Tausch der von der socialen Arbeit geschaffenen Lebensbedürfnisse niemals hätte entstehen können, daß demnach der letztere nur eine höhere, durch Vernunft möglich gewordene Entwickelung des ersteren ist, das offenbart sich erst der tiefen philosophischen Betrachtung, die den weitesten Blick über den unermeßlichen Causalzusammenhang alles Werdens und Geschehens verstattet.

Was ich in diesem Aufsatze zu entwickeln bemüht war, läßt sich kurz folgendermaßen resumiren: Was die Vernunft selber schafft und bewirkt, das begreift sie; denn es liegt von ihrer eigenen Tageshelle bestrahlt vor dem Bewußtsein ausgebreitet. Aber Alles, was durch ihre Mitwirkung uns so klar und verständlich, ja so alltäglich geworden ist, hat einen dunkeln Untergrund in dem instinctiven Leben, das unserm unmittelbaren Bewußtsein zwar gewiß und jederzeit gegenwärtig, aber für die Vernunfterklärung bis auf den heutigen Tag noch großentheils unzugänglich ist. Da bedient sich denn die Vernunft ihrer eigenen Werke und Schöpfungen, die doch auch nach einer Seite hin Natur sind, als Schlüssel des Verständnisses für jene dunklen Regionen, wie überhaupt für alle Naturvorgänge. Um Mißverständnisse zu verhüten, bemerke ich ausdrücklich, daß es sich hier keineswegs um die mechanische Erklärung der letzteren handelt, sondern um das, was unserer Sinneswahrnehmung auf ewig entzogen, hinter dem Schleier der äußeren Erscheinung gleichwohl als eigentlich Wirksames, Thätiges, Inneres, mithin Wesentliches angenommen werden muß.

So erklärt es sich denn auch, daß die beiden größten Denker des Alterthums ihre tiefsten Lehren, in denen der philosophische Gedanke seinen höchsten Ausdruck fand, direct an menschliche Handwerke und Künste anknüpften und daß Platon sagte: Wie der Schmied die Idee des Bohrers, des Schwertes u. s. w. in das Eisen hineinbildet, so liegt das Wesen aller Dinge der Welt in ihren Ideen, die ewig sind, obgleich ihre Erscheinung sich beständig verändert und entwickelt, während Aristoteles den kühnen Ausspruch that: Wäre die Architektur in den Steinen, so würden sie sich von selber zum Hause zusammenfinden.

In Bezug auf die Grundprincipien sind wir heute noch um kein Jota weiter, als jene großen Genien Griechenlands. Wir müssen auch heute noch mit Platon sagen, daß es die Ideen sind, die sich überall regen und entwickeln und entfalten; und mit Aristoteles, daß die Stoffe selber vermöge ursprünglich eigener Tendenz und Triebkraft sich zusammenfinden, gestalten und architektonisch gliedern.

Aber unser historisches Wissen hat sich ungemein erweitert und unser Blick senkt sich in Tiefen der Vergangenheit, von denen die Alten keine Ahnung hatten. Und dadurch sind wir in den Stand gesetzt, die ersten schwachen Keime der Ideen mit ihrer höchsten Entfaltung in causalen Zusammenhang zu bringen.

Vor einer solchen Betrachtung aber mag es gerechtfertigt sein, wenn wir sagen: Wie vor undenklicher Zeit Zelle aus Zelle und dann auch Thier aus Thier ihre Lebensgeschichte erbten und vererbten, so hat nachmals die vernunftbegabte Gemeinschaft der Menschheit alles Menschliche, Werkzeuge und Kunstfertigkeiten, Gedanken und Wissen, Rechte und Besitz von Geschlecht zu Geschlecht übertragen und vererbt und beides ist nicht etwa blos bildlich zu vergleichen, sondern es stammt aus einem gleichen, ursprünglichen Grundtriebe, aus einer gemeinsamen Wurzel.

Nur mögen die Darwinisten bedenken, daß wir damit nicht etwa am Ende, sondern am allerersten Anfang der Erklärung uns befinden.

Coquelin in Wien.

Von Hugo Wittmann.

Die Wiener Theaterwelt, die so geringen Umfanges ist und nach Heinrich Laube kaum zweitausend Einwohner zählt, braucht immer einen eigenartigen Kitzel, um aus ihrer alltäglichen Gleichgültigkeit zu erwachen. Als solches Reizmittel dienten in den jüngsten Tagen die zehn Vorstellungen, welche Herr Coquelin vom Théâtre Français mit einer kleinen französischen Gesellschaft im Carltheater gab. Der berühmte Schauspieler hat auch hier warme Anerkennung gefunden; allein auch er mußte sich, wie einst Sarah Bernhardt, die Gunst der Wiener Schritt für Schritt, Rolle um Rolle erobern. Beide haben hier ihren Ruhm im Schweiße ihres Angesichtes genossen. Wer das Wiener Publicum als eine blöde Horde von Gaffern schildert, die Alles, was glänzt, für Gold, und Alles, was lärmt, für Genie halten, sagt wissentlich oder unwissentlich die Unwahrheit. Es gibt kaum ein Publicum, das sich fremden Bühnengrößen gegenüber kälter, zugeknöpfter, mißtrauischer benähme. Der geräuschvolle Ruf, welcher die Ankunft eines Schauspielers verkündigt, macht uns stutzig; die betäubende Reclame, welche, wie Blechmusik dem Regimente, dem fahrenden Kunstvolke voranzieht, macht uns beinahe ungerecht. Draußen im Reiche hat man den Wienern Schwärmerei für Sarah Bernhardt vorgeworfen. Nein, Sarah Bernhardt mußte sich hier jeden Abend den Beifall neu erkämpfen, sie fand in jeder Vorstellung ein widerhaariges Publicum, und jede ihrer Rollen war wie ein Zweikampf zwischen Schauspielerin und Zuschauer, zwischen Bühne und Parterre. Hat sich einmal der Kampf zu Gunsten der Bühne entschieden, dann freilich mag bisweilen der Wiener Lobgesang um etliche Töne zu hoch gegriffen werden, dann streben die Lorbeerkränze ins Unermeßliche, nehmen die Blumensträuße monumentale Dimensionen an. Doch wo ist heutzutage eine Großstadt, wo nicht der darstellende Künstler von der Summe der öffentlichen Gunstbezeugungen ein unverhältnißmäßig Theil in Anspruch nähme und der Grundsatz gälte: Gebt dem Schauspieler, was des Schauspielers, dem Dichter, was des Dichters ist?

Auch Constant Coquelin fand, nachdem er einmal das erste Mißtrauen besiegt, fast zuviel Lob und Preis, einen Lavastrom unter der Eisrinde. Man hörte da Ueberschwänglichkeiten wie: außerordentlich, einzig, genial. Dies geht offenbar zu weit. Im Zusammenhang mit dem Théâtre Français betrachtet, ist dieser Schauspieler weder einzig noch außerordentlich; er hat dort Genossen, die neben und über ihm stehen, und zum Genialen fehlt ihm das Ursprüngliche, unwiderstehlich Hinreißende. Er ist ein

elektrisches Licht, das mehr leuchtet, als erwärmt. In dieser Hinsicht steckt er tief in den Traditionen der französischen Schauspielkunst, wie sie von Mademoiselle Clairon, von Diderot, Molé, Talma fixirt worden sind. Wie feurig ihm auch die Rede über die Lippen sprudelt, er faßt und lenkt sie mit kühlem Verstande. Kein Wort, kein Wink bleibt dem Augenblick überlassen; jede Nuance ist im Voraus notirt, jedes ritardando oder accelerando nach dem Metronom berechnet; kurz, die sogenannte Inspiration, mit welcher die berühmtesten Schauspieler gerne flunkern, wird hinter den Coulissen gelassen und darf um keinen Preis auf die Bretter heraus. Im Grunde gibt es wenig bedeutende Mimen, die es anders machten. Die wahre Kunst besteht für sie darin, die Gliederpuppe so zu drapiren, daß man durch keinen Schlitz in das Räderwerk hineinschaue. Dies gelingt Herrn Coquelin nicht ganz. Er ist, was wir seit der Mannheimer Theater-Renaissance einen denkenden Künstler nennen, und läßt es uns oft genug merken, während doch ein solcher Künstler seinen höchsten Triumph gerade darin zu suchen hat, daß er uns über die Mühsal seiner Kopfarbeit hinwegtäuscht und als plötzliche Eingebung erscheinen läßt, was das Ergebniß seiner Reflexion ist. Man darf kecklich behaupten, der sei der echte denkende Künstler, der auf der Bühne gedankenlos aussieht.

Herr Coquelin läßt uns selten vergessen, daß er einer der gescheitesten Schauspieler seiner Zeit ist, und an diesen seinen unbestrittenen Vorzug will er uns selbstverständlich in Rollen, die mehr oder weniger außerhalb seiner natürlichen Sphäre liegen, ganz besonders erinnert haben. Er ist von Haus aus ein Komiker, allerdings im weitesten Verstande des Wortes. Die französische Komik spannt ihr Seil über zwei Jahrhunderte, tanzt und gaukelt nicht blos, sondern geht auch gemesseneren Schrittes darüber hin: nicht blos Crispin und Scapin, auch Alceste und Tartuffe sind ihr unterthan. So hat denn Coquelin während seines zehntägigen Aufenthaltes in Wien neben den lustigen Bedienten der altfranzösischen Komödie auch den sonst so düster gezeichneten Tartuffe gespielt, als Mascarille („les Précieuses ridicules"), Gros-René („Dépit amoureux") und Pancrace („Mariage forcé") dem übermüthigsten Frohsinn alle Schleußen geöffnet und als Gringoire in Theodore de Banvilles bekanntem Stücke und als Schulmeister Florence in Erckmann-Chatrians „les Rantzau" Thränen der Rührung entlockt. Die Technik des Weinens, die Kunstkniffe, womit allenthalben auf die Reizbarkeit der Thränendrüsen spekulirt wird, der Mechanismus der Sentimentalität, auch dies versteht Coquelin in der That trefflich zu handhaben. Allein er neigt denn doch mehr zum Derb-Komischen hin. Dafür hat ihn die Natur gebaut, dazu hat sie ihm den weit gespaltenen Mund der Bouffons, die freche Stulpnase, den kleinen behenden Körper gegeben. Darin hat er auch am besten hier gefallen: die „Precieuses ridicules" mußten zweimal wiederholt werden. Bewundernswerth war es allerdings, wie der tolle, ausgelassene Mascarille Tags darauf die ernste Maske eines modernen Philisters (Julien Chabrière in Emile Augiers „Gabrielle") trug, wie dieser Philister, um die schwindende Liebe seiner Frau kämpfend, Töne der Innigkeit, Töne des Schmerzes aus sich heraufholte. Aber nochmals: hier bewunderte man eben doch zumeist die erstaunliche Geschicklichkeit, womit der Schauspieler sich selbst besiegte und man athmete immer wieder auf, wenn er auf sein eigentliches Gebiet zurückkehrte und den lustigen, gutmüthigen Intriganten des Tournelles („Mademoiselle de la Seiglière" von Jules Sandeau) oder gar seinen unvergleichlichen Zechbruder Don Hannibal („l'Aventurière" von Emile Augier) spielte.

Herr Coquelin besitzt übrigens eine Waffe, die ihm den jähen Rollenwechsel wesentlich erleichtert, seine merkwürdige Stimme nämlich, die, vom Tenor bis zum Baß hinunter reichend, in allen Tonlagen die Deutlichkeit selber ist. Zumal wenn sie ihren schmetternden Blechklang ertönen läßt, trägt sie so weit, als eine Menschenstimme zu tragen vermag. Mit Hülfe dieses Instrumentes hat sich Coquelin zu einem Sprecher ersten Ranges ausgebildet; damit verleiht er jeder Rolle, mag sie seinem Naturell noch so wenig entsprechen, eine anschauliche Plastik, und das Wohlbehagen, welches diese vollendete Diction dem Zuhörer mittheilt, bewirkt, daß von einem gründlichen Mißerfolge bei diesem Schauspieler eigentlich gar nie die Rede sein kann.

Selbst sein Tartuffe, offenbar ein Fehlgriff, übt noch einen gewissen Reiz. Hier war man auf diese Rolle besonders neugierig, Coquelin hat sie in Paris nie gespielt, und sie dürfte ihm auch nicht so bald ausgeliefert werden, wofern er nicht seine befremdliche Ansicht über Auffassung und Darstellung der Rolle von Grund aus verändert. Da hat es sich wieder einmal gezeigt, wie wenig es taugt, wenn ein Schauspieler zu gescheit ist, zu viel denkt, den darzustellenden Charakter nicht im Dichter selber, sondern in Geschichtswerken und Literaturbüchern studirt. Der Tartuffe, wie ihn Herr Coquelin sich ausmalt, stellt nicht blos eine zweihundertjährige Tradition, sondern auch den gesunden Menschenverstand auf den Kopf. Zugegeben, daß die Rolle von einem Komiker gespielt werden muß; sie wurde es schon zu Molières Zeiten, und erst vor etlichen Jahrzehnten, als man anfing, einen Alceste, einen Arnolphe recht düster zu färben, gerieth auch Tartuffe in die Hände eines Geffroy, der einen unheimlichen Finsterling aus ihm machte. Selbst wirkliche Tragöden, wie Beauvallet, haben die Rolle in ihr Fach einzuschmuggeln versucht. Herr Coquelin hat ganz Recht, wenn er gegen solche Tendenzen reagirt. In einem längeren noch ungedruckten Essay, den er dem Schreiber dieser Zeilen mitgetheilt, führt er sehr scharfsinnig aus, daß Tartuffe die komische Person des Stückes sei, ein lächerlicher Mensch, ein Geprellter, über den man lachen müsse. Wie, in welchem Tone, sei eine andere Frage. Herr Coquelin verlangt für seinen Tartuffe nicht das hä hä, das man in „le Sicilien" zu hören bekommt, nicht das hu hu aus dem „Médecin malgré lui", nicht das ha ha, das uns Alceste aus dem Zwerchfell kitzelt, nicht das ho ho, womit wir Arnolphe, noch das hü hü, womit wir Monsieur de Pourceaugnac verfolgten; Herr Coquelin sagt uns überhaupt nicht, auf welchen Vocal oder Diphtong — es bleiben deren nur noch wenige übrig — sein Tartuffe ausgelacht werden soll, aber ausgelacht muß er werden.

Dagegen haben wir nun durchaus nichts einzuwenden, um so mehr aber gegen die Art und Weise, wie der geistreiche Mime die komische Natur der Rolle begründet. Man nehme sich zusammen, um Folgendes hören zu können: „Ja, Tartuffe ist der Geprellte; und wißt ihr warum? Weil er aufrichtig ist; weil dieses ewige Urbild des Heuchlers eben kein Heuchler ist; weil er das wirklich ist, als was er sich zeigt: ein Leckermaul, ein sinnlicher, nach Allem lüsterner, ein frommer Mann. Deshalb lacht man über ihn. . . . Durch seine Aufrichtigkeit wird er lächerlich." Herr Coquelin, der sich nicht allein um seine eigene, sondern nebstbei auch um die Ansicht Molières kümmert, will herausgebracht haben, daß dieser aufrichtige Tartuffe wirklich dem ursprünglichen Plane des Dichters entspreche: „Molière hat erkannt, daß selbst die aufrichtige Frömmigkeit, wenn sie das Maß überschreitet, eine Gefahr für die Familie werden kann." Dies nach Coquelin die Grundidee des Stückes, als seine drei ersten Acte am 12. Mai 1664 vor Ludwig XIV. aufgeführt wurden: später habe der Dichter in Folge der verschiedenen Verbote den ursprünglichen Gedanken verschleiert, aus dem Priester einen Weltmann, aus dem wahrhaftigen Frommen einen Frömmler gemacht, und Aufgabe des Forschers und Schauspielers sei es nun, aus dem zweimal umgearbeiteten Texte die erste Lesart zu entziffern und nachzuweisen, was von Anfang dagestanden und was später in Folge äußeren Zwanges hinzugekommen.

Dies Alles klingt verwünscht gelehrt; schade nur, daß Herr Coquelin mit seinen Hypothesen im Dunkeln herumtappt und Alles übersieht, was die Wahrscheinlichkeit derselben beeinträchtigen könnte. Molière hat allerdings seine Komödie zweimal umgearbeitet, das erstemal 1664 nach der Vorstellung in Versailles, das zweitemal nach der ersten öffentlichen Vorstellung in Paris (August 1667). Allein über die Version des Jahres 1664 ist uns gar nichts, über die von 1667 nur sehr Weniges bekannt, und dieses Wenige berechtigt keineswegs zu der haar-

sträubenden Vermuthung, der Dichter habe mit seinem Tartuffe ursprünglich einen „casuiste de bonne foi", einen ehrlichen Jesuiten, einen aufrichtigen Mann Gottes zeichnen wollen. Dagegen können wir einen Ausspruch Ludwigs XIV., welcher deutlich sagt, was Molière von Anfang an und immerdar beabsichtigte. „Le faux dévot ressemble trop au véritable", meinte der König, indem er das Stück gleich nach der ersten Versailler Aufführung verbot. Auch in den Pariser Salons, wo es viel vorgelesen wurde, kannte man es nur unter dem Titel „L'Hypocrite", wie man denn auch für den genial erfundenen Namen Tartuffe trotz aller Deutungen und Mißdeutungen immer wieder die alte Etymologie hervorsuchen muß: truffer = tromper.

Doch wozu sollen wir beweisen, daß zweimal zwei vier ist? Allzu geistreiche Schauspieler sind allerorten Meister im Auslegen und Unterlegen. Coquelin übertrumpft Poquelin — mag es immerhin geschehen, wenn nur der kühne Interpret seinen Mann findet, der ihn auf den rechten Weg zurückweist. Der aber ersteht dem Molièristen Coquelin in dem Schauspieler Coquelin. Diesem ist es rein unmöglich, auszudrücken, was jener in die Rolle hineindeuten möchte, und wenn der Schauspieler aus den Coulissen heraustritt und seine ersten Worte sagt, so denkt dann jeder Zuschauer: „Ein niederträchtiger Heuchler! Ein ausgemachter Hallunke!" Wahr und aufrichtig ist an Coquelins Tartuffe nur die glühende Lüsternheit, die nach allen weltlichen Genüssen langt, und die soll es sein. Leider gibt er gleich in der ersten Scene soviel Hitze aus, daß ihm keine Steigerung mehr möglich wird. Auch bringen die komischen Lichter, welche durch die Rolle hüpfen, durchaus nicht soviel Helle in seine Darstellung, als uns sein Essay zu versprechen scheint. Stellenweise streift er sogar das Boulevard-Drama. Wenn er am Ende des vierten Actes als entlarvter Schurke vor seinem Wirthe steht, so braucht er eine mit allerhand überflüssiger Mimik ausgefüllte Kunstpause von mehreren Minuten, bevor er das berühmte „c'est à vous d'en sortir" pathetisch von sich gibt. Denkt man sich ein geheimnißvolles Geigentremolo dazu, so ist's, als säße man in einem Boulevardtheater, mitten in einem gruseligen Melodram.

Kurz und gut: ein Mißgriff. Aber der Mißgriff eines bedeutenden Schauspielers, der über jede Rolle Glanz ausstreut und selbst mit seinen Fehlern unser Interesse reizt. Alles in Allem genommen, war sein hiesiger Erfolg ein ungewöhnlich großer. Er versprach wiederzukommen, und er soll uns um so willkommener sein, wenn nur der Schauspieler seinen Besuch erneuert, der Molière-Forscher und Molière-Verdreher aber hübsch zu Hause bleibt.

Aus der Hauptstadt.

Eine japanische Gemäldesammlung im Gewerbemuseum.

Die Ausstellung der historischen Sammlung hervorragender japanischer Meister, die Prof. H. Gierke in Breslau während seines vierjährigen Aufenthaltes in Tokio mit unermüdlichem Eifer zusammengebracht, leitet in unserer Kenntniß jener originellen Kunst eine neue Epoche ein.

Wir haben die künstlerischen Leistungen der Japaner bisher zumeist aus den Erzeugnissen ihres Kunstgewerbes kennen gelernt, den Lack- und Porzellanarbeiten. Die erstaunliche Sicherheit der Beobachtung, der Geschmack mit dem sie verwendet, der hohe Grad zeichnerischen Könnens schien uns nach unsern heimischen Erfahrungen unerklärlich. Wir waren nicht abgeneigt, als Ursache eine Art unbewußt schaffenden Kunsttriebes anzunehmen, der nach ähnlichen Gesetzen arbeitet wie der Instinct. Bei Gelegenheit der Wiener und ganz besonders bei der Pariser Weltausstellung erfuhren wir jedoch, daß hinter der Leistungsfähigkeit der japanischen Industrie gerade so gut eine Blüthe der hohen Kunst gestanden, wie einst hinter den Erzeugnissen der europäischen Kunstgewerbe. Wir erfuhren durch die Franzosen Namen großer Künstler, ohne aus den Beschreibungen ein Bild gewinnen zu können. Sonst gab es nur noch in englischen und amerikanischen Revuen zerstreute Artikel, aus denen wir Materialien zum Verständniß schöpfen konnten. Aber das war Alles Bruchstück und reichte nicht aus, die einzelnen bessern Bilder, die zu uns kamen, die wunderbar schöne Sammlung Fächermalereien im Gewerbemuseum, die großartigen Porträts, und die kleine Bibliothek illustrirter japanischer Bücher, die das Kupferstichkabinet bewahrt — sie soll eine der bedeutendsten in Europa sein — unter einander in Zusammenhang zu bringen.

Nun aber hat sich die Situation mit einem Schlage geändert. Gierkes Sammlung umfaßt alle Perioden der japanischen Kunst. Vom sechsten Jahrhundert an sind alle Schulen und die größten Meister mit charakteristischen Werken vertreten. Dazu hat der Forscher ein reiches historisches Material zusammengetragen, das über alle wichtigen Fragen Aufklärung gibt und nach der Probe, die der Katalog liefert, vollständiger und vielseitiger einzuführen verspricht, als sogar Edmond de Goncourts „Maison d'un artiste", in dem das Beste niedergelegt, was die Franzosen über die japanische Kunst wissen. Nur in England soll im Privatbesitz eine Sammlung von ähnlichem Umfange bestehen wie Gierkes, aber ihr Besitzer hat noch nichts über sie veröffentlicht. Erst in Japan selber gibt es im Schatz des Kaisers, einiger großer Tempel und des Museums zu Tokio ein Material, das zusammengenommen Gierkes Sammlung überragt.

Die japanische Kunst hängt von wesentlich andern Lebensformen ab, als die unsere. Vor Allem darf man bei ihrer Betrachtung nicht einen Augenblick vergessen, daß es die Cultur des Inselreiches nie zu einer entwickelten Baukunst gebracht hat. Es fehlt somit der Malerei jene Schulung an den Wandflächen einer großartigen Architektur, deren sie bedarf, um ihr höchstes Ziel zu erreichen. In dem Bambushause des Japaners gibt es nicht einmal gemauerte Wände. Leichtes Lattenwerk, meistens nur eine Matte, die bei gutem Wetter aufgerollt wird, schließt die Räume ein. Bei derartigen Constructionen muß auch das aufgehängte Wandbild eine andre Gestalt annehmen, als bei uns. Es darf nicht schwer sein, hat keinen festen Platz, und muß sich leicht verwahren lassen, denn die häufigen Feuersbrünste greifen mit entsetzlicher Schnelligkeit um sich. Diesen Bedingungen entspricht die leichte Rolle, zu der sich das Wandbild zusammenwickeln läßt. In einen Kasten gepackt, läßt es sich bequem in dem feuerfesten Schatzhause unterbringen, das den kostbaren Besitz der Familie birgt. Nur bei Festen wird das Bild hervorgeholt und so sorgsam behandelt, daß die auf leichtes Zeug gemalten Aquarelle sich Jahrhunderte unversehrt erhalten. Der prachtvolle Brocatstoff, auf den sie gespannt sind, vertritt die Stelle unseres isolirenden Goldrahmens. Die Größe dieser Bilder ist ziemlich beschränkt, meist haben sie ungefähr die Verhältnisse eines etwas breiten Handtuches, selten die einer kleinen Zimmerthür. Und das sind die größten Räume, welche dem japanischen Maler zu Gebote stehen. Denn die mehrtheiligen Wandschirme, die als einzige Möbel seiner Zimmer zugleich Zug abhalten und behagliche Ecken abschneiden, pflegen durch eine goldene vielfach zerrissene Wolke in eine Anzahl ungleicher unregelmäßiger Räume zertheilt zu sein, in denen die Figuren selten mehr als Handgröße haben. Sie sind für unsere Gewohnheiten schwer genießbar, denn die Malerei steigt bis auf den Fußboden hinab und ist nur im Hocken oder Liegen ganz zu überschauen. Aber mit den Wandgemälden bilden sie eine Gruppe, deren perspectivische Anlage unserer Kunstweise verwandt, wenn sie auch weniger entwickelt ist. Ganz anders bei den Kleinmalereien in Büchern und auf langen Papierrollen. Diese werden vom Malenden wie vom Beschauer auf den Boden gelegt und als Fläche betrachtet, auf der Dinge und Menschen senkrecht stehen, in der Vogelperspective gesehen sind. Nachdem uns Gierke auf diese Eigenart aufmerksam gemacht, wird es auch uns nicht schwer, die gleichsam projicirten Dinge bei der Betrachtung von oben aufzurichten. Es ist überraschend, zu welch wimmelndem Leben die kleinen Bilder erwachen, wenn man gelernt hat, sie richtig zu sehen. Sie scheinen wie von einem Zauberstabe berührt. Mit dieser Betrachtungsart, die aus dem Hocken und Liegen in möbellosen Räumen entspringt, hängt es auch wohl zusammen, daß selbst auf Wandbildern die Landschaften fast immer wie von einem Berg gesehen erscheinen.

Die Abwesenheit der monumentalen Malerei, das geringe Format, welches fast niemals Menschen in natürlicher Größe zu zeichnen erlaubt, der Dualismus einer richtigen aber unentwickelten und einer im letzten Grunde unmöglichen Perspective, endlich die Negation des Schattens sind

die Schranken, welche eine umfassende Entwickelung der japanischen Malerei gehindert haben. Was sie aber innerhalb dieser Grenzen erreicht hat, ist selbst von unserm Standpunkte staunenswerth. Auf der einen Seite finden wir momentane Skizzen von einer Wucht, die uns unwillkürlich den Namen Rembrandts auf die Zunge legt, auf der andern eine Ausführung des Details, daß wir wie bei Blumen und Schmetterlingen die Natur selbst zu sehen glauben.

Wie die Cultur Japans überhaupt, ist auch seine Malerei von China abhängig. Durch alle Jahrhunderte vom sechsten unserer Zeitrechnung bis in die Gegenwart gibt es eine Richtung in der japanischen Kunst, die sich bewußt an chinesische Vorbilder hält. Aus dieser Schule stammen fast alle Wandbilder und die mit breitem Pinsel hingeworfenen Tuschmalereien. Neben ihr entstand schon früh eine nationale Schule, die aber in figürlichen Darstellungen früh in Schematismus erstarrte, während sie sich in der Landschaftsmalerei und der Darstellung kleinerer Thiere der Rivalin überlegen zeigt. Auch coloristisch vermag sie Höheres. Aus ihr löste sich die Gattung des japanischen Genre ab, die ihren größten Vertreter, den Hokusai, erst in unserm Jahrhundert hervorbrachte. Mit Vorliebe pflegte sie die Miniaturmalerei auf langen Rollen, die aber seit der Massenproduction gedruckter Bilderbücher außer Gebrauch kamen und jetzt schon lange nicht mehr angefertigt werden. Die Stoffe der japanischen Kunst sind fast so mannichfaltig wie die unsern. Auf den Wandbildern sehen wir Darstellungen der Götter, entweder golden auf schwarzem Grunde und in feierlicher Bewegung wie sie der buddhistische Cult verlangt, oder als Caricaturen mit dem gutmüthigsten Lächeln von der Welt, wie sich der Japaner seine einheimischen und die ursprünglich chinesischen Götter vorstellt. Dann Einzelbilder von Helden und Heiligen, typische Figuren aus der Sage, Sittenbilder, Thierdarstellungen, Landschaften. Die Wandschirme haben mehr Raum und zeigen weitläufige Vorgänge, wie das Einfangen wilder Pferde, Scenen aus dem Hofleben und lange Märchen, in denen der Held mit Ungeheuern kämpft, schöne Frauen erlöst und beutebeladen heimkehrt. Noch mehr gehen die Rollen in die Breite. Sie erzählen uns Legenden von buddhistischen Priestern, Märchen und Geschichte, Ethnographisches aus dem Leben der Ainos, des halbbarbarischen Volkes auf den nördlichen Inseln. Dann werden Festzüge geschildert, Hochzeiten und Jagden und weite Küstenstriche als Panorama aufgerollt. Die gedruckten Bücher haben sich später des ganzen Gebietes dieser Rollen bemächtigt und pflegen überdies Specialitäten in den populär-wissenschaftlichen und künstlerischen Abhandlungen. Es gibt Kränterbücher mit Medicinpflanzen und ihren Eigenschaften, Anleitungen zum Zeichnen und Malen, zum Straußbinden und Wahrsagen. Der Buntdruck steht in ihnen auf einer Höhe der Vollkommenheit, die er nur im alten China soll erklommen haben. Aber davon wissen wir nicht viel, nur die französischen Kenner munkeln von einzelnen raren Stücken, die ihnen zu Gesicht gekommen. Für uns bilden vorläufig die gedruckten japanischen Bücher und Albums coloristisch das Höchste des auf dem Gebiete Geleisteten.

Die Malerien sind im großen Lichthof des Gewerbemuseums aufgestellt, der vor einem Jahre die märchenhaften indischen Schätze der Königin von England umschloß. Mit großem Geschick hat die Direction es verstanden, aus dem schwer zu behandelnden Material ein malerisches Ganzes zu schaffen. In der Mitte erhebt sich ein hoher pyramidenförmiger Aufbau von decorativen Gemälden aus dem Besitze des Museums. Die eine Hälfte des Raumes ist den Wandbildern, die andere den Rollen zuertheilt.

Erstere gehen in sehr frühe Zeiten zurück, das älteste Original stammt aus dem 9. Jahrhundert. Wie das nächstfolgende, ein Bild Buddhas von dem Stifter der japanischen Schule aus dem 11. Jahrhundert, geht es auf indische Urbilder zurück. Auf einer goldenen Wolke schwebt Buddha zur Erde hinab. Seine feierliche Gestalt ist in reiche goldene Gewänder von majestätischem Wurf gehüllt, die über und über mit den zierlichsten Ornamenten bedeckt sind. Ueber den schwarzen Grund strahlt ein vielfacher nur eben angedeuteter Nimbus aus, der die Wirkung der Persönlichkeit nicht stört, sondern mystisch steigert. Von ähnlicher Erhabenheit sind die übrigen buddhistischen Götterbildnisse. Wie zutraulich erscheinen daneben die sieben japanischen Glücksgötter, ob wir sie einzeln sehen oder in lustiger Gesellschaft miteinander. An feierlicher Würde den buddhistischen Cultbildern verwandt, sitzt auf seinem Throne, der mit einem rothen Prachtstoffe von wunderbarem Muster bedeckt ist, ein Oberpriester. Er ist halb in gelbe, halb in schwarze Seide gekleidet und scheint einer Opferhandlung beizuwohnen. Seine Hände ruhen auf dem Schoße und er läßt abwesend die weißen Haare eines Weihwedels durch seine Finger gleiten. Den Maler dieses herrlichen Porträts konnten die japanischen Gelehrten nicht nennen und waren zu gewissenhaft, um eine Vermuthung zu wagen. Es stammt aus dem 17. Jahrhundert.

Auf einem allerliebsten Sittenbilde aus dem 17. Jahrhundert sehen wir eine Gesellschaft vornehmer Damen in reicher Toilette ein Boot zu einer Vergnügungsfahrt besteigen. Zierlich trippeln sie auf kleinen Schuhen heran. Die rohen Bootführer, die auf dem Schutzdache hocken, lassen uns die feine Bildung der Damen fast in komischem Lichte erscheinen. In den Farben von großem Reize ist eine Sängerin, die ihrer Schülerin Unterricht gibt. Beide kauern in reichen Gewändern am Boden. Mit derselben Kaste beschäftigt sich ein späteres Bild, das eine schöne Tänzerin darstellt, wie sie in Trauer über ihr Schicksal in sich zusammengesunken ist. Dann werden uns Scenen vorgeführt, die uns daran erinnern, daß auch nach Japan der chinesische Cultus der Familie gedrungen. Typisch ist für dieses Gebiet das Bild der Großeltern im Kreise lustiger Enkel, die ihnen ihre Fortschritte zeigen.

Den großen Stil vertritt eine Landschaft aus dem 15. Jahrhundert mit dem heiligen Berge Japans, dem erloschenen Vulkan Fusi-Yama. Hoch ragen die schlanken Umrisse des schneebedeckten Kegels über die niedrigen Vorberge hinweg, durch die ein weites Thal eine Straße bis zum Fuße des Riesen bildet. Vielfach gewunden schlängelt sich ein Fluß hindurch, der im Vordergrunde ins Meer fällt. Hier haben wir an den winzigen Schiffen und den kleinen Menschen am Strande den Maßstab für die großartigen Dimensionen des Ganzen, das von leichtem Nebel durchduftet wird. Der Fusi-Yama ist derselbe Berg, dessen Umrisse uns von den kunstgewerblichen Arbeiten so wohlbekannt sind. Auf dem wichtigsten Culturgebiete Japans beherrschen seine kühnen Umrisse alle Landschaftsbilder. Ein anderes Gemälde führt uns eine Frühlingslandschaft im Blüthenschmuck vor, die uns fast noch unmittelbarer fesselt als die erste. Unter den Thierdarstellungen imponirt durch die Größe des Stils ein Flug wilder Gänse. Zwei haben sich niedergelassen und sind schon eifrig beim Grasen, eine dritte reckt noch den Hals empor und begrüßt die letzte, die zögernd herabschwebt. Von der Wahrheit der Bewegung und der unerhörten Sicherheit der Zeichnung kann nur das Bild selbst eine Anschauung geben. Ein Zug möge die Kunst des Malers charakterisiren. Die beiden Fressenden stehen nebeneinander und führen ganz dieselbe stoßende Bewegung aus, so daß Köpfe und Hälse einander fast parallel sind. Die Wirkung ist so mächtig gesteigert, daß man in der Vorstellung den Eindruck behält, man hätte die Bewegung ausführen sehen. Auf derselben Höhe steht das Bild eines Karpfens, der einen Wasserfall hinauf schwimmt, zugleich ein Symbol für die Energie, die alle Hindernisse zu überwinden weiß. Von eigenthümlichem Reiz sind die Affendarstellungen eines Künstlers, der sich im Anfange dieses Jahrhunderts als Einsiedler in die Waldgebirge zurückzog, um seine Vorbilder besser studiren zu können. Er hat das Opfer nicht vergebens gebracht. — Auf den Wandschirmen und Rollen wiederholen sich die Einzeldarstellungen. Größer angelegte figürliche Compositionen sind seltener und lehnen sich meist direct an chinesische Vorbilder, wenn sie nicht, wie die großartigen Schilderungen der buddhistischen Hölle und des Buddhistenhimmels, auf indischen Ursprung zurückgehen.

Gierkes Katalog gibt uns über jedes einzelne Kunstwerk die interessantesten Erklärungen und enthält in der Einleitung die Geschichte der Entstehung seiner Sammlung und einen Abriß der japanischen Kunstgeschichte, wie er sie aus den Berichten der einheimischen Kritiker zusammengestellt, bei denen er in die Schule gegangen. Wir erfahren dabei die wichtige Thatsache, daß im Reich der aufgehenden Sonne eine uralte schriftliche und mündliche Tradition innerhalb einzelner Kennerfamilien existirt. Im Besitze handschriftlicher Aufzeichnungen — Gedrucktes gibt es über das Thema nicht — und zahlreicher Copien arbeiten die Gelehrten so sicher, daß Gierke von weit auseinander wohnenden Forschern, denen er ein und dasselbe unbezeichnete Gemälde vorlegte, ganz unabhängig dieselbe Antwort erhielt. Gierke gesteht selber, daß er anfangs mit großem Mißtrauen dem Wissen der Japaner gegenübergetreten ist, aber allmählich ein unbegrenztes Vertrauen gefaßt habe. Seine ganze Sammlung hat die japanische Kritik passirt, viele seiner Bilder waren den Gelehrten von vornherein wohlbekannt. Uns muß allein schon die Ehrlichkeit imponiren, mit der jene Männer die Grenzen ihres Wissens eingestehen. Mehr als

ein bedeutendes Bild konnte nicht mit Sicherheit bestimmt werden und blieb unbezeichnet. Wir erfahren bei der Gelegenheit auch, daß es in Japan seit alter Zeit Kunstvereine gegeben, theils gelehrter Art, theils ausübende, in denen malerische Wettkämpfe veranstaltet werden. Zwar wurde die Tradition bei dem Taumel, in den das japanische Volk nach den Umwälzungen von 1868 gerieth, einen Augenblick unterbrochen, und man verkannte im Eifer für das Fremde die so lange mit größter Pietät gepflegten Schätze der Heimat. Gierke war noch in der glücklichen Lage, diese Zeit benutzen zu können, in der Tempel und Adelige sich plötzlich in Noth und Elend sahen und ihre Schätze verschleuderten. Aber man hat sich schnell wieder besonnen, und jetzt wird nicht leicht ein Kunstwerk mehr verkauft. Der Staat hat sich ins Mittel gelegt und nach europäischem Vorbild in der neuen Hauptstadt ein Museum gegründet. Sogar eine große historische Kunstausstellung wurde 1880 zu Tokio veranstaltet, zu der alle Künstler und Gelehrten zusammenströmten. Eine Regierungscommission beurtheilte die Echtheit der Werke. Unter der Hand konnte Gierke noch manche wichtige Erwerbung machen.

Bis die ausführlicheren Werke, die uns in Aussicht gestellt, erschienen sind, bietet Gierkes Katalog, der auch im Buchhandel erschienen ist, die bequemste und interessanteste Einführung in die japanische Kunst und in das Leben des fernen Inselreiches. Die Sammlung selbst ist dem Staate zum Kauf angeboten. Möchte der Erwerb gelingen! Unsere Museen würden um einen Schatz reicher sein, wie er auf demselben Gebiet in Zukunft kaum würde aufs Neue zusammengebracht werden können.

A. Lichtwark.

Dramatische Aufführungen.

Der Westindier.

Schauspiel in vier Acten von Franz Bittong.

Das mit Recht auch beim Berliner Publicum wohl angeschriebene Mitglied des Hamburger Thalia-Theaters, Herr Carl Mittell, hat zu seinem diesmaligen Gastspiel im Residenz-Theater eine von dem Hamburger Publicum äußerst beifällig aufgenommene Novität mitgebracht, welche aber hier, trotz kräftigem Einstehen des Gastes und überraschend guter Aufführung, nicht sonderlich anzusprechen vermochte. Herr Franz Bittong, seines Zeichens Regisseur am Thalia-Theater und daher schon ex professo ein bühnenkundiger Mann, hat in seinem „Westindier" sein bestes Wissen aufgeboten, um aus einem schlechten Stoff ein wirksames Stück zu schaffen, freilich ohne daß seine Kunst das Unmögliche möglich machen konnte. Mit verdächtiger Discretion versucht zwar der Theaterzettel die Herkunft der Fabel anzudeuten, aber das orakelhafte: „mit Benutzung eines älteren Motivs" würde uns nichts sagen, als was der Zuschauer nicht schon ahnte, wenn nicht der Autor sich noch in der elften Stunde veranlaßt gesehen hätte, seine Quelle ein bischen — freilich nur sehr wenig — zu präcisiren, indem er blos die Hauptfigur und zwar aus einer Erzählung der „Gartenlaube" entlehnt zu haben vorgibt. Ich kenne diese Novelle nicht, aber nach dem Stück zu urtheilen, will es mir doch scheinen, als ob auch die Grundzüge der Handlung und was an der Titelfigur drum und dran hängt dem bekannten Familienblatte entnommen wäre. Eine solche exotisch unmögliche Geschichte kann nur einem echten Blaustrumpf-Roman entnommen sein. In die grelle, unerbittlich klare Beleuchtung der Bühne gerückt, fällt der ganze Spuk haltlos in Nichts zusammen.

Der Vorwurf ist keineswegs neu. Es ist die alte, tausendmal dramatisirte Geschichte von der Rehabilitirung eines ehemaligen Sträflings. Das vielgespielte ältere französische Sensationsstück: „Der Galeerensklave", Giacomettis „Morte civile" — durch Rossi und Salvini auch bei uns bekannt —, Wilbrandts „Tochter des Herrn Fabricius", Bohrmann-Riegens „Verlorene Ehre" — nebenbei bemerkt ein ungenirtes Plagiat an Monte-corbolis „Riabbilitazzione" —, Belots „Artikel 47" und zahllose Boulevarddramen und Spektakelstücke behandeln dasselbe dankbare Thema. In allen Fällen kommt der ehemalige Sträfling, der incognito zu Reichthum und Ansehen gelangt, mit alten Bekannten oder Verwandten zusammen, welche ihn an sein Vorleben erinnern, seine gegenwärtige Stellung unmöglich machen und ihn wohl gar zum Selbstmord treiben. Auch der „Westindier" Juan Perez ist ein ehemaliger Galeerensklave. Ehedem spanischer Herzog und hoher Würdenträger, übernahm er eine Mission oder Expedition gegen eine Schmugglerbande, aber im Anblick des Elends dieser armen Teufel fühlte er socialistische Anwandlungen, und statt die Pascher zu verfolgen, machte er mit ihnen gemeinsame Sache. Die Folgen dieser unwahrscheinlichen Weichherzigkeit ließen nicht lange auf sich warten. Er wurde ergriffen und zur Galeere verurtheilt: doch gelang es ihm noch, im Hospital, wo er an den Blattern erkrankt lag, durch eine ebenso einfache als fragwürdige Verwechslung — er legte sich in das Bett seines frisch verstorbenen Nachbars und schaffte dessen Cadaver in sein eigenes Lager hinüber — die Behörde zu täuschen und den Häschern zu entfliehen. Er zog einen neuen Menschen an, nannte sich nach seinem todten Mitkranken Juan Perez und gelangte in Westindien zu märchenhaftem Reichthum. Dort machte er auch die Bekanntschaft des General-Consuls von Wessenberg und dessen Familie, in deren Intimität er sich bald durch seine Herzensgüte und Wohlthätigkeit so fest einzusetzen wußte, daß er daselbst, als er sich einige Jahre später nach Deutschland begibt, wieder mit offenen Armen aufgenommen wird. Aber hier droht ihm die lang gemiedene Gefahr der Entlarvung. Er trifft in dem gastfreundlichen Hause mit seiner Frau zusammen, welche er seit seiner Verurtheilung nicht mehr gesehen hat. Die Frage ist jetzt: kennt sie die edlen Beweggründe seines Verbrechens und wird sie ihm, der sie noch immer leidenschaftlich liebt, alles Ungemach verzeihen und wieder angehören?

Der Verfasser begeht gar manchen bösen Verstoß. Nach dem ersten Acte, der eine geschickte Exposition bringt, sind wir durch drei Aufzüge vergeblich des Augenblicks gewärtig, da sich die beiden Gatten sehen und aussprechen. Das erstemal, als Juan Perez die unterm Namen ihrer seligen Großmutter eingeführte Gattin erkennt, weicht er ihr aus. Das zweitemal belauscht er sie und stürzt sich, statt zu ihren Füßen, einem harmlosen Legationsrath entgegen, der so frei war, ihr eine ernstgemeinte Liebeserklärung zu machen. Wie er sie aber zum drittenmale sieht, da ist Alles in schönster Ordnung: sie hat niemals aufgehört, ihn zu lieben, und irgend welches Hinderniß zu ihrer Vereinigung existirt gar nicht mehr. Wo aber kein Conflict ist, da hat der Dramatiker sein Recht verloren.

Von den verschiedenen Unwahrscheinlichkeiten will ich schweigen. Die Vorgeschichte des Dramas spielt in Spanien, Westindien und anderen schwer controlirbaren Ländern; man darf sich also etwas Romantik gefallen lassen. Anders in der dargestellten Handlung selbst, die in unseren Tagen, in einer Residenz und vorschriftsmäßig von Nachmittag bis gegen Mitternacht spielt. Unmöglich ist jedenfalls dieser Generalconsul, der die ihm anvertrauten Documente seines zum Duell schreitenden Freundes in großer Gesellschaft erbricht, vorliest und von Hand zu Hand gehen läßt. Was dem Stück aber vor Allem den Hals bricht, ist der Umstand, daß wir durch viertehalb Acte gar nicht wissen, ob wir uns für den Westindier erwärmen sollen, ob er im Grund ein Schurke ist und ob seine Auslieferung gerechtfertigt wäre. Nicht einmal seine eigene Frau scheint darüber im Klaren. Und erst als er sich hinsetzt und in breiter Rührseligkeit die Geschichte seines Vergehens erzählt, sehen wir ein, daß der unheimliche Geselle unzweifelhaft ein Schwärmer, aber sonst ein wahrer Mustermensch ist. Wir kommen also mit unserer Sympathie zu spät, gerade so wie am Schluß das lösende Wort: daß der vermeintlich dem Gesetze Verfallene längst begnadigt sei — und Beides ist für das Stück unter allen Umständen sehr schlimm.

Es ist Schade, daß Bittong nicht einen dankbareren Stoff gefunden hat. Die gewiß ihm angehörenden Episoden, z. B. die Conversationsscene im ersten Act, die Liebesscene im zweiten, dann die Figuren des furchtsamen Consuls, des Ehepaars, das in Paris war, und des heiseren Salontenors, verrathen ein hübsches Talent, das sich auf die Bühnenwirkung versteht.

Z.

Notizen.

Für den Weihnachtstisch sind uns wieder eine große Anzahl von Novitäten eingegangen, von denen wir hier die namhaftesten empfehlend anführen wollen. Da ist ein zierlich in Sassian gekleidetes Bändchen aus dem Verlage von S. Reuther in Karlsruhe: „Geburtstagsbuch für alle Tage des Jahres" mit einem Farbendruck von E. Bouga,

das den Zweck hat, eine Auswahl von Sentenzen und Citaten für jeden Jahrestag zu bieten, während die eingefügten weißen Blätter die Geburtstage unserer Lieben aufzunehmen bestimmt sind. — Ein nicht minder sinniges Geschenk ist die mit dem Bildniß des Dichters geschmückte Gesammtausgabe der „Kinder-Lieder" von Hermann Kletke (Berlin, Carl Habel). Die zum Theil launigen, theils ernsthaften, immer aber fromm und freundlich zum Kindergemüth sprechenden Gedichte erfreuen sich bei Groß und Klein einer so allgemeinen Beliebtheit, daß zu ihrem Lobe nichts mehr gesagt zu werden braucht. — Der Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig bietet eine deutsche Bearbeitung der in Frankreich sehr beliebten Erzählung für junge Mädchen „Les étapes de Madeleine" von Madame Colomb unter dem Titel: „Liebe um Liebe" von Brigitte Augusti und von derselben Verfasserin eine Fortsetzung ihrer beifällig aufgenommenen Erzählung „Mädchenlose" unter dem Titel: „Haus und Welt", während sich Wörishöffers „Buch vom braven Mann", Bilder aus dem Seeleben mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, und Höckers „Kadett und Feldmarschall" mit ihrem reich illustrirten, fesselnden Inhalt mehr an die Knabenwelt wenden. — Ganz besonders empfehlen wir als ein gediegenes Festbuch für Haus und Familie, zumal für die reifere Jugend, Spemanns „Neues Universum" mit seinem bunten belehrenden Text und reichem Bilderschmuck über die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Hochinteressante Mittheilungen aus Länder- und Völkerkunde, Verkehrsleben und Industrie wechseln ab mit instructiven Beschreibungen neuer Apparate, Maschinen, Bauwerke und auch auf Militärwesen, Marine, Aeronautik, Physik und Chemie des täglichen Lebens, Geologie, Witterungskunde und Statistik ist stete Rücksicht genommen. Wir wüßten nicht leicht ein gleich nützliches, anregendes und über die Fortschritte zumal der Polytechnik belehrendes Hausbuch.

* * *

Der Verlag von Carl Flemming in Glogau betreibt vorzugsweise die Specialität der Mädchenliteratur, und da sind es zuvörderst zwei altrenommirte Publicationen, welche dieses Jahr neuen Zuwachs erhalten. Von Herzblättchens Zeitvertreib, herausgegeben von Thekla von Gumpert, ist eben der reich mit colorirten Lithographien und Holzschnitten geschmückte 27. Band erschienen, der durch seinen abwechslungsvollen belehrenden und erheiternden Inhalt gewiß den zahlreichen alten Freunden viele neue zuführen wird. Dieselbe Herausgeberin läßt gleichzeitig auch den 28. Band ihres Töchter-Albums, Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend, erscheinen. Auch hier gehört die Mehrzahl der Mitarbeiter dem weiblichen Geschlecht an, und eine Fülle von belehrendem Stoff in geschmackvoller und immer pädagogisch erprobter Auswahl ist dem mit zahllosen Farbendrucken gezierten Bande nicht abzusprechen. Gleich empfehlenswerth sind die übrigen Novitäten der Verlagshandlung: das poetische Weihnachtsmärchen von Luise Büchner, die erste von Julius Lohmeyer besorgte Sammlung der köstlichen Räthsel Friedrich Güll's unter dem Titel: Räthselstübchen, und das mit Aquarellen und Textillustrationen bedachte liebenswürdige Geschichten- und Liederbuch: Mutter und Kind von A. Voelckerling.

* * *

Von der Colorirten Ausgabe von Brehms Thierleben (Leipzig, Bibliographisches Institut) sind bis heute 4 Bände erschienen, welche die Abtheilung „Vögel" ganz und von den „Säugethieren" den ersten Theil enthalten. Wir haben schon bei Beginn des großartigen Unternehmens auf die gesunde Idee, dem der „Chromo"-Brehm seine Entstehung verdankt, aufmerksam gemacht und können heute constatiren, daß das versprochene Programm gewissenhaft eingehalten wurde. In der prachtvollen farbigen Darstellung der Objecte zeigt sich in der That das Ideal der Illustrirung eines naturgeschichtlichen Werkes, während doch selbst bei genauester Wiedergabe der Form und Gestalt durch den Holzschnitt und sorgfältigster Beschreibung der Farbennuancen durch den Text noch lange keine richtige Vorstellung erreicht wird. Die Zeichnungen sind vortrefflich, die Colorirungen sauber, treu, echt künstlerisch, fast alle Blätter geradezu meisterhafte Stimmungsbilder, wie sie in der naturhistorischen Literatur einzig dastehen. Wir empfehlen diese unvergleichlich schöne Ausgabe zumal im Hinblick auf die bevorstehende Festzeit. — Bei dieser Gelegenheit sei auch noch auf ein anderes Unternehmen derselben Verlagshandlung hingewiesen, auf Meyers Fachlexika. Diese ausgezeichnete Sammlung von Nachschlagebüchern ist nicht oder doch nur zum geringeren Theil für den fertigen Mann von Fach berechnet, sondern von Fachleuten mit richtigem Verständniß der Vorkenntnisse verfaßt, die beim Laien billig vorauszusetzen sind. Die bisher erschienenen zwanzig Bände, alle handlich im Format und übersichtlich im Inhalt, behandeln die mannichfaltigsten Wissenschaften und sind, zum Theil reich illustrirt, sämmtlich gleich zuverlässig und unerschöpflich an Daten, Zahlen und technischen Aufschlüssen, dabei weniger obenhin und summarisch als unsere besten Conversationslexika. Bücher wie Baumbachs Staatslexikon, Castners Militärlexikon, Löbners Handels- und Gewerberecht, Holtzmann-Zöpfels Kirchenwesen, Hermanns Allgemeine Geschichte, Embachers Reisen und Entdeckungen u. A. bezeichnen wahre Triumphe der deutschen Lexikographie.

* * *

Daß die Biographien unserer großen Musiker ein ansehnliches Publicum finden, beweist die Zahl der in jüngster Zeit erschienenen und zum Theil schon mehrfach aufgelegten Monographien. So ist von Carl Glasenapps „Richard Wagners Leben und Werken" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) eine neue vermehrte Ausgabe mit Namen- und Sachregister herausgekommen. Das separat erschienene Supplement soll das frühere Schlußkapitel des zweiten Bandes ersetzen und umfaßt die Zeit von 1876—1882, bis zur „Bayreuther That", wie der etwas allzu überschwänglich gestimmte Biograph und Enkomiast schreibt. — Von August Reißmann, dem fleißigen Musikschriftsteller, erschienen zu gleicher Zeit, wenn auch in verschiedenem Verlage, zwei sehr interessante Biographien Webers und Glucks. „Carl Maria von Weber, sein Leben und seine Werke" (Berlin, Robert Oppenheim) schließt sich dem bekannten dreibändigen Werke, das der im vorigen Jahre verstorbene Max Maria v. Weber seinem großen Vater gewidmet hat, würdig an. Die Darstellung von Webers künstlerischer Entwickelung ist ebenso vollständig als treu, und seine kunst- und culturgeschichtliche Bedeutung wird mit zum Theil neuem Material belegt. — Nicht minder willkommen und in noch glänzenderer Ausstattung erscheint Reißmanns Christoph Willibald von Gluck, Berlin bei J. Guttentag (D. Collin). Nach denselben Gesichtspunkten ausgeführt, erhält das Buch einen besondern Werth dadurch, daß der Verfasser Gelegenheit hatte, einen großen Theil nicht veröffentlichter Operupartituren des genialen Musik-Reformators einzusehen. Auch diese ansprechend geschriebene Biographie ist mit werthvollen Notenbeilagen geschmückt, welche theils den Text unterbrechen, theils als Nachtrag angefügt sind. Wir empfehlen das ausgezeichnete Buch.

* * *

Mozart. Ein Künstlerleben, dargestellt von L. Meinardus. Berlin, J. Guttentag (Collin). Bisher hat eine eigentliche „populäre" Biographie Mozarts gefehlt. Die von Jahn — ein unerreichtes Muster — verlangt viel Ernst, auch Fachkenntniß des Lesers, die von Ulibischeff ist eigentlich ein literarisches Phantasiestück über das Thema Mozart; die andern sind nicht erwähnenswerth. Das vorliegende Buch hat die Aufgabe, zwischen ernster Biographie und romantischer Dichtung die richtige Mitte zu halten und die gebildeten Laien anzuregen. Der Verfasser ist ein namhafter Musiker und Referent, also der Aufgabe gewachsen, der er sich mit Liebe und Fleiß gewidmet hat. Das Buch wird ein willkommenes Weihnachtsgeschenk sein für alle Musikfreunde (besonders für Freundinnen), welche unterhaltend belehrt sein wollen. Die Ausstattung (Druck und Papier) gehört zu der schönsten, die wir je gesehen. H. E.

* * *

Die deutsche Bühne in Bild und Wort geschichtlich dargestellt von einem Weimaraner (Dresden, Wilhelm Streit) ist ein elegant ausgestattetes Album in Großquart mit an hundert Illustrationen, Porträts und Lichtdrucktafeln. Der Text bietet eine lebendige Darstellung der Entwicklung unseres Bühnenwesens, wobei auch das Theater der Alten, Spanier, Franzosen und Engländer einbezogen ist, und erhebt keinen wissenschaftlichen Anspruch, doch ist der umfängliche Stoff hier wohl zum erstenmal in so amüsanter, anschaulicher Weise dargestellt. An wirklich Neuem enthält das Buch Manches, wie z. B. über die Festoper in Florenz nach Vasari, einen Illustrationsversuch der Mysterienspiele und Rococooper, den Bericht über das Weimarer Liebhabertheater im Original und historische Nachweise über frühere Versuche mit dem verdeckten Orchester. Das Album wird jedem Theaterfreund willkommen ein.

Offene Briefe und Antworten.

Zum Schutz der Schutzrede für das R.

Wie das arme R leiden muß auf seiner Wanderung durch Deutschland, so muß auch der arme Artikel leiden, der für es eintrat. Das war vorauszusehen; der Verf. wußte, daß er in ein Wespennest stach. Nicht durchaus zwar ist es ihm schlimm ergangen; ich habe von zwei Schullehrern, einem in Süddeutschland (Herzogthum Hessen), einem im fernen Norden (Oldenburg), beistimmende, für die Unterstützung dankbare Zuschriften bekommen, die mich sehr erfreuten, weil der Hebel gegen den Sprachmißbrauch ja vor Allem in der Schule liegt. Der Oldenburger gestand mir, er sei ursprünglich fester Anhänger des Zungen-R gewesen, sei aber dann durch ein Lehrbuch irregeführt worden, welches das Gaumen-R für das richtige erklärt, und nun sei er froh, wieder auf den richtigen Weg geführt zu sein. Daneben danke ich seinem Schreiben eine willkommene Notiz. Der Leser erinnert sich, daß ich in meinem Artikel nicht mit Sicherheit anzugeben wußte, wieweit im Norden Deutschlands die richtige Aussprache beim Volke sich erstrecke; dieser Brief versicherte mir, daß dort, so hoch im Norden (Brake), das Volk allgemein ein klares Zungen-R spreche, mit Ausnahme Einzelner, die im Verkehr mit den Städten das zu einem A verschwemmte R annehmen, in der Meinung, das sei vornehmer. Ein dritter erfreulicher Gruß kommt mir soeben unter dem Schreiben zu: eine Seminarlehrerin in Diedenhofen (Lothringen) theilt mir mit, daß sie und mit ihr die Vorsteherin durch meinen Artikel für das reine Zungen-R gewonnen seien und beschlossen haben, es zur Norm im Unterricht zu machen. — So etwas thut wohler, als die günstigste Recension. Neben der Schule ist es natürlich das Theater, das auf Reinhaltung der Sprache zu halten hat. Ich hatte in meinen Artikel eine Klage darüber aufnehmen wollen, wie schlimm es auch auf der Stuttgarter Bühne zugehe, hatte es aber unterlassen der Kürze wegen. Bald nach dem Erscheinen begegnete mir ein befreundeter Schauspieler, würdiger Veteran dieser Bühne, begrüßte mich dafür, daß ich in dieser Sache das Wort ergriffen habe, gab mir sehr Recht und bestätigte vollauf, daß es keine kleine Zahl von Mundorganen ist, die auf unsern Brettern die Sprachlaute und namentlich das R mißhandeln. Es sind Norddeutsche, von denen leider auch schon Süddeutsche das „Vata", „Multa" u. s. w. angenommen haben.

Vom Standpunkte des Theaters hauptsächlich bespricht ein Artikel in der „Allgemeinen Kunst-Chronik" meine Schutzrede (Beilage: „Allgemeine Theaterchronik", 17. und 18. Nov. d. J. „Betrachtungen zu Fr. Vischers 'Wanderungen des Buchstaben R' von E. Bürde"). Dieser Artikel ist es zunächst, der mir noch einmal die Feder in die Hand drückt; warum? wird man sogleich sehen. Herr Bürde gibt mir zuerst Recht; zwar hat die Einräumung einen Bruch, denn er sagt nur, Jedermann werde dem vibrirenden R vor dem Gaumen-(Zäpfchen-)R den Vorzug geben. Ich habe nicht gesagt, jenem sei der Vorzug zu geben, sondern es sei das allein richtige; und begründet habe ich meinen Satz damit, daß, wenn das R nicht mit der Zungenspitze gerollt wird, immer Gefahr nahe liegt, daß ein anderer Laut als R, ein ach und weiterhin nur ein A vernommen wird. Die Gaumen-Aussprache habe ich für eine leidliche Aushülfe für diejenigen, welche das R nicht sprechen können, für ein annehmbares Surrogat erklärt, soweit nicht das Reißen jene Schärfe annimmt, die ein ach zu hören gibt. Freilich hat Herr B. wohlbedacht seine Zustimmung nicht kategorisch ausgedrückt, denn wir werden sehen, wie er sie wieder schwächt; doch auch mit der blos relativen, graduellen Zustimmung tritt er in Widerspruch. Denn was thut er? Er bringt eine Reihe von Einwendungen, die meinen Satz nicht treffen, so vor, als träfen sie ihn, postulirt Einschränkungen, Zulassungen, die mein Satz nicht ausschließt, in einer Weise, als schlösse ich sie aus, schildert endlich mißbräuchliche Uebertreibungen des Richtigen, als billigte ich sie, während ich sie nirgends billige, und gewinnt mit diesen Mitteln das Vergnügen, „mich als Fanatiker" des R in das Licht des Komischen zu rücken. Sehen wir näher zu, wie er es anfängt. Zuerst sagt er, das Zungen-R sei nur dann schön, wenn es ungezwungen gesprochen werde. Die gezwungene Aussprache tritt in zwei verschiedenen Formen auf: die eine besteht in der Härte, die das R in einem Munde annimmt, der es nur mühsam gelernt hat. Diese Form, dieser Fall ist von mir berücksichtigt; ich sage: „Das wirklich harte R des Anfängers kann nicht den Vorwurf der Härte gegen das mühelos richtige R des Geübten begründen." Damit ist dieser Punkt vollständig erledigt. Ich kenne dieses wirklich harte R sehr wohl und lobe es nicht, habe es nicht gelobt; das Vorkommen desselben ist eine Thatsache, die an meinem Satz kein Jota verändert. Daraus, daß Anfänger das Zungen-R hart sprechen, folgt doch nicht, daß das Zungen-R an sich hart sei, folgt dies so wenig, als aus der steifen Haltung des angehenden Reitschülers folgt, das Reiten sei etwas Steifes. — Die zweite Form gezwungener Aussprache des Zungen-R besteht in einem affectirten Verweilen auf dem Laute, einem gewaltsamen Fortrollen statt einfachen Rollens. Herr B. bringt diese Mißform zweimal zur Sprache; das erstemal da, wo er von der genannten ersten Form spricht, das zweitemal am Schluß seines Artikels, um da seinen Trumpf auszuspielen. Wir werden darauf zurückkommen und folgen dem Verfasser zuerst in einen anderen zweiten Einwand. Es handelt sich da eigentlich von einer Zulassung, die er fordert. Er nennt einen berühmten Schauspieler, der das Zungen-R nicht sprechen konnte: Löwe in Wien, er nennt die Schröder-Devrient, die als Sängerin den Laut doppelt nöthig hatte und sich vergeblich abquälte, ihn zu lernen. Er folgert nur mit vollem Recht, das Theater würde sich mancher Zierde berauben, wenn es unerbitterlich auf dem Zungen-R bestände. Wer könnte leugnen, daß eine Ausnahme zu machen ist, wenn der Fall eintritt, daß ein bedeutender Künstler oder Künstlerin in dem Einen Punkt an einem Naturmangel leidet! Ich habe diesen Fall nicht zur Sprache gebracht, weil mir nicht einfiel, es könnte Jemand mich für so unvernünftig halten, zu meinen, jede andere Regel habe Ausnahmen, nur diese nicht, und der hochgebildete Intendant in Schwerin bedarf sicherlich meiner Fürsprache nicht, wenn man Zweifel gegen ihn erhebt, ob er nicht seinerseits so unvernünftig sei, diese Ausnahme zu verwerfen. Ich könnte meinen Gegner selbst mit einem Beispiel aushelfen von einer großen Schauspielerin auf der hiesigen Bühne, der es Niemand verdenkt, daß sie das R nicht recht spricht, weil man weiß, daß sie es nicht kann. Ich kämpfe gegen die Unsitte, das R zu castriren, ohne Noth, d. h. bei richtiger Zungenanlage, und Herr von Wolzogen ebenso. Gegen diese weitverbreitete, den Einzelnen, der im Bereich des Contagiums aufwächst, überschleichende Affectation ist die Spitze meines gerechten Unwillens gerichtet, Herr B. schiebt diesem Unwillen ein anderes Object unter, er fingirt, als wüthe ich gegen diejenigen, die das R nicht sprechen können, und verfolge sie tyrannisch, auch wenn sie im Uebrigen Meister der Rede und der Menschendarstellung sind. Und mit dem Schabeisen dieser Unterstellung quengelt, mäkelt und nörgelt er an meinem Satz herum, den er selber zwar nur relativ einräumend, doch immer noch zustimmend genug vorangestellt hat, um bessere Erwartung zur erregen. Von Talma, den ich als Autorität angeführt habe, weiß er, was ich nicht wußte: daß er erst lang sich um das Zungen-R hat bemühen müssen. Wie komisch! Das stimmt ja für mich! Mein kluger Gegner schlägt ja diese Hochterz gegen sich selbst! Hätte sich Talma um das R lange gequält, wenn er es nicht als nothwendig erkannt hätte?*) Und nun zurück zum wirklich harten, d. h. zum forcirten R! Herr B. bringt es, wie gesagt, zweimal, um den vermeintlichen Einwand doppelt gegen mich auszubeuten. Ich habe das Vibriren der Zungenspitze beim richtigen R ein Rollen genannt. Mein Satz, sagt er, sei dem gefährlichsten Mißverständniß ausgesetzt, und schildert nun die Unsitte, auf dem R ohne Grund fortrollend zu verweilen: ein Donnern, ein Rasseln, das zur Zeit des declamatorischen Pathos im Schwung war, bei den Helden der Provinzialtheater zu jeder Zeit beliebt war und ist und an das gewiß auch Hamlet denkt, wenn er von den haarbuschigen Gesellen redet, welche, die Silben kauend, den Herodes überherodessen. Mein „Rollen" bedeutet aber so klar nur den Modus der Bewegung, daß nicht der kleinste Schein mich treffen kann, als wolle es einen Grad bezeichnen, einen zu hohen Grad, ein zu starkes und langes

*) H. Wittmann schreibt in der Neuen Freien Presse in einem Feuilleton: „Die beste Aussprache" Folgendes über das französische R: „Das Klagelied, das Friedrich Vischer vor kurzem in der „Gegenwart" über „Die Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland" gesungen, könnte füglich auch auf dem Boulevard vorgetragen werden. Fast kein Pariser besitzt ein richtiges, auf der Zungenspitze vibrirendes r; sie holen es fast Alle weiter hinten in der Kehle, sie lurbsen, was man im Französischen grasseyer nennt. Die Riesenkämpfe, welche Sänger und Schauspieler mit diesem schwer zu erobernden Buchstaben zu bestehen haben, bilden ein stehendes Kapitel im Anekdotenschatze der französischen Coulissen."

Rollen statuiren. Welcher Mensch von Geschmack zweifelt, daß dies ein Mißbrauch ist? Wer kann mir also einen Vorwurf daraus machen, daß es mir nicht beifiel, meinen Satz gegen diesen Mißbrauch zu verwahren? Es ist, wie wenn ich sagte: das K ist kein G (es gibt bekanntlich Leute, die sagen Girche statt Kirche) und nun Einer käme und mir vorrückte: die Schweizer sagen das K mit dem Rachen, daß man beim bloßen Anhören Husten muß, daran ist deine Lehre schuldig! Ich habe nicht verlangt, man solle statt des R ein Doppel-R sprechen, ich habe es auch nicht erlaubt und meine Sätze erlauben auch nicht, zu schließen, daß ich es erlaube, sondern ich habe verlangt, man solle das R als R sprechen, und ich habe vor jenem nicht gewarnt, weil mir näher lag, das Nicht-R für R zu bekämpfen, und weil es sich von selbst versteht, daß die Scylla so schlimm ist, als die Charybdis. Nein, ganz so schlimm doch nicht! Kein gesundes Ohr wird ein Uebermaß des R so widerlich finden, als ein A für R. — Herr B. meint nun zum guten Ende, er habe sich mit seiner Logik rechtmäßig die Situation erworben, zum Mittel der Komik zu greifen, und parodirt meinen Schlußsatz, der zeigen soll, wie sich das A = R geschrieben ausnimmt, mit einem ditto, worin er für jedes R zwei R schreibt. Das ist wohlfeiler Spott — mild ausgedrückt, denn die Sachlage, die ihn zu berechtigen scheint, ist — wie klar gezeigt — erschlichener Schein. Ich will dieser Erschleichung nicht das Prädicat sophistisch geben; ich glaube nicht an böse Absicht. Die Welt mag instinctiv die scharfe Entschiedenheit nicht leiden. Sie muß eine Wahrheit zugeben, gibt sie zu, aber eigentlich möchte sie eben, daß es behaglich beim Alten bleiben soll, und dieser Trieb führt sie halb unbewußt dazu, an der Wahrheit abzumarkten, bis nichts mehr von ihr übrig bleibt, sie abzuschwächen, bis sie mattgelegt ist, und dann den Mann, der nichts Halbes, sondern etwas Ganzes und ganz aufgestellt hat, einen Fanatiker zu nennen. Der Häring wäre gut, nur schade, daß er salzig ist!

Ich habe einen halb scherzhaften Aufsatz geschrieben mit starker Unterlage von Ernst. Dieser Ernst ruht auf Pietät vor der Sprache, dem uralt ehrwürdigen Werke der Völker, geheimnißvoll entsprungen aus Geist-Natur, aus jener dunkeln Mitte zwischen unbewußter Nothwendigkeit und bewußter Vernunftarbeit. Ihre Grundformen sind die Laute, die Buchstaben. Unendlich haben sie zu leiden durch individuelle Naturfehler, dagegen ziemt Nachsicht, unendlich wird an ihnen gesündigt durch Nachlässigkeit, Trägheit, Stumpfheit, dagegen arbeiten Schule und Erziehung, aber diese Sünde ist winzig gegen die vom Salon ausgehende, die Sünde der Verstümmlung aus Affectation, aus Modemanier. Ich habe alle Nachsicht auch darin geübt, daß ich die Unzähligen, die im Bereich der eingefleischten Modeepidemie aufwachsen und unvermerkt angesteckt werden, an zwei Stellen entschuldigte. Aber diese Nachsicht darf den Ernst gegen das Uebel an sich nicht abstumpfen. Es ist heillos, gegen einen Grundlaut der Sprache den Vornehmen zu spielen, ihn als roh zu verschreien, in einen vocalischen Gallert zu verwandeln und dadurch der ganzen Sprache die Präcision, die Klarheit der Laut-Articulation, die akustische Verständlichkeit zu stehlen. Castriren habe ich es genannt und wiederhole es, denn das R ist der männlichste aller Laute. Kurz es ist für einen Nerv, der das Naturgefühl der Sprache bewahrt, unausstehlich.

Noch ein paar Nebenbemerkungen nachträglich! Herr B. beschwert sich, daß ich mit seinen Landsleuten, den Berlinern, unrecht scharf ins Gericht gehe, und nennt einige Celebritäten von dort, die sehr correcte Aussprachen hätten. Wo habe ich denn aber gesagt, daß alle Berliner sprechen mia, dia, Vata, Mutta? Ich habe gesagt, bei den Norddeutschen sei der ganze Sprachproceß mehr in der hinteren, bei den Süddeutschen in der vorderen Mundhöhle lokalisirt. Herr B. wendet mir die Schweizer ein mit ihrem Rachenlaut bei Ch und K. Er hätte noch ihr Kehlen-L anführen können. Dies sind zwei oder drei Laute, deren gutterale Schärfung aber im geringsten nicht hindert, daß alle übrige Sprachfunction klar und voll sich vorne bewegt und herausgeht, was eben damit wesentlich zusammenhängt, daß gerade in der Schweiz (mit Ausnahme Basels, das vom Badischen herüber angesteckt ist) das R mit richtiger Bestimmtheit vorne über den Schneidezähnen gerollt wird. Ich bedarf Hülfe, denn ich habe einen schweren Stand. In Sachen der Sprache ist es vornherein schon schwer, das verwöhnte Ohr von der Falschheit eines Lautes nur zu überzeugen, und dazu kommt dann wohl noch der Kampf mit dem Vorurtheil. Wer meinen Satz zugibt, der sollte mir daher von Rechtswegen beistehen, nicht daran herumkritteln.

Dies führt mich noch auf einen andern Gegenartikel, unterzeichnet Otto Schröder („Gegenwart", 11. Nov. d. J.). Derselbe bringt „einige sachliche Bemerkungen" zu Nebenpunkten und macht mein Hauptthema, nachdem er zugegeben, das R = A sei eine Unart, mit dem kurzen Satze ab: eine solche könne man sich so leicht wieder abgewöhnen, als angewöhnen. Ich zweifle sehr. Das Abgewöhnen ist nicht leicht, und dem Abgewöhnen muß der Glaube vorangehen, daß die Angewöhnung eine Unart ist. Einem Einzelnen aber, der seine Stimme gegen breit eingerissene Unart erhebt, pflegt man nichts zu glauben. Es bedarf Häufung der Stimmen, vereinigten Angriff Vieler. Herr O. Schr. ist, wie der Artikel zeigt, Sprachkenner von Fach. Und einem solchen wäre ich besonders dankbar, wenn er mir lieber hülfe, kräftig beispränge, als daß er sich mit Nebensächlichem zu thun machte. Wo ich von Silbenkürzungen spreche, die von Norddeutschland her eindrangen, und die Wörter Schlag und Zug anführe, habe ich mich verschrieben, indem ich diese Wörter „urfprünglich" lang nannte, statt: frühe schon lang geworden; „Schläg" und „Züg" ist daher ein inconsequenter Rückgriff ins Mittelhochdeutsche, wo solches längst verlassen, wo das Neuhochdeutsche in das Recht der Verjährung eingetreten ist. Ein andermal aber steht es in Frage, ob dies der Fall ist, und dies führt mich auf den Punkt, um den es sich hier handelt. Die Sprachen verändern sich: „dieses weiß der Herr Verf. so gut wie ich." Ich weiß es nicht nur, sondern ich habe auch gesagt, daß ich es weiß. Aber wann ist eine Veränderung als festgestellt anzusehen? Antwort: wenn die Majorität der Nation sich dafür entschieden hat. Aber wie ist dies zu erkennen? Da sitzt der Haken. Die Stimmen zählen kann man nicht. Eine Masse von Unbefugten, Unwissenden ist hier mitthätig, es sind zumeist Setzer und gewöhnliche Correctoren. Herr Schröder kennt ohne Zweifel die Noth, die man mit ihnen ausstehl. Es folgt, daß ein Sträuben gegen Neuerungen auf einem sehr berechtigten Zweifel ruht. Mein Artikel leugnet nicht, daß „ritt", „griff" jetzt durch Verjährung befestigt ist, aber der Süden von Deutschland hat sich eben lange dagegen gesträubt, und zwar aus genanntem gutem Grunde; Herr Schröder kann „grief, riet" gar nicht blos in meinen, sondern gar vielen Büchern von Süddeutschen weit herein in unser Jahrhundert finden. Seit einiger Zeit — ich weiß nicht, wie lange her — schreibt man auch: „fing" und „ging". Sollen wir annehmen, die Majorität hiefür sei bereits vorhanden? Eh ich es glauben kann, schreibe ich noch „fieng" und „gieng". Herr Schr. wird es nicht beklagen, daß es in der Sprache wie in der Politik Leute gibt, die nicht so schnell sich zu Neuerungen herlassen. Die Staaten wie die Sprachen wären sonst Bahnzüge ohne Bremse. — So denn auch in der Aussprache der Grundlaute. Es droht uns eine Majorität, die es einführt, R zu schreiben und ach oder gar nur a zu sprechen. Dagegen müssen wir uns sträuben und sperren und dürfen den Kampf nicht leicht nehmen, denn der häßliche Mißbrauch ist stark an Truppenzahl, wohlweis und hartnäckig.

Ich benütze die Gelegenheit, einen Nachtrag zu meinem ersten Artikel zu geben; sie ist mir willkommen, denn man schließt doch lieber friedlich didaktisch, als polemisch. Ich habe dort gesagt, der besprochene Unfug beginne leider auch bei uns einzureißen. Mein Manuscript war bereits abgeschickt, als ich mit einem wohlbewanderten Literatur- und Sprachkenner mich über das Thema unterhielt. Derselbe spricht das R zwar nicht als A, aber im Gaumen, obwohl ohne starkes Reißen. Was bekannte mir der? Er könne den Buchstaben eigentlich ganz gut sprechen (was er mir auch sogleich durch ein volles Zungen-R bewies), aber als Schulknabe habe er unter seinen Kameraden nichts als Zäpfchen-R gehört, das habe er nachgemacht, sich endlich angewöhnt, und nun sei es ihm beschwerlich geworden, ja, es komme ihm wie etwas Gewaltsames vor, das Zungen-R zu sprechen. Diese Mittheilung muß jeden Sprachforscher interessiren, sie weist mitten hinein sowohl in die Entstehung von Sprachmißbräuchen, als weiterhin auch in die Entstehung von Spracheigenheiten, die nicht einfach zu tadeln sind, ja in die Entstehung von Dialekten. Ich gebe sie zum Nachdenken hin, sie ist sehr fruchtbar. — Hier handelt es sich um einen Mißbrauch; ich bemerke noch, daß er nur in unserer Hauptstadt auftritt, während das Land noch sein unverdorbenes R bewahrt: ein weiterer Beleg für meine Sätze über die Quelle der Verderbniß.

Stuttgart. Fr. Vischer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Schriften
von
Ernst von Wildenbruch.

Vionville. 3. Auflage. Ein Heldenlied . . . . . 1 M. 50 ₰, geb. 2 M 50 ₰.
Lieder und Gesänge . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Der Meister von Tanagra. Novelle. 3. Auflage 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Harold. Trauerspiel. 2. Auflage . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Die Karolinger. Trauerspiel. 3. Auflage . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Der Menonit. Trauerspiel. 2. Auflage . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Opfer um Opfer. Schauspiel . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Väter und Söhne. Schauspiel . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Novellen, enthaltend: Franceska von Rimini. — Vor den Schranken. — Brunhild. . . 4 „ — „ geb. 5 „ — „

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Enorme
Preisherabsetzung!
Eine ganze klassische
Bibliothek f. 30 Mark
in sehr eleganten, reich mit Gold verzierten Einbänden:

1) **Schiller's** sämmtliche Werke, **12 Bände.**
2) **Goethe's** Werke, **16 Bände.**
3) **Lessing's** sämmtliche Werke, **6 Bände.**
4) **Körner's** sämmtliche Werke in **1 Bande.**
5) **Hauff's** sämmtliche Werke, **2 Bände.**
6) **Shakespeare's** sämmtl. Werke, **12 Bde.**
7) **Zschokke's** sämmtl. hum. Novell., **3 Bde.**
8) **Homer's** sämmtliche Werke, **2 Bände.**
9) **Kleist's** dramat. Meisterwerke. **2 Bde.**

Alle 9 anerkannt vorzüglichen Werke in **schönem großem Format** und in den **prachtvollsten Einbänden** zusammen
für nur 30 Mark!
liefert unter Garantie f. **neu** u. **fehlerfrei**
Selmar Hahne's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstraße 54.
NB. Die Besichtigung steht Jedermann täglich frei. Versand gegen Einsendung oder Nachnahme.
Prospecte u. Kataloge gratis.

PEINTURE-BOGAERTS.
Wunderbar vollendete, nicht auf Papier, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach Original-Gemälden von H. J. Burgers, Seitz, de Block etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.
Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.
Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Schildereien
aus dem Alpenlande.
30 Lichtdruckbilder nach Gemälden von **C.** und **E. Heyn.** Gedichte von **R. Baumbach.** Randzeichnungen von **Stauffacher.**
Gross-Folio.
Einband: Halbfranz, Decke in Lwd. mit reicher Relief- u. Goldpressung. M. 55.—

Vollständigste Faust-Erklärung!

Faust. Von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von Prof. Dr. **K. J. Schröer** (Wien).

Erster Teil. Geh. *M.* 3.75. In eleg. Leinenband *M.* 5.—. Zweiter Theil. Geh. *M.* 5.25. In eleg. Leinenband *M.* 6.50.

☞ Die Ausgabe enthält den Faust-Text mit fortlaufender Erklärung unter dem Text selbst. ☜

Urtheile:

Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung 1882, Nr. 18:

„. . . . . „Faust" gleicht dem in der vermauerten Kammer einer Pyramide verschlossenen Schatz köstlicher und kostbarer Geräthe und Schmucksachen; Niemand kann sich dessen erfreuen, bis eine Leuchte die Kleinodien sichtbar macht. Eine Leuchte ist für die Fausttragödie ein guter Commentar; glänzendes Licht verbreitet der von Schröer, und wer ihn benutzt, wird sich von Dank gegen den Lichtspender durchdrungen fühlen."

Der auf dem Gebiet der Goethe-Forschung als Autorität anerkannte G. von Loeper sagt darüber:

Die Schröer'sche Ausgabe reiht sich den früheren Textausgaben mit erklärenden Noten von Düntzer, Carrière und mir durchaus selbstständig an. Ihr Vorzug liegt, wie mir scheint, einmal in den tief eindringenden Untersuchungen über die Entstehungszeiten der Dichtung, und zweitens in der zum Prinzip erhobenen Vollständigkeit der sachlichen, metrischen und Worterklärung.

Verlag von Gebr. Henninger, Heilbronn.

In allen Buchhandlungen vorräthig!

Neuer Verlag v. **R. Oppenheim** in **Berlin.**

Aug. Reißmann, Carl Maria v. Weber. Sein Leben u. s. Werke. Mit Portraits, Illustrat. u. Notenbeilagen. 8°. geh. *M.* 6.—, f. geb. *M.* 7.50.

— — **Handlexikon der Tonkunst.** gr. 8°. geh. *M.* 9.—, f. geb. *M.* 10.—. Die Neue Zeitschr. f. Musik sagt: Autor u. Verleger haben hier ein Meisterstück ohne Gleichen vollbracht.

Emil Naumann, Deutsche Tondichter. Von Seb. Bach bis auf d. Gegenwart. 8°. 5. Aufl. geh. *M.* 3.—, f. geb. *M.* 4.—

— — **Italienische Tondichter.** Von Palästrina bis auf d. Gegenwart. 8°. 2. Aufl. geh. *M.* 4.—, f. geb. *M.* 5.—. (Beide Werke auch in illustr. Pracht-Ausg. reich geb. zu haben.)

Amy Fay. Musikstudien in Deutschland. Aus d. Engl. 8°. geh. *M.* 2.50, f. geb. *M.* 3.50.

Musikalisches Conversations-Lexikon. Encyclopädie d. gesammt. musikal. Wissensch. Herausg. v. H. Mendel u. A. Reissmann. 11 Bde gr. Lex. 8°. geh. *M.* 62.—, f. geb. *M.* 78.—
(Auch band- u. lieferungsweise zu beziehen.)

— — **Ergänzungsband,** geführt bis Ende 1882. geh. *M.* 9.—, f. geb. *M.* 10.50.

Karl Hillebrand, Zeiten, Völker u. Menschen. 8°. Bd. 1—6 zu je *M.* 6.— (einzeln verkäuflich). 1. Frankreich u. die Franzosen. 3. Aufl. — 2. Wälsches u. Deutsches. — 3. Aus u. über England. — 4. Profile. — 5. Aus d. Jahrh. d. Revolution. — 6. Zeitgenossen u. Zeitgenössisches.

Hervorragende Weihnachts-Novität.

Verlag von Georg Stilke in Berlin W.,
12. Königin Augusta-Str.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Märchenstrauß
für
Kind und Haus.
Mit Bildern von **P. P. Mohn.**

45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text. Quart-Format.
Elegant cartoniert, Ladenpreis **12 Mark.**

Als Festgeschenk geeignet, überall wo feinerer, künstlerischer Sinn vorhanden; nicht nur für Kinder, auch für Frauen und überhaupt jedem gebildeten Hause zu empfehlen.

Binet fils & Cie, Reims,
Champagnes Elite & Dry Elite,
empfiehlt dem Kenner u. Feinschmecker
der Generalagent
J. Nebrich, Köln.

Verlag der **Fr. Wagner'**schen Buchh.
Freiburg i/Baden.

Wiel, Dr. med., **Diätet. Kochbuch** für Gesunde und Kranke.

Fünfte vermehrte Auflage.
Preis brosch. *M.* 4.80., geb. *M.* 5.50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Hegar, A., Prof. in Freiburg,
Specialismus und
allgemeine Bildung.
Klein 8. 75 ₰.
J.C.B.Mohr, Freiburg, Baden.

Deutsches Bürgerthum.

Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808
dargestellt von
Oskar Schwebel.

Gr. 8. Broch. Preis 8 *M.*; eleg. geb. 9 *M.*

Dieses Werk gibt keine vollständige Geschichte des Deutschen Bürgerthums, vielmehr bietet es nur einzelne Bilder, die für die verschiedenen Epochen typisch sind. Dadurch scheidet aus der Darstellung jeder uninteressante Stoff aus, und bleiben nur Thatsachen, die ebenso charakteristisch wie fesselnd sind. O. Schwebel ist als kundiger und farbiger Schilderer bekannt. Erfahren in den alten Büchern, Chroniken und Urkunden, von warmer, patriotischer Empfindung für deutsches Wesen und deutsches Dichten u. Trachten erfüllt, besitzt er zugleich die Gabe, Vergangenes anschaulich wieder aufleben zu lassen. Unterhaltung wie Belehrung kommen in seinem Buche zu ihrem Recht, der historische Sinn wird erweckt, das Vaterlandsgefühl und die Freude an den Großthaten und dem kräftigen Schaffen der Vorfahren werden gestärkt.

Berlin W.

Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung
(G. Joël).

Im Verlage von **Heinrich Minden,** Dresden und Leipzig, erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

„Es"
und
Andres
von
Baron **von Roberts.**

Preis eleg. broch. *M.* 3.—, in Originalband *M.* 4.—

„Es" ist die unter 750 Bewerbern mit dem ersten Preise gekrönte Novellette. „Andres" schliesst sich ihm würdig an.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Agnes.

Liebeslieder und Gedankendichtungen
von
Moriz Carriere.

8. Geh. *M.* 4.— Geb. *M.* 5.—

Die zahlreichen Leser der wissenschaftlichen Werke des verdienstvollen Aesthetikers wird es gewiß lebhaft interessiren, in vorliegendem Buche den dichterischen Ausdruck seines Seelenlebens, gleichsam die poetische Ergänzung zu seinen Prosawerken zu erhalten.

Soeben erschien:

Geschichte
der
französischen Literatur
im
XVII. Jahrhundert
von
Ferdinand Lotheissen.
III. Band.

gr. 8. Preis 9 *M.*

Der Preis für den I. Band beträgt 10 *M.* 10 ₰,
für den II. Band 10 *M.* 80 ₰.

Verlag von Carl Gerold's Sohn in Wien.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Literatur

ihres Verlages liefert **gratis** und **franco**

Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlung.

CARL FRAENKEL
PAPIER & SCHREIBWAAREN
Conto-Bücher Fabrik
Neuheiten f. d. Weihnachtstisch. Kataloge gratis. Monogramm-Papier von ℳ 1.50 an.
Buchdruckerei.
BERLIN, W. 33d. Französische-Strasse

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schelmenlieder von Edwin Bormann.

eleg. brosch. ℳ 3.—, geb. in Leinwand und Kalbleder vorräthig.

Der Verleger erlaubt sich auf diese hochdeutschen Gedichte des geschätzten und hervorragenden Humoristen insbesondere aufmerksam zu machen. Viele davon erschienen früher in den Fliegenden Blättern, Schalk etc., wo sie ebenso grossen als verdienten Beifall fanden.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur
Theorie und Technik des Romans
von
Friedrich Spielhagen.

Preis brosch. ℳ 6.—, in eleg. Halbfrzbd. ℳ 7.50.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Grosse
Jubiläums-Lotterie.
6700 Gewinne im Gesammtw. v.
225000 Mk.
Darunter
1 Goldsäule im W. von 40000 M.
effectiver **Baarwerth 36000 Mark.**
1 Silbersäule im W. von 20000 M.
effectiver **Baarwerth 18000 Mark.**
Ziehung vom 28. bis 31. December cr. zu Breslau.
Loose à **3 Mk. 15 Pf.** incl. Reichsstempel sind zu haben in den durch Placate kenntlichen Verkaufsstellen, sowie zu beziehen durch
A. Molling, Hannover,
General-Debit.

System der Volkswirthschaft.

Ein Hand- und Lesebuch
für Geschäftsmänner und Studierende
von
Wilhelm Roscher.
Drei Bände.

Erster Band: **Grundlagen der Nationalökonomie.** 16. Auflage ℳ 11.—
Zweiter Band: **Nationalökonomik des Ackerbaues und der verwandten Urproduktionen.** 10. Aufl. ℳ 10.—
Dritter Band: **Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes.** 3. Auflage. ℳ 12.—

Nachdem alle drei Bände dieses großen, durch zahlreiche Auflagen in Deutschland und Uebersetzungen im Auslande hinlänglich bekannten Werkes in diesem Jahre und zum Theil eben jetzt neu erschienen sind, der erste Band als 16., der zweite als 10., der dritte, der zuerst im Sommer 1881 herauskam, als 3. Auflage: machen wir darauf aufmerksam, daß nunmehr nicht blos die Grundlehren der gesammten Nationalökonomik, für Produktion, Umlauf, Vertheilung, Consumtion, Bevölkerung (Band I), sondern auch alle produktiven Hauptzweige der Volkswirthschaft im Einzelnen hier zusammengefaßt werden: Jagd, Fischerei, Viehzucht, Ackerbau, Forstwirthschaft (Band II), wie Handel, Gewerbefleiß und Bergbau (Band III).

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 ℳ. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Gediegene
Festgeschenke für den Weihnachtstisch
aus dem Verlage von
Eduard Trewendt in **Breslau.**

Amyntor, Gerh. v., Ein Priester. Historie in 6 Gesängen. gebd. ℳ 4.—
Aurel's, Mark, Meditationen. Aus dem Griechischen v. **F. C. Schneider.** 3. Aufl. gebd. ℳ 3.60.
Caro, Karl, Auf einsamer Höh'. Novelle in Versen. gebd. ℳ 3.50.
Eberty, Felix, Geschichte des preußischen Staats. Von der Thronbesteigung der Hohenzollern in Brandenburg bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reichs. In 6 Bde. gebd. ℳ 22.50.
Gottschall, Rudolf von, Blütenkranz neuer deutscher Dichtung. 10. Aufl. gebd. ℳ 5.—
—— **Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts.** 5. Aufl. In 2 Halbsaffianbände gebunden. ℳ 27.20.
—— **Poetik.** Die Dichtkunst und ihre Technik. 5. Aufl. In 1 Halbsaffianband gebd. ℳ 13.60.
Habicht, L., Der Stadtschreiber von Liegnitz. Historischer Roman. 2. Aufl. gebd. ℳ 4.50.
Holtei, K. v., Schlesische Gedichte. Liebhaberausgabe. gebd. ℳ 8.—
Holtei, Karl von, Schlesische Gedichte. Illustr. Prachtausgabe mit Bildern nach Zeichnungen von **A. v. Heyden.** 9. Aufl. gebd. ℳ 10.80.
—— —— Volksausg. 18. Aufl. gebd. ℳ 3.—
—— **Christian Lammfell.** Roman. 4. Aufl. Jubiläumsausgabe. gebd. ℳ 7.50.
—— **Die Vagabunden.** Roman. 6. Aufl. gebd. ℳ 5.—
Mügge, Theodor, Afraja. Roman. 2. Aufl. gebd. ℳ 6.—
Oertzen, Georg von, Epigramme und Epiloge in Prosa. In Liebhaberfrzbd. gebd. ℳ 6.—
—— **Schrullen** vom Verfasser von Adam contra Eva. gebd. ℳ 4.—
—— **Eigene Wege.** Gedichte. gebd. ℳ 4.50.
Rittershaus, Emil, Gedichte. 6. Aufl. gebd. ℳ 6.—
Roquette, Otto, Heinrich Falk. Roman. 2. Aufl. ℳ 4.—
Rößler, Robert, Aus Krieg und Frieden. Schlesische Gedichte. 2. stark vermehrte Aufl. gebd. ℳ 2.—
Strachwitz, Moritz Graf von, Gedichte. 7. Aufl. gebd. ℳ 3.60.

Alle diese Werke sind elegant gebunden durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen.

Werthvolle Festgeschenke!

Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn.

MOLIÈRE. Einführung in das Leben und die Werke des Dichters. Von **Richard Mahrenholtz.** Kleinere Ausgabe von des Verfassers: Molière's Leben und Werke vom Standpunkt der heutigen Forschung. Eleganteste Ausstatt. Geh. *M.* 4.

MOLIÈRE's Leben und Werke vom Standpunkt der heutigen Forschung. Von **Richard Mahrenholtz.** (Franz. Studien II. Bd.) Geh. *M.* 12.—.

Die wissenschaftliche Kritik weist Mahrenholtz' Werk seine Stelle unmittelbar neben den grundlegenden Werken eines Taschereau, Bazin, Moland, Lacroix, Despois an. — Während die grössere Ausgabe namentlich für Gelehrtenkreise bestimmt ist, soll die kleinere Ausgabe das grössere gebildete Publikum ohne den wissenschaftlichen Ballast in das Leben und die Werke des grossen Franzosen einleiten. Der geringe Preis von nur *M.* 4.— bei feinster, höchst ansprechender Ausstattung ermöglicht jedermann die Anschaffung, der durch die theuren Preise der bisher vorhandenen Molière-Biographien davon abgehalten wurde.

SHAKSPERE. Sein Entwickelungsgang in seinen Werken. Von **Eduard Dowden.** Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Wilh. Wagner. Geh. *M.* 7.50.

Dowdens Werk hat in England vermöge seiner ganz eigenartigen, geistvollen Darstellung in kurzer Zeit zahlreiche Auflagen erlebt; auch in Deutschland dürfte wohl kaum ein besseres Werk über Shakspere den zahlreichen Verehrern des Dichters geboten werden.

DANTE-FORSCHUNGEN. Altes und Neues von **Karl Witte.**

Erster Band. Mit Dantes Bildniss nach Giotto. In Kupfer gestochen von J. Thaeter. Geh. *M.* 12.—.

Zweiter Band. Mit Dantes Bildniss nach einer alten Handzeichnung und dem Plan von Florenz zu Ende des XIII. Jahrhunderts. Geh. *M.* 15.—.

Die Dante-Forschungen des Nestors d. lebenden Dante-Forscher sind genügend bekannt; für jedermann, der sich mit dem Studium des Dichters beschäftigt, sind dieselben geradezu unentbehrlich.

HERDER's CID, die französische und die spanische Quelle. Zusammengestellt v. **A. S. Vögelin.** Geh. *M.* 8.—.

Diese Ausgabe des Cid bietet die Herder'sche Dichtung, die französische und die spanische Quelle, sowie eine wortgetreue Uebersetzung des Herausgebers spaltengleich nebeneinandergestellt.

Buch der Weisheit
aus Griechenlands Dichtung.
Von **Carl Beck.**
Geh. *M.* 3.60.
In elegantem Leinenband *M.* 4.80.

Es ist dies eine Art hellenischer Theologie, welche der Verfasser hier vorführt, nicht ausgearbeitet, sondern nur in Hauptabschnitten angedeutet, mit Beweisstellen aus den Dichtern versehen, mit Beiseitelassung der Prosaiker.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Schach von Wuthenow.

Erzählung aus der Zeit des Regiments Gendarmes

von

Theodor Fontane.

In 8. Eleg. broch. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—

Ausgetobt.

Von

Hermann Heiberg.

2 Bände in 8. Eleg. broch. *M.* 8.—

Leipzig. **Wilhelm Friedrich,** K. r. Hofbuchhändler.

Ein neues deutsches Geschichtswerk.

Soeben erschien unter dem Titel:

Wanderzüge und Staatengründungen der Ost- und Westgermanen

der erste Band von:

Deutsche Geschichte

von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber

von

Dr. Georg Erler.

Preis eleg. broschirt *M.* 6.50, geb. in Leinwand *M.* 8.—, in Halbfranz *M.* 8.75.

Diese neue Deutsche Geschichte ist ein in seiner Art durchaus einzig dastehendes Werk, denn es werden in demselben zum ersten Mal die Quellen in getreuen Uebersetzungen selbst redend eingeführt. Es sind die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, welche uns hier die deutsche Geschichte erzählen, und der Verfasser hat nur die den Quellen entnommenen Abschnitte mit kurzen Einleitungen versehen, welche den Zusammenhang der Ereignisse darlegen. Seiner Darstellungsweise nach im besten Sinne des Worts populär, wendet sich das Unternehmen, auf das auch in Lieferungen à 1 *M.* abonnirt werden kann, an die weitesten Kreise.

Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Geschichte der französischen Litteratur.

Von ihren Anfängen bis auf die allerneueste Zeit.

Von **Eduard Engel.**

34 Bogen. gr. 8. In eleganter Ausstattung brosch. *M.* 7.50, eleg. gebunden *M.* 9.—

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Leipzig. K. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich.**

Für Frauen und Jungfrauen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Frauengestalten

aus der Sage und der Geschichte

aller Zeiten und Völker.

Für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet von

Ferdinand Schmidt.

1 Band von 43 Bogen. gr. 8. Mit Kopfleisten und Initialen. In elegantester Ausstattung. Broch. *M.* 8.— In eleg. Leinwandbd. *M.* 9.50.

In dem von Dr. Fr. Dittes und dem Regierungs- und Schulrath Dr. Schumann empfohlenen **„Führer durch die Jugendliteratur"** von Theod. Theden wird über vorstehendes Buch wie folgt geurtheilt: **„Unter allen für die weibliche Jugend berechneten und geeigneten Werken gebührt dem vorstehenden die Krone, sein Werk ist unübertroffen."**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italien.

Eine
Sommerfahrt nach dem Süden
von
Woldemar Kaden.

Mit Illustrationen unserer ersten Künstler

und zwar: 64 Holzschnitten im Text, 20 Vollbildern mit Tondruck, 4 Aquarellen und einer Karte.

Die Aquarelle nach Originalzeichnungen von E. Berninger.

Lex.-8. Gebunden 12 *M.*

Die Beilage zur „Allgemeinen Ztg." vom 6. Juni 1882 enthält unter dem Titel: „Eine neue Sommerfahrt nach dem Süden" einen längeren eingehenden Artikel über Kaden's Buch, dem wir Folgendes entnehmen: „Es fehlt unserer Jugendbildung an Anschaulichkeit des Vorgetragenen. In diese Lücke tritt unter anderen auch das Buch Kaden's ein. Ich möchte es jedem jungen Manne schenken, schon um ihm mehr Lust an den Schöpfungen der Alten beizubringen, die ihm dadurch näher gerückt und verständlicher werden. Von dieser Seite aufgefaßt, kommt ihm auch pädagogischer Werth zu.

Ein Ausflug in das Land der Sonne und der Götterbilder thut der Jugend wohl. Wir müssen den idealen Sinn, dem so viele andere Dinge in unserer Civilisation feindlich gegenüberstehen, fördern helfen. Erhöhen wir das Interesse der Jugend an Horaz und Virgil, so haben wir etwas Ersprießliches geleistet. Darum möge die gebildete Welt Deutschlands dem Verfasser, zugleich aber auch dem Verleger danken, der den Markt mit so mancher nach außen glänzenden, nach innen werthvollen Gabe ohne merklichen eigenen Nutzen bereichert hat."

Der Wachtelkorb.

Eine Erzählung
von
Otto Glaubrecht (Rudolf Oeser).

Zweite Auflage.

Mit 50 Illustrationen von **Hugo Kauffmann** und 12 Initialen und Vignetten von **Franz Widnmann.**

Preis 4 *M.*, in Kaliko-Einband 5 *M.*

Der Wachtelkorb, eine im schlichten Volkston gehaltene Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert von Otto Glaubrecht, erfreut gleichfalls durch die glückliche Art, in welcher sich der Illustrator mit dem Dichter verständigt hat. Hugo Kauffmann, dem die Aufgabe zugefallen war, hat zunächst die Hauptfiguren der Erzählung, denen Glaubrecht durchweg lebende Züge verliehen hat, mit feinem Verständniß charakterisirt und ihnen eine porträtartige Wahrheit der Erscheinung verliehen; außerdem sind aber auch eine Menge Scenen durch reizende Zeichnungen veranschaulicht, deren humoristische Züge zum Theil auf Rechnung des Künstlers zu buchen sind. Dieser hat mit einem vielleicht übertriebenen Schicklichkeitsgefühl seine Interpretationen bescheidentlich hinter die Worte des Novellisten zurücktreten lassen, die Bildchen sind wie kleine Spielereien überall eingestreut, und nur wer genau zusieht, wird gewahr, daß es sich um Brillanten handelt, die auch bei kleinstem Körpergehalt noch Lichtfunken sprühen. (Zeitschrift für bild. Kunst.)

Neue sehr schön ausgestattete Bilderbücher.

Reineke Fuchs.

Ein heiteres Kinderbuch
von
Julius Lohmeyer und Edwin Bormann.

Freie Nachdichtung des niederdeutschen Reinke de Vos.

Mit zwölf Bildern in Farbendruck
von
Fedor Flinzer.

Groß Quartformat. — Preis 6 *M.*

Mutter und Kind

von
Albert Voelckerling.

Mit 6 Aquarellen und 40 Illustrationen im Text

nach Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, Rud. Geißler, E. Bärwinkel, Fedor Flinzer, Gustav Süs und Leop. Venus.

Preis geb. 5 *M.*

Herzblättchens Zeitvertreib.

Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen

zur Herzensbildung und Entwickelung der Begriffe.

Mit vielen Illustrationen von **H. Bürkner, R. Fröhlich, Julius Scholtz** u. A.

Herausgegeben von
Thekla von Gumpert.

Erschienen sind 27 Bände. Jeder Band ist einzeln gebunden in englischer Leinwand für 6 *M.* oder auch kartonnirt für 5 *M.* 25 ₰ zu haben.

Komische Thiere.

Ein lustiges Bilderbuch von Julius Lohmeyer und Fedor Flinzer.

Groß Quart mit 13 großen Bildern in Farbendruck.

Preis gebunden 6 *M.*

Der beliebte Jugenddichter und bewährte Leiter der „Deutschen Jugend", Julius Lohmeyer, hat in diesem Werkchen in Gemeinschaft mit dem genialen Thierzeichner Fedor Flinzer ein überaus erheiterndes Buch für die Kinderwelt geschaffen. Die 13 in ausgezeichnetem Farbendruck ausgeführten prächtigen Bilder illustriren den lustigen Text auf das Drolligste. Das Buch wird eine Quelle unversiegbarer Heiterkeit in unseren Kinderstuben werden. Dichter und Künstler haben hier wieder mit feinem pädagogischen Takt und getreu ihren Principien gezeigt, daß man den Kindern wahrhaft Komisches zu bieten vermag, ohne dabei je die Grenze des Anmuthigen zu verlassen oder in die Karikaturen und Verzerrungen der Struwelpetereien und Buschiaden zu verfallen. Eltern und Erziehern sei diese frische und werthvolle Gabe auf das Wärmste empfohlen.

Weihnachts-Märchen

von **Luise Büchner.**

Mit 8 Bildern in Farbendruck von **L. Venus.**

Zweite Auflage.

Gebunden. Preis 2 *M.* 50 ₰.

Räthselstübchen

von **Friedrich Güll.**

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

Gebunden 1 *M.* 50 ₰.

Hans Hänschen, das Etwas werden wollte.

Von **Heinrich Jäde.**

Ein Büchlein mit 20 Bildern in Farbendruck von Leopold Venus und Rudolf Geißler.

3. Auflage. Gebunden 2 *M.* 50 ₰.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Hierzu Beilagen der Besser'schen Buchhandlung (W. Hertz) in Berlin, von Wilhelm Streit in Dresden, Ambr. Abel, Wilhelm Engelmann, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) und B. G. Teubner in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 16. December 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Lage in Oestreich. Von Excelsior. — Die Thätigkeit der Deutschen Seewarte. Von Georg Kollm. — **Literatur und Kunst:** Pietro Aretino. Von Siegfried Samosch. — Die Kritiker des „jungen Goethe". Von Hans Herrig. — Granada. Von F. Reber. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Opfer um Opfer. Schauspiel in fünf Acten von Ernst von Wildenbruch. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Zur Lage in Oestreich.

Die Delegationen, dies Parlament für äußere Angelegenheiten in Oestreich-Ungarn, sind nun seit Wochen geschlossen, aber ihre Berathungen schweben noch in aller Munde. Nicht das, was öffentlich gesprochen worden, was hinter den Coulissen sich ereignet hat, beschäftigt die Aufmerksamkeit der politischen Welt. Das ist natürlich. Die heurige Delegation hat nach mehr als einer Richtung einen Wendepunkt in der östreichischen Geschichte bedeutet. Zum erstenmale dominirte in der cisleithanischen Abtheilung eine slavische Mehrheit, und diese Mehrheit machte sich sofort geltend als die Organisation der Armee umgeformt wurde und eine neue Basis erhielt. Die Geschichte dieser Reorganisation ist nicht ohne Bedeutung für die Beurtheilung der Lage des Staates und der Dinge in Oestreich, wo mit jedem Tage absolutistische Velleitäten die Oberhand gewinnen. In der That, der östreichische Hofkriegsrath ist wieder lebendig geworden, das Gespenst jener mächtigen Nebenregierung, bald Camarilla, bald Militärpartei genannt, zeigt sich aufs Neue, um, seit die Deutschen vom Ruder gedrängt wurden, die Führung zu übernehmen. Diese geheime Macht dominirt heute in der Reichsregierung, in welcher die Titularminister Marionetten gleichen, deren leitende Fäden in fremden Händen ruhen; sie beherrscht das cisleithanische Kabinet mit seinen Nullen und Nichtigkeiten, die so willig für Portefeuille und Geheimrathstitel die Verantwortung für Alles, was von ihnen gefordert wird, vor der Geschichte tragen; sie ist auch Herrin des Kabinetschefs Tisza, des großen ungarischen Staatsmannes, der ein bloßer Formalist an äußerlichen Siegen sich genügen läßt, während seine Politik in allen Hauptzügen die Zukunftsplane der katholisch-slavischen Propaganda fördert und in Ungarn Zustände vorbereitet, die in Oestreich bereits bestehen. Diese geheime Regierung, thatsächlich ist sie die wirkliche, hat die große Frage der Armeereorganisation in ihrem Sinne durchgesetzt. Unsere Delegirten erzählen, daß sich dies in folgender Weise ereignet hat.

Bei den vorjährigen Prüfungen des Generalstabes erhielt einer unserer fähigsten Offiziere die Aufgabe vorgelegt, einen detaillirten Plan für den strategischen Aufmarsch gegen Rußland im Falle eines Krieges mit demselben auszuarbeiten. Drei Tage, nachdem dies Thema gegeben wurde, bat der Generalstäbler um die Gunst, vom Dienste im Generalstabe enthoben zu werden und um die Erlaubniß zur Truppe zurückkehren zu dürfen. „Ihre Gründe?! Ihre Gründe?!" drängte der Chef des Generalstabes den jungen Strategen. Ehrlich erklärte nun dieser, er wolle es vermeiden, sich mißliebig zu machen. Nach seiner Ueberzeugung sei ein Aufmarsch der Armee in entsprechender Zeit im Augenblicke überhaupt unmöglich. Ein Fünftheil der Armee werde in Bosnien festgehalten, unser Bahnnetz im Nordosten des Reiches sei strategisch werthlos, die Entfernung der Truppen von ihren Werbebezirken eine unverhältnißmäßig große — kurz, die Armee sei nicht kriegsbereit, falls es einen Waffengang mit einem mächtigen Gegner gelte. Entsetzen beim Chef des Generalstabes, denn Vieles ist ja völlig richtig, was hier vorgebracht worden, Entsetzen auch beim Kriegsminister, als diesem der Fall berichtet wird! ... In Oestreich setzt man bei jedem Anlaß, der wider Erwarten kommt, eine Enquete ein. Das geschieht auch in diesem Falle. Die Mächtigen der Geheimregierung erhalten Kunde von den Berathungen der rasch zusammengesetzten Commission. Nicht lange, und die Basis der Verhandlungen dieser Commission wird einem Marschallsrathe zugewiesen. Die geheime Regierung hat die Hülfe bereits ersonnen. Fünfzehn Jahre nach Einführung der östreichischen Armeereform soll eine neue Reform derselben erfolgen. Die Armee soll größer werden, ohne daß die Kosten hierfür sich steigern. Das ist der Geist des Reorganisationsentwurfes, der dem Marschallsrathe vorgelegt wird. Generale und Marschälle schütteln den Kopf. Der wesentlichste Theil des Entwurfes läßt die politische Frage außer Acht, er vergißt, wie Oestreich im Laufe der letzten Jahrhunderte versäumte, was seine Nachbarstaaten durchgeführt, um ein wohlgeordnetes Gefüge ohne Zank und Hader von Nationen und Nationchen zu erlangen. Er läßt außer Acht, wie Oestreich bald der Kirche unterthänig war, bald den Staat in die feudal-aristokratische Form des Mittelalters — was waren die Ständeverfassungen Anderes? — zwängte, daß in Folge dessen die Monarchie nur äußerlich die Einheit gewann, in Wahrheit jedoch ein loses Gefüge blieb. Bisher hat man in der Armee so traurigen Erscheinungen Rechnung getragen, indem man das Reglement zum einigenden Princip erhob, die Truppen der Scholle ihres väterlichen Bodens entrückte, sie dem Einflusse der Gewohnheit, der Atmosphäre der Heimat entzog, in welcher der Slave sich als Slave, der Deutsche als Deutscher, der Ungar als Ungar, keiner sich als Oestreicher fühlte. Nun soll das anders werden. Im Interesse der Beweglichkeit des Heeres bleibt die Truppe auf dem Boden, dem sie entnommen wurde. „Welche Gefahr für die Zukunft!" klagten die Besten der Heerführer, „die Armee wird sich in Armeetheile auflösen! Statt eines östreichischen Heeres wird es polnische, deutsche, czechische, ungarische Abtheilungen desselben geben. Das Bild des Staates wird in der Armee zum Ausdrucke kommen!"

Die geheime Regierung siegte über ähnliche Bedenken. Als der Marschallsrath wieder zu einer Sitzung sich vereinigte, fehlte die Opposition. Ihre Mitglieder waren nicht geladen worden, der Entwurf wurde zum Beschlusse erhoben, die Minister brachten ihn in Gesetzesform, nun hat ihn auch die Dele-

gation bereits gebilligt; allerdings lehnt der Kriegsminister in privatem Kreise die Verantwortung hiefür ab. Natürlich, denn er weiß gar wohl, wie der Föderalismus schon zersetzend in die Armee dringt, wie auch hier das Band einigender Kraft gesprengt erscheint, daß Vereinigungen von slavischen Offizieren erstehen, daß polnische Militärcasinos das Deutsche, welches Commandosprache ist, auf den Index setzen, daß bei den Manövern Verwirrung eintritt, weil Offiziere erklären müssen, den deutschen Befehl nicht verstanden zu haben, — ein wüstes Vorbild dessen, was am Tage der Entscheidung droht, wenn dem führenden Strategen nicht Sprachmeister und Dolmetscher zur Seite stehen. Wie gesagt, trotz alledem siegte die Nebenregierung mit ihrer Reorganisation. „Der König rief, der Page lief!" Sie siegt und triumphirt auch in der äußern Politik.

Wohin strebte dieselbe und zu welchem Zwecke wurde das Bündniß mit Deutschland geschlossen? Ist es Ergebniß gleichgestimmter Gesinnung bei den Regierungen beider Staaten? Ist es Folge parallel laufender Interessen, naturgemäße Wirkung der letzten Ziele? Nein! Oestreich öffnet dem slavischen Gaste Thür und Thor. Deutschland erhebt den germanischen Gedanken zu nie geahnter politischer Bedeutung. Der eine Staat ist trotz aller Reaction Hort der Principien, welche die Reformation gezeitigt, der andere folgt ängstlich dem Stichworte des von Rom geführten jesuitischen Beichtvaters. Hier steht der moderne, dort der Staat einer verblichenen Zeit. Und Zweck und Ziele dieser Allianz bei Oestreich? „Sie will," sagen die slavischen Deputirten, „ermöglichen, daß Oestreich Herr seiner Deutschen werde, seinem Berufe entsprechend den slavischen Gedanken propagire. Man muß sich den gefährlichen Gegner vom Leibe halten; geht also Arm in Arm mit ihm."

Kurz bevor Andrassy fiel — man sagte damals, die Versuche, ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Deutschland zu Stande zu bringen, hätten seinen Sturz herbeigeführt — hat ein Mann des neuen Oestreich, einer der feudalen Führer, Audienz beim Kaiser genommen. Er hatte den Monarchen vor der Rückwirkung gewarnt, die das Steigen der deutschen Macht auf die Millionen Deutscher in Oestreich nehmen müsse. Die Audienz hatte gewiß keine unmittelbare praktische Folge. Einige Zeit später aber fand eine feudale Versammlung statt, welche beschloß, das deutsche Bündniß „hinzunehmen". Die Politiker der Jesuiten, die Hübner, Lichtenstein, Thun und Clam beschlossen, vorläufig nichts gegen den mächtigen Nachbar zu unternehmen, wie sie in der heurigen Delegation sich geeiniget hatten, vorläufig den Krieg ihrerseits nicht dem jungen Italien erklären zu wollen. Seither sind die feudalen Angriffe gegen das deutsche Bündniß verstummt und nur die Czechen verrathen hie und da die wahre Gesinnung gegen dasselbe, wie die Beiseitebemerkung des Helden in der Tragödie seine echte Seelenstimmung wiedergibt. Den Feudalen soll Deutschland Mittel zur Erreichung großer katholischer Ziele werden. Als Genosse Oestreichs soll es diesem helfen, ein Polenreich zu gründen, das zwischen Oestreich und Rußland den ultramontanen Gedanken ausführt, daß einer dem Katholicismus feindlichen Kirche ein Stück Bodens entrissen werde. Deshalb die Reise des Monarchen nach Galizien, deshalb die bevorzugte Stellung der Polen in Oestreich, deshalb die Drangsalirung der Ruthenen. Den Feudalen zu Folge soll auch Deutschland dem „Glauben" den Westen des Balkans erobern, wo schon die Emissäre Roms gegen die Landeskirche wüthen und die östreichischen Truppen decimirt von Krankheit und Einfluß des Klimas des Rufes harren, der nach Salonichi führt. Deshalb ist Bosnien occupirt, deshalb kämpft die östreichische Jugend gegen die sich wildaufbäumende Volkskraft in den Bergen der Herzegowina. So malt feudale Einbildungskraft das Bild der östreichischen Politik. Sind es die wahren und richtigen Züge? Der große Staatsmann, der im Palais des Bundestages so scharf die östreichische Misère zu durchschauen vermochte, wird Antwort geben können. Er kann den klaren Blick nicht eingebüßt haben, seit er Deutschland geeinigt hat.

Pest, im December. Excelsior.

Die Thätigkeit der Deutschen Seewarte.

Von Georg Kollm.

Wohl keine Wissenschaft hat in den letzten dreißig Jahren so schnelle und fruchtbare Fortschritte gemacht wie die Meteorologie; sie, die einst anscheinend am wenigsten praktisch verwerthbare unter allen Wissenschaften, ist, seitdem Doves und Maurys Untersuchungen und Entdeckungen ihr eine festere Grundlage gesichert haben, gegenwärtig dem Culturleben in richtiger Erkenntniß der großen Vortheile, welche sie namentlich der Schifffahrt, der Landwirthschaft und dem Forstwesen zu bieten vermag, in ausgedehnter Weise dienstbar gemacht. Zur genauen Ueberwachung der leisesten Regungen des Luftoceans bedeckt bereits den ganzen civilisirten Erdtheil ein weit verzweigtes Netz von nahezu 600 meteorologischen Stationen, jener internationalen Verbindung angehörig, welche die meteorologischen Congresse ins Leben gerufen haben. Die Schnelligkeit des Sturmes überholend trägt der Telegraph die Beobachtungsergebnisse dieser Stationen zu den verschiedensten Tageszeiten nach bestimmten Centralobservatorien, woselbst sie gesammelt und verglichen werden und zur Ableitung von Wetterprognosen praktische Verwerthung finden, indem sie den Seefahrer vor dem nahenden Sturm warnen, im Binnenlande den heranziehenden Regen, die kommende Hitze und die schädlichen Nachtfröste verkünden.

Freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Witterungskunde trotz aller in den letzten Jahren gemachten Fortschritte und ihres unableugbaren Nutzens besonders im Dienste der Schifffahrt, noch in den Schuhen ihrer Kindheit steckt, daß ihr noch die Lösung eines der schwierigsten und verwickeltesten Probleme obliegt, nämlich den causalen Zusammenhang der verschiedenen atmosphärischen Erscheinungen vollständig und genügend zu erklären; so lange die Ursachen, welche sie erzeugen, entwickeln und wieder verschwinden lassen, noch ungelöste Räthsel sind, so lange entbehren auch die Wetterprognosen der wissenschaftlichen Sicherheit — sie hängen lediglich von empirischen Schätzungen ab und sind deshalb allen Irrthümern unterworfen, welchen eine solche Schlußweise unterliegt. Trotz alledem gebührt jedoch dieser versuchten praktischen Verwerthung der Meteorologie zunächst das unbestrittene wissenschaftliche Verdienst, durch die gleichzeitigen, vielortigen und nach demselben System angestellten Beobachtungen ein Bild über den augenblicklichen Zustand der Atmosphäre auf einem großen Theil der Erdoberfläche geschaffen zu haben, das bei langen Beobachtungsreihen für die richtige Erklärung der meteorologischen Erscheinungen von äußerster Wichtigkeit sein wird: es handelt sich hier also um einen höchst wichtigen Vorpostendienst für die Wissenschaft!

Um nun zu erfahren, in welcher Weise sich Deutschland an den internationalen meteorologischen Arbeiten betheiligt, müssen wir unsern Blick nach Hamburg zu dem vortrefflich geleiteten Institut der „Deutschen Seewarte" wenden; ihr von der Direction herausgegebenes Archiv (von demselben sind bereits drei Jahrgänge erschienen) legt ein glänzendes Zeugniß davon ab, in welcher erfolgreichen Weise diese Reichsanstalt in der kurzen Zeit ihres Bestehens nicht nur die ihr zunächst gesteckten Zielpunkte zu erreichen, sondern sich recht eigentlich zum Mittelpunkte des meteorologischen Dienstes in Deutschland, ja sogar von ganz Centraleuropa zu machen gewußt hat.

Schon im Jahre 1865 hatte der jetzige Director der Deutschen Seewarte, Wirkl. Admiralitätsrath Prof. Dr. Neumayer, der berühmte Erforscher Australiens und des Südpolargebietes, sowie langjährige Leiter des Flaggstaff-Observatoriums in Melbourne, damals vor kurzem nach Deutschland zurückgekehrt, gelegentlich einer Versammlung deutscher Geographen in Frankfurt a. M. als der erste die Gründung einer zum Nutzen der Schifffahrt und zur Förderung der Wissenschaft wirkenden nautisch-meteorologischen Centralstelle nach dem Muster der bestehenden englischen und amerikanischen „Nautical Observatories" (daher der deutsche Name: Seewarte) empfohlen. Allein die damalige politische Lage war wenig danach angethan, Unternehmen dieser

Art zu fördern. Erst das Jahr 1868 ermöglichte, wenn auch zunächst nur aus Privatmitteln, die Gründung der „Norddeutschen Seewarte in Hamburg" unter Leitung von W. van Freeden. Wohl hat diese Privatanstalt als ein nautisch-meteorologisches Institut bis Ende 1874 in vielfacher Beziehung fruchtbringend gewirkt; der Mangel an Geldmitteln jedoch — Staatsunterstützungen gingen der Anstalt stets nur spärlich zu — ließ den Gedanken einer Centralstelle für die Pflege der maritimen Meteorologie nicht zur Geltung kommen. Dieses Ziel wurde erst erreicht, als im Jahre 1875 die „Norddeutsche Seewarte" als „Deutsche Seewarte" in eine Reichsanstalt auf erweiterten Grundlagen umgewandelt wurde.

Nach dieser neuen Organisation erstrecken sich die Arbeiten der Deutschen Seewarte, welche dem Chef der kaiserlichen Admiralität unterstellt ist und sich unter der Leitung desjenigen befindet, der für ihre zweckentsprechende Einrichtung Jahre lang gewirkt hat, des Prof. Dr. Neumayer, auf vier gesonderte Gebiete, welche in den diesen entsprechenden vier Abtheilungen ausgeführt werden.

Die Aufgabe der ersten Abtheilung besteht in der Pflege der maritimen Meteorologie; sie umfaßt die Organisation der meteorologischen Arbeit zur See innerhalb der deutschen Marine und die Verwerthung der hierbei gewonnenen Beobachtungen für die Wissenschaft überhaupt und zum Vortheil des Seeverkehrs im Besondern. Mitarbeiter dieser Abtheilung sind die deutschen Schiffskapitäne, sowie die Schiffe der kaiserlichen Marine, welche die Führung der meteorologischen Schiffsjournale, die nach einem vereinbarten internationalen Schema angelegt sind — der sog. Wetterbücher — übernommen haben. Das von ihnen gelieferte Material wird zur Aufstellung allgemeiner und besonderer Segelanweisungen, d. h. der einzuschlagenden Reiserouten verarbeitet, außerdem in besonderen Artikeln in den vom kaiserl. hydrographischen Amte herausgegebenen „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" veröffentlicht, über deren Werth nicht nur für den Seemann, sondern auch für den Forscher ein hervorragender amerikanischer Gelehrter, Mr. Cleveland Abbe in Washington, sich dahin geäußert hat, daß „diese Arbeiten zu den besten zählen, welche irgend eine Kriegs- oder Handelsmarine der Welt geleistet hat".

Die zweite Abtheilung der Seewarte, unter der Leitung des berühmten Chefs der zweiten deutschen Nordpolarexpedition 1869/70, Kapitän Karl Koldewey, besorgt die Beschaffung und Prüfung der nautischen, meteorologischen und magnetischen Instrumente und Apparate, sowohl für die Beobachtungen am Lande als zur See. Eine besondere Aufgabe dieser Abtheilung bildet die Pflege der Wissenschaft der Deviation der Compasse an Bord eiserner Schiffe und deren Verwerthung für die auszuübende Navigation zur Sicherheit des Seeverkehrs. Auch liegen die Beobachtungen über den Werth der Elemente des Erdmagnetismus an einigen Küstenstationen der Seewarte innerhalb des Arbeitsgebietes dieser Abtheilung.

Indem wir auf die Thätigkeit der dritten Abtheilung, der eigentlichen Centralstelle für Wettertelegraphie, Küstenmeteorologie und das deutsche Sturmwarnungswesen noch etwas näher eingehen wollen, sei gleich vorweg der Aufgabe der vierten Abtheilung — des Chronometer-Prüfungsinstituts — gedacht, das sowohl in alljährlichen Concurrenzprüfungen die deutschen und schweizerischen Fabrikate auf dem Gebiete der Chronometerfabrikation zu prüfen, als auch die im Gebrauche befindlichen Instrumente der Handelsmarine den üblichen Untersuchungen zu unterwerfen hat.

Die dritte Abtheilung, unter der Leitung des vielfach bewährten Meteorologen Dr. van Bebber, hat nun zunächst in Bezug auf „Wettertelegraphie" als Hauptaufgaben: „Die tägliche Einsammlung der Witterungsnachrichten auf telegraphischem Wege von einer dem Zwecke genügenden Auswahl von Stationen des In- und Auslandes, die darauf fußende tägliche, größtentheils ebenfalls telegraphische Berichterstattung über die laufenden Zustände und Veränderungen der Witterung und die Bildung von Prognosen auf kurze Frist für den bevorstehenden Verlauf der Witterung." Zu diesem Zwecke gehen täglich ein- resp. mehrmals von 89 europäischen meteorologischen Stationen — hierunter 28 inländische — telegraphische Meldungen über die Beobachtungsergebnisse ein. Die wichtigsten sind die Morgentelegramme, welche über die um 8 Uhr Morgens auf den einzelnen Stationen angestellten Beobachtungen berichten und welche das Hauptmaterial sowohl zu den kurzen telegraphischen Wetterberichten, die an ca. 80 verschiedene Zeitungen im Laufe des Vormittags abgesandt werden, als auch zu den autographirten Wetterkarten und Wetterberichten liefern, welche mit einer kurzen Darstellung der Witterungsverhältnisse in Centraleuropa und mit einer Wetterprognose für den folgenden Tag Nachmittags zur Versendung gelangen.

Hier mag noch hervorgehoben werden, daß die Stationen, welche der Seewarte täglich Witterungstelegramme einsenden, so vertheilt sind, daß sie einen Beobachtungskreis von ca. 1000 Seemeilen Radius, vom Centralpunkt Hamburg aus gemessen, umfassen, und daß ihre Zahl nur von derjenigen des „U. S. Signal Service" in Washington — 109 — übertroffen wird. Ebenso viele Stationen wie die deutsche Seewarte, hat das „Physikalische Centralobservatorium im St. Petersburg"; das „Meteorological Office" in London zählt deren nur 51, das „Observatoire de Paris" 67 und die „Wiener meteorologische Centralanstalt" 60. Ferner erstreckt sich der Umfang des Gebiets, auf welche sich die Wetterkarten und Berichte der Seewarte beziehen, von der Westküste Islands bis in die Nähe des Schwarzen Meeres und von Nord-Skandinavien bis zur Südspitze von Italien. Leider hat der unvermeidlich hohe Abonnementspreis für diese letzteren Publicationen nur eine verhältnißmäßig geringe Betheiligung von Seiten des größeren Publicums zur Folge gehabt. Es verdient daher unsere volle Anerkennung, daß bei der großen Bedeutung, welche die Verbreitung von Wetterkarten durch die Tagespresse für das richtige Verständniß eines Witterungsaussichtsdienstes nachweisbar hat, die Direction der Deutschen Seewarte nach vielen Versuchen in dem Rung'schen Verfahren ein Mittel ausfindig gemacht und erworben hat, um die Wetterkarten nach dem telegraphisch übersandten meteorologischen Material an irgend einem anderen Ort zu construiren und in 45 bis 60 Minuten für die Tagespresse zum Drucke fertig zu stellen. Trotzdem dieses Verfahren den Redactionen der deutschen Zeitungen innerhalb des Reichsgebietes unentgeltlich zur Verfügung gestellt ist — nur für die Beschaffung der erforderlichen Typen 2c. sind die Kosten zu vergüten — wird auch von dieser Freigebigkeit unserer meteorologischen Behörde noch von wenigen Zeitungen Gebrauch gemacht, was gewiß im Interesse der Verbreitung des Verständnisses für das Wesen der ausübenden Witterungskunde zu bedauern ist. Mag immerhin, wie bereits im Eingange erwähnt, die Bildung von Prognosen weniger das Ergebniß wissenschaftlicher Betrachtungen, als ein erfahrungsmäßiges Gutachten, hauptsächlich gestützt auf den praktischen Blick des Vorhersagenden unter Beachtung der bereits erkannten Gesetze der Bewegungen der Atmosphäre sein, so ist doch für das praktische Leben nicht zu unterschätzen, daß die Wissenschaft heute schon im Stande ist, die Witterung des nächsten Tages mit solcher Sicherheit vorherzusagen, daß ca. 75—80% aller Voraussagungen zutreffen!

Von ganz besonderer Bedeutung ist diese Thatsache für denjenigen Theil des Wetterdienstes der Seewarte, welcher sich mit der Küstenmeteorologie und dem Erlaß von Sturmwarnungen befaßt; der aus diesen der Schifffahrt und den direct und indirect daran betheiligten Personen erwachsende Nutzen liegt bereits klar auf der Hand und ließe sich leicht durch Zahlen nachweisen. Bezüglich dieses Küstendienstes gehen täglich von der Seewarte die sogenannten Hafentelegramme an 25 deutsche Hafenplätze und 38 Signalstellen ab, um diese über den augenblicklichen Zustand der Atmosphäre zu orientiren, sie event. von der Wahrscheinlichkeit des Eintritts eines Sturmes mit Angabe der muthmaßlichen Richtung desselben zu benachrichtigen und zum Hissen der Sturmsignale zu veranlassen. Freilich können auch diese Sturmwarnungen bis jetzt noch nicht als sichere Vor-

*

ausbestimmungen gelten; sie sind lediglich Mahnungen zur Vorsicht bei gefahrdrohendem Zustand der Atmosphäre. Ein wesentlicher Fortschritt scheint der praktischen Witterungskunde jedoch in naher Zukunft durch den von F. van Ryfselberghe in Brüssel erfundenen Telemeteorographen zu erwachsen, welcher Apparat automatisch die meteorologischen Elemente: Luftdruck, Windrichtung und Stärke, Temperatur, Feuchtigkeit und Regenmenge auf Entfernungen von Hunderten von Kilometern registrirt. Mittelst der Telemeteorographie würde man im Stande sein, auf der Centralstation zu jeder beliebigen Zeit den augenblicklichen Zustand der Atmosphäre in den betr. Beobachtungsstationen sofort zu erfahren und die Aenderungen von Wind und Wetter, oder worauf es hauptsächlich ankommt, die Aenderungstendenz fortgesetzt zu verfolgen, so daß kaum die Ueberraschung einer Gegend durch Unwetter ohne Warnung möglich sein würde. Die Kosten für die Herstellung dieser Instrumente und die Anlage der nöthigen Leitungen sind allerdings sehr hoch; die Deutsche Seewarte hat jedoch in der kurzen Zeit ihres Bestehens soviel Schwierigkeiten zu überwinden und Erfolge zu erzielen gewußt, daß sie sicherlich auch mit allen Kräften die Einführung dieses für die Fortentwicklung der Wetterkunde hochwichtigen Systems anstreben wird, zumal wenn man bedenkt, daß bei einem einzigen schweren Sturm durch Schiffbrüche an der Küste dieselbe Summe verloren gehen kann, von dem Verlust an Menschenleben ganz abgesehen! Ryfselberghe schätzt die Kosten der Einrichtung eines solchen europäischen Wetterfernschreibdienstes auf ca. 2 Millionen Franken.

Wir dürfen nicht schließen, ohne das Bestreben der Direction der Seewarte noch besonders hervorzuheben, welches die Durchführung einer einheitlichen Organisation des Wetterdienstes auch im Interesse der Landwirthschaft und Industrie, wie sie in der ausgedehntesten Weise und mit gutem Erfolg bereits seit Jahren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht, für das ganze Gebiet des deutschen Reiches zur Wahrheit machen will, damit nunmehr auch die Wohlthaten eines solchen wohlgeordneten meteorologischen Dienstes in allen Theilen des deutschen Vaterlandes zur vollen Geltung kommen können. Umstände verschiedener Art erschwerten bis jetzt die Lösung dieser der Seewarte gestellten Aufgabe; ganz besonders aber dadurch, daß bei uns in Deutschland in Folge seiner politischen Gestaltung und Verfassung die Vorbedingungen für eine solche Organisation erst durch die einzelnen Staaten geschaffen werden müssen, die, wenn überhaupt zu Stande gebracht, bei dem noch gegenwärtigen Mangel einer streng wissenschaftlichen Begründung der Grundsätze der praktischen Witterungskunde meistentheils die wünschenswerthe Einheitlichkeit entbehren, wodurch die Quantität und Qualität der Arbeit in ungünstigster Weise beeinflußt werden muß. Trotz der Ungunst der Verhältnisse, die hier nur andeutungsweise berührt worden sind, trat die Seewarte nach Maßgabe der ihr zur Verfügung stehenden Kräft dennoch in den Betrieb des bereits früher geschilderten Wetterdienstes, damit zum mindesten der Boden für eine gedeihliche Weiterentwicklung desselben geschaffen und ein Verständniß dafür in dem Publicum angebahnt werde.

Literatur und Kunst.

Pietro Aretino.

Von Siegfried Samosch.

In unseren Tagen geschieht es nicht selten, daß Urtheile, welche in früheren Jahrhunderten über hervorragende Männer gefällt wurden, gewissermaßen einer Revision unterzogen werden und dann zuweilen eine wesentliche Abänderung erfahren. Freilich müssen derartige „Rettungen" Mißtrauen erregen, wenn ohne Anführung neuer Beweisdocumente dem Publicum zugemuthet wird, einen notorischen Schurken von jetzt ab just für das Gegentheil zu erachten. Anders gestaltet sich jedoch das Verhältniß, sobald auf Grund einer genaueren Kenntniß culturhistorischer Vorgänge erhärtet wird, daß wir uns in der That bisher durch Vorurtheile leiten ließen.

So tritt uns die Gestalt Niccolò Machiavellis ganz anders entgegen, seitdem Pasquale Villari in dem unlängst abgeschlossenen Werke: „Niccolò Machiavelli e i suoi tempi illustrati con nuovi documenti" das Bild des Florentiner Staatsmannes von allen den Flecken befreit hat, die ihm in den früheren Darstellungen anhafteten. In diesen wurde den Zeitverhältnissen nicht genügend Rechnung getragen, während heute allgemein anerkannt wird, daß ausgezeichnete Persönlichkeiten nicht isolirt, sondern im Zusammenhange mit der Epoche, aus der sie die Wurzeln ihrer Kraft zogen, zu beurtheilen sind. Wer wollte nun bestreiten, daß jene buntschillernden Charaktere der Renaissance, die im Guten wie im Bösen ihre ganze Persönlichkeit einsetzten, mit einem besonderen Maßstabe gemessen werden müssen! Hiernach darf auch Pietro Aretino von Anfang an mildernde Umstände in Anspruch nehmen, wenn sein Privatleben, weit entfernt, tadelfrei zu sein, selbst bei den in moralischer Hinsicht sehr duldsamen Zeitgenossen Anstoß erregte. Andererseits erscheint es unbillig, die hohe culturhistorische Bedeutung des Dichters zu unterschätzen, auf die ich bereits in der Schrift: „Pietro Aretino und Italienische Charakterköpfe" (Berlin 1881) hingewiesen habe.

Ein vor kurzem veröffentlichtes Werk: „Saggio di uno studio su Pietro Aretino di Giorgio Sinigaglia" (Roma 1882) bietet nun aber willkommenen Anlaß, die wichtigsten Punkte behufs einer objectiven Würdigung jenes Mannes hervorzuheben, der nicht blos verschiedene Päpste, sondern auch Kaiser Karl V. sowie den König von Frankreich seine Macht fühlen ließ. Giorgio Sinigaglia gelangt, auf authentische Documente gestützt, ebenfalls zu einem weit günstigeren Gesammturtheile über Pietro Aretino, als es sich früher von einem Literarhistoriker zum anderen fortererbte. Schreibt doch selbst ein so besonnener Kritiker wie Francesco de Sanctis in der jüngsten Auflage seiner „Storia della letteratura Italiana" (Napoli 1879, Morano) über den Dichter der Komödie: „La Cortigiana": „Er starb 65 Jahr alt im Jahre 1557, und nichts blieb von einem so großen Namen zurück. Seine Werke waren bald darauf vergessen, sein Andenken ist von Schmach bedeckt; ein wohlerzogener Mann würde den Namen Aretinos nicht vor einer Frau aussprechen." Unmittelbar darauf sieht sich Francesco de Sanctis aber zu folgendem Zugeständnisse genöthigt: „Wer war nun dieser Pietro, der von den Frauen seiner Zeit umworben, von seinen Nebenbuhlern gefürchtet, von den damaligen Schriftstellern gepriesen, sich einer so großen Volksthümlichkeit erfreute, der vom Papste geküßt wurde und zur Seite Karls V. ritt? Er war das Gewissen und das Abbild seines Jahrhunderts. Und sein Jahrhundert machte ihn groß."

Will man die von Francesco de Sanctis aufgeworfene Frage erschöpfend beantworten, so muß man den ganzen Entwicklungsgang Pietro Aretinos schildern. Nach der landläufigen Auffassung, die man in den meisten Literaturgeschichten findet, war der Dichter der „Cortigiana" vor Allem Pamphletschreiber, welcher seine Epigramme denjenigen anheftete, die ihn nicht ausreichend honorirten, während seine Lobeserhebungen nach ganz bestimmten Taxen käuflich waren. Dieser Ansicht gegenüber läßt sich zunächst nicht in Abrede stellen, daß Aretino in der That bestechlich war und seinen Tributpflichtigen häufig strenge Bedingungen auferlegte. Die verschiedenartige Behandlung, welche er dem Kaiser Karl V. und dem König Franz I. angedeihen läßt, bekundet jedoch deutlich genug, daß es ihm zwar nicht darauf ankam, ohne Unterschied der Person Weihrauch zu streuen, daß er aber seine wirklichen Sympathien stets der freien Ueberzeugung unterordnete. Niemand erkannte so klar wie Pietro Aretino, daß Karl V. die Fortentwicklung der Cultur repräsentirte, während Franz I. mit seinen Anschauungen noch ganz im Mittelalter wurzelte. Als der erstere ihm eine jährliche Pension von 200 Scudi bewilligte, überbot sich der Dichter in Lobpreisungen; dagegen nahm er das ihm durch den Connétable

de Montmorency übermittelte Anerbieten des Königs von Frankreich sehr kühl auf, obgleich das von diesem bewilligte Jahresgehalt sich auf 400 Scudi belaufen sollte. „Wenn Aretino," erklärte Montmorency, „über seinen Kaiser und meinen König gemäß dem Verdienste der einen und der andern Majestät schreiben will, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, so werde ich ihm jährlich 400 Scudi zahlen lassen und erwarte seine Antwort." Nicht ohne Ironie erwiderte der Dichter, indem er die Offerte annahm, daß er über den König Franz I. stets nur die Wahrheit berichten würde. Während aber die Absicht des letzteren dahin gegangen war, Aretino zur Einschränkung seines dem Kaiser gespendeten Lobes zu veranlassen, wurde dieses immer wärmer, so daß Franz I., erbittert, dem Pamphletisten auch nicht einen einzigen Scudo auszahlen ließ. Die französische Majestät hatte es allerdings früher bereits mit dem Dichter verdorben, als sie ihm eine versprochene goldene Kette mit der Aufschrift übersandte: „Lingua ejus loquetur mendacium!" Auch waren die zungenförmigen Glieder dieser „Ehrenkette" an den Spitzen gefärbt, gleichsam in Gift getaucht, so daß Aretino in seinem Dankschreiben satirisch erwiderte: „Sie haben übrigens recht gethan, christlichster König, denn diese Zungen werden, falls sie nichts Anderes zu thun vermögen, die Welt über die Bosheit Ihrer Diener aufzuklären suchen."

Die treue Anhänglichkeit, die er seinen Freunden im Glücke sowie im Unglücke bewahrte, ist einer der Charakterzüge, denen wir bei der Beurtheilung Pietro Aretinos großen Werth beimessen. Von dieser Gesinnung legte er bereits während seines zweiten längeren Aufenthaltes in Rom Zeugniß ab. Der mit dem Dichter befreundete Giulio Romano hatte sechzehn Zeichnungen entworfen, die eine starke Vorliebe für das Nackte bekundeten und, von Marc' Antonio Raimondi in Holz geschnitten, in Rom circulirten. Aus der Lebensbeschreibung, welche dem letzteren Künstler von Vasari gewidmet wird, geht in der That hervor, daß die Sujets dieser Zeichnungen sehr „gewagt" waren. So wurde denn sowohl gegen Giulio Romano als auch gegen Raimondi ein wahrer Sturm der Entrüstung entfesselt, als die obscönen Holzschnitte, wie Vasari bemerkt, sogar an Orten gefunden wurden, wo man es am wenigsten erwartet hätte. Während Giulio Romano sich durch schleunige Flucht nach Mantua der Verhaftung zu entziehen vermochte, ließ Clemens VII. den mitschuldigen Künstler ins Gefängniß werfen, aus dem er sicherlich nicht so bald befreit worden wäre, hätte sich nicht Aretino seiner angenommen, indem er die Begnadigung Raimondis und Giulio Romanos beim Papste durchzusetzen wußte. Statt sich nun aber mit diesem Erfolge zu begnügen, verfaßte der Dichter sechzehn Sonette, in denen er, jene Zeichnungen erläuternd, dieselben noch an Schlüpfrigkeit überbot. Zu seiner Entschuldigung kann allenfalls nur dienen, daß er, wie aus einem Schreiben Giovannis de Medici hervorgeht, zu den erwähnten Poesien durch einen Bischof und einen „Klosterbruder" veranlaßt worden ist. Die Stellung Aretinos gestaltete sich jedoch in Folge seiner übermüthigen Laune so mißlich, daß er das Feld räumen mußte.

Einige Monate später finden wir ihn aber von Neuem in der ewigen Stadt, wo er sich auch wieder der vollen Gunst des Papstes erfreute. Freilich hinderte dies den Dichter nicht, sich in einem um dieselbe Zeit verfaßten Sonette über den Papst und seine beiden Vorgänger sowie über den König von Frankreich lustig zu machen. Die Dichtung, deren erster Vers lautet:

I miracoli al mondo furno sette

schließt mit einem Epigramme auf den Kardinal Armellino, in dessen Weinberge damals gerade eine Jupiterstatue gefunden worden war. Ein Mordanfall, der gegen Aretino bald darauf unternommen wurde, bestimmte diesen, Rom nunmehr endgültig zu verlassen, zumal da Clemens VII. sich sehr wenig eifrig erwies, dem Dichter Genugthuung zu verschaffen. Letzterer begab sich zu dem ihm befreundeten Führer der „schwarzen Banden", Giovanni de' Medici, bei dem er früher bereits einige Zeit hindurch verweilt hatte. Auch diesem war er ein treuer Gefährte, und zwar bis über den Tod hinaus, von welchem der „gran Diavolo" — diesen Beinamen führte der tapfere Feldherr — in Folge einer bei Governo unweit Borgoforte erlittenen Verwundung im Jahre 1526 ereilt wurde. Aretino leitete selbst den Transport des tödtlich verwundeten Freundes nach Mantua, woselbst er den Marchese Gonzaga anflehte, dem sterbenden Kapitän ein Asyl zu gewähren. Tief ergreifend ist die Schilderung, welche Aretino in einem an Francesco degli Albizzi gerichteten Schreiben vom 10. December 1526 von den letzten Stunden des „gran Diavolo" entwirft. Er widmet ihm auch eine von der aufrichtigsten Ueberzeugung eingegebene Lobrede, indem er versichert, daß er den Kapitän nach seinen Verdiensten preise, nicht um dem Andenken desselben zu schmeicheln. Lange Zeit über den Tod des „gran Diavolo" hinaus bewahrte Aretino den Angehörigen desselben, insbesondere dessen Sohne Cosimo, dem Herzoge von Florenz, treue Anhänglichkeit. Von dieser legte er nicht blos in zahlreichen Briefen an den Herzog selbst — hervorgehoben zu werden verdient namentlich das Schreiben vom 5. Mai 1536 — sondern insbesondere dann Zeugniß ab, wenn er sich bei Kaiser Karl V. dringend für den Sohn Giovannis de Medici verwendet. Auf Aretinos Veranlassung geschah es auch, daß sein Freund Tizian nach der Todtenmaske das Gemälde des großen Feldherrn ausführte, dessen Andenken heute noch in Florenz in Bildwerken fortlebt, wie denn unter Anderem vielen Besuchern der Arnostadt der auf dem Platze vor der Kirche San Lorenzo befindliche Brunnen mit dem Denkmale des tapferen Führers der „schwarzen Banden" bekannt sein wird.

Aretino wäre nach dem Hinscheiden seines besten Freundes sicherlich an manchem Fürstenhofe mit offenen Armen aufgenommen worden; allein er kannte aus eigenen Erfahrungen, die er insbesondere in der Umgebung des Papstes und der Kardinäle gesammelt hatte, die ganze Misère des Lebens der „cortigiani" viel zu genau, als daß er sich von Neuem in dieses Joch hätte begeben sollen. Das Beispiel Ariostos konnte ihm überdies als Warnung dienen, falls er überhaupt Anwandelungen verspürt hätte, auf seine Freiheit nochmals zu verzichten. Um sich die Gunst des Kardinals Ippolito d'Este zu sichern, hatte Ariosto in seine Dichtung: „L'Orlando furioso" allerlei Schmeicheltworte für seinen Gönner verwebt. Letzterer fand jedoch, als der Dichter ihm sein Werk überreichte, nur Ausdrücke des Spottes und der Geringschätzung, durch welche sich Ariosto um so mehr gekränkt fühlen mußte, als der Kardinal seinen Dünkel keineswegs durch besondere Freigebigkeit wett machte. Eine Parallele zwischen dem Verfasser des „Orlando furioso" und Pietro Aretino bietet sich hier von selbst dar, und diese fällt keineswegs in allen Punkten zu Ungunsten des Dichters der „Cortigiana" aus. Zunächst springt in die Augen, daß, wie der letztere, auch Ariosto nicht verschmähte, seine Muse den eigenen Interessen dienen zu lassen. Freilich soll nicht in Abrede gestellt werden, daß Aretino die Ausbeutung der Fürsten in ein förmliches System brachte, um seine verschwenderischen Neigungen befriedigen zu können.

Will man aber die culturhistorische Bedeutung Aretinos voll und ganz würdigen, so muß vor Allem betont werden, daß er in einer Zeit, wo ein freies Wort häufig mit schwerer Kerkerhaft, ja mit dem Tode gebüßt wurde, rücksichtslos dieses freie Wort sprach, sobald es galt, Farbe zu bekennen. Liest man die durch ihre Frische nicht minder als durch ihre Keckheit und ihr gewissermaßen an Tizian gemahnendes Colorit bemerkenswerthen Briefe des Dichters, welche zumeist aus Venedig datirt sind, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß Aretino in der That das öffentliche Gewissen seiner Zeit darstellt. Wie sehr treten die persönlichen Begehrlichkeiten desselben in den Hintergrund, sobald man sie den rücksichtslosen Betrachtungen gegenüberstellt, in denen er die Mißstände in Staat und Kirche brandmarkt und mit schneidiger Satire geißelt. Insbesondere sind es die Pfaffen und die Höflinge, denen er die blutigsten Epigramme anheftet. Aber selbst der Papst und der Kaiser, sowie die Fürsten, welche Italien damals in zahlloser Menge aufwies, mußten die Sarkasmen des unerbittlichen Rügedichters über sich ergehen lassen, mochten sie auch wähnen, sich dessen Gunst durch Ehrenbezeugungen und reiche Geschenke erkauft zu haben.

So repräsentirt Aretino die Macht der öffentlichen Meinung in einer Zeit, in welcher die Großen ungestraft Land und Leute aussogen. Wer wollte deshalb ohne weiteres den Stab über ihn brechen, wenn er im Gefühle seiner Vollkraft ebendieselben Großen sich tributpflichtig machte, zumal damals die literarische Beschäftigung allein sicherlich selbst den begabtesten Schriftsteller nicht vor dem Hungertode gerettet hätte! Während nun die Mehrzahl dieser Schriftsteller ihre Werke Fürsten und anderen ausgezeichneten Persönlichkeiten widmeten und sich glücklich schätzten, sobald sie an dem Hofe eines Duodezstaates, gleichviel unter welchen Erniedrigungen, ein Unterkommen gefunden hatten, bewies Aretino seinen freien, unabhängigen Sinn, indem er in dem Freistaate Venedig, unter dem Schutze des Markuslöwen, seinen Aufenthalt nahm und von dort aus seine scharf zugespitzten Pfeile versandte. Warf man ihm seine Freibeuterei vor, so konnte er sich mit Fug auf das Raubritterthum berufen, das gleichfalls die Macht manches Fürsten begründet hatte.

Aretino theilt in einem an den Dogen Andrea Gritti gerichteten Schreiben selbst die Beweggründe mit, durch welche er nach dem Tode Giovannis de' Medici veranlaßt wurde, nach der Lagunenstadt überzusiedeln. In diesem Schreiben heißt es: „Ich, der ich in der Freiheit eines so mächtigen Staatswesens endlich gelernt habe, frei zu sein, verschmähe die Höfe für immer und will hier den Rest meiner Jahre zubringen, weil hier die Verrätherei keine Stätte findet, das Recht nicht von der Gunst gebeugt werden kann, weil hier nicht die Grausamkeit der Courtisanen herrscht, nicht die Frechheit der Eunuchen befiehlt, weil hier nicht geraubt, keine Gewalt angethan und kein Meuchelmord verübt wird. Deshalb gebe ich, der ich die Schuldigen in Schrecken gesetzt und die braven Leute beruhigt habe, mich ganz euch hin, die ihr die Väter eures Volkes, die Brüder eurer Untergebenen, Söhne der Wahrheit, Freunde der Tugend, Gefährten der Fremden, Stützen des wahren Glaubens, sichere Bürgen der Treue seid, die ihr Gerechtigkeit ausübt, Zuneigung sorgsam hütet und euch von der Milde leiten lasset." Venedig wird dann als der letzte, der einzige Zufluchtsort aller Italiener gepriesen, die anderwärts nur Demüthigungen erfahren mußten.

In der Komödie „La Cortigiana" — der Titel bedeutet nicht „die Courtisane", obgleich diese Species, wie in den meisten Lustspielen Aretinos, auch in dem erwähnten vorkommt, sondern „das Hofleben" und ist gleichbedeutend mit „la cortigianeria" — führt der Dichter das Thema von der Herrlichkeit und Vorzüglichkeit Venedigs noch eingehender aus, indem er gegenüber dem höfischen Hange zur Schmeichelei und Lüge sowie der Unduldsamkeit und Hierarchie die in Venedig herrschende Freiheit und die dortigen milden Sitten rühmend hervorheben läßt. Diese Komödie „La Cortigiana" würde allein hinreichen, den Nachruhm Aretinos für alle Zeiten zu begründen. Von Anfang bis zu Ende unser Interesse fesselnd, enthält das Lustspiel nicht blos eine treue Sittenschilderung des päpstlichen Roms zur Renaissancezeit, sondern überrascht uns auch durch die realistische Situationskomik, sowie durch die Plastik und Naturwahrheit der Charaktere. Wie vortrefflich ist Messer Maco gezeichnet, der aus Siena nach Rom kommt, um daselbst die Höflingskunst zu erlernen und dann, einem Gelübde seines Vaters gemäß, Kardinal zu werden. Die Eitelkeit dieses Narren wird nur von seiner Leichtgläubigkeit überboten, so daß er ohne Besinnen dem „Meister" Andrea ins Garn geht, der ihm vorspiegelt, daß er Lehrer der Höflingskunst sei. In der Lection, welche Messer Maco dann erhält, werden die cortigiani in der belustigendsten Weise verspottet, nicht minder drollig erscheint aber, wenn der Candidat für den Kardinalspurpur die ihm ertheilten Lehren voll Ernst und Vertrauen sich einzuprägen sucht. „Die Hauptsache für den Höfling ist," lehrt ihn „Meister" Andrea in der 22. Scene des ersten Actes, „daß er zu fluchen versteht, daß er spielen kann, neidisch, lüstern, ein Ketzer, Schmeichler und Verleumder, völlig unwissend, ein Dummkopf ist, daß er aufzuschneiden und den süßen Herrn zu machen weiß, sowie zu jeder Unsittlichkeit bereit ist." Ueber diese verschiedenen Eigenschaften erhält Maco eine besondere Unterweisung; freilich reicht diese noch nicht hin, aus ihm einen Höfling zu machen. Muß er doch, wie er sich in seiner Einfältigkeit ebenfalls vorspiegeln läßt, zuvor erst die Procedur in dem heißen Ofen durchmachen, aus welchem die cortigiani völlig durchgebildet hervorgehen. Höchst ergötzlich ist, wie Messer Maco den Augenblick kaum erwarten kann, in welchem er in den heißen Ofen geschoben wird, und wie er dann, nachdem er die Höllenqualen des Schwitzbades durchgemacht hat, allen Ernstes verlangt, daß der Kessel zertrümmert werde, damit kein ebenso schöner Höfling wie er selbst mehr zubereitet werden könne.

Das Gegenstück zu Messer Maco bildet der von einer heftigen Liebesleidenschaft zu der Gemahlin Luzio Romanos, Livia, ergriffene Signor Parabolano, ein Emporkömmling, der seine treuesten Diener schlecht behandelt, während er von seinem Reitknechte, dem Erzschelme Rosso, in der komischsten Weise geprellt wird. Wie Rosso Kenntniß von dem Herzensgeheimnisse seines Herrn erlangt, wie er sich demselben unentbehrlich zu machen weiß, indem er zugleich die ihm im Wege stehenden übrigen Diener anschwärzt, wie er dann in Gemeinschaft mit der ehemaligen Courtisane, Alvigia, den sich am Ziele seiner Wünsche wähnenden Signor Parabolano prellt; alles dieses wird in der anschaulichsten Art geschildert, so daß es in einem modernen Intriguenstücke nicht natürlicher zugehen kann. Das Abenteuer des von seinem Stallknechte düpirten Gecken unterscheidet sich aber blos durch die dramatische Form von einer und der anderen übermüthigen Novelle des Boccaccio. Statt der heißbegehrten Livia umarmt Signor Parabolano in der Dunkelheit die minder verlockende Togna, die Frau des Bäckers Arcolano, durch dessen Intervention sich dann die Affaire noch mehr verwickelt. Die Komödie schließt trotzdem mit einer allgemeinen Versöhnung; am zufriedensten ist Messer Maco, der nach wie vor darauf schwört, daß er jetzt ein vollendeter cortigiano sei. Die phantastischen Erlebnisse Macos und Parabolanos bilden die Rahmen, innerhalb deren Pietro Aretino römisches Leben schildert und uns Einblicke in die Sittenzustände seiner Zeit gewährt. Nicht minder läßt er seiner satirischen Laune gegen den päpstlichen Hof und gegen die Kardinäle freien Lauf, während er andererseits einen begeisterten Lobeshymnus für die Stadt Venedig anstimmt. So legt er dem Stallmeister Rosso einige jener Epigramme in den Mund, mit denen damals der römische Volkswitz den Papst und dessen nächste Umgebung verhöhnte. „O Kardinäle," klagt er unter Anderm, „wenn ihr an unserer Stelle wäret, möchten wir um keinen Preis an eurer Stelle sein!"

„O Cardinali, se voi fossi noi,
Che noi per nulla vorremmo esser voi."

Mit welchem Enthusiasmus wird dagegen in der 7. Scene des dritten Actes Venedig gefeiert, das als „heilige Stadt" und „irdisches Paradies" vor jeder anderen Stadt Italiens den Vorzug verdienen soll. Für die Cultur- und Kunstgeschichte ist diese Scene jedenfalls bedeutsam, zumal die über die einzelnen Künstler der Lagunenstadt gefällten Urtheile sich durch ihre Prägnanz auszeichnen. So heißt es von dem Freunde Aretinos, „dem ruhmreichen, bewundernswerthen und großen Tizian", daß das Colorit seiner Gemälde „ebenso athme wie das Fleisch, welches wirklichen Puls und Athem hat".

Am 25. März 1527 hielt Aretino seinen Einzug in Venedig, und er hat dann diese Stadt bis zu seinem Tode, der ihn im Jahre 1557 ereilte, nur selten verlassen. Allerdings konnte der Dichter auch nirgends ein so reich ausgestattetes Heim finden wie in dem von ihm bewohnten Palaste am Canal Grande. Daselbst übte er seine glänzende Gastfreundschaft; die berühmtesten Künstler sowie die Patrizier der Stadt trafen dort mit schönen Frauen, deren Tugend allerdings oftmals hinter ihrer Schönheit zurückstand, zusammen. Die Honneurs wurden von den „Aretine" erwiesen, welche das Hauswesen des Dichters verwalteten und sich in dessen Gunst theilten. Seltsam genug erscheint, daß Aretino, welcher, ganz im Stile seines Jahrhunderts, den Musen und Hetären zugleich huldigte, einen ausgeprägten „Familiensinn" besaß. Nicht nur, daß er seiner

Mutter stets ein liebe- und pietätvolles Andenken bewahrte, auch zahlreiche Briefe bekunden, daß er für seine Töchter, obgleich dieselben keiner legitimen Verbindung entsprossen waren, mit der innigen Zuneigung und Sorgfalt eines Vaters sorgte.

Vor Allem gilt dies von Adria, der Tochter, welche ihm von der mit einem venetianischen Patrizier vermählten Caterina Sandella geboren war. Liest man die an die letztere gerichteten Briefe, so wird man weniger durch die Zärtlichkeit des Inhaltes als durch die Ausdrücke des Wohlwollens überrascht, welches der Dichter dem Gatten der schönen Caterina Sandella bewahrt, gleichsam als ob das Freundschaftsverhältniß der beiden Männer sich nach der Geburt der Adria noch inniger gestaltet hätte. In einem vom 15. Juni 1537 datirten Briefe an Sebastiano del Piombo schildert Aretino die herzliche Freude, welche ihm das Kind bereitet, sowie die Besorgnisse, daß ihm dasselbe wieder entrissen werden könne. Man würde bei der Annahme irren, daß Aretino sich nur durch augenblickliche Wallungen leiten ließ. Vielmehr sorgte er mit der gleichen Vaterliebe für seine Adria bis zu deren Vermählung, und er ließ sie auch dann nicht im Stiche, als sich zeigte, daß ihre Ehe keine glückliche war. So rührend ist die Theilnahme Aretinos für das Schicksal jener, daß es keines weiteren Beweises bedürfte, um dem Dichter, der sich oft genug Lob und Tadel bezahlen ließ, auch aufrichtige, uneigennützige Liebe nicht abzusprechen. Austria, die zweite Tochter, erfuhr diese Sympathien Aretinos nicht minder, als die zarte, bleiche Pierina Riccia. Die Briefe, in denen er den frühen Tod der letzteren beklagt, sind mit seinem Herzblute geschrieben.

Wie konnte es nun geschehen, daß alle diese Aeußerungen eines warm empfindenden Herzens übersehen wurden, so daß zumeist nur die unlauteren Regungen im Charakter des Dichters — und diese waren unzweifelhaft in nicht geringer Anzahl vorhanden — der Beurtheilung als Maßstab dienten? Giorgio Sinigaglia weist in seinem unlängst veröffentlichten Werke darauf hin, daß es insbesondere zwei Schriftsteller waren: Antonio Francesco Doni und Franchi, welche durch ihre gegen Aretino gerichteten Schmähschriften dessen üblen Nachruf begründeten. Erwägt man nun, daß beide Schriftsteller zunächst die Gastfreundschaft des Dichters der „Cortigiana" in vollem Maße genossen und sich ebenso eifrig erwiesen hatten, denselben mit Schmeicheleien zu überhäufen, so muß man auch gegenüber dem Uebermaße heftiger Anschuldigungen mißtrauisch werden. Im dritten Bande der mir vorliegenden „Lettere di Pietro Aretino" befindet sich ein vom November 1545 datirtes Schreiben, welches die Ueberschrift „Al Fr." trägt und offenkundig an den erwähnten Franco gerichtet ist. Dieses Schreiben legt aber vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß Aretino, statt über das Unglück seines Widersachers zu triumphiren, inniges Mitleid mit diesem empfand. „Es wäre billig," schreibt er dem letzteren, „daß ich mich über Dein Leiden freute, wie Du Dich über mein Wohlbefinden betrübst, aber meiner gutmüthigen Natur wird durch jenes Schmerz bereitet, zwar nicht in derselben Weise, wie Dir, doch wenigstens in dem Maße, daß ich eher Liebe für Dich zu empfinden glaube als Haß."

Die Fehler, welche dem Dichter anhafteten, entsprangen zum großen Theil den Zeitströmungen, während seine unbestreitbaren Vorzüge individuell waren. Wer sich auch immer mit der Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts beschäftigen mag, wird in den Briefen, in den Komödien, ja selbst in den als tief unsittlich verpönten „Dialoghi" Aretinos die reichste Ausbeute finden. Nichts war diesem mehr verhaßt als das Conventionelle, so daß er als einer der ersten Pfadfinder des Realismus angesehen werden muß. Sollte es mir aber gelungen sein, dazu beizutragen, daß die „Geißel der Fürsten", der Dichter der „Cortigiana", der überdies auch in der Tragödie „La Orazia" dem Drama neue Bahnen gewiesen hat, vom rein menschlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, sympathischer beurtheilt werde als bisher, so wäre für die unbefangene Würdigung einer der bemerkenswerthesten Erscheinungen der italienischen Renaissance viel gewonnen.

Die Kritiker des „jungen Goethe".

Von Hans Herrig.

Man hat das Leben unserer großen Klassiker so ziemlich nach allen Richtungen durchstöbert. Die moderne Literaturforschung steht neben den Dichtern, wie ein moderner Naturforscher neben seinem Vivisections-Object und belauscht jeden Athemzug. So vergißt man nur allzu oft über die Einzelheiten das große Ganze. Es scheint indessen, als wenn diese Art von Forschung dem materialistischen Sinne unserer Zeit entspricht. Wie man der Ansicht ist, alles Lebendige sei nur ein mechanischen Gesetzen unterworfener Haufen Atome, so meint man auch den Dichter zu erfassen, wenn man seine gesammten einzelnen Lebensäußerungen wohlrubricirt bei einander hat. Machen wir es doch in der eigentlichen Geschichte ebenso. Auch hier sieht man verächtlich auf die Ideen herab und glaubt die Wahrheit nur in der Durchwühlung der Archive zu erlangen. Aber gerade die Literaturgeschichte gibt den Beleg für das Fälschliche dieser Methode. Die Werke eines Dichters wirken durchaus nicht nur durch das, was sie sind, auf die Nachwelt, sondern, so seltsam es klingt, als das, was sie sein wollen: das Ideale an ihnen ist ihr eigentliches Lebenselement. So wird denn aus dem Dichter selber gleichsam auch eine Idealgestalt. Man nenne das Mythenbildung; es ist jedenfalls ein Proceß, ohne den die geistige Entwicklung der Menschheit nicht vorwärts kommt. Jene Mythenbildung wird nun allerdings durch die pedantische Kleinforschung zerstört, aber was übrig bleibt, ist schließlich das reine Nichts. Das Einzelne am Menschen ist stets das Gebrechliche, Mangelhafte. Vielleicht sehen die Forscher selber dies nicht ein. Denn wenn auch vor seinem Kammerdiener Keiner ein Held bleibt, so ist doch der Kammerdiener daran gewöhnt, Alles an seinem Herrn vortrefflich zu finden. Schlimm aber wird die Sache, wenn ein Fremder einmal über die Geheimnisse des Kammerdieners kommt. Will man sehen, was sich in diesem Sinne mit den Ergebnissen unserer Literarhistoriker anfangen läßt, so lese man die hochinteressanten Bücher des Jesuiten Alexander Baumgartner über Goethe. Dieser Mann stellt sich durchaus nicht auf einen exclusiven Standpunkt, ist ein genauer Kenner der Goethe-Literatur, hat auch ein warmes Herz für Poesie und feiert nun den Triumph, daß er scheinbar aufs Schlagendste nachweist, indem er alle Irrgewinde des Goethe'schen Daseins verfolgt, welches große Genie leider an Goethe zu Grunde gegangen ist und was für ein trauriger Kerl dieser Dichter in Wahrheit war.

Sonderbar ist es nun, wie diese Kleinforschung auch darin ihren Charakter bewahrt hat, daß sie fast immer auf das Persönliche ging, dagegen das Verhältniß des Dichters zu seiner Zeit im Allgemeinen bei Seite ließ. Und doch ist dies das Wichtigste für die Geschichte. Gewiß ist es anziehend zu erfahren, welchen Eindruck Goethe auf irgend einen Besucher machte, bedeutsamer, wie er in der Literatur selber wirkte. Hierüber hatte man indessen bis vor kurzem nur sehr sporadische Untersuchungen angestellt, und erst Julius W. Braun blieb es vorbehalten, mit unendlicher Mühe aus Hunderten von Zeitungen und Journalen das nöthige Material zu sammeln. Von dem großen Sammelwerke „Schiller und Goethe im Urtheil ihrer Zeitgenossen" liegt die erste Abtheilung „Schiller" bereits vollendet in drei Bänden vor; vor kurzem hat nun auch der erste Band des „Goethe" die Presse verlassen (Berlin, Verlag von Fr. Luckhardt), der bis 1786, zur italienischen Reise reicht.

Es war früher eine beliebte Marotte, sich zu streiten, ob Schiller oder Goethe größer sei. Man erzählt von dem ehemaligen Braunschweiger Aesthetik-Professor Griepenkerl — von welchem Goethe an Zelter schreibt, Griepe möge ein guter Kerl sein, aber sein Geschreibsel wolle er lieber ungelesen lassen —, daß derselbe einstmals bei einem Festessen so mit seinem Sohne, dem nachmaligen Robespierre-Dichter Griepenkerl, über diese Frage aneinander gerathen sei, daß Fremde sich dazwischen werfen mußten, damit das Gespräch nicht in eine Prügelei ausartete.

Solche Debatten sind heutzutage aus der Mode. Man möchte glauben, die Deutschen hätten Goethens Ausspruch sich zu Nutzen gemacht, daß sie, statt sich zu zanken, sich lieber freuen sollten, überhaupt zwei solcher Männer zu besitzen. In Wahrheit indessen dürfte gegenwärtig der Streit zu Gunsten Goethens entschieden sein. Der Goethe-Cultus hat in den letzten Jahren eine staunenswerthe Höhe erreicht. Man betrachtet Schiller etwa wie gewisse alte Klassiker, die für den Jugendunterricht reservirt werden, die man schon in Quarta traktirt, nach dem Abiturientenexamen aber kaum wieder in die Hand nimmt. Für eine Generation, die überall auf den Realismus ausgeht, konnte Schiller nur noch gewissermaßen als Respectsperson Geltung haben; seine Dramen würde ihm heutzutage jeder Intendant als gänzlich unaufführbar und als Buchdramen im schlechtesten Sinne mit Formular zurücksenden. Weil nun dies offenbar der stillschweigende Zustand der Geister ist, so dürfte es vielleicht nicht unangebracht sein, einen Anlaß zu benutzen, der zwar nicht den alten Streit erneuern soll, aber doch Gelegenheit gibt, die beiden Dichter in fruchtbringender Weise zu vergleichen. Liest man nämlich die von Braun gesammelten Goethe-Kritiken durch, so drängt sich unwillkürlich die Erinnerung an die Schiller-Kritiken auf, und man erstaunt, hier auf einen merkwürdigen Unterschied zu stoßen. So interessant auch die Goethe-Kritiken vom literarhistorischen Standpunkte aus sind, so können sie sich doch an geistiger Bedeutung auch nicht im Entferntesten mit den Schiller-Kritiken messen. Die Recensenten Schillers fühlen sich durchweg gezwungen, einen möglichst hohen Standpunkt einzunehmen und auf die Grundprobleme der Kunst zurückzugehen. Vieles, was sie schreiben, trifft den Nagel auf den Kopf und hat noch heute unzweifelhaften Werth. So constatirt man denn hier an der unmittelbaren Wirkung, welche gewaltige geistige Anregung Schiller der Nation gegeben hat. Ohne Frage hängt dies auch damit zusammen, daß er selber es mit seinen Gedanken ungemein ernst nahm und eine Reihe von Jahren der Nation nur als Denker und Philosoph gegenüberstand. Er läßt sich in dieser Beziehung mit Richard Wagner vergleichen. Dieser geistigen Anregung verdankt auch Goethe seine zweite poetische Jugend. Was aber die Hauptsache ist, erst aus dieser zweiten poetischen Jugend hat sich der Goethe entwickelt, den wir Alle verehren. Wenn Goethe vor seiner Bekanntschaft mit Schiller gestorben wäre, würde man ihn diesem nicht einmal an die Seite stellen. Wir verdenken es dem Einzelnen nicht, wenn er sich für den „jungen Goethe" begeistert und den Zauber schattenhaft nachempfindet, welchen der Lebendige auf so Viele ausübte. Für die Nation indessen hat dieser junge Goethe keine so große Bedeutung, und, so herrlich z. B. Schapers Berliner Standbild des Dichters ist, so widerspricht es doch insofern der Aufgabe der monumentalen Kunst, als diese den großen Mann darstellen soll, wie er im Gedächtniß der Nachwelt haftet. Wie sie nur einen „alten Fritz" brauchen kann, so jedenfalls nur einen gealterten Goethe. Erst dieser übte denn auch eine weitreichende literarische Anregung aus, erst jetzt begann die romantische Schule den künstlerischen Gedanken Goethens nachzugehen.

Wenn Schiller der Dichter der Idee ist, so verdient Goethe den Namen eines Dichters der Erfahrung. In dieser seiner Eigenthümlichkeit liegt vielleicht auch ein Grund, weshalb seine ganze Größe erst im gereifteren Alter zum Vorschein kam: er mußte erst sich selber erfahren. Und nur von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen die Weimarer Jahre, die Jahre, während deren das Verhältniß zu Frau von Stein dauerte, als nicht verloren: er wäre ohne diese vermuthlich gar nicht unser Goethe geworden, sondern ein ganz Anderer, vielleicht ein größerer Künstler, d. h. Macher von Kunstwerken — keineswegs im schlechten Sinne — aber doch nicht jene in der ganzen Weltliteratur so einzige Persönlichkeit, die Harmonie von Weltmann und Dichter, praktischer Weltweisheit und bis zu den höchsten transscendenten Zielen sich erhebender Poesie. Freilich jene Erfahrung über sich selbst war deshalb keine angenehme, und als Goethe nach Italien ging, floh er gleichsam vor sich selbst. Er brauchte eine neue Jugend, er mußte von Neuem beginnen, denn was die erste Jugend begonnen, das hatte das Leben in keiner Weise gehalten. Goethe unternahm es bekanntlich damals seine Werke zu sammeln. Es sollten acht Bände werden, darunter, wie man ankündigte, fast fünf Bände voll bisher ungedruckter Arbeiten. Wie wenig hatte er also seit Götz und Werther der Nation geboten! Und doch hatte er im Momente nicht einmal sein Versprechen erfüllen können, sonderu mußte, um dies zu thun, auch in Italien fleißig die Feder führen.

Wie Goethes Schöpferkraft allmählich in Weimar zu versiegen schien, so nimmt auch die Beschäftigung mit ihm in bezeichnender Weise ab. Während die Documente aus den Jahren 1773—1777, welche Braun mittheilt, 373 Seiten seines Buches einnehmen, reichen für die Jahre 1778—1786 die Seiten 374 bis 410 aus. Dabei ist aber nicht außer Acht zu lassen, daß die Jahre 1775, 1776 und 1777 fast nur Actenstücke aufweisen, welche Werther oder Götz betreffen, also gleichfalls schon von der Vergangenheit zehren. Gewiß hat gar Mancher damals gemeint, mit Goethes Genie sei es zu Ende, und der Verfasser des Götz werde als wohlbehäbiger Beamter in Weimar sterben — der Abstand zwischen Götz und Werther einerseits und andererseits den seitdem veröffentlichten poetischen Pamphleten, den Singspielen Claudine von Villa Bella, Erwin und Elmira, war doch gar zu groß. Nur Stella machte noch einmal gewaltiges Aufsehen und zwar wegen des unmoralischen oder sagen wir lieber „chinesischen" Schlusses. Der Ausgang nämlich, daß ein Mann, der sich zwischen zwei Weibern nicht entscheiden kann, beide heirathet, kommt auch in einem berühmten chinesischen Romane vor. Stella fand viele Bewunderer, aber noch mehr Tadler. Der Hauptpastor Göze zu Hamburg erhob auch gegen dieses Drama seine eifernde Stimme, leider wiederum in so polternder Weise, daß selbst das Richtige, was er sagte, keine Wirkung haben konnte. Auch Satiren erschienen, wie auf Werther, aber, wie die mitgetheilte Probe beweist, mit noch weniger Witz. Denn daß Fernando in einem sechsten Acte von Obrigkeits wegen für seine Bigamie bestraft wird, ist doch wohl kaum humoristisch zu nennen. Die theatralische Darstellung der Stella machte besonders in Berlin Eindruck. An andern Orten war man kühler. So ward dem „Berliner literarischen Wochenblatt" vom 4. Mai 1776 aus Amsterdam gemeldet: „Die Zuschauer waren so sinn- und gefühllos dabei, daß es mir recht ärgerlich war. Alle Augen in den Logen und im Paterre waren den Thränen so verschlossen, als der Himmel zur Zeit des Thisbiters dem Regen war; und ich merkte keine Aeußerung des Gefühls, als ein dummes Gelächter beim Schlusse, da beide Weiber den Fernando umarmen. Ich bedauerte während der Vorstellung Goethen sehr oft; er müßte nicht nur Schauspieler, sondern auch Zuschauer erschaffen, wenn er wollte verstanden werden." Wir werden heutzutage den nüchternen Holländern nicht ganz so böse sein können, wie der Correspondent des Berlinischen Wochenblattes. Der damaligen Generation schlug eben Stella noch jenen revolutionären, Rousseauschen Ton an, in dem sie Goethes Eigenthümlichkeit suchte. — Clavigo hatte gleichfalls viel Tadel erfahren; Merck stand mit seinem abfälligen Urtheil nicht allein. So schrieb Schubart in seiner Deutschen Chronik: „Die deutsche Muse rächt sich am Verfasser des Götz, und Clavigo wurde nur ein mittelmäßiges Stück." Auch ein anderer Recensent (Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur, Lemgo 1775) nennt es „des Verfassers des Götz von Berlichingen ganz unwerth" und findet, der Plan sei mit großer Nachlässigkeit angelegt. Nicht unfein sagt ein Kritiker des „Reichspostreuters" (Altona 1774, 15. November) bei einer Besprechung des „Neueröffneten moralisch politischen Puppenspiels": „Sieht's nicht in den neuesten jetzigen Dramen wie in des Hauptmanns Haushaltung aus? Die Verfasser derselben sind zum Theil, man gibt es gern zu, reich an Genie, in ihren Stücken viel einzelne Schönheiten, aber es fehlt ihnen an Klugheit, das Alles zu guberniren. Man nennt einen dieser neueren dramatischen Schriftsteller als den Verfasser dieser Puppenspiele. Ist es wahr, so hat er, ohne diese Absicht zu haben, die feinste Satire auf sich selbst gemacht." Uebrigens hatten gerade diese

leichten Ergüsse der Goethe'schen Laune noch eine andere Bedeutung, als eine rein künstlerische: ich meine eine sprachliche. Hier zum ersten Male trat der freie Geist der deutschen Sprache wieder in seine Rechte ein. Man vergesse nicht, was es hieß, Hans Sachsens „poetische Sendung" wieder anzuerkennen, nachdem der alte Dichter so lange als Repräsentant aller Unpoesie verschrieen worden. Eine unerträgliche Steifheit hatte die deutsche Sprache befallen. Das Dialektische hatte man seit Gryphius ganz aus der Literatur verbannt und damit ihr die Lebensadern unterbunden. Die Verskunst war einer hölzernen französischen Regelmäßigkeit überantwortet, und als Klopstock endlich mit dieser brach, trat ein anderes Uebel, antikisirender Bombast an die Stelle. Im Götz hatte sich Goethe noch der Prosa bedient. Erst in diesen kleineren Dichtungen ließ er sich ganz gehen, dialektisch und prosodisch, und sprach, wie ihm der Schnabel gewachsen, aber doch so, daß zu merken, ihm „war der Schnabel hold gewachsen". Das wollten freilich die „Merker" nicht gleich zugeben. Im Hallischen „Magazin der Kritik" läßt sich ein solcher vernehmen: „Das wär also der Ton unseres moralisch-politischen Puppenspielers. Man muß gestehen, daß, wenn in solcher Sprache die Thorheiten der Welt lächerlich gemacht werden, die Thoren damit selbst zufrieden sein werden." Und weiter klagt er: „Aber sind denn Moral und Politik nunmehr so tief gesunken, daß sie, um erscheinen zu dürfen, die Maske einer altmodischen Dorffarce, der Hanswurst- und weiland gehaltenen Fastnachtsspiele annehmen müssen? Oder soll die Erfindung neue Originalität, Witz und hohes Genie zeigen? — so ist es doch wunderbar, daß der Originalgeist sich in Verneuerung des Hanswurstes zeigt, den man erst vor einigen Jahren von den deutschen Bühnen verdrängt." Noch grober wird die „Allgemeine deutsche Bibliothek", welche prophezeit, „es könnte wohl eine Zeit kommen, wo es Herren Goethe gereuete, diesen unanständigen Ton angegeben zu haben. Und zwar nicht blos, weil es ihn nicht freuen dürfte, wenn er einst wider ihn selbst gebraucht würde, sondern auch noch aus einer anderen Ursach. Es kann einer sonst ein ganz guter Mann sein, der nur die Gewohnheit hat, sich in seinem Zimmer, in Unterhosen und Schlafpelze zur besseren Bequemlichkeit auf der Erde herumzuwälzen. Das hat nichts zu sagen. Wenn er aber anfängt, sich in eben dem Aufzuge auf öffentlichem Markte herumzuwälzen, so wird er merken, daß er sich besudelt, daß die Fleischerhunde gegen ihn die Zähne fletschen, daß die kleinen Jungen mit Fingern auf ihn weisen, und daß vernünftige Leute das Gesicht von ihm kehren und die Achseln zucken, und so ist tausend gegen eins zu wetten, er bleibt zu Hause und wird wohl des Wälzens ganz überdrüssig."

Uebrigens wurde Goethen bekanntlich viel zur Last gelegt, was er gar nicht gesündigt hatte. Am meisten schadete ihm, daß dies mit der Wagner'schen Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" geschah, so daß er öffentlich gegen diese Annahme protestiren mußte. Auch Lenzens „Hofmeister" sollte von Goethe sein, was freilich weniger unangenehm war, denn Lenz ist bei weitem der Genialste von den damaligen Mitstrebenden. Jedenfalls zeigte sich in dem Umstande, daß man alles Hervorragende auf Goethe zurückführen wollte, welche Macht derselbe bereits über die Phantasie der deutschen Nation gewonnen hatte. Man erklärte ihn übereinstimmend für den deutschen „Shakespeare" — und wer weiß, ob er nicht ein solcher bei einer geradlinigen Richtung auf das Dramatische geworden wäre. Dazu hätten freilich die deutschen Verhältnisse andere, selbst die Möglichkeit eines „Weimar" hätte geradezu ausgeschlossen sein müssen. So gibt uns die schließliche Entwicklung Goethes noch eine andere historische Lehre. Wir sehen, wie er durch seine eigene Schuld und durch die Mängel der Verhältnisse das nicht ward, was man anfangs von ihm erwartete. Aber gerade das, was er ward, hätte er ohne seinen Entwicklungsgang nicht werden können. Er gab sich nicht mit dem bequemen Satze zufrieden, daß Jeder die Fehler seiner Vorzüge habe, sondern huldigte umgekehrt dem Bestreben, Vorzüge zu erwerben, welche seine Fehler wettmachen könnten, und so schlug der anscheinende Nachtheil endlich zum Vortheil aus. In dieser Beziehung kann er nicht nur dem Einzelnen, sondern vor Allem unserer Nation ewig zum Muster dienen. Denn auch diese ist einmal dazu, wie es scheint, bestimmt, stets unter Verhältnissen zu leiden, die andern Völkern gegenüber als Mängel und Nachtheile gelten müssen: so ist es denn ihre Aufgabe, gerade aus diesen heraus immer wieder ihre besten Vorzüge zu entwickeln.

Auf die Menge der Recensionen, welche Werther und Götz betreffen, wollen wir nicht näher eingehen. Die Werther-Episode ist zudem schon vielfach literarisch durchforscht. Braun ist hier insofern über sein Programm hinausgegangen, als er auch zahlreiche Recensionen der Werther-Parodien und Fortsetzungen bringt. Man wird ihm indessen für diese Vervollständigung des Zeitbildes nur dankbar sein. Von den Recensionen über Götz gilt, was wir oben gesagt haben: sie sind voll warmer Bewunderung, aber viel Geist ist in ihnen nicht zu finden. Sehr begreiflich: auch in Götz ist die Empfindung das Beste, im Uebrigen aber ist dies sogenannte Drama die Emancipation von jeder Form und daher ohne Belang für die Entwicklung der Kunst. Kein Wunder, daß man nach alledem in die allmähliche Neubildung des Goethe'schen Geistes sich nicht finden konnte. So schreibt Iffland von Hannover, 2. October 1875: „Ich habe denn auch in Hannover den 1., 3. und 5. Act von Goethes Iphigenie gelesen. Denn ich bekam sie nur auf eine Stunde, da Goethe sehr geheimnißvoll damit ist — aber ich finde nicht, was man davon sagte! Sehr sollende Griechische Simplicität, die oft in Trivialität ausartet — sonderbare Wortfügung, seltsame Wortschaffung, und statt Erhabenheit oft solche Kälte als die, womit die Ministerialrede beim Bergbau in Ilmenau geschrieben ist." Bemerkenswerth ist nur, wie auch hier wieder Goethes sprachliche Produktivität in erster Linie Verwunderung und Befremdung erregt.

Braun will sein Werk nur bis 1812 führen und mit den Kritiken über Wahrheit und Dichtung schließen. Diese Beschränkung ist nur zu loben, da die Goethe-Literatur von den Romantikern an allzu sehr ins Breite geht. Selbst für den in Aussicht genommenen Zeitraum dürfte sich Braun theilweise auf ein bloßes Referat beschränken müssen. Jedenfalls wünschen wir, daß es ihm vergönnt sein möge, ein Werk zu Ende zu führen, das, wie auch dieser neue Band beweist, nicht nur für den Literarhistoriker wichtig, sondern für Jeden, der dem geistigen Leben nahe steht, in seiner Art reich an unschätzbaren Anregungen ist.

Granada.

Von F. Reber.

Die tausendsäulige Moschee von Cordova hatte meine Sinne so ganz in Fesseln geschlagen, daß ich die alte Chalifenstadt mit dem Gefühle verließ, Granada könne auf diesen Eindruck hin seinen Zauber nicht mehr in vollem Umfange üben. Und in der That vermochten selbst die seltenen landschaftlichen Reize, wie sie die Zweigbahn Bobadilla-Granada darbietet, die Bilder lange nicht zu verdrängen, welche der Blick von der Höhe der Giralda zu Sevilla oder das Herumirren in Abderrhamans Wunderbau zu Cordova in mir zurückgelassen hatten. Ja es mußte sogar das Städtchen Archidona, wo der Begründer der Omajadendynastie von Cordova, Abderrhaman unter Absetzung des Statthalters Jussuf als Herrscher des arabischen Spanien ausgerufen worden war, neuerdings die Gedanken zurückleiten, welche doch sonst nicht leicht in einer der Locomotive entgegengesetzten Richtung treiben.

Besonders nicht leicht, wenn der landschaftliche Charakter sich so ganz verändert, wie hier. Denn die Hecken von indischen Feigen und riesigen Aloes, wie sie den Reisenden bei seiner Ankunft aus Madrid um Cordova am meisten überraschen, verschwinden und mit zunehmendem Ansteigen gegen den Genil mildert sich der afrikanische Typus, welcher das Thal des Gua-

dalquivir durchglüht, zur Erscheinung eines südlichen Alpenthales. Freilich noch freundlicher und einschmeichelnder als in einem solchen schienen die Linien, noch balsamischer und labender die über die Sierra de Alhama wehenden Lüfte, noch reizvoller die Farben von Thal nnd Gebirg in der Abendsonne. Und zwar nicht minder, als die andalusische Nacht herabsank, die Grenzen der Olivenpflanzungen an den Berghängen verwischend und die violetten Tinten der Felsenkuppen verdüsternd. Wahrhaft magisch flammten die Lichter von Loja auf, einer Bergstadt, selbst so hochpoetisch wie die Lieder ihres berühmten Sprößlings, des Dichters Ibn ul Chatib, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts unter König Ab ul Hadschasch in der Alhambra eine so bedeutende Rolle gespielt hatte.

Gegen Mitternacht erreichte der Zug, verspätet wie die meisten spanischen Bahnzüge trotz planmäßiger minimaler Fahrgeschwindigkeit, Granada. In neubelebter Hoffnung begrüßte ich den mich dort erwartenden Freund, dessen Liebenswürdigkeit dazu beitragen sollte, die Tage von Granada den schönsten meines Lebens anzureihen. Soweit die Fahrt durch die Stadt den Anblick verstattete, schienen da und dort thurmbewehrte Mauerzüge der Alhambra in düsteren Massen sich von dem Nachthimmel abzuheben. Ein Conflikt des Municipiums mit der Gasbeleuchtungsgesellschaft hatte eben in jenen Tagen die Flamme des 19. Jahrhunderts in den Straßen beseitigt und die dürftigen Oellämpchen ließen nicht erkennen, wohin der Wagen rollte. Wenn auch die moderne Erscheinung der endlich erreichten Fonda die fröstelnde Empfindung jeder Eisenbahnankunft nicht zu verscheuchen vermochte, so freute ich mich doch, so nahe an jenem Denkmal mein Lager zu finden, dessen Namen mir seit frühester Jugend unter den Wundern der Welt eine Stelle hatte, und zwar eine höhere, als die Mehrzahl der sieben des Alterthums. Die Fesseln von Cordova lösten sich und schon hatte sich die freudige Erwartung der myrthengeschmückten Alhambra meines Herzens bemächtigt, als sie die stets siegreiche Macht der Ermüdung und des Schlafes in das Reich der Träume verwies.

Herrlicher andalusischer Morgen! Was verliert, wer dich verschläft! Thaufrische Luft von den kühlen Laubwaldhöhen jenseits des Darro durchzog die Straßen Granadas, als wir ins Freie traten. Nur das niedrige Leben hatte sich dort entfaltet, jener Markt, der sich an den Randsteinen der Trottoirs abspielt. Maulthiere und Esel mit Gemüse beladen trotteten einher und uns fremdartige Ziegen schleppten ihre unförmlichen Euter fast auf der Erde. In weiten Körben lagen Früchte aus, das Wohlfeilste von Allem und von dürftigem Volk feilgeboten: Feigen, die indischen Stechfeigen und Granaten. Ich hatte namentlich die letzteren auf der Fahrt durch Andalusien schon mehrfach an den dichtbelaubten Kronen der Granatbäume glühen sehen, ein Anblick kaum minder schön als jener reifender Orangen, wie er im December besonders die catalonische Ebene zauberhaft machen muß. Granada aber hat Namen und Wappensymbol von dieser Frucht, die vielleicht nirgend in der Welt so groß und trefflich gedeiht wie am Genil. Murillo'sche Bettelkinder frühstückten bereits mit schmutzigen Händen an ausgeschossenen überreifen Früchten, der weichen fadsüßlichen Stechfeige und der säuerlichen mit Purpurkernen gefüllten Granate, so wie sie ihnen die Marktweiber auslesend zuwarfen. Auch wir begannen unser Tagewerk mit Kaffee und Ziegenmilch, die ein grauköpfiger Kellner, die Cigarrette im Munde, servirte. Wer könnte es überdies umgehen, ebenso der endemischen Cigarettenkrankheit seinen Tribut zu entrichten! Verkämen sie nicht, die Myriaden von Cigarrettenstümpfen, welche in Spanien auf den Boden geworfen werden, die ganze Halbinsel müßte bereits fußhoch damit bedeckt sein. Der das Krankenzimmer betretende Arzt, der vom Altar in die Sakristei zurückkehrende Priester, der aus dem Wagen gehobene Kranke, der Torero in jeder Pause des Stiergefechts, selbst der Galeriediener in unbewachten Augenblicken, Alles versieht sich so schnell und so oft als möglich mit diesem Genuß, welchem täglich ein Rauchopfer von 30—40 Stück darzubringen ganz gewöhnlich ist.

Wir hatten zunächst nur einen Gedanken: sobald als möglich emporzukommen zur Höhe der Alhambra. Schon im Ansteigen die Gomelenstraße entlang wehte es uns immer kühler entgegen, je vernehmlicher vom Hügel her die Kronen seiner Ulmen und die herabschießenden Quellbäche rauschten. Ein stattliches von Karl V. stammendes Renaissancethor mit mächtigen Wappengranaten vermittelt den Eingang in den, einen großen Theil des Festungsberges bedeckenden Park. Ich habe noch wenig Ueberraschungen genossen wie beim Durchschreiten dieses Thores. Seit Wochen an heißen Staub, ausgetrocknete Flußrinnsale, Granitgeröll und Sand, spärlich mit krüppeligen Oliven besetzt, gewöhnt, Eindrücke, wie sie den Reisenden von S. Sebastian bis Cordova nicht verlassen, sah ich mich plötzlich in einen hochstämmigen Ulmen-, Ahorn- und Platanenwald versetzt, ähnlich den Beständen an den südlichen Abhängen der Alpen. Die Kühle der Schatten erhöhte sich noch durch die von allen Seiten herabrieselnden, an steileren Hängen zum Theil in kleinen Cascaden herabplätschernden Quellen, welche selbst dem Gestein Vegetation entlocken und geflochtene Reisigzäune zum Leben bringen. Darüber wogte noch (es war Anfangs October) ein Duft wie im Frühling, daß man nicht müde ward, tief Athem zu holen und seine Brust in den balsamischen Luftwellen zu baden. Und Tausende von gefiederten Sängern in den hochragenden Wipfeln mußten dasselbe empfinden, denn so voll und weich und melodisch war ihr Gesang, daß die Luft daran unverkennbar war. Kurz eine Natur, wie sie die arabischen Dichter, durch das Oasenleben für Naturreize doppelt dankbar und empfänglich, so oft in ihren Kassiden verherrlichten. Von solchen Poesien nur ein Beispiel:

Von Silber ist ein jeder Bach,
Das Grün der Gärten lauter Seide,
Die Erde Moschus, und die Kiesel
Sind echte Perlen und Geschmeide.
Nicht Regentropfen sind die Perlen,
Die auf das Land herniederthauen,
Nicht Winde weh'n mit sanftem Fächeln
Beim Frühroth über seine Auen,
Nein duft'ge Ambrahauche sind's,
Die sich mit Rosenwasser mischen
Und auf die Hügelhänge lind
Herniedersinkend sie erfrischen.

Makkari I. 129, Schack, S. 187.

Die Ansiedlung von Granada ist fast so alt als die Occupation Spaniens durch die Araber. Das zauberische Hochthal des Genil, eines zwischen Cordova und Sevilla sich ergießenden Nebenflusses des Guadalquivir, konnte nicht übersehen werden, als die Araber von dem Schlachtfelde bei Jeres de la Frontera weg sich Andalusiens bemächtigten. Während der Hauptstamm der Eroberer sich in Cordova niederließ, wo auch der in seinen Schicksalen an den Propheten selbst erinnernde Abderrhaman das Chalifat der Omajaden aufrichtete, sollen syrische Araber das Hügelland zu Füßen der Sierra del Sol erwählt haben, weil sie das üppige Grün der Abhänge zwischen Genil und Darro mit der Schneekrone der Sierra Nevada an die Gautah von Damascns mit dem Libanon erinnerte. Die Burg erhielt den Namen Hisn-ur Romman, Schloß der Granatbäume. Der Name Al Hambra (die Rothe, von der Farbe der Festungsmauern) erscheint erst kurz vor 1000 zum erstenmal.

Eine hervorragende Rolle zu spielen war jedoch der etwas abgelegenen und durch keinen schiffbaren Fluß im Verkehr unterstützten Stadt zunächst noch nicht beschieden. Die omajadischen Chalifen hielten den Schwerpunkt in Cordova fest, und richteten sonst ihr Augenmerk vielmehr nach dem Norden, wo hauptsächlich Toledo emporkam. Als aber dann zu Anfang des 11. Jahrhunderts die Auflösung des Chalifenreiches von Cordova eine Reihe von unabhängigen Königssitzen zu Toledo, Sevilla, Badajoz, Almeria, Malaga, Valencia, Zaragoza, Murcia u. s. w. ins Leben rief und dabei zwar die Musenhöfe vermehrte, aber dafür die den Christen gegenüber nöthigen Heermassen wenn nicht verringerte, so doch zersplitterte, gelangte

auch Granada zu einer selbstständigen Stellung. Der Berberhäuptling Zawi hatte nämlich, nachdem er den Tod seines Vaters durch die Verwüstung Cordovas gerächt, Granada zu seinem Königssitze gewählt und dort die etwa ein Jahrhundert blühende Sinhadscha-Dynastie begründet. Merkwürdig von derselben erscheint die ihr im Gegensatz gegen die übrigen Berbern und namentlich die Murabiten und Marokkaner eigene Bildungs-, Kunst- und Prachtliebe, womit sie den anderen andalusischen Königshöfen wetteifernd gleichzukommen versuchte. Es ist demnach nicht mit Schack die Hypothese von der Hand zu weisen, daß der ganz selbstständige und vom cordnanischen himmelweit verschiedene granadische Baustil auf diese Occupation zurückgehe und afrikanischen Ursprunges sei. Allein wie weit er sich in Afrika vorbereitet habe, ist zur Zeit schwer zu sagen, da die erhaltenen und bekannt gewordenen Werke Nordwest-Afrikas vielmehr andalusische Rückwirkung zu verrathen scheinen. Auch ist die Frage, wie weit sich dieser Stil schon damals in Granada entwickelt habe, deshalb schwer zu beantworten, weil die Palast- und anderen Banten der Sinhadscha-Dynastie verschwunden sind.

Die Sinhadschas in Granada scheinen damals die einzige Berberndynastie in Spanien gewesen zu sein, und während sich sonst die Culturzusammenhänge überall, besonders aber in Cordova, Sevilla und Toledo unverkennbar nachweisen lassen, finden sich wenigstens unter den zahlreichen baulichen Ueberresten Granadas keine Spnren cordnanischer Einflüsse. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts strebte Sevilla unter der Dynastie der Abbadiden nach der Stellung, welche Cordova unter den Omajaden eingenommen hatte und erreichte wenigstens, da Cordova trotz der schweren Schläge bei der Einnahme von 1013 fortfuhr, seinen Rang als Hauptsitz wissenschaftlicher Thätigkeit zu behaupten, den Ruhm, der Mittelpnnkt der Poesie und Musik des spanischen Arabiens zu werden. Der zweite und dritte Abbadide von Sevilla genossen sogar selbst als Dichter großes und verdientes Ansehen. Daß die kleineren Höfe dem Beispiele von Cordova und Sevilla nachfolgten ist natürlich, und wir lesen von Königen von Badajoz und Zaragoza, welche sich der Abfassung bändereicher Encyklopädien und mathematisch physikalischen Studien widmeten, während auch sonst Gelehrsamkeit, Dichtkunst und Musik die besten Kräfte an sich zog.

Ob dadurch die Wehrkraft der spanischen Araber verlor? Gewiß ist, daß 1085 ihr nördlicher Vorort Toledo für immer in die Hände der Christen fiel. König Alfonso VI. fühlte sich durch diesen Erfolg mächtig genug, die ihm von den kleineren arabischen Fürsten bereits bezahlten Tribute zu erhöhen. Ein Tributansinnen desselben an den König Motamid von Sevilla aber beantwortete dieser mit Thätlichkeiten gegen die christlichen Abgesandten und provoeirte damit einen ebenso blutigen als folgenreichen Krieg.

Statt nämlich Angesichts der großen drohenden Gefahr die kleinen Rivalitäten der andalusischen Fürsten unter einander wenigstens für den Moment zu vergessen, und zur Abwehr der Christen eine spanische Coalition zu organisiren, rief Motamid von Sevilla den Murabitenfürsten Jussuf Ibn Taschfin von Marokko nach Spanien. Mit Hülfe dieses gelang es nun freilich den Anhängern des Islam in einer der furchtbarsten Schlachten die je geschlagen wurden, bei Zalaka, in der Nähe von Badajoz, das christliche Heer dergestalt zu vernichten, daß der König selbst nur mit Mühe entkam, allein der wilde Beduinenfürst wandte bald darauf seine Waffen gegen seine eigenen Bundesgenossen. Granada, wo eben der dritte Nachfolger Zawis auf dem Thron der Sinhadscha saß, fand in der berberischen Herkunft seiner Dynastie so wenig Schutz, daß es, vielleicht geschwächt durch eine kurz vorher stattgefundene Judenverfolgung, sogar zuerst in eine afrikanische Provinz verwandelt wurde. 1090 fiel Cordova, 1091 Sevilla in die Gewalt der Saharahorden, und Motamid, der fünf Jahre vorher persönlich in Marokko die Bnndesgenossenschaft Jussufs gesucht und erlangt hatte, wanderte jetzt als Gefangener dahin, um den Rest seines Leben kettenbeladen und elegiendichtend in den Kerkern von Achmat zu verschmachten.

Die wüste Murabitenherrschaft dauerte jedoch glücklicherweise in der Hauptsache nicht lange, und noch einmal erblühte die arabische Civilisation auf den Thronen Andalusiens. Vielleicht am wenigsten in Granada, welches sich der Afrikaner nicht zu erwehren vermochte, deren intoleranter Druck gegen die in jener Stadt zahlreichen Christen sogar zu einer Conspiration mit Aragon und 1125 zu einem freilich vergeblichen Feldzuge des aragonischen Königs gegen Granada führte. Wenn man aber sonst um 1200 in Andalusien 70 öffentliche Bibliotheken zählte, so beweist dies, was die verhältnißmäßig friedliche Zeit des 12. Jahrhunderts hier gewirkt hat. Anderseits kann es aber auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese Studien-, namentlich aber Dichtungs-Leidenschaft der andalusischen Araber, welche jede Rede in ein improvisirtes Reimgedicht zu flechten pflegte, bei der Art ihrer Empfindungs- und Formthätigkeit zur Kräftigung der Nation nichts beitrug, und daß trotz aller ritterlichen Tüchtigkeit der Einzelnen die Wehrkraft des Ganzen eher abnahm. Hatten doch schon einzelne arabische Fürsten umgekehrt christliche Hülfe gegen das Umsichgreifen der afrikanischen Eindringlinge angerufen, wie Achmed von Zaragoza den gefeierten Cid Ruy Diaz el Campeador auf Valencia hetzte, um eine Diversion zu erzielen, obwohl er wissen konnte, was daraus durch den gewaltthätigen, in der christlichen Sage hinsichtlich seiner Trefflichkeit über Gebühr hochgestellten Condottiere der unglücklichen Stadt erwachsen werde. Bezeichnend für die Poesiemanie der Andalusier ist hiebei, daß ein gleichzeitiger arabischer Berichterstatter bei einer versificirten Rede verweilt, welche ein angesehener Valencianer von dem höchsten Thurm der Stadtmauer herab hielt, wodurch allerdings weder der Angriff zurückgedrängt, noch die Vertheidigung gefördert werden konnte.

Blieben die Christen Spaniens in Poesie und Wissenschaft zurück, so wurde dafür ihre Waffenüberlegenheit immer entschiedener. 1236 erlag Cordova dem Angriff des h. Ferdinand, Sevilla folgte bald und Valencia unter Jaime I. von Aragonien nach. Gerade damals aber kam Granada entscheidend empor, ohne Zweifel durch den Zusammenfluß aller Jener, welche, dem christlichen Joche sich nicht fügend, in der Gebirgsstadt ein Asyl gesucht hatten. Muhammed ibn ul Achmar, der einen Gefährten Muhammeds seinen Ahnherrn nannte, und um 1238 in Granada die Dynastie der Naßriden begann, hatte einen förmlichen Kreuzzug gegen die Christen organisirt und auch den Sultan Abu Jussuf aus dem Hause der Meriniden — natürlich wieder mit einem von einem Dichtergesandten vorgetragenen Gedicht — dazu aufgefordert. Stand dadurch Granada für den Augenblick an der Spitze der Situation, so erhoben es andere Umstände dauernder, als irgend einen anderen arabischen Herrschersitz Spaniens, zur vorortlichen Stellung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Opfer um Opfer.

Schauspiel in fünf Acten von Ernst von Wildenbruch.

Den Bühnenwerken dieses beliebten Dichters gegenüber befand sich die Kritik bisher in einer eigenthümlichen Lage. In der langen bangen Zeit, da Wildenbruch an allen Theaterkanzleien vergeblich anklopfte, hatte sich eine schwere Menge von Manuscripten in seinem Pult angesammelt, welche nach dem ersten Erfolg in so raschem Tempo hintereinander vor die Rampe trat, daß die Kritik den chronologischen Faden vollständig verlor. Sie wußte nie, ob die „Karolinger" vor dem „Harold" verfaßt waren, ob der „Meunouit" nach „Väter und Söhne" entstanden war, und wenn sie einen bedeutenden Fortschritt constatiren zu können glaubte, so wurde sie nicht selten belehrt, das betreffende Stück gehöre just zu den frühesten Arbeiten des Autors, so daß der vermeintliche Fortschritt eigent-

lich einen Rückschritt bedeutet. Bei dem neuen Schauspiel: „Opfer um Opfer", das übrigens bereits in Frankfurt und anderweit zur Aufführung gelangt ist, sind wir dieser Zweifel enthoben Es ist keine im Pult verschimmelte Novität, sondern ein authentisches jüngstes Stück, und so kann die Frage nach dem Fortschritte des Talents, ob Wildenbruch sich seine Bühnenerfahrungen der letzten Jahre zu Nutze gemacht, endlich einmal beantwortet werden.

Wenn wir an das neue Drama herantreten, ist es wohl am Gerathensten, die früheren Leistungen des Dichters vorerst zu vergessen. Die pathetischen Gestalten Harolds, Wilhelms des Eroberers, der Karolinger liegen hier in wesenlosem Scheine weit hinter uns, statt mittelalterlicher Heroen treten modern angekränkelte Menschen auf, die historische Reckenhaftigkeit weicht einer weichlichen Misère, der nichts Großes begegnen kann. Und mit seiner Welt wird auch der Poet kleiner. Ja, der Dichter,

Quem tu, Melpomene,
Nascentem placido lumine videras,

er büßt seine schönste Tugend ein, die frische, kraftvolle Energie; sein Bestreben geht nicht mehr dahin, tragische Schauer zu erwecken; statt zu erschüttern, will er nur noch rühren. Nicht Shakespeare und Kleist leuchten ihm mehr als erhabene Beispiele vor; ihm genügt der Birchpfeiffer effectkundige Geschicklichkeit, des biedern Benedix hausbackene Moral. Den Stoff holt er sich aus einer Novelle von Dickens und macht zum Kern seiner Handlung den Streit zweier Schwestern um einen und denselben Mann, — von allen unerquicklichen Conflicten vielleicht gerade der peinlichste.

Hedwig und Christine sind die Töchter des verstorbenen Professors Roßlau, in dessen Hause sein Lieblingsschüler und vertrautester Freund, der Naturforscher Wernshausen, sich eingemiethet hat. Letzterer hat eine afrikanische Forschungsreise unternommen und kehrt jetzt nach zwei Jahren mit Ruhm bedeckt in seine Heimat zurück. Die beiden Schwestern bekränzen die Pforten seiner Wohnung. Beide lieben ihn. Die ältere Hedwig scheint ein älteres Anrecht auf ihn zu haben, während die zärtlichen Gefühle ihrer jüngeren Schwester erst in seiner Abwesenheit erwacht sind. Die alte Tante Ulrike ist freilich damit nicht einverstanden, denn sie begünstigt einen anderen Freier, Paul Kellenberg, den windigsten Stutzer der Universitätsstadt. Eben tritt er auf mit einem großen Rosenstrauß in der Hand, den er galant dem angebeteten Mädchen überreicht. Doch was thut Christine? Sie hält einen langen Monolog vor des Afrikareisenden Bild, bricht eine Rose aus dem Bouquet und legt sie ihm auf seinen Schreibtisch. Als dann Wernshausen wirklich eintrifft, gefällt ihm von all den Ehrenpforten und Blumenspenden diese Rose am meisten. Gewiß hat Hedwig sie auf seinen Arbeitstisch niedergelegt. Aber diese ist ehrlich genug, ihren Antheil an dieser sinnigen Aufmerksamkeit abzulehnen und sie Schwester Christine zuzuschreiben. „Christine!" sagt Wernshausen gedankenvoll. Hier haben wir schon den Conflict angedeutet.

Der zweite Act ist der gewaltsamste des Stückes. Es geschehen da einige gesellschaftliche und psychologische Unmöglichkeiten, ohne welche eben das ganze Drama unmöglich wäre. Der Afrikareisende gibt der armen Hedwig beim Thee in allzu deutlicher Weise zu erkennen, daß er sie nicht mehr liebt, daß sie für ihn zu alt ist, daß das hübsche Christinchen ihn tausendmal mehr fesselt. Mittlerweile entdeckt Letztere die Liebe ihrer Schwester zu Wernshausen, und als Kellenberg um ihre Hand anhält, da bezwingt sie sich, opfert ihr Glück demjenigen ihrer Schwester und schenkt dem Stutzer ihr Jawort. Es folgt die Verlobung vor mehreren Zeugen, wobei sich der vom Champagner angeregte Bräutigam so roh aufführt, daß selbst in der nachsichtigsten Gesellschaft das Verlöbniß rückgängig gemacht würde. Aber auch der „Stolz Deutschlands" benimmt sich nicht viel besser. Die todtenblasse Christine kämpft ihren Schmerz herunter und nähert sich ihm mit erzwungenem Lächeln, indem sie ihm ein Glas Sect bringt. Wernshausen weigert sich aber mit ihr anzustoßen und schleudert den Kelch zur Erde. Das heißt man einen Theatercoup. Im Leben pflegen die Dinge viel weniger pathetisch zu geschehen, und gerade das weltmännische Decorum, hinter dem sich gewaltsam verhaltener Schmerz und Zorn verbirgt, ist manchmal tragischer, als diese ostentative Schauspielerei. Selbstverständlich endet der Act mit einer immer effectvollen Provocation. Der zum Tode bereite Wernshausen nimmt Abschied von Hedwig. „Es gibt Stunden, wo der Mann das Weib nicht hören darf", meint er.

Der Zweikampf wirft seinen Schatten voraus und verdüstert den dritten Act. Tante Ulrike glaubt, ihrem „Schnukelchen" — lies Christinchen — einen Gefallen zu erweisen, indem sie Kellenbergs Schießkunst lobt. Das reift in Christine einen Entschluß. Sie wird das Duell verhindern, koste es was es wolle. Sie sagt Kellenberg, die Provocation sei unnütz gewesen, denn Wernshausen habe weder sie noch ihn beleidigt und wenn er seine Herausforderung nicht zurückziehe, so seien sie geschiedene Leute. In diesem Augenblick wird dem sauberen Herrn Bräutigam ein Telegramm überbracht, dessen Inhalt ihm den herkömmlichen Schreckensseufzer entlockt. Im Buche*) wird der Leser durch ein Beiseite sogleich aufgeklärt: „Bankrott! Konnte mein Papa sich keine andere Zeit zum Bankrott aussuchen als gerade jetzt!" Die Regie hat aber diese Worte zu streichen für gut befunden, so daß wir nicht recht begreifen, warum sich jetzt Kellenberg von seiner Braut das Versprechen, daß sie in drei Wochen seine Frau sein wolle, schriftlich geben läßt. Derlei pflegt sonst in so delicaten Angelegenheiten nicht zu geschehen . . . Auch die folgende Scene, wo Kellenberg in Gegenwart seiner Freunde und Wernshausens seine Provocation zurücknimmt und Hedwig einen Monolog über die Verwerflichkeit des Duells hält, ist gestrichen. Dafür sind wir Zeugen, wie Hedwig und Wernshausen sich endlich finden und verloben. Auch Christine kommt dazu, und ihre Ohnmacht bildet einen eindrucksvollen Actschluß.

Im vierten Act wird eben die letzte Hand an Christines Brautkleid gelegt, wozu die alte Haushälterin Rieke allerlei Ammenmärchen erzählt, z. B. daß eine Braut 24 Stunden vor der Hochzeit mit keiner Nadel an ihr Brautkleid gehen müsse, weil dies sonst die Hochzeit zersteche und den Tod bringe. Ach, das ist es ja gerade, was Christine ersehnt! Sie setzt sich zu nachtschlafender Zeit zu ihrem Brautkleid, kniet schmachtend vor ihm, richtet eine pathetische Ansprache an seine Adresse und sticht sich mit der verhängnißvollen Nadel vorschriftsmäßig in den Finger. Jetzt ist der Zauber vollbracht, und schon kommt Wernshausen — um diese Zeit? in ihr Zimmer? — und vernimmt von ihren Lippen lebensmüde, todesfreudige Worte. Er erräth, daß sie sich mit jenem ungeliebten Menschen nur darum verlobte, um ihrer Schwester ein Opfer zu bringen, preist ihren Edelmuth und nimmt von ihr „ewigen Abschied". Hedwig, die diese Scene belauscht, tritt nach seinem Abgang vor, und die beiden Schwestern thun endlich dasjenige, womit sie schon im zweiten, ja bereits im ersten Acte hätten anfangen sollen: sie sprechen sich frei und offen aus. Hedwig erkennt, daß Christine nur darum sich schriftlich zur morgigen Hochzeit verpflichtet hat, um Wernshausens Leben zu retten, daß sie diesen liebt, daß sie nur zu Gunsten der Schwester sich Kellenberg an den Hals warf. „Eine von uns konnte ja noch glücklich werden, warum sollten Beide unglücklich sein?!" Blos die Erkenntniß, daß sie „der Nacht den Tribut schuldig" sind und noch ein fünfter Act nöthig ist, verhindert die Schwestern, uns schon jetzt zu sagen, wie sie das doppelte Unglück von sich oder wenigstens von einer von ihnen abwälzen wollen.

Das Duell ist aus der Welt geschafft. Wildenbruch sieht sich nach einem neuen Motiv um, welches das Dasein eines Actes fristen könnte. Er findet es in dem bereits erwähnten Bankrott Kellenbergs, der jetzt offenkundig wird. Schon hat der Gerichtsvollzieher der Wohnung des jungen Gentleman einen Besuch erstattet. Hedwigs Entschluß ist bald gefaßt. Sie will ihre Liebe ersticken und auf den angebeteten Mann verzichten. Die Schwester soll mit ihm vereinigt werden, und Kellenberg — nun, er braucht Geld und er wird sein geschriebenes Anrecht auf die Verlobte verkaufen. Wider Erwarten geht der Handel gut von Statten. Kellenberg, der uns bisher nur als leichtsinnig geschildert wird, ist ein ausgemachter Schurke. Er besteht, wie Shylock, auf seinem Schein, mittelst dessen er sich von einigen dringenden Mahnern Frist erkauft hat, aber läßt sich doch dazu herbei, für baare 60,000 Mark die Seelenverschreibung herauszugeben. Bis dahin begreifen wir zur Noth sein Benehmen. Was jetzt folgt ist unverständlich. Er declamirt ungefähr Folgendes: „Sie wollten mich los sein, weil Sie mich hassen . . . Ich hasse aber, die mich hassen, und wenn ich merke, daß man mich todtschlagen will, greife ich an und schlage zuerst. Sie vergessen, mein Fräulein, daß Sie es mit einem Spieler zu thun haben, der die guten Karten bis zuletzt in der Hand behält. Auf jenem Blatt hatte Ihre Schwester mir versprochen, heute noch meine

*) Verlag von Freund und Jeckel in Berlin.

Frau zu werden — Sie haben es mir abgekauft — gut; ich halte mich an unseren Vertrag: heute ist Ihre Schwester frei, auch morgen und die nächste Zeit — ich verreise — aber ich komme zurück — verlobt ist sie mir und bleibt es. Das ist meine Rache dafür, daß Sie mich wie einen Wucherer und Halsabschneider behandelt haben!" Allein wir brauchen uns über diesen räthselhaften Herrn nicht sonderlich zu alteriren, denn gleich darauf kommt er wesentlich verändert wieder zurück und berent Alles. Sein Vater hat sich erhängt oder erschossen; an diesem Tode ist er, der ihn ruiniren half, mitschuldig; er bekennt, daß er niederträchtig genug war, sich sein Wort abkaufen zu lassen und schleudert Hedwigs Anweisungen zu Boden. Doch man ist bereit ihm zu vergeben, und das rührt ihn so sehr, daß er zu leben und sich zu bessern verspricht. Nunmehr kann sich Christine getrost ihres Verlobungsringes entledigen, und die hochherzige Schwester, die sich in der exaltirten Weise all dieser guten Leute kurz zuvor noch eine Verbrecherin genannt, weil sie die unglückliche Verbindung begünstigt hatte, legt Christines und Wernshausens Hände in einander. Opfer um Opfer! So wird wenigstens die Schwester und der Geliebte glücklich. Gleichviel, was aus ihr selbst wird. Gebrochen, aus dem Paradiese vertrieben, wankt sie von dannen.

Aus dieser Erzählung erhellt, daß in dem Drama viel vorgeht, aber wenig geschieht. Während der ganzen fünf Acte handelt es sich immer um dieselbe Situation, jeder Aufzug haspelt das Thema von der edelmüthigen Entsagung wieder von Neuem ab, ein bloßes Mißverständniß oder vielmehr ein Sichnichtverstehenwollen fristet die Existenz des unwahrscheinlichsten aller Conflicte. Wenn die beiden Schwestern, wie dies in der Natur der Sache und ihrer blutsverwandtschaftlichen Beziehungen läge, gleich anfangs ordentlich von der Leber weg redeten, so würde uns die Ungeheuerlichkeit erspart, daß Christine sich blindlings mit einem liederlichen Subject verlobt und es ihm sogar schriftlich gibt, blos um der Schwester den Jugendgeliebten zu sichern. Würde in diesem Falle nicht die fromme Lüge genügen, daß sie Wernshausen nicht liebe? Muß sie denn gleich durch eine förmliche Verlobung zu viel beweisen wollen? Dieser phantastische Heroismus hat einen bedenklichen Beigeschmack von verschrobener Selbstquälerei, die freilich, mit der gehörigen Rührseligkeit verarbeitet, einen tiefen Eindruck auf zarte Zuschauer machen muß. Ich sah im Schauspielhause, welches doch eine nur mangelhafte Aufführung bot, aus der einzig Frau Frieb-Blumauer und Herr Keßler hervorragten, — wie die unsinnigsten Scenen von ganzem Herzen beweint wurden, gerade als ob eine solche Geschichte überhaupt nur menschenmöglich sein könnte.

Am Schlimmsten steht es um die Charakterzeichnung. Wildenbruchs frühere Schauspiele und Novellen haben uns allerdings daran gewöhnt, eine psychologische Entwicklung von ihm nicht zu erwarten; aber Kellenbergs chamäleonhaftes Schillern vom harmlos leichtsinnigen Bonvivant zum schuftigen Intriganten und gleich darauf wieder zum reumüthig zerknirschten Sünder geht denn doch über das Maß hinaus. Von der traurigen Figur, die der als in jeder Beziehung bedeutend geschilderte Wernshausen spielt, schweigt man lieber. Buridans grauer Freund kann nicht rathloser zwischen seinen zwei Heubündeln stehen, als dieser berühmte Deutsche zwischen den beiden in ihn verliebten Schwestern. Zuerst verhindert ihn feige Rücksicht und unmännliche Schwäche Christine seine Liebe zu erklären, dann wird er wieder allzu deutlich und beleidigt beide Schwestern, verlobt sich hernach mit der ungeliebten Aelteren, gesteht hierauf der Jüngeren seine Liebe, und erst am Ende findet er, mehr durch fremde Hülfe als durch eigenes Verdienst, die richtige Lösung. Ich wüßte freilich eine bessere: ich würde weder die Aeltere, noch die Jüngere, sondern eine Dritte heirathen.

Es zeigt sich in dem neuen Stück eben wieder, daß Wildenbruch nicht dramatisch, wohl aber nur theatralisch gestalten kann. Er operirt nicht mit Menschen, sondern blos mit Schauspielern, seine Natur ist die conventionelle Scheinwelt von Pappe und Leinwand, und auf dem Theaterzettel seiner Stücke sollte geschrieben stehen: Ort der Handlung ist auf der Bühne. Es ist dies Schade für seine wirklich dichterischen Vorzüge, die sich auch in diesem unerfreulichen Schauspiel da und dort nicht verleugnen. Die plastische Gegenständlichkeit der Handlung, wo Alles nach Bewegung ringt und jedes Wort leidenschaftliche Beredtsamkeit und Absicht ist, die scenische Gestaltungskraft, kurz, das specifisch theatralische Temperament Wildenbruchs scheint seit seinen früheren Stücken stärker geworden zu sein. Hier ist ein entschiedener Fortschritt bemerkbar, den die wohlwollende Kritik freudig anerkennen muß. In der Wahl des unsympathischen, undramatischen Stoffes verräth sich aber noch immer der unkritische Geschmack des Anfängers, der sich Alles und selbst das Unmögliche zutraut. Am meisten verrechnet sich Wildenbruch jedoch, wenn er nach komischen Wirkungen strebt. Sein Humor verfällt immer ins Triviale, Ordinäre. Den Diener Windeband mit seinen abgestandenen Redensarten würden wir uns nicht einmal von Benedix gefallen lassen; seine an der ungeschicktesten Stelle im vierten Act hineingeschneite Liebesscene mit der Haushälterin wurde denn auch energisch ausgezischt. Möge dieser fast einzige Mißton, der aus dem über die Maßen freundschaftlich gesinnten Zuschauerraum kam, den noch lange nicht fertigen Dichter aus seiner selbstgenügsamen Stimmung aufrütteln. Eine der schönsten Lehren des alten Lafontaine lautet:

Ne forcez pas votre talent,
Vous ne feriez rien avec grace.

Befolgt Wildenbruch rasch diese Mahnung, bevor es noch zu spät ist, so wird er auch sein volles Talent und die Grazie wiederfinden.

Z.

Notizen.

Als Nachtrag zu den von uns empfohlenen Weihnachtsnovitäten für Kinder nennen wir noch die Märchenbücher-Specialität des Verlages von Ambrosius Abel in Leipzig. Diese reizenden Märchenbücher zeichnen sich durch trefflich redigirten Text, meisterhafte Illustrationen und gefällige Ausstattung auf das Vortheilhafteste aus. Besonders schön ist die mit bunten und Tonbildern und unzähligen Holzschnitten geschmückte Sammlung Friedrich Hofmanns: Der Kinder Wundergarten, woran, einem Wunsche des Verfassers folgend, zum Theil sogar die kleinen Leser mitgearbeitet haben. Empfehlenswerth sind auch Andersens Ausgewählte Märchen, illustrirt von C. Richter, Thumann, Pocci u. A., Müllers gut erzählter Rübezahl, der Herr des Riesengebirges; Lauckhards Tausend und eine Nacht, Turleys Schwedische Volksmärchen. Bei diesem Anlaß wollen wir auch darauf hinweisen, daß von Gottheils Berliner Märchen soeben bei Walter und Apolant in Berlin die dritte Auflage erschienen ist. Diese liebenswürdigen Geschichten und Verse, welche in sinniger Weise Fabelreich und Wirklichkeit mit einander verbinden, haben in der That ihren großen Erfolg verdient.

* * *

Von den Prachtwerken machen wir noch namhaft: Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland, herausgegeben vom Grafen R. Stillfried-Alcantara und Bernhard Kugler, das noch rechtzeitig vor dem Weihnachtsfeste seinen Abschluß erreicht hat (München, Friedrich Bruckmann). Der Text ist aus den besten historischen Quellen geschöpft und die Illustrationen überaus reich und künstlerisch vollendet. Die ungewöhnliche Fülle charakteristischer Abbildungen, Porträts, Scenen aus dem Leben der Hohenzollern-Fürsten, Schlachtengemälde u. s. w. entstammt dem Griffel der ersten deutschen Meister. — Ein ebenso gründliches wie splendid ausgestattetes Werk ist die Monographie: Rubens und die Antike von Friedr. Göler v. Ravensburg (Jena, H. Costenoble). Es ist des gelehrten Kunsthistorikers entschiedenes Verdienst, zuerst nach Waagen in erschöpfender Weise auf den Einfluß der Antike auf Rubens hingewiesen zu haben. Diese innige Beziehung findet Baron Göler nicht so sehr in der Compositionsweise und Formbildung des Meisters, als in dem Inhalt, dem Stoffe seiner Darstellungen. Der Ideenkreis des antiken Mythos und der antiken Geschichte spielt eine so große Rolle, daß die Zahl seiner mythologischen Kunstschöpfungen an 300 beträgt, darunter eine Reihe der herrlichsten Compositionen. Unter den dem Prachtbande beigegebenen sechs Lichtdrucktafeln befinden sich die Reproductionen zweier bis jetzt fast unbekannter und hier zum erstenmale publicirter Gemälde aus Hamilton Palace. — Zum Schluß sei noch der eben erschienene Katalog des Kunstverlags der Photographischen Gesellschaft Berlin erwähnt. Wie die ihm beigelegten Proben beweisen, excellirt die renommirte Anstalt in der photographischen Reproduction bedeutender Gemälde und Zeichnungen. Auch die gediegenen

Pracht- und Sammelwerke, z. B. die Albums der Dresdener, Berliner und Nationalgalerie seien angelegentlichst empfohlen.

* * *

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Ferdinand Cohn. Breslau, J. U. Kern.

Das vorliegende Buch des auf botanischem Gebiete rühmlichst bekannten Breslauer Professors will denjenigen als Führer dienen, welche an dem geistigen Leben, das die Botanik der Gegenwart durchweht, Antheil nehmen möchten. Aus öffentlichen Vorträgen hervorgegangen, sind doch die einzelnen Darstellungen in innerem Zusammenhang und in stufenweiser Fortentwicklung aneinander gereiht und Wiederholungen wie Ungleichheiten des Stils sorgfältigst vermieden. Sonst ist mit vollkommenem Rechte die allgemeine Form des Vortrags beibehalten, welche einem nicht fachmännisch gebildeten Publicum mehr Anregung und Belehrung bietet und an Uebersichtlichkeit und Einheit der Form dem Essay am nächsten kommt. Ueberaus fesselnd sind besonders die Kapitel: Was sich der Wald erzählt, Insektenfressende Pflanzen, Studien am Meeresstrande, Pflanzenkalender, die Bakterien, die Welt im Wassertropfen, die Gärten in alter und neuer Zeit. Cohn urtheilt über Goethe als Naturforscher ganz anders als neulich Du Bois-Reymond und ist der Meinung, daß nur ein universaler Geist wie Alexander von Humboldt Goethes Verhältniß zu den Naturwissenschaften nach allen Seiten hin klar zu legen vermöchte. So bietet das ausgezeichnete Buch in angenehmster geistreicher Form auf jeder Seite eine Fülle von Belehrung. Es sollte auf dem Weihnachtstisch keines Gebildeten fehlen.

* * *

Culturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten, herausgegeben von Georg Hirth. I. Leipzig und München, G. Hirth.

Die zahlreichen und immer verdienstvollen, gediegenen Publicationen Dr. Georg Hirths, des bekannten Schatzgräbers unserer alten Kunst, haben durch diesen neuen Band eine unvergleichliche Bereicherung erfahren. Der soeben erschienene erste Band des Culturgeschichtlichen Bilderbuchs, der nicht weniger als 555 Bilder auf 390 Seiten in Folioformat bietet, zeigt in vorzüglich ausgeführtem Facsimile-Drucke einen fast unabsehbaren Reichthum von altdeutschen Formschnitten, Kupferstichen, Handzeichnungen und Radirungen und umfaßt die klassische Epoche unserer Renaissance, an deren Spitze Meister wie Dürer, Holbein, Hans Burgkmaier stehen. Hirth hat hier wieder einmal sein Geschick, seine ganze Findigkeit bewiesen, indem er die köstlichsten Blätter aus sonst fast gar nicht oder wenig bekannten Drucken aufzustöbern wußte. Fast noch größer als das künstlerische ist aber das culturhistorische Interesse. Wie die gesammte künstlerische Thätigkeit unserer alten Meister sich hier wiederspiegelt, so eröffnet sich dem Beschauer gleichzeitig das häusliche und öffentliche Leben jener Tage. Und welch treue und liebe Berichterstatter sind die Dürer, Schäufelein, Beham, Hopfer! Da bleibt kein Punkt, keine Beziehung des damaligen Lebens unerörtert. Costüm-, Kriegs- und Genrebilder wechseln ab mit Porträts berühmter Persönlichkeiten, Haupt- und Staatsactionen, Umzügen, Jagdscenen und Volksfesten — und aus jedem Blatte grüßt uns eine liebenswürdige große Künstler-Individualität und das sprühende Leben eines kerngesunden Volkes. Kein moderner Künstler, keine deutsche Familie sollte auf den Besitz dieses Bilderbuchs verzichten.

* * *

Im Verlag von Stiefbold & Co. in Berlin erschien: Madonna della Sedia, nach Rafaels berühmtem Bilde im Palazzo Pitti in Florenz gezeichnet und in Kupfer gestochen von Joh. Burger. Der berühmte Stecher hat da ein Blatt geliefert, das nicht allein eine der vorzüglichsten modernen Leistungen des Grabstichels ist, sondern sämmtliche früheren Reproductionen dieses Meisterwerks von Rafael Morghen, Desnoyers, Schäffer und Mandel an Treue und Reichthum der Töne übertrifft. Burger hat einen größeren Maßstab gewählt als seine Vorgänger und dadurch ist es ihm möglich geworden, sich der wunderbaren Feinheit Rafaelischer Formgebung aufs Genauste anzuschließen und die discret abgestufte Färbung des Originals mit einer außerordentlichen Mannichfaltigkeit der Nüancen wiederzugeben. Diese Arbeit ist ohne Zweifel Burgers Meisterwerk. Sie bildet den denkbar schönsten Zimmerschmuck und empfiehlt sich von selbst als gediegenes Festgeschenk.

* * *

Historischer Festzug, veranstaltet bei der Feier der Vollendung des Kölner Doms am 16. October 1880. Nach den Original-Aquarellen von Tony Avenarius. Leipzig, K. F. Köhler.

Wir haben vor Jahresfrist die erste Lieferung dieses Prachtwerks gebührend begrüßt und können, nun uns das Ganze vorliegt, constatiren, daß die übrigen Blätter gehalten haben, was uns die ersten versprochen. Nach dem Vorgang von Hans Makarts Ausgabe des Wiener Festzuges zur silbernen Hochzeit des östreichischen Kaiserpaares sind hier die markantesten Masken des herrlichen Festzuges chromolithographisch wiedergegeben. Der Maler Avenarius hat ein schönes dauerndes Erinnerungszeichen geschaffen, das allen denen willkommen und theuer sein wird, welche die Jubel- und Festtage der Stadt Köln erlebt oder gar im Zuge selbst mitgemacht haben. Und wie jenes zaubervolle Fest zugleich einen Ehrentag des ganzen deutschen Volkes bedeutet, so werden diese Blätter auch die weitesten Kreise interessiren, nicht blos als Erinnerung an die Vollendung des ehrwürdigsten und erhabensten deutschen Bauwerks, sondern als unvergängliches und unvergleichliches Costümbuch. Gerade zu dieser allgemeinen Bestimmung eignet sich das schöne Album vorzüglich. Die Figuren und jedes Detail des Costüms sind sauber und charakteristisch zum Ausdruck gebracht. Wir kennen kein Costümwerk, das alle bürgerlichen, höfischen und geistlichen Trachten vom 13. Jahrhundert an so glänzend zur Anschauung bringt.

* * *

Russische Märchen von Wilhelm Goldschmidt. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Das Buch ist gerade jetzt, wo sich bei uns die Aufmerksamkeit wieder der russischen Literatur mehr zuwendet, eine sehr willkommene Gabe, und wir müssen dem Uebersetzer dankbar dafür sein, daß er uns hier zwanzig überaus ansprechende Märchen zusammengestellt hat, die nicht nur an sich lesenswerth, sondern auch für uns behufs besserer Kenntniß russischen Volksthums von Bedeutung sind. Diese Märchen, die sich wie Originale lesen und in denen Goldschmidt den echten Märchenton gut getroffen hat, sind für den Culturhistoriker von entschiedenem Werth. Sie zerfallen in solche, die uns bekannt anmuthen, und ebensowohl in unserem heimischen Märchenschatz enthalten sein könnten, und in solche, die specifisch slavischen Ursprungs sind. Amüsant sind sie Alle für Groß und Klein. Gern hätten wir gesehn, wenn uns der Uebersetzer in einer Vorrede darüber aufgeklärt hätte, woher er die Märchen genommen; auch einige einleitende und erklärende Worte sonst wären am Platze gewesen. T—n.

* * *

Im Verlage der Gebrüder Borntraeger (Ed. Eggers) in Berlin sind drei anerkannt treffliche Publicationen in neuer Auflage erschienen, gerade noch rechtzeitig, um den Weihnachtstisch zu schmücken. Die zweite, verbesserte und vermehrte Auflage von Carus Sternes Werden und Vergehen, mit Holzschnitten und Tafeln reich illustrirt, beweist den verdienten Erfolg dieses populär-naturwissenschaftlichen Prachtwerkes, das den gelungenen Versuch macht, die Hauptergebnisse der neueren, auf die allgemeine Weltanschauung bezüglichen Forschungen zu einem knappen Gesammtbilde zusammenzufassen. Unter sämmtlichen Popularisatoren der naturwissenschaftlichen Erkenntniß gebührt Carus Sterne wohl der erste Platz: er schreibt geistreich ohne geziert, amüsant ohne seicht, allgemeinverständlich ohne unwissenschaftlich zu werden. Die anmuthige Form ist ihm so sehr zur zweiten Natur geworden, daß er die schwierigsten abstracten oder rein technischen Themata zu behandeln und dabei alles Doctrinäre und Langweilige zu vermeiden versteht. — Auch Viktor Hehns Italien, Ansichten und Streiflichter hat eine zweite stark vermehrte Auflage erlebt, ein Erfolg, der diesem ohne Zweifel besten Buch über Italien vollauf gebührt. Der jetzt in Berlin lebende ehemalige russische Staatsrath Hehn zeigt sich hier überall als einer unserer ersten Essayisten, der in manchen Stücken, was Gediegenheit des Urtheils und Lebendigkeit der Darstellung betrifft, dicht neben Vischer und Hillebrand zu stellen ist. Sein Buch über Italien ist ein Enkomion cum grano salis, und da ist es recht wunderlich, daß er sich mit einem anderen Lobredner italienischen Landes und Volkes, dem Verfasser der „Kritischen Gänge", jemals in eine Polemik verwickeln konnte. Zu den fesselndsten Kapiteln gehören die von unvergleichlicher linguistischer Gelehrsamkeit zeugenden Essays über die Sprache, die von geschichtsphilosophischem Geist erfüllten Abhandlungen über Rom und Sicilien und die scharfsinnige Rede Pro populo italico. Das

eigentliche Gebiet des Verfassers berühren die meisterhaften Kapitel: Vegetation, Landschaft, Architektur, Thiere. — Von desselben Verfassers berühmtem Hauptwerk: Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus China nach Griechenland und Italien, historisch-linguistische Skizzen von Viktor Hehn, ist soeben die vierte Auflage erschienen. Das Buch behandelt bekanntlich mit unerschöpflicher Sachkenntniß ein Thema, das die Naturforscher jetzt vielfach beschäftigt, bei dessen Behandlung ihnen aber größere Bekanntschaft mit der Geschichte, der Literatur und Sprache der Alten, ihren bildlichen Darstellungen u. s. w, über welche Hehn souverain verfügt, von Nutzen sein würde. Er weist nach wie die Flora der italischen Halbinsel im Laufe der Geschichte immer mehr den südlichen Charakter angenommen hat und wie diese Umwandlung hauptsächlich durch Menschenhand geschehen ist, und wie, indem die Culturpflanzen von Volk zu Volk, von Ost nach West, von Süd nach Nord wanderten, auch die Freiheit und Cultur selbst in jeder Gestalt in derselben Richtung und Zeit vorgerückt sind. Dabei verliert sich Hehn niemals im Detail. Sein scharfer Blick überschaut das Ganze und sein umfassender Verstand schließt immer auf das Allgemeine. Namentlich seine Schlußfolgerungen über den Zusammenhang des physiologischen Problems mit der menschlichen Geschichte in der Anwendung seiner Theorie auf die Hausthiere mag den Haeckelianern viel zu denken und zu bedenken geben. Das in jeder Beziehung klassische Buch sei auch in seiner neuen Gestalt empfohlen.

* * *

Die Lieder des Pagen Cherubin. Illustrirt von Fritz Wichgraf. Berlin, Alexander Duncker. Beaumarchais' loser Schelm — le petit garnement, aussi leste que joli — würde sich freilich in diesem deutschen Namensvetter schwerlich wiedererkennen. Dieser Berliner Page Cherubin hat nicht viel spanischen Uebermuth, Leichtsinn und Humor; er ist ein ziemlich sentimentaler Bursche, dessen übrigens hübsch gedrechselte Verse wenig Temperament zeigen, so angenehm sie sich auch lesen lassen. Am Ende stirbt er den heroischen Schlachtentod, ganz wie es in der „Mère coupable" geschrieben steht: „Blessé à mort, je rouvre cette lettre, et vous écris avec mon sang ce douloureux, cet eternel adieu: Souvenez vous!" Sein letztes Lied: Liebestod ist von ergreifender Stimmung. Hätte aber der Verfasser nicht besser gethan, auf diese literarhistorische Cherubin-Maske zu verzichten und in seinem eigenen Namen zu singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist? Die Ausstattung des Quartbandes ist eine vorzügliche. Die Illustrationen sind zum Theil sehr gelungen.

* * *

Unter dem ein wenig anspruchsvollen Titel: Das Buch der Bücher hat Egon Berg im Verlage von Karl Prochaska in Teschen eine umfassende Sammlung von Aphorismen der Weltliteratur herausgegeben. Die beiden stattlichen Bände führen den Untertitel: „Herz und Natur" und „Geist und Welt" und wir können dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß er mit Fleiß und Geschmack ausgewählt und sein reiches Material mit ziemlicher Logik geordnet hat. Es würde sich für eine spätere Auflage empfehlen, bei der Wahl der Uebersetzungen, wo deren verschiedene vorliegen, etwas kritischer zu Werke zu gehen und den Uebersetzer zu nennen. Auf alle Fälle wird dies fleißige Sammelwerk auf Redactionsbureaux und bei allen denen, die viel zu citiren haben, gute Dienste leisten und auch sonst in guten und schlechten Tagen ein herz- und geisterhebendes Vademecum sein.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin (Rich. Schoetz) Berlin SW., Wilhelmstraße 122.

Weisheit und Witz in alt-deutschen Reimen u. Sprüchen.

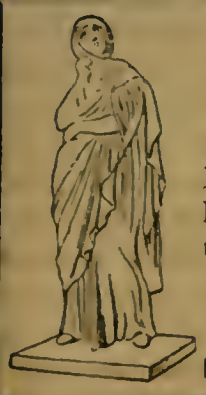
Brochirt ℳ 2.50. — Eleg. gebund. ℳ 3,50.

Gesammelt vom Herausgeber von:
„Altdeutscher Witz und Verstand."

Zweite Auflage.

„Herrig's Archiv für neue Sprachen" sagt über die 1. Aufl. der so beliebten Sammlung von Sprüchen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert:

„Diese ansprechende Sammlung ist von dem rühmlichst bekannten Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand" veranstaltet worden und empfiehlt sich als ein außerordentlich schönes Hausbuch, welches wegen des Reichthums des Inhalts sowohl, als auch wegen der Eleganz der Ausstattung allseitig viele Freunde finden wird."



Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 ℳ. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Ein Wort.

Roman von

Georg Ebers.

Preis broschirt ℳ 6.—; fein gebunden ℳ 7.—

Die Verlagshandlung freut sich, auch in diesem Jahre vor Weihnachten einen Roman von Georg Ebers bringen zu können. Derselbe spielt im 16. Jahrhundert und geht von einem Thale unseres deutschen Schwarzwaldes aus. Der fesselnden Erzählung liegt ein schönes, echt menschliches Problem zu Grunde. Ein Knabe hat von einem großen Wort gehört, welches Alles vermag. Ganz vereinsamt und eng verflochten mit den historischen Ereignissen seiner Zeit wird er in die Welt gestoßen. Er glaubt das Wort in „Glück", „Kunst", „Ruhm", „Macht" gefunden zu haben: — aber die Befriedigung, welche er sucht, bleibt ihm versagt, bis sich das Räthsel löst und er das Wort findet, welches sich ihm als das rechte bewährt.

Dies edle Werk ist voll von rührenden Zügen und glänzenden Bildern und wird für viele Tausende eine schöne, erquickliche Festgabe sein.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vormals Eduard Hallberger.

Festgeschenke und Neuh.

Neumann-Strela, Thron u. Reich. Bilder u. Skizzen. Orig.-Einbd. *M.* 3.—
Bulthaupt, Dramaturgie. *Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Orig.-Einbd. *M.* 6.— **Shakespeare. Orig.-Einbd. *M.* 6.—
Preuß, Geist u. Stoff. Verhältn. zwischen Welt u. Mensch. Orig.-Einbd. *M.* 5.—
Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 4.—
—— Röm. Schlendertage. 5. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 6.50.
—— Marschenbuch. 2. Aufl. illustr. Orig.-Einb. *M.* 7.50.
Bilder a. d. Nordsee-Marschen v. H. v. Dörnberg. Mit Dichtungen v. H. Allmers. 6 Kunstbl. Photogr.-Druck. In eleg. Carton *M.* 9.—, in Pracht-Mappe *M.* 15.—
Appell, J. W., Werther u. seine Zeit. Zur Goethe-Lit. 3. verm Aufl. Orig.-Einb. 6 *M.*
Droste's Kochb. f. alle Stände. Org.-Einb. 2 *M.*
Das Volksschauspiel Dr. Joh. Faust. Herausg. m. Bühnengesch. 2c. v. **K. Engel.** 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 5.—
Deutsche Puppenkom. m. geschichtl. Einleit. u. **Bibl. Faustiana** herausg. v. **K. Engel.** 2 Bde. Orig.-Einb. *M.* 9.—. Einz. Bändchen à *M.* 1.20.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 5.—.
—— Die Hexe. Trauersp. 3. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 3.—.
Girndt, Dankelmann. Trauerspiel. Orig.-Einb. *M.* 3.—.
Grube, Christ. Günther. Schausp. Orig.-Einb. *M.* 3.—.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 6.50.
Murad Efendi, Ost u. West. Gedichte. 3. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 5.—.
—— Nassreddin Chodja. Ein osman. Eulenspiegel. 3. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 3.—.
—— Balladen u. Bilder. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 3.—.
Spaeth, Samenk. d. Wahrheit. 32 Predigten Orig.-Einb. *M.* 8.—.
Stahr, Ad., Italien. 5 Theile. 4. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 18.—.
—— Oberitalien. 2. Afl. Orig.-Einb. *M.* 8.25.
Strackerjan, Von Land u. Leuten. Bilder u. Gesch. a. Oldenburg. Orig.-Einb. *M.* 2.80.
Volksbote. Volkskal. 1883. 46. Jahrg. Reich illustr. 50 ₰.
Wer bezahlt die Flasche? Gesellschaftssp. 50 ₰.
Verl.: **Schulze'sche** Hofbuchh. **Oldenburg.**

Grosse
Jubiläums-Lotterie.
6700 Gewinne im Gesammtw. v.
225000 Mk.
Darunter
1 Goldsäule im W. von **40000 M.**
effectiver **Baarwerth 36000 Mark.**
1 Silbersäule im W. von **20000 M.**
effectiver **Baarwerth 18000 Mark.**
Ziehung vom 28. bis 31. December cr.
zu Breslau.
Loose **à 3 Mk. 15 Pf.** incl. Reichsstempel sind zu haben in den durch Placate kenntlichen Verkaufsstellen, sowie zu beziehen durch
A. Molling, Hannover,
General-Debit.

Probenummern gratis.
Man abonnire frühzeitigst bei der nächstgelegenen Postanstalt, damit die Zustellung des „**Berliner Tageblatt**" vom 1. Januar ab pünktlich erfolge.

Erscheint täglich zweimal
(als Morgen- und Abendblatt)
in einer Auflage von ca.
70,000 Exemplaren,
wovon **außerhalb Berlins**
36,000 Abonnenten.

Berliner Tageblatt.
Gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Die **besonderen Vorzüge,** denen dasselbe die großen Erfolge verdankt, sind:

Täglich zweimaliges Erscheinen als Morgen- und Abendblatt. Letzteres wird bereits mit den Abendzügen befördert, womit den Abonnenten außerhalb Berlins besonders gedient ist.
Freisinnige, von allen speziellen Fraktionsrücksichten unabhängige, politische Haltung, die es dem „Berliner Tageblatt" gestattet, zu jeder einzelnen Frage sein objektives Urtheil freimüthig abzugeben.
Zahlreiche Spezial-Telegramme von eigenen Correspondenten an den Hauptweltplätzen, durch welche das „Berliner Tageblatt" mit den neuesten Nachrichten allen anderen Zeitungen stets voran zu eilen im Stande ist.
Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstages. Eine kurzgefaßte resumirende Uebersicht folgt den Verhandlungen bis kurz vor Beginn des Drucks des Abendblattes.
Vollständige Handels-Zeitung, sowohl die Fonds-Börse als den **Produkten-** und **Waarenhandel** umfassend, nebst einem sehr **ausführlichen Kurszettel** der Berliner Börse. **Ernteberichte. Eisenbahn-Einnahmen.**
Ziehungslisten der Preußischen u. Sächsischen Lotterie, sowie Ausloosungen der wichtigsten Loospapiere. **Patent-Ertheilungen.**
Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte vom selben Tage.
Militärische und Sportnachrichten, Personal-Veränderungen der **Civil-** und **Militair-Beamten. Ordens-Verleihungen.**
Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen, interessante **Gerichtsverhandlungen,** wodurch auch das Bedürfniß nach einer **unterhaltenden** und über die Tagesereignisse orientirenden Lektüre täglich befriedigt wird.
Theater, Kunst, Litteratur und Wissenschaft finden im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt" sorgfältige Behandlung. Auch erscheinen darin die **Romane und Novellen unserer ersten Autoren.** So ist das „**Berliner Tageblatt**" in der bevorzugten Lage, das letzte hinterlassene Werk

Berthold Auerbach's:
Meister Rieland u. seine Gesellen
im nächsten Quartal zu veröffentlichen.
Es wird den Lesern einen hohen, wenn auch mit Schwermuth gepaarten Genuß gewähren, die letzte Schöpfung des heimgegangenen Dichters kennen zu lernen.
Außerdem erscheint das neueste Werk des allbeliebten Romanschriftstellers

Friedrich Friedrich:
„Am Horizont".
Ein ungewöhnlich spannender Roman, dessen reich bewegte Handlung aus den politisch-sozialen Kämpfen unserer Zeit geschöpft ist. Ferner wird die Veröffentlichung der

Memoiren des Geh. Reg.-Rath Stieber,
welche allgemeines Aufsehen erregen, fortgesetzt.

Außerdem empfangen die Abonnenten des „Berliner Tageblatt" die werthvollen Separat-Beiblätter;

„ULK", Illustrirtes Witzblatt. Derselbe sorgt mit seinem theils scharf satyrischen, theils harmlos gemüthlichen Humor in Wort und Bild für die Lachlust der Leser.
„Deutsche Lesehalle", illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt, der Unterhaltung und Belehrung gewidmet.
„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft", welche neben dem namentlich für den kleineren Landwirth Wissenswerthen, praktische Winke für den Gartenbau und zahlreiche Notizen und Rezepte für die Hauswirthschaft bringen.

Diese Fülle anregenden und unterhaltenden Lesestoffes bietet das **„Berliner Tageblatt"** zu dem enorm billigen Abonnementspreise von nur
(für alle 4 Blätter zusammen) **5 Mrk. 25 Pf.** für das Vierteljahr.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schildereien
aus dem Alpenlande.
30 Lichtdruckbilder nach Gemälden von **C.** und **E. Heyn.** Gedichte von **R. Baumbach.** Randzeichnungen von **Stauffacher.**
Gross-Folio.
Einband: Halbfranz, Decke in Lwd. mit reicher Relief- u. Goldpressung. *M.* 55.—

Hierzu eine Beilage von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 51. Berlin, den 23. December 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Socialismus der Jungletten und Jungesthen. Ein Nothschrei aus den Ostseeprovinzen. Von Arnim Germann. — **Literatur und Kunst:** Unsere Zeit. Eine Weihnachtsbetrachtung. Von Wilhelm Jensen. — Aus den Memoiren einer Fürstentochter. Zum Kapitel von fürstlichen Heirathen. Von Lector. — Drei Feuilletonisten. Emil Peschkau. Ferdinand Groß. Baron v. Roberts. Von Theophil Zolling. — Der Waldteufel. Ein Stück Weihnachts-Mythologie. Von H. Steinthal. — Granada. Von F. Reber. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Kunstausstellungen. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Der Socialismus der Jungletten und Jungesthen.

Ein Nothschrei aus den Ostseeprovinzen.

Die gegenwärtige Lage in den baltischen Provinzen Rußlands ist eine ernste, eine traurige. Kein Tag vergeht in einer dieser drei Provinzen, wo die Zeitungen nicht über Brandstiftungen zu berichten hätten, und dieser Zustand dauert nun schon ein volles Jahr. Dazwischen werden wir durch die Nachricht überrascht, daß ein Mordanschlag auf das Leben eines gutsbesitzenden Edelmannes, oder eines Pastors, oder eines grundbesitzenden Bauern ausgeführt worden ist. In letzter Zeit ist sogar dem Hauptmann von Grobin, dem Vorsitzenden des Hauptmannsgerichts, d. h. der Landpolizeibehörde des Grobin'schen Kreises, Baron Howen, ein Drohbrief zugegangen, unterzeichnet: „Das lettische Comité gegen die Deutschen." Ferner sind nur in der Zeit vom 1/13. October bis zum 8/20. November für Esthland 21, für Livland 18 und für Curland 6 Brandschäden mit der Bemerkung in der baltischen deutschen Presse gemeldet worden, daß für alle 45 Fälle die Veranlassung höchst wahrscheinlich Brandstiftungen gewesen sind. Wohl verstanden, ich spreche hier nur von den in deutschen Blättern berichteten Bränden, ganz zu geschweigen von denen, die nicht angemeldet worden sind. Denn daß deren viele stattfinden, beweisen die Klagen aus allen Kreisen der drei Provinzen, daß man jeden Abend den Himmel an zwei, drei Stellen geröthet sieht. Weiter sind innerhalb eines halben Jahres in Curland zwei Drohbriefe erlassen und ein Mordanschlag auf das Leben des Baron Nolcken-Apricken gemacht worden. Baron Nolcken, welcher verwundet wurde, ist jetzt bereits genesen. Dagegen sind in Livland drei Mordanschläge ausgeführt worden, einer auf das Leben des Pastors von Holst, ein zweiter auf das des Kreisdeputirten Baron Meyendorff und ein dritter auf das Leben eines grundbesitzenden Bauern. Herr von Holst und Baron Meyendorff wurden verwundet, doch nicht ernstlich, der Bauer aber, der auch getroffen wurde, gab bald darauf seinen Geist auf. Dazu kommt noch in Livland ein Raubüberfall. In Esthland haben wir zwei ausgeführte Mordanschläge zu verzeichnen, wobei beide Männer, gegen welche dieselben gerichtet waren, verwundet wurden, und zwar Baron Maydell ernstlich. Nicht wahr, diese Zahlen reden deutlich? Endlich kommt aber noch Eins hinzu, das ist offenbare Widersetzlichkeit gegen die Autorität, gegen die Obrigkeit, wie das in zwei eclatanten Fällen zu Tage trat, einmal auf dem Jahrmarkt in, ich glaube, Kirrumpäh, — jedenfalls war es in Livland —, wo die Bauern offen gegen die Marktrichter revoltirt haben, und zum zweiten Male in Ellistfer (gleichfalls in Livland) bei Gelegenheit der Einführung eines neuen Volkslehrers in das Schulhaus, wo der Pastor und der Schulcommissionsrath nach vergeblicher Bemühung, den neuen Lehrer einzuführen, nach thätlicher Widersetzlichkeit der vor dem Schulhause versammelten Masse unverrichteter Sache von dannen ziehen mußten. So weit ist es gekommen! Nicht allein geheime Anschläge werden auf das Leben der Grundbesitzenden ausgeführt, sondern man wagt es auch, offen gegen die Obrigkeit aufzutreten.

Diese Brandstiftungen und Mordanschläge, diese Widersetzlichkeit gegen die Autorität wird ausgeführt vom Proletariat der lettisch-esthnischen Bevölkerung, vom besitzlosen lettisch-esthnischen Gesindel, das hierzu angestiftet wird nicht nur von geheimen Hetzern und Wühlern, sondern, wir müssen es leider bekennen, auch durch die lettische und esthnische Presse, sowohl durch Zeitungen, wie Bals, Baltijas Semkopis, Baltijas Wehstnessis, Sakala u. s. w., als auch durch ähnliche Schriften, wie der berüchtigte Tönisson'sche esthnische Volkskalender. Hier mögen einige Stellen aus besagtem Volkskalender einen Platz finden. Ich folge dabei den Worten des Verfassers der Schrift: „Die deutsche Universität Dorpat im Lichte der Geschichte und Gegenwart. Eine historische Studie auf dem Gebiete östlicher Culturkämpfe."*) Er schreibt: „Wir liefern hier eine Probe dieser Literatur, indem wir nach der Uebersetzung der „Neuen Dörptschen Zeitung" einen kurzen Auszug und wörtliche Citate aus einem esthnischen Volkskalender für das Jahr 1882 wiedergeben, der im Mai 1881 gedruckt, „von der Censur erlaubt" und für 7 Kopeken in zahllosen Exemplaren unter das Volk verbreitet ist. „Ein böser Weststurm hat die Sklaverei ins Land getragen", aber „ein von Osten wehender, frischer Wind" wird „die Häuser und alle großen Werke" der „Reichen" (soll heißen: der Deutschen) über den Haufen stürzen und „ihren Namen beim Volke zum Staube werden lassen." Ferner heißt es in einem Artikel: „Die deutschen Thiere" in diesem Kalender: „Die fremden Geschöpfe, die Dohlen, Amphibien, Halbdeutschen, Wachholderdeutschen, Baltiker werden nach ihrem inneren Werthe geprüft. Die scheußlich krächzenden Dohlen sind die Pastoren, die Molche, Frösche Kröten sind überhaupt im Allgemeinen die Deutschen; die „Halbdeutschen, Wachholderdeutschen oder Buschklepper" aber die germanisirten Letten und Esthen." Unter der Rubrik: „Wetterprophezeiungen" werden dem Volke höchst pikante, politische Weissagungen geboten, wie z. B. „Januar, zweite Woche. Die Kaufleute kämpfen zwischen Deutschenfurcht und russischen Tabaksblättern." „Die Sakala bereitet für die Prussaken ein Pulver." „Erste Decemberwoche: Flintengeknatter und Braten der Katzen." Für den Bauern wird „das freie Jagdrecht beansprucht, damit die nützlicheren Vögel freier leben können". Wer unter

*) Leipzig, F. A. Brockhaus.

den Prussaken, den zu bratenden Katzen, den zu erlegenden schädlichen Thieren gemeint ist, kann auch der einfachste Bauernverstand errathen, wenn er im Kapitel: „Deutsche Thiere" nachschlägt. Die „böse Krankheit, d. i. Tollheit, deutsch zu sprechen und sich in deutsche Tracht zu kleiden", die Sucht der „Halbdeutschen", „deutsch zu sprechen und sich wie Erbsenscheuchen mit entsprechenden Kleidern auszustaffiren", die von ihnen angestrebte Auspressung des Volkes, die vielen kernigen Sinnsprüche, eine schöne Wolfsgeschichte, die lustigen nihilistischen Liederchen über Reich und Arm u. s. w. hier noch des Näheren zu beleuchten, dürfte nach den gegebenen Proben wohl kaum mehr nöthig sein, und wir wollen daher unser Referat mit einigen Zeilen aus einem angeblichen Volksliede schließen:

Zu viel Geld beim bösen Herren,
Zu viel Faulheit in den Sälen,
Zu viel „Pergol" bei den Bauern,
Und im Hinterstübchen stecken
Allzuviel der reichen Schätze.

„Pergol" heißt im Esthnischen ein zum Anzünden des Holzes und auch zur Beleuchtung dienender Kienspan.

Solche Auslassungen drucken zu lassen, ist nur möglich, indem die Censur von oben die Weisung erhalten hat, Alles und Jedes, was zu dem Behufe geschrieben wird, die Letten und Esthen gegen die Deutschen aufzuhetzen, durchzulassen. Dieses ist die Intention der russischen Regierung und sie gedenkt, freilich gedenkt auch nur, dann nach dem Spruche: divide et impera zu verfahren. Das aber wird sich rächen, sowohl bei der russischen Regierung als auch bei den Letten und und Esthen, deren gemeinsamer Culturzustand, also sowohl der Russen einerseits, als auch der Esthen und Letten andererseits, nun einmal tief unter dem deutschen steht und ohne diesen nicht bestehen kann, ja gar nicht hätte ins Leben treten können.

Nicht die „Gesindeswirthe" sind es — so heißen bei uns die Pächter resp. die Besitzer, was sie ja jetzt fast alle sind, der bäuerlichen Höfe mit dazu gehörenden Ländereien, — die an diesem wüsten Treiben der Brandstifter und Meuchelmörder Theil nehmen. (Die Gesindeswirthe sind bei uns stets Einhöfer, d. h. sie sitzen auf einem separirt liegenden Hofe, dem „Gesinde".) Diese Wirthe haben es in Folge der in letzter Zeit nur zu häufig auf ihr Leben und ihr Gut abgesehenen Anschläge offen erklärt, daß sie auf der Seite der Gutsbesitzer stehen und sich mit diesen zusammenthun wollen gegen die verrottete Bande jener brandstiftenden und mordenden Socialisten. Ja, der Socialismus steht in vollster Blüthe in den Ostseeprovinzen. Man spreche da nicht von „irischen Zuständen". Nichts in unseren Verhältnissen hat damit Aehnlichkeit; die das sagen, die plappern das so hin, ohne zu wissen, was sie damit sagen. „Irisch" sind unsere Zustände nur insofern, als daß bei uns auch Mordanschläge auf das Leben und Brandstiftungen, gerichtet gegen das Hab und Gut der grundbesitzenden Personen, unternommen werden; die Veranlassung aber in Irland sind die dort herrschenden Pachtverhältnisse, während es bei uns einfach der nackteste, crasseste Socialismus ohne jede Veranlassung ist. Wie hat sich denn dieser so weit entwickeln können? Nun, die Sache ist einfach genug. Die socialistischen Ideen sind ja schon seit einer Reihe von Jahren in ganz Europa so verbreitet und eingebürgert, daß die Wühler und Hetzer es auch versuchten, unsere besitzlosen Letten und Esthen mit denselben vertraut zu machen. Und fürwahr, ihr Wirken ist mit gutem Erfolge gekrönt, das muß man ihnen lassen. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß der nationale Unterschied hinzukommt und die Hetzer diesen Umstand köstlich auszunutzen verstehen und dem Volke klar machen, daß all ihr Unheil, ihre Landlosigkeit nur von den Deutschen herrühre, daher: nieder mit Allem, was Deutsch heißt und sich zu den Deutschen hält, mordet vor Allem die Gutsherren und auch die Wirthe, zündet ihre Häuser an und brennt ihre Scheuern nieder! — Betrachten wir uns nun einmal das Verhalten der russischen Presse diesem Treiben gegenüber. Es genügt, wenn ich des „Rishski Westnik", eines in Riga erscheinenden Blattes, erwähne. Früher sah dieses Blatt Alles in unseren baltischen Landen im schwärzesten Lichte; nichts fand Gnade vor seinen Augen. Man sollte daher denken, daß es bei der jetzigen traurigen Lage der Dinge erst recht ein Gejammer anstimmen würde. Weit gefehlt! Dieses Blatt will gar nicht begreifen, was wir Deutsche an den gegenwärtigen Zuständen auszusetzen hätten, sie seien ja prächtig und herrlich! Das wagt dieses ehrlose Blatt auszusprechen, und das wird ihm auch von allen großen russischen Blättern geglaubt und nachgebetet! Nur ein Blatt, der von dem Fürsten Meschtscherski redigirte „Grashdanin", macht eine rühmenswerthe Ausnahme, indem es der Wahrheit die Ehre gibt. Der russischen Regierung, die die Veranlassung zu jenem Gebahren der Letten und Esthen durch das Anschüren des Nationalhasses gegeben hat, beginnt es allmählich schwül davon zu werden. Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß es ihr, wenn es so fortgeht, vielleicht recht bald sehr schwül werden und sie sich dann vergebliche Mühe geben dürfte, die Geister, die sie rief, zu bannen. Das wird sie jedenfalls erreichen, wenn sie es nicht schon erreicht hat, daß sie in den Augen des Auslandes die Schuld trifft, daß sie die bösen Geister absichtlich hat gewähren lassen, wo sie sonst unnachsichtlich würde eingeschritten sein, ja, daß sie dieselben in einigen Fällen sogar gerufen hat. — Der curländische Civilgouverneur, Herr von Lilienfeld, hat freilich in Folge der vielen Brandstiftungen die Landpolizeibehörden, Gutspolizeien und Gemeindeältesten in der curländischen Gouvernementszeitung dazu aufgefordert, auf ihrer Hut zu sein und, im Falle sie eines Brandstifters habhaft werden, ihn nach den strengsten Gesetzen zu bestrafen, aber andererseits hat der curländische Gouverneur den Ritterschaftsdelegirten, die zu ihm kamen mit der Bitte um militärischen Schutz, mit dem Gesetzbuch in der Hand geantwortet, daß nach diesem Gesetz auf Requisition der Landpolizeibehörden jedenfalls Militär sofort zur Disposition stände, daß er aber den Herren versichern könne, daß militärische Einquartierung den Leuten auf dem Lande nicht gerade angenehm sein werde. So zogen denn die Herren unverrichteter Sache wieder von dannen. Im Uebrigen sind die Beziehungen des Herrn von Lilienfeld, eines Mannes mit deutschem Namen aber echt russischer Gesinnung, und die des jetzt zurückgetretenen livländischen Gouverneurs, des Baron Uexküll-Gyldenbandt, von dem das über Herrn von Lilienfeld Gesagte ebenso gilt, zu den Herren des Jungletten- und Jungesthenthums zur Genüge bekannt.

Zum Schluß sei es mir gestattet, noch Einiges über die Stellung der cur-, liv- und esthländischen Bauern, d. h. der gesammten steuerpflichtigen Landbevölkerung des Ostseegebietes, anzuführen, was zur Feststellung jenes Satzes beitragen dürfte, daß es sich hier um das Gebahren des nichtlandbesitzenden Volkes handelt, das dazu von Dunkelmännern wie Georg Mather, Tönnisson und wie sie alle heißen mögen, angestachelt wird. — Alles, was der baltische Bauer hat und ist, hat er der baltischen Ritterschaft und der baltischen Geistlichkeit zu verdanken. Ueber 90% aller Gesindeswirthe sind gegenwärtig Eigenthümer ihrer Gesinde; die Kaufcontracte sind die denkbar günstigsten. Wenigstens 2000 derselben habe ich in meinen Händen gehabt. Sogar viele Wirthe von Gesinden, die zu Majoraten (Fideicommissen) gehören, haben ihre Gesinde gekauft, in Folge eines curländischen Landtagsbeschlusses von 1870. Das verursachte und verursacht den Majoratsherren, deren es namentlich in Curland viele, d. h. mehr als in Liv- und Esthland, gibt, besondere Kosten, da er das Bauerland zum Behufe des Verkaufs von den Boniteuren und Taxatoren des Boden-Credit-Vereins (= Systems, Adlige Creditkasse, so heißen die Boden-Credit-Institute in Liv- resp. Esthland) extra abschätzen lassen müssen, was nicht immer zum billigsten zu stehen kommt, und wobei die Majoratsherren diese Kosten nicht von der Majoratssumme decken dürfen, sondern von ihrem Privatvermögen bezahlen müssen, und alsdann eine vom Lande gewählte Commission dazu vorhanden ist, um dafür zu sorgen, daß an Stelle der verkauften Bauerländereien wieder ein gleichwerthiger Landbesitz für das Fideicommiß trete, behufs Wahrung des Majoratsbestandes, wie denn auch von den Boden-Credit-Institutionen nur Metall-, d. h. un-

kündbare Pfandbriefe auf Fideicommiß-Besitze ausgereicht werden. In Folge dieser günstigen Kaufcontracte hat sich denn auch unter den grundbesitzenden Bauern ein erheblicher Wohlstand gebildet. Das kann man täglich sehen, hören und lesen. Die Krone allein macht eine Ausnahme, denn noch ist sie in Curland nicht zum Verkaufe ihrer daselbst in großer Menge vorhandenen Bauerländereien geschritten. Dagegen hat sie wohl, Dank den Bemühungen des früheren Domänenministers Selennyi, ein ländliches Proletariat geschaffen, indem sie vielfach an Untermilitärs a. D. und sonstige kleine Leute gegen einen sehr mäßigen Pachtzins Landparzellen von den denkbar kleinsten Dimensionen abtrat, Parzellen von höchstens zwei, drei Lofstellen, was bei weitem nicht einem halben Quadrat-Kilometer gleichkommt. So sieht sich denn der auf diesem Stückchen Land Sitzende, das zu klein ist, um das Auskommen zu gewähren, und zu groß, um den Mann verhungern zu lassen, gemüßigt zu stehlen und zu morden. Die Goldingensche und namentlich die Doblensche Landpolizeibehörde wissen davon ein Lied zu singen. Freilich, nach Beendigung der Regulirungsarbeiten des Kronsbauerlandes, die hoffentlich spätestens in einigen Jahren erfolgt, wird auch die Krone beginnen, ihr Bauerland zu verkaufen, wie sie dieses schon in Livland, wo seit lange schon die Regulirungsarbeiten beendet sind, gethan hat. Ferner haben die Bauern ihre Selbstverwaltung, wenigstens in gewissem Sinne, und ihre eigene Gerichtsbarkeit. Erstere besteht darin, daß die Gemeinde-Kasse, die Gemeinde-Magazine und das Gemeinde-Armenwesen speciell unter der Aufsicht der Gemeindeältesten und von der Gemeinde gewählter Vertreter stehen; die Gemeinde-Kasse und -Magazine unterliegen dann noch der Controle durch die Kreisgerichte und schließlich durch den Gouverneur. Ihre eigene Gerichtsbarkeit haben sie in den Gemeindegerichten (Civilbehörden), wo nur von den dazu von der Gemeinde erwählten Bauern Recht gesprochen wird. Und bei den Kreisgerichten, die die nächst höhere Instanz für die Gemeindegerichte bilden, hat ein Bauer, speciell zur besonderen Wahrung bäuerlicher Interessen, Sitz und Stimme. Somit fehlt also den Bauern nur noch die directe Vertretung in den Criminalgerichten und auf dem Landtage. Die bäuerlichen Interessen werden freilich von den Gutsherren auf dem Landtage warm befürwortet, aber bäuerliche Vertreter, ich meine, die Bauern selbst, haben noch keinen Zutritt zu demselben, wie es die liberale Partei, namentlich in Livland, herbeiwünscht. Nun, Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut. Haben die baltischen Ritterschaften freiwillig ein Privilegium nach dem andern zum Besten des Landvolkes geopfert, so werden sie sich auch zu diesem letzten Opfer entschließen. — Aber — jetzt kommen wir auf etwas Anderes zu sprechen. Das noch einzig Bedrückende für die baltische Landbevölkerung besteht darin, daß sie zum Besten des Säckels der hohen Krone noch jährlich eine Kopfsteuer zu erlegen hat. Und diese lastet sehr schwer auf mindestens 60% der Landbevölkerung, d. h. auf den nicht grundbesitzenden und sonst vermögenden Leuten. Das gebe ich der russischen Regierung wohl zu bedenken. — Was die Geistlichkeit des Landes in Wort und Schrift gethan hat und noch thut zum Besten der bäuerlichen Bevölkerung, das des Näheren zu besprechen, erläßt man mir füglich. Ich brauche nur an die Namen: Bielenstein, Willigerode, Kupffer, Ulmann, Hesselberg ꝛc. zu erinnern, um auf die kolossale Geistesarbeit der Geistlichen zum geistlichen und geistigen Besten unserer Landbevölkerung hinzuweisen. — So stehen die Dinge. Besitzloses Gesindel, besitzloses Proletariat gibt es ja überall. Der nationale Gegensatz tritt aber jetzt zu sehr zu Tage und hat sich bei den Letten und Esthen — ich spreche natürlich nur von jenem sich Junglettен und Jungesthen nennenden Theile derselben — allmählich zum Nationalhaß ausgebildet, nachdem derselbe künstlich zum Vorschein gebracht worden ist. Aber diejenigen, die diesen Haß hervorgerufen haben und selbigen schüren, mögen sich doch schließlich vorsehen; es heißt auch in Bezug auf sie: der Tag wird kommen!

Arnim Germann.

Literatur und Kunst.

Unsere Zeit.

Eine Weihnachtsbetrachtung.

Es rauscht der Wald am Berggelände,
Durch weite Felder glänzt der Strom,
Im Dust versinken blaue Wände,
Zum Aether ruhvoll steigt der Dom;
Die Sonne geht und kehrt noch wieder
Mit sanftem, rothem Scheidelicht,
Des Himmels Frieden senkt sich nieder —
Doch Frieden weilt dort unten nicht.

In Lager, die sich tödtlich hassen,
Drängt sich die Menschheit; stäter Krieg
Wälzt ruhlos seine Heeresmassen,
Und alle trotzen um den Sieg.
Es sammelt jedes Banner wieder
Die Seinen mit dem Frühlichtshauch,
Und nächtlich strecken sie die Glieder
Um ihre Feuer, ihren Rauch.

So ringen sie zu Tod und Leben
Auf hundert Feldern, grollentzwei't,
Die unterjochten Kräfte heben
Nach Oben ihre Niedrigkeit;
Ein Brodeln kocht aus Kraterschlünden,
Es wettert drüber Blitz um Blitz,
Des Bodens dumpfe Donner künden:
Die Faust packt auf nach dem Besitz.

Doch droben fordern in die Schranken
Die Kämpfer sich im Tageslicht,
Von Waffen klirren die Gedanken,
Der Wille zielt, die Zunge sticht;
Es ringt das Neue mit dem Alten,
Mit zähem Irrwahn die Vernunft,
In immer wechselnden Gestalten
Die Wahrheit mit der Lügenzunft.

Zertheilt, entfremdet in Parteien,
Steht ein kadmäisch Zorngeschlecht,
Mit seinen Losungsfeldgeschreien
Von sich das Gleiche fordernd: Recht!
Der Einen Recht bestreitet klagend
Das Recht der Andern; blind und kalt
Der Themis Götterbild zerschlagend,
Als Richter schreitet die Gewalt.

An ihre Siegerferse klammern
Sich Neid und Selbstsucht, Gier und List,
Das Jauchzen folgt ihr und das Jammern,
Und neue Saat streut alter Zwist.
Des eingedämmten Blutes Wellen
Zerreißen tobend ihre Haft,
Und Haupt und Herz zugleich zerschellen
Im Brandungsschwall der Leidenschaft.

Und sie, die schlichtend über alle
Hernieder blickt von lichtem Thron,
Es mischt zum lauten Waffenschalle
Den Schwertklang selbst die Religion;
Sie ruft ein irdisch Heergesinde
Um Erdengut sich zum Geleit,
Sie legt vom Haupt die weiße Binde
Und gürtet sich zu blutigem Streit.

Zum Fluche wandelt sich ihr Segen,
Vor ihrem falschen Götzenbild
Erstarrt das Herz und hält entgegen
In Nothwehr ihr des Wissens Schild;

*

Und wie ein grimmiges Umfassen
Die höchste Kraft in ihnen schwellt,
Entbrennt ein tödtlich tiefes Hassen,
Als Eines auf dem weiten Feld.

So tobt in ruhelosem Zorne
Der Menschheit Kampf; zu Tod erschlafft
Schöpft aus dem großen Lebensborne
Sie nur zu neuem Fieber Kraft;
Und unbeachtet, abgeschieden
Vom Menschenthun, behauptet nur
Unwandelbar der Erde Frieden
In ewiger Schönheit die Natur.

Sie wahrt des Ursprungs alte Treue,
Aus ihrem mütterlichen Schooß
Ins Leben ruft sie stets aufs Neue
Was echt und edel, gut und groß;
Sie sammelt Blüthen, schwellet Aehren,
Ernährt am Busen Kind um Kind,
Sie kündet schweigend ihre Lehren:
Was Menschen sollten und nicht sind.

Denn nicht allein in weiter Runde,
Die stille Hoheit der Natur,
Sie weilt in jedes Herzens Grunde;
Doch wenig Herzen sind es nur,
Die sie nicht selbst in sich zerstören,
Nicht fremd an ihr vorübergehn,
Nur wenig Ohren, die sie hören,
Und wenig Augen, die sie sehn.

Nur Wenige sind's und weit zerstoben,
Doch gibt's noch Seelen immerdar,
Um die sein Geisterband gewoben
Des Schönen friedlicher Altar;
Die noch mit Andacht vor ihn treten,
Um Menschenzwist und Haß zu fliehn,
Die zu den gleichen Göttern beten,
Vor gleichem Gnadenbildniß knien.

Sich fremd und auf dem Erdenrunde
Zerstreut ist ihre kleine Schaar
Und doch vereint zu starkem Bunde,
Auch Kämpfer sind's, doch schwertesbaar;
Der Perser ungezählten Schaaren
Genüber, ein Leonidas
Steht Jeder wider die Barbaren
Zur Wacht am Thermopylenpaß.

Er kämpft und fällt auf seinem Schilde
Und wenig Hoffnung nimmt er mit,
Daß seinem hohen Götterbilde
Den Sieg der Zukunft er erstritt;
Doch fällt er siegreich, ohne Klagen,
Denn in sich selbst trug er den Lohn,
Daß treu das Banner er getragen
Der wahren Menschenreligion.

Wilhelm Jensen.

Aus den Memoiren einer Fürstentochter.

Zum Kapitel von fürstlichen Heirathen.

Aeltere Theaterbesucher erinnern sich noch eines Stücks „Die Fürstenbraut". Ein junger Fürst — dies war der Inhalt — hat die ihm zugedachte Braut vor der Hochzeit kennen zu lernen gewünscht, und zwar indem er selbst sein Incognito bewahrte. Es ist ihm, wie er glaubt, gelungen und seine kühnsten Erwartungen in Betreff der Schönheit und des Geistes seiner Zukünftigen sind übertroffen worden. Die Heirath hat dann in der Heimat der Braut per procura stattgefunden und soll nun in der Residenz des Fürsten die übliche feierliche Bestätigung finden. Als die Braut aber dort anlangt, zeigt sich's, daß der Fürst statt sie selbst, eine ihrer jungen schönen Hofdamen kennen gelernt hatte, die als Geleit ihrer Herrin ihm jetzt gleichzeitig mit seiner Braut gegenübersteht. Der daraus entstehende Conflict und sein Verlauf — eine der feinsten Leistungen der deutschen Bühnendichtung — soll hier nicht weiter skizzirt werden. Wer sich dafür interessirt, kann das noch heute in keiner Silbe veraltete Stück im 1. Bande der dramatischen Werke Prinzessin Amaliens (Leipzig 1873) nachlesen.

Dagegen sei hier, im Zusammenhang mit den neulich erschienenen „Memoiren einer Fürstentochter"*), auf einige Aussprüche zurückgegriffen, welche der in seinen Hoffnungen betrogene Fürst thut, Aussprüche, die ein besonderes Gewicht dadurch erhalten, daß dieselben aus der Feder einer Prinzessin flossen, die gleich ihren Brüdern und Schwestern der Pflicht des schweigenden Gehorsams in Herzensangelegenheiten unterthan war.

„Verhaßte Tyrannei der Hofetiquette, die uns jede Freude des Lebens vergällt und uns bis ins Grab verfolgt!" — so ruft der verzweifelnde Fürst aus.

Und wieder:

„Jedem Privatmann ist der Vorzug gegeben, sein Glück mit der Geliebten theilen zu dürfen — warum dem Fürsten nicht?"

Und als er seiner Braut zu verstehen geben will, im Grunde sei es unweiblich sich lediglich aus blindem Gehorsam verheirathen zu lassen, bedient er sich der Worte: „Man muß gestehen, daß die Sitte in das Loos der Fürstentöchter recht tyrannisch eingreift" . . .

Es soll im Folgenden auf einige Partien des erwähnten Memoiren-Auszugs aufmerksam gemacht werden, welche mit dem Kapitel „fürstliche Heirathen" in Verbindung stehen. In der „Lebensskizze", welche das noch unter den Augen des Königs Johann geschriebene Vorwort zu den gesammelten Werken der Prinzessin Amalie bildet und in dem Memoiren-Auszuge wiederum abgedruckt worden ist, sagt der Verfasser: „In ihrer Jugend war Prinzessin Amalie, obschon von unansehnlichem Wuchs, doch um ihres schönen Auges willen von anziehender Erscheinung. Ein Oelporträt, welches Maler Geyer in ihrem neunzehnten Lebensjahre malte, und in welchem freilich sein Pinsel die Wirklichkeit wohl etwas verschönern zu müssen glaubte, zeigt ein edel geformtes Antlitz, das aus großen hellbraunen Augen klug und offen ins Leben blickt, und dessen vielleicht etwas scharfes Profil durch die halbe en face Richtung des Kopfes auf glückliche Weise gemildert erscheint. Der Fleischton ist warm, das lichtbraune Haar umgibt die Schläfen in reicher Fülle."

Wie bekannt, war Prinzessin Amalie die einzige Tochter des Prinzen Max, welche unvermählt blieb. Man sagt, sie habe nicht ohne Neigung heirathen wollen, und da der Zug ihres Herzens nicht mit den Forderungen ihrer Stellung zu vereinbaren gewesen sei, habe sie verzichtet.

In dem ersten Theile des Schauspiels „Mesru" kommen die Worte vor:

„Der Majestät des Thrones habe ich
Von Kindheit an ins Auge blicken dürfen —
Sie konnte mich nicht reizen, noch mich blenden."

Was hier die Fürstentochter Timantia ausspricht, sind zweifellos die eigensten Empfindungen der Prinzessin Amalie gewesen. Und augenscheinlich dem nämlichen Ideenkreise entlehnt ist jene Stelle des zweiten Theils, wo die königliche Mutter den Plan einer Verbindung ihres Neffen mit ihrer Tochter aufgibt:

„Doch möcht' ich diese, meine einz'ge, nicht
Um solches Wunsches willen dem Geschick
Der Fürstentöchter unterwerfen, nicht
Das Glück mißgönnen ihr, das ich genoß —:
Liebe und Pflicht auf gleichem Weg zu finden."

*) Herausgegeben von R. Waldmüller (E. Duboc). Dresden bei C. C. Meinhold u. Söhne.

Daß aber eine Jungfrau das Endziel weiblichen Glückes auch in anderer Sphäre als einzig in der Ehe suchen solle, spricht Prinzessin Amalie wohl am schönsten und einfachsten in den Worten aus, mit welchen — im „Siegelringe" — sich Antonie gegen Günther wendet:

Antonie: Es gibt ja andres Glück im Leben, als nur das der Liebe.

Günther: Und welches?

Antonie: Freude an fremdem Glück.

Was die jugendliche Antonie hier mit einer Fassung äußert, die sich über den Schmerz des Resignirens selber zu täuschen sucht, das hat Prinzessin Amalie je länger desto mehr zum Grundton ihrer Lebensanschauung gemacht, und aus manchem ihrer Worte geht hervor, wie sie namentlich in dem Glücke ihrer Geschwister und in der Geschwisterliebe überhaupt Ersatz für anderes ihr Versagte fand; auch ist die Antigone des Sophokles unter den Werken der Alten immer ihr Liebling geblieben.

Obschon die Memoiren nichts von etwaigen Plänen Napoleons erwähnen, die Napoleoniden wie mit andern Höfen so auch mit dem sächsischen Hofe durch Heirathen näher zu liiren, ist dennoch wohl nicht zu bezweifeln, daß sowohl Prinzessin Auguste, die Tochter des Königs, wie auch Prinzessin Amalie nur deshalb bei solchen politischen Combinationen schließlich außer Betracht geblieben sind, weil König Friedrich August in seiner reservirten Vornehmheit für dahin zielende Sondirungen unzugänglich gewesen sein wird.

Ueber die Verheirathung des Prinzen Johann, des späteren Königs, finden sich Mittheilungen, welche hier nicht übergangen werden dürfen.

„Es ist bekannt," schreibt der Verfasser, „daß diese Ehe, welche über fünfzig Jahre dauerte, eine überaus glückliche gewesen ist; nur wenige Convenienz-Ehen mögen sich so harmonisch gestaltet haben und ein so nachahmungswerthes Beispiel für weite Kreise gegeben haben. Wie gut für ihn gewählt worden war, ahnte der Prinz aber nicht, als ihm gleich nach dem Tode seines älteren Bruders Clemens in Pisa die Weisung zukam, er möge nun aus Gründen den Rückweg über München nehmen. Gewiß hat die Botschaft nicht so barsch gelautet, wie die Heirathsordre, die einst König Friedrich Wilhelm I. seinem Sohne Fritz zukommen ließ, als er für denselben die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig bestimmte, nämlich: „Sie ist modeste und eingezogen; so müssen die Frauen sein, sie ist nit häßlich, auch nit schön; sie ist ein gottesfürchtiges Mensch. Gott gebe seinen Segen." — Aber eben erst in Italien in den Geschmack des Reisens gekommen und voll von neuen und seinen Geist lebhaft beschäftigenden Eindrücken, erblickte Prinz Johann in einem so frühen Festbannen in die Ehe — er war erst 21 Jahre alt — nichts als den Verzicht auf Bewegungsfreiheit und Weltblick. So schreibt er denn aus Pisa an seine Schwester Amalie im Tone humoristischer Verzweiflung: „Du kannst Dir immer das Ballkleid zu meiner Hochzeit machen lassen, denn mir auch, fürcht' ich, soll bald die Krone abgehauen werden. Ueber zwei Jahre werde ich es wohl nicht hinausziehen; nur nicht eher; das wäre wirklich mich und das arme Schlachtopfer unglücklich zu machen; man muß doch erst ganz Mann werden, ehe man ans Heirathen denkt." Drei Monate später hatten sich die Besorgnisse des Prinzen in ihr Gegentheil ungestimmt; „der 13. März 1822," schreibt er in seinen Memoiren, „war einer der wichtigsten Tage in meinem Leben: ich betrat zum erstenmale das mir später so lieb gewordene königliche Schloß in München," und er gibt einen begeisterten Bericht von den schönen Tagen, die er dort verlebte, wie ihn denn auch nur seine Schüchternheit zurückhielt, sofort mit seiner Werbung herauszutreten. — Alle diese Vermählungen sind von ziemlich gleichartigen Ceremonien begleitet. Wie Prinzessin Josepha in Dresden per Procura getraut worden ist, so auch die Erzherzogin Karoline in Wien und dann Prinzessin Amalie von Bayern in München. In Wien war Erzherzog Rudolf der Vertreter des Bräutigams, in München ist es Prinz Karl von Bayern. Der Bewillkommnungs-Besuch, welchen der Bräutigam der auf der Reise zu ihm begriffenen Braut abzustatten hat, der aber noch nicht bezwecken darf, dem Rest der Reise nun einen gemeinsamen Charakter zu geben, wurde bei Gelegenheit der Procura-Verheirathung der Erzherzogin Karoline von Prinz Friedrich August in Teplitz abgestattet. Wie es scheint, hatte sich der Bräutigam Hoffnung gemacht, seiner Braut ohne allzu steifes Ceremoniell begegnen zu dürfen, und er war daher, wie das Tagebuch versichert, „in Verzweiflung", daß eher oncle Anton ihn nach der Weisung des Königs dahin begleiten solle. „Er lief deshalb zum Könige, aber ohne Erfolg." Prinz Anton war aber glücklicherweise weniger Mann der Etikette, als der König, und wußte seine Gegenwart unbemerkbar zu machen. Der Bräutigam kommt denn auch Abends „selig" von Teplitz zurück. — Es ist bekannt, daß die glücklichen Auspicien dieses Bundes durch ein schweres Körperleiden der jungen Erzherzogin leider getrübt wurden — das Tagebuch muß häufig von Krampfanfällen berichten — wie denn auch die Prinzessin Karoline nach zwölfjähriger Ehe kinderlos gestorben ist. Sie hat nur das einunddreißigste Jahr erreicht. — Die Braut des Prinzen Johann wird dem ihr entgegengesandten sächsischen General-Leutnant von Watzdorf in Plauen „übergeben", wie der technische Ausdruck lautet; dann, nachdem sie in Chemnitz angelangt ist, begrüßt ihr Bräutigam sie, diesmal jedenfalls ohne allzu einengende Förmlichkeiten, denn außer dem prinzlichen Vater war die Verfasserin des Tagebuchs mit nach Freiberg gereist und sorgte ohne Zweifel für ein Abdämpfen der Etikette-Vorschriften; endlich am folgenden Tage findet in Dresden unter Kanonendonner der feierliche Einzug der Prinzessin Braut statt. Ihr Bräutigam empfängt sie am Fuße der Schloßtreppe und sie begibt sich zunächst zum Könige, „wo die ganze Familie versammelt war und sich nach dem Range setzte. Die Oberhofmeister und Oberhofmeisterinnen," fährt das Tagebuch der Prinzessin gewissenhaft fort, „setzten die Stühle. Dann besuchte die Braut die Prinzessinnen und wurde darauf von den Prinzen besucht. Um 7 Uhr Abends begab sich Alles zur Königin, welche der Braut den Kranz aufsetzte." Es folgt die Einsegnung in der Kapelle und danach das Bankett; „der männliche Hofadel", heißt es schließlich, „bediente, zog sich aber zurück, nachdem der König zu trinken begehrt hatte."

Prinzessin Josepha, die jüngste Schwester der Prinzessin Amalie, erhält in dem Memoiren-Auszug ein besonderes Kapitel, und auch von ihrer Ehe, über die man bisher so gut wie nichts wußte, mag hier Einiges mitgetheilt werden. Als sie im Jahre 1829 starb, hat sich die Romantik diesen Mangel an bestimmten Nachrichten rasch zu Nutze gemacht. Die Königin Josepha wurde damals der Mittelpunkt von allerlei Romanen, und da sie dem Könige, ihrem Gatten, keine Kinder geschenkt hatte, sollte sie, um ihrer Nachfolgerin, der Königin Christine, Platz zu machen, aus Thronfolge-Politik durch Gift aus dem Wege geräumt worden sein. Daß sie ein gutes sanftes Wesen war, kann man nach den jetzt zu Tage geförderten Briefen und sonstigen Mittheilungen nicht bezweifeln. Ueber den Verdacht einer Vergiftung findet sich in den Memoiren kein Wort, so daß derselbe wohl auf Erfindung der Gegner Christinens beruhen mag. Unzweifelhaft ist es nach dem Verfasser, daß die bei ihrer Verheirathung erst 16 Jahre alt gewesene Prinzessin, ganz im Gegensatz zu ihrer Nachfolgerin, der Königin Christine, in dem ihr fremden Kreise durch Anspruchslosigkeit und Fügsamkeit sich die allgemeine Zuneigung zu erwerben wußte, und daß sie für das Entbehren ihrer heimischen Angehörigen und der Heimat selbst Trost und Ersatz fand in dem Bewußtsein, durch redliche Pflichterfüllung den Ihrigen Beruhigung und Freude bereiten zu können. So erwähnt denn auch ein an Prinzessin Amalie in Madrid gerichteter Dresdner Brief der Prinzessin Auguste aus dem Jahre 1825, augenscheinlich als Wiederholung der desfallsigen brieflichen Mittheilungen der in Madrid noch Verweilenden, „die glückliche häusliche Lage der Josepha". Allerdings war König Ferdinand wohl kaum im Stande, durch geistige oder körperliche Reize Interesse einzuflößen, weniger wegen vorgerückter Jahre — er zählte, als er zum dritten Male heirathete, erst 35 — als seiner ganzen zwar gutartigen, aber unbedeutend beanlagten

Natur nach. Die Prinzessin Amalie sagt über ihn: „Er gleicht keinem seiner Porträts vollkommen. Er ist dick und hat eine auffallend hervorstehende Unterlippe. Er ist sehr lebhaft und hat dabei eine außerordentliche Gutmüthigkeit.“ Dagegen verkörpert sich in ihm ein sehr belangreiches Stück der spanischen Geschichte; er hatte viel Trauriges erlebt, war in den Händen bald dieser, bald jener Partei gewesen, galt den kirchlich Gesinnten für den Hort ihres Glaubens, den nach Ruhe und Friede Verlangenden für den Wiederhersteller alter guter Zeiten und konnte von dieser Seite wohl die innige Theilnahme einer jungen Lebensgefährtin erwecken, deren Kindheit von ehrfürchtigen Gefühlen für die nämlichen Lebensgüter und Lebensziele erfüllt gewesen war. So erklärt sich's auch, daß die junge Gattin ihre Empfindungen für ihn hin und wieder sogar poetisch einkleidete.

Wie jene Sage von der Vergiftung der Königin Josepha auf die Kinderlosigkeit ihrer Ehe zurückgeführt worden ist, so vermuthen wir wohl mit Recht die Thronfolge-Vorsorge als letzten Grund für viele der fürstlichen Heirathen, die in den Memoiren eingehender erwähnt werden. Daß eine solche Vorsorge nicht allein durch das Interesse einer Dynastie motivirt werden kann, daß auch dem Volke durch eine stetige Reihenfolge von berechtigten Regenten die Gefahr großer Wirren und politischer Erschütterungen erspart wird, liegt auf der Hand. Man braucht sich nur des Bürgerkriegs, der in Spanien zu einem chronischen Uebel geworden ist, zu erinnern, um die Unruhe und ihre Folgen sich zu vergegenwärtigen, die aus einer nicht gesicherten Thronfolge hervorgehen.

Aus keinem andern Grunde mußte denn auch wohl Prinz Max, als er mit seiner Tochter Amalie aus Spanien zurückkehrte, in seinem sechsundsechzigsten Jahre sich nochmals verheirathen. Die von dem alten König, seinem Bruder, für ihn ausgesuchte Braut, Prinzessin Maria Louise von Parma, eine lebhafte Italienerin, war 23 Jahre. „Als die Königin Prinzessin Luise (bei deren Ankunft in Dresden) umarmte,“ schreibt die launige Prinzessin Amalie, „blieben sie mit den Locken aneinander hängen, was die Bekanntschaft erleichterte.“ Die Ehe blieb kinderlos. Da dem Sohne des Prinzen Max, dem Prinzen Johann, aber bald darauf ein Knabe — der jetzige König Albert — geboren wurde, so fiel jene Sorge weg. — Ebenso sehen wir den Großherzog Ferdinand von Toscana im Alter von 52 Jahren zum zweiten Male in die Ehe treten, da sein Sohn bis dahin nur Töchter, keinen Sohn hatte. Auch diese späte Ehe blieb kinderlos, und so wurde der Mangel eines Thronfolgers, als nach Großherzog Ferdinands Tode auch die Gattin seines Sohnes Leopold starb, die Ursache, um derentwillen der junge Wittwer schon nach ganz kurzer Frist wieder heirathete. „Es wurde entschieden,“ schreibt er der Prinzessin Amalie, „daß ich die Prinzessin Antoinette (von Neapel) heirathen werde, nach Allem, was ich weiß, eine gute Wahl ... Pflicht war es, und ich hoffe mit Vertrauen auf eine ruhige Zukunft.“

Das Letztere traf bekanntlich nicht zu. Das Einheitsbedürfniß der italienischen Nation warf auch selbst den durch lange Jahre musterhafter Regierung nur ungenügend gesicherten Thron von Toscana über den Haufen und trieb den Großherzog und seine „kleine neapolitanische Colonie“ — wie er sie nannte — aus dem Lande.

Im Ganzen darf man sagen, daß Herzlichkeit und inniges Einvernehmen in nicht wenigen der Ehen gewaltet haben, die in dem Memoiren-Auszuge Erwähnung finden, und daß nach dieser Seite das Buch die herkömmlichen Auffassungen über fürstliche Convenienz-Heirathen einigermaßen zu berichtigen geeignet ist. Es fehlt der Raum, um auf die psychologische Erklärung eines solchen, mit dem traditionellen Gehorsam und den Pflichten gegen das Stammhaus eng verflochtenen Ergebnisses näher einzugehen. Nach diesen wie nach andern Richtungen hin beginnt das Buch besonders auch in der Presse des Auslandes tiefer gehendes Interesse zu erregen und so wird das Vorstehende auch heimischen Lesern wohl nicht unwillkommen sein. Was Prinzessin Amalie selbst betrifft, so ist sie, wie wir gesehen haben, bereit gewesen, ohne Neigung zu heirathen, oder, wie sie es ausdrückte, das schwerste Opfer, ihrer Familie zu Liebe, zu bringen, wenn auch gewiß mit blutendem Herzen. Denn wie sie beanlagt war und wie sie die Ehe auffaßte, hätte sie in einem blos äußerlich innigen Verhältniß weit mehr gelitten, als dies bei mancher andern Fürstentochter, die aus einer minder schlicht bürgerlich geregelten Häuslichkeit hervorging, der Fall gewesen sein mag. Der Himmel hat ihrem warmen Herzen diejenige Pflichterfüllung erlassen, die ihr heitres Naturell tief hätte verstimmen müssen, und angesichts dieser großen Gnade sind gewiß die Worte, welche sie der braven Antonie (im „Siegelring“) in den Mund legt, als dieselbe sich auf das Ledigbleiben gefaßt macht, so recht der Ausdruck ihres eignen Gefühls gewesen, die Worte:

„I nun, man sieht wohl bisweilen um sich her, und da denkt man dann: Das wäre so übel nicht! — oder: Wenn das anginge! — Aber dann denkt man wieder: 's geht nicht an! Da bringt man sich die Locken in Ordnung, und ist so heiter wie zuvor.“

Lector.

Drei Feuilletonisten.

Emil Peschkau. — Ferdinand Groß. — Baron v. Roberts.

Das deutsche Feuilleton hat seit einiger Zeit sein Gebiet durch ein neues Genre erweitert. Es pflegt nicht mehr ausschließlich die Plauderei über ein Nichts. An die Stelle der Causerie ins Blaue, des Plauderns um des Plauderns willen, treten jetzt häufig kleine Geschichten, Romane in nuce, Charakter- und Genrebilder, Märchen für große Kinder, Skizzen mit novellistischem Anflug. Was andere zu Romanen in drei Bänden aufzubauschen pflegen, behandelt und erschöpft der Feuilletonist auf drei Spalten. Die Franzosen, von altersher Meister der gedrängten Erzählung, von dem unsterblichen Diderot herab bis zu den modernen Feuilletonisten Timothée Trimm, Nestor Roqueplan, Gustave Droz, Alphonse Karr, Alphonse Daudet und François Coppée, sind auch hier unsere Muster, und dem Wiener Feuilletonisten Hugo Wittmann gebührt vor Allen das Verdienst, seine Vorbilder in jeder Hinsicht erreicht und in mehr als einer übertroffen zu haben. Ihm sind alle Formen des Feuilletons geläufig; seine Geschichtchen sind immer anmuthig erzählt und harmonisch abgerundet, seine Dialoge voll Leben, Bewegung und Geist, seine Geschichten in Briefform reich an feinen Bemerkungen und köstlichen Wendungen; Witz und Humor durchleuchten und eine dichterische Idee hält das Ganze. Daß er innerhalb der Wiener Journalistenschule Jünger gemacht hat, beweisen die fünf Bände, die uns gleichzeitig auf den Weihnachtstisch gekommen sind: Ein- und Ausfälle, Allerlei Humore von Emil Peschkau und desselben Autors zwei Novelletten: Friedburg und Zwei Tanten (2 Bde. bei C. Koenitzer in Frankfurt a. M.); Heut und gestern, Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß und des nämlichen Verfassers: Aus der Bücherei, Vorträge und Studien (2 Bde. bei Carl Konegen in Wien), und endlich: Es und Andres von Baron v. Roberts (Dresden, H. Minden).

Gemeinsam ist diesen drei Autoren, daß sie im Wiener und Pariser Feuilleton wurzeln. Peschkau und Groß sind Oestreicher und aus der Wiener Journalistik hervorgegangen; Beide haben ihre publicistischen Lehrjahre „draußen im Reich“, wie man in Oestreich sagt, absolvirt. Ferdinand Groß als Feuilleton-Redacteur der Frankfurter Zeitung, Peschkau als Redacteur des Frankfurter Journals und der „Didaskalia“, welche Stelle er noch bekleidet. Auch v. Roberts hat mit seinen Feuilletons zuerst in Wiener Blättern debutirt, und ein Wiener Blatt ist es, das ihm für ein Feuilleton das summa cum laude eines Concurrenzpreises ertheilt hat. Am wenigsten scheint Peschkau nach französischen Mustern zu arbeiten, wie wir denn auch bei ihm fast keine Gallicismen, aber um so mehr Austriacismen finden, z. B. „auf etwas vergessen,“ „hier versäume ich so nichts“ u. A. Ferdinand Groß muß sich schon mehr vor den Gallicismen hüten, die einem

so leicht in die Feder fließen. „Im" Essen kommt der Appetit nur im Französischen, auch „die schöne Zeit" statt das schöne Wetter ist nicht deutsch. Ebenso ist v. Roberts: „Was waren wir Kinder!" eine genaue Uebersetzung von: Que nous étions enfants! Jedenfalls ist Groß der vielseitigere. Er schreibt anmuthige Phantasiestücke und ernste Kritiken und bleibt immer fesselnd und geistvoll. Die Vorträge und Studien, welche „Aus der Bücherei" enthalten, sind reich an treffenden Aperçus, welche von einem grübelnden, vielbelesenen und selbstständigen Geiste zeugen, mag man auch mit seinen Urtheilen nicht immer einverstanden sein, z. B. mit der etwas oberflächlichen Bezeichnung des fast geziert graziösen Theodore de Banville als eines Poeten der Gamins, wobei dessen hauptsächliche Thätigkeit als formvollendeter Feuilletonist, Erzähler und Novellist einfach übergangen und todtgeschwiegen wird.

Emil Peschkau ist der Witzigste von den Dreien. Seine angeborne Schalkhaftigkeit sprudelt so ungestüm, daß die literarische Form oft durchbrochen wird. Will er ernst sein oder gar zu einer größeren ernsten Erzählung ausholen, so tappt er meistens fehl; seine zwei oben genannten Novellen sind denn auch nach Anlage und Ausführung mißlungen. Um so besser gerathen ihm die kleinen Skizzen und Plaudereien. Eine dieser Geschichtchen, die äußerst zutreffende literarische Satire: „Johannes Lorbeer", hat sogar einen kleinen Roman erlebt, der ein sprechendes Beispiel dafür gibt, wie man in unserer cultur- und rechtsfreundlichen Zeit über das geistige Eigenthum denkt. „Johannes Lorbeer" erschien zuerst in einem deutschen Journal, ging dann in nicht autorisirter Uebersetzung in zwei französische Revüen über, wo ihn ein literaturkundiger Russe las und für eine Zeitung seiner Heimat übertrug. Ein des Russischen mächtiger Münchener Literat übersetzte das russische „Original" in sein geliebtes Deutsch und war von seiner Arbeit jedenfalls so sehr entzückt, daß er sich von einem Berliner Blatte, welchem er die Arbeit eingeschickt, telegraphisch Bescheid über Annahme und Honorar erbat. Das Blatt telegraphirte auch wirklich und brachte einige Tage später den Aufsatz, welcher nun wieder von verschiedenen kleineren Blättern ohne Quellenangabe nachgedruckt wurde. Ist diese Seelenwanderung nicht äußerst amüsant? Sie beweist jedenfalls, daß der Verfasser — nicht zu verwechseln mit den unterschiedlichen Uebersetzern und Nachdruckern! — einen Schuß ins Schwarze gethan hat. Seine Geschichte führt uns in Alphonse Daudets Salon, wo er uns neben Zola und Goncourt auch den intimen Freund des Hausherrn, den blonden Germanen Friedrich Wilhelm Schulze, vorstellt. Der letztere, der unter einem wohlklingenden französischen Pseudonym auch in seinem deutschen Vaterlande sich einer großen Beliebtheit erfreut, war vor vielen Jahren nach Paris ausgewandert, weil ihn die deutsche Literatur-Misère derart anekelte, daß er es vorzog, ein paar Jahre zu verwenden, um ganz in den Geist der Sprache unserer Nachbarn einzudringen und dann französisch zu schreiben. Und so stimmt denn Schulze sein beliebtes Klagelied an über deutsche Verhältnisse, wie die Beschränktheit des großen Lesepublicums, die traurigen Verlagszustände, die belletristischen Zeitschriften, die französische Modekrankheit u. s. w., und er macht sogar seinem berühmten Collegen Daudet den Vorschlag, er möge einmal seinen Namen ablegen, sich dem deutschen Publicum als Deutscher vorstellen und seinen eben vollendeten Roman incognito über die Vogesen schicken. Es sei Eins gegen Drei zu wetten, daß sein Werk überall abgelehnt werde. Daudet geht auf den Scherz ein. Seine „Bohémiens" werden von Schulze übersetzt, der Titel wird in „Clarissa" umgeändert, und der Autor nennt sich Johannes Lorbeer. Zuerst macht man den Versuch mit den Buchverlegern. Es geht schlimm. J. & Comp. in Berlin schicken das Manuscript nach drei Wochen unfrankirt und ohne Begleitbrief zurück. R. in Leipzig bedauert nicht annehmen zu können, da er mit Geschäften überhäuft sei und sendet sein neuestes Verlagsverzeichniß „zur gefälligen Auswahl" mit. Einige andere Verleger verzichten, ohne einen Grund anzugeben, und wieder Andere erklären, daß mit Romanen nichts zu machen sei, sintemalen kein Mensch in Deutschland solche kaufe. Nun beschließen die Freunde, bei den Zeitschriften anzuklopfen, aber ohne besseren Erfolg. Die „Morgenglocke" in W. schickt den Roman nach drei Monaten mit einem gedruckten Begleitschreiben als nicht verwendbar zurück; von der Wochenschrift: „In allen Zonen" geht ein Schreiben mit höchst absprechendem Urtheil über die Begabung des Verfassers ein; nur der Herausgeber einer neugegründeten Zeitschrift erkennt Spuren eines gewissen Talents. Endlich aber findet sich der rührige Verleger von Leihbibliothekenfutter, der sich des ewigen Romanjuden anzunehmen erklärt, natürlich ohne Honorarzahlung. Jetzt wird es Daudet zu bunt. „Alle Wetter," ruft er, „nun ist gerade ein Jahr verflossen, seit wir den Roman auf Reisen geschickt haben; da könnte man ja verhungern! Ich will heute noch an die „Morgenglocke" telegraphieren, daß Daudet einen Roman „Les Bohémiens" fertig hat, und gleichzeitig anfragen, was sie für den ersten Abdruck der deutschen Uebersetzung bietet." Das Ende der Geschichte ist, daß noch am selben Abend ein Telegramm mit der Antwort einläuft: „Zehntausend Francs."

Unter den übrigen Skizzen Peschkaus sind noch drei literarische Satiren der Erwähnung werth. Sehr drollig wird namentlich in „Ich und Berthold Auerbach, von Dr. P. R. Ahlhanns, veröffentlicht von Emil Peschkau" die Manier gewisser Interviewer persiflirt, welche in ihren „Erinnerungen" weniger von dem berühmten Gegenstand als von dem weniger berühmten Berichterstatter selbst erzählen. Auerbach kann hier seinen bescheidenen Collegen nicht genug loben und citiren, und dieser ermangelt nicht, jedesmal sein Opus nebst genauem Titel und Verlags- und Preisangabe anzuführen. Trefflich ist auch die Studie „Aus dem Leben berühmter Männer". Es ist ja zweifellos, daß in unserer Zeit ungeheuer viel geschehen ist, um das Leben großer Menschen vor unserem Auge bloszulegen und uns nicht nur in die tiefsten Falten ihrer Seele, sondern auch in die ihrer Hemden und Schnupftücher blicken zu lassen, und daß wir eine stattliche Gilde von Leuten besitzen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, alle Winkel nach Ueberbleibseln — seien es materielle oder ideelle — unserer Heroen zu durchstöbern. Und so registrirt Peschkau als echter Schalk die allerlei Eigenheiten, Liebhabereien, Lieblingskleidungsstücke und Lieblingsspeisen berühmter Männer, z. B. Rousseau: Kegelschieben (traf stets den König); Garrick: Elektrisiren; Richard III.: Reiten (Ein Königreich für ein Pferd!) — Richard Wagner: Schlafrock; Chamisso: Lange Haare; Scheffel: Cerevis; Makart: Nichts — Heine: Stracchino (Was unter den Käsen der Stracchino, ist unter den Menschen Gumpelino); Emanuel Geibel: Backfische; Dingelstedt: Bücklinge — Zola: schmutzige Wäsche; Hamerling: liebt starken Tabak; Ebers: handelt mit Mumien... Ergötzlich ist endlich die Parodie einer Bret Harte'schen Novelle und die tolle Humoreske: „Astronomisch". Der Geometer Winkler hat nämlich, als er eines Tages ein genaues Nivellement der Umgegend von Wolkersdorf aufnahm, ein wunderschönes Mädchen unter eigenthümlichen Umständen erblickt, nämlich umgekehrt — ja wohl, mit dem Kopf nach unten!... Und daran ist sein Nivellirfernrohr schuld, das als sogenanntes „astronomisches" Instrument die Gegenstände alle auf den Kopf stellt, wodurch sich die bei geodätischen Apparaten wichtige Genauigkeit besser erreichen läßt. Man male sich nun den Schrecken der zukünftigen Schwiegermutter vor, als der Geometer, welcher in der verkehrten Maid ihre Tochter zu erkennen glaubte, auch diesen Gegenstand seiner Liebe behufs genauer Recognoscirung mit dem Kopf nach unten zu sehen wünscht! Das Ende mag man in dem lustigen Büchlein selbst nachlesen, wo freilich die Weiterführung nicht ganz der drolligen Voraussetzung entspricht.

Ferdinand Groß arbeitet eleganter. Ihm liegt der poetische Feingehalt mehr am Herzen. Weniger pointirt und witzig, als Peschkau, hat er eine gemüthstiefere Anschauung. Er ist mehr Humorist als Satiriker. Seine Skizzen enthalten wahre Kabinetsstücke voll feiner Nuancirungen, — Manches ist anscheinend nur leicht und flüchtig hingeworfen, aber doch harmonisch in der Gesammtwirkung abgetönt. Am bezeichnendsten für seinen milden, ein wenig sentimentalen Humor ist gleich die erste Skizze: Meine Nachbarin, welche aus der Seele eines vertrockneten alten Jung-

gesellen heraus erzählt ist, der in einer unwirthlichen Miethskaserne wohnt und als Gegenüber ein schönes junges Mädchen hat, welches er beobachtet, ohne je den Muth zu fassen, es anzusprechen. Und nun beginnt er die Geschichte seiner Nachbarin, soweit er sie erspähen und errathen konnte. Wir sehen, wie die einsame Jungfrau, die ihre Blumen auf den Sims stellt und sie begießt und ihren Kanarienvogel am Fenster füttert, allmählich in seinem stillen Dasein eine Rolle zu spielen beginnt und eine Gewohnheit, ja eine Unentbehrlichkeit wird. Sie scheint nicht Vater, nicht Mutter, keine Verwandten zu haben. An Sonntagen nach Tische geht sie ohne Begleitung aus. Einmal kommt ihm die Idee, sich ihr persönlich bekannt zu machen, sie zu fragen, ob er sie nicht an Sonntagen begleiten dürfe; dann fällt ihm aber das Unschickliche dieses Planes ein, und er hütet sich wohl, die Nachbarin zu beleidigen, denn verderben will er es nicht mit ihr. Nach Monaten bekommt sie zum erstenmal einen Besuch, einen hübschen jungen Mann mit Studentenmütze. Wahrscheinlich ein Bruder, denkt unser Beobachter. Die jungen Leute sprechen leise, manchmal liest er ihr vor oder sie trällern zusammen ein Lied. Als der junge Mann eines Abends fortgeht, hörte er ihn laut sagen: „Leben Sie wohl!" Also kein Bruder! Er nimmt seinen Hut, stürmt die Treppe hinab und läuft bis Mitternacht durch die Straßen. Etliche Wochen schmollt er mit der Nachbarin, blickt nur verstohlen zu ihr herüber und läßt sich nicht wieder am Fenster nieder. Bald entdeckt er an ihrer Hand einen Goldreif, auch der junge Mann trägt einen solchen . . . Dann wird es Herbst und Winter, und als der Frühling kommt, der das Fenster wieder zu öffnen erlaubt, bleiben die Vorhänge der Nachbarin geschlossen. Erst im Juni gehen sie auseinander. Die Nachbarin wird sichtbar: blaß und mager, matte Augen und — an der Hand nicht mehr der goldene Reif. Auch der junge Mann bleibt aus. Ist er gestorben? Oder lebt er und hat er die Nachbarin vergessen? — Nach Monaten stellt sich bei ihr ein ältlicher Herr ein, glatt rasirt, lockiges Haar, stolze Haltung. Ein Pianino wird angeschafft. Die Beiden musiciren. Der angebliche Lehrer ist eifrig bei der Sache, thut aber sehr vertraulich mit der Nachbarin. Das will dem stillen Beobachter nicht gefallen. Er ist schon halb entschlossen, sie aufzusuchen und ihr zu erklären . . . ja, was will und darf er ihr erklären? Er, ein Fremder, der gar nicht das Recht hat, ihr Zimmer zu betreten? Das überlegt er und bleibt fein still in seiner Stube. Und die Ereignisse nehmen ihren Fortgang. Eines Tages sieht er, wie die Nachbarin ihrem „Lehrer" zornig die Thüre weist. Am folgenden Tag wird das Pianino abgeholt; die Nachbarin gibt alle Musikstudien auf, und es wird wieder einsam bei ihr, und nur wenn der Vogel gar zu laut singt, wischt sie sich eine Thräne aus dem Auge. Und so leben sie stille Jahre neben einander hin. An seinem fünfzigsten Geburtstage überkommt es ihn, als müsse er hinüber zu ihr, als müsse er ihr sagen, wie vereinsamt er sei, ohne irgend einen Menschen in der weiten Welt. Manchmal zieht die Betrachtung durch seinen Kopf: Wie oft werden zwei Menschen fürs Leben an einander gekettet, die so ganz und gar nicht zusammenpassen, und andere, denen die Vereinigung Glück bedeuten würde, müssen immer getrennt bleiben! . . . Dann erscheint plötzlich die Nachbarin schwarz gekleidet und bleibt es fortan. Um wen trauert sie? In Dämmerstunden zieht sie ein Medaillon aus dem Busen, öffnet es, betrachtet den Inhalt und weint. Auch hat sie mit der Trauerkleidung wieder den goldenen Reif angelegt. . . . Acht Tage darauf tragen zwei starke Männer einen Sarg die Treppe hinab. Die Nachbarin ist todt, der Roman zu Ende.

Dieser Geschichte kann man nichts Besseres nachsagen, als daß Alphonse Daudet sie geschrieben haben könnte. Und das gilt auch von den reizenden Märchen: Glückliches Ende und Mein Storch. Voll Humor ist die Familien-Idylle: Dandy — die Geschichte eines verzogenen Pudels, den ein Ehepaar an Kindesstatt nimmt —, etwas carikirt dagegen das Porträt des Bergsteigers, der sein Leben lang nächsten Frühling eine Bergpartie unternehmen will und sich mittlerweise im „Bädeker" darauf vorbereitet, und die Geschichte des ewigen Selbstmörders, der sich die ganze Welt gefügig macht durch die eitle Drohung, er werde Hand an sich legen, — Spitzer excellirte früher in solchen leicht chargirten Porträts, deren Ende immer auf eine Pointe hinauslief, wie z. B. die Geschichte vom Maulaufreißer, der über Alles und Jegliches verwundert ist und sogar vor dem Altar beim „Ja" seiner Angetrauten ein verblüfftes Ah! nicht unterdrücken kann! Natürlich nimmt auch bei Groß die literarische Satire einen breiten Raum ein: Dichterbriefe, Im Reiche der Musen, Clichés, Gespräche mit einer Frau gehören dahin. Allgemeinere Feuilletons behandeln den Wiener Dialekt und Anderes und bieten feuilletonistische Stimmungsbilder.

Baron von Roberts erinnert in seinen Stoffen sehr an Gustave Droz und dessen „Monsieur, Madame et Bébé", jene entzückenden Geschichten aus dem Ehestandsleben. Er verfaßt fesselnde Plaudereien, in denen auch ab und zu ein tieferer Ton angeschlagen wird, welcher, zumal wo er sentimental anklingt, um so reiner und sympathischer wirkt, als er niemals hinterher in Selbstironie umschlägt. Ein feiner künstlerischer Zug geht durch alle diese Feuilletons. Was ihnen vorgeworfen werden kann, ist der allzu prononcirte französische Charakter; sie gemahnen zum Theil wie Uebersetzungen, so gut deutsch sie geschrieben und am Ende auch gedacht sein mögen.

„Es" — ohne Zweifel besser als „Andres" — ist diejenige Geschichte, die in der Feuilleton-Preisconcurrenz der „Wiener Allgemeinen Zeitung" unter 753 eingelaufenen Arbeiten mit dem ersten Preis gekrönt wurde. Er, Sie, Es sind die Helden, Monsieur, Madame et Bébé. Erzähler ist der noch junge Er. Nicht von der Liebe gegründet, ist seine Ehe kinderlos und nicht ganz glücklich geblieben. Eines Tages kommt also Sie auf den Einfall, einem armen Weibe ihr Kind abzukaufen. Sie bringt das erworbene Kind heim. Auch Er erhält sein wohlgemessen Theil daran, indem er der Mutter denselben Preis bezahlt. „Es" wird jetzt „unser" Kind und stellt bald das stille Haus auf den Kopf. Eine Kinderfrau wird angeschafft. Es ißt am Familientisch mit und scheint fast eine Ahnung zu haben, daß zwischen seinen „Eltern" nicht Alles so ist, wie es sein sollte. Bald schämen sich die beiden schweigsamen Erwachsenen vor dem Kinde; dennoch findet keine Annäherung statt. Hierauf wird Er eifersüchtig auf Sie wegen Es, und welch seltsame Eifersucht, die ihres Objects nicht klar bewußt werden kann! Am Ende hält Er die vorwurfsvollen Blicke des Kindes nicht mehr aus. Er entflieht ihnen, und als Er von seiner Reise zurückkommt, liegt Es im Sterben, aber die beiden Gatten haben sich gefunden. „Es war gekommen, uns Liebe zu lehren und als Es fertig war mit seiner Lehre, da ging Es wieder unter die Engel", flüstern Er und Sie. „Den Kinderstuhl hatten wir nicht von der Stelle gerückt, „Ihm" zum Gedenken", schließt Er seine Erzählung. „Geraume Zeit darauf geschah es, daß meine Schwiegermutter im Vorbeigehen mit einer seltsam schelmischen Miene, die ihr sonst nicht eigen war, die Lehne betastete. 'Anselm', meinte sie, 'ich dächte, Sie könnten ihn wohl noch brauchen über kurz oder lang'. Wirklich? War es möglich? Hatte ich solches Glück verdient? Und wie ich mein Weib nun umschlungen hielt in der neuen unfaßbaren Freude, da konnte ich's nicht lassen, und zu ihrem erröthenden Köpfchen herabgeneigt, sagte ich: Wir wollen Es recht, recht lieb haben, nicht wahr?"

Dieselbe gemüthvolle Intimität spricht aus der „Chronik unseres Glücks" und den Erzählungen: Das alte Haus, Um ein Paar Zoll und Monsieur Krach. Letzterer ist ein Phantasiegebilde, ersonnen von einer klugen Pariserin, welche ihren Mann in sinnlose Speculationen verrannt sieht. So verkauft sie denn an den von ihr erdachten Monsieur Krach, in Wirklichkeit aber an sich selbst, das alte Familiengütchen nebst Einrichtung, und als der Krach, der wirkliche „große, große Krach", in der That kommt und Schrecken und Elend verbreitet, da führt sie entschlossen ihren niedergeschlagenen und schon mit Selbstmordsgedanken sich tragenden Mann in das trauliche Besitzthum, das sie auf solche Weise gesichert hat, und gesteht auf seine Frage, wo der Eigenthümer, Monsieur Krach, sei, mit seligem Lächeln ihre Schuld. Zum Schlusse spricht die Flamme im Kamin die

„Moral von der Geschicht'" aus, und hier erhebt sich v. Roberts, dem sonst das Phantastische, z. B. in dem „Herzen des Oberlieutenants" und „Zwischen Mauer und Hecke", nicht recht gelingen will, zu dichterischer Höhe — ein neuer Beweis, daß ein talentvoller Feuilletonist Versmaß und Reim entbehren kann und daß das moderne Feuilleton auch Poesie in Prosa ist.

Theophil Zolling.

Der Waldteufel.

Ein Stück Weihnachts-Mythologie.

Von H. Steinthal.

Sich in uralte verschollene Zeiten versenken und auch hier unter Formen, die uns so fremd sind, menschlichen Idealismus entdecken, muß anziehend sein — oder wer leugnet es? Andererseits den Blick in unser heutiges Leben eindringen lassen, um unser Streben und Ringen, Hoffen und Erreichen in Lust und Leid zu überschauen — wer fühlte nicht den Reiz dazu? Dann darf aber wohl sicher der auf Theilnahme rechnen, der den Nachweis unternimmt, wie sich Trümmer einstiger Sitte unserer Ur-Altvordern bis in das Treiben unserer Tage hinein gerettet haben. Das ist ja der Reiz der Sprachwissenschaft: denn es sind wesentlich dieselben Worte, mit denen wir unser heutiges Innere ausdrücken, an denen die Weltanschauung, Geist und Gemüth längst entschwundener Geschlechter haftet; und das ist der Reiz der Sittenforschung, welche lehrt, wie wir weder Sitten noch Symbole erfinden, weil wir sie ererbt haben — ererbt und assimilirt. So mag es überraschen, aber kann nicht verwundern, daß das Uralte heute so ganz anders erscheint, als es ehemals aussah. Verrostet ist nichts; und ist etwas verrostet, so sollen wir es wegwerfen. Denn diesen Rost der Zeit, vielmehr die Unfähigkeit und den Mangel der Entwicklung, schafft man durch kein Poliren weg. Rost aber im moralischen Leben ist Gift.

Drei Gesetze möchte ich aber hier für das berechtigte Fortleben des Alten im Lichte der heutigen Sonne aufstellen:

Erstlich: es gibt uralte Wahrheit, die ohne Veränderung in ewiger Jugend fortlebt. So die Zahlen und die einfachsten Sittengebote.

Zweitens: vieles den Urvätern Heilige ist uns zum dichterischen Spiel geworden und übt in der Kunst immer noch seine Macht über das menschliche Gemüth. So der Mythos. Ist denn nicht auch die Kunst heilig?

Drittens: vieles einst Ehrwürdige, uralte Weisheit und Cultus, ist zur Weisheit unserer Kinder und zu ihrem Spiel geworden. Das muß doch recht natürlich sein. Standen denn Jene, die wir die Uralten nennen, nicht in der Kindheit des Menschengeschlechts? Wir geben den Kindern was der Kinder war, z. B. den Storch. Er war nach der uralten Ansicht der Seelenbringer.

Forschungen dieser Art sind schon vielfach angestellt, ihre Ergebnisse häufig auch schon ins Publicum getragen, und sind oft bei so kühnen Behauptungen angelangt, daß ihnen der Leser mit Mißtrauen entgegentritt. Weil, sagt er sich verwundert, das eine oder das andere Märchen auf einem Mythos beruhen mag, sollen nun alle Märchen Mythen sein? und müssen sie es denn ganz und gar, mit allen ihren Zügen sein? Und welche gezwungenen Deutungen! — Hierin muß ich dem Leser beipflichten. Mythen- und Sittenforschungen sind mühseliger, als sich Mancher, der frisch darauf los deutet, träumen läßt. Es ist damit wie mit den Etymologien der Wörter. Indessen haben wir doch auf allen diesen Gebieten schon manche vortreffliche Arbeit, und Vieles ist glücklich entziffert. An dem Gelungenen erkennen wir die Bedingungen des Gelingens. Wo wir solche Bedingungen erfüllt finden, werden wir beipflichten — sonst nicht. Das Wesentlichste aber hierbei ist, daß kein Scharfsinn und kein Geist die gute Deutung zu geben vermag, wenn nicht in glücklichem Zufall die Geschichte selbst uns die allmähliche Wandlung des Alten in die neue Form vorlegt. Wie viel oder wenig dann aber auch der Zufall den Forscher begünstigen mag: die Ueberzeugung bleibt unerschüttert, daß unser gegenwärtiges Leben mit allen seinen großen und kleinen Einrichtungen nur den letzten Ring einer Kette bildet, die sich ohne Unterbrechung durch die Jahrtausende in die Anfänge der Menschheit zieht.

Viele Deutsche werden gar nicht wissen, was der Waldteufel für ein Ding ist; und wenn ich ihnen sage, daß es ein Ton-Instrument ist, so werden sie dem Namen entnehmen, daß er nicht wohlklingend und harmonisch sein müsse. Aus Sanders' Wörterbuch aber können sie ersehen, daß Waldteufel „dünne Papier- (vielmehr Papp-)Cylinder sind, welche, mit einigen Pferdehaaren an einem hölzernen Stiel befestigt, bei jeder Drehung einen brummenden Ton von sich geben", der in den Straßen Berlins recht unangenehm sein würde, wenn er uns nicht die bevorstehende Weihnachtsfreude ankündete. An anderen Orten nennt man dasselbe Ding eine Schnurre. — Auch eine Deutung ist bei Sanders zu lesen: „Man wollte das Geschrei und Gebrumm der bösen Geister nachahmen, welche zur Zeit der kürzesten Tage umschwärmen sollen." Statt einer Kritik dieser Deutung will ich lieber sogleich an die Darlegung der meinigen gehen.

Taucha ist ein Städtchen in der Nähe von Leipzig. Daß es jemals von großer Bedeutung gewesen sei, ist nicht zu erweisen; aber alt ist es, so alt wie die slavischen Niederlassungen in jener Gegend, und auf die umliegenden Dörfer, welche unter derselben adeligen Herrschaft standen, war es von Einfluß, während Leipzig immer von einem bürgerlichen Magistrat regiert ward. So kommt es, daß der Tauchische Jahrmarkt von allen Dörfern der Umgegend mitgefeiert wird; und jetzt, da Leipzig ein Dorf nach dem andern sich einverleibt, dringt diese Feier auch in die große Stadt und nähert sich von Jahr zu Jahr ihrem Centrum.

„Der Tauch'sche", wie er durchweg von den Dorfbewohnern genannt wird, fiel ursprünglich auf den ersten Sonntag des September, und ward später aus Rücksicht auf die Sabbathruhe auf den Montag verlegt. So kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Jahrmarkt ursprünglich mit einer religiösen Feier in Zusammenhang stand, wie dies in vielen Fällen mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, und für alle Jahrmärkte angenommen werden darf. So erklärt sich bekanntlich auch der Doppelsinn, ein heiliger und ein profaner, des Wortes „Messe". Nur bei der Annahme, daß der Tauch'sche ein religiöses Fest war, wird es begreiflich, daß der ganze Umkreis ihn mitfeiert, und zwar zu Haus, ohne in die Stadt zu ziehen; und so wird abermals erklärlich, daß im Städtchen selbst der Tag einfach zu einem unbedeutenden Jahrmarkt und weiter nichts herabsinken konnte, während er rund umher ein Feiertag ganz eigner Art blieb bis auf heute, und er die stolze Aussicht hat, das große Leipzig zu erobern, das Jahrhunderte lang mit den Herren von Taucha in blutiger Fehde lag — wenn die Polizei es erlauben und nicht störend eingreifen sollte.

Wie alle jene Kirmeß- und ähnlichen Feste in allen Gauen Deutschlands war auch der Tauch'sche nicht ein großes, allgemeines Kirchenfest, sondern eine beschränkte lokale Feier; und wenn schon die großen Oster- und Weihnachtstage auf Zeiten gelegt wurden, welche längst im heidnischen Cultus geweiht waren, wie es der Kreislauf des natürlichen Jahres den Menschen angezeigt hatte: so standen um so mehr jene lokalen Tage mit alt hergebrachter Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winter-Feier in Zusammenhang, bald dem obersten der Götter, bald einem besonderen Sonnen-Gotte geweiht. So war es auch vermuthlich in Taucha, wo man im Anfang des September ein Herbstfest, ein Fest des schwindenden Sommers und des eintretenden Winters, der sinkenden Sonne feierte.

Worin diese Feier bestand, läßt sich aus der Weise errathen, wie sie heute noch in den bezeichneten Dörfern begangen wird. Heute ist es freilich kein Götter- und kein Gottesdienst mehr, sondern blos noch ein Kindervergnügen — und doch mehr als das: denn Groß wie Klein betheiligt sich daran. In protestantischen Ländern ist es vergessen, wie einst auch die Kinder in den religiösen Feiern eine Rolle spielten. Aber in jener

durchaus protestantischen Gegend kann man noch sehen, wie am Tauch'schen die Väter ihre Kleinen zum Fest auf die Dorfgasse führen, als handelte es sich um etwas, woran das Wohl und Wehe der Gemeinde abhängt.

Was geschieht also? In Altschönefeld, einem Dorfe, das wie Taucha und Leipzig an der Parthe liegt, zwischen beiden, um das in jener Völkerschlacht ein mörderischer Kampf entbrannt war, dort konnte ich Folgendes beobachten. Am Tage hat jedes Kind seine „Schnurre", wie es dort heißt, seinen Waldteufel, wie der Berliner es nennt: während dieses liebliche Instrument sonst das ganze Jahr nicht gedreht oder geschwungen wird. Dies ist der erste bezeichnende Umstand für sein Wesen. Dient es hier zur Weihnachtsmusik, und ertönt es dort zum Herbst, so muß es hier wie dort mit dem Wechsel der Jahreszeit in Verbindung stehen. Aber wie?

Das wird auch durch den Nachmittag noch nicht klar, obwohl da die Verwandtschaft mit Weihnachten noch offenbarer wird. Die älteren Knaben vermummen sich und ziehen durchs Dorf, empfangen Hiebe von den andern Kindern und theilen welche aus, treiben vor manchem Hause allerlei Scherze und werden durch Obst und geringes Geld belohnt. Solche Vermummungen und Umzüge, Scherze und Prügel mit uralten Sprüchen und Wünschen kommen im ganzen Norden Europas namentlich zur Weihnachtszeit vor, und daraus haben sich die Ruprecht, Weihnachtsmänner, Harlekine u. s. w. entwickelt, wie schon vielfach, von Adalbert Krehn, dem Gründer der vergleichenden Mythologie, von Mannhardt und vielen Anderen, dargelegt ist. Es sind die umziehenden Waldteufel, ehemals der Oberste der Götter.

Aber käme es blos auf das Gebrumm an: das ließe sich auch auf andere Weise erzeugen. Daß das Brummen jedenfalls nur nebensächlich ist, daß es erst durch Mißverständniß alter Sitte in dasselbe hinein getragen ist: das ward mir am Abend des Tauch'schen klar, indem mir im eigentlichsten Sinne des Wortes über die Schnurre oder den Waldteufel ein Licht aufging. Da zieht nämlich bald nach Sonnenuntergang bei einbrechender und schon eingebrochener Nacht die gesammte Kindheit des Dorfes mit Laternen auf die Straße, und unzählige Lichter wogen ungeordnet hin und her — ein höchst freundlich mysteriöser Anblick! zumal wenn das Dorf, wie Altschönefeld und alle jene Dörfer, mit einer überreichen Kinderschaar gesegnet ist. Selbst die Kleinsten, die sich kaum schon auf den Beinen halten können, werden vom Vater, von der Mutter, von einem älteren Geschwister hinaus in das Kindergewühl geführt, alle, jüngere wie ältere, an einem Stabe hängende Papierlampen schwingend, Lampions, bunt bemalt mit farbigen Streifen oder auch Blumen. Die gewöhnlichste Form dieser Laternen ist die des Cylinders. Kurz, wir haben die echte Schnurre, den Waldteufel vor uns, nur etwas größer als den sogenannten. Und als ich dann sah, wie die älteren, kühneren Knaben die brennenden Laternen in großen Kreisen umherschwangen (gerade wie der Waldteufel geschwungen wird): da verstand ich, daß hier ein Fest der Himmelslichter gefeiert wird, die dort oben kreisen und unser Schicksal bestimmen, also ein Weihnachten, ein Fest des Sonnengottes, dem zu seinem Kreislauf Glück gewünscht und von dem zugleich ein glückliches Jahr erfleht wird.

An anderen Orten Deutschlands wird zur Johannisfeier, die gerade solch ein Lichtfest ist, ein mit Stroh umwickeltes brennendes Rad eine Anhöhe hinabgerollt in den Fluß, in dem es auszischt — ein Bild der abnehmenden Sonnenkraft. Am Tauch'schen wird kein Rad gerollt, aber ein Licht im Kreise geschwungen.

Das ist der volle, echte, unentstellte Waldteufel. In diesem ist das Licht (der Sinn) geschwunden, und wo das Auge entzückt war, wird das Ohr beleidigt. So ergeht es allem Traditionellen, wenn es nicht vom Geiste innerlich lebendig erhalten wird. Gott bewahre uns vor den Waldteufeln jeder Art und lasse uns sein Licht strahlen!

Granada.

Von F. Reber.

(Fortsetzung.)

Nachdem einmal die Lage der Araber in Spanien zur reinen Defensivstellung herabgesunken war, mußte Granada, ungleich mehr von der Natur geschützt, als die ebenen Städte Cordova, Sevilla, Valencia u. s. w., als weit passenderer Stützpunkt erscheinen. Gegen die Küste hin schiebt sich die Sierra Nevada als ein fast unüberschreitbarer Riegel vor, im Norden und Osten erschweren andere bedeutende Gebirgszüge jede Invasion und nur gegen Westen öffnet sich das Thal dem Genil folgend gegen die breite Ebene des Guadalquivir. Mit solchen Schutzvortheilen ausgestattet gibt es überdies gewiß in Spanien, und vielleicht nirgend in der Welt, einen Punkt von so augenfälligen klimatischen Vorzügen, wie das Hochthal von Granada. „Die Umgebung Granadas," sagt schon der alte arabische Weltreisende Ibn Batuta, der die Lande des Islam von Indien und China bis Gibraltar durchpilgert, „hat nicht ihres Gleichen auf der Erde." Von der Zeit der Mandelblüthe an bis zum Reifen der Orange lacht hier beständiger Frühling. Denn die reichen Wasser, die von den Schneemassen des nach den Alpen höchsten Gebirgs von Europa gekühlten Lüfte, mildern den z. B. in Sevilla noch im October fast erdrückenden Sonnenbrand. Reicher Humus läßt alle Früchte gedeihen, und Granat- und Feigenbäume, wie üppiger Oleander begnügen sich selbst mit feuchten Ritzen der Felsen. In der Rosenzeit liegt Granada in einer Wolke von Rosenduft und länger als sonst blühen Tausende von Blumen, gefördert von den feuchten Schatten der bewaldeten Höhen, welche sich frühzeitig auf einzelne Theile der üppigen Vega legen. Wie aber die Sierra Nevada die Glühwinde Afrikas abhält oder durch seine Schneekuppen klärt und kühlt, so schützen die nördlichen Berge vor den rauhen Nordwinden des Winters.

Ein großer Theil von all dem Zauber muß schon vorhanden gewesen sein, als das wundervolle Thal nach dem Untergange des alten nahegelegenen Illiberis wieder der Verwilderung verfallen war. Jedenfalls mußten die von jeher vom Alhambraplateau herabrauschenden Quellbäche es nahelegen, die wasserreiche Höhe zur Citadelle zu machen, und wenn es nicht schon bei der ersten Ansiedlung geschah, so kann dies nur mit jener Blindheit erklärt werden, mit welcher Chalcedon Jahrhunderte lang vor Byzanz gegründet wurde. Der Berberhäuptling und erste granadinische König Zawi baute seine Residenz jedenfalls nicht auf die Höhe der Alhambra. Dies blieb Muhammed Ibn ul Achmar vorbehalten, von dessen Nachfolgern sich besonders Jussuf Abul Hedschasch (1333—1354) und sein Sohn Muhammed V. (1354—1390) das größte Verdienst um den Ausbau des Alhambrapalastes erwarben. Ueberhaupt fällt in diese Zeit der innere und äußere Aufschwung Granadas, begünstigt durch die Zerwürfnisse unter den christlichen Fürsten Spaniens, welche den Arabern mehrhundertjährige Ruhe schenkten. Verhängnißvoll aber wurde endlich, daß gerade in der Zeit, in welcher sich die Einigung des christlichen Spanien unter Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragon vollzog, der König von Granada Ab ul Hassan mit den hervorragendsten Geschlechtern seines Reiches, ja selbst mit seinem eigenen Sohne Abu Abdilla (Boabdil) in Krieg gerieth. Dazu kam, daß derselbe in wahnsinniger Verblendung bei der Einnahme der christlichen Veste Zahara die ganze Besatzung über die Klinge springen ließ und so die Rache des christlichen Königspaares in einer Weise herausforderte, die eine Beilegung des Conflictes schlechterdings nicht mehr zuließ.

Man begreift leicht, daß die Einnahme der Alhambra keine leichte Aufgabe war. Die steilen zum Theil künstlich abgeschrofften Abhänge des übrigens nicht sehr hohen Burgplateaus machen die Höhen nur an wenigen Stellen zugänglich, und die Mauern und Thürme sind von wunderbarer Schönheit, Höhe und Solidität. Der Anblick vom Thal des Darro aus ist ein

prächtiger und gewaltiger, der Umfang der Befestigung aber so groß, daß diese wohl zehn Paläste wie den der Alhambra mit ihren Armen umschließen und nach außen den Augen entziehen könnte. Isabella und Ferdinand gingen daher sehr methodisch vor und lagerten nach der Einnahme der Festung Alhama zwei Meilen von der Stadt in der von ihnen gegründeten Stadt Santafé, deren Name schon die Auffassung des Krieges als Glaubenskrieg außer Zweifel setzte. Auch würde wahrscheinlich die Einschließung länger gedauert und Ströme von Blut gekostet haben, wenn nicht Ab ul Hassan gestorben wäre und der zaghafte Boabdil capitulirt hätte.

Das muß ein stolzer Tag für die Beherrscher Castiliens und Aragons gewesen sein, als am 2. Januar 1492 als Zeichen des Capitulationsabschlusses der silberne Kranz von dem Hauptthurm der Festung in der Morgensonne blitzte, und das Herrscherpaar sich anschickte, seinen Einzug in der Alhambra zu halten. Ohne Zweifel rieselten die Bergbäche, dufteten die immergrünen Sträucher und Bäume und sangen die Vögel damals wie heute, statt der dürftigen Maulthiere der granadischen Wasserträger aber, welche jetzt vom frühen Morgen ab das treffliche Wasser der Hauptcisterne in die besseren Häuser der Stadt besorgen, zog damals eine prächtige und lange Cavalcade die Straße empor, die gold- und stahlglänzenden Fürsten und Ritter Aragons auf andalusischen Rennern und das Gefolge der castilischen Königin um die hohe Frau auf festlich gezäumten Zeltern. Der Festzug wird wohl auch da gehalten haben, wo wir länger verweilen, nämlich an dem wunderbar situirten gewaltigen Hauptthor von 1347, Bab usch Scheria, Thor des Gesetzes, vor welchem sich Ströme klarsten Quellwassers aus prachtvollen Brunnenfassungen mit Inschriften und Wappen Karls V. ergießen und vertheilen. Hier wird wahrscheinlich die Ceremonie der Schlüsselübergabe sich vollzogen haben oder wenigstens zu praktischer Bedeutung gelangt sein. Die in den Schlußstein des hufeisenförmigen Thorbogens außen gemeißelte Hand hätte damals nach dem inseits dargestellten Schlüssel greifen müssen, wenn sich die daran geknüpfte Sage bewahrheiten sollte, daß die Alhambra unbesiegt bleiben werde, bis dies Wunder geschehen sei. Sicherer ist die stolze Handanlegung Isabellens an die Thormauer: denn noch jetzt liest man im Innern des Thorbaues ihre interessante Inschrift in Mönchsminuskeln, welche von der Besitzergreifung der Alhambra 1492 spricht, und durch originale Erhaltung und Ausführlichkeit zu den merkwürdigsten historischen Denkmälern gehört.

Den Thorweg an modernen mit Blumen förmlich überdeckten Wärterhäuschen vorbei emporsteigend gelangten wir auf den freien Platz vor dem Palast, den Platz der Algibes oder Cisternen. Den glänzenden Aufzug, mit welchem uns die Phantasie durch die Puerta de la Justizia geleitet hatte, verdrängte hier die übrigens nicht unmalerische Wirklichkeit. Es campirte nämlich oben auf dem Plateau eine Abtheilung spanischer Gebirgsartillerie, deren Maulthiere mit den Kanonenläufen, Lafseten, Rädern und Munitionsbehältern auf den hohen zweckentsprechend construirten Sätteln an Orientalisches hätten denken lassen, wenn nicht die modernen Uniformen namentlich der eleganten Offiziere die Illusion zerstört hätten. Leider konnte ich keine Bewegung der Gruppe abwarten, so sehr mich auch das Exercitium interessirt hätte: denn ablenkend erhebt sich rechts ein reizendes maurisches Thor von zierlichen Verhältnissen, jetzt Puerta del Vino genannt und nach der Inschrift von Muhammed V. († 1390) herrührend, der einzige Ueberrest eines verschwundenen Palasttheiles, vielleicht des Harem, welcher demnach von dem Myrthenhof und Löwenhof nur durch einen größeren den Hauptbrunnen enthaltenden Hofraum getrennt gewesen wäre. Links ragt der die Burgglocke tragende Festungshauptthurm in die blauen Lüfte und ladet zu seiner berühmten Aussicht, daneben erstreckt sich der Riesenbau des unvollendeten Palastes Karls V., weiterhin folgt die ehemalige Hauptmoschee, beim Umbau in eine Kirche ihrer ursprünglichen Gestalt fast ganz beraubt. Herz und Auge aber sucht insbesondere nach dem verborgenen Eingang zum maurischen Palaste. War doch selbst auf der Höhe des Glockenthurms die ungeduldige Erwartung der Palastwunder kaum zu bändigen, so wundervoll auch der Blick über die Stadt und Vega nach der Sierra Nevada und die Alhamakette bis gegen Loja hin war.

Er scheint glücklicher Weise ungenannt geblieben zu sein, der jämmerliche dilettantische Pfuscher von einem Architekten, welcher auf Befehl des herben Kaiser Karl in den Vorhof des Alhambrapalastes jene klobige Renaissancemasse hinstellte, welche gleichsam das Signal zu all den scheußlichen Arenen für die Stiergefechte gegeben zu haben scheint, mit welchen jede nennenswerthe Stadt Spaniens verunziert ist. Was mich jedoch an dieser Turnierhalle Karls V. am meisten beleidigte, das ist die Rohheit, mit welcher der in seinen Dimensionen auf die zierliche Alhambra ungeheuer drückende Renaissancekoloß schiefwinklig vor den Haupteingang des Myrthenhofes gepflanzt wurde, wodurch dieser unzugänglich ward und durch einen unscheinbaren Seiteneingang ersetzt werden mußte.

Von dem unvergeßlichen Momente, in welchem ich den ersten Schritt in den Myrthenhof gethan, bis zu dem Augenblicke, in dem der Custode, der übrigens wohl (und besser als das spanische Diamant-Reisebuch von A. Germond de Lavigne, vielleicht das schlechteste der Welt) unterrichtet schien, seinen Rundgang durch den ganzen Palast vollendet hatte und mich weiterhin der eigenen freien Betrachtung überließ, durchzog mich das Gefühl eines wonnigen Traumes. In der Moschee von Cordova war ich wie verloren gewandelt, hier schienen mir alle Räume so traulich und behaglich, daß ich nur das Fehlen der Divane, wie sie den Alcazar von Sevilla vervollständigen, bedauerte, um Stunden und Tage in müßigem Schauen zu verträumen. So reizende Verhältnisse, so rhythmische Linien, so geschmackvolle und reiche Ornamentation, so zauberhaftes Licht, so überraschende Wechsel von Abgeschlossenheit nach außen und von hinreißenden Fernsichten wirken wohl selten wie hier symphonisch zusammen. Man wandelt von einem Raum in den andern wie von einem musikalischen Satz zum andern, in der Absicht, zu jedem wieder zurückzukehren und da capo al fine wieder zu genießen. Und nach mehrtägigem Weilen, Betrachten, Träumen reißt man sich nur wehmüthig los, wenn der letzte Abend dämmert und die Hallen sich schließen. Wie mußten Boabdils Gefühle gewesen sein, als er für immer Abschied nahm von der Burg seiner Väter!

Doch suchen wir uns vorerst im Einzelnen zu verständigen. Der Palast besteht jetzt aus zwei Haupthöfen und mehreren Nebenhöfen, von welchem die ersteren in einem Niveau, die letzteren dagegen dem Terrain an der Befestigungslinie sich anschließend mehr oder weniger tiefer liegen. Die beiden ersteren waren ohne Zweifel von einem jetzt verschwundenen Vorhofe aus zugänglich, an dessen Stelle sich jetzt wie schon erwähnt der Renaissancebau Karls V. erhebt, und zwar der Myrthenhof zur Linken, der Löwenhof dagegen im Fond des Vorhofes; über die Gestaltung des letzteren und seiner Façaden mit den Hauptportalen zu den beiden Innenhöfen könnte vielleicht die erhaltene, aber von König Pedro etwas umgestaltete Façade des Alcazar in Sevilla Anhaltspunkte darbieten.

Der Myrthen- oder Bassinhof (Sahat ar rajahin oder al birka) ist jedenfalls nicht der Mittelpunkt des königlichen Wohnbaues, sondern vielmehr jener der Regierungshandlungen, der Empfänge u. s. w. gewesen. In der Längsaxe erstreckt sich mitten durch den Hof ein ziemlich breiter Canal mit Marmorrändern, welchem zwei prächtige Myrthenhecken parallel laufen. Kleine Gemächer ohne alle Prachtentfaltung, offenbar für den Hofdienst bestimmt, ziehen sich in zwei Etagen an den Langseiten hin, welche niedrig und nur durch kleine Thüren und oben durch Gitterfenster gegliedert sind. Höher ragen die beiden Schmalseiten, überdies mit jenen Arkaden geschmückt, welche den Hauptreiz der granadischen Architektur ausüben.

Denn die aus eipollinartigem Marmor gearbeiteten Säulenschäfte schießen in einer Schlankheit empor, wie sie sonst etwa nur von unseren Eisenträgern erreicht wird. Und diese Grazilität wird noch erhöht durch ein Basenglied, welches, augen-

scheinlich dem Motiv eines Baldachinfußes entnommen, deutlich an die Einzapfung einer Stange gemahnt, wie auch durch das doppelt hohe Kapitäl, bei welchem der korinthisirende Kelch erst als Hals dient, aus welchem dann das würfelförmige Hauptglied hervorquillt. Allein trotzdem hat das Ganze nichts Gewagtes, denn es sind nicht blos die Dimensionen der nirgends eine Höhe von 5—6 Meter übersteigenden Säulen überaus klein, sondern auch die Belastung könnte nicht geringer sein. Ich weiß nicht, ob es früher bemerkt worden ist, wenigstens finde ich nirgends eine Erwähnung, daß auf die kämpferartige Capitälsplatte kein Steinpfeiler und noch weniger Bogenconstruction gesetzt ist, wie dies in Cordova, Toledo, Sevilla, namentlich aber in Aegypten auftritt. Die Säulen nämlich tragen lediglich einen aufrecht stehenden Holzbolzen, an seinem oberen Ende in einen Horizontalbalken eingezapft, welcher ringsum laufend einen sculpirten Fries, seiner Function nach richtiger Architrav darstellt. Auf diesem Horizontalbalken ruhen dann die Deckhölzer und Sparren, deren Enden durch eine zierliche ebenfalls ganz in Holz hergestellte Aufkrämpung gesimsartig verkleidet wird. Also ein Gerüst von der einfachsten Art, etwa wie das Stangenwerk des Zeltes, aus welchem die granadische Architektur überhaupt entsprungen ist.

Dann wie die Säulen mit ihrem Verbindungsgerippe noch die Zeltstangen erkennen lassen, so zeigen alle Wände in ihrer Ornamentation, ja sogar in ihrem Ausschnitt über den Säulen die Nachahmung der Teppichbehänge des Scheikzeltes. Kein Wandstück an der ganzen Alhambra läßt nur einen Augenblick an Mauerconstruction denken. Keine Steinform wird im Ornament sichtbar, und selbst in den Bogen, wo anderwärts der Keilschnitt der Steine das wesentlichste Ziermotiv, findet sich davon keine Spur. Constructive Gewölbe kommen überhaupt nur in den Thoren, Souterrains, Bädern u. s. w. vor, selbst der Bogen ist selten. Die archivoltenartigen Verbindungen zwischen den Säulen sind durchaus Spiel und Schein ohne alle constructive Grundlage, vielmehr an die Vorbilder curvenförmig ausgeschnittener und aufgezogener Gardinen (Lambrequins) sich anlehnend, wie sie an Baldachinen und Traghimmeln oder an Zeltabtheilungen begegnen. Ja man wird geradezu an spitzenartig gestickte Schleier gemahnt, sobald man gewahrt, daß die dünnen Gipsverkleidungen nicht blos einen Hohlraum zwischen sich übrig lassen, sondern sogar ajour, d. h. in durchbrochenem Ornament gearbeitet sind. Sieht man aber von innen aus durch die vermeintlichen Archivoltenwände den Himmel in azurnen Diamanten hindurchschimmern, wie durch den Maßwerkhelm eines gothischen Thurmes, so ist der Eindruck ätherischer Leichtigkeit so bestrickend, daß man überhaupt der gewohnten statischen Bedingungen vergißt. Und welche Pracht der Ornamentfelder! Fehlt auch die ursprüngliche Farbe und das Gold jetzt fast gänzlich, so daß man nur noch an manchen Stellen davon die Reste entdeckt, so gibt die ungemein exacte Arbeit doch das Bild von Teppichen, wie sie prächtiger niemals dessinirt worden sind. Wundervoll wirken namentlich auch die Inschriftborten, wie sie statt aller architektonischen Gliederung die einzelnen Felder abwechselnd in kufischer oder in Neschi(Cursiv)-Schrift umrahmen, erstere für Wahl- und Sinnsprüche, letztere für Poesien und Koran-Suren verwendet.

Das Ganze macht auch keineswegs den Eindruck des Soliden, Monumentalen, sondern vielmehr in hohem Grade den des Vergänglichen, nur auf die Lebenszeit des jeweiligen Schöpfers Berechneten, den Eindruck einer Festdecoration in Holz und Stuck oder den leichter Gartenpavillon-Construction, wie sie auch der Zeltanlage nahe steht. Man kann sich überhaupt nicht genug darüber verwundern, wie ein so fragiles Werk sich ein halbes Jahrtausend erhalten konnte, während so viel gewaltige Massenbauten in Trümmer gingen. Indeß ist auch an mehreren Stellen des Complexes nachweisbar, daß die Säulen schon während des Baues aus dem Loth gewichen, und daß man in den Ornamentfeldern zwischen und über denselben die Ausgleichung suchen mußte. Auch bedurfte der Bau bis zur Stunde fortwährender Reparatur.

Anderseits ist aber wohl noch nie ein ähnlicher architektonischer Effect mit weniger Mitteln erzielt worden. Es unterliegt mir keinem Zweifel, daß der unglückliche Palastbau Karls V. eine weit höhere Summe verschlang, als der ganze maurische Palast, an welchen weder Construction noch Material erhebliche Opfer erforderte.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Kunstausstellungen.

Die Ausstellung der Hamilton-Manuscripte im Kupferstichkabinet. — Die dritte Serie im Künstlerverein. — Die Skizzen zum Panorama von Neuville und Detaille.

Vor einem Monat bildete das Tagesgespräch der überraschende Ankauf jener Sammlung von etwa siebenhundert Manuscripten, die aus dem Besitz der Hamilton diesen Winter unter den Hammer kommen sollten. Nicht nur in Deutschland und England wurde die Angelegenheit von der Presse weitläufig wie ein großes politisches Ereigniß behandelt, in allen Ländern der gebildeten Welt erhoben sich Stimmen des Erstaunens, daß aus dem reichen Handelsstaat ein solcher Kunstschatz in den Besitz des armen Militärstaats übergehen konnte. Und dabei, was wir gar nicht gewohnt sind, sprach man im Auslande durchweg mit dem Tone der Hochachtung von der Schlagfertigkeit und dem Opferwillen unserer Behörden, ohne eine Gelegenheit für Ausfälle und Bosheiten zu suchen. Selbst die englischen Blätter, voran die Times, zollten dem Vorgehen unserer Regierung den schuldigen Respect und entluden ihre Bitterkeiten über den unersetzlichen Verlust auf die lässigen Verwaltungen ihrer eigenen Kunstanstalten.

Vor Allem natürlich wurde der gegenwärtige Herzog von Hamilton mit Sarkasmen überhäuft, der zur Deckung seiner unerhörten Schulden den künstlerischen Besitz seiner Vorfahren in alle Welt wandern läßt. Schon ist die kostbare Galerie des Hamilton-Palastes zerstreut, aus der unser Museum das frühe Bildniß eines Unbekannten von Dürer erwarb, schon sind die kunstgewerblichen Alterthümer, unter denen die Möbel aus dem Besitze der Marie Antoinette unglaubliche Preise erzielten, von Liebhabern aus aller Herren Ländern erstanden, und nachdem die Manuscripte veräußert, wird jetzt die Bibliothek versteigert werden, in der Generationen das Seltenste gehäuft haben.

Und trotzdem ist die Familie so reich an Kunstschätzen, daß der Hauptsitz mit den früher über die andern Schlösser vertheilten Werken geringerer Bedeutung neu ausgestattet, keine Lücke wahrnehmen läßt. Wahrlich, jener feinsinnige Herzog von Hamilton, der, gleich so vielen seiner Landsleute und Standesgenossen, an der Wende der letzten Jahrhunderte die Zeiten der Unruhe und Noth auf dem Festlande mit dem vorgeschritteneren Kunstverständniß und den überlegenen Mitteln seines Landes zum Erwerb des Seltensten und Kostbarsten ausnutzte, hätte einen würdigeren Enkel verdient.

Damals wurde auch der Hauptstamm der jetzt in unsern Besitz übergangenen Manuscripte zusammengebracht. Als Privatsammlung war sie wohl zweifellos an Werth und Auswahl des Durchschnitts und durch einzelne Stücke ohne Gleichen die bedeutendste. Ihre Vereinigung mit dem früheren Besitzstande unserer Institute hat eine Sammlung geschaffen, wie unsere kühnsten Träume auf dem Gebiete nicht mehr erhoffen durften.

Auf dem Kupferstichkabinet ist die neue Erwerbung in größter Schnelle geordnet. Seit den ersten Tagen sind die Gelehrten unserer Hochschulen — wir nennen nur Mommsen, Wattenbach, Tobler, Spitta — bemüht gewesen, die lange verschlossenen Quellen der Wissenschaft zu erschließen, während von der Direction die öffentliche Ausstellung der Hauptwerke vorbereitet wurde.

Jetzt sind in Glaskästen die schönsten und interessantesten Miniaturen nebeneinander aufgeschlagen, nur hie und da wird die bunte Folge durch einen hervorragend schönen Einband unterbrochen, und an den Wänden des Saales stehen in langer Reihe die kunstreich auf vertiefte Cartons gespannten Handzeichnungen Sandro Botticellis zur Göttlichen Komödie, von jetzt ab der größte und eigenartigste Schatz des schon so reichen

Instituts. Mit besonderer Umsicht und Sorgfalt ist die Verwaltung den Bedürfnissen des Publicums entgegengekommen. Für die Schaukästen ist ein ganz neues Modell gewählt, das dem Beschauer ein Stützen und Anlehnen gestattet; Zettel an jedem Gegenstand geben die ausführlichste Erläuterung, und um sie zugleich deutlich lesbar zu machen, ohne durch Farbe den Eindruck der bunten Miniaturen zu beeinträchtigen, sind sie mit goldenen Buchstaben auf schwarzen Grund geschrieben, das Zweckmäßigste, das uns auf dem Gebiete vorgekommen.

Natürlich konnte vorerst nur ein kleiner Theil der Gesammtmasse ausgestellt werden. Das Uebrige soll, soweit es von künstlerischem Interesse ist, allmählich folgen. Wir müssen darauf verzichten, die herrlichen Werke einzeln zu besprechen, es ist nicht einmal möglich, auf knappem Raum die Hauptstücke anzuführen. Von der Kunst der irischen Mönche mit ihren Bandverschlingungen bis in die Zeiten der vollendeten Renaissance gibt es keine Schule der Miniaturmalerei, die nicht durch Arbeiten ersten Ranges vertreten wäre. Tausende und aber Tausende von Bildern, Initialen und Ornamenten sind uns aus Zeiten erhalten, deren übriges Kunstschaffen von den folgenden Perioden zum größten Theil vernichtet ist. Und in welch tadellosem Zustande! Wie wenn sie gestern die Hand des Künstlers vollendet, liegen die Malereien vor uns und geben Auskunft über Fragen, die von der schriftlichen Ueberlieferung unbeantwortet bleiben. Besonders reich sind die Arbeiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts aus den Niederlanden, Frankreich und Italien. Mit ihnen ringen um die Palme orientalische Miniaturen von seltener Schönheit, wie sie durch die indischen Verbindungen der Engländer nach Europa gelangten. Von den zierlichsten Ornamenten umrahmt, entrollen sich in ihnen Darstellungen aus dem Leben der Vornehmen, der Büßer und Krieger, abwechselnd mit Porträts und Blumen. Mustergültig sind durchweg ihre alten orientalischen Lederbände.

Unter den nicht illustrirten Manuscripten ist manche unerwartete Bereicherung der Codices wichtiger Werke. Zahlreich sind die Handschriften der großen italienischen Dichter, der altitalienischen und altfranzösischen Literatur. Noch läßt sich gar nicht voraussagen, wie groß die wissenschaftliche Ausbeute dieses Theiles sein kann. Schließlich kommt zu alledem noch eine Anzahl von Werken, die als einzige ihrer Art und Bedeutung unschätzbar sind.

Unter diesen gebührt den Illustrationen zur Göttlichen Komödie von Sandro Botticelli der erste Platz. Es war ein Band mit mehr als achtzig Umrißzeichnungen, die jetzt einzeln aufbewahrt werden. Eine Seite der Pergamentblätter enthält den Text, die andere ist mit den Darstellungen bedeckt. In Metallstift, dem damals an Stelle des Graphitstiftes verwendeten Material, sind die Umrisse vorgezeichnet, mit der Feder fixirt. An einigen Stellen ist deutlich zu verfolgen, welchen Gang die Entwickelung der Composition genommen hat, und nicht überall sind die ersten Striche nachgezogen. Vielleicht war es anfangs die Absicht des Meisters, die Blätter nachträglich zu coloriren. Die erste Zeichnung ist bereits in Farben ausgeführt. Es mag ihm aber wohl selber dabei klar geworden sein, wie viel sein Werk an ursprünglicher Frische eingebüßt haben würde.

Bis auf einige Gesänge des Inferno hat uns ein gütiges Geschick die wunderbare Schöpfung vollständig und unversehrt erhalten. Ihre Schicksale sind allerdings dunkel. Vasari berichtet, daß Sandro einen Theil des Dante commentirt und auch das Inferno dargestellt habe, was ihm viel Zeit gekostet. Die Illustrationen der berühmten Florentiner Danteausgabe von 1481 führte man längst der Erfindung nach auf diesen Künstler zurück. Aber der illustrirte Dante der Hamiltonsammlung war nur der Sage nach bekannt. Und doch trägt eines der Blätter, wenn auch versteckt, die Bezeichnung „Sandro di Mariano“.

Sandro, d. h. Alessandro di Mariano Filipepi, ist aber der eigentliche Name Botticellis. Den letzteren nahm er nach seinem Pathen und Lehrmeister an, wie denn der Name damals nur lose an der Person haftete.

Er gehörte zu den größten Geistern des fünfzehnten Jahrhunderts. Seine Werke sind weit über Europa verstreut und Wenigen vollständig bekannt. Ursprünglich für eine gelehrte Erziehung vorgebildet, nahm er sein ganzes Leben lang Antheil an dem geistigen Leben seiner Zeit, und erweiterte das Stoffgebiet seiner Kunst wesentlich durch Hereinziehen der Mythe und Allegorie. Auch als Illustrator war er bahnbrechend, wenn auch der Dante, den wir jetzt besitzen, nicht unmittelbar auf die Zeitgenossen wirkte.

Es ist ein Werk, bei dessen Anblick einem eine neue Welt aufgeht. Wie unsere nationalen Künstler sich in die Bibel vertiefen, so hat sich Sandro in das erhabene Gedicht versenkt, bis ihm seine Gestalten und Bilder wie eigne Erlebnisse lebendig wurden und ihn zur künstlerischen Gestaltung drängten. So bestimmt stehen die Züge des Dichters Virgils und der Beatrice vor seiner Seele, daß sie in all den zahllosen Wiederholungen, in den mannichfaltigsten Affecten stets dieselben bleiben. Seine Verkörperung des Dante ist eine der phänomenalsten Schöpfungen. So und nicht anders muß sich der Gewaltige geberdet haben, der wie ein Prophet an der Schwelle der neuen Zeit steht.

Und wie fühlt man sich mitgerissen, wenn einem bei der Betrachtung aufgeht, wie der Künstler bei seiner Arbeit gewachsen. Aus den ostmals übervollen Compositionen mit unzähligen kleinen Figuren der ersten Gesänge werden allmählich lichte Gruppen einzelner erhabener Gestalten, bis im Paradiso Beatrice und Dante allein bleiben und die Umgebung zum großen Theile nur angedeutet wird. Es ist der umgekehrte Weg des modernen Künstlers, der wohl den plastischen Bildern des Inferno gerecht zu werden vermag, in dessen Seele jedoch die letzten Gesänge keine mitklingende Saite berühren. Sandro aber, der Anhänger des Savonarola, brachte den mystischen Klängen ein williges Ohr entgegen. Ebenso bietet sich uns in den ersten Theilen selten ein ganzes Bild, wir müssen ein Blatt in viele Einzeldarstellungen zerlegen, die dann allerdings oft von großer Schönheit sind. So die Verkündigung als Wandbild in der Hölle der Hochmüthigen, die Fahrt auf dem Geryon. Aber von unsagbarer Großartigkeit werden die Bilder von dem Augenblicke an, wo Dante der Beatrice zuerst gegenübertritt. Wie sie durch die Gipfel der schlanken Bäume mit ihm emporschwebt, wie er beim Anblick der Himmelswunder die Hand über die Augen legt, wie er staunend vor dem schwebenden Geiste steht, der ihm die Räthsel der Welt löst, das zu schauen und wieder zu genießen gehört zu dem Edelsten, das uns die Kunst zu bieten hat.

Wie wir hören, wird von der Direction eine facsimilirte Nachbildung geplant. Wir zweifeln nicht, daß wir in Bälde ihre Erscheinung begrüßen können.

Der Künstlerverein hat die dritte und letzte Serie seiner Ersatzausstellung eröffnet. Sensationelles leistet sie zum Glück gar nicht, dafür aber gibt es einige vorzügliche Arbeiten, die aus der Masse des Mittelguts unschwer herauszufinden sind.

„Die Ankunft zum Tanz“ hat Defregger auf der diesjährigen Wiener internationalen Ausstellung die goldene Staatsmedaille eingebracht. Es ist eine hervorragende Schöpfung des Künstlers, aber sie wird von früheren, namentlich in coloristischer Hinsicht, übertroffen. Dennoch gibt man sich mit Behagen dem urwüchsigen Humor hin, mit welchem Defregger seine Tiroler zu beleben weiß. Durch die offene Thür treten die letzten Gäste paarweise oder zu dreien in den Tanzraum, herzlich empfangen von den Anwesenden. Wie sie sich die beiden Hände reichen und lachend ansehen, wie sich die eintretenden Mädchen mit halbbewußter Koketterie in Positur setzen und wohlgefällig die begeistert aufspringenden Burschen anschauen, das ist uns in Defreggers Kunst nicht neu. Auch sinnige Züge, wie das blutjunge Kind, das noch mit ausdruckslosem Gesicht zu Tanz geht, oder das Paar, das im Hintergrund plaudernd die Ankömmlinge nicht spürt, überraschen uns nicht. Aber wir fühlen aus dem Ganzen wiederum, was aus einem einfachen Stoffe wird, wenn er durch das Gemüth eines großen Humoristen gegangen ist.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz zu diesem Bilde denken, das in jeder seiner zahlreichen Figuren klar wie der Tag auftritt, als Gabriel Max' „Würfel“. Ein Jüngling und ein Mädchen sitzen einander gegenüber in einem südlichen Garten mit weiter Aussicht über ein sehr blaues Meer und hohe Gestade. Er trägt einen Rosenstrauß in der Rechten und schaut sie sinnend und fragend mit dunklem Auge an. Sie hält die Augen gesenkt auf ein Brett mit Würfeln, das sie im Schoße hält. Was das bedeuten soll, müssen wir rathen. Man hat aber wenig Lust dazu. Zwei Figuren ohne weitere Beschäftigung nebeneinandergesetzt, beunruhigen den Beschauer sonst nicht sehr. Hier aber kommt er kaum zum Genuß der coloristisch nicht unbedeutenden Eigenschaften des Bildes, weil er das Gefühl nicht loswerden kann, er müsse sich noch etwas dabei denken und würde doch nicht dahinterkommen.

Joseph von Brandts „Pferdemarkt in Bessarabien“, ein auf hellgrau gestimmtes Breitbild von wirrer Composition, sagt über den Künstler

ebenfalls nichts Neues. Nur daß es etwas frischer wirkt als seine ziemlich manierirten letzten Arbeiten.

Unter den Porträts fesselt ein Vollbild von Nils Gude, dem Sohn von Hans Gude, als kühnes Wagstück. Der Dargestellte ist eine Gestalt von seltener Größe und Kraft. Er steht im Jagdanzuge wie beim Aufbruch begriffen und hat nur den Kopf von blondem germanischen Typus leicht umgewendet. Allerdings gehört zu dieser Individualität der mächtige Körper so gut wie der Kopf, welcher allein keine Vorstellung von der Persönlichkeit geben würde. — Carl Stauffer hat durch ein Kniebild des Malers Grafen Harrach den Beweis geliefert, daß jenes sensationelle Porträt von Max Klein, das ihm auf der letzten akademischen Ausstellung eine Medaille gebracht, nicht ein glücklicher Zufallswurf ohne ebenbürtige Nachfolge gewesen. Wenn auch dies jüngste Werk coloristisch noch zu wünschen läßt, so sind doch seine zeichnerischen Eigenschaften sehr bedeutend und die Kraft der Charakteristik reicht an jenes erste Werk. Die Hauptsache, der frei sich loslösende Kopf ist sprechend lebendig. Neben diesen beiden Werken erregt Biermanns Studienkopf, der einige Aehnlichkeit mit der Wolter besitzt, durch den ergreifenden Ausdruck, mit dem er aufblickt, allgemeines Aufsehen.

Die Landschaft bietet nichts, das dieselben Künstler nicht schon früher gesagt hätten. Eine „Bergidylle" von Ludwig fällt durch ein anregendes Motiv auf. Wir stehen vor einer Felskuppe, auf der sich in den weichen Alpenpflanzen wiederkäuende Kühe gelagert haben. Darüber hinaus liegt der Blick über eine weite Stromebene offen. Ein sonderbarer Contrast, die ferne Wildniß der Bergeseinsamkeit so nahe vor sich und die Wohnsitze der Menschen in nebliger Ferne zu sehen. Auf einem Waldbilde aus dem Harz hat der Künstler seiner Eigenheit, die Laubbäume wie nasse Schwämme zu malen, etwas zu sehr nachgegeben. Kamecke stellt ein ungewöhnlich ernstes Alpenbild aus. Eine Individualität von eigenem Reiz scheint sich in Kubierschky zu entwickeln, dessen Winterabend im Riesengebirge an Feinheit der Beobachtung und seltenem Geschmack dem poetischen „Herbstschnee" der ersten Serie nahe steht.

Die Seulptur trat auf diesen Ausstellungen ganz zurück. Ein Theil gehört nun bald zum eisernen Bestande der Ausstellungen des Künstlervereins. Größere Werke wurden gar nicht vorgeführt und das Beste ist wie gewöhnlich im Porträtfach geleistet. Max Klein, dessen Löwenkampf vor dem Eingang der letzten akademischen Ausstellung aufgebaut war, schickte die Bronzebüste der Tochter eines unserer bedeutendsten Orientmaler. Ein schelmischer Kopf von größter Lebendigkeit. Die farbige Behandlung der Bronze ist bei dem Bilde einer Dame doppelt wohl angebracht. Die Marmorbüste einer alten Dame in der Haube der englischen Wittwen von C. Luerssen war von hervorragend sorgfältiger Durchbildung der feinfaltigen Haut und der weichen Stoffe, ohne daß die Mache sich irgendwie selbstständig aufdrängte. H. Hoffmeisters Büste des kleinen Beethoven nach einem alten Porträt schien doch zuviel von dem späteren Löwenausdruck in das Gesicht eines Kindes zu legen. Seine Büste des Geh. Oberregierungsraths Lüders, im Auftrag des Commerzienrath Friedrichs für den Saal der Fachschule in Remscheid modellirt, zeichnete sich durch große Aehnlichkeit aus.

A. L.

Notizen.

Der Novitäten-Katalog von Otto Spamer in Leipzig enthält eine reiche Auswahl von Jugendschriften, von welchen wir die folgenden Bände als besonders empfehlenswerth anführen können. Durch ihren patriotischen Geist zeichnen sich aus die für die Knabenwelt berechneten, reich illustrirten Bücher: Der alte Derfflinger und seine Dragoner von Georg Hiltl; Aus Moltkes Leben von Oskar Höcker, worin des großen Strategen Aufenthalt in der Türkei (1835—1839) ansprechend geschildert ist, dann Franz Ottos drei Bände Deutscher Geschichten, eine treffliche Bearbeitung der deutschen Historie für die Kinderstube. Auch auf die Sammlung: Neue Volksbücher, worin u. A. eine anziehende Lebensbeschreibung Hebels, und die drei großen biographischen Romane: Savonarola von Adolf Glaser, Pythagoras von Adolf Riecke und Pendragon (aus Alexanders d. Gr. Zeit) von J. Mähly, wollen wir hingewiesen haben. Von Otto von Leixners populärer Geschichte der fremden Literaturen ist im selben Verlage nun auch der zweite und letzte Band erschienen, der sich in Text und illustrativer Ausstattung seinem Vorgänger würdig anschließt. — Dem Verlage von Th. Stroefer in München gebührt nicht nur das Verdienst, die reizenden Kinderbücher von Kate Greenaway u. A. bei uns eingeführt, sondern auch deutsche Künstler zu einer Nachahmung und Vertiefung des englischen Genres angeregt zu haben. Die allerliebsten farbigen Bilderbücher: Lieschens kluge Einfälle von J. Kleinmichel, Goldene Zeiten von Karl Fröschl, Guck! Guck! von H. Binder, wetteifern in ihrem zarten Colorit und gemüthvollen Charakter mit den schönsten englischen Kinderbüchern, von denen uns dieselbe Verlagshandlung in T. Pyms Kleine Blüten, kleine Blätter und Fleiß bringt Fröhlichkeit, Greenaways Topo und Lizzie Lawsons Schlauköpfchen entzückende Muster darbietet. Durch Anmuth, Phantasiefülle und Formschönheit ausgezeichnet ist Ludwig von Kramers: Ein Kinderleben in Bildern, große stilvolle Compositionen in feinster Chromo-Zinkographie mit gemüthinnigem Text von Hans Proschberger.

* * *

Olympia, das Fest und seine Stätte. Nach den Berichten der Alten und den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen. Von Adolf Boettticher. Berlin, Julius Springer.

Die durch sechs Jahre mit großen Opfern und selbstloser Uneigennützigkeit, nicht um die eigenen Museen zu füllen, sondern aus reiner wissenschaftlicher Begeisterung betriebene Ausgrabung des antiken Olympia wird als die erste gewaltige Friedensarbeit des deutschen Reiches nach seiner Wiederaufrichtung einer der schönsten Ruhmestitel unseres Vaterlandes sein. Die über alle Hoffnungen hinausgehenden Ergebnisse sind ganz dazu angethan, unseren Stolz über das glorreich durchgeführte Unternehmen zu erhöhen, und dies um so zuversichtlicher, als ganz ungeahnte Gebiete dadurch befruchtet und erschlossen wurden und die Tragweite der Resultate erst nach Jahren ermessen werden kann. Dann erst dürfte die gelehrte Forschung auf Grund der positiven Ergebnisse das Faeit ziehen. Bis dahin wird es aber jedem Gebildeten eine Freude und ein Bedürfniß sein, von den Errungenschaften unserer Landsleute auf heiligem classischen Boden ein anschaulich orientirendes Bild zu gewinnen, denn die gelegentlichen trockenen Mittheilungen der Fachgelehrten beschäftigten sich nur mit Detailfragen und ließen jeden Ueberblick über das Ganze vermissen. Da wüßten wir nun keinen besseren Führer als Adolf Boettticher und sein neues Buch. Boettticher ist um so competenter, als er den Ausgrabungen in Olympia von ihrem Beginn im October 1875 bis zum Jahre 1877 als arbeitleitender Commissär des deutschen Reiches vorstand und später durch seine Mitarbeiter und Nachfolger in steter Fühlung mit dem Unternehmen geblieben ist. Sein Buch ist populär im schönsten und edelsten Sinne. Es wendet sich nicht an Gelehrte, wohl aber an den großen Kreis der Gebildeten aller Stände, denen die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum Freude und Erholung bietet. Aus diesem Grunde ist Alles, was nach wissenschaftlichem Apparat aussehen könnte, Belagstellen, Anmerkungen u. s. w. fortgeblieben. In ausgezeichneter Weise sind die Resultate in einer allen Gebildeten verständlichen Form klar und anschaulich dargelegt. Daß Adolf Boettticher schön und prägnant zu schreiben versteht, das wissen die Leser der „Gegenwart" längst, und so hat sich unser verehrter Mitarbeiter auch hier bemüht, ein farbiges, anschauliches und präcises Bild des althellenischen Heiligthums zu entwerfen. Eine trockene Relation der Ausgrabung und ihrer Arbeiten und Funde konnte den Verfasser nicht reizen. Er zog seinen Kreis weiter. Er schildert in kräftigen Zügen die geographische und landschaftliche Lage Olympias und beweist, daß gerade hierin die Grundbedingung für die eigenartige Anlage dieser Stätte liegt. Wir sehen Olympia in seiner Urzeit als gebäudelosen Hain, ein Sitz des halborientalischen Götterdienstes, eine Stätte heiliger Orakel; dann wird die Ebene am Alpheios bebaut, bis am Ende die gesammte Anlage des mächtigen Gebäudecomplexes mit seinen Tempeln, Schatzhäusern, Verwaltungsgebäuden, Hallen, Uebungsplätzen, Sieger- und Ehrenbildnissen langsam daraus hervorgeht. Sehr lehrreich sind die nur Zuverlässiges enthaltenden und alle imponirenden Hypothesen vermeidenden Kapitel über die Festfeier und die Spiele; man erfährt da im anschaulichem Zusammenhang, was bisher mühsam aus unzähligen gelehrten Abhandlungen geschöpft werden mußte. Betreffend die Katastrophe, welcher der Festplatz

zum Opfer fiel, und die allmälige Verschüttung des colossalen Trümmerhaufens bekämpft Boettticher zwei mißverstandene oder doch ihrer Tragweite nach überschätzte Nachrichten bei Strabon und Plinius, welche zu der bis in die jüngste Zeit von Autor zu Autor übernommenen Fabel Veranlassung gegeben, daß die Ruinen Olympias durch die periodischen Entleerungen des Pheneossees überdeckt worden seien. Boettticher ist der Ansicht, daß Olympia, nachdem es durch das Erdbeben von 522 oder 551 zerstört worden, nicht von den Erdmassen des Alpheios, sondern lediglich von den Sandmassen der umliegenden Höhen und des Alpheios überdeckt und so conservirt worden sei, gleichwie Pompeji von dem weichen Lapillenregen des Vesuv. Nicht minder interessant ist das geschichtliche Werden Olympias dargestellt. Natürlich nimmt die Besprechung der Bau- und Bildwerke den breitesten Raum ein. Die Behandlung ist sachgemäß und erschöpfend und wird durch eine große Anzahl correcter und alle künstlerischen Anforderungen befriedigender Illustrationen erläutert. Und gerade diese bildliche Darstellung ist es, die den Werth des interessanten Buches wesentlich erhöht. Das Beste der baulichen und bildnerischen Funde gelangt in den prächtigen Holzschnitten trefflich zur Anschauung. Besonders werthvoll sind die an Ort und Stelle gezeichneten landschaftlichen Aufnahmen Boettichers in den meisterhaften Kupferradirungen C. L. Beckers. „Das Thal von Olympia vor der Ausgrabung" athmet tief melancholische Stimmung, und die Reconstruction der Altis in ihrer ganzen Herrlichkeit ist ein beredtes und ergreifendes Bild von Olympias Erscheinung und Blüthe. Karten und Pläne fixiren das topographische Bild. Alles in Allem haben wir hier eine Publication vor uns, die dem deutschen Buchhandel hohe Ehre macht.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Tacitus }
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 ℳ. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:
„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."
Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt.
— Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an. —

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der feige Wandelmar.

Ein erzählendes Gedicht nach einer altdeutschen Sage von **Hans Hoffmann.**

brosch. ℳ 2.—, eleg. in Lwd. geb. ℳ 3.—

Aus dem reichen Schatz altdeutscher Heldensagen des XIII. Jahrhunderts greift der Dichter eine der reizvollsten Episoden heraus: die, vom frischesten Humor durchwehte Geschichte von Jarl Iron und seiner Wisendjagd. Ohne jedoch den vergeblichen Versuch zu machen, die alte Sage in ihrer ursprünglichen Gestalt zu reconstruiren, macht er unbesorgt von dem Recht des Dichters Gebrauch, die eigne Phantasie den überlieferten Stoff umspielen, durchflechten und erweitern zu lassen, und weiß in solcher Art aus den Bruchstücken der Tradition ein rundes und volles Ganze herauszuarbeiten, sich dennoch wohl hütend, von dem kecken Humor und dem kräftigen Waldgeruch der altsächsischen Lieder etwas aufzugeben.

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek der Classiker u. modernen Meister der Musik.

Volksausgabe Breitkopf & Härtel.

Ausführliche Prospecte gratis.
Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **Alexander Duncker,** Königlichen Hofbuchhändler in **Berlin,** erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lieder des Pagen Cherubin.

Illustrirt von **Fritz Wichgraf.**

Lexikon-Oktav. In reichem Einband 10 ℳ.

Der Liebling aller Herzen, das Schooßkind der gesammten Frauenwelt, der **Page Cherubin,** der Muse Beaumarchais' entsprossen, durch Mozart's berückende Weisen zu ewiger Jugend verklärt, singt hier zum ersten Mal sein Leben — sein Leiden.

Die ersten Lieder erzählen von seinen Streichen auf dem Schlosse des treulosen Grafen Almaviva. Dann finden wir ihn als jungen Offizier am Spanischen Hofe, wohin der eifersüchtige Graf ihn entsendet hat, doch mehr im Dienst der schönen Frauen, als seines Regimentes. Aber seine erste, alle Tändeleien überdauernde, schwärmerische Liebe zu der schönen verlassenen Gräfin führt ihn zu dieser zurück. Sein kurzes Liebesglück und sein frühes Ende auf dem Felde der Ehre erzählen uns die letzten seiner Lieder. Diese sind durchglüht von Poesie und Liebeszauber, wie sie nur die Sonne Spaniens zu zeitigen vermag. —

Die äußere Ausstattung des Werkes ist eine eben so elegante, als künstlerischen Anforderungen vollauf entsprechende, so daß Inhalt und Form sich vereinigen, **die Lieder des Pagen Cherubin** zu einem der beliebtesten und begehrtesten Prachtwerke zu gestalten.

Neues Abonnement beginnt im Januar.

Wochenschrift für
Politik, Litteratur, Kunst u. Wissenschaft.

Reichhaltigste deutsche Wochenübersicht. Das Neueste und Interessanteste aus allen Gebieten. Enthält das Wissenswerteste aus neuen Büchern und Broschüren, aus allen grösseren Zeitungen und Zeitschriften aller Parteien.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Verlag von J. H. Schorer in Berlin, S.W.

Das ECHO

Beste Zeitung für Vielbeschäftigte und für Deutsche im Auslande.

Preis vierteljährlich M. 2.50 oder fl. 1.63 Ö.W. = Fr. 3.35.

Man abonniert auf der Post und in den Buchhandlungen.

Mit Kreuzbandversendung nach dem Weltpostgebiet 4 M. oder fl. 2.30 Ö.W. = 5 Fr.

Nach Ländern ausserhalb des Weltpostvereins M. 5.50 vierteljährlich.

Probenummern gratis und franko.

PRUSIAS von ERNST ECKSTEIN. Neuer Roman aus der römischen Geschichte. Erscheint vom Januar ab in Schorers Familienblatt (bisher Deutsches Familienblt.) Preis vierteljährl. M. 1.60, in Heften zu 50 Pf. Probenummern gratis franko. Verlag von J. H. Schorer Berlin S.W.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Deutsches Bürgerthum.

Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808
dargestellt von
Oskar Schwebel.

Gr. 8. Broch. Preis 8 *M.*; eleg. geb. 9 *M.*

Dieses Werk gibt keine vollständige Geschichte des Deutschen Bürgerthums, vielmehr bietet es nur einzelne Bilder, die für die verschiedenen Epochen typisch sind. Dadurch scheidet aus der Darstellung jeder uninteressante Stoff aus, und bleiben nur Thatsachen, die ebenso charakteristisch wie fesselnd sind. O. Schwebel ist als kundiger und farbiger Schilderer bekannt. Erfahren in den alten Büchern, Chroniken und Urkunden, von warmer, patriotischer Empfindung für deutsches Wesen und deutsches Dichten u. Trachten erfüllt, besitzt er zugleich die Gabe, Vergangenes anschaulich wieder aufleben zu lassen. Unterhaltung wie Belehrung kommen in seinem Buche zu ihrem Recht, der historische Sinn wird erweckt, das Vaterlandsgefühl und die Freude an den Großthaten und dem kräftigen Schaffen der Vorfahren werden gestärkt.

Berlin W.

Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung
(G. Joël).

Soeben erschien nachstehender Katalog über unser Antiquarisches Lager:

No. 122.

Italienische Kunst und Archäologie.

(I. Abtheilung der
Bibliothek des Cav. Michelangelo
Gualandi in Bologna.)

1643 Nrn.

Derselbe steht gegen Einsendung von 10 Pf. in Briefmarken zu Diensten.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf unser in allen Zweigen der Kunst und Kunstindustrie sehr reichhaltiges Lager aufmerksam zu machen, und erbitten Angabe von Desiderien.

Frankfurt a. M. **Joseph Baer & Co.**

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Deutsches Dichterbuch aus Österreich. Herausgegeben von Karl Emil Franzos. gr. 8. Pr. geh. *M.* 7.50, geb. *M.* 9.50. (Velinpapier, ornamentirt.)

Ein ästhetisch werthvolles und charakteristisches Gesammtbild der neueren deutschen Dichtung in Österreich mit bisher ungedruckten Beiträgen Grillparzer's, Anastasius Grün's, Halm's, Hebbel's und Fr. Beck's. Von den lebenden Poeten Österreichs fehlt kaum Ein hervorragender Name, die bedeutendsten sind auch quantitativ am meisten vertreten; neben der Lyrik hat auch Epos und dramatische Dichtung Berücksichtigung gefunden. Von Namen seien angeführt: Bauernfeld, Saar, Ebert, Frankl, Rosegger, Anzengruber, Milow, Wickenburg, Ebner, Christen, Nissel, Rollett, Silberstein, Byr, Nordmann, Kalbeck, Lorm, Lipiner, Julius von der Traun, Hamerling u. s. w., u. s. w.

„Tägliche Rundschau"

Zeitung für Nichtpolitiker,
Parteiloses Organ
für Leser jeder politischen Richtung
unter Mitwirkung von mehr als hundert der hervorragendsten deutschen Schriftsteller und Gelehrten
herausgegeben von
Friedrich Bodenstedt.

Wer Werth darauf legt, dass seine Tageszeitung ihn in schnellster und leicht orientirender Weise nicht nur über alle politischen Tagesereignisse, sondern auch über das reiche Culturleben aller Völker unterrichte und dabei zugleich ihm und den Seinigen täglich eine interessante, sittlich geläuterte und geschmackvoll ausgewählte Lectüre biete, dem sei dies Blatt angelegentlichst empfohlen.

Die „Tägliche Rundschau" ist durch alle Reichspostanstalten für 5 Mk. pro Quartal zu beziehen.

Auf Wunsch wird die Expedition der „Täglichen Rundschau" in Berlin W., Wilhelmstr. 94, **Probe-** (d. h. letzterschienene) **Nummern** gratis und franco senden.

Collection Spemann Band 35 enthält:

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Der Leuchtturm am Michigan und a. Erzählungen von Balduin Möllhausen. Mit einer Einleitung von Th. Fontane.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 30. December 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Verfassungsfrage in der Budgetdebatte des deutschen Reichstags. Von Karl Baumbach. — Eine slavische Schule in Wien. Von K. Wiener. — **Literatur und Kunst:** Gedichte in Prosa. Von Iwan Turgenjeff. Aus dem Russischen von Wilhelm Lange. — L. Anzengrubers kleinere Schriften. Von Wilhelm Bolin. — Granada. Von F. Reber. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Ein Schwabenstreich. Lustspiel in vier Acten von Franz v. Schönthan. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ein ungedrucktes Gedicht von Gottfried Kinkel. — Inserate.

Die Verfassungsfrage in der Budgetdebatte des deutschen Reichstags.

Von Karl Baumbach.

Während die erste Lesung des Reichshaushaltsetats bisher ihren Schwerpunkt regelmäßig in einer Kritik der Politik des leitenden Staatsmanns und in einer Erörterung ihrer Wirkungen auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der Nation zu haben pflegte, trat dies Moment in der diesjährigen dreitägigen Budgetdebatte des Reichstags einigermaßen zurück gegen die Verfassungsfrage über Inhalt und Umfang des Budgetrechtes selbst. Die Idee einer sogenannten facultativen zweijährigen Budgetperiode hatte greifbare Gestalt gewonnen. Denn neben dem Etat für das Finanzjahr 1883/84 wurde der Volksvertretung gleichzeitig der Voranschlag der Einnahmen und der Ausgaben des Reichs für das nächstfolgende Jahr unterbreitet.

Der Reichstag hat dies Ansinnen, eine zweijährige Budgetperiode für das Reich thatsächlich einzuführen, zurückgewiesen. Nur 43 Stimmen aus der deutschconservativen Fraction fanden sich für den Antrag „Minnigerode", welcher auf eine commissarische Berathung einzelner Theile jener calculatorischen Fiction gerichtet war, wie der Etat pro 1884/85 von Herrn Rickert genannt wurde. Die überwiegende Mehrheit von 224 Abgeordneten votirte ablehnend; ein Resultat, welches man mit der Ablehnung des Quittungsstempels, der Wehrsteuer und des Tabakmonopols zusammenstellen könnte.

Daß diese Niederlage an der Regierung wie an den Regierten ohne erheblichen Eindruck vorübergehen wird, hängt mit der Eigenart unserer politischen Zustände zusammen. Aber man hätte dieselbe vielleicht vermeiden sollen und jedenfalls vermeiden können. Denn erst im Jahre 1881 hatte der Reichstag die Einführung der zweijährigen Budgetperioden im Wege einer Verfassungsänderung abgelehnt, und bei der Parteiconstellation des Hauses konnte es der Regierung nicht zweifelhaft sein, daß es noch weniger gelingen werde, jene Maßregel durchzusetzen, wie der Abgeordnete Hobrecht sagte, „mit Umgehung der Verfassung".

Ob eine solche Umgehung der Verfassung in dem vorliegenden Fall versucht sei, oder ob sich die Regierungsvorlage nicht vielmehr in dem Rahmen der Reichsverfassung bewege, dies war der eigentliche Kernpunkt der ebenso wichtigen als interessanten Frage.

Daß die Reichsregierung noch im vorigen Jahre einen anderen Standpunkt eingenommen hatte, daß sie damals zur Herbeiführung der zweijährigen Budgetperiode eine Aenderung der Verfassung für nöthig hielt und dies in den Motiven der damaligen wiederholt eingebrachten Vorlage ausdrücklich erklärte, wurde im Laufe der Discussion von mehreren Rednern betont. Der Abgeordnete Dr. Windthorst bezeichnete dies als dasjenige Argument, welchem ein generelles Verständniß im Volke gesichert sei. Dagegen argumentirte Herr Schatzsekretär Burchard an der Hand der Etatsdenkschrift folgendermaßen: Der Artikel 69 der Reichsverfassung lautet: „Alle Einnahmen und Ausgaben des Reichs müssen für jedes Jahr veranschlagt und auf den Reichshaushaltsetat gebracht werden. Letzterer wird vor Beginn des Etatsjahres nach folgenden Grundsätzen durch ein Gesetz festgestellt." In dem Etat für das eine Finanzjahr 1884/85 sind die Einnahmen und Ausgaben des Reichs für ebendieses Jahr veranschlagt; dieser Etat wird vor Beginn des Etatsjahrs 1884/85 festgestellt werden, und somit ist der Art. 69 der Verfassung gewahrt, wenn die Reichsregierung jetzt mit dem Etat pro 1883/84 auch denjenigen für das nächste Finanzjahr vorlegt. So Herr Schatzsekretär Burchard.

Daß man mit dieser Deduction auch für die gleichzeitige Vorlegung der Etats für 3, 4, 5 und mehr Jahre hinaus plaidiren könnte, liegt auf der Hand. Würde es im Art. 69 statt der Worte „für jedes Jahr" nur heißen „jedes Jahr" oder „jährlich", so wäre jeder Zweifel beseitigt. Aber mit Recht wies der Abg. Rickert auf den Wortlaut des Art. 71 der Verfassung hin, wonach die gemeinschaftlichen Ausgaben des Reichs in der Regel für ein Jahr zu bewilligen sind und nur in besonderen Fällen auch für eine längere Dauer bewilligt werden können. Dazu kommt, daß im Art. 72, dem jährlichen Etat entsprechend, die jährliche Rechnungslegung über die Verwendung der Reichseinnahmen vorgeschrieben ist. Ebenso wurde von den Abgeordneten Rickert und v. Bennigsen auf einzelne Reichsgesetze hingewiesen, in welchen die jährliche Feststellung des Reichshaushaltsetats klar und deutlich anerkannt ist, so im Reichsbankgesetz und im Gesetz über den Reichsfestungsbaufonds.

Könnte aber trotz alledem noch ein Zweifel darüber bestehen, ob die Verfassung in der That eine einjährige Finanzperiode mit jährlicher Feststellung des Etats vorschreibt, so würden diese Bedenken durch die Entstehungsgeschichte des Art. 69 wohl beseitigt werden können. Denn nach den Verhandlungen im constituirenden Reichstag des norddeutschen Bundes im Jahre 1867 war es unzweifelhaft die Intention der Majorität dieser Körperschaft, die einjährige Budgetperiode und die jährliche Feststellung des Etats in die Verfassung aufzunehmen. In dem Entwurf der letzteren, wie er von den verbündeten Regierungen vorgelegt, war nämlich ein förmliches Budget überhaupt nicht vorgesehen, vielleicht aus Abneigung gegen das Institut der Budgetdebatten. Nach dem damaligen Regierungsentwurf (Art. 65)

sollten vielmehr, abgesehen von dem Aufwand für Landheer und Marine, die gemeinschaftlichen Ausgaben des Bundes im Wege der Bundesgesetzgebung und, sofern sie nicht eine einmalige Aufwendung betreffen würden, für die Dauer der Legislaturperiode, also für den Zeitraum von drei Jahren, festgestellt werden. Der nunmehrige Art. 69 verdankt seine Entstehung einem Amendement „Miquel", welches ein förmliches Budget mit einjähriger Budgetperiode zum Gegenstand hatte. Die Bestimmung, daß der Bundes- (Reichs-) haushaltsetat „vor Beginn des Etatsjahres" festzustellen sei, wurde in dies Amendement um deswillen mitaufgenommen, weil sich der Mangel einer solchen Vorschrift in der preußischen Verfassung fühlbar gemacht hatte. In der Sitzung vom 8. April 1867 sprach der Abg. Erxleben für die dreijährige Budgetperiode und brachte ein Amendement ein, welches an die Stelle der einjährigen Budgetperiode des Antrags „Miquel" die dreijährige Finanzperiode setzen wollte. Dem stehen dann die Ausführungen der Abgeordneten Scherer und Miquel gegenüber, welche für die einjährige Etatsperiode plaidirten, des Abg. Bethusy-Huc, welcher ebenfalls für die „einjährige Budgetverhandlung" eintrat, und des Abg. Dr. Friedenthal, der die „Jährlichkeit des Budgets" als die Grundlage einer geordneten Finanzwirthschaft bezeichnete. Nach diesen Verhandlungen ist der Miquel'sche Antrag damals nicht anders als dahin aufgefaßt worden, daß die preußische Verfassungsinstitution der jährlichen Feststellung des einjährigrn Budgets in die norddeutsche Bundesverfassung aufgenommen werden solle, aus welch letzterer sie nachmals in die gegenwärtige Reichsverfassung überging.

Die Jährlichkeit des Reichsbudgets ist denn auch in den wissenschaftlichen Bearbeitungen des Reichsstaatsrechts anerkannt; wie z. B. Rönne ausdrücklich bemerkt, daß das Gesetz über den Reichshaushaltsetat, beziehungsweise dieser Etat selbst in jedem Jahre erneut zwischen den gesetzgebenden Factoren des Reiches vereinbart werden müsse. Diese Stelle aus Rönnes deutschem Staatsrecht citirend, hatte nun Herr v. Bennigsen ausdrücklich gebeten, daß man ihm irgend welche Autoritäten gegenüber stellen möge, welche die Frage anders beurtheilten. Der Führer der Nationalliberalen provocirte die Vertreter der Reichsregierung, indem er ausrief: „Einen Menschen mögen Sie mir nachweisen aus den Verhandlungen des Jahres 1867, in denen die Reichsverfassung und dieser Artikel beschlossen wurde, einen Staatsmann, einen Politiker, einen Rechtslehrer mögen Sie mir nachweisen, welcher bis zu dem Augenblick, wo diese Vorlage an den Reichstag gekommen ist, jemals den Art. 69 so ausgelegt hat, als ob in ihm nicht vorgeschrieben wäre, daß der Etat alljährlich festgestellt werde!"

Ein solcher Rechtslehrer existirt nun allerdings, wie Herr v. Bennigsen in der nächsten Sitzung selbst constatirte. Im November d. J., also kurz vor dem Wiederzusammentreten des Reichstags, ist die zweite Abtheilung des dritten Bandes des Staatsrechts von Laband erschienen, in welcher sich folgende Bemerkung findet: „Der Natur der Sache nach verbietet sich nun allerdings die Aufstellung eines Voranschlags für eine noch ferne Wirthschaftsperiode, und die bisherige Praxis hat ausnahmslos daran festgehalten, in jedem Jahr nur den Etat des nächstfolgenden Jahres festzustellen; dem Wortlaut der Reichsverfassung würde es aber nicht widersprechen, wenn in einer Sitzungsperiode des Reichstages die Etats der beiden folgenden Jahre in zwei besonderen, je ein Etatsjahr betreffenden Gesetzen festgestellt würden." Wie Herr Burchard in der Sitzung am 11. December erklärte, hat der Bundesrath „gerade im Hinblick auf diese Ansicht eines der ersten Rechtslehrer um so weniger Bedenken getragen, von der Auffassung ausgehen zu müssen, die ihn geleitet hat bei der gleichzeitigen Vorlage der beiden Etats". Aber mit Recht ist von Herrn v. Bennigsen wie von Herrn Windthorst darauf hingewiesen worden, daß Dr. Laband ausdrücklich hervorhebt, daß der Wortlaut der Reichsverfassung dem gleichzeitigen Einbringen zweier Etats nicht entgegen stehe. Eine andere Frage ist es aber doch, ob der Sinn der fraglichen Verfassungsbestimmung dies zuläßt, und ob es, um mit dem Abg. v. Bennigsen zu reden, „nach Sinn und Absicht, nach dem Inhalt, dem Zusammenhang, der Entstehungsgeschichte, der Erläuterung und der Praxis der Reichsverfassung" statthaft sein würde, den Etat für mehrere Jahre im Voraus festzustellen. Dabei ist es übrigens auch bemerkenswerth, daß ebenderselbe Staatsrechtslehrer in zwei früheren Schriften die Jährlichkeit des Budgets ausdrücklich anerkennt. In einer Abhandlung über das Budgetrecht nach den Bestimmungen der preußischen Verfassungsurkunde (Berlin 1871) citirt Herr Laband den Art. 99 der preußischen Verfassungsurkunde, welcher also lautet: „Alle Einnahmen und Ausgaben des Staats müssen für jedes Jahr im Voraus veranschlagt und auf den Staatshaushaltsetat gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt." Dann wird der Art. 69 der norddeutschen Bundesverfassung citirt „als im Wesentlichen gleichlautend", und dazu Folgendes bemerkt: „Infolge dieser Bestimmungen wird alljährlich ein Gesetz, betreffend die Feststellung des Haushaltsetats des preußischen Staats und ein Gesetz, betreffend die Feststellung des Haushaltetats des norddeutschen Bundes erlassen." Ebenso sagt Dr. Laband in Hirths Annalen (1873, S. 527): „Die Wirthschaftsperiode des Reichs ist verfassungsmäßig auf ein Jahr bestimmt worden; es muß daher jedes Jahr ein Etat festgesetzt werden." Ob Herr Laband, wie Dr. Windthorst meinte, neuerdings „schon unter dem Eindruck der kommenden zwei Etats, beziehungsweise einer zweijährigen Budgetperiode" geschrieben hat, darüber würde freilich nur der Autor selbst Auskunft geben können.

Jedenfalls ist der überwiegenden Majorität des Reichstags der Beweis von der Zulässigkeit der facultativen zweijährigen Budgetperiode nicht erbracht worden. Daß sie zu ihrem ablehnenden Votum außerdem noch durch gewichtige Gründe der Zweckmäßigkeit geleitet wurde, bedarf hier nur der Erwähnung. Von durchschlagender Bedeutung war nächst der Verfassungsfrage für Viele wohl das politische Moment, das Streben, der Volksvertretung des deutschen Reichs den berechtigten politischen Einfluß zu erhalten, welcher zumeist in dem ungeschmälerten Budgetrecht wurzelt; wie der Führer des Centrums in seiner drastischen Weise sich ausdrückte: „Die Herren sagen freilich, man komme ja doch alle Jahre zusammen. Meine Herren, das ist eine Illusion: wenn man nicht das Budget in der Tasche hat, dann kann man fortgejagt werden zu jeder Stunde, aber so lange man den Knopf auf dem Beutel hat, spricht man mit."

Eine slavische Schule in Wien.

Von X. Wiener.

Die Slavisirung Wiens ist mit einemmale auf die Tagesordnung der öffentlichen Discussion gesetzt worden. Den Anlaß dazu gab die Genehmigung der Errichtung einer czechischen Privatvolksschule durch den Verein „Komensky", eine Vereinigung von Privatleuten zur Gründung czechischer Schulen in der alten deutschen Kaiserstadt, die nach dem großen Pädagogen Amos Comenius, dem einstmals vielverfolgten und weitgereisten Bischof der böhmisch-mährischen Brüdergemeinde aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ihren Namen hat. Gegen diese czechische Privatschule, beziehungsweise gegen die Bewilligung ihrer Errichtung im zehnten Bezirke Wiens — einem neuen Stadttheile, in welchem die czechische Einwanderung einen ungeheueren Percentsatz slavischer Bevölkerung abgelagert hat — protestiren der Gemeinderath der Reichshauptstadt, der Ortsschulrath, der Bezirksschulrath und der Landesschulrath in gleicher Weise. Die Gründer dieser Schule berufen sich auf den Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes, ferner auf die große Anzahl eingewanderter und dort seßhaft gewordener Czechen, verlangen die Behandlung des czechischen Idioms als Landessprache oder landesübliche Sprache in Niederöstreich und in Wien und lassen keinen Augenblick darüber Zweifel bestehen, daß es sich ihnen überhaupt nur um den Anfang, um die principielle Entscheidung handelt und daß die slavische Agitation, die ihre Wellen nun bis in das

Weichbild von Wien hineingespült hat, entschlossen ist, wenn ihr der Boden zugestanden wird, ihn weiter und weiter zu occupiren. Auf deutscher Seite hat diese anscheinend so geringfügige Angelegenheit einen wahren Sturm, eine ungeahnte Aufregung hervorgerufen, umsomehr als vom Standpunkte des formalen Rechtes die Entscheidung des Ministeriums nicht gut anzufechten ist. Desto eindringlicher sprechen die Rücksichten der Culturpolitik, der Bedürfnisse des Staates, der Staatsverwaltung und der bisherigen Tradition. Daher denn auch die merkwürdige Erscheinung, daß Behörden wie der Landesschulrath, in welchem 7 Beamte und 5 Schulinspectoren neben dem Statthalter und seinem Stellvertreter ihren Sitz haben, dem Unterrichtsministerium dringend empfehlen, diese Verordnung zurückzunehmen. Es ist eben die Furcht, ein Präjudiz zu schaffen und das principiis obsta, welches in dieser Angelegenheit die Richtung gibt. Nicht mit Unrecht weist man darauf hin, daß es ja nicht die Eltern der Kinder sind, sondern ein Verein von Agitatoren, welche diese Schule ins Leben rufen wollen; die autonomen Schulbehörden heben hervor, daß der vorgelegte Lehrplan dem § 4 des Reichsvolksschulgesetzes nicht entspreche, daß der deutsche Sprachunterricht in demselben nicht genügende Berücksichtigung finde und daß das Lehrziel in der deutschen Sprache unmöglich erreicht werden könne; daß die dort ausgebildeten Schüler gar nicht befähigt sein werden, ihre weitere Ausbildung in Wien fortzusetzen und dgl. mehr. Sprechen so nun die sachmännischen Autoritäten, so ist vollends die Stimmung der verbitterten politischen deutschen Kreise eine erregte, weil in diesen Kreisen die Besorgniß herrscht, die slavische Bewegung jetzt nach Wien verpflanzt, die slavische Agitation jetzt in Wien selbst ihre Ziele verfolgen zu sehen, und weil leider im deutschen Lager die Erkenntniß von der geringen Widerstandskraft besteht, welche speciell die Wiener Bevölkerung, ganz unähnlich der deutschen Bevölkerung in den gemischtsprachigen Ländern, die gewohnt ist, den nationalen Kampf energisch zu führen, den deutschfeindlichen Einflüssen entgegenzusetzen pflegt. Diesmal aber scheint es, daß die Stimmung der Wiener keine vorübergehende, daß die Erbitterung wirklich eine nachhaltige und die Erkenntniß von der Bedeutung der Gefahren, welche Wien und speciell das Deutschthum Wiens bedrohen, eine allgemeine oder mindestens eine mehr verbreitete ist.

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese czechische Privatvolksschule eine Aufregung hervorzubringen vermochte, welche der ganze große, mehr als dreijährige Kampf der liberalen deutschen Partei, die parlamentarischen Reden und Kämpfe, die deutschen Parteitage, die Wahlreden und Rechenschaftsberichte der Abgeordneten, die unausgesetzten Darlegungen der unabhängigen Presse, der Appell an Wiens politischen Charakter aus den Provinzen, der Hinweis auf Wiens Vergangenheit und mehr als tausendjährige deutsche Geschichte wie auf seine Stellung in der Gegenwart und auf die innige Wechselbeziehung der Reichshauptstadt zu einer centralistisch angelegten Staatsverfassung und Verwaltung nicht zu erzeugen im Stande waren. Merkwürdig aber wahr! Wien schien trotz aller Reden und Vorstellungen in seiner Indolenz zu verbleiben, mit charakterloser Selbstironie sein trauriges Schicksal zu bespötteln, mit falscher Gemüthlichkeit („Leben und leben lassen!") all' die Umwälzungen ringsumher ruhig geschehen zu lassen und mit seiner übelberufenen Aristipp'schen Moral, die nur im Lebensgenuß die Erfüllung der Daseinspflicht sieht, den Refrain jenes alten Wienerischen Couplet's zu wiederholen: „An urd'ntlichen Weaner schenirt so was nit!" Dem besorgten, ehrlichen Patriotismus kehrte es den Rücken und stolz und verblendet pflegte es zu sagen: „Der Weaner geht nit unter!" Vergebens wurde die Solidarität aller Deutschen Oestreichs hervorgehoben und gepredigt; vergebens wurde auf den Parteitagen gegenüber den mit Rußland liebäugelnden Czechen, den auf die Wiederherstellung des alten Polens sinnenden Polen und gegenüber den ewigen Denunciationen: die Deutschen seien der „Preußenseuche" verfallen — von den Deutschen in der Provinz die Parole ausgegeben: „Wir gravitiren nach Wien!" Aus Wien kam kein kräftiges Echo. Vergebens wurde die Bedeutung des Kampfes der Deutschen Böhmens, Mährens und Krains alltäglich vorgeführt; immer fand der Officiosus den richtigen Weg zu der Eitelkeit des Wieners, dem er die Unmöglichkeit versicherte, dem Deutschen das Prestige zu nehmen, und niemals wurde ohne Erfolg an die „Billigkeit", an die „Gerechtigkeit" der Wiener gegen die anderen Nationalitäten appellirt, wie ja heute noch die czechische Presse die Angst der Wiener vor den slavischen Schulen bespöttelt, um sie desto sicherer zu machen. Heute noch versucht die officiöse Presse den Wienern beizubringen, wie ja das Deutschthum nicht die geringste Gefährdung zu befürchten habe, wie die Annahme einer Gefahr das Deutschthum der Hauptstadt beleidigen hieße, wie denn auch der Schade, nicht deutsch zu lernen, auf Seite der czechischen Kinder sein werde u. dgl. mehr. Schon seit langem haben die Statistiker von der riesenhaften Zuwanderung slavischer Elemente gesprochen. Andere haben auf die in Wien erstandenen slavischen Zeitungen und auf das Treiben der slavischen Vereine hingewiesen. Man hat häufig den Satz citiren hören, daß Wien eigentlich die größte czechische Stadt sei! Wer auf solche Symptome aufmerksam machte, galt bis vor kurzem noch als ein eingefleischter Pessimist, als „Angstmeier", als ein Naiver, der dem „Zeitungslärm" Glauben schenke. Nun etabliren sich in Niederöstreich czechische Schulen; jetzt wird gar eine solche am Sitze des deutschen Kaisergeschlechts der Habsburger gegründet. Ein czechisches Organ, „Pokrok", kündigt es ganz deutlich an, daß der ersten czechischen Schule bald eine zweite, ja bald zehn solche Schulen folgen werden; so läßt der Führer der Czechen, Rieger, verkünden, und wir zweifeln keinen Augenblick an dem Ernste dieser Prophezeiung. Denn in allen diesen Dingen handelt es sich stets nur um den ersten Schritt. Der czechischen Volksschule folgt dann mit unerbittlicher Consequenz die czechische Mittelschule und endlich die czechische — Universität. Wir haben das Alles in Prag erlebt und die Erfahrung gemacht, daß nationale Forderungen, wenn sie nicht a limine abgewiesen werden, wie es kürzlich im deutschen Reichstage bezüglich der Geschäftssprache des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen geschah, bald unabweisbar werden.

Es handelt sich ja nur um eine Privatvolksschule! So beruhigen die officiösen Schreiber. Aber sofort entsteht die Frage: Wo werden die czechisch unterrichteten Kinder geprüft? Es gibt keine deutsche Volksschule, die sie mit Recht und Gerechtigkeit prüfen kann, und so wird entweder eine öffentliche czechische Volksschule zur Prüfung der Privatschüler gegründet oder es werden an die bestehenden deutschen Schulen des zehnten und bald auch eines anderen Bezirkes deutsche Lehrer, die des Czechischen kundig sind, zur Prüfung herangezogen werden müssen. Dadurch werden zweisprachige, utraquistische Lehrer nothwendig und so die „Auchdeutschen" in den Besitz der Lehrerstellen gelangen. Haben ja doch die Czechen überall in Böhmen mit dem Utraquismus begonnen, bevor sie es wagen konnten, rein czechische Schulen zu gründen und zu fordern. Im Erlasse des Ministeriums an den Landesschulrath wird geradezu erklärt, daß diese Kinder keineswegs verpflichtet seien, an einer bestimmten Schule mit einer bestimmten Unterrichtssprache sich der Prüfung zu unterziehen. Damit ist die Sache von vornherein entschieden. Czechische Kinder werden an einer czechischen Schule jedenfalls nur czechisch geprüft werden können. Diese Schule wird die Regierung bezeichnen. Sie wird zunächst einer czechischen Schule das Oeffentlichkeitsrecht geben müssen und die czechisch Ausgebildeten werden dann in ihren Bezirken gewissenhaft für das Weitere sorgen. Ist das Deutsche nicht Unterrichtssprache, sondern lernen, wie in diesem ministeriell gebilligten Lehrplane, die czechischen Schüler der neuen slavischen Volksschule deutsch erst im dritten Jahre und zwar nur als einen einzelnen Unterrichtsgegenstand — etwa wie ein Realschüler französisch oder englisch lernt — so ist damit schon gesagt, daß der Schüler es überhaupt nicht erlernt.

Die Sache hat aber ihre ganz ernste Perspective und das Bild einer solchen ist nicht allzu schwer zu zeichnen. Die czechische Schule wird allgemach eine slavische Generation erziehen, welche alle autonomen Behörden mit ihren nationalen Anwälten besetzen

*

wird. Der zehnte Bezirk kann wie leicht bald einen czechischen, wenn auch im Amtsverkehr noch deutsch radebrechenden Bezirksvorstand aufweisen, auch einen Urczechen in den Gemeinderath und in den Landtag entsenden. In den anderen Bezirken wird man hübsch fein mit den „Gerechten", „Neutralen", Farblosen anfangen und dann die Farbe immer stärker auftragen. Wenn erst einmal das Princip gebrochen ist, ergeben sich alle Consequenzen von selbst. Ist einmal das Czechische im zehnten Bezirke herrschend, werden die Gassen- und Straßenaufschriften allgemach deutsch und czechisch lauten und Herr Prazak als Justizminister wird landsmannschaftlich ersucht werden, wie es ja die große Ausdehnung des neuen Bezirkes erheischt, dort ein Bezirksgericht zu etabliren, das angewiesen werden wird, neben der deutschen auch die „ortsübliche" czechische Sprache bei den Verhandlungen zu gebrauchen — womit die niedere Justizpflege slavisirt ist. Ist das Slaventhum in Wien derart organisirt, dann wird bei den demnächstigen Wahlen ein und der andere Reichsrathsabgeordnete in Wien aus czechischen Kreisen hervorgehen und der Wiener Czeche auch noch geloben, für die weitere Czechisirung Wiens zu sorgen. Das ist nicht etwa ein Faschingstraum. Wer die Anfänge der Bewegung in Prag gesehen, sie seitdem verfolgt, wer das Anwachsen dieser Bewegung ins Auge gefaßt, der wird für das Deutschthum Wiens nicht ohne ernste Sorge sein. Wie nach und nach das Deutschthum in den gemischten Bezirken ganz untergegangen, wie das Deutschthum in der Hauptstadt Böhmens ganz mundtodt gemacht wurde, das vor 25 Jahren dort noch ganz allein herrschend war — das ist eine der älteren Generation vollkommen bekannte geschichtliche Thatsache. Vor 25 Jahren war Prag eine reindeutsche Stadt und Brünn, die Hauptstadt Mährens, woselbst das Czechenthum ein ungeheures Anwachsen in der letzten Zeit aufweist, noch vor 15 Jahren! In den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts gab es keine Presse, kein Theater, keine Schule, keine Literatur slavischer Zunge in den ehemaligen deutschen Bundesländern Böhmen, Mähren und Schlesien! Und heute? Immer aggressiver, stürmischer, unduldsamer, terroristischer tritt die slavische Propaganda auf, der gegenüber das temperamentslose, ruhige, auf seine geistige Ueberlegenheit und auf die Wirksamkeit der Staatsidee pochende, jeden Schein von Gewaltthätigkeit und Einschüchterung perhorrescirende deutsche Element überall im Nachtheile ist. Hätte man jemals 20,000 jener Gesellen aus der Hefe des Volkes von den verdächtigen Gründen Wiens nach Prag verpflanzen können, die Scenen von Kuchelbad oder die Gewaltthätigkeiten gegen die deutschen Studirenden, die heute an der Tagesordnung, wären unmöglich. Der deutschen Intelligenz und dem deutschen Kapital fehlt, in allem Ernste gesprochen, zur Seite ein deutscher Pöbel, welcher der Widerpart des czechischen sein könnte. So ungleich sind die Verhältnisse, die, wo die Masse zu Tage tritt, stets zu Ungunsten der Deutschen sich entscheiden. Wäre Demagogie der Deutschen Sache, so würden jene Proscriptionen und Bedrohungen zur Zeit der letzten Volkszählung nicht möglich gewesen sein, auf Grund welcher nun Listen entstehen, aus denen man slavischerseits ziffermäßig und mathematisch genau den Nachweis vom Niedergange, ja von dem Verschwinden des deutschen Elementes liefert. So wollen ja die Czechen 240,000 an der Zahl in Wien seßhaft sein, und sie wären demnach berechtigt zu behaupten, daß Wien die größte slavische Stadt in Oestreich ist?! Die Folgerungen, welche die czechische Agitation daraus zieht, ergeben sich von selbst.

Schon vor längerer Zeit wurden czechische Schulen in Wien von dem Grafen Harrach urgirt; heute wird das Verlangen an die Gemeinde Wien erneuert und es wird jetzt öfters herantreten. Es geht nicht mehr an, vornehm von den „czechischen Ziegelschupfern" in arger Verblendung keine Notiz zu nehmen, und es ist erfreulich, zu sehen, daß, wenn auch spät, endlich doch ein ernster Zug an der Physiognomie der Wiener Bevölkerung wahrnehmbar und endlich auch im Wiener Gemeinderathe man sich des Ernstes der Lage bewußt geworden ist. Die Wiener Gemeinde kann an der Thatsache des riesenhaften Anwachsens der slavischen Bevölkerung im Weichbilde der Stadt nicht mehr stillschweigend vorübergehen, sie muß sich im Gegentheile damit ernstlich beschäftigen. Ihr Programm darf bei dem Proteste gegen eine czechische Privatvolksschule nicht stehen bleiben, sondern es muß systematisch die Assimilirung dieser Immigranten und die Absorption dieser slavischen Elemente ins Auge gefaßt werden, soll das Deutschthum in Wien nicht zerstört werden und Wien noch fürder die große, deutsche Kaiserstadt bleiben.

Zu derselben Zeit, wo die Angelegenheit der Errichtung der slavischen Volksschule in Wien allgemein verhandelt wurde, stand auf der Tagesordnung des deutschen Reichstages der Antrag über die Geschäftssprache des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen. Nothwendig ergab sich hier eine Parallele, die gar nicht von der Hand zu weisen war, und die Entscheidung der Mehrheit des deutschen Reichstages für die deutsche Geschäftssprache hätte von einem tiefen Eindrucke sein müssen auf die politisch denkende Bevölkerung in Wien. Doch hat nicht auch der deutsche Reichstag seinerzeit das anmaßende Begehren, französische Reden im Reichstage zu gestatten, so kräftig zurückgewiesen, daß es nicht mehr wiederholt wurde? Im Wiener Reichsrathe dagegen, dessen Geschäftssprache die deutsche ist, wurden kürzlich die Verhandlungen der Session wieder aufgenommen und dabei ereignete es sich, daß in der Eröffnungssitzung die in den Ergänzungswahlen neu gewählten Abgeordneten der Reihe nach in czechischer, polnischer, ruthenischer und kroatischer Sprache das Angelöbniß leisteten. Ist das nicht ein Uebermuth der schlimmsten Art, wenn man bedenkt, daß dieselben Abgeordneten dann monatelang an Berathungen in deutscher Sprache theilnehmen, Referate anhören und erstatten? Wenn Staatsbedürfnisse geltend gemacht, wenn Forderungen der Selbsterhaltung eines Staates vor Allem aufrecht erhalten werden, so ist das Culturpolitik zu nennen, und einer solchen dürfte sich Niemand entschlagen, der im Rathe der Krone von Oestreich oder im Magistrate der deutschen Reichshauptstadt sitzt. Im Wiener Gemeinderathe ist aber der Referent des städtischen Schulwesens, ein Herr Gugler, für die slavische Volksschule in öffentlicher Sitzung eingetreten, und er ist der ständige Referent des Wiener städtischen Schulwesens geblieben!

Wird der Boden der Vertheidigung der einheitlichen deutschen Schulverfassung Wiens und Niederöstreichs verlassen, dann ist es um die Einheitlichkeit der Schule überhaupt geschehen, und die Bevölkerung Wiens löst sich bald in eine Gruppe von nationalen Bezirken auf. Der böhmischen Schule würde in nicht zu langer Zeit die ungarische, italienische, serbische, slovenische, rumänische folgen, Wien würde dann in eine Anzahl von Colonien zerfallen und aus der deutschen Kaiserstadt würde ein Alexandrien, eine Karawanserei. Weshalb kommen die Czechen nach Wien? Deshalb, um in der Stadt zu bleiben, sich mit ihrem Wesen und Sein und ihren Traditionen zu verschmelzen. Die Kinder czechischer Eltern mögen also auch hier deutsch lernen, so wollen es die Eltern. Das slavische Idiom, welches angeboren und anerzogen, in der Familie gepflegt wird, wird deshalb nicht leiden, wenn die Unterrichtssprache dieser Kinder in der Schule, wie sie die Schulverfassung, der Charakter, das Wesen und die Geschichte der Stadt vorschreibt, die deutsche bleibt.

Immerhin ist endlich Gesinnung und Stimmung in die Wiener Bevölkerung gekommen, und so geringfügig der Anlaß ist, es läßt sich nicht mehr leugnen, daß wenn irgendwie auf der gewonnenen Basis weiter gearbeitet wird, Wien noch im Stande sein kann, die Führung in Deutschöstreich zu übernehmen, die es bisher nicht gehabt hat, da die Stärke der Deutschen Oestreichs bisher immer an der Peripherie und nicht im Centrum lag — mit ein Hauptgrund für den Niedergang der Macht des Deutschthums in Oestreich.

Literatur und Kunst.

Gedichte in Prosa.

Von Iwan Turgenjeff.

Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.

Ein Gespräch.

„Weder die Jungfrau noch das Finsteraarhorn hat je ein Menschenfuß betreten!"

Die höchsten Gipfel der Alpen ... Eine ganze Kette steiler Abstufungen ... Das Herz der Gebirge.

Ueber den Bergen ein blaßgrüner, heller, stummer Himmel. Durchdringende heftige Kälte; fester, funkelnder Schnee; und aus dem Schnee empor ragen die finstern, eisbedeckten, wetterumbrausten Felsblöcke.

Zu beiden Seiten des Horizonts erheben sich zwei ungeheure Riesen: Die Jungfrau und das Finsteraarhorn.

Und die Jungfrau spricht zu ihrem Nachbar: „Was hast du mir Neues zu sagen? Du kannst deutlicher sehn ... Was geht da unten vor?"

Einige tausend Jahre rauschen vorüber: eine einzige Minute. Und zur Antwort donnert das Finsteraarhorn: „Dichte Wolken verhüllen die Erde ... Warte!"

Wiederum schwinden Jahrtausende: eine einzige Minute.

„Nun, und jetzt?" fragt die Jungfrau.

„Jetzt seh ich; dort unten ist noch Alles wie es war: buntscheckig und klein. Die Wasser sind blau, die Wälder schwarz und grau die langweiligen Steinhaufen. Und um dieselben herum wimmelt es noch immer von Käferchen — von jenen Zweifüßlern, die noch nicht ein einziges Mal weder dich noch mich zu beschmutzen vermochten."

„Sind das die Menschen?"

„Ja, die Menschen."

Tausende von Jahren vergehen: eine einzige Minute.

„Nun, was jetzt?" fragt die Jungfrau.

„Es scheint, die Käferchen haben sich vermindert," donnert das Finsteraarhorn; „es ist da unten heller geworden; die Wasser haben sich zusammengezogen, die Wälder sind gelichtet."

Abermals ziehen Tausende von Jahren dahin: eine einzige Minute.

„Was siehst du jetzt?" sagt die Jungfrau.

„Um uns herum, hier in der Nähe scheint es rein geworden zu sein," antwortet das Finsteraarhorn; „allein dort in der Ferne, in den Thälern bemerke ich noch immer Flecke, seh ich wie früher sich etwas bewegen."

„Und jetzt?" fragt die Jungfrau nach weiteren Jahrtausenden — einer einzigen Minute.

„Jetzt ist Alles gut," antwortet das Finsteraarhorn; „wohin ich auch blicke, überall ist es vollständig weiß und rein ... Allüberall unser Schnee, Schnee und Eis. Alles ist erstarrt. Jetzt ist es ruhig und gut."

„Gut," wiederholt die Jungfrau. „Allein nun habe ich genug mit dir geschwatzt, Alter. Jetzt müssen wir schlafen."

„Schlafen."

Und die Bergriesen schlafen; und es schläft der grüne helle Himmel über der auf ewig verstummten Erde.

Die Alte.

Einsam schritt ich über eine weite Ebene.

Plötzlich vernahm ich leise vorsichtige Schritte hinter mir ... Es folgte mir Jemand.

Ich blickte mich um und gewahrte eine kleine, gekrümmte alte Frau, die ganz in graue Lumpen gehüllt war; nur ihr Gesicht blickte unter denselben hervor: ein gelbes, verschrumpftes, spitznasiges, zahnloses Gesicht.

Ich näherte mich ihr ... Sie blieb stehen.

„Wer bist du? Was willst du von mir? Bist du eine Bettlerin? Verlangst du ein Almosen?"

Die Alte antwortete nicht. Ich neigte mich zu ihr nieder und bemerkte, daß ihre Augen beide mit jenem halb durchsichtigen weißlichen Häutchen bedeckt waren, wie man es an gewissen Vögeln beobachten kann: ihre Augen werden dadurch vor dem allzu hellen Licht geschützt.

Allein bei der Alten war dieses Häutchen nicht beweglich, auch bedeckte es die Augensterne ... woraus ich schloß, daß sie blind sei.

„Verlangst du ein Almosen?" fragte ich noch einmal. „Warum folgst du mir?"

Doch die Alte gab noch immer keine Antwort, sondern zuckte nur kaum merklich zusammen.

Ich wandte mich von ihr ab und ging meines Weges weiter.

Da hör' ich abermals diese leisen gemessenen, gleichsam verstohlenen Schritte hinter mir.

„Wieder dieses Weib!" dachte ich; „warum mag sie mich nur so verfolgen?" Doch fügte ich in Gedanken sofort hinzu: vielleicht hat sie sich, da sie nicht sehen kann, verirrt und jetzt folgt sie dem Geräusch meiner Schritte, um zugleich mit mir an einen bewohnten Ort zu gelangen. Ja ja, so ist's."

Allein nach und nach bemächtigte sich meiner eine seltsame innere Unruhe: es wollte mir scheinen, als ob mir diese Alte nicht blos folge, sondern mich auch lenke, als ob sie mich bald nach rechts, bald nach links stoße, und als müßte ich ihr unwillkürlich gehorchen.

Doch ich schreite weiter ... Aber da gewahre ich vor mir auf dem Wege einen schwarzen, sich erweiternden Punkt ... eine Art Grube ... „Ein Grab!" zuckt es mir durch den Kopf. „Dahin also stößt sie mich!"

Ich wende mich jäh um. Wiederum steht die Alte vor mir ... aber jetzt kann sie sehen! Sie blickt mich mit großen, boshaften, unheilverkündenden Augen an — mit den Augen eines Raubvogels ... Ich schaue ihr fest ins Gesicht, in die Augen ... Wieder dieses trübe Häutchen, wieder diese leblosen stumpfen Züge ...

„Ach!" denk' ich, „diese Alte ist mein Schicksal — jenes Schicksal, vor dem es kein Entrinnen gibt!"

„Kein Entrinnen! Kein Entrinnen! ... Das ist ja Wahnsinn! ... Man muß es versuchen!" Und ich wende mich zur Seite, schlage eine andre Richtung ein.

Schnell schreite ich dahin ... Aber wie bisher hör' ich wieder leichte raschelnde Schritte hinter mir, nahe, immer näher ... Und vor mir erscheint abermals die dunkle Gruft.

Noch einmal wende ich mich seitwärts ... Wiederum hinter mir dasselbe Rascheln und vor mir derselbe drohende Fleck.

Und wie ich mich auch winde und drehe gleich einem gehetzten Hasen — es hilft Alles nichts, nichts!

„Halt!" denk' ich. „Ich will sie zu täuschen suchen! Ich bleibe, wo ich bin!" — und ich setze mich augenblicklich an die Erde.

Die Alte steht einige Schritt hinter mir. Hören kann ich sie nicht, aber ich fühle ihre Nähe.

Mit einem Mal sah ich vor mir in der Ferne denselben schwarzen Fleck: da schwimmt, da kriecht er auf mich zu!

O Gott! Ich blicke mich um ... Die Alte sieht mich fest an, und ein höhnisches Lächeln verzerrt ihren zahnlosen Mund ...

„Kein Entrinnen!"

Eine morgenländische Sage.

Wer kennt nicht in Bagdad den großen Dschjaffar, die Sonne des Weltalls?

Einstmals, vor vielen, vielen Jahren, als er selbst noch ein Jüngling war, lustwandelte Dschjaffar in der Umgebung von Bagdad.

Plötzlich drang ein heiserer Schrei an sein Ohr: irgend Jemand rief verzweiflungsvoll um Hülfe.

Dschjaffar zeichnete sich vor seinen Altersgenossen durch

Ueberlegung und Besonnenheit aus, aber sein Herz war mitleidsvoll, und er vertraute auf seine Stärke.

Er folgte der Richtung, aus welcher der Schrei gekommen, und gewahrte einen gebrechlichen Greis, der von zwei ihn plündernden Räubern an die Stadtmauer gedrückt wurde.

Dschjaffar riß sein Schwert aus der Scheide und stürzte sich auf die Bösewichte. Den einen tödtete er, den andern jagte er in die Flucht.

Der befreite Greis fiel seinem Retter zu Füßen und, den Saum seines Gewandes küssend, sagte er: „Tapferer Jüngling, deine Großherzigkeit soll nicht unbelohnt bleiben! Dem Aussehen nach bin ich ein armer Bettler, aber eben nur dem Aussehen nach. Kein gewöhnlicher Mann bin ich! — Komm morgen in aller Frühe auf den Hauptmarkt; ich werde dich am Springbrunnen erwarten, und du wirst dich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen."

Dschjaffar dachte bei sich: „Dem Aussehen nach ist dieser Mann allerdings ein Bettler, indessen nichts ist unmöglich. Warum sollte ich nicht einen Versuch machen?" — und er erwiederte: „Wohl, mein Vater, ich werde kommen!"

Der Alte schaute ihm ins Auge und entfernte sich.

Am folgenden Morgen, als es kaum zu dämmern begann, begab sich Dschjaffar auf den Marktplatz.

Mit dem Ellenbogen auf das Marmorbecken des Springbrunnens gestützt, erwartete ihn der Greis schon. Schweigend nahm er Dschjaffar an der Hand und führte ihn in einen kleinen Garten, der auf allen Seiten von hohen Mauern umgeben war.

Mitten in diesem Garten stand auf einem kleinen grünen Platze ein Baum von ungewöhnlichem Aussehen.

Er glich einer Cypresse, nur war sein Laub von lasurblauer Farbe.

Drei Früchte — es waren Aepfel — hingen an den dünnen, nach oben gebogenen Zweigen: der eine war mittelgroß, länglich, von milchweißer Farbe; der zweite groß, rund und grellroth; der dritte klein, runzelig und gelblich. Ein leises Rauschen ging durch den Baum, obwohl es windstill war. Ein klagender feiner, gleichsam gläserner Ton war es; es schien, als ob der Baum Dschjaffars Nähe fühlte. „Jüngling!" begann der Greis, „pflücke nach Belieben eine von diesen Früchten, und wisse: pflückst und verzehrst du die weiße, dann wirst du der weiseste der Menschen sein; pflückst und verzehrst du die rothe, dann wirst du reich sein, wie der Jude Rothschild. Pflückst und verzehrst du die gelbe, dann wirst du allen alten Weibern gefallen. Entschließe dich und zaudre nicht! In einer Stunde verwelken die Früchte, und der Baum selber versinkt in den stummen Schoß der Erde."

Dschjaffar ließ das Haupt sinken und wurde nachdenklich. „Was ist hier zu thun?" sagte er halblaut, als ob er mit sich selbst zu Rathe ginge. „Wirst du allzu weise, dann wirst du vielleicht nicht mehr leben wollen. Wirst du reicher als alle Andern, dann werden dich Alle beneiden; am besten ist's, ich pflücke und esse den runzlichen Apfel."

Das that er denn auch; der Alte aber lachte mit seinem zahnlosen Munde und sagte: „O weisester aller Jünglinge! Du hast das beste Theil erwählt! Was soll dir der weiße Apfel? Du bist auch ohnehin weiser denn Salomo. Auch des rothen Apfels bedarfst Du nicht — auch ohne ihn wirst du reich sein. Nur wird deinem Reichthum der Neid nicht gesellt sein."

„Sage mir, o Greis," versetzte Dschjaffar zusammenfahrend; „wo wohnt die ehrwürdige Mutter unseres gottbegnadeten Kalifen?"

Der Greis verbeugte sich bis zur Erde und zeigte dem Jüngling den Weg.

Wer kennt nicht in Bagdad die Sonne des Weltalls, den großen, berühmten Dschjaffar?

Der Sperling.

Ich kehrte von der Jagd zurück und ging durch die Gartenallee. Mein Hund lief voraus. Plötzlich verzögerte er seine Schritte und begann zu schleichen, als witterte er vor sich ein Wild.

Ich blickte die Allee hinunter und gewahrte einen jungen Sperling mit gelbem Schnabelrande und jungem Flaum auf dem Kopfe. Er war aus dem Neste gefallen — ein kräftiger Wind schüttelte die Birken der Allee — und unbeweglich saß er nun da, indem er die kaum hervorgewachsenen Flügelchen hülflos von sich streckte.

Langsam näherte sich ihm mein Hund, als sich plötzlich vom benachbarten Baume ein alter, schwarzbrüstiger Sperling losriß, wie ein Stein gerade vor seiner Schnauze niederstürzte und ganz zerzaust und verstört mit verzweifeltem, kläglichem Gekreisch einige Male gegen den weitgeöffneten, mit großen Zähnen besetzten Rachen losfprang.

Er wollte sein Junges retten, er schirmte es mit seinem eigenen Körper ... sein ganzer winziger Leib bebte vor Schrecken, sein Stimmchen ward wild und heiser, er starb hin, er opferte sich!

Welch ein gewaltiges Ungethüm mußte der Hund ihm scheinen! Und gleichwohl vermochte er nicht dort oben auf seinem sicheren Aestchen zu verbleiben. Eine Gewalt, welche stärker war als sein Wille, riß ihn hinweg.

Mein Tresor blieb stehen und wich dann zurück. Offenbar mußte auch er jene Gewalt anerkennen. Ich rief den verdutzten Hund zu mir und entfernte mich mit einem Gefühle der Ehrfurcht.

Ja, lachet nicht, ich empfand wirklich Ehrfurcht vor diesem kleinen heldenmüthigen Vogel, vor dem leidenschaftlichen Ausbruch seiner Liebe.

Die Liebe, dachte ich, ist stärker als der Tod und die Todesangst. Nur durch sie, nur durch die Liebe erhält und bewegt sich das Leben.

Die Nymphen.

Ich stand vor einer herrlichen, im Halbkreis sich hinstreckenden Bergkette; junger grüner Wald bedeckte sie vom Gipfel bis zum Fuße. Blau und klar schimmerte über ihr der südliche Himmel. Die Sonnenstrahlen spielten in der Höhe; in der Tiefe, vom Grase halb verdeckt, murmelten eilige Bächlein. Und eine alte Sage kam mir in den Sinn, wie nämlich einst, im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt, ein griechisches Schiff übers ägäische Meer fuhr.

Es war um die Mittagszeit ... Der Wind ruhte. Und plötzlich rief Jemand in der Höhe zu Häupten des Steuermannes deutlich die Worte: „Wenn du bei jener Insel vorbei segelst, dann rufe mit lauter Stimme: der große Pan ist todt!"

Der Steuermann staunte und erschrak. Als jedoch das Schiff an der Insel vorbeifuhr, da gehorchte er und rief: „Der große Pan ist todt!"

Und sogleich erhob sich als Antwort auf seinen Ruf längs des ganzen Ufers (und die Insel war unbewohnt) ein lautes Seufzen und Stöhnen, und langgezogene Klagelaute erschollen: „Todt, todt ist der große Pan!"

Diese Sage also fiel mir ein, und ein sonderbarer Gedanke fuhr mir durch den Sinn: Wie, wenn auch ich jetzt riefe? Beim Anblick meiner jauchzenden Umgebung aber konnte ich an den Tod nicht denken, und so rief ich denn aus allen Kräften: „Erstanden, erstanden ist der große Pan!"

Und sogleich — o Wunder! — erscholl als Antwort auf meinen Ruf im ganzen weiten Halbkreis der grünen Berge ein freudiges Lachen, erhob sich fröhliches Reden und Klatschen. „Er ist erstanden, Pan ist erstanden!" lärmten jugendliche Stimmen. Alles vor mir begann plötzlich zu lachen, heller als die Sonnenstrahlen in der Höhe, lustiger als die spielenden Bächlein, die unterm Grase murmelten. Das eilige Stampfen leichter Schritte ward hörbar, durchs grüne Laubwerk schimmerte das Marmorweiß wollener Gewänder und die lebensvolle Röthe nackter Körper ... Es waren Nymphen, Dryaden und Bacchantinnen, die von den Höhen ins Thal herniedereilten.

Plötzlich sind sie an allen Ecken erschienen, Locken wallen von ihren göttlichen Häuptern nieder, die wohlgestalteten Hände tragen Kränze und Cymbeln — und Gelächter, helles olympisches Gelächter eilt und wogt mit ihnen dahin.

Ihnen voraus schreitet eine Göttin. Sie ist größer und schöner als alle — von der Schulter hängt ihr der Köcher, in der Hand hält sie den Bogen, und über dem wallenden Lockenhaar schimmert eine silberne Mondsichel.

Diana — bist du es?

Aber plötzlich macht die Göttin Halt, und sogleich folgen ihr all die Nymphen. Das helltönende Lachen erstirbt. Ich sah, wie plötzlich tödtliche Blässe das Antlitz der verstummenden Göttin bedeckte; ich sah, wie ihre Füße versteinerten, wie in unaussprechlichem Schmerz ihr Mund sich öffnete und die Augen, in die Ferne starrend, sich weiteten. Was hatte sie erblickt, wohin schaute sie?

Ich wandte mich nach der Richtung, nach welcher sie schaute . . .

Am äußersten Rande des Himmels, dort hinter dem Gürtel der flachen Felder glänzte wie ein feuriger Punkt das goldene Kreuz auf dem weißen Kirchthurm einer christlichen Kirche . . . Dieses Kreuz hatte die Göttin erblickt.

Ich hörte hinter mir einen schrillen, langen Seufzer, dem Beben einer gesprungenen Saite vergleichbar, und als ich mich wieder umwandte, sah ich von den Nymphen nicht eine Spur. Wie früher grünte der weithin sich dehnende Wald, und nur hie und da wurde, allmählich verschwindend, im dichten Gezweig etwas Weißes sichtbar. Waren es die Gewänder der Nymphen oder stieg vom Thalgrunde ein Nebeldunst auf — ich kann es nicht sagen.

Aber wie leid that es mir um die verschwundenen Göttinnen!

Mascha.

Als ich in Petersburg lebte — viele Jahre sind seitdem verflossen — ließ ich mich, so oft ich einen Miethskutscher nahm, mit demselben stets in ein Gespräch ein.

Namentlich unterhielt ich mich gern mit den Nachtkutschern, armen Bauern aus der Umgegend von Petersburg, welche in der Hoffnung auf einen bescheidenen Verdienst mit ihren kleinen ockerbestrichenen Schlitten und ihren armseligen Rößlein nach der Hauptstadt kommen.

Da fuhr ich wieder einmal mit einem solchen Kutscher . . . Es war ein Bursch von zwanzig Jahren, hochgewachsen, von kräftigem, stattlichem Aussehen. Er hatte blaue Augen und rothe Wangen. In geringelten Büscheln drang das blonde Haar unter der tief in die Stirn herabgezogenen geflickten Mütze hervor . . . Und wie hatte er nur diesen zerrissenen kleinen Kittel auf diese Riesenschultern bekommen!

Allein das rothe, bartlose Gesicht des Kutschers erschien mir finster und traurig.

Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Auch aus seiner Stimme hörte ich tiefe Traurigkeit heraus.

„Was fehlt dir, Freund?" fragte ich. „Warum bist du so niedergeschlagen? Drückt dich vielleicht irgend ein Leid?

Der Bursch antwortete nicht sogleich.

„Ja, Herr, ja," erwiederte er endlich. „Und zwar ein Leid, wie es nicht schlimmer werden kann. Meine Frau ist gestorben."

„Und du hattest sie sehr lieb — diese deine Frau?

Der Bursch wandte sich nicht nach mir um; er neigte nur ein wenig den Kopf.

„Ja, Herr, ich liebte sie. Acht Monate sind schon verflossen . . . aber vergessen kann ich sie nicht. Beständig nagt's mir am Herzen . . . Und was brauchte sie zu sterben? Sie war so jung, so gesund! . . . Da auf einmal rafft die Cholera sie hin."

„Und war sie auch gut?"

„Ach, Herr!" entgegnete der Aermste mit einem schweren Seufzer. „Und wie herzlich lebten wir miteinander! Und sie ist ohne mich gestorben. Als ich hier erfuhr, sie sei schon beerdigt, eilt' ich sofort nach Hause, in mein Heimatsdorf. Als ich ankam, war schon Mitternacht vorbei. Ich trete in die Hütte, bleibe mitten in der Stube stehn und sage leise: „Mascha, Mascha!" Nur das Heimchen zirpt . . . Da fang ich an zu weinen, setze mich auf die Diele und schlage gewissermaßen mit dem Ellnbogen auf den Boden . . . O, du unersättlicher Schoß der Erde! . . Du hast sie verschlungen . . verschlinge nun auch mich! . . . Ach, Mascha!"

„Mascha!" fügte er dann plötzlich in gedämpftem Ton hinzu. Und ohne die Zügel aus den Händen zu lassen, wischte er sich mit dem Aermel die Thränen aus den Augen, zuckte die Achseln — und sprach kein Wort mehr.

Als ich aus dem Schlitten stieg, gab ich ihm ein kleines Trinkgeld. Er machte mir eine tiefe Verbeugung, nahm mit beiden Händen die Mütze ab und fuhr dann langsam weiter über die gleichmäßige Schneefläche der einsamen Straße, über welcher der graue Nebel des Januarfrostes hing.

Kohlsuppe.

Einer alten Witwe raffte der Tod den einzigen, zweiundzwanzigjährigen Sohn dahin — er war der erste Arbeiter im Dorf.

Die gnädige Frau, die Besitzerin dieses Dorfes, hörte, welches Leid die Wittwe betroffen, und suchte sie am Tage der Beerdigung auf.

Sie fand sie zu Hause.

Mitten in der Stube vor dem Tische stehend, schöpfte sie mit langsamen gleichmäßigen Bewegungen dünne Kohlsuppe aus einem verräucherten Topf und führte den Löffel ununterbrochen zum Munde.

Das Gesicht der Alten war trübe und abgemagert, die Augen roth und geschwollen; aber sie hatte eine feste, gerade Haltung, wie in der Kirche.

„Mein Gott!" dachte die gnädige Frau. „In einem solchen Augenblick kann sie noch essen . . . welch rohe Empfindungen haben doch all diese Leute!"

Und die gnädige Frau erinnerte sich, wie sie vor einigen Jahren, da sie ihr neunmonatliches Töchterchen verloren, vor Gram es abgelehnt hatte, eine sehr schöne Villa in der Nähe von Petersburg zu miethen, und den ganzen Sommer in der Stadt geblieben war! . . . Und die Alte aß noch immer von ihrer Kohlsuppe.

Endlich vermochte die gnädige Frau nicht mehr an sich zu halten.

„Tatjana!" sprach sie. „Um Gottes willen! Ich bin erstaunt! Du hast deinen Sohn also gar nicht geliebt? Du hast nicht einmal den Appetit verloren?.... Wie kannst du nur diese Kohlsuppe essen!"

„Mein Wassja ist todt," entgegnete leise die alte Bäuerin, und von Neuem rollten ihr bittre Thränen über die eingefallenen Wangen. „Aber die Kohlsuppe kann ich doch nicht verkommen lassen: sie ist ja gesalzen."

Die gnädige Frau zuckte nur die Achseln — und entfernte sich. Sie bekam ihr Salz billig.

Zwei Reiche.

Wenn man mir den reichen Rothschild rühmt, der von seinen ungeheuren Einkünften Tausende hingibt, damit Kinder erzogen, Kranke geheilt, Greise gepflegt werden, — so rührt mich eine solche That und ich lobe sie.

Allein trotz meiner Rührung und meines Lobes kann ich nicht umhin, einer armen Bauernfamilie zu gedenken, welche eine verwaiste Verwandte in ihr elendes Häuschen aufnahm.

„Nehmen wir das Käthchen zu uns", sprach die Frau. „Zwar werden wir unsere letzten Groschen für sie hingeben müssen — aber nicht umsonst, sie wird uns unsere Suppe salzen . . ."

„Und wenn sie das auch nicht thut — wir nehmen sie dennoch," entgegnete ihr Mann.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Rothschild und diesem Bauer!

Ein Besuch.

Ich saß am offenen Fenster ... früh, ganz früh am Morgen des ersten Mai.

Der Himmelsrand hatte sich noch nicht geröthet; aber er war schon erblichen, und die dunkle laue Nacht begann sich bereits abzukühlen.

Der Nebel hatte sich noch nicht erhoben, kein Lüftchen regte sich; alle Gegenstände zeigten dieselbe Farbe; ringsum tiefes Schweigen — aber schon ließ die Natur ihr baldiges Erwachen ahnen, und die dicke Luft verbreitete einen scharfen feuchten Thaugeruch.

Plötzlich flog durch das offene Fenster unter leichtem Rauschen ein großer Vogel zu mir ins Zimmer.

Ich erbebte und blickte mich um ... Es war kein Vogel, es war eine beflügelte kleine Frauengestalt in enganschließendem, langherabwallendem Gewande.

Sie war ganz grau — ein perlmutterartiges Grau; nur die Innenseite der Schwingen zeigte das zarte Roth der sich entfaltenden Rose; ein Maiglöckchenkranz umfing das wirre Gelock des kleinen Köpfchens, und unter der schönen, ovalen Stirn wiegten sich, gleich den Fühlern des Schmetterlings, in ergötzlicher Weise zwei Pfauenfedern.

Sie flog einigemal im Zimmer umher; ihr kleines Gesicht lächelte; aber auch die großen, schwarzen, hellen Augen lächelten.

Durch die fröhliche Ausgelassenheit des launenhaften Fluges wurde der demantartige Glanz derselben ein wenig gemildert.

Sie hielt den langen Stengel einer Steppenblume in der Hand: „Königsscepter" nennen sie die Russen — und in der That, sie glich einem Scepter.

Schnell über mich hinfliegend, berührte sie mein Haupt mit dieser Blume.

Ich stürzte auf sie zu ... Aber sie war schon zum Fenster hinausgeflattert — sie flog wieder von dannen ...

Im Garten, im heimlichsten Versteck eines Fliedergebüsches empfing eine Taube sie mit ihrem ersten Girren — und dort, wo sie in der Ferne verschwand, begann der milchweiße Himmel sich langsam zu röthen.

Ich hatte dich erkannt, Göttin Phantasie! Zufällig kamst du zu mir — auf deinem Gange zu einem jungen Dichter.

O Poesie, Jugend, Frauen- und Mädchenschönheit! Nur auf einen Augenblick vermögt ihr meinem Leben Glanz zu verleihen — in früher Morgenstunde zu Beginn des Frühlings!

L. Anzengrubers kleinere Schriften.

Von Wilhelm Bolin.

Wenn ein professioneller Recensent von einigem Ansehen einen gehörigen Posten eigenhändiger Kritiken beisammen hat und sie in Buchform bringt, womit er, je nach Umfang oder Inhalt des Gelieferten, eine beliebige Literaturgeschichte, literarische Porträts und dergleichen in die Welt setzt, findet er und sein Anhang dies ganz in der Ordnung, sei die betreffende Darstellung noch so unvollständig und willkürlich, sein Urtheil stellenweise noch so schief und unzuverlässig, und möge eine unbefangene Kritik an seinem Elaborat noch so viel auszusetzen haben. Läßt sich aber ein dichterisch thätiger Autor beikommen, seine in verschiedenen periodischen Organen zerstreuten Beiträge zu einem Buch zu vereinen, so belieben obgedachte Rhadamantusse sehr häufig ein Langes und Breites über die Zulässigkeit eines solchen Verfahrens zu reden und thun dabei so, als richte sich der Maßstab des literarisch Statthaften nicht nach der Qualität des Gebotenen, sondern danach ob ein literarisches Erzeugniß der Buchform würdig sei oder nur das der Tagesliteratur gehörende flüchtige Dasein verdiene. Die gebildete Leserwelt indessen unterscheidet nur zwischen gelungenen und mißrathenen literarischen Leistungen, gleichviel ob solche unmittelbar in Buchform erscheinen oder diese erst annehmen, nachdem sie zuvor in Zeitschriften und sonstigen derartigen Publicationen sichtbar gewesen. Und wer, der großen Zahl dieser Leser angehörend, einen Autor lieb gewonnen, dem genügt das Erscheinen von dessen Leistungen in periodischen Organen nur für die erste vorläufige Kenntnißnahme, und wenn die meist nach vielen Richtungen hin zerstreuten Beiträge zu buchlicher Handlichkeit gesammelt ihm vorliegen, wird er eine solche Gabe besonders freudig begrüßen, sei es daß er von früher her ihm zusagende Bekannte durch Wiederlesen aufs Neue genießt oder auch für ihn selbst völlig Neues findet, indem er bei der Unzahl gegenwärtig concurrirender Unterhaltungsblätter seinem liebgewordenen Autor nicht überall hin folgen kann, wo dieser eine eventuelle Verwendung seiner Erzeugnisse gefunden.

Ein solcher Autor ist für Jeden, der heute noch Sinn für gesunde und echte, originelle und wahrheitsvolle Darstellung hat, der östreichische Dichter Ludwig Anzengruber, von dem uns nicht weniger denn vier Sammlungen in verschiedenen Zeitschriften und Kalendern bisher erschienener erzählender Schriften vorliegen. Vorwiegend als Dramatiker bekannt und geschätzt und nach der Seite hin wohl am glücklichsten beanlagt, hat er jedoch auch als Erzähler ein verdienstvolles Ansehen erworben. Es handelte sich früher um einen Cyclus ländlicher Gemälde, worin Anzengruber ebenso unübertrefflich ist wie in seinen unter Dorfbewohnern spielenden Dramen. In den neuen kleineren Schriften, die wir heute namhaft zu machen haben, entfaltet der Autor, neben dieser wunderbar ansprechenden Seite seines Talents, seine reiche Begabung auch nach andern Seiten hin; und sollten diese etwa nicht alle auf gleicher Höhe mit seiner bisher bekannt gewordenen Thätigkeit stehend befunden werden, wird unter dem erst jetzt Dargebotenen immerhin Bedeutendes oder doch der Beachtung Würdiges anzuerkennen sein, zumal dadurch die Eigenart unseres Dichters in ihrer Gesammtheit zur Geltung gelangt.

Es sind zunächst zwei kleinere Büchlein anzugeben, von denen das eine, „Bekannte von der Straße" betitelt, schon 1881 (Leipzig, Verlag von R. F. Albrecht) erschien, das andere, „Kleiner Markt" benannt, dagegen zu den jüngsten Weihnachtspublicationen gehört. Beide Sammlungen bestehen vorwiegend aus Studien und skizzenhaft gehaltenen Bildern aus dem städtischen Kleinleben. Die sichere Zeichnung und lebenstreue Schilderung treten hier ebenso hervor wie der liebenswürdige Humor und die sittlich tiefe Lebensanschauung des Verfassers. Seine städtischen Figuren üben freilich nicht jenen unwiderstehlichen Zauber aus, der seine ländlichen Gestalten auszeichnet; denn Anzengrubers Dörfler nehmen, sobald er die ganze Fülle seines Farbenreichthums über sie ausbreitet, in der Auffassung des Lesers eine so absolute Lebensbestimmtheit an, daß man den Eindruck thatsächlich stattgehabten Verkehrs mit ihnen hat. Diese dichterische Vollendung haben seine städtischen Figuren — die er übrigens ausdrücklich als „Bekannte von der Straße" vorführt — allerdings nicht, wiewohl sie doch interessiren und auch eine innigere Theilnahme erwecken, wenn der Verfasser, wie es in der größeren Erzählung „Sein Spielzeug" (Kleiner Markt S. 16—60) der Fall, seiner Darstellung eine größere Breite gibt, um mit einer tiefergreifenden Schilderung abzuschließen, die an Großartigkeit dem Besten der dichterischen Literatur überhaupt gleichkommt. In eben diesem Büchlein findet man, außer einigen sinnigen Gedichten und dem originellen Märchen „Aus der Spielzeugwelt", worin ein philosophisches Problem wunderbar anschaulich symbolisirt und gedeutet wird, auch eine gar anmuthige Geschichte aus dem Bauernleben, „Hartingers alte Sixtin", womit der Dichter unfehlbar die Herzen derer gewinnen wird, denen seine Zeichnungen städtischer Verhältnisse und seine zum Theil kecken Gedichte nicht ganz zusagen sollten.

Werthvoller sind allerdings die beiden andern, dem Umfang wie dem Inhalt nach auch bedeutenderen Sammlungen, welche fast ausschließlich dem Gebiet des Ländlichen angehören. Diesem versteht der Dichter einen wahrhaft unerschöpflichen Reiz abzugewinnen, wie wenn er mehr dort als im Städtischen zu Hause

wäre. Das eine dieser Bücher erschien im ersten Halbjahr 1882 in der bekannten Collection Spemann, worin Anzengrubers „Feldrain und Waldweg" eine der werthvollsten Zierden ist. Sechs kleinere, aber dabei lebendig und ansprechend gehaltene Bilder — darunter zumal das launige „Treff-Aß" und das liebliche Idyll vom „starken Pankraz und der schwachen Eva" — gruppiren sich um die größere Erzählung „Der Einsam'", welche sowohl in Erfindung und Durchführung, wie in Charakteristik und künstlerischer Gestaltung von einer vollendeten Meisterschaft ist. Diese rührende Geschichte eines armen Burschen, der wider seinen Willen zum Verbrecher geworden und nach ausgestandener Zellenhaft ein harmloses, von der Welt abgezogenes Büßerleben führt, aus dem er, im erhabensten Sinne tragisch, durch die kleinlichsten Verhältnisse herausgerissen wird und ihnen zum Opfer fällt, gehört zum Originellsten und Bedeutendsten, was die neuere deutsche Erzählungskunst aufzuweisen hat. An die prachtvolle Hauptfigur, selbst eine der gelungensten Schöpfungen unseres Dichters, reihen sich zahlreiche scharf ausgeprägte Gestalten, auch die flüchtigst auftretenden mit sicherer Hand gezeichnet, die mehr hervorragenden, darunter namentlich zwei Dorfgeistliche und der Gemeindevorsteher, von einer überaus prägnanten Individualität, in deren Gemüth dem Leser ein tiefer Einblick erschlossen wird. Das Ganze entrollt sich vor Einem mit jener unwiderstehlichen Lebendigkeit, wie echte Bühnenwerke bei angemessener Darstellung sie erzielen, — ein Eindruck, der vorliegendenfalls sehr erklärlich, da wir die Leistung eines Dramatikers von wahrhaftem Beruf vor uns haben, welche uns zugleich belehrt, wie nahe Drama und Novelle beieinander liegen.

Ein gar köstliches und originelles Buch bildet die vierte noch zu erwähnende Sammlung, welche „Launiger Zuspruch und ernste Red'" betitelt und bei M. Schauenburg in Lahr verlegt ist. „Kalender-Geschichten" nennt sie der Autor, nicht nur weil selbige zuerst in verschiedenen Kalendern veröffentlicht worden, sondern auch weil eine solche Publicationsweise dem Erzähler eine besondere Aufgabe stellt, welche er ausdrücklich dahin bestimmt, daß man das Dargebotene „gern des Oeftern liest, wo über das letzte Wort hinaus Gedanken sich fortspinnen und Gefühle nachklingen". Der Erzähler hat also einen lehrhaften Zweck, indem seine Leistung „jedem Leser mehr oder minder nahe gehen" soll und die vorgetragene Meinung so eingekleidet sein, „daß sie ehrlichen Leuten zu Kopf und Herzen spricht" und sie zu eigenem Nachdenken anregt. Natürlich kann — wie es auch thatsächlich geschehen — unter so allgemeiner Bestimmung dessen, was die Kalender-Geschichte soll, diese Erzählungskunst im Interesse sehr zweifelhafter Tendenzen betrieben werden. Hier ist es das Naturell und die gesammte Geistesrichtung unseres Dichters, welche die Gediegenheit der von ihm erzielten Belehrung verbürgt. Seine durch und durch gesunde Lebensanschauung und sein freimüthiger Wahrheitssinn veranlassen ihn zu einer ebenso entschiedenen Feindschaft aller Verlogenheit und Eigensucht, wie zur liebevollsten Rücksichtsnahme auf Ueberzeugungen, so weit sie aufrichtig und mit wahrhafter Charaktertüchtigkeit gepaart, so daß Jeder, dem es um Förderung echter Menschlichkeit und geläuterter Sittlichkeit unter den von des Tages Mühen unmittelbar Betroffenen zu thun ist, es nur als ein Glück preisen kann, daß ein so hochbegabter Schriftsteller sich der wichtigen Aufgabe der Kalender-Belletristik unterzogen. Fern von jeglicher Aufklärerei wirkt unser Dichter dennoch für entschiedene Freisinnigkeit, wie sie auf gediegenem Wissen und ernsthaftem Erfassen der Lebensbeziehungen fußt. Hierin sind besonders die Märchen der vorliegenden Sammlung bemerkenswerth. Unverkennbar lehrhaft gehalten, gehen sie landläufigen Vorurtheilen innerhalb des geschichtlich und dogmatisch Gültigen zu Leibe, wobei jedoch die Grundbedingungen sittlicher Gemeinschaft und einer auf Herzensreinheit zielenden Religiosität ebenso gewahrt sind wie die Forderungen dichterischer Schönheit und künstlerischer Anmuth. Mit großem Geschick ist dies in dem Märchencyclus durchgeführt, dessen sechs schlichte aber sinnvoll und launig erzählte Geschichten dem prächtigen Steinklopferhanns — jener wunderbar gelungenen Gestalt aus Anzengrubers unübertrefflicher Bauernkomödie „Die Kreuzelschreiber" — in den Mund gelegt sind, und zwar im Zusammenhang mit einem hübsch erfundenen Rahmen von Nebenfiguren und Begebenheiten, an welche die verschiedenen Märchen sich knüpfen. Die Belehrung, die unser Dichter durch diesen seinen Anwalt unter die Leute bringen will, geht allerdings in einer der werkheiligen Kirchlichkeit und der ihr entsprechenden Denkart durchaus entgegengesetzten Richtung, aber desto bestimmter dringt er auf Arbeitstüchtigkeit und redliches Pflichterfüllen, auf Achtung für fremdes Eigenthum und für die Vortheile der Culturentwicklung. Besondere Aufmerksamkeit wendet der Verfasser auch den Unglücklichen zu, die durch größeres oder geringeres Verschulden dem strafenden Arm des Gesetzes verfallen, und die eigens dieser Frage gewidmeten zwei letzten Kalendergeschichten, spannend in der Erfindung und lebendig in der Darstellung, verdienen Beachtung wegen der Sicherheit, womit der Dichter das verdammliche Wollen und Thun zu verdeutlichen und den betreffenden Persönlichkeiten doch die volle Theilnahme des Lesers zuzuwenden weiß, indem derselbe unwillkürlich sich fragen muß, ob er, in die gleiche Lage wie der Unglückliche versetzt, nicht etwa ebenso leicht wie dieser fehlen würde.

Wer unsern Autor irgend kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, wird sicherlich nicht verabsäumen, den nun erschienenen kleineren Schriften eine eingehende Kenntnißnahme zu widmen. Aber auch allen denen, welche um unsern Verfasser kaum dem Namen nach gewußt, möchten wir die hier besprochenen Sammlungen, namentlich die beiden zuletzt angeführten, als einen Born der angenehmsten und lehrreichsten Unterhaltung empfehlen. Was er bei jeder seiner Kalendergeschichten bezweckt, daß man sie nämlich „gern des Oeftern liest, weil sie, über das letzte Wort hinaus, Gedanken erregt und im Gemüthe nachklingt", gilt eigentlich von allen seinen Erzählungen: sie werden Einem durch Wiederlesen besonders werth, obschon dies verschieden ausfällt, je nach deren Umfang und künstlerischer Bedeutung. Immer aber findet man die gleiche Ursprünglichkeit und Frische der Auffassung, die nämliche Männlichkeit der Gesinnung und die ebenso sichere Gewalt des Ergreifens durch die nur echten Dichtern verliehene Seelenkundigkeit, überall die nämliche Anschaulichkeit der Schilderung bei stetem Meiden aller Weitschweifigkeit und jedweden Wortgepränges. Mit einem offenen Sinn für Leid und Weh, das dem Weltverlästern ebenso fern steht wie der ekelhaften Schmerzwollüstelei, verbindet unser Dichter ferner noch einen kernigen Humor, so durch und durch gesund und lebenskräftig und mit einer solchen Fülle von Witz und treffender Pointirung ausgestattet, daß ihn stellenweise sogar ein Voltaire darum beneiden könnte.

Granada.

Von F. Reber.

(Schluß.)

Ein prächtiger Portalbau, dem ursprünglichen Eingang in den Myrthenhof gegenüber, führt quer durch einen Corridor mit reicher Muldendecke aus reizender Holzvertäfelung (Antisala de la Barca) in den sog. Saal der Gesandten, den mächtigen Empfang- und Festsaal des Palastes. In einem schon früher bestehenden Festungsthurm (Comaresthurm von einem Orte bei Malaga genannt) hineingebaut, setzt dieser Saal im Gegensatze gegen den übrigen Palast durch seine enormen Mauerdicken in Erstaunen. Mit welchem Geschick aber ist diese durch den äußeren Zweck des Festungsthurmes gebotene Schwerfälligkeit überwunden! Die neun Fensterausschnitte erweitern sich nämlich nach innen zu förmlichen Gemächern von unaussprechlichem Reiz, da jedes durch das vermittelst eines Säulchens doppeltgetheilte Balkonfenster mit einem wunderbaren Landschaftsbilde abschließt. Ergießen diese Ausschnitte ausgiebiges Licht auf den Fußboden und den Versammlungsraum überhaupt, so spenden die oberhalb sich hinziehenden kleinen Bogenfester davon nicht zu viel, so daß die

obere Partie der sehr hohen und von unten bis oben mit prachtvollen Teppichmustern decorirten Wände sammt der reizenden Cedernholzdecke in phantastischem Dunkel liegt. Gerade hier aber fühlt sich der Beschauer veranlaßt, auch künstliche Beleuchtung bei nächtlicher Raumbenutzung wesentlich mit in Rechnung zu ziehen, wie sie in der orientalischen Architektur immer eine große Rolle spielt.

Der stattliche Repräsentationssaal war zwei Jahrhunderte hindurch Zeuge ebenso prächtiger wie bedeutungsvoller Empfänge. Seit die Fäden der Geschicke des arabischen Spaniens in der Alhambra zusammenliefen, fehlte es nicht an Huldigungen, an Hülfesuchenden, an Ambassaden von Fez und Marokko und selbst von christlichen Fürsten. Wie auf dem Platz Bibarrambla in Granada häufig christliche Ritter mit maurischen buhurdirten und erstere sogar für die Unschuld einer verleumdeten Prinzessin der Alhambra mit den Waffen in die Schranken traten, so näherten sich wohl auch häufig abenteuernde spanische, französische und deutsche Ritter dem Throne des granadischen Königs, schon um die weltberühmte Schönheit seiner Residenz zu schauen. Es wäre interessant, die Reiseaufzeichnungen des tirolischen Ritters Oswald von Wolkenstein publicirt zu sehen, welcher längere Zeit am Hofe zu Granada verlebte, und vielleicht in diesem Saale im Wettkampfe mit arabischen Dichtern und Sängern seine älplerischen Weisen zur großen Belustigung der Mauren und zum verliebten Entzücken der Damen erschallen ließ.

Tragisch mußte der Empfang des Cardinals D. Pedro Gonzalez de Mendoza am 2. Januar 1492 und die damit verbundene Abschiedsaudienz König Boabdils gewesen sein, wunderbar dagegen die darauffolgende Huldigung der christlichen Könige, wo sich castilische Ritterlichkeit und maurische Pracht mit begeistert gehobener Stimmung verband. Unscheinbarer zwar, aber folgenreicher war der wenige Wochen spätere Empfang des Columbus, welcher gleichfalls in diesem Saale stattfand und zur entscheidenden Zusage bezüglich der Entdeckungsfahrt führte.

Wie man von dem vorgelegten Corridor (Antisala de la Barca) links zu der sogenannten Moschee, einem von Isabella in eine Hauskapelle umgewandelten nicht allzu bedeutenden Saalbau gelangte, so führt vom Comaresthurm aus rechts ein Corridor mit offener Säulenloggia zu einem kleinen ganz in Renaissance umgebildeten Pavillon, Tocador de la Reyna, Schmuckzimmer der Königin genannt. Wir verweilen bei diesem zierlichen Kiosk trotz entzückender Aussicht so wenig, wie bei dem Brunnenhof Lindaraja, zu welchem von der Loggia aus eine Treppe herabführt, oder bei den benachbarten Bädern, sondern wenden uns sofort zum zweiten Haupttheil des Palastes, der eigentlichen Königswohnung.

Seit der Haupteingang des Löwenhofes durch den Palastbau Karls V. zerstört worden ist, gelangt man in diesen Theil des maurischen Königsschlosses nunmehr durch eine Seitenthüre des Myrthenhofes. Wer kennt nicht den von seinem Brunnen genannten Hof, diesen zu den bekanntesten Baudenkmälern der Erde gehörigen Wunderraum! Ich gestehe, Herzklopfen empfunden zu haben, als der Custode den Eintritt in denselben ankündigte. Das einmal von Angesicht zu schauen, was man schon in tausend Nachbildungen gesehen, wovon man in Poesie und Prosa gelesen, worüber man so oft gesprochen und geschwärmt, ist immerhin eine Art von Erreichung eines Sehnsuchtszieles, die Niemand kalt lassen kann.

Der erste Eindruck jedoch war der der Kleinheit, der Enttäuschung hinsichtlich der Dimensionen, welche alle aus den Reproductionen und selbst aus den photographischen gewonnenen Vorstellungen Lügen strafte. Der Myrthenhof ist wenigstens von größerer Längserstreckung und wirkt auch durch die dreistöckige Eingangswand wie durch den hoch und kräftig über die Schlußwand emporragenden Comaresthurm in seinen Maßen bedeutend. Freilich auch unorganisch, da der Gegensatz der leichten Palastarchitektur gegen den schweren Befestigungsbau nicht ganz verwischt werden konnte, wie auch sonst etwas noch nicht voll Entwickeltes in dem Bau liegt, der auch nach den vorherrschenden Inschriften älter ist und von dem Vorgänger Muhammeds V., des Erbauers des Löwenhofes, herrührt.

Von solcher Unsicherheit und nicht völlig gelösten Gegensätzlichkeit ist hier keine Rede, wie aus einem Guß stellen sich die Baugruppen der drei Haupttheile in das gegenseitige Verhältniß. Sieht man von der Ueberhöhung ab, welche Karl V. der Gemächerbenutzung wegen auf den Pavillon der Eingangsseite setzen und mit zusammengeborgten maurischen Fragmenten nebst seinem Säulenwappen verzieren ließ, so wünschte man sich nirgend etwas höher oder niedriger, länger oder breiter. Und welch erlesener Geschmack herrscht in der ganzen Anordnung: in dem Säulenreichthum der beiden vorspringenden Pavillons, in den wechselnden Phantasieschnitten der ungleich breiten Scheinarchivolten, in den Teppichmustern der Wände, den Fayencelambris der sogenannten Azulejos, deren mattfärbige bläuliche Muster das ältere Goldschmelzmosaik (Fesifisa) verdrängt haben, in den vorspringenden Dächern mit buntglasirten Hohlziegeln, wie sie jetzt nach den wenigen erhaltenen Resten mit großem Geschick allmählich wieder erneuert werden, dazu in der übrigens vielen arabischen Schlössern eigenen Löwenfontaine, welche ihre Hauptgarbe zu dem tropischen Firmamentausschnitt emporsprüht, um mit dem verschwebenden im Sonnenstrahl irisirenden Dunste die Luft bis in die Gemächer hinein zu kühlen. Und gerade das Zurückbleiben hinter gewohnten Palastdimensionen vollendet den Reiz dieses unbeschreiblichen Schatzkästchens schon vor der Heranziehung der dessen Fächer bildenden Säle. Mit einem Blick zu umspannen wirkt es in unsagbarer Harmonie wie ein Tisch voll von jenen herrlichen Werken Nürnberger und Augsburger Renaissancemeister, welche eine fürstliche Tafel so unübertrefflich auszustatten vermögen. Und schließt man nach längerer Betrachtung auf einen Moment die Augen, so klingt der Eindruck nach wie ein Gondel-Concertino in einer venezianischen Mondnacht, weich und leise, und voll von traumhaft schwärmerischem Genuß. Ich konnte ein Gedicht des Königs Al Motamid von Sevilla nicht wiederlesen, ohne mich aufs Lebhafteste in den Löwenhof zurückversetzt zu fühlen.

Es lautet nach Graf Schacks Uebersetzung (Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien) wie folgt:

O grüße, Freund, mein Silves mir und frage seine Fluren,
Ob sie der Freundschaft noch gedenk, die wir einander schwuren!
Auch meinem Liebling, dem Palast Seradschib, bringe Grüße;
Die Zeit, die ich in ihm verlebt, vergeß ich nie, die süße.
Noch seine Schönen, lauschend durch des Harems Vorhangfalten,
Noch seine Marmorlöwen, die das Brunnenbecken halten!
Wie manche Nacht verbracht' ich dort, umhaucht von milden Lüften,
Mit einem Mädchen, schlank von Wuchs und üppigweich von Hüften!
Wie oft mit einer blühenden Maid, an deren Arm die Spange
Hell schimmerte, als ob an ihm die Mondessichel hange,
Spielt ich die Nacht am Strome dort, bald Küsse mit ihr tauschend,
Bald aus dem Becher Weines mich, den sie mir bot, berauschend.
Zur Zither sang sie mir ein Lied in unsres Küssens Pausen,
Hoch schlug mein Herz dabei, als hört im Kampf ich Lanzen sausen;
Und o der Lust, wenn sie zuletzt, wie aus der Knospenhülle
Die Blüthen brechen, vor mir stand in weicher Glieder Fülle.

Die ganze Schönheit entfaltet sich jedoch erst durch den Blick vom Innern der an drei Seiten gegen den Hof geöffneten Säle. So von den im Fond befindlichen drei untereinander verbundenen Räumen, welche zusammen die wenig zutreffende Bezeichnung des Saals des Tribunals oder der Gerechtigkeit tragen. Die feine Spitzenarbeit an den Bogenverbindungen verleiht hier dem Deckenwerk einen ganz besonderen Reiz. Mehr interessant als decorativ wirksam sind dann drei Deckengemälde oder vielmehr an den Decken ausgespannte Malereien auf Leder, als die drei einzigen Monumentalgemälde arabischer Kunst, welche sich überhaupt erhalten haben. Geben wir übrigens auch zu, daß die Bildnisse der zehn granadischen Könige an der Decke des Mittelschiffes specifisch arabische Arbeit sein können, so sind die Darstellungen der beiden Seitennischen sowohl inhaltlich wie nach der Darstellungsweise unverkennbar unter abendländischem Kunsteinfluß entstanden. Die ritterlichen wie Minnescenen weisen jedenfalls auf den Contact mit dem christlichen Ritterthum, Tracht

und Architektur sind überwiegend dem christlichen Europa entnommen. Wenn wir also auch hierin, wie bezüglich der Anfänge des granadischen Baustiles, von unserer Hauptquelle, den Studien des Grafen Schack abweichen, so geschieht dies nach reiflicher Erwägung dieser schwierigen und in manchem Betracht nicht unwichtigen Frage.

Anziehender und ausdrucksvoller ist die auf der rechten Seite des Löwenhofes liegende sog. Halle der Abencerragen. Die mächtigen Flügelthüren, in den wunderlichen Angelköpfen hängend, zeigen eine den Deckenvertäfelungen verwandte Cedernholzarbeit von höchstem Reichthum der geometrischen Figuren, einst noch gehoben durch reiche Vergoldung und Bemalung, die jetzt allerdings fast ganz verschwunden ist. Der quadratische Saal erweitert sich zur Rechten und Linken in zwei Säulenalkoven, darüber aber erhebt sich eine Polygonalkuppel in Holzgerüst, die sternförmig ansteigend zu einer höchst phantastischen Stalaktitenbildung Gelegenheit gibt. Die Flecken in dem marmornen Brunnenbecken in der Mitte werden schon vom 16. Jahrh. an für Blutspuren einer unterdrückten Palastrevolution erklärt, doch bleibt es unklar, ob hier nicht, wie Schack wahrscheinlich gemacht hat, zwei Thatsachen zu einer Sage zusammengeflossen sind. Nach dem landläufigen Berichte soll sich König Ab ul Hassan an dem mächtigen Geschlechte der Abencerragen, von welchem ein Mitglied der Verführung von des Königs Schwester, andere hochverrätherischen Einvernehmens mit christlichen Rittern geziehen wurden, dadurch gerächt haben, daß er es insgesammt in die Alhambra lockte, und dort in der Halle, die seitdem den Namen jenes unglücklichen Geschlechtes trug, enthaupten ließ. Ist auch an solch blutiger Hinterlist und an der Methode der Ausrottung ganzer Familien in der arabischen Geschichte nichts Auffälliges, da die Massenenthauptung der Aufrührer im Palast zu Toledo jedenfalls noch weit grauenhafter war, so scheint doch der Zusammenhang vielmehr der zu sein: Ab ul Hassan hatte, wie der im 16. Jahrhundert schreibende Granadiner Marmol Carvajal berichtet, in wahnsinniger Liebe zu der Renegatin Zoraya (Isabel de Solis) seine Gemahlin Aischa verstoßen, und einige ihrer Söhne an einem Brunnenbecken neben dem Löwenhofe enthaupten lassen. Seinen Hauptzweck, den Kindern der Zoraya die Nachfolge zu sichern, verfehlte jedoch der verblendete König, indem es der unglücklichen Aischa gelang, ihren Erstgebornen Abu Abdallah (Boabdil) dadurch zu retten, daß sie ihn an zusammengeknüpften Frauenkleidern zum Comaresthurm hinabließ, so daß der Prinz, wie es scheint unter Beihülfe der Abencerragen, nach Guadix entkam. Ob nun diese Parteinahme Folge einer vorausgegangenen blutigen Vergewaltigung einiger Abencerragen, oder die Ursache einer nachfolgenden war, und welche Rolle unter den Motiven die Verführungsgeschichte der Prinzessin und der Landesverrath der Abencerragen spielt, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls bildet die Sage eine schauerliche Staffage zu den anscheinend nur für Genuß und Lust geschaffenen Räume der Königsburg.

Von höchster Schönheit endlich ist das Innere, wie der Blick nach dem Hof in dem sogenannten Saal der zwei Schwestern an der linken Langseite des Hofes, ohne Zweifel dem Hauptwohngemach des Königs. Ist auch von den reichen Teppichmustern der Wände wie fast überall nur das farblose Gipsrelief übrig, so ist doch die Pendentifüberführung der Vierecks ins Achteck am Kuppelansatz, wie die Kuppel selbst überaus prachtvoll, wenn auch hier gleichfalls kein eigentliches Kuppelgewölbe vorliegt, sondern Alles nur Holzgerüst mit Gipsüberzug ist. Das gedämpfte Licht, welches durch die Kuppelfenster fällt, läßt in die beiden Alkoven zur Rechten und Linken, die dem Raum den Namen der zwei Schwestern gegeben haben, nur ein Halbdunkel gelangen, welches dem Zweck der beiden Schlafnischen in hohem Grade entsprechend erscheint. Ueberaus reizend endlich ist der der Eingangsseite des Saales gegenüber angefügte kleine Kiosk (Gemach der Infantinnen genannt), welcher in den bis auf den Fußboden herabreichenden Doppelfenstern den Ausblick auf das schon erwähnte kleine Brunnengärtchen der Lindaraja vermittelt. Ich versage mir um so leichter jeden schwärmerischen Erguß über den Zauber dieses Juwels orientalischer Baukunst, als ich den Saal selbst in einer seiner poetischen Inschriften sprechen lassen kann, wie sie Schack in trefflicher Uebersetzung (II. 376) gibt:

Hier ist der Saal, der herrliche, mit jedem Schmuck erfüllte!
Verborgne Reize hat er viel und andre unverhüllte;
Ihn grüßt des Himmels Zwillingspaar mit freudigem Erstaunen,
Ihm naht der Mond, ein Liebeswort ihm in das Ohr zu raunen,
Die Sterne stiegen gern herab aus ihren lichten Zonen,
Anstatt im Himmel wünschten sie in diesem Saal zu wohnen!
Gern unter deine Sklavenschaar, Herr, möchten sie sich reihen,
Und in den bunten Höfen dir voll Ehrfurcht Dienste weihen.
Die Halle, des Palastes Zier, sprich, kann sie sich der hellen
Milchstraße nicht, der schimmernden, an Glanz zur Seite stellen?
Als Prachtgewand bekleidet sie dies Schloß, und wie beschämen
Nicht ihre Farben, reich an Glanz die Teppiche von Yemen!
Wie viel der Säulen ringsumher, die leuchtend aufwärts ragen,
Wie viel Arkaden siehst du rings, von jenen leicht getragen!
Du glaubst, es rollten um dich her die lichten Himmelssphären,
Indeß die Sonnenstrahlen sie mit erstem Schein verklären.

Ich verweile nicht mehr bei den übrigen Resten der Alhambra, dem Haus des Sanchez (Mirador del Principe), dem Thurm der Gefangenen, dem Thurm der Infantinnen u. s. w. In schlechtgehaltenen Privatgärten und ländlichen Anbauten verborgen, bieten sie auch weniger landschaftliche Reize durch die ihnen mangelnden Aussichtsstellen. Auch die jetzt in eine Kirche umgewandelte Moschee ist ein unerfreuliches Zerrbild, welche weder das eine noch das andere klar erkennen läßt, wie es mit den meisten Adaptirungen zu geschehen pflegt. Man eilt um so unbefriedigter von ihnen weg, als man sich nur durch ganz Bedeutendes den immer zu kurzen Aufenthalt im Palaste selbst verkümmern lassen möchte.

Selbst der Besuch des berühmten Generalife hinterläßt den herrlichen Eindruck, von welchem man liest, nur dann, wenn man es vor dem Alhambra-Schlosse besichtigt und namentlich den herrlichen Blick über Stadt und Land nicht schon vom Glockenthurm, dem Saal der Gesandten oder dem Tocador de la Reyna aus genossen hat. Es ist eine etwas höher als die Alhambra gelegene Villa auf einem nur durch eine schmale Thalspalte von jener getrennten, ziemlich steil abfallenden und mit dichter Vegetation bedeckten Bergrücken. Unmittelbar nach 1319 von König Abul Walid gebaut, wie aus den Inschriften hervorgeht, trug es den seltsamen Namen Dschennat al arif, Garten des Baumeisters, der schon im 16. Jahrhundert bei abendländischen Beschreibern in Gnihalariffe, jetzt in Generalife verballhornt erscheint. Daß der Name auf einer Inschriftstelle über dem Eingangsbogen ins Innere beruht:

„Sinnreich hat die Hand des Künstlers seine Wände so gestickt,
Daß man glaubt, es seien Blumen, was das Auge dort erblickt."

wage ich nur zu vermuthen, nicht zu behaupten. Jedenfalls ist die Natur und die intime Benutzung der Situation der Vegetation und des auf das schmale Plateau herabschießenden Felsenquells immer die Hauptsache gewesen, auch ehe noch die grausamen Unbilden durch Abbruch, Modernisirung und rohe Uebertünchung der Ornamente, die nicht einmal die Marmorkapitäle verschont haben, über den Bau hereingebrochen sind. Nach meinem Geschmack würde die maurische Ruine als solche poetischer und malerischer wirken, als die daraus aufgestutzte modernen Zwecken und Bedürfnissen angepaßte Villa, welcher namentlich die schlechtgemalte Ahnengalerie der Besitzer seit dem Fall von Granada, d. h. seit dem Renegaten Cidi Yaya Alnayar (Don Pedro Granada) keinen künstlerischen, am allerwenigsten aber einen passenden Schmuck gewährt. Auch dem verkünstelten Brunnenwerk im Garten zog ich den Blick von der quellenumrauschten Höhe des Belvedere-Pavillons oder die in majestätischer Melancholie ragende Cypresse vor, an deren Fuß die Sage den Fehltritt der Prinzessin mit dem Abencerragen verlegt.

Generalife war übrigens nur eines der zahlreichen Lustschlösser, welche von weitläufigen Gärten umgeben das Bergland,

dessen hervorragendste Zunge die Alhambra bildet, in einen abwechselungsvollen Zaubergarten verwandelt hatte. Durch Zerstörung der belebenden Aquäducte sind dieselben, wie Dar al harza, Alijares und Dar ul wad (Casa de las gallinas) verödete oder überwucherte Schutthaufen geworden.

Die Stadt selbst ist minder reich an hervorragenden arabischen wie anderen Baudenkmälern, als die in dieser Beziehung reichste und interessanteste Stadt Spaniens, nämlich Toledo. Auch gebietet die letztere über eine Schönheit der Lage und Formation und durch den hier grandios gekrümmten Tajo über ein Flußpanorama, wie es Granada versagt ist, freilich auf Kosten der Vegetation, die Toledo und Umgebung fast gänzlich fehlt. Auch der lange bewahrte maurische Charakter der Wohngebäude verschwindet jetzt beinahe gänzlich unter moderner Restauration. So ist die Bivarrambla (Bab ar Raml, Thor des Sandes) die alte Turnierstätte, auf welcher unter den gastlichen Naßriden nicht selten die Speere christlicher Ritter an maurischen Panzern splitterten, erst in unserem Jahrhundert vollständig modernisirt worden. Das Elvirathor reicht an Bedeutsamkeit keineswegs an die überdies herrlich gelegene Puerta del Sol in Toledo, und auch die noch übrigen Façadenreste oder das Minaret von S. Juan de los Reyes sind nicht von erheblicher Bedeutung. Am interessantesten war mir eine Karavanserai, deren schöner Portalbau wohl erhalten ist, während das Innere ganz im Schmutz der modernen Benutzung versunken erscheint.

Die in gothisirender Renaissance erbaute großräumige Kathedrale ans Karls V. Zeit aber findet in der ähnliche Tendenz zeigenden Kathedrale von Malaga eine baukünstlerisch höher stehende Analogie und leidet stark an den Ungeschlachtheiten und Geschmacklosigkeiten, wie sie allen Bauten des düsteren Kaisers und seiner nächsten Nachfolger anhaften. Mehr fesselte mich der rechts anstoßende ältere Kathedralenbau, ein jetzt durch den Namen Capilla real ausgezeichnetes spätgothisches Werk aus der Zeit unmittelbar nach der Einnahme von Granada durch Ferdinand und Isabella, deren Monogramme und Wappen wie an allen spätgothischen Werken Spaniens in endloser Wiederholung bis in die Gesimsbalustrade emporklimmen. Freilich nahm mich dort beim Eintritt in erster Reihe ein wunderbares flandrisches Triptychon ganz in Anspruch, welches, links ziemlich hoch an einem Seitenaltar angebracht, nähere Besichtigung unabweisbar machte, und vorerst alle meine Gedanken auf die Beschaffung einer Leiter concentrirte. In der That handelt es sich in dieser Kreuzigung, Grablegung nnd Auferstehung um eines der schönsten und größten Werke Memlings, den Hauptarbeiten des Meisters im Johannes-Hospital zu Brügge vollkommen ebenbürtig, von welchem jedoch die Kunde wenigstens noch nicht in weitere Kreise gedrungen zu sein scheint. Erst nachdem ich mich der kostbaren Entdeckung in der Weise des ungläubigen Thomas vergewissert, konnte ich mich den Eindrücken der Architektur und namentlich jener Prachtgräber widmen, welche an künstlerischer und historischer Bedeutung zu den interessantesten der Welt gehören.

Ich hatte eben Gelegenheit gehabt, die weltberühmten burgundischen und castilischen Grabdenkmäler im Schloß zu Dijon nnd in der Karthause von Miraflores bei Burgos zu bewundern, die zu den kunstvollsten Schöpfungen der üppigsten Spätgothik gehören. Den Eindruck dieser überbieten nun freilich die nicht minder reichen und prachtvollen Renaissance-Sarkophage Granadas nicht. Toskana besitzt viele Sculpturen, welche diese wenigstens an charakteristischer Bedeutung übertreffen, wie denn auch fraglich bleibt, ob sie wirklich von Torrigiani herrühren. Aber interessantere Persönlichkeiten findet man wohl selten in Fürstengrüften nebeneinander ruhend, wie hier in den völlig schlichten, mit rostigen Eisenbändern zusammengehaltenen Bleisärgen, welche unter den Denkmälern aufgereiht sich lediglich durch die gekrönten Namenschiffern unterscheiden. Isabella, gleich groß als Frau und Königin, kensch, fromm und einfach, bei aller Strenge gegen sich mild nnd opferwillig gegen Andere, verständig, thatkräftig und der wunderbaren Erfolge würdig, durch welche sie das kleine castilische Reich über ganz Spanien ausgedehnt und durch die Erwerbung Centralamerikas sogar über zwei Welten erstreckt hatte. Daneben ihr kluger und ritterlicher, der Ueberlegenheit Isabellens gegenüber jedoch fügsamer Gemahl Ferdinand V. von Aragonien, dessen Schwert ebenso wie Isabellens Krone und Scepter in der Kapelle bewahrt wird. Weiterhin der unglückliche Sprößling ihrer Ehe, der einzige, welcher Isabella überlebte, Johanna, vermählt mit dem Sohne des deutschen Kaisers und der schönen und vielbegehrten Erbin von Burgund, und somit dem muthmaßlichen Erben eines großen Theiles von Europa. Und endlich dieser selbst, Philipp der Schöne, den Johanna so abgöttisch geliebt, wie er es gewiß nicht seiner Treue wegen verdiente. Welche Schicksale stellten die jetzt so friedlich nebeneinander ruhenden Bewohner dieser Särge einst gegenüber! Denn Ferdinand war mit seinem Eidam zerfallen, und da er es nicht verhindern konnte, bis dieser nach dem Tode Isabellens 1504 sofort Castilien übernahm, suchte er wenigstens Aragon den Habsburgern dadurch zu entreißen, daß er sich mit Germaine de Foix, einer Nichte Ludwigs XII. von Frankreich vermählte, die indeß seine Hoffnung auf Nachkommenschaft nicht erfüllte. Doch erhielt er, als Philipp 28jährig bald nach seiner Schwiegermutter starb, wenigstens noch die Regentschaft über Castilien bis zum Heranwachsen seines erstgeborenen Enkels, des nachmaligen Kaisers Karls V., der den Trübsinn seiner Mutter und die Herrschergaben seiner Großmutter in sich vereinigt zeigte. Philipp fand nicht gleich nach seinem Tode seine bleibende Ruhestätte. Denn die über ihren Verlust in völligen Wahnsinn gerathene Wittwe entnahm seinen Sarg wieder der Gruft von Miraflores, setzte den Leichnam in prächtigen Kleidern in ihr Gemach und harrte seines Wiedererwachens, ja sie führte ihn selbst auf ihren nächtlichen Reisen mit sich, um unablässig beobachten zu können, ob er noch schlummere. Und wie lange mußte dann, als die fortschreitende Verwesung endlich die Beisetzung erzwungen hatte, die Unglückliche harren, bis sie wieder mit ihm vereinigt wurde! Denn erst 1555, mithin kurz vor dem Tode ihres großen Sohnes, erlöste sie der Tod aus ihrer geistigen Umnachtung. — In solche Erinnerungen versunken, empfand ich doppelt die wohlthätige Verklärung, mit welcher die Kunst ihre Fittige über menschliche Geschicke breitet: nur Größe und Liebreiz festhaltend, wie hier an den vier in königlichem Schmuck auf den Marmorsarkophagen ruhenden Gestalten, in ernster Würde die Männer, in holder Weiblichkeit die Frauen, welche die schönen Köpfe sanft nach der Seite neigen.

Die Tage fliehen. Die bleichen Vorboten des Octobermorgens kämpften noch mit der Nacht, als wir wieder am kahlen Bahnhofe standen. Doch wie ein erfrischendes Bad wehte bald thaukühl der junge Tag zum Waggonfenster herein, und herzerfreuend lachte die Sonne am andalusischen Himmel, als wir die Höhe des Bergrückens erreicht hatten, der den letzten Blick auf Granada gestattet — unweit von der Stelle des Padul, wo Boabdil beim Abzuge nach den Alpujarras zum letzten Male weinend hielt, um von seinem Lande Abschied zu nehmen. Lange noch mußte ich des als Namen jener Stelle bis auf den heutigen Tag erhaltenen „ultimo sospiro del moro“ gedenken, und erst die neuen Bilder, welche die schöne Fahrt nach Malaga entfaltet, konnten das sympathische Gefühl zurückdrängen. Ueberboten freilich wurden die granadischen Eindrücke nicht mehr, nicht durch die Ueppigkeit der Vega von Malaga, oder durch den imposanten Hafen der alten Karthager, Cartagena, oder durch den langgestreckten Garten Catalonien mit der blühendsten Stadt Spaniens, Barcelona. Selbst als die deutsche Zunge wieder klang, konnte ich mich, dicht in meinen Plaid gehüllt, der vergleichenden Gedanken nicht erwehren, welche die Alpen neben die Sierra Nevada, unsere Felder und Wiesen neben die Feigen-, Granaten- und Olivengärten am Genil, die frostigen Nebel der Heimat neben den ewigen Frühling Granadas setzten.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ein Schwabenstreich.

Lustspiel in vier Acten von Franz v. Schönthan.

Es gehört zu den dankbarsten aber auch billigsten komischen Motiven, einen von der poetischen Tarantel gestochenen Spießbürger auf die Bühne zu stellen, um bei dieser Gelegenheit nicht nur den seine überzähligen Verse scandirenden Dilettantismus, sondern auch die zünftigen Klassiker und solche, die es sein wollen, auszulachen. So erweitert sich der beliebte Scherz über die Dichteritis zur allgemeinen literarischen Satire. Das Schlimme ist nur, daß dabei auch wenig respectirliche Bemerkungen über das an sich gewiß ehrenwerthe Dichterhandwerk der Berufenen zu fallen pflegen, woraus der jedem geistigen Genuß abholde Philister einen Triumph seiner praktischen Engherzigkeit ableiten zu können glaubt. Dem Bühnendichter selbst, der einen solchen Stoff behandelt, droht jedoch dabei eine Gefahr. Ist er zu literarisch, so riskirt er, nur den Leuten, welche „zum Bau" gehören, verständlich zu sein und sein Publikum dadurch zu verkleinern, will er zu populär sein, so verfällt er leicht in die Charge, welche nur ein Zerrbild der Wirklichkeit ist und die „wenigen Edlen", um mit Klopstock zu reden, befremdet. Franz von Schönthan hat mit seiner neuen Komödie, die im Wallnertheater zur Aufführung kam, die Klippe geschickt zu vermeiden gewußt. Er zeigt uns den die Muse kitzelnden Philister von der harmlos lustigen Seite, unterdrückt jeden wohlfeilen Witz über das Dichten an sich und bleibt in seiner Charge allgemein verständlich und immer liebenswürdig und gefällig.

Der erste und hauptsächlichste Schwabenstreich, um den es sich hier handelt, ist eben die Marotte des Gutsbesitzers Friedrich Lörsch, ein Dichter werden zu wollen, ein allerdings pyramidaler Einfall, der keineswegs seiner eigenen Zirbeldrüse entsprungen ist. Seine sonst starkgeistige und hauskreuzartige Eheliebste, die er einst als holde Braut in gereimter Ungereimtheit besungen, hat in ihm nachträglich ein bedeutendes Talent entdeckt und will dasselbe zu europäischer Berühmtheit anerkannt sehen. Leider bedient sie sich dabei nicht des besten Mittels. Sie sorgt vor Allem für den Abdruck seiner Gedichte in einer obscuren Zeitschrift für dichtende Obdachlose, welche bereitwillig auf das Honorar verzichten und obendrein durch ausgiebige Abonnements das Blatt über Wasser halten. Und so wird denn auch Friedrich Lörsch Mitarbeiter und Dutzendabonnent der „Duftenden Blätter", welche von Herrn Dr. Winkelberg mit bekannter Meisterschaft redigirt werden. Daß dieser Herausgeber namentlich die kaufmännische Seite seines Handwerkes vortrefflich versteht, beweist er in seinem Verkehr mit Lörsch. Er läßt sich von diesem neuen Mitarbeiter seine Schulden bezahlen, nimmt auch dankbar Speise und Trank entgegen, und weiß ihn sammt seiner Familie zur Uebersiedelung nach Berlin zu bewegen, um so die milchende Kuh mehr in der Nähe zu haben. Aber der allzu straff gespannte Bogen zerspringt. Winkelberg führt den angehenden Dichter in die Walhalla, in die Wiener Cafés, hinter die Coulissen des Opernhauses und in andere reichshauptstädtische Vergnügungslokale (!). Herrn Lörsch gefällt dies ausnehmend und seiner Frau wird geschickt bedeutet: der zukünftige Romandichter müsse eben das Leben in corpore vili studiren, und die Nachtseiten der Gesellschaft lerne man bekanntlich nicht am Tage kennen. Zuletzt gehen aber dem Dichter wider Willen die Augen auf. Ein Poet pflegt doch sonst einen bedeutenden Gedanken zu haben; ihm ist aber während dieser langen Zeit rein gar nichts eingefallen. Also, calculirt er, bin ich kein Dichter, man mag sagen, was man will. Wenn aber der Herausgeber der „Duftenden Blätter" dies trotz alledem behauptet, so ist er einfach ein Freibeuter schlimmster Art, der dort hinauszugehen oder hinausgegangen zu werden verdient, wo der vorsorgliche Zimmermann das Loch gemacht hat. Und Herr Winkelberg wird also richtig hinausgewiesen, worauf Herr Friedrich Lörsch, nicht berühmt aber geheilt, mit seiner weltstadtmüden Familie wieder zu den Penaten heimwärts zieht.

Allein man begeht in diesem Stücke noch andere Schwabenstreiche. Frau Lörsch, geb. Zinkewitz, möchte nicht nur aus ihrem Manne einen großen Dichter machen, sondern obendrein noch ihre ältere Tochter mit ihrem Mann entzweien und ihre jüngere an einen Fürsten verheirathen, der sich, wie sich beim letzten Actschluß herausstellt, keineswegs in das Bild des Mädchens, sondern in dasjenige ihres schwarzlockigen Pudels verliebt hat. Drei Schwabenstreiche also für einen! Und sogar der Raisonneur des Stücks, Herr von Schwyburg, beweist die Richtigkeit seines Axioms, daß jeder Mensch einmal früher oder später seinen Schwabenstreich machen muß, an sich selbst, indem er zwischen Thür und Angel in ein leeres Zimmer hinein einen Heirathsantrag macht.

Ein frisches Talent, das sich namentlich im Erfinden komischer Situationen und in der Verwendung gewisser Requisiten zur Herbeiführung drolliger Scenen bewährt, spricht aus dem ganzen Werk. Von verwandten Werken G. v. Mosers u. A. unterscheidet sich der „Schwabenstreich" schon durch den literarisch gebildeten Ton, der darin vorherrscht. Schönthans Figuren reden geistvoll witzig, manchmal auch poetisch, und ihre schönen Redensarten glauben wir ihnen. Nur selten fällt er aus dem feineren Lustspielton, z. B. wenn sich die weltstädtischen Sybariten den uralten Theaterscherz erlauben, sich im Opernhaus als Statisten zu verkleiden, oder bei der jähen Verwandlung der vordem noch ganz in der Ländlichkeit aufgegangenen Provinzler in echte Berliner und in der nicht minder raschen Bekehrung und Buße des vermeintlichen Poeten. Mit solchen Sprüngen versöhnen dann wieder vollständig jene allerliebsten Scenen, wo Schönthan sich seinem Uebermuthe hingibt. Der zweite Actschluß ist ein kleines Meisterwerk. Des „Dichters Töchterlein" hat ihren gegenüber wohnenden Anbeter durch Beleuchtung ihres Fensters und einen groß gedruckten Theaterzettel des Soloscherzes: „Komm her!" zu sich herüber gelockt, aber wie er wirklich erscheint, da erfaßt das allein zu Hause weilende Mädchen eine große Angst. Doch sie weiß einen Ausweg. Sie öffnet die Thüre des Nebenzimmers halb und bittet den lieben Eindringling, er möge leise sprechen, denn ihre kranke Mutter sei nebenan und höre Alles. Folgt eine gedämpfte Liebeserklärung, die aber beide Theile so gewaltig echauffirt, daß sie sich die vorgeblich für die Mutter bestimmten Eisumschläge heimlich selbst auflegen. Am Ende stürmt das Mädchen fort, allein der Liebhaber ist schnell entschlossen. Da ja die Mutter doch Alles gehört haben muß, so will er nicht länger hinter dem Berge halten. Er nähert sich der halbgeöffneten Thüre und wiederholt laut und vernehmlich seine Erklärung, als plötzlich die Thüre hinter ihm aufgeht und die vermeintlich Kranke in Hut und Mantel von ihrem Ausgang zurück erscheint. Das Entsetzen des hinters Licht geführten Liebhabers ist komisch genug, um nicht nur einen effectvollen Actschluß zu ermöglichen, sondern auch um den Zuschauer mit zwei etwas schleppenden Aufzügen, in denen die Handlung nicht vorwärts kommt, zu versöhnen und den Erfolg des ganzen Stückes zu entscheiden. Gespielt wurde ausgezeichnet.

J.

Opern und Concerte.

Die letzten Wochen des Jahres haben viel Interessantes, aber wenig Neues gebracht, und nur die Symphonie von Klughardt, von der wir später sprechen werden, bewog uns, noch vor Jahresschluß einen Artikel zu bringen. Das „Wagner-Theater" endete mit dem fünften oder sechsten Cyclus und brachte noch einige Extra-Walkyre-Vorstellungen; die königliche Oper führte nach einem Jahre Pause „Tristan" wieder vor; zu gleicher Zeit gastirte Pauline Lucca daselbst, und versetzte wie immre alle Theaterfreunde in Aufregung. Wir haben der genialen Sängerin in diesen Blättern im verflossenen Jahre eine lange Besprechung gewidmet, auf die wir zurückweisen. Jetzt ist nur zu erwähnen, daß sie in der „Widerspänstigen Zähmung" als Kathrine sich in einer neuen Rolle gezeigt und eine ganz ausgezeichnete, echt künstlerische, alle anderen bisherigen weit überragende Leistung geboten hat. Wir glauben nicht, daß irgend eine Sängerin sie in dieser Rolle erreicht, geschweige denn übertrifft. Der Uebergang vom unbändigen Trotze zum unwilligen Nachgeben bis zur hingebenden Liebe war gesanglich wie in Darstellung vollendet wiedergegeben: die Kenner theilten das Entzücken des Publikums.

Zwei große „gemischte" Concerte, das eine im Victoria-Theater für die Leidenden am Rhein, das andere (Matinée) für den königl. Opernchor im Opernhause, haben allgemeines Interesse erregt. In beiden wurde „Das Versprechen hinter'm Herd" aufgeführt, dort glänzte als „Nandl"

die — Reicher-Kindermann (die am selben Abende mit Niemann den ersten Act der Walkyre ausführte), hier die liebenswürdige geniale Wegner. Wir können beiden Künstlerinnen dasselbe unbedingte Lob ertheilen, daß sie in anderen Rollen unvergleichlich Besseres leisten; die großartige Reicher-Kindermann (die wenigstens als geborene Baierin den Dialect richtig spricht) fürchtete sich zu viel Nandl zu sein, die geniale liebenswürdige Wegner fürchtete es zu wenig zu sein, jene hielt zurück, diese übertrieb, — und so wars bei beiden — — „halt nix" (eben nichts). — In ersterwähntem Concerte trat auch ein neuer Pianist auf, Hr. d'Albert, dem großes Getöse aus Weimar voranging. Der sehr junge Mann hat eine erstaunliche Technik und auch Feuer; für die Études symphoniques von Schumann, die er neben der Berceuse von Chopin spielte, fehlte ihm die künstlerische Reife; die Polonaise von Chopin, die er noch angekündigt hatte, fiel aus, weil das Publikum nicht die Ruhe zeigte, in einer auf 3 Stunden berechneten gemischten Vorstellung ein ganzes Clavierconcert-Programm extra durchzumachen, und der Arrangeur des Abends sich bewogen fühlte, durch Winke aus der Coulisse ihn von weiterem Vortrage abzuhalten. Ein endgültiges Urtheil über seine jedenfalls bedeutenden Leistungen kann erst nach einem von ihm zu veranstaltenden Concerte gefällt werden. In der Opernhaus-Matinée sang Pauline Lucca Lieder und bewies neuerdings, daß sie eine geniale dramatische Sängerin ist, dem wahren Liede aber ferner steht.

Wir haben nunmehr mit Vergnügen der Symphonie von Klughardt zu gedenken, die in einem der Abendconcerte der Königlichen Capelle vorgeführt ward und allgemein gefallen hat. Nicht ohne Zagen waren wir in die Soiree gegangen, um daselbst eine neue Composition zu hören, da die Erfahrungen der letzten Jahre wohl geeignet waren, uns mißtrauisch zu stimmen. Die herrliche, aus den besten Künstlern gebildete Königl. Kapelle ist durch die Leitung dieser Concerte in eine ganz abschüssige Bahn gebracht worden. Die Programme zeigen alljährlich dieselben alten Ouverturen von Ali-Baba, den „Freischütz" u. dgl., die man in der Oper hundertmal gehört hat, dieselben unabweislichen Symphonien von Haydn und Beethoven; und wenn einmal eine neue Composition eines Lebenden gebracht wird, so ist es entweder eine solche, die schon von vielen anderen Orchestern mit Erfolg vorgeführt ward, oder solche, die — andere Orchester nicht vorführen, weil sie zu unbedeutend sind. Eine vor einiger Zeit gebotene Symphonie war geradezu kindisch zu nennen, die Wahl erschien unbegreiflich. Um so angenehmer waren wir von der Klughardtschen überrascht. Sie ist zwar nicht als ein ganz eigenartiges Werk zu bezeichnen, aber so frisch, so lebhaft in den Motiven, so natürlich und doch so künstlerisch gearbeitet, daß man Freude daran haben konnte. Der erste Satz ist der schwächste, und das ist in unseren Augen ein großer Vortheil, da in den meisten Symphonien der Neuzeit der große Theil des Gedankenkapitals bereits im ersten Satze ausgegeben ist. Das Adagio ist sehr schön, die Motive zeugen von tiefer Empfindung, die Durchführung ist meisterhaft zu nennen. Das menuettartige Scherzo und das Finale sind voll interessanter melodiöser und harmonischer Momente, und von frischer Bewegung und Steigerung. Das Publikum zeigte sich auch von Satz zu Satz angeregter, und nach dem Finale erscholl ein stürmischer Beifall, wie er sehr selten in jenen Räumen und bei einer neuen Composition zu hören ist. Dem trefflichen Hofkapellmeister Radecke, der in diesem Concert an der Stelle des Herrn Oberkapellmeister Taubert dirigirte, dankte das Publikum für die ausgezeichnete Führung des Orchesters durch lebhaftesten Hervorruf.

H. Ehrlich.

Notizen.

Der Reichstag wurde bei der diesmaligen Wiederaufnahme seiner Winterarbeit nicht überaus freundlich von Auflösungsgerüchten begrüßt, die ihn jedoch nicht aus der Fassung brachten, auch bald wieder zerstoben sind. Dem Zwillingsetat, wie ein liberales Blatt das sonderbare Opus einmal getauft hat, konnte das deutsche Parlament keinen Geschmack abgewinnen, war vielmehr der Meinung, daß jeder Tag seine Plage habe und legte deswegen das künftige Budget respectvoll aber entschieden bei Seite. Das Land konnte daraus wieder die Beruhigung schöpfen, daß die Wahrung seiner constitutionellen Vorrechte sich in guten Händen befindet. Daß der Reichstag keine systematische Opposition verfolgt, sondern, wo es darauf ankommt, seiner vaterländischen Aufgabe auch an der Seite der Regierung gerecht wird, hat die Ablehnung des bekannten elsaß-lothringschen Antrages wegen der Sprachenfrage bewiesen, die uns die sonst unausbleibliche französische Befriedigung über ein deutsches Votum erspart hat, von dem Schaden ganz abgesehen, welchen eine andere, wenn auch nur demonstrative, und angesichts der Dispositionen des Bundesraths wirkungslose Abstimmung in den Reichslanden selbst hervorgebracht haben würde. Hier waren also Regierung und Majorität in erfreulicher Weise einverstanden. Die Abgeordneten, sowohl des Parlaments, wie auch der preußischen Kammern, haben sich inzwischen unbeschadet der Weihnachtsferien in Berlin gewiß so wohnlich wie möglich eingerichtet. Die deutsche Residenz wächst ja auch von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, großstädtischem Comfort und politischer Bedeutung. Dabei will sie sich nicht büreaukratisch gehorsam, oder gar im feudalen Sinne conservativ umstimmen lassen, sondern bleibt nach wie vor liberal. Bei den letzten Stadtverordnetenwahlen, hauptsächlich veranlaßt durch das gesetzmäßige zweijährige Ausscheiden eines Drittels der Mitglieder, haben bekanntlich in der ersten und zweiten Abtheilung ausschließlich die liberalen Candidaten obgesiegt, während in der dritten Abtheilung nur etwa zwei bis drei sogenannte conservative Candidaten durchkamen, und zwar in Bezirken, die schon bis jetzt ähnlich gewählt hatten. Es war dies ein deutliches, charakteristisches Memento für die Herren zur Rechten, was passiren würde, wenn die vielberufene Auflösung der Stadtverordnetenversammlung nun wirklich bald oder später eintreten sollte. Berlin hat also seinen Standpunkt, wie es sich geziemt, fest behauptet, was die Reichstagsmitglieder in ihrer überwiegenden Mehrzahl wohlthuend angemuthet haben wird. Diese werden auch sicherlich die neue Hamiltonsche Sammlung mit großem Interesse in Augenschein nehmen und ihre Freude daran haben, daß wir mehr und mehr Sehenswürdigkeiten aufweisen und es auch in dieser Beziehung mit Paris und London bald aufnehmen werden. Rom allerdings, wie oft bemerkt, wird schon durch seine monumentalen Erinnerungen aus der antiken wie aus der ersten christlichen Zeit einen nie zu erreichenden Vorrang behaupten. Hier muß Berlin schon der Concurrenz entsagen. Hoffentlich werden wir es auch in der polizeilichen Unsicherheit ihm nicht gleichthun wollen. Was vor Kurzem hier am Orte einem Attaché der italienischen Botschaft in der Nähe des Thiergartens passirte, als er gegen Mitternacht aus einem Club Unter den Linden nach Hause ging und räuberisch angefallen wurde, das mochte freilich in ihm seltsame heimatliche Anklänge wachgerufen haben. Aber eine Scene, wie sie einem englischen Diplomaten und dem seitdem verstorbenen Componisten der Oper Carmen, Herrn Bizet, am Tiberufer widerfuhr, dürfte sich doch bei uns nicht leicht ereignen. Der Musiker bat einen seine Cigarre rauchenden Herrn, welchem er spät Abends auf der Straße begegnete, um Feuer. Dieser blieb erschrocken stehen, und als nun gar der in einen Mantel gehüllte Engländer mit derselben Bitte hinzutrat, schrie der Römer laut auf: Madonna mia, che paura! und suchte das Weite. Mit solchen romantischen Zwischenfällen werden wir nicht sobald prunken können und sicherlich auch kein besonderes Verlangen danach tragen. Nach Conferenzen und Congressen gelüstet es uns ebenfalls nicht mehr. Der Reichskanzler soll sich wenig danach sehnen, und mit der ägyptischen Conferenz haben ohnehin bis jetzt nur einige auswärtige Sensationsblätter in stiller Zeit ihr Dasein gefristet. Von einer Revision des Berliner Friedens, die vielleicht anständigerweise an demselben Orte stattfinden müßte, wo das Originalwerk das Licht der Welt erblickt hat, ist nur in den phantastischen Spalten des russischen Golos und ähnlicher Organe die Rede gewesen. Die ägyptische Frage bleibt jedenfalls wie keine andere eine Fundgrube für journalistische Spiegelfechtereien, und ihre baldige Lösung würde deswegen von zahlreichen Blättern ohne Zweifel lebhaft bedauert werden.

* * *

Neumanns Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. Mit Ravensteins Specialatlas von Deutschland. (Bibliographisches Institut in Leipzig 1882.)

Dieses Werk des bekannten Geographen und Statistikers, kein bloßes Ortschaften-Verzeichniß wie andre, ist nicht nur dem Geschäftsmann und Beamten ein äußerst praktisches Nachschlagebuch, das ihnen über sämmtliche Post-, Eisenbahn- und Telegraphenstationen sowie über die Gerichtsbarkeit stets die zuverlässigste Auskunft ertheilt, sondern jedem Lehrer ein nothwendiges Hülfsbuch und jedem Gebildeten, weil

es alle topopraphischen Namen, die Berge, Seen, Flüsse und die Provinzen, Bezirke, Kreise 2c. 2c., aufführt und stets Geschichte, Industrie, Handel und Gewerbe ausgiebig berücksichtigt, ein werthvolles Hausbuch, das man gern seiner Bibliothek einverleibt. Mit dem dazukommenden Ravenstein'schen Atlas und seiner Fülle von Plänen, Tabellen, Karten 2c. wird es ein geographisch-statistisches Handbuch des neu erstandenen Reichs, wie wir es bis jetzt noch nicht besaßen. Alle Angaben beruhen auf den neuesten und zuverlässigsten Quellen; die Pläne und Karten sind sämmtlich neu gestochen, die ganze Ausstattung ist eine vorzügliche.

* * *

Molières Tartuffe. Geschichte und Kritik von Wilhelm Mangold. Oppeln, Frank.

Mangold bietet hier eine sehr gründliche Untersuchung über den Bildungsgang des Dichters und die religiösen Verhältnisse der Zeit und verfolgt die Geschichte des merkwürdigen Meisterstückes und aller seiner Nachahmungen und Uebersetzungen bis auf unsere Tage. Als ein Molièrist à outrance erweist sich der Verfasser darin, daß er die unstreitig schwächste Seite des Lustspiels, die Lösung, nicht so unbedingt verwirft. Mangold sieht den Kernpunkt derselben in Tartuffes Entschluß, Orgon selbst beim Könige zu denunciren, welcher aber den Denuncianten und alle seine früheren „Schändlichkeiten" längst kenne und daher auch bestrafen werde. Woher kommt aber dem Könige so plötzliche Wissenschaft?... Das Buch eignet sich besonders für solche Leser, die sich in Molière hineinarbeiten wollen.

Offene Briefe und Antworten.

Ein ungedrucktes Gedicht von Gottfried Kinkel.

Im Januar 1879 wurde im Züricher Theater, dessen Direction damals Herr Joseph L'Hamé führte, Kinkels Drama „Nimrod" aufgeführt. Am Tage nach der ersten Aufführung sandte Kinkel an Herrn L'Hamé, derzeitigem Oberregisseur des deutschen Stadttheaters in Milwaukee, Ver. Staaten von Nord-Amerika, das hier abgedruckte, bisher noch nicht veröffentlichte Gedicht. Dasselbe wurde uns von Milwaukee zugeschickt und lautet:

Der edlen Klinge Toledaner Stahl
Ruht thatlos doch im Waffensaal,
Erst wenn des Fahnenschmieds erfahrne Hand
Ihr fest den guten Griff verband,
Dann sprüht sie Flammen durch das Schlachtgefild!
Das ist des Dichters und des Mimen Bild:
Was frommt, daß fein das Schwert der Dichter schliff?
Zum Blitz erst wird es durch des Mimen Griff!

Gottfried Kinkel.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Jeder Buchhändler schmunzelt, jede Postanstalt freut sich, denn

Kobold ist da!

Er bringt ausser vielen Text-Zeichnungen auch colorirte Illustrationen, sämmtlich von Künstlern ersten Ranges.
Er erscheint natürlich Freitags. — Quartalpreis selbstverständlich 3 *M.*

Collection Spemann Band 36 enthält: *Demokritos* oder *Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen* von Karl Julius Weber. Ausgew. u. eingel. v. Paul Moritz.
Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Meine wahrhaft schön singenden
Kanarienvögel
werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist.
R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen. Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dos
850 300 150 80 Pfennige
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

PRUSIAS von Ernst Eckstein. Neuer Roman aus der römischen Geschichte. Erscheint vom Januar ab in Schorers Familienblatt (bisher Deutsches Familienbl.) Preis vierteljährl. M. 1.60, in Hessen zu 50 Pf. Probenummern gratis franko. Verlag von J. H. Schorer, Berlin S.W.

Interessanteste Wochenschrift.

Deutsches Montags-Blatt.

Diese durch und durch **originelle** literarisch-politische Wochenschrift, welche die **hervorragendsten** deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, literarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im **„Deutschen Montags-Blatt"** unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren. Belletristische Feuilletons und Humoresken sorgen für die Unterhaltung der Leser.

Diese literarisch-politische Zeitschrift ersten Ranges, welche am **zeitungslosen** Tage, dem Montag, erscheint, verbindet die Vorzüge einer unterhaltenden und anregenden **Wochenschrift** mit denen einer wohlinformirten, reich mit **Nachrichten** aus erster Quelle ausgestatteten **Zeitung,** und so entspricht das **„Deutsche Montags-Blatt"** in seiner Doppel-Natur einem **entschiedenen Bedürfniß des gebildeten Lesepublikums,** wofür die große Verbreitung den besten Beweis liefert.

Alle **Reichspostanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Abonnements zum Preise von **2 Mark 50 Pf.** pro Quartal entgegen. Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1352** der Post-Zeitungs-Preisliste pro **1883. Probenummern** versendet **gratis** und **franco** die Expedition des **„Deutschen Montags-Blatt", Berlin SW.**

Neues Abonnement beginnt im Januar.

Wochenschrift für
Politik, Litteratur, Kunst u. Wissenschaft.

Reichhaltigste deutsche Wochenübersicht. Das Neueste und Interessanteste aus allen Gebieten. Enthält das Wissenswerteste aus neuen Büchern und Broschüren, aus allen grösseren Zeitungen und Zeitschriften aller Parteien.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Verlag von J. H. Schorer in Berlin, S.W.

Das ECHO

Beste Zeitung für Vielbeschäftigte und für Deutsche im Auslande.

Preis vierteljährlich M. 2.50 oder fl. 1.63 Ö.W. = Fr. 3.35.

Man abonniert auf der Post und in den Buchhandlungen.

Mit Kreuzbandversendung nach dem Weltpostgebiet 4 M. oder fl. 2.30 Ö.W. = 5 Fr.

Nach Ländern ausserhalb des Weltpostvereins M. 5.50 vierteljährlich.

Probenummern gratis und franko.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

In unserem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gedichte
von
Hans Hopfen.

Kl. 8. in Prachtband 6 Mark, in Liebhaberband 10 Mark.

Berlin W., Kronenstr. 17.

Allgem. Verein für Deutsche Literatur.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Tacitus }
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 *M.* Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der feige Wandelmar.

Ein erzählendes Gedicht nach einer altdeutschen Sage von **Hans Hoffmann.**

brosch. *M.* 2.—, eleg. in Lwd. geb. *M.* 3.—

Aus dem reichen Schatz altdeutscher Heldensagen des XIII. Jahrhunderts greift der Dichter eine der reizvollsten Episoden heraus: die, vom frischesten Humor durchwehte Geschichte von Jarl Iron und seiner Wisendjagd. Ohne jedoch den vergeblichen Versuch zu machen, die alte Sage in ihrer ursprünglichen Gestalt zu reconstruiren, macht er unbesorgt von dem Recht des Dichters Gebrauch, die eigne Phantasie den überlieferten Stoff umspielen, durchflechten und erweitern zu lassen, und weiß in solcher Art aus den Bruchstücken der Tradition ein rundes und volles Ganze herauszuarbeiten, sich dennoch wohl hütend, von dem kecken Humor und dem kräftigen Waldgernch der altsächsischen Lieder etwas aufzugeben.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Herm. Hettner's Morgenroth
1847—1851
von **Jar. Moleschott.**

In hocheleg. Ausstattung gedr. m. Schwab. Schrift, eleg. geheftet *M.* 3.—, in Prachtband m. roth oder Goldschnitt *M.* 4.50.

Der berühmte Physiologe bietet diesmal eine Gabe schönwissenschaftl. Inhalts, von hohem literarischen Interesse. Vorzügliches Weihnachtsgeschenk. Bei Einsendung des Betrags franco per Post durch Unterzeichneten.

Gießen. Verlag von **Emil Roth.**

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Das „Ausland",
Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

beginnt am 1. Januar 1883 unter der Leitung von Professor Dr. **Friedrich Ratzel** in München seinen sechsundfünfzigsten Jahrgang. Das **„Ausland"** wird von jetzt an Illustrationen, Karten und Pläne überall da bringen, wo das Verständniß des Textes es erheischt und wird dadurch, wie auch durch die beständige Erweiterung seines Mitarbeiterkreises und die Bereicherung und Vertiefung der seit dem letzten Jahre eingeführten, bewährten Abschnitte „Notizen" und „Kleinere Mittheilungen" seiner Aufgabe, eine **Uebersicht des Wissenswerthen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde und eine vollständige Chronik aller Fortschritte auf diesem Gebiete** zu sein, immer näher kommen.

Preis pro Quartal 7 Mark,
bei directer Zusendung unter Kreuzband *M.* 8.30.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Im Verlage von **Heinrich Minden,** Dresden und Leipzig, erschienen soeben:

Ungeschminkte Briefe
von
Friedrich Haase.

Preis in elegantester Ausstattung *M.* 1.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages direct von der Verlagshandlung.

Im Verlage von **Heinrich Minden,** Dresden und Leipzig, erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

„Es"
und
Andres
von
Baron **von Roberts.**

Preis eleg. broch. *M.* 3.—, in Originalband *M.* 4.—

„Es" ist die unter 750 Bewerbern mit dem ersten Preise gekrönte Novellette. „Andres" schliesst sich ihm würdig an.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

3 0112 062051120